Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Erſtes Heft.
Juli.

Frankfurt am Main, 1818.
In der Hermannſchen Buchhandlung.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von 24 Bogen, beträgt 3 fl. 45 kr. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Thurn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermannſche Buchhandlung daſelbſt bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen von dieſem ſelbſt, im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, angenommen.

Inhalt.

Seite.

I. Einleitung 1
II. Die Preßfreiheit in Baiern . . . 16
III. Ernſthafte Betrachtung über den Frankfurter Komödienzettel . . . 24
IV. Bücherkunde 28
V. Frankfurter Volksbühne 34
VI. Nachzügler 44

I.

Einleitung.

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen, eine neue Zeitſchrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigſte Leſer nicht, wenn er ein Deutſcher iſt. Denn dieſem erſcheint das lange Ausſprechen über vaterländiſche Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines geſunden freien Geiſtes, ſondern als das Stöhnen einer beengten Bruſt, welches Bedrückung verräth, und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich iſt. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältniſſe überziehen, dünken dem Deutſchen nur der Schimmel zu ſeyn der ſich unſern verdorbenen Einrichtungen angeſetzt hat und die als Werk der Fäulniß ſeine Trauer erregen. Den Leſern ſolcher Geſinnung ihren Wahn zu entziehen, als ſolle eine Zeitſchrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk ſelbſt, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortſchritte abmißt, — dieſes zu thun wird ein Beſtreben dieſer Blätter ſeyn. — Aber es giebt auch Andersdenkende, welche die Luſt und Würde des freien Wortes beſſer erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachſen ſehen, weil deren nur wenige, von der breiten ſtaubigen Landſtraße abweichend, durch anmuthigere Pfade ziehen, und die

Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wann die auf einem Wege, aber nach entgegengeſetzter Richtung Wandernden ſich begegnen und mit den Köpfen aneinander ſtoßen. Mit dieſen letztern möchte ich mich ſogleich verſtändigen und darzuthun ſuchen, daß eine Zeitſchrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge als die Vermehrung der ſchon beſtehenden, dennoch von Erſprieslichkeit ſey.

Und wahrlich ſo iſt es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten, und durch ſie große und mannichfaltige Kräfte ſich verkünden, ſo zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtauſche der Gedanken, wenn ihrer freien und ſchnellen Mittheilung viele Wege offen ſtehen.

Wenn ein Zeitſchriftſteller auch nur der Fuhrmann der Wiſſenſchaft und der Geſchichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er iſt mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich iſt, um an der Quelle der Wahrheit für den Durſt des Augenblicks zu ſchöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wiſſenſchaft durch mühſame Forſchung aus der Tiefe des menſchlichen Geiſtes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberühret, dem Beſitzer ohne Luſt und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und ſo geſchieht, daß viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfniſſen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wiſſen iſt nicht mehr als das Metall, womit ſich das Leben bezahlt, für ſich ungeniesbar giebt es nur Anweiſung auf Genuß, und erſt durch Hingeben empfängt man ſeinen Werth. Aber die Barren der Wahrheit, von Reichen an Geiſt in großen Werken niedergelegt, ſind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfniſſe der Unbemittelten damit zu vergelten. Dieſe Brauchbarkeit hat nur das ausgemünzte Wiſſen.

Die Zeitſchriften ſind es, welche dieſe Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt unterhalten ſie den Wechſelverkehr zwiſchen Lehre und Ausübung. Nur ſie führen die Wiſſenſchaft ins Leben ein, und das Leben zur Wiſſenſchaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgeſinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingeſtehen, daß Zeitſchriften, ſo wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimiſchung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache was ihre Brauchbarkeit vermehrt. Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, iſt mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermiſcht ausgebreitet, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an ein Vorurtheil ſich knüpft, ſo wird doch endlich das Untaugliche zu Boden ſinken, und das Gute allein ſich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutſchen ſich nur an einem ungebührlichen Haſſe gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jetzt die ſchöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der ſchmutzige Schwamm der ſie erzeugte, ſchon längſt verglommen iſt?

Im deutſchen Lande war der Baum der Erkenntniß eine ehrwürdige Eiche die dem müden Menſchen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speiſe gab, und die Kunſt war eine Blumenflur, die nur das Aug ergötzte. Reicher an Quellen des Wiſſens iſt wohl kein anderes Land, und dennoch dürſtet das Volk; denn die Wünſchelruthe, welche jene zu Tag bringt, iſt in den Händen der ſchuldbewußten Furchtſamen, die in den ſturmbewegten Wellen, welche das ſchlechtgeſteuerte Schiff verſchlingen, und in dem Labetrunke im Becher, nur die anverwandten Waſſertropfen ſehen. Wenn Kinder glücklich ſind, die im engen Gehäuſe der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich iſt, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er ſie nicht ſieht; wenn der Buchgelehrte glücklich iſt, den in ſeinem Treibhauſe der Wiſſenſchaft, die kalte friſche Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutſchen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich iſt, der alle Kräfte, die er in ſich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menſchen immer den Blick richten und wenn es Zeit iſt auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich iſt, der wie in einer Uhrwerkſtätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — ſo waren es die Deutſchen auch nicht.

Sie ſind auf dem Wege es zu werden. Für wen die Geſchichte arbeitet, weiß keiner vorher zu ſagen, aber wer am meiſten dabei gewann für den hat ſie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben als unſer Vaterland, das am meiſten zu erwerben hatte, weil es am wenigſten beſaß?

Die Ausſagen der Zeit zu erlauſchen, ihr Mienenſpiel zu deuten, und beides niederzuſchreiben, wäre ein ehrenvoller Dienſt, ſelbſt wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dies iſt vermehrt ſeinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer ſolchen Lockung zu widerſtehen. Die Menſchen haben Furcht, als wenn ſie ewig lebten, und mißtrauen ihrer eigenen Kraft, als wären ſie Geſchöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt ſo vieles Gute in Worten wie in Thaten.

Zu jenem Dienſte ſind noch lange nicht genug berufen, und doch iſt ſo vieles daran gelegen, daß die Zeitſchriften ſich vermehren; ja oft wäre zu wünſchen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verlohren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viel, und die Berichte des Geſchehenen nicht zu häufig werden. Die Entwickelungsſtufe über welche jetzt die Menſchheit ſchreitet, bringt Verborgenes hervor, das ſich ſchnell wieder bedeckt, ſobald die Stufe erſtiegen iſt, und erſt nach Jahrhunderten des Stillſtandes, wenn das Menſchengeſchlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erſcheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, ſeine Geheimniſſe hervorſpringen, und in den Erſcheinungen der Krankheit ſich uns die Geſetze des Wohlbefindens offenbaren, ſo müſſen wir an den Gebrechen dieſer Zeit, die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürgerlichen Geſellſchaft zu erforſchen, ſchnell, ehe ſie ſich ſchließen, durch ihre offnen Wunden ſehen.

Die Wage als ein Tagebuch der Zeit, ſoll nichts unbedacht laſſen, was die Theilnahme der Verſtändigen und Gefühlvollen beſitzt oder verdient. Sie wird beſprechen: das bürgerliche Leben, die Wiſſenſchaft und die Kunſt, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des erſten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten, vermag für ſich allein die Menſchheit zu beſeligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das iſt's, was das gegenwärtige Geſchlecht, an Glück und Bedeutung über das Vergangne erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Luſt und Luſt nicht mehr ſo feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feyerkleid des fröhlichen Menſchen, und das Hausgewand des ruhenden Vaters ſeyn darf.

Woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Alterthums, uns der Meinung unterworfen haben, daß das menſchliche Daſeyn zur Knechtarbeit beſtimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens ſey, daß wir nur genießen um zur Entbehrung neue Kräfte zu ſammeln, der Zukunft jede Gegenwart opfern, und dieſes bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher alle dieſer Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu ſagen wäre gefährlich, und fruchtlos iſt's, wo man ſich verſtändlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, ſeitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erſcheint, iſt uns das Heilige zum Spiel herabgeſunken.

Die Kunſt, welche das Geſchöpf zum Schöpfer erhebend, und indem ſie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Weſen die ſie beſeelt, Unſterblichkeit giebt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit, ſchon längſt ſich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden beſaßen, hatten ſie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter, in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben ſich entfaltete, und die

Nacht des Wiſſens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Mahler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß, und öffentliches Leben und Mahlerkunſt da gedeihen, wo Philoſophie mit dem Glauben kämpft? — In der Tonkunſt thun die Deutſchen Meiſter allen übrigen Völkern es zuvor. Den Verſtand der Franzoſen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, iſt die deutſche Muſik plaſtiſch und mahleriſch, Geiſt und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genuſſe nicht dem Himmel um der Erde willen zu entſagen. Könnten die Deutſchen in Tönen reden und nach dieſen Worten auch handeln, ſie wären das erſte aller Völker, und würden vielleicht ſich ſelbſt achten. Da Werke auch verſchiedener Künſte wohl mit einander verglichen werden dürfen, weil die Darſtellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinſchaftliche Streben Aller iſt, ſo mag die deutſche Tonkunſt ihren Mozart, kühn an die Seite Raphael's, und Shakeſpear's ſtellen.

Dieſen Künſten ſoll in der Wage ein Platz angewieſen werden, welcher der Würde, die ſie im öffentlichen Leben der Deutſchen genießen, angemeſſen iſt.

Die Schauſpielkunſt zeigt jetzt in Deutſchland einen raſchen Lebenstrieb, und der Volksthümlichkeit bald vorgehend bald nacheilend, verdient ſie eine hohe Aufmerkſamkeit. Deren Gänge und Halte wird dieſe Zeitſchrift nie aus dem Blicke verlieren. Es iſt nicht blos der Kunſtſinn und das Gefühl für's Schöne, die ſich an der Beurtheilung dramatiſcher Werke und ihrer Darſtellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Theilnahme feſſeln. Das ſtehende Schauſpiel eines Orts iſt ſelten beſſer, nie ſchlechter als die Zuhörer darin, und ſo wird es die höflichſte Art einer lieben Bürgerſchaft überall zu ſagen was an ihr ſey, daß man über ihre Bühne ſpreche.

Die Wiſſenſchaft, dieſes Meer wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küſtenſtriche der menſchlichen Wohnſtätten beſpült, und das große Feſtland trocken gelaſſen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unſerer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Waſſerzungen in das Land hinein geführt. Aus dem Ozean ſelbſt haben fruchtbare Inſeln ſich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutſche Wiſſenſchaft glich auch darin dem Meere, daß ſie geſalzen und ungeniesbar war; doch haben wir in unſern vielen Nöthen, die Deſtillation des Meerwaſſers für den Trank etwas erlernt, und ſeitdem ſind unſere Fahrten fröhlicher geworden. Man ſagt, die Wiſſenſchaft in Deutſchland habe an Tiefe verloren; es mag ſeyn, aber ſie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrſamkeit der Kunſtgärtnerei zieht den Blick nicht ſo heiter an als eine ins Freie gepflanzte Wiſſenſchaft, durch deren Zweige der friſche Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichniſſe, erſieht man mit Freude, wie der vaterländiſche Sinn immer mehr und mehr heranwachſe, und ſelbſt die entfernteſten Wiſſenſchaften herbeieilen, das Bürgerthum zu begrüßen.

In unſerer Zeitſchrift ſollen die vorzüglichſten Werke der vaterländiſchen Wiſſenſchaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurtheilt werden, und damit keine Einſeitigkeit der Kritik ſich geltend machen könne, wird man die Ausſprüche von Männern verſchiedenartiger Anſichten, zu erlangen ſuchen.

Auf das bürgerliche Leben endlich, in welchem die verſchiedenen Kräfte der menſchlichen Natur ſich vermählen und fruchtbar werden, wird unſer Blick und Sinn, wie die Zeit ſelbſt es thut am häufigſten gerichtet ſeyn. Hätten die, welche alle Macht beſaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht ſo lange verwehrt, dann wäre dieſer geſunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen ſie denn ihre unbeſchreibliche Angſt, als Strafe ihres Vergehens in Demuth tragen.

Nämlich: Narren von Philoſophen hatten das Menſchengeſchöpf ganz drollig in ein dreiſtöckiges Haus abgetheilt, und

Staatsbaumeiſter dieſen willkommenen Plan ſchnell und ſchadenfroh ausgeführt. Unten ſolle das Vieh wohnen, über ihm der Menſch, nächſt dem Dache der Bürger. Dieſe verſchiedenen Bewohner Eines Hauſes lebten lange in ſtiller Feindſchaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeſchoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm ſich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke verſteckte ſich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die ſchlaue, immer wache und lauernde Zwingherrſchaft benutzte dieſen Streit, um jeden allein nach ſeiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab ſie zu eſſen oder machte es durch Hunger zahm; den Menſchen umhüllte ſie mit den Wolken des Aberglaubens, dieſe für den Himmel erklärend; den Bürger ſchreckte ſie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkühr, blos weil jeder einzelne Menſch mit ſich ſelbſt zerfallen war. Da geſchah es zu unſrer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauſes Feuer ausbrach, und deſſen Erdgeſchoß durch Ueberſchwemmungen litt. Die Zerſtörung des Gebäudes unten und oben nöthigten nun das Thier und den Bürger zum Menſchen ihre Zuflucht zu nehmen, und ſeitdem wohnen ſie zum Aerger der Böſen friedlich in einer Stube beiſammen.

Der Zwiſt der Hausgenoſſen iſt geſchlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieſer Kampf wird nur gefährlich wenn er dafür geachtet wird: es iſt ſonſt nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich beſänftigt fortfließen iſt in der Ordnung der Dinge, und beſſer iſt's, daß die überſpannten Gemüther durch mäßige Anſtrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abſpannung überſpringen.

Wie die Zeitſchriftſteller dieſen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens, zu beobachten, und ſeinen abwechſelnden Erfolg zu berichten hätten, darüber iſt mehr geſprochen als gedacht worden. Eine falſche Anſicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin unter allen hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jetzt herrſche, von den Schriftſtellern ſelbſt, erſt angefacht, dann unterhalten, dann beſchrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne ſie. Es iſt als ſage man, der kranke Menſch werde von allen ſeinen Schmerzen geheilt, ſobald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem ſolchen Wahnwitze gegenüber ſtill zu ſchweigen, iſt leichter als nur gelaſſen zu eifern. Doch auch zu letzterm iſt hier der Ort nicht, und es ſoll nur geſagt werden, was als Vorbereitung Noth thut.

Mancher Tadel ſchon hat diejenigen getroffen, die über unſere bürgerliche Einrichtungen öffentlich ſprachen. Die Schriftſteller, diesmal im Beſitze der Uebermacht, haben die Vorwürfe, die ſie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit iſt nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterſpruch zu fällen. Mir, der ich jetzt eben ſelbſt auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entſcheidung hierüber. Sie bleibe dem Leſer überlaſſen, und zu deſſen Richtſchnur werde einiges hier mitgetheilt, von dem was dieſe und von dem was jene ſagen.

Man kann von dem Schriftſteller nicht fodern, daß er ohne Haß und ohne Liebe ſey, und über alle Wolken der Selbſtſucht erhaben, die Gewitter nur unter ſich wahrnehme. Wie ſollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Geſetze ſeines eignen Vortheils, die Regel der Weltordnung zu ſehen glauben? Aber das mag jederzeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einfluſſes ſich bewußt bleibe, und nicht keck und unbeſonnen, auf die Unfehlbarkeit ſeiner Anſichten trotze. Daß er ſie gegen Jeden zu verfechten und geltend zu machen ſuche iſt nicht unrühmlich, weil es für den Ernſt der innern Ueberzeugung ſpricht. Aber, wer den Fehdehandſchuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweiſen, und, wie es oft geſchieht, ſeine aus ſelbſt bewußter Schwäche entſpringende Furcht, hinter eine angenommene Geringſchätzung verbergen. Es giebt in Deutſchland auch nicht eine Zeitſchrift, welche ſo unpartheiiſch wäre, daß ſie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht blos dann aufnimmt, wenn ſie erprobt hat, daß ſie ſie ſchlagen werde, ſondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben iſt. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahleriſcher Großmuth gaſtlich auf. Der Sklave ſeiner eignen Meinung trägt auch ſchimpfliche Ketten; man ſoll nicht der Diener der guten Sache, ſondern ihr Freund ſeyn. Es giebt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere als die ihr gleichen, duldet. Eine Zeitſchrift müßte jeder Anſicht offen ſtehen, und einer ſchädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu verſagen, iſt eben ſo unverſtändig, als es wäre, aus der Naturgeſchichte die Lehre der Giftplanzen und biſſigen Thiere verdrängen zu wollen. In der Wage ſoll jede Anſicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen iſt, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja ſie ſoll ſehr willkommen ſeyn, weil am Widerſpruche die Wahrheit erſtarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrath an der Gaſtfreundſchaft anſehen, wenn der Wirth ſelbſt das, was ihm an ſeinen Gäſten nicht behagt, freimüthig tadelt, oder geſchehen läßt, daß es Andere rügen.

Was zu verſchiedenen Zeiten nicht unedle Menſchen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unſerer Tage gern und oft: daß das Wiſſen ſeine Wendekreiſe habe, über welchen hinaus Geiſt und Herz verkohle, und daß die glücklichſten Völker im gemäßigſten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht iſt Wahrheit in dieſer Lehre, denn auch in den ſchönſten Sonnentagen der Geſchichte, haben Prieſter und Tempel ein noch ſchöneres Licht vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heiſſen Zone des Wiſſens, iſt noch jetzt die europäiſche Menſchheit, und wie lau und ſanft iſt all ihr Wollen und ihr Thun. Darum ſey man unbeſorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange gedauert die Alleinherrſchaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkoſend die frierenden Bürger in der Staatskinderſtube zurück gehalten hat, und die verdünſtete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach Jenen kommen die Schwächlinge, die Jedes Wort, das nicht geliſpelt wird, wie ein Donner aufſchreckt. Sie ſagen Euch leiſe, ganz leiſe ins Ohr: es wäre freilich nicht alles wie es ſollte ſeyn: aber ſie bäten höflichſt keinen Lärm zu machen, der ſtillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längſt die Sitte auch für die Meinungskriege, an die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anſtändiger Kunſtwaffen geſetzt! — So reden ſie. — Aber wißt Ihr, welche am meiſten ſich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigſten an dieſer Erfindung Theil haben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menſchlichkeit, und ihre Furcht hinter den Anſtand verſtecken. Es iſt wahrlich gut, daß der Geiſt des Menſchen ſeine urſprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der tückiſchen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr iſt's, auch im Streite der Meinungen giebt es Waffen, deren Gebrauch, in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es giebt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Fauſtkampf der Gemeinheit durchfechten. Dieſen nicht gleich zu ſeyn iſt nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber dieſer Blätter wird ſich ernſtlich bemühen, die Wärme der Leidenſchaft ohne ihre Ungebührlichkeit ſich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieſes Beſtreben für gelungen angerechnet werde, denn gar verſchieden ſind die Deutungen der Menſchen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch ſie vermeiden iſt gut, ſie entſchuldigen iſt beſſer, und das Beſte ſie ganz unſchuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder *artig* genannt wurden, wenn ſie ſteif wie Wachskerzen um den elterlichen Tiſch ſaßen, und Meſſer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder an den Mund brachten, und daß damals die Erziehung, gleich einer garſtigen Raupe, die ſchönſten Blüthen der Jugendjahre abfraß. Man ſey dieſer Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutſchen Volke, aus Grämlichkeit und mißverſtandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beſte Schule für den männlichen Ernſt ſind.

Ueber die Freimüthigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, zieme oder nicht, ſey mir noch ein freundlich ernſtes Wort verſtattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindiſche Geiſterſcheu nie Eingang fand, und welche kein Rauſchen der Blätter erſchreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutſchen dem öffentlichen entwöhnt, und das beſtändige Tragen von Schaafs- und Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme, gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Aengſtlichkeit, den Gegenſtand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind ſie etwas betrunken, dann machen ſie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickſte Gefahr hinein, und ſagen. — *Herr Eſel!* Aber *Herr Sempronius Eſel* zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht. Hat doch ſelbſt der heldenmüthige Ankündiger dieſer Zeitſchrift nicht eher gewagt den Namen Sempronius hinzuſchreiben, als bis er ſich überzeugt, daß er nicht im Kalender ſtehe. — Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei ſeinem Vornamen zu nennen, ſondern höchſtens deſſen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Eſel ſehr groß iſt, ſo werden die Tadler bei ihrer Vorſicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebeſſert und alles bleibt beim Alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen verzieht.

Wer ſich einer Tugend bewußt iſt, ſpricht den Tadel ohne Aengſtlichkeit aus, weil er ihn ohne Demüthigung anhört; aber bei ſelbſtbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit, fühlt man ſich durch jede Schwäche entmuthet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und ſagen: man möge tadeln ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren ohne wehe zu thun, man möge belehren doch unter der einfältigen Maske der eignen Wißbegierde. Sie fordern viel und es iſt ſchwer ſie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe, mit Zierlichkeit ſtrauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Veſtris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die ſchon ſeit vielen Jahren ſchwindelnd ſchnell um die ganze Windroſe kreiſt, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fodern, daß ſie ſich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß ſie behutſam zwiſchen die faulen Eyer gehen, und an jede Thür leiſe anklopfen ehe ſie öffnen? Beſcheidenheit und immer fort Beſcheidenheit! Aber die Natur giebt ihre Noth durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne ſingt der Schmerz in A moll.

Wenn es Männer giebt die auch im Kriege der Gedanken Muth mit Anmuth verbinden, und gleich Spartern geſchmückt und unter ſüßen Flötentönen die ernſte Schlacht beſtehen, ſo ſind ſie wahrlich vor allen zu ehren. Aber ſo hochbegabt mögen nur wenige ſeyn, und der Herausgeber dieſer Blätter gehört nicht unter ſie. Er bekennt es frei, daß die Kunſt die der Verfaſſer des Buches „Welt und Zeit“ beſitzt: die Bäume hinter den Wald zu verſtecken, ihm eben ſo fremd iſt als der Wunſch nach ihr. Wer ſeine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unſchuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftſteller, als ſolche angeſehen, wenn ſie nur der geaichten Maaße ſich bedienen, ſind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Toffana, welche die öffentliche Meinung ſiech und welk macht, und deren Gift weder durch Geſchmack noch Farbe noch ſchnelles Wirken eine rettende Warnung giebt. Indem ſie Fürſten und Völkern zugleich ſchmeicheln, durch das zur Hälfte zugeſprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieſer auf Freiheit, machen ſie die Einen lüſtern die Andern ſchlaff, und verderben beide.

Noch ſo manches wird, verſchuldet oder nicht, den Zeitſtriftſtellern, die nicht ſind wie die obenerwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unſern Tagen leichter iſt, andere als ſich ſelbſt betrügen, ſo mögen die ſchlauen Eiferer, wenn ſie allein ſind und ſie keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und ſich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit, oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geſchichte ein Wort ſtammelnd auseinander, aber es ſollen die Zeitſchriftſteller nicht, gleich einem Echo, nur die letzte Sylbe der Ereigniſſe, ſondern das ganze verſtändliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, dieſe Früchte der Zeit haben ihren Endpunkt der Reiſe wo ſie geſammelt werden müſſen; doch gelingt es nicht immer ſich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geſchieht, daß die Zeitſchriftſteller bald den Baum der Geſchichte zu frühe ſchütteln, bald es zu ſpät thun, wann die Früchte ſchon faul und ungeniesbar geworden ſind.

Der Herausgeber dieſer Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfterer als es geſchieht, vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitſchriftſtellern gefordert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Forderung ſtets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre ſo leicht zu erfüllen? Ey, gewiß nicht. Es werden jetzt ſo ſchön plattirte Lügen verfertigt, daß ſie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterſcheiden ſind. Man ſey doch nachſichtiger hierin und bedenke, daß große Lügen die allgemeinen Glauben ſuchen oder finden, für die Zeitgeſchichte nicht minder wichtig ſind als wirklich geſchehene Dinge, weil ſie am deutlichſten ausſprechen, was die öffentliche Meinung wünſcht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitſchrift wie eine Poſtkutſche an beſtimmten Tagen und Stunden abgebe, gleichviel ob leer oder voll, dieſe Einrichtung iſt ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe laſſen es wenigſtens an blinden Paſſagiren niemals fehlen. Aber da es ſolcher Anſtalten ſchon ſo viele giebt, ſo iſt ihre Vermehrung unnöthig. Die Wage wird ſich erſt dann in Bewegung ſetzen, wenn Geſchichte oder Wiſſenſchaft ſie befrachtet hat, und ihre Erſcheinung kann daher an keine beſtimmte Zeit gebunden ſeyn.

Sie hätte wohl gewünſcht ihre Anſichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leſer auch das kleinſte und flüchtigſte Ereigniß erſtehen mögen; aber die Erfüllung dieſes Wunſches blieb verſagt. Cäſar, heißt es, habe den hagern Caſſius geſcheut, doch bei dem beleibten Antonius ſey ihm wohlgemuth geweſen. Die Herrſcher wechſeln und die Herrſchſucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geiſt gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man ſich ſicher. Große Schriften ſind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — Dat Veniam Corvis, vexat Censura columbas — Darum, o werthe Leſer, findet Ihr künftig, daß in unſern Reden nicht alles Geiſt und Blut iſt, ſondern auch unnützes Werg darin ſteckt, und Tagblättergedanken mit Wulſt umgeben erſcheinen, ſo wißt Ihr warum es geſchah; ſie haben ſich nicht ausgeſtopft um ſich zu brüſten; ſondern nur um dicker und beliebter zu werden.

Der Geiſt des öffentlichen Lebens erfriſcht noch lange nicht genug alle Glieder des deutſchen Staatskörpers, am wenigſten in jenen Landſtrichen, die in der Mitte zwiſchen ſüd-deutſcher und nord-deutſcher Geſinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländiſche Dinge; unter ihnen iſt es nicht dunkel genug um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug um es zu entbehren. Für ſie thut es am meiſten Noth, daß die zerſtreuten Lichtſtrahlen ſich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geiſtreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem ſo edlen Vorhaben ſich zu verbinden, und kann der Herausgeber der *Wage* anders als mit Zuverſicht auf ihren Beiſtand zählen?

Gefährlich iſt nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt ſich, das ausgeſprochene iſt nie vergebens. Es iſt Täuſchung oder Schwachſinn zu wähnen, die Rede ſey ja fruchtlos geweſen. Was die öffentliche Meinung *ernſt* fordert verſagt ihr keiner, was ihr abgeſchlagen worden, das hat ſie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

II.

Die Freiheit der Preſſe in Baiern.

In dem Gange der Natur und der Geſchichte iſt nicht zu unterſcheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel ſei; alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu ſich ſelbſt zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette, in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menſchengeſchlechte vorüberziehe, *das* mag man erkennen — es bildet den Geiſt der Zeit. Die Unſere iſt bemüht die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft anders zu geſtalten, und ſie ſtrebt vor allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrſchers dadurch zu ſichern, daß ſie die Fürſten der berathenden und geſetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widerſezt ſich vergebens dem ſtarken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung die unbeſiegbar iſt, und welcher das ſtehende Heer der Regierungsgedanken früher oder ſpäter unterliegen muß.

Alleinherrſchaft kann nur beſtehen, ſo lange das Volk in Stände zerfällt, welche, in einer unwandelbaren Ordnung über einander gebaut, die ſeilen Stuſen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Dieſe dauern nur ſo lange, als Familien und Körperſchaften ſich an Macht und Reichthum einander überragen, und Macht und Reichthum, ſei es als erworbener oder als ererbter Beſitz, folgen allein der Geiſtesthätigkeit. Sobald, wie in unſerer Zeit, die Bildung des Geiſtes ſich durch die ganze Geſellſchaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Anſprüche auf den Genuß des Lebens, höher und allgemeiner geworden ſind — und ein Wunſch iſt ſchon der halbe Beſitz — ſobald eine ſolche Gleichheit eingetreten iſt; da kann auch die Vorherrſchaft irgend eines Standes nicht länger mehr beſtehen, und nur mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das iſt der Geiſt des Misbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten aber zu achten iſt. Ihn abläugnen, bedrohen oder ſchelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und verſöhnen. Das Mittel hierzu iſt einfach und alleinig.

Reichthum und Macht ſind beſchränkt in ihrem Maße, es kann nicht jeder alles haben; das erkennt auch der einfältigſte und eigenſüchtigſte Menſch. Aber es bedarf auch nicht des Beſitzes eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beſchwichtigen, ſondern nur der ungehinderten Freiheit darnach zu ſtreben. Es iſt eine große Lehre der Regierungskunſt der Menſchen: hofnungsloſe Bürger ſind gefährlich, denn ſie ſind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit welche Thronen erſchütterten, hatten wie Erdbeben in ſtarken Trieben und Kräften ihren Urſprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen ſie eingeſchloſſen waren, ſich zu befreien ſuchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft, daß Jeder wie ein Baum feſtgewurzelt ſtand, von Geſchlecht zu Geſchlecht nur immer die nemlichen Früchte tragen, und auf der Stelle wo er zur Welt kam, auch ſein Grab finden ſollte. Dem Adlergeiſte wurden die Flügel beſchnitten, daß er ſich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringſchätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng; nur immer Einer konnte nach dem Preiſe des Zieles rennen, der zufällig vordere konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunſch nach Veränderung des Beſitzes der Lebensgüter mußte alle beſeelen, ſobald, nachdem die Regierungen das Geheimniß ihrer Macht und Schwäche verrathen hatten, die Erfüllung dieſes Wunſches ſich als möglich zeigte.

Um die Fürſten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiſte des Misvergnügens und der Habſucht entſpringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menſchen die lang verſchloſſene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nemlich, ihre vorwaltende Geiſteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieſes kann nur geſchehen, durch Gewährung der Redefreiheit, der mündlichen, in volksvertretenden Verſammlungen, und der ſchriftlichen durch die Preſſe. Auf dieſe Weiſe bildet ſich eine ſittliche Demokratie, wodurch die Entſtehung der ſo gefährlichen unheilbringenden numerären Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält viele ab, dieſe Anſicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingeſtehen, während die Sünder, weil ſie ſolche ſind, heucheln müſſen.

Die öffentliche Meinung iſt der beſtehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um ſo nöthiger. Die öffentliche Meinung iſt ein See der, wenn man ihn dämmt und aufhält, ſo lange ſteigt bis er ſchäumend über ſeine Schranken ſtürzt, das Land überſchwemmt, und alles mit ſich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben iſt, da zertheilt er ſich in tauſend Bäche mannichfaltiger Rede und Schrift, die friedlich durch das Land ſtrömend, es bewäſſern und befruchten. Die Regierungen welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten die ſie verbreiten ihnen läſtig ſind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuſchließen, um nicht geſehen zu werden. Fruchtloſes Bemühen! Wo das lebendig

Wort gefürchtet wird, da bringt auch deſſen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geiſter der ermordeten Gedanken ängſtigen den argwöhniſchen Verfolger, der ſie erſchlug, nicht minder als dieſe ſelbſt im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, deſſen Wellen die Tagesſchriften ſind, iſt der deutſche Rubikon, an welchem die Herrſchſucht weilen und ſinnen mag, ob ſie ihn überſchreiten, und das theuere Vaterland, und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob ſie ſich ſelbſt beſiegen und abſtehen ſoll. Cäſar's Schatten zeigt warnend nach der Bildſäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutſchen Bundesfürſten, man weiß es, ſind jetzt ernſt darauf bedacht, ein gemeinſchaftliches Preßgeſetz für alle deutſche Staaten auszuſinnen. Der Tag der es uns bringt, wird ein großer Tag der Weltgeſchichte ſeyn, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr geſagt, oder ob der, wegen ſeiner Blutſchuld wild umhergetriebene Geiſt, endlich, um der Tugenden ſeiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe ſeiner Aſche fand.

Gleichförmig ſoll dieſes Geſetz ſeyn, und das iſt wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker ſich befreunden, ſo lange ihre Köpfe auseinander ſtehen? Zur Erhebung gehört eine Geiſteskraft welche die Gunſt der blinden Natur vertheilt, aber die Tugend der Herablaſſung vermag ſich jeder anzueignen. Oeſterreich und Weimar, Würtemberg und Baiern, Naſſau und Frankfurt haben verſchieden geſtaltete Preßgeſetze. Dieſe ſollen alle in dem Bette des Procruſtes ſich gleich gemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die ſchmerzlichſte achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieſes hat Baiern kund gethan, indem es in ſeinem neuen Preßgeſetze, nur Schutz gegen die Gefahr der Verſtümmelung geſucht hat.

Man kann ſich die traurige Betrachtung nicht aus dem Sinne ſchlagen, daß Baiern wohl unterrichtet geweſen ſeyn müſſe, von den ſchon im Stillen gereiften Beſchlüſſen, welche die Bundesverſammlung über die Freiheit der Preſſe faſſen werde, und daß es in ſeine eigne Geſetzgebung nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorſtehenden allgemeinen Anordnung im Widerſpruche ſtünde. Darum eile jeder der ſein Vaterland liebt, auszuſprechen, was er für die Freiheit der Preſſe wünſcht und fürchtet. In wenigen Wochen iſt vielleicht jede Klage ſtraffällig und fruchtlos. Wir müſſen denken, es ſtünde unſerem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten ſchnell, ehe die Thore geſchloſſen werden, noch einmal im freien Felde friſche Luft einathmen.

Das Baieriſche Edikt über die Freiheit der Preſſe, verläugnet ſtandhaft ſeinen eigenen Namen; denn von *Freiheit* iſt darin nirgends, ſondern überall nur von *Beſchränkung* die Rede. Es iſt, was in der Würtembergiſchen Verordnung geſchehen, durchaus nicht beſtimmt worden, wie und über welche Gegenſtände man frei ſeine Meinung äuſſern dürfe, ſo daß es ganz der Willkühr überlaſſen bleibt, abzuurtheilen, was in einer Schrift erlaubtes oder verbotenes enthalten ſei. Die für Bücher bewilligte Zenſurfreiheit kann nicht als eine ernſte Huldigung unſerer Zeit angeſehen werden, denn dieſe hat, Oeſtreich ausgenommen, ſchon früher in ganz Deutſchland beſtanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts ſchwebt etwas Schwüles, das uns ängſtlich macht, nehmlich die Bemerkung: daß Verfaſſer, Buchhändler und Drucker, ihre Schriften keiner Zenſur zu unterwerfen hätten, „*wenn ſie nicht allenfalls bei koſtbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen, ſelbſt darum nachſuchen wollen.*“ Es iſt ſo leicht furchtſame Menſchen zu ängſtigen, daß ſolche Einladungen zu einer freiwilligen Zenſur von Erfolg ſeyn müſſen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche den Ruhm und den Eifer des Schriftſtellers nicht theilend, nur den Vortheil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf dieſe Art könnte eine freiwillige Sklaverey der Preſſe herbeigeführt werden, die, weil ſie verdient, um ſo verderblicher wäre. Iſt endlich dieſe für Bücher bewilligte Zenſurfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Leſebibliothek-Inhaber, und Vorſteher der Leſe-Inſtitute, bei einer großen Geldſtrafe verpflichtet ſind, ihre Katalogen der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufſicht ſie im Allgemeinen geſezt ſind, zu übergeben, welches nur eine Zenſur unter einer andern Form iſt? Die Vorſchrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufſicht untergeordnet ſind, iſt an Strenge ohne Beiſpiel in Deutſchland.

Und ſelbſt von dieſer trügeriſchen Freiheit ſind alle politiſche Zeitungen und periodiſche Schriften politiſchen oder ſtatiſtiſchen Inhalts ausgenommen. Dieſe ſollen einer dafür angeordneten Zenſur unterworfen bleiben.

Wenn die Zenſur der Zeitſchriften ſich darauf beſchränkte, nur ſolche Aeuſſerungen zu unterdrücken, die, würden ſie verbreitet, den Verfaſſer nach den Geſetzen ſtrafbar machten, dann wäre ſie vielleicht zu dulden. Aber ſie begnügt ſich damit nicht, ſie ſchreitet Stunden lang vor dem Geſetze her und macht Staub, um ihm Platz zu machen. Alſo iſt ſie verdammlich, denn ſie verbietet, was, iſt es einmal geſchehen, die Geſetze nicht beſtrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben iſt, da beraubt ſich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmisbräuche zu erlangen, welche die Beamten verſchulden. Sie beraubt ſich des Vortheils, den ſie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter ſolchen Verhältniſſen, in den Zeitſchriften noch ſo viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sache der Regierung aus eignem Antriebe verfechten, ſo wird ſich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten laſſen, ſondern überall die Bauchrednerei der Miniſter zu hören glauben, welche ihre eigne Meinung mit verſchiedenen nachgeahmten fremden Stimmen ausſprechen.

Preßfreiheit iſt ein bedeutungsloſer Schall, wenn die

Zeitſchriften von ihr ausgenommen ſind. Will man der öffentlichen Meinung ernſtlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, ſo muß ein freies Urtheil über Geſetzgebung und Geſetzgeber, das ſich ausſpricht ehe noch die Geſetze unabänderlich geworden ſind, verſtattet werden. Dieſes ſtets geharniſchte Wort muß aber täglich die Runde machen, und alle Poſten und Schildwachen der Staatsverwaltung unterſuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem ſchwerfälligen Buche langſam umherreiſt, dann kömmt es zu ſpät, und ſein Thun iſt fruchtlos.

Die Beſtimmung des Baieriſchen Edikts, daß periodiſche Schriften, ſelbſt blos *ſtatiſtiſchen* Inhalts, einer Zenſur unterworfen ſind, enthält einen Zuſatz von Beſchränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen den die Geſetzgeber auch nur gehabt haben *könnten*, durchaus irre führt. Eine Regierung mag *ihre* Gründe haben, die öffentliche Meinung ſo zu regeln, daß ſie mit ihren Anordnungen im Einklang ſtehe, es liegt dieſes im Begriffe der Alleinherrſchaft; ſie mag daher den Tadel beſtehender Einrichtungen unterſagen, und darum die Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Preſſe, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch *ſtatiſtiſche* Nachrichten ohne Zenſur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht blos das Recht ſeine Meinung über Thatſachen zu äuſſern, ſondern auch die Kenntnis dieſer Thatſachen ſelbſt entzogen werden, und alle Staatsverhältniſſe zu Kabinetsgeheimniſſen gemacht werden ſollen: ſo bedauert man ſchmerzlich die unabänderlichen Verhältniſſe, welche die ſonſt ſo freiſinnige Baieriſche Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das ſie in der *Ausübung* wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Geſetze zu erheben, und der Nachkommenſchaft als ein ſchönes Recht zu überliefern.

In dem Würtembergiſchen Geſetze über die Preßfreiheit, ſind die von den Landſtänden veranſtalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckſchriften aller Zenſur ausdrücklich entzogen werden. Das Baieriſche Edikt hat dieſe Beſtimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der Baieriſchen Stände, wird man, es iſt dafür geſorgt, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volkes kommen.

Gegen die Vorſchrift, daß Staatsdiener nichts von dem was ihr Geſchäftskreis ſie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, iſt nichts einzuwenden. Es iſt dieſes ganz folgerecht, und dem Uebrigen angemeſſen. Nur ſollten Männer denen ſolche Pflichten aufliegen nicht Staatsdiener ſondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüßig wäre eine Rüge deſſen, was in dem Baieriſchen Geſetze wegen der Unterſuchung und Beſtrafung der Preßvergehen beſtimmt worden iſt. Dieſe ſeine Schwäche iſt nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfaſſung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, dieſe feſte Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geſchwornengericht, dieſe einzige Bürgſchaft eines über Leidenſchaften und Schwachſinn erhabenen Richterſpruchs, iſt im Allgemeinen verſagt geblieben; wie hätte man es in einzelnen Fällen verſtatten können? In der Unterſuchung der Preßvergehen iſt der Polizei und den andern verwaltenden Behörden, ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigenſucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter ſind die Nemlichen. Die Beamten, welche, zwiſchen Fürſt und Volk in der Mitte ſtehend, ihren Vortheil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwiſchen beiden entſtehen zu laſſen, und darum die öffentliche Meinung, dieſe erhabene Sonne und unbeſtochene Wächterin, die alles an den Tag bringt, haſſen und verfolgen, dieſe nehmlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und ſtrafen ſie zugleich.

So wäre denn das deutſche Volk abermals in ſeinen Hoffnungen getäuſcht worden, und deſſen biedere Fürſten hätten ihren ſchwer erworbenen Gewinnſt aus dieſer geſchäftigen Zeit dem Vortheile ihrer Amtmänner von neuem hingegeben.

III.

Ernſthafte Betrachtung über den Frankfurter Komödienzettel.

„Mit gnädigſter Erlaubniß!"

Vor meiner nachfolgenden Rede ſtehen dieſe Worte nicht ganz ſo übel, denn zu ihr bedarf ich vielleicht einer gnädigen Erlaubniß; aber an der Spitze des Frankfurter Komödienzettels ſind ſie gewiß nicht an ihrem Orte. Warum den Zuruf aus dem Tempel der freiſchaltenden Kunſt, durch Mislaute eines heiſeren Knechtſinnes übeltönend machen? Worin wäre die Gnade, wenn wir Künſtlern verſtatten, daß ſie unſer Gemüth und unſern Geiſt erfreuen? Die Art freylich wie dieſes auf manchen Bühnen geſchieht, machte eine gnädige Erlaubniß nicht unnöthig; aber ſo boshaft wollte der geiſtreiche Verfaſſer des Komödienzettels vorſätzlich gewiß nicht ſeyn. In einer freien Stadt wo die Bürger ſich ſelbſt regieren, ſollte das Wort *Gnade* nur in der Kirche und im Wörterbuche vorkommen. Man erwiedere mir ja nicht: nur grämliche Tadelſucht möge gegen ſo etwas eifern, und über ein altherkömmliches Wort, das ohne Sinn und Bedeutung abſichtslos gebraucht werde, ſich breit und wichtig auslaſſen. Darin eben iſt die Gefahr, daß das Wort *hohl* iſt, es kann ſo mit mannichfaltigen übeln Dingen ausgefüllt werden. Nennt mir ein Gift, das zu ſeiner Miſcherei keiner Schaale bedürfe; der Trank *iſt* der Tod, das Gefäß *bringt* ihn. Wo Ketten ſind, da findet ſich leicht ein Schließer. Ein witziger Piſiſtratus bedürfte nur eines ſolchen Komödienzettels, um freien Bürgern zu beweiſen, daß ſie Leibeigen ſind, und es immer waren.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrath ſolcher Art, der wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; ſolche noch aufrechtſtehende Mauern und Trümmer von niedergeriſſenen Kerkern aus Zeiten einer knechtiſchen Unterthänigkeit, finden wir im deutſchen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernſt, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre lezte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutſchen. Von *allerunterthänigſten treugehorſamſten* Ständen, von Sprechern die des Volkes Wünſche und Klagen *Allerhöchſtihrer* Huld und Gnade keuchend vorſchleppen, erwarte man nicht viel. Es iſt ein wunderbarer Zauber in den Worten, ſie rufen Geiſter hervor und leichter noch *bannen* ſie den Geiſt. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Bruſt, müßte das Kettengeklirre gefeſſelter Zungen nicht unerträglich ſeyn, ſo daß er lieber alle ſeine Gefühle zurückdrängen, als ſie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalſprache unterworfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundert mal in ſeinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eigenen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten, geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem *Hochdieſelben*, *Hochderen*, *Allerhöchſtihrer*, wie von läſtigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, ſo daß er nicht von der Stelle kam, und die ſchönſten und nothwendigſten Gedanken um ſich zu erleichtern, zurücklaſſen mußte?

Da wo uns dieſe Sprachſchlingen von Vorgeſetzten und hohen Händen angelegt werden, müſſen wir — es iſt nun einmal ſo — bis zum Tage der Erlöſung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen *wir* nicht wenigſtens im Umgange mit unſeres Gleichen dieſe Hinderniſſe weg? Warum ſchreiben wir noch immer fort, *Ew. Wohl-*

gebohren, Ew. Hochedelgebohren, Ew. Hochwohlgebohren, warum verabreden wir uns nicht gemeinſchaftlich dieſes zu unterlaſſen?

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Mahler geleſen, worin über ein gewiſſes Kunſtwerk, verſtändige und ſinnige Worte geſagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgebohren vor. Es war wunderlich zu leſen, an einem ſolchen Orte und von einem ſolchen Manne. Wir geringen Leute, wir müſſen freilich alles folgſam mitmachen, und dürfen es nicht wagen, ſtörend in die Gebräuche der Menſchen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht, und ließe mir eben ſo angelegen ſeyn, eine abgeſchmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunſtanſicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrſamen Herren, werdet mir nicht alle Recht geben. An Dich will ich mich wenden, du taumelnder unverſtändiger und unverſtandener Jüngling. Sind Dir nicht Jean Paul's Schriften Deine heiligen Bücher, in denen Du Troſt, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen Du deine irrdiſche Nahrung und dein Himmelsbrod findeſt? Hat er Dir nicht tauſend Räthſel gelöſt die dich verwirrten, und Räthſel aufgegeben die dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch das Dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er Dir nicht alle Geheimniſſe auf, ſelbſt jene verborgenen ſelten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du ſuchteſt einen Leidensbruder, er gab Dir ihn, welcher litt, duldete wie Du, und genas. Du ſuchteſt einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete Dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete ſie. Es giebt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Menſch ſich verzehrt, weil er allzureinen Sauerſtoff athmet; es giebt eine Tiefe des Gefühls, in der von irrdiſchen Dünſten umwallt, das Herz unter matten Schlägen ſich hinſchleppt. Dann Jüngling, wenn Du bald Beſänftigung, bald Stärkung ſuchteſt, wenn Du von der Erhebung oder dem Falle des menſchlichen Geiſtes dich erholen wollteſt, laſeſt Du die Bücher Jean Paul's. Denn an den Flügeln hochherziger Menſchen hängt er das erdwärts ziehende Gewicht des alles ausgleichenden mit dem Verwandtſchaftsſtempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit ſie in ihrer Erhebung über Andere ſich nicht einſam und unglücklich fühlen. Da aber wo die Menſchheit in ihren gemeinen Bedürfniſſen dich anekelt, erhebt er dich Niedergebeugten, durch jene Liebe die Alles veredelt, alle Flecken reinigt, und alles Dunkele erhellt. Dein Dichter, das fühlſt Du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geſchloſſenen Tempel in ſich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgiebt, er iſt im Leben wie in ſeinen Schriften und „die Gemeinheit die uns alle bändigt“ berührt ihn nicht. Ach, wie oft ſehnteſt Du dich, dich an ſeine Bruſt zu lehnen, ſeine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrekken erfährſt Du, daß er in deiner Nähe, in Frankfurt iſt, und in der Buchgaſſe wohnt. Du würdeſt empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch Dich ſchüchtert die tückiſche Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu ſchreiben hätteſt Du wenigſtens den Muth. Nun ſetze dich hin Kamerad, und beginn deinen Brief:

„Hochgeſchätzter Herr Doktor, inſonders hochzuverehrender Herr Legationsrath! — Ew. Wohlgebohren wollen gütigſt verzeihen, ...“ Jezt vergieße dich wenn Du kannſt, oder fahre aus der Haut wie ich.

Aber Du, armer Frankfurter Komödienzettel, der Du mich auf dies alles gebracht haſt, es thut mir leid um dich. Doch warum, Unglückſeliger, läßt Du täglich hinter die gnädigſte Erlaubniß ein Ausrufungszeichen ſetzen? Das iſt Schuld an allem. Es hat mich gewaltſam auf jenen Tadel geſtoßen, da dieſes Zeichen Dir den Schein giebt, als machteſt Du dich über dich ſelbſt luſtig, und riefeſt allen Vorübergehenden zu: Kommt her Ihr Leute, und lacht die gnädigſte Frau Erlaubniß aus.

Wenigſtens bleibe das Ausrufungszeichen in der Folge weg.

Giebt es aber in Frankfurt nur einen einzigen Bewohner, der das Wohl ſeiner Vaterſtadt nicht ſo ſehr liebe, daß er an dem Tage wo er den Komödienzettel zum erſtenmal ohne gnädigſte Erlaubniß erhält, nicht gleich mir, den aus zwei Meſſen und einem Neujahrstage gebildeten Dreyklang unſeres Zettelträgers *Bräutigam*, gerne quadrire? Gewiß nicht Einen.

IV.

Bücherkunde.

1.

Fortgeſetzte Reiſe nach Hammelburg oder meine harten Schickſale in Kautzen-Land. München 1818, bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dank dem Himmel, hier giebt man uns einen deutſchen kräftigen und haltbaren Spas, und haben wir nur *den* erſt, dann iſt der Ernſt auch nicht mehr fern. Mit allen den Wäſſerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeſchliffenen Xenien unſerer Spötter zerbrachen faſt ſchon beim Federſchneiden, um wie viel weniger waren ſie zu Brodmeſſern oder gar Schlachtſchwertern zu gebrauchen. Deutſche und Unglückliche können auch witzig ſeyn, aber ſpashaft ſind nur frohe freie und ſatte Menſchen. Dieſer liebe Reiſende nach Hammelburg hat den Muth *ich* zu ſagen, und das verſpricht ſchon etwas; denn was ließe ſich von jenen furchtſamen Menſchen erwarten, die regierenden Herren gleich nur mit Geſellſchaft reden, weil ſie ſich nicht erkühnen, die Verantwortung des Geſagten auf ſich allein zu nehmen? Er *kitzelt* unſere Zeit an ihren ſchwachen Seiten und macht ſie lachen. Wahrlich ſehr wohl gethan! Dieſe vortreffliche Art vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreiſen, damit ſie aufkomme und zur Sitte werde. Es iſt ohnedies nicht der übele Geſchmack der eine Arznei heilſam macht, ihre Wirkſamkeit beginnt ja erſt hinter dem Gaumen.

Was der Verfaſſer über Stände geſagt, das möge ihm Gott wegen ſeines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch beſſer Feudalſtände als gar keine! Um unſere Freiheit einzukeltern ſind uns zuvörderſt leere Fäſſer nöthig, und dazu wenigſtens bleiben doch die alten Stände dienlich.

Den früheren Theil der Reiſe nach Hammelburg habe ich nicht geleſen, und das freut mich — es ſteht mir noch ein großes Vergnügen bevor.

2.

Zeitgenoſſen. Heft X. Leipzig bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von ſolcher Gediegenheit hat das deutſche Bücherweſen nicht vorzuweiſen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Friſche gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeſchreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältniſſe zu der Bedeutung der dargeſtellten Männer ſteht, ſo daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, ſie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemählden der Zeitgenoſſen die Einheit der Haltung und das Auffaſſen des rein geſchichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Geſichtspunktes, welche den Theilnehmern an dieſer Schrift von deren Herausgeber ſelbſt vorgeſchrieben iſt, nicht ſelten vermißt wird — wären dieſes Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menſchen ſpricht ſich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geiſtiges ſpiegelt ſich allein in der Geſinnung ab, welche ſie, von ſich und ihren Thaten, den Zeitgenoſſen oder Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeſchreibung iſt ein doppeltes Gemählde: das des Mahlers und das des Bildes. Bei Zeitgenoſſen zumal, deren Geſchichte in das Daſeyn der Mitlebenden eingreift, iſt ein reines Auffaſſen ihrer Natur, das von dem Einfluſſe der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, faſt unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieſer Schrift bekannt ſind, werden es einſehen, denn ſie müſſen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeſchreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenoſſen, bald durch kühle berechnete Kunſt, bald mit unbewußter leidenſchaftlicher Wärme, der Anſicht des Leſers eine beſtimmte Richtung hat gegeben werden ſollen. Dieſes wird beſonders ſichtbar wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geſchah, das Leben eines Zeitgenoſſen, von verſchiedenen Erzählern wiederholt dargeſtellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebniſſen der Anſichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menſchen, nicht blos durch ſein äuſſeres geſchichtliches Wirken, ſondern auch durch die Anſchauung des Beobachters ſeinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft iſt eines der vorzüglichſten unter den bisher erſchienenen, und die Darſtellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenſtände nie zurück. Die ſchöne Reihe der Zeitgenoſſen beginnt:

Freyherr von Albini. — Thätig in Geſchäften, muthig in Gefahren, betriebſam in Unternehmungen, im Ausführen ſchnell, bedächtig im Rathe — [illegible] war Albini, eines Deutſchen jedes groſſen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerſt gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre ſpäter, Deutſchland ſeine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geſchlecht, wie ſchon jezt die Einrichtung ſelbſt, ſo damals deren Urheber vergeſſen. Durch ſechsundzwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menſchen, und der Menſch ſtarb am Höfling. Wie bedaurungswürdig; daß ſelbſt ein ſolcher Mann, die Geringſchätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringſchätzung ertragen mochte! Die Behandlung die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung ſeines Gehaltes, die Geſchäftsloſigkeit der man ihn hingab, untergrub ſeine Geſundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, ſo oft eine bürgerliche Geſellſchaft ſich umgeſtaltet, als Opfer ſchwachſinniger und von kindiſchen Trieben beherrſchter Kleinbürger fallen, weil ſie, muthige und ſtarke Männer die auch in einer ſchlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angeſehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menſchen ſolcher Art, werden zum Uebergange aus einer ſchlechten Vergangenheit in eine beſſere Zukunft, als Brücken gebraucht, und wie dieſe, dabei mit Füßen getreten. Das Bild iſt hart, aber das Vorbild iſt noch härter. Wir kennen es alle.

Graf Gneiſenau. — „Bis zum 46ſten Jahre ſeines Alters war Gneiſenau Hauptmann in der preußiſchen Armee.“ So beginnt dieſe Lebensbeſchreibung; man könnte die neue Geſchichte der Deutſchen damit beginnen: in dieſen Worten läge ihre Quelle.

In der Darſtellung des genannten Helden, liegt eine ſeltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede iſt raſch, ſcharf und treffend, faſt wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernſt iſt manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohl thut. Für die welche die Zeitgenoſſen nicht leſen ſoll wenigſtens folgende Belehrung nicht verloren gehen:

„Im Beſtehenden wohnt eine ſonderbare Kraft, die es auch dann noch nicht verläßt, wenn es fehlerhaft geworden. — Kein Beſtehendes iſt von Anfang an fehlerhaft geweſen — es iſt es erſt geworden, indem es in ſeinem Zuſtande beharrt, indeß die Zeit ihren Gang fortgegangen und die Geſellſchaft andere Formen angenommen, auf die es nicht mehr paßt. — So lange das Beſtehende noch jung und jugendlich und gelenkig iſt, bildet es ſich immer der Gegenwart nach, und bleibt ſtark. Allein ſo wie es älter wird, und ſich verknorpelt und verknöchert, vermag es dieſes nicht mehr, und jegliches, in dem organiſches Leben wohnt, ſtirbt zulezt am marasmus senilis, und jeder Staatsverein thut dieſes wie jeder Menſch.“

Charlotte, Prinzeſſin von Wales. — Mit dem kunſtgewandten Pinſel des Mahlers, wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargeſtellt. Keiner wird ohne, bald freudige bald ſchmerzliche Rührung, das Erzählte leſen. Wenn Charlotte, als ſie noch lebte, über das Weib die Fürſtin vergeſſen machte, ſo mußte ihr ſchneller Tod um ſo trüber und ſtärker die Erinnerung wecken, wie viel England an ſeiner künftigen Königin verloren. Denn ſie allein, eine andere Eliſabeth, hätte vermocht, das Reich von ſeinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem ſie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jezt nur noch der kalten Verfaſſung zugewendet ſind, ſich ſelbſt angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutſcher Jüngling, dem das ſeltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürſtin, wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das ſeltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — „Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unſerer Zeit, den Anfang überall, die Conſequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder ſich vertheidigen will, giebt es ein freies Volk und in allen Proclamationen die Freiheit deſſelben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, giebt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poeſie und Proſa rühmt man Menſchenliebe, Gleichheit der Rechte u. ſ. w., aber ſchicke den Bettler vor dieſes Apoſtels Thüre, er — weiſet ihn an die Polizei; ſtelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menſchenwürde) um einen Grad tiefer ſtehſt, als er, an ſeine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet ſich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, ſpiele in Schauſpielen mit der Weihe und den heiligen Geheimniſſen der Religion, ſprich in Romanen von beſchaulichem Leben und Gebet, man iſt entzückt, man preiſet und bewundert dich; aber ſpotte mit einem Leben voll niedriger Ausſchweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn ſonſt — ſpottet man deiner. — Als der Myſtizismus, der in Werners Gemüthe lag, ſich erſt durch Wort und Schrift ausſprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüſtes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann und ſich auch im äußern Leben zu erbauen ſuchte, was ihr in ſtillen Träumen vorgeſchwebt, da — war man überraſcht, und alle Welt ſchrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener.“

Wirkſamer als die Inbrunſt von welcher der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung voll iſt, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung ſeyn, um noch viele ſo wie ſie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Anſicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz „ein leeres taubes Gebäude“ und die geſunde Vernunft „ein ohnmächtiges Ding“ ſei. Dieſe Frau iſt eine erhabene Naturerſcheinung die mit Entſetzen, nicht eine freie ſittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe die ſie lehrt, das iſt die Fäulnis. Nur wer krank iſt an Geiſt und Leib vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Urſprung einet. Der ſelbſtſtändige Menſch giebt ſich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in ſich auf. Daß die Lehren der Frau v. Krüdener Eingang finden iſt ein ſchlimmes Zeichen, daß ſie Noth thun ein noch ſchlimmeres von dem Siechthume der europäiſchen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine Betrogene zu finden, die irgend einer liſtigen Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der ſtets in meinem Sinne, mit Spott dieſer Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks ſelbſt nur ihres geſchriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es ſeyn müſſe, wenn die Macht des Glaubens ſich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menſchheit wünſchenswerther wäre, daß in jenem *heiligen Bündniſſe* nur Lüge und Falſchheit möchte ſeyn, als Wahrheit Treue und ernſter Wille.

Andeutungen. — Unter dieſem Namen, nehmen die Zeitgenoſſen Grundzüge zu künftigen Lebensbeſchreibungen bedeutender Männer auf. Im gegenwärtigen Hefte ſind unter andern folgende enthalten.

König Wilhelm v. Würtemberg. — Die Rede: „ich würde die Achtung von Teutſchland, von ganz Europa „wenn es ſeyn müßte, gegen die Ausführung deſſen ſetzen, „was *ich* als das Beſte meines Volks erkannt habe!“ — wenn es wahr iſt, daß ſie gehalten werden, würde mehr als einen königlichen, ſie würde einen göttlichen Sinn verrathen.

Freiherr von Stein. — Von *Woltmann* erzählt. Die Stimme eines Todten über einen Lebenden verdient Beachtung. — „*Der Stein den Bauende verwarfen, er iſt zum Eckſtein worden*“ (die Pſalmen) . . . vielleicht geſchiehts noch!

V.

Frankfurter Volksbühne.

Am 25. Juni. Die Veſtalin, Oper von Spontini.

Wie angemeſſen einer römiſchen Herrlichkeit iſt dieſe Muſik! Hoheit, Macht, Glanz und Reichthum. Daß nur die im Uebermaße neben einander gehäuften Schönheiten die ſich wechſelſeitig überblenden minder ſtörend wären! Ein ſo breiter Strom der Töne, muß weil ihn das Ohr nicht faßt, wie beim Drängen durch ein enges Felſenthal ſeine Ruhe und Klarheit verliehren, ſchäumen, toſen, und ſich wild überſtürzen. Daher das Verworrene und Ungeläuterte, welches dieſer Tondichtung Spontinis zum Vorwurfe gemacht wird. Die Inſtrumentirung iſt wahrhaft republikaniſch, es führen ſo viele auf einmal das Wort, daß man nicht weiß wer Recht hat, oder wem die Macht gebührt. Iſt es auch wahr was Einſichtsvolle behaupten, daß die Fehler dieſer Muſik ſich dann erſt aufdecken, wenn nach einem mehrmaligen Anhören derſelben, der Glanz und Reichthum der Töne ihr verblendendes verlohren haben, ſo bleiben ihr doch Einzelheiten die kein Tadel berühren kann. — Wie ſo wohlthuend ſind die geſungenen Rezitative, wie freut man ſich, des übeln Eindrucks geſprochener Reden, welche die dramatiſche Einheit in hundert Stücke zerſchneiden, und den Zuhörer in einen Conzertſaal verſetzen, wenigſtens einmal überhoben zu ſeyn. — Der Hymnus der Veſtalinnen, womit der zweite Auftritt des erſten Akts beginnt, veranlaßt die Frage: ob ein Geſang beim Tempeldienſt der Römer, die ihre religiöſen Gefühle nicht ahndungsſchwer dem leeren blauen Himmel, ſondern freudevoll der ſichtbaren Natur zugewendet, im Style der chriſtlichen Kirchenmuſik gedichtet werden dürfe, wie es hier geſchehen? — Ich hatte einen Kenner um ſeinen kunſtgerechten Ausſpruch über die Veſtalin erſucht, und er verſagte es darum öffentlich davon zu ſprechen, weil ſein Urtheil viele empören wurde. Das iſt eine ſchöne Huldigung der Natur vor der Kunſt, der Freiheit vor der Regel!

Demoiſ. Pfeifer, Gaſtſängerin, verdiente in der Rolle der Julia ausgezeichneten Beifall, und erhielt ihn. In ihrer Stimme iſt Reinheit, Klarheit, Höhe und Fülle, und nicht das oft überweichliche des Flötentons, ſondern mehr die männliche Art einer Klarinette. Auf der ganzen Tonleiter bewegt ſie ſich frei und anſtändig und hat nie eine fehlende Sproſſe zu überhüpfen. Es wäre ihr eher als mancher andern erlaubt geweſen, ihr Spiel zu vernachläſſigen, aber ſie that es nicht. Demoiſ. Pfeifer kam faſt nur in der Zeit nach der Frau Grünbaum, dieſer herrlichen Sängerin, die uns erſt kürzlich verlaſſen hat. — Herr Schelble als Licinius hat das ſchöne Talent das ihm eigen iſt benutzt. Hr. Hill als Cinna zeichnete ſich vortheilhaft durch eine gewiſſe Lebhaftigkeit des Spiels aus, wenn nur in ſeinen Bewegungen weniger grade Linien wären. — Ueber Hrn. Hillebrand als Oberprieſter und Mad. Urſpruch als Oberprieſterin ſollte kein Ungeweihter zu urtheilen wagen, denn der Gott der Druckfehler hatte in dem Komödienzettel dieſes Tages, jenen zum Operprieſter, dieſe zur Operprieſterin erhoben! . . . Man muß eingeſtehen, daß Hr. H. eine Art Stimme hat, nur übt er in ſeinem Spiele manchmal eine gewiſſe Wuth aus, er zeigt ſo etwas das wie zu verſchlingen droht, deſſen er ſich enthalten könnte und ſollte. Das Bemühen der Mad. U. verdient öfters eine Anerkennung als ſie ſie erhält; doch herrſcht in ihrem Vortrage eine gewiſſe Ruhe, die auf jeden Beyfall freiwillig zu verzichten ſcheint. — Hr. Krönner und Hr. Brauer haben das Ihrige gethan.

Die Tänze und Gefechte, welche dieſem Spiele eingeflochten ſind, machen unbeſonnen mit einem fremden Kunſtgenuſſe bekannt; denn ſie reizen die Begierde ohne ſie zu befriedigen. Man ſollte ſich auf unſerer Bühne lieber gar nicht damit befaſſen. Daß ein einziges Mädchen zwiſchen 16 Kriegsleuten durchhüpft iſt wohl nicht anſtändig, und ſie vermag auch nicht für ſich allein den Gegenſatz der Schönheit gegen die Kraft zu bilden. Ueberhaupt iſt das Aeußere dieſer Oper mit einer Armſeligkeit ausgeſtattet die ungemein ſtört. Ein Cato müßte lachen, wenn er die Triumphſchachtel ſähe, worin Licinius herbeigeſchoben wird. Welch ein dünnes Kriegsvolk, welch' eine wandernde Trödelbude, welche Scenerie, welch' eine ſchäbige Buchbinderarbeit! Es iſt zum Erſtaunen, wie man ſich an alles gewöhnen kann!

Am 27. Juni. Abällino der große Bandit, Trauerſpiel von Zſchocke.

Wir haben den Geſchmack ſelbſt an großen Spitzbuben durch Ueberſättigung verloren, und es iſt nicht leicht ihn wieder anzureizen. Herr Becker als Abällino hat dieſe Koſt etwas zu würzen verſtanden. Ein Schauſpieler von Einſicht wird auch nie durch ein feuriges Spiel, die Erbärmlichkeiten eines ſo abgeſchmackten und lächerlichen Stückes zu ſehr heraushebe wollen. Als Anbeter der Roſamunde, war Herr Becker weicher als ein ſo tapferer Jüngling ſeyn dürfte; ein gewiſſes ſchmachtendes Seitwärtsneigen des Kopfes ſteht zu unmännlich an. — Frau von Buſch als Roſamunde hat die Hingebung einer Liebenden mit der Schüchternheit des Mädchens und dem Anſtande einer Nichte des Dogen zu verbinden geſucht. — Herr Otto ſpielte den Dogen. Die Gefahr des Banditenmordes, welcher ſeine Nichte ausgeſetzt war, das Erſcheinen des ſchrecklichen Abällino im Garten, der Tod ſeiner beiden Freunde, die Ueberraſchung Roſamundens in Flodoardos Armen, die Enthüllung des furchtbaren Räthſels, nichts von allen dieſen Eindrücken konnte den Durchlauchtigen Mann auſſer Faſſung bringen. — Der Saal worin das reiche fürſtliche Oberhaupt des glänzenden Venedigs, den Vornehmſten der Stadt ein Feſt gab, war mit großer Einſicht nur matt beleuchtet, wodurch das Schauerliche der Erſcheinung Abällino's ungemein erhöht wurde. — Ein Theil der Zuſchauer bezeigte ſeine Dankbarkeit für die Huldigung die man ihrem Geſchmacke am heutigen Tage gebracht hatte, durch lautes Hervorrufen des Abällino. Herr Becker erſchien endlich, dankte und verſprach, daß er den erhaltenen Beifall ſtets zu verdienen ſuchen werde. Dieſen? . . hoffentlich wird er nicht Wort halten.

Am 28. Juni. — 1. Der Vorſatz, eine ländliche Scene von F. v. Holbein.

Dichtungen die ſo anſpruchslos hervortreten, erhalten oft mehr als ſie erwarten mochten. Anmuthige Sprache und eine natürliche Verwicklung, die ſich eben ſo ungezwungen auflöst, geben dieſer Kleinigkeit einen Vorzug vor manchen dramatiſchen Künſteleien, die mit Geräuſch auf die Bühne gebracht werden. — Frau v. Buſch ſpielte das Gretchen unübertrefflich gut, zeigte die Künſtlerin und machte ſie vergeſſen. Sie wußte die Naivität eines Landmädchens von ſtädtiſcher Ziererei und bäuriſcher Derbheit frei zu halten. Ihr Liebſter der Soldat Hans, von Herrn Schmitt dargeſtellt, ſchien ſich auf den Drang ſeiner Gefühle verlaſſen, und daher auf das was er ſagen wollte ſich gar nicht vorbereitet zu haben. Hatten ehrenvolle Wunden die er verſchwieg ihm nicht blos den Arm ſteif gemacht? Wahrſcheinlich.

2. Raphael, ein hiſtoriſches Luſtſpiel von Caſtelli in einem Aufzuge.

Verwiſchte Zeichnung, ſchmutzige Farbe, eine bald kränkelnde und blaſſe bald häßliche Sprache, ein ermüdendes Recken zwiſchen Laune und Empfindung: das ſind — nicht die Eigenthümlichkeiten dieſer Dichterarbeit, denn man findet ſie nur gar zu häufig. Der Schauſpieler kann mit aller Kunſt und Anſtrengung ſolche Fehler nicht bedecken. — Nur eine kleine Probe von der Zartheit die in dieſem hiſtoriſchen Luſtſpiele herrſcht:

Fürſt.

„Ihr mahlt ſo gerne Jungfrauen"

Raphael.

„Weil ſie was Seltnes ſind, Gemahlten darf man trauen"

Hoffentlich iſt dieſe Rede nur unverſtändlich.

Eine andere:

Cäcilie.

„Auf's Krankenlager ſank mein armer Vater hin,
„Bald ſchwang der Senſenmann die Hippe über ihn."

Ein ſo komiſches Bild des Sterbens könnte einen Kranken noch auf ſeinem Todbette aufheitern.

Herr Becker als Raphael that was möglich war. Die Bedächtigkeit im Vortrage und in dem Mienenſpiele dieſes jungen Künſtlers ſollte andern als Muſter dienen. — Frau v. Buſch ſpielte die Cäcilie . . . . . aber ſie war auch gar zu ſchön! in der 8ten Scene wendete ſie ſich mit der Rede

„Ihr Männer merkt es euch, wenn Ihr um Liebe buhlt,
„So ſucht bei Mädchen nicht durch Wiſſenſchaft zu glänzen u. ſ. w."

an das Publikum. Hier ſcheint freilich der Dichter ſelbſt, Cäciliens Spiel dieſe falſche Richtung gegeben zu haben; aber es iſt das unheilbare Gebrechen auch der beſſern Schauſpieler, daß ſie mit den Zuhörern liebäugeln und ſie zum Mitſpielen zwingen. Ein Schauſpieler ſoll kein Bas-relief ſeyn, das blos auf der einen der Betrachtung zugewendeten Seite ausgebildet iſt, ſondern ein rundum geſtaltetes Werk. Er mag wohl ſeinen Standpunkt ſo wählen, daß er vortheilhaft geſehen werden könne, er darf aber nie die Augen gegen das Publikum aufſchlagen. — Herr Otto gab den Fürſten mit ſeiner gewöhnlichen kalten Würde. Den leidenſchaftlichen Freund der Kunſt und Cäciliens hätte keiner in ihm errathen.

3 Toni, Drama von Körner.

Glänzende Farben, doch weder Zeichnung noch Licht und Schatten. Vielleicht hätte der dramatiſche Geiſt dieſem Gemählde einiges Leben eingehaucht, wenn der Dichter im Oberſten Strömly, den Verführer der Babekan, und Tonis Vater hätte entdecken laſſen.

Demoiſ. Wienken gab als Gaſt die Rolle der Toni. Sie iſt der Bühne fremd — unſerer, und es ſoll ſelbſt der Schein vermieden werden, als habe die Vorliebe für eine einheimiſche Künſtlerin das Urtheil befangen gemacht. — Herr Becker wußte als Guſtav von der Ried ſeine ausgezeichneten Anlagen zu gebrauchen. Rollen ſolcher Art (Liebhaberrollen wie man ſie nennt) ſind nicht immer dankbar. Das misglückte Spiel wird der verfehlten Kunſt, das gelungene der guten Natur zugeſchrieben. — Warum Herr Becker bei ſeinem Eintritte in den Hof des Negerhauſes den Hut auf die Erde wirft, und den nakten Kopf dem Sturmregen Preis giebt, bedarf einer Erklärung. — Frau v. Pazkowska in der Rolle der Meſtize war mit Sinn gekleidet; ihr Vortrag und ihr Mienenſpiel waren ſehr richtig. — Herr Weidner machte den Negerhauptmann. Selbſt in dieſer kurzen Rolle fand er Zeit den ſinnvollen Künſtler zu entwickeln: Das ſüdliche Blut, die kochende Rachſucht, das verzehrende Weſen eines Schwarzen, den Uebermuth des freigewordenen Sklaven, wußte er treu der Natur nachzuahmen.

Am 29. Juni. — Lodoiska, Oper von Cherubini.

Dieſe ſtrenge und rauhe Muſik, der kein Lächlen abzugewinnen iſt, wurde bei ihrer Darſtellung auch durch nichts willkommener gemacht. Nur Demoiſ. Pfeifer verdiente wegen ihres ſchönen und volltönenden Geſanges den Beyfall den ſie ungetheilt erhielt. Ihr Bemühen war um ſo ehrenvoller, da ſie bei leerem Hauſe ſpielte, und die Geſinnung kund that, daß man dem Publikum, auch wenn es in geringer Zahl verſammelt iſt, die gebührende Achtung nicht verſagen dürfe.

Am 30. Juni. — Die Huſſiten vor Naumburg, von Kotzebue.

Einer Kotzebuiſchen Rührung werden nicht leicht etliche Thränen verſagt; die liebe Kleine bettelt gar zu angenehm. Aber ein vernünftiger Menſch troknet ſich die Augen, und ſchämt ſich dabei ſeiner Mildherzigkeit. Lockeres Zeug, Luft nichts als Luft, Schaum nichts als Schaum! Bataillonsweiſe aufgeſtelltes Lumpengeſindel von allerlei hergelaufenen Redensarten, werden in den Kotzebue'ſchen Paradeſtücken Verſe genannt. — Einige erhabene Gedanken die in dieſer Dichtung vorkommen, ſind großen Meiſtern nachgebildet, wie z. B. folgender in dem 1ſten Monologe des Viertelmeiſters Wolf, wörtlich aus dem Euripides genommen iſt:

„Ja auch von den Kindern läßt ſich keines hören,
„Denn ſie ſind mit hinaus und ſammeln Aehren“ — —

Solche ekelhafte Schandreden und Lieder, als womit die Kriegsleute des Procopius den 4ten Akt beginnen, ſind wohl nie in einem Lager gehalten und geſungen worden, und wenn auch — ſo dürfte die häßliche Natur nicht ſo getreu auf die Bühne gebracht werden.

Aber dieſes Stück bietet den Schauſpielern einen ſolchen Wechſel und Reichthum von Gefühlen und eine Mannigfaltigkeit der Stellungen an, daß der Glanz des Spiels die Fehler des Dichtwerks überblenden könnte. Dieſesmal war es nicht geſchehen. Einer ſo langweiligen, lauen, matten, ſchleppenden und auseinandergeriſſenen Darſtellung, hat man wohl nur ſelten beigewohnt. Die Leere des Hauſes — es waren nicht weniger Menſchen auf der Bühne, als vor ihr — wird dies erklären doch nicht entſchuldigen. — Herr Weidner als Wolf hatte einige Momente, in denen er alles um ſich her vergeſſend, nur an ſich dachte, und dann bewährte er ſeine gute Gaben. Im Allgemeinen aber war ſein Spiel ganz ohne Licht und Schatten. Da beſonders, wo der Vater den Bürger überſchleicht, war er ſo ohne Zartheit und Biegſamkeit, daß es unbegreiflich iſt, warum bei einem ſo ausgezeichneten Künſtler, nicht die ſich unbewußte Fertigkeit, einmal das mangelnde Bemühen erſetzen konnte. — Frau von Pozkowska ſpielte die Bertha . . . . nein, dieſe Frau hat keine Kinder! — Das Eindringen der Kleinen in das Huſſitenlager lief ohne Thränen ab, weil es zweifelhaft ſchien ob ſie wirklich nur durch Rührung den Feind beſiegt hatten. Denn, die wenigen Kriegsleute die aufgeſtellt waren, würden trotz ihrer Picken der Ueberzahl der Kinder haben unterliegen müſſen, wenn dieſe mit Vortheil angegriffen hätten.

Am 2. July. Die Schweitzer-Familie, Oper von Weigl.

Spartaniſche Regierungshäupter würden dieſe Muſik geduldet ja gepflegt haben, während ſie gleichſtrebende Tondichtungen die locker und ſchwammig das Mark der Tapferkeit einſaugen, weit von ſich weggebannt hätten. Auch hier wird dem Zuge des Herzens gefolgt, aber es iſt der Gang der Natur, einfach edel und kräftig. Eines Gefühls verſchiedene Regungen, mit ihren leiſen Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen, iſt dem Künſtler meiſterhaft gelungen. Die Liebe iſt's, welche durch die ganze Handlung geht, aber die ſehnſüchtige zur Heimat, die beſorgte der Eltern, die unterwürfige des Kindes, die Geſchlechtsliebe, traurende und glückliche, die Dankbarkeit endlich, wie ſind ſie wenn auch verwandt, doch ſo kenntlich auseinander gehalten! Man vergleiche damit das Bravourgeſchrei in dreyſig Lärmopern — dort, das Gewinſel der verzweifelten, die ſüßen Arien der betrübten und gar die Ausbrüche der glücklichen Liebe, wo das Herz nach einem Walzer ſchlägt oder eine Ecoſſaiſe durchhüpft — man vergleiche damit die Geſänge der Schweitzer-Familie, und frage dann die Kenner ob ſie, wie üblich, auch dieſer Muſik, darum weil ſie verſtändlich iſt, den Verſtand abſprechen mögen?

Demoiſ. Pfeifer erhielt den lebhaften Beifall, der wenigſtens auf der Bühne dem wahren Talente nie verſagt wird. Vorzüglich dieſer Rolle iſt eine gewiſſe Kräftigkeit ihres Geſanges angemeſſen; denn das Schweizermädchen Emmeline mit einer wenn auch vorzüglichen aber ſchmächtigen Stimme, wie wir ſie manchmal gehört haben, kann nicht genug thun. Ihr Spiel dagegen war kalt und geiſtlos, und wo es lebhaft war ohne Grazie. Stockungen und Taktverrechnungen will man, da das Publikum nachſichtig war, nicht bemerkt haben. — Hr. Hill, ſpielte den Jakob Friburg raſch genug. — Hr. Krönner als Graf und Mad. Urſpruch als Gertrude, ſangen wie ſie es gewohnt ſind, gut und aufmerkſam. — Hr. Hillebrand hat etwas in ſeiner Art, was ihn eignet im Richard den breiten ehrlichen Schweizer natürlich darzuſtellen. Hr. Obermayer ſpielte den Verwalter und konnte nur mit Mühe ſein komiſches Talent, gegen ſeinen Vetter Paul, welcher von Hrn. Leißring kleinlaut und träge geſpielt wurde, in den gehörigen Schatten ſtellen.

Am 4. July. — Künſtlers Erdenwallen, Luſtſpiel von Julius v. Voß.

Ach, der Kunſtfreund findet auf ſeinem Erdenwallen nicht weniger Leiden als der Künſtler; freilich ſind ſie anderer Art — jenem wird oft für ſeine Kunſt kein Geld, und dieſem für ſein Geld keine Kunſt zu Theil. In dieſem Originalluſtſpiele werden beide Arten auf die Bühne gebracht; der Dichter der Louiſe hat es nicht geſchrieben, das merkt man einigermaßen.

Welch' ein buntes Harlekinsgewand von hundert zuſammengeflikten Lappen der verbrauchteſten Hiſtörchen! Als wenn es nöthig wäre die Langeweile von ſo vielen Seiten her, mit Mühe herbeizuſchleppen! Beim Himmel, man verläßt manchen Abend ganz vergnügt das Schauſpielhaus, und denkt: nun ärger könne es doch nicht kommen; aber am andern Tage findet man ſich betrogen. —

Herr Weidner ſpielte den Magiſter Lämmermaier, manchmal ſeiner ſelbſt, manchmal der Poſſe würdig. Man ſagt, daß er in dieſer Rolle Iffland kopiere; ſo hätte alſo das Vorbild ſeine Fehler oder das Abbild wäre nicht getreu. Herr Weidner ſtellt den Magiſter zuweilen als einen eingebildeten Menſchen dar, der ſtolz auf ſein umfaſſendes Wiſſen ſei; aber Lämmermaier iſt nicht ſo. Er dünkt ſich keineswegs was großes, ſondern die poetiſche Kunſt ſcheint ihm nur was kleines zu ſeyn, mit der man leichte Arbeit habe. Es iſt alſo ein Mißgriff wenn ſich der Schauſpieler in die Bruſt wirft, und ſich hochtrabend und tragiſch geberdet. — Hr. Schmitt g[illegible] den Eduard Ihlen als ein wohlgeſitteter junger Menſch, der nie die Achtung aus den Augen verliert, die man einer großen Verſammlung ſchuldig iſt. Ein Anderer der es mit den feinen Sitten nicht ſo genau nähme, würde beim Nachhauſekommen aus dem Konzerte, in welchem er zur Thür hinausgeworfen worden war, ein klein wenig Verzweiflung geäußert haben. Er aber warf einen Blick auf's Parterre, unterdrückte ſeinen Schmerz, und betrug ſich als wäre nichts vorgefallen. Zu artig! — Demoiſ. Amberg ſpielte die Caroline Bahn, und gab ſich Mühe. — Herr Haas zeigte als Vormund Willmann, daß er auf der Bühne wie zu Hauſe ſei. Es iſt recht angenehm wenn man an warmen Sommerabenden ſo bequeme Rollen hat. — Frau v. Buſch ſpielte die Virtuoſin Tempioni in einer Scene meiſterhaft, in der nehmlich wo ſie ſich vom Magiſter Lämmermaier das von ihm gegen ihre Nebenbuhlerin verfaßte Sinngedicht verleſen läßt. Auch Herr Weidner war in dieſer Scene vortreflich.

Am 5. July. Hariadan Barbaroſſa, Oper von Fränzl. Die Lärmſchüſſe in der Ouvertüre haben nicht unnöthig Angſt gemacht; ſo wurde man wenigſtens vorbereitet auf das was man zu erwarten hatte. Wenn unter einem Portrait geſchrieben iſt: das ſoll Herr N. ſeyn, dann mag man ohne das Gemählde zu ſehen ſeinen Unwerth beurtheilen. Dieſe Oper iſt eine muſikaliſche Herberge, die gaſtlich viele Fußgänger, und mehrere Paſſagiere aus dem Mittelſtande aufnahm, und wohin ſich einige vornehme Reiſende verirrten. —

Madame Hoffmann als Donna Julia, und Herr Schelble als Don Ramiro, haben die Koſten der Unterhaltung dieſen Abend allein getragen, wofür ihnen Dank gebührt. — Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Quadrillen und ſonſtige Tänze, welche die Soldaten-Chöre gehend ausgeführt hatten. Sie entwickelten ſich auf die künſtlichſte und anmuthigſte Weiſe. Bald ſtellten ſie einen Fächer vor, bald einen Zirkel, bald ein Linial, bald ein Schneckenhäuschen, bald eine Windmühle. Wehe dem Feinde der zwiſchen die Flügel dieſer leztern gerathe; er mag ſehen wie er ſich heraushelfe!

VI.

Nachzügler.

1.

Freylich wäre der Staat berechtigt die Herzen und Köpfe als Heerde und Rauchfänge der menſchlichen Seele, bei ſeinen Bürgern von Zeit zu Zeit unterſuchen zu laſſen, um zu erfahren ob alles brandfeſt gebaut, ob nicht zu viele feuerfängliche Materialien darin aufgehäuft ſind, und ob mit dem Lichte vorſichtig verfahren werde. Eine ſolche Seelenſchau, verbunden mit den Löſchanſtalten der Zenſur würde eine vollſtändige Genie-Feuerordnung bilden, und das Gemeinweſen vor großen Unglücksfällen bewahren.

2.

Wenn der Fürſt glaubt, das Volk ſei ein Kutſchpferd, das mit Gebiß und Scheuleder verſehen, der Staatskaroſſe in welcher nur er ſitzt, vorgeſpannt werden müſſe — und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein fortzuziehen habe; dann irren beide. Aber was iſt der Staat ſonſt? Es iſt ſchwer hierauf zu antworten; der politiſche Zirkel kann nie vollkommen zur Quadratur einer Definition gebracht werden.

3.

Es giebt politiſche Karyatiden die ſich mit tragiſchen oder komiſchen Fratzen geberden, als trügen ſie die Laſt des ganzen Staatsgebäudes auf ihren Schultern, und welche nichts weiter ſind als die untern Theile des Hauſes.

4.

Die Hanſe-Städte, dieſe Parzen, welche den Lebensfaden des deutſchen Handels von engliſcher Wolle ſpinnen, können noch einmal Deutſchlands Furien in der Hölle der Armuth werden.

5.

Es iſt wahr: die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht, aber es kömmt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Troſt dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher geſtraft, oder ein Schuldner der Menſchheit eingeſteckt, dann werden zuvörderſt die Prozeßkoſten, Defenſionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, ſo daß zur Privat-Entſchädigung gewöhnlich nichts mehr übrig bleibt. Das Schickſal als Ober-Appellationsgericht und Auſträgel-Inſtanz für Fürſten, gleicht darin völlig dem liquidirenden Wellington und andern irdiſchen Richtern tieferer Inſtanzen.

6.

Bei epileptiſchen Menſchen hat man zuweilen bemerkt, daß wenn ſie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten, ſie da in ihrer Rede fortfuhren, wo ſie ſtehen geblieben waren als ihr Niederfall ſie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdeſſen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man will bei einigen fallſüchtigen Staaten dieſe nehmliche Erſcheinung wahrgenommen haben.

7.

Jene ſchöne Zeit, da noch — wenn ſelten ein ſchadenfroher Geiſt über Völker und Länder zog — nichts bebte als die Erde, und man Menſchen weniger fürchtete als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder ſeines Lebens iſt geſprungen, und was man trüglich für erhöhte Kraft annimmt, iſt nichts als das Schnarren und die Uebereile der zerbrochenen Kette, die in ungemeſſener Thätigkeit ſich abhaspelnd, dem Stillſtande und dem Tode zuläuft.

8.

Was iſt die ſogenannte Freiheit der Preſſe? — Die Erlaubniß auſſerhalb der Feſtungsmauern ſpazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf ſein Ehrenwort ertheilt.

9.

Die politiſchen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen, und ihre Warnung das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren ſtündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürſten aus dem Schlafe; aber ſie ſollen auch nicht ſchlafen, es ſoll Tag ſeyn, und dann hören die Schreier von ſelbſt auf.

10.

Wenn politiſche Schriftſteller in den Einrichtungen und in der Verwaltung der Staaten oft nur Tadelnswerthes finden, ſo thut man ihnen Unrecht, wenn man dieſes einer ſtörriſchen unverträglichen Denkungsart, oder einer eiteln Verbeſſerungsſucht zuſchreibt. Es liegt dies vielmehr in der Natur der Sache. Der Tadel iſt ſo mannichfaltig als die Fehler die er trift, das Lob aber einfach wie das Lobenswerthe und darum unberedt. Es giebt tauſend Krankheiten aber nur eine Geſundheit.

11.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es ſie ſich genommen, nicht da wo man ſie ihm gegeben: So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft ſeinen finſtern Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht was er thut; dem ſich aber das Gefängniß freiwillig und gemach aufthut, der verläßt es Dankerfüllt und geht froh und beſonnen nach Hauſe.

12.

Welch' einen trüben Anblick gewähren uns jene Menſchenſchaaren, die Europens Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo ſie Nahrung im Freien finden und nicht angſtvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürſtendiener kümmerliche Broſamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüſchen unſerer Heimat, und uns mit jenen Rieſenſtrömen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüthen und Düften, die uns aus Amerika zulocken befreunden. Lernet genau das Land kennen, wo noch Eurer Viele nach langen Leiden, das altergraue Haupt zum ausruhen und ſterben hinlegen, und wo eure Söhne ungeneckt eure Enkel wiegen werden. Wohl verläßt keiner fröhlichen Muthes das Land das ihn geboren, und niemand vermag ohne Schmerzen ſich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tauſend Wurzeln faſert. Aber ermannet euch, fliehet ehe der Sturm kömmt und die Erde unter euren Füßen wankt. — Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von ſeinen Vorfahren ererbt die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es ſeine Herrſchaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müſſen.

Vielleicht iſt die Menſchheit beſtimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daſeyns in den verſchiedenen Welttheilen auszuleben. Aſien war die Wiege des menſchlichen Geſchlechts; Europa ſah die Luſt, die Kraft, den Uebermuth ſeiner Jugend. In Amerika entwickelt ſich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtauſenden erwärmt die greiſe Menſchheit ihre kalten zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und ſinkt endlich lebensſatt als Staub in Staub dahin.

13.

Hätte Rußland Cäſars hochherzigen Stolz, lieber der erſte in einem Dorfe als der zweyte in Rom ſeyn zu wollen, dann würde es ſeinen Trieb ſich weſtlich auszudehnen unterdrücken, und den Blick nach Aſien wenden. Rußland wird Europa nie beherrſchen, oder dieſes müßte früher des Wunſches unwerth geworden, ſeine Cultur zerſtört, die Krone der Bildung ihm entriſſen ſeyn. Peter der Große hatte den Sitz des jugendlichen Reichs von der Grenze Aſiens nach Europa verlegt, um dort zu lernen was Noth thut; aber nun nachdem Rußland ein Jahrhundert die Schule europäiſcher Bildung beſucht hat, möge es nach Aſien zurückkehren, wie Peter der Große ſelbſt nach vollendeten Lehrjahren in ſeine Heimat zurückgekehrt war. In Aſien kann es Lehrer werden, in Europa aber wird es immer nur ein geringgeachteter Schüler bleiben. Aber die herrſchaftliebenden europäiſchen Fürſten, den verjährten Vorurtheilen des Adelſtolzes noch immer anhängend, wollen ſich nur mit ahnenreichen europäiſchen Ländern vermählen, auch wenn ſie arm und häßlich wären, und achten die viel reichern und ſchönern Staaten der übrigen Welttheile darum nicht, weil ſie neuern Urſprungs und gleichſam bürgerlicher Abkunft ſind. Rußlands Unterthanen werden als aſiatiſche Bürger ſich frei und glücklich fühlen, und ihren Beherrſcher lieben, als europäiſche aber, ſich mit den liberaler beherrſchten Deutſchen, Franzoſen und Engländern vergleichen, und das Joch der Regierung drückend finden.

Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Zweites Heft.

Auguſt.

H 1918.175

Frankfurt am Main, 1818.
In der Hermannſchen Buchhandlung.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von 24 Bogen, beträgt 3 fl. 45 kr. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Thurn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermannſche Buchhandlung daſelbſt bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen von dieſem ſelbſt, im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, angenommen.

Inhalt.

Seite.

I. Warum ſind Concordate nicht mit dem Pabſte zu ſchließen? 49

II. Notizen über die Heidelberger Jahrbücher der Litteratur 56

III. Warum ſoll im rechtlichen Teutſchland allein der Gelehrte ſeines Erwerbes nicht rechtlich ſicher ſeyn? über ſein eigenthümlichſtes Eigenthum nicht ſicher teſtiren können? 57

IV. Was hilft's den Teufel austreiben durch Beelzebub? 61

V. Schüchterne Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen. 62

VI. Bücherkunde. 68

VII. Frankfurter Volksbühne. 70

VIII. Nachzügler 94

I.

Warum ſind Concordate nicht mit dem Pabſte zu ſchließen?

Kriegserklärungen und Friedensſchlüſſe werden, inſofern dabey ſchnelle Berückſichtigung der Umſtände nöthig iſt, von den Völkern den Regierungsverwaltenden (executiven) Behörden vertrauensvoll in die Hände gegeben. Für die eilende Nothfälle, in denen ein längeres Deliberiren mit Vielen und ein allzu frühes Oeffentlichmachen der Staatsgeſammtheit ſchädlich werden möchte, iſt der Regent mit ſeinen adminiſtrativen Räthen aufgefordert, ſein Volk zu repräſentiren und alſo im Sinn und Namen deſſelben zu unterhandeln und Verträge zu machen.

Aber auch hier muß die Verſtändigkeit einer Nation vorausſetzen und Verfaſſungsmäßig machen, 1. daß bey Kriegsbeſchlüſſen und Friedensverträgen der Regent nur im Geiſte der Nation, noch ihren Bedürfniſſen, Vortheilen und Kräften handle; 2. daß die adminiſtrative und executive Macht nur inſoweit allein handle, als Beſchleunigung nothwendig und Aufſchub dem Staatsganzen nachtheilig wäre, alſo, in ſoweit als das Alleinhandeln, das Anticipiren der ſtändiſchen Einwilligung durch das Staatswohl, den Zweck des Staatsvereins, offenbar gerechtfertigt iſt. Deßwegen wäre noch keine Conſtitution in einem Staate, wo es 3. nicht Verfaſſungsgeſetz wäre, daß die Bündniſſe bald möglichſt der Volksrepräſentation zur Berathung vorgelegt und 4. die dazu erforderlichen Mittel erſt von den Ständen frey bewilligt werden müßten. Bedingungen, welche die adminiſtrative und executive Behörde bewegen möchten, auch in der Schnelle nichts einzugehen, wofür ſie nicht in der Folge die Zuſtimmung der Stände aus Motiven des Staatswohls erhalten zu können, vorausſetzte.

Nicht aber ſind unter Bündniſſe und Verträge dieſer Art die Concordate zwiſchen Päbſten und Regierungen zu rechnen. Dieſe wichtige Unterſcheidung beruht auf vielen Gründen.

Ueberhaupt ſind ſolche Verträge nie eine Sache der Eile, wo Gefahr auf dem Verzug wäre. Die katholiſche Kirchengeſellſchaft exiſtirt ohne ſie. Der Staat hat keinen Krieg gegen ſie, hat keinen von ihr zu befürchten. Alles kann alſo in völliger Ruhe berathſchlagt und das Beſte ruhig ausgemittelt werden.

Daß die Unterhandlungen, das heißt, die Ausfindung der Bedingungen, unter denen die Kirchengeſellſchaft mit der Staatsgeſellſchaft zu beyderſeitigem wahrem Nutzen in Eintracht zuſammen ſeyn könne, noch vor dem Abſchluß öffentlich werden, kann nur nützen. Nur was Verſtand und Vernunft als das möglich-beſte erkennen, nicht aber äußerliche relative Nachgiebigkeit oder Täuſchung ſollen das Zuſammenſeyn der Kirchengeſellſchaft mit der Staatsgeſellſchaft ſichern und für beyde wohlthätig machen. Hier iſts dann offenbar das Zweckdienlichſte, daß nicht die Räthe, welche gerade die adminiſtrative Regierungsſtellen beſetzt haben, ſich allein die allumfaſſende Kenntniſſe zuſchreiben, was nach Verſtand und Vernunft wegen ſeiner Zwecke zu verändern oder zu vermeiden ſey. Immer, wo die Sache ſelbſt ein Zuwarten und eine Enthüllung der vorliegenden Verhältniſſe erlaubt, ſollten die Männer am Platz, daran gerne denken, daß auch

unter einem alltäglichen Mantel — will ſagen, auch bey Leuten, welche nicht gerade Staatsdiener-Uniform tragen — Weisheit ſeyn könne.

Sie ſollten gerne, was Jean Paul ſo treffend andeutete, den unüberſehbaren Reichthum der Regenten benutzen, die Gewißheit nämlich, daß

> der Regent ſo viele unter ſeinen unbekannteren Unterthanen habe, von denen der Eine für dieſes, der Andere für jenes Staatsbedürfniß ſo gut und beſſer Beſcheid wiſſen, als die Männer am Platz, welche alles zuſammenfaſſen ſollen.

Der Geſammtheit Anlaß gegeben zu haben, daß ſolche für Einzelnes tüchtige, unbeſoldete Rathgeber ihre Anſichten und Gründe mittheilen können, kann nie ſchaden. Dies iſt der große Zweck der Publicität. Den Beſoldeten bleibt ja doch die Pflicht und das Recht, alles zu prüfen und das möglichbeſte zu wählen.

Insbeſondere aber ſind Concordate nicht ſolche Verträge, welche zwiſchen Päbſten und Regierungen abgeſchloſſen werden dürfen, weil —

> die Päbſte nicht ein Recht haben, im Namen der Kirchengeſellſchaft zu contrahiren.
>
> Warum nicht?
>
> Wir begründen den Satz!

Das gröſte und gemeinſchädlichſte Vorurtheil in der ganzen Concordatsſache und im ganzen Urtheil über die Verhältniſſe einer Kirchengeſellſchaft zur Staatsgeſellſchaft geht aus der Vorausſetzung hervor, daß der Pabſt die Kirche ſo,

> wie der Regent den Staat

zu regieren habe.

Wie ſehr das Kirchenregiment ein ganz anderes als die Staatsregierung ſeyn müſſe, wird nur klar, wenn man feſt ins Aug faßt, wie ſehr Kirchengeſellſchaften von Staatsgeſellſchaften verſchieden ſind.

Beyde ſind nur um ihres Zwecks willen. Sie ſollen ſeyn, was ihr Zweck fodert. Ihr Vereintſeyn iſt nicht richtig, wenn es etwas anderes iſt, als das angemeſſene Mittel für ihren Zweck.

Der Zweck des Staatsvereins iſt ein *äußerer*. Rechtsſchutz und Waffenſchutz für Eigenthum und für Erwerb, als Mittel, Eigenthum zu haben.

Der Zweck jeder Kirchengeſellſchaft iſt ein *innerer*, nämlich — der Religioſität nach gewiſſen Ueberzeugungen um ſo gewiſſer gemäß zu leben.

Dazu ſondert die Kirchen-Geſellſchaft *Mittel aus*, *auch von dem Eigenthum*, das ſonſt jeder auf ſeine Erben vererben würde. Die Erben laſſen es ausgeſondert für jenen Zweck, ſo lange auch ſie eben denſelben Zweck nach eben denſelben Ueberzeugungen wollen. Den Zweck, gemäß der Religioſität zu leben, dürfen ſie nie aufgeben. Aber gewiſſe andere Ueberzeugungen, wie das religiöſe Leben die beſte Richtung und Leitung erhalte, können entſtehen. Die für das religiöſe Leben aus der Erbſchaft einmal ausgeſonderten Mittel (Stiftungen aller Art) müſſen dem heiligen Zwecke geheiligt bleiben: Aber ſie ſollen *nach den jedesmaligen Ueberzeugungen* angewendet werden.

Ebenſo ſind *die Aemter* der Kirchengeſellſchaft um des innern Zwecks willen, das Leben nach der Religioſität möglicher oder am beſten möglich zu machen.

Ueber den *innern* Zweck, die Religioſität, kann niemand, ſelbſt die Kirchengeſellſchaft, nicht contrahiren. Er iſt Pflicht, und meiſt nur innerlich ausführbar. Kein Krieg, keine Gewalt kann ihn wegnehmen, wie äußeres Eigenthum, um deſſen Willen die Staatsgeſellſchaften ihren Regenten die Vollmacht, Bündniſſe zu ſchließen, anzuvertrauen Urſache haben.

Leicht macht ſich die Anwendung dieſer Grundbegriffe auf die Frage, durch wen die Kirchengeſellſchaft über das, was ihr eigen iſt, über Stiftungen, Aemter, Ueberzeugungen — Concordate machen könne.

Ueber die *Ueberzeugungen* kann die Kirchengeſellſchaft mit dem Staate nur in ſofern contrahiren, als dieſer verlangen muß, daß, wenn er die Kirchengeſellſchaft, durch Recht und durch Waffen ſchützen ſolle, ſie auch nichts gegen die unentbehrlichen Grundſätze des Staats, gegen die Pflichten und Rechte der zuſammenwohnenden Bürger, in ihren Ueberzeugungen als weſentlich aufgenommen haben dürfe. (z. B. nicht die Ueberzeugung, daß Ehe mit einem Mitglied einer andern Kirche ein Abſcheu ſey, oder daß eine andere Kirche gar nicht im Staate mit gleichen Rechten geſchützt werden ſollte; oder daß nur ihr Vorzüge gebühren u. dgl.)

Ueber die Mittel zum inneren Zweck, d. h. über Aemter und Stiftungen kann die Kirchengeſellſchaft anders verfügen oder verfügen laſſen, wenn ſie ſich überzeugt, daß zu ihrem religiöſen Leben eine veränderte Modification derſelben zweckdienlicher wäre. Ueber dieſe Dienlichkeit zu einem innern Zweck der Kirche aber hat die Staatsgeſellſchaft nicht zu urtheilen; ſie muß dieſes Urtheil der Kirchengeſellſchaft und ihren eignen Geſchäftsträgern überlaſſen. Alſo hat auch darüber die Staatsgeſellſchaft mit ihr nicht zu contrahiren, oder, wie man ſagt: ein Concordat zu machen.

Es giebt alſo keinen Gegenſtand, worüber Staaten und Kirchen mit einander zu contrahiren haben könnten, es giebt keine Concordate, als

entweder über die Bedingungen, ohne welche die Staaten nach ihrem Zweck der Eigenthumsſchützung eine gewiſſe Kirchengeſellſchaft in ihren Schutz zu nehmen für unerlaubt, für zweck- und pflichtwidrig halten müßten (inſofern nämlich gewiſſe Kirchenmeinungen mit dem Staatszweck unverträglich oder ihm wenigſtens hinderlich wären);

oder über Bedingungen, ohne welche die Staatsgeſellſchaft wenigſtens keinen Grund hätte, ihren doppelten (koſtbaren, dem ganzen Verein beſchwerlichen) Rechts- und Waffen-Schutz auch über dieſe, jene Kirchengeſellſchaft auszudehnen. (So kann z. B. keine Kirchengeſellſchaft verlangen, daß die ganze Staatsgeſellſchaft ſie in Schutz nehme, wenn ſie nicht als Kirchengeſellſchaft zu den Koſten des Rechts- und des Waffenſchutzes beytragen will; ebenſo kann keine Kirche Waffenſchutz verlangen, deren Grundſatz wäre, den Schutz durch Waffen nicht entweder perſönlich oder durch Stellvertreter möglich zu machen.)

Dieſe beyde Claſſen von Bedingungen ſind mögliche Gegenſtände eines Concordats zwiſchen Staat und Kirche; aber ſie ſind nach Land und Zeit verſchieden. Alſo kann nicht die Oberaufſichtsbehörde, welche für die (Katholiſche) Kirche aller Orten und Länder Einheit des Glaubens und der chriſtlichen Sitten inſpectionsweiſe zu erhalten hat, darüber contrahiren. Vielmehr muß jeder ſchützende Staat als Territorialbehörde darüber mit der Territorialkirche zur Uebereinkunft kommen. Nicht der Pabſt alſo, ſondern jede Territorialkirchen-Geſellſchaft hat Concordate für ſich mit der Territorial-Staatsregierung zu machen.

Am allerwenigſten iſt der Pabſt befugt, Rechte ſeiner Kirchengeſellſchaft da und dort zu erhalten, anderswo aber abzutreten.

Er iſt Mittelpunkt für Einheit des Glaubens und der Sitten. Wie dürfte er Concordate machen, welche das Gegentheil der Einheit bewürken? Warum ſoll die Kirche in Frankreich weit mehr Freyheiten (Befreyungen von römiſcher Einwirkung) haben, als Teutſchland? Etwa, weil die Teutſchen die Männer der Geduld ſind?

Noch weniger iſt der Pabſt befugt, Kirchenrechte überhaupthin abzutreten oder ihre Wegnahme gleichſam zu genehmigen. Er iſt in keinem Sinn Beſitzer der Rechte der Kirchengeſellſchaft.

Dieſe hat Pflicht und Recht, Lehrer und Vorſteher für ihren innern Zweck zu wählen. Sie ſelbſt kann dieſe Pflicht und dieſes Recht auf die in ihrem Namen vom Regenten und Landes-Biſchoff gewählten Eraminations- und Aufſtellungs-Collegium transferiren. Aber worauf ſollte ſich ein Recht der päbſtlichen Behörde gründen, um die Wahlen der Kirchengeſellſchaft ohne derſelben Willen einem Regenten hinzugeben, deſſen Miniſter vielleicht ohne Rückſicht auf den Zweck der Kirche Nominanden vorſchlüge? Woher hat die Pabſtmacht ein Recht, über derley Nominirte allein zu erkennen, ob ſie einzuſetzen ſeyen?

Ferner: Die Kirchengeſellſchaft jedes Landes kann erkennen, ob und was von ihren Stiftungen zum Schutz des Landes, ohne welchen ſie ſelbſt nicht geſchützt wäre, weltlich zu verwenden ſey. Aber woher ſollte der Pabſt ein Recht haben, zu beſtimmen, wieviel von ſolchen Territorial-Kirchen-Stiftungen zu einem Territorial-Zweck abzulaſſen (zu ſeculariſiren) ſey, und dabey durch Proteſtationen das zu verweigern, was ohne ihre Genehmigung (durch den Weſtphäliſchen Frieden, durch Reichsverträge, durch den Wiener-Congreß) Local- und Territorial abgelaſſen war.

Am allerwenigſten kann die Pabſtmacht ein Recht nachweiſen,

durch Abtretung deſſen, was den Local- und Territorial-Kirchengeſellſchaften eigen iſt oder ihrem Zweck gemäß ihnen zukommen müßte, ſich ſelbſt gewiſſe Vortheile (wie das Inſtitutions-Recht der Biſchöffe, die Annaten und dergleichen) privative auszubedingen.

Die Kirche iſt nicht eine Schaafheerde, von deren Wolle und Fleiſch der Hirte zu zehren haben ſoll. Wie lächerlich wären die zweckwidrigen ewigen Anſpielungen auf oves und ovile, wenn ſie nicht verderblich und daher beklagenswerth wären. Wann? Wann werden endlich die balatus-ovium (das Baeſ, Baeſ) auch den Oberhirten des Beſſern belehren? Wie ſtark erſchallte einſt das Baeſ, Baeſ — die Balayos, Balatus — der Schaafe bis von Portugal her! Es iſt die Zeit nicht mehr, wo dieſe Schaafe verſtummen vor ihrem Scherer.

II.

Notizen über die Heidelbergiſchen Jahrbücher von 1818.

Auch ein Wörtchen über die teutſche Vis inertiae.

Die Vorwürfe ſind Ihnen aufgefallen, welche hie und da, beſonders durch die ſo leſenswürdige Speyrer-Zeitung den Heidelberger Jahrbüchern für 1818, wegen einiger weniger Stellen gemacht wurden. Dieſe ſonſt freyſinnige Zeitſchrift ſcheint eines oligarchiſtiſchen Geiſtes oder Ungeiſtes Inſpirationen ausgeſetzt worden zu ſeyn.

Dies iſt nicht der Fall.

In den leztern Jahren mochte vielleicht eine anmaßlichere Miene und Stimme ſich ein gewiſſes Dominat ertrotzt und erſchwatzt, auch hie und da eine Ausſchließung deſſen, was die Zeit beſprochen haben will, einzeln oder per majora durchgeſetzt haben. Dieſe kleinlichte Dictatur endigte mit der berühmten dialectiſch-unhiſtoriſchen Beurtheilung der Würtenbergiſchen Stände-Verhandlungen, womit der damals dienſtthuende Redacteur, der jetzt nach Berlin abgehende Profeſſor Hegel, von den Jahrbüchern abtrat, wie wenn er ihnen dadurch das Teſtament gemacht hätte. So weit mußte die ſcholaſtiſche, ſophiſtiſche Grillenfängerey getrieben ſeyn, damit ihr Abſterben einem andern Leben Platz machte.

Nunmehr traten acht bis zehn Profeſſoren zuſammen, deren jeder als Specialredacteur für die Fächer ſorgt, in denen er ſich ſo ſchon eine Stimme erworben hat. Was ſie ſelbſt und die von ihnen eingeladenen Recenſenten bearbeiten, wird durch einen Generalredacteur zum Abdruck geordnet, und eben dieſer erhält durch Conferenzen mit den Specialredactoren die Zuſammenſtimmung. Die Tendenz aller iſt, durch Gründe ihre Beurtheilungen freymüthig zu motiviren. Dies thaten auch diejenigen Recenſionen, in denen man einige Abweichung von dem volksthümlichen Zeitgeiſt bemerkte. Weil ſie Gründe gaben, war es der freyſinnigen Tendenz des Inſtituts gemäß, auch dieſe hören zu laſſen.

Wird denn die teutſche Leſewelt nicht endlich dahin ſich erheben, daß ſie nicht mehr ſagt: die Allgemeine Litteratur-Zeitung, die Heidelberger Jahrbücher ꝛc. ꝛc. haben ſo und ſo geurtheilt. Vielmehr: dieſe und jene Gründe dafür oder dawieder ſind da und da angedeutet. Und wir, wir — wollen nicht träge genug ſeyn, um ſie blos wie Urtheile eines L. Schöppenſtuhls nachzuſchwazen. Freyſinnigkeit iſt nur in der Selbſtthätigkeit, da, wo abgeurtheilt wird, nicht wo Gründe gegeben werden, ſcharf zuzuhören und (wo möglich) dabey ein wenig ſelbſt zu denken.

Uebrigens iſt dies wie der Augenſchein gibt, nicht ſo zu verſtehen, als ob die Heidelberger Jahrbücher jeglichen Wind, er mag herblaſen, wo er will, aufnehmen und zum Beyſpiel neben den Beleuchtungen mancher Ungründlichkeit auch ein Sammelſurium für (ſomnambuliſtiſchen, Hobbeſiſchen, Macbenaciſchen, Kanneſchen ꝛc. ꝛc.) Myſticismus werden wollten oder könnten. Wer ſo was gerne anbringen möchte, mag ſich ein eigenes Plätzchen für dieſe Nothdurft anlegen. Jede Recenſion muß dadurch ihre Legitimität beurkunden, daß ſie, — wenn man auch ihre hohe oder niedere Geburt und ihre Anſprüche, auch ein Publicum zu haben, nicht kennt — um ihres Gehalts willen entweder Anerkennung oder Widerlegung verdienen kann.

III.

Warum ſoll im rechtlichen Teutſchland allein der Gelehrte ſeines Erwerbes nicht rechtlich ſicher ſeyn? über ſein eigenthümlichſtes Eigenthum nicht ſicher teſtiren können?

Nichts, ich geſtehe es, iſt mir unbegreiflicher, als dieſes, daß manche Geſetzgebungen *) den Grundſatz annehmen konnten:

---

*) Vergleiche des Bundestaggeſandten, Herrn von Berg, Auszüge

Jeder iſt befugt, durch Mittheilung ſeiner Erfindungen ſich und den Seinigen ſoviel zu erwerben, als freywillige Käufer ihm dafür geben mögen —

Nur der Gelehrte aber iſt dazu nicht befugt.

Der Staat hat vielmehr das Recht, etliche Jahre zu beſtimmen, in denen er ihm jenes Erwerbungsrecht beſchüzt. Der Staat beſtimmt, wie bald ſein Schuz dafür aufhören ſolle. Stirbt aber der Gelehrte, ſo hört für die Seinigen dieſes Erwerbungsrecht gerade zu auf. Jeder, wer will, kann ſich zu ſeinem Erben machen, mit ſeiner Erfindung etwas gewinnen. Für ſeine Erben aber ſchüzt der Staat, welcher doch alle Vermächtniſſe ſchüzt, nicht das Vermächtniß des Gelehrten an ſeine (meiſt bedürftige) Wittwe und Wayſen, denen er ſeine Schriften, ſeine Gedankenmittheilung (oft wahrſcheinlich als kümmerlichen Erſatz ſeines darüber zum Theil früher verzehrten Lebens) gerne hinterlaſſen möchte.

Inconſequent ſcheint eine ſolche Geſetzgebung auch in ſofern zu ſeyn, als der Gelehrte, wenn mit dem Ende ſeines Lebens auch das Recht, ſeine Erwerbsmittel einem andern zu vermachen, ein Ende nehmen ſoll, alsdann der einzige iſt, welcher

nicht einmal über das (Verlags-) Recht des von ihm erfundenen Erwerb-Mittels für immerhin mit einem Buchhändleriſchen Unternehmer einen Accord ſchließen kann.

Wie tief müßte eine Nation in der Schätzung aller Mittel für Geiſtesthätigkeit noch zurück ſeyn, welche billigen könnte, daß gerade die, welche am meiſten Geiſtesaufwand zu machen haben, die Schriftſteller, am wenigſten Aufmunterung dafür erhalten ſollten, vielmehr die ſelbſt erworbene

---

aus mehreren teutſchen Geſetzgebungen im Protocoll des Bundestags vom Juny 1818.

äußere Aufmunterung, oft die Grundlage für ihre und der Ihrigen Subſiſtenz ohne Rechtsſchutz im Staate gelaſſen ſehen müſſen. Wer irgend in Eil ein Schauſpiel auf die Bühne giebt, erhält geſetzlich, wo es aufgeführt, einen Antheil an dem, was ſeine Gedankenmittheilung andern erwerben hilft. Teutſche Geſetze gibts, die dieſen ohne das Werk des Schriftſtellers unmöglichen Erwerb jedem Buchhändler zu machen erlauben, dem Urheber des Erwerbmittels ſelbſt aber ihn nach etlichen Jahren, oder wenigſtens mit dem Augenblick, wo ſeinen Nachkommen die Hinterlaſſenſchaft ſein eigenes Daſeyn zu erſetzen anfangen ſollte, geradezu und gleichſam ex officio abſprechen.

Wenn der beſte oder der alltäglichſte Schriftſteller (ein Buch) eine Mittheilung ſeiner Gedanken, macht, wer darf ihm befehlen, daß er es ſeinen Zeitgenoſſen, ſeiner Nachwelt, ſchenken müſſe? Iſt die große teutſche Nation je ſo grosmüthig gegen ihre Schriftſteller, daß ſie dieſe Grosmuth gegen ſich ihnen geſetzlich befehlen darf?

Wenn der Verfaſſer der durch 1000 einzelne Exemplare jedem, der 1 Exemplar ihm oder ſeinem Commiſſionär abkauft, die Erlaubniß giebt, die Gedanken darin für ſich als Gedanken durch Umſatz in ſeine Gedankenmaſſe zu benutzen, wer darf folgern, er habe die Erlaubniß gegeben, daß der Käufer, als Eigenthümer der ganzen Gedankenmittheilung an ſeine, des Erfinders und Erwerbers Stelle trete, ihn ſelbſt aber ſogar von dem Erwerbsmittel verdränge.

Eines Geſetzes, welches die Erfindungskraft, die Geiſtesthätigkeit mehr unterdrückt, als aufmuntert, wären barbariſche Zeiten und Länder mehr würdig, als unſer teutſcher Zeitgeiſt, unſer liebes teutſches Vaterland.

Oder hat unſer Teutſchland an Aufmunterung zur Geiſtesbildung einen ſolchen Ueberfluß, daß man der Luſt dazu jeden äußern Antrieb abſchneiden muß?

Geben etwa die Staatsregierungen der litterariſchen Geiſtesthätigkeit ohnehin ſoviel Nervenſaft und Lebenskraft, daß die Gelehrten dafür den Staaten ihr Eigenthum an den von ihnen für ſich und die Jbrigen hervorgebrachten Erwerbsmittel zum voraus abtreten könnten? und müßten?

Oder ſoll man denken, Staatsgeſetzgebungen ſeyen von Männern inſpirirt worden, welche der ſchriftſtelleriſchen Geiſtigkeit allen äußern Reiz und ſogar die oft nothdürftigen Subſiſtenzmittel in geſetzlicher Form zu entziehen, cavaliérement für das räthlichſte gehalten haben, *um die oft unverſchämte Beſſerwiſſerey der Gelehrten indirect ſich vom Halſe zu ſchaffen.*

Die Preßfreyheit zu erlauben, aber alles ſo zu lenken, daß Niemand mehr den Preſſen etwas zu geben Luſt und Muth haben könnte!! Dies, o ihr K . . . ze, dies, o ihr Räthe der geheimen Polizey, dies wäre die ſublimſte Aufgabe, welche durch eine geſchickte Geſetzmunkeley zu löſen, ihr den Augenblick benutzen ſolltet!

Wohlan! ſchneidet nur der ſelbſtforſchenden, ſelbſtthätigen Gelehrſamkeit alle Aufmunterung ab; drückt das ächte Gelehrtwerden, als unnütz nieder, haſſet es tödtlich als furchtbar und ſtörend für eure gebieteriſche Rechthaberey. Aber erwartet dann auch, was aus euren bloßen Practikern, aus euren Routiniers werden wird. Zur Maſchinenarbeit taugen hunderte, tauſende. Aber wird ihnen nicht auch Geiſt, Selbſtforſchung eingeflößt, ſo viel jedem jener Handarbeiter zur Leitung ſeiner Praxis in ſich aufzunehmen und zu faſſen vermag, dann erwartet, welche Geſchäfte gemacht, welche Regierungswunder geſchaffen werden können durch die lautere vis inertiae oder durch ungeregelte Genie-Einfälle von Arbeitern, in denen nichts wiſſenſchaftlich durchgearbeitet iſt.

IV.

Was hilfts, den Teufel austreiben durch Beelzebub?

Frage an die myſtiſchen Geſchichtforſcher.

Man ſagt: die Pabſtmacht habe im Mittelalter ſo hoch ſteigen müſſen, um der weltlichen Macht das Gegengewicht zu halten. Man ſpricht oft hievon, gleich als ob die myſtiſch-pragmatiſchen Hiſtoriker hierinnen eine wohlthätige Maaßregel der Vorſehung oder — wie man philoſophiſch feiner zu ſprechen pflegt — der höheren Weltordnung entdeckt hätten und in den geheimen Rath der Gottheit eingedrungen wären. Immer, — ſo folgert man alsdann gerne für jetzt und alle Zukunft —

> immer muß die geiſtliche Macht der weltlichen gegenüber ſtehen, um dieſe in ihren Uebertreibungen zu mäßigen.

So wird die Geſchichte „fruchtbar“ gemacht. So ſoll die getäuſchte Vorwelt auch noch die Nachwelt zu myſtificiren mithelfen.

Aber Aequilibriſten! was hilft es dem leidenden Theile der Menſchheit, wenn die Vorurtheile der Weltlichkeit dadurch ins Gleichgewicht geſetzt, wenn ſie dadurch aufgewogen werden ſollen, daß auf dem andern Wagebalken die Geiſtlichkeit eben ſo ſchwere und noch ſtärkere Vorurtheile anhängt und geltend macht. Der Schwerpunct in der Mitte, was gewinnt er dabey, als daß er, der alles tragen ſoll, ſtatt einer zwey Laſten zu tragen hat.

Wahr iſts; das Geiſtige ſoll das Weltliche, das Irdiſche, überwägen. Das Idealiſch-Wahre und Gute ſoll die vergängliche Herrſchaft der Eigennützigkeit überwältigen. Aber iſt das Geiſtige nur im Geiſtlichen? iſt es nicht dort, wo die Vernunft nicht nur als Kraft iſt, ſondern als

Wirkſamkeit vorherrſcht. Oder ſoll immer nur der Teufel ausgetrieben werden durch Beelzebub? ſoll immer nur die Möncherey abgethan werden, wenn der Finanzabgrund nach den Kloſterſtiftungen hungert? ſoll immer nur die Religion wieder durch Domcapitel hergeſtellt werden, weil man die Secondogenituren des Adels, nachdem ihm ſoviel von ſeinen rechtmäßigen Beſitzthümern wegſouverainiſirt worden iſt, doch als Domherren von den Kirchenſtiftungen erhalten ſehen will?

Man treibt nicht den Teufel aus durch Beelzebub. Der ausgetriebene vielmehr nimmt 7 ärgere, denn er war, zu ſich und der alte Teufel ſetzt ſich nur feſter, zugleich mit den neuen parvenus.

V.

Schüchterne Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen.

Jm deutſchen Bundes-Parlamente ſtellt Oeſtreich das erhaltende Princip (die Pairskammer) Preußen das ſchaffende Princip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes iſt das bindende Azot, dieſes das freimachende Oxygen in der politiſchen Atmoſphäre Deutſchlands. Aus ihrer gehörigen Miſchung allein entſteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrſchte würde das deutſche Gemeinweſen ein ſieches unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere, in heißen und allzuraſchen Athemzügen ſich verzehren.

Oeſtreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geiſt und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablaſſende Theilnahme an den frohen Lebensſpielen des deutſchen Volks mußte um ſo mehr überraſchen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernſten Mannes kömmt. Preußens Wirkſamkeit war freilich ſeelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat, that es nur aus Luſt und ſeinem Naturtriebe folgend, was Oeſtreich mit Verſtand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verſpotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geiſt der Zeit ſeine Freude findet.

Die Oeſtreichiſche Regierung fürchtet jede Volksbewegung, und iſt folgerecht genug auch keine ſolche zu dulden, die zu ihrem eignen Beſten thätig iſt. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, ſie war die einzige deutſche Macht die eine Volksbegeiſterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen laſſen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit, die Bürgerbewaffnung, und das Streben der Deutſchen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es wie in den Kleidertrachten nur ſpielend ſich zeigte, hätte geehrt werden ſollen, lächerlich gemacht.

Oeſtreich iſt die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ſtändiſchen- oder freien Munizipal-Verfaſſungen, die dort noch ſtatt finden, dienen nur ſie wirkſamer zu machen, indem ſie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geiſt des Staatskörpers iſt in der Regierung das Herz im Adel, im Volke iſt nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieſes Reiches inneres Regierungsſyſtem, die Unmündigkeit worin der Geiſt der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Preſſe, die Quarantaine, der ſich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Anſicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verſtattet wird, oder die gänzliche Gedankenſperre ausländiſcher Erzeugniß — alles dieſes war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilſam. Joſeph's II. allzuraſche und darum mislungene Verſuche mochten es billig ſchüchtern machen. Nach ihm, durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und der Lage der Dinge die man mit dem Namen franzöſiſche Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern wohl an ſich erwünſchte Freiheiten, da ſie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf geſetzlichem Wege zufließen zu laſſen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jezt aber wäre es an der Zeit den Bürgern freiwillig zu geben, was man ſich nicht abtrotzen zu laſſen, ſich ſtark genug gezeigt hatte. Daß das öſtreichiſche Volk mit innigerer Liebe als irgend ein Anderes an ſeinen Fürſten hängt, beweist nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfaſſung ſondern die des Fürſten und der Verwaltung. Aber leztere ſind ſterblich während erſtere dauert. Weder Liebe noch Furcht iſt jezt mehr ein ſicheres Band zwiſchen Volk und Herrſcher, ſondern Achtung allein; denn die Völker ſind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den lezten fünf und zwanzig Jahren unüberſteiglich geachtete Berge erklimmt, und geht jezt thalwärts, den Frieden und die Heimat ſuchend. Man mag ihr immer eine heilſame Hemmkette anlegen um ihren Lauf zu ſchwächen, aber aufhalten läßt ſie ſich nicht, ſie zerreißt die Kette, und zieht jeden der ſie gewaltſam zurückhält, mit ſich hinab.

Oeſtreich iſt das europäiſche China, ein ſtill ſtehender ausgewachſner Staat. Er treibt ſeine ſtarken Wurzeln weit über ſeinem eigenen Gebiete, unter dem Boden anderer Länder fort. Dieſe ſtarke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, ſchwerer iſt, es zu lieben. Es mag zu ſeinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geiſtreiche Männer für ſich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben geſinnt ſei, ſpricht ſich in dieſen ſeinen Verfechtern am deutlichſten aus. Verſpottet und gehaßt führen ſie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die gut oder ſchlecht ſtets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen ſiegt das leztere; darum wird auch Oeſtreich, kalt beſonnen und lieblos wie es iſt, dem Geiſte der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm ſtiftet.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oeſtreich nicht entbehrt, und deſſen gutmeinender Fürſt, nicht unwillig ſind dem Volke mehr Luſt und Licht zu geben; aber ſie gehen zu langſam in dieſer eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur wer ſtille ſteht, nicht wer ſich bewegt. Es iſt eine überkluge Staatskunſt in einer Zeit der Neuerungsſucht und eben weil ſie ſo beſchaffen, das Alte trotzend zu behaupten. Vorſicht iſt nöthig, aber ſchleichen heißt nicht behutſam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man ſchnell zu kommen ſuchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr ſelbſt verringern.

Es giebt politiſche Gebrechen, die für den einen Staat als in ſeiner Organiſation gegründet nothwendig, und daher auch heilſam ſind, für den andern aber, weil ſie ſeiner Natur widerſprechen verderblich werden, und ihn früher oder ſpäter entweder zu einer Umänderung oder zur Zerſtörung führen. So iſt die Schuldenlaſt Englands ſowohl die Stütze ſeiner innern Freiheit als die Bürgſchaft ſeiner äuſſern Ruhe, indem es hierdurch das Schickſal anderer Staaten an ſeine eigene Fortdauer knüpft. Für Oeſtreich hingegen iſt die Zerrüttung des Finanzweſens an der es leidet, ein Uebel ohne Erſatz. Ohne dieſes Gebrechen wäre es ein unabhängiger geſchloſſener Staat. Sein Finanzweſen widerſpricht durchaus ſeinem angenommenen Regierungsſyſteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider ſeinen Willen mit dem liberalen Geiſte unſerer Zeit zuſammen, da es genöthigt ſeyn wird zur Erhaltung eines endlich fallenden Credits, ſich den übrigen deutſchen Staaten in Einführung freiſinniger Verfaſſungen anzuſchließen.

Aber ſo mußte Oeſtreich beſchaffen und mit dieſen Fehlern mußte es begabt ſeyn, um Europa's Retter zu werden. In unſerer ſturmbewegten Zeit war dieſer Staat der einzige Felſen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte, und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere ſich vereinten. Die europäiſchen Fürſten erkennen es nicht genug, wieviel, ja daß ſie Oeſtreich alles zu verdanken haben. Es kämpfte fünf und zwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürſtengeſchlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es ha den gewaltigen Geiſt der Zeit — beſiegt nicht, aber aufgehalten, für ſo lange als das Schickſal es in der Menſchen ſchwache Hände geben wird. Aber nicht blos wo Oeſtreich ſich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenſtellte, auch da war es Rettung bringend, wo es beſonnen dem Laufe der Dinge anſcheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden ſchloß. In unſern Treibhauszeiten, wo jede That von der Glut einer wahnſinnigen Sehnſucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht zugleich hervorbringt, iſt die langſame nüchterne Kraft, die ſich nie ganz verbraucht, und darum aushält, die wirkſamſte und nützlichſte. Mit dieſer hat Oeſtreich geſtritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordenen faſt bewußtlos handelnden Staatsklugheit, unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet als Preußen mit unzeitiger zappelnder Geſchäftigkeit. Gleich dieſer Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleoniſchen Herrſchaft da ſie noch in ihrem Jugendfeuer war, ſich unverſöhnlicher entgegengeſetzt hätte. Oeſtreich hat Napoleons Macht, vielleicht nicht abſichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener ſie zu befeſtigen gedachte, und die Welt ſelbſt ſie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louiſe. Halb Frankreich und viele ſeiner Anhänger auſſer ihm hatte ſich der franzöſiſche Kaiſer hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieſer Verbindung mit einer legitimen und die Grundſätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerſtören und unterdrücken. Daß er dieſe Furcht einflößte ohne ſie zu rechtfertigen, war um ſo gefährlicher für ihn, denn Oeſtreich und die alten franzöſiſchen Ariſtokraten ſahen ſich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikaniſchen Franzoſen hörten darum nicht auf beſorgt zu ſeyn. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oeſtreich keinen Feind mehr in ſeinem Wirkungskreiſe zu ſcheuen fand, verließ er den Schwerpunkt der ihn ſicherte, und indem er, Rußland bekriegend, ſich mit ſeiner Macht zu ſehr hinüber neigte, ſtürzte er von ſeiner Höhe herab. —

Preußen kann in ſeinem langgeſtreckten Gebiete ſich nur mühſam bewegen; ſeine Gränzen ſchlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachſen, das Kleid auszufüllen ſuchen. Die Rheinprovinzen welche es erworben hat, können auf die alten Länder denen ſie einverleibt worden ſind, wohlthätig wirken, indem ſie ihnen die unter der franzöſiſchen Herrſchaft errungenen neuen und heilſamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Sezt man ſich aber dieſer Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden, und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geiſt der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiſerlichen Regierung, das franzöſiſche Volk der Gleichheit ſich erfreute, die man ſchmerzlicher vermißt als ſelbſt die Freiheit, und daß wenn ſie Napoleon der leztern beraubte, es weniger geſchah um ſie ſelbſt zu unterjochen, als um ſie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freiſinnigen Regierungslehren ſeiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es beſſer dieſe Provinzen einer eignen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schleſien gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrſche! Oeſtreich hat darum ſo feſt und ungeſtört ſeine Staaten jeder Zeit zu beherrſchen gewußt, weil es jedes Land nach ſeiner eignen Weiſe, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen iſt keine europäiſche Macht; nicht ſeiner Größe und ſeinem Gewichte, ſondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die ſeiner Stimme im Rathe der mächtigſten Fürſten gegeben wird. Aber Preußen iſt eine deutſche Macht, und da es die einzige reine iſt, ſo iſt Deutſchland nur in Preußen. Das deutſche Gemeinweſen findet allein im preußiſchen Könige ſeinen aufrichtigen Freund; die andern Fürſten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil ſie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Dieſes Bewußtſeyn, die Dankbarkeit des deutſchen Volkes zu verdienen, kann allein an Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutſchland bei ſeinen ausgedehnten Grenzen, dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der Preußiſchen Macht jene hohe Bedeutung zugeſteht, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch ſpielend treiben, aber das Spiel iſt des Ernſtes gute Vorübung. Deutſchlands Geiſt iſt in Preußen, und der iſt's der den Körper regiert.

VI.

Bücherkunde.

Abhandlungen aus dem deutſchen gemeinen Civilproceſſe, von Dr. Carl Leopold Goldſchmidt. Frankfurt am Main 1818. Verlag der Hermannſchen Buchhandlung.

Wer im Innern eines Hauſes ſich umzuſehen die Neigung oder das Recht nicht hat, weil deſſen Bewohner ihm unbekannt ſind, der mag doch gerne vor deſſen Auſſenſeite weilen, wenn die Bauart etwas anziehendes enthält. Eine ſolche öffentliche Seite hat manches Buch für viele welchen ſonſt der Inhalt fremd iſt, und dieſe des angezeigten Werkes will ich meinen Leſern zuwenden. Glücklich ſind diejenigen welche dabei ſtehen bleiben dürfen, und nie in Gefahr kommen in dem Labyrinthe des Rechts von dem Minotaur des Prozeſſes verſchlungen zu werden. Man kann eine Stelle aus Schillers Taucher ohne alle Bosheit ſo parodiren:

— Der Menſch befrage die Richter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

„Der ſcharfſinnige und kenntnißreiche Verfaſſer dieſer Abhandlungen, bezweckte auſſer der Aufklärung welche er in einige Lehren des ſogenannten gemeinen deutſchen Prozeſſes bringen wollte, vorzüglich die Verkehrtheit unſeres gerichtlichen Verfahrens darzuſtellen, und zu bewahrheiten was der Dichter ſpricht:

Es erben ſich Geſetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,
Sie ſchleppen vom Geſchlecht ſich zum Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt leider! nie die Frage.

Es wird gezeigt wie großartig und herrlich die Geſetzgebung des freien Roms, welche ſo einfach war und die Freiheit des Bürgers nicht in Feſſeln ſchlug, neben der unſerigen erſcheine, und wie im Verlaufe der Jahrhunderte Unverſtand und Gewohnheitstrieb das öffentliche Verfahren, Willkühr und Herrſchſucht das Geſchwornengericht verdrängt habe. Warum der heutige Prozeß ſo aller eigenthümlichen Form verluſtig und buntſcheckig werden mußte, erklärt der Verfaſſer genügſam. „Dieſer, in einem Freiſtaate gebohren und erblüht, auf eine Monarchie übergegangen, aus ihr in eine Hierarchie verpflanzt, und von da für einen monarchiſch-republikaniſchen Staatenbund entnommen, muß, ſeiner Natur nach von der Staatsverfaſſung abhängig, an urſprünglicher Geſtaltung nothwendig, wo nicht dieſe ganz verlohren haben.“

„Als das Recht noch auf freiem Markte und in freier Rede lebte und wirkte, half es die Zeit bilden, ſeit es begraben in verſchloſſener Kammer und gebundner Schrift, bequemt es ſich nach der Zeit und ihren Bequemlichkeiten.“

„Unglückſelige Zeit, die ſich hellſehend wähnt und blind iſt, die frühere Mängel entdeckt, welche nie waren, und die eigne Gebrechlichkeit nicht ſieht, welche noch iſt. Dreimal unglückſeligeres Recht, wie iſt gebrochen deine herrliche

Kraft, und entſchwunden dein freies Leben, wie biſt du ſo gar zur wiſſenſchaftlichen Mumie eingetrocknet, und welch kleinliches Räderwerk ſoll Freiheit und Leben dir erſetzen. Legislation der heutigen Politik, die nur Staaten anerkennt und kein Volk, wird zur Politik der heutigen Legislation, und ſelbſt viele die das Gute wollen, verfechten unbewußt das Arge“

Der Verfaſſer verdient in ſeinen Behauptungen um ſo mehr Vertrauen, da er als Advokat alle die gerichtlichen Wege und Umwege aus der Erfahrung und nicht blos aus den Beſchreibungen Andrer kennt.

VII.

Frankfurter Volksbühne.

Am 7. July. — 1. Der Sammtrock, Luſtſpiel von Kotzebue.

Ich gebe Euch den freundſchaftlichen Rath dieſes Luſtſpiel zu leſen, ehe Ihr deſſen Darſtellung beiwohnt, damit Ihr nicht ängſtlich werdet, wenn, wie es darin geſchieht, ein junger Graf bei dem Beſuche einer verheiratheten Frau, die nach ihres Mannes eigner Erklärung „appetitlich“ iſt, die Thür hinter ſich verſchließt, um ſich ungeſtört ſeiner Zärtlichkeit zu überlaſſen. Es iſt beruhigend vorherzuwiſſen, daß die Sache glücklich abläuft. Aber ihre Launen haben die Weiber, das iſt gewiß! Mir wenigſtens könnte dieſer Graf Länger von Hrn. Urſpruch dargeſtellt durchaus, und ſchon ſeiner altväteriſchen Kleidung wegen nicht gefallen. Kurze Beinkleider und Strümpfe unter einem Oberrocke bezeichnen einen ſoliden langweiligen Mann. Ueberdies ſcheint es mir, daß wenn in einem Stücke das Klima und die Jahreszeit nicht beſtimmt angegeben ſind, der Schauſpieler ſich nach der Witterung die in der wirklichen Welt herrſcht kleiden müſſe. Aber am 7ten July 1818 ging wohl kein junger leichtfertiger Zierling, ſo wie Hr. Urſpruch gekleidet auf Eroberungen aus. — Hrn. Otto's Spiel als Magiſter Kranz war zu loben; das Gutmüthige, Trockne und Leidenſchaftsloſe, das in der Art dieſes Künſtlers liegt, iſt in der Rolle eines Stubengelehrten nicht unangemeſſen. — Frau v. Buſch, war als Sibylle zu eintönig. Durch die ganze erſte Scene blieb ſie mitten im Zimmer, den Strickſtrumpf in den Händen unbeweglich auf einem Flecke ſtehen. Das iſt nicht nach der Natur.

2. Das verlorne Kind, Schauſpiel von Kotzebue.

Sehr rührend, wie gewöhnlich. Ein Lord will ſich im Walde todt ſchießen, muß aber ſeinem ihm nachgeſchlichenen treuen Diener die Piſtolen abliefern. Jezt wird er ſatyriſch und ſagt: das Beſte am Leben ſei daß man es wegwerfen könne. Darauf geht er an's Meer, welches bei der Hand iſt, und will ſich hineinſtürzen. Aber es wird wieder nichts daraus. Ein am Ufer ſchlafendes Kind, das ſich verlaufen hatte verhindert zum zweiten Male den Selbſtmord. Des Kindes Eltern finden ſich weheklagend ein. Deſſen Vater iſt des Lords eigner verſtoßner Sohn. Verſöhnung. Der Vorhang fällt unter vielen Thränen.

Herr Haas machte den verwirrten Lord der nach des Dichters Vorſchrift „mit unheimlicher Wildheit“ auftreten ſoll, ſehr natürlich. — Frau v. Buſch ließ in ihrem Geberdenſpiel nichts zu wünſchen übrig. — Minna Urſpruch (das Kind Tony) war gut einſtudirt; aber auch ihr war der Fehler ſich den Zuſchauern zu viel en Face zu zeigen, ſchon frühzeitig beigebracht werden.

3. Toni, Drama von Körner.

Demoiſelle Schwarz von Prag, ſpielte die Toni als Gaſt, und zeigte ſo viel künſtleriſche Fähigkeit als nur dieſe Rolle zu entwickeln verſtattet. Ein warmes und ſeelenvolles aber dennoch beſonnenes die Ueberlegung der Künſtlerin freizeigendes Spiel — eine wohlklingende Sprache, nur durch katharraliſche Beſchwerden zuweilen unverſtändlich gemacht —

das gehörige bei andern ſo oft vermißte Anſchwellen und Sinkenlaſſen der Töne — gemäßigte Lebhaftigkeit im Ausdrucke und Geberdenſpiele (Toni's Hinneigung zu Guſtav, iſt nur erſt eine Tugend, noch keine Leidenſchaft) — dieſe Vorzüge ſind es, welche uns den weitern Darſtellungen der Dem. Schwarz mit angenehmer Erwartung entgegen ſehen laſſen.

Wer Kants oder eines Andern phyſiſche Geographie beſizt, den bitte ich dringend darin nachzuleſen, ob es wirklich auf St. Domingo zugleich Tag und Nacht ſei — die Sache wäre äuſſerſt merkwürdig. Wenigſtens war es im Schlafzimmer des Guſtav von Ried der Fall geweſen; dort fiel durch das eine Fenſter grauſe finſtere Nacht, und durch das andere der hellſte freundlichſte Sonnenſchein. Die Handlung ſpielt eigentlich im Dunkeln und die Zudringlichkeit war auf der Seite des Lichtes.

Am 9. July. 1. Das Taſchenbuch, Drama von Kotzebue.

Fouquet, Ludwig's des vierzehnten Finanzminiſter, einer jener großen Schwämme die den Schweiß des Volkes abtrocknen um ihn einzuſaugen, mißfiel ſeinem Gebieter, weil er, der Diener, ſeinen Herrn überglänzen wollte, und in einer Neigung des Herzens ihm zu begegnen wagte. Da erinnerte man ſich, daß ſeine Verwaltung ſchon längſt untreu geweſen, und ſtellte ihn vor Gericht. Peliſſon-Fontanier, ein gelehrter Mann, Fouquet's Vertrauter und erſter Schreiber, wußte ſeinem bewachten Herrn die Nachricht von der Vernichtung gewiſſer ihn anklagender Papiere nicht anders mitzutheilen, als indem er den Schein annahm er wolle gegen ihn zeugen. Als Fouquet durch die Schurkenmaske ſeines Vertrauten endlich deſſen Edelmuth erkannte, entſtürzten Thränen ſeinen Augen. — Das iſt die Begebenheit, welche dieſem Drama den Stoff gab. Kotzebue hat ihn gewandt genug behandelt. Liebe und Schurkerei, Unterthanentreue, Freundſchaft und Soldatenehre ſind nicht ungeſchickt mit einander verbunden. Soldatenehre! ja die hätte aus dem Spiele bleiben ſollen, es iſt ein unbequemer Stoff für einen Bühnendichter. Welche Stellung einem Manne geben, der der Ehre, nicht dem Vaterlande dient, und welcher nicht Tadelnswerthes darin findet, einen Widerſacher ſeines Fürſten ungeahndet entwiſchen zu laſſen, wenn er nur dabei den Schein der Pflichterfüllung ſich zu bewahren wußte?

Herr Otto ſpielte den Feſtungscommandanten ganz gut. In mehrern Scenen die auf dem Zimmer vorgeben hielt er den Generalshut auf dem Kopfe ſogar in Gegenwart eines Frauenzimmers. Warum? Iſt dies Gebrauch in einer belagerten Feſtung? — Herr Weidn[illegible] als Gouverneur war zu loben. — Demoiſelle Lindner eine der vorzüglichſten Künſtlerinnen unſrer Bühne, trat nach einer langen Abweſenheit heute zum erſtenmale wieder auf. Man hätte ihr Gelegenheit geben ſollen in einer glänzendern Rolle als die der Amalie, ſich für die Beifallsäuſſerungen mit welchen ſie empfangen werden dankbar zu bezeigen. Frauen vom höchſten Zartgefühle haben es gerügt, daß Amalie in der Wärme ihres Geſprächs, nicht blos ihrem Vetter Eduard, (welches verzeihlich ſei da ſie ihn liebe), ſondern auch dem Baron Schwarzenthal (dem ja eine Abweiſung zu Theil geworden), ihre Hand zu freigebig hingereicht habe. Sie meinten: dieſe Auſſenwerke des weiblichen Herzens dürfe man nur dann überliefern, wenn man zu Mehrerem geneigt ſei; wo aber keine Herzlichkeit ſtatt finde, da ſei Zurückhaltung mit ſolchen wichtigen Gunſtbezeigungen Pflicht und Klugheit. Ich ſchreibe dieſen Tadel nieder wie er mir aufgedrungen worden; ich ſelbſt habe weder Einſicht noch Erfahrung in ſolchen Händeln. — Herr Becker ſpielte den Eduard von Mildau mit Wärme und Verſtand. — Die ſchwerſte Rolle, die des Baron Schwarzenthal, ward Herrn Schmitt zu Theil. Er unterlag ihr und unterwarf ſie nicht völlig. Ein Schurke auf der Bühne darf ſeine Undurchdringlichkeit nicht ſo weit treiben, daß er auch den Zuhörer täuſche. Hr. Schmitt ſcheint darin gefehlt zu haben; in ſeiner erſten Unterredung mit Amalien, wo ihm dieſe die Hoffnung auf ihre Hand nimmt, iſt ſein Mienenſpiel zu verſchloſſen, man kann nicht errathen, ob dieſe Erklärung ihn zu großmüthigen Gefühlen ſtimmen, oder zur Ausführung ſeines ſchlechten Vorſatzes führen werde. — — Zwiſchen den Akten dieſes Dramas hatte eine Deputation des Orcheſters im Namen ihrer Committenten eine prächtige neue Symphonie geſpielt. Freunde muſikaliſcher Häuslichkeit, müſſen ſolche Abende benutzen, ſich einen unvergeßlichen Genuß zu bereiten. Es giebt nichts anmuthigeres als dieſe Familienmuſik. Da ſizt frei von allem läſtigen Zwange Großvater Baß im engen Kreiſe ſeiner Söhne und Enkel und erzählt von Haydns Jugendſtreichen und erſter Ausflucht in die Welt. Da herrſcht Vertrauen, Herzlichkeit, Ungebundenheit. Hieher komme Du gute Seele; Du wirſt dich glücklich fühlen, und jene Gallaopern bald vergeſſen.

2. Das Geheimnis, Oper von Solié.

Die franzöſiſche Converſations-Muſik will mit einer eignen leichten Art ausgeführt werden. Ein gutes deutſches Orcheſter wie das Unſrige iſt faſt zu gediegen um mit der gehörigen Oberflächlichkeit über ſolche Sachen wegzurauſchen. Sein Spiel wird zu ausgeſprochen ſeyn; und ſo war es auch. Die Sänger in einer ſolchen Oper können eines gewandten Spiels noch weniger entbehren. — Das angenehme Lied femmes voulez-vous éprouver, das ganz Frankreich trillert, fand hier durchaus keine Theilnahme. Herr Hill und Madame Urſpruch hatten es geſungen.

Am 11. July. Kaiſer Hadrian, Oper von Weigl.

Selbſt der Ernſt dieſes Tondichters iſt einſchmeichelnder Art, wenn auch mit Gefahr hierdurch von ſeiner Würde zu verliehren. Das Talent iſt merkbar genug, doch hat ſeine eigenthümliche ſchöpferiſche Kraft, Weigl in der Schweizerfamilie verbraucht. — Das Finale des 2ten Akts und Dorves

Recitativ und Aria welche dem Finale des 3ten Akts vorgehen, ſind achtungswerthe Kunſterzeugniſſe.

Demoiſ. Lange hatte die Rolle der Emirenna. Es wär ihr erſter Verſuch auf der Bühne, und ſie wurde mit Zeichen der Aufmunterung empfangen. Eine reine volltönende Stimme von ſeltnem Umfange, ein gebildeter Vortrag der eine vortrefliche Schule verräth, haben die ſchon gutgeſtimmte Erwartung noch übertroffen. — Hr. Schelble als Hadrian zeigte den kunſtgewandten Sänger, für den er anerkannt iſt. Möchte er den Weg zum Herzen des Zuhörers ſeltener verfehlen! — Hr. Hillebrand hat in der Rolle des Osroes ſich ſelbſt übertroffen. Es wird ihm nicht entgangen ſeyn, daß er ſich den ungewöhnlichen Beifall der ihm diesmal zu Theil ward, nur dadurch erwarb, daß er con sordino ſang, und ſeinen blutdürſtigen Ultrabaß nicht gebrauchte. — Es haben noch mehrere Leute mitgeſungen. — Die Chöre machten die gute Leitung bemerklich der ſie jezt unterworfen ſind.

Am 12. July.. Kabale und Liebe, von Schiller.

Ich war verhindert dieſer Vorſtellung beizuwohnen, und ich verſuchte vergebens die geſammelten Stimmen einiger Freunde in Einklang zu bringen; es hatte jede ihre eigne Tonart. Es werde mir dafür verſtattet einen kurzen Bericht über die Aufführung einer Oper auf der Großherzoglichen Bühne zu Darmſtadt, welcher ich an dieſem Tage beigewohnt hatte, meinen Leſern mitzutheilen. Man gab Trajan in Dazien, von Nicolini. Eine liebliche Muſik, und nicht ohne Geiſt und Würde. Wenigſtens lernt man einſehen daß man den Italiänern Unrecht thut, wenn man ſie nach ihrem Roſini beurtheilt. Herr Wild dieſer herrliche Sänger, den Frankfurt kennt und bewundert — hätten wir doch ihn ſo zu feſſeln gewußt als er uns — machte den Trajan. Des Lobes bedarf er nicht. Vielleicht hatte er ſeinen Theil zu reich ausgeſtattet; der koſtbare Stoff eines Gewandes ſoll mit zierenden Blumen nicht ganz überdeckt werden. — Dem. Ehelins, Altſtimme, ſang als Decebalus König von Dazien, vortreflich, doch in einer faſt eigenthümlichen tönenden Weiſe. Sie hat das große ſeltne Verdienſt der Deutlichkeit, es geht keines ihrer Worte verloren. (Dahin iſt es mit der Bühne gekommen, daß dieſes als Verdienſt angerechnet werden muß!) Ihr Anſtand und ihr Benehmen als Mann verdienen eine ausgezeichnete Erwähnung. — Mad. Krüger als Colmira, des Königs Gattin entzückte mehr als einen Sinn. Dieſe in voller Jugendblüthe prangende Geſtalt mit unnennbarer Anmuth ausgeſtattet, dieſer ſeelenvolle Blick, dieſes reizende Lächlen, ſollten einer ſchlechten Sängerin zu Theil geworden ſeyn, damit das Auge das Ohr beſteche. Und nun ihr zauberiſcher Geſang, wo Kraft-Gewandheit und Lieblichkeit der Stimme einen unentſchiedenen Wettkampf führen! — Hr. Delcher hatte in der Rolle des Zomusko zwar nicht Gelegenheit ſich mit Glanz zu zeigen, doch erkannte man daß er ſich den Uebrigen zuzählen dürfe. Auch die Frankfurter Bühnenfreunde, hatten dieſem braven Baßſänger bei ſeinem Gaſtſpiele den verdienten Beifall nicht verſagt. — Von der großen Ordnung und Pünktlichkeit die auch in den unbedeutendſten Scenen beobachtet wird, von den herrlichen Chören, von der reichen Garderobe, von den ganz unvergleichlichen Dekorationen, von der geiſtvollen und ſtrengen Leitung, die in dieſem allen ſichtbar wird, und wodurch ſich die Darmſtädter Bühne auszeichnet, ſoll ein andermal ausführlicher geſprochen, und die Vergleichung zu welcher dieſes Anlaß geben könnte, gewiß nicht unterdrückt werden.

Am 14. July. — Camilla, Oper von Paer.

Paers Camilla hat einen guten untaſtbaren Ruf, darum gelang es ihnen nicht ſie zu verläumden, ſo fein es auch angelegt war, ſo ſchlau ſich auch alle Mitſingenden dazu verabredet hatten. — Hr. Kaintz, Mitglied des königl. Ständ. Theaters zu Prag ſtellte den Herzog vor. Wenn die Böhmiſchen Stände keine beſſern Redner als Sänger haben, dann ſteht es ſchlecht um ihre Volksvertretung. — Mad. Urſpruch ſang die Camilla. Welch' ein grauſames Vergnügen dieſe Parforcejagd nach aufgeſchreckten und entfliehenden Tönen! das arme Wild! Camilla iſt wie eine Büßende nicht wie eine unſchuldig Leidende gekleidet. Nach Vorſchrift? — Demoiſ. Wagner als die Gärtnersbraut Ghitta war recht loſe, ſchnippiſch, allerliebſt, ſehr allerliebſt. Ihr Bräutigam hieß Antonio.

Am 16. July. — Eliſe von Valberg, Schauſpiel von Iffland. —

Da drucken ſie unten am Zettel ſpöttiſch und ſchadenfroh hin: „das Ende gegen 9 Uhr.“ Dreiſtündige Leiden, als wäre dies nichts bei der Kürze des menſchlichen Lebens! Himmel, und man ſoll nicht toll werden? Wozu uns ein ſolches Schauſpiel von der flachſten Flachheit, von dem fadeſten Geſchmacke? Iſt es nicht als hätten darin Fürſt und Kammerdiener, Hofleute und Bürgersleute, Ehrlichkeit und Spitzbüberei, Naivität und geziertes Weſen, nach des Dichters Willen mit einander wetteifern ſollen, wer von ihnen ſich am abgeſchmackteſten zeigen könne! Welch' ein Fürſt der wie ein verliebter Perückenmacher ſich gebehrdet! Nicht eine Ader, nicht ein Nerv' fürſtlichen Gemüths in ihm, wodurch die Leidenſchaft veredelt werden könne. Eine geſtrenge Obrigkeit ſollte gar nicht dulden, daß allerhöchſte Perſonen auf der Bühne ſo lächerlich gemacht werden. Ueberhaupt welches ausgedroſchne Stroh in der Handlung dieſes Stückes. Maitreſſengeſchichten! Weg damit. Mit ſolchen Lumpereien geben wir uns nicht mehr ab; wir machen Conſtitutionen, rufen Stände zuſammen und ſchicken ſie nach Hauſe, und haben damit alle Hände voll zu thun. — Der liebe goldne Kotzebue iſt doch ſo übel nicht. —

Herr Heigel ſpielte den Fürſten, und wenn es ſeine Abſicht war ſich über einen albernen Prinzen luſtig zu machen, dann iſt ihm dieſes gelungen. Ein unerträgliches Geſchrei, polternde Beweglichkeit, die gemeinſte Leidenſchaftlichkeit in Stimme und Gebehrde, könnten mit vereinigtem Bemühen das gewählte Ziel unmöglich verfehlen. Herr Heigel ſpielt nicht ſo ſtill weg daß er nicht bemerkt würde, wie manche Andere; er macht Anſprüche rege und fodert die Beurtheilung mit ſtarker Stimme heraus. Höchſt tadelnswerth iſt es, daß er eine gewiſſe Bewegulig mit der Hand nach der Stirne zu oft wiederholt und dabei wie mit einer Fuhrmannspeitſche klatſcht, daß man zuſammenfährt vor Schrecken. Ein Menſch der ſich nicht zu helfen weiß, der ſchlägt in ſeinem Unmuthe mit der Hand nach ſeinem eignen Kopfe, mächtige Fürſten aber ſchlagen damit nach fremden Köpfen. Dieſe Unterſcheidung iſt wohl zu merken. — Frau v. Buſch ſpielte die Fürſtin mit dem edelſten Anſtande. Da ſeht Ihr zarte Weiblichkeit mit Herrſcherwürde gepaart; da ſeht Ihr ein gepreßtes Herz das nicht ſeufzen darf und lernet Fürſtengröße nicht beneiden; da erblickt Ihr die traurige Einſamkeit der Höhe. — Madame Heinemann, Oberhofmeiſterin. So, ſo. Da die Reifröcke an keinem Hofe jezt mehr getragen werden, ſo hätte auch Mad. H. ſich nicht darin kleiden ſollen. In der dummen Erzählung von den geahndeten Forellen hatte ſie der Fürſtin faſt immer den Rücken zugekehrt; für eine Oberhofmeiſterin ein unverzeihliches Vergehen. — Herr Otto, Amtshauptmann v. Valberg: gut genug. — Eliſa v. Valberg ward von Demoiſelle Schwarz lobenswerth nur manchmal zu weinerlich dargeſtellt. Schade daß ihre catharraliſche Beſchwerden noch immer fortdauern. — Herr Hill ſpielte den Hauptmann Wütting. Dieſer Künſtler wendet ſehr viele Mühe auf mahleriſche Stellungen. Etwas wollen iſt ſchon gut; wer gleichgültig ob er gefalle oder nicht auf die Bühne tritt, iſt der ſchönen Beſtimmung unſern täglichen Jammer einige Stunden wegzulügen, nicht werth. — Herr Urſpruch, Hofjunker v. Külen. Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeſchaffen als auf der Bühne. — Madame Urſpruch ſpielte Mamſell Seradini zu ſchwerfällig, zu tragiſch, erlaubte ſich eine zu vornehme Miene. Sie hätte ſchnippiſcher, leichter, tückiſcher ſeyn ſollen. „Ey, warum ſo ernſt heute Mamſell

Serabinchen?“ würde ihr jeder Kammerherr im Vorbeigehen zugerufen haben. — Herr Weidner machte den Leiblaquai Schmidt. Ich glaube daß es nicht ſchicklich iſt, wenn ein Laquai ſich vor fürſtlichen Perſonen tief bückt und Kratzfüße macht, wie Herr W. es gethan. Einem ſo untergeordneten Diener kömmt es zu die Befehle ſeines Gebieters unbeweglich abzuwarten und zu empfangen. Doch bin ich hierin meiner Sache nicht gewiß. Ich kenne den Hof nicht.

Am 18. July. — Don Juan.

Die Nacht vor dieſer Aufführung begaben ſich wunderbare Dinge. Mozarts Geiſt ſchritt polternd durch das Komödienhaus — die dickſte Saite des Kontrabaſſes zerſprang — die große Trommel ſeufzte — eine Klarinette lachte laut auf. Ich habe dieſes alles von einem Manne erfahren, der bei der Vorſtellung von Eliſe v. Valberg eingeſchlafen war, und im Schauſpielhauſe übernachten mußte. — Herr Kaintz ſang den Juan. Ein herzensguter Mann, dem wahrhaftig Unrecht geſchehen; er verdiente es nicht, daß ihn der Teufel holte.

Am 19. July. — Die Ahnfrau, Trauerſpiel von Grillparzer.

O Dank, Dank dieſen freundlich grünen Bäumen
Die meines Kerkers Mauern mir verſtecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen.
Warum aus meinem ſüßen Wahn mich wecken?

Dieſe Worte der Königin Maria, könnte ſie nicht jeder dem Dichter zuwenden, der von den Mauern zwiſchen welchen der menſchliche Wille gefangen ſitzt, alle Blüthen und Täuſchungen wegzieht die ſie verhängen und dem erſchrocknen Blicke die ſteile kalte Nothwendigkeit zur Anſchauung giebt? Warum aus unſerm ſüßen Wahn uns wecken? — — So oft das Schickſal mit der zermalmenden Keule als Sieger die Bühne verläßt, ſo oft iſt auch die dramatiſche Kunſt von ihrer Beſtimmung abgewichen, und der Tempel der Freude hat ſich in einen Tempel des Gottesdienſtes umgewandelt. Dort mag es frommen, daß der Menſch der in ſeinem Uebermuthe ſich ungebunden wähnt, die ewige Weltordnung die ihn unauflößlich kettet, verehren lerne. Doch mag es gut ſeyn, daß dem vom Gefühle der Vergänglichkeit gepreßten Herzen, der allgemeine Blutlauf der Dinge dem es folgen muß aufgezeigt, und ihm für den Verluſt ſeiner Freiheit die Unſterblichkeit geboten werde. Aber wo der Menſch ſich menſchlich freuen ſoll, da muß er wie ein Vogel hoch in den Lüften ſchweben, die unter ſeinen Füßen liegende ſchmutzige Nothwendigkeit aus den Augen verlieren, und es zu vergeſſen ſuchen, daß ſie ihn endlich dennoch anziehen werde. Daß die Tragödiendichter der alten und der neuen Zeit dies ſo oft nicht beachtet, und den Menſchen als Sklaven des Geſchickes dargeſtellt hatten, eben daraus wird kund, wie der gottesdienſtliche Urſprung der dramatiſchen Kunſt in ihren Werken ſich herabgeerbt habe, und dann daß ſolche Schickſalstragödien dennoch eine Art ſchmerzlicher Luſt gewähren, zeigt uns wie es gleich viel ſey, ob eine rauhe oder eine ſanfte Hand die Saiten des Herzens berühre — nur daß ſie bewegt werden und tönen. Wird nun zwar verſtattet, daß der Dichter den Menſchen der Macht des Schickſals unterwerfe, ſo darf dies doch nur in einem Kampfe der ſittlichen Freiheit gegen die ſittliche Nothwendigkeit, nicht in einem Widerſtreite jener gegen die Nothwendigkeit der Naturgeſetze dargeſtellt werden. Es mag die eigne Luſt in der allgemeinen Seligkeit untergehen, nie aber darf das beſondere Leben dem gemeinſchaftlichen Tode hingeopfert werden. Dies iſt in der Ahnfrau geſchehen und das iſt ihre Fehlerhaftigkeit.

Wenn ein Menſch, unzufrieden mit der Mitgiſt des Glückes die ihm zu Theil geworden, ſich die Freuden anderer räuberiſch anmaßt, und das waltende Geſchick endlich den Verbrecher zur Wiedererſtattung zwingt, und ihn beſtraft, dann zeigt ſich hier die Regel der Weltordnung, nach welcher die ſittliche Freiheit des Einzelnen der ſittlichen Freiheit der Gemeinſchaft aufgeopfert wird. Wo aber der Enkel die Schulden ſeiner Voreltern bezahlen und für ihre Sünden büßen ſoll;

wo die Nachkommen als leibeigne Glieder des Familienhauptes deſſen Bewegung ſie folgen, angeſehen werden; wo das verbrecheriſche Blut der Ahnen durch die ganze Reihe der Geſchlechter fließt, und ſie verſauert, bis endlich die Ader durchgefreſſen iſt, und die Schuld die Buße und das Leben in einem großen Morde ausſtrömen; — wenn dem Schickſalskampfe ein ſolcher Ausgang gegeben wird, wie in der Ahnfrau es geſchehen, da hat der Dichter nicht die gerechte Vorſehung ſondern die blinde Naturkraft ſiegen laſſen, und dieſer Streit zwiſchen ſittlicher Freiheit und maſſiver Nothwendigkeit, als zwiſchen ungleichen Waffen, iſt gemein und unkünſtleriſchen Stoffes.

Wenn zwiſchen Aufgang und Untergang, zwiſchen Quelle und Ausfluß, ſich eine lange Zeit oder ein breiter Strom gelagert, und wir mit unſern ſchwachen Sinnen das feine Geſpinnſt, das Urſache und Wirkung an einander bindet, überſehen; dann ſchreckt uns endlich am Ziele die täglich aber leiſe waltende Regel, als Schickſal mit Donnerworten auf. Die Griechen verehrten und fürchteten das Fatum als eine tückiſche und rächende Macht, welche die Freuden der Menſchen zerſtöre, und ihre Schwäche ſchonungslos beſtrafe. Aber der Chriſt erkennt nur eine Allmacht voll Güte und verſöhnlicher Liebe. Nicht weil die chriſtliche Glaubenslehre die Verehrung eines blinden Geſchickes verbietet (es giebt keinen Zwang für das Gemüth), ſondern weil der Glaube der Chriſten ins Gefühl und Leben aufgenommen, kann das Fatum im Sinne der Alten nicht auf unſre Bühne gebracht werden. Wenn noch überdies, wie in der Ahnfrau, dieſes ſo geſchieht, daß eine abgeſchmackte Puppe die Triebfeder des Ganzen wird, dann iſt nicht allein das wahre Ziel der Tragödie, ſondern auch der Weg zum gewählten falſchen Ziele verfehlt.

Was Grillparzer in der Vorrede zu dieſem Trauerſpiele, in der Abſicht ſagte, um ſich gegen empfangene Beſchuldigungen zu vertheidigen, klagt ihn nur noch lauter an. „Der verſtärkte Antrieb zum Böſen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moraliſche Zurechnung nicht auf.“ Allein wenn dieſes iſt, dann hätte die Tugend, nicht das böſe Geſchick, als ſiegreich dargeſtellt werden ſollen. Freyheit iſt nur vor einer That; ſobald ſie geſchehen, war ſie nothwendig. Eine verwirrende und trügeriſche Anſicht herrſcht im Leben wie in der Kunſt der Neuen. Die Bühne der Griechen war eine Schule der Weisheit: dort ward ihnen die Uebermacht des Geſchickes bekannt, ſie traten erſchüttert aber nicht mit zerriſſenen Gefühlen ins Leben zurück, und ſie lernten mit dem ihnen gewordenen Theile der Freiheit ſich begnügen. Die Bühne der Chriſten iſt eine Schule der Thorheit: die Tugend ſoll ſiegen und das Laſter ſiegt. Iſt der Wille frei und ſtark, warum unterliegt er; iſt er ſchwach, warum wird dieſe Schwäche als Sünde angerechnet? . . Leidenſchaften? . . Ob wir dieſen, ob wir unſerem böſen Geſchicke unterlagen, es war der nehmliche Kampf — das Schickſal hat uns beſiegt. Sobald ein Menſch mit ſich ſelbſt zerfällt, ſobald es ihm an Kraft gebricht eine Leidenſchaft zu bekämpfen oder zu befriedigen, iſt dieſer ſein feindlicher Theil zur Auſſenwelt übergetreten, hat ſich mit der großen Nothwendigkeit verbündet, und führt ſo den Krieg gegen den ſchwachen Ueberreſt der Selbſtändigkeit.

Das Geſpenſt welches Grillparzer auf die Bühne gebracht, welchen dramatiſchen Zweck wollte er damit erreichen? Sollte das übermächtige Einwirken irgend eines geiſtigen Daſeyns hierdurch fühlbar gemacht werden, wozu dieſe ſinnliche Einkleidung, worüber Kinder erſchrecken und Erwachſene lachen? Sollte das Fieberbild einer erkrankten Einbildungskraft vom Aberglauben vorgegaukelt dargeſtellt werden, dann hätte eben um den Urſprung ſolcher Erſcheinungen zu erklären, das Geſpenſt nicht den Blicken des kalten Zuſchauers ſichtbar gemacht, ſondern nur durch Worte und Geberden des geängſtigten Geiſterſehers verrathen werden dürfen, welche Erſcheinung ihm verſchwebe. — —

Vorgehende gegen dieſe Tragödie gerichtete Bemerkungen ſollte nur andeuten, welche Verwirrung in der Anſicht der dramatiſchen Kunſt der Neuern herrſche, nicht den herrlichen und geiſtreichen Dichter ſollten ſie treffen. Gäbe es nur eine größere Zahl ſolcher dramatiſchen Dichtungen, daß wir endlich der jämmerlichen jämmerlichen Familiengeſchichten ledig würden, die wie Wanzen ſich in alle Ritzen der Bühnenbretter eingeniſtet haben, gar nicht zu vertreiben ſind, und uns zur Verzweiflung bringen. — Jezt einiges über die Aufführung der Ahnfrau.

Herr Löwe vom Leipziger Theater ſpielte als Gaſt den Jaromir, und gab uns einen ſeltnen, ja ſeltnen Genuß. Das iſt Kunſt! ruft die aus dem Schlafe geweckte Erwartung verwundernd aus. Es gehört ein ungemeiner Reichthum künſtleriſcher Hülfen dazu, und es wird eine nicht geringe Kraft erfodert, um in dieſer Rolle nicht unterzugehen. Dem Schauſpieler wird durch die ganze Handlung nicht ein Augenblick der Ruhe vergönnt, mit gleich ſtarker Leidenſchaftlichkeit betritt und verläßt er die Bühne, und er findet keine Zeit ſich für die entſcheidende Momente zu ſammeln. Den Kampf auf Tod und Leben ſeiner Gefühle gab uns Herr Löwe mit ergreifender Wahrheit. Dieſes Feuer, dieſe unauslöſchliche Glut der Leidenſchaft mußte Jaromir fühlbar machen, um in dem Herzen des Zuhörers für ſeine Verbrechen Erbarmen zu finden. Der kalte beſonnene Böſewicht bliebe ein Gegenſtand des Haſſes und Ekels. Herr Löwe zeigte im Vortrage der oft geſangartigen Verſe eine große Mannichfaltigkeit einſchmeichelnder und ſtets angemeſſener Modulationen der Stimme. Sein Geberdenſpiel war manchmal zu reich. Nur die großen Bewegungen des Herzens müſſen ſich kund thun, doch darf nicht jeder Pulsſchlag der Empfindung durch Zeichen ſich kenntlich machen wollen. — Demoiſelle Schwarz ſpielte die Bertha. Sie entſprach nicht ganz der Erwartung, welche ſie bei ihrem erſten Auftreten als Toni rege zu machen verſtand. Es iſt etwas ſauerſüßes in ihrem Ausdrucke, das nicht immer behaglich iſt; doch darf ſie den beſſern Künſtlerinnen zugezählt werden. Ihre Deklamation iſt regelrecht und ſie verſteht den

Sinn ihrer Rolle beſſer als ſie ihn verſtändlich zu machen weiß. — Graf Barolin ward von Herrn Otto dargeſtellt. Die dieſem Schauſpieler gemachten Rügen dürfen nicht wiederholt werden, um nicht eben in die Eintönigkeit zu verfallen, welche der Gegenſtand des ausgeſprochenen Tadels war.

Am 21. July. — Der Spieler, Schauſpiel von Iffland.

Die Spielſucht auf die Bühne bringen? Man könnte eben ſo gut die Schwindſucht dramatiſiren, durch alle Stadien hin, von dem Augenblicke daß der junge Menſch nach einem Walzer ein Glas kaltes Waſſer trinkt, bis er ſeinen Geiſt aufgiebt, oder das Lungengeſchwür auf eine glückliche Weiſe aufbricht. Sagt mir Ihr lieben Leute, wie ertragt Ihr es nur, auf der Bühne alle den oberflächigen Jammer und die kleinen bürgerlichen Verlegenheiten darſtellen zu ſehen, die Ihr in Eurem Hauſe ſo viel natürlicher habt? kein Geld, Schulden, nichts zu frühſtücken, ein treues Weib das jeden Mangel geduldig erträgt — ſind dieſes ſo ſeltne Erſcheinungen, daß man deren Anblick erſt erkaufen muß? Auf der Bühne ſoll der Menſch eine Stufe höher ſtehen als im Leben. Zur Heidenzeit der Griechen und Römer ſpielten Fabeln und Göttergeſchichten darauf; wir die weniger ſind haben nicht nöthig ſo hoch zu ſteigen; wir brauchen nur die wirklichen Menſchen der alten Völker darzuſtellen. Wir Werkeltagsnaturen die im ganzen Leben nichts großes erfahren, und denen das furchtbare Schickſal höchſtens unter der Geſtalt eines Polizeidieners oder Unteroffiziers erſcheint, wir dürfen nur in den Feyerkleidern unſerer Leidenſchaften auf die Bühne kommen. Alſo doch Leidenſchaften? . . ja, aber Spielen iſt nur eine Schwäche. Was iſt der Menſchheit daran gelegen, ob ein Taugenichts bei Gelde ſey oder nicht? Was kann daraus Großes entſtehen? Oder meint Ihr die Bühne ſoll eine Sittenſchule ſeyn? Erwachſenen iſt nur die Welt eine. Hat man zur Badezeit nöthig ins Schauſpielhaus zu gehen, um zu lernen in welchen Abgrund die Spielſucht ſtürze? — —

Hr. Löwe ſpielte den Baron Wallenſtein, und zeigte wie man zu einem ſchönen Bildwerke nicht immer des edlen Marmors bedürfe, daß man auch aus ſchlechtem Sandſteine es formen könne. Es iſt nicht leicht, in dieſer Rolle die lüderliche Natur mit dem gehörigen Anſtande zu kleiden, ſo daß ſie weder zu eingehüllt noch in unverſchämter Naktheit erſcheine. Gleich das erſte Auftreten des Hrn. Löwe gab die Bürgſchaft eines verſtändigen und geübten Künſtlers. Auf dieſe und keine andere Weiſe kehrt man nach einer am Spieltiſche durchwachten Nacht, verſtimmt und ſchlaftrunken in das Haus zurück. Eben ſo meiſterhaft wußte er die von Iſſland flach behandelte Scene, worin Wallenfeld den Geburtstagswunſch ſeines Kindes anhört, durch ein herrliches Mienenſpiel zu veredeln. Wohl am gelungenſten erſchien ſein Spiel, da er mit den Erſtlingen ſeines Sünderlohns bereichert, und weinluſtig zu den Seinigen kömmt. Hier war wie es ſich gebührt, die häßliche Natur mit dem Schleyer des Schicklichen überhängt. Den Rauſch wiſſen nur wenige Schauſpieler gehörig darzuſtellen, man ſollte gewöhnlich glauben ſie wären in der That vom Weine voll. — Hr. Weidner hat den Charakter des v. Poſert, ſchon in der Anlage des Schauſpiels ſelbſt von fehlerhaften Haltung, nur noch mehr verdorben. Der kalte Spieler von Gewerbe ſollte dem leidenſchaftlichen der es aus Hang iſt gegenübergeſtellt werden. Poſert iſt weder ein Böſewicht, der ſich an dem zerriſſenen Herzen des Barons weidet, noch ein giftiger Spötter, der ſich über die tragiſche Geberdungen der unterliegenden und verblutenden Tugend luſtig macht, am allerwenigſten iſt er ein Hanswurſt der Gelächter erregen ſoll. Aber unter dieſer dreifach falſchen Seite ſtellte Hr. Weidner den Bankhalter dar. Statt ihn verabſcheuungswerth zu finden lachte man über ſeine Luſtigmacherei. Statt der kalten berechneten Gewinnſucht, die aus der Verzweiflung ſeines Schlachtopfers Nutzen ziehen und den Geſunkenen zu ſeinem Helfershelfer anwerben will zeigte er den Teufel, der ſich aus Liebhaberei an der Qual ſeiner Leute ergötzt. Hr. Weidner hat das Eigne ſeiner Stimme, als Poſert, man ſollte glauben geſliſſentlich karrikirt; er ſprach manchmal durch die Naſe, als wollte er andeuten, daß der Hauptmann unter einer andern als der genueſiſchen Fahne invalid geworden ſei. — Frau v. Buſch zeigte als Baronin von Wallenfeld den Ernſt ihres Strebens und den Erfolg ihrer künſtleriſchen Bemühung. Ihr Spiel iſt ſtets aus einem Guſſe, nichts zerriſſenes darin; man kann nicht ſagen daß ihr eine oder die andere Scene vorzüglich gelungen ſei. Wo ſie des Beifalls mehr oder minder würdig erſcheint, da war Licht und Schatten im Stücke ſelbſt, nicht in ihrer Darſtellung. — Hr. Schmitt machte den Hofrath v. Fernau. Ein Ränkemacher der nicht einmal ſeinen Hut zu handhaben verſteht, wird weder im Leben noch auf der Bühne etwas Bedeutendes vollführen. — Hr. Schwarz aus Wien ſpielte als Gaſt den Lieutenant Stern. Das iſt Natur! rief ich unwillkührlich aus, als ich ihn nur kommen ſah. Hier iſt keine Anſtrengung weder im Reden noch in den Geberdungen, wenige Bewegung, einige leiſe Richtungen mit den Händen und dem Kopfe, und dennoch fehlt nichts an der Fülle des Ausdrucks, die Andere ſelbſt im Schweiße ihres Angeſichtes nicht erreichen. Dieſe Rolle iſt ihrem Umfange nach nicht bedeutend; doch hätte ein ſchlechter Schauſpieler ſie immer noch brauchen können um ſich einen Beifall zu erſchreien, den Herr Schwarz durch edlere Mittel zu erreichen wußte. — Herr Urſpruch machte den Sekretär Gabrecht. In der Scene mit Lieutenant Stern, ſchickte er ſich an gut zu ſpielen. Uebrigens wie der Herr ſo der Diener. Geheimerath von Wallenfeld — Herr Leißring. — Hr. Brauer, welcher den Adjutanten des Generals machte, hat einen Zweifel in mir erregt. Er blieb ſo oft er ſeinem Vorgeſezten etwas zu ſagen oder ſeine Befehle abzuwarten hatte, weit von ihm entfernt, ganz ſteif und ehrerbietig ſtehen. Ich hätte geglaubt dieſes unterwürfige Weſen käme nur einem gemeinen Soldaten zu, aber das Verhältniß zwiſchen einem General und ſeinem Adjutanten ſei freierer Art. — Hr. Otto, General v. Bildau

Weder ſeine Rolle noch ich gab ihm die lezte Stelle in dieſem Berichte. . . .

Am 23. July. — Der Taubſtumme, oder der Abbé de l'Epée.

Alle Glieder dieſes Schauſpiels den Abbé de l'Epée ſelbſt mit eingeſchloſſen ſind kalte glatte und regelmäßige Schönheiten; der einzige bewegliche und bewegende Zug unter ihnen iſt der taubſtumme Theodor. Es gehört nicht wenig Feinheit und Fertigkeit dazu, um unter dem franzöſiſchen geſtickten Kleide, nicht entweder gegen die Wärme oder gegen den Anſtand des Spiels ſich zu vergehen. Die Empfindung wallt beſonnen einen Mennet auf und ab, und erbittet höflich die Erlaubniß zu einem liebevollen Händedrucke. — Hr. Schwarz zeigte als Abbé de l'Epée eine wahre Meiſterhaftigkeit. Die Kunſt in ſeinem Spiele iſt nicht ſichtbar, ſie wird nur begriffen. Er war wirklich der edle feſte und gute Mann dem die Tugend ein Geſchäft nicht blos eine Luſt iſt. Seine Menſchenfreundlichkeit iſt nicht eine lauttoſende hochaufſteigende Woge, die nach vollbrachter That zurückſinkt, ſondern ein ununterbrochner ruhiger Strom, der langſam aber anhaltend die Menſchheit befruchtet, an deren Ufer er vorüberfließt. Der Anſtand des Gebildeten, die ſichre Haltung des Erfahrenen, die ruhige Wärme des bejahrten Mannes, den feinen Unterhaltungston eines geſellſchaftskundigen Franzoſen, dieſes alles zeigte Hr. Schwarz in ſeltner Vereinigung. — Demoiſ. Urſpruch eine Kunſtjüngerin aus der Schule der Frankfurter Bühne, ſpielte den Taubſtummen und erfreute durch ihre ungemeine Fähigkeit. Ihr Mienenſpiel war ſeelenvoll, nicht blos von auſſen anſtudirt. Sie war ſelbſt ergriffen und darum ergreifend. Die Beweglichkeit offenbarte ſich nicht blos in den Gliedern ſondern durchzuckte den ganzen Körper. Sie erſchien in beſtändiger Thätigkeit entweder ſelbſt handelnd oder lauſchend auf Anderer Thun. Dem. Urſpruch hat Erwartungen nicht blos erfüllt ſondern auch rege gemacht. — Hr. Haas Darlemont, Hr. Becker St. Alme, Hr. Heigel Advocat

Franval, mögen zuſehen wie ſie ſich den Beifall freundſchaftlich theilen den ſie ſich durch ihr Spiel erworben haben. — Hr. **Obermayer** verdient eine beſondere Erwähnung; er ſpielte den treuherzigen geſchwätzigen alten Dominic ſehr brav, und ließ ſich den Vortheil nicht entgehen, den das Anziehende ſolcher Rollen dem gewähren der es geltend zu machen weiß.

Am 24. July. — **Die Waiſe und der Mörder**, Drama in drei Abtheilungen, nach dem Franzöſiſchen von Caſtelli. — Mit Muſik von Kapellmeiſter von **Seyfried**. (Zum Erſtenmale.)

Ein höchſt anziehender Stoff und mannichfaltige mahleriſche Verhältniſſe unterhalten die Erwartung des Zuſchauers. Obzwar die Handlung nicht verwickelt iſt, und man ihren Ausgang gleich anfänglich erräth, ſo bleibt die Theilnahme doch gefeſſelt. —

Demoiſ. **Schwarz** welche die ſtumme Waiſe ſpielte enthüllte einen großen Reichthum mimiſcher Hülfen und zeigte ſich ſinnreich in deren Gebrauche. Es war nur in einigen Momenten daß ſie müßig blieb. Die lezte Scene in welcher Victorin den Mörder ſeines Vaters erkennend ihm wie die Göttin der Rache auf der Ferſe nachfolgt, war von hinreiſſender unbeſchreiblicher Wirkung. — Hr. **Weidner** als Reimbeau, wußte die Gewiſſensunruhe und die ſcheue Art eines dem Racheſchwerte ſich nahe ſehenden Mörders kenntlich darzuſtellen. Ein mit Sinn gewählter Anzug drückte ſein Inneres auch äuſſerlich aus. — Hr. **Otto** ſpielte den Invaliden-Offizier Martial recht brav, und mit der gehörigen Laune und Gutmüthigkeit. —

Die durch das Drama geflochtene Muſik, welche beſonders das ſtumme Spiel Victorins begleitet iſt ſinnig, geiſtvoll und höchſt mahleriſch. Sie füllt auch die Zwiſchenakte aus, wodurch die Handlung fortgeführt und jene Unterbrechung des Gefühls vermieden wird, die in den auf die übliche Weiſe angeordneten Schauſpielen ſo wehe thut. Sobald der Vorhang fällt wird man gewöhnlich haſtig und grob aus dem Kreiſe der Täuſchung in die Wirklichkeit hinausgeſtoßen, und ganz verdutzt tritt man mit dem zweiten Akte wieder hinein, und hat Mühe die verlorne Stimmung von neuem aufzuſuchen. Die Abtheilungen der Schauſpiele ſollten immer mit einer angemeſſenen, das verfloſſene nachſpielenden oder das Kommende der Handlung vorbereitenden Muſik, verbunden werden. Doch ſcheint dieſes Bedürfniß dem gebildeten und vornehmen Theile des Frankfurter Publikums fremd zu ſeyn; denn man achtete gar nicht auf die Muſik der Zwiſchenakte. Das lärmende Geſchwätz, und das laute Zuſchlagen der Logenthüren ließ ſich wie immer nach dem Sinken des Vorhangs vernehmen. Ich rede nicht von den Zuhörern der Gallerie, dieſe blieben ſtill und ruhig auf ihren Plätzen ſitzen.

Am 27. July. — Die Jungfrau von Orleans, von Schiller. Offenherzig zu geſtehen: Nichts von dem was ich über die heutige Aufführung zu ſagen mich erkühnen möchte, verdient auch nur die geringſte Berückſichtigung. Gleich nach den erſten Scenen mismuthig gemacht, empfand ich die größte Langeweile, trippelte ungeduldig mit den Füßen, und gerieth in eine ſolche Stimmung, daß ich ganz die Geiſtesfreiheit verlor, die zur Beurtheilung einer theatraliſchen Vorſtellung erforderlich iſt. Höchſt wahrſcheinlich haben ſie alle vortrefflich geſpielt, und ich Betrübter habe es nicht gemerkt. In meiner üblen Laune erſchien mir alles ſo ſchleppend und ſeelenlos, daß ich gar nicht begreifen konnte, wo die lieben Zuſchauer ihre Geduld hergenommen haben, die die Meinige, welche ſogar bis zum 4ten Akte reichte, noch um ein Fünftheil übertraf. Ich erinnere mich noch Dunkel, daß Hr. Weidner der den Feldherrn Talbot machte, auf eine ſehr komiſche Weiſe den Geiſt aufgab. Eine ganze Loge voll ſchöner Damen in meiner Nähe belachte dieſe Sterbeſcene. Ernſt zu ſprechen, es kam daher, weil Hr. Weidner nicht ſtarb, ſondern ſich hinrichtete. — Der Krönungszug war ungemein prächtig; es wurde dabei faſt nur mit einer Stimme Vivat gerufen, wahrſcheinlich um akuſtiſch darzuthun, wie einſtimmig das Volk in ſeiner Freude ſei.

Am 28. July. — 1. Der Unſichtbare, Oper v. Eule.

Würde eine Oper Der Unhörbare zur Vorſtellung gebracht, dann wäre ſchwer zu unterſcheiden wer die Hauptrolle verdiene, denn gar viele hätten Anſprüche darauf zu machen. Doch haben Hr. Obermayer und Hr. Höfler recht ſchnurrig geſpielt. Ging es nur immer luſtig zu auf unſerer Bühne, da wäre man noch am beſten daran, dann wüßte man wenigſtens wo alles hinaus wolle.

2. Die Roſen des Herrn v. Malesherbes,
von Kotzebue.

Dem. Lindner, Suſette; Hr. Otto, Malesherbes; Hr. Schmitt, Peter. — Keine Roſe ohne Dornen! Dem. Lindner war die Roſe.

3. Zwey Worte, Oper von d'Alayrac.

Zwei Worte nenn' ich euch, inhaltſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde . . .
Sie heißen: ſchlechter Geſang.

Am 30. July. — Hedwig, Drama v. Körner.

Wer begegnet nicht froh dem deutſchen Helden-Jüngling, den im Leben wie im Gedichte das theuere Vaterland begeiſtert, und der die Liebe zu ſeiner Schönen an eine heiligere knüpft? Edler Körner, Du heller Morgenſtrahl auf den ein trüber Tag gefolgt, Du ſüßes Kinderlallen der Freiheit, das in der Wiege ſtarb und nicht zur Männerſtimme hinanwuchs, wie könnte ich über den Werth Deiner Hedwig mit Dir feilſchen, wie ſollte ich mit Dir rechten, daß die Handlung zu krampfhaft zuſammengezogen, daß Alle aus der nehmlichen Tonart reden, oder worüber es ſonſt ſey? Dein Geiſt Dein Herz iſt darin; Deine Dichtungen ſind Heiligthümer einer verſtorbenen geliebten Zeit, die wir verehren ſollen, nicht beurtheilen!... Aber, warum mußte ich mich auch ſo hoch hinauf ſchwindeln; jezt habe ich einen gefährlichen Sprung zu machen. Nehmlich Hr. Heigel ſpielte den Julius. Theuere Freunde und

Freundinnen! es thut mir in der Seele weh, daß ich an unſerer Bühne ſo oft nur zu tadeln finde, ich lobte lieber, aber es iſt mir unmöglich gegen mein Gefühl und meine innere Meinung zu reden. Vielleicht verſtehe ich nichts von der Sache, es mag ſeyn; vielleicht mache ich Forderungen an die Kunſt, die der in Raum und Zeit eingeengte Künſtler nicht zu gewähren vermag. Iſt es ſo, dann bitte ich um Belehrung und fodere Jeden auf, den mein Tadel treffen wird, mich ſchriftlich zurechtzuweiſen (Mit mündlichen Erörterungen wünſche ich verſchont zu bleiben, ſie rühren mich zu ſehr). Widerlegungen ſolcher Art, und ſollte auch jede Waffe darin benutzt ſeyn, die man außer Gründen noch gebrauchen kann den Gegner zu beſtreiten, und ſollte auch mein Mangel an Einſicht in Beurtheilung ſchauſpieleriſcher Darſtellungen, noch ſo fühlbar gemacht worden ſeyn — wird niemals, ich verſpreche es feyerlich, die Aufnahme in dieſe Zeitſchrift verſagt werden. Aber dafür verſtatte man mir auch freimüthig auszuſprechen was ich denke, und ich denke daß der kein Schauſpieler zu nennen iſt, der uns gebrochene Kniee, immer die nehmlichen eckigen Stellungen zu ſehen, der uns das langweilige melancholiſche Geläute der verliebten Tonart ohne Abwechſelung ohne Schmelz der Stimme zu hören giebt; der in leidenſchaftlichen Lagen eine mädchenhafte Weinerlichkeit zeigt und die Manneskraft nicht auch in ihrer Niederlage geltend zu machen weiß. Vergleicht damit den Hr. Löwe, welcher den Rudolf ſpielte. Hier iſt Grazie ſelbſt im wilden Ungeſtümme, und männliche Haltung auch neben der Schwäche der Leidenſchaft. Vergleicht damit, ſage ich; denn übrigens war Hrn. Löwe's Spiel gar nicht vorzüglich.

2. Der Sie, Luſtſpiel von Caſtelli.

Eine dumme Geſchichte! Denkt Euch nur, es kömmt dahin, daß ein Vater den eignen Sohn den er für ein Frauenzimmer hält, heirathen will. Das heißt doch den Scherz etwas zu weit getrieben! Und daß der Milchbart gemeinſchaftlich mit ſeinem Diener, ſeinen alten Vater verlacht und verſpottet, mag doch auch nicht jedem Gefühle behaglich ſeyn. — Hr. **Becker** ſpielte den Der Sie ohne alle Laune und mit der möglichſten Schwerfälligkeit. Er verſtand ja kaum ſelbſt zu lachen, wie wollte er ſolches erregen? — Hr. **Weidner** als Hr. von Anker wußte die komiſche Wirkung hervorzubringen, welche mit dieſer Rolle beabſichtigt wird. — Frau von **Paczkovska** ſpielte die Frau v. Lahn recht fein, gewandt und muthwillig. — Dem. **Amberg**, war als Brigitte auf die herkömmliche Art naiv. — Hr. **Obermayer** machte des jungen Laffen Diener Spitz mit der ihm eignen Regſamkeit und Laune. Dieſer Künſtler weiß ſich immer zu beſchäftigen auch da, wo ihm der Souffleur keine Arbeit giebt. —

Am 1. Auguſt. — **Graf von Eſſer**, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Dyk (aus dem engliſchen des Banks).

Hier ſind, nicht Charakter**gemählde** wo ein glänzendes Farbenſpiel das Auge blendet und reiche Drapperien die falſchen Umriſſe bedecken, ſondern Charakter**bildwerke**, treu und vollendet der Natur nachgeahmt. Dieſe Gediegenheit findet ſich oft ſelbſt in den untergeordneten dramatiſchen Werken der Engländer. Das haben ſie von dem öffentlichen Leben ihrer geſchichtlichen Menſchen. Je unfreier ein Volk iſt, je romantiſcher wird ſeine Poeſie. Manche Erleichterung und Zierde, welche leztere auf der Bühne dem darſtellenden Künſtler gewährt, entbehrt derſelbe wenn er in jener andern auftritt. —

Frau v. **Paczkowska** gab uns eine ſehr gelungene Darſtellung der Königin Eliſabeth. Sie zeigte die natürliche bequem anſtehende Hoheit, nicht jene angenommene theatraliſche die keinen Augenblick der Täuſchung zuläßt. Mit mehr Majeſtät als Empfindung, wußte ſie in dem Kampfe zwiſchen Zorn und Liebe, den Sieg des einen beſſer zu ſpielen, als den der andern. Ihre Geberden der Ereiferung ſchienen manchmal zu ausdrucksvoll. Der Zorn der Mächtigen zeigt ſich äußerlich ſehr verſchieden von dem der Schwachen. Lezterer iſt zappelnder Art; denn er ſucht ſich Luft zu machen durch Worte und Zeichen. Die Seelenbewegung der Großen iſt mehr nach innen gerichtet. Warum ſollte eine Königin ſelbſt die Fauſt ballen, da tauſend fremde Fäuſte zum Dienſte ihrer Rache bereit ſind? — — Frau v. **Buſch** war als Gräfin Nottingham ſehr unbefriedigend, und ließ dieſe ſchöne Rolle ſo reichen Stoffes zur Entwicklung ſchauſpieleriſcher Fähigkeit, unbenutzt vorübergehen. — Hr. **Löwe** zeigte als Eſſex weder die Beſonnenheit des Spiels die man ihm zutrauen durfte, noch das Feuer das in frühern Vorſtellungen an ihm zu loben war. **Dieſer** Eſſex hätte die Liebe einer Königin weder zu erwerben verſtanden noch zu verſcherzen ſich erkühnt. — Die Herren **Becker**, **Weidner** und **Otto** haben in ihren Rollen alles geleiſtet was ihnen oblag.

Am 2. Auguſt. — **Titus**, Oper von Mozart.

Demoiſelle **Beck**, Königl. Würtembergiſche Hofſängerin, trat als Sextus auf. Die Schüchternheit mit welcher ſie begann, verrieth, daß ſie beſcheiden genug iſt, den Werth ihres Geſanges nicht zu überſchätzen. Ihre Stimme mag in einem Zimmer in Gegenwart befreundeter Menſchen von keiner unangenehmen Wirkung ſeyn, aber ein Schauſpielhaus auszufüllen dazu iſt ſie nicht geeignet. Dem. Beck fand auch unfreundliches Wetter. Einige Sonnenſtrahlen des Beifalls konnten den Wolkenhimmel der Unzufriedenheit nicht durchbrechen. Das heißt in einer guten deutſchen Ueberſetzung: ſie mißfiel ſehr.

Ich bin beauftragt die Herren von der Bühne denen es obliegt freundlich zu erſuchen, daß ſie doch den Text der heutigen Oper der vergriffen iſt, von neuem möchten drucken laſſen. Bei mehrern andern Opern iſt derſelbe Mangel eingetreten. Wäre es nicht ſehr zweckmäßig, wenn nicht blos die Geſänge ſondern auch die geſprochne Worte, und die ganze ſceniſche Anordnung des Singſtückes zugleich mit abgedruckt würden? Meynen Sie nicht?

VIII.

Nachzügler.

1.

Dieſe abgeriſſenen Sätze ſtehen in geheimer Verbindung, und ſind aus der Gehirnloge als Brüder hervorgetreten. Ich hätte ſie und die Leſer eben ſo leicht an eine gemeinſchaftliche Galeerenkette der Langweile ſchmieden können. Aber lange Aufſätze werden als zu zeitkoſtſpielig in dieſer aphoriſtiſchen Zeit, wo jede Begebenheit eine Sentenz, und ſelbſt jeder Zufall zum Sprichworte des Schickſals wird, ſeltener geleſen als verfertigt. Man fodert daß die Reden ſeyn ſollen wie die Thaten der Gegenwart: compact und gleich Bouillontafeln für ſich nicht genießbar. Der Leſer will das Vergnügen haben ſein eignes kochendes Waſſer darüber herzugießen, um ſich ſelbſt daraus eine Fleiſchbrühe zu bereiten.

2.

Die Heilung eingewurzelter Staatsübel muß mit vieler Vorſicht unternommen werden. Oft werden politiſche Hautkrankheiten zurückgetrieben, und hierdurch innere weit gefährlichere Uebel erzeugt.

3.

In Republiken wird das Gefühl der Freiheit erſt in ihrem Mißbrauche zum Genuß, ja die geſetzliche Freiheit ſelbſt, kann ſich oft nur durch ihre Ausſchweifungen erhalten.

4.

Oft gleichen Fürſten den ängſtlichen oder ungeſchickten Reitern, die ein allzuraſches Pferd um es einzuhalten, ſtark anziehen, den Zügel kurz nehmen, ihm den Sporn in den Leib drücken, und hierdurch ſeinen Lauf nur noch toller machen. Nehmlich das Volk iſt hier das Pferd.

5.

Seitdem das wunderbare vor unſern Augen ſich erfüllt hat, haben wir alle Berechnung für das natürliche verloren.

Es giebt in der politiſchen Welt keine Gewißheit, und darum auch keine Träume mehr.

6.

Beim Beginnen einer Unternehmung und unweit des Ziels iſt die Gefahr des Mißlingens am größeſten. Wenn Schiffe ſcheitern, ſo geſchieht es nahe am Ufer.

7.

Schädliche Ideen werden oft nur durch Mittheilung unſchädlich gemacht. Mancher Gedanke und manches Gefühl in der Hirnſchale und der engen dunkeln Bruſt eines Menſchen ſich entzündend, haben Zerſtörung um ſich her verbreitet, und würden, hätten ſie bei Tage und frei ſich entladen dürfen, gefahrlos und lächerlich verpuft ſeyn.

8.

Mündliche Verläumdung iſt das Geſchoß aus einer Windbüchſe: man ſieht das Schlachtopfer fallen, doch der Thäter der geräuſchloſen That bleibt unentdeckt. Gedruckte Uebelrede iſt die Kugel eines Pulvergewehrs, wobei Knall und Licht den Mörder verrathen und der Strafe überliefern.

9.

Ihr Lehrer der Wahrheit, laßt Euch nicht abſchrecken, wenn die Cenſur nach den Grundſätzen einer pharaoniſchen Polizei, die neugebornen Kinder Eures ihr allzufruchtbar dünkenden Geiſtes, umbringen läßt. Einſt wird doch einmal irgend ein fürſtliches Herz ſich eines ausgeſezten Moſes-Gedanken erbarmen, ihn aufnehmen, erziehen, bilden — und dieſer wird der Befreier ſeines Volkes.

10.

Die Freiheiten die man zu Zeiten dem Volke geſtattete, ſollten nichts als eine Probe ſeyn: ob wohl die Ketten noch gut anliegen. So geſchieht es, daß man eine ſchon verſchloſſene Thür wieder öffnet, um zu ſehen, ob ſie recht verſchloſſen war.

11.

Man betrachte die Geſchichte der Vergangenheit, nicht als ein düſtres memento mori, ſondern als ein freundliches

Vergiß mein nicht, deſſen Lehre man ſich mit Liebe erinnern ſoll.

12.

Die Zufälle, als ſinnentſtellende Druckfehler im Geſchichtsbuche der Menſchheit, werden zwar wie in den andern Büchern, hinter dem Werke verzeichnet; aber ſie können nicht wie in jenem auch verbeſſert werden.

13.

Bei der Verſammlung der Notabeln die zu Paris im J. 1613. während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. und der Regentſchaft der Maria von Medicis gehalten worden, hatten ſich die Deputirten durch ein dreytägiges Faſten zu ihren Arbeiten vorbereitet. Herrliche Sitte die wieder eingeführt zu werden verdiente. Ich mache alle Miniſter darauf achtſam, es wäre ein unfehlbares Mittel die Murrköpfe von ihrer Ständeſucht zu heilen.

14.

Es giebt politiſche Schriftſteller in Deutſchland, denen es weder an Freimüthigkeit, noch an Einſicht, noch an Kraft der Rede gebricht, und dennoch bewirken ſie nicht was ſie ſich vorbedacht, und was zu wünſchen wäre. Sie erreichen es darum nicht, weil ſie, ängſtlich misverſtanden zu werden, unverſtändlich ſind. Denn ſie ahnden es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutſchen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit ſey. Jene Schriftſteller machen es wie gemeine Leute, wenn ſie mit Franzoſen ſprechen, und die ihre eigene Mutterſprache ausländiſch radebrechen, weil ſie glauben ſich ſo deutlicher zu machen.

15.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den obwaltenden Verhältniſſen bedenklich gefunden würde, ſo möge der Druck derſelben zwar von der Zenſur verboten werden, aber die Regierung ſollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfaſſers an ſich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren ſogleich im Stillen zu benutzen, oder um die Schrift aufzubewahren, bis die Zeit kömmt wo die Bekanntmachung derſelben zum allgemeinen Beſten erſprieslich wird. Hierdurch würde die gefährliche Folge des Preßdruckes, nämlich die Beſchränkung des menſchlichen Geiſtes und der Kindermord der Ideen, vermieden werden. Von ſolchen dem Umlaufe entzogenen Werken, bilde ſich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geiſtigen Hungersnoth Rettung bringe.

16.

So ſchnell bilden ſich die Lavinen unſerer Zeit und rollen herab, daß wir jede Schneeflocke achtſam mit dem Auge begleiten ſollen, wohin ſie falle; denn ehe ein Tag vorübergeht hat ſich kleines und kleines zu einem furchtbaren Berge auf einander gehäuft, und die Sorgloſen liegen zermalmt unter dem verhöhnten weichen Flaume. — Die Pindares in Oſtindien, ein berittenes Heer von den Eingebornen des Landes, das nahe an Hunderttauſende grenzt, kann den Britten noch einmal den Untergang bringen. Ein Räubervolk werden ſie von der legitimen brittiſch-oſtindiſchen Kaufmannſchaft genannt; aber ſie werden mit rauben beginnend damit endigen durch unvergleichliche Taſchenſpielerkünſte die Silber- und Goldbarren aus der Londoner Bank, über das weite Meer herüber in ihre Aermel zu locken.

17.

Wie einzelne Menſchen, ſo treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsſtufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit ſind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar. Das Conſtitutionelle Frankreich, wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikaniſchen, noch in dem kaiſerlichen Frankreich, unterrichtende Beiſpiele finden — es wird die Erfahrungen die ihm nützen erſt kaufen und bezahlen müſſen.

18.

Man ſollte die Miniſterſtellen erblich machen, damit diejenigen welche ſie verwalten an dem Wohle des Staates ein

Familienintereſſe fänden, und nicht blos auf ihren leiblichen Vortheil ſähen. Schlimme Fürſten haben an die Zukunft denkend manche böſe That unterlaſſen; einen eigenſüchtigen Miniſter hält nichts zurück. Zu wiſſen aber iſt, daß die politiſchen Trennungen und innere Kämpfe die jezt ſtatt finden, nichts anderes ſind als ein Streit zwiſchen Volksfreiheit und Miniſterialgewalt.

19.

In der bürgerlichen Geſellſchaft giebt das Volk ſeine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinſen hin. Werden ihm leztere vorenthalten oder geſchmälert, dann zieht es ſein Kapital mit Recht zurück, und ſucht ſich einen ſicherern Schuldner.

20.

Man kann verhindern daß Völker lernen, aber verlernen machen kann man ſie nichts.

21.

Man will durch Wiederherſtellung des Alten der Neuerungsſucht entgegenwirken und vergißt daß man eben hierdurch der Neuerungsſucht fröhne, denn das Alte iſt neu geworden. Denkt Euch: es wolle ein Arzt den Fehler ſeines Kranken der ſich der Vorſchrift entgegen zu weit bewegt hätte, dadurch wieder gut machen, daß er ihn den gegangenen Weg wieder zurücklegen ließ — würdet Ihr nicht ſagen: der Herr Doktor iſt ein Narr? Um des Himmels willen ſeid höflich und ſagt es nicht; denn es geſchieht täglich vor unſern Augen. Auf die nehmliche Weiſe glaubt man die Bewegungen der Völker rückgängig und ungeſchehen machen zu können.

22.

Gute Fürſten müſſen wie fruchtbare Jahre angeſehen werden. Man ſoll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtſamen aufzuſpeichern für die möglichen Hungerjahre, eigenmächtiger Erbfolger. Vorſicht hierin iſt nie überflüſſig, Pharao's magere Kühe entbleiben nicht.

Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Drittes Heft.

September.

K 4918.175

Frankfurt am Main, 1818.
In der Hermannſchen Buchhandlung.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von 24 Bogen, beträgt 3 fl. 45 kr. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Thurn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermannſche Buchhandlung daſelbſt bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen von dieſem ſelbſt, im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, angenommen.

Inhalt.

Seite.

I. Der europäiſche Staatenbund und der nordamerikaniſche. 99
II. Ueber die angebliche Verſchleuderung von Domainen, die im vormaligen Königreiche Weſtphalen Statt gehabt haben ſoll. 107
III. Die Göttinger Unruhen. 114
IV. Kleine Gedanken über ſtändiſche Verfaſſung. 116
V. Troſt in Leiden. 121
VI. Der Mitarbeiter wider Willen. . . 124
VII. Blätter und Blüthen. 130
VIII. Frankfurter Volksbühne. 133

I.

Der europäiſche Staatenbund und der nordamerikaniſche.

Vom Orient, der Wiege des Menſchengeſchlechts, von wo auch alle Kultur zuerſt ausgegangen, hat ſich dieſe in ſtetem fortſchreitenden Gange über die Länder des Okzidents ausgebreitet und immer weiter und weiter hat ſie ſich allmählig vom Oſt entfernt, bis ſie endlich erſt im äußerſten Weſt eine beſſere Heimath entdeckt. Doch hat mit der wiſſenſchaftlichen Bildung ſelten die politiſche Aufklärung gleichen Schritt gehalten, bei den Einzelnen wie bei den Völkern, und häufig ſogar letztere rückgängige Bewegungen an den Tag gelegt, mitten unter dem Vorſchreiten der erſtern. Es iſt die von der Selbſtſucht den Sterblichen eingepflanzte Herrſchgier, worin der Grund dieſer merkwürdigen hiſtoriſchen Erſcheinung hauptſächlich zu ſuchen. Denn ſo weit unſere Kunde in der Geſchichte der Gattung hinaufreicht, immerdar hat die Macht ihren Einfluß misbraucht, die Menſchen in Unwiſſenheit zu erhalten über die einfachſten Begriffe des Verhältniſſes zur Geſellſchaft.

Unter dem milden Szepter weiſer Prieſterherrſcher, irdiſcher Repräſentanten der Gottheit, begann die Menſchheit, uranfänglich vielleicht der Natur näher als jetzt, ihren Lauf. Das Vergängliche fand ſich zum Unvergänglichen veraufgezogen, vom Himmel kamen die erſten Geſetze und begeiſterte Helden wachten über deren Handhabung hienieden. Aber als im Kreisgange der Jahrtauſende die Vernunft allmählich erwachte, ertrug die wilde Natur des Menſchen in ſtetem Ringen nach freier Selbſtſtändigkeit und Thatkraft, ungern die überirdiſche Vormundſchaft und es gelang dem Ehrgeize, der Liſt und der Gewalt, ein vom Göttlichen und Himmliſchen abgewandtes Zwingregiment zu begründen. An die Stelle Gottbegeiſterter Prieſterherren, die ungemeſſene Zeiträume hindurch den menſchlichen Angelegenheiten vorgeſtanden, zähmend die Unbändigkeit des Gemüths durch ſtetes Hinweiſen auf das Ueberſchwengliche und Ewige, traten fortan furchtbare Gewaltherren, in deren blos irdiſchem Sinnen und Trachten das Höhere erloſch. Und die mütterliche Erde wurde mit Strömen von Blut gefärbt; die Herrſchaft und die Gewaltthat kannten fürder keine Gränzen. Die despotiſche Zwingherrſchaft hat die Menſchen zu Tiegern umgeſchaffen; ärger als wilde reißende Beſtien haben ſie gegen ihr eignes Geſchlecht gewüthet. Selten kann ſich der Blick erheitern bei der Betrachtung der langen dahingefloſſenen Perioden der Menſchengeſchichte: kaum daß ſich hin und wieder einige lichte Punkte darbieten mitten unter den Gräuelſzenen ohne Zahl. Die Annalen der Völker offenbaren in ihrem Aufblühen und Verſinken nichts als das traurige Schauſpiel, blos zum Werkzeug gedient zu haben den Leidenſchaften einzelner Familien und ihre Geſchichte iſt bis zu den jüngſten Epochen herab kaum etwas anders geweſen als die ihrer Herrſcher und Gewalthaber. Nur vorübergehend waren in der Hiſtorie des Geſchlechts die ſchönen Tage Griechenlands und Roms, wo wir, wie in einigen andern Republiken des Alterthums die erſten Keime zur Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes bemerken. Die bürgerliche Freiheit ward von neuem der Deſpotie unterthan und die Vergangenheit diente der Tyrannei lediglich, um aus derſelben Lehren für die Zukunft zu ſchöpfen und ihren

Thron nur um ſo unerſchütterlicher zu befeſtigen. Dem wilden Andrange der rohen Barbarenhorden des Nordens erlag endlich das in ſeinem Innern längſt zerrüttete große Römerreich, das in ſeinem Glanze alle gebildete Völker des Erdrundes umfaßte und die Kultur, welche ſich durch die lange römiſche Herrſchaft über den ganzen Süden des europäiſchen Welttheils ausgedehnt, ſchien mit gänzlichem Untergange bedroht zu werden. Aber aus der Barbarei des Mittelalters erhub ſich ein neues Syſtem von Herrſchaft, das im Feudalismus ſeine Hauptſtütze fand und ſich bis auf unſere Zeiten in Europa behaupten konnte.

Unwiſſenheit, Indolenz, Furcht und Gewalt nebſt der Macht der Gewohnheit haben dies unnatürliche Gebäude faſt ein Jahrtauſend aufrecht erhalten; aber im Laufe der Jahrhunderte waren die Balken morſch, ganze Theile wankend geworden. Die neueſte Zeit fand die Grundpfeiler erſchüttert, das Gebäude faſt dem Einſturze nahe. Da rafften ſich die Bauherren auf und thaten ſich zuſammen und berathſchlagten und es gelang ihnen, den ſinkenden Koloß von neuem auf eine Zeitlang zu ſtützen: denn das Glück begünſtigte ihre Anſtrengungen. Doch erkennen die Weiſern, daß es Noth thut, ein neues Gebäude aufzurichten, da das alte ſo hinfällig geworden, daß die gewöhnlichen Mittel nicht mehr aushelfen wollen, um es zu halten. Nur möchte man von den alten Baumaterialien, die das Alter theuer und werth gemacht, ſo viel anwenden als möglich, weil man die geheime Ahnung hat, neue dürften dem beabſichtigten Zwecke ſchwerlich ſo dienlich ſeyn. Und der Schutt, aus dem man ſich emporarbeiten muß, iſt ſo ungeheuer, daß Jahrhunderte dahinfließen können, ehe man nur einigermaaßen aufgeräumt hat.

So iſt die Lage des europäiſchen Welttheils. Seitdem die Bewohner der untern Stockwerke des veralteten, von allen Seiten neuer Stützen bedürfenden Gebäudes ſich angemaßt, ebenfalls ihre Stimme abzugeben zur Entwerfung des neuen Baurisses, iſt vollends eine babyloniſche Verwirrung eingetreten unter den Bauleuten: denn die in den oberſten Stockwerken möchten ſo gern in dem neuen Gebäude eben ſo bequem und gemächlich wohnen wie in dem alten und das können ſie nicht, wenn die in den untern an dieſer Bequemlichkeit und Gemächlichkeit Theil zu nehmen begehren. Aber die da oben wohnen, ſind die Baudirektoren und Bauinſpektoren und ſie laſſen dem Haufen unten Plane machen und Plane und ſtellen ſich, als erachteten ſie dergleichen Arbeiten allerdings der Berückſichtigung werth, während ihr Sinnen, Dichten und Trachten blos darauf hinausgeht, wie ſie am beſten die ſchönſten Zimmer für ſich einrichten und ausſtaffiren mögen. Und die unruhigen Gemüther werden in der Ungeduld durch ſüße Worte und vergoldete Phraſen hingehalten, auf daß ſie gutmüthig genug ſich finden laſſen, das Werk ſelbſt zu fördern. So kommt der Thurm zu Babel zu Stande mitten in der Sprachverwirrung und ſchon befeſtigt man das Dach, während die guten Michels auf dem Erdgeſchoß ſich einbilden; man ſey über den Grundriß noch nicht einmal einig.

Alles dies wird nur erklärbar, wenn man weiß, daß die, welche ſich bisher blos mit den untern Stockwerken begnügten, ob ſie gleich an Zahl den ausſchließlichen Bewohnern der obern Stockwerke unendlich überlegen ſind, eigentlich ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen, oder wenn ſie es auch bisweilen wiſſen, es nicht deutlich auszuſprechen wagen oder endlich, wenn ſie auch mitunter den Muth haben zu reden, an die lange Erniedrigung und Unterdrückung gewöhnt, es ſelten über ſich gewinnen, zu handeln. Ihre Gegner hingegen wiſſen ſehr wohl, was ſie wollen und haben es allezeit gewußt und dieſe Konſequenz unter allen Verhältniſſen, ſelbſt ſogar mitunter in der ſcheinbaren Inkonſequenz iſt es eben, die ihnen den Sieg verliehen. So kurzſichtig ſind ſie denn auch dermal nicht, als daß ſie nicht einſehn und begreifen ſollten, Eintracht und Zuſammenſtimmung ſey vor Allem vonnöthen in dieſer bedenklichen Zeit und darum wollen ſie dem Streite unter ſich ein Ende machen, damit die Gefahr ſie finde gemeinſam vorbereitet und gerüſtet immerdar.

Ein Hauptvortheil aber, der aus dieſem Zuſtande der Dinge der europäiſchen Menſchheit erwachſen, beſteht darin, daß dem Fauſtrecht, das, nachdem es unter den Kleinern zu herrſchen aufgehört, Jahrhunderte lang den Größern allein zu einem monopoliſtiſchen Privilegium diente, wenigſtens auf geraume Zeit hoffentlich ein Ziel geſetzt iſt. Das blutige Morden unter den Völkern, meiſtens zwecklos für dieſe, zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Herrſchſucht der Machthaber, hat ein Ende genommen und die Bewohner eines ganzen Welttheils ruhen unter dem Schatten der Friedenspalme. Aber lange genug haben die Nationen, den Leidenſchaften der Mächtigen dienend, einander wehe gethan, um ſich nicht immer mehr von einander zu entfremden. Der Nationalhaß, oft ſorgfältig genährt und benutzt zu der Menſchheit fremden Zwecken von den Herrſchern, durch immerwährende Kriege noch mehr entflammt und eingewurzelt, hat die Bewohner Eines Erdtheils von einander dergeſtalt geſchieden, daß ſie ſich kaum mehr noch als Brüder erkennen. Die Bande, welche die Herrſcherfamilien gegenſeitig knüpfen, ſind die einzigen, welche die europäiſchen Völker verbinden und der europäiſche Staatenbund iſt kein Völkerbund, ſondern ein Herrſcherbund. Mehr in dem europäiſchen Staatenbunde zu ſuchen oder von demſelben zu erwarten, als ſeinem Weſen nach in ihm liegt oder aus ſeiner Konſtitution und Natur ſich ergibt, müßte demnach ungereimt erſcheinen. Als Haupttendenz kann demſelben nur vorſchweben eine wechſelſeitige Garantie der herrſchenden Dynaſtien zur Erhaltung ihrer Rechte und zur Aufrechthaltung des politiſchen Syſtems, auf welches dieſe ſich gründen.

Das Intereſſe der Verbündeten gebietet, die Sache jedes Einzelnen unter ihnen als die allen gemeinſame zu betrachten und zu behandeln. Als Zweck des Bündniſſes geht deshalb hervor, daß ſowohl Maasregeln ergriffen werden, um zu verhüten, daß die Rechte keiner einzelnen beſtehenden Fürſtenſchaft beeinträchtigt werden, als auch von **Allen** Fürſorge genommen werde, damit dieſe nicht gefährdet erſcheinen. Auf dieſen Grundſatz iſt das ganze europäiſche Staatsrecht baſirt, das durch die Stiftung der heiligen chriſtlichen Allianz nur noch feſter hat begründet werden ſollen. Nach dieſer haben die Herrſcher ſich wechſelſeitig verpflichtet, die Gebote des Chriſtenthums gegen einander in Ausübung zu bringen d. h. die Regel zu befolgen: was Du willſt, daß ein Anderer Dir nicht thun ſolle, daß thue ihm auch nicht. So wird durch die Religion jetzt eine Verbindlichkeit den Herrſchern auferlegt, wozu ſchon das Intereſſe mahnte. Nicht blos iſt die Hoffnung unter ſolchen Umſtänden da, daß der Friede auf geraume Zeit in Europa erhalten werde, ſondern es verſchwindet auch zugleich bei dem harmoniſchen Zuſammenwirken aller Machthaber jede mögliche Beſorgniß, daß der Funke der Revolution ſich von neuem in irgend einem zum Welttheile gehörigen Lande entzünde. Wo immer auch hinführo eine Fürſtenſchaft durch Volksbewegungen mit Gefahr bedroht werden ſollte, die gemeinſame Hülfsleiſtung aller übrigen, auf die ſie in einem ſolchen Falle zählen könnte, würde ihr eine hinlängliche Gewährleiſtung ſeyn, daß ſie nichts zu fürchten habe.

Wäre es möglich, die Leidenſchaften in einen ewigen Schlummer zu verſenken; ſo könnte man wohl mit Grund die Prophezeihung wagen, die dermalige Ordnung der Dinge in Europa werde ſich dauerhafter befeſtigt zeigen wie jede andere zuvor: denn mehr als jemals vorher ſcheinen die Herrſcher darin einig zu ſeyn, ſich wechſelſeitig mit allen zu Gebot ſtehenden Hülfsmitteln zu unterſtützen, damit die Heiligkeit der Throne und Souverainſchaft fortan unangetaſtet verbleibe. Aber die Zeiten wechſeln, die Umſtände verändern ſich, die Wünſche, Geſinnungen und Beſtrebungen nehmen eine den

Konjunkturen und Verhältniſſen angemeſſene Richtung, und die Souveraine ſind Sterbliche den Hinfälligkeiten des Lebens, den Schwächen der menſchlichen Natur, der Senſe des Todes-Engels unterworfen. In einem Bunde unter Monarchen, erhielte derſelbe auch eine noch ſo heilige pragmatiſche Sanktion, beruhet Alles in letzter Inſtanz auf der Perſönlichkeit der Monarchen, mit dieſen ſind auch die Anſichten der Wandelbarkeit dahingegeben. Ein höherer Grad von Dauer und Feſtigkeit könnte nur in den europäiſchen Staatenbund kommen, wenn neben den monarchiſchen Herrſchern auch die Völker durch allgemeine Einführung eines der Kultur derſelben entſprechenden Repräſentativ-Syſtems an der Konföderation Theil zu nehmen berufen würden.

Einen ſolchen Völkerbund erblicken wir in dem vereinten Nordamerika. Die politiſche Ausbildung unſers Geſchlechts hat in der neuen Welt eine Stufe erreicht, die in dieſem Glanze nirgendswo anders auf dem weitern Erdrund ſich kund thut. Der Hauptvortheil, den das freie Amerika vor Europa voraus hat, aber beſteht darin, daß dort die Bahn zum Fortſchreiten in allem Guten rein und ſauber gehalten iſt, kein alter Schutt zerfallener Trümmer ehmaliger Gebäude aus dem Wege zu räumen ſteht, man keinen alten Sauerteig, ſondern aus der Natur und dem Leben gegriffene Formen zu bilden hat. Wenn in der alten Welt verjährte Vorurtheile vormaliger oder noch beſtehender Feudalherrſchaft allenthalben dem Vorſchreiten zum Beſſern faſt unüberſteigliche und nur ſelten zu beſeitigende Hinderniſſe entgegenſetzen, kann in der neuen Welt Alles friſch und jugendlich gedeihen. Es ordnet ſich da Alles naturgemäß und gleichſam von ſelbſt, man bedarf keiner auf dem Wege der Spekulation mit Scharfſinn und Wortreichthum geſchickt und künſtlich ausgeſponnener Theorien: die Praxis ſelber führt unbehindert zur Vervollkommnung des geſelligen Zuſtandes und die ſich bildenden Verhältniſſe haben kein anderes Ziel als die möglich größte freie Auslebung der Geſellſchaft und jedes Einzelnen.

Im Beſitz weit ausgedehnter Küſten, mit zahlreichen Rheden und Häfen, bequem für die Schifffahrt und den Welthandel, eines unermeßlichen Gebiets von ungemein fruchtbaren Ländern, über die die Natur das Füllhorn ihres Reichthums bewunderungswürdig ausgegoſſen, und einer thätigen, unternehmenden, aus den gebildeteſten Nationen Europens, Britten, Deutſchen, Franzoſen, Holländern ꝛc. und ihren Nachkommen zuſammengeſetzten Volksmenge, müſſen die vereinigten Freiſtaaten ſich im Genuß ausgebildeter, auf natürliche Menſchenrechte gegründeter politiſcher Inſtitutionen raſcher und ſchneller zum ausgezeichneten Nationalreichthum erheben als alle andere Reiche. Schon ſehen wir, daß engliſche Kapitaliſten vorzugsweiſe dies freie Land wählen zur ſichern Anlegung ihrer Fonds; Oekonomen aus den brittiſchen Inſeln laſſen ſich in einer Erdgegend nieder, wo der Himmel ſo reichlich ihre Bemühungen belohnt und jeder frei von drückenden Taxen und Abgaben, was er durch Fleiß erwirbt, in größerem Maaße zu genießen vermag als anderswo; Fabrikanten und Manufakturiſten kommen von allen Seiten, um Etabliſſements des Gewerbfleißes zu gründen, die bei dem Ueberfluß an rohen Stoffen zur Verarbeitung und deren innere Güte, bei der Menge und Mannigfaltigkeit der Märkte, die der in gleichem Verhältniß mit der Bevölkerung und dem Wohlſtande wachſende Binnenhandel und der weitausgebreitete Seeverkehr darbietet, ſchnell in Aufnahme kommen. Und Jeder, was für eine Wiſſenſchaft, Kunſt oder Geſchicklichkeit er ſich zu eigen gemacht, findet hier ein leichtes Fortkommen, einen gränzenloſen Spielraum zur Thätigkeit. Was Wunder daß die Einwendungen aus der alten Welt ſo zahlreich ſind! Aber Millionen mögen noch einwandern: die Nachfrage nach Menſchen, das Bedürfniß an thätigen Händen wird ſich nur vermehren. So groß iſt das Land, ſo viele Hülfsmittel bietet es dar.

Indem der amerikaniſche Staatenbund gaſtfreundlich Alle aufnimmt, die zur Verbeſſerung ihres Zuſtandes eine Heimath jenſeits des Ozeans ſuchen, erſcheint er zugleich von nützlicher Rückwirkung für den europäiſchen. Als Ableiter kann er angeſehen werden für die Mißvergnügten, für die vom Schickſal Verfolgten in der alten Welt und ſo dient er indirekt zur Erhaltung der beſtehenden Ordnung in dieſer. Auf der andern Seite läßt ſich darthun, daß je volkreicher Amerika wird, deſto mehr der Gewerbfleiß in Europa geweckt werden, der Handel zwiſchen beiden Welttheilen an Blüthe und Ausdehnung gewinnen muß: denn die Natur iſt in der neuen Welt zu reich, der Boden zu ergiebig, die Reize des Landbaues ſind zu groß als daß dieſem ſo viel Arme entzogen werden ſollten, um ſich mit der Induſtrie zu beſchäftigen und die mit dem Reichthum ſteigenden Bedürfniſſe der Einwohner zu befriedigen.

M.

II.

Ueber die angebliche Verſchleuderung von Domainen, die im vormaligen Königreiche Weſtphalen Statt gehabt haben ſoll.

Von einem vormaligen Königl. Weſtphäliſchen Staatsbeamten.

Unter der Regierung des vormaligen Weſtphäliſchen Königreichs wurden zu einer Zeit außerordentlicher, von gewaltiger übermächtiger Hand gebotener, die gewöhnlichen Hülfsquellen bei weitem überſteigender Anſtrengungen, Domainen, Staats- oder Nationalgüter veräußert. Dieſe Maaßregel ward auf den Bericht des damaligen Weſtphäliſchen Finanzminiſters, gegenwärtig Königl. Preußiſchen Staatsminiſters Grafen v. Bülow, nach einer reiflichen und umſichtlichen Berathung im Königl. Weſtphäliſchen Staats-Rathe, zur Ausführung gebracht. Der Weſtphäliſche Staatsrath war bekanntlich aus einer Reihe von Männern zuſammengeſetzt, die noch dermal die allgemeine Achtung genießen, deren Verdienſte durch Uebertragung hoher Staatsämter die ſie gegenwärtig im Preußiſchen, Hannöveriſchen, Kurheſſiſchen und Braunſchweigiſchen bekleiden, auch in der jüngſten Zeit anerkannt und geehrt worden ſind. Die meiſten derſelben ſind von den wiederhergeſtellten Regierungen theils als Miniſter theils als Präſidenten von Landes-Kollegien in unſern Tagen wieder in Dienſt genommen und angeſtellt. Wir erblicken vormalige Königliche Weſtphäliſche Staats-Räthe ſowohl zu Berlin, Hannover, Kaſſel und Braunſchweig in öffentlichen Funktionen als zu Frankfurt bei der hohen deutſchen Bundes-Verſammlung. Die Einſichten, der Patriotismus, die Rechtlichkeit aller dieſer Männer, die Sitz und Stimme im vormaligen Königlich Weſtphäliſchen Staats-Rathe hatten, ſind nie in Zweifel gezogen worden und mögen es auch noch in unſerer Zeit nicht werden. Wie kommt es nun, daß man deſſenungeachtet ſich mannichmal in unſern Tagen ſo weit hat verirren können, ohne Kenntniß und Unterſuchung der Umſtände und Thatſachen Behauptungen aufzuſtellen, die, wären ſie gegründet, die oben angeführten Eigenſchaften bei den in Rede ſtehenden Männern völlig in Abrede ſtellen müßten. Wie kann man doch dem bloßen Hören-Sagen trauen, Gerüchten verbreitet von Perſonen, die mit der Geſchichte, der Organiſation und Staatseinrichtung Weſtphalens völlig unbekannt ſind, Glauben beimeſſen oder abſichtlichen Vorſpiegelungen einer ſelbſtſüchtigen Partheiwuth folgen wollen!

In rechtlicher Hinſicht wurde, als die Veräußerung von Domainen im Weſtphäliſchen Staatsrathe zur Sprache gebracht wurde, von allen den Männern, die demſelben beiwohnten, nicht das mindeſte Bedenken an den Tag gegeben. Hr. v. Martens, Mitglied des vormaligen Königl. Weſtphäliſchen Staats-Raths, wird dieß ebenfalls geſtehen müſſen: er hatte ja ſelbſt einen Vortrag in dieſer Sache. Das Königreich Weſtphalen war ein durch einen europäiſchen Friedensſchluß geſtifteter und gegründeter, durch andere feierliche öffentliche Verträge in ſeiner Rechtmäßigkeit beſtätigter und garantirter, völkerrechtlich konſtituirter und von den Mächten als geſetzmäßig anerkannter Staat. Hätte man ſeiner Regierung nicht die Befugniß einräumen wollen, über das Staatsgut konſtitutionsmäßig und zum Vortheil des Gemeinwohls zu verfügen; ſo würde man eben dieſe Befugniß auch keiner andern damals beſtehenden rechtmäßigen Regierung haben einräumen dürfen. Kann aber der vorigen Weſtphäliſchen Regierung die geſetzliche Befugniß zur Veräußerung von Domainen nicht abgeſprochen werden; ſo ſteht es in keiner Macht, das, was einmal *geſetzlich* geweſen, *ungeſetzlich* zu machen. Die Rechtskräftigkeit der im Königreich Weſtphalen vorgenommenen Domainenverkäufe leugnen zu wollen, würde lediglich eine *arge Verkehrtheit* der Zeit beurkunden; aber in der That iſt ſie auch von niemand bezweifelt worden und unter allerlei Scheingründen geleugnet blos von ſolchen, die ein Intereſſe dabei fanden, ſie zu leugnen. Wollen Fürſten die Staatsübermacht dazu misbrauchen, Gewalt ergehen zu laſſen vor Recht und blos der Selbſtſucht Gehör gebend, den ſchwachen Einzelnen zu unterdrücken; ſo können ꝛc. es freilich. Allein ſie untergraben dadurch ſelber die Grundſäulen aller Legitimität und geben ſolchergeſtalt einen Beweis, daß ſie ſich ohne Scheu öffentlich zu der Lehre bekennen, die ſie doch ſelbſt *Napoleon* ſo ſehr zum Vorwurf machen wollen.

Die Mitglieder des Weſtphäliſchen Staats-Raths folgten blos ihrer *eignen vollen Ueberzeugung*, indem ſie den vom Finanzminiſter ausgegangenen und vorgelegten Entwurfe zur Veräußerung einer Anzahl Staatsgüter ihren ungetheilten Beifall ſchenkten. Es war *weder Menſchenfurcht noch Augendienerei*, wovon ſie dabei geleitet wurden, und bekannt iſt es, daß Jeder im Weſtphäliſchen Staats-Rathe nicht nur ſeine Meynung *frei*, *offen* und *ohne Rückhalt* ſagen *konnte*, ſondern ſich ſelbſt dazu *verpflichtet* und vom Könige *aufgefodert* fand.

Den Miniſtern wurde in andern Angelegenheiten mit Wärme und Lebhaftigkeit widerſprochen, in dieſer nicht, da Jeder theils von der Zweckmäßigkeit theils von der Nothwendigkeit der Maasregel und der Art und Weiſe ihrer Vollziehung überhaupt war. Hätte der Staats-Rath Gründe gehabt, ſich derſelben zu widerſetzen, ſo würde ſie unterblieben ſeyn, ſo hatte ſie unterbleiben müſſen: denn nur wenn der Staatsrath für eine Sache war, konnte der vom Miniſter vorgelegte Entwurf als Dekret zur Ausführung gelangen.

Die Königlich Weſtphäliſchen Dekrete, welche die Veräußerung eines Theils des Staats-Eigenthums anordnen und die Bedingungen feſtſetzen, unter denen der Domainen-Verkauf vorzunehmen, liegen gedruckt Jedermann vor Augen. Wer ſich die Mühe geben will, ſie zu leſen, und das ſollte doch Jeder, der ſich ein Urtheil darüber anmaaßen will, wird weder die guten Abſichten, welche zum Grunde liegen, noch die Billigkeit der Grundſätze, welche beobachtet wurden, noch die Zweckmäßigkeit des Verfahrens verkennen. Eine blos oberflächliche Betrachtung des Inhalts dieſer Dekrete aber muß Jeden von der Wahrheit der Thatſache überzeugen, daß weder eine Verſchleuderung von Staatsdomainen beabſichtigt wurde noch überhaupt bei den Umſtänden, unter denen der Verkauf Statt fand, möglich war.

Erſtlich hat es nie in dem Plan weder der Weſtphäliſchen Regierung, noch des Finanzminiſters Grafen Bülow, noch des Weſtphäliſchen Staats-Raths gelegen, irgend eine Staatsdomaine zu verſchleudern. Die Andichtung eines ſolchen Plans wäre in der That nichts als eine ſchmähliche Beleidigung an der Ehre und dem guten Namen aller der achtbaren Männer, die theils zu dieſer Maasregel riethen theils zur Vollziehung derſelben mitwirkten. Zweitens war auch gar kein Grund zu einer ſolchen Verſchleuderung vorhanden: denn es fehlte an nichts weniger als an Liebhabern, welche Domainenſtücke zu erwerben wünſchten und trachteten und man hatte darum durchaus nicht nöthig, durch beſonders niedrige Preiſe oder ausgezeichnet vortheilhafte Bedingungen Käufer anzulocken. Endlich gab zugleich die Art und Weiſe, wie der Verkauf geſchah, nicht einmal einer Möglichkeit zur Verſchleuderung Raum: denn der Verkauf ward öffentlich vorgenommen und nichts Heimliches konnte dabei Platz finden. Der Zuſchlag wurde entweder an den Meiſtbietenden oder unter genauer Beobachtung der Bedingungen vollzogen, die in den Dekreten vorgeſchrieben wären. Nicht einmal eine beſondere Begünſtigung dieſes oder jenes Käufers konnte hier eintreten.

Die Bedingungen, welche unter der Weſtphäliſchen Regierung geſetzlich vorgezeichnet waren und denen die Behörden nachkommen mußten, waren die nämlichen, unter welchen auch nach Auflöſung des Weſtphäliſchen Staats unter der Königl. Preußiſchen Regierung in den wiedererworbnen Provinzen Domainen veräußert wurden, ſo daß, wollte man jener eine Verſchleuderung des Staatsguts zur Laſt legen, der nämliche Vorwurf auch dieſe treffen müßte. Man würde jedoch bei dem Einen eben ſo wohl wie bei dem Andern Unrecht haben. Eine nähere vergleichende Unterſuchung des Werths der Grundſtücke in der Epoche ihres Verkaufs und der Größe des für dieſelben bezahlten Kaufſchillings würde ſogar unbeſtreitbar darthun, daß man in den meiſten Fällen unter der Weſtphäliſchen Regierung nicht wohlfeiler Domainen käuflich an ſich gebracht, als man von Privatperſonen Grundeigenthum kaufte.

Ueberdies lagen bei der Ausführung der Maasregel der Veräußerung eines Theils der Domainen in Weſtphalen Motive zum Grunde, die nicht nur an ſich löblich und von der Sorge für das Gemeinwohl diktirt waren, ſondern auch im In- und Auslande mit unzweideutigem Beifall aufgenommen worden ſind. Nicht wenige der veräußerten Domainenſtücke dienten als Fonds, um die vor der Gründung des Königreichs von den Provinzen kontrahirten Schulden zu vermindern. Dieſe alten Schulden ſind von den jetzigen Regierungen anerkannt worden, welche demnach aus dem unter der Weſtphäliſchen Regierung vorgenommenen Domainenverkauf weſentlich Vortheile rückſichtlich des bedeutend verringerten Betrags der übernommenen Schulden gezogen haben. Die Veräußerung anderer Domainenſtücke wurde zugelaſſen oder verfügt, um nach Grundſätzen einer erleuchteten Staatswirthſchaft den Ackerbau von jenen drückenden Laſten zu befreien, die als Ueberbleibſel des Lehnweſens und des barbariſchen Mittelalters nicht mehr in die Zeit paßten und dem Wohlſtande und Fortkommen des Landmanns ſo hinderlich waren. Dieſe Maasregel hat ſehr heilſame Folgen für die Beförderung und Vervollkommnung des Landbaues hervorgebracht und wurde von den Schriftſtellern der damaligen Zeit und in öffentlichen Blättern bis zum Himmel erhoben und als höchſt preiswürdig andern Staaten als Muſter anempfohlen. Endlich wurde auch der Kaufſchilling, den der Staatsſchatz aus der Veräußerung mancher wenig vortheilhaften Domainenſtücke in die Hände bekam, zur Erwerbnng von nützlicherm neuen Staatsgut verwandt, deſſen Beſitz den jetzigen Regierungen zu gut kommt. Daher läßt ſich denn auch bei ſo vielen unter der Weſtphäliſchen Regierung veräußerten Staatsdomainen die versio in rem genau, bei allen aber, daß ſie keinesweges unnütz weggegeben worden ſind, nachweiſen. Schwerlich dürfte in ſo vielen andern deutſchen Ländern, wo in der nämlichen Epoche Domainen verkauft wurden, eine ſolche Nachweiſung, wenigſtens nicht ſo vollſtändig wie in Weſtphalen, möglich ſeyn.

Bekanntlich hatte der bei weitem größte und anſehnlichſte Theil der im Gebiete des Königreichs Weſtphalen vorhandenen Domainen dem franzöſiſchen Kaiſer überlaſſen werden müſſen. Der Weſtphäliſchen Regierung war daher blos die Dispoſition über einen Vergleichungsweiſe ſehr wenig bedeutenden Theil von Staatsdomainen verblieben und dennoch wurde ſelbſt von dieſem wieder nur ein Theil veräußert. Man betrachte dagegen, wie z. B. im Königreich Baiern mit den Domainen verfahren worden iſt!

Ich bin zur genauern Erörterung dieſes Gegenſtandes lediglich durch die ſo auffallende hartnäckige Weigerung des Kurfürſten von Heſſen geführt worden, die Rechtsgültigkeit der Weſtphäliſchen Domainenverkäufe in dem ſeiner Souverainität unterworfenen Gebiete anzuerkennen. Da man jedes nur einigermaßen ſcheinbar gerechten Grundes ermangelte, Privaten ihres im beſten Glauben wohl und geſetzlich erworbenem Eigenthums gewaltſam zu berauben, ſo hat man zu der Erdichtung ſeine Zuflucht genommen, die unter der Weſtphäliſchen Regierung auf Kurheſſiſchem Gebiet veräußerten Domainen ſeyen verſchleudert worden. So wenig dieſe Thatſache, wenn ſie auch gegründet geweſen wäre, zu einer Maasregel berechtigen konnte, deren Ungerechtigkeit dermal allgemein anerkannt iſt, ſo wird dieſes rückwirkende Verfahren um ſo empörender, da ſich zur Evidenz erweiſen läßt, daß die ganze Vorſpiegelung nichtig und ungegründet iſt. Auch hat man damit wohl hin und wieder das von den Verhältniſſen wenig unterrichtete Ausland täuſchen können; an Ort und Stelle iſt die Unwahrheit des Vorgebens offenkundig.

Was ich oben von den Weſtphäliſchen Domainenveräußerungen überhaupt geſagt habe, gilt im recht eigentlichſten Sinne von den in dem jetzigen Kurheſſen vorgenommenen insbeſondere. Es läßt ſich für jeden einzelnen Fall überzeugend darthun, daß an keine Art von Verſchleuderung hier zu denken geweſen iſt, die Domainen titulo oneroso erworben worden ſind und die Käufer rechtlich und geſetzlich zu Werke gegangen ſind. Man kann dies insbeſondere mit

Fug und Recht von allen denen ohne Ausnahme behaupten, die ihre Reklamationen bei dem deutſchen Bundestag vorgebracht haben. Die Dotationen, die hauptſächlich in der Krone anheim gefallenen Lehngütern beſtanden, gehören nicht hierher und von den Stiftsgütern und Krondomainen, die in den Königl. Preußiſchen Provinzen unter der Weſtphäliſchen Regierung veräußert worden ſind, darf ich mich um ſo eher enthalten, hier zu reden, da die Rechtsbeſtändigkeit von deren Verkauf von der Königl. Preußiſchen Regierung keinem Zweifel unterworfen worden iſt, wiewohl dieſe eigentlich zur Verbreitung der Gerüchte einer Statt gehabten Verſchleuderung Weſtphäliſcher Domainen Veranlaſſung gegeben zu haben ſcheinen. Der Zweck dieſes Aufſatzes ſollte lediglich auf Kurheſſen gerichtet ſeyn.

III.

Die Göttinger Unruhen.

Der Deutſche wie die Natur ſchätzt wenig die Arten, nur die Gattungen der Dinge ſind ihm heilig. Das Fortpflanzen nicht das Fortgepflanzte dünkt ihm bedeutend. Mag das Einzelne untergehen wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze ſammeln ohne ſie zu gebrauchen, ſo häufen die Deutſchen Grundſätze auf ohne ſie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgeſetze abzufaſſen, wie ein deutſcher Bundestag anzuordnen ſey, das mögen ſie Jahrhunderte lang mit ewig jungem Eifer beſprechen, aber ob das Badiſche Ständeweſen tauglich, wie die Preßfreiheit eines beſtimmten Staates beſchaffen ſey, was die Bundesverſammlung zu Frankfurt thue oder unterlaſſe, dieſem nachzuforſchen ermüden ſie gar bald. So ſind die Ereigniſſe zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug beſprochen werden. Jetzt darf man den ſchönſten und gelehrteſten Abhandlungen über die akademiſche Freiheit, deren Urſprung aus dem Mittelalter, über die Erſprieslichkeit ihrer Fortdauer oder Einſchränkung mit Gewißheit entgegenſehen. Die vaterländiſchen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunſt hinaufſteigen, aber Göttingen darüber vergeſſen; aber darüber zu fodern verſäumen, daß die ausgewanderten Studirende zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit ſo wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat beſtraft, und die durch franzöſiſch-weſtphäliſchen Wiz nur gelenker gemachte ſteife Herrſchbegierde der hannövriſchen hochadlichen Beamtenſchaar, von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die ſechszehnendigen Hirſche nachdem ſie lange ſich furchtſam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutſchen Volkes von neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studirende begangen, was wenn ſie auch wirklich gefehlt tadelnswürdigeres als was ſchon hundertmal geſchehen? Oder haben die vorſichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfeſtes gefürchtet, und frühzeitig das Hochgefühl Freiheitsbegeiſterter Jünglinge zu demüthigen geſucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder ſollten geduldige Deutſche als Heloten zur Schau geſtellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit ſtolzer Britten daran erſtarke? Iſt es nicht derſelbe König der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch ſo eine weichherzige Spiesbürgerſeele, die gerührt wird wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morſcher Selbſtling deſſen Geiſt nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfaſſungen? Sind unſre Fürſten nicht herrlich, iſt ihr Wille nicht gut? Wohl ſind ſie es, wohl iſt er es, aber was eine Konſtitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne erſezt werden könne, das mag euch das hier beſprochne Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein ſchlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des verlezten Parlamentes nach ſeinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt die Gewalt zu gebrauchen gegen ſeine eigne Unterthanen, die er hier gegen ſchuldloſe Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage und kein deutſches Blatt ſpricht mehr von dieſer Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnißvolle Kette, der europäiſche Adelsbund wird den Gegenſtand nach Aachen ziehen, und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Uebermuth deutſcher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademiſche Freiheit zu zernichten ſuchen, und — Dank der waltenden Vorſehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle Euch bei, daß die Hochſchüler in England ein dumpfes trauriges Leben zwiſchen Mauern eingeſchloſſen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerloſeſten Vögel ſind. Die Freiheit der deutſchen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildeſten Burſche waren die zahmſten Spiesbürger geworden. Sind die Ueberſchlauen am Steuerruder toll und verblendet genug die deutſche wiſſenſchaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigeſetze zu beugen, zwingt man ſie die verlorne Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft die ſie in zweckloſer Luſt und beſinnungsloſem Toben vergeudet, in ernſte Thaten zu verbrauchen, dann — dann iſt ſie geſprengt die Kette.

IV.

Kleine Gedanken über ſtändiſche Verfaſſung.

Wer die Geheimniſſe der Pflanzenwelt zu erforſchen und zu begreifen weiß, wird ungeſchickt und unwillig den Pflug führen. Da habt Ihr eine Formel nach welcher die Entfernung der Sonne der Wahrheit von den Menſchen abgemeſſen werden muß, damit ſie leuchte ohne zu zünden. Die allgemeine Verbreitung der Kultur, macht eine Veränderung in den Ordnungen der bürgerlichen Geſellſchaften nöthig, da bei den jetzigen Verfaſſungen der Staaten, die aus der geſteigerten Geiſtesbildung entſpringenden Anſprüche ſo vieler Menſchen, nicht befriedigt werden können. Es giebt nur ein Rettungsmittel, das die Gefahren dieſes Uebels abzuwenden vermag — die Volksrepräſentation, indem dieſe der Geiſtesbildung abwechſelnd aller Bürger einen Spielraum gewährt, oder ihn doch hoffen läßt.

„Das Leben des Staates iſt das Produkt einer doppelten Kraft, des Erhaltungs- und des Bildungstriebes. Jener ſtrebt nach der Erhaltung des Beſtehenden, dieſer nach dem Wechſel; jener vertritt die Vergangenheit und das Allgemeine, dieſer das Intereſſe der Gegenwart und des Beſondern. Jener bemüht ſich für das Recht und den Beſitz, dieſer für die Kraft und die Erwerbung; jener iſt thätig für den Staat und das Staatsgebiet, dieſer für den Bürger und die Häuslichkeit. Das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft entſpringt aus dem richtigen Verhältniſſe in welchem beide Kräfte zu einander ſtehen. Wo der Erhaltungstrieb überwiegt da werden die Foderungen des belebenden Geſchlechts und des Geiſtes der Zeit nicht berückſichtigt, und der Staat in Mißklang mit der Auſſenwelt und von derſelben angefeindet, muß widerſtrebenden Kräften, die ihn aufreiben weil ſie nichts entfremdetes dulden, endlich unterliegen. Wo der Bildungstrieb allein herrſcht, da verliert der Staat, in ewiger Bewegung, ſeinen Schwerpunkt, und da er das Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft nicht blos auszubeſſern und zu ſchmücken ſich bemüht, ſondern auch an dem Grundſteine rüttelt, ſo ſtürzt das Haus rettungslos zuſammen. Der Zweck aller Bewegung iſt Ruhe, nicht umgekehrt. — In einer repräſentativen Verfaſſung wird der Erhaltungstrieb durch die Adelskammer, der

Bildungstrieb durch die Volksdeputirten vertreten. Das bleibende Intereſſe des Staates dem oft ein vorübergehendes aufgeopfert werden muß, vertheidigen die Pairs; das wandelbare Intereſſe dem das Beſtändige ſich aller Zeit anſchmiegen ſoll, vertheidigen die Deputirten. Der Fürſt hält beide Kräfte im Gleichgewichte Er ſorgt für die Zukunft während der Adel in der Vergangenheit, das Volk in der Gegenwart lebt. Er verhindert die ſtarre Unbeweglichkeit ſo wie die allzugroße Wandelbarkeit der Geſetzgebung.

„Wer ſoll die Volksrepräſentanten wählen? Natürlich nur ſolche die ſelbſt wahlfähig ſind. Die, welchen man die Fähigkeit und den guten Willen die Anſprüche und Rechte des Volks auszumitteln und zu vertheidigen nicht zutraut, können unmöglich tauglich befunden werden, diejenigen herauszufinden, die jenes Zutrauen verdienen.

„Wer und was ſoll vertreten werden? Der Regent, die Regierung, das Volk im Allgemeinen, die verſchiedenen Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, und deren verſchiedene Intereſſen und endlich die einzelnen Bürger.

„Es iſt nicht immer das wichtigſte Intereſſe und die bedeutendſten Klaſſen der Staatsbürger ſind es nicht welche am mächtigſten vertreten werden müſſen; ſondern das Gegentheil findet manchmal Statt. Reichthum und hoher Stand ſind mächtig genug ſich ſelbſt geltend zu machen, aber die leiſe und furchtſam ſprechenden, die kaum vernehmlichen untern Stände müſſ[illegible] am lauteſten von den Volksdeputirten vertheidigt werden. Es giebt ferner nicht blos unmündige Klaſſen der Geſellſchaft ſondern auch unmündige Intereſſen die der Theilnahme am meiſten bedürfen, weil ſie deren am wenigſten erregen. Aus jenem Geſichtspunkte betrachtet iſt es ungerecht wenn man die Juden nicht Theil an der Repräſentation nehmen läßt, auch wenn ihre Untauglichkeit zur völligen Gleichſtellung mit den übrigen Staatsbürgern zugegeben würde, ja dann um ſo mehr ungerecht und dem Weſen der Repräſentation widerſprechend. Sind Juden untaugliche Staatsbürger, dann ſind ſie als politiſche Gebrechliche oder als Kinder anzuſehen, und als ſolche bedürfen ſie am meiſten der Vormundſchaft. Aber wem Anders dürfte dieſe anvertraut werden, als den Geſunden und Erwachſenen unter ihnen ſelbſt? — Da den unmündigen unerwachſenen Bedürfniſſen eine Fürſprache am meiſten Noth thut, ſo ſollte die Anzahl der Deputirten vielleicht im umgekehrten Verhältniſſe mit der Wichtigkeit und Bedeutung der repräſentirten Körperſchaft ſtehen.

Man hat gefragt wer tauglicher ſei das Volk zu vertreten, der reiche oder der wiſſenſchaftliche Bürger; aber es bedarf kaum einer Unterſuchung, daß ſie beide dazu berufen werden müſſen. Der Gegenſtand der Ausmittelung iſt, in welchem Verhältniſſe ſie zu einander ſtehen ſollen, und ob die Zahl der Begüterten oder die der Geiſtreichen unter den Volksvertretern überwiegend ſeyn müſſe. Für das erſtere ſpricht die Natur der Sache unwiderleglich.

Das Volk hat zweierlei Rechte und Neigungen die vertreten und befördert werden müſſen, dingliche und perſönliche. Zu den erſteren gehört ſein Vermögen und alle die Arten der Erwerbung, Benutzung und Erhaltung derſelben; zu den Andern ſeine Freiheiten, ſeine ſittliche, politiſche und religiöſe Selbſtſtändigkeit. Die dinglichen Rechte ſollen von den begüterten Deputirten, die perſönlichen aber von den wiſſenſchaftlichen vertreten werden. Die erſteren ſind von mannichfaltiger oft ſich feindlich gegenüberſtehender Art. Der Beſitzer von Grundeigenthum, der Landmann, der Fabrikant, der Handwerker und der Kaufmann haben ſich wechſelſeitig widerſtrebende Intereſſen, die wieder jedes für ſich nach dem Wohnorte des Staatsbürgers verſchieden ſind. Die perſönlichen Rechte der Bürger aber ſind für Alle und aller Orten faſt die nehmlichen. Geſetzgebende Gewalt, Preßfreiheit, Bürgerehre u. ſ. w. ſind Rechte und Anſprüche die für jeden die nehmlichen ſind, und nur der Unterſchied der Stände wird eine Schattirung dieſer Verhältniſſe bewirken, da die perſönlichen Rechte des Adels, des Gelehrten, des

Bürgers zuweilen einander im Wege ſtehen. Daraus folgt, daß das Vermögen des Bürgers einer ſtärkeren Vertretung als deſſen Perſon bedürfe, daß daher unter den Ständegliedern die Zahl der Begüterten die der wiſſenſchaftlichen überſteigen müſſe. Ganz ausgeſchloſſen dürfen die Gelehrten von der Repräſentation nicht werden, weil ſie dann als Inhaber blos perſönlicher Rechte ohne Vertretung blieben, worunter nicht allein ſie ſelbſt ſondern die Geſammtheit leiden müßte. Die Vertreter des Vermögens können nicht zugleich die des Perſonenrechtes ſeyn, weil ſich oft beide Intereſſen einander widerſtreben.

4 Bei einer einigen Kammer in den Ständeverſammlungen würde freilich das Volk mehr Freiheit haben als es genießt, wenn ihm die Adels- oder Pairskammer wehrend gegenüberſteht; aber eben dieſes Uebermaas der Freiheit wäre dem Volke gefährlich, und würde zum Monarchismus zurückführen. Die Reibungen zwiſchen Regierung und Volk ohne vermittelnden Körper wären zu ſtark, und ſie könnten beide ihre Kräfte nicht entfalten ohne ſich wechſelſeitig wehe zu thun. Der zwiſchen ihnen ſtehende Adel ſoll keineswegs eine trennende Scheidewand zwiſchen Regent und Unterthanen, ſondern nur die Abgrenzung bilden über welche beide nicht treten dürfen. Die Ausdehnung der der Pairskammer ſelbſt zuſtehenden Gewalt wird durch den Raum der zwiſchen Volk und Regent liegt von ſelbſt beſtimmt.

5 Das wahre Intereſſe der Regierung iſt auch das des Volks, aber lezteres in ſeiner ausſchweifenden Freiheitsliebe verkennt oft dieſe Verbindung und ſezt ſich und ſein Begehren dem Wollen der Regierung feindlich gegenüber. Daher muß ſelbſt um das Beſte des Volks willen, unter den Ständen auch die Regierung ihre Fürſprecher haben, wozu die von ihr abhängenden Staatsbeamten am tauglichſten ſind. Es heißt alſo das Prinzip der Volksvertretung verkennen, wenn man behauptet, Staatsdiener ſollten zu Repräſentanten nicht gewählt werden dürfen. Daß aber die Regierung durch Ein-

richtung allzuvieler Staatsämter, ſich nicht ein gefährliches Uebergewicht verſchaffe, kann das Volk, welches die Steuern von welchen die Staatsdiener bezahlt werden, bewilliget, durch Beſchränkung derſelben leicht verhindern. *)

V.

Troſt in Leiden.

Die Minerve Française enthält über ein kürzlich zu Paris erſchienenes Werk: **Ephémérides militaires depuis 1792 jusqu'en 1815 ou Anniversaires de la valeur française**, folgende Anzeige und Beurtheilung. Es iſt erſprieslich die Deutſchen mit der Sprache die darin geführt wird bekannt zu machen, damit ſie lernen, nicht wie man Lorbeeren verdiene (das haben ſie gezeigt), ſondern wie man ſie erhalte. Wer im Unglücke ſtolz bleiben kann, der hat das Unglück nicht ganz verſchuldet.

„Achilles zur Unthätigkeit gezwungen ruhte von ſeiner Ruhe aus, indem er auf ſeiner Leyer die Thaten der Krieger beſang; die Leyer wie das Schwert Achill's iſt in die Hände unſerer Tapfern gekommen, und die Erinnerung franzöſiſcher Siege wird in einer großen Zahl von Schriften aufgefriſcht, zu welchen derſelbe hochherzige Eifer welcher die Siege erzeugte, begeiſtert hat. Zu dem hier angezeigten Werke haben Krieger und Gelehrte ihre Talente vereinigt; glückliche und ſchöne Verbindung, welcher das Vaterland zulächlet! Den Schriftſtellern liegt es jetzt ob den Muth jener Tapfern zu beſchreiben und ihre Wunden zu zählen. Mit engen und unauflöslichen Banden müſſen die Freunde der Beredtſamkeit und die Zöglinge der Muſen ſich unſern Helden anſchließen, und die Schande auslöſchen, welche einige Ueberläufer der Nationalehre die ihre ſchimpflichen Kronen in den feindlichen Reihen austheilen, auf die

Literatur geworfen haben. O gewiß hätten dieſe unwürdigen Franzoſen, wären ſie zu Athen geboren, das Gemählde der Schlacht von Marathon wegzunehmen gewünſcht um an deſſen Stelle die unglücklichen Ereigniſſe der Tage von Argos Potamos und Syracus zu ſetzen. Wir, für welche Marathon ſich ſo oft wiederholt hat, wollen ihnen unermüdlich die Gemählde vorhalten die ihnen ſo beſchwerlich ſind, und alle Strahlen unſeres Ruhms in einen Brennpunkt verſammeln, damit ſie gezwungen werden die Augen zu ſchließen.

Die Herausgabe dieſer kriegsgeſchichtlichen Tagebücher war ein glücklicher Gedanke. In dem Zeitraume von drei und zwanzig Jahren den ſie umfaſſen, iſt die franzöſiſche Tapferkeit ſiegreich vom Tago bis zur Donau und vom Nil bis zum Dnieper gewandert, und ihre Schritte ſind von ſo zahlreichen Trophäen bezeichnet worden, daß auf jeden Tag des Jahres mehrere kommen. Es giebt keinen Tag im April May und Juny den einzigen noch bis jetzt erſchienenen Monaten, die nicht deren fünf bis ſechs darbieten, und die Tage welche nur zwei oder drei Siege zählen waren unfruchtbar in Lorbeeren. Ich fordere den miteifernden Waffenruhm auf, auch ſeine Tagebücher zu verfaſſen. Die welche etwa glauben möchten, daß die Aerndten der Wintermonate unergiebiger geweſen ſeyen, müſſen vergeſſen haben, daß die Franzoſen nur einen Winter hatten.

In der Einleitung theilen die Verfaſſer mit Recht dieſen langen drei und zwanzigjährigen Feldzug in vier verſchiedene Zeiträume ein. Der erſte Zeitraum iſt der da das bewaffnete franzöſiſche Volk nur ſeine Unabhängigkeit vertheidigte. „Noch „kennt es ſeine Stärke nicht, und wenn es auſſerhalb ſeiner „Grenzen kämpft, ſo geſchieht's weil es dort Freunde ge„funden hat die ſeiner Hülfe bedürfen.“ Zur zweiten Epoche die mit dem Einfalle in Italien 1796 beginnt, und mit dem Lüneviller Frieden endet, „beſchäftigt es noch kein Erobe„rungsgedanke, nur den Frieden will es aus der Ferne holen; „es iſt noch der patriotiſche Aufſchwung von 1792 der es be-

„ſeelt und ſeinen Kriegern den Sieg giebt. Aber die Republik „iſt nicht mehr. Ein einzelner Mann ſezt ſich an die Stelle „der Nation und wird der Mörder ihrer Freiheit; das Zauberwort Vaterland vertauſcht er gegen das des Ruhms, „für Franzoſen nicht weniger zaubervoll. . . Eines über das „Andere geſtürzt, ſinken Reiche zuſammen. Neue Herrſcher„geſchlechter erheben ſich über den Trümmern uralter Thronen „die in dem Staube liegen, und die beſiegte Welt ſchweigt „vor dem neuen Alexander.“ So war der dritte Zeitraum. „Endlich erholen ſich die Völker von ihrer Beſtürzung. Die „gedemüthigten Könige erfaſſen die Hoffnung wieder, und „als wenn nur Wunder allein andere Wunder zerſtören könn„ten, ſchließen die Elemente ſelbſt gegen unſere Siege einen „Bund. . . In ſeinen innerſten Umkreis zurückgedrängt, bis „in ſeine Grundfeſten erſchüttert, wankt der Koloß des Reichs, „fällt, und zieht den Mann der es aufgerichtet und das hoch„herzige Volk das es mit Strömen von Blut befeſtigt hatte, „mit ſich nieder.“ Dieſer Zeitraum der Trauer iſt der vierte, der durch eine Reihe von Unglücksfällen, Frankreich zu dem Punkte von dem es ausgegangen war zurückgeführt hat.

Voltaire indem er von den guten franzöſiſchen Schriftſtellern ſprach, bemerkte: „Auch aus dem Grunde werden „ſie in ganz Europa geleſen, weil ſie allen Nationen Ge„rechtigkeit widerfahren laſſen.“ Dieſe Gerechtigkeit die ſo ſelten erwiedert wird, erkennt man auch in den kriegsgeſchichtlichen Tagebüchern. Ihre Verfaſſer haben das Verdienſt ſich über die Fremden und was noch ſchwerer iſt, über die Franzoſen einer andern Meinung, mit Anſtand zu äußern.

Daß unſere braven Krieger, in ihrer heimatlichen Zurückgezogenheit, ſich mit dieſen Tagebüchern worin ihre Großthaten verzeichnet ſind innigſt bekannt machen! Daß jeden Morgen bei der Erzählung der Siege des Tages, ſie mit Stolz ſich ſagen: „Freue dich, Du warſt auch dabei;“ oder mißmuthig: „Hänge dich, Du warſt nicht dabei!“

Für alle Stände der Geſellſchaft wäre es nützlich, daß ſie auch ihre Tagebücher hätten, worin die Thaten die ihnen Ehre machten, eingetragen wären. So würde der Richter ehe er ſich niederſezte, der Beamte indem er ſein Arbeitszimmer betritt, wenn ſie geleſen hätten von welchen patriotiſchen und muthigen Handlungen der beginnende Tag das Jahr erneuert, vielleicht vor dem Gedanken zurücktreten, ihn durch eine Handlung der Willkühr oder durch ein ungerechtes und anſtößiges Urtheil zu beſudeln. — —"

Deutſche, die Ihr dieſes leſet, bedenkt, daß ein Volk das dieſe Sprache führt nicht aufgehört hat furchtbar zu ſeyn, und laßt euch nicht zurückſchüchtern von der Jahresfeyer der Leipziger Schlacht wie ſie das Herz Euch eingiebt!

VI.

Der Mitarbeiter wider Willen.

1.

Schreiben an den Herausgeber der Wage.

Ew. Wohlgeb.

Ihr zweites Heft der Wage enthält in der Kritik der Eliſe von Valberg eine Bemerkung über mich als Hofjunker v. Kälen, die bei einer genauen und ſtrengen Zergliederung eine offenbare Injurie iſt. Die Worte: „Im Leben „wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeſchaffen als auf der Bühne," laſſen ſich auch bei jeder andern Meinung leicht ſo deuten, als ob der Einſender einer Verläumdung Glauben beigemeſſen, nach welcher ich ſchlecht genug geweſen, durch irgend eine Verführung der Rechtſchaffenheit entſagt zu haben. Dieſe beleidigende Bemerkung, iſt mir und vielen andern rechtſchaffenen Menſchen dergeſtalt aufgefallen, daß ich Sie oder den Einſender des Pasquilleähnlichen Ausdrucks um die wahre

Meinung fragen muß; denn entweder hat ſie das Anſehen einer vorſätzlichen Beleidigung, oder ſie iſt gelinde ausgedrückt unüberlegt zu nennen. In beyden Fällen verlange ich in Ihrer Waage, die ich ſo gerne die gerechte nennen möchte, im erſten Falle Widerruf, im zweiten Anerkennung Ihrer Uebereilung. Wer Anderer Fehler rügen will, die ſo oft nur Fehler ſeiner Anſichten ſind, wie hier wirklich der Fall iſt, weil ein feiner Hofmann ſeine Intrigue mit höfiſcher Anſtändigkeit und kalter Beſonnenheit durchführt, ohne ſich bei ſeinen Umgebungen höhern Ranges als ein wirklicher Böſewicht zu zeigen, was ein jeder eingeſtehen muß der den Hof kennt, muß ſich auch nicht ſchämen zu geſtehen, daß er auch gefehlt habe, wenn er nicht als ein bosbafter Menſch will angeſehen, und im wiederholten Falle als ſolcher das erwarten will, was man von einem beleidigten Ehrenmanne zu erwarten hat.

Mein ehrlicher Name iſt mein Stolz, den ich mir, ich kann es ſagen, durch mein tadelloſes Betragen von jeder erhalten, den ich mir von niemand ungeſtraft antaſten laſſe. Die allgemeine Achtung in der ich ſtehe ſpricht für mich, aber ich könnte doch, was mir eben ſo wenig gleichgültig iſt, Gefahr laufen, durch ſolche Bemerkungen, das unſchätzbare Gut, die Achtung der Leichtgläubigen dadurch ſich vermindern zu ſehen, wenn ich ſchwiege.

Das empfindlichſte von allem iſt, daß Ihr Blatt nicht allein hier geleſen wird, weshalb ich meine Forderung wiederhole, und Ihnen den Rath gebe, überhaupt mit Ihrem Urtheil vorſichtiger zu verfahren, wenn Sie ſich für die Folge keine Unannehmlichkeiten zuziehen wollen.

Frankfurt, den 21. Auguſt 1818.

Urſpruch.

2.

An Herrn Urſpruch, dahier Schauſpieler.

Ew. Wohlgeb.

Können darauf rechnen, daß ich in dem nächſten Hefte der Wage meinen Aeuſſerungen über Ihr Spiel jede Zweideutigkeit benehmen werde. Wenn Sie es erlauben, werde ich Ihren Brief wörtlich abdrucken laſſen; dies iſt der beſte Weg der gerechten Sache den Sieg zu verſchaffen.

Ihr ergebenſter
Dr. Börne.

3.

An den Herausgeber.

Ich erwarte alſo Ihrem Verſprechen gemäß, daß Sie in Ihrem nächſten Hefte den bewußten Aeußerungen jede Zweideutigkeit benehmen werden, jedoch nicht mit beleidigendem Witze, den jeder ebenfalls anwenden könnte, wenn er ihn nicht unter ſeiner Würde hielte; in dieſem Falle müßte ich, ſo ungern ich's thäte, öffentlich gegen Sie auftreten. Wenn Sie an meiner Frau und mir, die wir nun ſchon 23 Jahre der hieſigen Bühne mit Ehren dienen, nichts loben können noch wollen, ſo erſuche ich Sie unſerer lieber gänzlich zu vergeſſen. Eine belehrende unpartheiiſche, in den Grenzen der Anſtändigkeit bleibende Kritik, wird jeder der ſeine Kunſt liebt, mit Vergnügen leſen und mit Dank erkennen. Direction, Künſtler und Publikum, jedes mag nach ſeiner Art einer Zurechtweiſung bedürfen, aber auf eine geziemende Weiſe, wenn die Saat des vernünftigen Kritikers reife Frucht bringen ſoll. Wenn Ihre Kritik nach den Wünſchen der gerechten Kunſtrichter, die mit allen Verhältniſſen unſerer Bühne bekannt ſind, wie es höchſt nöthig iſt abgefaßt wäre, und wir uns dann beklagen wollten, ſo könnten Lichtenbergs gute Bemerkungen in dem Oppoſitions-Blatt Nr. 195. die Antwort für uns alle ſeyn; aber Ihre Bemerkungen ſind ſubtiler Mord, die man auch ohne Eigenliebe zu haben nicht länger ertragen kann, und die, wie ich ſchon einmal geſagt Ihnen nur unangenehme Auftritte bereiten. Sie geben mit Ihren Bemerkungen überhaupt ſehr unvorſichtig zu Werke, wie Ihre ſchüchternen Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen beweiſen. Ein Mann, der von einem Volke abſtammt, das in gegenwärtigem Augenblick, bei dem Bundestage die ihm gebührende Rechte der Menſchheit in Anſpruch nimmt, ſollte nach meiner Meinung aus Liebe zu ſeinem Volke anders verfahren. Wenn das Ihre ſchüchternen Bemerkungen ſind, dann möchte ich erſt Ihre freimüthigen kennen lernen.

Ich erlaube Ihnen meine zwei Briefe, Wort für Wort Ihrer Wage einzuſchalten; fehlt aber ein Wort an dieſen zwei Briefen, ſo ſeyen Sie verſichert, daß ich das Fehlende bekannt zu machen nicht unterlaſſen werde.

Urſpruch.

4.

Das Ende vom Liede.

Herr Urſpruch ſieht nun, daß ich ihm die Einrückungsgebühren habe erſparen wollen, und die verſchiedenen Grobheiten die er mir geſagt hat, in meine Zeitſchrift aufgenommen habe. Die Briefe ſind ſeinem Wunſche gemäß wörtlich abgedruckt worden, doch hoffe ich, daß er für die darin fehlende Fehler, und manchen hinzugefügten ſchönen Buchſtaben mir danken wird. Noch eine andere Veränderung habe ich mir zu machen erlaubt. Herr Urſpruch hatte nehmlich, aus Geringſchätzung, alle Stellvertreter und Lohnwächter meines zum Schildwacheſtehen berufenen Namens (in der Sprachlehre Fürwörter genannt) mit kleinen Anfangsbuchſtaben, ſie, ihr, ihnen geſchrieben; ich habe ſie jedesmal groß gemacht, weil nicht einmal ein Menſch geſchweige ein Schriftſteller ſich ſelbſt zu verachten braucht. Ich will Herrn Urſpruch, ſo viel es mir möglich iſt zufrieden ſtellen; aber wer die ſchlafloſen und ſorgenvollen Nächte kennt, die ein armer Journaliſt darüber hat wie er zur gehörigen Zeit die verſprochene Bogenzahl Gedrucktes ablieſere, wenn es ihm nicht gegeben iſt ſein bischen Wiſſen und Fühlen breitzuſchlagen, und wenn ihm die zugeſagten Beiträge meiſtentheils ausbleiben: wer dieſes zu fühlen weiß, der kann ſich denken wie vergnügt ich bin, daß mir ein vernünftiger Mann und guter Kopf gratis in die Falle gegangen iſt. Solcher Mitarbeiter wider Willen werden ſich gewiß noch mehrere einfinden, da die gegenwärtige Veranlaſſung hierzu ſich nothwendig wiederholen muß. Doch zur Sache, nehmlich zur Ehrenerklärung.

Einer Erklärung bedarf was unverſtändlich iſt, wie kann aber Herr Urſpruch ſo unbillig ſeyn zu verlangen, daß ſeine Ehre ich erklären ſoll? das iſt ſeine eigne Sache. Ich habe es nur mit dem Schauſpieler zu thun, der Menſch in ihm intereſſirt mich gar nicht. Ich erkläre dennoch, um zu zeigen welch' eine gute Seele ich bin, feyerlich vor aller Welt, daß ich nicht habe ſagen wollen, daß Hr. Urſpruch im Leben ein Spitzbube, ſondern nur, daß er auf der Bühne keiner ſei. Dieſer Vorwurf gereicht ihm zum höchſten Ruhme, indem dadurch zu verſtehen gegeben wird, daß es ihm unmöglich falle ſeine tugendhafte Natur zu verläugnen. Uebrigens werde ich mich durch nichts abhalten laſſen, die ſchauſpieleriſchen Darſtellungen noch ferner nach meiner Einſicht zu beurtheilen, auch wenn ich mir die Unannehmlichkeiten, die mir im Hintergrunde gezeigt werden, wirklich zuziehen ſollte: es hat jeder Stand ſeine Plagen, und die größte Unannehmlichkeit habe ich gewöhnlich ſchon überſtanden, ſobald ich das Schauſpielhaus verlaſſe. Die Drohung, daß ich im wiederholten Falle zu erwarten habe „was man „von einem beleidigten Ehrenmanne zu erwarten „hat,“ macht mir durchaus nicht bange, und zwar aus zwei Gründen nicht, von welchen ich einſtweilen nur einen ſagen will: nehmlich weil Hr. Urſpruch wird einſehen lernen, daß er gar nicht Urſache hat ſich beleidigt zu fühlen. Er ſagt, ſein ehrlicher Name ſei ſein Stolz, und hat ſehr

Unrecht darin; einen ehrlichen Namen muß jeder haben, es iſt dabei nichts worauf man ſtolz ſeyn könne.

Ich habe mit Vergnügen aus den Briefen des Herren Urſpruch erfahren, daß er und ſeine Gattin ſchon in zwei Jahren die ſilberne Hochzeit ihrer Kunſtehe feyern werde, und ich bleibe gewiß nicht zurück an der Freude dieſes Tages einſt Theil zu nehmen. Damit aber keine unangenehme Rückerinnerung jenes Feſt ſtören möge, ſo rathe ich Herrn Urſpruch behutſamer zu ſeyn, in ſeinen Aeuſſerungen damit er nicht zu Schaden komme. Er geht in ſeinen Bemerkungen überhaupt ſehr unvorſichtig zu Werke, wie ſeine Bemerkung beweiſt: daß wer den Hof kenne, wiſſe wie man einen Spitzbuben zu ſpielen habe. Wer zu einem Volke gehört, das in gegenwärtigem Augenblicke an den meiſten Orten, wie Hofbeamten ſeine ihm gebührende Beſoldung in Anſpruch nimmt, ſollte nach meiner Meinung aus Liebe zu ſeinem Volke anders verfahren. Herr Urſpruch ſpricht immer von Bemerkungen die „in den Grenzen der Anſtändigkeit“ bleiben ſollen, wenn aber das ſeine anſtändigen Bemerkungen ſind, ſo möchte ich erſt ſeine unanſtändigen kennen lernen.

Herr Urſpruch hat ſich wirklich als ein Mann gezeigt, der den Hof kennt, da er ſo ſtaatsklug war mit Oeſtreich und Preußen ein Bündniß gegen mich zu ſchließen. Er würde mich ſehr verbinden, wenn er mir ſagen wollte, wovon er gewiß ſehr genau unterrichtet iſt, was ſeine guten Freunde eigentlich in Aachen zu thun haben; ich möchte gar zu gern etwas mehreres darüber drucken laſſen als in andren Zeitſchriften ſteht, um ein Sternchen davor ſetzen zu können, nach welcher ehrenvollen Auszeichnung ich ſchon längſt vergebens geſtrebt habe. Dieſes enge Freundſchaftsband in welchem Herr Urſpruch mit den erſten Fürſten Europens ſteht, würde mir wirklich Angſt machen, wenn ich mich nicht damit tröſtete, daß, da ſeit dreyßig Jahren ſich ſo vieles Wunderbare ereignet hat, es auch nicht unmöglich iſt, daß der Kaiſer von Oeſtreich und der König von Preußen gar niemals erfahren möchten was in dem zweiten Hefte der Wage von ihnen abgehandelt worden iſt. Endlich bitte ich Hrn. Urſpruch, daß, ſollte er mich mit ſeinem Briefwechſel ferner beehren, er die Anwendung einigen Witzes nicht unter ſeiner Würde halten möge. Den Leſern iſt es ſehr gleichgültig ob Hr. Urſpruch ſeinen Spitzbuben auf der Bühne gut oder ſchlecht gemacht, ob er oder ich recht habe, ſie wollen aber nicht, daß man ſie gähnen mache.

VII.

Blätter und Blüthen.

1.

Will der Spott nur Regiſtrator ſeyn im Archive der Lächerlichkeiten, um ſie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein ſchädliches Amt, welchem der ſtärkſte Tadel zukömmt. Eine begangene Lächerlichkeit iſt ein Verbrechen des Geiſtes, das zur Abſchreckung Anderer zwar beſtraft werden muß, aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheiſcht. Beweinenswerther iſt ja wohl niemand als der Menſch dem das Loos zugetheilt ward, lächerlich zu ſeyn.

2.

Die Erfahrung bereitet uns vorſorglich *harte* und *trockene* Lehren, welche als Schiffszwieback für das menſchliche Herz, ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müſſen uns *daran* ſättigen oder verhungern. Friſche Nahrung genießt der Menſch nur zweimal: auf der ſeeligen Inſel der Kindheit, und einſt wohl in dem Hafen der Ruhe.

3.

Iſt es nicht möglich, zu tadeln ohne zu ſpotten, und zu ſpotten ohne zu verwunden? Müſſen Aufklärer den Lichtſcheeren gleich zu ſeyn, die nur helle machen, indem ſie ſchneiden? Verdriesliche Nothwendigkeit!

4.

Warum iſt die Heimat des Herzens die Fremde des Kopfes oder umgekehrt, und warum darf Niemand ohne Abzug und Nachſteuer, aus Einem Lande in das Andere ziehen? Die Bundesakte, welche eine ſolche Freyzügigkeit bewilligte, wäre die gemeinſchaftliche heilige Schrift für die geſammte Menſchheit.

5.

Haben und Seyn ſind die Hülfszeitwörter in der Sprachlehre, ſowohl eines glücklichen als eines elenden Lebens; denn aus Habſucht und Selbſtſucht, den Thränendrüſen der leidenden Menſchheit, quellen die Thränen der Freude ſowohl als die der Schmerzen.

6.

Der Leichtſinn iſt ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

7.

Warum heißt eine Frau nehmen, d. h. ſeiner Freiheit entſagen wollen, mit einem das Gegentheil bezeichnenden Worte freien?

8.

Kanonen- und Flintenkugeln ſind oft Fleckkugeln zum reinigen der beſchmutzten Welt.

9.

Der wahre Muth iſt nicht blos ein Luftball der Erhöhung, ſondern auch ein Fallſchirm des Herabſinkens.

10.

Jean Paul, dieſes Harzgebirge und Potoſi voll der edelſten Metalle, würde verarbeitet die Bijouterieläden aller deutſchen Belletriſten verſehen, und zu Goldſchlägerblatten ausgedehnt die halbe Erde bedecken können. Warum gebrauchen ihn unſere literariſchen Zinngießer und Kupferſchmiede nicht öfter zum Vergolden ihrer Gefäße? Dieſer große Dichter, (ein um ſo größerer, da er das Muſenpferd ohne den Steigbügel des Reims zu beſteigen, und ohne metriſchen Zügel zulenken verſteht) weiß aus dem Heu und den Futterkräutern der Gelehrſamkeit, friſche liebliche Blumenſträuße zu winden, ſtatt daß Andere ſelbſt ihre Roſen und Lilien in ein Gemüſe zerkochen. Ihm fehlt nichts als daß ihm nichts fehlt, niemals. Er erſchwert nehmlich durch gleichzeitiges Darbieten verſchiedenartiger Genüſſe, die Wahl unter denſelben, und ſchmälert den erwählten Genuß durch die damit verbundene Aufopferung. Die Natur ſelbſt giebt hierin eine weiſe Lehre: die dem Auge wohlgefälligſten Blumen ſind es nicht, die am ſüßeſten duften, und bei der Frucht ſind Farbe und Geruch dem Geſchmacke untergeordnet. — Wie hätte Voltaire über Jean Paul geurtheilt? wie er über Shakeſpeare gethan. Er würde an dieſen Mammuthsknochen einer ihm unbekannten Rieſengeiſterart, die zierliche Taille eines franzöſiſchen Marquis abgemeſſen, und das Uebermaas des Erſteren, lächerlich und unnatürlich gefunden haben.

11.

Der Verſtand als Blitzableiter des Unglücks, kann es an dem Herzen der Menſchen unſchädlich herabführen, vermag aber nicht es abzuwenden.

12.

Es giebt Fußpfade, die zu dem Geiſte und Herzen der Menſchen ſchneller und anmuthiger führen als jene ſtaubigen Heerſtraßen einer feindlichen und grämlichen Lehre, auf welchen die Hartnäckigkeit den Angriff erwartet, ſich vertheidigend in den Weg ſtellt, oder uns mit ihren Ausfällen zuvorkömmt.

13.

Man fand im Alterthume geld- und geiſtreichere Menſchen als jezt, aber der Wohlſtand war weniger verbreitet; es gab keine Bemittelte.

VIII.

Frankfurter Volksbühne. *)

Am 27. Auguſt. — 1. Die Indianer in England, Luſtſpiel von Kotzebue.

Mit „Auweh“ beginnt dieſes Luſtſpiel, wenn das nicht herzbrechend wird ſo iſt's ein glückliches Wunder! Nun, es fehlt nicht daran. Toujours perdrix, toujours Gurli. Hundert drey und dreyßig Male (bedachtſam gezählt) wird der Name Gurli im Stücke ausgeſprochen, es gurlt einem ums Ohr herum, daß man vor Angſt und Wehmuth vergehen möchte. Närriſcher Samuel, hat je eine abgeſchmacktere Unnatur die Bühne betreten? Antwort: nein. Es wird gewiß keine beſorgte Mutter ihre Tochter zum zweitenmale in dieſes Schauſpiel führen. — Laßt uns zuweilen kleine ſtyliſtiſche Bemerkungen zur Uebung unſeres Geſchmackes machen. In der 4ten Scene des 2ten Akts ſagt Liddy: „Pfuy! keine romantiſchen Thorheiten! Kaberdar iſt ein braver Mann. Ihn um eines Jünglings willen verſchmähen, deſſen Herz ich blos aus ſeinen Augen kenne, das hieße auf der Lebensreiſe den Compaß gegen einen Schmetterling vertauſchen.“ Eine ſchöne Zuſammenſtellung; man hätte eben ſo gut eine Baßgeige mit einem Kümmelwecke paaren können! — Ein andermal heißt es: „unglückſchwangere Blitze.“ Sehr falſch. Der Blitz kann nicht ſchwanger werden; ſchon deſſen

---

*) Die Handſchrift, welche die Berichte über die ſchauſpieleriſchen Darſtellungen enthielt, habe ich bei einem Gange über die Straße aus der Taſche verloren, und nur Einiges nach der Erinnerung wieder herzuſtellen vermocht. Daher die Unvollſtändigkeit dieſes Artikels. Ich bitte nicht den ehrlichen Finder des Verlornen es mir zurückzugeben, denn dieſer thut es wohl von ſelbſt, ſondern den unehrlichen, und es ſey ihm hiermit eine größere Belohnung als der Fund werth iſt, dafür zugeſagt.

langgeſtreckte Taille vermag das Bild der guten Hoffnung nicht einzufaſſen. Uebrigens iſt der Bliz das Gebohrne nicht das Gebährende: wenn die Unglückſchwangeren Wolken in die Wochen kommen, dann ſind die Blize die Unglückskinder.

Die Auffführung war im ganzen gut. Hr. Weidner machte den Sir John. Sir John hat das Podagra, aber Podagriſten haben gewöhnlich keine kranke Körper- und Seelenſtimmung. Sie leiden nur an den Füßen, aber das Herz wie man zu ſagen pflegt iſt geſund. Sie ſind heiter, ſie haben Appetit und Laune. Darum war es vielleicht eine unnöthige Störung, daß Hr. Weidner mit kläglicher Stimme, matt und entathmet geſprochen. — Frau v. Paczkowska als Mistriß Shmith hat ihre Rolle ſehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Beſonders erfreulich war ihre deutliche Ausſprache. Man wird ſehr unverſtändlich wenn man die Wörter und Sylben zu viel ſchleift, ſie müſſen wie Frau v. Paczkowska es gethan, geſtoßen werden. — Aſchgrau, dürre, ſenkrecht, von ſeinem Regenſchirme unzertrennlich: ſo ſtellte Hr. Leißring den trocknen, vorſichtigen, ſich ſelbſt controllirenden Zollinſpector ſehr lobenswerth dar, und ließ nichts zu wünſchen übrig. — Hr. Heigel, welcher den Schiffskapitain Robert machte, ließ ſeine rothe Unterweſte eine Handbreit tiefer reichen als die weiße Oberweſte; das nahm ſich nicht gut aus. — Dem Spiele des Hrn. Otto als Nabob kann man nicht beikommen, denn er ſpielte gar nicht. — Hr. Obermayer war als Zollviſitator voller Laune und Regſamkeit. Eine Rüge ſei verſtattet. In der 7ten Scene des 1ten Akts, wo er ganz entathmet zu ſeinem Vorgeſezten dem Zollinſpektor kömmt, um ihm zu berichten was er erlauert, ſprach Herr Obermayer ſchnell, mit einander überſtürzenden Worten. Das war recht; denn er ſollte kriechend und allzeitfertig wie er iſt, hierdurch ſeinen raſchen Dienſteifer zur Schau geben. Allein eben um darzuthun ſeine Heuchelei und nur angenommene Wärme, hätte er ſobald ihn der Zollinſpektor verließ, plözlich zur Ruhe überſpringen, und den gleich darauf folgenden Monolog der 8ten Scene langſam und kühl ſprechen, nicht aber wie er es gethan mit gleicher Hurtigkeit fortfahren müſſen. — Hr. Hill als Bootsknecht ſpracht recht wacker ſeemänniſch. — Hr. Urſpruch und Hr. Krönner waren als beide Notarien ſehr ergötzlich. Einer ihrer hätte ſich, um das Poſſierliche des Fauſtkampfs zu erhöhen, einen Dickbauch machen ſollen. — Aber wo bleibt die ſchöne Gurli-Novack? Gurli ſoll lachen, Gurli ſoll weinen, Gurli ſoll hüpfen, Gurli ſoll lieb haben, Gurli ſoll küſſen, Gurli ſoll ihr Kätzchen ſtreicheln, Gurli ſoll ihren Papagey füttern, Gurli ſoll heirathen, heirathen, heirathen — — aber Komödie ſpielen ſoll Gurli nicht, weder auf der Bühne noch mit uns. — Madame Schäfer, Liddy; darüber iſt nicht viel zu ſagen, das iſt nicht Fleiſch und nicht Fiſch. —

2. Die Proberollen, Poſſe von Breitenſtein.

Dem. Lindner machte die Schauſpielerin Schnell. Aber wie ſchön hat ſie geſpielt! Das iſt ja über allen Ausdruck! Als Landfräulein — dieſe Selbſtgefälligkeit wie natürlich! welch' artiges Hand- und Fingerſpiel mit dem Strickbeutel! Als Gouvernante — der Putz, die Brille, die ganze körperliche Haltung, die ſehr gute Ausſprache des Franzöſiſchen. Als Kadet — jugendlicher Sprudelkopf, welche liebenswürdige Keckheit, raſch wie eine Wetterfahne. Als Bäuerin — das eingelegte Deklamirſtück. Als Jüdin — die Ruhe, die Zuverſicht, die ausgeſpreizten Finger. Wenn ich nichts weiter zu ſagen weiß, ſo iſt es die Schuld derjenigen die mich die Ausdrücke des Lobes haben verlernen laſſen. Aber man hätte Demoiſ. Lindner mehr ehren und ſie dieſen Abend nicht herausrufen ſollen — der ſchönen Gurli war es auch widerfahren.

Am 29. Auguſt. — Johann, Herzog v. Finnland, Schauſpiel von Johanna Weiſſenthurn.

Ein Schauſpiel, das heißt: ein ſtumpfer dramatiſcher Kegel, der breit anfängt und breit endet. An dieſen Amphibien mit ihrem kalten Blute kann man ſich nicht erwärmen.

Aber gelungen in ihrer Art iſt dieſe Dichtung der Frau v. Weiſſenthurn wohl zu nennen. Die Karaktere ſind gut gehalten, die Sprache rein und fließend, die Bilder angemeſſen („leidenſchaftliches Inſekt“ und „blutige Reue“ etwa ausgenommen). Dabei fehlen ihr alle Fehler der meiſten Lärmſtücke: Der Stelzengang der Betrachtung, die türkiſche Muſik der Leidenſchaften, die zahlreichen Ach und O! und andere Erbkrankheiten dieſer Art.

Hr. Otto ſpielte den König gut; Frau v. Buſch die Königin mit Anmuth Würde. — Hr. Hill war als Johann nicht an ſeinem Orte. Es ſoll nicht getadelt werden was er unterließ, ſondern nur was er zu viel gethan. Seine körperliche Stellungen waren zu kunſtreich angeordnet, wie ſie nur einem Operntänzer ziemen. Und wenn er uns alle Bildwerke der Villa Borghese vormeiſelt, das macht ſein Spiel nicht ausdrucksvoller. Der Herzog ſchmachtet im Kerker mit Weib und Kind, und ſiehe! er bewegt ſich voller Grazie. Giebt es etwas das verfehlter und unbehaglicher ſei? Da wo die Seele plötzlich in Bewegung geſezt wird bei einer von auſſen angeregten und nach auſſen zurückwirkenden Leidenſchaft, bei Zorn, Schrecken, freudiger Ueberraſchung, aufwallender Liebe, da wird der Körper mit fortgezogen, und beide folgen einer Richtung. Hier, mag der Schauſpieler eine ſchnell vorübergehende innere Stimmung, durch angemeſſene Geberdungen verſtändlicher und eindrucksvoller zu machen ſuchen. Aber bei einer dauernden Lage des Gemüths, bei einem anhaltenden Schmerze, lebt die Seele wie körperlos, und die Glieder des Leibes müſſen, ſich ſelbſt überlaſſen, mehr ihren eignen Verhältniſſen und ihrer Schwerkraft folgen. — Katharina, Johanns Gemahlin: Madame Schäfer. Eine Rolle überreichen Inhalts, eine vortreffliche Schauſpielerin zu beſchäftigen, eine mittelmäßige zu Boden zu drücken, eine ſchlechte lächerlich zu machen, und die Zuhörer zur Bewunderung hinreißen, oder zum Gähnen oder zur Verzweiflung bringen. Da habt ihr Muſter von allerlei Kritiken;

wählt Euch ſelbſt, wen kümmerts im Grunde, es iſt ja Eure Sache. Aber ſind wir einmal die dummen Schaafe, daß wir in jedem dramatiſchen Pferch geduldig ſchwitzen, dann gebühren uns ſolche Schäfer. Genannte Künſtlerin, vom Nationaltheater in Arheiligen uns neu zugekommen, hatte vor einigen Tagen in Ziegler's Machtſpruch ihre Antrittsrolle geſpielt. Es konnte auch nur ein Machtſpruch geweſen ſeyn, der ſie unſerer Bühne aufgedrungen hat. Was die Theater-Direktion berechtigt, die Anſprüche des Publikums ſo ohne Scheu zu verhöhnen, iſt ſchwer auszumitteln. Oekonomen und Kameraliſten werden mich verſtehen, wenn ich die Vermuthung äußere, daß die Direktion als Pächterin der Bühne, die Verpflichtung übernommen haben mag, das eiſerne Vieh derſelben ſtets vollſtändig zu erhalten. — Hr. Weidner ſpielte den Reichskanzler Jeran mit einer Vorzüglichkeit, die ihm in Rollen dieſer Art eigen iſt. — Hr. Heigel war als Graf Richers was er immer iſt. Da vernimmt man den regelmäßigen Dreſchertakt auf- und niederſteigender Wallungen, klipp klapp, klipp klapp! Schwarz oder weiß, ja keine andere Farbe. Die Arme erheben und ſenken ſich, und wenn es unglücklich geht, wird grade von dem Abgrunde der Hölle geſprochen, während die Hände himmelwärts gerichtet ſind. Es iſt zum Erbarmen.

Am 31. Auguſt. — Corregio, von Ohlenſchläger.

Konnte der Verfaſſer dieſer herrlichen Dichtung für ſein eignes Werk ſo wenig Liebe haben, daß deſſen Darſtellung auf der Bühne ſein Wunſch und ſeine Veranſtaltung ſollte geweſen ſeyn? Nein, unmöglich; es war dies ein Mißgriff ſinnlos waltender Menſchen. Corregio iſt ein didaktiſches Gedicht, und die Lehren die es enthält ſollten dadurch eindringlicher gemacht werden, daß diejenigen welche ſie geben, nach ihren eignen Vorſchriften ſich bewegend, vor unſern Augen erſcheinen. Es iſt nichts Aeuſſerliches hierbei als das Wechſelwirken zwiſchen Kunſt und Künſtler, welches aber dennoch nur eine dem innern Auge ſichtbare Thätigkeit iſt, und ganz auſſer dem Kreiſe ſinnlicher Handlung liegt. Gar viel Schönes und Wahres wird über Kunſt geſagt, und auch das Bekannte iſt uns in ſeiner neuen und gefälligen Form höchſt willkommen. Allein alles, was hier der Dichter unſerem Herzen und Geiſte darbot, können wir nur leſend nachempfinden und überdenken, auf der Bühne aber muß das Genußgewährende hierbei verloren gehen. Das ſceniſche Geräuſch ſtört unbehaglich des Künſtlers Still-Leben, und der Blüthenſtaub der Kunſt wird durch das täppiſche Erfaſſen der handfeſten Komödienfreunde, leicht verwiſcht.

Iſt die Aufführung des Corregio in der Geſtalt wie er urſprünglich gedichtet, ſchon ein gedankenloſes Unternehmen zu ſchelten, mit welchen Worten ſoll man es erſt tadeln, wenn, wie es auch auf unſerer Bühne geſchehen, das Gedicht von irgend einem Theaterſchneider grauſam zugerichtet und ganz unkenntlich gemacht, zur Darſtellung gebracht wird? Antonio Allegri, der Kunſt ſeiner Himmelsbraut verlobt, ſoll der Zeitlichkeit unterliegen, um geiſtig fortzuleben. Zu dieſem Ziele hat der Dichter alle Wege geleitet: Antonio's kindlich-ſcheues unbehülfliches Weſen, ſeine Kränklichkeit, Maria's trübe Ahndungen, ja die Geſchichte ſelbſt zeichnete dieſen Ausweg vor, da Corregio wirklich an der Folge der Erkrankung ſtarb, welche er auf der Heimkehr von Parma bei heißem Wetter, mit dem Geldſacke belaſtet, ſich zugezogen hatte. Iſt es nicht ein ſchöner rührender Zug, daß dem unbeglückten Menſchen ſelbſt ſein Glück, ganz im wörtlichen Sinne zur Laſt wird die ihn zu Boden drückt? Und dieſen Zug ſo verhunzen! Pfuy. Seht welche Wendung der Sache gegeben wird. Antonio iſt eben Willens voller Trauer den Sack mit Kupfergelde aufzuladen, da erſcheint ein Bote des Herzogs von Mantua und bringt ihm Brief und Siegel über Ehre und Geld, und damit die Spiesbürgerlichkeit vollkommen werde, wird die Bosheit beſchämt, und der Schuft Battiſta erhält den Sack mit Hellern zum Geſchenke. So endigt alles mit Juchhei, und man fragt ganz ergrimmt wozu man uns eigentlich hergerufen habe, und zu welchem Zwecke wir und die Schauſpieler warm geworden ſind? Auch der dürrſte Moraliſt kann aus der ſo erzählten Geſchichte nicht einmal eine Nutzanwendung deſtilliren. Wie wohl der liebe Mann heißen mag, der dieſes ruſſiſche Schwitzbad, bei welchem man wie bekannt aus dem heißen Waſſer in den Schnee ſpringt, uns zubereitet hat? Dazu kommen noch die Spuren der Verwüſtung die eine kindiſch ängſtliche Zenſur angerichtet: das überall zerſchnittene Schweſterband zwiſchen Kunſt und Religion — manche dadurch hervorgebrachte unfreundliche Leere — Maria das ſüße in ſich ſelbſt verlorne Weib, künſtleriſches Vorbild einer Mutter Gottes, je zuweilen Madame genannt, und . . . . . Genug.

Nicht viel weniger als bei einem ſo undramatiſchen Stoffe die darſtellende Kunſt zu leiſten vermag, iſt bei der heutigen Aufführung wirklich geleiſtet worden. Wo man zu keiner Erwartung berechtigt iſt, müſſen wir dankbar annehmen was man uns auch giebt. Herr Weidner hat trotz aller Hinderniſſe die ihm bei Rollen gewiſſer Art ſeine kräftige und etwas rauhe Haltung und Sprache, in den Weg ſtellen, den ſchwärmeriſch dahinſterbenden Antonio, dennoch überaus gut geſpielt. Sein redneriſcher Vortrag war richtig, in einigen Monologen meiſterhaft. Daß er das Bild der bußfertigen Magdalene, ehe er es dem Klausner gab an ſeine Lippen drückte, war wohl nicht recht; durch einen Kuß wird die hohe edle Vaterliebe zu einem Kunſtwerke eigener Schöpfung zu gemein und ſinnlich dargethan. — Wenn die jungfräulich verſchloſſene Roſe, endlich aufbricht, ſich verſchämt in ſich ſelber ſpiegelt, und überraſcht von ihrer eignen Schönheit freudig aufſchreit — wie man dieſe Empfindung darſtelle; wie man Correggio's Ausruf: Ich bin auch ein Maler, dem innern Sinne des Zuſchauers anſchaulich und faßlich mache, das (Hr. Weidner muß es ſelbſt geſtehen) hat er uns nicht gezeigt. — Die Grenze zwiſchen Wehmuth und weinerlicher Stimmung, muß wohl nur ſchwach ſichtbar ſeyn, wenn ſie eine Künſtlerin wie Frau v. Buſch in der Rolle der Maria überſehen konnte. — Herrn Otto's Spiel als Michel Angelo war höchſt erfreulich. Beſonders gelungen war ihm der Schluß des Geſprächs mit Antonio:

Geht: ihr ſeyd ein ſchwacher
elender Menſch . . . . . u. w.

Ganz Natur und Treue war er in der Scene mit Antonio's Kinde. Die Darſtellung der hinter Murrſinn verſteckten Guthmüthigkeit, gelingt Hrn. Otto immer vorzüglich. — Hr. Schmitt als Octavio hat ſich durch einige auffallende Fehler bemerklich gemacht. Ich will ſie ihm diesmal vorhalten. Zwar bin ich kein Komödianten-Schulmeiſter, aber da ſich die Herren anſtellen als wollten ſie unterrichtet ſeyn, damit man nur die Zeit verliere ſich nach Verdienſt über ſie luſtig zu machen, ſo müſſen mir die Leſer verſtatten, daß ich zuweilen belehrend, das heißt langweilig ſeyn darf. Folgendes zur Probe. Ottavio unterredet ſich mit dem vor ſeinem Madonnengemählde ſitzenden Antonio, und bemerkt ihm, er werde wohl bald einen Liebhaber für daſſelbe finden. Worauf Antonio erwiedert:

Wenn von Liebhaberey die Rede wäre
Da braucht' ich mit dem Bild nicht weit zu gehn.
Ich weiß ſchon Einen, der es herzlich liebt,
Und dem ich es am gernſten überließe,
Wenn er es mir bezahlen könnte.

Ottavio.

Wer
Iſt das!

Antonio.

Das bin ich ſelbſt, mein Herr!

Ottavio.

Ja ſo; –

Die Frage: „wer iſt das?“ hat Hr. Schmitt nicht verſtanden. Ottavio wähnt, der Mahler wiſſe von ſeiner Neigung zum Bilde und ahnde ſeine zum Vorbilde, und ziele ſo auf ihn in ſeiner angeführten Rede. Er glaubt er werde ihn ſelbſt als den Liebhaber nennen den er kenne, und in dieſer Erwartung macht er die erwähnte Frage. Das darauf folgende Ja ſo drückt ſeine getäuſchte Erwartung deutlich genug aus. Dieſes Alles ging durch eine fehlerhafte Betonung verloren. Der zweite Fehler des Hrn. Schmitt war ein mimiſcher. Von ſeinem Bilderſaale in Parma redend ſagt er zu Antonio:

Es lebt kein großer und kein guter Mahler,
Von dem ich nicht ein Werk beſitze. Ihr
Müßt auch da hangen....

Beim Vortrage dieſer lezten herausgehobenen Worte klopfte Hr. Schmitt dem Antonio auf die Schulter. Durch dieſe unzeitige Bewegung wird die komiſche Idee erweckt als ſolle Antonio leiblich aufgehängt werden. Freilich weiß jeder, daß hier von Gemählden die Rede iſt, aber dieſes Anfaſſen der Schulter bleibt dennoch ſtörend. — Hr. Heigel als Giulio Romano war zu ſtill und ſchüchtern. Eine ſanfte Gemüthsart bedarf um ſich kenntlich zu machen eines ſolchen Anſtrichs nicht. Weich mochte er ſeyn aber nicht morſch. Seine Deklamation war durchaus falſch bis auf eine einzige Stelle im Geſpräche mit Antonio, welche mit den Worten beginnt:

— — Ihr meint, ich ſpreche wie
Der Blinde von den Farben? . .

deren Vortrag ihm ſehr gelungen war. Hr. Heigel muß es ſich ſagen laſſen, daß er gewöhnlich ohne Ueberlegung ſpielt, ſonſt müßte er ſelbſt fühlen wie falſch oft ſeine Betonung und ſein Gehenlaſſen der Rede ſei. Um nur eines zu erwähnen: er legte in den Worten

— — — — Das zerbrochne Rad
Läuft ihm noch immer wild im Kopf herum

den Ton auf die herausgehobenen zwei Worte, und zwar mit ſteigendem Ausdruck, ſo daß der höchſte Pathos an Rad fällt. Giebt es nun etwas todteres als ein zerbrochenes Rad, und iſt hier Anlaß der Rede Empfindung zu geben? — Hr. Leißring hat den ſchlechten Battiſta recht gut gemacht.

Am 1. Sept. — Der Bergſturz, Oper von Weigl.

Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus.

Alſo es bleibt dabei, in einem Singſpiele iſt nichts unerlaubt, die dramatiſche Kunſt hat da nichts zu fodern, jeder Unſinn und alles was nur kracht auf der Welt darf in Muſik gebracht werden? Schöne Grundſätze! das menſchliche Herz mit ſeinen kleinen Freuden von einſtürzenden Bergen zerquetſchen zu laſſen, welch ein widerliches Lebensſpiel! So ein Nürnberger Erdbeben für erwachſene Kinder! Will man uns zum Beſten haben? Den ſchwachen Leib im Kampfe mit der Rieſin Natur, wie abgeſchmackt! Hier iſt keine Hoheit weder im Siege noch in der Niederlage.

Die Muſik iſt leidlich oder wenig mehr als das. Vergebens hofft man den Tondichter der Schweizerfamilie mit ſeinen alle Nerven der Empfindung durchzuckenden Melodien wieder zu finden. Er kommt einigemale nahe, entfernt ſich aber bald wieder. Das Terzett des 1ten Akts iſt für jeden fühlbar das vorzüglichſte Tonſtück der ganzen Oper. — Bei der Darſtellung hat jeder das Seinige gethan. Das iſt das bequemſte, höflichſte und wahrſte aller Urtheile, und wobei Leſer, Kritiker und Schauſpieler vergnügt und geſund bleiben.

Am 2. Sept. — Der Schutzgeiſt, eine dramatiſche Legende in ſechs Abtheilungen, nebſt einem Vorſpiele von Kotzebue.

Ich habe einſtweilen den drei erſten Akten des Stückes beigewohnt; wenn ich das große Ganze werde geſehen haben, ſoll von der Aufführung geredet werden. Jezt nur einige Worte über das Dichterwerk. Der Schutzgeiſt der Bühne war es nicht, welcher dieſen Schutzgeiſt auf die Bühne gebracht. Voltaire hat Luſtſpiele geſchrieben und Kotzebue Trauerſpiele: ſie haben beide nicht wohl daran gethan. Der Bewunderung und Dankbarkeit fällt es freilich nicht ſchwer, dieſen großen Männern ihre Schwächen nachzuſehen aber dieſen Schwächen auch zuzuſehen, vier Stunden lang durch ſieben Akte, das iſt ſchon nicht ſo leicht.

Wie abgeſchmackt, ohne Phantaſie erdacht und ohne ſinnbildliche Bedeutung iſt dieſe Legende vom Schutzgeiſte, ſo weit ſie aus ihrer dramatiſchen Bearbeitung erkannt wird. Ein Knabe wird auf der Chauſſee vom Blitze gerührt, und von ſeinen Eltern auf die Bahre gelegt. Nicht lange, ſo ſieht er vom Tode wieder auf, will aber mit ſeinen betrübten ihn beweinenden Eltern nichts mehr zu thun haben, und ſagt, er habe wichtigere Geſchäfte, nehmlich der Schutzgeiſt einer bedrängten Königswittwe zu ſeyn. Wie dieſer Junge zu der Ehre komme als Himmelsbote gebraucht zu werden iſt eben ſo wenig begreiflich, als wodurch die Königin Adelheid dieſe himmliſche Einmiſchung in ihr irrdiſches Daſeyn verdient haben mag. Unglück allein giebt keine Anſprüche auf die Heiligkeit, wäre dies, ſo gäbe es viele Heilige. Königin Adelheid hat eine Krone und ihren Mann verloren, und trägt ihre Leiden keineswegs mit Ergebung. Auch läßt ſie ſich überreden noch einmal zu heirathen, und iſt wahrſcheinlich im ſiebenten Akte der nicht mehr auf der Bühne ſpielt, ſehr vergnügt. Ich möchte wiſſen worin ihre Tugend beſteht? Wie nur Kotzebue, mit der ihm eignen Klarheit und Verſtändigkeit, einen ſolchen Stoff hat bearbeiten mögen! Ja was noch wunderbarer iſt, ſelbſt Göthen hat, wie im literariſchen Wochenblatte erzählt wird, dieſer Schutzgeiſt angeſprochen, und er hat ihn für die Weimarſche Bühne zu bearbeiten gewürdigt. Immerhin, was nicht gut iſt, bleibt nicht gut.

Am 7. Sept. — Don Karlos, von Schiller.

Es könnte den Muth geben, die Fehler eines der Meiſterſtücke deutſcher Dichtkunſt offen zu beſprechen, wenn man wahrnimmt welcher Anſtrengung Schiller ſelbſt, in ſeinen Briefen über Don Karlos bedurfte, um nur einem Theile der dieſem Werke gemachten Rügen ſich entgegenzuſetzen, und wie unentſchieden ſein Sieg geweſen ſei. Doch an dieſem bejahrten Denkmale der Kunſt, ſeit lange allen ſichtbar und zugänglich, hat das Urtheil ſich wohl ſchon längſt erſchöpft, und nur erneuerte, keine neue Bemerkungen laſſen ſich erwarten. Darum mag nur ſo viel berührt werden als nöthig iſt um vor der Ungerechtigkeit zu ſchützen, daß wir die Schwächen der Dichtung nicht der Darſtellung anrechnen.

Auch das herrlichſte Gemählde vor unſere Augen hingeſtellt, würde von ſeinem Eindrucke verlieren, hätten wir den Pinſelſtrichen beigewohnt, aus welchen es ſich nach und nach zuſammengeſtaltet hat. Die Werke göttlicher Schöpfungskraft entſpringen leicht und froh aus dem Gedanken, und wo ein Kunſtwerk die himmliſche Natur die es beſeelt uns zuſpiegeln ſoll, da muß der irdiſche Fleiß der es zu Stande gebracht unſichtbar bleiben. Der Landmann verkauft gleichgültig die Frucht die er hat wachſen ſehen, aber wir finden ſie ſüß, weil uns der lange Weg von der Wurzel bis zur Krone des Baumes nicht ermüdet hat.

Wie die Pinſelſtriche zum vollendeten Gemählde, wie die Wurzel zur Frucht, ſo ſteht die Geſinnung des Menſchen zu ſeiner That. Die Ueberlegung iſt Wurzel, die Empfindung iſt Blüthe, die Handlung iſt Frucht des menſchlichen Geiſtes. Nur leztere ſoll in der Tragödie zum Vorſchein kommen, geſchmückt wohl mit den Blumenkränzen der Gefühle, aber der dunkle Keim aus dem beide entſproſſen muß bedeckt bleiben. Die Luſt des Schauſpiels ſoll ein Aerntefeſt ſeyn, keine ermüdende Saatbeſchäftigung. Erfüllt Don Karlos dieſe Foderung? Nein, er hält uns nur dafür ſchadlos. Nichts geſchieht, wenig wird empfunden, am meiſten wird gedacht. Es iſt ein ſchönes vergoldetes Lehrbuch über Seelenkunde und Staatskunſt, vom Schulſtaube gereinigt, uns in die Hände gegeben.

In dieſem Menſchengemählde iſt kein vorherrſchendes Bild. Drei Gruppen ſind in gleich ſtarkem Lichte in den Vordergrund geſtellt: Philipp mit ſeinen Trabanten, die Königin und Karlos, Poſa mit ſeinen Traumgeſtalten. Es iſt ein Dreiſpiel welches die Einheit der Theilnahme zerreißt; der Infant bewirbt ſich um dieſe Theilnahme, der

Marquis erhält ſie, und nur der König hätte ſie verdient, denn er iſt der Einzige welcher weiß und thut was er will, und deſſen ſchnell reifende Entſchlüſſe uns immer wach, von dem Schneckengange der Vorſätze nicht eingeſchläfert finden.

Die Schauſpieler ſind es nicht welche die Schuld der Ermüdung zu tragen haben, die ein vierſtündiger Unterricht in Dingen der Weltweisheit auf deutſche Art vorgetragen, den Lehrjahren entwachſenen Zuhörern verurſachen muß. Welcher Schalk hat noch überdies dieſen gegenwärtigen Don Karlos für unſere Bühne eingerichtet? An die Stelle des Domingo iſt ein Staats-Sekretär Perez geſezt. Wie ein Meteorſtein iſt er aus den Wolken gefallen, man weiß nicht wie er entſtand, woher ſeine Macht, ſein Einfluß, das Vertrauen das ihm der König giebt? Uebrigens ſind ihm viele Reden des Beichtvaters ganz ohne Sinn in den Mund gelegt. So ſagt ihm der König nach der fürchterlichen Entdeckung, die ſeinem Argwohne zugetragen ward

— — — — Redet offen
Mit mir. Was ſoll ich glauben, was beſchlieſſen?
Von eurem Amte ford'r ich Wahrheit.

Wahrhaftig, der ärmſte Schlucker von einem Kopiſten würde in Spanien nicht Staatsſekretär ſeyn wollen, wenn es ſein Amt erfoderte, täglich mit Gefahr ſeines Kopfes einem Despoten die Wahrheit zu ſagen. Wozu geſchah die Umänderung eines Beichtvaters in einen Staatsſekretär? Hat man aus Schonung die düſtere ſchleichende tückiſche Pfaffheit als gehäſſiges Bild nicht wollen erſcheinen laſſen? So war ſie in Spanien nicht geweſen. Dort trat die geiſtliche Macht kühn und offen hervor und handelte mit klarer Willenskraft. Domingo iſt nicht blos der geſchäftige Wind, das fliegende Inſekt welches den Blüthenſtaub von den männlichen zu den weiblichen Blumen trägt und ſo die Handlung befruchtet; ſondern der kluge Diener der Inquiſition, welcher die Seele der ganzen Staatsliſt war, und ſich auch dafür bekannte. Der Großinquiſiter am Schluſſe weiß allein das Räthſel zu löſen, und außer ihm keiner. Es wäre zu unſerer Zeit ſehr wohlgethan die Dichtung in ihrer alten Form wieder auf die Bühne zu bringen, damit was man am Morgen vor den Geſchäften des Tages gedankenlos in der Zeitung lieſt: daß in Madrid die Inquiſition ſich wieder ausbreite, wirkſamer am Abend im Schauſpielhauſe, als Schreckbild in die Seele dränge, und ſie mit Abſchen erfüllte. — —

Das Lob das man dem Tacitus ertheilt: er ſei am tiefſten in die Seele eines Tyrannen eingedrungen, kann man Hrn. Weidner in der Rolle des Philipp nicht verſagen. Ihr er, kennt ergrimmt einen jener Könige die an der Vorſehung zweifeln machen, und Ihr fragt den Himmel: warum ein Menſch der nicht verdiente die Sonne aufgehen zu ſehen, ſagen durfte, daß ſie in ſeinem Reiche nicht untergehe? Hr. Weidner hatte ſein ganzes Spiel mit gleicher Mächtigkeit durchgeführt. Der böſe Geiſt der ſchlafloſen Nächte, an welchen ein Tyrann leidet und leiden macht, war er mahleriſch getreu. Eines war mir in deſſen meiſterhaften Darſtellung aufgefallen. Nehmlich, daß er ſich einen Fußſchemel unterſtellen ließ ſo oft er ſich ſezte. Den majeſtätiſchen Philipp mußte dieſes häusliche Bequemthun ſehr entſtellen, zumal wie es Hr. Weidner zur Schau brachte, indem er gewöhnlich nur den einen Fuß auf den Schemel ſtellte, und den andern leicht hinabwiegen ließ. Darf ein Erdengott zeigen, daß er müde werden kann? — Frau v. Paczkowska ſpielte die Eliſabeth. Wie man in einem Schleppkleide Empfindung haben und zeigen, lieben und weinen könne; wie man darin majeſtätiſch ohne Steifheit ſeyn könne, das habe ich nie begriffen und begreife es noch nicht, denn Frau v. Paczlowska hat es nicht erklärt. — Hr. Becker hatte als Don Karlos ſeinem Spiele zu wenig Schattirung gegeben; die lezte Scene mit Poſa gelang ihm am beſten. — Hr. Heigel hat den Poſa zwar ohne Feuer geſpielt, aber man muß gerecht ſeyn, auch ohne Feuerlärm, Qualm, Löſchanſtalten und Angſtgeſchrei. Was nun auf dieſer Tabula rasa künftig erſcheinen werde, muß man abwarten. — Frau v. Buſch deren Grazie manchmal der tragiſchen Maske widerſtrebt, wußte auch diesmal das ihr eigne ſchalkhafte Lächeln nur mit Mühe zu unterdrücken. Die Darſtellung unglücklicher Liebe fällt dieſer Künſtlerin ſchwer. . .

Läßt eine Fürſtin Eboli Gefahr
Umſonſt und unerhört zu ſeufzen? —

Hr. Otto ſpielte den Alba lobenswerth. Dieſer Held iſt kein Mordbrenner wie er dem jugendlich-ſchwärmeriſchen Karlos, und dem innern Auge menſchenfreundlicher Geſchichtsforſcher erſcheint, ſondern ein großer, ruhiger, beſonnener Mann, der aus Ehrgeiz, hätte es die Zeit und ſeine Pflicht erfodert, auch weich und tugendhaft geweſen wäre. So muß er geſpielt werden. — —

Allerdings bewährte ſich der Verfaſſer des Komödienzettels als ein großer Kenner der lateiniſchen Sprache, indem er drucken ließ Dom Karlos, denn das ſpaniſche Don kommt augenſcheinlich aus dem lateiniſchen Dominus, Herr her. Es iſt gewiß ſchön wenn man jede Gelegenheit benuzt, auch die erwachſene Kinderwelt zu unterrichten.

Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Viertes Heft.
Oktober.

Frankfurt am Main, 1818.
In der Hermannſchen Buchhandlung.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von 24 Bogen, beträgt 3 fl. 45 kr. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Thurn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermannſche Buchhandlung daſelbſt bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen von dieſem ſelbſt, im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, angenommen.

Inhalt.

Seite.

I. Geſchichten, Sagen und Meinungen. 147

II. Franzöſiſche Urtheile über deutſche Angelegenheiten. 151

1. Der Badiſche Erbfolgeſtreit
2. Der Lippen-Krieg

III. Ein Gulden und etwas mehr. 160

IV. Frankfurter Volksbühne. 167

V. Nachzügler. 193

I.

Geſchichten, Sagen und Meinungen.

Spanien. — Die bisherigen Miniſter ſind abermals abgeſezt worden und andere an deren Stelle gekommen. Es wurde hierbei, wie es ſchon öfters geſchehen, mit ſultaniſcher Eigenmacht verfahren, da man die verabſchiedeten aus Madrid verbannte, ſie innerhalb vier Stunden abzureiſen zwang, und ihnen ihren Aufenthaltsort vorſchrieb. Man wechſelt die Aerzte und die Krankheit bleibt. Der ſpaniſche Hof wird ſo lange das unmögliche verſuchen, bis es dahin kömmt, daß ihm auch nicht einmal das Mögliche gelingt. Er ſucht alte Zwecke durch neue Mittel zu erreichen. Er will an der Spitze der Verwaltung Männer ſehen, welche den Geiſt der Zeit kennen ohne ihn zu lieben, die Lehren der Gegenwart verſtehen und die der Vergangenheit befolgen, welche aufgeklärt ſind ohne dieſe Klarheit weiter zu verbreiten, und den Thron der unumſchränkten Herrſchaft mit Waffen umgeben ſollen, die nur eine freiſinnige Staatsverfaſſung verſchaffen kann. Wo giebt es aber Männer die ihr Herz ſo ängſtlich vor dem Einfluſſe ihres Geiſtes bewahren möchten oder auch nur könnten? Die vorigen Miniſter ſcheinen die Anſichten des Hofes über Südamerika nicht gebilligt zu haben, denn ſeitdem ſie entfernt worden, wird die neue Kriegsrüſtung dorthin mit größerem Eifer betrieben. Die verbündeten Fürſten ſollten es nicht dulden, daß

Spanien die thörichten Verſuche zur Unterjochung ſeiner amerikaniſchen Länder fortſetze; nicht wegen der fruchtloſen Schlachtopfer — was iſt eine zertretene Menſchenſaat, das nächſte Jahr erſezt ſie euch! — ſondern weil es ihnen allen gefährlich iſt, europäiſche Kinder (daß ſie es noch ſind, weſſen iſt die Schuld?) in die amerikaniſche Revolutions-Schule zu ſchicken. Eigenmächtige Fürſten dürfen ihre Krieger weder in einem Kampfe für noch gegen die Freiheit gebrauchen. Wer auch immer obſiege, ſie bringen in ihre Heimat Grundſätze zurück, die der Alleinherrſchaft verderblich ſind. Sieht ein Mann ernſten Sinnes der Muſterung des Heeres zu ehe es von Cadir abſegelt, ſo frägt er ſich gewiß in ſeinem Innern: Wer von euch wird der Lafayette werdeſt ſeines Vaterlandes? — Gleichzeitig mit jenem Miniſterialwechſel wurde auch ein neuer Groß-Inquiſitor ernannt; ein trauriger Beweis, daß in Spanien auch nicht einmal mehr die geiſtliche Macht, ihren ruhigen von der weltlichen Regierung unabhängigen Gang hat — traurig, weil dieſe allein dem ſchwankenden Hofe eine gewiſſe Haltung hätte zu geben vermocht.

Göttingen. — Es iſt dort auf ausdrücklichen Befehl des Prinzregenten eine Kommiſſion zur Unterſuchung der ſogenannten Verrufserklärung und ihrer Haupturheber und Beförderer niedergeſezt worden. Es ſoll dieſer Hochſchule eine ganz neue Einrichtung bevorſtehen; man will dem akademiſchen Senate die Polizei und Gerichtsbarkeit über die Studierenden entziehen, und dieſe der ſtädtiſchen Obrigkeit unterwerfen. Es iſt von der Willfährigkeit fremder Regierungen, zu dem auf das ganze Univerſitätsweſen in Deutſchland bezüglichen Zwecke des Prinzregenten mitzuwirken, mit kecker Zuverſicht geſprochen werden. Erwägt man die großen und elenden Schritte, welche die Hannövriſche Regierung macht, um zu einer entſchiedenen Umgeſtaltung des deutſchen Univerſitätsweſens zu gelangen, und mit welcher Gegenwart nicht des Geiſtes aber ihres Geiſtes, dieſelbe nach den Göttinger Vorfällen zu Werke gegangen war; ſo ergiebt ſich vielleicht, daß alles vorbedacht und bereits angeordnet geweſen, und man nur Ereigniſſe die auf deutſchen Akademien ſeit jeher häufig waren, abgewartet habe, um eine neue Macht nach der man lüſtern war ſich anzueignen. Wenn auch andere Regierungen von dem verborgenen Zwecke jenes argliſtigen Krieges nicht zum voraus unterrichtet und damit einverſtanden waren, ſo werden ſie doch gewiß ihren Antheil an der Beute des Sieges nicht verſchmähen. Denn wem iſt es unbekannt, daß es Staatsmänner giebt die ſeit dem achtzehnten Oktober des vorigen Jahres nicht ruhig ſchlafen können, weil ihnen das Wartburgsfeſt wie ein Alp auf der Bruſt liegt und ſie beängſtigt, und die wie ſie es gewohnt ſind, mit dem Geſpenſte ihrer Einbildungskraft auch die Fürſten von ihrer Ruhe aufſchrecken? Sie danken es Hannover herzlich, ihnen ein heilſames Mittel zugeführt und deſſen übeln Geſchmack für ſich allein behalten zu haben. Möchten ſie es nie bereuen und nicht zu ſpät einſehen lernen, daß Hannover Deutſchlands Mund iſt, der nicht blos dazu dient die bittern Arzeneien zu verſchlucken die das engliſche Miniſterium dem deutſchen Staatskörper einzugeben für gut findet, ſondern ſich auch mit der Zeit herausnehmen wird, für die übrigen Glieder das Wort zu führen. Doch mögen ſie thun was ihnen beliebt, es geſchieht doch nur was der Himmel für gut findet, und endlich wird es den Menſchen klar werden, daß die Vorſehung ſo oft ſie große Zwecke erreichen will, den Beherrſchern der Völker die Augen verbindet, um ſie leitſamer zu machen, wie man Pferde blendet die dazu gebraucht werden, durch Umdrehen im Kreiſe, ein Triebwerk in Bewegung zu erhalten.

Großſtädtiſche Geſinnung. — Eine Berliner Zeitungsnachricht meldete vor kurzem was folgt. Eine Deputation der hieſigen Stadtverordneten machte den neuen Gouverneur der Reſidenz, General Grafen von Gneiſenau, vor einigen Tagen ihre Aufwartung, und empfahl Sr. Exzellenz das Wohl der Berliner. Bürgerſchaft. Die Deputation genoß das Glück einer langen Audienz, in welcher ſich Se. Exzellenz mit vieler Güte und Herablaſſung äußerte u. ſ. w.

So etwas ins Franzöſiſche überſezt müßte drollig zu leſen ſeyn. Faſt zweimalhunderttauſend Menſchen, machen durch Stellvertreter einem einzigen Generale ihre Aufwartung, empfehlen ihm ihr Wohl und rechnen ſich's zum Glücke, daß ſie ſo lange vor ihm ſtehen durften, und der General läßt ſich herab gütig mit ihnen zu ſprechen. Wahrhaftig der brave Gneiſenau hat es nicht verdient, daß man ſo kriechend und balſamiſch von ihm rede. Aber wäre ich der Gouverneur geweſen, ich hätte die Deputation der Berliner Bürgerſchaft zur Thür hinausgeworfen; denn ſie war gekommen, um ſich die Befreiung von Wachtdienſten zu erbetteln. Dieſe Hauptſtädter alle ſind die gefährlichſten Feinde der deutſchen Volksfreiheit, ſie ſchmieden die Ketten mit welchen die Provinzen belaſtet werden. Die winzigen engherzigen Menſchen! Um wöchentlich vielleicht eine Stunde länger ihrer Krämerei nachzugehen, geben ſie freiwillig die lezte Waffe aus den Händen, und die Schwachköpfe wiſſen es nicht zu berechnen, daß ſie, in den ſechszig Minuten am Schilderhäuschen zugebracht, nicht den zehnten Theil ſo viel hätten erſchachern können, als es ihnen an Abgaben mehr koſtet, wenn ſie die Oberherrſchaft des Soldatenſtandes wieder aufkommen laſſen. Geht nur Ihr luſtigen Feuerwerker vom 18ten Oktober, Ihr ſeyd Taugenichtſe wie Ihr immer war't. Das matte Lüftchen das oberflächlich Eure ſumpfige Empfindung kräuſelte, es iſt nicht mehr, und die Pfütze — ſchläft.

Othaheite, den 30. Okt. 1818. — Se. Exzellenz der Finanzminiſter Uhanga, haben ſich geſtern auf eine, noch von keinem verſuchte Weiſe, zu entleiben geruht, nehmlich durch freiwilliges Selbſterſchrecken. Er ſaß, und anſcheinend ganz ruhig, bei einer Taſſe Thee, als er plötzlich und ehe man ihn daran verhindern konnte die Werte ausſprach: die Preſſe iſt frei, der Teufel iſt los! Darauf fiel er zurück und todt war er. Dieſer Staatsmann wird allgemein bedauert, und man begreift nicht was ihn zu dieſem Schritte bewogen haben möchte. Man hatte nie irgend ein Zeichen von Geiſtesanweſenheit bei ihm bemerkt. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie.

London. — Auf einer Maskerade, welche unter andern Hoffeſten, bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth gehalten wurde, erſchien auch eine erhabene weibliche Geſtalt, die wegen der Schönheit ihres Schmuckes allgemeines Aufſehen erregte. Sie war als heilige Allianz gekleidet. Als der Parlamentsredner Brougham ſie erblickte, nährte er ſich ihr, ſchrieb ihr ein T in die Hand und ſprach: ich kenne Dich ſchöne Maske! Dieſe verließ darauf eiligſt den Saal und man hatte ſie nicht wieder geſehen. (Morning-Liar.)

* Cap Henri, vom 4ten Okt. — Se. Maj. der König von Hayti, ſtets auf das Beſte ſeiner Unterthanen bedacht, haben einen Preis von zwei Millionen Franken, auf die Entdeckung des politiſchen Perpetuum immobile, das ſeit Jahrtauſenden vergebens geſucht worden, auszuſetzen geruht. Der glückliche Entdecker erhält außer der genannten Geldbelohnung, noch die Stelle eines erſten Miniſters als erbliche Würde in ſeiner Familie. Die betreffende Verordnung war ſchon am 25. Dezember 1816 vom Könige unterzeichnet worden.

II.

Franzöſiſche Urtheile über deutſche Angelegenheiten.

(Aus der minerve Française).

1.

Der Badiſche Erbfolgeſtreit.

Benjamin Conſtant, dieſer in Deutſchland nicht minder als in Frankreich hochgeehrte Schriftſteller, hat Bignons Werk über die Streitigkeiten zwiſchen Baiern und Baden, *) auf folgende Weiſe angezeigt und beurtheilt.

Vor dreyßig Jahren zerfiel Deutſchland in eine große Zahl Fürſtenthümer, deren Oberhäupter in ihren kleinen Staaten, eine völlige und ſchrankenloſe Herrſchaft ausübten. Dieſe bis ins unendliche gehende Zerſtückelung, hatte zwar ihre mißlichen Folgen, doch war ſie auch nicht ohne Vortheile. Ich war immer, mehrern Staatsrechtslehrern entgegen, der Meinung, daß die unumſchränkte Macht vorzüglich in großen Reichen nicht zu ertragen und darum unzuläßig ſey. Ihre Ausdehnung hält die beiden Gegengewichte des Despotismus entfernt oder ſchwächt ſie wenigſtens, nehmlich den Einfluß der öffentlichen Meinung und den des perſönlichen Karakters des Fürſten, welcher, da es ihm keinen Vortheil bringt, ſchlecht zu ſeyn, faſt immer beſſer iſt, als ſeine Miniſter. In kleinen Staaten hingegen iſt die öffentliche Meinung allmächtig, weil die Menſchenklaſſe, welche die Regierungsgewalt ausüben und die Höflinge, nicht zahlreich genug ſind, den Fürſten mit einer Art künſtlichem bevorrechteten Volke, welches ihm den Anblick des eigentlichen entzieht, zu umgeben; und weil der Fürſt ſelbſt, ſeinen Unterthanen räumlich näher geſtellt, da weniger Wachen und Beſoldete ihn davon trennen, die Folgen ſeiner Handlungen deutlicher wahrnimmt, ſich über das Böſe das ſie verurſachen leichter erweicht, und ſchneller dahin gebracht wird, jede Beſchädigung wieder gut zu machen.

Die Fürſten ſind nicht ſchlimmer als andere Menſchen. Der Beweis davon iſt, daß ſie gewöhnlich, um denjenigen Freude zu machen welche ſie ſehen, ſie die betrüben, welche ſie nicht ſehen. Aber unglücklicher Weiſe ſind diejenigen welche ſie ſehen die kleine Zahl, und diejenigen, welche ſie nicht ſehen,

---

*) Coup d'oeil sur les démêlés des Cours de Bavière et de Bade : précédé de considerations sur l'utilité de l'intervention de l'opinion publique dans la politique extérieure des états. Par M. Bignon. Paris 1818.

die große Menge. Aendert die Lage nun, und es wird ſich etwas ganz anderes ergeben. Ein Fürſt iſt in der Mitte ſeines Hofes: er begünſtigt dieſen Hof auf Koſten ſeines Volks. Umgiebt ihn mit dem Volke, und er wird das Volk gegen den Hof ſchützen.

Iſt durch einen unglücklichen Zufall der kleine Fürſt ein Gewaltsherrſcher, ſo iſt nichts leichter als ihm zu entwiſchen. Die Tyranei iſt nicht furchtbar, wenn ſie nur einen Durchmeſſer von anderthalb Meilen hat.

Die kleinen Staaten Deutſchlands haben darum ihre gute Seite. Gab es auch keine Freiheit dem Rechte, ſo gab es doch durch der Dinge Allgewalt viele Freiheit der That nach, und da Freiheit, ſo war auch Aufklärung vorhanden. Jede kleine Stadt bildete einen Mittelpunkt, um den ſich die Männer von Einſicht verſammelten. Die Kenntniße waren auf allen Punkten einer weiten Oberfläche zerſtreut, während ſie an andern Orten auf einem Flecke angehäuft liegen, und alles Uebrige in Unwiſſenheit verſenkt liegt.

Die Zerſtörung dieſer kleinen Staaten war eine traurige Begebenheit; ſie war auch die empörendſte Ungerechtigkeit. Bonaparte hatte den Befehl dazu gegeben; aber ſeine damaligen Verbündeten nahmen ihn an, und ſie führten ihn gar herrlich aus. Ich weiß nicht wie viele Fürſten bei der Entſtehung des Rheinbundes ein einziger Federzug verſchwinden gemacht.

Nach dem Sturze Bonaparte's ſollten alle Ungerechtigkeiten wieder gut gemacht werden; aber die Genugthuung blieb in einer ziemlich hohen Sphäre ſchweben, und ſtieg nicht bis zu den mediatiſirten Fürſten hinab. Dieſe ſind, wie vor der Befreiung ihres Vaterlandes ſo noch heute, Königreichen unterthan, die der Wille eines Feindes, deſſen Werk ſeinen Fall überlebt, geſchaffen hatte.

Inzwiſchen ſind dieſe Königreiche, ungeachtet der beibehaltenen Mediatiſirungen, noch immer nicht was ſie ſeyn müſſen, um der Vorſtellung, welche die Würde ihrer Beſitzer erweckt, zu entſprechen. Weitere Vergrößerungen werden erforderlich ſeyn, um Macht und Länderumfang jener neuen Würde anzumeſſen. Aber unglücklicher Weiſe könnten ſie ſich nur, Einer auf Koſten des Andern, vergrößern, und Gewaltthätigkeit iſt verhaßt und die Herrſchaft des Rechts iſt feierlich verkündigt. Wie Mittel zu einem Gebietsanwachſe ausfindig machen, welche frei von Eigenmacht, die Gerechtigkeit verſtattet?

Das Recht der Erbfolge iſt oft minder klar als das des gegenwärtigen Beſitzes, und ſelbſt zwiſchen Bürgern ſind Teſtamente und Erbſchaften die reichſte Quelle der Prozeſſe. Einen Erben verdrängen erregt weniger Unwillen als die Gutsentſetzung eines Beſitzers. Dieſes unterſcheidende Gefühl ſcheint dem Betragen des Königs von Baiern gegen den Großherzog von Baden zur Richtſchnur gedient zu haben.

Die Mächte welche auf dem Wiener Congreſſe Europa's Verhältniſſe geordnet haben, waren wegen einer Theilung des Grosherzogthums Baden, oder wenigſtens eines Theiles des Gebiets nach dem Ableben deſſen gegenwärtigen Beherſchers übereingekommen. Dieſe Uebereinkunft beruht auf dem angenommenen Grundſatze, daß die Söhne der zweiten Ehe des letzten Großherzogs, als aus einer ungleichen Verbindung, nehmlich aus der Ehe entſprungen welche dieſer Fürſt mit der Tochter eines bloſen Edelmannes geſchloſſen hatte, die Staaten ihres Vaters nicht erben könnten, ſelbſt wenn der jetzige regierende Großherzog kinderlos ſtürbe. Der König von Baiern, welcher für Abtretungen an Oeſterreich, eine Entſchädigung zu ſodern hat, will ſich in die Erbfolge der Badiſchen Staaten eindrängen. Der Großherzog von Baden vertheidigt die Rechte ſeiner Onkel, welche ſein Großvater der letzte Großherzog, als ſeine Erben in gewiſſen eintretenden Fällen anerkannt hat. Dieſes ſind die Streitigkeiten mit welchem Hr. Bignon uns bekannt zu machen ſucht.

Es kam hier wie man ſieht darauf an, mehrere Zweifel zu löſen:

1. Iſt die Uebereinkunft welche Baiern einen Theil der Badiſchen Erbfolge anweiſt, gültig, da ſie ohne die Beiſtimmung

der betreffenden Macht, zwiſchen Dritten geſchloſſen worden?

2. Macht die Ungleichheit der zweiten Ehe des letzten Großherzogs, die aus dieſer Ehe entſprungenen Kinder unfähig in der Regierung des Badiſchen Landes nachzufolgen?

3. Im Falle die gerade Linie einer regierenden Familie ausſtirbt, haben dann fremde Mächte das Recht über die Erbfolge zu verfügen?

Hr. Bignon beantwortet alle dieſe Fragen verneinend.

Was die erſtere betrift, ſo wird jeder unbefangene Leſer leicht erkennen, daß die Gerechtigkeit, die Klugheit und der einfache Menſchenverſtand, ihn ſelbſt zu einer gleichen Entſcheidung beſtimmt hätten. Wenn es dritten Mächten erlaubt ſeyn ſoll, kraft ihrer überlegenen Macht und der Anordnungen die ſie unter ſich beliebt haben, Verträge wegen gemeinſchaftlicher Beraubung ſchwächerer Mächte zu ſchließen, ſo giebt es für keinen Fürſten und keinen Staat irgend eine Sicherheit mehr. Die Macht wird die Schwäche verſchlingen, und da bei einem ſolchen Beginnen, ſtets irgend ein Staat in Beziehung auf ſeine Stärke die unterſte Stelle einnehmen muß; ſo wird auch dieſer Staat verſchlungen werden, und dieſes ſich ſo oft erneuern, bis endlich nur zwei große Koloſſen übrig bleiben, die um die Welt, nachdem ſie ſie getheilt, einen blutigen Kampf führen.

Was die Wirkungen der ungleichen Ehen betrift, ſo beweist Hr. Bignon ſehr gut, daß, da das Feudalgeſetz welches dieſe Ehe verbot nicht mehr beſteht, die Folgen dieſes Geſetzes auch aufhören müſſen.

Der dritte Satz des Hrn. Bignon iſt von gewiſſen Zeitſchriften lebhaft beſtritten worden; von ſolchen nehmlich, die, da ihnen kein anderes Mittel ſich geltend zu machen zu Gebote ſteht, als die vermeintliche Vertheidigung einer Legitimität die niemand angreift, immerfort ſchreien, daß die Legitimität bedroht ſey, und um ſich das Verdienſt zu geben ſie zu vertheidigen.

Hr. Bignon hatte geſagt: „es erfodere das Wohl der „Völker, daß wenn durch Erlöſchung der geraden Linie ein Thron

„erledigt werde, die Seitenzweige der Familie nicht kommen „dürften von dieſem Throne Beſitz zu nehmen, als zu Folge „der Wahl und mit Uebereinſtimmung der Nation." Aus allem was dieſem Satze vorhergeht und nachfolgt ergiebt ſich klar, daß Hr. Bignon unter der geraden Linie den Hauptzweig eines regierenden Hauſes verſtehe. So wäre nach ſeinem Sinne die gerade Linie des Hauſes Bourbon diejenige, welche in Frankreich regiert, während die Seitenlinie in Madrid und Neapel ſind. In dem Falle nun daß einer dieſer Seitenzweige kommen würde, den Thron einzunehmen, behauptet er, das Wohl der Völker erheiſche, daß dieſes nur durch Wahl und mit allgemeiner Zuſtimmung geſchehen dürfe.

Dieſer Satz iſt ſo einfach, daß man ihn entſtellen mußte, um etwas ärgerliches darin zu finden. Man hat es auch wirklich gethan. Nur iſt zum Verdruſſe derer welche ſich dieſe Mühe gegeben, die Wahrheit ſo leicht wieder herzuſtellen, daß ihnen von aller ihrer Anſtrengung nur die Schande einer Lüge und die Lächerlichkeit unzeitigen Eifers übrig bleibt.

Wir wollen dieſen Artikel mit einer ausgezogenen Stelle ſchließen, welche von den reinen Abſichten des Staatsmannes, und dem ausgezeichneten Talente des Schriftſtellers eine Vorſtellung geben kann.

„Die Freiheit der Preſſe eine Tochter der öffentlichen Meinung und ihr treu anhängend, wird die Völker nachdem ſie ſie „über die beſte Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft belehrt „hat, auch noch über die ſchicklichen Mittel aufklären, die Eintracht unter den Staaten zu erhalten. So wie ſie im Innern „die häuslichen Unruhen verhütet, indem ſie die Abſchaffung der „Misbräuche ohne Erſchütterung herbeiführt; ſo wird ſie, ein „mächtiger und heilſamer Talismann, auch mehr als einmal, „nach Auſſen, die drohenden politiſchen Stürme zerſtreuen, „und das Schwerdt der Gewalt zu dem Fuße des Altares der „Gerechtigkeit ſinken machen."

„Sobald als in allen Hauptſtädten Europa's, die Angelegenheiten welche die Kabinette trennen und feindlich zu ent-

„zweien drohen, werden öffentlich beſprochen und durch geſchickte
„Schriftſteller erörtert werden dürfen, noch ehe die Entſcheidung
„der Zwiſtigkeiten dem Looſe der Waffen überlaſſen wird;
„ſo muß, da es ein Recht und ein Unrecht giebt das für alle
„Länder gilt, es den Fürſten wo nicht unmöglich doch ſchwerer
„gemacht werden, mit den Schätzen und dem Blute ihrer Völker,
„um eine Sache deren Unrechtmäßigkeit ihre eignen Unterthanen
„erkennen werden, frei zu ſchalten. Aus der Vereinigung
„der gleichzeitig und an verſchiedenen Orten kund gewordenen
„Anſichten, wird eine ſittliche Macht hervorgehen, welch ſtark
„genug iſt, die Ausführung ſolcher Vorhaben zu verhindern
„die durch eine allgemeine Misbilligung getroffen worden ſind.
„Es giebt, ſelbſt in der Politik, ein Gefühl der Schaam, das ſelbſt
„die keckſten Menſchen noch beachten, und dieſes Gefühl muß in
„den gegenwärtigen Laufe der Dinge, mit jedem Tage mächtiger
„und gebietender werden. Wenn ein unternehmender Fürſt die
„unrechtmäßigſten gewaltſamen Eingriffe nicht ſcheut, und das
„mitſchuldige Einverſtändnis eines verderblichen Stillſchweigens
„die Ausführung begünſtigt, ſo reicht eine einzige Stimme die
„zur rechten Zeit die Unbilligkeit des Verfahrens aufdeckt, hin,
„von dem Unternehmen abzuſchrecken. Nicht vor dem Unrecht,
„vor der Schande und der Beſchämung weicht er zurück. Es iſt
„weſentlich, daß dieſer Tadel und dieſe Beſchämung, ſo wie bei
„Einzelnen auch bei Regierungen, nicht dem unglücklichen Erfolge
„ſondern der Ungerechtigkeit des Vorhabens zugeſellt werden“.

Möchten die Hoffnungen des Hrn. Bignon ſich erfüllen, und wir zweifeln nicht daß es geſchehen wird. Wir gewahren tauſend Kennzeichen des mächtigen Einfluſſes der öffentlichen Meinung; wir geben ſie nur darum nicht alle an, weil es beſſer iſt, daß dieſe Meinung im Frieden und in Freiheit wachſe, ohne jemand aufzuſchrecken, und daß ſie darum geſchehen laſſe, daß diejenigen, die ihr folgen ſagen, daß ſie ihr voreile, daß ſie ſich das Verdienſt des freien Willens geben, die Gerechtigkeit mit dem Namen gütiger Willfahrung nennen, und um uns eines gemeinen Ausdrucks der aber unſern Sinn klar macht, zu bedienen, aus der Noth eine Tugend machen.

2.

Der Lippen-Krieg.

Die Welt weiß es vielleicht noch gar nicht, daß zwei Europäiſche Potentaten ſchon vier Wochen lang Krieg mit einander führen. Die Feindſeligkeiten haben ohne vorausgegangne Erklärung begonnen, obzwar dieſe Souveräne alle Beide vom großen Witikind, das heißt von einer Familie abſtammen, die eben ſo glorreich und älter iſt, als die Karls des Großen, und trotz der Verſicherung eines unſerer Journale, daß es der Sitte aller legitimen Regierungen entgegen ſey, den Krieg ohne vorläufige Erklärung anzufangen.

Die kriegführende Mächte ſind zwei der fünf und dreyßig Souveräne Deutſchlands, nehmlich: der Fürſt von Lippe-Detmold, der über neun und ſechszig tauſend zwei und ſechszig Seelen gebietet, und der Fürſt von Schaumburg-Lippe, welcher deren nur vier und zwanzig tauſend hat. Die Armee des erſteren beläuft ſich auf dreihundert, die des andern ſeine letzten Aufgebote eingerechnet, nur auf hundert und funfzig Mann. Ihre Staaten liegen zwiſchen Hannover und Preußen. Die wechſelſeitige Erbitterung beider Fürſten iſt auf's höchſte geſtiegen; der von Schaumburg-Lippe, hofft das große Misverhältnis ſeiner bewaffneten Macht, durch die Ueberlegenheit der Preußiſchen Taktik die er bei ſeiner Armee eingeführt hat, wieder gut zu machen. Die Gerechtigkeit ſeiner Sache beruhigt ihn auch etwas.

Am 3. Auguſt hatten die Feindſeligkeiten begonnen. Da der Fürſt von Lippe-Detmold beſchloſſen hatte, die Staaten ſeines Nachbars anzugreifen, ſo zog auf ſeinen Befehl ein Armee-Corps von vierzig Mann *mit geladenen Flinten* bei ſinkender Nacht in das Dorf Aspe, welches im Fürſtenthume Schaumburg-Lippe liegt. Der Lieutenant, welcher den Oberbefehl hatte, ließ erſt alle Ein- und Ausgänge in Aspe beſetzen, und dann ſuchte er die Treue deſſen Bewohner zu erſchüttern, indem er ihnen im Namen ſeines Herrn eine freie und conſtitutionelle Regierung verhieß, wenn ſie ſich ſeiner Herrſchaft unterwerfen wollten. Die verführeriſche Verſprechungen wurden nur allzubald durch die That widerlegt; denn, eine halbe Stunde nach ſeiner Ankunft ließ er die Thüren dreier Ställe aufſchlagen, ſieben darin befindliche Pferde wegnehmen, und zog ſich darauf mit dem ganzen Heere, das er befehligte, und der gemachten Beute, in die Staaten ſeines Gebieters in aller Eile zurück. Es iſt wahr, daß die Eigenthümer der Pferde einigen Widerſtand leiſten wollten; allein um dieſen zu überwinden, brauchten die Soldaten nur die Oeffnungen ihrer Gewehre zu zeigen, und Dank dem Himmel, in dieſem erſten Treffen iſt kein Menſchenblut gefloſſen.

Dieſe Souveraine bekriegen ſich oft; aber die Geſchichte, gegen ſie ungerecht, hat über ihre Waffenthaten ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachtet. Im Jahre 1811 hatte ſich ein ähnlicher Vorfall ereignet; da aber damals die allgemeine Aufmerkſamkeit durch den Spaniſchen Krieg und die Vorbereitung zum Ruſſiſchen Feldzuge gefeſſelt war, ſo wurde dieſe Begebenheit wenig beachtet. Das Dorf Alverdiſſen war lange ein Gegenſtand des Zwiſtes der beiden Potentaten geweſen. Die Rechtsanſprüche des Fürſten von Lippe-Schaumburg auf dieſes Dorf, waren wie es hieß, ſehr regelmäßig und gegründet; aber der Fürſt von Lippe-Detmold bemerkte, daß ſeine Armee von dreihundert Mann, welchen die hundert und funfzig ſeines Feindes unmöglich lange widerſtehen könnten, ihm ein viel beſſeres Recht gäbe. Die Feindſeligkeiten begannen. Die Lippe-Detmoldſche Armee, zerſtreute oder machte zu Gefangenen die hundert Mann welche Alverdiſſen vertheidigen ſollten, bemächtigte ſich des Dorfs, und führte deſſen Obrigkeit in die Staaten des Siegers gefangen ab. Sie griff mit gleich gutem Erfolge ein funfzig Mann ſtarkes Reſerve-Corps an, das ſie aus der herrlichen Stellung welche es einnahm glücklich verjagte. Nach einigen andern Treffen und der Bekanntmachung von drei oder vier Bulletins, verkaufte endlich der Fürſt von Schaumburg-Lippe, der das Volk das ihm die Verſehung unterworfen, ſtets mit Menſchlichkeit beherrſcht hatte, um das Blutvergießen aufhören zu machen, das Dorf an ſeinen Nachbar für die Summe von dreißigtauſend Reichsthaler.

Es ſcheint daß die neuern Feindſeligkeiten, einige Veränderungen zur Urſache haben, welche in dem Gange von dem Gerichte zu Schaumburg an das in Detmold zu appeliren, ohne die Theilnahme des Fürſten von Lippe-Schaumburg, welcher ſeine Beiſtimmung verweigerte, vorgenommen worden ſind.

Der zweite Artikel der deutſchen Bundesakte verbürgt die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der verſchiedenen Bundesſtaaten; und im eilften verpflichten ſich ſein. Mitglieder, ihre Zwiſtigkeiten nie durch die Gewalt der Waffen zu entſcheiden, ſondern ſie dem Ausſpruche des Bundestages zu unterwerfen.

Zum Glücke für den Frieden der Welt, ſind dieſe ſtolzen Abkömmlinge Witekind's nicht ſo mächtig als ihr Ahnherr, und ein Streit, der, hätten ſie ſo viel von ſeinen Staaten als von ſeinem Muthe geerbt, ganz Deutſchland mit Blut überſchwemmt haben würde, möchte allem Anſcheine nach keine andere Folgen haben als die Wegnahme eines Dorfes, einiger Pferde und Hühner.

III.

Ein Gulden und etwas mehr.

Die Natur der Dinge und was ſchön ſei oder misgeſtaltet, mahlt Euch jeder Batzenſpiegel nicht minder treu zurück, als das hohe ſtolze Glas am Pfeiler eines fürſtlichen Gemaches. Die Weltgeſchichte pulſiert in Täglichkeiten. Darum, wer emſig iſt und frohen Muthes zu forſchen und betrachten, der durchblättert das Buch der Menſchheit in einer Taſchenausgabe die ihn überall begleitet, oft und gern. Wer ſo geſinnt, den hat gewiß jener Gulden zu dem der Eintrittspreis der Bühne freventlich geſteigert worden, nicht weniger als mich ſelbſt aufgeregt und warm gemacht. Für dieſe brauche ich nicht zu reden; nur um der Andern willen thue ich es die blödere Sinne haben. Zu deren Frommen allein will ich den Gulden als ſei er ein Floh oder ein Mückenflügel unter das Mikroſcop ſetzen, damit ſein kunſtreicher faſt wunderbarer Bau erkannt und angeſtaunt werde.

Als Voltaire ſagte: Der erſte König war ein glücklicher Soldat, da wußte dieſer Mann nicht was er ſprach. Der erſte König war ein fieberkranker Bauer, der in ſeinem Irrſinne ausrief: „Ihr Leute ſeyd meine Unterthanen und mir Gehorſam ſchuldig", und da er geſundete und von dem Schmerzenslager ſich erhob, befremdet und ungläubig das ganze Dorf zu den Stollen ſeines Bettes niedergeſunken fand. Vergebens war alles gutmüthige Zureden des unſchuldigen Despoten; die Unterthänigkeit war ſchon ſo raſch im Gange, daß man der Zeiten ſich nicht mehr erinnerte, da man frei geweſen. Wer mag zweifeln, daß in uralten Tagen jede Herrſchaft ſo entſtanden ſei, da ja vor unſerer Aller Augen dieſe Erſcheinung ſich erſt geſtern erneuert hat? Drei Menſchen ſagten zu Vierzigtauſenden: Ihr ſollt einen Gulden zahlen — und ſie thaten es. Sie thaten es? Nein, das iſt noch nichts. Sie thaten es ungern, ſie murrten und thaten es dennoch! Jetzt geht und ſchweigt; ſo war es immer geweſen. Gehorſam wurde weit öfter gefunden als geſucht, und Knechtſchaft war früher als Herrſchaft.

Ich ſehe es mit meinen Augen, ich höre es mit meinen Ohren, daß Alle wie ſie im weißen Schwanen bei ihrem Schoppen ſitzen, ſagen: der Mann hat recht, es iſt unverzeihlich was wir uns gefallen laſſen müſſen! und dennoch um 6 Uhr ins Schauſpielhaus gehen und mit möglichſter Freundlichkeit ihren Gulden hingeben. Nur Hunderte brauchten ſich zu verabreden, daß ſie es nicht eher wieder beſuchen wollten, bis die alten Preiſe hergeſtellt ſind, und es müßte eine Abänderung geſchehen. Aber nein, ſich befehlen laſſen iſt eine ſo ſüße Gewohnheit!

Man ſoll uns nicht zum Vorwurfe machen, wir wären den guten und ſtarken Gründen, welche die Direktion hatte, den Eintrittspreis zu erhöhen, feige und ſchwach ausgewichen; nein, wir wollen ihnen entgegen gehen, und können es um ſo unverzagter, da, werden wir auch hier beſiegt, noch nicht alles verloren iſt. Denn dann, dann erſt tritt die mächtige Frage aus dem Hinterhalte hervor: warum theiltet Ihr Eure Gründe nicht mit, warum entſchuldigtet Ihr Euch nicht, warum batet Ihr nicht um Nachſicht? Wie durftet Ihr es wagen, das Volk dem Ehrfurcht gebührt weil von ihm allein alle Macht und jedes Recht kömmt, ſchlecht wie einen Pudel zu behandeln, dem man nur zuruft: Geh, bring her?

Sind die Preiſe der Lebensmittel geſtiegen, koſten Brod, Bier, Holz, Oehl, Talg und die übrigen Beſtandtheile der dramatiſchen Kunſt mehr als vormals? Nein. Hat ſich das Schauſpiel verbeſſert, iſt es um ein Fünftheil mehr werth als ſonſt? Nein, Nein; es iſt koſtbarer aber nicht köſtlicher geworden. Aus welcher andern Quelle könnte nun die Steigerung des Eintrittspreiſes entſprungen ſeyn als aus dem majeſtätiſchen Belieben der Theaterdirektion? Es heißt, ihre Kaſſe wäre im Rückſtande; allein wer anders als ſie ſelbſt hat den Schaden zu tragen, den ſie durch eine unverſtändige Verwaltung und durch ihre unzeitige Erſparungen ſich zugezogen hat? Stehen ihr ja beſſere Gründe zu Gebot, womit ſie ihr Verfahren rechtfertigen kann, ſo ſollten dieſe zu unſerer Kenntniß gebracht werden. Gewiß hätte ſich nicht ein Einziger der Rührung enthalten können wenn ihm in einer auf gutem grauen Löſchpapiere gedruckten, wohl abgefaßten, Darſtellung, wie etwa folgende, wäre mitgetheilt worden, was zur Ausſchmückung und Veredelung der Bühne, ſeit langer Zeit, mit vielem Geldaufwande geſchehen ſei.

An das verehrte Publikum.

Wenn es nicht allgemein anerkannt iſt, wie ſehr wir ſtets bemüht geweſen, die uns anvertraute Bühne in einem dauernden Zuſtande der innern Würde und des äußern Glanzes zu erhalten, ſo liegt es an der Beſcheidenheit derjenigen, welche ſie beſuchen, weil dieſe ſich nicht eingeſtehen mochten, daß ſo viel dazu nöthig war, ihre Foderungen das heißt die des feinſten und höchſten Kunſtſinnes zu befriedigen. Aber länger dürfen wir nicht ſchweigen, ohne uns ſelbſt zu nahe zu treten, und ohne die gute Meinung zu gefährden, welche Deutſchland von der Attiſchen Bildung unſerer geliebten Mitbürger hegt. Wir wollen uns alles redneriſchen Glanzes der mehr blendet als aufklärt enthalten, und mit einfachen Worten erzählen, was wir an der Bühne bisher im Stillen gebeſſert haben und noch ferner für ſie zu thun geſonnen ſind.

1) Andere und zwar die beſten Theaterdirektionen begnügen ſich damit gute Schauſpieler und Sänger zu haben, mehr thun ſie nicht. Wir aber ſind immer viel weiter gegangen. Wir wußten aus der Erfahrung oder folgerten aus der Einrichtung der menſchlichen Seele, daß die Gewohnheit auch gegen das Schönſte und Beſte abſtumpfe, oft ganz gefühllos mache. Darum ließen wir es nicht dabei bewenden unſere Bühne mit guten Mitgliedern zu verſehen, ſondern waren auch immer auf eine hinreichende Zahl ſchlechter bedacht, damit es nie an Gegenſtänden der Vergleichung fehle, und die Luſt an den beſſern Schauſpielern nicht matt werde. Ja, damit nicht zufrieden, ließen wir ſo oft ſie zu haben waren, die untauglichſten Subjekte, von denen wir vorher wußten, daß ſie würden ausgeziſcht werden, als Gaſtſpieler auftreten, aus genannter Urſache. Wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit ſagen, daß wir jährlich mehr Geld für ſchlechte Gaſtſpieler, als andere Bühnen für ſtändige gute Mitglieder verwendet haben.

2) Haben wir in jenen Jahren da die Brodfrucht, und mithin auch das worauf es wächſt — das Stroh, ſo theuer war, nicht blos alle Bänke des Parterres damit auspolſtern.

ſondern auch Fußdecken von dieſem koſtbaren Stoffe verfertigen laſſen.

3) Iſt mit ſehr vielen Koſten die Büſte des unſterblichen Lux den Europa betrauert, aus der beſten Kreide verfertigt hingepflanzt, und dieſer Künſtlerkopf zur Anfeuerung des noch lebenden Verdienſtes auf das umrollende Rad der Zeit gleichſam feſt geflochten werden, wie ſich jedermann überzeugen kann der den Hals zurückbeugt und hinaufſieht.

4) Hat man ſeit einiger Zeit ſehr gutes Papier zu den Komödienzetteln angewendet.

5) Sind vor der Thüre zwei Ofen dicht neben einander geſezt worden, woran auch im ſtrengſten Winter die Naheſtehenden ſich wärmen können, und wodurch dem Frieren zwiſchen den Akten auf immer und gründlich abgeholfen iſt.

6) Gedenken wir im nächſten Jahre noch andere Verbeſſerungen einzuführen, die alle aufzuzählen uns das Anſehen von Großſprecherei geben würde. Wir wollen nur einiger erwähnen: die eine Wand des Orcheſters die ſeit langer Zeit nur noch durch Nagelbohrer aufrecht gehalten wird, ſoll vermittelſt ganz neuer Nägel feſt gemacht werden. — Man wird in Betrachtung ziehen ob das rechte Eck der fünften Bank links im Parterre vom Eingange an gerechnet, welches von allem Inhalte entblößt iſt, friſch mit Stroh auszufüllen ſei. — Iſt es ſehr leicht möglich, daß die Prieſterkutten in der Zauberflöte gewaſchen werden. — Bedarf der Vorhang eines neuen Loches weil dieſes durch langen Gebrauch unbrauchbar oder vielmehr allzubrauchbar geworden iſt, u. drgl. m.

Das verehrte Publikum wird daher unſere gute Abſicht nicht verkennen, wenn wir aus den angeführten Gründen, eine Erhöhung des Eintrittspreiſes uns erlauben, und bitten wir ferner um geneigten Zuſpruch. — Frankfurt, den 1ten September 1818.

Wer, auf dieſe Weiſe belehrt hätte nicht mit Vergnügen ſeinen Gulden bezahlt? Aber ſo ohne Weiteres drucken zu

[illegible]

laſſen „In das Parquet 1 fl." das muß auch ein Lamm aufbringen, um wie viel mehr einen Frankfurter!

Nachſchrift.

Später als obiges geſchrieben war, fand ich Gelegenheit mich mit einem ſehr achtungswürdigen Manne zu beſprechen, welcher, aller Verhältniſſe unſerer Bühne kundig, die Erhöhung des Eintrittspreiſes glaubte rechtfertigen zu können. Ich wünſche herzlich, daß die angeführten Gründe, die hier wiederholt werden ſollen, das Publikum für die Theaterdirektion zu ſtimmen ſich fähig zeigten; aber meine eigene Anſicht widerſtand ihnen. Es wurde mir bemerkt: man beabſichtige eine umfaſſende Verbeſſerung der Bühne, man wolle die beſten Schauſpieler und Sänger zu gewinnen ſuchen. Hierzu reiche aber die bisherige Einnahme nicht hin, die daher vermehrt werden müßte. Uebrigens ſei der Theaterpreis im übrigen Deutſchland ſtets auf der Höhe geweſen, auf welche er erſt jezt in Frankfurt gebracht worden ſei. Was den lezten Punkt betrift, ſo habe ich ſelbſt die Bühnen in Darmſtadt, Mannheim, Stuttgardt, München, Leipzig, Dresden, Wien und Berlin beſucht, und jene Behauptung nicht beſtätigt gefunden. Nirgends an genannten Orten (wenigſtens zur Zeit meiner Reiſen) koſtete der Eintritt ins Parquet einen Gulden. Was den erſteren Punkt betrifft, ſo hat er mich noch weniger überzeugt. Warum ſoll das Publikum die Verbeſſerung der großen Mängel unſerer Bühne erſt beſonders erkaufen müſſen. Warum ſoll die Bezahlung dafür früher geleiſtet werden, als jene Verbeſſerungen wirklich eintreten? Wäre nicht das umgekehrte Verfahren billiger ſo klüger geweſen? Hätte die Direction damit begonnen, unſer Theaterperſonal durch Anſtellung vorzüglicher Künſtler, aufzufriſchen und zu verjüngen, dann wäre das Schauſpiel zahlreicher beſucht worden, die Kaſſe würde ſich ſchnell gefüllt und man nicht nöthig gehabt haben, um eines unbedeutenden ja zweifelhaften Vortheils willen, eine ſo große und ſtark ausgeſprochene Ungerechtigkeit zu begehen

Aber wer weiß es nicht, welchen unfähigen Köpfen und unfertigen Händen die Verwaltung unſerer Bühne heimgegeben iſt? Was die Sinnloſigkeit beſchließt wird vom Eigenſinne in den Gang gebracht und vom Schlendrian fortgeführt. Dürfte ich dieſe Behauptung wagen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Gefahr des Angriffs ſich tauſend Stimmen zu ihrer Vertheidigung erheben würden? Wir kennen diejenigen Mitglieder der Direction die ſich durch beſſere Einſicht und durch den Beſitz des an ihrem Platze erforderlichen Kunſtſinnes auszeichnen; dieſen kann kein anderer Vorwurf als der ihrer Schwäche gemacht werden. Warum ſind ſie nicht beharrlicher, das was ſie für das Beſte erkannt durchzuführen? Wann und wo ward je das Gute ohne Kampf geltend gemacht, und was iſt ein guter Wille wenn er nicht auch ſtark iſt? — —

⁂

Seyd verſichert, meine Landsleute, daß unſer Theater ſo lange in ſeinem gegenwärtigen ſchlechten Zuſtande bleiben wird, bis endlich die Regierung es unter ſeine Oberaufſicht nimmt. Und warum ſollte ſie es nicht, da ja die größten Monarchen der Welt es nicht unter ihrer Würde halten, für das Frohleben ihrer Völker beſorgt zu ſeyn? Und warum würde ſie es nicht, da ſie ja aufgeklärt genug iſt, im Schönen das wahre nützliche zu erkennen? Und warum dürfte ſie es nicht, da ja das Schauſpielhaus zum Grundvermögen der Stadt gehört? Möchte doch eine ſtärkere Stimme, als die Meinige, dieſes zur Sprache bringen. Eben jezt wäre die Zeit dazu. Denn der geſetzgebende Körper, der ſich bald neu verſammelt, iſt gewiß genügſamer als der vorige, und wird nur drei Tage in der Woche darauf ſinnen, wie er die armen Juden betrübe, die übrigen vier aber, wie er die Chriſten erfreue, durch beſſere und wohlfeilere Schauſpiele.

IV.

Frankfurter Volksbühne.

Am 10ten September. — Der Vorpoſten, ein Schauſpiel in fünf Abtheilungen von Clauren.

Denkt man ſich: die Zeit des Deutſchen Freiheitskampfes, (es macht Kopfweh), und den Heerd, auf dem er ſich entzündet — Preußen, (jezt hat er ausgeraucht); damals und dort möchte dieſes Stück, vor Zuhörern geſpielt, deren viele ſelbſt am Kriege Theil genommen, von großem Eindrucke geweſen ſeyn. Jenes alle wieder hinweggedacht, bleibt doch noch manches übrig, was dem Schauſpiele Werth giebt. Freilich, mein eigenes Gefühl laſſe ich diesmal nicht Richter ſeyn. Es wäre mir ſehr unbehaglich zu Muthe, wenn ich mein Mädchen im Huſarenkleide wieder fände, auch wenn es aus Liebe zu mir den martialiſchen Schritt gethan hätte .. es bleibt doch ſo eine Sache! Der Helden-Tod nicht das Helden-Leben eines Weibes iſt ſchön. Ich würde die auf dem Schlachtfelde gefallene beweinen, aber die gerettet heimkehrte mit Unwillen zurückſtoßen; doch jeder nach ſeinem Triebe. —

Das Geſammtſpiel war gut. Hr. Weidner als Rodomontow und Madame Heinemann als Frau von Gall, deſſen Seitenſtück, waren höchſt ergötzlich, und erhielten für ihre Bemühung den verdienteſten Dank. — Hr. Heigel: Baron von Silberg. Wenn er mit mehr Pathos ſprach, als im gewöhnlichen Geſellſchaftstone erlaubt iſt, ſo ſey das dem Unglücklichliebenden verziehen. Aber auch leidenſchaftliche Menſchen müſſen ein reines E auszuſprechen wiſſen, und es kann ihnen nicht verſtattet werden, immer in Diphthongen breit und gedehnter Weiſe zu reden. Alle Sylben des Hrn. Heigel rollen dahin, kugelig leer und glanzlos, wie Seifenblaſen bei trübem Wetter. — Demoiſ. Lindner als Lieutenant Cruſe war eine ſehr erfreuliche Erſcheinung, und ihr Spiel ſolcher Art, daß es den Sinn der Dichtung verſchönte. Sie zeigte eine bewunderungswürdige Geſchmeidigkeit, Haltung und Stimme dem Manne oder dem Weibe anzufügen, je nachdem es erforderlich war. — Hr. Schmidt: Sekretär Feldheim. Wahrſcheinlich war ſeine Feder geläufiger, als die Hand, die ſie führte (er wußte ſie kaum zu bewegen), und ſein Geſchriebenes eindringlicher als ſein Geſprochenes. Wie hätte ſich ſonſt der Major von ſeines Sekretärs Briefen für ſeine Nichte ſo vieles verſprechen können? — Die kleine Ida Weidner als Carl von Fürſtenſtein, zeigte ein Talent, welches dieſes Kind zur Freude der Zuſchauer ſchon oft an den Tag gelegt hat. — Cäcilie .... ſie ſei mir die Heilige, ich will ſie nicht berühren. — — — Auch auf eine alte Grille komme ich zurück. Das Feldlager war zu ärmlich angeordnet. Ein Feuerchen, einige Huſaren, zwei bis drei Pferde. So viel Lärm und mehr, hat jeder vor ſeinem Hauſe in der Stadt. Das reicht nicht hin, die Unerſchrockenheit eines Weibes auch dem Auge vorzutäuſchen. Ihr hättet das Heldenmädchen mit mehr Kriegsgetümmel umgeben ſollen.

Am 13. Sept. — 1. Die Großmuth des Scipio, eine heroiſche Oper in einem Aufzuge von Remberg. (Zum Erſtenmale).

Anfänglich wunderte ich mich darüber, daß ſo häusliche Geſchichten unter freiem Himmel, in der Gaſſe eines Lagers ſich ereignen durften, und nicht, wie es ſich gebührte, innerhalb des Zeltes; ich erſtaunte, daß Scipio ſich nicht ſchämte, ſeine Liebe und Schwäche in Gegenwart graubärtiger Krieger auszuſeufzen. Aber es fiel mir bei, daß es nöthig war, Scipio als einen gewaltigen Herrn und mächtigen Befehlshaber darzuſtellen, um es als Großmuth erſcheinen zu laſſen, was bei einem Bürgersmann Schuldigkeit geweſen wäre: Die Zurückſtellung eines Mädchens, das ihn nichts anging, an ſeinen rechtmäßigen Inhaber. Das nehmlich, iſt die ganze Handlung dieſer heroiſchen Oper. Sie in einen Akt zu zwängen war wohl die Aufgabe des Tondichters, der ſich keine ausgedehntere Fähigkeit zur dramatiſchen Muſik zutrauen mochte, und mit Recht; denn ſie ſchien ſelbſt zu kurz auch nur dieſen engen Raum auszufüllen. Die Muſik hat keinen verſtändlichen Ausdruck; ohne den verdolmetſchenden Text würde man nicht ahnden, welche Seelenbewegungen offenbar werden ſollen. Zwar etwas mehr als ein Conzertſtück iſt dieſe Oper, aber ſie bleibt doch nur ein muſikaliſches Declamatorium, worin mehrere Dichtungen, die unter ſich keinen Zuſammenhang haben, vorgetragen werden. — Der Text zeichnet ſich vortheilhaft aus. Es iſt ein reiner Styl darin, die Verſe ſind fließend, ja einige ſchöne kommen darunter vor.

Hr. Schelbe ſpielte den Scipio. Dieſer Hauptmann bei der Ehrengarde unſerer Oper, zeigte heute, daß der größte Theil des Beifalls, der ihm immer zu Theil wird, ſeiner Kunſt gehöre; denn diesmal ſtand er ganz allein, da in ſeinen Geſangſtücken durchaus nichts war, das ihm das Behagen der Zuhörer hätte erſchmeicheln können. — Demoiſ. A. Campagnoli als Prinzeſſin Phöniſſa, erneuerte die Zufriedenheit, die gewiß jeder Bühnenfreund über die Erwerbung dieſer vorzüglichen Sängerin empfunden hat. —

2. — Nachtigall und Rabe, ein Schäferſpiel. Muſik von Weigl. (Zum erſtenmale).

Seit Geßner hat die Liebe zu den Schäfereien aufgehört, ſie niſtet nur noch in den Herzen der Wollhändler. Wie zart und ſüß müßte auch die Dichtung und das Spiel ſolchen Landlebens ſeyn, um die Schwielen, welche zwanzigjährige Einquartirung um unſere Bruſt gebildet, ſchmeichelnd abzulöſen! Die Täuſchungskunſt des Schauſpielers geht nie weiter, als das Empfindungsvermögen des Zuhörers; was dieſem nicht Ernſt ſeyn kann, vermag jener nicht zu ſcheinen. Darum kein Wort des Tadels über das nicht gelungene Spiel des Damon und der Phillis. — Hr. Obermayer als Amtmann hat jene derbe deutſche Poſſenreiſſerart zu vermeiden gewußt, und war in Spiel und ſeinem ganzen Aeußern ächt italiäniſch. — Hr. Krönner als Pachter, und die Demoiſellen Campagnoli als Schäfer und Schäferin, erfreuten durch ihren guten Geſang. —

Die Muſik? nun ja, dem Herzen war ſie wohlgefällig, und der Verſtand kömmt wie gewöhnlich zu ſpät hinten drein. Es iſt ſchwer, den Schmeicheleien Weigl's zu widerſtehen, wenn man auch weiß, daß ſie nichts weiter ſind als das. Die Nachahmung von verſchiedenen Vögelgeſängen, wie ſie in dieſem Schäferſpiele vorkommt, ſcheint mir kein würdiger Gegenſtand der Tonkunſt zu ſeyn. Der muſikaliſche Ausdruck hörbarer Dinge gleicht einer Ueberſetzung aus einer Sprache in die andere; wenn ſie treu iſt, hört ſie auf ſchön zu ſeyn, und wenn ſie ſchön iſt, wird ſie ungetreu. Die Tonkunſt ſoll nichts Sinnliches nachahmen, weder etwas ſichtbares noch etwas hörbares; thut ſie es, ſo folgt ſie als Schatten der Wirklichkeit nach und erniedriget ſich. Sie darf ihre Stoffe nur aus einer Welt nehmen, die auſſer oder über den Sinnen liegt, um ſie für die menſchlichen Sinne zuzubereiten. Das Gebiet der Empfindungen und Leidenſchaften gehört ihr an. Will ſie ja Dinge der auſſermenſchlichen Natur darſtellen, ſo müſſen ſie Gebilde der Phantaſie, dürfen aber nicht aus der Erfahrung genommen ſeyn, damit die Vergleichung mit dem Urbilde vermieden bleibe. Eine Schöpfung, ein jüngſtes Gericht, aber kein Sonnenaufgang, kein Donnerwetter ſoll muſikaliſch ausgedrückt werden. In einer Oper mögen Engel ſingen, aber keine Nachtigallen. Man erinnere ſich der Melodie zum Geſangſtücke Nr. 8 der hier beſprochenen Oper:

Mit hundert Stimmen ruft der Chor
Des Federvolks von Buſch und Zweigen.

Es iſt gewiß Natur darin, aber es iſt die gemeine Natur, und die Darſtellung ſteht ſo weit unter dem Vorgeſtellten, daß man ohne Text glauben würde, nicht die gefiederten Sänger des Waldes, ſondern Federvieh lärmen zu hören. Ich wenigſtens dachte im Hühnerhof zu ſeyn, und ſah den Miſt. Ferner:

„Der Kukuk ſelber wagt zwei Töne"

Ganz natürlich wie ein Nürnberger Gukukchen mit einem

Blasbälgchen unter den Füßen, und wenn ich nicht irre, mußte ſich ſogar das ernſte Fagot zu dieſer Spielerei hergeben. Vielleicht hätte Mozart ſelbſt ſolche Landſchaftsmalereien nicht beſſer auszuführen verſtanden, aber dann würde er ſie gar nicht unternommen haben. Daß übrigens, der erwähnten akuſtiſchen Naturbeſchreibungen ungeachtet, dieſe Oper vorzügliche Muſikſtücke enthalte, wie das Terzett Nr. 7. u. a., kann in einem Werke des ſo berühmten Tonkünſtlers nichts unerwartetes ſeyn.

Am 15. Sept. — 1. Der Vorſatz, ländliche Scene von Holbein. — Wiederholung des Stückes, des Spiels und der Beurtheilung. Den Vorſatz, gelenker zu ſeyn, hatte Hr. Schmitt, wie es ſich zeigte, nicht einmal gehabt, wie weniger ausgeführt.

2. — Der Verräther, Luſtſpiel.

Hr. Otto und Demoiſ Lindner, jener als Berger, dieſe als Klärchen, hatten ſo angenehm und mit ſo reicher Laune geſpielt, daß ſie ſich gewiß nicht weigern werden, von dem großen Beifall, den ſie verdient, dem armen Jakob einen Almoſen abzugeben. Es war dieſen Abend das zweite Bauernmädchen, daß Hrn. Schmitt zum Schatz hatte. Ich denke: die Liebe wird ihn doch endlich geläufig machen.

3. — Nachtigall und Rabe. (Zum erſtenmale wiederholt).

Wenn auf unſerm Zettel ſteht: zum Erſtenmale wiederholt, ſo heißt das in der Bilderſprache eines lockenden Wirthshausſchildes: „Kommt herein ihr Herren, heute iſt der zweite Feiertag, macht euch noch einmal luſtig, morgen geht's wieder an die Arbeit“. Die Sache iſt gutgemeint und darum löblich. —

Ich hätte ſchon früher des Hrn. Schwind gedenken ſollen, der ſo kunſtreich und bedachtſam ſeine Nachtigallen-Flöte, bald ſüß bald kräftig, tändeln oder ſchmettern ließ. Die Flöte iſt ja hier alles, die wahrhafte Schickſalsgöttin dieſer [illegible]; darum gebührt ihr die Krone.

Am 24. Sept. — Das Käthchen von Heilbronn, von Heinr. von Kleiſt.

Fürwahr, es iſt Mark darin und Geiſt und Schönheit. Von der dunkeln Tiefe des Gemüths bis hinauf zu jener heitern Höhe, auf welcher die Schöpfungskraft frei und beſonnen waltet, führt uns ein lockender Weg mit abwechſelndem Reize, bald zwiſchen lieblichen Winden, blumigen Auen und beſonnten Feldern, bald zwiſchen ſtürzenden Wetterbächen, erhabenen Wildniſſen und Wäldern voll Sturm und Brauſen. Gleich anmuthig iſt Wanderung und Ziel. Warum haben die tückiſchen Parzen dieſes blühende Dichterhaupt ſo frühe in das Grab gebeugt!

Welch ein Unternehmen, ſo kühn als unbeſonnen, den Schleier der Iſis wegzuheben, hinter welchem der Tod lauſcht! Nur Prieſtern frommt ein ſolcher Anblick, nicht der Menge, welcher mit der lezten Täuſchung auch das lezte Glück entſchwindet. Das wäre die ſo geprieſene Liebe von Kindern angelallt, von Greiſen angeſtottert, und das wäre ihr Band? Hätten wir's nie erfahren!

Graf Wetter vom Strahl, reich, im Lande angeſehen, edelſtolz, voll des Muthes und der Kraft ſeines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, ein an Seele, wie an Leib geharniſchter Ritter — und Käthchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein ſüßes wunderſchönes Mädchen, werden, ſie die ſich nie geſehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erſcheint im Wahnſinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines ſchönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn beſtimmte Braut, ſagend es ſei die Tochter des Kaiſers. Dieſelbe Nacht ſieht Käthchen im geſunden Traume (das geſunde Weib erhebt ſich zum kranken Manne, wie das wache zum ſchlafenden) einen ſchimmernden Ritter eintreten der ſie als ſeine Braut begrüßt. So ſich angelebt, bringt ſpäter ein Zufall den Grafen in Käthchens Vaterhaus. Dieſe ihn erblickend erkennt alſogleich die

Traumgeſtalt. Da ſtürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und eigene Haltung zuſammen, ſie fliegt ihrem Pole zu, und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hängen. Vergebens wird ſie vom Ritter weggeriſſen von dieſem ſelbſt mit Füßen zurückgeſtoßen, wie ein Thier wie eine Sache behandelt, ſie iſt immer wieder da, und folget ihm auf allen ſeinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm ſein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt forſcht er Käthchens Inneres aus, da ſie einſt im magnetiſchen Schlummer ſich befand, wo die Seele zwiſchen der Nacht der Erde und dem Tage des Himmels in der dämmernden Mitte ſchwebend mit einem Blicke beide umfaßt und da ward ihm kund, was er im Geräuſche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß ſie die Verheißene ſei, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt auch der Kaiſer auf, giebt ſich als Käthchens natürlicher Vater zu erkennen, und dieſe nachdem er ſie zur Fürſtin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Dieſes Schauſpiel iſt ein Edelſtein, nicht unwerth an der Krone des brittiſchen Dichterkönigs zu glänzen. Man braucht nur den herrlichen Monolog des Grafen, womit der zweite Akt beginnt geleſen zu haben, um das Lob gerecht zu finden. Um ſo deutlicher fallen zwei Flecken in das Auge. Die wirkliche Erſcheinung des Cherubs beim Sinken des brennenden Schloſſes Thurnek, konnte nicht unzeitiger geſchehen. Die Seele die ſo tief geneigt war, ſich dem Anwehen einer verborgenen Geiſterwelt die im Traume ſich offenbarte, gläubig hinzugeben, wird durch das ſinnliche Wunder das ſich im Wachen ergiebt, enttäuſcht und wendet ſich nüchtern gemacht vom Unbegreiflichen kalt hinweg. Zweitens, ſpielt das Fräulein Kunigunde, ohne Willen des Dichters die Rolle der Närrin, in dieſem ernſten Schauſpiele. Giebt es eine tollere Erfindung als dieſes Fräulein, welches durch Schönheit und Liebreiz allen Rittern des Landes, den Kopf verrückt, und am Ende ſich als eine garſtige Hexe kund giebt, die mit falſchen Zähnen, aufgelegter Schminke, und einem ſchlankmachenden Blechhemde, die Göttin Venus vorzulügen verſtand?

Aber wie haben ſie dieſes Stück wieder zugerichtet, damit es in ihren Raum, ihre Zeit und ihre Umſtände ſich füge! des iſt ein ganz eignes Kapitel des Jammers. Wie wehe gar muß es dem Künſtler ſelbſt thun, der die ſchönſten Theile ſeines Gemäldes wegſchneiden ſieht, damit es nur in den engen Rahmen paſſe. Zuvörderſt iſt in der Vehmgerichtsſcene vieles ganz unbeachtſam ausgelaſſen werden. Es iſt wahr, daß einige Reden darin etwas lang ſind, allein es durfte dennoch kein Wort fehlen, damit es klar und verſtändlich werde, wie durch einen arbeitſamen Trieb der Natur ſich Faden an Faden gereicht, um das ſympathetiſche Netz zu flechten, das zwei Herzen unzertrennlich machte. Zweitens hatte man unerklärt gelaſſen, auf welche Weiſe der Kaiſer Käthchens Vater geworden ſei. Das war wieder einmal aus jener entnervten Sittſamkeit geſchehen, welche der Verführung heuchleriſche vermaledeite Kupplerin iſt.

Graf von Strahl, Hr. Heigel. Beim Himmel, die Rolle iſt ſchwer und ich möchte den Schauſpieler ſehen, der ſie trägt, leicht aber doch ſo, daß die Kraft nicht die Laſt verſchlinge und man wahrnehme, wie viel er zu tragen habe. Vor dem Vehmgerichte: alle die mannichfaltigen Reden mit ihren Chamäleonsfarben, — Erzählungston, — Nachahmung fremder Stimme, — unbändige Kraft an die Schranke des Geſetzes pochend, — Verſtellung der Wahrheit und Wahrheit der Verſtellung, — das Gefühl unter freiwilliges Joch gebeugt, — Trotz der Unſchuld, — Spott, — daſtehend mit recht feſt zuſammengeknäulter, nicht allſeitig hinausflatternder Kraft; nicht ſich brüſtend, den Körper leicht tragend mit der Seele, wie das Schwert in einer ſtarken Fauſt, — (es iſt ein Unverſtand vieler Schauſpieler, daß ſie wähnen, Helden müßten ſich ſpreizen, gerade ſie dürfen es am wenigſten; bei kräftigen Menſchen lehnt ſich der Körper leicht am Geiſte an, aber bei Schwächlingen findet die matte Seele am ſtärkern Körper ihre Stütze; nur ſolche Gewaltsmenſchen mögen ſich ſpreizen, die keine andere Macht haben, als die Meinung die man hat von ihrer Macht, wie König Philipp in Don Carlos). — Der Dichter läßt den verliebten jungen Löwen Thränen vergießen; ich bitte, welcher Schauſpieler (der Unſrigen) verſucht es als Held zu weinen, ohne ſich lächerlich zu machen? — Nun vor allen: die Beſchwörungsſcene, wo der Graf den Geiſt des ſchlummernden Käthchens aus dem Körper ſeinem dunkeln Sarge hervorruft, und um das Geheimnis überirrdiſcher Dinge befragt, (das vorgeſchriebene Auflegen der Arme um den Leib, hätte ſtrenger beobachtet werden müſſen, hierin war die Macht des Zaubers.) — — So ſeht wie viel als Graf von Strahl zu thun war! — — — Käthchen: Demoiſelle Lindner.. Gewiß und wahrhaftig, das demüthige, gottgefällige, wunderſüße heimgefallene Kind, hätte wahrer lieblicher und rührender nicht dargeſtellt werden können. Es war nur ihre Schuld, wenn man es vergaß, wie ſchwer die Schlafrednerin zu ſpielen ſey. Das Inſichhineinreden, wo der Mund zugleich Ohr und Lippe iſt, der melodi-Schmelz der Stimme, in den Worten: „O Schelm.“ — „Nein, nein, nein.“ — „Bitte, bitte!“ Man ſah den himmliſchen Wein der Liebe im goldenen Becher der Sinnlichkeit blinken. Wußte Dem. Lindner was ſie that, dann zeigte ſie ſich als eine beſonnene Künſtlerin, handelte ſie nach dunkeln Trieben, auch gut, das Glück iſt eine ſchöne Gabe. — — Hr. Otto ſpielte Käthchens Vater, den Waffenſchmid Friedebern. Er war aber nicht der derbe begüterte Handwerksmann der den Hammer von Eiſen zu führen gewöhnt iſt, und wohl täglich ſeinen guten Humpen Wein trank; der keinen Teufel fürchtet, und nur weich iſt an der Stelle wo er ſein Goldkind liebt; er war — nichts oder was man will. — — Was iſt das wieder für ein toller Einfall mit der Puppe geweſen, die man aufbockte, und ſtatt Kunigunden in die Köhlerhütte trug? Man hätte entweder die lebendige tragen, oder die ausgeſtopfte fortſpielen laſſen ſollen; Einheit muß ſeyn. — Des ſtummen Bräutigams ſoll nicht gedacht werden. — Die pittoreske und mechaniſche Einrichtung des brennenden und zuſammenſtürzenden Schloſſes Thurnek, verbunden mit der Erſcheinung des Cherubs verdient wegen Erfindung und Ausführung großes Lob.

Am 27. Sept. — Rochus Pumpernickel.

Nicht überall aber hier gewiß, heiligt der Zweck die Mittel. Ein Poſſenſpiel das unter zehen Menſchen auch nur Einen froh gemacht, verſchmäht es nicht. Legt Eure Kleinodien und allen möglichen Plunder in die Schaale der Luſt und des Lachens, die der Thränen wiegt Ihr doch nicht auf.

Hr. Leißring war ein lieber Herr Rochus Pumpernickel, ſaß drollig zu Pferde, ergötzte ſehr da er ſein Bretzel in Sophiens Liebeserklärung eintunkte und mit aller Gemüthsruhe zu Ende aß, war überall was er ſeyn ſollte, ein Genie von Dummheit. — Hr. Obermayer als Vorthal verſtand ſeine Rolle, doch merkte man ihm an, daß ihm jene paſſive Komik, wie ſie dem kränklichen ängſtlichen jede Gemüthsbewegung fürchtenden Manne vorgeſchrieben iſt, zur Laſt fiel. Er iſt beſſer an ſeinem Platze wo er ſeiner gährenden Laune Luft machen kann. — Madame Heinemann hat gut geſpielt, Madame Hoffmann auch, Hr. Otto auch, Hr. Höfler auch, Hr. Krönner und Hr. Böres auch auch, Hr. Haas auch, Hr. Jacobi auch, Demoiſ. Urſpruch und Mad. Schmidt auch auch, Dem Wagner auch, Hr. Urſpruch auch, Hr. Hill auch. Es iſt doch niemand vergeſſen? Auch die Straßenjungen haben gut geſchrieen und ſind im gehörigen Takte eingefallen. Sie müſſen ſich mit dieſem Regimentslobe begnügen, wer kann wiſſen wie ſie alle heißen!

Am 29. Sept. — 1. Die gefährliche Nachbarſchaft, von Kotzebue.

Welch' ein tiefer tiefer Brunnen voll klarer friſcher erquikender Laune iſt Kotzebue, welch' ein wohlthätiges Geſchenk des Himmels! Bedenkt man daß deſſen Luſtſpiele ſchon dreyßig Jahre alle deutſchen Bühnen verſorgen, daß unter denen die ihnen zugehören niemand iſt den ſie nicht ergötzten; zählt man die fröhlichen Stunden zuſammen die ſie jedem Einzelnen ſowohl beim Leſen als beim Vorſtellen gemacht, dann kömmt die große Rechnung heraus, daß ein einzelner Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Menſch iſt undankbar, aber der Deutſche iſt es am meiſten. Wie hätte das Alterthum, wie London und Paris einen ſolchen Mann verehrt! Wenige Jahre früher da hier noch kein Fremdenblättchen erſchien würde kein Bürger kein Beiſaß und kein Dämmerungsfalter erfahren haben, daß Kotzebue vor kurzem in Frankfurt geweſen. Er iſt im Theater geſehen worden und ich habe großen Verdacht, daß er den Eintrittspreis ſeiner Loge hat bezahlen müſſen. Es iſt ein Etwas ein Etwas in uns Frankfurtern, ich habe keine Worte dafür, aber ein Taſchenbuch habe ich ſo gut wie Hamlet, und wer wehrt es mir hineinzuſchreiben: man kann reich ſeyn, ſehr reich ſeyn und doch nichts ſeyn? Großer Gedanke, eines beſſern Kopfes werth!

O Fips, Du biſt glücklich; ſtirbſt Du auch ruhmlos wie eine Maus, ſo fällt Dir doch im Leben immer etwas ab. Unter Deutſchen lohnt ſich's der Mühe nicht, mehr zu ſeyn als ein Schneider. Niemals hohen nur allerhöchſten Menſchen wird Ehrfurcht bezeigt, nur Geldkünſtler werden geliebt, und man ſchätzt keine andere Größe als die arithmetiſche. — Hr. Leißring hat genannten Schneider mit ſehr vieler Laune geſpielt. Schmunzelnd oder knurrend, wild, fröhlich oder betrübt, er war immer köſtlich und ſeinen Gulden werth. — Demoiſ. Urſpruch hat als Lieschen den Erwartungen nicht widerſprochen, die ſie durch mehrere frühere Darſtellungen erweckt hat. Es ſoll ihr Verdienſt nicht ſchmälern wenn ich ſage, daß alle Mädchen geborne Lieschen ſind. — Madame Heinemann war die gemahlte Modehändlerin, von Amoretten umgaukelt und voller Schalkhaftigkeit. — Hr. Schmitt ſtellte den jungen Kaufmann dar. Ich habe ihn wenig ſpielen ſehen, und diesmal theilen wir die Schuld, denn ich ſaß auf der linken Schneiderſeite ſo, daß mir die Zwiſchenwand die Ausſicht nach der rechten benahm. Es iſt eine herrliche

Erfindung mit ſolchen Doppelſcenen; man kann zuhören hier oder dort wo es einem am beſten gefällt.

2. — Stille Waſſer ſind tief.

Ein herrliches Luſtſpiel alter guter Art, wo ernſter Sinn und Grazie, Laune und Gediegenheit, in der innigſten Verſchwiſterung ſich zeigen. Alles gehörig ſchattirt, nichts von jenen Farbenſprüngen die dem Auge wehe thun. Wir haben nicht viele ſolcher.

Herr Heigel hat die Rolle des Baron Wiburg ſehr durchdacht und glücklich ausgeführt. Der Uebergang von Tölpelhaftigkeit durch blödes Fragen und beſcheidene Zuverſicht zum anmaßenden herriſchen Weſen, gelang ihm überaus gut. Die Sprache der Empfindung nach abgeworfener Maske wußte er mit kluger Mäßigung zu führen, ohne daß er es ihr an Nachdruck hätte mangeln ſollen laſſen. Dieſe Rollen hat Klippen die nicht jeder zu vermeiden verſteht. — Frau v. Buſch: die Frau v. Holmbach. Junge reiche Wittwen die heirathen wollen und nicht wollen und nicht wiſſen was ſie wollen, in dieſen und in Rollen ähnlicher Art hat Frau v. Buſch um keinen Beifall erſt zu werben, er iſt ihr ein für allemal zuerkannt. — Hr. Otto, Lieutenant Wallen. Das heißt ſich als Schauſpieler zeigen! Mit ſo vieler Liebe, Laune und neckendem Uebermuthe auftretend, kann einem Künſtler der ſo reich iſt wie dieſer an aufgeſpartem guten Willen, eine allgemeine Verbreitung der Luſt nicht mislingen. — Herr Urſpruch als Kammerjunker von Dornhelm, war flach, ſchlau und lauernd wie es ſich gebührt; Herr Hill braver Hauptmann; aber Hr. Schmitt (Hr. v. Rehberg) glich in Kleidung und Geberden nicht einem Zierling der eine ſchöne F , ſondern einem linkiſchen jungen Kandidaten der Theologie, der eine Pfarre umflattert. — Dem. Lindner, in der Rolle der Gärtnerstochter Antoinette, ſo gut ſie auch ſonſt ſpielte, möchte doch für ihren Stand etwas zu fein, anſtändig und edel aufgetreten ſeyn.

Am 1. Oktober. — Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper von Fioravanti.

Eine Muſik die nur bis ins Ohr, dieſes Vorzimmer des Herzens gelangt, und, wie alles was ſich in Antichambren aufhält, zwar geſchmeidig iſt und angenehm, aber auch flach, ohne Leben und ohne Liebe.

Demoiſelle Friedel, die nach einer langen Krankheit zum erſtenmale als Roſa wieder auftrat, ward mit rauſchendem Beifalle begrüßt und ſang ſchöner und reizender als je. Man wird es gewiß zu verhüten ſuchen, daß dieſe Künſtlerin durch allzuanſtrengende Parthien, nicht in ihr Uebelbefinden zurückfalle, und etwa wieder auf ſo lange dem Genuſſe des Publikums entzogen werde. — Mad. Urſpruch als Agathe und Demoiſ. Wagner als Gianina haben mit ihrer Nebenbuhlerin im Geſange nicht unglücklich gewetteifert. — Hr. Obermayer war als Kapellmeiſter das Ergötzen des Hauſes, beſonders in dem Sextett, worin er den Kontrebaß mit der Stimme nachzumachen hat, ſpielte er mit unübertrefflicher Laune. — Hr. Krönner den Marco, gut; aber iſt nicht der muſikaliſche Spas zu weit getrieben, wenn der Tonſetzer einen gichtiſchen Geſang auf die Bühne bringt? Ob in Scherze oder ohne Vorſatz ſchlecht geſungen werde, es thut beides dem Ohre gleich weh. — Hr. Höfler hatte den Carlin zu ſpielen. Bei ſeinem erſten Auftreten, im Terzett mit Marco und Bucephalus ſingen beide leztere: „O weh! er ſcheint von Sinnen.“ — „Was macht er für Grimaßen? Mir graut ihn anzuſehen. Er faſelt.“ Aber von dem Allen konnte man Hrn. Höfler nichts abmerken; er betrug ſich wie der vernünftigſte Menſch und war ſo gelaſſen als ein Lamm.

Am 3. Okt. — Tankred, große heroiſche Oper von Roſſini.

Groß iſt ſie, wenn dieſes ſo viel heißt als lang; aber heroiſches hat ſie durchaus nichts. Man könnte ihr den liebevollſten Roman von Auguſt Lafontaine zur Unterlage geben, ohne einen Widerſpruch zu erfahren. Es iſt unbegreiflich wie ein Tondichter von nur einigem Sinne, eine zur dramatiſchen Handlung ſo unangemeſſene Muſik hat verfertigen können. Wie konnte es geſchehen, daß dieſer Tankred ſo ſehr geprieſen wurde? Schon als ich ihn das Erſtemal hörte ward mir das Ohr ſo verſchlemmt wie es der Magen wird, wenn man eine Mahlzeit von nichts als Confect gehalten hat. Kinder und Weiber mag eine ſolche Muſik anlocken, aber für Männer kann ſie höchſtens in geringer Menge zum Nachtiſche genoſſen, nicht ganz unerfreulich ſeyn. Die ganze Oper, wie ohne Haltung, wie ſchleppend, wie empfindelnd, wie angefüllt von muſikaliſchen Sprichwörtern und Gemeinplätzen iſt ſie. Wenn der Sänger nur drei Töne angegeben hat, weiß man ſchon was darauf folgen wird. Welche unendliche Liebelei, welches widerliche Weſen des fadeſten Liebeſchmachtens! Die Muſik giebt ihre dahlende tändelnde Weiſe nicht einmal in den Kriegsmärſchen auf. Ihr ſeht einen Schmetterling über einem Schlachtfelde fliegen.

Madame **Campi**, Hofoperſängerin von Wien, trat als Amenaide auf. Ihr Ruhm verſtand ſich bei allen zu rechtfertigen. Dieſe volltönende und doch ſo durchſichtige und klare Stimme; es iſt als ſänge ſie, erhoben über die erdumdunſtete Bretter in reinerer Luft. In ihrem Vortrage, welcher Aufſchwung, welche Kühnheit, welche Einbildungskraft! Selbſt unſer ſo feuriges Orcheſter wußte ſie zu übermeiſtern und im ſtreitenden Gewühle aller der ruhm- und kampfbegierigen Inſtrumente das Feld zu behaupten. Aber doch — darf Einer, welcher der Tonkunſt nicht mächtig iſt, ſondern ihr nur duldend ſich hingiebt, es auszuſprechen wagen? — aber doch wird der Geſang der Mad. Campi, mehr geiſtvoll als gemüthlich wie er iſt, geeigneter ſeyn Bewunderung als Liebe zu erwerben. Der Künſtler lernt es gern und bald lezterer zu entſagen, da erſtere dauernder und lauter iſt. — Tankred: Mad. **Urſpruch**. Der beſonnene kunſtgeregelte Gebrauch aller der Mittel, welche in dem Vermögen dieſer Sängerin für eine ihrem Fache fremde Rolle darzuſtellen, hatte ſich einen allgemeinen dankbaren Anerkennung zu erfreuen. Daß einige Unzufriedene ihr Mißbehagen auf eine ſo rohe und ſchonungsloſe Weiſe zu erkennen gaben, hätte Mad. U. gelaſſener aufnehmen ſollen, da der Tadel mehr gegen die Direction beabſichtigt war, der man es nicht verzeihen wollte, daß ſie eine Künſtlerin, welche ſchon ſo lange die verdiente Achtung des Publikums genießt der Gefahr ausſetzte dieſe Achtung zu verſcherzen. Mögen die pfiffigen Richter auf den Parterrebänken darauf bedacht ſeyn, für zukünftige ähnliche Fälle ein neues Zeichen des Mißfallens zu erſinnen, das nur allein den Schuldigen treffe. Vielleicht war der Vorwurf überhaupt ganz anders gemeint; eine flatterhafte Jugend mochte ſich wohl nur für die Beſchämung rächen wollen, die das Bild einer hundertjährigen Liebe, durch Tankred und Amenaide dargeſtellt, ihnen verurſachen mußte. — Hr. Schelble legte in ſeinen ſchönen Geſang auch alle die Gemüthlichkeit, welche dieſesmal erforderlich war. — Um die Ungläubigen, welche die Wunder des alten Teſtaments bezweifeln, zu bekehren, ging ein Syrakuſiſcher Soldat trocknen Fußes durch das mittelländiſche Meer, dem doch an Näſſe und Gefährlichkeit das rothe gewiß nicht beikam.

Am 5. Oktober. — Die Entführung aus dem Serail, Oper von Mozart.

Giebt es ein überſinnliches Land wo man in Tönen ſpricht? Die Meiſter der Kunſt führen Euch hinauf indem ſie Euch erheben: nur Mozart allein zeigt uns den Himmel zu dem Andere emportragen müſſen, in unſerer irrdiſchen Bruſt. Das iſt's was ihn nicht allein zum Größten macht aller Tondichter, ſondern zum Einzigen unter ihnen. Um Mozart'ſcher Muſik froh zu werden, bedarf es keiner Erhebung, keiner Spannung des Gemüths, ſie ſtrahlt jedem wie ein Spiegel ſeine eigene und gegenwärtige Empfindung zurück, nur mit edleren Zügen; es erkennt jeder in ihr die Poeſie ſeines Daſeyns. Sie iſt ſo erhaben und doch ſo herablaſſend, ſo ſtolz und doch jedem zugänglich, ſo tiefſinnig und verſtändlich zugleich, ehrwürdig und kindlich, ſtark und milde, in ihrer Bewegung ſo ruhig und in ihrer Ruhe ſo lebensvoll. Muſik wenn ſie als heimatliche Sprache der Liebe und Religion ſich austönt, wird ſo himmliſch als bei Mozart bei keinem vernommen. Aber bewunderungswürdiger als in jener Höhe wo das Wort ſchon im Sinne ſeine Verherrlichung findet, iſt Mozart in der Tiefe, wo er das gemeine Treiben adelnd, die Poeſie der Proſa, dein Farbenſchmelz des Schmuzes und den Wohlklang des Gepolters kund macht. Die Singſtücke der Conſtanze, der Donna Anna und das furchtbare Auftreten des ſteinernen Gaſtes ſind vielleicht minder unnachahmlich als Osmins Geſänge. So ein meiſterhafter Geſelle, ſo ein verklärter Brummbär und hündiſcher Frauenwächter, wie er ergrimmt, ſich an dem verriegelten Gitter abmartert, durch welches er täglich den Honig ſieht den er nicht lecken darf, ſo ein erboßter Kerl der alle Welt haßt, weil er nicht lieben kann, wird ſobald nicht wieder in Muſik geſezt. —

Madame Campi ſang die Conſtanze. Eine ſolche Botſchaft aus einem ſolchen Munde!

Bald zur Statue entgeiſtert
Bald entkörpert ſtand ich da.

Hr. Schelble als Belmonte verband mit dem ſchönen Geſange den man an ihm gewohnt iſt, ein mehr als gewöhnliches Feuer in ſeinem Vortrage, und trug viel dazu bei die frohe Stimmung der Zuhörer zu unterhalten. — Demoiſ. Wagner als Blonde bemühte ſich, und mit erfreulichem Erfolge. Ihr Spiel nicht weniger als ihr Geſang, erwarb ihr den verdienteſten Beifall. Auch kann es nicht unbemerkt geblieben ſeyn, wie deutlich ihre Ausſprache ſowohl im Singen als im Reden war, ein Lob das man um ſo lauter geben muß, je weniger Sänger und Sängerin darnach zu ſtreben gewohnt ſind. — Hr. Obermayer als Osmin, hat dem Gefühle der Kunſtfreunde wie, dem Urtheile der Kenner nach, des Erforderlichen genug geleiſtet. Wenn ihm der verdiente Beifall eigenſinnig vorenthalten worden, ſo beſtraft eine ſolche Ungerechtigkeit ſich ſelbſt;

denn ſie muß zur Folge haben, daß künftig kein Mitglied der Bühnk ſich dazu verſtehen wird, eine Rolle die außer ſeinem Fache liegt gutwillig zu übernehmen, um nur die Aufführung eines Stückes das ſonſt nicht beſezt werden könnte, möglich zu machen. Der Genuß den eine Mozart'ſche Oper giebt, iſt ſo groß, daß ſelbſt ein wirklicher kleiner Mangel dabei, gar nicht gerechnet werden ſollte. — Auch des Hrn. Hill, als Pedrillo kann man nur beifällig Erwähnung thun.

Am 6. Okt. — Der verbannte Amor, Luſtſpiel von Kotzebue.

Eines der gelungenen Luſtſpiele dieſes Dichters, ob zwar Freunde der Menſchenbeobachtung vergebens darauf lauern, um zu erfahren worin die Eiferſucht des Weibes von der des Mannes in ihrer Offenbarung verſchieden ſei. Der argwöhniſche Profeſſor und ſeine mißtrauiſche Schwägerin ſind ſich völlig gleich, und die Verdoppelung dieſes Charakters in demſelben Luſtſpiele wird dadurch zur unbehaglichen Einförmigkeit gemacht. Die Bühne ſoll ja keine Arche Noäh ſeyn, die eine Leidenſchaft ſchon darum zweimal aufnimmt, damit ſie von jeder Art ein Männchen und ein Weibchen habe. Dies wäre unnöthige Vorſicht, denn es pflanzen ſich die Sünden in der wirklichen Welt ungeſtört fort, und keine Flut vertilgt ſie. Wird in dem nehmlichen Stücke eine Schwachheit zweimal dargeſtellt, ſo muß ihnen der Dichter etwas Eigenthümliches, das ſie von einander unterſcheidet zu geben wiſſen. — Daß die Eiferſucht zwiſchen Gatten lächerlich gefunden und ſo oft verſpottet wird, die zwiſchen Liebenden aber nicht, iſt eine Satyre auf die Ehe die dieſe nicht verſchuldet hat. Denn wenn man ſagen wollte, der blühenden Roſe verzeihe man ihre Dornen, der entblätterten aber nicht, ſo wäre dieſes in der Anwendung mehr boshaft als wahr.

Hr. Heigel ſpielte den Heinrich Erlenhof natürlich genug. Einem deutſchen Profeſſor, der die Kunſt zu lieben erſt von Ovid lernt, darf hierbei etwas Mangel an Natur nicht zu hoch angerechnet werden. — Frau v. Buſch als Bertha und Hr. Otto als Guſtav Erlenhof, waren in ihrem Fache. Sie verfehlen ſolche Rollen nie, ſie müßten es denn ausdrücklich wollen. Frau v. Paczkowska als Adolfine that was ihr oblag. — Dieſe genannten vier Eheleute hatten beim Theetrinken im erſten Akte ihre Heimlichkeiten, worüber ſie lachten, und wovon die Zuhörer nichts erfuhren. Es läßt ſich nichts dagegen ſagen, wenn die Schauſpieler zuweilen über ihre Rolle hinausſchweifen, und von dem Ihrigen hinzuthun; in Luſtſpielen wäre dieſes ſogar ſehr wünſchenswerth und erfreulich. Allein ſo mittheilend auch das Lachen für ſich iſt, ſelbſt wenn man deſſen Grund nicht weiß, ſo hätte man doch das Publikum von deſſen erregenden Urſachen in Kenntniß ſetzen ſollen. Ich will jedermann mit dem was ich hierüber aus authentiſchen Quellen erfahren habe, bekannt machen und man wird es loben wenn ich, dem Beiſpiele der erſten Zeitungsſchreiber folgend, dieſen wichtigen Originalartikel wegen ſeiner Verdienſte mit dem Sterne der Ehrenlegion ſchmücke.

* (Durch auſſerordentliche Gelegenheit). — Das im verbannten Amor beim Familienthee ſtattgefundene Lachen aus dem Stegreiſe hatte darin ſeinen Grund: der Thee war ſehr ſchwach, und Hr. Otto goß ihn um ſeine Verachtung zu bezeigen in die Zuckerdoſe ſtatt in eine Taſſe. Das wirkte. . .

Hr. Obermayer machte den Gärtner Michel mit der beſten Laune von der Welt.

Am 7. Oktober. — Don Juan.

Oben auf dem Comödienzettel ſtand gedruckt: Auf vieles Begehren; aber eine ſolche Aufführung hätte wohl weder einer Entſchuldigung nach einer Erklärung bedurft. Aber ich wünſchte die Zeit zu erleben, wo es nach Don Juan nicht mehr heißt: „Eine heroiſch-komiſche Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italiäniſchen. Die Muſik iſt von Mozart,“ welches jedermann auswendig weiß; ſondern: „Der Ertrag der Einnahme iſt für das Denkmal beſtimmt, welches dem göttlichen Mozart in Wien errichtet wird,“ wovon niemand etwas weiß.

Mad. Campi ſang die Donna Anna. Nur in ihren elgenen Tönen könnte man ſie würdig preiſen. — Man iſt gewohnt von Hr. **Hill** die Rolle des Don Juan vortrefflich darſtellen zu ſehen, und entrichtet ihm jedesmal dafür den gerechteſten Beifall. Er vereinigt in ſeinem Spiele, Laune, Feuer, Anſtand und Behendigkeit, und läßt es auch an dem Sonſtigen nicht fehlen. — Hörte man mit den Augen, ſo wäre Madame **Hoffmann** die wohlgefälligſte, artigſte Zerline, die ſich nur denken läßt, befunden worden. — Hr. **Obermayer** gab als Leporello die erwartete Befriedigung nicht ganz. — — — **Don** Juan, wie auf dem Comödienzettel ſteht, iſt ein Druckfehler, es muß heißen, **Dom** Juan. — —.

Es iſt verdienſtlich für jeden Sänger in dem Glanze unſeres Orcheſters nicht ſcheinlos unterzugehen. Wem dieſes noch unbekannt war, der mußte es heute erfahren. Daß ein Verein von ſolchen Künſtlern, deren die Meiſten ausgeſtattet ſind, mit eigener ſelbſtſtändiger Kraft, ſich ſo willig zeigt nur in dem Ganzen zu leben und zu wirken, ſo daß man ein einziges Inſtrument und einen einzigen Spieler zu vernehmen glaubt, iſt um ſo bewunderungswürdiger, je ſeltener ſonſt Verläugnung des Ich's mit dem Genius ſich paart. Geiſt und Bedächtigkeit, Feuer und Mäßigung, Freiheit und Gehorſam, finden ſich ſo verbunden vielleicht bei keinem Orcheſter irgend einer deutſchen Bühne. Das hieſige Publikum welches in ſeiner Geſammtheit ſtets gerecht iſt, verſäumt auch nie demſelben ſeinen Dank und ſeine Huldigung zu bezeigen, wenn dieſes, wie nach einer Ouverture, ohne Zweideutigkeit geſchehen kann. Herr Kapellmeiſter **Spohr** der jetzt an der Spitze des Orcheſters ſteht, hat die kurze Zeit ſeiner Leitung ſchon zu vielem Guten angewendet. Dieſer große Künſtler könnte freilich auch wenn er unſere Oper zur höchſten Stufe der Vollkommenheit brächte, ſeinem Ruhme dadurch nichts hinzufügen; doch wird er bei ſeiner beſcheidenen und würdevollen Denkungsart es nicht verſchmähen, auch nur um der Liebe und des Dankes willen eines ihn verehrenden Publikums ſich zu bemühen. Gewiß zeigt er in der Folge, daß die Beſorgnis derer ohne Grund war, welche behaupteten: Spohr würde bald müde werden, ſich dem Kleinigkeitsgeiſte, dem Schlendrian und dem mit Nadelſtichen neckenden böſen Unverſtande entgegenzuſetzen; er würde geſchehen laſſen, was nur mit dem Prügel zu ändern wäre, und ſich endlich ſelbſt dazu verſtehen den Strom hinab zu ſchwimmen. Nein das iſt eitele Furcht! Gewiß verfährt er anders, wird den Platz den ihm die Natur angewieſen zu behaupten, und die kleinen Krämerſeelen ſich zu unterwerfen wiſſen. „Was man immer will, geſchieht.“

Am 8. Oktober. — 1. Der todte Mann, Luſtſpiel in einem Aufzuge von Thienemann.

Die drei Perſonen welche in dieſem Stücke vorkommen, (Hr. Heigel, Frau v. Buſch und Hr. Leißring,) haben ſchlecht geſpielt für ſechs. Wer dieſes Räthſel nicht zu löſen weiß, mag froh ſeyn; ſein Leben zählt eine langweilige halbe Stunde weniger als das Meinige.

2. — Das Intermezzo, Luſtſpiel von Kotzebue, in fünf Aufzügen.

(Aufführung der drei erſten Akte.) Hr. Becker machte den Junker Hans, und richtiger kann man dieſe Rolle nicht auffaſſen und wiedergeben als er es that: das wohlgetroffenſte Bild der herzlichſten Biederkeit, in dem Rahmen ländlicher Einfalt und Unſchuld. Wo dieſer Karakter den Zuhörer mehr als lächeln macht, da iſt das Spiel ſchon verfehlt. Das Schnipp Schapp Schnurr muß Hr. Becker fertiger auszuſprechen lernen; er ſprach es zu langſam. Auch an dem Lirum larum ſchien mir etwas zu mangeln. Für ſo ein Leibwort pflegt man eine eigene Livree zu haben, eine ſtehende Melodie die nicht modulirt werden darf; es muß einmal wie das andermal geſagt werden. — Hr. Obermayer war ein guter allerliebſter Matz. — Demoiſ. Urſpruch ſpielte die Erneſtine Seelmann. Dieſe ihre Bahn beginnende Künſtlerin hat Gefühl, und es müßte ihr an Gelegenheit ſich auszubilden durchaus mangeln, wenn ſie bei ihrer Jugend und Schönheit, nicht eine gute Liebhaberin werden ſollte. — Hr. Weidner als Baron Volta, machte den Spieler von Welt mit Welt. Unſerer hieſigen Schauſpieler einige Unbeholfenheit (mahleriſcher Styl!) kann nur darin ihren Grund haben, daß ſie in keine feine Geſellſchaften kommen, und vielleicht nie in Hauptſtädten gelebt haben, wo auch auſſer den Zirkeln die gute Lebensart ſich überall umhertreibt, in Kaffehäuſern und auf Promenaden. — Hr. Urſpruch als Galanteriekrämer, hat ſeine Scene ſehr gewandt und mit vieler Wahrheit dargeſtellt. — Hr. Böres (Kaufmannsdiener,) hätte beim Präſentiren des Wechſels ſich nicht ſo ſehr ärgern ſollen, als er gethan. Bei ſolchen Vorfällen einer verweigerten Zahlung, bleibt man kalt und weiß was man zu thun hat, oder man erſchrickt eher, und verliert die Sprache. Heftigwerden kömmt den Perſonen durch welche Kaufleute ihre Wechſelzahlungen pflegen einkaſſiren zu laſſen, überhaupt nicht zu. — Die drei Bettelbuben hatten für ihre traurige Verhältniſſe viel zu ſaubere und hübſche Geſichter. —

Am 10 Okt. — 1. Die Braut von Körner.

Vater und Sohn als Nebenbuhler. So oft auch dieſer Stoff in Luſtſpielen behandelt wird, ſo mag doch wohl nicht Jeder Gefallen daran finden. Iſt ein ſolches Verhältniß nicht zu betrübt und widerlich, daß man darüber lachen ſollte? Man denke ſich nur die Sache von der Seite: daß der Zufall (das Schickſal im Luſtſpiele) darum würfele, ob ein Mädchen, Mutter oder Gattin eines Menſchen werden ſolle, und das Freche und Unbehagliche in dieſem Wettſtreite wird dem Gefühle nicht entgehen. Leicht fließende melodiſche Verſe zeichnen übrigens auch dieſes Scherzſpiel Körners vortheilhaft aus.

Graf Holm der Vater (Hr. Otto) ſpielte gut, und Graf Holm der Sohn (Hr. Becker) ſehr gut. So viele Lebhaftigkeit und jugendliche Art ſollte dieſer Künſtler in ähnlichen Rollen immer zeigen.

2. — Der Geizige von Moliere.

Herr Keller vom Hof-Theater zu Hannover ſpielte als Gaſt den Geizigen und leiſtete, erwägt man die Schwierigkeit dieſer Rolle, viel mehr als das Gewöhnliche. Die Beſorgniß war auf ſeinem Geſichte ſehr kenntlich und treu gemahlt. Er hatte im Spiele eine wohlberechnete Ruhe, etwas altfranzöſiſches im Anſtande, vorzüglich in der Stellung der Beine, das gefiel oder hätte gefallen ſollen. Er künſtelte nicht zur Unzeit mit kleinlichen Schnörkeleien knauſeriger Einfälle, welche den großen treffenden Zügen der Menſchennatur, wie ſie Moliere entworfen doch nichts hinzuzufügen vermögen. Die Haupt-Scene: die ausbrechende Verzweiflung über den erlittenen Diebſtahl gelang gut, und am Schluſſe bildete Hr. Keller, vor ſeiner Kaſſette ſich hinwerfend, eine ſchöne mahleriſche Stellung.

Am 11 Okt. — 1. Das Geſtändniß, Luſtſpiel von Kotzebue.

Urſprünglich heißt dieſes Stück, die Beichte; aber die Menſchen ſind in der Gottloſigkeit ſo weit gekommen, daß ſie ſich ſogar nicht ſcheuen, gegen die Religion und deren Umgebungen höflich zu ſeyn. Wir erleben es noch, daß die Polizei verbietet Lauben auf der Bühne vorzuſtellen, damit die Juden nicht argwöhnen, man wolle ihr Lauberhüttenfeſt verſpotten.

Schöne Frau Baronin, ich hätte gar vieles gegen Ihre Sittenlehre einzuwenden. Sie irren, Gnädige, wenn ſie die Untreue der Männer mit der Treue der Weiber zu beſchämen glauben; das ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Auch könnte ich Ihnen beweiſen, daß, wenn ſie Ihren Mann nur etwas weniges geliebt hätten, Sie die Zeche ſeiner übeln Wirthſchaft wenigſtens nicht ſo freundlich lächlend, auf Ihre eigne Rechnung hätten ſetzen laſſen. . . Aber wer möchte mit Ihnen ſtreiten, Liebenswürdigſte?

Wie einzig ſchön Hr. Otto und Frau v. Buſch in dieſer Rolle ſpielen, iſt hinlänglich bekannt.

2. — Der Dichter und der Tonſetzer, Oper von d'Alayrac.

Die Handlung iſt munter, die Verwicklung kunſtvoll, die Auflöſung witzig, die Muſik leicht ſehr leicht, gefällig, unterhaltend genug. Der Geſang der Mitſpielenden war wie wir ihn an Jedem und Jeder kennen. Uebrigens weiß man, daß die Handwerksgrenzſtreitigkeiten zwiſchen Schauſpielern und Sängern in dem Zunftſüchtigen Frankfurt, noch immer nicht geſchlichtet ſind. Jene wollen Dieſen das Spielen nicht erlauben, das wie ſie meinen ihnen allein zukäme. Die Sänger aber behaupten, ſie wären allerdings auch zum Spielen berechtigt. Um indeſſen den Klageführenden nicht zu ſehr vor den Kopf zu ſtoßen, wird in der Oper ſo ſelten und verſtohlen als nur möglich geſpielt.

Am 15. Okt. — Maria Stuart, Trauerſpiel von Schiller.

Ob die dichteriſche Vortreflichkeit eines Schauſpieles für deſſen ſchlechte theatraliſche Darſtellung Erſatz gäbe, oder das durch leztere erregte Mißbehagen nur noch größer mache, darüber gelangt man nicht ſo gleich zur klaren Anſicht. Ich habe mich endlich für das leztere, nehmlich dafür beſtimmt, daß das ſchlechte Spiel in einem guten Stücke am meiſten unerträglich ſey. Doch giebt es hier wieder ein Höhepunkt, bei dem ſich die Sache umwandelt. Es können Schauſpieler unter aller Beurtheilung ihr Spiel zur Parodie eines dramatiſchen Meiſterwerks machen, und hierdurch ohne ihr Verdienſt höchſt ergötzlich werden. Dieſe Art der Unterhaltung würde die heutige Vorſtellung gewährt haben, hätten alle unſere Mimen ſo geſpielt wie Einige. Aber leider geſchah es nicht, und ich vermochte darum nur die drei erſten Akte auszudauern, auf welche auch allein die nachfolgenden Bemerkungen ſich beziehen. Die ſchlechtern Schauſpieler waren es nicht, ſondern die Beſſern, die mich diesmal fortgetrieben.

Frau v. Paczkowska darf ſich in der Darſtellung der Eliſabeth in die Reihe der vorderen tragiſchen Künſtlerinnen ſetzen, und ihr allein verdanken wir, daß Schillers Maria Stuart wenigſtens ein Monodrama blieb. Gelang ihr auch minder das, was die heuchleriſche Königin ſcheinen wollte, darzuſtellen, als das was ſie iſt, ſo war doch ſelbſt dieſer Theil ihres Spiels nicht ſowohl die Schattenſeite, als eine ſchwächer beleuchtete Gegend in einem ſchönen Landſchaftsgemählde. Einige Bemerkungen, ſollten auch rügende darunter vorkommen, können der Künſtlerin beweiſen, daß ſie die Aufmerkſamkeit an jede ihrer Reden und Bewegungen zu feſſeln verſtand. Bei den Worten, welche ſie gegen den bewerbenden franzöſiſchen Geſandten richtet:

Die Könige ſind Sklaven ihres Standes.
Dem eignen Herzen dürfen ſie nicht folgen —

legte ſie die Hand auf's Herz. War dies recht gethan? Ich glaube nicht. Auch davon abgeſehen, daß dieſe Bewegung zu ſpielen ſelbſt die aufmerkſamſte Heuchelei ſo ſelten bedächtig genug iſt (aus phyſiſchen und phyſiologiſchen Gründen, die hier nicht erörtert werden können) ſo wäre ſie hier, wo Eliſabeth als Königin erſcheinen ſollte, auch bei wahrem Gefühle, als etwas zu bürgerliches und häusliches nicht an ihrem Orte geweſen. Ueberhaupt iſt dieſes Fingerdeuten auf den Sitz der Gefühle, daß die Bewohner der Bretterwelt ſo häufig gebrauchen, etwas tadelnswerthes. Nur höchſtens in der Oper beim Singen iſt es zu dulden, als ein trauriger aber nothwendiger Entrechat der tanzenden Hände, ohne welchen dieſe nicht zum Gleichgewicht und ſtehen gebracht werden können. Im Schauſpiele aber iſt das Handaufdiebruſtlegen (ein wahres Commandowort), etwas unedles und unnatürliches, das oft eine komiſche Wirkung hervorbringt. Es wird hierdurch die Liebe zu einer bloßen Wallung des Geblüts herabgezogen, und ihr Schmerz als ein Muskelkrampf erklärt. — In der nehmlichen Scene, da Eliſabeth dem Grafen Leiceſter das Ordensband abnimmt, und es dem franzöſiſchen Geſandten umhängt, warf Frau v. Paczkowska, als ſie den bekannten Wahlſpruch des Hoſenbandsordens: Hony soit qui mal y pense ausſprach, einen ſtrengen zurechtweiſenden Blick auf Leiceſter, der mißmuthig über die franzöſiſche Brautbewerbung hätte daſtehen ſollen. Es war dies ein feiner Zug der Künſtlerin, die ſich dagegen beim Schluße dieſer Scene ſehr vergaß, indem ſie, ſtatt ſich gegen die franzöſiſche Herren zu verneigen, ſie mit der Hand fortweiſend verabſchiedete. Als vorzüglich in der Darſtellung gelungen verdienen einige Stellen in dem Spiele der Frau v. P. herausgehoben zu werden. Erſtens, der Schluß der Unterredung mit Mortimer, wo ſie dem unerfahrnen und anſcheinend argloſen Jüngling wie auf den Zehen nachſchleichend, mit ihrem buhleriſchen Netze zu umgarnen ſucht:

Das Schweigen iſt der Gott
Der Glücklichen — Die engſten Bande ſinds,
Die zärteſten, die das Geheimniß ſtiftet!

In den Ausdruck dieſer Worte und in die ſie begleitenden Geberden, hatte Frau v. P. alles gelegt, was ein Weib und eine Fürſtin nur lockendes und verführeriſches zu bieten weiß. Die Stacheln ihres Blickes waren reich mit Roſen überhängt. Nicht die Tugend (das fühlt man ſchmerzlich), nur eine andere Leidenſchaft, die früher vom Herzen Beſitz genommen, vermag einer ſolchen Verſuchung ohne Kampf zu widerſtehen. Auch bei der Zuſammenkunft mit Marie zeigte ſich Frau v. P. wenigſtens in mehreren Stellen als ſinnreiche Künſtlerin. Eliſabeth, der es ſchwül wird unter der Maske der Gelaſſenheit und des Gleichmuthes, welche ihr Mariens unterwürfiges Betragen aufzwingt, ſucht endlich einen Anlaß zum Lüften der Maske, gewaltſam herbeizuführen. Da beginnt ſie:

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Iſt's aus mit Euren Ränken? u. ſ. w.

und nachdem es ihr ſo gelungen, Marien aufzureizen, endet ſie unter höhniſchem Lachen mit den Worten, die auf ſie ſelbſt zurückfallen:

Jezt zeigt ihr Euer wahres
Geſicht, bis jezt war's nur die Larve.

In dieſe ganze Rede, ſo reichlich verſehen mit allem was Eiferſucht, Haß, Neid, Heimtücke und Schadenfreude nur Giftiges aufzutreiben vermochten, und worin Königin, Weib und Teufel ſo innig verſchmolzen erſcheint, hatte Frau v. P. alles hineingelegt, ſo wie auch alles wieder aus ihr genommen, was nur immer der Dichter beſtrebt haben mochte. Dieſes war um ſo ſchwieriger, und daher der dankbaren Anerkennung um ſo würdiger, da Eliſabeth nur zu der Luft ſprach; denn mehr noch als im Leben ſtand ihr die Marie dieſes Abends, im Spiele als Widerſacherin gegenüber. Vor Tadel ſchützt ſie unſere Abhärtung, wir ſind nicht mehr ſo reizbar als ſonſt. Der Hunger iſt auch in Kunſtgenüſſen ein guter Koch, und die Zeit wird nicht entbleiben, daß wir die Spartaniſchen Suppen unſerer Bühne wohlſchmeckend finden werden. Wer nur geſehen hat, wie die Schottiſche Königin in der eben beſprochenen Scene ſich abgemattet hat, um ſich einen Schwung zu geben, und wie ihre Seele gleich einer Henne mit beſchnittenen Flügeln auf der Bühne herumhüpfte, und nicht vermochte, nur über die Mauer des Parks aufzufliegen, der hat ihr ſein Mitleid gewiß nicht verſagt. Wenn unſere Theaterdirektion die Gelegenheit, die ſich ihr darbietet, das ſchöne Duzend voll zu machen verſchläft, und dieſe Königin Maria anzuwerben verſäumt, dann dürfen wir uns glücklich ſchätzen. — Hr. Leiceſter hat den Grafen von Heigel geſpielt, und mit welcher Natur, mit welcher Täuſchung! Nicht der leiſeſte Schatten, nicht der unmerklichſte Farbenpunkt dieſes ſo ſchwierigen Karakters war dem Künſtler entgangen. Wo Thaten ſprechen, wie hier, bedarf es der Worte nicht. — Hr. Becker als Mortimer, befriedigte nur mäßig, obſchon Rollen dieſer Art ſonſt recht im Mittelpunkte ſeines Kunſtkreiſes liegen. Durchaus verfehlt ſchien mir ſein Spiel da, wo Mortimers Liebe gegen Marie bis zur wahnſinnigen Vergeſſenheit der äuſſern Welt hinaufſteigt, und er die Schmerzensreiche an ſeine Bruſt drückt. Hr. Becker war ausſchlagende Flamme, und dem gemäß ſchreiend in ſeinen Reden, und voller Heftigkeit in ſeinen Geberden. Stille, düſtre, zuſammengedrängte, eingeſchloſſene Glut möchte wohl erforderlicher geweſen ſeyn. Die leidenſchaftliche Umarmung der Königin durfte nur als eine ſinnloſe Handlung des Körpers erſcheinen, welcher der Aufſicht der verirrten Seele entzogen, nach eigenem Triebe verfuhr. — Hr. Weidener machte den Burleigh nicht gut. Menſchen von beträchtlicher Bosheit haben wir ſchon einigemal verwerfen laſſen, daß ich mich nicht ſcheute, die Gerechtigkeit einem Einfalle aufzuopfern. Um wenigſtens diesmal den ungerechten Vorwurf abzuhalten, will ich geſtehen, daß ein Anderer geſagt hat, was folgt: Dieſer Burgleigh ſey nicht der Gefahr ausgeſetzt, von einem Landjunker, der, wie im Intermezzo, zum erſtenmal das Schauſpielhaus beſucht, wegen des bewirkten Todes der Marie durchgeprügelt zu werden. Was ich gehört, wiederhole ich nur.

Nachzügler.

1.

Der muſikaliſchen Welt ſelbſt iſt es vielleicht nicht hinlänglich bekannt, daß ein gewiſſer Henkel, „Wiener Congreß-Walzer“ componirt hat. Bei Simrock in Bonn ſind ſie zu haben. Ehemals war ein Congreß ein Menuet, wo alles ehrbar und feierlich herging; man bewegte ſich mit langſamen ſtolzen Schritten, und verlor ſich nie aus dem Auge, doch ſo, daß man ſich immer nur von der Seite anſah. In Wien ging es raſcher her, man walzte bald mit dieſem, bald mit jenem, und keiner blieb vom Tanze ausgeſchloſſen. Gegenwärtig zu Aachen, da nur vier Herrn an der Luſtbarkeit Theil nehmen, wird eine Quadrille getanzt. Der nächſtfolgende Congreß giebt ein Pas de deux. Unſere Enkel ſehen Solo tanzen. Endlich kömmt der Teufel und ſpielt den Kehraus, wobei wieder alles durch einander läuft. Dann hat das politiſche Carneval für dieſe Jahreszeit ein Ende, bis eine neue Maskerade beginnt — und ſo geht's immer fort. Der Menſch iſt zur Dienſtbarkeit geboren.

2.

Man mag die Wiederaufnahme der Jeſuiten in einigen Kantonen der Schweiz läſtern, aber es wäre dumm darüber zu erſtaunen. Es iſt nur zu verwundern, daß es nicht allgemeiner geſchieht. Die Ariſtokraten aller Orten können nichts klügeres thun als ſich mit der Geiſtlichkeit zu verbinden. Zum Glücke der Welt werden die Herren darin zu ſpät betrauern, daß ſie die ſtärkſte Säule ihrer Throne ſo leichtſinnig umgeworfen haben. Römer und Griechen *regierten* und konnten der Prieſter nicht entbehren, wie wollen es die Fürſten der Gegenwart die nur zu *herrſchen* verſtehen? In dem endloſen Kampfe der menſchlichen *Herrſchbegierde* gegen die Freiheitsliebe, werden von Zeit zu Zeit die Waffen und das Schlachtfeld gewechſelt, aber der Preis des Sieges bleibt unveränderlich. Zuerſt verbanden ſich die Fürſten mit ihren Unterthanen um die Macht des Adels zu ſchwächen, dann gebrauchten ſie letzteren als Schutzwehr gegen die andringende Volksmenge. Für ſich ſelbſt, doch näher der Thronſeite, kämpfte die *Geiſtlichkeit*. Die Fürſten behielten die Oberhand ſo lange ſie die dem Volke abgewonnene irrdiſche Beute des Sieges, mit den himmliſchen Schaaren ihren Bundsgenoſſen willig theilten. Nun haben ſie aber zu unſerer Zeit, nicht dem Wohle ihrer Völker etwa, ſondern ihrer eignen ausſchweifenden Liebe zur Unabhängigkeit, auch die Diener der Religion geopfert, und darauf wurden ſie ſelbſt überwältigt. Diejenigen die ſich aus dem Sturme gerettet verſtehen noch heute das Geheimniß ihrer Schwäche nicht. Sie vergeſſen, daß nicht die Religion ſondern die Lehrer der Religion ſie gegen das Volk geſchützt. Sie wollen jetzt mit dem Himmel unmittelbar Verträge abſchließen, und nicht durch Geſandte; ſie wollen die Gottheit *ohne* Prieſter fürchten machen, und — ſie gehen zu Grunde, beharren ſie darauf.

Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben
Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Fünftes Heft.
November.

F 1915.175

Frankfurt am Main, 1818.
In der Hermannſchen Buchhandlung.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von 24 Bogen, beträgt 3 fl. 45 kr. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Thurn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermannſche Buchhandlung daſelbſt bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen von dieſem ſelbſt, im Johanniterhof auf der Fohrgaſſe, angenommen.

Inhalt.

Seite.
I. Ueber das Ein- und Ausläuten bei der Ankunft und Abreise großer Herren. . . 195
II. Briefe über Deutſchland. . . . 199
III. Geſchichten, Sagen und Meinungen. . 209
IV. Frankfurter Volksbühne. 216
V. Bücherkunde. 239
VI. Nachzügler. 242

I.

Ueber das Ein- und Ausläuten bei der Ankunft und Abreiſe großer Herren.

Man hört doch ſo einmal alle Glocken zuſammen, die catholiſchen, welche zu einer andern Zeit gehen als die lutheriſchen, mit dieſen und den reformirten zugleich, welche manchmal wieder zu einer andern Stunde in die Kirche läuten, und wie die Glocken einer Kirche zum Dreiklange geſtimmt zu ſein pflegen, ſo erſchallt hier im Geläute ein dreitöniger Einklang aller drei chriſtlichen Konfeſſionen. Dies läßt ſich nun freilich beſſer anhören, als das Gezänk unſerer neuen Gottesgelehrten, will aber doch dem Herzen nicht recht gefallen, auch ganz unabhängig von den Gedanken, welche ſich an die Perſon der Eingeläuteten knüpfen, und von der Frage, die uns ganz natürlich bei jedem Glockengeläute einfällt, ob daſſelbe wol Freude oder Trauer oder gar keines von beiden bedeuten möge. Denn nur heiligen und ernſten Dingen ſei ihr metallner Mund geweiht, ſagte der Meiſter, welcher die ſchönſte Glocke hat auferſtehen laſſen, die jemals in unſerm Herzen lieblich nachgeſungen hat, oder gewaltig nachgedrönt. Alles was aber zu einem gewiſſen Gebrauch geweiht iſt, wenn man es zu etwas anderm oder gar zu etwas entgegengeſetztem anwendet, wird entweihet oder doch gemißbraucht. Iſt es nun auch keine Entweihung, ſo muß es doch gewiß als ein Mißbrauch gelten, daß uns immer durch Glockengeläut ein friedlicher Angriff irgend eines großen Herrn auf die Thore einer großen oder kleinen Stadt angekündigt wird. Ja, es wäre wohl ganz am rechten Orte, und hätte gewiß ſeinen guten Sinn, wenn in dem einklangvollen Ziehen der hellen und tiefen Glockentöne nun Mancher in ſeinem Kämmerlein bliebe und betete, daß Gott der Herr doch jegliche Reiſe der Fürſten ihren Völkern zum Beſten gedeihen laſſen — und daß auch die dazu gedeihen möge, welche gegenwärtig die Glocken in Schwung geſetzt habe. Allein mit dem erſten Glockentone ſtiebt alles aus ſeinem Innern und aus dem Innern ſeiner Häuſer vom Gedanken, von der Betrachtung weg zur Beſchauung. Die müßige Jugend mögte laufen; aber auch das thätige Alter wird oft geſtöhrt und fortgeriſſen und ſelbſt der Großvater im Sorgeſtuhl, welcher eben den neugierigen Ungeſtüm ſeines Enkels ſchalt, arbeitet ſich zum Fenſter und ſchaut ihm nach, bleibt aber auch im Fenſter liegen, wenn er ihn ſchon lange nicht mehr ſehen kann. Eine Zeitlang ſtockte die Regung der bürgerlichen Nahrungsthätigkeit durch die ganze Stadt hin; im Geiſte des Gelehrten jedes Zeichens wird die Folge eines heilbringenden Denkens unterbrochen, und wer im Begriffe war eine gute Handlung zu begehen, der verſchiebt ſie gewiß.

So hat das Glockengeläute in einer Stadt oder auch nur in einem Dorfe unverkennbare und allgemeine eigene Wirkungen auf das Inwendige der Häuſer oder auf das Innere der Gemüther. Der Gegenſatz von Freud' und Leid, welchen es bei den Begebenheiten des Tages vereinigt, die einen Bezug auf die Religion haben, iſt auch in dem Ein- und Ausläuten großer Herren enthalten; aber wer ſteht uns hier vor Verwechſelung? Das Todtengeläute hingegen kennt der in dem Klange ſeiner Stadtglocken bewanderte Bürger trefflich und denkt: nun da iſt auch wieder einmal ein Glücklicher mehr. Der Greis, der nicht mehr zur Kirche gehen kann, faltet im währendem Läuten ſeine Hände, und betet ſtille für ſich, indeß ſich die Seinigen zum Kirchgange bereiten, und wenn ſie fort ſind, und alles ruhig um ihn her geworden iſt, ſo nimmt er wol ein frommes Buch zur Hand, das ihm die gezwungen entbehrte Predigt halten muß und erſetzen. Es war aber das Läuten der Glocken, das ihn ſo andächtig ſtimmte, dies ſoll uns überhaupt keinen andern Gedanken zutragen als den Gedanken an Gott, und das thut er gewiß überall wo man ſich beſcheidet, daß die Fürſten der Erde kein Zeichen göttlicher Ehre anzuſprechen haben. Selbſt wer ſich am Sonntage Morgen mehr als andern Tagen in hauswirthſchaftlichen Geſchäften rühren muß ſummt wohl leiſe für ſich, um dem Vorwurf ſeines ſpärlichen Kirchgehens zu begütigen, im Tone der Kirchenglocken ein geiſtliches Lied, wenn er auch die Verſe nicht auswendig weiß. Wie werden aber dieſe ſchönen Wirkungen mit der Beſtimmung des Kirchengeläutes entſtellt? Ach, denkt der alte Großvater, nachdem er genug d.h. nichts geſehen, und ſeinen gewohnten Sitz wieder geſucht hat, was mag in dieſem Augenblick von Poſtillonen und Fuhrkommiſſären geflucht werden und die Poſtpferde, wenn ſie es verſtehen könnten, würden dies Geläute gewiß für ein Trauergeläute halten, wie denn auch wol für einige von ihnen eine Todtenglocke darunter ſein mag. Zwar ſteht in der Bibel: der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Viehes; aber die Fürſten fahren ja auch nicht mit ihren eigenen Pferden und den Eigenthümern werden die zu Tode gefahrenen erſetzt, ſo daß Mancher ſich freuen mag, eines der ſeinigen bei einer ſo ehrenvollen Veranlaſſung und gegen eine ſo vortheilhafte Erſatzungsſumme aufzuopfern. Wir wollen daher nicht glauben, daß es Verzweiflung war, wenn einer der fahrenden Bauern geſagt haben ſoll, ihm liege nichts dran, ob ihm ein Pferd dieſe Fuhrſtrecke drauf gienge oder nicht.

Aber das glauben wir, daß dieß Uebertreiben der Pferde auf den Reiſen der Gewaltigen und beſonders ihr feierliches und räthſelhaftes Ein- und Ausläuten napoleoniſchen Urſprungs ſei, wie denn überhaupt der Zuchtmeiſter, dem wir daſſelbe zuſchreiben, für mancherlei Ausdruck unſres Schmerzes, den wir uns ſelbſt erfanden, uns auch wieder vielerlei neue Zeichen ganz neuer Freuden und natürlich nicht ohne Peitſche eingehetzt hat. Dieſen Urſprung behaupten wir einem Gewährsmann entgegen, welcher uns aus eignem Ohrenzeugniß die Ueblichkeit des Einläutens deutſcher Kaiſer bei ihrem Heranzuge gegen Frankfurt berichtet, ja ſeine Verſicherung ſteht unſrer Meinung gar nicht im Wege, welche beſtändig dahin geht, daß das Geläute der Kirchenglocken nur frommen und religiöſen Feierlichkeiten, Zwecken und Gebräuchen, ſeiner anfänglichen und reinen Beſtimmung nach, dienen könne. Es war aber eine halb religiöſe halb politiſche Feierlichkeit, welche ſich mit dem Einzuge des zu erwählenden deutſchen Kaiſers in Frankfurt eröffnete, und wir werden nicht über Leichtſinn in der Anwendung gottesdienſtlicher Feierlichkeiten auf die Diener Gottes klagen, wenn wir einmal bei derſelben Gelegenheit die herrliche Dreieinigkeit des Glockengeläutes in der alten Wahlſtadt vernehmen ſollten. Möchte lieber noch das gezwungene Illuminiren im Schwange gehen als dies ungezwungene und unehrerbietige Geläut, welches nur die Neugierigen in die Fenſter ruft und dieſe mit ſchönen Weiberaugen erleuchtet. Aber freilich der Klang des Goldes iſt nicht das Geld ſelbſt, und man ſchafft lieber eine Ausgabe ab als einen Fehler.

Wir haben manches alte Sprüchlein geleſen auf den Glocken Deutſchlands, welches dem kunſtfertigen Meiſter nicht minder zur Ehre gereicht als dem verſtändigen Anordner; aber keines gefunden, in welchem der Dienſt der Glocken weltlichen Zwecken zugeſchrieben werden wäre. Dies beweiſt ſchon die ſorgfältige Abſonderung der Feuer- und Sturmglocken, welche an vielen Orten ſogar nicht einmal mit in der gewöhnlichen Glockenſtube hängen und nicht getauft zu ſein pflegen. Mit Bänglichkeit blickt man in den abgeſchiedenen Raum, in welchem die ſchreckenvolle Stimme dieſer Unglückskrein ſchweigt. Wer wird es läugnen? es verbindet ſich mit den Kirchenglocken eine eigene Verehrung. Es ſcheinen höhere Kräfte in ihnen zu ruhen, welche die Menſchenhand zwar zu erregen aber nicht zu lenken vermag. Die Kunſtmäßigkeit der Verfertigung, die Heiligung einer religiöſen Weihe und Taufe, die Ehrwürdigkeit des Gebrauchs, die wunderbare Mannichfaltigkeit und Gewalt ihrer Wirkungen von der ſtillen und hohen Glockenſtube hernieder: alles dies erhöht ſie weit über die ehrgeizigen Wünſche der Menſchen, umgiebt mit einer frommen Scheu das beſonderen Händen anvertraute Seil, welches ſie in Schwung ſetzt, und läßt es nicht herunterhängen in die Bewegungen und Leidenſchaften des weltlichen Lebens.

Laßt uns alſo lieber um ſo viel mehr mit Kanonen feuern, wenn Kaiſer und Könige bei uns durchziehen, ſo daß ſie nicht hören können, wie ehrfurchtig wir unſere Glocken ſchweigen laſſen, und wollen dieſe dann mit ſanftem Dröhnen dem Freudendonner des Geſchützes antworten, ſo laßt uns froh wünſchen und hoffen, daß auch dieſes „Freude unſrer Stadt bedeute.“

L. K.

II.

Briefe über Deutſchland.

(Aus der Minerve Française.)

No. 4.

Frankfurt, den 30. Oktober 1818.

Die Bundesverſammlung hat Ferien gemacht, die bis zur Mitte Januars dauern werden. Man wird wahrſcheinlich die Deutſchen förmlich davon unterrichten, denn ſonſt würden dieſe, welche nicht darauf verfallen können, daß die Bundestagsgeſchäfte unterbrochen worden ſind, noch lange nach dem Schluſſe der Verſammlung fortfahren, ſich an dieſelbe, wie in dem Laufe einer Sitzung, vertrauungsvoll mit ihren Angelegenheiten zu wenden. Eine geſandtſchaftliche Perſon ſagte ſpaßhaft genug, daß auch in den Ferien die Geſchäfte ihren gewöhnlichen Gang gehen würden. Ich glaube, daß die Mehrzahl der Bittſteller dieſe Anſicht theilt. Die Bundesverſammlung kann, ſo lange als ſie Luſt hat, ſich ausruhen, ohne zu fürchten, Jenen hierdurch Schaden zu bringen, und es wäre genug, wenn ſie alle Jahre nur auf einige Wochen ſich vereinigte, um von den eingegangenen Geſuchen Beſcheinigung zu geben, und um das Recht ſich zu verſammeln, das ihr verfaſſungsmäßig zuſteht, nicht auſſer Uebung kommen zu laſſen. Die Miniſter aus welchen ſie beſteht, würden hierdurch eine koſtbare Zeit erſparen, und die Strengſittlichen die von einer Bundesvertretung wenigſtens den Schein des Anſtandes fodern, kein Wort der Einwendung finden können. Die diplomatiſchen Noten, durch welche die Kabinette mit einander unterhandeln, würden den ganzen Umweg gewinnen, den ſie jetzt durch das Zieheiſen der Bundesverſammlung zu machen haben, und die Fürſten hätten das Vergnügen, viel früher als bisher zu erfahren, daß ſie über die meiſten Gegenſtände von allgemeinen Intereſſe ſich unmöglich vereinigen können. So hat es mehr als acht Monate Zeit gekoſtet, um über das Militär-Weſen des Bundes nichts zu beſchließen; ich behaupte, daß man daſſelbe Reſultat durch die unmittelbare Verhandlung der Höfe, in weniger als ſechs Wochen erlangt hätte. Die Frage von der Unterhaltung der Feſtungen, worüber man ſchon ſeit einiger Zeit ſtreitet, wird vielleicht noch einen Drittheil der nächſten Sitzung beſchäftigen, ehe alle Miniſter von der Unverträglichkeit ihrer verſchiedenen Anſprüche ſich völlig überzeugt haben werden. Auch hätten ſich gewiß ſchon die Regierungen von dieſer unverkennbaren Wahrheit durchdrungen gefühlt, wären die Verhandlungen, wie üblich, den an jedem Hofe angeſtellten Geſandſchaften, überlaſſen geblieben. Fügen

Sie, zu dieſem Vortheile einer ſchnellern Beförderung, noch die politiſche Schicklichkeit, welche die Verheimlichung oft allzulebhafter Zwiſte räthlich macht, damit die Menſchen keine irrige Folgerungen daraus ziehen, und Sie werden meinen Vorſchlag nicht ſo verwerflich finden, als er anfänglich erſcheinen mag.

Alle die, welche ihre Geſuche bei der Bundesverſammlung eingereicht haben, ſcheinen über dieſen Punkt meine Anſicht zu theilen. Denn ſie haben ſich damit zu gleicher Zeit an den Congreß gewendet, ohngeachtet dieſer die Gegenſtände, mit welchen er ſich ausſchließlich beſchäftigen würde, offiziel bekannt gemacht hatte. Die nach Aachen gelangten Bittſchriften ſteigen in die Tauſende, und man verſichert, daß funfzig Schreiber, die ſich täglich in einem großen Gebäude verſammeln, kaum hinreichen ſie alle zu Protokoll zu nehmen. Es iſt zu fürchten, daß man wegen der anerkannten Unmöglichkeit, über ſo viele Denkſchriften etwas feſtzuſetzen, man den Beſchluß faſſe, gar keine zu erledigen, und man alles verſchiebe um den Schein irgend einer Vorliebe zu vermeiden. Dieſe Entſchließung, ſo unumgänglich ſie auch ſeyn mag, wird ſehr traurige Folgen haben, wenn nicht die Fürſten zu gleicher Zeit einige aber wirkſame Maasregeln ergreifen, damit Deutſchland endlich aus der Verwirrung herausgehe, in welcher es ſchon vier Jahre verſtrickt iſt. Die Bundesverſammlung iſt ohne Macht, und ſieht dieſes ſelbſt ein. Das Unvollſtändige und Dunkle der Bundesakte verſtattet alle Auslegungen und begünſtigt jede Ausflucht. Dieſſeits eines Stromes, ſträubt ſich ein Volkshaufe ſtöhnender Leibeignen, fruchtlos gegen die Feſſeln der Feudalverfaſſung; jenſeits genießen Bürger, in den Beſitz ihrer Naturrechte zurückgekehrt, im Frieden die Erſtlinge des repräſentativen Regierungsſyſtems. Hier, macht eine Verfaſſung, die halb aus freiſinnigen Verleihungen, halb aus gothiſchen Einrichtungen beſteht, die entgegengeſetzteſten Parteien zugleich mißmuthig; dort iſt die Selbſtherrſchaft nur durch die perſönliche Gemüthsart des Fürſten, und durch die ſittliche Macht der öffentlichen Meinung beſchränkt. Bei dieſen Verhältniſſen beſteht ein deutſches Reich nur durch die Einheit ſeiner Sprache, und vermöge der logiſchen Erklärung der Politik: allein es bildet weder in Bezug auf das Ausland eine Macht, noch in Bezug auf die Einwohner ein Vaterland. Deutſchland iſt ein großer Körper, der aus Gliedern beſteht, die weder Verhältniß noch Thatkraft haben, und nur durch den Schmerz an ihren Zuſammenhang erinnert werden. Zwei mächtige Erwägungen, erheiſchen den Wiederaufbau des deutſchen Reichs, auf Grundfeſten, welche dem Geiſte der Zeit und den Einſichten der Nation entſprechen. Die erſtere bezieht ſich auf das Intereſſe der Fürſten, denen viel daran gelegen ſeyn muß, verderbliche Bewegungen zu verhüten, die andere auf Deutſchland ſelbſt, in ſeiner Territorial-Einheit betrachtet. Auseinander geriſſen wie es gegenwärtig iſt, durch die Verſchiedenheit ſeiner Geſetzgebung und den Mangel einer Bundeskette, werden die Brüche aus welchen es noch beſteht, bald dahin führen, daß die letzten Reſte der Verwandtſchaft die ſich noch in den Sitten finden, endlich auch verloren gehen, und Deutſchland wird mehr oder weniger das Schickſal Italiens erleiden, das, in verſchiedene einander fremde Staaten zerfällt, und nur noch in der Einheit ſeiner Sprachformen, Spuren ſeiner ehemaligen Gemeinvolksthümlichkeit auffinden kann. Eine repräſentative Centralverſammlung, die nicht blos aus fürſtlichen Geſandten ſondern aus Abgeordneten beſtände, die jeder Bundesſtaat ſich frei gewählt hätte, würde das wirkſamſte Mittel werden, ſo viele unzuſammenſtimmende Parteien, in einen ſtarken und dauernden Einklang zu bringen, indem hierdurch aus den zuſammentreffenden getheilten Intereſſen, ein gemeinſchaftliches Intereſſe gebildet würde. Dieſe Idee die dem Oberſten Maſſenbach gehört, iſt nicht ſo keck, als man zu glauben ſich anſtellte: ſie trifft mit den beſtehenden Souverainitäten nicht feindlich zuſammen, ſondern bietet ihnen vielmehr eine feſte und rechtmäßige Stütze an. Die höchſte Regierungsgewalt, würde auf dieſe Weiſe, indem jeder Staat an der allgemeinen Nationalmacht Theil nähme, überall ohne Widerſpruch ausgeübt werden. Die Feudalvorrechte, zum gemeinſchaftlichen Gewinnſte der Fürſten und ihrer Unterthanen aufgehoben, würden ohne Gewaltthätigkeit und auf immer verſchwinden, und die Deutſchen, von Geſetzen beherrſcht, die der allgemeine Wille gab, würden indem ſie alle Bürger würden, alle ihr Vaterland lieben lernen.

Ein Blick auf den Staat Deutſchlands, wo die Landplage der unumſchränkten Gewalt, am heftigſten wüthet, wird es Ihnen fühlbarer machen, wie nothwendig eine durchaus neue Geſetzgebung ſei, die ſich von der Weisheit und vielleicht von der Klugheit der Fürſten auch erwarten läßt. Sie errathen ſchon, daß ich von dem Kurfürſtenthum Heſſen reden will, welches ſeit fünf Jahren durch das Unglück der Weſtphäliſchen Domainenkäufer ſo viel von ſich ſprechen gemacht. Dieſes Ländchen war in der That nur ſehr wenig bekannt, und beſonders die Franzoſen, haben deſſen Daſeyn nur aus einigen Witzreden Voltaire's über die Unfruchtbarkeit ſeines Bodens und die Rauheit ſeiner Bewohner, kennen gelernt. Gegenwärtig macht Heſſen für ſich allein, der Bundesverſammlung mehr zu ſchaffen als alle übrige deutſche Staaten; es feſſelt die Aufmerkſamkeit der ausgezeichnetſten Staatsrechtslehrer, und es geht kein Tag vorüber, daß nicht einige Blätter ihm einen Artikel weihen, der überall begierig geleſen wird. Nirgends war der Sieg der alten Zeit über die neue vollſtändiger und ausgeſprochener als in Heſſen, und nirgends wurde die Krebspolitik mit größerer Hartnäckigkeit befolgt. Man ſollte glauben ein Herr von Epimenides habe das Kurfürſtenthum erobert. Alles was der König von Weſtphalen, dem Volkswillen huldigend, für die öffentliche Freiheit gethan hatte, wurde mit einem Schlage vernichtet, und die neue Regierung hat nur das beibehalten, was die alte hätte aufheben ſollen. Alle königliche Dekrete, über die

Abſchaffung des Lehnweſens, den Loskauf des Grundzinſes, die Aufhebung der Frohnen und Banherrlichkeiten, die der Zünfte und Handwerksgeſchwornen, über die Gleichheit der Bürger vor dem Geſeze, die allgemeine Freiheit des Handels, vorzüglich den mit Getraide, die Theilnahme der Juden an den politiſchen und Bürgerrechten; alle dieſe Dekrete wurden durch eine einzige Verordnung aufgehoben, und als nichtig und nie dageweſen angeſehen. Das gerichtliche Verfahren und die Verwaltungsordnung, nach dem Muſter Frankreichs eingerichtet, wurden wieder nach dem alten Fuße hergeſtellt. Das Geſchwornengericht verſchwand, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen hörte auf, und der Fürſt, wieder im Beſitze des Rechtes in letzter Inſtanz zu ſprechen, verwandelt, mildert oder ſchärft, in ſeiner Eigenſchaft als Oberrichter, die von ſeinen Tribunälen gefällten Urtheile. Man braucht nicht erſt zu fragen, ob in einem ſo eingerichteten Staate Preßfreiheit beſtehe. Auch unter den eigenmächtigſten Regierungen, begnügt man ſich die Schriften die man fürchtet zu unterdrücken, und unnachgiebige Schriftſteller zu beſtrafen; allein ich wüßte nicht, daß man je durch ein förmliches Geſez, ein ſtrenges Stillſchweigen über alle Regierungsangelegenheiten aufgelegt habe. Dieſes hat man nur erſt im Kurfürſtenthum Heſſen geſehen, wo es allen Bürgern ſcharf anbefehlen worden, zu leiden ohne ſich zu beklagen, und alles zu ſehen ohne zu vernünfteln. Dieſe Zurückhaltung wird nicht blos rückſichtlich der Handlungen die unmittelbar vom Fürſten ausgehen, gefodert; ſondern auch alle Miniſter, der Staatsrath, die Verwaltungsbehörden und ſelbſt die Amtleute, theilen mit dem Souveraine das Vorrecht der Unverletzbarkeit. Mehrere Schriftſteller, welche dieſe Verordnung glaubten überſchreiten zu dürfen, haben es zu bereuen gehabt; man hat ſie aus Heſſen verbannt, und ſie haben vergleichungsweiſe dieſe Strafe ſehr milde finden müſſen, weil ſie auch ſolchen Perſonen aufgelegt worden, die blos in Verdacht gekommen waren, ſie hätten die Abſicht gehabt, gegen die Regierung zu ſchreiben. Dieſe Thatſachen ſind im ganzen Deutſchland bekannt, und in allen Journalen aufgezeichnet, welche, wie ich glaube Ihnen ſchon geſagt zu haben, wechſelſeitig eine ziemlich große Freiheit genießen, über die Regierungen unter welchen ſie nicht erſcheinen, ſich zu äuſſern. Dieſe Freiheit, die Heſſiſche Regierung zu beurtheilen, die man überall, nur in Heſſen ſelbſt nicht, ausübt, wirft alle die Grundſätze über den Haufen, durch welche man dieſes Land der Einwirkung, der Aufklärung und dem Stoße der öffentlichen Meinung entziehen möchte. Heſſen wird vom übrigen Deutſchland mit fortgezogen, und keine Anſtrengung wird das Tageslicht das von allen Seiten herbeiſtrömt, aufzuhalten vermögen. Die Regierung, die ſich einer ſolchen Hoffnung hat hingeben können, gleicht ſo ziemlich einem Menſchen, der, von Fackeln umringt, ſich einbildete die Finſterniß wieder herſtellen zu können, indem er das Licht in ſeiner Hand auslöſchte. Indeſſen kann man doch nur einem ſolchen Anſchlage, ſo unbegreiflich er auch ſeyn mag, eine neue Verordnung beimeſſen, die über die Univerſität ergangen iſt. Der Kurfürſt hat befohlen, daß dieſe künftig nur von Söhnen der Räthe oder Anderer die im Staate gleichen Rang genießen, beſucht werden dürfte. Nur die Pfarrer ſind hiervon ausgenommen; dieſe behalten das Recht, den älteſten ihrer Söhne auf die Akademie zu ſchicken; die Nachgeborenen aber müſſen allem gelehrten Unterrichte durchaus entſagen. Sie werden dieſe Stelle meines Briefes mehreremal leſen, ehe Sie ſich entſchließen können, ihr Glauben beizumeſſen, und ich ſelbſt mußte dieſe Verordnung vor Augen haben um überzeugt zu ſeyn. In der That, was beabſichtigte man hiermit? Wollte man etwa, daß künftig alle Staatsämter ausſchließlich von Edelleuten verwaltet würden, und daß das Volk, zu einem blos thieriſchen Zuſtande beſchränkt, geſetzlich ſeiner Rechte beraubt werden könnte, weil ihm wirklich das Vermögen fehlte, ſie auszuüben? Allein war hierzu nöthig aus dem gelehrten Unterrichte ein Vorrecht zu machen? Werden die ſchwierigſten Aemter in dem größten Theile Deutſchlands, nicht noch täglich adeligen Dummköpfen, mit Hintenanſetzung unterrichteter Bürgersleute anvertraut? Glaubte man, daß die jungen Patrizier mit weniger Fähigkeit auf die Welt kämen, und es darum billig ſei, dieſes Mißverhältniß durch eine ſorgfältigere Erziehung auszugleichen? Allein dieſe Vorausſetzung würde eine achtungsvolle Menſchenklaſſe beſchimpfen, ſie ſtößt übrigens gegen den Grundſatz der natürlichen Gleichheit an, und nichts beweiſt, daß die Einſicht eines Edelmannes im allgemeinen ſchwerfälliger ſei, als die eines Bürgerlichen. Man könnte ſich auch dann betrogen haben, wenn man dieſe wunderliche Verordnung in der Abſicht erlaſſen hätte, die unumſchränkte Gewalt durch die Verfinſterung derjenigen die zum Gehorchen beſtimmt ſind, ſtärker zu machen. Wer weiß weſſen ein aufgeklärter Adel fähig werden könnte, wer weiß ob er nicht an den Quellen der Wiſſenſchaft auch die Vaterlandsliebe ſchöpfen würde? Das Licht das ſchneller hinab als hinauf ſteigt, würde bald die unterſten Klaſſen der Geſellſchaft erreichen, ſo ſehr man ſich auch bemühen möchte ſie gegen dieſes anſteckende Uebel zu ſichern, und die Sorge die man nehme die Finſterniß die das Volk umgiebt zu verdicken, würde nur dazu dienen, die Nacht aufzuhellen. Ich geſtehe, daß ich an der Stelle der Urheber jener Verordnung, viel lieber ſämmtliche Schulen des Kurfürſtenthums geſchloſſen hätte. Das würde vielleicht einige Mißverhältniſſe herbeigeführt haben, aber man findet deren überall, und halbe Maasregeln ergreifen, iſt das ſchlimmſte was man thun kann. Die jungen Edelleute, in der Folge zu den Aemtern berufen, würden ſich nicht übler als ihre Väter aus der Sache ziehen, und, da alsdann die Unwiſſenheit allgemein wäre, ſo würden die Bürgerlichen, wenigſtens unter einer Beziehung, das Vergnügen der Gleichheit genießen.

Die Zerſtörung alles öffentlichen Unterrichts, würde der unumſchränkten Macht um ſo erſprieslicher ſeyn, da die Univerſitäten welche ihn in Deutſchland ausbreiten, zugleicher Zeit die Zufluchtſtätte und der ſchützende Altar der Freiheit ſind. Die Univerſitäten, die ihre urſprüngliche Einrichtung nicht verändert haben, bilden jetzt einen Wall gegen die Barbarei, deren Zeugniß und Denkmal ſie ſind. Eine Körperſchaft die ihre eigne Geſetze und Gerichtsbarkeit hat, ihre Mitglieder einem beſondern Eide unterwirft, und die einen Staat im Staate bildet, würde in jedem geſetzlich angeordneten Gemeinweſen etwas Mißgeſtaltetes ſeyn; in Deutſchland iſt ſie ein Wall gegen die Zwingherrſchaft, eine heilſame geſchloſſene Verbindung, in deren Mitte ſich die hochherzige Gedanken immer fort erneuern. Die Gemeinde der Studenten bildet ein ſtehendes Heer, das mit der Unabhängigkeit, welche aus ihrer eignen Verfaſſung und aus jener Unverletzbarkeit entſpringt, die ein langer Beſitz immer gewährt, für die Eroberung der Volksrechte kämpft. Aus der Mitte dieſer Jugend, der Gleichheit ihrer Richtſchnur und der Freiheit ihrer Vorrechte leidenſchaftlich zugethan, ſprühen alle die Funken, welche das Licht in der ganzen Nation ausſtreuen werden. Ihr, der Thatkraft die ſie entwickelt hat, der gebietenden Stellung die ſie zu behaupten wußte, wird Deutſchland eines Tags, den Sieg und die Annahme der conſtitutionellen Grundſätze zu verdanken haben. Dieſen Einfluß den die Univerſitäten auf den öffentlichen Geiſt ausüben, iſt denen welchen dieſer Geiſt im Wege ſteht nicht entgangen, und man hat alles angewendet ihn unwirkſam zu machen. Der Oeſtreichiſche Beobachter und alle übrigen Journale der Finſterlinge, wiederholen den Studenten unaufhörlich, daß ſie ſich mit Unrecht in die Staatsgeſchäfte miſchen, und daß die Politik ſie nichts angehe. Man würde es freilich bequemer finden, daß ſie ſich mit Syllogismen und Categorien beſchäftigten; aber die ſchöne Zeit dieſer Abſtractionen iſt nicht mehr. Man bekümmert ſich heutiges Tages weit weniger um die vorherbeſtimmte Harmonie, als um Fragen welche die geſellſchaftliche Ordnung betreſſen, und man giebt gerne alle Monaden für ein Axiom der Geſetzgebung hin. Die Metaphyſik könnte freilich etwas dabei verlieren, allein das Vaterland würde gewinnen; man würde weniger Pedanten und mehr Bürger haben. Sie wiſſen, wie ſtreng man die Zuſammenkunft verdammte, die im vorigen Jahre auf der Wartburg bei Eiſenach ſtatt gefunden hatte, und wo durch Abgeordnete der verſchiedenen deutſchen Univerſitäten die enge Verbindung ſämmtlicher Studenten feyerlich verkündigt worden war. Sehr heftige Noten wurden von mehreren Höfen an den Weimariſchen, der jene Zuſammenkunft verſtattet hat, erlaſſen. Sogar leitete man zu Berlin und anderwärts gegen mehrere Studenten, die beſchuldigt worden waren, die deutſche Bundesakte und mehrere der Wiener Congreß-Beſchlüſſe ins Feuer geworfen zu haben, eine förmliche Unterſuchung ein. In Wahrheit fand das Feuergericht nur rückſichtlich einiger antiliberalen Schriften ſtatt, die eine ſolche Ehre gewiß nicht verdient hatten. Die Studenten bekannten in den Verhören denen man ſie unterwarf, daß ſie ſich verſammelt hatten, um die klägliche Lage Deutſchlands in Erwägung zu ziehen und um auf Mittel zu denken in allen Staaten, die Einführung der von den Fürſten feyerlich zugeſagten Konſtitutionen, zu beſchleunigen. Die aus Leidenſchaft angefangenen Prozeſſe wurden aus Klugheit aufgegeben: man fühlte die Gefahr ſich mit einer Körperſchaft, welche die ganze Zukunft in ſich trägt, feindlich einzulaſſen, und man begnügte ſich Maasregeln zur Verhütung ähnlicher Zuſammenkünfte, zu ergreifen. Allein, ſtatt ſolche unſchädliche Verſammlungen gewaltſam zu verhindern, hätte man beſſer gethan, ihre Veranlaſſungen aus dem Wege zu räumen, indem man bedächte, daß die zurückgetretene Meinungen am gefährlichſten ſind, und deren Bösartigkeit am ſchwerſten überwunden werden kann. Der Aufruhr der Göttinger Univerſität, hat von neuem bewieſen, wie fruchtlos alle Anordnungen ſind, durch welche man verſucht, unter den Studenten den Gemeingeiſt zu zerſtören, der aus ihnen eine Macht im deutſchen Volke bildet. Alle, bis auf die Hanoveraner, die man durch Androhung der ſtrengſten Strafen, zurückgehalten hat, haben Göttingen verlaſſen, und die jungen Fürſten Reuß und Salm, welche zur Fortſetzung ihrer Studien dort zurückgeblieben waren, mußten Schutz gegen die höhnende Mißbilligung ihrer Kameraden, unter der Obrigkeit ſuchen.

Die Vereinigung auf der Wartburg, zu welcher die Jahresfeyer des 18. Oktobers mehr Vorwand als Anlaß war, iſt diesmal nicht erneuert worden. Der 18. Oktober iſt übrigens nur an wenigen Orten gefeyert worden. Man hat bemerkt, daß der Großherzog von Weimar, nur in der kleinen Stadt Jena, öffentliche Feſtlichkeiten verſtattet hatte. Die Frankfurter hingegen haben ſich ſehr erluſtigt. Militäriſche Evolutionen, Tänze, Glockengeläute und Trompetengeſchmetter, nichts wurde vergeſſen. Man fand beſonders an einer Dithyrambe ſeine Freude, die in Gegenwart der vereinigten Armeen der Republik abdeklamirt worden, und die mit folgenden Worten begann: *Wir feyern den Sieg der Leipziger Schlacht; was hat ſie uns Gutes gebracht?* u. ſ. w. Jetzt werden darin alle Vortheile aufgezählt, welche Deutſchland, dem Glücke jenes Tages verdankt. Man hätte freilich dabei bemerken können, daß das Frankfurter Contingent zu jener Zeit in den Reihen des franzöſiſchen Heeres gedient hat; aber die Vaterlandsliebe der Frankfurter nimmt das nicht ſo genau.

III.

Geſchichten, Sagen und Meinungen.

Deutſche Demuth. — Als jüngſt der König von Preußen in Paris war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt, er *habe die Ehre gehabt* mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu eſſen. Eine deutſche Zeitung keifte etwas über ſolche leichtfertige unumſtändliche Rede. „So ſpricht eine Zeitung der civiliſirteſten Nation in Europa von ihren Gänſen!“ rief ſie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne ſich bewegte, war ſchön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutſchen laßt uns ſchmollen, daß ſie nicht zu ſeyn wagen, wie Jene. Wenn auch ja einmal das Maas der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einen fremden Fürſten ſchuldig iſt, nicht gehörig beachtet werden, was iſt tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberſchreitung jenes Maaſes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich, einen König deſſen ſiegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkoſen verſchmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten ſeines Glanzes, die Staaten ſeiner Bundesfreunde durchreiſte, der Zeitungsſchreiber irgend einer Reſidenz zu ſagen gewagt: Der Kaiſer von Frankreich habe die Ehre gehabt mit dem Könige zu ſpeiſen, beim Himmel! alle deutſche Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu verſöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeſchrieben. Alſo die Preußen, die wären eine „civiliſirte Nation,“ weil ſie 1806. am Abende des Einzugs Napoleon's in Berlin, die Stadt auf's prächtigſte beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieſes als ein Ammenmährchen belächeln!). Alſo die Deutſchen wären „civiliſirter“ als die Franzoſen, weil ſie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüſtete von Paris nach Petersburg zu reiſen, ſie mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm ſprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Regiſter darüber führen würden, wo Allerhöchſtdieſelben jede Nacht zu ſchlafen, um wie viel Uhr ins Bett zu ſteigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa, zu Allerhöchſtderen Dienſte gebraucht worden wären? Ein Volk das fremden Herrſchern nicht geringere Ehrfurcht als ſeinen eignen bezeigt, verräth hierdurch, daß es, in ſeinem Fürſten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, ſondern nur die Fürſtlichkeit in ihm abergläubiſch fürchte. Es giebt deutſche Blätter, die nie von dem vielen was im engliſchen Hochherziges und Herrliches enthalten iſt, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jezt verſtorbenen Königin von England, uns Monate lang, täglich die genaueſten Berichte lieferten. Es giebt deutſche Blätter, die vierzehn hintereinander folgende Tage, von einer todten Prinzeſſin, und von den Lichtern ſprechen die bei ihrer Bahre gebrannt, und wie viel Ellen ſchwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die franzöſiſche Deputirtenkammer blitzen, und Gewittergleich ganz Frankreich erfriſchen, mäuschenſtille ſchweigen. Es giebt deutſche Blätter, die von jeder Feuersbrunſt in Konſtantinopel, ſo genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eignen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutſche Volk ſchmiegt und windet ſich, als wäre es der Hofmarſchall *Kalb* bei allen Fürſten Europens. Es iſt ein *gemeines Weſen* unter uns, aber kein *Gemeinweſen*.

Der heilige Bund. — Der Fürſt von Leyen hat zu Aachen eine Denkſchrift eingereicht, in welcher er eine Entſchädigung für ſeine verlornen landesherrlichen Einkünfte anſpricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Chriſtenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere, aufhöre, und die Gerechtigkeit allein herrſche. Man kann vor der *Tiefe* des heiligen Bundes, voller Ehrfurcht und Bewunderung, ſinnend ſtehen; aber ein menſchenfreundliches beſorgtes Herz, läßt ſich dennoch von der Furcht überſchleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt, eine ſchmale Fußbreite Abweichung, von der wahre

Deutung der Uebereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund ſtürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrags, immer den Fürſten die ihn geſchloſſen, allein überlaſſen, dann wäre nichts zu fürchten als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dolmetſchern ihres Willens, hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündniſſes, gefordert, bewilligt, oder verſagt werden. Keiner, auch noch ſo voll des billigen Argwohns, gegen die Verſprechungen irrdiſcher Machthaber, verkennt das ſchöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexander's lodert, und das die Menſchheit läutern würde, wäre dieſer Fürſt nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geſchehen, daß die ſtille reine Quelle ſeines frommen Herzens, zu einem Strome fortgeriſſen worden, der nun alle europäiſche Höfe durchfließt, wo auch das klarſte Waſſer getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durſtes gebraucht, ſondern nur als eine ſchnellere Straße die zu ſelbſüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden ſo viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelaſſen? Alexander's einſames Beiſpiel, hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß ſeiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber beſtehen die Grundſätze, von welchen der Fürſt v. Leyen Erſatz für ſeine verlorne jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit iſt es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündniſſes ſich verpflichteten? Die himmliſche kann es nicht ſeyn, denn die Verwaltung dieſer wird kein ſchwacher Menſch zu übernehmen ſich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit iſt es nicht, denn dieſe, die ausgleichende, zerſtört um zu ſchaffen, nimmt um zu geben, raubt um zu bezahlen. Die menſchliche, welche nichts vermag als den Beſitz zu heiligen und das Beſtehende zu ſchonen, iſt's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber dieſe Gerechtigkeit, wenn ſie weiter als über die Verhältniſſe der Einzelnen, wenn ſie über die der Völker und Staaten ſich erſtreckt, iſt unheilbringender als die ſchnödeſte Willkühr. Sie hält die Staaten in ihrer Entwickelung auf, ſie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit, und ſchmiedet das Schickſal unſterblicher Völker, an vergängliche Fürſtengeſchlechter feſt.

Der heilige Bund iſt ein goldener Becher, der, gemeinſchaftliches Eigenthum aller europäiſchen Regierungen iſt, und den jeder Berechtigte, ſobald ihn durſtet, mit dem Getränke nach welchem ihm gelüſtet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urtheil iſt ihm längſt geſprochen: Die zwei einzigen freien Staaten der Welt, England und Nord-Amerika, ſind ihm nicht beigetreten.

Napoleon. — Ich werde etwas ſchauerlich ſeyn in dieſer Betrachtung, aber fürchtet Euch nicht, es iſt alles nur Spas. Der Kanzlei-Styl nennt ihn jezt Bonaparte, aber warum wollen wir dieſen ruchloſen fluchbeladenen Mann, nicht mit dem Namen, unter welchem er ſich gegen die Menſchheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? Bonaparte war groß, edelmüthig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrſchſüchtig, eigenmächtig, ſchlecht und trugvoll. Darum führe er ſeinen Fürſtennamen fort und alle Zwingherren ſollen ſo genannt werden, damit die kommende Geſchlechter erfahren, daß wir nicht blos den Tyrannen, ſondern auch die Tyrannei verabſcheuet haben. Sie ſagten neulich, der Gefangene auf Helena habe ſich befreien wollen. — Dieſer ſein Wunſch iſt natürlich. Sie haben ihn feſt gehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn ſtrenger bewachen — man thut Recht daran. Aber ſie fürchten ſeine Entweichung, und das iſt lächerlich; aber ſie zittern vor ihm, und das iſt abgeſchmackt. Iſt dieſe Eiche Europa ſo ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sage, ſie ſchon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei ſtünde! Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch geweſen was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigeſinnter, edelmüthiger Mann, ſelbſt dann hätte er zum Wohle der Europäiſchen Menſchheit nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er, auf unſern phlegmatiſchen, dickbäuchigen, alternden Welttheil, anders als zerſtörend hätte einwirken können. Was ſollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzoſen ſind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfaſſung, und dieſes Volk findet in dem Beſtreben nach Erweiterung und Befeſtigung ſeiner Freiheit, Nahrung für ſeine Regſamkeit auf Jahrhunderte, ſo daß es gewiß keinem eroberungsſüchtigen Fürſten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu ködern. Wo aber ſonſt in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie iſt es alſo möglich, daß der bloße Schall eines Namens, der ſo weit über's Meer herüber tönt, einen ganzen Welttheil wach halten kann!

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Cases und Andere, viele Klagen über die üble Behandlung die er von Sir Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten laſſen. Weichherzige, auch edelmüthige Menſchen, ſind hierdurch gerührt werden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet; welche andere Sicherheit, gegen die Entweichung dieſes furchtbaren Mannes, gäbe es, als die rohe Henkersſeele ſeines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die Weltgeſchichte nicht im Käfig haben. Der Menſch hat ſchwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige belohnende Lächeln eines Bathurſt, und die Ehre des Hoſenbandordens, ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüſten, ſeinen Ruf an einen unſterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann, ein leiſer Ruck der Finger, und Europa bebte von Oſt nach Weſt Denke ja keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine ſolche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann ſich blenden laſſen, man kann ſich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jetzt durch den Sturz Napoleons nichts weiteres gewonnen, als daß die Zentner-Laſt der Noth, in die Hundert Pfunde mannichfaltiger Nöthen zerſchlagen worden iſt. Und Frankreich ſelbſt, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen ſolchen zu ſtürzen haben? Er war der Blut-Igel dieſes fiebernden vollblütigen Körpers, und nachdem er ſich angeſogen, fühlte ſich der Leib geſund und frei. Er war von vier franzöſiſchen Königs-Dynaſtien und allen Revolutionsherrſchern der letzte Kopf, dem die zuſammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verloſch die Leibrente der Knechtſchaft.

Es giebt große Gedanken, die in der Bruſt eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleon's iſt ein ſolcher. Wollt Ihr Europa alles demokratiſchen Stoffes entleeren, wollt Ihr los werden ſämmtliche Schreier nach Verfaſſung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräſentation, und wie ſonſt noch die krankhaften Gelüſte heißen mögen, wollt Ihr die Unruheſtifter entfernen, und froh und friedlich im Familienkreiſe eurer Generalſtäbe, Hofmarſchälle, Kammerjunker und Zeremonieenmeiſter leben: ſo — laßt Bonaparten nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann dieſem Pole zu; Ihr umgebt Europa mit einer chineſiſchen Mauer, und könnt ruhig ſchlafen. Wollt Ihr nicht, daß ſich das republikaniſche Syſtem, auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieſer ganze Antimonarchiſche Welttheil, mit der ungeheuern Kraft ſeines Beiſpiels, auf die Eyerſchalen der Europäiſchen Fürſtenthümer drücke; ſo ſendet den Gefangnen von Helena, nach Mexico, daß er dort der Stifter von Königreichen, und ſo Euer Retter werde.

IV.

Frankfurter Volksbühne.

Am 17. Oktober. — Die Zauberflöte.

Ob ſie wohl Löcher hatte und eine Klappe? Meine Augen haben ſie nicht geſehen, aber wenn auch, ſie war doch häßlich genug. Eine Zauberflöte müßte eigentlich noch viel ſchöner ſeyn als eine natürliche. Und wie gefiel Euch das Glockenſpiel? die ſonſt ſo freigebigen Feen, ſind, wie es ſcheint, auch knauſerig geworden. Ich will es dem Hrn. Papageno-Obermayer, damit es nicht vergeſſen werde, gleich vorhalten, daß er, meinem Gefühle nach, unzeitig ſpaßt, wenn er mit ſeinen Trommelſchlägern ſo ſtark in das alte Futteral hienein klopft, daß man das Holz hört. Papageno will ja vorſtellen als ſpiele er ſelbſt die Glocken die hinter den Couliſſen bewegt werden, wie darf er alſo Lärm machen? — — Dieſer nehmliche Schalk that auch nicht wohl daran, ſein Papageno-Weibchen auf den Armen fortzutragen — noch haben wir keine Kreuzer-Komödie. — Aller Zauber verſagte gewaltig dieſen Abend; das Gravitations-Syſtem und das ganze Kompendium der Phyſik, ſtand feſt wie eine Mauer. Bei Verwandlung der alten Frau in das junge befiederte Mädchen, blieb die Kutte auf der Erde liegen, und wollte nicht verſchwinden. Pamina's Dolch that desgleichen, und behauptete den Platz. Die Königin der Nacht gedachte einmal unterzuſinken, aber die lichten Götter waren der Demoiſ. Friedel zu hold, um ſie der Gewalt der unterirdiſchen Preis zu geben Da nahm ſie einen Seitenweg. Alle unſere Opern ſind komiſche Opern, es mag auf dem Zettel ſtehen oder nicht.

Hr. Meggenhof ſpielte den Saraſtro. Dieſer ſein erſter theatraliſcher Verſuch gelang ihm gut, und empfahl ihn.

Berechnet man, wie viel die durch Schüchternheit hervorgebrachte Gemüthsbewegung, den freien Gebrauch der Stimme erſchweren mußte, ſo läßt ſich von dieſem jungen Künſtler erwarten, daß er, einſt zuverſichtlicher gemacht, einen ſtarken, eindringenden und reinen Baß, entwickeln werde. Die Forderungen an den Baßgeſang, werden nach einem andern Maasſtabe gemacht, und ſie ſind darum ſchwerer zu erfüllen, als die Leiſtungen des Tenors und Soprans. Leztere Stimmen, mit den Inſtrumenten befreundeter, werden von denſelben zahlreicher begleitet, emporgehalten und mit fortgezogen, was bei dem Baſſe nicht ſtatt findet; dieſer ſteht einſamer da. Auch iſt ihm bei ſeiner ernſtern Art, nicht ſo viel als jenen verſtattet, ſeine Fehler hinter Verzierungen und Tändeleien zu verſtecken.

Am 20. Okt. — Wilhelm Tell, von Schiller.

Ein vaterſtädtiſches Herz ſchlägt viel, wenn in Zeiten der Gefahr, auf dem Komödienzettel, das Landſturmsaufgebot verkündigt wird, und darauf Männer und Weiber, Alte und Kinder, Hohe und Niedere, wohlgemuth herbeiſtrömen, zweihundert Quadratſchuhe bretternen Schweizerbodens, vom Tyrannenjoche zu befreien. Aber ein deutſches Auge weint auch, wenn es ſieht, wie nach geſchehener Rettung, das benarbte Volk wieder hinabſteigen muß, in den dunkeln Schacht der Vergeſſenheit, und einige Großen mit ungerizter Haut, des Sieges Ehre und Beute für ſich allein behalten. O Juſt, o Hilde, o Rühr, o Badjera Du älterer, und Ihr Braven alle aus Uri und Unterwalden, wer kennt Euch noch nach zehn Uhr Abends, wer lohnt Euch, während die Weidner, die Heigel, die Schmidt, die Haas, ſich täglich dafür lobpreiſen laſſen, daß ihr Quadrupel-Spiel und Rütli-Vertrag, das Land frei gemacht? . . . . Hätte ich meine Zeit während dieſer Vorſtellung beſſer verwenden können, als zu ſolchen patriotiſchen Phantaſieen? Auch habe ich es redlich gethan. Beim Himmel, das iſt kein braver Mann, der über nichtswürdige Poſſen, und ob dieſer oder jener Schauſpieler die gehörige Fratze gemacht, ſich breit und wichtig ausſprechen, aber an des Lebens heiligem Ernſte, unbekümmert und dämiſch wie ein graſendes Hornvieh vorüberſchreiten mag! Denkt Ihr, daß dieſe Theaterkritiken woran Ihr ſo gut ſeid, Eure Freude finden zu wollen, auch mich ſelbſt beluſtigen? Denkt es nicht. Die Bühne, ich mache kein Geheimniß daraus, muß mir zur Verſilberung der Pillen dienen, die man Euch, während Ihr den Mund zum Lachen öffnet, geſchickt beizubringen weiß. Panis et Circenses! war ſtets das ſchlaue Loſungswort, womit man uns kirre machte, und während wir Maulaffen den Kinderpoſſen zugafften, leerten uns geſchickte Beutelſchneider die Taſchen aus. Laſſe ſich wer da wolle zum Beſten haben; aber glaubt mir's, ich thäte keinen Schritt in's Parterre, wo es einen Gulden koſtet, fände ich nicht meine Freude daran, ſchreckhaften Menſchen zuweilen eine Knallerbſe unter die Beine zu werfen. —

Iſt Frankfurt eine Vorſtadt Wien's, daß wir es ihnen nachthun in der Zenſur der Theaterſtücke? Mögen ſie an der Donau ängſtlich ſeyn hierin, was kümmert das uns? Soll man in der freien Stadt Frankfurt nicht ſagen dürfen, daß vor fünfhundert Jahren ein öſterreichiſcher Statthalter, in der Schweiz ſchlecht hausgehalten, und daß die Gebirgsbewohner uralter Freiheit, endlich ſolcher Herrſchaft ſatt geworden? Warum hat man durch den ganzen Wilhelm Tell das Wort Oeſtreich mit allen daraus gebildeten Adjektiven, ohne Schonung des Versmaßes ausgemerzt, ſo daß keiner der des Drama's oder der Geſchichte unkundig iſt, wiſſen kann, wenn er von den „Fremdlingen" reden hört, (welches Wort zuweilen ſtatt Oeſtreicher geſetzt iſt), ob Chriſten oder Hottentoten darunter gemeint ſind? . . . Da ſeht Ihr ſelbſt, welche üble Folgen es hat, wenn Eure Circenses ſo ſchlecht ſind, und man aus Langeweile genöthigt iſt, maßgebliche Meinungen zu haben. Nicht immer iſt man ſo glücklich, zu ſeiner Zerſtreuung luſtige Einfälle zu erjagen, folgendem gleich. Während der ganzen Verſchwörungs-Scene auf dem Rütli, dachte ich an weiter nichts als daran: wie! wenn jetzt der Vollmond herabfiele, dürch eihe Nachläßigkeit des Machiniſten, das wäre ein köſtlicher Biſſen für ein Leckermaul von Theaterkritiker! Aber leider blieb er hängen. —

Das heutige Stück iſt ſelgender Weiſe **ſolfeggirt** worden. Doch zuerſt von denen die mehr gethan als das. Am beſten unter allen hat **Ida Weidner** als Tell's Knabe, geſpielt. Dieſes Kind hat gute Anlagen, und, man nimmt es wahr, einen noch beſſern Lehrmeiſter. Etwas fand ich zu tadeln. Bei den Worten

„Giebt's Länder, Vater, wo nicht Berge ſind?“

verſchränkte es die Aermchen, um ſich eine nachſinnende Stellung zu geben; dieſe Bewegung iſt aber Kindern nicht natürlich. — Hr. **Weidner** ſtellte ſeine ſchwierige Rolle als Freiherr von Attinghauſen, mit großer Kunſt und Einſicht dar. Die Sterbeſcene gelang ihm ſehr gut. Doch glaube ich, daß der Lehnſtuhl weiter vorwärts ſtehen, oder daß Attinghauſen erſt todt zuſammenſinken ſollte, wenn er mehr vor den Stuhl getreten iſt. Hr. W. ſtarb aber ganz vorn am Rande der Bühne, ließ ſich als Leichnam durch das ganze Zimmer ſchleppen, und dann auf den Seſſel niederſetzen; dies nahm ſich nicht gut aus. — Hr. **Otto** ſpielte den Tell mit der edelſten Nonchalance, ganz auf die beliebte Art, wie er den Baron in der **Beichte** ſpielt. Melpomene mag ſich freilich geärgert haben, ſich mit ihrer Feindin Thalia in einer Geſellſchaft zu finden. Aber der Schelm von Wirth hatte ſeine Luſt daran gehabt, ſie beide zugleich einzuladen. Doch . . . ich will mich nicht bezwingen, ich will grob ſeyn. Giebt es keine Theatergeſetze, die einen Schauſpieler mit Strafe bedrohen, wenn er, obgleich wie Hr. Otto im Beſitze ungemeiner Fähigkeit, dennoch ſo oft, mit Geringſchätzung der Zuhörer und ſeiner Pflicht, ſchlecht und mit der unverzeihlichſten Nachläßigkeit ſeine Rolle abwickelt; und ermangelt unſere Bühne ſolcher Geſetze, warum übt das Publikum nicht ſelbſt Gerechtigkeit aus, durch merkliche Zeichen des Mißfallens, und läßt es geſchehen, daß man ſeine Langmuth täglich mehr und mehr mißbrauche? — Hr. Becker machte den Geßler. Es fällt auf, in unſern Tagen keinen Tyrannen ſpielen zu können. Mit dem rauhen und barſchen Tone, deſſen ſich Hr. B. befleißigte, wird nichts ausgerichtet. Dieſer iſt eher der warme Zobelpelz der Gutmüthigkeit; dagegen ſchlüpft die Tücke mit einer leiſen und glatten Sprache, als ihrer Schlangenhaut, vor's Ohr vorbei. Boshafte Menſchen liſpeln gewöhnlich, ſie haben den Katzentritt der Zunge. Ueberhaupt hat Hr. Becker diesmal, die rechte Tonart in ſeinem Spiele und Vortrage verfehlt. Mit demſelben Ausdrucke, mit dem er ſagte:

Doch will ich rathen, ziele gut, daß Du
den Apfel treffeſt auf den erſten Schuß;

hätte er auch ſagen können: „Hier, mein Söhnchen, haſt Du einen gebratenen Apfel; aber nimm' Dich in Acht, daß Du dich nicht verbrennſt“ .... Auch ſein Herunterfallen vom Pferde, da ihn der Pfeil traf, war ungeſchickt. Hr. Böres als Rudolph der Harras war es in dieſer Scene nicht minder, denn er ließ ſich ſeine Vorbereitung, den ſinkenden Geßler in ſeine Arme aufzufaſſen, zu frühe abmerken. — Hr. Heigel machte den Arnold von Melchthal, und las wieder das ganze Wörterbuch ſchauſpieleriſcher Mißgriffe und Fehler, in unalphabetiſcher Ordnung durch. Dieſer Künſtler hat mehr als einmal gezeigt, daß das Urtheil, für ihn nicht ganz verloren iſt, und je ſichtbarer es ward, wie ſchwer ihm die Enthaltung von gewiſſen Unarten fiel, je größer war auch der Dank für ſein Beſtreben. Hr. Heigel fühlt was er ſpricht, aber der Schauſpieler ſoll nur denken, was er zu fühlen ſcheinen ſoll. Der warme wird den Zuhörer nie erwärmen. Hr. H. iſt ſo unglücklich niemals den Schwerpunkt ſeines Geiſtes, noch den ſeines Körpers zu finden; darum bedarf er der Balancierſtange einer hyperpathetiſchen Deklamation; daher ſein

Herüberneigen des Oberkörpers, ſein öfteres ſich erheben auf den Fußzehen, und alle die übrigen unnatürlichen Stellungen. Ein gewiſſer Beifall mag ihn wohl manchmal irre führen, und in ſeinen Fehlern beſtärken. Man kann mit ſeiner Stimme ſteigen und ſteigen, und erklettert wohl endlich, das Jauchzen der Gallerie, wenn man das Lächeln der Verſtändigen für nichts achtet. Hr. H. nimmt mit ſeinem Munde, ſtets einen zu ſtarken Anlauf, ſo daß er, wenn ihn jemand im Zweigeſpräche ablöſt, wie von einem Stoße zurückprallt, und das Gleichgewicht verliert. Dem Zuhörer ergeht es dann, wie bei den Vexierwalzern, die plötzlich aufhören, und wo man ohne Muſik forttanzt; man glaubt Hr. H. müſſe noch etwas zu ſagen haben, und iſt über ſein Schweigen ganz verduzt. Jede Rede pflegt er, gleichſam um einen Trumpf drauf zu ſetzen, mit einer ſchleudernden Bewegung der Fauſt zu endigen. Es iſt dieſes ein mimiſcher Schnörkelzug, dem calligraphiſchen gleich, ohne welchen viele Menſchen, ihren Namen nicht ſchreiben können. — — Ich will mit einer Anmerkung über Stauffachers Wohnhaus, das in der 2ten Scene des 1ſten Akts vorgezeigt wird, den Beſchluß machen. Von dieſem Hauſe heißt es, an verſchiedenen Stellen:

— Da ſteht Dein Haus, reich, wie ein Edelſitz;
. . . .
von vielen Fenſtern glänzt es wohnlich, hell.
. . . .
vor dieſem Hauſe hielt er wundernd an. (Der Vogt)

Geßler mag ſich allerdings gewundert haben, aber gewiß über nichts anderes, als daß ein reicher Mann wie Stauffacher, in einer ſo ärmlichen Hütte die nur ein einziges Fenſter hatte, wohnen mochte. Warum hat der ſonſt ſo umſichtliche Streicher des Wilhelm Tell, nicht alle die Stellen unterſchlagen, die eine Satyre auf die Dekorationen unſerer Bühne enthalten?

Am 23. Okt. — Fanchon, Oper von Himmel.

In Fanchon's liebenswürdigem Geſellſchaftskreiſe, wäre es wohl leicht zu erlernen geweſen, wie man Sängern und Sängerinnen von ſonſt guten Gaben, ihr linkiſches, holpriches, und kleinſtädtiſches Benehmen, mit Schonung und darüber wegſcherzend, verhalte; aber eines deutſchen Tadlers höchſte Feinheit iſt das Verſchweigen. Doch haben Hr. Hill als Saintral, und Herr Krönner als Abbé, es an der nöthigen Gewandheit nicht fehlen laſſen. — Hr. Keller von Hannover, ſpielte als Gaſt den Tapezier Martin, ohne Laune und Liebe. Es iſt hierbei billig zu berückſichtigen, daß die Vorſtellung zu ſeinem Beſten und das Haus leer war. — Hr. Schmitt zeigte als Fanchon's Bruder einige Natur, beſonders da er den Tapezier auf's Sopha warf und durchprügelte. — Hr. Leißring ſpielte den Gewürzkrämer poſſierlich. — Hr. Haas, Fanchon's Haushofmeiſter, glaubte beim Kommen und Abgehen, immer trippeln zu müſſen. Ob hierdurch Alterſchwäche, oder was ſonſt bezeichnet werden ſollte, weiß ich nicht.

Da ich ſo eben des Hrn. Keller erwähnte, ſo will ich es meinen Leſern erzählen, daß dieſer Schauſpieler vor ſeiner Abreiſe zweimal in meinem Hauſe war, mit mir zu ſprechen, mich aber beide Male verfehlt hatte. Die Meinungen ſind getheilt. Die Andern behaupten, er wäre nur gekommen mich zu bitten, daß ich ſeiner Frau ſchonungsvoller gedenken möchte, als ich in der Maria Stuart gethan. Was nun auch ſeine Abſicht geweſen ſeyn mag, ſo würde ich ſeinen Drohungen zu begegnen, und ſeinen Liebkoſungen zu widerſtehen gewußt haben. Ich rede hier darum öffentlich von der Sache, weil es mir vielleicht hierdurch gelingt, künftig fremde Schauſpieler abzuhalten, daß ſie in der Abſicht, meinem Urtheile über ihre Darſtellungen eine gewiſſe Richtung zu geben, mich zu beſuchen kommen. Sie mögen ſich hierin, das Betragen ihrer hieſigen Kunſtgenoſſen zur Richtſchnur nehmen. Dieſe, ob zwar mir ſo nahe geſtellt, haben es noch nie verſucht, durch mündliche Unterredungen, auf meine Anſicht, Einfluß zu erlangen, und ſie werden gewiß immer ſo beſcheiden und ſchonend ſeyn, mir die traurige Wahl zu erſparen, entweder durch heuchleriſche Verſprechungen, die ich nicht zu erfüllen gedenke, ſie ſelbſt, oder aus abgeſchmackter Weichherzigkeit meine Leſer zu betrügen.

Am 26. Okt. — Sargin, Oper von Paer.

Madame Seidler-Wranizky, von Berlin, trat als Sophie auf. Eine Sängerin von ſeltenen Gaben, wie ſie der Ruf ohne Uebertreibung ſchon verkündigt hat. Stimme, Spiel und körperliche Reize, vereinigen ſich, den angenehmſten Eindruck zu erregen und zu unterhalten. Hier wird kein tapferer Geſang, durch eine ſchmächtige zarte Geſtalt Lügen geſtraft, noch eine girrende Liebesarie, durch Alter und Korpulenz des Täubchens, lächerlich gemacht; es zeigt ſich Einklang überall. Mad. S. hat eine ſehr liebliche Stimme, einen beſcheidenen ächt weiblichen Vortrag, und ein Spiel voller Grazie.

Am 27. Okt. — Die Kreuzfahrer, Schauſpiel von Kotzebue.

Türkenthränen ſind auch zu gebrauchen, ſie machen naß ſo gut wie die andern. Aber der chriſtliche Theil der Rührung, zeigte diesmal Fehler gegen die Regeln der Kunſt, wovon bei der nächſten Aufführung der Kreuzfahrer geredet werden ſoll. —

Madame Keller von Hannover ſpielte die Emma von Falkenſtein. Da, wie oben erzählt, ihr Mann mich hat erſuchen wollen, über ſie ſchonend zu urtheilen, ſo thue ich es hiermit. — Ich finde ſonſt nichts zu bemerken; ſie gingen alle ihren gewöhnlichen Trott. Hr. Heigel pumpte ſtark Luft.

Am 29. Okt. — Die Waiſe und der Mörder.

Der ſeltene Beifall, welchen dieſes Stück findet, hat wohl in dem, uns fremden Reize, ſeinen Grund, den, wie in allen Melodramen, die Vereinigung von Deklamation, Muſik und Pantomine den Zuſchauern gewährt. Auch das gelungenſte dramatiſche Gedicht, wird oft ermüdend, ja manchmal reinigend einwirken, wenn es nur durch ſeine eigene Vorzüge und mit keiner andern Kunſt zuſammengeſtellt, uns berührt. Die Theilnahme, welche die dramatiſche Hauptperſonen, durch ihr Leiden oder Handeln erwecken, hat etwas ſchmerzliches, weil ſie durch die Erwartung, wie ſich deren Schickſal enden und entwickeln werde, gefeſſelt iſt. Um die Luſt, welche Schauſpiele uns gewähren, von jeder trübenden Beimiſchung zu befreien, käme es darauf an, die aufgeregten Empfindungen, welche die Quellen jener Luſt ſind, von den Perſonen die ſie uns eingeflößt haben, abzuſondern, und als etwas Freies, Geiſtiges, vor jeder, gleichſam körperlichen Einwirkung ſicher zu ſtellen. Es käme darauf an unſer Mitleid, das wir etwa dem unglücklich Liebenden gönnten, der unglücklichen Liebe — den Abſcheu, welchen ein Verbrecher uns einflößt, dem Verbrechen zuzuwenden. Auf dieſe Weiſe gewönne die Empfindung einen Schwerpunkt, in dem wir ruhiger abwarten könnten, wie der Knoten der Geſchichte ſich löſen werde. In der antiken Tragödie, war es der Chor, welcher, die Empfindung und die Betrachtung des Zuhörers, ſie von ihrem, der Veränderlichkeit unterworfenen, erregenden Gegenſtande abziehend, als ein freies Kunſtwerk hinſtellte, und von den Launen des Künſtlers und den Verletzungen ſeines Meiſels unabhängig machte. Bei uns, wo der Gebrauch des Chors in der Tragödie, vorzüglich darum wirkungslos bleiben würde, weil wir bei unſerer monarchiſchen öffentlichen Erziehung, in Schauer gerathen, und die Kramläden ſchließen, wenn auch nur drei Menſchen aus dem Volke, den nemlichen Willen, und dieſelbe Meinung haben, und ſie unter freiem Himmel auszuſprechen ſich erkühnen — bei uns kann nur die Muſik die Stelle des Chors vertreten, und die in uns erregten Eindrücke, von allem Individuellen reinigend, zur Idee der Gattung erheben, und ſo zum unſtörbaren Genuſſe, als dauerndes Kunſtwerk dahinſtellen. —

Mit gleicher Liebe als angehört, wird dieſes Melodrama auch dargeſtellt. In der Aufführung zeigt ſich ein Zuſammenhalten der Einzelnen, das auf unſerer Bühne gewöhnlich vermißt wird. — Demoiſ. Lindner als Victorin, entwickelte das einſichtsvollſte und beſonnenſte Spiel, mit der größten Kunſtgewandheit. Dieſes iſt eine der Rollen, die ſich der darſtellende Künſtler erſt ſelbſt ſchaffen muß; denn die Aufgabe des Dichters, und die Anweiſung, welche die Verhältniſſe der Geſchichte ſelbſt geben, können nur ins Große gezeichnet, und müſſen unbeſtimmt ſeyn. Demoiſ. Lindner, leiſtete viel. Sie hatte keine Bravourſcene, weil ſie in jeder war was ſie ſeyn ſollte. Wenn ſie mir gefälliger erſchien, wo ſanfte Gemüthlichkeit, als da, wo zerriſſene und ſchmerzliche Gefühle zu verkündigen waren, ſo kam das nur wohl daher, weil jene Lagen einſchmeichlender ſind. Sie überſchritt nicht ein einziges Mahl die Gränzlinie der Mäßigung, in den Mahlereien der Stellungen und Gebehrden, und dieſe Enthaltſamkeit verräth einen gewiſſen beſcheidenen Sinn der ſehr zu loben iſt. Es iſt wohl etwas die Schuld des Dichters, wenn das Verhältniß Victorin's zu der Tochter ſeines Pflegevaters, aus dem Spiele dieſer beiden, nicht klar genug hervorgeht. Iſt es Geſchwiſterliebe oder mehr, was ſie an einander kettet? Auffallend war es, daß in einer Scene, ſie, die faſt noch Kinder, ſtets vertraut und liebkoſend ſich zu begegnen gewohnt ſind, auf einmal mit einer ſteifen und fremdthuenden Verbeugung, von einander Abſchied nehmen. — Nicht weniger anziehend und befriedigend, war das Spiel der Dem. Urſpruch als Friederike. Unübertrefflich wahr und rührend. erſchien ſie in der Scene, da ſie, zur Rettung des ins Waſſer gefallenen Victorin, nach Hülfe rief. Es wäre gut, wenn mehrere unſerer Schauſpieler, bei dieſem jungen Frauenzimmer in die Schule gingen, um unter andern zu lernen, wie man mit Natur und Anſtand, die Stimme bis zum ſchreien erhebe. Die Sache iſt nicht leicht. Demoiſ. Urſpruch hat bis jetzt, noch in keiner ihrer Rollen, einen andern Wunſch zurückgelaſſen, als den, ſie bald wieder ſpielen zu ſehen. — Hr. Weidner als Reimbeau, erſchien zu leer in ſeiner Darſtellung. Er hat nicht allen Stoff, den ihm die Rolle gab, zu behandeln verſtanden, oder ſich bemühen wollen. Die Art, wie er beim anfänglichen Zuſammentreffen mit Victorin, ſich deſſen Anblicke zu entziehen, und wegzukommen ſucht, mag doch wohl nicht die rechte ſeyn, da dieſe Scene, noch jedesmahl einiges Lachen erregte. — Hr. Hill: Maurice; im ganzen gut. Aber er hatte etwas Feyerliches in ſeiner Sprache das nicht hierher paßte. — Hr. Otto, als Martial, zeigte die gehörige Regſamkeit, und ließ das Feuer, das ihm zu Gebote ſteht, nicht ungeſchürt. — Hr. Leißring, Maurice's Gärtner, ſpielte eindringlich, lebhaft, und mit warm anſprechender Gemüthlichkeit. Beſonders die Scene, wo er mit ſich ſchmollt, daß er dem Plane, ſeines geliebten Victorin's Mörder zu entdecken, durch ſein täppiſches Benehmen in die Queere gekommen, gelang ihm überaus gut. — Hr. Haas hatte den alten Diener Valentin, mit ſichtbarem Bemühen, und ſehr gutem Erfolge dargeſtellt.

Am 31. Okt. — 1. Hedwig, die Banditenbraut, Drama von Körner. (Manuſcript.)

Tauſendmahl um Vergebung, meine Herren, das Stück iſt wenigſtens ſchon vier Jahr lang gedruckt, und alſo kein Manuſcript mehr. Mich ärgert die Sache etwas viel. Denn, entweder iſt darunter eine Charlatanerie verborgen: es ſollen nehmlich die Schauluſtigen ſtärker angelockt werden, indem ihnen ein Stück dargeboten wird, das man durchs Leſen nicht kennen lernen kann; oder: es iſt dieſes abermals, obzwar ein kleinerer Beweis, von gedankenloſer Bühnenleitung. Urſprünglich ſtand auf dem Zettel: Manuſcript, und es muß daher für alle Zeiten unverändert ſo ſtehen bleiben. Desgleichen lieſt man ſehr oft auf dem Komödienzettel: „Der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben" und frägt man darnach, ſo iſt er nicht zu haben. Götter! ſendet mir eine Ariadne, die mich aus dem Labyrinthe meines kritiſchen Aergers befreit, damit ich nicht noch einmal von irgend einem Minotaur geſpeiſt werde. — Liebe Leſer, da alſo Hedwig gedruckt iſt, ſo leſet lieber das Stück, als daß Ihr es vorſtellen ſehet; jenes bekommt Euch beſſer. — Mad. Keller von Hannover, ſpielte die Hedwig. Ich ſchone ſie noch einmal. — Frau v. Paczkowska als Gräfin war kalt, und Hr. Becker als Julius, lau. — Hr. Hill machte den Rudolph. Anfänglich ſpizte ich die Ohren ſehr; denn zum Erſtenmale auf unſerer Bühne, hörte ich diminuendo und piano ſprechen. Halt, dachte ich, der Mann verſtehts, da giebt's Schatten und Licht! Aber es dauerte nicht lange und die Natur forderte ihre Rechte zurück, beim Schatten blieb's. Hr. Hill konnte, unter ſo manchem was er nicht konnte, auch kein böſes Geſicht machen; er lächelte auch in den betrübteſten Lagen, und dies gar nicht verſtohlen ſondern offen und ehrlich. Er war gewiß nicht minder froh als wir, da die Sache ein Ende nahm. — — Findet ſich ein Räuber von Ehre, der ſich mit ſolchem unbehülflichem, verlegenen, abgeſchackten Lumpengeſindel, als wir es im Walde ſahen, abgeben mag, ſo muß das Handwerk ſehr geſunken ſeyn.

2. — Das Strandrecht, von Kotzebue.

Hr. Weidner als Herr v. Hayfiſch, entfaltete die üppigſte Laune, der man nicht widerſtehen konnte. — Demoiſ. Lindner als Indianer, war wie in allen ihren Männerrollen, voller Natur und Anmuth. — Ihr Hund war etwas blöde, vielleicht ein Anfänger. —

Am 2. November. — Die Räuber, von Schiller.

Viele Gedanken, in mir erregt, durch den Anblick der heutigen Zuhörerſchaft, welche größtentheils aus Handwerkspurſchen und andern Paradiesvögeln, ſo wie aus Knaben beſtand, verſchweige ich weil ich muß, und ich muß, weil es leichter iſt, über gewiſſe Gegenſtände ein Buch zu ſchreiben, als eine Blattſeite. Nur zwei Worte. In Deutſchland am meiſten, finden rohe und kräftige Menſchen, oder Kinder, die noch keine Geſetzesfurcht kennen, ihre Luſt, an Räuber- und Mordgeſchichten. Was, bei unſern gothiſchen Staatsverfaſſungen, bliebe Männern die Thatkraft fühlen, auch anderes übrig, als Spitzbuben oder toll zu werden? Aber genug; führe ich meinen politiſchen Theſpis-Karren, nur noch einen Schritt weiter in den Hohlweg dieſer Betrachtung, ſo kann ich nicht mehr umkehren. —

Weil heute aufgehobenes Abonnement war, ſo wollte ich für meinen Extra-Gulden auch etwas genieſſen; und — ſah nur zwei Akte. — Hr. Heigel (Carl Moor), war ſchon gleich anfänglich auf dem Cimbaraſſo der Unerträglichkeit; er konnte nicht höher ſteigen. — Hr. Keller: Franz; mittelmäßiges Fabrikſpiel; — Mad. Keller, Amalia, ebenſo. —

Am 5. Nov. — Der Lorbeerkranz. Ein Schauſpiel in fünf Abtheilungen von Ziegler.

Das Ding da, iſt gar zu arg, und nach der Glückſeligkeit es nicht geſehen zu haben, giebt es keine gröſſere, als es nicht geleſen zu haben. Wer auch an eine beſtändige Fortſchreitung der Menſchheit nicht glaubt, wird doch wenigſtens, die im Abgeſchmackten, eingeſehen müſſen. Ich will Euch dieſe Weltgeſchichte etwas erzählen. Ein junger, und, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ſehr hoffnungsvoller Erbprinz, findet die Tochter ſeines Oberſten ſchön. Mitten in einer Schlacht fällt dieſes unſerer Heldenſeele ein, und da erobert ſie eine feindliche Fahne, um ſich galant zu beweiſen. Einige Tage nach ſeiner Rückkehr ins Standquartier, wird ihm im Namen des Fräulein Oberſt, ein Lorbeerkranz, verſtohlen und ſchamhaft überbracht. Man iſt nicht wenig entzückt. Aber wehe! Der Geliebten Bräutigam, ein Herr Rittmeiſter, findet den verhängnißvollen Lorbeerkranz in des Prinzen Zimmer, wird eiferſüchtig und toll darüber, und ſteckt ihn ein, die Treuloſe damit zu überführen. Das arme Kind, wußte gar nichts, von dem botaniſch-erotiſch-martialiſchem Geſchenke, das ſie dem Prinzen zugeſchickt haben ſolle; es war nemlich ihre leibliche Couſine, die ihr, um ſie mit ihrem Verlobten, den ſie ſelbſt liebte, zu entzweien, dieſen Streich geſpielt hatte. Auf dieſe Weiſe wird der Lorbeerzweig zur Thränenweide, zur

Spieß- und Wünſchelruthe. Einiges wird dabei geweint, einiges damit ſoldatiſch gefuchtelt, und einiges von des fürſtlichen Gemüthes verborgenen Schätzen, wird dadurch zu Tage gefördert. Aber am Ende geht alles gut, und man heirathet.

Herr Ziegler, ein großer Menſchenkenner, iſt dabei der allerunterthänigſte Knecht, der ſich nur denken läßt. Manchmal kömmt er ſo in die Klemme, wie er die junge Durchlaucht, ohne Verletzung, der, Allerhöchſten Perſonen ſchuldigen Ehrfurcht, die erforderlichen dummen Streiche machen laſſen ſolle, daß man ſich wahrhaft daran erquickt. Der Prinz vergeht ſich gegen ſeinen Oberſten, der ſich genöthigt ſieht, ihm, „mit erhabenem, warnendem Tone", den Degen abzuſodern, und Arreſt aufzulegen. Der junge Menſch gehorcht. Darüber wird der Oberſt dermaßen gerührt, daß er ausruft: „o warum wird er nicht Herr der Welt!" Wir bedanken uns dafür, Herr Oberſt. Es iſt uns zwar gleichgültig wer uns regiert, wenn es nur ein legitimer Fürſt iſt; aber wir wollen keinen Univerſalmonarchen, der braucht Satrapen. — Das Stück endet mit den Worten: „So lernen Sie jezt, daß — Damen und Lorbeerkränze, "von jeher alle Leiden, über die Menſchen brachten, und damit abgethan." Für Euch, Verehrteſte, ſind die Leiden welche dieſer Lorbeerkranz gebracht, mit dem Fallen des Vorhanges freilich abgethan; aber für einen geplagten Kritiker, geht die Pein dann erſt recht an; denn der muß das Stück auch noch leſen. Was ich auf dieſer Wanderung durch die dürre Wüſte, erduldet und entbehrt, und meine Schwermuth, will ich keinem erzählen. Lieber mache ich eine lachende Beſchreibung von dem Palmwäldchen, das mich mitten im Sande überraſcht, wo ich mich ausruhte und es mir wohl ſeyn ließ. Aber mit dieſer Ergötzung hat es folgendes Bewandniß Herr Ziegler, der ein Schauſpieler iſt, ſucht ſeinen Leidens- und Kunſtbrüdern, ihr ſaures Leben ſo viel als möglich zu verzuckern. Daher befolgt er in allen ſeinen Stücken die ſchöne Weiſe, daß er genau bemerkt, mit welchem Affecte jedes Wort, nicht allein geſagt werden müſſe, ſondern auch mit welchen es nicht geſagt werden müſſe. Z. B. ohne Heftigkeit, ohne Satyre, nicht verlogen. Zuweilen wird auch bemerkt, daß eine Perſon nichts zu ſprechen habe, dann ſteht in Klammern (ſchweigt). Vermittelſt dieſer vortrefflichen Schreibart, hört man das Gras der Gefühle und der Gedanken, ſo deutlich wachſen, daß man erſtaunt. Die Temperatur der Affekte wechſelt aber ſo oft und ſchnell, daß ein Schauſpieler der alles getreulich nachmachen wollte, unvermeidlich des Todes ſeyn müßte. Zwiſchen dem Aequator und dem Nordpole der Leidenſchaft, liegt manchmal nur ein einziges ſchmales Wort. Ich möchte den mimiſchen Furioſo ſehen, der dieſe Seiltänzerſprünge der Empfindung ausführt, ohne daß ſein Herz den Hals bricht. Eine kleine Sammlung von Affektmuſtern, die im Lorbeerkranze, nur allein der Prinz und Amalia, auszukramen haben, iſt vielleicht willkommen, zur beliebigen Auswahl.

Der Prinz, iſt, oder ſpricht, oder thut . . .
höflich — kalt, 2 mal — warm — zärtlich — ernſt — zögernd — ohne Wichtigkeit — ſeufzt, 2 mal — ſchwermüthig, 2 mal — mit Unwillen — freundlich — mit freudiger Wehmuth — zerſtreut — ableitend — feurig doch mit gedämpfter Stimme — leicht — hoch, 2 mal — verlegen, 2 mal — ängſtlich — verlohren — ſchnell aus Angſt — leichter, freundlich, freundſchaftlich, (folgen nach einander, nur durch ein einziges Wort geſchieden) — erſchrickt — wie vernichtet — heftiger — ſtolz — heftig, 5 mal, (die Comparative und Superlative ungerechnet) — wichtig — drohend, 2 mal — triumphirend — ſtark — zerſtreut — wird ruhiger — unwillig — herabgeſtimmt — ruhiger — betäubt — wundernd — dringend — matt — ironiſch — ernſt — weich — ſchnell — geſpannt — ohne zu erſchrecken.

Amalia, iſt, oder ſpricht, oder thut . . .
naiv — mit Theilnahme — geht ängſtlich umher — läuft ab — ohne Satyre — ſchweigt und arbeitet — abbrechend — etwas verlegen, 5 mal — herzlich — mit Gra-

zie und Liebe — beklemmt — feyerlich — ernſt — erſchrocken 4 mal — frappirt — bedenklich — freudig — fröhlich — verneigt ſich — geht in Geſpräch und Beſorgniß ab — mit Rührung — warm — wärmer — ohne Kokekterie — wankend — lacht, ernſt, (nur ein einziges Wort ſteht als ſpaniſche Wand dazwiſchen) — ängſtlich — froh — unterdrückt ihren Schmerz — verlegen und ſchmerzlich — etwas erſchrocken — weinend, 3 mal — bittend. — — —

Wer ſich mit einem heilſamen Ekel, vor dem roth angeſtrichenen Soldatenſpiele der Menſchenkinder, gern anfüllen möchte, der ſehe dieſen Lorbeerkranz. Alle männliche Perſonen darin ſind Soldaten; es geht zu wie in einer Wachtſtube. Da werden die abgeſchmackteſten Poſſen mit der größten Ernſthaftigkeit betrieben. Alle Augenblicke kömmt ein anderer Menſch, legt die Hand an die Stirn, bildet ein Augenſchirmdach, und ſagt — daß er nichts zu ſagen habe. Der Oberſt ſtellt eine Schildwache vor ſeiner Tochter Zimmer, um deren Unſchuld gegen den ſturmlaufenden Prinzen zu vertheidigen. Martialiſche Bilder und Sprache überall. Am Ende will der Herzog einen Major, wegen Dienſtvergehen in eine Feſtung ſperren laſſen; alles iſt zum Tode erſchrocken. Aber es war nur gnädiger Spaß, unter Feſtung wird die Geliebte verſtanden, deren Arme als die Balken der Zugbrücke ſich wirklich in Bewegung ſetzen, um den Gefangenen einzulaſſen. Die große Lehre dieſer hohen Tragödie lautet wie folgt: „Subordination iſt ein großes „Wort! Es achtet nicht Geburt und Stand, und ſprengt die „ſtarken Bande der Natur, wie dünne Fäden ab!“

Nur wer das Stück geleſen hat, kann wiſſen, daß es nicht blos heißt, der Lorbeerkranz, ſondern auch: „oder: die Macht der Geſetze. Sinn giebt Wort und Wort giebt Sinn. Sobald mir dieſer Name zu Geſichte kam, war es faſt unmöglich, daß nicht ein inneres Bedauren wieder in mir rege werden ſollte, das ich ſchon längſt gefühlt, darüber nehmlich, daß die Macht der Geſetze, ſich nur auf beſtrafen, aber nicht auf belohnen erſtrecke. Einige zufällige Gedanken, über die Langeweile in mediziniſch-polizeilicher Rückſicht, will ich auch ferner verſchweigen, bis auf einen der bedeutend iſt. Es bleibt doch ſehr auffallend, daß in Caroli und Neuerer peinlichen Halsgerichtsordnungen, alle, auch die ſanfteſten Lebensverkürzungen, ſtreng beſtraft werden, aber keine einzige Geſetzgebung, Lebensverlängerungen zu belohnen verſpricht. Die Einwendung, daß alles gemünzte Geld unzureichend wäre, den Schriftſtellern, die durch verurſachte Langeweile, den Zeitmördern das Gleichgewicht halten, auch nur eine billige Vergütung zu verabreichen, iſt unvernünftig; denn jene Wohlthäter der Menſchheit ſtreben nur nach Ruhm. Man ehre den Makrobiotiker Ziegler etwa dadurch, daß man ihm, lebenslänglich, einige Stunden des Tages, ſeine eigenen Schauſpiele vorleſe, ohne auf ſein beſcheidenes Ausweichen Rückſicht zu nehmen. —

Die Aufführung des Stückes war ſogar noch beſſer als das Stück ſelbſt. — Hr. Weidner als Herzog, und Hr. Otto als Oberſter waren zu loben. — Hr. Heigel als Erbprinz, hatte die üppigen geilen Ranken ſeines Spiels, etwas beſchnitten. Immer noch mäßiger, immer noch mäßiger! — Hr. Hill machte den Rittmeiſter Seeburg. Ein guter Freund hatte ſchon längſt mit mir wetten wollen, ich würde nicht, jedesmahl auf eine andere Art ſagen können, daß dieſer Schauſpieler ſteif ſei, und zu koſtbare Stellungen verſchwende. Ich war bedacht genug, die Wette abzuweiſen, denn ich hätte ſie jetzt ſchon verloren. Dieſes iſt der lezte Kreutzer aus meiner kritiſchen Sparbüchſe, und wenn nicht milde Beiträge mein verarmtes Urtheil unterſtützen, ſo werde ich über Hrn. Hill's Ungelenkigkeit in der Folge nichts mehr zu ſagen wiſſen. Hr. Obermayer als Gemeiner Krale, hatte gehörigen Spas gemacht. — Demoiſ. Lindner: Amalie. Sie wurde, aus Bosheit gegen eine andere

Schauſpielerin, ſehr beklatſcht; ſie hätte es aber um ihrer ſelbſt willen verdient. — Madame Schäfer, Gräfin Joſepha, weinte aus dem Stegreiſe. Floſſen die Thränen den Zuſchauern, dann war ihr Schmerz gerecht, denn dieſe waren beweinenswerth; floßen ſie aber ihr ſelbſt, ſo iſt ſie mehr wegen ihrer Treuloſigkeit, als wegen ihres Ungemachs zu beklagen. Mad. Schäfer, es iſt wahr, wird vom Publikum, ſchonungsloſer als billig iſt, behandelt. Allein ſo iſt die Welt nun einmal, in großen und in kleinen Dingen, daß ſie alle Gegenſtände ihres Haſſes oder ihrer Neigung, gern auf den Kopf eines Menſchen häuft, damit ſie jene mit einer einzigen Umarmung liebkoſen, dieſe mit einem einzigen Dolchſtoße verwunden könne. Will man das Verruchte, Unheilbringende, was ſeit dreyßig Jahren, von unzähligen Menſchen begangen worden, ſchnell und bequem bezeichnen, ſo ſpricht man das Wort Bonaparte aus. Sollen unſere beſſere Tage, und die gegenwärtige glücklichere Lage der Dinge kurz angedeutet werden; ſo nennt man Andere Namen. Weder hat jener allein, alles Böſe, noch haben dieſe zuſammen alles Gute gethan. Sie waren die ſich ablöſenden Waiſenknaben, die das Lotterad der Zeit umgedreht, um Nieten oder Gewinnſte herauszuziehen. Eben ſo hat jede Bühne einen Sündenbock, der, auſſer für ſeine eigne, auch noch für die Fehler Anderer ausgeziſcht wird. Mad. Schäfer iſt die Sündenziege der unſrigen. Sie ſei klug wie Cäſar, und wolle lieber die erſte Schauſpielerin in Arheiligen, als die zweite in Frankfurt ſeyn. — Hr. Schmitt, Kammerjunker, ſpielte ungewöhnlich gut, das heißt: beſſer als gewöhnlich. — Hr. Haas, der Feldwebel, trug ſeine Scene ſehr brav, eindringlich und mit Wärme vor. — — — Der Prinz hatte in ſeinem Zimmer ein Schreibpult, deſſen ſich auch Magiſter Lämmermayer geſchämt hätte, und nur einen einzigen Stuhl. Stühle von dieſer fürſtlichen Eleganz wären wohl mehrere aufzutreiben geweſen!

Am 10. Nov. — Die Familie Anglade, oder: der

Schmuck. Ein Schauſpiel in drei Abtheilungen; nach dem Franz. von Freiherrn v. Thumb.

Ich kenne nichts abgeſchmackteres, als den Schickſalskampf der Menſchen mit den bürgerlichen Geſetzen unſerer Tage, als den Stoff eines poetiſchen Kunſtwerks zu bearbeiten. Es iſt das widerliche Gemählde einer ſchwachen Raupe, die ſich gegen die tückiſche Nadel bäumt. Das Verderben und der Untergang, den mannichfaltige Geſetzgebungen, den argloſen Bürgern bringen, ſind politiſche Krankheiten und Todesarten, mit denen, gleich mit den leiblichen, die menſchliche Freiheit, wie ſie im Drama hervortreten ſoll, in keine Berührung kommen kann. Da Brutus die Stimme der Natur von der des Geſetzes überſchreien, und ſeinen Sohn hinrichten ließ; da jener großherzige Römer ſich ſelbſt das Schwert in die Bruſt geſtoßen, weil er es an einem verbotenen Orte entblößt und ſein eigenes Geſetz übertreten hatte — da geſchah es um des Vaterlandes willen. Hier iſt ein geiſtiges, veredlendes und verſchönendes Prinzip. Wer aber jetzt am Bürger ſtirbt, oder in die Klemme kömmt, der unterliegt einem heimtückiſchen Hof- oder Wechſelrechte, und lieber bringe man einen Kampf mit dem Lindwurm auf die Bühne, als dieſen. Wenn, wie in der Familie Anglade, der Polizei-Kommiſſär, einen unſchuldigen Mann, den er auch dafür hält, unter das Henkerbeil zu bringen geſonnen iſt, blos um einer albernen Gerichtsordnung zu huldigen, und der Menſch dabei noch hochherzige Geſinnungen auskramt, und ſein Pflicht- und Ehrgefühl hervorthut: dann möchte man ſolchen Kerl durchprügeln, und lieber unter wilden Thieren wohnen, als in einer geſitteten Geſellſchaft, wo man aus Amtstugend, ſeine beſten Freunde hängen läßt. Darum hat ſich der Dichter bei der Wahl ſeines dramatiſchen Stoffes vergriffen. Die hier zu Grunde liegende wahre Geſchichte, wie ſie in den Causes célèbres enthalten iſt, gewährt ſicher eine beſſere Unterhaltung.

Hr. Heigel, als Hr. v. Anglade, hatte einige ſeiner

Unarten ſuſpendirt und misfiel nicht ſehr. — Frau v. Buſch, deſſen Gattin, war zu kalt. — Frau v. Paczkowska in der Rolle der Frau v. Cerval, zeigte die gehörige Würde und Wärme. — Hr. Weidner: Dupree, war ganz gut. Nur begreift man nicht, warum er ſich ſo alt gemacht hat; er hätte ſich mit ſeinem Spiesgeſellen Fourbin, in Hinſicht der Jahre auf gleichen Fuß ſetzen ſollen. Dieſer nennt ihn einmal Burſche! welches auf Gleichjährigkeit hindeutet. Ferner, war es wohl eine große Unſchicklichkeit, daß er, der Kammerdiener, ſich während der Anweſenheit der Polizei, in dem Zimmer eines fremden Edelmannes, des Hrn v. Anglade, (wenn auch dieſer in dem nehmlichen Hauſe wohnte), mit dem Friſirkam im Haare, und mit der Puderſchürze bekleidet, ganz vertraut herum trieb. Ferner, hatte er durch zu viele Laune, den übeln Eindruck den ſeine Schuſterei bewirken ſollte, manchmal geſtört. Das Spiel des Hrn. Weidner war im ganzen zu glänzend, als daß die gerügten Fehler hätten unbemerkt bleiben können. — Hr. Urſpruch als Fourbin, war luſtig, aber dabei ehrlich, (wenn mir dieſes zu ſagen erlaubt iſt,).

Am 14. Nov. — Welches iſt die Braut? Luſtſpiel, von Johanna v. Weiſſenthurm.

Das iſt eine von den Verwicklungen, die ſich auf eine vorherzubeſtimmende Weiſe auflöſen. Ich vermochte durch Hülfe des Komödienzettels, mir die ganze Geſchichte ſo zuſammenzufügen, als ich ſie nachher bei der Vorſtellung wirklich fand. — Hr. Weidner als Herr v. Blümleim, war ganz in ſeinem Fache, aber das Fach war auch heute ganz in ihm. — Wenn Fräulein Grünberg und Frau v. Dorn, wieder einmal in einem Theezirkel deklamiren, ſo ſollen ſie nicht dabei der ganzen Geſellſchaft den Rücken zukehren, ſondern im Gegentheil. Wollen ſie dennoch ihr liebes Parterre im Auge behalten, ſo brauchen ſie ja nur, etwas mehr in den Hintergrund der Bühne zurückzutreten.

Am 17. Nov. — Tancred, Oper von Roſſini.

Arſir ging mit unbedecktem Haupte, ſogar unter dem freien Himmel. — Das Chor der Krieger ſingt gleich anfänglich, mit allem Schmelze Roſſiniſcher Muſik:

In den Armen treuer Liebe,
Blüht des Lebens Glück allein.

Wäre es nicht gut, wenn kein Fürſt gefährlichere Soldaten hätte, als ſolche Minneſänger? Demoiſ. Friedel als Tancred, erwarb ſich nicht allein den Beifall aller, ſondern ſie hatte auch ein artiges Schnurrbärtchen. Sie wurde hervorgerufen, und dankte mit folgenden Worten: „Nicht blos im Tancred, ſondern auch bei jedem Schritte meines Lebens, werde ich mich Ihres Beifalls werth zu machen ſuchen. Gute Nacht!" Ich weiß nicht warum die Leute lachten. Solch' ein höflicher Dank, hätte wohl eine freundlichere Erwiederung verdient. Die Stimmhämmer im Parterre waren vielleicht mit dem angelobten guten Lebenswandel, nicht ganz zufrieden.

Am 24. Nov. — Der Wirrwarr, Poſſe von Kotzebue.

Auf unſerer Bühne erſcheinen ſolche Spiele, wie ein muthwilliges feuriges Füllen, einem Leichenwagen vorgeſpannt; nur muß das Gleichnis umgekehrt werden. Die armen Leute ſind nicht rührig genug. „Lachen Sie doch, Marinelli!" — Des Herren von Langſalm Schläfrigkeit, war heute auf alle Mitſpielenden übergegangen, wenn nicht auch auf die Zuhörer, ſo lag dies nur an der unwiderſtehlichen Ermunterung des Dichters. — Hr. Weidner als Hr. von Langſalm war matt, er wußte ſeinem Spiele nicht Friſche und Colorit genug zu geben. Das ſchleppende und Gedehnte des Vortrags, das allerdings in der Natur dieſer Rolle liegt, muß den Zuhörer bald ermüden, wenn nicht die leere Zwiſchenräume von Wort zu Wort, und Rede zu Rede, durch ein reiches Mienenſpiel ausgefüllt, und ſo die Zeit der Abwartung verkürzt wird. — Madame Lindner: Frau v. Langſalm, war in Sprache, Geberde und Kleidung viel zu altmütterlich. Sie glich, rechnet man den Sinn der Reden ab, die ſie zu zu ſprechen hatte, im Uebrigen, ganz ihrem ſchlafluſtigen Gemahl, ſtatt daß ſie überall deſſen Gegenſatz hätte bilden ſollen. Herrſchſüchtig, heftig, jungſüchtig, putzſüchtig, nicht korpulent, nicht ſo ehrbar gekleidet, nicht jenen gutmüthigen Ausdruck der Rede — das war ihr Beruf. — Demoiſ. **Lindner**: Doris. Daß dieſe Künſtlerin die Gabe ſchlecht zu ſpielen, durchaus nicht hat, konnte man heute wahrnehmen. — Fritz Hurlebuſch, Hr. **Becker**. Presto, Presto! Aber das immerwährende Springen durch's Zimmer, thut's noch nicht. Hr. **Schmitt** als Selicour, hat auch gehüpft, und dabei Beine gemacht wie eine Spinne. Auf der Bühne giebt es eine Menge herkömmlicher Manieren, die ohne Sinn gebraucht werden. Iſt Einer ein junger Sauſewind, ſo **geht** er nie, er **läuft** beſtändig. Man ſoll aber die Natur ſtudieren. Meine Herren, beobachten Sie den luſtigſten jungen Menſchen Ihrer Bekanntſchaft, wenn er auch erſt 18 Jahre alt wäre, und ſehen Sie, ob er wie ein Knabe ſpringe. Er thut es gewiß nicht. Die Lebhaftigkeit hat ganz andere Zeichen. — Hr. **Leißring** machte den Major Langſalm. Es muß ihm zum Verdienſte gerechnet werden, daß von der Scene an, wo er auftrat, alle Uebrigen, viel beſſer ſpielten als vorher. — Dem. **Urſpruch** als Babet war nicht natürlich genug, und deklamirte manchmal an unpaſſenden Stellen. Sie möge ſich ja hüten, aus jedem Worte das Herz reden zu laſſen, dies iſt das unfehlbarſte Mittel, vom Zuhörer die Rührung abzuhalten. Ungeſchicklichkeit war's, daß ſie die Kaffeetaſſe ſo regelmäßig auf die Erde fallen ließ, daß dieſe ganz bleiben mußte. Aber Hr. Becker, trat mit bewunderungswürdiger Geiſtesgegenwart, tapfer mit dem Fuße darauf, und zerbrach ſie in zwanzig Stücke. —

Am 25. Nov. — **Der Fündling**, oder: die moderne Kunſtapotheoſe. Ein Luſtſpiel in zwey Abtheilungen, von C. W. Conteſſa. (Zum zweiten Erſtenmale).

Die Erfindung iſt etwas keck. Ein ſo ſcharf geſchliffenes Werkzeug als der Ehebruch, iſt zu gefährlich, um damit zu ſpielen. Der Irrthum, des Luſtſpiels Sohn, ſoll mit Dingen tändeln, die minder ehrwürdig ſind. Dann — das nach ſeinem Elemente Schnappen, des auf's trockne Alltagsleben geworfenen, und in den Maſchen häuslicher Sorgen zappelnden Künſtlers, iſt ein, durch den ſtarken Gebrauch ſeit her, ganz zerfaſerter Stoff. Auch hat unſer Dichter da, ihn nicht ſonderlich neu aufgepuzt. Mann und Frau mahlen beide, jener Bilder, dieſe Kaffe: das iſt der Herzzerreißende Gegenſatz, zwiſchen Kunſt und Küche. Die Frau Künſtlerin, welche ihr Mann idealiſch drappirt und bekränzt hatte, um einem Gemählde als Vorbild zu dienen, entläuft, ſo angethan, dem Pinſel, weil ihr gemeldet wird, die Milch ſei übergelaufen: das iſt die proſaiſche Feuerſpritze, die ein poetiſches Gemüth auslöſcht. Dann — die Verwechslung der beiden Medaillons, die der Kammerdiener wagt, iſt eine zwar ſchöne Argliſt, die aber nicht gutwillig dem Genius des Dichters gefolgt iſt, ſie mußte gewaltſam entführt werden. Dann — die Sprache worin das Luſtſpiel geſchrieben, iſt die jetzt, wegen ihrer Wohlfeilheit ſo beliebte gereimte Proſa: das heißt derbes Pumpernickel zu zierlich geformten Pfeffernüſſen verbacken. —

Die Aufführung war ſehr gut, ja ganz vorzüglich. Hr. Otto, der Mahler, und Hr. Weidner, Kammerdiener, ſpielten mit ſichtbarem Bemühen; Jener hatte viel Feuer, dieſer einen wahrhaft künſtleriſchen Vortrag. Doch etwas zu heimtückiſch war ſein Gebehrden. Man hätte glauben können, er ſei ein Böſewicht, was er eigentlich nicht war. — Das liebe Kind Ida Weidner, trug das Lied „vom armen Knaben", mit ſehr beweglichem Ausdrucke vor. — Frau v. Buſch, die Kaffemahlerin, hatte ſich wohl vorſätzlich etwas unmahleriſch drappiren laſſen, um ihre proſaiſche Widerſpenſtigkeit, gegen die Befehle luſtiger Muſen, anzudeuten. — In die Bettelliſte, zur Aushülfe meiner bankerotten Kritik über das Spiel des Hrn. Hill, hat ſich ein Ungenannter, heute mit folgender Summe eingezeichnet, worüber ich hiermit dankbar beſcheinige: „Hr. Hill, als Graf, hatte, da er vor dem Gemählde kunſtprüfend ſtand, eine ſo verdrehte Stellung angenommen, daß ſein Körper ganz genau einen Paragraphen (§) bildete.“ — Es giebt doch immer noch wohlthätige Menſchen, und wer einmal ſo glücklich iſt unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher, freilich nicht.

V.

Bücherkunde.

Scherzburger Aktenſtücke. No. I. enthaltend die protocollariſche Verhandlung des Landgerichts Scherzburg in Betreff der Gewerbe-Steuer-Reclamationen. Im eignen Nachdruck-Verlage.

Daß in Deutſchland, Schriften dieſer Art, immer noch ohne Namen des Verfaſſers und des Druckorts erſcheinen müſſen, beweißt mehr als alles, wie noth ſolche thun, und wie erſprieslich ſie ſind. Aber das Glänzende verbirgt keine Dunkelheit, darum wird man in dieſem Werkchen, den Verfaſſer der „Reiſe nach Hammelburg“ bald errathen. Er fährt hier fort, — und jeder Freund des Vaterlandes drückt ihm die Hand dafür — die Maskenfreiheit des Scherzes zu benutzen, um den großen Herren, und was noch nöthiger und gefährlicher iſt, den kleinen, die Wahrheit zu ſagen, und ſie dabei vertraut zu duzen. Was wir hierbei lernen, iſt nicht minder werth, als was wir lehren — muthig ſeyn und ſprechen. Den Inhalt der Schrift bezeichnet ihr Name gehörig, für den Geiſt darin, mögen folgende Auszüge reden. Es treten nemlich in alphabetiſcher Ordnung die verſchiedenen Gewerbe auf, um gegen die ihnen auferlegte Steuer, Einwendungen zu machen.

Die Buchhändler.

— welchen ſich die Buchdrucker und Buchbinder anſchließen — bringen vor: Es iſt bekannt, daß die ſonſtige Leſeluſt ſich in gegenwärtigen Zeiten blos auf die Königl. Regierungsblätter und die Anmerkungen zum Strafgeſetzbuche — als eine unverſiegbare Quelle — beſchränkt und außerdem nur Zeitungen und — verbotene Bücher geleſen werden, ſo daß wir ohne den Maculaturhandel ſchon längſt verdorben ſeyn würden.

Um unſerm Gewerbe daher wieder aufzuhelfen, bitten wir um ein allgemeines Leſe-Verbot aller in unſerm Verlage befindlichen Ladenhüter, ſo wie um möglichſte Beſchränkung der Preßfreiheit bei der zu erwartenden neuen Konſtitution.

Die Papiermacher

— welchen ſich die Lumpenſammler anſchließen — erklären ſich dahin: Wir würden dem Vorwurfe der Kurzſichtigkeit und Undankbarkeit mit Recht nicht entgehen, wenn wir die langjährige Tendenz unſrer landesväterlichen Regierung, unſer Gewerbe durch die Menge der täglich erſcheinenden Regierungsblätter, Geſetzſammlungen, Repertorien, Commentare, ſo wie durch die periodiſchen Organiſationen, auf den höchſten Flor zu bringen, verkennen wollten, und eben ſo wenig können wir über Mangel an Lumpen klagen, indeſſen hoffen wir bei alle dem, unſere Gewerbſteuer herabgeſetzt zu ſehen, weil wir bey dem ſtärkſten Materialabſatze dennoch wenig Verdienſt haben, indem ſeit einiger Zeit die großen Lumpen in hohem Werthe ſtehen, die kleinen aber von den altteſtamentariſchen Handelsleuten als Haché genoſſen werden. Hiezu kömmt, daß im Juſtizſache das vortreffliche Tabellenweſen neuerdings ſehr eingeſchränkt und dadurch unſerm Gewerbe ein empfindlicher Stoß beigebracht worden iſt, den wir noch härter empfunden haben würden, wenn nicht auf der andern Seite die heilſamen Controllen im Polizei- und Adminiſtrativ-Fache ſich dreifach vermehrt hätten. Wir müſſen indeſſen mit Recht fürchten, daß auch hierinn nach Jahren der edle Eifer wieder erkalten und die vorige Einfachheit zurückkehren werde, die ſich mit dem papiernen, ſo hoch geprieſenen, Zeitgeiſte nicht verträgt, und unſer Gewerbe in gänzlichem Verfall bringen würde.

Man hat die Reclamanten ab- und zur Ruhe gewieſen, indem zu der geäußerten Beſorgniß hinſichtlich der Geſchäfts-Simplificirung vorjetzt kein vernünftiger Grund vorliege, vielmehr durch die projectirte abſchriftliche Einſendung aller amtlichen Verhandlungen, behufs der Reviſion der Taxen, eine ſolche Emporbringung des Gewerbs voraus zu ſehen ſey, daß ſie ſich der holländiſchen Papierarbeiter bei Zeiten zu verſichern wohl thun würden.

Die Spielleute, Stadtthürmer und andere Muſikanten

tragen vor: Warum wir überhaupt zur Gewerbſteuer angelegt ſind, da doch das Wind- und Lärmmachen von jeher unter die freien Künſte gezählt worden, iſt uns unerklärlich. Gar ungerecht wird dieſe Beſteuerung in Rückſicht auf die letzten Kriegsjahre, in denen die Bauern die beſte franzöſiſche, öſtreichiſche und ruſſiſche Muſik ganz unentgeldlich hören konnten, auch dabey ſo munter auf den Beinen erhalten wurden, daß ſie ſeit dieſer Zeit allen Geſchmack an unſrer Muſik und am Tanzen verloren haben. Es fehlt zwar an luſtigen Gelegenheiten fürs Volk nicht, indeſſen müſſen wir bey den vornehmſten, z. E. bey den vier allerhöchſten Geburts- und Namensfeſten, ſo wie bey den Landwehr-Exercitien, umſonſt aufſpielen. Bey den wenigen Kirchweihen haben wir ſchlechten Verdienſt, da die reichern Bauern zum Tanzen zu ſchwer ſind und lieber umſonſt zuſehen, die armen aber nicht viel aufgehen laſſen können. Wenn ſonſt gewöhnlich bis Tagesanbruch getanzt wurde, ſo geben jetzt, bey dem neuerfundenen Geſundheitsbiere, den Burſchen ſchon in der erſten Stunde die Kräfte aus, und wenn einige ja noch Stärke in den Waden behalten, ſo bietet die Gensdarmerie ſchon um 10 Uhr Feierabend, wofern ſie nicht ſelbſt mittanzt.

Unter dieſen ungünſtigen Umſtänden müſſen wir entweder

der gänzlichen Erlaſſung der Steuer entgegen ſehen, oder wenigſtens auf Belebung der Volksfröhlichkeit, als das eigentliche Ziel der Staatsverwaltung, durch Einführung neuer Volksfeſte antragen, wozu wir die Steuerziele, die jährliche Konſcription, die Ausſpielung der Staatslottoloose und die Jahrsſtiftungsfeier der Gensdarmerie vorſchlagen; auch möchte es nicht unzweckmäßig ſeyn, die Urtheilſprüche unter Trompeten- und Paukenſchall öffentlich verkunden, und jedes neue Geſetz im Regierungsblatte mit einer blaſenden Harmonie-Muſik in jeder Gemeinde publiciren zu laſſen, wodurch es ſich bei Alten und Jungen gewiß bis zur Widerrufung einprägen würde.

Man hat den Supplicanten — die noch mehreres zur Begründung ihrer Anträge vorbringen wollten — die Reſolution ertheilt: daß man ihr unſtatthaftes Gedudel nicht länger anhören könne, und Muſikanten in Hoffnung beſſerer Zeiten leben müßten.

Nachzügler.

1.

Man kann nicht oft genug davon ſprechen, daß die Jeſuiten ſich auch in Freiburg wieder angeſiedelt haben; ein Wunder wird nicht gleich bei der erſten Erzählung geglaubt. Dem ſchuldloſen kindlichen Volke dort, daß wie überall, wo die Furcht es nicht abhält ſeine Furcht zu äußern, bald auswittert ob ihm Schaden bevorſtehe, ward unheimlich vor dem Böſen, und es bewegte ſich. Darauf verordnete die Regierung: Ruhe, und daß um den Spöttereien ein Ende zu machen — keiner, Abends nach 10 Uhr, ohne Laterne und Licht über die Straße gehen dürfe. Man ſieht, die Herren ſind nicht ſo ſchlimm als man denken ſollte. Bei der Finſterniß, welche ihre Jeſuiten hereingebracht, ſorgen ſie doch für einige Beleuchtung.

2.

Aus Neuchatel will man die Juden vertreiben. Sonderbar. Dort werden jährlich 130,000 Stück Uhren verfertigt, und dennoch wiſſen die Herren des Landes nicht, welche Zeit es iſt!

Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben
Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Sechstes Heft.

(April 1819.)

Frankfurt am Main.
In der Hermannſchen Buchhandlung.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von 24 Bogen, beträgt 3 fl. 45 kr. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Thurn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermannſche Buchhandlung daſelbſt bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen von dieſem ſelbſt, im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, angenommen.

Inhalt.

Seite.

I. Kotzebue und was ihn gemordet. Von Görres. 244

II. Briefe über Deutſchland. . . . 254

III. Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zenſur. 266

IV. Frankfurter Volksbühne. . . . 280

I.

Kotzebue und was ihn gemordet.

Von Görres.

Der gewaltſame Tod Kotzebue's, und die Veranlaſſung die ihn herbeygeführt, hat allerwärts in den Gemüthern der Zeitgenoſſen einen tiefen Eindruck zurückgelaſſen, und es mögte rathſam ſeyn, den Augenblick bewegter Stimmung und ernſten Nachdenkens zu einigen Betrachtungen über dieſen bedeutungsreichen Vorgang, und einigen Worten der Warnung zu benutzen, die vielleicht jetzt auf einem empfänglichen Boden haften, da ſonſt die leichtſinnige Zerſtreuung des Augenblickes jeden Eindruck nur allzuleicht verweht, und die flache Gedankenloſigkeit mit bequemer Philoſophie ſich jede ernſthafte Rührung bald auszureden weiß. Wenn Zeiten großer Verhängniſſe nahen, dann pflegt der Himmel Zeichen als warnende Boten voranzuſenden; anfangs unſcheinbare, nur dem aufmerkſam Sinnenden verſtändlich, dann allmählig von wachſender Schwere und Begreiflichkeit, auf das ferne Wetterleuchten erſt ſcharfe, zückenden Blitzen langſam nachrollende Donnerſchläge, die noch der Beſinnung Raum und Welie laſſen; dann mit ſtets zunehmender Eiligkeit immer mehr anſchwellende Gewalt, bis endlich Blitz und Schlag betäubend in einen Augenblick zuſammenfallen. Dieſer Zeichen Eines, zu den Andern, die wir ſchon geſehen, iſt auch jener Vorfall; wie weit in der natürlichen Folge vorgeſchritten, mag ſich leicht jeder ſelber deuten. Als Handlung und als Werk der Freyheit muß die Moral jene That verdammen, weil ſie ein eigenmächtiges Eindringen in die Gerichte des Himmels, ein vorgreifendes Aburtheilen aus eigner menſchlich beſchränkter Perſönlichkeit, und einen gewaltthätigen Einbruch in die fremde Freyheit durch die Mitte des Lebens nicht geſtatten darf. Aber die Handlung iſt als das Individuelle bey der Sache aus dem Geſichtspunkt des Ganzen durchaus das Unwichtigere minder bedeutende; dagegen die Fügung das, was weit am meiſten zu beachten, indem jene ſobald ſie vollendet iſt, für ſich den Geſetzen anheimfallen mag, aber für die Welt ſich gänzlich in die Begebenheit verliert, die nun allein nach ihren Verhältniſſen zum Ganzen gewürdigt wird. In der Betrachtung dieſer Begebenheit iſt alſo die Schickung und das Ominöſe, wie überhaupt das einzig Fruchtbare, ſo auch das wahrhaft Ziemliche, das ohne den moraliſchen Geſetzen in ihrem Kreiſe zu nahe zu treten, über menſchliche Thaten menſchlich urtheilt, und, nachdem ſie vollbracht, in der Zulaſſung ihre Nothwendigkeit für höhere Zwecke erkennt. Der Himmel kann nämlich auf das geächtete Haupt nicht Steine niederregnen, oder mit Blitzen den ihm Verfallenen erſchlagen, weil er die Natur ein für allemal den Geſetzen der Nothwendigkeit hingegeben; aber er hat dagegen es alſo angeordnet, daß je nach den Umſtänden edle oder unedle Motive, wahrhafte Begeiſterung oder wilde Schwärmerey, ruhige Ueberlegung oder ſchnell zuſpringende Leidenſchaft ſich in der menſchlichen Bruſt gegen das Maaßloſe erheben, und alſo jedem Uebermuthe ſeine Demüthigung und jeder Sünde ſpät oder früh ihr Gericht bereitet iſt. So hat Kotzebue in bitterſter Ironie auf dieſe Zeit den Dolch gefunden, der mehr als einmal an Napoleon vorbeygegangen, weil die Vorſehung ihn zur Schande und zur Geiſel ſeines Jahrhunderts ſorgfältig gehütet, bis die Fluthen ihn an jenem Felſen ausgeworfen. Aber zugleich mit der Ironie liegt auch eine grauenvolle ſymboliſche Bedeutung in dieſem Tode, die ſeine Zeitgenoſſen vor Allem wohl bedenken mögen. Kotzebue, in ſeinem Thun und Treiben alle die Tage ſeines Lebens, hat immerfort zugleich als Creatur und Schöpfer der letzten Zeit, die vor der großen Cataſtrophe hergegangen, gewürckt; zu ihren Füßen hat er geſeßen, und ſie horchend zu den Seinigen; Schule und Lehrer ſind ſie wechſelſeitig ſich geweſen; in ſeinen Dichtungen und ſonſtigen Werken iſt der Rahm ihres hohlen, jämmerlichen Treibens abgeſchöpft, und ſie hat dagegen ihre gröſten Staatsakzionen bis zum heutigen Tage mit ſeinen Phraſen und nobeln Sentiments ausgeſtattet, und an ſeiner Geſchichte Teutſchlands täglich in ſeinem Geiſte ein Blatt weiter fortgeſchrieben; all ihre Armuth hat ſie in ihn zuſammengelegt, und er hat wieder aus dem Schatze die Spendenden bereichert; aus den Ringen und Obergehängen, die ſie dargebracht, hat er ihr das goldne Kalb gegoſſen, das ſie im Leben und ſeinem Spiegel auf der Bühne umtanzt. Der Andere aber, der ihn getödtet, gehört nach allen Umſtänden der That zu ſchließen, jener zweyten Zeit, die aus natürlichen Gründen vor Allem die heranwachſende Jugend in ſich aufgenommen, die ein einiges, freyes, ſtarkes, unabhängiges, wohl geordnetes und ſicher gewährtes Teutſchland ſich verſprochen, und der Reihe nach in allen ihren Hoffnungen aufs grauſamſte ſich getäuſcht gefunden, und nun mit ſchmerzlichem Zorn im Herzen, vor dem Pfuhle unſeres öffentlichen Lebens ſteht, der in ſeinen gähnenden Schlund und ſeinen bodenloſen Abgründen alle ihre Anſprüche, Erwartungen, Wünſche und Träume herabgeſchlungen. Beide Zeiten ſind hier zum erſtenmale blutig ſich begegnet, der gewaltſam zurückgedrängte freſſende Unmuth hat hier in die erſte Gewaltthat ſich entladen. Iſt das nicht ein prophetiſch Zeichen, aus dem die drohende Zukunft und das Schickſal der kämpfenden Zeiten ſich leichtlich jedem deutet, der im Kleinen das Große, und im Einzelnen das Allgemeine wahrzunehmen weiß? Iſt es nicht ein furchtbar dräuend Schauſpiel, aus dem Unterreich heraufbeſchworen, um den Zeitgenoſſen wie in einer Geiſtererſcheinung ihr verhülltes Schickſal im Bilde vorzuſpielen, damit ſie, ſo lange ihnen noch Friſt vergönnt ſeyn mag, durch beſonnene Einkehr das drohende Unheil von ſich wenden? Werden ſie mit gewohntem Leichtſinn auch an dieſer blutigen Warnung vorübergehen und wenn die erſte Beſtürzung erſt verwunden, ſie nach beliebter tiefſinniger Weiſe als ein Werk überſpannter Verrücktheit und zufällig eingetretener Umſtände beſchreiben, und nach Beſeitigung des unbequemen Eindrucks wieder vergnügt fortfahren, wo ſie nachgelaſſen? Kann eines Menſchen Blut nicht ſo viel, wie Ströme Bluts beweiſen in einem Gottesurtheil? Soll dies erbitternde Anfeinden, dies Verhetzen der Gemüther, dies argwöhniſche Verläſtern der Geſinnungen, dies feige vergiftende Mißtrauen zwiſchen Ständen, Claſſen, Ordnungen und Individuen nimmer zu Maaß und Ziel gelangen? Soll dies ewige Revoluzioniren des Despotismus von oben herab und dies Despotiſiren revoluzionärer Ideen von unten herauf, dieſer unerquickliche politiſche Brownianismus, der ſich leider unſerer wackern Jugend zu bemächtigen anfängt, und ſie auf dem öden Boden unweſenhafter Abſtractionen zum Brüten über leeren Allgemeinheiten treibt, immerfort in ihrem Zerſtörungswerke ſich begegnen? Dies blödſinnige Verwerfen und Mißkennen aller Geſchichte und aller auch der am tiefſten begründeten hiſtoriſchen Wechſelbeziehungen; dies übermüthige hartnäckige Verſchmähen alles deſſen, was als Geſammterwerb viel vergangener Jahrhunderte, als Ergebniß des Weltverſtandes einer allmählig geiſtig gereiften Nazion ihren einzigen Schatz und das alleinige Erbe vergangener Zeiten bildet, und zugleich der wahren Freiheit, der nicht von heut noch geſtern iſt, die einzige ſichere Gewähr und Bürgſchaft leiſtet; dies beynahe thieriſche Zertreten alles deſſen, was auf der Einfalt ſtiller Gewohnheit und eines frommen Glaubens ſich begründen will, und das Alles im Dünkel dort einiger ſtarren Staatsmaximen, hier einiger armen, magern politiſchen Ideen aus der ganzen unendlichen Fülle der Ideenwelt wie einzelne geradlinigte Durchſchnitte herausgeriſſen:

ſoll all dies unſelige ewig unfruchtbare Treiben, dies Bepflügen dürrer Sandwüſten und dies Beſäen öder Felſen ewig dauern? Werden jene Unglücksraben, die ſeit Jahren mit ſo geſchäftiger Eile thätig ſich beweiſen, gleich denen wovon die Geſchichten früherer unheilſchwangern Zeiten berichten, die Kohlen, die noch ſtill in Haufen zuſammenbrennen wieder auf die Strohdächer auseinandertragen, daß die Flammen endlich in einen allgemeinen Brand zuſammenſchlagen? Wird man noch ferner die Wäſſer, die, wenn man ſie ihrem ungeſtörten Naturlauf überläßt, ruhig und befruchtend durch die Gauen fließen, mit wahnſinnigem Bemühen fortfahren gewaltſam zu dämmen, bis endlich die angeſchwollene Woge verheerend über alle Ufer bricht? Werden jene ſchlimmen Rathgeber die Feigheit, das ſchimpflichſte Brandmal dieſer Zeit, noch ferner wie bisher bis zum Delirium ängſten, daß wie wir ſchon oft geſehen ungeſchickte, gewaltthätige Maaßregeln die Erbitterung, die in den Gemüthern glimmt, vollends zur lichten Lohe anblaſen? Werden ſie die Machthaber noch ferner zu ſo kläglichen Mißgriffen verleiten, die ſie nun den letzten Reſt von Achtung, Liebe und Vertrauen bringen, und ſtatt deſſen alle Herzen mit unheilbarem Argwohn vergiften? Soll noch ferner durch Abweiſung der billigſten und gerechteſten Foderungen der Zeit, durch jenes unwillige Zögern in Geſtattung uralter neuerdings feyerlich gewährter Rechte, durch dieſe ehrenrührigen ewig verlängerten Friſten in Bezahlung alter Ehrenſchulden, und was noch ärger iſt, durch jenes höhniſche machiavelliſtiſche Syſtem von Lüge und Betrug, das hier und da als eine rückgebliebene Erbe aus der Rheinbundszeit ſein frevelhaftes Weſen treibt, in der Rückwirkung jede Gewaltthätigkeit herausgefodert ſeyn? Hat man aus der Geſchichte ſelbſt der letzten Jahre nicht gelernt, daß der Teutſche, ſonſt der langmüthigſte von Allen, wenn er im Zornesfeuer einer ethiſchen Entrüſtung glüht, der Furchtbarſte, Unverſöhnlichſte von Allen iſt, und hat man ihm nicht noch jetzt dazu das Gefühl einer brennenden Schaam vor dem Ausland und der Nachwelt, wie einen neuen

Feuerbrand in die Bruſt geworfen? Man ſollte denken es ſey genug verſpielt und gewagt, es ſeyen der Zeichen und Wunder genug geſchehen; und das letzte hat ſein Weh ſo laut gerufen, daß ein ernſtliches Nachdenken und Inſichgehen wohl an ſeinem Orte wäre. Aber die europäiſche Geſellſchaft iſt kränker, als ſie ſelbſt zu glauben ſcheint; zwanzig Jahre hindurch hat ſie dort alle Sünde, hier alle Schande auf ſich gehäuft, endlich iſt durch höhere Fügung die Sünde zu Fall die Schande zu Ehren kommen, und nun ſoll nichts geändert ſeyn, als daß ſich die Rollen wechſeln, und die Sünde dort einkehrt, wo die Schande gewohnt; das iſt mehr als die Geſchichte ſich gefallen und der Himmel ſich bieten läßt. Darum die tiefe Empörung in den Herzen, die ſchon alle Leidenſchaften zu ihren Bundesgenoſſen wirbt; daher der Geiſterkampf, der von einem Ende des Welttheils zum Andern geht; darum der Hader der die innerſten Elemente des Staats in ſich entzweyt; daher die fieberhaften Bewegungen die in allen Adern zucken. Sie ſchelten in ihrer flachen nüchternen Weltanſicht dieſe Stürme als heilloſe revoluzionäre Umtriebe, von einem wilden unruhigen Trieb zur Ungebundenheit geboren, und appliziren ihre erweichenden Bähungen und ihre zertheilenden Umſchläge mit viel heißen Seegenswünſchen, daß es gelingen möge, das drohende Uebel zu beſchwören. Es mögte ſchwerlich zu behaupten ſeyn, daß allen den Bewegungen, die gegenwärtig die Welt erſchüttern, ein beſcheidner, frommer, tugendhafter Trieb zum Grunde liege; aber das Unheilige iſt eben das furchtbar Praktiſche in ihnen; die Natur in ihrer Verzweifelung iſt auch nicht fromm noch ſchonend und beſcheiden, ſie iſt ein reiſſendes Thier, gewaltſam, wild, ſtürmiſch, blutgierig wo es gilt. Es iſt aber eben die Verzweifelung des geſellſchaftlichen Lebens, die in jenen Stürmen kämpft; es iſt die Ruckwirkung der Lebenskraft, die mit ihrer letzten Anſtrengung der Krankheit und der Auflöſung ſich erwehrt; es iſt der Aufruhr der Lebensgeiſter, der gegen die Vernichtung ſich empört. Dieſe Bewegungen alſo, die jene anfeinden, ſind gerade das einzig Tröſtliche in der Erbärmlichkeit der Zeit, indem ſie die fortdauernde Wirkſamkeit einer innern reproduktigen Heilkraft beweiſen, die den Marasmus, den unſinnige Rückwirkungen herbeyführen mögten, abzuwenden ſich aufgemacht; aber allzu ſehr gereizt und unvorſichtig angeregt, leicht iſt das entgegengeſetzte, Aeußerſte einer allzu großen Irritazion und einer gewaltſamen Zerreißung aller ohnehin nur mehr löſe geknüpften Lebensbande überſchlagen könnte. Auf beydes aber, die Lähmung wie das Uebermaß, hat die Natur geſetzt, was von je allen unheilbaren Zerrüttungen der geſellſchaftlichen Verhältniſſe gefolgt, einen neuen Barbarenüberzug, der drohend im Hintergrunde ſteht, und des Reſultates der gegenwärtigen Bewegungen wartet.

Das leere Schwatzen über dieſen Vorfall in der beliebten leichtfertigen Weiſe; jene hohle Phraſeologie von Myſtizism von fanatiſcher Phreneſie, von Dolchen die ſich im Herzen des Vaterlandes wenden, wie wir ſie ſchon nahe und ferne heranrauſchen hören; jenes ſchön ſtyliſirte Zettergeſchrey über die Jugend und ihre Verführer, das uns noch bevorſteht; das Dreinfahren mit plumper Gewalt und verkehrten Maaßregeln wie es hier und da verſucht werden mögte; Alles das wird nichts beſſern noch das Geſchehene ungeſchehen machen; die Handlung iſt vollbracht, und der Eindruck haftet unauslöſchlich; wie ſie auch mit ängſtlicher Haſt oder höhnendem Trotz ſich mühen mögen, jenen Blutflecken auszuwaſchen, er wird immer wiederkehren. Der junge Mann, der die That geübt, hat zur Buße freywillig hingegeben, was die Geſetze ihm abgefodert hätten; ob dies Opfer zuläßig iſt, ob ſein Leben aufwiegt das fremde Leben, das er gewaltthätig weggenommen, und die Abſicht die Störung der bürgerlichen Ordnung, die er herbeygeführt, darüber wird Gott richten; der Menſch aber ſoll ſich enthalten vorgreifend anzuläſtern, was gänzlich auſſer den Kreis der gewöhnlichen Ordnung der Dinge fällt. Das Blut aber, das hier vergoſſen werden, wird über das Haupt derjenigen kommen, die nachdem ſie Teutſchland Alles geraubt, was es billig als den Preis ſeiner Anſtrengungen erwarten konnte, nun auch mit frevelhaftem Beginnen den innern Frieden der Gemüther ſtören; die mit vermeſſenen Händen an ſeine tiefſten Lebenstheile greifen, um ſie entweder langſam von innen heraus zu lähmen und zu erdrücken, oder beym Aufſchrey der tödtlich mißhandelten Natur gewaltthätige Bewegungen herbeyzuführen, die in anderer Weiſe zum verderblichen Ziele drängen. Es wird kommen über jene, die, wie ihnen Gleichgeſinnte vor Jahrhunderten in der Reformazion die Begeiſterung frommer und wohlgeſinnter Männer, den treuherzigen Glauben des Volkes und ſeinen Drang nach unverfälſchter Lehre, und die Entrüſtung der Herzen gegen den verruchten Napoleonism, der aus einem zeitlichen Verderben der Kirche hervorgegangen, mit dem ſchändlichſten Egoism, der nichtswürdigſten Habſucht und der frechſten Gewaltthätigkeit mißbraucht, um mit dem Blute der Betrogenen ihre eignen elenden Intereſſen auszufechten, unter dem Vorwande der religiöſen Freiheit die Kirche aufzulöſen, und aus den Trümmern des großen Hauſes, das die ganze Chriſtenheit umfaßt, ſich ihre kleinen, engen Zwingburgen zu erbauen, — ſo in gleicher Weiſe die gleiche Begeiſterung, die gegen den politiſchen Deſpotism aufgeſtanden, die gleiche Einfalt, die auf Treue und Glauben ſich hingegeben; aufs ehrloſeſte mißbrauchen wollen, um nachdem das Reich eben wie die Kirche getheilt iſt, zerrißen, zerſetzt, beſtohlen und aufgelöſt, und der Freundſchaft und Feindſchaft des Auslandes wie der innern Zwietracht hingegeben, nun auch noch zuletzt den uralten Freiheitsbrief der Nazion, in dem die wechſelſeitigen Pflichten und Rechte der Fürſten und der Völker aufgeſchrieben ſind, zu zerreißen, und die Fezzen, je nachdem es kömmt, mit der einen Formel ungebundener Willkühr oder den vielfältigen Phantaſien ſchwindelnder Theorien zu beſchreiben, und mit allen Winden hinauszuſenden. Das Blut wird gefodert werden von den Händen der Rathgeber und Schriftſteller, die in die Anbetung der willkührlichen Macht vertieſt, den Fürſten ihre Verrücktheit anlügen, ſie mit den Geſpinnſten ihrer ſogenannten Staatsklugheit umſpinnen, ſie ängſtigen durch ihre erlogenen Phantasmagorien, und dadurch von einem falſchen Schritte zum Andern treiben, zu gleicher Zeit das Volk durch ihre abgeſchmackten Anſprüche empören, und alſo indem ſie hundertmal geſchlagen, unempfindlich für Schimpf und Schande, mit der heiterſten Miene immer wieder von neuem vertreten, ihren Dienſteifer dadurch beweiſen, daß ſie aufs eifrigſte Harz und Schwefel in die Gluthen tragen. Es wird gefodert werden von jenen Liberalen, die ihren Leidenſchaften oder noch ſchlechteren Motiven hingegeben, ſelbſt aus gemeinem Stoff hervorgegangen, dem Gemeinſten fröhnen in der menſchlichen Natur, klüglich zwar und feige jeder gebietenden grünenden Gewalt aus dem Wege gehen, aber ſich um ſo muthiger an der gebrochenen, abgedörrten verſuchen, und indem ſie ſo wohlfeilen Kaufes ſich in den Ruf unerſchrockener Bravour geſetzt, die Zeitgenoſſen durch ihr Beyſpiel noch in jenem großſprecheriſchen, ſpiegelfechtenden Maulheldenthum beſtärken, zugleich aber unter dem Vorwande geheime Liſten und Tücke zu beſtreiten, alles Ehrwürdige beſchmutzen, alle haltbaren Gefühle in der menſchlichen Bruſt erſchüttern, alles Vertrauen untergraben, achtungswerthe Menſchen und Inſtitutionen verklatſchen, verläumden, verläſtern, anfeinden, überall den Samen der Zwietracht ſäen, und elende Nachäffer der Franzoſen, für alles Unheil, das ſie angezündet, nichts als einige Abſtrakzionen, die ſie ihnen abgeborgt, und einige abgetragene Lumpen demagogiſcher Tiraden, die jene ihnen nach gehöriger Abnutzung zugeworfen, zu geben wiſſen. Vor Allen aber ſoll es gefodert werden von den Allerſchlechteſten, die ſich als feige Söldner der Macht verkauft, und nun, als freche, höhnende Vertheidiger alles Nichtswürdigen und Richtigen, das die Geſellſchaft in ihrer Verderbniß hegen mag, als Ultras, oder als heuchelnde Liberale, verbunden mit allem Schlechten was aus der Hefe unſeres öffentlichen Lebens gährt, ihr heilloſes Weſen treiben, chamäleonartig immer die Farben wechſeln;

Cato und Leonidas und alle Tugenden immer im Munde führen und mit frecher Stirne jede Verruchtheit beſchönigen, jede Gewaltthat mit nichtswürdiger Sophiſtik vertreten, immer predigen gegen Leidenſchaftlichkeit, Verfolgungsſucht, Unduldſamkeit und in demſelben Augenblicke ſie alle miteinander ſchaamlos üben; alles Ernſte, Würdige, Ehrenwerthe vergiften und höhniſch anblaſen, und alles Hohle, Nichtige, mit dem Winde ihrer Redensarten füllen, und in dieſer Weiſe den Theil des Volks, der ihr Spiel nicht durchgeſehen, verwirrt und bethört, dem aber, der ſie erkennt, beynahe allen Glauben an Wahrheit und Ehre in der Menſchheit rauben. Endlich aber und zuletzt darf nicht vergeſſen werden, die Schlaffheit, die Indolenz, die unwürdige Verzagtheit und der untheilnehmende Leichtſinn, durch den Alles und Jedes aufs Aeußerſte kommen muß, und die alſo durch Unterlaſſen die ſchwerſte Schuld auf ſich geladen, von der ſich Keiner losſagen darf, und die darum alle gemeinſam auch mit dem Fluch getroffen, daß von all ihrem Thun und Treiben nichts zum Beſtande kömmt, und die ganze Generazion in ewig fruchtloſem Ringen, in wirrem Treiben, in immer ſich ſelbſt verzehrender Thätigkeit, ruhmlos und raſtlos ohne Glück und Segen von oben ſich verzehrt. Das ſollte jeder bey dieſer ernſten Begebenheit bedenken, möge er auf dem Throne ſitzen oder an ſeinen Stufen ſtehen, oder im Privatleben ſeinen Theil verſchulden; möge er der ariſtokratiſchen oder der demokratiſchen Parthey angehören; Alle mögen in ihren Buſen greifen, und verſuchen wie jeder an ſeinem Theil die Schuld mindern möge, und mit ihr den Fluch, der ſie getroffen, und der ſich mit allen Künſten der Selbſtbelügung nicht verſöhnen und abwenden läßt. Jene Begebenheit, die alle Gemüther erſchüttert hat, und unſere Verantwortung um ein Schweres gemehrt, kann uns ein Segen werden, wenn endlich Alle Zeitgenoſſen erkennen wollen, daß allein, was im ſittlichen Ebenmaße ſich begründet, und auf dem feſten Grunde würdig menſchlicher Geſinnung ruht, und die Gewähr der Wahrheit ohne Lüge und die ethiſche

Würde in ſich trägt, auf die Dauer ſich behaupten kann, daß aber Alles was im Aufſtande des menſchlichen Uebermuths gegen die ewigen Geſetze des Lebens hervorgegangen, alles, was nur auf der haltloſen Unterlage des frechen perſönlichen Dünkels ruht, alles was ſich durch Lügen und durch Trügen an dem ruhigen Widerſtand der Wahrheit und des Rechts allmählig, oder an den unwandelbaren Geſetzen des moraliſchen Gleichgewichts gewaltſam vergeht, gegen die jeder Kampf wahnſinnig und thörigt iſt. Jenes Blut iſt nicht umſonſt gefloſſen, wenn die Partheyen erkennen, daß der einzige Kampf, der immer ſiegreich iſt, und der einzige Gegenſatz, den die Natur anerkennt, die Geſchichte ehrt, und die Vorſehung immer ſegnet, der des Guten mit dem Schlechten iſt; daß aber alle andern Spannungen und Gegenſätze von Menſchen und Inſtituzionen in ganzer Maſſe, nur inſofern geehrt und gutgeheißen ſind, als ſie von jener Erſten Oppoſizion in ſich tragen, und daß je nach der Miſchung von Recht mit Unrecht ewig Sieg mit Niederlage bis zur gänzlichen Aufreibung wechſelt. Es iſt nicht umſonſt gefloſſen, wenn das lebende Geſchlecht, die Herrſcher wie die Beherrſchten, endlich jenes alten Aberglaubens an die Macht der Lüge, des Betrugs, frevelnder Gewalt und aller Künſte der Täuſchung ſich abthun, und ſich überzeugen, daß auf dem ſchlichten Wege der Ehrlichkeit, der Wahrheit, des Rechts, und eines offenen muthigen Vertrauens, das mit jeder klugen Vorſicht ſich verträgt, ganz allein durchzukommen, und dahin zu gelangen iſt, wohin nimmer Diebespfade führen. Die aber, die ſich zu den Freunden des Getödteten zählen, werden ihm den letzten Dienſt erweiſen, und ihm die Laſt der Verantwortung, die er jenſeits für das, was er durch den Misbrauch mancher Talente an ſeiner Zeit geſündigt hat, leiſten muß, leichter machen, wenn ſie den Götzenaltar, den er ethiſch, politiſch, hiſtoriſch und äſthetiſch errichtet, und bey dem ſeine Zeitgenoſſen jenen ſchändlichen Baalsdienſt geübt, zerſtören helfen. Die Worte aber, die hier geredet worden, mögen auch als eine Predigt gelten über den Geiſt der Zeit, aber freilich nicht in der Weiſe, wie ſie den Ohren der Machthaber oder verblendeter Partheygänger angenehm ſeyn mag, die Anſicht aber die darin herrſcht, werden ſelbſt die Gründer der heiligen Allianz nicht mißbilligen können, eben weil ſie die Bibliſche iſt.

II.

Briefe über Deutſchland.

(Aus der Minerve Française.)

N° 9.

Frankfurt, im Merz 1819.

Die Pariſer und Berliner Journaliſten hatten ganz Recht, ſich über mein Vertrauen in die ſo oft wiederholten Verſprechungen Preußens, und über die Leichtgläubigkeit luſtig zu machen, mit welcher ich das ſo allgemein verbreitete Gerücht angenommen hatte, daß die Völker dieſes wichtigen Theils Deutſchlands nahe daran wären, die Wohlthaten einer conſtitutionellen Regierung zu genießen. Die Jahresfeyer der Krönung, welche die Freunde der Freiheit, als den beſtimmten Zeitpunkt erwarteten, wo ihre Wünſche erfüllt werden ſollten, beſchränkte ſich auf unentgeldliche Schauſpiele, auf einen auſſerordentlichen Hofprunk, und auf eine prächtige Beleuchtung. Das iſt etwas für Höflinge und für die Menge, aber das iſt Bürgern nicht genug. Man frägt ſich überall welches die endliche Friſt ſeyn werde, und wo die Vortheile dieſer unbegreiflichen Verzögerung wären, wodurch das Volk gereizt, die Regierung der Liebe beraubt, und die Zukunft gefährdet wird. Preußen iſt unter allen Staaten Deutſchlands derjenige, der ſich für die allgemeine Unabhängigkeit am meiſten bemüht hat, derjenige wo die Fortſchritte der Verſittlichung und der Aufklärung am unbeſtreitbarſten ſind, derjenige wo ſich die öffentliche Meinung am ſtärkſten und einſtimmigſten ausgeſprochen hat. Das Preußen von 1819 gleicht ſtark dem Frankreich von 1788. Wenn die Regierung die Geſchichte jener letzten Zeit zu Rathe ziehen will, ſo wird ſie darin Regeln ihres Verfahrens entdecken, die für das Volk und für ſie von gleich großem Werthe ſind. Unglücklicher Weiſe will man die franzöſiſche Revolution nur von der Seite anſehen. Man betrachtet ſie von einem Standpunkte aus, der nur die Frevelthaten und Ausſchweifungen gewahr werden läßt. Man vernachläſſigt die Seite des geleiſteten Widerſtandes, von welchem jene Frevel und Ausſchweifungen das unausbleibliche Erzeugniß waren. Es waren Veränderungen in dem Perſonalbeſtande des Miniſteriums, als nothwendiges Vorſpiel der Reformen, welche die Staatsverfaſſung erleiden ſollte, angekündigt worden; dieſe Veränderungen haben vielleicht Statt gefunden, allein die Vaterlandsfreunde durften ſich darüber kein Glück wünſchen. Die Macht wurde Männern gegeben oder gelaſſen, die ſich als Widerſacher jeder Art Reformen erklärt haben, ſei es nun, daß ſie den Werth derjenigen die man gefodert hat, ſchlechterdings abläugnen, oder nur deren Ausführbarkeit, bei den gegenwärtigen Verhältniſſen Preußens beſtreiten. Es ſcheint, daß man ſich darauf beſchränken werde, Provinzialſtände zu errichten, denen man nur die örtliche Ausführung der Beſchlüſſe der höchſten Behörden übertragen, und jede Theilnahme an der geſetzgebenden Gewalt verſagen wird; wenigſtens iſt das die Abſicht der Regierung. Jetzt kömmt es darauf an ob die Macht der öffentlichen Meinung ſie nicht zwingen werde, von ihrem Vorhaben etwas abzuweichen.

Wenn die Bundesverſammlung zu Frankfurt die Unabhängigkeit hätte, die ihr zur Erfüllung der von der Bundesacte ihr aufgelegten Verpflichtungen unentbehrlich iſt, ſo würde es ihr zukommen, zwiſchen das preußiſche Volk und ſeine Regierung als Vermittlerin einzutreten, um leztere zu zwingen, ſich der auf dem Wiener Kongreſſe in Gegenwart aller Fürſten übernommenen Verbindlichkeiten, zu entledigen.

Der Bundesverſammlung beſonders haben die Verträge das Recht und die Pflicht anvertraut, in allen deutſchen Staaten, die Einführung der ſtändiſchen Verfaſſungen zu beſchleunigen; aber alle Verträge ſind nichts, wenn ſie nicht die zu ihrer Ausführung nöthigen Mittel in ſich ſchließen; und die Völker erkennen heute zum tauſendſten Male, daß die feyerlichſten Uebereinkünfte, immer trüglich werden können, wenn ſie ſich nicht auf Gewährleiſtungen ſtützen, und daß die Kapitulationen der Politik wie die des Kriegs, nur in ſo weit wichtig ſind, als die gegebenen Unterpfänder Werth haben. Was hilft es, daß verſprochene Conſtitutionen in hochtrabenden Protokollen ſtehen, daß man das Recht jedes Menſchen, ſeine Gedanken mit Vorbehalt der über ihm ſchwebenden Verantwortlichkeit bekannt zu machen, feyerlich anerkannt habe, daß der Grundſatz der Unverletzlichkeit des Eigenthums, mit Geräuſch verkündigt worden iſt? Ihr habt nichts gethan, ſo lange keine ausübende Gewalt beſteht. Man hätte eine ſouveräne Bundesverſammlung, ſtatt einer Bundesverſammlung von fürſtlichen Abgeordneten errichten ſollen, und würde ſich alsdann die Mühe haben erſparen können, die Freiheiten aufzuzählen, für welche man die Nation als reif anzuerkennen ſchien. Dieſe Freiheiten würden aus der Mitte einer frei erwählten, und mit der nöthigen Macht verſehenen Bundesverſammlung, die Intereſſen des Deutſchen Volkes zu ſchützen, von ſelbſt hervorgegangen ſeyn. Die Verträge und Verfaſſungsurkunden erklären nur die Rechte. Die organiſchen Geſetze, dieſe ſind's die den wirklichen Beſitz ordnen, ohne welchen die Rechte nur leere Worte ſind. Man hat uns die freiſinnigſten Bewilligungen gemacht, nur die nicht, welche die Bürgſchaft aller andern iſt, und ihnen allein Beſtand giebt. Wäre es nicht beſſer, daß die Großmuth der Monarchen, ſich auf einer grade entgegengeſetzten Weiſe gezeigt hätte, daß im Jahre 1814 keine Conſtitutionen verſprochen worden, und daß alle Deutſche Staaten heute einer conſtitutionellen Verfaſſung theilhaftig wären; daß man der Preßfreiheit keiner Erwähnung gethan, man aber frei ſchreiben dürfe; daß man die Beſitzthümer nicht unverletzlich erklärt hätte, und die weſtphäliſchen Güter noch in den Händen ihrer geſetzlichen Käufer wären. Man würde ſich gar ſehr betrogen haben, wenn man geglaubt hätte, die Völker durch eine eitle Anerkennung ihrer Rechte, und durch die, der Macht der Meinung dargebrachte Lippenhuldigung, ein für allemal abfertigen zu können. Die Anhänger der Regierungsgewalt deklamiren unaufhörlich gegen die Theorien; allein gerade die Theorien ſind's, in welche die Völker jetzt am wenigſten Vertrauen ſetzen; ſie glauben nur an die Freiheit wenn ſie ſie ausüben, an Bewilligungen, wenn ſie ſie in Händen haben, und an Rechten wenn ſie wirklich beſtehen. Sie ſind zu aufgeklärt, um ſich ſtatt Inſtitutionen Protokolle gefallen zu laſſen, und, wie es der Oeſterreichiſche Beobachter ſehr treffend geſagt hat, die Ströme von Licht die von allen Seiten zufließen, ſchwemmen heut zu Tage die alte Weisheit der Kabinete gänzlich weg.

Ich werde nicht aufhören es zu wiederholen, das deutſche Volk hatte das Recht, von dem lezten Congreſſe, die vielen Verbeſſerungen die ſein geſellſchaftlicher Zuſtand erfodert, zu erwarten. Unglücklicher Weiſe, beſchränken ſich, was unſere Angelegenheiten betrifft, alle die Vortheile die man ſich von den Berathungen jener erhabenen Verſammlung verſprochen hatte, auf die Bildung einer aus den Miniſtern der vier vorherrſchenden Mächte zuſammengeſezten Commiſſion, welche beauftragt worden eine kleine Zahl von Geſchäften, über welche die Bundesverſammlung aus Incompetenz oder andern Gründen nichts beſtimmt hatte, in Ordnung zu bringen. Dieſe Kommiſſion ſollte ſich hauptſächlich, mit den Streitigkeiten zwiſchen dem Könige von Baiern und dem Großherzoge von Baden, mit den Anſprüchen der Weſtphäliſchen Domänenkäufer, und der bürgerlichen Verbeſſerung der Juden beſchäftigen. Verſchiedene Zuſammenkünfte haben Statt gefunden, allein es ſcheint, daß dieſe nur vertraulich waren.

und nichts darin hat beſchloſſen werden können. Alles was man weiß beſteht darin, daß ſich die Kommiſſion nach ſechs Wochen eines ſchwankenden Daſeyns aufgelöſt hat, und die einzige unſtreitige Thatſache iſt, daß Bevollmächtigte zur Bildung dieſer Kommiſſion ernannt worden, und daß dieſe wieder auseinander gegangen ſind. Man begreift, daß die Händel zwiſchen Baden und Baiern ſolche Schwierigkeiten dargeboten haben, daß die Entſcheidung der Souveräne in dieſem Betreffe, auf unbeſtimmte Zeit hat verſchoben werden müſſen. Man verwundert ſich gar nicht, daß alte Vorurtheile, ehrwürdige Scheingründe, und zumal hartnäckiger Eigennutz, über die Rathſchläge der geſunden Staatskunſt und der ſtrengen Rechtlichkeit, gegen die Juden den Sieg davon getragen haben; aber die Käufer der Weſtphäliſchen Domänen! Womit will man die Verzögerungen, welche die unerhörteſte Gewaltthätigkeit zu heiligen ſcheinen, entſchuldigen? Auf welche Scheingründe wird man ſich zur Vertheidigung einer Maasregel zu berufen wagen, gegen welche die ausdrücklichſten Verfügungen der feyerlichſten Verträge, das Verfahren aller wieder eingeſezten Souveräne, und die Meinung der Rechtsgelehrten aller Partheien ſich erheben? Mußte es dahin kommen, daß die ausgetriebenen Güterbeſitzer, den Regensburger Reichstag, und das ehemalige Reichskammergericht zu Wetzlar zurückwünſchen? Preußen hat, in dem ihm zugefallenen Theilen des Königreichs Weſtphalen, die unter der vorigen Regierung geſezlich erworbenen Rechte, geachtet. Oeſterreich hat ſich auf's beſtimmteſte zu Gunſten der ausgetriebenen Gutsbeſitzer erklärt. Rußland hat dieſelben Grundſätze und die nehmlichen Wünſche an den Tag gelegt; und die 1813 begangene Ungerechtigkeit beſteht 1819 noch! und die Regierung einer Volksmenge von fünf mal hundert Tauſend Seelen iſt ſtark genug, zugleich den wiederholten Auffoderungen aller Mächte, und der offenbaren Gerechtigkeit, und dem Geſchrei der öffentlichen Meinung, Trotz zu biethen! Achtungswerthe Familien ſind ins Elend geſtürzt, ihren Foderungen wird von der Bundesverſammlung Gehör gegeben, ihre Rechte werden von den Souveränen anerkannt, und der Tempel der Gerechtigkeit bleibt ihnen dennoch verſchloſſen! In der That, es iſt unmöglich von einer ſo ſonderbaren Erſcheinung eine vernünftige Erklärung zu geben, und man weiß nicht, ob hier nicht ſelbſt der Triumph mehr bewunderungswürdig, als die Handlung an ſich gehäſſig iſt. In Ermangelung einer vorherrſchenden Macht in Deutſchland, hat ſich der Geſchäftsführer der Weſtphäliſchen Domänenkäufer, im vorigen Jahre, für diejenigen Franzoſen die die Kurfürſtliche Regierung gleichfalls aus ihrem Beſitze getrieben hatte, an die franzöſiſchen Kammern gewendet. Die Bittſchrift wurde dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zugeſtellt; aber dieſer Miniſter that nichts. Er behauptete, daß eine Empfehlung des franzöſiſchen Kabinettes zu Gunſten drei oder vier Individuen, ſo viel werth ſey, als eine Anerkennung der Legitimität des Königreichs Weſtphalen. Man darf hoffen, daß eine ähnliche Antwort, auf die Vorſtellung die der Bevollmächtigte der Domänenkäufer in dieſem Jahre bei den Kammern und der Regierung zu erneuern gedenkt, nicht wird gegeben werden. Das Vertrauen welches der Charakter des erſten Miniſters in dieſer Beziehung einflößt, erhält einen ſtarken Zuſatz durch einen beſondern Umſtand, der ohne Zweifel von Gewicht ſeyn wird. Unter den aus dem Beſitze geſtoßenen franzöſiſchen Domänenkäufern, befindet ſich auch der General Allix, der, vor zwei Monaten aus ſeiner Verbannung zurückgerufen, das Glück hat, jezt nur noch ruinirt zu ſeyn. Der General Deſſolles wird in ſeiner miniſteriellen Laufbahn wenige ſo günſtige Gelegenheiten finden, den rechtlichen Geſinnungen, die den ſchönſten Theil ſeines ehrenvollen Rufs ausmachen, und der Pflicht, das Misgeſchick eines ſeiner ausgezeichnetſten Waffengefährten zu verſüßen, zu gleicher Zeit Genüge zu leiſten. Frankreich, welches ſich ſo redlich, gegen die Fremden, der von ſeinen verſchiedenen Regierungen gemachten Schulden entledigt hat, kann von ihnen mit Recht, gleiche Achtung für die Geſetze und Verträge ſodern. Ohne Zweifel wird die Dazwiſchenkunſt des Pariſer Kabinets, durch die Berathung der beiden Kammern aufgeſodert, die Entſcheidung um welche ſich die Weſtphäliſchen Domänenkäufer ſchon ſo lange bemühen, ſehr beſchleunigen. Die Gerechtigkeit die man für Einige erlangte, müßte ſich dann nothwendig auf alle ausdehnen, und die Wiedereinſetzung der deutſchen Beſitzer, würde mit der der franzöſiſchen unverwehrlich Statt haben.

Nach dem was ich Ihnen von der Bundesverſammlung geſagt habe, wäre es ziemlich überflüſſig, Ihnen von den Verhandlungen die ſeit wiedereröffneter Sitzung Statt gefunden, Bericht zu geben. Ich würde nur wiederholen was Ihnen alle Journale mitgetheilt haben. Die Bildung des Bundesheeres iſt der weſentlichſte Gegenſtand, mit welchem ſich die Bevollmächtigten bis jezt beſchäftigt haben. Man hat nie mitten im Frieden, ſo viel vom Kriege ſprechen hören. Es ſcheint, daß die Bundesverſammlung, den alten Wahlſpruch: Si vis pacem, para bellum, angenommen habe. Das Publikum nimmt wenig Antheil an dieſen Berathungen. Ob die Heerabtheilungen, gemiſcht oder geſondert ſind, ob die kleinen Fürſten ihre Contingente unter einem eigenen Befehlshaber vereinigen, oder ſie den vorherrſchenden Souveränen zur Verfügung überlaſſen, daran iſt wenig gelegen. Die Unabhängigkeit der Völker hängt nicht von ihrer arithmetiſchen Stärke ab, ſondern von dem Geiſte der ſie beſeelt. Die Bundesverſammlung laſſe ſich angelegen ſeyn Bürger zu bilden, dann wird ſie immer Soldaten haben; man beſtimme die Regeln des Fortrückens; keine entehrende Befreiungen mögen ferner, aus dem Soldatendienſte eine Frohnarbeit, und aus den höhern Graden ein Vorrecht machen; der Hebel der Ehre erſetze den Gehorſam,der Sklaverei und die Zucht des Stockes; alsdann wird man ein Volksheer haben, und Deutſchland keine äußere Gefahr mehr fürchten. Allein, ob bewaffnete Menſchenhaufen, auf dieſe oder jene Art abgetheilt werden, ob ſie dieſem oder einem andern edlen Feldmarſchall gehorchen, das iſt eine Sache, die ſehr geeignet iſt den Ehrgeiz der Kabinete in Bewegung zu ſetzen, aber die Aufmerkſamkeit eines Volkes, das ſeine Würde fühlt, nicht zu feſſeln vermag.

Unter allen dieſen Abſtimmungen, deren Eindruck ſo ſchnell vorübergeht, iſt jedoch eine wegen ihrer Sonderbarkeit aufgefallen, und hat zu verſchiedenen Auslegungen Anlaß gegeben. Der Herr Miniſter der Niederlande, indem er mit Recht ſich über die Nothwendigkeit verbreitete das Föderativband zu erweitern, und die Verbindung zwiſchen dem deutſchen und franzöſiſchen Volke enger zu machen, hat auf die Hypotheſe eines Großherzogthums Elſaß, wodurch der König von Frankreich Mitglied des Bundes würde, redneriſch hingedeutet. Dieſe Hypotheſe iſt den Einen nur als eine ſolche erſchienen, Andere haben etwas mehr darin ſehen wollen; der übrige Theil der Rede iſt indeſſen wenig dazu geeignet, über die Abſicht welche die betreffende Stelle eingegeben hat, Licht zu verbreiten. Wenn man davon eine prächtige Lobrede des franzöſiſchen Volks bemerkt, ſo glaubt man auf der andern Seite in der des Herzogs von Richelieu den Ausdruck des Bedauerns, zu Gunſten eines Miniſteriums das nicht mehr iſt, wahrzunehmen. Warum, fragen Einige, bei der Bundesverſammlung von dem Elſaſſe ſprechen, wenn dieſe ſich mit der Militair-Organiſation Deutſchlands und mit dem Befeſtigungsſyſteme am Rhein beſchäftigt. Nach Andern, ſoll der Herr Miniſter der Niederlande jene Schöpfung eines Großherzogthums Elſaß, nur in der edlen Abſicht vorausgeſetzt haben, um einer ähnlichen Meinung ſeines Vorgängers des Barons von Gagern, welche aufgeſchreckte Intereſſen als die diplomatiſche Baſis eines weiterführenden Projekts angeſehen hatten, eine günſtige Auslegung zu geben. Dieſen nehmlichen Intereſſen kömmt es zu, zu beurtheilen, ob der neue Miniſter, in dieſer Auslegung des wirklichen Wunſches des Herrn von Gagern, die Grenzen, jenſeits welcher die Rechtfertigung ſeines Scheinwunſches anfängt, beachtet oder überſchritten habe. Ich geſtehe offenherzig, daß ich mit meiner eigenen Meinung hierüber nicht ins Klare kommen konnte. Man verſichert daß die meiſten Mitglieder der Bundesverſammlung die fragliche Rede mißbilligt hätten, und man ſie ſogar nicht ins Protokoll habe aufnehmen wollen. Der Herr v. Gagern war beſſer weggekommen. Die Zuſammenſtellung dieſer Umſtände verdoppelt meine Unentſchiedenheit, und zwingt mich, den Tadel oder das Lob zu vertagen, welchen dieſe Rede, von dem Augenblicke an wo ich ſicher ſeyn werde ſie verſtanden zu haben, in meinen Augen in gleich großem Maaße verdient haben würde. Die künſtlichen Wendungen die man in die diplomatiſche Sprache eingeführt hat, machen das Verſtehen derſelben äußerſt ſchwer. Man weiß nie beſtimmt, was man aus dem Geſagten nehmen, noch was man dem Verſchwiegenen unterſetzen ſolle, und es iſt faſt unmöglich geworden, den Gedanken des Verfaſſers von dem Wortſchwalle mit dem er ihn glaubte umgeben zu müſſen, loszuwickeln. Man wird damit aufhören, daß man ſich nicht mehr verſteht, und wir werden dahin kommen, den Herrn v. Gagern zurückzuwünſchen.

Wenn das Verfahren des ehemaligen franzöſiſchen Prinzipalminiſters in dem Bevollmächtigten der Niederlande einen eifrigen Lobredner gefunden hat, ſo hat es dagegen im Oeſterreichiſchen Beobachter, einen Verläſterer gefunden, der glücklicher Weiſe eben ſo ungeſchickt als übelwollend iſt. Ich hatte in meinem Briefe Nr. 6 behauptet, daß der Entſchluß des Kongreſſes die Räumung Frankreichs betreffend, nicht ſo ganz freiwillig war, und daß die diplomatiſchen Unterhandlungen bei dieſer Gelegenheit geweſen wären, das was ſie immer ſind, ein Streit zwiſchen Anſprüchen und Intereſſen. Der Beobachter, oder, wenn Sie wollen der Oeſterreichiſche Conſervateur, iſt nicht dieſer Meinung; er behauptet, daß die Unterhändler von Aachen nichts unterhandelt haben, daß die Vereinigung der drei großen Souveräne, kein Ergebniß hervorgebracht hat, und daß die Befreiung des franzöſiſchen Bodens, lange Zeit vor dem unnützen Kongreſſe, auf welchen ganz Europa, mit einer ſo leichtgläubigen Aengſtlichkeit alle ſeine Blicke gerichtet hatte, ſchon beſchloſſen war. Die Meinung Frankreichs kömmt hier glücklicher Weiſe der Meinigen zu Hülfe, und vertheidigt die Dienſte des edlen Herzogs gegen die Behauptungen des Zeitungsſchreibers. Die überwiegende Mehrheit beider Kammern, hat, indem ſie dem Unterhändler von Aachen eine Nationalbelohnung zuerkannte, gezeigt, daß ſie die Hinderniſſe die zu überwinden waren, in ihrer ganzen Ausdehnung erkenne, und die Regierung, indem ſie ſich dieſe Handlung der Freigebigkeit zugeſellte, hat die Rechtlichkeit der Anſprüche auf welche ſie ſich gründet anerkannt. Dieſe Thatſache allein, antwortet genug auf alle Behauptungen. Das Majorat des Hrn. v. Richelieu iſt eine kräftige Widerlegung der hohlen Redensarten des Beobachters. Er mag Anſchwärzungen auf Anſchwärzungen häufen; von keinen Beweiſen unterſtützt, werden ſie gegen ſo ſtarke Zeugniſſe nichts vermögen. Ich könnte übrigens den Wiener Zeitungsſchreiber fragen, warum er mehr geglaubt ſeyn will als ich, er, der von der Stadt wo die erhabenen Unterhändler ſich vereinigt hatten, ſo weit entfernt iſt; warum er ſieben Seiten verbraucht hat, um das was ihm ſo höchſt unwahrſcheinlich und abgeſchmackt erſchien zu widerlegen; warum ſo viele deutſche Blätter die Einzelnheiten die ich über die Verrichtungen des Kongreſſes bekannt gemacht hatte, aufgenommen und wiederholt, und warum endlich mehrere geachtete Journale mir zuvorgekommen ſind und ihm geantwortet haben; allein wer weiß, ob nicht in vierzehen Tagen, der Beobachter ſelbſt, die Genauigkeit meiner Darſtellung anerkennen wird? Man erinnert ſich, daß er der erſte war, der uns vor einigen Monaten mit einem Vertrage vom Monate Juni 1817, bekannt machte, worin feſtgeſetzt war, daß die Königin von Hetrurien in den Beſitz von Parma und Piacenza nach dem

Tode der jetzigen Souveränin dieſes Herzogthums, zurücktreten werde. Nun höre man! Dieſer Vertrag iſt ganz der nehmliche, deſſen Beſtehen der Beobachter kurze Zeit vorher geläugnet, und bei welchem Anlaſſe er gegen die Ritter der Revolution einen heftigen Ausfall gemacht hatte. Ich muß eingeſtehen, daß ſich in dieſer Beziehung der Beobachter ſehr gebeſſert hat. Vor ſechs Monaten würde er mir die Benennungen Maratiſt und Septembriſirer an den Kopf geworfen haben, weil ich mir zu ſagen erlaubte, daß auf einem Congreſſe wo drei Monarchen und ſieben oder acht Miniſter, um über zahlreiche und verwickelte Verhältniſſe übereinzukommen, verſammelt waren, politiſche Discuſſionen Statt gefunden haben. Heute begnügt er ſich mich als einen Lügner und unwiſſenden Menſchen darzuſtellen *). Der Freiheitsgeiſt hat alſo unſtreitbare Fortſchritte gemacht weil es erlaubt iſt, von der Meinung des Hrn. Pilat abzuweichen, ohne vor den Augen ganz Europa's als ein Jakobiner bezeichnet zu werden. Was ſeine Meinung betrift, daß die Frankfurter Briefe von

---

*) Ich bin, nach dem Beobachter ein unwiſſender Menſch, weil ich in dem Briefe Nr. 6. geſagt habe, daß die konſtitutionelle Verfaſſung auf keinen der Staaten, die ſie ſchon lange foderten ausgedehnt worden ſei, und daß die Landwehr und der Landſturm ihre Organiſation beibehalten hätten. Der Beobachter hat ſich geſtellt als verſtände er mich nicht; allein er weiß recht gut daß ich nur darüber klagte, daß ſeit dem Congreſſe, die repräſentative Regierung noch in keinem Staat eingeführt worden iſt. Es iſt mir nicht unbekannt, daß von acht und dreißig Fürſten fünf bis ſechs Konſtitutionen gegeben haben. Was die Landwehr und der Landſturm betrifft, ſo iſt dieſe Inſtitution vielleicht für ſich gut, hat man aber nicht, ſo lange ſie beſtehen wird, das Recht, ſich über die Laſt der ſtehenden Heere zu beklagen? Oder, wenn man ſtehende Heere haben will, wozu der Landſturm und die Landwehr, die, was auch der Beobachter hierüber ſagen mag, immer noch eingeführt hat?

einem Franzoſen geſchrieben würden, ſo werde ich mir nicht die Mühe geben ſie zu widerlegen. Der Himmel wolle, daß mein Styl, in den Augen der Pariſer Leſer nichts Deutſches an ſich habe! Die Mühe die ſich Einige geben das Geheimniß meines Namens zu entdecken, iſt in der That etwas ſehr Merkwürdiges. Der Eine erkennt einen Heſſen in mir, der Andere erzeigt mir die Ehre mich für den General Allix zu halten. Herr Felix Desportes verſichert, daß ein allgemein in Deutſchland verbreitetes Gerücht, ihn als den Verfaſſer der Frankfurter Briefe bezeichne. Nach einem andern ſind dieſe Briefe die Frucht der Ehe eines Franzoſen mit einer Deutſchen. Der Theil des Publikums, der in meinem Briefwechſel einige Belehrung ſucht, ſchenkt allen dieſen leeren Gerüchten ohne Zweifel keine Aufmerkſamkeit. Was liegt daran ob ich ein Deutſcher, Ruſſe, Franzoſe oder Spanier bin? Das Weſentliche iſt, daß man in meinen Worten den Ausdruck der Wahrheit erkenne. Die Wahrheit gehört allen Nationen an *).

---

*) Der ſtaatsfromme Eifer, den die in der Minerve Française mitgetheilten Briefe über Deutſchland, bei unſern Kabinets-Hierophanten rege gemacht hat, iſt etwas Unerklärliches; da dieſe Briefe wenig enthalten, was nicht gleich ſtark und offen, auch in deutſchen Zeitſchriften geſagt worden wäre, und geſagt werden durfte. Die Pariſer ariſtokratiſchen Blätter haben erſt vor einigen Tagen, eine Nachricht aus Frankfurt mitgetheilt, daß die Polizei einer benachbarten Stadt den Auftrag erhalten habe, dem Verfaſſer jener Briefe nachzuſpüren. Es ſcheint, daß wir uns vor den Franzoſen ſchämen, und nicht haben wollen, daß ſie die Erbärmlichkeit unſeres Treibens erfahren. Hätten wir aber dabei gewonnen, wenn, ſtatt der ehemaligen Furcht, uns jetzt dieſes Volk Ehrfurcht einflößte? Eine Vormundſchaft dulden iſt lange nicht ſo ſchimpflich, als ſie verdienen. —

Anmerkung des Ueberſetzers.

III.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zenſur.

Bei der jetzigen Beſchaffenheit der Menſchen und der Dinge in der bürgerlichen Geſellſchaft, wo jede Arbeit ohne Luſt, und jede Luſt ohne Würde iſt, bringt es Gefahr ſeine Leſer zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geiſt, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verſtand des Bürgers, die Empfindung als eine bethörende Schmeichelerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von ſich ſtößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geſchäftsmann willkommen heißt. Von Deutſchen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung, ſelten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach dieſem ſtrebte, dem lag an der Wahrheit nicht, ſondern daß er gelobt werde — ſo urtheilen ſie. Aber was mich jezt zu dieſen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß iſt es die Eitelkeit nicht; ich hätte dann nicht ſo offen davon geredet und hätte ſchlauer mein Inneres hervorgeſtellt. Aus einer reineren Quelle entſpringt meine Beſorgniß. Ich möchte belehren und fürchte zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte zu beluſtigen, ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernſt anſprechen, und ich fürchte Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch keiner die Feder geführt; in Milch habe ich ſie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine ſchwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener geſcholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens ſeyn, es iſt ſchwer, ja es iſt unmöglich, keine Satyre zu ſchreiben!

Zenſur! Das iſt ein Wort, womit man den leichtſinnigſten, gedankenloſeſten, heiterſten Schlemmer, in Trübſinn, ernſtes Nachdenken, in Schrecken und Staunen verſetzen, oder den düſterſten Murrkopf zum unauslöſchlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppiſch, bewunderungswerth und abgeſchmackt zugleich iſt. Es iſt das Eine, wenn damit das Große erſtrebt und erreicht, es iſt das Andere, wenn damit nach Kindiſchem gezielt, und nicht einmal dieſes erlangt wird. Seit dreyßig Jahren rauſcht das bewegte Meer des losgelaſſenen Geiſtes der Menſchheit, in hohen und ſtolzen Wellen daher, und ſchwemmt die ſandigen Ufer weg. Und da ſehen wir ein Land, das ſich kühn und kräftig dem anſtrömenden Ozean entgegen ſetzt, das ihn mit eiſernem Strande abhält, ſo daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer ſpritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur ſo viel ins Land geleitet, als man bedarf um Blumen- und Küchengärten zu wäſſern; vom Geiſte der Zeit nur ſo viel geſchöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig iſt. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen ſich frei und glücklich, weil man ſie keine größere Freiheit wünſchen lehrte, als die ſie beſitzen, und kein höheres Glück als deſſen ſie theilhaftig werden können. Nun giebt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen laſſen, damit er ſpärlicher fließe; wo ſie ſich mit Schneeballen gegen Kanonenſchüſſe wehren, und beim Nordlichtſchein mit Sprützen zu Hülfe eilen, weil ſie die Helle für eine Feuersbrunſt halten. Dort wird die Stillung des Durſtes verwehrt, aber das Eſſen geſalzner Speiſen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verſtattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geiſtesdruck geübt, der um ſo grauſamer iſt, weil er nur ſchmerzt ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber ſelber nichts gewinnen. . . . Es iſt klar, daß ich von der Oeſterreichiſchen Zenſur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entſtehen ſolcher Bedürfniſſe, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verſtand. Die inländiſche Zeitungszenſur hat nichts Auffallendes; ſie übt keine fruchtloſe Härte, weil auch die fremden Blätter die ins Land kommen einer Zenſur unterliegen, und weil bei der Beſchränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerecht, und daher mit Erfolg durchgeſetzt wird. Aber in Frankfurt ſind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zenſur unterworfen, alle ausländiſchen ſind davon frei; dieſe liegen in hundert Leſegeſellſchaften, Kaffee- und Gaſthäuſern auf den Tiſchen. Wozu nützt alſo die Zenſur, die ſolche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutſchen Blättern ſtehen? Frankfurt, deſſen Gebiet nur wenige Viertelſtunden zählt, will es mit ſeinen Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebſamkeit ſtrebend, ſich die Finger zerquetſchen laſſen? Frankfurt, welches ſeyn ſollte eine Freyſtätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gaſtlicher Heerd für herumirrende Unglückliche die die Zwingherrſchaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie mag es ſich herabwürdigen laſſen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die ſie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langſamer vorſchreite; ſich herabwürdigen laſſen, eine Zugbrücke zu ſeyn, die den freiſinnigen Anſichten, auf ihrer Wanderung von Norden nach dem Süden Deutſchlands, oder zurück, den Weg verſperre? Kann eine freie Stadt ſich beſſer ſichern, als wenn ſie überall die Freiheit, gegen jeden der ſie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder beſtünde die Freiheit unſerer Verfaſſung etwa nur darin, daß abwechſelnd jeder Bürger dazu kommen kann, dieſe Freiheit beſchränken zu helfen?

Man ſucht die Ausübung einer ſo ſtrengen Zeitungszenſur, mit der Anweſenheit der Bundesverſammlung zu rechtfertigen.

Das heißt Feigheit durch Furcht beſchönigen wollen. Wie, die Bundesverſammlung, die Stellvertreterin aller deutſchen Mächte, von denen die meiſten Preßfreiheit, manche Zenſurfreiheit in ihren Staaten haben, ſollte verlangen, daß in einem fremden unabhängigen republikaniſchen Staate nicht geſchehen dürfe, was bei ihnen ſelbſt zu Hauſe geſchieht? Welche Geſandtſchaft könnte ſich über eine freimüthige Sprache in den hieſigen Tagesblättern beſchweren? Wir wollen ſie alle herrechnen, und man wird ſehen, daß die Furcht vor Reklamationen, wie ſie es nennen, gar keinen Grund hat.

Oeſterreich hat zwar eine ſehr beſchränkte Preßfreiheit und eine ſtrenge Zenſur; allein, es iſt nicht ſein Vortheil dieſe Grundſätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeiſt ſchon eine gewiſſe Feſtigkeit angenommen hat, und mündig geworden iſt. Es iſt nicht das Syſtem der Oeſterreichiſchen Regierung, die öffentliche Meinung für ſich zu ſtimmen, ſondern ſie erkennt gar keine ſolche an, und ſie würde darum ein Lob aus deren Munde von ihren Unterthanen ausgeſprochen eben ſo unwillig zurückweiſen als einen Tadel. Dieſes iſt ſehr folgerecht. Die öffentliche Meinung iſt eine Macht im Staate; um ihre Gunſt buhlen, das heißt ſie anerkennen, und ſie anerkennen das heißt ihr huldigen; denn es giebt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr beſtehen. Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch ſie anerkennen, und wenn man in einem ſolchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, ſo verliert man mit dem Beſitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Oeſterreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg ſo gefährlich iſt als Niederlage. Seinen ſtarken und wahrlich nicht unverdienten Einfluß den es auf die deutſchen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Preßfreiheit gebrauchen wollen, dieſes um ſo weniger, je mehr ihm daran gelegen iſt, das in ſeinem eigenen Staate beſtehende Regierungsſyſtem, unangefochten fortbeſtehen zu laſſen.

Preußen kann der Preßfreiheit keine Feſſeln anlegen wollen; es würde ſein Lebensprinzip zerſtören, wenn ihm ſein Beſtreben gelänge. Ohne geographiſchen, ohne politiſchen, ohne den innern Schwerpunkt den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur ſeine Stütze in der öffentlichen Meinung, ſeinen Schutz in der Liebe ſeines Volkes, ſeinen Einfluß in der Achtung deutſcher Bürger. Die Preußiſche Regierung täuſche ſich nicht; ſie ſucht aufrichtige Liebe, unerſchütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutſchen Hofe vergeblich; man iſt ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des Deutſchen Volks ausgegangen iſt; man wird ſie verlaſſen in der Noth, und dann würde ihr das Deutſche Volk allein Schutz gewähren, wenn ſie ſeine Dankbarkeit dadurch feſſelte, daß ſie es, wie ſie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die ariſtokratiſchen Anfechtungen des ſüdlichen Deutſchlands kräftig ſchützt.

Von der Baieriſchen Regierung läßt ſich am wenigſten erwarten, daß ſie durch ihre Geſandtſchaft in Frankfurt, die dortigen Zeitungen ängſtlich ſollte bewachen laſſen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Preßfreiheit geduldet wird; auch wird ſich finden, daß die meiſten Artikel die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt geſtrichen wurden, aus Bairiſchen Blättern entnommen waren.

Würtemberg hat unumſchränkte Preßfreiheit und keine Zenſur; alſo von dieſer Seite kann nie ein Reklamationen-Gewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von Weimar, Baden u. ſ. w. iſt eben ſo wenig zu beſorgen.

Die Geſandten von Frankreich und England, werden ſich wohl nie herablaſſen über einen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten ſelbſt die ſie vertreten, völlige Preßfreiheit herrſcht, und es lächerlich wäre, wenn ſie fürchteten, der Meinung die man von jenen Ländern in Teutſchland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falſche Richtung gegeben werden.

Rußland hat den wärmſten Dank des Deutſchen Volkes ſich erworben, weil es ihm ſo treulich beiſtand den Tyrannen zu ſtürzen. Um ſo mehr läßt ſich von ihm erwarten, daß es den Deutſchen auch behülflich ſeyn werde, alle Tyrannei zu zerſtören, die Tyrannei der Adels- und Beamten-Ariſtokratie nehmlich, die nicht durch Tauſende von Bajonetten ſondern nur durch die Freiheit der Preſſe, durch die Oeffentlichkeit beſiegt werden kann.

Man ſieht, daß es kein Intereſſe irgend einer der Mächte, die ſich in Frankfurt durch einen Geſandten vertreten laſſen, ſeyn kann, die hieſigen Zeitungen unter ſtrenger Zucht zu halten. Es iſt hier nehmlich von einem wirklichen Staatsintereſſe die Rede; denn was etwa ſonſt die miniſterielle Pedanterie, das hergebrachte diplomatiſche Kanzleiverfahren, und der zarte Hofton, dabei eigenmächtig zu thun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräſentirten Staaten oder Fürſten angeſehen werden, und verdient nicht die geringſte Berückſichtigung. Man darf ſich keine Artigkeiten auf Koſten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Geſetzgebern und Regierungsbeamten eines Freiſtaates ſtünde ein gewiſſer Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an. Nachgiebigkeit ziemt ſich nur für große Staaten, weil ſich dieſe hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit allen ſeinen Bücklingen und unterthänigen Redensarten ſeit fünf und zwanzig Jahren gewonnen; welche Uebel hat es dadurch von ſeinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unſere epidemiſchen Feinde, die Franzoſen, weniger Millionen Brandſchatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die ſchonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hieſigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unſere Köpfe flogen und unſere Häuſer anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unſere Selbſtſtändigkeit dennoch verloren? Und hat die kräftig ſtolze Sprache die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener ſchönen Leichenrede unſerer Freiheit, nicht die größte Bürgſchaft ihrer einſtigen Auferſtehung, da kein kräftiger Wille, wo er eine Saat auswirft, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken laſſen, den Groll, die Wehmuth meines Herzens auszuſtrömen; jeder gute, jeder nachſinnende deutſche Bürger zürnt und weint, wenn er ſieht, welchen Jammer ungeſchickte Hände aller Orten über das theure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die ſich der Freiheit des Volks entgegenſetzte, dann könnte man ſagen: wir wollen ſie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir ſagen: wir wollen ſie bemitleiden und belehren. Aber die Philiſterei iſt's, dieſe widerliche abgeſchmackte Miſchung von Engherzigkeit und Geiſtesflachheit, der nicht beizukommen iſt als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche keiner der ſich fühlt, Demuth genug hat.

Die Leſer des bisher Geſagten werden erwarten, ich hätte meine Foderungen an die Preßfreiheit in Frankfurt, hoch geſtellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die Freiheit zu ſchreiben, in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrucke der Conſtitution die Hoheit in der ganzen Bürgerſchaft ruht, nicht geringer ſeyn könne als in monarchiſchen Staaten, wie Frankreich und Würtemberg. Allein ſo iſt es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hieſigen Bundesſtadt obwaltende *geſellſchaftliche* Verhältniſſe billige Rückſicht genommen, und keine größere Preßfreiheit verlangt, als ſie in ſolchen deutſchen Staaten beſteht, wo noch Zenſur Statt findet.

Es kömmt mir weder zu, noch kann es von mir gefodert werden, abzumeſſen wie viel bei der Zenſur wie ſie gegen die Zeitung der fr. St. Frankfurt ausgeübt worden, dem Zenſor und wie viel der Behörde zuzuſchreiben ſei, welcher derſelbe für ſeine Amtsverrichtungen verantwortlich iſt; aber nach welchen Grundſätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundſätze dieſe Zenſur verfahren ſei, wird man aus nachfolgendem erſehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einſichtsloſer wird wohl in ganz Deutſchland keine Zenſur verwaltet als die hieſige. Ihre Strenge hat mich nie ſo erbittert als es ihre Nachſicht that, weil ſich aus dieſer ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkühr war. Es wurden Zeitungsartikel geſtrichen, die in den Reſidenzen der Regierungen oder Fürſten, von denen ſie handelten, ſelbſt gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Iſt es nicht die billigſte Foderung von Preßfreiheit, daß ſie für jeden Staat von welchen die Zeitungen ſprechen in einem ſolchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate ſelbſt über ihn geſagt werden dürfte! Alſo (ich muß mich deutlich machen, eine etwas abſtrakte Sprache verſteht nicht jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen geſagt werden dürfen: über Baiern, ſo viel in München ſelbſt, über Frankreich ſo viel in Paris, über Würtemberg ſo viel in Stuttgart, zu ſagen erlaubt iſt, und iſt es nicht die größte Feigheit die Rückſicht für eine Regierung ſo weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, deren ſie in ihren eigenen Staaten freien Lauf laſſen muß. Die meiſten Artikel die in der Zeitung der fr. St. Frankfurt geſtrichen wurden, waren aus Deutſchen ſchon einmal zenſirten Blättern entnommen. Da die Deutſchen Zeitungen ſich wechſelſeitig abſchreiben und die meiſten derſelben unter Zenſur ſtehen, ſo giebt es nichts ſpaßhafteres, als dieſes vielfache Deſtilliren eines Artikels, und wie ſolcher bis er dem durſtigen Leſer zu Munde kömmt, durch zwölf Zenſurkolben wandern muß, und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geiſt herausgearbeitet iſt, nicht um ihn zu trinken, ſondern um ihn wegzuſchütten, und nichts als das lymphatiſchſte Waſſer übrig zu behalten.

Wo die Zenſur ihr Scharfrichteramt ausübt, da thut ſie was ihr obliegt, und man weiß woran man iſt; aber das Recht zu begnadigen ſollte ſie nicht haben, dieſes macht ihre

Gewalt nur noch tyranniſcher, indem es ihr die Freiheit giebt nach Willkühr zu verfahren, und zu tödten oder leben zu laſſen wie es ihr beliebt. Dieſes Begnadigungsrecht, hat die hieſige Zenſur zuweilen, und unter ſonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot ſich manchem Zeitungsartikel einen Reiſepaß auszuſtellen, doch müſſe er ſich legitimiren woher er käme, das heißt die Quelle des Artikels müſſe angegeben, es müſſe bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen ſey. Man denke ja nicht, daß hier von Thatſachen die Rede geweſen ſey, wo die Zenſur, wenn die Thatſachen auffallend ſind, vielleicht manchmal mit Recht, nach einer authentiſchen Quelle fragen dürfte, ſondern Meinungen, Anſichten betraf es. Waren ſie aus einer anderen Zeitung genommen, ließ ſie der Zenſor ſtehen, erſchienen ſie aber in der Zeitung der fr. St. Fr. zuerſt oder waren ſie aus franzöſiſchen Blättern überſezt dann wurden ſie geſtrichen. Darf ein Frankfurter nicht ſo gut eine Meinung haben als ein Anderer? Warum ſoll hier die Geiſtesfabrikation unterdrückt, der Activhandel mit Geiſtesprodukten verboten, und nur ein Ideen-Speditionshandel verſtattet ſeyn? Der Zenſor hat mich mit ſeiner Vorſchrift: Angabe der Quelle, oft in Verzweiflung geſezt. Wer gab mir Wünſchelruthen genug alle die Quellen zu entdecken? Quelle, Quelle, hieß es jeden Abend 10 Uhr wenn ich den Zenſurbogen bekam; ich träumte von Quellen, ich hörte ſie rauſchen. Hatte ich eine Pariſer Nachricht, die dem Zenſor etwas geſpenſtiſch ausſahe, ſo ſchrieb er vor: gute Deutſche Quelle oder d. (der Tod). Wie iſt es nun möglich, daß eine franzöſiſche Geſchichte eine Deutſche Quelle haben kann? Und was heißt eine gute? . . . Das iſt eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß ſie wähnen, Meinungen die ſie fürchten, hätten eine Quelle, die man nur zuzuſtopfen brauche. Sie regnen vom Himmel herab, und werden eine Sündflut bilden, aber nur zum Verderben der Gottloſen; die Gerechten werden ſicher ihre Noahs-Arche finden.

Ich will die loſeſten Zenſurſtreiche in chronologiſcher Ordnung erzählen, und dadurch jeden in den Stand ſetzen, ſelbſt zu urtheilen, wie ſehr meine Beſchwerden über den erlittenen Druck gegründet ſind.

Erſter Fall.

(Zeit. der fr. St. Fr. vom 1. Jan.)

In einem Artikel von der niederländiſchen Grenze, 22. Dez., worin von der in Brüſſel vorgefallenen angeblichen Verſchwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle geſtrichen:

„Unter den Verhafteten will man ſelbſt fremde Agenten „bemerken, die wohl nur ſo pro forma verhaftet wurden. Bei „der, bei dieſer Gelegenheit vorgenommenen, Verhaftung einer „Anzahl Franzoſen hat man ſich des Gedankens nicht erwehren „können, daß das Gerücht von einer im Werke ſeyenden Ver„ſchwörung nur dazu benuzt worden ſey, Perſonen, denen man „übel wollte, verdächtig zu machen. Es ſcheint im Intereſſe „gelegen zu haben, einen großen Verſchwörungsplan, der von „den Niederländern aus über Frankreich und Italien bis nach „St. Helena verzweigt ſeyn ſollte, wahrſcheinlich zu machen, „und dieß iſt auch fur den Augenblick gelungen.“

Dieſer Artikel war aus der Nürnberger Zeitung entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wiſſen, im Königreiche Baiern. Wenn die Vorzüge eines Freiſtaates gegen eine Monarchie, nur in einer ſtrengeren Zenſur beſtehen, ſo werden wohl viele Jene wünſchenswerther finden. Was lag in dieſem Artikel gefährliches, was im geringſten das zu einer Beſchwerde Anlaß hätte geben können? Alle Deutſche Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit Recht; denn es iſt gut, wenn man den Furſten und ihren Unterthanen die Polizeiränke, welche von den Ariſtokraten ſo oft benutzt worden, um ſie im wechſelſeitigen Mißtrauen zu erhalten, ſo viel als möglich entlarvt.

Zweiter Fall.

In der Zeit. der fr. St. Fr. vom 9. Januar, war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfriſchen, aller deutſchen Schnürbrüſte ledigen Speyerer Zeitung entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutſchen hätten bis jezt noch nicht gelernt etwas beſtimmt „und nachdrücklich“ zu fodern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Zenſur ausgeſtrichen. Es iſt traurig, wenn ein Zenſor eine dichteriſche feurige Einbildungskraft hat, und bei den Worten nachdrücklich fodern, gleich an die Stürmung der Frankfurter Baſtille, der Mehlwaage, denkt. Wozu hier dieſe Aengſtlichkeit? So viel bekannt, beſchäftigt ſich der Bundestag damit den Deutſchen allen Nachdruck zu verbieten; allein die Zenſur hätte wiſſen ſollen, daß hierbei nur vom typiſchen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede iſt, und ſeyn konnte.

Dritter Fall.

Am 12. Januar wurde eine blutige Schlacht geliefert, zwiſchen dem Geiſte der Zeit und der Freiheit, unter deſſen Fahne ich focht, und zwiſchen dem Geſpenſte der Vergangenheit und der Zwingherrſchaft, in deren Solde die Zenſur kämpfte. Ich bitte meine Leſer, die Zeit. der fr. St. Fr. von dieſem Tage in die Hand zu nehmen und ſie nachzuleſen, um zu verſtehen wovon hier die Rede ſeyn wird. Dieſes Blatt war faſt ganz durchſtrichen. Ich, der ich mir dieſes Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigne Art aus, und übernahm die Verantwortlichkeit, die geſtrichenen Artikel doch ſtehen zu laſſen. Ich bitte, meine Frankfurter Leſer noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzuſehen, um ſich zu überzeugen auf welche Art die Zenſur hier verwaltet wird. Da iſt zuerſt ein Artikel aus Paris. Das ihm vorgeſezte Sternchen deutet an, daß er eine Original-Mittheilung iſt. In dieſem Artikel wird von den Umtrieben der Ultra's auf eine Art geredet, wie dieß in vielen Pariſer Zeitſchriften mit weit ſtärkern Ausdrücken geſchieht. Dem Artikel wurde von der Zenſur das Todesurtheil geſprochen, und das Leben ſollte ihm nur dann geſchenkt werden, wenn er nachweiſen könne, daß er eine gute Deutſche Zeitung zur Mutter habe. Nun, ſagt mir, Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariſer Nachricht urſprünglich in einer Deutſchen Zeitung ſtehen, und was heißt eine gute Zeitung? Alſo die Zenſur in Frankfurt wäre auch eine Staatsrezenſentin, von deren Ausſpruch abhinge, ob eine Zeitung als gut oder nicht gut zu halten ſey, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre ſchrecklich-ſpaßhaft, wenn in dem bevorſtehenden Preßgeſetze für die deutſchen Bundesſtaaten, die Beſtimmung aufgenommen würde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was ſchon in einer andern guten Deutſchen Zeitung geſtanden habe, und als gute wären anzuſehen: der Oeſterreichiſche Beobachter, die Leipziger Zeitung und zwei bis drei andere. Warum ſoll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht ſagen dürfen über franzöſiſche Angelegenheiten, was die Pariſer Zeitungszenſur ſelbſt zu ſagen erlaubt?

Der Artikel Großbritannien und der vom Rheine, im nehmlichen Blatte, beide aus der in Augsburg erſcheinenden allgemeinen Zeitung entlehnt, wurden auch geſtrichen. Die darin herrſchenden Grundſätze ſind freilich gefährlich, durch die Wachſamkeit der hieſigen Zenſur wird aber dem böſen Geiſte der Zeit, leider nur in Dortelweil und in der einen Hälfte von Niederurſel, der Eingang verwehrt; in der andern Hälfte von Niederurſel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheitspeſt fortwüthen. Darum alles vergebens. Man vergeſſe doch nicht daß Revolutionen konzentriſch wirken.

Noch ein anderer Artikel über Heſſenkaſſel, im nehmlichen Blatte, wurde auch verurtheilt; aber ich muß geſtehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von deſſen Verbreitung war, daß an dem Tage wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutſchlands ſeine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicher Weiſe am Abende eingetretene Nacht, wo jeder ruhig zu Bette ging, würde alles in blutige Verwirrung gekommen ſeyn. Der Artikel war freilich aus der Speyerer Zeitung entlehnt, und Speyer iſt ein Stück Franzoſenland geweſen, und kann nie mehr ſelig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten von der Zenſur geſtrichenen Artikel dennoch ſtehen gelaſſen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rthlr. Strafe verurtheilt, welche Strafe nach erhobener Appellation, auf 10 Rthlr. herabgeſetzt wurde.

Vierter Fall.

In der Zeit. der fr. St. Fr. vom 13. Januar war aus dem Hamburger Correſpondenten nachfolgender Artikel aufgenommen:

„Vom **Main**, 3. Januar. Von der deutſchen Bundes„Verſammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen „von Buel fortgeſetzt wird, erwartet man in dieſem Jahre „noch weit erfreulichere Reſultate, als in dem vorhergehenden „Jahre.“

Geſtrichen. — Es iſt hart, daß einem Freunde ſeines Vaterlandes verboten ſeyn ſoll, der deutſchen Bundesverſammlung das verdiente Lob zu ertheilen. Allerdings wurde man auch von der ehemaligen venetianiſchen Staatsinquiſition ſtreng beſtraft, wenn man die dortige Regierung lobte, allein der Zenſor hat ſich unmöglich dieſes Beiſpiel zum Muſter nehmen können, ohne ſich einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutſchen Fürſten, ſchuldig zu machen, und ohne ſeine Unbekanntſchaft mit dem deutſchen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftſteller in Deutſchland geſtraft worden wäre, weil er irgend eine Regierung gelobt hat; im Gegentheil es giebt Fälle genug, daß ſolche wegen tadelnder Aeußerungen, beſtraft worden ſind.

Fünfter Fall.

Mehr als irgend einer der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweiſt dieſer, welch eine ſchreckliche Sache es um die hieſige Zenſur iſt, welche Willkühr dabei herrſcht und wie man der Leidenſchaftlichkeit unbarmherzig hingegeben iſt. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfaſſungsmäßiger geſezlicher Regierung ſich die Bürger irgend eines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie ſich die Beamten dieſes Staates in kleinen Fällen betragen. Sind ſie zur Willkühr geneigt, pflegen ſie ſie zu üben, dann kömmt es bei ſolchen kleinen Anläſſen an den Tag; weil ſie ſich dabei nicht ſcheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu laſſen, was ſie bei bedeutenden Sachen, die Aufſehen erregen, im Verborgenen thun. Die Unſinnigen! Sie meſſen die Freiheit des Bürgers nach Geldeswerth, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige beſchädigen, um einen Schritt den Weg verſperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangen zu halten, das wähnen ſie, ſey bedeutungslos. Da iſt keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Geſetze wie eine Million genießt, und wo in ſtreitigen Sachen, der Richter über einen ſchmalen gedruckten Papierſtreifen nicht eben ſo ernſt und nach den Geſetzen Recht ſpricht, als über Haus und Feld.

In der Zeit. der fr. St. Fr. vom 16. Jan. ſtand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht aus welchem Blatte entlehnt:

„Vor einem guten Flaſchenſtöpſel (ſchreibt Jemand) habe „ich immer allen Reſpekt, und er verdient ihn. Denn ein ſolcher „Stöpſel iſt ein ordentlicher Vorgeſetzter, Leib- und Halsherr „der Flaſchen, ein Zunft- und Stuhlmeiſter, ein Feſtungscom„mandant und Grandmaitre, der um ſo mehr auf unſere Achtung „Anſpruch zu machen hat, je mehr er nach ſeinem edel pantof„felhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit beſitzt, allen „Druck geſchmeidig anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er „vorſteht oder oben ſitzt, alle champagnermäßige, luſtige An-

„und Ausbrauſungen zurückzuhalten; daher auch, ſobald ein „zuverläſſiger, wohlgeſchnitzeter und geſcheiter Stöpſel ſeine „Schuldigkeit thut, aus ſeinem gläſernen Bezirke gewiß kein „Bläschen Geiſt oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre „den Stöpſeln!“

Dieſen Artikel .... hatte ihn die Zenſur geſtrichen? Nein, ſie hatte Schlimmeres gethan als das; ſie hatte dabei bemerkt: „Paſſirt ohne Anſtand.“ Der Zenſor glaubte wahrſcheinlich, dieſer Artikel ſey darum aufgenommen worden, weil er auf Zenſurbeamten angewendet werden könnte, und fühlte ſich daher gedrängt, einen Beweis ſeiner Hochherzigkeit zu geben, und merken zu laſſen, daß er zwar die Beziehung verſtanden habe, ſich aber darüber hinausſetze, und dem Artikel freien Lauf laſſe. Nie hat mich ein Druckverbot ſo ſehr empört als dieſe Druckerlaubniß, weil es mir deutlich verrieth, wie die Zenſur ein Amt ſey, das ohne Leidenſchaftlichkeit oder wenigſtens Laune gar nicht ausgeübt werden kann. Wer je einem Zenſor preisgegeben war, wer je den Schmerz eines Geiſtesdrucks gefühlt hat, der wird mir nachempfinden den Unwillen, den dieſes leichtſinnige Verfahren des Zenſors, in einer ſo betrübten Sache, bei mir erregen mußte.

(Fortſetzung folgt.)

IV.

Frankfurter Volksbühne.

Am 25. Merz. — Lilla, oder: Schönheit und Tugend, Oper von Martin.

Eine Muſik aus der guten alten Zeit, die wir kaum genug mehr kennen, um ſie zu beweinen. Wie wohlthuend iſt ſie! Die Empfindung fließt zwiſchen blumigen Wieſen heiter fort, tief und bewegt genug das Herz zu tragen, nicht ſo ſtürmiſch um es unterzuſenken. Welche einfache Nahrung! aber einem geſunden Bedürfniſſe erquickend genug. Welches ſüße Still-Leben! Welche Ruhe in Luſt und Trauer, welche freundliche beſchwichtigende Melodien! Ländliche Leidenſchaftlichkeit, ländliche Liebe, ländlicher Haß, ländlicher Zorn und ländlicher Spott! Ueberall iſt es nur ein Frühlingswehen, das die Gefühle aufregt; des gewittervollen Sommers, und des bluterſtarrenden Winters bedurfte es nicht. Aber wir armen Hörer der neuen Revolutionsopern, wie wird unſer Ohr und Herz zwiſchen fabelhaften Schmerzen und unternatürlichen Freuden, zwiſchen Hunger und Schlemmerei, zwiſchen dem Gebrülle einer Löwin, und dem Entgirren einer geſchlachteten Taube hin und her geſchleudert. Bald ſingt eine ſtolze Semiramis wie die abgeſchmackteſte Louiſe, bald ein verliebtes Bauermädchen, mit hinreichenden rothen Backen, um dabei zu beſtehen, prächtig wie Kleopatra, da ſie die Schlange an ihren Buſen legt, um durch tödliches Gift das tödlichere im Herzen zu heilen. In Lilla's Muſik iſt ein Frieden und eine Heiterkeit, die wir jezt, auch außer der Muſik nicht mehr kennen. Faſt möchte man ein Thor ſeyn, und zurückwünſchen jene ſchuldloſen Zeiten, wo wir ungeneckt geblieben, weil wir als fromme Schäfer geduldig, in eingeſchloſſenen Thälern wohnten, und die Mächtigern am Abhange, und die Mächtigſten auf den Gipfeln der Berge, als höhere Weſen, fromm und kindiſch verehrten. Ach ja, die Schäfertage ſind vorüber . . . Lilla! bis auf deinen Namen iſt alles uns fremd.

Doch haben die Sänger und Sängerinnen das Ihrige gethan, die willkommene Täuſchung zu befeſtigen. Demoiſelle Friedel, war die Königin unter Bäuerinnen, mit vieler Natur, mit erfoderlicher Hingebung und einem verzeihlichen Grade von Hoheit. Ihr Geſang war ſchön, rein, geſchmackvoll, und des empfangenen Beifalls ganz würdig. — Madame Hoffmann war die liebliche Lilla, mehr noch als im Geſange, in ihrem Spiele. — Demoiſelle Wagner, als Bertha, zeigte fertiges Geberdenſpiel, und war ſchlau und rührig wie ſich's gebührt. — Herr Hill ſang den Lubino brav genug, aber ſeine Geberdungen im Zorne und bei eiferſüchtiger Laune, waren zu heftig, und erinnerten an Don Juan, wenn ihn der Teufel holt. — Tita, ward von Herrn **Krönner** gut dargeſtellt, und der Geſang dieſes Künſtlers war wie immer lobenswerth. — — — Eine neue unveränderte Auflage, meiner vergriffenen Jeremiaden, will ich durch folgendes nur ankündigen. Der Jäger waren zu wenige, und ſie ſahen in ihrer Aermlichkeit darbenden Wilddieben gleich. . . Eine Königin, und zumal eine Spaniſche, und zumal eine Iſabelle (ſchon der Name iſt prächtig) kann in einem ſo kärglich verſehenen Zimmer gar nicht gedacht werden — der alte rothe Trödelſtuhl war ehrwürdiger als nöthig war. . . Die Mutter Königin ſah jünger aus als ihr Sohn, der Infant: der Mangel der Wahrheit wird durch Schönheit nicht erſetzt . . . Ich kann nicht mit Gewißheit behaupten, ob die Kopfkleidung der Bäuerinnen der Sitte und Tracht des Landes angemeſſen war; aber es ſchien mir als hätten ſie darin wie die Kammermädchen ausgeſehen. — Einen Ungenannten hatte wohl die Nachtluft heiſer gemacht.

Am 27. Merz. — Der Jude, Schauſpiel in fünf Abtheilungen, von Cumberland.

Ihr beſucht ein anatomiſches Kabinet, und ſeht dort manches Herz für die Anſchauung faßlich zubereitet, dargeſtellt in allen ſeinen Theilen, die feinſte Ader ausgeſprützt, und den Lauf des Blutes mit allen ſeinen Krümmungen. Aber das Blut ſtockt, aber das Herz ſchlägt nicht mehr, es fühlt weder Luſt noch Pein, und bedarf, und fodert keinen Troſt. Ihr tretet zurück unter die wandelnden Menſchen, ſo lieblos und unbelehrt wie zuvor. Die aufgedeckte Bruſt die uns der Dichter zeigt, würkt ſie mehr als jenes todte Präparat? Fällt der Vorhang, dann iſt alles vorüber. Der Weg führt vom Leben zur Bühne, aber nicht zurück.

Wie viele Tauſende jenes unglücklichen Volkes mußte Cumberland haben dulden ſehen, bis er den ungeheuern Judenſchmerz, ein reicher dunkler Schatz, von Geſchlecht zu Geſchlecht herabgeerbt, auch nur zu ahnden vermochte, bis er zu erlauſchen vermochte die Leiden die nicht klagen, weil ſie kein Ohr zu finden gewohnt ſind? Wie viele Tauſende mußte er ſelbſt unſchuldig verdammt haben, bis er endlich einen ſchuldlos fand, und ihn dem unfruchtbaren Mitleiden der Menge im Bilde darſtellte?

Armer Schewa, alter kranker Mann, wozu wurdeſt du geboren, als dich deines Todes zu freuen? Wie einſam warſt du auf dieſer Erde, wie ungekannt, und ungeliebt; nicht einen allein durfteſt du lieben, nur alle Menſchen! In Spanien drohte ihm der Scheiterhaufen der Inquiſition, aber der Flammentod war ſelbſt nordiſchen chriſtlichen Nerven ein zu ſchauderhafter Anblick, und da fand er einen Retter unter ſeinen Feinden. Er kam nach Deutſchland; dort trafen ihn keine zerſtörenden und raſchen Uebel, aber die hinhaltenden, täglichen, ſchleichenden: ihm begegnete die Verachtung, der Tadel, der Hohn der Geſetze und der Bürger. Da zerſchmolz ſein Herz, und floß in ein Meer von Gutthätigkeit auseinander. Nicht nur die Menſchen verkannten ihn, er verkannte ſich ſelbſt. Es war ſeine einzige Schuld, daß ihm ſeine eigene Tugend fremd geblieben, und einige Geringſchätzung hatte er verdient, weil er ſie zu verdienen glaubte. Armer Schewa, dir war die verächtliche Behandlung deiner Mitmenſchen die ſich Chriſten nennen, ſo nothwendig geworden, wie dem tief Eingekerkerten die Dunkelheit, daß du das Licht einer freundlichen Behandlung nicht mehr ertragen konnteſt. Wenn dein beſchämter Widerſacher dir ſeine Kränkung abbittet, wie macht dich dieſes taumeln: „Barmherziger Gott: O nein! das iſt zu „viel! Ich bitte Sie lieber Herr Geheimerath, ſagen Sie nichts „weiter, Sie machen mich roth über und über, wenn ſie ſich „ſo weit herablaſſen, um Verzeihung zu bitten einen armen „Juden. . . . „Genug, genug! Mehr als genug! — Ich „bitte Sie ſchonen ſie meiner! ich bin gar nicht gewöhnt an

„die Stimme des Lobes; das drückt mich zu Boden." Warſt du noch tiefer niederzudrücken?

Aber „Jud bleibt Jud" ſagte der Tempelherr. Schewa hing feſt an ſeinem Gelde, ſelbſt mitten im Himmelreiche der Tugend. Schien ihm nicht jede gute That, mit welcher er ſein ausgehungertes Herz bewirthete, mit Geld zu theuer bezahlt? und ſeufzte er nicht ſelbſt über ſeine Milde als über eine Schwäche, die ihn überwältigte? Aber wollt ihr einem Unglücklichen alles nehmen, ſelbſt die Hoffnung? Iſt Geld etwas anders als die Hoffnung des Genuſſes, wie es die wohlthuende Erinnerung iſt der mühſamen Erwerbung; iſt es nicht Vergangenheit und Zukunft, und will man dem armen Juden, der keine Gegenwart hat, auch dieſe rauben? Iſt nicht Geld das Grab das Allen gemein iſt, und Könige wie Bettler, Glückliche und Unglückliche, Verfolger und Verfolgte aufnimmt? Iſt es nicht die gemeinſchaftliche Verweſung die Chriſten und Juden untereinander mengt, und ihre Unterſcheidungszeichen aufhebt! Wie ſollte Schewa das Geld nicht lieben, da keiner an ihm liebt als das, da keiner in ihm liebt was er iſt, ſondern nur was er hat!

Das ſüße Glück ſeinen Freunden wohlzuthun, hat Schewa nie gefühlt; das harte Geſchick wollte ihm nur vergönnen wohlthätig gegen ſeine Feinde zu ſeyn, um ſich die Bürde des ihn niederdrückenden Haſſes zu erleichtern. Es war eine edle Rache, die er an der Chriſtenwelt ausübte; aber es war doch eine Rache: Schewa hatte die Laſter eines tugendhaften Menſchen.

Gewiß eine ungemeine Kunſtfertigkeit hat Cumberland in der Darſtellung dieſes Schewa's offenbart. Es iſt ein mühſames Werk, einem Manne ohne Heldenthaten im Haſſe oder in der Liebe, in der Tugend oder im Laſter, auf der Bühne Theilnahme zu verſchaffen. Durch eines alten ſcheinloſen Juden ſtille Thaten, und noch ſtilleres Leiden, entlockt man nicht die alltäglichen Theaterthränen, aber, wenn wie hier, das Beſtreben des Dichters gelang, edlere als dieſe.

Herr Weidner hat den Schewa lebenswerth dargeſtellt; wo er gefehlt haben mochte, zeigte ſich wenigſtens, daß es ihm an Einſicht nicht gebrach: aber dieſe Rolle iſt ſo ſchwer zu ſpielen, als ſie zu dichten war. Ein immerwährendes Zurückſtoßen der ſich hervordrängenden Empfindung, doch ſo daß dieſes nicht ganz gelinge und ſichtbar bleibe, und vorzüglich der Ausdruck in einer halbfremden Sprache, in welcher man weder zu denken noch zu empfinden gewohnt, und deren Eindruck auf den Hörer ſchwer zu berechnen iſt, und endlich die Miſchung vom Komiſchen welche das jüdiſche Kauderwälſch in die Rührung bringt, die Schewa's mildthätige Art einflößen ſoll — dieſes alles macht die Darſtellung des Juden als eines abſtrakten Begriffsmenſchen nehmlich, der ſo wie man ſich ihn denkt, eigentlich gar nicht beſteht, ſondern nur die Schöpfung chriſtlicher Vorſtellung und Phantaſie iſt, äußerſt ſchwer. — Man kann nicht ſagen daß der Madame Lindner die Darſtellung der Haushälterin Rachel gelungen ſey. — Demoiſelle Stenz ſpielte das kecke Judenbürſchgen Hirſch gut genug; doch war ein kleiner Ueberſchuß von Keckheit in ihrem Spiele der nicht zur jüdiſchen gehörte.

Am 28. Merz. — 1. Der Haupttreffer in der Güter-Lotterie, von Frau von Weißenthurn, Luſtſpiel in vier Abtheilungen.

Dieſes Luſtſpiel der ſehr befliſſenen Frau von Weißenthurn, als ein Zug den wir in der Güter-Lotterie gethan, iſt zwar nicht völlig eine Niete, aber ein ſo kleiner Treffer, daß er dem Einſatze von zwei Stunden Zeit, und von immer noch einem Gulden, nicht zur Hälfte gleich kömmt. Da iſt weder ein Handeln noch eine Handlung, weder eine That noch eine Thätigkeit; nicht Sitte, nicht Menſchengeiſt, nicht Menſchenherz, nicht Witz, nicht Laune — nichts. Ein Stubengemälde in der Stadt, und ein Stubengemälde auf dem Lande, von einem Weißbinder aufgetragen. Das gute, lebendige und zuſammenhaltende Spiel, faſt aller Schauſpieler und Schauſpielerinnen die in dem Stücke auftraten, machte einen beſſern Stoff, an dem er ſich übe, nur noch wünſchenswerther.

2. Das Fiſchermädchen, lyriſches Drama in einem Akt von Körner, Muſik von Schmidt.

Nur ein Akt! Der bietet weder Raum noch Zeit genug dar, weit ausgeſponnene Verhältniſſe und große Gemüthsbewegungen, aufzunehmen und unverletzt wiederzugeben. Daher überſtürzt ſich alles in dieſem kleinen Drama wegen ſeiner Haſt, und was genießbar geweſen wäre, läuft über und geht verloren. Aber recht warm iſt die Sprache und jugendlich friſch. Die Muſik iſt etwas chaotiſch. Kenner ſagen, es ſeyen Elemente fremder Meiſter darin; mag ſeyn! aber ſie ſind nur gemengt unter einander, nicht wahlverwandtſchaftlich gemiſcht. Ich glaube die Aufführung war gut.

Am 4. April. — Zemire und Azor, Oper in zwei Abtheilungen, von Herrn Kapellmeiſter Spohr (zum erſtenmale).

Wer weiß es nicht, welch eine hohe Gabe Spohr beſitzt in ſeinen Tondichtungen Anmuth mit Würde, Freundlichkeit mit Ernſt zu paaren. Dieſe reizende Lieblichkeit in allen ſeinen Geſängen, thut wegen ihrer gehaltvollen Art, den unerbittlichen Foderungen ſtrenger Kunſtrichter nicht weniger genug, als ſie das Ohr des lüſternen Freundes des Schönen lockt und liebkost. Nur in der Tonkunſt, iſt man dem Geiſte und Gemüthe eines Jeden um ſo erreichbarer, je höher man ſteht; in andern Künſten, verdient man nicht den Beſten zu gefallen, wenn man Vielen gefällt.

Zemire und Azor, ein Kunſtwerk das in allen ſeinen Theilen ſeines Bildners werth iſt, enthält hervorragende Einzelnheiten, die dem Gefühle der Freunde der Tonkunſt, und der Verſtandesfaſſung der Kenner ſich gleich lebhaft aufgedrungen haben. Der unſichtbare Chor, der ſich nach Erhebung des Verhangs, vernehmen läßt, iſt ſo groß und herrlich gedacht als ausgeſprochen. Die kühne und erfindungsſchöne Art, mit welcher darin der Donner des Himmels in die Saitentöne und

Menſchenſtimmen geflochten werden, überraſchte ſo ſtark als wunderbar und angenehm. Die Terzette Nr. 4. und 5., die Arie Azor's Nr. 6. „Nein, ich will nicht klagen“; Zemirens Arie Nr. 8. „Roſe, wie biſt du reizend und mild“, und ſo viele andere herrliche Tonſtücke, machen dieſe Oper, zu einer der reichbegabteſten die wir je gehört. Das kunſtliebende Frankfurter Volk, wurde zur Dankbarkeit gewaltſam fortgezogen, es konnte nicht widerſtehen, und bezeigte durch Hervorrufen des Herrn Kapellmeiſters Spohr, daß es auch ſeine ſchwachen Minuten habe, wo es ſich dem Guten willig hingäbe, und es nur darauf ankäme, daß man ſeine Chladniſchen Klangknoten ausfindig mache, und es an dieſen Stellen tüchtig treffe.

Der beſcheidene Spohr, wird gewiß ſelbſt der erſte ſeyn, der es anerkennt, daß er die freundliche Aufnahme, welche Zemire und Azor gefunden, auch wohl der Pracht und Herrlichkeit zu verdanken habe, mit welcher die ungemeine Bühnenverwaltung, ſeine Oper ausgeſtattet hat. Der wunderſchöne Feenpalaſt, in welchem der reiſende Kaufmann und ſein Diener, Milchbrei aßen, war ein Meiſterſtück von überirdiſcher Baukunſt. Und gar die zaubervollen Gärten! Man kann die ganze Lüneburger Heide durchreiſen und findet keinen ähnlichen. Und die Spuckgeiſter von Genien, worunter eine Tanzende, und als dieſe erſt in den Lüften, mit den Beinen von der Saaldecke herabhingen wie Quinquets! Es iſt recht ſchön geweſen von der Theaterdirection, daß ſie um den Künſtler zu ehren, der ſich um unſere Bühne, wenn auch ohne ſeine Schuld vergebens, ſo ſehr bemüht hat, an dem äußern Glanze ſeiner neuen Oper nichts hatte fehlen laſſen. Indeſſen war dieſer Beweis von Achtung überflüſſig. Daß Spohr ein großer Künſtler iſt, erkennen wir vor aller Welt an, indem wir ihn entlaſſen. Im Herbſte geht er weg von Frankfurt. Daß wir ihn verlieren iſt das Schlimmſte nicht, das Schlimmſte iſt, daß er nichts an uns verliert. Es liegt ein Fluch auf dem Boden unſerer Heimat, daß er nichts Großes, Edles und Schönes tragen kann. Wir machen uns lächerlich beim Auslande, daß wir einen Künſtler wie Spohr, der gern bei uns geblieben wäre, gehen laſſen. Er hatte ſehr billige Bedingungen gemacht, aber eine ſtändige geſicherte Anſtellung verlangt, damit er (ſo ſagt er ſeinen Freunden) damit er mit größerem Nachdruck verfahren dürfe, und ſich von den Launen und dem Kleinigkeitsgeiſte einer einſichtsloſen Direction nicht brauche gängeln zu laſſen. Dieſe aber, wollte den Künſtler, wie einen ihrer Ladenbedienten, nur auf Jahreslohn verpflichten. Woher kömmt es, daß die Frankfurter ſich eine ſo erbärmliche Bühnenverwaltung gefallen laſſen, da man doch ſonſt ein Volk, wenn auch über ſeinen wahren Vortheil zuweilen, aber nie über ſein Vergnügen täuſchen kann? Es kömmt daher, weil die Directoren, als hieſige Kaufleute, durch ihre Familien, durch ihre Handelsfreunde, ihre Schreiber und Schützlinge, die Ausbrüche der Unzufriedenheit niederzuhalten wiſſen. Da iſt auch wieder ein bejammerungswürdiges Erzeugniß, ariſtokratiſcher Herrſchaft, die uns bis auf die Bühne verfolgt.

Demoiſelle Friedel, ſang als Zemire ausgezeichnet ſchön und hat für Einen den ſie vom Zauber befreite, hundert andere bezaubert. — Hr. Schelble, als Azor, zeigte uns wieder den kunſtgewandten geiſtvollen Sänger, der, ſo oft wir ihn hören, uns über andere Mängel der Oper zur größern Billigkeit ſtimmt. Seelenvoll und anmuthig war er beſonders im Vortrage des Rezitativs: „Sanft tragen ihn die leichten Lüfte“ und der darauf folgenden Arie. Aller der Reiz, welchen der Tondichter in dieſe Geſänge zu legen wußte, ward von Herrn Schelble uns vermehrt dargebothen. — Auch Hr. Krönner, als Sander und die beiden Demoiſ. Campagnoli erhielten den verdienten Beifall. Letztere beide verlaſſen unſere Bühne. Wahrſcheinlich wird man an ihrer Stelle wieder einige Rumfordiſche Sparſängerinnen verſchreiben, und bis dieſe ankommen die Gemeinen der Opern zu Hauptleuten befördern.

Am 6. April. — Fridolin, Schauſpiel von Franz von Holbein.

Nach Schillers-Ballade frei bearbeitet wie es heißt; aber wahrhaftig die Freiheit die ſich der Verfaſſer genommen, iſt etwas zu groß. Es ſollte billig jedem ſelbſt überlaſſen bleiben, wie viel Waſſer er ſich zu ſeinem Weine gießen wolle. Der Schilleriſche Geiſt, iſt hier durch fünf Akte ſo verdünnt (als umgekehrte Quinteſſenz) daß von dem herrlichen Getränke nichts übrig blieb, als der Name, um damit zu locken, und zu betrügen. Welche unerträgliche vornehmthuende rhytmiſche Proſa — die Menuetſchritte eines Betrunkenen! Gleich am Anfange der Monolog des Grafen, wie verrenkt, welche Buckel, welche Auswüchſe, welche aufgeblaſene Redensarten. „Der Hunde ungeduldiges Geheul übertönt das Plätſchern des „Brunnens“ (dazu gehört kein großer Lärmen). . . „O Gewißheit, breite deine eiſernen Fittige über mich, und gieb meinem Wanken Feſtigkeit“ (Wie erhaben geſagt!) — Wie konnte ein Robert nur ſo dumm ſeyn, der Gräfin ſeine ruchloſen Abſichten offenherzig mitzutheilen? Zu ſolchen albernen Streichen braucht man keine rothe Haare. — Die Schakeſpearirende Unterredungen der beiden Eiſenhammerknechte, iſt ja die leibhafte Atropos der Geduld, das heißt: (um dieſe unſerem Schauſpieldichter abgelernte Bombaſt-Sprache ins Deutſche zu überſetzen) — ſie iſt nicht zum Aushalten.

Herr Heigel machte den Grafen von Savern. In der Scene wo ihm die Unſchuld Fridolins klar wird, und er in die Verzweiflung fruchtloſer Reue ausbricht, war ſein Spiel ſehr gut. Es iſt's immer bei dieſem Schauſpieler in ſolchen Lagen, wo die Ausbrüche der Natur ſo heftig und ſo furchtbar ſind, daß keine falſche Kunſt ſie überbieten kann. Im übrigen wären nur die ſo oft ausgeſprochenen und bekannten Vorwürfe zu wiederholen. Da Herr Heigel immer nur er ſelbſt iſt, und ſeinen Fehlern keine andere Abwechſelung als die des Grades giebt, ſo muß auch die Beurtheilung ſtets die nehmliche bleiben. Beſonders auffallend war mir heute der rhytmiſche Gang des Hrn. Heigel: er ging immer in Verſen, wie der griechiſche Chor. Es iſt dieſes ein eigenes Taktſchlagen zum Spiele der innern Empfindungen, welches Schülermittels kein geübter Künſtler bedarf. — Herr Becker als Fridolin, und noch mehr Herr Schmidt als Robert, verdienen großes Lob. — Luithgarde: Demoiſelle Urſpruch. Einen leiſen Tadel möge ſie ſich für ihren manchmal etwas weinerlichen Vortrag gefallen laſſen. — Thränen, ja ſelbſt erſtickte, ſind ein Luxus der Empfindung, welche nur ſelten bei großen Feſtlichkeiten des Herzens zu genehmigen ſind. Aber ihr Fortrennen nach dem Eiſenhammer als ſie Fridolins blutige Sendung erfuhr, war meiſterhaft, und, ob zwar mit dem Rücken dem Zuſchauer zugewendet, konnte man doch ihren innern Kampf wahrnehmen. — Herr Otto machte den Grafen Felseck — ganz vortrefflich, ſo lange ſein Spiel die Weinlaune foderte, aber in den Jammerſcenen mit unbegreiflicher und unverzeihlicher Kälte. — —

Der Waſſerkrug, den Luithgarde zum Begießen der Blumen herbeitrug, war den Händen einer Köchin, aber nicht den niedlichen eines Burgfräuleins angemeſſen.... Es iſt nicht wahrſcheinlich daß unter ein ſo ſchmales keinen Schatten werfendes Bäumchen, als im zweiten und fünften Aufzuge auf der Bühne aus Pappendeckel erſchien, eine Ruhebank angebracht worden ſey; man pflegt dazu breitäſtige Bäume zu gebrauchen ... Die Gartenmauer die ſich in der dritten Scene des erſten Akts, durch eine Thüre des Burghofes zeigt, iſt durchaus nicht gothiſch gebaut. Es iſt dieſelbe, in deren Umfange man alle modernen Liebeleien und häuslichen Leiden und Freuden ſpielen ſieht. Hat man das Stück geleſen und geſehen und nicht die kleinſte Luſt dabei empfunden, ſo bleibt doch etwas das am Ende Freude macht; der Gedanke nehmlich: daß die Zeiten nicht mehr ſind, wo es einem eiferſüchtigen Grafen einfallen dürfte, einen ſeiner Unterthanen braten zu laſſen. Es liegt etwas Angenehmes in dieſer Vorſtellung.

Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Siebentes Heft.
(April 1819.)

H 1918.175

Frankfurt am Main.
In der Hermannſchen Buchhandlung.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von 24 Bogen, beträgt 3 fl. 45 kr. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Thurn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermannſche Buchhandlung daſelbſt bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen von dieſem ſelbſt, im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, angenommen.

Inhalt.

Seite.

I. Von den Vorzügen des Preßzwangs vor der Preßfreiheit, oder von Erlöſung der Freiheit von der Preſſe durch den Zwang. Von Willemer. 291

II. Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zenſur. (Fortſetzung.) 302

III. Schreiben aus Gießen. 308

IV. Frankfurter Volksbühne. 331

I.

Von den Vorzügen des Preßzwangs vor der Preßfreiheit, oder von Erlöſung der Freiheit von der Preſſe durch den Zwang.

Ein Vortrag von Willemer, Mitglied des Muſeums,

an die Damen im Muſeum.

Ich erlaubte mir voriges Jahr die Damen, deren Anweſenheit im Muſeum, des Muſeums ſchönſter Vorzug vor andern hieſigen Inſtituten iſt, dadurch für Geſetzlichkeit zu gewinnen, daß ich ſie vor dem Beiſpiel jener kleinen Principeſſa zu Neapel warnte, deren Göthe in ſeinen Schriften gedenkt; die ſo oft ihr Bruder, der berühmte Filangieri, ein neues Geſetz in Vorſchlag brachte, ſogleich ihre Freundinnen um ſich her verſammelte, um ſich mit ihnen zu berathen, wie daſſelbe, ohne den Buchſtaben zu verletzen, am beſten umgangen werden könne; eine Kriegsliſt die auch der Politik nicht fremd iſt; allein anſtatt hoffen zu dürfen, daß meine Vorſtellungen bei den Damen Eingang gefunden, muß ich vielmehr beſorgen, daß, wie mir aus Neapel gemeldet wird, meine damalige Zuhörerinnen ſich ſogar mit der kleinen Prinzeß in Korreſpondenz eingelaſſen, und in Frankfurt einen ähnlichen Verein unter ſich geſtiftet haben, denn in dem ganzen verfloſſenen Jahr, iſt mir, der ich doch Mitglied vom geſetzgebenden Körper bin, auch nicht ein einziges Geſetz bekannt geworden, was darin zu Stande gekommen wäre; wo ſollen wir aber die Geſetze hernehmen, deren wir zu unſerm Heil bedürfen, wenn der geſetzgebende Körper abgehalten wird, welche zu liefern? Indeß mein Vertrauen zu den Damen, (es iſt ſo angenehm ihnen zu vertrauen), iſt darum nicht erloſchen; Vereine aller Art ſind ja an der Tagesordnung, und ſo wage ich es, Sie heute ſo wie voriges Jahr, von den Vorzügen eines geſetzlichen Zuſtandes vor einem außergeſetzlichen, von dem Vorzug des Preßzwangs vor der Preßfreiheit, zu unterhalten. Schon der Name Preßfreiheit beweiſt, wie irrig die bisherigen Vorſtellungen waren, welche eine zu weit getriebene Freiheitsliebe ſich von der Sache machte; der ungezügelte, von keiner Staatsvormundſchaft etwas hörenwollende Verſtand, hielt ſich allein an die zweite Hälfte des Worts, an die Freiheit, ohne von der erſten Silbe, der Preſſe, etwas hören zu wollen; anſtatt die Freiheit ſich als eine Freiheit unter der Preſſe zu denken, dachte er ſich dieſelbe wie einen vornehmen Herrn oder reichen Capitaliſten, der, wenn er ſich einen Verſtoß gegen die Geſetze zu Schulden kommen läßt, nicht wie ein anderer Bürger zur Verantwortung gezogen wird. Allein wer Roſen ſucht, darf ſich der Dornen nicht weigern; ſind wir nach Freiheit lüſtern, ſo müſſen wir uns auch die Preſſe gefallen laſſen. Wer zu etwas gelangen will, muß ſich zu etwas verſtehen; eine Bedingung die ſelbſt in dem Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht, ihre Rechte behauptet. Die Freiheit der Preſſe entbinden, ihr wie vor 30 Jahren dem Genie, ein Privilegium zu ertheilen, vermög deſſen ſie ſich alles erlauben dürfte, wornach ihr gelüſtet, hieße die Freiheit der Gefahr ausſetzen, ſich ſelbſt zu zerſtören. — Um dieß zu vermeiden, wird ſie unter der Preſſe ge- und dadurch ſich und dem Gemeinweſen erhalten. Maßt die Vermeſſene ſich an, der Feſſeln die ihr angelegt werden, ſich erwehren zu wollen, ſo verwandelt ſich das Staatsrecht, wie ſo oft in England, dem Sitz der Freiheit geſchieht, oder auch in Frankreich, wenn eine Kammer ihre Berathſchlazungen unter einem andern Namen fortſetzt — in ein Medicinalrecht, und verfährt mit den Patienten wie ein verſtändiger Arzt, der wo es Noth thut, einen ſeines Verſtandes Beraubten zu binden befiehlt, bis der Kranke, (krank aber iſt ein jeder Bürger, der ſich beleidigende Aeußerungen zu Schulden kommen läßt), durch eine gehörige Anzahl von Aderläſſen, Brech- und andere Mittel zur Beſinnung zurückkehrt, und in dem ſein Heil zu finden lernt, deſſen er in ſeiner Raſerei ſich weigerte, und in der Befangenheit ſeiner Vernunft für Unheil hielt. Sollte ich einen Feind in dieſer Verſammlung haben, der es mir verargen wollte, mich, der ich einſt ein Vertheidiger der Freiheit war, — ich dachte ſie mir ohne Preſſe — auf die Seite des Preßzwangs geworfen zu haben, ſo bitte ich denſelben zu erwägen, daß wenn keine Wahrheit anders gepredigt werden kann, als durch einen der da predigt, an dem Prediger doch wohl mehr gelegen ſeyn muß, wie an der Wahrheit, um ſo mehr als der Prediger ſterblich iſt, die Wahrheit aber unſterblich.

Das Rechte und Wahre ſeiner Erhaltung vorziehn, iſt deshalb weniger ein Vergehen gegen die Wahrheit, wie eine Verſündigung an der Wahrheit. Wir ſollen freilich der Wahrheit dienen, aber wir erweiſen ihr dieſen Dienſt nicht, dadurch daß wir ſie uns, ſondern dadurch daß wir uns ihr vorziehen — dann wenn ein Wahrheitsfreund bei einer Arbeit ſich durch zu viel Eifer geſchadet, und durch Schaden zu Grund gerichtet hat, ſo findet ſich nicht gleich ein Anderer der an ſeine Stelle tritt, und die Predigt fortſetzt. Die Wahrheit iſt nicht dazu erſchaffen, daß ſie von uns Vortheil ziehe, ſondern wir von ihr, uns zum Dienſt iſt ſie da, gleich dem Licht, das auch nicht dazu da iſt, daß es ſich, ſondern daß es uns leuchte. Doch wozu ſolche beſchwerliche Unterſcheidungsmerkmale aufſuchen, um zu ermitteln ob Preßzwang oder Preßfreiheit uns nützlicher ſey? ich brauche um die Vorzüge des Preßzwangs vor der Preßfreiheit nachzuweiſen, Ihnen nur den Sinn des Worts Zwang, eben ſo zu erklären, wie ich Ihnen den Sinn des Worts Preſſe, auseinander geſetzt! Der Zwang hat nicht die Abſicht der Freiheit unter der Preſſe das Athemholen zu erſchweren, ſondern ihr daſſelbe dadurch zu erleichtern, daß er die Preſſe ſammt der Freiheit aufhebt, wenn es ſich thun läßt; nach den Grundſätzen einer ſorgerfüllten Mutter, die aus Liebe, das heißt ſich zu lieb, ihrem Kinde heute ein ſelbſtgewähltes Vergnügen verſagt, damit es morgen ſich nach Weiſe der Mutter glücklich fühlen, und eines ihm zubereiteten Vergnügens theilhaftig werden könne und möge. Ich fahre fort. „Es iſt Ihnen bekannt,“ redete einſt ein griechiſcher Schriftſteller, Ariſtophanes, ſeine Zuhörer, die Waldbewohner — *Ucelli* — an, „es iſt Ihnen bekannt“ — — „Uns iſt nichts bekannt,“ fielen ihm die *Ucelli* in das Wort, und unterbrachen den Lauf ſeiner Rede — — Ein fatales Ereigniß, allein der Redner verlor die Faſſung nicht, und ſetzte ſeine Rede mit den Worten fort: „Es iſt ihnen nicht bekannt daß . . .“ und ſo weiter; indeß mein Fall iſt ein anderer, ich ſpreche zu gebildeten Frauen, und darf daher vorausſetzen und meine Rede damit anfangen, daß Sie von einer gewiſſen Ninon werden gehört haben, die durch öftere Erfahrungen gewitziget, auch keine Freundin zu vieler Worte war, und von keiner Freiheit ſonder Preſſe etwas hören wollte, indem ihrer Meinung nach, die Rede bei dem Herzen die Stelle eines Gewitter-Ableiters vertrete, wodurch daſſelbe zu früh ſeiner Beſorgniſſe entladen werde, und die verlorne Ruhe wieder gewinne, ſo, daß Durſt, Appetit und Schlaf ſich wieder einzuſtellen anſtengen; ein bedenklicher Umſtand bei einem Liebhaber! Deshalb geſtattete Ninon keinem ihrer Verehrer an ſie zu ſchreiben, noch durch Thränen und Seufzer ſich in ihrer Gegenwart Luft zu verſchaffen. — Die Erleichterungen, welche ein Spaziergang im Mondſchein einer liebbelaſteten Seele verſchafft, waren damals noch nicht bekannt. Nur alsdann erſt bewilligte Ninon einem Anbeter, ſie von ſeinen Neigungen zu unterhalten, wenn ihr damit gedient war, daß die bis dahin genährte Gluth in ihm zu erkalten anfangen möge, um ihre Betrachtungen über die Gewalt verhaltener Gedanken und Neigungen in der Seele eines Menſchen, bei einem andern Liebeskranken fortſetzen zu können. Was Ninon beabſichtigte, beabſichtigt der Preßzwang, er will auch daß das Wort, daß die Rede, das Gute in einem Menſchen, ſeiner Seele nicht entführe, damit er ſeiner guten Gedanken beraubt, nicht gut zu ſeyn aufhöre. Daß der umgekehrte Fall gleich denkbar iſt, und der Preßzwang demohnerachtet hinſichtlich böſer, dem Staat Gefahr drohender Gedanken, Neigungen und Gelüſte, dieſelbe Grundſätze befolgt, beweiſt wie liberal und aufgeklärt die Regierungen ſind; ſie wollen daß das Böſe durch ſich ſelbſt zerſtört werde, daß es in dem Menſchen ſitzen bleibe und ſo in ſeiner eigenen Bosheit untergehe.

Sollte jedoch darum daß die Schriften der Ninon d'Enclos in wenig Leſe-Bibliotheken gefunden werden dürften, die Behauptung neuerer Zeiten, daß man weder den Guten noch Böſen ein Schloß vor den Mund legen ſollte, damit der Staat erfahre wie ſeine Unterthanen geſinnt ſind, ob ſie ihm vertrauen oder mißtrauen, ſich für glücklich oder unglücklich halten, zufrieden oder unzufrieden mit der Staatsverwaltung ſind — den Damen beſſer gefallen, wie die Meinung der ich zugethan bin, ſo ſey es mir erlaubt mit einem andern Beweis die Behauptung zu unterſtützen, wie gefährlich es iſt, einem Menſchen die Freiheit zuzugeſtehen, von Gedanken die er hegt, oder Vorſätzen die er gefaßt hat, früher, und ohne vorgängige Erlaubniß, etwas bekannt werden zu laſſen, als bis jene zur Reife gediehen, dieſe ausführbar geworden ſind. Mein Gewährsmann ſey Hamlet, und zwar die Scene wo er ſeinem Herzen durch Vorwürfe, die er ſeiner Mutter macht, Luft zu ſchaffen ſucht, — plötzlich ſteht der Geiſt ſeines Vaters vor ihm, und warum? damit der gefaßte Entſchluß, den Tod ſeines Vaters an ſeinem Oheim zu rächen, in Hamlets Bruſt nicht erkalte; das Wort ihm die Kraft zur Ausführung ſeines

Entſchluſſes nicht entführe, damit die Gedanken, die in ſeiner Seele auf und nieder wogen, ſich gleich einer Gewitterwolke vor ihrem Ausbruch immer mehr zuſammen ziehen, und einer dem andern zur Verſtärkung gereiche.

Die Damen können übrigens was ich ihnen vortrage, an ſich ſelbſt bewahrheiten, denn ich ſetze voraus, daß, wie ſehr auch das weibliche Geſchlecht zur Sanftmuth geneigt iſt, ihnen doch insgeſammt was Zürnen, wenigſtens Schmollen heißt, nicht ganz fremd ſeyn wird, und das mit allem Recht, denn nichts iſt der Geſundheit zuträglicher und erleichtert das Herz auf eine melodiſchere, dem ſchönen Geſchlecht anſtändigere Weiſe, wie ein gelinder Ausbruch von Zorn! aber nichts iſt auch mehr dazu geeignet, Ninons Meinung von der Allgewalt verhaltener Gedanken in der Seele zu unterſtützen, und meine Behauptung zu rechtfertigen, daß man es dem Zwang nicht wehren ſolle, die Freiheit dadurch zu ſchützen und bei Kraft zu erhalten, daß es erlaubt zu ſeyn aufhört, von dem womit ein Menſch umgeht, zu früh etwas unter die Leute zu bringen. Unſere Vorfahren die ſich nicht wie wir auf die Kunſt verſtanden, ſich ihrer Sorgen durch Schreiben zu entladen, riefen den Wein zur Hülfe, (er war damals noch nicht ſo theuer wie heut zu Tage), wenn ſie etwas drückte, und blieben dabei ſtark und geſund! Die Krankheiten und Schwächen, denen wir unterworfen ſind, ſeitdem die Preßfreiheit ſo große Fortſchritte unter uns gemacht hat, und jeder, ſo wie ihn etwas drückt, anſtatt zum Kelchglas oder zum Schwerdt zu greifen, die Feder zur Hand nimmt, waren ihnen fremd. Aber nicht allein unſere Geſundheit, haben Oeffentlichkeit und Preßfreiheit untergraben, ſo daß viele Menſchen ganz ohne Gedanken ſind; auch das ehemalige häusliche Glück, das unſere weniger ſchreib- und redeſüchtigen Vorfahren kannten, hat ſich unter uns verloren, ſeitdem die Gedanken zollfrei geworden. Wie manche Gattin ertrug ehedem nicht verzeibliche Schwachheiten an ihrem Gatten, der Aemter wegen die er im Staat begleitete; was der Liebe abgieng, erſetzte die Ehre! denn

Niemand konnte dieſer Ehre, konnte dem Anſehen des Gatten im Staat etwas anhaben; heut zu Tage — ein Zeitungsartikel beim Frühſtück — öffnet der armen Frau die Augen, und erlöſchen iſt alle bisherige Zuneigung zu ihrem Gatten, die Fehler welche der Mantel der Liebe zugedeckt, liegen mit einmal am Tag — die frühere Liebe, die Sorge für Kinder und Haushalt, weicht dem Gram! die arme Frau ſieht ſich wie einſt Hercules an den Scheideweg geſtellt — ſie wählt — — Können Sie, ſchöne Damen, nach ſolchen Beweiſen von der Schädlichkeit der Freiheit unter der Preſſe es mir noch verargen, wenn ich dem Zwang das Wort rede, und die Freiheit der Preſſe erlöſt zu ſehen wünſche.

Bedenken Sie nur, ein Gatte der nicht ſchreibt, und von dem man daher kein Billet doux an eine Andere auffangen kann, ein Anbeter bei dem man nicht Gefahr läuft, daß er, von der Gewohnheit hingeriſſen alles zu ſagen was er denkt, Geheimniſſe ausplaudert, die ihm heilig zu ſeyn aufgehört, oder, anſtatt wie ehedem ſich an der Untreue ſeiner Geliebten zu rächen, zu einem Dolch ſeine Zuflucht zu nehmen, nach der Feder greift, und was er fühlt, drucken läßt ... Gut Ding will Weil haben; Freiheit ſezt die Wahrheit wohl in Umlauf — aber was für Wahrheit! Fabrikarbeit — Treibhausfrüchte, dem Augenblick abgewonnene Entdeckungen, keine durch Erfahrung bewährte Wahrheiten. — Wie oft ſagt ein erzürnter Freund ſeiner Geliebten, ein beleidigter Diener ſeinem Herrn, im Zorn nicht Dinge nach, die er, wenn er zur Beſinnung kommt, bereuen, aber nicht mehr zurücknehmen kann! Allem dieſem wird durch Einführung eines gründlichen Preßzwangs vorgebeugt. Denn es iſt beſſer, daß verderblicher Anſchläge erſt nach hundert Jahren in der Geſchichte gedacht wird, wenn die Gefahr vorüber iſt, als wenn ſie noch zu beſorgen ſteht, und Mittel zu ihrer Abwendung erheiſcht; was gewöhnlich eben ſo mühſam als koſtſpielig iſt. Einzelne Blätter geſchrieben, und zum Fenſter hinaus geworfen, können zwar an den rechten Mann kommen, aber ihn auch verfehlen, Preßzwang dagegen macht ein Volk beſonnen, vorſichtig, bewahrt es vor Uebereilungen und Thorheit; es iſt den Gedanken Zeit vergönnt zu reifen, ſie gehen nicht unverdaut ab, wobei die Kunſt, bildliche und ſchriftliche Darſtellung gewinnen, und ein Zug von Ironie zu der deutſchen Biederkeit ſich geſellt, der Ernſt und Scherz ſo genau in einander verwebt, daß am Ende kein Unterſchied mehr Statt findet, und man nicht weiß ſind die Menſchen ehrlich oder geiſtreich. Es giebt zwar Spötter, die aus dem Preßzwang gern einen zweiten Moſes machten, und von ihm behaupten, er hege die Abſicht, ſo wie dieſer die Iſraeliten, die Deutſchen in der Wüſte herumzuführen, daß den Völkern erſt nach vierzig Jahren, was ihnen verheißen iſt, werden dürfte, aber wenn auch, was wollen vierzig Jahre froher Erwartung, gegen einen Zuſtand des Mißtrauens, der Zaghaftigkeiten und Hoffnungsloſigkeiten ſagen, wie ihn die Preßfreiheit von den Dächern predigt? In der Wüſte regnete es doch Manna, es gieng dem Zug Nachts eine Feuerſäule voraus — bei uns dagegen bleibt es immer Tag — und anſtatt Manna, regnet es Verordnungen, Abgaben, Belehrungen, Ver- und Gebote; Speiſen an denen der Hungerige eben ſo wenig hat, wie der von Kälte Erſtarrte an einem gemalten Feuer, oder der Nackte an einem Mantel der von einem hauſirenden Juden Andern zum Verkauf angeboten wird.

Man wirft den Regierungen vor, ſie liebten die Wahrheit nicht, weil ſie öfters ihren Planen in den Weg träte, und die Ausführung derſelben, wo nicht hinderte, doch erſchwerte. Mit Recht wird hierauf erwiedert: Arbeitet die Natur nicht auch im Verborgenen, und verhüllt ihre Plane in Finſterniß, damit ihr Zeit gelaſſen bleibe, und keine Siebenmonatkinder das Licht der Welt erblicken. Worauf deutet die Fabel mit der Maus und dem Berg anders, als auf den Nachtheil den es hat, zu früh von Dingen reden, die geſchehen ſollen. Was bewirken die Hühner mit ihrem Geſchrei, wenn ſie ein Ei legen, und die halbe Welt gleichſam einladen, Pathenſtelle dabei zu vertreten? — ſie legen ein Ei, das Niemand in Erſtaunen ſetzt, weil man darauf gefaßt war. Wie manche Beweiſe, die eine Regierung ihrem Volke von Güte und Wohlmeinenheit zu geben beſchloſſen, ſind dadurch nicht vereitelt worden, daß ein unberufener Schriftſteller vor der Zeit etwas davon unter die Leute gebracht, und dem Vorſatz dadurch keine Zeit gelaſſen blieb, zur That zu reifen. Woher kommt es, daß wir an Witz und Ironie andern Völkern ſo weit nachſtehen? Daher, daß die Freiheit der Preſſe entlaufen, und vom Zwang noch nicht wieder eingeholt iſt. Man muß nicht alles gleich, nichts zu früh ſagen, damit man es nicht ſchlecht ſage; das Geſagte ſeine Wirkung nicht verfehle; dies iſt es, was der Preßzwang beabſichtigt. Es iſt kein Bildungsmittel für ein Volk, daß ihm zu thun freiſteht, was ihm gut dünkt, zu reden, was ihm beliebt, zu ſchreiben, was es verantworten zu können vermeint! Denn es kann kein Menſch in ſeiner Angelegenheit Richter und Kläger zugleich ſeyn; keiner den Werth ſeiner Rede ſelbſt tariren. Es giebt nur ein Verdienſt um den Staat, daß man einen Zwang, der ihm nützt, einer Freiheit, die ſich ſchadet, vorzieht. Selbſtſucht und Verblendung ſind freilich anderer Meinung — iſt es aber recht, daß der Verblendung eine Meinung vergönnt, der Selbſtſucht ein Wille erlaubt iſt?

Sehen wir auf die Schule der Pytagoräer; Jahre lang gingen die Schüler mit dem Finger vor dem Mund einher — ſieben Jahre waren ſie gehalten ein heilſames Stillſchweigen zu beobachten, ehe es ihnen vergönnt war, den Mund aufzuthun; unſere Schriftſteller können keine ſieben Tage einen Gedanken in ihrer Bruſt verſchließen. — Deshalb, mächtiger Preßzwang, komm, und erlöſe uns von dem Uebel unſeliger Voreiligkeit, lehre uns abwarten und harren, aber auch hoffen.

Iſt doch Kindern auch das Wort verſagt, wie darf es Völkern vergönnt ſeyn, ehe ſie über ihr wahres und eigentliches Intereſſe ſich verſtändigt, ehe ſie die Kinderſchuhe ausgetreten haben, und den Staat kennen, in dem ſie leben? Wem es erlaubt ſeyn ſoll zu reden, der muß durch Oeffentlichkeit dazu erzogen, durch Theilnahme an dem, was vorgeht, den Staat in dem er lebt zu beurtheilen fähig ſeyn; muß ſeiner Obrigkeit anhängen, ſie ehren und ihr wohlwollen, nicht ihr grollen und ſie anfeinden. Wenn die Völker durch Staatserfahrungen erſt dermaßen über ihr Intereſſe aufgeklärt ſeyn werden, daß ſie nichts wie Gutes um ſich her vorgehen ſehen, dann bedarf die Freiheit weder der Preſſe noch des Zwangs mehr, Jedem kann erlaubt ſeyn, Andern ſeine Gedanken mitzutheilen; — denn wer nichts wie Gutes ſieht, kann Andern nichts wie Gutes nachſagen.

Damit es — und recht bald — dahin komme, wird ſo viel über Erziehung geſchrieben, ſo viel auf die Erziehung dereinſtiger Regenten, Staatsbeamten und Staatsvorſteher verwandt, auf daß ſie keine Verordnungen erlaſſen, wodurch die Völker abgehalten werden könnten ihnen Gutes nachzuſagen. Bis dahin iſt es räthlich, nur ſolchen Schriftſtellern das Meiſterrecht, das heißt, die Erlaubniß zu ſchreiben, zu ertheilen, die von den Einflüſſen eines heilſamen Zwangs zu Gunſten der Staatsfreiheit, ſich durch Erfahrung zu überzeugen Gelegenheit gehabt.

Ich meines Orts wäre des Dafürhaltens, man ſollte noch einen Schritt weiter gehen, und da wo der Zwang nicht vortheilhaft genug wirkte, das Wort, wie andere Dinge, mit einer Abgabe belegen.

Warum ſoll die Wahrheit, die Erlaubniß zu ſchreiben, weniger dazu geeignet ſeyn, als eine Quelle zur Vermehrung des Staatseinkommens genützt zu werden, wie andere Handelsartikel; wie oft wird ſie nicht verkauft oder gegen andere Dinge umgeſetzt, zum Beweiſe daß mit der Wahrheit eben ſo gut wie mit andern Artikeln Handel getrieben werden kann! Alles aber, womit Verkehr getrieben wird, belegt ein guter Staatswirth mit Abgaben. Trug doch in Frankreich, als die Polizei noch nicht abgeſchafft war, die Sorge für die öffentliche Sicherheit, dem Staat doppelt ſo viel ein, wie die Spielhäuſer, man ſagt fünf Millionen jährlich; wahrlich ein großes Staatsopfer um den Bürgern zu beweiſen, daß man aufgehört hat ihnen zu mißtrauen. Wer das ſchreiben nicht laſſen kann — der löſe ein Patent — ſo hat der Staat was von ihm, und kann ihn finden, und zur Verantwortung ziehen. Iſt doch der Weg, der zur Begeiſterung führt, der Wein, einer Abgabe unterworfen, warum ſoll es das Wort, die Begeiſterung ſelbſt nicht ſeyn? Ja ich würde ſogar vorſchlagen, die Schreibſeligkeit unſers Zeitalters auf eine zwiefache Art zu nützen, und zu dem Ende, ſo wie man Todtenhäuſer errichtet, um zu verhüten, daß kein Scheintodter lebendig begraben werde, vorſchlagen, abſeiten der Zenſur Beſchauungshäuſer, literariſche Todtenhäuſer, zu gründen, um zu verhüten, daß keine Scheinwahrheiten in das Leben eingehen. Ein jeder Schriftſteller, er habe einen wirklichen Beruf zur Schreibſeligkeit, oder berede ſich blos einen zu haben, ſollte bevor er ſeine Gedanken unter die Preſſe brächte, gehalten ſeyn, dieſelben vier Wochen lang in einer ſolchen Beſchauungsanſtalt niederzulegen, damit die Geburt ſeines Geiſtes noch ehe ſie zum Leben erwachte, ſchon widerlegt ſeyn könnte, und ſo pro und contra, Ja und Nein, Gift und Gegengift, zu gleicher Zeit auf dem Lebensmarkt erſchienen, und der Neugeborne nicht ohne Kundſchaft die Wanderſchaft anträte. Ich ſchließe mit der Maxime eines großen Königs, Friedrich des Zweiten, und der Maxime eines kleinen: Laßt ſie reden was ſie wollen, wenn ſie nur bezahlen, und Handel und Wandel blühen! Was kümmert's mich.

II.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zenſur.

(Fortſetzung.)

Sechster Fall.

Da die Aengſtlichkeit und Strenge der hieſigen Zenſur, wie es die Behörde die ſie ausübt, offen erklärt, nur die Anweſenheit der Bundesverſammlung zur Quelle hat, ſo mag es erklärlich ſeyn, warum man einem Journaliſten in Frankfurt verbieten mag, freiſinnige, der Ariſtokratie mißfällige Anſichten aufzuſtellen. Wenn aber dieſe Anſichten aus andern deutſchen Blättern entnommen ſind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen ſie nicht haben? Werden Artikel aus der allgemeinen Zeitung, welcher doch Jeder, Mäßigung, wenn auch nicht nachrühmen aber doch nachſagen muß, weniger verbreitet, wenn ſie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnahmen? Aus welchem, ich will nicht ſagen, rechtlichen und vernünftigen, aus welchem Grunde überhaupt, ſey er auch aus einer falſchen Anſicht hervorgegangen, wird Stellen wie folgenden, von der Zenſur die Aufnahme verweigert?

In der Zeit. d. fr. St. Fr. vom 17. Januar, ward von einem der allgemeinen Zeitung entlehnten Artikel: Aus Deutſchland 7. Jan., die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte geſtrichen:

„Wir eben ſo wenig, wie die Franzoſen, wollen uns die
„Früchte der Zeit entreißen, oder — ſofern wir ſie noch nicht
„haben — vorenthalten laſſen! Volksvertretung, Preßfreiheit,
„Gleichheit vor dem Geſetz, Gleichheit der Anſprüche auf Amt
„und Würde, Bürgerehre, auf der einen Seite — Feudalität,
„Intoleranz, Finſterniß religiöſer und ariſtokratiſcher Vorur-
„theile, Anmaßung der Privilegirten auf der andern Seite —

„das ſind die Lockungen, die auch unſere Nation auf dem Scheidewege zu ſchöner, kräftiger, heilbringender Entwickelung und „geſetzlicher Ordnung führen, oder in die gräuelhafte „Zerrüttung befürchteter Revolutionen ſtürzen „können! Wir fürchten dieſes Schreckbild nicht, wo „es durch weiſe Regierungsanſtalten, durch offenes Fortſchreiten mit der Kultur und den Bedürfniſſen des Volks frühzeitig gebannt wird.“

Weiſe Regierungsanſtalten, Fortſchreiten mit der Kultur, Bedürfniſſe des Volks, ſind das Schreckbilder, welche die Zenſur einer freien Stadt bannen ſoll?

— In dem nehmlichen Blatte, ward in dem Artikel Stuttgart 9. Januar, welcher von der Preßfreiheit im Königreiche Würtemberg handelte, und aus einer in Stuttgart erſcheinenden Zeitung genommen war, folgende Stelle geſtrichen:

„Der kategoriſche Imperativ in der Philoſophie eines „Mandeville „nach der Gunſt der Staatsregierer, als „nach dem Höchſten zu trachten,“ und ſo nicht nur mit „Regenten, ſondern auch mit Miniſtern ꝛc. oder gar mit Mätreſſen Abgötterei zu treiben; dieſe ſeine Religion ſoll noch „heute viele Anhänger haben.“

Beim Himmel, man kann es bei tauſend Gelegenheiten erfahren, wie wahr es iſt, was Leſſing irgend Einen ſagen läßt: „Wenn man über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, ſo hat man keinen zu verlieren.“ Alle Bürger und Beiſaßen der vierzehn Quartiere unſerer Vaterſtadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Miniſter noch Staatsmätreſſen giebt, nicht obige Stelle ſoll drucken laſſen dürfen, da es doch in einer Königsſtadt geſchehen durfte? Aber da iſt die alles zerſtörende Beamtenwillkühr, die ſich auf der Wachtparade des bürgerlichen Dienſtes im und am Kleinen übt, um bei ernſten Treffen, gewandt und fertig da zu ſtehen. Da iſt der unſelige alles verwirrende Geiſt der beliebigen Verwaltung, welche es für gottgefällig hält, Bürger auch auſſer dem Geſetze zum vermeintlichen Guten zu leiten, ſie väterlich zu regieren, und die ſo oft die ſchlechte Regierungs-That mit dem guten Willen beſchönigt. Zu ſo unbedeutenden Dingen, als das Druckverbot einiger Zeilen iſt, wähnt man keine Vorſchrift der Geſetze nöthig zu haben, und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als ſey in der bürgerlichen Freiheit etwas unbedeutend, und als ſey es nicht eben ſo verdammlich, wenn ein Beamter, der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vortheile eines Bürgers, unberechtigt ſich in den Weg ſtellt!

— In dem nehmlichen Blatte ſteht folgender Artikel:

Frankfurt, 16. Jan. — Die heutige Ober-Poſtamts-Zeitung enthält einen Bericht des Hrn. Dr. Becker, über die Beſchaffenheit des hieſigen Irrenhauſes, welcher mit folgenden Worten ſchließt: „Im Irrenhauſe wird Niemand in den Sack geſteckt, oder ihm den Mund geſtopft, völlige Rede- und Gewiſſensfreiheit herrſchet da. Das Haus iſt demnach vor oder hinter dem Zeitgeiſte.“ O trauriges Geſchick, daß man den Verſtand verlieren muß, um die Freiheit zu finden.

Die herausgehobenen Worte wurden geſtrichen. Ich möchte ſehr gern einmal den Verſtand verlieren, um dem Hrn. Zenſor ſagen zu dürfen, was ich von ſeiner Zenſur denke; aber dann freilich, fände ich wahrſcheinlich nichts zu ſagen, ſondern würde alles klug und zweckmäßig finden.

— Endlich hatte ich in demſelben Blatte, freilich ironiſcher Weiſe, von dem verdorbenen, verſtockten und verdammten Frankreich geſprochen. Dieſe Worte wurden geſtrichen. Wahrſcheinlich hatte der Hr. Zenſor keine Gelegenheit zu erfahren, daß in Paris ſelbſt, täglich in weit härteren Ausdrücken, von Frankreich und ſeiner Regierung geſprochen wird, ſonſt hätte er wohl dem Einwohner einer Deutſchen freien Stadt, dieſe Art zu reden nicht verbieten können. Es wäre ſehr gut wenn der Hr. Zenſor zuweilen nach dem Datum ſeiner Inſtructionen ſähe. Es ſcheint manchmal daß er die aus den Napoleoniſchen Zeiten zur Richtſchnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies ſo viel Geld koſtet, ſo ſollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden für Pariſer Journale, nicht ſcheuen, und den Zenſor verpflichten ſie zu leſen, damit er den Geiſt der franzöſiſchen konſtitutionellen Freiheit kennen lerne, und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hieſigen Franzöſiſchen Geſandten, Artikel ſtreiche, die in Paris ſelbſt nicht unterdrückt werden dürfen.

Siebenter Fall.

Die Zeitung vom 18. Januar, enthält einen Artikel vom *Rhein* 9. *Jan.* aus der allgemeinen Zeitung entlehnt, welcher von dem Partheienkampfe in Frankreich, und von den Umtrieben der Ultra's, ſpricht. Am Schluſſe deſſelben heißt es:

„.... es handelt ſich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konſtitutionell-monarchiſchen Inſtitutionen Frankreichs, an welche ſich die aller andern Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergeſtellt und erhalten, oder ob der Volksgeiſt niedergetreten, und dadurch ein neues Zurückſchnellen dieſer ewig elaſtiſchen Feder, *mithin neue Revolutionen*, verbreitet werden ſollen. *Die Völker wollen ſie nicht, aber halbe Maaßregeln und Unterdrückung der Preßfreiheit werden uns davor nicht bewahren; wohin ſie führen, hat Napoleons Beiſpiel gezeigt.*"

Die herausgehobenen Worte ſind geſtrichen worden. Alle Europäiſchen Miniſter können ruhig ſchlafen, die Frankfurter Zenſur wacht für ſie; fielen auch dieſer einſt die Augenlieder zu, dann ſtünde es ſchlimm um die Ruhe der Welt.

Achter Fall.

Es war mir daran gelegen zu wiſſen, ob das Verfahren der Zenſur, in der Willkühr, Laune und in den eigenthümlichen Anſichten des Zenſors gegründet ſey, oder ob derſelbe nach Vorſchriften der oberen Behörden handelte. Um dieſes ausfindig zu machen, verſuchte ich einige Male, bei dem Vorgeſetzten des Zenſors, Abhülfe gegen die Beſtimmungen des letztern zu erhalten, und fand ſie auch jedesmal. Der Hr. Polizeidirector nehmlich, ließ, ſo oft ich mich bei ihm beſchwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Zenſur geſtrichen hatte, freien Lauf. Allein macht dieſe Erleichterung den Druck nicht nur noch ſchmerzlicher, da ſie beweißt, daß der Druck unnöthig, ungeſetzlich war, und daß der Zenſor eigenmächtig verfuhr? Der Hr. Polizeidirector erwiederte mir mehreremal, da ich ihm eben dieſe Bemerkung machte: Der Hr. Zenſor habe nicht gewagt, dieſen oder jenen Artikel *auf ſich zu nehmen*. Allein iſt denn, um des Himmels willen, der Staat um der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Hr. Zenſor ſich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um ſicher zu ſeyn, das was er ſeine Pflicht nennt, gethan zu haben, mehr thun, als ſeine Pflicht, und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beſchränken? Soll der Grad der Preßfreiheit in Frankfurt, von den ſtärkern oder ſchwächern Nerven des Zenſors, und von ſeiner daraus hervorgehenden, größern oder geringern Aengſtlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Zenſur der zweiten Inſtanz geben. In der Z. d. fr. St. Fr. vom 19. Jan., war ein Artikel aus den Rheiniſchen Blättern, die Bittſchrift des Grafen Las Caſes an das brittiſche Parlament, wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena, betreffend, aufgenommen. Die Zenſur ſtrich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Caſes, für ſeinen ehemaligen unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrſcheinlich richtete ſich der Zenſor nach den Inſtructionen, die er vier Jahre früher wegen Buonaparte, und was von ihm öffentlich geſagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeſchrieben worden ſeyn, keine Theilnahme für den gefallenen

Helden bekannt werden zu laſſen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem Vaterlandseifer der Deutſchen eine Richtung nach Außen zu geben, und ihren Haß der Tyranney in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber ſeitdem haben ſich die Verhältniſſe geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurtheilen, ohne ſich gegen die Erben ſeiner Grundſätze zu verſündigen. Dieß hätte der Hr Zenſor bedenken ſollen, und dann würde er jenen Artikel nicht geſtrichen haben. Auch fand wirklich der Hr. Polizeidirector deſſen Verfahren nicht zu billigen, und ſchrieb auf das Zenſurblatt: „Kann gedruckt werden außer den durchſtrichenen Zeilen.“ Die geſtrichenen Zeilen lauteten alſo:

. . . . . „ſo ſehr man auch einen großen Theil ſeines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln.“

Was dieſer Satz für die Ruhe der Europäiſchen Monarchien Gefährliches enthält, ob deſſen erſter oder zweiter Theil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich ſage es nicht.

— Das nehmliche Blatt hatte folgende Aphoriſme des Abbe Galiani aufgenommen:

„Die moderne Theokratie fängt damit an, daß ſie die Menſchen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Iſt man an das Höchſte von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Papſt, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeiſter, ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem ſo zahmgemachten Weſen kann er alles machen, was er will.“

Dieſe Stelle ſtrich die Zenſur unbegreiflicher Weiſe, da wir in Frankfurt, weder einen Papſt, noch einen Abt, noch einen Beichtvater, noch einen Novizenmeiſter, noch einen Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamiren könnten. Auch ſah der Hr. Polizeidirector die Ungerechtigkeit des Zenſors ein, und begnadigte den verurtheilten Artikel.

Neunter Fall.

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Miſſionnäre im ſüdlichen Frankreich, und von den Wundern, die ſie dort verübt haben wollten. Darin wurden folgende zwei Stellen geſtrichen:

„Die Barmherzigkeit Gottes beſchränkte ſich aber nicht auf
„die Katholiken allein; ſelbſt die Proteſtanten konnten ſich des
„allgemeinen Eindrucks nicht erwehren. Es haben ſich wenig-
„ſtens 25 bekehrt.“ . . . . . . „Am nehmlichen Abende kamen
„5 Proteſtanten, worunter einer von 22 Jahren ſich zu meinen
„Füßen warf, und ſagte: Mein Vater, ich bin Pro-
„teſtant, erbarmt Euch meiner und macht mich zum
„Katholiken. . . Man ſegnete 47 Ehen ein.“

Der Herr Polizeidirector, an den ich wegen der Streiche appellirte, erlaubte den Druck der Stelle.

— Das nehmliche Blatt hatte einen Artikel aus Berlin vom 8. Januar, aus dem Oppoſitionsblatte entlehnt, worin ein dummer Streich der Berliner Zenſur erzählt war. Die Frankfurter Zenſur ſtrich den Streich ihrer lieben Schweſter. Auf Beſchwerde darüber beim Herrn Polizeidirector, erlaubte dieſer die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Zenſurblatt ſchrieb, dem Artikel vorausgeſchickt werden:

„Das Oppoſitionsblatt enthält folgenden Artikel, der durch
„ſeine lächerliche Uebertriebenheit ſich ſelbſt widerlegt, und den
„wir nur deßhalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förm-
„lichen Widerlegung dadurch entſteht.“

Wer die bisher erzählten Thaten der Frankfurter Zenſur geleſen hat, wird nicht ſagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beſchuldigung, lächerlich übertrieben ſey; auch hat ſie ſich weder ſelbſt widerlegt, noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es iſt weiter nichts daraus entſtanden, als daß die Redaction des Oppoſitionsblattes mich vor aller Welt herabgehunzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main, die Artikel ihres zuverläſſigen

Berliner Korreſpondenten berichtigen zu wollen. Indeſſen habe ich ſpäter den Wink des Hrn. Polizeidirectors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verſchaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung vorausgeſchickt. Es iſt höchſt wunderbar, daß während in Frankfurt, als in einer betriebſamen Handelsſtadt, jeder ſeine ſchlechte Waare lobt, um ſie gut zu verkaufen, dort ein Zeitungsſchreiber ſeine gute Waare tadeln muß, um ihr Abſatz zu verſchaffen. Den ſchönſten, beſten, edelſten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeſchickt, und dieſes Zeugniß der Schlechtigkeit hat ihnen zum Paſſe gedient.

Zehnter Fall.

In der Zeitung vom 26. Januar ſtand von Paris aus: „Das Miniſterium, ſagt man, iſt gut, *aber ſchwach*." *Aber ſchwach*, wurde geſtrichen, und nur der Vorderſatz blieb ſtehen. Beim Himmel, wenn erſt der hieſige Zenſor die zu Paris erſcheinende Minerve Française und den Conservateur zu ſtreichen hätte, da blieb kein großes und kleines *Abc* darin ſtehen, ſo viel als man braucht, um Kinder leſen zu lehren. Dieſe Sachen klingen alle ſo fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht, und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satyre gegen die Zenſur ſchreiben wollen, und darum das Gemälde karrikirt. In der freien Stadt Frankfurt ſoll man nicht ſagen dürfen, das franzöſiſche Miniſterium ſey ſchwach, bei welchem gelinden Ausdrucke die Pariſer Zeitungsſchreiber es nur dann bewenden laſſen, wenn ſie höflich ſeyn wollen, und eine Anſtellung ſuchen!

— In dem nehmlichen Blatte ſtand:

„Auf den Pariſer Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werther's parodirt. *Man ſieht daß die Franzoſen um 40 Jahre in der Geſchichte der Deutſchen zurück ſind, ſonſt würden ſie ganz andere Leiden zu parodiren finden.*"

Die herausgehobenen Worte wurden geſtrichen. Allein indem der Zenſor dieſes that, bewieß er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

Eilfter Fall.

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutſchen Blättern folgenden Artikel nachgeſchrieben:

„Frankfurt, 17. Januar. — Der hannöverſche Bundes-Geſandte, Herr von Martens, hat eine aktenmäßige Darſtellung der vorigjährigen Ereigniſſe unter den Studirenden zu Göttingen an die andern Herren Geſandten vertheilen laſſen, und denen, die ſolchen Staaten angehören, worin Akademien ſich befinden, in einer Note den Wunſch ausgedrückt, daß man ſich über allgemeine Grundſätze vereinigen möge, um künftig ähnlichen Auftritten vorzubeugen.“

Geſtrichen. Der Iſis-Schleier der Bundesverſammlung wäre durch dieſe Nachricht wohl nicht aufgedeckt worden!

Zwölfter Fall.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 2. Februar, hatte folgenden Artikel aufgenommen:

„Nordamerikaniſche Freiſtaaten.

„Die Emigranten, ſo aus Europa ankommen, belaufen ſich im Durchſchnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1870 angekommen, und zwar in: New-York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in andern Seehäfen.“

Der Zenſor unterdrückte dieſe Nachricht. Meine Leſer ſind wohl müde geworden zu fragen warum? Wer kann das errathen! Aber dieſen nehmlichen Artikel durfte am nehmlichen Tage die Oberpoſtamtszeitung aufnehmen. Man ſieht wie die Zenſur nur nach Anwandelungen verfährt; denn, enthielte jener Artikel etwas, was ihn nach irgend einer Anſicht ſchädlich machte, wie konnte dieſe Schädlichkeit dem Zenſor in der einen Zeitung auffallen und in der andern zu gleicher Zeit entgehen? Ich habe dieſen Fall wegen ſeiner

Merkwürdigkeit ſchon früher in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht, und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:

„Da ſo viel ich weiß, meine liebe Vaterſtadt in keinen Krieg mit den vereinigten Staaten verwickelt iſt, in welchem Falle ſie das Preiſen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht unterſagen würde; ſo kann der Zenſor bei ſeinen Ungedankenſtrichen keine andere Abſicht gehabt haben, als dem Geſchichtſchreiber von Kuhſchnappel etwas Angenehmes in ſeinen Zettelkaſten zu werfen, und Jean Paul, lieſt er dieſes, nimmt gewiß eine ſaubere Feder, und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte, und mit verdienter Zierlichkeit.“

„Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Newa, ja ſogar des Manzanares, mir zu ſagen, was ſie vielleicht ſonſt denken von der Sache. Hat ſich aber jeder ſatt erſtaunt über dieſe wahrhaftige Geſchichte, dann wird noch ein kleines ſüßes Wunder als Deſert aufgetiſcht. Es beſteht in folgendem: An dem nehmlichen Tage, nehmlich am Dienſtage, den zweiten Februar, wo in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt der Zenſor die angeführte Stelle geſtrichen hatte, ſtand dieſe nehmliche Stelle geſund und friſch in der Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung. Da nun alle Zeitungen in derſelben Stunde und vom nehmlichen Zenſor durchgeſehen werden, ſo müſſen nothwendig binnen fünf Minuten, als ſo viele Zeit zwiſchen der Zenſur des einen und des andern Blattes verfloſſen ſeyn kann, die auswärtigen Verhältniſſe der Stadt Frankfurt ſich geändert haben, welches wehe thut, da die heilige Allianz mehrere Beſtändigkeit der Staatsrelationen hatte hoffen laſſen.“

Dreizehnter Fall.

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei ſogar auf das bekannte Champ d'Aſile in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der Minerve Française entlehnte Nachricht von der, zur Unterſtützung jener franzöſiſchen

Flüchtlinge, zu Paris eröffneten Subſcription, durfte ich in die Zeitung vom 3. Februar nur unter der Bedingung aufnehmen, daß ich die öffentliche Quelle dieſer Nachricht ſorgfältig dabei ſetzte; die Zenſur ſchrieb mir dieſes ausdrücklich vor.

Vierzehnter Fall.

Ich hatte früher die von der Zenſur geſtrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte ihr das nicht ſelbſt willkommen geweſen ſeyn, da ja ihr Dienſteifer hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen ſchien? Es iſt mir unerklärlich, warum ihr dieſes zuwider war, und warum ſie bei dem Polizeiamte das Verbot, ſolche Punkte zu ſetzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Febr. wurde mir von der Polizei eine ſchriftliche Verordnung zugeſchickt, worin mir, bei Strafe, alles Punktiren unterſagt worden. Ueber das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen ſolchen Zwang aufzulegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da ſpäter mehr hiervon geredet werden ſoll; ich begnüge mich die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfolgend mitzutheilen:

Actum bei dem Polizei-Amte der freien Stadt Frankfurt, Mittwochs den 20. Jan. 1819.

„Von Seiten der hieſigen Zenſur geſchah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frankfurt würden ſeit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Zenſur geſtrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchſchoſſen, um dadurch das Publikum aufmerkſam zu machen, daß an dem durchſchoſſenen Raum eine Stelle von der Zenſur geſtrichen worden. Da nun dieſes Verfahren gegen alle Ordnung verſtoße, ſo halte die Zenſur ſich verpflichtet, hiervon die Anzeige zu machen, um weitere Reſolution darüber zu veranlaſſen, worauf beſchloſſen wurde:

u. ſ. w. u. ſ. w.

4) Die etwa durch die Zenſur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Strichen oder Punkten durchſchoſſen werden,

vielmehr muß der Satz ſo zuſammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes ſichtbar wird.

6) Sollte, nachdem dieſes befolgt worden, am Ende des Blattes ſelbſt, ein leerer Raum übrig bleiben, ſo muß ſolcher entweder mit Avertiſſements, welche ſchon die Zenſur paſſirt ſind, oder mit ſolchen politiſchen Artikeln, die kurz zuvor in andern hieſigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaktion iſt verbunden, zu dem Ende ſtets für einen zureichenden Vorrath von dergleichen Avertiſſements oder Artikeln zu ſorgen.“

Bald darauf trat auch der Fall ein, daß ich wegen vermeintlicher Uebertretung jener Vorſchrift zur Unterſuchung gezogen und mit einer Geldbuße gezüchtigt wurde.

Nehmlich in der Zeitung vom 9. Februar, war, in einem der Bremer Zeitung entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des Deutſchen Beobachters, Hrn. Dr. Benzenbergs, enthaltenden Artikel, überſchrieben: Bremen, 3. Februar, nachfolgende Stelle geſtrichen:

„Ich will Ihnen noch ein Beiſpiel von der . . . Zenſur
„erzählen.“

„Ich war im vorigen-Herbſte in Aachen, und da alle Leute
„ſich wunderten, daß die Aachener Zeitungen ſo ſchlecht wären,
„und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, ſo ſchrieb ich
„im deutſchen Beobachter einen Aufſatz: Ueber die Aache-
„ner Zeitungen, und zeigte, daß man Unrecht habe, den
„Zeitungsſchreibern hierüber Vorwürfe zu machen, denn dieſes
„rühre lediglich von der Zenſur her, welche es ſich zum Geſetz
„gemacht, alles zu ſtreichen, was den Kongreß beträfe, damit
„Preußen keine Auseinanderſetzung mit den andern Kabinetern
„der Zeitungen wegen habe; denn ſobald Zenſur vorhanden,
„ſey jede Zeitung offiziell, und daß die Brüſſeler Zeitungen
„alles ſchreiben könnten, rühre daher, daß ſie keine Zenſur
„hätten, und alſo keinen offiziellen Karakter. So hatten z. B.
„die Aachener Zeitungsſchreiber die abgeſchloſſene Konvention

„früher als die Pariſer, ſie durften ſie aber nicht eher drucken, „bis ſie im Moniteur geſtanden. So ſeyen heute (ſo hieß es „weiter in dem Aufſatze) 25 Jagdhunde von Lord Wellington „angekommen, welche Anfangs für die Doggen von Madame „Caſtlereagh wäre gehalten worden, — allein ein ſolches Faktum dürften die Aachener Zeitungen ſchon nicht berichten, „weil die Politiker hieraus ſchon auf eine Verlängerung des „Kongreſſes ſchließen würden, und die Zenſur es deswegen „nicht durchlaſſe.“

„Der . . . . Zenſor fand aber auch die Sache zu bedenklich, und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der „Zenſur ſtecken, ohne daß ſie weiter zum Vorſchein gekommen „wären.“

„Im Juni 1817 ſtrich er die Kabinetsordre des Königs „von Preußen, in welcher die ſcharf Unterſuchung wegen der „Verſpätung des Oſtſeegetreides befohlen worden, obſchon dieſe „ſichtlich zur Bekanntmachung beſtimmt war, um die mit „Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch ſtand ſie nachher in allen Zeitungen.“

„Um dieſelbe Zeit ſtrich er einen Aufſatz über die Kernlieferungsgeſchichte, der ganz zu Gunſten des preuß. Miniſteriums geſchrieben war, und der von einem Manne herrührte, „der die Akten geſehen. Der Zenſor glaubte aber, daß hierin „heimliche Stachelnüſſe verborgen liegen möchten, und fand es „am ſicherſten, ihn zu ſtreichen.“

„In einem Aufſatze von Westphalus Eremita ſtrich er „neulich ſo viel, daß dieſer ihn im Herrmann aufs neue abdrucken ließ, und die geſtrichenen Stellen mit Kurſivſchrift. „Der Bürgermeiſter von Hagen (der Zenſor des Herrmann) „obgleich ein preuß. Unterthan, hatte alſo mehr politiſchen „Muth. . . . . . . Der Artikel betraf nehmlich Preußen.“

„Die Urſache hiervon liegt aber bloß und allein in den „fremden Geſandten. Dieſe glauben, daß ſie ihre Schuldigkeit nicht thun, wenn ſie die Zeitungen, ſo in dem Orte „erſcheinen, wo ſie reſidiren, nicht gehörig leſen, und auf alle

„Kontrebande merken, da ſie ohnehin wenig zu thun haben. „Wenn dieſe nun ſo etwas finden, ſo beſcheiden ſie den armen „Zenſor zu ſich, ad audiendum verbum, und den andern „Tag ſtreicht er die halbe Zeitung, um nur ſeinen guten „Willen zu zeigen."

„In Darmſtadt hatte auch neulich ein Geſandter einen „Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm ſehr an„ſtößig ſchien, und wegen deſſen er bei Hofe eine ſcharfe Ver„fügung verlangte. Abgeſchlagen und zur Juſtiz verwieſen."

Das überraſchte mich nun weiter nicht; denn ſchon war ich an den türkiſchen Druck ganz gewöhnt, und davon abgeſtumpft worden, und ich hätte ſo geduldig wie ein Lamm, ſelbſt meinen Hals dem Zenſor hingereicht, um mich aus dem Verzeichniſſe der Lebenden zu ſtreichen. Auch ließ ich die geſtrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorſchrift gemäß alles Punktirens, nur füllte ich die durch die ausgeſtrichenen Stellen entſtandenen Lücken, mit mehreren ſchönen Bekanntmachungen aus, ſo daß, beſonders ſcharfſinnige Leſer, wohl entdecken konnten, daß das Vehmgericht der Zenſur wieder einige den Landfrieden ſtörende Redensarten habe hinrichten laſſen. Ich that es pour égayer la matière; aber die Polizei fand dieſes gar nicht luſtig, und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zenſur Genugthuung zu geben, zur Unterſuchung und Strafe, wie ſich aus nachſtehendem Polizeigerichtsprotokolle ergiebt:

Actum bei dem Polizey-Gericht der freien Stadt Frankfurt, den 10. Februar 1819.

In Gegenwart

Sr. Hochwohlgebohren des Herrn Senatoris Dris Thomas und meiner des Actuar Vicar. Heuſenſtam.

Auf Anzeige der Zenſur, daß die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40. dieſer Zeitung unter der Aufſchrift „Bremen" enthaltenen Artikel, welcher zum Theil geſtrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelaſſen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieſes Artikels eingeſchoben habe, wahrſcheinlich um das Publikum auf dieſe durch die Zenſur entſtandene Lücke aufmerkſam zu machen, welches gradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amts-Beſchluß sub membr. 4. verſtoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieſer Zeitung vor Amt geſodert und befragt, warum er die ihm beſtimmt gegebene Weiſung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. Wegen Mangel an Stoff habe er ſich genöthigt geſehen die zwiſchengeſchobenen Artikel, von welchen ſchon der Saz fertig geweſen, als der Bremer Artikel von der Zenſur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo ſie wirklich ſind, ſtehen zu laſſen, ferner wäre nicht mehr Zeit genug geweſen, dieſe zwiſchengeſchobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu ſetzen, indem er ſelbſt bis 12 Uhr Nachts in der Druckerei geweſen wäre; endlich habe er in der Meinung geſtanden, daß ſolche Einſchiebungen dem 4ten und 5ten membr. des polizeiamtlichen Beſchluſſes vom 20. Jan. nicht zuwiderliefen.

Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerkſam gemacht, daß der erwähnte Beſchluß ausdrücklich die Vorſchrift enthalte, Avertiſſements nur an das Ende des Blattes zu ſetzen, und habe er daher ſolches auf alle Fälle zu beobachten.

In fidem
Henſenſtam,
Actuar Vicar.

In Unterſuchungsſache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Uebertretung der Zenſur-Vorſchriften iſt der

Beſcheid:

Da dieſes wiederholte Zenſurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weiſung membr. 4 und 5. unterſagt iſt, mithin die angeführte Entſchuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, ſo wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von Zehn Reichsthalern und Bezahlung der Unterſuchungskoſten belegt, auch angewieſen ſich in vorkommenden Fällen ſtrenge an die amtliche Weiſung vom 20. Januar l. J. bey Vermeidung ſchärferen Einſehens zu halten. Decretum Polizei-Gericht am 24. Februar 1819.

Da ich mich durch dieſes Urtheil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich laſſe die bei dem Appellationsgerichte eingereichte Beſchwerde-Ausführung, hier nachfolgen.

„Hochpreisliches Appellations-Gericht!

Die hier lebende und wirkende Zeitungszenſur, in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, deſſen Name, deſſen Herkunft, deſſen legislative Urheber man nicht kennt; weit entfernt durch ein kluges, ſittliches und beſcheidenes Betragen, ihre Herſtammung vergeſſen zu machen, und nach der Achtung zu ſtreben, die der Bürger ſonſt nur, den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten geſetzlichen Einrichtungen gewährt, iſt ſtets bemüht, der Weiſe jeder uſurpatoriſchen Herrſchaft gemäß, das was ihr das Recht verſagt, durch Gewalt zu erreichen, und für die Liebe und Achtung die ſie niemals findet, ſich durch Furcht die ſie einzuflößen ſucht, ſchadlos zu halten.

Wenn ich die Erfahrungen die ich über die Handlungsweiſe der Zenſur bisher gemacht habe, und die das oben ausgeſprochene Urtheil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil ſie es als zu gelind hervorſtellen, nicht zur Unterſtützung der Klage die ich führen werde, mittheile, ſo geſchiehts, weil ich erſt verſtärkt durch tauſend Stimmen der öffentlichen Meinung, meine Beſchwerde am geeigneten Orte vorzubringen gedenke. Ich beſchränke mich hier nur auf einen einzelnen Fall.

Die Zenſur, wie ſie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt, ſeit dem erſten Tage ihres Erſcheinens ausgeäbt wurde, liegt auſſer aller Beſchreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmet werden. Sie befolgt keine Grundſätze, weder des Rechts, noch der Billigkeit, noch der Klugheit; ſie hat keine Regel, weder erhaltene Vorſchrift, noch Konvenienz, noch eigene Anſicht. Es iſt nichts dauernd an ihr als ihr Wechſel, nichts beſtändiges als ihre Unbeſtändigkeit. Hätte ſie nur wenigſtens ihre eigene Vorſtellungen von Rede- und Druckfreiheit befolgt, und hierdurch eine Richtſchnur für den Redakteur gegeben. Aber ſo wurde geſtrichen, was 24 Stunden ſpäter ſtehen bleiben durfte; ja es iſt geſchehen daß der Zeit. d. fr. St. Fr. die Aufnahme eines Artikels unterſagt wurde, der am nehmlichen Tage in der Poſtzeitung ſtand. Heute wurde ein Nadelſtich mit der größten Aengſtlichkeit parirt, den folgenden Tag ließ es die Zenſur geſchehen, daß man die empfindlichſten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald ſuchte ſie Gift wo keines war, und verſperrte allen Regierungen ſehr willkommenen Grundſätzen den Weg; bald ließ ſie den vermeintlich verderblichſten Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Zenſur war eben ſo überraſchend wo ſie gewähren ließ, als wo ſie dazwiſchen trat; eben ſo bewunderungswürdig in ihren Druckerlaubniſſen als Druckverboten. Mit dem bisher Geſagten ſoll keineswegs über das regelloſe Verfahren der Zenſur, eine Beſchwerde beabſichtigt (dieſes wird an einem andern Orte erſchöpfender geſchehen) ſondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeit. d. ſr. St. Fr. unmöglich war, die Grundſätze oder Launen der Zenſur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem beſten Willen zur Folgſamkeit, und Unterwerfung gegen eine unwiderſtehliche Uebermacht, nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Zenſur, die Druckerlaubniß unterſagt wurde.

Das zenſirte Zeitungsblatt kömmt zufolge einer Einrichtung, die (was ſchwer ſcheint) das Drückende dieſer ganzen Zwangsanſtalt nur noch ſchmerzlicher macht, erſt Abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen wo eine

Veränderung vorzunehmen iſt, wird ſie ſo ſpät noch, dem Redakteur ins Haus gebracht, der ſie gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es iſt alsdann nicht möglich, die durch das oft ſo freigebige Streichen entſtandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher als ganz durchſtrichene Artikel, ſind die herausgeriſſene Sätze und Worte, wodurch der Zuſammenhang verletzt, unſinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage verſetzt wird, in die Regalien mancher Polizeiſtelle einen frevelhaften Eingriff zu thun, und das Recht zum Gebrauche eines ſchlechten Styls, ſich anzumaßen.

Der Redakteur der Zeit. d. fr. St. Fr. hat, wenn ſolche Fälle eintraten, den Ausweg der allen Zeitungsſchreibern wo Zenſur iſt, offen gelaſſen wird, benutzt, nehmlich den, durch mehrere Punkte oder Gedankenſtriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelaſſen werden müſſen, und ſo die Ehre ſeines Verſtandes und ſeiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch frei genannten, Stadt Bremen beweiſen, daß die erwähnte Befugniß, den Redakteurs nie verſagt war.

Die Zenſur der freien Stadt Frankfurt, glaubte dabei nicht ſtehen bleiben zu dürfen: ſie verfolgte die ihr mißfälligen Anſichten, nachdem ſie ſie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie ſchlug meine Gedanken todt, und unterſagte mir zugleich, ihnen Leichenſteine ſetzen zu laſſen. Daher erwirkte ſie bei dem Polizeiamte, mit welchem ſie ſo eng verbunden iſt, daß das Verbot ertheilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der zenſirten Artikel zu ſetzen, oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu laſſen.

Wenn die hieſige Polizei berechtigt iſt, Geſetze zu machen, dann vereinigt ſie alle Gewalten, die im Staate vertheilt ſind, und getrennt bleiben müſſen, wenn nicht die perſönliche Freiheit zu Grunde gehen ſoll. Nach der beſtehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugniſſe: 1) Sie macht den Antrag zu einem Geſetze. 2) Sie entwirft dieſes Geſetz und zwar ganz allein, ohne Mitberathung Anderer.

3) Sie übt eine aufſehende verhindernde Macht aus, daß das Geſetz nicht übertreten werde. 4) Sie unterſucht ein Ueberſchreiten deſſelben. 5) Sie ſetzt eine Strafe darauf. 6) Sie richtet. 7) Sie vollſtreckt das Urtheil. Eine unheiligere Sieben kann wohl nicht erſonnen werden! Auf dieſe Weiſe iſt die hieſige Polizei, eine wahre Encyclopädie aller möglichen Staatsrechte, und man kann unſere ſtudirende Jugend, ſtatt ſie auf Univerſitäten zu ſchicken, wo ſie über zehn verſchiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik Vorleſungen zu hören haben, nur in einem der Polizeibüreau's auf dem Römer Sitz nehmen laſſen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civiliſtiſcher und ſtaatsrechtlicher Lehren praktiſch beizubringen.

Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punctiren der von der Zenſur geſtrichenen Stellen zu unterſagen, und ob ſie zwar um ſo mehr hätte eingedenk ſeyn ſollen, daß im Staate alles, was nicht verboten, erlaubt iſt, da ſie ſich ſelbſt ſogar erlaubt was verboten iſt; ſo hatte ich doch die mir zugekommene Weiſung befolgt, geſchreckt durch die ſchrankenloſe Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm, und die mir um ſo furchtbarer erſchien, da ſie, wie es in der erwähnten Zenſurverordnung der Fall iſt, die Strafe, die ſie auf die Uebertretung derſelben ſetzte, nicht einmal beſtimmt angab, ſondern nur äußerte, daß dieſe Uebertretung „unfehlbare Ahndung nach ſich ziehen werde.“ Ohnfehlbare Ahndung! Iſt das die Sprache eines Strafgeſetzes? Wenn die Geſetzgebung ſelbſt die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht beſtrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes die Strafe beſtimmt ausdrückendes Geſetz vorhanden, wie iſt es möglich eine unbedeutende Uebertretung zu beſtrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

Aber die Polizei, ſich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeſchränkt zu haben, wie ſie nirgends durch keine Zenſur in Deutſchland eingeſchränkt iſt, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Unterſuchung genommen und beſtraft.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 9. Febr., war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerſtörung durch den feindlichen Einfall der Zenſur übriggeblieben waren, noch zu ſehen ſind. Das zenſirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeſchriebenen Regeln hatte ich treu befolgt, ich hatte nach Nr. 4. darin die von der Zenſur veranlaßten Lücken „nicht mit Strichen oder Punkten durchſchoſſen“ und nach Nr. 5. „am Ende des Blattes“ keinen leeren Raum übriggelaſſen, der auszufüllen geweſen wäre; da aber in der Mitte eine große Lücke entſtand, füllte ich ſie mit „Avertiſſements, welche ſchon die Zenſur paſſirt hatten,“ aus. Dieſe Operation hatte mich bis Mitternacht beſchäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorſchriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchſtaben der Verordnung befolgt, und die Polizei ſelbſt wird wohl nicht ſagen können, daß ich den Geiſt derſelben verletzt habe. Ich wurde zur Unterſuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweiſt. (S. oben Seite 315.) Aber Manches, wovon es nicht ſpricht, muß ich hinzufügen.

Ich wurde zum Herrn Senator Thomas vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler ſprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Abſicht geweſen, die Verordnung der Zenſur zu übertreten, noch auch, daß ein abſichtloſes Vergehen Statt fände. Wir ſetzten unſer Geſpräch freundſchaftlich fort, und erſt ſpät bemerkte ich, daß der Sekretär des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieſes beunruhigte mich um ſo weniger, da der

Herr Senator ſtehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd, meine Entſchuldigung anhörte, und dem Herrn Sekretär ausdrücklich verſchrieb, er möchte Dieſes und Jenes, was mir zur Rechtfertigung dienen könne, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernſtes und jeder Förmlichkeit, kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden ſollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In dieſem Falle hätte die Unterſuchung von einem Polizeigerichts-Aſſeſſor geleitet, und das Protokoll von einem Polizeigerichts-Aktuar geführt werden müſſen.

S. Organiſation des Polizeiamts §. 29.
(Statutenſammlung 1r Bd. S. 204.)

Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und adminiſtrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der frühern Napoleon'ſchen Unter-Unter-Unterherrſchaft noch bekannt war, und ich ſcherzte einverſtanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geſchloſſen war, und ohne, daß es mir vorgeleſen wurde. Dieß war am 16. Febr. geſchehen.

Wie groß war nun mein Erſtaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nehmlich am 25. Febr., vor Hrn. Polizeigerichts-Aſſeſſor Hacker geladen und mir, der, dem Unterſuchungsprotokolle als Fortſetzung deſſelben, beigefügte polizeigerichtliche Beſcheid, der mich zu 10 Thlr. Geldſtrafe und in die Koſten verurtheilt, vorgeleſen wurde.

In dieſem Vernehmungsprotokolle, deſſen Inhalt ich bei dieſem Anlaſſe zum erſtenmal erfuhr, heißt es am Schluſſe: „Herr Doktor Börne wurde hierauf aufmerkſam gemacht, „daß der erwähnte Beſchluß ausdrücklich die Vorſchrift enthalte: Avertiſſements nur an das Ende des Blattes zu ſetzen, „und habe er daher ſolches auf alle Fälle zu beobachten."

Dieſe in Form eines Beſcheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erſt die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun alſo jetzt ſchon, wegen Uebertretung eines Geſetzes, deſſen

Undeutlichkeit der Geſetzgeber ſelbſt einräumte, beſtraft werden? Wie konnte dieſes ſo ſpät hinterdrein geſchehen? Da nach der Organiſation des Polizeiamtes, §. 29.

ſ. Statutenſammlung, 1. Band; pag. 204.

das Erkenntniß am nächſten oder höchſtens zweiten Beſcheidstage, deren wöchentlich wenigſtens zwei zu halten ſind, unmittelbar auf die Unterſuchung folgen muß; hier aber zwiſchen der Unterſuchung und dem Beſcheide 14 Tage, alſo wenigſtens 4 Beſcheidtage vorüber gegangen waren? Die wohlthätige Vorſicht einer weiſen Geſetzgebung trat nie klarer an den Tag als in dieſer Beſtimmung, wo ſie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil ſchnell auf die Unterſuchung folgen müſſe. Denn hier tritt der Fall ſehr häufig ein, daß eine ſehr unſchuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich ſo gefunden worden, erſt lange hinterdrein von dieſer beſtraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weiſe, eine wahrſcheinliche Abſicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verſpotten, und man ihm dafür eine abſchreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem ſolchen Verfahren Leidende, er mag noch ſo gut wiſſen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande ſeyn, einer oberrichterlichen Stelle dieſes darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweiſen fehlt; und wahrſcheinliche Abſichten zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zuſteht.

In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entſtandene Cenſurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt „wahrſcheinlich um das Publikum auf dieſe „durch die Zenſur entſtandene Lücke aufmerkſam zu machen.“ — Kann man ſeinen Augen trauen, wenn man dieſes lieſt? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn es nicht das jüngſte des allwiſſenden allmächtigen Gottes ſelbſt iſt, eine wahrſcheinliche Abſicht beſtrafen? Die hieſige Polizei hat ungeheure Fortſchritte gemacht; einige Jahre früher, da ich ſelbſt ſie in der Nähe beobachtete, war ſie oft nicht im Stande die klarſte verbrecheriſche *Handlung* zu deuten, und ſie ließ ſich kranke, das Bett hütende Menſchen, ‚huſch! wie ein Schnupftuch aus der Taſche ſtehlen, und jetzt bricht ſie in den dunkelſten Herzenswinkel eines ſchuldloſen Menſchen und beurtheilt und beſtraft deſſen *wahrſcheinliche* Abſichten bei einer unſchuldigen That!

Der Polizeigerichtliche Beſcheid ſchließt mit den Worten: Appellant werde angewieſen „ſich in vorkommenden Fällen „ſtrenge an die amtliche Weiſung vom 20. Januar l. J. bei „Vermeidung *ſchärfern Einſehens* zu halten.“ Wenn ich recht verſtehe was *ſchärferes Einſehen* heißt, und dieſes nicht etwa *ſchärfere Einſicht* bedeutet, welche bei der Polizei ſehr willkommen wäre: ſo hat damit geſagt werden ſollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung, die Strafe verſtärkt werden ſolle. Die Polizei ſteht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens, die Strafe in geometriſcher Progreſſion ſteigen müſſe, ſo daß jeder, dem das furchtbar ſchnelle Anwachſen einer geometriſchen Progreſſion aus der Mathematik bekannt iſt, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsſchreiber in Frankfurt, der heute ſein erſtes Blatt herausgibt, ſchon in 4 Wochen wegen wiederholter Zenſurvergehen gerädert werden kann, auch wenn die erſte Strafe nur 3 Batzen betragen hätte. Das iſt ſehr traurig!

Wenn jede Polizei aller Orten, wegen ihrer böſen Natur, wegen ihres nervenſchwachen, hypochondriſchen Zuſtandes, nach Willkühr, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf dieſe Weiſe, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie ſie ſo oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Daſein einer ſolchen ſogenannten *Konvenienz*, im gegenwärtigen Falle, zwar auf keine Weiſe für eine oberrichterliche Stelle, einen Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, — ſo findet doch hier nichts dergleichen ſtatt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei, wegen der dabei obgewalteten wahrſcheinlichen Abſicht, in ein freundlicheres Licht ſtellen könnte. Denn der große Gegenſtand um den es ſich hier handelt, der geſtrichene Bremer Artikel, deſſen weltgeſchichtlichen Einfluß, ſelbſt wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, ſteht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch nichts ſagen, denn mancher ſcheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchiſchen Staaten, aber nicht in Republiken erſprießlich ſey. Indeſſen enthält der erwähnte Artikel nichts, was ihn für unſere hieſige Verhältniſſe bedenklich machte. Herr Senator Thomas an den ich mich, noch Abends als das Zenſurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß den Artikel aufzunehmen gebeten hatte, bewilligte mir es, und ſchickte dem Herrn Zenſor die ſchriftliche Weiſung den Artikel paſſiren zu laſſen. Dieſer aber blieb bei ſeinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hieſigen Zeitung (nämlich im deutſchen Journale) bereits geſtrichen hätte. Alſo weiß die Polizei ein geſchehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als indem ſie es wiederholt. Alſo weil die Zenſur einmal gewaltſam in das Geiſteseigenthum eingegriffen hat, mußte ſie es noch einmal thun. Iſt das Recht? Iſt das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil der durch den Preßdruck für alle Bürger entſpringt, nicht einmal zu reden, iſt es nicht wirklich eine ſtrafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftſtellers, wenn man den Ertrag ſeines Nachdenkens und ſeines Fleißes boshaft zerſtört? Die hieſige Zenſur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geiſteseigenthum beſitzen könne; dieſe, ihre Unwiſſenheit wird jedem der ſie kennt, erklärlich ſeyn, aber ſie wird dadurch nicht verzeihlich.

Aus dem biſher Geſagten geht hervor, daß

1) Wie hier kein Zenſurgeſetz überhaupt, ſo es auch kein

Verbot giebt, die geſtrichenen Stellen, mit Punkten ꝛc. auszufüllen.

2) Daß, da die Polizei keine geſetzgebende Gewalt hat; ſie auch ein ſolches Verbot nicht auflegen konnte.

3) Daß, in der, für mich eigens gemachten Verordnung, die Strafe nicht ausgedrückt ſteht, welche deren Uebertreibung nachfolgen ſoll.

4) Daß ich gegen die Verordnung membr. 4 und 5. nicht gefehlt habe, indem ich für die geſtrichene Stelle keine Punkte geſetzt, und am Ende des Blattes kein leerer Raum übrig geblieben war, der auszufüllen geweſen wäre, die in die Mitte geſetzten Bekanntmachungen aber die Zenſur ſchon ausgeſtanden hatten.

5) Daß, wie es ſich aus dem Schluſſe des Vernehmungsprotokolls ergiebt, die Polizei ſelbſt, eine Erläuterung des Sinnes der Verordnung glaubte geben zu müſſen, und nur deſſen Befolgung anempfahl.

6) Daß die Unterſuchung nicht geſetzlich von einem Polizeigerichts-Aſſeſſor geleitet, und das Protokoll von keinem verpflichteten Actuar geſchrieben worden.

7) Daß das Protokoll nicht in meinem Beiſeyn zu Ende geſchrieben, und mir nicht vorgeleſen worden.

8) Daß der Herr Senator ſtehenden Fußes ſich mit mir beſprach, und ſich überhaupt dabei ſo gütig und adminiſtrativ benahm, daß ich nicht auf den Gedanken kommen konnte, es ſey eine gerichtliche Unterſuchung beabſichtigt, und darum auf meine Vertheidigung, ſo unnöthig dieſe auch war, da kein Vergehen ſtatt fand, nicht Bedacht nahm.

9) Daß der Beſcheid erſt 14 Tage nach der Unterſuchung, dem Geſetze zuwider, gefällt und publizirt worden iſt.

10) Daß der Zenſor der mir bekannten Weiſung ſeines Vorgeſetzten entgegen, die fragliche Stelle dennoch geſtrichen hat.

So ergiebt ſich, daß die Polizei, indem ſie mich zu einer

Geldſtrafe und in die Koſten verurtheilt, gegen Recht und Form gehandelt habe.

Ich bitte darum ehrerbietigſt, Ein Hochpreisliches Appellationsgericht wolle geruhen:

1) Das Urtheil des Polizeigerichts für nichtig zu erklären.

2) Daſſelbe in die Koſten zu verurtheilen, und zur Rückgabe der mir in dieſer Sache bereits abgenommenen Geldgebühren anzuhalten.

Das polizeigerichtliche Urtheil wurde von dem Appellationsgerichte beſtätigt, und mir noch überdieß wegen meines ſchlechten Styls eine Strafe von 5 Rthlr. zuerkannt. Das Erkenntniß des Appellationsgerichtes lautet wie folgt:

Auszug Protokolls

des Appellations-Gerichts der freien Stadt Frankfurt
vom 29ſten März 1819.

In Sachen

Börne, Dris Redacteurs der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Appellantens

Cenſur, in ſpecie Polizei-Strafe
von 10 Rthlr. betreffend,

iſt auf die von demſelben übergebene Appellations-Ein- und Ausführung mit Anlagen sub Lit. A — D. de praes. 20. März d. J. decretirt:

Ponatur ad Acta. Nachdem aber Apellant wenn er entweder gegen die, von Löblichem Polizei-Amt den Zeitungs-Redactoren vorgeſchriebenen Regeln, auf deren Beobachtung der Cenſor halten muß, gegründete Vorſtellungen machen zu können, oder gegen den Cenſor wegen Ueberſchreitung jener Regeln Beſchwerde führen zu müſſen vermeynt, ſich desfalls beſcheiden ad Amplissimum Senatum zu wenden hat, ihm aber keineswegs zuſteht, der vielfältig erhaltenen Erinnerungen ungeachtet, gegen die beſtehende Weiſungen eigenmächtig zu handeln, wie doch in dem unterliegenden Falle allerdings und um ſo gewiſſer vorſätzlich geſchehen iſt, als die Fortſetzung des befragten Artikels entweder ganz wegbleiben, oder ohne Einſchieben von Avertiſſements zwiſchen einen politiſchen Artikel, zuſammengerückt werden können; als wird die erhobene Apellation mit Verweiſe der ungebührlichen Schreibart und Verurtheilung des Appellanten in eine deßfallſige Geldſtrafe von Fünf Rthlr., abgeſchlagen und Causa remittirt.

Dr. Elſäſſer.

(Fortſetzung folgt.)

III.

Schreiben aus Gießen.

Gießen den 21. April 1819.

Vorgeſtern fand hier ein Auftritt ſtatt, der gerade jetzt, da die Mannheimer Geſchichte noch täglich Stoff der Unterhaltung und der kühnſten Vermuthung iſt, nicht wenig Aufſehen erregen muß. Der Oberappellationsgerichtsrath und Kirchenrath auch Profeſſor Arens, begab ſich nämlich in Begleitung des Univerſitätsſecretärs, eines Pedellen und eines Schloſſers in die Wohnungen mehrerer Studenten und anderer Perſonen, die nicht Studenten ſind, und bemächtigte ſich aller ihrer Papiere, wie es ihm gut ſchien. Da er bei einem Nichtſtudenten, welcher nicht unter der Gerichtsbarkeit der Univerſität ſondern unter der des Hofgerichts ſteht, gegen dieſes ihm höchſt gewaltſam ſcheinende Eindringen Widerſtand fand, ſandte er nach Wache und wieß etwas Schriftliches vor, welches wie er ſagte, einen Auftrag der dieſſeitigen höchſten Staatsbehörde für ihn enthalte, die Papiere aller Studenten, die im Verdacht geheimer Verbindungen ſtünden (bey ihm, dem

Herrn Viſitator?) in Beſchlag zu nehmen, und ſelbſt bei Nichtſtudenten, bei denen er etwas der Art zu finden hoffen könne, ein Gleiches zu thun. Auch in die Zimmer mehrerer Abweſenden (denn es ſind jetzt Ferien) drang der Herr Profeſſor, ſogar in das des Herrn Dr. Seebold; überall wurden verſchloſſene Schreibtiſche und dergl. gewaltſam geöffnet, Rocktaſchen durchſucht, und nach Belieben Papiere weggenommen, ohne auch etwa die Hausleute der Abweſenden zuzuziehen, die alſo nicht einmal wiſſen, was man ihnen genommen hat. Wenn die dieſen Maaßregeln eigentlich gebührende Bezeichnung, von vielen in Anſehung der Studenten, die ſie getroffen haben, nicht gebilliget werden möchte, da man in dem Verfahren gegen dieſe von lange her an Willkühr gewohnt iſt; ſo iſt es doch faſt unbegreiflich, wie gegen ſolche, die nicht dem Hrn D. A. G. Rath Arens untergeben ſind, dieß unternommen werden konnte. Wenn überhaupt der Staat die Befugniß hat, ſich jemals der innerſten Geheimniſſe ſeiner Bürger auf ſolche Weiſe zu bemächtigen, ſo müſſen doch wohl dringende Anzeigen ſchwerer Vergehungen da ſeyn, ehe man zu einer ſo harten Maaßregel ſchreitet, Anzeigen, neben denen es nicht füglich angeht, daß man ſich nicht auch der Perſon deſſen, den ſie betreffen, verſichere. Da aber hier keine Verhaftung ſtatt gefunden, ſo muß man annehmen, daß auch die Bemächtigung der Papiere ohne jene Anzeige aufs Gerathewohl ſtatt gefunden habe. Nach welchem Geſetz iſt denn aber ein ſolcher Schritt, der an ſich der Eröffnung einer Spezial-Inquiſition gleich ſteht, aufs Gerathewohl einer incompetenten Behörde erlaubt? Oder iſt es ſo weit gediehen, daß auf einen Miniſterial-Befehl hier das heilige Recht, nur ſeinem ordentlichen Richter unterworfen zu ſeyn, gleichgültig vernichtet werden kann? Wie konnte ein D. A. G. Rath, ein Lehrer des Rechts, einen ſolchen Auftrag übernehmen!

Soll man ſich aber das Verfahren, als ein polizeyliches denken, ſo kann man nicht vergeſſen, daß dieſe Art von Polizei-Akten ſonſt, als ein napoleoniſches, für höchſt verwerflich gehalten wurde, und daß ſie jetzt bei uns debütirt, da wir doch zu Zeiten der franzöſiſchen Herrſchaft damit verſchont geblieben; man kann ſich der Frage nicht erwehren, wie konnte ein O. A. G. Rath, ein Profeſſor, thun, was, wenn es geſchehen ſollte, doch nur das Amt des Polizey-Kommiſſärs war?

Allein das Verfahren iſt auch nicht zu rechtfertigen, inſoweit es Studenten getroffen hat. Wir wollen nicht erwähnen, daß das akademiſche Disciplinargericht, und der Senat hier auf eine höchſt auffallende Art, übergangen worden ſind; das wollen wir nur fragen: wie mochte man die Ausführung einer ſo äuſſerſt harten Procedur einem Manne übertragen, der gegen eben jene Studenten ſchon lange eine Animoſität bewieſen hat, welche durch drei gegen ſie vergeblich von ihm veranſtaltete Unterſuchungen wegen geheimer politiſcher Verbindungen, auf das Höchſte gereizt iſt? Der nun auf alle Art ein Reſultat, wie er es wünſcht, herbei zu führen bemüht ſeyn wird? Und darauf deutet ſchon folgendes hin. In einem Hauſe wo mehrere Studenten wohnen, welche er viſitirte, begegnete ihm auf der Treppe ein Knabe von 12—13 Jahren, der ſich bei einem der Studenten aufhält. Dieſes Kind wird ſogleich von dem Viſitator vorgenommen und befragt, ob die Studenten Verſammlungen hielten u. ſ. w. und alles in ſo ernſter und geſtrenger Art protokollirt, daß das Kind zu weinen anfängt. Ohne Zweifel aber geben ſeine Antworten den Leitfaden zu einer neuen Unterſuchung — wenn nicht gar die Gründe zu einer „moraliſchen Ueberzeugung“ nach welcher hier Studenten verurtheilt werden dürfen — daß das Gericht die ganze Procedur mit der Mannheimer Geſchichte verbindet, iſt natürlich; um ſo geſpannter iſt man auf den Ausgang der Sache, den ſich jeder Einwohner Gießens als recht nahe wünſchen muß, da bei der prokonſulariſchen Gewalt, welche dem O. A. G. Rath Arens gegeben iſt, und welche die Schranken des Rechts nicht zu achten verbunden iſt, ſich jeder einer ähnlichen Viſitation gewärtigen muß.

IV.

Frankfurter Volksbühne.

Am 12. April. — Agnes van der Lille, Schauſpiel in fünf Abtheilungen, von Frau von Weißenthurn (zum Erſtenmale).

Frau v. Weißenthurn gehört auch zu jenen Büchermanufacturiſten, die es unbegreiflich machen, warum nicht ein autokratiſcher Finanzminiſter, dem ruchloſe Volksvertreter noch nicht die wohlthätigen Hände binden, womit er die Wunden des Staates verbindet, eine litterariſche Gewerbsſteuer aufbringt, und alle neu geſchriebenen Bücher mit einer ziemlichen Abgabe belegt, damit ſie ſich entweder vermindern, oder, wo nicht, dem Staate etwas mehr und Beſſeres einbringen, als ſich ſelbſt. Welch' einen kubiſchen Reichthum von Schauſpielen hat die Wiener Dichterin aufzuweiſen! Was einen aufbringt, über alle das zudringliche Bettelvolk von deutſchen Komödien, das iſt nicht die Armſeligkeit der Schauſpieldichter, ſondern die der Zuhörer. Wie ausgehungert müſſen ſie ſeyn, wenn ihnen ſolche Speiſe mundet! Wären ſie reichern Geiſtes, ſie bückten ſich nicht, hingeworfene Pfennige vom Boden aufzuheben. Hätte man den Griechen ſo etwas bieten dürfen? Aber freilich, damals gab es noch Staatsfreuden, und das Volk war der Staat, und es gab noch keine Hoflogen, und man war ſtarker Eindrücke, weil man ſie geben konnte, auch empfänglich, und ein großer Schauſpieldichter war darum ein Freund ſeines Vaterlandes, und eine Bühne war keine Sparkaſſe; die Beförderer der Schauſpiele ſuchten dabei nichts zu gewinnen, als die Liebe des Volks...

Dürfte ein Rezenſent etwas anderes ſeyn als grob, etwa naiv, ſo würde ich fragen: Agnes was willſt du?... Wahrhaftig der Stoff zu dieſem Schauſpiele war noch unglücklicher gewählt als bearbeitet. Alba und die Niederlande! Heißt das nicht an Schiller und Göthe, an Don Carlos und Egmont erinnern? Konnte Frau von Weißenthurn ihr ſtilles ſcheinloſes Veilchen, nirgends anders als auf einem Schlachtfelde pflücken? Einer Wiener Edeldame mangelt nicht blos die Gabe, ſondern auch Wille und Freiheit, Scenen aus einem die Gewaltherrſchaft bekämpfenden Bürgerkriege, der Wahrheit, dem Rechte und den Sittengeſetzen entſprechend, darzuſtellen. Man kann der Frau v. Weißenthurn ihre ſchlechten Verſe, aber nicht ihre ſchlechten politiſchen Lehren verzeihen. Gegen den Teufel Alba, duldet ſie einige milde Scheltworte, aber ſeine Teufelei läßt ſie in Ehren halten. Wenn ein mißvergnügter Bürger ſich über den Druck des Landes, und wahrlich höflich genug, beſchwert, wird ihm geantwortet:

Weit ſchwerer noch als Alba drückt das Land
Der aufgelöſte Glaube, denn er band
Den Bürger an den Nächſten, wie an Gott.

Klagt ein Anderer über verlorne Freiheit, ſo wird ihm für ſeine geraubte Konventionsmünze himmliſches Papiergeld angeboten, und ihm gepredigt, der Gerechte ſey immer frei:

Die Freiheit, die in unſerm Herzen lebt,
Läßt bildlich ſich in keine Form geſtalten;
Sie bleibt dem Bürger, der nach Tugend ſtrebt,
Und trotzet ſo den irdiſchen Gewalten.
Sie liegt nicht ſterbend unter Alba's Tritte,
Sie lebt und wohnt in jedes Guten Hütte.

Dieſes alles iſt höchſt ungereimt, wenn es ſich auch reimt… Auch beruft ſich Alba auf den Zeitgeiſt, der ſein Verfahren nothwendig mache:

Dem großen Ganzen muß das Einz'le weichen;
Wer Staaten retten will, geht über Leichen.

. . . . . .

Kein Vaterland habt ihr — nur einen König.

Alba führt dieſe Behauptung; Frau v. Weißenthurn läßt ihm aber die gebührende Antwort nicht darauf geben.

Um zu zeigen, daß das Gefäß nicht edler iſt, als ſein Inhalt, wollen wir von den zahlreichen ſchlechten Verſen einige hervortreten und ausſchelten laſſen.

Pfui, daß ich — — — -- —
In dieſem Pfuhl noch mit den Wellen ringe.

Das muß ein guter Schwimmer ſeyn, der ſich in einem Pfuhl oben erhält.

— — — Wer aus dem Fenſter
Den Kopf zu wenig ſteckt, gehen ſie vorüber,
Dem liegt er morgen auch ſchon vor den Füßen.

Man ſollte denken, den Kopf weit hinauslegen, mache das Abhacken deſſelben bequemer. „Den Kopf vor die Füße legen,“ iſt ein bürgerlicher Ausdruck, der in einer Geſellſchaft adelicher Jamben keinen Zutritt haben ſollte.

»Der muß noch mehr als ſterben.«

ſagt der Prinz von Oranien. Es giebt nur etwas, das mehr iſt als ſterben, nehmlich vor Langerweile ſterben.

Die entkleidete Handlung des Stückes iſt folgende: Marie van der Lille, eine Wittwe in Antwerpen, hat einen jungen Sohn, faſt noch Knabe, den Freiheitsdrang und die Schmach ſeines Vaterlandes in das Oraniſche Lager führten. Da kömmt Alba mit ſeiner Blutliſte nach Antwerpen, und will die Mutter um des Sohnes willen tödten laſſen. Deren Tochter Agnes zieht Männerkleidung an, ſtellt ſich dem Henker, als der zurückgekehrte Bruder dar, und rettet ſo der Mutter Leben. Alba nöthigt das Mädchen, in der Reihe der Spaniſchen bei der Schlacht des folgenden Tages mitzukämpfen. Sie zieht hinaus und bleibt verwundet auf dem Schlachtfelde zurück. Dort wird ſie von ihrem Bräutigam, der unter Oraniens Fahne ſtritt, aufgefunden, und für ihren Bruder gehalten, für todt beweint, dann gepflegt, endlich erkannt. Rührung. Der Bruder bleibt der unſichtbare Held des Stückes, er kömmt gar nicht zum Vorſchein. Man wäre auch in Verlegenheit geweſen, was man dem naſeweiſen kleinen Rebellen für Reden in den Mund legen ſollte. —

Hr. Weidner als Alba, war freilich genöthigt, die Unnatur ſeiner Rolle in ſein Spiel überzutragen. Der Alba der Frau von Weißentburn iſt ein Scharfrichter in der Hanswurſtjacke, ein höchſt lächerlicher Menſchenfreſſer. Aber in der Scene, wo das Volk den Alba nöthigt, die gefangene Mutter und Tochter frei zu geben, hatte Hr. Weidner den Helden noch mehr entſtellt als es die Dichterin gethan. So mürbe, beſtürzt und ohnmächtig erboßt, hatte ſich wohl Alba in keiner Lage gezeigt. — Hr. Schmitt, als Vargas, wußte ſich den Anſchein eines kleinen Mephiſtopheles zu geben; innerlich aber war er gut, und ſein Spiel ſchuldlos. — Hr. Haas als Viglius verſtand ſeine Rolle; ſo auch Hr. Leißring, welcher den Bürgermeiſter von Antwerpen darſtellte. — Demoiſ. Urſpruch als Agnes van der Liſſe, kam auch heute der großen Erwartung nach, die ſie ſchon früher auf ihrer künſtleriſchen Laufbahn erweckte. Feuer, Anmuth, inniges, ausſtrömendes Gefühl, Kraft und Beweglichkeit, ſo Manches beſitzt ſie von der Natur; und das was Natur nicht ſchenkt, was man ſich erwerben muß, den Verſtand, die Beſonnenheit, die Ruhe und Ordnung des wahren Künſtlers, wird ſie durch Studium, und wenn ihr die lebendigen Vorbilder mangeln, durch Nachdenken zu erlangen ſuchen. — Dú Lis: Hr. Heigel. Hat nicht jeder anfänglich denken müſſen, Dú Lis ſey der Held der Handlung? Das iſt die fehlerhafte Art des Hrn. Heigel, daß er ſich, ſeine Rolle ſey noch ſo untergeordnet, immer höchſt wichtig macht, daß er ſich wie ein Adler erhebt; ſelbſt in gewöhnlichen Begebenheiten des Lebens, feierlich, abgemeſſen im höchſten Pathos, wie im griechiſchen Chor, ſpricht und daher ſchreitet; kurz, daß er Alle überſpielt, und jeder theatraliſchen Figur, die er verſtellt, eine Krone aufſetzt.

Am 14. April. — Die Soldaten, Schauſpiel von Arreſto

Ich habe ein ſiegberauſchtes Heer geſehen, da es in die Hauptſtadt ſeiner Feinde einzog; der Anblick war ſchön, es kämpfte für den Ruhm und ſeinen Kaiſer. Ich ſah deutſche

Heldenjünglinge den übermüthigen Zwingherrn von dem heimatlichen Boden jagen, und ruhmbekränzt zurückkehren, und alle ihre Lorbern, an den unterſten Stufen des Thrones, niederlegen, und ſtill und fromm nichts fodern zum Lohne, als ein dankbares Lächeln, und Schuz gegen die Verläumdung, und ſich am häuslichen Heerde ſetzen, und die Waffen hingeben, mit welchen ſie die Fürſten vertheidigt; — der Anblick war ſchöner; ſie hatten geblutet für das Vaterland, für Freiheit und Recht. Zeigt uns dieſes oder jenes Schauſpiel, zeigt uns Brutus, der ſeine Söhne dem Vaterlande opfert, zeigt uns ein Schlachtfeld voll Blut und Grauſen, wo Menſchenleben und Menſchenliebe nichts gilt, wo engherziges Mitleiden, ſich in dem großen allgemeinen Schmerze verliert, wo die Bande der Natur zerriſſen werden um die des Staates zu befeſtigen — zeigt uns dieſes auf der Bühne; aber nicht die parodirte Vaterlandsliebe in Garniſonen, nicht die Wachtparaden-Alfanzereien, nicht den lächerlich prunkenden Dienſteifer eines ſteifen Korporals, nicht die Hofehre in Kaffeehäuſern und an Pharotiſchen, nicht einen alten benarbten Feldherrn, der die Hand auf das tapfere Herz legt, und ſtolz ausruft: ich trage den Rock des Monarchen; und zeigt uns nicht jedes Gefühl der Menſchlichkeit allen jenen großen Erbärmlichkeiten untergeordnet; zeigt uns dieſes nicht. Nothwendig mögen ſolche Spielereien ſeyn, aber ſchön ſind ſie nicht, und darum kein würdiger Stoff der dramatiſchen Kunſt. Der Staat, wie die Natur, hat ſeine Geheimniſſe die er verſchämt umhüllt; man kehre die innern Verrichtungen ſeiner Eingeweide nicht heraus; wir wollen den gedeckten Tiſch ſehen, nicht die ſchmutzige Küche, worin Regierungen ihre Werke zubereiten.

Uebrigens, und die ſchlechte Wahl des Stoffes einmal verziehen, würde ich dieſes Soldaten-Schauſpiel wegen ſeiner Bearbeitung ziemlich loben, hätte nur deſſen Verfaſſer nicht folgende Vorrede dazu geſchrieben:

Soldaten!

„Der beſcheidene, belehrende Kritiker iſt gleich einem „alten gedienten Offizier; ihm erzeiget diejenige Hochachtung „die ihm gebührt. Die gemeinen hämiſchen Tadler, ſind Banditen in Hohlwegen; dieſe — ſchießt todt, wo ihr ſie findet."

Da nun in der Sprache der Bücherſchreiber, ein beſcheidener belehrender Kritiker, ſo viel heißt als Einer der lobt, und ein gemeiner hämiſcher Tadler, Einer der nicht lobt, ſo darf ich, um nicht furchtſam zu erſcheinen, dem Herrn Arrezo kein Wort des Lobes ſagen.

Die Aufführung des Stückes war vorzüglich gut. Wegen ihres ausgezeichneten Spiels verdienen beſondere Erwähnung: Hr. Heigel, der mit unübertrefflicher Wahrheit, und der gemüthlichſten gefälligſten Laune den edlen Hitzkopf darſtellte, und dieſem Charakter alle die Liebenswürdigkeit zu geben wußte, die er in der Natur hat, und ihm der Dichter aneignen wollte; Hr. Bekker, welcher den braven, tugendhaften und ehrliebenden Unteroffizier Braun, mit Anſtand und Würde ſpielte, und endlich Frau v. Buſch, die als Wittwe Felden, um ſo Beifallswürdiger erſchien, da ihr höchſt gelungenes Spiel, einen entſcheidenden Sieg über ihre eigenthümliche Künſtlernatur vorausſetzte.

Am 18. April. — Pauline, Oper in zwei Abtheilungen, Muſik vom K. Hannövr. Muſikdirector Sutor (zum Erſtenmale).

Carl von Perio, „ein Gefangener auf einer nahen Burg," ſitzt darum gefangen, weil er, wie ich glaube, auf einen Miniſter ein Pasquill geſchrieben hatte; aber ſchon nach einigen Jahren wird er wieder frei gegeben, und erhält ſein anheimgefallenes Vermögen zurück. Man ſieht, es iſt eine Feen-Oper. Seine liebende Gattin Pauline hat ſich als Milchmädchen bei einem Pächter in der Nähe der Zwingburg eingeniſtet. Ein Fiſcher und ein Gefängnißwärter ihre Anbeter, werden von ihr zum Beſten gehalten, und ſingen eiferſüchtige Arien. Ein Unbekannter kommt, der verwandelt ſich in einen Prinzen, und der Edele macht des Geſangenen und der Zuhörer Leiden ein Ende. — Die Oper beſteht übrigens aus 5 Arien mit Recitativen, und 2 Arien ohne Recitative, 2 Duetten, 2 Terzetten, 1 Enſembleſtücke, 1 Chore, 2 Finalen, zuſammen aus 15 Stücken, die Ouvertüre ungerechnet.

Am 19. April. — Saul, Melodrama in drei Abtheilungen. Muſik von Kapellmeiſter von Seyfried.

Solche plaſtiſche lebenskräftige bibliſche Geſchichten, furchtbar und zerſtörend wie die Natur, aber auch einfach und erhaben wie dieſe, wäre ich ein Bühnen-Dichter, ich zöge ſie vor, allen den verflachten, dahin kränkelnden, durch tauſendfältiges Durchſeifen und Waſchen ausgefaſerten, durch Sitten- und Polizei-Zwingherrſchaft verkrüppelten, durch Höllenfurcht und Himmelsſehnſucht entnervten Worten und Thaten der neuen Menſchen, die abgeſchmackt ſündigen, und noch abgeſchmackter edle Thaten begehen. Solche Stoffe wählte ich mir. Saul, mit unverhehlter, faltenloſer, durch keine diplomatiſche Grimaſſen entſtellter Herrſchſucht und Ruhmbegierde, ſüdlich glühenden Herzens, wegen ſeiner Blutſünden den unterirrdiſchen Mächten heimgefallen; und ihm gegenüber David, ſiegend durch ſeine Kindlichkeit, Unſchuld und Gottesfurcht. Ich rede natürlich nur von dem edlen Marmor, nicht aber von dem Steinmetz der ihn zurecht gehauen. Der Melodramatiker läßt jene Kraft-Menſchen der Natur und der bürgerlichen Geſellſchaft, das zierlichſte, liebwertheſte Stubendeutſch ſprechen. Dieſer Abner gar, iſt der modernſte Spitzbube, ein Feldmarſchall mit dem Kammerherrnſchlüſſel in Hofgalla, und der feine Ränke ſchmiedet wie ein anderer. Auch damals gab es Propheten mit Gaukeleien, herrſchſüchtige Prieſter und Leviten, welche mit großen Gabeln in den Fleiſchtopf ſtachen, und im Namen Gottes die fetteſten Stücke herausholten. Aber zu jener Zeit bedurften junge Völker noch der Ammenmilch, und ſie war ihnen heilſam. Man hat uns viele Jahrhunderte zu lange mit Brei gefüttert; aber endlich ſahen wir den Boden des Napfes, und jezt verzehren wir fröhlich die lezte Scharre. —

Seyfrieds Muſik, hat herrliche ergreifende Stellen. Sie iſt höchſt mahleriſch und ausdrucksvoll, und der Handlung, wie deren Zeit und Gegend angemeſſen.

Die Aufführung war im allgemeinen gut; beſonders Hr. Otto als Saul war beifallswürdig, und er wußte ſein Spiel, einigemal da es ſinken wollte, noch zu rechter Zeit feſtzuhalten. — Demoiſelle Hetzel, die Terpſichore unſerer Bühne, verdient Anerkennung ihres Bemühens. Sie bewegte ſich mit vieler Grazie, unter ihren, vor Erſtaunen ſtarr gewordenen Geſpielinnen. —

War das Israeliten-Lager von Laternen beleuchtet, damit man den Mond am Himmel ſehen könne, oder umgekehrt?

Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben
Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Achtes Heft.
(July 1820.)

Frankfurt am Main.
In der Hermannſchen Buchhandlung.

Inhalt

Seite.

I. Litteratur: — 339
   1. Die Serapiens-Brüder; von Hoffmann.
   2. Truthähnchen; von Hartwig von Hundt-Radowsky.
   3. Die Spaniſche Johanne, Original-Roman, von Adolph v. Schaden.
II. Faſtenpredigt über die Eiferſucht. . . 352
III. Frankfurter Dramaturgie. 359

I.

Literatur.

Die Serapions-Brüder,

geſammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben
v. E. T. A. Hoffmann. Erſter und zweiter Band.
Berlin 1819.

Aus dem Meere der deutſchen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterſcheidet jenes von dieſen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröſtende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend ſpringen wir ans Ufer, küſſen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch, und ſind beglückt, uns aus der Waſſernoth gerettet zu ſehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, ſtellen ſich ſeine Bedürfniſſe ein: der Hunger und der Durſt; doch da rieſelt keine Quelle, und ſo ſchöne Früchte uns auch locken, ſie ſind uns fremd, wir wagen die Giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer in's Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfſpieſſen bewaffnet auf uns zu. Ueberreſte verzehrter Menſchenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entſetzt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Waſſerwüſte von neuem an.

Unſere Furcht vor dem naſſen Tode wird wohl verziehen, denn ſie wird getheilt, und unſere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieſes ſo ſchnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundſchaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die ſchönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlſchmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreſte, wahrſcheinlich natürlich verſtorbener Menſchen, uns entſetzten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie iſt ſchwer, verdrüßlich. Denn, wie es unbequem iſt, Menſchen die man nicht liebt, achten zu müſſen, und ſchmerzlich, ſie nicht lieben zu können, wenn man ſie achtet — ſo iſt es auch mit ihren Werken. Aber, wer iſt Preisrichter über dieſe Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geiſt erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausſpruche nicht zufrieden iſt.

Mag der richtende Verſtand dieſe geſammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die Empfindung ſchweigt gewiß, wenn ſie nicht gar murrt gegen den Ausſpruch.

Aus verſchiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Mährchen zerſtreut und einzeln erſchienen, hat ſie der Verfaſſer geſammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenſtande der Beurtheilung, nicht blos wie, ſondern auch daß ſie zuſammengeſtellt worden. Denn oft geſchieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde ſich zum Tage reiht; daß ein kindiſches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenſchaftliche Laune, uns reizt und ergötzt, dagegen uns ſchmerzlich berührt, wenn jenes Spiel durch häufige Wiederholung, ſich als Ernſt, und jene Laune, durch ihre Dauer, ſich als Gemüthsart darſtellt.

Einige Freunde verabreden ſich, an beſtimmten Tagen zuſammenzukommen, um ſich die Schöpfungen ihres Geiſtes, und wechſelſeitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen ſich Serapions-Brüder, nicht darum blos, weil ſie am Kalendertage des Märtyrer Serapion ſich zum Erſtenmale vereinigt hatten, ſondern auch, weil ſie im Geiſte jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion, hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiſer Dezius den grauſamſten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und ſtürzte ihn dann vom hohen Felſen herab. Das iſt aber keineswegs das hohe Ziel, das ſich die Berliner Serapionsbrüder vorgeſezt; ſie ſitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden, und trinken italiäniſche Weine, auch wohl kalten Punſch, leben alſo gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und ſeine Regel zu der ihren gemacht, als ſie ihre poetiſche Dichtungen in dem Geiſte eines gewiſſen verrückten Grafen ſchaffen wollten, der ſich für den Märtyrer Serapion hielt, und einſiedleriſch lebte. Mit der Geſchichte dieſes Wahnſinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt ſie. Auf ſeinen Reiſen, habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde wo er ſich angeſiedelt, aufgeſucht. Darauf habe er ſich in ein Geſpräch mit ihm eingelaſſen, und ihn nach den Grundſätzen des Pinels und Reils von ſeiner fixen Idee heilen wollen; ſei aber ganz beſchämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewieſen, wie er, der pſychologiſche Experimentator, eigentlich verrückt ſei, indem er nicht begreifen wolle, daß ſie ſich in der thebaiſchen Wüſte befänden. Darauf habe ihn der Graf mit hoher Begeiſterung einige Geſichte mitgetheilt, die in Erſtaunen ſezten wegen der plaſtiſchen Ründung und des glühenden Lebens mit der ſie dargeſtellt wurden.

Nachdem dieſe Erzählung geendet, läßt ſich einer der verſammelten Serapionsbrüder wie folgt, vernehmen: „ich verehre Serapions Wahnſinn deshalb, weil nur der Geiſt des vortrefflichſten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß ſo manches Dichterwerk wirkungslos bleibt als daher daß der Dichter nicht das wirklich ſchaute wovon er ſpricht? Vergebens iſt das

Mühen des Dichters uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben ſollen, woran er ſelbſt nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erſchaute. Der Einſiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geſchaut was er verkündete, und deshalb ergriff ſeine Rede Herz und Gemüth." „Deſſen wollen wir eingedenk ſeyn, ſo oft wir bei unſeren Zuſammenkünften, einer dem andern nach alter Weiſe manches poetiſche Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geſchaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt laut damit zu werden. Der Einſiedler Serapion ſei unſer Schutzpatron, er laſſe ſeine Sehergabe über uns walten, ſeiner Regel wollen wir folgen, als getreue Serapions-Brüder."

So durch und durch, ſo ganz, nicht blos nach Innen ſondern auch an ſeinen Oberflächen Werthlos, ſo ohne die geringſte Beimiſchung von Wahrheit, iſt jener Lehrſatz der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuſchung und Verwechslung unmöglich iſt, und es nur weniger Worte bedarf um zu zeigen, worin die Falſchheit beſtehe. Wie die Anbetung den Gott, ſo ſchafft erſt die Bewunderung das Kunſtwerk, es ſei ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Iſt es in jedem Kunſtwerk die Vollkommenheit irgend eines Weſens, was jene Bewunderung erregt, ſo muß, daß dieſe erregt werden könne, jenes Weſen faßlich ſeyn — faßlich für den Verſtand, für den Glauben oder die Phantaſie. Wie aber kann ein Kunſtwerk faßlich werden, wenn es der Künſtler nicht freigiebt, wie kann es in unſere Sinne, in unſeren Geiſt einziehen, wenn es die Werkſtätte des Künſtlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen ſeiner Wartung, die er in den Boden unſerer Phantaſie verpflanzt, auch die Blumen-Erde verſetzen, aus der jene hervorgeſproſſen, will er durch ſeine eigene Phantaſie die des Leſers verdrängen, dann weiſen wir ſeine Gaben zurück, weil wir nur für das Geſchenk nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er ſelbſt glaubt, nie anſchaulich, wenn er das, was er uns zeigt, ſelbſt geſehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Mährchen zur Geſchichte, die den Verſtand befriedigt, ſättigt, und alle Luſt der Einbildungskraft zerſtört. Dann wird das Bild zur Konterfey, mit aller Beſchränkung worin jede Wirklichkeit gefangen iſt; dann wird das Kunſtwerk zum Spiegelbilde des Künſtlers, ein Schatten wenn wir vorwärts, ein nüchternes Daſeyn aus Fleiſch und Bein, wenn wir es rückwärts ſchauen. Es iſt falſch, daß der wahre Dichter ein Seher ſei. Ein Seher iſt ein verzückter oder ein verrückter Geiſt, ein Gott zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Menſch, zu dem wir nicht hinabſteigen können. Der Dichter aber, muß menſchlich fühlen, um Menſchen zu bewegen.

Daß er dieſes muß, daß er nicht glauben dürfe was er glauben, nicht ſehen was er anſchaulich machen möchte, das hat der Verfaſſer der Serapions-Brüder, unwiderleglicher, als es ein anderer vermöchte, an ſeinem Werke ſelbſt gezeigt. Er hat geglaubt, er hat geſehen, darum ſind es aber auch keine Dichtungen, die er uns giebt; ſie ſind nicht etwa mehr, nicht etwa weniger, ſie ſind ein Anderes. Er giebt uns eine werdende noch im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Waſſer, Feuer, Erde, und alle Elemente, die Thiere des Waldes, und die Fiſche des Meeres, und die Vögel in den Lüften, alles bewegt ſich in tollem Taumel und ſtreitet um die Herrſchaft; nur der Menſch iſt abweſend. Aber es iſt nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen alles untereinanderwirft, es iſt der vom Hexentrank berauſchte Blocksberg-Reiter, der treibt weil er wird getrieben, und ſo findet der Leſer an der Beſonnenheit des Dichters keine Bruſtwehr, die ihn vor dem Herabſtürzen ſichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter ſeinen Füßen, der Schwindel überfällt.

In allen dieſen geſammelten Erzählungen und Mährchen herrſcht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnſucht nach einem tieferen, nach einem unterirrdiſchen Leben, die den Leſer anfröſtelt und verdrüßlich macht. Es iſt Phantaſie darin, aber ohne den regelnden Verſtand. Es iſt Phantaſie darin, aber nicht die hellaufflammende, ſchaffende, ſondern eine rothglühende, zerſetzende Phantaſie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren geſehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegſchleudern, bis ſie zuletzt als gräuliche Rumpfe, umherſpringen, der hat die Geſtalten der Hoffmanniſchen Erzählungen geſehen, nur daß dieſe von allen Gliedern den Kopf zuerſt verlieren. Man hört nicht die Ausſprüche eines verzückten, begeiſterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geſtändniſſe eines auf die Folter geſpannten Gemüths. Es iſt kein Tagesſtrahl in den Gemälden, alles Licht kömmt nur von Irrwiſchen, Blitzen und Feuersbrünſten. Man hört in dieſer öden, herbſtlichen, welken Natur, keinen Ton eines friſchen geſunden lebenskräftigen Weſens, man hört nur das Gewinſel der Kranken und Sterbenden, und das Geſchrei der Eulen, die um Aeſer ſchwirren. Selbſt die Muſik, die in allen Werken des Verfaſſers widerklingt, ſie dient nicht dazu, den Himmel, deſſen Dolmetſcherin ſie iſt, auf die Erde herabzuziehen und ihr verſtändlich zu machen, ſie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abſtand zwiſchen Himmel und Erde zu beweiſen, zu zeigen, daß jene Höhe von ſehnſuchtsvollen Menſchen nie erreicht werden könne, und ihnen „das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben“ genau vorzurechnen, damit ſie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten die der Verfaſſer einem der Serapions-Brüder ſagen läßt: „ich tadle, o Cyprian, deinen närriſchen Hang zur Narrheit, Deine wahnſinnige Luſt am Wahnſinn. Es liegt etwas überſpanntes darin, das Dir ſelbſt mit der

Zeit wohl läſtig werden wird" hat der Verfaſſer das Urtheil gegen ſich ſelbſt geſprochen, und noch ein ſchonendes, denn beharrlich hat er durch alle ſeine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht läſtig geworden iſt. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem ſchauerlichen Nachtſtücke unterbrochen, noch Genuß bringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt ſeyn, nur muß ein Sternenſchein die Nacht ſichtbar machen, daß ſie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuſchten Einbildungskraft, nicht in der Sache ſelbſt ſeyn, und Maas überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Luſt zernichtet.

Ich ſagte früher: die Erzählungen die uns der Verfaſſer giebt ſind keine Dichtungen, ſie ſind ein Anderes, und hier iſt das kurze freundliche Abendroth des langen mürriſchen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten dieſe Erzählungen? Dieſes iſt zwar eine ſehr philiſtermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht ſpotten können. Denn ein Buch will nichts, es zeigt ſich, es iſt da. Aber fodert auch ein Buch nichts, ſo gewährt ihm doch der Leſer etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt das ihm gebühre. Den Werth eines poetiſchen Werkes habe ich gewagt ihm abzuſprechen, aber den eines wiſſenſchaftlichen gebe ich ihm willig. Es iſt ein Lehrbuch mit den ſchönſten Bildniſſen geziert, es iſt der elegante Pinel, es iſt die Epopee des Wahnſinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth iſt, den menſchlichen Geiſt, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeſchädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu ſeindn Füßen droht.

Truthähnchen.

Ein ſatyriſch-komiſcher Roman; von Hartwig von Hundt-Radowsky. Merſeburg 1820. (Mit einem ſchönen Titelkupfer und einer ſauber illum. Vignette.)

Als am 11. October 1492, Colombo ſtill begeiſtert, und ſeine Fahrtgenoſſen mit Jauchzen, das Land der neuen Welt erblickten, da dachte wohl keiner in ſeiner Freude daran, daß in dem nehmlichen Augenblicke das litterariſche Schickſal die Geburt eines ſchlechtes Buches, in den Büchertauſkatalog für 1820 eingetragen habe. Der Truthahn nehmlich, kam aus Amerika nach Europa, und ohne dieſe Vögelwanderung wäre beſagter ſatyriſch-komiſcher Roman nicht geſchrieben worden. Das heißt nun freilich zu einer Kritik etwas weit ausholen, aber wenn ein Rezenſent nicht teleologiſch geſinnt iſt, und ſteif und feſt an eine beſte Welt glaubt, ſo lernt er an Gott verzweifeln, ob der unzähligen Uebelthaten, die ohne Ahndung, und anſcheinend ohne Nutzen, ſich im Reiche der Wiſſenſchaft, begeben. Wer dieſes Büchelchen kennt, wird es unverzeihlich oder unbegreiflich finden, daß ich der Mühe werth geachtet, davon zu ſprechen. Doch wollte ich einen Beweis wie hinfällig oder kindiſch unſere ſchöne Litteratur iſt, der ſich mir ungeſucht in die Hände lieferte, nicht ungebraucht von mir weiſen. Alſo nicht einmal Geiſt haben wir? was haben wir denn? etwa Charakter? Alſo nicht einmal Witz haben wir? was haben wir denn? etwa Verſtand? Keine Literatur haben wir; nicht wahr, die Staatsgeſchäfte rauben uns die Zeit! Und daß wir keinen einzigen ſatyriſchen Bildhauer zählen, der erträglich wäre, da doch die herrlichſten Kunſtſchätze in hundert Palläſten der Großen, gar vertrefliche Studien darbieten, und der ſchönſte Marmor auf allen Wegen liegt, das beweiſt doch gewiß, wie unvermögend und armſelig wir ſind. Als die Sonne der römiſchen Freiheit unterging, da wenigſtens, ſchmückten Horaz und Virgil, Properz, Ovid und Andere, den Himmel mit goldblumigem Abendrothe und leiſe, freundlich und ſchonend, ward die düſtere Nacht herbeigeführt.

Hr. Hartwig von Hundt-Radowsky nennt ſeinen Roman ſatyriſch-komiſch; er iſt aber in der That komiſch-ſatyriſch. Die „ſauber illuminirte Vignette" ſtellt einen Truthahn vor, der mit geſchwellenem Kamme, erboßt, ſein Kuller Kuller Kuller ſchreit. Er führt die Unterſchrift: *Der ſtarke Geiſt.* Das ſoll nun das Bildnis von dem Widerſacher des Satyrikers ſeyn, eigentlich aber ſtellt es den Mahler ſelbſt vor. Wir wollen ſehen, was das für ein rother Lappen war, der den komiſch-ſatyriſchen Hrn. Hartwig von Hundt-Radowsky ſo ſehr in Zorn gejagt.

Er war Mitarbeiter am Freimüthigen, entzweite ſich mit dem Herausgeber deſſelben, und wurde darauf öffentlich aus der Liſte der Mitarbeiter geſtrichen, „worüber „jener (Hr. v. Hundt) freilich ſich ganz grimmig anſtellte „und ſogar klagte, im Herzen aber ſich gar ſehr freute, „weil ihm, bei Lichte beſehen, die größte Ehre widerfahren „war. Uebrigens mußte der Herr Freimüthige ihn nochmals „förmlich wieder bei ſeinen Leſern introduciren, und vor „dem ganzen Deutſchen Publikum ein: Pater peccavi anſtimmen, wofür Hundt-Radowsky den Reuvollen wiederum öffentlich *mit einem Truthahn traktirt hat.*" Die Leſer werden nach der Urſache des Streichens fragen — ich ſelbſt als Journaliſt frage ſo etwas nie mehr, ich bin abgehärtet dagegen; — da iſt ſie. Der Herausgeber des Freimüthigen hatte es in ſeiner Art, manchen ſeiner Mitarbeiter unter zwanzig verſchiedenen Namen auftreten zu laſſen. So lieferte ein gewiſſer Hr. Friedrichſen, unter dem Namen Wilhelm, Selly, Reiſſendrich, Wattmann, Naleſt u. ſ. w. ſeine Beiträge. Das nennt man in der Handwerksſprache der Journaliſten: *Ableger machen.* „Das Publikum bildet ſich dann ein, daß eine ganze Hetze „großer Männer an dem Werke mitarbeitet, und um ſo be-

„gieriger wird es darauf." . . . „Bloß ein gewiſſer Hartwig von Hundt-Radowsky war ſo albern, keine Ableger aus ſich machen laſſen zu wollen" — und daher das Ausſtreichen, und daher Truthähnchen. Truthähnchen iſt nichts anderes als der Dr. Auguſt Kuhn, Herausgeber des Freimüthigen. Gegen dieſen, und den Buchhändler Schleſinger, Verleger des Blattes, iſt die Satyre gerichtet. Beide ſind Juden, und wie hungrig und emſig daher, auf dieſem Stoppelfelde des deutſchen Witzes, geleſen wird, das kann ſich jeder vorſtellen, der die Armuth des Verfaſſers kennt. Den Hrn. Schleſinger redet er an: „herrlicher vortreflicher Aaron Marcus Schleswicher, Du Zwiebel in Israel, Du Knoblauch im Stamme Juda, Du, einäugigter, weichſelzöpfiger Stolz der Hebräer!" Auf dieſe Weiſe wird das Buch, das anfänglich leidlich unſauber iſt, zuletzt ein wahrer Schweineſtall.

Am 25ten des ungeſunden Monats, in dem ſchon ſo manches hoffnungsvolle Leben zu Grabe gebracht wurde, am 25ten des Septembers nehmlich, ſtarb Truthähnchens Papa an Schlägen, die er von der Turnluſtigen Dorfjugend zu Kuckucksau erhielt. Damit beginnt der Roman, Truthähnchens Wanderung, und der Ueberdruß des Leſers. Nachdem auf einigen Seiten nicht ganz ohne Witz, über das Turnweſen — über, nicht gegen, ſondern gegen das Gegen — geſprochen und geſpottet worden, nehmen die Albernheiten und Schmutzigen Geſchichten ihren Anfang, und dauern durch das ganze Buch, welches mit den Worten ſchließt:

O, Du lieber Auguſtin
Alles iſt hin.

Alles wohl nicht, obzwar Hr. v. Hundt-Radowsky für uns hin iſt; denn wie man in der Zeitung geleſen, hat er ſich nach Strasburg zurückgezogen. Möge das feine Frankreich, auf ſeinem Geſchmack, und das vorurtheilsfreie auf ſeine Geſinnung nicht ohne Einfluß bleiben.

Die Spaniſche Johanna.

Ein Original-Roman, als Gegenſtück zum Deutſchen Don Juan; von Adolph v. Schaden. Berlin 1820.

Eine Spaniſche Jungfrau von Orleans! Das Buch iſt wohl mehr als ein Roman, es mag ihm eine wahre Geſchichte zu Grunde liegen; denn im Befreiungskriege gegen die Franzoſen mochte manches Spaniſche Weib, es der galliſchen Heldin gleich gethan haben. Ihr irrt Leſerinnen. Die Spaniſche Johanna nimmt zwar eine kurze Zeit an den Zügen der Guerillas Theil, aber ohne Anſprüche auf Heldenmuth, es iſt nur Nebenſache. Ihre Schickſale, acht an der Zahl, ſind folgende: Da ſie ihre Laufbahn begann, hatte Iſabella (ſo heißt die Original-Roman-Heldin) erſt vierzehn „Lenze" mit den dazugehörigen Wintern. „Allein — früher reiſt die üppige, tropiſche Pflanze, denn der karge, nordiſche Kohl" — (die Landsmänninnen des Hrn. v. Schaden, die Berlinerinnen, mögen mit ihm rechten, daß er ſie karger nordiſcher Kohl geſcholten.) 1tes Schickſal. Die ſchöne Iſabella, verliert unter Donner und Blitz, das Herz an ihren Stallmeiſter Karlos in einer Felſenhöhle. 2tes Schickſal. Karlos ſteigt Nachts auf einer Leiter in ihr Fenſter. 3tes Schickſal. Sie ſchießt aus Eiferſucht den Stallmeiſter todt, nebſt dem Mädchen in deſſen Armen ſie ihn findet. 4tes Schickſal. Sie ſtößt einem ihrer Anbeter, der ſie muthwillig im Bade überraſcht, ein Schwerdt in die Bruſt. 5tes Schickſal. Sie verliebt ſich in einen Schweizeriſchen Offizier, wird von ihm verlaſſen, und ſtürzt ſich bei Straßburg in den Rhein. Doch wird ſie gerettet. 6tes Schickſal. Sie reiſt nach der Schweiz, um den Hrn. von Alpern aufzuſuchen, dem ſie als ihrem natürlichen Vater das Daſeyn verdankt; ſie will die Verführung ihrer Mutter blutig an ihm rächen. Sie findet ihren Vater als General im Feldlager, dringt ſich ihm als Maitreſſe auf, und da er, ein luſtiger Mann, ſich in ſeinem Zelte mit ihr zu wohl ſeyn ließ, und eben warm werden wollte; ſtößt ſie ihm den Dolch ins Herz. 7tes Schickſal. Nach der Schlacht von Aspern geht ſie weiter, um auch den Schweizeriſchen Offizier, der ſie treulos verlaſſen, aufzuſuchen, und ihm den Garaus zu machen. Sie trifft ihn an die Tochter des Generals von Aspern, ihre Halb-Schweſter verheirathet, und ſticht ihn todt. 8tes und leztes Schickſal. Die Spaniſche Johanna ſtirbt durch Selbſtmord.

Hr. v. Schaden erzählt umſtändlich die „Veranlaſſung, welche das Schauergemälde ins Daſeyn rief", denn er durfte vermuthen, daß die Leſer des Romans begierig ſeyn werden, die Urſache ihrer Gänſehaut zu erfahren. Da iſt ſie: „Auf einer meiner einſamen Wanderungen durch die herrlichen Hochgebirge und die lachenden Thäler Helvetiens zur Zeit des Lenzes, im Jahre 1814, hatte ich das kleine Unglück die ſchmale Bahn zu verlieren und mich zu verirren." Das Unglück war wohl nur für den Verfaſſer klein, denn ſeiner Verirrung haben wir die Spaniſche Johanna zu verdanken. Er tritt nehmlich in einen Schloßgarten, wo er ein Grabmahl ſieht, das höchſt poetiſcher Weiſe, den Griechiſchen Rachegöttinnen geweiht iſt, wie die Inſchrift zeigt. Darauf ſieht er ein junges Frauenzimmer herbeiwanken, die weiß wie eine Nonne gekleidet iſt. Dieſe ſpricht allerlei wahnſinniges Zeug: Blutige Rächerin .. peinige .. quäle .. ewig .. ewig .. ewig. Beſonders ſchrecklich tönte dem Hrn. v. Schaden „das gellende, mit geſteigerter Stimme gerufene dreimalige ewig." Jezt kömmt ein alter brummiger Kaſtellan in den Garten, ſchnauzt den Hrn. v. Schaden an und frägt ihn: was er hier zu ſuchen habe? Allein bald ergiebt ſich, daß die beiden Herren leibliche Vettern ſind. An Fortgehen war jezt nicht mehr zu denken. Der Vetter erzählt dem Vetter: er befinde ſich auf Eberſtein, dem Stammſchloſſe einer alten Deutſchen Reichsgräflichen Familie gleichen Namens. Das wahnſinnige Frauenzimmer ſei Mathilde die Wittwe, jenes von der Spaniſchen Johanna gemordeten Schweizeriſchen Offiziers. Hr. v. Schaden reiſt nach Berlin zurück, und läßt in der Schüppelſchen Buchhandlung alles drucken was er gehört. Dem Werke ſchickt er ein „Poetiſches Stimmhämmerlein in Sonettenform” voraus, denn, ſagt er: „Bevor der Künſtler kühn in ſeine güldene Saiten greift, des Hörers Ohr durch herrliche Accorde und ſüße Harmonien zu entzücken, erprobt er klug mit ſeinem Hämmerlein: ob auch der Ton der Saiten rein? Wohl nöthig iſt es oft des Leſers innerſtes Gemüth zu ſtimmen und zu proben — o möchte doch das Mittel diesmal ſeinen Zweck verfehlen nicht!” — verfehlen nicht — wie gemüthlich! ein roher Menſch hätte geſagt: nicht verfehlen. Aber diesmal ach, Mittel das verfehlet hat, Zweck ſeinen.

Herr v. Schaden erzählet allerlei von ſich ſelbſt was eben ſo merkwürdig iſt als das Uebrige: er habe den Ovid zum Vorbilde gewählt, was er nicht läugnen wolle; er habe vor einem Jahrzehend, aus dem kleinen niedlichen Schuhe eines geliebten Mädchens gar manchmal getrunken; Gall habe ſeinen Schädel befühlt, und den Ortsſinn daran gefunden, weswegen er der „Schriftner” auch überall zu Hauſe ſei. Wie der Verfaſſer in der guten Schreibart zu Hauſe ſei, zeige folgende Stelle: „die ungebändigte Laune des Weibes gleicht einer fabelhaften Rieſin, deren Höhe mit jedem Augenblicke in einem geſteigerten Verhältniſſe zunimmt, bis ſie, nicht mehr im Stande das Gleichgewicht ihrer eigenen unnatürlichen Geſtalt zu halten, endlich in ſich ſelbſt zuſammenſtürzt; und wehe dem Armen, den ſein Schickſal in den Dunſtkreis des Monſtrums nur bannt, deſſen Stolz auch ihn nothwendigerweiſe vernichten muß, wie dem Erdenball geſchehen würde, wenn einer ſeiner Pole ſich vom Schweiſe eines, in ungeregelter Bahn wild dahin eilenden Kometen geküßt ſähe.” O ihr Mächte des Himmels, dieſer Unſinn gleicht einem fabelhaften Rieſen, deſſen Höhe mit jedem Worte in geſteigertem Verhältniſſe zunimmt! Doch ſei dieſer Unſinn dem Verfaſſer verziehen. Es ſei ihm vergeben, daß er die ſiebzehen unſchmackhaften Kapitel-Schüſſeln ſeines Romans, noch mit der Peterſilie ſeiner Poeſie umrändert hat. Es ſei ihm nachgeſehen, daß er ſtatt: ſolcher, ſolche, ſolches, immer ſothaner, ſothane, ſothanes ſagt — als Edelmann, mag er in Ermangelung anderer Lehnsherrlichkeiten ſich an der Benutzung eines alten Feudal-Styls erfreuen! Aber daß er mit ſo vieler Schamloſigkeit, eine deutſche Schriftſtellerin, unter dem durchſichtigen Namen: Frau Helmina Aetherſchein, geborne v. Güldenblut in ihrem Privatleben angreift, daß er die ſchändlichſten Handlungen von ihr erzählt, oder ihr andichtet, daß er ein wehrloſes Weib verläſtert und beſchimpft, und dieſes alles aus keinem andern Grunde, als weil ſie wohl einmal eines ſeiner Schriften öffentlich getadelt haben mag, wie man auf Seite 226 deutlich merken kann — das iſt unverzeihlich, denn es iſt niedrig und gemein.

Lieben Mädchen, und Ihr o Handlungsbefliſſene! wenn Ihr Samſtags Abend in die Leihbibliothek geht, euch auf den Sonntag zu verſehen, nehmt ja das ſchlechte Buch: die deutſche Johanna, nicht mit. Laßt euch Romane von Walter Scott geben, die ſind ganz herrlich.

II.

Faſtenpredigt über die Eiferſucht. *)

Das Scharlachfieber füllt im Converſationslexicon mehr als ſechs Seiten an, die Eiferſucht kaum eine halbe

---

*) Seit ich die Europäiſchen Angelegenheiten nicht mehr zu leiten habe, kommen mir die rührendſten Gedanken in den Sinn,

Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel das nur die Oberfläche des menſchlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung, und den ſanften Kindertod, wenn die Natur unverſöhnlich iſt. Die Eiferſucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, verſengt, vergiftet, ſie grauſam verfolgt, und die geängſtigte flüchtige Empfindung, aus dem verborgenſten dunkelſten Winkel hervorholt, ſucht vergebens Troſt und Beiſtand, ſie findet nur Spott, Verachtung, der friedebringende Tod, und ſelbſt der eigene Wunſch zu geneſen, bleibt ihr verſagt. Prometheus, weil er das Feuer des

---

und von dort, durch das Herz, in die Feder. Glücklich der Journaliſt, der vorſichtig war, und in ſeiner Jugend etwas Weniges geliebt hat; das kömmt ihm jezt zu Statten. Ich denke, von heute dem 4ten Juli an, mit meinem Vorrathe, noch 4 Jahre, 2 Monate und 16 Tage auszureichen. Die Leſer mögen nicht murren über ſolche Faſtenſpeiſen. Seht doch nur unſere Bühne, die liebe, gute alte Frau, ſie genießt das ganze Jahr nichts anderes, als Milch- Mehl- und Eyerſpeiſen, und bleibt fröhlich und geſund dabei. Die hundert üppigen Schüſſeln, woraus die andern Bühnen ſchwelgen, bleiben von ihrem Tiſche entfernt. Aus dem großen Kochbuche der Pſychologie, mit ſeinen überwürzten heißen Leidenſchaften, Tugenden und Schwächen, benuzt ſie nur die Eiferſucht für ihre Küche, und weiß ſie alle Tage auf eine neue ſchmackhafte Art zuzubereiten. Heute wird ſie beſchämt, morgen beſtraft, übermorgen verziehen, am vierten Tage gerechtfertigt, am fünften geheilt. So wird die Eßluſt immer munter erhalten, ſo daß die eiferſüchtige Frau, uns die beſchämte Eiferſucht, dieſe das Geſtändniß, und dieſes den verbannten Amor nicht überdrüßig macht. Aber wenn die liebe Frau ſo lekker iſt auf Eiferſucht in allerlei Geſtalten, warum nicht den Shakſpeare, warum nicht den Othello? Ja, das kann ich mir freilich auch nicht erklären! Nur ein einziges ſchwarzes Geſicht erſcheint auf unſerer Bühne — das der Mohrin des genialen Ziegler.

Himmels entwendet, und es dem feuchten Menſchen eingehaucht, ward an einen Felſen geſchmiedet, wo ein ſchrecklicher Geyer an ſeinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe iſt jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eiferſucht iſt der freſſende Geyer, der den Diebſtahl furchtbar rächt.

Die Eiferſucht der Männer, muß von der Eiferſucht der Frauen geſondert werden, ſie haben eine gemeinſchaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und, um das Bild zu vollenden, die Ufer die ſie beſpülen, ſind ſo unendlich verſchieden, als es ihr Ausfluß iſt, wenn ſie dieſen erreichen, und ſich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt ſeine Nebenbuhler nicht, das Weib verabſcheut ſeine Nebenbuhlerinen. Die Eiferſucht des Mannes iſt ein ſtürmiſches Meer, das alles überſchwemmt, alles, was feſt an ihm iſt, niederreiſſet und verſchlingt, das alle ſeine Tiefen ausfüllt, alle Ströme ſeiner Empfindung aufnimmt, und ſeinen Geiſt zerſtört. Die Eiferſucht des Weibes iſt ein ſchmaler reiſſender tückiſcher Strom, der ſeine Tiefe verbirgt und an dem die ſtillen Ufer um ſo ſchärfer und höher hervorragen; ſie erhöht ſeine Empfindungen und ſtärkt ſeinen Geiſt. Der eiferſüchtige Mann iſt ein zorniger Löwe; er iſt edel und nur der Hunger zwingt ihn ſeine Beute zu zerreiſſen. Das eiferſüchtige Weib iſt eine erboſte Schlange, ſie iſt eitel, und die Lüſternheit allein verführt ſie zum Stechen. Die Erbitterung des eiferſüchtigen Mannes iſt gegen den geliebten Gegenſtand gerichtet, und ſie unterbricht ſeine Liebe; die des eiferſüchtigen Weibes wendet ſich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eiferſucht macht den Mann dumm, lächerlich, und ſezt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht ſie geiſtreicher, liebenswürdiger, und ſie ſteigert die Empfindung des Mannes. Die Eiferſucht iſt ein furchtbares blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtſinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuſchneiden; es verlezt oft damit ſelbſt einen geliebten Mann, um ſich an ſeinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verſchmäht dieſes grauſame Mittel, ob es zwar ſelten ſeinen Zweck verfehlte, würde es angewendet die ſchlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geſtändniſſe zu bringen, oder ſelbſt die nicht beſtehende zu ſchaffen.

Die Freude iſt gleichförmig, weil ſie den ganzen Menſchen ausfüllt. Denn jede Luſt, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens ſie auch einkehrt, iſt nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann ſich weiter führt um im menſchlichen Herzen, dieſer großen gemeinſchaftlichen Werkſtätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüſſe, ſo verſchieden auch ihre Beſtandtheile ſind, werden, wenn ſie durch das Herz gehen in Blut verwandelt. Darum iſt die Freude ſo einfach und ohne Wechſel, und daher iſt Entbehren die große Bedingung unſeres Glückes, weil man das geſättigte Herz nüchtern machen muß, um ſeine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz iſt tauſendfältig, denn das auflöſende Herz weiſt ihr zurück, er darf die Glieder nicht verlaſſen die er peinigt, und wird in jedem derſelben beſonders empfunden. Doch einen Schmerz gibt es, der mit der Freude die ſchreckliche Gemeinſchaft hat, daß auch er den ganzen Menſchen ausfüllt, und ins Blut des Lebens verwandelt wird — es iſt die Eiferſucht. Wie Muſik eine überirdiſche Luſt iſt, und der Menſch der ſie empfindet alle Freuden aller Welten genießt, ſo iſt die Eiferſucht ein unmenſchlicher Schmerz, und die Bruſt die ſie erfüllt, fühlt die Leiden aller erſchaffenen Dinge. Verſchmähte Liebe iſt Tod, Eiferſucht iſt mehr, ſie iſt die Furcht des Todes.

Frauen verſtehen die Liebe der Männer nicht zu ſchätzen. Weil ſie alles, worüber ſie ſchalten können, dafür hingeben, glauben ſie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es iſt ihre ewige Täuſchung, daß ihre Liebe größer ſey, denn ſie wähnen zu geben wenn ſie empfangen. Das Weib lebt nur wenn es liebt, es findet ſich erſt wenn es ſich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erſt den Platz zu räumen. Aber die Seele des leztern iſt voll und belebt und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenſtand ſeiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle ſeine Sinne, ſeine Entwürfe, ſeine Hoffnungen. Seine Empfindungen ſind Ströme, ſeine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat ſein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun ſeine Liebe verſchmäht oder verrathen, ſo findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er iſt von allem entblößt. Wohin ſoll ſich der Unglückliche wenden? Soll er ſeinen Schmerz in den Taumel der Sinne verſenken — die grauſamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er ſich im Thun des Geiſtes zerſtreuen? Aber er hat auch den Geiſt der Geliebten geopfert. Er kann ſich nicht betäuben, denn er hört nicht, er kann ſich nicht verblenden, denn ſeine Augen ſind geſchloſſen. Dem liebenden Jünglinge iſt die ganze Menſchheit nur eine Sache. Die Welt iſt ihm leblos und entvölkert, ihre Pulſe ſtocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört für ihn zu ſchlagen.

Jedes Seelenleid hat ſeine warmen Thränen, die manche ſtehende Eiszacke der Empfindung wegſchmelzen, nur die Eiferſucht hat ſie nicht, und das trockne, verkohlte Auge, zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat ſeinen Schlummer, der ihn in Vergeſſenheit wiegt, nur der Eiferſüchtige wacht immer, und kein ſchmeichelnder Traum gibt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leiſes körperliches Misbehagen ſeinen Arzt, und ſchon die üble Laune eines Freundes ihren Tröſter, warum bleibt allein das furchtbarſte aller Uebel ohne Hülfe und Beſchwichtigung? Warum findet der Eiferſüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eiferſüchtigen drohend und verderblich iſt; wo er weilt, da hauſen Schlangen unter den Roſen der geſelligen Freude. Der liebende Mann hat ſein ganzes Daſeyn auf das Herz eines Weibes geſtützt, wankt und bricht nun dieſe Säule unter ihm, dann ſtürzt er in den leeren Raum und je bedeutender er iſt, je mehr Tugenden er beſitzt, je gewichtiger iſt ſein Fall, und je gefährlicher wird er Allem dem er in ſeinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenſchwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laſter, ja eine ſchlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil dieſe nur ein Glied ſeines Weſens verderben, und die Freundſchaft, oder die Achtung, in ſeinen übriggebliebenen geſunden Theilen Erſatz für die Erkrankten finden. Wer aber an der Eiferſucht krank liegt, deſſen ganze Natur iſt zerrüttet und gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinſten Theil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen. Wie kann der liebevolle Nachſicht fodern, der ſelbſt Liebe für keinen hegt, weil er die ganze Summe ſeines Herzens einem einzigen Weſen hingegeben hat? Seine Seele iſt eine Waſſerwüſte; vergebens ſchickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, ſie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Feſtem, Lebendigem bezeuge.

Eiferſucht iſt der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten ſtärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weiſe, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerſtört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenſpeiender Berge blühen üppige Länder. Und gibt es Uebel, die kein Gut begleitet, ſo ſehen wir in der Erinnerung jeder überſtandenen Noth eine ähnliche Schweſter der Freude. Aber die Eiferſucht iſt eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr iſt das ſchreckliche Nichts. Sie macht nicht ſtark, nicht weiſe, ſie beſſert, ſie reinigt nicht, ſie erwirbt nicht fremde Liebe, ſie befreit nicht von der eignen, und endet ſie, ſo endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieſer Qual wie traurig iſt ſie! Der Leidende fühlt ſich wie nach einem Schiffbruche auf dürrem Meeresſtrand geworfen; das Leben iſt gerettet, aber das Fahrzeug, das alle ſeine Güter trug, haben die Wellen verſchlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum iſt das zarte innig fühlende Weib, das einem Manne dieſen furchtbaren Schmerz einflößt, ſo empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menſchen, an dem Himmel und Erde zuſammentreffen. Engel und Teufel vertragen ſich in ihm, wie ſonſt nirgends. Die ſanfteſte, edelmüthigſte Frau, beſitzt von der Hölle wenigſtens ein volles Kohlenbecken, und es iſt keine ſo ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieſes in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchſte Würde, da iſt ihre niedrigſte Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein Königliches Weib auf goldenem Throne, ſo hat es einen Schemel von ſchlechtem Holze unter ſeinen Füßen. Man muß ſie haſſen, damit man ſie ja nicht liebe, ſie verachten um ſie nicht anzubeten, ſie beherrſchen um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe iſt ihre Angel, die ſie ernährt und ergötzt. Die großen Fiſche tödten, mit den kleinen ſpielen ſie. Es gibt nichts lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfiſchchen in einer gläſernen Waſſerglocke, iſt ein erhabner Anblick dagegen. Liebe einzuflößen iſt das unaufhörliche Beſtreben der Weiber. Sie wünſchen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber gleich Helden, ſuchen ſie nur den Kampf und verſchmähen die Beute. Nicht das Herz, das ſich ihnen ergibt, das widerſtehende achten ſie. Darum hat der Eiferſüchtige kein Mitleid zu erwarten; er iſt abgethan. Der Gleichgültige beſchäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünſche; ſie haben keine Thränen für die Wunden, die ſie ſchlugen, aber ſie küſſen die Hand die ihnen Wunden ſchlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur bis der Herbſt gekommen, und Eiferſucht iſt die überreiſe Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird geſpalten, und die ſchönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterſtuben mit dem Holze. Wollt Ihr Liebe erwerben, verbergt die Euere; wollt Ihr Euch gegen Eiferſucht ſchützen, erregt ſie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn ſie reiſſenden Thieren begegnen, werfen ſie ſich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tyger kommen herbey, belecken den Scheintodten, und gehen ohne ihn zu verletzen vorüber. Liebende Jünglinge haltet den Schlag Eures Herzens zurück, die Weiber küſſen Euch dann, und zerfleiſchen Euch nicht.

III.

Frankfurter Dramaturgie.

Am 7. Merz. — 1. Das Nachtlager in Granada, Schauſpiel von Kind.

Ein dramatiſches Landſchaftsgemälde, das ſehr gefällig und mit guter Kunſt ſtaffirt iſt. Aber die Schauſpieler hatten das Hiſtoriſche der Figuren zu ſehr herausgehoben und die ruhende Natur in ihnen zurückgedrängt. Hierdurch ging das Idylliſche des Gedichts, verloren, denn eine Idylle iſt es zu nennen, wenn man unter dieſem Worte die poetiſche Darſtellung des freien, durch keine ſtädtiſchen Sitten und Geſetze gehinderten, Hervortretens, nicht blos ſanfter ländlicher Gefühle, ſondern auch bäueriſcher Rohheit und Härte verſtehen muß. Dem. Lindner als Gabrielle, war gleich anfänglich zu tragiſch. Ihre Trauer und Klage über das entriſſene Täubchen, war nicht naiv genug, aber nur die heiterſte Kindlichkeit, kann den Schmerz über einen ſolchen Verluſt, vor dem Lächerlichen bewahren. Hätte der Geyer ihren geliebten Gomez ſelbſt geholt, ſie würde ſich nicht betrübter haben geberden können. Hr. Brauer (Gomez) hatte etwas, ich weiß nicht was, das nicht zuſprach, und ich will der Gefahr, ſeine Kunſtfertigkeit unbillig zu beurtheilen, ausweichen. Der Prinz Regent ward von Herrn Becker im Ganzen lobenswerth dargeſtellt, nur war ſeine Gemüthlichkeit nicht heiter genug, wenn er es nicht geſtanden hätte: „es iſt ein Abentheuer, das mir, je länger auch je mehr gefällt,“ würde man es kaum errathen haben. Auch wallten ſeine deutſchen blonden Locken zu romantiſch herab. Hr. Weidner ſpielte den Hirten Vasco mit Kunſt und Kraft. Er war ſinnvoll mahleriſch gekleidet. Graf Otto wurde von Herrn Heigel übernatürlich dargeſtellt. Er deklamirte falſch und zu viel. Der Erzählung, die er vorzutragen hatte, fehlte es an epiſcher Ruhe. Die Erzählung iſt der Kupferſtich des Ereigniſſes; Umriſſe, Charakter, Schatten und Licht, müſſen beibehalten werden, trägt man aber auch die Farben des Originals auf, ſo verwechſelt man es mit demſelben, wenn dies Abbild dem Urbilde gleich iſt, und die epiſche Rezitation wird dann dramatiſch; oder die Kopie bleibt hinter dem Originale zurück, und wird verglichen und verworfen. An der treuherzigen Kraft deutſcher Ritter, ſcheitern alle unſere Schauſpieler. Gelingt ihnen ja eine kräftige Natur, ſo wird ſie griechiſch, einen chriſtlichen nordiſchen Helden wiſſen ſie nicht darzuſtellen. Keine natürliche Fülle: man fürchtet für den darſtellenden Künſtler das Schickſal des Froſches in der Fabel. Hr. Heigel hat überhaupt ſeine kleine Rolle zu wichtig gemacht. Dieſes iſt ſein und vieler Andern unheilbares Gebrechen. Sie wähnen, die Bedeutung einer untergeordneten Rolle ſei ſchon vom Dichter durch die kleinere Zahl von Auftritten und Reden, gehörig eingeſchränkt, und ſie dürften das ihnen zugemeſſene nach Herzensluſt gebrauchen. Keiner will Schatten ſeyn. Das ſind die übeln Folgen, wenn theatraliſche Vorſtellungen nicht monarchiſch geleitet werden. Schauſpieler, die leuchten wollen wo es nicht ſeyn darf, und dadurch blenden, muß man gewaltſam unter den Scheffel ſtellen. — Als der Prinz Regent die Mörder die Treppe hinunter ſtürzte, lachte die Zuſchauerſchaft. Dieſes ereignet ſich unfehlbar, ſo oft auf unſerer Bühne etwas Schreckliches geſchieht. Es mag daher kommen, weil man, wörtlich und bildlich, zu weit hinter die Couliſſen ſehen kann, wodurch die Scheidewand zwiſchen Schein und Wirklichkeit aufgehoben werden muß. — Die Dekoration des erſten Aktes war ſehr gut angeordnet, bis auf den Himmel der ganz unleidlich iſt. Eine fauſtdicke Naht, zieht durch die Mitte, und zerſtört alle Täuſchung und Perſpektive: man glaubt die Weltaxe zu ſehen, welche die Aſtronomen nur zu unſchuldigen didaktiſchen Zwecken erdichtet haben.

2. Verlegenheit und Liſt, Luſtſpiel von Kotzebue.

Kotzebue iſt ein Wucherer, der ein kleines Kapital durch große Zinſen verhundertfacht; ein guter Wirthſchafter, der mit wenigem ausreicht; ein geſchickter Frauenſchneider, der das nemliche Kleid nach jeder wechſelnden Mode umgeſtaltet. Er macht ſchneller ein Luſtſpiel, als die Welt den Stoff dazu. Er iſt leichter zu übertreffen als zu erſetzen. Was **Verlegenheit und Liſt** darbietet, genießt man zum tauſendſten Male, mit ungeſchwächter Luſt. Eine Gaſthausſtube mit zwei Flügelthüren — ein Onkel — das Schickſal der Chriſten: die Polizei — ein Kammerdiener und eine Kammerjungfer — viel Liebe und wenig Geld — eine Heirath. Zwei Dinge ſind mir in unſern Komödien unerklärlich. Erſtens, daß die Hauptgeſchichten in Wirthshäuſern verfallen. Ich bin viel gereiſt, habe aber in der Heimath immer mehr Abentheuer als im Gaſthofe erlebt. Es iſt natürlich; der Wechſel in Gaſthäuſern iſt zu groß, als daß ſich zwei Fremde mehr als ſtreifen können. Wie gelangt man dort gar zu einer Frau? Zweitens fällt mir auf, daß die bedeutendſten

Herzens- und Familiengeheimniſſe in Gegenwart der Bedienten beſprochen werden. Ich kenne die große Welt wenig, die von liebender Beſchaffenheit, gar nicht; aber bei uns Bürgerlichen iſt es nicht Sitte, daß Liebender und Geliebte, im Beyſein des Kammerdieners und der Kammerjungfer ihre Herzen in einander gießen, während jene gleich den Bildern im Spiegel, die rührendſten Geberden nachäffen. Im gegenwärtigen Luſtſpiele geſchieht es; ja während der junge Baron ſeinem Onkel flehentlich zu Füßen liegt, und um Vergebung ſeiner Schuld und Schulden bittet, iſt die ganze Hausdienerſchaft Zeuge der Rührung. Haben vielleicht die vornehmen Leute weniger Stolz und mehr Menſchenliebe als die Gemeinen, und behandeln ſie ihre Diener wie ihres Gleichen, oder ſehen ſie aus Hochmuth, die Bedienten als Zimmermöbel, als Gypsfiguren an, die man nicht zu beobachten brauche?

Hr. Otto ſpielte den biedern Onkel brav. Hr. Brauer ſein Neffe, war ſeinem eigenen Kammerdiener gegenüber nicht modiſch genug gekleidet. Hr. Heigel, der Kammerdiener Wind, war bis auf die Füße (ausſchließend) ein flüchtiger Wind, doch nicht ohne Behutſamkeit, er hütete ſich die ganze Roſe rundum zu ſpringen: Dem. Urſpruch als Frau von Lenzen war zu ernſt und zu jung. Zwar gab ihr der Dichter ſelbſt nur neunzehn Jahre, aber die Zuſchauer gaben ihr erſt ſechszehen; darum lachten ſie auch als die Wittwe von ihrem ſeligen Manne ſprach. Das Kammermädchen Roſe, ward von Dem. Lindner, unübertrefflich dargeſtellt, ganz Natur, ganz Regſamkeit, ganz Schelmerei, ganz Katze. Hr. Weidner ſpielte eben ſo vortrefflich den Wucherer Krips. Er wiederholte Molieres Geizigen nicht, der auch eine ſeiner glänzenden Rollen iſt, und zeigte dadurch, daß er über den Charakter nicht die Perſönlichkeit vernachläſſige. Den Hausmeiſter gab Hr. Obermeyer mit launigem Geberdenſpiele. Hr. Leißring war für einen Wiener Schneider zu ſolide.

Vor und zwiſchen den Akten beider Stücke, hatte das Orcheſter muſikaliſche Umriſſe nach guten alten Meiſtern gegeben. Schon vor 25 Jahren, da ich mir den Era- und Zankapfel der kritiſchen Erkenntniß noch nicht geſchält hatte, und als Kind ſeliger vor dem Vorhange ſaß, als jezt hier, hatte ich jene Harmonieen gehört, und ſie bei ſchwachen muſikaliſchen Gedächtniſſe und ohne mnemoniſche Hülfe bis jezt im Ohre behalten. So ſichert man muſikaliſche Tradition, wenn einſt mit der Kultur auch Noten- und Kupferdruckereien verloren gehen ſollten!

Am 11. Merz. — Emilia Galotti.

Wenn am Ziele der Wanderung eine ſchöne Landſchaft für den rauhen, ſteilen und mühſamen Weg belohnt, ſo mag nicht minder ein reitzender Weg, für ein unerfreuliches Ziel Erſatz geben. Solches geſchieht mit Emilia Galotti. Bei Virginius, dem Vorbilde Odoardo's, ſtand der Vater im Solde des Bürgers, und man ſieht nur mit freudiger Rührung, ein frommes Lamm auf dem Altare der Freiheit bluten. Aber wenn die ſchreckliche, unnatürliche That, wie hier, vergebens geſchieht, wenn der Vater ſeine Tochter ermordet, nicht für die Götter oder das Vaterland, nicht um ihre Herzensreinheit zu bewahren, die er keiner Verderbniß fähig hält, ſondern nur um ihre anatomiſche Unſchuld zu retten, ſo wendet man ſich mit Abſcheu vor einem ſolchen Anblicke zurück. Auch die Sittenlehre aus dem Munde des Prinzen, befriedigt die gerechte Foderung des Zuhörers nicht. Die Wahrheit wäre mit einem ſolchen Opfer zu theuer bezahlt, die Lüge iſt es um ſo gewiſſer. „Iſt es, zum Unglücke ſo mancher, nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind: „müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?“ Nein, mein Prinz! die Verantwortlichkeit der Minister gilt nur in Staatsſachen; wo Fürſten beginnen Menſchen und wo ſie aufhören menſchlich zu ſeyn, da treten ſie unter das Geſetz der Sitten. Gute Fürſten haben auch immer gute Rathgeber gefunden.

Aber wie reizend ſind die Irrgänge des Dichters, und ſelbſt der Unnatur der bürgerlichen Schauſpiele, deren Vater Leſſing war, ſieht man gern nach, wenn ſie ſo voll hohen Adels ſind, wie bei ihm. Wie wahr ſind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und ſcharf, und doch kühn und geiſtreich, ſind ſie umſchrieben, und wie fein ſchattirt. Es wird dem Leſer oder Zuhörer kein Spielraum zum irren gegeben; er muß die Perſonen ganz ſo anſehen, wie ſie ihm erſcheinen ſollten. Wie faßlich und willkommen ſind die Kunſtlehren und Kunſt-Liebegeſtändniſſe in der Mahlerſcene. Welche männlich kräftige und zugleich anmuthige Sprache überhaupt. Man bedauert, daß Leſſing unter den Deutſchen nur ſich ſelbſt zum Vorbilde nehmen konnte, und die ſchönſten Erfindungen ſeines Geiſtes, an unterirrdiſche Grundſätze, worauf die nachgeborenen Dichter ins Freie bauten, verwenden mußte. Dreißig Jahre ſpäter, wäre er genußbringender und unſterblich geworden.

Die kunſtfertige ſceniſche Darſtellung ſolcher Dramen, findet Hinderniſſe, die nicht nicht blos in dem darſtellenden Künſtler liegen, ſondern auch in der gegenwärtigen Zeit und ihren Schauſpieldichtern. Jene, hat die ſcharfe Sonderung der Stände im bürgerlichen Leben, die noch zu Leſſings Tagen obwaltete, abgeſtumpft. Die Großen ſind herab-, die Niedrigen hinaufgeſtiegen; dieſe und jene ſind durch ſo viele Hände und Schickſale gegangen, daß ſie ihr Gepräge verloren haben, und ſich nur noch durch den Metallwerth unterſcheiden. Das Zunftweſen und die Häuslichkeit ſind aufgehoben, und keiner iſt mehr Herr in ſeiner Werkſtätte, noch fremd in eines Fremden Hauſe. Man hindert ſich wechſelſeitig und es geſchieht nichts. Daher viel Kraft und wenig Thaten, viel Geiſt und wenig Gedanken, viel Empfindung und wenig Theilnahme, viel Licht und wenig Farben. Wo ſollen unſere Schauſpieldichter die Vorbilder zu bürgerlichen Charakteren hernehmen? Sie können ihr Talent nicht üben, und müſſen es aus Mangel an Uebung endlich verlieren.

Alle ihre Perſonen ſind daher humoriſtiſch, und der ganze Theatereffect beruht darauf, daß ſie im lezten Akte aus dem Charakter ſtürzen. Der unverſchämte Betrüger wird beſchämt, die Spröde zuvorkommend, der unerbittliche Vater gerührt, die Eiferſucht geheilt, der Böſewicht gebeſſert, der Wildfang geſezt. Den Schauſpielern iſt hierdurch eine köſtliche Zwickmühle aufgethan. Geht es nicht auf dieſe Weiſe, ſo geht es auf die Andere. Da ſie, wie die Perſonen die ſie darzuſtellen haben, nicht wiſſen was ſie wollen, und ihr Spiel, gleich den geſpielten Charakteren, ohne beſtimmte Richtung, hin und her ſchwankt, ſo wäre es ein ſeltener unglücklicher Zufall, wenn ſie nicht in einem Abende einmal zuſammen treffen, und glückliche Momente haben ſollten. In einem Kotzebueſchen Stücke kann auch ein gewöhnlicher Schauſpieler nicht durchaus ſchlecht ſpielen; aber in den Dramen Leſſings, wo die plaſtiſche Dimenſionen kein Zurückbleiben und keine Ueberſchreitung dulden, kann er dieſes allerdings. Aus den angeführten Gründen, darf in gegenwärtiger Zeit nur was jezt möglich iſt gefodert werden, und von dieſem Möglichem iſt bei der Darſtellung der Emilia Galotti Manches geleiſtet worden.

Durch Vortrauer, Schmerz und Klage geht Emilia zum Tode. Sie erſcheint zuerſt unter dem Nonnenſchleier des Grabes, dann als geſchmücktes Schlachtopfer. Ihre heitere Vergangenheit liegt hinter der Bühne. Keine Kraftäußerung, keine Helle; ihr Spiel ſei leiſe und düſter, gleich einer ſinkenden Lampe, und das augenblickliche Aufflackern der Heiterkeit, während ſie mit Appiani vom Hochzeitkleide redet, mache das Nachtſtück nur noch ſchauerlicher. Sind dieſes die Foderungen an die Rolle der Emilia, ſo ließ Demoiſ. Lindner nichts zu wünſchen übrig. — Hr. Otto, als Odoardo, bewährte ſeine ausgezeichnete Gabe, mit dem Anſtande des Weltmannes, die Biederherzigkeit eines ſchlichten Bürgers, und die Gemüthlichkeit eines Hausvaters zu vereinigen. In Bezug auf Nachfolgendes wird bemerkt, daß er einer der

Wenigen von den Mitgliedern unſerer Bühne iſt, die das Gebieteriſche der Vornehmen, als ein angebornes Recht unbefangen auszuüben verſuchen, und nicht gleich Emporkömmlingen, Eilfertigkeit aus Furcht, Arroganz aus Mißtrauen, und barſches Weſen, aus Schwäche damit verbinden. Manche Andere wiſſen nicht einmal, wie man dem Kutſcher befiehlt, anzuſpannen. — Madame Höfler, Frau eines hieſigen Schauſpielers, die aber die Kunſt nicht übt, hatte die Gefälligkeit aus Mangel einer Andern, die Rolle der Claudia zu übernehmen. Wenn das Stück ohne ſie nicht hätte gegeben werden können, ſo ſind wir ihr Dank ſchuldig. — Hr. Heigel ſpielte den Prinzen. Von dem Fürſten hatte er nur das Staatsrechtliche, von dem Hofmanne nur die Charakterloſigkeit, von dem Liebenden nur das Lächerliche. Er war hart wo er feſt, morſch wo er weich, ſchwach wo er nur nicht gebieteriſch ſeyn ſollte. Iſt es denn ſo ſchwer ſich in einen Fürſten hinein zu denken, da doch Jeder ein Fürſt in ſeinem Hauſe iſt, und wenigſtens im Bedienten einen Unterthan zählt! Hoheit iſt nicht ungemeſſene Breite; die Hochgeſtellten ſehen ihren Untergebenen aus der Vogelperſpective, und ſie haben nicht nöthig, den Gehorchenden Platz und Rede wegzunehmen um ſich auszudehnen. Man hörte es Hr. Heigel an, daß er erſt ſeit 6 Uhr auf dem Throne ſitzt. Wenn er als Herr ſprach, imponirte er, als müßte er ſorglich dem Widerſpruche zuvorkommen, und gebrauchte die ganze Artillerie der Macht, um einen furchtſamen Hofmann zu ſchrecken, der ſchon vor dem Schalle des leiſeſten Wortes zurückfährt. Dann beging er den Fehler die Perſonen nicht anzuſehen mit denen er ſprach, und weit von ihnen entfernt zu bleiben. Das gehört nicht zur Fürſtengrazie. Es iſt ſehr unbequem, mit einem zu reden der hinter dem Rücken ſteht, aber Fürſten machen ſich's bequem; und was der räumliche Abſtand betrifft, ſo mag wohl der Untergeordnete ehrerbietig zurücktreten, aber der Vornehme muß ihm immer wieder auf den Leib rücken. Den Regierungsgrundſatz die Unterthanen in der Entfernung zu halten, dehnte Hr. Heigel ſogar auf lebloſe Sachen aus, denn als er das Bildnis der Orſina betrachtete, das nur zwei Fuß hoch war, blieb er faſt die ganze Zimmerweite davon abſtehen, als wär, es ein Frescogemälde und dennoch wird von den Augen und dem Munde der Gräfin geſprochen, die man doch in ſolcher Entfernung unmöglich genau ſehen konnte. Die Scene mit dem Mahler mislang ihm im höchſten Grade. Die feinen Bemerkungen, die der Dichter dem Prinzen in den Mund legt, wurden mit gar keiner Feinheit, und als wären ſie nicht verſtanden worden, vorgetragen. Auch gegen den Mahler war Hr. Heigel zu vornehm zurückhaltend. Der Prinz liebte die Kunſt und die Künſtler, und mußte alſo herablaſſender und freundlicher gegen Conti ſeyn, als es Hr. Heigel war. Um von den vielen Beiſpielen falſcher Deklamation, nur Eines herauszuheben, hatte Hr. Heigel die Worte mit welchen er den Mahler verabſchiedete „Laſſen Sie ſich, für beide Portraite bezahlen, was Sie wollen, ſo viel Sie wollen, Conti“ mit dem höchſten Pathos geſagt und mit den prächtigſten Geberden begleitet (wie die Schauſpieler es oft thun, wenn ſie eine Rede ſchließen, weil ſie glauben dieſe müſſe immer, wie eine Rakete ehe ſie verliſcht, knallen und platzen); dieſe Betonung war höchſt unzeitig. Es hörte ſich an, als brächte der Prinz mit Anſtrengung ein Opfer. *Viel Geld* mag dem Künſtler ein wichtiges Wort ſeyn, aber einem Fürſten, der nur zu ſeinem Schatzmeiſter ſchickt, iſt es keines; der Prinz wollte nur ſeine Zufriedenheit ausdrücken, und dieſes mußte mit Ruhe geſchehen, wenn auch mit Nachdruck. — Man könnte dem *Marinelli*, dieſem Großvater aller theatraliſchen Hofſchurken, gram werden, wegen der unleidlichen Brut von Söhnen und Enkeln, die er in die Welt geſetzt, und mit welchen er ſeit funfzig Jahren unſere Bühnen übervölkert hat. Es iſt nicht die Schuld des Ahnherrn, wenn ſeine Nachkommenſchaft ausgeartet iſt; er hat ihnen die beßten Grundſätze hinterlaſſen, und er ſelbſt ſteht vollendet da, als

Schmeichler, Sünder und Verführer. Wie unverſchämt entblößt er ſich gleich bei ſeinem erſten Auftritte, wo er dem Prinzen gegen über, die Gräfin giftig verläſtert, vor der er einige Wochen früher, noch im Staube lag. Hr. Weidner iſt ſonſt Meiſter in ſolchen Rollen, und bewährte ſich auch heute als ſolcher, indem er die Grundzüge dieſes Charakters richtig auffaßte und darſtellte. Aber nur die Grundzüge, im Colorit war einiges verfehlt. Er war etwas zu ſteif und und unrührig. Der Prinz iſt jung und liebt, und möchte wohl einem ſolchen ſein Vertrauen ſchenken, der ſich ihm herzlich hingab, nicht aber, feſt, ſchroff, und dürre wie ein Felſen im Meere, ſelbſt in ſeiner Unterthänigkeit eine imponirende Selbſtbeherrſchung zeigte, und durch ſein Lauern und ſeine Ruhe, der Leidenſchaft gegenüber, beſchämend und unbehaglich ſeyn mußte. Auch zeigte Herr Weidner überall zu viel Hohn. Das liegt nicht in der Rolle. Böſewichter ſolcher Art, thun keine Schandthat aus Liebhaberei, ſondern nur weil ſie ihnen Vortheil bringt, und daher ohne die Grimaſſe der Sünde, ſo wie ſie ohne die Verklärung der Tugend, auch etwas Gutes thun, wenn es ihnen nützlich iſt. Nur die beſſern Menſchen begehen eine Uebelthat mit Leidenſchaft, weil ſie ſie nur in Leidenſchaft begehen. Die Haupt-Scene mit der Gräfin Orſini, gelang Herrn Weidner gut, nur äußerſt ſtörend war die ſpaßhafte Bewegung der Hand, womit er den unzeitig eintretenden Bedienten zur Thüre hinaus wies. Man hätte denken ſollen er wäre der Duzbruder des Lakayen, mit ihm einverſtanden, und hätte ihm ſagen wollen: “ſcheer' dich fort, du ſiehſt ja was vorgeht.“ — Die Rolle der Gräfin Orſina, iſt ungemein ſchwierig. Der Verſtand, einen Charakter ſo aufzufaſſen, wie ihn ſich der Dichter gedacht hat, und die Kunſtfertigkeit, ihn getreu nachzubilden, reichen hier nicht hin. Denn der wahre Charakter der Gräfin erſcheint nicht auf der Scene. Ihr Geſchick hatte ſie mürbe gemacht, ſie ſo, wie der Mahler Conti ihr Bildniß, umgeſtaltet, worüber der Prinz ſich äußerte: „Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Anſatz zu trübſinniger Schwärmerei in ſanfte Schwermuth verwandelt.“ Die Stolze erſcheint gedemüthigt, die Spötterin verſpottet, die giftige Eiferſüchtige ſich mit Recht gekränkt fühlend. Da ihre Strafe größer iſt als ihre Schuld, ſo kann man der Unglücklichen das Mitleid nicht verſagen. Frau v. Paczkowska, eine vorzügliche Künſtlerin im tragiſchen Fache, und die immer bedenkt was ſie thut, hat ihr Spiel meiſterhaft durchgeführt. — Nicht ſo Hr. Leißring als Mahler Conti. Er hatte ſich das Anſehen eines funfzigjährigen Mannes gegeben, war altväteriſch gekleidet, ſah aus wie ein Prokurator und betrug ſich auch darnach. Was auch der Koſtümſchlendrian gefodert haben mag, ein Mahler hätte ſich wohl etwas mahleriſcher kleiden dürfen. Die ſteife Unterthänigkeit war einem ſich fühlenden Künſtler nicht angemeſſen, hier am wenigſten, wo der Prinz herablaſſende Freundlichkeit zeigte. Alle das Feine, Gedankenreiche und Empfindungsvolle was Conti zu ſagen hatte, ging durchaus verloren, da es im dürren Profeſſorentone hergeſagt wurde.

Am 14. Merz. — Das Vogelſchießen. Luſtſpiel von Clauren.

Nicht ungefällig. Die Handlung abwechſelnd und raſch; und das iſt gut, denn um ſo ſchneller ſchlüpfen die dem Dichter eigenen plaſtiſchen Schlüpfrigkeiten dem Ohre vorbei, ohne daß man Zeit hatte ihnen nachzuhören. An Scherz und Luſt fehlt es nicht, und wie bei den Freudengelagen der alten Aegypter Särge aufgeſtellt waren, ſo wird hier zur Erhöhung des Vergnügens, die deutſche Landwehr verſpottet. Im fünften Akte werden Scenen aus Göthe's Jahrmarkt zu Plundersweilern entlehnt. Auch gut gethan, da ſie nicht zu übertreffen waren.

Es wurde allgemein mit Liebe, Gewandheit und erforderlich raſch geſpielt. Dem. Lindner als Lottchen Wollank, wegen ihrer unnachahmlichen Naivität; Hr. Becker als Selling, wegen ſeines Feuers und Anſtandes; Hr. Obermayer als Schützenlieutenant Salat, wegen ſeiner Komik, die um ſo wirkſamer war, weil ſie paſſiv blieb, verdienen eine beſondere Erwähnung. Hr. Otto machte den Fürſten. Seine Rolle iſt zwar klein; aber das Still-Leben der Großen und Vornehmen, mit ſolcher Leichtigkeit zu ſpielen, ſcheint leicht und iſt ſchwer — Der Schauplatz mit ſeinen Buden, Schenken, Gauklern und Luſtſpielern, war ſo gut als möglich angeordnet. Unſere Bühne iſt zu eng für ſolches Leben und Treiben.

Am 18. Merz. — 1. **Der Tagsbefehl**, Drama von Töpfer.

Der Herzog und Feldherr hatte den Tagsbefehl, oder eigentlich den Nachtbefehl gegeben: kein Brief ſoll mehr geſchrieben werden und kein Licht im Lager brennen, bei Todesſtrafe. Doch wenn Jeder vor Mars zittert, der kleine Amor fürchtet ſich nicht und thut was er will. Rittmeiſter Hellwitz hatte den Abend vor der Schlacht gute Nachrichten von ſeiner Geliebten erhalten. Sie läßt ihn wiſſen, daß ſie ihm Herz und Hand ſchenke, und daß die Mutter alles zufrieden ſei. Der Glückliche befindet ſich allein in ſeinem Zelte, und iſt, ſo viel man in der Dunkelheit ſehen kann, ſehr entzückt. Er ſagt: ich möchte dem Engel noch heute meine Dankbarkeit bezeigen, und meinem Herzen Luft machen, ehe vielleicht morgen in der Schlacht eine Kugel es thut. Zwar iſt das Schreiben bei Todesſtrafe verboten, aber wer wird es ſehen? Er nimmt Feuerſtein, Zunder und Stahl, ſchlägt Licht, zündet eine Oehllampe, ſetzt ſich hin, und ſchreibt. Da tritt unvermuthet der Herzog mit Begleitung ins Zelt. „Was ſchreibt er da?“ — Der erſchrockene Rittmeiſter: an meine Braut — „Was hat er verdient?“ — Den Tod. — „So ſchreibe er „noch drunter: ich ſterbe durch das Kriegsgericht.“ — Fußfall, Flehen um Gnade. Hilft nichts, muß ſterben, wird abgeführt. Im zweiten Akte nimmt der Herzog in dem Hauſe des Majors von Blankendorf ſein Hauptquartier.

Dieſer iſt der Vater des Fräuleins, welches den Rittmeiſter zum Lichtanzünden verleitet hatte. Schon vorher war der Stabs-Profoß angelangt, und hatte die Frau Majorin um die Einräumung eines feſten Weinkellers gebeten, worin er die unter ſeiner Verwahrung ſtehenden Gefangenen einſperren könne. Darauf erzählt er die unglückliche Geſchichte des Rittmeiſters. Da ſieht das Fräulein dieſen ſelbſt, geſchloſſen herbeiführen; alles kömmt an den Tag. Ohnmacht. Der Feldherr, der unterdeſſen hereintritt, wird um Gnade gebeten, läßt ſich aber nicht erweichen. Aber im Herzen beſchließt er den Offizier zu retten; nur den Schein der Kriegsſtrenge will er bewahren. Er läßt den Stabsprofoß rufen, und leitet das Geſpräch auf Hellwitz. Auch jener legt ein Fürwort ein. Hilft aber alles Nichts. „Morgen früh wird „er erſchoſſen, mach' Er's ihm heute noch leicht, nehm' er „ihm die Ketten ab. Geb' er aber ja auf ihn acht. Läßt „er ihn entwiſchen, ſo muß er 24 Stunden im finſtern Thurm „bei Waſſer und Brod ſitzen. Hat Er mich verſtanden?“ Der Profoß hat ihn verſtanden, und läßt den Rittmeiſter entwiſchen. Dieſer aber ſuchte nur ſeine Ehre nicht das Leben zu retten. Er läuft ohne Hut aus dem Gefängniſſe in's Feld, als eben die Schlacht im Gange war, ergreift eine Fahne, erſtürmt eine feindliche Batterie, und entſcheidet hierdurch den glücklichen Ausgang des Treffens; alles ohne Hut. Der Herzog hört von der heldenmüthigen That, läßt ſich den Offizier vorführen, erkennt ihn, ſagt, er wolle nicht wiſſen wer er war, jezt heiße er Freiherr von Stürmer, legt die Hände der Liebenden in einander, und ſagt: Adieu.

Dieſes iſt die Groß-Handlung des Stückes; die Ausſchnitt-Handlung wirft folgenden Gewinn ab. Hauptmann Graf v. Bannewitz iſt der Buſenfreund des ſubordinationswidrigen Rittmeiſters; aber von ſeiner Liebe weiß er nichts. Er liebt ſelbſt das Fräulein Blankendorf und geht in ſeiner Unſchuld hin, es der Mutter zu geſtehen. Dieſe hat nichts dagegen, aber das Fräulein bekennt ihre frühere Neigung. Anfänglich iſt der Hauptmann in Verzweiflung, doch fällt ihm ein, daß er ſeinem Freunde vor mehreren Jahren eine Braut abwendig gemacht habe, und jezt könne er ihn dafür ſchadlos halten. Er entſagt alſo, und führt bei Mutter und Tochter für den Freund das Wort. Doch des Lebens ſatt, ladet er die unter ihm ſtehende Grenadiere ein, mit ihm für's Vaterland zu ſterben, ſtürmt in die oben erwähnte Batterie, und läßt ſich erſchießen.

Ein anderer Neben-Treffer des Drama's beſteht darin, daß der Herzog, Friedrich den Großen vorſtellen ſoll, und von dem Schauſpieler, in Gang, Haltung und allem nachgeahmt wird. Ein wahres Ereigniß ſoll hierbei zu Grunde liegen, ob zwar Hr. Töpfer das Jahr 1750 ausdrücklich als die Zeit der Handlung beſtimmt, und Friedrich II. zwiſchen 1745 und 1756 keinen Krieg geführt hat. Auch wird in dem Stücke anachroniſtiſch viel gedeutſcht. Deutſcher Mann, deutſche Frau, deutſches Mädchen, deutſches Vaterland und deutſche Charpiezupfende barmherzige Schweſtern u. ſ. w.

Man ſieht, daß der Thon zu dieſer Töpferwaare nicht von der vorzüglichſten Beſchaffenheit iſt. Ein Küraſſier-Rittmeiſter, und ein Grenadier-Hauptmann, beide Männer in den Jahren die zwar die beſten genannt werden, die es aber nicht zum Behufe der Liebe ſind, (die Schauſpieler, welche ſie darſtellten, erſchienen, wenigſtens der eine als 35 der andere als 45jähriger Mann); beide Männer, die nicht blos durch das Kriegsfeuer, ſondern auch durch das Feuer der Liebe gegangen ſind, denn ſie lieben zum zweiten Male, gebehrden ſich ſo thörigt, wie man es ſelbſt einem Jünglinge nur einmal im Leben verzeiht. Mitten im Lager, am Abende vor der Schlacht, ſind ſie nur mit ihrer Liebſchaft beſchäftigt. Der eine handelt gegen den Kriegsbefehl und zündet ſich ein Licht an, der andere liſcht ſich das Lebenslicht aus, und nimmt ſeine Grenadiere, die nichts lieben als Brantewein, mit in das Grab. Solche ſchwache Menſchen können unmöglich

Theilnahme einflößen. Die Nachgeſtaltung des großen Friedrich's iſt eine Abgeſchmacktheit, und ruft das Bild des Helden eben ſo widrig zurück, als es eine Wachsfigur thut. Hr. Töpfer hatte vorgeſchrieben, Friedrich müſſe als alter Mann dargeſtellt werden, vielleicht weil die Nachwelt ſich nur das Bild des bejahrten Königs eingeprägt hat. Da aber in dem Drama ſo genau auf Chronologie geſehen wird, ſo hätte der Dichter wiſſen ſollen, daß Friedrich der Große 1750 erſt 38 Jahre alt war. Aber von allem das Abſtoßendſte und das Tadelnswertheſte, iſt das vorgeſchriebene Koſtüm von Anno 1750, das auch bei der Aufführung genau befolgt wurde, und trotz der Traurigkeit und ſtolzen Verſe ſehr lachen machte. Ein Ereigniß, das alle Tage geſchehen kann, muß auch in die Sitte und das Gewand des Tages gekleidet, und ſelbſt die älteren Schauſpiele müſſen zu dieſem Zwecke abgeändert werden. Wenn man den Werther ſelbſt auf's herrlichſte dramatiſirt, gepudert und in gelben Beinkleidern heute auf die Bühne bringen wollte, würde dieſes nicht den ganzen Eindruck zerſtören? Die Frauenzimmer erſcheinen in Reifröcken von gewichtigem reichgeſticktem Seidenſtoffe, und in gepuderter Friſur, und als das Fräulein (eine junge Schauſpielerin), mit aller Zierlichkeit einer Vaporiſtin des neunzehnten Jahrhunderts, in Ohnmacht fiel, machte das einen ſehr untragiſchen Eindruck. Die Weiberkleidung der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, kann nur noch mit den lächerlichen Sitten der damaligen Zeit vereint, alſo nur im Luſtſpiele dargeſtellt werden. Nicht blos weil ſie jetzt aus der Mode, ſondern weil ſie geſchmacklos iſt; denn ſie bildete den Uebergang von der alten Sittſamkeit zur neuen Flatterhaftigkeit, und hat weder das Ehrwürdige jener noch das Anmuthige dieſer, iſt daher lächerlich. Bei den Männern, war die militäriſche Pedanterie eben ſo abgeſchmackt, ja noch ſtörender. Der Hauptmann von Bannewitz, erſchien in einer Grenadiermütze von der alten Form eines Zuckerhutes. Der Degen ſtack ſo an der Seite, daß ihm nur wenige Grade an der Rechtwinklichkeit fehlten, und dem

Träger, von hinten jeder eine Elle weit vom Leibe bleiben mußte. Wäre er auch vorne ſo geſchützt geweſen, hätte ihm Amor nie beikommen können. Jetzt denke man ſich nur die vorgeſchriebene militäriſche Haltung, aus dem ſchleſiſchen Kriege. Der Hauptmann ſtand vor der Geliebten und Schwiegermutter, wie ein Corporal der rapportirt. Wenn er mit dem Kopf ſich bewegte, glänzte bald die Blechſeite, bald blendete die hintere rothe Seite der Mütze. Er war ein vollkommener Hanswurſt. Mitten in der Liebeserklärung trommelte ſtörend der Generalmarſch. An dem verliebten Kopfe des un-untergeordneten Rittmeiſters, flatterten zwei gepuderte Taubenflügel, und da er ſagte: „ich bin ein Mann und trage einen Orden“ konnte man ihm nur die Hälfte glauben, nehmlich die letztere. Man mache uns doch nicht toll mit ſolchem Unſinne! —

Geſpielt wurde gut, ja zu gut. Denn wenn Herr **Henkel** als Hauptmann Bannewitz, ſeine Rolle mit Feuer, Anſtand und vortrefflicher Deklamation vortrug, und man ſah dabei auf die Spitze ſeines Zuckerhutes, ſo wurde die Sache dadurch noch lächerlicher. — Einiges Kriegsgetümmel wäre erwünſcht geweſen, mehrere Schwadronen Cavallerie, Artillerie-Züge, Bagagewagen, Handgemenge, Feldmuſik. Es wurde aber nur etwas Weniges hinter den Couliſſen kanonirt.

2. — Die **Verwandlungen**, Oper in einem Akt, von Fiſcher.

Muſik ohne Bedeutung. Weder deutſches Gewicht noch franzöſiſche Leichtigkeit. Madame **Hoffmann**, als die junge Wittwe, ſang beifällig und ſpielte mit Anmuth ihre verwandelten Rollen. Schauſpieler ſpielen am beßten, wenn ſie ſich ſelbſt kopiren, weil ſie dann nicht unnatürlich werden können.

Am 18. April. — **Sappho**, Trauerſpiel von Grillparzer.

Vor etwa zwei Jahren, wurde uns dieſe Tragödie mit dem Spiele der Frau Schröder als Sappho, gleichzeitig bekannt. So, empfingen wir eine köſtliche Frucht in goldner Schale, mit Dank und Freude, aus den Händen der großen Künſtlerin. Später, wurde ſie uns wiederholt, aber auf flacher Hand, und heute auf irrdenem Teller dargereicht. Der Reiz zum Genuſſe der Frucht ward ſchwächer, wenn auch nicht das Gefühl der Annehmlichkeit, indem man ſie genoß. Nicht etwa als hätte das Spiel jener Künſtlerin, Mängel des Dichtwerks verſteckt oder erſetzt, die nun, ihrer Hülle oder Entſchädigung verluſtig, nakt und unverzeihlich erſchienen — ſo nicht. Aber oft geſchieht, daß uns eine Wirklichkeit anzieht, die uns als ein Gedachtes abſtößt, daß wir an der Gegenwart preiſen, was wir als ein Entferntes Tadeln, und an der Wahrheit, was uns an der Dichtung nicht erfreut. Die Sinne und das Herz prüfen nicht; die Sinne neigen ſich zum Schönen, das Herz liebt und haſſt. Aber der Geiſt urtheilt, und unterſcheidet, was liebenswürdig und was haſſenswürdig ſei. Die Strafe des Verbrechers, der verſchuldete Schmerz, die thörichte Klage, kann unſer Mitleid nicht erregen; aber um den Verbrecher auf dem Blutgerüſte, um den Duldenden aus Leichtſinn, um den verzweiflungsvollen Thoren weinen wir gewiß; die Schwachheit tadeln, den Schwachen bemitleiden wir. Und ſo würde behauptet, daß wir der Sappho der Dichtung, nicht ganz bewilligen können, was wir der Sappho der Bühne zugeſtanden.

Ich mache mit den Philologen nicht gemeinſchaftliche Sache, deren Einer, da er zu Berlin die Sappho darſtellen ſah, ausrief: „das iſt dummes Zeug!“ Ich rede keinem Conrector nach, den es verdrießt, daß ſeine Sappho, von der man „leider“ nur noch einige Fragmente hat, ſo verkleinert worden, indem ſie der Dichter ſich mit Lappalien beſchäftigen ließ. Ich kenne die Lesbiſche Sappho gar nicht; ich weiß nichts von der grauſamen Geliebten des Alcäus, nichts von der Ehefrau des Kerkolas; ich kenne nur die gekrönte Dichterin und das liebende Weib, und will betrachten, wie der Dichter, Liebe und Ruhm feindlich ſich gegenübergeſtellt, und wie traurig der Kampf geendet, da der Sieg ohne Entſcheidung geblieben, und ein gemeinſchaftliches Grab, beide Kämpfenden verſchlang. Freilich ſpottet die Natur der Befehle wie der Verweiſe eines Dramaturgen; aber, darf auch die Kunſt nichts darſtellen, als wozu ihr die Natur ein Vorbild reicht, ſo darf ſie doch nicht jede Erſcheinung der Natur zum Vorbilde nehmen. Die Natur ſchafft indem ſie zerſtört, und ſie zerſtört das Einzelne, um die Geſammtheit zu erhalten. Doch die Kunſt ſtellt nur das Einzelne dar, und zernichtet ſie Ein Beſonderes um nur ein anderes Beſondere zu erhalten, erkauft ſie das Leben des Einen mit dem Tode des Andern, ſo iſt dieſes eine frevelhafte launiſche Wahl, durch keinen Zweck entſchädigt, durch keine Weisheit geleitet.

Erhabene, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geiſt zu denken
Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt,
Ich dank' euch!

Ihr habt mit Sieg dies ſchwache Haupt gekrönt,
Und ausgeſät in weitentfernte Lande
Der Dicht'rinn Ruhm, Saat für die Ewigkeit!
Es tönt mein gold'nes Lied von fremden Zungen
Und mit der Erde nur wird Sappho untergehn.
Ich dank euch!

So ſpricht Sappho,

Die Könige zu ihren Füßen ſah,
Und, ſpielend mit der dargebothnen Krone,
Die Stolzen ſah und hörte, und — entließ.

und dieſes Weib, ſo hoch geſtellt von Menſchen und von

Göttern, ſo in der Fülle des Werthes und dieſes Werthes froh und ſich bewußt; ſie kehrt zurück aus der Mitte der verſammelten Griechen, die Herrlichſte unter den Herrlichen, die Geprieſenſte unter den Geprieſenen, die Glücklichſte unter den Glücklichen, Siegestrunken, Lobberauſcht; auf ihrem Haupte den friſcheſten jüngſten Lorbeer; ſie kehrt zurück, mit Jauchzen entlaſſen, mit Jauchzen empfangen; ſie kehrt zurück und — ſteht dem Sklaven, der ihren Siegeswagen ſollte ziehen, als Sklavin zur Seite! Das iſt nicht Sinken mehr der Größe, das iſt ſchon ihr Fall. Das Grab iſt geöffnet, der Sarg iſt aufgeſchlagen, die Würmer nagen an der Leiche. Wozu unſer Bangen, da die Gefahr ſchon erreicht, wozu unſere Thränen, da die Verweſung ſchon eingetreten, was fürchten, da nichts mehr zu hoffen iſt? Sie kehrt zurück, und, noch ehe ſie herannaht, iſt ſie ſchon verurtheilt, durch einen niedrigen Diener verurtheilt, durch Rhamnes, der mit den Worten:

Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
Geſchäftig für ſein Wohl liebt ſtill das Weib!

die der Herrin entgegenjubelnden Mädchen in das Haus zurückweiſt. Aber Sappho verkündigt dem verſammelten Volke, laut und gebieteriſch ihre Liebe und ihre Schande. Als ruhmvolle Herrin dürfte ſie nicht lieben, als liebendes Weib, ſeine Liebe nicht verkündigen. Wir wiſſen nicht was wir empfinden ſollen, und die Einheit der Empfindung, die in dramatiſchen Dichtungen nicht minder ſorgfältig als die Einheit der Handlung gehütet werden muß, wird getrennt. Wir müſſen der Sappho vergeſſen, ſollen wir dem Weibe ſeine Liebe verzeihen, aber wenn wir der Sappho vergeſſen, welche Theilnahme kann noch ferner eine alltägliche Schwäche bei uns finden? Eine Königin im Krankenbette, mit der Krone auf dem Haupte; oder eine Königin auf dem Throne, von Fieberſchauern gerüttelt — ſo oder ſo erſcheint uns Sappho, und durch dieſe Nachbarſchaft von Größe, und Schwäche, wird Ehrfurcht wie Mitleid, von uns abgewehrt.

Wenn die Liebe, Geiſt und Arm des Mannes unterwirft, und als Gebieterin des Ruhmes erſcheint, dann mögen wir ſeinen Fall beweinen, oder auch verzeihen, den nur einfach iſt die Schwäche und die Schuld. Doch wenn das Weib, das ſein ſtilles Haus verließ, von ſeiner Höhe herabſtürzt, wird es nur Schadenfreude finden; den zwiefach iſt die Schuld — daß es geſunken, und daß es geſtiegen. Die Flügel des weiblichen Geiſtes ſind immer aus Wachs, doch nur den Fall, nicht den Ruhm der kühnen That, theilen ſie mit Ikarus.

Wenn behauptet wird, die Liebe Sappho's müſſe mit Spott und Unwillen erfüllen, iſt es etwa die Verſtimmung unſeres Gemüths, iſt es etwa mein irrender Murrſinn der dieſes ungerechte Urtheil fällt? Iſt es nicht Sappho ſelbſt, die ihre eigne Liebe geringſchätzt, und faſt verhohnt — ja geringſchätzt, ſo ſehr ſie ſich auch abmüdet, ſich vor ſich ſelber zu verſtecken. Sie denkt über ihre Liebe, und die wahre denkt nicht. Sie will auf ihrem Herzen ſpielen wie auf ihrer Leyer; aber bei der wahren Liebe, iſt eins, Finger und Seite. Sie lauſcht dem Urtheile der Welt um es zu verſchmähen; aber die wahre Liebe vergißt die Welt, und hört nicht was ſie ſpricht. Ihre Liebe iſt ihr nur das Höchſte, aber die wahre Liebe hat auch nichts unter ſich, noch zur Seite, ſie iſt Alles und füllt alle Räume aus.

Sappho kehrt von den olympiſchen Spielen in den Kreis einer ſie anbetenden Menge zurück: Sie ſteigt mit Phaon von ihrem Siegeswagen und ihrem Ruhme herab. Die Ihrigen jauchzen. Da fühlt ſie alſobald, daß ſie dieſen Ehrfurchtsvollen Empfang nicht mehr verdiene. Sie ſucht die Vorwürfe ihres Inneren zu beſchwichtigen, und da ſie es nicht vermag, trotzt ſie ihnen, mit Ingrimm, Schuldbewußt:

Mögt ihr's immer wiſſen!
Ich liebe ihn!

ruft ſie dem verſammelten Volke zu. Und wie mögen wir dieſe Rede ergänzen? „Mögt ihr's immer wiſſen! Denkt „dabei was Ihr wollt, was kümmerts mich!“ Kann die wahre Liebe fürchten, daß man ihre Wahl nicht achten werde? Sie duldet zwar nicht, daß man verletze, was ihr heilig; aber ehe man das Heilige verlezt, ahndet ſie nicht, daß man wagen könne es zu verletzen. Aber Sappho zittert der Mißbilligung entgegen. Darum lauert ſie auf jede Miene, horcht auf jedes Wort der ſie Umgebenden, und wiegt ängſtlich und empfindlich jeden Laut ab. Sie ſtellt ihren Sklaven den Geliebten mit den Worten vor: „Hier ſehet euern Herrn!“ Rhamnes: (verwundert, halblaut) „Herrn?“ Sappho: „Wer ſpricht hier? (geſpannt) was willſt du ſagen?“ Rhamnes (zurücktretend): „Nichts!“ Sappho: „So „ſprich auch nicht!“

Doch wie! Darf ein Weib, weil es den Lorbeer ſich gewonnen, nicht auch die Myrthe durch ihre Locken flechten? Darf es nicht bewundern, weil es bewundert, nicht lieben, weil es angebetet wird? Sappho — ihre Eltern ſanken früh in's Grab — ward am Mutterherzen der Muſen gewartet. Des Geſanges und der Dichtung Gaben ſchnell entfaltend, ſie fortgetragen durch heitere blaue Lüfte, von dem offnen Ohr der Griechen bald vernommen, bald angeſtaunt, ihr Ruhm von Tempel zu Tempel eilend — ſo im raſchen Fluge bis hinauf zum Sitze der Götter, erreichte ſie den Gipfel ihres Ruhms, glücklich und geſättigt. Da fiel das blitzende Auge Phaons in ihr Herz und erhellte ſeine Leere. Sappho kannte die Liebe nicht, und .... doch nein, ihr war Liebe nicht fremd:

Der Freundſchaft und der — Liebe Täuſchungen
Hab' ich in dieſem Buſen ſchon empfunden;

ſie bekennt es, und damit ihre Schuld. Nicht überraſcht, nicht überwältigt, wurde die Unerfahrne von der Leidenſchaft. Sie gab ſich ihr willig, unbedacht hin, und wäre Phaon's Treue nur um einen Tag älter geworden, dann hätte Sappho ſelbſt von dem Felſen am Meere in die Wellen hinab gejammert, und ihren Verrath zu ſpät bereut — wir dürfen es denken.

Aber tritt die Kraft nicht am herrlichſten hervor, wenn Schwäche ſie umſchattet? Macht nicht das Thal den Berg? Göttlich iſt der große Menſch, aber ohne Fehl wäre er Gott, und unſerer Liebe wie unſerer Bewunderung entrückt. Steht Sappho nicht größer da als zuvor, nachdem ſie ſich aufgerafft, und ihre Liebe, als ein Spielwerk mit dem ſie zu ernſt geſpielt, weit von ſich werfend, ihrer Luſt, der Erde entflieht, um zu den Sternen emporzuſteigen? Da ſie ſpricht:

Ich will mit Sappho's Schwäche euch verſöhnen
Gebeugt erſt zeigt der Bogen ſeine Kraft.

Hat ſie nicht den ſchönſten der Siegeskränze ſich erkämpft? . . Nein, das that ſie nicht. Kleiner noch als im Leben, zeigt ſich Sappho ſterbend. Sie verſöhnt mit ihrer Schwäche nicht, ſie entzieht ſie nur dem Vorwurfe. Der Bogen zeigt nicht ſeine Kraft; er bricht und zeigt ſeine Gebrechlichkeit. Sie liebt und haßt, und ohnmächtig ihr Herz zu entleeren der Liebe und des Haſſes, zerſchlägt ſie das Gefäß, damit die Empfindung von ſelbſt entſtröme. Ihr Tod war nicht das Werk freier Entſchließung. Er ward im Wahnſinn beſchloſſen, und im Wahnſinn vollführt, und nur das Meer, nicht die Reue bedeckt ihre Schuld.

Doch ſchon zu lange habe ich in dieſe Sonne geſehen, um ihre Flecken zu ergründen; geblendet ſenke ich den Blick, mich ferner nur ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen. Sappho's Ruhm und Tag ſahen wir traurig, blutroth untergehen; aber um ſo ſüßer und freundlicher ſteigt ihre Nacht herauf, mit dem milden Mondlichte der Weiblichkeit, und den Liebestönen der klagenden Nachtigall. Welche tiefe, doch nicht einſchneidende verwundende, nur vordringende Blicke, hat der Dichter in das weibliche Herz geworfen! von dem Dornenritze jener Roſe, der Sappho's Herz blutig anſtreifte, bis zum Dolchſtoße der Entführung Melitten's, der es durchbohriſt — wie wahr, ſchön und naturtreu iſt das alle vorgebildet! Vergebens ſucht die Männerkundige Sappho, die Gefahr die ihrer Liebe droht, herabzudeuteln, vergebens bittet ſie ihren Ruhm um Entſchädigung für ihren Schmerz, ihren Stolz um Beiſtand gegen ihn, ſie entrinnt dem Verderben nicht. Wie das Vöglein, wenn es der Blick der Klapperſchlange traf, von ihrem giftigen Anhauche umnebelt, feſt gehalten, nicht zu entfliehen vermag, und immer weiter gezogen, endlich in den offnen Rachen ſtürzt — ſo auch Sappho, da die Eiferſucht ihr Schlangenhaupt gegen ſie reckt; gelähmt ſind die Flügel ihres Geiſtes, und Beſinnungslos ſucht ſie ſelbſt den Untergang. Wenn mir auch das Gebot der Dramaturgen, eine dramatiſche Handlung dürfe eine gewiſſe Bühnenlänge nicht überſchreiten, ſonderbar erſcheint, da ich erwäge, daß doch dem Mahler verſtattet iſt, eine meilenweite Landſchaft, in einen Fußengen Rahmen zu ſperren, wenn nur Licht und Schatten, Größenverhältniß und Fernſicht beobachtet ſind — ſo rühmlich bleibt doch, daß der Dichter Sappho's jene Forderung ſo völlig zu gewähren verſtand. Innerhalb eines Tages und einer Nacht, ſieht man den Keim, das Wachſen, die Blüthe, die Frucht, das Hinwelken der Liebe; die Natur ſelbſt hätte keine längere Zeit bedurft.

Phaon, wie klein und niedrig erſcheint er neben Sappho, wie, er ſelbſt dunkel, Schatten werfend in ihren Glanz! Wir ſtimmen ihm bei wenn er ausruft:

> Wer glaubte auch, das Hellas erſte Frau
> Auf Hellas letzten Jüngling würde ſchauen.

— und ſo ſehr bei, daß wenig ſein beſcheidener Sinn uns rührt. Sappho ſucht ihn aufzurichten, nicht um ihn, um ſich ſelbſt zu erheben:

> Dem Schickſal thuſt du Unrecht und dir ſelbſt!
> Verachte nicht der Götter goldne Gaben!

So ſpricht ſie, und rechnet dieſe Gaben vor. Allein,

> Der kühne Muth, der Weitgebieter Stärke —

iſt er Phaon eigen, glaubt ihn Sappho in deſſen Beſitz? Warum ſo ängſtlich beſorgt, wie eine Mutter um ihr krankes Kind beſorgt, zeigt ſie ſich um ihn? Wie ſie der Weltgebiether Einen, dem Sklaven ihres Hauſes vorſtellt!

Ihr ſeht hier euern Herrn. Was er begehrt
Iſt euch Befehl, nicht minder als mein eig'ner.
Weh' dem, der ungehorſam ſich erzeigt,
Den eine Wolke nur auf dieſer Stirn'
Als Uebertreter des Gebots verklagt!
Vergehen gegen mich kann ich vergeſſen.
Wer ihn beleidigt, wecket meinen Zorn
Und nun, mein Freund, vertrau dich ihrer Sorgfalt. . .

Wie undankbar, wie verächtlich erſcheint Phaon! Daß er Sappho, die er hoch verehrte, nicht zu lieben vermochte, das iſt nicht ſein Vergehen; er vermochte es nicht, weil er ſie hoch verehrte. Daß er aber den Muth gewann ſich gegen ihre Größe aufzulehnen, zeigt ſein kleines Gemüth; er hätte jenen Muth nicht gefunden, hätte er ihre Größe zu umfaſſen verſtanden.

Doch eben in der Bildung eines ſolchen Phaons, hat der Dichter ſeine hohe Meiſterſchaft gezeigt. Ein Geringerer als er hätte den Geliebten Sappho's mit allen Gaben des Geiſtes und Gemüths ausgeſtattet, um ihn der Anbetung einer ſolchen Liebenden würdig zu machen. Wie ververſäumt wäre alsdann geworden, was am meiſten Noth thut! Denn wo anders könnte Sappho, Nachſicht finden für ihre Verblendung, als in der Größe dieſer Verblendung? Wo anders Mitleid für ihre Niederlage, als in der Unſcheinbarkeit des Feindes, der ſie beſiegte, weil er ungefürchtet nahe kommen durfte? Wenn zeigt ſich die Liebe allmächtiger, als indem ſie Alles nimmt und nichts dafür giebt? Wäre Phaon Sappho's würdiger geweſen, dann erſt hätte man ihr vorrechnen können, wie thöricht ſie getauſcht, und wie ſie, wenn ſie auch viel empfing, doch für das was ſie hin gegeben, nicht genug empfangen. Die wahre Liebe würdigt, aber das iſt die wahre Liebe nicht, die nur das Würdige liebt.

In Melitta, ſehen wir den Sieg der Weiblichkeit über mannartigen Hochſinn; den Sieg des Herzens über Geiſteskraft, und den der Anmuth über Schönheit. Verſchwiegen, verſchloſſen, träumend wie eine Blume, erwartend die liebende Hand die ſie brechen wird, ſich ihr nicht entgegenſtreckend, fromm ergeben, ſtill gehorchend — ſo ſteht ſie dem Undanke und der Rauheit Phaons, wie der Rachſucht und Heftigkeit Sappho's gegenüber, und ſo überlebt die beſcheidene Lampe der Sklavin, die verzehrende Sonne der Gebieterin.

Soll ich noch ſprechen von dem holden Zauber in allen Reden unſeres Dichters? Von dieſer, bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit ſeiner Bilder, von der Tiefe und Wärme ſeiner Empfindungen? Dieſer wundervolle paradieſiſche Garten iſt genug geprieſen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberſtelle. Dort findet ſich des Willkommnen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantaſie. Zierliche Weltweiſen, ſind ſie mit Lob zu nennen, welche Bücherſchränke voll guten Verſtandes mit Blumenguirlanden umhängen, oder wohl auch einer ſaftigen Frucht, ein abgeriſſenes grünes Blatt unterlegen, oder eſſliche Kuchen mit Dragee beſtecken — aber Dichter ſind ſie nicht. Grillparzer iſt ein Dichter.

Wie die Sappho, auf unſerer Bühne von Andern als Frau Schröder, anders geſpielt worden, wurde ſchon anfänglich geſagt. Das Spiel der Uebrigen, des Hrn. Becker als Phaon, und der Demoiſ. Lindner als Melitta, war mit Dank und Beifall aufzunehmen.

Am 4. Juni. 1. Die Heimkehr. Trauerſpiel von Houwald.

Nachdem ſich der Vorhang aufgerollt, ſieht man die Stube einer Förſterswohnung. Alles ländlich, einfach, faſt ärmlich. Runde Fenſterſcheiben; verſchabter grüner Großvaterſtuhl, an der Wand eine Schwarzwälder hölzerne Uhr, ein gedrucktes, wahrſcheinlich von Forſtfreveln handelndes Plakat, und eine Karte von Europa von den älteſten Homannſchen, mit glänzenden Lackfarben. Am Tiſche, auf welchem Blumen liegen, ſteht ein ſchönes junges Mädchen, beſchäftigt einen Kranz zu flechten, und plaudert dabei mit ihrem 8jährigen Brüderchen. Der Kranz iſt für den Vater, wenn er von der Jagd heimkehrt, denn ſein Geburtstag iſt heute. Das iſt nun freilich für eine Förſterstochter ſchon ſehr viel Poeſie; ein proſaiſcher Blumenſtraus wäre natürlicher geweſen. Man verwundert ſich noch mehr über die zierliche Kleidung der Waldbewohnerin: im feinſten weißen Mouſſelin, weiſe Roſen an der Bruſt und in den Haaren; ſie hätte damit auf den Caſino-Ball gehen können. Und wie ſie ſpricht! Wie zart, wie empfindſam, wie ſauber. Sie erklärt dem Brüderchen, den Sinn und die Bedeutung jeder Blume, die ſie in den Kranz einflicht; Thekla in Wallenſtein hätte nicht beſſer reden können, und das Brüderchen ruft ihr beifällig zu: „O herrlich Schweſter! Wahrlich du biſt klug!“ Superklug. Zulezt kömmt die Reihe an den Ritterſporn. Der Ritterſporn ſagt die Blumen-Sprachlehrerin:

> Der Ritterſporn zeigt einen Ritter an
> Er iſt hinausgeſprengt mit Roß und Schwerdt
> Doch nimmer iſt er wieder heimgekehrt.

Dieſes wiederholt ſie in der Folge, und alſebald rührt ſich in dem Zuhörer die trübe Ahndung, was die Sache für ein Ende nehmen werde, auf gleiche Weiſe aufgeregt, wie im Ingurd durch das unermüdliche Refrain der träumenden Asla:

> Der Ritter lag — der Ritter lag erſchlagen
> Zerſchmettert! Und weit von ihm lag ſein Schild.

Der trübe Ausgang eilt auch ſchnell genug herbei. Denn kaum hat das Mädchen ſeine Blumenlehre mit folgenden Worten geendigt:

Doch nun zum Kranz, daß er vollendet werde!
Sonſt überraſcht mich noch der Vater hier.
Heut bin ich ſein Hof-Jouvelier.

und man kaum Zeit hat ſich zu wundern, wie ein Waidmann mit einem Jouvelier zuſammen gerathe, da tritt — das Schickſal in die Stube, als Armenier gekleidet, in grünem Pelzverbrämten Rocke, und mit einem langen Barte. Der Bart iſt ſchwarz, der Mann iſt ſtark und rüſtig, und gebêrdet ſich wild. Aber die Kinder erſchrecken gar nicht, welches doch in einem abgelegenen Förſtershauſe ſo natürlich geweſen wäre, da dort oft Räuber und gefährliches Diebsgeſindel einkehren. Sie ſehen ihn für einen alten ſchwachen Mann an, und geben ihm Wein. Der Armenier ſpricht unſinniges Zeug, ſchließt das Mädchen in ſeine Arme; und da das kluge unausſtehlich ſein thuende Knäbchen, ſich mit ihm ſchön unterhält, ruft er ganz toll aus:

„Fort aus dem Neſt, verruchte Kuckucks-Brut"

Da iſt der Thränenquell. Die Geſchichte verhält ſich nemlich wie folgt: Heinrich Dorner ein Soldat, ſchließt das Mädchen ſeiner Liebe, und das ihm mit gleichem Herzen zugethan, als Gattin in die Arme. Er verſprach ihr, den Dienſt zu verlaſſen. Aber nach der Hochzeit, vergißt er ſein gegebenes Wort, läuft hinaus auf's Feld, ſtreicht den ganzen Tag umher und läßt ſein junges Weibchen allein zu Hauſe. Selbſt ein ſüßes Pfand der Gattenliebe bändigt den Wilden, feſſelt den Unfläten nicht. Endlich geht er ſogar in den Krieg; nicht etwa in einen Befreiungskrieg, welches der Uneigennützigkeit wegen erhaben geweſen wäre, nicht etwa gewaltſam angeworben, nicht etwa weil er ſeiner Frau überdrüßig geworden, ſondern nur aus heftigem Thatendrange. Dreizehen Jahre bleibt er weg, und in den letzten 9 Jahren ohne ſeiner Frau ein Wort zu ſchreiben. Zwar ſagt er, er habe jenſeits des Meeres dienen müſſen; aber im Verlaufe eines Jahres gelangt ein Schiff auch von dem entfernteſten Ende der Welt nach Europa, er hätte alſo ſchreiben können, wenn ihm an ſeiner Frau nur im mindeſten gelegen geweſen wäre. Des Soldatenlebens müde fällt ihm ein zurückzukehren, um zu ſehen, was Weib und Kind machen. Verkleidet kömmt er in ſein Haus, als Armenier vermummt, und findet, wie wir oben geſehen ein erwachſenes Mädchen; in dem er ſeine eigene Tochter erfährt, und einen Knaben, des Förſters Sohn. Er gibt ſich ſeiner Tochter nicht zu erkennen, und dieſe erzählt ihm auf Befragen: Der Förſter ſei ihr Stiefvater, das heißt: ihrer Mutter zweiter Mann. Er tobt gewaltig. Wie? ſagt er, wie? deine Mutter hat auf's Neu gefreyt? „Ja wohl" antwortet die Tochter. Jetzt tritt die Förſterin ins Zimmer, einen Geburtstagskuchen auf dem ein Wachskerzchen ſteckt, in den Händen tragend. Sie ſieht den Fremden nicht eher, bis ihn ihr die Kinder zeigen. Dann ſagt ſie ihm: wir führen zwar keine Wirthſchaft, aber Ihr ſeyd uns doch willkommen, labt euch. Das Geſpräch ſpinnt ſich fort. Er, leidenſchaftlich, aufbrauſend, in mühſam zurückgehaltenem Grimme. Sie, nichts merkend, ihn nicht erkennend, den immer noch Heißgeliebten, wie ſie mehrere mal geſteht. Er iſt noch jung, verändert kann er ſich nicht viel haben. Ein Spötter müßte denken: Sie kennt ihn recht gut, aber ſie iſt pfiffig, ſie will nichts wiſſen. Der Armenier erzählt, ihr todter Mann laſſe ſie grüßen. Dann macht er ihr Vorwürfe, daß ſie zum zweiten Male geheirathet. Sie erwiedert darauf:

Ach mir war vor der zweiten Ehe bange!

aber ihr Vater habe ihr lange zugeredet, den Förſter, der ſie ſchon lange geliebt, nicht auszuſchlagen, damit ſie verſorgt werde. Endlich, und da ſie in der Zeitung geleſen, ihr Heinrich ſei geblieben, habe ſie ſich bereden laſſen. Auch ſei ſie jetzt mit ihrem zweiten Mann ganz zufrieden.

Nun kommt der Förſter von der Jagd zurück. Umarmungen, Glückwünſche zum Geburtstage. Der Armenier muß alle dieſe Zärtlichkeit mit anſehen und möchte berſten. Der Förſter fragt: was meint Ihr wohl Kinder, was ich heute geſchoſſen habe? Sie rathen hin und her, und treffens nicht. „Einen ſchwarzen Schwan habe ich geſchoſſen.“ Verwunderung. Er erzählt: im Schilfe hätte ein Schwanenweibchen geſeſſen, und um deren Beſitz hätten ſich zwei Schwanenmännchen blutig geſtritten. An der ängſtlichen Theilnahme welche das Weibchen für den Einen der Kämpfenden gezeigt, habe er der Förſter ſogleich erkannt, daß dieſer der legitime Eheſchwan ſei, und um dem Streit ein Ende zu machen, habe er dem uſurpatoriſchen eine Kugel durch den Leib geſchoſſen, und bringe ihn in ſeinem Ranzen mit. Dem aufhorchenden Armenier gießt dieſe Waidgeſchichte Oel in die Wunde. Das iſt ja grade mein Fall, denkt er, du Förſter biſt der uſurpatoriſche ſchwarze Schwan, den ich aus der Welt ſchaffen muß. Während die Familie auf einen Augenblick das Zimmer verläßt, greift er wüthend nach der Büchſe — ſie iſt nicht geladen. Da fällt ihm ein, daß er Gift zu ſeinem eigenen Gebrauche bei ſich führe. Er ſchüttet es in den angefüllten Becher, der für den Förſter beſtimmt iſt. Dieſer mit der Familie tritt wieder in's Zimmer. Er ſetzt den Becher an den Mund, ſtellt ihn aber wieder weg, um noch etwas zu ſprechen. Dann reicht er ihn ſeiner Frau. Dieſe will trinken, auf das Andenken ihres todten Heinrichs. Der Armenier fällt ihr in die Arme, und ſagt: thut das nicht. Dann fragt er ſie, was ſie thun würde, wenn der todtgeglaubte Dorner zurückkehre. Die Förſterin antwortet: ſie würde ihm freundſchaftlich bemerken: für dieſes Leben wolle ſie ihrem zweiten Manne bleiben, aber im künftigen Leben, kehre ſie zu ihrem Heinrich zurück, und nachdem ſie ſolche Rede geführt, ſchmiegt ſie ſich dem Förſter an. Darauf fragt er die Tochter das Gleiche, ſie giebt die nemliche Antwort, und ſchmiegt ſich ihrem Stiefvatet auf die andere Seite an. Endlich frägt er das Söhnchen. Das Bübchen das überall mitſpricht, antwortet wie die Vorigen, und umklammert den Vater gleichfalls. Der Armenier, nachdem er dieſe mißtönende dreiſtimmige Fuge mit angehört, denkt: wie ich ſehe, iſt hier nichts für mich zu thun. Als man ihm daher den Becher zuerſt kredenzte, trank er ihn mit einem Zuge aus. Bald wird ihm übel. Mutter und Kinder laufen, fort nach einem Arzte zu ſchicken. Der Förſter bleibt allein zurück, und dieſem giebt ſich der Sterbende als Heinrich Dorner zu erkennen, läßt ihn aber ſchwören, nie ſeiner Frau etwas davon zu ſagen.

Das Schickſal auf ſeiner Menſchenjagd, kehrt wohl auch einmal in eine ſtille Förſterswohnung ein, aber dann hat es ſich verirrt, es bückt ſich um durch die Thüre zu kommen, und findet keinen Platz ſeinen Hofprunk auszukramen. Der Dichter der Heimkehr hat alle Wände eingeſchlagen, um dem königlichem Fatum Gemächlichkeit zu verſchaffen. Welche Kriecherei! Welche Verſchwendung! Kam es je einſiedleriſchen Landbewohnern in den Sinn, einen vornehmen böſen Gaſt mit ſolcher Pracht zu bewirthen? Welche koſtbare Reden! Welche hohe Pfeilerſpiegel worin die Empfindungen ſich belächlen! Wie viele feingeſpitzte Betrachtungen, für einen Förſter, eine Pfarrerstochter, ein im Walde erzogenes Mädchen, und einen 8jährigen Knaben! In einer der erſten Scenen, wo Mutter und Tochter ſich liebkoſen, und erſtere zur zweiten ſagt: ihr Buſen ſei die warme Erde, aus der ſie Tochter als Roſe entſproſſen, antwortet die Roſe ſich an der Mutter Bruſt werfend:

„O dürft' ich auch, ſo wie die Roſ' es kann,
„Hier wo ich aufgeblüht bin einſt vergeh'n."

Warum will ſie vergehen? Warum früher ſterben als die Mutter? Woher dieſe nervenſchwache Stimmung einer Waldnymphe? Nur eine einzige natürliche Rede kömmt im ganzen Stücke vor. Die Mutter hält ſie:

Wie ſchön
Der Kuchen diesmal mir gerathen iſt!

Sonſt überall iſt der unleidliche Stelzentritt der Empfindung. Ueber das ganze Stück der thränenfeuchte Himmel; gleich nach aufgehobenem Vorhange in allen Worten und Geberden das düſtere Grabgeläute, den traurigen Ausgang verrathend. Die Familie will des Vaters Geburtstag feiern und iſt alſo froh geſtimmt. Der zerſchmetternde Blitz ſollte aus heiterem Himmel kommen. Aber auf den Geſichtern aller Auftretenden zeigen ſich voreilig die Gewitterwolken.

Die Handlung — welche Unnatur! Iſt es glaublich, daß ein Mann von ſo heftiger Liebe, dreizehn Jahre lang freiwillig von Weib und Kind wegbleibt, daß er nicht ſchreiben will, oder daß er keine Gelegenheit findet zu ſchreiben? Iſt es glaublich, daß er, trotz ſeines Bartes, von ſeiner Frau, mit der er fünf Jahre verheirathet war, nicht ſollte erkannt worden ſeyn? Iſt es in der Natur, daß ein kriegsluſtiger kühner, und daher gewiß von aller Falſchheit fremder Mann, auch nur auf den Gedanken kommen konnte, ſeinen Nebenbuhler meuchelmörderiſch und feige mit Gift von der Welt zu ſchaffen?

Und die Entwicklung! — Die Frau erfährt nicht daß der Armenier ihr voriger Mann ſei; er will ihr den Schmerz erſparen. Das iſt ſehr hübſch, ſehr edelmüthig, aber poetiſch, aber dramatiſch iſt es nicht? Wo bleibt das Schickſal? Ach wäre es nur immer weggeblieben. Mit Schmerz denkt ein Liberaler daran, daß in Deutſchland nie Geſchwornengerichte werden eingeführt werden dürfen. Welches Unheil würde daraus entſtehen, wenn man einer in der neuen äſthetiſchen Schule gebildeten Jury die Strafgerechtigkeit in die Hände geben wollte? Schlägt ein Vater den Sohn todt, um ihm ſein Geld zu ſtehlen, denkt eine poetiſche Jury: „es war ein 24ſter Februar“, und ſpricht: Nicht ſchuldig. Erſchlägt ein Kain ſeinen Bruder, wird es einer Zigeunerin zugeſchoben, und der Mörder losgeſprochen.

Verſucht ein Mann ſeinen Nebenbuhler zu vergiften, erwägt die pſychologiſche Jury, daß eine Geſchichte von einem ſchwarzen Schwan unglücklicher Weiſe in die Querre gekommen, und vergiebt. . . . Es iſt zum Erbarmen!

2. **Der Quartierzettel**, Luſtſpiel in drei Abtheilungen, von Reinbeck.

Ein junger Menſch, der ſich nach Herzensluſt in den Dukaten ſeines gutmüthigen Onkels ſonnen darf, will heirathen. Aber über zwei Berge führt der Weg zur Geliebten. Der Onkel iſt ſo ſehr gegen das Heirathen eingenommen, daß er, ſo oft davon die Rede iſt, „pfui Teufel“ ruft, und dabei ausſpuckt. (Das iſt gewiß zu arg, iſt die Ehe auch kein Nektar, ſo iſt ſie doch wenigſtens kein Vomitiv!) Dann, befindet ſich das Mädchen in Verwahrung ihres alten Vormundes, der ſich von ſeiner Mündel und ihrem Golde nicht trennen mag, und daher beide erheirathen will. Es kömmt darauf an, den Onkel zu bereden, den Vormund zu überliſten. Der Zufall leiſtet hülfreiche Hand. Ein franzöſiſcher Soldat zeigt auf der Straße dem jungen Menſchen ſein Einquartierungsbillet, und bittet um Zurechtweiſung. Siehe da! es iſt die Nummer des Hauſes, worin die Geliebte wohnt. Der junge Menſch führt den Franzoſen in ein Weinhaus, ſchleicht ſich mit dem Zettel davon, verkleidet ſich gehörig, und tritt als Soldat unter das Dach des Mädchens, das ihm nach der Erkennung eine zärtliche Ohrfeige giebt. Der Onkel ſucht voller Angſt den Neffen überall auf, und kann ihn nicht finden. Ein guter Freund des letzteren, der mit unter der Decke ſpielt, verräth endlich des Neffen Aufenthalt. Der Onkel hin. Der Neffe ſagt: aus Liebe habe er ſich bei den Franzoſen anwerben laſſen, (nemlich aus Liebe zu ſeinem Mädchen) jedoch unter der Bedingung, daß er wieder frei würde, wenn er die Bewilligung zur Heirath erlange. Der liebende Onkel, läßt ſich auch aufbinden, daß die Franzoſen, unter ſolchen erotiſchen Bedingungen Rekruten anwerben, und giebt ſeine Einwilligung. Der Vormund muß nach den Regeln des Luſtſpiels, mit ſauerem Geſichte endlich beiſtimmen.

Ich mag die üble Laune des Verfaſſers beſagten Luſtſpiels nicht vermehren. Er hat, wie er in einem, hinter dem gedruckten Stücke befindlichem Anhange berichtet, viel Unglück damit gehabt. Ein Berliner Theater-Rezenſent hat es getadelt, und Hr. Reinbeck theilt das Urtheil vollſtändig mit „als ein merkwürdiger Beleg für die Behandlung, deren ein deutſcher dramatiſcher Dichter von den Theater„Rezenſenten zu erwarten hat.“ In Wien war das Luſtſpiel bereits angenommen, und lag über Jahr und Tag, als es ihm die Theater-Direction ohne Honorar zurückſandte „weil bei der Wendung, welche jetzt (1813) die deutſchen „Angelegenheiten genommen, die Aufführung nicht mehr an „der Zeit ſei.“ In Stuttgart hatte der Verfaſſer das Stück anonym dem Theater mitgetheilt. Es wurde angenommen und die Rollen-Ausſchreibung beſorgt. Nachmals aber als der Verfaſſer zufällig bekannt wurde, ließ der Theater-Cenſor ſich das Stück zurückgeben, und widerrief die Erlaubniß zur Darſtellung. (Hr. Reinbeck iſt königlich würtembergiſcher Hofrath und Profeſſor.) Honorar, das ihm auf jeden Fall gebührt hätte, da das Stück bereits angenommen war, erhielt er nicht. In Prag, wo das Luſtſpiel aufgeführt worden, erwartet er dafür, ſo wie noch für ein anderes Trauerſpiel ſeit drei Jahren, das Honorar vergebens. Die Hamburger, Breslauer, Frankfurter Bühnen, ſandten ihm ſein Luſtſpiel auf ſeine Koſten zurück. (Der Verfaſſer muß bei der Herausgabe des Stükkes im Druck, mehrere neue Schönheiten angebracht haben, da die Frankfurter Bühne, die Ehre die ſie der Handſchrift verweigerte, der Druckſchrift zugeſtand.) „Nun, gutes deutſches Publikum, — ſo endet Hr. Reinbeck — wundere dich „noch über den Mangel an neuern dramatiſchen Werken auf „deiner Bühne.“ Alſo die Knickerei der Theater-Directionen wäre Schuld daran? Mein Himmel! Auch der Ehrenſold von einer Million, wird zu keinem Hamlet, zu keinem Götz von Berlichingen, zu keinem Wallenſtein begeiſtern.

3. Die Eiferſüchtige Frau: Luſtſpiel von Kotzebue.

„Nach dem Engliſchen“ wird angezeigt. Aber es iſt auch nach der Natur, die keine Geſchichte, kein Staatsrecht und keine Luftbeſchaffenheit jemals ändert. Die uralte Schwachheit hat der Dichter, mit den neueſten Moden, mit Turnweſen, Wunderdoktorei, und dergleichen Stoffen mehr, die an der Tags- oder Nachtordnung ſind, nett aufgeputzt, und das Stück iſt ganz allerliebſt geworden. Die eiferſüchtige Frau, ſchämt ſich ihrer Geſpenſterfurcht; freilich nur ſo lang es helle iſt, und mit der Nacht wird ſie wohl wieder zu zittern anfangen. Indeſſen — das geſchieht hinter dem Vorhange.

Aber ein Luſtſpiel? Die ſchrecklichſte aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grauſen erfüllt, uns erſchüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenſchaft herbeiführt? Nein es iſt dieſe Leidenſchaft ſelbſt, die Shakesſpeare ſo naturtreu dargeſtellt, ſo durchſichtig gemacht hat, das wir alle Wendungen des Labyrinths erkennen, in das die Liebe hineinführt, nur ohne rettenden Faden. Woher geſchiehts, daß dieſer höchſt tragiſche Stoff, gewöhnlich zu Luſtſpielen vertändelt wird? Was iſt doch der Menſch für ein ſonderbares Geſchöpf! aber gut, daß er ſo iſt, daß er den Verzerrungen des Schmerzes, eine poſſierliche Grimaſſe, der furchtbarſten Leidenſchaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen verſteht. Dieſes iſt die Kühlung, womit das nahe Meer, ein heißes dürres Land erfriſcht.

Ankündigung.

Auf den zweiten Band der Wage, (deſſen erſtes Heft unter der Preſſe iſt, und in einigen Tagen erſcheint) unterzeichnet man im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, und in der Leihbibliothek des Herrn Demmert, Döngesgaſſe Litt. G. No. 49. Der Preis iſt 6 Gulden, welcher, bei Ablieferung des erſten und des fünften Heftes, jedesmal zur Hälfte, mit 2 fl. 30 kr. entrichtet wird. Den früheren Abonnenten, wird die Unterzeichnungs-Liſte, zur beliebigen Erneuerung des Abonnements, zugeſchickt werden.

Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben
Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Zweiter Band.

Erſtes Heft.
(Auguſt.)

Frankfurt am Main, 1820.
Auf Koſten des Verfaſſers.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von wenigſtens 24 Bogen, beträgt 5 fl. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Thurn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermannſche Buchhandlung daſelbſt bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen, im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, und in der Leihbibliothek des Herrn Demmert, Döngesgaſſe, Lit. G. No. 49. angenommen.

Inhalt.

Seite.

I. Literatur

Humoral-Pathologie 1

Natur, Kunſt und Leben; von E. Freifrau v. Hohenhauſen 6

Satyriſch-humoriſtiſche Gedichte; von H. Döring 15

II. Frankfurter Dramaturgie 18

I.

Literatur.

Humoral-Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geſchlechte des Löwen; aber nur der Abſchaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie iſt ohne Muth, und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falſch; ohne Freundlichkeit, und darum ſchmeichelnd. Der Tag blendet ſie, am ſchärfſten ſieht ſie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, ſie liebt nur das Steigen: ſie hat einen Kletterſinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich iſt ſelbſt ihr tückiſches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menſchen der ſie wartet, nur dem Hauſe, worin ſie gefüttert worden, bleibt ſie treu. Eine entartete Mutter, frißt ſie ihre eigene Jungen. So iſt die Katze! So iſt auch der Katzen-Humor, der in Hoffmann's Kater Murr ſpinnt. Ich geſtehe es offen, daß dieſes Werk mir in der innerſten Seele zuwider iſt, mag man es auch eben ſo kindiſch finden, ein Buch zu haſſen das einem Wehe that, als es kindiſch iſt, einen Tiſch zu ſchlagen woran man ſich geſtoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbeſondere, ſondern über die darin fortgeſpielte mistönende Weiſe, die auch in allen übrigen Werken des Verfaſſers uns beleidigend entgegenklingt, über die beſtändig darüber herziehende, naſkalte, nebelgraue, düſtere und anſchauernde Witterung, will ich einige Worte ſagen. Die Ueberſchrift welche dieſe Betrachtung führt, ein Wort, deſſen Bedeutung die neuere Arzneikunſt verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden ſoll, daß der Humor in den Schriften des Verfaſſers der Phantaſieſtücke, ein kranker iſt. Der geſunde und lebensfriſche Humor, athmet frei, und ſtöhnt nicht mit enger Bruſt. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt ſie nie vergebens. Er ſieht von der Höhe auf alle Menſchen herab, nicht aus Hochmuth, ſondern, um alle ſeine Kinder mit einem Blicke zu überſehen. Was ſich liebt trennt er, um die Neigung zu verſtärken; was ſich haßt vereinigt er, nicht um den Hader, um die Verſöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler, und verzeiht die Heuchelei: denn auch die Maske hat ein Menſchen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe iſt ein ſchöner Schmetterling verborgen. Er findet nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet nichts, weil er nichts verachtet. Nichts iſt ihm heilig, weil ihm alles heilig erſcheint; die ganze Welt iſt ihm ein Gotteshaus, jedes Menſchenwort ein Gebet, jede Kinderluſt ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beſchmutzen, ſondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verſchönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laſter iſt ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert, nur eine andere Art zu ſterben. Er zürnt mit ſeinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraſchende entrüſtet, und nur der Schlafende wird überraſcht. Er verſpottet ſeine eigne Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe iſt eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz oder um zu demüthigen, ſondern, um beides gleich zu ſetzen, weil nur Liebe iſt, wo Gleichheit. Er tröſtet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Troſtes. Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er ſich ſelbſt mit ſcharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß ſolche Verletzungen nicht tödlich ſeyen. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde ſich geſchloſſen; Narben ſind auch Wunden, die Erinnerung iſt auch ein Schmerz; er glättet jene, und vernichtet dieſe. Der Geiſt der Liebe, haucht fort und fort aus ihm, alles befördernd; er treibt das Schiff wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen ſucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menſchen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geiſt der Liebe, der verſöhnt und bindet, und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben, in den Schoos der Mutter-Sonne zurückführt, jener Geiſt — er kömmt nie ungerufen — beſeelt die Werke des Verfaſſers der Phantaſieſtücke, nicht mit dem leiſeſten Hauche. Das nekkende Geſpenſt des Widerſpruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, ſteigt dort, von grauſer Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchſten Gipfel um uns tiefer herabſtürzen, und ſelbſt ſein Himmel iſt ein unterirrdiſcher. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechſelhaß, nicht um ihre verſchwiegene Liebe, zu verrathen. Kreisler iſt der Unglücklichſte aller Verdammten, er iſt ein geſtürzter Engel. Die Brücke, welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten ſtrekken ſich ſehnſuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um ſo mehr, je näher die Ufer ſind. Selbſt die Muſik, dieſe Himmelskönigin die er liebend verehrt, ſteht in unerreichbarer Ferne von ihm; ſie hört ſeine Gebete nicht, und nie gab es eine mißtönendere Seele, als die jenes Kreisler, der raſtlos den Wohllaut ſucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindſamkeit und Spott, ſind die beiden Pole, jene der anziehende, dieſer der abſtoßende des Humors. Aber nur in der Mitte iſt der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo ſie verſöhnt zuſammentreffen, da ſchmilzt die eine, den Froſt des andern, oder der Spott kühlt ſäuſelnd die Sonnenglut der Empfindung ab. Wenn ſie aber auseinander ſtehen, iſt die Empfindſamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launiſche Wahlverwandſchaft, die uns mit einem Stoffe verbündet und von tauſenden trennt, — und der Spott wird zum Haſſe. So in ſeine Beſtandtheile geſpalten, erſcheint der Humer in den genannten Werken, und ganz ſo, wie er dem Meiſter Abraham tadelnd zugeſchrieben wird, nicht „als jene ſeltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern Anſchauung des Lebens in all' ſeinen Bedingniſſen, aus dem Kampf der feindlichſten Principe ſich erzeugt, ſondern nur durch das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es ins Leben zu ſchaffen und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erſcheinung. Dieſes war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausſtrömen ließ, der Schadenfreude, mit der er alles als ungehörig erkannte, raſtlos verfolgte, bis in die geheimſten Winkel.“ Kreisler hat ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen: nicht anders iſt ſein eigner Humor. Ein zerriſſenes Gemüth, ein alles zerreißender Spott. Seine Gefühle ſind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froſchſchenkels an der galvaniſchen Säule, und der Friede ſeines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigſten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einſchlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch ſeine harten Schmähungen mit welchen er diejenigen verfolgt, die an muſikaliſchen Spielen ihre Luſt finden, und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunſt als heiligen Ernſt zu faſſen und auszuüben. Kreisler fodert unduldſam, ſeine Göttin ſolle, gleich dem grauſamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künſtler ausſchließlich zugehören. Noch nie haben Prieſter, den Tempel den ſie bewahren, Gläubigen verſchließen wollen! Muſik iſt Gebet; ob nun das Kind es herſtammele, ob der rohe Menſch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in ſinnigen geiſtvollen Worten — der Himmel hört ſie mit gleicher Liebe an, und gibt jedem den Widerklang ſeiner Empfindung als Troſt zurück. Das Gaſſenlied das den rohen Geſellen hinaustreibt, iſt ſo ehrwürdig als die erhabenſte Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeiſtert. Und welche Muſik iſt beglückender, die berauſchende des wahnſinnigen Kapellmeiſters, die als Bachantin und Furie, das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitſcht, oder die ſanft erwärmende, die ſtill erfreut, und täglich und häuslich genoſſen werden kann? Darf man eine Freude zerſtören weil man ſie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die muſikaliſchen Tändeleien eifern, da durch ſie allein die ernſte Kunſt fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunſt und Wiſſenſchaft, nur die zuſammengezogene Zahl, vorhergehender kleinerer Zahlen iſt, und da kein Gut an die Stelle des Genuſſes käme, wenn nicht, ſeines Werthes unkundige Fuhrleute, ſich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr, und die ihm vorhergegangenen Werke ſeines Verfaſſers, ſind Nachtſtücke, nie von ſanftem Mondſcheine, nur von Irrwiſchen, fallenden Sternen und Feuersbrünſten beleuchtet. Alle ſeine Menſchen, ſtehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wiſſen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erſchrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu ſchreiten, noch zurück, und harren unentſchloſſen bis die Pfeiler einſtürzen. Das iſt ſeine Stärke, ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Kunſt, — die Geiſterwelt aufzuſchließen, zu verrathen das Leben der lebloſen Dinge, an den Tag zu bringen, die verborgenen Fäden, womit der Menſch, und der glückliche, ahndungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Geſpenſterauge, jeden freundlich ſich herüber neigenden Zweig, als den ausgeſtreckten Arm einer zerſtörenden dunklen Macht, erſcheinen zu laſſen. Es iſt der dramatiſirte Magnetismus, und wenn das Converſations-Lexicon von jenem Schriftſteller bemerkt: daß er durch die grellſten Diſſonanzen zur harmoniſchen Auflöſung durchdringe, ſo iſt ja eben in dieſer Auflöſung das anſchauernde, unheimliche, verletzende. Eine unerklärliche ſchreckliche Erſcheinung, wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheiteren; aber ſobald er ſie natürlich erklärt und ſo den Glauben erzwingt, weckt er den Menſchen aus ſeiner fröhlichen Sorgloſigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen, in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerſtörende Natur unter Scherben und Leichen, ſitzt. Ein Streben das keinen Dank verdient:

Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigten Licht!
Da unten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe die ihm mangelt, kann dem Verfaſſer des Kater Murr, Verzeihung gewähren, ſelbſt für dieſen Mangel, und wir endigen beſänftigt und beſänftigend mit den Worten, die Fauſt ſeiner den Unhold ahndenden Margaretha ſagt;

Es muß auch ſolche Käuze geben.

Natur, Kunſt und Leben. Erinnerungen, geſammelt auf einer Reiſe von der Weſer zum Rhein, und auf einem Ausfluge an die Geſtade der Nord- und Oſtſee, von Eliſe, Freifrau von Hohenhauſen. Altona, bei Hammerich. 1820.

„Natur, Kunſt und Leben.“ Unter dieſem anſpruchsloſen Titel, theilt die Verfaſſerin, mit klarem Geiſte und warmer Empfindung, ihre Reiſebemerkungen mit. Wie ſie aufgenommen ſeyn wollen, ſagt das Vorwort: „die Verfaſſerin ſchreibt dieſe Briefe mit einem für Natur- und Kunſtſchönheit empfänglichen Gemüth nieder. — Wer in ihnen Gelehrſamkeit, tiefe Kenntniſſe oder neue Aufſchlüſſe erwartet, wird ſich getäuſcht finden; ſie enthalten nur ein freies Hingeben in den Genuß des Augenblicks und die dieſem entblühenden Gefühle eines warmen Herzens und dichteriſchen Sinnes, ſo wollen ſie aufgenommen und nachempfunden ſeyn.“ Vielgereiſte Männer, werden freilich manchmal lächeln, über das was der Verfaſſerin bemerkenswerth erſchien; aber ihre kindlichen Ueberraſchungen machen ſie um ſo liebenswürdiger, als Beweiſe, daß ſie noch ſelten die Häuslichkeit verließ. Die Fehler der Schriftſtellerin ſind die Vorzüge des Weibes.

„Durch die öde Gegend von Paderborn, durch dieſe ſchmutzige auch wegen ihrer hügeligten Lage unangenehme Stadt fuhren wir eilig hindurch, und nichts fiel uns hier mehr auf als die Häßlichkeit unter den Menſchen niedern Standes. Aus der die Sinne und den Geiſt feſſelnden katholiſchen Religion erklärt ſich die Apathie dieſer Geſichtszüge — daher dieſe wie aus Holz geſchnitzten Phiſiognomien; wo der Geiſt gebunden iſt, ſchlagen auch Dummheit und Trägheit ihren Wohnſitz auf. Gar oft erhielten wir auf unſere Fragen nach dem Weg, der Entfernung von dieſem oder jenem Orte, und ſeinem Namen — keine Antwort; mit geöffnetem Munde und ſtarren Blicken ſtaunten uns die Menſchen an und erwiederten höchſtens: „dat weet ick nich.“

„Die Naturſchönheiten ſollen in Caſſel mehr Freude gewähren, als das geſellige Leben. Die Geſellſchaft theilt ſich dort in lauter geſchloſſene Zirkel, als den Altadelichen, Neuadelichen, Altdeutſchen, Gelehrten, Deklamirenden u. ſ. w. Dieſe Zirkel erhalten ſich unvermiſcht mit den übrigen, wodurch Abwechſelung und Mannigfaltigkeit der Formen und Geſtalten verloren geht.“ Bei Gelegenheit, wo die Verfaſſerin, ohne Furcht über eine gefährliche Straße fuhr, macht ſie die richtige Bemerkung: „Die paſſiven Gefahren ſchrecken den Menſchen weit weniger als die aktiven — ein Beweis, daß in unſrer Bruſt doch mehr Vertrauen auf die Vorſehung als auf unſer Selbſt wohnt."

In Frankfurt, hatte die Reiſende, auf der Zeil, in kurzer Zeit, über hundert der prächtigſten Equipagen gezählt. Eben daſelbſt, wird von der Bewirthung bei einem großen Bankier folgende Schilderung gemacht. „Wir ſpeiſten in einem einfach dekorirten Zimmer mit Säulen; auf der Tafel ſtanden, auf einem ſilbernen Plateau, drei Orangenbäume; die Speiſen waren köſtlich; die feinſten Weine wurden herumgereicht, während nach franzöſiſcher Sitte, eine Karafine mit Waſſer und eine mit Rheinwein, hier der allgemeine Tiſchwein, den man aus kleinen Biergläſern trinkt, ſtand. Der Champagner kam in Eis; beim Serviren herrſchte die größte Stille, Ordnung und Geſchwindigkeit; (wahrlich keiner dieſer Laquaien hätte, wie jener in Voſſen's „Hamburger Schmauß," die Auſterbrühe auf das feuerfarbene ſeidne Kleid der Mamſell gegoſſen, ſo daß unermeßlicher Aufruhr entſtand); man mußte auf die Idee gerathen, von Unſichtbaren bedient zu werden. Nach der Mahlzeit kamen mehrere Diener mit krummen Bürſten und nahmen vor jedem Gaſte die Brodreſte und Krumen weg, ſo daß die höchſte Nettigkeit immer beobachtet wurde; dann folgte ein prächtiges Deſert, wobei, wie natürlich, die Trauben eine große Rolle, für mich die Nordländerin die größte, ſpielten. Ganz zuletzt wurden Zahnſtocher gereicht und jeder Gaſt erhielt ein dunkelblaues Glas voll lauwarmen Waſſers mit einem Spülnapfe, — ein Glück daß ich die Reiſe eines „Gallamerikaners nach England" geleſen hatte, — ich ahnte ſeine Beſtimmung, und wirklich wuſch auch unbefangen ein jeder der Geſellſchaft ſich die Hände, räuſperte, ſpülte den Mund rein mit eben der Ungezwungenheit, wie wir Norddeutſchen in unſerem Morgenzimmer; auch ich bequemte mich dazu doch ſo verſtohlen wie möglich, da ich das Gefühl der Widerlichkeit dieſer großſtädtiſchen Sitte nicht überwinden konnte."

Sie ſah das von Bethmanniſche Muſeum, Danneckers

Ariadne, und äußert: „Unendlich mehr als die Skulptur zieht mich die Mahlerei an; über das Warum? gab eine Bemerkung des Herrn *** mir Aufſchluß, er ſagte: „die Skulptur gehört dem Heidenthume an, die Mahlerei dem Chriſtenthume, dort das Materielle, hier das Geiſtige; ſo wie das Chriſtenthum ſtieg, ſank die Skulptur.“ Ferner: es ſei zu bezweifeln, daß es je der Bildnerei vollkommen gelingen könne, das Geiſtige rein auszudrücken. (Dieſe Bemerkung iſt ſo wahr, als die, wenn auch verſchwiegene, doch von den Gleichgeſinnten errathene und zugeſtandene Folgerung, falſch wäre. Die alte Kunſt verkörperte das Geiſtige, die neue vergeiſtigt das Körperliche. Sie iſt hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunſt des Heidenthums, war verſinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Chriſtenthums iſt überſinnliche Entſagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunſt die Geburt des 'Könnens,' das Geſchöpf des ſchöpferiſchen Menſchen iſt, die chriſtliche Kunſt aber, Duldung und Ohnmacht darſtellt, ſo iſt ſie keine. Das Gebilde dem Stoffe, dieſen dem Urſtoffe, den Urſtoff dem leeren Raume, die Farben dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, iſt die chriſtliche Kunſt ein Rückwärtsgebähren, des menſchlichen Daſeyns, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird — ſie iſt keine Kunſt, dann ſie bildet nicht, ſie zerſezt. So wenig Calderon's Poeſie, wahre dramatiſche Dichtkunſt, ſo wenig iſt chriſtliche Mahlerei, wahre bildende Kunſt. Daher iſt bei den Alten Skulptur, bei den Neuern Mahlerei vorherrſchend. Dort, Umriſſe und Anſchauung, hier, Perſpective und Berechnung. Nicht in dem was iſt, in dem was dahinter iſt, ſpricht ſich die Bedeutung eines Gemähldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens, (Götter der Wahl, Vielgötterei), Proteſtantismus, Männer, Verſtand — die Skulptur; Monarchien, alleinherrſchende Religion, (Katholizismus), Weiber und Gefühl aber, die Mahlerei mehr befördern und lieben. Das mehr plaſtiſche in der altdeutſchen Mahler-Schule, nach ihr in der niederländiſchen, weniger vorhanden in der franzöſiſchen, gänzlich mangelnd in der italieniſchen, zeigt in dieſem ſinkenden Grade, die Stärke des proteſtantiſchen Prinzips jener Völker, im Staate und Einzeln-Leben an. Die Reiſende erzählt: Dannecker arbeite jetzt an einem Chriſtus, und nach Verſicherung der Kunſtkenner, ſei dies Gebild das Höchſte, was die neuere Kunſt hervorgebracht habe. Ob dieſer große deutſche Künſtler, die räthſelhafte Aufgabe befriedigend werde löſen können, mag Jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Chriſtus plaſtiſch dargeſtellt werden könne, begreift ſich ſchwer. Entweder die Kunſt des Bildes, oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götter-Bilder der Griechen, waren vermenſchlichte Götter, und das himmliſche Licht ward von der irrdiſchen Maſſe eingeſogen; der Gott-Menſch der Chriſten aber, iſt ein göttlicher Menſch, das Licht muß über die Maſſe ſiegen — ein Sieg den nur die Mahlerei erringen kann.)

Der Aufenthalt zu Frankfurt gab der Verfaſſerin Anlaß über den Adel- und Geldſtolz Betrachtungen anzuſtellen, und zu unterſuchen welcher der „gerechteſte“ ſey? (Gerecht iſt weder der Eine noch der Andere; es frägt ſich nur welcher der unerträglichſte iſt? Ich ſtimme für den Adelſtolz. Der Geldſtolz iſt weniger läſtig, weil er lächerlicher, daher komiſcher, daher unterhaltender iſt, und weil er dem gedemüthigten die Hoffnung läßt, ſich durch Erwerbung von Reichthümern zu erheben, und der Geringſchätzung zu entgehen. Der Adelſtolz iſt herablaſſender als der Geldſtolz, und darum beleidigender, denn die Größe der Herablaſſung, iſt das Maas der Höhe, auf welcher der ſich herablaſſende zu ſtehen glaubt.) Die franzöſiſche Sprache, wird behauptet, ſei in den höhern Zirkeln Frankfurts, die allgemeine, „und man ſchämt ſich leider mehr eines Fehlers in dieſer, als in ſeiner Mutterſprache.“ (Man habe den Witz eines Voltaire's, eines Jean Pauls, eines Swift's, eines Cervantes — jene Lächerlichkeit des Franzöſiſch-Sprechens, ſteht zu hoch, keine ſatyriſche Züchtigung vermag ſie zu erreichen. Das Herz ergrimmt in der Bruſt, zum Kampfe ballt ſich die Fauſt, wenn uns eine ſolche Albernheit in den Weg tritt. Unter allen Gründen, warum die höhern Stände in Deutſchland, die Herrſchaft der Franzoſen gehaßt haben, ſteht die Furcht, ihre Götter-Sprache, möchte hierdurch zu bürgerlich werden, gewiß oben an.) . . . Noch eine andere Unart „des Zeitgeiſtes“ (ja ganz gewiß, wenigſtens artig iſt der Zeitgeiſt nicht) hatte die Reiſende, an genanntem Orte zu bemerken Gelegenheit. „Verſchwunden iſt die Zeit der Stutzer und Damenverehrer; in ſtolzer Selbſtgenügſamkeit, in ſtoiſcher Gleichgültigkeit gegen das ſchöne Geſchlecht, gähnen die jungen Männer von den Wänden des Zimmers herüber den Damenkreis an, verlaſſen ſobald wie möglich die Geſellſchaft, um in Gaſthäuſern mit den Kameraden, oder bei Mädchen unter ihrem Stande, von ihren Feldzügen, Heldenthaten und wüſtem Treiben zu erzählen, und ſich dabei aller Vergeſſenheit der Lehren des Tanz- und Hofmeiſters wegen körperlicher Haltung und ſittlicher Rede zu überlaſſen. Wehe dem Verwegenen, der es wagte, ſich den lieblichen ſüßduftenden Blumen des Damenkreiſes zu nähern! ihn trifft der Spottwitz aller Kameraden, man nennt ihn nur den Damenknecht, den jungen Feldherrn, den kühnen Blücher, und man ſtellt ihm vor, wie nichtig, wie gehaltlos das Vergnügen ſey, um die Damen zu flattern und höchſtens nur einige freundliche Worte zu erhalten, nur in ihr ſchönes Auge ſehen zu können. Soll dies Betragen Gleichgültigkeit gegen alle franzöſiſche Galanterie, ſoll ſie altdeutſche Sitte ſeyn, ſo mögen ſich die Jünglinge der alten Ritter erinnern, die Blut und Leben im Turnier wagten, um die Blicke ſchöner Frauen auf ſich zu ziehen, um aus ihren Händen den Dank zu empfangen: aber die heutige Jugend liebt das Schwerdt nur um des Schwerdtes willen, und will nur dem Ritter Deslorges in Schillers Handſchuh gleichen.“

Einen grammatikaliſch-ſtatiſtiſchen Irrthum, deſſen ſich die Reiſende ſchuldig machte, muß ich freimüthig rügen. Sie erzählt, in einer Miniſterial-Abendgeſellſchaft, ſei Thee mit Backwerk, „worunter das beliebteſte **Kartoffeln** hieß und auch ihre Form hatte,“ ſervirt worden. Dieſes iſt nicht ganz richtig. Die ſo bekannten und beliebten, kleinen, blaßgelben, leichten und poröſen Kugeln, welche man in den Thee wirft, und in der Taſſe als ſüße Fiſche herumſchwimmen läßt, heißen in Frankfurt nicht Kartoffeln, ſondern **Kartöffelchen**, und können wegen ihrer niedlichen Form, ohne Sprachfehler, gar nicht anders genannt werden. . . . Der bekannte geiſtreiche und witzige Dichter und Staatsmann, General von **Steigentesch**, ſcherzte über die mannichfachen Verlegenheiten, in die ſein herumziehend Leben ihn ſtürze. „Will ich mich ankleiden,“ ſagte er, „ſo iſt mein Kopf noch in Kopenhagen, mein Fuß ſchon in Aachen, kurz in der ganzen Welt herum iſt mein Leib zerſtreut.“ . . . . Die Verfaſſerin, von deutſchen Malern redend, äuſſert: „Der Maler ſollte billig, wie ſonſt in den Niederlanden üblich war, den Adel erhalten.“ (Schätze wären beſſer, für Kunſt und Künſtler. Mangelt es uns denn etwa in Deutſchland an **Rannudo's de Colibrados**?)

Auf der Waſſerfahrt nach Mainz, ſtellte die gemüthliche Reiſende, da ſie die Stadt und den Rhein erblickte, Betrachtungen an, über Vergangenheit und Gegenwart, über ehemaligen Jammer und jetzige Glückſeligkeit — Betrachtungen die jedes deutſche Auge mit Wohlgefallen leſen wird. „Ich füllte einen Becher mit Rheinwaſſer, und brachte dem Sonnengotte der dies alles wieder herſtellte, indem er die Reben wärmte und wachſen ließ, eine Libation, und leerte die lezten Tropfen des Bechers aus dem Strome gefüllt, der ſo viel Großes und Herrliches, ſo viel Schauerliches und Gräßliches geſehen. Doch fiel mir nachher mit Trübſinn ein, es ſind ja nicht dieſelben Fluthen, die das erlebten, ſie ſind längſt im Ocean verſtrömt.“ Des in Mainz begrabenen Minneſängers **Frauenlob** gedenkend, bemerkt die Verfaſſerin: „Seit fünfhundert Jahren hat kein Frauenlob gelebt, und Ausſichten, daß einer uns erſtehe, ſind weniger wohl als je vorhanden. Die Männerwelt kränkt die ausgezeichneten Frauen durch Neid und Spott, verachtet die Gewöhnlichen, hat ſich losgerungen von dem Zauber, den weibliche Schönheit über die Gemüther ſonſt ausübte — und betrachtet die ganze Frauenwelt mit anatomiſch-proſaiſch-politiſchen Auge. Verſchwunden iſt der Begriff an Frauenehre und Tugend, wie dieſe Worte aus der Unterhaltung der feinen Welt, wo ſie gar nicht oder als veraltete Bezeichnungen längſt aufgegebener Ideen mit höhniſchem Lächeln begleitet werden. Wohl ſind wir nicht mehr häuslich, fleißig, fromm und ſinnig, ſo eingezogen und an Turnier- und Banquettagen ſichtbar, wie die Frauen jener Zeit, und darin, wie in der Aufhebung der Klöſter und der dadurch verſchwundenen Beſorgniß, dieſe oder jene Schöne werde ſich allen Wünſchen der Männer auf ewig entziehen, ſo wie der durch jene Aufhebung und die vielen Kriege entſtandene Ueberfluß an Frauenzimmern iſt zum Theil Schuld an der wenigen Aufmerkſamkeit, die man ihnen jetzt widmet.“

Die dichteriſche, ſo warme als farbenreiche Schreibart der Verfaſſerin, mag folgende Schilderung einer Nachtfahrt von Bingen nach Rüdesheim, bezeichnen. „Die Ueberfahrt ging ſehr langſam. Muſik! riefen die muntern Naſſauer, fröhliche Tänze, daß wir luſtig ſterben! und die Muſici mußten in ihrer Angſt ſpielen. Die Muſik, der Sturm, die einſame Fackel auf Hatto's Thurm, die Finſterniß verſetzte mich in eine ſchauerlich poetiſche Stimmung, ich dachte an Fouque's Undine, und in ſeine Phantaſien verloren, dachte ich immer, eine ungeheure Rieſenhand werde ſich aus dem Rhein erheben, unſern ſchwankenden Kahn umkehren, und im ſelben Augenblick ein gräßliches Haupt aus den Fluthen auftauchen und laut auflachen — und indem ich mich in dieſe Idee verlor, entſprang wieder eine andere von der Eitelkeit, dem Erbtheil aller Evens Töchter, herrührend; ich hatte mit ſo vieler Sehnſucht nach dem alten Rhein geſtrebt, ihn ſo jubelnd und zärtlich begrüßt, aus ſeinen Fluthen geſchöpft, und noch heute, da mir ſo viel Schönes geſagt wurde und ich vom Verdeck nicht in die Kajüte gehen mogte, um im dortigen Spiegel die Wahrheit des Geſagten ſelbſtrichterlich zu prüfen, hatte ich ſo oft in die klaren Fluthen geblickt, um mein Bild darin zu erſchauen, und zu erfahren, ob der Himmel an dieſem ſchönen Tage auch meinem Angeſicht ſeinen beau jour gab. — Nun hatte dies alles der Vater Rhein geſehen, ich gefiel ihm, und er glaubte, das ſey gegenſeitig — und wünſchte mich herab in ſein Kriſtallſchloß, darum zog mich eine ſo tiefe Sehnſucht nach einem namenloſen Gegenſtande auf das einſame Verdeck, und da ich ihr nicht folgte, ſo kam er jetzt im Sturm, die Geliebte zu erbeuten. — — Die Idee ſchien mir poetiſch genug zu folgendem Gedicht:

„Herab in mein kriſtallnes Haus,
„Du blonde Dichterin!
„Was fürchteſt du des Todes Graus?
„Wohnt doch die Ruhe d'rin.

„Und kommſt du nicht, ſo raub' ich dich
„Mit Sturmes Allgewalt.
„O zög're nicht, ich liebe dich!
„Bin ich gleich alt und kalt.“

„Da ſprach ich traulich bang und ſacht:
„Ach, lieber Vater Rhein,
„Was ſoll ich in der finſtern Nacht
„Da unten bei dir ſeyn?

„Ich liebe dich doch nimmermehr,
„Auf Erden wohnt mein Herz,
„Da bleibt es auch, und liebeleer
„Empfang ich deinen Schmerz.

„Drum laß mich nur in Frieden ziehn,
„Du alter kluger Mann,
„Wer wollte noch in Liebe glühn —
„Wenn Jugendzeit verrann!“

Die Verfaſſerin trat, mißgelaunt wegen der fehlgeſchlagenen Hoffnung, den Kaiſer von Rußland, bei ſeiner Durchreiſe in Mainz zu ſehen, ihren Rückweg an. „Trübe und verſtimmt traten wir unſre Reiſe an. Als wir über die Schiffbrücke wollten, gingen grade Schiffe durch, und wir mußten noch lange warten. Der alte Rhein wollte ſich nicht von uns trennen. Gewiß kam das falſche Gerücht: — der Kaiſer komme durch Mainz, — von ihm her, er wollte mich kränken und täuſchen, weil ich nicht in ſeinem Kriſtallſchloß wohnen wollte. — Ich grollte nicht mit ihm und nahm in Gedanken wehmüthigen Abſchied von dem Fürſten der deutſchen Flüſſe?“ . . . Ich endige die Auszüge dieſer unterhaltenden Schrift, mit folgender ſchönen Bemerkung: „Wir haben Mangel an Zeit, wenn wir glücklich ſind, und Ueberfluß daran, lange Weile, wenn wir es nicht ſind.“

Satyriſch-humoriſtiſche Gedichte. Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereigniſſe. Von Heinrich Döring. Lpz. 1820. In Ernſt Kleins literar. Comptoir.

Das kleine literariſche Comptoir, hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleich kommt. Vom Humor haben dieſe Gedichte nichts als die Wäßrigkeit. Wie ſie getrunken ſeyn wollen ſagt die Vorrede. „Eben derſelbe Charakter, der ſich neuerlich in den Werken der Kunſt, und namentlich der Poeſie, ausſpricht — man mag an die Schuld- und Verhängnißvollen Tragödien, an die tobenden Kriegslieder, an die klingenden Sonnette denken — eben dieſer Charakter tritt auch im öffentlichen wie im Privat-Leben auf's deutlichſte hervor. Es iſt eine gewiſſe phantaſtiſche Schwärmerei, ein falſches Streben nach Genialität, das in dem einen Fall ſich muthwillig über die gegebenen Regeln der Kunſt hinwegſetzt; in dem andern, in Gedanken verſteht ſich, Staaten umſtürzt und neue gründet. Das ekelhafte Hin- und Wiederreden, Schreiben und Beweiſen: wer denn ſo eigentlich ein Deutſcher ſey oder nicht, das ſich ſehr verſtändig ımt der Nothwendigkeit einer deutſchen Tracht anfing, was hat es geholfen, was konnte es helfen?“ Das wäre alſo der Standpunkt, aus dem die Gedichte zu betrachten ſind. „Sie ſchildern den Conflict eines unbefangenen Gemüthes mit den Erſcheinungen einer auf vielfache Weiſe bewegten Zeit.“ Daß des Verfaſſers Gemüth nicht befangen iſt, kann ihm geglaubt werden, Er beſitzt keines. Er fuchsſchwänzelt auf ſeinem poetiſchen Harzkuchen, aus Leibeskräften, nicht um das deutſche Volk zu elektriſiren, ſondern um es ſeiner Elektrizität zu entladen. Er temporiſirt, doch ſieht er wenig auf eilf Zwölf-Theile der Zeit, er hält es mit der Minorität, er — ſeptembriſirt. Ich will den Leſern einige Stengel dieſes ſatyriſch-humoriſtiſchen Unkrautes in die Hände geben, ſie würden ſich doch nicht darnach bücken.

Deutſcher Freiheitsgeſang.

Fort! hinweg mit dieſem Alten!
Neu muß ſich die Welt geſtalten,
Throne müſſen wanken, ſchüttern,
Fürſten wie die Lämmer zittern —
Das verlangt, voll Sitt' und Tugend,
Deutſchlands kühne Heldenjugend.

Muſenſöhne, nie bezwungen,
Eine Schaar von Handwerksjungen,
Ladendiener, Gymnaſiaſten,
Können nimmer ruh'n noch raſten,
Bis das Gröſte iſt geſchehen,
Was die Welt annoch geſehen.

Einen ſcharfen Dolch in Ehren
Kann uns Niemand wohl verwehren,
Um ſo mehr, da wir in Röcken
Sehr geſchicklich ihn verſtecken,
Nur im Nothfall dazu brauchen,
Ihn in Schurkenblut zu tauchen.

Darum muthig, lieben Brüder!
Wer euch hindert, den — ſtoßt nieder!

Ihr bleibt rein und unbetheiligt,
Da der Zweck die Mittel heiligt;
Ging's auch über tauſend Leichen.
Gleichviel, wenn wir ihn erreichen.

Blickt auf unſer Vorbild! reiner
War im deutſchen Volk wohl keiner!
Strebt wie er — wollt ihr mit Kränzen
In der fernſten Nachwelt glänzen —
Nach Gemeinſinn und — Gemeinheit,
Und erkämpfet Deutſchlands Einheit.

In einem Gedichte, genannt: Apologie der deutſchen Jugend, kömmt folgendes vor:

— — — Doch welch ein dreifach jammernd Weh
Vernimmt mein Ohr? Es ſchallt vom Uferſtrand der Spree?
Ihr, edle Turner ſeid's! was iſt geſchehen, redet! —
„O fragt uns nicht! ihr ſehts, der Turnplatz ſteht verödet,
Wo ſonſt das Leben ach! ſo friſch und fröhlich war!“ —
So jammert tief betrübt die kindlich fromme Schaar. —
Welch neuer Unglücksſchlag! Nein, das muß Steine rühren,
Den theuren Meiſter gar nach Spandau abzuführen?
Du großer, edler, nie genug geprieſ'ner Mann,
Wer hat ſo viel, wie du, für's Vaterland gethan!
„Gethan? ich bitt' euch, was?“ — So fragt ein Einfaltspinſel;
Der Korſe ſäß' fürwahr, anſtatt auf ſeiner Inſel,
Noch jezt auf Frankreich's Thron – doch mächtig fachte Jahn
Den lezten Funken faſt erloſch'ner Deutſchheit an!
Wer das nicht fühlen will, — doch gönnt mir abzubrechen,
Es läßt mich mein empört Gefühl nicht weiter ſprechen.

Es iſt ſchändlich, eines gefangenen unglücklichen Mannes ſo zu ſpotten — unglücklich, wenn er ſchuldlos, unglücklicher, wenn er ſchuldig iſt. Das hätte Hr. Döring, dem freien Jahn nicht geſagt; aber es iſt die Art feiger Nachzügler, daß ſie die Todten auf dem Schlachtfelde ausplündern. So ferner, befleckt der Dichter mit ſeiner ſatyriſch-humoriſtiſchen Feder die Frauen-Vereine und Mehreres. Man ſieht es ſeinem Eifer an, daß er ein Recrut iſt. Er droht, mit einem ſtärkeren Bändchen humoriſtiſcher Gedichte. Er ſollte ſie in Friedrich Schlegel's Concordia einrücken laſſen; man würde ihn gewiß damit nicht abweiſen, auch wenn er Proteſtant wäre.

II.

Frankfurter Dramaturgie.

Am 8. Juni. — Die Schachmaſchine, Luſtſpiel nach dem Engliſchen, von Bek.

Die Komik des Herrn **Becker**, der den jungen Ruff ſpielte, war eine ganze Octave zu tief genommen. Worin der Misgriff beſtand, das läßt ſich ſoviel die allzupoſſenhafte Kleidung betrifft, nach Weite, Breite, Schnitt und Farbe, deutlich zeigen; ſchwerer aber iſt, die Vergehen im Spiele ſelbſt nachzuweiſen. Das muß gefühlt werden. Die Tollheit der Jugend hat ihre Grazie, wie die Weisheit des Alters; ohne dieſe Grazie, iſt die Weisheit langweilig, und die Tollheit abgeſchmackt. Daß ein junger Menſch, um die ſteifen Philiſter aus dem Sattel zu heben, und ihre Reitbahnkünſte zu Schanden zu machen, ſich wild geberdet, mag hingehen, mag ergötzlich ſeyn. Aber den Koller darf er nicht haben, das iſt eine Krankheit.

Am 14. Juni. — Die Zauberflöte.

Seitdem unſere Bühne beſteht, iſt von allen Singſpielen, Mozart's Zauberflöte am häufigſten vorgeſtellt worden. Im Jahre 1793, wo ſie zum Erſtenmale erſchien, wurde ſie ſiebenzehn Male, in dem darauf folgenden Jahre ſechs und zwanzig, 1795 zwölf, 96 zehen, 97 acht Male, ſpäter ſeltner, doch jedes Jahr — mit der einzigen Ausnahme von 1812 — gegeben. Bis jezt, (das gegenwärtige Jahr ungerechnet), iſt die Oper 137 Male geſpielt worden. Wie ein Kirchenlied, wie ein Gebet, iſt dieſe Muſik in allen Ohren, in aller Herzen einheimiſch. Unſer vortreffliches Orcheſter, könnte ſie wohl auswendig ſpielen. Wenn eine Muſik ſo lange ihre Herrſchaft behauptet, und ſo dauernd die Liebe feſſelt, ſo beweiſt dieſes, nicht blos ihren Werth, ſondern auch die Anerkennung ihres Werthes. Schon als Deutſche können wir dem großen Mozart, nie genug huldigen. Nicht darum blos, weil er ein Deutſcher, ſondern auch, weil ſeine Kunſt die einzige iſt, worin, durch ihn, die Deutſchen ſich, vor allen Völkern Europa's, des größten Meiſters erfreuen. Deutſchland beſitzt, für alle Wiſſenſchaften und Künſte, eine große, für einige, verglichen mit andern Ländern, die größte Zahl ausgezeichneter Männer. Aber der ausgezeichnetſten dürfen ſich jene Andern rühmen. Eine Ausnahme bildet, in der Wiſſenſchaft, die Philoſophie, worin die größten Geiſter, Deutſche ſind, und in den Künſten die Muſik. (Es iſt bezeichnend für deutſche Art, daß Muſik eine metaphyſiſche Kunſt iſt). Bedenkt man nun, wie oft die Zauberflöte, das Entzücken und die Bewunderung der Kenner erregt, wie oft die Menge erfreut, und wie vieles Geld daher in die Theater-Kaſſe gebracht hat; ſo dürfte man mit Recht fordern, daß dieſe Oper auch äuſſerlich mit dem erforderlichen Anſtande und Glanze geſchmückt erſcheine, was aber auf unſerer Bühne nicht geſchieht. Möget Ihr immer den göttlichen Mozart, nur als Diener eurer Theater-Kaſſe betrachten, aber auch einem Bedienten läßt man von Zeit zu Zeit eine neue Livree machen. Verwiſchte, verſchabte alte Dekorationen; die nehmlichen die ſchon vor 27 Jahren gebraucht. In ſo viel Zeit wird ſelbſt ein maſſives Bauwerk ſchadhaft, und der Ausbeſſerung bedürftig, geſchweige ein gemahltes. Eine Soldaten-Pfeife, eine alte Bandſchachtel, woraus das Glockenſpiel, von zwei hölzernen Trommelſchlägeln angeſchlagen, erklingt. Feen koſten ihre Geſchenke keinen Heller, darum ſind ſie auch immer prächtig; welche Pracht, ſich durch etwas Farbe, Papier und Glas, leicht vortäuſchen läßt. Mag die alte Schlange immerhin noch tauſend Jahre den Tamino ſchrecken, und noch Millionenmale todgeſtochen werden — ſo eine Schlange hat ein zähes Leben — aber der Papageno-Rock taugt nichts. Der arme Vogelfänger ſieht darin aus wie ein Hanswurſt. Das Kleid mag buntbefiedert ſeyn, ſo bunt wie ein Kolibri, Papagey, Pfau. Aber welcher Vogel hat ſo abgezirkelte ſymmetriſche Farben-Felder auf dem Leibe? Früher war das Kleid mit natürlichen Federn beſezt; die durch Alter und Gebrauch nach und nach ausfielen. Dem verſtorbenen, wenn auch nicht unerſetzlichen, doch unerſetztem Lux (möchte unſer fiat lux! erhört werden), begegnete es als Papageno, daß er ſich unter dem Spiele mauſte. Er extemporirte einigen Spott, und das half; es wurde ein neues Kleid angeſchaffet, welches aber jezt, obzwar keine natürliche ſondern von Seide oder Wolle nachgebildete, Federn darauf ſitzen, wieder verdorben iſt. Auch wäre zu wünſchen, daß in dem großen Vogelkäfig, noch einiges Geflügel geſperrt werde; es ſind nicht mehr als zwei ausgeſtopfte magere Hinkel darin. Würden dieſe Verbeſſerungen eingeführt, dann bliebe nichts mehr zu wünſchen übrig, da die Prieſterkutten, vor zwei Jahren gewaſchen worden ſind. Die Zeitgenoſſen ſind immer undankbar, gegen lebende große Männer, die ſich um die Menſchheit verdient gemacht haben; aber die ſpäte Nachwelt wird es dankend und verehrend anerkennen, daß ich es war der, durch eine Rüge in der Wage, jene Reinigung der Prieſterkutten veranlaßt hatte.

Herr Dobler von Linz, trat als Sarraſtro mit Beifall auf. Es heißt wir würden dieſen braven Sänger hier behalten.

Am 17. Juni. — 1. **Beſchämte Eiferſucht**, Luſtſpiel von Frau von Weiſſenthurn.

Nur allein in den lezten acht Tagen, iſt ſie auf unſerer Bühne ſchon zwei bis drei Male beſchämt worden, aber umſonſt, ſie hat ſich nicht gebeſſert — nehmlich die Eiferſucht. Das Uebel haftet zu tief, und kann nicht mehr ausgerottet werden. Wäre es mit unſerer Geduld doch der nehmliche Fall, hätte ſie doch gleich tiefe Wurzeln! Aber es iſt zu arg, es iſt gar zu arg. Man verſuche es, und laſſe unſer Schauſpiel-Repertoire gefrieren, und zähle dann die Löffel Wein die flüſſig bleiben; wahrhaftig die Arithmetik der Peſcherähs reichte vollkommen hin zu dieſer Zählung! Iſt denn wirklich die Frankfurter Menge ein ewiges Kind, das nie des ſüßen Breies entwöhnt wird? Hat es keine Zähne für Fleiſch und Brod, iſt ſein Kopf für Wein noch nicht ſtark genug? Giebt es keinen Othello, keinen Lear, keinen Julius Cäſar, keinen Mackbeth, keinen Romeo und Julie, keinen Wallenſtein, keinen Egmont, keinen Götz von Berlichingen, keinen Ingurt, keine Donna Diana, keine Minna von Barnhelm? Soll die Bühne nichts höheres darſtellen als unſer erbärmliches Alltagsleben, darf ſie nichts würdigeres nachahmen als unſere Thee-Abende, wo, mit faden Tändeleien, mit ungeſalzenem Spotte, mit ungelenkſamen pedantiſchen Witze, der Geiſt gefüttert; mit mancherlei ſüßen Getränken, die ſie Erfriſchungen nennen, der Leib durchgeweicht wird. Erfriſchungen! Wir mit unſerem Schneckenblute, daß wir noch glauben Erfriſchungen nöthig zu haben! Ich möchte einen athenienſiſchen Schuhflicker auf unſerer Gallerie ſehen, ich glaube er würde toll werden in der erſten Stunde, und hinab auf's Parterre ſpringen. Seyd ja nicht etwa beſcheiden und ſagt: die Griechen waren gebildeter als wir. Es gäbe nichts falſchers als dieſe Behauptung. Wir verdanken der Buchdruckerkunſt eine Ausbreitung der Wiſſenſchaftlichkeit über alle Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, von welcher die alten Völker keine Vorſtellung hatten. Man kann jezt für ein paar Kreuzer und in Zeit von einer Stunde, in jeder Leihbibliothek mehr Weisheit ſchöpfen, als Pythagoras durch vieljähriges Reiſen in fremde Länder, und nach langem Harren, und feyerlich-ſchleppenden Einweihungen ſich aus den mündlichen Lehren der Prieſter erwarb. Alſo nicht darum, weil der athenienſiſche Schuhflicker einen gebildeteren Geiſt hat, als wir, ſondern weil er einen größeren Charakter hatte als alle unſere wohlgebohrnen Honoratioren, würden ihn unſere einfältigen Schauſpiele anekeln. Er würde uns beweinen und verlachen. Beweinen, wenn er das Bild unſeres düſteren mühſamen Lebens, aus ſeinem dramatiſchen Abbilde erkennt; verlachen, wenn er wahrnimmt, mit welchem Ernſte mit welcher Ehrfurcht, wir alle unſere Poſſen behandeln, und mit welcher eiteln Selbſtgefälligkeit, wir jeden Abend vor dem Spiegel der Bühne Toilette machen, und unſere häßlichen Figuren belächlen. Nun, wen kümmert's auch? Da Ihr es nicht anders haben wollt, ſo laſſe Euch der Himmel noch lange, Euern zierlichen Kotzebue, Euern allerliebſten Ziegler, Eure artige Frau von Weiſſenthurn, und möge Euch kein ungeſchliffener Shakeſpeare oder Calderon je aus Euerer Gemüthsruhe ſtören!

Ach, die liebe gute Frau von Weiſſenthurn, wenn wir die nicht hätten! möge ſie, nun, da Kotzebue todt iſt, unſere Bühnenmutter ſeyn, und viele Jahre den dramatiſchen Scepter führen. Wie treffend ſind alle ihre Schilderungen aus dem Menſchenleben, wie Naturtreu! Es iſt wahr; man könnte über das Stück, von welchem hier die Rede iſt, manche Fragen und Zweifel anbringen. Iſt es wahrſcheinlich, daß zwei geſittete Frauenzimmer von Stande, einem fremden jungen Offizier, gleich in den erſten Minuten ihrer Bekanntſchaft, die Eiferſucht, die eine ihres Gemahls, die andere ihres Bräutigams anvertrauen, und über deren lächerliche Schwäche, mit dem fremden Manne ſpotten werden? Iſt es glaublich, daß irgend ein Baron Sturz, ein Chevalier, ein Politicus, ein bejahrter Hofmann eben jenen jungen Offizier, den er zum erſtenmale in ſeinem Leben ſieht, gleich zum Vertrauten ſeiner Intriguen machen, und ihn ſogar einladen werde, ihm beizuſtehen, in die Familie, die ihn den Fremden, ſo eben gaſtfreundlich aufgenommen, Zwietracht und Haß zu bringen? Iſt es möglich, daß zwei heftige leidenſchaftliche junge Männer, wie Graf Solm und Baron Walling, beide Edelleute, ſich von einem Fant von Lieutenant, ſo mishandeln und verſpotten laſſen ſollten, als es hier im Gartenhauſe geſchah, ohne dem naſenweiſen Burſchen auf der Stelle den Hals zu brechen? Iſt es denkbar, daß eine ſittſame und für ihren Ruf beſorgte junge Frau, welche die heftige Eiferſucht ihres Mannes kennt, wenn ſie aus irgend einem Grunde ſich dazu entſchließt, mit einem jungen Offizier in einem abgelegenen Gartenſaale eine Zuſammenkunft zu halten, iſt es denkbar, daß *ihr unbemerkt*, zwei Menſchen in der heftigſten Stimmung durch den Saal ſtürzen können, wird ſie nicht vielmehr ſo ängſtlich lauſchen, daß ihr kein Zirpen eines Heimchens entgeht? Auch der Offizier ſchleicht ſich unbemerkt zur Gräfin Julie, ſtellt ſich hinter ihren Stuhl, und hört ihrem Selbſtgeſpräche zu. Dieſe Unſichtbarkeit handgreiflicher Offiziere und anderer erwachſener Menſchen, kömmt freilich in ſehr vielen Komödien vor. Ohne ſolche Zaubereien können unſere armſelige Poeten nicht fertig werden. Aber es iſt eine Unnatur, die nicht zu ertragen. Ich habe ſo viele meiner Freunde und Freundinnen, bis ich eine tauſendjährige Erfahrung zuſammengebracht — ich habe ſie gefragt, ob es ihnen in ihrem tauſendjährigen Leben begegnet ſei, daß ſich Jemand in eine Stube geſchlichen, während ſie darin geweſen, ohne daß ſie es gemerkt? Sie antworteten: nicht ein einziges Mal.

Mit welchem Rechte heißt das Stück: *beſchämte Eiferſucht*? Die beiden Eiferſüchtigen haben ſich diesmal nicht zu ſchämen. Hat man ihnen etwa gezeigt, wie ſie in der Donquichotterie ihres Herzens, eine Windmühle für einen Rieſen gehalten? Keineswegs. Der eine findet ſeine Frau in einem einſamen Gartenſaale mit einem jungen Offizier, und hört den letztern von Liebe reden; der andere findet ſeine Braut in den Armen eben dieſes Offiziers. Sollten ſie da nicht argwöhniſch ſeyn? Hätten ſie auch ohne die Verblendung der Leidenſchaft wahrgenommen, daß der Offizier der Bruder der Frauenzimmer ſei? Woran? Sie kannten ihn nicht. Baron Walling ſtürzt ins Zimmer, in dem Angenblicke, da ſeine Braut den Offizier umarmt und küßt. Er ſieht die anmuthige Gruppirung, ſchreit: „Tod und Teufel!“ und ſtürzt ab. Julie: da war er. Der Offizier: Der iſt noch nicht kurirt. Julie. Das glaub' ich; „er weiß ja nicht, daß du mein Bruder biſt, da muß es ihm auffallen.“ Ey Gräfin Julie, Sie reden da ſehr vernünftig, warum ſagen Sie das nicht Ihrer Mutter, der Frau von Weiſſenthurn?

Hr. Henkel als Graf Solm, und Frau von Busch als ſeine Gemahlin, waren bei übeler Laune. Sie ſpielten kalt, verdroſſen, ungelenk, und letztere beſonders mit ſpärlicher Mimik. Hr. Heigel, Baron Walling war rein toll. Es ſei ihm verziehen, denn ſo eine Braut wie Demoiſelle Lindner, ſo reizend, ſo anmuthig, mit ſo vieler Grazie in Scherz und Ernſt, verliert man nicht, ohne auch den Verſtand zu verlieren. Hr. Weidner als Baron Sturz zeigte ein höchſt gelungenes Spiel, und Kunſt und Natur in ſchöner inniger Verbindung. Warum er, auf dem Lande befindlich, in Hofkleidung den Degen an der Seite auftrat? darf man wohl nicht fragen. Dieſer Misgriff iſt üblich. Das Stück iſt alt. Vordem mag wohl eine gräfliche Perſon, ihre gräfliche Natur, auch auf dem Lande nicht abgelegt haben. Aber da ſich die Sitten jezt geändert, ſollte man im Coſtüm auch die nöthige Aenderung treffen. Wenn ein Charakter, wenn eine dramatiſche Handlung, nicht mit einer gewiſſen Zeit, nicht mit einer beſtimmten Geſtalt nothwendig verknüpft iſt, ſo ſollte auf der Bühne alles die Farbe des Tages annehmen, damit die Täuſchung nicht geſtört werde. Moliere's Geizige iſt älter als 150 Jahre; würde es aber nicht einen ſtörenden Eindruck machen, wenn die darin auftretenden Perſonen, in der Kleidung aus der Jugendzeit Ludwigs XIV. erſchienen? Doch hat Hr. Weidner ſeinen verjährten Stoßdegen benutzt, einen feinen Zug anzubringen. Als vorſichtiger Hausteufel legte er ihn ab, und ſtellte ihn bereit, als der Lieutenant den ſeinigen zog, um mit dem aufgebrachten Grafen anzubinden. Hr. Becker, als Graf Werthen, hatte durch ſein gutes Spiel den Dank des Publikums verdient, der ſich durch Hervorrufen ausſprach. Auch Hr. Obermeyer ließ es in der Rolle des Reitknechts, an ergötzlichem Weſen, das man von ihm erwartet, nicht fehlen. Hr. Urſpruch, des Lieutenants Bedienter, ſollte ſeinen Herrn bitten, ihm eine neue Livree machen zu laſſen. Sie iſt gar zu abgetragen. Ich kenne dieſen Rock ſchon zwanzig Jahre.

2. Der neue Gutsherr. Oper von Bojeldieu.

Der Amtsſchulze ward von Herrn Obermeyer ſehr brav und ſehr fein in italieniſcher Manier dargeſtellt. Er brachte mehrere ſinnreiche und witzige Einfälle aus dem Stegreife an. Eigentlich dürfte dieſes Extemporiſiren in jenem Luſtſpiele gefordert werden, das immer etwas ſchwerfälliges behält, wenn nur dem Souffleur nachgeſprochen wird. Madame Hofmann als Bärbchen, ſang mit ſilberreiner Stimme ſo leicht und fertig, als ausdrucksvoll und kräftig, und ſpielte mit der ihr eigenen Anmuth. Hr. Leißring erquickte ungemein durch ſein komiſches Spiel, das nie die Grenze des Anſtands überſchreitet, und ſich nie in ungemeſſener Breite umhertreibt.

Das Orcheſter ſchien die Grazie dieſer Muſik Bojeldieu's heute Abend nicht recht herauszufühlen, es ſchien mir etwas ſchläfrig, ſchleppend. Es ſchien mir, ſage ich zum dritten Male; denn eigentlich verſtehe ich nichts hiervon, und urtheile nur nach dunkeln Gefühlen, wobei Täuſchung leicht möglich iſt. „Wovon Sie nichts verſtehen, ſollten Sie auch nicht ſprechen,“ könnte man mir erwiedern. Freilich, und darauf könnte ich nichts antworten als, daß einen Journaliſten, der jetzt ſo ſklaviſch behandelt wird, wohl auch einmal die Luſt anwandeln dürfe, den Herrn, den Sieger zu ſpielen, der, ein anderer Brennus, um das Recht unbekümmert, ſein gefiedertes Schwert in die Wagſchale wirft.

Am 20. Juni. — Pagenſtreiche. Luſtſpiel von Kotzebue.

Semper luſtig, nunquam traurig, ſingen die Herren Studenten. Wir auch. Und will ſich einmal ein verrückter König Lear, verſtohlen über unſere Bühne ſchleichen, machen wir ein ſpöttiſches Geſicht, und fragen, den Hofrath Schiller parodirend: „Was kann denn dieſer Miſere Luſtiges begegnen?“ Kotzebue ſelbſt hat die Pagenſtreiche eine Poſſe benannt; wir aber, hegen eine zu große Ehrfurcht vor ſolchen erhabenen Dingen, und nennen ſie darum ein Luſtſpiel. In einigen Tagen giebt man uns wieder ein neues Luſtſpiel von Herrn Töpfer, dem genialen Dichter des Tagsbefehls. Wir freuen uns ſehr darauf.

Am 21. Juni. — Das Bild, Trauerſpiel in fünf Abtheilungen; von Ernſt Freyherrn von Houwald.

„Bei der größten Wahrheitsliebe, kommt derjenige der vom Abſurden Rechenſchaft geben ſoll, immer in's Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern, und ſo macht er es ſchon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts iſt, welches für etwas gehalten ſeyn will. Und ſo muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausſchicken, daß weder das Abgeſchmackteſte noch das Vortrefflichſte ganz unmittelbar aus einem Menſchen, aus einer Zeit hervorſpringe, daß man vielmehr mit einiger Aufmerkſamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweiſen könne.“ Mit dieſen Worten beginnt Göthe, in ſeiner italieniſchen Reiſe, die Beſchreibung der tollen Land- Garten- Haus- und Kunſtwirthſchaft, die der Prinz Pallagonia auf ſeinen Beſitzungen bei Palermo treibt. Durch die Anführung dieſer Rede, ſichere ich den einen oder den andern Vortheil. Meinen eignen — ſollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das Bild auszuſprechen gedenke, feſt zu begründen; den des Dichters — ſollte es mir gelingen.

Was iſt der Zweck der dramatiſchen Kunſt? Nur zur Frage, nicht zur Antwort iſt hier Raum. Auch iſt genug, deß flüchtig zu gedenken, daß die Kunſt eine Nachahmung der Natur, in dem Sinne ſei, daß ſie das Schaffen, nicht die Geſchöpfe der Natur nachahmt, daß ſie ſchafft wie, nicht was die Natur. Die bildende Kunſt thut es der äußern, die dramatiſche, der menſchlichen Natur, das heißt: der Geſchichte nach. Sie ſtellt die Kraft und die Reizbarkeit, das Handeln und das Leiden des Menſchen dar. Wie nun aber jede Kraft durch ihre Begränzung, durch den Stoff auf den ſie einwirkt, beſtimmt, und wie jedes Leiden, durch eine äußere Kraft erregt wird, ſo iſt der dramatiſche Künſtler zugleich ein bildender; er hat in ſeinen Werken nicht blos die wahre Beſchaffenheit der menſchlichen, ſondern auch die der großen Natur, die Verhältniſſe, rein aufzufaſſen und treu darzuſtellen. Und wie er dieſe Forderung erfüllt, das wäre der erſte Verſuch, der über den Gehalt eines dramatiſchen Werkes anzuſtellen ſei. Wir wollen dieſen Maasſtab, an eine Geſchichte, die wir wie folgt erſinnen, anlegen:

Einer der Großen des Landes, will die beſtehende Regierung ſtürzen. Die Verſchwörung wird entdeckt, er muß flüchtig werden, mit ihm ſeine Angehörigen. Man zieht ſeine Güter ein, und die Strafe des Geſetzes wird am Bildniſſe des Schuldigen vollzogen. Darauf kehrt der Flüchtige verkleidet zurück, ſein Unternehmen noch einmal zu verſuchen. Er wird erkannt, eingekerkert, entgeht aber dem Henkertode, da er früher im Kerker ſtirbt. Welche Empfindungen wird dieſer Tod bei den Hinterlaſſenen erwecken, zu welcher Handlung wird er ſie anreizen? Gewiß, ſie werden um den verlornen Gatten, Vater und Bruder trauren, ſie werden ſeinen Tod beweinen — aber auch rächen? Nein. Nicht eine blutige That, die Triebfeder einer blutigen That, kann die Angehörigen eines Geopferten zur Rache auffodern. Und war die Triebfeder zur Verurtheilung und Einkerkerung des Grafen, eine gehäſſige, zu beſtrafende? Der Graf hatte ſich wirklich verſchworen, das Geſetz hat ihn gerichtet. Wen ſollte die Rache treffen? Den Fürſten des Landes, der, was ſeine Pflicht war, den Staat vor Aufrührern geſchützt? Die Richter die das Urtheil geſprochen? Tritt ja die Rache auf, ſo kann ſie es nicht als eine That der Zärtlichkeit und Liebe, nur als eine That der Politik kann ſie erſcheinen. Die ſie zu vollführen übernommen, müſſen gleichgeſinnt mit dem Verſtorbenen, die mislungene Verſchwörung von neuem anzetteln, und der Trieb den Tod eines geliebten Freundes zu rächen, mag ſie dann zu ihrem Unternehmen noch mehr anfeuern. Aber alleiniger Zweck kann unter ſolchen Verhältniſſen die Rache nicht werden. Wenn nun die Regierung, welcher das Opfer fiel, durch Eroberung einer andern Macht vertrieben wird, wenn dieſer neuen Regierung die Familie des Geſtorbenen ergeben iſt, wenn daher die Trauer um den Todten, an dem Ehrgeize keinen Unterſtützer findet, dann wird ſie verſtummen, und nicht mehr auf Rache ſinnen. Gegen wen ſollte dieſe ferner gerichtet ſeyn? Gegen die Polizeidiener, die den flüchtigen und zurückgekehrten Grafen erkannt und ins Gefängniß geführt, oder etwa gegen einen armen ſchlechten Teufel von Auflaurer, der um eine Handvoll Geld den Geächteten verrieth? Oder gegen wen ſonſt? Nun wahrlich es errathets keiner wenn ich es ihnen nicht ſage. . . . Doch laßt uns zum Bilde zurückkehren; denn die hier erzählte Geſchichte iſt der Inhalt dieſer Tragödie — erzählt ſo weit die Geſchichte möglich iſt; wo das Unglaubliche beginnt, laſſe ich den Dichter ſelbſt reden.

Ein Graf Nord hatte die ſpaniſche Herrſchaft in Neapel zu ſtürzen geſucht. Flüchtig nach entdeckter Verſchwörung, ward ſein Bild an den Galgen geſchlagen. Als Mönch verkleidet kehrt der Graf zurück, wird erkannt, verhaftet, und ſtirbt im Gefängniſſe. Dieſes ereignete ſich wenigſtens zehen Jahre vor der Handlung, die in der Tragödie ſich vor unſeren Augen abſpielt. Der Schauplatz iſt auf dem Schloſſe des Grafen Gotthard von Nord, Bruders des Verſtorbenen, in der Schweiz. Außer dieſem befinden ſich noch daſelbſt und treten als Hauptperſonen auf: Camilla, die verwittwete Gräfin Nord; ihr Sohn Leonhard, ein Jüngling von 18 Jahren; ihr Vater Marcheſe di Sorrento; ein Mahler Spinaroſa, und der Schloßkaſtellan. Die Familie hatte ſich aus dem politiſchen Sturme hierher gerettet. Aber ſeitdem hatte ſich ihr Schickſal aufgeheitert. Die öſterreichiſche Herrſchaft hatte ſich Neapels bemächtigt, und die neue Regierung die eingezogenen Güter des verſtorbenen Grafen und ſeiner Angehörigen, leztern zurückgeſtellt. Der alte Marcheſe erwartet einen Boten aus Italien mit der Beſtättigung ſeines Glücks.

Da er flüchtig und verarmt eine Freiſtätte ſuchte, ließ er ſeinen Enkel Leonhard, noch Kind, in Italien zurück. Unbekannt mit ſeiner Herkunft, als verlaſſene Waiſe, kam der Knabe in eines Mahlers Hände, der deſſen Naturanlage zur Kunſt ſorgfältig entwickelte. Meiſter Spinaroſa, durch einen geheimen Zug des Gemüths an den Knaben gekettet, ward ſein Lehrer, Freund, Vater, und da der Zögling heimgeholt wurde, um ferner in dem erneuerten Glanze des Großvaters zu leben, begleitete ihn Spinaroſa, gedenkend ſich nie mehr von ihm zu trennen. Sie waren einen Tag früher ehe die Handlung des Drama's beginnt, auf den Gütern des Grafen Nord angekommen. Da lernt nun Leonhard, den Marcheſe als ſeinen Großvater, Camilla als ſeine Mutter, den Grafen Nord als ſeinen Oheim kennen. Er erfährt von dem Marcheſe ſeines Vaters Schickſal, wie dieſer eine Verſchwörung angezettelt, wie er ſich flüchtete, wie ſein treues Bild am Galgen aufgehängt wurde, wie er darauf zum zweitenmale ſich verkleidet nach Neapel gewagt, wie er erkannt wurde, denn:

— — — — — — Das Bild
Am Galgen von verruchter Hand gemahlt,
Es war zu treu, und wurde ſein Verräther.

Worauf Leonhard erwiedert:

O pfui! Wer hat die Kunſt ſo tief entweiht!

Das iſt nun die Schraube um welche ſich die Handlung dreht, und geſchraubter findet ſich wohl auch keine in der ganzen dramatiſchen Welt. Man möchte Leonhard's Worte des Unwillens, die wir ſo eben ausſprechen gehört, wiederholen, denn nie haben poſſierlichere Stelzen, den Dienſt des Cothurns vertreten, viele Jahre ſind ſeit dem Tode des Grafen vorüber, und noch iſt alles Sinnen und Trachten des Marcheſe und des alten Caſtellans darauf gerichtet, wie ſie den Mahler entdecken, der das Bild verfertigt, das man am Galgen hing; denn dieſes Bild, reden ſie ſich ein, weil es ſo treu geweſen, habe den Grafen verrathen. Und nicht allein dieſe, ſondern ſelbſt ein Cardinal in Neapel, der Oheim des Marcheſe, hat ſich jene Narrheit in den Kopf geſetzt, denn der von ihm an den Marcheſe geſchickte Bote erzählt:

Auch Seiner Eminenz ſind tief empört
Und wollen ihre ganze Macht gebrauchen
Den Mahler zu erforſchen; denn ſolch ein Bild
Mit dieſem Fleiß und dieſer Sicherheit
Zu mahlen, meinen ſie, ſey nur das Werk
Der ſchändlichſten Verrätherei — —

Meinen ſie! Alle Ehrfurcht vor der Meinung einer Eminenz; aber ich kann mich nicht darein finden. Kenner der ausübenden Henkerkunſt werden es beſſer wiſſen als ich, was es mit der Hinrichtung im Bildniſſe eigentlich für eine Bewandniß hat. Wird nicht, wie es mir wahrſcheinlich dünkt, nur irgend ein Bild ſymboliſch an den Galgen geſchlagen, mit der Abſicht, es ſolle den flüchtigen Verbrecher vorſtellen, oder wird wirklich das Konterfey des Verurtheilten, und in der Abſicht dazu gebraucht, daß er erkannt und ausgeliefert werde? Angenommen, daß dieſes ſich ſo verhalte, und daß der Graf wirklich daher erkannt und eingekerkert worden ſei, weil ſein treues Bildniß ihn verrathen; wie kann aber auch der witzigſte Argwohn auf den Gedanken kommen, daß ein Mahler, aus Bosheit, in der Abſicht den Grafen den Henkern zu überliefern, das Bild gemahlt habe? Er müßte es dann aus der Erinnerung gemahlt haben, denn hätte der geächtete Graf ſeinem Pinſel geſeſſen, dann braucht' er ihn ja blos beim Kragen zu faſſen und der Gerechtigkeit einzuhändigen. Alſo ein Mahler, wäre zur Polizei oder zum Criminalgericht gekommen, und habe geſagt: ich bin ein Feind des flüchtigen Verbrechers, da habe ich euch aus Rache ſein Bild gemahlt; ich ſtehe euch dafür, es gleicht ihm wie ein Ey dem andern, ſchlagt es am Galgen, es wird ſeine Dienſte thun! Aber wäre es nicht möglich, ja wahrſcheinlich, daß das Bild des Grafen früher, und keineswegs zu dieſem ſchrecklichen Vorhaben gemahlt worden wäre, und daß man es unter den Möbeln des Geächteten, die man mit den Palläſten, in denen ſie waren, wie erzählt, confiſzirt hatte, gefunden, und zu peinlichen Zwecken benutzt habe? Ja die Familie, der Marcheſe, mußte ja daran denken, daß ſich der Graf einmal habe mahlen laſſen, da dieſer Umſtand wegen eines gewiſſen Vorfalles, der ſich dabei ereignet hatte, der Gräfin Camilla, unvergeßlich bleiben mußte. Indeſſen genug der Bedenklichkeiten und Einwendungen, es giebt unerklärliche Idioſynkraſieen des Gemüths, und der Haß gegen einen unbekannten vermuthlich ruchloſen Mahler, mag eine ſolche ſeyn. Ja es muß eine Idioſynkraſie hier Statt finden, denn man glaube nicht etwa, daß die Anverwandten, von heftiger Liebe und Zärtlichkeit des ſchon vor Jahren verſtorbenen Grafen immer noch beſeelt, zu ſolchen Rachephantaſieen ſich verblenden ließen. Sie haben ihn alle nicht ſonderlich geliebt. Er war ein roher harter Menſch. Der Marcheſe klagt, ſein Schwiegerſohn habe ihm nur Unglück in die Familie gebracht. Camilla ſein Weib hatte eine frühere Neigung, durch ihre ganze Ehe ſtets ungeſchwächt bewahrt. Der Graf Gotthard von Nord, konnte dem verſtorbenen Bruder auch nicht gut ſeyn, da er ihm genannte Camilla, die früher ihm ſelbſt als geliebte Braut beſtimmt geweſen, weg geſchnappt hatte.

Der junge Leonhard, kannte ſeinen Vater kaum. Nur der alte Caſtellan bedauert ſeinen jungen Gebieter, den er als Knaben auf den Armen getragen, aufrichtig; die übrigen aber tragen ihn nur in effigie im Herzen, und lieben ihn in contumaciam — ſie haben es nur mit ſeinem Bilde zu thun.

Wie geſagt — Schwiegervater, Sohn, Bruder, Caſtellan, alle ſinnen darauf, wie ſie den verrätheriſchen Mahler finden, und züchtigen könnten. Da ſpricht der Kaſtellan:

Ich habe drüber Jahre lang gebrütet
Wie ich ihn kennen will.

Der gute Mann hat das folgendermaßen angefangen. Zuerſt hat er ſich nach Neapel geſchlichen, das aufgehängte Bild nächtlicher Weiſe vom Galgen abgenommen, und dafür ein anderes hingehängt, ſodann iſt er durch vieles Ueberlegen und Suchen dahinter gekommen, daß in der Ecke des Gemähldes der Künſtler ein Zeichen hingemacht (ſein Monogram). Jezt war der Weg zur Rache gefunden. Sie wollen ſich ſämmtlich auf die Wanderung begeben, den Mordmahler aufzuſuchen, übertragen jedoch wie billig, dem jungen Leonhard die Rache. Dieſer wird feierlich mit einem Schwerdte umgürtet, zum Ritter geſchlagen, und ihm der Eid abgenommen, des Vaters Tod zu rächen! Während ſie ſich aber auf ſolche Weiſe rüſten und berathen, hat ihnen der böſe Geiſt, das Opfer ſchon zugeführt, denn der Mahler, der das Galgenbild gemahlt, iſt kein anderer als Spinaroſa. Wie er in das Haus ſeiner Feinde gekommen, iſt oben ſchon geſagt, jezt muß erzählt werden, auf welche Weiſe er dazukam, den Grafen Nord zu mahlen. Zwar ſcheint dieſes ſo natürlich, aber der grade Weg, taugt in keinen Tragödien; um gehörig ſpät zum fünften Akte zu gelangen, müſſen krumme Wege eingeſchlagen werden.

Gräfin Kamilla brachte ihre Kinderjahre in einem Kloſter zu. Da ereignete ſich, daß daſelbſt mehrere Bilder reſtaurirt werden ſollten. Der berühmte Meiſter, deſſen Kunſt man in Anſpruch nahm, hatte keine Zeit und ſchickte einen ſeiner Schüler, einen Deutſchen Namens Lenz. Wie dieſer nach und nach die beſchädigte Madonnen ausbeſſerte, bekamen ſie alle das Geſicht der ſchönen Kamilla. C'est l'Amour qui a fait ça! Die kleine Kamilla erwiederte die Liebe des jungen Mahlers. Da ward ſie aus dem Kloſter gezogen, und dem Grafen Nerd angetraut. Dieſer hat von der Liebſchaft gehört, und will dem Mahler, der ſeine Braut, wenn ſie es auch damals noch nicht war, zu lieben wagte, einen Streich ſpielen. Er läßt ihn rufen, um ſich mahlen zu laſſen. Lenz kömmt, ohne zu wiſſen, daß er den Mann ſeiner Geliebten vor ſich habe, und mahlt den Grafen. Als das Bild fertig iſt, ruft der Graf Kamilla herbei, hunzt den armen Lenz in ihrer Gegenwart herab; und ſagt: das Bild tauge nichts. Nach dem er die Abſicht, den Jüngling in Gegenwart der Geliebten zu beſchämen und zu ärgern erreicht, läßt er ihm den bedungenen Lohn auszahlen. Dieſer aber wirft ihm das Geld vor die Füße, ſtürzt fort, ändert ſeinen Namen und irrt in der Welt umher. Auf dieſe Weiſe ward das verhängnißvolle Bild geboren, das den Grafen das Leben koſtete. So ſinnreich beſtrafen Dichter die Bosheit!

Jezt iſt Lenz unter dem Namen Spinaroſa, in der Nähe ſeiner Geliebten. Die Flamme ſeines Herzens, hat er durch alle Wege ſeines Lebens, treu gewartet, und auch ſie hat die Neigung für ihren Jugendfreund ungeſchwächt erhalten. Noch hat er ſie, ſie ihn nicht geſehen. Wie rührend wird die Erkennung ſeyn! Welch ein freudiger Schrecken wird beide überfallen! . . . Ach nein, daraus wird leider nichts; denn Camilla iſt blind, trägt eine Binde vor den Augen und hat ſich ſo verändert, daß ſie unkenntlich geworden iſt. Wie, blind iſt ſie? Das iſt nicht möglich. Alſo darum muß der unſchuldige unglückliche Mahler mit einem Degen todtgeſtochen werden, weil die Dame blind iſt? Hätte ſie geſehen, und ihn erkannt, dann wären alle Misverſtändniſſe, und der daraus entſprungene Jammer verhütet werden. Darf ein dramatiſcher Künſtler ſich ſo etwas erlauben? Darf er die Bühne zum Lazarethe machen? Wenn das habſüchtige räuberiſche Schickſal, diebiſch oder gewaltſam, in das ſchwache unbewahrte Menſchen-Herz einbricht, wenn dann die Angſt unſere Schritte beflügelt, das Entſetzen uns unbeweglich macht, das Mitleid unſere Empfindung in Thränen auflöſt — Angſt, weil das drohende Geſchick ſo übermächtig — Entſetzen, weil es zu flüchtig ihm zu enteilen — Thränen, weil der Liebende ein Menſch iſt wie wir, den wir in jedem Nerven, in jedem Gliede den Schmerz nachempfinden — kann alles dieſes auch dann in uns eindringen, wenn das duldende Schlachtopfer des Geſchickes nicht menſchlich geſtaltet iſt wie wir? Wenn es einen Schmerz fühlt für den wir keinen Nerven haben, wenn das Unglück bei ihm durch eine offene Pforte eindringt, die bei uns verſchloſſen iſt und bewehrt? Was kümmert uns ein Jammer der durch Blindheit veranlaßt wird! Wir haben unſere guten Augen, wir ſehen umher, uns kann ſo etwas nicht erreichen. Was kann einem Blinden nicht alle Trauriges begegnen, ohne daß es der Tücke des Fatums bedürfe! Er kann von einer Höhe ſtürzen und den Hals brechen; er kann mit einem Stocke einen bellenden Hund treffen wollen, und ſeinen Vater erſchlagen; er kann ſeinem eigenen Kinde ſtatt Zucker Rattengift in die Milch miſchen. Die Gerichte können ihn darauf des Mordes beſchuldigen und zum Tode verurtheilen. Seine Frau ſtürzt ſich aus Verzweiflung ins Waſſer. Das iſt gewiß Jammer genug; aber es iſt ein pathologiſcher, kein dramatiſcher. Auch Shakeſpeare hat kranke, geiſteszerrüttete, blinde Menſchen auf die Bühne gebracht. Allein bei ihm erſcheint der Wahnſinn nicht als Quelle ſondern als Ausfluß des dramatiſchen Geſchickes, und ſeine Blinden ſind nur als Theile der Scenerie hingeſtellt, wie man Blitz, Donner und Seeſtürme auf die Bühne bringt, um einem ſchauerlichen Gemählde einen entſprechenden Rahmen zu geben.

Aber im Bild, iſt die Blindheit der Gräfin die Wurzel aller Leiden, die Urſache aller Verwirrung, und man kann ohne ſchadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß der Hofrath Himly aus Göttingen, wenn er zufälliger Weiſe einige Monate früher als Spinaroſa nach der Schweiz gekommen, und die blinde Gräfin durch ihn geheilt worden wäre, dem Schickſale und dem Hrn. von Houwald, einen rechten Poſſen geſpielt, und jenes um ſeine Beute, dieſen um ſeine Tragödie geprellt hätte.

Aber an welchem Augenübel leidet denn eigentlich die ſchöne Gräfin, und wie kam ſie dazu? Hat ſie den grauen, oder ſchwarzen Staar? Hat ſie ein Fell, oder Flecken im Auge? Iſt ſie blind geboren? Iſt das Uebel nach einem Nervenfieber, oder nach einer Entzündung übrig geblieben? Ach nein, das alle nicht. Sie hat ſich um ihren verſtorbenen Gatten blind geweint. Wahrhaftig, das iſt romantiſch, welch' eine Treue, welche eine Liebe, welche Zärtlichkeit! Liebe? Zärtlichkeit? Ey, bewahre der Himmel! Sie hat ihren Mann nie geliebt, ſie war der Neigung ihrer Jugend ſtets treu geblieben, der junge deutſche Mahler lebte verborgen in ihrem Herzen. Und doch hat ſie ſich um ihren Gatten blind geweint? Das iſt unglaublich! Ey, es muß wohl wahr ſeyn; ſie ſelbſt und ihr Vater erzählen es. Der Marcheſe ſagt ſeinem Enkel Leonhard, da er ihm das traurige Ende das ſein Vater in Neapel genommen, mittheilt:

Durch unſere Freunde ward mir bald die Kunde.
Ich ſucht' es Deiner Mutter zu verbergen;
Denn ſie lag damals mit dir an den Blattern
Darnieder; aber ſie erfuhr es doch;
Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe
Ihr gleich nur ſpärlich zugemeſſen waren,
Doch war ſie tief und auf den Tod betrübt,
Und in dem ſcharf geſalz'nen Thränenquell
Des Grams verloſchen ihre ſchönen Augen.

Und die Gräfin ſagt, von ihrem verſtorbenen Manne:

> Ich hab' ihn lang beweint, doch meine Thränen
> Sie löſchten wohl der Augen ſchwaches Licht
> Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
> Der erſten Liebe.

Sie Marquis, haben Ihre Sache gut gemacht; Sie wußten Ihrem Mährchen einige Wahrſcheinlichkeit zu geben. Indem Sie erzählten, die ſcharf geſalzenen Thränen des Grams hätten die ſchönen Augen Ihrer Tochter ausgelöſcht, ohngeachtet ſie eine unglückliche Ehe gehabt, da fühlten Sie ſelbſt, wie unglaublich das ſei, und da haben Sie anſcheinend ganz abſichtlos, die Bemerkung eingeflochten, daß die Gräfin zur ſelben Zeit an den Blattern krank gelegen. Es war dieſes ein feiner ophthalmologiſcher Zug. Die Spötter die an der aufrichtigen Betrübnis Ihrer Tochter zweifeln mochten, können in ihrem Sinne annehmen, ſie ſei von den Blattern, aber nicht aus Trauer blind geworden. Aber Sie, ſchöne Gräfin, haben ſich gewaltig verſchnappt. Wie! Sie wollen uns weiß machen, daß die nehmlichen Thränen die nicht ſtark genug geweſen waren, die geheime, mächtige Flamme Ihrer erſten Liebe zu dämpfen, dennoch vermochten, das Licht Ihrer Augen auszulöſchen, und Sie ſagen uns das in vier auf einander folgenden Zeilen, damit der Widerſpruch recht handgreiflich werde? Gehen Sie uns, Sie ſind ſehr ſchlimm, Sie haben ſo etwas von einer Wittwe zu Ephesus. Ihre Blindheit war nichts als eine Folge der Blattern, aber um ſich das Anſehen einer zärtlichen betrübten Wittwe zu geben, haben Sie den Leuten aufgebunden, Sie hätten ſich um ihren Mann blind geweint.

Nun zurück zur Geſchichte. Mahler Spinaroſa wird von dem Marcheſe aufgefodert, ſeine blinde Tochter zu mahlen, doch ohne daß ſie davon wiſſe, denn ſie habe ſich immer geſträubt einem Pinſel zu ſitzen. Spinaroſa wird in das Zimmer ſeiner Geliebten geführt. Er erkennt ſie zwar nicht, und ſie weiß nichts von ſeiner Gegenwart. Aber das in unſern neuern Tragödien ſo beliebte Dehnen und Sehnen, die magnetiſche Sympathie, das ſchwermüthige Weſen, die ſauerſüße Empfindung wobei einem ganz jämmerlich zu Muthe wird, läßt ſich alsbald verſpüren. Er wird ahndungs- und andachtsvoll, ihr wird heiß und ſchwül, ſie bekömmt das Aſthma und muß ins Freie. Da kniet er mitten im Zimmer nieder, die Abendglocken läuten drei. Um den langen ungewiſſen Zuſtand zu verkürzen, ſage ich gleich, daß er endlich von Camilla's Geſellſchafterin erfährt, wen er gemahlt habe, daß er der Vertrauten ſeine Hoffnung mittheilt, jezt die Geliebte heirathen zu können, daß dieſe ihm ſagt: daraus werde wohl nichts werden, denn der Marcheſe ſei ein ſtolzer Mann.

Jezt zu einem Andern. Wenn ich Sprünge mache, und außer Zuſammenhange die Geſchichte erzähle, ſo iſt das nicht meine Schuld. Die Handlung hat mehrere Epiſoden, die ihr an Bedeutung nicht nachſtehen. Sie könnten Stoff geben zu vier bis ſechs Tragödien. Die Perſonen laufen verwirrt durcheinander, zerſtoßen ſich die Köpfe und verſperren ſich wechſelſeitig den Weg. Keiner weiß, wohin er gewollt, und alle verfehlen das Ziel. Der Graf Gotthard von Nord, Bruder des Verſtorbenen, liebte Camilla. Sein Vater hatte ſie ihm ehemahls als Braut zugedacht, ſeine zweite Mutter aber, aus Liebe zu ihrem eigenen Sohne, dieſem Camilla zugewendet. Der Graf hatte darauf das Maltheſerkreuz genommen. Da jezt Camilla Wittwe, denkt er ſich mit ihr zu vermählen, das Kreuz mit einer Frau zu vertauſchen, und nachdem er ſich vom Pabſte die nöthige Diſpenſation verſchafft, entdeckt er dem Marcheſe, ſeine alte Neigung zu Camilla, und bittet um ihre Hand. Dieſer willigt mit Freuden ein, unterrichtet aber den Grafen, von der früheren Neigung, die ſeine Tochter für einen deutſchen Mahler hegte. Der Graf will Camilla ausholen, er ſpricht mit ihr von Herzensangelegenheiten und erhält das Geſtändniß, daß ſie ihren Lenz nie vergeſſen werde. Der Graf erfährt von Spinaroſa, daß Lenz lebe, und daß dieſer ſein Freund ſei. Der Graf iſt hochherzig, er ladet Spinaroſa ein, ihn nach Deutſchland zu begleiten, um Lenz aufzuſuchen. Er will ſeinen beglückten Nebenbuhler Camillen in die Arme führen.

Camilla hatte auch erfahren, daß Lenz noch lebe, und ſeitdem ſpricht ſie wachend und träumend von ihm. Ihr Vater der Marcheſe, der darin ein Hinderniß zu ihrer Verbindung mit dem Grafen findet, bittet Spinaroſa, er ſolle vorgeben, ſein Freund Lenz wäre kürzlich geſtorben, wie er ſo eben aus einem Briefe erfahren. Dieſer jammert in Dialogen und Monologen ob ſo grauſamer Zumuthung; endlich verſpricht er's zu thun, und nimmt ſich vor in nächſter Nacht heimlich das Schloß zu verlaſſen, um ſeiner Qual und dem Schmerze Camilla's zu entgehen. Er bittet den Kaſtellan ihn Nachts verſtohlen die Pforte zu öffnen, ihn aber vorher, in die Ahnenbildergallerie des Schloſſes zu führen, weil er ſeine Augen noch einmal, an dem von ihm gemahlten, und dort aufgehängten Bilde Camilla's weiden wolle. Der Kaſtellan verſpricht es zu thun. Nun erinnere man ſich, daß dieſer alte treue Diener ſich ſeit vielen Jahren in den Kopf geſetzt, durch das Monogram des Galgenbildes den verrätheriſchen Mahler ausfindig zu machen. Darauf entdeckt er, auf dem neugemahlten Bilde Camilla's das nemliche Monogram, und ſchließt daraus, daß Spinaroſa das Galgenbild verfertigt habe. Der Umſtand, daß dieſer ſich heimlich aus dem Hauſe ſtehlen wolle, beſtätigt ihn in ſeinem Argwohne. Natürlich will der Mörder entfliehen, weil er ſich entdeckt glaubt. Dem Marcheſe wird die Sache mitgetheilt, und beide nehmen ſich vor, den Mahler in der Bildergallerie zu belauſchen, zu überfallen und zur Rede zu ſtellen. Um Mitternacht wird Spinaroſa von dem Kaſtellan in die Gallerie gelaſſen. Dort ſpricht er eine Zeitlang mit dem Bilde Camilla's. Darauf gewahrt er ein verhängtes Bild. Er zieht den Vorhang weg. Hölle und Teufel! Wuth.

Er zieht den Degen und ſtößt damit das Bild, es durchbohrend von der Wand herab. Es war das Konterfei des von ihm gemahlten Grafen Nord, der ihm ſeine Geliebte entzogen, und ihn ſo ſchnöde behandelt. Sollte ihn dieſer Anblick nicht in Wuth ſetzen? In dem nemlichen Augenblicke ſtürzt der Marcheſe und der Kaſtellan herein. Das an den Galgen geſchlagene, von dem Kaſtellan dem Galgen abgeſtohlene, und in die Gallerie gehängte Bild des Grafen, wird von Spinaroſa herabgeworfen. Das iſt lautes Bekenntniß ſeiner That. Der Marcheſe zieht den Degen, und da ſich der Mahler ihn nicht entgegenſetzen will, durchſtößt er ihn.

Dies geſchah um Mitternacht. Wie ſchafft man ſogleich Camilla herbei? Dieſe hatte ihrer Geſellſchafterin geſagt, ſie wolle dieſe Nacht etwas lange ausbleiben, in der Nähe der Gallerie, weil dann Geiſter dort herumwandeln ſollen, und ſie wolle hören was wahres daran ſei. Auf den Mordlärm eilt ſie herbei. Sie ſieht den blutenden Geliebten. Sie *ſieht* ihn, denn in dieſem Augenblicke erhält ſie das Geſicht wieder, der Wahnwitz überfällt ſie, und ſie ſinkt tod hin. Der Mahler ſtirbt auch, und der Marcheſe bedauert ſeine Uebereilung. Man hätte wahrhaftig den Mahler wohlfeiler ſterben laſſen können!

Und käme nun der Dichter dieſer Tragödie und ſpräche: Herr Rezenſent, Sie wollen ſchlau ſeyn, aber wie haben ſie ſich ertappen laſſen! Sie konnten glauben, daß es mir damit Ernſt geweſen? Es konnte Ihnen entgehen, daß ich mich durch mein *Bild*, über die dramatiſche Charlatanerie und Kinderpoſſenreißereien der deutſchen Poeten habe luſtig machen wollen? — Wahrhaftig, ich würde roth werden und mich ſchämen. Man hat die Sprache in dieſer Tragödie gelobt, ſie ſoll blühend, bilderreich ſeyn; aber gar manches wird gemahlt, und gar manche Kräuter blühen. Ich kann die Bearbeitung ſo wenig loben als die Wahl des Stoffes, und will meinen Tadel zu begründen, einige Stellen ausziehen.

Der Kaſtellan beginnt das Stück mit folgenden Worten:

Lauſt! Lauſt! und reißt die Thüren auf und zu
Als ſey das wilde Heer hier eingezogen! —
Wie mir ob dem Spektakel faſt der Mund
Erſtaunend offen ſteht, ſo ſperrt die Burg
Auch ihre längſt verſchloßnen Thore auf.

Die Thüren zureißen iſt falſch. Reißen heißt gewaltſam trennen; wenn aber die Thüre heftig zugeſchlagen wird, ſo wird ſie gewaltſam mit dem Thürpfoſten verbunden. Will der Kaſtellan ein Maul haben wie ein Thor, ſo habe ich nichts dagegen; aber wenn ihn der Mund faſt offen ſteht, das heißt nur halb, ſo kann er es mit dem zum Empfange der einziehenden Gäſte ganz geöffneten Thore, nicht wohl vergleichen. Nun laßt uns weiter gehen; wenn der Kaſtellan ſchlecht ſpricht, ſo beweiſt das noch nichts gegen die Uebrigen; auch in einem prächtigen Pallaſte iſt die Bedienten-Stube ſchlechter tapeziert und möblirt, als die Zimmer der Herrſchaft. Freilich ſpricht der Kaſtellan ſo pretiös, ſo ſententiös, daß man ihn mit ſeiner Herrſchaft verwechſeln könnte. . . . Der junge Leonhard in der Unterredung mit dem Kaſtellan ſagt:

Was du die Welt nennſt, liegt mir noch verborgen;
Doch hat die Kunſt mir eine aufgethan;
Da ſteht der Glaub' und die Erfahrungen
Der alten Meiſter ſeit Jahrhunderten
Geſammelt — —

Steht mit der mehrfachen Zahl in Erfahrungen verbunden iſt ein Sprachfehler. Einem Knaben wie Leonhard iſt allerdings die Welt verborgen, allein er iſt ſich deſſen nicht bewußt. Der muß die Welt ſchon viel kennen, der es weiß, daß er ſie nicht genug kennt. Ueber den Unſinn dieſer Rede, will ich mich nicht weiter verbreiten; daß es der junge Menſch, als Mahler, an eitlem Kunſtgeſchwätze nicht wird fehlen laſſen, das läßt ſich denken, ſo wie auch daß er ganz unausſtehlich altklug ſpricht. In unſern neuen Tragödien gebehrden ſich die Helden wie die Kinder, und die Kinder wie Erwachſene. Der kleine Otto in der Schuld iſt hierin mit ſeinem Beiſpiele vorausgegangen. Der ſanfte Raphael, wenn er den Kunſtſchüler Leonhard, nach Art des Novalis und des Kloſterbruders, hätte ſprechen hören, würde freilich nur gelächelt haben; aber der kräftige Michel Angelo hätte mit ſeiner derben Fauſt, dem Jungen gewiß einige Ohrfeigen gegeben, und ihm zugedonnert: Arbeite Purſche, und raiſonnire nicht! .... Der Marcheſe, in der Erzählung die er ſeinem Enkel, von der mislungenen Unternehmung des Vaters gegen die Regierung von Neapel macht, ſagt:

Und weil dein Vater der Verſchwörung Haupt
Zum Tod verurtheilt worden war, ſo hing
Man wenigſtens von ihm ein treues Bild
In Contumaciam am Galgen auf.

„Verurtheilt worden war," — überhaupt alle dieſe Verſe, ſind doch etwas gar zu bürgerlich und herablaſſend. „Wenigſtens," hat etwas drolliges. In den beiden lezten Verſen herrſcht Unſinn. Der Verbrecher wird in contumaciam, d. h. als der Verladung nicht Geherchender, als Ausbleibender gehängt, aber nicht das Bild, das wird in Perſon gehängt. Um ein Bild in contumaciam, in effigie aufzuhängen, müßte man ſeine Kopie an den Galgen ſchlagen. So hängt in manchen Bildergallerien, ein Raphael, ein Tizian in contumaciam, das heißt nicht das Original, welches nicht zu haben war, ſondern die Copie. Der Ausdruck, „in contumaciam," ſteif, hölzern, übeltönend wie er iſt, gehört in ein Lehrbuch des peinlichen Prozeſſes, aber in kein Dichterwerk. Das hängt ſich zentnerſchwer an den Flügel des Pegaſus. Das gemeine Wort Galgen, welches der gemüthliche Dichter „der Vergeltung Säule," nennt, kömmt in dem Bild ſo häufig vor, und macht auf ſelbſt ehrliche Ohren, einen ſo unangenehmen Eindruck, daß in der Handſchrift dieſes Drama's, deſſen ſich die hieſige Bühne bedient, mit Recht das viel erhabnere poetiſchere Hochgericht dafür geſezt wurde.

In der erſten Scene des 3ten Akts, ſpricht der Kaſtellan mit dem Grafen Nord von ſeinem Racheplan gegen den Mord-Mahler, wenn er ihn fände. Der Graf ſucht ihn zu beſänftigen und ſagt:

— Blinde Rach' iſt eine gier'ge Wölfin,
Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleiſcht,
Indeß ſie ſelbſt mit Reue ſchwanger geht.

Alſo die Rache iſt eine Wölfin. — Das läßt ſich hören. Die ihrer Mutter Leib zerfleiſcht — mag hingehen, ob zwar die Naturgeſchichte nichts davon ſagt; denn wie iſt es denkbar, daß ſich die alte ſtarke Wölfin von ihrer ſchwächern Tochter ſollte beißen laſſen? Aber freilich dieſe Tochter iſt ſo ſchwach und jung nicht mehr, denn ſie iſt ſchwanger, ſo daß, indem ſie von der Mutter frißt, und das abgeriſſene Fleiſch durch die Verdauung in ihr Blut übergeht, ihre Leibesfrucht damit ernährt, und das Enkel mit der Großmutter gefüttert wird. Aber womit iſt die Wölfin ſchwanger? Mit — Reue. Hat man je gehört, daß eine Wölfin mit Reue trächtig geht? Oder bezieht ſich die Reue auf Rache, die Rache geht mit Reue ſchwanger, ſo iſt dieſe ganze Bildnerei und Vergleichungsart durchaus fehlerhaft in ſtyliſtiſcher Beziehung. Will man einen Begriff durch Verſinnlichung, oder etwas Körperliches durch Vergleichung mit einem andern Körperlichen, anſchaulicher machen, ſo muß man bei der Natur des Vergleichenden ſtehen bleiben, und darf nicht zum Verglichenen zurückkehren. Man darf in kein Landſchaftsgemählde natürliche Blätter und Blumen anbringen. Ich will ein Beiſpiel anführen, wie man einen ſolchen Fehler macht und vermeidet. Ihr möchtet einem ſchönen Mädchen über ihre großen leuchtenden Augen und ſeidenen Augenwimpern etwas ſchmeichelhaftes ſchriftlich oder mündlich ſagen. „Deine Augen gleichen zwei Sonnen“ das mag hingehen, ob es zwar auch nicht ganz recht iſt; denn man ſieht nie am Himmel zwei Sonnen neben einander. Nun weiter: „Deine Augen ſind zwei glänzende Sonnen, über welche, das blendende Licht zu mildern, zwei ſeidene mit Franzen geränderte Vorhänge herabhängen.“ Das wäre falſch, denn über der Sonne befinden ſich keine Vorhänge. Wenn Ihr aber ſagt: „Deine Augen ſind zwei kryſtall’ne Fenſter, über welche Vorhänge mit ſchwarz ſeidenen Franzen hängen“ ſo iſt das ein ganz vortreffliches Bild, was auch ein Tapezierer dagegen einwenden möchte.

Julie, der Camilla Freundin, entdeckt, daß Spinaroſa kein anderer als Mahler Lenz ſei. Sie will Gewißheit haben, und ihn ausholen. Sie fragt ihn nach ſeinem wahren Namen. Spinaroſa ſagt:

Giebt euch mein Name
Von unſerm Leben nicht ein treues Bild?

worauf Julie erwiedert:

Auch dornenloſe Blumen trägt der Lenz
Sagt, habt Ihr nicht den Mahler Lenz gekannt?

Abgeſehen von der Gemeinheit dieſes Wortſpiels, ſo liegt auch ein widriger Pleonasmus darin. „Dornenloſe Blumen trägt der Lenz.“ Sie legt einen Nachdruck auf das Wort Lenz. Gut, ſie will ihn ſticheln. Allein wozu das Sticheln, wenn ſie gleich darauf mit den Worten: „Habt Ihr den Mahler Lenz gekannt?“ ihn unter die Rippen ſtößt? —

Es iſt von dem ſchändlichen Mordmahler die Rede. Der Marcheſe ſagt:

O ſchändlicher Verrath! Den Böſewicht
Der hier aus Gift und Rache Farben miſchte,
Kennt’ ich ihn nur, ich tauchte dieſen Pinſel,
(an den Degen faſſend)
In ſeines Herzens rothen Farben-Topf
Bleich wie die Wand ſein Angeſicht zu mahlen!

„Aus Gift und Rache Farben miſcht.“ Dieſe Miſchung taugt nichts: Gift iſt eine Subſtanz, und Rache ein Begriff. Es iſt grade ſo, als wollte man Mehl und Unſchuld untereinander miſchen. Das Schwert einen „Pinſel“ zu nennen, iſt nur einem betrunkenen Huſaren im Wirthshauſe erlaubt, keinem Marquis. Das Herz einen „rothen Farbentopf“ zu heißen, mag der Dichter verantworten. Wie aber will er es anfangen, aus einem Topfe mit rother Farbe weiß zu mahlen? Das iſt ein Taſchenſpieler-Streich!

Nennt der Marcheſe das Schwert einen Pinſel, ſo macht dagegen Leonhard den Pinſel zum Schwerte:

Wer konnte wohl die Kunſt ſo tief entweihen
Und ſeinen Pinſel zu dem Richtſchwert machen!

Bei eben dieſer Gelegenheit läßt ſich der Kaſtellan wie folgt vernehmen:

Der Meuchelmord
Iſt nicht ſo ſchändlich; ’s iſt ein einziger Stoß
In Haß und Wuth geführt . . . . .
Allein der Mahler ſaß, und mahlt’, und traf!
Beſonnen brütet er die Schandthat aus
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luftigen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr’ und Leben fraß. . .

Die Schandthat iſt ein junges Huhn; gut. Es kömmt in des Henkers Pflege — nicht gut. Es giebt ſich kein Henker mit der Hühnerzucht ab, außer zu ſeinem häuslichen Bedarf; er nimmt keine Hühner in Koſt gegen Bezahlung. Das Huhn gedeiht im luftigen Käfig. Es iſt wahr, zweckmäßig iſt, ſie hoch zu ſtellen, damit ſie der Marder nicht holt; aber wer hat je einen Hühnerkorb unter den Galgen aufgehängt? Noch mehr, das Küchlein wird mit fremder Ehr’ und Leben gefüttert, ſtatt mit Gerſte. Das iſt unerhört. Oder iſt es die Schandthat die Ehre und Leben frißt? Aber dann muß ich meine Bemerkung die ich oben bei der mit Reue trächtigen Wölfin gemacht, hier herabziehen. Iſt die Schandthat einmal zum Küchlein geworden, ſo muß ſie als Hahn leben und ſterben, und darf nie mehr wieder Schandthat werden.

Aber dieſe Kritik hat ſich ſehr ausgedehnt, daß ich die Leſer bitten muß, zu ihren Anfangsworten noch einmal zurückzukehren.

Am 22. Juni. — Soliman der Zweite, Oper, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von Huber. Muſik von Süßmayer.

Wer das Leben des großen Soliman, auch nur aus der kurzen Darſtellung kennen lernt, die das Converſations-Lexicon davon giebt, mag ſich wundern, daß ein ſo hochherziger Thatenreicher Mann, zum Spielzeuge einer kleinen Kokette herabſinken, und ſich ſo armſelig geberden konnte. Er fragt: iſt denn die Geſchichte wahr, hatte wirklich der Sultan eine Europäiſche Sklavin geheirathet, und ſeinen Thron mit ihr getheilt? So wird wenigſtens allgemein behauptet. Rorelane, nennt ſie die Geſchichte und Marmontel, der ſeine bekannte Erzählung daraus gebildet. Sein Soliman gleicht ſeinen Lindor's, ſeinen Floricourts, er hat den Helden zu einem Boubon de Sultan gemacht, wie ſie für die polygamiſchen Pariſer in der Straße St. Honoré bereitet und verkauft werden. Rorelane ſoll eine Italienerin geweſen ſeyn; doch Marmontel hat ſie in eine Franzöſin umgewandelt, „ohne Zweifel (wie Leſſing in ſeiner Dramaturgie ſagt) weil er es ganz unwahrſcheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine Franzöſiſche, einen ſo ſeltnen Sieg über einen Großtürken erhalten können.“ Wenn aber Marmontel's franzöſiſche Eitelkeit grade in dieſem Falle zu entſchuldigen iſt, weil allerdings eine Queckſilberne Pariſerin, geeigneter erſcheint, ſich in der Barometer-Röhre des Glückes bis zur Sultanin hinaufzuſchmiegen, als eine ſtarre ſtolze Römerin; ſo verdient doch Huber getadelt zu werden, daß er in ſeiner Oper jene ſiegreiche Sklavin zur Deutſchen gemacht hat. Marianne nennt er ſie, aber habe ſie einen noch ſo ſchmeichelnden, ſchmelzenden Namen; eine Deutſche bleibt immer eine brave ſchwehre Gertrude, die Noth hat an einen Mann zu kommen, geſchweige an einen Kaiſer. Was nur das für einen deutſchen Gelehrten ein ſonderbarer Ehrgeiz iſt, für ſeine tugendhaften Landsmänninnen, um das ‚höchſte Verdienſt in der Koketterie zu ſtreiten! Ja, wenn es die Erfindung der Buchdruckerei, des Schießpulvers, die Abwickelung der Herkulaniſchen Rollen beträfe — aber ſo etwas!

Ich habe Leſſing's und ſeiner Dramaturgie erwähnt. Das war von einem Theaterkritiker gewiß ſehr ungeſchickt; ſich einer ſolchen Vergleichung Preis zu geben. Indeſſen, es iſt einmal geſchehen, und weil es geſchehen iſt, will ich einige Stellen aus der ungemein geiſtreichen und ſcharfſinnigen Beurtheilung, die Leſſing von jener Erzählung Marmontel's, bei Gelegenheit eines franzöſiſchen Luſtſpieles giebt, zu der, wie zur beſprochenen Oper, die Erzählung den Stoff geliefert, hier aufnehmen: „Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüſte gähnet, dem ſie der alltägliche und durch nichts erſchwerte Genuß unſchmackhaft und eckel gemacht hat, der ſeine ſchlaffen Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Beſonderes, wieder geſpannet und gereitzet wiſſen will, um den ſich die feinſte Sinnlichkeit, die raffinirteſte Zärtlichkeit umſonſt bewirbt, vergebens erſchöpft: dieſer kranke Wollüſtling iſt der leidende Held in der Erzählung. Ich ſage, der leidende: der Lecker hat ſich mit zu vielen Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr ſchmecken; bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem geſunden Magen Abſcheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenſchwänze und Raupenpaſteten; die ſchmecken ihm. Die edelſte, beſcheidenſte Schönheit, mit dem ſchmachtendſten Auge, groß und blau, mit der unſchuldigſten, empfindlichſten Seele, beherrſcht den Sultan, — bis ſie gewonnen iſt. Eine andere, majeſtätiſcher in ihrer Form, blendender von Kolorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebe Spiel bezaubernder

Töne, eine wahre Muſe, nur verführeriſcher, wird — genoſſen, und vergeſſen. Endlich erſcheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtſam, wild, witzig bis zur Unverſchämtheit, luſtig bis zum Tollen, viel Phyſiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgeſtaltet, Taille, aber keine Figur; dieſes Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpeſten Schmeichelei, wie mit der Thüre ins Haus: Graces au ciel, voici une figure humaine! — Und ſo wie dieſes Eingangskompliment, ſo das Uebrige. — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un François. — En vérité ces Turcs sont plaisans; — je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc — Je ne désespére pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und ſchilt, es droht und ſpottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Geſtalt gegeben zu haben, auch Reichsgeſetze abändern, und Geiſtlichkeit und Pöbel wider ſich aufzubringen, Gefahr laufen muß, will er anders mit ihr eben ſo glücklich ſeyn, als ſchon der und jener, wie ſie ihm ſelbſt bekennet, in ihrem Vaterlande mit ihr geweſen. Das verlohnt ſich wohl der Mühe!“

„. . . . Ein Türk und Deſpot muß, auch wenn er verliebt iſt, noch Türk und Deſpot ſeyn. Dem Türken, der nur die ſinnliche Liebe kennt, müſſen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäiſche Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieſer liebkoſenden Maſchinen ſatt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts anzügliches, nichts ſchmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich ſie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten ſeyn:“ ſo kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es iſt wahr, wenn man einem Sultan dieſe Denkungsart einmal giebt, ſo kömmt der Deſpot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert ſich ſeines Deſpotismus ſelbſt, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deswegen der zahme Affe ſeyn, den eine dreiſte Gauklerin kann tanzen laſſen, wie ſie will? Marmontel ſagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten ſeines Seraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeſchäfte hätte treiben ſollen. Sehr wohl; aber ſo hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeſchäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten ſeines Seraglio treiben müſſen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten, und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er ſuchte, wie ihn Marmontel ſelbſt ſagen läßt, freie Herzen, die ſich aus bloßer Liebe zu ſeiner Perſon die Sklaverei gefallen ließen; er hätte ein ſolches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüſtigen Delila verdrängt, bis ihr eine Unbeſonnene den Strick über die Hörner wirft, der er ſich ſelbſt zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Luſt genieſſet, die bisher immer der Tod ſeiner Begierden geweſen. Wird ſie es nicht auch hier ſeyn? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delila, nach dem Genuſſe auf einmal alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane nach dieſem kritiſchen Augenblicke, für ihn noch behalten? Wird er es, acht Tage nach ihrer Krönung, noch der Mühe werth halten, ihr dieſes Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte ſehr, daß er ſchon den erſten Morgen, ſobald er ſich den Schlaf aus den Augen gewiſcht, in ſeiner verehlichten Sultane weiter nichts ſieht, als ihre zuverſichtliche Frechheit und ihre aufgeſtülpte Naſe. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt!“

So urtheilte Leſſing von Marmontels Erzählung, der er jedoch im Allgemeinen großes Lob gewährt, ſie vortreflich, allerliebſt nennt. Was würde er nun erſt geſagt haben, wenn er geſehen hätte wie Soliman in Hubers Oper, bis zu einem bleichſüchtigen Mädchen herabkränkelt werden, wenn er ſeine Reden geleſen hätte: „Die Grauſame! ſie flieht vor mir. Iſt das der heißen Liebe, des treuen Herzens Lohn? Sie ſpottet meiner Triebe, verachtet meinen Thron. Mußt ich aus ihren Augen, zu meiner Qual und Pein, das ſüße Gift einſaugen, daß ſie kann fühllos ſeyn“ Oder: „Amors ſanfte Zaubertriebe, machen ſelig und vergnügt, wird das Hindernis der Liebe, Stufenweiſe nur beſiegt.“ . . Oder: „In des Mondes Strahlen, klaget einſam jedes Herz, Niemand theilet meine Qualen, weihet Zähren meinem Schmerz.“ (Dieſer Schäfer hatte Wien belagert, und in 20 Tagen, zwanzig Mal die Stadt beſtürmt!)

Die Ouvertüre dieſer Oper, erinnert an die der Entführung und des Calif von Bagdad, nicht zu ihrem eigenen Vortheile. Doch bemerkte ich, wie gleich beim erſten Paukenſchlage und Schellenklange, ſich viele Parterre-Geſichter aufheiterten, und Beifall zeigten. — Hr. Hill, als Soliman, ſpielte richtig im Sinne der Dichtung. Statt Sinnlichkeit ließ er Empfindſamkeit vorherrſchen; er war Ferdinand in Kabale und Liebe. — Die drei Sultaninnen, Demoiſ. Gollmann, Friedel und Bamberger, ſangen brav, wetteifernd; aber die erſtere, als Marianne, war in ihrem Spiele ganz die deutſche Gertrude. Sie wollte losgebunden ſcheinen, ſie hüpfte, drehte ſich im Kreiſel, aber zehnmal fürchtete ich, ſie würde mit ihrer hohen ſtolzen Geſtalt, den Sultan umrennen. — Hr. Leißring, als Osmin, zeigte von der Stimme, eines zuverläſſigen Frauenwächters, nur die Weiblichkeit, nicht die Schönheit. Er trug eine Peitſche in der Hand. Werden die Weiber des Serails wie Hunde zuſammengepeitſcht? Das iſt nicht glaublich. Lady Montague, die einzige unter Europäern, welche die innere Einrichtung des Serails genau, und genauer kennen gelernt, als ſie zu wünſchen ſich wenigſtens anſtellen mochte, erzählt nichts hiervon. — Im erſten Akte, gleich in der erſten Scene, zeigen ſich, nach aufgezogenem Vorhange, die verſammelten Sklavinnen, die wechſelſeitig neidiſch und eiferſüchtig, wegen der bevorſtehenden Wahl des Sultans, mit der Zunge gegen einander ſechten. Ihr Wächter Dömin wird ungeduldig, und ſchreit: „Ha! was ſoll denn dieſes Schwärmen? Weiber höret auf zu lärmen.“ Aber hat einer ſchwärmen geſehen und lärmen gehört? Die Mädchen ſtanden ruhig im Halbkreiſe, und bewegten weder Hand noch Fuß. Dann war im ganzen Saale kein Polſter noch ſonſtiges Geräth. Glaubt man daß die armen Kinder ſo ſchlecht behandelt werden? Und der Sultan, der ſo oft hierher kömmt, wird er niemals müde, und wünſcht ſich zu ſetzen? — Die Gollmänner und Friedeliſten rüſteten ſich im zweiten Akte zum Ernſtkampfe; doch kam es nicht bis zum Ausbruche der Feindſeligkeiten.

Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben
Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Zweiter Band.

Zweites Heft.

Tübingen, 1821.
bei Heinrich Laupp.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von wenigſtens 24 Bogen, beträgt 5 fl. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Turn- und Tariſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermann'ſche Buchhandlung daſelbſt und die Laupp'ſche Buchhandlung in Tübingen bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, und in der Leihbibliothek des Herrn Demmert, Döngesgaſſe, Lit. G. No. 49. angenommen.

Inhalt.

Seite.

I. Monographie der deutſchen Poſtſchnecke. 1

II. Litteratur

Taſchenbuch für Schauſpieler u. ſ. w. auf das Jahr 1821. von Lembert 25
Vollſtändiges Verzeichniß der Döringſchen wiſſenſchaftlichen Leihbibliothek . . . 34
Die Entführung, oder der alte Bürger-Capitain. Luſtſpiel 37
Thomas Aniello, Trauerſpiel von Freſenius 39
Die Fahrt nach dem Ugley, u. ſ. w. von Sigismund Stille 42
III. Frankfurter Dramaturgie 47
IV. Nachzügler 59

I.

Monographie der deutſchen Poſtſchnecke.

Beitrag zur Naturgeſchichte der Mollusken und Teſtaceen.

Es iſt ſehr einfältig, daß ich gleich vorn ſage, ich werde mich in dieſer Abhandlung über vaterländiſche Poſtwägen ſatyriſch auslaſſen; denn indem ich durch dieſes Geſtändniß die Ueberraſchung ſtöre, übertrete ich die heilſamſten Polizei-Geſetze der Redekunſt. Aber kann ich anders? Iſt nicht zu fürchten, jene gelehrte Ueberſchrift werde alle Leſer abſchrecken, wenn ſie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz geweſen? Sie ſollte aber keinen abſchrecken als den Zenſor, zu ſeinem und meinem Vortheile, und da dieſer jetzt ſchon getäuſcht iſt, und der falſche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, ſo iſt längere Verſtellung unnöthig. Wahrlich, Menſchenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie ſtärker, als wenn ich an einen Zenſor denke, der beſſer iſt als ſein Amt. Leidet er nicht an den ſchmerzlichſten aller Plagen, an ſolchen die man giebt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwig's XIV, aller engliſchen Freiheit in Reden und Gärten gram erſcheinen, und, ein Schüler des Le Nôtre, jeden überrankenden Zweig, mit der Scheere abſchneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als ſolche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße überſäet ſind? Hat er nicht die vollſten, kühnſten Bäume, in Affen, Bären und andere Viehgeſtalten umzuſtutzen? Muß ihm nicht ſelbſt oft wehe ſeyn, bei ſeiner Aufſicht über ſchnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftſteller danken, der, gleich mir, ihn überliſtet unter einer naturgeſchichtlichen Ueberſchrift, über die öffentlichſte aller Staas-Angelegenheiten, über Poſtwägen ſchreibt, und erſt, nachdem ſich die betaſtenden Finger entfernt haben, ſeine Fühlfäden aus dem Schneckenhauſe ſtreckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Poſtwägen aber, habe ich ſchon auf früheren Fahrten die beſten ſatyriſchen Einfälle gefunden, doch ſie auch alle wieder verloren. Mein Ideen-Magazin iſt zu klein, und giebt mir keinen Platz, um Gedanken-Aerndten, die ich nicht gleich verzehre und niederſchreibend verarbeite, aufzuſpeichern. Gedanken über Poſtwägen konnte ich aber mir gleich aufſchreiben, da der Stoß dieſer mit dem Anſtoße zu jenem immer zuſammenfiel. Noch auf meiner lezten Fahrt ſah ich, wie einem Commis-Voyageur, der während des Fahrens einen badenſchen Kupfer-Kreuzer, den er, durch den Schlag einem Bettler zugeworfen, ſeinem Prinzipalen zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens, ſo ſtark die Hand ſchwankte, daß das 1 ſtatt in die Kreuzer-, in die Gulden-Reihe kam, worüber der junge Menſch ganz untröſtlich war; denn, ſagte er, es ſey nicht mehr zu ändern, da er ſich durch Radiren bei ſeinem Prinzipalen verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich bemerke, bin ich ohne darauf zu denken, bereits ſatyriſch geweſen. Es wäre Unverſtand von mir, wenn ich das langſame Fahren der Poſtwägen innerhalb der Städte, aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in ſeinem Buche, über den Umgang mit Menſchen, das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich ſagt, in Städten ſolle man ſchnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas Zerbrechliches ſey, er da zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Poſtillione können hinlänglich beweiſen, daß ſie jenes Werk über ſeine Lebensart niemals geleſen haben; vielmehr ſind die Vortheile dieſes langſamen Fahrens auffallend. Nach den Fenſtern guter Freundinnen kann man oft und lange zurückſehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein

Reiſender vergeſſen, ſeine Rechnung im Gaſthauſe zu bezahlen, ſo kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereiſt wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde ſich getröſtet und gedacht haben: jezt endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun, und mich den Eindrücken der ſchönen Natur hingeben, ſobald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langſame Fahren hätte der mitreiſende Franzoſe niemals ſeinen Dukaten Silbermünze wieder gefunden. Er ſagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechſeln laſſen, und ſey dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben, ich möchte ſo gut ſeyn und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich ſey kein Handelsmann, erwiederte er in logiſcher Zerſtreuung: tout le monde marchand ici: Ich fieng an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdſtöße, die unter dem Himmel der Poſtwägen ſo häufig ſind, und ſchleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzoſe ſtieg aus, und hatte ſchon nach fünf Minuten den lezten Groſchen von der Fahrgaſſe wieder aufgeleſen, worauf er dem Poſtillion zurief, er könne jezt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er ſich einbildete, man hätte ſeinetwegen ſtill gehalten, welches gar nicht der Fall war.

Schwerer aber iſt zu entſchuldigen, daß das langſame Fahren auch auf der Landſtraße fortgeſezt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungs-Grund anführen. Der plötzliche Wechſel der Schritte von langſamen zu geſchwinden, und umgekehrt, iſt den Pferden, wie bekanntlich, ſehr ſchädlich. Da nun nach Obigem, in Städten, und Dörfern langſam gefahren werden müſſe, und das ganze Land zwiſchen Frankfurt und Stuttgart, ſo geſegnet und bevölkert iſt, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, ſo könne man nie dazu kommen raſch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langſam Schritt eine Viertelſtunde lange fortgeſezt, ſo müſſe man ihn wegen des nächſten Ortes, zur Vermeidung des ſchnellen Wechſels, von neuem anfangen, und ſo immer weiter. Dem iſt allerdings ſo; doch der Grund gegen das langſame Fahren auf der Landſtraße iſt von größerem Gewichte. Menſchen- und Pferdekenner wiſſen, daß langſames Gehen am meiſten ermüdet, weil man dabei länger gehen, und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conducteur, Poſtillion und Pferde, bald ſo abgemattet, daß ſie ſchon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um ſich zu ſtärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge ſchöne Frau, die mir im Wagen gegenüber ſaß, die Neuvermählte ihres Begleiters ſey der ſie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereiſt war, um ſie nach Trieſt in ſein elterliches Haus zu bringen. Er hatte ſich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten als der Poſtwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß dieſe junge Frau ſo viel glücklicher ſey, als andere Neuvermählten, weil ſie ſtatt der üblichen Flitterwochen, ſich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erſte häusliche Zwiſt, kann nur zu Hauſe, aber in keinem Poſtwagen entſtehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie ſehr die ſchlechten Herbſtwege die Fahrt verzögern müſſen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Trieſt, nicht blos eine geliebte Schwiegertochter, ſondern auch einen Enkel werde bewillkommen und küſſen können.

In Langen, als der erſten Station oder Betfahrt, dachte ich gar nichts, ſondern ſchlief während dem Umſpannen der Pferde, ſanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht, wegen der Abſchieds-Zeche verſäumt hatte. Wir kamen um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erſt um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlaſſen, und mich, der ich in eben ſo viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde, einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel ſchwerer aber ein beladener Poſtwagen fortzubringen ſey, als ein 120pfündiger Doktor, bedenke man gehörig! In Darmſtadt hatte ich ſowohl am als im Darmſtädter Hofe, — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirth jenes Gaſthauſes heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit, ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine ſchönere Zeit, da man nicht mehr die ſchlechten Menſchen zu geheimen Aufſehern über die guten beſtellt, ſondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel beſſer es alsdann ſeyn würde, wenn lohnſüchtige Wächter, durch erlogene Gefahren nicht länger Fürſten und Völker mit Argwohn erfüllten und ſie ängſtigten. Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundſchafter gebrauchen, und irgend ein unſichtbarer Ober-Tugend-Direktor giebt mir den Auftrag, Deutſchland zu durchreiſen, um die Stimmung des Volks zu unterſuchen, und zu erforſchen, ob nirgends unzärtliche, verdächtige Triebe ſich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligſt von Frankfurt abgereiſt, und hätte aus dem Darmſtädter Hofe zu Darmſtadt folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor!"

„Zufolge erhaltenen Auftrags, bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Poſtwagen abgegangen und um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Dienſteifer zu erregen, ſo würde ich ſogleich wieder zurückreiſen, da der Zweck meiner Sendung ſchon vollkommen erreicht iſt. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen böſen Geiſte der Einwohner, ſondern, im Gegentheile, überall einen guten gefunden. Zugleich aber ſind mir die ſtärkſten Beweiſe geworden, daß der nämliche gute Geiſt das ganze deutſche Volk beſeelt. Der Poſtwagen überzeugte mich davon. Poſthalter, Conducteurs, Poſtillione, Wagenmeiſter, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürſtlich Turn- und Tariſch-fahrende Perſonal, gehen bei ihrem Geſchäft mit ſolcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl ſieht, es ſind gute, ruhige Bürger die Deutſchen, die nichts Gewagtes unternehmen. Desgleichen die Paſſagiere, deren keiner über das langſame Fahren ungeduldig wurde, und etwas aus der Haut fuhr. Ja ſelbſt der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen, zwiſchen Frankfurt und Darmſtadt, ſich drei Male erquickte, mit Wein und kalten Speiſen, nemlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweiſt nicht ſchon das häufige Trinken die beſten Geſinnungen? Menſchen, die verdächtige Gedanken hegen, ſind auf ihrer Huth und trinken Waſſer, weßwegen auch die Diligencen-Poſtillione im revolutionsſüchtigen Frankreich, kein Trinkgeld fordern, damit ſie nicht verſucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, aus dem Geſagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutſchland alles ruhig iſt und bleiben wird; denn Sie ſind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine ſolche Ausnahme iſt mir allerdings aufgeſtoßen. Unter den Paſſagieren war Einer, der durch ſeine Unzufriedenheit mit der beſtehenden Ordnung der Poſtdinge, deutliche Spuren neologiſcher Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, ſchnalzte mit den Fingern, und geberdete ſich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Poſtillionen zu, ſie ſollten doch ins Teufels Namen, nicht ſo raſch fahren, er verliere den Athem, er werde ſchwindlicht, und die ſchönſten Gegenden flögen ungenoſſen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Paſſagier auf der Station Langen zum Poſtillione ſagte: Ehrwürdiger Greis, wie Ihr doch noch ſo ſehr munter und rüſtig ſeyd! Da hebt Ihr nicht blos die 8 kr. Taxe, ſondern noch 2 weitere, und macht euren jüngſten Enkeln, die noch unverheirathet ſeyn können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug geſpottet. Ja, in Arheiligen, da der Conducteur etwas Wein zu ſich nahm, ſpottete er noch offener, und ſagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Poſtwagen ein Hochfürſtlich-Turn- und Tariſches Stückfaß geſtellt würde, damit das fahrende und gefahrne Perſonal daraus zapfen und trinken könnte, ohne ſich aufzuhalten, und eine vollſtändige Reſtauration der Poſtwägen ſey noch wünſchenswerther. Dieſer gefährliche Paſſagier hat noch auf andere Weiſe ſeine verdächtigen Geſinnungen an den Tag gelegt. In Darmſtadt machte er beim Ausſteigen aus dem Wagen einen großen Sprung über einen Kothhaufen, ob er zwar ſehr bequem hätte durchgehen können. Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen geſucht. Bei ſolchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Paſſagier ſtets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten laſſen. Ich bin ſo gewiſſer, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, das ich nicht erführe, da ich ſelbſt dieſer Paſſagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung."

Ich wollte eben den Brief verſiegeln, da trat der Conducteur in die Gaſtſtube des Darmſtädter Hofes, und lärmte ſtark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wiſſe, daß ich auf einem Poſtwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf Niemanden warte. Ich ſolle eilen, denn er könne ſich nicht länger aufhalten, als bis er ſeinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm ſo eben hätte vorſetzen laſſen. Nach einer halben Stunde giengen wir beide aus Poſthaus, und wirklich war der Sattelgaul ſchon vorgeſpannt. Ich erſchrack; denn wie leicht hätte ich zu ſpät kommen können!

Von der Nacht habe ich nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergſträßer Freuden-Station. Ich erwachte, wie ein Mühlknappe, aus dem feſteſten Schlafe, da die Räder ſtill ſtanden, und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Poſthalterei — eines Dorfes wie ich dachte, denn das Haus lag abgeſondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, ſtieg eine Treppe hinauf, und öffnete raſch und gebieteriſch die Stubenthüre. Nichts anderes ſuchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen ſtädtiſch geordneten Abendtiſch ſaßen vier und zwanzig Augen, (worunter mehrere ſchön) die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtſeyn meiner äuſſern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochſentreiber ſah ich nicht ſowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, ſondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Poſtwagen nämlich hatte, gleich einem jungen muntern Kater, ſeine Freude daran, mit der Mütze zu ſpielen, er machte häufige Sprünge und warf ſie in die Höhe; da mußte ich ſie feſt binden. Eine angeſchneite Halsbinde hing als gewäſſertes Ordensband in weiten Kreiſen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein ſchäbiger Biber. Ich riß beim Eintreten ſchnell Mütze und Tuch vom Kopfe, und ſagte halb fragend, halb poſitiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Poſtmeiſterin ſagte: ja, und hieß mich Platz nehmen, indem ſie den nahe am Tiſche ſtehenden leeren Stuhl etwas zurück ſchob. Dieſe Excommunikation aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Brennſtrahl durch mein Herz, und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder ſey, in jedem häuslichen Kreiſe, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht ſtöre, wo er kein Glück zu ſtören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tiſche kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt-erboßt, ich dachte höhniſch: Kleider machen Leute, und ſchlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Geſellſchaft den eleganten engliſchen Frack darunter ſähe, wie ihn wohl kein Ochſentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückſeliger hatte vergeſſen, daß ich in Darmſtadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz angezogen hatte, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zuſammengeſezt war. Jezt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte das Befeſtigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böſer Geiſt verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und ſo machte ich mir, als wollte ich die ganze Poſt verhöhnen, eine lange baumwollene Naſe, deren Spitze, die hundertäſtige Quaſte bildete. Jezt konnte es der Poſthalter nicht länger aushalten; das Lachen ſtand ihm ſchon an der Unterlippe; er ergriff ſchnell ein Glas und trank, aber das Weinwaſſer war zu ſeicht, er konnte das

Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glaſe wieder hervor. Es plazte los; ich glühte.

Da erbarmte ſich meiner ein Engel in der höchſten Noth, die Tochter des Poſthauſes. Ihre zwei dunkelblauen italieniſchen Nachthimmel ſtrahlten die ſüßeſten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens ſaß, und zur Ghitarre ſingend, mit fröhlichen und ſchmachtenden Liedern, in das Herz und Auge der ſeligen Braut einzog. Das ſeidenumſponnene Köpfchen lag auf ſeiner Schulter, und ihr Arm war zwiſchen dem ſeinigen, und von dem rothen Bande der Ghitarre umringelt gar wunderlieblich geflochten. „Wilhelm, ſprach ſie, ſanft ſeine Hand und das Spiel hemmend, ſo einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen laſſen, der hält wohl warm.“ Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem ſchüchternen Katzenfelle durch Erwähnung ſeiner vornehmen Verwandten Muth einſprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reiſe, und das Thauwetter ihrer warmen Stimme, ſchmolz das Eis um meinem Herzen. Jezt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punſche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tiſch, und pries zum erſten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde ſchlich diebiſch-leiſe vorüber. Ich ſtieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erſt am Morgen an den ſteinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit ſechs Profeſſoren, den Schloßgarten, und die nächſten Umgebungen der Stadt zu beſuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzoſe einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte „la police dévoilée par Manuel“ und die „Briefe eines reiſenden Franzoſen über die geheime Polizei in Wien“ geleſen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, ſtarker, zerlumpter Kerl, der ſich für einen reiſenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte ſeinen Flaplan im Kopfe ſo gut als Einer, und ſprach von der Politik des **Duc de Choiseul**, als wäre er deſſen geheimer Sekretär geweſen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzoſe und erhob die Deutſchen über ſeine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablöſende Landsmännin wollte eine Gouvernante vorſtellen, die nach Lauſanne, ihrem Geburtsorte, reiſte. Im Poſtwagen nahm ſie ihren Platz und die Paſſagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleyer, der über das niedliche Spitzenbändchen herabhing, wetterleuchteten zwei ſchwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er ſchwieg und wenn er ſprach. Sie warf ein breites Netz aus, deſſen Maſchen ſehr eng waren. Von einem Schreinergeſellen, der aus Paris kam, ließ ſie ſich ein deutſches Zettelchen überſetzen; der Schreiner leimte mühſam, aber ſtolz und zufrieden, die Worte zuſammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm ſie ein, indem ſie gegen ihren Gemahl einſylbig war, und dieſen gewann ſie durch verſtohlenes Treten der Fußzehen. Ich ſelbſt betete ſie ſchon aus Dankbarkeit, ob zwar im Stillen — an, da der Strom ihrer Rede mein Dintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Franzöſin zu einem künftigen Oſtern- oder Michaelis-Romane unaufhörlich ſchöpfte. Sie ſezte ihre feine Aufmerkſamkeit ſogar fort, wenn wir Paſſagiere des Nachts ſchliefen, und ſie fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichſten Theilnahme: warum er ſo ſtille und zerſtreut ſey. Unter allen Paſſagieren war ſie gegen mich am artigſten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man ſie für Nieten hält.

Obige Gouvernante iſt für unſere Naturgeſchichte von der äußerſten Wichtigkeit; denn ſie ſagte über die Phyſiologie der Poſtwägen die frappanteſten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckergemünd ausſteigen mußten, weil es Berg an ging, bemerkte ſie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden ſollte, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannſchaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Poſtwägen die Ballen höher ſchätze als die Menſchen, und jedes gefühlvolle Paſſagierherz müſſe darüber ſeufzen. Ein Paſſagier, er möge noch ſo ſchwer ſeyn, brauche für ſeine Perſon kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koſte ihr kaum ſechs Gulden, und ſie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Zentner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte. Dieſer Tarif beleidige die Würde der menſchlichen Natur auf's gröblichſte. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Pakete mit der ängſtlichſten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weiter gefahren, bis man ſich verſichert, daß keines fehle. Um die Paſſagiere aber bekümmere man ſich nicht, und ſobald der Conducteur ſich ſatt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben ſeyn wer da wolle ... Jetzt konnte es der Conducteur **in concreto**, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und ſagte, (als Rheinländer und recidiver Patriot): ja, **ci-devant**, werde **Mademoiselle** mit 4 Einquartirungs-Pferden **dans une voiture générale** bequemer gefahren ſeyn, das habe ſich aber jezt geändert. Er wollte ſagen: in einem Generals-Wagen. Die Franzöſin verſtand ihn aber nicht, und fuhr in der Weiſe des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte ſie es ärger, und hielt an der Wirthstafel öffentliche ſatyriſche Vorleſungen über unſere vaterländiſchen Poſtwägen. Sie frug, warum ſo ein **lourd animal, diligence** hieße, und nicht, was richtiger wäre, **paresse** oder **négligence**? Man ſolle ihr Kamillen-Thee machen, ſie ſey von dem ſtarken Schaukeln des Wagens ganz ſeekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um's Herz. Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ging, die ſteilen Wogen, durch ausgegoſſenes Oel breche, und hierdurch dem Schiffe einen ſanften Weg bahnte; warum man Axen, Federn und ſonſtiges Eiſenwerk des Poſtwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geſchmeidiger zu machen ſuche? Die langſame Fahrt des Poſtwagens habe ihr ſchon einmal ein groſſes Glück vereitelt. Sie ſey nämlich unter ſehr vortheilhaften Bedingungen von Stralſund nach der Gegend von Halberſtadt berufen worden, um bey der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre ſie auch ſchon im Poſtwagen geſeſſen. Als ſie aber an Ort und Stelle gekommen, habe ſie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte ſich das Fräulein in einen jungen Huſaren-Offizier verliebt, und denſelben, nach langem Widerſtande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte ſie ihre Reiſe-Koſten wieder erſtattet bekommen. . . . Einen reiſenden Flötiſten an der Wirthstafel fragte ſie, ob er niemals auf die vielen Inſtrumente Acht gehabt, die alle der Poſtwagen ſpiele? Sie habe ſich erſtaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechſelnd, während des Fahrens von ſich gebe. Er ächze, ſeufze, ſtöhne, klappere, grune, ſchnurre, raſſele, ziſche, maue, belle, knurre, ſchnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, ſchluchze, ſinge, klage und ſchmolle. (Die muntere Franzöſin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akuſtiſch nach, welches artig genug war.) Alle mögliche Klagetöne des Jeremias gäbe er von ſich. Sie habe im Sächſiſchen vier und zwanzig ſolcher Jammer-Tonarten gezählt, und auch durch fleißiges Nachforſchen jedesmal ihre Entſtehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenſter in ſeiner Fuge, bald ſtöhnte die Axe, bald raſſelte die Kette des Hemmſchuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grauſamen Drucke ſeiner ſechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe ſie einen gewiſſen Tongrund unergründlich gefunden; durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern ſey von zwei ſechspfündigen Vorhängeſchlöſſern entſtanden, welche die Pakete in dem Sitzkaſten des Poſtwagens ängſtlicher ſchützten als nöthig war. Dieſes mörderliche Geklapper ſey ihr ſo läſtig gefallen, daß ſie auf der nächſten Station, nachdem die übrigen Paſſagiere ausgeſtiegen waren, vermittelſt eines Fadens die Schlöſſer geſchickt befeſtigt habe, ſo daß ſie ſich nicht mehr rühren können. Ueber dieſer Arbeit habe ſie der Conducteur ertappt, und ſie als Poſtdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem ſie vorgeführt, hätte ſie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er geſagt, er wiſſe recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß ſie vermittelſt eines Zwirnfadens die feſteſten Vorhängeſchlöſſer öffnen können. Sie ſey damals in große Noth gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem ſie den reichſten und mächtigſten Fürſten gleich vor einem gefallenen Napoleon ſich zu bücken verſchmähte, und kaum hinab ſah, den Richter von ihrem Ueberfluſſe und ihrer Unſchuld zu überzeugen. Während der Unterſuchung ſey der Poſtwagen abgefahren und habe einen Vorſprung von 2 Stunden gewonnen, weswegen ſie genöthigt geweſen, mit Extra-Poſt nachzueilen, und ob ſie zwar ſchon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt, und die Extra-Poſt zurückgeſchickt habe, hätte ſie doch die ganze Station zahlen müſſen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Franzöſin auf gemeldete Weiſe länger als zwey Stunden ironiſch war. Hatte ſie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Poſtwagens verſchaffte ſie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was ſie über verwandte deutſche Angelegenheiten pythiſch ſprach (der Glühweinnapf gab die delphiſchen Dünſte), verſchweige ich mehr unwillig als freywillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geſchicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertel Stunden früher *heraus* geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber ſein Herz machte als blinder Paſſagier noch die ganze Nachtreiſe mit. Er hatte bald in den Geſichtszügen der ſchönen Franzöſin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit ſeiner Braut gefunden, und ſeine Blicke ſangen unter vollſtändiger Seufzerbegleitung die rührendſten Liebeslieder. Deutſche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine beſſere Probe ſtellen, als wenn ſie ſie eine funfzig Meilen weite Reiſe auf einem vaterländiſchen Poſtwagen machen, und ſie nach der Rückkunft ſchwören ließen, daß auf dieſer Ulyſſes-Fahrt, nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn ſie nicht falſch ſchwören, dürfen ſich die guten Mädchen wenigſtens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde ſtill. Die Thüre wurde haſtig aufgeriſſen, und eine fürchterliche Geſtalt, in langem Barte und Schwerdt an der Seite, drohte einzuſteigen. Der Neuvermählte ſchrie: Herr Jeſus! Seine Frau wollte ſchnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da lieber Herr! ſo fürchterlich ins Ohr, daß ich ſpäter mein zaghaftes Schreckgeſchrei verſchönernd in einen Schmerzensruf verwandeln konnte; die Franzöſin ſagte gelaſſen: Hätten wir nur eine Laterne (ſie hoffte, der Räuber würde ſie ſchonen, ſobald er ſie ſähe); der Schreinergeſell blieb ruhig. Wir wurden es auch alle wieder, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einſteigen, weil es ſchneie. Der Fußgänger, der, wie ſich ſpäter ergab, um ſich abzuhärten, gern in Winternächten reiſe, nahm den Bräutigams-Platz an der Seite der Franzöſin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er ſich vor Kurzem aus einer Turnpflanzſchule geriſſen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er ſich nach Ludwigsburg zu verſetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Franzöſin ihre Sprache, die ſie keineswegs verloren, ſondern nur verſteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnſetzling das Wagenfenſter nieder und ſagte, er müſſe Luft ſchöpfen. Es werde ihm immer engbrüſtig, ſo bald er die Sprache des Erbfeindes höre. In ſeiner baldigen Erziehungsanſtalt werde er zum Nutzen ſeiner Zöglinge, die das Franzöſiſche unglücklicher Weiſe früher kennen gelernt, als ihn, eine falſche franzöſiſche Grammatik und ein deßgleichen Wörterbuch drucken laſſen, damit ſie es daraus wieder verlernten. Auch dürften ſie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrſchaft ſtärker ſchütze als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der franzöſiſchen Sprache ſey Jedermann hinlänglich bekannt; die der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen Kopf und Herz, weßwegen beide nie zuſammen kommen könnten. Darum wären auch die Soldatenhälſe am engſten zugeſchnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller, und fühlten verſtändiger; ſie hätten ſtets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen *).

---

*) Der Turn-Puriſt urtheilt falſch. Die Orientalen, die immer deſpotiſch regiert wurden, tragen den Hals nackt.

Die Franzöſin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (ſie verſtand das Deutſche wenig) daß er die Höflichkeit zu den Laſtern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Paſſagiere alle hatten ſich aus Rückſicht ihrer auf der ganzen Reiſe des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erſte Pfeife geſtopft, wußte ſie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Huſten geſchickt nachzumachen, und ſagte: der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr,“ hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verſtehen, wie man bemerken kann, daß ſelbſt ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes ſagt. Aber es half mich nichts. Sie ſagte: als Franzöſin ſey ihr Vaterland überall, und wie ich wiſſen werde, ſey das Rauchen ausländiſchen Tabacks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte ſich nicht darum und dampfte. In Beſigheim, auf der Station führte die Franzöſin Klage beim Poſthalter, und berief ſich auf ihren Heidelberger Poſtzettel, worin es heißt: das Rauchen iſt unterſagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Poſtzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach Heidelberg ausgefertigt worden, und worin es Art. 15 heißt: Das Rauchen aus wohlverſchloſſenen Pfeifen ſey erlaubt, nun aber könne nicht geläugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg ſey, der von Heidelberg nach Stuttgart, und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Poſthalter wagte weder das badenſche noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen, und enthielt ſich der Entſcheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernſt vor den Turner hin, und ſprach: Wandersmann, die alten Deutſchen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an ſeine Bruſt und ſprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen, einen Aſchenkrug, der auf dem Leichenfelde der 22ſten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus ſchenkte er mir Meth in ein Horn ein, und trank mir zu. Wir ließen die freundſchaftſtiftenden Poſtſtationen hoch leben. Kurz vor dem Einſteigen ſagte ich dem Teutonen: Bruder, du biſt ein Narr! Dir es mündlich zu beweiſen iſt jezt die Zeit zu kurz. Ich will es aber ſchriftlich in meiner Monographie der deutſchen Poſtſchnecke darthun. Er wolle ſich gedulden, ſagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg frug ich den Conducteur: warum der ſchwerbeladene, nur mit zwei Pferden beſpannte, Beiwagen dem mit vieren beſpannten Poſtwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des lezteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieſes ſey nothwendig, die Hochfürſtlich Turn- und Taxiſche fahrenden Poſtpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitſchenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten, beim Spitzruthenlaufen ein gelaſſenes Hinderniß vorangeben ließ. Dieſes erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorſätzlich aus unverzeihlicher Trägheit ſo langſam, und ich wollte in meiner wahrſcheinlichen Satyre über die vaterländiſchen Poſtwägen den Rath ertheilen, man ſolle den Gäulen vor dem Anſpannen einige Original-Fläſchchen von den ſo beliebten als **magenſtärkenden** Diabolini, mit welchem der Conditor Schnell in Frankfurt beſtens verſehen iſt, verſchlucken laſſen, damit ſie den Teufel in den Leib bekämen, und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der übrigen zurückzukehren. Jezt aber ſind ſie überflüſſig, der Teufel und der Rath. Allerdings ſind ſie das, erwiederte der verſtändige Conducteur. „Sie glauben nicht, fuhr er fort, welche große Mühe eine hohe Vieh-Polizei hat, das Feuer der raſchen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr ſelbſt thut, den Mißbrauch der thieriſchen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauches. (Hier ſah ich den Wagen- und Paſſagier-Aufſeher mit dummen Augen an, und zog meine Fühlhörner vorſichtig in mein Schneckenhaus zurück.) Der, nicht blos mit Habe und Gut der Einzelnen, ſondern auch mit ſteuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Poſtwagen würde in Trümmer gehen, wenn man den vorgeſpannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die ſchwerfälligſten Poſtwagen ſey dieſer zu hemmen, weßwegen auch jeder Wagen, ſobald er

durch

durch einigen Gebrauch abgeſchliffener, geſchmeidiger und leichter geworden wäre, ſogleich ab- und dafür neue alte angeſchafft würde, wie Sie ſich am nächſten 8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürſtlich Thurn- und Taxiſche Haupt-Expedition fahrender Poſten im Ramhofe, zwei für den Dienſt nicht mehr verwendbare Diligencen, öffentlich an den Meiſtbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratifikation Einer hochpreißlichen General-Poſt-Direction, würde verſteigern laſſen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an nichts als an Gewicht.“

In Ludwigsburg räumte der altdeutſche Nachzügler und Spätturner ſeinen Platz Nro. 6. einem Manne ein, der ſehr niedergeſchlagen ſchien, und in der hohen Poſtwagenverſammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erſt eine Stunde ſpäter munterte ihn die Präſidial-Stimme (die der Franzöſin) zum Reden und Klagen auf. Er ſey ein Hutmachermeiſter, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten ſey er von der Wanderſchaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meiſterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitfeſt gegeben und die feinſten gebildetſten Honoratioren, als ſtarke Hut-Conſumenten dazu eingeladen. Die Gäſte, als ſie ſpät am Morgen weggegangen, hätten ihren Dank nur ſtammeln können, ſo voll ſey ihnen Kopf und Herz geweſen. Zwei Tage ſpäter ſey ihm dieſer und jener der Hochzeitgäſte auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er mit mehr Verdruß als Erſtaunen bemerkt, daß ihn keiner mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchſtens habe man mit einer leichten Handbewegung ſeinen Gruß erwiedert. Darüber ſey er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf ſeiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt, und erfahren, daß, wenn ſie es auch nicht immer verſchmäht, ſich mit den Geringern gemeinſchaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Geſinnung doch jedesmal wieder zum Vorſchein komme, ſobald die Weinüberſchwemmung abgelaufen ſey. Er für ſeine Perſon habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht, und ſeines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen ſie verdoppelt, indem er ſeinen Hut, als ſein ambulantes Waaren-Schild und Muſter ſtark vor ihnen geſchwenkt. Eines Tages, da er dieſen vor einem Gerichts-Aſſeſſor, und der auch bey ſeiner Hochzeit geweſen, beſonders tief geneigt, ſey jener zu ihm hingetreten, und habe erzürnt geſprochen: „Wie können Sie ſich unterſtehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie ſind ein Flegel, wiſſen Sie das?“ Er, Hutmachermeiſter, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann nachgeſehen, und einer ganzen Viertelſtunde bedurft, um von den Straßenſteinen wieder los zu frieren. Selbſt ſeine Frau, die den Aſſeſſor als einen ſonſt lieben Menſchen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinſtube oft geſeſſen, habe geſagt, ſie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe ſich das Räthſel gelöſt. Die Hutmacher-Geſchwornen hatten auf den Abend ſämmtliche Meiſter zuſammenberufen laſſen, und ihnen vorgeſtellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetſten Stände der Stadt hätten ſich nemlich vereinigt, gemeinſchaftlich grob zu ſeyn, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, ſondern ſich beym Begegnen blos ſtarr anzuſehen. Was in dieſer Noth zu thun ſey? Aber keiner habe Rath gewußt. Wie nun ſeitdem das Nicht-Hutabnehmen täglich zunähme, nehme der Hut-Verbrauch täglich ab, und ſechs Brod- und Hoffnungsloſe Meiſter hätten ſich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Paſſagier, reiſe nach Stuttgart, um ſich einen Paß zu holen.

Die Franzöſin hörte dieſer Erzählung um ſo aufmerkſamer zu, je weniger ſie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verſtand. Ich aber ſchämte mich der Albernheiten meiner Landsleute, und hütete mich, den Dolmetſcher zu machen. Ich log ihr eine unglükliche Liebe vor, und lokte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeiſter aber tröſtete ich. „Beruhigen Sie ſich, lieber Freund, ſagte ich, unſere deutſchen Landsleute ſind glüklicher Weiſe keine chroniſche Narren, ſondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hauſe zurück, doch wollen Sie ſich von Ihrem Auswanderungs-Vorhaben nicht abbringen laſſen, ſo eilen Sie ſich wenigſtens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutſchland wandern, ſondern fahren Sie lieber im Poſtwagen, und ehe Sie die deutſche Grenze übertreten, wird ſich die Geſinnung der groben Geſellſchaft gebeſſert haben." Meine Zuſprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeiſter aufmerkſam machte, wie ſehr durch das Rütteln des Poſtwagens die Hüte gequetſcht und abgenützt würden, man habe ſie nun auf dem Kopfe, auf dem Schooße oder oben im Netze, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, und er ſagte, er bemerke dieſes mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Peſt-Beulen für ſie, woran ſie ſterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hoch-Fürſtlich Thurn und Taxiſchen fahrenden Poſt-Paſſagier kein Mittel gäbe, ſeinen Hut unbeſchädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich ſollte ihn auf den Boden des Wagens ſtellen, und abwechſelnd den rechten und linken Fuß hineinſetzen, wodurch nicht allein der Hut unerſchütterlich, ſondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug ſorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironiſchen Mantel, zog die Glocke in die Höhe, und ließ ſie frei ihre Jammertöne über vaterländiſche Poſtwägen in der Trinkſtube ausbrummen. „Herr Major, ſagte ich, hätte ich einen Säbel wie Sie, meine äſthetiſchen Flüche gehörig zu unterſtützen, hol mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Iſt der Paſſagier ein Narr jedes Poſtmeiſters, Conducteurs und Poſtillons, und muß er liegen bleiben, ſo oft es dieſen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuſchenken? Kömmt man in ein Neſt, und trägt nicht Luſt, im Poſtwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unſern ſchlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tauſend Fragezeichen im Geſichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Paſſagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cottelets eſſen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken, und noch einige mehr bezahlt für den Conducteur. Wie weit iſt es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Alſo kaum 40 Stunden! und auf dieſem kurzen Wege, haben wir 15 Stunden Raſt gehalten *). Ich bin von Straßburg nach Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereiſt, und hatte kein Sohlleder unter mir, ſondern gute Verviers-Mitteltücher, und auf dieſen beiden Reiſen zuſammen, hat ſich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Iſt das nicht zum toll werden, nemlich das Erſtere? Iſt es nicht Schimpf und Schande, daß das Zuſammentreffen der Poſtwägen auf den Kreuzwägen ſo ſchlecht eingerichtet iſt, daß ich — ich erzähle es Ihnen jetzt ſchon, Herr Major, ob es mir zwar erſt acht Tage ſpäter auf meiner Rückreiſe begegnen wird — daß ich in Bruchſal 24 Stunden liegen bleiben, und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum giebt man den Reiſenden nicht wenigſtens Warte-Geld, gleich

---

*) Damit ſich die Leſer überzeugen können, daß ich mir keine gröſſere poetiſche Freiheit genommen als billig iſt, will ich eine genaue Berechnung der Zeit, die wir uns zwiſchen Frankfurt und Stuttgart aufgehalten, nebſt Benennung der Orte, wo dieſes geſchah, folgen laſſen. Aus dieſer Statiſtik (Stillſtands-Lehre) des Poſtwagens, wird ſich ergeben, daß ich noch nicht zwei Pr. Cent. gelogen, indem auf 15 Stunden die Uebertreibung nur 16 Minuten beträgt.

	Stunden.	Minuten.
In Sprendlingen	—	12.
— Langen	—	50.
— Dermſtadt	—	45.
— Wickenbach	—	30.
— Heppenheim	1	15.
— Weinheim	—	30.
— Heidelberg	3	15.
— Neckergemünd . . .	—	15.
— Wieſenbach . . .	—	12.
— Sinzheim	1	15.
— Fürfeld	—	30.
— Heilbronn	3	10.
— Beſigheim	1	5.
— Ludwigsburg	1	—
Summa	14.	44.

den quieſcirenden Staatsdienern, bis ſie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer verſtattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Poſtpapier, die ich in Bruchſal zu dieſer Monographie verwendete, und; Herr Major — ich benutze dieſe Gelegenheit, mich zu unterrichten — warum nennt man ſeines Papier ſo uneigentlich Poſt-Papier? Ich weiß nicht, ob Sie die Abendzeitung leſen, Herr Major? dort erzählt Hr. Mühlen in Nro. 33. dieſes Jahrgangs, die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereist ſei. Auf dieſen Reiſen (wird erzählt), die er ſtets mit Extrapoſt machte, verurſachte ihm aber nichts ſo viel Aerger, als die Poſtmeiſter, Poſthalter und Poſtillone, und wenn er auf dieſe zu ſprechen kam, ſo war er unerſchöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und die Langſamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieſer Antagonismus ſprach ſich auch in ſeinem letzten Willen aus. In ſeinem Teſtament hatte er Nachſtehendes ausdrücklich verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche ſeine Leiche zur Ruheſtätte begleiten ſollten, hieß es: „Ich verlange aber ausdrüklich, daß die vorgenannten Perſonen in, mit Extrapoſt-Pferden beſpannten Wagen, meiner Leiche folgen ſollen, und ſind die dießfälligen Koſten aus den zu meinem Begräbniß ausgeſetzten Summen zu beſtreiten; denn da es der Anſtand erheiſcht, daß ein Leichenzug feierlich und langſam vor ſich gehen muß, ſo werden die Poſtillone das Letztere unfehlbar am beſten ausrichten.“ Hätten Sie, wie ich, die Abend-Zeitung geleſen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man ſollte nicht die Leidtragenden, ſondern die Leiche ſelbſt, auf Hochfürſtlich-Thurn und Tariſchen fahrenden Poſtwägen zum Begräbniſſe führen, damit ſie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Aſche des Lebens, nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens, es zur Flamme anfachen müſſe. Wäre dieſes nicht eine ſehr gute ambulante Todtenſchau?

Nachdem ich mich auf dieſe Weiſe ſchlau zu revolutionären Aeußerungen verleitet hatte, ging ich eiligſt auf mein Zimmer, um alles, was ich von mir gehört, wie folgt zu berichten.

Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

„Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmſtadt ſogleich wieder umgekehrt bin, ſie wäre ſelbſt umgekehrt werden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der Verſchwörung entdeckt, und hatte ſämmtliche Verſchwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich auſſer Acht laſſen, da ich ſeit jener Turn-Uebung, wovon ich Ihnen früher berichtet, ſonſt keine verdächtigen Geſinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt, und die Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, ſondern höchſt wahrſcheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauſchte ich ein Geſpräch, das ich mit dem Ober-Kellner geführt, und das ich Stellenweiſe hierherſetzen will. Ich: Welche Zeit iſt es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht ſchlagen hören. Ich: Wo iſt Ihr Herr? Kellner: Er ſitzt dort am Tiſche und trinkt rothen Wein. Ich: Wo iſt der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und ſchläft. Ich: Wo kauft man Apfelſinnen? Kellner: Bei Wolf auf dem Reismarkt. Ich: Bringen Sie mir Carbonnaden. Kellner: Die letzte Kohle iſt ausgelöſcht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule… Der Herr, der Blut trinkt — der ſchlafende Knecht — der reiſſende Wolf in den Appeninen — die ausgelöſchte Kohle — der Keil — Carbonari… Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchleriſchen Abänderungen an den Worten konnten mich natürlich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonariſchen Umtriebe beſtätigte ſich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgar hatte beobachten laſſen, berichtete mir, der Poſtwagen-Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfohlen, worauf ich aber mit Haſtigkeit erwiederte: Nein, nein, ich logiere jedesmal im römiſchen Kaiſer, und werde auch diesmal dort logieren, ich laſſe nicht vom römiſchen Kaiſer. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, von ſelbſt daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutſche Reichsverfaſſung und das ehemalige Reichs-Oberhaupt hinlängſich an den Tag gelegt, und den verbrecheriſchen Wunſch, die Einheit Deutſchlands wieder hergeſtellt zu ſehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tiſche mit einem Franzoſen ſehr eifrig von Jean bon de Mayence, geſprochen, und wäre leichtſinnig genug geweſen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten Jean Bon St. André im Sinne führe. Höchſt wahrſcheinlich iſt dieſer Napoleoniſche Präfekt nicht geſtorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten geſucht, ſondern präfektirt in Mainz heimlich fort.

„Da ich auf dieſe Weiſe die Wurzel der Verſchwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihrem Zweige nach, und war ſo glüklich, die wichtigſten Entdeckungen zu machen. Die alta vendita der deutſchen Carbonari iſt in Ludwigsburg, und bereits hat ſie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Tübier-Logen errichtet. Statt der ausgelöſchten Kohle haben ſie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und ſie nennen ſich Brüder vom ſtandhaften Hute. Ihr geheimer Zweck iſt: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit; öffentlich aber ſind ſie grob, und ſtellen ſich fremd gegen einander, um ſich nicht zu verrathen. Ihr Grundſatz iſt, die Welt ſey nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter ſie ſinnbildlich verſtehen, die Völker ſeyen nicht wegen der Regierungen geſchaffen; denn da der Kopf den Menſchen beherrſcht, ſo ſind die Hüte die Reſidenzen und Hauptſtädte der Menſchheit. Sie grüßen ſich nicht durch Hutabziehen, ſondern auf militäriſche Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer ſolchen Verbindung ſtimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die ſoldatiſche Begrüßungsweiſe iſt nichts als eine verſteckte Waffen-Uebung, und es iſt klar bewieſen, daß die Brüder vom ſtandhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es iſt dringend, dieſen carbonariſchen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutſchland die Stabilität der Köpfe erhalten werden.

Ich muß eiligſt den Bericht ſchließen; denn man meldet mir ſo eben, daß ich ausgeben werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten.“

Der Ihrige.

„*Nachſchrift.* Da ich bemerkt habe, daß ich beym Trinken gern plaudere, ſo habe ich mir auf meine Koſten mehrere Male Wein verſetzen laſſen, und bin ſo frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beyfolgend zu überſchicken.“

Auf meiner Rückreiſe von Stuttgart nach Frankfurt, fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen ſatyriſchen Feldzug wieder einſtellen, dieſen gerechteren Krieg als die Ueblichen; denn er ſollte die Feinde dafür beſtrafen, daß ſie mit der Zeit *nicht* fortgingen. Aber unglücklicher Weiſe wurden zu Bruchſal die verſäumten Verſäumniſſe nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifeſt ergehen und rückte vor. Dem Turner aber ſchrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

Trübſal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Beſigheim verſprach ich, dir ein anders Mal zu beweiſen, daß du ein Narr biſt, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig ſehr beſchäftigt, da mein Vortrupp noch in dieſer Stunde ins Tariſche einrückt. Nur ſo viel ſey dir geſagt: Du biſt kein Hof-Narr aber ein Volksnarr, und das iſt ſchlimmer; denn das heißt, *aller Leute Narr.*

Der Ort, wo ich mein ſchreibendes Hauptquartier aufgeſchlagen habe, heißt Bruchſal, aber mir iſt er ein Trübſal und Scheuſal. Wenn die Verzweiflung Witz giebt oder nimmt, ſo werde ich hier ein Voltaire oder eine Cretine. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Oeffnung groß genug mich durchzulaſſen, da ich ganz geſchwollen bin vor Wuth. So ein geſchlagener Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünſche habe ich jetzt. Erſtens, wünſche ich, daß zehen tauſend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Neſt ſchlügen, und zweitens, wünſche ich das nämliche noch einmal.

Ich gehe zu ſtreiten für die gute Sache. Falle ich, ſo laſſe deine Jungen, jedes Jahr an meinem Sterbe-Tage, einen Purzelbaum über meinen Grabes-Hügel ſchlagen. Lebe wohl, Bruderherz.

II.

Literatur.

Taſchenbuch für Schauſpieler und Schauſpielfreunde, auf das Jahr 1821. Herausgegeben von Lembert. Wien bei Tendler und von Manſtein.

Ja, wenn unter dem Eingange der Bude ein ſchönes Mädchen ſteht, dann tretet Ihr wohl gern hinein, und ſchaut Euch um, und kauft; aber ihr möget den ganzen Weihnachts-Markt der Almanache, auf- und abwandern, es lockt Euch keiner ſo lächelnd, als — Grillparzer, der mit „Expoſitions-Scenen aus der dramatiſchen Dichtung: des Lebens Schattenbild" das genannte Taſchenbuch beginnt. Zwar kann man aus dieſen erſten Schritten, das ganze Leben der Dichtung und ihren Weg, noch nicht erſehen, aber die Lebenskraft darin quillt reich hervor, und verſpricht, daß eine ſo ſchöne Quelle in einen ſchönern Strom ſich ausbreiten werde. Grillparzer's Dichtungen gleichen weder tauben Blüthen, die Spurlos vorüber welken, nach dem ungeſchmückten Herbſte deutſchen Obſtes. Sie ſind, wie die Gewächſe des ſüdlichen Himmels, die Blüthe und Frucht auf einem Zweige tragen. Das Herz ſpricht verſtändig, und der Verſtand herzlich. Dort iſt keine Dichtkunſt, ſondern Dicht-Handwerk, wo Kraft von Kraft und Arbeit von Arbeit getheilt erſcheinen, und Ueberlegung und Empfindung getrennte Zünfte bilden. Da giebt der Geiſt kaltes Licht, gleich faulem Holze, und das Gefühl dunkle Gluth wie heißes Waſſer. Eines möchte ich in der Anlage dieſer dramatiſchen Dichtung tadeln; es iſt ihr Name: Des Lebens Schattenbild. Ein Drama iſt keine Fabel, die gebraten aus der Pfanne kömmt, und als Nutzanwendung verſpeiſt wird, es iſt ein Schaugericht, nicht beſtimmt, von den Kinnbacken zermalmt zu werden. Und wäre es auch eine Fabel, ſo dürfte die Nutzanwendung nicht vorausgehen, ſie müßte folgen. Dieſen Fehler, eine Lehre der Weisheit, ſinnbildlich auszudrücken, und das Gemählde als Schild über der Thüre der dramatiſchen Dichtung zu hängen, haben auch andere begangen; wie Müllner in der Schuld, (aber nicht Calderon im: Leben ein Traum, denn dort iſt die Lehre nicht geiſtig abgezogen, ſondern perſonifizirt.) Es iſt dieſes Verfahren nicht blos unkünſtleriſch, ſondern auch unwiſſenſchaftlich; denn es wird von der abweichenden Philoſophie des Hörers oder Leſers abhängen, welche Lehre er ſich aus einem Drama entnehmen wolle. Dem Einen beweiſt das Leben und Handeln einer dramatiſchen Perſon, das Leben ſey ein Schattenbild, dem Andern (wie mir) das Gegentheil.

Nun möchte ich, um meine wochentägliche Zeitſchrift ſonntäglich auszuſchmücken, dieſe wenigen Expoſitions-Scenen der dramatiſchen Dichtung Grillparzers ganz hierherſetzen; aber es iſt eine Art Eigenthums-Verletzung, ich darf dieſes nur mit einigen Stellen thun. Es folge ein Theil der dritten Scene:

Dritte Scene.

Zanga (ſchleicht, ringsum ſpähend, herein); dann Ruſtan, (mit Bogen und Köcher.)

Zanga.

Munter, Herr! was ſoll das heißen?
Warum düſter und beklommen?
Was iſt Arges denn geſcheh'n?
Daß Ihr einem platten Jungen,
Der recht unverſtändig prahlte,
Euch zu bieten ſich erfrechte,
Etwas unſanft mitgeſpielt,
Das iſt's Alles. Und was weiter?
Euer Oheim wird wohl ſchelten:
Sey es d'rum. Gönnt ihm die Luſt!

Ruſtan.

Glaubſt du denn, daß ich ſein Schelten,
Daß ich ſeinen Tadel ſcheue?
Nimmer brauch' ich zu erröthen.
Was ich that, kann ich vertreten;

Kennt' ichs nicht, ich wär nicht hier.
Nicht der Schmerz, den mir ſein Zürnen,
Der, den es ihm ſelber koſtet,
Macht mich ſeinen Anblick fliehn.
Ließ' er doch all' ſeine Sorge,
Seine Angſt um mich mit Einem,
Einem Feuerguße ſtrömen
Auf dieß unverwahrte Herz
Und dann kalt und ruhig bleiben
Bei des Wilden Thun und Treiben;
Hier! Er kühle ſeinen Schmerz!
Aber, daß ich ſehen muß,
Wie der Nahverwandten Wünſche,
Gleich entzügelt wilden Pferden,
Nord- und ſüdenwärts geſpannt,
An dem Leichnam unſers Friedens,
Raſch geſpornt, zerfleiſchend reißen;
Daß ich ſehe, wie wir Beide,
Bürgern gleich aus fremden Zonen
Bang uns gegenüber ſteh'n,
Sprechen und uns nicht begreifen,
Einer mit dem Andern zürnend,
Obgleich Lieb' in beider Herzen,
Weil, was Brot in meiner Sprache,
Gift heißt in des Andern Zunge,
Und der Gruß der frommen Lippe
Fluch ſcheint in dem fremden Ohr,
Das ruft dieſen Schmerz empor.

Zanga.

Nun, ſo lernt denn ſeine Sprache,
Er wird Eure nimmer lernen.
Und wer weiß! — An Lectionen
Läßt's der alte Herr nicht fehlen
Bleibt im Land und nährt Euch redlich!
Auch die Ruhe hat ihr Schönes.

Rustan.

Spotte nicht! denk' an Osmin!
Gleicher Lohn harrt gleicher Frechheit.
Ha bei Gott! es ſoll kein Prahler
Trotzig vor mich hin ſich ſtellen
Und mich mit den Augen meſſen,
Den verſchämten keuſchen Degen
Wiegend auf den glatten Schenkeln;
Er ſoll's nicht, wenn nicht ſein Kopf
Härter iſt, als Osmins Schädel,
Tücht'ger iſt, als dieſe Fauſt!
Bin ich nichts, ich kann noch werden.

Raſch und keck iſt Helden-Brauch;
Was ein Andrer kann auf Erden,
Ey, bei Gott, das kann ich auch!

Zanga.

Herr, Ihr ſprecht nach meinem Herzen!

Ruſtan.

Wie ſo ſchal dünkt mich dieß Leben,
Wie ſo ſchal und jämmerlich.
Stets der heut'ge Tag des Geſtern
Und des Morgen flaches Bild.
Freude, die mich nicht erfreuet,
Leiden, das mich nicht betrübt,
Mühen, läſtig, ſtets erneuet,
Das nichts als ſich ſelber gibt.
Wäre das des Daſeyns Zweck!
O wie anders dacht' ich's mir
In verfloß'nen ſchönern Tagen!

Zanga.

'S iſt auch anders muß ich ſagen.
Nur Geduld, es wird ſchon kommen!
Zeit thut Alles, Zeit und Muth.
Jener Fürſt von Samarkand,
Den Osmin als Herrn genannt,
War, wie Ihr, des Dorfes Sohn,
Jetzt von Ruhm und Glanz vergüldet;
Ihr ſeid von demſelben Thon,
Aus dem Glück die Männer bildet
Für den Purpur, für den Thron.

Ruſtan.

So zu ſtehen in der Welt,
Voll erhellter, lichter Hügel,
Voll umgrünter Lorberhaine,
Schaurig ſchön, aus deren Zweigen,
Wie Geſang von Wunder-Vögeln
Alte Heldenlieder tönen
Und vor ſich die weite Ebne,
Lichtbeſtrahlt und reich geſchmückt,
Die zu winken ſcheint, zu rufen:
„Starker! nimm dich an der Schwachen!
„Kühner, wage! Wagen ſiegt.
„Was du nimmſt, iſt dir gegeben!“
Sich hinabzuſtürzen jetzt
In das rege, wirre Leben,
An die volle Bruſt es drücken,
An ſich und doch unter ſich!
Wie ein Gott an leiſen Fäden
Tobende Gewalten lenken!

Sie zu ſammeln, alle Quellen,
Die vergeſſen, einſam murmeln,
Und in ſtolzer Einigung,
Bald beglückend, bald zerſtörend,
Brauſend durch die Fluten wälzen! —
Beneidenswerthes Loos [illegible]e!
Welle kommt und Welle geht,
Doch der Strom allein beſteht!

Da wir nun einmal in den Kramladen eingetreten ſind, ſo wollen wir uns auch das Uebrige anſehen, auch wenn wir nichts davon kaufen. Nach Grillparzer folgt Weß, mit dem erſten Akte des Trauerſpiels Adoſinda. Das iſt nun freilich eine gefährliche Nachbarſchaft, aber in einer Stadt können nicht alle Häuſer Palläſte ſeyn. Glänzt in Adoſinda nicht lauter Gold und Edelſtein, ſo täuſcht auch keine falſche Vergoldung und kein Schimmer geſchliffenen Glaſes, und das Silber iſt ächt. Die duftende Blumenflor Grillparzers findet man nicht darin, aber noch weniger die mit künſtlichen Wohlgerüchen beſprengten Papierblumen, die wir jetzt beſſer machen als die Franzoſen, und die, weil ſie wohlfeil zu haben ſind, ſo ſehr geprieſen werden. — Ueber die Ausdrücke, Methode und Kunſt, angewendet auf die Leiſtungen dramatiſcher Sänger, ſtellt J. F. von Moſel eine lehrreiche Betrachtung an. Dieſer Schriftſteller beſitzt, wie anerkannt, die vollgültigſte Stimme in muſikaliſchen Dingen. — Der Herausgeber des Taſchenbuchs erzählt das Leben des Schauſpiel-Direktors von Holbein in Prag, des Regiſſeurs des Hoftheaters Koch, und des Hofopernſänger Vogl in Wien. Aus dieſen Lebensbeſchreibungen wird man mit Verdruß daran erinnert, daß kein Schauſpieler zu ſeiner Kunſt erzogen wird. Es iſt jeder ſein eigner Lehrling. Sie waren alle verlohrne Söhne, Robinſone, die bei ihrer erſten Fahrt auf dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten, und auf die Bühnen-Inſel ausgeworfen werden. Die Verunglückten von Geiſt, Muth und Stärke, wußten die ihnen mangelnde Erfahrung zu erſetzen, ſie machten ſich heimiſch auf ihrer Inſel, und beherrſchten ſie. Die Uebrigen gingen unter, oder führten ein ſchwaches, ängſtliches Entbehrungsvolles Leben. Von Holbein, ehe er ſich der

Schauſpielkunſt ergab, war Lotto-Beamter, dann erwarb er ſich ſeinen Unterhalt durch Muſik- und Sprach-Unterricht. Koch ſtudierte Kameral-Wiſſenſchaften, und war im Preußiſchen bei der Bergwerks-Adminiſtration angeſtellt. Vogl ſtudierte die Rechte, und praktizirte beim Wiener Stadt-Magiſtrat. Männer ſolcher Art konnten nun freilich frühere Bildung zu ihrer ſpätern Kunſt mitbringen; aber wie viele unwiſſenden Haarkräusler, Schneidergeſellen und Studenten mögen ſich zu Helden und Königen hinaufgeſchwungen haben! — Der Soldat, ganz allein, komiſches Zwiſchenſpiel in einer Scene von Caſtelli. Herbei, eilig herbei, ihr armen verlegenen Theater-Direktionen! das iſt ein prächtiges Stück, das viel einbringt und gar nichts koſtet, es iſt ſowohl komiſch als ökonomiſch. Nicht etwa ein langweiliges Monodrama, welches eine Hölle iſt für das Paradies; nein, ein ganzes Regiment ſpielt mit — Schlachtfeld — Kanonen — Flintenſchüſſe — Trompeten — Belagerung — Kriegslieder — Trommeln — Parlementäre — Hurrah-Rufen — Siegsgeſchrei — Patrouille — Te Deum — und doch gehört nur eine Perſon dazu. Keine theuern Statiſten, keine neue Garderobe, keine vielen Proben, keine Stellen-Vertheilung, und kein Couliſſen-Krieg darüber. Das Stück kann vortrefflich beſetzt werden, das Zuſammenſpiel wird nichts zu wünſchen übrig laſſen. Giebt uns dieſes artige Stück recht bald! — — Die Bemerkungen eines Schauſpielfreundes über den Verfall der dramatiſchen Kunſt, enthalten vortreffliche Gedanken, die, wenn auch ſchon früher gedacht, doch noch immer nicht beherzigt worden ſind. Ich werde einige Stellen daraus, ohne weitere Bemerkungen folgen laſſen; denn die Noten zu einem ſolchen Texte füllen leichter ein Buch an, als ein Blatt. Aber auf eine falſche Anſicht des Verfaſſers, unter den Uebrigen wahren, auf einen verderblichen Wunſch unter den guten, muß ich zuvor aufmerkſam machen. Er ſagt: „Iffland, beſonders aber Kotzebue ließ ſich, um den Beifall der Menge zu erringen, verleiten, dem frivolen Zeitgeſchmack zu huldigen und ihm die gute Sache aufzuopfern.“ Dieſe Behauptung iſt in ſo fern falſch, als ſie jenen dramatiſchen Dichtern ein vorſätzliches Beſtreben zuſchreibt. Iffland und Kotzebue haben nicht dem Zeitgeſchmack gehuldigt, man hat ihnen gehuldigt, weil ihr Geſchmack mit dem der Zeit übereinſtimmend war. Sie redeten die Sprache ihres Geiſtes, ſie heuchelten nicht aus Gefälligkeit. Tadelt der Verfaſſer jenes Gleichgefühl zwiſchen Volk (es iſt die Zeit) und Dichter, ſo wird um ſo befremdender, was er fortfahrend ſagt:

> „.... unſere wenigen vorzüglichen Schauſpieldichter verſchmähen es dagegen, dem Geſchmack und der Faſſungsgabe der Menge nachzugeben, und biethen das höchſte, was ſie zu biethen vermögen, unbekümmert, ob das Publikum im Stande ſey, dem Fluge ihres Geiſtes zu folgen. — Wäre es nicht wohlgethan, wenn Jeder, dem die Muſen huldreich gelächelt, ſich entſchlöſſe, von der Höhe, worauf ihn Geiſt und Bildung ſtellten, herabzuſteigen, in die Anſichten der Menge, ohne die gute Sache aus den Augen zu verlieren, einzugehen, um ſie ſo unvermerkt von Stufe zu Stufe zu ſich zu erheben; ſtatt jetzt auf der ſteilen Höhe, von Wenigen bewundert, von den Meiſten nicht verſtanden und deßhalb auch nicht erkannt, allein zu ſtehen?“ —

Nein, wahrlich, das wäre nicht wohlgethan. Wer ſich dazu verſtehen kann, hinabzuſteigen, der brauche nicht erſt hinabzuſteigen. Der ſchöpferiſche Geiſt ſtellt ſeine Werke hin, wie die Natur die übrigen — genieße wer da mag und kann, nicht Alles iſt für Alle geſchaffen. Nicht die Behandlung, die Art des Stoffes, macht ein dramatiſches Kunſtwerk, auch für Menſchen auf einer niedrigern Bildungs-Stufe brauchbar. Aber nicht der Stoff, deſſen Bildung macht den Meiſter. Man kann als Luſtſpiel-Dichter ſo groß ſeyn wie als Tragödien-Dichter, und wer es in beiden iſt, der mag der Menge zu gefallen, die Geſtalten, aber nicht die Farben wählen. Den übrigen Behauptungen des Schauſpielfreundes wird jeder beiſtimmen.

> „Auch iſt nicht zu läugnen, daß der größere Theil unſerer jungen Schauſpieler keine tröſtliche Hoffnung für die Zukunft gibt, daß unſere großen Meiſter, Schröder, Iffland, Brockmann u. a. m. gar nicht, oder doch nur ſehr ſpärlich erſetzt ſind, und man faſt fürchten ſollte, daß, wenn die wenigen alten Herren der Kunſt auch noch den Weg alles Fleiſches gehen, ein vorzüglicher Schauſpieler in Deutſchland bald

zu den Dingen gehören werde, die man nur vom Hörenſagen kennt. Doch dürfte der Grund nicht am Mangel an Talenten liegen; denn wir beſitzen unter unſern jungen Schauſpielern, Gott ſey Dank, noch ausgezeichnete Talente; aber der Mangel an Schule iſt die Klippe, an welcher mancher vielverſprechende junge Künſtler ſcheitert. Es iſt ſonderbar, (merkt auf!) jedes, auch das leichteſte Handwerk hat ſeine Lehrjahre, nur bei der dramatiſchen Kunſt ſcheint man in unſern Tagen der Lehrjahre nicht mehr zu bedürfen, und der angehende Schauſpieler fängt jezt damit an, womit man ſonſt aufhörte. Wen Geſtalt, Organ und eine gewiſſe leichte Auffaſſungs- und Darſtellungsgabe begünſtigen, der ſtudirt, oder vielmehr lernt eine Reihe ſogenannter dankbarer Rollen ein, tritt auf irgend einer Provinzial-Bühne auf, wird beklatſcht, in öffentlichen Blättern über die Gebühr herausgeſtrichen (hört! hört!) und — der Künſtler iſt fertig! — Während man ſonſt mit Anmelde-Rollen, mit Stühle-herauftragen anfing, erſt auf dem Theater-Gehen, Stehen und deutlich ſprechen lernte, und ſich das, was man Routine zu nennen pflegt, erwarb, ehe man es wagte, Rollen von einiger Bedeutung zu übernehmen.“

„Die Pflicht der Direktionen wäre es vor allen Dingen, wenn es ihnen ſelbſt an praktiſchen und theoretiſchen Kenntniſſen mangelt, ſich unterrichtete ſachkundige Leute an die Seite zu ſtellen, welche den ſchwankenden Künſtler zurechtzuweiſen, das keimende Talent auf die rechte Bahn zu führen, den Geiſt eines darzuſtellenden Stückes gehörig aufzufaſſen und das Einſtudiren deſſelben bei den Proben zu leiten verſtehen. Das aufkeimende Dichtertalent müßte ihnen heilig ſeyn, ſie müßten es hegen und pflegen, wie der Gärtner ein kräftiges Bäumchen, das ihm ſüße Früchte verſpricht; (dieſer Meynung bin ich nicht. Der Dichter, der nicht im Freien aufwächſt, ſondern im Treibhauſe der Begünſtigung verzärtelt wird, bringt nur Zwerg-Obſt.) ſie müßten nur ſachverſtändige Männer über die Annahme oder Nichtannahme eines Stückes entſcheiden laſſen, müßten den Dichter, der ihnen ſein Werk im Manuſcript einſendet, nicht, wie es leider oft geſchieht, Jahrelang auf entſcheidende Antwort warten laſſen; müßten nicht Stümperwerke armſeliger Scribler, aus Rückſicht, weil der Verfertiger ihr Bekannter, oder der vertraute Freund irgend eines beliebten Schauſpielers iſt, zur Aufführung bringen, während beſſere Arbeiten zurückgelegt werden, weil dieſer oder jener Schauſpieler nicht Luſt hat, eine minder dankbare Rolle darin zu übernehmen; ſie müßten nicht den Künſtler für den Beſſeren halten, welcher mehr beklatſcht wird, weil

er

er im Beſitz dankbarer Rollen iſt, als jener, der auch untergeordnete Rollen mit Fleiß und Anſtrengung gibt.“ (hört! hört!)

„Das Publikum endlich müßte ſich gewöhnen, den Schauſpieler von ſeiner Rolle zu unterſcheiden; es müßte die Worte des Gedichtes nicht dem Darſtellenden zum Verdienſt anrechnen und nur das gelungene Auffaſſen und Wiedergeben der dargeſtellten Rolle mit ehrendem Beifall lohnen. (Merkt Euch das, meine Herren!) Es müßte ſich unter den ausübenden Künſtlern keine Lieblinge auswählen, ſondern die Leiſtungen jedes Einzelnen würdigen und nur den zum Liebling erheben, der ſich während der Vorſtellung am meiſten auszeichnet, ohne Rückſicht auf das zu nehmen, was er ſonſt zu leiſten im Stande iſt. Es müßte bei einem neuaufzuführenden Stücke das Theater nicht mit Vorurtheil für oder gegen den Verfaſſer beſuchen und ſich dadurch den Genuß verkümmern, ſondern ſich dem Eindrucke unbefangen hingeben, und nach dieſem entſcheiden. Beſonders aber, (aufgepaßt, meine Herren!) müßte es keine ſogenannten Tonangeber unter ſich dulden, die, entweder alles in den Stand treten, um ſich den Schein zu geben als verſtänden ſie es beſſer, oder aus Vorliebe für dieſen oder jenen Künſtler auch ſeine verfehlten Leiſtungen zu den Wolken erheben, während ſie das beſcheidene Verdienſt des minder Bedeutenden nicht erkennen wollen oder können, weil es ihm an Muth oder an Geſchicklichkeit gebricht, ihre Gunſt zu erſchleichen.“

Weiter folgt: Die Geheimniſſe, Luſtſpiel in einem Akt, nach Meleſville, von Lembert. Nicht übel! man muß ja jezt zufrieden ſeyn, wenn der Witz nach der Pharmacologie des Dr. Hahnemann eingegeben wird, $\frac{1}{20}$ Gran in vielem Waſſer. — Das Verzeichniß der lebenden dramatiſchen Schriftſteller, enthält — rathet, wie viele? Hundert drei und neunzig Mann, richtig gezählt. Wenn dieſe Unſterblichen einſt ſterben, hat denn der Olymp Platz genug für ſie? Unter dieſen 193, ſind 6 weibliche und 50 adeliche Dichter, welches leztere ich mit dem größten Vergnügen bemerke und mittheile. Denn beweiſt dieſes nicht, daß in Deutſchland entweder der Adel Verdienſt habe, oder das Verdienſt geadelt werde, oder beydes zugleich? — Ein Verzeichniß der deutſchen Theater und ihrer Mitglieder, füllt die zweyte und größere Hälfte des Taſchenbuchs aus. Fünf und vierzig deutſche Bühnen.

Eigentlich 46; denn der Frankfurter Bühne wird nicht gedacht. Warum nicht? Das iſt eine unverzeihliche Geringſchätzung, die meinem vaterſtädtiſchen Herzen wehe thut. Ich fordere den Herrn Herausgeber edictaliter auf, ſich darüber zu erklären.

Vollſtändiges Verzeichniß der Döring'ſchen wiſſenſchaftlichen Leih-Bibliothek in der großen Sandgaſſe, der kleinen Sandgaſſe gegen über. Drittes Heft. Frankfurt am Main 1820.

Dieſes Werk zeichnet ſich nicht blos durch ſeine Wohlfeilheit aus, (es koſtet nicht mehr als 12 Kreuzer) ſondern auch durch eine gute Vorrede. Der Verfaſſer giebt darin die überzeugendſten Beweiſe, daß die zwiſchen einem Leih-Bibliothekar und ſeinen Leſern beſtehende Verbindung, keine Löwengeſellſchaft ſey, blos zum Vortheile des einen Theiles gebildet, ſondern daß beyde Theile dabey gewönnen, ob zwar mit Unterſchied. Das Leſen guter Bücher, ſagt der Vorredner ſehr treffend, bildet den Geiſt des Menſchen, veredelt ſein Daſeyn, und macht ihn zum unumſchränkten Herren ſeiner Sinnlichkeit und Leidenſchaften. Aber, „durch dieſes allein gibt er zu erkennen, daß er kein Sohn des Staubes, ſondern ein Götterſohn iſt.“ Wahrlich, der muß ein ſehr armer Teufel ſeyn, an Geld und Geiſt, der nun die herrliche Gelegenheit vorübergehen läßt, ſich ſeine Apotheoſe ſo wohlfeil zu erkaufen. Bey den Griechen konnte nur ein Mann, der zugleich groß und todt war, vergöttert werden, jezt koſtet es nicht mehr als 36 Kreuzer monatlicher Leſe-Gebühr, um in den Olymp zu kommen. Wer hätte nicht ſo viel zu erübrigen, zumal wenn er in Anſchlag bringt, was er hierbey an Ausgaben für ſeine Leidenſchaften und ſeine Sinnlichkeit erſpart, da ja, wie man weiß, alle fünf Species der Rechenkunſt nur dazu dienen, das Wirthſchaftsbuch der fünf Sinne in Ordnung zu halten?

Dieſe vortreffliche Schrift des Hrn. Döring iſt aber insbeſondere für mich und einige andere von ganz unſchäzbarem Werthe. Ihre vierzehn Kapitel ſind eben ſo viele Ordens-Kapitel, worin wir Männer von Verdienſte zu tapfern Rittern ernannt worden ſind.

Unſere Werke haben zu ihrer Ehre und Auszeichnung den Stern der Ehren-Legion erhalten. Nämlich, die Bücher aus dem Mittel-Stande werden gegen täglich 1 Kreuzer Leſe-Gebühr ausgeliehen, für die Unſerigen aber muß 2 Kreuzer bezahlt werden, und dieſe Vornehmen unter der Menge ſind mit einem Sternchen (*) bezeichnet. Man muß dem Ordens-Verleiher die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er nicht die Verdienſte, ſondern ohne Unterſchied das Verdienſt belohnt hat. Die „Wage“ wie „die Pferdeluſt zur Unterhaltung der Pferdeliebhaber,“ „Wolfs Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Duderſtadt“ wie „Cäſars Spielalmanach,“ „und Frank's Ueberſicht des Hypotheken-Weſens zu Frankfurt am Mayn“ haben den Stern der Ehren-Legion erhalten. Was dem Gnaden-Spender noch mehr Bewunderung zuzieht, iſt der Umſtand, daß er, ob zwar ein Frankfurter, — die ſeit fünf Jahren nur die Bekenner der drey chriſtlichen Religionen als Menſchen anſehen, — dennoch zwey türkiſche Werke zu Rittern ernannt hat, nämlich: „Caſtellan's Sitten, Gebräuche und Trachten der Osmannen,“ und „das türkiſche Reich in allen ſeinen Beziehungen“ von Thornton. Aber ich wollte, ein Anderer machte die Bemerkung (von mir ſelber wäre ſie unbeſcheiden), daß unter allen Werken der Ehren-Legion die Wage beinahe das Einzige iſt, das keine Kupfer hat; denn Hofmanns Kater Murr hat wenigſtens einen kupfernen Deckel.

Doch es iſt Zeit, daß ich zur Hauptſache übergehe. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, die, wie ich mir ſchmeichle, einen weltgeſchichtlichen Einfluß haben wird. Ich habe nämlich für die ſchriftſtelleriſche Handelswelt einen Seeweg nach den goldreichen Indien gefunden, wobey man das ſchöne Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifft. Die beſchwerliche Landreiſe nach Leipzig und zurük wird künftig erſpart werden können. Es iſt eine eben ſo bekannte als befremdende Erſcheinung, daß die Schriftſteller nicht nach Verdienſt bezahlt werden. Ihr Ehrenſold beſteht mehr in Ehre als in Sold. Die Fuhrleute der Waare, die Buchhändler gewinnen mehr an der Fracht, als die Fabrikanten an Arbeitslohne. Ein wirkſames Mittel, dieſes Mißnatürliche Verhältniß auszugleichen, verdanken wir dem Hrn. Döring. Wir lernen von ihm, daß wir unſere Werke verleihen müßen, ſtatt ſie zu verkaufen. Ich will berechnen, was mir mein litterariſcher Kleinhandel auf dieſe Weiſe abwerfen müßte. Ein Heft der Wage zu leſen, koſtet, wenn ich Hrn. Dörings billige Taxe annehme, täglich 2 Kreuzer, und da die auf ihren Schreibſtuben ſehr beſchäftigten Frankfurter zwey Tage über einem Hefte zubringen würden, ſo würden ſie 4 Kreuzer Leſegeld darauf verwenden. Nun iſt es gewiß keine unbeſcheidene Schätzung meiner Selbſt, wenn ich annehme, daß in Frankfurt 15000 Menſchen für 3 Bogen meiner Werke gern 4 Kreuzer bezahlen. Dieſes betrüge zuſammen 1000 Gulden Leſegeld, und für einen Band von 8 Heften, 8000 Gulden. Rechne ich nun 30 Millionen Deutſche, und nach dem Verhältniß von Frankfurt, den dritten Theil der Nation zu meinen Leſern, ſo würde ein Band der Wage jährlich 2 Millionen, und da ich aus Eigennuz dann jährlich 4 Bände ſchreiben würde, dieſe zuſammen alle Jahre 8 Millionen Gulden Gewinnſt einbringen. Und wer wehrt es meinen Schreibgenoſſen mir dieſes nachzuthun? Wahrlich mir wird ſchwindlicht, ich habe den Kopf verloren und mache Folgendes bekannt:

„Das 3te Heft der Wage iſt unter der Kelter, und wird als guter 1820er in wenigen Tagen verſchenkt werden, oder ſo gut als verſchenkt. Man zahlt für das Heft nicht mehr als 4 Kreuzer, wofür man es zwey Tage behalten kann. Es wird den verehrten Abonnenten nach Ordnung der Unterſchrift zugeſchikt werden. Da in jeder Stadt Deutſchlands nur ein einziges Exemplar verliehen wird, und in Frankfurt bei 15000 Leſern 30000 Tage oder 82 Jahre, 2 Monate, und 10 Tage erforderlich ſind, bis es durch alle Abonnenten gelaufen iſt, ſo bemerke ich ausdrüklich, daß die Abonnement-Scheine auch für die Erben in abſteigender Linie Gültigkeit behalten. Ich hoffe, daß meine lieben Mit-Bürger mit dieſer Einrichtung um ſo zufriedener ſeyn werden, da viele die Erhöhung des Preiſes der Zeitſchrift nicht gebilligt haben; denn ich muß dieſes annehmen, da ich mir die Abnahme meiner hieſigen Abonnenten nicht anders erklären kann. Der Grund dieſer Verminderung kann nicht darin liegen, daß ich nicht mehr ſo offen und frey ſchreiben darf, wie ehemals; denn für meine verſtändigen Leſer, und die alle gut rechnen können, muß es gleich viel ſeyn, ob ich wie ſonſt gerade heraus ſage, ſechs, was ich nicht mehr darf, oder ob ich ſage zweimal drei, welches nicht verboten werden kann.“

Der Herausgeber.

Die Entführung, oder der alte Bürger-Capitain. Ein Frankfurter Heroiſch-Vorjerlich Luſtſpiel in 2 Aufzügen. Nebſt erläuterndem Anhang. Frankfurt am Mayn, 1820. Gedruckt bey Joh. Fried. Wenner.

Das gute Luſtſpiel ſollte immer örtlich ſeyn, um noch beſſer zu werden. In einer ausgedehnten Breite der menſchlichen Dinge, deren Anſchauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabſieht, giebt es keinen Widerſpruch und keinen Zufall, ſondern nur eine weiſe, nothwendige und zweckmäßige Folge von Urſachen und Wirkungen. Zu jener Luftſchicht hinauf dringen daher auch die Gegenſätze nicht, durch deren Vermählung das Lächerliche erzeugt wird. Aus dieſem Grunde können Sitten eines ganzen Volkes kein wählbarer Stoff zum Luſtſpiele ſeyn. Der Luſtſpieldichter muß ſich auf die Ecken ſtellen, und aus der Menſchen-Menge einen Geſichtskreis voll abſondern. Es bleibt auch dieſes noch eine Selbſttäuſchung, aber wir geben uns ihr freiwillig hin, wir laſſen die umſichtige Ueberlegung ſchweigen, heften den Blick auf den nächſten Fleck und ergötzen uns. Schon die Herausſtellung eines einzelnen Standes in ſeinen Lächerlichkeiten, wie ſie in unſern Luſtſpielen üblich iſt, mag nicht ſo unverwerflich ſeyn, als man annimmt (ich betrachte aus dem Geſichtspunkte der Kunſt, nicht aus dem der Sittlichkeit). Kein Stand, als ein geſchloſſener angeſehen, hat eigentlich etwas Widerſprechendes, d. h. Lächerliches in ſich. Dieſes kömmt erſt zum Vorſcheine, wenn man die verſchiedenen Stände neben einander ſtellt. So ſind die Schwächen des Adelſtandes, die auf der Bühne ſo oft verſpottet werden, durchaus nicht läſcherlich; denn in dieſen Schwächen liegt das Geheimniß ſeiner Stärke. Er hat keine andere Macht, als die ihm die öffentliche Meynung giebt, die öffentliche Meynung aber wird nicht durch Ketten, ſondern durch tauſend ſchwache Zwirnfäden feſt gehalten. Erſcheinen die Anmaßungen des Adels, dem der Beſtimmung der Menſchheit eingedenken Bürgerſtande lächerlich, ſo muß die Unbeholfenheit der Bürger in Erreichung ihres perſönlichen Vortheils dem Adelsſtande lächerlich erſcheinen. Da nun der Luſtſpieldichter auch nicht bis zur Perſönlichkeit hinabſteigen kann — denn die Satyre iſt kein dramatiſcher Stoff — ſo bleibt ihm kein anderer Schauplatz übrig als die Oertlichkeit. Die Mauern einer Stadt ſind die wahren dramatiſchen Grenzen eines Luſtſpiels, das ſich weder über ein ganzes Land ausbreiten, noch in einer Häuslichkeit beſchränken darf.

Die Länge, Breite und Tiefe, welche das hier angezeigte Luſtſpiel ausfüllt, iſt aus den angeführten Gründen, der naturgemäße Raum, den die Regel der dramatiſchen Kunſt abgeſteckt hat. Es reiht Scenen aus der Lebensart der Geſinnung und der Denkweiſe des Frankfurters an einander — des Frankfurters, alſo wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht der dortigen höhern Stände; denn dieſe haben dort wie überall kein geiſtiges Vaterland. Es folgt eben daraus, daß der Bürger-Capitain keine Handlung im gewöhnlichen Sinne der Bühnenſprache knüpft und lößt — denn nur Menſchen von eigenthümlichem Gepräge handeln, die ſtädtiſche Menge hat nur eine Handlungsweiſe — der heimliche Streich (die Intrigue) geht durch das Stük, wie der rothe Faden durch die engliſchen Schiffstaue, und wie der Nerve durch die Muskel, um die Einheit und die Bewegung zu erhalten. Es iſt in der Frankfurter Mundart geſchrieben, wodurch ſeine komiſche Wirkung nicht blos geſteigert, ſondern überhaupt geſichert wird; denn wenn die Sprache das Gewand des Geiſtes iſt, wie könnte man leztern kenntlich machen, als an den Zeichen des erſteren. Orts- und örtlich geſinnte Bürger Hochdeutſch ſprechen laſſen, das wäre eben ſo viel, als einen ſchlichten Handwerksmann in einem Hofkleide auf die Bühne bringen, vielleicht hätte der Verfaſſer beſſer gethan, einige reinſprechende Perſonen in das Stük zu flechten, der Gegenſaz hätte die beabſichtigte Wirkung erhöht. Es iſt aber dieſe Verderbniß der Sprache in dem Munde des Volkes, eine gar räthſelhafte Erſcheinung! Woher entſteht ſie, wodurch erhält ſie ſich? Darf und muß man daraus ſchlieſſen, daß die Sprache des Volkes von der der Gebildeten, die der Orts- von der der Welt-Bürger ſich eben ſo unterſcheidet, als die Geſinnung von jenen und dieſen? Man erſchrikt vor einer ſolchen Folgerung.

Die Tragödie idealiſirt, das Luſtſpiel muß portraitiren. In dieſer Beziehung iſt der Bürger-Capitain ein wahres Meiſterſtük; die Naturtreue kann nicht weiter getrieben werden. Dieſes Vorzugs ermangeln unſere meiſten Luſtſpiele, und darum habe ich auch keinen Maaßſtab, dem ich das hier Beurtheilte anlegen könnte. Man muß es leſen, es kann nur mit ſich ſelber verglichen werden. Auch ſolche wird es anziehen, die ſich ſonſt von Dichtwerken weniger angezogen fühlen. Sie werden es als ein wiſſenſchaftliches Werk aufſuchen, als eine Statiſtik des Frankfurter Volks-Geiſtes. Göthe hat in ſeinem neueſten Hefte „über Kunſt und Alterthum“ das Luſtſpiel flüchtig empfohlen, mit der Zuſage, es in dem nächſterſcheinenden Hefte ausführlicher zu beſprechen. Das iſt eine Prophezeihung ſeines Lobes.

Thomas Aniello, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Auguſt Freſenius. Frankfurt am Mayn 1818. (Neue Auflage 1820, bey Demmert.)

Auch an einem ſiebenten des Junius, aber 173 Jahre früher und zu frühe, erkannte das Volk von Neapel, daß es ſtärker ſey, als die königliche Gewalt, mißbraucht in den Händen habgieriger unerſättlicher Stellvertreter, und des zum Drucke und Raube verbündeten Adels. Da ſchüttelte es ſich, und warf ſie ab. Selbſt das menſchliche Recht ſtand ſeinem göttlichen und ſeiner Macht zur Seite. Denn hundert Jahre vorher hatte ihm Karl V. in einem Briefe neue Freiheiten gegeben, alte beſtätigt, und am Schluſſe jenes Freiheits-Briefes feſtgeſezt: „Wenn einer

Unſerer Nachfolger ſelbſt, oder ein Vicekönig, beſagte obige Artikel dieſes ewigen Privilegiums verletzen ſollte; ſo darf unſer getreues Volk in Neapel, ohne Vorwurf des Aufruhrs, die Waffen ergreifen und behalten, bis zu ſeiner, dieſem Privilegium gemäßen, Zufriedenſtellung.“ Aber die Pächter und die Lohnknechte der Gewalt, ließen den Bau der Freiheit verfallen, und traten Volk und Recht mit Füßen; denn:

Das Volk iſt nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun. Der Herzog von Arcos, der ſpaniſche Vicekönig in Neapel, und ſeine Höflinge ſezten den Stolz hinzu.

. . . . Der ſteife Stolz
Des hieſ'gen Adels, welcher vor dem Volk
Auf Stelzen geht, um nicht den gnäd'gen Fuß
Auf einen Stein zu ſetzen, wo vorher
Ein Bürger ſtand. – derſelbe Stolz, der doch
Mit ſeinem ſteifen Rück' auf Händ' und Füß'
Im Kothe kriecht vor einem Vicekönig,
Und unterthänig um Erlaubniß bettelt,
Mit dem hochadelichen Maul das Volk
Ausſaugen ihm zu helfen.

So klagt Herzog von Makalona, ſelbſt ein Fürſt, doch ein Landesgeborner. Die Zöllner nahmen den armen Leuten den Biſſen vor dem Munde weg, und die Zoll-Tabelle war ein unendliches Verzeichniß anbefohlner Entbehrungen. Einer aus der murrenden Menge las auf dem Markte die Zoll-Tabelle mit lauter Stimme vor:

Es ekelt mich, euch auch noch das zu leſen,
Was die Tabelle ſagt. – die lechzende
Und lange Zung' des durſtigen Papiers,
Die jede Frucht beleckt, von der Olive
Bis zu der Maulbeer, und ein jed' Gemüs,
Vom Blumenkohl bis zur armſeligen
Wolfsbohn herab. – Das Brod iſt uns ſchon längſt
Ein Leckerbiß; nun hat der Zollwurm gar
Auch noch das Obſt auf dieſes Jahr geſtochen,
Und frißt, wie eine Raup', aus dem Gemüs
Das Herz heraus, daß wir uns freuen müſſen,
Wenn welkes Kraut und friſches Gras uns noch,
Gleichwie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

Tommaſo Aniello that es, ein armer Fiſcher und Obſthändler. Er hatte den hohen Geiſt, den die wahre Liebe zur wahren Freiheit auch dem niedrigſten Bürger eingiebt. Man folgte ihm, und mit dem Rufe: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der ſchlechten Regierung!“ begann der Aufruhr. Feuer und Plünderung zerſtörten die Palläſte des Adels. Aniello regierte an der Spitze des Volkes. Der Vicekönig verlor die Gewalt mit der Meynung von ihr und mußte zur Liſt flüchten. Er ließ dem Aniello Gift in den Wein miſchen, wovon er den Verſtand und die Liebe und Ehrfurcht des Volkes verlor. In ſeinem Wahnſinne übte er blutige Grauſamkeiten, und wüthete auch gegen Freunde. Da ermordeten ſie ihn.

Dieſes iſt die Geſchichte, welcher auch der Dichter treu geblieben, bis auf die Todesart Aniello's, den er nicht umbringen, ſondern am Gifte ſterben läßt. Es herrſcht eine große, ob zwar noch wilde ungezähmte Kraft in dieſem Trauerſpiele, es waltet ein hoher Shakeſpeare-Geiſt darin! Nur Käthchen von Heilbronn kann ihm zur Seite, nur Grillparzer's Sappho über ihm geſtellt werden. Den Dichter überraſchte der Tod, ehe er ſein Werk, das er als 21jähriger Jüngling hervorgebracht, vollenden konnte. Darum ſind ſeine Bilder, wie die der jugendlichen Mahlerkunſt, monochromatiſch, nur wenige hellen Farben herrſchen allein, die Zwiſchenlichter fehlen. Aber die Kraft des Ausdruks, die Tiefe des Gefühls und die Höhe des ordnenden Verſtandes, können nicht zu viel geprieſen werden. Freſenius war in Frankfurt geboren, und ſeine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleiſt, ſtarben in der Blüthe, denn die Witterung unſerer Tage iſt den Dichtern nicht günſtig. Sie verderben an der rauhen Luft der Wirklichkeit. Nur die unorganiſchen Dichter dauern aus wie Geſtein, und ſetzen an, doch was Leben hat, verwelkt.

Man erlaube mir, daß ich zu den oben angeführten Stellen, noch eine andere füge. Aniello kehrt in ſein Haus zurük, und findet ſein Weib und Kind todt. Sie hatten aus dem Brunnen getrunken, den Einer vom Adel Neapels hatte vergiften laſſen.

Antello.

Im Schlaf verließ ich ſie, ſie ſchlafen noch.
(er wendet ſich um und ſieht die Leichen an.)
Doch einen andern Schlaf, wo eure Bruſt
Der Odem nicht mehr hebt. Da lieget ihr,
Waldtäubchen, weiß, ſchneeweiß, und ach ſo kalt;
Das Männchen flog in einen fernen Wald,
Da ſenkt ihr ſtill zugleich von euren Zweigen,
Um in die Luft nie wieder aufzuſteigen.
Weib oder Kind, — was ſoll ich mehr beklagen?
O herbe Wahl für Vater und für Mann,
Dem nicht ſein Herz das Räthſel löſen kann
Des Schmerzes, und den größern Schmerz ihm ſagen.
Maria! Troſt der angſtbelad'nen Herzen,
Du heil'ger Name ſchaffſt nun ſolche Schmerzen.
Du, Tod, haſt mir verführt das keuſche Weib;
Du, Ehebrecher, hält'ſt in deinen Armen
Vor meinen Augen nun den zücht'gen Leib;
Bezahlſt mit Schmerzen reich, mich Freudenarmen
Für deine Buhlſchaft. Tod, du Weiberdieb!
Nahmſt auch mit ihr mein einzig Kindlein lieb.
O Kind, laß mich doch nicht ſo ganz allein!'
Ich kann ja nur dein rechter Vater ſeyn;
Und er iſt dir ſtiefväterlich geſinnt,
Er trinkt dein Blut, Biankchen, ſüßes Kind!
Einſt konnt' ich dich wohl heißen Roſenroth;
Zur Bianka macht dich erſt der blaße Tod.
Wer füllet euch, ihr zwey ſo ſchönen Becher,
Nun wieder an mit ſüßem Lebenstrank?
Ach ihr bleibt leer, weil auch der durſt'ge Zecher,
Der Tod, aus bis zum lezten Tropfen trank;
Uns für den ſüßen Trank füllt er zum Dank
Mit Lacrymas zwey andere Becher an: —
Ihr Augen weint, ſo lang ich weinen kann.
(Er ſinkt weinend auf die Leichname nieder.)

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. ſ. w. von Sigismund Stille. Hamburg 1820. Bey Perthes und Beſſer.

Unſere Landsleute wandern jezt viel: ein Beweiß mehr, daß ſie die Lehrjahre überſchritten haben. Und verſchmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beſte Recht abſtreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beybringen. Die lieben deutſchen Geſellen gehen fröhlich ihren Weg mit beſſerer Kundſchaft als Barſchaft verſehen. Doch haben ſie immer Ehre im Leibe: ſie fechten nie, vielmehr werden ſie angefochten von jeder kritiſchen Polizey, der ſie ihre Wanderbücher vorlegen. „Eure Wanderbücher, ſagt die kritiſche Ober-Vormünderin, enthalten eure Perſonal-Beſchreibungen ſehr genau, und ſie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüſten ſollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch ſteht darin wo, und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegeſſen, getrunken, geſchlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiſet, iſt wenig zu leſen. Man vergleiche damit die Reiſen der Engländer und Franzoſen!“ Die kritiſche Polizey hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn iſt, anderer Meynung zu ſeyn, als eine durchlauchtige Princesse du sang. Die Engländer, ehe ſie in's bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, ſtatt gleich uns, ſich examiniren zu laſſen, ob ſie zu irgend einem Frohndienſte, auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg, ſpringen ſie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft ſchon vor dem dreyßigſten Jahre Calcutta geſehen. Da lernen ſie nun wohl unterſcheiden, was die verſchiedenen Länder und Städte gemeinſchaftliches, und was ſie ausgezeichnetes haben. Ihre Reiſebeſchreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reiſen erſt, wenn wir unſer Schäfchen ins Trokne gebracht haben, in den erſten Jahren nach unſern beſten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rheingegenden. Da wir nun in unſerer Jugend nie weiter waren, als bis Eppſtein und Wilhelmsbad, ſind wir eine halbe Stunde drüber hinaus ſchon ſehr erſtaunt, ſtehen vor jedem neu angeſtrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verplüfft ſtill, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baſchkiren mit Pfeil und Bogen, unſere Päſſe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich iſt doch Gottes Welt, wie mannichfaltig ſind die Sitten und Gebräuche der Menſchen, und bey uns zu Hauſe in den deutſchen Bundesſtaaten iſt doch alles anders! Sind wir nach zehen Tagen heimgekehrt, und die reiſetrunkene Gattin iſt mit Kopfſchmerzen aus ihrem Rauſche erwacht, packt ſie den Koffer aus, überzählt die zuſammengekommene Stücke ſchwarze Wäſche, und das daraus entſpringende Waſchgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthſchaftſumme. Was bleibt uns dann übrig als unſere Reiſe zu beſchreiben zu 11 fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beſchreiben, als unſere Verwunderung, d. h. uns ſelbſt?

Aber dieſe Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reiſe nicht. Das iſt ein gutes Buch, um ſo beſſer da es klein, oder wahrer: um ſo kleiner, da es gut iſt. Der Verfaſſer iſt ein Schul-Rector, oder will dafür gehalten ſeyn — gleichviel: er iſt ein gemüthlicher und verſtändiger Mann. Seine Gefühle ſind ſchön, ſeine Gedanken kräftig, und ſeine Schreibart beydes zugleich. Er reiſt, um ſich von ſeiner Hypochondrie zu befreyen. Hypochondriſten haben als Reiſebeſchreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzig Mal im Jahre ein Glük, deſſen ſich andere Menſchen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergeneſung. Da nun ihre Reiſen ſtets mit einer ſolchen glüklichen Zeit zuſammen fallen (denn ſie führen ſie herbey), ſo ſind ſie wie alle Wiedergeneſſen offenen Geiſtes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und ſie trinken was ihnen Natur, Kunſt und Menſch darbietet mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille ſcheint ein Fünfziger zu ſeyn, und hätte ſich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn ſo lange Jahre an ſeinem Schreibtiſche umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte ſich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante ſo aufmerkſam zu ſterben, und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will ſich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreiſt er das Legat. Es iſt doch gar zu kläglich! In Deutſchland giebt es wenigſtens zehntauſend hypochondriſche Beamten und Gelehrte, die krank geworden ſind, weil ſie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen giebt es wenigſtens eben ſo viele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn dieſe Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, ſo gäbe das zwanzigtauſend glükliche Menſchen. Aber es geſchieht nicht, die Welt iſt gar zu erbärmlich eingerichtet.

Hrn. Stille's Reiſeweg beginnt mit der Lüneburger Haide. Das iſt ein allerliebſtes Land! Ich bitte die Leſer, es nicht abgeſchmakt zu finden, wenn ich die Lüneburger Haide das Anti-Neapel nenne. Ein königlich-preuſſiſcher Ober-Berg-Rath, Hr. von Charpentier, hat in ſeiner kürzlich erſchienenen Reiſe durch Italien Napoleon den Anti-Menſch genannt, und ſeitdem ich dieſes geleſen, habe ich eine unbeſiegbare Neigung zu genialiſchen Antitheſen bekommen. Aber wo liegt der Ugley? Ich habe es auch nicht gewußt; das iſt ein See im Holſteiniſchen. Die Reiſe dahin mit Hrn. Stille iſt wohl angenehmer, als die über Anti-Neapel.

Der Reiſende tritt in eine proteſtantiſche Kirche und bemerkt dabei folgendes:

„Die Kirche ſtand offen — ich weiß nicht warum, — und trat hinein. Ein freundliches Haus, alles darinn recht nett und bequem; man hätte unbedenklich ſeinen Arbeitstiſch hineinſtellen, und den Cicero oder ſonſt einen Heiden darin leſen können. So geht mirs aber immer mit den Kirchen aus neuerer Zeit; mir iſt, wenn ich mich darin umſehe, als hätte der Erbauer die rechte alte Gottesfurcht gefehlt, und darum könne ich nun ſelbſt keine darin haben; als hätte man das Gebäude aufgeführt zum Predigen und Lehren, nicht aber zu einem Bethauſe, was doch die Kirche vor allen Dingen ſeyn ſoll. Die Alten verſtandens beſſer; man fühlt es, wenn man in einen Dom tritt, wie deren Deutſchland noch ſo viele aus alter frommer Zeit aufzuweiſen hat. Gehe hinein, und verſuche es, den Hut aufzubehalten, oder feſt aufzutreten, oder eine Prieſe Schnupftobak zu nehmen; du kannſt es nicht. Das Heilige iſt dir nahe; wäreſt du allein, du würdeſt niederknieen und beten.“ —

Die berühmte Catalani ſoll in der Lüneburger Haide ein apoſtoliſches Wunder gethan, und ein krankes Kind geheilt haben, an deſſen Bette ſie ein Lied ſang. Der Verfaſſer hörte ſie in einem Concerte zu Hamburg, und bemerkt: „Der Ton ihrer Stimme, die unbeſchreibliche Kraft und Fülle dieſes Tons, die Gewandtheit, mit der ſie die ſchwierigſten Sätze vortrug; das alles hat auch mich mit Bewunderung erfüllt, aber gerührt hat es mich nicht, hat mir keine Thräne ins Auge gelokt, ja kaum eine weiche Empfindung in meiner Seele hervorgerufen.“ (Iſt dieſes nicht bey allen Zunftſängern der Fall?) — Er ſah das Panorama von Wien. Deſſen Inhaber erzählte ihm:

„Es ſey unlängſt ein Offizier gekommen, der mit dem Heere der Verbündeten längere Zeit in Paris geweſen war, dies Panorama zu beſehen. Sein Hund ſey unbemerkt mit heraufgeſchlichen, habe die Straße und das Haus erkannt, in welchem er mit ſeinem Herrn eine Zeitlang gelebt hatte, und ſey über die kleine Balleſtrade des Standpunkts hinabgeſprungen, um nach jenem Hauſe zu laufen. Auch hatten ſich im vergangenen Jahre in Wien einige junge Leute den Scherz erlaubt, einen betrunkenen Menſchen, während ſeines Schlafes, auf dem Platze niederzulegen, auf welchem wir jezt ſtanden. Man habe ſich darauf verſteckt, und ſein Erwachen erwartet. Der Menſch habe ſich nach einiger Zeit erhoben, und dann ausgerufen: Mein Gott, wo bin ich? Bald aber ſey er in ein lautes Geſchrey um Hülfe ausgebrochen, und habe nachher geſtanden, er ſey im Begriffe geweſen, ſich in Verzweiflung von dem Thurme hinabzuſtürzen, auf welchen ihn, wie er gemeint, Hexerei gebracht haben müße.“

In Blankeneße, am Ufer der dort eine Stunde breiten Elbe, herrſcht unter den Schiffern eine eigne Sitte.

„Alle ſind, wie man mir ſagt, auf gleiche Weiſe berechtigt, Fremde überzuſetzen. So oft ſich ſolche zu der Fahrt melden, kommen die Inhaber der dazu tauglichen Schiffe zuſammen und entſcheiden auf eine etwas ſeltſame Weiſe, wer dieſes Mal den Verdienſt genießen ſoll. Jeder trägt ein langes Meſſer in ſeiner Schifferhoſe; damit werfen ſie nach einem Ziele; je nachdem eines der geworfenen Meſſer, eine gewiße, ich weiß nicht welche, Lage bekömmt, erhält der Beſitzer für dieſes Mal das Recht der Ueberfahrt. Die übrigen Schiffer gehen ruhig, ohne ein Zeichen der Mißgunſt oder des Verdruſſes, nach Hauſe, wenn auch Einer und Derſelbe zehn Mal hintereinander der Beglükte iſt.“

Ich habe einiges von dem Materiellen dieſer Reiſebeſchreibung mittheilen wollen. Der Geiſt und das Gemüth, die darin herrſchen, ſind keines Auszuges fähig.

III.

Frankfurter Dramaturgie.

Am 27. Juni. — 1. Marianne, bürgerliches Trauerſpiel von Gotter.

Es iſt, wie bekannt, dem Franzöſiſchen des La Harpe nachgebildet, und wurde ſchon vor länger als vierzig Jahren auf die deutſche Bühne gebracht. Dieſes Trauerſpiel, ob es zwar den guten zugezählt werden muß — die Sprache darin iſt edel, einfach und kräftig, die Charaktere richtig gezeichnet, die Lichter ſehr treffend — hat jezt doch zwanzig Jahre zu lange gelebt. Weder deſſen Stoff noch die Behandlung des Stoffes, kann uns gegenwärtig anſprechen. Das Kloſterweſen iſt uns fremd, zur Fabel geworden, dieſe Quelle der menſchlichen Leiden iſt verſchüttet, und ein böſes Geſchick, das unſeren eigenen Lebenskreis nicht mehr gefährden kann, kann uns auch nicht mehr rühren, wenn es einen andern trifft. Wir werden zwar auch jezt noch in der Vorſtellung den Kloſterzwang abſcheulich finden; aber ein hartherziger Vater, der ſeine Tochter aufopfert auf dieſe Weiſe, wird uns nicht ſowohl grauſam als närriſch erſcheinen, und kann daher auf der Bühne keine rein tragiſche Wirkung hervorbringen. Auch der franzöſiſche Ritterprunk, den alle Perſonen, die in dem Trauerſpiele auftreten, in Gang und Worten zeigen, die höfliche Art, wie Mann und Frau, Eltern und Kinder zuſammen ſprechen, die Regelmäßigkeit ihres Zorns, der Anſtand ihrer Heftigkeit — das alles muß uns Deutſchen ſehr abgeſchmakt vorkommen. Wenn der Baron zu ſeiner Mutter ſagt: „Sie ſpotten meiner, gnädige Frau,“ und dieſe ihm erwiedert: „keine Schmeicheleyen, mein Sohn!“ oder wenn Mariane im höchſten Grade der Verzweiflung ihrer Mutter zuſchreit: „Laſſen Sie mich, Madam!“ — lache da Einer nicht.

Eine Betrachtung: — Der brave Geiſtliche ſagt zum Präſidenten: „Unſere ſklaviſche Gelübden ſollten aufgehoben, unſere

Klöſter zu Spitälern, zu Freyſtätten für Unglükliche, für Lebensmüde, für Verlaſſene gemacht werden.“ Nun ſeht, zwanzig Jahre ſpäter als er dieſes geſprochen, hat ſich der Wunſch erfüllt. Bedenkt man dieſes, ſo weiß man nicht, ſoll man ſich dem Troſte oder der Verzweiflung ergeben. Soll man ſich tröſten, daß ein ſo lange dauernder Wahnſinn endlich aufgehört, oder verzweifeln, daß er ſo lange gedauert und ihm ſo viele Schlachtopfer unwiderbringlich dargebracht worden? Wie viele, gleich grauſame, gleich thörichte Einrichtungen beſtehen jezt noch! Welche? Auch wenn mir die Wahl frey ſtünde, ich wüßte ſie nicht zu treffen. Und keiner bedenkt: in wenigen Jahren vielleicht, werde ich als Tollheit betrachten, was mir jezt zur Weltordnung zu gehören ſcheint; warum ſoll ich der Zeit nicht gleich gewähren, was ich ihr endlich ſelbſt gutwillig werde geben? Warum nicht, da mein Starrſinn die Leiden der Menſchheit vermehrt, ohne meine eigne Luſt zu vermehren?

2. **Das Landhaus an der Heerſtraße**, Luſtſpiel von Kotzebue.

Eines der witzigſten, launigſten aller Poſſen Kotzebue's. Aber ein Drittheil Schläfrigkeit mit zwey Drittheilen Munterkeit, eine Miſchung, wie ſie das Spiel erfordert — ſie wird manchmal verfehlt.

Am 2. July. — **Die Beſtürmung von Smolensk**, Schauſpiel von Johanna von Weiſſenthurn.

Ein ſchönes Schlachtſtük, das man mit Wohlgefallen *ſehen* mag. Aber die hochtrabenden Redensarten hier und da! Wozu nur dieſe Trompeten der Empfindung? Man hört ſie ja doch nicht vor dem Donner des Geſchützes.

Am 6. July. — 1. **Die deutſche Hausfrau**, Schauſpiel von Kotzebue.

Eliſe, oder das Weib wie es ſeyn ſollte; oder nicht: die deutſche Hausfrau, oder das Schauſpiel wie es ſeyn ſollte.

Tugend

Tugend giebt keinen Charakter; ſittliche Handlungen, nicht ſittliche Geſinnungen können Stoffe des Drama's ſeyn. Amalie hat nur die Gattungszeichen, nicht die Perſönlichkeit edler Menſchen. Und warum deutſche Hausfrau? Die Bühne und die Tugend kennen kein Vaterland, Und was iſt das wieder für eine jämmerliche Abfinderey mit der Ehre, die ſich der General von Zabern erlaubt? Er hat eine Verrätherey entdekt, und fühlt, daß es ſeine Pflicht ſey, ſie zu beſtrafen; aber aus Freundſchaft will er nachſehen. Gut, ſo mag er ein Opfer bringen, und ſich infam kaſſiren laſſen. Aber das will er auch nicht. Er hat nicht den Muth ſeine Pflicht zu verletzen, noch ſie zu erfüllen, und ſo läßt er geſchehen, daß ihm die Frau des Verbrechers den beweiſenden Brief ſanft aus den Händen nimmt, und ihn verbrennt. Jezt iſt er beruhigt. Darum laßt, um der Muſen willen, die Hof-Soldaten aus euern dramatiſchen Spielen. Was kann dieſen Marionetten begegnen? Sie gehen ja nicht; nur treffen kann ſie etwas, wie der Blitz den Baum. Aber ſolche Schikſals-Hölzer können wir nicht brauchen. So zeigt ſich dieſes Schauſpiel, ohne Gehalt und ohne Gepräge. —

In der Scene, da ſich Herr von Biederſee, Amaliens Oheim, mit dieſer ſeiner Nichte unterredet, und ihr ſagt, wie unleidlich ihm ihres Mannes Haus und Geſellſchaft geworden ſey; nur bey ihr in ihrer Stube ſey's ihm wohl — ſpricht er unter andern die Worte: „Da ſitze ich gern auf dem alten Sopha, deſſen Ueberzug noch immer neu erſcheint, obſchon ich vor 17 Jahren dabey ſtand, als deine Mutter ihn kaufte.“ Wie nun Hr. Otto, der den Oheim ſpielte, ein achtſamer umſichtiger Schauſpieler iſt, ſo wendete er auch bey jener Rede die Blicke nach dem Sopha, und zeigte mit der Hand darauf. Aber man denke ſich den Schrecken! Er ſieht ſich um, ſagt, dieſes Sopha da, und — da war kein Sopha im ganzen Zimmer. Und hätte Gott der Vater ſelbſt gerufen: Sopha, wo biſt du? Er hätte keine Antwort erhalten. Ich erzähle dieſes in löblicher Abſicht; denn es gereicht einer Bühnen-Haushaltung ſehr zum Lobe, wenn ſie Mangel an alten Möbeln hat.

2. Der Schatzgräber, Oper von Mehül.

Da hatte ich nun wieder einmal meinen periodiſchen Aerger! Auf dem Zettel ſtand: „Der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben." Als ich ihn aber bey der Caſſe kaufen wollte, war er nicht zu haben. Es macht mir wahrlich kein Vergnügen, den Text zu leſen, aber es gebührt ſich doch. Wenn der Text nicht zu haben iſt, warum wird gedruckt, daß er zu haben ſey? So vieles Ueberflüſſige wird gedruckt! rufe ich hier in der menſchenfreundlichen Abſicht aus, damit ſich Einer oder der Andere meiner Leſer das Vergnügen machen könnte zu ſeufzen: Ja wohl!

Am 15. July. — Das Kind der Liebe, Schauſpiel von Kotzebue.

Schon die Expoſition iſt prächtig! Wilhelmine, die Thränenweide, ſteht auf der Landſtraße, und zum Behuſe der Rührung werden alle mögliche Menſchen, Soldaten, Bauern, Bäuerinnen, Jäger, Wirthe, Pächter, Juden, an ihr vorbeygeführt. Dieſe armen Leute müßen reiſen, um uns zu rühren und ſelbſt gerührt zu werden, oder um nicht gerührt werden, und uns hierdurch um ſo mehr zu rühren. Welch' erſchrecklichen Hunger und Durſt hat die arme Frau! Wie rührend iſt es, wenn der brave Sohn die Mutter mit Brod und Wein ätzet! Welche Natürlichkeit! Ja wohl; doch um die Hälfte des Eintrittspreißes könnet ihr im nächſtgelegenen Gäßchen noch viel natürlicheren Jammer ſehen, und auch ſtillen zugleich. Wie Spitalmäßig die kranke Wilhelmine aus einer Ohnmacht in die andere fällt! wie herzbrechend! Ach, ja wohl, der große Kotzebue! Warum er nun bey ſeiner hohen Dichtergabe, der nichts zu hoch war, nicht auch eine Kindbetterin-Stube dramatiſirt hat, vor, während und nach der Geburt, zum Nutzen der Hebammen? Warum er nicht ein Schauſpiel geſchrieben hat, genannt: das hitzige Fieber, wo im fünften kritiſchen Akte der Schweis ausbricht? So ein dramatiſches Clinicum hätte tüchtige Mediziner gebildet... Die kranke Wilhelmine, was ſie ſchwätzen kann, trotz ihrer Schwäche, es iſt zum Erſtaunen! Die geſündeſte Männer-Lunge thät es ihr nicht nach. Ich glaube, die Weiber können noch reden, wenn ſie todt ſind.... Fräulein Amalie iſt ein Gänschen ohne Gleichen. Dem Vater, der ſie frägt, ob ſie Grillen habe, antwortet ſie: „wenn man die Grillen vertreiben will, ſo muß man Erbſen mit ein wenig Queckſilber kochen laſſen, davon ſterben ſie.“ Dem Pfarrer ſagt ſie „heirathen Sie mich — Sie will ich heirathen.“ Aber, würde ein Mädchen im Bauche der Erde erzogen, ſo weiß es doch, daß ſich ſolche Reden nicht ſchicken. Und die Tochter eines reichen Edelmanns, welche die Bälle in der Reſidenz beſucht! —— Und der Pfarrer mit ſeinen langweiligen Predigten, und der Graf von der Mulde! Iſt das Natur, daß ein Deutſcher von Erziehung, und ſey er noch ſo ſehr franzöſiſcher Affe, und gebrauche er noch ſo häufig franzöſiſche Redensarten, ſich vornehmen ſolle, ſeine Mutterſprache wie ein Franzoſe auszuſprechen, und wird er nicht unwillkührlich richtig ſprechen müſſen? — „Aber es ſoll ja auch Carricatur ſeyn.“ — Wenn auch. Die Carricatur darf quantitativ ſteigen, aber nicht qualitativ. Shakeſpeare läßt den Lügner Felſtaff prahlen, er habe vierzehen Räuber in die Flucht gejagt; er läßt ihn aber nicht aufſchneiden, er ſey einer Taube in der Luft nachgeflogen, und habe ſie beym Flügel erwiſcht.

Wenn Kotzebue noch ziemlich rüſtig erſcheint, ſo lange er auf der Ebene des gemeinen Lebens vorſchreitet, ſo wird er doch gleich engbrüſtig und verliert den Athem, ſobald er nur zwey Schritte zu ſteigen hat. Schnitzen und drechſeln kann er etwas, aber mahlen nicht im geringſten. Man überdenke nur einmal nachfolgende Stellen aus der 6 Scene des 2ten Aktes. Der Obriſt läßt den Pfarrer rufen. „Obriſt. Ohne Umſtände. Verzeihen „Sie, wenn meine Botſchaft vielleicht ungelegen kam. Ich will „Ihnen mit drey Worten ſagen, wovon die Rede iſt. — Man „hat mir geſtern Abend eine erbärmliche Ueberſetzung aus dem „Franzöſiſchen zugeſchikt, die vor ohngefähr zwanzig Jahren die „Preſſe verlaſſen. Ich ſelbſt beſitze ein recht niedliches deutſches „Original, wovon ich, ohne Ruhm zu melden, der Verfaſſer bin, „und da verlangt man, ich ſoll meinen Namen ausſtreichen,

„und es mit jener ſchalen Ueberſetzung zuſammen binden laſſen. „Nun wollt ich Sie, Herr Paſtor, als Corrector meines Buchs „einmal fragen, was Sie dazu meynen? — Pfarrer. Wirk„lich, Herr Obriſt, die Allegorie verſteh' ich nicht. Obriſt. „Nicht? Hm! hm! das thut mir leid! Ich dachte Wunder, wie „klug ichs eingefädelt hätte! alſo, kurz und gut, Herr Paſtor, „der junge Graf von der Mulde iſt hier, und will meine Toch„ter heirathen.“ — Nun, um aller Muſen willen, wer hätte auch eine ſolche Allegorie verſtehen können! Wenn ein Buchdrucker, ein Corrector, ein Buchbinder, ein Original-Schriftſteller und ein Ueberſetzer beyſammen im Tollhauſe wohnen, und in der Sprache ihrer Gewerbe faſeln, können ſie keine verrücktere Allegorie zu Stande bringen.

In der Vorrede, mit welcher Kotzebue ſein Kind der Liebe ausſtattete, kommen mancherley unterhaltende Dinge vor. Unter andern ſagt er: „Am 9ten October 1788 ergriff mich der Gedanke Menſchenhaß und Reue zu ſchreiben, am 4ten November 1788 hatte ich es vollendet, in der kränkſten Epoche meines Lebens, da ein ſchleichendes Fieber mich verzehrte, da ich keine Treppe und keinen Hügel mehr ſteigen konnte, und beynahe nichts anders als Arzney genoß. Damals waren meine Nerven ſo ſchwach, daß, wenn ich auf der Straße gieng, und mir die lezte Scene meines Schauſpiels dachte (denn ſie exiſtirte noch nicht), ich ſogleich weinen mußte.“ Ferner: „Menſchenhaß und Reue, weit entfernt Schaden zu ſtiften, hat wirklich eine verirrte Frau zu ihrem Manne zurükgeführt; das iſt eine wahre Anecdote, deren Andenken mir noch meine lezte Stunde verſüſſen wird, eine Belohnung, die von keinem Golde aufgewogen, von keinem Journal-Lob erhöht, von keinem Tadel verbittert wird.“.. Das iſt Euer Kotzebue, das iſt ſeine Kunſt! Er hat ſich und dieſe beſſer geſchildert als es ein Anderer vermöchte.

Hr. Weidner hat den Baron von Wildenhain ſehr brav, ſehr natürlich, ſo natürlich dargeſtellt, daß das Lob des Schauſpielers zum Tadel des Dichters werden mußte. Denn wer Herrn Weidner ſah, wie gemächlich er ſeine Pfeiſe rauchte, wie ungezwungen er ſein Frühſtük nahm, und mit ſeiner Tochter ſprach, der muſte um ſo verwunderter fragen: warum Abends auf der Bühne wiederholen, was jeder Zuſchauer am Morgen in ſeinem Hauſe ſpielen ſah? — Hr. Becker, als Fritz, entwickelte in der Scene, wo er ſich ſeinem Vater zu erkennen giebt, ein herrliches Spiel. —

Am 22. July. 1. Der todte Mann, Luſtſpiel von Thienemann.

Ein trokner und invalider Spas. Die Langeweile muß claſſiſch ſeyn, da ſo viel davon in den engen Raum eines einzigen Akts zuſammengepreßt werden kann. Die drey darin Spielenden vermummten ſich vergebens; wir erkannten ſie ſogleich, wie ſie nun ſind, ſo oder ſo.

2. Zwey Worte. Oper, von d'Alayrac.

In dieſer, als Handlung und Muſik, gleich anziehenden Oper, in ihrer Art der beſten eine, verdiente das Spiel der Madame Hoffmann als Roſe, ausgezeichneter Erwähnung. Man kann nicht mehr Grazie wünſchen. — Habe ich recht geſehen, ſo drohten zwey Balken an der Decke der Schenkſtube gefährlichen Einſturz. — Auf dem Zettel ſtand gedrukt: „Der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben"; aber kurios! als ich darnach fragte, war er nicht zu haben. An dem Hauſe mag wohl ein verborgener Eingang ſeyn, den ich noch nicht kenne. Schillers Gedichte — „Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubniß" — „Heute roth morgen tod," — „Diejenigen Perſonen, welche den freyen Eingang genießen, können nicht früher als um ſechs Uhr eingelaſſen werden." — Alles das kann ſtereotyp gedruckt werden, denn es gilt für ewige Zeiten. Aber „der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben," darf nicht ſtereotyp gedrukt werden, da es Zeiten giebt, wo er nicht zu haben iſt. **Delenda est Carthago!**

3. Die Entdeckung, Luſtſpiel, von A. von Steigenteſch.

Den Luſtſpielen des Hrn. v. Steigenteſch ſtehen keine zur Seite, wenige nahe. Dieſe Grazie der Luſt, die nur lächelt, nicht lacht; die nur liſpelt, nicht aufſchreit; die verführt, nicht Gewalt braucht — dieſes Aufbrauſen der Empfindung, das Perlen eines Champagner-Glaſes, nicht das Schäumen eines Bierkeſſels — dieſer zarte Spott, der nur neckt, nicht verlezt, nur droht, nicht trifft — dieſen ſchimmernden, dahin flatternden Witz, der, wie ein Schmetterling, den Honig der Blumen nur ſaugt, nicht zu klebendem Wachſe feſtknetet — dieſen feinen Weltton, der, wenn auch die Sprache, doch auch die Leiden des wahren Gefühls nicht kennt — wo findet man dieſes alles ſonſt noch bey den deutſchen Luſtſpielern, Dichtern? Die Schminke, die der Schauſpieler gebraucht, um die Beleuchtung zu überleuchten, dieſe Schminke gebrauchten auch Kotzebue und die Andern, um den Theater-Bären zu überſchreyen. Die natürliche Farbe eines Charakters genügte ihnen nicht; denn dieſe kann nicht bis zur Gallerie hinausglänzen, und ſo ließen ſie von dem Zinnober der Uebertreibung die friſche Blutröthe erſt bedecken, dann verderben.

Ich glaube gern, daß die achtungswerthen Künſtler, die in dieſem Luſtſpiele auftraten (der Vorſtellung wohnte ich nicht bey), die Aufgabe zu löſen verſtanden; daß ſie nichts handgreiflich machten, ſondern alles nur erfaßlich für den Geiſt weltkundiger Zuſchauer; daß ſie einſahen, die Miene müſſe mehr ſagen als das Wort, wie das Wort weniger als der Gedanke; und daß ihr Spiel ein Zifferblatt war, innere Bewegung anzeigend, aber nicht ein Uhrwerk, das dieſe Bewegung ſelbſt aufdeckte.

Am 23. July. — (Zum erſtenmale) Das lezte Mittel. Luſtſpiel in vier Abtheilungen; von Johanna v. Weiſſenthurn.

Ein Graf, ein Baron, zwey Baronin, (wie heißt es in der Mehrzahl?), ein Fräulein Tochter, eine ſimple Frau von, eine Kammerjungfer und vier Bedienten — das wären die hohen Herrſchaften, nebſt ſtandesmäßiger Bedienung, in gehöriger Anzahl. Mehr als dieſes, was mir der Commödienzettel beygebracht, weiß ich nicht von dem Manuſcripten-Luſtſpiele; ich habe der Aufführung zu meiner großen Betrübniß nicht beywohnen können — zu meiner Betrübniß ſage ich; denn das Stück ſoll nicht gefallen haben, und ich freue mich immer, wenn meine Landsleute Geſchmack zeigen. Da erſcheint kein neues Schauſpiel des Hrn. Ziegler noch der Frau v. Weiſſenthurm, das nicht alſobald, 160 Stunden weit, von Wien herbeygeſchafft würde. Weiſſenfels iſt viel näher, warum gab man den Yngurd noch nicht, warum die Albaneſerin nicht? Vom Yngurd ſagten ſie: der ſey zu polydramatiſch, der Teufel könne das viele Volk austreiben; und von der Albaneſerin ſagten ſie: ſie hätten hier und da geleſen, ſie ſey hier und da getadelt worden. Ueber dieſe Vorſicht! Ueber dieſe ſtrenge Critik! Ich meine, wenn man es mit Zieglers zwey Tableaux für Eins, verſucht, könne man es auch mit Müllner's Albaneſerin wagen. Man hat die Handlung, man hat die Haltung der Charaktere in dieſer Tragödie getadelt; das ſoll alles gegründet ſeyn; aber ich wette doch, daß wenn auch Müllner ſeine Albaneſerin in einem hitzigen Fieber gedichtet hat, das Drama dennoch reine Vernunft iſt gegen Houwald's Bild, das die Florentiner an der Elbe (wie ſie ſich nennen), und die Athenienſer am Mayn, überaus entzückt, und einen jener Florentiner zu folgendem Nachrufe an Houwald (in der Abendzeitung) begeiſtert hat:

Wollſt nach der Heimkehr noch manch Bild uns malen,
Auf dem der Himmel zu der Erde ſinkt.
Dem, deſſen Leichtthurm nach der Freyſtatt winkt,
Verleiht ſchon hier der Himmel ſeine Strahlen!

Ich habe die Verpflichtung übernommen, Theater-Critiken zu ſchreiben; aber daß die Erfüllung jeder Pflicht ſüß ſey, das ſchwäzt auch nur der Opern-Text ſo in den Tag hinein. Manche Schauſpieler haben ſich beklagt, daß ich ſie quäle mit meinem unfreundlichen Urtheile; wenn ſie rachſüchtig ſind, mögen ſie zufrieden ſeyn, denn ſie quälen mich mehr, als ich ſie. Ich muß deutlicher reden, um nicht ungerecht zu ſcheinen — nicht durch ihr Spiel, ſondern durch das, was ſie ſpielen, quälen ſie mich, woran ſie freylich ſchuldlos ſind. Ich rede vom Repertoire. Wenn eine herumziehende Truppe im Reichs-Marktflecken Kuhſchnappel ſpielt, ſo wird ſie doch wenigſtens, um vor dem Schulrath Stiefel zu ſtolziren, zuweilen mit Wallenſtein, mit Egmont oder Mackbeth auftreten. Aber wir! Wir thun nicht ſtolz, wir zeigen uns, wie wir ſind. Man überſehe nur das Verzeichniß der ſeit einigen Wochen aufgeführten Stücke: Der verbannte Amor; zwey Tableaux für Eins; die Beſtürmung von Smolensk; das verlorne Kind; der Rehbock; die deutſche Hausfrau; die eiferſüchtige Ehefrau; Fridolin; das Kind der Liebe; die beyden kleinen Auvergnaten; der Mann im Feuer; der Spieler; das lezte Mittel; der Freymaurer; der Quartierzettel; noch einmal die eiferſüchtige Frau; und zwiſchen dieſen allen nur Gotters alte aber gute Mariane, und Körner's Hedwig, die wenigſtens als Reliquie zu verehren iſt! Nichts, woran man ſich erquicken, woran man ſich erholen kann; nichts wobey man empfinden, wobey man denken kann. Alle Tage derſelbe abgeſchmackte Jammer, derſelbe abgeſchmacktere Spas. Es iſt nicht Heucheley, nicht Spott, nicht Ziererey, es iſt Ernſt und Wahrheit, wenn ich meine Leſer verſichere, daß mich die Vorſtellungen auf unſerer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Bruſt beklommen iſt, wenn ich an den Theater-Abenden dieſe fürchterliche Pein der Langenweile zu ertragen habe. Man hat mir geſagt, das Haus bliebe leer, ſo oft ein Stück angekündigt würde, das weder zum Gerben des Zwergfells, noch zum Ausleeren der Thränenſäcke dienlich ſey. Gut, das iſt ein ernſtes Wort, das iſt eine fürchterliche Beſchuldigung, davon wollen wir im nächſten Hefte der Wage, in einer eigenen Abhandlung ſprechen. Das Verzeichniß der im ganzen vorigen Jahre aufgeführten Schauſpiele, ſoll mit dem der übrigen deutſchen Bühnen verglichen, und der große Abſtand gezeigt werden. Dann wollen wir fragen, was glaublicher ſey: daß es einem oder wenigen Menſchen, oder daß es vierzigtauſenden an allem Sinne, allem Urtheile, allem Gefühle für's Schöne, Gute, Große und Schickliche fehle?

Am 25. July. — Carlo Fioras, Oper. Nach dem Franzöſiſchen von Vogel. Muſik von Fränzl.

Es läßt ſich ſo wenig zum Vortheile als zum Nachtheile dieſer Oper ſagen, ſie gehört zu den gleichgültigen, die nach Gefallen kommen oder ausbleiben mögen. Sie iſt arm an dramatiſcher Handlung, doch die Redensarten ſind etwas weniger einfältig, als ſie ſonſt in Opern zu ſeyn pflegen. Den Noten-Raub des Komponiſten verzeihen wir; wir ſind die Richter nicht, und haben unſeren Theil an der Beute. — Hr. Weidner, der den Carlo Fioras machte, hatte die klägliche, nicht die rührende Geſtalt eines Unglüklichen. Er verrieth das Darben der Sinne, den Schmerz der Seele verrieth er nicht. Man mochte wohl etwas thun für einen ſo Jammervollen, um ſeinen Anblik los zu werden, aber nichts fühlen, mit dem Wunſche es erheitert zu ſehen. Sein Mienenſpiel war richtig umzeichnet, aber an Licht und Schatten mangelte es ihm ſehr, an Färbung ganz; Stumme aber reden mehr als Sprechende, nur nicht mit Worten. — Hr. Krönner als Don Manuel war wie immer vorzüglich. Er vergütete uns ſeine Abweſenheit während einer langen Krankheit heute zum zweiten Male; aber ein anderer als er ſelbſt, kann uns dieſe nicht vergüten. — Hr. Pillwitz ſpielte den Barbaſtro. Es iſt zu wetten, daß wir ihn bald verlieren. — Demoiſ. Bamberger: Iſabella. Schöne Stimme, gute Schule, und einnehmende Geſtalt laſſen nichts mehr zu wünſchen übrig, als daß dieſe junge Künſtlerin, bey längerer Uebung, auch die Befangenheit ihres Spiels verlernen möge, doch ohne die Aengſtlichkeit oder Beſcheidenheit, aus denen ſie fließt; das iſt gebührlich vor einer verſammelten Menge.

Am 26. July. — Der Freymaurer, die eiferſüchtige Frau, und der Quartierzettel.

Alſo Neugierde, Liebe und Eiferſucht, dieſe drey Parzen des weiblichen Lebens. Mit der Neugierde werden die Weiber geboren, ſie leben nicht länger als ſie lieben, und an der Eiferſucht ſterben ſie. Frau v. Uhlen: die lezte Seite ihres Dreyeckes haben ſie in der Eile etwas ſchief gezogen; es iſt noch keine Frau an der Eiferſucht geſtorben. Der Freund: Haben Sie die Faſtenpredigt in der Wage geleſen? Frau v. Uhlen: Ach ja! Ich fand ſie höchſt langweilig, und nur weil ſie ruchlos iſt, iſt ſie nicht abgeſchmakt; wäre ſie nicht bitter, wäre ſie fade. Der Freund: Es ſcheint mir eine gewiſſe Ironie durch jene Kanzelrede zu gehen, die das Gegentheil von dem ſagt, was ſie denkt; doch iſt dieſe Ironie zu unerfreulich, daß man ſie ſuche, und zu tief verſteckt, daß man ſie finde. Die armen Spötter werden oft auf ſolche Weiſe beſtraft. Es trifft ſie das Loos jener Vertrauten eines türkiſchen Kaiſers und Heerführers, deſſen Namen ich nicht weiß. Dieſer wollte, um ſeine Soldaten vor einer Schlacht anzufeuern, die Todten aus den Gräbern ſprechen laſſen. Einige Höflinge fanden ſich bereit den Betrug zu ſpielen. Der Kaiſer aber, um ſeines Geheimniſſes ſicher zu ſeyn, ließ die Erde über den Lebendigbegrabenen nicht mehr aufdecken. Frau v. Uhlen: Ich verſtehe die Anwendung nicht. Der Freund: Sie verſtehen die Kunſt liebenswürdig zu ſeyn, und dieſe Wiſſenſchaft umfaßt alle Uebrigen. Frau v. Uhlen: Ihre Schmeicheley drängt mein Vertrauen zurük; ich war ſchon auf dem Wege, Ihnen zu geſtehen, daß der Faſtenprediger nicht in allem Unrecht hat, was er von meinem Geſchlechte Böſes ſagt; nur die Schadenfreude, mit der er es ſagt, bringt mich auf. Der Freund: Und doch ſollte eben dieſe Schadenfreude Ihren Verwurf mildern. Die Weiberverachtung des Faſten-Predigers ſcheint mehr Grundſaz als Empfindung zu ſeyn. Ich glaube, das entſpringt aus ſeinen politiſchen Begriffen. Wer Bürger-Freyheit liebt, muß die Weiber haſſen. Frau v. Uhlen: Iſt es unſere Schwäche, wenn das Herz der Männer zu eng iſt, zugleich das Vaterland und uns zu lieben? Der Freund: Die Vaterlandsliebe braucht keinen Raum, aber Zeit. Frau v. Uhlen: Dann verzeihen Sie der Staatsverbrecherin, daß ſie Ihren höhern Pflichten ſo lange im Wege ſtand. Der Freund (allein): So ſind ſie alle, ſie werfen wie die Parther, fliehend ihre Pfeile ab.

—— „Aber die Kritik? Wie hat Hr. Heigel, wie Hr. Becker, wie Frau v. Buſch geſpielt? Was halten Sie von der Freymaurerey?“ — Ich glaube, daß ihr eine große Gefahr bevorſteht. Der Frau v. Buſch? — Nein, der Freymaurerey.

IV.

Nachzügler.

1.

In der Rede, welche der Freyherr von Lüttwitz zu Kriblowitz bey der Beerdigung Blücher’s gehalten hat, iſt ein ungemein ſchöner Witz. Denn nur dieſes ſchönwiſſenſchaftlichen Vorzuges will ich gedenken; der Geiſt, die Wahrheit, die Tugend, die Rechtlichkeit in jener Rede verſtehen ſich von ſelbſt. Welche pfeilſchnelle Fortſchritte hat die deutſche Sprache gemacht! Da noch die Franzoſen herrſchten, war das Wort gefangen; ein geſunder, ſtarker, ſchön gebauter Körper war unſere Sprache, aber man ſah ihr die Kerkerluft an, ſie war bleich, und konnte ſich kaum auf den Beinen halten. Und jezt! Seit jener Schlacht, die Europa, die Preußen rettete, ſind erſt acht Jahre vorüber, und man höre, welch’ eine Sprache ſie führen! So nachgiebiger Gemüthsart auch unſere deutſchen Staatsmänner ſind, ſo wenig geben ſie doch den engliſchen in der Redekunſt nach. Durch das einzige Wort Preußenthum, deſſen ſich Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz ſo glücklich bediente, iſt die Sprache mit hundert neuen Wörtern bereichert worden, und der kühne Marſchall Vorwärts, der jene Erfindung veranlaßte, hat auch die Sprache vorwärts gebracht. Giebt es ein Preußenthum, ſo giebt es auch ein Jezthum, ein Mecklenthum. Giebt es ein Preußenthum, ſo giebt es auch — die Ausländer bey Seite geſchoben — ein Oeſtreichthum, ein Baiernthum, ein Sachſenthum, ein Hannoverthum, ein Badenthum, ein Naſſauthum, ein Heſſenthum, ein Reußthum, ein Brementhum, ein Frankfurtthum, und die ganze Bundestonleiter auf und ab. Ja, wer nur ein wenig publiziſ ſiſches Ehrgefühl hat, der wird auch den mediatiſirten Staaten das ſchöne Thumrecht nicht verſagen wollen. Dann würde Adelungs Wörterbuch durch Leiningenthum, Fuldathum, Salmthum, Erbachthum; Wied-Runkelthum, und noch viele andere Thüme vermehrt werden. Das hätten wir der ſchönen Rede zu verdanken, die Freyherr von Lüttwitz zu Kriblowitz, am Grabe Blüchers gehalten hat. Nur müßte man ſich verſehen, das herrliche Wort, immer gut Meißeniſch auszuſprechen, damit es durch den häufigen Gebrauch, nicht ſein eigenthümliches Gepräge, ſeine zarte Ausſprache verliere.

2.

Nie wurde die Wiſſenſchaft in Deutſchland von den Großen ſo ſehr verehrt als jetzt. Ich rede ernſt, wenn ich das ſage, aber es iſt ein Jammer mit den Deutſchen, daß ſie, weil ſie keinen Spas, auch keinen Ernſt verſtehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, ſelbſt eines Majeſtätsverbrechens überwieſenen, akademiſchen Lehrer, (ſo lange nur kriminaliſtiſche Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren laſſen bis zur Stunde der Hinrichtung. So ſehr war das Leben getrennt von der Wiſſenſchaft, daß man die öffentliche Rede, auch eines Verbrechers, nicht fürchtete. Fällt aber jetzt nur der leiſeſte Verdacht auf die polizeygemäße Denkungsart eines Profeſſors, ſo werden gleich ſeine Vorleſungen eingeſtellt. Iſt das nicht Ehrfurcht vor der Wiſſenſchaft? Das iſt Furcht vielleicht, aber ſie führt zur Ehrfurcht. Die Beſſern unter den Großen liebten vormals die Wiſſenſchaft, aber ſie liebten ſie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, ſie achteten ſie nicht. Jetzt iſt es beſſer. Man ſoll zittern vor ihr, denn der Geiſt ſey König der Welt, und das Recht ſein Schwert.

3.

Habt Ihr in der Zeitung geleſen, daß Hr. Mitouard zu Paris, Straße du Bouloy, Nro. 10. das Gehirn Voltaire's im Weingeiſte aufbewahrt? Dorthin, Ihr Völker Europens, wendet Euren Blick, wenn Ihr betet. Dort iſt Euer Oſten, Euer heiliges Grab, Eure Kebla. Dort iſt der Prophet Eurer Freiheit, und die heilige Wiege Eures Glückes. Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch ſeine Schwächen. Was er geſündigt, hat er für Euch geſündigt, Ihr dürft ſeine ſchuldvollen Lehren ſchuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödſinn, Aberwitz, beſiege, hat er gelehrt, denn man beſiegt ſie nur, indem man ſie verlacht, und er hat gezeigt, wie man ſie verlache. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieſer Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete, und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Aerndte, die verzehrt wird, er war die eiſerne Pflugſchaar der Wahrheit, die nicht verwittert, und alles Unkraut zerſtörend für jeden Saamen empfänglich macht. Laßt Euch von jenen ſchwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen andern Maasſtab kennen für Menſchenwerth, als den die regierende Sittenlehre geeicht hat. Sie ſagen, Voltaire ſey gottlos geweſen, weil ſie ſelbſt, nicht die Erhabenheit Gottes, ſondern nur das Dämmerlicht in ſeinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; ſie können nicht beten, wo es hell iſt, nicht lieben, ſo lange ſie denken. Sie ſagen, Voltaire ſey nicht gründlich geweſen, und die Paragraphen ſeiner Wiſſenſchaftslehre folgten in keiner logiſchen Ordnung. Der Amtsbote, der zwiſchen Dorf und Dorf hin und her hinkt, *der* freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaire's Oberflächlichkeit. Sie ſagen, Voltaire ſey herzlos geweſen, als könne, wer die Menſchheit liebt und tröſtet, bey jedem weinenden Kinde, dem der Finger ſchmerzt, verweilen. Erſt nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menſchenalter zur feinen unſichtbaren Minute geworden iſt, wird Voltaire vergeſſen werden.

4.

Man hat ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß das Wort *Bediente*, im Sinne des üblichen Gebrauchs, falſch ſey, indem es nach der Sprachableitung eigentlich einen ſolchen bezeichnet, der bedient wird. So werden in einer königlich hannöveriſchen Verordnung vom 31. Oktober, die von den Dienſtvergehungen der Staatsbeamten handelt, dieſe Beamten Bediente genannt. Es heißt: „durch grobe Nachläßigkeit ſich auszeichnende Bediente," „ſolche leichtſinnig-nachläſſige, pflichtvergeſſene Bediente." Ein Staats-Bediente aber iſt nicht ein Mann, der dem Staate, ſondern Einer, dem der Staat dient. Dieſe Zweydeutigkeit iſt zu bedenklich, als daß man nicht ſuchen ſollte ſie zu vermeiden.

Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben
Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Zweiter Band.
Drittes Heft.

Tübingen, 1821.
bei Heinrich Laupp.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von wenigſtens 24 Bogen, beträgt 5 fl. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Turn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermann'ſche Buchhandlung daſelbſt und die Laupp'ſche Buchhandlung in Tübingen bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, und in der Leihbibliothek des Herrn Demmert, Döngesgaſſe, Lit. G. No. 49. angenommen.

Inhalt.

Seite.

I. Ueber eine Beurtheilung der Wage in dem von Müllner herausgegebenen Literatur-Blatte 1
II. Eine Kleinigkeit 12
III. Ueber die Beurtheilung des Manuſcripts aus Süd-Deutſchland, in der Beylage zur allgemeinen Zeitung vom 20. Nov. 1820 16

IV. Literatur.

Teutſchland und ſeine Revolution u. ſ. w. 22
V. Frankfurter Dramaturgie 23
VI. Unvollſtändiges Verzeichnis der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler 49

I.

Ueber eine Beurtheilung der Wage in dem von Müllner herausgegebenen Literatur-Blatte.

Das erſte Heft des zweiten Bandes meiner lieben Zeitſchrift wird in der genannten Beylage zum Morgenblatte (12. Dez. 1820. No. 104.) viel gelobt und wenig getadelt. Mit dem Erſtern bin ich vollkommen einverſtanden, mit dem Andern aber nicht, und ich will die Gründe ſagen, warum ich es nicht bin. Der Buchrichter *) hat ſich geäußert: bey mir überwiege der Witz die Urtheilskraft; und an einer andern Stelle: ich hätte mehr Witz als Urtheil. Eigentlich wäre dieſes kein Tadel; denn da es nicht zwey Dinge in der Welt giebt, die gleich groß, oder gleich ſchwer ſind, ſo müßen auch nothwendig von verſchiedenen Geiſtesgaben, die ein Menſch vereinigt, die eine ſchwerer oder größer ſeyn als die andere. Ich dürfte mich alſo des erhaltenen Lobes freuen, und dem freundlichen Spender dafür danken. Es iſt aber eine eigene Erſcheinung, daß, wenn einem hochſtehenden bedeutenden Manne ein Wörtchen entfällt, wie eine Schneeflocke ſo leicht, es oft als Lauwine auf die Köpfe der Menge ſtürzt, und dort manche Stellungen verrükt oder gar umwirft. Freunde und Nicht-Freunde hatten früher mein Urtheil immer richtig gefunden, ſobald ſie aber das Literatur-Blatt geleſen, erzählten ſie, es ſtünde darin, ich hätte durchaus kein Urtheil, und dies ſey wahr. Ja, ein Bekannter kam zu mir und fragte: haben Sie das Morgenblatt geleſen? und als ich mit Ja geantwortet, rief er: o weh! und gieng fort. Da nun kein Richter abgeſezt werden kann, außer im Falle eines überwieſenen Verbrechens, alſo auch kein Kunſtrichter, ſo muß mir viel daran gelegen ſeyn, meine Unſchuld darzuthun, damit ich mein Kunſtrichteramt nicht verliere. Ich werde alſo beweiſen, daß das Literatur-Blatt unmöglich habe behaupten wollen, es mangle mir durchaus an Urtheilskraft, da man wohl Urtheilskraft ohne Witz, aber nie dieſen ohne jenen haben kann. Freilich werden es die Leſer unſchiklich genug finden, daß ich wie ein Tölpel von meinem eigenen Witze und von meiner eigenen Urtheilskraft rede; denn wie bekannt, darf jeder Menſch ſeinen guten Magen, ſein gutes Herz, ſein gutes Gedächtniß und ſeine Geliebte öffentlich loben; ſeinen Geiſt, ſeinen Witz und ſeine Frau aber nur im Stillen. Aber ich verletze auch dieſe Anſtands-Regel nicht. Ich behaupte blos, daß wenn ich Witz habe, wie er mir im Literatur-Blatte zugeſprochen, ich auch Urtheilskraft beſitzen müße.

---

*) Rezenſent iſt ein helles und heiteres Wort, das ſeinen nächtlichen Sinn falſch bezeichnet; es bringt luſtig in's Ohr, wie Schalmeyen-Klänge aus dem ſonnigen Thale herauf. Buchrichter aber iſt grauenvoll und mitleidlich, es tönt faſt, wie Blutrichter. Als Verſuch will ich in dieſer meiner kunſtgerichtlichen Einrede ſehen und zeigen, wie es ſich ausnimmt. Uns armen Sprachreiniger aber verlache man ja nicht — das iſt unſere Beute aus dem Befreyungskriege der Deutſchen!

Die Monarchen U und W des Conversations-Lexicons haben mir zum Kriege gegen die Rebellen, welche die Verfaſſung meines Kopfes umgeſtoßen, indem ſie ihm die geſezgebende richterliche und ausübende Gewalt entzogen, und nur den Hofprunk des Witzes gelaſſen, ihren Beyſtand angeboten. Aber das Hülfsheer meiner Verbündeten verſtärkt mich wenig. Meiſtens ausgediente Soldaten, noch von der Kantiſchen Kriegs-Schule, mit langen gepuderten Zöpfen, und mit ſo großem Gepäcke beladen, daß ſie nicht von der Stelle können. König U ſchickte mir: „Urtheilskraft (judicium) iſt die zweite Handlungsweiſe des „Verſtandes im weitern Sinne, oder des Denkvermögens (wel„ches Begreifen — Verſtand im engern Sinne — Urtheilen und „Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geiſtes, das „Verhältniß der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das

„Beſondere, und Unterordnung des Beſondern unter das Allgemeine zu beſtimmen." Dieſe ſchweren Reiter werden wenig ausrichten, ſie fangen mir noch keinen einzigen Kohlenbrenner in den Schluchten der Abruzzo's. Ferner: „Die Urtheilskraft iſt „das Spezifiſche des Mutterwitzes." Ungeübtes Fußvolk — ſchade! es kämpft mit Wärme für meine Sache. Aber Mutterwitz iſt nur Lotteglük: die ihn haben, treffen die Gewinnſte, auf Zahlen, die ſie blind gezogen. Endlich: „Ein großer Mangel der Urtheilskraft iſt eigentlich das, was man Dummheit „nennt, und einem ſolchen Gebrechen iſt gar nicht abzuhelfen." Dieſe unglükſelige Artillerie weiß nicht wo der Feind ſteht, und richtet ihr Geſchüz gegen meine eigenen Glieder. Wenn ich jezt nicht alles aufbiete noch den Sieg zu erringen, ſo bin ich ganz verloren, ich bleibe dumm und komme nie wieder auf die Beine. Das Hülfsheer des Königs W fand ich nach der Muſterung etwas brauchbarer, doch traute ich ihm nicht ganz, und ſtellte es in den Hinterhalt; denn ſeine Aeußerung: „Wiz iſt eine ſpielende Urtheilskraft", ſchien mir ein Einverſtändniß mit dem Feinde zu verrathen.

Ich beginne die Schlacht. Urtheilen heißt: eine wirkliche Sache, oder deren Spiegelbild (den Begriff) ur—theilen, ſie in ihre Ur-Theile zerlegen, ihre Grundſtoffe auseinander ſondern, um ihr inneres Weſen, ihre Beſchaffenheit kennen zu lernen. Es giebt Dinge, die den körperlichen Sinnen, oder wenn ſie ſich an den Pforten des Geiſtes melden, äuſſerlich in Geſtalt, Größe und Farbe, ganz gleich erſcheinen, ob zwar ihre innere Natur von einander abweicht; es giebt wieder andere Dinge, die bey äußerer Ungleichheit dem innern Weſen nach übereinſtimmen. Das Urtheil iſt daher entweder trennend oder bindend; jenes ſtraft die äuſſere Uebereinſtimmung, dieſes die äuſſere Uneinigkeit Lüge. Man hat das Eine Scharfſinn, das Andere Wiz genannt, und hat nicht gut daran gethan, wenn man nicht etwa dadurch blos einen doppelten Ausfluß, ſondern auch eine doppelte Quelle des Urtheils bezeichnen wollen; denn es giebt nur eine Urtheilskraft, die nur in ihrer Thätigkeit verſchieden iſt. Aber nicht einmal darin verſchieden iſt der Wiz, welcher blos ein ſchnelles Urtheilen iſt. Wie die Voltaiſche Säule mit der Schnelle eines Augenbliks Alkalien und Erden zerſezt, während die gemeine Chemie ſich auf troknem und naſſem Wege erſt abmatten muß, ſo entdekt der Wiz bald und leicht die Grundſtoffe einer Sache, die das Urtheil nur langſam und mit Mühe ausfindig macht. Der witzige Kopf unterſcheidet ſich von dem blos Urtheilskräftigen, wie der Reiſende in einem Wagen von dem Fußwanderer: jener erreicht früher das Ziel. Die Andersdenkenden werden freilich behend hierauf erwiedern: „Das eben iſt es! an dem vornehmen Reiſenden gehen Landſchaften, Städte, Dörfer und Menſchen eilig vorüber, er kann die Gegenſtände weder kennen lernen noch genießen; der beſcheidne Fußwandrer aber hat Zeit, alles genau zu unterſuchen." Wohl wahr; doch es kömmt hier darauf an, ob der Weg Zwek des Reiſens war, oder das Ziel? Beym Urtheilen aber iſt der Schluß das Ziel, nicht das Urtheilen; die Theilung nicht die Art des Theilens. Der Wiz hebt eine große Kraft mit einem Hebel, das Urtheil braucht viele Menſchen-Hände dazu. So belehrend iſt der Wiz nicht als das Urtheil, aber er will auch nicht belehren, er ſpricht nur für Ausgelernte, und erinnert ſie an das, was ſie ſchon wiſſen. Jede Sache, jedes Verhältniß hat eigene Geſichtszüge, alle Dinge haben äuſſere Kennzeichen, die ihrer innern Natur entſprechen; der Wiz kennt dieſe Zeichen, das Urtheil will das Bezeichnete ſelbſt ſehen; jener errathet, wozu dieſer erſt die Beweiſe ſucht. Ein Fremdling in der Naturkunde will die Art eines Baumes kennen lernen; er gräbt die Wurzel aus, er ſchält die Rinde ab, er ſpaltet das Holz, er ſtekt die Frucht in den Mund. Da kömmt ein Pflanzenkundiger, dem das Sexual-Syſtem bekannt iſt, er wirft einen Blik auf die Blüthe, und ein einziger Staubfaden führt ihn glüklich durch das Labyrinth. Dieſer iſt Wiz, jener Urtheil. Die Ausſprüche des Witzes verdienen ſo ſtarkes Vertrauen, als die des Urtheils, aber ſie erhalten es nicht; denn der leztere beweißt, und jener fordert Glaube. Das Urtheil, wie jedes gerichtliche ſollte, giebt Gründe an, der Wiz aber verdammt oder ſpricht frey, ohne ſich zu erklären. Man ſpricht von der Oberflächlichkeit des Witzes; es giebt allerdings eine ſolche, aber ſie liegt nicht in ſeiner Natur, ſondern in ſeinem Grade, wie es auch ein oberflächliches Urtheil giebt. Ich glaube alſo hinlänglich bewieſen zu haben, daß der Wiz nichts anders als das geflügelte Urtheil iſt; man kann aber keine Flügel haben ohne einen Körper, an dem ſie hängen. Habe ich das Schlachtfeld behauptet, ſo verdanke ich den Sieg ganz allein meinen eigenen Kriegsvölkern; denn weder die Königlich-Uhuſchen, noch die Königlich-Weheſchen Truppen, ſind ein einziges Mal zum Schuſſe gekommen.

Das Literatur-Blatt ſagt von mir: (ich erzähle es mit ſichtbarem aber ungeſehenem Erröthen, allen Nicht-Leſern des Morgenblattes) „Hr. B. ſcheint uns ein offener, gewandter, „ungemein witziger Kopf zu ſeyn; ganz geeignet, unterhaltende „Recenſionen zu ſchreiben… was aber die ächte Kritik betrift, „ſo dürf' ihm — vielleicht der Umſtand im Wege ſeyn, daß der Wiz „die Urtheilskraft überwiegt. Dieſe Vermuthung beruht hauptſächlich auf der vor uns liegenden Theaterkritik, die er von Houwalds Trauerſpiel, das Bild, geliefert hat. Er hat ſcharfſichtig „alle Gebrechen der Vorfabel und der Handlung aufgefunden, „und mit anziehender Leichtigkeit anſchaulich gemacht. Aber „wenn Houwald von dem Maler, der aus Bosheit das an den „Galgen geſchlagene Bild eines Verfolgten täuſchend ähnlich gemalt, und dadurch dieſen in's Verderben geſtürzt haben ſoll, „in folgenden Bildern ſpricht:

„Beſonnen brütet' er die Schandthat aus.
„Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
„Daß es im luft'gen Käfig dort gedeihe,
„Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß —

„ſo iſt darinnen mehr Wiz — tragiſcher nämlich, Wiz des Pathos —, als in den gemachten Einwendungen: „Wer hat je „einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Und das „Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, ſtatt mit „Gerſte!“ Hr. B. hat hier offenbar überſehen, daß die poetiſche „Diction nicht füglich nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden kann.“ Dieſes ganze richterliche Verfahren enthält eine Nichtigkeit im Sinne der Rechtslehre, wie der Herausgeber des Literatur-Blattes, der ein gutes Buch über die richterliche Entſcheidungskunde geſchrieben hat, ſelbſt bekennen muß. Die Anklage lautet auf Mangel an Urtheil; die Ausſage des Zeugen aber auf Mangel an Wiz. Die Behauptung des leztern mag wahr ſeyn, indeſſen bin ich nicht darüber vorgeladen werden. Auch iſt der geführte Beweis falſch. Ueberſehen habe ich nicht, daß die poetiſche Diction nicht nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden könne. Wenn ich das Gegentheil irrig behauptet, ſo war es ein Fehler der Ueberlegung, keiner der Sinne; denn ich behaupte es noch. Der Dichter ſpricht in Bildern — was heißt das? Das heißt: er will etwas Unſichtbares (eine Empfindung, einen Gedanken) durch etwas Sichtbares anſchaulich machen; er will ein unbekanntes Größenverhältniß durch ein bekanntes finden laſſen. Dann muß aber, ſoll der Zweck der poetiſchen Diction erreicht werden, das vorgeſtellte Bild wirklich in der ſinnlichen Welt vorhanden, die als bekannt angenommene Größe wirklich bekannt ſeyn. In der bemerkten Stelle wollte Houwald ſeine Empfindung, wie ſich Saat, Wachsthum, Frucht und Aerndte einer Uebelthat zuſammengeſellten, bis endlich das beſtimmte Opfer vergiftet hinſtürzt, den Leſern durch ein Bild verſinnlichen. Was thut er? Er läßt einen Menſchen ſich niederkauern, ein Ey legen, wie eine Henne gackern, und endlich das Ey, welches unter der ſchweren Laſt unbegreiflicher Weiſe ganz bleibt, ausbrüten. Dieſes iſt weder dem Ohre noch dem Auge faßlich. Man ſagt zwar bildlich, der Menſch brütet über eine Schandthat, aber die Sache ſelbſt, das Original darf man ihn nicht verrichten laſſen. Nun iſt das Küchlein auf der Welt, es ſoll leben, aber all' ſein Thun und Leiden darf allerdings nur nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden, man darf nichts mit ihm vornehmen, was dem entgegen iſt, was Naturgeſchichte oder Landwirthſchaft, rückſichtlich des Federviehes verfügt haben. Das Küchlein darf alſo weder in die Pflege eines Henkers gegeben, noch darf es an den Galgen gehängt, noch mit Ehre und Leben, am wenigſten aber mit fremder Ehre und Leben gefüttert werden; denn für einen Henker der Diebe beſtraft, würde es ſich gar nicht ſchicken, ſelbſt zum Diebe zu werden. Bey der Sprachmahlerei fällt man aus Zerſtreuung leicht und oft in ſolche falſche Bilder. Nun kann wohl der Dichter mit der Wärme ſeiner Empfindung den Mangel an Aufmerkſamkeit entſchuldigen, aber der kalte Beurtheiler nicht, und dieſem kömmt daher zu, die entdekten Fehler zu rügen. So mochte wohl Houwald in der beſprochenen Stelle, da er vom Freſſen der Ehr' ſprach, ganz das Küchlein vergeſſen, und ſich nur der Schandthat erinnert haben. Daraus entſtand die fehlerhafte Miſchung von Kunſt und Natur; man darf, wie ich in der Wage ohngefähr geſagt habe, einen gemahlten Baumſtamm nicht mit natürlichen Blättern und Blüthen krönen, etwa aus Mangel an Farben. Es wäre dieſes, als wie wenn ein Ueberſetzer, wo ihm die verdollmetſchenden Worte mangeln, die Worte der Urſprache einmiſchen wollte. Hätten übrigens die vier beſprochenen Verſe auch nicht gegen die poetiſche Diction gefehlt, ſo hätten ſie ſich doch immer gegen die poetiſche Kunſt vergangen. Der Wiz des Pathos mag allerdings in der wirklichen Welt ſeinen Quintilian vergeſſen, und in tolle Redensarten ausbrechen; die wahre Verzweiflung macht allerdings garſtige Geſichter — aber auf der Bühne darf ſie es nicht; dort müßen ſelbſt die Krämpfe der Seele ſich in den Wellen-Linien der Schönheit bewegen.

Das Literatur-Blatt urtheilt ferner: „Endlich, wenn er (der
„Er bin ich) den Gebrauch der Blindheit an einer Hauptperſon
„in der Tragödie u. a. aus dieſem Grund tadelt: „Was
„kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird?
„Wir haben unſere guten Augen, wir ſehen umher, uns kann
„ſo etwas nicht erreichen“ u. ſ. w., ſo hat er nicht nur den Oedip
„in Kolonos vergeſſen, ſondern auch den Umſtand überſehen,
„daß bey jedem Zuſchauer wenigſtens ſoviel Phantaſie vorausgeſezt
„werden muß, als nöthig iſt, um ſich mit ſehenden Augen
„in den Zuſtand eines Blinden zu verſetzen. Wird wohl irgend
„einer am Schluſſe des Wallenſtein das Mitleid mit der Terzky
„durch den Einfall von ſich ſcheuchen: Was kümmert mich die

„Gräfin, ich habe keinen Gift im Leibe?“ Der Grund freilich iſt nicht feſt genug, ob zwar auch nicht ganz ſo locker als behauptet wird. Man kann wohl mit ſehenden Augen ſich in den Zuſtand eines Blinden verſetzen, aber nicht in alle Folgen dieſes Zuſtandes, nicht in jedem Kummer jeder einzelnen Entbehrung. Das Geſicht des Schmerzes, welches die unglükliche Liebe zeigt, wird uns rühren, doch haben wir für jede der tauſend Sorgen, die heimlich an dem Herzen des Unglüklichen nagen, keine beſondere Thräne. Wir ſchenken ihm eine runde Summe des Mitleids, und haben uns dann abgefunden. Gegen dieſen Grund, warum tragiſche Perſonen nicht blind erſcheinen dürfen, läßt ſich, wie auch geſchehen iſt, Einwendung machen; ich habe aber beſſere Gründe, theils dargereicht, theils angeboten. Ich ſagte, es dürfe kein tragiſches Geſchik in einer Krankheit des Leidenshelden ſeine Quelle haben. Die Urſache liegt ganz oben. Der Zweykampf zwiſchen der Freyheit und der Nothwendigkeit, oder wahrer und chriſtlicher geſprochen: Der Kampf der Freyheit des Einzelnen gegen die Freyheit der Welt iſt es, was in der Tragödie uns bewegt. Dann muß es aber eben die Freyheit ſeyn, welche ſtritt und unterlag, nicht die gefeſſelte Sklaverey. Der kranke Menſch jedoch iſt ein Leibeigener, dem, weil er nicht ebenbürtig mit der freyen Welt, kein ritterlicher Kampf gebührt. Er fiel — denken wir Geſunden — weil er die Waffen nicht zu führen verſtand, wir aber werden uns zu vertheidigen wiſſen. Kann der tragiſche Dichter dieſe Hoffnung des Siegs aufkommen laſſer, wenn er dem unbezwingbaren Geſchicke die gebührende Ehrfurcht erhalten will? Ich hatte freylich, als ich die Blindheit der Gräfin Camilla getadelt, nicht an Oedip in Kolonos gedacht, aber jezt, da ich daran erinnert werden, finde ich dort eine Stütze mehr für meine Behauptung. Hätte Oedip ſeinen Vater erſchlagen und ſeine Mutter geheirathet, weil er, als Blinder, ſie als ſolche nicht erkannte, dann hätte Sophokles den Fehler Houwalds begangen. Aber Oedips Blindheit war nicht die Quelle, ſie war die Folge ſeiner That und ſeines Misgeſchickes. Nicht ſeine Blindheit, ſeine Selbſt-Blendung rührt uns, und ſie macht die höchſte tragiſche Wirkung. Wir lernen darin, daß man dem Verhängniſſe nicht entgehe, indem man die Werkzeuge ſeiner Rache meidet; denn weichen wir dieſen aus, ſo muß unſere eigene Hand die Strafe des Geſchickes an uns ſelbſt vollſtrecken. Bey Oedip erſchüttert uns der boshafte Witz, das grauſame Beyſpiel des neckenden Schickſals: Er ſah, ſo lange er blind war, und ward blind, ſo bald er ſah. Daß es nicht das Blind-ſeyn, ſondern das Blind-werden iſt, was für Oedip aufregt, kann man leicht verſuchen, wenn man beyde Tragödien dieſes Namens von einander trennt. Oedip der König weggedacht, macht Oedip in Kolonos durchaus keine Wirkung; ja es iſt — ich kann kein anderes Wort finden — es iſt eckelhaft, den alten augenloſen Bettler zu begleiten, zu ſehen, wie unbehülflich er iſt, wie ihm ſeine Tochter beiſtehen muß, wenn er ſich ſezt oder aufſteht, wie er alles greifen muß, um es zu erkennen! Das blutende Schlachtopfer kann rühren, aber nicht das abgeſchlachtete — dem Leichnam wenden wir den Rücken. — Auch das Beyſpiel der Terzky am Schluſſe des Wallenſteins iſt nicht anwendbar gegen mich. Haben wir auch kein Gift im Leibe, ſo haben wir doch Gefäße im Leibe, die des Giftes empfänglich ſind. Auch iſt es nicht das Gift, die Vergiftung iſt es, die tragiſch auf uns einwirkt. Es entſteht nicht der Wunſch in unſerem Herzen: möchte doch eiligſt ein Arzt herbeygeholt werden, und möchte, bis er kömmt, die Gräfin einſtweilen Oehl oder Seifenwaſſer trinken! Nein, ſie mag ſterben; wir beklagen nur den Untergang ihres Hauſes. So ſehen wir bewegt die Blätter vom Baume fallen, — an den Blättern verlieren wir nichts, nur der Winter macht uns traurig, der ſie herabſchüttelt.

Es iſt mir zum Vorwurfe gemacht worden, daß ich einen Sprachfehler gerügt, der doch nur auf Rechnung des Abſchreibers oder des Schauſpielers zu ſetzen geweſen wäre. Ich muß dieſen Vorwurf hinnehmen. Wie ich zu jener unſchicklichen Rüge gekommen, begreife ich ſelbſt nicht; doch war es nur Vergeſſenheit, nicht Mangel an Wohlwollen, wie gemeint wird. Ich kenne ſo wenig den Dichter, als ich die Dichtkunſt übe, und ſo oft ich auch geirrt haben mag, ich irrte nie aus Leidenſchaft.

Zwar äuſſert ſich das Literatur-Blatt: ich möchte wohl bey der Beurtheilung des Bilds „durch bekannte Lobhudeleyen“ ein wenig gereizt werden ſeyn; allein dieſes ſollte gewiß nicht heiſſen, empfindlich gemacht, ſondern veranlaßt, und ich muß geſtehen, daß es ſich wirklich ſo verhält. Jede Kritik ſollte nur auf eine ſolche Veranlaſſung geſchrieben werden. Wenn ein Dicht-Werk oder ſonſt ein anderes, nicht gelobt wird, wenn es keinen Beyfall findet, iſt es dann nicht eine abſcheuliche zweckloſe Grauſamkeit, es öffentlich herabzuziehen, und einen Schriftſteller, der, ſey er noch ſo beſcheiden, für ſeine Erzeugniſſe immer Vater-Liebe hat, zu kränken? Aber ſo bald es unverdientes und allgemeines Lob erlangt, muß die Kritik ihre Härte üben. Ich glaube nicht, daß eine ſchlechte dramatiſche Dichtung den Geſchmak des Leſers oder Hörers verdirbt, ich glaube aber, daß ſie, indem ſie dem verderbenen Geſchmacke huldigt, dieſem geſezliche Herrſchaft und Erblichkeit giebt, und daß man ſolchem verderblichen Einfluße begegnen müße. Ich habe Houwald's Bild von keinem tadeln, von vielen preiſen hören. Auch Böttiger in der Abendzeitung hat es hoch erhoben. Ein ſo kenntnißreicher Beurtheiler! was ſoll ich denken? Es wäre doch traurig, wenn mir keine andere Wahl bliebe als zwiſchen der Erklärung: Ich habe den Verſtand verloren, oder: Böttiger hat ihn verloren; ich müßte das Erſtere wählen. War es Wohlwollen? Das wäre ſehr zu tadeln! Ich bin ſo glüklich, keine Freunde zu haben, die ſchlechte Bücher ſchreiben; aber hätte ich ſolche — nun freilich, ich würde ſie auch nicht tadeln, ich ſchwiege. Weiter darf ſich die Nachſicht nicht erſtrecken; Man kann ſich ſelbſt, aber man darf nicht fremde Rechte dem Freunde opfern, und auf Wahrheit hat die ganze Welt heiligen Anſpruch.

Einige Bild-Verehrer haben mich als einen Ikonoklaſten feindlich behandelt, und den Bilder-Sturm abzuſchlagen geſucht. Die in Frankfurt erſcheinende Iris, ſagte in Bezug auf mich: man habe Houwald's Tragödie „mißverſtehend den tiefen Sinn der Dichtung, ſtreng getadelt; aber der reine Geiſt, der darin waltet, iſt unverwundbar.“ Von der Enkelin des Decanus wundert es mich ſehr, daß ſie mir hierin entgegen war. Meine Landsmännin hätte wiſſen ſollen, daß Karl der Große ſelbſt ſchon vor länger als tauſend Jahren gegen die Bilderverehrung geſchrieben, und daß eine damals in unſerer Vaterſtadt gehaltene Kirchen-Verſammlung ihm feyerlich Recht gegeben hat. Wollte die Iris anderer Meynung ſeyn, ſo hätte ſie wenigſtens Karl dem Großen und mir ihre Gründe angeben, und die von mir gegebenen Gründe der Verwerfung widerlegen ſollen. — Die der **Ikonolatrie** warm ergebene **Abendzeitung** kam mit großer Macht zu Waſſer und zu Lande (in Proſa und Verſen) mir entgegen gezogen. Ein Frankfurter Briefwechsler (ſogenannt, weil ſie Briefe gegen Geld wechſeln), ſchrieb nach Dresden: „**Houwald's** ſchöne Dichtung hat in Hrn. **Börne**, der in zwey neuen Heften ſeiner Zeitſchrift (**die Waage**) der Welt zeigt, daß er noch in ihr iſt, einen ereiferten Gegner gefunden. Nach ſeinem Ausſpruche taugt der Plan nichts, die Sprache iſt unpoetiſch, und es findet ſich ſogar — man höre! — ein Verſtoß gegen die Jurisprudenz. Mit dem genialen A. E. **Hoffmann** und dem Edelmanne, Hrn. A. v. **Schaden**, geht Hr. **Börne** nicht beſſer um. Da entſtand denn in einem Kreiſe billiger Kunſtfreunde, welche Hrn. **Börne's** Ausſprüche nicht billigen konnten, folgendes Diſtichon:

„Adolph von Schaden zu tadeln? Mag ſeyn! Dahin reichet dein Maßſtab;
„Aber von Hoffmann laß ab, Lieber, der ſteht dir zu hoch!
„Nimmſt du gar Houwald's ſo treffliches Bild auf die richtloſe Waage,
„Ja, dann hängt es fürwahr in commotion da. —“

Die billigen Kunſtfreunde mögen wohl damals billigen Wein getrunken haben, als das Diſtichon in ihrem Kreiſe entſtand. Es iſt mir nicht klar geworden, ob der Dichter mein Freund oder Feind ſey, ob er mich loben oder tadeln wollte. Zwar duzt er mich, und nennt mich **Lieber**, doch vielleicht iſt er mir nur aus metriſchen Gründen zugethan. Den Schwung, das Mahleriſche des Diſtichons habe ich lebhaft aufgefaßt. Das: **von Hoffmann laß ab!** iſt wahrhaft plaſtiſch; ich fühlte die Hand des Polizey-Dieners, der mich beym Arme pakte, um mich aus dem Prügelgemenge zu ziehen. Aber über den Sinn des lezten Zeilenpaares bin ich zweifelhaft. Heißt es: meine Wage wäre ein Galgen? Das bin ich zufrieden; denn an den Galgen wird keiner unverdient gehängt. Oder wollte der Dichter ſagen: ich ſey ein Galgenſtrik? Ich wollte ihm nicht rathen, dieſes gemeynt zu haben. Das wäre ſchlecht von ihm, ich bin ein ehrlicher Mann und bin kein Galgenſtrik, und hat er mich wirklich einen Galgenſtrik genannt, und ich bringe heraus wie er heißt, dann verklage ich ihn bey der Dresdner Polizey.

Mit dem Proſaiſten aber bin ich nicht zufrieden, das iſt ein grober Menſch. Warum beleidigt er mich? Wozu ſagt er von mir, ich hätte durch zwey Hefte der Wage der Welt zeigen wollen, daß ich noch in ihr ſey? Mich ärgert das ſehr. Solche Grobheiten beluſtigen weder, noch belehren ſie die Welt. Der Herausgeber der Abendzeitung hätte dieſe Kränkung nicht aufnehmen ſollen. Das Blatt iſt ſonſt immer fein, immer wohlriechend; wahrſcheinlich hat der Lampen-Bub vorn, ohne daß es der Hausherr wußte, dieſes brenzliche Oehl in die Lampe gegoſſen.

II.

Eine Kleinigkeit.

Im vorigen Hefte der Wage hatte ich eine Beurtheilung der ſatyriſch-humoriſtiſchen Gedichte, von Döring, Lpz. 1820., in Ernſt Kleins literar. Comptoir, mit folgenden Worten angefangen: „Das kleine literariſche Comptoir „hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleich „kommt." Hierauf bezieht ſich nachfolgende Erklärung, die ich in den öffentlichen Blättern abgedrukt fand.

„Herr Börne, der jezt wieder in dem von ihm ſo geſchmähten Frankfurt lebt, findet für gut, ſeinen Wiz jezt in ſeiner

Wage an Schriftſtellern und Buchhändlern zu üben, und zwar an Schriftſtellern wie E. T. A. Hoffmann, und auf eine Art, die ſchon laute Mißbilligung erregt hat.“

„Auch Dr. Heinrich Döring hat er wegen: Satyriſch-humoriſtiſche Gedichte, beſonders in Bezug auf neuere Zeitereigniſſe; dabey auch mich, den gewöhnlich neutralen Verleger, angegriffen. Herr Börne weiß wohl nicht, daß Wiz auf Namen der ſchlechteſte iſt, und daß es ſcheint, als wenn das kleine Comptoir wenigſtens ſo groß ſey, daß es keine Börneſche Wage (die nirgends geſezlich oder üblich eingeführt iſt) zu verlegen braucht. Sollte Herr Börne unwillig auf mich ſeyn, weil er aus einigen Verlagsartikeln etwa den Schluß zieht, ich ſey auch ein Judenfeind?

„Hrn. Börne's Schreck vom 20. Sept. 1819 läßt ihn in Hrn. Dr. Döring einen Septembermann erblicken. Sollte er darum meiner würdig ſeyn? Dann hat der geſcheute H. Börne den Hrn. Dr. Döring gar nicht verſtanden, und von meinem Wirken weiß er gar nichts. Obgleich Dr. Döring einigen Unfug gerügt hat, ſo haben doch freymüthige Kritiker ſeinen Freymuth über die Gebrechen der Zeit gerühmt, und ich habe viel gegen Willkühr zu kämpfen gehabt, ohne dieſem durch eine Reiſe nach Paris auszuweichen.“

Ernſt Klein, Buch- und Kunſthändler
in Leipzig und Merſeburg.

Ich weiß recht gut, daß Wiz auf Namen der ſchlechteſte iſt, und daß die Minderrechte, die man mit dem Zufalle der Geburt verbindet, eben ſo grauſam, als die Vorrechte, welche die Geburt ſich anmaßt, lächerlich ſind. Daher war auch der Wiz ein ſchlechter, den ich auf Hrn. Klein angewendet. Er war gegen den guten Geſchmack, er wäre aber auch unſittlich geweſen, wenn ich den Zweck dabey gehabt hätte, Hrn. Klein zu kränken, oder die Vermuthung hätte haben können, daß er eine Beleidigung darin finden würde. Ich kann meine Uebereilung damit rechtfertigen, daß der ſchlechte Wiz anſteckend iſt, und ich nicht vorſichtig genug war, als ich die ſatyriſchen Gedichte des Hrn. Döring beurtheilte. Es würde mir ſehr wehe thun, den Hrn. *Klein* gereizt zu haben, wenn er nicht, indem er den Fehler, deſſen ich mich ſchuldig gemacht, ſelbſt, und weit ſtärker beging, mein Gewiſſen beſchwichtigt hätte. Hr. *Klein* hat Recht, der Buchhändler iſt *neutral*; aber unter dem Vorwande einer *bewaffneten* Neutralität darf er an dem Krieg keinen größern Antheil nehmen, als die Vertheidigung ſeiner Grenzen erfordert. Waren die Ausfälle weit in *mein* Gebiet hinein gerecht, ſind die großen kriegeriſchen Zurüſtungen nothwendig geweſen? Hr. *Klein* hat nicht blos den ganzen deutſchen Bund feindlich gegen mich geſtimmt, ſondern auch mit den Mächten Frankfurt und Hoffmann Separat-Bündniſſe gegen mich geſchloſſen." Nie habe ich *Frankfurt* geſchmäht; denn Unrecht und Irrthum haben ſo wenig ein Vaterland als Recht und Wahrheit; wenn ich für dieſe, wenn ich gegen jene ſtritt, ſo mußte es wohl auf irgend einem Schlachtfelde geſchehen, aber der Ort des Kampfes iſt nicht das Ziel des Kampfes. Habe ich an *Hoffmann's* Schriften meinen Wiz geübt? Nun wahrlich, und hielt ich mich auch für den beſten Schützen, ich wüßte immer, daß die Armbruſt ſo hoch nicht trägt, und ich verſucht' es nicht. Ich habe *Kater Murr* und die *Serapions-Brüder* beſtritten, und da ich hierin Muth gezeigt, ſo geſchah es doch ehrenvoller, als wenn ich mich an einen ſchwachen Feind gewagt hätte. Hoffmanns Wiſſenſchaft, nicht ſeiner Kunſt bin ich entgegengetreten; beyde achte ich, aber nur die leztere liebe ich, und ich wäre ſehr zufrieden, wenn mich dieſer geiſtreiche Schriftſteller nur um die Hälfte weniger ſchäzte, als er ſelbſt von mir geſchäzt wird. Wie konnte Hr. *Klein* auf den Gedanken kommen, ich hätte den Umfang ſeines Buchhandels mit Geringſchätzung bezeichnen wollen? Wäre dieſer nicht von Bedeutung, dann freilich hätte Hr. *Klein* Recht, der Verlag meiner Wage würde ihn nicht größer machen. Ich habe jedoch eine gute Meynung von ſeinen Geſchäften. Denn wenn ich die zwey Artikel erwäge, mit welchen Hr. *Klein* in dem neueſten Leipziger Bücher-Verzeichniſſe ſteht, und die beyde in *neuen verbeſſerten Auflagen* erſcheinen, nämlich: „*Die Heirathsluſtigen, ein kurzweiliges Lottoſpiel mit Karikatur-*

karten für frohe Geſellſchaften" und: „Wer das Glük hat, führt die Braut heim. Ein neues Würfelſpiel für jung und alt" — ſo ſchlieſſe ich mit Recht, daß ſeine jungen wie ſeine alten Verlags-Werke, neue Auflagen, theils verdienen, theils erhalten haben.

Herr Klein frägt ferner: ob ich vielleicht darum unwillig auf ihn geworden, weil ich aus einigen ſeiner Verlagsartikel den Schluß gezogen, daß er ein Judenfeind ſey? Da ich ſo ſchuldlos bin wie ein Lamm, und weder die Schlupfwinkel des Argwohns noch die Schleichwege der Liſt kenne, ſo verſtand ich dieſe Betonung gar nicht. Ein Anderer mußte ſie mir erſt aufſchlieſſen. Man erzählte mir, eine Schrift gegen die Juden, von Hartwig von Hundl-Radowsky u. ſ. w. u. ſ. w. verfaßt, wäre im Verlage des Hrn. Klein erſchienen, und da mich dieſer für einen Juden hielte, glaube er, ich ſey deswegen böſe auf ihn. Die bezeichnete Schrift kenne ich gar nicht; aber wenn ſie ſo ſchlecht iſt als eine andere des nämlichen Verfaſſers, als Truthähnchen, ſo iſt ſie unter allen ſchlechten Schriften gegen die Juden, die ſchlechteſte. Iſt Hr. Klein ſelbſt ein Judenfeind, ſo geſtehe ich es, daß ich ihn verachte, wenn die Feindſchaft aus ſeinem Herzen, und beklage, wenn ſie aus ſeinem Kopfe entſpringt. Dem deutſchen Volke verzeihe ich den Judenhaß, weil es noch ein Kinder-Volk iſt, und darum, eben wie die Kinder, um einſt frey auf den Füßen ſtehen zu können, einer Lauf-Bank bedarf, damit es an der Schranke der Freyheit, die Schranke entbehren lerne. Das deutſche Volk würde hundert Male im Tage umfallen, wenn es ohne Vorurtheile wäre. Aber dem einzelnen erwachſenen Menſchen kann ich den Judenhaß nicht vergeben. Doch woraus vermuthet Hr. Klein, daß ich ſelbſt ein Jude ſey? weil ich die Juden vertheidige? Alſo Hr. Klein ſchlieſſt, alle die Menſchen müſſen meine Freunde oder Blutsverwandte ſeyn, die ich nicht berauben und beſtehlen helfe? Denn iſt es etwas anderes als der gewaltſamſte Raub, als der ſchnödeſte Diebſtahl, wenn man den Juden das heiligſte, das unantaſtbarſte, unerſezlichſte Eigenthum, das, was ſie von der Natur ſelbſt erworben, betrügeriſch vorenthält? Giebt es etwas Ungerechteres, als die Minorate, die wir zu unſerem Vortheile geſtiftet, und etwas Lächerlicheres, als die Meynung, daß uns, weil wir die jüngern Söhne des Vaters ſind, das Erbe allein gebühre? Und muß man ein Jude ſeyn, um chriſtliche Geſinnungen zu hegen?

Hr. Klein ſagt, die Beſchlüſſe des 20. Sept. hätten mich erſchrekt. Wäre ich der, für den mich Hr. Klein gewiß nicht hält, aber für den er mich geltend machen möchte, dann wäre ich nicht erſchrocken, ich hätte mich gefreut. Er ſagt, ich hätte Hrn. Döring nicht verſtanden, der nichts gethan, als die Gebrechen der Zeit freimüthig rügen. Ich habe Hrn. Döring wohl verſtanden, und er hat nicht die Gebrechen der Zeit gerügt. Die Gebrechlichen der Zeit hat er verſpottet, ſtatt die zu tadeln, welche durch ihre Mißhandlungen jene dazu gemacht. Hr. Klein ſagt, er ſelbſt habe gegen Willkühr zu kämpfen gehabt — das geſteht er, und doch, und doch zürnt er mit mir, daß ich Lehren verdamme, die der Willkühr ſchmeicheln! Auch hat er die Wahrheit nicht gehört, wenn er ſich erzählen ließ, ich ſey nach Paris entflohn. Ich kenne nur eine Furcht — ich fürchte das verdienen der Strafe, nicht die Strafe.

III.

Ueber die Beurtheilung des Manuſcripts aus Süd-Deutſchland, in der Beylage zur allgemeinen Zeitung vom 20. Nov. 1820.

Das beurtheilte Werk ſelbſt werde ich ſo wenig als möglich berühren. Nicht darum, weil ſein Inhalt bekannt, und bekannter als es ſelbſt verbreitet iſt, (denn was that es mehr, als die ſtille Geſinnung aller zur Sprache bringen? — es that nur weniger) ſondern aus dem Grunde rede ich nicht davon, weil die Grundſätze des Beurtheilers verdammlich blieben, auch wenn es die des Manuſcriptes nicht minder wären. Ich will das Buch nicht loben, ich will es nur tadeln — es war nicht aufrichtig genug. Es hat ſich geſcheut, die Schaamtheile der Wahrheit zu entblößen; aber wenn die Wahrheit krank iſt, da iſt nicht Zeit mehr zu ſittſamen Bedenklichkeiten. Der Beurtheiler iſt ein kühnerer Wundarzt, er ſtößt die Senknadel in die Wunden — der Seinigen, bis er die Knochen ſpürt. Freilich that er es unbedacht, nicht mit Vorſaz; denn an Wortgaukeleyen ließ er es gewiß nicht fehlen. Er räucherte mit den ſtärkſten Gerüchen, um die Sinne zu betäuben, um die Luft zu verdüſtern, damit man an den Geiſterſpuk um ſo leichter glaube. Wenn ich einigen verlaufenen Reden des Beurtheilers entgegentrete — unſere Haupt-Anſichten ſelbſt ſtehen ſo weit auseinander, daß es zwiſchen ihnen gar nicht zum Handgemenge kommen kann — ſo geſchieht es nicht, um ſie zu widerlegen; denn man täuſcht über das Wahre und Rechte nicht einmal die gedankenloſe Menge, wo das wahre Rechte ihr auch irrdiſchen Vortheil bringt; es geſchieht, um dem Beurtheiler zu zeigen, daß man ihn verſtanden. Der alte Adam ſpricht aus ihm, die Erbſünde der gewalt-lüſternen Menſchen. Eines aber hat er uns verrathen, was erfreulich iſt — wo der Gewaltwille ſich zu rechtfertigen anfängt, da iſt ſeine Macht im Sinken. Redet nur immer was Ihr wollt, aber redet. Die Wahrheit iſt ein Magnet, ſelbſt das Eiſen des Feindes fliegt ihr zu, wenn auch der feindliche Arm zurükbleibt. Was vermag er waffenlos?

Der Beurtheiler glaubt die jetzige Zeit erſt ſchildern zu müßen, vergeſſend, daß ſie kenntlich genug bezeichnet iſt, wenn er erklärt, wie ſie ihm und den Seinigen mißfalle. Er ſpricht: die einſeitige Begriffskultur, und die daraus hervorgehende vermeintliche Welterneuerung und Weltverbeſſerung dieſer Zeit, hätten die Eigenthümlichkeit der Völker in eine gleichartige chaotiſche Maſſe aufgelöſt, in der nur noch die wandelbare Parteimeynung des Tags, und der eben ſo wandelbare und unſichere Geldbeſiz, trenne und unterſcheide. Was ſonſt Völker waren, wären jezt Parteyen, und der Parteymann in Deutſchland ſey ſeinem Geiſtesverwandten und Bundesbruder in Frankreich, Spanien und Italien näher und befreundeter, als ſeinem andersdenkenden Landsmanne. Er ſpricht von der zerſtörenden Wirkung der Verſtandesbildung, und von den gewöhnlichen politiſchen Tagsſchriftſtellern, deren ganze Schaar verderblichen Lehren huldige. Ich habe das Erhebliche herausgehoben. Haben die Völker darum ihre Eigenthümlichkeit verloren, weil ſie angefangen übereinſtimmende Wünſche zu hegen? Man iſt eher Menſch als Bürger, und eher Bürger als Landsmann. Wir haben wohl gethan, die Wälder des Tacitus zu verlaſſen, aber kann die Freyheit nicht auch in Häuſern wohnen? Die alten Deutſchen hatten auch Könige. Wandelbarer Geldbeſiz! — ja wohl, dem fließen die Thränen des Beurtheilers. Geld iſt ein Strom, aus dem jeder ſchöpfen kann, die Durſtigen aber ſind kraftlos wie man ſie wünſcht. Es wäre freilich beſſer, den Werth der Dinge mit leibeignen Menſchen, Schaafen und Grundſtücken zu bezahlen. Leibeigene kann man binden, Schaafe in den Stall ſperren, und Grundſtücke mit einer Mauer umziehen — denn wandeln ſie nicht. Hundert Jahre ohne Geld, und welche herrliche Zukunft! Dann kommt aller Reichthum und alles Land in die frommen Hände der gottvertrauten Leviten; denn die ganze Erde iſt ihnen gelobt, uns nur der Himmel. Wenn der Beurtheiler ſelbſt keine Bundesbrüder mehr in Spanien ſucht, iſt das Vaterlandsliebe, iſt das ſein Verdienſt? Es iſt das Verdienſt der Spanier, welche die Inquiſition abgeſchaft, Pfaffentrug entlarvt, die Oligarchie zertreten haben. Verſtandesbildung! Ja freilich; denn eben der Verſtand iſt der Geldhaushalt des Geiſtes, der wandelbare; der unwandelbare Glaube aber iſt beſſer, weil er der grundbeſitzenden Ariſtokratie Frohndienſte leiſtet. Guter Gott, wir haben lange genug geglaubt, und ſchöner Lohn iſt uns dafür geworden! Die Krankheit, die wir erduldet, und auch der Schmerz der Heilung, an dem wir gegenwärtig leiden — beydes iſt Euer Verbrechen. Daß die Tagsſchriftſteller, die jezt für die gute Sache ſtreiten, eine Schaar, daß ſie gewöhnlich ſind, und nur wenige unter ihnen ſich zu feilen Söldlingen erniedrigen, das mag freilich dem Beurtheiler keinen Muth machen. So klein iſt die Zahl der Söldlinge geworden, daß, wie ehemals die Herſcher ein Triumvirat gebildet, jezt die Knechte nur noch ein Triumvirat bilden.

Jenes „beſtändige im Munde führen des öffentlichen Wohls, deſſen Name zu jedem Unrecht und jeder Gewaltthat mißbraucht wird“ iſt dem Beurtheiler eine der Farben, woran er das Schrekbild erkennt, vor dem wir ſchon dreyßig Jahre die Phantaſie furchtſamer oder Schuldbewußter Menſchen haben zittern ſehen — des Jakobinismus. „Humanität, Aufklärung, Freyheit und Gleichheit, Menſchenrechte, Liberalität, Konſtitution u. dgl., wobey ſich eigentlich niemand etwas Beſtimmtes und Klares denkt,“ nennt der Beurtheiler Stich- und Modewörte. Wenn der Deutſche das öffentliche Wohl nur im Munde führen darf, weſſen iſt die Schuld, und weſſen iſt die Schuld, daß er ſelbſt dieſes nicht mehr darf? Wenn, wie es wirklich geſchah, verwerfliche (nicht immer verworfene) Menſchen, die Freyheit gemißbraucht, um in ihrem Namen Gewaltthätigkeit zu bereiten, hätte es geſchehen können, wenn die Völker etwas zu verlieren gehabt, und nicht in dem Wechſel ihrer Zwanggebieter eine willkommene, und eine um ſo willkommenere Erleichterung gefunden hätten, da Jugend, Leichtſinn und Unerfahrenheit der neuen Tyranney, ſich für ihre kurze Dauer verbürgen? Wenn die Menge von Freyheit, Menſchenrechten und Konſtitutionen ſpricht, ohne zu wiſſen, was ſie ſich klar und beſtimmt dabey zu denken habe — dieſe Einwendung, die der Beurtheiler macht, denkt er uns damit zu täuſchen? Er ſelbſt muß es wiſſen, wie ausgedehnt und kraftlos ſolche Redensarten ſind. Iſt der Menſch darum weniger krank, weil er den Siz ſeines Uebels nicht kennt, fühlt er ſich weniger geſundet, weil er nicht weiß, wie er geheilt werden? Die Arzneykundigen kennen jenen und wiſſen dieſes. Wenn das Volk über den Druk der Abgaben klagt, iſt ſeine Klage darum ungerecht, weil es nicht einſieht, daß es die ſtehenden Heere und die tauſend Schmarozzer am Staats-Tiſche ſind, die ſich mit dem Schweiße ſeiner Arbeit tränken? Wenn Millionen Menſchen keinen Acker finden, auch für die Freuden des Lebens zu ſäen und zu erndten, dürfen ſie darum nicht murren, weil ſie nicht begreifen, daß ihnen die Wälder von Stammbäumen den Boden entziehen? Wenn ein ſchlichter Bürger ſeufzt, daß er eingekerkert worden ohne Schuld; gefangen gehalten ohne Unterſuchung; frey geſprochen ohne Rechtfertigung, verdienen ſeine Seufzer darum kein Gehör, weil er die Quelle ſeiner Noth nicht kennt, weil ihm unbekannt iſt, daß ſie daher entſprungen, daß es kein öffentliches Gericht und keine Geſchwornen im Lande giebt? Dazu ſind die Staatskundigen. Daß aber dem Beurtheiler ſelbſt Humanität, Aufklärung, Freyheit, Menſchen-Rechte, Liberalität, Worte ſind, unter denen er ſich nichts Beſtimmtes und Klares denken kann, würde man ihm glauben, auch wenn er es nicht durch alle ſeine Reden bewieſe. Aber was Konſtitution ſey, ſollte er doch wiſſen; England, Frankreich, Baiern, Würtemberg, Baden, hätte es ihn lehren können. Oder nennt er eine ſolche Konſtitution auch eine „Revolution von Oben,“ wie ſich Fr. Schlegel in ſeiner Konkordia „trefflich“ ausdrükt?

Endlich ſteigt der Beurtheiler von ſeinen erhabenen Anſichten herab, nachdem er oben auf dem Berge, wie Moſes, für die Sache ſeines Volkes die Hände gefaltet — er ſteigt herab, um nachzuſehen, ob das Gebet den Sieg bewirkt, und ſchmäht nun den Feind, den er geſchlagen wähnt. Er wirft dem Verfaſſer des Manuſcriptes vor: er habe verſucht die Regierungen zu entzweyen, doch vergebens, die Kabinette ſeyen nie einiger, das Band gegenſeitiger Achtung und befeſtigten Vertrauens, ſey nie ſtärker geweſen, als jezt. Er wirft ihm vor: jene verrufene Rechenmeiſter-Politik, jene willkührlichen, weder Recht noch Geſchichte beachtenden Ländervertheilungen, jene Staatenmacherey, jene gewaltſame rükſichtsloſe Beglückung der Völker gegen ihren eigenen Wunſch und Willen. „In Deutſchland zerſchneidet man für das allgemeine Wohl Länder und Staaten, wie man in Frankreich deshalb Köpfe abſchnitt. Die Geſinnung des Manuſcriptes ſey weniger die republikaniſche Art und Geſtalt, als die weit wirkſamere Napoleoniſch-Deſpotiſche“... Wenn der Verfaſſer des Beurtheilten Werks die Regierungen zu entzweyen geſucht, dann hat er Unrecht gethan, und nicht blos im Sinne des Beurtheilers. Wo Schlimme und Gute ſich geſellen, da verderben oft jene dieſe, aber nicht ſelten auch beſſern dieſe jene; wir ha den beyde Erfahrungen. Wie man auch geſinnt ſey, man darf ſich der Einigkeit der Fürſten erfreuen, aber mehr noch darf man ihrer Einſicht und Tugend vertrauen, daß ihnen näher am Herzen liege werde, mit ihren Völkern, als unter ſich eng verbunden zu ſeyn. Man rede uns doch nicht von Kabinetten, es giebt keine Kabinette mehr, ſeitdem die Fürſten ſelbſt das Hausrecht aller Staats-Bewohner anerkannt haben. Die Kabinette ſind nur noch — doch nein, ſie ſind mehr — ſie ſind die Thürwächter-Zimmer, worin über alle Theile und über alle Bewohner des groſſen Hauſes gewacht wird. Wahrlich eine ſchönere und edlere Beſtimmung als die frühere war! Wenn der Beurtheiler gegen die Rechenmeiſter-Politik, gegen die weder Recht noch Geſchichte beachtenden Ländervertheilungen eifert, ſo danken wir ihm dafür, das war brav geſprochen, und kann er es nicht auf Erden, ſo wird er es im Himmel verantworten. Auch dafür danken wir ihm, daß er deſpotiſche Art verdammt, und wir glauben gern, er habe nicht blos Napoleoniſche gemeint.

Endlich — endlich, nachdem es lange geſiedet, gebraust, gelärmt und geziſcht, erhebt ſich Schwanenweiß der kühne Taucher aus der Flut, und winkt, und hoch in ſeiner Rechten hält er den Becher, den Kelch des Heils, den er im Abgrund fand. Die Preßfreyheit, die ſeit Jahr und Tag, wie Unkraut, in Deutſchland wuchernde Preßfreyheit, hat allen den Jammer verſchuldet. Sie müße ausgerottet werden. Zenſur-Geſetze genügen nicht, man müße die Preßfrechen beſtrafen wie in — England. (Ja, Ihr könnt es leſen, England wurde zum Beyſpiel genommen! an Würtemberg läßt der Beurtheiler den Befehl ergehen, es ſolle über den Verfaſſer des Manuſcripts, wenn er ſich im Lande ſehen ließe, das Geeignete verfügen. O pfui! Iſt das die Waffe, welche die Wahrheit führt? Wenn Ihr Häſcher ſeyn wollt, ſo redet nicht, ſchweigt und ſchleicht wie es die Diebe machen. Meiſter des Kerkers iſt der Beurtheiler, nicht Meiſter des Worts, und ſo raſſele er denn mit Ketten, nicht mit Reden, die ihm gegen die eigenen Glieder ſchlagen. Wenn er in ſeiner Blumengeſtikten Sprache ausruft: „Wie einſt nach jener großen Fluth Tauben ausgeſendet worden, bis eine den Oelzweig des Friedens zurückbrachte, ſo ſenden ſie ihre Zwietracht-Raben aus, daß einer ihnen endlich den erſehnten Zweig des Unfriedens bringe“ — wenn der Beurtheiler an den Raben erinnern mochte, ſo vergaß er ſicher, daß er dadurch jene Fabel, ihm ſelbſt unwillkommen, aufwecke:

Maître Corbeau sur un arbre perché
Tenoit dans son bec un fromage...

Der Rabe iſt der Gewaltwille, der Beurtheiler iſt der Fuchs, der Käſe iſt — der General-Direktor des Buchhandels, welcher in Leipzig thronen ſoll. Stempeln (Ihr erfahrt es jezt) wollen ſie die Bücher laſſen! Nur immerhin. Die Zeit hat auch ihren Stempel, und wäret Ihr von Erz und Stahl, flach wie Ihr ſeyd, Ihr müßt ihn doch aufnehmen.

IV.

Literatur.

Teutſchland und keine Revolution, oder einſame Gedanken über das Herkommen des demagogiſch-excentriſchen Unweſens des Zeitalters und die wahren Abhilfmittel von demſelben. Coblenz und Hadamar, in der neuen Gelehrten-Buchhandlung. 1820.

Mit der Dunkelheit kommen die Fledermäuſe, das iſt in der Ordnung; und auch die Art iſt bekannt, wie man ſie verjagt — man bringt ein Licht herbey. Aus dieſem Grunde allein mag man ſolche Nachtvögel beleuchten; denn ſonſt verdienten ſie den Aufwand des Schwefelhölzchen's nicht, das man zum Lichtanzünden verwendet. Man leſe nur die Aufſchrift dieſes Büchelchens, das iſt wenigſtens kein prahleriſches Schild! Der Verfaſſer iſt ein ehrlicher Krämer, der ſeine Waare nicht herausſtreicht, er läßt ſie für ſich ſelbſt ſprechen. Dieſe zahme Gans von Flugſchrift iſt flügellahm, ſie kann ſich über keine Hof-Mauer erheben, ſie ſchnattert auf ebner Erde, und mühſam; denn ſie hat den Pips, und kann die Zunge nicht gut gebrauchen. Auf der

Stirne des Büchelchens iſt folgender Denkſpruch zu leſen: „Die „Tage ſind bös (nicht golden, und nüzlich aufgeklärt) Paulus „a. d. Epheſer am 5.; darum ihr, die ihr auf Erden richtet, verſtehet es wohl; nehmet die Züchtigung zur Hand (nicht liberale, „ſondern ſtrenge Grundſätze gegen die unlöbliche Seite der menſchlichen Natur), damit der Herr nicht etwa zörne (ſtrafe), und ihr „vom rechten Wege zum Untergang gerathet. Pſ. 2." Der Verfaſſer nennt ſeine Abhandlungen klein aber nicht unbedeutend. Das ſind ſie auch nicht; denn der Werth der guten Sache, zeigt ſich an dem Unwerthe der ſchlechten, und dieſer an dem ihrer Anhänger. Solche Schriften darf man ja nicht vertilgen, ſie ſind Schmarozzer-Pflanzen, welche die großen Bäume, die ſie ſchmeichelnd umſchlingen, ausſaugen und zerſtören.

V.

Frankfurter Dramaturgie.

Am 11. Sept. — Die beiden Gutsherrn, Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Julius von Voß. (Zum Erſtenmale.)

Jede erſcheinende Schrift iſt eigentlich eine Herausforderung ſie zu beurtheilen; man braucht aber dieſe Herausforderung nicht immer anzunehmen, denn manche Schrift iſt ſo ehrlos, daß ſie nur verdient durchgeprügelt zu werden. Ich würde alſo die beyden Gutsherrn, ungerührt von der Milde des Einen, und nicht geſchrekt von der Härte des Andern, tüchtig durchprügeln, wenn ich nicht bedächte, daß es hier nicht darauf ankömmt, dem Verfaſſer Recht anzuthun, und mir Recht zu verſchaffen, ſondern den Leſern Recht zu verſchaffen, die Gründe fordern, und ſich mit Handgemenge nicht begnügen. Statt alſo blos zu ſagen: dieſes Julianiſche Luſtſpiel (ich weiche mit Ehrfurcht dem Geſchlechtsnamen des Verfaſſers aus) iſt das ruchloſeſte, naſeweiſeſte, abgeſchmakteſte und ungeſchliffenſte aller Gedankenwerke, die waren und ſeyn werden — ſage ich zwar dieſes, erkläre mich aber darüber.

Die zwey Dutzend, theils gutsherrlichen und patrimonialrichterlichen, theils Haus- Vieh- Feld- und Forſtwiſſenſchaftlichen Perſonen, die in dem Luſtſpiele auftreten, ſind zur Hälfte Klein-Rohrshofer, die alle prügeln oder geprügelt werden, und zur Hälfte Groß-Liebherrnthaler, die ſämmtlich Liebe geben oder empfangen. Der dramatiſch-publiziſtiſch-diplomatiſch kommerziale Zweck des Hrn. v. Voß, läßt ſich an den Namen, die er den beyden Gütern gab, ſchön etymologiſiren. Klein-Rohrshofer ſind ſolche Leute, die an — ich wollte ſagen auf einem Hofe leben (denn es verſteht ſich, ich nehme das Wort im landwirthſchaftlichen Sinne) wo das Rohr regiert. Der Verfaſſer, als er das Luſtſpiel ſchrieb, dachte wahrſcheinlich an ein ſpaniſches Rohr, jezt wäre er genöthigt, ein anderes geographiſches Adjectiv zu wählen. Durch den feinen Nebenzug, daß er den Klein-Rohrshofer Gutsherrn einen geweſenen Hauptmann ſeyn läßt, wollte er zu verſtehen geben, daß er unter dem Stocke, deſſen Legitimität er vertheidige, nicht den Stock des Civil-Büttels, ſondern den Soldaten-Stok des Profoſes verſtanden habe. Groß-Liebherrnthaler hingegen ſind Menſchen, deren Herr große Liebe hat, oder Menſchen, die einen großen Herrn ſeiner Thaler wegen lieben. Hr. v. Voß hat das Wort wahrſcheinlich in dieſem und in jenem Sinne gebraucht. Er ſtellt alſo ein landwirthſchaftlich-politiſch-erotiſch-ſpizbübiſches Diorama auf, in deſſen einen Halbkreiſe ſtreng, in deſſen Anderem milde regiert wird. Der ſtrenge Herr erlebt nichts als Freude und Segen an Kind und Rind; der Nachſichtige nichts als Jammer und Elend. Die Nuz-Anwendung dieſer Lehre mußte, wie allgemein bekannt, Hr. v. Voß ſehr handgreiflich finden; uns aber iſt ſie es gar nicht, und ich ſage ihm, um den Ernſt im Spaße kurz und trocken abzufertigen, nur folgende wenige Worte. Er mag gewollt haben was er wolle, ſo wußte er nicht was er wollte. Es iſt gar nicht die Frage, ob ſtreng oder milde, ſondern es iſt die Frage, ob nach Geſetzen oder eigenwillig regiert werden ſoll. Das Volk, das zu ſeinem Glücke eines guten Fürſten bedarf, iſt immer unglüklich, ſo wie ſein Glük nur dann geſichert iſt, wenn es auch ein ſchlimmer Herr nicht ſtören kann. Wollte Hr. v. Voß aber beweiſen, daß Alleinwille nur durch Strenge geltend gemacht werden kann, ſo hat er zwar Recht, aber die Lehre war überflüſſig, es kennt ſie Jeder. Man will dem Verfaſſer die größte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er iſt der treueſte Unterthan von der Welt, und verdiente wegen ſeiner Bürger-Tugend alle ſeine Tage unter einem Klein-Rohrshofer Gebieter zu verleben. Aber welcher Teufel blies ihm ein, ſeine gute Geſinnungen zu dramatiſiren? Er hat dadurch die ehrwürdigſte Sache lächerlich gemacht. Die erſte Scene beginnt der Rohrshofer-Verwalter mit den Worten: „wo bleibt der Schlingel?“ und hebt dabey den Stok auf. In der zweiten Scene wirft das Hof-Fräulein, Margarethe, der Vieh-Magd mit lakoniſcher Kürze den Schlüſſelbund an den Kopf. In der vierten führt der Vogt den alten Nachtwächter, am Ohrzipfel herbey, und verklagt ihn beym Herrn, weil er vergeſſen um drey Uhr abzurufen. Vergebens bittet die Tochter, vergebens fleht der zitternde Greis, es ſey in zehen Jahren zum Erſtenmale geſchehen — keine Gnade. Der ſtrenge Regierungskünſtler befiehlt dem Vogt, dem Nachtwächter dreyſig aufzuzählen „aber aus dem ſpaniſchen Pfeffer“ (wieder ſpaniſch! Herr v. Voß muß jezt in ein anderes Land gehen, wo der Pfeffer wächst.). „Auf den Abend, wenn die Arbeiter „herein ſind; das ganze Dorf ſoll zuſehen, daß der Stok ſeine Schuldigkeit beſſer thut, als der Nachtwächter. So lange ins Hundeloch.“ In der fünften Scene bindet ſich die Tochter des Stockes, das Hof-Fräulein Margarethe, eine weiße Schürze vor, und puzt gelbe Rüben; aber nicht etwa theatraliſch-ſymboliſch, ſondern reell, einen ganzen Sak voll, ſo daß bey der Aufführung in Frankfurt das Rübenputzen länger als eine Viertelſtunde dauerte. (Es ſcheint faſt Hr. Voß habe foppen, und den Zuſchauern Rübchen ſchaben wollen.) Auf dieſe Weiſe geht es fort bis an's Ende. Man ſieht, der politiſche Katechismus des Hrn. v. Voß weicht von dem des Hrn. v. Pradt bedeutend ab. Es iſt Schade, daß Hr. v. Voß ſchon konfirmirt iſt. Doch ich kehre jezt von dem dramatiſchen Schriftſteller zu dem didaktiſchen zurük — zurük ſage ich; denn ich wende mich zur Vorrede, welcher das gedrukte Luſtſpiel erſt nachfolgt.

Hr. von Voß macht es wie Räuber, die, ehe ſie einbrechen, die wachſamen Hunde vergiften: er ſuchte, bevor er mit ſeinem Luſtſpiele herbey ſchlich, die Kritik bey Seite zu ſchaffen. Die Herrn Kunſtrichter werden es mir nicht übel nehmen, daß ich ſie einem Gleichniſſe aufopfere, es geſchieht der Deutlichkeit wegen, und ich opfere mich ja ſelbſt mit. Die Vorrede iſt zwar ausgedehnt genug, aber ohne weiſe Benutzung des Raums hätte der Verfaſſer doch nicht die große Menge von Irrthümern darin aufſtellen können. Die Gedanken-Bevölkerung dieſer Vorrede iſt zu groß, die Leute können ſich unmöglich alle ernähren; auch ſehen die meiſten ſchmächtig und verhungert aus. Ich rede natürlich nur von denjenigen, die ich ſelbſt kennen gelernt; denn die vornehmern Gedanken, die den Leſer nicht in Perſon beſuchen, ſondern durch Viſiten-Karten (Gedankenſtriche genannt), mögen ein beſſeres Ausſehen haben. Dieſer Viſitenkarten ſind eine bedeutende Zahl, man kann zwey Spiel Karten zu einer Whiſt-Partie und zu einer Partie Piquet daraus bilden. (Die Leſer belieben nachzuzählen, ſie werden in der Vorrede 84=52+32 Gedankenſtriche finden) Welch' eine behende Sprache hat der Verfaſſer! Das Kunſtgericht kann ihr Steckbriefe auf Steckbriefe nachſenden, ſie wird nicht eingeholt. Das klappert wie eine Mühle. Hr. v. Voß hat ganz gewiß einen Sekretär, der ihn in alle Geſellſchaften begleitet, und nachſchreibt, was er ſeinen Herrn ſprechen hört. Man gewahrt es ganz deutlich, wenn der Prinzipal zwiſchen zwey Sätzen Thee geſchlürft hat, und fühlt es, wenn die Taſſe im Eifer der Rede übergeſchwabbelt. Es ſcheint, Hr. v. Voß wolle nicht blos die öffentliche Kritik mit dem Mantel chriſtlicher Liebe bedecken, ſondern mit ſeinem, nach dem Winde hängenden, Mantel jede öffentliche Meinung verhüllen. Wir wollen anhören, was er ſagt.

„Weil die Verfaſſer von Schauſpielen ſich nennen, auch an „ihrem Wohnort nicht leicht verſchwiegen bleiben, ſollte die lichtſcheue Anonimität der Rezenſenten auch nicht geſtattet ſeyn. Wer „öffentlich meiſtern will, trete darum ſchon mit ſeinem Namen „auf, daß man ſieht, ob er auch einen Namen hat. Dem Produzenten gilt allein die Stimme eines andern Produzenten für

„eine ihn zu belehren fähige... Wer nicht ſelbſt ſchaffen „kann, hält oft Schweres leicht und Leichtes ſchwer, iſt darum „ſchon mangelhaft in ſeinem Unterricht... Daß eine Kritik, wie „unſere öffentliche, nicht fromme, beweißt der Zuſtand hieſiger „Bühne und dramatiſchen Litteratur. Den Scheitelpunkt erreicht „jene von 1797 bis 1801. Damals gab es wenig (öffentliche) „Kritik, und viel Kunſt.“ Da habt Ihr, was ich geſagt! Hr. v. Voß eifert gegen die Laternen; denn da bey Nacht alles ſchwarz iſt, ſo iſt bey Nacht auch alles weiß. Weil die Verfaſſer von Schauſpielen ſich nennen, müßten es auch die Rezenſenten! Müſſen ſich denn die dramatiſchen Schriftſteller nennen? Warum ſollen die Kritiker nicht gleiche Freyheit genießen? Es liegt gar nichts daran, wer etwas ſagt; es kömmt darauf an, was geſagt wird. Es iſt freilich rühmlicher, wenn Rezenſenten ſich nennen; denn wer den Muth hat, einen Menſchen zu verwunden, der ſollte auch den Muth haben, ſich ſelbſt der Verwundung blos zu ſtellen. Indeſſen dieſes iſt eine Forderung der Sittlichkeit, keine der Wiſſenſchaft; die Kritiker würden dabey gewinnen, nicht die Kritik. Um öffentlich meiſtern zu dürfen, braucht man keinen Namen zu haben. Das Recht zu meiſtern iſt kein Meiſter-Recht. Ob Göthe ein Werk beurtheilt, oder ein literariſcher Lehrjunge, das iſt alle eins, es kömmt darauf an, wie ſie Beurtheiler. Wenn einem Produzenten nur die Stimme eines andern Produzenten gelten ſoll, dann dürfte ich meinen Schneider, der mir ein Kleid verdirbt, nicht tadeln, er könnte mir erwiedern: Machen Sie einen beſſern Rok. Die Kritik belehrt allerdings aber nur ſolche, die gelehrig ſind; wenn aber ein dramatiſcher Dichter kein angebornes Genie hat, dann mögen alle Meiſter aller Zeiten der poetiſchen Kunſt, von Ariſtoteles bis Müllner, ſeine Werke kritiſiren, der verlorene Sohn der Natur beſſert ſich darum nicht. Die Bühne und dramatiſche Literatur im Brandenburg'ſchen ſollen am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts auf ihrer Sonnenhöhe geweſen ſeyn, weil es damals noch wenig öffentliche Kritik gab? Ey, ey, das iſt mir zu rund! Die Logik iſt zwar eine langweilige Geſellſchafterin, es iſt aber unſchiklich, einem Frauenzimmer ſo etwas in's Geſicht zu ſagen. Hr. v. Voß iſt Trepp ab gegangen, und glaubte Trepp auf gegangen zu ſeyn. Die Berliner dramatiſche Welt mag damals ſo wenig gelangt haben wie jezt, weil aber die Kritik nicht öffentlich war, erfuhr man ihre Gebrechen nicht! Oder: weil ſie beſſer war als jezt, fand die Kritik nichts zu tadeln, und ſprach wenig; denn das Lob iſt ſchnell und geräuſchlos. Wenn der Vorredner-Jeremias weiter klagt: „Ausländern „gehn manche ſeichte Produkte hin, die man einem Berliner nie „verzeihen würde. Hat das Fremde einiges Verdienſt, iſt des „Ueberſchätzens nicht Maaß und Ziel. Bringen Einheimiſche „aber Gelungenes, wird es überſehn, höchſtens mit etlichen „kühlen, oft zweydeutigen Lobſprüchen abgefertigt.“ — Seine Klage iſt gerecht, wenn ſeine Behauptung wahr iſt. Aber beweißt das gegen das Recht der Kritik? Es beweißt nur Brod-Neid. Auf dem Berliner literariſchen Markte mag es lebhaft genug hergeben. Berlin iſt ein theures Pflaſter, die Concurrenz ſtark, die Zeiten ſind ſchlecht, und ein Familien-Vater mag dort Noth haben, ſich und die Seinigen zu ernähren. Da heißt es: aus der Hand in den Mund. Es wäre wahrhaftig gut, man ließe die Bücher-Macher eine geſchloſſene Zunft bilden, und legte ihnen auf, ein Meiſterſtük zu verfertigen, bevor ſie Büchermeiſter werden wollen.

Hr. v. Voß giebt nicht undeutlich zu verſtehen, er werde ſich todt ſchießen, wenn man grauſamer Weiſe ſein Luſtſpiel nicht vortrefflich findet. Er giebt zwey ſchreckende Beyſpiele von Selbſtmördern, des J°°°, der ſich entleibt, weil man ſeine Andromache ungünſtig aufgenommen, und des H. v. K., der es gethan, weil man ſeinem Stücke die Aufführung verſagte. So würde alſo Thalia zur zweyten, und Melpomene zur dritten Lotte, die zweyte, dritte, zehnte, hundertſte von Werthern machen; denn die Muſe, dieſe ewig blühende Nina, wird noch gar vielen Männern unglükliche Liebe einflößen. Welche herrliche Saat zum ſchönſten Futter, um Romane zu mäſten! Pulver auf die Pfanne — Hahn geſpannt — losgedrükt! Ein Götheſcher Roman iſt ſein Menſchenleben werth.

Das Wiener Kasperl-Theater zieht Hr. v. Voß dem Berliner vor; während dort alles voranſchreite, humpeln ſie in

Berlin lahm hinterdrein. Er hat es geſagt, er mag es verantworten. Er frägt ferner: „Iſts ſchwerer, ein Trauerſpiel oder ein Luſtſpiel zu dichten?“ und entſcheidet für das Leztere. Auch recht, und auch klug davon zu ſprechen; denn ſo bleibt uns die Hoffnung, daß Hr. v. Voß doch vielleicht ein gutes Trauerſpiel dichten könne. Als ein Beyſpiel der Geſellſchaftsrechnung der Julianiſchen Begriffe mag folgende Stelle dienen, worin der Staatsmann, der Hofmann, der Vaterlandsfreund, der Feldherr und der Dichter die alte Melodie concertirend vortragen. „Sind wir noch vor lauter Zeitgeiſt Preußen, oder wollen es nach „unſerm Staatsgeiſt erſt recht wieder ſeyn; dann iſt's auch ein „trefflich Ding um eine auf Zeit, Oertlichkeit, Bedürfniß im „Gemeinweſen achtende, moraliſche Komik. Sie thuts nicht „allein, aber helfen kann ſie mit zum Guten, daß ermeldeter „Staatsgeiſt in Staatsbürgerköpfen, in Staatsbürgerherzen feſt „wohne, und es iſt doch ein holder Genius werth, dort zu hauſen. Der zur Sonne fliegende Aar ſein Symbol, zum Licht auf, „heißts: Die Preußen müſſen die Klügſten ſeyn, und „ſich den Wahn nicht einſchwärzen laſſen, mögen andere im Dunkel ſtehn. Und die Streitkraft richtet er ſo, daß man Angreifer „wie Miltiades und Vertheidiger wie Pereira hat, die um Zahlen „nicht frugen; da wirs auf die Länge in Maßen doch nicht aushielten, und die Väter wohl gezeigt haben, daß Einer ſich mit „dem halben Europa ſchlagen kann. So ein Staatsgeiſt iſt doch „werth, daß ihm alles helfe, mithin auch Thalia. Von jenem „Weſen draußen, halb Apoll, halb ein geſpenſtiges Ungethüm, „Zeitgeiſt vulgo, können wir nur das Gute nehmen wollen — „was meiſtens bereits geſchehn — bringt er hingegen Maratiana, „Poloniana, Pöſchliana, Sandhäufleins, Hep Heps, erbärmliche Pedanterey, oder will er von Einigung redend, Zwietracht ſtiften, uns Sekten und Partheywuth aufhalſen mit tönendem Wortgeklingel benannt, da muß alles abwehren helfen, und „Thalia kanns.“ Wie gefällt euch dieſe Rede, Leſer? Ihr wart doch recht aufmerkſam geweſen? wo nicht, ſo leſet ſie noch einmal. Iſt euch das ſchöne Stük aus der Lichtenbergiſchen Raritäten-Verſteigerung: Das Meſſer ohne Klinge woran der Stiel fehlt, noch im Sinne? Dieſes Julianiſche Rede-Stück iſt ein ſolches Meſſer. Der Styl fehlt, bis auf eine orthographiſche Kleinigkeit; die Klinge aber fehlt ganz, man kann damit weder ſchneiden noch ſtechen. Das iſt das leibhaftige Preußenthum, jenes, nicht mit, ſondern auf — Wiz endigenden Redners an Blüchers Grabe. Hr. v. Voß tadelt ſeine Landsleute, ſie wären nicht komiſch genug, und erſcheint als Sittenprediger, wie ſie alle ſeyn ſollten; denn er geht mit gutem Beyſpiele voran, und zeigt an ſich, wie man noch komiſcher werden könne. Er ſagt: Die Preußen müßten die Klügſten ſeyn; ſie ſind aber wohl jezt ſchon klug genug, ihn auszulachen. Das Wort draußen, um das Land zu bezeichnen, das auſſerhalb der chineſiſchen Mauer Preußens liegt, iſt höchſt mahleriſch. Draußen in der Mongolei, an den unwirthlichen Ufern des Mains, des Neckers, der Ilm, der Iſar mögen ſie ihr Weſen forttreiben, wir ſind munter und vergnügt, und bekümmern uns um nichts weiter. Den aus dem Gefängniſſe entwichenen Zeitgeiſt hat Hr. v. Voß genau und viel kenntlicher ſignaliſirt als ſelbſt Schlegel. Es iſt ein muſterhafter Stekbrief-Styl. Der Zeitgeiſt iſt halb Apoll, halb Geſpenſt — jezt erkennt ihn jeder Gensd'armes beym erſten Blicke, und der Spizbube mag zuſehen, wie er entkomme. Alſo iſt der Zeitgeiſt eine Sirene, nur mit einem geſpenſtiſchen ſtatt einem Hecht-Schwanze. Und das iſt kein Fabel-Thier, wie man bis jezt glaubte; denn ein kürzlich aus Sumatra in England angekommenes Schiff hat eine leibhaftige Sirene mitgebracht. Leſer, wie gefallen euch die Sandhäufleins? Sand iſt freilich nur Sand, aber die Märkiſchen Rübchen des Hrn. v. Voß gedeihen gut darin. Und Thalia zur Staatsräthin zu machen, iſt gewiß ein allerliebſter Einfall!

Das Kunſtgericht hat die tauſend Albernheiten und Frevel in dieſem Luſtſpiele und ſeiner Vorrede nur decimiren können. Die verſchonten Rebellen, gegen Wahrheit, Recht und Königswürde des Menſchen, mögen Schaamroth ihr Verbrechen bereuen, und Beſſerung geloben.

Am 24. September. — **Der Hausdoctor**, Luſtſpiel von Ziegler. (Zum Erſtenmale.)

Das Stük iſt 24 Jahr alt. Ich weiß dieſes nicht hiſtoriſch, ſondern ſchließe darauf durch Interpretation folgender zwey Stellen. **Erſtens** ſagt der **Major**: „Iſt das nicht ein wahres Unglük für mich? Anno 1796 iſt ein Mädchen 26 Jahr alt, und hat keine Amour!“ **Zweytens** ſteht auf dem Titelblatte des **nachgedrukten** Buches die Jahreszahl 1804, damals aber waren die Nachdrucker noch ſo ehrlich, daß ſie wenigſtens 8 Jahre brauchten, um Spizbuben zu werden. Alſo iſt das Original 1796 erſchienen. Unſere kranke Bühne hat lange gezaudert, bis ſie zum Hausdoktor ſchikte, jezt aber liegt ſie in den lezten Zügen, und weder Galenus noch Hippocrates können ihr aufhelfen. Dieſes Luſtſpiel iſt gut, angenehm, unterhaltend, es hat artige Streiche; doch nur mit Widerwillen laſſe ich ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil Aeuſſerungen gegen Recht und Sittlichkeit darin vorkommen, die nicht zu verzeihen ſind. Man pflegt zwar zu ſagen, es ſey dem dramatiſchen Dichter und ſeiner eigenen Geſinnung nicht anzurechnen, wenn er eine dramatiſche Perſon nach ihrer böſen Natur, reden und handeln läßt. Das iſt freilich wahr; aber es iſt doch dem dramatiſchen Dichter anzurechnen, wenn er verſäumt, einer ſolchen übeldenkenden und übelwollenden Perſon, eine beſſergeartete gegenüber zu ſtellen, die ſchlechtes Reden und Handeln rügt und ſtraft. Da iſt ein alter Graf **Sonnenſchild**, von dem ſie ſagen, er habe ein gutes Herz, weil er vier Millionen Allodial-Vermögen beſizt, ungerechnet große Fideicommiß-Güter; ſein Herz iſt aber nicht beſſer, als es ſeyn muß, wenn man dik werden will. Dieſer fette Herr Graf erlaubt ſich mit ſeinen untergebenen Hausgenoſſen hochadlige gnädige Späſſe, die alle ſchlecht ſind, ohne daß ſie jemand übel nimmt. Dieſes gelaſſene Dulden der Beleidigungen iſt ein Verbrechen des dramatiſchen Dichters. Nicht etwa darum, weil zu fürchten wäre, die Vornehmen möchten daraus lernen, auf die Geringern mit Verachtung herabzuſehen, (ſie haben eine größere Schule als die Bühne, worin ſie im Hochmuthe unterrichtet werden) ſondern darum, weil ſich das Volk dabey gewöhnt, ſich ſelbſt gering zu ſchätzen, und zu glauben, es ſey geboren, bald das Jagdwild, bald das Hausthier der Großen zu ſeyn. Ich erzählte etwas von den gräflichen Späßen. Der Herr Graf fahren Abends ſpazieren, und der Himmel mag wiſſen, ob durch eine Indigeſtion oder eine Congeſtion weiß gemacht, es kömmt ihnen in den Sinn, die Pracht und Majeſtät der untergehenden Sonne zu bewundern. Der dicke Kutſcher aber, dem die Natur ſelbſt befohlen, die ganze Breite des Bockes auszufüllen, konnte dem hochgräflichen Auge nicht Plaz machen, und verdunkelte die Majeſtät der Sonne. Zur Strafe mußte der alte Mann auf einem dürren Klepper ſechs Meilen Kourier reiten, ſo daß er halb todt nach Hauſe kam. Einen andern Spaß laſſe ich eben dieſen Kutſcher Hannibal ſelbſt erzählen. „Vorigen Sommer fiel ihm „(dem Grafen) auf einmal ein, ich hätte große Anlage zu einem „Seiltänzer. Ich hielt das auch für einen gnädigen Spaß, und „ſpaßte mit. Aber ehe ich mir es verſah, war ein Seil geſpannt, „und ich mußte hinauf. Er gab mir einen großen Baum in die „Hand, und mit dem Baum ſollte ich mich in der Luft erhalten. „Ich fiel aber herab, und ſchlug mit der Fauſt Se. Excellenz „auf die Naſe, und da wurde ich einen ganzen Tag eingeſperrt, „und bekam nichts als Häringsköpfe zu eſſen, und keinen Tropfen zu trinken.“ Man ſieht wohl, der Kutſcher Hannibal war kein Sohn des Hamilkar, ſonſt hätte er mit dem Balancir-Baume die Rechte der Menſchen beſſer im Gleichgewicht erhalten! Der Schloßinſpector des Grafen hatte den gräflichen Kakadu zu füttern vergeſſen. Was thut der gnädige Herr, um den Tod des Lieblings zu rächen? Er jagt mit dem Degen in der Hand ſo lange hinter dem alten Inſpector her, bis dieſem keine andere Zuflucht bleibt, als den Hühnerſteig hinauf zu klettern. Darauf läßt er Stroh und Hobelſpäne unter das Hühnerhaus legen und ſie anzünden. Um dem Feuertode zu entrinnen, muß der Geängſtigte wieder herabkommen. Der Graf wirft ihm vor, er habe das Schloß anzünden wollen, und haut ihn mit ſeinem Hirſchfänger. Nach dieſes Spaßes Vollendung, läßt der gnädige Herr abermals den Kutſcher Hannibal kommen, und ſagt

ihm,

ihm, er müßte von Moskau nach Liſſabon Kourier reiten. Dieſer erſchrikt, worauf der Graf zu ſeiner Umgebung mit Lachen die Worte ſpricht: „Jezt iſt der wieder in Todesangſt. Das iſt ſo meine Unterhaltung, koſtet mir aber viel Geld.“ Herr Ziegler, ſchreiben Sie ja keine vaterländiſchen Schauſpiele mehr; lieber verlegen Sie die Handlung nach Nord-Amerika, wo man keinen andern Adel kennt und achtet, als den die Natur verlieh!

Am 8. Okt. — Der Leuchtthurm. Ein Drama in zwey Abtheilungen; von Ernſt v. Houwald. (Zum Erſtenmale.)

Der Kunſtrichter darf ſich nie mit der Stimme ſeines Herzens begnügen, die ihm ſagt, er habe ohne Haß und Liebe, und nicht im Dämmerlichte lauer Unterſuchung, Recht geſprochen; er muß von der Gerechtigkeit ſeiner Ausſprüche auch Jeden zu überzeugen ſuchen. Darum ſollte der Beurtheilung eines Kunſtwerks immer eine Beſchreibung deſſelben vorausgehen, damit die Leſer erfahren, ob das beurtheilte Werk die geprieſenen Vorzüge, oder die gerügten Mängel, wirklich an ſich trage. Hierbey aber iſt ſchwer, das Angeſchaute von der Anſchauung ſo rein zu ſondern, daß jenes im farbenloſen Lichte nirgends von dem Rükſtrahle des Auges beleuchtet erſcheine. So wird es auch dem beſten Willen nicht vollkommen gelingen, die einem Schauſpiele zum Grunde liegende Handlung ſo Sachgemäß zu erzählen, daß die Anſicht des Erzählers nicht, wenigſtens leiſe, mitrede. Um dieſer Zudringlichkeit der eigenen Empfindung auszuweichen, will ich die Schikſals-Fabel, welche dem Leuchtthurm zum Stoffe gedient hat, nicht mit meinem eigenen, ſondern mit den Worten des Hrn. Böttiger erzählen, der in der Abend-Zeitung jenes Drama beſprochen hat. Um ſo willkommener iſt mir dieſe Darſtellung des Hrn. Böttiger, da er die Tragödie Houwald's ſehr anpreiſt, und alſo gewiß darauf bedacht war, den Gegenſtand der Beſchauung unter dem vortheilhafteſten Lichte erſcheinen zu laſſen.

„Ein Graf von Holm hat die einſt tugendhafte Gemahlin ſei„nes, ihm brüderlich trauenden Freundes, Ulrich Hort, in deſſen

„Abweſenheit mit Liebe bethört, und iſt mit ihr und ihrem einzigen
„Kinde, Hort's dreyjährigem Sohn, nach Amerika gegangen.
„Abſichtlich ausgeſtreute Gerüchte hatten ihn todt geſagt.
„Hort verliert über dieſe Treuloſigkeit den Verſtand. Nun am
„Meeresſtrande löſt ſich ſeine Verrüktheit in freundlichern Wahnſinn
„auf. Dort ſingt er ſeiner, ihm entflohenen Mathilde,
„ſchon ſeit 18 Jahren auf ſeiner Harfe ſehnſuchtvolle Wünſche
„bey Sturm und Sonnenſchein entgegen. Den wahnſinnigen
„Harfner pflegt ſein einziger Bruder, Caſpar Hort, mit ſeiner
„einzigen Tochter Dorothea. In einem Leuchtthurm, auf deſſen
„Kuppel alle Nächte Signal-Lampen angezündet werden, leben
„dieſe drey zuſammen. Die zartaufblühende Dorothea hat faſt
„mit niemand als mit ihrem ſie ſelbſt unterrichtenden Vater und
„dem gemüthkranken Oheim Umgang. Da ſtrandet ein Schiff
„am nahen Felſenriß. Ein einziger Jüngling, Walther mit Namen,
„wird von der ruderkundigen Jungfrau und ihrem Vater,
„dem Thurmwächter, geborgen. Sie lieben ſich, ohne ſich zu
„erklären, beym erſten Blik. Der Jüngling weilt im benachbarten
„Dorfe. Eine ſtürmiſche Nacht droht auf's neue Allen, die
„der Küſte ſich nahen, wofern nicht Signalfeuer brennen, Untergang.
„Man hört Nothſchüſſe. Während Caſpar Hort vom
„Thurm hinabeilt, um auch unten ein warnendes Feuer anzuzünden,
„kommt Walther, der Geliebten in dieſem Sturm der
„Elemente beyzuſtehn, zum Erſtenmale ſelbſt auf den Thurm.
„Dem Mädchen lag ob, die Lampen oben brennend zu erhalten.
„Indem jezt die Liebenden ſich dem Entzücken des erſten gegenſeitigen
„Eingeſtändniſſes überlaſſen, hat der wahnſinnige Oheim
„die Lampen oben plözlich ausgelöſcht. Dieſe Idee, im Wahnſinn,
„alſo in der Willkühr des Bewußtloſen, einen Lenker und
„Ordner der Dinge aufzuſtellen und dadurch der Vorſehung
„gleichſam nachzuſpielen, wird ſtets bewundert werden. Er
„ruft nun, als die Aufgeſchrekten zum Vater hinunter an den
„Strand geſprungen ſind, frohlockend über ſeine That:

„Was zündet der Menſch ſeine Lampen an?
„Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
„Nacht ſoll es ſeyn. —

„Damit ſchließt ſich der erſte Akt, der im runden Wohnzimmer

„ſpielt, auf deſſen Kuppeldach die Signale brennen. Das Schiff, welches Nothſchüſſe that, iſt, der Signalfeuer beraubt, mit Mann und Maus untergegangen. Nur Ein Mann davon hat ſich auf eine Klippe gerettet.

„Der zweyte Akt zeigt uns unweit des Leuchtthurms einen Meeresſtrand mit vorſpringenden Felſenabſätzen, die in die See hinausſtarren. Der Morgen bricht an. Auf dem Vorſprunge ſizt der Harfner und begleitet ſeine Morgenphantaſie mit einzelnen Accorden. Da treten unten Dorothea und der, ihrer verliebten Nachläſſigkeit zürnende, Vater hervor. Die Geängſtete zeigt die tiefſte Reue. Allein Ulrich ruft hinten hervor und klagt ſich ſelbſt der That an. Wo das Schikſal Gericht halte, dürfe der Menſch kein Licht anzünden.

„Quäle nicht das arme Kind.
„Laß ihm ſeine Liebe immer!
„Liebe thut dem Herzen wohl.

„Walther iſt indeß in einen Kahn geſprungen und bringt den einzig übrig gebliebenen vom Riß auf's Land. Wir ſehen dieſe Rettung in der Beſchreibung des bangenden Mädchens, die ihm mit dem Vater vom Felſen herab zuſieht. Jezt naht die Entwickelung. Walther iſt der, mit der Mutter nach Amerika entführte Sohn, von dem Entführer treu erzogen. Die Aeltern, von Reue gefoltert, haben ihn vorausgeſchikt, um den rechten Vater aufzuſuchen. Er iſt von ſeinem Oheim unbewußt gerettet worden; denn Dorotheens Mutter war die Schweſter ſeiner Mutter. Den er heute rettete, er iſt Graf Holm, ſein Pflegevater. Sein leiblicher Vater iſt der wahnſinnige Ulrich. Erſchütternde Erkennungsſcenen zwiſchen Holm und Hort, Dorotheens Vater, der dem zerknirſchten Verführer endlich die Folgen ſeiner Unthat, die im Wahnſinn des ſo Beraubten endeten, eröffnet. Mathilde ſelbſt, die renig zurükkehrende Mutter Walther's, iſt beym Schiffbruch in dieſer Nacht vor Holms Augen ertrunken. Da Holm, mit Verzweiflung ringend, abſeits gegangen iſt, hat Ulrich den Leichnam Mathildens am Strande ausgeſpült, aufgehoben, und bringt ihn nun auf die Scene getragen. Er liebkoſet der Wiedergeſchenkten mit unbeſchreiblicher

„Wehmuth, da er ſie nur für eine Tiefſchlummernde hält. Da
„tritt Graf Holm, der Verführer, hinzu. Ein herzzerſchneidendes
„Zuſammentreffen. Im halbausdämmernden Bewußtſeyn fürchtet
„Ulrich, daß Holm ihm das wiedergefundene Weib aufwecken,
„davon führen wird. Er will ſich vor ihm mit ihr in's Heimathland
„flüchten. Ein neuer Arion ruft er die Delfinen. Sie ſollen
„ihn mit ſeiner Harfe und ſeinem Weibe über die Fluten
„tragen. Da ergreift er die Todte, trägt ſie auf den oberſten
„Felsvorſprung, und ſtürzt ſich mit der Harfe und ihr hinab in's
„Meer. Die Herbeyeilenden kommen zu ſpät. Holm's unausſprechliche
„Reue verdient Mitleid. Die Sühne iſt vollendet. In
„den zwey ſchuldlos Liebenden *geht* das Geſchlecht *nicht* *unter*,
„es blühet friſch fort.

„Thor, wer jener ew'gen Liebe
„Milde Fügung nicht erkennt:
„Sind nicht in den tiefſten Wogen
„Die gepreßten Herzen ſelig
„In der Heimath hingezogen?“

Ich will bekennen, ob ich zwar weiß, welche Gefahr mir ein ſolches Geſtändniß bringt, daß ich dieſes Trauerſpiel in meinem Sinne ſchon verurtheilt habe, als ich nur erſt ſeinen Namen erfuhr; denn ich überlegte was folgt. Ob der Name eines Schauſpiels ſeinen Inhalt bezeichnen müſſe, oder ob er dieſes nicht zu thun habe, braucht hier nicht entſchieden zu werden — genug, es findet einer von beyden Fällen Statt. Wenn der Erſtere, ſo muß die Bezeichnung *gehörig* ſeyn, indem entweder der Eigenname des Helden, wie *Othello*, *Wallenſtein*, oder irgend ein Verhältniß, wie die *Räuber*, oder eine Menſchenlehre, wie die *Schuld*, ausgedrükt wird. Nie aber darf die Bezeichnung etwas enthalten, was der Natur des Bezeichneten widerſpricht. Iſt der Name eines Schauſpieles aber gleichgültig, ſo muß er eben ein gleichgültiger Name ſeyn, und er darf, weder abſichtslos, noch mit Abſicht, durch ein marktſchreieriſches Prunkwort, die Aufmerkſamkeit anlocken, und hierdurch zur ruhigen Betrachtung der Umgebungen, die nöthige Beſonnenheit rauben. Das Wort *Leichtthurm* aber, verlezt die eine oder die andere jener Kunſtregeln. Wollte es den Bau und die Haltung der Trauergeſchichte bezeichnen, ſo geſchah dieſes nicht auf die erforderliche Weiſe. Etwas Todtes, dem Menſchen willenlos dienendes, wurde hierdurch zum Vollſtrecker der Schikſalsbefehle, zur Sehne der Handlung, zur Feder des Weltgetriebes erhoben. War aber das Wort willkührlich gewählt, nur um eines Namens willen, ſo widerſpricht es dem Bezeichneten. Es iſt eine Art Luſtſpielerey darin, es enthält eine Miſchung von Komiſchen; denn da man ſich denken kann, daß Einer oder der Andere der Leidensgeſchwiſter im Thurme hauſe, fühlt man ſich gekitzelt zu ſpotten: wäre der Narr nicht hinaufgeſtiegen, wär' er nicht herabgefallen! Als ich nun in das Drama hineinkam, da begegnete mir ſchon unter der Thüre einer der Fehler, welche das Wort Leuchtthurm angekündigt hatte. Die Vorſehung, welche die Welt regiert, ſpielt hier eine niedrige Ortsbehörde, und hat außer ihrem Gerichtsſprengel weder Macht noch Anſehen. Die dramatiſche Kunſt mußte bey der Baukunſt betteln: ohne Leuchtthurm keine Tragödie. An dieſem Leuchtthurme ſcheitert Menſchenleben nicht blos nautiſch, ſondern auch ſinnbildlich — und das iſt der Frevel. Das rächende Schikſal ſoll dem Schuldigen keine Grube graben, die es heimtückiſch mit Laub bedekt, noch eine Falle ſtellen, wohin ein ein tragiſcher Spek den lüſternen Menſchen lokt; es ſoll offenes Gericht halten. Wie die Schuld des Geiſtes oder des Herzens, Schuld iſt überall, auch weit entfernt von dem Orte der verbrecheriſchen That, ſo muß auch die Strafbarkeit überall ſeyn. Das Schikſal darf dem Wahne und dem Verbrechen, weder eine Freyſtätte gewähren, wo ſie ſicher vor dem Schwerte der Gerechtigkeit wohnen dürfen, noch darf es einen Bannkreis ziehen, in deſſen Umfange allein die rächende Vergelterin ſie trifft. Der Leuchtthurm war ein ſolcher Bannkreis.

Wenn ich behaupte, der Wahnſinn des Ulrich Hort iſt nicht jener heilige Wahnſinn, der, als der lebende Tod, Schrecken und Mitleid einflößt; ſondern die Schwachköpfigkeit eines Narren, der zum Tollhauſe nur die geſezliche Reiſe nicht hat — ſo wird franzöſiſcher Leichtſinn dieſes hurtig auffaſſen, deutſcher Tiefſinn aber die Behauptung zurükweiſen. Aber der Leichtſinn hat hier Recht, wie er oft Recht hat. Der Leichtſinn dringt nicht in das innere Weſen, er haftet an der Oberfläche der Dinge, doch dieſe kennt er. Der grübelnde Tiefſinn aber verkehrt die Oberfläche, weil er den Boden umgräbt. Herr Ulrich Hort hatte eine „tugendhafte“ Gemahlin, mit der er ſchon im vierten Jahre verheirathet ſeyn mußte; denn es iſt von ſeinem dreyjährigen Sohne die Rede. Da kommt ihm ein Eheteufel in's Haus, ein ſogenannter guter Freund, ein Graf, der gelernt hat, wie man Weibertreue entwurzelt, und ſchlägt ſein Nomaden-Zelt im fruchtbaren Herzen der tugendſamen Gattin auf. Herr Ulrich ſieht und hört nichts, und da er eine Reiſe zu machen hatte, empfiehlt er Weib und Kind der Obhut des Nomaden. Dieſer Beſchützer denkt, man lebe nirgends ſicherer als im ſchönen Lande der Freyheit, und ſchifft mit ſeinen Schuzbefohlenen nach Amerika. Was thut Herr Ulrich, als er zurückkommt? Schüttelt er den Kopf? Nein, er verliert ihn. Von allem dem, was er hätte thun ſollen oder dürfen, thut er nichts, ſondern nur das Eine, was er weder ſollte noch durfte. Er hätte toll werden und Tiſche, Stühle, Fenſter und Spiegel des ganzen Hauſes zerſchlagen können; denn ſeine Ehre war verlezt, er hätte dem Verführer nacheilen und ihm eine Kugel durch den Kopf, die Frau aber zum Teufel jagen ſollen; er hätte höchſtens in eine tiefe Schwermuth verfallen dürfen, weil ihm ſein einziges Kind geraubt worden. Aber nein, er verliert den Verſtand, und findet ihn nach achtzehen Jahren noch nicht wieder. Das iſt lächerlich, das iſt gegen alle Erfahrung, gegen alle ſchöne Erfahrung wenigſtens, und dieſe allein darf der Künſtler nachbilden. Braucht man ein Pariſer zu ſeyn um zu fragen: Hat Herr Ulrich den Verſtand verloren, weil er ſeine Frau ſo treu geliebt, oder hat er ſie ſo treu geliebt, weil er den Verſtand verloren? Ich ſagte, dieſer Wahnſinn aus Liebe iſt lächerlich. Die Liebe wird, wie eine Katze, blind geboren; aber die Ehe iſt eine Staarnadel in der geübteſten Hand. Der blinden Liebe verzeiht man die Verblendung, aber der ſehenden nicht. Die Geliebte hat einen Preis, die Frau nur einen Werth, und wer, ſtatt ſich zu freuen ein liederliches Weib los geworden zu ſeyn, den Verſtand darüber verliert, der hatte keinen zu verlieren. Die Ehe giebt dem Mann ein bürgerliches Recht auf ſeine Frau, aber eben darum muß die Entführung einer Frau lächerlich erſcheinen. Eine entführte Frau iſt wie eine geſtohlene Sache, eine Sache aber ſollte der Eigenthümer unter Schloß und Riegel bringen. Hätte Graf Holm dem verrathenen Freunde nur das entwendet, was man bildlich das Herz der Gattin nennt, ſo wäre das ein anderer Fall; denn dieſes als etwas unkörperliches läßt ſich nicht einſperren, nur die Treue kann es ſichern. Aber der Graf hat das Herz mit ſeiner Kapſel, den Wein mit dem Faſſe geſtohlen, und Gaunerſtreiche ſolcher Art werden mehr belacht als gehaßt, und gehören darum ins Luſtſpiel; denn der Trauerſpieldichter darf nicht die langſame und ſchwache Wirkung der Sittenlehre, er darf bey ſeinen Zuhörern nur die raſche und feurige Leidenſchaft für Tugend, in Berechnung bringen. Ulrich Hort bildet ſich nun ein, das Waſſer werde ihm ſein verlorenes Erdenglük zurükbringen, und ſein Bruder Caspar, der Reil's Rhapſodieen nicht geleſen haben mag; denn er glaubt, eine wahnſinnige Vorſtellung wird geheilt indem man ſie nährt, führt ihn an Meeresſtrand, um ſogleich bereit zu ſeyn, wenn die tugendhafte Mathilde landen ſollte. Um nur unter Dach zu kommen, wird Caſpar Leuchtthurm-Wächter. Das Opfer der brüderlichen Liebe iſt, wenn auch Unheilbringend, doch groß. Dieſe Brüder waren, wie es ſich aus allem, vorzüglich aus dem Umſtande ergiebt, daß Andreas einen deutſchen Grafen zum Hausfreunde gehabt, Leute von Stand und Vermögen; der Dienſt eines Leuchtthurm-Wächters aber iſt der allerbeſchwerlichſte, zu dem ſich nur nothdürftige Menſchen verſtehen. Die Admiralität muß ſich gewundert haben, als ſich ein gebildeter Mann um dieſe Stelle bewarb. Jezt ſizt Ulrich Hort oben auf dem Thurme, oder unten am Strande des Meeres, bey Tag und bey Nacht, bey Sonnenſchein und Ungewittern und ſpielt die Harfe; ſelbſt die Pauken des Sturmes ſtören ſein Saitenſpiel nicht. Das iſt nun freilich ein ſchönes Oſſianiſches Nebelbild, das iſt romantiſch! Aber die Romantik iſt tödtliche Sumpfluſt für alle dramatiſche Geſchöpfe. Wo der Himmel beginnt, endet die Kunſt Der Leidens-Held muß im Strome der Zeit untergehen mit Leib und Seele, und der Dichter darf ihn nicht, nur den Körper wie ein Kleid abwerfen, und die nakte Seele hinüberſchwimmen laſſen, um am Ufer der Ewigkeit wieder glüklich zu werden. Wozu unſer Mitleid, wozu unſere Thränen, wenn aller Jammer darauf hinausläuft, daß der Held ein bischen naß werde? Die Sonne des ewigen Lebens troknet ihn augenbliklich wieder. Dann iſt der Schikſalstod nur ein glüklicher Sprung, kein bejammerungswürdiger Sturz; dann iſt die Trauer kindiſch, und nur die Luſt iſt männlich, und dann — iſt es aus mit allen tragiſchem Schrecken.

Da ich erſt einige Blätter früher, in der Erwiederung auf das Literaturblatt, zu erläutern geſucht, warum mir ſcheine, daß eine Krankheit nicht Quelle des tragiſchen Geſchickes ſeyn dürfe; ſo brauche ich dieſe Gründe hier nicht zu wiederholen, ſondern nur zu bemerken, daß bey gleichem Falle auf gleiche Weiſe geurtheilt werden müße. Im Wahnſinne, löſcht Hort die Lampe aus, im Wahnſinne ſtürzt er ſich ins Meer — das ſind aber krankhafte Erſcheinungen der körperlichen Natur, nicht beſonnene oder auch launige Anordnungen des regierenden Weltgeiſtes. Zwar iſt der Wahnſinn Hort's eine Folge ſeiner verrathenen Liebe; allein auch den geführten Beweiß nicht beachtet, daß jene Herleitung untragiſch iſt, ſo liegt dieſe Kindſchaft auſſer dem Drama; denn Hort kommt als fertiger Narr auf die Bühne. Hr. Böttiger ſagt in ſeiner Beurtheilung: „Dieſe Idee, im Wahnſinn, alſo in der Willkühr des Bewußtloſen, einen Lenker und „Ordner der Dinge aufzuſtellen und dadurch der Vorſehung gleichſam nachzuſpielen, wird ſtets bewundert werden.“ Wie! Iſt der Lenker und Ordner der Dinge bewußtlos, und heißt es der Vorſehung nachſpielen, im Wahnſinne wahnſinnig zu handeln? Doch ja, es heißt, ihr — nachſpielen.

Hr. Böttiger ſagt ferner: „Wo iſt (in unſeren neuen „Schikſalstragödien) die Reinigung der Leidenſchaften, wo die „Sühne? Von dieſen geſpenſtiſchen Fantomen empört, entſchloß „ſich der eben ſo tief als zart fühlende Dichter des Bildes, in „dieſem Leuchtthurme eine wahre, kein Gemüth unheilbar verwundende Schikſalsfabel aufzuſtellen. Es iſt ihm zur allgemeinen Zufriedenheit aller Gleichgeſinnten gelungen... Unſere Bü[illegible]

„ne iſt reicher geworden.“ Unſere Bühne iſt nur reicher an Armuth geworden. Was ſie unter Schikſal verſtehen, habe ich nie verſtanden; ich habe nie verſtanden dieſe Miſchung von antiker und romantiſcher Denkweiſe, dieſes chriſtliche Heidenthum. Entweder iſt der Tod ein liebender Vater, der ſein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann iſt er untragiſch; oder er iſt der Menſchenfreſſende Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, und dann iſt er unchriſtlich. Euer Schikſal aber iſt ein Zwitter, unfähig zum Zeugen wie zum Gebähren. Ich frage: wo iſt im Leuchtthurme die Reinigung der Leidenſchaften? Wo iſt die Sühne? Wo iſt die „kein Gemüth unheilbar verwundende“ Schikſalsfabel? Wenn von Leidenſchaft die Rede iſt, ſo iſt die des Schmerzes, die Ulrich Hort zum Wahnſinne und zum Selbſtmorde führt, nicht weniger Fleckenvoll, als die der Luſt, die Mathilde zur Verbrecherin und Holm zum Verräther machte. Wo werden dieſe Leidenſchaften gereinigt? Hort bringt ſich um — und freilich das Kopfabhauen heilt die Zahnſchmerzen. Mathilden's Reue kommt achtzehn Jahre zu ſpät, nicht gereinigt, geſättigt iſt ihre Leidenſchaft. Holm macht aus Buße eine große und gefährliche Reiſe, aber noch größer und gefährlicher für ſeine Tugend iſt der Verdacht, Mathilde habe mit ihrer Jugend und Schönheit ſeine Neigung verloren. Wo iſt die Sühne? Hort iſt ſchuldlos, ſchuldloſen Herzens wenigſtens — und ſein abgeſchiedener Geiſt muß achtzehen Jahre herumwandeln bis er Ruhe im Grabe findet. Mathilde iſt ſchuldig, aber ſie wird nicht gerichtet von der ſtrafenden Vorſehung, der Stab wird nicht über ſie gebrochen, ſie ſtirbt von des Zufalls Mörder-Hand. Holm iſt am ſchuldigſten — und er darf ſich erfreuen an Walthers und Dorotheens Liebe, und wird im Kreiſe blühender Enkel noch viele frohe Tage leben. Wenn das keine Schikſalsfabel iſt, die das Gemüth unheilbar verwundet, dann müßt Ihr es weit gebracht haben mit euerer dramatiſchen Chirurgie!

Wir wollen jezt betrachten, wie der Dichter Schuld und Buße an einander gekettet. So mühevoll iſt es geſchehen, ſo unhold im Schweiße der Muſen, daß man an die fluchbeladenen Adamiten und an den Sündenfall erinnert wird. Leichter, viel leichter könnte man die Spree mit dem Manzanares, die Donau mit dem Tejo, nicht blos durch einen hydrauliſchen, ſondern auch durch einen ethiſchen Kanal verbinden, als hier das Verbrechen mit der ſogenannten Sühne verbunden worden iſt. Hort wird auf eine unvernünftige Weiſe verrükt — es ſey. Er bleibt es achtzehen Jahre — gut. Sein Bruder, aus mißverſtandener Liebe, wird Leuchtthurm-Wärter — bewilligt. Der nach Ruhe des Genuſſes lüſterne Entführer macht eine beſchwerliche Reiſe nach Amerika — immerhin. Nach achtzehn Jahren kömmt die Reue — glaublich. Man ſchikt den Sohn nach Europa, um den Vater zu ſuchen, das Schiff geht unter, nur der Sohn wird gerettet, von ſeiner Muhme, künftigen Geliebten und Frau gerettet, ſo daß er landet an der entſcheidenden Stelle, und ſich zur verabredeten Stunde zum Rendez-vous der Nemeſis einfindet — glükliche Zufälle. Aber jezt kommen Vater und Mutter nachgeſchifft, das Schiff ſtrandet abermals, und am nämlichen Orte, abermals ertrinken Alle, nur Holm wird erhalten, und vom Pflegeſohne gerettet — nein, das iſt zu viel, das mache man einem andern weiß! Ich will nicht zankſüchtig ſcheinen, ich will nicht von der Logik reden, ich will keinen Wahrſcheinlichkeits-Rechenmeiſter machen; aber in dieſen bis zur Bergeshöhe aufgehäuften Wundern, ſehe ich eine dramatiſche Todſünde, die keinen Ablaß findet. Die Bewegungen des Schikſals dürfen nicht unruhig, nicht leidenſchaftlich, ſeine Tritte müßen, wenn auch hart und zermalmend, doch langſam und feyerlich ſeyn. Die Vorſehung, ihrer Macht wie ihres Rechts bewußt, darf nicht geſchäftig zappeln, wie der ſchwankende zaudernde Menſch. Sie darf den Verbrecher nicht liſtig auskundſchaften, dann fangen, und ihm verfängliche Fragen vorlegen; ſie kennt ſeine Wohnung und ſeine Schuld. Die Vorſehung, der herrſchende Weltgeiſt — Gott, lenkt die Welt wie er ſie ſchuf, mit einem Gedanken: es werde! Es heißt aber die Macht der Vorſehung verächtlich machen, ſtatt ihr Ehrfurcht zu gewinnen, wenn man ſie, gleich ſchwachen ſterblichen Geſchöpfen, nur durch mühſames Ringen ihren Zwek erreichen, nur durch Ränke und Liſte Recht üben läßt. Dieſes geſchah im Leuchtthurm.

Wie dieſes dramatiſche Kunſtwerk in ſeinen einzelnen Theilen ausgebildet ſey, darüber kann ich nicht mit Sicherheit urtheilen; ich habe es bey einer einmaligen Darſtellung auf der Bühne, nur flüchtig kennen gelernt. Hr. Böttiger ſagt: „Um alles Einzelne „zu würdigen, muß es oft geſehen werden... Das in ſehr harmoniſchen, meiſt gereimten Trochäen zart hinſchmelzende Drama, iſt mit allen Reitzen der bilderreichſten Phantaſie reich, aber „nicht üppig ausgeſchmükt. Viel klare Bilder und Sprüche darf „man nur einmal hören, um ſie auf immer zu behalten.“ Doch ich meyne, das gereiche den Sprüchen nicht zum Lobe, daß man ſie behalten könne, ſondern daß man ſie behalten wolle, und ich zweifle, ob ſie dieſes Lob verdienen, wenn ich aus den einigen Verſen, welche die Abend-Zeitung mittheilt, auf die Uebrigen ſchlieſſen darf. Ulrich Hort ruft, nachdem er das Feuer auf dem Leuchtthurme ausgelöſcht, über ſeine That frohlockend aus:

Was zündet der Menſch ſeine Lampen an?
Er wird das Rollende nicht wenden. –
Nacht ſoll es ſeyn. –

Dieſe Diction iſt fehlerhaft; denn freilich iſt eine Laterne weder Hand noch Hemmſchuh, man kann ein Rad weder damit ſperren noch zurükdrehen. Nach dem Sinne dieſer Worte ſollte man eigentlich nicht fragen; denn ein Wahnſinniger ſpricht; aber ſobald ihn der Dichter vernünfteln ließ, mußte er ihn auch vernünftig reden laſſen. Er ſpricht aber unvernünftig; denn wenn, worin Hort freilich Recht hat, der Menſch mit ſeinen Lampen das Geſchik nicht abwenden kann, wozu die Lampen auslöſchen? Das Schiff wird untergehen, troz des Leuchtfeuers. Gegen die weiteren Verſe aus dem Munde Ulrichs:

Quäle nicht das arme Kind;
Laß ihm ſeine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

— läßt ſich freilich nichts einwenden; aber das ſind keine Neuigkeiten. Doch wenn am Schluſſe, ich weiß nicht wer, folgende Leichenrede hält:

Thor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefen Wogen
Die gepreßten Herzen ſelig
In der Heimath hingezogen? –

— ſo nenne ich dieſes Alfanzereien, werde wild, und kann nicht an mir halten. Ich ſage wie obngefähr Werner's Attila:

Ich lieb' das Sauerſüße nicht
Ganz ſey die Luſt und auch die Trau'r!

Aber dieſer wonnigliche Schmerz und dieſes ſchmerzliche Wonnegefühl, dieſe Bigotterie oder Scheinheiligkeit, dieſe Tartüffe der Muſik, dieſe Hyſterie der Muſen, ſind mir in der innerſten Seele zuwider. Man mag mich hart, anmaßend ſchelten, man hat es gethan; aber wenn ich anmaßend erſcheine, iſt noch ein anderer als ich allein, das Opfer meiner Aufrichtigkeit? Alle Uebrigen gewinnen dabey. Der Irrende, wenn er ſchweigt, kann ſo wenig belehrt, als der verſchwiegene Irrthum aufgeklärt werden. Ich weiß freilich recht gut, daß an dieſer dramatiſchen Nervenſchwäche die Schuld viel ſchuld iſt; aber die Schuld iſt eine ſchöne Sünderin, und — ein Richter bleibt immer ein Menſch. Iſt Sinn, ja auch nur Gemüth in den angeführten Verſen? „Jener ew'gen Liebe milde Fügung" — der Himmel bewahre mich und meine Freunde vor einer ſolchen Milde! „Die gepreßten Herzen ſelig" — wo ſtekt die Seligkeit? und muß ein Herz gepreßt ſeyn, um ſelig zu werden, kann es nicht auch ein glükliches? „Zu der Heimath hingezogen". — meinetwegen. Aber am Tode hat der Unglükliche nichts voraus, auch der Glükliche ſtirbt einmal. Fort! Hinaus ins Freie! Geht ſpazieren; es fehlt euch wahrhaftig im Unterleibe!

O Shakſpeare, du ältester Sohn Melpomenens, reicher, kinderloſer Mann, wie läßt du ſo hart deine nachgebornen Brüder darben? Bettler haſt du bereichert, Narren begabt, Könige größer, die Liebe ſelbſt ſeliger gemacht, und die Söhne deiner Mutter — verhungern. O öffne deine Hand!

Am 18. December. — Abraham, Melodrama in vier Abtheilungen. Muſik von Kapellmeiſter v. Seyfried. (Zum Erſtenmale.)

Die gewöhnlichen Singſpiele in Verſen ſind doch wenigſtens ſchmal, und laſſen rechts und links einen breiten Papierweg übrig, den tollen Redensarten auszuweichen. Wenn aber die Worte das ganze Blatt einnehmen, wohin ſoll man ſich flüchten aus dem lärmenden Gedränge, um nicht taub und Glieder-lahm zu werden? Dieſer Abraham könnte der Erz-Vater ſeyn des ganzen Geſchlechts ſinnloſer Schauſpiele. Das geiſtliche Gericht ſollte die Gottloſigkeit zum Vorwande nehmen, an dem Verfaſſer die Geſchmakloſigkeit zu ſtrafen. Die einfache und glaubhafte Erzählung der Bibel hat er in einen Hexen-Spuk umgewandelt. Flammende Inſchriften am Himmel — Turteltauben, die mit göttlichen Briefen aus den Wolken kommen — Hagar in der Wüſte ſieht ihren Ismael verſchmachten, und verſchreibt ſich dem Teufel; da fliegt ein Drache herbey, und bringt ihr Waſſer! Nach Schwefel geſtunken hat der Drache durch das ganze Haus, mit der möglichſten Naturtreue. Möchte doch bey jeder Aufführung ſolch' ein feueriger Drache erſcheinen, und etwas über unſeren Köpfen verweilen, damit er uns warm mache; denn wir frieren ſehr in dieſen Wintermonaten. Wie gefährlich aber das Einſchlafen in der Kälte ſey, iſt Jedermann bekannt, es koſtet oft das Leben. Zwar haben wir vier Oefen mit glühenden Steinkohlen, aber da ſie vor der Thüre ſtehen, und nicht im Hauſe, ſo heitzen ſie ohne Vorliebe ganz Europa, und es kömmt wenig Wärme auf uns Frankfurter.

Möchte mir doch Einer erklären, warum die dramatiſchen Dichter den Verſtand verlieren, ſo bald ſie mit Tondichtern zuſammentreffen. Oder wählen ſich die Leztern, um gefährliche Nachbarſchaft zu meiden, gefliſſentlich ſolche, die den Verſtand ſchon verloren? Dann verrechnen ſich aber die Herren ſtark. Für die meiſten Menſchen iſt der Opern-Text das unentbehrliche Geländer woran ſie ſich lehnen, um in die Muſik hinabzuhören. Iſt dieſes Geländer nicht haltbar, dann bekommen ſie den Schwindel, das Ohr dreht ſich mit ihnen im Kreiſe, und ſie hören und verſtehen nicht das Spiel der Muſik. Die zu Abraham iſt gut. Seyfried hat die rechte Art, altteſtamentariſche Geſchichten zu betonen; die rabenſchwarze Trauer der ägyptiſchen Völkerſchaften, und ihre vierſchrötige Luſtigkeit, mag man ſich ohngefähr ſo vorſtellen.

Am 19. Dez. — 1. Die eiferſüchtige Frau, Luſtſpiel in zwey Abtheilungen; 2. Die Verwandſchaften, Luſtſpiel in fünf Abtheilungen, beyde von Kotzebue; 3. der Zänker, Schauſpiel in einem Aufzuge, nach Bruis und Palaprat, frei bearbeitet, von Vielen.

Sieben Akte hinter einander, werden ſehr ſelten auf unſerer Bühne gegeben, acht aber wurden es noch niemals; dieſes geſchah geſtern zum Erſtenmale. Die eiferſüchtige Frau und die Verwandſchaften ſind alte bekannte Stücke, beſonders das Erſtere wiſſen wir beſſer als das Ein mal Eins auswendig. Es iſt wie Sauerkraut, das in unſerer bürgerlichen Haushaltung jede Woche wenigſtens Einmal auf den Tiſch kömmt. Ich brauche daher blos von dem lezten Stücke zu reden, welches neu iſt. Es iſt dieſes ohnedem meine Pflicht; denn das Schauſpiel iſt mein Pathchen, es kam ohne Namen auf die Bühne, und erhielt ihn erſt von mir. Meine einheimiſchen Leſer müßen mir aber erlauben, daß ich zuvörderſt über den Inhalt des Stückes, der ihnen ſelbſt ſchon bekannt iſt, wegen der fremden Leſer ſpreche. Wenn ich dieſen den nöthigen Elementar-Unterricht gegeben, und ihnen das Abc der Geſchichte beygebracht haben werde, gedenke ich über den Werth des Stückes einige Worte zu ſagen. Es iſt geſagt worden, es ſey nach Bruis und Palaprat bearbeitet, nicht etwa als wäre der Zänker eine Ueberſetzung des *Grondeur* jener beyden Dichter; das deutſche Schauſpiel iſt ganz Original (ob zwar auch darin gezankt wird) und hat von dem Franzöſiſchen nichts entlehnt als die Lehre der Freundſchaft, um ſie weiter und ſchöner auszubilden. Wenn dort ſich zwey Freunde vereinigt hatten, gemeinſchaftlich ein Schauſpiel zu ſchreiben, ſo haben ſich hier einige hundert Freunde verbunden, mit vereinten Kräften ein dramatiſches Kunſtwerk darzuſtellen. Die Handlung iſt folgende.

Eine Schauſpielerin und eine gute, ſo beliebt in der Welt als auf der Bühne, war ſeit zehen Jahren mit einem Manne verheirathet, der ihr als Jüngling ſein Vermögen, ſeinen Stand und ſeine Glükshoffnungen aufgeopfert hatte. Einer vornehmen Familie zugehörend, die, nach den herrſchenden Sitten, die Verbindung mit einer Schauſpielerin für keine ehrenvolle anſah, ließ er ſich enterben, und entſagte dem Range, der ihm offen ſtand, um ſeiner Neigung zu folgen. Seine Frau mochte die Künſte der Gefallſucht ſchätzen lernen, wodurch ſie eine ſo heftige, alle Schranken durchbrechende Leidenſchaft zu bewirken verſtanden, und die Waffen-Uebung fortſetzen, die ihr den Sieg verſchaffte. So — ſagt man — habe ihr Betragen, das liebloſer gegen ihren Mann als gegen die Welt geweſen, jenen nach und nach in die tiefe Schwermuth geſtürzt, woran er ſeit mehreren Jahren leidet, und die endlich, da vor einigen Wochen ſeine Frau eine Scheidungsklage gegen ihn anbrachte, in einen Verſuch der Verzweiflung ausbrach. Man fand und ſchalt es undankbar, daß ein Weib ſeinen Gatten, der ihm alles, ſeinen Wohlſtand, die Zuneigung ſeiner Anverwandten, ſeine Ruhe, ſeine Kraft und ſelbſt ſeine Liebenswürdigkeit aufgeopfert, verlaſſen wolle, nachdem es ihn hülflos gemacht. Man meynte: die Rechte der Kunſt zu achten, das vergüte nicht die Beleidigung der Rechte der Natur — und man murrte. Aber die handelnde Jugend, die ſich mit Worten und ſtillem Tadel ſelten begnügt, nahm ſich vor über die angeſchuldigte Schauſpielerin ein öffentliches Sittengericht zu halten, ſobald ſie wieder auftreten würde. Die Theater-Direction erfuhr die Verabredung; aber der Sporteln froh, welche die Gerichts-Handlung einzubringen verſprach, (es ließ ſich erwarten, das Haus würde voll werden) ließ ſie es geſchehen, daß jene Schauſpielerin ſpielte, und war ſogar unbedacht genug, die Wahl eines Stückes (der eiferſüchtigen Frau) nicht zu verhindern, welches auf die Lage der Dinge viele Anſpielung gab, und die Erbitterung vermehren mußte. Sobald daher die Schauſpielerin auftrat, erhob ſich ein Lärmen, ein Pfeiffen, Ziſchen, Pochen und Schreyen, wie es hier noch nie erhört worden. Die Mißhandelte redete die Zuſchauer an, und berief ſich mit einer Ruhe, die der höchſten Schuld und der höchſten Unſchuld gleich eigen iſt, auf die Reinheit ihres Gewiſſens. Endlich gelang es einigen Gegen-Schreiern, welchen die Ruhe jeden Preiß werth war, den Aufruhr zu beſchwichtigen, und das Stük wurde zu Ende geſpielt. Die gewarnte Polizey hatte ihre Aufſeher zahlreich im Hauſe vertheilt; man muß aber dießmal ihre Klugheit und ihr ſchikliches Gefühl loben. Sie wollte durch ihre Gegenwart wahrſcheinlich nur thätliche Aeußerungen verhüten, den mündlichen Aeußerungen des Unwillens aber, ließ ſie ungeſtörten Gang. Am andern Tage machte die Theater-Direction bekannt, die gerichtete Schauſpielerin würde nicht wieder auftreten, da ſie „durch die geſtrigen Vorfälle im Schauſpielhauſe ſich überzeugt zu haben glaubt, daß man ihren Leiſtungen auf der hieſigen Bühne die frühere Theilnahme verſagt.“

In Bezug auf den erzählten Vorfall, der, wie alles Geſchehene, unabänderlich bleibt, wäre es eigentlich ohne anwendbaren Nutzen, über die Ziemlichkeit oder Unziemlichkeit jenes öffentlichen Sittengerichtes abzuurtheilen. Aber die Menge hat ihre Macht kennen gelernt, und ſie könnte wohl geneigt ſeyn, bey einem künftigen ähnlichen Falle auf eine ähnliche Art zu verfahren, und darum iſt es nöthig zu unterſuchen, ob die befolgte Handlungsweiſe zu loben oder zu tadeln ſey. Es ehrt gewiß die Jugend, daß ſie die Vertheidigung der Sittlichkeit übernahm, aber heißt es die Macht der Sittlichkeit ehren, wenn man zu ihrem Schutze eine ſolche Vertheidigung für nöthig hält? War jene ſittenrichterliche Handlung, nicht etwa bloßer Muthwille, ſondern Ausbruch eines wahren Gefühls, dann darf man freylich nicht fragen, ob recht gehandelt worden; denn das Gefühl hat immer Recht, aber es muß gefragt werden, ob das Gefühl ein Recht hat ſich da zu äußern, wo nur der Ueberlegung das Wort gebührt. Man hätte bedenken ſollen, daß, da jedes angeſchuldigte Weib auch ſchuldig iſt, weil es den Schein der Tugend ſo ſehr zu hüten hat als die Tugend ſelbſt, darum Schuld mit Anſchuldigung leicht verwechſelt werden könne. Man hätte bedenken ſollen, daß, da die verderbte leichtſinnige Welt übereingekommen iſt, an dem Vergehen, welches man jener Schauſpielerin vorwarf, nicht die Art, ſondern die Größe des Vergehens zu beſtrafen, es leicht ſeyn könne, daß nicht die Angeklagte, ſondern das alles vergrößerende Gerücht, das Maas der Bewilligung überſchritten habe. Man hätte bedenken ſollen, daß, wenn jene Schauſpielerin viele Freunde gehabt hätte, ſtatt wenige, es jenen gelungen wäre, das Mißfallen mit ihrem Beyfalle zu übertäuben,

täuben, und daß man ſie ſo dafür beſtrafte, daß ſie nicht ſchuldig genug war, um ihre Unſchuld darzuthun. Freylich kann man auch erwiedern: es giebt Vergehen, welche die öffentliche Meynung rächen muß, weil ſie das Geſez nicht erreichen kann — wo der Schuz der Staatsmacht endet, beginnt die Selbſt-Vertheidigung — wo das Leben eines Künſtlers anfängt öffentlich zu werden, da fällt es mit ſeiner Kunſt zuſammen, und wird wie dieſe, Gegenſtand des Urtheils — es iſt eine Kränkung der ganzen Genoſſenſchaft der Schauſpieler, wenn man ihren Mitgliedern das Vorrecht gewährte, die Sitten ungeſtraft zu beleidigen und dergleichen mehr. Verlangt man aber, ich ſolle kurz und bündig ſagen, was ich von der Sache denke, ſo erwiedre ich folgendes. Wenn jene Schauſpielerin alles das begangen, deſſen man ſie beſchuldigt, ſo iſt ihr recht geſchehen, und die Verſeher des Sittenrichter-Amtes ſind nicht zu tadeln; ich aber — möchte kein Scharfrichter auch an Miſſethätern werden, die ihre Strafe voll verdient hätten.

VI.

Unvollſtändiges Verzeichnis der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Drukfehler.

Wenn ich nicht die Feldſchützen fürchtete (denn auch die Wiz-Jagd hat ihre Hägezeit), oder wenn ich ein belletriſtiſcher Greo wäre, der falſche Wortſpiele triebe, ſo würde ich ohne Umſtände ſagen: „Der geneigte Leſer wolle die im zweyten Hefte der Wage vorkommenden Drukfehler, wegen der Entfernung des Verfaſſers vom Drukorte entſchuldigen; ſeine Entfernung vom Drukorte aber bedarf keiner Entſchuldigung, denn er wohnt im Drukorte.“ Aber ich mag dieſe ungeſchikte Volte nicht ſchlagen, ſondern ich will die Fehler ganz einfach tadeln und beſſern, und zwar dieſes und jenes — ungleich den Hofpredigern und Großen — nur die großen. Seitdem Fauſt die Drukfehler erfunden hat, iſt dieſe ſchöne Kunſt ſehr vervollkommnet worden. In gleichem Verhältniße, als die Größe der Bücher abgenommen hat, iſt die Menge der Drukfeh-

ler angewachſen; man findet deren in Folianten weniger als in Almanachen. Die eigentlichen Sprachfehler ſind von keiner Bedeutung, ſie nützen vielmehr der Jugend als negative Belehrung. Die Sinnentſtellenden Fehler werden von den Schriftſtellern mehr gefürchtet als von den Leſern, welchen es auf eine Sinnloſigkeit mehr nicht ankömmt. Aber von groſſer und oft angenehmer Wichtigkeit ſind die Sinnverſtellenden Drukfehler, und auf dieſen typographiſchen Maskenbällen begeben ſich die artigſten Verwechſelungen. Z. B. Kuchenfreund ſtatt Tugendfreund, Mädchen ſtatt Mährchen und dergleichen andere, wie ſie Göthe in einer Abhandlung über „Hör- Schreib- und Drukfehler“ (Kunſt und Alterthum, 2ten Bandes 2tes Heft) herzählt. Dort ſagt Göthe: „... Iſt man nun beym Leſen wiſſenſchaftlicher Bücher nicht
„ſchon mit der Sache bekannt, ſo wird man von Zeit zu Zeit an-
„ſtoßen und ſich kaum zu helfen wiſſen, wenn man nicht eine di-
„vinatoriſche Gegenwart des Geiſtes lebendig erhält, ſich den Ver-
„faſſer als einen verſtändigen Mann gegenüber denkt, der nichts
„Ungereimtes ſagen will noch darf. Aber iſt man denn einer ſol-
„chen Anſtrengung fähig? und wer iſt es immer? Da nun die
„werthe deutſche Nation, die ſich mancher Vorzüge zu rühmen
„hat, in dieſem Punkte leider allen übrigen nachſteht, die, ſowohl
„in ſchönem, prächtigen Druk als, was noch mehr werth iſt, in
„einem fehlerfreyen, Ehre und Freude ſetzen; ſo wäre doch wohl
„der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem ſolchen Ue-
„bel durch gemeinſame Bemühung der Schreib- und Drukluſti-
„gen entgegen arbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre ſchon ge-
„than, wenn Perſonen, die ohnehin aus Pflicht oder Neigung,
„von dem Ganzen der laufenden Literatur, oder ihren Theilen
„ununterbrochene Kenntniß behalten, ſich die Mühe nehmen woll-
„ten, bey jedem Werke nach den Drukfehlern zu ſehen, und zu be-
„zeichnen: aus welchen Officinen die meiſten incorrecten Bücher
„hervorgegangen. Eine ſolche Rüge würde gewiß das Gefühl der
„Drukherren beleben; dieſe würden gegen ihre Correctoren ſtren-
„ger ſeyn; die Correctoren hielten ſich wieder an die Verfaſſer,
„wegen undeutlicher Manuſcripte, und ſo käme eine Verant-
„wortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die

„neuerlich in Deutſchland angeſtellten Cenſoren, denen als litterariſch gebildeten Männern ein ſolches Unweſen nothwendig auffallen muß, wenn ſie, wie das Geſez erlaubt, Aushängebogen cenſiren, die Drukherren auch von ihrer Seite unabläſſig erinnern, ſo würde gewiß das Gute deſto ſchneller gefördert werden. Denn wirft man die Frage auf: warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedrukt werden, weniger Drukfehler vorkommen, als in Werken, zu denen man ſich Zeit nehmen kann? ſo darf man wohl darauf erwiedern: eben deßhalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angeſtellt werden, dagegen man bey langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerkſame habe immer noch Aufmerkſamkeit genug. Wie dem auch ſey, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, ſo iſt deſſen Heilung vorbereitet. Mögen einſichtige Drukherrn über dieſe, ſie ſo nahe angehende Angelegenheit in unſeren vielgeleſenen Zeitblättern ſich ſelbſt ausſprechen, und was zur Förderung der guten Sache wünſchenswerth ſey, ihrer nähern Einſicht gemäß, die wirkſamſten Aufſchlüſſe geben.“ Was ſich doch ein rechtlicher Mann wie Göthe alles erlauben darf! Wir andern verdächtigen Spizbuben hätten nicht den Rath geben dürfen, die Cenſoren zu Staats-Correctoren zu machen, noch auch äußern dürfen, daß Cenſoren als ſolche, litterariſch gebildete Männer wären; man hätte beydes für Satyre gehalten. Aber Göthe's Vorſchlag iſt gut, nur müßte er weiter ausgedehnt werden. Ohnedieß kann man der Polizey nicht Beſchäftigung genug geben; denn Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang. Die Cenſoren hätten nicht blos auf die Fehler der Druckerey, ſondern auch auf die grammatikaliſchen und ſtyliſtiſchen der Schriftſteller ein wachſames Auge zu haben. Gegen alle neologiſch-grammatikaliſchen Umtriebe, wie die neuern, deren ſich Jean Paul ſchuldig gemacht hat, hätten ſie kräftig einzuſchreiten. Staats-Correctur-Häuſer wären zu errichten. In Mainz müßte eine typographiſche Zentral-Unterſuchungscommiſſion für ganz Deutſchland unaufſteblich ſitzen — und zwar aus keinem andern Grunde in Mainz, als weil von dort die

Buchdruckerkunſt ausgegangen iſt. Dieſe ſtereotype Commiſſion hätte alle fünfzig Jahre über ihre Arbeiten an die Akademie der Wiſſenſchaft in Wien oder Berlin zu berichten; was ſie zu berichten hat; hat ſie aber nichts zu berichten, nichts. Doch ich will mich eilen, die Drukfehler in der Wage zu verbeſſern, damit ich in kein Staats-Correctur-Haus abgeführt werde. Ich bitte um Aufmerkſamkeit.

Seite 2. Zeile 13. muß es heißen nie ſtatt mir. – S. 3. Z. 15. ſteht: tout le monde marchand ici; es ſollte aber ſtehen: tout le monde est marchand ici. Der Setzer konnte wahrſcheinlich nicht klug aus mir werden, ob ich ein guter oder ein ſchlechter Franzoſe ſey. An der bezeichneten Stelle hält er mich für einen ſchlechten, weiter unten aber S. 8. Z. 15. läßt er mich wie einen ächten Pariſer, Ick ſagen ſtatt Ich – S. 9. Z. 2. von unten, ſteht Flavlan, ſtatt Flaſſan; ſo heißt der franzöſiſche Schriftſteller, welcher eine Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie geſchrieben hat. – S. 12. Z. 11. ſteht grune ſt. grunze, und eben dort Z. 12. maue ſt. miaue. Der Setzer ſollte die Sprache der Hausthiere beſſer kennen. – S. 20. Z. 8. ſteht Kreuzwägen, ſt. Kreuzwegen. Poſtwägen kann man freylich Kreuzwägen nennen, weil das Kreuz ein Sinnbild des Leidens iſt; aber ich nahm es nicht in dieſem Verſtande. – S. 22. Z. 5. ſteht hatte für halte. – S. 23. Z. 4. muß es heißen jambon (Schinken) ſt. Jean bon. Der kennt die Qualen des Tantalus nicht, der den Schmerz nicht kennt, den ein Spaßvogel empfindet, wenn ihm ein grauſamer Setzer einen Spaß ausrupft. Auf der nämlichen Seite Z. 15. ſteht Tähler-Logen, ſt. Töchter-Logen. – S. 25. und folgende, wurde ſt. Grillparzer, immer Grillparzor geſezt. Ich habe um ſo größern Verdacht, daß dieſe Vorliebe zum o, eine ſpaniſch-italiäniſche Tendenz, und irgend einen geheimen Tübinger Freiheitsvertrag zum Grunde habe, da auch S. 60. Z. 8. Meißoniſch ſteht, ſt. Meißeniſch. – S. 28. Z. 16. von unten, ſteht umgrimmter ſt. umgrünter. Umgrimmte Lorberhaine iſt zwar ſchön geſagt; mancher Dichter geht um den Lorberhain herum, und iſt grimmig, daß er nicht hinein darf. – S. 29. Z. 11. muß es heißen Weſt ſt. Weß. – S. 30. Z. 11. ſteht verlogenen ſt. verlegenen; Lügen kann man in keinem Conjugations-Falle mit Theater-Direktionen verbinden. – S. 31. Z. 17. v. unten ſteht brauche ſt. braucht. S. 37. Z. 14. ſteht Ecken ſt. Erde. – S. 40. Z. 8. ſteht ein Fehler, über den ich heftig erſchrak. Die Worte: „Das Volk iſt nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun,“ ſtehen im Texte, und es ſieht aus, als hätte ich ſie geſagt. Aber ſolche gottloſe Reden ſind mir ein Gräuel. Es iſt ein Vers aus dem angezeigten Trauerſpiele, den der Dichter zu verantworten hat. Er hätte in der Buchdrucker Sprache, Petit geſezt werden ſollen, wie die übrigen Verſe. Solche carbonariſchen Redensarten können nicht klein und unleſerlich genug gedrukt werden. – S. 47. Z. 12. von unten, muß es heißen Sittenprunk ſt. Ritterprunk wie dort ſteht. – S. 54. Z. 13. ſteht Theater-Bären. Theater-Bär iſt gut geſagt, aber ich mag mich nicht mit fremden Federn ſchmücken; ich ſprach blos vom Theater-Lärm. – S. 60. lezte Zeile unten, ſteht Ofen ſt. Often. — — — Man hat Beyſpiele, daß eingefangene Diebe während dem Verhöre, ihrem Richter den Beutel aus der Taſche gezogen haben, und daß unter der Predigt ſolche Verbrechen begangen worden ſind, gegen welche der Prediger eben eiferte. Vielleicht werden alſo auch in dieſer Drukfehlerreinigung neue Fehler zum Vorſchein kommen. Doch können wir zufrieden ſeyn, wenn die Arzeney nur ſo viel wirkt, daß ſich die Krankheit nach auſſen, auf unedlere Theile des Körpers wirft.

Die Wage,

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Zweiter Band.

Viertes Heft.

H 1918. 175

Tübingen, 1821.
bei Heinrich Laupp.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von wenigſtens 24 Bogen, beträgt 5 fl. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Turn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermann'ſche Buchhandlung daſelbſt und die Laupp'ſche Buchhandlung in Tübingen bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, und in der Leihbibliothek des Herrn Demmert, Döngesgaſſe, Lit. G. No. 49. angenommen.

Inhalt.

Seite.

I. Der ewige Jude 1

II. Romane, keine Romane, mehr als Romane 39

I.

Der ewige Jude.

Deutſche wie Affen, wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe ſie zuknacken. Sie ſpielen ſo lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber ſie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indeſſen haben ſie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen ſie auf den Kern. Dieſer Kern iſt das Leben, und die Schale das Buch. Man iſt den Deutſchen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geſchälte Nuß giebt, ſie lieben das Krachen. Iſt die Holzſchale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann ſind ſie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch ſind ſie am meiſten lüſtern, ſie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That ſchön lang, und freuen ſich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer ſie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, ſondern ſchreibe, und wer ſeines Erfolgs gewiß ſeyn will, der rezenſire. Aus dieſem Grunde habe ich einige Anſichten über die verwetterte Judenſache, in Form einer Rezenſion eingekleidet, dieſe aber darum der ewige Jude überſchrieben, weil ich tauſendmal in meinem Leben, zu dieſem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, iſt das Wort Jude, der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältniſſe, aller Geſpräche, jeder Luſt und jeder Verdrüßlichkeit. Stellt ein jüdiſcher Handelsmann ſeine Zahlungen ein, ſo machen die Gerichte bekannt: Die jüdiſche Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingeſtellt. Iſt ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdiſcher Nation, Advokat jüdiſcher Nation. Stiehlt ein Jude und man frägt nach dem Diebe, ſo heißt es: ein Jude war's. Zeichnet ſich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann ſagen die Spötter: er *bleibt doch ein Jude*, und die Gutgeſinnten ſprechen: er mache ſeiner *Nation* große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und beſtellt ſich einen Rok, ſo bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Iſaac, habe ſich ein ähnliches Kleid machen laſſen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, ſo erzählt ihr der Gärtner, Frau Eſther habe ihm vor einigen Tagen einen Roſenſtok abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigene gedrukte Judengaſſen für jene Aus- und Einziehenden, und ſchwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdiſchen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den chriſtlichen. Kömmt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile ſind, und gar nicht an Juden denken, ſezt man ſich dort an eine Wirthstafel, und ein Reiſender aus Frankfurt ſizt unter den Gäſten, ſo kann man wetten, daß noch ehe das Rindfleiſch kömmt, der Frankfurter ein lebhaftes Geſpräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, dieſe Narrheit ſchon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde ſich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächlend, tadelnd oder bemitleidend, wie ich, auszurufen: *Der ewige Jude!*

Das Buch, hinter das ich mich ſtecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen deſſen Theilen, aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. *Ludolf Holſt*. Mainz, 1821. Bey Florian Kupferberg (459 Seiten.)

Der Verfaſſer ſagt in dem Vorworte: er hoffe, der deutſchen Litteratur ein *klaſſiſches* Werk geliefert zu haben. Dieſes uneigennützige Geſtändniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer ſolchen Aeußerung, das *Bureau der deutſchen Klaſſiker* in Carlsruhe nicht ſäumen werde, ſein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt verſichere, daß die Schrift ſeines Verlages durchaus nicht klaſſiſch ſey, und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder

Vertheidiger der unterdrükten Schwäche müßte wünſchen, jenes gegen die Juden feindlich geſinnte Werk wäre in der Form eines ſaubern, mit Kupfern geziertes Taſchenbuches Gegen Liebe und Freundſchaft, auf das Jahr 1821 erſchienen, damit es chriſtlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn dieſe hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eigenen geſezgebenden Männer günſtiger zu ſtimmen geſucht. Wer da glaubt, nur derjenige zeige ſich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche ſie hier und dort die Gute nennen, die Schrift des Hrn. Dr. Holſt zu leſen; aber ſo, daß ſie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos ſpielend, die Gänſeblümchen darauf pflücken. Der Verfaſſer hat ſein ſtaatswiſſenſchaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börſenhalle, zu einem Handelsſchiffe, einem philoſophiſchen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er ſich und ſeinen Freunden ein Luſtfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobey alle die Verwirrung herrſcht, die wir früher am Landſturme, da er ſich erſt verſuchte, geſehen haben. Der Vordermann ſtößt dem Hintermanne ins Geſicht, der Hintermann ſchießt den Vordermann todt. Es iſt dieſes im wörtlichſten Sinne wahr; ein Paragraph ſtößt dem andern an den Kopf, und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen, im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonieen, haben aber ſo ausgedehnte Beſitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfaſſer ſich aus dem freyen Felde zurükzieht; begiebt er ſich hinter die Schanze ſeiner Unverſtändlichkeit und iſt gedekt. Man kann die Feſtung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Waſſergraben umgiebt das Werk; man kann ſie nicht aushungern, denn ſie hat ſich mit dem ganzen Talmud verproviantirt. Der Verfaſſer iſt ein rechtgläubiger Kameraliſt aus der baufälligen Schule des v. Juſti; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine ſchwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Chriſten ſeyn müßten, iſt ihm die höchſte Staatsweisheit. Wenn Geiſtloſigkeit aus Liebloſigkeit entſpringt, dann verzeihe ſie wer da wolle, *meine* Milde reicht nicht ſo weit.

Der Judenhaß iſt einer der pontiniſchen Sümpfe, welche das ſchöne Frühlingsland unſrer Freyheit verpeſten. Man ſieht die hoffnungsvollſten Freunde des Vaterlandes, mit bleichen Geſichtern krank umherwandeln. Der deutſche Geiſt wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutſche Gemüth keucht in feuchten Marſchländern. In unſerem Herzen iſt holländiſche Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es ſo iſt; denn nicht der Geiſt, das Herz macht frey. Jener Haß gegen Juden iſt auch der Wetzſtein, an dem jeder ſtumpfe Sinn ſich ſcharf zu ſchleifen, und jeder ſcharfe ſich abzuziehen geſucht; aber der Stein iſt zu hart, die ſcharfen Geiſter haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen ſie nicht auszuwetzen vermocht. In dieſem Streite der Meynungen wird wie immer, die Zeit ſiegen — und die *Liebe* behält immer Recht, denn ſie allein iſt unſterblich.

Die Schrift des Hrn. Dr. Holſt iſt eine Sammlung aller Anſichten, mit kaum noch ſichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tauſend Hände, durch welche ſie gegangen, abgeſezt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einmal einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann ohne den mächtigen Trieb, mit welchem ſelbſtgeſchaffene Vorſtellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu ſchreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des leztern darf man ſich freuen; es iſt gut, daß endlich die deutſche Wiſſenſchaft ſich ſo eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geiſtlos ſeyn kann, ohne zugleich ſittenlos zu ſeyn. Eigentlich verſtehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianiſchen Philoſophie des Verfaſſers zu begegnen hat. Alle ſeine Reden ſind *kantirt* — ich meyne nicht *candirt* (überzuckert), ſondern in Art und Weiſe des *Kant*, wobey die reine Vernunft ſo lange kritiſirt wird, bis ihr kein weiſſer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Hrn. Dr. Holſt im Zuſammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in ſeinem Hauſe gar nicht zu recht finden, und werde darum nur bald an dieſe bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, ſollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verſtanden, ſo verſpreche ich gleich jezt, ihm darin nicht zu widerſprechen.

Sein Buch iſt eigentlich kein practiſches, ſondern ein metaphyſiſches Hep Hep; denn die Deutſchen pflanzen ihre Grundſätze lieber durch Saamen als durch Sezlinge fort. Die Schrift iſt eine Schlange, die ſich ſelbſt in den Schwanz beißt, keinen andern verwundet der Verfaſſer als ſich allein. Er theilt die Welt in zwey Theile, und nennt den Einen Judenthum, den andern Nicht-Judenthum. Das Nicht-Judenthum iſt ihm das feſte Land, woraus Blumen und Kräuter ſprießen, Vögel ſingen, Quellen murmeln, und harmloſe Schäfer ſchuldloſe Tage leben. Das Judenthum aber erſcheint ſeinem ſchwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Hayfiſche rauben und heuchleriſche Krokodille betrügen. Es iſt ihm eine Kloacke voll ſtinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht als ſeiner Sache gut iſt; denn der unterirrdiſche Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geſchaffen, ſie wurden ihm zugeführt. Der Verfaſſer ſpricht wie alle ſeine Vorgänger im Verfolgungs-Amte. Er ſagt: Haß, Neid, Geiz, Habſucht, Bosheit, Betrug, Rohheit, Gottloſigkeit und alle übrigen Laſter wohnen den Juden bey. Freylich gäbe es auch edle Menſchen unter ihnen, allein dieſe wären nicht als Juden anzuſehen, ſondern gleichſam als Chriſten. Auch ſey nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menſchlichen Geiſtes und Herzens auch unter den Chriſten anzutreffen wären, aber ſolche verworfene Menſchen wären keine Chriſten, ſie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch ſo ſprechen? Sie könnten ſagen: „Habſucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldſamkeit und die andern ungenannten Laſter haften auf den Chriſten. Es giebt wohl einige, die davon frey ſind, das ſind aber edle jüdiſche Seelen, und nicht als Chriſten anzuſehen. Auch unter uns giebt es Taugenichtſe, allein ſolche Ruchloſen verdienen den Namen Juden gar nicht, ſie ſind Chriſten.“ Nun, wenn das nicht toll iſt, ſo ſperrt euere Narrenhäuſer weit auf, und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß ſie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftſteller werden. Wenn es euch Freude macht, ſo theilt immerhin die Menſchen in Schaafe und Böcke ein, und ſtellt die Einen rechts, die Andern links; wenn Ihr aber erklärt: alle die rechts ſtehen, ſind Schaafe, und die links ſtehen, Böcke — ſo iſt das ja entſezlich gottlos, und Ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menſchen mit Euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird unterſucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in beſonderer Beziehung auf Judenthum.“ Man muß dem Verfaſſer die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ihm gelungen iſt, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrſcht, ſehr anſchaulich zu machen. Seine Gedanken ſpielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhaſcht, ſo werden ſogleich dieſer die Augen verbunden, und ſie tappt eben ſo unwiſſend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekömmt den Schwindel vom Zuſehen. Mein ſchwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffaſſen können. Vormals durften ſich die Juden keiner Pferde zum reiten bedienen; wollten ſie einen Degen tragen, ſo mußte es an der rechten Seite geſchehen; wollte ein reicher Jude mit vieren fahren, ſo ſollten die Pf[illegible] hintereinander geſpannt werden; bey Krankheiten mußten ſie in den Lazarethen die von Chriſten zubereiteten Speiſen genießen, ſo groß auch ihr Gräuel vor denſelben ſeyn mochte; bey Lebzeiten des Vaters durfte der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die chriſtlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobey es unter ſchwerer Strafe verboten war, während der Predigt — einzuſchlafen. (Dieſes vortrefliche Mittel, in den Kirchen die ſchädliche Wirkung des Paſtoral-Opiums zu verhindern, ſollte die medizinische Polizey auch gegen Chriſten anwenden!) führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Ausſage, deſſen Namen und Wohnort er nicht wußte, ſo mußten alle Juden des Orts demſelben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der vornehmſte in jeder Judengemeinde dreymal im Jahre an den Kirchthüren eine Maulſchelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen beſondern Leichen-Zoll erlegen; (den Griechen nachgeahmte Sitte — auch Charon erhielt ein Führgeld; doch mit dem Unterſchiede, daß bey den Griechen das Geld den Todten, bey den Chriſten aber den lebendigen Schazmeiſtern in den Mund geſtekt wurde!) getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften, wurde mit dem Feuertode beſtraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechſels in das Haus eines Chriſten liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Chriſt Acceptant war, ſolchen holen; die Gültigkeit eines Injurien-Prozeſſes fand ſchon dann ſtatt, wenn ein Chriſt einen andern einen Juden hieß, (unter ſolchen Umſtänden war wenigſtens dieſes Geſez weiſe). Der edle Verfaſſer weißt mit gerührter Stimme auf dieſe guten alten Sitten zurük. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Chriſten und Juden daraus Troſt ſchöpfen und entnehmen mögen, wie der Geiſt des Menſchen vorſchreite, troz der Verhaue der Dummheit, und wie ſein Herz ſich immer mehr veredle, troz des Beiſpiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben ſo lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude ſeines Glaubens wegen nicht Burgermeiſter werden konnte, als man es jezt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen ſeinen Degen rechts anhängen mußte. Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt, (ob er zwar den Saz auf ſeine Art anwendet) „es ſteht von „unſerm ſogenannten (ja wohl!) aufgeklärten Zeitalter zu „befürchten, daß, wenn nach einigen tauſend Jahren auf daſſelbe zurükgeſehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit „war man damals in viel und manchen Dingen zurük, wie „äuſſerſt finſter ſah es noch in den mehrſten Köpfen damals aus.“ Nach einigen tauſend Jahren? Herr Dr. Holſt hat große Geduld! Was mich betrift, ſo hoffe ich, es noch zu erleben, daß man ſelbſt in keiner deutſch-engliſchen Colonial-Stadt ein aufrühriſches oder albernes Buch gegen die Juden wird ſchreiben dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfaſſer, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollſtändiges Converſations-Lexicon aller gangbaren Spizbübereyen anſieht, begnügt ſich damit nicht, und ſpricht von neuentdekten Betrügereyen, welche die Juden ausüben *könnten*, wenn ſie *wollten*. Was, frägt er, würde daraus entſtanden ſeyn, wenn man die Juden mit den Chriſten völlig gleichgeſtellt hätte? Groſſer geometriſcher Jammer, antwortet er. „Ein jüdiſcher Bauer „z. B. würde zu ſeinem chriſtlichen Nachbarn geſagt haben: mein „Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte ſind „ſie ſich beweißlich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen „lang, und 600 breit, der Meinige enthält in der Breite 25 „Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 „mehr, mithin auch *hierin* völlig gleich. Und der Nachbar wird „mit 4375 Quadratfuß betrogen.“ Der Verfaſſer, wie man ſieht, iſt ein guter Feldmeſſer, und wäre bey Verfertigungen von Kataſtern und bey Friedensſchlüſſen gut zu gebrauchen, er verſteht ſich auf Länge und Breite der Dinge beſſer, als auf ihre Tiefe.

Der *erſte Abſchnitt* enthält eine „allgemeine Ueberſicht der in den leztverfloſſenen Zeiten ſo zahlreich erſchienenen Schriften für's Judenthum, beſonders in Hinſicht derer, die von jüdiſchen Autoren abgefaßt worden.“ Herr Dr. Holſt kömmt niemals in Verlegenheit. Wenn Chriſten *für* Juden geſchrieben; ſo ſagt er: es wären unſtreitig *verkappte Juden* geweſen; ſind aber die Schriftſteller Juden, dann ſagt er, ſie gehörten zur *roheſten Klaſſe* von Menſchen, und ſpricht von ihrer *zügelloſen Kühnheit und beyſpielloſen Frechheit*. Man muß geſtehen, daß es närriſche Käuze in der Welt giebt. Hr. Dr. Holſt will die Juden todt ſchlagen, und wenn ſie ſich zur Wehre ſetzen, wendet er ſich zum Kreiſe ſeiner Zuſchauer, und ſpricht: Da ſehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beyſpiellos frech nenne; ſie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch ſo wenig den Kopf abſchlage, und mukſen! Die Einwendungen, welche der Verfaſſer gegen die erwähnten Judenſchriften macht, kann ich nicht beurtheilen; denn ich habe nur wenige der ſowohl für als gegen Juden erſchienenen Schriften geleſen. Ich habe ſie nicht geleſen, weil ich es eben ſo lächerlich fand, den Beweis, daß zwey Mal zwey vier iſt, dikbäuchig führen, als das Gegentheil beweiſen zu wollen — beydes machte mir Langeweile. Es geſchieht auch meiner Abhandlung „für die Juden," die in den Zeitſchwingen ſteht, Erwähnung. Ich beſitze zwar in dieſem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber verſichern, daß die mitgetheilten Auszüge entſtellt ſind. Ich ſoll geſagt haben: „Der Streit gegen die Juden, und der Streit „gegen den Adel geht aus einer und derſelben Quelle hervor, „nämlich: eine vermeinte Ariſtokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen ſoll." Und an einer andern Stelle: „Da die produzirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt; ſo mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen." In beyden Sätzen iſt weder Sinn noch Ausdruk der Meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft geſprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Phyſiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Klaſſe geſprochen, ſo konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da ſie ja in einem ſo hohen Grade thätig ſind, daß man ihnen dieſe Rührigkeit ſogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur ſolche Arbeiten productiv, bey deren Verrichtung man ſchwitzt, ſo will ich, was ich leicht könnte, dieſe poröſe Anſicht jezt nicht beſtreiten; ſondern ich bemerke, daß die Juden allerdings ſtark transpiriren, theils weil ſie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den pſychiſchen Einfluß der Furcht und Freude beym Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen ſich rühmen, im kritiſchen Dezember vorigen Jahrs mehr geſchwizt zu haben, als die meiſten Chriſten ſelbſt in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Ariſtokratie geſprochen haben. Die Handels-Ariſtokratie der Juden iſt ſo wenig vermeint als die Geburts-Ariſtokratie des Adels, ſie ſind beyde wirklich vorhanden. Jene aber iſt kein Vorrecht der Juden, ſondern ein Zwang, da man ſie gewaltſam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Ariſtokratie des Adels aber iſt fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieſer verhält ſich zum Bürgerſtande, wie die chriſtliche Welt zur jüdiſchen. Beyde gründen Vorrecht: auf den Zufall der Geburt, beyde wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten, und uns Philiſter im Kothe zu gehen nöthigen — eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeſchmakt iſt, als es iſt: ſie gelaſſen dulden.

Es iſt komiſch genug, zu ſehen, wie Schriftſteller, welche gegen Juden eifern, nachdem ſie ſich ſchwindelnd hoch verſtiegen, und zu beweiſen geſucht, daß Sonne, Mond und Sterne bey der großen Judenſache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln, und in einem ſchmutzigen Sakgäßchen der Erde, in einem Zuckerfaſſe, einem Wechſel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem ſie von Tod und Unſterblichkeit, von Beſtimmung des Menſchen, von Theokratie, von Sittlichkeit geſprochen; nachdem ſie gezeigt, daß Judenthum ein athmoſphäriſches Gift ſey, welches die ganze Erde umhülle, kommen ſie dahin zu bemerken, die Luft ſey doch an jedem Orte verſchieden, und ſie ſuchen nicht blos für jede Stadt, ſondern auch in der nämlichen Stadt, für jede beſondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdiſches Intereſſe zu vertheidigen. In dieſer Straße ſollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieſer Straße ſollen ſie rechts wohnen dürfen aber nicht links; auf dieſer rechten Seite ſollen ſie Häuſer haben dürfen, aber keine Ekhäuſer; in den mit doppelten Ausgängen verſehenen Häuſern ſollen ſie an der einen Thüre handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieſer Thüre ſollen ſie mit dieſer Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener -- und ſo wird der dicke Klotz des Unverſtandes, in tauſend Schwefelhölzer zerſpalten. Die Theorie des Hrn. Dr. Holſt iſt etwas beſſer, als dieſe meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hanſeſtädten. Er meynt, dieſe hätten ihre eigene Natur, und es ſey Unſinn, zu denken, daß in den Bundesſtaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Hr. Dr. Holſt kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesverſammlung iſt gewohnt, alles reiflich zu überlegen, und was ſie auch wegen der Juden beſchließen möge, ſie wird ſich nicht übereilen, und hanſeatiſcher Weisheit die Zeit laſſen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der beſcheidenen Vermuthung geſchrieben, daß es keiner leſen werde; denn, wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfaſſer ſich ſelbſt ſo nahe treten, das Folgende zu äußern. Es iſt nämlich die Rede von der grauſamen Wuth, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grauſamkeiten. (Iſt nur allein der Körper verwundbar, und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, frägt er, wer war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden ſelbſt; denn aus dem Judenthume iſt ja das alte heutige Chriſtenthum entſprungen. Ich will ſeine eigenen Worte anführen: In der Zukunft „wird redend und auf eine unwiderlegliche Weiſe dargethan „werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entſtanden ſind, daß, dem Sinn und Geiſt des Stifters der chriſtlichen „Religion ganz entgegen, ein Pfropfreiß vom Judenthum genommen, und unglüklicher Weiſe, in jener finſtern Zeit, auf Chriſtenthum eingeimpft worden; ſo daß alle jene Gräuel urſprünglich „dem Judenthum einzig und allein zur Laſt fallen.“ Das iſt „ein wichtiges Geſtändniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß iſt dieſes Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerriſſen werden. Der Verfaſſer weiß ſelbſt nicht, welch' ein herrliches Wort er geſprochen; wie ein Kind findet er an der Muſchelſchale Wohlgefallen, und die Perle darin wirft er weg!

Der zweyte Abſchnitt betrachtet das Judenthum in religiöſer Hinſicht. Auch in dem, zum Theil anerkannt Wahren, was der Verfaſſer hierüber ſagt, redet er gegen ſeine eigenen Zwecke. Denn indem er von der moſaiſchen Theokratie und von den Rabbiniſchen Dogmen ſpricht, zeigt er, daß die Juden ſo wie ſie ſind, haben werden müſſen, und daß bey nun verſiegter Quelle nur noch ein ſtehendes Waſſer läſtig ſey, das man austroknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es iſt die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wandrer. Der Sturmwind und die Sonne ſtritten, wer mächtiger ſey. Da verſuchte der Sturmwind einem Wandrer den Mantel zu entreißen — vergebens, je heftiger er wüthete, je feſter hüllte ſich der Wandrer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wandrer zog den Mantel aus. Die Juden ſind ſolche Wandrer, der Rabbinismus iſt ihr Mantel, der Sturmwind ſeyd Ihr, und die Sonne — hat jezt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abſchnitte wird das „Judenthum in moraliſcher Hinſicht ſowohl in als auſſer deſſen Heimath“ betrachtet. Der Verfaſſer behauptet, die Juden wären ſchon im Lande Canaan Spizbuben geweſen. Haben ſie etwa die dort fließende Milch gewäſſert, den dort fließenden Honig nach falſchem Maaße verkauft? Nein, der Verfaſſer beweißt nichts; er zeigt blos, auf welche Weiſe die Juden im gelobten Lande haben Betrüger ſeyn können, wie ſie die dortigen Landesgeſetze haben umgeben können, und geht dabey eben ſo ſinnreich zu Werke, wie früher bey der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur ſeines logiſchen Zirkels. Er bezieht alle Laſterhaftigkeit nicht auf den Wandel, ſondern auf den Handel des Menſchen; die Börſenhalle iſt ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum ſpricht er auch nur vom Hauſiren, vom Wucher der Juden. Ich begreiſe nicht, warum das Hauſiren ein Laſter ſeyn ſoll, den Chriſten pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuſer beſitzen, und an manchen Orten gar nicht beſitzen dürfen, ſo bleibt ihnen nichts anders übrig, als in fremden Häuſern häuslich zu ſeyn. Was aber der Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrift, ſo glaube ich nicht, daß die chriſtlichen Kaufleute beſſer ſind als die jüdiſchen. Auch ſie ſind Egoiſten; man muß ſie nur nicht nach ihrem Epiſtolar- und Avis-Style beurtheilen. Sie ſchreiben zwar: „Ew. Edelgeboren geehrtes vom 13. habe empfangen" — „Sehr ſchönen geräuchten Lachs und friſche Auſtern habe erhalten," und laſſen dabey das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menſchlichen Herzens wiſſen recht gut, daß der Egoismus in den aller Zeiten Zeitwort haben, verſteckt iſt. Der Verfaſſer zeigt ſich als liebender Vater, indem er dafür ſorgt, daß nach ſeinem Tode kein einziger Jude dem Erbhaſſe ſeiner Kinder entzogen werde. Darum beſchließt er teſtamentariſch, daß ein Jude, ſelbſt wenn er Chriſt wird, immer noch ein Spizbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spizbube werde. Das iſt gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdiſches Blut bedürfe zu ſeiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erſt dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er ſich mit einer chriſtlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfaſſer ſchon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In ſein väterliches Haus ſey einſt ein Jude mit den Worten getreten: „Komme ich recht! Ja, bey Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bey Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an" darauf habe der Jude einen Lotterie-Zettel aus der Taſche gezogen, und geſchworen: das Haus ſey ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen ſolle. Das war nun freilich eine unmenſchliche Grauſamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnſt gefallen; aber der wahre und gute Chriſt kennt die Rache nicht, und verzeiht ſeinen Feinden.

In dem vierten Abſchnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinſicht, in Rükſicht auf Künſte und Wiſſenſchaften behandelt, behauptet der Verfaſſer, die Juden hätten in keiner Kunſt und Wiſſenſchaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag ſeyn oder nicht ſeyn, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden ſchlechte Bücher ſchreiben, dann mögen die Rezenſenten bey bey rufen, aber der Staat darf ſich nicht hineinmiſchen. Soll man darum ihren Handel beſchränken, wie der Verfaſſer wünſcht? Man ſoll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entſchließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, ſo würde ich rathen, allen Schreibgeſellen in

Deutſchland den Alleinhandel des Papiers zu überlaſſen, damit ſie mehr dabey gewönnen das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbſt Mendelsſohn wäre nicht der vortrefliche Schriftſteller geworden, er hätte ſeinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn ſein vertrauter Umgang mit chriſtlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftſteller Judenthum und Chriſtenthum verſchmolzen hätte. Wenige mögen hierüber ſo urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!) Der vor vielen Jahren gepflogener wiſſenſchaftlicher Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel ſehen: wie weit der Ideen-Umtauſch zwiſchen dieſen beyden Männern ſtatt fand; wie zutraulich Mendelsſohn unſerm Reimarus Aufſätze zur Prüfung vorlegte, und mit welchen Anmerkungen ſie von dieſem Manne begleitet worden ſind.“ Da hört Ihr es mit euern eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: ſo oft der Verfaſſer einen Juden trift, von dem er geſtehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Menſch ſey, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Chriſtenthums, ſcheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelsſohn aus dem Umgange mit chriſtlichen Gelehrten gewonnen, ſchmälert das ſeinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, ſie wird erworben. Vielleicht iſt Hr. Dr. Holſt reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müßen; wir andern armen Teufel aber ſind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufſätze Mendelsſohns verbeſſert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbeſſern, wenn jener, um ſeine abweichenden Anſichten darzuſtellen, etwa Anmerkungen gemacht. Kann ein denkender Kopf ſeine Denkweiſe von einem andern regeln laſſen, muß er nicht mit ſeinen eigenen Gedanken denken? Daß Hr. Dr. Holſt mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, iſt wohl zu glauben. Reimarus benuzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geſchrieben. Aber von dieſem Manne konnte er ſeinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unverſöhnlichſte Todfeind aller Bedrückungen. Das Converſations-Lexicon ſagt von ihm:

„Er war ein Feind jeder Zwangsordnung, wo irgend nur die „Freyheit, die innere oder äußere beſchränkt wurde, da nahm er „ſich ihrer an. Daher ſchrieb er gegen Getraideſperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleiſchtaxen, gegen Zunft- und „Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewißen Bedingungen den Nachdruk), gegen medizinische Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das „Poſitive in den Vorſchriften, nach welchen der Jugendunterricht „von Staatswegen geleitet werden ſollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er ſich keinen dogmatiſchen Zwang „in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einſtimmung „und ihrem Widerſpruch war ihm Richterin in der Religion. Die „Einſtimmung der Weltordnung war ſeine Religionslehre.“ Ein ſolcher Mann konnte unmöglich eine Krämerſeele haben, welche Menſchenrechte auf die Butterwaage legt, und mit einem ſolchen Manne ſollte man nicht vergebens umgegangen ſeyn!

Den fünften Abſchnitt überſchreibt der Verfaſſer: „Judenthum im Geſchäftsleben (in bürgerlicher Hinſicht) betrachtet, wo auf die ſo ergiebige Quelle hinzuſehen iſt, woraus Judenthum ſich einen immer höhern Vermögensſtand, ſelbſt Reichthümer zu verſchaffen im Stande iſt, und dadurch die Verhältniſſe der Geſammttheile mehr und mehr zerrüttet.“ Schon an den Pulsſchlägen dieſer pochenden Ueberſchrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfaſſer über dieſe Gegenſtände ſprach. Judenthum iſt ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er ſchreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensſtand — ſelbſt Reichthümer! — und warum nicht ſo gut als wir? Er ſagt: „man ſagt nicht zuviel, wenn man den geſammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet,“ und geht dann mehrere Geſchäftszweige durch, und zeigt, wie ſie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die chriſtlichen Handelsleute beſſer machen? Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt: „keine menſchliche Weisheit iſt je vermögend, je im Stande, Maßregeln zu erſinnen, ſie mögen noch ſo „durchdacht und geprüft ſeyn, wie ſie wollen, die dem Unfug des „Wuchers je Einhalt thun könnten; er geſchehe mit Waaren oder

„mit Geld, noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen „sind, weil Juden dann die ſchlaue Politik ausüben, chriſtliche „Häuſer darin mit zu verwickeln, um von dieſer „Seite Schuz finden zu können; denn, die Wahrheit zu geſtehen, es fehlt nicht an Blutſaugern höherer Claſſen, die gerne ihre Hände zum Wucher „hergeben." An einer andern Stelle äußert er: „Da, wo „ein chriſtlicher Wucherer ſtatt findet, der die moraliſchen Grundſätze verläßt, in welchen er zum Unterſchied des Judenthums „erzogen worden.. tritt ein ſolcher nie ſelbſt auf, ſondern läßt einen Juden als Haupttheilnehmer das „Geſchäft allein betreiben." Aus dieſen wichtigen Geſtändniſſen folgt: 1. daß es auch chriſtliche Blutſauger giebt, die Wucher treiben; 2. daß der Wucher der Chriſten nicht beſtraft wird, denn die Juden glauben ſich geſchüzt, wenn ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen; 3. daß Chriſten die Juden zur Theilnahme an Wuchergeſchäften verleiten, weil ſie ſich nicht ſelbſt herausſtellen wollen; 4. und aus allem vorigen zuſammengenommen, ergiebt ſich, daß man nicht unterſcheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinſchaftliche Rechnung mit Chriſten getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Chriſten giebt. Herr Dr. Holſt hat dieſes alles ſo unwiderleglich bewieſen, daß ich begierig bin wie er ſich bey ſeinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — dieſe Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, dieſe heraufgeſtiegene Furie der Habſucht, dieſer leibliche Goldteufel — mir in der tiefſten Seele verhaßt iſt, ſie mag in der Geſtalt eines Hebräers, eines Muſelmannes oder eines Chriſten, mir entgegentreten. Aber iſt dieſe Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Iſt ſie nicht die Stikluft, welche die ganze Handelswelt umdüftet, erhaltend zwar das Leben, weil es das Leben zurükhält, aber tödtlich, wo ſie abgeſondert erſcheint? Ihr murrt und ſprecht, die Juden wären die Prieſter Merkurs, und ſteken die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann ſind ſie ſchlauer,

als

als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Prieſter, die Anbetung ſchaft den Götzen. Wirſt euern Abgott um, zerſtört ſeine Tempel — und die Fleiſchgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bey den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, Ihr aber ſeyd Sklaven des Handels, und nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr ſagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verſchwiſtert, Verborgenes entdekt, das Entdekte herbeygeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu ſeyn, und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzuſtreichen, ſo iſt euere Beſcheidenheit zu loben. Aber brüſtet Euch nicht mit erhabenen Geſinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo euch nichts bewegt, als niedrige Habſucht und gemeine Sinnesluſt. Mögen die Juden haſſenswürdig ſeyn, aber euch kömmt es nicht zu, ſie zu haſſen. Euere Sache iſt noch lange nicht ſo ſchlecht, als ſie vertheidigt wird; denn es iſt der verdiente Fluch leidenſchaftlicher Verblendung, daß ſie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Euere Sachwalter ſprechen! Sie ſagen nicht, man ſolle die Juden aus dem Lande ſtoßen, ſie ſagen es nicht; denn ſie heucheln, ſie wollen nur, daß man ihren Handel beſchränke. Aber indem ſie auf dieſe Weiſe an der Wohlfahrt vieler tauſend Menſchen die Zweige abſchneiden, nachdem ſie die Früchte geſchüttelt, wollen ſie auch den Stamm umhauen, und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, ſollen Juden nicht mit völliger Freyheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an, und verſchließt die Hausthüre, daß ſie ſich nicht retten — Ihr jagt ſie in die Schlacht, und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß ſie nicht umwenden können. Iſt das menſchlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß Ihr Chriſten ſeyet, aber es iſt doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr chriſtliche Geſinnungen, die Ihr ſelbſt nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuſchvollen Mitte dieſes Buches, im Hauptquartier des Judenhaſſes angekommen war, gedachte ich zu ſpotten, und dem Verfaſſer zu ſagen: er möchte, ſo ſehr auch ſein Herz dabey bluten würde, einen Juden lebendig aufſchlitzen, und ſich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen, ganz ſo gebildet und geordnet ſeyen, wie bey Chriſten, und dann ſolle er mir erklären, wo die Anweiſung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menſchen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu ſpitzen, die Wahrheit iſt ſchon ſpiz genug. Der Verfaſſer hat dafür geſorgt, daß ſeine Grundſätze nicht karrikirt werden können. Er geht mit den jüdiſchen Leibern nicht beſſer um als mit den jüdiſchen Seelen. Der ſechste Abſchnitt ſeines Buches betrachtet: „Judenthum in phyſiſcher Hinſicht.“ Eine ſchöne freywillige Beyſteuer zu Frank's medizinischer Polizey! Er erſchrikt gewaltig vor dem Anwachſe jüdiſcher Bevölkerung, und ſchreibt ſie dem häufigen Zwiebeleſſen der Juden zu. Er fährt vor Zorn aus der Haut, und nimmt geſellig die Juden mit in ſeine Kutſche, indem er ihnen die Haut über die Ohren zieht, um deren Krankheiten zu erläutern. Er ſagt, ſie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, ſo berührten ſie doch „das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen“ und dieſes nennten ſie ganz lächerlich „ſich gewaſchen haben.“ Nach ſeiner Meynung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäſcherinnen ein, und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naſchhaften Judenmädchens, ſo macht er, wie zierliche Redner ſagen, aus der Mücke einen Elephanten, und behauptet, das ſaubere Mädchen habe die Elephantiaſis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geſchieht, behauptet er, es ſey eine jüdiſche geweſen, und die Juden hätten alle die garſtige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II., und der römiſche Dictator Sylla geſtorben ſind. Aus dieſem Allem aber folgert er, man müße die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Beſen wegkehren, und ſie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultra's unſerer Zeit, hat Ariſtokratenſucht ſtark gefiebert, aber ſo heftig als der Verfaſſer hat noch keiner geraſt. Er meynt, eine Judenhaut käme ſchon als fertiges Trommelfell auf die Welt, und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der ſiebente Abſchnitt betrachtet „Judenthum in hiſtoriſcher Hinſicht“ und ſpricht von den Quellen der ältern und neuern jüdiſchen Geſchichte. Dieſes Kapitel giebt weder Stoff noch Luſt zu Bemerkungen. Wo der Verfaſſer aufhört ſich ſelbſt zu parodiren, und die natürliche Art ſeines Geiſtes und Herzens hervortritt, wird er Meilen-langweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend haſſen, oder eben ſo glühend die bürgerliche Freyheit lieben, um über die ganze Breite dieſes Buches zu ſchwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfaſſer ſagt, ſeine Litteratur-Sammlung von Judenſchriften gehe ſchon jezt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine ſchöne Blumenleſe von getrokneten Giftkräutern ſeyn!

Der achte Abſchnitt betrachtet: (dieſes häufige betrachtet, iſt nicht mein Wort, der Verfaſſer gebraucht es, und mit Recht; denn er beweißt nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er ſie eben — betrachtet) „Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Unterſuchung, zugleich in politiſcher Hinſicht, aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpuncte.“ Der Verfaſſer muſtert darin ſeine martialiſchen Grundſätze, um zu ſehen, ob keiner deſertirt ſey, und läßt ſie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts geringeres im Sinne, als ſich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine ſchöne Landkarte von allen den Wegen, auf welchen ſie, zwar zu Fuße und daher langſam, aber ſicher die Weltherrſchaft zu erreichen ſuchen. Er ſagt, die Juden hätten ſchon jezt eine große Menge Tagreiſen zurükgelegt. Sie ſprächen: „Wir Juden ſind nicht mehr das, was wir vormals waren. Im „dem damaligen Frankreich bekleideten wir öffentliche Aemter: „In verſchiedenen Staaten ſind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum ſollten wir denn auch nicht „Siz und Stimme im Senat freyer Städte haben „können?“ Der Verfaſſer fährt fort: „Werden ſchon gegenwärtig weithinausſehende Aeuſſerungen gemacht; ſo „wird es, bey höher ſteigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln „gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter „heißen: warum ſollten dann uns Juden die Pforten der „Fürſtenhäuſer ſo ganz geſchloſſen ſeyn. Was könnte wenig-

„ſtens hindern, daß z. B. ein Beſitzer vieler angeſehenen, nach und nach arrondirten Ländereyen nicht den Titel *Fürſt* annähme, damit dereinſt ein *Herzog*, ein *Erzherzog* ꝛc. daraus werde.“ Die Wahrheit iſt mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfaſſer in dem hier Geſagten beyſtimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings ſind unſere Juden, Fürſten ſchon ſehr nahe, und kommen ihnen täglich näher. Ich ſelbſt kenne einen reichen Juden, der nur allein in den lezten ſieben Jahren ſeinen Garten mit vier angrenzenden Morgen Feld arrondirt, und hierdurch deutlich genug verrathen hat, daß er gedenke, ſeinen Kindern der Garten als Erzherzogthum zu hinterlaſſen. Aber der Verfaſſer hätte nichts übertreiben, und ſich von ſeinem Haſſe ſo ſehr verblenden laſſen ſollen, daß er behauptet, die Juden giengen mit dem Gedanken um, Senatoren freyer Städte zu werden. Auch Wahnſinn und Ruchloſigkeit haben ihre Grenzen. Es giebt angeborne Gefühle des menſchlichen Herzens, die auch der verworfenſte Böſewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden ſind ſchon Erz-Böſewichter genug, daß ſie Erz-Herzoge werden wollen; aber *Senatoren*! Nein, das iſt unglaublich, ſo tief kann der Menſch nicht ſinken!

Der Verfaſſer beſchreibt ferner, die verſchiedenen Diebsſchlüſſel, mit deren Hülfe das ſpizbübiſche Judenthum *die Pforten der Fürſtenhäuſer* aufzuſchließen gedenkt. Zuerſt erwähnt er der *Tempel-Vereine*. Hierunter verſteht er den Verein derjenigen jüdiſchen Glaubensgenoſſen, welche in Hamburg, Carlsruhe und andern Orten, den von rabbiniſchen Alfanzereyen entweihten Synagogen-Dienſt verlaſſen haben, und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er ſagt: „Der Tempel-Verein ſchreibe mit Umſicht, mit Beſonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beſeitige in der Folge blos das eine Formelle, fremden Himmelsſtrichen nicht eigen und überflüſſig; ſo giebt es für das Judenthum mehr Proſeliten in *Einem* Jahr, als es durch alle Zeiten hindurch für's Chriſtenthum nicht gegeben hat.“ Ich habe hierüber nichts weiter zu bemerken, als daß ſich die Juden dieſes ſollen geſagt ſeyn laſſen; man muß von ſeinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfaſſer, wie folgt, bezeichnet. Die Juden ſuchen ſich die Redaction ſehr vieler periodiſchen Blätter und Zeitſchriften zu verſchaffen; ſie ſuchten ſich Eingang bey Staatszeitungen zu eröfnen; ſie ſuchten Cenſoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums ſind, zu Schutzſchriften zu verleiten; ſie bemühten ſich durch Neu-Chriſten die Direction der Schauſpiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht-Judenthum angehört, der Perſiflage Preis zu geben. (Zu dieſem Zwecke hätten ſie ſich beſſer an den Verfaſſer gewendet.) Endlich hätten ſie auch in unſern Tagen den Verſuch gemacht, ſich in den Buchhandel „hineinzuſetzen“, um eine völlige Herrſchaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „Jeden ein Schauder ergreifen“ müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftſteller unter den Juden ſich ſchon ſo weit geäuſſert: „Daß jüdiſche Conſiſtorien in den verſchiedenen Diſtrikten „Deutſchlands zu errichten ſind; daß alle Conſiſtorien ein Central-Conſiſtorium, ein Concilium zu bilden haben; daß ſodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geſchehen könne; „und daß — fügen wir hinzu, etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürſt „der Gefangenſchaft wie ehemals) über alle Concilien ſodann „geſetzt werde!... Ob nun hieraus je ſo ein Weſen als jüdiſcher „Hoheprieſter (Pontifex maximus) dereinſt daraus hervorgehen könne, der erſt Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, „dann Schwert und Rauchfaß in der Hand haltend, weltlicher „und geiſtlicher Herr werde und ſey; ſtelle ich der Betrachtung „anderer hin.“ Man wird den Rücken wenden, und die Furcht des Verfaſſers ſtehen laſſen. Er iſt, wie jeder ſieht, etwas hypochondriſch, und ſieht alles durch einen ſchwarzen Schleyer. Mit der geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft des Judenthums, hat es in den erſten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere giebt, mag der Hoheprieſter ſein Schwerdt in der Scheide laſſen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu ſchaffen; und was das Rauchfaß betrift, ſo kann der Hoheprieſter räuchern ſo lang er Luſt hat, die Juden laſſen ſich keinen blauen Dunſt vormachen.

Der Verfaſſer zeigt ſich ſehr ungeſchikt, wenn er die Juden mit den Jeſuiten vergleicht, und dabey in den gegen Leztere gerichteten Vorwurf einſtimmt, welcher heißt: „Alle Beſtrebungen der Jeſuiten ſind ihren eigenen Vortheilen, und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewiſſen findet bey jeder widerſezlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten.“ Was geht aus dieſer Zuſammenſtellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, ſey ſie auch ſo groß als behauptet wird, nicht aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verſtattet iſt, von den Bekennern auf die Würde eines Religion zu ſchließen, dann wäre die chriſtliche Religion die verwerflichſte unter allen, weil alle Völker der Erde zuſammengerechnet, von der Wiege des menſchlichen Geſchlechtes an, nicht die Hälfte der grauſamen und wahnſinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Chriſtenthums verübt worden ſind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigſtens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben dieſe Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beſchönigen. Die Jeſuiten aber haben im Namen der chriſtlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit, die Völker mit tückiſchen Schlangenbiſſen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angeſtrengt, die Welt in Blödſinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geſchichte haben ſie wie falſche Spieler gemiſcht, damit die Karten nach ihrem Wunſche fallen. Nur den Betrüger haben ſie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrükt, ſondern Gewalt und Betrug unterſtüzt, wo ſie ihnen entgegen traten. Hat ihnen das Chriſtenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, ſie haben eine falſche Vollmacht vorgezeigt. Jezt durchleſe man das große, fünfhundert Seiten lange Regiſter jüdiſcher Sünden, welches der Verfaſſer verfertigt, und ſehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind ſie ſchlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätheriſche Freunde; morden, rauben, ſtehlen ſie; kennen ſie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerey die Spielſucht; ſind ſie unhäuslich, träge, vertaumeln ſie ihr Leben in Sinnesluſt? wenn ſie das wären und thäten, dann hätte es der Verfaſſer ſicher geſagt. Aber nein, *ſie berühren das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen*, ſie nehmen 20 Prozente, ſie *meſſen knapp*, wie Hr. Dr. Holſt behauptet, ſie gewinnen auf 10 Ellen Waaren $\frac{1}{10}$ Elle, welches, wie der Verfaſſer nach *Adam Rieß* ganz richtig berechnet, bey einem jährlichen Abſatze von 10 Millionen Ellenwaaren, einen betrügeriſchen Gewinnſt von 100000 Ellen machen — *würde*! (Man ſieht, der Verfaſſer iſt immer noch ein Anhänger der Conjunctive.) Und das iſt alles! Verworfene Juden ſind nicht ſchlechtern Herzens als verworfene Chriſten, und ſie haben einen Vorzug, ſie ſind beſſern Geiſtes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menſchen; ſie durchſchauen die Heucheley, und üben ſie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, ſie ſtehlen bey Tage, und die Nachtdiebe ſind gefährlicher. Sie thun das Böſe, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödſinn oder Ungeſchiklichkeit. Sie ſind Erdenbürger, nicht Beyſaßen eines ſchmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin ſie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenſchaften, aber nur große; ſie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüſten, wobey man nicht lebt und nicht ſtirbt. Sie haben Blut, oder ſind blutleer, aber ſie haben nicht jenen wäſſerichten Milchſaft, der in Schneckenſeelen kriecht. Kurz: ſie ſind Fleiſch oder Fiſch; kürzer: ſie ſind keine *Philiſter*. O wehe über die Philiſter! Ein einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchloſen. Sie morden nicht das Leben allein, ſie morden die Freuden des Lebens. Das iſt kein tüchtiger Dolchſtoß, womit die Rache ihren Durſt abfindet, das iſt der Rüſſel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Naſe das Blut ausſchlürft, und den gelaſſenſten Menſchen zur Verzweiflung bringt. Das iſt kein ſtarkes Fieber, das geſund oder todt macht, das iſt ein langweiliger Schnupfen, wobey man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das iſt nicht Winterfroſt, nicht Sommerglut, nicht Sturm, nicht Zephyr, das iſt das abgeſchmakte, naßkalte Herbſtwetter, das verdrüßlich an den Fenſtern plätſchert.

und — friert man oder nicht, ſoll man einheitzen oder nicht? — man weiß es ſelbſt nicht, und keiſt und ſchmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So ſind die Philiſter, ſo ſeyd Ihr Judenhaſſer. Ich bitte euch, werdet liebenswürdig. Selbſt euere Tugend iſt ungefällig, ſie iſt ſchön gewachſen, hat aber Sommerſflecken. Selbſt euer Recht iſt ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, ſondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet euch der Langweiligkeit; denn ſie iſt die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden iſt fruchtlos, Ihr ſeyd nur mit eines Eſels Kinnbacken zu ſchlagen, man muß ſelbſt ein Philiſter ſeyn, um mit euch fertig zu werden.

Profeſſor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geſchrieben (ich kenne es nicht). Hr. Dr. Holſt erwähnt dieſes Buches, und bemerkt hierbey: „Es würde dem Verfaſſer der „vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der „Völkerrechte, des Staatsrechts ſeit mehrern Decennien unter „Augen gehabt hat, ein Leichtes ſeyn, ſich weitläufig gegen die „Herrn Lips, und alle diejenigen zu äußern, welche Menſchenrechte und Civilrechte durchaus nicht unterſcheiden, welche „zwiſchen religiöſer und politiſcher Toleranz nicht den geringſten Unterſchied machen. Dabey würden aber unnütze Worte verſchwendet werden.“ Daß Hr. Dr. Holſt die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er ſie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes ſey, ſich weitläufig gegen die Herrn Lips zu äußern, iſt gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß ſich aber Menſchenrecht von Civilrecht, religiöſe von politiſcher Duldung ſo unterſcheiden ſolle, daß man Anſprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerſpreche ich. Ihr glaubt ſelbſt nicht an dieſen Grundſaz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber euer Kopf iſt beſſer geworden, Ihr ſucht jezt was Ihr früher nicht gethan, euere Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil ſie es verdienen; Ihr haßt ſie, und ſucht ſo gut Ihr's könnt, zu beweiſen, daß ſie es verdienen, und Ihr haßt ſie, weil ſie—verdienen. Euer Herz konnte euerem Geiſte nicht nachfolgen, und dieſer kehrt zu jenem zurük; um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr Menſchenrechte nennt, das ſind nur Thierrechte: das Recht, ſeine Nahrung aufzuſuchen, zu eſſen, zu verdauen, zu ſchlafen, ſich fortzupflanzen. Dieſe Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und dieſe wollt' Ihr auch den Juden laſſen. Die Bürgerrechte, dieſe allein ſind Menſchenrechte; denn der Menſch wird erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft zum Menſchen. Er wird darin geboren, er wird alſo als Bürger geboren. Dieſes iſt der Grundſaz Englands, Frankreichs und jeden freyen Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch nichts bedingt ſeyn, als durch die völlige Entwickelung der Geiſteskraft, und dieſe muß als vorhanden angenommen werden, ſobald die körperlichen Kräfte reif erſcheinen. Alſo iſt jeder Menſch Bürger, ſobald er mündig iſt. Ihr ſagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt—gut, auch unter Chriſten giebt es viele verlorne Söhne der Natur; ſo laßt ſie auch nicht Bürger werden, ſo macht Klaſſen. Ihr macht ja ſo gern Klaſſen, und jauchzet, nur eine Stufe höher zu ſtehen als ein Niedrigerer, ſolltet Ihr auch hundert Stufen niedriger ſtehen als ein höherer. Weil Ihr ſelbſt Sklaven ſeyd, könnt Ihr Sklaven nicht entbehren. Euere Bürgerrechte freylich ſind keine Menſchenrechte; denn ſie ſind unmenſchliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schuſterpfrieme, die Krämerelle, dieſe machen bey euch den Bürger; das Leichentuch iſt euere Toga, erſt im Grabe bekommt Ihr Gemeinweſen; aber euere Bürger ſind auch darnach. Dreyſſig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verroſteten Hochmuth eueres Stadt-Philiſterthums, dieſen ehemals glänzenden Schild, euch in die Hände gegeben, um Bürgerſtolz gegen Adelſtolz zu bewaffnen—werft ihn weg. Er iſt brüchig, er iſt euch auch zu ſchwer geworden; denn Ihr ſeyd die ſtarken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöſe Duldung wollt' Ihr gegen Juden üben? und ſeit wann führt Ihr dieſe Sprache? Seitdem euch jede Religion gleichgültig geworden, ſeitdem euch gleichgültig geworden iſt, ob der Jude einen falſchen oder wahren Gott anbete, ſeitdem euch nur am Herzen liegt, daß jüdiſcher Schacher den chriſtlichen nicht verkümmere. Euere Vorfahren waren beſſer als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber ſie thaten es um Gottes willen, freylich um des Gottes willen, den ſie in ihrem Wahnwitze ſich erdichtet; aber ſo ſchamlos waren ſie doch nicht wie Ihr, daß ſie öffentlich dem heidniſchen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert, und gelehrt hätten, man müße die Juden ſchlachten, damit ſie den Markt nicht verderben.

Der Verfaſſer ſpricht ein „Schlußwort, an das Judenthum ſelbſt gerichtet.“ Er ſagt darin: „Meiner Geſinnungen „bewußt, mag es mir völlig gleich ſeyn, wie die vorliegende Schrift „von Juden beurtheilt wird; ob ſie deſſen Verfaſſer ebenfalls, „höchſt ungerechter Weiſe, zu der Zahl Judenfeinde rechnen, „ſeine Abſicht ſo ganz und gar verkennend. Er haßt, und kann „keine Juden haſſen, ſie gehören der geſammten Menſchheit an. „Auch unter ihnen giebt es, wie unter allen Glaubensbekennern „gute und achtungswerthe Menſchen. Dagegen aber ſteht das „Rabbiniſche Judenthum, auf moſaiſche Theokratie ſich „lehnend, nach ſorgfältigſt vorangegangener Prüfung in aller nur „denkbaren Gehäſſigkeit vor ſeinen Augen.“ Es iſt brav, daß der Verfaſſer die Verkennung ſeiner Abſichten nicht ſcheut; wer für Wahrheit ſtreitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhaſſer anſehen; denn das iſt wirklich ſo ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es iſt deutſche Art, alles aus der Selbſtſucht herzuleiten. Weil die Deutſchen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede, als etwas Häusliches beurtheilt; weil ſie beſtändig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinſte Zuglüftchen freyer Berührung einen ſteifen Hals, und jeder Wind iſt ihnen ein Böſewicht; und endlich, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, daß bey ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meynen ſie, das müße jeder verſtändige Mann auch wiſſen, und wenn er alſo dennoch redet, müße er ſeine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfaſſer die Juden nicht haßt, ſondern nur das Rabbiniſche Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum ſondert er das Rabbiniſche Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbiniſche Judenthum hat kein Auge zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleiſch das verwundet, keine Ehre, die verlezt werden kann; Ihr mögt es verfolgen, ſo viel Ihr Luſt habt. Aber der wirkliche lebende Jude, hat Auge, Herz, Fleiſch und Ehre, welche Menſchlichkeit zu ſchonen gebietet. Ihr ſagt, der Talmud ſey ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge, und man müße ſie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen euch die jüdiſchen Magenbeſchwerden an? Führt der Rabbinismus ſeine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgeſez verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte, jene Albernheiten ſind nicht ſo gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eiſenmenger, und von euern Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jezt lebende jüdiſche Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreyſſig Jahren werden die Juden ſich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Hr. Dr. Holſt geſteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menſchen; er hat aber nicht geſagt, wie man dieſen guten und achtungswerthen Menſchen begegnen ſoll. Soll man ſie etwa lieben und ſchätzen? Meynt er das, dann hätte er ſich auch damit begnügen ſollen, die ſchlechten und verächtlichen Juden dem Haſſe und der Verachtung, und ſich nicht erlauben dürfen, ſie auch dem Drucke der Staatsgeſetze preiß zu geben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreyung von der rechtlichen Gefangenſchaft, worin man die übrigen halten ſoll, gefordert? Man nenne mir ein Geſez, das zum Vortheile der Beſſern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorſchlag zu einem ſolchen Geſetze! Sagt Ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in paſſenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit euch haben. In Frankfurt am Mayn ſpricht man ſo gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabey bewenden, ihren Handel zu beſchränken? Man hindert ſogar ihre geiſtige Thätigkeit, ſtatt ſie zu befördern. Nicht mehr als vier jüdiſche Aerzte dürfen ihre Kunſt ausüben, und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt ſind, läßt man die Ueberzähligen einem weiſen Polizey-Geſetze zuwider, lieber ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung Kranke behandeln, als daß man ſich entſchlöſſe, ein thörigtes Geſez aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht, und einige jüdiſche Advokaten, die jezt dort ſind, dürfen keine Rechtshändel führen, und ſollten ſie darüber verhungern. Dieſe Ungerechtigkeit iſt um ſo größer, da jene Advokaten ſich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben, und alſo damals nicht vorher wiſſen konnten, daß man in alte Barbarei zurükfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübek und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben ſich alle dem Schacher; und dennoch verhindert Ihr die geiſtige Entwiklung derer, die ſich vom Schacher losmachen? Ich laſſe mich nicht abweiſen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt ſagt mir, warum ſollen nur vier jüdiſche Aerzte, warum ſollen gar keine Juden Advokaten ſeyn dürfen? Seyd ſo gut und antwortet mir. Schreiben die jüdiſchen Aerzte ihre Rezepte etwa in hebräiſcher Sprache? Heilen ſie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Teſtaments? Stellen ſie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdiſchen Advokaten die Inſtitutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten ſie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdiſcher Gelehrte Mitglied dieſes Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Muſeums für Kunſt und Wiſſenſchaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdiſchen Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, keinen jüdiſchen Gelehrten oder Künſtler auf? Ihr Herren der Frankfurter Leſegeſellſchaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter euch ſitzen, und den allgemeinen Anzeiger leſen? Ihr Herren von der Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nüzlicher Künſte, antwortet mir: warum darf kein Jude die nüzlichen Künſte befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Caſino, euch frage ich nicht, warum

Ihr keinen Juden unter euch duldet; denn Ihr ſeyd Handelsleute. Aber jene frage ich wiederholt, und, noch einmal ſey es geſagt, ich laſſe mich nicht abweiſen und will Antwort haben. Wie! die Körperſchaft der Advokaten, die der Aerzte, der Gelehrtenverein, das Muſeum, die Leſegeſellſchaft, die Beförderer nützlicher Künſte, dieſe zuſammen bilden vielleicht tauſend Menſchen, welche alle die Feder zu führen geübt ſind, und nicht Einer ſollte aufſtehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen ſtraft, oder der beweißt, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, ſo tretet hervor, und vertheidigt euer Recht!

Der Verfaſſer ſagt: „Die Wohlfahrt Einzelner kann „und darf... nie von der Wohlfahrt der Geſammttheile getrennt werden.“ Dieſes iſt ſehr wahr; aber wenn dieſes wahr iſt, ſo darf auch die Wohlfahrt der Geſammttheile, nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht Tauſend Menſchen aufopfern, um zehen Tauſenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß euch ſehr leicht fallen, zu beweiſen, daß der Handel der chriſtlichen Kaufleute dabey gewinnt, wenn der Handel der jüdiſchen eingeſchränkt wird; aber was habt Ihr dadurch bewieſen? — euern Vortheil, nicht euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — ſagt Ihr ja ſelbſt, ſo oft es euch bequem iſt; aber wenn es euch nicht bequem iſt, ſagt Ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in euern freyen Städten eben ſo gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jezt gegen Juden wüthet; nun die Zeit hat euch zur Menſchlichkeit genöthigt, und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben ſo viel Reitzendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um ſie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der euch befiehlt, auch die Juden als euere Gleichberechtigten anzuſehen? Aber Ihr wollt gezwungen ſeyn. Der Deutſche iſt taub, der Wagenführer der Zeit mag ſchreyen ſo laut er will, daß man ihm aufweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erſt zu fühlen, wenn das rollende Rad euere Glieder ſchon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß euch bey der Bruſt packen, und euch hier und dorthin ſchleppen. Zu der Franzoſenzeit genoſſen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte, und — ich habe es geſehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderſchaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit, und Ihr hättet Euere Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten ſich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hauſe, und die Mäuſe ſprangen auf dem Tiſche; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr eure wie alte Semmel zuſammengeſchrumpften Grundſätze wieder hervor; da weichtet Ihr ſie ein, um ihnen ein friſches Anſehen zu geben; aber ſie ſind locker und unſchmakhaft geworden, und nur wer ein Bettler iſt am Geiſt, mag ſie genießen. Schämt Euch!

Hr. Dr. Holſt hat ein Schlußwort an das Judenthum ſelbſt gerichtet; aber damit endigt ſein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfaſſer fiel es wahrſcheinlich bey, man dürfe den Juden das lezte Wort nicht geben, und darum ließ er hinter dem Kerne ſeines Buches noch einen Kometenſchweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für dieſen Anhang muß groß ſeyn; denn es iſt darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er ſeine jüdiſche Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhaſſes gefällig zu beweiſen, den Namen jener beyden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierherſetzen, damit man ſich daran erquicke. Man laſſe ſich von ihrer Schweinsledernen Außenſeite, und ihrer Dicke (jedes derſelben bildet einen halben Fuß großen Würfel) ja nicht abſchrecken. Sie leſen ſich ſo angenehm als Walter Scott's Romane, und mit den Augen der Würfel wird man ein ganz neues Judenthum entdecken. Das erſte Buch, welches Hr. Dr. Holſt „ein rühmliches Werk“ nennt, heißt: „Tractatus de Juribus Judæorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Geſetzen, denen ſie unterworfen, deren Heyrathen, Contracten, Wucher, Teſtamenten, Succeſſionen oder „Erbfolgen, Verbrechen und deren Beſtrafungen, Privilegiis

„und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beſchwerden, inſonderheit der Cronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie „auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen, und andern mehr, „gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen „und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zuſammengetragen, und mit Præjudiciis, deciſionibus und Responsis überall beſtärkt. Denen Richtern, „Amtleuten und ſonſten jedermänniglich zum Beſten, mit einem „hierzu dienlichen Regiſter verſehen, herausgegeben von Joh. „Jodoco Beck. J.U.D. Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenſtiniſch „und Hochgrävl. Giechiſchen Rath, bey Löbl. Univerſität Altdorf „Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicæ assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4." Der Hochgräfliche Rath Beck iſt todt, die Univerſität Altdorf iſt todt, das Hohenloh-Neuenſtiniſche und das giechiſche Reich, ſind beyde todt, und ich weiß nicht einmal, wo die zwey lezteren begraben liegen; aber die Grundſätze des Buches ſind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutſchen nachrühmen, daß ſie die Kunſt, Leichname einzubalſamiren, in hohem Grade verſtehen. Die meiſten ihrer Geſezbücher ſind Mumien, mit unverſtändlichen Hieroglyphen bemahlt — und von ſolchen Kabinetsſtücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Eiſenmengers, Profeſſors der orientaliſchen Sprachen bey der „Univerſität Heydelberg, Entdektes Judenthum, oder: „Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergeſtalt die verſtokten Juden die Hochheilige Dreyeinigkeit Gott Vater, Sohn und „heil. Geiſt erſchreklicherweiſe läſtern und verunehren, die heil. „Mutter Chriſti verſchmähen, das Neue Teſtament, die Evangeliſten und Apoſteln, die chriſtliche Religion ſpöttiſch durchziehen, und die ganze Chriſtenheit auf das äuſſerſte verachten und verfluchen; dabey noch viel andere, bishero unter den Chriſten entweder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt geweſene Dinge und große Irrthümer der jüdiſchen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar ſehr vielen mit großer Mühe und unverdroſſe-

„nem Fleiß durchleſenen Büchern mit Auszіehung der hebräiſchen
„Worte und derer treuen Ueberſetzung in die teutſche Sprach,
„kräftiglich erwieſen, und in zweyen Theilen verfaſſet, deren jeder
„ſeine behörigen allemal von einer gewißen Materie ausführlich-
„handelnde Capitel enthält. Allen Chriſten zur treuherzigen Nach-
„richt verfertigt, und mit vollkommenen Regiſtern verſehen. Mit
„Seiner königl. Majeſtät in Preußen, allergnädigſten Special-
„Privilegio. Gedrukt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach
„Chriſti Geburt 1711. 2 Theile.“ Der erſte Theil enthält 1016, der zweyte Theil 1111, beyde Theile zuſammen alſo 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttauſend Seiten, und Ihr leſet ſie mit Vergnügen, warum ſolltet Ihr vor dem Eiſenmenger zurükſchaudern? von vielen, ſowohl in artiſtiſcher als in national-ökonomiſcher Hinſicht, ſehr nüzlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedauerungswürdig, daß der ſchöne gothiſche Bauſtyl der deutſchen Sprache ganz verloren gegangen iſt! Man vergleiche das ehrwürdige hohe und geräumige Portal des Eiſenmengeriſchen Judentempels, mit dem winzigen Titel des Hrn. Dr. Holſt: „Judenthum in allen deſſen Theilen“ das iſt ſo zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Miſchung von lateiniſcher und deutſcher Sprache, wie vortheilhaft iſt ſie allen Leſern! Iſt das Deutſche unverſtändlich, wird es vom Lateiniſchen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Hrn. Dr. Holſt nicht verſtehen, das rein deutſch geſchrieben iſt? Dürfte ein neuer Schriftſteller von ſich ſelbſt ſagen, was Eiſenmenger geſtand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt geweſene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdroſſenem Fleiße gearbeitet, und daß er treu überſezt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftſteller auf ſein Buch drucken laſſen: Mit Seiner königl. Majeſtät in Preußen, allergenädigſtem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedrukt. Dürfte er humoriſtiſch ſeyn, und ſagen: daß in ſeinem Werke viel lächerliche und kurzwei-

lige

lige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leſer würde es für Ernſt halten. Sonſt brauchte man nur den Titel eines Buches zu leſen, und man wußte ſchon alles was im Buche ſtand; jezt aber muß man das ganze Buch leſen, um den Titel zu verſtehen. Kann etwa jemand den Titel folgenden Buches verſtehen: „Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in cosmiſchen Beziehungen, von Dr. Bührens Arzt in Barmen?“ Gewiß nicht, ohne das Buch geleſen zu haben, ſelbſt dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin geleſen, daß der Verfaſſer zeige: „wie die großen cos„miſchen Epochen und Ereigniſſe, welche das Schikſal ganzer Län„der und Völker entſcheiden, auch im organiſchen Ausdruk ſich „wiederholen und offenbaren... und wie von hier aus die dun„kelſte Lehre der Pathologie zu verſtehen und zu erklären iſt.“ Hat Einer eine Vorſtellung, wie der Planet Jupiter mit dem Flekfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung ſtehe? Wird er ſich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr beſſer ſollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Aſtronom iſt, die von ihm entdekte Pallas als ein ſtärkendes Mittel verſchreibe? Ein Eiſenmengeriſcher Titel hätte keinen Zweifel aufkommen laſſen, und über alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch ſo umſtändlich als vormals, welch' ein großer Vortheil wäre dieſes für Literatoren und Literatur! Man bedenke nur wie groß der Ehrenſold heutiger Schriftſteller iſt, und daß ſie nur noch zwey Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger ſelbſt. Ein Eiſenmengeriſcher Titel könnte allein ſchon das Mittagseſſen einer literariſchen Familie bezahlen, und wie viel ſolcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre ſchreiben! Die Bücher ſelbſt brauchten dann gar nicht verfaßt, alſo auch nicht geleſen, alſo auch nicht gekauft zu werden, und man hätte nur jede Meſſe die zehen Bände des Leipziger Verzeichniſſes zu bezahlen.

Ich kehre zum Profeſſor Eiſenmenger und zum Hrn. Dr. Holſt zurük. Lezterer erzählt weiter was ihm erſterer erzählt hat; nämlich: verſchiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner.

Es ſcheint, Hr. Dr. Holſt beneidet die Juden, daß ſie faſt noch größere Narren gehabt als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden ſind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht ſo unheilbringend geweſen ſind, als die der Chriſten. Jene trugen eine hölzerne Peitſche in der Hand, ſtatt eines Blutbeflekten Schwertes, und wenn ſie ja ſich boshaft zeigten, ſezten ſie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber ſpaniſche Autos Da Fe-Mützen. Der Verfaſſer hat Recht, ſich über die Tollheiten der Rabbiner luſtig zu machen, er ſollte aber dabey nicht maliciös ſeyn. Ich bin überzeugt, daß er ſo viele Rabbiniſche Gelehrſamkeit beſizt, als ich, der ich gar keine beſitze, und daß er daher ſo gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbiniſchen Lehre verſtanden, und nur mit Vorſaz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will verſuchen, ſeinen unzeitigen Spas aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holſt macht ſich luſtig über folgende Talmudiſche Fragen und Räthſel.

1. „Ob des Engels Schwerdt am Eingange des Paradieſes wirklich von Stahl geweſen?“ — Ich ſehe nicht ein, was hierüber zu lachen iſt. Dieſe Unterſuchung hat einen technologiſchen Zwek, und verdient es, daß ſich die Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nüzlicher Künſte und Gewerbe damit beſchäftige, wenn ſie auch ſonſt nichts jüdiſches zuläßt. Es kömmt hier darauf an zu entſcheiden, ob man zu Adam's Zeiten ſchon Stahl verfertigt hat, ob es damals ſchon Damaſcener Klingen gegeben, und wenn Eiſen und Stahl damals noch nicht bekannt geweſen, wie ſich Adam Feuer geſchlagen habe?

2. „Wie viel Adam von dem Apfel ſeiner Gattin bekommen haben möge?“ — Ich ſehe in dieſem Zweifel von Seiten des Herrn Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Satyre. Wäre es nicht höchſt grob geweſen, wenn ſie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener ſey? Mit der Größe des Apfelbiſſes ſteht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie fragen alſo verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entſcheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dik geſchält, und die

Schalen nebſt den Körnern, die ſie aus zarter Aufmerkſamkeit herausgenommen, allein gegeſſen hat, ſo kömmt es auf eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Feſttage legt, genoſſen werden dürfe?“ — Hr. Dr Holſt behauptet, über dieſe Unterſuchung ſey ein ganzer Foliant geſchrieben worden. Dieſesmal hat er Recht, ſich luſtig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben ſich um ungelegte Eyer bekümmert. Aber man muß nicht voreilig ſeyn. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden ſo bigott als ihre Herren, und gakkerten am Sabbat nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde, und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es eſſen dürfe, oder nicht.

4. „Ob bey der Auferſtehung der Todten alle Juden, oder nur ein Theil derſelben, beſonders die Gelehrten aufſtehen werden?“ — Ich glaube, daß alle Juden aufſtehen werden, doch nicht alle zugleich; denn ſonſt würden ſie ein ſolches Geſchrey machen, daß die Beyſitzer des jüngſten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, ſo werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen, und werden daher früh aufgeweckt werden müſſen. Wenn man ſie nicht brauchte, ließ man ſie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber, und auch früher auferſtehen werden?“ — Dieſes wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden ſie ſpäter aufſtehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geſchähe, würden ſie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürſten wiederum unter den Menſchen werden?“ — Nein; denn es iſt bewieſen, daß Fürſten die Stellvertreter Gottes ſind auf Erden, am Tage des Herrn endet alſo ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferſtehung vor ſich gehen werde?“ Die Rabbiner entſcheiden für Judäa, namentlich beym Oelberge, und ſagen, daß diejenigen, die auſſer Judäa gelebt

haben, ſich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müſſen, um an Ort und Stelle der Auferſtehung zu gelangen. Hr. Dr. Holſt nennt dieſe Lehre ruchlos und wahnſinnig, und frägt: „wie es denn diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenſeits der Meeren, Inſeln zu geſchweigen, gelebt haben?“ Es iſt ganz offenbar, daß der Verfaſſer nur Händel ſucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Perſien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen, und der gottesfürchtige Chateaubriand wird ſich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen **Itinéraire souterrain de Hamburg à Jerusalem** zu ſchreiben. Napoleon auf St. Helena mag zuſehen, wie er am jüngſten Tage fertig werde. Uebrigens was hindert das Meer zur Auferſtehung? Hat das Meer nicht einen feſten Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdiſcher Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdiſche Volk ſeine Selbſtſtändigkeit verloren habe?“ — Darüber kann ich Beſcheid geben. Das jüdiſche Volk hat ganz genau in der Sekunde ſeine Selbſtſtändigkeit verloren, wo es aufgehört hat, ſie zu verdienen.

Der Verfaſſer hatte, an einer frühern Stelle ſeines Buches geſagt: „ich bleibe bey dem Worte Juden überall ſtehen. Ich kenne „keine Israeliten, oder nach der Etymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Chriſt habe ich die ſchuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begeben. Wie es aber hat möglich ſeyn können, daß Juden ſich „noch jezt eines ſolchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, „verſteh' ich nicht.“ Der Verfaſſer hätte immer ſo aufrichtig ſeyn ſollen, zu ſagen: ich verſtehe nicht; dann wären die Irrthümer ſeines Urtheils doch nur die Seinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und ſich ſelbſt dieſes ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorſtellung von Sklaverey und Unehre war mit dieſem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, dieſe furchtbaren geheimen Oberen der Welt regieren im Verborgenen. Der Name Israeliten iſt keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht, Männer über Gott, ſondern Männer, die gottähnlichen Weſen gleich ſind. Die Bibel giebt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater Jakob reiſte einſt bey Nacht, und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er ſich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, ſprach der Mann zu Jakob: jezt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da haſt du was zum Andenken, und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Menſch, wie heißt du? Und der Menſch antwortete: das brauchſt du nicht zu wiſſen, du aber ſollſt nicht mehr Jakob, ſondern Israel heißen; „denn du haſt um den Vorzug geſtritten mit göttlichen Weſen und mit Menſchen, und biſt ihnen beykommen.“ Ein göttliches Weſen heißt aber hier nichts anderes als ein ſtarker Mann, ein Held, und Jakob ſollte ja nicht blos darum, ſondern auch, weil er mit Menſchen gekämpſt, Israel heißen. Es iſt ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte ſich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabiſchen Polizey nicht in die Hände zu fallen, und er wollte ſeinen Namen nicht ſagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte ſeitdem, und war alſo ein von Gott gezeichneter Menſch, wie man noch heute zu ſagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, eſſen die Juden noch jezt von keinem Hinterviertel irgend eines Schlachtviehes. Dieſe Aufmerkſamkeit ſcheint zwar nicht ſehr ſchmeichelhaft zu ſeyn, indeſſen bedenke man, daß in der zwiſchen einem Menſchen und einem Ochſen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt iſt, können Parallellinien nie zuſammenſtoßen, ſie bleiben immer auseinander ſtehen. So glaube ich alſo hinlänglich bewieſen zu haben, daß der Verfaſſer die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verſtanden hat, oder nicht verſtehen wollte, um ſie lächerlich zu machen: daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weiſe Männer ſind, die man, ohne ihnen zu ſchmeicheln, nach meiner mathematiſchen Theorie, mit verrükten Menſchen in Parallele ſetzen kann. Dem Verfaſſer habe ich jezt nur noch ein beruhigendes Wort zu ſagen. Er äußert in ſeiner Vorrede: wie weit es ihm geſungen ſeyn mag, der deutſchen Litteratur ein klaſſiſches Werk geliefert zu haben „ſolches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenoſſen ab, mehr von der Entſcheidung der ſtreng richtenden Nachwelt.“ Ich darf ihn verſichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jezt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, ſondern nur ſo handelt. Und wahrlich, unverſtändig thun, iſt verſtändiger als unverſtändig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Chriſten, weil Jude oder Chriſt; ich liebe ſie nur, weil ſie Menſchen ſind, und zur Freyheit geboren. Freyheit ſey die Seele meiner Feder, bis ſie ſtumpf geworden iſt, oder meine Hand gelähmt. Leben iſt lieben, Ihr aber ſeyd Sklaven Eures Haſſes. Ihr ſeyd Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit iſt eine harte Gebieterin. Frey ſeyn wollen, heißt frey ſeyn. Das Herz iſt zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der ausgeleerten Bruſt kann Raum ſeyn, um Tauſende zu haſſen: Ihr ſteht am ſichern Strande, hinausſchauend in das ſturmbewegte Meer; Ihr ſeht Schiffe mit den Wellen, Menſchen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichen Zwiſte aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr ſeht reiche Ladung an der drohenden Lippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige ſtreiten? Der Schaum der zürnenden See benezt euch den Fuß, Ihr müßt vor euch blicken, um euch zu wahren, und Ihr ſchaut zurük Jahrtauſende weit? Die Zeit iſt reif an groſſen Dingen. Glüklich Ihr, daß Ihr nicht zu ſeyn braucht, von den ſchweißtriefenden Schnittern, ſondern nur munter zur fröhlichen Erndte, wenn der ſchöne Tag der Garben kömmt. Liebt euch und vereinigt euch. Doch müßt Ihr haſſen, iſt der Haß der Sauerteig eueres Lebens, der allein ihm Würze giebt, ſo haßt, was haſſenswürdig iſt: Die Falſchheit, die Gewalt, die Selbſtſucht. Seyd was Ihr wollt, gut oder ſchlimm, fromm oder ruchlos, weiſe oder wahnſinnig, doch ſeyd nur etwas! Seyd Glühwein oder brunnenkühles Waſſer, nur nicht abgeſtandenes Naß, das Jeden aneckelt — ſeyd keine Philiſter!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutſchland erduldet, iſt keine friſch Aufgelebte; ſie hat ſich nur aufgeraft im lezten Kampfe des Todes. Die Flamme des Haſſes loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöſchen. Das tröſte die Leidenden. Shakeſpeare und ſeine Schweſter Erfahrung, ſprechen:

> Vor der Geneſung einer heft'gen Krankheit,
> Im Augenblik der Kraft und Beſſ'rung, iſt
> Am heftigſten der Anfall; jedes Uebel,
> Das Abſchied nimmt, erſcheint am übelſten.

II.

Romane, keine Romane, mehr als Romane.

Wem ſollte nicht ſchaudern, wenn er gewahrt, wie die finſtern Wolken der negativen Literatur, immer drohender, immer näher heranziehen? Eine Gefahr, ein Schrecken giebt es, der auch das kühnſte Herz erbeben macht — es iſt jenes furchtbare unbekannte X, Grab und Wiege aller Dinge, die da ſind und ſeyn werden. Die Lichtverdunkelnden Heuſchreckenzüge der Romane, hat noch kein Sterblicher ermeſſen; aber der Herr der Heerſchaaren kennt ihre Zahl, und läßt ſie nicht überwachſen. Doch die Keine-Romane und die Mehr-als-Romane, die man jezt ſchreibt, wo endigen ſie, im Raume oder in der Zeit? Da alles in Nichts zurükkehrt, ſo entſpringt alles aus Nichts, über das Nichts aber hat ſelbſt Gott keine Gewalt. Uns eiteln Thoren dünkte, die Romanenſchreiberey habe die höchſte Vollkommenheit erreicht, und jezt kommen kühnere Schiffer, die ſich hinauswagen in das grenzenloſe Meer der Keine-Romane und Mehr-als-Romane, und zeigen uns, daß wir bisher nur feige Küſtenfahrt getrieben. Niemand iſt mehr zu bemitleiden bey dieſer deſtillirten Peſt, als die hinkenden Ergänzungsblätter der Halliſchen Literatur-Zeitung, dieſe löſchpapiernen Todtengräber der Bücher. Sie konnten ohnedieß kaum fertig werden mit dem Einſcharren der verſtorbenen Romane; die Keine-Romane und

Mehr- als-Romane, werden um ſo gewiſſer kein kritiſches Grab erlangen, und auf Leipzigs Roſen- und Lerchengefilden, den Raben zur Beute werden. Eine Hoffnung bleibt uns noch. Der heiße ausbrütende Sommer der Keine-Romane iſt noch fern, wir müſſen die junge Brut zerſtören, wir müſſen die Raupenneſter und Ameiſen-Eyer verbrennen, ehe es warm wird. Aber wie unterſcheidet man die Keine-Romane und Mehr-als-Romane von den eigentlichen Romanen? Ja, das eben iſt der Jammer! da es auch Romane giebt, die keine Romane ſind, ſo haben die Keine-Romane mit den Romanen eine große, verwirrende Aehnlichkeit. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als daß ich poſitive Romane, mit Plus- und Minus-Romanen zuſammenſtelle; der Leſer mag dann zuſehen, wie er durch Hülfe der *Regel de Tri* das Facit finde.

1. Poſitive Romane.

Wintergrün von *Georg Lotz*. Hamburg, bey Hoffmann und Campe. 1821.

Die drey Erzählungen, welche dieſes Buch enthält, ſind mit ſo vieler Kunſt als Natur vorgetragen. Sie erheitern und belehren zugleich. Man darf ſie der Schuld wie der Unſchuld in die Hände geben — jener, um Reue zu befördern, dieſer um Reue zu verhindern. — *Der Schwur.* Die Wiederbelebung eines ſcheintodten Glückes überraſcht froh. Der Erzähler verbirgt das Erröthen der gefallenen Unſchuld barmherzig hinter einen Schleyer, und giebt es nicht gleich Andern, unter dem betrüglichen Vorwande heilſamer Warnung, nakt dem Auge preis. — *Eliſens Prüfungen.* Endlich bezahlte Tugend, nach langer Zögerung des ſaumſeligſten aller Schuldner, des Schikſals. Die Handlung raſch; nicht jener langweilige Minutenzeiger jedes Seufzers und jedes Küſſes, nur auf die Stunden der Empfindungen wird hingewieſen. — *Die Abentheuer einer Nacht.* Gut erzählt; aber auch die längſte Nacht iſt zu kurz, um eine ſo große Reihe von Begebenheiten auszumeſſen. Dieſe Geſchichte iſt nicht blos unmöglich, ſie iſt mehr als das, ſie iſt *unwahrſcheinlich*. Einem Schriftſteller, der auf das Herz zu wirken ſucht, muß die Empfindung des Leſers, welche zweifelt, unwillkommner ſeyn, als ſelbſt die Empfindung, welche verneint.

Bilder aus dem Leben, gezeichnet von einem Blinden. Altona, bey J. F. Hammerich. 1820.

Der Verfaſſer dieſes Buches iſt Einer mit dem des Vorigen. Er hat das Licht der Augen verloren, welches den Schein der Dinge, nicht das innere Licht, welches das Weſen der Dinge beleuchtet. Beſchäftigung giebt ihm Troſt gegen ſein Mißgeſchik, und Muth, das untröſtbare zu ertragen. Möge ſeine Kunſt ihm ſelbſt die Heiterkeit gewähren, die ſie den Leſern ſeiner Schriften gewährt! Die acht Erzählungen, welche hier mitgetheilt werden, verdienen gleiches Lob mit dem vorigen Werke — Geſchichten, worin Scherz mit Ernſt wechſelt, ſittlich belehrend, überraſchender Entſcheidung, gut, oft rührend, immer Naturtreu erzählt.

Idnna, Schriften deutſcher Frauen, gewidmet den Frauen. Herausgegeben von einem Verein deutſcher Schriftſtellerinnen. Erſten Bandes erſtes Heft (und alle noch ungeſchriebenen und ungeleſenen Hefte). Chemnitz. 1821. Kretſchmar.

Für Frauen, das laſſe ich mir gefallen; aber von Frauen, das kann ich unmöglich zugeben. Doch, daß ich es nicht vergeſſe! Ich rechne aus keinem andern Grunde dieſe Schriften deutſcher Frauen zu den Romanen, als weil der weibliche Geiſt der Roman des männlichen iſt. „Der Frauen himmliſcher Antheil iſt die Liebe, ihr höchſtes Glük erblüht aus Entſagung, Aufopferung und Schmerzen.“ Nicht ein Mann, ein Weib hat dieſes geſagt. Aber ſie ſollen auch thun nach ihren Reden, ſie ſollen entſagen der Luſt zu glänzen, ſie ſollen aufopfern die Kraft zu glänzen, und ſie ſollen dieſe Lehre willkommen heiſſen, auch wenn ſie ſchmerzt. „Wenn Gott als etwas perſönliches gedacht, in dem männlichen Geſchlecht ſeinen Verſtand abdrücken wollte, ſo hat Er ohne Zweifel das weibliche als Sinnbild ſeines Herzens erwählt." Auch dieſes ſind Worte einer Frau, und ſie ſind wahr oder falſch, je nachdem ſie gedeutet werden. Der Geiſt iſt Sonne, das Herz Erde des Erkennens; der Strahl leuchtet, aber nur der Rükſtrahl erwärmt. Die Sonne erzeugt, die Erde empfängt, und ſo wurde dem weiblichen Herzen die Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute gegeben, aber mit dem Geiſte wurde den Frauen auch jede Zeugungskraft verſagt. Sie ſind die Monde des Himmels, in der dunkeln und ſtillen Nacht iſt ihre Zeit und ihre Herrſchaft. Sie ſollen leſen, aber niemals ſchreiben, und wenn ſie glauben, im Lande des Gefühls kennen ſie alle Wege beſſer als Männer, ſo iſt dieſes nur ein Wahn mehr. Frauen haben niemals gerührt in ihren Schriften, weil ſie über das Herz, aus dem Herzen reden. Wer bewegen will, muß ſeine eigene Empfindung handhaben, wer ſeine Empfindung handhaben will, muß auſſer ihr ſtehen, aber dieſer Punkt auſſer dem Gefühle iſt der Verſtand, und der Verſtand mangelt den Frauen, wie ſie ſelbſt geſtehen. Und wenn eine Stael ſelbſt dieſe „Schriften deutſcher Frauen" ſammelte, ich würde ihr ſo kek entgegentreten als dem ärmſten Mädchen, das um Tagelohn Sonnette näht. Wie wollte die groſſe Frau, ſelbſt mit dem kleinſten aller Lateiner fertig werden, wie wollte ſie ſich retten, wenn ich ſo grauſam wäre, nachfolgende catilinariſche Rede, nicht überſezt, ſondern, wie es mit den erſten Zeilen geſchah, in der Urſprache vorzutragen?

Matres conscriptæ! *)

Quousque tandem abutere, matrona, patientia nostra? **)

In zehen Gleichniſſen werde ich nur dunkel ſagen können, was ich einem Manne in zwey Worten verſtändlich gemacht hätte — ſo ſehr hindert mich die pflichtmäſſige Artigkeit gegen das weibliche Geſchlecht. Seit zwanzig Jahren, ſchöne Frauen, küſſe ich Ihnen bey jeder Gelegenheit auf's zärtlichſte die Hand, ſie mag ſtricken oder ſpinnen, oder ſüſſe Kinderlippen tränken, oder wie eine Biene die Blüthen eines Buch's durchblättern; aber ſchon meiner Wärterin habe ich nach dem Finger geſchnapt, weil ein garſtiger Dintenflek daran mich ungemein verdroß. Und doch war die gute Anna ſo mannichfaltig beſchäftigt, mit der Wirthſchaft und mir! Um wie viel ſchwärzer mögen daher die ſchwarzen Blutflecken der Feder auf einer Lilienhand erſcheinen! Penelope hatte große Langeweile und duldete keine Anbeter, aber dennoch ſchrieb ſie nicht, ſondern webte. Sie aber Holde, haben weniger Grauſamkeit und mehr Kurzweile, und dennoch ſchreiben Sie Bücher. Ihr literariſcher Frauenverein hätte nicht Chemnitz zum Sammelplatze wählen ſollen; denn dieſer Fabrikant iſt berühmt wegen ſeiner Bleichen und Strumpfwirkereyen, und erinnert daher an Ihre Pflicht und deren Uebertretung. Männer brauchen nicht gut zu ſchreiben um ſchreiben zu dürfen; die Schriftſtellerey hat eine ganz andere Bedeutung als man gewöhnlich glaubt. Das Schreiben erſezt die Stelle des öffentlichen Redens, das in den Staaten des Alterthums gefordert und bewilligt ward. Jeder Bürger darf und ſoll ſeine Meynung ſagen, wie ſie auch beſchaffen ſey. Frauen aber, haben weder Bürger-Pflichten noch Bürger-Rechte; ſie werden erſt auf dem Markte geduldet, ſeitdem wir Männer Marktweiber geworden ſind. Sie müſſen ſich ändern, wie wir uns. Auch als Gewerbe dürfen Männer ſchreiben, Weiber aber nicht; ſie haben den Reichthum nur zu erhalten, nicht zu vermehren. Jaſon ſchiffte auf dem ſchwarzen Meere, um das goldne Vließ zu gewinnen; aber der Frauen goldnes Vließ iſt das natürliche Schaaf-Fell, und nicht in Kolchis dürfen ſie es holen; denn voller Klippen, Stürme und anderer Gefahren iſt das ſchwarze Dintenmeer. Wiſſen ſie durch ihre Reitze, gleich den Frauen auf Lemnos, uns Argonauten zu feſſeln — das mögen ſie! Iduna reichte den Helden in Walhalla die Aepfel der Unſterblichkeit, aber ſie ſelbſt durfte nicht davon naſchen. Die Iduneſinnen mögen zürnen und weinen, wir kritiſchen Huſſiten ſind nicht ſo leicht gerührt wie jene vor Naumburg; kommen uns Weiber mit ihren Geiſteskindern entgegen, und betteln um Barmherzigkeit, ſo drücken wir die Augen zu;

---

*) Ich will groſsmüthig ſeyn, d. h. auf deutſch: Zuſammengeſchriebene Weiber!

**) Wie lange noch, edle Frau, willſt du unſere Geduld miſsbrauchen?

und gebrauchen die Lanze. Die Amazonen verbrannten ſich die Bruſt, bey den literariſchen Amazonen findet ſich auch oft das Herz ausgebrannt. Uebrigens kann ich dieſe Schriften deutſcher Frauen nicht tadeln — ich kann es nicht, ſonſt thät' ich es herzlich gern. Das Beſſere und minder Gute darunter auszuzeichnen, davor hüte ich mich. Ich theile den Apfel in neun Theile, lege die Stücke auf den Teller und eile davon. Die neun Iduneſerinnen mögen zugreifen.

2. Plus-Romane.

Der Selbſtmörder. Mehr als Roman. Nach dem Franzöſiſchen. Leipzig. 1820.

Leihbibliothekare, die auf meine Wage Gewicht legen, werden verdrüßlich ſeyn, daß ich den Verleger dieſes Werkes nicht genannt; denn jezt wiſſen ſie nicht, wo ſie es zu beſtellen haben, wenn ich es loben ſollte. Sie verlieren aber nichts dabey; denn ich werde es nicht loben. Darum verſchwieg ich auch den Namen des Verlegers. Die Erfahrung hat mir hierüber eine ſtrenge Lehre gegeben. Ein Buch, das ich vor einiger Zeit getadelt, hat mir die Feindſchaft deſſen Verlegers, des Hrn. Ernſt Klein zugezogen, der geſpreizter als der Coloß zu Rhodus, mit einem Fuße in Leipzig und mit dem andern in Merſeburg ſteht. Dieſer Feind verfolgt mich von Morgen bis Abend, nämlich von dem Morgenblatte durch alle Tagesblätter, bis zur Abendzeitung. Noch nie hat ein Verſchwender einen ſolchen Luxus der Rache getrieben, als Hr. Klein; die Inſerat-Gebühren ſind gar nicht zu berechnen. Hierbey wieder einmal, hat mich die Güte der waltenden Vorſehung gerührt, die wir kindiſche Menſchen ſo oft verkennen. Wie thörigt habe ich über die Beſchränkung der Preßfreyheit gemurrt, der ich doch allein mein Leben verdanke. Wenn der Rheiniſche Merkur, die deutſchen Blätter, der hanſeatiſche Beobachter, die Nemeſis, das Oppoſitions-Blatt, die Zeitſchwingen, die Rheiniſchen Blätter, noch beſtünden, und durch ſo viele Trompeten mehr mein Feind gegen mich blieſe, dann wären die Jericho-Mauern meines guten Namens ſchon längſt eingeſtürzt. Durch dieſe meine Leiden gewarnt, habe ich mir vorgenommen, künftig die Verleger ungünſtig beurtheilter Werke zu verſchweigen. Auch ſezt mich dieſes in den Stand, die kürzeſten und bündigſten Rezenſionen zu ſchreiben; ich brauche von allen Werken nur die Titel hinzuſetzen, da die Bemerkung oder Auslaſſung des Verlegers, Lob oder Tadel gehörig bezeichnet. Nur mit dieſem Selbſtmörder will ich eine Ausnahme machen, und einige Worte darüber ſagen, weil es der erſte Hyper-Roman iſt, der mir unter die Augen kömmt. Es iſt ſehr traurig, daß der Menſch erſt in den Jahren der Vernunft unvernünftig wird, und ſich tod ſchießt. Wenn ſchon Säuglinge ſich entleibten, ſo würden die wenige Tage ſolcher Selbſtmörderchen nur niedlichen Stoff zu kleinen Romanen geben, der aber zu großen und langweiligen nicht hinrichte. Doch jezt muß man zwanzig Jahre warten bis der Narr Feuer giebt, ſo daß ein Lamm darüber die Geduld verlöre. Von dieſem Selbſtmörder nach dem Franzöſiſchen, gedenke ich den Leib nur wenig zu berühren, mehr aber Kopf und Schwanz, welche Theile, ungleich an Heringen, an ſchlechten Romanen die beſten ſind. Kopf — Ich meyne das antititulariſche und antidiluvianiſche Kupfer. Ein junger Mann und ein junges Frauenzimmer halten ſich Piſtolen entgegen. Er zielt nach ihrem Herzen, ſie nach ſeinem Kopfe, beyde wechſelſeitig dahin, wo bey Mann und Weib das Leben ſizt. Es kömmt aber nicht zum bluten. Ueber der Scene ſizt eine Nachteule auf einer Sanduhr und hält eine Senſe in den Krallen. Aus einem länglichen Gefäße, das ausſieht wie ein hohler Scepter, kömmt Rauch hervor. Unter der Scene iſt eine ganze myſtiſche Teufeley: Grabſtein, Spaten, Lilie, Roſe, Todenkopf, Urne, Eidechſe, Kette — man kann nicht recht klug daraus werden. Leib — wie verſprochen, nur ein bischen. Ich mache aufmerkſam auf Seite 157 und flg. wo auf fünf Seiten von den Geſängen Philomelen's die Rede iſt, und der Generalbaß der Nachtigall-Muſik gründlich gelehrt wird. Schwanz — delikat. Gewöhnlich ſchreiben die Selbſtmörder ihre lezten Briefe bey geſundem Leibe, und erſt wenn ſie damit fertig ſind, machen ſie die Anſtalten zum Tode. Unſer Selbſtmörder aber, will wie ein Held mit der Feder in der Hand ſterben. Er nimmt Opium, ſezt ſich in ein warmes Bad, läßt ein ſchwimmendes Pult aus Korkholz in die Wanne legen, und ſchreibt daran mit naſſen Fingern bis ihm der Athem ausgeht. Natürlich mußte durch das unvermeidliche Plätſchern der Brief etwas wäſſerig werden. Der Philopiat endet ſein Leben und Schreiben mit folgenden Worten: „Freund, „ich fühle, es geht zu Ende. Mein Kopf wird ſchwerer, meine „Arme, meine Füße erſtarren; der Schlaf überwältigt mich. „Noch einige Worte will meine kraftloſe Hand niederzeichnen. „Delive ... ich liebe dich unaufhörlich ... Gott iſt gnädig ... „Meine Mutter ... mein Vater ... Eliſe, Eduard ... „Delive! ... O die Wonne! ...“ Das heißt wahrlich mit Geiſtesgegenwart den Geiſt aufgeben! — — Man muß ſich zum täglichen Umgange nur gute Bücher und gute Menſchen wählen. Wer aber die ſchlechten Bücher und ſchlechte Menſchen durchaus meidet, der bleibt ſo fremd in der wiſſenſchaftlichen als in der geſellſchaftlichen Welt. —

3. Minus-Romane.

Erna. Kein Roman. Herausgegeben von E. Altona, bey Hammerich. 1820.

Hätte ich es auch nicht aus einer andern Rezenſion erfahren, ſo würde ich doch bald gemerkt haben, daß dieſer Kein-Roman von einer Frau geſchrieben iſt. Die Sorgfalt, mit welcher das C. ſich über Männerſchönheit, und Weiberpuz verbreitet, verrieth mir ſein Geſchlecht. Es macht mir vielen Kummer, daß ich weder Stoff noch Bildung dieſes Kein-Romans loben kann. Die Hand Erna's eines fünfzehnjährigen Mädchens iſt für Alexander einen zwanzigjährigen Jüngling beſtimmt; beyde Familien ſind darüber einverſtanden. Sie lernen ſich kennen. Er gefällt ihr und ſtößt ihr heftige Liebe ein, aber ſie gefällt ihm nicht, er findet ſie zu blaß, zu ſchmächtig, zu fromm. Doch iſt er leichtſinnig genug und ſchmeichelt ihrer Neigung. Nachdem er ſeine Eitelkeit geſättigt, ſucht er von ihr loszukommen, indem er ſich ſelbſt als einen Taugenichts ſchildert, mit dem keine Frau glüklich leben könne. Er verläßt ſie und ſtürzt ſich in den Strudel der Welt. Um Erna's Gram zu heilen, macht ihre Mutter eine Reiſe mit ihr durch verſchiedene Länder. Nach fünf Jahren wird Alexander eines Tages zu einem Balle eingeladen. Im Saale gewahrt er ein Frauenzimmer, ſchön wie Venus, hochblühend, königlicher Geſtalt, aller Blicke, aller Bewunderung, aller Herzen an ſich ziehend — es iſt Erna, die einſt verſchmähte, die er aus dem Geſichte und ganz aus dem Sinne verloren hatte. Die Reihe zu lieben kömmt jezt an ihn, die Reihe zu verſchmähen an ſie, nun verzweifelt er, und durchreist Europa, um vor ſeinem Schmerze zu flüchten. Nach abermals fünf Jahren kehrt er zurük, und findet abermals Erna, zwar etwas blaß geworden, doch um ſo reitzender, da ſie ganz für ihn verloren iſt; denn er findet ſie verheirathet, und ſchon im Kreiſe holder Kinder. Dieſesmal erneuert ſich in beyden zugleich alte Liebe und alter Schmerz. Erna's Ehe war lau, und ward kalt, als der Freund ſchönerer Tage den Winter des Herzens fühlbar machte. Zwar hielt ſie den Freund und ſich in den Schranken der Pflicht zurük, doch unterlag ſie dem Kampfe und ſtarb ... Dieſer Liebe, die durch fünfzehen Jahre fließt, und wie gewiße Ströme ſich bald in den Sand verliert, bald wieder zum Vorſchein kömmt, fehlt es an Einheit, um guter romantiſcher Art zu ſeyn. Sie iſt eine Drei-Liebe, Erna das Kind, Erna die blühende Jungfrau, und Erna die Gattin, ſind verſchiedene Gegenſtände wandelbarer Neigung, und nur der Zufall hat Alexanders dürſtendem Herzen abgewechſelte Tränke in dem nämlichen Becher gereicht. Die Behandlung wie die Wahl des Stoffes iſt mißlungen, und ſie konnte nicht gelingen, weil eine Frauenhand den Pinſel führte. Frauen mahlen mit Paſtellfarben; der leiſeſte Athemzug verhaucht die Farben, und das nakte Papier tritt hervor. Ueberhaupt haben Männer auch darin einen Vorzug vor Weibern, daß ihre Schriften, wenn ſie ſchlecht ſind, doch nie gewöhnlich ſind. Ein ſchlechter Roman iſt die Parodie ſeines beſſern Vorbilds, ſo daß ein verſtändiger Geiſt wohl ſeine Luſt dabey finden mag. Frauen aber ſind zu zart um poſſierlich zu ſeyn, und da ihre Schriften mit Anſtand langweilig ſind, werden ſie um ſo läſtiger. Das iſt es.

(Die Frankfurter Dramaturgie fand in dieſem Hefte keinen Raum, ſie wird im nächſten nachgeholt werden.)

Die Wage

Eine Zeitſchrift für Bürgerleben Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Zweiter Band.
Fünftes Heft.

B 1913 . 175

Tübingen, 1821.
bei Heinrich Laupp.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint in zwangloſen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von wenigſtens 24 Bogen, beträgt 5 fl. Im Auslande wird ſie durch die Fürſtlich-Turn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptſpedition übernommen hat, und durch die Hermann'ſche Buchhandlung daſelbſt und die Laupp'ſche Buchhandlung in Tübingen bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Beſtellungen im Johanniterhof auf der Fahrgaſſe, und in der Leihbibliothek des Herrn Demmert, Döngesgaſſe, Lit. G. No. 49. angenommen.

Inhalt.

Seite.

I. Briefe 1

II. Das Geſpenſt der Zeit 28

III. Nachzügler 33

I.
Briefe.

1.

S. den 16. März 1816.

Es iſt ſchon ſtokfinſtre Nacht, mit Licht und Allem, und
noch nicht gar lange, daß mir Ihr Brief überreicht wurde. Da
es zum Kommen zu ſpät iſt, ſo will ich Ihnen doch durch einige
Zeilen, und wo möglich Punkt für Punkt, antworten. Ja, ich
bitte Sie, liebe Freundin, denken Sie „an die wenigen Wochen,
da ich zufrieden mit Ihnen war.“ Nicht deßhalb, weil ich zu-
frieden mit Ihnen war, ſondern, weil Sie vergnügt waren,
mich in die Seele hinein freuten, weil jene Zeit Ihnen Bür-
ge iſt, daß Sie, daß man vergnügt ſeyn kann, wenn man
nicht körperliche Leiden hat; daß andere Trauer durch Unterſu-
hung, Ueberlegung, Zerſtreuung — welches alles in der Zeit ge-
chieht, darum nennen's die Menſchen „mit der Zeit“ — verge-
en muß. Hätte ich nur das leztemal mit Ihnen ausſprechen
önnen! aber ich glaube, obgleich ich noch zwei ſehr gute Dinge
n ſagen hatte, daß es ſo gut wie geſchehen iſt. Sie haben es
eendigt! „Kein Zug, der dem Urbilde gleich käme,“ ſagen Sie
, den Göttern gelobt, ſelbſt! Sein Sie getroſt, arme Leidener-
ählte! Solche Gedanken hat man nie umſonſt! Ja, ja, es
nd die herbſten Leiden: einen ſolchen ſelbſtgeſchaffenen Gegen-
and zu lieben, der einem nur das bischen Eindruk verleiht, und
nen ſolchen Gegenſtand nicht mehr zu lieben! Alles gleich. Al-
s Schmerz; Verneinung. Dieſe iſt der reinſte Schmerz. Aber
n alle andern ſcheuslichen Gemüthsbewegungen, welche dar-
s entſpringen! O welcher innerliche Jammer, welche Noth!
lcher wahre Krieg mit allen ſeinen Folgen und Gefolge, in
r tiefſten Aehnlichkeit. Wer kennt dies beſſer als ich. Aber

unendliche Kraft ſoll man dagegen anwenden: ich bin zernichtet, und ich rathe noch zur Vernichtung; alles iſt beſſer, als ein Spott ſeiner ſelbſt ſeyn, und ein ſelbſtgeſchaffenes Werk anzuſchmachten. Todtes erlangt man nie! man kann es nicht beſitzen. Auch ſo ſcharf braucht es nicht immer herzugehn, und man ſtößt unverhofft auf ſanftere Mittel; nur ſcheuen ſoll man auch Verzweiflung nicht, die unbekannt iſt. — Sie ſagen gut: „ich werde gar nichts gethan haben, und es wird mit einemmale alles fertig da ſtehn;“ ſo iſt es immer, alles, ich behaupte ja —, auch das Alter, kommt plözlich, — das Fertigwerden iſt nur immer ein Moment! Nun ſetz' ich noch hinzu: Und wanken und erſchrecken Sie doch nicht, wenn Sie auch oft glauben werden fertig zu ſeyn, und plözlich die ganze Krankheit wieder fühlen! Sehnſucht iſt's alsdann: und dieſe ein Zeichen des Lebens. Mehr als das Leben kennen wir ja ohnehin nicht; das ſind wir; das haben wir; und daraus kann immer etwas Schönes werden. Und wie wunderbar! Fühlen Sie ſich nur einmal! Rechnen Sie das bischen Liebeselend nicht. Die Elenden ſind elend! —

Sie werden geneſen! Laſſen Sie ſich auch nicht irre machen, wenn ich nicht immer freundlich ſeyn kann: ich kann es bey meiner innern Verfaſſung, bey gewißen Verwirrungen, nicht; auch Krankheit! Und wenn ich in dieſem Briefe gehemmt ſpreche, ſo iſt's, weil auch ich an mir hämmere, und ein Paar ſchlimme Wachnächte in meinem Bette mit meinem Herzen verbracht habe; und zum Theil wie zu mir ſelbſt ſprach. Sie ſehn, wie freundlich und geſprächig ich gleich werde, wenn Sie geſund werden wollen. Die Welt iſt ſo voll! Ihr Herz thätig: wo ſollte Armuth, Noth in Armuth, herkommen, mit geſunden Sinnen, und dem Muthe, ſich jede Wahrheit zu ſagen! —

2.

S. den 28. März 1816.

— Liebe Freundin! Laſſen Sie große Herzen für ſich mitgelitten haben; entzünden ſolche Geiſter das Licht des Ihrigen früher! Haben Sie nur den Willen ſich zu heilen — es iſt wie eine Wunde: auch ſie entzündet fieberhaft jedes Lebensprinzu, — verbannen Sie, wenn es nur möglich iſt, das Willkührliche, wahrhaft Leidenſchaftliche! — Hören Sie auf Goethe — mit Thränen ſchreibe ich den Namen dieſes Vermittlers in Erinnerung groſſer Drangſale, — der es im Meiſter deutlich ſagt, daß die Jugend zu viel Kräfte zu haben glaubt, und ſie aus Willkühr dem verlorenen Gute wie nachwirft. Er ſagt es anders. Leſen Sie es nach, liebe Tochter, wie man die Bibel im Unglük lieſt: wo Meiſter Marianen verliert, im erſten Bande ſteht es; er wird krank, und Goethe ſchlieſt ein Kapitel damit; es iſt eine Götterſtelle, ein Wolkenſpruch über dieſen Drang der Jugend. Sträuben Sie, in der Ehrlichkeit Ihres Herzens, ſich nicht gegen Farbe und Geſtalt; wenden Sie keinen Reiz von ſich! Doppelte Natur trägt der Menſch in ſich; wo ihn das Schikſal krönt, darf er ſie beide gebrauchen; der Augenblik, mit ſeinen ſichtbaren wandelnden Schätzen, iſt ein freudiger Spiegel für ihn; und er darf auch dann wagen, ſein Herz einer Ewigkeit zu überlaſſen: beachtet aber das Schikſal uns nicht, ſo dürfen wir unſer Weſen trennen! Thun Sie's jetzt. Laſſen Sie Geiſt und Sinne ſpielen: halten Sie ſich nicht mit Gewalt an einen ſchon entflohenen Gegenſtand, der das Gebilde Ihres eigenen Verlangens war! — Des Menſchen Geiſt iſt unendlich, ſein Herz unzerſtörbar. Da Sie weiter leben müßen, leben Sie wirklich! Daß Welt und Luſt und Leben und Geſtalt auf Sie eindringe! Nur gefalle Ihnen nichts im Schmerze; er vergeht doch; und dann iſt Jugend, Schönheit und Geſundheit weg, und man hat ehrlicher- und unehrlicherweiſe ſich ſelbſt etwas aufgeführt. — Sie aber, Liebe, müſſen wahrhaftig gegen die Empfindlichkeit arbeiten; verdrießlich müſſen doch Ihre Freunde ſeyn dürfen! es nicht verbergen dürfen, iſt groſſer Troſt — wo nicht der einzige! Wie wollen Sie Ihren Freunden denn ernſt ſchützend beitreten? — Im Ganzen beſſern Sie ſich! An der Seele zimmert jeder ordentliche Menſch, ſo lange er lebt. Faſſen ſie ſich in dieſer Arbeit, und zerſtören Sie nicht mit jugendlicher Ueberkraft alles von neuem. —

3.

E. den 1. May 1816.

— Seyn Sie nicht ſo ängſtlich! Selbſt phyſiſchen Schmerz halte ich für Verwirrung, in die wir nicht einzudringen vermögen: und es iſt nicht gleich, ob uns dieſe das Leid macht, oder etwas andres, weil unſer ewig bewegter Geiſt, unſere Arbeit, unſer Schmerz ſelbſt, ſie unfehlbar auflöſen müſſen. Alles kann ſich nicht allein ändern, alles ändert ſich ganz gewiß; von heut zu morgen, ganz unvermuthet. Die größte Veränderung kommt auch von Innen heraus: in uns geht ſie vor, und wie plözlich; wie eine Blume ſich erſchließt, immer in einem Moment; ſieht die Welt auch den Prozeß vorher, jene ſelbſt erathmet Licht nur mit Einemmale. Kleinere Vorfälle aber ſind beinahe immer eins, wie ſie kommen; und auch ſelbſt muß man ſie ſich nach geſchehener That zurechte legen, und mit Kunſt und Gewalt Honig aus ihnen ziehen. Wer vermag die zu berechnen! Ich ſpreche heute aus voller Seele! denn auch mir iſt viel Mißwachs vorgekommen, und nicht ganz von der geringſten Art. Aber den ganzen gehäßigen Eindruk, den er mir macht, nehm' ich dazu hin, um mir zu ſagen und zu zeigen, wie ich mir nichts mehr weis machen laſſe, wie jedes Ding nur droht, und weder freut noch ſchadet, und jedes Ereigniß erſt durch die, welche es gebiert, fertig wird, und man die künftigen Geſchlechter beider Welten nicht kennt, nicht weiß neben wem im Gedränge man Tod oder Leben findet! Klarheit im Geiſte, reiner und wo möglich ſtarker Wille, iſt unſere Aufgabe und unſer einziges Glük: zu dem Uebrigen können wir lachen, beten, weinen. — —

4.

S. den 10. Juni 1816.

— — Sie ſind mir lieb, folglich auch der Brief: aber welche Mühe haben Sie ſich gegeben! Nicht allein, ſo viel, ſo klein geſchrieben zu haben; — aber den Egoismus heraus zu ſtöbern! Wenn Sie ſchon auf's Allgemeinſte gehn wollen, es giebt noch etwas Allgemeineres, als ihn! Laſſen wir dies! — Können Sie mir gut ſeyn, liebe Freundin? Ja! Weil ich Ihnen gut ſeyn kann, Keine von uns ſtumpf oder zunichte iſt. Gut! Ich bin eigenthümlich? Bin ich dieß mit Bewußtſeyn und Geiſt, ſo werd' ich jede Eigenthümlichkeit ehren, und eine ſchöne ſchützen und pflegen. Das kann uns aber nicht verhindern, uns mit Gründen ſo ernſt zu bekriegen, bis eine jede von uns in das Gebiet gedrängt iſt, wo andere Waffen gelten. Dies iſt geiſtiger Umgang, ohne den ich — eigentlich nicht umgehen kann! Dieß wird ſich bey uns ſchon machen, dafür laß' ich uns beyde ſorgen; — wie ich es überall liebe, viel vorauszuſetzen! — Machen Sie ſich keine zu große Idee von mir; ſonſt können Sie mich nicht lieben! Denken Sie, wenn Sie wollen, alles Gute von mir, das Sie zu denken fähig ſind; nur denken Sie ſich nicht Nichts — und überlaſſen es meinen etwanigen Fähigkeiten, dies auszufüllen. Ich habe Sterbliche, die ich bis zur Vergötterung liebe; aber es ſind nur mir bekannte, geſteigerte, geordnete, glükliche Eigenſchaften in ihnen, nicht dunkle Unbeſtimmtheiten, die mir dieſen Troſt, dieſe Wonne gewähren. —

5.

S. den 18. Sept. 1816.

— Neue Städte, neue Orte, ſind für Nichtglükliche, wie das Stellewechſeln für Kranke in ihrem Bette: immer doch für's erſte beſſer! — Man gewöhnt ſich nur mit einer ſchielen Seele an Unnatürliches; graden Gemüthern bleibt eine verrenkte Lage ewig verhaßt, und ſo ſoll's auch bleiben! Vorſchreien muß man ſich das bis an's Grab, ſo iſt man doch bis dahin würdig eines beſſern Schikſals gekommen. — Wie lange ſag' ich Ihnen ſchon, daß ein arges Ereigniß, ein Aerger u. d. gl. nur die erſten Stunden auf mich wirkt: nun wird's mit Ihnen auch ſo. Ja, ja! man erfährt alle Tage mehr! Aber nicht in dem hausbackenen Sinn, wie es die dummen Leute mit Gedankenloſigkeit und Anmaßung ſagen; was man ſo durch ruppiger Menſchen Kenntniß und durch Verſtandeseinſicht über Fortuna, ihre Gunſt und ihre Wahl, — die paar Bemerkungen, — über Völkerregierung, über die Bildung der Staaten, über den ewigen Krieg aller Verkehrtheiten und Mißverſtändniſſe, an Erfahrung erlangen kann, das ſind Kinderſpielwerke für einen ſchnellen Kopf! Aber die Horizonte, die ſich in uns ſelbſt einer nach dem andern erhellen; die Abgründe, die man mit Strenge da gewahr wird, vor denen man umſonſt zurükſcheut, durch die man hindurch muß; die Gefilde auch, die Vegetationen, die Reiche, die da erblühen; das ſind die Erfahrungen, die man macht, und wovon geſchwiegen wird! Sie werden mal ſehen, was Sie alles noch in ſich erleben: geben Sie nur Acht, das iſt die Kunſt! Alle Menſchen werden Sie nach und nach verſtehen, und am Ende ſich ſelbſt. Hier ſpringt mir eine Frage vor's Geſicht, die gar nicht hieher zu paſſen ſcheint: Was lieben Sie denn an mir? So heißt die Frage. Bald ſind Sie böſe auf mich, bald ſehnen Sie ſich nach mir. Noch nie habe ich dieſen Widerſpruch bewirkt. Bin ich an dieſem Wechſel Schuld? Ueberlegen Sie's; ich glaube nicht. Ich bilde mir auf mein Weſen nichts Beſonderes ein; aber wahr und einfach, weiß ich, daß ich bin, und dies kann ich nicht mit Wiſſen läugnen laſſen. — Ich ſage ſtolz von mir wie ich denke, und thue ich beſcheiden, ſo habe ich die Leute nur zum Narren, d. h. ich ſpreche nach ihren ſchwachen Ohren, — denn Beſcheidenheit kann wohl Urſache ſeyn, keine Anſprüche zu machen, aber die allergrößten zu haben kann ſie nicht verhindern. —

6.

S. den 24. September 1816.

Ihr Brief, liebe Freundin, machte mir Vergnügen, weil er voller Wahrheit iſt. Das Gute, welches darin für mich ſteht, kann ich gleich glauben! Und glauben auch Sie nur, wie in dieſem Briefe, daß meine Härten (ächter Umgang ſind — ich nenne die Dinge ſo, mit Ihnen — und mein Lob jedesmal freudig aus meinem Herzen dringt. Dieſe Art zu ſeyn muß einen eben ſo natürlichen Zuſtand des Gemüths in andern hervorbringen, wenn ſie rein geſtimmt ſind; natürlich, ohne befangenes Urtheil, ohne eine Forderung, die, geſichtet, auf nichts gegründet wäre, als auf den Wunſch, es möchte ſo ſeyn, wie es einmal nicht iſt! Gewöhnlich dann auch ſind ſolche Forderungen verdrießlich ausgedrükt, welcher Verdruß von dem heimlichen Bewußtſeyn ihres Ungrundes herrührt, und den Gemißhandelten auch ſehr aufbringt, weil er oft ſchweigen muß, um nicht ganz zu verletzen. Doch iſt dies thöricht und unrecht: und ich will's noch mehr aus mir ausrotten.

Wie Sie aber nicht mehr durch meinen Umgang verändert ſind, bewundre ich in der That, mit Ihnen! Und das iſt es auch, was mich oft aufbrachte, wenn es oft und oft den Schein haben mußte, daß ganz etwas andres meinen Zorn erregte. Nicht, daß Sie nicht unendlich ſeit unſerer Bekanntſchaft gewonnen hätten! Der ganze Horizont Ihrer Begriffe iſt erleuchtet; ein ganzer Wuſt von alten Meynungen, Urtheilen und Wünſchen bey Seite geſchafft; ganze Felder ſind mit neuer Saat verſorgt; Ihr Geiſt iſt beweglicher und ſelbſtthätiger geworden. Eine neue Welt haben Sie in's Auge bekommen; eine lächerliche, in betrüglichem Schein ſchwebende, bey Seite rollen laſſen. Aber im Zuſammenhange Ihres Weſens haben Sie nicht gewonnen. — Und wie iſt es möglich, daß man eine Gemüthsehrlichkeit in Jemanden bewundert, ohne auf der Stelle eben ſo zu werden? Ohne ſo zu ſeyn! Kraft der Ausübung kann man bewundern, ohne ſie zu beſitzen, Fähigkeit des Geiſtes, Stärke des Kopfes, Reichthum des Herzens, ſeine Empfindlichkeit, ſein Vermögen! Gut. Aber wie kann man ein ſtrenges Bemühn, in alles dies Zuſammenhang zu bringen, einen ehrlichen Umgang im Innern der Seele, im Gebiete des Gewiſſens, lieben und preiſen, ohne immer und ewig daſſelbe, was man bewundert, zu üben! — Der Menſch kann nicht recht auseinanderſetzen, was das iſt, der Wille. Aber ein Jeder ſieht, das Aug in ſich gekehrt, vernimmt, nach ſeinem Innern horchend, daß es ein leztes Wollen in ihm giebt, unterſchieden von dem vielen zerſpaltenen, ein Wollen, welches mit den beſten Ueberzeugungen zuſammenſtimmt, und der reinſte, alſo der, uns bekannte, beſte Willen iſt. Dieſer, im Zuſammenhange mit jedem unſrer Beſtreben und all unſern Aeußerungen, macht wahrhaft liebenswürdig, und iſt allein liebenswürdig. Wenn Sie, meine Freundin, alſo mich lieben, ſo muß dieſer Punkt Sie anziehen, dieſe Sonne Sie erwärmen und Ihr Auge leiten. Ich habe den vorzüglichen Geiſt nicht, den man mir ſo verſchwenderiſch zugeſteht, oder vielmehr tauſend und tauſend Menſchen haben ihn auch. Verſtand haben gar die meiſten Leute, und hundert Bekannte mehr als ich. Kenntniſſe und Talente habe ich gar nicht. Und doch eine ſichere Meynung, ein treffendes und eigenthümliches Urtheil auch über dieſe Dinge. Durch Kraft der Ehrlichkeit: durch den großen durchgehenden Zuſammenhang aller meiner Fähigkeiten, durch den ewig unzerſtörbaren Zuſammenhang und das unauflösliche Zuſammenwirken meines Gemüths und meines Geiſtes, durch die ewig redliche Wachſamkeit darauf, durch die unerſchrockene Kühnheit gegen arge Reſultate meines Urtheils und meines Betragens, ſobald ich beyde für richtig erkenne. Dieß iſt meine ganze Grazie, nur die ſchafft Liebe. Wer mich um etwas andres liebt, der betrügt mich, oder ſich, der lügt, oder iſt albern. Darum freut mich nicht allein ſo ſelten Aeußerung von Liebe, ſondern empört ſie mich ſogar. Aber wie verloren rinnt mein ganzes Herz in ein anderes über, wenn ich dieſes wirklich durch das meine gerührt, berührt glauben kann. —

Nehmen Sie um alles, was man in der Welt Freundſchaft nennen kann, ja dieſen Brief gut! Es iſt der beſte, den ich Ihnen noch je geſchrieben habe. Ich will es Ihnen erklären. Ich dachte bis heute, bis geſtern eigentlich — bis Ihr Brief kam — ich könne Ihnen nie ganz die Wahrheit ſagen, ſie ſey zu hart, dachte ich, ſie beziehe ſich zu unmittelbar auf Ihr Inneres, auf den lebendigſten Mittelpunkt deſſelben, — es giebt eigentlich keine andere Wahrheit — ich würde verwunden, und nicht ändern. Ihr Brief aber war ſo naiv, daß er mir Hoffnung machte, Eingang bey Ihnen zu finden: und, mir ſelbſt unverhofft, iſt gleich dieſer da! Ich habe Ihnen noch nie ſo über Sie geſprochen: aber wenn Sie jede Zeile durchgehn, die ich Ihnen je ſchrieb, ſo wird dieſer Brief immer als Text zum Grunde liegen. Ihn trug ich immer in der Seele; nur ſchmeichelte ich zuweilen, wo ich nicht verletzen wollte, und oft kam ich der Wunde doch hart und nah an! Dies iſt mein Unrecht; und Ihnen nicht bekannt, in ſeiner Erſcheinung oft ſo gefällig, und dann wieder ſo unleidlich! Es ſoll wo möglich alles anders werden: nämlich beſſer, wahrer, unter uns. —

7.

S. den 12. May 1817.

Die vier eitelſten Menſchen, die ich gekannt habe, ſind Frau von S—, Doktor G—, Obriſt W—, und Graf T. — Doch müſſen Frau von S. und Doktor G. an der Spitze ſtehen, weil die beyden ganz ausdrüklich ſich ſelbſt etwas vorlügen, und offenbar nun bereits ſeit 40 Jahren Schmeichelviſiten an ſich ſelbſt ablegen. Sie möchten vor Glük und Süſſigkeit untergehn! wiederholen ſich ewig; können ſich ganze Geſchichten einbilden; geben ſich Kenntniſſe, die ſie nicht haben, verſagen ſich keine Gabe, kurz, machen ſich ohne Umſtände glüklich; und haben nur — auch keinen ächten, einen falſchen Aerger, wenn ſie ja einmal bemerken, daß Einer wohl anders über ſie meynte, als ſie ſelbſt; da es ſie aber in ihrer Meynung und in ihrer groſſen behaglichen Lüge nicht ſehr ſtört, ſo fügen ſie es blos wie eine Erdreiſtung, die geahndet werden müßte, als eine in der Geſellſchaft eingeſchlichene Unordnung, die ſie nur ſcheinbar ergreift: denn auch Geſellſchaft an und für ſich intereſſirt ſie nicht, und nur im oberflächlichſten augenbliklichſten Bezuge auf ſie ſelbſt. Sie ſind beyde unbedingt die größten Narren, die ich kenne! Mir aber doch bemerkenswürdig; weil die erſtere ſogar eine Anlage, wenn man ſo ſagen dürfte, zur edlen Seele hat; von übereckelhafter Süſſigkeit gegen ſich ſelbſt, aber in ſchlaffer, nicht derber, Gemeinheit aufgelöſt; kurz, eine offenbare Närrin, ſo daß man ſich ihrer ſchämen muß, und nur als ein Geſellſchaftsheld ihre beſſern Eigenſchaften nennen kann, in förmlicher Verhandlung, und von den Dümmſten und Klügſten beſtritten. Doktor G. hatte Anlagen zum Verſtand; bey ihm geht aber die Vertheidigung ſeiner Behaglichkeit bis zur gewaltſamſten Härte; womit er die Verkehrtheit verbindet, ſich auf Ehrlichkeit ſo viel einzubilden, daß der größte Sänger z. B. mit dieſem Maß von Einbildung auf ſein Talent ein unerträglicher Narr wäre. Er ſieht in der ganzen menſchlichen Geſellſchaft nichts — als ſich ſelbſt auf einem Thron von Arzeneyen, und die übrigen Sterblichen im Staub! Der iſt ordentlich blind. Noch iſt es ſonderbar, daß beyde aus einer und derſelben gebildeten Stadt Deutſchlands ſind, dort unter ſehr günſtig ſcheinenden Umſtänden erzogen wurden, und Gelegenheit hatten, Europa kennen zu lernen. Sie ſind Eines Alters, und haben dieſelben Geſellſchaften geſehn; ſie verachten ſich einander ſehr. —

Dann kommt Oberſt W., der mit Gewalt eitel war, aus dem klarſten Bewußtſeyn; der den Moment der Negation für ſich nicht ertragen wollte; der es ſich deutlich geſagt hatte; der alle Menſchen, und ſich ſelbſt an der Spitze, zur Huldigung zwang; der überall der merkwürdigſte war. Von dem ich oft gedacht habe, und ſagen muß, er war eines höhern Grades von Schmerz fähig, als alle mir bekannte Menſchen, mich mit eingerechnet; denn er ertrug ihn ſchlechterdings nicht. Stellte ihm ſein Geiſt und ſein Körper die Dinge auf die Weiſe, und ſo erhöht, oder forderte ſeine Seele ſchärfer und mächtiger ihr Wohlſeyn: genug, er erzwang's in äußern Bedingungen jedesmal. Daher war er gewaltthätig: und ſo auch in ſeiner Eitelkeit. Er ſelbſt war nie ſein Narr; die Mitſpielenden mußten es aber ſeyn: Verführung, Ueberredung, Gewalt, Ueberzeugung, galten ihm nicht gleich, mußten ihm aber dienen, helfen. So konnte er närriſch ſcheinen ohne es zu ſeyn. Weinen, ſich rächen, drohen, ſeicht leben, zwingen, klügeln, ſich anſtrengen, ſchmeicheln — natürlich nicht lange, — alles konnte und gebrauchte er, nichts war ihm zu groß, nichts zu klein, um den Moment des Zurüktretens zu vermeiden. Von eigenem Geiſte getrieben, ſtellte er ſich wohl ſelbſt zurük; und beurtheilen konnte er ſich ſehr gut, wenn es wieder auf Urtheil ankam. Niemals hat jemand das Schöne ſeines Gemüths weniger in Umlauf geſezt, es ſelbſt weniger beſichtelt! Seine Moralität fühlte er immer fertig; er wollte aber mit vieler Gewalt und ununterbrochener Anſtrengung auch ein Aſyl in der Welt für ſein beſſeres Seyn: er war durchaus kein Dulder; und ſo ergriffen von dem Gefühl, welches ihm dies verbot, ſo durchdrungen von der Einſicht, daß der Moment auch eine Zukunft iſt, daß er mir oft aus dem tiefſten Geiſte ſagte: „Ja! das Würmchen, ſehen Sie's kriechen, es hat ſeinen Moment, er iſt alles. Es lebt wie ich; es iſt an ſeiner Stelle, niemand kann da ſeyn!" — und ſo ſprach er von niederſchlagenden Scenen — deren Richtigkeit er ſchärfer als irgend ein Menſch wußte — „der Moment iſt doch da! in dieſem Moment iſt des Kerls Vortreten etwas; denn ich fühl's ja: ich habe ja den ſchlechten Moment.“ Einen ſolchen Moment zu vernichten, wandte er alles an. Dieß war ſeine Eitelkeit. —

Nun kommt Graf T. Der iſt komiſch und ſchlecht; denn er hat Reue, und iſt unſicher über ſich; bey eben ſo anhaltender und heftigen, aber mehr beſchränkten Gewaltthätigkeit, weil er dabey ſo auſſerordentlich viel nicht allein auf Andrer Aeußerung über ihn und Behandlung ſeiner, wie alle Eitlen, giebt, ſondern ſogar auch ſein beſſeres Urtheil ſehr leicht, und faſt immer, dem ihren nachſtellt: dieß bringt nun alle Augenblicke die ausgelaſſenſte, gewaltthätigſte Anmaßung zum Vorſchein, die plözlich an Kinderzweifeln über alle geſellige Gegenſtände bricht, und ihn von dem empörteſten und empörendſt ausgelaſſenen Zorn in die ungewiſſeſte Beſtürzung und lächerlichſte Ungewißheit ſchleudert; dieß in den geringſten Kleinigkeiten, die ſeinem beweglichen treffenden Verſtande und ſeiner immer fertigen und glüklichen Gabe ſich auszudrücken bey weitem nicht gewachſen ſind. Ich glaube, die gegen ſeine übrigen Gaben unverhältnißmäſſig große Gabe zu ſprechen war davon ein verſteckter Grund. Er war leicht von ſeinen und auch Anderer Behauptungen beſtochen und überwältigt, wenn ſie nur gut und in einem gewiſſen Zuſammenhange geſtellt waren, und handelte ganze Lebenszeiten hindurch nach einem ſolchen Ausſpruche, ohne daß er mit ſeiner Ueberzeugung und ſeinem Gewiſſen Eins geweſen oder geworden wäre. So ward er tugendhafte und religiöſe Vorſtellungen ſeiner Erziehung und ſeines Familienlebens nie los: und ſein Leben war halb lächerlich halb ſchrecklich anzuſehn: für ihn gewiß meiſt eine innere Angſt und Marter, von Mitteln der Eitelkeit zur augenbliklichen Ruhe gebracht; ein ſchwankender Zuſtand, zu welchem auch Geburt, Schönheit und Geiſtesgaben ihm wirkten, und alte verderbte Erziehung, die ſonſt häufiger mit großen Vorſtellungen und Achtung der Religion und Sitte zuſammenging. Er war ein Exempel ehmaliger verkehrter Franzoſenwelt und ihrer Erziehung. Er genoß all ihre Vortheile, und erlag ihren tiefen Fehlern. —

8.

N. den 14. May 1817.

Das Widerſpiel zu den vier Eitlen iſt die Gräfin M., welche mit Wahrheit in einem Briefe an eine Freundin von ſich ſelbſt ſagte: „Wenn ich in der Nähe von Fürſten wäre und mit ihnen lebte, würde ich für die niedrigſte Schmeichlerin gehalten werden! Weil ich jedes Menſchen Perſönlichkeit umgehe, und bey der größten Meynungsunabhängigkeit nur immer aus allgemeingeltenden Gründen widerſpreche; ein ſolcher Widerſpruch wird gar nicht bemerkt, ſo ſehr er auch wirkt; Beyfall und Lob ſuche ich aber ſo perſönlich zu machen, als möglich. Dieſes Verfahren, welches unbegreiflich unbemerkt bleibt, würde bey hohen Perſonen ſehr auffallen. Meine beſten Freunde, wenn ſie dieß leſen, werden mir nicht beypflichten, ſondern meynen, ich lobe mich ungeheuer aus Vorliebe; ich aber bin überzeugt, daß dieß Geſagte die ſtrengſte, in jedem Tage zu erprobende Wahrheit iſt, und bin gar nicht beſchämt.“ —

9.

W. den 9. Jenner 1818.

Wie irrt ſich Frau von Stael über ſich ſelbſt in ihren Briefen über Rouſſeau! Welche Anſtrengung von verkehrter Vertheidigung, gegen ganz unweſentliche Angriffe einer ganz verirrten Anſicht der Leidenſchaft, der Pflicht, der Moral, des ganzen Lebens! Nicht ihre Anſicht, ſondern der Abweg, die Lügenpfade der ganzen Franzoſenwelt, das heißt der ganzen neuern. Frau von Stael liebt Rouſſeau'n, er ergreift ſie, ſagt ihr zu; aber ſie fürchtet ſich, ihre guten Freunde werden ſie für unmoraliſch halten, ſie beſchuldigen, dem Laſter, der Leidenſchaft das Wort zu reden. Sie hat weder Rouſſeau's Ausſprüche in ſeinen Schriften, und insbeſondere in ſeiner neuen Heloiſe, in eine durch Gründe vorbereitete Denkungsart erfaſſen können, noch war ſie ſo ungründlich und fade, und viel zu vollherzig, als daß es ihr möglich geweſen wäre, ſeinen gemeinen Tadlern und deren Ausſtellungen beyzupflichten. Frau von Stael war von einer andern Art von Furien, als denen, die das Gewiſſen geißeln, verfolgt; aber dieſe garſtigen Teufel waren eben ſo fleißig, als jene zu ſeyn pflegen. Sie verfolgten ſie unaufhörlich in und aus den Sälen und Gemächern von Paris, und dieſe Zerrgeſichte allein ſind es, meines Bedünkens, die ihr ganzes Talent verwinzigt, in Unordnung gebracht und getödtet haben. Weil doch nur unſre ſittliche Anſicht, von uns und der Welt, den Ertrag ausmacht, der unſere Gaben zu Talent ordnen und ſteigern kann. Wer nur für ſittlich hält, was Andre loben, iſt nicht mehr keuſch; und ohne Unſchuld, immer neu wiederkehrende Unſchuld, die im reinen Willen beſteht, verwirrt ſich jedes Talent, und gebährt Geſchöpfe ohne Proportion und ohne Einheit in ihren Lebenselementen, daher das unvermuthet Widerſpenſtigherbe, Fremde, aus der Bahn gleitende in den Werken der Frau von Stael, daher das ganz Unzuſammenhängende in ihren Kritiken und Behauptungen, das Abwechſeln von wahrhaftigſten Ausbrüchen wirklicher Gedanken und des ganz eitlen Nichtigen nebenan. Sie horchte nicht auf ſich ſelbſt; und dieß, weil ſie, nach jedem Einfall und Gedanken, gleich hinhörte, wie ihn das geehrte, geiſtvolle Paris, ihr Publikum, ihre Welt beurtheilen würde, oder vielmehr mißverſtehn könnte. Es war nicht blos Eitelkeit von ihr, und ſie mochte nicht um jeden Preiß gelobt ſeyn: aber ſie war zu empfindlich gegen Paris — dieß hielt ſie einzig hoch! — ſie mochte um keinen Preiß getadelt ſeyn. Ihre Moral, ihre Religioſität, ihre Tugend, ja zulezt ihre Liebe zum konſtitutionellen Königsthum, ſollte in nichts dem Tadel ausgeſezt ſeyn. Arme Philoſophie! ſolche reicht nicht weit. Ich glaube doch, hätte ſie ſich mehr Kräfte der gründlichen Unterſuchung gefühlt, ſie wäre von ſolcher Nachgiebigkeit zurükgekommen. Wer Gründen widerſpricht, muß es mit Gründen thun; und jeder, der denken kann, wird doch für ſeine Gedanken die ungedachten Ausſprüche der Geſellſchaft nicht fürchten? Im Gegentheil, dieſe ändert ſich allmählig nach den Urtheilsausſprüchen, welche die zulezt ausgeſprochenen Gründe für ſich hatten, und daher ſiegten. Frau von Stael kommt über Rouſſeau beynah ins Faſeln, und man wundert ſich dieſes Herumfahrens der Ausſprüche, Behauptungen, und was ſie als feſte Vorausſetzungen annimmt, nicht ſowohl, als daß da drunter mit von dem Beſten zum Vorſchein kommt, und ſie öfters bis auf den reinen

Grund untertaucht. Dieß allein machte mich ſo aufmerkſam, ſo böſe und ſo gut gegen ſie. So beurtheilt ſie Rouſſeau's discours sur l'inegalité des conditions und andre Schriften ſolcher Art immer nur aus dem Standpunkte, was man darüber ſagen könnte, vermag alſo Rouſſeau'n auf keinem reinen oder abſtrakten Wege zu folgen. Sie quält ihren armen ſchönen Verſtand: er muß ihr immer unwürdige Dienſte leiſten. Wie ſie aber gar auf die neue Heloiſe kommt, plumpt ſie unterwürfig in alle alte dünkelhafte geheiligte Rohheiten. Ließe ſie doch Rouſſeau'n lieber angeklagt, als ihn ſo zu vertheidigen! — Ihr in allen ihren verwickelten Läufen zu folgen, iſt hier für mich zu ſchwer; gehörte das Buch mir, ſo ſchriebe ich an den Rand. Sie bleibt immer in derſelben Furcht für ſich, und auch für Rouſſeau, man möchte ihre Tugend, ihre Moral nicht für die ächten halten; fürchtet ſich, der Leidenſchaft das Wort zu reden — die ſie auch in ihrem Buche sur les passions mit Sucht verwechſelt. Was iſt Leidenſchaft? dieſe Frage wäre zuerſt zu beantworten. Dann verläßt wieder die Angſt ſie nicht, daß Schriftſtellerinnen nicht könnten weiblich gefunden werden, oder ihre Werke doch nicht ſo hoch zu ſtellen ſeyen, als die der Männer. Arme Furcht! Ein Buch muß gut ſeyn, und wenn es eine Maus geſchrieben hat, und wird nicht beſſer, wenn ſein Autor Engelsflügel an den Schultern trägt. So viel für's Buch ſelbſt! Ob eine Frau ſchreiben ſoll, iſt eine andere Frage, und ſo poſſierlich als ernſthaft zu beantworten. Wenn ſie Zeit hat; wenn ſie Talent hat; wenn's ihr Mann befiehlt — wird's eheliche Pflicht ſogar — wenn er's leidet, gerne ſieht; wenn es ſie von Schlechterem abhält, wenn ſie Gutes thut für den Geld ꝛc. ꝛc. und ſie muß es, wenn ſie ein großer Autor iſt. Wenn Fichtens Werke Frau Fichte geſchrieben hätte, wären ſie ſchlechter? Oder iſt es aus der Organiſation bewieſen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann? Wäre dieß, ſo blieb es doch noch Pflicht, oder erlaubt, den Verſuch immer von Neuem zu machen.

In Rouſſeau's Heloiſe wäre ganz etwas anderes zu beurtheilen, als was Frau von Stael anzugreifen ſcheint: aber das vollſtändige Werk drückt dieſen Tadel ſelbſt aus, wenn auch durch kein Raiſonnement; durch Juliens Unglük, welches ſie uns im Tode beſtätigt; und ſo ſoll jedes Gedicht, jeder Roman verfahren, keine einzelne Lehre der Tugend dramatiſiren, keine Maxime der Klugheit, was gewöhnlich ſo begierig und ſelbſtzufrieden aufgenommen wird. Alle ſchönen Werke dieſer Art tragen ein ganzes Stük wahrgenommener Welt vor; was da mit vorkommt, wird ſchön ſeyn; jedes Genie wird ein ander Theil ausheben, und es nach ſeiner Gemüthslage darſtellen und färben, wie jedes Tages Licht uns die alte Erde neu zeigt, ja jedes Tages Stunde. So ſind auch alle großen Werke der großen Meiſter, alles findet man darin, was man in der Welt zu finden vermag; alle großen Betrachtungen; aber ich glaube nicht, daß dieſe Meiſter ein Gedankengerüſt bekleidet haben. —

10.

W. den 16. März 1818.

Sie, liebe Freundin, werden mein Federverſtummen nicht an meinem Herzen für Sie abmeſſen wollen! Ich hatte Sie, während er lebte, über Ihren Freund geſprochen, ich habe ſie miteinander leben ſehn. Ein Todſchlag, auch aller Gefühle und Worte darüber, aller Aeußerungen, war dieſer Sterbefall für mich, weil ich Sie kannte; da iſt nichts zu ſagen, das iſt wie unſer eigener Tod, wie alles Elend hier, nicht zu faſſen! Nichts erregte mich aus dieſer tiefſinnigen Stumpfheit, beleuchtete zuerſt die dunkeln Wegen in des Buſens Tiefe, als die wahrhaft ſchöne Weiſe, wie Sie den Verluſt auffaßten und ausdrükten! Ein Künſtler im Unglücke, im Schmerz, — meine höchſte Bewunderung, wie ich ſie für jeden Virtuoſen empfinde, woraus gleich die leidenſchaftlichſte Liebe für ihn entſpringt, und die größte Dankbarkeit gegen die Natur, die ſo ſchön machte und beſchenkte! — Daß Ihres Gatten Ende hier durch ſie ſo wirken mußte, iſt Ihnen gewiß eine genugthuende Betrachtung! Aber in's Tiefſte gekränkt war ich, und bin es noch, daß er ſo ſchmerzvoll leiden mußte. Es bleibt entſetzlich, daß ein Menſch, ein Weſen mit Gedanken, fähig iſt gemartert zu werden. Wiſſen Sie, die bloße Möglichkeit, die Verſicherung davon, bringt mich in meinem ruhigen

Bette oft zur angſtvollſten Spannung; das iſt meine größte Hypochondrie und Schwache. Nein, mit Ihnen kann ich mich hier gar nicht vergleichen! Und wenn ich Stärke habe, ſo kommt ſie mir auf eine ſo andere Weiſe als Ihnen, daß ich mich dabey nicht liebenswürdig finde; bey Ihnen werden Schmerz und Leid ein ſchönes Gebild, weil ſie zur That, zur ruhigen That, werden, eine Geſtaltung zum Weiterleben, zum Weiterbilden, eine Art Elyſium, wo, wenn auch nur Gedanken gebildet werden, ſie doch für Sie und Andere ein abgeſchloſſenes ſchönes Leben führen, unſerem Schönſten ähnlich, und anfeuernd hier zum Weiterhandeln; kurz, bey Ihnen wird der Verluſt ſchön, der Schmerz eine Federkraft zum Leben! Bey mir iſt es jedesmal ein gewaltſames Abtödten, — und „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben“ heißt es beym Dichter. Kann es das Schickſal wollen, Gott, — nun dann, ich muß es leiden; daß es recht iſt, iſt jener Sache. Ich kann nichts Schönes darin finden, nichts Schönes daraus machen. Ich trage es ſo, ſo wie es iſt. Und meine Freude iſt, mir recht zu ſagen, was ich nicht bin, was ich nicht habe, was mir fehlt. Nun ſollte man denken; daraus käme eine Erbitterung, eine Schärfe gegen Menſchen? Vielmehr die reinſte Milde! Alles verzeihe ich ihnen; das Meiſte von ihnen verſtehe ich, ihre Lage finde ich ſo erbarmungswürdig, ſo gedrängt, erkläre mir alles daraus! Nur Eines empört mich noch zum augenblicklichen Zorne, wenn ich Wahrheitsſinn, und die Liebe — eigenſten Geiſt — zu ihr, vermiſſe, und wenn mich dünkt, die Menſchen wollen nicht verſtehn, aus ſtumpfen, niedern kleinen Abſichten. Vor dem großen Werke des Daſeyns überhaupt bin ich in der demüthigſten Bewunderung! Und ganz guten Muths! das überragt mich ganz. Alle nur erſinnlichen Vorſtellungsweiſen und ſogar die Unverſtändlichkeit davon, machen mich eigentlich in der Tiefe munter; dieſe große Betrachtung reißt mich fort zur größten Hoffnung, wie hier, jezt ſchon in's Leben, zum Leben, dieſe große zu erwartende Neuigkeit! Und dieß iſt auch eine Gemüthsart, woran die Miſchung des Blutes Schuld iſt und der Leichtſinn, der bey Schwermüthigen mit dem Alter kommt, da ſie früher müde werden müſſen, und auch ſehen, daß bey

allem

allem Abarbeiten ſie doch mit dem Strome ſchwimmen, wie ſeitwärts ſie auch getrieben haben, und daß die Ufer nur ſcheinbar da ſind. So ſieht's um mich; das kann wohl weich und hülfreich machen, ſtark und gewandt, das eigene Leben zu ertragen; aber ſonſt Schönes, Kunſtwerken zu Vergleichendes, auch nur Fabrikenartiges zum Lebensgebrauche, bringt es nicht hervor. Keine rechte Erdentochter bin ich nicht, wenn auch ein rechtes Erdenkind; ich hänge gewaltig an dem, was die Erde mir bieten kann; aber es müſſen alles reine Geſchenke von ihr ſeyn; ihren Handel verſtehe ich nicht, oder vielmehr in den kann ich mich nicht einlaſſen, und thue ich's einmal, ſo hat ſie mich angeführt, und dem Recken kann ich mich auch bey keinem Gotte fügen, auch fällt es mir gegen Niemanden niemals ein. So bleib' ich denn eine Art Betrachter von ihr und keine Tochter, die ihre Art annähme und Heirathsgut und Geſchenke aller Art erhielte! Ich bin eine Art geſünderer, vergnügterer und brünetter Hamlet. Mit großer Bewunderung für geiſtreiche Leute, die nicht ſo ſind wie ich, wohin ich beſonders Sie zähle. —

11.

W. den 22. Juni 1818.

— — Frau von Stael über die franzöſiſche Revolution! Dieſes europäiſche Buch, weil ganz Europa es lieſt, iſt nicht ſo gut, als ſeine Wirkung ſeyn wird. Die Verfaſſerin ſagt alles: wiederholt alles, und ſich ſelbſt auf jeder Seite; dieß oft in Antitheſen, alſo nicht allein mit Löffeln eingegeben, ſondern mit Meſſern eingeſchärft, was nun einmal noch nicht in Europa's Blut gegangen iſt! Es iſt keine Ruhe in der Frau, und ſie wäre nie reif geworden, hätte ſie auch ſo lange gelebt, als ich es ihr wünſchte. Verſtand hat ſie genug, aber keine horchende Seele, nie iſt es ſtill in ihr; nie als ob ſie allein nachdächte, immer als ob ſie's ſchon Vielen ſagte; ihr thaten die frühen Geſellſchaftsſäle Schaden. Es war kein Verhältniß in ihrer Seele zwiſchen Geiſtesthätigkeit und andrer. Gleich kam ſie wieder auf den Beyfall zurück: und da ſie nicht gemein war, ſo ſollte die Nachwelt es ausrichten, für die, für deren Beyfall, will ſie und ſollen alle

Beſſern alles thun! — Aber ſie rüttelt in ihrem Buche tüchtig hin und her, und daher alles auf, wovon allerdings die Rede ſeyn ſoll. Haben Sie eine gutgeſchriebene, das Buch von einer Seite gut betrachtende Critik in Vrai Libéral geleſen? — Sehr ſchlecht ſchreibt die Stael; oft gar nicht wie eine Franzöſin; ich meyne hier nicht die Stellen, wo ſie abſichtlich neue Wendungen gebraucht oder neue Worte, ſondern ihren gewöhnlichen Gang der Rede; es klingt ihr nie, ihr Ohr lokt die Worte nicht, ſie ſtellen ſich ihr nicht willig, wie bey den guten Schriftſtellern, wo jedes gern dem Meiſter ſich fügt. Alles iſt hart und ſtörrig bey ihr, ohne Süſſigkeit. Mich dünkt, ich ſehe die Worte im Aufruhr um ſie her, wie fliegende Geiſter, wenn ſie vor weiſſen Papierbogen am Schreibtiſche Plaz nimmt; nie wird es Muſik! Und auch kein Thema hält ihr ſtill, ſie ſchwingt ſich hinauf und es geht mit ihr durch, auf andre los, ſie ſpringt auf dieſe, und ſo geht es weiter, und auf Schönes auch, nur wie von ungefähr, los! — Hält! Es iſt genug von ihr. Und hier nur noch ſo viel, weil dieß lezte Buch mir im erſten Bande Illuſion machen wollte. Aber ſie kann kein Buch bezwingen; es geht immer mit ihr durch, und was ſie ſchreit iſt kein Geſang. Schade, eben wegen der vielen Gaben! denen eine fehlt, die ſie harmoniſch machte, eine ſtille unſchuldige Seelenſphäre. — —

12.

W. den 16. September 1818.

In Johann Caſpar Lavaters Handbibliothek für Freunde (IV. 1793. Manuſcript S. 40.) findet ſich folgende Stelle über das Gebet:

„Verharret im Gebete! Soll ich dieß Wort erklären? Iſt es nicht überflüſſig, dem Weiſen zu ſagen, was Weisheit ſey? den Liebenden zu belehren, was Liebe — und dem Beter zu erklären, was Gebet ſey? — Dennoch hört der Weiſe gern von Weisheit, der Liebende gern von der Liebe ſprechen, und der Beter gern vom Gebete.“

„O Ihr wiſſet es, Ihr redlichen Beter, auch wenn Ihr eben nicht gleich dieſelbe wörtliche Erklärung davon gäbet, die ich allenfalls zu geben wage — Ihr wiſſet es — das Gebet iſt ein Streben der Seele nach dem Urheber der Seele — ein inniges merkbares Bedürfniß des Geiſtes nach dem Vater der Geiſter, eine ſpürbare ausdrukſuchende Regung des Glaubens, daß ein Gott ſey, und daß er denen, die ihn ſuchen, ein Belohner ſey — eine Darſtellung ſeiner ſelbſt vor dem unſichtbaren Urheber alles Sichtbaren und Unſichtbaren; eine eben ſo einfältige, als höchſt kühne Eröffnung ſeines innern Sinnes gegen den Vater, der da iſt über Alles, durch Alles, und in uns Allen — oder gegen Den, welchen die allerglaubwürdigſten Zeugniſſe für den Stellvertreter deſſen, den kein Menſch geſehen hat, noch ſehen mag, erklären, für den einzigen Mittler zwiſchen Gott und dem Menſchen — dem der Vater Alles, alle Menſchen und aller Menſchen Schikſale und Angelegenheiten, übergeben — eine demüthig muthige Aeußerung aller ſeiner Gedanken, Wünſche, Hoffnungen, an den allwiſſend geglaubten, allgenugſam geglaubten, väterlicher als väterlich geſinnten Gott, der gleichſam ein Bedürfniß hat, ſich allen gottesbedürftigen Seelen zu offenbaren und mitzutheilen — eine Offenbarung ſeines Willens und ſeiner Willensloſigkeit vor dem Alleinweiſen und Alleinmächtigen — Gebet, du biſt die Geiſtes- und Herzensſprache des Menſchen mit dem Vater und Könige der Menſchheit — und die Summe aller deiner Regungen iſt, entweder — Vater! es iſt dir alles möglich! nimm dieſen Kelch von mir! — oder — nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!“

Die Stellen, lieber Albert, die ich unterſtreichen werde, haben mir in den abgeſchriebenen aus Lavater am beſten gefallen, und um derentwillen ſchrieb ich es, was hier ſteht und ſonſt ſeinen Zuſammenhang verloren hätte. Was er weiterhin noch über daſſelbe ſagt und empfiehlt, iſt mir ſehr fremd, und wird Ihnen ſehr gefallen. Ich kann nach Ihrem Briefe nunmehr Ihnen Beiden antworten, daß ich's nicht verſtehe, wie man ſich mit Bedacht zu irgend einem Seelenzuſtand, mit Gefliſſenheit oder Willkühr, ſtimme! Nur zu Einem Guten in der Welt muß man ſich zwingen, und nur das Eine bleibt, meines Bedünkens, auch erzwungen noch Gutes, zum Rechtthun nämlich. Alles andre läßt ſich, bey mir wenigſtens, gar nicht erzwingen. Am allerwenigſten das Gebet; das Gebet, *durch* Gebet. Dieſes Ausſtrömen der Seele! Wo *ſie losgelaſſen ſeyn* muß von allen *Gedanken und Banden des hieſigen Daſeyns*, welche ihr nur *Angſt* oder *Entzücken*, Berührung Gottes durch allen Weltdrang durch, abſtreifen können! Jeder *Gedanke* hemmt *alles* Gebet; iſt ſelbſt ein Gebet auf andern Wegen unſerer Seele entſtrömt; oder halten Sie die übernatürliche *Gabe* — Kraft, Macht, Fähigkeit — denken zu können, zu *müſſen*, nicht eben für ein Band zwiſchen uns und dem Höchſten, was wir zu faſſen vermögen? Unſere hieſige Gefangenſchaft, Lehrſchaft, ſpaltet unſre Gaben der Zeit nach, und *ſcheinbar* dadurch der Art nach; iſt nicht die *eine* ſo wundervoll, prachtvoll und furchtbar, und zum nicht zu faſſenden All hinreichend, wie die *andern*? Wenn wir denken, können wir nicht beten; und unterhalten wir uns dann weniger mit dem höchſten, allesverſtehenden Geiſt? Iſt Gott fragen, oder zu ihm beten, nicht Eins? Wenn auch das Eine mehr ein Genießen, ein Seligſeyn? Kann ich mir kindiſch den höchſten Geiſt denken, wie ich ſelbſt nicht mehr bin? daß er gelobt, geprieſen, gehalleluja't ſeyn will? Verſtehen, begreifen muß ich ihn; immer mehr von ihm, durch ihn wiſſen; empfinden muß ich ihn; *mit ihm* ſeyn können; ſo viel als möglich; *immer mehr*! Wenn meine Thätigkeitskräfte ſinken, die Verſtändnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerſte von uns, das Herz, erleuchten, beruhigen kann: wenn wir erliegen in Entzücken oder Angſt, dann ſtrömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Daſeyn hebt an, wir haben eine augenblikliche Kraft, eben weil die andern Kräfte ſchweigen, aufzufahren, ohne hieſige Bedingung. Kurz, es iſt *dumm* und frevelhaft, vom Gebet und ſeinen Erhörungen zu ſprechen, weil wir eben durchaus zu einem andern Daſeyn, zu einer andern Thätigkeit ausgeſtattet ſind. Ganz anders, ohne Sinne, Glieder und Verſtand, wären wir, ſollten wir *nur* beten: und beten, anſtatt ringen, denken, ja ſogar thun. Beten ſtärkt, erhellt die innere Richtſchnur. Ein Gedanke an Gott iſt beten. Heilige, fromme, ernſte, rechtliche Vorſätze ſind beten. Gründlich, recht, angeſtrengt, ohne Eitelkeit tief nachdenken, ergründen, iſt beten. Wenn ſonſt hier nichts, und nichts beſſeres zu thun wäre, als beten, Lavaters Beten, wie müßt' ich mir den höchſten Geiſt denken? Ich ſoll beten, bis er mich erhellt, wieder zu ſich, oder überhaupt mich ihm näher bringt. Warum läßt er ſich ſo ſehr bitten? Oder, iſt's eine ſelbſtthätige Arbeit, ein Weiterſchreiten, das Beten, ſo iſt's das Denken auch, und dem lieben Gott gewiß lieb! Es iſt überhaupt kindiſch — meinen beſten Menſchen kann ich dieſen Gedanken nicht als ein Geheimniß hehlen! — vom lieben Gott zu ſprechen, und den anders, als in der Perſon der Vernunft und Güte in unſere Angelegenheiten einzuführen. Wir ſind gezwungen, einen höheren, einen höchſten Vernunftgeiſt, der ſich und alles verſteht, anzunehmen: das angſt- und entzückenfähige, helle, für's Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an deſſen Hand es ſich ſchmiegt. Eben weil wir ihn nicht begreifen und verſtehen, und er in allem, was begriffen werden kann, nicht zu faſſen und über uns ſteht: und ewig legen wir ſeinem Urtheil, ſeinen Abſichten unſern Maßſtab an; den höchſten, den er uns gab, das iſt Vernunft und liebliche Güte; ein Mitgefühl für Andere, ein Stükchen Perſönlichkeit, in ihrer Perſönlichkeit; durch Vernunft und Mitgefühl wiſſen wir von einander, und verkehren wir mit einander. Dieß hat uns Gott verliehen. An den beyden Enden, Entzücken und Verzweiflung: an beyden Enden einen gedankenloſen Aufſchwung, Gebet! Den können wir aber nicht machen: ſonſt iſt's ein Bitten um dieß und jenes; welches ich kindiſch den ganzen Tag ausführe, aber ſchon weiß, was ich davon halte. Innere Erleuchtung, Wunder, alles iſt möglich; mir ſind ſie nicht fremd, ich erwarte ſie immer: und glaube ſie ehrlichen Menſchen. Sie müſſen wiſſen, wen Sie vor ſich haben, lieber Albert; es war mir Bedürfniß, Ihnen zu ſagen, wie ich denke, nach dem, was Sie mir vom höchſten inneren Ueberzeugen geſagt. Nur noch das! Was Einer ernſt meynt, was ihn erhebt, was ihn beruhigt, was ihn kräftigt, iſt mir recht: nur muß ſein Inneres und ſein Leben aus Einem Stük geben; derſelbe Ernſt bey Allem: nämlich die kleinſte Meynung, die kleinſte Regung, muß ſich bis auf ſeine ihm wichtigſte, richtig und ohne Abſchnitt, hinauf- oder zurükführen. Dann iſt es gut: und der Menſch ein treuer Gottesſohn, und kein verzerrtes Unbild. —

13.

W. den 5. December 1818.

— — Ich möchte dir doch gar zu gerne bey dieſer Gelegenheit ſagen, wie ich über Religion denke: weil ich ein Drängen habe, bey dieſen tiefen und umfaſſenden Gegenſtänden, den wenigen Menſchen, mit denen ich eigentlich rede, kein Geheimniß zu ſeyn, und beſonders ihnen nicht gar ein falſches Bild von meiner innern Gedankentafel zu laſſen. Ich war geſtern beſonders gegen eine gewiſſe Art von Religioſität ſehr aufgebracht, weil ich eben geſtern viel in einem ganz neu erſchienenen Buche von St. las. Dort ſpricht dieſer Gelehrte, als hätte er dem lieben Gott in die Karte geſehn, und wäre zu allem geiſtigen Anfang durch bloße Frommheit gekommen, und ſezt dieſen in die Sünde. Iſt aber tiefſinnig, geiſtreich und ſcharfſinnig genug, um ſich häufig, auf jeder Seite, könnt' ich ſagen, zu widerſprechen. Zum Beyſpiel, behauptet ſein guter Verſtand, neben ſeinem willkührlich — eitel — ſtolz — oberflächlich — demüthigen Setzen ſeiner Sünde, daß Schuld aufhören könne, und man immer von neuem wieder unſchuldig würde. So phantaſirt er, geiſtvoll, unwahr, tiefſinnig, fade, das ganze Buch hindurch; ſchlägt an alle Geiſtesgränzen an, braucht Wiſſenſchaft und Syſteme aller Art, und — bringt mich in einen wahren Aerger! Solch kluger Mann! Solche Gaben, ſolche Hervorbringungen des Denkens, ſo ſeicht zu verſchleudern, mit aller Emphaſe der Wahrheit, und dem Schein des Ergriffenſeyns! — Was zwingt einen menſchlichen Geiſt, eine Sünde anzunehmen, durch die wir hier ſeyn ſollen? Neben einem lieben Gott! das heißt, neben einem Geiſte, der Alles begreift, ſich, uns, alle Nothwendigkeit, alles Daſeyn, alle Verhältniſſe; und den durchaus wir nicht begreifen, weil wir nichts evidenter wiſſen, als unſre Gränzen; den wir nur durch eine uns eingegebene Gabe vorausſetzen müſſen, nämlich durch unſres eignen Geiſtes Fähigkeit, uns unendliche Geiſter zu denken, und weil es, der Natur unſres Geiſtes gemäß, ſinniger iſt, einen alles begreifenden, verſtehenden Geiſt uns zu denken, als bey Unſinn, wie Vieles für unſern Geiſt iſt, ſtehen zu bleiben. Dieſe Vorausſetzung iſt uns zugleich Troſt; wäre ſie aber nur Troſt, — ſo ſehr wir ſeiner auch bedürfen, ſo könnte doch unſer Geiſt, aus Troſtesbedürfniß allein, ihn nicht annehmen. Was in der Welt — die Bibel nicht! — kann mich zwingen, neben Gott, für dieſes Daſeyn eine Sünde anzunehmen? Mir iſt folgendes natürlicher und einleuchtender. Wie finden wir uns? frag' ich. Mit einem perſönlichen Bewußtſeyn; erſtlich begränzt in dieſer Perſönlichkeit ſelbſt, dann in den Bewegungen unſres Geiſtes, ſo ſehr dieſer auch das Weitreichendſte in uns iſt; die Perſönlichkeit iſt die ſchärfſte Bedingung und der für uns zu erreichende Grund unſres Bewußtſeyns. Durch ſie wird allein Sittlichkeit möglich: unſer Höchſtes, jezt; einzig Sicheres, einzig mögliches Handeln, mögliches Schaffen. Nur in Perſönlichkeit können wir Glükſeligkeit und Unglükſeligkeit finden. Daß uns der größte, alſo auch gütigſte Geiſt dieſe Perſönlichkeit nur unter ſo harten Bedingungen verleihen mochte oder konnte — hier gleichviel! — iſt ſein Geheimniß; die Ergebung in dieſes Geheimniß, meine Religion, meine Demuth, meine Weisheit, meine Ruhe! Alle andere Vorausſetzungen ſind mir kindiſch und willkührlich. Mein Geiſt kann immer höher ſteigen, mächtiger, ſchauender werden; und iſt Gott mit Allem Eins, ſo iſt's wie mit uns ſelbſt; auch zu uns gehört unſer ganzer Leib und die Intelligenzen aller unſerer Organe, und es iſt doch eine vornehmſte da: der Kopf weiß vom Fuß; der nicht vom Kopf! Dieſe ganze Vorausſetzung hier nur ganz beiläufig, nur zum Beweiſe, daß ſie nicht paſſe. Denke dir nun, wie mir ein Gott, oder wie mir Menſchen vorkommen, die Opfer fordern; das Unſittlichſte in der Welt; wie das Sittlichſte, dieſe Forderung an ſich ſelber zu machen, und die Opfer zu leiſten. Daß überhaupt Opfer gebracht werden müſſen, würde ich tadeln, wenn dieß nicht ganz auf Gott zurükfiele; der aber hat den größten Wiz darin angebracht, den wir hier kennen, nämlich hat es zur tiefſten Aufgabe unſeres perſönlichen Daſeyns gemacht, zur Aufgabe der Sittlichkeit, die aber ein Jeder nur an ſich ſelber machen kann und beurtheilen kann. Rechne es mir doch an, daß ich dir dieß alles ſchrieb, es iſt das Höchſte, was ich weiß. Mir iſt unter allen philoſophiſchen Syſtemen — ich kenne ja was ſie aufſtellen — keines haltbarer, natürlicher, wahrhafter, einfacher in der Vorausſetzung. — —

Ich muß noch ein Wort hinzufügen. Das Buch von St. iſt, ich wiederhol' es, ein Werk voller Geiſt, handelt von den wichtigſten Gegenſtänden, regt unendlich zum Denken auf. Wenn der Verfaſſer mich in Aerger brachte, ſo liegt das in ſeiner und meiner Art zu ſeyn, und in der, wie wir zu unſern Gedanken kommen, und ſie zu Folgerungen gebrauchen. (Frau von Stael z. B. ärgert mich auf dieſelbe Weiſe). So ärgert mich nicht ſowohl ſeine Religioſität, als vielmehr die Stellen, wo er ſie anbringt, und die Wege, wie er zu ihr kommt; dich aber wird ſie unendlich anſprechen, weil es ganz deine iſt; und du wirſt ihn, wo du ihn ehrlich (hier nur konſequent) findeſt, darum beſſer verſtehn, als ich. Ich empfehle dieß Buch, weil es dich ſehr beſchäftigen und dir in Vielem neu ſeyn wird. Lavater aber und St. Martin, die ich dir auch zu leſen empfahl, und andre ſolche großartige Seelen, kommen wie aus einem religiöſen Meere mit ihren Gedanken hervor, ohne zu ihren Beweiſen ein Stük Religion vor ſich zu nehmen und daraus eine Moſaik von ſtrengen Folgerungen und Axiomen einer beſtimmten Religion zu machen, wodurch mir dann dieſe beſtimmte bewieſen ſeyn ſoll! Mein Urtheil nimmt das nicht an, mein Geiſt ſträubt ſich, meine Seele empört ſich gegen ſolche Zumuthungen; daher ſcheine ich dann zornig. — —

14.

K. den 9. April 1819.

— — Wenn es nur irgend paſſen will, und thunlich wird, ſo komme ich zur Hochzeit: obgleich ich keine Hochzeiten — von Kindheit an — liebe. Sage dem Bräutigam, ich gedächte ihm dann auch durch die That zu beweiſen, durch einen Ball, wie ſchön, heilſam, erfreuend und ergötzend das Tanzen ſey! und ich hätte noch ganze Batterien von Räſonnement, die er mir erſt erſtürmen müſte. — Die ſchönſte Kunſt! Die Kunſt, wo wir ſelbſt Kunſtſtoff werden, wo wir uns ſelbſt, frey, glüklich, ſchön, geſund, vollſtändig vortragen; dieß faßt in ſich, gewandt, beſcheiden, naiv, unſchuldig, richtig aus unſrer Natur heraus, befreyt von Elend, Zwang, Kampf, Beſchränkung und Schwäche! Dieß ſollte nicht die ſchönſte Kunſt ſeyn? Gewiß, ſie, und die andre, welche entſtünde, wenn die Sittlichkeit bis zur ſichtlichen Darſtellung geſteigert oder gebracht werden könnte, verdienten vor allen dieſen Namen, weil ſie uns ſelbſt idealiſch und frey darſtellen, alle andern aber nur Ideen und Zuſtände unſerer beſten Momente. So denk' ich's mir; ſo fühlte ich's von Kindheit an; und am reitzendſten von allen Künſtlererſcheinungen ſchwebte mir die der vollkommenſten idealiſchen Tänzerin vor! Was iſt das bischen größere Dauer der andern Muſenkünſte? Sind ſie nicht alle nur ein Auftauchen aus unſrem bedingten Zuſtande? — Und iſt nicht die Höhe, die Reinheit, die Vollſtändigkeit der Geſtalt dieſes Zauberaufſchwungs ein beſſeres Maß des Werthes der Künſte, als die, zwar nüzliche, Dauer derſelben? —

15.

F. den 3. Juli 1819.

Es wird eine Zeit kommen, wo Nationalſtolz eben ſo angeſehen werden wird, wie Eigenliebe und andere Eitelkeit; und Krieg wie Schlägerey. Der jetzige Zuſtand widerſpricht unſerer Religion. Um dieſen Widerſpruch nicht einzugeſtehen, werden die entſezlichen, langweiligen Lügen geſagt, gedrukt und dramatiſirt. Geſchichte iſt in närriſchen Händen ſehr ſchädlich, und ein Grundirrthum über ſie in Umlauf; man hört überall den höchſten faſt bis zu den niedrigſten Ständen empfehlen, ſie möchten die Geſchichte fragen und die ſtudiren. Wer iſt denn vermögend, Geſchichte zu ſchreiben oder zu leſen? Doch nur Solche, die ſie als Gegenwart verſtehen! Nur dieſe vermögen das Vergangene zu beleben, und es ſich gleichſam in Gegenwärtiges zu überſetzen. Daher iſt das Wort von Friedrich Schlegel: „Der Hiſtoriker iſt ein rükwärtsgekehrter Prophet,“ ſo ſehr richtig; darum Goethe ewig und ſtets von neuem ſo groß, belebend und lebendig: alle

Zeiten, Religionen, Anſichten, Extaſen und Zuſtände begreifend und darſtellend und erklärend. Diejenigen aber, welche mehr Geſchichte leſen, als ſelbſt leben, wollen nur immer eine geleſene aufführen, oder aufführen laſſen: daher der ſeichte Enthuſiasmus, die leeren Projekte, und dabey das Gewaltſame; weil der große Lebensgang, einem Gewächſe gleich, nicht herabgehalten noch erdwärts gebogen werden kann, ſondern nach eignem Himmelsausſpruch emporwächst, und aller Anſtrengung, es anders zu gebrauchen, mit größter Kraft widerſteht. Römiſche Geſchichte aufführen wollen, mit Intermezzo's aus Ludwigs des Vierzehnten Leben, half Napoleon entthronen. Es wird gewiß bald dahin kommen, daß Schriftſteller der Geſchichte, die blos durch Geſchichte in's Leben blicken, von denen, welche die Geſchichte durch das gegenwärtige Leben auffaſſen und darſtellen, ſcharf und klaſſenweiſe werden unterſchieden ſeyn. Dann werden die leider doch noch zu geiſtreichen Faſelbücher nicht geleſen werden können, und bald nicht mehr geſchrieben.

Sollten Männer, wie ° und °°, nicht ſelbſt wiſſen, wo der dunkle Punkt in ihren neuſten Schriften iſt, über welchen ſie wegſetzen, und willkührlich vorauszuſetzen anfangen? Sie machen Einen ſelbſt ſchwanken zwiſchen dem Zweifel an der Schärfe ihrer Einſicht, oder dem an ihrer Redlichkeit: man weiß nicht, welche von beyden man beleidigen ſoll. —

16.

F. den 11. August 1819.

Ein in unſerm ganzen Daſeyn gegründeter Mangel, und alſo ſich immer wiederholendes Grundunglük, beſteht darin, daß wir nur gleichſam die einzelnen Gaben des Zuſtandes der Unſchuld zu genieſſen bekommen, den Zuſtand ſelbſt aber, und das köſtliche Glük, welches in Reinheit, in Ungeſtörtheit, beſteht, nicht eher zu faſſen vermögen, als bis wir in dieſem Zuſtande nicht mehr ſind, und er nur noch für unſere Betrachtung, aber nicht für unſer Wirken vorhanden iſt. Daher auch unſer Geiſt immer unſchuldig bleibt; da wir aber hier nicht nur als Betrachtung da ſind, und jeden Tag aufs neue von allen Lebenselementen berührt und ergriffen werden, und ſie wieder behandeln müſſen, ſo erneuert ſich das Unbehagen, und die Sehnſucht nach einem angemeſſenen, reinen Zuſtand für unſere Seele, auch unaufhörlich wieder. Für dieſes eigentlich unerträgliche Verhältniß iſt mir ein Troſt eingefallen; nämlich ein Mittel, den Zuſtand der Unſchuld wirklich mit Bewußtſeyn zu genießen. Mir iſt es ausgemacht, wenn wir nicht vergehen, und nach unſrem Tode noch uns perſönlich fühlen, ſo werden wir verhältnißmäſſig doch wieder in einem großen Mangel ſeyn, und wenn auch geiſtreicher und im ganzen Daſeyn beziehungsreicher, ſo werden wir Größeres im guten und ſchlimmen Sinn für uns erfahren; dieſes Größere noch gar nicht zu wiſſen, iſt ein Stand der Unſchuld: ſich mit dieſer Unwiſſenheit begnügen, ſich ihrer freuen, heißt dieſe Unſchuld mit Bewußtſeyn genießen. Dieſen Genuß verſchafft die Thätigkeit des immer reinen Geiſtes. Sollte unſer Zuſtand nach dem Tode blos ſchlimmer ſeyn, als hier, ſo gilt dieſelbe Betrachtung. —

17.

F. den 20. September 1819.

Vernunft iſt das Vermögen — oder beſſer ausgedrükt — die Regel in unſrem Geiſte, nach welcher wir jedesmal von neuem die Regel zum Verſtehen erfinden können. —

Das iſt nun ſo zu verſtehen: Vernunft iſt eine Regel in uns, nicht die wir machen, wir beſitzen ſie nur leidend, wir finden ſie in uns vor; wir gebrauchen ſie nur thätig, als Maß. Sie iſt auſſerperſönlich, ſie iſt eine Mitgift in uns, die uns antwortet. Die Vernunft antwortet uns z. B. auf die Frage: Was ſollen wir auf unverſtändliche Dinge, als etwa zu einem Wunder, ſagen? Da antwortet die Vernunft: Es muß eine mir unbekannte Regel geben, nach der auch dieſes zu verſtehen iſt, oder nach welcher das Verſtehen unnöthig wird; alſo der Sinn jener noch zu erfindenden Regel iſt ſchon erfunden; nur die Materialien dazu fehlen noch. Daraus folgt nun Demuth, Spekulation u. ſ. w. —

18.

K. den 2. Oktober 1819.

Ich nenne unſer tiefſtes Gewiſſen doch nur ein Urtheil. Es iſt die Beurtheilung unſeres eigentlichſten Willens. — Denken iſt ſo vielen unangenehm wegen der Reſultate: ſie haben dieſe in der größten Bequemlichkeit zu beliebigem Gebrauche ſchon in Vorrath. Es iſt gerade, als wäre der Denkſtoff der ungeheuerſte Marmorfels, der unſere Welt begränzte; ſo ein wenig kriecht ein Jeder daran umher, und viele von den guten Arbeitern bekommen ganze Stücke ab; doch dieſe Stücke laſſen ſie unverarbeitet gelten, als brauchten ſie nicht aufgelöst zu werden; das ſind die rohen Axiome, die angenommen werden, davon läßt ſich dann machen, was man will. Die ganze Materie ſoll aber weg. Sonſt geht ſolcher Stein durch die Kräfte ſeiner eigenen Natur doch wieder zum großen Fels, als Weltgränze, zurük. Der Geiſt muß fleiſſig ſeyn; und die Rechenſchaft ehrlich. Es will keiner mit Reſultaten zufrieden ſeyn, durch die der Menſchen Fähigkeiten beſchränkt werden; und ſie glauben ſie dann geringer, weil ſie ſich beynahe vereinfachen, und uns zur einzigen wahrhaften Demuth bringen, uns zum Warten zwingen, und wirklich zu der Vorausſetzung eines andern höheren Geiſtes, als der des Menſchen, eines ſich ſelbſt und Alles verſtehenden. Viele der ſich auf Religion beziehenden Erfindungen ſchmeicheln den Menſchen, daher lieben ſie ſie! Wir ſind noch jezt in dem Paradieſe, wo man durch Denken auf Erkenntniß Verzicht thun muß. Aber wir drücken noch gerne Schlängelchen an die Bruſt! eigengemachte! —

II.

Das Geſpenſt der Zeit.

Geht ein vornehmer Mann in's literariſche Wirthshaus, und wird er in die Balgereyen der Zechluſtigen mit hineingezogen, ſo hat er ſich das ſelbſt zuzuſchreiben; denn er hätte weg bleiben können. Drängt er ſich aber gar zu unſerem Tiſche, und ſucht er Händel, dann freut ſich gewiß jeder billige und beſcheidene Mann, wenn es was abſezt. Wir ſind die Kutſcher der Zeit; die groſſen Herren können es bequem haben, ſich in den Wagen ſetzen und ſich fahren laſſen. Zwar behaupten ſie, Kutſche, Pferde und Kutſcher, das gehöre alle ihnen eigen, und wir müßten fahren wohin ſie wollten. Ob ſie das Recht haben, dieſes zu fordern oder nicht, das zu unterſuchen iſt jezt zu ſpät; genug, wir haben die Zügel in den Händen, wir achten den Zuruf nicht, wir halten nicht ein, und das Herausſpringen aus dem Wagen iſt mit chirurgiſcher Gefahr verbunden. Was iſt der Zeitgeiſt? Dieſen Gegenſtand hat der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe in einer zu Bamberg gehaltenen Advent-Rede beſprochen. Wie er ihn beſprochen, das hat er vor Gott zu verantworten, daß er aber ſeine Rede auch hat drucken laſſen, hat er vor Menſchen zu verantworten. Dieſe kleine Schrift iſt zwar zu unbedeutend, ernſte Aufmerkſamkeit zu verdienen, und zu ſcheinlos, um täuſchen und verführen zu können; doch möge ſie als Anregung zu einer wichtigen Frage, nicht ganz verworfen werden. Wie hat ſich der Religionslehrer in unſerer Zeit, wo die bürgerliche Geſellſchaft — ich werde mich, dem Leſer die freye Wahl überlaſſend, beider Sprachen bedienen — ſich verjüngt oder hinfällig wird, ſich erfriſcht oder abwelkt, aufbaut oder zerſtört, mündig oder geiſtesſchwach, geſund oder krank wird; wie hat er ſich da zu verhalten? Er muß über dieſes alles hinausſehen; denn er hat den Menſchen abzuziehen von der ſinnlichen, das heißt von derjenigen Welt, welche nicht die ewige, beſtändige, wahre, ſondern die vergängliche, wechſelnde, falſche Welt iſt, die, nur ein Spiegelbild der Sinne, im Ohre, im Auge, in jedem Menſchen, in jedem Orte, in jeder Zeit, bey jedem Wandel des Lichtes, ſich anders abbildet, und wie Schillertaffet unaufhörlich die Farbe wechſelt. Der Geiſtliche ſoll lehren, daß nichts geſchieht ohne Wiſſen und Einwilligung des erhabenen Lenkers aller Dinge, und daß alles, was geſchieht, weiſe, gerecht und erſprießlich iſt. Mag Deſpotie die Glieder des Volks zuſammendrücken, mag Anarchie ſie auseinander zerren; mögen in Republiken tauſend Blutigel, mögen in Monarchieen nur wenige Raubthiere, das Herzblut der Staaten trinken — das alles gehört in die Ordnung der Geſchichte, wie Stürme, Erdbeben und Blitze in die Ordnung der Natur gehören. Wer den Zeitgeiſt, wer die allgemeine Beſchaffenheit der jetzigen Welt läſtert, der hat Gott ſelbſt geläſtert; denn gottlos iſt jeder, welcher meynt, die Menſchen könnten handeln ohne Gott. Kömmt die Macht der Fürſten vom Himmel, ſo kommt auch deren Beſchränkung vom Himmel. Es giebt nichts verächtlicheres unter der Sonne, als einen Geiſtlichen, der in dem Staube kriecht vor den Großen der Erde, und die Religion zur ſchmutzigen Handthierung einer gemeinen Polizey-Magd zwingt. Die Geiſtlichen ſollen Achtung lehren vor den *beſtehenden* Geſetzen, Gehorſam gegen die *beſtehende* Obrigkeit; nicht darum, weil jene Geſetze die weiſeſten ſind, weil dieſe Obrigkeit die gerechteſte iſt, ſondern ſelbſt dann, wenn ſie es auch nicht wären. Denn der Menſch ſteht unter der mütterlichen Sorgfalt der Vorſehung, und er ſoll nicht murren, wenn ihm der bittere Trank des Lebens von der Hand der Liebe dargeboten wird, daß er geſunde und erſtarke. Zu jeder Zeit, hat die Religion auf die Verfaſſungs-Urkunden der Staaten ihr Siegel gedrükt, und die Prieſter waren immer die Siegelbewahrer. Wenn aber das Pergament von den Motten der Jahre zernagt, oder von irgend einer Gewalt zerriſſen worden — was nüzt dann noch ein Siegel ohne Unterlage, und welche Beweiskraft kann es fordern? Es iſt fürder ohne Nutzen, und keinen Glauben kann es verlangen. Was hat die Religion zu thun, um ſich ſelbſt zu retten, und durch ihr treues Zeugniß, den Hader der Rechtsſtreitenden zu verhüten? *Sie hat ihr Siegel der neuen Urkunde des bürgerlichen Vertrags aufzudrücken.* Weil dieſes immer verſäumt worden, weil die Prieſter, ſie die Lehrer der Unſterblichkeit, ſie die Gläubigen der Zukunft, immer ängſtlicher die zerbrechliche Gegenwart umklammerten, als alle Sünder der Erde, hat mit jedem Wechſel der innern Natur der bürgerlichen Geſellſchaft, auch die Religion gewechſelt. Zittert Ihr Chriſtus-Lehrer, daß der Haß, den euere Widerſpenſtigkeit erregt, nicht auf euere Lehre zurükfalle! Wenn Ihr predigt, die chriſtliche Religion könne nicht beſtehen mit der neuen Ordnung der Dinge, ſo habt Ihr gepredigt, die neue Ordnung der Dinge könne nicht beſtehen mit der chriſtlichen Religion.

Aber ſie kann es wohl, nur euere Herrſchſucht kann es nicht. Die Religion ſoll nicht Wurzel ſeyn der Staaten, die nur ſolche oder ſolche Früchte geduldig trägt, ſondern befruchtender Thau, der alle Pflanzen erquikt. Sie ſoll nicht eine Oehllampe ſeyn, die dieſen oder jenen Winkel erhellt, ſondern die Sonne, die alles beleuchtet. Herrſchbegierde und Freyheitsliebe werden ewig die menſchliche Seele bewegen, ſie ſind die zwey Seiten *eines* Triebes, welchen die Natur allen lebendigen Geſchöpfen eingeflößt hat. Leben, heißt frey ſeyn. Herrſchſucht iſt die Freyheitsliebe Einzelner, Freyheitsliebe iſt die Herrſchſucht Aller. Man will befehlen, um nicht gehorchen zu müſſen, man will nicht gehorchen, um befehlen zu können. Die Völker des Alterthums waren glüklicher; denn ſie waren freyer als wir, und ſie waren freyer, weil ſie von dem *Grundvermögen* ihrer Freyheit lebten, und keine zukünftigen Tage hoffend oder fürchtend, alles der Gegenwart aufopferten. Der Chriſt iſt minder frey, weil er nur die *Zinſen* ſeiner Freyheit verzehrt. Die chriſtliche Religion lehrt frey ſeyn in der Freyheit, ſich glüklich fühlen in dem Glücke Anderer. Wenn je die Welt in das Heidenthum und in die Finſterniß zurükſinkt, wenn verdorrt der Baum der ewigen Erkenntniß, wenn die Sonne der Liebe untergeht, und wenn wir an die Fortdauer des Lebens verzweifelnd, wieder wie tolle Verſchwender in den Tag hineinleben — dann werden es jene herrſchſüchtigen Prieſter verſchuldet haben, die der Gewalt ſchmeicheln um ſie zu theilen, denen der Opferpfennig mehr iſt als Gebet, und welche kek behaupten, alle Freyheit, die wir genößen, wäre nicht der ſchuldige Zins von dem Darlehen, das wir unſern Herrſchern gaben, ſondern nur das Almoſen ihrer Gnade, ſteigend und fallend wie dieſe.

Wer nicht *wahr* ſprechen und überzeugen kann, der ſollte wenigſtens *ſchön* ſprechen um zu überreden, und wer beydes nicht vermag, der ſollte ſchweigen können. Schweigen iſt eine große Kunſt; doch gewöhnlich beſitzen ſie nur ſolche, denen ſie nicht frommt, und die, welchen ſie frommt, haben ſie nicht. *Was iſt der Zeitgeiſt?* frägt der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe, und dieſe Frage in zwey Hälfte theilend, theilt er auch die

Antwort, die er ſich ſelbſt giebt. Er frägt: I. Worin beſteht der Geiſt unſerer Zeit? II. Welcher Mittel müſſen wir uns gegen ihn bedienen, um uns vor demſelben rein zu erhalten? Und wie beginnt er ſeine Unterſuchung? — „Die Nacht iſt vergangen, der Tag aber iſt angebrochen, hinweg denn mit den Werken der Finſterniß und angethan die Rüſtung des Lichtes. (Brief Pauli an die Römer K. 13, v. 12.) Mit dieſem Spruche, ja wahrlich mit dieſem Spruche beginnt er ſeine Unterſuchung. Nur der frömmſte Prieſter kann ſich ſo kaſteyen, — ſich ſelbſt ſo grauſam zu verſpotten, das verdunkelt den Ruhm aller Helden des Glaubens! Die Nacht iſt wirklich vergangen, der Tag iſt wirklich angebrochen, die Werke der Finſterniß werden beleuchtet und verſpottet werden, und vor der Rüſtung des Lichtes, taumelt Ihr ſchon jezt vollendet zurük, und überſtürzt euch ſelbſt. Der Geiſt der Zeit, vor dem Ihr zittert, iſt nicht der Geiſt der lebenden Zeit, es iſt das Geſpenſt der verſtorbenen, der euerer erſchrekten Einbildungskraft erſcheint. Die fürchterliche Geſtalt dieſes Geiſtes beſchreibt der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe auf folgende Weiſe. „Er iſt ein gewaltig mächtig wirkender Geiſt. Wer mit dieſem Zeitſtrome nicht fortſchwimmen will, der ſtehe feſt (mitten im Waſſer, oder an den „Ufern?) und ſey auf ſeiner Hut. (Wer denkt nicht hierbey an „Horazens Bäuerlein?) Leicht erkennbar iſt derſelbe; denn er „miſcht ſich in alles, bekrittelt alles (der Strom?), und trachtet alles unter ſeine Herrſchaft zu bringen. Auch ſind ſeine faulende Früchte zu Tage gefördert, (alſo der Zeitſtrom trägt Früchte!) ſie heißen Ehrgeiz und Habſucht — Luxus und Sittenloſigkeit — Mangel an Gerechtigkeit im öffentlichen und Privat-„Leben — willkührliche Aenderungen ſonſt unantaſtbarer Regierungsformen — Intriguen im Innern und von Auſſen — Untreue im Handel und Wandel — falſche Eydſchwüre — Familien-Zwiſte — gewaltſame Veränderungen durch falſche überſpannte Aufklärung — Grundſätze, die nichts taugen (wie „naiv!) — Trennung, Druk und Mißbrauch der Religion und „ihrer Diener“... Was ſagt der heilige Hieronymus? Hieronymus ſagt: „Es giebt viele, welche nur den Glauben

hen-

„heucheln, ohne ſich demſelben zu unterwerfen. Aufgeblaſen von eitlem Menſchendunſte ſind ſie, da „ſie nur an dem, was ihnen gefällt, einen Geſchmak „finden, und nicht an der Wahrheit.“ Hieronymus war ein braver und kluger Mann, und durchſchaute die Heucheley der Pfaffen. Warum richtet der Verfaſſer gegen uns dieſe Worte? Nicht uns treffen ſie.

Was iſt zu thun in ſolcher Betrübniß? Der Verfaſſer ſtimmt jezt ſeinen Ton herab, und giebt in der Bußprediger-Weiſe allerley Lehren. Wie er aber auch in dieſem ihm zugehörigen Gebiete waltet, mag folgende eifertolle Rede zeigen: „Man ſpricht „kek den Forderungen der Bekehrung Hohn, worauf denn doch „Chriſtus ſo oft und ſo nachdrüklich hinweiſet und viele bewaffnen ſich mit Scheingründen, da ſie ſprechen: „„Niemand wird „verdammt; denn dieß ſtünde im Widerſpruche mit der unendlichen Liebe des höchſten Weſens.““ So alſo macht man den „Sohn Gottes zum Lügner. Ihn, der für alle Zeiten die ewig „denkwürdigen Worte geſprochen: „Weg von mir, ihr Verfluchten! Weg, in's ewige Feuer! welches dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt.“ — —

Und Ihr nennt euch Streiter der Herren? Iſt Gott nicht barmherziger als Ihr, dann wehe euch ſelbſt!

III.

Nachzügler.

Die Frevel der gottloſen Menſchen, die, einen höchſten Verſeher des Rechts und der Liebe verläugnend oder verkennend, im Sinnesrauſche dahintaumeln, und ihr Eintagsleben mit der unvergänglichen Seligkeit bezahlen — dieſe Frevel ſind Lilienweis gegen die Frevel jener Gottesheuchler, die alle irrdiſche Gewalt vom Himmel ableiten, um ohne Schaam ihr ſchmeicheln zu können, die ihr ſchmeicheln, um an dem Bediententiſche der Mächtigen koſtenfrei zu zechen, und die kek behaupten, Gottes

Hand ſelbſt habe mit Sternenſchrift in das himmliſche Budget geſchrieben, ſie ſeine Verehrer ſollten jährlich ſo und ſo viele tauſend Gulden W. W. Wartegeld bekommen, bis ſie einſt im Paradieſe ihren vollen Gehalt empfangen. Wollt Ihr wiſſen, was in der Wiener Concordia auf jedem Blatte geſagt wird? Es wird darin geſagt, in einer mephitiſchen, dunkeln, zähe dahinſchleichenden, unerquicklichen Sprache, was der Jude Itzig Herſchmann in Caſſel, mit wenigen Worten auf's verſtändlichſte und anmuthigſte ausgeſprochen hat. Dieſer Jude ließ vor einigen Tagen folgende Dankſagung in die Zeitungen ſetzen: „Der Gott meiner Väter ſegne den Herrn Pfarrer Wahler tauſend und aber tauſend Mal, und bis ins dritte und vierte Glied! „denn ſeine vortreffliche Froſtſalbe hat meine ganz aufgebrochene „Füße von Grund aus geheilt, ſo daß ich nunmehr meine Geſchäfte wieder verrichten kann.“

Deutſcher Muth und eiſerner Sinn. — Wenn dem Volke von Neapel, das ſo ſchwach an Zahl und angeborner Kraft der Ausdauer, wenn ihm dennoch gelänge, ſeinen Willen und ſeine Freyheit gegen die mächtigſten Fürſten Europens zu behaupten — dann dürfte es ſich wohl verſtatten, von Neapolitaniſchem Muthe und eiſernem Sinne zu ſprechen. Wir aber, wir!... doch halte ein, Leſer, lege die Hand auf das Blatt, und ſuche zu errathen, ehe ich es enträthſele, bey welcher Gelegenheit ein deutſcher Mann, von deutſchem Muthe und eiſernem Sinne geprahlt hat. . . .

...Der Buchhändler Gerhard Fleiſcher in Leipzig hat es gethan. Er ſagt in einer Ankündigung: „Mit allen dieſen und manchen andern Schwierigkeiten hat es dennoch teutſcher „Muth und eiſerner Sinn aufgenommen, und — — und? „— — wir erhalten mit nächſtem den erſten Theil (einer „neuen Auflage) von: Naumanns Naturgeſchichte der „Vögel Teutſchlands, mit 48 colorirten und 2 ſchwarzen Kupfern!“ — O daß man nicht zuſchlagen darf, daß man ein erbärmlicher Menſch iſt, der nichts zu führen verſteht, als die Feder einer Gans, und daß man dieſe nicht einmal mit Schwung führen darf! Wir hätten Muth und eiſernen Sinn? Wo, wie, wann haben wir das gezeigt? Muth haben wir, den Uebermuth Anderer geduldig zu ertragen, und eiſern mag wohl unſer Sinn genannt werden, weil er folgſam dem Magnete jeder Gewalt zuſpringt. Ich habe mich nie mit Vögeln beſchäftigt, und kann alſo die Schriften, die davon handeln, nicht beurtheilen. Aber mir iſt bekannt, daß Herr Fleiſcher den Namen eines guten Buchhändlers hat, und ich bin daher überzeugt, daß das Kupferwerk, welches er ankündigt, im Verhältniſſe ſeines Preiſes vortrefflich iſt. Doch wollte ich wetten, daß es von einem Nürnberger Bilderbogen nicht weiter abſticht, als es von den Kunſtwerken, welche die Engländer und Franzoſen in dieſem Fache haben, entfernt bleiben wird. Die Buchhändler-Familie Pamkoucke in Paris, Vater, Sohn und Enkel, haben mehr Werke groſſer Unternehmung verlegt, als alle deutſche Buchhändler zuſammengenommen; hat man aber je geleſen, daß ſie in einer Ankündigung von heroïsme français, von tête de fer geſprochen? Was würden die Deutſchen erſt prahlen, wenn ſie ein Werk, wie das franzöſiſche über Aegypten zu Stande gebracht hätten! Und die Franzoſen haben jenes Land nicht blos beſchrieben, ſondern auch erobert! Wir leben in einer gar ſonderbaren Verblendung. Wir loben uns unaufhörlich auf's allerunbefangenſte; wir werfen uns vor, wir wären zu beſcheiden, erkennten unſere eigenen Vorzüge nicht, und überſchäzten das Gute des Auslandes. Aber iſt es nicht nur eine andere, ja die lächerlichſte Eitelkeit, zu ſagen, daß man zu beſcheiden wäre? Graben wir nach Wurzeln, und überlaſſen Andern die Früchte, ſo nennen wir das Gründlichkeit; ſind wir feige Unrecht abzuwehren, ſo nennen wir das Ausdauer; und ſind wir langſamer als die Schnecken, ſo nennen wir das Beharrlichkeit. Die Encyklopädie von Krünitz begann im Jahre 1773. Der Herausgeber ſtarb, als er eben mit dem Artikel Leiche beſchäftigt war; zwey andere Herausgeber ſind ſeitdem zu Leichen geworden; die 125 Bände, die bis zum Jahre 1818 erſchienen waren, koſteten ſchon über 400 Rthlr. und jezt, ſoviel' mir bekannt iſt, ſieht das Buch (48 Jahre nach Erſcheinung des erſten Bandes) im Buchſtaben M. Alſo das wäre *teutſcher Muth, eiſerner Sinn!* die neue Encyklopädie von *Gruber* und *Erſch* zeigt ſchon als Kind dieſen deutſchen eiſernen Sinn. Iſt ſie in 40 Jahren vollendet, ſo will ich dann, wenn ich noch unter den Lebendigen wandle, ein halbblinder Greis, verurtheilt werden, alle Buchſtaben des Werks zu zählen, und mir bey jedem Buchſtaben eine Ohrfeige geben zu laſſen. Und wenn ſie endlich fertig iſt, wozu wird ſie zu brauchen ſeyn? Der Artikel *Adel* iſt geliefert, aber bis die Zeit und das Buch zur *Vernunft* kommen, giebt es vielleicht keinen Adel mehr. Jener Büſſende, der auf ſeiner Wallfahrt nach Rom, immer nach zwey Schritten vorwärts, einen zurükthat, iſt ein Bliz gegen uns; wir machen *einen* Schritt vorwärts und zwey Schritte zurük. Darum werden wir nie Männer werden, ſondern immer kleiner und jünger, bis wir endlich in die Wiege zurükkriechen, und uns von unſern Ammen in den Schlaf lullen laſſen. Wohl bekomm' es!

Die über München ſcheinende *Eos*, verkündigt folgenden Tag: „Der Präſident von Feuerbach arbeitet gegenwärtig an einem Werke über die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens. Wir ſind überzeugt, daß das, was dieſer rühmlichſt bekannte Schriftſteller und Staatsdiener über dieſen Gegenſtand, es ſey dafür oder dagegen, ſagen wird, Werth haben und gediegener ſeyn werde, als die zuſammengetragenen Ideen manches berühmten Schreiers unſerer Zeit.“ Das iſt der vierte Wind, den Hyperions Tochter dem Titanen Aſträus gebiert. Wie ſich aber der Titan Aſträus in unſern Tagen nennt, das weiß ich wohl, doch darf ich es nicht ſagen. Dieſe bayeriſche Eos mag wohl Selenen zur Schweſter haben, aber Helios iſt gewiß nicht ihr Bruder. Wer hätte nicht die größte Hochachtung vor Feuerbach? Doch wenn dieſe zu ſteigern wäre, ſo würde ſein Werk über die Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, wie es auch beſchaffen ſeyn wird, nichts dazu beytragen. Spricht er *für* die Oeffentlichkeit, ſo bleibt auch ihm nichts anderes übrig als Ideen zuſammenzutragen; denn in dieſem Gebiete der Staatswiſſenſchaft iſt alles erſchöpft, und wo die Erfahrung ſchon in Blüthe ſteht, da iſt es überflüſſig, ja oft verderblich, den Grund, auf dem die Pflanze wächst, von neuem aufzulockern. Spricht er aber gegen die Oeffentlichkeit, ſo kann er nur etwas falſches, oder etwas gewöhnliches, bekanntes ſagen. Falſch wird ſeine Lehre ſeyn, wenn er die Oeffentlichkeit des Rechtverfahrens, unbedingt für jede Staatsverfaſſung verwirft. Alle Ausſprüche und Vollſtreckungen einer geheimen Juſtiz, ſind heimliche Hinrichtungen, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen iſt. Ob eine ſtreitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Miſſethäter beſtraft werde oder nicht, dieſes iſt dem Gemeinweſen ſehr gleichgültig. Aber die Zuverſicht, daß Recht geübt werde, iſt Lebensbedürfniß in der bürgerlichen Geſellſchaft, und dieſe Zuverſicht verſagt die heimliche Juſtiz. Kein Fürſt, kein Richter, kein Verwalter darf Glauben fordern an ſeine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, den Menſchen aber will man ſehen, hören, betaſten, ausrechnen. Gedenkt aber der Präſident von Feuerbach darzuthun, daß in dieſem oder jenem Staate Oeffentlichkeit der Juſtiz unerſprießlich ſey, ſo iſt dieſes etwas ſehr bekanntes, gewöhnliches. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß kein Hauptgebrechen eines gegebenen Staates geheilt werden könne, ohne die Eigenthümlichkeit dieſes Staates zu verletzen. In ſtrengen Monarchieen iſt geheime Juſtiz eben ſo wohlthätig, als es barmherzig iſt, einem zum Tode Verurtheilten, bey der Hinrichtung die Augen zu verbinden. Allein was ſoll hierdurch bewieſen werden? Wenn wir Oeffentlichkeit der Juſtiz, oder Geſchwornengerichte, oder Preßfreyheit fordern, ſo haben wir natürlich dabey noch andere Dinge im Sinne. Gebt uns nur die Finger, die Hand nehmen wir. Wenn die dintenfingerige Eos von berühmten Schreyern ſpricht, ſo iſt ihr Wahn ſo groß als ihre Grobheit. Wer als Schriftſteller berühmt iſt, der verdient es auch zu ſeyn. Die wiſſenſchaftliche Erkenntniß gleicht nicht der Weisheit der Staats-Myſtagogen; hinter deren klugen Larve der Blödſinn ſchwitzt — ſie zeigt immer nur ihr wahres Angeſicht. Es kann wohl Schriftſteller geben, die als Schreier berüchtigt ſind, aber *berühmte* Schreyer hat es nie gegeben.

In einer Anzeige, die Zeitſchrift *Flora* betreffend, wird geſagt: „Sie kömmt wöchentlich viermal nebſt einer Beylage heraus, *ſchließt alles Politiſche aus und beſchäftigt* „*ſich blos mit Gegenſtänden, die den Verſtand und* „*das Gemüth anſprechen.*“ Alſo die Politik iſt ein Gegenſtand, der weder den Verſtand noch das Gemüth anſpricht! Und was ſpricht ſie denn an? den Magen oder welches Eingeweide ſonſt? Die Zeitſchrift Flora erſcheint in Wien —— nein, ich habe mich geirrt, ſie erſcheint in *München*.

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

I.

Dramaturgiſche Blätter.

Erſte Abtheilung.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Erſter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

9

Druck der Campeſchen' Officin in Nürnberg

Inhalt.

Seite

Iſidor und Olga, Trauerſpiel von Raupach 1

Der Lorbeerkranz, Schauſpiel von Ziegler 12

Saul; tragédie par Soumet 18

Die Ahnfrau, Trauerſpiel von Grillparzer 24

Der Spieler, Schauſpiel von Iffland 31

Die Veſtalin, Oper von Spontini 33

Eliſe von Valberg, Schauſpiel von Iffland 36

Der Bergſturz, Oper von Weigl 40

Der Schutzgeiſt, eine dramatiſche Legende von Kotzebue 41

Don Carlos, von Schiller 43

Saul, Melodrama 49

Die Feinde, Trauerſpiel von Houwald 51

Die Huſſiten vor Naumburg, Schauſpiel von Kotzebue 61

Die gefährliche Nachbarſchaft, Luſtſpiel von Kotzebue 66

Der Leuchtthurm, Drama von Houwald 68

Die beiden Gutsherren, Luſtſpiel von Julius v. Voß 88

Der verbannte Amor, Luſtſpiel von Kotzebue 92

Die Entdeckung, Luſtſpiel von A. v. Steigenteſch 94

Der Jude, Schauſpiel von Cumberland 96

Die Schweizer-Familie, Oper von Weigl 101

Correggio, von Oehlenſchläger 103

Agnes von der Lille, Schauſpiel von Frau v. Weiſſenthurn 106

Pierre de Portugal, tragédie par Arnault 110
Die Soldaten, Schauſpiel von Arreſto 117
✗ Das Kathchen von Heilbron, von Kleiſt 119
✓ Verlegenheit und Liſt, Luſtſpiel von Kotzebue 124
Der alte Bürger-Capitain, Luſtſpiel 126
Thomas Aniello, von Freſenius 131
✓ Cardenio und Celinde, Trauerſpiel von Immermann 135
✗ Die eiferſüchtige Frau, Luſtſpiel von Kotzebue 148
Marianne, Trauerſpiel von Gotter 151
Beſchämte Eiferſucht, Luſtſpiel von Frau v. Weiſſenthurn 153
✗ Die Entführung aus dem Serail, Oper von Mozart 156
L'école des Vieillards, comédie par Delavigne 158
Johann, Herzog von Finnland, Schauſpiel von Johanna Weiſſenthurn 163
Der Wollmarkt, Luſtſpiel von Clauren 166
✓ Das Trauerſpiel in Tyrol, von Immermann 179

Vorrede.

Deutſchlands kritiſche Nacht war gekommen, die Wärter ſaßen kopfſchüttelnd am Bette, alte Baſen machten bedenkliche Runzeln und die Lichter wurden nicht mehr geputzt. Da richtete ſich der Kranke plötzlich auf, ſaß ganz gerade, blickte umher und fragte: «wo bin ich?» — «In Ihrer alten Wohnung, bei den lieben Ihrigen» — antwortete der Arzt, freundlich und vergnügt, und machte eine ſiegreiche Miene. Ein wohlthätiger Schweiß war ausgebrochen, die Fieberphantaſieen hatten aufgehört, der gute alte Puls war gleich wieder da, und die Geſundheit kehrte mit ſchnellern Schritten zurück, als ſie ſich entfernt hatte. Noch einige Tage blieb der Geneſende ſchwach; aber er lächelte ſelig, alles war ihm recht, er war alles zufrieden. Noch einige Tage, und Vetter Michel ſtand wieder auf den Beinen, ſchnitt ſich zwölf Dutzend neue Federn, und aß Abends ſeinen Kartoffelſalat. Noch einige Tage, und das Teſtament, in der Furcht des Todes geſchrieben, wurde hervorgeſucht und zerriſſen; es ſollte alles beim Alten bleiben. Noch einige Tage, und der Krankenwärter kam glückwünſchend und erinnerte an den neuen blauen Rock, den ihm der Kranke verſprochen hatte, wenn er wieder aufkäme. Der Geſunde lachte den guten Mann aus und ſagte: im Fieber mag ich wohl viel dummes Zeug geſprochen und verſprochen haben.... Ach! es war eine ſchöne Zeit. Zwar habe ich nicht mitgefochten im Befreiungskriege — mir fehlte das gehörige Maas des Körpers und des Glaubens — aber ich habe den Franzoſen auch kleine Stöße gegeben. Von der Polizei-Stelle eines rheiniſchen Bundesſtaates war ich, ohne Stuhl und Styl zu wechſeln, zur Polizei-Stelle eines deutſchen Bundesſtaates gekommen. Früher hatte ich gehorſame, eilfertige Briefe nach allen Poſtwinden geſchrieben, um arme deutſche Jungen, die ſich verſteckt hatten, weil man ſie als widerſpenſtige Conſcribirte verfolgte, zu erſpähen, und den franzöſiſchen Metzgerknechten auszuliefern. Jetzt ſchrieb ich noch gehorſamere, noch eilfertigere Briefe, um alte Deutſche mit pedantiſchen Herzen, die immer noch Liebe und Bewunderung für Napoleon zeigten, als Verräther feſtzuhalten und deutſchen Metzgerhunden zur Bewachung zu übergeben. Einmal fing man einen ſolchen Spion, und ich mußte ihn auf Befehl meiner Vorgeſetzten zwingen, ſich bis auf das Hemd auszukleiden, um nachzuſehen, ob er ſich nicht die drei Farben tatowirt hätte. Ich fand nichts, ſah daß alles gut war, und Deutſchland wirklich frei. Darauf bekam ich meinen Abſchied und das war auch gut. Ich trieb Privat-Patriotismus und gab eine Zeitſchrift heraus: Die Wage. Ach Himmel! An Gewichten fehlte es mir nicht, aber ich hatte nichts zu wiegen. Das Volk auf dem Markte that nichts und machte keine Geſchäfte, und das Völkchen in den höhern Räumen handelte mit Luft und Wind und andern imponderablen Stoffen. Ich war in ſehr großer Verlegenheit. Das Journal war angekündigt, der Druck hatte ſchon begonnen, die Abonnements-Gelder waren ſchon ein- und ausgezogen, und ich wußte noch nicht, wie ich mein Verſprechen erfüllen und das Verſprochene voll machen ſollte. Da rieth mir ein freiwilliger Jäger, der ſein Leben lieb gewonnen, und um es fortzuſetzen, Komödiant geworden war, ich ſolle über das Theater ſchreiben. Der Rath war gut und ich befolgte ihn. Ich ſetzte die wohlweiſe Perücke auf, und ſprach Recht in den wichtigſten und hitzigſten Streithändeln der deutſchen Bürger — in Komödien-Sachen. Wie ein Geſchworener urtheilte ich nach Gefühl und Gewiſſen; um die Geſetze bekümmerte ich mich, ja ich kannte ſie gar nicht. Was Ariſtoteles, Leſſing, Schlegel, Tiek, Müllner und Andere, der dramatiſchen Kunſt befohlen oder verboten, war mir ganz fremd. Ich war ein Natur-Kritiker, in dem Sinne, wie man einen Bauer vor zwanzig Jahren — ich glaube er hies Maus — der Gedichte machte, einen Natur-Dichter genannt hatte. Die Katze Kritik ging damals ſehr ſchonend um mit jener Maus, zog ihre Krallen ein, und liebkoſte ſie. Eine gleiche Nachſicht fand ich auch, wahrſcheinlich aus gleichem Grunde: weil man eine gewiſſe bäuerliche Natürlichkeit an mir bemerkt. Die Menſchen ſind gar nicht ſo ſchlimm, als man gewöhnlich glaubt. Sie laſſen jedem gern ſeine Meinung, häßlich oder ſchön, wenn er nur feſt darin ſteckt, wie in ſeiner Haut; verſteckt man ſich aber hinter einer Meinung, dann ziehen die Leute mißtrauiſch den Vorhang weg, um zu ſehen, wer dahinter iſt. Meine Kritiken fanden vielen Beifall, ſogar Kotzebue lobte mich. Wie wüthend war ich über Sand, als er mir meinen lieben guten Kotzebue umgebracht, der mich gelobt hatte. Es war Hamlet, der Polonius erſtach, Rattengift — dummes Volk!

So ſind dieſe dramaturgiſchen Blätter entſtanden, die ich jetzt, geſammelt und vermehrt, den Leſern vorlege. Möchten ſie gröſſere Freude daran haben, als ich ſelbſt dabei gefunden. Ich beklage verlorene Zeit und fruchtloſe oder übel verwendete Mühe. Der Kritiker befördert ſo wenig die ſchöne Kunſt, als der Scharfrichter die Tugend befördert. Beide ſchrecken nur von Vergehungen ab, beide beſtrafen ſie nur. Ich fange an zu glauben, daß die armen Bühnendichter doch Recht haben mögen, wenn ſie ihre Rezenſenten Freudeſtörer ſchelten. Wir ſind wirklich garſtige Raupen, die Blatt nach Blatt abfreſſen, bis vom Buche nichts mehr übrig bleibt, als der Deckel und die Rechnung des Buchhändlers. Ehe die Schlange Kritik mich verführte, war ich unſchuldig, wie der Menſch im Paradieſe; ich konnte über einen Iffland'ſchen Hofrath, wenn er tugendhaft war, weinen wie ein Bürgermädchen, und über Bären und närriſche Pudeln gleich einem Wiener lachen. Da aß ich vom Baume der Erkenntniß, lernte Gutes von Böſem unterſcheiden, und meine Zufriedenheit war hin. Da kam ich mit einem Vergrößerungsglaſe in das Schauſpielhaus, und entdeckte häßliche Flecken und Unebenheiten, wo ich früher alles ſchön und glatt gefunden. Da fing ich die armen Leute zu plagen an, und mich ſelbſt am meiſten.

— Ein Kerl, der kritiſirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Heide,
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Es iſt wahr, ich hatte bei meinen dramaturgiſchen Beſtreben eine ſchönere und beſſere

Abſicht, als die, einen armen Dichter zu kränken, den die Natur ſchon genug gekränkt hatte, und ſeine armen Bewunderer zu verſpotten. Aber ich blieb immer ein Thor, zu hoffen, das Feiertägliche werde wirken, wo das Wochentägliche nicht gewirkt, und zu vergeſſen, daß es Lehren giebt, die, wenn nöthig geworden, fruchtlos ſind. Ich ſah im Schauſpiele das Spiegelbild des Lebens, und wenn mir das Bild nicht gefiel, ſchlug ich, und wenn es mich anwiderte, zerſchlug ich den Spiegel. Kindiſcher Zorn! In den Scherben ſah ich das Bild hundertmal. Ich war bald dahinter gekommen, daß die Deutſchen kein Theater haben, und einen Tag ſpäter, daß ſie keines haben können. Das erſtere war mir gleichgültig — man kann ein ſehr edles, ein ſehr glückliches Volk ſeyn, ohne gutes Schauſpiel — aber das andere betrübte mich. Dieſer Schmerz gab meinen Beurtheilungen eine Leidenſchaftlichkeit, die man mir zum Vorwurfe gemacht, weil man ſie mißverſtanden. «Sie ſind zu ſcharf» — ſagten mir oft Freunde, weil ſie dachten, ich hätte es auf einen Dichter, einen Schauſpieler abgeſehen. Guter

Gott! Wäre der Dichter oder der Schauſpieler mein Sohn geweſen, ich hätte ganz ſo von ihm geſprochen, wie von dem Fremden, ſo wenig dachte ich daran, einem Wehe zu thun. Es war oft komiſch, wenn junge Leute, die Reſpect vor mir hatten, im Theater, oder nach demſelben, auf meine Worte horchten, was ich urtheilte von dem neuen Stücke, ob ich es für gut oder ſchlecht erklärte. Wahrhaftig, ich hatte beim zweiten Akte, den erſten, wenn der Vorhang fiel, alles vergeſſen, und ich erinnerte mich gar nicht, ob das Stück gut oder ſchlecht war. Aber am folgenden Tage kam immer etwas, das mich daran erinnerte: Das Stück mußte ſchlecht geweſen ſeyn, und da ſetzte ich mich hin und beurtheilte es, und tadelte die Zeitung des Morgens im Comödienzettel des Abends, die Natur in der Kunſt. Ich ſchlug den Sack und meinte den Eſel. Das franzöſiſche Schauſpiel, das klaſſiſche zumal, iſt mir weit mehr zuwider, als das deutſche; aber nur, wenn ich es leſe, nicht, wenn ich im Lande es darſtellen ſehe. Dann gewahre ich bald, daß die Gebrechen des franzöſiſchen Dramas, die der Franzoſen, die ihrer

Nationalität ſind; die Gebrechen des deutſchen Dramas aber zeugen von der Unnationalität der Deutſchen, und das iſt zum verzweifeln, das iſt keine bloße Comödie. Ein Volk, das nur der Pferch zum Volke macht, das, auſſer demſelben, den Wolf fürchtet und den Hund verehrt, und wenn ein Gewitter kommt, die Köpfe zuſammenſteckt und geduldig über ſich herdonnern läßt; ein Volk, das beim Jahresſchluſſe der Geſchichte gar nicht mitgerechnet wird, ja, das ſich ſelbſt nicht zählt, wo es ſelbſt die Rechnung macht, — ein ſolches Volk mag recht gut, recht wollig, ganz brauchbar für das Haus ſeyn; aber es wird kein Drama haben, es wird in jedem fremden Drama nur der Chor ſeyn, der weiſe Betrachtungen anſtellt, es wird nie ſelbſt ein Held ſeyn.

Alle unſere dramatiſchen Dichter, die ſchlechten, die guten und die beſten, haben das Nationelle der Un-nationalität, den Charakter der Charakterloſigkeit. Unſer ſtilles, beſcheidenes, verſchämtes Weſen, unſere Tugend hinter dem Ofen und unſere Scheinſchlechtigkeit im öffentlichen Leben, unſere bürgerliche

Unmündigkeit und unſer großes Maul am Schreibtiſche — alles dieſes vereint, ſteht der Entwickelung der dramatiſchen Kunſt mächtig im Wege. Reden heißt uns handeln, und ſchweigen groß handeln. Die Sculptur kam in der chriſtlichen Zeit, durch die Entwöhnung nackte Geſtalten zu ſehen, herunter, und die Ungewohnheit nackte Charaktere zu ſehen, läßt die dramatiſche Kunſt in Deutſchland nicht aufkommen. Zwar verſetzt ſich der Deutſche leicht in jedes neue Verhältniß, in jede fremde Empfindung; aber dieſe Leichtigkeit wird durch die andere, ſich aus jeder Lage zu verſetzen, wieder zu nichte gemacht. Der Deutſche reflectirt über alles, ſieht alles aus der Vogelperſpective, und iſt darum nie in der Mitte der Sache. So iſt er erhaben über den Scherz, handhabt ihn und iſt nie ſcherzhaft. Den Punkt, den ſich Archimedes wünſchte, hat er gefunden, und er ſollte wünſchen, daß er ihn verlöhre. Und tritt der Deutſche in ein fremdes Verhältniß ein, dann geſchieht es als Gaſt, er iſt beſcheiden und verlegen, und thut nicht wie zu Hauſe darin. Der Deutſche hat alles und iſt nichts, und die dramatiſchen Charaktere ſeiner Schauſpiele haben darum nur, was ſie ſeyn ſollten. Im Luſtſpiele, wenn ja einmal die Dummheit aufhört und der Witz erſcheint, ſehen wir den Geiſt, aber nicht den Charakter des Witzes; wir ſehen witzige Geiſter, aber keine witzige Charaktere. Die Perſonen haben Witz und ſind nicht witzig. Bezeichnend für dieſe Gattung der Fehlerhaftigkeit iſt Raupach, ein Mann von Geiſt, Geſchmack und ſchöner Darſtellung. Alle ſeine komiſchen Perſonen machen ſich über ſich ſelbſt luſtig, greifen dadurch in das Recht des Zuſchauers ein und rauben dieſem alle Luſt. Sein Eiferſüchtiger in „Laßt die Todten ruhen,“ ſein Shakſpeares-Narr in „Kritik und Antikritik,“ perſifliren ihren eigenen Charakter; der eine verſpottet die Eiferſucht, der andere die Shakſpeare-Manie. Sie tragen die Maske ihres Charakters, verſtellen ihre Stimme, ſind aber nicht, was ſie ſcheinen. Ich habe, ſo viel ich mich erinnere, in den Kritiken dieſer Sammlung noch andere Bemerkungen über die Unbedeutenheit des deutſchen Luſtſpiels, und die Schuld daran, gemacht, und ich will hier darauf hinweiſen.

Hat das Schauſpiel keine Luſt, iſt das Trauerſpiel dafür um ſo trauriger. Man braucht ein doppeltes Maas von Thränen, eines für die Leidenden im Gedichte, ein anderes für den leidenden Dichter ſelbſt. Der arme Tragödiſt, ein geplagter Schulmeiſter, auf deſſen Bänke naſeweiſe Könige und wilde Völker ſitzen, und der die Ruthe gebrauchen ſoll für Beide, bekommt ſie öfter, als er ſie austheilt. Er iſt furchtſam, verſteckt ſich hinter die Tugend, ſagt, nicht er gebiete, ſondern ſie, nicht er ſey ſtreng, ſondern ſie, und man möge ihm nichts übel deuten. Im Hauſe haben wir Muth, der Deutſche hält etwas auf ſein Hausrecht; da ſind wir im Stande, wie der Geiger Müller in Kabale und Liebe, ſogar einem Präſidenten mit dem Hinauswerfen zu drohen. Aber vor der Thüre, wo die Polizei beginnt, wenn die Dekoration einen Palaſt, eine Straße, einen Markt vorſtellt, da ſind wir ängſtlich und blöde, ſehnen uns nach der warmen Stube, nach den gemüthlichen Pantoffeln zurück, und dichten wir Tragödien in dieſer weinerlichen Stimmung, wird ein lyriſches Gedudel, ein Papa Tell, ein empfindſamer Tyroler, ein operlicher Beliſar daraus. Im Leben und im Drama kommt es darauf an, Recht zu behalten; dem ehrlichen Deutſchen aber liegt daran, Recht zu haben, und darum haben ſeine Helden alle Recht, und die Geſchlagenen immer Unrecht. Unſer Haus-Herz, unſere Provinzial-Empfindung verdirbt die Kunſt. Dem tragiſchen Dichter ergeht es, wie den Schweizerſoldaten. Er ſteht mitten im tragiſchen Schrecken, der Sturm der Schlacht tobt wild, Waffen klirren, Wunden ächzen, das Leben ſteigt im Preiſe, der Tod wird wohlfeil, der Augenblick gebietet, der Muth über den Augenblick, die Flamme der Begeiſterung erwärmt ſelbſt den kalten Feigling, der Held kämpft, wie ein Löwe — da, horch! — da ſummt einer den Kuhreigen; der Held ſteht ſtille, es wird ihm ſchwabbelig, ſeine Augen tröpfeln, er läßt den Arm ſinken, wirft das Schwert hin, deſertirt, vergißt Ehre, Pflicht, Ruhm, alles, läuft in die Heimath zurück, ſetzt ſich hinter den Ofen und weint unaufhörlich. Da ſitzt der Held, ſtatt zu ſtreiten, warm im Herzen des Dichters — warm, weil er ſich warm gelaufen; denn was iſt ein deutſches Herz? — eine gefrorene Schweiz, nichts mehr.

Den armen Reſt nimmt eine ſchamloſe Cenſur hinweg. War nicht Grillparzer's jungfräuliche Muſe ſchön und hold? Nun ſeht, ſeht! Man hat ſie der ehrloſeſten Mißhandlung Preis gegeben, in der Wachtſtube der Polizei wurde ſie geſchmäht und geſchändet, und jetzt ſchleicht ſie bleich und mit verweinten Augen umher, das einem das Herz vor Mitleid ſpringen möchte. Sagt nicht: ſo ſchlimm iſt es nicht überall; doch, doch, ſo ſchlimm iſt es überall. „Nicht der Cenſur, die das Drucken verbietet, die andere iſt die verderblichſte, die uns am ſchreiben hindert; und das thut ſie im ganzen Lande. Wir werden cenſirt geboren, unſere Ammenmilch iſt cenſirt. Ein Deutſcher könnte funfzig Jahre Groß-Inquiſitor ſeyn, und er würde das freie Denken nicht verlernen; aber ſetzt ihn auf eine menſchenleere Inſel, wo er ſein eigener König iſt, und er ſchreibt nicht frei. Er würde immer fürchten, irgend ein Schwachkopf auf einer der Inſeln im ſtillen Ocean könnte ſich an eines ſeiner harten Worte ſtoßen, und würde ſie darum alle mit weichem Wulſte umgeben. Wir ſind ſo ſehr gewöhnt, vorſichtig zu ſeyn, daß uns die Vorſicht zu thieriſchem Inſtinkte geworden und wir ſie gar nicht mehr brauchen. Dem Deutſchen iſt ganz unbekannt, wie viel der Menſch an Wahrheit, Grobheit und Satyre, ohne zu ſterben, ertragen kann. Er weiß noch weniger, daß der Menſch gar nicht daran ſtirbt, ſondern vielmehr ſtärker und geſünder davon wird. Selbſt verwöhnt und verzärtelt, verwöhnt und verzärtelt er auch die Kinder ſeines Geiſtes. Er windelt ſie gegen die Luft bis zum Halſe ein, und ſie liegen da, wie die Aegyptiſchen Mumien, regungslos und bedeckt mit Hieroglyphen. Darum iſt auch kein Leben, darum herrſcht auch das Fratzige und Räthſelhafte in allen dramatiſchen Gedichten. Der Dichter will nicht gedeutet ſeyn, er nimmt ſeine Urbilder nicht aus der Wirklichkeit. Sie verſpotten die Thorheiten des vorigen Jahrhunderts, züchtigen die Verbrechen des vorigen Jahrtauſends, und wenn nicht ein Bräutigam aus Mexico, oder ein Vetter aus Liſſabon kommt, wiſſen ſie nichts Neues aufzutreiben. Sie kennen die Natur, und kennen den Menſchen nicht. Eine

Laune machen ſie zur Leidenſchaft, den Rauſch der Leidenſchaft zur perennirenden Empfindung, Empfindungen zu Gedanken und unfruchtbare Gedanken laſſen ſie Handlungen gebähren. Unmögliche, mißgeſtaltete, Ungeheuer von Geſchichten laſſen ſie geſchehen, und ſie vergeſſen, daß, wenn im Leben auch das Unwahrſcheinlichſte zuweilen wirklich wird, es doch auf der Bühne nie geſchehen darf. Und gelingt es ja einmal einem dramatiſchen Dichter, das wirkliche, gelebte Leben ſchön und wahr darzuſtellen, läugnet er es ab, opfert ſeinen Künſtler-Ruhm ſeiner Ruhe auf, und ſagt:

Bemüht euch nicht, im Buche der Geſchichte
Der Quelle meines Liedes nachzuſpüren;
Die Wirklichkeit taugt ſelten zum Gedichte.

Es ſey alles erfunden, alles gelogen, er habe an nichts dabei gedacht, das Stoffloſe ſey der ächte Stoff für ein Drama, und an Nichts zu denken, das ſey die rechte Art, eine Tragödie zu ſchreiben; denn

Was niemals war, das iſt zu allen Zeiten.

Mit dem franzöſiſchen Drama hat die Kritik freilich auch ihre große Noth und Langeweile; aber der Zuſchauer nie. Iſt es kein

Trauerſpiel, iſt es kein Luſtſpiel, ſo iſt es doch wenigſtens eine Zeitung von den Ereigniſſen des Tages, an die Jeder Theil nimmt. Man weint oder lacht, pfeift oder klatſcht, man macht Lärm und hat ſeine Freude daran. Wenn aber dem deutſchen Drama der Kunſtwerth mangelt, mangelt ihm alles. Nur der einzige Kotzebue hat den Verſtand gehabt, ſeinen Schauſpielen, die ſich alle gleichen, wenigſtens den Kalender-Namen des Tages zu geben, und er hat damit gewirkt. Es iſt ganz zum verzweifeln, daß der Deutſche mit der Temperatur der Jahreszeiten nie im Einklange ſteht. Im Winter geht ſeine Seele nackt, im Sommer trägt ſie einen Pelz. Im Kriege iſt er politiſch und ſpricht nicht von Politik, während dem Frieden theilt er die Welt aus. Er ſchreibt Bücher über den Haushalt der Athener; um den Haushalt der Oeſterreicher, welchen er ſein Geld anvertraut, bekümmert er ſich nicht. Eine Berliner Akademie hält am Geburtstage des großen Friederichs eine Vorleſung über die Infiniteſimalrechnung, und es wäre doch wahrhaftig zeitgemäßer, wohlthätiger und patriotiſcher, zur Feier eines ſolchen Tages eine Vorleſung über den deutſchen Fürſtenbund zu halten. Engländer und Franzoſen walzen mit der Zeit, der Deutſche tanzt einen Menuet mit ihr. Sie ſind ſich immer entgegen; der Chapeau ſieht oben, die Dame unten; ſie entfernen ſich von einander und ſehen ſich dabei ſchief an, und wenn ſie ſich begegnen, reichen ſie ſich die Hände, aber mehr zum Adieu, als zum Willkommen. Will ja einmal ein Deutſcher der Zeit die Hand küſſen, benimmt er ſich ſo ungeſchickt dabei, daß alle Welt lachen muß. Einer That die Farbe der Empfindung geben, das vermögen ſie nicht. Dem Zechbruder Leſſing errichten ſie ein Spital, und für den heiligen Bonifacius in Fuld werden ſie wahrſcheinlich ein Schauſpielhaus bauen. Luther zum Andenken — Luther und ein Andenken! Es kommt noch dazu, daß ſie dem lieben Gott eines ſetzen — wollten ſie vor mehreren Jahren in Eisleben eine Art Findelhaus gründen, und Göthe ſollte in ſeiner Vaterſtadt einen Tempel der Veſta haben; er war ſchon in Kupfer geſtochen. Können die dramatiſchen Dichter beſſer ſeyn? Und wären ſie es, und ſpielten ſie aus dem Tone der

Zeit, es würde nichts helfen. In Tyrol iſt Immermanns Trauerſpiel von Tyrol, wie uns Heine erzählt, ſelbſt zum Leſen verboten. Iſt ganz recht; die Tyroler könnten das Jodeln darüber verlernen und die guten Wiener hätten ein Vergnügen weniger. Kein Schauſpieldirector denkt daran, unter den Tauſenden von Stücken eines zu wählen, das für den Tag paßt. Doch ja; in den erſten Wintertagen ſpielen ſie überall den Graf Benjowsky, weil eine Schnee-Dekoration darin vorkommt. Das iſt aber auch die ganze Huldigung, die man dem Geiſte der Zeit bringt. Das Volk iſt nicht beſſer. Denkt denn Einer bei Raupachs Rafaele an die Griechen? Neulich war ich ein Narr. Ich ſah Leſſings Minna von Barnhelm aufführen. Darin ſagt der Wachtmeiſter Werner: »Unſere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das ſollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Chriſten wären.« Varna war gerade an die Ruſſen übergegangen, und ich dachte: Jetzt geht der Lärm los!.. O, mein Gott! kein Goldfingerchen hat ſich gerührt. Ja es war ſtiller als vorher; es ſchien, als hätte der Athem des ganzen Hauſes gefürchtet, irgend eine Theilnahme zu verrathen. Dieſes geſchah freilich in Hannover; aber Hannover iſt nur der Titel des Landes; ganz Deutſchland iſt Hannövriſch. Der Teufel mag Komödien ſchreiben für ſolche Menſchen.

Ich wollte, daß ich auch ſagen könnte: wer mag vor ſolchen Menſchen ſpielen! Aber, warum nicht gut ſpielen? Das Drama ſey, wie es wolle, der Zuſchauer ſey, wie er wolle, gut ſpielen iſt immer möglich und wird immer empfunden und mit Dank aufgenommen. Vielleicht kann man den niederen Stand der deutſchen Schauſpielkunſt erklären, aber zu entſchuldigen iſt er gewiß nicht. Und wenn man die zwanzig guten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die Deutſchland vielleicht hat, verſammelte und ſie auf einer Bühne, im nämlichen Stücke, auftreten ließe, es würde doch nicht gut geſpielt werden. Jeder bekümmert ſich nur um ſeine Rolle, keiner um das Ganze, keiner um die Rolle des Mitſpielenden. Warum ſind die Orcheſter gewöhnlich gut, ob zwar deren Mitglieder gewiß nicht alle Künſtler ſind, die fühlen und verſtehen, was ſie vortragen? Es kommt daher, weil ſie in Ordnung gehalten werden, weil ſie aus einem Takte, einem Tone ſpielen. Könnte man die Schauſpieler nicht auf gleiche Weiſe leiten? Könnte man ihnen nicht Ton, Takt, Temperatur vorſchreiben? Könnte nicht der Regiſſeur hinter den Couliſſen mit einem Stäbchen kommandiren und das Zeichen geben, wenn geſchrieen oder geliſpelt, langſam oder geſchwind geſprochen, wenn der Kopf hängen oder ſich gerade halten, der rechte oder der linke Arm ſich bewegen ſoll? Die Schauſpieler verſtehen gewöhnlich das Stück und ihre Rolle nicht. Gebt ihnen Shakſpeares Hamlet, und ſie machen aus Hamlet einen Helden, aus dem Könige einen Schuft, aus Polonius einen Einfaltspinſel und Ophelia zur Schwärmerin. Man ſollte bei jedem Theater einen Dramaturgen anſtellen, der jedes neue Stück und die einzelnen Rollen darin den Schauſpielern kritiſch erläuterte. Die Beſſern unter ihnen würden dadurch belehrt und ausgebildet, und bei denen von minderer Faſſungskraft wenigſtens das gewonnen werden, daß ſie den Bau und Zuſammenhang des neuen Stücks, daß ſie es räumlich kennen lernten. Das wäre ſchon Vortheil genug. Man hat mir von Schauſpielern erzählt, die ſchon zwanzig Jahre in einem Stücke aufgetreten ſind, ohne deſſen Ausgang zu kennen, weil ſie lange vor demſelben abzutreten haben, und ſie immer, die Zeit nicht zu verlieren, gleich in das Weinhaus gingen... Warum keine Theater-Schule?.. Doch, das würde uns hier zu weit ablenken.

Ich habe auch einige Bemerkungen über Schauſpieleriſche Darſtellungen — jedoch ohne Namen zu wiederholen — aus alten Blättern, in dieſe Sammlung aufgenommen. Es geſchah der Buße wegen; denn wahrlich, wenn ich an meine ehemaligen Beurtheilungen der Schauſpieler mich erinnere, möchte ich Aſche auf mein Haupt ſtreuen und meine Kleider zerreiſſen. Ich habe jenen guten Menſchen ſehr wehe gethan. Die Beurtheilungen bezogen ſich alle auf die Bühne meines Wohnorts. Ich war damals noch fremd in der Theater-Welt, ſah, daß ſchlecht geſpielt wurde, und dachte, das wäre unſerer Bühne eigenthümlich. Das Repertoire fand ich erbärmlich, und ich wähnte, das ſey allein bei uns ſo. Als ich aber auch andere Bühnen kennen gelernt, erfuhr ich, daß es nirgends beſſer ſey, ja an vielen Orten noch ſchlechter, als bei uns. Ich bitte darum die Herren und Damen, welchen ich einſt zu nahe getreten, herzlich um Verzeihung. Mein Urtheil war eine Art Kriegsgericht, es war ein decimiren; ſie bekamen die böſen Würfel, aber hundert Andere waren ſchuldiger, als ſie.

Mit gutem Vorbedachte habe ich an die Spitze meiner geſammelten Schriften dieſe dramaturgiſchen Blätter geſtellt. Sie ſind ihre Fouriere, ſie ſollen ihnen Quartier machen. O! Ich ſehe es ſchon im Geiſte: man wird an das Fenſter laufen, wenn ich vorübergehe, man wird vielleicht an manchem Orte mir die Pferde ausſpannen. Was kann man ſchöneres, was kann man glorreicheres thun, als über Theater ſprechen und ſchreiben? Wenn der Knabe die Schule verläßt, ſpricht und ſchreibt er von den Leiſtungen unſerer Schauſpieler; dann bekommt er die Toga, und der deutſche Bürger iſt fertig. Der Meſſager des Chambres, das Blatt der franzöſiſchen Regierung, hat am Schluſſe dieſes Jahres in ſeiner Ueberſicht der Europäiſchen Politik unſeres Vaterlandes nicht mit einem Worte erwähnt. In dieſem Jahre ſoll das anders werden. Man wird von uns berichten: «In Deutſchland ſind im verfloſſenen Jahre zwei neue Bände Theater-Kritiken erſchienen, und viele Dienſtjubilate ſind gefeiert worden.» Vorigen Sommer im Bade, als mich mein Barbier zum erſtenmale unter ſeinem Meſſer hatte, brachte mir der Kellner einen Brief; jener ſchielte nach der Adreſſe, und gleich fühlte ich das Blut an meinem Geſichte herabrieſeln. «Gott, Gott! — ſprach der Menſch — Sie haben den ſchönen Aufſatz von der Sontag geſchrieben? Wir haben uns bald buckelig darüber gelacht.» Vor Ueberraſchung und aus reiner Hochachtung hatte er mir einen Schnitt gegeben. Wäre ich gar der Vater der großen Sontag geweſen, und die Adreſſe hätte es ihm entdeckt, ich lebte nicht mehr, er hätte mir aus Ehrfurcht den Hals abgeſchnitten. Geht nun, geht! Ergötzt die Barbierer und die Barbierten und macht mir Ruhm.

Hannover. Im Januar 1829.

1.

Die Leibeigenen,
oder
Iſidor und Olga.

Trauerſpiel von Raupach.

Ein Trauerſpiel ohne Böſewicht, ja ohne Bosheit — ein liebenswürdiges Trauerſpiel. Es gefällt mir ungemein, und ich würde es ſehr loben, wenn ich dürfte. Aber ein Kritiker iſt nur Richter, nicht Geſetzgeber; er darf nicht ſeiner Neigung folgen, nicht immer gut finden, was ihm gefällt, nicht loben, was er liebt. Die unerbittliche Dramaturgie fragt: wo iſt hier der Abſcheu, der Senf, der jede Tragödie würzen muß? Und es iſt wahr, in Iſidor und Olga findet man nicht eine abſcheuliche Seele. Der Dichter hat es gemacht, wie eine Mutter, die den böſen Tiſch ſchlägt, woran ſich ihr Kind geſtoßen. Aber der Tiſch iſt von Holz und unempfindlich, und der Staat iſt noch unempfindlicher als Holz. Der Held des Trauerſpiels iſt kein Weſen von Fleiſch und Blut, er iſt ein Geſpenſt, ein Prinzip, ein politiſches Prinzip..... Nun, wenn auch, was liegt daran? Duldet Ihr kein politiſches Drama, ſo nennt es eine dramatiſche Politik. Hätte Montesquieu ſeinen Geiſt der Geſetze, Macchiavelli ſeinen Fürſten dramatiſirt, hätten ſie geſucht, ihre Leſer zu ergötzen, zugleich indem ſie ſie belehrten, wäre es dann nicht um ſo beſſer geweſen? Aber den Kunſtkennern, den Kunſtrichtern, dieſen gottloſen Chineſen, gilt nur die Form. Sie haben Geiſter und Körper in Stände und Caſten gebracht, und der Kaſten giebt ſeinem Inhalte den Werth, und bezeichnet ihn. Gott hat ſeine Schublade und der Teufel hat ſeine Schublade, und iſt nur der Teufel ein rechter Teufel, dann iſt er ihnen ſo lieb als Gott. Der Himmel, den ſie nicht kennen, mag ihnen vergeben, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun. Ich aber habe dies Alles nur geſagt, um Gleichgeſinnten zu zeigen, daß ich Gutes von Böſem wohl zu unterſcheiden weiß, und daß ich beſſer bin, als meine Kritik ſeyn wird.

Iſidor, ein Maler, war der natürliche Sohn eines Fürſten, ſeine Mutter eine Leibeigene. Er wurde von ſeinem Vater mit gleicher Sorgfalt, wie der ſpäter geborene Sohn aus geſetzlicher Ehe, erzogen. Den alten Fürſten hatte der Tod erreicht; ehe er das Kind ſeiner Liebe frei erklärt, und ſo blieb Iſidor Leibeigener vor dem Geſetze. Doch hatte ihn der Vater, ſterbend, ſeinem Sohne und Erben empfohlen. Deſſen bedurfte es kaum. Der junge Fürſt Walodimir war ſeinem Bruder mit zärtlicher Liebe zugethan, und er hatte gelernt, ihn als ſeinen ältern achten. Iſidor, als er den Tod ſeines Vaters erfuhr, kehrte aus Italien, wo er der Kunſt gelebt, in die Heimath zurück. Der junge Fürſt empfing ihn brüderlich, brachte mit frohem und freiem Willen die vergeſſene Schuld des Vaters in Erinnerung, und es wurde heiter beſprochen, wie der Erbe ſich eilen werde, dieſe Schuld zu bezahlen. An die Güter des Fürſten grenzten die der jungen und ſchönen Gräfin Olga, in deren Adern das Blut der Zaare floß. Der Fürſt liebte ſie mit glühender Leidenſchaft; doch fand ſeine Liebe nur Freundſchaft zur Erwiederung. Die Gräfin Olga war, kurze Zeit vor Iſidor, aus Italien in ihr Vaterland zurückgekehrt. Dort, unter blauem Himmel und in warmen Lüften, war ſie ſeine Kunſtſchülerin geweſen. Die Kunſt wohnt im Herzen. Wie nun glückliche Liebe ſo leicht errachen wird, als ſie ſich leicht verräth, entdeckte der junge Fürſt gleich in der erſten Unterredung, die er mit dem heimgekehrten Bruder hatte, daß dieſer ſein Nebenbuhler ſey. Der Funke der Zwietracht iſt entglommen; ein ſchadenfroher Wind — und er bricht in helle verderbliche Flammen aus. Der Wind kam, das Verderben folgte ihm.

Unter den unbeweglichen Gütern, die der alte Fürſt ſeinem Erben hinterlaſſen, war auch Oſſip, ein Leibeigener. Leibeigen war er, Geiſteigen war er nicht. Ein Sclave iſt, dem die Freiheit abgehandelt, nicht der, dem ſie geraubt worden. Oſſip fühlte ſeine Niedrigkeit. Doch war er zu ſcharfſichtig, in ſeinem Verhältniſſe nur die Grauſamkeit bürgerlicher Einrichtungen zu erkennen; er ſah mehr, er erkannte deren Lächerlichkeit. Dieſes gab ihm den eiſernen Spott, womit er ſeinen Unmuth bewaffnete, den Unmuth, der nackt immer ſchwach und ſchwächend bleibt. Das Reich der freien Vernunft war ihm geſperrt, er ſuchte eine Freiſtätte im Reiche der freien Thorheit. Er ſpielte den Luſtigmacher. Er erzählte Geſchichten. An der Eiche der Macht rankte er ſich als Liſt hinauf, und ſie umſchlingend, ſog er ſie aus. So beherrſchte er ſeinen alten Gebieter, ſo wird er ſeinen neuen auch beherrſchen. Oſſip war ein achtungswerther Mann. Ihn adelte, was jeden Menſchen erhebt, den Unglück und Zufall erniedrigt — ihn adelte der Schmerz der Erniedrigung. In den Jahren ſeiner Jugend liebte er Axinia, eine Leibeigene. Er forderte ſie von ſeinem Herrn zum Weibe, ſie ward ihm verſagt. Da vermählte er ſich mit ihr am Altare der Natur, hoffend, die Einwilligung des Menſchen werde ihm noch werden; doch ſie ward ihm nicht, ein anderer bekam ſeine Geliebte zum Weibe. Darüber brach Axinia's Herz, ſie ſank in's Grab. Die Erinnerung dieſer gemordeten Liebe war die Fackel in Oſſip's Leben, die es erhellte, erwärmte und verzehrte. Er rächte Axinia's Tod, indem er den alten Fürſten von jeder Gutthat abhielt, die ihm der Himmel als Buße hätte anrechnen können. Er verhinderte, daß Iſidor nicht frei erklärt wurde, was zu thun der Fürſt immer gewünſcht. So, indem er die Sünden der übermüthigen Macht vermehrte, beſtrafte er ſie.

Dieſen Oſſip wählte der Fürſt zum Vertrauten ſeiner Liebe und ſeiner Eiferſucht, und öffnete dem erbarmungsloſen Knechte zwei Thore, durch die er in das ſchwache wehrloſe Herz ſeines Herrn eindringen konnte. Wie wird Oſſip dieſem Vertrauen entſprechen? Er rühmte ſich frohlockend im Stillen, daß es ihm noch immer gelungen, ſo oft der Todestag Axinia's zurückkehrte, ſeinem verſtorbenen Gebieter einen Becher mit Galle einzuſchenken. Auch jetzt murmelt er: «Es ſoll kein Glück einkehren in das Haus, wo ſie das Herz meines Weibes brachen.» Ihm ward der Auftrag, in dem Hauſe der Gräfin zu erforſchen, welches Verhältniß ſey zwiſchen Iſidor und Olga. Dieſes zu erfahren war leicht. Oſſip hinterbrachte ſeinem Herrn, daß Iſidor und Olga ſich liebten, und daß dieſe Liebe ſchon alt ſey und tiefe Wurzeln habe. Der Fürſt — wenn die Großen ſündigen, behalten ſie den Vortheil der Sünde für ſich allein, die Schuld aber wälzen ſie ihren Untergebenen zu, indem ſie ſich rathen laſſen, was ihnen zu thun gelüſtet — der Fürſt forderte Oſſip's Rath. Dieſer bemerkte: Iſidor ſey ja Leibeigener, und wenn ihm der Freibrief verſagt würde, könnte Olga nie die Seinige werden. Der Fürſt läßt ſeinen Bruder rufen, geſteht ihm ſeine Liebe, und auch, daß er um die Seinige wiſſe, und bittet ihn, der Gräfin Olga zu entſagen. Iſidor weiſ't dieſe Forderung ruhig, doch entſchieden zurück, und als ihn der Fürſt tückiſch daran erinnerte, daß er Leibeigener ſey, traf ihn dieſer Donner zwar, doch er ſchreckte ihn nicht. Der hülfsbedürftige Fürſt, da er ſeinen Bruder unerſchütterlich fand, nahm abermals ſeine Zuflucht zu Oſſip's Weisheit. Oſſip gab ihm den Rath, Iſidor als ſeinen Knecht zu behandeln, ihn in Livree zu kleiden, und ſo, indem er ihn entehrte, die Scheidewand zwiſchen ihm und Olga unüberſteiglich zu machen. Der Fürſt folgte der Stimme ſeiner Leidenſchaft, die ihm aus Oſſip's Munde rief. Er zwang ſeinen Bruder ein Jägerkleid anzuziehen, und bei einem Mahle, wozu er Olga geladen, aufzuwarten. Iſidor, von ſeiner Geliebten beſchwichtigt und berathen, ſuchte ſich zu faſſen und durch Lenken der Klippe auszuweichen. Aber der Sturm ſeines Innern war zu heftig, er ward zu ſehr gereizt. Er ſollte Wein einſchenken, Zorn und Schaam machten ihn ungeſchickt, er verſchüttete den Wein. Der Fürſt fiel über ihn her und mißhandelte ihn; Iſidor zog das Waidmeſſer gegen ſeinen Herrn und Bruder. Er wurde gefeſſelt und in den Kerker geworfen. Nichts kann ihn retten, denn — wie Oſſip ſagt: **Gott iſt hoch und der Zaar iſt weit.** Er war dem Geſetze heimgefallen, das ſolche That eines Leibeigenen mit Brandmarkung und Lebendigbegraben in den Bergwerken beſtrafte. Olga that fruchtloſe Schritte, ihren Freund zu retten. Nur eine Hülfe blieb ihr. Der Fürſt forderte ihre Hand am Altare, und um dieſen Preis verſprach er Iſidor's Freiheit. Olga brachte dieſes Opfer, vermählte ſich mit dem Fürſten, und Iſidor ward befreit aus dem Kerker und von der Leibeigenſchaft. Als er aber das Opfer erfuhr, dem er ſeine Rettung verdankte, entfloh ihm die Freude und die Ruhe ſeines Lebens. Ihm dürſtete nach Blut, und wäre es auch ſein eigenes. Er ging bewaffnet zum Fürſten und forderte ihn zum Zweikampfe. Der Fürſt ſtellte ſich, die Bruder zielten zu gleicher Zeit, trafen ſich tödtlich und ſanken beide. Oſſip war gegenwärtig, er weihete dieſes Opfer der Rachegöttin; der Tag, an dem die grauſenvolle That geſchehen, war wieder der Todestag Arinia's. Olga erhielt ſich aufrecht in ihrem Schmerze, und that was einzig geſchehen konnte, den Himmel über ſolche blutige Menſchenſchuld zu verſöhnen — ſie machte alle ihre Leibeigenen frei.

Die Gräfin Olga, indem ſie den Theil des Verbrechens gegen die Natur, der auf ihr gelaſtet, von ſich abgewälzt, indem ſie auf ihren Gütern die Leibeigenſchaft aufgehoben, hat gewußt, worauf es hier ankam, aber der Dichter hat es nicht verſtanden. Er hat die Forderungen nicht erfüllt, die man an eine Tragödie zu machen — ich will nicht ſagen berechtigt — aber gewohnt iſt. Das Drama iſt ein Schlachtfeld, wo Zufall oder Schickſal den Sieg entſcheiden: jener im Luſtſpiele, dieſes im Trauerſpiele. Wir ſind Zuſchauer dieſes Kampfes, wir ſehen hier das Recht, dort die Gewalt; wir ſchenken dem Sieger unſre Bewunderung, dem Beſiegten unſere Thränen. Doch unſer Gefühl, wie es auch aufgeregt werden, freudig oder traurig, es wird nicht aufgeregt, wenn es nicht ein Kampf zwiſchen Menſchen und Menſchen iſt. Der Himmel lenke die Schlacht, doch er theile ſie nicht; der Menſch iſt ſein Werkzeug, er kämpfe für ihn. Doch in Iſidor und Olga ſehen wir Menſchen auf der einen Seite, und den Feind auf der andern ſehen wir nicht. Der Fürſt, Iſidor, Olga und Oſſip ſtehen nicht feindlich gegen einander über, ſie ſind Kampfgenoſſen. Ihnen gegenüber ſteht eine Mauer, kalt und todt, und an dieſer Mauer werden weiche Menſchenſchädel zerquetſcht. Der Fürſt, ſo wie Iſidor, fällt als Opfer der Leibeigenſchaft. **Es heißt von ihm: er ſey**

Ein edler Menſch in guter Stunde,
Doch iſt er unterthan dem heißen Blut —

aber dieſes heiße Blut iſt ſein Mißgeſchick, nicht ſein Verbrechen. Der Strom der Macht, der ihm die Adern überſchwellte, quoll nicht frei aus ſeinem Herzen, er ſtürzte unlenkſam von der Höhe ſeiner Ahnen zu ihm herab. Der Fürſt liebt Olga und macht ſie unglücklich; aber es iſt nicht die Schuld des Löwen, daß ſeine Freundlichkeit ſo verderblich iſt; die Natur gab ihm übermächtige Glieder, und er muß zerfleiſchen, wenn er liebkoſen will. Iſidor, »von einem geiſtigen Muttermaal entſtellt«, war beſiegt, ehe er den Kampf begann. Iſt Oſſip ein Verbrecher? Nein; ja wir bedenken uns nicht, die geweihte goldene Roſe des Mitleids ihm zu ſchenken. Oſſip iſt beweinenswerth, daß er geſiegt, beweinenswerther, daß er ſiegen mußte. Er konnte nicht untergehen, er iſt nur eine Sache, todtes Geſtein, er kann nicht ſterben, er kann nur verwittern. Alle fallen als Opfer der Leibeigenſchaft, aber dieſer Kampf mit der Rabuliſterei tückiſcher Geſetze iſt kein guter Stoff für dramatiſche Gebilde, ſo oft er auch dazu verwendet worden. Doch wollen wir dieſes nicht dem Dichter zum Vorwurfe machen, es iſt die Schwäche ſeiner Zeit. Das Drama iſt Abbild des Lebens, und iſt das Leben klein, iſt die Kunſt es auch. Man täuſche ſich nicht. Es geſchah, es geſchieht Großes in unſern Tagen, aber es iſt ein Kampf der Elemente, nicht ein Kampf geſchaffener, fertiger, freier Weſen. Die Menſchheit iſt groß und die Menſchen ſind klein. Unſer Leben iſt ein Schachſpiel. Der Schauplatz iſt von Holz, in abgemeſſene Felder eingetheilt, die weiß oder ſchwarz gefärbt. Die Figuren ſind auch von Holz, ſtehen, wie es herkömmlich iſt, rechts oder links, vorn oder hinten, auf dunkelm oder hellem Felde. Sie gehen nicht, ſie werden gezogen, auch wie es vorgeſchrieben; der eine macht kleine, der andere macht große Schritte, dieſer geht gerade, jener krumm, und treffen ſie ſich, dann ſchlagen ſie ſich. Und wofür ſtreiten ſie? Für den König. Und alle, die geblieben, werden nicht gezählt, der Sieg iſt dort, wo der König übrig geblieben. Und was iſt der König? ein hölzern Ding, wie Alle.... Daraus läßt ſich nichts vernünftiges machen; höchſtens ein Luſtſpiel.

II.

Der Lorbeerkranz.

Schauſpiel von Ziegler.

Ein junger, und, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ſehr hoffnungsvoller Erbprinz findet die Tochter ſeines Oberſten ſchön. Mitten in einer Schlacht fällt dieſes unſerer Heldenſeele ein, und da erobert ſie eine feindliche Fahne, um ſich galant zu beweiſen. Einige Tage nach ſeiner Rückkehr in's Standquartier wird ihm, im Namen des Fräulein Oberſt, ein Lorbeerkranz verſtohlen und ſchaamhaft überbracht. Man iſt nicht wenig entzückt. Aber wehe! Der Geliebten Bräutigam, ein Herr Rittmeiſter, findet den verhängnißvollen Lorbeerkranz in des Prinzen Zimmer, wird eiferſüchtig und toll darüber, und ſteckt ihn ein, die Treuloſe damit zu überführen. Das arme Kind wußte gar nichts von dem botaniſch-erotiſch-martialiſchen Geſchenke, das ſie dem Prinzen zugeſchickt haben ſolle; es war ihre leibliche Couſine, die ihr, um ſie mit ihrem Verlobten, den ſie ſelbſt liebte, zu entzweien, dieſen Streich geſpielt hatte. Auf dieſe Weiſe wird der Lorbeerzweig zur Thränenweide, zur Spieß- und Wünſchelruthe. Einiges wird dabei geweint, einiges damit ſoldatiſch geſuchtelt, und einiges, von des fürſtlichen Gemüthes verborgenen Schätzen, wird dadurch zu Tage gefördert. Aber am Ende geht alles gut, und man heirathet.

Herr Ziegler, ein großer Menſchenkenner, iſt dabei der allerunterthänigſte Knecht, der ſich nur denken läßt. Manchmal kommt er ſo in die Klemme, wie er die junge Durchlaucht, ohne Verletzung der Allerhöchſten Perſonen ſchuldigen Ehrfurcht, die erforderlichen dummen Streiche machen laſſen ſolle, daß man ſich wahrhaft daran erquickt. Der Prinz vergeht ſich gegen ſeinen Oberſten, der ſich genöthigt ſieht, ihm, »mit erhabenem, warnenden Tone,« den Degen abzufodern, und Arreſt aufzulegen. Der junge Menſch gehorcht. Darüber wird der Oberſt dermaßen gerührt, daß er ausruft: »O warum wird er nicht Herr der Welt!« Wir bedanken uns dafür, Herr Oberſt. Es iſt uns zwar gleichgültig, wer uns regiert, wenn es nur ein legitimer Fürſt iſt; aber wir wollen keinen Univerſalmonarchen, wir wollen, wenn wir uns wund gelegen, es auf einer andern Seite verſuchen. — Das Stück endet mit den Worten: «So lernen Sie jetzt, daß — Damen und Lorbeerkränze von jeher alle Leiden über die Menſchen brachten, und damit abgethan.» Für Euch, Verehrteſte, ſind die Leiden, welche dieſer Lorbeerkranz gebracht, mit dem Fallen des Vorhanges freilich abgethan, aber für einen geplagten Kritiker geht die Pein dann erſt recht an, denn der muß das Stück auch noch leſen. Was ich auf dieſer Wanderung durch die dürre Wüſte erduldet und entbehrt, und meine Schwermuth, will ich keinem erzählen. Lieber mache ich eine lachende Beſchreibung von dem Palmwäldchen, das mich mitten im Sande überraſcht, wo ich mich ausruhte und es mir wohl ſeyn ließ. Mit dieſer Ergötzung hat es folgende Bewandniß. Herr Ziegler, der ein Schauſpieler iſt, ſucht ſeinen Leidens- und Kunſtbrüdern ihr ſaures Leben ſo viel als möglich zu verzuckern. Daher befolgt er in allen ſeinen Stücken die ſchöne Weiſe, daß er genau bemerkt, mit welchem Affekte jedes Wort nicht allein geſagt werden müſſe, ſondern auch mit welchem es nicht geſagt werden müſſe. Z. B. ohne Heftigkeit, ohne Satyre, nicht verlegen. Zuweilen wird auch bemerkt, daß eine Perſon nichts zu ſprechen habe, dann ſteht in Klammern: (ſchweigt). Vermittelſt dieſer vortrefflichen Schreibart hört man das Gras der Gefühle und der Gedanken ſo deutlich wachſen, daß man erſtaunt. Die Temperatur der Affekte wechſelt aber ſo oft und ſchnell, daß ein Schauſpieler, der alles getreulich nachmachen wollte, unvermeidlich des Todes ſeyn müßte. Zwiſchen dem Aequator und dem Nordpole der Leidenſchaft liegt manchmal nur ein einziges ſchmales Wort. Ich möchte den mimiſchen Furioſo ſehen, der dieſe Seiltänzerſprünge der Empfindung ausführt, ohne daß ſein Herz den Hals bricht. Eine kleine Sammlung von Affektmuſtern, die im Lorbeerkranze nur allein der Prinz und Amalia auszukramen haben, iſt vielleicht willkommen, zur beliebigen Auswahl.

Der Prinz, iſt, oder ſpricht, oder thut... höflich — kalt, 2mal — warm — zärtlich — ernſt — zögernd — ohne Wichtigkeit — ſeufzt, 2mal — ſchwermüthig, 2mal — mit Unwillen — freundlich — mit freudiger Wehmuth — zerſtreut — ableitend — feurig, doch mit gedämpfter Stimme — leicht — hoch, 2mal — verlegen, 2mal — ängſtlich — verlohren — ſchnell aus Angſt — leichter, freundlich, freundſchaftlich, (folgen nach einander, nur durch ein einziges Wort geſchieden) — erſchrickt — wie vernichtet — heftiger — ſtolz — heftig, 5mal, (die Comparative und Superlative ungerechnet) — wichtig — drohend, 2mal —

triumphirend — ſtark — zerſtreut — wird ruhiger — unwillig — herabgeſtimmt — ruhiger — betäubt — wundernd — dringend — matt — ironiſch — ernſt — weich — ſchnell — geſpannt — ohne zu erſchrecken.

Amalia, iſt, oder ſpricht, oder thut.... naiv — mit Theilnahme — geht ängſtlich umher — läuft ab — ohne Satyre — ſchweigt und arbeitet — abbrechend — etwas verlegen, 3mal — herzlich — mit Grazie und Liebe — beklemmt — feierlich — ernſt — erſchrocken, 4mal — frappirt — bedenklich — freudig — fröhlich — verneigt ſich — geht in Geſpräch und Beſorgniß ab — mit Rührung — warm — wärmer — ohne Koketterie — wankend — lacht, ernſt, (nur ein einziges Wort ſteht als ſpaniſche Wand dazwiſchen) — ängſtlich — froh — unterdrückt ihren Schmerz — verlegen und ſchmerzlich — etwas erſchrocken — weinend, 3mal — bittend. — — —

Wer ſich mit einem heilſamen Ekel vor dem roth angeſtrichenen Soldatenſpiele der Menſchenkinder gern anfüllen möchte, der ſehe dieſen Lorbeerkranz. Alle männliche Perſonen darin ſind Soldaten; es geht zu, wie in einer Wachtſtube. Da werden die abgeſchmackteſten Poſſen mit der größten Ernſthaftigkeit betrieben. Alle Augenblicke kommt ein anderer Menſch, legt die Hand an die Stirn, bildet ein Augenſchirmdach, und ſagt — daß er nichts zu ſagen habe. Der Oberſt ſtellt eine Schildwache vor ſeiner Tochter Zimmer, um deren Unſchuld gegen den ſturmlaufenden Prinzen zu vertheidigen. Martialiſche Bilder und Sprache überall. Am Ende will der Herzog einen Major, wegen Dienſtvergehen, in eine Feſtung ſperren laſſen; alles iſt zum Tode erſchrocken. Aber es war nur gnädiger Spaß, unter Feſtung wird die Geliebte verſtanden, deren Arme, als die Balken der Zugbrücke, ſich wirklich in Bewegung ſetzen, um den Gefangenen einzulaſſen. Die große Lehre dieſer hohen Tragödie lautet wie folgt: »Subordination iſt ein großes Wort! »Es achtet nicht Geburt und Stand, und ſprengt »die ſtarken Bande der Natur wie dünne Fäden ab!«

III.

Saul;

tragédie en cinq actes, par M. Alexandre Soumet.

Von einer franzöſiſchen Tragödie läßt ſich nicht viel Gutes ſagen; aber Schlechtes noch weniger. Erſtens, bilden die dichten Reime eine Art von Palliſaden, welche die Unterſuchung abhalten, genau zu erforſchen, was eigentlich dahinter iſt. Dann geben dieſe Reime auch dem ernſthafteſten dramatiſchen Gedichte etwas Opernhaftes, und man denkt: für eine Oper iſt das gut genug. Endlich haben die Unglückſeligen ſo viel Geſchmack, und wer je nach friſch geſchnittenen Nägeln mit den Fingerſpitzen über geſchornen Sammt gefahren iſt, der weiß, was das iſt, der gute Geſchmack der Franzoſen! Einen Splitter, der uns etwas weniges die Finger blutig ritzte, nähmen wir als eine Erquickung an; aber ſie wird uns nicht, dieſe Erquickung. Wie könnte auch unter einem Volke, das eigentlich ein Weibervolk iſt —

denn die Franzoſen haben einige Tugenden und alle Fehler des weiblichen Geſchlechts — das weder Gott kennt, noch die geiſtige Natur der Dinge, das nichts weiß von der überirdiſchen und unterirdiſchen Welt, und nie mehr geſehen, als den ſandbeſtreuten Weg, auf dem es ſpazieren geht — wie könnte unter einem ſolchen Volke eine gute Tragödie zu Stande kommen! Man betrachte Racine, dieſen ächt klaſſiſchen, dieſen höchſt franzöſiſchen dramatiſchen Dichter der Franzoſen. In welcher kurzſichtigen Weltanſchauung iſt er feſtgeblendet! Er hat ſich Himmel und Erde ganz bequemlich in eine Nuß gebracht, deren grüne bittere Schale ihm die Welt iſt, deren harte Holzſchale Paris, und deren eßbarer Kern Verſailles. Und gleichviel, ob ſeine Geſchichten vor oder nach der Sündfluth ſich ereignen, ob ſie in Rom, Carthago, Griechenland, Conſtantinopel oder Jeruſalem geſchehen — Verſailles iſt zu jeder Zeit und überall, und Racines Halbgötter, im höchſten Rauſche ihrer Begeiſterung, wiſſen nichts Erhabeneres zu denken, als: La Cour, la Ville et l'Univers! Der arme Racine! Mußte er ſeinen gediegenen Geiſt in lächerliches Filigran ausſpinnen; in England, und in unſern Tagen überall, außer Frankreich, wäre er etwas Beſſeres geworden! In Frankreich auch noch heute nicht, denn da iſt es noch ſchlimmer als ſonſt. Racine betete wenigſtens Ludwig XIV. an, und daran iſt gelegen, daß man religiös ſey, gleichviel, welche Religion man habe, daß man nicht für ſeinen eigenen Leib, daß man für irgend ein Gedankenbild lebe und ſterbe, und wenn es auch nur für einen König wäre. Aber die neuen Franzoſen lieben nichts, als ſich allein. Die Royaliſten treiben mit dem bedrängten Hofe einen ſchändlichen Wucher, und die Liberalen grübeln über die Inſtitutionen und Pandekten ihres Freiheitsrechts, wie Profeſſoren — der Lehre willen, nicht, ſie anzuwenden.

Schwache dramatiſche Dichter thun wohl, ſich ſtarke hiſtoriſche Perſonen zum Gegenſtande zu wählen; der Leſer verwechſelt oft die Natur mit der Kunſt, die Geſchichte mit dem Drama, und letzteres müßte ſehr ſchwach ſeyn, wenn es nicht wenigſtens Galetti's Weltgeſchichte gleich käme. König Saul beſonders giebt einen guten Stoff; denn Könige, welche das Schickſal aus Setzlingen gezogen, eignen ſich beſſer zu dramatiſchen Dichtungen, als durch Samen fortgepflanzte — die Legitimität iſt eine Göttin, aber keine von dem Geſchlechte der Muſen. Herr Soumet wußte aber nicht recht, was er mit ſeinem Saul machen ſollte, und daher weiß die Kritik auch eigentlich nicht recht, was ſie ihm vorhalten ſoll. Dieſer Saul iſt verrückt, und weiß es, daß er's iſt; und nicht blos in ſeinen lichten Zwiſchenzeiten, ſondern während der Anfälle, iſt er ſich ſeines Wahnſinnes bewußt. Da liefert er denn von jenen Autopſychographien, die oft in dramatiſchen Dichtungen, in der Wirklichkeit aber gar nicht vorkommen. Auch läſtert Saul auf Himmel und Gott, daß es ein Gräuel iſt, es anzuhören. Wenn ſich ein liberaler Dichter herausgenommen hätte, einer ſeiner dramatiſchen Perſonen ſo gottloſe Reden in den Mund zu legen, als Herr Soumet gethan, hätte ihm der Prokurator des Königs einen guten Prozeß angehängt. Aber Herr Soumet iſt kein Liberaler, und darum berückſichtigt man ſeine Tendance. Er iſt Privat-Bibliothekar des Königs, und wenn man das nicht aus dem Titelblatte erführe, würde man es der Tragödie anmerken, daß ihr Verfaſſer eine Hofſtelle hat. Es wird ganz zur Unzeit darin chriſtlich gefrömmelt. Der Hirtenjunge David ſtellt ſich ſelbſt als Aſcendent des Chriſt dar, und wird bei jeder Gelegenheit als ſolcher geltend gemacht. Bei ſeinem erſten Auftreten ſagt er:

Betléem m'a vu naître,
L'heureuse Betléem, d'un enfant glorieux
Dans l'avenir lointain berceau mysterieux.

Der Hohepriester Achimelech ſagt zu David, als er ihn zum Kampfe mit Goliath aufmuntert:

David, toi qu' Israel appelle à sa défense,
Toi dont le tabernacle a protégé l'enfance,
Par les mains du vieillard qui garde ses autels,
Dieu te bénit lui même entre tous les mortels:
Sa force est avec toi, sa gloire t'environne:
Il ne t'a point choisi sur les marches du trône,
Il t'a pris sous le chaume, humble, obscur, innocent,
Tout semblable à celui qui naitra de ton sang....

Saul will David umbringen laſſen. Jonathas und Achimelech bitten vergebens für ihn, Saul ſpricht:

Il mourra sur la croix, indigne de mon glaive.

Achimelech.

Pour le salut du monde une autre croix s'élève.

Saul.

Tout le sang de David au tien va se mêler.

Achimelech.

Le jour s'obscurcirait en le voyant couler.
Ce sang doit accomplir l'ineffable mystère.
Ce sang de rois en rois conservé sur la terre
Doit enfanter un jour le souvenir precieux
Par qui l'homme tombé s'ouvre de nouveaux cieux.

Auf dieſe Weiſe werden an noch mehreren Stellen dem kleinen David anachroniſtiſche Complimente gemacht. Nun hatten zwar Seher den Juden einen Meſſias geweiſſagt; dieſes geſchah aber ſpäter, als das Reich zerfiel, die Regierung ſchlecht, das Volk verderbt, ruchlos, ſiech und des Heilands bedürftig geworden. Zur Zeit Sauls und Davids aber, war das jüdiſche Volk in ſeiner Entwicklung, und viel zu religiös, als daß es ſeinen Glauben mochte feiern laſſen, bis zur Erſcheinung des noch ungebornen Gottes.

Die Verſe des Herrn Soumet ſind übrigens kräftig genug, und zu Bonbons-Deviſen kaum mehr zu gebrauchen. Auch kömmt in der ganzen Tragödie «la cour, Juda et l'univers» nicht ein einziges mal vor, ſo maleriſch das auch geweſen wäre, — ein Vers, den Racine in jeder Scene angebracht hätte. Ein guter Anfang! Muth gefaßt! Wenn aber einſt die Franzoſen dahin gekommen ſeyn werden, ihren Racine abgeſchmackt zu finden, dann iſt es Zeit eine Noahs-Arche zu bauen, die letzten Sprößlinge der lieben Vieh-Geſchlechter aus der demokratiſchen Sündfluth zu retten. Bis dieſes aber geſchieht, hat es keine Noth. Menſchen, welche Shakſpeare und Calderon lieben und begreifen, das ſind gefährliche Demokraten, denn von jenen Meiſtern lernten ſie die Natur der göttlichen und menſchlichen Dinge klar durch und durch zu ſchauen, und jedes Blendwerk zu erkennen. Die aber, welchen Racine gefällt, ſind geborne Diplomaten, und es läßt ſich mit ihnen unterhandeln.

IV.

Die Ahnfrau.

Trauerſpiel von Grillparzer.

O Dank, Dank dieſen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verſtecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen.
Warum aus meinem ſüßen Wahn mich wecken?

Dieſe Worte der Königin Maria, könnte man ſie nicht dem Dichter zuwenden, der von den Mauern, zwiſchen welchen der menſchliche Wille gefangen ſitzt, alle Blüthen und Täuſchungen wegzieht, die ſie verhängen, und dem erſchrocknen Blicke die ſteile kalte Nothwendigkeit zur Anſchauung giebt? Warum aus unſerm ſüßen Wahn uns wecken? — — So oft das Schickſal mit der zermalmenden Keule als Sieger die Bühne verläßt, ſo oft iſt auch die dramatiſche Kunſt von ihrer Beſtimmung abgewichen, und der Tempel der Freude hat ſich in einen Tempel des Gottesdienſtes umgewandelt. Dort mag es frommen, daß der Menſch, der in ſeinem Uebermuthe ſich ungebunden wähnt, die ewige Weltordnung, die ihn unauflöslich kettet, verehren lerne. Dort mag es gut ſeyn, daß dem vom Gefühle der Vergänglichkeit gepreßten Herzen der allgemeine Blutlauf der Dinge, dem es folgen muß, aufgezeigt, und ihm für den Verluſt ſeiner Freiheit die Unſterblichkeit geboten werde. Aber wo der Menſch ſich menſchlich freuen ſoll, da muß er wie ein Vogel hoch in den Lüften ſchweben, die unter ſeinen Füßen liegende ſchmutzige Nothwendigkeit aus den Augen verlieren, und es zu vergeſſen ſuchen, daß ſie ihn endlich dennoch anziehen werde. Daß die Tragödiendichter der alten und der neuen Zeit dies ſo oft nicht beachtet, und den Menſchen als Sclaven des Geſchickes dargeſtellt hatten, eben daraus wird kund, wie der gottesdienſtliche Urſprung der dramatiſchen Kunſt in ihren Werken ſich herabgeerbt habe, und dann, daß ſolche Schickſalstragödien dennoch eine Art ſchmerzlicher Luſt gewähren, zeigt uns, wie es gleich viel ſey, ob eine rauhe oder eine ſanfte Hand die Saiten des Herzens berühre — nur daß ſie bewegt werden und tönen. Wird nun zwar verſtattet, daß der Dichter den Menſchen der Macht des Schickſals unterwerfe, ſo darf dies doch nur in einem Kampfe der ſittlichen Freiheit gegen die ſittliche Nothwendigkeit, nicht in einem Widerſtreite jener gegen die Nothwendigkeit der Naturgeſetze dargeſtellt werden. Es mag die eigne Luſt in der allgemeinen Seligkeit untergehen, nie aber darf das beſondere Leben dem gemeinſchaftlichen Tode hingeopfert werden. Dies iſt in der Ahnfrau geſchehen, und das iſt ihre Fehlerhaftigkeit.

Wenn ein Menſch, unzufrieden mit der Mitgiſt des Glückes, die ihm zu Theil geworden, ſich die Freuden anderer räuberiſch anmaßt, und das waltende Geſchick endlich den Verbrecher zur Wiedererſtattung zwingt, und ihn beſtraft, dann zeigt ſich hier die Regel der Weltordnung, nach welcher die ſittliche Freiheit des Einzelnen der ſittlichen Freiheit der Gemeinſchaft aufgeopfert wird. Wo aber der Enkel die Schulden ſeiner Voreltern bezahlen und für ihre Sünden büßen ſoll; wo die Nachkommen als leibeigne Glieder des Familienhauptes, deſſen Bewegung ſie folgen, angeſehen werden; wo das verbrecheriſche Blut der Ahnen durch die ganze Reihe der Geſchlechter fließt, und ſie verſauert, bis endlich die Ader durchgefreſſen iſt, und die Schuld, die Buße und das Leben in einem großen Morde ausſtrömen; — wenn dem Schickſalskampfe ein ſolcher Ausgang gegeben wird, wie in der Ahnfrau es geſchehen, da hat der Dichter nicht die gerechte Vorſehung, ſondern die blinde Naturkraft ſiegen laſſen, und dieſer Streit zwiſchen ſittlicher Freiheit und maſſiver Nothwendigkeit, als zwiſchen ungleichen Waffen, iſt gemein und unkünſtleriſchen Stoffes.

Wenn zwiſchen Aufgang und Untergang, zwiſchen Quelle und Ausfluß, ſich eine lange Zeit oder ein breiter Strom gelagert, und wir mit unſern ſchwachen Sinnen das feine Geſpinnſt, das Urſache und Wirkung an einander bindet, überſehen; dann ſchreckt uns endlich am Ziele, die täglich aber leiſe waltende Regel, als Schickſal, mit Donnerworten auf. Die Griechen verehrten und fürchteten das Fatum als eine tückiſche und rächende Macht, welche die Freuden der Menſchen zerſtöre, und ihre Schwäche ſchonungslos beſtrafe. Aber der Chriſt erkennt nur eine Allmacht voll Güte und verſöhnlicher Liebe. Nicht weil die chriſtliche Glaubenslehre die Verehrung eines blinden Geſchickes verbietet (es giebt keinen Zwang für das Gemüth), ſondern weil der Glaube der Chriſten in's Gefühl und Leben aufgenommen, kann das Fatum im Sinne der Alten nicht auf unſre Bühne gebracht werden. Wenn noch überdies, wie in der Ahnfrau, dieſes ſo geſchieht, daß eine abgeſchmackte Puppe die Triebfeder des Ganzen wird, dann iſt nicht allein das wahre Ziel der Tragödie, ſondern auch der Weg zum gewählten falſchen Ziele verfehlt.

Was Grillparzer in der Vorrede zu dieſem Trauerſpiele in der Abſicht ſagte, um ſich gegen empfangene Beſchuldigungen zu vertheidigen, klagt ihn nur noch lauter an. «Der verſtärkte Antrieb zum Böſen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moraliſche Zurechnung nicht auf.» Allein wenn dieſes iſt, dann hätte die Tugend, nicht das böſe Geſchick, als ſiegreich dargeſtellt werden ſollen. Freiheit iſt nur vor einer That; ſobald ſie geſchehen, war ſie nothwendig. Eine verwirrende und trügeriſche Anſicht herrſcht im Leben wie in der Kunſt der Neuen. Die Bühne der Griechen war eine Schule der Weisheit: dort ward ihnen die Uebermacht des Geſchickes bekannt, ſie traten erſchüttert, aber nicht mit zerriſſenen Gefühlen, in's Leben zurück, und ſie lernten mit dem ihnen gewordenen Theile der Freiheit ſich begnügen. Die Bühne der Chriſten iſt eine Schule der Thorheit: die Tugend ſoll ſiegen und das Laſter ſiegt. Iſt der Wille frei und ſtark, warum unterliegt er? iſt er ſchwach, warum wird dieſe Schwäche als Sünde angerechnet?.... Leidenſchaften?.... Ob wir dieſen, ob wir unſerem böſen Geſchicke unterlagen, es war der nämliche Kampf — das

Schickſal hat uns beſiegt. Sobald ein Menſch mit ſich ſelbſt zerfällt, ſobald es ihm an Kraft gebricht, eine Leidenſchaft zu bekämpfen oder zu befriedigen, iſt dieſer ſein feindlicher Theil zur Auſſenwelt übergetreten, hat ſich mit der großen Nothwendigkeit verbündet, und führt ſo den Krieg gegen den ſchwachen Ueberreſt der Selbſtſtändigkeit.

Das Geſpenſt, welches Grillparzer auf die Bühne gebracht, welchen dramatiſchen Zweck wollte er damit erreichen? Sollte das übermächtige Einwirken irgend eines geiſtigen Daſeyns hierdurch fühlbar gemacht werden, wozu dieſe ſinnliche Einkleidung, worüber Kinder erſchrecken und Erwachſene lachen? Sollte das Fieberbild einer erkrankten Einbildungskraft, vom Aberglauben vorgegaukelt, dargeſtellt werden, dann hätte eben, um den Urſprung ſolcher Erſcheinungen zu erklären, das Geſpenſt nicht den Blicken des kalten Zuſchauers ſichtbar gemacht, ſondern nur durch Worte und Geberden des geängſtigten Geiſterſehers verrathen werden dürfen, welche Erſcheinung ihm vorſchwebe. — —

Vorgehende, gegen dieſe Tragödie gerichtete, Bemerkungen ſollten nur andeuten, welche Verwirrung in der Anſicht der dramatiſchen Kunſt der Neuern herrſche, nicht den herrlichen und geiſtreichen Dichter ſollten ſie treffen. Gäbe es nur eine größere Zahl ſolcher dramatiſchen Dichtungen, daß wir endlich der jämmerlichen Familiengeſchichten ledig würden, die wie Wanzen ſich in alle Ritzen der Bühnenbretter eingeniſtet haben, gar nicht zu vertreiben ſind, und uns zur Verzweiflung bringen.

V.

Der Spieler.

Schauſpiel von Iffland.

Die Spielſucht auf die Bühne bringen? Man könnte eben ſo gut die Schwindſucht dramatiſiren, durch alle Stadien hin, von dem Augenblicke, daß der junge Menſch nach einem Walzer ein Glas kaltes Waſſer trinkt, bis er ſeinen Geiſt aufgiebt. Sagt mir, Ihr lieben Leute, wie ertragt Ihr es nur, auf der Bühne alle den oberflächigen Jammer und die kleinen bürgerlichen Verlegenheiten darſtellen zu ſehen, die Ihr in Eurem Hauſe ſo viel natürlicher habt? kein Geld, Schulden, nichts zu frühſtücken, ein treues Weib, das jeden Mangel geduldig erträgt — ſind dieſes ſo ſeltne Erſcheinungen, daß man deren Anblick erſt erkaufen muß? Auf der Bühne ſoll der Menſch eine Stufe höher ſtehen, als im Leben. Zur Heldenzeit der Griechen und Römer ſpielten Fabeln und Göttergeſchichten darauf; wir, die weniger ſind, haben nicht nöthig, ſo hoch zu ſteigen; wir brauchen nur die wirklichen Menſchen der alten Völker darzuſtellen. Wir Werkeltagsnaturen, die im ganzen Leben nichts Großes erfahren, und denen das furchtbare Schickſal, höchſtens unter der Geſtalt eines Polizeidieners oder Unteroffiziers erſcheint, wir dürfen nur in den Feierkleidern unſerer Leidenſchaften auf die Bühne kommen. Alſo doch Leidenſchaften?.... ja, aber Spielen iſt nur eine Schwäche. Was iſt der Menſchheit daran gelegen, ob ein Taugenichts bei Gelde ſey oder nicht? Was kann daraus Großes entſtehen? Oder meint Ihr, die Bühne ſoll eine Sittenſchule ſeyn? Erwachſenen iſt nur die Welt eine. Hat man zur Badezeit nöthig in's Schauſpielhaus zu gehen, um zu lernen, in welchen Abgrund die Spielſucht ſtürze? — —

VI.

Die Veſtalin.

Oper von Spontini.

Wie angemeſſen einer römiſchen Herrlichkeit iſt dieſe Muſik! Hoheit, Macht, Glanz und Reichthum. Daß nur im Uebermaße neben einander gehäufte Schönheiten, die ſich wechſelſeitig überblenden, minder ſtörend wären! Ein ſo breiter Strom der Töne muß, weil ihn das Ohr nicht faßt, wie beim Drängen durch ein enges Felſenthal, ſeine Ruhe und Klarheit verlieren, ſchäumen, toſen und ſich wild überſtürzen. Daher das Verworrene und Ungeläuterte, welches dieſer Tondichtung Spontini's zum Vorwurfe gemacht wird. Die Inſtrumentirung iſt wahrhaft republikaniſch, es führen ſo viele auf einmal das Wort, daß man nicht weiß, wer Recht hat, oder wem die Macht gebührt. Iſt es auch wahr, was Einſichtsvolle behaupten, daß die Fehler dieſer Muſik ſich dann erſt aufdecken, wenn, nach einem mehrmaligen Anhören derſelben, der Glanz und Reichthum der Töne ihr Verblendendes verloren haben, ſo bleiben ihr doch Einzelheiten, die kein Tadel berühren kann. — Wie ſo wohlthuend ſind die geſungenen Rezitative, wie freut man ſich des übeln Eindrucks geſprochener Reden, welche die dramatiſche Einheit in hundert Stücke zerſchneiden, und den Zuhörer in einen Conzertſaal verſetzen, wenigſtens einmal überhoben zu ſeyn. — Der Hymnus der Veſtalinnen, womit der zweite Auftritt des erſten Akts beginnt, veranlaßt die Frage: ob ein Geſang beim Tempeldienſt der Römer, die ihre religiöſen Gefühle nicht ahnungsſchwer dem leeren blauen Himmel, ſondern freudevoll der ſichtbaren Natur zugewendet, im Style der chriſtlichen Kirchenmuſik gedichtet werden dürfe, wie es hier geſchehen? — Ich hatte einen Kenner um ſeinen kunſtgerechten Ausſpruch über die Veſtalin erſucht, und er verſagte es darum öffentlich davon zu ſprechen, weil ſein Urtheil viele empören würde. Das iſt eine ſchöne Huldigung der Natur vor der Kunſt, der Freiheit vor der Regel!

Die Tänze und Gefechte, welche dieſem Spiele eingeflochten ſind, machen unbeſonnen mit einem fremden Kunſtgenuſſe bekannt; denn ſie reizen die Begierde, ohne ſie zu befriedigen. Man ſollte ſich auf unſerer Bühne lieber gar nicht damit befaſſen. Daß ein einziges Mädchen zwiſchen ſechszehen Kriegsleuten durchhüpft, iſt wohl nicht anſtändig, und ſie vermag auch nicht, für ſich allein, den Gegenſatz der Schönheit gegen die Kraft zu bilden. Ueberhaupt iſt das Aeußere dieſer Oper mit einer Armſeligkeit ausgeſtattet, die ungemein ſtört. Ein Cato müßte lachen, wenn er die Triumphſchachtel ſähe, worin Lucinius herbeigeſchoben wird. Welch ein dünnes Kriegsvolk, welch eine wandernde Trödelbude, welche Scenerie, welch eine ſchäbige Buchbinderarbeit! Es iſt zum Erſtaunen, wie man ſich an alles gewöhnen kann!

VII.

Eliſe von Valberg.

Schauſpiel von Iffland.

Da drucken ſie unten am Zettel ſpöttiſch und ſchadenfroh hin: »Das Ende gegen 9 Uhr.« Dreiſtündige Leiden, als wäre dies nichts bei der Kürze des menſchlichen Lebens! Himmel, und man ſoll nicht toll werden? Wozu uns ein ſolches Schauſpiel von der flachſten Flachheit, von dem fadeſten Geſchmacke? Iſt es nicht als hätten darin Fürſt und Kammerdiener, Hofleute und Bürgersleute, Ehrlichkeit und Spitzbüberei, Naivetät und geziertes Weſen, nach des Dichters Willen mit einander wetteifern ſollen, wer von ihnen ſich am abgeſchmackteſten zeigen könne! Welch' ein Fürſt, der wie ein verliebter Perückenmacher ſich gebehrdet! Nicht eine Ader, nicht ein Nerv' fürſtlichen Gemüths in ihm, wodurch die Leidenſchaft veredelt werden könne. Eine geſtrenge Obrigkeit ſollte gar nicht dulden, daß allerhöchſte

Perſonen auf der Bühne ſo lächerlich gemacht werden. Ueberhaupt welches ausgedroſchne Stroh in der Handlung dieſes Stückes. Maitreſſengeſchichten! Weg damit. Mit ſolchen Lumpereien geben wir uns nicht mehr ab; wir machen Conſtitutionen, rufen Stände zuſammen und ſchicken ſie nach Hauſe, und haben damit alle Hände voll zu thun. — Der liebe goldne Kotzebue iſt doch ſo übel nicht. —

Herr * * * ſpielte den Fürſten, und wenn es ſeine Abſicht war, ſich über einen albernen Prinzen luſtig zu machen, dann iſt ihm dieſes gelungen. Ein unerträgliches Geſchrei, polternde Beweglichkeit, die gemeinſte Leidenſchaftlichkeit in Stimme und Gebehrde konnten mit vereinigtem Bemühen das gewählte Ziel unmöglich verfehlen. Herr * * * ſpielt nicht ſo ſtill weg, daß er nicht bemerkt würde, wie manche Andere; er macht Anſprüche rege und fodert die Beurtheilung mit ſtarker Stimme heraus. Höchſt tadelnswerth iſt es, daß er eine gewiſſe Bewegung mit der Hand nach der Stirne zu oft wiederholt, und dabei wie mit einer Fuhrmannspeitſche klatſcht, daß man zuſammenfährt vor Schrecken. Ein Menſch, der ſich nicht zu helfen weiß, der ſchlägt in ſeinem Unmuthe mit der Hand nach ſeinem eignen Kopfe, mächtige Fürſten aber ſchlagen damit nach fremden Köpfen. Dieſe Unterſcheidung iſt wohl zu merken. — Frau *** ſpielte die Fürſtin mit dem edelſten Anſtande. Da ſeht Ihr zarte Weiblichkeit mit Herrſcherwürde gepaart; da ſeht Ihr ein gepreßtes Herz, das nicht ſeufzen darf, und lernet Fürſtengröße nicht beneiden; da erblickt Ihr die traurige Einſamkeit der Höhe. — Madame ***, Oberhofmeiſterin. So, ſo. Da die Reifröcke an keinem Hofe jetzt mehr getragen werden, hätte auch Madame *** ſich nicht darin kleiden ſollen. In der dummen Erzählung von den geahndeten Forellen, hatte ſie der Fürſtin faſt immer den Rücken zugekehrt; für eine Oberhofmeiſterin ein unverzeihliches Vergehen. — Herr *** ſpielte den Hauptmann Wütting. Dieſer Künſtler wendet ſehr viele Mühe auf maleriſche Stellungen. Etwas wollen iſt ſchon gut; wer gleichgültig, ob er gefalle oder nicht, auf die Bühne tritt, iſt der ſchönen Beſtimmung, unſern täglichen Jammer einige Stunden wegzulügen, nicht werth. — Madame *** ſpielte Mamſell Seradini zu ſchwerfällig, zu tragiſch, erlaubte ſich eine zu vornehme Miene. Sie hätte ſchnippiſcher, leichter, tückiſcher ſeyn ſollen. « Ei, warum ſo ernſt heute, Mamſell Seradinchen? » würde ihr jeder Kammerherr im Vorbeigehen zugerufen haben. — Herr *** machte den Leiblaquai Schmidt. Ich glaube, daß es nicht ſchicklich iſt, wenn ein Laquai ſich vor fürſtlichen Perſonen tief bückt und Kratzfüße macht, wie Herr *** es gethan. Einem ſo untergeordneten Diener kommt es zu, die Befehle ſeines Gebieters unbeweglich abzuwarten und zu empfangen. Doch bin ich hierin meiner Sache nicht gewiß. Ich kenne den Hof nicht.

VIII.

Der Bergſturz.

Oper von Weigl.

Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus.

Alſo es bleibt dabei: in einem Singſpiele iſt nichts unerlaubt, die dramatiſche Kunſt hat da nichts zu fodern, jeder Unſinn, und alles was nur kracht auf der Welt, darf in Muſik gebracht werden? Schöne Grundſätze! das menſchliche Herz, mit ſeinen kleinen Freuden, von einſtürzenden Bergen zerquetſchen zu laſſen, welch ein widerliches Lebensſpiel! So ein Nürnberger Erdbeben für erwachſene Kinder! Will man uns zum Beſten haben? Den ſchwachen Leib im Kampfe mit der Rieſin Natur, wie abgeſchmackt! Hier iſt keine Hoheit, weder im Siege noch in der Niederlage. — Die Muſik iſt leidlich oder wenig mehr als das. Vergebens hofft man den Tondichter der Schweizerfamilie mit ſeinen alle Nerven der Empfindung durchzuckenden Melodien wieder zu finden. Er kommt einigemale nahe, entfernt ſich aber bald wieder.

IX.

Der Schutzgeiſt.

Eine dramatiſche Legende von Kotzebue.

Der Schutzgeiſt der Bühne war es nicht, welcher dieſen Schutzgeiſt auf die Bühne gebracht. Voltaire hat Luſtſpiele geſchrieben und Kotzebue Trauerſpiele: ſie haben beide nicht wohl daran gethan. Der Bewunderung und Dankbarkeit fällt es freilich nicht ſchwer, dieſen großen Männern ihre Schwächen nachzuſehen; aber dieſen Schwächen auch zuzuſehen, vier Stunden lang durch ſieben Akte, das iſt ſchon nicht ſo leicht. Wie abgeſchmackt, ohne Phantaſie erdacht und ohne ſinnbildliche Bedeutung, iſt dieſe Legende vom Schutzgeiſte, ſo weit ſie aus ihrer dramatiſchen Bearbeitung erkannt wird. — Ein Knabe wird auf der Chauſſee vom Blitze gerührt, und von ſeinen Eltern auf die Bahre gelegt. Nicht lange, ſo ſteht er vom Tode wieder auf, will aber mit ſeinen betrübten, ihn beweinenden Eltern nichts mehr zu thun haben, und ſagt, er habe wichtigere Geſchäfte, nämlich der Schutzgeiſt einer bedrängten Königswittwe zu ſeyn. Wie dieſer Junge zu der Ehre komme, als Himmelsbote gebraucht zu werden, iſt eben ſo wenig begreiflich, als wodurch die Königin Adelheid dieſe himmliſche Einmiſchung in ihr irdiſches Daſeyn verdient haben mag. Unglück allein giebt keine Anſprüche auf die Heiligkeit; wäre dies, ſo gäbe es viele Heilige. Königin Adelheid hat eine Krone und ihren Mann verloren, und trägt ihre Leiden keineswegs mit Ergebung. Auch läßt ſie ſich überreden, noch einmal zu heirathen, und iſt wahrſcheinlich im ſiebenten Akte, der nicht mehr auf der Bühne ſpielt, ſehr vergnügt. Ich möchte wiſſen, worin ihre Tugend beſtehe? Wie nur Kotzebue, mit der ihm eigenen Klarheit und Verſtändigkeit, einen ſolchen Stoff hat bearbeiten mögen!

X.

Don Karlos.

Trauerſpiel von Schiller.

Es könnte den Muth geben, die Fehler eines der Meiſterſtücke deutſcher Dichtkunſt, offen zu beſprechen, wenn man wahrnimmt, welcher Anſtrengung Schiller ſelbſt, in ſeinen Briefen über Don Karlos, bedurfte, um nur einem Theile der dieſem Werke gemachten Rügen ſich entgegenzuſetzen, und wie unentſchieden ſein Sieg geweſen ſey. Doch an dieſem bejahrten Denkmale der Kunſt, ſeit lange allen ſichtbar und zugänglich, hat das Urtheil ſich wohl ſchon längſt erſchöpft, und nur erneuerte, keine neue Bemerkungen laſſen ſich erwarten. Darum mag nur ſo viel berührt werden, als nöthig iſt, um vor der Ungerechtigkeit zu ſchützen, daß wir die Schwächen der Dichtung der Darſtellung anrechnen.

Auch das herrlichſte Gemälde, vor unſere Augen hingeſtellt, würde von ſeinem Eindrucke verlieren, hätten wir den Pinſelſtrichen beigewohnt, aus welchen es ſich nach und nach zuſammengeſtaltet hat. Die Werke göttlicher Schöpfungskraft entſpringen leicht und froh aus dem Gedanken, und wo ein Kunſtwerk die himmliſche Natur, die es beſeelt, uns zuſpiegeln ſoll, da muß der irdiſche Fleiß, der es zu Stande gebracht, unſichtbar bleiben. Der Landmann verkauft gleichgültig die Frucht, die er hat wachſen ſehen, aber wir finden ſie ſüß, weil uns der lange Weg von der Wurzel bis zur Krone des Baumes nicht ermüdet hat.

Wie die Pinſelſtriche zum vollendeten Gemälde, wie die Wurzel zur Frucht, ſo ſteht die Geſinnung des Menſchen zu ſeiner That. Die Ueberlegung iſt Wurzel, die Empfindung iſt Blüthe, die Handlung iſt Frucht des menſchlichen Geiſtes. Nur letztere ſoll in der Tragödie zum Vorſchein kommen, geſchmückt wohl mit den Blumenkränzen der Gefühle, aber der dunkle Keim, aus dem beide entſproſſen, muß bedeckt bleiben. Die Luſt des Schauſpiels ſoll ein Ernteſeſt ſeyn, keine ermüdende Saatbeſchäftigung. Erfüllt Don Karlos dieſe Forderung? Nein, er hält uns nur dafür ſchadlos. Nichts geſchieht, wenig wird empfunden, am meiſten wird gedacht. Es iſt ein ſchönes vergoldetes Lehrbuch über Seelenkunde und Staatskunſt, vom Schulſtaube gereinigt, uns in die Hände gegeben.

In dieſem Menſchengemälde iſt kein vorherrſchendes Bild. Drei Gruppen ſind in gleich ſtarkem Lichte in den Vordergrund geſtellt: Philipp mit ſeinen Trabanten, die Königin und Karlos, Poſa mit ſeinen Traumgeſtalten. Es iſt ein Dreiſpiel, welches die Einheit der Theilnahme zerreißt; der Infant bewirbt ſich um dieſe Theilnahme, der Marquis erhält ſie und nur der König hätte ſie verdient, denn er iſt der Einzige, welcher weiß, was er will, und thut, was er will, und deſſen ſchnell reiſende Entſchlüſſe uns immer wach, von dem Schneckengange der Vorſätze nicht eingeſchläfert finden.

Die Schauſpieler ſind es nicht, welche die Schuld der Ermüdung zu tragen haben, die ein vierſtündiger Unterricht in Dingen der Weltweisheit, auf deutſche Art vorgetragen, den Lehrjahren entwachſenen Zuhörern verurſachen muß. Welcher Schalk hat noch überdies dieſen gegenwärtigen Don Karlos für unſere Bühne eingerichtet? An die Stelle des Domingo iſt ein Staats-Secretär Perez geſetzt. Wie ein Meteorſtein iſt er aus den Wolken gefallen, man weiß nicht, wie er entſtand, woher ſeine Macht, ſein Einfluß, das Vertrauen, das ihm der König giebt? Uebrigens ſind ihm viele Reden des Beichtvaters ganz ohne Sinn in den Mund gelegt. So ſagt ihm der König nach der fürchterlichen Entdeckung, die ſeinem Argwohne zugetragen ward:

— — — — Redet offen
Mit mir. Was ſoll ich glauben, was beſchließen?
Von eurem Amte fodr' ich Wahrheit.

Wahrhaftig, der ärmſte Schlucker von einem Kopiſten würde in Spanien nicht Staatsſekretär ſeyn wollen, wenn es ſein Amt erfoderte, täglich, mit Gefahr ſeines Kopfes, einem Despoten die Wahrheit zu ſagen. Wozu geſchah die Umänderung eines Beichtvaters in einen Staatsſekretär? Hat man aus Schonung die düſtere, ſchleichende, tückiſche Pfaffheit, als gehäſſiges Bild, nicht wollen erſcheinen laſſen? So war ſie in Spanien nicht geweſen. Dort trat die geiſtliche Macht kühn und offen hervor und handelte mit klarer Willenskraft. Domingo iſt nicht blos der geſchäftige Wind, das fliegende Inſekt, welches den Blüthenſtaub von den männlichen zu den weiblichen Blumen trägt, und ſo die Handlung befruchtet; ſondern der kluge Diener der Inquiſition, welcher die Seele der ganzen Staatsliſt war, und ſich auch dafür bekannte. Der Großinquiſitor am Schluſſe weiß allein das Räthſel zu löſen, und außer ihm keiner. Es wäre zu unſerer Zeit ſehr wohlgethan, die Dichtung in ihrer alten Form wieder auf die Bühne zu bringen, damit, was man am Morgen vor den Geſchäften des Tages gedankenlos in der Zeitung lieſt: daß in Madrid die Inquiſition ſich wieder ausbreite, wirkſamer am Abend im Schauſpielhauſe als Schreckbild in die Seele dränge, und ſie mit Abſchen erfüllte. — —

Das Lob, das man dem Tacitus ertheilt: er ſey am tiefſten in die Seele eines Tyrannen eingedrungen, kann man Herrn *** in der Rolle des Philipp nicht verſagen. Ihr erkennt ergrimmt einen jener Könige, die an der Vorſehung zweifeln machen, und Ihr fragt den Himmel: warum ein Menſch, der nicht verdiente die Sonne aufgehen zu ſehen, ſagen durfte, daß ſie in ſeinem Reiche nicht untergehe? Herr *** hatte ſein ganzes Spiel mit gleicher Mächtigkeit durchgeführt. Der böſe Geiſt der ſchlafloſen Nächte, an welchen ein Tyrann leidet und leiden macht, war er maleriſch getreu. Eines war mir in deſſen meiſterhafter Darſtellung aufgefallen; nämlich, daß er ſich einen Fußſchemel unterſtellen ließ, ſo oft er ſich ſetzte. Den majeſtätiſchen Philipp mußte dieſes häusliche Bequemthun ſehr entſtellen, zumal wie es Herr *** zur Schau brachte, indem er gewöhnlich nur den einen Fuß auf den Schemel ſtellte, und den andern leicht hinabwiegen ließ. Darf ein Erdengott zeigen, daß er müde werden kann? —

Herr *** ſpielte den Alba lobenswerth. Dieſer Held iſt kein Mordbrenner, wie er dem jugendlich-ſchwärmeriſchen Karlos, und dem innern Auge menſchenfreundlicher Geſchichtsforſcher erſcheint, ſondern ein großer, ruhiger, beſonnener Mann, der aus Ehrgeiz, hätte es die Zeit und ſeine Pflicht erfodert, auch weich und tugendhaft geweſen wäre. So muß er geſpielt werden.

XI.

Saul.

Melodrama. Muſik von Kapellmeiſter v. Seyfried.

Solche plaſtiſche, lebenskräftige bibliſche Geſchichten, furchtbar und zerſtörend, wie die Natur, aber auch einfach und erhaben wie dieſe, wäre ich ein Bühnen-Dichter, ich zöge ſie vor, allen den verflachten, dahinkränkelnden, durch tauſendfältiges Durchſeifen und Waſchen ausgefaſerten, durch Sitten- und Polizei-Zwingherrſchaft verkrüppelten, durch Höllenfurcht und Himmelsſehnſucht entnervten Worten und Thaten der neuen Menſchen, die abgeſchmackt ſündigen, und noch abgeſchmackter edle Thaten begehen. Solche Stoffe wählte ich mir. Saul, mit unverholner, faltenloſer, durch keine diplomatiſche Grimaſſen entſtellter Herrſchſucht und Ruhmbegierde, ſüdlich glühenden Herzens, wegen ſeiner Blutſünden den unterirdiſchen Mächten heimgefallen; und ihm gegenüber David, ſiegend durch ſeine Kindlichkeit, Unſchuld und Gottesfurcht. Ich rede natürlich nur von dem edlen Marmor, nicht aber von dem Steinmetz, der ihn zurecht gehauen. Der Melodramatiker läßt jene Kraft-Menſchen der Natur und der bürgerlichen Geſellſchaft das zierlichſte, liebwertheſte Stubendeutſch ſprechen. Dieſer Abner gar, iſt der modernſte Spitzbube, ein Feldmarſchall mit dem Kammerherrnſchlüſſel in Hofgalla, der ſeine Ränke ſchmiedet, wie ein anderer. Auch damals gab es Propheten mit Gaukeleien, herrſchſüchtige Prieſter und Leviten, welche mit großen Gabeln in den Fleiſchtopf ſtachen, und im Namen Gottes die fetteſten Stücke herausholten. Aber zu jener Zeit bedurften junge Völker noch der Ammenmilch, und ſie war ihnen heilſam. Man hat uns viele Jahrhunderte zu lange mit Brei gefüttert; aber endlich ſahen wir den Boden des Napfes, und jetzt verzehren wir fröhlich die letzte Scharre. — —

Seyfried's Muſik hat herrliche, ergreifende Stellen. Sie iſt höchſt maleriſch und ausdrucksvoll, und der Handlung, wie deren Zeit und Gegend, angemeſſen.

XII.

Die Feinde.

Trauerſpiel in drei Aufzügen, von Ernſt v. Houwald.

Die Könige Malcolm und Grimus führten um Schottlands Krone blutigen Krieg. Grimus unterlag der Liſt und Tücke ſeines Feindes, ſein Haupt fiel unter Henkersbeil, und ſeinem Schwiegervater Malthos, Than von Leith, wurden die Augen geblendet. Grimus hinterließ eine Wittwe, **Braſſolis**, die Tochter des Malthos, und zwei Kinder in zartem Alter, Edgar und Alona. Malcolm raubte der königlichen Wittwe alle Ländereien und Beſitzungen ihres Gatten, und ließ ihr nichts, als eine verſteckte, verfallene Burg, die nämliche, in welcher die Miſſethat gegen Grimus und Malthos verübt worden. Dort lebte Braſſolis, mit ihren Kindern und ihrem blinden Vater, unbekannt, einſam, vergeſſen, aber nicht vergeſſend. Sie ſtreute den Saamen des Haſſes und der Kampfluſt in das Herz ihres

Sohnes, daß er einſt den gemordeten Vater rächen, und die verlorne Krone ſich wieder gewinnen möge. Die Zeit der blutigen Ernte kam heran. Der Jüngling Edgar verließ die Burg, gab ſich zu erkennen, verſammelte die alten Getreuen um ſich her und zog gegen Malcolm in das Feld. Die feindlichen Heere ſind ſich nahe; aber Malcolm verzögert die Schlacht. Er fürchtet die Entſcheidung, weil er der Treue der Seinigen mißtraut, welchen er durch grauſame Herrſchaft verhaßt geworden. Er will die Schlacht nicht eher wagen, als bis ſein Sohn Donald, den er aus England, wo er erzogen worden, zurück erwartet, beim Heere angekommen ſey. Der Jüngling erfreute ſich der Liebe des Volkes und der Krieger, und unter der Fahne dieſer Liebe glaubte Malcolm ſichrer zu ſtreiten. Aber Edgar hatte erkundſchaftet, warum Malcolm mit der Schlacht zaudre, und er ſuchte Donalds Rückkehr zu verhindern, indem er alle Küſtenwege beſetzen ließ. Eines Abends entdecken Edgar's Soldaten zwei Pilger, einen Mann und einen Jüngling, die ihnen verdächtig ſcheinen. Die Pilger ſuchen zu entfliehen, ſie werden verfolgt, aber nicht erreicht. Doch erreicht den jüngern Pilger ein Pfeil, der ihn leicht verwundet. Die Verfolgten ſchützt der Mantel der Nacht, und ſie flüchten ſich in eine alte Burg, wo ſie freundliche Aufnahme, Pflege und ein Nachtlager fanden. Es war die Burg, wo Braſſolis mit den Ihrigen wohnte.

Mit dem Tage, der auf dieſes Ereigniß folgte, beginnt das Trauerſpiel, welchem Braſſolis Burg zum Schauplatze gegeben. Der Morgen dämmert. Braſſolis tritt auf und ſpricht:

> O, wär' ich deine Mutter, junger Tag,
> Längſt hätt' ich dich geweckt, dich ausgeſendet,
> Nach der Entſcheidung unſers Schickſals! Auf,
> Erwache! —

Ständen nicht draußen im Felde die beiden feindlichen Heere, Malcolm und Edgar an ihrer Spitze, kampfgerüſtet einander gegenüber; wäre nicht der Tag ſo ernſter Entſcheidung — würden wir Braſſolis fragen: warum, da ſie, wie ſie freiwillig geſteht, nicht die Mutter iſt des jungen Tages, und ſich darum nicht für berechtigt hält, ihn zu wecken, warum ſie es dennoch gethan, und wenn ſie ihn geweckt, warum ſie es nicht früher gethan? Doch es iſt nicht Zeit zu ſolchem kleinen Wortſtreite! Braſſolis, nachdem ſie den jungen Tag aus dem Schlafe geweckt, löſcht mit den Worten:

> ſtirb, du kleines Licht der Nacht!

die Nachtlampe aus. Tom, ein alter treuer

Diener, erſcheint. Braſſolis theilt ihm ihre Furcht und ihre Hoffnung mit. Tom ſpricht von den Maaßregeln zur Beſchirmung der Burg, die theils angeordnet, theils noch anzuordnen wären. Er macht ſeiner Gebieterin Vorwürfe, daß ſie den vorigen Abend die beiden Pilger ſo ſorglos aufgenommen; in dieſer Zeit und in dieſem Lande des Krieges müſſe man bedächtig ſeyn. Braſſolis erwiedert: von frommen Pilgern ſey nichts zu fürchten, und beide hätten ſo gutes Ausſehen. Tom warnt dringend zur Vorſicht — und der Alte hatte Recht. Die beiden Pilger, für Vater und Sohn gehalten, waren niemand anders als Donald, Malcolm's Sohn, und **Katmin**, ſein Mentor, der ihn aus England geholt, ihn den Vater zuzuführen. Auf dieſe Weiſe bewahrt die Burg zwei Geheimniſſe. Braſſolis ahndet nicht, welchen wichtigen Gaſt ſie beherberge; und Donald weiß nicht, unter welch ein Verderben drohendes Dach er ſich geflüchtet. Aber dieſe Geheimniſſe bleiben nicht lange verborgen, wenigſtens nicht **allen** Burgbewohnern. Amor, in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluſſe, hatte den Pfeil, der Donald getroffen, mit dem ſüßen Gifte der Liebe benetzt, und ihn, nachdem er den Jüngling geſtreift, in das Herz Alona's geführt. Der Königsſohn ſah kaum die blühende Schönheit, Alona ſah kaum den blutenden blaſſen Jüngling — und beide liebten ſich. Liebende können ſich nichts verſchweigen. Bald erfahren ſie — Donald, daß Alona Edgar's Schweſter — und Alona, daß der junge Pilger Donald, Malcolm's Sohn ſey. Dieſes Geſtändniß erweckt in den Liebenden gleiche Gedanken. Donald beſchließt in ſeinem Sinne, die Geliebte und ihr Haus gegen ſeinen eignen Vater zu ſchützen, wenn dieſer ſiegen ſollte, und Alona beſchäftigt die Sorge, den Geliebten zu bewachen, gegen vorhandene und gegen drohende Gefahr. Unterdeſſen trifft ein Feldhauptmann Edgar's ein, und verlangt die Auslieferung der beiden Pilger, die ſich den vorigen Tag, von ihm verfolgt, in die Burg geflüchtet. Braſſolis weiſ't die Forderung zurück. Der Hauptmann, dem es unbekannt, daß Braſſolis die Mutter ſeines Gebieters iſt, dringt und droht; da giebt ſich ihm die Herrin der Burg zu erkennen, der blinde Malthos läßt ſeine Herrſcherſtimme hören, und der Hauptmann, nachgebend, zieht fort ohne die Pilger und eilt an der bevorſtehenden Schlacht Theil zu nehmen.

Die Schlacht wird geſchlagen, die Kunde davon bringt Edgar ſelbſt in die Burg, der beſiegte Edgar. Er berichtet der verzweiflungsvollen Mutter: Schon ſey ihm die Schlacht gewonnen geweſen, als plötzlich die Nachricht von Donald's Ankunft ſich im feindlichen Heere verbreitet. Der Königsſohn, ein hoher ſtattlicher Jüngling, habe ſich an die Spitze des Heeres geſetzt, und den flüchtigen Sieg zurück geführt. Die beiden Pilger, bei Edgar's Erzählung gegenwärtig, hören mit gleichem Erſtaunen, aber mit verſchiedenen Empfindungen, die wunderbare Mähr. Der ſchlaue Katmin erkennt in dieſer Liſt Malcolms, durch einen falſchen Donald das muthloſe Heer begeiſtern zu laſſen, den klugen Sinn ſeines Gebieters. Der argloſe und romantiſche Donald aber zürnt und trauert in ſeinem Herzen, daß ihm ein Betrüger das Glück, den Vater gerettet zu haben, und den Lorbeer des Siegs geraubt. Katmin, ob zwar ſein Zögling es ihm verſchwiegen, hatte es von ſelbſt, bald nach ſeinem Eintritte in die Burg, erhorcht, zwiſchen welchen gefährlichen Mauern er und Donald ſich befänden, und hatte dieſem zur Flucht gerathen. Aber der Königsſohn, Alona's und ihrer Mutter gedenkend, die ihn ſo freundlich aufgenommen, beharrte auf ſeinem Sinne, zu deren Schutze zurückzubleiben. Durch Edgar's Ankunft ſteigt die Gefahr für Donald, und Katmins Sorge. Noch einmal, aber vergebens, ſucht Katmin den jungen Fürſten zu bereden, daß er ſich heimlich aus der Burg entferne. Da heuchelt ihm der Mentor vor, er für ſich allein wolle zu Malcolm gehen, um ihn zur Schonung für Braſſolis und die Ihrigen zu ſtimmen. Donald giebt dies zu, auch Braſſolis und Edgar finden es zweckmäßig, und Malthos geſellt dem Katmin noch den alten Tom bei, den er auch ſeiner Seits mit vermittelnden Vorſchlägen an Malcolm ſendet. Noch nicht lange war Katmin aus der Burg entfernt, als ein Hauptmann Edgar's, der mit einer kleinen Schaar noch im Felde gegen Malcolm Stand gehalten, den alten Tom blutend zurückführt. Tom erzählt, Katmin habe auf dem Wege ihm plötzlich einen Dolch in den Nacken geſtoßen. Katmin's Verrätherei ward jetzt klar. Braſſolis mit Vorwürfen, Edgar Racheentbrant ſtürzen auf Donald, den vermeintlichen Sohn des Mörders und Verräthers. Alona iſt angſtvoll, Donald bleibt ruhig. Jener Hauptmann Edgar's erzählt ferner, König Malcolm, von einem ſpäten Pfeile tödtlich getroffen, ſey geblieben. Edgar's Hoffnungen beleben ſich wieder, Donald muß den Schmerz, über des Vaters Tod, in ſeine Bruſt zurückbändigen. In dieſem Streite und Widerſtreite ſtürzt plötzlich eine Schaar Malcolm's, von Katmin angeführt, in den Saal. Die Burg iſt überfallen, Widerſtand fruchtlos und die Flucht benommen. Katmin hatte ſeinen Aufenthalt in der Burg benutzt, deren ſchwache, zugängliche Seiten zu erſpähen. Katmin war kaum hereingeſtürmt, ſo ergriff Donald ein Schwert und ſtieß es ihm in die Bruſt, ihn für ſeine Verrätherei zu beſtrafen. Ein Schrei des Entſetzens rings umher, daß der Sohn den Vater morde: da giebt ſich Malcolms Sohn zu erkennen. Edgar fordert die Krone, Donald bemerkt ihm freundlich: Die Luſt der Krone wolle er mit ihm theilen, aber die Laſt und Noth der Herrſchaft wolle er allein tragen. Doch ſey er es zufrieden, daß ein Zweikampf Recht ſpreche zwiſchen ihnen. Nach mannichfaltigen Wortgefechten muß ſich Edgar in ſein Schickſal finden und ſich dem Sieger unterwerfen. Den Schmerz der Niederlage verſüßte Donald, indem er die geliebte Alona zur Gattin begehrte, und ſie zu Schottlands Königin erhob.

In der «Widmung,» die dem Trauerſpiele vorausgeht, erzählt der Dichter:

Aus Schottlands nebelgrauer Vorzeit ſtiegen
Zu mir herauf Geſtalten rieſenhaft.
Sie zeigten mir in faſt verloſchnen Zügen
Den Sieg des Edlen über rohe Kraft;
Und mahnten mich, ein Bild daraus zu fügen.

Es war wohlgethan, ſolcher Mahnung zu folgen, da es gefährlich iſt, rieſenhaften Geſtalten etwas abzuſchlagen. Wir wollen nun ſehen, wie das Gebot vollzogen, auf welche Weiſe das Bild zuſammengefügt worden, und wir wollen in unſerer Beurtheilung keinen andern Weg verfolgen, als den uns der Dichter ſelbſt vorgezeichnet. Wir wollen betrachten: ob die auftretenden Geſtalten rieſenhaft erſcheinen; ob deren verloſchene Züge wieder hergeſtellt, klar, ſcharf und kenntlich geworden; und ob es das Edle ſey, das geſiegt über rohe Kraft.

König Malcolm erſcheint nicht auf der Bühne, und iſt alſo dem Lobe, wie dem Tadel, entrückt, und da er auf dem Schlachtfelde ſtirbt, und an keiner dramatiſchen Krankheit, hat die Kritik keine Legalſection mit ihm vorzunehmen. — Dem jungen Edgar fehlt zum Rieſen mehr als die halbe Größe. Er ſpielt den Helden wie ein wandernder Comödiant. Er iſt nicht ſchlimm und nicht gut, nicht hart und nicht weich, er iſt ein halbgeſottener Ungeſtüm, und er weiß nicht, was er will. Nach der verlornen Schlacht ſteht er voll Angſt vor ſeiner Mutter, wie ein Schulknabe, den die Cameraden blutig geſchlagen, oder der ſich ein Loch in den Kopf gefallen und der die mütterliche Züchtigung fürchtet. Nur ausgeſcholten wird er von ihr und er greinet beinahe. Es iſt komiſch, aber ungerecht, daß er der Mutter vorwirft, ſie habe ihn wild erzogen; es iſt nichts Wildes an ihm, als die Ungenießbarkeit ſeiner Reden. Nachdem er den Anſprüchen auf die Schottiſche Krone entſagt, beſchließt er, ſich in eine Einöde zurückzuziehen — er, ein achtzehnjähriger Junge, der ja unmuthig, weil er lebenshungerig, nicht weil er lebensſatt! — Braſſolis iſt eine ganz gewöhnliche Dutzend-Frau. — Von dem blinden Malthos läßt ſich nichts Gutes und nichts Böſes ſagen. — Alona iſt ein Mädchen, wie alle Mädchen ſind, bis auf einen Punkt: ſie verliebt ſich und geſteht ihre Liebe zu ſchnell. Zwar iſt die Liebe eine Wechſelſchuld, welche die Gläubigerin Natur zur Verfallzeit ſtreng einfordert; aber ſie pflegt doch nicht auf Sicht bezahlt zu werden, und auch nach altſchottiſchem Rechte werden vor der Liebeserklärung einige Reſpekt-Tage üblich geweſen ſeyn. Der junge Pilger kommt Abends in die Burg — die Nacht iſt ſchicklicher Weiſe gar nicht mitzurechnen — und ſchon am andern Tage iſt Alona in ihn verliebt und ſagt es ihm! — Donald erſcheint zu gut und zu weich, die Handlung fällt um das Jahr 1000; aber bei den rauhen Menſchen jener nordpolariſchen Zeit, auch wenn ſie edel ſind, iſt der Tag der Güte doch nur kurz, und was in ihnen ſchmilzt, iſt immer nur Schnee. Katmin iſt ein feiner Herr. Gleich bei ſeinem Auftreten ſieht er aus Artigkeit Mutter und Tochter als Schweſtern an, und er zeigt ſich als Diplomat — indem er gelegentlich bemerkt:

Glück und Recht
Gehn ſelten Hand in Hand, das letztere ſteht
Zu feſt, das erſtere iſt zu flüchtig.

Auch Katmin iſt keine rieſenhafte Geſtalt. Zwar gab es wohl ſchon Spitzbüberei zu Schottlands nebelgrauer Vorzeit; doch eine ſo glatte Kunſt war ſie noch nicht geworden, wie ſie Katmin übt.

Die genannten Perſonen alle, bis auf Katmin, tragen den gefährlichen Keim des dramatiſchen Todes in der Bruſt. Sie athmen kurz und ſchwer, und leiden an fliegender Hitze. Katmin allein iſt geſund, er hat die größte Hoffnung, ein hohes Alter zu erreichen, weil er, als Diplomat, beſitzt, was die beſten Makrobiotiker als Unterpfand eines langen Lebens anſehen — wenig Herz. Und der geſunde Katmin ſtirbt und jene kränklichen Menſchen alle überleben ihn! Jetzt traue einer den Aerzten mit ihrer Semiotik! Zwar ſpielt der Tod immer blinde Kuh, und fängt, wer ihm zuerſt nahe kommt; aber der Dichter ſollte doch dieſen Mord, nicht einmal als Dichter, auf ſeine Seele laden. Was hat Katmin gethan? Nichts, als was die Dienſtpflicht gegen ſeinen Fürſten ihn geheißen. Der Königsſohn war ſeiner Verwahrung anvertraut, er mußte ihn ſchützen durch Rath und That; die Noth führte ſie unter das Dach des Erbfeindes, Katmin ſucht Donald mit Liſt aus ſeiner gefährlichen Lage zu befreien, und er führt Malcolms Schaaren in die Burg. Es iſt wahr, er ſuchte Tom zu tödten; aber das war Kriegsrecht. Wo wäre da ein todeswürdiges Verbrechen? Und hätte Katmin gefehlt, kam es Donald zu, den Fehler zu beſtrafen? Durfte er ſeinen Freund, ſeinen Führer, ſeinen zweiten Vater morden, der für ihn gewacht und geſorgt? Nicht einmal die Noth, die Verblendung der Liebe nicht einmal, kann Donald's blutige Uebereilung entſchuldigen. Er war von den Seinigen umringt, die ihm gehorchen, ſobald er ſich als Malcolm's Sohn zu erkennen gab; er war Herr der Burg; Alona und die Ihrigen hatten von Katmin's Argliſt nichts mehr zu befürchten — und Donald ſtößt ſeinem Befreier das Schwert in die Bruſt, um nur eine empfindſame Floskel anzubringen, und damit das Trauerſpiel endlich zum Trauerſpiele werde! Wo wäre hier der Sieg des Edlen über rohe Kraft? Donald's rohe Kräfte haben geſiegt über Edgar's rohe Kräfte. Und wäre Donald geweſen, was er nicht war, ein edler Menſch, ſelbſt dann hätte nur der Edle, nicht das Edle geſiegt, was wohl zu unterſcheiden; das eine iſt Zufall, das andre iſt Sittlichkeit, und nur das andre kann erfreulich ſeyn.

Weil die Handlung ſich in Schottlands nebelgrauer Vorzeit begeben, hätte man gerne wahrgenommen die düſtere Farbe eines rauhen Himmels; hätte man gerne geſpürt den ſtrengen Duft einer Nebellandſchaft. Doch über dem Trauerſpiele hängt ein blauer Bühnenhimmel, mit Gewitterwolken ſymmetriſch bekranzt, und überall athmet man den Duft des ſüßen Lavendelwaſſers, womit die zierliche Melpomene unſrer Zeit ſich Hände und Geſicht benetzt.

XIII.

Die Huſſiten vor Naumburg.

Schauſpiel von Kotzebue.

Einer Kotzebuiſchen Rührung werden nicht leicht etliche Thränen verſagt; die liebe Kleine bettelt gar zu angenehm. Aber ein vernünftiger Menſch trocknet ſich die Augen, und ſchämt ſich dabei ſeiner Mildherzigkeit. Lockeres Zeug, Luft, nichts als Luft! Schaum, nichts als Schaum! Bataillonsweiſe aufgeſtelltes Lumpengeſindel von allerlei hergelaufenen Redensarten, werden in den Kotzebue'ſchen Paradeſtücken Verſe genannt. —

Solche ekelhafte Schandreden und Lieder, als womit die Kriegsleute des Procopius den vierten Akt beginnen, ſind wohl nie in einem Lager geſungen werden, und wenn auch — ſo dürfte die häßliche Natur nicht ſo getreu auf die Bühne gebracht werden.

Aber dieſes Stück bietet den Schauſpielern einen ſolchen Wechſel und Reichthum von Gefühlen und eine Mannigfaltigkeit der Stellungen an, daß der Glanz des Spiels die Fehler des

Dichtwerks überblenden konnte. Dieſesmal war es nicht geſchehen. Einer ſo langweiligen, lauen, matten, ſchleppenden und auseinandergeriſſenen Darſtellung hat man wohl nur ſelten beigewohnt. Die Leere des Hauſes — es waren nicht weniger Menſchen auf der Bühne, als vor ihr — wird dies erklären, doch nicht entſchuldigen. —

Herr ***, als Wolf, hatte einige Momente, in denen er, alles um ſich her vergeſſend, nur an ſich dachte, und dann bewährte er ſeine guten Gaben. Im Allgemeinen aber war ſein Spiel ganz ohne Licht und Schatten. Da beſonders, wo der Vater den Bürger überſchleicht, war er ſo ohne Zartheit und Biegſamkeit, daß es unbegreiflich iſt, warum bei einem ſo ausgezeichneten Künſtler nicht die ſich bewußte Fertigkeit einmal das mangelnde Bemühen erſetzen konnte. — Frau *** ſpielte die Bertha.... nein, dieſe Frau hat keine Kinder! — Das Eindringen der Kleinen in das Huſſitenlager lief ohne Thränen ab, weil es zweifelhaft ſchien, ob ſie wirklich nur durch Rührung den Feind beſiegt hatten. Denn die wenigen Kriegsleute, die aufgeſtellt waren, würden, trotz ihrer Picken, der Ueberzahl der Kinder haben unterliegen müſſen, wenn dieſe mit Vortheil angegriffen hätten.

XIV.

Die gefährliche Nachbarſchaft.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Welch' ein tiefer, tiefer Brunnen voll klarer, friſcher, erquickender Laune iſt Kotzebue, welch' ein wohlthätiges Geſchenk des Himmels! Bedenkt man, daß deſſen Luſtſpiele ſchon dreißig Jahre alle deutſchen Bühnen verſorgen, daß unter denen, die ihnen zugehört, niemand iſt, den ſie nicht ergötzten; zählt man die fröhlichen Stunden zuſammen, die ſie jedem Einzelnen, ſowohl beim Leſen als beim Vorſtellen, gemacht, dann kommt die große Rechnung heraus, daß ein einzelner Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Menſch iſt undankbar, aber der Deutſche iſt es am meiſten. Wie hätte das Alterthum, wie London und Paris einen ſolchen Mann verehrt! Wenige Jahre früher, da hier noch kein Fremdenblättchen erſchien, würde kein Bürger erfahren haben, daß Kotzebue vor kurzem in Frankfurt geweſen. Er iſt im Theater geſehen worden, und ich habe großen Verdacht, daß er den Eintrittspreis ſeiner Loge hat bezahlen müſſen. Es iſt ein Etwas, ein Etwas in uns Frankfurtern, ich habe keine Worte dafür, aber ein Taſchenbuch habe ich ſo gut wie Hamlet, und wer wehrt es mir hineinzuſchreiben: man kann reich ſeyn, ſehr reich ſeyn, und doch nichts ſeyn! Großer Gedanke, eines beſſern Kopfes werth!

O Fips, Du biſt glücklich; ſtirbſt Du auch ruhmlos wie eine Maus, ſo fällt Dir doch im Leben immer etwas ab. Unter Deutſchen lohnt ſich's der Mühe nicht, mehr zu ſeyn als ein Schneider. Niemals hohen, nur allerhöchſten Menſchen wird Ehrfurcht bezeigt, nur Geldkünſtler werden geliebt, und man ſchätzt keine andere Größe, als die arithmetiſche. —

XV.

Der Leuchtthurm.

Drama von Ernſt v. Houwald.

Der Kunſtrichter darf ſich nie mit der Stimme ſeines Herzens begnügen, die ihm ſagt, er habe ohne Haß und Liebe, und nicht im Dämmerlichte lauer Unterſuchung, Recht geſprochen; er muß von der Gerechtigkeit ſeiner Ausſprüche, auch Jeden zu überzeugen ſuchen. Darum ſollte der Beurtheilung eines Kunſtwerks, immer eine Beſchreibung deſſelben vorausgehen, damit die Leſer erfahren, ob das beurtheilte Werk die geprieſenen Vorzüge, oder die gerügten Mängel, wirklich an ſich trage. Hierbei aber iſt ſchwer, das Angeſchaute von der Anſchauung ſo rein zu ſondern, daß jenes im farbenloſen Lichte, nirgends von dem Rückſtrahle des Auges beleuchtet erſcheine. So wird es auch dem beſten Willen nicht vollkommen gelingen, die einem Schauſpiele zum Grunde liegende Handlung ſo ſachgemäß zu erzählen, daß die Anſicht des Erzählers nicht, wenigſtens leiſe, mitrede. Um dieſer Zudringlichkeit der eigenen Empfindung auszuweichen, will ich die Schickſalsfabel, welche dem Leuchtthurm zum Stoffe gedient hat, nicht mit meinen eigenen, ſondern mit den Worten des Herrn Böttiger erzählen, der in der Abend-Zeitung jenes Drama beſprochen hat. Um ſo willkommener iſt mir dieſe Darſtellung des Herrn Böttiger, da er die Tragödie Houwald's ſehr anpreiſt, und alſo gewiß darauf bedacht war, den Gegenſtand der Beſchauung unter dem vortheilhafteſten Lichte erſcheinen zu laſſen.

»Ein Graf von Holm hat die einſt tugendhafte Gemahlin ſeines, ihm brüderlich trauenden Freundes, Ulrich Hort, in deſſen Abweſenheit mit Liebe bethört, und iſt mit ihr und ihrem einzigen Kinde, Hort's dreijährigem Sohn, nach Amerika gegangen. Abſichtlich ausgeſtreute Gerüchte hatten ihn todt geſagt. Hort verliert über dieſe Treuloſigkeit den Verſtand. Nur am Meeresſtrande löſt ſich ſeine Verrücktheit in freundlichern Wahnſinn auf. Dort ſingt er ſeiner, ihm entflohenen Mathilde, ſchon ſeit achtzehn Jahren auf ſeiner Harfe ſehnſuchtvolle Wünſche bei Sturm und Sonnenſchein entgegen. Den wahnſinnigen Harfner pflegt ſein einziger Bruder, Caſpar Hort, mit ſeiner einzigen Tochter Dorothea. In einem Leuchtthurm, auf deſſen Kuppel alle Nächte Signal-Lampen angezündet werden, leben dieſe drei zuſammen. Die zartaufblühende Dorothea hat faſt mit niemand als mit ihrem ſie ſelbſt unterrichtenden Vater und dem gemüthkranken Oheim Umgang. Da ſtrandet ein Schiff am nahen Felſenriß. Ein einziger Jüngling, Walther mit Namen, wird von der ruderkundigen Jungfrau und ihrem Vater, dem Thurmwächter, geborgen. Sie lieben ſich, ohne ſich zu erklären, beim erſten Blick. Der Jüngling weilt im benachbarten Dorfe. Eine ſtürmiſche Nacht droht auf's neue Allen, die der Küſte ſich nahen, wofern nicht Signalfeuer brennen, Untergang. Man hört Nothſchüſſe. Während Caſpar Hort vom Thurm herabeilt, um auch unten ein warnendes Feuer anzuzünden, kommt Walther, der Geliebten in dieſem Sturm der Elemente beizuſtehn, zum Erſtenmale ſelbſt auf den Thurm. Dem Mädchen lag ob, die Lampen oben brennend zu erhalten. Indem jetzt die Liebenden ſich dem Entzücken des erſten gegenſeitigen Eingeſtändniſſes überlaſſen, hat der wahnſinnige Oheim die Lampen oben plötzlich ausgelöſcht. Dieſe Idee, im Wahnſinn, alſo in der Willkühr des Bewußtloſen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzuſtellen und dadurch der Vorſehung gleichſam nachzuſpielen, wird ſtets bewundert werden. Er ruft nun, als die Aufgeſchreckten zum Vater hinunter an den Strand geſprungen ſind, frohlockend über ſeine That:

Was zündet der Menſch ſeine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
Nacht ſoll es ſeyn. —

Damit ſchließt ſich der erſte Akt, der im runden Wohnzimmer ſpielt, auf deſſen Kuppeldach die Signale brennen. Das Schiff, welches Nothſchüſſe that, iſt, der Signalfeuer beraubt, mit Mann und Maus untergegangen. Nur Ein Mann davon hat ſich auf eine Klippe gerettet.«

»Der zweite Akt zeigt uns unweit des Leuchtthurms einen Meeresſtrand mit vorſpringenden Felſenabſätzen, die in die See hinausſtarren. Der Morgen bricht an. Auf dem Vorſprunge ſitzt der Harfner und begleitet ſeine Morgenphantaſie mit einzelnen Accorden. Da treten unten Dorothea und der, ihrer verliebten Nachläſſigkeit zürnende, Vater hervor. Die Geängſtete zeigt die tiefſte Reue. Allein Ulrich ruft hinten hervor und klagt ſich ſelbſt der That an. Wo das Schickſal Gericht halte, dürfe der Menſch kein Licht anzünden.

Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm ſeine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl

Walther iſt indeß in einen Kahn geſprungen und bringt den einzig übrig gebliebenen vom Riff auf's Land. Wir ſehen dieſe Rettung in der Beſchreibung des bangenden Mädchens, die ihm mit dem Vater vom Felſen herab zuſieht. Jetzt naht die Entwickelung. Walther iſt der, mit der Mutter nach Amerika entführte Sohn, von dem Entführer treu erzogen. Die Eltern, von Reue gefoltert, haben ihn vorausgeſchickt, um den rechten Vater aufzuſuchen. Er iſt von ſeinem Oheim unbewußt gerettet worden; denn Dorotheens Mutter war die Schweſter ſeiner Mutter. Den er heute rettete, er iſt Graf Helm, ſein Pflegevater. Sein leiblicher Vater iſt der wahnſinnige Ulrich. Erſchütternde Erkennungsſcenen zwiſchen Helm und Hert, Dorotheens Vater, der dem zerknirſchten Verführer endlich die Folgen ſeiner Unthat, die im Wahnſinn des ſo Beraubten enden, eröffnet. Mathilde ſelbſt, die reuig zurückkehrende Mutter Walther's, iſt beim Schiffbruch in dieſer Nacht vor Helm's Augen ertrunken. Da Helm, mit Verzweiflung ringend, abſeits gegangen iſt, hat Ulrich den Leichnam Mathildens, am Strande ausgeſpült, aufgehoben, und bringt ihn nun auf die Scene getragen. Er liebkoſet der Wiedergeſchenkten mit unbeſchreiblicher Wehmuth, da er ſie nur für eine Tiefſchlummernde hält. Da tritt Graf Holm, der Verführer, hinzu. Ein herzzerſchneidendes Zuſammentreffen. Im halbaufdämmernden Bewußtſeyn fürchtet Ulrich, daß Holm ihm das wiedergefundene Weib aufwecken, davon führen wird. Er will ſich vor ihm mit ihr in's Heimathland flüchten. Ein neuer Arion ruft er die Delfinen. Sie ſollen ihn mit ſeiner Harfe und ſeinem Weibe über die Fluthen tragen. Da ergreift er die Todte, trägt ſie auf den oberſten Felsvorſprung, und ſtürzt ſich mit der Harfe und ihr hinab in's Meer. Die Herbeieilenden kommen zu ſpät. Holm's unausſprechliche Reue verdient Mitleid. Die Sühne iſt vollendet. In den zwei ſchuldlos Liebenden geht das Geſchlecht nicht unter, es blühet friſch fort.

Thor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefſten Wogen
Die zerriſſnen Herzen ſelig
In der Heimath hingezogen?.

Ich will bekennen, ob ich zwar weiß, welche Gefahr mir ein ſolches Geſtändniß bringt, daß ich dieſes Trauerſpiel in meinem Sinne ſchon verurtheilt habe, als ich nur erſt ſeinen Namen erfuhr; denn ich überlegte was folgt. Ob der Name eines Schauſpiels ſeinen Inhalt bezeichnen müſſe, oder ob er dieſes nicht zu thun habe, braucht hier nicht entſchieden zu werden — genug, es findet einer von beiden Fällen Statt. Wenn der Erſtere, ſo muß die Bezeichnung gehörig ſeyn, indem entweder der Eigenname des Helden, wie Othello, Wallenſtein, oder irgend ein Verhältniß, wie die Räuber, oder eine Menſchenlehre, wie die Schuld, ausgedrückt wird. Nie aber darf die Bezeichnung etwas enthalten, was der Natur des Bezeichneten widerſpricht. Iſt der Name eines Schauſpieles aber gleichgültig, ſo muß er eben ein gleichgültiger Name ſeyn, und er darf, weder abſichtslos noch mit Abſicht, durch ein marktſchreieriſches Prunkwort die Aufmerkſamkeit anlocken, und hierdurch zur ruhigen Betrachtung der Umgebungen die nöthige Beſonnenheit rauben. Das Wort Leuchtthurm aber verletzt die eine oder die andere jener Kunſtregeln. Wollte es den Bau und die Haltung der Trauergeſchichte bezeichnen, ſo geſchah dieſes nicht auf die erforderliche Weiſe. Etwas Todtes, dem Menſchen willenlos dienendes, wurde hierdurch zum Vollſtrecker der Schickſalsbefehle, zur Sehne der Handlung, zur Feder des Weltgetriebes erhoben. War aber das Wort willkührlich gewählt, nur um eines Namens willen, ſo widerſpricht es dem Bezeichneten. Es iſt eine Art Luſtſpielerei darin, es enthält eine Miſchung von Komiſchen; denn da man ſich denken kann, daß Einer oder der Andere der Leidensgeſchwiſter im Thurme hauſe, fühlt man ſich gekitzelt zu ſpotten: wäre der Narr nicht hinaufgeſtiegen, wär' er nicht herabgefallen! Als ich nun in das Drama hineinkam, da begegnete mir ſchon unter der Thüre einer der Fehler, welche das Wort Leuchtthurm angekündigt hatte. Die Verſehung, welche die Welt regiert, ſpielt hier eine niedrige Ortsbehörde, und hat, außer ihrem Gerichtsſprengel, weder Macht noch Anſehen. Die dramatiſche Kunſt mußte bei der Baukunſt betteln: ohne Leuchtthurm keine Tragödie. An dieſem Leuchtthurme ſcheitert Menſchenleben nicht blos nautiſch, ſondern auch ſinnbildlich — und das iſt der Frevel. Das rächende Schickſal ſoll dem Schuldigen keine Grube graben, die es heimtückiſch mit Laub bedeckt, noch eine Falle ſtellen, wohinein ein tragiſcher Speck den lüſternen Menſchen lockt; es ſoll offenes Gericht halten. Wie die Schuld des Geiſtes oder des Herzens, Schuld iſt überall, auch weit entfernt von dem Orte der verbrecheriſchen That, ſo muß auch die Strafbarkeit überall ſeyn. Das Schickſal darf dem Wahne und dem Verbrechen weder eine Freiſtätte gewähren, wo ſie ſicher vor dem Schwerte der Gerechtigkeit wohnen dürfen, noch darf es einen

Bannkreis ziehen, in deſſen Umfange allein die rächende Vergelterin ſie trifft. Der Leuchtthurm war ein ſolcher Bannkreis.

Wenn ich behaupte, der Wahnſinn des Ulrich Hort iſt nicht jener heilige Wahnſinn, der, als der lebende Tod, Schrecken und Mitleid einflößt; ſondern die Schwachköpfigkeit eines Narren, der zum Tollhauſe nur die geſetzliche Reiſe nicht hat — ſo wird franzöſiſcher Leichtſinn dieſes hurtig auffaſſen, deutſcher Tiefſinn aber die Behauptung zurückweiſen. Aber der Leichtſinn hat hier Recht, wie er oft Recht hat. Der Leichtſinn dringt nicht in das innere Weſen, er haftet an der Oberfläche der Dinge, doch dieſe kennt er. Der grübelnde Tiefſinn aber verkehrt die Oberfläche, weil er den Boden umgräbt. Herr Ulrich Hort hatte eine »tugendhafte« Gemahlin, mit der er ſchon im vierten Jahre verheirathet ſeyn mußte; denn es iſt von ſeinem dreijährigen Sohne die Rede. Da kommt ihm ein Eheteufel in's Haus, ein ſogenannter guter Freund, ein Graf, der gelernt hat, wie man Weibertreue entwurzelt, und ſchlägt ſein Nomaden-Zelt im fruchtbaren Herzen der tugendſamen Gattin auf. Herr Ulrich ſieht und hört nichts, und da er eine Reiſe zu machen hatte, empfiehlt er Weib und Kind der Obhut des Nomaden. Dieſer Beſchützer denkt, man lebe nirgends ſicherer als im ſchönen Lande der Freiheit, und ſchifft mit ſeinen Schutzbefohlenen nach Amerika. Was thut Herr Ulrich, als er zurückkommt? Schüttelt er den Kopf? Nein, er verliert ihn. Von allem dem, was er hätte thun ſollen oder dürfen, thut er nichts, ſondern nur das Eine, was er weder ſollte noch durfte. Er hätte toll werden und Tiſche, Stühle, Fenſter und Spiegel des ganzen Hauſes zerſchlagen können, denn ſeine Ehre war verletzt; er hätte dem Verführer nacheilen und ihm eine Kugel durch den Kopf, die Frau aber zum Teufel jagen ſollen; er hätte höchſtens in eine tiefe Schwermuth verfallen dürfen, weil ihm ſein einziges Kind geraubt worden. Aber nein, er verliert den Verſtand, und findet ihn nach achtzehn Jahren noch nicht wieder. Das iſt lächerlich, das iſt gegen alle Erfahrung, gegen alle ſchöne Erfahrung wenigſtens, und dieſe allein darf der Künſtler nachbilden. Braucht man ein Pariſer zu ſeyn um zu fragen: Hat Herr Ulrich den Verſtand verloren, weil er ſeine Frau ſo treu geliebt, oder hat er ſie ſo treu geliebt, weil er den Verſtand verloren? Ich ſagte, dieſer Wahnſinn aus Liebe iſt lächerlich. Die Liebe wird, wie eine Katze, blind geboren; aber die Ehe iſt eine Staarnadel in der geübteſten Hand. Der blinden Liebe verzeiht man die Verblendung, aber der ſehenden nicht. Die Geliebte hat einen Preis, die Frau nur einen Werth, und wer, ſtatt ſich zu freuen ein liederliches Weib los geworden zu ſeyn, den Verſtand darüber verliert, der hatte keinen zu verlieren. Die Ehe giebt dem Manne ein bürgerliches Recht auf ſeine Frau, aber eben darum muß die Entführung einer Frau lächerlich erſcheinen. Eine entführte Frau iſt wie eine geſtohlene Sache, eine Sache aber ſollte der Eigenthümer unter Schloß und Riegel bringen. Hätte Graf Holm dem verrathenen Freunde nur das entwendet, was man bildlich das Herz der Gattin nennt, ſo wäre das ein anderer Fall; denn dieſes, als etwas unkörperliches, läßt ſich nicht einſperren, nur die Treue kann es ſichern. Aber der Graf hat das Herz mit ſeiner Kapſel, den Wein mit dem Faſſe geſtohlen, und Gaunerſtreiche ſolcher Art werden mehr belacht als gehaßt, und gehören darum in's Luſtſpiel; denn der Trauerſpieldichter darf nicht die langſame und ſchwache Wirkung der Sittenlehre, er darf bei ſeinen Zuhörern nur die raſche und feurige Leidenſchaft für Tugend in Berechnung bringen. Ulrich Hort bildet ſich nun ein, das Waſſer werde ihm ſein verlorenes Erdenglück zurückbringen, und ſein Bruder Caspar, der Reil's Rhapſodien nicht geleſen haben mag, denn er glaubt, eine wahnſinnige Vorſtellung werde geheilt, indem man ſie nährt, führt ihn an Meeresſtrand, um ſogleich bereit zu ſeyn, wenn die tugendhafte Mathilde landen ſollte. Um nur unter Dach zu kommen, wird Caspar Leuchtthurm-Wächter. Das Opfer der brüderlichen Liebe iſt, wenn auch Unheilbringend, doch groß. Dieſe Brüder waren, wie es ſich aus allem, vorzüglich aus dem Umſtande ergiebt, daß Ulrich einen deutſchen Grafen zum Hausfreunde gehabt, Leute von Stand und Vermögen; der Dienſt eines Leuchtthurm-Wächters aber iſt der allerbeſchwerlichſte, zu dem ſich nur nothdürftige Menſchen verſtehen. Die Admiralität muß ſich gewundert haben, als ſich ein gebildeter Mann um dieſe Stelle bewarb. Jetzt ſitzt Ulrich Hort oben auf dem Thurme, oder unten am Strande des Meeres, bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenſchein und Ungewittern, und ſpielt die Harfe; ſelbſt die Pauken des Sturmes ſtören ſein Saitenſpiel nicht. Das iſt nun freilich ein ſchönes Oſſianiſches Nebelbild, das iſt romantiſch! Aber die Romantik iſt tödtliche Sumpfluft für alle dramatiſche Geſchöpfe. Wo der Himmel beginnt, endet die Kunſt. Der Leidens-Held muß im Strome der Zeit untergeben mit Leib und Seele, und der Dichter darf ihn nicht, nur den Körper wie ein Kleid abwerfen und die nackte Seele hinüberſchwimmen laſſen, um am Ufer der Ewigkeit wieder glücklich zu werden. Wozu unſer Mitleid, wozu unſere Thränen, wenn aller Jammer darauf hinausläuft, daß der Held ein bischen naß werde? Die Sonne des ewigen Lebens trocknet ihn augenblicklich wieder. Dann iſt der Schickſalstod nur ein glücklicher Sprung, kein bejammerungswürdiger Sturz; dann iſt die Trauer kindiſch, und nur die Luſt iſt männlich, und dann — iſt es aus mit allem tragiſchen Schrecken.

Da ich ſchon bei einer frühern Gelegenheit, in der Beurtheilung einer andern Tragödie des Hrn. v. Houwald, zu erläutern geſucht, warum mir ſcheine, daß eine Krankheit nicht Quelle des tragiſchen Geſchickes ſeyn dürfe; ſo brauche ich dieſe Gründe hier nicht zu wiederholen, ſondern nur zu bemerken, daß bei gleichem Falle auf gleiche Weiſe geurtheilt werden müſſe. Im Wahnſinne löſcht Hort die Lampen aus, im Wahnſinne ſtürzt er ſich in's Meer — das ſind aber krankhafte Erſcheinungen der körperlichen Natur, nicht beſonnene oder auch launige Anordnungen des regierenden Weltgeiſtes. Zwar iſt der Wahnſinn Hort's eine Folge ſeiner verrathenen

Liebe; allein auch den geführten Beweiß nicht beachtet, daß jene Herleitung untragiſch iſt, ſo liegt dieſe Kindſchaft auſſer dem Drama; denn Hort kommt als fertiger Narr auf die Bühne. Herr **Böttiger** ſagt in ſeiner Beurtheilung: »Dieſe Idee, im Wahnſinn, alſo in der Willkühr des Bewußtloſen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzuſtellen und dadurch der Verſehung gleichſam nachzuſpielen, wird ſtets bewundert werden.« Wie! Iſt der Lenker und Ordner der Dinge bewußtlos, und heißt es der Verſehung nachſpielen, im Wahnſinne wahnſinnig zu handeln? Doch ja, es heißt, ihr — nachſpielen.

Herr **Böttiger** ſagt ferner: »Wo iſt (in unſeren neuen Schickſalstragödien) die Reinigung der Leidenſchaften, wo die Sühne? Von dieſen geſpenſtiſchen Fantomen empört, entſchloß ſich der eben ſo tief als zart fühlende Dichter des Bildes, in dieſem Leuchtthurme eine wahre, kein Gemüth unheilbar verwundende Schickſalsfabel aufzuſtellen. Es iſt ihm zur allgemeinen Zufriedenheit aller Gleichgeſinnten gelungen.... Unſere Bühne iſt reicher geworden.« Unſere Bühne iſt nur reicher an Armuth geworden. Was ſie unter Schickſal verſtehen, habe ich nie verſtanden; ich habe nie verſtanden dieſe Miſchung von antiker und romantiſcher Denkweiſe, dieſes chriſtliche

Heidenthum. Entweder iſt der Tod ein liebender Vater, der ſein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann iſt er untragiſch; oder er iſt der menſchenfreſſende Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, und dann iſt er unchriſtlich. Euer Schickſal aber iſt ein Zwitter, unfähig zum Zeugen wie zum Gebähren. Ich frage: wo iſt im Leuchtthurme die Reinigung der Leidenſchaften? Wo iſt die Sühne? Wo iſt die »kein Gemüth unheilbar verwundende« Schickſalsfabel? Wenn von Leidenſchaften die Rede iſt, ſo iſt die des Schmerzes, die Ulrich Hort zum Wahnſinne und zum Selbſtmorde führt, nicht weniger fleckenvoll, als die der Luſt, die Mathilde zur Verbrecherin und Helm zum Verräther machte. Wo werden dieſe Leidenſchaften gereinigt? Hort bringt ſich um — und freilich, das Kopfabhauen heilt die Zahnſchmerzen. Mathilden's Reue kommt achtzehn Jahre zu ſpät, nicht gereinigt, geſättigt iſt ihre Leidenſchaft. Helm macht aus Buße eine große und gefährliche Reiſe, aber noch größer und gefährlicher für ſeine Tugend iſt der Verdacht, Mathilde habe mit ihrer Jugend und Schönheit ſeine Neigung verloren. Wo iſt die Sühne? Hort iſt ſchuldlos, ſchuldloſen Herzens wenigſtens — und ſein abgeſchiedener Geiſt muß achtzehen Jahre herumwandeln, bis er Ruhe im Grabe findet. Mathilde iſt ſchuldig, aber ſie wird nicht *gerichtet* von der ſtrafenden Vorſehung, der Stab wird nicht über ſie gebrochen, ſie ſtirbt von des Zufalls Mörder-Hand. Holm iſt am ſchuldigſten — und er darf ſich erfreuen an Walthers und Dorotheens Liebe, und wird im Kreiſe blühender Enkel noch viele frohe Tage leben. Wenn *das* keine Schickſalsfabel iſt, die das Gemüth unheilbar verwundet, dann müßt Ihr es weit gebracht haben mit euerer dramatiſchen Chirurgie!

Wir wollen jetzt betrachten, wie der Dichter Schuld und Buße aneinander gekettet. So mühevoll iſt es geſchehen, ſo unhold im Schweiße der Muſen, daß man an die fluchbeladenen Adamiten und an den Sündenfall erinnert wird. Hort wird auf eine unvernünftige Weiſe verrückt — es ſey. Er bleibt es achtzehen Jahre — gut. Sein Bruder, aus mißverſtandener Liebe, wird Leuchtthurm-Wärter — bewilligt. Der nach Ruhe des Genuſſes lüſterne Entführer, macht eine beſchwerliche Reiſe nach Amerika — immerhin. Nach achtzehn Jahren kommt die Reue — glaublich. Man ſchickt den Sohn nach Europa, um den Vater zu ſuchen, das Schiff geht unter, nur der Sohn wird gerettet, von ſeiner Muhme, künftigen Geliebten und Frau gerettet, ſo daß er landet an der entſcheidenden Stelle, und ſich zur verabredeten Stunde zum Rendez-vous der Nemeſis einfindet — glückliche Zufälle. Aber jetzt kommen Vater und Mutter nachgeſchifft, das Schiff ſtrandet abermals und am nämlichen Orte, abermals ertrinken Alle, nur Holm wird erhalten und vom Pflegeſohne gerettet — nein, das iſt zu viel, das mache man einem andern weiß! Ich will nicht zankſüchtig ſcheinen, ich will nicht von der Logik reden, ich will keinen Wahrſcheinlichkeits-Rechenmeiſter machen; aber in dieſen bis zur Bergeshöhe aufgehäuften Wundern, ſehe ich eine dramatiſche Todſünde, die keinen Ablaß findet. Die Bewegungen des Schickſals dürfen nicht unruhig, nicht leidenſchaftlich, ſeine Tritte müſſen, wenn auch hart und zermalmend, doch langſam und feierlich ſeyn. Die Vorſehung, ihrer Macht wie ihres Rechts bewußt, darf nicht geſchäftig zappeln, wie der ſchwankende zaudernde Menſch. Sie darf den Verbrecher nicht liſtig auskundſchaften, dann fangen, und ihm verfängliche Fragen vorlegen; ſie kennt ſeine Wohnung und ſeine Schuld. Die Vorſehung, der herrſchende Weltgeiſt — Gott, lenkt die Welt wie er ſie ſchuf, mit einem Gedanken: es werde! Es heißt aber die Macht der Vorſehung verächtlich machen, ſtatt ihr Ehrfurcht zu gewinnen, wenn man ſie, gleich ſchwachen ſterblichen Geſchöpfen, nur durch mühſames Ringen ihren Zweck erreichen, nur durch Ränke und Liſte Recht üben läßt. Dieſes geſchah im Leuchtthurm.

Wie dieſes dramatiſche Kunſtwerk in ſeinen einzelnen Theilen ausgebildet ſey, darüber kann ich nicht mit Sicherheit urtheilen; ich habe es bei einer einmaligen Darſtellung auf der Bühne nur flüchtig kennen gelernt. Herr Böttiger ſagt: »Um alles Einzelne zu würdigen, muß es oft geſehen werden.... Das in ſehr harmoniſchen, meiſt gereimten Trochäen zart hinſchmelzende Drama, iſt mit allen Reitzen der bilderreichſten Phantaſie reich, aber nicht üppig ausgeſchmückt. Viel klare Bilder und Sprüche darf man nur einmal hören, um ſie auf immer zu behalten.« Doch ich meine, das gereiche den Sprüchen nicht zum Lobe, daß man ſie behalten könne, ſondern daß man ſie behalten wolle, und ich zweifle, ob ſie dieſes Lob verdienen, wenn ich aus den einigen Verſen, welche die Abend-Zeitung mittheilt, auf die Uebrigen ſchließen darf. Ulrich Hert ruft, nachdem er das Feuer auf dem Leuchtthurme ausgelöſcht, über ſeine That frohlockend aus:

Was zündet der Menſch ſeine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. –
Nacht ſoll es ſeyn. –

Dieſe Diction iſt fehlerhaft; denn freilich iſt eine Laterne weder Hand noch Hemmſchuh, man kann ein Rad weder damit ſperren noch zurückdrehen. Nach dem Sinne dieſer Worte ſollte man eigentlich nicht fragen, denn ein Wahnſinniger ſpricht; aber ſo bald ihn der Dichter vernünfteln ließ, mußte er ihn auch vernünftig reden laſſen. Er ſpricht aber unvernünftig; denn wenn, worin Hort freilich Recht hat, der Menſch mit ſeinen Lampen das Geſchick nicht abwenden kann, wozu die Lampen auslöſchen? Das Schiff wird untergehen, trotz des Leuchtfeuers. Gegen die weiteren Verſe aus dem Munde Ulrichs:

Quäle nicht das arme Kind;
Laß ihm ſeine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

— läßt ſich freilich nichts einwenden; aber das ſind keine Neuigkeiten. Doch wenn am Schluſſe, ich weiß nicht wer, folgende Leichenrede hält:

Thor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefen Wogen
Die gepreßten Herzen ſelig
Zu der Heimath hingezogen? —

— ſo nenne ich dieſes Alfanzereien, werde wild und kann nicht an mir halten. Ich ſage, wie ohngefähr Werner's Attila:

Ich lieb' das Sauerſüße nicht;
Ganz ſey die Luſt und auch die Trau'r!

Aber dieſer wonnigliche Schmerz und dieſes ſchmerzliche Wonnegefühl, dieſe Bigotterie oder Scheinheiligkeit, die Tartüffe der Myſtik, dieſe Hyſterie der Muſen, ſind mir in der innerſten Seele zuwider. Ich weiß freilich recht gut, daß an dieſer dramatiſchen Nervenſchwäche die Schuld viel ſchuld iſt; aber die Schuld iſt eine ſchöne Sünderin, und — ein Richter bleibt immer ein Menſch. Iſt Sinn, ja auch nur Gemüth in den angeführten Verſen? «Jener ew'gen Liebe milde Fügung» — der Himmel bewahre mich und meine Freunde vor einer ſolchen Milde! «Die gepreßten Herzen ſelig» — wo ſteckt die Seligkeit? und muß ein Herz gepreßt ſeyn, um ſelig zu werden, kann es nicht auch ein glückliches? «Zu der Heimath hingezogen» — meinetwegen. Aber am Tode hat der Unglückliche nichts voraus, auch der Glückliche ſtirbt einmal. Fort! Hinaus in's Freie! Geht ſpazieren; es fehlt euch wahrhaftig im Unterleibe!

O Shakſpeare, du älteſter Sohn Melpomenens, reicher, kinderloſer Mann, wie läßt du ſo hart deine nachgebornen Brüder darben? Bettler haſt du bereichert, Narren begabt, Könige größer, die Liebe ſelbſt ſeliger gemacht, und die Söhne deiner Mutter — verhungern. O öffne deine Hand!

XVI.

Die beiden Gutsherren.

Luſtſpiel von Julius v. Voß.

Die zwei Dutzend, theils gutsherrlichen und patrimonialrichterlichen, theils Haus- Vieh- Feld- und Forſtwiſſenſchaftlichen Perſonen, die in dem Luſtſpiele auftreten, ſind zur Hälfte Klein-Rohrshofer, die alle prügeln oder geprügelt werden, und zur Hälfte Groß-Liebherrnthaler, die ſämmtlich Liebe geben oder empfangen. Der dramatiſch-publiziſtiſch-diplomatiſch-kommerziale Zweck des Herrn v. Voß, läßt ſich an den Namen, die er den beiden Gütern gab, ſchön etymologiſiren. Klein-Rohrshofer ſind ſolche Leute, die an — ich wollte ſagen auf einem Hofe leben, wo das Rohr regiert. Durch den feinen Nebenzug, daß er den Klein-Rohrshofer Gutsherrn einen geweſenen Hauptmann ſeyn läßt, wollte er zu verſtehen geben, daß er unter dem Stocke, deſſen Legitimität er vertheidige, nicht den Stock des Civil-Büttels, ſondern den Soldaten-Stock des Profoſes verſtanden habe. Groß-Liebherrnthaler hingegen ſind Menſchen, deren Herr große Liebe hat, oder Menſchen, die einen großen Herrn ſeiner Thaler wegen lieben. Hr. v. Voß hat das Wort wahrſcheinlich, in dieſem und in jenem Sinne gebraucht. Er ſtellt alſo ein landwirthſchaftlich-politiſch-erotiſch-ſpitzbübiſches Panorama auf, in deſſen einem Halbkreiſe ſtreng, in deſſen Anderem milde regiert wird. Der ſtrenge Herr erlebt nichts als Freude und Segen an Kind und Rind; der Nachſichtige nichts als Jammer und Elend. Die Nutz-Anwendung dieſer Lehre mußte, wie allgemein bekannt, Hr. v. Voß ſehr handgreiflich finden; uns aber iſt ſie es gar nicht, und ich ſage ihm, um den Ernſt im Spaße kurz und trocken abzufertigen, nur folgende wenige Worte. Es iſt gar nicht die Frage, ob ſtreng oder milde, ſondern es iſt die Frage, ob nach Geſetzen oder eigenwillig regiert werden ſoll. Das Volk, das zu ſeinem Glücke eines guten Fürſten bedarf, iſt immer unglücklich, ſo wie ſein Glück nur dann geſichert iſt, wenn es auch ein ſchlimmer Herr nicht ſtören kann. Wollte Hr. v. Voß aber beweiſen, daß Alleinwille nur durch Strenge geltend gemacht werden kann, ſo hat er zwar Recht, aber die Lehre war überflüſſig, es kennt ſie Jeder. Man will dem Verfaſſer die größte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er iſt der treueſte Unterthan von der Welt, und verdiente wegen ſeiner Bürger-Tugend, alle ſeine Tage, unter einem Klein-Rohrshofer Gebieter zu verleben. Aber welcher Teufel blies ihm ein, ſeine guten Geſinnungen zu dramatiſiren? Er hat dadurch die ehrwürdigſte Sache lächerlich gemacht. Die erſte Scene beginnt der Rohrshofer Verwalter mit den Worten: »Wo bleibt der Schlingel?« und hebt dabei den Stock auf. In der zweiten Scene wirft das Hof-Fräulein, Margarethe, der Vieh-Magd, mit lakoniſcher Kürze, den Schlüſſelbund an den Kopf. In der vierten führt der Vogt den alten Nachtwächter am Ohrzipfel herbei, und verklagt ihn beim Herrn, weil er vergeſſen, um drei Uhr abzurufen. Vergebens bittet die Tochter, vergebens fleht der zitternde Greis, es ſey in zehen Jahren zum Erſtenmale geſchehen — keine Gnade. Der ſtrenge Regierungskünſtler befiehlt dem Vogt, dem Nachtwächter dreißig aufzuzählen, »aber aus dem ſpaniſchen Pfeffer. Auf den Abend, wenn die Arbeiter herein ſind; das ganze Dorf ſoll zuſehen, daß der Stock ſeine Schuldigkeit beſſer thut, als der Nachtwächter. So lange in's

»Hundeloch.« In der fünften Scene bindet ſich die Tochter des Stockes, das Hof-Fräulein Margarethe, eine weiße Schürze vor, und putzt gelbe Rüben; aber nicht etwa theatraliſch-ſymboliſch, ſondern reell, einen ganzen Sack voll, ſo daß bei der Aufführung in Frankfurt das Rübenputzen länger als eine Viertelſtunde dauerte.... Genug. O über den hölzernen Schachbauer!

XVII.

Der verbannte Amor.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Eines der gelungenen Luſtſpiele dieſes Dichters, ob zwar Freunde der Menſchenbeobachtung vergebens darauf lauern, um zu erfahren, worin die Eiferſucht des Weibes, von der des Mannes, in ihrer Offenbarung verſchieden ſey. Der argwöhniſche Profeſſor und ſeine mißtrauiſche Schwägerin, ſind ſich völlig gleich, und die Verdoppelung dieſes Charakters, in demſelben Luſtſpiele, wird dadurch zur unbehaglichen Einförmigkeit gemacht. Die Bühne ſoll ja keine Arche Noah ſeyn, die eine Leidenſchaft zweimal aufnimmt, damit ſie von jeder Art ein Männchen und ein Weibchen habe. Dies wäre unnöthige Vorſicht, denn es pflanzen ſich die Sünden in der wirklichen Welt ungeſtört fort, und keine Fluth verfolgt ſie. Wird in dem nämlichen Stücke eine Schwachheit zweimal dargeſtellt, ſo muß ihnen der Dichter etwas Eigenthümliches, das ſie von einander unterſcheidet, zu geben wiſſen. — Daß die Eiferſucht zwiſchen Gatten lächerlich gefunden und ſo oft verſpottet wird, die zwiſchen Liebenden aber nicht, iſt eine Satyre auf die Ehe, die dieſe nicht verſchuldet hat. Denn wenn man ſagen wollte, der blühenden Roſe verzeihe man ihre Dornen, der welken aber nicht, ſo wäre dieſes in der Anwendung mehr boshaft als wahr.

XVIII.

Die Entdeckung.

Luſtſpiel von A. v. Steigenteſch.

Den Luſtſpielen des Herrn v. Steigenteſch ſtehen keine zur Seite, wenige nahe. Dieſe Grazie der Luſt, die nur lächelt, nicht lacht; die nur liſpelt, nicht aufſchreit; die verführt, nicht Gewalt braucht — dieſes Aufbrauſen der Empfindung, das Perlen eines Champagner-Glaſes, nicht das Schäumen eines Bierkeſſels — dieſen zarten Spott, der nur neckt, nicht verletzt, nur droht, nicht trifft — dieſen ſchimmernden, dahin flatternden Witz, der, wie ein Schmetterling, den Honig der Blumen nur ſaugt, nicht zu klebendem Wachſe feſtknetet — dieſen feinen Weltton, der, wenn auch die Sprache, doch auch die Leiden des wahren Gefühls nicht kennt — wo findet man dieſes alles ſonſt noch bei den deutſchen Luſtſpiel-Dichtern? Die Schminke, die der Schauſpieler gebraucht, um die Beleuchtung zu überleuchten, dieſe Schminke gebrauchten auch Kotzebue und die Andern, um den Theater-Lärm zu überſchreien. Die natürliche Farbe eines Charakters genügte ihnen nicht; denn dieſe kann nicht bis zur Gallerie hinaufglänzen, und ſo ließen ſie von dem Zinnober der Uebertreibung die friſche Blutröthe erſt bedecken, dann verderben.

Ich glaube gern, daß die achtungswerthen Künſtler, die in dieſem Luſtſpiele auftraten (der Vorſtellung wohnte ich nicht bei), die Aufgabe zu löſen verſtanden; daß ſie nichts handgreiflich machten, ſondern alles nur erfaßlich, für den Geiſt weltkundiger Zuſchauer; daß ſie einſahen, die Miene müſſe mehr ſagen als das Wort, wie das Wort weniger als der Gedanke; und daß ihr Spiel ein Zifferblatt war, innere Bewegung anzeigend, aber nicht ein Uhrwerk, das dieſe Bewegung ſelbſt aufdeckte.

XIX.

Der Jude.

Schauſpiel von Cumberland.

Ihr beſucht ein anatomiſches Kabinet, und ſeht dort manches Herz, für die Anſchauung faßlich zubereitet, dargeſtellt in allen ſeinen Theilen, die feinſte Ader ausgeſprützt, und den Lauf des Blutes, mit allen ſeinen Krümmungen. Aber das Blut ſtockt, und das Herz ſchlägt nicht mehr, es fühlt weder Luſt noch Pein, und bedarf, und fordert keinen Troſt. Ihr tretet zurück unter die wandelnden Menſchen, ſo lieblos und unbelehrt wie zuvor. Die aufgedeckte Bruſt, die uns der Dichter zeigt, wirkt ſie mehr, als jenes todte Präparat? Fällt der Vorhang, dann iſt alles vorüber. Der Weg führt vom Leben zur Bühne, aber nicht zurück.

Wie viele Tauſende jenes unglücklichen Volkes mußte Cumberland haben dulden ſehen, bis er den ungeheuern Judenſchmerz, ein reicher dunkler

Schatz, von Geſchlecht zu Geſchlecht herabgeerbt, auch nur zu ahnden vermochte, bis er zu erlauſchen vermochte, die Leiden, die nicht klagen, weil ſie kein Ohr zu finden gewohnt ſind? Wie viele Tauſende mußte er ſelbſt unſchuldig verdammt haben, bis er endlis einen ſchuldlech fand, und ihn dem unfruchtbaren Mitleiden der Menge im Bilde darſtellte?

Armer Schewa, alter kranker Mann, wozu wurdeſt du geboren, als dich deines Todes zu freuen? Wie einſam warſt du auf dieſer Erde, wie ungekannt und ungeliebt; nicht einen allein durfteſt du lieben, nur alle Menſchen! In Spanien drohte ihm der Scheiterhaufen der Inquiſition, aber der Flammentod war ſelbſt nordiſchen chriſtlichen Nerven ein zu ſchauderhafter Anblick, und da fand er einen Retter unter ſeinen Feinden. Er kam nach Deutſchland; dort trafen ihn keine zerſtörenden und raſchen Uebel, aber die hinhaltenden, täglichen, ſchleichenden: ihm begegnete die Verachtung, der Tadel, der Hohn der Geſetze und der Bürger. Da zerſchmolz ſein Herz, und floß in ein Meer von Gutthätigkeit auseinander. Nicht nur die Menſchen verkannten ihn, er verkannte ſich ſelbſt. Es war ſeine einzige Schuld, daß ihm ſeine eigene Tugend fremd geblieben, und einige Geringſchätzung hatte er verdient, weil er ſie zu verdienen glaubte. Armer Schewa, dir war die verächtliche Behandlung deiner Mitmenſchen, die ſich Chriſten nennen, ſo nothwendig geworden, wie dem tief Eingekerkerten die Dunkelheit, daß du das Licht einer freundlichen Behandlung nicht mehr ertragen konnteſt. Wenn dein beſchämter Widerſacher dir ſeine Kränkung abbittet, wie macht dich dieſes taumeln: «Barmherziger Gott: O nein! das iſt «zu viel! Ich bitte Sie, lieber Herr Geheimer«rath, ſagen Sie nichts weiter, Sie machen «mich roth über und über, wenn Sie ſich ſo «weit herablaſſen, um Verzeihung zu bitten ei«nen armen Juden.... Genug, genug! Mehr «als genug! — Ich bitte Sie, ſchonen Sie mei«ner! ich bin gar nicht gewöhnt an die Stimme «des Lobes; das drückt mich zu Boden.» Warſt du noch tiefer niederzudrücken?

Aber «Jud bleibt Jud,» ſagte der Tempelherr. Schewa hing feſt an ſeinem Gelde, ſelbſt mitten im Himmelreiche der Tugend. Schien ihm nicht jede gute That, mit welcher er ſein ausgehungertes Herz bewirthete, mit Geld zu theuer bezahlt? und ſeufzte er nicht ſelbſt über ſeine Milde als über eine Schwäche, die ihn überwältigte? Aber wollt ihr einem Unglücklichen alles nehmen, ſelbſt die Hoffnung? Iſt

Geld etwas anders als die Hoffnung des Genuſſes, wie es die wohlthuende Erinnerung iſt der mühſamen Erwerbung; iſt es nicht Vergangenheit und Zukunft, und will man dem armen Juden, der keine Gegenwart hat, auch dieſe rauben? Iſt nicht Geld das Grab, das Allen gemein iſt, und Könige wie Bettler, Glückliche und Unglückliche, Verfolger und Verfolgte aufnimmt? Iſt es nicht die gemeinſchaftliche Verweſung, die Chriſten und Juden unter einander mengt, und ihre Unterſcheidungszeichen aufhebt! Wie ſollte Schewa das Geld nicht lieben, da keiner an ihm liebt als das, da keiner in ihm liebt was er iſt, ſondern nur was er hat!

Das ſüße Glück, ſeinen Freunden wohlzuthun, hat Schewa nie gefühlt; das harte Geſchick wollte ihm nur vergönnen, wohlthätig gegen ſeine Feinde zu ſeyn, um ſich die Bürde des ihn niederdrückenden Haſſes zu erleichtern. Es war eine edle Rache, die er an der Chriſtenwelt ausübte; aber es war doch eine Rache: **Schewa hatte die Laſter eines tugendhaften Menſchen.**

Gewiß eine ungemeine Kunſtfertigkeit hat Cumberland in der Darſtellung dieſes Schewa's offenbart. Es iſt ein mühſames Werk, einem Manne ohne Heldenthaten im Haſſe oder in der

Liebe, in der Tugend oder im Laſter, auf der Bühne Theilnahme zu verſchaffen. Durch eines alten ſcheinloſen Juden ſtille Thaten, und noch ſtilleres Leiden, entlockt man nicht die alltäglichen Theaterthränen, aber wenn, wie hier, das Beſtreben des Dichters gelang, edlere als dieſe.

XX.

Die Schweizer-Familie.

Oper von Weigl.

Spartaniſche Regierungshäupter würden dieſe Muſik geduldet, ja gepflegt haben, während ſie gleichſtrebende Tondichtungen, die locker und ſchwammig das Mark der Tapferkeit einſaugen, weit von ſich weggebannt hätten. Auch hier wird dem Zuge des Herzens gefolgt, aber es iſt der Gang der Natur, einfach, edel und kräftig. Eines Gefühls verſchiedene Regungen, mit ihren leiſen Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen, iſt dem Künſtler meiſterhaft gelungen. Die Liebe iſt's, welche durch die ganze Handlung geht, aber die ſehnſüchtige zur Heimath, die beſorgte der Eltern, die unterwürfige des Kindes, die Geſchlechtsliebe, traurende und glückliche, die Dankbarkeit endlich; wie ſind ſie, wenn auch verwandt, doch ſo kenntlich auseinander gehalten! Man vergleiche damit das Bravourgeſchrei in dreißig Lärmopern —

dort, das Gewinſel der verzweifelten, die ſüßen Arien der betrübten und gar die Ausbrüche der glücklichen Liebe, wo das Herz nach einem Walzer ſchlägt, oder eine Ecoſſaiſe durchhüpft — man vergleiche damit die Geſänge der Schweizer-Familie, und frage dann die Kenner, ob ſie, wie üblich, auch dieſer Muſik, darum weil ſie verſtändlich iſt, den Verſtand abſprechen mögen?

XXI.

Correggio,

von Oehlenſchläger.

Konnte der Verfaſſer dieſer herrlichen Dichtung für ſein eignes Werk ſo wenig Liebe haben, daß deſſen Darſtellung auf der Bühne ſein Wunſch und ſeine Veranſtaltung ſollte geweſen ſeyn? Nein, unmöglich; es war dies ein Mißgriff ſinnlos waltender Menſchen. Correggio iſt ein didaktiſches Gedicht, und die Lehren, die es enthält, ſollten dadurch eindringlicher gemacht werden, daß diejenigen, welche ſie geben, nach ihren eigenen Vorſchriften ſich bewegend, vor unſern Augen erſcheinen. Es iſt nichts Aeuſſerliches hierbei, als das Wechſelwirken zwiſchen Kunſt und Künſtler, welches aber dennoch nur eine, dem innern Auge ſichtbare Thätigkeit iſt, und ganz auſſer dem Kreiſe ſinnlicher Handlung liegt. Gar viel Schönes und Wahres wird über Kunſt geſagt, und auch das Bekannte iſt uns in ſeiner neuen und gefälligen Form höchſt willkommen. Allein alles, was hier der Dichter unſerem Herzen und Geiſte darbot, können wir nur leſend nachempfinden und überdenken, auf der Bühne aber muß das Genußgewährende hierbei verloren gehen. Das ſceniſche Geräuſch ſtört unbehaglich des Künſtlers Still-Leben, und der Blüthenſtaub der Kunſt wird, durch das täppiſche Erfaſſen der handfeſten Komödienfreunde, leicht verwiſcht.

Iſt die Aufführung des Correggio in der Geſtalt, wie er urſprüglich gedichtet, ſchon ein gedankenloſes Unternehmen zu ſchelten, mit welchen Worten ſoll man es erſt tadeln, wenn, wie es auch auf unſerer Bühne geſchieht, das Gedicht, von irgend einem Theaterſchneider grauſam zugerichtet und ganz unkenntlich gemacht, zur Darſtellung gebracht wird? Antonio Allegri, der Kunſt, ſeiner Himmelsbraut verlobt, ſoll der Zeitlichkeit unterliegen, um geiſtig fortzuleben. Zu dieſem Ziele hat der Dichter alle Wege geleitet: Antonio's kindlichſcheues unbehülfliches Weſen, ſeine Kränklichkeit, Maria's trübe Ahnungen, ja die Geſchichte ſelbſt zeichnete dieſen Ausweg vor, da Correggio wirklich an der Folge der Erkrankung ſtarb, welche er auf der Heimkehr von Parma bei heißem Wetter, mit dem Geldſacke belaſtet, ſich zugezogen hatte. Iſt es nicht ein ſchöner rührender Zug, daß dem unbeglückten Menſchen ſelbſt ſein Glück, ganz im wörtlichen Sinne, zur Laſt wird, die ihn zu Boden drückt? Und dieſen Zug ſo verhunzen! Pfui. Seht, welche Wendung der Sache gegeben wird. Antonio iſt eben Willens, voller Trauer den Sack mit Kupfergelde aufzuladen, da erſcheint ein Bote des Herzogs von Mantua, und bringt ihm Brief und Siegel über Ehre und Geld, und damit die Spießbürgerlichkeit vollkommen werde, wird die Bosheit beſchämt, und der Schuft Battiſta erhält den Sack mit Hellern zum Geſchenke. So endigt alles mit Juchhei, und man fragt ganz ergrimmt, wozu man uns eigentlich hergerufen habe, und zu welchem Zwecke wir und die Schauſpieler warm geworden ſind? Auch der dürrſte Moraliſt kann aus der ſo erzählten Geſchichte nicht einmal eine Nutzanwendung deſtilliren. Dazu kommen noch die Spuren der Verwüſtung, die eine kindiſch ängſtliche Zenſur angerichtet: das überall zerſchnittene Schweſterband zwiſchen Kunſt und Religion — manche dadurch hervorgebrachte unfreundliche Leere — Maria, daß ſuße in ſich ſelbſt verlorne Weib, künſtleriſches Vorbild einer Mutter Gottes, je zuweilen Madame genannt, und..... Genug.

XXII.

Agnes van der Lille.

Schauſpiel von Frau v. Weißenthurn.

Dürfte ein Rezenſent etwas anders ſeyn als grob, etwa naiv, ſo würde ich fragen: Agnes, was willſt du?.... Wahrhaftig, der Stoff zu dieſem Schauſpiele war noch unglücklicher gewählt als bearbeitet. Alba und die Niederlande! Heißt das nicht an Schiller und Göthe, an Don Carlos und Egmont erinnern? Konnte Frau v. Weißenthurn ihr ſtilles ſcheinloſes Veilchen nirgends anders, als auf einem Schlachtfelde pflücken? Einer Wiener Edeldame mangelt nicht blos die Gabe, ſondern auch Wille und Freiheit, Scenen aus einem, die Gewaltherrſchaft bekämpfenden Bürgerkriege, der Wahrheit, dem Rechte und den Sittengeſetzen entſprechend, darzuſtellen. Man kann der Frau von Weißenthurn ihre ſchlechten Verſe, aber nicht ihre ſchlechten politiſchen Lehren verzeihen. Gegen den Teufel Alba duldet ſie einige milde Scheltworte, aber ſeine Teufelei läßt ſie in Ehren halten. Wenn ein mißvergnügter Bürger ſich über den Druck des Landes, und wahrlich höflich genug, beſchwert, wird ihm geantwortet:

Weit ſchwerer noch als Alba drückt das Land
Der aufgelöste Glaube, denn er band
Den Bürger an den Nächſten, wie an Gott.

Klagt ein Anderer über verlorne Freiheit, ſo wird ihm für ſeine geraubte Konventionsmünze himmliſches Papiergeld angeboten, und ihm gepredigt, der Gerechte ſey immer frei:

Die Freiheit, die in unſerm Herzen lebt,
Laßt bildlich ſich in keine Form geſtalten;
Sie bleibt dem Bürger, der nach Tugend ſtrebt,
Und trotzet ſo den irdiſchen Gewalten.
Sie liegt nicht ſterbend unter Alba's Tritte,
Sie lebt und wohnt in jedes Guten Hütte.

Dieſes alles iſt höchſt ungereimt, wenn es ſich auch reimt.... Auch beruft ſich Alba auf den Zeitgeiſt, der ſein Verfahren nothwendig mache:

Dem großen Ganzen muß das Einz'le weichen;
Wer Staaten retten will, geht über Leichen.

. . . .

Kein Vaterland habt ihr — nur einen König.

Alba führt dieſe Behauptung; Frau v. Weißenthurn läßt ihm aber die gebührende Antwort nicht darauf geben.

Um zu zeigen, daß das Gefäß nicht edler iſt, als ſein Inhalt, wollen wir von den zahlreichen ſchlechten Verſen einige hervortreten und ausſchelten laſſen.

> Pfui, daß ich — — — — —
> In dieſem Pfuhl noch mit den Wellen ringe.

Das muß ein guter Schwimmer ſeyn, der ſich in einem Pfuhl oben erhält.

> — — — Wer aus dem Fenſter
> Den Kopf zu wenig ſteckt, gehen ſie vorüber,
> Dem liegt er morgen auch ſchon vor den Füßen.

«Den Kopf vor die Füße legen,» iſt ein bürgerlicher Ausdruck, der in einer Geſellſchaft adelicher Jamben keinen Zutritt haben ſollte.

> «Der muß noch mehr als ſterben.»

ſagt der Prinz von Oranien. Es giebt nur etwas, das mehr iſt als ſterben, nämlich vor Langeweile ſterben.

Die entkleidete Handlung des Stückes iſt folgende: Marie van der Lille, eine Wittwe in Antwerpen, hat einen jungen Sohn, faſt noch Knabe, den Freiheitsdrang und die Schmach ſeines Vaterlandes in das Oraniſche Lager führten. Da kommt Alba mit ſeiner Blutliſte nach Antwerpen, und will die Mutter um des Sohnes willen tödten laſſen. Deren Tochter Agnes zieht Männerkleidung an, ſtellt ſich dem Henker, als der zurückgekehrte Bruder dar, und rettet ſo der Mutter Leben. Alba nöthigt das Mädchen, in der Reihe der Spaniſchen, bei der Schlacht des hinfolgenden Tages mitzukämpfen. Sie zieht hinaus und bleibt verwundet auf dem Schlachtfelde zurück. Dort wird ſie von ihrem Bräutigam, der unter Oraniens Fahne ſtritt, aufgefunden, und für ihren Bruder gehalten, für todt beweint, dann gepflegt, endlich erkannt. Rührung. Der Bruder bleibt der unſichtbare Held des Stückes, er kommt gar nicht zum Vorſchein. Man wäre auch in Verlegenheit geweſen, was man dem naſeweiſen kleinen Rebellen für Reden in den Mund legen ſollte. —

XXIII.

Pierre de Portugal.

Tragédie en cinq actes, par M. LUCIEN ARNAULT.

Ines von Caſtro, die Tochter eines armen alten Kriegers, der unweit Liſſabon in ſtiller Verborgenheit lebte, ſchenkte einem Jüngling, den der Zufall in ihre Einſamkeit geführt, Gegenliebe und ihre Hand. Dieſer Jüngling war Don Pedro, Kronerbe von Portugal. Doch ſeinen Rang verſchwieg er der Gattin, wie er ihn der Geliebten verſchwiegen, und er ſchwieg lange. Als das Schickſal und das Trauerſpiel auftraten, iſt Ines und Don Pedro's Sohn ſieben Jahre alt. Da kommt die Zeit, wo ſich Don Pedro vermählen ſoll, mit einer kaſtiliſchen Fürſtin. Für dieſe wirbt der Abgeſandte Kaſtiliens bei König Alphons feierlich um ſeines Sohnes Hand. Der König und Vater ſagt zu; als aber die Reihe zu ſprechen an Don Pedro kam, ſagt dieſer ein feſtes Nein. Der dabei anweſende portugieſiſche Miniſter Paccheco, der für den alterſchwachen König den Scepter führt, hatte von Don Pedro's verirrtem Herzen ſchon früher einige Kunde. Er geht der Spur nach, und findet die Staats-Verbrecherin in Ines von Caſtro. Eine Staats-Verbrecherin war die Unglückliche freilich, denn ein altes Geſetz drohte jeder Frau den Tod, die ſich mit — mit der ſich der Kronerbe heimlich vermählte. Paccheco, das Wohl des Staats bedenkend, beſchließt das Strafgeſetz geltend zu machen. Ines wird vor Gericht geladen. Da ſie dem König Alphons Theilnahme eingeflößt, bittet dieſer die Angeklagte, ſie möchte, um ihr Leben zu retten, ausſagen, ſie ſey nicht nach kirchlicher Form mit Don Pedro vermählt. Ines, ihrer Ehre willen, ſagt die Wahrheit; aber um ihrem Sohne ſeine Anſprüche auf die Krone zu erhalten, verſchmäht ſie eine andere Lüge nicht, und erklärt: ſie habe, als ſie Don Pedro ihre Hand gegeben, gewußt, daß er der Kronerbe ſey. Sie ſpricht vor den Richtern:

Je vis, j'aimai don Pèdre et j'acceptai sa main;
Mais à l'oeil d'une épouse il se cachait en vain;
Instruite, non par lui, du rang qui le décore,
J'ai bravé vos decrets et je les brave encore.
Epouse de l'infant, je réclame mes droits.
Je suis mère, et mon fils est le fils de vos rois.

Ines wird zum Tode verurtheilt. Nachdem Don Pedro vergebens geſucht, ſeinen königlichen Vater und die Richter zu bewegen, wiegelt er das

Volk von Liſſabon auf, ſeine Gattin zu retten. In dieſer Verwirrung geht der Miniſter Paccheco zu Ines im Kerker, überreicht ihr einen Becher Gift, und ſtellt ihr vor, wie ſie nur durch einen ſchnellen Tod den Bürgerkrieg verhindern könne. Ines leert den Becher. Als ſie in den letzten Zügen lag, ſtürmt Don Pedro heran, Krone und Scepter tragend; denn der alte König war plötzlich geſtorben. Doch er kommt zu ſpät, und einer Leiche ſetzt er die Krone auf, und vor der entſeelten Königin werfen ſich die Großen des Reichs huldigend nieder.

Das Geſchichtliche, das dieſer dramatiſchen Handlung zum Grunde liegt, hat der Dichter umgemodelt, wie es ihm frei ſtand. Aber weil es ihm frei ſtand, es anders zu machen, hätte er es beſſer machen können. Daß Don Pedro den Abgrund, an welchem ſeine Gattin ſtand, ſieben Jahre mit Stillſchweigen bedeckte, iſt wohl glaublich, denn das Gefühl, ſich als Bürger von einer Bürgerin geliebt zu ſehen, war zu ſchmeichelnd, es freiwillig zu zerſtören. Doch wie ſollte man ſeine Liebe rührend finden, da ſie ſchwächer war als ſeine Eitelkeit? Mit Recht ſagte ihm Ines, als ſie das Geheimniß erfuhr:

. . . Vous m'aimiez don Pédre et vous avez pu feindre;
C'en est fait, mon bonheur vient de s'evanouir,
Et je dois pour jamais vous pleurer et vous fuir.

Soll man einer dramatiſchen Perſon kein Mitleid ſchenken, ſondern muß ſie es verdienen: ſo hat Ines dazu nicht genug gethan. Sie geht freiwillig dem Tode entgegen; aus Ehre, wie ſie ſagt. Aber eine Mutter ſoll keine Ehre haben; ſie ſoll auf kein anderes Geſchrei, als auf das ihres Kindes hören. Es iſt wie ein Kindermord, wenn die Mutter eines hülfloſen Kindes ihr Leben freiwillig hingiebt; und opfert ſie ſich, wie es Ines that, aus Ehrzeiz auf, wagt ſie den Kopf des Kindes an die Hoffnung, eine Krone darauf zu ſetzen: ſo iſt dieſes ein wahnſinniges Verbrechen, und durchaus nicht mütterlich. Endlich, daß König Alphons eines ſchnellen pathologiſchen Todes ſtirbt, iſt gegen alle Regel der dramatiſchen Kunſt. Die gerügten Fehler zerſtören die Einheit der Empfindung, man ſpringt ängſtlich von Gefühl zu Gefühl, und der Zuſchauer auf der Bühne ſieht Stücke, aber kein Stück. Doch wird man Arnault's Drama nicht ohne Theilnahme leſen. Er und einige andere ſeiner jüngern Dichtergenoſſen ſind gute Zeichen, daß die dramatiſche Kunſt der Franzoſen auf dem Wege der Geneſung iſt. In Arnault's Sprache iſt Kraft, wenn auch nur erſt ſchüchterne; jeunes destins, jeune courage, jeune existence, sagesse aguerrie, honeur paternel, gloire octogènaire —

ſolcher parfümirter Ausdrücke findet man nicht viele mehr. In ſeinen Verſen hört man nur noch leiſe den abgemeſſenen Ruderſchlag der Galeeren-Sclaven; ſeine Phantaſie ſeufzt ſtiller unter der ſtrengen herkömmlichen Disciplin; ſie fliegt freilich nur wie ein Papier-Drache an einer Schnur feſtgehalten, aber ſie erhebt ſich doch. Politiſche Maximen, dieſe neue Unart der franzöſiſchen dramatiſchen Dichter hat Arnault nur mäßig angewendet, und ſie, wie es ſich gebührt, unter den poetiſchen Blumen verſteckt, ſie nicht auf die Blumen gelegt, wo ſie drücken und verderben. Einen guten Theil dieſer Früchte hat die Theater-Cenſur weggenommen; aber in dem gedruckten Stücke wurden ſie den Leſern wieder vorgeſetzt. Es iſt noch großmüthig, daß die Cenſur in Frankreich nur die Ohren zuſperrt, die Augen aber offen läßt. Man kann gerade nicht ſagen, daß die neuen Schauſpiele in Paris durch die Theater-Cenſur ſehr beſchädigt werden, denn die franzöſiſchen dramatiſchen Dichter haben es gelernt, das Koſtbarſte an ihren Werken ganz ſo anzubringen, wie Phidias an ſeinem olympiſchen Jupiter das Gold angebracht — ſo nämlich, daß man es wegnehmen, es wiegen und wieder anſetzen kann, ohne die Bildung des Ganzen zu zerſtören. Wir wollen einige der Verſe, die das

Scherbengericht der Cenſur verbannt hat, mittheilen. Das iſt wohl merkwürdig und ſeine Depeſche werth.

La naissance est beaucoup, la gloire est encore plus.

Le fier patriotisme enfante des Soldats.

Qui doit régir l'état doit savoir le défendre.

Un pouvoir sans limite est bientôt renversé.

Il faut gagner les coeurs, et non pas les contraindre.

Ah! Celui qui fidele au toit qui l'a vu naitre,
Y trouve loin des cours son repos établi,
Obtient assez des rois, s'il garde leur oubli.

. . . Guerre éternelle à ceux dont l'Insolence
Du Sceptre chaque jour faisant haïr les droits,
Du coeur de leurs sujets déshéritent les rois.

Rendez le peuple heureux afin qu'il obéisse.

Les peuples satisfaits font les rois invincibles.

La loi! toujours la loi quand on verse du sang. —

Es mag an dieſen zehen Verboten genug ſeyn.

In einer Vorrede vertheidigt ſich Arnault vor dem Aſſiſen-Gerichte der Kritik ganz feierlich gegen die ihm gemachte Beſchuldigung: er habe die ariſtoteliſchen Einheiten umgebracht. Er vertheidigt ſich aber auf eine ganz eigene Art. Er läugnet das Verbrechen keineswegs mit Beſtimmtheit, ſondern er ſagt: an den Einheiten wäre nicht ſonderlich viel gelegen. Recht hat Inculpat, aber dieſe Jurisprudenz iſt neu in Frankreich. Arnault führt ſehr vermeſſene Redensarten. Er ſagt unter Anderm: die Einheit des Intereſſes, das wäre die Hauptſache. Eine dramatiſche Handlung dürfe allerdings in mehreren Gegenden ſpielen; denn es müſſe angenommen werden, daß die Schauſpieler die Zwiſchenakte (während die Zuſchauer im Foyer Limonade trinken) benutzen, um ihre nöthigen Reiſen hinter dem Vorhange zu machen. Doch dürfe freilich die Reiſe nicht größer werden, als eben der Weg iſt, den man in vier und zwanzig Stunden zurucklegen kann, und die dramatiſche Handlung müſſe am nämlichen Orte ſchließen, wo ſie angefangen. Wollte man, was die Einheit des Orts betrifft, ſich einer ausſchweifenden Phantaſie überlaſſend, gar keine Regel befolgen, dann könnte der Fall eintreten, daß eine dramatiſche Handlung in Paris begönne, und in Orleans ende. Wenn Racine und Voltaire ſich ſtreng an die Einheit des Orts gehalten, ſo ſey das blos daher gekommen, weil zu ihrer Zeit die Bühne mit Zuſchauern angefüllt, und die Theater-Maſchinerien noch ſehr unvollkommen geweſen, ſo daß man die Verwandlung der Scene habe vermeiden müſſen. (Da hätte man alſo auch wieder aus der Noth eine Tugend gemacht!) Doch würde die Dekoration in Racine's Eſther dreimal verwandelt. (Ein Genieſtreich ohne gleichen!)

XXIV.

Die Soldaten.

Schauſpiel von Arreſte.

Ich habe ein ſiegberauſchtes Heer geſehen, da es in die Hauptſtadt ſeiner Feinde einzog; der Anblick war ſchön, es kämpfte für den Ruhm und ſeinen Kaiſer. Ich ſah deutſche Heldenjünglinge den übermüthigen Zwingherrn von dem heimathlichen Boden jagen und ruhmbekränzt zurückkehren, und alle ihre Lorbeern an den unterſten Stufen des Thrones niederlegen, und ſtill und fromm nichts fodern zum Lohne, als ein dankbares Lächeln und Schutz gegen die Verläumdung, und ſich am häuslichen Heerde ſetzen und die Waffen hingeben, mit welchen ſie die Fürſten vertheidigt; — der Anblick war ſchöner; ſie hatten geblutet für das Vaterland, für Freiheit und Recht. Zeigt uns dieſes oder jenes Schauſpiel, zeigt uns Brutus, der ſeine Söhne dem Vaterlande opfert, zeigt uns ein Schlachtfeld voll Blut und Grauſen, wo Menſchenleben und Menſchenliebe nichts gilt, wo engherziges Mitleiden ſich in dem großen allgemeinen Schmerze verliert, wo die Bande der Natur zerriſſen werden, um die des Staates zu befeſtigen — zeigt uns dieſes auf der Bühne; aber nicht die parodirte Vaterlandsliebe in Garniſonen, nicht die Wachtparaden-Alfanzereien, nicht den lächerlich prunkenden Dienſteifer eines ſteifen Korporals, nicht die Hofehre in Kaffeehäuſern und an Pharotiſchen, nicht einen alten benarbten Feldherrn, der die Hand auf das tapfere Herz legt und ſtolz ausruft: *ich trage den Rock des Monarchen*; und zeigt uns nicht jedes Gefühl der Menſchlichkeit, allen jenen großen Erbärmlichkeiten untergeordnet; zeigt uns dieſes nicht. Nothwendig mögen ſolche Spielereien ſeyn, aber ſchön ſind ſie nicht, und darum kein würdiger Stoff der dramatiſchen Kunſt. Der Staat, wie die Natur, hat ſeine Geheimniſſe, die er verſchämt umhüllt; man kehre die innern Verrichtungen ſeiner Eingeweide nicht heraus; wir wollen den gedeckten Tiſch ſehen, nicht die ſchmutzige Küche, worin Regierungen ihre Werke zubereiten.

XXV.

Das Käthchen von Heilbron,

von Heinrich v. Kleiſt.

Fürwahr, es iſt Mark darin, und Geiſt und Schönheit. Von der dunkeln Tiefe des Gemüths, bis hinauf zu jener heitern Höhe, auf welcher die Schöpfungskraft frei und beſonnen waltet, führt uns ein lockender Weg, mit abwechſelndem Reize, bald zwiſchen lieblichen Winden, blumigen Auen und beſonnten Feldern, bald zwiſchen ſtürzenden Wetterbächen, erhabenen Wildniſſen und Wäldern voll Sturm und Brauſen. Gleich anmuthig iſt Wanderung und Ziel. Warum haben die tückiſchen Parzen dieſes blühende Dichterhaupt ſo frühe in das Grab gebeugt?

Welch ein Unternehmen, ſo kühn als unbeſonnen, den Schleier des Jſis wegzuheben, hinter welchem der Tod lauſcht! Nur Prieſtern frommt ein ſolcher Anblick, nicht der Menge, welchen mit der letzten Täuſchung auch das letzte

Glück entſchwindet. Das wäre die ſo geprieſene Liebe von Kindern angelallt, von Greiſen angeſtottert, und das wäre ihr Band? Hätten wir's nie erfahren!

Graf Wetter vom Strahl, reich, im Lande angeſehen, edelſtolz, voll des Muthes und der Kraft ſeines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, ein an Seele wie an Leib geharniſchter Ritter — und Käthchen, Tochter eines Bürgers von Heilbron, ein ſüßes wunderſchönes Mädchen, werden, ſie, die ſich nie geſehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erſcheint im Wahnſinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines ſchönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn beſtimmte Braut, ſagend, es ſey die Tochter des Kaiſers. Dieſelbe Nacht ſieht Käthchen im geſunden Traume (das geſunde Weib erhebt ſich zum kranken Manne, wie das wache zum ſchlafenden) einen ſchimmernden Ritter eintreten, der ſie als ſeine Braut begrüßt. So ſich angelobt, bringt ſpäter ein Zufall den Grafen in Käthchens Vaterhaus. Dieſe, ihn erblickend, erkennt alſogleich die Traumgeſtalt. Da ſtürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und eigene Haltung zuſammen, ſie fliegt ihrem Pole zu, und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. Vergebens wird ſie vom Ritter weggeriſſen, von dieſem ſelbſt mit Füßen zurückgeſtoßen, wie ein Thier, wie eine Sache behandelt, ſie iſt immer wieder da, und folget ihm auf allen ſeinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm ſein Ritteradel. Endlich, bis in den Grund des Herzens gerührt, forſcht er Käthchens Inneres aus, da ſie einſt im magnetiſchen Schlummer ſich befand, wo die Seele, zwiſchen der Nacht der Erde und dem Tage des Himmels in der dämmernden Mitte ſchwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräuſche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß ſie die Verheißene ſey, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt auch der Kaiſer auf, giebt ſich als Käthchens natürlicher Vater zu erkennen und dieſe, nachdem er ſie zur Fürſtin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Dieſes Schauſpiel iſt ein Edelſtein, nicht unwerth an der Krone des brittiſchen Dichterkönigs zu glänzen. Man braucht nur den herrlichen Monolog des Grafen, womit der zweite Akt beginnt, geleſen zu haben, um das Lob gerecht zu finden. Um ſo deutlicher fallen zwei Flecken in das Auge. Die wirkliche Erſcheinung des Cherubs beim Sinken des brennenden Schloſſes Thurneck, konnte nicht unzeitiger geſchehen. Die Seele, die ſo tief geneigt war, ſich dem Anwehen einer verborgenen Geiſterwelt, die im Traume ſich offenbarte, gläubig hinzugeben, wird durch das ſinnliche Wunder, das ſich im Wachen ergiebt, enttäuſcht, und wendet ſich, nüchtern gemacht, vom Unbegreiflichen kalt hinweg. Zweitens, ſpielt das Fräulein Kunigunde, ohne Willen des Dichters, die Rolle der Närrin in dieſem ernſten Schauſpiele. Giebt es eine tollere Erfindung als dieſes Fräulein, welches durch Schönheit und Liebreiz allen Rittern des Landes den Kopf verrückt, und am Ende ſich als eine garſtige Hexe kund giebt, die mit falſchen Zähnen, aufgelegter Schminke und einem ſchlankmachenden Blechhemde die Göttin Venus vorzulügen verſtand?

Aber wie haben ſie dieſes Stück wieder zugerichtet, damit es in ihren Raum, ihre Zeit und ihre Umſtände ſich füge! Das iſt ein ganz eignes Kapitel des Jammers. Wie wehe gar muß es dem Künſtler ſelbſt thun, der die ſchönſten Theile ſeines Gemäldes wegſchneiden ſieht, damit es nur in den engen Rahmen paſſe. Zuvörderſt iſt in der Vehmgerichtsſcene vieles ganz unbedachtſam ausgelaſſen worden. Es iſt wahr, daß einige Reden darin etwas lang ſind, allein es durfte dennoch kein Wort fehlen, damit es klar und verſtändlich werde, wie durch einen arbeitſamen Trieb der Natur ſich Faden an Faden gereiht, um das ſympathetiſche Netz zu flechten, das zwei Herzen unzertrennlich machte. Zweitens hatte man unerklärt gelaſſen, auf welche Weiſe der Kaiſer Käthchens Vater geworden ſey. Das war wieder einmal aus jener entnervten Sittſamkeit geſchehen, welche der Verführung heuchleriſche, vermaledeite Kupplerin iſt.

XXVI.

Verlegenheit und Liſt.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Kotzebue iſt ein Wucherer, der ein kleines Kapital durch große Zinſen verhundertfacht; ein guter Wirthſchafter, der mit wenigem ausreicht; ein geſchickter Frauenſchneider, der das nämliche Kleid nach jeder wechſelnden Mode umgeſtaltet. Er macht ſchneller ein Luſtſpiel, als die Welt den Stoff dazu. Er iſt leichter zu übertreffen, als zu erſetzen. Was Verlegenheit und Liſt darbietet, genießt man zum tauſendſten Male, mit ungeſchwächter Luſt. Eine Gaſthausſtube mit zwei Flügelthüren — ein Onkel — das Schickſal der Chriſten: die Polizei — ein Kammerdiener und eine Kammerjungfer — viel Liebe und wenig Geld — eine Heirath. Zwei Dinge ſind mir in unſern Komödien unerklärlich. Erſtens, daß die Hauptgeſchichten in Wirthshäuſern vorfallen. Ich bin viel gereiſt, habe aber in der Heimath immer mehr Abentheuer als im Gaſthofe erlebt.

Es iſt natürlich, der Wechſel in Gaſthäuſern iſt zu groß, als daß ſich zwei Fremde mehr als ſtreifen können. Wie gelangt man dort gar zu einer Frau? Zweitens fällt mir auf, daß die bedeutendſten Herzens- und Familiengeheimniſſe in Gegenwart der Bedienten beſprochen werden. Ich kenne die große Welt wenig, die von liebender Beſchaffenheit, gar nicht; aber bei uns Bürgerlichen iſt es nicht Sitte, daß Liebender und Geliebte, im Beiſeyn des Kammerdieners und der Kammerjungfer, ihre Herzen in einander gießen, während jene, gleich den Bildern im Spiegel, die rührendſten Geberden nachäffen. Im gegenwärtigen Luſtſpiele geſchieht es; ja während der junge Baron ſeinem Onkel flehentlich zu Füßen liegt, und um Vergebung ſeiner Schuld und Schulden bittet, iſt die ganze Hausdienerſchaft Zeuge der Rührung. Haben vielleicht die vornehmen Leute weniger Stolz und mehr Menſchenliebe als die Gemeinen, und behandeln ſie ihre Diener wie ihres Gleichen, oder ſehen ſie aus Hochmuth die Bedienten als Zimmermöbel, als Gypsfiguren an, die man nicht zu beachten brauche?

XXVII.

Die Entführung,

oder

der alte Bürger-Capitain.

Ein Frankfurter Heroiſch-Borjerlich Luſtſpiel.

Das gute Luſtſpiel ſollte immer *örtlich* ſeyn, um noch beſſer zu werden. In einer ausgedehnten Breite der menſchlichen Dinge, deren Anſchauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabſieht, giebt es keinen Widerſpruch und keinen Zufall, ſondern nur eine weiſe, nothwendige und zweckmäßige Folge von Urſachen und Wirkungen. Zu jener Luftſchicht hinauf dringen daher auch die Gegenſätze nicht, durch deren Vermählung das *Lächerliche* erzeugt wird. Aus dieſem Grunde können Sitten eines ganzen Volkes kein wählbarer Stoff zum Luſtſpiele ſeyn. Der Luſtſpieldichter muß ſich auf die Ecken ſtellen, und aus der Menſchen-Menge einen Geſichtskreis voll abſondern. Es bleibt auch dieſes noch eine Selbſttäuſchung, aber wir geben uns ihr freiwillig hin, wir laſſen die umſichtige Ueberlegung ſchweigen, heften den Blick auf den nächſten Fleck und ergötzen uns. Schon die Herausſtellung eines einzelnen Standes in ſeinen Lächerlichkeiten, wie ſie in unſern Luſtſpielen üblich iſt, mag nicht ſo unverwerflich ſeyn, als man annimmt (ich betrachte aus dem Geſichtspunkte der Kunſt, nicht aus dem der Sittlichkeit). Kein Stand, als ein geſchloſſener angeſehen, hat eigentlich etwas Widerſprechendes, d. h. Lächerliches in ſich. Dieſes kommt erſt zum Vorſchein, wenn man die verſchiedenen Stände neben einander ſtellt. So ſind die Schwächen des Adelſtandes, die auf der Bühne ſo oft verſpottet werden, durchaus nicht lächerlich; denn in dieſen Schwächen liegt das Geheimniß ſeiner Stärke. Er hat keine andere Macht, als die ihm die öffentliche Meinung giebt; die öffentliche Meinung aber wird nicht durch Ketten, ſondern durch tauſend ſchwache Zwirnfäden feſtgehalten. Erſcheinen die Anmaßungen des Adels, dem der Beſtimmung der Menſchheit eingedenken Bürgerſtande, lächerlich, ſo muß die Unbeholfenheit der Bürger, in Erreichung ihres perſönlichen Vortheils, dem Adelsſtande lächerlich erſcheinen. Da nun der Luſtſpieldichter auch nicht bis zur

Perſönlichkeit hinabſteigen kann — denn die Satyre iſt kein dramatiſcher Stoff — ſo bleibt ihm kein anderer Schauplatz übrig, als die **Oertlichkeit.** Die Mauern einer Stadt ſind die wahren dramatiſchen Grenzen eines Luſtſpiels, das ſich weder über ein ganzes Land ausbreiten, noch in einer Häuslichkeit beſchränken darf.

Die Länge, Breite und Tiefe, welche das hier angezeigte Luſtſpiel ausfüllt, iſt, aus den angeführten Gründen, der naturgemäße Raum, den die Regel der dramatiſchen Kunſt abgeſteckt hat. Es reiht Scenen aus der Lebensart, der Geſinnung und der Denkweiſe des **Frankfurters** an einander — des Frankfurters, alſo, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht der dortigen höhern Stände; denn dieſe haben dort, wie überall, kein geiſtiges Vaterland. Es folgt eben daraus, daß der **Bürger-Capitain** keine Handlung im gewöhnlichen Sinne der Bühnenſprache knüpft und löſt — denn nur Menſchen von eigenthümlichem Gepräge **handeln**, die ſtädtiſche Menge hat nur eine **Handlungsweiſe** — der heimliche Streich (die Intrigue) geht durch das Stück, wie der rothe Faden durch die engliſchen Schiffstaue, und wie der Nerve durch die Muskel, um die Einheit und die Bewegung zu erhalten. Es iſt in der Frankfurter Mundart geſchrieben, wodurch ſeine komiſche Wirkung nicht blos geſteigert, ſondern überhaupt geſichert wird; denn wenn die Sprache das Gewand des Geiſtes iſt, wie könnte man letztern kenntlich machen, als an den Zeichen des erſteren. Orts- und örtlich geſinnte Bürger Hochdeutſch ſprechen laſſen, das wäre eben ſo viel, als einen ſchlichten Handwerksmann in einem Hofkleide auf die Bühne bringen. Vielleicht hätte der Verfaſſer beſſer gethan, einige reinſprechende Perſonen in das Stück zu flechten, der Gegenſatz hätte die beabſichtigte Wirkung erhöht. Es iſt aber dieſe Verderbniß der Sprache in dem Munde des Volkes eine gar räthſelhafte Erſcheinung! Woher entſteht ſie, wodurch erhält ſie ſich? Darf und muß man daraus ſchließen, daß die Sprache des Volkes von der der Gebildeten, die der Orts- von der der Welt-Bürger ſich eben ſo unterſcheidet, als die Geſinnung von jenen und dieſen? Man erſchrickt vor einer ſolchen Folgerung.

Die Tragödie idealiſirt, das Luſtſpiel muß portraitiren. In dieſer Beziehung iſt der Bürger-Capitain ein wahres Meiſterſtück; die Naturtreue kann nicht weiter getrieben werden. Dieſes Vorzugs ermangeln unſere meiſten Luſtſpiele, und darum habe ich auch keinen Maaßſtab, dem ich das hier Beurtheilte anlegen könnte. Man muß es leſen, es kann nur mit ſich ſelber verglichen werden. Auch ſolche wird es anziehen, die ſich ſonſt von Dichtwerken weniger angezogen fühlen. Sie werden es als ein wiſſenſchaftliches Werk aufnehmen, als eine Statiſtik des Frankfurter Volks-Geiſtes.

XXVIII.

Thomas Aniello.

Trauerſpiel von Auguſt Freſenius.

Auch an einem ſiebenten des Junius, aber 173 Jahre früher und zu frühe, erkannte das Volk von Neapel, daß es ſtärker ſey, als die königliche Gewalt, mißbraucht in den Händen habgieriger, unerſättlicher Stellvertreter, und des zum Drucke und Raube verbündeten Adels. Da ſchüttelte es ſich, und warf ſie ab. Selbſt das menſchliche Recht ſtand ſeinem göttlichen und ſeiner Macht zur Seite. Denn hundert Jahre vorher hatte ihm Karl V. in einem Briefe neue Freiheiten gegeben, alte beſtätigt, und am Schluſſe jenes Freiheits-Briefes feſtgeſetzt: »Wenn einer Unſerer Nachfolger ſelbſt, oder ein Vicekönig, beſagte obige Artikel dieſes ewigen Privilegiums verletzen ſollte; ſo darf unſer getreues Volk in Neapel, ohne Vorwurf des Aufruhrs, die Waffen ergreifen und behalten, bis zu ſeiner, dieſem

Privilegium gemäßen, Zufriedenſtellung.» Aber die Pächter und die Lohnknechte der Gewalt ließen den Bau der Freiheit verfallen, und traten Volk und Recht mit Füßen; denn:

«Das Volk iſt nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun.» Der Herzog von Arcos, der ſpaniſche Vicekönig in Neapel, und ſeine Höflinge ſetzten den Stolz hinzu —

. . . . Der ſteife Stolz
Des hieſ'gen Adels, welcher vor dem Volk
Auf Stelzen geht, um nicht den gnad'gen Fuß
Auf einen Stein zu ſetzen, wo vorher
Ein Bürger ſtand, — derſelbe Stolz, der doch
Mit ſeinem ſteifen Rück auf Hand und Fuß
Im Kothe kriecht vor einem Vicekönig,
Und unterthänig um Erlaubniß bettelt,
Mit dem hochadelichen Maul das Volk
Ausſaugen ihm zu helfen.

So klagt Herzog von Makalona, ſelbſt ein Fürſt, doch ein Landesgeborner. Die Zöllner nahmen den armen Leuten den Biſſen vor dem Munde weg, und die Zoll-Tabelle war ein unendliches Verzeichniß anbefohlner Entbehrungen. Einer aus der murrenden Menge las auf dem Markte die Zoll-Tabelle mit lauter Stimme vor:

Es ekelt mich, euch auch noch das zu leſen,
Was die Tabelle ſagt, — die lechzende
Und lange Zung' des durſtigen Papiers,
Die jede Frucht beleckt, von der Olive
Bis zu der Maulbeer, und ein jed' Gemüs.

Vom Blumenkohl bis zur armſeligen
Wolfsbohn herab. — Das Brod iſt uns ſchon längſt
Ein Leckerbiß; nun hat der Zollwurm gar
Auch noch das Obſt auf dieſes Jahr geſtochen,
Und frißt, wie eine Raup', aus dem Gemüs
Das Herz heraus, daß wir uns freuen müſſen,
Wenn welkes Kraut und friſches Gras nur noch,
Gleich wie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

Tommaſo Aniello that es, ein armer Fiſcher und Obſthändler. Er hatte den hohen Geiſt, den die wahre Liebe zur wahren Freiheit auch dem niedrigſten Bürger eingiebt. Man folgte ihm, und mit dem Rufe: «Es lebe der König, aber zum Teufel mit der Regierung!» begann der Aufruhr. Feuer und Plünderung zerſtörten die Palläſte des Adels. Aniello regierte an der Spitze des Volkes. Der Vicekönig verlor die Gewalt mit der Meinung von ihr, und mußte zur Liſt flüchten. Er ließ dem Aniello Gift in den Wein miſchen, wovon er den Verſtand und die Liebe und Ehrfurcht des Volkes verlor. In ſeinem Wahnſinne übte er blutige Grauſamkeiten, und wüthete auch gegen Freunde. Da ermordeten ſie ihn.

Dieſes iſt die Geſchichte, welcher auch der Dichter treu geblieben, bis auf die Todesart Aniello's, den er nicht umbringen, ſondern am Gifte ſterben läßt. Es herrſcht eine große, ob zwar noch wilde ungezähmte Kraft in dieſem

Trauerſpiele, es waltet ein Shakſpeare-Geiſt darin! Nur Käthchen von Heilbronn kann ihm zur Seite geſtellt werden. Den Dichter überraſchte der Tod, ehe er ſein Werk, das er als 21jähriger Jüngling hervorgebracht, vollenden konnte. Darum ſind ſeine Bilder, wie die der jugendlichen Malerkunſt, monochromatiſch, nur wenige hellen Farben herrſchen allein, die Zwiſchenlichter fehlen. Aber die Kraft des Ausdrucks, die Tiefe des Gefühls und die Höhe des ordnenden Verſtandes, können nicht zu viel geprieſen werden. Freſenius war in Frankfurt geboren, und ſeine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleiſt, ſtarben in der Blüthe, denn die Witterung unſerer Tage iſt den Dichtern nicht günſtig. Sie verderben an der rauhen Luft der Wirklichkeit. Nur die unorganiſchen Dichter dauern aus wie Geſtein, und ſetzen an; was Leben hat, verwelkt.

XXIX.

Cardenio und Celinde.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Carl Immermann.

Wir ſind ſo ungewohnt, bei den dramatiſchen Dichtern unſerer Tage, Fülle der Geſundheit und Kraft und Muth zu finden, daß die Freude über dieſe ſchönen Gaben, wo ſie ja einmal uns überraſcht, uns zur Nachſicht ſtimmt, und wir der Fülle die Ungemeſſenheit, dem Muthe den Uebermuth und der Kraft ihre Rauheit gern verzeihen. Der Dichter dieſes Trauerſpiels hat ſich als ein ſolcher gezeigt, dem wenig mangelt, der aber vieles zu viel hat — ein erträglicher Fehler, da wir hoffen dürfen, daß die Erfahrung, die leichter nimmt als giebt, ihn verbeſſern werde. Beſonnenheit giebt die Zeit, Begeiſterung der Herr der Zeit; die eine iſt Lohn, die andere Geſchenk. Wem aber der Himmel ſich gnädig zeigte, dem ſoll auch der Menſch gewogen ſeyn, und er ſoll nicht murren, daß dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte. Wenn wir die Mängel rügen, die, wie uns dünkt, Cardenio und Celinde in ſich ſchließt, ſo geſchieht es diesmal nur um zu zeigen, wie groß die Nachſicht ſey, die dem Dichter gebührt, und wie viele Schulden ſeine gütige Natur für ihn bezahlt.

Cardenio und Celinde.... Dieſes und iſt hier aber nicht, wie in Romeo und Julia, das Liebeband, das zwei Leben zu einem bindet, ſondern das arithmetiſche plus, das zwei ſich gleichgültige Größen mit einander verſchwägert, und die Familie weiter, aber nicht inniger macht. Die Einheit der dramatiſchen Handlung kann aber nicht durch Addition mehrerer Handlungen bewirkt werden. Herr Immermann hat, man begreift nicht aus welcher Laune, ſeinen Stoff, der zu einem guten Rocke hingereicht hätte, zu zwei Wämſern verarbeitet. Es iſt einmal geſchehen, und nachdem wir dieſes gerügt, bleibt uns zu betrachten übrig, ob die Jacken ſchön paßlich, und wie ſie ſtehen.

Cardenio, ein junger Spanier, Student in Bologna, liebt Olympien, Lyſander's, einer Magiſtratsperſon, neuvermälte Gattin. Er war ihrer Gegenliebe froh, ſie war ihm ſchon als Braut zugeſagt, als ſich plötzlich über den Morgen der Liebenden, wie ein giftiger Nebel, das

Gerücht verbreitete, es ſey in Olympien's dunkler Kammer ein Mann überraſcht worden. Cardenio tappt umher, ſucht ängſtlich nach Licht, erwartet Erklärung; ſie wird ihm nicht, Olympia ſchweigt. Der Spanier tritt zurück, entſagt der Geliebten. Da meldet ſich Lyſander, der ſich ſchon früher, aber unglücklich, um Olympien's Gunſt beworben, und bietet ihr ſeine Hand an. Dieſe, in der Lebensgefahr ihrer Ehre, ergreift den rettenden Arm, und wird Lyſander's Gattin. Olympia war unſchuldig, ſie kannte ſelbſt den Mann nicht, der ſie im Dunkeln in ſeine Arme geſchloſſen. Sie dachte und hoffte, es ſey Cardenio geweſen; als dieſer aber ſchwieg, mußte ſie dulden. Nach der Hochzeit geſtand ihr Lyſander, er ſey es geweſen, der ſich, mit Hülfe einer beſtochenen Dienerin, zu ihr geſchlichen. Er habe durch dieſe Liſt bezweckt, was er durch ſie erreicht —

Meine Kühnheit
Trug mich zum Ziel der allerfernſten Wünſche
Und lehret, daß Verſtand die Welt beherrſcht.

Lyſander iſt übrigens ein leidlicher Mann, und Olympia konnte, ohne ſchweren Kampf, ihre alte Neigung ihrer neuen Pflicht aufopfern. Cardenio trägt einen verzeihlichen Groll in ſeinem Herzen — nicht gegen Lyſander, deſſen redliche Bewerbung er nicht ſchelten kann, ſondern gegen den unbekannten Dieb ſeines Glückes. Er will Bologna, den Schauplatz einer ſo ſchmerzlichen Begegnung, verlaſſen; doch vorher noch verſuchen, ob er Olympien zu keiner Erklärung bewegen könne. Er denkt: müſſe er ſie ſchuldig finden, wolle er eine unedle Neigung aus ſeinem Herzen verbannen; rechtfertige ſie ſich, könne er von einer ſchönen Vergangenheit ein reines Bild mit in ſeine Heimath nehmen. Er bittet Olympien um eine Zuſammenkunſt. Dieſe ſchwach, gewährt ihm, was ſie ihm fruher verſagt, und ſchwächer, geſteht ſie dem ungeſtüm Fragenden, daß Lyſander, ihr Gatte, der Mann geweſen, der ſich in ihr Zimmer geſchlichen. Jetzt weiß Cardenio, wen er zu haſſen; doch Lyſanders Werth verkennt er noch immer nicht. Er ſagt von ihm:

Er iſt gerecht und edel, ſchadigt keinen,
Er iſt bereit, wo Waiſ' und Wittwe weinen,
Er liebt Olympien, und ſagt mit Fug,
Daß ſie der Freude hat bei ihm genug —
Und iſt ein Schurke doch mit Haut und Haar,
Ein Aff und Schurke, wie kein Zweiter war.

So kämpft der Unglückliche mit ſeinem Haſſe, ihn bald überwältigend, ihm bald unterliegend —

Das Herz iſt nur ein Taubenſchlag, Gefühle
Ziehen flatternd aus und ein —

ſagt Cardenio ein anderes Mal. Ja, wenn es nur Tauben wären! Aber der Geier kam auch, und der Teufel ſiegte. Cardenio überfällt den heimkehrenden Lyſander bei Nacht auf der Straße, und tödtet den Unbewaffneten. Er thut es im Sinnesrauſche. Die That war um ſo weniger ſchlimm, als es der Rauſch mehr geweſen. Der Wein war mit ſinnverwirrenden, ſinnbetäubenden Dingen gemiſcht. Wer reichte ihm den unſeligen Becher? Ein langer, ein ſehr langer Arm! Ein breiter Strom trennte den Mundſchenken von dem Trinker; ein Eiſendraht war über den Strom gezogen, und über dieſe ſchmale Brücke kam das umzauberte Schickſal hergeritten. Gehen wir jetzt an das andere Ufer; glauben wir nur, führt uns die gefährliche Brücke auch hinüber.

Celinde liebt Cardenio, der ihre Liebe nicht erwiedert. Celinde iſt ein leichtfertiges Mädchen, von ihrem Blute dem Laſter verkuppelt. Sie iſt gutmüthig, weil ſie ſchwach iſt, aber ſie hält ſich für gut, weil ſie ſchlecht iſt nach Grundſätzen. Den durchſichtigen Schleier ihrer Buhlerei verbrämen Floskeln genug. Mit heißer Leidenſchaft liebt ſie den jungen Spanier, ſie, die ſo viele verſchmäht, denn:

Er weiß zu quälen — das, das iſt der Punkt,
Wer uns zu quälen weiß, dem huld'gen wir,
Wir mögen nicht in Ruhe ſeyn.

„So ſind alle Weibsbilder; wenn man ſie nicht immer beängſtigt, ſo wird ihnen übel“ — hat der ungeſchlachte Falſtaff in ſeiner Sprache ſchon längſt geſagt. Celinde erfährt, daß ſich Cardenio zur Abreiſe vorbereite. In ſo enge Zeit eingeſchloſſen, ſchlägt ihre Leidenſchaft hoch in Flammen auf. Sie klagt, ſie weint. Sie läßt Tyche rufen, eine alte Dienerin, eine Haus-Hexe. Sie ſagt ihr: da ſie umzugehen wiſſe mit Kräutern und Tränken, mit Karten und Sprüchen, möge ſie ihr doch rathen und helfen in ihrer Liebesnoth. Tyche murmelt: gegen ſolche Pein und Betrübniß gäbe es wohl Mittel genug, doch wären ſie für ſo junges ſüßes Blut zu ſcharf. Celinde iſt gierig, und glaubt nur neugierig zu ſeyn. Sie forſcht weiter, ſie läßt ſich erzählen von den Zaubermitteln. Tyche ſpricht:

Wenn wir das Herz von iemand kriegen können,
Der Dich recht zärtlich liebt, und weihn's mit Sprüchen,
Und brennen's denn zu Aſche, und vermiſchen
Die Aſche mit 'nem Kuchen oder Wein,
Und bringen dieſen Kuchen oder Wein
Cardenio'n bei, wird er ein andrer Menſch,
Er folgt Dir, wie der Pudel ſeinem Herrn.
Laß peitſchen mich, wenn es nicht zutrifft, Kind.

Celinde lacht die Hexe mit ihren Tollheiten aus, und ſchickt ſie fort.

Im Haufen von Celinden's unerhörten Anbetern, ſteht auch der Johanniter-Ritter Marcellus.

Celinde lebt von ſeinen Geſchenken, läßt ſich dankbar liebäugelnd Schreibfedern von ihm ſchneiden, und hält ihn am ſeid'nen Faden ihrer Reize nah' und fern. Ein Türkenkrieg ruft den geiſtlichen Ritter von Bologna ab; er will auf den Abend Celinden zum letzten Male beſuchen. Vor ihm kommt Cardenio, auch um von Celinden, als einer Bekannten, Abſchied zu nehmen. Celinde weiß ihren Schmerz zu beherrſchen, ſie ſcheint ruhig und heiter, und ſcherzend empfängt und entläßt ſie den Freund, um, nachdem er fort war, lauter aufzujammern. Der Augenblick iſt gekommen, wo die Unglückliche wählen muß zwiſchen ihrer Seligkeit und ihrem Geliebten. Wie eine verlorne Mücke flattert ſie matt um das trübe Licht, das ſie endlich erhaſcht. Sie läßt Tyche rufen, läßt ſich von ihren Zaubertränken noch einmal erzählen; immer Liebetrunkener horcht ſie auf. Da wird Marcellus gemeldet. Tyche führt ihn in ein Seitenzimmer, verbindet ihm die Augen, und heißt ihn ſchweigen und ſich ruhig halten. Auf des Ritters Verwunderung und Frage wird ihm geantwortet, ſo ſey es Celinden's Laune, und ſie werde bald kommen. Jetzt nimmt Tyche einen Dolch, bringt ihn Celinden und ſagt ihr, das Herz zum Liebestrank ſey gefunden; ſie ſolle Marcellus ermorden. Celinde tritt entſetzt zurück. Die Hexe, unbekümmert um die Rechtfertigung vor dem Himmel, denkt, ſie werde die That, wenn ſie einmal geſchehen, vor Celinden zu verantworten wiſſen. Sie ſelbſt ſtößt dem Ritter den Dolch in die Bruſt. Celinde, im andern Zimmer, hört den Angſtſchrei des Getroffenen; Marcellus, der ſich aufgerafft, ſtellt ſich blutend unter die Thüre, und überhäuft Celinden mit den Verwünſchungen eines Sterbenden; dann ſinkt er nieder. Celinde fällt in Fieber und Wahnſinn; das Bild des blutigen Ritters ſteht gebannt vor ihren Blicken. Tyche ſucht ſie zu beſchwichtigen, ihr lügend, ſie habe die That nicht vollführt, der Ritter ſey nicht ermordet, ſondern fort, zu Schiffe gegangen. Celinde beruhigt ſich, Tyche nimmt des Ritters Herz und bereitet den Liebestrank. Sie ſucht dann Cardenio auf, erzählt ihm, ſie komme von Olympien, die, krank an ſüßen Vorwehen einer Mutter, nach ihr geſchickt, um ſie zu ſtreicheln, denn es ſey bekannt, ſie habe «einen guten Strich.» Die Alte malt es mit brennenden Farben, wie reizend Olympia «im puren Hemdchen» da geſeſſen; ſie peitſcht Cardenio's Blut, daß es hoch aufſteigt, und ihm die vollen Adern den Hals einſchnüren. Ihm wird wehe, er fordert einen Trunk, Tyche reicht ihm den Becher mit dem Liebestranke. Cardenio findet den Wein «trüb' und wolkig;» doch er trinkt ihn, er trinkt und leert den Becher. Plötzlich, wie aus einer langen Vergessenheit erwachend, frägt er: «Was macht die liebliche Celinde?» Der Zauber hat gewirkt. Cardenio geht zu Celinden, ergiebt ſich ihr. In dieſem Taumel der Sinne, von Wein und Blut und Liebe vergiftet und berauſcht, lauert er dem klugen Lyſander auf, und tödtet ihn, wie wir erzählt.

Die That geſchieht vor Lyſander's Wohnung. Darauf ſtößt Cardenio das blutige Racheſchwert, als Zeichen heiliger Vehm, in die Hausthüre, und eilt fort. Sein Freund Pamphilio, der umhergegangen ihn aufzuſuchen, kommt an die Stätte des Verbrechens, ſieht die Leiche, ſieht das Schwert, nimmt es in die Hand und wird ſo von Lyſander's Dienern, die aus dem Hauſe gekommen, übereilt und für den Mörder gehalten. Einer derſelben ſchlägt ihn nieder. Doch die Wahrheit wird bald kund. Unterdeſſen hatte Marcellus geängſtigter Diener, der ſeinen Herrn nirgends finden konnte, ſich an die Gerichte gewendet. Es wird ausgeforſcht, daß der Ritter in Celinden's Wohnung geweſen, man findet dort ſeine Leiche, man findet ſein Kreuz unter Tyche's Gepäcke, die Hexe wird feſt genommen, ſie bekennt den Mord. Celinde und Cardenio, durch Liebe und Verbrechen an einander gekettet, wollen entfliehen. Es iſt Morgen. Cardenio geht die Straße hinab, zu ſehen, ob ſie noch unbeſetzt von Wächtern ſey. Lyſander's Geiſt verſperrt ihm den Ausweg, er flieht entſetzt zurück. Celinde ſucht ſeine kranken Einbildungen zu beſchwichtigen, ſie auch geht an das Ende der Straße; da erſcheint ihr Marcellus zürnender Geiſt, ſie ſtürzt zu Boden, und ſtirbt am Schrecken. Cardenio fällt in die Hände des Gerichts, und um dem Blutgerüſte zu entgehen, ſtürzt er ſich in ſein eignes Schwert. Tyche wird zum Scheiterhaufen geführt. —

Die menſchlichen Schickſale, welche die Kunſt des Tragöden nachbildet, müſſen, und wären ſie noch ſo ungeheuer, doch immer menſchliche Geſtaltung haben. Aber in Cardenio und Celinde wird kein Bild der ſittlichen, es wird nur eines der ſinnlichen Natur des Menſchen aufgeſtellt. So darf es nicht ſeyn. Das Ebenbild Gottes ſoll nie unkenntlich werden; auch irrende, ſelbſt verworfene Menſchen ſind nur gefallene Engel; doch in dieſem Trauerſpiele ſind alle Menſchen nur emporgehobene Thiere. Der Dichter hat ſie fehlerhaft in zwei Gruppen geordnet, welche Ohr und Auge, und Betrachtung und Empfindung theilen. Doch wäre es nur das allein; es iſt aber noch ſchlimmer! Cardenio gehört zu beiden Gruppen; als der Diener zweier Herren, iſt er bald hier, bald dort, man weiß nicht, wo man ihn zu ſuchen, und die Aufmerkſamkeit geht oft vergebene Wege. Die Empfindung, die wir nicht ganz dem Ganzen geben können, können wir auch nicht unter das Einzelne vertheilen. Es iſt nichts das Liebe, nichts das Abſcheu einflößt. Das Schickſal ſchneidet Geſichter, und wir lachen nur darum nicht, weil ſie von Krämpfen herkommen. Fünf Menſchen ſterben, den ſechſten ſehen wir zum Tode führen — und wir bleiben kalt. Fünf Menſchen lieben ſieben Mal, und keine dieſer Liebesarten rührt uns. Cardenio's Liebe zu Olympien geht früher unter, als der Vorhang aufgeht, und wir ſehen nur noch ihren blutrothen Abendſchein. Seine Liebe zu Celinden iſt ein Fieberwahn. Olympien's Liebe zu Cardenio iſt eine erkaltete, ihre zu Lyſander eine vernünftige; Marcellus Liebe iſt eine unwürdige. Lyſander liebt wie ein Ehemann, und Celinde wie eine Buhlerin. Tyche iſt ein gemeines, aberwitziges, altes Weib. Es ſchimmert ein Lichtſchein, der ſie hätte verklären können, aber es iſt zu weit entfernt. Tyche war einſt von Celinden's Vater verführt worden, und es war ihr davon „ein blöder Junge» übrig geblieben. Der Dichter hat dieſes Verhältniß nicht benutzt; auch wäre wohl nur etwas Pſychologie dabei herausgekommen. Der Schickſalstrank, hier die chemiſche Flüſſigkeit, die löſt und bindet, iſt «trüb und wolkig.» Wir wiſſen wohl, daß es Zauber und Wunder giebt, doch nur für die, welche daran glauben. Aber Cardenio weiß nicht, was er trinkt, und es wirkt doch — das iſt nicht Sympathie, das iſt nüchterne Phyſik, und wir fragen proſaiſch die Toxicologie, ob ſolche Wirkung möglich ſey?

Doch bei allen ſeinen Mängeln hat dieſe Tragödie etwas, das wohl gefällt. Der Dichter kränkelt nicht ohne Ende und Hoffnung; er hat von jenen tüchtigen Uebeln, aus welchen der Kranke, geneſt er nur, kräftiger hervorgeht. Die Sprache iſt friſch, die Bilder quellen hervor, ſie brauchen nicht gepumpt zu werden. Wir freuen uns des guten Stoffes, können wir auch nicht ſeine Geſtaltung loben; wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matten Biscuits und ſchalen Alabaſters ſind wir ſatt und überſatt. Der Kraft fehlt die Anmuth, wohl nicht auf immer, denn ſie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters iſt ein Gaſtmahl, zu dem ſich die Götter alle, wenn ſie ihm gnädig ſind, verſammeln. Die Grazien aber kommen erſt ſpät zum ſüßen Nachtiſche. Ehe ſie erſcheinen, vernehmen wir ungemeſſene Reden, hören wir Männerſpäße erſchallen, die, ob ſie zwar den Wein loben, ſich nicht geziemen. Doch die Anmuth erſcheint, und der Uebermuth verſchwindet.

XXX.

Die eiferſüchtige Frau.

Luſtſpiel von Kotzebue.

„Nach dem Engliſchen“ wird angezeigt. Aber es iſt auch nach der Natur, die keine Geſchichte, kein Staatsrecht und keine Luftbeſchaffenheit jemals ändert. Die uralte Schwachheit hat der Dichter mit den neueſten Moden, mit Turnweſen, Wunderdoktorei und dergleichen Stoffen mehr, die an der Tags- oder Nachtordnung ſind, nett aufgeputzt, und das Stück iſt ganz allerliebſt geworden. Die eiferſüchtige Frau ſchämt ſich ihrer Geſpenſterfurcht; freilich nur ſo lang es helle iſt, und mit der Nacht wird ſie wohl wieder zu zittern anfangen. Indeſſen — das geſchieht hinter dem Vorhange.

Aber ein Luſtſpiel? Die ſchrecklichſte aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grauſen erfüllt, uns erſchüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenſchaft herbeiführt? Nein, es iſt dieſe Leidenſchaft ſelbſt, die Shakſpeare ſo naturtreu dargeſtellt, ſo durchſichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinths erkennen, in das die Liebe hineinführt, nur ohne rettenden Faden. Woher geſchiehts, daß dieſer höchſt tragiſche Stoff gewöhnlich zu Luſtſpielen vertändelt wird? Was iſt doch der Menſch für ein ſonderbares Geſchöpf! aber gut, daß er ſo iſt, daß er den Verzerrungen des Schmerzes, eine poſſierliche Grimaſſe, der furchtbarſten Leidenſchaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen verſteht. Dieſes iſt die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes dürres Land erfriſcht.

XXXI.

Marianne.

Bürgerliches Trauerſpiel von Gotter.

Es iſt, wie bekannt, dem Franzöſiſchen des La Harpe nachgebildet, und wurde ſchon vor länger als vierzig Jahren auf die deutſche Bühne gebracht. Dieſes Trauerſpiel, ob es zwar den guten zugezählt werden muß — die Sprache darin iſt edel, einfach und kräftig, die Charaktere richtig gezeichnet, die Lichter ſehr treffend — hat jetzt doch zwanzig Jahre zu lange gelebt. Weder deſſen Stoff, noch die Behandlung des Stoffes, kann uns gegenwärtig anſprechen. Das Kloſterweſen iſt uns fremd, zur Fabel geworden, dieſe Quelle der menſchlichen Leiden iſt verſchüttet, und ein böſes Geſchick, das unſeren eigenen Lebenskreis nicht mehr gefährden kann, kann uns auch nicht mehr rühren, wenn es einen andern trifft. Wir werden zwar auch jetzt noch in der Vorſtellung den Kloſterzwang abſcheulich finden;

aber ein hartherziger Vater, der ſeine Tochter aufopfert auf dieſe Weiſe, wird uns nicht ſowohl grauſam, als närriſch erſcheinen, und kann daher auf der Bühne keine rein tragiſche Wirkung hervorbringen. Auch der franzöſiſche Ritterprunk, den alle Perſonen, die in dem Trauerſpiele auftreten, in Gang und Worten zeigen, die höfliche Art, wie Mann und Frau, Eltern und Kinder zuſammen ſprechen, die Regelmäßigkeit ihres Zorns, der Anſtand ihrer Heftigkeit — das alles muß uns Deutſchen ſehr abgeſchmackt vorkommen. Wenn der Baron zu ſeiner Mutter ſagt: «Sie ſpotten meiner, gnädige Frau,» und dieſe ihm erwiedert: «keine Schmeicheleien, mein Sohn!» oder wenn Marianne im höchſten Grade der Verzweiflung ihrer Mutter zuſchreit: «Laſſen Sie mich, Madam!» — lache da Einer nicht.

Eine Betrachtung: — Der brave Geiſtliche ſagt zum Präſidenten: «Unſere ſclaviſchen Gelübde ſollten aufgehoben, unſere Klöſter zu Spitälern, zu Freiſtätten für Unglückliche, für Lebensmüde, für Verlaſſene gemacht werden.» Nun ſeht, zwanzig Jahre ſpäter, als er dieſes geſprochen, hat ſich der Wunſch erfüllt. Bedenkt man dieſes, ſo weiß man nicht, ſoll man ſich dem Troſte oder der Verzweiflung ergeben. Soll man ſich tröſten, daß ein ſo lange dauernder Wahnſinn endlich aufgehört, oder verzweifeln, daß er ſo lange gedauert und ihm ſo viele Schlachtopfer unwiderbringlich dargebracht worden? Wie viele, gleich grauſame, gleich thörichte Einrichtungen beſtehen jetzt noch! Welche? Auch wenn mir die Wahl frei ſtünde, ich wüßte ſie nicht zu treffen. Und keiner bedenkt: in wenigen Jahren vielleicht werde ich als Tollheit betrachten, was mir jetzt zur Weltordnung zu gehören ſcheint; warum ſoll ich der Zeit nicht gleich gewähren, was ich ihr endlich ſelbſt gutwillig werde geben? Warum nicht, da mein Starrſinn die Leiden der Menſchheit vermehrt, ohne meine eigne Luſt zu vermehren?

XXXII.

Beſchämte Eiferſucht.

Luſtſpiel von Frau v. Weißenthurn.

Iſt es wahrſcheinlich, daß zwei geſittete Frauenzimmer von Stande einem fremden jungen Offizier, gleich in den erſten Minuten ihrer Bekanntſchaft, die Eiferſucht, die eine ihres Gemals, die andere ihres Bräutigams anvertrauen, und über deren lächerliche Schwäche mit dem fremden Manne ſpotten werden? Iſt es glaublich, daß irgend ein Baron Sturz, ein Chevalier, ein Politicus, ein bejahrter Hofmann, eben jenen jungen Offizier, den er zum erſtenmale in ſeinem Leben ſieht, gleich zum Vertrauten ſeiner Intriguen machen und ihn ſogar einladen werde, ihm beizuſtehen, in die Familie, die ihn den Fremden, ſo eben gaſtfreundlich aufgenommen, Zwietracht und Haß zu bringen? Iſt es möglich, daß zwei heftige, leidenſchaftliche junge Männer, wie Graf Solm und Baron Walling, beide Edelleute, ſich von einem Fant von Lieutenant ſo mißhandeln und verſpotten laſſen ſollten, als es hier im Gartenhauſe geſchah, ohne dem naſeweiſen Burſchen auf der Stelle den Hals zu brechen? Iſt es denkbar, daß eine ſittſame und für ihren Ruf beſorgte junge Frau, welche die heftige Eiferſucht ihres Mannes kennt, wenn ſie aus irgend einem Grunde ſich dazu entſchließt, mit einem jungen Offizier in einem abgelegenen Gartenſaale eine Zuſammenkunft zu halten, iſt es denkbar, daß, ihr unbemerkt, zwei Menſchen in der heftigſten Stimmung durch den Saal ſtürzen können, wird ſie nicht vielmehr ſo ängſtlich lauſchen, daß ihr kein Zirpen eines Heimchens entgeht? Auch der Offizier ſchleicht ſich unbemerkt zur Gräfin Julie, ſtellt ſich hinter ihren Stuhl, und hört ihrem Selbſtgeſpräche zu. Dieſe Unſichtbarkeit handgreiflicher Offiziere und anderer erwachſener Menſchen kommt freilich in ſehr vielen Komödien vor. Ohne ſolche Zaubereien können unſere armſeligen Poeten nicht fertig werden. Aber es iſt eine Unnatur, die nicht zu ertragen. Ich habe ſo viele meiner Freunde und Freundinnen, bis ich eine tauſendjährige Erfahrung zuſammengebracht — ich habe ſie gefragt, ob es ihnen in ihrem tauſendjährigen Leben begegnet ſey, daß ſich Jemand in ihre Stube geſchlichen, während ſie darin geweſen, ohne daß ſie es gemerkt? Sie antworteten: nicht ein einziges Mal.

Mit welchem Rechte heißt das Stück: Beſchämte Eiferſucht? Die beiden Eiferſüchtigen haben ſich diesmal nicht zu ſchämen. Hat man ihnen etwa gezeigt, wie ſie in der Donquichotterie ihres Herzens eine Windmühle für einen Rieſen gehalten? Keineswegs. Der eine findet ſeine Frau, in einem einſamen Gartenſaale, mit einem jungen Offizier, und hört den letztern von Liebe reden; der andere findet ſeine Braut in den Armen eben dieſes Offiziers. Sollten ſie da nicht argwöhniſch ſeyn? Hätten ſie auch ohne die Verblendung der Leidenſchaft wahrgenommen, daß der Offizier der Bruder der Frauenzimmer ſey? Woran? Sie kannten ihn nicht. Baron Walling ſtürzt in's Zimmer, in dem Augenblicke, da ſeine Braut den Offizier umarmt und küßt. Er ſieht die anmuthige Gruppirung, ſchreit: «Tod und Teufel!» und ſtürzt ab. Julie: Da war er. Der Offizier: Der iſt noch nicht kurirt. Julie: Das glaub' ich; «er weiß ja nicht daß Du mein Bruder biſt, da muß es ihm auffallen.» Ei, Gräfin Julie, Sie reden da ſehr vernünftig, warum ſagten Sie das nicht der Frau von Weißenthurn?

XXXIII.

Die Entführung aus dem Serail.

Oper von Mozart.

Giebt es ein überſinnliches Land, wo man in Tönen ſpricht — die Meiſter der Kunſt führen Euch hinauf, indem ſie Euch erheben: nur Mozart allein zeigt uns den Himmel, zu dem Andere emportragen müſſen, in unſerer irdiſchen Bruſt. Das iſt's, was ihn nicht allein zum Größten macht aller Tondichter, ſondern zum Einzigen unter ihnen. Um Mozart'ſcher Muſik froh zu werden, bedarf es keiner Erhebung, keiner Spannung des Gemüths, ſie ſtrahlt jedem, wie ein Spiegel, ſeine eigene und gegenwärtige Empfindung zurück, nur mit edleren Zügen; es erkennt jeder in ihr die Poeſie ſeines Daſeyns. Sie iſt ſo erhaben und doch ſo herablaſſend, ſo ſtolz und doch jedem zugänglich, ſo tiefſinnig und verſtändlich zugleich, ehrwürdig und kindlich, ſtark und milde, in ihrer Bewegung ſo ruhig und in ihrer Ruhe ſo lebensvoll. Muſik, wenn ſie als heimathliche Sprache der Liebe und Religion ſich austönt, wird ſo himmliſch, als bei Mozart, bei keinem vernommen. Aber bewunderungswürdiger als in jener Höhe, wo das Wort ſchon im Sinne ſeine Verherrlichung findet, iſt Mozart in der Tiefe, wo er, das gemeine Treiben adelnd, die Poeſie der Proſa, den Farbenſchmelz des Schmutzes und den Wohlklang des Gepolters kund macht. Die Singſtücke der Conſtanze, der Donna Anna und das furchtbare Auftreten des ſteinernen Gaſtes, ſind vielleicht minder unnachahmlich als Osmins Geſänge. So ein meiſterhafter Geſelle, ſo ein verklärter Brummbär und hündiſcher Frauenwächter, wie er ergrimmt ſich an dem verriegelten Gitter abmartert, durch welches er täglich den Honig ſieht, den er nicht ablecken darf, ſo ein erboſter Kerl, der alle Welt haßt, weil er nicht lieben kann, wird ſobald nicht wieder in Muſik geſetzt.

XXXIV.

L'école des Vieillards.

Comedie en cinq actes et en vers: par M. Casimir Delavigne.

In der Schule der Alten muß man die Zeit gut benutzen, denn ſie iſt kurz. Glücklich daher, wenn ein Lehrer verſteht, den grauen Schülern das Lernen angenehm zu machen, und ihre Launen zu ſchonen, ohne ihren Schwächen nachzugeben. Das hat Delavigne verſtanden. Er führt ſeinen Alten, fein und unmerklich, den rechten Weg, und ſtraft den Unachtſamen nicht allzuſtreng. Danville, ein Seemann von ſechzig Jahren, heirathet unerſchrocken eine junge Frau, und liebt ſie dann furchtſam. Hortenſe iſt leichten Sinnes, denn ſie iſt jung; liebt die offne Welt, denn ſie iſt ſchön; bleibt ihrem Manne treu, denn ſie iſt gut. Aber zu jung, ihre Schritte zu berechnen, zu ſchön, die unberechneten Schritte Anderer auf der Stelle zu berichtigen, und zu gut, den übeln Schein zu meiden, geräth ſie in Verwicklungen, die ihr und ihrem Seemanne vielen Kummer machen. Noch frühe genug gleicht ſich alles aus, und die junge Gattin bittet den alten Gatten, mit ihr Paris zu verlaſſen, wo man ungeſtraft weder jung noch alt ſeyn dürfe. Das iſt der Hergang der Sache. Ein alter Schiffsrheder, der die Gicht hat, gute Laune und eine junge Frau; ſein alter Freund, der ein Hageſtolz iſt, und den man genau kennt, ſobald man von ihm hört:

qu'il vit en patriarche,
qu'il dine encore à l'heure ou l'on dinait dans l'arche;

ein alter Bedienter, der ehemals Matroſe geweſen; ein junger Hausfreund, der für Sturm ſorgt; eine Schwiegermama, eine Königin Mutter, die ihrer Tochter das Regieren erleichtert — das ſind alle deutſche Erinnerungen, und den Deutſchen, der in Paris ſolche Kuhreigen hört, überfällt ein ſüßes Heimweh, und er möchte augenblicklich deſertiren, wieder einmal ein liebes Kotzebue'ſches Stück zu ſehen. An dem Luſtſpiele Delavigne's iſt nur die gefällige Verſifikation und die anmuthige Umgangsſprache der feinen Pariſer Welt nicht deutſch. Aber dieſer Vorzug des franzöſiſchen Dichters iſt nicht das Eigenthum des Dichters, ſondern das des Franzoſen. Wo ſollte ein deutſcher Luſtſpieldichter die Sprache der vornehmen Welt kennen lernen? Ein Grieche kam leichter nach Corinth, als ſich ein deutſcher Schriftſteller mit einem Herzoge zuſammen findet. In Paris aber iſt dies anders, dort iſt jeder ohne Ausnahme Düc-fähig und berechtigt, ſich in öffentlichen Concerten auf einen der vordern adelichen Stühle zu ſetzen, und Herr Delavigne hatte wahrſcheinlich oft Gelegenheit zu ſehen, wie ſich ein Düc d'Elmar anſtellt, wenn er der Frau eines alten Seemanns den Hof macht.

Delavigne iſt ein junger Dichter von großen Vorzügen. Er hätte faſt Genie, wenn er kein Franzoſe wäre, oder wenigſtens nicht in Paris lebte, wo man jetzt dem Volke den Hof machen muß, wie man ihn ehemals den Fürſten machte. Das iſt aber auch eine Gefangenſchaft des Geiſtes, wenn auch in einem größern Gefängniſſe. L'école des Vieillards wurde im Theater Français aufgeführt, und hatte ſowohl bei der Darſtellung, als auch ſpäter, da ſie im Drucke erſchienen, ungemeinen Beifall gefunden. Sie verdiente ihn auch. Zwar fehlt es dem Luſtſpiele an Lebhaftigkeit der Intrigue. Dieſer Mangel des Gedichts aber iſt ein Verdienſt des Dichters. Delavigne verſchmähte das herkömmliche Intriguiren, und gleicht hierin allen Künſtlern, die, wenn ſie eine neue Bahn betreten, damit anfangen, die alten Hülfsmittel zu verſchmähen, und damit endigen, ſich neue zu ſchaffen — ſo wie jedes Volk, das eine neue Bahn betritt, eher niederreißt, als aufbaut. Es iſt merkwürdig, wie das bürgerliche Schauſpiel, deſſen man in Deutſchland ſatt iſt, in Frankreich immer mehr und ſtärker den Appetit reizt. Täglich werden, ſtillſchweigend oder eingeſtanden, deutſche weinerliche Schauſpiele, überſetzt, bearbeitet, und auf die Pariſer Bühne gebracht. Ihr Entzücken iſt Menſchenhaß und Reue, ein Stück, deſſen Namen ſchon (misanthropie et repentir) — ſollte man meinen — ein Franzoſe lächerlich finden müßte. Aber Talma, der in einem altpreußiſchen gepuderten Grenadierzopfe den Menſchenhaſſer ſpielt, rührt ſie, und ſie laſſen ſich rühren, als wären ſie gute Leipziger. Daran iſt Türgot Schuld, oder Necker, oder Calonne, oder Maurepas, oder Voltaire, oder der Himmel weiß, wer ſonſt an der franzöſiſchen Revolution Schuld iſt. Vor der Revolution hatten die Franzoſen keinen Bürgerſtand, alſo kein häusliches Leben, alſo kein bürgerliches Schauſpiel. Als im achtzehnten Jahrhundert der Adel dem Andringen des Bürgerſtandes nicht länger widerſtehen konnte, war er ſo klug, das kleinſte Uebel zu wählen, und nahm alle Bürger-Gebornen, die Geiſt und Geld hatten, lieber in ſeine

Reihen auf, als er die Bildung eines dritten Standes geduldet hätte. Es blieb daher noch lange beim Alten. Nur ein Vornehmer hatte die Ehre, unglücklich oder ein Verbrecher zu werden, und es zur Baſtille und zum Blutgerüſte zu bringen. Ein Bürger hatte kein Schickſal, und höchſtens wurde er gehängt — eine Todesart, die nicht dramatiſch iſt. Mit der Revolution hat ſich dieſes geändert. Ein häusliches Leben hat ſich gebildet, Haustugenden und Hauslaſter ſind entſtanden, häusliches Glück und häuslicher Jammer haben ſich eingefunden, und das bürgerliche Schauſpiel mußte, als Schatten der Wirklichkeit, folgen. Auch die Sittlichkeit hat in Frankreich eine Conſtitutions-Charte erhalten. Das iſt nicht mehr wie ſonſt. Das Laſter wird auch auf der Bühne nicht mehr liebenswürdig dargeſtellt. Die Tugend tritt ohne Schüchternheit, das Recht ohne Unterthänigkeit, der Leichtſinn ohne Keckheit auf. Der Untreue einer Frau wird nicht mehr zugelächelt, die Eiferſucht eines Mannes wird nicht mehr ausgelacht. Die Zeiten der Abbés, der Marquis und der Schönpfläſterchen von kleinen Sünden ſind nicht mehr.

XXXV.

Johann, Herzog von Finnland.

Schauſpiel von Johanna Weißenthurn.

Ein Schauſpiel, das heißt: ein ſtumpfer dramatiſcher Kegel, breit unten und breit oben.... Kaltblütige Amphibien, bald trocken, bald naß.... Das Schickſal in Civilkleidung, den Orden unter dem Ueberrocke verſteckt — doch das iſt unſere Sorge nicht. Aber gelungen in ihrer Art, iſt dieſe Dichtung der Frau von Weißenthurn wohl zu nennen. Die Charaktere ſind gut gehalten, die Sprache rein und fließend, die Bilder angemeſſen («leidenſchaftliches Inſekt» und «blutige Reue» etwa ausgenommen). Dabei fehlen ihr alle Fehler der meiſten Lärmſtücke: der Stelzengang der Betrachtung, die türkiſche Muſik der Leidenſchaften, die zahlreichen Ach und O! und andere Erbkrankheiten dieſer Art.

Herr *** war als Johann nicht an ſeinem Orte. Es ſoll nicht getadelt werden, was er unterließ, ſondern nur, was er zu viel gethan. Seine körperlichen Stellungen waren zu kunſtreich angeordnet, wie ſie nur einem Operntänzer ziemen. Und wenn er uns alle Bildwerke der Villa Borghese vormeißelt, das macht ſein Spiel nicht ausdrucksvoller. Der Herzog ſchmachtet im Kerker mit Weib und Kind, und ſiehe! er bewegt ſich voller Grazie. Giebt es etwas, das verfehlter und unbehaglicher ſey? Da, wo die Seele plötzlich in Bewegung geſetzt wird, bei einer von auſſen angeregten und nach auſſen zurückwirkenden Leidenſchaft, bei Zorn, Schrecken, freudiger Ueberraſchung, aufwallender Liebe, da wird der Körper mit fortgezogen, und beide folgen einer Richtung. Hier mag der Schauſpieler eine ſchnell vorübergehende innere Stimmung, durch angemeſſene Geberdungen, verſtändlicher und eindrucksvoller zu machen ſuchen. Aber bei einer dauernden Lage des Gemüths, bei einem anhaltenden Schmerze lebt die Seele wie körperlos, und die Glieder des Leibes müſſen, ſich ſelbſt überlaſſen, mehr ihren eignen Verhältniſſen und ihrer Schwerkraft folgen. — Herr ***, ein neu angeſchaffter Künſtler — denn unſere gewiſſenhafte Direktion, als Pächterin der Bühne, ſucht das eiſerne Vieh derſelben ſtets vollſtändig zu erhalten — ſpielte den Graf Richers.

Da vernahm man den regelmäßigen Dreſchertakt auf- und niederſteigender Wallungen, klipp klapp, klipp klapp! Schwarz oder weiß, ja keine andere Farbe. Die Arme erhoben und ſenkten ſich, und wenn es unglücklich ging, ward gerade von dem Abgrunde der Hölle geſprochen, während die Hände himmelwärts gerichtet waren. Es iſt zum Erbarmen!

XXXVI.

Der Wollmarkt,

oder

das Hôtel de Wibourg.

Luſtſpiel von Clauren.

Ein alter, reicher und gutmüthiger Landwirth, ſeit vierzig Jahren gewohnt, ſo oft ihn ſeine Geſchäfte in die Reſidenz führten, dort in den ſchwarzen Eſel einzukehren, weil das Haus helle und luſtige Ställe hat, und man da zu zwei Groſchen die Perſon ſpeißt — ließ ſich von einem naſeweiſen Fähndrich aufbinden: im Hôtel de Wibourg werde man gleich wohlfeil und ungleich beſſer bewirthet. Das Hôtel de Wibourg aber, war ein fürſtlicher Pallaſt. Als nun der Amtsrath Harbert — ſo hieß der Gefoppte — in ſeiner ſchweren Kutſche, mit Gepäck und Töchtern, im Hofe des Hôtels angefahren kam und fragte, ob man da logiren könne? ging der junge frohe Fürſt ſogleich in das Mißverſtändniß ein, ſpielte den Wirth, ließ ſeine Gemalin die Wirthin, und ſo weiter das ganze Haus, Wirthshaus ſpielen. Der gute Amtsrath ließ ſich den Schinken in Burgunder gekocht, die Trüffelpaſtete, die „ſechſerlei“ Weine, und alle andern fürſtlichen Leckerbiſſen vortrefflich ſchmecken. Da giebt es denn mehrere Späße, endlich Erkennungen, endlich eine Heirath. Der Einfall iſt artig, und wenn ihn Herr Clauren zum erſten Male hatte, gereicht das ſeiner guten Laune zur beſten Ehre. Aber das iſt nicht genug. Ein Einfall iſt Glück, Lotterie-Gewinnſt; man muß auch zeigen, daß man ſein Glück zu benutzen, den Gewinnſt zu verwenden und zu genießen weiß. Der Gedanke muß gehörig verarbeitet werden. Aber im Wollmarkte iſt es ſehr ungehörig geſchehen. Es fehlt an der komiſchen Kraft, und wo die Kraft nicht fehlt, da fehlt die Ruhe, und wo die Ruhe nicht fehlt, da fehlt die Grazie. Ach, und welche Sprache! was die bequem, ja faul iſt! Wir Südländer ſind oft ſo gutmüthig und ſchämen uns, daß wir ſo natürlich ſprechen; man höre aber erſt, wie Herr Clauren ſeine Nord-Reſidenzer reden läßt. Das ſitzt auf einem Lehnſtuhle mit Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, und die Wäſche iſt etwas ſchmutzig, und das ſitzt und bleibt ſitzen und erhebt ſich nicht, mögen auch die gebildetſten, vornehmſten Perſonen eintreten. Ich will wohl glauben, daß ein Offizier, auch wenn er noch ſo jung iſt, daß er keinen Bart hat, durch das böſe Beiſpiel in der Garniſon verführt, Schulden macht, die Bürgersleute hudelt, viel Schnapps trinkt und auf das Wohlleben der **himmliſchen Goldkinder** in der Reſidenz ein Gläschen Breslauer Kümmel leert; aber daß der Sohn eines Generals, wie der Fähndrich von **Schrot**, dem es doch an guter Erziehung nicht fehlen kann, ſpricht wie ein Dragoner auf der Kirmes, und abwechſelnd **Mordelement** und **Mohrenelement** flucht — das glaube ich in meinem Leben nicht. Auch kann ich nicht glauben, daß ein Oekonomie-Rath **Korn**, ein junger artiger Mann, der noch überdies romantiſch iſt, ſagt: «mein kleines Minchen war **accurat** ſo.» Noch weniger aber glaube ich, daß ein Fürſt, und wäre er auch kein regierender, ſondern ein appanagirter, wie der Fürſt von **Wibourg**, zu ſeiner Gemalin ſpricht: «J, Du biſt ja ein ganz allerliebſtes Frauchen.» O, ſagt er vielleicht, aber J, gewiß nicht. Kurz, der Wollmarkt mißfällt mir im hohen Grade und auf allen Seiten. Herr Clauren hat dagegen ausgerechnet, daß ſein Wollmarkt, auf verſchiedenen deutſchen Bühnen, vier und achtzig tauſend

Zuſchauer ergötzt habe. Was beweiſt dieſes aber? Nichts, als daß dieſe vier und achtzig tauſend Zuſchauer Deutſche waren. Ich habe es immer gedacht und oft geſagt, daß kein Schauſpieldichter ſich über ſein Volk und ſeine Zeit erheben könne. Ein Philoſoph, ein Religionslehrer, ein Staatsmann, ein Naturkundiger können ihren Zeitgenoſſen vorauseilen; aber ein dramatiſcher Dichter vermag es nicht. Sokrates wurde hingerichtet, Kolumbus verlacht, aber Shakſpeare wurde ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen erkannt und geehrt. Wie ein Volk, ſo ſeine Schauſpiele. Doch bilden die vier und achtzig tauſend Freunde des Herrn Clauren ein ſtattliches Heer, und ich würde mich ſehr bedenken mit ihnen zu ſtreiten, ſtände mir nicht auch eine große Macht zu Gebote, die ich dem Herrn Clauren entgegenſetzen kann. Ich bringe dieſe Macht leicht zuſammen, wenn ich den deutſchen Schauſpielern und Theaterdirectoren verrathe, daß Herr Clauren geſagt hat, ſie wären alle dumm — aber wie dumm! Wenn er in der Vorrede zum gedruckten Wollmarkte eine verehrliche Regie ganz ergebenſt bittet, das Stück nicht eher ſpielen zu laſſen, bis jeder Schauſpieler ſeine Rolle gelernt habe — was wäre dann an einer Regie, der man ſo etwas erſt ſagen muß, verehrliches? Wäre ſie vielleicht nicht eine ſehr dumme Regie? Wenn Herr Clauren ferner zu einer Stelle, wo von Breslauer Kümmel die Rede iſt, die Anmerkung macht: «wo dieſer ſeine Liqueur nicht bekannt iſt, kann eine andere am Orte gewöhnliche Sorte genannt werden» — und da, wo von den blauen Augen des Amtsraths Korn geſprochen wird, bemerkt: ſollte der Schauſpieler, der dieſe Perſon vorſtellt, ſchwarze Augen haben, da muß blau in ſchwarz verwandelt werden — wollte er damit nicht zu verſtehen geben, daß alle deutſche Schauſpieler räthſelhaft dumm wären? Hatte Herr Clauren eine beſſere Abſicht, als die genannte, wenn er folgendes bemerkt? «Das Zeichen ( ) bedeutet, daß das darin Enthaltene geſprochen werden wäre, wenn der darauf Folgende, dem, der das Eingeklammerte zu ſagen hatte, nicht in das Wort gefallen wäre. Das zwiſchen dem Zeichen ( ) Befindliche wird alſo nie ausgeſprochen, es ſteht nur da, um dem Schauſpieler anzudeuten, wie er die vor dem Eingeſchloſſenen befindliche Phraſe zu nehmen habe.» Ach, und mit welcher grauſamen, mörderiſchen Art läßt Herr Clauren ſeine Perſonen ſich einander in das Wort fallen! So will einer ſagen Pommeranzen; der Gegner aber haut ihm die Pommeranze mitten entzwei, ſo daß er nur ſagen kann: Pomme. Es iſt unglaublich; ich möchte den Mauldieb ſehen, der mir aus meinem eigenen Munde eine halbe Pommeranze ſtiehlt, aber Herr Clauren denkt, dummen Schauſpielern, wie den deutſchen, könne man alles aufbinden. Wäre ich ein Schauſpieler, das ließe ich mir nicht gefallen; das ſind Beleidigungen, die nur in Blut abgewaſchen werden können. Doch das mögen die, welche es angeht, mit Herrn Clauren ausmachen; was mich betrifft, ſo habe ich in eigenen Angelegenheiten mit ihm zu rechten.

O Zeiten, o Sitten! die Unſchuld wird verfolgt, die Tugend verlacht und alles Heilige wird verſpottet. Das Gift der Aufklärung, von Voltaire gemiſcht, iſt bis in den reinen deutſchen Magen gekommen, und was die guten Menſchen aller Orten mit frommer Scheu verehren, das läſtert der deutſche Clauren. Er läſtert die Theater-Critiker, dieſe letzten Deutſchen, die das Kohlenfeuer der Vaterlandsliebe, Tag und Nacht, unermüdet anblaſen; ſie, die den feſten dornigen Rückgrat bilden, welcher die hundert Knochen und Knöchelchen des deutſchen Staatskörpers zuſammenhält; ſie, die uns alle Tage mit treuer Einfalt erzählen, wie alle die Müller, alle die Bäcker, alle die Wolf, alle die Schmidt, alle die Franz, wie alle Schauſpieler aller deutſchen

Bühnen, ſowohl in Trier als in Berlin, ſowohl in München als in Wiesbaden, ſowohl in Wien als in Mannheim, wie ſie geſpielt haben oder hätten ſpielen ſollen, ſowohl den Ferdinand als den Poſa, ſowohl den Otto von Wittelsbach als den Schneider Fips, ſowohl den Juſtizrath als den Fridolin, und wie ſie geſpielt haben, ſowohl geſtern als vorgeſtern und vor ſechs Monaten; ſie, die alle Lumpen in Werth bringen, alles Papier aufkaufen und alles Papier allein verbrauchen, daß ja kein gemeines niedriges Wort, nichts von Gott, nichts von der Natur, von Geſchichte, nichts von Freiheit und Recht, gedruckt werde, ſondern nur unter das Volk komme, was ihm zu wiſſen Noth thut, nämlich: wie Herr Der in Danzig den Mortimer geſpielt habe am zweiten Februar des verfloſſenen Jahrs — dieſe Weſen höherer Art, die vom Menſchen nichts haben, als die Geſtalt und den Hunger, dieſe läſtert Herr Clauren auf's allerſchmählichſte! Zwar nennt er ſie nicht Blattläuſe, aber er ſagt ſonſt alles Mögliche von ihnen, was der Reichthum der deutſchen Sprache ihm nur an Scheltwörtern darbet. Er ſpricht von der unverträglichen Dummdreiſtigkeit, die dieſem literariſchen Ungeziefer angeboren iſt.... er ſagt, ſie ſchreien ihr ungewaſchenes Wiſchiwaſchi in die Welt hinaus.... er nennt ſie literariſche Accoucheurs und Correſpondenzler.... er nennt ſie Jammerbilder.... er ſpricht von ihrer Plumpheit und von ihren Scorpion-Stacheln.... er nennt ſie literariſche Henkersknechte, eigenſüchtige und hämiſche Blutrichter.... er ſpricht von ihrem galligen Eifer, und nachdem er ſich matt geſchimpft, ſagt er, die Critiker wären ein Hemmſchuh für die Luſt zu den dramatiſchen Arbeiten, und endlich wird er aus Erſchöpfung weich und mild, und er nennt ſie liebe Rezenſenten. Und warum ſchilt der deutſche Clauren die deutſchen Theater-Critiker? Eines böſen Traumes wegen. Er hat geträumt, ſie, die Critiker, wären Schuld an dem Verfalle der deutſchen Bühnen, an dem Verderben der dramatiſchen Kunſt. Durch ihr ſtrenges und ungerechtes Urtheil wären ſchon hunderte von jungen Dichtern entmuthigt worden, hatten es bei ihrem erſten Verſuche bewenden laſſen, das Zutrauen zu ſich ſelbſt verloren und die Feder auf immer niedergelegt. »Vielleicht war unter dieſen hunderten ein künftiger Schiller, ein künftiger Kotzebue, ein künftiger Leſſing.« Heißt das nicht geträumt? Es nenne uns doch Herr Clauren nur einen von den hundert Dichtern, die gleich bei dem erſten feindlichen Zuſammentreſſen mit der Critik kapitulirt, die Feder geſtreckt und dann nie mehr gedient hätten! Ja, es giebt vielmehr nicht einen dramatiſchen Dichter in Deutſchland, der es bei einem einzigen Drama hätte bewenden laſſen. Herr Clauren ſelbſt, ſo viel er auch ſchon getadelt worden, ſchreibt doch fort und fort Comödien; welches alles klar beweiſt, daß die Critik zwar manchmal verwundet, aber noch nie einen todtgeſchlagen. Herr Clauren ſagt ferner, die Critiker verekelten dem Publikum den Theaterbeſuch, beſtöhlen die Theatercaſſe, indem ſie ihnen die Einnahme ſchmälerten und raubten, »dem armen Schauſpieler die heiligſten Heiligthümer des menſchlichen Lebens, Ehre und Brod.« Panis et Honores! Dieſer St. Panis iſt ein ganz neuer Heiliger, der Schutzpatron des Herrn Clauren, kommt etwas ſpät und wird Mühe haben, im chriſtlichen Calender noch ein Unterkommen zu finden. Endlich ſagt Herr Clauren — und dahin wollte er kommen — »Verbannten alle Journale den unſeligen Titel, Theater-Nachrichten, nur auf einen Zeitraum von zehn Jahren; würde über Stück und Spiel in dieſer Friſt gar nichts geſchrieben, ſo würde man ſehen, mit welcher friſchen Kraft das Bühnenweſen überall wieder aufblühen würde. Das Publikum würde mit unverſalzener Luſt in die Häuſer ſtrömen, nicht um mit den Journaliſten zu critiſiren, ſondern um ſich, wie vor zwanzig, dreißig Jahren es der Fall war, einen fröhlichen herzerquicklichen Abend zu verſchaffen, die Theater-Caſſen würden ſich wohlbefinden; die Schauſpieler würden, frei vom jetzigen täglichen Pranger, Halseiſen und Staupenſchlag, die ſie gegenwärtig oft ganz unſchuldig von den literariſchen Henkersknechten zu erleiden haben, Muth und Selbſtvertrauen gewinnen; die Dichter würden aus den immer gefüllten Theatercaſſen, anſtändig honorirt, Luſt bekommen, ihre Zeit und ihre Talente mehr als bisher auf dramatiſche Arbeiten zu verwenden.... und ſo würde hoffentlich die ſchöne Blüthenzeit des deutſchen Schauſpielweſens wiederkehren.» Wahrlich, Herr Clauren ſpricht wie ein kleiner Berliner Moniteur, er iſt officiell vom Scheitel bis zu den Zehen, er kann alle Tage Miniſter werden.

Die dramaturgiſchen Idioſynkraſien des Herrn Clauren, ſo wunderlich und unerhört ſie mir auch geſchienen — ich habe ſie mit leichtem Herzen beſprochen; denn was läge daran, wer von uns beiden Recht behielte? Man kann in ſolchen Dingen irren und doch ein ehrlicher Mann ſeyn. Jetzt aber, da ich auch die ſtaatsbürgerlichen

Grundſätze des Herrn Clauren zu beſtreiten und ſeinen Civismus verdächtig zu machen gedenke, wird mir das Herz gar zu ſchwer. Das Gewiſſen ſagt mir, es ſey ſchändlich ein Angeber zu ſeyn; aber die weiſeſten und tugendhafteſten Männer ſagen, es ſey die Pflicht jedes treuen Unterthanen, alles, was er von ſtaatsgefährlichen Geſinnungen bei einem ſeiner Mitbürger entdeckt, am gehörigen Orte anzuzeigen, und wäre der Schuldige ein Freund, ein Bruder, ein Vater, und könnte es den Freund, den Bruder, den Vater auf das Blutgerüſte bringen — der Verrath bliebe dennoch eine heilige Pflicht. Darum kann ich nicht verſchweigen, daß Herr Clauren demagogiſche Umtriebe treibt, oder es giebt keine demagogiſchen Umtriebe. Er eifert darüber, daß das Eigenthumsrecht der dramatiſchen Dichter in Deutſchland nicht geſchützt wäre, daß jeder Dieb von Abſchreiber die Handſchrift eines Schauſpiels nach Belieben vervielfältigen dürfe und jede Spitzbuben-Bühne ein Stück aufführen könne, ohne den Dichter zu entſchädigen, und daß dieſes in Frankreich anders wäre und man ſolle ſich ſchämen. Aber wer kennt nicht die geheimen Bewegungsgründe dieſes liberalen Geſchwätzes? wer weiß es nicht, warum die Unruheſtifter ſo ſehr gegen den Nachdruck eifern? Welche Folgen würde es haben, wenn die dramatiſchen Dichter, wenn die Schriftſteller überhaupt in ihrem ſogenannten Eigenthume rechtlich geſchützt wären? Reich würden ſie werden, wie in Frankreich, die armen Genies würden reiche Genies werden; man würde ihnen ihren Verſtand ihres Geldes willen verzeihen; ſie würden zu Anſehen und Macht kommen; ihre verbrecheriſchen Geſinnungen, durch köſtliche Mittagseſſen empfohlen, würden ſich verbreiten — ein dramatiſcher Dichter, von der Menge bereichert, würde aus Dankbarkeit, in ſeinen Stücken die Launen und Anſichten der Menge liebkoſen und nicht mehr, wie jetzt, nur den Launen und Grundſätzen der Vornehmen und Mächtigen ſchmeicheln — ein Mann von Geiſt würde, um nicht Hunger zu ſterben, nicht mehr nöthig haben, um Staatsdienſte zu betteln, oder ſich in den Zwinger einer Akademie einſperren zu laſſen, ſondern er würde dem allgemeinen Wohle dienen, er würde kein Hofrath, ſondern ein Volksrath werden — man würde keine officiellen Lügner mehr finden, da die Wahrheit mehr eintrüge, als die Lüge — kurz, die ſo heilſam beſtehende Ordnung der Dinge würde um und um gekehrt werden. Aber unſere weiſen Staatsmänner durchſchauen das liſtige Gewebe der Unruheſtifter, ſie laſſen ſich nicht täuſchen, ſie ſuchen das bewährte Alte aufrecht zu erhalten, und bedenken immer, daß das künftige Leben lang genug und das Paradies herrlich genug ſey, um deutſche Schriftſteller von wahren Verdienſten für ihre Leiden und Entbehrungen in dieſem irdiſchen Jammerthale reichlich zu entſchädigen. O nein, ſie laſſen ſich nicht zum Beſten haben!

XXXVII.

Das Trauerſpiel in Tyrol.

Ein dramatiſches Gedicht von Immermann.

Als ich das Buch aufblätterte, hineinſah, und den Vicekönig von Italien gewahrte, den Herzog von Danzig, den Andreas Hofer, den Speckbacher, den Pater Haspinger, den Prieſter Donay — gute alte Bekannte — da dachte ich gleich: nie endet das glücklich, es müßte denn ein Wunder geſchehen. Wenn Geſchichten, die wir gelebt, und Menſchen, die wir gekannt, auf der Bühne dargeſtellt werden, fordern wir Treue von den Schilderungen, Aehnlichkeit von den Bildniſſen, und finden wir ſie nicht, werden wir mit dem Dichter unzufrieden ſeyn. Giebt er ſie uns aber, was haben wir dann? Der Aufſtand in Tyrol, der Herzog von Danzig, Andreas Hofer — was ſind ſie? Verſe, halbe Reime aus dem großen Drama unſrer Zeit, herausgeriſſen, ohne Sinn, unverſtändlich und gar nicht zu deuten, wenn man nicht kennt und beachtet, was vor, was mit geht, und was folgt. Ein Drama aber muß ein ganzes, abgeſchloſſenes, lebendiges Weſen ſeyn, das vor unſern Augen geboren wird und ſtirbt; das ſein eignes Herz hat, ſeine eigenen Glieder, das ſich bewegt nach eigenem Geſetze, ſeinen eigenen Dunſtkreis hat und die Welt nur berührt, ſie als Nahrung zu erfaſſen. Nein, das kann nicht gut werden, dieſes Trauerſpiel wird nur eine Trauerſpielerei ſeyn; wenn viel, ein Schlachtgemälde.

Ich hatte noch andre Sorgen. Wohl giebt es nichts, das erhabener und ſchöner wäre, als der Kampf eines Volkes für ſein Vaterland. Aber der Kampf, daß er ſchön ſey, muß einer ſeyn für Land und Freiheit. In den Tagen Griechenlands und Roms war er immer ein ſolcher; denn wie in jenen Zeiten die bürgerliche Lage eines Volkes auch geweſen, ob es ſich ſelbſt beherrſchte oder einem Fürſten gehorchte, ob dieſer mild und gerecht regierte, oder ſtreng und wie es ihm beliebte — das Volk verlor immer, wenn es beſiegt wurde. Es verlor ſein Geburtsland, die Wiege ſeiner Kinder, die Gräber ſeiner Voreltern und ſeine Freiheit. Es wurde weggeführt und in Sclaverei geworfen. In unſern Tagen iſt es aber anders. Ein beſiegtes

Volk wird nicht mehr verjagt, es wird nicht mehr ſeiner Güter und Freiheit beraubt; es wechſelt nur ſeine Geſetze. Ob dieſes ein Unglück ſey, das mitfühlend zu beweinen, müſſen wir erſt bedenken; wir müſſen unterſuchen, ſtudiren, ob die alten oder neuen Geſetze beſſer ſind; wir müſſen berechnen, ob beſſer ſey zu leben unter Oeſtreichs oder unter Baierns Herrſchaft. Hat man aber Zeit zu rechnen, wenn man vor den Lampen ſitzt? Schlimm wenn man ſie hat.... Doch, die Liebe für den angeſtammten Fürſten? Der Kampf für dieſen, iſt er nicht auch ein ſchöner? Es iſt ein würdiger Kampf, es iſt ein Glaube, wie ein andrer, und heilig, wie jeder. Aber...... das Herz hat ſeinen Hunger, wie der Magen ſeinen. In einer wüſten, kahlen, menſchenleeren Zeit, greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es ſich nur fülle, daß es nur fort beſtehe. Da kämpft der Bauer für den Ritter, der Ritter für den Lehnsherrn, der Lehnsherr für den Kaiſer. Iſt aber der ſchöne Sommer gekommen, grünen und blühen die Felder, hängen ſüße Früchte an den Bäumen, ſtehen die Halme voll und dem Herzen genügt noch immer ungeſunde unerquickliche Nahrung — dann iſt es die Noth nicht mehr, die ſolche traurige Gelüſte erklärt: nur die Armuth thut's, die Armuth des

Herzens. Das iſt kein Künſtler-Ziel. Im Leben weinen wir mit jedem Schmerze, auf der Bühne nur mit dem ſchönen.

Noch nie ging ein Volk unter, das für ſeine Freiheit kämpfte; noch keines ſtarb eines gewaltſamen Todes, ſie ſtarben nur immer den gemachen Tod aller lebenden Geſchöpfe. Völker ſchwimmen gut und lang, und ſtürzen die Wellen über ſie zuſammen, glauben wir ſie geſunken. Doch gleichviel; wir ſehen und leben kurz, und das Volk, das unſeren Augen untergegangen, iſt uns geſtorben und wir beweinen es. Aber nur in der Geſchichte, dort wo unſre Einbildungskraft den feindlichen Widerſtand ſo lange vergrößern darf, bis die Niederlage der Freiheit aufhört ſchändlich zu ſeyn. Aber anders iſt es auf der Bühne. Da ſehen und zählen wir den Feind, da ſehen wir auch das unzählbare Volk, und es wird lächerlich, wenn es unterliegt. Nur der Sieg kann das Drama retten. Die Tyroler unterwerfen ſich den Franzoſen. Wie? Warum? Was iſt geſchehen? Ein Held wird getödtet oder gefangen, und dann iſt es aus mit ſeiner Kraft. Aber ein Volk! Sind die Tyroler alle auf dem Schlachtfelde geblieben? Hat man ſie alle in Ketten geworfen? Nein. Die wenigen Gefallenen vermißt man nicht, und wenn der Vorhang ſinkt, ſehen wir des Volkes noch ſo viel, als wir geſehen, da der Vorhang aufging. Warum weichen ſie?.... Vielleicht frägt einer: warum ſo feilſchen mit dem Herzen? Die Tyroler fielen, weil ſie den Muth verloren, weil ſie ſchwach waren. Iſt Schwäche nicht auch ein böſes Geſchick? Wir wollen um ſie weinen..... Gut, es ſey. Die Tyroler waren ſchwach und darum ſanken ſie. Aber nein, ſie ſanken nicht blos, man ließ ſie ſinken: Die Geretteten ließen die edlen Schwimmer ſinken, die ſich in die Fluth geſtürzt, ſie zu retten. Die Tyroler waren nicht blos ſchwach, ſie waren auch dumm. Schwach und dumm zugleich. — Das iſt zu viel! Ueber ſolche Menſchen kann man nur die Achſeln zucken, um ſie weinen kann man nicht. Die Tyroler gehören in Venturini's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts, nicht in die Chronik des menſchlichen Herzens — ſie gehören in keine Tragödie.

Ohne Führer *kann* ein Volk nicht ſiegen, ohne ſolchen darf man es nicht beſiegen laſſen — das hatte ich nur zeigen wollen. Wo ſind aber die Führer der Tyroler? Warum hat ſie der Dichter nicht hervorgeſtellt? Sind die Tyroler von ſelbſt gegangen, haben ſie frei geſchlagen? Nein, ſie wurden *aufgezogen*, und da gingen ſie einen Tag und blieben am Abende ſtehen, weil man ſie nicht von neuem aufgezogen. Wir möchten gern den Uhrſchlüſſel und die Hand ſehen, die das gethan. Hofer hat es doch nicht vollbracht? Der war nur der Leithammel, nicht einmal der Hund, der Schäfer gewiß nicht. Oder war es ein Glaube, der die Tyroler geführt? Welcher? Für welchen haben ſie gekämpft? Sie ſollen es uns ſagen, wir wollen ſie reden laſſen, wir wollen ſie anhören.

Als Hofer, vor der Schlacht am Berge Iſel, mit etwas geſalbter feierlicher Luſtigkeit, nach Art des Königs David, Wein trinkt aus einem ſilbernen Pokale, auf deſſen Deckel das alte Schloß Tyrol eingegraben war, bewegt ihn dieſer Anblick, denn — ſagt er — das erinnere an

> Die Freiheiten, die Recht' und Privilegien
> Der ſeel'gen, gnäd'gen Frau'n Margarethe.

Wir ſind froh, die Quelle der Anhänglichkeit der Tyroler für ihren alten Landesherrn endlich gefunden zu haben, ob ſie zwar publiciſtiſch iſt und trübe. Ein ſchlichter Landmann braucht es freilich nicht zu wiſſen, daß Freiheit beſſer ſey als Freiheiten, Gerechtigkeit beſſer als Rechte, und beſſer Gleichheit als Privilegien. Es muß wohl etwas räthſelhaftes in jener Liebe ſeyn, denn der Vicekönig von Italien, der als kluger Feldherr ſich doch gewiß bemüht hatte, die Verfaſſung des

Landes, das er bekriegen ſollte, und die Stimmung ſeiner Bewohner und deren Grund zu begreifen, weiß ſich nicht herauszufinden. Er ſagt zum Grafen Barraguay, einem von ſeinem Gefolge:

Faſſen Sie die Treue,
Womit das Volk am Hauſe Habsburg hängt?
Den Eigenſinn, das Beſſre, was von außen
Zu ſeinem Heil ihm zukommt, abzulehnen?
Ich mind'ſtens faſſe die Geſinnung nicht; —

worauf Barraguay antwortet:

Sie ſind denn doch nur Deutſche, wie die Andern. —

Wir wollen uns mit dieſem naſeweiſen Franzoſen nicht aufhalten, er iſt ein viel zu gemeiner Menſch, um deutſche Herrlichkeit zu faſſen, wir wollen Hofer hören. Nach dem Friedensſchluſſe erſcheint er vor dem Vicekönig, bringt ihm die Unterwerfung Tyrols, empfiehlt das Land ſeiner Milde und ſpricht:

Bedaure das unglückliche Tyrol!
Laß unſern Sinn von Deinen Spöttern nicht
Zur Fratze Dir verzerren! Lobt man doch
Den Hund am meiſten, der von ſeinem Herrn,
Und keinem Andern, ſeine Speiſe nimmt.
Ihr habt zum Grabe Oeſterreich gemacht!
Ich ſage Dir: Der arme, treue Hund
Wird auf dem Grabe ſich zu Tode heulen!

Mag dieſe hündiſche Liebe leben und lieben wer da will, aber der Dichter wende ſein heiliges Auge von ihr ab, nicht die darf er ſingen! Der Vicekönig, noch immer unbelehrt, fragt:

Warum liebt ihr Oeſtreich?
Denk' mal darüber nach, und ſag' die Gründe,
Die Euch ſo heiß nach Wien und Schönbrunn wenden.
Wir woll'n dann mit einander prüfen, ob
Der neue Landesherr nicht alles that,
Nicht alles thun kann, um den Preis zu zahlen
Für dieſe Liebe. Warum liebt ihr Oeſtreich?

Hofer.

Mein Herr, die Frage legt' ich ſelber mir
Und keiner, glaub' ich, in Tyrol ſich jemals vor.
Ich kann Dir keine Antwort darauf geben.

Vicekönig.

Beſinne Dich nur, ich laſſ' Dir Zeit, Du ſollſt,
Es iſt mein Wille, Dich ganz frei erklären.

Hofer.

So helf' mir Gott, ich weiß Dir nicht zu ſagen,
Warum den Kaiſer wir zu Wien verehren.
Ich ſchüttle mein Gedächtniß ſuchend durch. —
Wir ziehen nur in Krieg, wenn wir gefährdet;
Wir zahlen Steuern nur, die wir bewilligt;
Wir haben gleiche Rechte mit den Rittern,
Wir ſtimmen auf dem Landtag, ſo wie ſie;
Und freundlich immer war der Kaiſer uns.
Und doch ergrab' ich in dem Allen nicht
Den Winkel, der den Grund der Liebe birgt.
Das Alles iſt es nicht, was uns macht hüpfen,
Und jauchzen, und das Herz vor Freuden zittern,
Wenn wir die ſchwarz und gelben Fahnen ſeh'n.
Der neue Herr könnt' alles das gewähren,
Und dennoch glaub' ich — frei ſoll ich ja reden, —
Die alte Liebe bliebe, wie ein Kind,
Dem man die Hand gebunden, uns im Herzen.

Vicekönig.

Es ſcheint mithin, daß grundlos dieſe Liebe.

Hofer.

Ich glaube ſelbſt, die Lieb' hat keinen Grund.

— — — — — — — — — — —

Ich bin ein Bauer
Und kann nicht, was ich meine, deutlich ſagen,
Allein es dunkt mich faſt, wenn ich's bedenke,
Als käm' die Liebe von der Erde nicht;
Vielmehr ſie ſey ein Strahl, den Gott der Herr
Vom Himmel in das Herz der Menſchen ſendet,
Daß ſie d'rin ſcheinen ſolle, gleich dem Lichtlein,
So aus der Hütte Fenſtern freundlich blinkt.

Das iſt alles recht gut, alles recht ſchön, nur zu gut und zu ſchön für einen Bauer. Hofer denkt und ſpricht von der Liebe, wie ein Philoſoph, ja beſſer, denn Hofer weiß, daß er nichts weiß, und das wiſſen die Philoſophen ſelten. Der Bauer hat nicht ſein Herz, der Dichter hat ſeinen Helden erklärt. Doch es ſey. Die Liebe iſt ohne Grund, und dieſe Liebe ohne Grund war der Grund des Aufſtandes der Tyroler. Wir wollen alles vergeſſen, woran wir nicht denken können, ohne uns zu verwirren — könnten wir nur auch vergeſſen, daß Hofer einige Minuten früher, an demſelben Orte, in der nämlichen Unterredung zum Vicekönige geſagt:

Ich bin nicht aufgeſtanden freventlich,
Nicht wie ein Ritter aus dem Stegreif!
Vielmehr, ich habe höchſte Mahnung, und
Des Kaiſers Willensmeinung abgewartet,
Und eher nicht den Stutz zur Hand genommen.
Ich kann wahrhaftig meine Zweifel, ob
Ich ihn ablegen ſolle, kann ſie nicht

Aus meiner Seele in die Lüfte ſchicken,
Eh' ich nicht Kaiſers Hand und Siegel, nicht
Den Friedensbrief von meinem Kaiſer ſehe.

Alſo war es doch nicht die Liebe ohne Grund, die ihn getrieben! Alſo hat er doch nicht aus dem Stegreif geliebt? Sein Herr befahl ihm, das zu thun, und er that es. Er befahl ihm, das nicht mehr zu thun, und er that es nicht mehr. Iſt die Liebe eine Verſchreibung, eine Wechſelſchuld? Wenn der Liebeglaubiger Dir ſagt: Du biſt mir nichts mehr ſchuldig, ſieh, ich zerreiße die Verſchreibung — biſt Du dann frei? Auch Ferdinand hieß ſein Volk die Waffen niederlegen, und es hat es nicht gethan. Tyrol hätte ein anderes Spanien werden können; aber freilich war das Herz der Spanier ein Springbrunnen, keine Pumpe — es war kein deutſches Herz.

So ſuchen wir noch immer vergebens, was die Tyroler beſeelt, und waren ſie nicht beſeelt, was ſie getrieben, die Führer ſuchen wir. Warum iſt nicht Hormayr da? Wie artig, wie prächtig wäre es geweſen, dieſen Mann zu ſehen und ſprechen zu hören, der ſich ſo heiß bemüht für Oeſtreich gegen — Bayern. Aber Hormayr lebt! Wie! lebt denn der Vicekönig nicht auch? Was liegt daran, daß wir ihn ſeit einigen Jahren nicht geſehen, weil er unter der Erde wohnt? Wer ihn nicht kennt, wer keinen Zutritt zu ihm hat, wer nicht in München wohnt, kann der nicht denken, er lebe noch; muß er die Zeitung geleſen haben?

Speckbacher, der zweite Anführer der Tyroler, ſpricht von den Franzoſen:

Ich haſſe ſie, und weiß nicht recht, warum.
Doch haß' ich ſie, und bis ich dieſen Haß
In ihrer Leiber rothem Born gelöſcht,
Soll mir von Fried' und Freundſchaft Niemand ſprechen.

Beim Himmel!.... Doch ſtill, da reden noch Andere; hören wir, was die ſagen. Der Prieſter Donay, Hofers Eigenthümer, der ſeine große Puppe mit dem langen Barte ſtreckt und richtet, und ſetzt, und ſtellt, und legt, wie es ihm beliebt, will ſein Spielzeug den Tyrolern als Oberhaupt empfehlen, und ſpricht:

Wählt ihn zum Haupte, den die Heil'gen lieben
(Und der den frommen Dienern unſrer Kirche
Gern alles gönnet, was ihr Herz begehrt).

Dieſe letzten Worte flüſtert er dem Kapuziner Haspinger zu, ihn gleich zu ſtimmen, und dieſer ſagt:

Ich will mein Haupt nicht ſcheeren, und den Staub
Von meinen Füßen nicht zur Erde ſchütten,
Bis ich die Feinde unſerer heil'gen Kirche
Vom Boden weggetilgt, wie ſie's verdienen.

Iſt das vielleicht der Schlüſſel zu den Bewegungen der Tyroler? Kurz — er iſt's. Wie in

Spanien, war es auch in Tyrol Pfaffentrug, der das Volk aufgerührt, und der Herzog von Danzig ruft darum mit Recht ſeinen Soldaten zu:

Denkt Eures Ruhmes, ihr beherzten Braven,
Folgt mir zum Angriff auf die Pfaffenſclaven!

Aber der Dichter hätte dieſen Schlüſſel größer machen ſollen, er iſt zu klein. Ein Kritiker, der gräbt und ſchaufelt und umherſieht, konnte ihn wohl finden; aber der flüchtige Leſer, oder der Zuſchauer, den die Lichter blenden, bemerkt ihn gewiß nicht. Die angeführten Reden der beiden Prieſter ſind die einzigen, die das Geheimniß verrathen — zu wenige Worte, zu leiſe ausgeſprochen, und nur den Naheſtehenden vernehmlich, wenn ſie gut aufhorchen.

Doch Glaube oder Unglaube, freie Liebe oder Folgſamkeit, edler Stolz oder Knechtſinn — Der Dichter will uns zum Mitleiden, zum Abſcheu, zu freudiger Ueberraſchung oder zum Schrecken führen, und erreicht er ſein Ziel, hat er es immer gut erreicht. Aber gelangte unſer Dichter, wohin er wollte? Nein. Wir ſollen um die Tyroler weinen, und wir bemitleiden die Franzoſen, wir ſollen über das ſchlimme Ende einer guten Sache erſchrecken, und wir erſchrecken nicht, denn der Ausgang überraſcht uns nicht, wir haben ihn vorhergeſehen, es kam, wie es kommen mußte. Wenn nicht das böſe Geſchick, ſondern der Unverſtand entſcheidet, warum da geduldig ſitzen bis zum letzten Blatte oder bis der Vorhang ſinkt? Es giebt keinen Deutſchen, der nicht die Wege des Unverſtandes kennte. Ich ſage: wir bemitleiden die Franzoſen, und ich wette, das geſchähe, wenn dies Trauerſpiel, von der Treue der Tyroler, durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzoſen ſtreiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tyroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felſen hervor. Wir ſind keine ritterlichen Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tyroler in der Geſchichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzoſen mit Ruhm zu beſiegen; aber die Tyroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unſere Herzen zu beſiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht, und es zwingt uns darum mit dem Vicekönig zu empfinden, wenn er ſpricht:

> Ich klage nicht, wenn Menſchen fallen, leider
> Will's unſre Zeit, will's unſer Schickſal ſo,
> Doch wenn ſie in dem Kampf mit Felſen, mit
> Der blinden, wüthenden Natur verderben,
> Unnütz verderben, dann empört ſich mein Gemüth.

Wie ſchön hat der Dichter — ſchöner als gut war — den Kampf geſchildert, den Kampf der

Berge, die zornig werden und ein Herz bekommen, gegen Menſchen, die der Schreck entherzt!

Wir klimmten in der Felſenſäulen Mitte,
Da grade, wo ſie ob der Brücke hangen,
Die ſchmal und ſpärlich überbaut den Fluß,
Und löſten alle Lärchen aus den Wurzeln,
Und hoben Felſenblöck' aus ihren Betten,
Und rammten in das Erdreich ſchwache Pfeiler,
Und legten erſt die Lärchen auf die Pfeiler,
Und ſchoben dann die Blöcke auf die Lärchen.
Jetzt luden unſre guten Büchſen wir
Und hingen ſtill wie Gemſen an den Zacken.

Nicht lange d'rauf, da kamen hergezogen
Die durſtenden Franzoſen in der Tiefe,
Sie trippelten in Haſten über's Brücklein,
Und ſahen aus von oben klein wie Mäuſe.
Und als die rechte Zeit gekommen war,
Gab ich das Zeichen mit der Jägerpfeife,
Und unſre Buben löſeten die Stützen.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und ging, als wie ein rollend Weltgericht,
Hinunter in die Tiefe! — Alſobald
Klang ein erſchrecklich Wimmern aus dem Schlunde,
Geſchrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte,
D'rauf ſtieg ein Dampf empor, und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend, bis zu unſern Füßen.
Wir alle ſchoſſen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt', empfing' vom Blei ſein Grab!

Wie nun der Staub verzogen war, ſo ſtiegen
Wir von dem Grat, und gingen zu den Feinden.
Da ſah'n wir nichts als Stein gethürmt auf Stein,
Gebrochne Augen, rauchendes Gebein!
Die Brücke lag in Trümmern, und die Eiſack,
Von wild verſchränkten Todtengliedern ſtarrend,
Sprang, wie ein raſend Unthier, über's Schlachtfeld.

Der Dichter hätte eben ſo gut, ja beſſer, die Franzoſen durch ein Erdbeben können vernichten laſſen; dann hätte uns doch das Mitleid nicht beunruhigt, das wir jetzt für übermüthige Feinde nur mit Bedenken haben.

Ständen unſern deutſchen Landsleuten nur wahre Franzoſen, im ſchlimmen Sinne des Wortes, entgegen; hätte der Dichter, den braven Tyrolern gegenüber, die nicht wanken, nicht deuteln und nicht klüger ſeyn wollen, als ſie ſind, Franzoſen erſcheinen laſſen, wie wir ſie kannten — ſummende Witzkäfer des achtzehnten Jahrhunderts, oder Phraſenmacher aus der Freiheitsfabrik, oder übermüthige Knechte aus der Kaiſerzeit, daß wir, wenn auch von jenen nicht angezogen, doch wenigſtens von dieſen abgeſtoßen würden! Aber er that es nicht. Alle Franzoſen, welche auftraten, ſind brave Leute, die thun, was ſie müſſen, aber denken, wie ſie ſollen, und ſagen, was ſie denken. Nur der kleine Page des Vicekönigs, der ſich über den langen Bart Hofers luſtig macht, und meinte, er könne den Jacob in «Joſeph von Aegypten» ſpielen — nur dieſer erinnert mit wenigen Worten an Paris. Der Herzog von Danzig iſt ein Biedermann, ein tapferer Soldat, in der ſchönſten Bedeutung dieſes Ausdruckes. Der Vicekönig hat gar etwas deutſches romantiſches, er blickt nicht blos weit, ſondern auch tief, er hat etwas überfranzöſiſches, er iſt ſinnig. Wie ſinnig er iſt, zeigt ſich in folgender Rede, die er dem Grafen Barraguay hält, als dieſer nicht begreifen kann, warum die Niederlage, die der Herzog von Danzig von den Tyrolern erlitten, ſeinen gnädigen Herrn ſo betrübe? Der Vicekönig erwiedert: nicht das wechſelnde Kriegsglück habe ihn überraſcht, beſtürzt gemacht, ihn beunruhige etwas Anderes,

> Wodurch denn ſind wir groß geworden, Graf!
> Als daß wir gingen mit dem Sturm des Volkes?
> Der wehte uns den lichten Sternen zu,
> Und gab uns Kräfte, unſern goldnen Tempel
> Inmitten dieſer mürben Welt zu bauen.
> Uns regte an ein mächtiges Bewegen,
> Ein zeugender, ein friſcher Lebensgeiſt,
> Und gegenüber war nur todter Stoff,
> Nur Zahlen, Uniformen, Kabinette,
> Die Fürſten ohne Völker, und die Völker
> Hinwieder ohne Fürſten. —
> Hier aber tritt uns ja daſſelb' entgegen,
> Was uns getrieben. Dieſes arme Volk,
> In ſeiner Einfalt, unter ſeinen Pfaffen,
> Iſt zu derſelben Mündigkeit gelangt,
> Wie wir mit unſerm glänzenden Verſtande.
> Es will auf ſich ſteh'n, einen Willen haben.
> Wer ſchauderte wohl nicht, wenn ſich die Geiſter,
> Die ſelbſt wir riefen, gegen uns ſich wenden!
> Dies deutet eine böſe Spaltung an,
> Der ſchwangern Zeit unheimliche Geburten!

Ja, überſinnig iſt der Vicekönig, er hört das Gras wachſen. Als Graf Barraguay ihn zu tröſten ſagt: «Deutſchland wird uns nie gefährlich werden» — erwiedert er:

Das gebe Gott! Denn würd' es uns gefährlich,
So endet' die Gefahr in unſerm Sturze.
In dieſem Lande voll Geheimniſſe
Reift alles heimlich, unſichtbar heran,
Und ſeine Schrecken ſind unüberwindlich.
Wir würden uns noch voll Geſundheit wähnen,
Wenn uns der Wurm ſchon nah am Herzen ſäße.

Der gute Vicekönig denkt zu gut von uns. Wäre Rußland nicht geweſen, das den kalten Ofen eingeheizt — nie wäre das Strohfeuer der Einen, mit der knorrigen eichenen Geduld der Andern, zuſammengekommen, und der Rauch der Freiheit wäre nie empor geſtiegen.

Das Schauſpiel hat keinen Kern, die Schaale wickelt ſich um nichts. Das Gemälde hat keinen Rahmen, was iſt hier, was iſt dort? Wo iſt die Länge, die Breite, wo der Boden, wo die Luft? Es iſt eine Seite aus der Weltgeſchichte, die mitten im Satze beginnt und mitten im Satze aufhört. Vielleicht daß uns die Bilder entſchädigen für das, was ihrer Zuſammenſtellung, was dem Gemälde mangelt — betrachten wir ſie.

Hofer iſt der Papa ſeines Volkes, ein guter Mann, aber ſchwach und abergläubiſch. Er iſt ein Teig für Pfaffen, und die haben ihn ganz weich geknetet. Er hat Träume, und läßt ſie ſich von einem Pater auslegen. Wenn er ſchlagen ſoll, betet er, und wenn er geſchlagen, weint er, ſtatt den Sieg zu verfolgen. Als man ihm verkündet, er ſey zum Oberhaupte gewählt worden, faßt er die Thorheit gar nicht, bis ihm ein Pater ſagt:

Begreifſt Du's nicht, ſo nimm es für ein Wunder;
Ein König wird nur durch ein Wunder König.

— und Speckbacher (es iſt faſt Spott):

Brauch unſern Rath, wir brauchen Dein Gemüth.

Da faßt er die Wahl und das große Ritterſchwert, das man ihm in die Hände giebt. Nun will man von ihm wiſſen, welchen Plan er zur bevorſtehenden Schlacht entworfen, und er antwortet: er habe keinen, das werde ſich ſchon finden zu ſeiner Zeit. Zwar iſt er kein pragmatiſcher Kopf, der viel über die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte nachgedacht; doch hört man ihn einmal ſagen:

— — — — mit den neuen Büchern
Und neuen Moden ſtürzte das Verderben
Ueber unſre Buben, über unſre Mädchen.

Alſo die *Bücher* haben es gethan, auch in Tyrol haben ſie das Volk verdorben! Wie gut Oeſtreichiſch der Mann geſinnt iſt! Iſt es aber wahr, ſo hat Speckbacher etwas geprahlt mit der patriotiſchen Einfältigkeit ſeiner Landsleute, als er dem Herzog von Danzig ſagte:

Wir leſen nichts als den Kalender, Herr.

Hofer, da er vor dem Vicekönige ſteht, iſt ſo demüthig, ſo unleidlich demüthig! Etwas edler Trotz hätte ihn beſſer gekleidet. Aber der Backofen der Majeſtät macht ihn ganz mürbe, gleich in der erſten Minute. Das iſt wohl ſehr deutſch, aber gar nicht ſchön. Der Vicekönig will von ihm wiſſen, warum er die Franzoſen haſſe und bekriege, und ſtatt ihm kurz und gebührlich zu antworten: *ungebetene Gäſte wirft man zur Thür hinaus* — hält er eine lange gründliche Rede von der Liebe, die keinen Grund hat. Nachdem der Kaiſer ſeinen Frieden geſchloſſen, geht Hofer traurig in die Berge, wirft ſein Schwert in eine Felſenſpalte, und ſchläft ermüdet ein. Da erſcheint ihm ein Engel. Was? Ein Engel erſcheint ihm? Nun ja, er träumt davon, und daß wir wachend ſehen, was er im Traume, muß der Engel wohl erſcheinen. Es ſey gut. Aber der Engel erſcheint nicht bloß, er ſpricht auch eine ganze Zeile, er ſagt:

Du ſollſt das Schwert, das Du geführt, behalten —

und legt das weggeworfene Schwert neben dem Schlafenden nieder und verſchwindet. Nein, das iſt zu viel. Der Engel ſpricht deutſch, und trägt das lange Ritterſchwert der alten Grafen zu Görtz in ſeiner luſtigen Hand! Ein *engliſches*

Schwert, das könnte wohl ſeyn — die engliſchen Waffen waren damals in Tyrol, wie überall und immer zu finden, wo Feinde der Franzoſen — aber das Schwert eines Engels! das iſt zu ſchwer zu tragen und zu glauben! Als Hofer erwacht und ſich der Traumes-Mahnung erinnert und das Schwert findet, ſagt er, er wäre betrogen mit dem Frieden, und beginnt den Aufruhr von neuem. Endlich iſt er überzeugt, legt die Waffen nieder und irrt verzweiflungsvoll in den Bergen umher. Er iſt dem Kriegsrechte verfallen, ſeine Freunde wollen ihn retten, ihn aus dem Lande führen, doch er will nicht flüchten, er will als Märtyrer endigen. Aber er zeigt ſich nicht begeiſtert, hochſinnig, ſondern entſeelt und ſtumpfſinnig, ſo daß wir die Schwäche des Unglücklichen beweinen, nicht ſein Geſchick. Er geht unter.... Ja geſchähe das nur, ginge er unter; der Tod verſöhnt, wie die Schuld, ſo die Thorheit. Aber er ſtirbt nicht, er wird nur gefangen und wir erfahren, er ſolle nach Mantua geführt und dort vor das Kriegsgericht geſtellt werden. So bleiben wir, nach Endigung der Tragödie, noch ungewiß über das Schickſal unſers Helden. Wir der verurtheilt, frei geſprochen werden? Wird man ihn begnadigen? Wird nicht das dankbare Oeſtreich ſich für ihn verwenden? Es koſtete nur ein freundliches Wort, ganz gewiß geſchiehts. Wir zweifeln — das iſt nicht gut. Der dramatiſche Dichter muß ſeine Rechnung mit unſrer Einbildungskraft abſchließen, ehe der Vorhang ſinkt, er darf uns nicht als Schuldner verlaſſen.

Speckbacher iſt der Mann ſeines, jedes Volkes. Er iſt kühn, Diebesſchlau, wie es ſich gebühret, der Uebermacht entgegen. Als er im Wirthshauſe, am Berge Iſel, mit dem Herzoge von Danzig zuſammentrifft, verliert er, obzwar erkannt als früheres Partheihaupt, ſeine kecke Faſſung nicht. Ja er verhöhnt den Herzog, indem er, in ſeiner Gegenwart, eben rückkehrende Boten, unter Anſpielungen eines Pferdehandels, über die Fortſchritte des Aufſtandes ausfragt, und ſich von einem den Feinden gelieferten Treffen berichten läßt. Das war wohl toll, übermüthig frech; wer aber in ſolcher Zeit der Noth muthig bleiben will, der muß ſich in Keckheit betrinken. Speckbacher kennt und braucht die Pfaffen, er iſt nicht ihr Knecht. Daß er nicht gewußt, warum er die Franzoſen befeinde, haben wir ſchon gehört. Es iſt bei ihm, wie bei den Seinigen, eine Art Sinnlichkeit, Jagdluſt, Freude am Stutz, vielleicht auch dankbare Erinnerung an die landesherrlichen Preisdukaten, die er an

Schützenfeſten ſich wohl gewonnen. Als nach dem Frieden Alles verloren, rettet er ſich für beſſere Tage. Er will nicht romantiſch untergehen, wie Hofer. Romantik iſt die Auszehrung der Freiheit, die ihr fieberrothe Wangen giebt, und darunter den bleichen Tod. Speckbacher iſt der Thatenheld des Dramas; Hofer iſt nur der Leidensheld eines Romans.

Der Prieſter Donay, ein Judas bis auf die Reue, liefert den frommen Hofer zu gewiſſem Tode aus. Er iſt ein arithmetiſcher Schurke, eine hölzerne, lebloſe Rechenmaſchine des Eigennutzes. Solche Menſchen giebt es zwar im Leben; aber wir erkennen ſie nicht, ſie ſind zu fein. Auf der Bühne aber, durch das Vergrößerungsglas der Kunſt geſehen, machen ſie uns Eckel und Grauen. Dort muß ein Böſewicht kalt ſeyn oder heiß, das Fieber der Leidenſchaft muß ihn beherrſchen. Eine geſunde ſchlechte Natur können wir nicht haſſen, ſie iſt von unſerm Herzen gar zu weit. Dieſer Prieſter, da er dem Grafen Barraguay den verſteckten Hofer herbeizuſchaffen verſpricht, bedingt ſich ſeinen Lohn ſo gemein, wie ein Tagelöhner, er fordert ſein Trinkgeld. Er iſt ein ſchlechter Geſelle, kein Meiſter-Schurke. Ihm gegenüber ſteht der Kapuziner Haspinger, ein braver Mann, ſo viel man mit einer Standesvorliebe brav ſeyn kann. Die Kirche iſt ihm alles. Zwar kämpft er wacker mit, während Donay ſeine Haut ſchont, aber von Treue und Vaterlandsliebe iſt auch bei ihm kein Wort. Den Bruder Donay kann er nicht ausſtehen. Das iſt gewiß kein Handelsneid; aber es ſcheint oft ſo. Dieſe beiden geiſtlichen Herren bilden den Dampf der Maſchine, der ſie treibt. Man ſieht ihn nicht, man ſpürt ihn nur. Nun iſt zwar die Inſurrection der Tyroler eine Dampfmaſchine geweſen; aber auf der Bühne ſoll es für die Zuſchauer keine Geheimniſſe geben. Der Dichter hätte uns den Keſſel, den Ofen, die Räder, den Maſchinenmeiſter zeigen ſollen. Der Keſſel platzt, alle Spur geht verloren, und wir wiſſen nicht, wo das Leben war und woher der Tod gekommen.

Was iſt der Nepomuk von Kolb für ein Mann? Der Dichter nennt ihn im Perſonen-Verzeichniſſe einen Abentheurer. Aber iſt er das? Ein Abentheurer iſt ein kleiner bürgerlicher Held, der ſeine kleine Kraft und ſeinen kleinen Muth zu üben, kleine bürgerliche Gefahren ſucht und es mit ihnen aufnimmt. Er wagt falſche Würfel, Stockſchläge, Zweikämpfe, das Gefängniß, die Polizei, und tritt ganz nahe zum Pranger heran. Er iſt ein angenehmer Schwätzer, macht Glück bei den Weibern, giebt ſich für einen

Edelmann aus, iſt Proteſtant und Jeſuit, Demagog und Spion, verliert ſich oft im Staats-Gefängniſſe, rettet ſich wunderbar, ſchreibt Memoiren und lügt ſehr. Kolb thut nichts von dem Allen. Vielmehr wagt er den Pulverkrieg, führt eine Schaar an und kämpft gegen die Franzoſen. Iſt er ein Betrüger oder ein Dummkopf? Eher das Erſte, wie das Andere; ich halte ihn nicht für ſo dumm, als der ſeine Donay meint. Im Lande gilt er für einen Schwärmer; man nennt ihn den Fluch der guten Sache, den ausgelaſſenen Nepomuk von Kolb. Aber Kolb beträgt ſich nicht wie ein Schwärmer, ſondern wie einer, der ſich über Schwärmer luſtig macht, er karrikirt ihre Sprache. Denkt ein wahrer Schwärmer an Geld? Aber Kolb ſpricht zweimal davon. Er ſagt einmal zu Donay:

> Wo ſahſt Du Witz bei leerem Beutel blüh'n?
> Donay! ich bin erſchrecklich im Verfall.
> Kein Engel ſpricht, und alle Gläub'ger ſchrei'n.

— und ein andermal ſagt er zu ſeiner Schaar:

> Kommt, meine Kerle, keines Groſchens mächtig,
> Doch all' von Muth und tapfern Thaten trächtig!

Kolb iſt ein Volksnarr, der Harlekin der Inſurrection, aber weder ein Schwärmer noch ein Abentheurer.

Jetzt zu dir, arme Elſi. Ach! es ging dir ſehr ſchlimm im Leben und im Gedichte. Elſi iſt Wildmanns Frau, des Wirthes am Iſel. Bei dieſem kamen oft die Tyroler Eidgenoſſen zuſammen. Dort kehrte auch der Oberſtlieutenant Lacoſte, im Gefolge des Herzogs von Danzig, ein. Der Franzoſe verführte das junge Weib. Hat er das wirklich gethan? Es wäre ſehr gut, wenn man das glaubte, der Elſi und der Tragödie willen; aber ich glaube es nicht. Hat Elſi ein Boudoir? Trinkt ſie Thee? Schläft ſie bis an den hellen Tag? Trägt ſie Marabout-Federn? Das Alles nicht. Nein, Elſi wurde nicht verführt, ſie verließ ohne Sträuben den rechten Weg. Das merke man ſich, es hat Einfluß. «Alter mürriſcher Wildmann» — ſagt einmal Hofer. Das iſt's. Wildmann entdeckte das Verſtändniß. «Seit geſtern weiß ich's» — ſagt er zu ſeiner Frau. Er verſtößt ſie, er jagt ſie aus dem Hauſe. Sie weint und fleht vergebens. Der Mann ſagt: die Untreue könnte er ihr verzeihen;

Doch daß Du Deine Ehre haſt vergeudet
An meinen Feind, an unſers Landes Feind,
Das iſt's, was Milde aus dem Buſen weiſ't,
Barmherzigkeit zur Sünde macht, und Mitleid
Zur feigen Schwache.

Der Kampf zwiſchen Erbarmen und Gerechtigkeit in Wildmanns Bruſt, in Wildmanns Munde, iſt ſehr ſchön geſchildert; aber ich weiß nicht, warum das Gefühl, das der Dichter ſo geſchickt in uns weckte, nicht recht gedeihen will. Die Empfindung kann nicht zur Ruhe und nicht zur Unruhe kommen. Sollen wir das treuloſe Weib verdammen? Aber die Verrätherin am Vaterlande verachten wir, und was wir verachten, mögen wir beſchämt, doch nicht beſtraft ſehen — der Schmerz brennt die Schande weg. Sollen wir die Bürgerin verdammen? Aber die Liebe, ſelbſt die entartete noch, jammert uns.... Die verſtoßene Elſi verläßt das Haus, und läuft dem Oberſtlieutenant Lacoſte nach. Sie läuft? Ja, ſie muß laufen, der Weg iſt weit. Sie geht bis nach Villach in das Hauptquartier des Vicekönigs, wo ſich Lacoſte aufhält. Sie läßt ſich bei ihrem Freunde melden. Der Bediente ſagt: eine junge Frau, ſie heiße Elſi, wolle ihn ſprechen. Der Franzoſe antwortet barſch, er kenne das Weib nicht, er kenne keine Elſi. Das iſt hart; aber der Krieg iſt auch hart. Hat der Franzoſe nicht recht, wenn er ſagt:

Das wär' zu harte Strafe unſrer Sünden,
Wenn ſich die Schönen, die die Langeweile
Von ein Paar müß'gen Stunden uns vertrieben,
Gleich Furien an unſern Ferſen hingen —?

Das arme Weib, ſo ſchnöde abgewieſen, fällt in Verzweiflung und Wahnſinn, taumelt fort und ſchleicht von Elend zu Elend. Ueberall verhöhnt und weggeſtoßen, geräth ſie in ein wildes Felſenthal, wo ſie mit dem unglücklichen flüchtigen Hofer zuſammentrifft. Die Scene dieſer Begegnung iſt ſchön, ſehr ſchön. Der gute Hofer macht keinen Unterſchied zwiſchen ſeinem eigenen unverſchuldeten Mißgeſchicke, und dem verſchuldeten des gefallenen Weibes; er ſieht nur einen gemeinſchaftlichen Schmerz. Aber Elſi iſt ſo ruhig, ſo fürchterlich ruhig. Sie fühlt keine Schmerzen mehr, der Brand iſt ſchon in ihrem Herzen. Hofer ſucht ſie zu tröſten. Wildmann, erzählt er ihr, habe ihm zugeſagt, ſie wieder aufzunehmen. Es ſey zu ſpät, antwortet Elſi. Sie bekennt, daß ſie ein blutiges Vorhaben pflege, und Hofer kann ihren Sinn nicht ändern. Sie kehrt, da es dunkel iſt, in das Haus ihres Mannes, den der Krieg entfernt, zurück. Ihr Kind und das Geſinde ſchickt ſie unter einem Vorwande fort. Lacoſte kehrt ein. Der Weg im Dienſte führte ihn vorbei, er iſt müde und will da übernachten. Als Lacoſte ſchläft, legt Elſi Feuer an, und verbrennt das Haus und den alten Freund. Dann ſtürzt ſie ſich in einen Abgrund.... Das iſt ein niederträchtiger Mord! Glaube Elſi ja nicht, uns mit ihren ſchönen Reden zu täuſchen, wenn ſie ſpricht:

Ein tyroliſch Weib
Kann ſich verachten, aber aufgeſchreckt
Vom eitlen Rauſch, bedeckt ſie ihre Schande
Und ihren Schauder mit dem tiefſten Dunkel.
Was aber iſt wohl dunkler, als das Grab?

Nicht der Rauſch, der Durſt hat ſie zur Beſinnung geführt; nicht die Reue über ihr Verbrechen, der Verdruß, das Verbrechen nicht fortgeſetzt zu haben, brachte ſie zur Buße. Sie bringe ſich um; aber was hatte ihr Lacoſte gethan, daß ſie ihn meuchelmordet? Er hat ſie ſchnöde fortgeſchickt — aber ſie ließ ihm ja nicht ſagen, daß ſie ihr Mann verſtoßen habe, daß ſie eine Zuflucht bei ihrem Freunde ſuche! Sie ließ ſich melden zum Beſuche, Lacoſte dachte, ſie käme zum Zeitvertreibe, und ihr die Zeit zu vertreiben, ließ ihm im Hauptquartier ſeine Pflicht keine Zeit. Nein, dieſe Rache war nicht Tyroliſch und ſie verunziert die ſchöne Bewegung des Landes, die, als ſolche vorzuſtellen, ſich doch der Dichter ſo ſehr bemüht hat. Das, was Elſi gethan, war kein gerechter Aufſtand gegen die Franzoſen, das war freche Empörung gegen die Natur.

Etwas ſehr wahres, ſchönes, aber zugleich bedenkliches, hat der Dichter in ſeiner Vorrede bemerkt. Er hat eine Saite berührt, die er lauter hätte ſollen tönen laſſen, die aber freilich, zu ſtark angeſchlagen, gar leicht ſpringt. Er ſagt: „Eine beſondere Schwierigkeit, dem deutſchen „Theater, wie es gegenwärtig iſt, gemäß zu dich„ten, liegt darin, daß das Publikum vorzugs„weiſe nur von dem Declamatoriſchen und Rhe„toriſchen, nicht aber von dem Poetiſchen und „Charakteriſtiſchen angeſprochen wird. Der ab„geſonderte und einſame Zuſtand, worin die „meiſten Deutſchen leben, begünſtigt die Nei„gung, ſich gewiſſe prächtige Geſinnungen und „Gedanken vorzuſagen, und dem einförmigen „Strome einer einſeitig angeregten Empfindung „bis in's Wunderliche zu folgen. Alles, was „ihnen in ſolcher Form und von ſolchem Gehalte „von Andern geboten wird, iſt ihnen gemäß. „Ein ſocialer und öffentlicher Zuſtand dagegen „fordert nothwendig zur Geſtalt auf, und bildet „den Sinn für Geſtalt aus.... Das Declama„toriſche und Rhetoriſche führt, conſequent aus„gebildet, zur Zerſtörung des eigentlich Drama„tiſchen. Es bewirkt, daß den Perſonen Sen„tenzen und Schilderungen in den Mund gelegt „werden, die weder aus dem Charakter, noch „aus der Situation hervorgehen.“ — Aber wie iſt das zu ändern? Der Bühnen-Dichter kann ſich ſein Volk nicht umgeſtalten, das Volk erzieht ſich ſeine Bühne. Schauſpiele ſind für die

Menge, und was der Menge nicht gefällt, berührt ſie gar nicht. Der Deutſche liebt Reden, die Rede iſt ihm die geliebte Suppe; der Dichter mag etwas Handlung hineinbrocken, aber nicht zu viel, ſie muß Platz zum ſchwimmen haben. Wir denken gut und reden ſchlecht, reden viel und thun wenig, thun manches und vollbringen nichts. Aber unſere Gleichgültigkeit gegen Handlungen, entſpringt nicht aus unſrer Vorliebe für Worte, ſondern umgekehrt, unſre Vorliebe für Worte, entſpringt aus Scheu vor Handlungen. Die keuſchen Deutſchen wenden ihre Augen weg vor jeder nackten That. Es geſchieht etwas ohne Umſtände — pfui, wie abſcheulich! Wir gleichen den verſchämten Söhnen Noah's, die über ihren entblößten betrunkenen Vater, rückwärts ſchreitend, ihre Kleider warfen. Aber Worte ſind die Kleider der Thaten. Bei uns machen nicht blos Kleider, auch Worte machen Leute. Dieſe Thatenſcheu hat ihren Grund in der Geheimnißſucht, die uns angeboren, die wir geerbt. Wir thun gern nichts, denn das nicht geſchehene bleibt am leichteſten verſchwiegen. Das Geheimniß iſt unſer Gott, Verſchwiegenheit unſre Religion. Wir lieben die Stille und das Grauen. Bei uns hat jeder ſeine Geheimniſſe oder ſucht ſie, der Bettler wie der König. Der Miniſter möchte gern jede Bombe im Kriege mit Baumwolle umwickeln, daß man ſie nicht fallen höre, und der Polizei-Director meint, der Staat würde zu Grunde gehen, wenn der Bürger erführe, daß ſich ſein guter Nachbar am Morgen erhenkt hat. Wer von uns den jüngſten Tag erlebt, wird viel zu lachen bekommen. Was Gott unter zwanzig Bogen ſpricht, wird cenſirt werden, und wenn die Welt brennt und das Fett ſchmilzt von den Ständern herab, wird die Polizei bekannt machen: »Unruheſtifter haben das Gerücht verbreitet, es ſey heiß in der Welt; aber das iſt eine hämiſche Lüge, das Wetter war nie kühler und ſchöner geweſen. Man warnt Jedermann vor unvorſichtigen Reden und müßigem Umherſchweifen auf der Straße. Eltern ſollen ihre Kinder, Lehrer ihre Schüler, Meiſter ihre Geſellen im Hauſe behalten. Man bleibe ruhig. Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.«.... Und dann wird die Welt untergehen und ruhig werden, und dann wird die ganze Welt deutſch ſeyn. Handlung — Geſtaltung — woher? Ich wollte lieber verdammt ſeyn, alle Hochzeitgedichte für alle Philiſterbräute in Deutſchland zu machen, als Schauſpiele für ihre Väter, Männer und Brüder. Worte, Worte, Worte. Es giebt nur ein einziges Drama, das dem Deutſchen gefällt, ihm angemeſſen, und doch dabei ſchön iſt, muſterhaft und höchſt vollendet — Hamlet. Aber ein Shakſpeare müßte kommen es zu dichten, ein Zauberer, der Alles kann.

* * *

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

II.

Dramaturgiſche Blätter.

Zweite Abtheilung.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Druck der Campe'ſchen Officin in Nürnberg.

Inhalt.

Seite

Die Familie Anglade, Schauſpiel vom Freiherrn v. Thumb... 1

Emilia Galotti, von Leſſing ... 5

Das Taſchenbuch, Drama von Kotzebue ... 13

Der Tagsbefehl, Drama von Töpfer ... 15

Die deutſche Hausfrau, Schauſpiel von Kotzebue. ... 22

Das Kind der Liebe, Schauſpiel von Kotzebue ... 24

Lilla, Oper von Martin ... 28

Der Vorpoſten, Schauſpiel von Clauren ... 30

Die Großmuth des Scipio, Oper von Romberg ... 32

Nachtigall und Rabe, Oper von Weigl ... 34

Die Heimkehr, Trauerſpiel von Houwald ... 37

Das Nachtlager in Granada, Schauſpiel von Kind ... 47

Graf von Eſſex, Trauerſpiel von Banks ... 50

Der Fündling, Luſtſpiel von Conteſſa ... 52

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell ... 54

Der Hausdoktor, Luſtſpiel von Ziegler ... 61

Le Corrupteur, Comédie par Lemercier ... 64

Maria Stuart, Trauerſpiel von Schiller ... 75

Unſer Verkehr, Poſſe ... 82

Tancred, Oper von Roſſini ... 92

Der Sammtrock, Luſtſpiel von Kotzebue ... 94

Sappho, Trauerſpiel von Grillparzer ... 96

Henriette Sontag in Frankfurt 110
Der Taubſtumme, oder der Abbé de l'Epée 127
Die Waiſe und der Mörder, Drama von Caſtelli 129
Das Bild, Trauerſpiel von Houwald 132
Nachtrag zu vorſtehender Critik 161
Aballino, der große Bandit, Trauerſpiel von Zſchokke 169
Die Braut, Luſtſpiel von Körner 171
Hamlet, von Shakſpeare 172

I.

Die Familie Anglade,

oder:

Der Schmuck.

Schauſpiel von Freiherrn v. Thumb.

Ich kenne nichts abgeſchmackteres, als den Schickſalskampf der Menſchen mit den bürgerlichen Geſetzen unſerer Tage, als den Stoff eines poetiſchen Kunſtwerks zu bearbeiten. Es iſt das widerliche Gemälde einer ſchwachen Raupe, die ſich gegen die tückiſche Nadel bäumt. Das Verderben und der Untergang, den mannichfaltige Geſetzgebungen, argloſen Bürgern bringen, ſind politiſche Krankheiten und Todesarten, mit denen, gleich mit den leiblichen, die menſchliche Freiheit, wie ſie im Drama hervortreten ſoll, in keine Berührung kommen kann. Da Brutus die Stimme der Natur vor der des Geſetzes ſchweigen, und ſeinen Sohn hinrichten ließ; da jener großherzige Römer, ſich ſelbſt das Schwert in die Bruſt geſtoßen, weil er es an einem verbotenen Orte entblößt und ſein eigenes Geſetz übertreten hatte — da geſchah es um des Vaterlandes willen. Hier iſt ein geiſtiges, veredelndes und verſchönendes Prinzip. Wer aber jetzt am Bürger ſtirbt, oder in die Klemme kömmt, der unterliegt einem heimtückiſchen Hof- oder Wechſelrechte, und lieber bringe man einen Kampf mit dem Lindwurm auf die Bühne, als dieſen. Wenn, wie in der Familie Anglade, der Polizei-Kommiſſär einen unſchuldigen Mann, den er auch dafür hält, unter das Henkerbeil zu bringen geſonnen iſt, blos um einer albernen Gerichtsordnung zu huldigen, und der Menſch dabei noch hochherzige Geſinnungen auskramt, und ſein Pflicht- und Ehrgefühl hervorthut: dann möchte man ſolchen Kerl durchprügeln, und lieber unter wilden Thieren wohnen, als in einer geſitteten Geſellſchaft, wo man aus Amtstugend ſeine beſten Freunde hängen läßt. Darum hat ſich der Dichter bei der Wahl ſeines dramatiſchen Stoffes vergriffen. Die hier zu Grunde liegende wahre Geſchichte, wie ſie in den Causes célèbres enthalten iſt, gewährt eine beſſere Unterhaltung.

II.

Emilia Galotti,

von Leſſing.

Wenn am Ziele der Wanderung, eine ſchöne Landſchaft für den rauhen, ſteilen und mühſamen Weg belohnt, ſo mag nicht minder ein reizender Weg für ein unerfreuliches Ziel Erſatz geben. Solches geſchieht mit Emilia Galotti. Bei Virginius, dem Vorbilde Odoardo's, ſtand der Vater im Solde des Bürgers, und man ſieht nur mit freudiger Rührung ein frommes Lamm auf dem Altare der Freiheit bluten. Aber wenn die ſchreckliche, unnatürliche That, wie hier, vergebens geſchieht, wenn der Vater ſeine Tochter ermordet, nicht für die Götter oder das Vaterland, nicht um ihre Herzensreinheit zu bewahren, die er keiner Verderbniß fähig hält, ſondern nur um ihre anatomiſche Unſchuld zu retten, ſo wendet man ſich mit Abſcheu vor einem ſolchen Anblicke zurück. Auch die Sittenlehre aus dem Munde des Prinzen, befriedigt die gerechte Foderung des Zuhörers nicht. Die Wahrheit wäre mit einem ſolchen Opfer zu theuer bezahlt, die Lüge iſt es um ſo gewiſſer. «Iſt es, zum «Unglücke ſo mancher, nicht genug, daß Fürſten «Menſchen ſind: müſſen ſich auch noch Teufel in «ihren Freund verſtellen?» Nein, mein Prinz! die Verantwortlichkeit der Miniſter gilt nur in Staatsſachen; wo Fürſten beginnen Menſchen und wo ſie aufhören menſchlich zu ſeyn, da treten ſie unter das Geſetz der Sitten. Gute Fürſten haben auch immer gute Rathgeber gefunden.

Aber wie reizend ſind die Irrgänge des Dichters, und ſelbſt der Unnatur der bürgerlichen Schauſpiele, deren Vater Leſſing war, ſieht man gern noch, wenn ſie ſo voll hohen Adels ſind, wie bei ihm. Wie wahr ſind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und ſcharf, und doch kühn und geiſtreich, ſind ſie umſchrieben, und wie fein ſchattirt. Es wird dem Leſer oder Zuhörer kein Spielraum zum irren gegeben; er muß die Perſonen ganz ſo anſehen, wie ſie ihm erſcheinen ſollten. Wie faßlich und willkommen ſind die Kunſtlehren und Kunſt-Liebegeſtändniſſe in der Malerſcene. Welche männlich kräftige und zugleich anmuthige Sprache überhaupt. Man bedauert, daß Leſſing unter den Deutſchen nur ſich ſelbſt zum Vorbilde nehmen konnte, und die ſchönſten Erfindungen ſeines Geiſtes an unterirdiſche Grundſätze, worauf die nachgeborenen Dichter in's Freie bauten, verwenden mußte. Dreißig Jahre ſpäter wäre er genußbringender und unſterblich geworden.

Die kunſtfertige ſceniſche Darſtellung ſolcher Dramen findet Hinderniſſe, die nicht blos in dem darſtellenden Künſtler liegen, ſondern auch in der gegenwärtigen Zeit und ihren Schauſpieldichtern. Jene hat die ſcharfe Sonderung der Stände im bürgerlichen Leben, die noch zu Leſſing's Tagen obwaltete, abgeſtumpft. Die Großen ſind herab-, die Niedrigen hinaufgeſtiegen; dieſe und jene ſind durch ſo viele Hände und Schickſale gegangen, daß ſie ihr Gepräge verloren haben, und ſich nur noch durch den Metallwerth unterſcheiden. Das Zunftweſen und die Häuslichkeit ſind aufgehoben, und keiner iſt mehr Herr in ſeiner Werkſtätte, noch fremd in eines Fremden Hauſe. Man hindert ſich wechſelſeitig und es geſchieht nichts. Daher viel Kraft und wenig Thaten, viel Geiſt und wenig Gedanken, viel Empfindung und wenig Theilnahme, viel Licht und wenig Farben. Wo ſollen unſere Schauſpieldichter die Vorbilder zu bürgerlichen Charakteren hernehmen? Sie können ihr Talent nicht üben, und müſſen es aus

Mangel an Uebung endlich verlieren. Alle ihre Perſonen ſind daher humoriſtiſch, und der ganze Theatereffect beruht darauf, daß ſie im letzten Akte aus dem Charakter ſtürzen. Der unverſchämte Betrüger wird beſchämt, die Spröde zuvorkommend, der unerbittliche Vater gerührt, die Eiferſucht geheilt, der Böſewicht gebeſſert, der Wildfang geſetzt. Den Schauſpielern iſt hierdurch eine köſtliche Zwickmühle aufgethan. Geht es nicht auf dieſe Weiſe, ſo geht es auf die Andere. Da ſie, wie die Perſonen, die ſie darzuſtellen haben, nicht wiſſen, was ſie wollen, und ihr Spiel, gleich den geſpielten Charakteren, ohne beſtimmte Richtung, hin und her ſchwankt, ſo wäre es ein ſeltener unglücklicher Zufall, wenn ſie nicht in einem Abende einmal zuſammen treffen, und glückliche Momente haben ſollten. In einem Kotzebueſchen Stücke kann auch ein gewöhnlicher Schauſpieler nicht durchaus ſchlecht ſpielen; aber in den Dramen Leſſing's, wo die plaſtiſchen Dimenſionen kein Zurückbleiben und keine Ueberſchreitung dulden, kann er dieſes allerdings. Aus den angeführten Gründen, darf in gegenwärtiger Zeit nur was jetzt möglich iſt gefodert werden, und von dieſem Möglichem iſt, bei der Darſtellung der Emilia Galotti, Manches geleiſtet worden.

Durch Vertrauer, Schmerz und Klage geht Emilia zum Tode. Sie erſcheint zuerſt unter dem Nonnenſchleier des Grabes, dann als geſchmücktes Schlachtopfer. Ihre heitere Vergangenheit liegt hinter der Bühne. Keine Kraftäußerung, keine Helle; ihr Spiel ſey leiſe und düſter, gleich einer ſinkenden Lampe, und das augenblickliche Aufflackern der Heiterkeit, während ſie mit Appiani vom Hochzeitkleide redet, mache das Nachtſtück nur noch ſchauerlicher. Sind dieſes die Foderungen an die Rolle der Emilia, ſo ließ Demoiſelle *** nichts zu wünſchen übrig. — Herr ***, als Odoardo, bewährte ſeine ausgezeichnete Gabe mit dem Anſtande des Weltmannes, die Biederherzigkeit eines ſchlichten Bürgers, und die Gemüthlichkeit eines Hausvaters zu vereinigen. In Bezug auf Nachfolgendes wird bemerkt, daß er einer der Wenigen von den Mitgliedern unſerer Bühne iſt, die das Gebieteriſche der Vornehmen, als ein angebornes Recht, unbefangen auszuüben verſtehen, und nicht gleich Emporkömmlingen, Eilfertigkeit aus Furcht, Arroganz aus Mißtrauen, und barſches Weſen aus Schwäche damit verbinden. Manche Andere wiſſen nicht einmal, wie man dem Kutſcher befiehlt, anzuſpannen. — Herr *** ſpielte den Prinzen. Von dem Fürſten hatte er nur das Staatsrechtliche, von dem Hofmanne nur die Charakterloſigkeit, von dem Liebenden nur das Lächerliche. Er war hart, wo er feſt, morſch, wo er weich, ſchwach, wo er nur nicht gebieteriſch ſeyn ſollte. Iſt es denn ſo ſchwer ſich in einen Fürſten hinein zu denken, da doch Jeder ein Fürſt in ſeinem Hauſe iſt, und wenigſtens im Bedienten einen Unterthan zählt! Hoheit iſt nicht ungemeſſene Breite; die Hochgeſtellten ſehen ihren Untergebenen aus der Vogelperſpective, und ſie haben nicht nöthig, den Gehorchenden Platz und Rede wegzunehmen, um ſich auszudehnen. Man hörte es Herrn *** an, daß er erſt ſeit 6 Uhr auf dem Throne ſitzt. Wenn er als Herr ſprach, imponirte er, als müßte er ſorglich dem Widerſpruche zuvorkommen, und gebrauchte die ganze Artillerie der Macht, um einen furchtſamen Hofmann zu ſchrecken, der ſchon vor dem Schalle des leiſeſten Wortes zurückfährt. Dann beging er den Fehler, die Perſonen nicht anzuſehen, mit denen er ſprach, und weit von ihnen entfernt zu bleiben. Das gehört nicht zur Fürſtengrazie. Es iſt ſehr unbequem mit einem zu reden, der hinter dem Rücken ſteht, aber Fürſten machen ſich's bequem; und was den räumlichen Abſtand betrifft, ſo mag wohl der Untergeordnete ehrerbietig zurücktreten, aber der Vornehme muß ihm immer wieder auf den Leib rücken. Den Regierungsgrundſatz, die Unterthanen in der Entfernung zu halten, dehnte Herr *** ſogar auf lebloſe Sachen aus, denn als er das Bildniß der Orſina betrachtete, das nur zwei Fuß hoch war, blieb er faſt die ganze Zimmerweite davon abſtehen, als wäre es ein Frescogemälde, und dennoch wird von den Augen und dem Munde der Gräfin geſprochen, die man doch in ſolcher Entfernung unmöglich genau ſehen konnte. Die Scene mit dem Maler mislang ihm im höchſten Grade. Die feinen Bemerkungen, die der Dichter dem Prinzen in den Mund legt, wurden mit gar keiner Feinheit, und als wären ſie nicht verſtanden worden, vorgetragen. Auch gegen den Maler war Herr *** zu vornehm zurückhaltend. Der Prinz liebte die Kunſt und die Künſtler, und mußte alſo herablaſſender und freundlicher gegen Conti ſeyn, als es Herr *** war. Um von den vielen Beiſpielen falſcher Deklamation nur Eines herauszuheben, hatte Herr *** die Worte, mit welchen er den Maler verabſchiedete, »Laſſen Sie ſich für beide Portraite bezahlen, was Sie wollen, ſo viel Sie wollen, Conti» mit dem höchſten Pathos geſagt und mit den prächtigſten Geberden begleitet (wie die Schauſpieler es oft thun, wenn ſie eine Rede ſchließen, weil ſie glauben, dieſe müſſe immer wie eine Rakete, ehe ſie verliſcht, knallen und platzen); dieſe Betonung war höchſt unzeitig. Es hörte ſich an, als brächte der Prinz mit Anſtrengung ein Opfer. Viel Geld mag dem Künſtler ein wichtiges Wort ſeyn, aber einem Fürſten, der nur zu ſeinem Schatzmeiſter ſchickt, iſt es keines; der Prinz wollte nur ſeine Zufriedenheit ausdrücken, und dieſes mußte mit Ruhe geſchehen, wenn auch mit Nachdruck. — Man könnte dem Marinelli, dieſen Großvater aller theatraliſchen Hofſchurken, gram werden, wegen der unleidlichen Brut von Söhnen und Enkeln, die er in die Welt geſetzt, und mit welchen er ſeit funfzig Jahren unſere Bühnen übervölkert hat. Es iſt nicht die Schuld des Ahnherrn, wenn ſeine Nachkommenſchaft ausgeartet iſt; er hat ihnen die beſten Grundſätze hinterlaſſen, und er ſelbſt ſteht vollendet da, als Schmeichler, Sünder und Verführer. Wie unverſchämt entblößt er ſich gleich bei ſeinem erſten Auftritte, wo er, dem Prinzen gegen über, die Gräfin giftig verläſtert, vor der er einige Wochen früher noch im Staube lag. Herr *** iſt ſonſt Meiſter in ſolchen Rollen, und bewährte ſich auch heute als ſolcher, indem er die Grundzüge dieſes Charakters richtig auffaßte und darſtellte. Aber nur die Grundzüge, im Colorit war einiges verfehlt. Er war etwas zu ſteif und unrührig. Der Prinz iſt jung und liebt, und mochte wohl einem ſolchen ſein Vertrauen ſchenken, der ſich ihm herzlich hingab, nicht aber feſt, ſchroff und dürre, wie ein Felſen im Meere, ſelbſt in ſeiner Unterthänigkeit eine imponirende Selbſtbeherrſchung zeigte, und durch ſein Lauern und ſeine Ruhe, der Leidenſchaft gegenüber, beſchämend und unbehaglich ſeyn mußte. Auch zeigte Herr *** überall zu viel Hohn. Das liegt nicht in der Rolle. Böſewichter ſolcher Art thun keine Schandthat aus Liebhaberei, ſondern nur, weil ſie ihnen Vortheil bringt, und daher ohne die Grimaſſe der Sünde, ſo wie ſie ohne die Verklärung der Tugend, auch etwas Gutes thun, wenn es ihnen nützlich iſt. Nur die beſſern Menſchen begehen eine Uebelthat mit Leidenſchaft, weil ſie ſie nur in Leidenſchaft begehen. — Die Rolle der Gräfin Orſina iſt ungemein ſchwierig. Der Verſtand, einen Charakter ſo aufzufaſſen, wie ihn ſich der Dichter gedacht hat, und die Kunſtfertigkeit, ihn getreu nachzubilden, reichen hier nicht hin. Denn der wahre Charakter der Gräfin erſcheint nicht auf der Scene. Ihr Geſchick hatte ſie mürbe gemacht, ſie ſo, wie der Maler Conti ihr Bildniß, umgeſtaltet, worüber der Prinz ſich äußerte: »Stolz haben Sie in

Würde, Hohn in Lächeln, Anſatz zu trübſinniger Schwärmerei in ſanfte Schwermuth verwandelt.» Die Stolze erſcheint gedemüthigt, die Spötterin verſpottet, die giftige Eiferſüchtige ſich mit Recht gekränkt fühlend. Da ihre Strafe größer iſt, als ihre Schuld, ſo kann man der Unglücklichen das Mitleid nicht verſagen. Frau ***, eine vorzügliche Künſtlerin im tragiſchen Fache, und die immer bedenkt, was ſie thut, hat ihr Spiel meiſterhaft durchgeführt. — Nicht ſo Herr *** als Maler Conti. Er hatte ſich das Anſehen eines funfzigjährigen Mannes gegeben, war altväteriſch gekleidet, ſah aus wie ein Prokurator und betrug ſich auch darnach. Was auch der Koſtümſchlendrian gefodert haben mag, ein Maler hätte ſich wohl etwas maleriſcher kleiden dürfen. Die ſteife Unterthänigkeit war einem ſich fühlenden Künſtler nicht angemeſſen, hier am wenigſten, wo der Prinz herablaſſende Freundlichkeit zeigte. Alle das Feine, Gedankenreiche und Empfindungsvolle, was Conti zu ſagen hatte, ging durchaus verloren, da es im dürren Profeſſortone hergeſagt wurde.

III.

Das Taſchenbuch.

Drama von Kotzebue.

Fouquet, Ludwig's des vierzehnten Finanzminiſter, einer jener großen Schwämme, die den Schweiß des Volkes abtrocknen, um ihn einzuſaugen, mißfiel ſeinem Gebieter, weil er, der Diener, ſeinen Herrn überglänzen wollte, und in einer Neigung des Herzens ihm zu begegnen wagte. Da erinnerte man ſich, daß ſeine Verwaltung ſchon längſt untreu geweſen, und ſtellte ihn vor Gericht. Peliſſon-Fontanier, ein gelehrter Mann, Fouquet's Vertrauter und erſter Schreiber, wußte ſeinem bewachten Herrn die Nachricht von der Vernichtung gewiſſer ihn anklagender Papiere nicht anders mitzutheilen, als indem er den Schein annahm, er wolle gegen ihn zeugen. Als Fouquet durch die Schurkenmaske ſeines Vertrauten endlich deſſen Edelmuth erkannte, entſtürzten Thränen ſeinen Augen. — Das iſt die

Begebenheit, welche dieſem Drama den Stoff gab. Kotzebue hat ihn gewandt genug behandelt. Liebe und Schurkerei, Unterthanentreue, Freundſchaft und Soldatenehre ſind nicht ungeſchickt mit einander verbunden. Soldatenehre! ja die hätte aus dem Spiele bleiben ſollen, es iſt ein unbequemer Stoff für einen Bühnendichter. Welche Stellung einem Manne geben, der der Ehre, nicht dem Vaterlande dient, und welcher nichts Tadelnswerthes darin findet, einen Widerſacher ſeines Fürſten ungeahndet entwiſchen zu laſſen, wenn er nur dabei den Schein der Pflichterfüllung ſich zu bewahren wußte?

IV.

Der Tagsbefehl.

Drama von Töpfer.

Der Herzog und Feldherr hatte den Tagsbefehl, oder eigentlich den Nachtbefehl gegeben: kein Brief ſolle mehr geſchrieben werden und kein Licht im Lager brennen, bei Todesſtrafe. Doch wenn jeder vor Mars zittert, der kleine Amor fürchtet ſich nicht und thut was er will. Rittmeiſter Hellwitz hatte den Abend vor der Schlacht gute Nachrichten von ſeiner Geliebten erhalten. Sie läßt ihn wiſſen, daß ſie ihm Herz und Hand ſchenke, und daß die Mutter alles zufrieden ſey. Der Glückliche befindet ſich allein in ſeinem Zelte, und iſt, ſo viel man in der Dunkelheit ſehen kann, ſehr entzückt. Er ſagt: ich möchte dem Engel noch heute meine Dankbarkeit bezeigen, und meinem Herzen Luſt machen, ehe vielleicht morgen in der Schlacht eine Kugel es thut. Zwar iſt das Schreiben bei

Todesſtrafe verboten, aber wer wird es ſehen? Er nimmt Feuerſtein, Zunder und Stahl, ſchlägt Licht, zündet eine Oellampe an, ſetzt ſich hin und ſchreibt. Da tritt unvermuthet der Herzog mit Begleitung in's Zelt. »Was ſchreibt Er da?« — Der erſchrockene Rittmeiſter: An meine Braut — »Was hat Er verdient?« — Den Tod. — »So ſchreibe Er noch drunter: ich ſterbe durch das Kriegsgericht.« — Fußfall, Flehen um Gnade. Hilft nichts, muß ſterben, wird abgeführt. Im zweiten Akte nimmt der Herzog in dem Hauſe des Majors von Blankendorf ſein Hauptquartier. Dieſer iſt der Vater des Fräuleins, welches den Rittmeiſter zum Lichtanzünden verleitet hatte. Schon vorher war der Stabs-Profoß angelangt, und hatte die Frau Majorin um die Einräumung eines feſten Weinkellers gebeten, worin er die, unter ſeiner Verwahrung ſtehenden, Gefangenen einſperren könne. Darauf erzählt er die unglückliche Geſchichte des Rittmeiſters. Da ſieht das Fräulein dieſen ſelbſt geſchloſſen herbeiführen; alles kommt an den Tag. Ohnmacht. Der Feldherr, der unterdeſſen hereintritt, wird um Gnade gebeten, läßt ſich aber nicht erweichen. Aber im Herzen beſchließt er, den Offizier zu retten; nur den Schein der Kriegsſtrenge will er bewahren. Er läßt den Stabsprofoß rufen, und leitet das

Geſpräch auf Hellwitz. Auch jener legt ein Fürwort ein. Hilft aber alles Nichts. „Morgen früh wird er erſchoſſen, mach' Er's ihm heute noch leicht, nehm' Er ihm die Ketten ab. Geb' Er aber ja auf ihn Acht. Läßt Er ihn entwiſchen, ſo muß er vier und zwanzig Stunden bei Waſſer und Brod ſitzen. Hat Er mich verſtanden?" Der Profoß hat ihn verſtanden, und läßt den Rittmeiſter entwiſchen. Dieſer aber ſuchte nur ſeine Ehre, nicht das Leben zu retten. Er läuft ohne Hut aus dem Gefängniſſe in's Feld, als eben die Schlacht im Gange war, ergreift eine Fahne, erſtürmt eine feindliche Batterie, und entſcheidet hierdurch den glücklichen Ausgang des Treffens; alles ohne Hut. Der Herzog hört von der heldenmüthigen That, läßt ſich den Offizier vorführen, erkennt ihn, ſagt, er wolle nicht wiſſen, wer er geweſen, jetzt heiße er Freiherr von Stürmer, legt die Hände der Liebenden in einander, und ſagt: Adieu.

Dieſes iſt die Groß-Handlung des Stückes; die Ausſchnitt-Handlung wirft folgenden Gewinn ab. Hauptmann Graf v. Bannewitz iſt der Buſenfreund des ſubordinationswidrigen Rittmeiſters; aber von ſeiner Liebe weiß er nichts. Er liebt ſelbſt das Fräulein Blankendorf und geht in ſeiner Unſchuld hin, es der Mutter zu geſtehen.

Dieſe hat nichts dagegen, aber das Fräulein bekennt ihre frühere Neigung. Anfänglich iſt der Hauptmann in Verzweiflung, doch fällt ihm ein, daß er ſeinem Freunde vor mehreren Jahren eine Braut abwendig gemacht habe, und jetzt könne er ihn dafür ſchadlos halten. Er entſagt alſo, und führt bei Mutter und Tochter für den Freund das Wort. Doch des Lebens ſatt, ladet er die unter ihm ſtehenden Grenadiere ein, mit ihm für's Vaterland zu ſterben, ſtürmt in die oben erwähnte Batterie, und läßt ſich erſchießen.

Ein anderer Neben-Treffer des Drama's beſteht darin, daß der Herzog Friedrich den Großen vorſtellen ſoll, und von dem Schauſpieler in Gang, Haltung und allem nachgeahmt wird. Ein wahres Ereigniß ſoll hierbei zu Grunde liegen, ob zwar Herr Töpfer das Jahr 1750 ausdrücklich als die Zeit der Handlung beſtimmt, und Friedrich II. zwiſchen 1745 und 1756 keinen Krieg geführt hat. Auch wird in dem Stücke anachroniſtiſch viel gedeutſcht. Deutſcher Mann, deutſche Frau, deutſches Mädchen, deutſches Vaterland, deutſche charpiezupfende barmherzige Schweſtern u. ſ. w.

Man ſieht, daß der Thon zu dieſer Töpferwaare nicht von der vorzüglichſten Beſchaffenheit iſt. Ein Küraſſier-Rittmeiſter, und ein Grenadier-Hauptmann, beide Männer in den Jahren, die zwar die beſten genannt werden, die es aber nicht zum Behufe der Liebe ſind; beide Männer, die nicht blos durch das Kriegsfeuer, ſondern auch durch das Feuer der Liebe gegangen, denn ſie lieben zum zweiten Male, geberden ſich ſo thöricht, wie man es, ſelbſt einem Jünglinge, nur einmal im Leben verzeiht. Mitten im Lager, am Abende vor der Schlacht, ſind ſie nur mit ihrer Liebſchaft beſchäftigt. Der eine handelt gegen den Kriegsbefehl und zündet ſich ein Licht an, der andere liſcht ſich das Lebenslicht aus, und nimmt ſeine Grenadiere, die nichts lieben als Branntwein, mit in das Grab. Solche ſchwache Menſchen können unmöglich Theilnahme einflößen. Die Nachgeſtaltung des großen Friedrich's iſt eine Abgeſchmacktheit, und ruft das Bild des Helden eben ſo widrig zurück, als es eine Wachsfigur thut. Herr Töpfer hatte vorgeſchrieben, Friedrich müſſe als alter Mann dargeſtellt werden, vielleicht weil die Nachwelt ſich erſt das Bild des bejahrten Königs eingeprägt hat. Da aber in dem Drama ſo genau auf Chronologie geſehen wird, ſo hätte der Dichter wiſſen ſollen, daß Friedrich der Große 1750 erſt 38 Jahre alt war. Aber von allem das Abſtoßendſte und das Tadelnswertheſte, iſt das vorgeſchriebene

Koſtüm von Anno 1750, das auch bei der Aufführung genau befolgt wurde, und, trotz der Traurigkeit und ſtolzen Verſe, ſehr lachen machte. Ein Ereigniß, das alle Tage geſchehen kann, muß auch in die Sitte und das Gewand des Tages gekleidet, und ſelbſt die älteren Schauſpiele müſſen zu dieſem Zwecke abgeändert werden. Wenn man den Werther, ſelbſt auf's herrlichſte dramatiſirt, gepudert und in gelben Beinkleidern, heute auf die Bühne bringen wollte, würde dieſes nicht den ganzen Eindruck zerſtören? Die Frauenzimmer erſcheinen in Reifröcken von gewichtigem reichgeſticktem Seidenſtoffe, und in gepuderter Friſur, und als das Fräulein (eine junge Schauſpielerin), mit aller Zierlichkeit einer Vaporiſtin des neunzehnten Jahrhunderts, in Ohnmacht fiel, machte das einen ſehr untragiſchen Eindruck. Die Weiberkleidung der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kann nur noch mit den lächerlichen Sitten der damaligen Zeit vereint, alſo nur im Luſtſpiele, dargeſtellt werden. Nicht blos weil ſie jetzt aus der Mode, ſondern weil ſie geſchmacklos iſt; denn ſie bildete den Uebergang von der alten Sittſamkeit zur neuen Flatterhaftigkeit, und hat weder das Ehrwürdige jener, noch das Anmuthige dieſer, iſt daher lächerlich. Bei den Männern war die militäriſche Pedanterie eben ſo abgeſchmackt, ja noch ſtörender. Der Hauptmann von Bannewitz erſchien in einer Grenadiermütze von der alten Form eines Zuckerhutes. Der Degen ſtak ſo an der Seite, daß ihm nur wenige Grade an der Rechtwinklichkeit fehlten, und dem Träger von hinten jeder eine Elle weit vom Leibe bleiben mußte. Wäre er auch vorne ſo geſchützt geweſen, hätte ihm Amor nie beikommen können. Jetzt denke man ſich nur die vorgeſchriebene militäriſche Haltung aus dem ſchleſiſchen Kriege. Der Hauptmann ſtand vor der Geliebten und Schwiegermutter, wie ein Corporal, der rapportirt. Wenn er mit dem Kopf ſich bewegte, glänzte bald die Blechſeite, bald blendete die hintere rothe Seite der Mütze. Er war ein vollkommener Hanswurſt. Mitten in der Liebeserklärung trommelte ſtörend der Generalmarſch. An dem verliebten Kopfe des un-untergeordneten Rittmeiſters flatterten zwei gepuderte Taubenflügel, und da er ſagte: «ich bin ein Mann und trage einen Orden» konnte man ihm nur die Hälfte glauben, nämlich die letztere. Man mache uns doch nicht toll mit ſolchem Unſinne! —

V.

Die deutſche Hausfrau.

Schauſpiel von Kotzebue.

Ein Schauſpiel ohne Gehalt und ohne Gepräge. Tugend giebt keinen Charakter; ſittliche Handlungen, nicht ſittliche Geſinnungen können Stoffe des Drama's ſeyn. Amalie hat nur die Gattungszeichen, nicht die Perſönlichkeit edler Menſchen. Und warum deutſche Hausfrau? Die Bühne und die Tugend kennen kein Vaterland. Und was iſt das wieder für eine jämmerliche Abfinderei mit der Ehre, die ſich der General von Zabern erlaubt? Er hat eine Verrätherei entdeckt, und fühlt, daß es ſeine Pflicht ſey, ſie zu beſtrafen; aber aus Freundſchaft will er nachſehen. Gut, ſo mag er ein Opfer bringen, und ſich infam kaſſiren laſſen. Aber das will er auch nicht. Er hat nicht den Muth ſeine Pflicht zu verletzen, noch ſie zu erfüllen, und ſo läßt er geſchehen, daß ihm die Frau des Verbrechers den beweiſenden Brief ſanft aus den Händen nimmt, und ihn verbrennt. Jetzt iſt er beruhigt. Darum laßt, um der Muſen willen, die Hof-Soldaten aus euern dramatiſchen Spielen. Was kann dieſen Marionetten begegnen? Sie gehen ja nicht; nur treffen kann ſie etwas, wie der Blitz den Baum. Aber ſolche Schickſals-Hölzer können wir nicht brauchen.

VI.

Das Kind der Liebe.

Schauſpiel von Kotzebue.

Schon die Expoſition iſt prächtig! Wilhelmine, die Thränenweide, ſteht auf der Landſtraße, und zum Behufe der Rührung werden alle mögliche Menſchen, Soldaten, Bauern, Bäuerinnen, Jäger, Wirthe, Pächter, Juden an ihr vorbeigeführt. Dieſe armen Leute müſſen reiſen, um uns zu rühren und ſelbſt gerührt zu werden, oder um nicht gerührt zu werden, und uns hierdurch um ſo mehr zu rühren. Welch erſchrecklichen Hunger und Durſt hat die arme Frau! Wie rührend iſt es, wenn der brave Sohn die Mutter mit Brod und Wein ätzet! Welche Natürlichkeit! Ja wohl; doch um die Hälfte des Eintrittspreiſes könnet ihr im nächſtgelegenen Gäßchen noch viel natürlicheren Jammer ſehen, und auch ſtillen zugleich. Wie ſpitalmäßig die kranke Wilhelmine aus einer Ohnmacht in die andere fällt! wie herzbrechend! Ach, ja wohl, der große Kotzebue! Warum er nun bei ſeiner hohen Dichtergabe, der nichts zu hoch war, nicht auch eine Kindbetterin-Stube dramatiſirt hat, vor, während und nach der Geburt, zum Nutzen der Hebammen? Warum er nicht ein Schauſpiel geſchrieben hat, genannt: das hitzige Fieber, wo im fünften kritiſchen Akte der Schweiß ausbricht? So ein dramatiſches Clinicum hätte tüchtige Mediziner gebildet.... Die kranke Wilhelmine, was ſie ſchwätzen kann, trotz ihrer Schwäche, es iſt zum Erſtaunen! Die geſündeſte Männer-Lunge thät es ihr nicht nach. Fräulein Amalie iſt ein Gänschen ohne Gleichen. Dem Vater, der ſie fragt, ob ſie Grillen habe, antwortet ſie: »wenn man die Grillen vertreiben will, ſo muß man Erbſen mit ein wenig Queckſilber kochen laſſen, davon ſterben ſie.« Dem Pfarrer ſagt ſie: »heirathen Sie mich — Sie will ich heirathen.« Aber, würde ein Mädchen im Bauche der Erde erzogen, ſo weiß es doch, daß ſich ſolche Reden nicht ſchicken. Und die Tochter eines reichen Edelmanns, welche die Balle in der Reſidenz beſucht! — — Und der Pfarrer mit ſeinen langweiligen Predigten, und der Graf von der Mulde! Iſt das Natur, daß ein Deutſcher von Erziehung, und ſey er noch ſo ſehr franzöſiſcher Affe, und gebrauche er noch ſo häufig franzöſiſche Redensarten, ſich vornehmen ſolle, ſeine Mutterſprache wie ein Franzoſe auszuſprechen, und wird er nicht unwillkührlich richtig ſprechen müſſen? — »Aber es ſoll ja auch Carricatur ſeyn.« — Wenn auch. Die Carricatur darf quantitativ ſteigen, aber nicht qualitativ. Shakſpeare läßt den Lügner Falſtaff prahlen, er habe vierzehn Räuber in die Flucht gejagt; er läßt ihn aber nicht aufſchneiden, er ſey einer Taube in der Luft nachgeflogen, und habe ſie beim Flügel erwiſcht.

Wenn Kotzebue noch ziemlich rüſtig erſcheint, ſo lange er auf der Ebene des gemeinen Lebens vorſchreitet, ſo wird er doch gleich engbrüſtig und verliert den Athem, ſobald er nur zwei Schritte zu ſteigen hat. Schnitzen und drechſeln kann er etwas, aber malen nicht im geringſten. Man überdenke nur einmal nachfolgende Stellen aus der ſechſten Scene des zweiten Aktes. Der Oberſt läßt den Pfarrer rufen. »Oberſt: Ohne Umſtände, verzeihen Sie, wenn meine Botſchaft vielleicht ungelegen kam. Ich will Ihnen mit drei Worten ſagen, wovon die Rede iſt. — Man hat mir geſtern Abend eine erbärmliche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen zugeſchickt, die vor ohngefähr zwanzig Jahren die Preſſe verlaſſen. Ich ſelbſt beſitze ein recht niedliches

„deutſches Original, wovon ich, ohne Ruhm zu „melden, der Verfaſſer bin, und da verlangt „man, ich ſoll meinen Namen ausſtreichen, und „es mit jener ſchalen Ueberſetzung zuſammen bin„den laſſen. Nun wollt' ich Sie, Herr Paſtor, „als Corrector meines Buchs, einmal fragen, „was Sie dazu meinen? — Pfarrer: Wirk„lich, Herr Oberſt, die Allegorie verſteh' ich nicht. „Oberſt: Nicht? Hm! hm! das thut mir leid! „Ich dachte Wunder, wie klug ich's eingefädelt „hätte! alſo, kurz und gut, Herr Paſtor, der „junge Graf von der Mulde iſt hier, und will „meine Tochter heirathen.“ — Nun, um aller Muſen willen, wer hätte auch eine ſolche Allegorie verſtehen können! Wenn ein Buchdrucker, ein Corrector, ein Buchbinder, ein Original-Schriftſteller und ein Ueberſetzer beiſammen im Tollhauſe wohnen, und in der Sprache ihrer Gewerbe faſeln, können ſie keine verrücktere Allegorie zu Stande bringen.

VII.

Lilla.

Oper von Martin.

Eine Muſik aus der guten alten Zeit, die wir kaum genug mehr kennen, um ſie zu beweinen. Wie wohlthuend iſt ſie! Die Empfindung fließt zwiſchen blumigen Wieſen heiter fort, tief und bewegt genug, das Herz zu tragen, nicht ſo ſtürmiſch, um es unterzuſenken. Welche einfache Nahrung! Doch einem geſunden Bedürfniſſe erquickend genug. Welches ſüße Still-Leben! Welche Ruhe in Luſt und Trauer, welche freundliche, beſchwichtigende Melodien! Ländliche Leidenſchaftlichkeit, ländliche Liebe, ländlicher Haß, ländlicher Zorn und ländlicher Spott! Ueberall iſt es nur ein Frühlingswehen, das die Gefühle aufregt; des gewittervollen Sommers, und des bluterſtarrenden Winters bedurfte es nicht. Aber wir armen Hörer der neuen Revolutionsopern, wie wird unſer Ohr und Herz zwiſchen fabelhaften Schmerzen und unternatürlichen Freuden, zwiſchen Hunger und Schlemmerei, zwiſchen dem Gebrülle einer Löwin und dem Entgirren einer geſchlachteten Taube hin und her geſchleudert. Bald ſingt eine ſtolze Semiramis wie die abgeſchmackteſte Louiſe, bald ein verliebtes Bauernmädchen, mit hinreichenden rothen Backen, um dabei zu beſtehen, prächtig wie Kleopatra, da ſie die Schlange an ihren Buſen legt, um durch tödtliches Gift das tödtlichere im Herzen zu heilen. In Lilla's Muſik iſt ein Frieden und eine Heiterkeit, die wir jetzt, auch außer der Muſik, nicht mehr kennen. Faſt möchte man ein Thor ſeyn, und zurückwünſchen jene ſchuldloſen Zeiten, wo wir ungeneckt geblieben, weil wir als fromme Schäfer geduldig in eingeſchloſſenen Thälern wohnten, und die Mächtigern am Abhange, und die Mächtigſten auf den Gipfeln der Berge, als höhere Weſen, fromm und kindiſch verehrten. Ach ja, die Schäfertage ſind vorüber.... Lilla! bis auf deinen Namen iſt alles uns fremd.

VIII.

Der Vorpoſten.

Schauſpiel von Clauren.

Denkt man ſich die Zeit des deutſchen Freiheitskampfes (es macht Kopfweh), und den Heerd, auf dem er ſich entzündet — Preußen, (jetzt hat er ausgeraucht); damals und dort mochte dieſes Stück, vor Zuhörern geſpielt, deren viele ſelbſt am Kriege Theil genommen, von großem Eindrucke geweſen ſeyn. Jenes alles wieder hinweggedacht, bleibt doch noch manches übrig, was dem Schauſpiele Werth giebt. Freilich, mein eigenes Gefühl laſſe ich diesmal nicht Richter ſeyn. Es wäre mir ſehr unbehaglich zu Muthe, wenn ich mein Mädchen im Huſarenkleide wieder fände, auch wenn es aus Liebe zu mir den martialiſchen Schritt gethan hätte.... es bleibt doch ſo eine Sache! Der Helden-Tod, nicht das Helden-Leben, eines Weibes iſt ſchön. Ich würde die auf dem Schlachtfelde Gefallene beweinen, aber die gerettet Heimgekehrte mit Unwillen zurückſtoßen; doch jeder nach ſeinem Triebe. —

Das Feldlager war zu ärmlich angeordnet. Ein Feuerchen, einige Huſaren, zwei bis drei Pferde. So viel Lärm und mehr, hat jeder vor ſeinem Hauſe in der Stadt. Das reicht nicht hin, die Unerſchrockenheit eines Weibes auch dem Auge vorzutäuſchen. Man hätte das Heldenmädchen mit mehr Kriegsgetümmel umgeben ſollen.

IX.

Die Großmuth des Scipio.

Heroiſche Oper von Romberg.

Anfänglich wunderte ich mich darüber, daß ſo häusliche Geſchichten unter freiem Himmel, in der Gaſſe eines Lagers ſich ereignen durften, und nicht, wie es ſich gebührte, innerhalb des Zeltes; ich erſtaunte, daß Scipio ſich nicht ſchämte, ſeine Liebe und Schwäche in Gegenwart graubärtiger Krieger auszuſeufzen. Aber es fiel mir bei, daß es nöthig war, Scipio als einen gewaltigen Herrn und mächtigen Befehlshaber darzuſtellen, um es als Großmuth erſcheinen zu laſſen, was bei einem Bürgersmann Schuldigkeit geweſen wäre: die Zurückſtellung eines Mädchens, das ihn nichts anging, an ſeinen rechtmäßigen Inhaber. Das nämlich, iſt die ganze Handlung dieſer heroiſchen Oper. Sie in einen Akt zu zwängen, war wohl die Aufgabe des Tondichters, der ſich keine ausgedehntere Fähigkeit zur dramatiſchen Muſik zutrauen mochte, und mit Recht; denn ſie ſchien ſelbſt zu kurz, auch nur dieſen engen Raum auszufüllen. Die Muſik hat keinen verſtändlichen Ausdruck; ohne den verdolmetſchenden Text würde man nicht ahnden, welche Seelenbewegungen offenbar werden ſollen. Zwar etwas mehr als ein Conzertſtück iſt dieſe Oper, aber ſie bleibt doch nur ein muſikaliſches Declamatorium, worin mehrere Dichtungen, die unter ſich keinen Zuſammenhang haben, vorgetragen werden. — Der Text zeichnet ſich vortheilhaft aus. Es iſt ein reiner Styl darin, die Verſe ſind fließend, ja einige ſchöne kommen darunter vor.

X.

Nachtigall und Rabe.

Ein Schäferſpiel. Muſik von Weigl.

Seit Geßner hat die Liebe zu den Schäfereien aufgehört, ſie niſtet nur noch in den Herzen der Wollhändler. Wie zart und ſüß müßte auch die Dichtung und das Spiel ſolchen Landlebens ſeyn, um die Schwielen, welche zwanzigjährige Einquartirung um unſere Bruſt gebildet, ſchmeichelnd abzulöſen! Die Täuſchungskunſt des Schauſpielers geht nie weiter, als das Empfindungsvermögen des Zuhörers; was dieſem *nicht Ernſt* ſeyn kann, vermag jener nicht zu *ſcheinen*. Darum kein Wort des Tadels über das nicht gelungene Spiel des Damon und der Phillis. —

Die Muſik? nun ja, dem Herzen war ſie wohlgefällig, und der Verſtand kommt, wie gewöhnlich, zu ſpät hinten drein. Es iſt ſchwer, den Schmeicheleien Weigl's zu widerſtehen, wenn man auch weiß, daß ſie nichts weiter ſind als das. Die Nachahmung von verſchiedenen Vögelgeſängen, wie ſie in dieſem Schäferſpiele vorkommt, ſcheint mir kein würdiger Gegenſtand der Tonkunſt zu ſeyn. Der muſikaliſche Ausdruck hörbarer Dinge gleicht einer Ueberſetzung aus einer Sprache in die andere; wenn ſie treu iſt, hört ſie auf ſchön zu ſeyn, und wenn ſie ſchön iſt, wird ſie ungetreu. Die Tonkunſt ſoll nichts Sinnliches nachahmen, weder etwas ſichtbares noch etwas hörbares; thut ſie es, ſo folgt ſie als Schatten der Wirklichkeit nach und erniedrigt ſich. Sie darf ihre Stoffe nur aus einer Welt nehmen, die auſſer oder über den Sinnen liegt, um ſie für die menſchlichen Sinne zuzubereiten. Das Gebiet der Empfindung und Leidenſchaften gehört ihr an. Will ſie ja Dinge der auſſermenſchlichen Natur darſtellen, ſo müſſen ſie Gebilde der Phantaſie, dürfen aber nicht aus der Erfahrung genommen ſeyn, damit die Vergleichung mit dem Urbilde vermieden bleibe. Eine Schöpfung, ein jüngſtes Gericht, aber kein Sonnenaufgang, kein Donnerwetter ſoll muſikaliſch ausgedrückt werden. In einer Oper mögen Engel ſingen, aber keine Nachtigallen. Man erinnere ſich der Melodie zum Geſangſtücke Nr. 8 der hier beſprochenen Oper:

Mit hundert Stimmen ruft der Chor
Des Federvolks von Buſch und Zweigen.

Es iſt gewiß Natur darin, aber es iſt die gemeine Natur, und die Darſtellung ſteht ſo weit unter dem Vorgeſtellten, daß man, ohne Text, glauben würde, nicht die geſiederten Sänger des Waldes, ſondern Federvieh lärmen zu hören. Ich wenigſtens dachte im Hühnerhof zu ſeyn, und ſah den Miſt. Ferner:

»Der Kukuk ſelber wagt zwei Töne.«

Ganz natürlich wie ein Nürnberger Gukukchen mit einem Blasbälgchen unter den Füßen, und wenn ich nicht irre, mußte ſich ſogar das ernſte Fagot zu dieſer Spielerei hergeben. Vielleicht hätte Mozart ſelbſt ſolche Landſchaftsmalereien nicht beſſer auszuführen verſtanden, aber dann wird er ſie gar nicht unternommen haben. Daß übrigens, der erwähnten akuſtiſchen Naturbeſchreibungen ungeachtet, dieſe Oper vorzügliche Muſikſtücke enthält, kann in einem Werke des ſo berühmten Tonkünſtlers nichts Unerwartetes ſeyn.

XI.

Die Heimkehr.

Trauerſpiel von Houwald.

Nachdem ſich der Vorhang aufgerollt, ſieht man die Stube einer Förſterswohnung. Alles ländlich, einfach, faſt ärmlich. Runde Fenſterſcheiben; verſchabter Großvaterſtuhl, an der Wand eine ſchwarzwälder hölzerne Uhr, ein gedrucktes, wahrſcheinlich von Forſtfreveln handelndes Plakat, und eine Karte von Europa, von den älteſten Homannſchen, mit glänzenden Lackfarben. Am Tiſche, auf welchem Blumen liegen, ſteht ein ſchönes junges Mädchen, beſchäftigt einen Kranz zu flechten, und plaudert dabei mit ihrem achtjährigen Brüderchen. Der Kranz iſt für den Vater, wenn er von der Jagd heimkehrt, denn ſein Geburtstag iſt heute. Das iſt nun freilich für eine Förſterstochter ſchon ſehr viel Poeſie; ein proſaiſcher Blumenſtraus wäre natürlicher geweſen. Man verwundert ſich noch mehr über die zierliche Kleidung der Waldbewohnerin: im feinſten weißen Mouſſelin, weiße Roſen an der Bruſt und in den Haaren; ſie hätte damit auf den Caſino-Ball gehen können. Und wie ſie ſpricht! Wie zart, wie empfindſam, wie ſauber. Sie erklärt dem Brüderchen den Sinn und die Bedeutung jeder Blume, die ſie in den Kranz einflicht; Thekla in Wallenſtein hätte nicht beſſer reden können, und das Brüderchen ruft ihr beifällig zu: »O herrlich Schweſter! Wahrlich Du biſt klug!« Zuletzt kommt die Reihe an den Ritterſporn. Der Ritterſporn, ſagt die Blumen-Sprachlehrerin:

Der Ritterſporn zeigt einen Ritter an
Er iſt hinausgeſprengt mit Roß und Schwert
Doch nimmer iſt er wieder heimgekehrt.

Dieſes wiederholt ſie in der Folge, und alſobald rührt ſich in dem Zuhörer die trübe Ahnung, was die Sache für ein Ende nehmen werde, auf gleiche Weiſe aufgeregt, wie im Jugurd, durch das unermüdliche Refrain der träumenden Asla:

Der Ritter lag — der Ritter lag erſchlagen
Zerſchmettert! Und weit von ihm lag ſein Schild.

Der trübe Ausgang eilt auch ſchnell genug herbei. Denn kaum hat das Mädchen ſeine Blumenlehre mit folgenden Worten geendigt:

Doch nun zum Kranz, daß er vollendet werde!
Sonſt überraſcht mich noch der Vater hier.
Heut bin ich ſein Hof-Jouwelier.

und man kaum Zeit hat ſich zu wundern, wie ein Waidmann mit einem Jouwelier zuſammen gerathe, da tritt — das Schickſal in die Stube, als Armenier gekleidet, in grünem pelzverbrämten Rocke, und mit einem langen Barte. Der Bart iſt ſchwarz, der Mann iſt ſtark und rüſtig, und geberdet ſich wild. Aber die Kinder erſchrecken gar nicht, welches doch in einem abgelegenen Förſtershauſe ſo natürlich geweſen wäre, da dort oft Räuber und gefährliches Diebsgeſindel einkehren. Sie ſehen ihn für einen alten ſchwachen Mann an, und geben ihm Wein. Der Armenier ſpricht unſinniges Zeug, ſchließt das Mädchen in ſeine Arme; und da das kluge, unausſtehlich fein thuende Knäbchen, ſich mit ihm ſchön unterhält, ruft er ganz toll aus:

„Fort aus dem Neſt, verruchte Kuckucks-Brut.“

Da iſt der Thränenquell. Die Geſchichte verhält ſich nämlich, wie folgt: Heinrich Dorner, ein Soldat, ſchließt das Mädchen ſeiner Liebe, und das ihm mit gleichem Herzen zugethan, als Gattin in die Arme. Er verſprach ihr, den Dienſt zu verlaſſen. Aber nach der Hochzeit vergißt er ſein gegebenes Wort, läuft hinaus auf's Feld, ſtreicht den ganzen Tag umher und läßt ſein junges Weibchen allein zu Hauſe. Selbſt ein ſüßes Pfand der Gattenliebe bändigt den Wilden, feſſelt den Unſtäten nicht. Endlich geht er ſogar in den Krieg; nicht etwa in einen Befreiungskrieg, welches der Uneigennützigkeit wegen erhaben geweſen wäre, nicht etwa gewaltſam angeworben, nicht etwa, weil er ſeiner Frau überdrüſſig geworden, ſondern nur aus heftigem Thatendrange. Dreizehn Jahre bleibt er weg, und in den letzten neun Jahren ohne ſeiner Frau ein Wort zu ſchreiben. Zwar ſagt er, er habe jenſeits des Meeres dienen müſſen; aber im Verlaufe eines Jahres gelangt ein Schiff, auch von dem entfernteſten Ende der Welt, nach Europa, er hätte alſo ſchreiben können, wenn ihm an ſeiner Frau nur im mindeſten gelegen geweſen wäre. Deß Soldatenlebens müde, fällt ihm ein zurückzukehren, um zu ſehen, was Weib und Kind machen. Verkleidet kommt er in ſein Haus, als Armenier vermummt, und findet, wie wir oben geſehen, ein erwachſenes Mädchen, in dem er ſeine eigene Tochter erfährt, und einen Knaben, des Förſters Sohn. Er giebt ſich ſeiner Tochter nicht zu erkennen, und dieſe erzählt ihm auf Befragen: der Förſter ſey ihr Stiefvater, das heißt: ihrer Mutter zweiter Mann. Er tobt gewaltig. Wie? ſagt er, wie? deine Mutter hat auf's Neu gefreit? «Ja wohl,» antwortet die Tochter. Jetzt tritt die Förſterin in's Zimmer, einen Geburtstagskuchen, auf dem ein Wachskerzchen ſteckt, in den Händen tragend. Sie ſieht den Fremden nicht eher, bis ihn ihr die Kinder zeigen. Dann ſagt ſie ihm: wir führen zwar keine Wirthſchaft, aber Ihr ſeyd uns doch willkommen, labt euch. Das Geſpräch ſpinnt ſich fort. Er, leidenſchaftlich, aufbrauſend, in mühſam zurückgehaltenem Grimme. Sie, nichts merkend, ihn nicht erkennend, den immer noch Heißgeliebten, wie ſie mehrere Mal geſteht. Er iſt noch jung, verändert kann er ſich nicht viel haben. Ein Spötter müßte denken: Sie kennt ihn recht gut, aber ſie iſt pfiffig, ſie will nichts wiſſen. Der Armenier erzählt, ihr todter Mann laſſe ſie grüßen. Dann macht er ihr Vorwürfe, daß ſie zum zweiten Male geheirathet. Sie erwiedert darauf:

Ach mir war vor der zweiten Ehe bange!

aber ihr Vater habe ihr lange zugeredet, den Förſter, der ſie ſchon lange geliebt, nicht auszuſchlagen, damit ſie verſorgt werde. Endlich, und da ſie in der Zeitung geleſen, ihr Heinrich ſey geblieben, habe ſie ſich bereden laſſen. Auch ſey ſie jetzt mit ihrem zweiten Mann ganz zufrieden.

Nun kommt der Förſter von der Jagd zurück. Umarmungen, Glückwünſche zum Geburtstage. Der Armenier muß alle dieſe Zärtlichkeiten mit anſehen und möchte berſten. Der Förſter fragt:

was meint Ihr wohl, Kinder, was ich heute geſchoſſen habe? Sie rathen hin und her, und treffens nicht. »Einen ſchwarzen Schwan habe ich geſchoſſen.« Verwunderung. Er erzählt: im Schilfe hätte ein Schwanenweibchen geſeſſen, und um deren Beſitz hätten ſich zwei Schwanenmännchen blutig geſtritten. An der ängſtlichen Theilnahme, welche das Weibchen für den Einen der Kämpfenden gezeigt, habe er, der Förſter, ſogleich erkannt, daß dieſer der legitime Eheſchwan ſey, und um dem Streit ein Ende zu machen, habe er dem uſurpatoriſchen eine Kugel durch den Leib geſchoſſen, und bringe ihn in ſeinem Ranzen mit. Dem aufhorchenden Armenier gießt dieſe Waidgeſchichte Oel in die Wunde. Das iſt ja grade mein Fall, denkt er, du Förſter biſt der uſurpatoriſche ſchwarze Schwan, den ich aus der Welt ſchaffen muß. Während die Familie auf einen Augenblick das Zimmer verläßt, greiſt er wüthend nach der Büchſe — ſie iſt nicht geladen. Da fällt ihm ein, daß er Gift zu ſeinem eigenen Gebrauche bei ſich führe. Er ſchüttet es in den angefüllten Becher, der für den Förſter beſtimmt iſt. Dieſer mit der Familie tritt wieder in's Zimmer. Er ſetzt den Becher an den Mund, ſtellt ihn aber wieder weg, um noch etwas zu ſprechen. Dann reicht er ihn ſeiner Frau. Dieſe will trinken, auf das Andenken ihres todten Heinrichs. Der Armenier fällt ihr in die Arme, und ſagt: thut das nicht. Dann fragt er ſie, was ſie thun würde, wenn der todtgeglaubte Dorner zurückkehre. Die Förſterin antwortet: ſie würde ihm freundſchaftlich bemerken: für dieſes Leben wolle ſie ihrem zweiten Manne bleiben, aber im künftigen Leben kehre ſie zu ihrem Heinrich zurück; und nachdem ſie ſolche Reden geführt, ſchmiegt ſie ſich dem Förſter an. Darauf fragt er die Tochter das Gleiche, ſie giebt die nämliche Antwort, und ſchmiegt ſich ihrem Stiefvater auf die andere Seite an. Endlich fragt er das Söhnchen. Das Bübchen, das überall mitſpricht, antwortet wie die Vorigen, und umklammert den Vater gleichfalls. Der Armenier, nachdem er dieſe mißtönende dreiſtimmige Fuge mit angehört, denkt: wie ich ſehe, iſt hier nichts für mich zu thun. Als man ihm daher den Becher zuerſt kredenzte, trank er ihn mit einem Zuge aus. Bald wird ihm übel. Mutter und Kinder laufen fort, nach einem Arzte zu ſchicken. Der Förſter bleibt allein zurück, und dieſem giebt ſich der Sterbende, als Heinrich Dorner, zu erkennen, läßt ihn aber ſchwören, nie ſeiner Frau etwas davon zu ſagen.

Das Schickſal, auf ſeiner Menſchenjagd, kehrt wohl auch einmal in eine ſtille Förſterswohnung ein, aber dann hat es ſich verirrt, es bückt ſich um, durch die Thüre zu kommen, und findet keinen Platz, ſeinen Hofprunk auszukramen. Der Dichter der Heimkehr hat alle Wände eingeſchlagen, um dem königlichen Fatum Gemächlichkeit zu verſchaffen. Welche Kriecherei! Welche Verſchwendung! Kam es je einſiedleriſchen Landbewohnern in den Sinn, einen vornehmen böſen Gaſt mit ſolcher Pracht zu bewirthen? Welche koſtbare Reden! Welche hohe Pfeilerſpiegel, worin die Empfindungen ſich belächeln! Wie viele feingeſpitzte Betrachtungen für einen Förſter, eine Pfarrerstochter, ein im Walde erzogenes Mädchen und einen achtjährigen Knaben! In einer der erſten Scenen, wo Mutter und Tochter ſich liebkoſen, und erſtere zur zweiten ſagt: ihr Buſen ſey die warme Erde, aus der, ſie Tochter, als Roſe entſproſſen, antwortet die Roſe, ſich an der Mutter Bruſt werfend:

»O dürft' ich auch, ſo wie die Roſ' es kann,
»Hier, wo ich aufgeblüht bin, einſt vergeh'n.«

Warum will ſie vergehen? Warum früher ſterben als die Mutter? Woher dieſe nervenſchwache Stimmung einer Waldnymphe? Nur eine einzige natürliche Rede kommt im ganzen Stücke vor. Die Mutter hält ſie:

Wie ſchön
Der Kuchen diesmal mir gerathen iſt!

Sonſt überall iſt der unleidliche Stelzentritt der Empfindung. Ueber das ganze Stück der thränenfeuchte Himmel; gleich nach aufgehobenem Vorhange in allen Worten und Geberden das düſtere Grabgeläute, den traurigen Ausgang verrathend. Die Familie will des Vaters Geburtstag feiern und iſt alſo froh geſtimmt. Der zerſchmetternde Blitz ſollte aus heiterem Himmel kommen. Aber auf den Geſichtern aller Auftretenden zeigen ſich voreilig die Gewitterwolken.

Die Handlung — welche Unnatur! Iſt es glaublich, daß ein Mann von ſo heftiger Liebe dreizehen Jahre lang freiwillig von Weib und Kind wegbleibt, daß er nicht ſchreiben will, oder daß er keine Gelegenheit findet zu ſchreiben? Iſt es glaublich, daß er, trotz ſeines Bartes, von ſeiner Frau, mit der er fünf Jahre verheirathet war, nicht ſollte erkannt worden ſeyn? Iſt es in der Natur, daß ein kriegsluſtiger, kühner, und daher gewiß von aller Falſchheit fremde Mann, auch nur auf den Gedanken kommen konnte, ſeinen Nebenbuhler meuchelmörderiſch und feige mit Gift von der Welt zu ſchaffen?

Und die Entwicklung! — Die Frau erfährt nicht, daß der Armenier ihr voriger Mann ſey; er will ihr den Schmerz erſparen. Das iſt ſehr hübſch, ſehr edelmüthig, aber poetiſch, aber dramatiſch iſt es nicht! Wo bleibt das Schickſal? Ach wäre es nur immer weggeblieben. Mit Schmerz denkt ein Liberaler daran, daß in Deutſchland nie Geſchwornengerichte werden eingeführt werden dürfen. Welches Unheil würde daraus entſtehen, wenn man einer in der neuen äſthetiſchen Schule gebildeten Jury die Strafgerechtigkeit in die Hände geben wollte? Schlägt ein Vater den Sohn todt, um ihm ſein Geld zu ſtehlen, denkt eine poetiſche Jury: »es war ein vier und zwanzigſter Februar,« und ſpricht: Nicht ſchuldig. Erſchlägt ein Kain ſeinen Bruder, wird es einer Zigeunerin zugeſchoben, und der Mörder losgeſprochen. Verſucht ein Mann ſeinen Nebenbuhler zu vergiften, erwägt die pſychologiſche Jury, daß eine Geſchichte von einem ſchwarzen Schwan unglücklicher Weiſe in die Quere gekommen, und vergiebt.... Es iſt zum Erbarmen!

XII.

Das Nachtlager in Granada.

Schauſpiel von Kind.

Ein dramatiſches Landſchaftsgemälde, das ſehr gefällig und mit guter Kunſt ſtaffirt iſt. Aber die Schauſpieler hatten das Hiſtoriſche der Figuren zu ſehr herausgehoben und die ruhende Natur in ihnen zurückgedrängt. Hierdurch ging das Idylliſche des Gedichts verloren. Dem. ***, als Gabriele, war gleich anfänglich zu tragiſch. Ihre Trauer und Klage über das entriſſene Täubchen war nicht naiv genug, aber nur die heiterſte Kindlichkeit kann den Schmerz über einen ſolchen Verluſt vor dem Lächerlichen bewahren. Hätte der Geier ihren geliebten Gomez ſelbſt geholt, ſie würde ſich nicht betrübter haben geberden können. Der Prinz Regent ward von Herrn *** im Ganzen lobenswerth dargeſtellt, nur war ſeine Gemüthlichkeit nicht heiter genug, wenn er es nicht geſtanden hätte: »es iſt ein Abentheuer,

„das mir, je länger auch je mehr gefällt,“ würde man es kaum errathen haben. Auch wallten ſeine deutſchen blonden Locken zu romantiſch herab. Graf Otto wurde von Herrn *** übernatürlich dargeſtellt. Er deklamirte falſch und zu viel. Der Erzählung, die er vorzutragen hatte, fehlte es an epiſcher Ruhe. Die Erzählung iſt der Kupferſtich des Ereigniſſes; Umriſſe, Charakter, Schatten und Licht müſſen beibehalten werden, trägt man aber auch die Farben des Originals auf, ſo verwechſelt man es mit demſelben, wenn dies Abbild dem Urbilde gleich iſt, und dann wird die epiſche Rezitation dramatiſch; oder die Kopie bleibt hinter dem Originale zurück, und wird verglichen und verworfen. An der treuherzigen Kraft deutſcher Ritter ſcheitern alle unſere Schauſpieler. Es gelingt ihnen keine kräftige Natur; einen chriſtlichen nordiſchen Helden wiſſen ſie nicht darzuſtellen. Keine natürliche Fülle: man fürchtet für den darſtellenden Künſtler das Schickſal des Froſches in der Fabel. Herr *** hat überhaupt ſeine kleine Rolle zu wichtig gemacht. Dieſes iſt ſein und vieler Andern unheilbares Gebrechen. Sie wähnen, die Bedeutung einer untergeordneten Rolle ſey ſchon vom Dichter durch die kleinere Zahl von Auftritten und Reden gehörig eingeſchränkt, und ſie dürſten das ihnen Zugemeſſene nach Herzensluſt gebrauchen. Keiner will Schatten ſeyn. Das ſind die übeln Folgen, wenn theatraliſche Vorſtellungen nicht monarchiſch geleitet werden. Schauſpieler, die leuchten wollen, wo es nicht ſeyn darf, muß man gewaltſam unter den Scheffel ſtellen.

XIII.

Graf von Eſſex.

Trauerſpiel, nach dem Engliſchen des Banks.

Hier ſind, nicht Charakter*gemälde*, wo ein glänzendes Farbenſpiel das Auge blendet, und reiche Drapperien die falſchen Umriſſe bedecken, ſondern Charakter*bildwerke*, treu und vollendet der Natur nachgeahmt. Dieſe Gediegenheit findet ſich oft ſelbſt in den untergeordneten dramatiſchen Werken der Engländer. Das haben ſie von dem öffentlichen Leben ihrer geſchichtlichen Menſchen. Je unfreier ein Volk iſt, je romantiſcher wird ſeine Poeſie. Manche Erleichterung und Zierde, welche letztere auf der Bühne dem darſtellenden Künſtler gewährt, entbehrt derſelbe, wenn er in jener andern auftritt. —

Frau v. *** gab uns eine ſehr gelungene Darſtellung der Königin Eliſabeth. Sie zeigte die natürliche, bequem anſtehende Hoheit, nicht jene angenommene theatraliſche, die keinen Augenblick der Täuſchung zuläßt. Mit mehr Majeſtät als Empfindung wußte ſie in dem Kampfe zwiſchen Zorn und Liebe den Sieg des einen beſſer zu ſpielen, als den der andern. Ihre Geberden der Ereiferung ſchienen manchmal zu ausdrucksvoll. Der Zorn der Mächtigen zeigt ſich äußerlich ſehr verſchieden von dem der Schwachen. Letzterer iſt zappelnder Art; denn er ſucht ſich Luſt zu machen, durch Worte und Zeichen. Die Seelenbewegung der Großen iſt mehr nach innen gerichtet. Warum ſollte eine Königin ſelbſt die Fauſt ballen, da tauſend fremde Fäuſte zum Dienſte ihrer Rache bereit ſind? — Herr *** zeigte als Eſſex weder die Beſonnenheit des Spiels, die man ihm zutrauen durfte, noch das Feuer, das in frühern Vorſtellungen an ihm zu loben war. Dieſer Eſſex hätte die Liebe einer Königin weder zu erwerben verſtanden, noch zu verſcherzen ſich erkühnt.

XIV.

Der Fündling,

oder:

Die moderne Kunſtapotheoſe.

Luſtſpiel von Conteſſa.

Die Erfindung iſt etwas keck. Ein ſo ſcharf geſchliffenes Werkzeug, als der Ehebruch, iſt zu gefährlich, um damit zu ſpielen. Der Irrthum, des Luſtſpiels Sohn, ſoll mit Dingen tändeln, die minder ehrwürdig ſind. Dann — das nach ſeinem Elemente Schnappen, des auf's trockne Alltagsleben geworfenen, und in den Maſchen häuslicher Sorgen zappelnden Künſtlers, iſt ein, durch den ſtarken Gebrauch ſeit her, ganz zerfaſerter Stoff. Auch hat unſer Dichter ihn nicht ſonderlich neu aufgeputzt. Mann und Frau mahlen beide, jener Bilder, dieſe Kaffe: das iſt der herzzerreißende Gegenſatz zwiſchen Kunſt und Küche. Die Frau Künſtlerin, welche ihr Mann idealiſch drappirt und bekränzt hatte, um einem

Gemälde als Vorbild zu dienen, entläuft, ſo angethan, dem Pinſel, weil ihr gemeldet wird, die Milch ſey übergelaufen: das iſt die proſaiſche Feuerſpritze, die ein poetiſches Gemüth auslöſcht. Dann — die Verwechslung der beiden Medaillons, die der Kammerdiener wagt, iſt eine zwar ſchöne Argliſt, die aber nicht gutwillig dem Genius des Dichters gefolgt iſt, ſie mußte gewaltſam entführt werden. Dann — die Sprache, worin das Luſtſpiel geſchrieben, iſt die jetzt, wegen ihrer Wohlfeilheit, ſo beliebte gereimte Proſa: das heißt derbes Pumpernickel zu zierlich geformten Pfeffernüſſen verbacken. —

XV.

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell in Schiller's Drama.

Aus Schiller's liebevollem, weltumfluthenden Herzen entſprang Tell's beſchränktes, häusliches Gemüth und ſeine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes ſind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur diesesmal möchte ich nicht mißdeutet ſeyn — ich vermiſſe, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunſt kann eine Koſtbarkeit entbehren, das Seltenſte iſt ein edler Geiſt. Dem liebenswürdigen Schiller ſtehen ſeine Mängel beſſer, als beſſeren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen ſoll, und formlos ſchwanken die Geſtalten. Der Froſt bildet glänzende Kryſtalle, bildet ſchöne Blumen an den Fenſterſcheiben, der Frühling ſchmilzt ſie weg; das Glas wird leer, doch durchſichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge ſtaunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er iſt ein großer Philiſter. Er wiegt all ſein Thun und Reden nach Drachmen ab, als ſtünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieſes abgemeſſene Betragen, im Angeſichte grenzenloſen Elends und unermeßlicher Berge, iſt etwas abgeſchmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schickſals, das einen ſo geringen Mann bei einer fürſtlichen That Gevatter ſtehen, und durch deſſen linkiſches Benehmen die ernſte Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger, als von einem ſchlichten Landmann. Ohne aus ſeinem Verhältniſſe zu treten, ſieht er aus ſeinem Dachfenſter über daſſelbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängſtlich. Als braver Mann hat er ſich zwar den Kreis ſeiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur ſeine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphiloſophie und iſt mit Ueberlegung, was ſeine Landesleute und Standesgenoſſen aus bewußtloſem Naturtriebe ſind. Er iſt ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es iſt ſehr komiſch, daß er ſeinen geſunden Bergesknaben, ſtarken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung giebt, wie ſie Salzmann in Schnepfenthal den ſeidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet ſie ab, ſie ſollen ausgerüſtet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht ſich ſogar, ihren Verſtand aufzuklären, und die abergläubiſche Wirkung der Ammenmährchen zu zerſtören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtſeyn körperlicher Kraft giebt; doch nicht den ſchönen Muth des Herzens, der, ſelbſt unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er iſt muthig mit dem Arm und furchtſam mit der Zunge; er hat eine ſchnelle Hand und einen langſamen Kopf, und ſo bringt ihn endlich ſeine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, ſich hinter den Buſch zu ſtellen, und einen ſchnöden Meuchelmord zu begehen, ſtatt, mit edlem Trotze, eine ſchöne That zu thun.

Tells Charakter iſt die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Geſellſchaft und der Zufall angewieſen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht, und er bekümmert ſich nicht darum. Wie ein ſchlechter Arzt, ſieht er in den Uebeln des Landes und ſeinen eigenen, nur die Symptome, und nur dieſe ſucht er zu heilen. Geſchickt und bereit den einzelnen Bedrängten und ſich ſelbſt zu helfen in der Noth, iſt er unfähig und unluſtig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten ſeine Landsleute um Beiſtand anfleht, denken dieſe mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, laſſen ſich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erſcheint, ſieht nicht auf die Verfolgung, ſondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein ſolcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leiſten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängſtigten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann ſchwimmen, ich ziehe euch aus dem Waſſer — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältniſſen in Widerſpruch ſteht, komiſch erſcheinen, und eine Wirkung hervorbringen, die der ernſten Würde der Tragödie ſchädlich iſt.

Auf dem Rütli, wo die Beſten des Landes zuſammenkommen, fehlte Tell's Schwur; er hatte nicht den Muth, ſich zu verſchwören. Wenn er ſagt:

Der Starke iſt am mächtigſten allein —

ſo iſt das nur die Philoſophie der Schwäche. Wer freilich nur ſo viel Kraft hat, grade mit ſich ſelbſt fertig zu werden, der iſt am ſtärkſten allein; wem aber nach der Selbſtbeherrſchung noch ein Ueberſchuß davon bleibt, der wird auch andere beherrſchen, und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell verſagt dem Hute auf der Stange ſeinen Gruß; doch man ärgert ſich darüber. Es iſt nicht der edle Trotz der Freiheit, dem ſchnöden Trotze der Gewalt entgegengeſetzt: es iſt nur Philiſterſtolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeſchlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er ſagen könne, er habe den Hut nicht geſehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen ſeines Ungehorſams zur Rede ſtellt, iſt er demüthig, ſo demüthig, daß man ſich ſeiner ſchämt. Er ſagt, aus Unachtſamkeit habe er es unterlaſſen, es ſolle nicht mehr geſchehen — und wahrlich, hier iſt Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelſchuß war mir immer ein Räthſel, ja mehr — ein Wunder. Er ſoll geſchehen ſeyn, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur iſt oft unnatürlich, ſie ſchafft Mißgeſtalten, und die Geſchichte iſt oft undramatiſch; aber man muß das liegen laſſen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben ſeines Kindes, doch nicht dieſes Leben ſelbſt. Tell hätte nicht ſchießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen ſchweizeriſchen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was ſie ſagen, beobachte die Schweigenden — ſie alle haben ſie verdammt. Ja die gelungene That iſt noch ganz ſo häßlich, als es die gewagte war; das Entſetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte ſein Kind treffen können, iſt größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßler's Gebot ſo ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte, und er nicht mehr bedachte, was er that: ſo hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen ſollen. Aber er war doch beſonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und ſein *lieber Herr, lieber Herr* zu ſagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingeſtand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philiſterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieſes ängſtliche Weſen, dieſe Unbeholfenheit des guten Tell, entſprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor ſeinem Herrn — dieſes Gefühl, wie er ſpäter gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmanne gegenüber. Ganz anders betrug ſich der Ritter Rudenz. Das iſt es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken ſollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Maſſe kämpfen laſſen; man darf keinen Helden aus ſeiner Mitte an ſeine Spitze ſtellen. Der ſchönſte Kampf kommt in Gefahr dadurch lächerlich zu werden.

Es iſt traurig — ja ſchlimmer: es iſt verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen, ſchlechte Streiche machen zu müſſen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber ſittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und iſt es nicht Verrath, iſt es nicht ein ſchlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt ſich auf dem See ſeiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entſpringt, es in die Wellen zurückſtößt und wieder dem Sturme Preis giebt? Tell zeigt ſich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoraliſt und buchſtäblicher Worthalter. Er glaubt nicht den Landvogt getäuſcht zu haben; er verſprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, den Tell nach ſeiner Befreiung das Ereigniß erzählte, ſagt er:

Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und ſtand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

Das nennt er redlich hinfahren! Wie iſt nur der ſchlichte Mann zu dieſer ſeinen jeſuitiſchen Sinnesdeutung gerathen?.... Jetzt kommt Geßler's Mord. Ich begreife nicht, wie man dieſe That je ſittlich, je ſchön finden konnte. Tell verſteckt ſich, und tödtet, ohne Gefahr, ſeinen Feind, der ſich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag dieſe That rechtfertigen, ſo gut es ihr möglich iſt, aber die Kunſt vermag es nie. Als Tell ſpäter mit Johann von Schwaben zuſammentrifft, und dieſer mit dem Mordgeſellen Brüderſchaft machen will, ſtößt ihn Jener mit Abſcheu zurück und ſpricht:

> Unglücklicher!
> Darfſt Du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
> Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrſucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — ſollte dieſe ja, gegen eine rechtliche Obrigkeit, je rechtlich ſtatt finden können — kann er ſich nicht entſchuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von ſeinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßler's Bruſt gerichtet hätte, wäre es Nothwehr geweſen, ſpäter war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er ſchon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und beſſer hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatiſche Dichter, der einen geſchichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre Geſchichte nach ſeinem Gebrauche ummodeln; denn es ſchadet der Geſchichte nicht, man kennt ſie, und ſie bleibt doch geſchehen, wie ſie geſchah. Eine geiſtige Ueberlieferung aber darf er niemals ändern. Dieſe beſteht nur durch den Glauben, und wird zerſtört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine ſolche Ueberlieferung iſt das Ereigniß mit Tell. Aus dieſem Zwange aber entſprangen Verhältniſſe, mit welchen die Kunſt nicht fertig werden konnte. Schiller führte uns, mit Bedacht und Geſchicklichkeit, die Leiden der Schweizer vor Augen; wir ſehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die übrigen dulden und fürchten. Dieſe Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zuſammen, das Alles bedeckt; dieſe Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchiſch vor, gehört nicht zu dem topographiſchen Schickſale der Schweiz und iſt übrigens der Mann nicht, eine monarchiſche Rolle zu ſpielen. Er iſt zu ängſtlich, bedenkt zu viel und duckt ſich gern. Den Mann mit breiten Schultern, füllt nicht ganz ſeine Seele aus. Warum ihn aber Schiller ſo behandelt, iſt ſchwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen laſſen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochſinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der beſten Schauſpiele, das die Deutſchen haben. Es iſt mit Kunſtwerken, wie mit Menſchen: ſie können bei den größten Fehlern liebenswürdig ſeyn. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauſpiel? Ein liebenswürdiges Schauſpiel iſt ein Schauſpiel, das liebenswürdig iſt; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

XVI.

Der Hausdoctor.

Luſtſpiel von Ziegler.

Dieſes Luſtſpiel iſt gut, angenehm, unterhaltend, es hat artige Streiche; doch nur mit Widerwillen laſſe ich ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil Aeußerungen gegen Recht und Sittlichkeit darin vorkommen, die nicht zu verzeihen ſind. Man pflegt zwar zu ſagen, es ſey dem dramatiſchen Dichter und ſeiner eigenen Geſinnung nicht anzurechnen, wenn er eine dramatiſche Perſon, nach ihrer böſen Natur, reden und handeln läßt. Das iſt freilich wahr; aber es iſt doch dem dramatiſchen Dichter anzurechnen, wenn er verſäumt, einer ſolchen übeldenkenden und übelwollenden Perſon, eine beſſergeartete gegenüber zu ſtellen, die ſchlechtes Reden und Handeln rügt und ſtraft. Da iſt ein alter Graf Sonnenſchild, von dem ſie ſagen, er habe ein gutes Herz, weil er vier Millionen Allodial-Vermögen beſitzt, ungerechnet große Fideicommiß-Güter; ſein Herz iſt aber nicht beſſer, als es ſeyn muß, wenn man dick werden will. Dieſer fette Herr Graf erlaubt ſich mit ſeinen untergebenen Hausgenoſſen hochadlige gnädige Späße, die alle ſchlecht ſind, ohne daß ſie jemand übel nimmt. Dieſes gelaſſene Dulden der Beleidigungen iſt ein Verbrechen des dramatiſchen Dichters. Nicht etwa darum, weil zu fürchten wäre, die Vornehmen möchten daraus lernen, auf die Geringern mit Verachtung herabzuſehen (ſie haben eine größere Schule als die Bühne, worin ſie im Hochmuthe unterrichtet werden), ſondern darum, weil ſich das Volk dabei gewöhnt, ſich ſelbſt gering zu ſchätzen und zu glauben, es ſey geboren, bald das Jagdwild, bald das Hausthier der Großen zu ſeyn. Ich erzähle einige von den gräflichen Späßen. Der Herr Graf fahren Abends ſpazieren, und, der Himmel mag wiſſen, ob durch eine Indigeſtion oder eine Congeſtion weich gemacht, es kommt ihnen in den Sinn, die Pracht und Majeſtät der untergehenden Sonne zu bewundern. Der dicke Kutſcher aber, dem die Natur ſelbſt befohlen, die ganze Breite des Bockes auszufüllen, konnte dem hochgräflichen Auge nicht Platz machen, und verdunkelte die Majeſtät der Sonne. Zur Strafe mußte der alte Mann auf einem dürren Klepper ſechs Meilen Kourier reiten, ſo daß er halb todt nach Hauſe kam. Einen andern Spaß laſſe ich eben dieſen Kutſcher Hannibal ſelbſt erzählen. «Vorigen Sommer fiel ihm (dem Grafen) auf «einmal ein, ich hätte große Anlage zu einem «Seiltänzer. Ich hielt das auch für einen «gnädigen Spaß, und ſpaßte mit. Aber ehe ich «mir es verſah, war ein Seil geſpannt, und ich «mußte hinauf. Er gab mir einen großen Baum «in die Hand, und mit dem Baum ſollte ich mich «in der Luft erhalten. Ich fiel aber herab, und «ſchlug mit der Fauſt Seine Excellenz auf die «Naſe, und da wurde ich einen ganzen Tag «eingeſperrt, und bekam nichts als Häringsköpfe zu «eſſen, und keinen Tropfen zu trinken.» Man ſieht wohl, der Kutſcher Hannibal war kein Sohn des Hamilkar, ſonſt hätte er mit dem Balancir-Baume die Rechte der Menſchen beſſer im Gleichgewicht erhalten! Der Schloßinſpector des Grafen hatte den gräflichen Kakadu zu füttern vergeſſen. Was thut der gnädige Herr, um den Tod des Lieblings zu rächen? Er jagt mit dem Degen in der Hand ſo lange hinter dem alten Inſpector her, bis dieſem keine andere Zuflucht bleibt, als den Hühnerſteig hinauf zu klettern. Darauf läßt er Stroh und Hobelſpäne unter das Hühnerhaus legen und ſie anzünden. Um dem

Feuertode zu entrinnen, muß der Geängſtigte wieder herabkommen. Der Graf wirſt ihm vor, er habe das Schloß anzünden wollen, und haut ihn mit ſeinem Hirſchfänger. Nach dieſes Spaßes Vollendung läßt der gnädige Herr abermals den Kutſcher Hannibal kommen, und ſagt ihm, er müſſe von Moskau nach Liſſabon Kourier reiten. Dieſer erſchrickt, worauf der Graf zu ſeiner Umgebung mit Lachen die Worte ſpricht: « Jetzt iſt der wieder in Todesangſt. Das iſt ſo meine Unterhaltung, koſtet mir aber viel Geld. » Herr Ziegler, ſchreiben Sie ja keine vaterländiſchen Schauſpiele mehr; lieber verſetzen Sie die Handlung nach Nord-Amerika, wo man keinen andern Adel kennt und achtet, als den die Natur verlieh!

XVII.

Le Corrupteur,

Comédie en cinq actes et en vers;
précédée de
Dame Censure,
Tragi-Comédie en un acte et en prose; par **Lemercier**, de l'académie Française. Paris, 1823.

---

1. Dame Censure.

Es wird mir ganz unerklärlich, wie die Freunde der Preßfreiheit ſo dumm ſeyn mögen, gegen die Cenſoren zu eifern? Was können ſie dabei gewinnen? Nichts, als daß endlich kein Mann von Geiſt und Herz wird Cenſor ſeyn wollen, und daß man genöthigt ſeyn wird, die Cenſur den Nachtwächtern anzuvertrauen. Ein Schriftſteller von Verſtand hat nie einen Cenſor von Verſtand zu fürchten, denn auch die ſtrengſten Richter ſind geneigt, ihre Anverwandten freizuſprechen, und unter Cenſoren zumal, begegnet man ſelten einem Brutus. Noch einen andern ſtrategiſchen Fehler begehen die Vertheidiger der Preßfreiheit.

Sie glauben es recht ſchlau zu machen, wenn ſie allen Leuten erzählen, wie durch Cenſur die liebe Aufklärung verfinſtert, wie Kunſt und Wiſſenſchaft, Geiſt, Gemüth, jede Bürgertugend dadurch gehemmt werde. Wenn dieſes wahr wäre — und es iſt nicht wahr — müßte man es zu verheimlichen ſuchen; man muß ſtatt von der Wirkſamkeit von der Unwirkſamkeit der Cenſur ſprechen, und zeigen, daß die öffentliche Meinung elaſtiſch iſt, die, niedergedrückt, eine weit größere Kraft äußert, als ſie freigelaſſen geoffenbart hätte.... Nicht blos aus den ausgeſprochenen Gründen, ſondern auch wegen der ſtümperhaften Bearbeitung des Stoffes, iſt die Tragi-Komödie des Herrn Lemercier ein verwerfliches poetiſches Werk zu nennen. Ob es ihm an Fähigkeit gemangelt, mag noch unentſchieden bleiben, bis wir zum andern Stücke kommen; ſo lange mag das Talent des Verfaſſers die Ausflucht des Alibi für ſich geltend machen. Aber auch mit Talent hätte dem Dichter ſein Werk mißlingen müſſen, weil er nicht für die Wahrheit, ſondern für ſeinen Vortheil ſtritt, und es der Fluch des Eigennutzes iſt, ſelbſt das Recht in Unrecht umzuwandeln. Tapferkeit nur für Andere iſt eine Tugend; nicht mit Obſt, mit unfruchtbaren Lorbeern bezahlt man den Heldenmuth. Es ſoll nicht geſagt ſeyn, daß man nicht behaupten dürfe: zwei mal zwei iſt vier, wenn man bei dieſer Rechnung zufällig ſeinen Vortheil findet; aber dieſer Vortheil darf nur ein zufälliger Fund, und nicht, wie bei Herrn Lemercier, das Ziel ſeyn, wonach man ausgeht. Der Verfaſſer war nämlich ſo unglücklich, daß die Theatercenſur ſeine zahlreichen Tragödien und Komödien theils gar nicht, theils nur verſtümmelt zur Aufführung kommen ließ. Um ſich dafür zu rächen, ſchrieb er ſeine Dame Cenſur; die Rachegöttin iſt aber eine einfältige Muſe, und mit Säure im Herzen dichtet man ſchlecht, wie man mit Säure im Magen ſchlecht verdaut. Als handelnde Perſonen treten auf: Dame Cenſur, Tochter des Argwohns und der Furcht; die Parzen, Geſellſchafts-Damen der Cenſur; der Stolz, der Eigennutz, die Heuchelei, die Unwiſſenheit, der Partheigeiſt, die Muſen, noch allerlei himmliſche und hölliſche Perſonen — kurz, die Götter des Olymps vereinigen ſich mit den Göttern der Unterwelt, auf gemeinſchaftliche Koſten langweilig zu ſeyn. Die Komödie endigt mit einer Hinrichtung. Jupiter nämlich erhört das Flehen der Tugenden, und ſchickt den Merkur mit dem Befehle an Atropos, daß ſie der Cenſur den Kopf abſchneiden ſolle. Die Scharfrichterin nimmt ihre

Scheere, thut, was ihr befohlen, und ſpricht: «Oui, crac!.... c'est fait. Voilà Dame Censure évanouie pour toujours.»

Die Leſer könnten glauben, daß wenn ich, nur ein deutſcher Recenſent, ſchon die Dame Cenſur abgeſchmackt gefunden habe, die Franzoſen gar, dieſe heilloſen Götzendiener des Geſchmacks, ſich mit Abſcheu davon weggewendet haben müſſen — aber mit nichten! der Partheigeiſt in Paris findet die Aſſa fötida wohlſchmeckend, und die Roſe wird ihm ein Gegenſtand des Ekels. Ein liberales Blatt, das mit vielem Geiſte geſchrieben iſt, hat von dem beſprochenen Luſtſpiele geurtheilt: «Chacun de ceux qui ont déjà lu cette singulière production du plus fécond de nos auteurs dramatiques, et de l'un de nos littérateurs les plus éminens, ne nous démentira sans doute pas quand nous affirmerons que c'est un chef-d'oeuvre de malice, de causticité, de finesse et d'enjouement.» An dieſem Lobe iſt keine Sylbe wahr, und man wundert ſich, daß jener Baum der Nicht-Erkenntniß, den man nur ſanft zu ſchütteln braucht, daß die ſchönſten Früchte herabfallen, den man nur leicht anzuritzen braucht, daß der vollſte Saft herausfließe, dem Verfaſſer keinen Kern von Verſtand und keinen Tropfen Geiſt gegeben hat.

2. Le Corrupteur.

Auch dem muthwilligſten Spötter gelingt es nicht, ſeinen Freund, wie ſelbſt dem unmuthigſten nicht, ſeinen Feind lächerlich zu machen. Der Liebe erſcheint Alles im Lichte, dem Haſſe Alles im Schatten; das Lächerliche aber entſpringt aus dem Kampfe des Hellen mit dem Dunkeln, und ſich dieſen Streit klar anzuſchauen, muß man ein unbefangener Richter ſeyn. Darin liegt es wohl, daß die heutigen Franzoſen ſelten mehr eine gute Komödie ſchreiben. Die verſchiedenen Stände, nicht wie ehemals, nur durch Geburt, Rang, Reichthum, Macht und Gewerbe, ſondern feindlicher, durch die Geſinnung getrennt, haſſen ſich zu ſehr, um ſich über einander luſtig zu machen, und dringen, ſtatt mit dem Rappiere des Scherzes, mit dem Schwerte der Erbitterung gegen einander ein. Die neuern Tragödien und Komödien der Franzoſen ſind nichts als dramatiſirte Kammer-Sitzungen, und es giebt nichts Langweiligeres, als dieſe Wachtparaden des Royalismus oder Liberalismus. Die Trauerſpieldichter legen das gigantiſche Schickſal, gewindelt in eine epigrammatiſche Wiege, und die Luſtſpieldichter ſetzen den neugebornen Scherz auf ein Schlachtroß, und — große wie kleine Geſchichten, was an den Lauernden vorübergeht, alles wird in das Prokruſtes-Bett der Politik gemartert. Dem Geſagten zufolge wird das Luſtſpiel des Herrn Lemercier, von welchem hier die Rede iſt, höchſt wahrſcheinlich nicht viel taugen. Der Verfaſſer iſt ein griesgrämlicher Liberaler, der es nicht verſteht in einen ſauern Apfel zu beißen und dabei zu lächeln. Ein junger Graf, ein höchſt pedantiſcher Schuft und langweiliger Lowelace, entführt die Nichte eines guten Hauſes. Der Onkel des Mädchens, ein Gerichtspräſident, deſſen Frau, die Ehepräſidentin, der Bruder, noch eine alte Tante, ein Hausfreund, ein Abbé, die Kammerfrau, der Jäger, der Portier, kurz alles Volk, was zwiſchen Dach und Keller wohnt, ſämmtlich ehrliche Leute, ſind wüthend gegen den Entführer, und wollen von deſſen Friedensanträgen nichts hören. Aber unſer Windbeutel von Graf kommt in das beleidigte Haus hineinzuſauſen, und ſagt, er junger Menſch kenne die Schwächen der Herrn der Schöpfung, und er wolle ſchon Alles in's Gleiche bringen. Und wahrhaftig es gelingt ihm! Vom Portier bis hinauf zum Gerichtspräſidenten beſticht er alle ſeine Widerſacher, und zwar alle höchſt unromantiſch mit Baarſchaft, die er jedem, nur auf eine andere Weiſe, beibringt. Er hätte auch wirklich das entführte

Mädchen, das ihn nicht leiden mag, erheirathet, wenn nicht glücklicher Weiſe ein junger Menſch dazwiſchen gekommen wäre, der, ein Gran Ehrlichkeit, die Unze Spitzbüberei neutraliſirt, und der Tugend das Uebergewicht giebt.... das ſind aber ſchlechte Späße! Nicht was weſentlich der menſchlichen Natur entſpricht, ſondern was ihr ſcheinbar widerſpricht, gehört in das Luſtſpiel. Wer das Herz der Menſchen kennt, weiß, daß deren Tugend oft nur an einem Haare hängt; aber wenn auch — das Haar hält. Ueberdieß hat unſer Dichter, die in ſeinem Luſtſpiele vorkommenden Standesperſonen: den Grafen, den Gerichtspräſidenten, den Abbé, zu einem Teige zuſammengeknetet, und Oppoſitions-Pillen daraus geformt, die gar nicht gut ſchmecken. Es iſt ein untrügliches Zeichen, daß ein dramatiſches Gedicht, oder ein epiſches, oder ein Roman, oder ein hiſtoriſches Werk, mißlungen, wenn man daraus die politiſchen Anſichten des Verfaſſers erkennt. Shakſpeare und Walter Scott haben in ihren Dichtungen mit keinem Worte verrathen, ob ſie mehr die Freiheit oder mehr die Herrſchaft liebten. — Herr Lemercier hat nur ſich gedichtet, und ſich nur.

XVIII.

Maria Stuart.

Trauerſpiel von Schiller

Ob die dichteriſche Vortrefflichkeit eines Schauſpieles für deſſen ſchlechte theatraliſche Darſtellung Erſatz gebe, oder das durch letztere erregte Mißbehagen nur noch größer mache, darüber gelangt man nicht ſo gleich zur klaren Anſicht. Ich habe mich endlich für das letztere, nämlich dafür beſtimmt, daß das ſchlechte Spiel in einem guten Stücke am meiſten unerträglich ſey. Doch giebt es hier wieder einen Höhepunkt, bei dem ſich die Sache umwandelt. Es können Schauſpieler unter aller Beurtheilung ihr Spiel zur Parodie eines dramatiſchen Meiſterwerks machen, und hierdurch, ohne ihr Verdienſt, höchſt ergötzlich werden. Dieſe Art der Unterhaltung würde die heutige Vorſtellung gewährt haben, hätten alle unſere Mimen ſo geſpielt wie Einige. Aber leider geſchah es nicht, und ich vermochte darum nur die drei erſten Akte auszudauern, auf welche auch allein die nachfolgenden Bemerkungen ſich beziehen. Die ſchlechtern Schauſpieler waren es nicht, ſondern die beſſern, die mich diesmal fortgetrieben.

Frau *** darf ſich in der Darſtellung der Eliſabeth, in die Reihe der vorderen tragiſchen Künſtlerinnen ſetzen, und ihr allein verdanken wir, daß Schiller's Maria Stuart wenigſtens ein Monodrama blieb. Gelang ihr auch minder das, was die heuchleriſche Königin ſcheinen wollte, darzuſtellen, als das, was ſie iſt, ſo war doch ſelbſt dieſer Theil ihres Spiels nicht ſowohl die Schattenſeite, als eine ſchwächer beleuchtete Gegend in einem ſchönen Landſchaftsgemälde. Einige Bemerkungen, ſollten auch rügende darunter vorkommen, können der Künſtlerin beweiſen, daß ſie die Aufmerkſamkeit an jede ihrer Reden und Bewegungen zu feſſeln verſtand. Bei den Worten, welche ſie gegen den bewerbenden franzöſiſchen Geſandten richtet:

> Die Könige ſind Sclaven ihres Standes,
> Dem eignen Herzen dürfen ſie nicht folgen —

legte ſie die Hand auf's Herz. War dies recht gethan? Ich glaube nicht. Auch davon abgeſehen, daß dieſe Bewegung zu ſpielen ſelbſt die aufmerkſamſte Heuchelei ſo ſelten bedächtig genug iſt (aus phyſiſchen und phyſiologiſchen Gründen, die hier nicht erörtert werden können), ſo wäre ſie hier, wo Eliſabeth als Königin erſcheinen ſollte, auch bei wahrem Gefühle, als etwas zu bürgerliches und häusliches, nicht an ihrem Orte geweſen. Ueberhaupt iſt dieſes Fingerdeuten auf den Sitz der Gefühle, das die Bewohner der Bretterwelt ſo häufig gebrauchen, etwas tadelnswerthes. Nur höchſtens in der Oper, beim Singen, iſt es zu dulden, als ein trauriger, aber nothwendiger Entrechat der tanzenden Hände, ohne welchen dieſe nicht zum Gleichgewicht und ſtehen gebracht werden können. Im Schauſpiele aber iſt das Handaufdiebruſtlegen (ein wahres Commandowort) etwas unedles und unnatürliches, das oft eine komiſche Wirkung hervorbringt. Es wird hierdurch die Liebe zu einer bloßen Wallung des Geblüts herabgezogen, und ihr Schmerz als ein Muskelkrampf erklärt. — In der nämlichen Scene, da Eliſabeth dem Grafen Leiceſter das Ordensband abnimmt, und es dem franzöſiſchen Geſandten umhängt, warf Frau ***, als ſie den bekannten Wahlſpruch des Hoſenbandordens: Hony soit qui mal y pense ausſprach, einen ſtrengen zurechtweiſenden Blick auf Leiceſter, der mißmuthig über die franzöſiſche Brautbewerbung hätte daſtehen ſollen. Es war dies ein feiner Zug der Künſtlerin, die ſich dagegen beim Schluſſe dieſer Scene ſehr vergaß, indem ſie, ſtatt ſich gegen die franzöſiſchen Herren zu verneigen, ſie mit der Hand fortweiſend verabſchiedete. Als vorzüglich in der Darſtellung gelungen verdienen einige Stellen in dem Spiele der Frau *** herausgehoben zu werden. Erſtens, der Schluß der Unterredung mit Mortimer, wo ſie dem unerfahrnen und anſcheinend argloſen Jüngling, wie auf den Zehen nachſchleichend, mit ihrem buhleriſchen Netze zu umgarnen ſucht:

Das Schweigen iſt der Gott
Der Glücklichen. — Die engſten Bande ſinds,
Die zärteſten, die das Geheimniß ſtiftet!

In den Ausdruck dieſer Worte und in die ſie begleitenden Geberden, hatte Frau *** alles gelegt, was ein Weib und eine Fürſtin nur lockendes und verführeriſches zu bieten weiß. Die Stacheln ihres Blickes waren reich mit Roſen überhängt. Nicht die Tugend (das fühlt man ſchmerzlich), nur eine andere Leidenſchaft, die früher vom Herzen Beſitz genommen, vermag einer ſolchen Verſuchung ohne Kampf zu widerſtehen. Auch bei der Zuſammenkunft mit Marie zeigte ſich Frau ***, wenigſtens in mehreren Stellen, als ſinnreiche Künſtlerin. Eliſabeth, der es ſchwül wird unter der Maske der Gelaſſenheit und des Gleichmuthes, welche ihr Mariens unterwürfiges Betragen aufzwingt, ſucht endlich einen Anlaß zum Lüften der Maske gewaltſam herbeizuführen. Da beginnt ſie:

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Iſt's aus mit Euern Ranken? u. ſ. w.

und nachdem es ihr ſo gelungen, Marien aufzureizen, endet ſie, unter höhniſchem Lachen, mit den Worten, die auf ſie ſelbſt zurückfallen:

Jetzt zeigt Ihr Euer wahres
Geſicht, bis jetzt war's nur die Larve.

In dieſe ganze Rede, ſo reichlich verſehen mit allem, was Eiferſucht, Haß, Neid, Heimtücke und Schadenfreude nur Giftiges aufzutreiben vermochten, und worin Königin, Weib und Teufel ſo innig verſchmolzen erſcheint, hatte Frau *** alles hineingelegt, ſo wie auch alles wieder aus ihr genommen, was nur immer der Dichter beſtrebt haben mochte. Dieſes war um ſo ſchwieriger, und daher der dankbaren Anerkennung um ſo würdiger, da Eliſabeth nur zu der Luft ſprach; denn mehr noch als im Leben, ſtand ihr die Marie dieſes Abends im Spiele als Widerſacherin gegenüber. Vor Tadel ſchützt ſie unſere Abhärtung, wir ſind nicht mehr ſo reizbar als ſonſt. Der Hunger iſt auch in Kunſtgenüſſen ein guter Koch, und die Zeit wird nicht entbleiben, daß wir die

Spartaniſchen Suppen unſerer Bühne wohlſchmekkend finden werden. Wer nur geſehen hat, wie die Schottiſche Königin, in der eben beſprochenen Scene, ſich abgemattet hat, um ſich einen Schwung zu geben, und wie ihre Seele, gleich einer Henne mit beſchnittenen Flügeln, auf der Bühne herumhüpfte, und nicht vermochte, nur über die Mauer des Parks aufzufliegen, der hat ihr sein Mitleid gewiß nicht verſagt. Wenn unſere Theaterdirektion die Gelegenheit, die ſich ihr darbietet, das ſchöne Dutzend voll zu machen, verſchläft, und dieſe Königin Maria anzuwerben verſäumt, dann dürfen wir uns glücklich ſchätzen. — Herr Leiceſter hat den Grafen von * * * geſpielt, und mit welcher Natur, mit welcher Täuſchung! Nicht der leiſeſte Schatten, nicht der unmerklichſte Farbenpunkt dieſes ſo ſchwierigen Charakters war dem Künſtler entgangen. Wo Thaten ſprechen, wie hier, bedarf es der Worte nicht. — Herr ***, als Mortimer, befriedigte nur mäßig, obſchon Rollen dieſer Art ſonſt recht im Mittelpunkte ſeines Kunſtkreiſes liegen. Durchaus verfehlt ſchien mir ſein Spiel da, wo Mortimers Liebe gegen Maria bis zur wahnſinnigen Vergeſſenheit der äußern Welt hinaufſteigt, und er die Schmerzensreiche an ſeine Bruſt drückt. Herr * * * war ausſchlagende Flamme, und dem gemäß ſchreiend in ſeinen Reden, und voller Heftigkeit in ſeinen Geberden. Stille, düſtre, zuſammengedrängte, eingeſchloſſene Gluth möchte wohl erforderlich geweſen ſeyn. Die leidenſchaftliche Umarmung der Königin durfte nur als eine ſinnloſe Handlung des Körpers erſcheinen, welcher der Aufſicht der verirrten Seele entzogen, nach eigenem Triebe verfuhr. —

XIX.

Unſer Verkehr.

Poſſe.

Das Erſcheinen des Schauſpielers Wurm auf der Frankfurter Bühne, hat, an dieſem Orte und in dieſe Tage fallend, eine eigne Bedeutſamkeit, die, wenn auch nicht von allen theilnehmend empfunden, doch ſicher, auch von jedem Gleichgültigen, aufgefaßt wird. Dieſer Künſtler hat in einer Flugſchrift, die er verbreiten ließ, ſelbſt die Gegend bezeichnet, in welche er geſtellt, und den Standpunkt, von welchem aus er betrachtet und gewürdiget werden möchte. Er muß darum mit ſo größerer Ergebung das Geſchick ertragen, dem ausgezeichnete Menſchen in jeglicher Art, ſelbſt da, wo ſie anſpruchslos geweſen, ſtets unterworfen waren: Daß, indem ſie richtungsloſen Leidenſchaften, und ſchwankenden Begierden, zum Anziehungspunkte dienten, um welchen ſich jene befeſtigten und geſtalteten, ſie zugleich die Widerſtrebungspunkte der feindlich gegenüberſtehenden Regungen geworden ſind.

Das **Jüdeln**, in der erwähnten Schrift »**jüdiſches Declamiren**« genannt, iſt von Herrn Wurm als diejenige Kunſtfertigkeit angegeben worden, welche ihm auf der einen Seite ſo großen Beifall, auf der andern die traurigſte Verfolgung zugezogen habe. Die Unterſuchung, ob der eine verdient, ob die andere gerecht geweſen ſey, kann, mit welchem Ergebniß ſie auch endigen werde, immer nur zu einer Würdigung der **Sache** führen, dem Künſtler aber weder zur Ehre, noch zum Unglimpfe gereichen.

Unſer Verkehr iſt mehr als irgend Eines, der Verkehr des Herrn Wurm, und die Bühne, die dieſes Spiel darſtellte, der Markt geweſen, auf welchem derſelbe ſeine Geſchicklichkeiten an die Liebhaber brachte. Die Aufführung dieſer Poſſe zu Berlin fiel in jene Zeit, wo einige Hauptſtädter, die ſich für das deutſche Volk hielten, alles von ſich abſtießen, was nicht deutſch war, oder ſie gleich den Juden für undeutſch erklären wollten. Wie es entnervten Menſchen eigen iſt, daß ſie in den Geberdungen des Zorns und des Haſſes ſich gefallen, weil ſie ſolche Aeußerungen als Zeichen des Kraftgefühls und eines ſelbſtſtändigen Daſeyns, geltend machen möchten; ſo haben auch jene Schwächlinge, um Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe zu offenbaren, einen Haß gegen Juden, der oft ihrem eignen Herzen fremd war, den Beſſern aufzudringen geſucht. Daher ward »Unſer Verkehr« das Feldgeſchrei einer albernen Verbrüderung, die keinen ernſten Zweck hatte, ja wobei nicht einmal immer Bosheit mit eintrat. Die Theilnehmer jenes Trutzbundes gegen die Juden thaten nicht mehr, als was man zuweilen unartige Schulknaben thun ſieht. So wie dieſe manchmal das Räuberhandwerk ſpielen, ohne Gefahr für ſich und andere, ſo haben jene, mit gleicher Bedeutungsloſigkeit, das wilde menſchenfreſſende Volk geſpielt, und ſind dabei mit allerlei theatraliſchen Grimaſſen, fürchterlichem Spuk, Beſchwörungsformeln und ſonſtigen erhabenen Floskeln zu Werke gegangen.

Aus keiner andern als dieſer Quelle, iſt der Strom des Beifalls entſprungen, der ſo weit und reich der Poſſe: Unſer Verkehr, zugefloſſen iſt. Dieſes Spiel vermag auch nicht die niedrigſte Forderung der dramatiſchen Kunſt zu befriedigen, und kann, wo nicht der Zuſchauer eine eigne krankhafte Lüſternheit mitbringt, unmöglich Luſt erregen. Es ſoll die Komödie, die Lächerlichkeit der Geſinnungen oder Gemüthsarten im Menſchen, und die der geſchichtlichen oder natürlichen Erſcheinungen in der Außenwelt, darſtellen. Das Lächerliche aber iſt nur vorhanden, wo das ſich Widerſprechende, verbunden oder an einander gereiht, der Vergleichung ſich ausſetzt. Eine mißlungene Bemühung, ein Streben ohne die geeignete Mächtigkeit, ein Doppelweſen in einem und demſelben Menſchen, das der natürlichen Eigenliebe zuwider, ganz unerklärlich ſich ſelbſt geringſchätzt, ſich verfolgt, und wegzudrängen ſucht — dieſes ſind Bearbeitungspoſſen für den Komödiendichter. Aber ein Menſch, der ſeiner eigenen Natur treu, der Leitung ſeines Geiſtes folgſam bleibt, und in ſeinen geſelligen Handlungen den Kreis nicht verläßt, den die bürgerliche Ordnung ihm angewieſen hat, wird, ſo ſehr er ſich auch von andern unterſcheidet, auf die Bühne gebracht, nie Luſt und Lachen erregen.

So mag — um das Allgemeine zum Theil auf einen gegebenen Fall anzuwenden — eine in einer ungewöhnlichen oder verderbenen Mundart redende, unter andern reinſprechenden auftretende Perſon, dem Zuhörer wohlgefällig, und dieſes oft um ſo mehr ſeyn, je unverſtändlicher ihm die gebrauchte Sprache iſt. Wenn aber, wie es ſich der Verfaſſer der Poſſe, unſer Verkehr, zur Aufgabe gemacht hat, ein ganzes Stück in einem widerlichen Kauderwelſch geſprochen wird, ſo kann dies nur Ueberdruß und Langeweile verurſachen; denn mit dem Gegenſatze fällt auch die Luſt weg. Diejenigen Zuhörer, denen die jüdelnde Mundart geläufig iſt, überraſcht ſie nicht, und kann daher auch nicht ergötzen; denen, welchen ſie es nicht iſt, iſt ſie unverſtändlich. Nur die Jüdin Lydie mit ihren chriſtelnden Manieren, hätte einen nachgiebigen Stoff zu einer gefälligen dramatiſchen Behandlung dargeboten; allein deſſen Bearbeitung iſt durchaus mißlungen, weil eine ſolche Gemüthsart, karrikirt, auch in einer Poſſe die beabſichtigte Wirkung verfehlt. Da wo, wie in jenem Falle, alles auf eine feine Schattirung ankommt, wird auch durch Auftragung greller Farben alles verdorben. Die Jüdin hätte durchſchimmern, nicht durchleuchten dürfen. Dieſe Lydie ſpricht und geberdet ſich, nicht wie die Tochter eines reichen Mannes, bei der vorauszuſetzen iſt, daß ſie das Materielle der weiblichen Modebildung ſich angeeignet habe, und nur im Gebrauche und Vorzeigen der Stoffe ſich ungeſchickt benehme; ſondern wie etwa eine Berliner Judenköchin, die mit einem chriſtlichen Friſeur Aeſthetik treibt.

Ueber die Rolle des Jakob können ſich deſſen theilnehmende Glaubensgenoſſen mit Recht gar nicht beklagen. Dieſer Judenburſche iſt ja die beſte Seele von der Welt! Er theilt mit ſeinem hartherzigen Vater das ihm zugefallene Glück — er nimmt, ein reich gewordener Mann, Lydien mit offenen Armen auf, ob er zwar kurz vorher von ihr verſchmäht und mißhandelt worden war — er ſtellt auf eine zarte Weiſe dem Iſidorus Morgenländer, als edle Rache für die empfangenen Prügel, funfzehn Thaler zu — und wenn er auch dem Poſtillion nur falſche Groſchen ſchenkt, ſo ſpricht ſich doch ſeine Gutmüthigkeit darin aus, daß er ihn lieber durch eine Täuſchung erfreuen, als ganz mit leeren Händen abfertigen wollte. In dieſer Rolle ſoll nun Herr Wurm vorzüglich geglänzt, und den israelitiſchen Burſchen «recht was man con amore» nennt, geſpielt haben. Dieſes iſt ſehr löblich, und es ließ ſich nicht anders von jenem Künſtler erwarten, der, wie man weiß, auch die ungewöhnlichſten Gegenſtände mit Liebe zu umfaſſen und zu behandeln verſteht. Wenn aber Herr Wurm hierbei, ſo wie es in ſeiner Schutzſchrift heißt, «noch mehr that, als ſeine Rolle vorzeichnete,» und ſich dadurch, wie behauptet wird, den Haß und die Verfolgung der Juden zugezogen hat, ſo iſt noch zu bezweifeln, ob ihm ſo ganz unrecht geſchehen ſey; vorausgeſetzt nämlich, daß unter jenem mehr, nicht blos eine quantitative Ausbreitung der Rolle, ſondern eine qualitative Steigerung derſelben verſtanden werden ſolle.

Es zeigt ſich hier der nothwendige Zuſammenhang, daß eben die zeitlichen und örtlichen Verhältniſſe, welche zu Berlin, in einer Stadt, wo ein ausgebildetes Gefühl für das Schöne und Schickliche durch alle Klaſſen der Geſellſchaft herrſcht, der abgeſchmackten Poſſe: Unſer Verkehr, eine günſtige Aufnahme verſchafften, auch zugleich den Widerwillen der dortigen Juden gegen dieſes Stück, hervorrufen mußten. Vielleicht würden letztere verſtändiger gehandelt haben, wenn ſie ihre Empfindlichkeit nicht offenbart hätten; allein daß dieſe aufgeregt worden, kann, etwa als eine Aeußerung einer allzureizbaren Selbſtſucht, weder getadelt, noch belächelt werden. Es iſt ſchon geſagt worden, daß damals der Judenhaß Sitte war, oder wenigſtens zur Sitte hat gemacht werden ſollen. Vielleicht war dieſe, einem männlichen und verſtandesreifen Zeitalter ſo unangemeſſene Ausſchweifung, mehr als ein Kinderſpiel. Vielleicht haben die Unruhigen, um ein von ihnen aufgeregtes Volk bis zur Zeit des vorbedachten Gebrauchs in Uebung zu erhalten, jene feindliche Stimmung künſtlich hervorgebracht. Vielleicht auch haben ſelbſt die Freunde der Ordnung, um eine junge Bürgerwelt austoben zu laſſen, und zahnenden Kindern etwas in den Mund zu geben, worauf ſie ihre Grimaſſen verbeißen können, jenes ränkevolle Treiben nicht ungerne geſehen. So viel aber iſt gewiß, daß die Juden als zur Zielſcheibe irgend eines politiſchen Witzes hingeſtellt, oder als Schlachtopfer einer Staatsliſt auserleſen, ſich anſehen mußten. Daher war ihre Widerſetzlichkeit gegen die Aufführung der Poſſe Unſer Verkehr, in Erwägung der Beſtimmungsgründe ihrer Feinde, dieſe Darſtellung ſo eifrig herbeizuführen, nur als eine gerechte Selbſtvertheidigung zu betrachten. Die Empfindlichkeit der Juden wäre ſelbſt dann zu billigen geweſen, wenn auch das Stück ſelbſt nichts enthielte, was einen unverdienten Spott oder Groll gegen ſie aufzuwecken geeignet wäre — welches aber, wie gezeigt werden ſoll, nicht minder der Fall iſt.

Man pflegt einzuwenden: es werde ſo oft auf der Bühne dieſer oder jener Stand der Geſellſchaft mit Spott behandelt. Der Adel, die Advokaten, Aerzte, ja ſelbſt der katholiſche Kultus wären in manchen dramatiſchen Darſtellungen verunglimpft worden; dieſes habe in Frankfurt, ſogar mit Bürgermeiſtern geſchehen dürfen, ob ſolche gleich daſelbſt die höchſte Würde der Regierung ausdrückten. Warum ſollten alſo die Juden ſich dies nicht auch gefallen laſſen wollen! Jedoch ſind die Fälle, die man hier zur Vergleichung neben einander ſtellt, durchaus verſchieden. Dort werden nicht die Stände, ſondern die den Gliedern dieſer Stände zuweilen anhängende Schwächen und Fehler — es wird der Adelſtolz, die Rabuliſterei, das pfäffiſche Weſen belacht, und es iſt weder von dem Schriftſteller gemeint, jene Klaſſen der Geſellſchaft herabzuwürdigen, noch auch tritt die Gefahr ein, daß eine ſolche Meinung bei den Zuhörern veranlaßt werde. Wenn aber Judenmanieren auf die Bühne gebracht werden, und dieſe, wie in Unſer Verkehr, das ganze Spiel ausfüllen, ſo müſſen ſolche Darſtellungen den jüdiſchen Glaubensgenoſſen mit Recht verwünſchenswerth ſeyn. In dem Falle auch (was ſchon ſelten vorausgeſetzt werden kann) der dramatiſche Schriftſteller und der Schauſpieler unbefangen genug wären, hierbei nach nichts weiterem als nach Beluſtigung zu ſtreben, ſo ſind doch wenige Zuſchauer ſo arglos, ſich hiermit zu begnügen. Sie werden vielmehr die, bei ſolchen Anläſſen empfangenen, Eindrücke mit ſich aus dem Schauſpielhauſe tragen, und die auf der Bühne mit Treue oder Ueberladung vorgeſpielten Gebrechen der Juden, üblicher Weiſe, allen dieſen Glaubensbekennern anrechnen. Wer weiß es nicht, wem braucht man es erſt zu erzählen, wie dieſes beklagenswerthe Volk auch darin ſtets mit Ungerechtigkeit behandelt worden iſt, daß man alle in Zeit und Raum zerſtreute Schlechtigkeiten, ſolche, welche Juden verſchiedener Gegenden und verſchiedener Zeiten, eigen oder angedichtet waren, geſammelt, und ſtets auf den einzelnen Kopf jedes nächſt daſtehenden Juden, als eine Tontine gehäuft hat! — — — —

XX.

Tancred.

Große heroiſche Oper von Roſſini.

Groß iſt ſie, wenn dieſes ſo viel heißt, als lang; aber heroiſches hat ſie durchaus nichts. Man könnte ihr den liebevollſten Roman von Auguſt Lafontaine zur Unterlage geben, ohne einen Widerſpruch zu erfahren. Es iſt unbegreiflich, wie ein Tondichter von nur einigem Sinne, eine zur dramatiſchen Handlung ſo unangemeſſene Muſik hat verfertigen können. Wie konnte es geſchehen, daß dieſer Tancred ſo ſehr geprieſen wurde? Schon als ich ihn das Erſtemal hörte, ward mir das Ohr ſo verſchlemmt, wie es der Magen wird, wenn man eine Mahlzeit von nichts als Confect gehalten hat. Kinder und Weiber mag eine ſolche Muſik anlocken, aber für Männer kann ſie höchſtens in geringer Menge zum Nachtiſche genoſſen, nicht ganz unerfreulich ſeyn. Die ganze Oper, wie ohne Haltung, wie ſchleppend, wie empfindelnd, wie angefüllt von muſikaliſchen Sprichwörtern und Gemeinplätzen iſt ſie. Wenn der Sänger nur drei Töne angegeben hat, weiß man ſchon, was darauf folgen wird. Welche unendliche Liebelei, welches widerliche Weſen des fadeſten Liebeſchmachtens! Die Muſik giebt ihre dahlende, tändelnde Weiſe nicht einmal in den Kriegsmärſchen auf. Ihr ſeht einen Schmetterling über einem Schlachtfelde fliegen.

XXI.

Der Sammtrock.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Ich gebe Euch den freundſchaftlichen Rath, dieſes Luſtſpiel zu leſen, ehe Ihr deſſen Darſtellung beiwohnt, damit Ihr nicht ängſtlich werdet, wenn, wie es darin geſchieht, ein junger Graf bei dem Beſuche einer verheiratheten Frau, die nach ihres Mannes eigner Erklärung »appetitlich« iſt, die Thür hinter ſich verſchließt, um ſich ungeſtört ſeiner Zärtlichkeit zu überlaſſen. Es iſt beruhigend vorherzuwiſſen, daß die Sache glücklich abläuft. Aber ihre Launen haben die Weiber, das iſt gewiß! Mir wenigſtens könnte dieſer Graf Lunger, von Herrn *** dargeſtellt, durchaus, und ſchon ſeiner altväteriſchen Kleidung wegen, nicht gefallen. Kurze Beinkleider und Strümpfe unter einem Oberrocke, bezeichnen einen ſoliden langweiligen Mann. Ueberdies ſcheint es mir, daß, wenn in einem Stücke das Klima und die Jahreszeit nicht beſtimmt angegeben ſind, der Schauſpieler ſich nach der Witterung, die in der wirklichen Welt herrſcht, kleiden müſſe. Aber am 7. Juli 1818 ging wohl kein junger leichtfertiger Zierling, ſo wie Herr *** gekleidet, auf Eroberungen aus. — Herrn *** Spiel, als Magiſter Kranz, war zu loben; das Gutmüthige, Trockne und Leidenſchaftsloſe, das in der Art dieſes Künſtlers liegt, iſt der Rolle eines Stubengelehrten nicht unangemeſſen. — Frau *** war als Sibylle zu eintönig. Durch die ganze erſte Scene blieb ſie mitten im Zimmer, den Strickſtrumpf in den Händen, unbeweglich auf einem Flecke ſtehen. Das iſt nicht nach der Natur.

XXII.

Sappho.

Trauerſpiel von Grillparzer.

Vor etwa zwei Jahren, wurde uns dieſe Tragödie mit dem Spiele der Frau Schröder, als Sappho, gleichzeitig bekannt. So empfingen wir eine köſtliche Frucht in goldner Schale, mit Dank und Freude, aus den Händen der großen Künſtlerin. Später wurde ſie uns wiederholt, aber auf flacher Hand, und heute auf irdenem Teller dargereicht. Der Reiz zum Genuſſe der Frucht ward ſchwächer, wenn auch nicht das Gefühl der Annehmlichkeit, indem man ſie genoß. Nicht etwa, als hätte das Spiel jener Künſtlerin Mängel des Dichtwerks verſteckt oder erſetzt, die nun, ihrer Hülle oder Entſchädigung verluſtig, nackt und unverzeihlich erſchienen — ſo nicht. Aber oft geſchieht, daß uns eine Wirklichkeit anzieht, die uns als ein Gedachtes abſtößt, daß wir an der Gegenwart preiſen, was wir als ein Entferntes tadeln, und an der Wahrheit, was uns an der Dichtung nicht erfreut. Die Sinne und das Herz prüfen nicht; die Sinne neigen ſich zum Schönen, das Herz liebt und haßt. Aber der Geiſt urtheilt und unterſcheidet, was liebenswürdig und was haſſenswürdig ſey. Die Strafe des Verbrechens, der verſchuldete Schmerz, die thörichte Klage, kann unſer Mitleid nicht erregen; aber um den Verbrecher auf dem Blutgerüſte, um den Duldenden aus Leichtſinn, um den verzweiflungsvollen Thoren weinen wir gewiß; die Schwachheit tadeln, den Schwachen bemitleiden wir. Und ſo würde behauptet, daß wir der Sappho der Dichtung nicht ganz bewilligen können, was wir der Sappho der Bühne zugeſtanden.

Ich mache mit den Philologen nicht gemeinſchaftliche Sache, deren Einer, da er zu Berlin die Sappho darſtellen ſah, ausrief: «das iſt dummes Zeug!» Ich rede keinem Conrector nach, den es verdrießt, daß ſeine Sappho, von der man «leider» nur noch einige Fragmente hat, ſo verkleinert worden, indem ſie der Dichter ſich mit Lappalien beſchäftigen ließ. Ich kenne die Lesbiſche Sappho gar nicht; ich weiß nichts von der grauſamen Geliebten des Alcäus, nichts von der Ehefrau des Kerkolas; ich kenne nur die gekrönte Dichterin und das liebende Weib, und will betrachten, wie der Dichter Liebe und Ruhm feindlich ſich gegenübergeſtellt, und wie traurig der Kampf geendet, da der Sieg ohne Entſcheidung geblieben, und ein gemeinſchaftliches Grab beide Kämpfenden verſchlang. Freilich ſpottet die Natur der Befehle, wie der Verweiſe eines Dramaturgen; aber darf auch die Kunſt nichts darſtellen, als wozu ihr die Natur ein Vorbild reicht, ſo darf ſie doch nicht jede Erſcheinung der Natur zum Vorbilde nehmen. Die Natur ſchafft, indem ſie zerſtört, und ſie zerſtört das Einzelne, um die Geſammtheit zu erhalten. Doch die Kunſt ſtellt nur das Einzelne dar, und zernichtet ſie Ein Beſonderes, um nur ein anderes Beſondere zu erhalten, erkauft ſie das Leben des Einen mit dem Tode des Andern, ſo iſt dieſes eine frevelhafte launiſche Wahl, durch keinen Zweck entſchädigt, durch keine Weisheit geleitet. —

Erhabene, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir.
Ein Herz zu fühlen, einen Geiſt zu denken
Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt.
Ich dank' euch!

Ihr habt mit Sieg dies ſchwache Haupt gekrönt,
Und ausgeſät in weitentfernte Lande
Der Dicht'rin Ruhm, Saat für die Ewigkeit!
Es tönt mein gold'nes Lied von fremden Zungen

Und mit der Erde nur wird Sappho untergehn.
Ich dank' euch!

So ſpricht Sappho,

Die Könige zu ihren Füßen ſah,
Und, ſpielend mit der dargebotnen Krone,
Die Stolzen ſah und hörte, und — entließ.

und dieſes Weib, ſo hoch geſtellt von Menſchen und von Göttern, ſo in der Fülle des Werthes und dieſes Werthes froh und ſich bewußt; ſie kehrt zurück, aus der Mitte der verſammelten Griechen, die Herrlichſte unter den Herrlichen, die Geprieſenſte unter den Geprieſenen, die Glücklichſte unter den Glücklichen, Siegestrunken, Lobberauſcht; auf ihrem Haupte den friſcheſten jüngſten Lorbeer; ſie kehrt zurück, mit Jauchzen entlaſſen, mit Jauchzen empfangen; ſie kehrt zurück und — ſteht dem Sclaven, der ihren Siegeswagen ſollte ziehen, als Sclavin zur Seite! Das iſt nicht Sinken mehr der Größe, das iſt ſchon ihr Fall. Das Grab iſt geöffnet, der Sarg iſt aufgeſchlagen, die Würmer nagen an der Leiche. Wozu unſer Bangen, da die Gefahr ſchon erreicht, wozu unſere Thränen, da die Verweſung ſchon eingetreten, was fürchten, da nichts mehr zu hoffen iſt? Sie kehrt zurück, und, noch ehe ſie herannaht, iſt ſie ſchon verurtheilt, durch einen niedrigen Diener verurtheilt, durch Rhamnes, der mit den Worten:

Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
Geſchäftig für ſein Wohl liebt ſtill das Weib!

die der Herrin entgegenjubelnden Mädchen in das Haus zurückweiſt. Aber Sappho verkündigt dem verſammelten Volke, laut und gebieteriſch, ihre Liebe und ihre Schande. Als ruhmvolle Herrin durfte ſie nicht lieben, als liebendes Weib, ſeine Liebe nicht verkündigen. Wir wiſſen nicht, was wir empfinden ſollen, und die Einheit der Empfindung, die in dramatiſchen Dichtungen nicht minder ſorgfältig, als die Einheit der Handlung gehütet werden muß, wird getrennt. Wir müſſen der Sappho vergeſſen, ſollen wir dem Weibe ſeine Liebe verzeihen, aber wenn wir der Sappho vergeſſen, welche Theilnahme kann noch ferner eine alltägliche Schwäche bei uns finden? Eine Königin im Krankenbette, mit der Krone auf dem Haupte; oder eine Königin auf dem Throne, von Fieberſchauern gerüttelt — ſo oder ſo erſcheint uns Sappho, und durch dieſe Nachbarſchaft von Größe und Schwäche, wird Ehrfurcht wie Mitleid von uns abgewehrt.

Wenn die Liebe Geiſt und Arm des Mannes unterwirft, und als Gebieterin des Ruhmes erſcheint, dann mögen wir ſeinen Fall beweinen, oder auch verzeihen, denn nur einfach iſt die Schwäche und die Schuld. Doch wenn das Weib, das ſein ſtilles Haus verließ, von ſeiner Höhe herabſtürzt, wird es nur Schadenfreude finden; denn zwiefach iſt die Schuld — daß es geſunken, und daß es geſtiegen. Die Flügel des weiblichen Geiſtes ſind immer aus Wachs, doch nur den Fall, nicht den Ruhm der kühnen That, theilen ſie mit Ikarus.

Wenn behauptet wird, die Liebe Sappho's müſſe mit Spott und Unwillen erfüllen, iſt es etwa die Verſtimmung unſeres Gemüths, iſt es etwa mein irrender Murrſinn, der dieſes ungerechte Urtheil fällt? Iſt es nicht Sappho ſelbſt, die ihre eigene Liebe geringſchätzt, und faſt verhöhnt — ja geringſchätzt, ſo ſehr ſie ſich auch abmüdet, ſich vor ſich ſelber zu verſtecken. Sie denkt über ihre Liebe, und die wahre Liebe denkt nicht. Sie will auf ihrem Herzen ſpielen, wie auf ihrer Leier; aber bei der wahren Liebe iſt eins, Finger und Saite. Sie lauſcht dem Urtheile der Welt, um es zu verſchmähen; aber die wahre Liebe vergißt die Welt, und hört nicht, was ſie ſpricht. Ihre Liebe iſt ihr nur das Höchſte, aber die wahre Liebe hat auch nichts unter ſich, noch zur Seite, ſie iſt Alles und füllt alle Räume aus.

Sappho kehrt von den olympiſchen Spielen in den Kreis einer ſie anbetenden Menge zurück.

Sie ſteigt mit Phaon von ihrem Siegeswagen und ihrem Ruhme herab. Die Ihrigen jauchzen. Da fühlt ſie alſobald, daß ſie dieſen ehrfurchtsvollen Empfang nicht mehr verdiene. Sie ſucht die Vorwürfe ihres Inneren zu beſchwichtigen, und da ſie es nicht vermag, trotzt ſie ihnen, mit Ingrimm, Schuldbewußt:

Mögt ihr's immer wiſſen!
Ich liebe ihn!

ruft ſie dem verſammelten Volke zu. Kann die wahre Liebe fürchten, daß man ihre Wahl nicht achten werde? Sie duldet zwar nicht, daß man verletze, was ihr heilig; aber ehe man das Heilige verletzt, ahnet ſie nicht, daß man wagen könne, es zu verletzen. Aber Sappho zittert der Mißbilligung entgegen. Darum lauert ſie auf jede Miene, horcht auf jedes Wort der ſie Umgebenden, und wiegt ängſtlich und empfindlich jeden Laut ab. Sie ſtellt ihren Sclaven den Geliebten mit den Worten vor: »Hier ſehet euern Herrn!« Rhamnes (verwundert, halblaut): »Herrn?« Sappho: »Wer ſpricht hier? (geſpannt) was willſt du ſagen?« Rhamnes (zurücktretend): »Nichts!« Sappho: »So ſprich auch nicht!«

Doch wie! Darf ein Weib, weil es den Lorbeer ſich gewonnen, nicht auch die Myrthe durch ihre Locken flechten? Darf es nicht bewundern, weil es bewundert, nicht lieben, weil es angebetet wird? Sappho — ihre Eltern ſanken früh in's Grab — ward am Mutterherzen der Muſen gewartet. Des Geſanges und der Dichtung Gaben ſchnell entfaltend, ſie fortgetragen durch heitere blaue Lüfte, von dem offnen Ohr der Griechen bald vernommen, bald angeſtaunt, ihr Ruhm von Tempel zu Tempel eilend — ſo im raſchen Fluge bis hinauf zum Sitze der Götter, erreichte ſie den Gipfel ihres Ruhms, glücklich und geſättigt. Da fiel das blitzende Auge Phaons in ihr Herz und erhellte ſeine Leere. Sappho kannte die Liebe nicht, und.... doch nein, ihr war Liebe nicht fremd:

> Der Freundſchaft und der — Liebe Täuſchungen
> Hab' ich in dieſem Buſen ſchon empfunden;

ſie bekennt es, und damit ihre Schuld. Nicht überraſcht, nicht überwältigt wurde die Unerfahrne von der Leidenſchaft. Sie gab ſich ihr willig, unbedacht hin, und wäre Phaon's Treue nur um einen Tag älter geworden, dann hätte Sappho ſelbſt von dem Felſen am Meere in die Wellen hinabgejammert, und ihren Verrath zu ſpät bereut — wir dürfen es denken.

Aber tritt die Kraft nicht am herrlichſten hervor, wenn Schwäche ſie umſchattet? Macht nicht das Thal den Berg? Göttlich iſt der große Menſch, aber ohne Fehl, wäre er Gott, und unſerer Liebe wie unſerer Bewunderung entrückt. Steht Sappho nicht größer da als zuvor, nachdem ſie ſich aufgerafft, und ihre Liebe, als ein Spielwerk mit dem ſie zu ernſt geſpielt, weit von ſich werfend, ihrer Luſt, der Erde entflieht, um zu den Sternen emporzuſteigen? Da ſie ſpricht:

Ich will mit Sappho's Schwäche euch verſöhnen,
Gebeugt erſt zeigt der Bogen ſeine Kraft.

Hat ſie nicht den ſchönſten der Siegeskränze ſich erkämpft?.... Nein, das that ſie nicht. Kleiner noch als im Leben, zeigt ſich Sappho ſterbend. Sie verſöhnt mit ihrer Schwäche nicht, ſie entzieht ſie nur dem Vorwurfe. Der Bogen zeigt nicht ſeine Kraft; er bricht und zeigt ſeine Gebrechlichkeit. Sie liebt und haßt, und ohnmächtig ihr Herz zu entleeren der Liebe und des Haſſes, zerſchlägt ſie das Gefäß, damit die Empfindung von ſelbſt entſtröme. Ihr Tod war nicht das Werk freier Entſchließung. Er ward im Wahnſinn beſchloſſen, und im Wahnſinn vollführt, und nur das Meer, nicht die Reue, bedeckt ihre Schuld.

Doch ſchon zu lange habe ich in dieſe Sonne geſehen, um ihre Flecken zu ergründen; geblendet ſenke ich den Blick, mich ferner nur ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen. Sappho's Ruhm und Tag ſahen wir traurig, blutroth untergehen; aber um ſo ſüßer und freundlicher ſteigt ihre Nacht herauf, mit dem milden Mondlichte der Weiblichkeit, und den Liebestönen der klagenden Nachtigall. Welche tiefe, doch nicht einſchneidende verwundende, nur vordringende Blicke, hat der Dichter in das weibliche Herz geworfen! von dem Dornenritze jener Roſe, der Sappho's Herz blutig anſtreifte, bis zum Dolchſtoße der Entführung Melitten's, der es durchbohrte — wie wahr, ſchön und naturtreu iſt das alles vorgebildet! Vergebens ſucht die männerkundige Sappho die Gefahr, die ihrer Liebe droht, herabzudeuteln, vergebens bittet ſie ihren Ruhm um Entſchädigung für ihren Schmerz, ihren Stolz um Beiſtand gegen ihn, ſie entrinnt dem Verderben nicht. Wie das Vöglein, wenn es der Blick der Klapperſchlange traf, von ihrem giftigen Anhauche umnebelt, feſt gehalten, nicht zu entfliehen vermag, und immer weiter gezogen, endlich in den offnen Rachen ſtürzt — ſo auch Sappho, da die Eiferſucht ihr Schlangenhaupt gegen ſie reckt; gelähmt ſind die Flügel ihres Geiſtes, und beſinnungslos ſucht ſie ſelbſt den Untergang. Wenn mir auch das Gebot der Dramaturgen, eine dramatiſche Handlung dürfe eine gewiſſe Bühnenlänge nicht überſchreiten, ſonderbar erſcheint, da ich erwäge, daß doch dem Maler verſtattet iſt, eine meilenweite Landſchaft in einen ſußengen Rahmen zu ſperren, wenn nur Licht und Schatten, Größenverhältniß und Fernſicht beobachtet ſind — ſo rühmlich bleibt doch, daß der Dichter Sappho's jene Forderung ſo völlig zu gewähren verſtand. Innerhalb eines Tages und einer Nacht ſieht man den Keim, das Wachſen, die Blüthe, die Frucht, das Hinwelken der Liebe; die Natur ſelbſt hätte keine längere Zeit bedurft.

Phaon, wie klein und niedrig erſcheint er neben Sappho, wie, er ſelbſt dunkel, Schatten werfend in ihren Glanz! Wir ſtimmen ihm bei, wenn er ausruft:

> Wer glaubte auch, daß Hellas erſte Frau
> Auf Hellas letzten Jüngling würde ſchauen.

— und ſo ſehr bei, daß wenig ſein beſcheidener Sinn uns rührt. Sappho ſucht ihn aufzurichten, nicht um ihn, um ſich ſelbſt zu erheben:

> Dem Schickſal thuſt du Unrecht und dir ſelbſt!
> Verachte nicht der Götter goldne Gaben!

So ſpricht ſie, und rechnet dieſe Gaben vor. Allein,

> Der kühne Muth, der Weltgebieter Stärke —

iſt er Phaon eigen, glaubt ihn Sappho in deſſen Beſitz? Warum ſo ängſtlich beſorgt, wie eine Mutter um ihr krankes Kind beſorgt, zeigt ſie ſich um ihn? Wie ſie der Weltgebieter Einen, den Sclaven ihres Hauſes vorſtellt!

Ihr ſeht hier euern Herrn. Was er begehrt
Iſt euch Befehl, nicht minder als mein eig'ner.
Weh' dem, der ungehorſam ſich erzeigt,
Den eine Wolke nur auf dieſer Stirn'
Als Uebertreter des Gebots verklagt!
Vergehen gegen mich kann ich vergeben,
Wer ihn beleidigt, wecket meinen Zorn.
Und nun, mein Freund, vertrau dich ihrer Sorgfalt....

Wie undankbar, wie verächtlich erſcheint Phaon! Daß er Sappho, die er hoch verehrte, nicht zu lieben vermochte, das iſt nicht ſein Vergehen; er vermochte es nicht, weil er ſie hoch verehrte. Daß er aber den Muth gewann ſich gegen ihre Größe aufzulehnen, zeigt ſein kleines Gemüth; er hätte jenen Muth nicht gefunden, hätte er ihre Größe zu umfaſſen verſtanden.

Doch eben in der Bildung eines ſolchen Phaons hat der Dichter ſeine Meiſterſchaft gezeigt. Ein Geringerer, als er, hätte den Geliebten Sappho's mit allen Gaben des Geiſtes und Gemüths ausgeſtattet, um ihn der Anbetung einer ſolchen Liebenden würdig zu machen. Wie verſäumt wäre alsdann geworden, was am meiſten Noth thut! Denn wo anders könnte

Sappho Nachſicht finden für ihre Verblendung, als in der Größe dieſer Verblendung? Wo anders Mitleid für ihre Niederlage, als in der Unſcheinbarkeit des Feindes, der ſie beſiegte, weil er ungefürchtet nahe kommen durfte? Wenn zeigt ſich die Liebe allmächtiger, als indem ſie Alles giebt und nichts dafür nimmt? Wäre Phaon Sappho's würdiger geweſen, dann erſt hätte man ihr vorrechnen können, wie thöricht ſie getauſcht, und wie ſie, wenn ſie auch viel empfing, doch für das, was ſie hin gegeben, nicht genug empfangen. Die wahre Liebe würdigt ihren Gegenſtand, aber das iſt die wahre Liebe nicht, die nur das Würdige liebt.

In **Melitta** ſehen wir den Sieg der Weiblichkeit über mannartigen Hochſinn; den Sieg des Herzens über Geiſteskraft, und den der Anmuth über Schönheit. Verſchwiegen, verſchloſſen, träumend wie eine Blume, erwartend die liebende Hand, die ſie brechen wird, ſich ihr nicht entgegenſtreckend, fromm ergeben, ſtill gehorchend — ſo ſteht ſie dem Undanke und der Rauheit Phaons, wie der Rachſucht und Heftigkeit Sappho's gegenüber, und ſo überlebt die beſcheidene Lampe der Sclavin, die verzehrende Sonne der Gebieterin.

Soll ich noch ſprechen von dem holden Zauber in allen Reden unſeres Dichters? Von dieſer bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit ſeiner Bilder, von der Tiefe und Wärme ſeiner Empfindungen? Dieſer wundervolle paradieſiſche Garten iſt genug geprieſen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberſtelle. Dort findet ſich des Willkommnen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantaſie. Zierliche Weltweiſen, ſind ſie mit Lob zu nennen, welche Bücherſchränke voll guten Verſtandes mit Blumenguirlanden umhängen, oder wohl auch einer ſaftigen Frucht, ein abgeriſſenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragee beſtecken — aber Dichter ſind ſie nicht. Grillparzer iſt ein Dichter.

XXIII.

Henriette Sontag in Frankfurt.

Seit die holde Muſe des Geſangs, Henriette Sontag, vor einem Jahre in Weimar erſchienen, und die frommen deutſchen Stern-Prieſter, unter Zither- und Zimbelklang, dieſe Conſtellation zweier Größen, auf eine ſo ſeltſamliche, Spaniſch-Mauriſche, Hyacinthenduftige, ſüß dämmerliche Weiſe gefeiert und ſie geſungen haben: »der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speiſe und Trank,« ſtatt zu berichten: Fräulein Sontag hat bei Herrn von Göthe zu Nacht gegeſſen — ſeit dem bin ich ganz toll geworden über das tollgewordene Volk, das über Nacht umgeſprungen und, gewohnt wie es war, an der Flamme des Prometheus nur ſeine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer ſchluckte und, gewohnt wie es war, ſeine mäßige Genießbarkeit unter bittere und harte Schalen zu verbergen, auf einmal anfing ſüß zu werden und zu ſchwabbeln und zu gleiſen und zu liebäugeln wie Gelée. Ich hatte die aufgebrachteſten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken laſſen; aber wohl mir, daß ich mich bedacht und es nicht gethan. Wie hätte man des unbeugſamen Rhadamanthus geſpottet, der endlich der Feder-Vaſall eines ſchönen Mädchens geworden! Wahrlich ſeit ich die Zauberin ſelbſt gehört und geſehen, hat ſie mich bezaubert wie die Andern auch, und ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meinung geweſen: es ſey doch nicht recht, daß wir Deutſche, die wir uns ſo ſchwer begeiſtern, die wir erſt zu trinken anfangen, wenn andere ſchon Kopfſchmerzen haben — daß wir unſer jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der erſten lockenden Erſcheinung hingeben, die, wenn auch ſchön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohlthuend, doch nicht wohlthätig iſt. Es ſey eine unbeſonnene Verſchwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jetzt aber denke ich anders, und ich ſage: es iſt ſchön, laßt uns des Augenblicks genießen, wozu für unſere Enkel ſparen? Wer weiß wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unſere Bewunderung laut auszuſprechen und einer Gottheit zu huldigen, die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich dieſe Zauberin, die ein ſolches Volk umgeſtaltet, loben, aber wer giebt mir Worte? Selbſt die ungeheure Maſſe von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geſchaffen, ſeit uns der baare Sinn ausgegangen, ſelbſt dieſe iſt erſchöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjectives ſetzen, das für die Sontag nicht verwendet worden wäre, und keiner gewönne den Preis. Man hat ſie genannt: die Namenloſe, die Himmliſche, die Hochgeprieſene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmliſche Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Geſanges, Götterkind, den theuern Sangeshort, deutſches Mädchen, die Perle der deutſchen Oper. Ich ſage zu allen dieſen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen. Selbſt nüchterne Kunſtrichter haben geurtheilt: ihre reizende Erſcheinung, ihr Spiel, ihr Geſang, könnte auch jedes für ſich verglichen werden, ſo habe man doch die Vereinigung aller dieſer Gaben, der Kunſt und der Natur, noch bei keiner andern Sängerin gefunden. Auch dieſem ſtimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieſer Vereinigung nicht beſtechen konnte; denn mit der größten Anſtrengung war es mir nicht gelungen, ſie zugleich zu ſehen und zu hören, und ich mußte ihre einzelnen Vorzüge zuſammenrechnen, um die Summe ihres Werthes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutſche Stadt in ſo feſtliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes ſeyn. Unſere Sängerin zu preiſen, will ich von dem Taumel reden, den ſie hier hervorgebracht; denn ein ſo allgemeiner Rauſch, lobt er auch die Trinker nicht, ſo lobt er doch den Wein.

Henriette Sontag könnte, mit einer kleinen Veränderung, wie Cäſar ſagen: ich kam, man ſah, ich ſiegte. Der Sieg ging vor ihr her, und ihr Kampf war nur ein Spiel zur Feier des Sieges. Die erſte Huldigung, die ſie in dem überwundenen Frankfurt gefunden — die erſte, aber zugleich die wichtigſte Huldigung, weil ſie guten deutſchen treuen Sinn, und hohe innigſte Verehrung bezeichnete — war ihr von dem hieſigen Fremdenblättchen dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündigte: »Fräulein Sontag, Königlich Preußiſche Kammerſängerin, mit Gefolge und Dienerſchaft.« Es iſt nämlich zu wiſſen, daß unſer täglich erſcheinendes Fremdenblättchen, den Werth und die

Würde der Reiſenden, auf eine höchſt ſinnreiche, genaue und ſtreng ſtaatsrechtliche Weiſe bezeichnet. Iſt ein Fremder reich, dann hat er einen Bedienten; iſt er ſehr reich, hat er Bedienung; iſt er zugleich vornehm, hat er Dienerſchaft; und iſt er ſehr vornehm, hat er Gefolge und Dienerſchaft. Statt Gefolge wird zuweilen Suite gebraucht; was aber dieſe zarte Feudal-Schattirung ausdrücken ſolle, darüber ſind die Frankfurter Lehnrechts-Lehrer nicht einig. Fürſtliche Perſonen reiſen mit hohem Gefolge und Dienerſchaft. Indem man alſo der Fräulein Sontag Gefolge und Dienerſchaft zuerkannte, hat man ſie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An dieſe erſte Huldigung reihet ſich am Schicklichſten die letzte an, die ſie hier gefunden. Nämlich der Wirth des Gaſthauſes, in welchem Fräulein Sontag vierzehn Tage gewohnt, ſchlug bei ihrer Abreiſe jede Bezahlung aus, und veredelte und verjüngte dadurch den alten römiſchen Kaiſer zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutſche, im Namen des Vaterlandes, bewirthet werden. Zwiſchen dieſen beiden Huldigungen breiteten ſich die andern in unzähliger Menge aus. Fräulein Sontag war hier in einer Zeit erſchienen, wo die allgemeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen, viel ſchwerer war, als ſie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin und dem kriegeriſchen Trotze der Ungläubigen, war kurz vor der Sängerin hier angelangt, und dennoch ſprach man von der letztern auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwiſchen den Mächten, das ſtaatspapierne Frankfurt gleich in helle lichte Flammen ſetzt. Die wilde türkiſche Muſik, durchtönt von einer ſüßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sontag, Codrington und Othello, der Divan und der Barbier, das wurde alles unter einander gemiſcht. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man ſie auf der Börſe von Achteln und Quarten ſprechen hörte, wußte man nicht, ob ſie Takte oder Procente meinten. Die Eingangspreiſe in das Schauſpielhaus wurden verdoppelt, und das ſagt viel! denn uns Frankfurtern, ſo reich wir auch ſind an Geld, iſt jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuſchauer ſtrömten in großen Schaaren herbei, und nicht blos die hieſigen Einwohner, nicht blos die Bewohner der nahe gelegenen Städte, gar weit her, von Cöln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den Olympiſchen Spielen. Ein Engländer,

der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für ſich allein miethen, und zeigte ſich, als man ihm bemerkte, daß dieſes ſchicklicher Weiſe nicht auszuführen ſey, ſehr erſtaunt über die wunderliche Continental-Prüderie. Ein junger Menſch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erſtürmte ſich einen Sitz, war ſo gutmüthig dieſen einer matten Dame abzutreten, ſtellte ſich, ward dann ohnmächtig ehe die Vorſtellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, ſtehend und leblos von Hand zu Hand zur Thüre hinaus geſchoben, erholte ſich erſt wieder, als der Vorhang ſchon gefallen war und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuße nach Wiesbaden zurück. Einen hieſigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle ſo erſchöpft, daß er nach Hauſe gehen mußte und noch denſelben Abend ſtarb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von Solchen, die mehrere Tage das Bette hüten müſſen, hat man ſich erzählt. In dieſen Tagen war das Intelligenz-Blatt wie beſät mit verlornen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und andern Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des erſten Auftretens der Sontag zum

Optiker kam, um mein zur Ausbeſſerung dahingegebenes Perſpectiv zu holen, mußte es unter andern funfzig Ferngläſern, die alle in gleicher Abſicht dort verſammelt waren, hervorgeſucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüſtung der ganzen waffenfähigen Mannſchaft in Frankfurt, und die vielen hundert im Glanze des neuen Kronleuchters ſchimmernden Fernröhren, die alle auf ein ſchwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren kriegeriſchen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie ſchlechter bedient worden, denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeſchickten Artilleriſten wurden beſchädigt.

Das Schauſpielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und ſchon lange vorher war der große Platz vor demſelben mit Menſchen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte dem Kampfe zuzuſehen. Ein hieſiger Theater-Kritiker hat das Gedränge ſehr treffend mit den Worten geſchildert: »Man hätte glauben ſollen, dem erſten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldne Stiefel zugedacht.« Nun denke man ja nicht, es ſey etwas kleines, es ſey ein bloßes Luſtgefecht, in das hieſige Theater zu ſtürmen. Das Haus iſt gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, ſondern vielmehr ihn zu erſchweren, es iſt wie eine Feſtung gebaut, der ſich Vauban nicht zu ſchämen hätte. Eine ſchmale und ſteile Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und dieſe Treppe wird von der engen Eingangsthüre in zwei Hälften geſchieden, ohne daß außer- und innerhalb der Thüre ein Abſatz iſt. Dieſes Pförtchen öffnet ſich nach außen, und wird, im dramatiſchen Style, plötzlich, raſch und unerwartet, wie ein Theater-Coup, und zwar von innen aufgeſtoßen, ſo daß die auf der Treppe ſtehende Menge mit Leichtigkeit herabgeſtürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bei ſolchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, ſo haben ſie dieſes blos ihrer vortrefflichen gymnaſtiſchen Erziehung zu verdanken, die ſie von Kindheit an, in dieſen gefährlichen Stürmen, geübt hat. Hat man nun die erſte Thür und die zweite Treppenhälfte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Thüre, die halb offen ſteht. Hinter ihr aber ſteht ein Rieſe mit breiter Bruſt und ausgebreiteten Armen, und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein iſt, ſchlüpft dem Rieſen unter den Armen durch, die Großen aber müſſen warten, bis die Schlagbäume ſich aufthun.

Eine ſo hochgeſpannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuſchauer geſtanden, daß Fräulein Sontag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Weſen gehört, was konnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbeſchreibliche Anmuth begleitet alle Bewegungen dieſer Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Geſang als den ſchönen Putz einer vollkommenen Schönheit anſehen ſoll. In ſcherzhaften Rollen bewahrt ſie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern ſo leicht zu verletzen, und in ernſthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend iſt. Madame Catalani ſoll von ihr geurtheilt haben: Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit; wer ſie aber als Desdemona in Roſſinis Othello gehört hat, wird dieſes Urtheil ſehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeſchmackten Text des Roſſiniſchen Othello, man ſah und hörte Shakſpeares Desdemona. Sie iſt eben ſo bewunderungswürdig im einfachen Geſange, der zu dem Herzen ſpricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre plaudert. Man ſah alte Männer weinen — eine ſolche Wirkung bringt eine bloße Künſtelei, ſey ſie noch ſo unvergleichlich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verſchlingungen, Triller, Läufe und Cadenzen, gleichen den anmuthigen, kindlichen Verzierungen an einem gothiſchen Gebäude, die dazu dienen, den ſtrengen Ernſt erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern, und die Luſt des Himmels mit der Luſt der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernſt zu entadeln und herabzuſetzen. Die Begeiſterung, welche Henriette Sontag als Desdemona entzündet, glich einem griechiſchen Feuer, das gar nicht zu löſchen war, und...... Doch jetzt klammere ich mich an den Felſen der Beſonnenheit, der ſich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgeriſſen, vielleicht war es nicht blos eine Art zu reden, wenn ich früher ſagte: »ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche.« Sollte ſo etwas geſchehen, ſollte mir etwas Menſchliches begegnet ſeyn — dann will ich mich nicht allein dem ſpottenden Mitleide Preis ſtellen, ſondern mich unter meine ſchiffbrüchigen Leidensgenoſſen miſchen, und will darum einiges von dem erzählen, was einige Theater-Kritiker und Dichter, hier und in Darmſtadt, von der Sontag geſagt, geſungen und gewüthet haben. So verbunden ſpotten wir der Spötter.

Mir ſchwindelt! Ich habe trunkene Deutſche geſehen — aber nicht betrunken von Wein, ſondern trunken von Begeiſterung! Die Zeit iſt im Gebähren, das Jahrhundert wird Vater werden, und große Dinge werden geſchehen. Was iſt gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landſturmsaufgebot im Olymp; ſelbſt die Weiber, Kinder, Greiſe und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreiſen. Kritiſche alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düſtere Rezenſenten haben mit ihr gekoſt. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde Anakreons haben mit dem ſchönen Mädchen von Tod und Unſterblichkeit geſprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben ſie ſehr gebeten, ihre bisherige Unſchuld zu bewahren. Ein «Klausner» ſang:

Liebling! komm; den Schleier mir zu heben!
Komm, enträthſ'le meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling iſt nach Paris gereiſt und hat den hohen Sinn des Verſchleierten nicht enträthſelt! «Eine Geiſterſtimme an Henriette Sontag,» ließ ſich vernehmen, aber es war kein düſterer Ton aus dunkler Gruft, ſondern das ſüße Saitengeflüſter in einer ſpaniſchen Nacht, und der Geiſt war ſehr vollblütig. Das

Jahrhundert von Volta war ſchon überaus ſelig, wenn es die Freude einmal electriſirte; aber das genügt nicht mehr — unſere Sängerin durchzückte ihre kritiſchen Fröſche mit «galvaniſcher Freude.» Ein Sterngucker ſprach von der «Milchſtraße, die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt.» Ein Anderer ſagte: «Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeiſterte alle Gemüther, jede Zwietracht war verſchwunden.» Ach, warum ſchickt man die Sängerin nicht nach Conſtantinopel, daß ſie den Divan beſchwichtige? In deutſchen November-Tagen war die Sängerin von «hesperiſchen Lüften» umgaukelt. Ein Anderer ſagte ſtolz, er werde mit Stolz einſt ſeinen Enkeln erzählen: «Auch ich lebte in dem großen Zeitalter.» Ein Dichter ſang prophetiſch und aufrichtig:

> Mich verlaßt in Deinem Kreiſe
> Hauch, Bewegung, Geiſt und Leben.

Ein Anderer:

> Wie war es nur ein kleines Wort,
> Was Sie mir ſagte!
> Wie war es nur ein Silberblick!
> Den Sie mir ſagte!
> Und ſelig leb' ich lange Zeiten
> Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieſer nüchterne Poet ſo mäßig fortlebt, kann er Cornaros hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünſchte ſich «eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erſcheinung einzuſaugen,» und reimte ohne es zu wollen. Ein anderer Proſaiſt hatte ſehr maleriſche und phyſikaliſche «Gedankenflocken» — wegen der Wintertage, die Waſſer in Schnee verwandeln. Ein Anderer ließ ſich vernehmen: «O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rolleſt über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Aeon die Seele aller Tugendhaften beſchütze!» Ein bejahrter Dichter ſang aus eigener Erfahrung:

In alle Glieder dringet Mark

und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet, wie folgt:

So klang vielleicht die Harmonie der Sphären,
Am erſten Sonntag nach dem Wort: Es werde,
Den Ewigen zu preiſen und zu ehren.
Uns jenes Sonntags Wohllaut zu gewahren,
Verlieh er eine Sonntag jetzt der Erde
Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieſer theologiſche Sonettiſt behauptet alſo geradezu, die Menſchheit habe erſt jetzt, im ſechstauſendſten Jahre ihres Alters, Ohren bekommen. Ach, er mag recht haben! Die Geſchichte ſprach ſchon ſechstauſend Jahre, und wir hörten ſie nicht. Der Schöpfer wird es uns wohl nicht übel nehmen, wenn wir künftig, ſo oft die Sontag nicht ſingt, unſere Ohren zu etwas anderm gebrauchen.

Nicht blos die Menſchen am Main und Rhein, ſondern auch die ſogenannte lebloſe Natur hat Henriette Sontag beſeelt, erfreut und betrübt. Wir haben geleſen: «Die Natur hat den Einzug der Sontag in Frankfurt durch ein beſonderes Zeichen gefeiert; denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unſern Mauern, wurde ein leuchtendes Meteor am Horizonte ſichtbar, das ſich mit Kanonendonner endigte.» Freilich hatte hiergegen ein Anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede iſt, dreißig Stunden ſpäter, als die Sontag erſchienen, und hat dieſes aus den Berichten der hieſigen phyſikaliſchen Geſellſchaft zu beweiſen geſucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon ſpricht, verdient keine Beachtung, und ſoll uns unſere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner geleſen: «Kaum hatte die Heldin des Geſanges unſere Mauern verlaſſen, ſo fing ſelbſt der Himmel an zu weinen.» Dieſes Wunder kann ich beſchwören; ich habe ſelbſt geſehen, daß es zu regnen anfing, ſo bald die Heldin des Geſanges die Thore hinter ſich hatte.

Man muß unſern «Schneeumſtöberten» Pindaren die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie in ihren «Luſteinluſthindurchaufſchwimmenden» Sontags-Päanen, ſich von jeder irdiſchen Feſſel frei zu erhalten gewußt und ſich von keiner erdſtaubigen Regel befehlen ließen;

> Denn in Dithyramben, alles was da glanzen will
> Muß luſtig ſeyn, und dunkel, und ſchwarzglimmerig,
> Und flügelſchwungreich;

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten ſie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin, zugleich der eines Wochentages, und daß in Sonntag, zugleich Sonne und Tag enthalten ſey. Sie machten die unglaublichſten Anſtrengungen, ſich von dieſem Gedanken frei zu machen; aber, wenn ſie des Teufels hätten werden mögen — es ging nicht! Daher ein ewiges vergleichen zwiſchen dem wöchentlichen und der ſäkulariſchen Sonntag, und ein unaufhörliches Beſingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben, hätte die Sängerin, ſtatt Sonntag, Freitag geheißen. Dann hätte doch ein deutſcher Zeitungsſchreiber die Freiheit beſingen dürfen, und man würde den Druck der Freiheit einmal auf eine andere Art geſehen haben; denn der mitberauſchte Zenſor hätte wahrſcheinlich aller nüchternen Reclamationen geſpottet...... Ich könnte noch manches erzählen von dem, was die «flügelſchwungreichen Dithyrambenmeiſter, vom Stamm der Schwänzler» und auch erzählen von dem Brekeker koax koax, das «des Sumpfs Quellgeſchlecht, unter Schaumaufboppelung» geſungen und wieder geſungen; aber es ſoll genug ſeyn. Ich muß endigen, ehe mir Jemand zurufe:

Es ſind nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten!

XXIV.

Der Taubſtumme,

oder:

Der Abbé de l'Epée.

Alle Glieder dieſes Schauſpiels, den Abbé de l'Epée ſelbſt mit eingeſchloſſen, ſind kalte glatte und regelmäßige Schönheiten; der einzige bewegliche und bewegende Zug unter ihnen iſt der taubſtumme Theodor. Es gehört nicht wenig Feinheit und Fertigkeit dazu, um unter dem franzöſiſchen geſtickten Kleide, nicht entweder gegen die Wärme oder gegen den Anſtand des Spiels ſich zu vergehen. Die Empfindung wallt beſonnen einen Menuet auf und ab, und erbittet höflich die Erlaubniß zu einem liebevollen Händedrucke. — Herr *** zeigte als Abbé de l'Epée eine wahre Meiſterhaftigkeit. Die Kunſt in ſeinem Spiele iſt nicht ſichtbar, ſie wird nur begriffen. Er war wirklich der edle feſte und gute Mann, dem die Tugend ein Geſchäft, nicht blos eine Luſt iſt. Seine Menſchenfreundlichkeit iſt nicht eine lauttoſende hochaufſteigende Woge, die nach vollbrachter That zurückſinkt, ſondern ein ununterbrochner ruhiger Strom, der langſam, aber anhaltend, die Menſchheit befruchtet, an deren Ufer er vorüberfließt. Den Anſtand des Gebildeten, die ſichre Haltung des Erfahrenen, die ruhige Wärme des bejahrten Mannes, den feinen Unterhaltungston eines geſellſchaftskundigen Franzoſen, dieſes alles zeigte Herr * * * in ſeltner Vereinigung.

XXV.

Die Waiſe und der Mörder.

Drama von Caſtelli. Mit Muſik von v. Seyfried.

Ein höchſt anziehender Stoff und mannigfaltige maleriſche Verhältniſſe, unterhalten die Erwartung des Zuſchauers. Obzwar die Handlung nicht verwickelt iſt, und man ihren Ausgang gleich anfänglich erräth, ſo bleibt die Theilnahme doch gefeſſelt. Der Beifall, welchen dieſes Stück findet, hat wohl in dem uns fremden Reize ſeinen Grund, den die Vereinigung von Deklamation, Muſik und Pantomime, den Zuſchauern gewährt. Auch das gelungenſte dramatiſche Gedicht wird oft ermüdend, ja manchmal peinigend einwirken, wenn es nur durch ſeine eigenen Vorzüge und mit keiner andern Kunſt zuſammengeſtellt, uns berührt. Die Theilnahme, welche die dramatiſchen Hauptperſonen durch ihr Leiden oder Handeln erwecken, hat etwas ſchmerzliches, weil ſie durch die Erwartung, wie ſich deren Schickſal enden und entwickeln werde, gefeſſelt iſt. Um die Luſt, welche Schauſpiele uns gewähren, von jeder trübenden Beimiſchung zu befreien, käme es darauf an, die aufgeregten Empfindungen, welche die Quellen jener Luſt ſind, von den Perſonen, die ſie uns eingeflößt haben, abzuſondern, und als etwas Freies, Geiſtiges, vor jeder, gleichſam körperlichen, Einwirkung ſicher zu ſtellen. Es käme darauf an, unſer Mitleid, das wir etwa dem unglücklich Liebenden gönnten, der unglücklichen Liebe — den Abſcheu, welchen ein Verbrecher uns einflößt, dem Verbrechen zuzuwenden. Auf dieſe Weiſe gewönne die Empfindung einen Schwerpunkt, in dem wir ruhiger abwarten könnten, wie der Knoten der Geſchichte ſich löſen werde. In der antiken Tragödie war es der Chor, welcher, die Empfindung und die Betrachtung des Zuhörers, ſie von ihrem, der Veränderlichkeit unterworfenen, erregendem Gegenſtande abziehend, als ein freies Kunſtwerk hinſtellte, und von den Launen des Künſtlers und den Verletzungen ſeines Meißels unabhängig machte. Bei uns, wo der Gebrauch des Chors in der Tragödie vorzüglich darum wirkungslos bleiben würde, weil wir bei unſerer monarchiſchen öffentlichen Erziehung in Schauer gerathen, und die Kramläden ſchließen, wenn auch nur drei Menſchen aus dem Volke den nämlichen Willen und dieſelbe Meinung haben, und ſie unter freiem Himmel auszuſprechen ſich erkühnen — bei uns kann nur die Muſik die Stelle des Chors vertreten, und die in uns erregten Eindrücke, von allem Individuellen reinigend, zur Idee der Gattung erheben, und ſo zum unſtörbaren Genuſſe, als dauerndes Kunſtwerk dahinſtellen.

Die durch das Drama geflochtene Muſik, welche beſonders das ſtumme Spiel Victorins begleitet, iſt ſinnig, geiſtvoll und höchſt maleriſch. Sie füllt auch die Zwiſchenakte aus, wodurch die Handlung fortgeführt und jene Unterbrechung des Gefühls vermieden wird, die in den, auf die übliche Weiſe angeordneten Schauſpielen, ſo wehe thut. Sobald der Vorhang fällt, wird man gewöhnlich, haſtig und grob, aus dem Kreiſe der Täuſchung in die Wirklichkeit geſtoßen, und ganz verduzt tritt man mit dem zweiten Akte wieder hinein, und hat Mühe, die verlorne Stimmung von neuem aufzuſuchen. Die Abtheilungen der Schauſpiele ſollten immer mit einer angemeſſenen, das Vergangene nachſpielenden, und das Kommende der Handlung vorbereitenden Muſik, verbunden werden.

*

XXVI.

Das Bild.

Trauerſpiel von Freiherrn v. Houwald.

„Bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Abſurden Rechenſchaft geben ſoll, immer in's Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern, und ſo macht er es ſchon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts iſt, welches für etwas gehalten ſeyn will. Und ſo muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausſchicken, daß weder das Abgeſchmackteſte, noch das Vortrefflichſte ganz unmittelbar aus einem Menſchen, aus einer Zeit hervorſpringe, daß man vielmehr mit einiger Aufmerkſamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweiſen könne.“ Mit dieſen Worten beginnt Göthe, in ſeiner italieniſchen Reiſe, die Beſchreibung der tollen Land- Garten- Haus- und Kunſtwirthſchaft, die der Prinz Pallagonia, auf ſeinen Beſitzungen bei Palermo, treibt. Durch die Anführung dieſer

Rede ſichere ich den einen, oder den andern Vortheil. Meinen eignen — ſollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das Bild auszuſprechen gedenke, feſt zu begründen; den des Dichters — ſollte es mir gelingen.

Was iſt der Zweck der dramatiſchen Kunſt? Nur zur Frage, nicht zur Antwort iſt hier Raum. Auch iſt genug, deß flüchtig zu gedenken, daß die Kunſt eine Nachahmung der Natur in dem Sinne ſey, daß ſie das *Schaffen*, nicht die *Geſchöpfe* der Natur nachahmt, daß ſie ſchafft *wie*, nicht *was* die Natur. Die bildende Kunſt thut es der äußern, die dramatiſche, der menſchlichen Natur, das heißt: der *Geſchichte* nach. Sie ſtellt die Kraft und die Reizbarkeit, das Handeln und das Leiden des Menſchen dar. Wie nun aber jede Kraft durch ihre Begränzung, durch den Stoff, auf den ſie einwirkt, beſtimmt, und wie jedes Leiden durch eine äußere Kraft erregt wird, ſo iſt der dramatiſche Künſtler zugleich ein bildender; er hat in ſeinen Werken nicht blos die wahre Beſchaffenheit der menſchlichen, ſondern auch die der großen Natur, die *Verhältniſſe* rein aufzufaſſen und treu darzuſtellen. Und wie er dieſe Forderung erfüllt, das wäre der erſte Verſuch, der über den Gehalt eines dramatiſchen Werkes anzuſtellen ſey. Wir wollen dieſen Maaßſtab an eine Geſchichte, die wir, wie folgt, erſinnen, anlegen:

Einer der Großen des Landes will die beſtehende Regierung ſtürzen. Die Verſchwörung wird entdeckt, er muß flüchtig werden, mit ihm fliehen ſeine Angehörigen. Man zieht ſeine Güter ein, er wird zum Tode verdammt, und die Strafe des Geſetzes wird am Bildniſſe des Schuldigen vollzogen. Darauf kehrt der Flüchtige verkleidet zurück, ſein Unternehmen noch einmal zu verſuchen. Er wird erkannt, eingekerkert, entgeht aber dem Henkertode, da er früher im Kerker ſtirbt. Welche Empfindungen wird dieſer Tod bei den Hinterlaſſenen erwecken, zu welcher Handlung wird er ſie anreizen? Gewiß, ſie werden um den verlornen Gatten, Vater und Bruder trauern, ſie werden ſeinen Tod beweinen — aber auch rächen? Nein. Nicht eine blutige That, die Triebfeder einer blutigen That, kann die Angehörigen eines Geopferten zur Rache auffodern. Und war die Triebfeder zur Verurtheilung und Einkerkerung des Grafen eine gehäſſige, zu beſtrafende? Der Graf hatte ſich wirklich verſchworen, das Geſetz hat ihn gerichtet. Wen ſollte die Rache treffen? Den Fürſten des Landes, der, was ſeine Pflicht war, den Staat vor Aufrührern geſchützt? Die Richter, die das Urtheil geſprochen? Tritt ja die

Rache auf, ſo kann ſie es nicht als eine That der Zärtlichkeit und Liebe, nur als eine That der Politik kann ſie erſcheinen. Die ſie zu vollführen übernommen, müſſen, gleichgeſinnt mit dem Verſtorbenen, die mißlungene Verſchwörung von neuem anzetteln, und der Trieb, den Tod eines geliebten Freundes zu rächen, mag ſie dann zu ihrem Unternehmen noch mehr anfeuern. Aber alleiniger Zweck kann, unter ſolchen Verhältniſſen, die Rache nicht werden. Wenn nun die Regierung, welcher das Opfer fiel, durch Eroberung einer andern Macht vertrieben wird, wenn dieſer neuen Regierung die Familie des Geſtorbenen ergeben iſt, wenn daher die Trauer um den Todten an dem Ehrgeize keinen Unterſtützer findet, dann wird ſie verſtummen, und nicht mehr auf Rache ſinnen. Gegen wen ſollte dieſe ferner gerichtet ſeyn? Gegen die Polizeidiener, die den flüchtigen und zurückgekehrten Grafen erkannt und in's Gefängniß geführt, oder etwa gegen einen armen ſchlechten Teufel von Auflaurer, der um eine Hand voll Geld den Geächteten verrieth? Oder gegen wen ſonſt? Nun warlich es errathets keiner, wenn ich es ihnen nicht ſage.... Doch laßt uns zum Bilde zurückkehren; denn die hier erzählte Geſchichte iſt der Inhalt dieſer Tragödie — erzählt, ſo weit die Geſchichte möglich iſt; wo das Unglaubliche beginnt, laſſe ich den Dichter ſelbſt reden.

Ein Graf Nord hatte die ſpaniſche Herrſchaft in Neapel zu ſtürzen geſucht. Flüchtig, nach entdeckter Verſchwörung, ward ſein Bild an den Galgen geſchlagen. Als Mönch verkleidet, kehrt der Graf zurück, wird erkannt, verhaftet, und ſtirbt im Gefängniſſe. Dieſes ereignete ſich wenigſtens zehn Jahre vor der Handlung, die in der Tragödie ſich vor unſeren Augen abſpielt. Der Schauplatz iſt auf dem Schloſſe des Grafen Gotthard von Nord, Bruder des Verſtorbenen, in der Schweiz. Außer dieſem befinden ſich noch daſelbſt und treten als Hauptperſonen auf: Camilla, die verwittwete Gräfin Nord; ihr Sohn Leonhard, ein Jüngling von achtzehn Jahren; ihr Vater Marcheſe di Sorrento; ein Maler Spinaroſa, und der Schloßkaſtellan. Die Familie hatte ſich aus dem politiſchen Sturme hierher gerettet. Aber ſeitdem hatte ſich ihr Schickſal aufgeheitert. Die öſterreichiſche Herrſchaft hatte ſich Neapels bemächtigt, und die neue Regierung die eingezogenen Güter des verſtorbenen Grafen und ſeiner Angehörigen, letztern zurückgeſtellt. Der alte Marcheſe erwartet einen Boten aus Italien, mit der Beſtätigung ſeines Glücks.

Da er flüchtig und verarmt eine Freiſtätte ſuchte, ließ er ſeinen Enkel Leonhard, noch Kind, in Italien zurück. Unbekannt mit ſeiner Herkunft, als verlaſſene Waiſe, kam der Knabe in eines Malers Hände, der deſſen Naturanlage zur Kunſt ſorgfältig entwickelte. Meiſter Spinaroſa, durch einen geheimen Zug des Gemüths an den Knaben gekettet, ward ſein Lehrer, Freund, Vater, und da der Zögling heimgeholt wurde, um ferner in dem erneuerten Glanze des Großvaters zu leben, begleitete ihn Spinaroſa, gedenkend ſich nie mehr von ihm zu trennen. Sie waren einen Tag früher, ehe die Handlung des Drama's beginnt, auf den Gütern des Grafen Nord angekommen. Da lernt nun Leonhard den Marcheſe als ſeinen Großvater, Camilla als ſeine Mutter, den Grafen Nord als ſeinen Oheim kennen. Er erfährt von dem Marcheſe ſeines Vaters Schickſal, wie dieſer eine Verſchwörung angezettelt, wie er ſich flüchtete, wie ſein treues Bild am Galgen aufgehängt wurde, wie er darauf zum zweitenmale ſich verkleidet nach Neapel gewagt, wie er erkannt wurde, denn:

— — — — — — — — — Das Bild
Am Galgen von verruchter Hand gemalt,
Es war zu treu, und wurde ſein Verräther.

Worauf Leonhard erwiedert:

O pfui! Wer hat die Kunſt ſo tief entweiht!

Das iſt nun die Schraube, um welche ſich die Handlung dreht, und geſchraubter findet ſich wohl auch keine in der ganzen dramatiſchen Welt. Man möchte Leonhard's Worte des Unwillens, die wir ſo eben ausſprechen gehört, wiederholen, denn nie haben poſſierlichere Stelzen den Dienſt des Cothurns vertreten. Viele Jahre ſind ſeit dem Tode des Grafen vorüber, und noch iſt alles Sinnen und Trachten des Marcheſe und des alten Caſtellans darauf gerichtet, wie ſie den Maler entdecken, der das Bild verfertigt, das man an den Galgen hing; denn dieſes Bild, reden ſie ſich ein, weil es ſo treu geweſen, habe den Grafen verrathen. Und nicht allein dieſe, ſondern ſelbſt ein Cardinal in Neapel, der Oheim des Marcheſe, hat ſich jene Narrheit in den Kopf geſetzt, denn der von ihm an den Marcheſe geſchickte Bote erzählt:

Auch Seiner Eminenz ſind tief empört
Und wollen ihre ganze Macht gebrauchen
Den Maler zu erforſchen; denn ſolch ein Bild
Mit dieſem Fleiß und dieſer Sicherheit
Zu malen, meinen ſie, ſey nur das Werk
Der ſchändlichſten Verrätherei — —

Meinen ſie! Alle Ehrfurcht vor der Meinung einer Eminenz; aber ich kann mich nicht darein finden. Kenner der ausübenden Henkerkunſt werden es beſſer wiſſen als ich, was es mit der Hinrichtung im Bildniſſe eigentlich für eine Bewandniß hat. Wird nicht, wie es mir wahrſcheinlich dünkt, nur irgend ein Bild ſymboliſch an den Galgen geſchlagen, mit der Abſicht, es ſolle den flüchtigen Verbrecher vorſtellen, oder wird wirklich das Konterfei des Verurtheilten, und in der Abſicht dazu gebraucht, daß er erkannt und ausgeliefert werde? Angenommen, daß dieſes ſich ſo verhalte, und daß der Graf wirklich daher erkannt und eingekerkert werden ſey, weil ſein treues Bildniß ihn verrathen; wie kann aber auch der witzigſte Argwohn auf den Gedanken kommen, daß ein Maler, aus Bosheit, in der Abſicht, den Grafen den Henkern zu überliefern, das Bild gemalt habe? Er müßte es dann aus der Erinnerung gemalt haben, denn hätte der geächtete Graf ſeinem Pinſel geſeſſen, dann braucht' er ihn ja blos beim Kragen zu faſſen und der Gerechtigkeit einzuhändigen. Alſo ein Maler wäre zur Polizei oder zum Criminalgericht gekommen, und hätte geſagt: ich bin ein Feind des flüchtigen Verbrechers, da habe ich euch aus Rache ſein Bild gemalt; ich ſtehe euch dafür, es gleicht ihm wie ein Ei dem andern, ſchlagt es an den Galgen, es wird ſeine Dienſte thun! Aber wäre es nicht möglich, ja wahrſcheinlich, daß das Bild des Grafen früher, und keineswegs zu dieſem ſchrecklichen Vorhaben gemalt worden wäre, und daß man es unter den Möbeln des Geächteten, die man mit den Pallästen, in denen ſie waren, wie erzählt, confiszirt hatte, gefunden, und zu peinlichen Zwecken benutzt habe? Ja die Familie, der Marcheſe, mußte ja daran denken, daß ſich der Graf einmal habe malen laſſen, da dieſer Umſtand, wegen eines gewiſſen Vorfalles, der ſich dabei ereignet hatte, der Gräfin Camilla unvergeßlich bleiben mußte. Indeſſen, genug der Bedenklichkeiten und Einwendungen, es giebt unerklärliche Idioſynkraſieen des Gemüths, und der Haß gegen einen unbekannten, vermuthlich ruchloſen Maler, mag eine ſolche ſeyn. Ja, es muß eine Idioſynkraſie hier Statt finden, denn man glaube nicht etwa, daß die Anverwandten, von heftiger Liebe und Zärtlichkeit, für den ſchon vor Jahren verſtorbenen Grafen, immer noch beſeelt, zu ſolchen Rachephantaſieen ſich verblenden ließen. Sie haben ihn alle nicht ſonderlich geliebt. Er war ein roher harter Menſch. Der Marcheſe klagt, ſein Schwiegerſohn habe ihm nur Unglück in die Familie gebracht. Camilla, ſein Weib, hatte eine frühere Neigung durch ihre ganze Ehe ſtets ungeſchwächt bewahrt. Der Graf Gotthard von Nord konnte dem verſtorbenen Bruder auch nicht gut ſeyn, da er ihm genannte Camilla, die früher ihm ſelbſt als geliebte Braut beſtimmt geweſen, weggeſchnappt hatte. Der junge Leonhard kannte ſeinen Vater kaum. Nur der alte Caſtellan bedauert ſeinen jungen Gebieter, den er als Knaben auf den Armen getragen, aufrichtig, die Uebrigen aber tragen ihn nur in effigie im Herzen, und lieben ihn in contumaciam — ſie haben es nur mit ſeinem Bilde zu thun.

Wie geſagt — Schwiegervater, Sohn, Bruder, Caſtellan, alle ſinnen darauf, wie ſie den verrätheriſchen Maler finden und züchtigen könnten. Da ſpricht der Kaſtellan:

Ich habe drüber Jahre lang gebrütet
Wie ich ihn kennen will.

Der gute Mann hat das folgendermaßen angefangen. Zuerſt hat er ſich nach Neapel geſchlichen, das aufgehängte Bild nächtlicher Weile vom Galgen abgenommen, und dafür ein anderes hingehängt; ſodann iſt er durch vieles Ueberlegen und Suchen dahinter gekommen, daß in der Ecke des Gemäldes der Künſtler ein Zeichen hingemacht (ſein Monogram). Jetzt war der Weg zur Rache gefunden. Sie wollen ſich ſämmtlich auf die Wanderung begeben, den Mord-Maler aufzuſuchen, übertragen jedoch, wie billig, dem jungen Leonhard die Rache. Dieſer wird feierlich mit einem Schwerte umgürtet, zum Ritter geſchlagen, und ihm der Eid abgenommen, des Vaters Tod zu rächen! Während ſie ſich aber auf ſolche Weiſe rüſten und berathen, hat ihnen der böſe Geiſt das Opfer ſchon zugeführt, denn der Maler, der das Galgenbild gemalt, iſt kein anderer als Spinaroſa. Wie er in das Haus ſeiner Feinde gekommen, iſt oben ſchon geſagt, jetzt muß erzählt werden, auf welche Weiſe er dazu kam, den Grafen Nord zu malen. Zwar ſcheint dieſes ſo natürlich, aber der gerade Weg taugt in keinen Tragödien; um gehörig ſpät zum fünften Akte zu gelangen, müſſen krumme Wege eingeſchlagen werden.

Gräfin Kamilla brachte ihre Kinderjahre in einem Kloſter zu. Da ereignete ſich, daß daſelbſt mehrere Bilder reſtaurirt werden ſollten. Der berühmte Meiſter, deſſen Kunſt man in Anſpruch nahm, hatte keine Zeit, und ſchickte einen ſeiner Schüler, einen Deutſchen, Namens Lenz. Wie dieſer nach und nach die beſchädigten Madonnen ausbeſſerte, bekamen ſie alle das Geſicht der ſchönen Kamilla. C'est l'Amour qui a fait ça! Die kleine Kamilla erwiederte die Liebe des jungen Malers. Da ward ſie aus dem Kloſter gezogen, und dem Grafen Nord angetraut. Dieſer hat von der Liebſchaft gehört, und will dem Maler, der ſeine Braut, wenn ſie es auch damals noch nicht geweſen, zu lieben wagte, einen Streich ſpielen. Er läßt ihn rufen, um ſich malen zu laſſen. Lenz kommt, ohne zu wiſſen, daß er den Mann ſeiner Geliebten vor ſich habe, und malt den Grafen. Als das Bild fertig iſt, ruft der Graf Kamilla herbei, hunzt den armen Lenz in ihrer Gegenwart herab, und ſagt: das Bild tauge nichts. Nachdem er die Abſicht, den Jüngling in Gegenwart der Geliebten zu beſchämen und zu ärgern, erreicht, läßt er ihm den bedungenen Lohn auszahlen. Dieſer aber wirft ihm das Geld vor die Füße, ſtürzt fort, ändert ſeinen Namen und irrt in der Welt umher. Auf dieſe Weiſe ward das verhängnißvolle Bild geboren, das den Grafen das Leben koſtete. So ſinnreich beſtrafen Dichter die Bosheit!

Jetzt iſt Lenz, unter dem Namen Spinaroſa, in der Nähe ſeiner Geliebten. Die Flamme ſeines Herzens hat er, durch alle Wege ſeines Lebens, treu gewartet, und auch ſie hat die Neigung für ihren Jugendfreund ungeſchwächt erhalten. Noch hat er ſie, ſie ihn nicht geſehen. Wie rührend wird die Erkennung ſeyn! Welch ein freudiger Schrecken wird beide überfallen!.... Ach nein. daraus wird leider nichts, denn Camilla iſt blind, trägt eine Binde vor den Augen, und hat ſich ſo verändert, daß ſie unkenntlich geworden iſt. Wie, blind iſt ſie? Das iſt nicht möglich. Alſo darum muß der unſchuldige unglückliche Maler mit einem Degen todtgeſtochen werden, weil die Dame blind iſt? Hätte ſie geſehen, und ihn erkannt, dann wären alle Mißverſtändniſſe, und der daraus entſprungene Jammer verhütet werden. Darf ein dramatiſcher Künſtler ſich ſo etwas erlauben? Darf er die Bühne zum Lazarethe machen? Wenn das habſüchtige, räuberiſche Schickſal, diebiſch oder gewaltſam, in das ſchwache, unbewahrte Menſchenherz einbricht, wenn dann die Angſt unſere Schritte beflügelt, das Entſetzen uns unbeweglich macht, das Mitleid unſere Empfindung in Thränen auflöſt — Angſt, weil das drohende Geſchick ſo übermächtig — Entſetzen, weil es zu flüchtig ihm zu enteilen — Thränen, weil der Liebende ein Menſch iſt wie wir, dem wir in jedem Nerven, in jedem Gliede den Schmerz nachempfinden — kann alles dieſes auch dann in uns eindringen, wenn das duldende Schlachtopfer des Geſchickes nicht menſchlich geſtaltet iſt wie wir? Wenn es einen Schmerz fühlt, für den wir keinen Nerven haben, wenn das Unglück bei ihm durch eine offene Pforte eindringt, die bei uns verſchloſſen iſt und bewehrt? Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird!

Wir haben unſere guten Augen, wir ſehen umher, uns kann ſo etwas nicht erreichen. Was kann einem Blinden nicht alles Trauriges begegnen, ohne daß es der Tücke des Fatums bedürfe! Er kann von einer Höhe ſtürzen und den Hals brechen; er kann mit einem Stocke einen bellenden Hund treffen wollen, und ſeinen Vater erſchlagen; er kann ſeinem eigenen Kinde, ſtatt Zucker Rattengift in die Milch miſchen. Die Gerichte können ihn darauf des Mordes beſchuldigen und zum Tode verurtheilen. Seine Frau ſtürzt ſich aus Verzweiflung in's Waſſer. Das iſt gewiß Jammer genug; aber es iſt ein pathologiſcher, kein dramatiſcher. Auch Shakſpeare hat kranke, geiſteszerrüttete, blinde Menſchen auf die Bühne gebracht. Allein bei ihm erſcheint der Wahnſinn nicht als Quelle, ſondern als Ausfluß des dramatiſchen Geſchickes, und ſeine Blinden ſind nur als Theile der Scenerie hingeſtellt, wie man Blitz, Donner und Seeſtürme auf die Bühne bringt, um einem ſchauerlichen Gemälde einen entſprechenden Rahmen zu geben. Aber im Bild iſt die Blindheit der Gräfin die Wurzel aller Leiden, die Urſache aller Verwirrung, und man kann ohne ſchadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß der Hofrath Himly aus Göttingen, wenn er zufälliger Weiſe einige Monate früher, als Spinaroſa, nach der Schweiz gekommen, und die blinde Gräfin durch ihn geheilt worden wäre, dem Schickſale und dem Herrn von Houwald einen rechten Poſſen geſpielt, und jenes um ſeine Beute, dieſen um ſeine Tragödie geprellt hätte.

Aber an welchem Augenübel leidet denn eigentlich die ſchöne Gräfin, und wie kam ſie dazu? Hat ſie den grauen, oder ſchwarzen Staar? Hat ſie ein Fell, oder Flecken im Auge? Iſt ſie blind geboren? Iſt das Uebel nach einem Nervenfieber, oder nach einer Entzündung übrig geblieben? Ach nein, das alles nicht. Sie hat ſich um ihren verſtorbenen Gatten blind geweint. Wahrhaftig, das iſt romantiſch, welch' eine Treue, welch' eine Liebe, welche Zärtlichkeit! Liebe? Zärtlichkeit? Ei, bewahre der Himmel! Sie hat ihren Mann nie geliebt, ſie war der Neigung ihrer Jugend ſtets treu geblieben, der junge deutſche Maler lebte verborgen in ihrem Herzen. Und doch hat ſie ſich um ihren Gatten blind geweint? Das iſt unglaublich! Ei, es muß wohl wahr ſeyn; ſie ſelbſt und ihr Vater erzählen es. Der Marcheſe ſagt ſeinem Enkel Leonhard, da er ihm das traurige Ende, das ſein Vater in Neapel genommen, mittheilt:

Durch unſere Freunde ward mir bald die Kunde.
Ich ſucht' es Deiner Mutter zu verbergen:

Denn ſie lag damals mit Dir an den Blattern
Darnieder; aber ſie erfuhr es doch;
Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe
Ihr gleich nur ſpärlich zugemeſſen waren,
Doch war ſie tief und auf den Tod betrübt,
Und in dem ſcharf geſalz'nen Thränenquell
Des Grams verlöſchen ihre ſchönen Augen.

Und die Gräfin ſagt von ihrem verſtorbenen Manne:

Ich hab' ihn lang beweint, doch meine Thränen
Sie löſchten wohl der Augen ſchwaches Licht
Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
Der erſten Liebe.

Sie, Marquis, haben Ihre Sache gut gemacht; Sie wußten ihrem Mährchen einige Wahrſcheinlichkeit zu geben. Indem ſie erzählten, die ſcharf geſalzenen Thränen des Grams hätten die ſchönen Augen Ihrer Tochter ausgelöſcht, ohngeachtet ſie eine unglückliche Ehe gehabt, da fühlten Sie ſelbſt, wie unglaublich das ſey, und da haben Sie, anſcheinend ganz abſichtslos, die Bemerkung eingeflochten, daß die Gräfin zur ſelben Zeit an den Blattern krank gelegen. Es war dieſes ein feiner ophthalmologiſcher Zug. Die Spötter, die an der aufrichtigen Betrübniß Ihrer Tochter zweifeln möchten, können in ihrem Sinne annehmen, ſie ſey von den Blattern, aber nicht aus Trauer blind geworden. Aber Sie, ſchöne Gräfin, haben ſich gewaltig verſchnappt. Wie! Sie wollen uns weiß machen, daß die nämlichen Thränen, die nicht ſtark genug geweſen waren, die geheime, mächtige Flamme Ihrer erſten Liebe zu dämpfen, dennoch vermochten, das Licht Ihrer Augen auszulöſchen, und Sie ſagen uns das in vier auf einander folgenden Zeilen, damit der Widerſpruch recht handgreiflich werde? Gehen Sie uns, Sie ſind ſehr ſchlimm, Sie haben ſo etwas von einer Wittwe zu Epheſus. Ihre Blindheit war nichts als eine Folge der Blattern, aber um ſich das Anſehen einer zärtlichen betrübten Wittwe zu geben, haben Sie den Leuten aufgebunden, Sie hätten ſich um ihren Mann blind geweint.

Nun zurück zur Geſchichte. Maler Spinaroſa wird von dem Marcheſe aufgefodert, ſeine blinde Tochter zu malen, doch ohne daß ſie davon wiſſe, denn ſie habe ſich immer geſträubt, einem Pinſel zu ſitzen. Spinaroſa wird in das Zimmer ſeiner Geliebten geführt. Er erkennt ſie zwar nicht, und ſie weiß nichts von ſeiner Gegenwart. Aber das in unſern neuern Tragödien ſo beliebte, Dehnen und Sehnen, die magnetiſche Sympathie, das ſchwermüthige Weſen, die ſauerſüße Empfindung, wobei einem ganz jämmerlich zu Muthe wird, läßt ſich alsbald verſpüren. Er wird ahndungs- und andachtsvoll, ihr wird heiß und ſchwül, ſie bekommt das Aſthma und muß in's Freie. Da kniet er mitten im Zimmer nieder, die Abendglocken läuten dazwiſchen. Um den langen ungewiſſen Zuſtand zu verkürzen, ſage ich gleich, daß er endlich von Camilla's Geſellſchafterin erfährt, wen er gemalt habe, daß er der Vertrauten ſeine Hoffnung mittheilt, jetzt die Geliebte heirathen zu können, daß dieſe ihm ſagt: daraus werde wohl nichts werden, denn der Marcheſe ſey ein ſtolzer Mann.

Jetzt zu einem Andern. Wenn ich Sprünge mache, und außer Zuſammenhange die Geſchichte erzähle, ſo iſt das nicht meine Schuld. Die Handlung hat mehrere Epiſoden, die ihr an Bedeutung nicht nachſtehen. Sie könnten Stoff geben zu vier bis ſechs Tragödien. Die Perſonen laufen verwirrt durcheinander, zerſtoßen ſich die Köpfe und verſperren ſich wechſelſeitig den Weg. Keiner weiß, wohin er gewollt, und alle verfehlen das Ziel. Der Graf Gotthard von Nord, Bruder des Verſtorbenen, liebte Camilla. Sein Vater hatte ſie ihm ehemals als Braut zugedacht, ſeine zweite Mutter aber, aus Liebe zu ihrem eigenen Sohne, dieſem Camilla zugewendet. Der Graf hatte darauf das Maltheſerkreuz genommen. Da jetzt Camilla Wittwe, denkt er ſich mit ihr zu vermählen, das Kreuz mit einer Frau zu vertauſchen, und nachdem er ſich vom Pabſte die nöthige Dispenſation verſchafft, entdeckt er dem Marcheſe ſeine alte Neigung zu Camilla, und bittet um ihre Hand. Dieſer willigt mit Freuden ein, unterrichtet aber den Grafen von der früheren Neigung, die ſeine Tochter für einen deutſchen Maler hegte. Der Graf will Camilla ausholen, er ſpricht mit ihr von Herzensangelegenheiten und erhält das Geſtändniß, daß ſie ihren Lenz nie vergeſſen werde. Der Graf erfährt von Spinaroſa, daß Lenz lebe, und daß dieſer ſein Freund ſey. Der Graf iſt hochherzig, er ladet Spinaroſa ein, ihn nach Deutſchland zu begleiten, um Lenz aufzuſuchen. Er will ſeinen beglückten Nebenbuhler Camillen in die Arme führen.

Camilla hatte auch erfahren, daß Lenz noch lebe, und ſeitdem ſpricht ſie wachend und träumend von ihm. Ihr Vater, der Marcheſe, der darin ein Hinderniß zu ihrer Verbindung mit dem Grafen findet, bittet Spinaroſa, er ſolle vorgeben, ſein Freund Lenz wäre kürzlich geſtorben, wie er ſo eben aus einem Briefe erfahren. Dieſer jammert, in Dialogen und Monologen, ob ſo grauſamer Zumuthung; endlich verſpricht er's zu thun, und nimmt ſich vor in nächſter Nacht heimlich das Schloß zu verlaſſen, um ſeiner Qual und dem Schmerze Camilla's zu entgehen. Er bittet den Kaſtellan, ihn Nachts verſtohlen die Pforte zu öffnen, ihn aber vorher in die Ahnenbildergallerie des Schloſſes zu führen, weil er ſeine Augen noch einmal an dem von ihm gemalten, und dort aufgehängten Bilde Camilla's weiden wolle. Der Kaſtellan verſpricht es zu thun. Nun erinnere man ſich, daß dieſer alte treue Diener ſich ſeit vielen Jahren in den Kopf geſetzt, durch das Monogram des Galgenbildes den verrätheriſchen Maler ausfindig zu machen. Darauf entdeckt er auf dem neugemalten Bilde Camilla's das nämliche Monogram, und ſchließt daraus, daß Spinaroſa das Galgenbild verfertigt habe. Der Umſtand, daß dieſer ſich heimlich aus dem Hauſe ſtehlen wolle, beſtätigt ihn in ſeinem Argwohne. Natürlich will der Mörder entfliehen, weil er ſich entdeckt glaubt. Dem Marcheſe wird die Sache mitgetheilt, und beide nehmen ſich vor, den Maler in der Bildergallerie zu belauſchen, zu überfallen und zur Rede zu ſtellen. Um Mitternacht wird Spinaroſa von dem Kaſtellan in die Gallerie gelaſſen. Dort ſpricht er eine Zeitlang mit dem Bilde Camilla's. Darauf gewahrt er ein verhängtes Bild. Er zieht den Vorhang weg. Hölle und Teufel! Wuth. Er zieht den Degen und ſtößt damit das Bild, es durchbohrend, von der Wand herab. Es war das Konterfei des von ihm gemalten Grafen Nord, der ihm ſeine Geliebte entzogen, und ihn ſo ſchnöde behandelt. Sollte ihn dieſer Anblick nicht in Wuth ſetzen? In dem nämlichen Augenblicke ſtürzt der Marcheſe und der Kaſtellan herein. Das an den Galgen geſchlagene, von dem Kaſtellan dem Galgen abgeſtohlene, und in die Gallerie gehängte Bild des Grafen, wird von Spinaroſa herabgeworfen. Das iſt lautes Bekenntniß ſeiner That. Der Marcheſe zieht den Degen, und da ſich der Maler ihm nicht entgegenſetzen will, durchſtößt er ihn.

Dies geſchah um Mitternacht. Wie ſchafft man ſogleich Camilla herbei? Dieſe hatte ihrer Geſellſchafterin geſagt, ſie wolle dieſe Nacht etwas lange ausbleiben, in der Nähe der Gallerie, weil dann Geiſter dort herumwandeln ſollen, und ſie wolle hören, was wahres daran ſey. Auf den Mordlärm eilt ſie herbei. Sie ſieht den blutenden Geliebten. Sie ſieht ihn, denn in dieſem Augenblicke erhält ſie das Geſicht wieder, der Wahnwitz überfällt ſie, und ſie ſinkt todt hin. Der Maler ſtirbt auch, und der Marcheſe bedauert ſeine Uebereilung. Man hätte wahrhaftig den Maler wohlfeiler ſterben laſſen können!

Und käme nun der Dichter dieſer Tragödie und ſpräche: Herr Rezenſent, Sie wollen ſchlau ſeyn, aber wie haben Sie ſich ertappen laſſen! Sie konnten glauben, daß es mir damit Ernſt geweſen? Es konnte Ihnen entgehen, daß ich mich durch mein *Bild* über die dramatiſche Charlatanerie und Kinderpoſſenreißereien der deutſchen Poeten habe luſtig machen wollen? — Wahrhaftig, ich würde roth werden und mich ſchämen. Man hat die Sprache in dieſer Tragödie gelobt, ſie ſoll blühend, bilderreich ſeyn; aber gar manches wird gemalt, und gar manche Kräuter blühen. Ich kann die Bearbeitung ſo wenig loben, als die Wahl des Stoffes, und will, meinen Tadel zu begründen, einige Stellen ausziehen.

Der *Kaſtellan* beginnt das Stück mit folgenden Worten:

> Lauft! lauft! und reißt die Thüren auf und zu
> Als ſey das wilde Heer hier eingezogen! —
> Wie mir ob dem Spektakel faſt der Mund
> Erſtaunend offen ſteht, ſo ſperrt die Burg
> Auch ihre langſt verſchloßnen Thore auf.

Die Thüren *zureißen* iſt falſch. *Reißen* heißt gewaltſam *trennen*; wenn aber die Thüre heftig zugeſchlagen wird, ſo wird ſie gewaltſam mit dem Thürpfoſten *verbunden*. Will der Kaſtellan ein Maul haben wie ein Thor, ſo habe ich nichts dagegen; aber wenn ihm der Mund faſt offen ſteht, das heißt nur halb, ſo kann er es mit dem zum Empfange der einziehenden Gäſie ganz geöffneten Thore, nicht wohl vergleichen. Nun laßt uns weiter gehen; wenn der Kaſtellan ſchlecht ſpricht, ſo beweiſt das noch nichts gegen die Uebrigen; auch in einem prächtigen Pallaſte iſt die Bedienten-Stube ſchlechter tapezirt und möblirt, als die Zimmer der Herrſchaft. Freilich ſpricht der Kaſtellan ſo pretiös, ſo ſententiös, daß man ihn mit ſeiner Herrſchaft verwechſeln könnte.... Der junge Leonhard in der Unterredung mit dem Kaſtellan ſagt:

Was du die Welt nennſt, liegt mir noch verborgen;
Doch hat die Kunſt mir eine aufgethan;
Da ſieht der Glaub' und die Erfahrungen
Der alten Meiſter ſeit Jahrhunderten
Geſammelt — —

Einem Knaben, wie Leonhard, iſt allerdings die Welt verborgen, allein er iſt ſich deſſen nicht bewußt. Der muß die Welt ſchon viel kennen, der es weiß, daß er ſie nicht genug kennt. Ueber den Unſinn dieſer Rede will ich mich nicht weiter verbreiten; daß es der junge Menſch, als Maler, an eitlem Kunſtgeſchwätze nicht wird fehlen laſſen, das läßt ſich denken, ſo wie auch, daß er ganz unausſtehlich altklug ſpricht. In unſern neuen Tragödien geberden ſich die Helden wie die Kinder, und die Kinder wie Erwachſene. Der kleine Otto in der Schuld iſt hierin mit ſeinem Beiſpiele vorausgegangen. Der ſanfte Kaphael, wenn er den Kunſtſchüler Leonhard, nach Art des Novalis und des Kloſterbruders, hätte ſprechen hören, würde freilich nur gelächelt haben; aber der kräftige Michel Angelo hätte mit ſeiner derben Fauſt dem Jungen gewiß einige Ohrfeigen gegeben, und ihm zugedonnert: Arbeite Purſche, und raiſonnire nicht!... Der Marcheſe, in der Erzählung, die er ſeinem Enkel von der mißlungenen Unternehmung des Vaters gegen die Regierung von Neapel macht, ſagt:

Und weil Dein Vater, der Verſchwörung Haupt,
Zum Tod verurtheilt worden war, ſo hing
Man wenigſtens von ihm ein treues Bild
In contumaciam am Galgen auf.

«Verurtheilt worden war,» — überhaupt alle dieſe Verſe, ſind doch etwas gar zu bürgerlich und herablaſſend. «Wenigſtens,» hat etwas drolliges. In den beiden letzten Verſen herrſcht Unſinn. Der Verbrecher wird in contumaciam, d. h. als der Vorladung nicht Gehorchender, als Ausbleibender gehängt, aber nicht das Bild, das wird in Perſon gehängt. Um ein Bild in contumaciam, in effigie aufzuhängen, müßte man ſeine Kopie an den Galgen ſchlagen. So hängt in manchen Bildergallerien ein Raphael, ein Titian in contumaciam, das heißt nicht das Original, welches nicht zu haben war, ſondern die Kopie. Der Ausdruck: «in contumaciam,» ſteif, hölzern, übeltönend wie er iſt, gehört in ein Lehrbuch des peinlichen Prozeſſes, aber in kein Dichterwerk. Das hängt ſich zentnerſchwer an den Flügel des Pegaſus. Das gemeine Wort Galgen, welches der gemüthliche Dichter «der Vergeltung Säule» nennt, kommt in dem Bild ſo häufig vor, und macht, auf ſelbſt ehrliche Ohren, einen ſo unangenehmen Eindruck, daß in der Handſchrift dieſes Drama's, deſſen ſich die hieſige Bühne bedient, mit Recht das viel erhabnere poetiſchere Hochgericht dafür geſetzt wurde.

In der erſten Scene des dritten Akts ſpricht der Kaſtellan mit dem Grafen Nord von ſeinem Racheplan gegen den Mord-Maler, wenn er ihn fände. Der Graf ſucht ihn zu beſänftigen, und ſagt:

— Blinde Rach' iſt eine gier'ge Wölfin,
Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleiſcht,
Indeß ſie ſelbſt mit Reue ſchwanger geht.

Alſo die Rache iſt eine Wölfin. — Das läßt ſich hören. Die ihrer Mutter Leib zerfleiſcht — mag hingehen, ob zwar die Naturgeſchichte nichts davon ſagt; denn wie iſt es denkbar, daß ſich die alte ſtarke Wölfin von ihrer ſchwächern Tochter ſollte beißen laſſen? Aber freilich dieſe Tochter iſt ſo ſchwach und jung nicht mehr, denn ſie iſt ſchwanger, ſo daß, indem ſie von der

Mutter frißt, und das abgeriſſene Fleiſch durch die Verdauung in ihr Blut übergeht, ihre Leibesfrucht damit ernährt, und der Enkel mit der Großmutter gefüttert wird. Aber womit iſt die Wölfin ſchwanger? Mit — Reue. Hat man je gehört, daß eine Wölfin mit Reue trächtig geht? Oder bezieht ſich die Reue auf Rache, die Rache geht mit Reue ſchwanger, ſo iſt dieſe ganze Bildnerei und Vergleichungsart durchaus fehlerhaft in ſtyliſtiſcher Beziehung. Will man einen Begriff durch Verſinnlichung, oder etwas Körperliches durch Vergleichung mit einem andern Körperlichen, anſchaulicher machen, ſo muß man bei der Natur des Vergleichenden ſtehen bleiben und darf nicht zum Verglichenen zurückkehren. Man darf in kein Landſchaftsgemälde natürliche Blätter und Blumen anbringen. Ich will ein Beiſpiel anführen, wie man einen ſolchen Fehler macht und vermeidet. Ihr möchtet einem ſchönen Mädchen über ihre großen leuchtenden Augen und ſeidenen Augenwimpern etwas ſchmeichelhaftes ſchriftlich oder mündlich ſagen. »Deine Augen gleichen zwei Sonnen,« das mag hingehen, ob es zwar auch nicht ganz recht iſt; denn man ſieht nie am Himmel zwei Sonnen neben einander. Nun weiter: »Deine Augen ſind zwei glänzende Sonnen, über welche, das blendende Licht zu mildern, zwei ſeidene mit Franzen gerändete Vorhänge herabhängen.» Das wäre falſch, denn über der Sonne befinden ſich keine Vorhänge. Wenn Ihr aber ſagt: «Deine Augen ſind zwei kryſtall'ne Fenſter, über welche Vorhänge mit ſchwarz ſeidenen Franzen hängen,» ſo iſt das ein ganz vortreffliches Bild, was auch ein Tapezierer dagegen einwenden möchte.

Julie, der Camilla Freundin, entdeckt, daß Spinaroſa kein anderer als Maler Lenz ſey. Sie will Gewißheit haben und ihn ausholen. Sie fragt ihn nach ſeinem wahren Namen. Spinaroſa ſagt:

Giebt euch mein Name
Von unſerm Leben nicht ein treues Bild?

worauf Julie erwiedert:

Auch dornenloſe Blumen trägt der Lenz.
Sagt, habt Ihr nie den Maler Lenz gekannt?

Abgeſehen von der Gemeinheit dieſes Wortſpiels, ſo liegt auch ein widriger Pleonasmus darin. «Dornenloſe Blumen trägt der Lenz.» Sie legt einen Nachdruck auf das Wort Lenz. Gut, ſie will ihn ſticheln. Allein wozu das Sticheln, wenn ſie gleich darauf mit den Worten: «Habt Ihr den Maler Lenz gekannt?» ihn unter die Rippen ſtößt? —

Es iſt von dem ſchändlichen Mordmaler die Rede. Der Marcheſe ſagt:

> O ſchändlicher Verrath! Den Böſewicht
> Der hier aus Gift und Rache Farben miſchte,
> Kennt' ich ihn nur, ich tauchte dieſen Pinſel
> (an den Degen faſſend)
> In ſeines Herzens rothen Farben-Topf,
> Bleich wie die Wand ſein Angeſicht zu malen!

»Aus Gift und Rache Farben miſcht.« Dieſe Miſchung taugt nichts: Gift iſt eine Subſtanz, und Rache ein Begriff. Es iſt gerade ſo, als wollte man Mehl und Unſchuld unter einander miſchen. Das Schwert einen »Pinſel« zu nennen, iſt nur einem betrunkenen Huſaren im Wirthshauſe erlaubt, keinem Marquis. Das Herz einen »rothen Farbentopf« zu heißen, mag der Dichter verantworten. Wie aber will er es anfangen, aus einem Topfe mit rother Farbe weiß zu malen? Das iſt ein Taſchenſpieler-Streich!

Nennt der Marcheſe das Schwert einen Pinſel, ſo macht dagegen Leonhard den Pinſel zum Schwerte:

> Wer konnte wohl die Kunſt ſo tief entweihen
> Und ſeinen Pinſel zu dem Richtſchwert machen?

Bei eben dieſer Gelegenheit läßt ſich der Kaſtellan, wie folgt, vernehmen:

> Der Meuchelmord
> Iſt nicht ſo ſchändlich; 's iſt ein einziger Stoß
> In Haß und Wuth geführt . . . .

Allein der Maler ſaß, und malt', und traf!
Beſonnen brütet' er die Schandthat aus
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luſtigen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß....

Die Schandthat iſt ein junges Huhn; gut. Es kommt in des Henkers Pflege — nicht gut. Es giebt ſich kein Henker mit der Hühnerzucht ab, außer zu ſeinem häuslichen Bedarf; er nimmt keine Hühner in Koſt gegen Bezahlung. Das Huhn gedeiht im luſtigen Käfig. Es iſt wahr, zweckmäßig iſt, ſie hoch zu ſtellen, damit ſie der Marder nicht holt; aber wer hat je einen Hühnerkorb unter den Galgen aufgehängt? Noch mehr, das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, ſtatt mit Gerſte. Das iſt unerhört. Oder iſt es die Schandthat, die Ehre und Leben frißt? Aber dann muß ich meine Bemerkung, die ich oben bei der mit Reue trächtigen Wölfin gemacht, hier herabziehen. Iſt die Schandthat einmal zum Küchlein geworden, ſo muß ſie als Huhn leben und ſterben, und darf nie mehr wieder Schandthat werden.

Aber dieſe Kritik hat ſich ſehr ausgedehnt, daß ich die Leſer bitten muß, zu ihren Anfangsworten noch einmal zurückzukehren.

XXVII.

Nachtrag zu vorſtehender Kritik,

veranlaßt durch das Tubinger Literaturblatt.

Das Literatur-Blatt ſagt von dem Verfaſſer: «Herr B. ſcheint uns ein offener, gewandter, ungemein witziger Kopf zu ſeyn; ganz geeignet, unterhaltende Recenſionen zu ſchreiben.... was aber die ächte Kritik betrifft, ſo dürf' ihm — vielleicht der Umſtand im Wege ſeyn, daß der Witz die Urtheilskraft überwiegt. Dieſe Vermuthung beruht hauptſächlich auf der vor uns liegenden Theaterkritik, die er von Houwalds Trauerſpiel, das Bild, geliefert hat. Er hat ſcharfſichtig alle Gebrechen der Vorfabel und der Handlung ausgefunden, und mit anziehender Leichtigkeit anſchaulich gemacht. Aber wenn Houwald von dem Maler, der aus Bosheit das an den Galgen geſchlagene Bild eines Verfolgten täuſchend ähnlich gemalt, und dadurch dieſen in's Verderben geſtürzt haben ſoll, in folgenden Bildern ſpricht:

»Beſonnen brütet' er die Schandthat aus,
»Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
»Daß es im luft'gen Käfig dort gedeihe,
»Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß —

»ſo iſt darinnen mehr Witz — tragiſcher näm-
»lich, Witz des Pathos —, als in den gemach-
»ten Einwendungen: »Wer hat je einen Hüh-
»nerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Und
»das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben
»gefüttert, ſtatt mit Gerſte!« Herr B. hat
»hier offenbar überſehen, daß die poetiſche Dic-
»tion nicht füglich nach den Grundſätzen der Hüh-
»nerzucht beurtheilt werden kann.« Ueberſehen habe ich nicht, daß die poetiſche Diction nicht nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden könne. Wenn ich das Gegentheil irrig behauptet, ſo war es ein Fehler der Ueberlegung, keiner der Sinne; denn ich behaupte es noch. Der Dichter ſpricht in Bildern — was heißt das? Das heißt: er will etwas Unſichtbares (eine Empfindung, einen Gedanken) durch etwas Sichtbares anſchaulich machen; er will ein unbekanntes Größenverhältniß, durch ein bekanntes finden laſſen. Dann muß aber, ſoll der Zweck der poetiſchen Diction erreicht werden, das vorgeſtellte Bild wirklich in der ſinnlichen Welt vorhanden, die als bekannt angenommene Größe, wirklich bekannt ſeyn. In der bemerk-

ten Stelle wollte Houwald ſeine Empfindung, wie ſich Saat, Wachsthum, Frucht und Ernte einer Uebelthat zuſammengeſellten, bis endlich das beſtimmte Opfer vergiftet hinſtürzt, den Leſern durch ein Bild verſinnlichen. Was thut er? Er läßt einen Menſchen ſich niederkauern, ein Ei legen, wie eine Henne gackern, und endlich das Ei, welches unter der ſchweren Laſt unbegreiflicher Weiſe ganz bleibt, ausbrüten. Dieſes iſt weder dem Ohre, noch dem Auge faßlich. Man ſagt zwar bildlich, der Menſch brütet über eine Schandthat, aber die Sache ſelbſt, das Original darf man ihn nicht verrichten laſſen. Nun iſt das Küchlein auf der Welt, es ſoll leben, aber all' ſein Thun und Leiden darf allerdings nur nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden, man darf nichts mit ihm vornehmen, was dem entgegen iſt, was Naturgeſchichte oder Landwirthſchaft, rückſichtlich des Federviehes, verfügt haben. Das Küchlein darf alſo weder in die Pflege eines Henkers gegeben, noch darf es an den Galgen gehängt, noch mit Ehr' und Leben, am wenigſtens aber mit fremder Ehr' und Leben gefüttert werden; denn für einen Henker, der Diebe beſtraft, würde es ſich gar nicht ſchicken, ſelbſt zum Diebe zu werden. Bei der Sprachmalerei, fällt man aus Zerſtreuung leicht und oft in ſolche falſche Bilder. Nun kann wohl der Dichter, mit der Wärme ſeiner Empfindung, den Mangel an Aufmerkſamkeit entſchuldigen, aber der kalte Beurtheiler nicht, und dieſem kommt daher zu, die entdeckten Fehler zu rügen. So mochte wohl Houwald, in der beſprochenen Stelle, da er vom Freſſen der Ehr' ſprach, ganz das Küchlein vergeſſen, und ſich nur der Schandthat erinnert haben. Daraus entſtand die fehlerhafte Miſchung von Kunſt und Natur; man darf, wie ich ohngefähr geſagt habe, einen *gemalten* Baumſtamm nicht mit *natürlichen* Blättern und Blüthen krönen, etwa aus Mangel an Farben. Es wäre dieſes, als wie wenn ein Ueberſetzer, wo ihm die verdollmetſchenden Worte mangeln, die Worte der Urſprache einmiſchen wollte. Hätten übrigens die vier beſprochenen Verſe auch nicht gegen die poetiſche *Diction* gefehlt, ſo hätten ſie ſich doch immer gegen die poetiſche *Kunſt* vergangen. Der Witz des Pathos mag allerdings in der wirklichen Welt ſeinen Quintilian vergeſſen, und in tolle Redensarten ausbrechen; die wahre Verzweiflung macht allerdings garſtige Geſichter — aber auf der Bühne darf ſie es nicht; dort müſſen ſelbſt die *Krämpfe* der Seele ſich in den Wellen-Linien der Schönheit bewegen.

Das Literatur-Blatt urtheilt ferner: „Endlich wenn der Verfaſſer den Gebrauch der „Blindheit an einer Hauptperſon in der Tragödie u. a. aus dieſem Grund tadelt: „Was „kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit „veranlaßt wird? Wir haben unſere guten Augen, wir ſehen umher, uns kann ſo etwas „nicht erreichen“ u. ſ. w., ſo hat er nicht nur „den Oedip in Kolonos vergeſſen, ſondern auch „den Umſtand überſehen, daß bei jedem Zuſchauer wenigſtens ſo viel Phantaſie voraus„geſetzt werden muß, als nöthig iſt, um ſich mit „ſehenden Augen in den Zuſtand eines Blinden „zu verſetzen. Wird wohl irgend einer am Schluſſe „des Wallenſtein das Mitleid mit der Terzky „durch den Einfall von ſich ſcheuchen: Was kümmert mich die Gräfin, ich habe keinen Gift im „Leibe?“ Der Grund freilich iſt nicht feſt genug, ob zwar auch nicht ganz ſo locker, als behauptet wird. Man kann wohl mit ſehenden Augen ſich in den Zuſtand eines Blinden verſetzen, aber nicht in alle Folgen dieſes Zuſtandes, nicht in jeden Kummer jeder einzelnen Entbehrung. Das Geſicht des Schmerzes, welches die unglückliche Liebe zeigt, wird uns rühren, doch haben wir für jede der tauſend Sorgen, die heimlich an dem Herzen des Unglücklichen nagen, keine beſondere Thräne. Wir ſchenken ihm eine runde Summe des Mitleids, und haben uns dann abgefunden. Gegen dieſen Grund, warum tragiſche Perſonen nicht blind erſcheinen dürfen, läßt ſich, wie auch geſchehen iſt, Einwendung machen; ich habe aber beſſere Gründe, theils dargereicht, theils angeboten. Ich ſagte, es dürfe kein tragiſches Geſchick in einer Krankheit des Leidenshelden ſeine Quelle haben. Die Urſache liegt ganz oben. Der Zweikampf zwiſchen der Freiheit und der Nothwendigkeit, oder wahrer und chriſtlicher geſprochen: Der Kampf der Freiheit des Einzelnen gegen die Freiheit der Welt iſt es, was in der Tragödie uns bewegt. Dann muß es aber eben die Freiheit ſeyn, welche ſtritt und unterlag, nicht die gefeſſelte Sclaverei. Der kranke Menſch jedoch iſt ein Leibeigener, dem, weil er nicht ebenbürtig mit der freien Welt, kein ritterlicher Kampf gebührt. Er fiel — denken wir Geſunden — weil er die Waffen nicht zu führen verſtand, wir aber werden uns zu vertheidigen wiſſen. Kann der tragiſche Dichter dieſe Hoffnung des Siegs aufkommen laſſen, wenn er dem unbezwingbaren Geſchicke die gebührende Ehrfurcht erhalten will? Ich hatte freilich, als ich die Blindheit der Gräfin Camilla getadelt, nicht an Oedip in Kolonos gedacht, aber jetzt, da ich daran erinnert worden, finde ich dort eine Stütze mehr für meine Behauptung. Hätte Oedip ſeinen Vater erſchlagen und ſeine Mutter geheirathet, weil er, als Blinder, ſie als ſolche nicht erkannte, dann hätte Sophokles den Fehler Houwalds begangen. Aber Oedips Blindheit war nicht die Quelle, ſie war die Folge ſeiner That und ſeines Mißgeſchickes. Nicht ſeine Blindheit, ſeine Selbſt-Blendung rührt uns, und ſie macht die höchſte tragiſche Wirkung. Wir lernen darin, daß man dem Verhängniſſe nicht entgehe, indem man die Werkzeuge ſeiner Rache meidet; denn weichen wir dieſen aus, ſo muß unſere eigene Hand die Strafe des Geſchickes an uns ſelbſt vollſtrecken. Bei Oedip erſchüttert uns der boshafte Witz, das grauſame Wortſpiel des neckenden Schickſals: Er ſah, ſo lange er blind war, und ward blind, ſo bald er ſah. Daß es nicht das Blind-ſeyn, ſondern das Blind-werden iſt, was für Oedip aufregt, kann man leicht verſuchen, wenn man beide Tragödien dieſes Namens von einander trennt. Oedip der König weggedacht, macht Oedip in Kolonos durchaus keine Wirkung; ja es iſt — ich kann kein anderes Wort finden — es iſt ekelhaft, den alten augenloſen Bettler zu begleiten, zu ſehen, wie unbehülflich er iſt, wie ihm ſeine

Tochter beiſtehen muß, wenn er ſich ſetzt oder aufſteht, wie er alles greifen muß, um es zu erkennen! Das blutende Schlachtopfer kann rühren, aber nicht das abgeſchlachtete — dem Leichnam wenden wir den Rücken. — Auch das Beiſpiel der Terzky am Schluſſe des Wallenſteins iſt nicht anwendbar gegen mich. Haben wir auch kein Gift im Leibe, ſo haben wir doch Gefäße im Leibe, die des Giftes empfänglich ſind. Auch iſt es nicht das Gift, die Vergiftung iſt es, die tragiſch auf uns einwirkt. Es entſteht nicht der Wunſch in unſerem Herzen: möchte doch eiligſt ein Arzt herbeigeholt werden, und möchte, bis er kommt, die Gräfin einſtweilen Oel oder Seifenwaſſer trinken! Nein, ſie mag ſterben; wir beklagen nur den Untergang ihres Hauſes. So ſehen wir bewegt die Blätter vom Baume fallen, — an den Blättern verlieren wir nichts, nur der Winter macht uns traurig, der ſie herabſchüttelt.

XXVIII.

Abällino, der große Bandit.

Trauerſpiel von Zſchokke.

Wir haben den Geſchmack, ſelbſt an großen Spitzbuben, durch Ueberſättigung verloren, und es iſt nicht leicht, ihn wieder anzureizen. Herr ***, als Abällino, hat die Koſt etwas zu würzen verſtanden. Ein Schauſpieler von Einſicht wird auch nie durch ein feuriges Spiel die Erbärmlichkeiten eines ſo abgeſchmackten und lächerlichen Stückes zu ſehr herausheben wollen. Als Anbeter der Roſamunda war Herr *** weicher, als ein ſo tapferer Jüngling ſeyn dürfte; ein gewiſſes ſchmachtendes Seitwärtsneigen des Kopfes ſteht zu unmännlich an. — Frau ***, als Roſamunde, hat die Hingebung einer Liebenden mit der Schüchternheit des Mädchens und dem Anſtande einer Nichte des Dogen zu verbinden geſucht. — Herr *** ſpielte den Dogen. Die Gefahr des Banditenmordes, welcher ſeine

Nichte ausgeſetzt war, das Erſcheinen des ſchrecklichen Abällino im Garten, der Tod ſeiner beiden Freunde, die Ueberraſchung Roſamundens in Flodoardos Armen, die Enthüllung des furchtbaren Räthſels, — nichts von allen dieſen Eindrücken konnte den Durchlauchtigen Mann außer Faſſung bringen. — Der Saal, worin das reiche fürſtliche Oberhaupt des glänzenden Venedigs den Vornehmſten der Stadt ein Feſt gab, war mit großer Einſicht nur matt beleuchtet, wodurch das Schauerliche der Erſcheinung Abällino's ungemein erhöht wurde. —

XXIX.

Die Braut.

Luſtſpiel von Körner.

Vater und Sohn als Nebenbuhler. So oft auch dieſer Stoff in Luſtſpielen behandelt wird, ſo mag doch wohl nicht Jeder Gefallen daran finden. Iſt ein ſolches Verhältniß nicht zu betrübt und widerlich, daß man darüber lachen ſollte? Man denke ſich nur die Sache von der Seite: daß der Zufall (das Schickſal im Luſtſpiele) darum würfele, ob ein Mädchen Mutter oder Gattin eines Menſchen werden ſolle, und das Freche und Unbehagliche in dieſem Wettſtreite wird dem Gefühle nicht entgehen. Leicht fließende melodiſche Verſe zeichnen übrigens auch dieſes Scherzſpiel Körners vortheilhaft aus.

XXX.

Hamlet,

von Shakſpeare.

Unter den Schauſpielen des brittiſchen Dichters, die ſich nicht in der Geſchichte oder Fabel Englands bewegen, iſt Hamlet das einzige, das nordiſchen Boden und nordiſchen Himmel hat. Der naturkundige Shakſpeare verſtand es gut und achtete wohl darauf, welche Luft am gedeihlichſten ſey, für jede ſeiner Menſchenarten. Dem bunten Scherze, der flatternden Freude, der entſchiedenen Leidenſchaft, der hellen, ſcharf umgrenzten That, gab er dem blauen ſonnigen Süden, wo die Nacht nur ein ſchlafender Tag iſt; dem wehmüthigen, brütenden, träumeriſchen Hamlet, verſetzte er in ein Land des Nebels und der langen Nächte, unter einen düſtern Himmel, wo der Tag nur eine ſchlafloſe Nacht iſt. Gleich dem Nord, dem feuchten Kerker der Natur, hält uns dieſes Trauerſpiel gefangen, und es erquickt uns wie der Sonnenſtrahl, der durch einen Ritz der Mauer in das Dunkel dringt, wenn, wie es einmal geſchieht, wir das warme Wort Rom, und das helle: Frankreich, darin vernehmen.

Die genaueſten Schätzer, wie die wärmſten Freunde des Dichters, haben Hamlet als ſein Meiſterwerk erklärt. Wir müſſen die Grenzen dieſer Meinung ſuchen. Hamlet iſt nicht das bewundrungswürdigſte Werk Shakſpeare's; aber Shakſpeare iſt am bewundrungswürdigſten im Hamlet. Nämlich: erſtaunen wir über eine ungewöhnliche Kraft, geſchieht es nicht, wo ihre Wirkſamkeit beginnt, ſondern, wo dieſe aufhört; denn nur die Ausdauer einer Kraft zeugt von deren Größe. So hier. Durchwandern wir die glänzende Bahn des Dichters, und kehrt am Ziele unſere Bewunderung ermüdet um, finden wir Hamlet auf dem Rückwege, den wir nicht erwartet. Shakſpeare mußte ſich verdoppeln, mußte aus ſich heraustreten, ihn zu ſchaffen, er hat darin ſich ſelbſt überholt. Aber dieſes iſt nicht geſagt in der redneriſchen Sprache der Lobpreiſung, ſondern in der nüchternen der Berechnung. Hamlet iſt eine Colonie von Shakſpeare's Geiſte, die unter einer andern Zone liegt, eine andere Natur hat, und von ganz andern Geſetzen regiert wird, als das Mutterland.

Shakſpeare iſt ein Naturgläubiger, ein Naturweiſer. Sein Gott iſt ein offenbarter Gott, die Abſpiegelung der Welt im menſchlichen Geiſte, iſt ſeine Weisheit. Was er uns zeige, Himmel und Erde, Hölle und Paradies, Leben und Tod, er läßt es erſcheinen, als freundlich-menſchliches Geſicht. Alles athmet, alles lebt, und der Tod iſt nur das Hauptbuch über Einnahmen und Ausgaben des Lebens. Ganz anders Hamlet; da iſt alles myſtiſch. Ueberall ſonſt tritt der Heroismus hervor, bei Hamlet ſteht die blöde Genialität im Hintergrunde. Da iſt die Nachtſeite, die weibliche Natur des Lebens, das Empfangende, Gebärende, da hören wir die Wehen der Schöpfung. Sonſt überall bei Shakſpeare erſcheint die Philoſophie, und geſtaltet ſich als Erfahrung; im Hamlet verſchwindet die Erfahrung, und ſteigt als Dunſt der Philoſophie zum Wolkenhimmel auf. Alle andere Charaktere des Dichters ſind convex und bilden Brennpuncte; Hamlet iſt der einzige concave Charakter, deſſen Strahlen divergiren. Alles ſonſt, auch das furchtbarſte, das gräßlichſte, erſcheint im Sonnenlichte; bei Hamlet erſchreckt ſelbſt der Scherz, denn ihn bleicht der Mondſchein. Nicht der Geiſt des ermordeten Königs iſt das ſchlimmſte Grauen; er zeigt ſich in der Nacht, in dieſer dunkeln We nung der Geiſter, wo wir nur ſchüchterne Gäſte ſind. Der Geiſt bei Tage, in unſerm eigenen Hauſe — Hamlets Geiſt iſt viel entſetzlicher.

Shakſpeare iſt König, nicht unterthan der Regel. Wäre er, wie ein anderer, dürfte man ſagen: Hamlet iſt ein lyriſcher Charakter, der aller dramatiſchen Geſtaltung widerſtrebt; Hamlet iſt das Un-Ding, ſchlimmer als der Tod, das Ungeborene. Doch es iſt Shakſpeare! — wir müſſen gehorchen und ſchweigen.

Ueber dem Gemälde hängt ein Flor. Wir möchten ihn wegziehen, das Gemälde genauer zu betrachten; aber der Flor iſt ſelbſt gemalt. Die Nähe des Auges muß die Schwäche des Lichtes erſetzen. Werfen wir zuerſt einen Blick auf die Umgebungen unſeres Leidenshelden. Hamlet iſt nicht der Mittelpunct, wir müſſen ihn dazu machen; wir wollen erſt ſeinen Kreis bilden und ihn dann hineinſtellen. Doch vor Allem rüſten wir uns männlich gegen den Irrthum, der uns im Leben, wie auf der Bühne, ſo oft beſiegt. Im Leben beurtheilen wir die Menſchen nach ihrem Rufe; auf der Bühne glauben wir von den dargeſtellten, ohne zu unterſuchen, alles was die Tugendhaften im Schauſpiele, von ihnen ſagen und denken. Das iſt nicht die rechte Art; wir müſſen ſie ſelbſt beobachten und prüfen. Hamlet iſt gar nicht ſo edel und liebenswürdig, wie er ſeinem Mädchen erſcheint; der König iſt lange nicht ſo nichtswürdig, wie ihn Hamlet läſtert. Ja, wir müſſen uns ſehr vorſehen, daß wir den böſen Oheim nicht lieber gewinnen, als den guten Neffen.

Der Schauplatz iſt ein nordiſcher Hof, halb gekleidet im wilden Eiſen der alten Zeit, halb im Tuche unſerer Tageshelden, die, hinter der Fronte, mit ihrem Schwerte, Federn ſchneiden. Der Roſt der Politik fing ſchon an, den kriegeriſchen Stahl fleckig zu machen. Gradſinn und krumme Wege ziehen neben einander her, Grobheit und Schmeichelei begegnen ſich. Die Hofleute haben ſchon die Witterung des achtzehnten Jahrhunderts, und wiſſen, wo der Haſe im Pfeffer liegt. Verſtand gewahren wir genug; aber nicht Geiſt, nicht Witz, noch Bildung. Die beiden Studenten, Hamlet und Horatio, ſind Orakel, und ihre Gelehrſamkeit wird angeſtaunt. Der Scherz iſt etwas plump und unzüchtig; die Sylbenſtecherei gehört zu den Turnierübungen der ſchönen Geiſter jener Zeit. Das Volk iſt ſtörrig — »Ihr falſchen Dänenhunde,« ſagt die Königin.

Der König hat ſeinen Bruder ermordet, deſſen Wittwe geheirathet und ſich die Krone aufgeſetzt. Er iſt verſchloſſen, wir können ihm nicht in die Bruſt ſehen; aber es ſcheint, er iſt der Königin ernſtlich zugethan und wir dürfen glauben, daß ſeine Liebe älter ſey, als ſein Ehrgeiz und ſein Verbrechen. Er hat es begangen, er hat ſich den unterirdiſchen Mächten verkauft; doch ſeine Rechnung iſt ihm klar, er weiß, was er ausgegeben, und auch, was er eingenommen. Der König gleicht allen Böſewichtern Shakſpeare's, die, es in guter hausbackenen Meinung zu ſagen, der Sittlichkeit gar nicht heilſam ſind. Man kann Shakſpeare's Böſewichtern nicht recht gram werden; ſie ſind nicht ſchlimm für eigene Rechnung allein, ſie bilden Gattung, ſie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirne, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menſchheit, das nicht verantwortlich iſt für den Inhalt, den es anzeigt. Der König, nach ſeiner großen Schuld, thut nicht mehr Böſes, als nöthig iſt zu ihrer Benutzung und ſeiner Sicherheit, und er thut es nicht eher, als bis der Gebrauch und ſeine Gefahr ganz nahe gekommen. Selbſt arg, quält ihn doch der Argwohn nicht. Er iſt ſehr nachſichtig, ſehr langmüthig gegen Hamlet, deſſen wahre Stimmung er, und er allein durchſchaut, ſobald er ihn nur einmal unbemerkt beobachtet. Er iſt ein vornehmer Geiſt, dem ſein untergebenes Gewiſſen, nur in der ſtillſten Zurückgezogenheit, vertraulich nahen darf. Einmal, da es ihn überraſcht, und er ſeine ſtarken Kniee vor Gott beugt, ſind wir bewegt und es ſchmerzt uns, daß ihm das Beten nicht gelingt, und daß ihm die Schuld leichter fiel, als die Buße. Er iſt ein ſtattlicher Herr, Ehrfurcht gebietend, und dabei ſtaatsklug, beredſam und freundlich. Er behandelt den alten, unbrauchbar gewordenen Polonius, mit ſchonender Achtung, Laertes und die übrigen Hofleute, mit einſchmeichelnder Aufmerkſamkeit. Er iſt zechluſtig, wie ſein Land; er iſt es aus Neigung und zeigt es aus Politik. Er hat eine bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart, die er nie verliert. Wenn er Hamlet's Schauſpiel plötzlich verließ, geſchah es nicht, weil er ſeine innere Bewegung nicht bemeiſtern konnte; denn wäre das, wäre er gleich nach der Pantomime aufgebrochen, die doch als der erſte Eindruck ihn am meiſten überraſchen mußte. Er entfernt ſich nur, ſich zu retten, denn er fürchtet, das Spiel könnte ernſthaft endigen und auf Hamlet's peinliches Gericht, möchte gleich die Hinrichtung folgen. Darin verkannte er Hamlet; er bedachte nicht, daß ein ſtarker Mann, der einmal feſt beſchloſſenen That, nie eine Drohung vorausſchickt. Die ruhige Haltung und ſenigliche Würde verläßt ihn nicht, als Laertes an der Spitze, einer empörten Rotte in den Pallaſt dringt; nicht als Hamlet unerwartet von ſeiner Seereiſe zurückkehrt und den Plan vereitelt, nicht als die Königin vergiftet niederſinkt, deren Ohnmacht er für Nervenſchwäche vor Blut erklärt; ſelbſt nicht, als er ſelbſt unheilbar hinfällt — er verbirgt die Gefahr und ſendet nach Hülfe. In dieſem letzten, fürchterlichen Augenblicke, am Rande des Todes, verläßt der König den Menſchen nicht, dankbar, für die von ihm erhaltenen Opfer. Er begleitet ihn hinüber in die andere Welt, hinauf zu jenem ewigen Richter, ihn dort zu vertheidigen. Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde den Menſchen verzeihen, was der König begangen; war es ein Verbrechen König zu ſeyn, war es nicht ſeines, ſondern das ſeines Volks.

Die Königin iſt ſchwach, ſie iſt Hamlet's Mutter. Ihr Theil an dem Verbrechen bleibt zweifelhaft; ſie iſt Hehlerin, kauft wohlfeil geſtohlenes Gut und fragt nicht, ob ein Diebſtahl geſchehen. Des Königs männliche Art hat ſie überwältigt; ihres Sohnes Gewiſſens-Lampe, erſt um Mitternacht angezündet, brennt nicht bis zum Morgen, und ſie erwacht mit den Sünden des vorigen Tages.

Fortinbras und Laertes, Hamlet's Altersgenoſſen, hat der Dichter, mit bedächtiger Kunſt, dem Königsſohne zur Seite geſtellt, daß ſie Licht werfen auf ſeine Schatten. Fortinbras ſtreckt mit ſchöner Keckheit ſeine Hand aus nach Hamlet's künftigem Erbgut, und als er ertappt wird, wendet er ſich ruhig zu eines Andern Taſche. Er trommelt, wie zum Spotte, in Hamlet's ſtillen Schlaf, und als dieſer ausgeträumt und ſtirbt, iſt er auf der Stelle wieder da, bei hellem Tage den Thron zu beſteigen, zu dem er früher im Dunkeln hat hinaufſchleichen wollen. Laertes, der leichtgeſinnte Jüngling, verläßt im Fluge das liederliche Paris, den Tod ſeines Vaters zu rächen, und iſt ſehr bereit, ſich die Zinſen ſeiner Ungeduld mit einer Krone bezahlt zu machen — und der ernſte tugendhafte Hamlet, dem man auch einen Vater gemordet, kommt, ganz entkönigt, geſchlichen von dem keuſchen Wittenberg her, und ſchleicht fort, und träumt und beſinnt ſich, und vollbringt nichts. Mit Laertes lauter Trauer um Ophelia, ſucht er zu wetteifern; ſeinen ſtillen Schmerz um ſie, theilt er nicht.

Horatio hat auch in Wittenberg ſtudiert, und kam mit ſtarkem Geiſte und ſchwachem Fleiſche von dort zurück. Er iſt ein ganzer Lateiner geworden, und weiß zu erzählen von Rom und dem großen Cäſar. Die jungen Hofleute werden ſich wohl im Stillen über ihn luſtig gemacht haben. Da Hamlet umkommt, ſagt Horatio: er wäre kein Däne, ſondern ein alter Römer, und er wolle ſeinem Herrn und Freunde in den Tod nachfolgen; aber er läßt es ſchön bleiben. Hamlet brauchte ſeinen Vertrauten nicht zu wählen; die Natur ſelbſt hat ihm Horatio angetraut.

Polonius war in ſeiner Jugend ein kluger Kopf. Dem alten Manne iſt ſein Verſtand zu ſchwer geworden, und er kann ihn nicht mehr aus der Scheide bringen. Er trägt ihn gern zur Schau, als könnte er ihn noch führen, und er freut ſich der oft geprüften Waffe. Nur unzeitiger Spott kann den Greis lächerlich finden. Auf Liebe, Wahnſinn und Schwärmerei, verſteht er ſich zwar nicht viel; denn dieſe Krankheitsfälle ſind ihm in ſeiner Hofpraxis noch nicht vorgekommen. Doch verſteht er ſich auch nicht auf geheime Tücke und er ließe ſich für die Biederkeit ſeines Königs todt ſchlagen. Die ſchöne Erfahrung, die das Alter verſchafft, beſitzt er im hohen Grade. Er giebt ſeinem Sohne ganz vortreffliche Reiſeregeln; er iſt ein liebender Vater und gar nicht grämlich, wie es alte Leute ſind. Seiner Tochter macht er zwar ernſte, doch zugleich milde und freundliche Vorſtellungen über ihren Umgang mit Hamlet, und der Ehrgeiz verleitet ihn nicht, ein Verhältniß zu unterhalten, das ſeiner Staatsdienerpflicht als unſchicklich erſcheint. Und doch wäre dieſes Verhältniß nicht ohne Hoffnung geweſen; denn wie man von der Königin erfährt, hatte ſie eine Verbindung zwiſchen Hamlet und Ophelia in ihren Gedanken. Polonius iſt ein treuer Diener ſeines Herrn, ein Biedermann und kein gemeiner Höfling. Wenn er Hamlet's launiſcher Meteorologie ſchmeichelt, ſo geſchieht es nicht aus alberner Kriecherei, ſondern weil er den Spötter für toll hält. Wir freuen uns, daß der gute alte Mann ſtirbt, und daß er den Untergang des Königshauſes und ſeines eigenen nicht ſieht.

Ophelia iſt gut und auch beſchränkt wie ein Bürgermädchen; der Hof hat ſie nicht verdorben und nicht verfeinert. Hamlet verführte ſie und ſie bemerkte nicht eher, was ſie verloren, bis ſie mit dem Mörder ihres Vaters es unerſetzlich verloren. Zum Glück für ihre Tugend, kam die Etikette der Pietät, die Politik der Moral zu Hülfe. Sie verliert die Vernunft und das Leben, und weiß nicht worüber. Die Kleine ſtand gerade in einem Fußtritte des weit dahinſchreitenden Schickſals; die Eiche, die der Sturm brach, fiel um und legte das Veilchen nieder.

Iſt der Geiſt wirklich ſo erhaben, als er ſchon oft geſchildert worden? Er tritt geharniſcht auf; aber, wie mir ſcheint, iſt nur ſeine Hülle umpanzert, ſeine innere Seele aber iſt weich und blos. Die Familienähnlichkeit zwiſchen ihm und ſeinem Sohne Hamlet, iſt gar nicht zu verkennen. Er iſt ein ſchwacher, philoſophiſcher, geflügelter Geiſt, der in der Luft zu Hauſe iſt. Weſen ſolcher Art, ſingen wie die Vögel, deren Ton kein Wort zum Körper hat. Hamlet's Vater ſpricht gern, viel und kunſtredneriſch; man könnte glauben, einen verklärten Schauſpieler zu hören. Die Zeit, die ihm zum Herumwandern verſtattet, iſt ſo ſehr kurz, und er verliert ſie faſt unbenutzt. Statt mit dem Wichtigſten, mit den Thatſachen, mit ſeiner Ermordung anzufangen, erzählt er zuerſt von ſeinen Höllenqualen, und zeigt die größte Luſt, eine große dichteriſche Schilderung davon zu machen. Er will einen regelmäßigen Klimax beobachten, und mit dem fürchterlichſten, mit dem Brudermorde endigen; das iſt aber hier ein Fehler. Das Schauerlichſte an einem Geiſte iſt, daß er erſcheint und ſpricht; was er thut und ſagt, und wäre es das Schrecklichſte, iſt noch dem Andern Kinderei. Auch ſcheint der Geiſt in jener Welt ſeine Menſchenkenntniß nicht verbeſſert zu haben, ſonſt hätte er jeden Andern, eher als Hamlet, zum Vollſtrecker der Rache gewählt. Vielleicht war das auch gar nicht die Abſicht ſeiner Erſcheinung. Er wanderte auf gut Glück umher, ſich einen Rächer zu ſuchen; unglücklicher Weiſe aber war am ganzen Hofe Hamlet das einzige Sonntagskind. Der Geiſt iſt ſo beſorgt, Horatio und die andern Zeugen ſchwören zu laſſen, daß ſie nicht reden wollten von dem, was ſie geſehen; verſäumt aber, was viel nöthiger war, ſeinem Sohne Verſchwiegenheit zu empfehlen. Dieſer plaudert und verplaudert alles, und vereitelt dadurch den Wunſch ſeines Vaters und ſein eigenes Vorhaben. Der König kommt zwar endlich um, doch wird er nicht gerichtet als der Mörder ſeines Bruders, ſondern als der Mörder ſeines Neffen. Der alte Maulwurf war blind.

In dieſes Land, an dieſen Hof, unter dieſe Menſchen kommt Hamlet, ganz warm, von Wittenberg zurück, erkältet ſich augenblicklich und gewinnt den Schnupfen, an dem zarte Seelen ſo ſehr oft leiden. Aus dem Treibhauſe der Schule wird er in die freie Welt geſetzt, und verkümmert. Ein Königsſohn, zu Krieg und Jagd erzogen, übte er ſich in Wittenberg wilde Theſes zu beſtreiten und haſenfüßige Sophismen aufzutreiben. Zwar wird die ſchwere deutſche Philoſophie zur Grazie in dem geiſtreichen Fürſtenſohne; aber deſto ſchlimmer — die geſchmeidige, dringt in die feinſten Adern des Lebens und hemmt den Lauf des fröhlichen Blutes, während die plumpe, nur die großen Wege verſperrt. Das einzige, was er von der hohen Schule Brauchbares für das niedere Leben mitgebracht, ſeine Fechtkunſt, auf die er ſo eitel iſt, gereicht ihm zum Verderben. Er iſt weitſichtig, ſieht ganz deutlich die Gefahr, die ihm im fernen England droht; aber er ſieht nicht die ſcharf geſchliffene Degenſpitze, die nur einen Finger weit von ſeinen Augen blinkt. Hamlet iſt ein Feiertags-Menſch, ganz unverträglich mit dieſer Werkeltags-Erde. Er verſpottet das eitele Treiben der Menſchen, und dieſe tadeln ſeinen eiteln Müſſiggang. Ein Nachtwächter, beobachtet und verkündet er die Zeit, wenn Andere ſchlafen und nichts von ihr wiſſen wollen, und ſchläft, während Andere wachen und geſchäftig ſind. Wie ein Fichtianer, denkt er nichts, als ich bin ich, und thut nichts, als ſein Ich ſetzen. Er lebt in Worten, und führt, als Hiſtoriograph ſeines Lebens, ein Schreibbuch in der Taſche. Ganz Empfindung, verbrennt ihn das Herz, das ihn erwärmen ſollte. Er kennt die Menſchheit, die Menſchen ſind ihm fremd. Er iſt zu ſehr Philoſoph, um zu lieben und zu haſſen. Die Menſchen kann er nicht lieben, den Menſchen kann er nicht haſſen; darum iſt er ohne Theilnahme für ſeine Freunde, und ohne Widerſtand gegen ſeine Feinde. Muth, dieſer Bürge der Unſterblichkeit — wer hätte Muth, wenn er ſich nicht unſterblich glaubte? — er hat ihn nicht, der Königsſohn. Weil er in jedem Menſchen das übergewaltige Menſchenvolk erkennt, iſt er furchtſam, was Andere nicht ſind, die, mit ihren kleinen Augen, im Einzelnen nur den Einzelnen ſehen. In der Schuld ſeiner Mutter, ſieht er die Gebrechlichkeit des Weibes, in dem Verbrechen ſeines Oheims, die lächelnde Schurkerei der Welt. Soll er ihn wagen, dieſen tollkühnen Streit? Er zittert. Ihm fehlt nicht der Muth des Geiſtes, den ein tapferes Heer von Gedanken umgiebt, ihm fehlt der Muth des Herzens, für das nur das eigene Blut kämpft. Darum iſt er kühn in Entwürfen und feige ſie auszuführen. Zum Uebermaße des Verderbens kennt ſich Hamlet ſehr gut, und zu ſeiner unſeligen Schwäche geſellt ſich das Bewußtſeyn derſelben, das ihn noch mehr entmuthigt.

Hamlet iſt ein Todesphiloſoph, ein Nachtgelehrter. Sind die Nächte dunkel, ſteht er unentſchloſſen, unbeweglich da; ſind ſie hell, iſt es immer nur eine Monduhr, die ihm den Schatten der Stunde zeigt, er handelt ungelegen und geht irre, im trügeriſchen Lichte. Das Leben iſt ihm ein Grab, die Welt ein Kirchhof. Darum iſt der Kirchhof ſeine Welt, da iſt ſein Reich, da iſt er Herr. Wie liebenswürdig erſcheint er dort! Ueberall betrübt, da iſt er heiter; überall dunkel, da iſt er klar; überall verſtört, da iſt er ruhig. Wie treffend, geiſtreich und witzig zeigt er ſich dort. Sonſt betrübend durch ſeine Todesgedanken, wird er uns tröſtlich zwiſchen Gräbern. Indem er das Leben als einen Traum verſpottet, ſpottet er den Tod auch zu nichts. Da iſt er nicht ſchwach — wer iſt ſtark im Angeſichte des Todes? Da endigt alle Kraft, aller Werth, da hört alle Berechnung, alle Schätzung, alle Verachtung, jede Vergleichung auf. Da darf Hamlet ungeſcholten den Befehl ſeines Vaters vergeſſen, da braucht er deſſen Tod nicht zu rächen. Soll er einen Verbrecher, der in den letzten Zügen einer Krankheit liegt, auf das Blutgerüſt ſchleppen? Wie grauſam! Umbringen im Angeſichte des Todes — wie lächerlich, welch eine kindiſche Ungeduld! Es iſt, als ginge eine Schnecke dem kommenden Winde entgegen.

In dieſer ſchnöden Welt, muß die Tugend Gewalt haben, um Macht zu haben, anmaßend ſeyn, der Anmaßung zu begegnen und mit den

Waffen der Hölle für den Himmel kämpfen. Hamlets Tugend, hat keine Tüchtigkeit. Ein ſo zarter Jüngling, mit ſeinem ewig jungen Herzen, kann in keinem Königshauſe gedeihen, wo man alt geboren wird. Hamlet hat den Adelſtolz der hochgeborenen Seelen, und er kann ſich zu keiner niedrigen Natur herablaſſen. Geiſtreich und feingeſittet, wird es ihm nicht behagen in einem betrunkenen Lande. Zeigt er ſich trüb geſtimmt und ſchwärmeriſch, wird er verachtet und verſpottet werden; wenn heiter, wird er ſelbſt ein Spötter ſeyn, was keiner ungeſtraft iſt, an einem Fürſten aber, dem gleiche Waffe ſich nicht offen entgegenſetzen darf, ſich im Verborgenen am gefährlichſten rächt. Hamlet tadelt die Zechluſtigkeit des Hofes, macht Polonius geſchäftige Dienertreue lächerlich und verhöhnt die elende Kriecherei der Höflinge. Sein Oheim iſt ihm unleidlich und er würde ihn haſſen, auch wenn er nicht der Mörder ſeines Vaters wäre. Der Geiſt ohne Character, ſteht dem Character ohne Geiſt, und jener dieſem, immer feindlich gegenüber. Hamlet fühlt ſich überwältigt, von der ſtillen, ruhigen Machtgebietenden Art des Königs. Er weiß recht gut, daß es nur eitele Fechterkünſte ſind, die ihn abhalten; aber er kann ihnen nicht begegnen, er ſelbſt hat dieſe Künſte nicht geübt und dieſes giebt ihm jenen heftigen Groll, der ſelbſtbewußte Schwäche immer begleitet. Dem Könige gegenüber, iſt er blöde und verlegen und aus dem ganzen Heere von Hohn und Haß, daß ſich um ſein Herz gelagert, tritt ſelten eines jener großen Worte hervor, deren Hamlet ſo viele zählt, den friedlichen König herauszufordern. Wie froh wird Hamlet ſeyn, wenn er erfährt, daß ſein Oheim ein Böſewicht iſt; wie wird er ſich erleichtert fühlen, wenn ſein Haß einen Grund bekommen, wenn ſeine Abneigung ihm zur Pflicht geworden! Der Mord des Vaters iſt nicht Hamlets Schmerz, er iſt nur das Gefäß ſeiner Leiden; jetzt faßt er, was ihn quält. Unglücklich wäre er immer geweſen.

Der Tod des Vaters ruft Hamlet zurück, die Heirath der Mutter bekommt er drein in ſeine Trauer. Hamlet weiß beſſer als Einer, beſſer als etwas, daß Menſchen ſterblich ſind. Aber, daß auch Empfindungen ſterblich ſind, die der Jüngling für ewig hielt, daß eine Liebe endigen, man zweimal lieben und von einer edlen Liebe, zu einer gemeinen herabſteigen könne — das überraſcht ihn ſchmerzlich, das verwirrt ihn, für dieſe neue Erfahrung, iſt ſelbſt ſein weiter Kreis der Troſtloſigkeit zu eng. Hamlets Einbildungskraft iſt kühn, ſie wirft alles vor ſich nieder. Sein Oheim hat eine Krone empfangen aus den Händen ſeiner Mutter — er hat Vortheil gezogen von dem Tode ſeines Vaters — er hat dieſen todt gewünſcht — er hat ſeinen Bruder ermordet. Das ahnete Hamlet, ehe es ihm der Geiſt entdeckt. Dieſer erſcheint, ſagt laut, was ſich der Sohn leiſe geſagt, und fordert ihn zur Rache auf. Hamlet entſetzt ſich — nicht über den Mord; er entſetzt ſich, daß er ihn rächen ſoll. Nur auf freies Denken und Fühlen angewieſen, ſoll er nachdenken und handeln; die Natur hat ihn durchſichtig geſchaffen und er ſoll auf Liſte ſinnen und ſie verdecken; er iſt zum Dulden geboren und man erwartet Thaten von ihm. So geklemmt zwiſchen dem heiligen Gebote ſeines Vaters und den ſtrengen Verboten ſeiner Natur, wird er bald hier fort, bald dort zurückgeſtoßen, verliert alle freie Bewegung, und ſo ſehen wir ihn hingeſchleppt, von Entwürfen, die ſeiner Ohnmacht ſpotten, von Verſuchen, die ihm mislingen, von großen Worten, die ihn lächerlich und kleinen Handlungen, die ihn verächtlich machen — und ſo ſehen wir ihn endlich in einem gemeinen Handgemenge ſchimpflich umkommen und Alle, die ihn umgeben, nicht den Schlägen, nein, einer Schlägerei des Schickſals unterliegen.

Die fürchterliche Stunde iſt da, wo Hamlet den Geiſt ſeines Vaters ſehen ſoll. Und hätte er tauſend Seelen, ſie dürften ſich nicht bewegen; und hätte er tauſend Herzen, ſie müßten ſtill ſtehen und horchen. Aber in dieſer Bangigkeit, wo wir ſelbſt, gleichgültige Hörer eines Mährchens, taubes Ohr, blindes Auge ſind — was thut Hamlet? Er füllt die Erwartung mit unnützem Werg aus. Er hält eine anthropologiſche Vorleſung, ſpricht, wie ein Prediger, von häßlichen Gewohnheiten, welche die ſauberſten Tugenden beſchmutzen, und ſtellt nüchterne Betrachtungen über das zu viele Trinken an. Der Geiſt ſchreckt ihn auf, er hatte ihn ſchon ganz vergeſſen. Der Geiſt ſpricht Feuerworte, Hamlet brennt — es iſt Zunder. Eine Minute, und er iſt verglommen und die Aſche ſeiner Begeiſterung fliegt in den Wind. Er will raſch ſeyn zur ſchönen That, er möchte fliegen, der Rückweg zum Pallaſte iſt ihm um eine Welt zu lang. Aber, noch hat er keinen Schritt gethan, und er hat ſchon Mittel gefunden, die Rache mit ſeiner Bedächtigkeit, die Pflicht mit ſeiner Schwäche zu vereinigen. Er will mit Witz anfangen, was nur der Verſtand unternehmen, nur der Muth vollführen kann. Er will es fein machen, will politiſch ſeyn, ſich toll ſtellen. Was denkt er ſich dabei? Soll ihm die Tollheit den Zutritt zum Könige erleichtern? Sie wird ihn nur erſchweren. Soll ſie den König einſchläfern? Sie wird ihn nur wachſamer machen. Will er ſeine Schwermuth vermummen? Er ſoll ſie heilen, er ſoll ſie rächen. *Stellt* ſich Hamlet toll? Er iſt es. Es giebt Wahnſinnige, die lichte Zeiten, es giebt Andere, die lichte Räume haben, in welche ſie zu jeder Zeit ſich ſtellen, und von dort aus ihren eigenen Wahnſinn beobachten können. Zu den leztern gehört Hamlet. Er glaubt mit ſeinem Wahnſinne zu ſpielen, und dieſer ſpielt mit ihm.

Hamlet beginnt ſein tolles Spiel, und prüft deſſen Wirkſamkeit zuerſt an der Unſchuldigſten in ſeinem Kreiſe, an der liebend-gläubigen Ophelia. Es iſt eine unbeſchreibliche Häßlichkeit in dieſem Betragen. Er hätte das gute Mädchen eher zur Vertrauten, als zur Hülle ſeines Geheimniſſes machen ſollen. Hamlets Verwirrtheit wird bemerkt, der aufmerkſame König ſchickt Roſenkranz und Güldenſtern, des Prinzen Jugendfreunde, hinter ihn, den Grund ſeines Trübſinns zu erſpähen. Hamlet iſt eitel; er verſtellt ſich, will aber zugleich ſeinen klugen Kopf zeigen und merken laſſen, daß er ſich verſtellt. Er läßt ſich nicht ausforſchen, bekennt aber, daß er ein Geheimniß habe. Die Spione müſſen zwar unverrichteter Sache abziehen, aber nur, weil ſie Höflinge ſind, die ſich auf Schwärmereien nicht verſtehen. Hamlet beharrt in ſeiner ſchmählichen Unthätigkeit, ſtatt anzugreifen, verſchanzt er ſich gegen Angriffe. Wenn auch Menſch und Sohn, durfte er darüber den Fürſten nicht vergeſſen; er mußte in dem Mörder ſeines Vaters auch den Mörder ſeiner Krone beſtrafen. Nicht meuchelmörderiſch ſoll er den König tödten, er ſoll das Verbrechen laut verkündigen und ſich an die Spitze des Volks ſtellen, das ja, wie Laertes Beiſpiel gezeigt, dem Könige ſo ungewogen und ſo leicht zu lenken iſt. Aber Hamlet geht umher, wie Hans der Träumer. Da werden ihm die Schauſpieler gemeldet; er wacht auf, er lebt wieder. Auf die Kunſt verſteht er ſich, er liebt ſie. Einer der Comödianten trägt etwas vor von Hekuba; er redet ſich in das Zeug hinein und wird blaß und weint. Hamlet fühlt ſich beſchämt, überhäuft ſich mit Scheltreden und betrinkt ſich in Worten um Muth zu bekommen. Es dauert nicht lange und er redet ſich wieder in Zweifel, um die That verſchieben zu dürfen. Vielleicht hat ihn ein tückiſcher Geiſt betrogen, vielleicht iſt ſein Oheim unſchuldig. Er will ihn prüfen durch pſychologiſche Mittel, er will einen chemiſchen Verſuch anſtellen, die Schauſpieler ſollen des Königs ächte Farbe darthun. Er giebt ihnen ein Stück auf, worin ein Mord dargeſtellt wird, er macht ſelbſt Verſe dazu, und mehr als für ſeinen Vater zeigt er ſich beſorgt, daß ihm die Schauſpieler durch ſchlechten Vortrag ſeine ſchönen Verſe verunzieren möchten. Er unterrichtet ſie, mit einer Ruhe, mit ſolchem Bedachte und ſolcher Umſtändlichkeit, als habe er ſein gutes Auskommen und ſonſt keine Sorgen auf der Welt. Der König wird gefangen, Hamlet iſt ganz vergnügt, daß ihm ſeine Liſt gelungen; die gewonnene Erfahrung zu benutzen, daran denkt er nicht. Seine Mutter läßt ihn rufen, er geht und hält ſich lange im Vorzimmer auf; dort philoſophirt er. Er hält den ſchönen Monolog, der aber in dem Munde eines Fürſten ſich ſo häßlich ausnimmt. Das Leben iſt ihm verhaßt; aber nicht wegen der Leiden, nein, wegen der Handlungen, die es auflegt. Kein anderes Mittel ſich vor den Plagen der Welt zu ſchützen, als Flucht, Selbſtmord; der Tod ſoll die Todesfurcht heilen. Er trifft den König unbewacht, jetzt könnte er ihn tödten; aber er betet. Hamlet will grauſam ſeyn, er will ihn betrunken zur Hölle ſchicken. Jetzt ſpricht er mit ſeiner Mutter; da iſt ihm wohl und behaglich, da vertragen ſich Pflicht und

Neigung. Der Geiſt ſelbſt hat ihm Schonung aufgelegt, nur reden darf er, Dolche keine brauchen. Es rührt ſich etwas hinter dem Verhange; Hamlet hat Muth, er ſieht den Gegner nicht; er verwundet den weichen, wahrloſen Teppich und trifft Polonius, den guten alten Mann.

Hamlets Wahnſinn ſteigt; die Maske der Verſtellung, halb fällt ſie, halb läßt er ſie ſinken. Der König wird zum äußerſten gebracht, er muß ſelbſt zu Grunde gehen, oder Hamlet verderben. Da beſchließt er, ihn nach England zu ſchicken, zu ſeinem Untergange. Er giebt ihm ganz freundliche Rechenſchaft von der Nothwendigkeit ſeiner Entfernung. Hamlet iſt es gleich zufrieden, das Wörtchen nein, ſteht nicht in ſeinem Wörterbuche, er ſagt gut, und läßt ſich ſchicken. Er denkt an nichts, er entfernt ſich von allem. Auf dem Schiffe übt er ein Bubenſtück, begeht eine ſchimpfliche feige That, gegen ſeine Begleiter Guldenſtern und Roſenkranz. Dieſe jungen Leute wollten ihr Glück machen, ſie zeigten ſich dem Könige gefällig; aber ſie durchſchauen ſeine Tücke nicht und wiſſen nichts von der Botſchaft, die ſie nach England bringen. Hamlet ſchreibt wie ein Gauner falſche Briefe, ſchiebt ſie den ächten unter, und bringt ſeine Begleiter und Jugendfreunde in die Falle, die ihm ſelbſt geſtellt. Er thut es nicht aus Bosheit, nicht aus Rachſucht, er thut es nur aus Eitelkeit. Noch nie iſt ihm eine That gelungen, er will ſich einmal etwas zu Gute thun, er will ſich mit einem klugen Streiche bewirthen. Der Zufall wirft ihn nach Dänemark zurück. Ob er jetzt auf etwas ſinne, läßt er nicht errathen. Er wird zum Fechten mit Laertes eingeladen. Kaum hat er es zugeſagt, wird es ihm übel ums Herz; nur die Ahnung einer That macht ihn ſchon krank. Er wird handeln, er wird ſterben. Vorher verſöhnt er ſich mit Laertes auf eine würdige rührende Art; noch einmal taucht der edle Schwan herauf und zeigt ſich rein von dem Schmutze dieſer Erde. Hamlet ficht, wird tödtlich verwundet, und da, als er nichts mehr zu verlieren hat, als er keinen Muth mehr braucht, bringt er den König um. Es iſt die Keckheit eines Diebes, der ſchon unter dem Galgen ſteht, und Gott, die Welt, und ſeinen Richter läſtert. So endet ein edler Menſch, ein Königsſohn! Er, der Wehe über ſich gerufen, daß er geboren ward, die Welt, aus ihren Fugen wieder einzurichten, tritt, wie ein blindes Pferd, das Rad des Schickſals, bis er hinfällt und, ein armes Vieh, den Peitſchenhieben ſeiner Treiber unterliegt!

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

Man hat viel von Shakſpeares Ironie geſprochen. Vielleicht habe ich nicht recht verſtanden, was man darunter verſtanden; aber ich habe Ironie überall vergebens geſucht. Ironie iſt Beſchränktheit, — oder Beſchränkung. Für letztere war Shakſpeare zu königlich, für erſtere hatte er eine zu klare Weltanſchauung; er ſieht keinen Widerſpruch zwiſchen Seyn und Schein, er ſieht keinen Irrthum. Oft zeigt er uns lächelnd des Lebens verſtellten, doch nie ſpottend des Lebens lächerlichen Ernſt. Doch im Hamlet finde ich Ironie, und keine erquickliche. Der Dichter, der uns immer ſo freundlich belehrt, uns alle unſere Zweifel löſt, verläßt uns hier in ſchweren Bedenklichkeiten und bangen Beſorgniſſen. Nicht die Gerechten, nicht die Tugendhaften gehen unter, nein ſchlimmer, die Tugend und die Gerechtigkeit. Die Natur empört ſich gegen ihren Schöpfer und ſiegt; der Augenblick iſt Herr und nach ihm der andere Augenblick; die Unendlichkeit iſt dem Raume, die Ewigkeit iſt der Zeit unterthan. Vergebens warnt uns das eigene Herz, das Böſe ja nicht zu achten, weil es ſtark, das Gute nicht zu verſchmähen, weil es ſchwach iſt; wir glauben unſern Augen mehr. Wir ſehen, daß Wer viel geduldet, hat wenig gelebt, und wir wanken. Hamlet iſt ein chriſtliches Trauerſpiel.

Die Welt ſtaunt Shakſpeares Wunderwerke an. Warum? Iſt es denn ſo viel? Man braucht nur Genie zu haben, das Andere iſt leicht. Shakſpeare wählt den Saamen der Art, wirſt ihn hin, er keimt, ſproßt, wächſt empor, bringt Blätter und Blüthen und wenn die Früchte kommen, kommt der Dichter wieder und bricht ſie. Er hat ſich um nichts bekümmert, Luſt und Sonne ſeines Geiſtes haben alles gethan, und die Art iſt ſich treu geblieben. Aber den Hamlet ſtaune ich an. Hamlet hat keinen Weg, keine Richtung, keine Art. Man kann ihm nicht nachſehen, ihn nicht zurechtweiſen, nicht prüfen. Sich da nie zu vergeſſen! Immer daran zu denken, daß man an nichts zu denken habe! Ihn nichts und Alles ſeyn zu laſſen! Ihn immer handeln und nichts thun, immer ſich bewegen und nie fortkommen zu laſſen! Ihn immer ſich, als Kreiſel drehen laſſen, ohne daß er ausweiche! Das war ſchwer. Und Shakſpeare iſt ein Britte! Hätte ein Deutſcher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutſcher, brauchte nur eine ſchöne leſerliche Hand dazu. Er ſchreibt ſich ab, und Hamlet iſt fertig.

* * *

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

III.

Vermiſchte Aufſätze. Erzählungen.
Reiſen.

Erſte Abtheilung.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Dritter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Druck der Campeſchen Officin in Nürnberg.

Inhalt.

Seite

Bemerkungen über Sprache und Styl 1

Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens. 1823 13

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des ſechſten Zinsthalers in Deutſchland. Eine Novelle 32

Die Göttinger Unruhen. 1818 47

Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik. 1826 51

Schüchterne Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen. 1818 68

Monographie der deutſchen Poſtſchnecke. 1821 78

Ankündigung der Wage. 1818 119

Vorwort zur zweiten Auflage der Wage. 1819 145

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt. 1819 148

Der Roman 163

Altes Wiſſen, neues Leben 180

Der Janus-Tempel 208

Die Kraniche des Ibykus 225

Die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden 231

Ueber den Umgang mit Menſchen 236

Ueber das Schmollen der Weiber 245

Der Gott in Hoflingen 251

Vorwort.

Man wird in dieſem und in dem folgenden Theile meiner geſammelten Schriften, Aufſätze politiſchen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem ſie geſchrieben worden. Dieſes iſt aber nicht geſchehen, um ihr Alter, ſondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie ſind noch ganz ſo blank, als wären ſie erſt geſtern aus der Gedanken-Münze gekommen. Denn politiſche Wahrheit, geht in Deutſchland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beſchmuzt und vergriffen — nein, ſie liegt ruhig und ſauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird und wo man jung ſtirbt! Mit der

Weisheit unſerer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unſerer Großväter laſſen wir unvermehrt zurück. Wir ſind eiſernes Vieh, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie ſie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unſere Pächter . . . . . .

I.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politiſchen Blattes, ſo glücklich, unter der pädagogiſchen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Zenſors zu ſtehen. Ich war damals, was ſich von ſelbſt verſteht, jünger als jezt, ſtand in den Flegeljahren der Schriftſtellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieſer glücklichen Gemüthsſtimmung ließ ich drucken: «die Engländer ſind Spitzbuben.» Der Herr Polizeidirector ſtrich ganz gelaſſen dieſen Satz aus der Weltgeſchichte, und bemerkte mir freundſchaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht ſchade, daß ich meinen Geiſt nicht auf etwas Solides legte. Sehr beſchäftigt wie er war, wartete er nicht erſt meine Erkundigung ab, was er unter Solides verſtehe, ſondern fügte von ſelbſt hinzu: in der deutſchen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einerndten könnte. Ich erwiederte hierauf: dieſes Feld wäre allerdings ſo angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jezt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an ſeine Spaziergänge oder ſonſtige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Unterſuchungen über die deutſche Sprache beſchäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen ſollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Zenſurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirector: das iſt unſere Sorge; Sie aber ſollten Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er ſagte: Sie aber ſollten Ihre glückliche Sorgenloſigkeit gehörig benutzen, über unſere Mutterſprache Forſchungen anzuſtellen. Beatus ille qui procul negotiis — ſezte er mit klaſſiſcher Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich ſatyriſch. Aber er hörte dieſe Frage nicht, oder wollte ſie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederſchrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war. Indeſſen verſprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernſtlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich ſuchte, habe ich bis jezt nicht entdeckt. Was heißt Styl? Büffon ſagte: le Style c'est l'homme. Büffon hatte einen ſchönen und glänzenden Styl, und es war alſo ſein Vortheil, dieſen Satz geltend zu machen. Iſt aber der Satz richtig? Kann man ſagen: wie der Styl ſo der Menſch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl ſo das Buch — wäre falſch, denn es giebt vortreffliche Werke, welche in einem ſchlechten Style geſchrieben ſind. Doch die Behauptung: der Menſch iſt wie ſein Buch, — iſt noch falſcher, und die Erfahrung ſpricht täglich dagegen. Der eine dichtet die zarteſten Lieder, und iſt der erſte Grobian von Deutſchland; der Andere macht Luſtſpiele, und iſt ein trübſinniger Menſch; der dritte iſt ein fröhlicher Knabe, und ſchreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, ſchrieb ſeinen Prinzen, ſo daß er alle rechtſchaffene Pſychologen in Verlegenheit und in ſolche Verwirrung gebracht, daß ſie gar nicht mehr wußten was ſie ſprachen, und ſie behaupteten, Machiavelli habe eine politiſche Satyre geſchrieben. Was heißt alſo Styl? Wie geſagt, ich weiß es nicht, und ich wünſche ſehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftſtellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darſtellung von dem Dargeſtellten, den Ausdruck von dem Gedanken ſondern. Aber dieſes wird zu oft mit einander verwechſelt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterſchieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteriſtiſche des Styls. Man kann ſehr ſchön ſchreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne ſchön zu ſchreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge ſchließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Geſicht mit ausgeſprochenen Zügen ſelten ein ſchönes, und ein Mann von Charakter ſelten ein liebenswürdiger iſt. Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, ſondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftſtellers mehr vom Charakter als vom Geiſte, mehr von ſeiner ſittlichen, als von ſeiner philoſophiſchen oder Kunſtanſchauung des Lebens ab. Cicero ſchreibt vortreflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäſar. Die Franzoſen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich ſchreibt, ſchreibt wie die guten franzöſiſchen Schriftſteller, oder ſchreibt ſchlecht. Vergleicht man Rouſſeau mit Voltaire, ſo findet man zwar beider Styl ſehr von einander verſchieden; doch ſind ſie es nur ſo lange, als ſich beider Anſichten von einander unterſcheiden. Wo Rouſſeau denkt wie Voltaire, ſchreibt er auch wie er. Die deutſche Sprache hat — der Himmel ſey dafür geprieſen — keinen Styl, ſondern alle mögliche Freiheit, und dennoch giebt es ſo wenige deutſche Schriftſteller, die das ſchöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weiſe darzuſtellen, zu ihrem Vortheile benutzten! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht iſt Leſſing der Einzige, von dem man beſtimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: woher kommt es, daß ſo viele deutſche Schriftſteller ſo ſehr ſchlecht ſchreiben? Vielleicht kommt es daher, weil ſie ſich keine Mühe geben, und ſie geben ſich keine Mühe, weil ſie, als Deutſche treu und ehrlich, ſich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie anſehen, den Ausdruck ſchöner zu machen als der Gedanke iſt. Entſpringt die Vernachläßigung des Styls aus dieſer Quelle, ſo iſt zwar die gute Geſinnung zu loben; doch iſt die Sittlichkeit, von der man ſich dabei leiten läßt, eine falſche. Wie man ſagt: der Gedanke ſchafft den Ausdruck, kann man auch ſagen, der Ausdruck ſchafft den Gedanken. Worte ſind nichtswerthe Muſcheln, in welchen ſich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man ſoll darum die Muſcheln nicht verſchmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man ſelten. Der geiſtreiche Schriftſteller unterſcheidet ſich von dem geiſtarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, ſchon vorhandene Ideen, deren Daſeyn jener gar nicht merkt, aufzufaſſen und ſich anzueignen vermag; aber neue ſchafft er nicht. Der menſchliche Geiſt müßte eine ungeheure Umwälzung, eine ſolche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis ſeiner Wirkſamkeit ſich bedeutend erweitern ſollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menſchheit erlitten, war das Chriſtenthum, und doch kann man nicht ſagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd geweſen. Freilich erklärt ſich dieſes dadurch, daß auch ſchon vor Chriſtus chriſtliche Weltanſchauung, wenn auch nicht in ſolcher Ausbreitung als jetzt, geherrſcht hat. Kann aber der Schriftſteller keine neue Ideen ſchaffen, ſo vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Geſtalt iſt, welche in der Weſenkette ein Geſchöpf über das andere ſtellt, ſo wird auch der ewige, ungeborne Gedanke, durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck, edler oder gemeiner dargeſtellt — und der Pflegevater iſt auch ein Vater.

Die ſchlechte Schreibart, die man bei vielen deutſchen Schriftſtellern findet, iſt etwas ſehr Verderbliches. In Büchern iſt der Schaden, den ein vernachläßigter Styl verurſacht, geringer und verzeiblicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von Solchen geleſen, die eine umſchloſſene oder geſicherte Bildung haben, und der ſittliche und wiſſenſchaftliche Werth dieſer Werke kann ihren Kunſtmangel vergüten. Zeitſchriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks ſeine Bildung, wenigſtens ſeine Fortbildung ſchöpft, ſchaden ungemein, wenn ſie in einem ſchlechten Style geſchrieben ſind. Die wenigſten deutſchen Zeitſchriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es iſt aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von ſolcher Art iſt, daß ſie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtſamkeit geſchrieben hätten, die zu befolgen Pflicht iſt, ſobald man vor dreißig Millionen Menſchen ſpricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunſttalent müſſe angeboren ſeyn. Dieſes iſt aber nur in einem beſchränkten Sinne wahr, und giebt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, ſo iſt es das des Styls. Man nehme ſich nur vor, nicht alles gleich niederzuſchreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu laſſen, wie man es niedergeſchrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich ſehr lächerlich) iſt das Ueberſetzen, beſonders aus alten Sprachen. Ich meinerſeits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Ueberſetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutſchen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, ſondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateiniſchen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutſchen wieder geben könne, ich ließ mich aber nicht abſchrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu überſetzen ſey, und erſt am neunten kritiſchen Tag fand ich das richtige Wort. Mehrere deutſche Journaliſten werden es einſt bereuen, daß ſie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbeſſerung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römiſchen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei herausſprechen darf, iſt man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die ſchönſten Stellen des Tacitus ſind, wo er von der alten Freiheit ſpricht, weil er dieſes verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiſer, aber doch unter einem Alleinherrſcher lebte. Unſere Zeit auch, verſtattet nicht, alles frei herauszuſagen, und durch dieſen Zwang befördert ſie ſehr den guten Styl. Man möchte von Conſtitution, von Spanien, von Italien ſprechen, aber es iſt verboten. Was thut ein erfinderiſcher Kopf? Statt Conſtitution ſagt er «Leibesbeſchaffenheit,» ſtatt Spanien «Iberien,» ſtatt Italien «das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen,» und gebraucht für dieſen und jenen Gedanken dieſen und jenen dichteriſchen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht verſteht. Denn darauf kommt jezt alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe was wir wollen, ſondern fühle was wir gewollt. Die deutſchen Journaliſten müſſen ſich aber eilen. Sie ſollen nicht vergeſſen, daß am 20. September 1824, Abends mit dem Glockenſchlage zwölf, die Zenſur in Deutſchland aufhört. Wenn ſie alſo bis dahin ihren Styl nicht verbeſſert, werden ſie mit ihrem ſchlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in ſo freundſchaftlichen Unterhaltungen begriffen ſind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen den Horaz zu überſetzen. Am 20. Merz 1815 kehrte Napoleon von der Inſel Elba zurück. Wir deutſchen Zeitungsſchreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die korſiſche Geißel — bewahre der Himmel! — ſondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfriſchende Nachrichten zugekommen. Ich ſchrieb hurtig einen ſchönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, ſondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu geſtehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und ſehr dumm, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geſchrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirector dennoch geſtrichen. Den andern Tag fragte ich deſſen Secretair, warum es geſchehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menſchheit Krieg führten? Dieſer antwortete mir: «Wind iſt Wind, ob er nach Oſten oder Weſten bläſt — gleichviel. Er ſoll gar nicht blaſen, wir wollen Ruhe haben.» Alſo, wie geſagt, mein Artikel wurde geſtrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er ſeine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich ſetze mich hin, und überſetze daraus die Ode: Nunc est bibendum, und bringe das naſſe Manuſcript zum Zenſiren in's Nebenzimmer, wo der Polizeidirector ſaß. Dieſer las es, und ſprach: «Charmant! Ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie die Ode recht gut überſetzt. Horaz — ja das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delicateſſe, welches attiſche Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieſes Salz ein Regal iſt!) Und welche Philoſophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!»... Als ich Horaz wegen ſeiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, ſtreckte feierlich wie ein Geſpenſt meine Rechte aus, und ſprach wie folgt: «Horaz ein wackerer Mann? der? Nun, dann ſeyd mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäſar rauben, als ich Octavius ſtehlen ſah, gab ich die römiſche Freiheit verloren — erſt dann weinte ich um ſie, als ich Horaz geleſen. Er, ein Römer, ihr Götter! und ſeine Kinderaugen haben die Freiheit geſehen — er war der erſte, der ſich am Feuer des göttlichen

Genius ſeine Suppe kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmuth ſeyn. Was ſingt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unſterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu ſcherzen, daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, ſeinen kleinen Schild «nicht gar löblich» verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirector, und doch warf er ihn weg — ſo leicht macht' er ſich zur Flucht! Und der ein wackerer Mann?».... Ich ſagte noch mehrere ſolche, theils fürchterliche, theils heidniſche Dinge. Der Polizeidirector entſetzte ſich, trat weit, weit von mir zurück, und ſah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er iſt doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Anſteckung!

II.

Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens.

(1823.)

Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademiſchen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar iſt die Jugend jedem ſchön, wo und wie ſie ihm auch vorüber gehe; aber akademiſchen Jünglingen iſt ſie es doppelt. Es iſt der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernſt begegnen, und die ſchmerzliche Wahl zwiſchen Luſt und Mühe iſt ihnen erlaſſen; die Andern aber ſtehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrſchte damals ein friſches, ſeelenvolles, höchſt bewegtes wiſſenſchaftliches Leben. Göttingen war, was es immer geweſen, was es noch iſt: der Staat des ehrwürdigen altherkömmlichen Wiſſens, ein hochgeachteter Adelſtand, reich an feſten, ſichern, unveräuſſerlichen Grundbeſitzungen. In Halle aber herrſchte mehr der bürgerliche Gewerbfleiß, die Geldwirthſchaft des Geiſtes, und die Lehre wie das Gelernte ging raſch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weiſe und gütige Sorgfalt der preußiſchen Regierung hatte einen Verein von akademiſchen Lehrern gebildet, die, ohne ſich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. **Wolf**, deſſen Ruhm nicht größer iſt, als deſſen Verdienſt, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. **Schleiermacher** lehrte die Theologie, wie ſie Socrates gelehrt hätte, wäre er ein Chriſt geweſen. In ſeinen Vorleſungen über die Ethik betrachtete er das ſittliche, das wiſſenſchaftliche und das bürgerliche Leben der Menſchen. Sein Hörſal vereinigte nicht bloß die akademiſche Jugend, ſondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Univerſitäts-Prediger, und ſeine Zuhörer wurden um ſo andächtiger, je bedächtiger ſie wurden; denn Schleiermacher ſchiffte, mit dem Compaſſe des Wiſſens verſehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, ſicherer, zweifelloſer Richtung. **Reil** war als Menſch, Lehrer der Arzeneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von anſehnlicher, Achtung gebietender Geſtalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter ſeinen Schülern, die ihn eben ſo ſehr liebten als bewunderten, ſo konnte man ſich leicht in die Akademie von Athen verſetzen. Er wußte ſeinen Kranken und deren Angehörigen ein unerſchütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermiſchte ſeine Vorleſungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köſtlichen Früchte ſeiner Forſchung waren unter Blumen verſteckt. Wer nur den erſten Stunden ſeiner halbjährlichen Vorleſungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Profeſſor der Moral oder der Aeſthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wiſſen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geiſtes ihr ſchwaches Haupt zur Erde niederſenken, und dieſes nothwendigen Naturgeſetzes ſich bewußt — äuſſerte Reil im engen Kreiſe von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchſt liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geiſtes verlieren. Um ſich gegen dieſen Verluſt zu ſchüzzen, war er immer darauf bedacht, ſich mit ſtrebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. **Horkel** hatte ſich die Lehren Cüvier's angeeignet, und brachte die Wiſſenſchaft der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geiſtreiche Art mit den unmündigen Geſchwiſtern des Menſchen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menſchlichen Organiſation an den Unvollkommenheiten der thieriſchen nach. Er war ein ſo höchſt beſcheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein ſo lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Reſultate ſeiner Forſchung die Wege und Berechnungen mitzutheilen verſäumte, über und durch welche er zu jenen Reſultaten gelangt. Endlich war es Steffens, der die akademiſche Jugend zur höchſten Begeiſterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Profeſſor der Mineralogie nach Halle berufen; ein Schüler Schellings, brachte er die Naturphiloſophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphiloſophie zu lächeln. Es hätte immer geſchehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über ſeine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphiloſophie vergeſſen, wie ſie eigennützig über den ſpendenden Herbſt den Frühling vergeſſen, welcher zugeſagt! Sie denken nicht daran, daß wenn ſie die Naturphiloſophie entbehren gelernt, dieſe ſelbſt es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß ſie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die: daß er ſie des längern Bedürfniſſes der Wohlthaten überhob. Die Naturphiloſophie iſt der Schlüſſel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüſſel für den Schatz genommen und ſtatt Gold Eiſen gefunden — der hat ſich ſelbſt anzuklagen ..... Steffens iſt ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle ſein Lehramt begann, der deutſchen Sprache, wenigſtens der deutſchen Ausſprache, noch nicht ganz mächtig. Dieſes gab ſeinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades ſo wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geſchöpft, reichte er friſch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erſt am Ufer fing er zu überlegen an.

Von ſolchen Lehrern angetrieben, ſtrömte der akademiſchen Jugend das Blut raſcher und feuriger durch alle Adern des Geiſtes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geſelliges Leben war wilder und rauher als es je geweſen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantiſch ungezogen. Sie trugen große Stiefeln, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder ſchwarzen Federn geſchmückt, je nach der Landsmannſchaft, der ſie ſich angeſchloſſen. So glichen ſie von oben römiſchen Kriegern und von unten deutſchen Poſtillionen. Brach aber aus dieſer rohen Hülle die wiſſenſchaftliche Begeiſterung hervor, ſo war ſie um ſo rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmauſe, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Geſellen über die Schellingſche Naturphiloſophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten ſie ſich über die Polaritäten verſtändigt, über den Indifferenzpunkt aber ſich entzweit. Der Eine ſagte dem Andern, er habe dumm geſprochen. Das war eine Herausforderung, und zwei Tage ſpäter floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie iſt die deutſche akademiſche Jugend ſo glücklich! Verdorren möge die erſte Hand, die dieſes ſchöne Leben beſchmutzt! Da wurde die Schlacht von Jena geſchlagen, die Franzoſen kamen, und die Univerſität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europens Heere nicht, aber den Geiſt fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Doch wolle ſich ja kein Anderer mit dieſer Sympathie brüſten! Napoleon zertrat den Geiſt nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn feſt, weil er ihn als einen Löwen hochhielt; und ſchwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verſtanden, wie viel nöthiger ſey die Füchſe, als die Löwen einzuſperren.

Reil iſt geſtorben; Wolf, Schleiermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens iſt in Breslau. Von dem leztern hat man ſeit einigen Jahren vernommen — mit Verwunderung werden die Einen, mit Schmerz werden die Andern ſagen — er habe ſich von der Naturphiloſophie «ermüdet abgewendet,» (das ſind ſeine eigenen Worte), und ſey ein Gläubiger geworden (ſo ſprachen die Andern). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erſcheinung iſt nicht neu, und ſie thut auch nicht ſo wehe. Die Irrthümer eines großen Geiſtes ſind belehrender als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn ſie den Weg verfehlen, haben ſie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geiſtreiche oder ſonſt bedeutende Männer in Deutſchland die gewohnte Lebensbahn verlaſſen, und haben eine neue betreten. Die Einen haben es im Stillen gethan, und ſich begnügt den Tempel ihres Herzens umzuweihen; die Andern mit Geräuſch, und ſind zum Katholizismus übergetreten. Es iſt wohl erſprießlich, daß wir uns über ſolche Erſcheinungen zu verſtändigen ſuchen. Zuvörderſt aber iſt hierbei eines zu beſeitigen. Man ſchämt ſich faſt davon zu ſprechen! Iſt aber hiebei etwas, deſſen man ſich zu ſchämen, ſo fällt es auf die zurück, deren kindiſchen Fehler die kindiſche Zurechtweiſung nöthig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdiſchen Vortheil gefunden, und da war man — ſoll ich ſagen ſo frech, ſoll ich ſagen ſo wahnſinnig? Ich weiß es nicht; der Irrthum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entſpringen — man war ſo unbedacht zu ſagen, den Vortheil, den ſie bei ihrer Bekehrung gefunden, hätten ſie geſucht. So wunderlich iſt der Menſch, daß er ſich bald zu den Göttern erhebt, und ſich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und ſich bald zum Viehe erniedrigt, und ſich einer Verworfenheit beſchuldigt, die außer ſeiner Natur liegt! Nie, niemals noch, hat ein Menſch ſeine Meinung ſeinem Vortheile aufgeopfert. Wo ihr glaubtet, dieſes ſey geſchehen, da iſt es keine wahre, keine Herzens-Meinung geweſen, die ſie hingegeben. Auch der gleichgültigſte Menſch hat eine Meinung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwei Häuſern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er giebt es hin, und war es ihm noch ſo lieb und bequem. Wohnſt Du aber nicht in der Meinung, wohnt die Meinung in

Dir, dann giebſt Du ſie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl iſt es ſchmerzlich zu ſehen, daß der Geiſt, wenn auch nur in ſeinem Wahnſinne, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen, in den Sold der Dummheit und des Laſters tritt! Es iſt eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, ſie glaubten etwas; um ihr Wiſſen zu verbreiten, um ihren Glauben auch andern einzuflößen, hielten ſie für recht und klug, ſich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verſtanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geiſt ſich zu gemeinſchaftlichen Zwecken mit der Maſchine verbindet, die Maſchine allein den ganzen Vortheil zieht. Der Geiſt iſt gebrechlich, er wird müde, krank, er ſtirbt; aber die Maſchine wird nicht müde, denn die Hände, die ſie in Bewegung ſetzen, wechſeln ab; die verdorbene Maſchine kann ausgebeſſert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue erſetzt werden. So hatten ſie keinen Vortheil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn, daß man es nur wiſſe: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geiſt, ſelbſt wenn er ihr dient, als ſie die andere Dummheit haſſet und fürchtet, die ihr feindlich gegenüber ſteht.

Steffens neuere Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur geſtehe) die Naturphiloſophie, von der er ſich ermüdet abgewendet, hat ſich von mir abgewendet; ich habe ſie vergeſſen. Vieles lernt der Deutſche, und vieles vergißt er; der Franzoſe lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das geſellige Leben täglich die ſchläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lehren ſo angenehm iſt. Das Leben aber, das der Deutſche in ſeinem Studierzimmer führt, gleichet einer in Zucker oder Eſſig eingemachten Frucht; oder er verduſtet ſeinen Geiſt in Caſſinos und Theaterklatſchereien, iſt eine Blume, wenn er viel iſt, ſättigt nicht und wird nicht ſatt. Doch ob ich Steffens Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird geſagt haben, was ſeine Glaubensgenoſſen früher geſagt. Seine geiſtige Bekehrung iſt mir nur aus Kritiken ſeiner Werke bekannt geworden, und die Beurtheilung ſeiner neueſten Schrift « von der wahren Religion und der falſchen Theologie,» die im Literatur-Blatte abgedruckt ſtand, hat ſie mir in Erinnerung gebracht. Ueber ſolche Erſcheinungen will ich gemeinſchaftlich mit den Leſern eine Belehrung ſuchen, die ich zu bringen, weder Andern noch mir ſelbſt verſpreche.

Der Menſch hat einen Körper, eine irdiſche und eine himmliſche Seele. Der Körper dient der irdiſchen Seele zur Hülle, dieſe der himmliſchen. Sinnlich beginnt der Menſch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieſes iſt der Weg, den Alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung ſtreben. Aber nicht Alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reiſe iſt erſt dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen. Ich bin — mit dieſem Gefühle erwacht das Leben; dann fragſt du: wer bin ich? dann fragſt du: was war ich? was werde ich? Du darfſt aber über die erſte Antwort nicht vergeſſen, was du ohne Frage ſchon gewußt, du darfſt über die zweite Antwort die erſte Frage nicht vergeſſen! Vergebens ſagt man dir, wer du biſt, wenn du nicht mehr fühlſt, daß du biſt; vergebens haſt du gehört, woher du kommſt und wohin du gehſt, wenn du nicht mehr weißt, wer du biſt! Dein Verſtand iſt ſchwankend, wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube iſt dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdiſche Seele iſt ſelbſtſüchtig, ſie nimmt die Welt in ſich auf; die himmliſche Seele iſt alliebend, ſie löſt ſich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen iſt, faßt ſie nicht die ganze Welt, mit allen ihren Erſcheinungen, ſo iſt dein Glaube bedingt, löſteſt du dich nicht ganz mit deinem Geiſte und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbſtzernichtung iſt die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder alles wollen, nichts oder alles haben, das iſt ganz eins; Alexander wollte Diogenes ſeyn, wenn er nicht Alexander wäre. Du ſagſt: ich denke nicht, ich glaube. Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die ſich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkſt, ſo denkſt du dieſes Wiſſen — doch dies ſei dir überſehen. Aber was machteſt du mit deiner Vernunft? Du haſt ſie zerſtört oder zurückgelaſſen, du haſt alſo nicht alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bei Gott, iſt Gott auſſer deinem Gedanken; ſind deine Sinne außer deinem Geiſte, iſt dein Geiſt ſinnlos. Du ſagſt: ein kindlich Herz iſt Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft — du haſt Recht. Nahſt du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, ſondern an dein volles Herz ſich werfen; kommſt du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, giebſt du, an deiner Freundſchaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du ſagſt: ich denke nicht, ich glaube, und fühle mich beſeligt in dieſem Gefühle überſchwänglicher Gewißheit.» Wir wollen ſehen, welche Ruhe es iſt, die du gefunden, und wir fürchten ſehr, es iſt «die Ruhe des Kirchhofs,» wie ſie Marquis Poſa im Don Carlos nennt. Du wurdeſt von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und her geworfen; da ſuchteſt du den Schwerpunct deines Lebens, und fandeſt ihn nicht. Du fandeſt ihn nicht, weil du ihn ſuchteſt. Er iſt in dir, er iſt überall wo du biſt, du magſt dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinſtellen. Aber du ſuchteſt ihn im Norden und im Süden, im Oſten und im Weſten, und als Du ihn nicht gefunden, haſt du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen. Das Gleichgewicht kannſt du nun nicht mehr verlieren, aber haſt du den Schwerpunct gefunden? So fällt die Säule um, die der ungeſchickte Baumeiſter nicht aufzurichten wußte; da liegt ſie — und freilich ſie wankt nicht mehr! Weil es dir an Muth oder an Kraft gebrach, im freien Felde des Lebens auszuhalten, haſt du dich in die Feſte des Glaubens zurückgezogen; du haſt nicht geſiegt, du haſt dich nur gegen deine Niederlage geſichert. Weil du lahm biſt, haſt du dich in dein Bett gelegt — biſt du weniger lahm, ſeit du deine Füße nicht mehr gebrauchſt? Dein Geiſt war krank; ihn von ſeinen Schmerzen zu heilen haſt du ihn getödtet. Immerhin! genügt dir dieſe Geſundheit; wolle aber Anderer Uebel nicht auf gleiche Weiſe heilen!

Welche Philoſophie iſt die wahre? Welcher Glaube iſt der rechte? Das will ich dir ſagen, Leſer. Die Philoſophie iſt die wahre, die, daß ſie die wahre bleibe, nicht nöthig hat, eine andere Lügen zu ſtrafen. Der Glaube iſt der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen iſt, einen andern irrgläubig zu finden. Ich ſage dieſes, du ſagſt jenes, ein Anderer ſagt ein Anderes — wer von uns hat Recht? Der hat Recht, der den beiden Andern nicht Unrecht giebt, und dennoch Recht behält. So lange du einen Irrthum findeſt, in einem Menſchen oder in einem Dinge, wandelſt du im Dunkeln. Lächelſt du über deinen eigenen, früheren Wahn, wirſt du ſpäter über deinen jezigen lächeln; bereueſt du dein eigenes früheres Thun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jeziges bereuſt. Du kommſt nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunct in dir gefunden und dir ſelbſt leuchteſt. Ragſt du mit deinem Geiſte noch ſo hoch empor, verſchmähſt aber das Thal zu deinen Füßen, und füllſt es aus: dann haſt du mit dem Thale auch dich vernichtet, du haſt dich ſelbſt abgetragen. Warum ſchmähſt du deine ehemaligen Kinderſpiele nicht? Du biſt gewachſen, deine Puppen ſind gewachſen; dort war Ernſt, oder hier iſt Spiel. Du fragſt: was iſt Wahrheit? Frage: was iſt Irrthum? Zeige mir ihn. Irrt die Belladonna, wenn ſie ihren giftigen Saft bereitet? . . . Die Erde bebt, die erſchrockenen Menſchen ſtürzen bleich aus ihren Häuſern, und höhere Geiſter lachen, wie wir ſelbſt lachen, wenn die geſchüttelte Mücke, eilig von der nieſenden Naſe wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurück geworfen und uns mit ihrer Reue und Buße bekannt gemacht — haben ſie nicht verſtanden, ihr Glück in Vaterlande zu finden, daß ſie hinaus geſchifft nach fremden Welttheilen? Hatten ſie nicht Geiſt, oder nicht Herz, oder nicht Lebenskraft genug?.. Vielleicht hatten ſie nicht Geiſt genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geiſt, oder für Geiſt und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben ſie alle Saiten, die ſie nicht übereinzuſtimmen vermochten, zerriſſen, und nur eine Saite übrig gelaſſen, deren Ton, wie er ihr eigenes Daſeyn beherrſcht, auch das Unſere beherrſchen will. Es giebt eine Schwelgerei des Geiſtes, wie es eine Schwelgerei der

Sinne giebt. Daran litten jene Männer; ſie hatten einen Durſt des Wiſſens, der um ſo heftiger ward, je mehr ſie ihn ſtillten. Nun iſt zwar dem Menſchen Erkenntniß genug verſtattet; aber ſein Geiſt hat nur eine Pforte, nur eines nach dem Andern vermag einzutreten. Aber jene ungeduldigen Wirthe ſind aus ſich ſelbſt geſtürzt, die Schaar der Gäſte vor der Thüre zu empfangen. Da ſind ſie betäubt worden im Gedränge und im Getöſe; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Fauſt, ſich dem Teufel verſchrieben, und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber, ob man ſeine Freiheit wohlfeil oder theuer verkaufe, ob man einem guten oder einem böſen Herrn diene — man hat ſeine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber, ſoll man nur Gott, das heißt: Allem, Allem, und ſich ſelber; denn Alles, Alle und wir ſelbſt, ſind in Gott, und Gott iſt in Allem, in Allen und in Uns. Gott iſt überall und für jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch keiner, denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht ſieht. Unter Menſchen giebt's Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter die ihre Kinder verlernet; Gott aber kennt und liebt alle ſeine Kinder, auch die Verlorenen.

Auf zweierlei Weiſe zerfällt der Menſch mit ſich, und kommt ſo zur Sünde, ſo zur Buße, ſo zu Bußpredigten, Unſchuldigen gehabten. Entweder, er entzweit ſich in ſich ſelber, und opfert die eine oder die andere Hälfte ſeines Daſeyns auf, um fortzubeſtehen; oder die Zeit zerfällt mit ſich, und theilt die Unentſchloſſenen, die nicht wiſſen, ſollen ſie drüben bleiben, ſollen ſie herüberkommen. Sie ſtehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wiſſen nicht, wohin ſie ſich zu wenden, unter ihnen flutet ſchäumend die Geſchichte, reißt früher oder ſpäter die Ufer ein, auf deſſen Rande jene fußen, und ſchwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geſchah in jeder kranken oder bewegten Zeit, das geſchieht in unſerer. Wenn die Erde bebt, ſchwärmen die Menſchen. Dann kommen die klugen Leute — ſo oder ſo klug — und ſagen: das Comité Directeur oder die apoſtoliſche Junta wühle wie ein Maulwurf, im Dunkeln! Es iſt ihr einziger Troſt, zu glauben, daß alles durch Menſchen geſchähe, die man ſchrecken, köpfen oder beſtechen kann. Auch haben ſie Recht; giebt es einen Gott, ſind ſie verloren.

Ich habe früher geſagt: «du irrſt, ſo lange du einen im Irrthume findeſt» — und doch habe ich geſagt, daß Steffens mit ſeinen Glaubensgenoſſen irrt! Ich habe es geſagt; ich könnte es zurücknehmen, ehe es einer lieſt, aber ich will nicht betrügen. Der Geiſt iſt ſtark, das Fleiſch iſt ſchwach. Eines aber entſchuldigt. Der Menſch ſoll alles dulden — aber auch die Unduldſamkeit? Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer; verſuche es jeder mit ſeiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer gelernt, mit der ſchwerſten Liebe zu lieben, dem fällt die Leichtere dann um ſo leichter.

Der Beurtheiler des Werkes «vom wahren Glauben und von der falſchen Theologie,» hat geſagt: das Werk ſey unheilbringend. Das war ein böſes und ein unkluges Wort! Bös — weil es nicht wahr iſt; kein Buch, nur Schweigen iſt unheilbringend. Unklug — weil es nicht klug iſt zu ſagen, was manche Menſchen gar zu gern vernehmen. Der Beurtheiler ſprach von Inquiſition, von Scheiterhaufen, und andern hergebrachten Jammer, wozu Steffens Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre — das iſt das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen ſucht. Als die Inquiſition wüthete, ſchrieb man keine Bücher ſie zu vertheidigen, und jezt, da in keinem chriſtlichen Staate mehr politiſcher Despotismus herrſcht, erſcheinen täglich Werke, die den Depotismus anpreiſen. Es iſt ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird; denn entweder es iſt todt, weil man, oder man tödtet es, indem man es zergliedert.

III.

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des ſechsten Zinsthalers in Deutſchland.

Eine Novelle.

Ueberhaupt wäre ich ſehr dafür, daß der deutſche Gelehrte ein Spitzbube würde. Ihm fiele es leichter wie jedem andern Stande, denn er brauchte nur nicht länger mehr ehrlich zu ſeyn. Die Sache iſt von großer Wichtigkeit.

Wie habe ich neulich gelacht! Eine deutſche Akademie hatte beſchloſſen, ihre philoſophiſche Klaſſe aufzuheben, weil das ſchwere Gepäck der Philoſophie, ſie am ſchnellen Fortkommen hindere. Ein Staatsmann aber, Mitglied jener Akademie, nahm die Philoſophie im Schutz. Nun, darüber habe ich nicht gelacht, denn ich fand das eine lobenswerth, das andere natürlich; ſondern über folgendes: Ein deutſcher Gelehrter, der die Sache erfuhr, und gedruckt weiter erzählte, fand den Eifer des Staatsmannes ſo ſchön, daß er ſich darüber wunderte. Dieſer Gelehrte iſt kein Träumer, kein Nachtwandler, ſondern ein ſehr heller, ſehr wacher Kopf; er iſt ein guter Rechner, hat ſich oft als tapferer Degen gezeigt — und doch hat er das nicht verſtanden! Aber jener Staatsmann hat es recht gut verſtanden. Er wußte ſehr wohl, daß in Deutſchland die Philoſophie einſchränken, nichts anders heiße, als die Freiheit erweitern, und die Philoſophie erweitern, nichts anders als die Freiheit einſchränken — und was er wünſche und wie er geſinnt ſey, darüber hat er in ſeinen vielen Schriften viel geſprochen. Seht! da habt ihr Spitzbüberei und Ehrlichkeit.

Noch ein kleines Beiſpiel. Ein Diplomat ſchrieb einem Profeſſor, er möchte ihm einen Hofmeiſter für ſeine Kinder verſchaffen; es müße aber ein ordentlicher Menſch ſeyn und kein Liberaler. Der Profeſſor ſchrieb zurück, daß er bedauere nicht dienen zu können, denn in unſeren Tagen wären alle ordentliche Menſchen liberal. Das war ehrlich und gerade herausgeſprochen. Wäre aber der Profeſſor ein Spitzbube geweſen, wie es ſich gebührt, hätte er einen erzliberalen Jüngling ausgeſucht, ihn dem Diplomaten zugeſchickt, und dieſem dabei gemeldet: beiliegend wäre ein Menſch, wie er beſtellt worden, ein

Muſter von jungen Menſchen, ein Vetter des Herrn von Haller in Bern. Dann hätte der geſchmuggelte liberale Jüngling im Stillen den Saamen des Guten ſtreuen können in ſeine adeligen Zöglinge; ja er hätte vielleicht den Alten ſelbſt umgewandelt. Warum denn nicht? Iſt das ſo unmöglich? Iſt ein Diplomat nicht auch ein Menſch?

Was nützt euch euere Gradheit, euere Härte? Könnt ihr etwas damit faſſen, etwas damit feſthalten, euer Glück, Anderer? Macht euch weich an einem Ende und ſchmiegt euch dem Harten an. Biegt euch zum Haken um, und hängt euch in die Ringe der Welt; dann zieht ihr ſie fort, und man weiß es, ihr werdet ſie zum Guten ziehen. Wollt ihr böſe Grundſätze bekämpfen, nähert euch ihnen; wie kann man einen Feind beſiegen, von dem man aus Haſſe ſich entfernt hält? Will der Verſtand auf den Unverſtand wirken, muß er unverſtändig ſeyn an beiden Ecken. In der Mitte ſeyd klug. Ein harter Körper ändert keinen flüſſigen; umgekehrt: der flüſſige löſt den harten auf. Werdet flüſſig, Profeſſoren! Seyd nicht ſo ſtolz, macht euch klein, ihr großen Geiſter, zertheilt euch, und vermengt euch dann mit den Verhältniſſen dieſes ſandigen Landes. Wie wunderbar! Was in andern Ländern Schutz findet hinter der Unwiſſenheit, findet bei Uns den nämlichen Schutz, auch hinter der Gelehrſamkeit. Dieſe bildet den Wall, jene den Graben. Füllt die Unwiſſenheit aus, mit dem was ihr von der Gelehrſamkeit abtragt; thut das und ihr werdet ſehen, wie bald ſie kapituliren. Lernt von den Jeſuiten, die das Regieren gut verſtanden, wie man ſolchem Regieren widerſteht. Sie bildeten die größten Gelehrten und die größten Dummköpfe; einen Mittelſtand des Geiſtes duldeten ſie nicht.

Seht Voltaire, ſeht Rouſſeau! der eine war was ich ein Spitzbube nenne, und ward geliebt und geehrt von Allen, der andere war ein edler Mann, und wurde für einen Schurken gehalten und, ſein ganzes Leben, verhöhnt und verfolgt. Wo entſprang dieſe Verkehrtheit? Gegen das Böſe ſtritten, das Gute wollten beide Männer; aber Voltaire haßte die Schlechtigkeit, Rouſſeau die Schlechten. Voltaire nahm die Welt wie ſie da iſt, ſuchte ihre Krankheiten zu heilen, unheilbare Gebrechen berührte er nicht; Rouſſeau wollte die alte Welt verjüngen, und glaubte kindiſch ihr die Unſchuld wieder zu geben, wenn er ihr die Kindermilch wieder gab. Darum hat Rouſſeau nicht gewirkt auf ſeine Zeit, wie viele glauben in ihrer Täuſchung; er dachte und fühlte wie die Zeit nach ihm, er ging vor ihr her, aber dieſe wäre auch ohne ihn den Weg gegangen. Doch Voltaire hat gewirkt auf ſeine Zeit, und ohne ihn wäre erſt ein ſpäteres Jahrhundert geworden was das frühere, oder ein Anderer wäre Voltaire geworden. Rouſſeau führte das Schwert — ein Arm ſo tapfer er auch ſey, wie wenig vermag er! Voltaire verſtand es, Andere zu bewaffnen und er ward nicht müde. Der Blitz eines Jahrhunderts, erhellte er die lange Nacht hinter und den ungewiſſen Morgenſchein vor ſich. Er liebkoſte die goldnen Gewitterableiter, ließ ſich folgſam von ihnen leiten und ſchlug zwiſchen Menſchenwohnungen ein. Sie wollten es ja nicht anders! Rouſſeau, ein freier Blitz, ſchlug im Freien ein, Wirkungslos. Voltaire ſchmeichelte den Großen — glaubt Ihr, daß er ſie liebte? Er ſchmeichelte ihnen, wie man wilden Thieren ſchmeichelt, ſie zahm zu machen. Er gewann die Vornehmen und die Weiber, indem er ihnen den kindiſchen Mund mit Zuckerwerk füllte, er ſprach, ſie hörten. Rouſſeau gab ihnen bittere Wahrheit und ſie wandten ſich von ihm. Voltaire verfolgte die Jeſuiten mit Haß und Leidenſchaft, und er nahm einen Jeſuiten unter ſein Dach, an ſeinen Tiſch. Das hätte unſer Voß nimmer gethan! Der Jeſuit hieß Adam, und Voltaire ſtellte ihn jedem

Beſuchenden mit den Worten vor: le père Adam, mais il n'est pas le prémier homme du monde. Der Jeſuit ſtellte ſich dumm und verſtand den Spott nicht, ſpielte Schach mit Voltaire, der es ſchlecht ſpielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jeſuit war Jeſuit, und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Vereinigt die Wiſſenſchaft, die Kunſt, das Leben. Getrennt werden ſie beherrſcht und nicht von euch; getrennt, iſt die Wiſſenſchaft blaß, die Kunſt mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, ſoll der Tiſch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehntes Jahrhundert haben, wie es die franzöſiſchen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Düclos, Raynal, Condorcet, Mably, nicht gründlich, darum weil ſie die Gläſer aus Flaſchen füllten, nicht aus Brunnen? Waren ſie nicht Gold, weil ſie glänzten, und nicht alles Gold iſt was glänzt? Könnt ihr nicht geiſtreich ſeyn, weil ihr tiefſinnig ſeyd? Morgens verſteht euch kein Engel und Abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wiſſenſchaft dienen, ſie ungefällig machen? Fällt euch das Denken ſo ſchwer, daß ihr euch davon erholen müßt, ſo denkt nicht. Das Leben iſt Arbeit dem geſunden Geiſte, die Wiſſenſchaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte ſich nicht von der

Philoſophie bei Aspaſia; von Aspaſia erholte er ſich bei der Philoſophie. O Hofräthe, werdet anmuthig!

Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, ſucht die Kreiſelung des Quadrats; ſeyd nicht viereckig, liegt nicht ſo feſt auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt; was ihr für das Leben thut, thut es für euch wieder. Woher kam es, daß unſere großen Dichter und nur unſere, immer aus ſo großen Bechern tranken? Woher, daß ſich mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht wie anders die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantaſie, wenn ſie ermüdet war, fand in dieſem ſandigen Lande keinen grünen Hügel ſich auszuruhen, und ſie mußte ſich entkörpern um nicht herabzufallen in die Wüſte. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul, funfzig Jahre in ſeinem Phöbus-Wagen, über das ſchlechte Pflaſter und die Miſthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne ſeines Geiſtes niederſank, ſie, ſtatt in die friſche Flut zu tauchen, nur umſchattet wurde von Pfeifenqualm der Caſinos, und wie nur Philiſter ſeine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geſelligkeit hinauf, wo man die ſchweren Sorgen, den

Dunſt und das Gepolter der armen niedern Stände nicht mehr findet. Wer hat das verſchuldet? Ihr, euere Gelehrſamkeit. Stolz und unzugänglich den Freudeſuchenden, habt ihr die Welt der Genießenden ſtolz und unzugänglich gemacht. Sie verſchmähet euch, wie ihr ſie verſchmäht. Die wahre Philoſophie erhebt das Handwerk zur Kunſt — das Handwerk im Leben und im Verrichten — und die Kunſt zu ſich. Aber das vermag euere nicht, euere macht nur das Blut dick. Unter vielen Pariſer Gelehrten, fand ich nur einen der hypochondriſch war, und dieſer eine beſchäftigte ſich mit deutſcher Philoſophie. Er war der edelſte, gutmüthigſte, eingezogenſte, furchtſamſte Menſch von der Welt. Einmal reiſte er in Deutſchland — ich muß lachen wenn ich daran denke — und da wurde er als Demagog gefangen genommen, während ſo vielen Demagogen, die früher aus Frankreich zu uns gekommen, nie etwas geſchah. Seht ihr? Euere Philoſophie führt zur Hypochondrie, dieſe zur Demagogie, dieſe zur Pandantrie — freilich Andrer — und dieſe führt auf die Feſtung. Aergert euch nicht, und geſteht, daß ich Recht habe.

Voltaire bot ein Jahrhundert des Nachruhms für einen guten Magen. Ihr könnt ihn wohlfeiler kaufen, verſäumt es nicht. Verliebt euch etwas, das macht munter. Gewinnt die Weiber; der Einſatz iſt nicht groß. Rührt euch! Geht in die geheime Polizei, nichts macht geſchmeidiger als das. Doch, wohlverſtanden, daß ihr ſie betrügt. Geſchähe auch, daß euch die Sache Ernſt würde und euch der Teufel holte — was liegt daran wenn einige Gelehrte in die Hölle kommen. Man kann ein großer Philoſoph ſeyn, und doch ein Spion, und doch verdammt. Doch nein, geht nicht in die geheime Polizei, nehmt den kürzern Weg, geht lieber gleich unter die Jeſuiten: jene bemüht ſich doch nur für dieſe.

Ihr ſeyd nicht ſcharf genug, ihr gleicht den Lichtſcheeren in deutſchen Gaſthöfen, die, wenn dort auch ſonſt alles gut iſt, nie recht ſchneiden. Gebt euerer Feder Federkraft, ſchnellt empor; doch ſeyd artig und nett dabei. Leſet fleißig das Leipziger Modejournal und richtet euch darnach. Ein deutſcher Gelehrter wie er ſeyn ſoll, trägt ein feines ſchwarzes Kleid, die allerfeinſte Wäſche, eine diamantne Hemdnadel, eine weiße Unterweſte, und einen großen Siegelring an der Hand. Um ſeinen geſunden Magen tändelt eine Lorgnette. An ſeiner Uhrkette hängen hundert artige Kleinodien und Reliquien: der erſte Zahn der Sonntag, der lezte der Mara, eine Haarnadel der Neuman, eine Pille aus dem Krankenzimmer der Schechner — alles in Gold gefaßt — ein Cryſtallfläſchchen voll Diplomaten-Thränen und andere ſolche artige Sachen. Iſt der Gelehrte alt, ſo daß er nicht mehr gehen kann, reitet er, zeigt ſich immer in Sporen, trägt eine blonde Perrücke, läßt ſich ſeine Hefte von einem Bedienten auf das Catheder bringen, riecht ſehr gut — kurz iſt ein Narr. Auf der Reiſe iſt der Gelehrte ſplendid, verzehrt viel, befiehlt ſtark, und giebt ſtarke Trinkgelder. Bei Tiſche ſteht eine Flaſche mit langem Stöpſel vor ihm; beim Deſert ſchenkt er ſeinen Nachbaren Champagner ein und redet dumm vom Theater. Abends nach dem Eſſen lächelt er und hat Geheimniſſe mit dem Lohnbedienten. Wenn er anfährt, ſpringen zwölf Kellner hinaus: ſie hören ſchon am Knalle des Poſtillons, daß ein deutſcher Gelehrter kommt ..... Macht Wind!

Wollt ihr die Großen für eure Grundſätze gewinnen, macht ſie glauben, ſie wären ſchon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd ins Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Excellenz geſinnt ſey, wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt, ihr nicht erlaube, ſich in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen. Nichts iſt ſchmeichelnder als das Zutrauen, daß man ein ſtarkes Herz habe und zugleich die Macht es zu bändigen; man ſey ein

Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend thut, ſcheint es aus Eigennutz zu thun, und man wird eurer Klugheit euren Edelſinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seyd demüthig in euren Worten und ſtolz in euren Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr ſchreibt. Die Schrift iſt ſtreng, feierlich, für die Welt; das Wort iſt mild, alltäglich, für das Haus. Die Uebel der Menſchheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch ſchmerzt; die Schwächen der Menſchen muß man mit Nachſicht behandeln, ſie beſprechen und ſtreicheln.

Verſchwiſtert die Wiſſenſchaften zu ſolcher Einigung, daß keine mehr weiß, was ſie beigetragen, daß Alles jeder gehört, und jedes Allen. Wollt ihr wirken durch eure Vorträge, redet nie wenn man ſich hingeſetzt euch anzuhören, und ſagt nie, was man erwartet. Kein Eſſen ſchmeckt beſſer, als das zur ungewöhnlichen Zeit: der Magen iſt froh, von dem Zwange der Etiquette erlöſt zu ſeyn. Sprecht von allen Dingen, da wo ſie nicht hingehören: in der Religion von den Jeſuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutſchen Prozeſſe erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Zenſur; lehrt bei der Polizeiwiſſenſchaft die Hypochondrie, in der Toxicologie redet von der geheimen Polizei und beim Wechſelfieber vom hohen deutſchen Adel. Seht! ich bin kein trockner heuchleriſcher Sittenlehrer, der die Lehren nicht befolgt, die er Andern giebt, ich begleite meine Moral mit Beiſpielen aus meinen eigenen Handlungen. Hätte ich angekündigt, daß ich von der Spitzbüberei wollte ſprechen, wären die ehrlichen deutſchen Gelehrten davon gelaufen, um ſich von meinen gefährlichen Lehren zu entfernen, und die Leute von Welt hätten mich ſtehen laſſen, um ſich bei alten, ihnen längſt bekannten Geſchichten, nicht zu langweilen. Ich habe aber die Einen gelockt durch den ſchönen ſechsten Zinsthaler, die Andern, durch eine artige Novelle, und ſie ſind gekommen, und jezt werden ſie gewiß aus Höflichkeit mich bis zu Ende anhören.

Ihr ſcheltet die Reichen, die im Ueberfluſſe ſchwelgen, und ſind von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet ſo ſchön und geberdenvoll, gegen die in Feuer der Ueppigkeit geſtählten Herzen! Seyd ihr denn beſſer? Ihr wißt alles und euch umſtehen Menſchen, die nichts wiſſen; ihr ſeyd ſo gelehrt und euch umgiebt ein geiſtarmes Volk. Schämt euch! Iſt es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg, ſo viele Menſchen giebt, die nicht leſen und ſchreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräthe, Dummköpfe giebt? Iſt es nicht eine Schande daß der Landmann in ſeinen Feierſtunden keine geſunde und angenehme Geiſtesnahrung findet, und er in Branntewein die läſtige Zeit ertränken muß? Befördert den wechſelſeitigen Unterricht, ſchreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die Dampfſchiffe, die Dampfkutſchen, die Dampfmaſchinen aller Art. Hört ihr's! das iſt die Hauptſache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, ſeit die Geſchichte ſpricht, zu jeder plumpen Gewaltthätigkeit, Grund, Vorwand und Werkzeug war.

Ich hätte noch gar vieles mit euch zu ſprechen; aber — doch ſtill — ſtill — ich habe einen Gedanken — o, er iſt himmliſch — das Herz lacht mir in der Bruſt, wenn ich an meinen Gedanken denke. Ueberall begegnen ſich die ſchönen Geiſter, nur in Deutſchland nicht! Wir wollen uns auch begegnen, wir wollen zuſammen kommen, wir wollen uns kennen lernen, uns freuen uns kennen zu lernen, uns umarmen, küſſen, die Hände reichen. Ach! wir kennen uns ja gar nicht. Obſcurus Knopfdiſtel, wer biſt du? Ach wie ſehnt ſich mein Herz nach dir! Die franzöſiſchen Gelehrten laden wir auch ein:

Etienne, Jouy, Conſtant, Villemain, Thiers, Couſſin — den nehmen wir in die Mitte — Quizot, Scribe, Mignet, Delavigne, Remüſat — lauter artige Leute. Sie werden uns auslachen, aber was thuts? Aller Anfang iſt ſchwer. Will die Contemporaine aus Paris mitkommen — deſto beſſer, dann giebt es kleine Zeitgenoſſen. Wir wollen zuſammen kommen, wie die Naturforſcher, jedes Jahr an einem andern Orte. Wir ziehen von Norden nach Süden, wir fangen die Sache geographiſch und mit Verſtand an; mit Wien hören wir auf. Kommt, kommt, Philoſophen, Hiſtoriker, Politiker, Novelliſten, Humoriſten, Aeſthetiker, Journaliſten, Kritiker. Wir leſen uns unſere Werke vor, die ungedruckten und die unbekannten, — Novellen und humoriſtiſche Aufſätze, Buntes aus dem Leben, Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Tragödien, Comödien, Poſſen, dramatiſche Gedichte, Theaterkritiken. Jeder berichtet von dem Schauſpiele ſeines Wohnorts und von den Leiſtungen der dortigen Künſtler, ſeit dem Sturze Robespierres. Wir ſind unſerer Viele, wir können unmöglich fertig werden, aber das ſchadet nicht; jeder fängt nur ſeinen Artikel an, die Fortſetzung folgt im nächſten Jahre. Kommt, kommt! Wir eſſen, trinken, ſcherzen. Nach Tiſche prügeln wir alle

Rezenſenten durch, mit Ausnahme derjenigen die uns gelobt — das ſind dumme Menſchen und ſie ſind doch nicht zu beſſern — wir prügeln und belehren nur die Anderen. Giebt es etwas Himmliſcheres? Um Reiſegeld brauchen wir nicht beſorgt zu ſeyn, wir reiſen ja, wir können unſere Reiſen beſchreiben. Wehe den Buchhändlern! wie werden ſie die tauſend Colliſionen vermeiden? Wir ſind unſerer tauſend und beſchreiben jeder dieſelbe Reiſe. Es iſt eine Erquickung! In den nächſten Hundstagen fangen wir an, und zwar mit Hannover. Dort iſt der Geiſt, der Witz, der gute Humor zu Hauſe. Dort werden wir auf den Schultern getragen, man wird uns Blumen ſtreuen. Im geräumigen Marſtalle wird uns der Tiſch gedeckt. Aber es kann uns auch das Leben koſten. Der Adel füttert uns todt, er erdrückt uns mit ſeinen Liebkoſungen. Doch ſüß iſt der Tod den die Liebe giebt. Laßt uns Hannover ſehen und dann ſterben — Vedere Annovera e poi morire.

Seyd Spitzbuben und befördert die Dampfmaſchinen, dann braucht ihr es nicht länger zu ſeyn. Aber was hilft's! Ich habe in den Wind geſprochen. Sie werden ſagen: ein humoriſtiſcher Aufſatz! Mit dieſen Menſchen iſt gar nichts anzufangen.

IV.

Die Göttinger Unruhen.

(1818.)

Der Deutſche, wie die Natur, ſchätzt wenig die Arten; nur die Gattungen der Dinge ſind ihm heilig. Das Fortpflanzen, nicht das Fortgepflanzte, dünkt ihm bedeutend. Mag das Einzelne untergehen, wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze ſammeln ohne ſie zu gebrauchen, ſo häufen die Deutſchen Grundſätze auf, ohne ſie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgeſetze abzufaſſen, wie ein deutſcher Bundestag anzuordnen ſey, das mögen ſie Jahrhunderte lang mit ewig jungem Eifer beſprechen, aber ob das Badiſche Ständeweſen tauglich, wie die Preßfreiheit eines beſtimmten Staates beſchaffen ſey, was die Bundesverſammlung zu Frankfurt thue oder unterlaſſe, dieſem nachzuforſchen ermüden ſie gar bald. So ſind die Ereigniſſe zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug beſprochen worden. Jetzt darf man den ſchönſten und gelehrteſten Abhandlungen über die akademiſche Freiheit, deren Urſprung aus dem Mittelalter, über die Erſprieslichkeit ihrer Fortdauer oder Einſchränkung mit Gewißheit entgegenſehen. Die vaterländiſchen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunſt hinaufſteigen, aber Göttingen darüber vergeſſen; aber darüber zu fodern verſäumen, daß die ausgewanderten Studirenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit ſo wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat beſtraft, und die durch franzöſiſch-weſtphäliſchen Witz nur gelenker gemachte ſteife Herrſchbegierde der hanövriſchen hochadlichen Beamtenſchaar, von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die ſechszehnendigen Hirſche, nachdem ſie lange ſich furchtſam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutſchen Volks von neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studirenden begangen, was, wenn ſie auch wirklich gefehlt, tadelnswürdigeres als was ſchon hundertmal geſchehen? Oder haben die vorſichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfeſtes gefürchtet, und frühzeitig das Hochgefühl Freiheitsbegeiſterter Jünglinge zu demüthigen geſucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder ſollten geduldige Deutſche als Heloten zur Schau geſtellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit ſtolzer Britten daran erſtarke? Iſt es nicht derſelbe König, der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch eine ſo weichherzige Spiesbürgerſeele, die gerührt wird wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morſcher Selbſtling, deſſen Geiſt nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfaſſungen? Sind unſere Fürſten nicht herrlich, iſt ihr Wille nicht gut? Wohl ſind ſie es, wohl iſt er es, aber was eine Konſtitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne erſezt werden könne, das mag euch das hier beſprochene Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein ſchlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorlezten Parlamentes nach ſeinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt die Gewalt zu gebrauchen gegen ſeine eigne Unterthanen, die er hier gegen ſchuldloſe Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage und kein deutſches Blatt ſpricht mehr von dieſer Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnißvolle Kette, der europäiſche Adelsbund wird den Gegenſtand nach

Nachen ziehen, und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Uebermuth deutſcher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademiſche Freiheit zu zernichten ſuchen, und — Dank der waltenden Vorſehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle Euch bei, daß die Hochſchüler in England ein dumpfes trauriges Leben zwiſchen Mauern eingeſchloſſen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerloſeſten Vögel ſind. Die Freiheit der deutſchen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildeſten Burſche waren die zahmſten Spiesbürger geworden.. Sind die Ueberſchlauen am Steuerruder toll und verblendet genug die deutſche wiſſenſchaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigeſetze zu beugen, zwingt man ſie die verlorne Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft die ſie in zweckloſer Luſt und beſinnungsloſem Toben vergeudet, in ernſte Thaten zu verbrauchen, dann — dann iſt ſie geſprengt die Kette.

V.

Einige Worte

über die angekündigten:

Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik,

herausgegeben

von

der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zu Berlin.

(1826.)

Was dieſe meine Blätter enthalten werden, das weiß der allwiſſende Gott jezt ſchon; ich aber weiß es noch nicht. Nur ſo viel ſehe ich in die Ferne, daß, was ich auch ſagen dürfte, der Leſer ſich doch immer meine Angſt, und die Wichtigkeit nicht wird erklären können, die ich auf die Ankündigung jener *Berliner Jahrbücher* gelegt habe, und daß er fragen wird: hat der Verfaſſer dieſer Blätter vielleicht mehr gedacht als geſagt, und welche Abſicht hatte er, als er ſie geſchrieben? Um dieſe zu erfahren, darum ſchreibe ich ſie eben; der Leſer ſoll mir ſagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Ueberlegung in die Hand genommen, nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und ſpotte keiner hierüber! Sage mir Leſer, wenn Dir träumte, Dein Freund ſey in Gefahr, und jammere nach Deiner Hülfe, würdeſt Du nicht aufſpringen von dem weichen und warmen Bette, und zum Beiſtande des Freundes eilen? Und wenn unter tauſend Traumgeſtalten, die gelogen, auch je nur einmal ein warnender Gott erſchienen — würdeſt Du kalt die tauſend Täuſchungen berechnen, und eitel, die kleine Gefahr verlacht zu werden, mit der des Freundes meſſen? Nein, das thäteſt Du gewiß nicht. Nun wohl, ich hatte einen ſolchen Traum. Geträumt nur? Nein, es war mehr. In dem Buche eines Arztes habe ich geleſen, es gäbe Menſchen mit ſo reizbaren Nerven, daß ſie eine Wolke am heitern Himmel, die ſie nicht ſehen, fühlen könnten. So reizbarer Art bin ich auch. Es ſteht eine Wolke am reinen Himmel der deutſchen Wiſſenſchaft; ich ſehe ſie nicht, aber ich empfinde ſie. Den Vorwurf, daß ich kränklich ſey, will ich gern ertragen, hört man nur auf das, was ich ſage.

Deutſche Rezenſionen laſſen ſich in der Kürze mit nichts treffender vergleichen, als mit dem Löſchpapiere, auf dem ſie gedruckt ſind. Ach, man kennt ja dieſes Löſchpapier und das, was darauf ſteht! Es löſcht den Durſt nicht, es iſt ſelbſt durſtig. Und doch rühmen ſich die Deutſchen, die beſten Kritiker zu ſeyn! Sie ſind es auch, nur daß ſie nicht wiſſen ſich als ſolche geltend zu machen, wie ſie überhaupt nicht verſtehen, zu zeigen was ſie haben und zu ſcheinen was ſie ſind. Die Natur hat die Deutſchen zum denken und nicht zum ſchreiben beſtimmt, und blieben ſie ihrer Beſtimmung treu, würden ſie ihre Gedanken roh ausführen, und ſie von Franzoſen und Engländern verarbeiten laſſen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken ſich immer ſchön und ſauber kleiden, und darum Zutritt in guter Geſellſchaft finden, hüllen ſich die reichſten deutſchen Geiſter in Lumpen ein, finden alle Thüren verſchloſſen, und werden von jedem unverſchämten Hofhunde angebellt. Der Deutſche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch wie es ſeyn ſoll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun verſuche man es mit einem deutſchen Werke, ob man ohne das Titelblatt ſeinen Inhalt und ſeine Beſtimmung errathen kann. Es ſind Baumaterialien, die beſten oft, Marmorblöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Criſtallſpiegel, ſchöne Gemälde; aber es iſt kein fertiges Haus. Und iſt ja ein Haus daraus geworden, und es iſt wohnlich und bequem, ſo hat man die Auſſenſeite vernachläßigt, und kein Vorübergehender wird gelockt hineinzugehen, und das Haus zu ſehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte, ruhen hinter Lehmwänden auf ſeidenen Polſtern, während Pariſer Lumpengeſindel, durch hohe Marmorportale, zu ſeinem Strohlager trippelt. So ſchlimm iſt es mit Büchern; mit Zeitſchriften, alſo auch mit kritiſchen, iſt es noch ſchlimmer. Es giebt kein kritiſches Blatt in Deutſchland, das verdiente ſein eigner Gegenſtand zu werden. Woher das Uebel? Der deutſche Gelehrte betrachtet ſich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher ſind ihm Akten, ſeine Studierſtube iſt ihm eine Kanzlei, ſeine Wiſſenſchaft ein Geheimniß. Er hat es geſchworen, den Verſtand zu Hauſe zu laſſen, ſo oft er ausgeht, nämlich, ſo oft er ſchreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Noth oder Laune an, für das Volk mit Verſtand zu ſchreiben, macht er es eben, wie jene Beamten, welchen er gleicht. Dieſe haben über den Gebrauch der Macht, den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Ueberredung wirken könnte, ſtehen ſie unbehülflich da, grinſen wenn ſie bitten, ſind ohne Grazie wenn ſie ſchmeicheln, und lächerlich wenn ſie rühren wollen. Die deutſche gelehrte Welt iſt ein Freiſtaat und ſie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum Trotze. Da aber in einem Freiſtaate weder monarchiſcher noch ariſtokratiſcher Einfluß geſtattet iſt, ſo bleibt denen, welchen die Natur ſelbſt den Herrſcherſtab in die Hand gegeben, nichts anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß ſie Demagogen werden, und das Volk durch Lehre und Beiſpiel zu leiten ſuchen. Aber dieſes zu thun, unterlaſſen die vornehmen deutſchen Gelehrten, die Einen aus Stolz, die Anderen aus Feigheit. Sie fürchten das literariſche Volk, und verachten es. Aber indem ſie es fürchten, machen ſie es furchtbar, indem ſie es verachten, verächtlich. Darum iſt in Deutſchland der literariſche Pöbel ſo herrſchend, darum füllt er mit ſeinen Haufen den Markt der Zeitungen aus, und bedeckt mit ſeinem Geſchreie jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es iſt die Schuld derer, die durch ihre eitle Abſonderung, das Volk zu Pöbel gemacht. In Deutſchland nehmen die beſſern und beſten Köpfe keinen Theil an Zeitſchriften. Warum thun ſie es nicht? Ich frage die unbekannten Mitglieder der ſo geheimnißvollen Berliner Societät für Kritik, warum ſie nicht ſchon früher kritiſirt? ſie verſprechen jährlich hundert und zwanzig Bogen zu ſchreiben; dieſe hätten hingereicht, allen ſchon beſtehenden kritiſchen Zeitſchriften einen Werth zu geben, die ſchlechten Kritiker ins Dunkel zu ſetzen, ſie zurückzudrängen, oder auch durch Lehre und Beiſpiel ſie zu beſſern. Ob aber durch eine geſchloſſene Societät, ob durch den Glanz einer kritiſchen Reſidenz, das arme platte Land der deutſchen Kritik, bereichert werden wird, das wollen wir jetzt unterſuchen.

Ich haſſe jede Geſellſchaft, die kleiner iſt als die menſchliche. Unterwirft man ſich dem Staate, ſo iſt dieſes eine traurige Nothwendigkeit; aber man ſoll ſich nicht mehr unterwerfen als man muß. Nichts iſt betrübter und lächerlicher zugleich, als die kranke Luſt, welche beſonders die Deutſchen haben, ſich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den ſeltenen Wölfen, ſich täglich den Launen des Schäfers und ſeinen unvermeidlichen Hunden Preis zu geben. Nur allein die deutſchen Gelehrten — und das gereicht ihrem Geiſte und ihrem Herzen zu Ruhme — haben bis jezt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verſtanden. Sie haben, weder aus Uebermuth noch aus Feigheit, weder Herrſch- noch Schutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Geſellſchaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geſchadet. Die Wiſſenſchaft haben ſie aufgehalten, und den Leidenſchaften freien Lauf gelaſſen. Nicht den edlen Leidenſchaften, welche, gleich Wein, alle Kräfte aufregen, und jede Bewegung raſcher machen; ſondern den unedlen, narkotiſchen, die betäuben, verwirren, einſchläfern und damit endigen, jede Kraft zu zerſtören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinſchaftliche Kaſſe legen, lacht der Teufel; denn mit einem Griffe, holt er ſie dann alle hundert. Eine ſolche Geſellſchaft hat ſich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; ſie hat ſich angekündigt. Man täuſche ſich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen literariſchen Unternehmungen vorausgeſchickt werden, wo man auch immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfniſſe redet, wo man auch verſpricht, dem Bedürfniſſe abzuhelfen, es aber nachher macht wie alle, und es gehen läßt, wie es Gott gefällt — nein, jene Ankündigung iſt ſehr bedächtig, in ſehr abgemeſſenen Reden abgefaßt, und es iſt eher zu fürchten, daß ſie mehr, als daß ſie weniger halte, als was ſie verſprochen, und daß der Vortheil die guten Köpfe anzuziehen, den Nachtheil, ſie abgezogen zu haben, nicht vergüten werde. Kurz, um es gerade heraus zu ſagen, ich fürchte, die Berliner Geſellſchaft möchte die bisherige Freiheit der deutſchen Kritik, und als Folge, die der Wiſſenſchaft überhaupt, gefährden, und vor dieſer Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben, und alljährlich, nach Vertheilung der Dividende, ihren Statuten gemäß, von ihrem Verfahren Rechenſchaft ablegen. Aber was enthalten dieſe Statuten? Warum werden ſie nicht bekannt gemacht? Moſes auch, hatte ſeine Geſetzestafeln von dem Wolkengipfel des Berg Sinai's herabgebracht, und keiner wußte, von wem er ſie erhalten; aber er machte den Inhalt der Geſetze bekannt, und ſo konnte jeder urtheilen, ob ſie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Geſellſchaft aufgenommen zu werden, ſich ihr anſchließen? Sie werden eine Art dienender Brüder ſeyn, die nicht Alles wiſſen, die man aber Alles zu thun verpflichten wird, was die Zwecke der Allwiſſenden befördern ſoll. Zu wiſſenſchaftlichen Zwecken verbundene Männer, ſollen nichts gemeinſchaftliches haben, als Fähigkeit, guten Willen, und das Papier, auf dem ſie drucken laſſen. Was ſie noch außerdem verbindet, iſt als Freiheit beſchränkend zu verwünſchen, und es wird, nach innen auf die Geſellſchaft, nach außen auf die Wiſſenſchaft, verderblichen Einfluß haben.

Leiſe, doch richtig, wurde in der Ankündigung der Tadel ausgeſprochen, den die in Deutſchland übliche Kritik, lauter verdient hätte. Aber die Kritik iſt eine Frucht der Wiſſenſchaft, und jede Veredlung, die man beabſichtige, müſſe mit letzterer anfangen. Was fehlt dieſer nun? Nichts als friſche Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Oeffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Uebung abgeſtorben. Ihr fehlt ſeine Sitte, Gewandheit, Anſtand, Muth und Gegenwart des Geiſtes. In Deutſchland ſchreibt jeder, der die Hand zu nichts Anderem gebraucht, und wer nicht ſchreiben kann, rezenſirt. Nichts iſt verzeihlicher als das, es iſt jeder berechtigt, über alles, was Alle angeht, ſeine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu ſammeln wären, daß man ſie zählen könne. Dieſe herbeizuſchaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen, und die Abſtimmung zu leiten, dazu ſollte ſich eine Geſellſchaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeſchloſſen, umregelt und monarchiſch wie ſie iſt, und mögen noch ſo viele, noch ſo achtungswürdige Männer ſich ihr anſchließen, wird das kritiſche Geſchrei doch nur mit einer Stimme vernehmen, und die Bauchrednerei mannichfaltiger Accente wird nur Unkundige und nicht lange täuſchen.

Die Societät will nur ſolche Schriften beurtheilen, « die in irgend einer Richtung bedeutend ſind, und eine Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen. » Durch dieſes Verfahren, würde künftig jedes neue Werk, ſchon durch die bloße Anzeige in den Berliner Jahrbüchern ſich ausgezeichnet, ſchon durch deren Stillſchweigen ſich zurückgeſetzt ſehen — eine ſchnelle aber ſcharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit ſolcher Urtheilsſprüche fordern, die kein Entſcheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte ſie, wären die Mitglieder, die ſie bilden, frei; da ſie es aber nicht ſind, ſondern, wie wir ſchon angedeutet haben, und noch klarer erörtern werden, einer monarchiſchen Regel unterworfen — ſo kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Uebrigens iſt es ſehr zu fürchten, daß wenn nur ſolche Werke beurtheilt werden ſollen, die eine Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen, die verſprochenen hundert und zwanzig Bogen jährlich, nicht möchten ausgefüllt werden können. Die Geſchichte der Wiſſenſchaft, das heißt ihr Wachsthum; aber die deutſche Wiſſenſchaft iſt ausgewachſen, ſie wächſt nur noch in die Breite, und da ſie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu ſich nimmt und ſich gar keine Bewegung macht, ſo iſt wohl zu beſorgen, daß ſie einmal in ihrem Lehnſtuhle der Schlag rühren möchte, und daß ſie das viele ſchöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben.

Unſere kritiſchen Hauptſtädter, wollen ſich in Klaſſen theilen, je nach den Fächern der Wiſſenſchaft, und jede Anzeige wird, vor der Zulaſſung zum Drucke, die Genehmigung der betreffenden Klaſſe erhalten, und mit dem Namen des Verfaſſers verſehen ſeyn müſſen. Ich geſtehe es frei — früher konnte ich es nicht geſtehen, da es mir während dem Schreiben erſt ſelbſt klar geworden — daß dieſes der Punkt iſt, der meine Gefühle aufgeregt, und ſie gegen jene Anſtalt ſo feindlich geſtimmt hat. Die Vernunftgründe meine Abneigung zu vertheidigen, habe ich erſt ſpäter geſucht, und, wie ich denke, auch gefunden. Ich begreife nicht, wie die Berliner Societät hoffen durfte, unter freien deutſchen Gelehrten Männer zu finden, die ſich einen ſolchen Zwang freiwillig gefallen ließen;

doch hätte ſie ſie dennoch gefunden — nun, dann freilich begreife ich ihre Zuverſicht. Die Mitglieder jener Societät haben ſich nicht genannt; doch ſind es ganz gewiß ſehr achtungswerthe Männer, die Bedacht genommen haben werden, ſich unter den fremden Gelehrten, nur gleich begabte, gleich geſinnte zuzugeſellen. Iſt dieſes aber geſchehen, und ſind die Männer bewährt, wozu dann noch jene beleidigende Vorſicht, wozu jene Freiheit beſchränkende Cenſur? Sie ſagen, es geſchähe: »damit Willkühr und Nebenrückſicht ausgeſchloſſen bleibe.« Allein, wenn zu wählen iſt, zwiſchen der Willkühr eines Einzelnen und der Willkühr einer Klaſſe, ſo iſt die erſtere zu wählen. Der Einzelne hat ſeine Leidenſchaften, aber ſie wechſeln, und er wird oft, was er aus Laune gefehlt, aus Laune wieder gut machen, wenn es nicht aus Tugend geſchieht. Aber die Leidenſchaften einer Klaſſe wechſeln nicht. Der Eigenſinn einer Geſellſchaft thaut niemals auf, und da ſie, wie den Gewinn, den ſie beabſichtigt, auch die Schuld unter ſich theilt, die auf ihr liegt, ſo hat ſie kein Gewiſſen, und ſie kennt die Reue nicht. Alle ihre Fehler ſind unverbeſſerlich. Wer bürgt uns für die Unparteilichkeit der Berliner Societät, wenn ſie die Kritik eines ihrer Mitarbeiter verwirft? Vielleicht war es nicht die

Unbedeutendheit der beurtheilten Schrift, vielleicht war es nur ihre eigenthümliche Bedeutung, die man nicht wollte aufkommen laſſen — vielleicht war es nicht die verwerfliche Darſtellung des Kritikers, vielleicht war es die eigene, herrſchſüchtiger Regel nicht zuſagende, Art der Darſtellung, warum die Anzeige zurückgewieſen worden. Man weiß ja, wie eine Geſellſchaft, gleich der von welcher wir hier ſprechen, ſich bildet. Der ſchaffende Gedanke entſpringt aus einem Kopfe; es wird ein guter, ein encyclopädiſcher Kopf ſeyn, einer der das ganze Reich der Wiſſenſchaften überſieht, und jeder Einzelnen Lage und Gränzen kennt. Aber mit dieſem encyclopädiſchen Kopfe, wird auch ein encyclopädiſches Herz verbunden ſeyn, das zwar alle Tugenden in ſich ſchließen, aber auch das ganze Alphabet der Leidenſchaften enthalten kann. Ein ſolcher Stifter wählt ſich gleich geſinnte Anhänger, dieſe wählen andere, und ſo wird es ein Gedanke, der alle beherrſcht, und dem Alle, die ſich dem Kreiſe anſchließen, ſich unterwerfen müſſen.

Jede Kritik ſoll mit der Unterſchrift des Verfaſſers verſehen ſeyn müſſen. Warum dieſer Zwang? Es wäre wohl gut, wenn es freiwillig geſchähe. Ich habe nie begreifen können, wie man ſchreiben, wie man kritiſiren mag, ohne ſich zu nennen. Es iſt ſo etwas Unbehagliches, ſo etwas Geſpenſtiſches darin. Ach ich habe auch geſchrieben und gekrittelt, aber ich habe, zur Buße, mich immer genannt, und wenn ich, aus Laune oder Unachtſamkeit, meinen Namen verſchwiegen, ging ich immer ſchwermüthig umher, als hätte ich ein zweites Verbrechen begangen. Aber ich bedenke auch, daß ich frei bin, weder Weib noch Kinder habe, und daß die Rache, die jede ungefällige Wahrheit, wenn auch nicht immer trifft, doch immer bedroht, nur mich allein hätte treffen können. Doch nicht jeder iſt ſo frei, viele deutſche Gelehrte leben in Verhältniſſen der Dienſtbarkeit, ſie haben Familien, und keiner iſt verpflichtet, ja vielleicht nicht berechtigt, Andere als ſich allein der guten Sache aufzuopfern. Wenn jeder deutſche Schriftſteller ſich nennen müßte, würde manches verſchwiegen bleiben, was, kund geworden, ſehr erſprieslich geweſen wäre. Die Theilnehmer an den vortrefflichen Wiener Jahrbüchern der Literatur nennen ſich auch nicht, ſie müſſen es wenigſtens nicht — warum will man die Mitarbeiter an den Berliner Jahrbüchern dazu zwingen? Iſt Furcht etwa keine ſo gute Entſchuldigung als Schaam es iſt? Wenn es geheime Diener des Böſen giebt, warum will man keine geheimen Diener des Guten dulden?

Es iſt alles bedacht, alles beſtimmt worden, bis auf den Ton, bis auf den Takt, in welchem jede Kritik für die Berliner Jahrbücher vorgetragen werden ſoll. Es wird der Ton «durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wiſſenſchaft angemeſſen ſeyn.» Gehalten! Was heißt das? Heißt das jener ausgehaltene, zähe Viervierteltakt, von dem wir nur ſchon zu viel ausgehalten? Thut eine ſolche Erinnerung Noth? Wäre nicht dringender, den Gelehrten preſto preſto zuzurufen? Wäre nicht gut, wenn die deutſchen Federn, den ſchleichenden Menuet ihren Voreltern überließen, und etwas walzten? Die Würde der Wiſſenſchaft! Nun freilich, Würde ſoll ſie haben, aber nur keine Standeswürde. Doch würdig macht ſie nur der Werth den ſie hat, nicht der Schein den ſie annimmt. Ernſt ſoll die Wiſſenſchaft ſeyn, und das Leben auch; aber nicht ernſthaft. Nur zu ernſthaft iſt ſie in unſerm Vaterlande, und es wäre gut, ſie lächelte ein wenig. Der Bart macht den Gelehrten nicht ehrwürdig, er macht ihn nur lächerlich, und eine große Summe ſeines Werthes geht darin auf, daß er ſeine lächerliche Erſcheinung damit loskaufen muß. Was bezweckt die Berliner Societät mit ihrer Stylordnung? Doch nicht die Wiſſenſchaft zu iſoliren, gleich ehemals? Dann wäre ihre Täuſchung groß, und ihre Enttäuſchung würde bitter ſeyn. Wahr iſt es, die deutſche Wiſſenſchaft konnte ſich nur darum zu ſolcher Kraft und Freiheit entwickeln, weil ſie einſam und verborgen lebte. Ungeachtet, weil unbemerkt, hielt ſie Furcht und Argwohn, Haß und Verfolgung von ſich fern. Aber die Noth der Zeit hat ſie ins Freie gerufen, ſie hat ſich im Felde des Lebens verſucht, man lernte ſie kennen, fürchten und haſſen. Nun hofft ſie vergebens, wenn ſie das Feld räume, und in ihre vorige Einſamkeit zurückkehre, auch die vorige Ruhe und Bequemlichkeit wieder zu finden — man wird ſie bis in ihre Feſte verfolgen, und nur erſt auf deren Trümmern, wird der Argwohn ſeinen alten Schlaf wieder finden. Darum bekämpfe ſie den Feind, ihn zu beſchwichtigen, iſt zu ſpät geworden.

Die kritiſche Geſellſchaft, ſpricht am Schluſſe ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte «eine neue, eben unter bedeutenden Auſpicien aufblühende Anſtalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verſtärken.» Ich denke, damit iſt München gemeint, und wünſche mich zu irren, wenn ich dieſes denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anſtalt nicht ihren eigenen Weg einſchlüge, und fremder Führung folgte. Die Münchner Profeſſoren werden ſich bedenken, ſie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhauſen nachgeſtellt. Dieſer, band einen guten Biſſen an eine Schnur; die erſte Ente verſchlang den Biſſen, und zog die Schnur nach, und gab beides hinten wieder von ſich. Die zweite Ente verſchlang den nämlichen Biſſen und machte es weiter ſo. Dann kam die dritte, die vierte Ente; ſo eine nach der andern. Nachdem die lezte angebiſſen, zog der kluge Jäger die Schnur an ſich, hockte die ganze Heerde auf ſeinen Rücken, und trug ſie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten, da flatterten, da ſchnatterten ſie — zu ſpät; ſie hingen, ſie hatten ſich feſt gefreſſen. Doch das waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verſtand, und, ehe ſie nach einer Lockſpeiſe ſchnappen, ſehen ſie zu, ob kein Bindfaden daran befeſtigt.

VI.

Schüchterne Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen.

(1818.)

Im deutſchen Bundes-Parlamente ſtellt Oeſtreich das erhaltende Princip (die Pairskammer) Preußen das ſchaffende Princip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes iſt das bindende Azot, dieſes das freimachende Oxygen in der politiſchen Atmoſphäre Deutſchlands. Aus ihrer gehörigen Miſchung allein entſteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrſchte, würde das deutſche Gemeinweſen ein ſieches unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere, in heißen und allzuraſchen Athemzügen ſich verzehren.

Oeſtreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geiſt und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablaſſende Theilnahme an den frohen Lebensſpielen des deutſchen Volks mußte um ſo mehr überraſchen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernſten Mannes kommt. Preußens Wirkſamkeit war freilich ſeelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat, that es nur aus Luſt und ſeinem Naturtriebe folgend, was Oeſtreich mit Verſtand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verſpotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geiſt der Zeit ſeine Freude findet.

Die Oeſtreichiſche Regierung fürchtet jede Volksbewegung, und iſt folgerecht genug auch keine ſolche zu dulden, die zu ihrem eignen Beſten thätig iſt. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, ſie war die einzige Macht die eine Volksbegeiſterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen laſſen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit, die Bürgerbewaffnung, und das Streben der Deutſchen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur ſpielend ſich zeigte, hätte geehrt werden ſollen, lächerlich gemacht.

Oeſtreich iſt die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ſtändiſchen- oder freien Munizipal-Verfaſſungen, die dort noch ſtatt finden, dienen nur ſie wirkſamer zu machen.

indem ſie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geiſt des Staatskörpers iſt in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke iſt nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieſes Reiches inneres Regierungsſyſtem, die Unmündigkeit, worin der Geiſt der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Preſſe, die Quarantaine, der ſich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Anſicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verſtattet wird, oder die gänzliche Gedankenſperre ausländiſcher Erzeugniß — alles dieſes war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilſam. Joſeph's II. allzuraſche und darum mißlungene Verſuche mochten es billig ſchüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und der Lage der Dinge, die man mit dem Namen franzöſiſche Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern, wohl an ſich erwünſchte Freiheiten, da ſie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf geſetzlichem Wege zufließen zu laſſen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit den Bürgern freiwillig zu geben, was man ſich nicht abtrotzen zu laſſen, ſich ſtark genug gezeigt hatte. Daß das öſtreichiſche Volk mit innigerer Liebe als irgend ein Anderes an ſeinen Fürſten hängt, beweiſt nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfaſſung, ſondern die des Fürſten und der Verwaltung. Aber leztere ſind ſterblich, während erſtere dauert. Weder Liebe noch Furcht iſt jezt mehr ein ſicheres Band zwiſchen Volk und Herrſcher, ſondern Achtung allein; denn die Völker ſind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den lezten fünf und zwanzig Jahren unüberſteiglich geachtete Berge erklimmt, und geht jezt thalwärts, den Frieden und die Heimath ſuchend. Man mag ihr immer eine heilſame Hemmkette anlegen um ihren Lauf zu ſchwächen, aber aufhalten läßt ſie ſich nicht, ſie zerreißt die Kette, und zieht jeden der ſie gewaltſam zurückhält, mit ſich hinab.

Oeſtreich iſt das europäiſche China, ein ſtill ſtehender ausgewachsner Staat. Er treibt ſeine ſtarken Wurzeln weit über ſeinem eigenen Gebiete, unter dem Boden anderer Länder fort. Dieſe ſtarke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, ſchwerer iſt, es zu lieben. Es mag zu ſeinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geiſtreiche Männer für ſich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben geſinnt ſey, ſpricht ſich in dieſen ſeinen Verfechtern am deutlichſten aus. Verſpottet und gehaßt, führen ſie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die gut oder ſchlecht ſtets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen ſiegt das leztere; darum wird auch Oeſtreich, kalt, beſonnen und lieblos wie es iſt, dem Geiſte der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm ſtiftet.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oeſtreich nicht entbehrt, und deſſen gutmeinender Fürſt, nicht unwillig ſind dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber ſie gehen zu langſam in dieſer eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur wer ſtille ſteht, nicht wer ſich bewegt. Es iſt eine überkluge Staatskunſt, in einer Zeit der Neuerungsſucht, und eben weil ſie ſo beſchaffen, das Alte trotzend zu behaupten. Vorſicht iſt nöthig, aber ſchleichen heißt nicht behutſam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man ſchnell zu kommen ſuchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr ſelbſt verringern.

Es giebt politiſche Gebrechen, die für den einen Staat als in ſeiner Organiſation gegründet nothwendig, und daher auch heilſam ſind, für den andern aber, weil ſie ſeiner Natur widerſprechen verderblich werden, und ihn früher oder ſpäter entweder zu einer Umänderung oder zur Zerſtörung führen. So iſt die Schuldenlaſt Englands ſowohl die Stütze ſeiner innern Freiheit als die Bürgſchaft ſeiner äuſſern Ruhe, indem es hierdurch das Schickſal anderer Staaten an ſeine eigene Fortdauer knüpft. Für Oeſtreich hingegen iſt die Zerrüttung des Finanzweſens an der es leidet, ein Uebel ohne Erſatz. Ohne dieſes Gebrechen wäre es ein unabhängiger geſchloſſener Staat. Sein Finanzweſen widerſpricht durchaus ſeinem angenommenen Regierungsſyſteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider ſeinen Willen mit dem liberalen Geiſte unſerer Zeit zuſammen, da es genöthigt ſeyn wird zur Erhaltung eines endlich fallenden Credits, ſich den übrigen deutſchen Staaten in Einführung freiſinniger Verfaſſungen anzuſchließen.

Aber ſo mußte Oeſtreich beſchaffen und mit dieſen Fehlern mußte es begabt ſeyn, um Europa's Retter zu werden. In unſerer ſturmbewegten Zeit war dieſer Staat der einzige Felſen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte, und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere ſich vereinten. Die europäiſchen Fürſten erkennen es nicht genug, wie viel, ja daß ſie Oeſtreich alles zu verdanken haben. Es kämpfte fünf und zwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürſtengeſchlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es hat den gewaltigen Geiſt der Zeit — beſiegt nicht, aber aufgehalten, für ſo lange als das Schickſal es in der Menſchen ſchwache Hände geben wird. Aber nicht blos wo Oeſtreich ſich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenſtellte, auch da war es Rettung bringend, wo es beſonnen dem Laufe der Dinge anſcheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden ſchloß. In unſern Treibhauszeiten, wo jede That von der Glut einer wahnſinnigen Sehnſucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht zugleich hervorbringt, iſt die langſame nüchterne Kraft, die ſich nie ganz verbraucht, und darum aushält, die wirkſamſte und nützlichſte. Mit dieſer hat Oeſtreich geſtritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene faſt bewußtlos handelnde Staatsklugheit, unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger zappelnder Geſchäftigkeit. Gleich dieſer Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleoniſchen Herrſchaft, da ſie noch in ihrem Jugendfeuer war, ſich unverſöhnlicher entgegengeſetzt hätte. Oeſtreich hat Napoleons Macht, vielleicht nicht abſichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener ſie zu befeſtigen gedachte, und die Welt ſelbſt ſie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louiſe. Halb Frankreich und viele ſeiner Anhänger auſſer ihm, hatte ſich der franzöſiſche Kaiſer hierdurch entfremdet, weil er jezt die Furcht einflößte, er würde wegen dieſer Verbindung mit einer legitimen und die Grundſätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerſtören und unterdrücken. Daß er dieſe Furcht einflößte ohne ſie zu rechtfertigen, war um ſo gefährlicher für ihn, denn Oeſtreich und die alten franzöſiſchen Ariſtokraten ſahen ſich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikaniſchen Franzoſen hörten darum nicht auf beſorgt zu ſeyn. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oeſtreich keinen Feind mehr in ſeinem Wirkungskreiſe zu ſcheuen fand, verließ er den Schwerpunkt der ihn ſicherte, und indem er, Rußland bekriegend, ſich mit ſeiner Macht zu ſehr hinüber neigte, ſtürzte er von ſeiner Höhe herab. —

Preußen kann in ſeinem langgeſtreckten Gebiete ſich nur mühſam bewegen; ſeine Gränzen ſchlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachſen, das Kleid auszufüllen ſuchen. Die Rheinprovinzen welche es erworben hat, können auf die alten Länder denen ſie einverleibt worden ſind, wohlthätig wirken, indem ſie ihnen die unter der franzöſiſchen Herrſchaft errungenen neuen und heilſamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Sezt man ſich aber dieſer Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden, und muß bei den Bewohnern hier und dort, einen bedenklichen Geiſt der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiſerlichen Regierung, das franzöſiſche Volk der Gleichheit ſich erfreute, die man ſchmerzlicher vermißt als ſelbſt die Freiheit, und daß, wenn ſie Napoleon der leztern beraubte, es weniger geſchah um ſie ſelbſt zu unterjochen, als um ſie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freiſinnigen Regierungslehren ſeiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es beſſer dieſe Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schleſien gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrſche! Oeſtreich hat darum ſo feſt und ungeſtört ſeine Staaten jeder Zeit zu beherrſchen gewußt, weil es jedes Land nach ſeiner eigenen Weiſe, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen iſt keine europäiſche Macht; nicht ſeiner Größe und ſeinem Gewichte, ſondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die ſeiner Stimme im Rathe der mächtigſten Fürſten gegeben wird. Aber Preußen iſt eine deutſche Macht, und da es die einzige reine iſt, ſo iſt Deutſchland nur in Preußen. Das deutſche Gemeinweſen findet allein im preußiſchen Könige ſeinen aufrichtigen Freund, die andern Fürſten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil ſie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Dieſes Bewußtſeyn, die Dankbarkeit des deutſchen Volkes zu verdienen, kann allein an Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutſchland bei ſeinen ausgedehnten Gränzen, dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der Preußiſchen Macht jene hohe Bedeutung zugeſteht, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch ſpielend treiben, aber das Spiel iſt des Ernſtes gute Vorübung. Deutſchlands Geiſt iſt in Preußen, und der iſt's der den Körper regiert.

VII.

Monographie der deutſchen Poſtſchnecke.

Beitrag zur Naturgeſchichte der Molluſken und Teſtaceen.

(1821.)

Es iſt ſehr einfältig, daß ich gleich vorn ſage: ich werde mich in dieſer Abhandlung, über vaterländiſche Poſtwägen ſatyriſch auslaſſen; denn indem ich durch dieſes Geſtändniß die Ueberraſchung ſtöre, übertrete ich die heilſamſten Polizei-Geſetze der Redekunſt. Aber kann ich anders? Iſt nicht zu fürchten, jene gelehrte Ueberſchrift werde alle Leſer abſchrecken, wenn ſie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz geweſen? Sie ſollte aber keinen abſchrecken als den Zenſor, zu ſeinem und meinem Vortheile, und da dieſer jezt ſchon getäuſcht iſt, und der falſche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Gränze geholfen hat, ſo iſt längere Verſtellung unnöthig. Wahrlich, Menſchenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie ſtärker, als wenn ich an einen Zenſor denke, der beſſer iſt als ſein Amt. Leidet er nicht an den ſchmerzlichſten aller Plagen, an ſolchen die man giebt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwig's XIV. aller engliſchen Freiheit in Reden und Gärten gram erſcheinen, und, ein Schüler des Le Nôtre, jeden überrankenden Zweig, mit der Scheere abſchneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als ſolche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße überſäet ſind? Hat er nicht die vollſten, kühnſten Bäume, in Affen, Bären und andere Viehgeſtalten umzuſtutzen? Muß ihm nicht ſelbſt oft wehe ſeyn, bei ſeiner Aufſicht über die ſchnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftſteller danken, der, gleich mir, ihn überliſtet, unter einer naturgeſchichtlichen Ueberſchrift, über die öffentlichſte aller Staats-Angelegenheiten, über Poſtwägen ſchreibt, und erſt, nachdem ſich die betaſtenden Finger entfernt haben, ſeine Fühlſäden aus dem Schneckenhauſe ſtreckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Poſtwägen aber, habe ich ſchon auf früheren Fahrten die beſten ſatyriſchen Einfälle gefunden, doch ſie auch alle wieder verloren. Mein Ideen-Magazin iſt zu klein, und giebt mir keinen Platz, um Gedanken-Aerndten, die ich nicht gleich verzehre und niederſchreibend verarbeite, aufzuſpeichern. Gedanken über Poſtwägen konnte ich aber nie gleich aufſchreiben, da der Stoß dieſer mit dem Anſtoße zu jenen immer zuſammenfiel. Noch auf meiner lezten Fahrt ſah ich, wie einem Commis-Voyageur, der während des Fahrens einen badenſchen Kupfer-Kreuzer, den er durch den Schlag einem Bettler zugeworfen, ſeinem Prinzipalen zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens, ſo ſtark die Hand ſchwankte, daß das 1 ſtatt in die Kreuzer-, in die Gulden-Reihe kam, worüber der junge Menſch ganz untröſtlich war; denn, ſagte er, es ſey nicht mehr zu ändern, da er ſich durch Radiren, bei ſeinem Prinzipalen verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich merke, bin ich ohne darauf zu denken, bereits ſatyriſch geweſen. Es wäre Unverſtand von mir, wenn ich das langſame Fahren der Poſtwägen innerhalb der Städte, aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in ſeinem Buche, über den Umgang mit Menſchen, das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich ſagt, in Städten ſolle man ſchnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas zerbrechliches ſey, er da zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Poſtillione können hinlänglich beweiſen, daß ſie jenes Werk über ſeine Lebensart niemals geleſen haben; vielmehr ſind die Vortheile dieſes langſamen Fahrens auffallend. Nach den Fenſtern guter Freundinnen kann man oft und lange zurückſehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reiſender vergeſſen, ſeine Rechnung im Gaſthauſe zu bezahlen, ſo kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereiſt wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde ſich getröſtet und gedacht haben: jezt endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun, und mich den Eindrücken der ſchönen Natur hingeben, ſo bald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langſame Fahren, hätte der mitreiſende Franzoſe, niemals ſeinen Dukaten Silbermünze wieder gefunden. Er ſagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechſeln laſſen, und ſey dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte ſo gut ſeyn und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich ſey kein Handelsmann, erwiederte er in logiſcher Zerſtreuung: tout le monde est marchand ici. Ich fing an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdſtöße, die unter dem Himmel der Poſtwägen ſo häufig ſind, und ſchleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzoſe ſtieg aus, und hatte ſchon nach fünf Minuten den lezten Groſchen von der Fahrgaſſe wieder aufgeleſen, worauf er dem Poſtillion zurief, er könne jezt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er ſich einbildete, man hätte ſeinetwegen ſtill gehalten, welches gar nicht der Fall geweſen.

Schwerer aber iſt zu entſchuldigen, daß das langſame Fahren auch auf der Landſtraße fortgeſezt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungs-Grund anführen. Der plözliche Wechſel der Schritte, von langſamen zu geſchwinden, und umgekehrt, iſt den Pferden, wie bekanntlich, ſehr ſchädlich. Da nun nach Obigem, in Städten und Dörfern langſam gefahren werden müſſe, und das ganze Land zwiſchen Frankfurt und Stuttgart ſo geſegnet und bevölkert iſt, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, ſo könne man nie dazu kommen raſch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langſamen Schritt eine Viertelſtunde fortgeſezt, ſo müſſe man ihn wegen des nächſten Ortes, zur Vermeidung des ſchnellen Wechſels, von neuem anfangen, und ſo immer weiter. Dem iſt allerdings ſo; doch der Grund gegen das langſame Fahren auf der Landſtraße iſt von größerem Gewichte. Menſchen- und Pferdekenner wiſſen, daß langſames Gehen am meiſten ermüdet, weil man dabei länger gehen, und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conducteur, Poſtillion und Pferde, bald ſo abgemattet, daß ſie ſchon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um ſich zu ſtärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge ſchöne Frau, die mir im Wagen gegenüber ſaß, die Neuvermählte ihres Begleiters ſey, der ſie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereiſt war, um ſie nach Trieſt in ſein elterliches Haus zu bringen. Er hatte ſich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten als der Poſtwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß dieſe junge Frau ſo viel glücklicher ſey, als andere Neuvermählten, weil ſie ſtatt der üblichen Flitterwochen, ſich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erſte häusliche Zwiſt, kann nur zu Hauſe, aber in keinem Poſtwagen entſtehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie ſehr die ſchlechten Herbſtwege die Fahrt verzögern müſſen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Trieſt, nicht bloß eine geliebte Schwiegertochter, ſondern auch einen Enkel werde bewillkommen und küſſen können.

In Langen, als der erſten Station oder Betfahrt, dachte ich gar nichts, ſondern ſchlief während dem Umſpannen der Pferde, ſanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht, wegen der Abſchieds-Zeche verſäumt hatte. Wir kamen um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erſt um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlaſſen, und mich, der ich in eben ſo viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde, einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel ſchwerer aber ein beladener Poſtwagen fortzubringen ſey, als ein 120pfündiger Doktor, bedenke man gehörig! In Darmſtadt hatte ich ſowohl am als im Darmſtädter Hofe, — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirth jenes Gaſthauſes heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit, ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine ſchönere Zeit, da man nicht mehr die ſchlechten Menſchen zu geheimen Aufſehern über die guten beſtellt, ſondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel beſſer es alsdann ſeyn würde, wenn lohnſüchtige Wächter, durch erlogene Gefahren nicht länger Fürſten und Völker mit Argwohn erfüllten und ſie ängſtigten. Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundſchafter gebrauchen, und irgend ein unſichtbarer Ober-Tugend-Direktor giebt mir den Auftrag Deutſchland zu durchreiſen, um die Stimmung des Volks zu unterſuchen, und zu erforſchen, ob nirgends unzärtliche, verdächtige Triebe ſich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligſt von Frankfurt abgereiſt, und hätte aus dem Darmſtädter Hofe zu Darmſtadt folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor!“

„Zufolge erhaltenen Auftrags, bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Poſtwagen abgegangen und um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Dienſteifer zu erregen, ſo würde ich ſogleich wieder zurückreiſen, da der Zweck meiner Sendung ſchon vollkommen erreicht iſt. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen böſen Geiſte der Einwohner, ſondern, im Gegentheile, überall einen guten geſunden. Zugleich aber ſind mir die ſtärkſten Beweiſe geworden, daß der nämliche gute Geiſt das ganze deutſche Volk beſeelt. Der Poſtwagen überzeugte mich davon. Poſthalter, Conducteurs, Poſtillione, Wagenmeiſter, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürſtlich Turn- und Taxiſch-fahrende Perſonal, gehen bei ihrem Geſchäft mit ſolcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl ſieht, es ſind gute, ruhige Bürger die Deutſchen, die nichts Gewagtes unternehmen. Desgleichen die Paſſagiere, deren keiner über das langſame Fahren ungeduldig wurde, und etwas aus der Haut fuhr. Ja ſelbſt der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen, zwiſchen Frankfurt und Darmſtadt, ſich dreimal erquickte, mit Wein und kalten Speiſen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweiſt nicht ſchon das häufige Trinken die beſten Geſinnungen? Menſchen, die verdächtige Gedanken hegen, ſind auf ihrer Huth und trinken Waſſer, weßwegen auch die Diligencen-Poſtillione im revolutionsſüchtigen Frankreich, kein Trinkgeld fordern, damit ſie nicht verſucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, aus dem Geſagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutſchland alles ruhig iſt und bleiben wird; denn Sie ſind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine ſolche Ausnahme iſt mir allerdings aufgeſtoßen. Unter den Paſſagieren war Einer, der durch ſeine Unzufriedenheit mit der beſtehenden Ordnung der Poſtdinge, deutliche Spuren neologiſcher Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, ſchnalzte mit den Fingern, und geberdete ſich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Poſtillionen zu, ſie ſollten doch ins Teufels Namen nicht ſo raſch fahren, er verliere den Athem, er werde ſchwindlicht, und die ſchönſten Gegenden flögen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Paſſagier auf der Station Langen zum Poſtillion ſagte: Ehrwürdiger Greis, wie Ihr doch noch ſo ſehr munter und rüſtig ſeyd! Da habt Ihr nicht blos die 8 kr. Taxe, ſondern noch 2 weitere, und macht euren jüngſten Enkeln, die noch unverheirathet ſeyn können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug geſpottet. Ja, in Arheiligen, da der Conducteur etwas Wein zu ſich nahm, ſpottete er noch offener, und ſagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Poſtwagen ein Hochfürſtlich-Turn- und Taxiſches Stückfaß geſtellt würde, damit das fahrende und gefahrene Perſonal daraus zapfen und trinken könnte, ohne ſich aufzuhalten, und eine vollſtändige Reſtauration der Poſtwägen ſey noch wünſchenswerther. Dieſer gefährliche Paſſagier hat noch auf andere Weiſe ſeine verdächtigen Geſinnungen an den Tag gelegt. In Darmſtadt machte er beim Ausſteigen einen großen Sprung über einen Kothhaufen, ob er zwar ſehr bequem hätte durchgehen können. Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen geſucht. Bei ſolchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Paſſagier ſtets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten laſſen. Ich bin ſo gewiſſer, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, das ich nicht erfuhre, da ich ſelbſt dieſer Paſſagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, die Verſicherung meiner Hochachtung.»

Ich wollte eben den Brief verſiegeln, da trat der Conducteur in die Gaſtſtube des Darmſtädter Hofes und lärmte ſtark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wiſſe, daß ich auf einem Poſtwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf Niemanden warte. Ich ſolle eilen, denn er könne ſich nicht länger aufhalten, als bis er ſeinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm ſo eben hätte vorſetzen laſſen. Nach einer halben Stunde giengen wir beide ans Poſthaus, und wirklich war der Sattelgaul ſchon vorgeſpannt. Ich erſchrack; wie leicht hätte ich zu ſpät kommen können!

Von der Nacht habe ich nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergſträßer Freuden-Station. Ich erwachte, wie ein Mühlknappe, aus dem feſteſten Schlafe, da die Räder ſtill ſtanden, und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Poſthalterei — eines Dorfes wie ich dachte, denn das Haus lag abgeſondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, ſtieg eine Treppe hinauf, und öffnete raſch und gebieteriſch die Stubenthüre. Nichts anderes ſuchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen ſtädtiſch geordneten Abendtiſch ſaßen vier und zwanzig Augen, (worunter mehrere ſchön) die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtſeyn meiner äuſſern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochſentreiber ſah ich nicht ſowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, ſondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Poſtwagen nämlich hatte, gleich einem jungen muntern Kater, ſeine Freude daran, mit der Mütze zu ſpielen, er machte häufige Sprünge und warf ſie in die Höhe; da mußte ich ſie feſt binden. Eine angeſchneite Halsbinde hing als gewäſſertes Ordensband in weiten Kreiſen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein ſchabiger Biber. Ich riß beim Eintreten ſchnell Mütze und Tuch vom Kopfe, und ſagte halb fragend, halb poſitiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Poſtmeiſterin ſagte! ja, und hieß mich Platz nehmen, indem ſie den nahe am Tiſche ſtehenden leeren Stuhl etwas zurück ſchob. Dieſe Excommunikation aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Bannſtrahl durch mein Herz, und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder ſey, in jedem häuslichen Kreiſe, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht ſtöre, wo er kein Glück zu ſtören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tiſche kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erboßt, ich dachte höhniſch: Kleider machen Leute, und ſchlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Geſellſchaft den eleganten engliſchen Frack darunter ſähe, wie ihn wohl kein Ochſentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückſeliger hatte vergeſſen, daß ich in

Darmſtadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz angezogen hatte, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zuſammengeſezt war. Jezt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte das Befeſtigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böſer Geiſt verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und ſo machte ich mir, als wollte ich die ganze Poſt verhöhnen, eine lange baumwollene Naſe, deren Spitze, die hundertäſtige Quaſte bildete. Jezt konnte es der Poſthalter nicht länger aushalten; das Lachen ſtand ihm ſchon an der Unterlippe; er ergriff ſchnell ein Glas und trank, aber das Weinwaſſer war zu ſeicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glaſe wieder hervor. Es plazte los; ich glühte.

Da erbarmte ſich meiner ein Engel in der höchſten Noth, die Tochter des Poſthauſes. Ihre zwei dunkelblauen italieniſchen Nachthimmel ſtrahlten die ſüßeſten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens ſaß, und zur Ghitarre ſingend, mit fröhlichen und ſchmachtenden Liedern, in das Herz und Auge der ſeligen Braut einzog. Das ſeidenumſponnene Köpfchen lag auf ſeiner Schulter, und ihr Arm war zwiſchen dem ſeinigen, und von dem rothen Bande der Ghitarre umringelt gar wunderlieblich geflochten. «Wilhelm, ſprach ſie, ſanft ſeine Hand und das Spiel hemmend, ſo einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen laſſen, der hält wohl warm.» Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem ſchüchternen Katzenfelle durch Erwähnung ſeiner vornehmen Verwandten Muth einſprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reiſe, und das Thauwetter ihrer warmen Stimme, ſchmolz das Eis um meinem Herzen. Jezt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punſche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tiſch, und pries zum erſten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde ſchlich diebiſch-leiſe vorüber. Ich ſtieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erſt am Morgen an den ſteinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit ſechs Profeſſoren, den Schloßgarten, und die nächſten Umgebungen der Stadt zu beſuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzoſe einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte «la police dévoilée par Manuel» und die «Briefe eines reiſenden Franzoſen über die geheime Polizei in Wien« geleſen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, ſtarker, zerlumpter Kerl, der ſich für einen reiſenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte ſeinen Flaſſan im Kopfe ſo gut als Einer, und ſprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er deſſen geheimer Sekretär geweſen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzoſe und erhob die Deutſchen über ſeine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablöſende Landsmännin wollte eine Gouvernante vorſtellen, die nach Lauſanne, ihrem Geburtsorte, reiſte. Im Poſtwagen nahm ſie ihren Platz und die Paſſagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei ſchwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er ſchwieg und wenn er ſprach. Sie warf ein breites Netz aus, deſſen Maſchen ſehr eng waren. Von einem Schreinergeſellen, der aus Paris kam, ließ ſie ſich ein deutſches Zettelchen überſetzen; der Schreiner leimte mühſam, aber ſtolz und zufrieden, die Worte zuſammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm ſie ein, indem ſie gegen ihren Gemahl einſylbig war, und dieſen gewann ſie durch verſtohlenes Treten der Fußzehen. Ich ſelbſt betete ſie ſchon aus Dankbarkeit, ob zwar im Stillen an.

da der Strom ihrer Rede mein Dintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Franzöſin zu einem künftigen Oſtern- oder Michaelis-Romane unaufhörlich ſchöpfte. Sie ſezte ihre feine Aufmerkſamkeit ſogar fort, wenn wir Paſſagiere des Nachts ſchliefen, und ſie fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichſten Theilnahme: warum er ſo ſtille und zerſtreut ſey. Unter allen Paſſagieren war ſie gegen mich am artigſten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man ſie für Nieten hält.

Obige Gouvernante iſt für unſere Naturgeſchichte von der äußerſten Wichtigkeit; denn ſie ſagte über die Phyſiologie der Poſtwägen die frappanteſten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckergemünd ausſteigen mußten, weil es Berg an ging, bemerkte ſie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden ſollte, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannſchaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Poſtwägen die Ballen höher ſchätze, als die Menſchen, und jedes gefühlvolle Paſſagierherz müſſe darüber ſeufzen. Ein Paſſagier, er möge noch ſo ſchwer ſeyn, brauche für ſeine Perſon kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte

Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koſte ihr kaum ſechs Gulden, und ſie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Zentner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte. Dieſer Tarif beleidige die Würde der menſchlichen Natur auf das gröblichſte. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Pakete mit der ängſtlichſten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weiter gefahren, bis man ſich verſichert, daß keines fehle. Um die Paſſagiere aber bekümmere man ſich nicht, und ſo bald der Conducteur ſich ſatt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben ſeyn wer da wolle ... Jetzt konnte es der Conducteur in concreto, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und ſagte, (als Rheinländer und recidiver Patriot): ja, ci-devant, werde Mademoiselle mit 4 Einquartirungs-Pferden dans une voiture générale bequemer gefahren ſeyn, das habe ſich aber jetzt geändert. Er wollte ſagen: in einem Generals-Wagen. Die Franzöſin verſtand ihn aber nicht, und fuhr in der Weiſe des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte ſie es ärger, und hielt an der Wirthstafel öffentliche ſatyriſche Vorleſungen über unſere vaterländiſchen Poſtwägen. Sie frug, warum ſo ein lourd animal, diligence hieße, und nicht, was richtiger wäre, paresse oder négligence? Man ſolle ihr Kamillen-Thee machen, ſie ſey von dem ſtarken Schaukeln ganz ſeekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz. Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die ſteilen Wogen durch ausgegoſſenes Oel breche, und hierdurch dem Schiffe einen ſanften Weg bahnte; warum man Axen, Federn und ſonſtiges Eiſenwerk des Poſtwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geſchmeidiger zu machen ſuche? Die langſame Fahrt des Poſtwagens habe ihr ſchon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie ſey nämlich unter ſehr vortheilhaften Bedingungen von Stralſund nach der Gegend von Halberſtadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre ſie auch ſchon im Poſtwagen geſeſſen. Als ſie aber an Ort und Stelle gekommen, habe ſie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt, hätte ſich das Fräulein in einen jungen Huſaren-Offizier verliebt, und denſelben, nach langem Widerſtande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte ſie ihre Reiſe-Koſten wieder erſtattet bekommen.... Einen reiſenden Flötiſten an der Wirthstafel fragte ſie, ob er niemals auf die vielen Inſtrumente Acht gehabt, die alle der Poſtwagen ſpiele? Sie habe ſich erſtaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechſelnd, während des Fahrens von ſich gebe. Er ächze, ſeufze, ſtöhne, klappere, grunze, ſchnurre, raſſele, ziſche, maue, belle, knurre, ſchnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, ſchluchze, ſinge, klage und ſchmolle. (Die muntere Franzöſin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akuſtiſch nach, welches artig genug war). Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von ſich. Sie habe im Sächſiſchen vier und zwanzig ſolcher Jammer-Tonarten gezählt, und auch durch fleißiges Nachforſchen jedesmal deren Entſtehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenſter in ſeiner Fuge, bald raſſelte die Kette des Hemmſchuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grauſamen Drucke ſeiner ſechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe ſie einen gewiſſen Tongrund unergründlich gefunden; durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern ſey von zwei ſechspfündigen Vorhängeſchlöſſern entſtanden, welche die Pakete in dem Sitzkaſten des Poſtwagens ängſtlicher ſchützten als nöthig war. Dieſes mörderiſche Geklapper ſey ihr ſo läſtig gefallen, daß ſie auf der nächſten Station, nachdem die übrigen Paſſagiere ausgeſtiegen waren, vermittelſt eines Fadens die Schlöſſer geſchickt befeſtigt habe, ſo daß ſie ſich nicht mehr rühren können. Ueber dieſer Arbeit habe ſie der Conducteur ertappt, und ſie als Poſtdielin angeklagt. Der Amtmann, dem ſie vorgeführt, hätte ſie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er geſagt, er wiſſe recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß ſie vermittelſt eines Zwirnfadens die feſteſten Vorhängeſchlöſſer öffnen können. Sie ſey damals in groſe Noth gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem ſie, den reichſten und mächtigſten Firſten gleich, vor einem gefallenen Napoleon ſich zu bücken verſchmähte, und kaum hinab ſah, den Richter von ihrem Ueberfluſſe und ihrer Unſchuld zu überzeugen. Während der Unterſuchung ſey der Poſtwagen abgefahren und habe einen Vorſprung von 2 Stunden gewonnen, weswegen ſie genöthigt geweſen, mit Extra-Poſt nachzueilen, und ob ſie zwar ſchon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt, und die Extra-Poſt zurückgeſchickt habe, hätte ſie doch die ganze Station zahlen müſſen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Franzöſin auf gemeldete Weiſe länger als zwei Stunden ironiſch war. Hatte ſie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Poſtwagens verſchaffte ſie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was ſie über verwandte deutſche Angelegenheiten pythiſch ſprach (der Glühweinnapf gab die delphiſchen Dünſte), verſchweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geſchicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelſtunden früher heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber ſein Herz machte als blinder Paſſagier noch die ganze Nachtreiſe mit. Er hatte bald in den Geſichtszügen der ſchönen Franzöſin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit ſeiner Braut gefunden, und ſeine Blicke ſangen unter vollſtändiger Seufzerbegleitung die rührendſten Liebeslieder. Deutſche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine beſſere Probe ſtellen, als wenn ſie ſie eine funfzig Meilen weite Reiſe auf einem vaterländiſchen Poſtwagen machen, und ſie nach der Rückkunft ſchwören ließen, daß auf dieſer Ulyſſes-Fahrt, nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn ſie nicht falſch ſchwören, dürfen ſich die guten Mädchen wenigſtens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde ſtill. Die Thüre wurde haſtig aufgeriſſen, und eine fürchterliche Geſtalt, in langem Barte und Schwerdt an der Seite, drohte einzuſteigen. Der Neuvermählte ſchrie: Herr Jeſus! Seine Frau wollte ſchnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da lieber Herr! ſo fürchterlich ins Ohr, daß ich ſpäter mein zaghaftes Schreckgeſchrei verſchönernd in einen Schmerzesruf verwandeln konnte; die Franzöſin ſagte gelaſſen: Hätten wir nur eine Laterne (ſie hoffte, der Räuber würde ſie ſchonen, ſo bald er ſie ſähe); der Schreinergeſell blieb ruhig. Wir wurden es auch alle wieder, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einſteigen, weil es ſchneie. Der Fußgänger, der, wie ſich ſpäter ergab, um ſich abzuhärten, gern in Winternächten reiſte, nahm den Bräutigams-Platz an der Seite der Franzöſin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er ſich vor Kurzem aus einer Turnpflanzſchule geriſſen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er ſich nach Ludwigsburg zu verſetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Franzöſin ihre Sprache, die ſie keineswegs verloren, ſondern nur verſteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnſetzling das Wagenfenſter nieder und ſagte, er müſſe Luft ſchöpfen. Es werde ihm immer engbrüſtig, ſo bald er die Sprache des Erbfeindes höre. In ſeiner baldigen Erziehungsanſtalt werde er zum Nutzen ſeiner Zöglinge, die das Franzöſiſche unglücklicher Weiſe früher kennen gelernt, als ihn, eine falſche franzöſiſche Grammatik und ein deßgleichen Wörterbuch drucken laſſen, damit ſie es daraus wieder verlernten. Auch dürften ſie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrſchaft ſtärker ſchütze als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der franzöſiſchen Sprache ſey Jedermann hinlänglich bekannt; die der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen Kopf und Herz, weßwegen beide nie zuſammen kommen könnten. Darum wären auch die Soldaten-Hälſe am engſten zugeſchnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller, und fühlten verſtändiger; ſie hätten ſtets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen.

Die Franzöſin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (ſie verſtand das Deutſche wenig) daß er die Höflichkeit zu den Laſtern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Paſſagiere alle hatten ſich aus Rückſicht ihrer auf der ganzen Reiſe des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erſte Pfeife geſtopft, wußte ſie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Huſten geſchickt nachzumachen, und ſagte: der Rauch mache ihr Reiz. «Sie haben dann einen Reiz mehr,» hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verſtehen, wie man bemerken kann, daß ſelbſt ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes ſagt. Aber es half mich nichts. Sie ſagte: als Franzöſin ſey ihr Vaterland überall, und wie ich wiſſen werde, ſey das Rauchen ausländiſchen Tabacks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte ſich nicht darum und dampfte. In Beſigheim auf der Station führte die Franzöſin Klage beim Poſthalter, und berief ſich auf ihren Heidelberger Poſtzettel, worin es heißt: das Rauchen iſt unterſagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Poſtzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach Heidelberg ausgefertigt worden, und worin es Art. 15. heißt: Das Rauchen aus wohlverſchloſſenen Pfeifen ſey erlaubt; nun aber könne nicht geläugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg ſey, der von Heidelberg nach Stuttgart, und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Poſthalter wagte weder das badenſche noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen, und enthielt ſich der Entſcheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernſt vor den Turner hin, und ſprach: Wandersmann, die alten Deutſchen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an ſeine Bruſt, und ſprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen einen Aſchenkrug, der auf dem Leichenfelde der 22ſten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus ſchenkte er mir Meth in ein Horn ein, und trank mir zu. Wir ließen die freundſchaftſtiftenden Poſtſtationen hoch leben. Kurz vor dem Einſteigen ſagte ich dem Teutonen: Bruder, du biſt ein Narr! Dir es mündlich zu beweiſen iſt jezt die Zeit zu kurz. Ich will es aber ſchriftlich in meiner Monographie der deutſchen Poſtſchnecke darthun. Er wolle ſich gedulden, ſagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg frug ich den Conducteur: warum der ſchwerbeladene, nur mit zwei Pferden beſpannte Beiwagen dem mit vieren beſpannten Poſtwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des lezteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieſes ſey nothwendig, die Hochfürſtlich Turn- und Taxiſchen fahrenden Poſtpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitſchenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spitzruthenlaufen, ein gelaſſenes Hinderniß vorangehen ließ. Dieſes erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorſätzlich aus unverzeihlicher Trägheit ſo langſam, und ich wollte in meiner wahrſcheinlichen Satyre über die vaterländiſchen Poſtwägen den Rath ertheilen, man ſolle den Gäulen vor dem Anſpannen einige Original-Fläſchchen von den ſo beliebten als magenſtärkenden Diabolini, mit welchen der Conditor Schnell in Frankfurt beſtens verſehen iſt, verſchlucken laſſen, damit ſie den Teufel in den Leib bekämen, und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der übrigen zurückzukehren. Jezt aber ſind ſie überflüſſig, der Teufel und der Rath. Allerdings ſind ſie das, erwiederte der verſtändige Conducteur. «Sie glauben nicht, fuhr er fort, welche große Mühe eine hohe Vieh-Polizei hat, das Feuer der raſchen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr ſelbſt thut, den Mißbrauch der thieriſchen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauches. (Hier ſah ich den Wagen- und Paſſagier-Aufſeher mit dummen Augen an, und zog meine Fühlhörner vorſichtig in mein Schneckenhaus zurück). Der, nicht blos mit Habe und

Gut der Einzelnen, ſondern auch mit ſteuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Poſtwagen würde in Trümmer gehen, wenn man den vorgeſpannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die ſchwerfälligſten Poſtwagen ſey dieſer zu hemmen, weßwegen auch jeder Wagen, ſo bald er durch einigen Gebrauch abgeſchliffener, geſchmeidiger und leichter geworden wäre, ſogleich ab- und dafür neue alte angeſchafft würden, wie Sie ſich am nächſten 8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürſtlich Turn- und Taxiſche Haupt-Expedition fahrender Poſten im Ramhofe, zwei für den Dienſt nicht mehr verwendbare Diligencen, öffentlich an den Meiſtbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratifikation Einer hochpreislichen General-Poſt-Direction, würde verſteigern laſſen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an nichts als an Gewicht.»

In Ludwigsburg räumte der altdeutſche Nachzügler und Spätturner ſeinen Platz Nr. 6. einem Manne ein, der ſehr niedergeſchlagen ſchien, und in der hohen Poſtwagenverſammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erſt eine Stunde ſpäter munterte ihn die Präſidial-Stimme (die der Franzöſin) zum Reden und Klagen auf. Er ſey ein Hutmachermeiſter, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten ſey er von der Wanderſchaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meiſterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitfeſt gegeben und die feinſten, gebildetſten Honoratioren, als ſtarke Hut-Conſumenten dazu eingeladen. Die Gäſte, als ſie ſpät am Morgen weggegangen, hätten ihren Dank nur ſtammeln können, ſo voll ſey ihnen Kopf und Herz geweſen. Zwei Tage ſpäter ſey ihm dieſer und jener der Hochzeitgäſte auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er mit mehr Verdruß als Erſtaunen bemerkt, daß ihn keiner bald mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchſtens habe man mit einer leichten Handbewegung ſeinen Gruß erwiedert. Darüber ſey er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf ſeiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt, und erfahren, daß, wenn ſie es auch nicht immer verſchmäht, ſich mit den Geringern gemeinſchaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Geſinnung doch jedesmal wieder zum Vorſchein komme, ſo bald die Weinüberſchwemmung abgelaufen ſey. Er für ſeine Perſon habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht, und ſeines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen ſie verdoppelt, indem er ſeinen Hut, als ſein ambulantes Waaren-Schild und Muſter ſtark vor ihnen geſchwenkt. Eines Tages, da er dieſen vor einem Gerichts-Aſſeſſor, und der auch bei ſeiner Hochzeit geweſen, beſonders tief geneigt, ſey jener zu ihm hingetreten, und habe erzürnt geſprochen: «Wie können Sie ſich unterſtehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie ſind ein Flegel, wiſſen Sie das?» Er, Hutmachermeiſter, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann nachgeſehen, und einer ganzen Viertelſtunde bedurft, um von den Straßenſteinen wieder los zu frieren. Selbſt ſeine Frau, die den Aſſeſſor als einen ſonſt lieben Menſchen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinſtube oft geſeſſen, habe geſagt, ſie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe ſich das Räthſel gelöſt. Die Hutmacher-Geſchwornen hatten auf den Abend ſämmtliche Meiſter zuſammenberufen laſſen, und ihnen vorgeſtellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetſten Stände der Stadt hätten ſich nämlich vereinigt, gemeinſchaftlich grob zu ſeyn, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, ſondern ſich beim Begegnen blos ſtarr anzuſehen. Was in dieſer Noth zu thun ſey? Aber keiner habe Rath gewußt. Wie nun ſeitdem das Nicht-Hutabnehmen täglich zunähme, nehme der Hut-Verbrauch täglich ab, und ſechs Brod- und Hoffnungsloſe Meiſter hätten ſich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Paſſagier, reiſe nach Stuttgart, um ſich einen Paß zu holen.

Die Französin hörte dieſer Erzählung um ſo aufmerkſamer zu, je weniger ſie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verſtand. Ich aber ſchämte mich der Albernheiten meiner Landsleute, und hütete mich, den Dollmetſcher zu machen. Ich log ihr eine unglückliche Liebe vor, und lockte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeiſter aber tröſtete ich. «Beruhigen Sie ſich, lieber Freund,» ſagte ich, «unſere deutſchen Landsleute ſind glücklicher Weiſe keine chroniſche Narren, ſondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hauſe zurück, doch wollen Sie ſich von Ihrem Auswanderungs-Vorhaben nicht abbringen laſſen, ſo eilen Sie ſich wenigſtens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutſchland wandern, ſondern fahren Sie lieber im Poſtwagen, und ehe Sie die deutſche Gränze übertreten, wird ſich die Geſinnung der groben Geſellſchaft gebeſſert haben.» Meine Zuſprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeiſter aufmerkſam machte, wie ſehr durch das Rütteln des Poſtwagens die Hüte gequetſcht und abgenützt würden, man habe ſie nun auf dem Kopfe, auf dem Schooße oder oben im Netze, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, und er ſagte, er bemerke dieſes mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Peſt-Beulen für ſie, woran ſie ſterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hoch-Fürſtlich Turn- und Taxiſchen fahrenden Poſt-Paſſagier kein Mittel gäbe, ſeinen Hut unbeſchädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich ſollte ihn auf den Boden des Wagens ſtellen, und abwechſelnd den rechten und linken Fuß hineinſetzen, wodurch nicht allein der Hut unerſchütterlich, ſondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug ſorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironiſchen Mantel, zog die Glocke in die Höhe, und ließ ſie frei ihre Jammertöne über vaterländiſche Poſtwägen in der Trinkſtube ausbrummen. »Herr Major,« ſagte ich, »hätte ich einen Säbel wie Sie, meine äſthetiſchen Flüche gehörig zu unterſtützen, hol mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Iſt der Paſſagier ein Narr jedes Poſtmeiſters, Conducteurs und Poſtillons, und muß er liegen bleiben, ſo oft es dieſen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuſchenken? Kommt man in ein Neſt, und trägt nicht Luſt, im Poſtwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unſern ſchlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tauſend Fragezeichen im Geſichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Paſſagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cottelets eſſen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken, und noch einige mehr bezahlt für den Conducteur. Wie weit iſt es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Alſo kaum 40 Stunden! und auf dieſem kurzen Wege, haben wir 15 Stunden Raſt gehalten. Ich bin von Strasburg nach Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereiſt, und hatte kein Sohlleder unter mir, ſondern gute Verviers-Mitteltücher, und auf dieſen beiden Reiſen zuſammen, hat ſich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Iſt das nicht zum toll werden, nämlich das Erſtere? Iſt es nicht Schimpf und Schande, daß das Zuſammentreffen der Poſtwägen auf den Kreuzwegen ſo ſchlecht eingerichtet iſt, daß ich — ich erzähle es Ihnen jezt ſchon, Herr Major, ob es mir zwar erſt acht Tage ſpäter auf meiner Rückreiſe begegnen wird — daß ich in Bruchſal 24 Stunden liegen bleiben, und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum giebt man den Reiſenden nicht wenigſtens Warte-Geld, gleich den quieſcirenden Staatsdienern, bis ſie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer verſtattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Poſtpapier, die ich in Bruchſal zu dieſer Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze dieſe Gelegenheit, mich zu unterrichten — warum nennt man ſeines Papier ſo uneigentlich Poſt-Papier? Ich weiß nicht, ob Sie die Abendzeitung leſen, Herr Major? dort erzählt Herr Mühlen in Nr. 33. dieſes Jahrgangs, die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereiſt ſey. Auf dieſen Reiſen (wird erzählt) die er ſtets mit Extrapoſt machte, verurſachte ihm aber nichts ſo viel Aerger, als die Poſtmeiſter, Poſthalter und Poſtillone, und wenn er auf dieſe zu ſprechen kam, ſo war er unerſchöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und der Langſamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieſer Antagonismus ſprach ſich auch in ſeinem letzten Willen aus. In ſeinem Teſtament hatte er Nachſtehendes verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche ſeine Leiche zur Ruheſtätte begleiten ſollten, hieß es: »Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Perſonen in, mit Extrapoſt-Pferden beſpannten Wagen, meiner Leiche folgen ſollen, und ſind die dießfälligen Koſten aus den zu meinem Begräbniß ausgeſetzten Summen zu beſtreiten; denn da es der Anſtand erheiſcht, daß ein Leichenzug feierlich und langſam vor ſich gehen muß, ſo werden die Poſtillione das Letztere unfehlbar am beſten ausrichten.» Hätten Sie, wie ich, die Abend-Zeitung geleſen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man ſollte nicht die Leidtragenden, ſondern die Leiche ſelbſt, auf Hochfürſtlich-Turn- und Tariſchen fahrenden Poſtwägen zum Begräbniſſe führen, damit ſie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Aſche des Lebens, nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens, es zur Flamme anfachen müſſe. Wäre dieſes nicht eine ſehr gute ambulante Todtenſchau?

Nachdem ich mich auf dieſe Weiſe ſchlau zu revolutionären Aeuſſerungen verleitet hatte, ging ich eiligſt auf mein Zimmer, um alles, was ich von mir gehört, wie folgt zu berichten.

Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

«Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmſtadt ſogleich wieder umgekehrt bin, ſie wäre ſelbſt umgekehrt worden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der

Verſchwörung entdeckt, und halte ſämmtliche Verſchwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich auſſer Acht laſſen, da ich ſeit jener Turn-Uebung, wovon ich Ihnen früher berichtet, ſonſt keine verdächtigen Geſinnungen geäuſſert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt, und die **Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, ſondern höchſt wahrſcheinlich wirklich verdächtig bin.** Zu Heilbronn im Falken belauſchte ich ein Geſpräch, das ich mit dem Ober-Kellner geführt, und das ich Stellenweiſe hierherſetzen will. Ich: Welche Zeit iſt es? **Kellner**: Ich habe die Uhr nicht ſchlagen hören. Ich: Wo iſt Ihr Herr? **Kellner**: Er ſitzt dort am Tiſche und trinkt rothen Wein. Ich: Wo iſt der Hausknecht? **Kellner**: Er liegt im Stalle und ſchläft. **Ich: Wo kauft man Apfelſinen? Kellner: Bei Wolf auf dem Reismarkt.** Ich: Bringen Sie mir Carbonnaden. **Kellner**: Die lezte Kohle iſt ausgelöſcht. Ich: So bringen Sie mir eine **Hammelskeule. . . Der Herr, der Blut trinkt — der ſchlafende Knecht — der reiſſende Wolf in den Apenninen — die ausgelöſchte Kohle — der Keil — Carbonari. . . Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchleriſchen Abänderungen an den Worten konnten mich natür-**

lich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonariſchen Umtriebe beſtätigte ſich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten laſſen, berichtete mir, der Poſtwagen-Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfohlen, worauf ich aber mit Haſtigkeit erwiederte: Nein, nein, ich logiere jedesmal im römiſchen Kaiſer, und werde auch dieſesmal dort logieren, ich laſſe nicht vom römiſchen Kaiſer. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor, von ſelbſt daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutſche Reichsverfaſſung und das ehemalige Reichs-Oberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt, und den verbrecheriſchen Wunſch, die Einheit Deutſchlands wieder hergeſtellt zu ſehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tiſche mit einem Franzoſen ſehr eifrig von jambon de Mayence, geſprochen, und wäre leichtſinnig genug geweſen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten Jean Bon St. André im Sinne führe. Höchſt wahrſcheinlich iſt dieſer Napoleoniſche Präfekt nicht geſtorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten geſucht, ſondern präfektirt in Mainz heimlich fort.»

„Da ich auf dieſe Weiſe die Wurzel der Verſchwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach, und war ſo glücklich, die wichtigſten Entdeckungen zu machen. Die alta vendita der deutſchen Carbonari iſt in Ludwigsburg, und bereits hat ſie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Töchter-Logen errichtet. Statt der ausgelöſchten Kohle haben ſie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und ſie nennen ſich Brüder vom ſtandhaften Hute. Ihr geheimer Zweck iſt: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit; öffentlich aber ſind ſie grob, und ſtellen ſich fremd gegen einander, um ſich nicht zu verrathen. Ihr Grundſatz iſt, die Welt ſey nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter ſie ſinnbildlich verſtehen, die Völker ſeyen nicht wegen der Regierungen geſchaffen; denn da der Kopf den Menſchen beherrſcht, ſo ſind die Hüte die Reſidenzen und Hauptſtädte der Menſchheit. Sie grüßen ſich nicht durch Hutabziehen, ſondern auf militäriſche Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer ſolchen Verbindung ſtimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die ſoldatiſche Begrüßungsweiſe iſt nichts als eine verſteckte Waſſen-Uebung, und es iſt klar bewieſen, daß die Brüder vom ſtandhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es iſt dringend, dieſen carbonariſchen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutſchland die Stabilität der Köpfe erhalten werden.»

«Ich muß eiligſt den Bericht ſchließen; denn man meldet mir ſo eben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten.»

Der Ihrige.

«Nachſchrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, ſo habe ich mir auf meine Koſten mehrere Male Wein vorſetzen laſſen, und bin ſo frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überſchicken.»

Auf meiner Rückreiſe von Stuttgart nach Frankfurt, fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen ſatyriſchen Feldzug wieder einſtellen, dieſen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er ſollte die Feinde dafür beſtrafen, daß ſie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglücklicher Weiſe wurden zu Bruchſal die verſäumten Verſäumniſſe nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifeſt ergehen und rückte vor. Dem Turner aber ſchrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

Trübſal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Beſigheim verſprach ich, dir ein anders Mal zu beweiſen, daß du ein Narr biſt, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig ſehr beſchäftigt, da mein Vortrupp noch in dieſer Stunde ins Taxiſche einrückt. Nur ſo viel ſey dir geſagt: Du biſt kein Hofnarr aber ein Volksnarr, und das iſt ſchlimmer; denn das heißt, aller Leute Narr.

Der Ort, wo ich mein ſchreibendes Hauptquartier aufgeſchlagen habe, heißt Bruchſal, aber mir iſt er ein Trübſal und Scheuſal. Wenn die Verzweiflung Witz giebt oder nimmt, ſo werde ich hier ein Voltaire oder eine Cretine. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Oeffnung groß genug mich durchzulaſſen, da ich ganz geſchwollen bin vor Wuth. So einen geſchlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünſche habe ich jezt. Erſtens, wünſche ich, daß zehen tauſend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Neſt ſchlügen, und zweitens, wünſche ich das nämliche noch einmal.

Ich gehe zu ſtreiten für die gute Sache. Falle ich, ſo laſſe deine Jungen, jedes Jahr an meinem Sterbe-Tage, einen Burzelbaum über meinen Grabes-Hügel ſchlagen. Lebe wohl, Bruderherz.

VIII.

Ankündigung der Wage.

(1818.)

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen, die Ankündigung einer neuen Zeitſchrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigſte Leſer nicht, wenn er ein Deutſcher iſt. Denn dieſem erſcheint das lange Ausſprechen über vaterländiſche Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines geſunden freien Geiſtes, ſondern als das Stöhnen einer beengten Bruſt, welches Bedrückung verräth, und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich iſt. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältniſſe überziehen, dünken dem Deutſchen nur der Schimmel zu ſeyn, der ſich unſern verdorbenen Einrichtungen angeſetzt hat und die als Werk der Fäulniß ſeine Trauer erregen. Den Leſern ſolcher Geſinnung ihren Wahn zu entziehen, als ſolle eine Zeitſchrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk ſelbſt, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortſchritte abmißt, — dieſes zu thun wird ein künftiges Beſtreben der hier angekündigten Blätter ſeyn. — Aber es giebt auch Andersdenkende, welche die Luſt und Würde des freien Wortes beſſer erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachſen ſehen, weil deren nur wenige, von der breiten ſtaubigen Landſtraße abweichen, durch anmuthigere Pfade ziehen, und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wann die auf einem Wege, aber nach entgegengeſezter Richtung Wandernden ſich begegnen und mit den Köpfen aneinander ſtoßen. Mit dieſen leztern möchte ich mich ſogleich verſtändigen und darzuthun ſuchen, daß eine Zeitſchrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge, als die Vermehrung der ſchon Beſtehenden, dennoch von Erſprieslichkeit ſey.

Und wahrlich ſo iſt es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten, und durch ſie große und mannichfaltige Kräfte ſich verkünden, ſo zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtauſche der Gedanken, wenn ihrer freien und ſchnellen Mittheilung viele Wege offen ſtehen.

Wenn ein Zeitſchriftſteller auch nur der Fuhrmann der Wiſſenſchaft und der Geſchichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er iſt mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich iſt, um an der Quelle der Wahrheit für den Durſt des Augenblicks zu ſchöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wiſſenſchaft durch mühſame Forſchung aus der Tiefe des menſchlichen Geiſtes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Beſitzer ohne Luſt und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und ſo geſchieht, daß viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfniſſen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wiſſen iſt nicht mehr als das Metall, womit ſich das Leben bezahlt; für ſich ungeniesbar, giebt es nur Anweiſung auf Genuß, und erſt durch Hingeben empfängt man ſeinen Werth. Aber die Barren der Wahrheit, von Reichen an Geiſt in großen Werken niedergelegt, ſind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfniſſe der Unbemittelten damit zu vergelten. Dieſe Brauchbarkeit hat nur das ausgemünzte Wiſſen.

Die Zeitſchriften ſind es, welche dieſe Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt, unterhalten ſie den Wechſelverkehr zwiſchen Lehre und Ausübung. Nur ſie führen die Wiſſenſchaft ins Leben ein, und das Leben zur Wiſſenſchaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgeſinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingeſtehen, daß Zeitſchriften, ſo wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimiſchung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache was ihre Brauchbarkeit vermehrt. Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, iſt mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermiſcht ausgebreitet, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurtheil ſich knüpft, ſo wird doch endlich das Untaugliche zu Boden ſinken, und das Gute allein ſich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutſchen ſich nur an einem ungebührlichen Haſſe gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jezt die ſchöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der ſchmutzige Schwamm der ſie erzeugte, ſchon längſt verglommen iſt?

Im deutſchen Lande war der Baum der Erkenntniß eine ehrwürdige Eiche, die dem müden Menſchen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speiſe gab, und die Kunſt war eine Blumenflur, die nur das Aug ergötzte. Reicher an Quellen des Wiſſens iſt wohl kein anderes Land, und dennoch dürſtet das Volk; denn die Wünſchelruthe, welche jene zu Tag bringt, iſt in den Händen der ſchuldbewußten Furchtſamen, die in den ſturmbewegten Wellen, welche das ſchlechtgeſteuerte Schiff verſchlingen, und in dem Labetrunke im Becher, nur die anverwandten Waſſertropfen ſehen. Wenn Kinder glücklich ſind, die im engen Gehäuſe der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich iſt, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er ſie nicht ſieht; wenn der Buchgelehrte glücklich iſt, den in ſeinem Treibhauſe der Wiſſenſchaft, die kalte friſche Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutſchen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich iſt, der alle Kräfte, die er ſich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menſchen immer den Blick richten und wenn es Zeit iſt auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich iſt, der wie in einer Uhrwerkſtätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur

Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — ſo waren es die Deutſchen auch nicht.

Sie ſind auf dem Wege es zu werden. Für wen die Geſchichte arbeitet, weiß keiner vorher zu ſagen, aber wer am meiſten dabei gewann, für den hat ſie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig lezten Jahre mehr abgewonnen haben als unſer Vaterland, das am meiſten zu erwerben hatte, weil es am wenigſten beſaß?

Die Ausſagen der Zeit zu erlauſchen, ihr Mienenſpiel zu deuten, und beides niederzuſchreiben, wäre ein ehrenvoller Dienſt, ſelbſt wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieſes iſt, vermehrt ſeinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer ſolchen Lockung zu widerſtehen. Die Menſchen haben Furcht, als wären ſie Geſchöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt ſo vieles Gute, in Worten wie in Thaten.

Zu jenem Dienſte ſind noch lange nicht genug berufen, und doch iſt ſo vieles daran gelegen, daß die Zeitſchriften ſich vermehren; ja oft wäre zu wünſchen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geſchehenen nicht zu häufig werden. Die Entwickelungsſtufe über welche jezt die Menſchheit ſchreitet, bringt Verborgenes hervor, das ſich ſchnell wieder bedeckt, ſo bald die Stufe erſtiegen iſt, und erſt nach Jahrhunderten des Stillſtandes, wenn das Menſchengeſchlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erſcheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, ſeine Geheimniſſe hervorſpringen, und in den Erſcheinungen der Krankheit ſich uns die Geſetze des Wohlbefindens offenbaren, ſo müſſen wir an den Gebrechen dieſer Zeit, die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürgerlichen Geſellſchaft zu erforſchen, ſchnell, ehe ſie ſich ſchließen, durch ihre offnen Wunden ſehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, ſoll nichts unbedacht laſſen, was die Theilnahme der Verſtändigen und Gefühlvollen beſitzt oder verdient. Sie wird beſprechen: das bürgerliche Leben, die Wiſſenſchaft und die Kunſt, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des erſten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten, vermag für ſich allein die Menſchheit zu beſeligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das iſt's, was das gegenwärtige Geſchlecht, an Glück und Bedeutung über das Vergangene erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Luſt und Luſt nicht mehr ſo feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menſchen, und das Hausgewand des ruhenden Vaters ſeyn darf.

Woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Alterthums, uns der Meinung unterworfen haben, daß das menſchliche Daſeyn zur Knechtarbeit beſtimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens ſey, daß wir nur genießen um zur Entbehrung neue Kräfte zu ſammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfern, und dieſes bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher alle dieſer Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu ſagen wäre gefährlich, und fruchtlos iſt's, wo man ſich verſtändlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, ſeitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erſcheint, iſt uns das Heilige zum Spiel herabgeſunken. Das glücklichſte aller Völker bei dem jene düſtere Lebensanſicht am wenigſten vorherrſcht, und das den alten Griechen am meiſten gleicht, iſt das franzöſiſche. Wer in ſeinen Zeitſchriften lieſt, wie auf derſelben Blattſeite, Talma's Spiel auf der Bühne, und das der Miniſter in den Kammern, beides mit gleichem Ernſte und gleicher Heiterkeit beſprochen wird; der Deutſche der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht welch einen Vorſprung die Franzoſen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Geſundheit, aus dem umſchloſſenen gewärmten Tempel der Kunſt, in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens übertreten.

Die Kunſt, welche das Geſchöpf zum Schöpfer erhebend, und indem ſie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Weſen die ſie beſeelt, Unſterblichkeit giebt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit, ſchon längſt ſich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden beſaßen, hatten ſie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter, in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben ſich entfaltete, und die Nacht des Wiſſens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunſt da gedeihen, wo Philoſophie mit dem Glauben kämpft? — Die deutſche Dichtkunſt liegt im Dämmerſcheine; ob es Morgen- oder Abenddämmerung ſey — ich weiß es nicht. Schöne rothe Streifen am Himmel reden für beides. — Die Tonkunſt iſt die einzige deren die Deutſchen Meiſter ſind, und worin ſie den übrigen Völkern es zuvor thun. Den Verſtand der Franzoſen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, iſt die deutſche Muſik plaſtiſch und maleriſch, Geiſt und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genuſſe nicht dem Himmel um der Erde willen zu entſagen. Könnten die Deutſchen in Tönen reden und nach dieſen Worten auch handeln, ſie wären das erſte aller Völker, und würden vielleicht ſich ſelbſt achten. Da Werke auch verſchiedener Künſte wohl mit einander verglichen werden dürfen, weil die Darſtellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinſchaftliche Streben Aller iſt, ſo mag die deutſche Tonkunſt ihren Mozart, kühn an die Seite Raphael's, Shakſpeares und Canova's ſtellen.

Dieſen Künſten ſoll in der Wage ein Platz angewieſen werden, welcher der Würde, die ſie im öffentlichen Leben der Deutſchen genießen, angemeſſen iſt.

Die Schauſpielkunſt zeigt jetzt in Deutſchland einen raſchen Lebenstrieb, und der Volksthümlichkeit bald vorgehend bald nacheilend, verdient ſie eine hohe Aufmerkſamkeit. Deren Gänge und Halte wird dieſe Zeitſchrift nie aus dem Blicke verlieren. Es iſt nicht blos der Kunſtſinn und das Gefühl für's Schöne, die ſich an der Beurtheilung dramatiſcher Werke und ihrer Darſtellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Theilnahme feſſeln. Das ſtehende Schauſpiel eines Orts iſt ſelten beſſer, nie ſchlechter als die Zuhörer darin, und ſo wird es die höflichſte Art einer lieben Bürgerſchaft überall zu ſagen was an ihr ſey, daß man über ihre Bühne ſpreche.

Die Wiſſenſchaft, dieſes Meer wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küſtenſtriche d.r menſchlichen Wohnſtätten beſpült, und das große Feſtland trocken gelaſſen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unſerer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Waſſerzungen in das Land hinein geführt. Aus dem Ozean ſelbſt haben fruchtbare Inſeln ſich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutſche Wiſſenſchaft glich auch darin dem Meere, daß ſie geſalzen und ungenießbar war; doch haben wir in unſern vielen Nöthen, die Deſtillation des Meerwaſſers für den Trank etwas erlernt, und ſeitdem ſind unſere Fahrten fröhlicher geworden. Man ſagt, die Wiſſenſchaft in Deutſchland habe an Tiefe verloren; es mag ſeyn, aber ſie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrſamkeit der Kunſtgärtnerei zieht den Blick nicht ſo heiter an als die ins Freie gepflanzte Wiſſenſchaft, durch deren Zweige der friſche Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichniſſe, dem ſchönſten unter allen in Deutſchland erſcheinenden Büchern, erſieht man mit Freude, wie der vaterländiſche Sinn immer mehr und mehr heranwachſe, und ſelbſt die entfernteſten Wiſſenſchaften herbeieilen, das Bürgerthum zu begrüßen.

In unſerer Zeitſchrift ſollen die vorzüglichſten Werke der vaterländiſchen Wiſſenſchaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurtheilt werden, und damit keine Einſeitigkeit der Kritik ſich geltend machen könne, wird man die Ausſprüche von Männern verſchiedenartiger Anſichten, zu erlangen ſuchen.

Auf das bürgerliche Leben endlich, in welchem die verſchiedenen Kräfte der menſchlichen Natur ſich vermählen und fruchtbar werden, wird unſer Blick und Sinn, wie die Zeit ſelbſt es thut, am häufigſten gerichtet ſeyn. Hätten die, welche alle Macht beſaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht ſo lange verwehrt, dann wäre dieſer geſunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen ſie denn ihre unbeſchreibliche Angſt, als Strafe ihres Vergehens in Demuth tragen.

Nämlich: Narren von Philoſophen hatten das Menſchengeſchöpf ganz drollig in ein dreiſtöckiges

Haus abgetheilt, und Staatsbaumeiſter dieſen willkommenen Plan ſchnell und ſchadenfroh ausgeführt. Unten ſolle das Vieh wohnen, über ihm der Menſch, nächſt dem Dache der Bürger. Dieſe verſchiedenen Bewohner Eines Hauſes lebten lange in ſtiller Feindſchaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeſchoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm ſich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke verſteckte ſich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die ſchlaue, immer wache und lauernde Zwingsherrſchaft benutzte dieſen Streit, um jeden allein nach ſeiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab ſie zu eſſen oder machte es durch Hunger zahm; den Menſchen umhüllte ſie mit den Wolken des Aberglaubens, dieſe für den Himmel erklärend; den Bürger ſchreckte ſie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkühr, blos weil jeder einzelne Menſch mit ſich ſelbſt zerfallen war. Da geſchah es zu unſerer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauſes Feuer ausbrach, und deſſen Erdgeſchoß durch Ueberſchwemmungen litt. Die Zerſtörung des Gebäudes unten und oben nöthigten nun das Thier und den Bürger zum Menſchen ihre Zuflucht zu nehmen, und ſeitdem wohnen ſie zum Aerger der Böſen friedlich in einer Stube beiſammen.

Der Zwiſt der Hausgenoſſen iſt geſchlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieſer Kampf wird nur gefährlich wenn er dafür geachtet wird: es iſt ſonſt nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich beſänftigt fortfließen iſt in der Ordnung der Dinge, und beſſer iſt es, daß die überſpannten Gemüther durch mäßige Anſtrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abſpannung überſpringen.

Wie die Zeitſchriftſteller dieſen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens, zu beobachten, und ſeinen abwechſelnden Erfolg zu berichten hätten, darüber iſt mehr geſprochen als gedacht worden. Eine falſche Anſicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jezt herrſche, von den Schriftſtellern ſelbſt, erſt angefacht, dann unterhalten, dann beſchrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne ſie. Es iſt als ſage man, der kranke Menſch werde von allen ſeinen Schmerzen geheilt, ſo bald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem ſolchen Wahnwitze gegenüber ſtill zu ſchweigen, iſt leichter als nur gelaſſen zu eifern. Doch auch zu leztern iſt hier der Ort nicht, und es ſoll nur geſagt werden, was als Vorbereitung Noth thut.

Mancher Tadel ſchon hat diejenigen getroffen, die über unſere bürgerlichen Einrichtungen öffentlich ſprachen. Die Schriftſteller, diesmal im Beſitze der Uebermacht, haben die Vorwürfe, die ſie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit iſt nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterſpruch zu fällen. Mir, der ich jezt eben ſelbſt auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entſcheidung hierüber. Sie bleibe dem Leſer überlaſſen, und zu deſſen Richtſchnur werde einiges hier mitgetheilt, von dem was dieſe und von dem was jene ſagen.

Man kann von dem Schriftſteller nicht fordern, daß er ohne Haß und ohne Liebe ſey, und über alle Wolken der Selbſtſucht erhaben, die Gewitter nur unter ſich wahrnehme. Wie ſollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Geſetze ſeines eigenen Vortheils, die Regel der Weltordnung zu ſehen glauben? Aber das mag jederzeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einfluſſes ſich bewußt bleibe, und nicht keck und unbeſonnen, auf die Unfehlbarkeit ſeiner Anſichten trotze. Daß er ſie gegen Jeden zu verfechten und geltend zu machen ſuche iſt nicht unrühmlich, weil es für den Ernſt der innern Ueberzeugung ſpricht. Aber, wer den Fehdehandſchuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweiſen, und, wie es oft geſchieht, ſeine aus ſelbſtbewußter Schwäche entſpringende Furcht, hinter eine angenommene Geringſchätzung verbergen. Es gibt in Deutſchland auch nicht eine Zeitſchrift, welche ſo unparteiiſch wäre, daß ſie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht blos dann aufnimmt, wenn ſie erprobt hat, daß ſie ſie ſchlagen werde, ſondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben iſt. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahleriſcher Großmuth gaſtlich auf. Der Sklave ſeiner eigenen Meinung trägt auch ſchimpfliche Ketten; man ſoll nicht der Diener der guten Sache, ſondern ihr Freund ſeyn. Es giebt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere als die ihr gleichen, duldet. Eine Zeitſchrift müßte jeder Anſicht offen ſtehen, und einer ſchädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu verſagen, iſt eben ſo unverſtändig, als es wäre, aus der Naturgeſchichte die Lehre der Giftpflanzen und biſſigen Thiere verdrängen zu wollen. In der Wage ſoll jede Anſicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen iſt, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja ſie ſoll ſehr willkommen ſeyn, weil am Widerſpruche die Wahrheit erſtarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrath an der Gaſtfreundſchaft anſehen, wenn der Wirth ſelbſt, das, was ihm an ſeinen Gäſten nicht behagt, freimüthig tadelt, oder geſchehen läßt, daß es Andere rügen.

Was zu verſchiedenen Zeiten nicht unedle Menſchen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unſerer Tage gern und oft: daß das Wiſſen ſeine Wendekreiſe habe, über welche hinaus Geiſt und Herz verkohle, und daß die glücklichſten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht iſt Wahrheit in dieſer Lehre, denn auch in den ſchönſten Sonnentagen der Geſchichte, haben Prieſter und Tempel ein noch ſchöneres Licht ſtets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wiſſens iſt noch jetzt die europäiſche Menſchheit, und wie lau und ſanft iſt all ihr Wollen und ihr Thun. Darum ſey man unbeſorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange gedauert die Alleinherrſchaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkoſend die frierenden Bürger in der Staatskinderſtube zurück gehalten hat, und die verdunſtete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach Jenen kommen die Schwächlinge, die jedes Wort, das nicht geliſpelt wird, wie ein Donner aufſchreckt. Sie ſagen Euch leiſe, ganz leiſe ins Ohr: es wäre freilich nicht alles wie es ſeyn ſollte; aber ſie bäten höflichſt keinen Lärm zu machen, der ſtillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längſt die Sitte auch für die Meinungskriege, an die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anſtändiger Kunſtwaffen geſezt! — So reden ſie. — Aber wißt Ihr, welche am meiſten ſich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigſten an dieſer Erfindung Theil haben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menſchlichkeit, und ihre Furcht hinter den Anſtand verſtecken. Es iſt wahrlich gut, daß der Geiſt des Menſchen ſeine urſprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der tückiſchen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr iſt's, auch im Streite der Meinungen giebt es Waffen, deren Gebrauch, in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es giebt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Fauſtkampf der Gemeinheit durchfechten. Dieſen nicht gleich zu ſeyn iſt nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber wird ſich ernſtlich bemühen, die Wärme der Leidenſchaft ohne ihre Ungebührlichkeit ſich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieſes Beſtreben für gelungen angerechnet werde, denn gar verſchieden ſind die Deutungen der Menſchen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch ſie vermeiden iſt gut, ſie entſchuldigen iſt beſſer, und das Beſte ſie ganz unſchuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder artig genannt wurden, wenn ſie ſteif wie Wachskerzen um den elterlichen Tiſch ſaßen, und Meſſer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder an den Mund brachten, und daß damals die Erziehung gleich einer garſtigen Raupe die ſchönſten Blüthen der Jugendjahre abfraß. Man ſey dieſer Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutſchen Volke, aus Grämlichkeit und mißverſtandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beſte Schule für den männlichen Ernſt iſt.

Ueber die Freimüthigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, zieme oder nicht, ſey mir noch ein freundlich ernſtes Wort verſtattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindiſche Geiſterſcheu nie Eingang fand, und welche kein Rauſchen der Blätter erſchreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutſchen dem öffentlichen entwöhnt, und das beſtändige Tragen von Schaafs- und Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme, gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Aengſtlichkeit den Gegenſtand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind ſie etwas betrunken, dann machen ſie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickſte Gefahr hinein, und ſagen — Herr Eſel! Aber, Herr Sempronius Eſel zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht. — Hat doch ſelbſt der heldenmüthige Ankündiger dieſer Zeitſchrift nicht eher gewagt den Namen Sempronius hineinzuſchreiben, als bis er ſich überzeugt, daß er nicht im Kalender ſtehe. — Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei ſeinem Vornamen zu nennen, ſondern höchſtens deſſen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Eſel ſehr groß iſt, ſo werden die Tadler bei ihrer Vorſicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebeſſert und alles bleibt beim Alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen verſteht. Wer ſich einer Tugend bewußt iſt, ſpricht den Tadel ohne Aengſtlichkeit aus, weil er ihn ohne Demüthigung anhört; aber bei ſelbſtbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit, fühlt man ſich durch jede Schwäche entmuthet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und ſagen: man möge tadeln ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren ohne wehe zu thun, man möge belehren doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel und es iſt ſchwer ſie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe, mit Zierlichkeit ſtrauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Veſtris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die ſchon ſeit vielen Jahren ſchwindelnd ſchnell um die ganze Windroſe kreiſt, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß ſie ſich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß ſie behutſam zwiſchen die faulen Eier gehen, und an jede Thür leiſe anklopfen ehe ſie ſie öffnen? Beſcheidenheit und immerfort Beſcheidenheit! Aber die Natur giebt ihre Noth durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne ſingt der Schmerz in A moll.

Wenn es Männer giebt, die auch im Kriege der Gedanken Muth mit Anmuth verbinden, und gleich Spartern geſchmückt und unter ſüßen Flötentönen die ernſte Schlacht beſtehen, ſo ſind ſie wahrlich vor allen zu ehren. Aber ſo hochbegabt mögen nur wenige ſeyn, und der Herausgeber dieſer Blätter gehört nicht zu ihnen. Er bekennt es frei, daß die Kunſt, die der Verfaſſer des Buches «Welt und Zeit» beſitzt: die Bäume hinter den Wald zu verſtecken, ihm eben ſo fremd iſt, als der Wunſch nach ihr. Wer ſeine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unſchuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftſteller, als ſolche angeſehen, wenn ſie nur der geaichten Maaße ſich bedienen, ſind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Toſſana, welche die öffentliche Meinung ſiech und welk macht, und deren Gift weder durch Geſchmack noch Farbe, noch ſchnelles Wirken eine rettende Warnung giebt. Indem ſie Fürſten und Völkern zugleich ſchmeicheln, durch das zur Hälfte zugeſprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieſer auf Freiheit, machen ſie die Einen lüſtern, die Andern ſchlaff, und verderben beide.

Noch ſo manches wird, verſchuldet oder nicht, den Zeitſchriftſtellern, die nicht ſind wie die obenerwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unſern Tagen leichter iſt, andere als ſich ſelbſt betrügen, ſo mögen die ſchlauen Eiferer, wenn ſie allein ſind und ſie keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und ſich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit, oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geſchichte ein Wort ſtammelnd auseinander, aber es ſollen die Zeitſchriftſteller nicht gleich einem Echo nur die lezte Sylbe der Ereigniſſe, ſondern das ganze verſtändliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, dieſe Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife wo ſie geſammelt werden müſſen; doch gelingt es nicht immer ſich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geſchieht, daß die Zeitſchriftſteller bald den Baum der Geſchichte zu frühe ſchütteln, und ihren hungrigen Gäſten unreifes Obſt vorſetzen, bald es zu ſpät thun, wann die Früchte ſchon faul und ungenießbar geworden ſind.

Der Herausgeber dieſer Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfterer als es geſchieht vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitſchriftſtellern gefordert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Forderung ſtets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre ſo leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jezt ſo ſchön plattirte Lügen verſertigt, daß ſie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterſcheiden ſind. Man ſey doch nachſichtlicher hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben ſuchen oder finden, für die Zeitgeſchichte nicht minder wichtig ſind als wirklich geſchehene Dinge, weil ſie am deutlichſten ausſprechen, was die öffentliche Meinung wünſcht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitſchrift wie eine Poſtkutſche an beſtimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, dieſe Einrichtung iſt ganz vortreflich, der Tod und die Ehe laſſen es wenigſtens an blinden Paſſagiren niemals fehlen. Aber da es ſolcher Anſtalten ſchon ſo viele giebt, ſo iſt ihre Vermehrung unnöthig. Die Wage wird ſich erſt dann in Bewegung ſetzen, wenn Geſchichte oder Wiſſenſchaft ſie befrachtet hat, und ihre Erſcheinung kann daher an keine beſtimmte Zeit gebunden ſeyn.

Sie hätte wohl gewünſcht ihre Anſichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leſer auch das kleinſte und flüchtigſte Ereigniß erſtehen mögen; aber die Erfüllung dieſes Wunſches blieb verſagt. Cäſar, heißt es, habe den hagern Caſſius geſcheut, doch bei dem beleibten Antonius ſei ihm wohlgemuth geweſen. Die Herrſcher wechſeln und die Herrſchſucht bleibt; darum wird auch jezt noch der flinke Geiſt gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man ſich ſicher. Große Schriften ſind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — Dat veniam corvis, vexat Censura columbas. — Darum, o werthe Leſer, findet Ihr künftig, daß in unſern Reden nicht alles Geiſt und Blut iſt, ſondern auch unnützes Werg darin ſteckt, und Tagblättergedanken mit Wulſt umgeben erſcheinen, ſo wißt Ihr warum es geſchah; ſie haben ſich nicht ausgeſtopft um ſich zu brüſten; ſondern nur um dicker und beliebter zu werden.

Der Geiſt des öffentlichen Lebens erfriſcht noch lange nicht genug alle Glieder des deutſchen Staatskörpers, am wenigſten in jenen Landſtrichen, die in der Mitte zwiſchen ſüd-deutſcher und nord-deutſcher Geſinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländiſche Dinge; unter ihnen iſt es nicht dunkel genug um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug um es zu entbehren.

Für ſie thut es am meiſten Noth, daß die zerſtreuten Lichtſtrahlen ſich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geiſtreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem ſo edlen Vorhaben ſich zu verbinden, und kann der Herausgeber der Wage anders als mit Zuverſicht auf ihren Beiſtand zählen?

Gefährlich iſt nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt ſich, das ausgeſprochene iſt nie vergebens. Es iſt Täuſchung oder Schwachſinn zu wähnen, die Rede ſey ja fruchtlos geweſen. Was die öffentliche Meinung ernſt fordert, verſagt ihr keiner; was ihr abgeſchlagen worden, das hatte ſie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

IX.

Vorwort zur zweiten Auflage der Wage.

(1819.)

Erſt fünf Hefte dieſer Zeitſchrift ſind bis jezt erſchienen; aber der Beifall der mir zu Theil ward, hätte der Lohn ſeyn dürfen eines längern Bemühens. Wenn ich davon zu reden liebe, wäre dieſes Schwäche oder Selbſtgenügſamkeit? In unſern erbärmlichen Zeiten, wo das Weib höher ſteht und glücklicher iſt als der Mann, weil jenes ſeine Beſtimmung erfüllen darf, dieſer aber nicht; in unſern Tagen, wo die zufriedenſten Bürger auch der vollkommenſten Staaten, immer nicht mehr als Wiedergeneſene ſind, die in einem Krankenhauſe, lächelnd, heiter und hoffnungsvoll, aber noch ſchwach, und in frommen, kindiſchen und ſinnlichen Wünſchen befangen, daherſchleichen; jezt, da keine Rede mehr wirkt als Muſik, wohlgefällig wenn ſie ſchön iſt, aber auch verhallend wie dieſe — welch einen andern Lohn könnte ein öffentlicher Redner erwarten, als verſtanden, empfunden, und für Worte ohne That, mit Worten ohne That bezahlt zu werden? Das Lob, welches edle Menſchen mir gegönnt, hat mich erfreut aber in Verwunderung geſetzt, angetrieben und zurückgeſchüchtert, geehrt und beſchämt zugleich. Man hat Gutes von meiner Freimüthigkeit geſagt, wohl öfter wegen ihrer ſelbſt, als wegen des Gegenſtandes an dem ſie ſich geübt; und ich erröthete darüber, wenn ich in mein Inneres blickte, und wahrnahm, mit welcher Verzagtheit ſich ſo mancher Gedanke dort verſteckt gehalten. Aber wäre auch größere Kühnheit erſprieslich? So lange zu freimüthigem Reden Muth gehört, bleibt es fruchtlos; es wird überflüſſig, ſo bald man ohne Gefahr die Wahrheit ſpricht.

Aber da das Herz weniger rechnet als der Kopf, und weniger berechenbar iſt, ſo werde ich fortfahren, und verſuchen mit dem Herzen auf das Herz zu wirken.

Wohl beſſere Männer als ich, die früher für das deutſche Volk geredet, ſchweigen jetzt; das Vaterland hat ſie nicht auf immer verloren, oder es hat nichts an ihnen verloren. Was ſie abgeſchreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutendheit ihrer Widerſacher. Edlen Menſchen fällt es leichter, den Hohn, die Dolche, die Kerker, die Schlangenbiſſe zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken, das unter einander verbündet die Geduld ausſaugt, und die tauſend Nadelſtiche an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil ſie keine Narben zurücklaſſen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht alles thut, hat nichts gethan, wer nicht alles hingiebt, hat alles verweigert.

X.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt

(1819.)

Die Madrider Hofzeitung, ich meine die deutſche Ueberſetzung derſelben, ich meine die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, fühlt ſich groß genug, einen Zufluchtsort darzubieten, den aus allen freien Herzen und Köpfen verbannten Trieben und Geſinnungen, die flüchtig umherirren, und ein dunkles Obdach ſuchen, ihre Schuld und Schande zu verbergen. Es iſt edel, der verfolgten Unſchuld, aber es iſt mitverbrecheriſch, dem Verbrechen eine Freiſtätte zu gewähren. Welches andere Blatt, Englands, Frankreichs und Deutſchlands, hat mit ſo wenig Scham, als das genannte, ſpaniſcher Ruchloſigkeit, jeſuitiſcher Hinterliſt, und ariſtokratiſchem Hochmuthe das Wort geredet, verroſtete Grundſätze ſo emſig geſcheuert und ihnen den verlorenen Glanz wieder zu geben geſucht? Ich gehöre wahrlich nicht zu Jenen, die, uneingedenk daß auch ſie wohl ſelbſt des Wahnes fähig ſind, Jeden unbarmherzig verdammen, der nicht denkt wie ſie. Noch weniger hege ich für die gute Sache, jene unvernünftige verzärtelnde Mutterliebe, die jedes Lüftchen von ihr abwehrt. Ich ſehe ſie gern dem Sturme Preis gegeben; ſie ſoll ihm widerſtehen lernen und ihre Kraft bewähren. Der Sauerteig eines widerſprechenden Geiſtes ſcheint mir unentbehrlich, damit das Werk gedeihe und genießbar werde. Aber Eins iſt das mich ſchmerzt, und darum führe ich Klage: Ausländer könnten urtheilen, es entſpringe aus wahlverwandſchaftlichen Verhältniſſen, daß einzig unter allen deutſchen Blättern, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, alle unfreiſinnigen Anſichten aufnimmt und verbreitet. So iſt es nicht, und etwa einige alte Baſen ausgenommen, finden zu Frankfurt, die von dem Herausgeber des genannten Blattes gehätſchelten Grundſätze, ſo großen Spott und Tadel, als ich ſelbſt ihn wahrlich nicht auszuſprechen gedenke. Ich habe dieſes Blatt früher ſelbſt geſchrieben, und dieſes allein hat mich bis jezt abgehalten, mich ſeiner fehlerhaften Richtung entgegenzuſetzen. Denn Mancher hätte denken mögen, es geſchehe aus einer eiteln Empfindlichkeit, es in meiner eigenen Geſinnung nicht fortgeführt zu ſehen. Dem Vorwurfe der perſönlichen Befangenheit entgeht man in Deutſchland ſchwer. So wenig wurden wir zugelaſſen, im Oeffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu ſo zahmen Hausthieren hat uns eine vielhundertjährige Zwingherrſchaft gemacht, daß die politiſchen Schriftſteller der entgegengeſezten Anſichten darin übereinkommen, ſich wechſelſeitig vorzuwerfen, ihr Eigennutz ſey ihnen das Höchſte, und die einträgliche Sache ſey ihnen die gute. Den Liberalen ſagen ihre Gegner, ſie ſuchten Verwirrung zu ſtiften, um wie Diebe im Gedränge zu ſtehlen; den ſervilen Schriftſtellern wird zugeläſtert, ſie wären beſtochen durch Geld oder Eitelkeit, und ſie wären nichtswürdige Spione. Dieſe begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung zur Beute, aus reiner Liebe für Freiheit und Recht ſtreiten könne; und jene begreifen nicht, daß es geborne Sklaven giebt, die nicht, weil ſie ſich einem Herrn verkauft, ſondern aus Herzensneigung, knechtiſchen Geſinnungen huldigen.

Die reinlichſten Gaſſen und Städte haben ihre Abführungskanäle; ja ſie werden zu jenen, erſt durch dieſe. Ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung, um ſich lauter zu erhalten, eines freien Abfluſſes ſchmutziger Geſinnungen bedürfe. Doch unterirdiſch und im Dunkeln ſey ihr Weg, und ſie ſollen in der Nähe menſchlicher Wohnungen nicht erſcheinen. Darum empört es das Gefühl jedes deutſchen Vaterland-Freundes, in einem Freiſtaate, im Angeſichte der Stellvertreter unſerer Fürſten, in Frankfurt, Grundſätze ausgeſprochen zu ſehen, wie ſie das bezeichnete Blatt ſo oft enthält. Meine Stellung macht es mir zur Pflicht, ihnen zu begegnen. Daß ich den Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, von ſeinen Anſichten trenne, dieſes iſt eine ſo verbrauchte Redensart, daß ich mich ihrer ungern bediene.

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbſtmord zu Grunde geht: die halbe Wahrheit, welche, mit freundlichem Geſichte Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Thor ihr diebiſches Gefolge nachzieht — dieſe muß bekämpft werden. Nicht das Dunkele bedarf der Beleuchtung, um als ſolches erkannt zu werden, ſondern die falſchen und ſchmutzigen Farben. Und ſolcher gleisneriſchen Zuſammenſetzung, ſolchen betrüglichen Gewebes, wo mit den beſſern Fäden auch die ſchlechten, als Kette und Einſchlag ſich durchkreuzend, dem Käufer aufgedrungen werden, iſt dasjenige, was die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, in ihrem 233ſten Blatte unter Deutſchland mittheilt. Da wird von dünnem Eiſe geſprochen, auf das man ſich gewagt, von der Zeit der Reiſe, die man nicht abgewartet, von Ideen, die nicht in das wirkliche Leben paſſen, von Nichtachtung der Erfahrung und dergleichen mehr; da wird auf dürren abgemähten politiſchen Wieſen mit Wohlbehagen hin- und hergegraſt; da werden alle die abgeſchmackten Mährchen vorgeſungen, mit welchen man die Völker, als ſie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt, die aber jezt, da ſie erwachſen ſind, nur ihr Lachen oder ihren männlichen Unmuth erregen.

Es ſey ſehr beklagenswerth, «daß durch ſolche Erſcheinungen (wie die Ermordung Kotzebue's), die Nachbarn Deutſchlands hinlänglichen Stoff zu eben ſo bittern, als die Ehre des deutſchen Volkes kompromittirenden Betrachtungen erhielten.» Wollte der Himmel, es wäre Euch ſo viel an der Achtung Eurer Nachbarn gelegen als hier geheuchelt wird, dann müßte Vieles beſſer werden unter uns. Wohl hat das Verbrechen Sand's den Franzoſen zu bittern Betrachtungen Stoff gegeben, doch nicht gegen das deutſche Volk war ihr Tadel gerichtet. Sie haben gezeigt, wie unterdrückter Freiheitstrieb, in ſolche tolle Lüſte ausbrechen müſſe; ſie haben gezeigt, wie die myſtiſche Nacht des Mittelalters, mit der Ihr Euch umgebt, um unter deren Schutze ariſtokratiſchen

Uebermuth zu treiben, auch Manchen aus dem Volke verführt habe, demokratiſche Ausſchweifungen zu begehen; und ſie haben gezeigt, auf welche liſtige Weiſe Ihr die freche That Eines Einzelnen werdet benutzen wollen, um die Freiheit von Millionen einzuſchränken. Daß Ihr ſo unklug ſeyd, auf unſere Nachbarn hinzuweiſen! Es iſt zum lachen. Sollen wir ſie zum Vorbilde nehmen? Dürft Ihr das wollen? Sie haben das Herrlichſte erkämpft, mit Blut, mit tauſend Verbrechen erkämpft, und Euch ſelbſt die Einrede benommen, daß nie ein ſchlechter Weg zu gutem Ziele, nie Verwirrung zur Ordnung führen könne.

Es muß « der unbefangene wahre Vaterlandsfreund mit Schmerz ſich ſagen, daß man ſich immer weiter von dem Ziele wieder zu entfernen ſcheine, zu welchem die Bahn gereinigt worden war. » Heuchleriſche Klage! Wenn mit jedem Schritte, den die Freunde geſetzlicher Freiheit vorwärts machen, Ihr das Ziel weiter hinaus ſteckt, oder es vom Wege ab, bald rechts, bald links ſchiebt, an wem liegt dann die Schuld der Verzögerung, oder daß es nie erreicht wird? Und wer hat die Bahn gereinigt? Das Volk, Ihr nicht. Deſſen Bewegung läßt ſich freilich nicht ſo lenken, wie die der Soldaten auf der Wachtparade durch den Korporalſtock, wie die eines

Dutzends gehorſamſter Beamten durch Tabellen und Weiſungen geregelt wird; aber das thut auch nicht Noth. Berge von Schutt ſind wegzuräumen, und bei dieſer Arbeit ſind Haſt und Fleiß das Erforderlichſte. Zum Bauen gehört Ordnung und Plan, und kommt es dazu, dann mögt Ihr Eure Riſſe zeichnen und beſprechen. Aber zum Wegführen des Schuttes dürft Ihr nicht ſo viel Zeit fordern, als das eingeſtürzte Gebäude geſtanden hat, deſſen Schutt weggeführt werden ſoll, und nicht die Langſamkeit, mit welcher im Verlaufe der Jahrhunderte jenes Gebäude aufgerichtet worden iſt.

«Die aufgetretenen **Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Vertheidiger der Freiſinnigkeit in Wort und That, müſſen dem kalten, unparteiiſchen Beurtheiler wie Kinder erſcheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis ſich wagen . . . Mit ihnen zugleich wird die ſchönere, beſſere Idee zur Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reiſe abgewartet, unfehlbar geweſen ſeyn und herrliche Früchte getragen haben würde.»** Das ſind von den überreifen Früchten, die von dem Baume der böſen Erkenntniß ſo reichlich abfallen; das ſind von den faulen Redensarten, zu denen Ihr vergebens einen Käufer ſucht! Wenn Euch die Vertheidiger der Freiſinnigkeit als Kinder erſchienen, die Ihr täuſchen könntet, dann wären ſie Euch ſehr willkommen. Weil ſie aber klug und beſonnen handeln, ob zwar nicht mit Bedacht in Euerem Sinne, da ſie den eigenen Vortheil vergeſſen, und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt Ihr ſie. Das noch zu dünne Eis! Darin eben liegt Eure Verblendung, zugleich mit Eurer Liſt. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters ſey da, und man müſſe abwarten, bis alles feſt zuſammengefroren ſey, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne, und man zahm werde, und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freiſinnigen wiſſen, daß der Frühling gekommen iſt, und wollen das noch nicht ganz geſchmolzne Eis aufhauen, damit der Strom um ſo früher, luſtig und frei werde. Die Zeit der Reiſe! Wer hat ſie zu beſtimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutſchen, einige Höflinge ſich allein vermeſſen, den Kalender der Natur zu machen? «Die Früchte ſind noch nicht reif,» das iſt eine ſchlechte Vogelſcheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen Pächter des Staates zurieſen: «jetzt pickt zu!» kämen wir viel zu ſpät, denn ſie hätten dann alle Bäume ſchon kahl geſchüttelt. Auch iſt von Früchteſammeln, von Aerndte, unter uns noch keine Rede, ſondern nur vom Säen, und je mehr man ſchreit, der Boden ſey noch nicht urbar, je emſiger und tiefer muß gepflügt werden. Guter Gott! ſie reden von »vorzeitiger That« als handelten hier nicht auch Menſchen, wie ſie ſelbſt ſind, ja oft beſſere. Seyd Ihr ſo große Künſtler, daß Ihr es Euch allein vorbehaltet, die Uhr der Geſchichte auf die Minute zu ſtellen, die Euch beliebt, und ſie ſchlagen zu laſſen, wann es Euch gelüſtet? Aber, um dieſes Bild noch einmal zu gebrauchen: geht Euern langſamern Weg, und laßt das Volk ſeinen ſchnellern gehen, nur daß Ihr Euch um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt dreht! denn das Volk iſt der Minutenzeiger, die Regierung der Stundenzeiger des Staates, und ob jener auch raſcher umlaufe, ſo verfolgt er doch gleiche Bahn. Es iſt leicht, das Bild zu vollenden.

Die Predigt haſpelt ſich ſo weiter ab: »Nicht nur, daß man durch voreiliges Handeln — (auch Worte werden zur That) — der gemeinen guten Sache ſchadet, ſondern man ſcheint auch daran, ob ſolche Ideen in das wirkliche Leben paſſen, nicht gedacht zu haben.« Und jezt wird geſagt, was Lüders geſagt hat: daß für den wahren

Politiker und Staatsmann nur das eine Geltung haben könne, was wirklich erreichbar ſey, nimmer aber eine ſogenannte höchſte Idee, die niemals mit der Praxis des eigentlich politiſchen Lebens ſich vertragen werde, noch es könne; aus der Staatskunſt ſey jede Spekulation zu verbannen; und was dergleichen Göttinger Hofrathstheſen mehr ſind. Solche Redensarten zeigen nun zum tauſendſten Male ſeit ſechs Jahren, wie wenig noch die Anführer der ſtehenden Geſinnungen, die Dialektik, womit man Volksmeinungen bekämpft, erlernt haben, und ſie werden darum, ſey es in gerechten oder ungerechten Kriegen, ſtets von jenen geſchlagen werden, ſo wie die franzöſiſchen Volksheere, die ungelenke Taktik aller Europäiſchen Feldherren zu Schande gemacht haben. Sie verrammeln ſich hinter ihre gothiſchen Grundſätze, legen die ganze Macht ihrer Beredſamkeit hinein, machen dann und wann einen ungeſchickten Ausfall, und meinen, das ſey die rechte Art, die feindlichen Anſichten zu bekämpfen. Indeſſen ſpottet man ihrer Feſtungen, hungert ſie gelegentlich aus, umgeht ſie, und gewinnt das offene Land. Ideen, die nicht ins Leben paſſen, Spekulationen, Träumereien, mit denen ſich ein ächter Staatsmann nicht befaſſen mag! Reden dieſe politiſchen Marktſchreier nicht heute noch, als ſey die Regierungskunſt noch immer ein Kabinetsgeheimniß, und thun groß mit Wundermitteln, deren einfache Beſtandtheile Jedermann kennt. Der ächte Staatsmann iſt, wer die Ideen ſeiner Zeit aufzufaſſen und anzuwenden verſteht; wer dieſes nicht vermag, taugt ſelbſt zum Gehorchen nicht, um ſo weniger zum Geſetzgeber. Man nenne uns doch die politiſchen Schwärmereien, denen ſich «die Vertheidiger der Freiſinnigkeit» hingegeben! Es iſt wahr, irgend ein junger Mann, hat eine Aller-Deutſchen-Stadt bauen, und in einem prächtigen Dome die Reichsverſammlung halten laſſen wollen. Das iſt aber das Aergſte, was an den Tag gekommen. Die Franzoſen, im Anfange ihrer Revolution, hatten ſchlimmere Träume, aber ſie ſind, nachdem ſie aufgewacht, zur Vernunft gekommen, und die wahren, freiſinnigen Ideen, ob ſie ſie zwar anfänglich mißbraucht, ſind dennoch nicht untergegangen, und auf ein «ſpäteres Jahrhundert hinaus, zurückgeworfen» worden. Sie hatten eine konſtitutionelle Monarchie gefordert; da widerſezte ſich der Adel, und zog den Thron mit in ſein eigenes Verderben. Sie forderten nun eine Republik, und nach wenigen Jahren war man froh, ſie mit einer konſtitutionellen Monarchie zufrieden zu ſtellen. Haben den Franzoſen ihre Ausſchweiſungen geſchadet? Sie forderten zu viel, um genug zu erhalten; ſie ſpielten den Krieg in Feindes Land, um den vaterländiſchen Heerd ſo ſicherer zu behaupten. Die deutſchen Schriftſteller, welche die gute Sache verfechten, ſollten ſich freilich etwas beſtimmter ausdrücken, um den Uebelwollenden die Ausflucht zu benehmen, ſie wüßten eigentlich nicht, was ſie fürs deutſche Volk verlangten. Sie ſollten ſagen: man gebe uns alle die guten Einrichtungen, deren ſich die Franzoſen erfreuen, als da ſind: Unabhängigkeit von jedem auswärtigen Einfluſſe; Volksvertretung durch jährliche Parlamente; Schutz und Heiligkeit der Perſonen; Freiheit des Handels und der Gewerbe; Aufhebung der Zünfte; Aufhebung der Privilegien; Gleichheit vor dem Geſetze; gleichen Schutz allen Religionen; Oeffentlichkeit der Juſtiz; Geſchwornen-Gerichte; Preßfreiheit; Verantwortlichkeit der Miniſter und der untern Beamten. Und wenn ſie dieſes forderten, könntet Ihr wohl ſo unbeſonnen ſeyn zu antworten: Das ſind wahrlich gute Dinge; aber nur nach einer Revolution, die Alles über den Haufen wirft, können ſolche eingeführt werden. Könntet Ihr mit ſo plumpen Heucheleien gleich folgenden erwiedern wollen:

«Man übereile ſich und die Sache nicht, und verfehle dabei nicht die Manier, die ſchicklichſte Art und Weiſe; man überhebe ſich nicht über ſeinen Standpunkt, damit kein öffentliches Verhältniß verletzt werde; man befördere die Verbreitung einmal anerkannter liberaler Grundſätze, aber man thue dieſes nur auf dem einfachen Wege der Volkserziehung, nicht aber, indem man die Regierungen, die eben beſtehen, unmittelbar angreiſe und vor dem eigenen Volke die leitenden, oberſten Behörden kompromittire. Dieſe dürfen ſolches nicht dulden und indem man dadurch ſie zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch ohnmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen, gleichſam ſelbſt zwingt, bringt man das hoffnungsvolle Kind, aus dem einſt ein rettender Held hätte werden können, dem Moloch, der ungereiften Zeit zum Opfer!» Daß es Gecken giebt, die, wenn von der Freiheit und dem Glücke eines großen Volkes die Rede iſt, von Manier ſprechen, mit der man für die gute Sache zu ſtreiten habe, und etwa gar fordern, man ſolle den Tanzmeiſter und den Hofmarſchal dabei zu Rathe ziehen, darüber mag man lachen — das ſchadet nicht. Aber anderer Rathſchläge ernſter Art mögen ſie ſich enthalten! Wie ſchlau! Die einmal beſtehenden Mißbräuche ſoll man achten, aber das Volk durch die Erziehung erſt für beſſere Einrichtungen empfänglich machen! Daß dieſe Erziehung den Jeſuiten anvertraut werden müſſe, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Unterdeſſen, und bis die Kinder die Schule verlaſſen, hat man Zeit gewonnen, das wankende Gebäude der Feudalität mit neuen Stützen zu verſehen, die Vorrathskammern der Privilegirten wieder anzufüllen, und dann lacht man aller liberalen Grundſätze. Die oberſten Behörden dürfen durch Tadel nicht «kompromittirt» werden. Schon einmal kam dieſes Wort vor, und dieſer elegante Ausdruck verräth deutlich, daß der in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt enthaltene und hier beſtrittene Aufſatz, ein Konverſationsſtück iſt, von der feinſten Theegeſellſchaft gelegentlich abgeſchnitten. Er endet mit der Warnung, daß durch das Verfahren der Freiheitsfreunde, die Regierungen «zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch ohnmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen,» gezwungen werden. Dieſes iſt gar nicht ſchlau; denn welcher liberale Schriftſteller wird ſich abſchrecken laſſen, wenn man ihm mit ſcheinbaren Gewaltſtreichen droht? Aber das Eine iſt wahr und man muß es zugeben: So lange die Machthaber, die Freiheit der Geſinnungen und der Handlungen mit Dauer zu unterdrücken vermögen, ſo lange ſind ſie es berechtigt zu thun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente ſie nicht zu erreichen. Hier iſt der Beſitz, ganz der Maaßſtab des Rechts.

VI.

Der Roman.

1.

Nicht ein Bischen haben Sie mich lieb — flüſterte Karoline ihrem Freunde zu, und ließ ein Fädchen Seide aus ihren Fingern ſchweben — nicht ſo viel! Sie ſtand von dem Stickrahmen auf, ſezte ſich auf den entfernteſten Stuhl im Zimmer, und ſchmollte. Wie unartig biſt du wieder — rief ihr die Mutter zu — und ſieh nur, wie du den Oberſten verſtimmt haſt! Wahrhaftig, ihr Beide da macht prächtige Geſichter, das ſind glänzende Vorbereitungen zu eurer Hochzeit! — Hochzeit?.. entgegnete Karoline, und ſchüttelte bedächtig ihr blondes Köpfchen... das will ich noch überlegen; ich kann die Spitzen, die mir der Onkel geſchickt, auf jedem andern Ball auch brauchen. — Die Gräfin lachte. Ei du liebe Unſchuld, wo haſt du denn das gelernt? Du ſprichſt ja wie eine moraliſche Erzählung von Marmontel! Sey geſchickt, komm her, und erkläre mir dein Zörnchen. — Sie geben mir auch immer Unrecht, Mutter. Iſt das ein Anbeter? Heißt das ein Bräutigam? Andere Bräute bekommen Gedichte, daß ſie ſie nicht alle leſen können, und ich habe noch keinen Vers erhalten! Und er hat doch eine Ode auf Napoleon gemacht. Sie wiſſen, Karl hat mir einen Roman verſprochen, worin er mich ſchildern wollte, ich freute mich ſo ſehr darauf. Das ſind nun ſechs Wochen, und ſo oft ich ihn daran erinnere, ſagt er morgen, und macht ein Paar grimmige Augen, als wäre er auf der Wachtparade bei ſeinen garſtigen Schnurrbärten. Herr Morgen, Sie gefallen mir gar nicht mehr! Der Oberſt ſchien gekränkt und ſchwieg. Karoline reichte ihm die Hand. — Wir wollen wieder gute Freunde ſeyn, ſey nicht böſe, lieber Karl! — Sie ſtreichelte ihm die Haare von der Stirne. . . . Wo war es, wo du dieſe Wunde bekamſt? kann ich doch den Namen nicht behalten! — In der Schlacht von Smolenſk. — Die abſcheulichen Koſaken! Das muß dir wohl recht wehe gethan haben? — Es war meine ſchmerzlichſte Wunde nicht. — Du biſt ja heute ſehr galant, mein Freund! Warte, ich will deinem Herzen den Puls fühlen. . . Sie legte die Hand auf ſeine Bruſt; der Oberſt drückte ſie mit Heftigkeit in ſeine Arme. . . Mein geliebtes Mädchen! Vieles lernt der Soldat entbehren und verlieren; ach! dich könnte ich nicht verlieren. — Guter Karl, wir wollen uns immer, wir wollen uns ewig lieben! — Unſterblich iſt jede wahre Liebe; nicht Untreue, nicht Verrath, nicht der Tod kann ſie tödten. Sie ſchlummert nur, wie im Sarge, ſo im erkalteten Herzen, unter der Winterdecke, um mit der Frühlingsſonne, friſcher und grünender zu erwachen! Die Stunde iſt die körperliche Hülle der Ewigkeit — es lieben ſich ewig, die ſich auch nur eine Stunde geliebt. — Was ſagſt du, Karl? . . Der Oberſt zog ein Heft aus ſeiner Taſche, und überreichte es lächelnd ſeiner Braut. — Hier, Karoline, iſt der verſprochene Roman.

Karoline belohnte mit den anmuthigſten Liebkoſungen das längſt erwartete Geſchenk. Aber, warte — ſagte ſie mit drohendem Finger — jezt ſehe ich, wie du dich verſtellen kannſt! Dachte ich doch, du ſeyeſt fürchterlich böſe auf mich, weil ich dich an dein Verſprechen erinnert, und — nicht wahr, du haſt nur ein ſo ernſthaftes Geſicht gemacht, um mich zu überraſchen? Doch, wie heißt dein Roman, ich ſehe ja keine Ueberſchrift? — Wie du willſt, liebes Kind! — Wie endigt die Geſchichte, iſt ſie traurig oder luſtig? — Wie es kommt, Karoline. — Nun, ſezt euch jezt, Karl ſoll uns ſeinen Roman vorleſen. Und du, Friz, ſprach ſie zu ihrem Bruder, dem Hauptmann, der mit ſchweren Tritten das Zimmer erſchütterte, ſtöre uns nicht mit deinen Sporen, mache dir's in dieſem Seſſel bequem, aber rühre dich nicht. Hörſt du?

Die kleine Familie ſezte ſich um den Tiſch. Der Oberſt legte das aufgeſchlagene Heft vor ſich, ſtüzte den Kopf auf ſeine Hand... Friede des Kriegs, o ſüße Ruhe der Schlachten — ſprach er leiſe vor ſich hin. — Du mußt lauter reden, flüſterte ihm Karoline zu, die Mutter kann dich ſonſt nicht verſtehen.

«Die Winterſchule war geendigt, die Feuer wurden ausgelöſcht, die Fenſter geöffnet, muntere Sonnenſtrahlen erheiterten die düſtere Zimmerluft, der Frühling rief und lockte zu tauſend Spielen.»...
«Haltet ein — rief der Hauptmann, indem er vom Stuhle aufſprang, und den Oberſten beim Arm faßte — haltet ein, Herr Schwager; ich weiß ſchon die ganze Geſchichte. Jezt kommt der Himmel, und ein Fluß, und ein Wald, und ein beſonderer Baum, und darunter ſizt Rinaldo und ſeufzt oder flucht.».. Karoline legte dem Schwäzer die Hand auf den Mund. Horch doch, Friz, dein Schimmel hat ſchon zweimal gerufen, du mußt hinuntergehen und

ſehen, was deinem Freunde fehlt. — Nein, erwiederte der Hauptmann, ſich niederſetzend — ich will ruhig zuhören; aber ihr werdet ſehen, daß ich recht habe. Rinaldo ſizt unter einem Baume und ſeufzt oder flucht.

Der Oberſt fuhr fort. «Knaben und Vögel jubelten; glückliche Liebe lächelte und ſchwieg, die unglückliche weinte heißer, aber ſtiller. An einem dieſer ſchönen Tage gingen Auguſt und Klara den Hügel hinauf, von dem ſie den Strom, die Stadt, die alte Burg, und unten im Parke die fröhlichen Gäſte ſehen konnten, die eingeladen waren, Auguſts Geburtsfeſt zu feiern. Den Jüngling hatte im feindlichen Lande, im fremden Hauſe, in das er als Kriegsgaſt gekommen, eine ſchwere Krankheit niedergeworfen, und als er aus ſeinem Fieberſchlummer geneſen erwachte, lächelte ihm wiedergefundenes Leben und der Frühling und die Liebe entgegen. Klara, die ſchöne Tochter ſeiner freundlichen Wirthe, hatte ihm den lezten Becher des Heiltranks mit zitternder Hand und niedergeſchlagenem Blicke gereicht. In das Herz des Mädchens, das ſich dem Mitleide, in das Herz des Jünglings, das ſich der Dankbarkeit geöffnet, ſchlich die Liebe ein. Sie erriethen ſich bald; Klarens Eltern ſahen froh dieſe Wechſelneigung entſtehen. Auguſt war Sekretär bei einem franzöſiſchen Prinzen und Marſchall, und hatte Gelegenheit gefunden, ſich dem Kaiſer bemerklich zu machen. Er ſchritt auf dem Wege des Glücks raſch und raſcher fort. Klarens Hand wurde ihm zugeſagt.»

«Die Liebenden ſaßen oben auf der Moosbank in ſüßen Geſprächen verſunken. Auguſt erzählte von ſeinen Fieberträumen, und wie ihm ein Engel in blauem Gewande erſchienen ſey, der ihm Geneſung verheißen. Klara erzählte von ihren Aengſten, von ihren durchweinten Nächten. So ſäuſelte eine Paradieſesſtunde vorüber. Die Sonne neigte ſich zum Untergange, die Luft ward kühl, Klara erinnerte ihren Freund, daß er ſich noch zu ſchonen habe. Sie eilten den Hügel hinab. Von neckenden Gäſten empfangen, verbarg Klara ihr Erröthen an der Bruſt ihrer Mutter. Auguſt, dem ein Bedienter meldete, daß eine Fremde in ihrem Wagen vor der Gartenthüre hielte, die ihn zu ſprechen wünſchte, eilte dahin. Ein altes Mütterchen, reich, aber wunderlich gekleidet und geſchmückt, wankte auf einem Stabe gebogen ihm entgegen. Auguſt ſtürzte in ihre Arme. . . Meine Mutter! . . Mein Sohn! . . Nun Gott ſey Dank, lieber Sohn, daß ich dich lebend und geſund finde. Jetzt will ich gern ſterben. — Welche Ueberraſchung! —

Gleich nach dem Briefe, den du mir durch deinen Arzt ſchreiben ließeſt, reiſte ich ab, um dich in deiner Krankheit zu pflegen. Auf dem Wege ward ich ſelbſt ſchwach, und mußte acht Tage liegen bleiben. . . . Theure Mutter! . . . Biſt du es denn wirklich, lieber Sohn? Ich kenne dich nicht mehr! Wie du dich geändert haſt! Und ein vornehmer Herr biſt du geworden, Dein Vater ſelig hat es immer geſagt: Aus dem Jungen wird etwas Rechtes. Ach, du haſt ja gar einen Orden? Aber, mein Sohn, das darfſt du ja nicht tragen! . . . Liebe Mutter, erwiederte Auguſt lächelnd, es iſt kein Kreuz, es iſt ein Stern. . . Ja, es iſt wahr. Schau, was das koſtbar iſt! Aber wie leicht kannſt du das verlieren; laß es dir feſt nähen.»

«Unterdeſſen waren die Gäſte, welche die wunderliche Scene aus der Ferne mit angeſehen, herbeigekommen. Klara hielt neckiſch das Schnupftuch vor den Augen, und ſprach unter Schluchzen: Du Ungetreuer, du Böſewicht, haſt dein Mädchen betrogen, liebſt eine Andere! — Klarens Eltern drohten lachend mit dem Finger: Feiner Herr, ſauberer Herr, das erfahren wir noch zur rechten Zeit. . . Ah! Frau Rachel — ließ ſich ein junger Offizier vernehmen — nicht wahr, dem Herrn Baron da habt ihr früher aus der Klemme geholfen? Hat er noch ein Pfand bei euch, habt ihr ein Wechſelchen? Machts chriſtlich. .... Auguſt wandte ſich dem Spötter zu, und ſprach mit flammendem Geſichte und drohendem Blicke: Sie iſt meine Mutter!» ...

Ein Schmerzensſchrei, den die Gräfin ausſtieß, unterbrach hier die Vorleſung. Karoline und ihr Bruder ſprangen erſchrocken auf... Gott, liebe Mutter, was fehlt Ihnen, Sie werden ja blaß? — Nichts, Kinder, nichts, mein altes Herzklopfen. Bringt mir meine Arznei. — Die Gräfin, nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, bat den Oberſten, morgen fortzufahren, der Kopf ſchmerze ihr. — Haben denn Klarens Eltern nicht gewußt, daß Auguſt ein Jude iſt? fragte Karoline den Oberſten. Das werden wir morgen hören, erwiederte dieſer. — Das iſt eine Teufelsgeſchichte! bemerkte der Hauptmann. Aus der Heirath kann nun nichts werden, und mein Rinaldo, der unter einem Baume ſeufzt, iſt ein Hebräer. Muß doch morgen unſern Haus-Jud fragen, ob ſich ein Hebräer verlieben darf, nach Moſis Geſetz. — Es iſt wahrlich eine verdrießliche Geſchichte, fiel der Oberſt lachend ein. Was thäten Sie, gnädige Mutter, wenn Ihrer Tochter ein ſolches Unglück begegnete? Die Gräfin bückte ſich nach ihrem gefallenen Taſchentuche. — Und ihr, Herr Schwager? — Hölle und Teufel —

erwiederte der Hauptmann, mit den Füßen ſtampfend — wenn mir ein verdammter Jude einen ſolchen Streich ſpielte, würde ich den Kerl vom dritten Stockwerk hinabwerfen, daß Vater Abraham Ach und Weh ſchreien ſoll, wenn ihm ſo ein ſchwerer Klotz in den Schoos fällt.... Und du — und Sie Fräulein?.. fragte der Oberſt Karolinen. Dieſe machte einen tiefen Knix. Bedanke mich ſchön für das Kompliment, Herr Oberſt. Wahrhaftig, Sie ſind ein artiger Herr. Wie kannſt du dir nur denken, Karl, daß ich einen ſchwarzen, ſpitzbübiſchen Juden jemals lieb gewinnen könnte? — Es giebt auch blonde und ehrliche, erwiederte der Oberſt. — Es iſt freilich ſchlimm, es iſt ſehr traurig, nachdem man ſich geliebt und geküßt hat, ſich wieder zu verlaſſen. Aber was iſt zu thun? — Du würdeſt alſo deinen Geliebten verſtoßen, Karoline? — Wie anders? Die arme Klara würde ja ausgelacht werden, und ihr jüdiſcher Mann dürfte ja nicht einmal ins Caſino gehen. Aber ſie muß es geſcheidt anfangen, wenn ſie ihn fortſchickt. Lieber Herr Schmul, würde ich meinem Bräutigam ſagen — nicht wahr, Mutter, alle Juden heißen Schmul mit ihrem Taufnamen? — Lieber Herr Schatz, es iſt wahr, ich habe Sie lieb gehabt; Gott weiß, wie es gekommen, ich war immer ein närriſches Mädchen geweſen — aber lieber Herr Schmul, ſeyn Sie vernünftig, wir können uns nicht heirathen. Seyn Sie nicht bös, lieber Herr Schmul: ſehen Sie, ich ſchenke Ihnen alle meine Brillanten, alle meine Blonden, ſind viel Geld werth, Sie können gute Geſchäfte damit machen auf der Braunſchweiger Meſſe; aber geben Sie mir mein Wort zurück.

Nimm es! ſprach der Oberſt mit bebender Stimme, und ſtürzte wie im Wahnſinne fort.

2.

Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit geſtohlen, Ihr ſchlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den ſüßen Becher der Jugend; Ihr habt die tückiſche Verläumdung und den albernen Spott hingeſtellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet Ihr mich nicht, aber müde, verdroſſen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt Ihr mir getödtet, und einen Kirchhof geſchaffen aus dieſer lebensvollen Bruſt. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, ſie zu züchtigen! Ich kann ſie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen; und Recht behalten, wie immer, wird das ſchlaue Vieh. . . Ach, dieſer ſchöne Sonnentag, wie ſchnell ging er vorüber! Da ſind ſie wieder, die alten Fledermäuſe, die mir ſo lange um Stirn und Ohren ſchwirrten; da biſt du wieder höhniſches Geſpenſt, das mich aus der Mutter Schoos in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort — nein, weniger als ein Wort — die Erzählung eines alten Schalls — furchtbarer Zauber!.. Verloren, verrathen, betrogen!..

In dieſen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens ſuchte Karl ſich ſeines Grams zu entladen. Corre, ſein treuer Freund und Waffenbruder, ſtand ihm längſt zur Seite. Bravo! — rief dieſer, in die Hände klatſchend — Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Haſt Probe gehalten? Werdet morgen die Komödie aufführen bei deiner gnädigen Mama? — Die Komödie iſt aus, erwiederte Karl. — Schon geſchehen? Schade, wäre gern dabei geweſen. Haſt Beifall gefunden? Hat die gnädige Sippſchaft dich gelobt? Hat die hohe Götterſchaft dir zugelächelt? O du Glücklicher! — Verloren, Alles hin, nur du allein bleibſt mir noch. — Karl ſank mit thränenden Augen an die Bruſt ſeines Freundes. — Was iſt das Charles, was bedeutet das? Das iſt nicht Spiel, rede, was iſt geſchehen? — Karl ſprach und weinte ſich aus. — Das iſt Alles? Weil du ein Jude biſt? frug Corre unter Zorn und Lachen. Ich bin noch weniger, als du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott ſey Dank! mein Name ſteht nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Länder, die ſich geduldig ſchlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen; ich gehöre beſſer zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegt, die die Lämmer zerriſſen. — Alles, ſeufzte Karl, Alles iſt verloren! — Alles? fragte Corre mit gerührter Stimme, und dieſe Narbe iſt dir Nichts, und die Erinnerung, für wen du ſie trägſt, rechneſt du für Nichts? — Mit tauſend Herzen habe ich das Mädchen geliebt, und ſo zurückgeſtoßen zu werden von der Schwelle meines Glücks! — Sey ein Mann, Charles, du haſt ein Mädchen verloren, und dich gewonnen. Da es dahin gekommen, darf ich offen mit dir ſprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges ſeyn, was meinen Charles beſiegte. Doch hätteſt du nur eine Andere gewählt! Und wäre es die ſchielende Aliſon, die liebliche Tochter unſerer Marketenderin geweſen; ich hätte Mondnächte mit dir durchſeufzt und durchwacht, und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeſchlecht iſt meiner Seele verhaßt. Du kennſt ſie nicht, Charles, ich kenne ſie beſſer. Den Hund verachten wir nicht ſo, wie ſie uns verachten. Die übermüthigen Verdorbenen, ob ich ſie kenne! Sie haben uns alle unſere Siege vorgebahnt. Fürſt und Land und Volk haben ſie verrathen. Eure Bürger haben wir mit den Waffen beſiegt, und nicht immer, jene Götter mit Gold und Tand, und überall. Sey froh, Charles! Wein her, laß uns dieſes Glas leeren. Es lebe die Freiheit! — Es lebe die Freiheit! rief Karl begeiſtert, und Tod und Verderben jeder Gewalt!

Die Thüre wurde mit Heftigkeit aufgeſtoßen, und der Hauptmann, Karolinens Bruder, ſtürzte wüthend in's Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erſt an ſeiner Stimme erkennen. Finde ich dich endlich, ſpitzbübiſcher Jude! Hab' ich den Schurken! Er drang mit einem Stocke auf Karl ein. Dieſer ſuchte ſeinen Degen und da er ihn nicht fand, drängte er ſich an Corre, ihm den ſeinigen aus der Scheide zu ziehen. Corre ſtieß ihn zurück. Wag' es nicht, ſagte er; dieſer Degen iſt mein, und ich hab' ihn zu führen. — So recht — ſchrie der Hauptmann mit Hohngelächter — Jud und Franzos,

Franzos und Jud, das gehört zuſammen, das ſteht Eines für das Andere. — Zieh! ſchrie Corre, wahr' dein Roſenblut, Page! Sie fielen aus, beim zweiten Gange ſtürzte der Hauptmann nieder und badete ſich in ſeinem Blute. — Eil, lauf zum Stabs-Chirurg, rief Corre beklommen. — Schick zum Pfaffen, ſprach Karl, ruhig und kalt; ruf den Pfaffen, daß er's zum Uebrigen lege.

3.

Karoline v. P. an ihre Freundin.

Wenn Sie Recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergeſſen würden — wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück iſt mir nur mein Leid geblieben, und das iſt leichter zu tragen, als ein leeres Herz. Geſtern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter geſtorben, ich weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltſam den ſchlummernden Zorn in ſeiner Bruſt auf; am Abend warf er Blut aus und war ſehr krank. Ach wie ſchrecklich ſind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und hat noch die Kraft zu haſſen. Es iſt keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt verrathen, der mir mit Troſt entgegen kam, ehe ich ihn ſuchte. Die Stichwunde, die er in der Bruſt erhalten, hat ihn unheilbar verlezt. Alle unſere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberſt getadelt, und mit meiner Mutter darüber grollten, haben uns verlaſſen. Nachdem uns das' Unglück getroffen, ſahen ſie uns mit ſchadenfrohen Augen an, und jezt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einſam iſt doch der Unglückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen ſtets engern, einen ſtets ſüßern Kreis um Sie ſchließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, ſich Ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Oberſten habe ich nichts gehört. Neulich ſagten ſie, er ſey in Gefangenſchaft der Engländer gerathen. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchſte Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurecht finden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irre geführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Menſch, und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wohl an mich denkt? Er iſt ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungs-Anſtalt zu kommen ſuchen

Frau v. C. hat mir ihr Haus angeboten; aber ich kann nicht Kinder ſehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern geſellen, denken, ſie wären auch verlaſſene Waiſen, und ihre ältere Schweſter ſeyn.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren gütigen Brief.

4.

Oberſt W. an Corre.

Cadix, den 26. Dec. 1819.

Ich kenne dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreife. Aber jedem Andern würde ich ſagen: Du liebſt die Freiheit, und kannſt der Tyrannei nicht dienen? Nicht über Alles liebſt du ſie. Brutus hat den Blödſinnigen geſpielt — ich vermochte mehr als dieſer. Seit vier Jahren lächle ich wie ein Schurke, ſtecke Gold ein wie ein Bube, und ſchließe mit allen Kutten Brüderſchaft. Wohl manchmal am Abend ſinken mir die Knie von der Arbeit des Tages; dann laſſe ich mich in das Meer hinausſchiffen, erzähle den Wellen mein Geheimniß, und kehre geſtärkt nach Hauſe. Du fragſt mich, warum ich mein Vaterland fliehe?

Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht geſehen. Wo Kerker ſind, erkenne ich meine Heimath; wo ich Verfolgung finde, athme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond iſt mir ſo nah wie Deutſchland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieſes unpanzerte Herz geöffnet, und da haben ſie mich ſchnell und gut getroffen. Es geſchieht nicht wieder.

Alles iſt gerüſtet, die Winde ſind günſtig, in wenigen Tagen wölbt ſich ein ſchönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu ſprechen, aber wiſſe, der Tag, an dem Du dieſen Brief erhältſt, war der glücklichſte in dem Leben Deines Freundes.

XII.

Altes Wiſſen, neues Leben.

Alphons, König von Aragonien, der Himmel und Erde kannte — er war beigenannt der Aſtronom, der Philoſoph und der Weiſe — hat geſagt: »Vieles beſitzt der Menſch, Vieles begehrt er; aber unter allen Gütern des Lebens ſind nur folgende wichtig: Altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde zur Geſellſchaft, und alte Bücher zum Leſen. Das Uebrige iſt Lumperei.« Da jede wackre Hausfrau weiß, daß dürres Holz beſſer, als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer, als junger mundet, und dieſer wie jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben — ſo wollen wir blos von alten Büchern ſprechen.

Es iſt eine anerkannte Wahrheit, und die oft genug ausgeſprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt; wahrſcheinlich giebt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts

Neues. Was geſchieht, geſchieht zum wiederholtenmale; was gedacht wird, wurde früher ſchon gedacht; was geſagt, geſchrieben wird, haben ſchon Andere geſagt und geſchrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden ſie auch nur — ein Anderer hatte ſie verloren. Wir entdecken ſie, wie wir Amerika entdeckt, und ſo wenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum Erſtenmal beſchreibt, geſchaffen hat, ſo wenig haben wir die neuen Ideen geſchaffen, mit welchen wir zum Erſtenmale unſere Zeitgenoſſen bekannt machen. Da ſich nun dieſes ſo verhält, und wir uns alle aus Büchern belehren, iſt die Frage: Soll man dieſe Belehrung mehr aus alten, oder mehr aus neuen Büchern ſchöpfen? Wohl iſt das Erſtere anzurathen, aus mancherlei Gründen. Bei den Alten war das Leben von der Wiſſenſchaft nicht getrennt, ſie dachten ihr Leben, und lebten ihre Gedanken, und dieſen, da die ganze Fülle des Daſeyns ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Miniſterium des Herzens, und aus der geheimen Kanzlei des Geiſtes. Aber die Philoſophen und Staatsmänner unſerer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen, und einen ſehr großen nichtoffiziellen Theil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmuth haben, was in einer verdrüßlichen Amtsſtunde gethan und geſchrieben wurde, in einer Stunde der Zerſtreuung, wo im Hintergrunde des Feierabends uns Weib und Kind, und Freund und Becher lockten? Auch iſt zu bedenken, daß viele neuere Schriftſteller, die wiſſentlich von den Alten Ideen genommen, und ſie für ihre eigenen ausgegeben, um den Diebſtahl zu verheimlichen, das Zeichen an den geſtohlenen Ideen vertilgt, und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigenthümlichkeit ſich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit und Klarheit der guten alten Schriftſteller; woher entſtand dieſe Einfachheit und dieſe Klarheit? Die Alten ſuchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß ſie beſcheidener geweſen, als wir ſind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht ſo groß, als es jezt iſt, und man hatte, um ſich bemerkt zu machen, nicht nöthig, zu ſchreien und zu blenden. Die Alten hielten ſich an der Sache, an der Wahrheit, ſie gebrauchten keine ſchmetternden Worte, keine ſchimmernden Redensarten; ſie begnügten ſich, von ihren Anſichten ſcharfe und genaue Umriſſe zu geben. So ſind ſie der neuen Zeit zugekommen; es iſt aber mit den Gedanken, dieſen Abdrücken des menſchlichen Geiſtes, wie mit den Kupferſtichen: die Abdrücke vor der Schrift ſind die beſten. Durch die Erfindung der Buchdruckerei ſind die Anſichten der Alten ſehr vervielfältigt, ſehr verbreitet, aber auch ſehr geſchwächt worden. Ueberdieß ſind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbögen machen. Wir haben die Zeichnungen der Alten illuminirt, und da wir dabei aus Unachtſamkeit, Ungeſchicklichkeit, oder weil es ſchwer iſt, den Pinſel immer feſt und genau zu führen, oft rechts und links ausgeſchweift ſind, haben wir die Contouren verwiſcht, und man kann von unſerer neuen abgebildeten Wiſſenſchaft ſagen, daß die Wahrheit des Urbildes bei ihr zwar in der Mitte liegt, aber am Anfange und Ende verlezt worden. Aber wie bedeutend und unglückſelig iſt dieſes Ueberſchreiten! Um einer Wahrheit Daſeyn wird ſelten geſtritten, auch nicht zwiſchen den feindlichſten Geſinnungen; gekämpft wird nur um die Gränzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unſerer und früherer Zeit. Wie ſchlimm! Als Chriſten können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perſpektive nicht entbehren. Jeder Grundſatz iſt uns nur ein Verhang, den wir wegſchieben, um das zu ſehen, was dahinter iſt; da aber das Hintere auch ein Verhang iſt, werden wir nicht fertig. —

Jede Wiſſenſchaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu ſteigen, und ſind wir oben, oder glauben oben zu ſeyn, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, ſo bald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir Vieles verwirrt, Vieles verwiſcht, und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Werth, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter ſind wir freilich, als die Alten, wir ſind aber ſo weit gekommen, daß wir unſere Heimath nicht mehr finden, und während Jene in dem engern Kreiſe ihres Wiſſens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unſern weiten Fahrten, in Angſt und Sorgen, den Kompaß um die ſchwankende Weltrichtung an.

Wir wollen nur zweier Wiſſenſchaften gedenken — es ſind freilich ſolche, die das ganze menſchliche Daſeyn umfaſſen — worin die Alten die Neuen weit übertroffen: die Sittenlehre und der Staatslehre. Die Sittenlehre des Heidenthums iſt uns zu enge geworden, wir ſind ihr entwachſen; die Sittenlehre des Chriſtenthums iſt uns zu weit, wir füllen ſie nicht aus, und ſo leben wir — nicht ohne Sittlichkeit, denn, Dank der Güte und Kraft der menſchlichen Natur, daß nicht Wahnſinn, nicht Bosheit und Gewalt ſie zu zerſtören vermochte — aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzſichtig; ſie ſahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verſchwender vergeudeten ſie des Lebens Reichthum in wenigen irdiſchen Jahren; aber ſie ſtarben ſatt, in Unſchuld und Unwiſſenheit, wie die Kinder, und die Kinder ſind es, die am nächſten ſtehen Gottes Throne. Die Chriſten ſind weitſichtig, ſie erkennen das Leben nicht; ſie vermögen nur zu leſen, was mit Sternen am Himmel geſchrieben; eine Schrift mannichfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen ſie Schätze auf Schätze, Zinſen auf Zinſen, ſterben im und am Hunger, mit Sünden belaſtet, und dieſer Bürde ſich bewußt; aber verloren iſt, wer ſich aufgiebt; ſchuldig iſt, wer ſich ſchuldig fühlt; dort oben giebt es keine Fiskale und Verräther, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen ſich ſelbſt gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geſchaffen, die ſie als Parteihäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müſſe, wolle man mit dem andern es halten! Man müſſe unglücklich ſeyn, um ſelig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Theil der Ewigkeit, und Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde ſich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So ſtehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Muth zu leben, und nicht den Muth zu ſterben. Freilich *ſind* wir beſſer, als wir *denken*, ſind glücklicher, als wir zu ſeyn glauben; aber unſere Seele iſt hypochondriſch — nicht krank genug, am Uebel zu ſterben, nicht geſund genug, ſich wohl zu fühlen. Jede natürliche und geſunde Neigung halten wir für eine Leidenſchaft; jede Leidenſchaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, ſie werde uns in die Hölle ſtürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückſelige, die wir ſind! Der uns erlöſt, den haben wir gebunden, und ſo harren wir des neuen Meſſias, der den Erlöſer erlöſe; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geiſt verſöhne. Kommt dieſe Zeit des dritten Teſtaments, dann wird der glückliche Menſch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüthen und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbſte verbinden, zugleich Chriſt und Heide ſeyn — und dann wird der Himmel ſeyn überall, wo ein klares Auge iſt, ihn zu erkennen.

Mit der Staatslehre iſt es noch viel ſchlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, ſo haben wir doch wenigſtens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landcharte finden. Wir haben aber nicht blos keine Staatslehre, ſondern auch keine Staatskunſt. Der Beweis für dieſe Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweiſe weniger wären; man muß ſich aber durch das Gewühl der neuen erſt durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen ſind. Seit der Wiederbelebung der Künſte und Wiſſenſchaften in Europa haben alle Menſchen, jeder in ſeinem Kreiſe, die Erfahrung benutzt. Aerzte, Naturforſcher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte ſich vorzüglich daran, daß ſie mühſam ihren Scharfſinn vergeudeten, die Verſchiedenheit der geſchichtlichen Verhältniſſe aufzufinden, aber nie ihren Witz gebrauchten, die verborgenen Aehnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urtheilten, und verfuhren darnach, wie ein Menſch urtheilen würde, der dächte: Ich werde nie ſterben, denn von allen Menſchen, die je geſtorben, hat keiner völlig meine Geſtalt gehabt. Hätte man den Anſtiftern und Lenkern des dreißigjährigen Kriegs geſagt: »Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe; erinnert euch, was Luther dem Churfürſten von Sachſen geſchrieben: »Ew. churfürſtliche Gnaden wiſſen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg, über dieſe Sache beſchloſſen iſt.« . . . Glaubt den Todten, die Todten lügen nicht — ſie hätten geantwortet: »Luther war ein braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn, wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg geſprochen, und nicht von Prag.« Wie iſt mit ſolchen Leuten fertig zu werden? Büſchings Geographie iſt gar dick. Und hätte Luther von Prag geſprochen, ſo hätte er nicht von Leipzig geſprochen; und hätte er von Leipzig geſprochen, ſo hätte er nicht von Magdeburg geſprochen; und hätte er von Magdeburg geſprochen, ſo hätte er nicht von Nördlingen geſprochen, und von welchem Orte er alſo geſprochen hätte, er hätte vergebens geſprochen. Was hätte auch die Staatsmänner belehren und bilden können? Die Geſchichte der lezten Jahrhunderte war nur eine Familiengeſchichte, und man regierte Europa, indem man höchſtens ſechs Menſchen leitete. Dieſes iſt ſo wörtlich wahr, daß, ſo bald in einem Ereigniſſe der ſiebente Mann hinzutrat, ſie zu kurz kamen mit aller ihrer Schlauheit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die engliſche und die franzöſiſche Revolution weder zu verhindern, noch zu lenken gewußt. Freilich kann man ſagen: »Das lag außer dem Kreiſe menſchlicher Macht!« — aber verſucht haben ſie es doch, und wer das Unmögliche verſucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag, und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimental-Politik hat keinen größern Werth als die Experimental-Phyſik; ſie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erſcheinungen der Geſchichte zu erklären, die Elemente und Miſchungen der menſchlichen Verhältniſſe den Sinnen darzuthun, aber ſie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Phyſiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinette elektriſche Funken herausziehen, galvaniſche Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darſtellen: aber das Wetter, das Klima zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen oder zu vertreiben — das vermögen ſie nicht. Die Politiker der frühern Jahrhunderte waren Staats-Chirurgen, aber keine Staats-Aerzte. Zwar hatten die Beſten unter ihnen den Lehrſatz des Hippokrates angenommen: »Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eiſen; was das Eiſen nicht heilt, heilt das Feuer.» Aber ſie hatten den Satz umgekehrt und geſagt: «Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eiſen; was das Eiſen nicht heilt, heilen Arzneimittel.» Demnach hatten ſie gegen kranke Zeiten zuerſt Kanonenfeuer gebraucht; half dieſes nichts, operirten ſie die Köpfe, und half auch dieſes nichts, fingen ſie über innere Mittel zu ſinnen an. Aber dann war es zu ſpät, der Kranke war geſtorben, und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eiſen überſtanden, ſo zwangen ſie ihm nicht blos die bittere Arznei, ſondern auch den Löffel auf, worin ſie ihm die Arznei gereicht — und der Kranke erſtickte. Da waren die Staatsmänner des Alterthums ganz andere Menſchen! Die heutigen Spanier, ſo ſchlimm ſie auch ſeyn mögen, ſind lange nicht ſo hartnäckig, als das jüdiſche Volk geweſen — denn dieſes konnte man bis jezt noch nicht bändigen — und doch war Moſes mit ihnen fertig geworden! Wie mächtig haben Seſoſtris, Confucius, Solon, Lykurg, Manco-Capac gewirkt; wie Metall haben ſie ihre Völker umgeſchmolzen! Ihr ſagt: «Die hatten es mit rohen Völkern zu thun, hätten ſie, wie wir, es mit ausgebildeten zu thun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen.» ... Das heiß ich vortrefflich antworten; ich habe nichts anders hören wollen! Ausgebildete Völker ſchmilzt auch kein Moſes um, und ſtünden ihm alle egyptiſchen Plagen zu Gebote.

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunſt haben? Zu dieſer Unterſuchung iſt hier der Ort nicht, und ſie wäre auch ohne Nutzen; denn die Uebel in der Zeit werden nicht, wie die im Raume, an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es ſoll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntniß des Alterthums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine ſolche Kenntniß aber würde nicht blos auf die wiſſenſchaftliche Bildung der Zeitgenoſſen, ſondern auch auf das wirkliche und allſtündliche Leben von unausſprechlich wohlthätiger Wirkung ſeyn. Was die Kämpfe unſerer Tage ſo ſchrecklich macht, iſt nichts anderes, als die Ueberraſchung, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erſcheinungen der Geſchichte entgegentreten. Ueberraſchung aber gebiert Schrecken, Schrecken iſt der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung iſt blind. Wir Alle, verſchiedenen Geſinnungen zugethan, ſind im Wahne, es geſchähe Neues; neue Laſter, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entſtanden. Aber die Tyrannei iſt alt, und die

Freiheit iſt alt, und der Kampf zwiſchen beiden iſt alt. Weil wir den Umlauf der Menſchheit nicht kennen, verwechſeln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln dieſe und trauern jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen jene und jauchzen dieſe: der Frühling komme; und ſo tritt nach jeder gewonnenen und verlornen Schlacht der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der Beſiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüſſe gefroren, oder die Bäume in Blüthe finden, und die rothen oder die weißen Narren werden den Mund aufſperren! Kennten wir das Alterthum, würde uns die Vergangenheit als Landcharte für die Gegenwart dienen, und kann man auch mit der beſten Charte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, ſo geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr verſehen, wird man nie einen Ort in Europa ſuchen, der in Amerika liegt. Manche Menſchen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil ſie glauben, daß ſie im Drucke lebten; kennten ſie aber die Lage, worin die alten Völker geweſen, würden ſie ihre eigene beneidenswerth finden. Sie würden einſehen, daß ihnen Gewerbfleiß und Wohlſtand eine

Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie beſaßen; daß dieſe ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almoſen theuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrſcht, und von ihnen zum erſten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Alterthums eine Ariſtokratie des Geiſtes herrſchte, die viel demüthigender war, als die der Geburt, weil ſie ſich auf Wenige erſtreckte, und viel entmuthigender, weil ſie Keiner, dem ſie die blinde Gunſt der Natur verſagte, je verdienen oder erſchmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikaniſcher Regierungsverfaſſung weniger ſchwärmen, wenn er wüßte, daß die erſten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfaſſung den Vorzug gegeben, in der eine ſtarke Miſchung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigſten Staatsverhandlungen ſeine Stimme geben oder verſagen, Krieg und Frieden beſchließen, verdammen und freiſprechen, beſtrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz ſo gebraucht wurde, als jezt die Soldaten von den

Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu ſchlagen, ſtoßen, tödten, ſchreien, ſchimpfen, zu plündern verſtattet, die aber Alles, was ſie thun, nicht für ihren eigenen Vortheil, ſondern für den Nutzen der Anführer thun. Mancher brave Menſch findet es beſchämend, daß er den Lohn für ſeine Verdienſte nur durch Kriecherei erlangen kann. Er wiſſe aber, daß es ſonſt viel ſchlimmer war; daß man ſich jezt bei den Großen wenigſtens mit Bücklingen und Schmeicheleien abfinden kann, im Alterthume aber die Patrone eine geſetzliche Herrſchaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältniſſen äußerſt drückend war. **Und wenn dieſes** auch nicht ſo, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich ſchlimmer wäre, als die der Alten war, ſo würden die, die für eine Verbeſſerung dieſes Zuſtandes kämpfen, ihren Streit beſonnener und milder führen, wenn ſie das Alterthum beſſer verſtünden; ſie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geſchäftigkeit fruchtlos verſchwenden. Wiſſen wir nicht, wie ſich eine Freiheit ausbildet, ſo wiſſen wir doch, wie eine Freiheit zerſtört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang geſehen, kann ſich eine Vorſtellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beigewohnt. Wer die Geſchichte Roms, von der

Zerſtörung Karthago's bis zur Zeit der römiſchen Kaiſer verfolgt, braucht, um die Zukunft zu beſtimmen, dieſe Geſchichte nur zurückzuführen; denn die Vorſehung heilt die Krankheiten der Menſchheit, wie die Natur die Krankheiten der Menſchen heilt, die, wenn ſie in Geneſung übergehen, mit ihren lezten Erſcheinungen zuerſt, und mit ihren erſten zulezt verſchwinden. Auf dieſe Weiſe würde eine genaue Kenntniß des Alterthums den ſtrebenden Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, ſey es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freiheit widerſtreben, ſo würden ſie ſchneller und ſicherer ihren Zweck erreichen, wenn ſie, ſtatt Ximenes, Richelieu und Alberoni, die Taſchenſpieler waren, ſich Mäcenas zum Muſter nähmen; ſie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Auguſtus beſſer lernen, wie man ohne Gewalt dem Freiheitsrauſche begegne, als aus der ganzen Geſchichte der drei lezten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rath fragen, und nicht »Halle's Magie der Staatskunſt,« da dieſe jezt in Jedermanns Händen iſt, und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erſtaunen ſezt, aber Männer nicht mehr.

Natürlich wird man fragen: Iſt denn die klaſſiſche Literatur nicht verbreitet genug? Geht nicht unſer Aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen ſehen, wie es ſich damit verhält. Zuvörderſt iſt zu bedenken, daß nur die gelehrten und die höhern Stände ſich einer klaſſiſchen Bildung erfreuen; daß aber, nicht was der Gelehrte und der Edelmann, ſondern was der Bürger und der Bauer denkt und fühlt, auf das geſellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes ſoll dadurch nicht herabgeſezt werden. Er bildet das Magazin der Wiſſenſchaft, aus dem man ſich für die täglichen Bedürfniſſe verſorgt; aber eben an dieſer Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern ſchüzt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beim Bäcker ſtillt den Hunger des Augenblicks. In Deutſchland ſind die Wege, die von der Wiſſenſchaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und ſie ſind unfahrbar. Der wiſſenſchaftliche Reichthum der Franzoſen iſt vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutſchen, er wirkt aber eben ſo ſtark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgeſezt wird, geſchieht es in Deutſchland nur einmal. Der Franzoſe weiß freilich nicht mehr, als was er geſagt und geſchrieben; aber Alles, was er weiß, ſagt und ſchreibt er, und wiederholt es jeden Tag. In Deutſchland darben wir aus lauter Ueberfluß. Soll der Deutſche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorſehung was ſie thut und geſchehen läßt; vielleicht hat Deutſchlands Schutzgeiſt auch ſeinen Traum gehabt von den ſieben magern Kühen, und ſorgt für die Zukunft. Aber die Abſichten der Vorſehung können wir nicht durchſchauen, und wir müſſen das Unſrige thun. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge läßt ſich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre den Wachsthum der deutſchen Wiſſenſchaft zurückhalten; daß Hagelſchlag und Heuſchrecken deren Fluren zerſtören werden; Europa ginge darüber zu Grunde. Was die Schweiz in geologiſcher und politiſcher Beziehung für unſern Welttheil iſt: der feſte Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberſchwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrſchaft ſichert — das iſt Deutſchland für Europa in ethiſcher Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Deſpotie noch Anarchie Alles überſchwemme. Würde die Neutralität der deutſchen Wiſſenſchaft verlezt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr iſt zu groß, als daß ſie zu befürchten wäre.

Der vorausgeſezten Einwendung des Leſers: daß die Kenntniß der klaſſiſchen Literatur verbreitet genug wäre, wurde erſtens dadurch zu begegnen geſucht, daß daran erinnert wurde, wie ſich dieſe Kenntniß nicht auf alle Stände erſtrecke. Jezt aber iſt noch darzuthun, daß ſelbſt jene Menſchen, auf deren Erziehung das klaſſiſche Alterthum einfließt, nicht innig genug davon durchdrungen ſind, daß man eine ſonderliche Wirkung auf das geſellige Leben dabei ſpüre. Man macht uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt; lernen wir aber viel mehr als deren Sprache? verſtehen wir mehr als Worte? Iſt ein Knabe fähig, den Zuſammenhang der alten Religionen, Sitten, Philoſophien und Staatsverfaſſungen zu begreifen? Kann er daher Cicero, Tacitus, Demoſthenes, Plato verſtehen? Er wird nicht einmal fähig ſeyn, die Schönheiten Homers und Virgils zu faſſen. Nach geendigten Schuljahren aber legt man die Klaſſiker zurück, um ſie ſelten mehr zu öffnen. Freilich war jener Jugendunterricht dennoch nicht vergebens. Er öffnete uns die Pforten des Alterthums, und es bleibt uns freigeſtellt, ob wir hineintreten wollen. Er übt unſern Geiſt, wie ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar leztere ſo ſehr vergeſſen, daß wir in reifern Jahren oft kein gleichſeitiges Dreieck mehr zu conſtruiren wiſſen. Diejenigen, welche das Studium des klaſſiſchen Alterthums fortſetzen, die Philologen, halten ſich aus Neigung und Beſtimmung mehr an der Form, an Buchſtaben, und ihnen gilt das »ſtirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg« nicht blos zum Troſte, ſondern auch zur Aufmunterung — ſie tödten den Fuchs, damit der Balg gelte. Man kann alſo höchſtens ſagen, daß wir mit dem klaſſiſchen Alterthum bekannt ſind, aber befreundet ſind wir nicht mit ihm. Nur in England iſt dieſes beſſer; man merkt es aber auch den brittiſchen Staatsmännern an allen ihren Reden und Handlungen an, daß ſie noch etwas mehr gelernt, als ihren Vattel und Martens, und daß ſie häufiger an das alte zerſtörte Karthago, als an die ſchönſten neuen Coloniſirungs-Syſteme denken.

Es giebt zwei Mittel, den Einfluß der klaſſiſchen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenoſſen zu vermehren: Ueberſetzungen und Kritik. Durch jene wird für die Kenntniß des Alterthums in der Breite, durch dieſe in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutſchland weniger als jedem andern Lande an guten Ueberſetzungen, aber das Bedürfniß iſt noch lange nicht vollſtändig befriedigt. Der Mangel entſpringt daher, weil es meiſt Philologen waren, welche jene Ueberſetzungen verfaßten, aber auch die genaueſte

Kenntniß der alten Sprachen eben ſo wenig ausreicht, um in den Geiſt der alten Schriften einzudringen, als die Kenntniß der Mutterſprache genug iſt, uns jedes Buch, das in ihr geſchrieben iſt, verſtändlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Ciceros Buch von den Pflichten vortrefflich im Deutſchen überſezt, weil es dort ein Dichter, hier ein platoniſcher Geiſt und hier ein tugendhafter Mann geweſen, der das Werk unternommen. Von manchen hiſtoriſchen und politiſchen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Ueberſetzungen. Ein Conrektor in ſeinem glücklichen beneidenswerthen Still-Leben iſt nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Ueberſetzungen müſſe ſich die Kritik geſellen, welche die Aufmerkſamkeit des lebenden Geſchlechts zu den alten Schriftſtellern hinleitet, und deren Werth beſtimmt, und zwar in der Münze unſerer Zeit berechnet. Durch eine ſolche Kritik würde nicht blos die klaſſiſche Literatur zu allgemeiner Kenntniß gebracht, ſondern es würde auch noch etwas Anderes dabei gewonnen werden. Wir ſind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß ſich die meiſten Ideen der neuen Denker auch ſchon bei den Alten fanden. Will man nun irgend eine Anſicht der Kritik unterwerfen, ſo verfährt man viel vorſichtiger und ſchützt ſeine eigene Rechtlichkeit viel beſſer, wenn man dieſe Anſicht aus einem alten, als wenn man ſie aus einem neuen Schriftſteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenoſſen oder gleichzeitig geltender Anſichten muß nothwendig perſönlich in der Art werden, daß die Perſönlichkeit des Kritikers zum Vorſchein kömmt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem ſie der Kritiker, will er ſeine eigenen Ideen aufſtellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber ſind unter der Erde; ſie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können ſie daher beſtehen laſſen, ohne unſerm eigenen Urtheile zu ſchaden. Wollten wir uns z. B. über die jeſeitigen Vorzüge einer monarchiſchen, ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Verfaſſung ausſprechen, und zu dieſem Zwecke ein Werk in Unterſuchung nehmen, worin jener Gegenſtand behandelt worden, ſo würden wir allerdings in Benjamin Conſtants und in den politiſchen Werken anderer neueren Schriftſteller alle die Anſichten finden, die Cicero und Ariſtoteles hatten, und vielleicht mehrere und beſſere; der Unterſchied iſt aber, daß wir die erſtern als Gegenſtände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als nothwendige Naturweſen ganz ſo, wie dem Naturforſcher die Geſchöpfe der Thier- und Pflanzenwelt erſcheinen, die er mit gleicher Treue und Unparteilichkeit beſchreibt, das Thier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder geſund, die Blume ſchön oder unanſehnlich ſeyn. Man denke ſich, es erſchiene heute ein geſchichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeſchreibungen der zwölf erſten Kaiſer iſt. Das Buch iſt in einem elenden langweiligen Kanzleiſtyle geſchrieben. Der Verfaſſer erlaubt ſich nie ein Urtheil; wahrſcheinlich hatte er keines. Er hört nichts und ſieht nichts und ſtellt den ungehörten Schall und die ungeſehene Farbe den Sinnen der Leſer zur beliebigen Aufnahme vor. Er ſpricht mit gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiſer. Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimſten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, ſondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen wie das Herz, mit gleichem Fleiße zergliedert. Erſchiene jezt ein ſolches Werk, würde es ſicher zu keinem Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringſchätzung behandelt werden. Sie würden ſagen: «Der Herr Verfaſſer hat einen ſchlechten Styl; es fehlt ihm an hiſtoriſchen Forſchungsgeiſte; er macht Sittenloſigkeiten bekannt, die beſſer verheimlicht worden wären; die Geſchichte iſt keine Spinnſtube.» Weil aber das Buch alt iſt, ſind wir im Stande es unparteiiſch zu beurtheilen, und wir erklären es für eines der lehrreichſten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es iſt wahr, Sueton hat keinen ſchönen Styl; aber um ſo weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geſchichte. Er hat kein Urtheil; deſto unbefangener kann der Leſer urtheilen. Er ſpricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Eckel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiſer Rom, und das Laſter den Kaiſer beherrſchte, ſo war die Welt im kaiſerlichen Schlafzimmer, und die Weltgeſchichte in den kaiſerlichen Sünden.

Dieſe Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte ſich nicht blos auf die Schriften der Griechen und Römer beſchränken, ſie müßte auch auf die ältern Werke der ſpätern Völker ausgedehnt werden; auf die der Engländer, Franzoſen, Spanier, auf die der Deutſchen zumal. In Frankreich iſt das literariſche Fürſtenthum erblich, Corneille und Racine ſind heute noch ſo angeſehen, als ſie es ehemals waren; in Deutſchland aber ſind die Geiſtesfürſten Wahlfürſten, und es iſt daher in jedem Jahrhundert neu zu unterſuchen, wer zu herrſchen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Leſern des Morgenblatts kennen Leſſing, Klopſtock — was man kennen heißt, wie ſie Goethe und Schiller kennen? Die Anſichten älterer Schriftſteller ſind aber oft lehrreicher, als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenoſſen ſchöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verſtorbenen nur aus Büchern. Wie Viele kennen Abbt, Mendelsſohn, der von den Roſen der Philoſophie die Dornen weggebrochen, wie Viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie Viele kennen den holden Fielding, Richardſon, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldſmith? Wie Viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verſchlingen würde, wären die Biſſen nicht zu groß, und wären ſeine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemy's Anacharſis auswendig, wie das Einmal-Eins — eine Kenntniß, die Jeden in dieſen Tagen allſtündlich erquicken würde? Sie ſind in Erinnerung zu bringen und anzupreiſen. Ja es iſt zu vermuthen, daß die Bibel ſelbſt, die das ſchönſte aller Bücher wäre, wenn ſie auch nicht das heiligſte wäre, Weltleuten von Geſchmack ſehr gefallen würde, kämen ſie nur erſt dazu, ſie zu leſen. Aber ſie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis ſie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet ſteht, »die wirklich fertig geworden ſind,« und ſie leſen ſie nicht eher, als bis ſie in einem beliebten Literatur-Blatte gelobt werden. Auch noch Anderes iſt zu bedenken. Es giebt Schriftſteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verſtanden worden, weil ſie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat ſich die Pflicht herabgeerbt, ſie in ihre angeborne Würde wieder einzuſetzen. Es giebt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geiſt keinen Stoff vorfand, ſich daran abzubilden; uns käme es zu, jener ungebrauchten Kraft Beſchäftigung zu geben. Als Luther lebte und ſchrieb, und noch zwei Jahrhunderte nach ihm, war Krieg in der Kirche, und Luther's Feinde, wie ſeine Freunde, ſuchten und fanden in ſeinen Werken nichts Anderes, als Waffen zu ſeiner Vertheidigung oder zu ſeiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenoſſen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiſte in Luthers Schriften bekannt zu machen. Leſſing war ein mächtiger Schmiedehammer, der auf einen nackten Amboß ſchlug; denn zu ſeiner Zeit hatten die Deutſchen weder Theater noch Literatur, und der Hammer fand kein Eiſen zu ſchmieden. Wir aber ſollten die Werke der ſpätern Schriftſteller dem ſtrengen Urtheile jenes unterirdiſchen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jezt ſchon dem zweiten Geſchlechte, und er ſteigt mehr und mehr in der Liebe und

Achtung der Zeitgenoſſen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurtheilten, der, weil er ſpäter unſchuldig und tugendhaft befunden, frei umhergeht und ſich der Theilnahme der Menſchen erfreut; doch das alte förmlich ausgeſprochene Urtheil iſt nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre ſchön und erſprießlich, die Kritik jener ältern deutſchen Philiſter, die Jean Paul in ſeinen Schriften mit dem Ausdrucke: «allgemeine deutſch-bibliothekariſche Menſchen» bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und ſie umzuändern. Voltaire's Flammengeiſt droht zu verlöſchen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuſer, alle die Zwingburgen, die er angezündet, ſind jezt niedergebrannt, und es thut Noth, neues Holz in die Flamme zu werfen. Am beſten wäre, für die Kritik älterer Schriftſteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Converſations-Lexikon, das ſonſt viele Vorzüge hat, iſt darin mangelhaft. Es hat die neuen Schriftſteller ſo ſo beurtheilt, die ältern aber nicht einmal ſo ſo. Von Fielding, Richardſon und Andern erfahren wir nicht viel mehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß ſie ſelbſt bei dieſem oder jenem jungen Herrn Hofmeiſter geweſen, und daß ſie am Schlage oder am Podagra geſtorben. Eine

Zeitſchrift erwähnter Art wäre ſehr erſprießlich; das alte Wiſſen würde das neue Leben berathen, und das neue Leben das alte Wiſſen verjüngen.

XIII.

Der Janus-Tempel.

«Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!» . . . So oft mein fünf und dreißigjähriger Freund — nicht unſere Freundſchaft, er iſt ſo alt — dieſen ſelbſt gezogenen Spruch herſagt, macht er ein gar närriſches Geſicht dazu, und ſchüttelt ſich, wie ein Pudel, wenn er aus dem Waſſer kommt. Neulich beſuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf der linken Hand geſtützt; in der rechten Hand hielt er eine Feder, und ſchien in das vor ihm liegende Papierheft geſchrieben zu haben. — Wie geht dir's, Fritz? Du ſiehſt ja aus wie der Gott des Novembers! — «Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!» erwiederte er, und begleitete ſeine Worte mit einem langgehaltenen Vierviertel-Seufzer. — Wo iſt deine liebe Frau? — «Liebe Frau!» Er ſprang vom Stuhle auf. «Ja, lieb ſind ſie alle, bis man ſie liebt.» — Ich ließ ein helles Gelächter erſchallen. . . . Eheliche Leiden! Das iſt prächtig! Warte, Fritz, dazu muß ich mir's bequem machen. . . . Ich ſezte mich in den weichſten Seſſel, ſchlug die Beine über einander, und ſtrich mir behaglich den Magen. . . . Jezt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß iſt's, vom ſichern Hafen aus, Schiffbrüchige zu ſehen!

«In meiner ſechswöchentlichen glücklichen Ehe habe ich mich ſchon achtmal mit meiner guten Sophie gezankt, und habe ſchon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilch's göttlicher Ordnung im Leben und im Sterben lebe ich noch neun und zwanzig Jahre. In ſechs Wochen acht Tage, kommen auf das Jahr zwei Monate, vier Tage, ein und zwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neun und zwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, ſieben und zwanzig Tage, eilf Stunden, zwei Minuten und dreißig Sekunden aſtronomiſche Trauerzeit beträgt.» — Wahr, ſehr wahr, Friz! Die Ehe iſt ein mathematiſches Unglück. — «Und wenn du, Karl, früher ſtirbſt, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Theil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer.» — Darüber ſey unbeſorgt, Friz, ich werde dir dieſen Verdruß nicht anthun. Aber, das werden auch wichtige Dinge ſeyn, über die ihr euch entzweit! Das ſind die Frühlings-Aequinoktial-Stürme der Ehe;

ſie gehen vorüber. — «Ja, ſieh nur ſelbſt, wie ſie vorübergehen!» Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit meſſingnen Bändern umgeben, die zwei Stufen, auf welchen er ſtand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche Anſehen eines Altars. Ueber der Platte erhob ſich eine meſſingne Säule, die in eine Kugel endigte. «Siehſt du das offne Thürchen?» — Du wirſt doch nicht einheizen wollen? Es ſteht ein Gewitter am Himmel. — «Was kümmert dich das Gewitter; es ſteht an meinem Himmel. Schon zwei Tage ſteht das Ofenthürchen geöffnet!» — Fritz, ſeit deiner Heirath biſt du ganz paraboliſch geworden; du mußt dich deutlicher erklären. — «Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.» — Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln giebt ſie dir großmüthig baare Geſchichten? — «An dem Tage, da wir uns zum Erſtenmale gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janus-Tempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden ſchloſſen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, ſagte ich, hier der Ofen ſey unſer Janus-Tempel. So oft wir in Streit kommen, werde ich das Thürchen öffnen. Willſt du Frieden, kannſt du es ungefragt zumachen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu verſöhnen.» — Das haſt du gut gemacht, Fritz. Man ſollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Geſichter; er öffnet und ſchließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das iſt der Mann; und in der linken einen Schlüſſel: das iſt die Frau. Haſt du das deinem Weibchen auch erzählt? — «Ja; aber ſie wußte es ſchon. Der Himmel weiß, woher ſie das erfahren hat, denn ſie war übrigens in der Mythologie wenig bewandert.» — Und das wundert dich, Fritz? In der Erkenntniß ihrer eignen Rechte nehmen es die Weiber mit den beſten Juriſten auf. — «Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen ſehen. Wenn ſie einige Stunden geſchmollt hat, ſchließt ſie den Janus-Tempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir ſind ausgeſöhnt.» — Und was iſt es, worüber ſie jezt ſo hartnäckig zürnt? — «Du ſollſt es erfahren, Karl, ich will dir es vorleſen.» — Wie, du führſt ein Hauptbuch über deine Leiden? — «Wir nennen es poetiſch unſere Faſti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieſes Papierheft voll iſt, es drucken zu laſſen; aber ich fürchte, ich halte es nicht aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen.» — Sey klug, Fritz, laſſ' dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jezt alle beliebte Schriftſteller. Fange nur zu leſen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum Erſtenmale aus einander gekommen.

«Mittwoch, den 25. Juni....» — War nicht an dieſem Tage deine Hochzeit? — «Nein, die war den Tag vorher.... O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank' ich eurer Gunſt! Welch ein Geiſt! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erſt ſelbſt klar geworden; ſie hat meine ſchlummernde Seele mit Saitenſpiel aufgeweckt. Wie zart faßt ſie Alles! Sie giebt mir Beſſeres, als den ſchönſten Rath: ſie widerrathet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unſchickliches geſagt! Welch ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht blos alle meine Wünſche, ſie weiß neue in mir zu erregen, um ſie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfſchmerzen bekomme.» — Fritz, das iſt gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeiungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Propheten-Ehre nur im mindeſten gelegen iſt. —

«Du gute Soppie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es iſt ja deine einzige Freude, mich glücklich zu ſehen, und dieſe Freude ſchaffſt du dir ſelbſt!» — Willſt du mich zum Beſten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — «Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben.»

«Abends zehn Uhr.» — Des nämlichen Tages? — «Ach ja, es war der nämliche Tag..... O Gott, wie betrübt bin ich!» — Schäm' dich, Fritz! Als du Morgens glücklich warſt, riefſt du die Götter an, und erſt als du Abends in Unglück kamſt, wurdeſt du ein guter Chriſt, und wendeteſt dich zu Gott. Du biſt ein arges Weltkind! — «Wir ſaßen in der Laube, und laſen Romeo und Julie. Wie viel werther iſt mir Sophie geworden, ſeit ich weiß, daß ihr Shakſpeare werth iſt. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dülons Flöte! Es wollte mich etwas Eiferſucht anwandeln, denn ich argwöhnte, ſie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele dachte gewiß an nichts; ſie hatte ja Thränen in den Augen..... Da wurden meine Kleider-Koffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggeſellen-Herberge hatte herholen laſſen. Sophie ging mit naſſen Augen hinaus, ſie in Empfang zu nehmen. Ich las unterdeſſen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich ſchickte nach ihr; das Mädchen ſagte, Madame wäre beſchäftigt, und könne jezt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf, und fand meine gute Sophie, ganz erhizt vor Anſtrengung, vor einem großen Schranke ſtehen. Sie hatte meine Wäſche und meine Kleidungsſtücke, nach Schnitt und Farbe, ſyſtematiſch geordnet, das Beſchädigte in große Globen zuſammengebunden, aus Allem ein tabellariſches Verzeichniß verfertigt, und den Zettel an der innern Seite der Schrankthüre genagelt. Fritz, ſagte ſie mir ſchwer athmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären ſind zu deinem täglichen Gebrauche. Ich fragte ſie freundlich: Aber Sophie, wie konnteſt du um einer ſolchen Bettelei willen mich und Shakſpeare auf länger als zwei Stunden verlaſſen? Das verdroß ſie, ſie machte ein trübes Geſicht, und ſagte, ſie hätte Kopfſchmerzen.» — Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — «Ja. Sie ſchmollte, und legte ſich um neun Uhr zu Bette.» — Du mußt auch nicht Alles gleich ſo übel deuten, Fritz.

«Samſtag, den 23. Juni. Ich machte mit Sophie einen Ehrenbeſuch bei einer ihrer

Freundinnen. Die Zeit ward mir dort ſchrecklich lange. Ich gab meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber ſie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drei peinlichen Stunden, ſtand ſie auf. Mir ward ganz leicht zu Muthe, und ich zeigte mich noch in den lezten Minuten als angenehmer Geſellſchafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erſt recht an! Eine Viertelſtunde ſprachen ſie innerhalb der Thüre, eine Viertelſtunde vor der Thüre draußen, und eine Viertelſtunde auf der Treppe.» — So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief ohne Poſtſkriptum ſchreiben, noch einen Beſuch ohne Poſtdiktum entlaſſen. Sind die ſich Beſuchenden wahre Freundinnen, dann iſt die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thüre wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden iſt. Sind ſie ſich aber ſpinnefeind, iſt es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß ſie ungern fortgeht, und die Entlaſſende, daß ſie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiſerlichen Poſtulate von den böhmiſchen Ständen, die wichtigſten Dinge bei offnen Thüren verhandelt. — «Beim Abendeſſen bat ich Sophie, ſie möchte doch künftig nicht ſo lange auf der Treppe ſprechen, ſie könne ſich darüber erkälten. Sie bemerkte mir, es ſey ihr Grundſatz, ſich in alle Leute zu ſchicken. Denk' nur, Karl, Grundſätze hat ſie auch! Sie fing zu ſchmollen an, und ſprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, ſchon ganz frühe, ſchloß ſie den Janus-Tempel; ſie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen.»

«Donnerſtag, den 3. Juli. Als ich nach Hauſe kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studierzimmer und ſagte: Sieh nur, Fritz, wie hübſch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erſchrak aufs Heftigſte; ſie hatte meine Bücher ſo in Ordnung geſtellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Ueberſetzung des franzöſiſchen peinlichen Geſetzbuches ſtand neben Winkelmann: weil beide in Quart waren; und meine Tabaksdoſe, die ſie für ein Buch angeſehen, hatte ſie neben Rouſſeau's Heloiſe geſtellt: weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat ſie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte ſie, und um einer ſolchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janus-Tempel öffnen!» — Fritz, mein Profeſſor der Mathematik pflegte zu ſagen: Die Ehe iſt die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur ſeiner häuslichen Zufriedenheit vergebens geſucht. Seine Frau rollte von Laune zu Laune, bis ſie in das Grab fiel. — »Und da ward der gute Profeſſor wohl recht froh?« — Ach nein; er weinte, und ſtarb.

»Montag, den 7. Juli. Sophie kam auf mein Zimmer, und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenſter, und ſagte mit gedämpftem Ernſte: Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen!... Karl, theurer Freund, haſt du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von geſeztem Charakter!« — Alter, willſt du ſagen. — »Nun, meinetwegen, wenn du willſt, Alter. Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!«

»Montag, den 14. Juli....« — Deine Montage ſind nicht blau, wie es ſcheint. — »Meine Sophie iſt aber auch gar zu furchtſam! Einige Aengſtlichkeit ſteht dem Weibe gut; ein muthiges Weib iſt ſo häßlich, als ein furchtſamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtſamkeit nicht ſeyn. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerheerde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei, wegen des Schäferhundes. Sie bemerkte, der Hund ſtrecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog ſie mit einiger Gewalt in die Heerde hinein. Ach! unter den Lämmern ward ſie. . .» — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will es für dich ſagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin. — — «Jezt kommen zwei Vorfälle, die ich dir verſchweigen muß, Karl.» — Behalte ſie für dich, wenn du Verſchwiegenheit geſchworen. Freimaurer Geheimniſſe, die jeder erwachſene Menſch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euern jetzigen, nun ſchon dreißigſtündigen Krieg veranlaßt.

«Vorgeſtern brachten wir den Tag auf unſerm Landhauſe zu. Vor dem Eſſen gingen wir ſpazieren. Da ſah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du warſt dabei, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Weſtphalen geſchlagen; aber wenn ich Frau Marthe ſehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetoriſch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauſes, in jedes Mausloch des Zimmers, und erzählt, was ſeit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn ſie fertig iſt, verdreht ſie die Augen, und ſagt, das Beſte, nämlich das Schlimmſte, verſchweige ſie aus Menſchenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie, bei ſo viel Geiſt und Herz, an einer ſolchen Läſterzunge Wohlgefallen finden kann!» — Und das begreifſt du nicht, Fritz? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geiſtreichſten wie in der dümmſten, ein Gänschen ſteckt, und daß, wenn die Stunde des Schnatterns kommt, auch Frau von Staël mit ihrem Kammermädchen ſympathiſirt. — «Noch trennte uns ein Hügel, um den ſich mehrere Wege bogen. Ich ſchlug den Weg ein, auf dem ich ſie zu vermeiden hoffte. Aber, entweder ich kannte die Topographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein ſchlechter Taktiker; denn als wir aus dem Hohlwege kamen, ſtießen wir gerade mit den Köpfen an einander. Erſt wurden weibliche Küſſe gewechſelt, dieſe geheimen Ordenskennzeichen der Schweſterſchaft; dann brach es los. Ich habe einmal als Student in einer Mühle geſchlafen; aber wenigſtens fand ich den andern Morgen die Müllerstochter ſchön. Doch Frau Marthe iſt häßlich, wie die Nacht.» — O wehe, du armer Fritz! Wenn Frau Marthe häßlich iſt, iſt das Freundſchafts-Bündniß gar nicht aufzulöſen. — «Und das Schleichen, Karl! Du kennſt dieſe Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich ſechszig Schritte um meine

Sophie, während ſie Einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zu Theil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht faſſen, die ich erſt empfände, wenn ich ſtarken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte! ... Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unſern Garten. Ich war glücklich. Sophie bat ſie, mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe ſchlug es aus. Was thut meine gute Sophie? Sie ſpricht mit ihrer Flötenſtimme: Beſte, Sie haben uns nach Hauſe begleitet, jezt wollen wir Sie nach Hauſe begleiten. Wir, hat ſie geſagt, als wär' ich der Kometenſchweif ihrer Laune! Ich folgte halb bewußtlos, als würde ich zum Richtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich ſtieß meine Frau leiſe an. Da trennten ſie ſich. Ich ſchöpfte freie Luft; auch hatte ich ſie bald nöthig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte ſich, wie ein Alp, auf meine Bruſt, und erdrückte ſie faſt. Sie ſagte, gegen Frau Marthe wäre ich grob geweſen, und ſie ſelbſt hätte ich geſtoßen. Ich ſchwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren Roſenfingern hätte ſie nicht zarter berühren können. Aber ſie blieb dabei, ich hätte ihr einen Puff gegeben, und ſie ſagte, ich wäre ein Bär.» — Ein Bär! — «Ja, ein Bär! Und das war das lezte Wort, das ich ſeit vorgeſtern von ihr gehört.» — Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da ſollte doch lieber . . . Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart griechiſch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden ſehen, ſo wäre ich auch fähig, dich zu vergiften. Laſſ' dich von ihr ſcheiden, Fritz. Ich habe zum Spaße Karls V. peinliche Halsgerichts-Ordnung geleſen, und die ganze neuere Literatur der Henker- und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdroſſelt, geviertheilt, erſäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verboten! Jeden Abend, wenn ich ſchlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben ſie kein Wort geſagt; von dem Verbrechen, einem menſchlichen Weſen, einem Ebenbilde Gottes, Langeweile zu machen. Freilich, die Herren Geſetzgeber waren große und vornehme Herren, die Jeden nach Belieben vor ſich ließen oder wegſchickten, empfingen oder verabſchiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht, und dachten ſo wenig daran, eine Strafe auf dieſes Verbrechen zu ſetzen, als Solon an den Elternmord gedacht. Iſt Langeweile verurſachen nicht ein wahrer Elternmord? Iſt nicht die Zeit unſer Aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verlezt oder getödtet: wer mir aber Langeweile macht, verlezt oder ermordet meine Seele. — »So denke ich auch, Karl. Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durſt, Froſt und Hitze, Rheumatiſmen und die Quotidienne in Paris, Zahnſchmerzen und unverdiente Vorwürfe; aber die Langeweile, die iſt ſtärker als ich. Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Langeweile verurſacht zu haben, vermehrt ſie noch dieſelbe, indem ſie ſchmollt, und mich ſeit zwei Tagen allein gelaſſen hat.« — Führe mich zu ihr, Fritz; ich will ihr den Kopf zurecht ſetzen. — »Thue das, lieber Karl; aber ich bitte dich, ſey nicht grob.« — Laß mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat ſchon in zwanzig Fällen gute Dienſte geleiſtet. In zehn Minuten haſt du ſie wieder gewonnen, oder du haſt nichts an ihr verloren.

Fritz führte mich in das Zimmer ſeiner Frau. Das liebe Weibchen ſaß ganz vergnügt an einem Tiſchchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft lag vor ihr aufgeſchlagen. Als wir eintraten, wollte ſie fortgehen; ich bat ſie aber, zu bleiben, ich hätte ihr nöthige Dinge zu ſagen. Jezt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, ſondern gleich ganz erſchrecklich, wie die Ouverture zur diebiſchen Elſter.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geſchnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürſtlich Haupt!
Das kränkt die Schönheit, wie der Froſt die Flur,
Entſtellt den Ruf, wie Sturm den Blüthenbaum,
Und iſt durchaus nicht hübſch, noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Moraſtig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz;
So lang' er das iſt, nicht der Durſtigſte
Trinkt einen Tropfen d'raus, noch rührt ihn an.
Dein Eh'mann iſt dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürſt, dein Oberhaupt; er ſorgt für dich
Und deinen Wohlſtand; er giebt Preis den Leib
Mühſamer Arbeit, rings zu See, zu Land,
Ausharrt er Nacht' im Sturm, und Tag' im Froſt,
Weil du daheim liegſt warm und wohlgemuth;
Und keinen Zins verlangt er ſonſt von dir,
Als Liebe, heitern Blick und Folgſamkeit:
Zu kleine Zahlung für ſo große Schuld!
Was ſchuldig iſt der Unterthan dem Herrn,
Das iſt die Frau auch ſchuldig ihrem Mann.
Und iſt ſie ſtörriſch, launiſch, düſter, ſau'r,
Unfolgſam, ſelbſt dem billigſten Gebot,
Was iſt ſie, als aufſätzige Rebellin,
Danklos und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Scham, daß Weiber ſind ſo dumm,
Krieg ſuchend, wo man ſollte knie'n um Frieden;
Erſtrebend Herrſchaft, Macht und Tyrannei,
Wo beſſer ziemt Gehorſam, Lieb' und Treu.
Warum iſt euer Bau zart, fein und ſanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein ſanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Soll ſtimmen mit dem Aeußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen ſpöttiſchen Mund; dann lächelte ſie; dann ward ſie ſtill; dann ward ſie ernſt; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an; dann entſtürzte ihnen ein Strom von Thränen; dann ſchlüpfte ſie hinaus, ſchloß den Janus-Tempel, kam zurück und fiel ihrem Manne ſchluchzend um den Hals. Shakſpeares Geiſt lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort, und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

XIV.

Die Kraniche des Ibykus.

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du biſt der Mann, biſt fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du biſt ein Mädchen, dein Herz iſt zehn Jahr älter als das meinige, an dir iſt es, anzufangen. — Sey mein Meiſter, Karl, gehe mir mit deinem Beiſpiele vor, ich werde dir folgen. — Es ſoll geſchehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner älteſten Liebe. Nie haben dieſe Lippen einer Andern den Schwur der Treue beſiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erſte volle Lied meines Herzens. Was früher ſonſt ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändelei. — Immerhin, erzähle deine Tändeleien, Karl. — Als ich dreizehn Jahre alt war.... — Dreizehn Jahre? Das junge Herz! — Meine ältere Schweſter wurde jeden Abend von einer Freundin beſucht, die ich nach Hauſe begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing ſchüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre ſagte ſie mir: Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte ſie nicht, und antwortete: Ich wünſche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiſelle! Aber ſo bald ſie hinein war, ſetzte ich mich auf eine Thürſchwelle gegenüber, und wartete, bis Licht im dritten Stock erſchien. Sie ſtreckte die Arme weit heraus, die Fenſterladen zu ſchließen; ich verbarg mein Geſicht mit den Händen, ſah zwiſchen den Fingern hinauf, taumelte ſelig nach Hauſe, und träumte manchen ſchönen Traum. — Kinderſpiele, Karl! Weiter. — Ich ſollte die Schule verlaſſen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen beſuchte ich meinen Conrektor; er war nicht zu Hauſe. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studierzimmer ihres Vaters, und verſchloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf ſeinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierſtreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examinirt werden ſollten, und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und ſagte: Bin ich Ihnen nicht ſehr gut, lieber Herr Karl? Gut war ſie freilich, aber ſie war häßlich . . . — War ſie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Univerſität lernte ich die ſchöne Nichte meines Profeſſors der Geſchichte kennen. Er trug viermal wöchentlich, Nachmittags zwei Uhr, die Geſchichte der drei lezten Jahrhunderte vor. Die weſtphäliſchen Friedensverhandlungen fielen in die heißeſten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten, und ſchlief ein. Da blieb ich aus der Vorleſung weg, und ſchlich mich, ein Viertel nach zwei, mit der Mappe unter dem Arme, in des Profeſſors Garten, wo die ſchöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die franzöſiſche Revolution ausbrach. — War dir die franzöſiſche Freiheit lieber, als das deutſche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter. — Man ſezte mir den Doktorhut auf die heiße Stirne. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philiſterland zurück. Die Schweiz und Frankreich ſah ich vorher. An einem rheiniſchen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechſelten traulich tauſend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens ſtanden die Alpen. Ich reiſte am folgenden Tage fort, und hatte das reizende Geſchöpf bald vergeſſen. — Das war ein Saitengriff des Zufalls. Iſt das Alles, Karl? — Das iſt Alles, ich bin fertig. — Schwöre es mir. — Ich ſchwöre es dir, Julie! Jetzt erzähle du. — Als ich ſieben Jahre alt war ... — Sieben Jahre? Du beſchämſt deinen Meiſter. — Der wilde Knabe ſprang über die Mauer, die unſere Gärten ſchied. Es war Herbſt. Wir warfen uns mit Kaſtanien, von welchen der Raſen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich, und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte ... — Du weinſt noch, Julie? — Ach, der arme Knabe iſt todt! — Iſt er gewiß todt? — Ja, er ſtarb am Scharlachfieber. — Schön, Julie! Fahre fort. — An einem Geburtstage meiner Mutter kam zum Erſtenmale ein Herr in unſer Haus, der war wohl dreißig Jahre alt; ich zählte erſt fünfzehn. Er verliebte ſich heftig in mich, und ich glaube gar, er hat mich heirathen wollen; ich lachte ihn aus. — Das war recht, Julie! Aber woher wußteſt du, daß er ſchon dreißig Jahre alt war? O, er mußte noch älter geweſen ſeyn. — Weiter, Julie! — Vor zwei Jahren reiſte ich mit der ſeligen Tante ins Bad von ... — Wie alt war deine ſelige Tante, als ſie ſtarb? — Achtzig Jahre. — Dann war ſie ſchon fünfzig Jahre auf Erden ſelig. — Spötter, du zeigſt mir meinen Himmel ſehr nahe!... Die Tante legte ſich ſchon um neun Uhr zu Bette, und ich mußte bei ihr bleiben. Es war eine ſüße, warme Nacht. Die Sterne ſahen hell und freundlich auf die ſchlafende Erde herab, der Strom blinkte die ſilbernen Strahlen des Mondes zurück, Johanniswürmchen funkelten im Laube, ſüß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Geſang und Saitenſpiel näher und näher kommen. Es war eine Geſellſchaft von ältern und jüngern Perſonen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabei. Sie erkannten mich am Fenſter und luden mich zu ſich ein. Ich fürchtete, ſie möchten die Tante wecken, ſchlich mich hinab, verſchloß leiſe die Thüre, und geſellte mich den Fröhlichen zu. »Herr Einſiedler, rief eine heitere Matrone einem jungen Manne zu, hier iſt eine Einſiedlerin; Ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unſere Julie.« ... Du biſt zerſtreut, Karl? — Nein, ich höre ſehr aufmerkſam zu. — Der junge Mann gab mir den Arm. Wir ſtiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab; gingen dann über die Hügel zurück. Wir ſprachen von Muſik, vom Tanz, von der Freundſchaft, von Tod und Unſterblichkeit, von Shakſpeare, Goethe und Jean Paul — mein Lieblingsſchriftſteller, und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorne Lilie im Graſe. »Liane!« liſpelte mein Begleiter. »Wie er hoch über der Erde ſchwebt — fuhr ich fort — und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelſten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küſſend.« . . . »Selten — ſagte mein Begleiter — kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe; dann aber iſt Zögerung Sünde« — und er raubte mir einen Kuß. — Karl ſprang auf, und ſprach im komiſchen Zorne: ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwiſchen euch durchgeflogen! — Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, beſann ſich, lächelte, erhob ſich raſch, und ſprach mit froher Haſt: Eine Fledermaus? Die Kraniche des Ibykus! ja, es flog mir eine in die Locken; Du warſt der Räuber! — Karl! ſchlug die Augen nieder. — Ahnung, liebe Julie! ſüße Ahnung! — Erfüllung, lieber Karl, ſüßere Erfüllung! — und die zweimal Verlobten ſanken ſich an das ſchlagende Herz.

XV.

Die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden.

Es giebt Menſchen und Schriften, welche Anweiſung geben, die lateiniſche, griechiſche, franzöſiſche Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei ſogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original-Schriftſteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch iſt es ſo leicht! Man hat nichts dabei zu lernen, ſondern nur vieles zu verlernen; nichts zu erfahren, ſondern manches zu vergeſſen. Wie die Welt jezt beſchaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und alſo auch ihre Werke, den alten Handſchriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faſeleien eines Mönchs, erſt abkratzen muß, um zu einem römiſchen Klaſſiker zu kommen. Jedem menſchlichen Geiſte ſind ſchöne Gedanken, und weil mit jedem Menſchen die Welt neu geſchaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht ſchreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken ſie. Man bekommt eine ziemliche richtige Anſicht von dieſer Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Geſtalt, was ſie ſind, erſcheinen ſie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerſtrauchs, einer Roſe eine wahre Anſchauung haben, der nur eine Rebhuhnpaſtete, Himbeerſaft und Roſenöl kennen gelernt? So iſt es aber mit den Wiſſenſchaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiſte und nicht durch die Sinne auffaſſen: zubereitet und verwandelt werden ſie uns vorgeſezt, und in ihrer rohen und nackten Geſtalt lernen wir ſie nicht kennen. Die Meinung iſt die Küche, worin alle Wahrheiten abgeſchlachtet, gerupft, zerhackt, geſchmort und gewürzt werden. An nichts iſt größerer Mangel, als an Büchern ohne Verſtand, an ſolchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es giebt nur eine kleine Zahl origineller Schriftſteller, und die beſten unterſcheiden ſich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer ſchleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu ſeinem Ziele; aber Ziel und Weg iſt Allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einſamkeit; wie gewinnt man aber die Einſamkeit? Man kann die Menſchen fliehen, dann ſteht man auf dem geräuſchvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus ſeinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntniſſe, die der Unterricht hineingebracht? In der Kunſt, ſich unwiſſend zu machen, iſt die wahre Kunſt der Selbſterziehung, die nöthigſte, die ſchönſte, aber die am ſeltenſten und am ſtümperhafteſten geübt wird. Wie es unter einer Million Menſchen nur tauſend Denker giebt, ſo giebt es unter tauſend Denkern nur einen Selbſtdenker. Ein Volk iſt jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit giebt; etwas Kerniges und Feſtes findet ſich nur an der Scharre, in der unterſten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel der einen Mundvo herausſchöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtſchaft aufgehoben.

Das wahre wiſſenſchaftliche Streben iſt keine Columbiſche Entdeckungsreiſe, ſondern eine Ulyſſes-Fahrt. Der Menſch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath ſuchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken iſt das Herz; an dieſer Quelle muß ſchöpfen, wer friſch trinken will; der Geiſt iſt nur Strom, Tauſende ſind daran gelagert, und trüben das Waſſer mit Waſchen, mit Baden, mit Flachs röſten und andern ſchmutzigen Handthierungen. Der Geiſt iſt der Arm, das Herz iſt der Wille; Kraft kann man ſich anbilden, man kann ſie ſteigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Muth, ſie zu gebrauchen? Eine ſchimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender als die Zenſur der Regierungen iſt die Zenſur, welche die öffentliche Meinung über unſere Geiſteswerke ausübt. Nicht an Geiſt, an Charakter mangelt es den meiſten Schriftſtellern, um beſſer zu ſeyn, als ſie ſind. Aus Eitelkeit entſpringt dieſe Schwäche. Der Künſtler, der Schriftſteller will ſeine Genoſſen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man ſich ihm zur Seite ſtellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftſteller ſo vieles mit den ſchlechten gemein. Im guten ſteckt ganz der ſchlechte; nur iſt er etwas mehr. Der gute geht ganz den Weg des ſchlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme ſeines Herzens hört, ſtatt auf das Marktgeſchrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der iſt immer originell. Aufrichtigkeit iſt die Quelle aller Genialität, und die Menſchen wären geiſtreicher, wenn ſie ſittlicher wären. Und hier folgt die verſprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und ſchreibt drei Tage hinter einander, ohne Falſch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch ſelbſt, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Goethe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngſten Gerichte, von euern Vorgeſezten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das iſt die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden!

XVI.

Ueber den Umgang mit Menſchen.

Vieles kann der Menſch entbehren, nur den Menſchen nicht. Ihm iſt die Welt gegeben; was er nicht hat, iſt er. Nichts iſt herrnlos auf dieſer Erde, nicht einmal der Herr; nichts iſt frei, nicht einmal die Luſt — man kann ſie dir nehmen. Gelüſtet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem ſie wachſen, iſt einem Menſchen eigen. Suchſt du Weisheit: der Menſch lehrt ſie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willſt du in den Himmel: Petrus hat den Schlüſſel. Biſt du arm, brauchſt du Menſchen, die dir geben; biſt du reich, brauchſt du Menſchen, welchen du giebſt. Denn ob du einſam auf einer wüſten Inſel darbſt, ob du einſam im wüſten Herzen genießeſt, du biſt nicht glücklich, wenn du einſam biſt. Dein Glück auch in der Einſamkeit zu finden, mußt du heilig ſeyn, und das biſt du nicht, wenn du willſt; Wenige ſind auserkoren. Was dir Menſchen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du haſt, oder theurer, mit dem, was du biſt.. Auch Freundſchaft wird dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in ſeinem Leben einen ſchönen Kindertag, wo er, wie die erſten Menſchen im Paradieſe die Früchte des Feldes, ſo auch Liebe, ohne Sorgen und Mühe findet. Iſt dieſer Tag aber vorüber, erwirbſt du, wie dein Brod, ſo auch Liebe nur im Schweiße deines Angeſichtes. Ihr müßt Herzen ſäen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menſchen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Einſatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beſchaffen, die wir niemals ſehen. Aber wie die Menſchen beſchaffen, die uns umgeben, und welche Wege ſie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen, unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen, und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde ſchmeicheln, und das träge anſpornen, ſchwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menſchen gebrauchen, und böſe beſchwichtigen; wie wir dem Stolzen ſchmeicheln, und den Stillen antreiben;

wie wir Brücken über Tyrannen bauen, und durch ihre Leidenſchaften ſchwimmen — das lernen wir nicht. Ihr ſagt: Das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künſte und andere Fragen. Doch ſoll man um den Menſchen dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuſchen? Soll man ihm ſchmeicheln? Du kannſt noch viele ſolche Dinge fragen, und findeſt keine Antwort darauf. Und wäreſt du der klarſte Geiſt, und das tugendhafteſte Gemüth, du wüßteſt nicht, was recht iſt. Glücklich auch hier, daß du nicht frei biſt; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenſchaften gegeben oder verſagt, die dich auf dieſen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl erſparen. Biſt du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens, und Meiſter zu thun, was du willſt: ſo wähle. Es giebt zwei Wege, die zu den Menſchen führen: du mußt ſie lieben oder haſſen, hochſchätzen oder verachten, ſie als göttliche Weſen oder als Sachen anſehen. Es giebt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge ſich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig biſt, wirſt du geliebt; wenn man dich liebt, wirſt du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen, iſt leicht, ſchwer iſt nur, daß uns Andere gefallen. Hier iſt die Kunſt, mit Menſchen umzugehen! Du ſagſt: «Ich verabſcheue jenen Menſchen, er iſt ſchlecht.» Nein, er iſt krank. Gewährſt du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und ſind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichſten? «Aber er iſt frei, er kann ſich beſſern.» Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth haſt, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen dieſe Laſt auf. «Er iſt ein Wütherich, ein Attila.» Er iſt ein Blitz. Bewunderſt du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigſten Gewürm? «Er iſt dumm.» Er iſt nur ein dummer Menſch, aber das klügſte Schaf. Muß er Wolle tragen? «Er iſt ungeſellig.» Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinſtock giebt dir ſeine Früchte, die Eiche ihren Schatten; haſt du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinſtocke begehrt? «Er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe; er iſt ein Pferd.» So reite ihn; doch du irrſt. Ein Rieſe iſt nur zweimal ſo groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg iſt ein halber Rieſe. Ein gleiches Maaß von Kraft hat die Natur den meiſten Menſchen gegeben. Hier bildet ſie ſich zum Geiſte, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Geſundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe iſt ſelten Einer. »Aber er iſt einer dieſer Seltenen; er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.« So wird er wenigſtens einen guten Magen haben, und es giebt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. »Selbſt dieſe iſt ſchlecht.« Dann wird er wenig eſſen und trinken; lobe ſeine Mäßigkeit, mache aus ſeiner Noth eine Tugend. »Aber ich will, ich darf ihm nicht ſchmeicheln; ſchmeicheln iſt ſündlich.« So liebe ihn! Liebe iſt eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachſenen, Guten wie Böſen — und ſie iſt auch Gott gefällig.

Du haſſeſt Könige, wenn ſie raſen — raſeſt du nicht auch, wenn du getrunken? »Aber ſie ſollen nicht trinken, ſie ſollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!« Aber ſie ſind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man iſt nur Herr ſich den erſten Becher zu verſagen, nicht den zweiten. Du Liberaler haſſeſt den Ultra — was hat er dir gethan? »Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für ſich allein, er will Vorrechte haben.» Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn ſein Recht auch nur ein Geſchwür wäre, er ſtürbe daran, wenn man es öffnete. Doch ſein Beſitz iſt edler, tauſendjährig, und ſeine Vorfahren haben ſich ihn durch ihre Tugenden erworben. «Doch er ſelbſt hat kein Verdienſt!» Biſt du beſſer? Verſchwelgſt du nicht im Müſſiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit ſaurer Mühe erworben? Biſt du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht iſt wie Reichthum..... Du Ultra verfolgſt den Liberalen — warum verfolgſt du ihn? «Er will mir meine Rechte rauben!» Er will ſie nur mit dir theilen, er iſt ein Menſch, wie du. «Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Beſitz.» Deſto ſchlimmer für dich, du biſt ihm auch die Zinſen ſchuldig. «Aber er iſt ein Schwärmer, den man ſchrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.» Und wenn du den Körper zerſtörſt, was gewinnſt du? Der Geiſt bleibt, der Geiſt hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er ſpottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tauſend fanatiſche Menſchen hinrichten läßt, haſt du darum den Fanatismus zerſtört? Glaubſt du das, dann biſt du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei iſt wie eine Tontine, der Antheil der Verſtorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrſt, haſt du nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. «Alſo — ſprecht ihr und ihr — ſollen wir die Hände in den Schoos legen, und gelaſſen mit anſehen, wie uns unſere Feinde bedrohen, uns berauben, in unſer Gebiet fallen?» Nein, das ſollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Biſt du ein Krieger, fechte; biſt du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche ſchone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menſchenliebe, der auch den Mörder ſchüzt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

«Wohl! Ich will alle Menſchen lieben, ich will Jedem zu gefallen ſuchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Böſen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?» Das mußt du einen Andern fragen. Haſt du einen hohen Geiſt, bückſt du dich vergebens; ſo dumm iſt die Dummheit nie, daß ſie nicht die krumme Linie zur geraden umzumeſſen wüßte. Du mußt klein ſeyn, willſt du kleinen Menſchen gefallen. «Doch ich lebe unter Philiſtern, ich muß unter ihnen leben.» Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch iſt dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willſt du wiſſen, wie unglücklich man iſt, wenn man mit den Menſchen zerfallen, denke an Rouſſeau. Sein Staub iſt nicht mehr, du kennſt ſein Leben und ſeine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geiſtes geweſen. Du weißt aber auch, hätteſt du zu ſeiner Zeit gelebt, du würdeſt ihn, wie es Alle gethan, für einen Böſewicht und für einen Narren gehalten haben. Rouſſeau war ein Sklave ſeiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnſinn ſteigert, daß er, um aller geſelligen Bande los zu ſeyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geſchick. Darum ſuche die Menſchen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnſt den Menſchen nicht, wenn du ihn nicht hochſchätzeſt oder verachteſt; und giebt es eine Kunſt, in der zu ſtümpern lächerlich und verdammlich iſt, ſo iſt es die, mit Menſchen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beiſpiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — ſuchte ich von einem Großen etwas zu erſchmeicheln. Es iſt ſchon lange her, und es geſchah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Miniſter auf dem Blocksberge in Goethe's Fauſt geſungen:

Jezt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Cheſterfield gelehrt, wählte ich das Schönſte und Beſte, band es zierlich zuſammen, und überreichte den Blumenſtraus. Aber ich war falſch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Miniſter — warf mich zur Thure hinaus.

XVII.

Ueber das Schmollen der Weiber.

Meine ehemalige Brautz nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte iſt, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böſe auf ſie bin, einen gefallenen Engel, iſt das Ehewetter aber heiter, einen geſtuzten. «Warum geſtuzter?» fragte mich Wilhemine, als ich mich zum Erſtenmale dieſes Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verſtellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen ſey, und wie ohne dieſen Lichtſchirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. «Theure Wilhelmine! — ſagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den ſie ſehr liebt, in den Purpurmund ſteckte — liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas geſtuzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflatterteſt» . . . . und flögeſt den Himmel hinauf, wo deine Heimath iſt — wollte ich höchſt poetiſcher Weiſe hinzuſetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. «Du fürchteſt alſo, ich könnte dir untreu werden?» fragte ſie, wartete aber auf keine Antwort, ſondern nahm ihr Geſicht zuſammen, verſchloß den Mund und ſchmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen ſogar, ſie ſchmollte fort. Ich ging mit ſtarken Schritten das Zimmer auf und ab; in Engels Mimik iſt keine Bewegung geſchildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darſtellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine ſprach kein Wort. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen, und ſeitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigſte Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebſes trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollſtuhl, dann nahm ſie einen Schmollwinkel ein, ſpäter verſchloß ſie ſich in ein Schmollkämmerchen, bis ſie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hauſe zu ſchmollen.

Ich habe mich in der theoretiſchen wie in der praktiſchen Philoſophie etwas umgeſehen, Metaphyſik, Logik, Anthropologie, empiriſche Pſychologie ſind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jezt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unſtreitigen Grundſätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; ſie ſind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere iſt) fragen ſich und Andere jezt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwiſſenheit! Nur wer nicht verheirathet iſt, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es beſtimmt, daß die Franzoſen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber iſt nichts als ein Guerillas-Krieg, den ſie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem ſie immer ſiegen. Was nüzt euch eure ſchwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, ſtechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttauſend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten ſie mit dem Böſen ein Bündniß geſchloſſen, ſind gründefeſt, es dringt keiner durch. Ihre gefährliche Waffe iſt der Mund, ſie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden ſie, und ihr habt viel Verſtand und Geduld, dann könnt ihr ſie zuweilen zum Schweigen bringen; ſchweigen ſie aber (welches in der häuslichen

Kriegskunſt Schmollen heißt), iſt alle Mühe vergebens, ſie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und ſchließt um jede Bedingung einen pyrenäiſchen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigſtens mit dem Kopfe über die Wolken ſeines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter ſeinen Füßen; die Frau aber ſteht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finſteres Geſicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelſtunde wieder verſöhnt ſeyn werde; mein ſchmollender Engel aber hat gar keine Vorſtellung davon, daß ſie mir je wieder gut werden könnte. Ein komiſches Mißverſtändniß trägt gewöhnlich dazu bei, ſie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber ſo oft ſie zankt, rufe ich ſie Minchen. Dieſes Wort macht ſie nur unverſöhnlicher, denn ſie wähnt, ich bediene mich der liebkoſenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatte erfahren, daß ich ſie, wenn ſie ſchmollt, nur darum Minchen nenne, weil ſie mir dann als ein kleiner Mina vorkömmt — ſo geſchickt weiß ſie den Guerillas-Krieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau ſchon oft vorgeſchlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer auf dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns beſſer ſtehen; aber ſie wollte von einem ſolchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schluſſe des Jahres, fällt die meteorologiſche Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch ſeltſameres und trauriges Anſehen giebt, iſt, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu ſchmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo ſie zu ſchmollen aufgehört. Sie vergrollt ſo leiſe und allmählig, daß nicht zu beſtimmen iſt, wenn der lezte Laut ihrer Unzufriedenheit verſchallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wiſſen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber ſo machten, die, wenn ſie ihr ſtillſtehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel-Stunden, über welche der Zeiger rücke, ſchlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe ſtünde. Sie müßten das ſo machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradieſe, das ſie mir ſelbſt geſchaffen, auf Stunden und Tage hinaus ſchmollt, ſo iſt das nur meine eigne Schuld. Ich habe unbeſonnen meiner häuslichen Verfaſſung die Fehler der ſpaniſchen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und ſo muß denn geſchehen, was in ſolchen Fällen immer geſchieht: das demokratiſche Prinzip gewinnt die Herrſchaft über das ariſtokratiſche. Das weibliche Herz iſt ein athenienſiſcher Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumenſträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geiſt, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Geſetzgebung weiſe in zwei Kammern getrennt iſt, wo der Mann das Oberhaus, und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein Bayeriſcher Pair unvergleichlich ſchön geſungen hat, die Wogen der Demokratie ſich an den Felſen der Ariſtokratie brechen, auf welchen Felſen der Thron gebaut iſt, und der Frieden!

XVIII.

Der Gott in Höflingen.

Das Spaßhafte der Sache liegt nur darin: daß die Leſer anfänglich glauben werden, ich mache Spaß, und die Höflinge unter ihnen, ich wolle ihrer ſpotten, und daß der lezteren Einer, begreift er endlich, daß ich es ernſt gemeint, voller Angſt zu ſeinem Arzte ſchicken und dem herbeigeeilten ſagen wird: «Medizinalrath, ich bin ein Mann, und zittere vor dem Tode nicht; darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen darnieder? Grade heraus, iſt die Krankheit immer tödtlich, oder hat man Beiſpiele von deren glücklichen Heilung? Was halten Sie von meinem Zuſtande?» Ja, Herr Hofmarſchall! Sie ſind ſchwärmeriſcher als ein Verliebter, frömmer als ein Heiliger, phantaſtiſcher als Jakob Böhm; Sie leben in einer luſtigen Ideen-Welt und ſind gar nicht praktiſch. Aber beunruhigen Sie ſich nicht, Sie haben eine gute Natur, und werden nicht daran ſterben!... Ich ſage: das iſt allein der Spaß; im übrigen aber, wird man den heiligen Ernſt nicht verkennen.

Jener Haushofmeiſter eines Prinzen Conti, der, nach beendigtem Feſtmahle, das er für ſeinen Gebieter angeordnet, ſich den Degen in das Herz ſtieß und ſtarb, weil auf dem Tiſche eine Schüſſel Stockfiſche gemangelt — gemangelt ohne ſein Verſchulden, (der Eilbote war damit eine Stunde zu ſpät aus dem Hafen gekommen) — gemangelt nur ihm, ſeinem Künſtlerauge, nicht den Gäſten und zur Sättigung — den Opfertod jenes edeln Haushofmeiſters, werdet Ihr ihn verſpotten? Thut das nicht, nur ſeiner Zeit dürft Ihr lachen. Giebt es einen himmliſchen Lohn für jede irdiſche Hingebung, dann wird auch der Haushofmeiſter ſeine Palme finden. Freilich werden Brutus, Sokrates und Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln entgegen ſchweben, aber ſie werden ihm lächeln wie einem Kinde; und wenn der Himmel ſeine Spiele hat, werden ſie ihn ergötzen, und der verklärte Haushofmeiſter wird mit ſeinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäſars ſtehen, und die Majeſtät wird ſeine Kunſt loben, und an Stockfiſchen wird's nicht mangeln!... Racine, welcher krank ward, und ſtarb, weil König Ludwig ohne Blick an ihm vorübergegangen war — Er ſtarb nur ſeinem Gotte, doch er ſtarb dem Göttlichen. Der Himmel hat tauſend Pforten, die Hölle hat nur eine, und ſeltner als man denkt, gelingt es Menſchen, und ſchwerer als man glaubt, ſich verdammen zu laſſen.

Der Ruhm glänzt, wie die Sonne, mit eigenem Lichte; die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet; die Eitelkeit iſt der Mond dieſer Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant. Aber das Licht der Tugend behält, wie Wein im Waſſer, auch verdünnt von ſeiner Kraft. Der Menſch, ſo gemein auch ſein Treiben ſey, lebt in Ideen, bis in den Sumpf ſpiegelt ſich der Himmel ab. Der Höfling, der ſich alle ſeine Jahre um ein Band am Rocke, um ein Lächeln ſeines Gebieters, um den leeren Schall eines Titels martert, opfert er nicht Ruhe, Glück und Frieden, gleich dem edlern Schwärmer, auch einem Gedankenbilde? Und iſt es ſein Vergehen, wenn er mit den Zeitgenoſſen ſummt, die den vergoldeten Thurmknopf, um den ſie gleich Mücken kriechen, für einen Sonnenball halten? Ich habe einen Freund, der ſich ſo gern an den Pranger ſtellte, als einen Orden trüge, den aber jede Volksgunſt, die in alter oder neuer Zeit dieſem oder jenem widerfahren, bis zu Thränen der Eiferſucht bewegt. Er hat freilich ein größeres und ſchöneres Recht, als jener Höfling, aber kein anderes. Wohl iſt es größer und ſchöner, den nach Bewegung lechzenden Geiſt auf weiter See ſchiffen zu laſſen, und das glühende Herz an Meeresſtürmen abzukühlen, als ſich auf einem Gartenteiche zu ſchaukeln, und mit einem Fächer die heißen Wangen zu erfriſchen; aber hier und dort iſt Wind und Waſſer, iſt das göttliche Element, woraus Jeder ſchöpft nach Vermögen, mit kleinerm oder größerm, mit irdenem oder goldenem Gefäße.

Der Weltmann ſpottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er ſich ſelbſt nicht kennt. Nachdem er ſeinen Hunger geſtillt, und ſeinen Durſt gelöſcht, wofür bemüht er ſich? Für ein Gedankenbild; er ſchwärmt ſelbſt. Wir bewundern die großen Männer des alten Roms; kehrten dieſe zurück, ſie würden uns mehr bewundern, als wir ſie. Was iſt leichter, im Rauſche der Begeiſterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine Spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern fünfzig Jahre lang auf dem Seile der Intrigue zu tanzen, und mit klopfendem Herzen ängſtliche Blicke rechts und links auf die Balancirſtange der Liſt zu werfen, um keinen andern Lohn, als ſich von kindiſchen Zuſchauern begaffen und beklatſchen zu laſſen? Was iſt gewinnſüchtiger, ſchnödes Gold gegen Freiheit eintauſchen — oder eine eiſerne Kette ſchleppen, ſich damit eine goldne zu verdienen? Darum nicht verachten oder haſſen, belehren und belächeln ſoll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung ſpotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungsrecht über ſie ſelbſt hätte, würde ſie zu ihrer Beſchämung dahin bringen, daß ſie mit Füßen treten, was ſie früher angebetet, und anbeten, was ſie früher mit mit Füßen getreten. Alle Menſchen aller Zeiten, wurzelten in dem ſchmutzigen Boden des Eigennutzes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüthen und Früchten erheben ſie ſich über die Erde, und lebten im reinen Elemente, höher oder niederer wachſend, heller oder dunkler blühend, mit mehr oder minder ſüßer Frucht, je nach Saamen, Witterung, Jahreszeit, Himmelsſtrich und Pflege — aber alle nach dem Himmel ſtrebend.

* * *

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

IV.

Vermiſchte Aufſätze. Erzählungen.
Reiſen.

Zweite Abtheilung.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

* * *

Vierter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Druck der Campe'ſchen Officin in Nürnberg.

Inhalt.

Seite
Die große Verſchwörung. 1819 ... 1
Die Carbonari und meine Ohren ... 9
Ueber den kritiſchen Lakonismus ... 25
Ankündigung der Zeitſchwingen. 1819 ... 33
Das Teſtament der Zeitſchwingen. 1819 ... 41
Denkrede auf Jean Paul ... 46
Faſtenpredigt über die Eiferſucht ... 60
Dioptrik ... 70
Honeſtus ... 78
Die Freiheit der Preſſe in Bayern. 1818 ... 96
Die Meneen ... 109
Brief an einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel ... 153
Vorrede zu dem Buche »die Spende« ... 162
Für die Juden. 1819 ... 172
Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zenſur. 1819 ... 182
Der Eßkünſtler ... 243
Der Narr im weißen Schwan ... 259

I.

Die große Verſchwörung.

(1819.)

Wie viel leichter es ſey, mit vielen Worten nichts, als mit wenigen viel zu ſagen, hat die Preußiſche Staatszeitung in ihrem zweiten Bülletin der großen Polizei-Armee, abermals bewieſen. Der Herausgeber jenes Blattes verrieth ſchon oft, daß ihm der erforderliche Mangel an Verſtand mangle, um eine Hofzeitung gehörig ſchreiben zu können. Man muß ſelbſt befangen ſeyn, um das Urtheil Anderer zu verſtricken, man muß ſelbſt glauben, um Glauben zu finden, und nur eigene Ueberzeugung pflanzt ſich fort; die fehlende Natur kann hier durch Kunſt nie erſezt werden.

Es hätten die größten Spötter, um dem Verſchwörungstraume und deſſen abergläubiſchen Deutung, die verdiente Lächerlichkeit zuzuwenden, keine treffendere Karrikatur davon zeichnen können, als es die Staatszeitung in ihrem amtlichen Berichte gethan, nur daß jenſeits, der Spott zugleich grauſam iſt.

Gleich anfänglich wird der, gegen die ſchwarzen catilinariſchen Burſche, mit ſo großer Uebereile und fürchterlichem Gepraſſel unternommene Krieg, als eine bloße polizeiliche Maaßregel angegeben. Was man unter polizeilichem Verfahren zu verſtehen habe, zumal in Deutſchland, wo mit der ſchnödeſten Willkühr, die hierbei aller Orten Statt findet, auch noch die tölpelhafteſte Ungeſchicklichkeit verbunden iſt, weiß wohl Jedermann. In Frankreich, wo die Polizei kunſtgeübter und erfahrner iſt, beſitzt ſie eine Art Zuverſicht, die ſie vor unbeſonnenen Schritten bewahrt. Allſehend, allwiſſend, die Fäden der Ereigniſſe nie verlierend, iſt ſie dort geduldig, fürchtet nicht, daß ihr die Beute über Nacht entgehen werde, und ſchüttelt darum den Baum nicht eher, als bis die Früchte reif geworden ſind. Die Berliner Polizei aber, hat in einen ſauern Apfel gebiſſen; ſie geſteht es nicht ein, doch ihre Geſichter verrathen es. Ich kenne meine Landsleute, und weiß, was ſie zu thun fähig ſind. Darum erbiete ich mich kühn, ſelbſt als Verſchworner angeſehen, und als ſolcher beſtraft zu werden, wenn unter allen den eingekerkerten Männern und Knaben, ſich am Ende der Unterſuchung auch nur ein Einziger finden ſollte, über den die Geſetze das Schuldig ausſprechen werden.

Die Staatszeitung verſichert, es beſtünde eine durch mehrere deutſche Länder verzweigte Vereinigung, die den Zweck hat, Deutſchland in eine Republik umzuſchaffen. Sie ſagt ferner, um dieſen Entwurf zu bearbeiten, beſtünden an vielen Orten eigene Vereine, Theils förmlich konſtituirt, Theils in Vereinigung der Grundſätze und Geſinnungen. Sie ſagt ferner, die Freiheits-Apoſtel zögen in Deutſchland herum, um den Saamen der Unzufriedenheit unter das Volk auszuſtreuen. Angenommen nun, dieſes ſey alles wahr, wie es behauptet wird, und die mütterliche Zärtlichkeit, welche die Polizei für ihre Staatskinder hegt, habe die Beſorgniß nicht zu weit getrieben, ſo iſt hier dennoch kein Verbrechen vorhanden, welches die befolgten ſtrengen Maaßregeln rechtfertigen könnte. Ein Entwurf zu einer Republik, welcher erſt bearbeitet, Saamen der Unzufriedenheit, welcher erſt ausgeſtreut werden ſoll, das bildet wahrlich, noch nicht den Schatten von dem Schatten einer Verſchwörung. Höchſtens hatten einige akademiſche Milchknaben ſich bis zu Kühen und Kälbern hinaufgeſchwindelt, die ſie von dem Ertrage ihres Marktverkaufes erſtehen wollten, und da ſtrauchelten ſie, und da fiel der Topf, und — was ward verſchüttet? Milch, wahrhaftig kein Tropfen Blut. Ich wollte ein Nero ſeyn in Deutſchland, und meine Krone in den nächſten Strom werfen, und den gefährlichſten ſchwarzen Bruder herbeirufen, und ihm ſagen: apporte! und der treue Pudel ſpränge hinein, tauchte unter, und brächte mir wedelnd meine Krone zurück.

«Theils in Vereinigung der Grundſätze und Geſinnungen,» ſollen die zum Umſturze der deutſchen Staaten ſich gebildeten Vereine beſtehen! In der That, man weiß nicht, ob man mehr das Sonderbare dieſes ſtrafrechtlichen Grundſatzes, oder die Naivetät bewundern ſoll, mit der man ſich zu ihm bekennt. Wenn Geſinnungen gerichtet werden dürfen, wo fände man dann vor dem Schwerte des Henkers Schutz?.. Aber man hat dennoch, ohne es zu wollen, das große und wahre Geheimniß der Sache ausgeſprochen. Es giebt wirklich eine Verſchwörung, die nicht bloß in Deutſchland, ſondern in ganz Europa verzweigt iſt. Die Verſchwornen kennen ſich nicht, ſie ſehen, ſie ſprechen ſich nicht, ſie haben keine verbindende Zeichen, Wege und Zwecke, und dennoch ſind ſie verbrüdert — durch die Geſinnung nämlich. Aber dieſer Bund iſt nicht gegen die fürſtliche Gewalt, ſondern gegen deren

Mißbrauch in den Händen der Staatsdiener, ſie iſt gegen den geſetzloſen Zuſtand, gegen jede Willkühr gerichtet, und er wird trotz aller Polizeien ſeinen Zweck erreichen.

Sind die Worte und Redensarten, welche die Preußiſche Staatszeitung anführt, wirklich aus entdeckten und in Beſchlag genommenen Handſchriften gezogen, ſo beweißt, deren hochtrabende, ſtolzirende, tragiſch-komödienhafte Abfaſſung, daß ſie nichts Anders, als Stylübungen von feurigen Primanern waren, zum Deklamiren, Geſtikuliren und Rühren, ſchön verfertigt. Man gebe ſie den hoffnungsvollen jungen Leuten verbeſſert zurück, und überreiche ihnen dabei Adelungs Wörterbuch und Grammatik als Schulprämie zur Belohnung ihres Fleißes. Alle gedruckten deutſchen Reformationsprojekte, die ich bisher geleſen habe, waren übrigens ſehr trocken, und es freut mich, daß die Staatszeitung endlich ein naſſes gefunden hat.

In der Behauptung, es wären nur ſehr wenige Individuen verhaftet worden, liegt etwas Unerklärliches. Wenn die Verſchwörung wirklich ſo ausgebreitet war, als man vorgiebt, wenn die Unterſuchung bereits ſehr erhebliche Reſultate geliefert hat, warum hat man ſo wenige Verdächtige gefunden, die ſich zur Verhaftung geeignet hätten?.. Noch wunderbarer iſt das Eingeſtändniß der Staatszeitung: man habe ohne Gründe des Verdachts, bei Mehreren die Papiere in Beſchlag genommen, um ſich der Beweiſe gegen die eigentlichen Schuldigen zu bemächtigen. Man braucht gerade kein Rheinländer zu ſeyn, um dieſes Verfahren nicht ſehr angenehm zu finden. Unſchuldige Menſchen in Schrekken zu ſetzen, und Feuer zu rufen, oder ihnen gar das Haus über dem Kopf anzuzünden, damit ein Spitzbube, der ſich etwa in einem Winkel verſteckt haben könnte, hervorkäme und ſich fangen laſſe — die Rechtlichkeit dieſer Polizei-Maaßregeln, iſt ſicher «einem Jeden bekannt.» Das inquiſitoriſche Verfahren in Braſilien, wo man die Arbeiter in den Diamantgruben zum Larieren zwingt, damit ſie die etwa verſchluckten Diamanten wieder herausgeben, iſt wenigſtens ſpaßhafter.

Wenn, wie der amtliche Bericht verſichert, die Verhafteten größtentheils Ausländer waren, die auch in Preußen das demagogiſche Gift zu verbreiten geſucht hätten, ſie aber auf das brave, verſtändige und treue Preußiſche Volk wenig gewirkt haben, ſo möchte man an die Berliner Polizei mehrere Fragen thun. Erſtens, warum die Preußiſche Regierung zu gleicher Zeit, indem ſie alle Nicht-Preußen für Ausländer erklärt, die Sache des Auslandes, die ſie ja, ihren Reden nach, ſo wenig ſelbſt berührt, mit ſo vielem Eifer behandelt, als wäre es ihre eigne, und warum ſie die Erforſchung, Unterdrückung und Beſtrafung der ſtaatsverrätheriſchen Umtriebe nicht den Regierungen überlaſſe, auf deren Verderben es abgeſehen iſt? Zweitens, in welchem deutſchen Staate des Auslandes, die Mutterkirche des neuen politiſchen Glaubens, von welcher eine Filial-Revolution in Preußen habe geſtiftet werden ſollen, eigentlich ihren Sitz habe? Und drittens: warum man in Süddeutſchland, wo durch die freiere Preſſe, und die Ständeverſammlungen, demagogiſches Gift leichter zu verbreiten geweſen wäre, als im nördlichen, von revolutionären Bewegungen, und dadurch nöthig gewordenen Einkerkerungen, und andern Maaßregeln der Strenge, durchaus nichts vernommen hat?

Die Ausdrücke der Staatszeitung: »Die Unterſuchung wird zwar jezt noch polizeilich, »jedoch von einer aus Rechtsverſtändigen »beſtehenden Kommiſſion geführt,« können auch ſo gedeutet werden: »Die Unterſuchung wird von Juſtizperſonen geführt, ob zwar die Unbedeutendheit der Sache, nur ein polizeiliches Verſahren verſtattete,» und dieſe Auslegung wäre nicht geeignet, der Heiligkeit der Juſtiz, die erforderliche Ehrfurcht zu bewahren. Und wenn es ferner heißt, daß, wenn die an mehrern Orten in Beſchlag genommenen Papiere werden eingegangen ſeyn, dann auf dem völlig geſetzlichen Wege, eine unparteiiſche Unterſuchung Statt finden werde, ſo liegt in dieſen Worten zugleich das Geſtändniß, daß die Unterſuchung, wie ſie bisher geführt, auf keinem völlig geſetzlichen Wege, und nicht unparteiiſch geführt worden ſey.

II.

Die Carbonari und meine Ohren.

Als ich nach Mailand kam, herrſchte dort eine ſichtbare Gährung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhniſch, achtſam, ſtreng; das Geſindel freute ſich auf die kommende Verwirrung; und manche angeſehene Bürger ſahen wie vergnügte Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Geſicht machen. Ich hatte in Mailand italieniſche Sprache gefunden, aber keinen italieniſchen Himmel, Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich eilte mich, über die Schwelle des Paradieſes zu kommen. Nachdem ich mit einem Vetturino, auf den folgenden Tag, für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scale. Man gab die Oper Othello von Roſſini. Da mir die abgöttiſche Verehrung bekannt war, die man in Mailand, wie in ganz Italien vor Roſſini hegte, mußte meine Verwunderung groß ſeyn zu bemerken, daß man im ganzen Saale, der Darſtellung nicht die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Man lachte, ſchwazte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfriſchungen, und der Himmel weiß, vor wem ſich die Sänger und Sängerinnen eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf, und ward mit Beifallklatſchen empfangen. Sie verneigte ſich dreimal, zuerſt vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Arie, die ſie zu ſingen hatte, es trat, ſo bald ſie erſchien, die größte Stille ein. Sie ſang eine tödtliche Viertelſtunde; der Hals war mir wie zugeſchnürt, und es ward mir erſt leichter, als ich an den Schnörkeln, und ſchnelleren und heftigern Schritten der Melodie bemerkte, daß ſich die Cavatine dem entſcheidenden Augenblicke nahe. Signora Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Breſche die ſie in das Herz der Zuhörer geſungen, einzudringen, und den Beifall zu erobern. Ein tapfrer Triller drängte ſich voraus — man hörte keinen Athemzug . . . . . . da fiel ein Kanonenſchuß. Ich ſprang erſchrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel entſtand im Saale, ich hörte wie in einer etwas entfernten Loge, man ſich in das Ohr flüſterte: bis morgen ſind ſie hier. Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmliſche Freudigkeit durchfächelte meine Adern; und da mir armen Schelme immer das Herz bis am Munde ſteht, und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir ſelbſt zu ſprechen — plagte mich der Teufel, und ich rief ſo vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: es leben die Carbonari! es lebe Italien!

Zitto! quiekte ein Sopranſtimmchen hinter mir; ein anderer feiſter Herr ſah mich mit Verwunderung an; eine ſchöne Dame hielt das Schnupftuch vor dem Munde. Doch hatten meine aufrühriſchen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten ſollen, wahrſcheinlich, weil man den Sinn der deutſchen Worte nicht verſtanden. Ich ſelbſt aber, hatte ſie nur zu gut verſtanden, und als der Begeiſterung Ueberlegung und Kopfſchmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältniſſe gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den ökonomiſchen Gerichten, ſchon fühlte ich den Scharfrichter das Maaß von meinem Halſe nehmen, und wollte ich noch ſo gnädig mit mir verfahren, konnte ich mir eine folternde Unterſuchung, und eine lange Gefangenſchaft nicht erlaſſen, und meine verzagte Hoffnung ſchmeichelte ſich nichts Größeres, als daß ſie mich hier in Mailand behalten, und nicht in dem abſcheulichen Ollmütz einſperren würden. Ach, ſeufzte ich, ſäßeſt du jetzt an einem Froſchteiche in der Mark Brandenburg, wie viel wohler wäre dir dort, als bei dem ſüßen Geleyer der Signora Desdemona! Wehe Unglücklicher! wenn der Akt zu Ende iſt, kommt die Wache und holt dich!.... Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren abſingen hörte, fing ich an mich zu beruhigen.

Die Oper war geendigt, und ein Ballet ſollte folgen. In der ſtillen Zwiſchenzeit trat ein junger Menſch in meine Loge, der zuerſt mit dieſem und jenem ſich unterhielt, und da er mich endlich gewahrte, überraſcht ausrief: Ach, Sie hier! Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich ſeiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verſchiedenen Geſellſchaften geſprochen, murrte ich zum tauſendſten Male über mein ſchlechtes Gedächtniß für Namen und Geſichter. »Ich wundre mich, ſagte der junge Menſch, daß mir Herr S. nichts von Ihrem Hierſeyn erzählt hat.« — Wie! rief ich, S. iſt hier? — »Und das wiſſen Sie nicht? dort in der Loge ſizt er. Ich will Sie hinführen.» — Ich, ſehr vergnügt, einem meiner älteſten Freunde ſo unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logenthüre hinter mir, als mein dienſtwilliger Herr verſchwand, und acht Soldaten Sarmatiſchen Anſehens, mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachtſtube des Opernhauſes. Dort durchſuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taſchen, meine Papiere wurden mir abgenommen — «wenn es Ihnen gefällig iſt,» ſagte der Polizei-Commiſſair; ich folgte ihm. Vor dem Hauſe hielt eine Kutſche, man hieß mich hineinſteigen, der Commiſſair ſezte ſich neben mich, und — Adieu Welt! krächzte eine Rabenſtimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich geſprochen, ich bin des Gegentheils nicht ganz gewiß, aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig. Doch ſelbſt mein unſterbliches Ich iſt voller Schauer, wenn es von einer Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war ſo niedrig, eng und ſo feſt verſchloſſen, daß ich zu erſticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde mit einem Drathgeflechte bedeckte Scheibe, die nicht viel größer war als das Glas eines Fernrohres. Der durchfallende Mondſchein zeichnete ein Netz zu meinen Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angſtvoll zappelte. Mein Wächter neben mir ſprach kein Wort, er war vielleicht beſchäftigt meine Seufzer zu überſetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelſtündigen Fahrt hielt der Wagen ſtill. Ich hörte ein ſchweres Thor hinter ihm zuſchlagen. Die Kutſche wurde geöffnet, ich ſtieg heraus, und ſah mich in einem, mit hohen Mauern umſchloſſenen, und mit zahlreichen Wachen beſezten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängnißwärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeyt, wie es in einem Paſſe zu geſchehen pflegt. Meine Namensunterſchrift mußte ich auch hineinſetzen. Numero vier — ſagte der Polizei-Commiſſair dem Gefängnißwärter. Dieſer, ein alter Mann mit Eſſig-ſauern Mienen, ward darauf plözlich freundlich gegen mich, rückte ſeine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizei-Commiſſair wünſchte mir gute Nacht, und flüſterte mir zu: Seien Sie guten Muths, es wird ſo ſchlimm nicht werden. „Aennchen leuchte dem Herrn,“ rief der Gefängnißwärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe hinauf, ich folgte, der Gefängnißwärter hinter mir. Machen Sie ſich's bequem, ſagte mir dieſer, indem er ein Zimmer aufſchloß, wenn Sie das Nachteſſen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln. Er und das Mädchen gingen fort, und ich war erſtaunt, daß die Thüre von außen nicht verſchloſſen würde. Meine Verwunderung ſtieg, als ich mich im Zimmer umſah, und die bequemſte und ſchönſte Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiſerne Maske konnte es nicht beſſer gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieſes Abends etwas erholt, und mich auf mein Verhör ſo gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an meine Geſchichte von der romantiſchen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle um das Abendeſſen zu begehren. Aennchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und ſchnitt mir die Speiſen vor. Ich bekam nur einen Löffel; der Gefängnißwärter entſchuldigte ſich mit der eingeführten Ordnung. Das Eſſen war gut, der Wein noch beſſer. Der Alte ging fort, Aennchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutenden Blicke, auf eine zuſammengefaltete Serviette, die auf einem Toilettentiſche lag, brachte dann die Finger an die Lippen, und wünſchte mir wohl zu ſchlafen. Als ſie fort war verſchloß ich das Zimmer, legte die

Serviette auseinander, fand aber nichts darin. Ich kleidete mich aus, und ſchlief dieſe Nacht ſanfter, als man in meinen Verhältniſſen zu thun pflegt.

Als ich am andern Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Feſtungswerke meiner Unſchuld, unterſuchte genau alle ihre Puncte, vertheilte zweckmäßig meine Vertheidigungskräfte und verſtärkte die ſchwachen Seiten. Aennchen brachte mir das Frühſtück und ſie kam ohne den Alten. War es meine wiedererlangte Gemüthsruhe, war es das Tageslicht — aber ich entdeckte jezt erſt die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtſam vorüber gegangen war. Aennchen ſtand in der Zauberſtunde des weiblichen Lebens, wo die Jungfrau mit halbgeöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen giebt. Roſen und Lilien theilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen, auf ihren Lippen war das Lächeln eines ſchlummernden Kindes, ihr goldnes Haar, müde ſeiner eignen Laſt, ruhte auf ihren Schultern aus, ehe es weiter wallte — Engel hätten ſie als ihre Schweſter geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich in ihrem Anſchauen verloren, ſprachlos vor ihr ſtand, da zuckte etwas über ihr Geſicht, das ſie plötzlich entgötterte, und was ich bald klarer verſtand. Aennchen durchſuchte alle Winkel des Zimmers; dann legte ſie wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete ſie dieſe und ſchüttelte ſie. Ich fragte ſie was ſie ſuche? Sie trat mir näher und ſprach ſchnell und ängſtlich: «Mein Onkel iſt ein harter Mann, und viel zu ſtreng. Neulich hatten wir einen Gefangenen der unſer Dienſtmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ohngeachtet ſie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf dieſe Weiſe unbemerkt mit nahm, und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich ſelbſt die Gefangenen bedienen, und genau nachſehen ob ſie nirgends was geſchriebenes verſteckt.» Ich fragte Aennchen, ob ſie mich verrathen würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz, und ſah mich mit ihren Himmelsaugen an. Lamm! ſagte ich, Mädchen, ſo jung, ſo ſchön .... «guter Landsmann, lispelte ſie, und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter .... ſo ſchön, ſo jung, und ſchon ſo ſchlecht!» Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine

Stimme, ich ſank auf den Stuhl, und ein Strom von Thränen entſtürzte meinen Augen. —

Als ich die Hände von meinen naſſen Augen weg zog, war das Mädchen fortgegangen, und der Polizei-Commiſſair, mein Begleiter des vorigen Abends, ſtand vor mir. Er ſah meine Bewegung, und dieſe misdeutend ſprach er mir abermals Muth ein. „Beruhigen Sie ſich doch, es kann ja nicht unſere Abſicht ſeyn Sie unglücklich zu machen. Wir ſind ja alle Deutſche . . Verführung . . Leichtſinn . . Schwärmerei . . Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können ſich um die Regierung noch Verdienſte erwerben . . . „ Ich ſchüttelte den Kopf — das iſt es nicht, ſagte ich; doch laſſen Sie uns gehen. — Ein Wagen wartete unſerer, ich ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirector, einen Protocollführenden Secretair zur Seite, ſaß da ſchon in Bereitſchaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reiſe, meine Bekanntſchaften in Mailand . . . . Kurz, man kennt ja dieſes Treibjagen einer grauſamen Polizei, wo das Geſtändniß eines Angeſchuldigten, wie ein armes Wild, in immer engere Kreiſe getrieben wird, bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch kein Wort geſprochen. Endlich kam die entſcheidende Frage: Was war ihre Abſicht, als Sie geſtern im Theater es leben die Carbonari riefen? Und, es lebe Italien — ſezte der Secretair hinzu. Jezt galt es, um mein Leben vielleicht. Aber ſo räthſelhaft iſt die menſchliche Natur, ſo mannichfaltig ſind die Schwächen und Eitelkeiten des menſchlichen Herzen, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen laſſen, oder die Wahrheit geſtehen, und mich lächerlich machen ſollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. »Ich bin harthörig,« erwiederte ich. »Setzen ſie ſich doch gefälligſt,« ſagte der Secretair ſehr leiſe, und ohne mich anzuſehen. Ich wollte dem ſchlauen Herrn ſeine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und ſezte mich. Sie ſind alſo harthörig? — ſchrie der Polizei-Director. — Ich war es — wollte ich ſagen, ich war es bis geſtern. — Nun? — der Secretair verſammelte alles, was pfiffiges und boshaftes in ihm vorräthig war, um die Spitze ſeiner Naſe, und paßte ſehr auf. Ich fuhr fort . . . »Als die Nachricht von der Neapolitaniſchen Revolution nach Deutſchland kam, eilte ich nach Italien zu kommen . . .« »Der Secretair war wie ein Geier hinter dieſe Worte her, und ſchrieb ſie hurtig auf. Ich fühlte, daß ich dumm geſprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hinein, und konnte nicht mehr umkehren. Ich ſezte meine Rede fort: „den Wunſch Italien zu ſehen hatte ich ſchon längſt, ihn auszuführen ſchien mir jezt die gelegentlichſte Zeit. Es hieß, die Monarchen würden, von Wien kommend, Rom und Neapel beſuchen.. Feſtlichkeiten.. Sicherheit der Wege; kurz ich beſchloß die Reiſe zu machen. Aber unglücklicher Weiſe verſtand ich kein Wort italieniſch. Ich nahm mir vor, noch ſchnell in dieſer Sprache einigen Unterricht zu nehmen, und ſo viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich iſt. Ich las von Morgen bis Abend italieniſche Bücher und Zeitſchriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erſcheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Uebel, woran ich ſchon viele Jahre litt. Das Mittel beſtand darin, daß man beim Tabackrauchen, den angezogenen Rauch, ſtatt ihn gleich weg zu blaſen, eine Zeit lang im Munde behält, und Mund und Naſe dabei feſt verſchließt. Nach wenigen Wochen dieſes Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein ruſſiſcher Graf der dieſes Mittel empfohl, behauptet, daß ſich deſſen Wirkſamkeit ſchon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beſchloß es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorſchrift, ohne Beſſerung zu ſpüren. Geſtern in der Oper ſchmerzten mich die Ohren ſehr. Die Urſachen dieſer Schmerzen wurden mir erſt ſpäter klar, und ich konnte dann auch erſt begreifen, warum mir der Geſang aller Mitſpielenden ſo abſcheulich vorgekommen. Während einer Bravour-Arie der Desdemona, glaubte ich einen Kanonenſchuß zu hören. Ich erſchrack, entdeckte aber bald zu meiner unausſprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, daß ich bis jezt nur am fernen Horizonte dämmern ſah (ſehr poetiſch! — brummte der Secretair) lag jezt nah und ſonnenhell vor mir. Ich hörte das leiſeſte Geflüſter in den entfernteſten Theilen des Saales — ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie ſonderbar Großes und Kleines in der Welt zuſammenhängt, und daß ich eigentlich der Verſchwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohne dies, und in meiner Freudigkeit, dachte ich lauter als gut war, und ich rief: es leben die Carbonari! — — der Secretair ſprang wüthend auf, und ſprach: Herr, wollen Sie uns zum Beſten haben? — Herr Director, ſagte ich, die Wahrheit, die Sie gehört iſt lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeſchmackt. Sie werden mich nicht für ſo dumm halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für ſo unverſchämt, daß ich es wagen ſollte, Ihnen ſolch ein albernes Mährchen aufzubinden. — Beharren Sie auf ihre Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen, und brachte mich ins Gefängniß zurück.

Acht jammervolle Tage wartete ich die Entſcheidung meines Schickſals ab. Aennchen ließ ſich nicht wieder ſehen, und der Alte der am erſten Tage meiner Gefangenſchaft mich freundlich behandelt hatte, betrug ſich nach meinem Verhöre rauh und hart, und ließ mich manches entbehren. Endlich ward ich abermals auf die Polizei geführt. Man gab mir dort meine abgenommenen Papiere und meinen Paß zurück, und kündigte mir meine Freiheit an. Ob man ſich von meiner Unſchuld überzeugt hatte, ob ſich Leute für mich verwendet hatten, ob man mich glimpflich behandeln wollte, oder was ſonſt meiner Angelegenheit eine glücklichere Wendung gegeben als ich erwarten durfte — das weiß ich heute noch nicht. Aber im ganzen Lombardiſch-Venetianiſchen Königreiche, war keiner froher als ich. Selbſt *meine erlittene Gefangenſchaft ſchien* mir ein Gewinnſt, denn ich ſah ſie als ein Gläschen Wermuth an, das man vor dem Eſſen nimmt — und ſtand nicht ein herrlich gedeckter Tiſch vor mir, duftete nicht Rom in goldener Schüſſel, blinkte nicht das Meer in kriſtallener Flaſche? Als man mir nun bedeutete, ich hätte innerhalb vier und zwanzig Stunden Mailand zu verlaſſen, antwortete ich vergnügt: Morgen früh fahre ich nach Florenz. «Zum Teufel fahren Sie — ſchnaubte mich ein dicker Offizier an, den das Land unter der Ens gemäſtet — Marſch! rechts um, kehrt euch! Sie gehen hin wo Sie hergekommen. Mir wären Sie nicht ſo leicht entwiſcht.» — Bei dieſen Worten machte der Wütherich eine fuchtelnde Bewegung mit der Hand, die mich mit Schauder erfüllte. Er hielt mir meinen Paß unter die Naſe «da leſen Sie» der Paß war nach Tyrol und der Bayeriſchen Gränze viſirt, und ſtand darin «hat ſich Signaliſirter bei Vermeidung gefänglicher Haft, nirgends länger als 12 Stunden aufzuhalten. und von dem gezeichneten Wege nicht abzuweichen,» gleich einem Blitzſtrahle fuhr dieſes Gebot durch mein Herz; entſeelt ſtand ich da. Wie ich nach Hauſe gekommen, wie eingepackt, mich in den Wagen geworfen und fortgejagt über Berg und Thal, durch Tag und Nacht — ich weiß es nicht. Erſt in München kam ich zur Beſinnung.

So mußte ich auf dem Wege den ich hergekommen zurückkehren in das Philiſterland! Italien, Wunderinſel meiner Träume, ſo habe ich dich geſehen — im Traume! Wer war es damals, der meine Schmerzen linderte, der Balſam goß in meine Wunden, der meine Thränen trocknete? Du warſt es, Phantaſie, himmliſche Tröſterin, die den Hungrigen in der Wüſte mit Manna ſpeißt, die aus Baumrinden Brod bäckt, und Zucker aus Rüben bereitet. Ich danke dir gnädige Göttin!

III.

Ueber den kritiſchen Lakonismus.

Es gereicht Rezenſenten, ſie mögen nun Bücher, Menſchen oder Verhältniſſe beurtheilen, zum größten Ruhme, wenn ſie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld beſitzen und ſchwarze Suppen eſſen; denn wer Vertrauen braucht erhält es nur, wenn er ſonſt nichts braucht, und nur wer die Menſchen entbehren gelernt, darf ſie belehren. Aber ſchreiben dürfen die Rezenſenten nicht wie Spartaner. Sie ſind Richter; ſie müſſen alſo freiſprechend oder verdammend, ihre Entſcheidungsgründe angeben, und das klar und umſtändlich. Thun ſie dieſes nicht, begnügen ſie ſich zu ſagen: das iſt gut, das iſt ſchlecht — ſo kann ihnen jeder Leſer mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das ſagt mir mein Gefühl; du aber ſollſt mir mein Gefühl deutlich machen, und mir erklären, warum dieſes gut, warum dieſes ſchlecht ſey. Gegen die Lakonismen mancher Kritiker wollen wir etwas eifern und bei dieſer Gelegenheit noch einiges Andere berühren, was auf unſerem Wege liegt. Sie verdienen um ſo mehr Vorwürfe, da Schriftſteller in unſern Tagen gar nicht nöthig haben, ſo ängſtlich auf Kürze bedacht zu ſeyn; für das Erforderliche hierin ſorgen ſchon andere Leute.

Da ſind zuerſt die Kritiker der Büchertitel. Manchmal ſteht in einem Titel ein oblatives e, manchmal ein Komma, manchmal das multiplicirende n. Mikroſkopiſche Rezenſenten bemerken dieſe Mängel, und ſchieben das fehlende Komma hinein, und zwar behutſam in einem Paratheſen-Futterale geſteckt, damit die koſtbare Verbeſſerung nicht beſchädigt werde. Wie kann ein Rezenſent, der nur etwas menſchliches Gefühl hat, ſo hart ſeyn, den Titel eines Buches zu kritiſiren? Iſt er nicht ſelbſt Menſch? Iſt er nicht ſelbſt Schriftſteller? Denkt er nicht mehr an jenen Tag, da er das Werk woran er zehn Jahre gearbeitet, zu Ende gebracht und den Titel niedergeſchrieben? War er nicht ſelig an dieſem Tage? Hatte ihn nicht der Gedanke berauſcht: heute habe ich auf meinen Todesfall geſorgt, heute habe ich meine Unſterblichkeit in die Wittwenkaſſe gebracht? War er an jenem Tage fähig, auf ein Komma zu achten? Furchtet aber der Rezenſent, das fehlende Komma könne die Schuljugend verführen, ſo verbeſſere er es im Stillen; der Schriftſteller wird dann den beſcheidenen Vorwurf gerührt annehmen, und dem Rezenſenten bei nächſter Gelegenheit die Hand drücken. Ueberhaupt iſt es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftſteller grammatiſch richtig zu ſchreiben weiß, und daß er Sprachfehler nur aus Uebereilung begeht. Es ſind aber nicht immer die ſchlechteſten Werke, die in der Eile geſchrieben werden. Ich war einmal dabei, als der verſtorbene berühmte Phyſiker Ritter eine ungeheure hohe galvaniſche Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutſchland hätte ſanguiniſiren können. Ritter brachte aber nur Krebſe und Fröſche in ihren Wirkungskreis und ſtellte Verſuche an. Zu gleicher Zeit ſchrieb er ſeine Beobachtungen nieder, und indem er dies that, ſtand ein kleiner unterſetzter Druckerjunge ganz verdutzt am Fuße der Säule, und wartete aufs Manuſcript. Daß Ritter, wie es die Phyſiker manchmal thun, die Natur auf die Folter geſpannt, und ihr Bekenntniſſe abgepeinigt, die ſie oft wieder zurücknimmt — das gehört nicht hieher. Nur ſo viel iſt daraus zu entnehmen, daß unter ſolchen Umſtänden, Ritter nicht an jedes Komma denken konnte.

Als kritiſche Lakonismen, ſind auch die Frage- und Ausrufungszeichen zu tadeln, welche Rezenſenten und Redacteurs, zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurtheilten Schriften, und in die Aufſätze ihrer Mitarbeiter hineinbringen. Wenn ein Rezenſent oder ein Redacteur, ſich über etwas wundert, oder etwas bezweifelt, dann ſoll er dieſes deutlich herausſagen, und es nicht blos pantomimiſch zu erkennen geben. Ein ſolches Ausrufungszeichen, gleicht dann dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienſte ſeines in die Schenke deſertirten Herrn übernommen. Ein treuer Rezenſent darf ſich aber nicht auf ſeinen Spies verlaſſen; ſondern er muß ſelbſt Wache halten, und jeden Einpaſſirenden fragen: woher? wohin? in welchen Geſchäften? oder was ſonſt ein Literatur-Wächter zu fragen hat. Das ſchlimmſte hierbei iſt, daß die Leſer nicht immer merken, daß der Kritiker oder Redacteur das Ausrufungs- und Fragezeichen dazwiſchen geſezt, ſondern glauben es gehöre zum Texte. Sie müſſen ſich dann ſehr verwundern, daß der Verfaſſer ſich über ſeine eignen Behauptungen wundert, und einen Satz, den er eben erſt mit Beſtimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel ſtellt. Dieſe Verwirrung kann aber einem Schriftſteller nicht gleichgültig ſeyn. Welcher, der Weib und Kind hat, wird es wagen drucken zu laſſen: «der Corſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreite ſie» — wenn er befürchten muß, daß ihm ſeine gute Geſinnung vergiftet werden könne, indem der Rezenſent oder der Redacteur ein arſenikaliſches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redacteur ſeine Verwunderung oder ſeinen Zweifel nicht unterdrücken, ſo bringe er ſeine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo ſie als Oppoſition hingehören. Er darf alſo nicht ſchreiben: «der korſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreite (!) ſie;» ſondern er muß drucken laſſen: «der korſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreite *) ſie.»

Ohe jam satis est! ..... ich ſage das nicht; bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dieſes auf eine feinere Art zu verſtehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es giebt aber Rezenſenten, die, wenn ſie nichts mehr zu ſagen wiſſen, oder müde ſind, oder kein Papier mehr haben, ausrufen: Ohe jam satis est, oder: Eheu jam satis est! Aber ohe und eheu, und alle ſolche Interjectionen (oder Empfindungslaute, wie man ſie

---

*) (!).

Anmerkung des Redacteurs.

während des Befreiungskrieges in den deutſchen Frauenvereinen nannte), ſind ſehr, ſehr häßlich. Es liegt eine Verachtung darin, die auch der ſchlechteſte Schriftſteller nicht verdient. Man ſoll zwar einen ſchlechten Schriftſteller nicht ſchonen, man ſoll ihn tödten — ſothaner Schaden iſt nicht groß; aber man ſoll ihn hinrichten, nicht zerſetzen. Ein ſolcher gefühlloſer Empfindungslaut iſt auch das sic, das, obzwar eine Conjunction, doch oft in Rezenſionen als Interjection gebraucht wird. Was heißt sic? Wer den großen Scheller bei der Hand hätte, worin alle Farbenabſtufungen des sic ſtehen, der kann ſich freilich erklären laſſen, was der Rezenſent in jedem einzelnen Falle unter sic verſtand; wer aber auf dem Rigi eine deutſche Rezenſion lieſt, wie ſoll der ſich helfen? das sic iſt oft räthſelhaft. Alſo keine sics, ſondern frei heraus mit der Sprache, wie es einem deutſchen Manne geziemt. Man kann wohl lateiniſch beten, denn der liebe Gott verſteht alle Sprachen, aber lateiniſch kritiſiren ſoll man nicht.

Endlich ſind auch die kritiſchen Mottos zu rügen, die Sybillenartig, in Verſen ihre Meinung ſagen. Es giebt nämlich deutſche Tagsblätter, die jeden Tag mit einem andern Motto erſcheinen. Das Motto iſt gleichſam die Aurora, die jeden Morgen, und das Blatt verkündet das der Morgen bringt. Die eigentliche Beſtimmung dieſer Motto's iſt, mit den Aufſätzen, welche zuoberſt im Blatte ſtehen, in Verbindung zu treten. Sie müſſen alſo im Geiſte dieſer Aufſätze gewählt ſeyn. Die Redactionen aber vergeſſen dieſes oft, und erlauben ſich, in den Motto's Aufſätze zu kritiſiren. Dieſes mag lobend oder tadelnd geſchehen, ſo iſt es immer zu rügen. Das Motto ſoll nicht wie ein Portier ſeyn, der den Eintretenden grob oder artig behandelt, je nachdem er bei dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt iſt. Der Redacteur darf ſeinen Finger nicht zwiſchen den Baum und die Rinde ſtecken, das heißt: er darf ſich nicht zwiſchen den Leſer und den Mitarbeiter ſtellen. Freilich kann der Fall eintreten, daß die Redaction mit den Anſichten eines ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverſtanden iſt; aber darum darf ſie ſich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, ſie darf ihn nicht als Probierſtein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eignen Geſinnung darzuthun; ſie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweiſen. Giebt es denn etwas komiſcheres, als wenn das Motto, gerade das Gegentheil ſagt, als der Aufſatz, zu dem es gehört — wenn es gleichſam vorausläuft, und den Leſern zuruft: dahinten kommt ein Herr, der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt! So habe ich neulich in einem ſolchen Blatte einen Aufſatz geleſen, deſſen Verfaſſer ſich die undankbare Mühe gab, den Deutſchen über ihren lächerlichen Judenhaß, etwas die Wahrheit zu ſagen. Das Motto zu jenem Aufſatze lautete (in Verſen) ungefähr: « Vernichtung nur iſt euer Loos. Frieden iſt euch hienieden, nicht beſchieden. » Wäre ich der Verfaſſer jenes Aufſatzes, hätte ich der Redaktion geſagt: mit dieſem Motto bin ich gar nicht zufrieden, und von nun an ſind wir geſchieden. Ein gewiſſenhaftes Motto, darf kein Gewiſſen haben; es muß heute demokratiſch, morgen ariſtokratiſch geſinnt ſeyn. Ein weltkluges Motto, muß ſich zum Motto wählen: Vive le roi! Vive la ligue!

IV.

Ankündigung der Zeitſchwingen.

(July, 1819.)

Der Herr Verleger dieſer Blätter, ein erfahrner Mann, lachte ſehr, da ich traurig und beſorgt, wegen der verſprochenen Ankündigung der Zeitſchwingen, die voller Anpreißungen ihrer künftigen guten Eigenſchaften ſeyn mußte, vor ihm erſchien. Weiß es nicht Jedermann, ſagte ich, daß Oliven und Zeitungen, nur beim anfänglichen Drucke, reines Jungfernöhl geben, nachher aber ſchmieriges? So wahr es auch iſt, daß dieſe Blätter einem dringenden Bedürfniſſe unſerer Zeit abhelfen, und ein großes Loch in der Literatur ausfüllen werden, wer glaubt es mir, wenn ich es verſichere? Jener aber meinte, die Deutſchen wären es noch lange nicht müde, an Verſprechungen zu glauben, und ſie hätten dafür ſchon Wertheres hingegeben, als einige Gulden. Ich ſolle darum ganz kühn verſichern, die Zeitſchwingen würden ſich über Alles verbreiten, was nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Literatur und Kunſt, würden auf das Anmuthigſte abgehandelt, und Alles auf das Gründlichſte beſprochen werden. Auch wären mit allen Hauptörtern Europa's Correſpondenzen eingeleitet, und der neueſten und gewiſſeſten Nachrichten könnten die Leſer verſichert ſeyn.

Auch iſt es vertragsmäßig feſtgeſezt, daß ich mich ſelbſt loben ſoll. Mir fällt dieſes leichter, als jedem Andern. Ich thue es hiermit. Nimmt man nicht allgemein an, daß derjenige nicht ohne Tugenden ſeyn könne, der ſeine Fehler offen eingeſteht? Einige meiner ſchriftſtelleriſchen Fehler, denke ich darum, werden mich empfehlen, wenn ich ſie bekenne.

Sechs Monate lang habe ich die ſogenannte *Zeitung der freien Stadt Frankfurt*, (man ſieht, daß es der deutſchen Sprache an keiner Art Biegſamkeit fehlt, und ich davon Gebrauch zu machen verſtehe), Theils geſchrieben, Theils abgeſchrieben. Aber vor vierzehn Tagen wurde mir unerwartet, von Staatswegen, auf die Finger geſchlagen, und mir die Fortſetzung jenes Blattes unterſagt. Nämlich, nicht die Zeitung, ſondern ich wurde unterdrückt. Dieſe wohlverdiente Strafe ward mir auferlegt, *erſtens*: weil ich mich als einen geſchmackloſen Ueberſetzer aus dem Franzöſiſchen gezeigt, und zweitens: weil ich dem »gemeinen Weſen« jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt. Die Leſer der Zeitſchwingen können alſo leicht denken, daß ich, durch dieſen Vorfall zugleich gewitzigt und, vom Witze abgeſchreckt, mich künftig eines mäßigen, beſcheidenen und ehrſamen Tones befleißigen werde. Mit dem gemeinen Weſen des deutſchen Vaterlandes werde ich mich unaufhörlich beſchäftigen, und mich dem Vorbilde eines frommen, polizeiergebenen Bürgers immer mehr und mehr zu nähern ſuchen. Ich will zwiſchen freiſinnigen und knechtiſchen, zwiſchen herrſchaftlichen und unterthänigen Meinungen die friedliche Mitte halten, und mich nur zu mediatiſirten Anſichten bekennen. Zu mediatiſirten? Dieſes Verhältniß, wird Mancher ſagen, giebt mir immer noch mehr Freiheiten, als gut iſt. Ich ſage es ſelbſt.

Ich werde mich einigem Spaße ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutſchen keinen Spaß verſtehen. Ich habe auf meiner kurzen literariſchen Laufbahn merkwürdige Erfahrungen darüber gemacht. Wie manche Ironie hatte ich fein zugeſpitzt; wie werden Dieſe lachen, wie werden Jene ſich ärgern, dachte ich. Aber was geſchah? Jene lachten nicht, und Dieſe ärgerten ſich nicht; und hatte ich behauptet: zwei mal zwei ſey fünf, ſo ſchalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphirten, ihre eigene Meinung ſo verbreitet zu finden.

Die Zeitſchwingen führten bis jezt auch noch den Beinamen: des deutſchen Volkes fliegende Blätter. Dieſes Spottnamens geſchieht künftig keine Erwähnung. Was wäre denn am deutſchen Volke, das flöge? Es war niemals flügge, aber heftige Stürme hatten es einige Minuten in die Höhe geworfen. Die wenigen fliegenden Blätter, die es noch beſitzt, werden täglich enger zuſammengeheftet. Die ſchöne ſchweinslederne Zeit der Foliobände kehrt mit ſtarken Schritten zurück. Ein großer Gelehrter ſtudierte ſeine ganze Lebenszeit, mit dem Bauche auf der Erde liegend. Ein anderer ſagte ſeinem Diener, der ihm zu melden kam, daß das Haus über ſeinem Kopfe brenne, kalt und zerſtreut: «Geh er zu meiner Frau! Ich bekümmere mich nicht um die Wirthſchaft.» Der denkende Theil des deutſchen Volkes wird ſich bald wieder dem Studieren ergeben — auf dem Bauche liegt er ſchon; und wenn ihn Rauch und Flamme und Krieg umgiebt, wenn die emſigen Spritzen ihm den warmen Kopf waſchen, wenn Seelenhandelsverträge geſchloſſen, und die deutſchen Schafe an England verkauft werden, um ſie abwechſelnd zu ſcheeren und einzuwollen — ſagt er ganz gelaſſen: «Was gehts mich an? Ich bekümmere mich nicht um Wirthſchaftsangelegenheiten; das iſt die Sache meiner Regierung.» Darum fort mit fliegenden Blättern!

Gruß den Leſern!

Die großen Herren lieben es ſehr, daß wir kleinen Knechte erhabene Betrachtungen anſtellen, und ihnen die niedrige Handarbeit überlaſſen; daß wir, hoch über den Wolken, den Lauf der Sterne berechnen, und uns um den Lauf der irdiſchen Dinge nicht bekümmern, daß wir algebraiſche Aufgaben löſen, während ſie den geldbaaren Vortheil einſtreichen. Weil ſie es wünſchen, kann es nichts Gutes ſeyn. Wie ſo viele wohldenkende und verſtändige Menſchen laſſen ſich hierin zum Beſten haben. Die Gewaltigen im Lande donnern ihnen ſeit dreißig Jahren zu: «ſie möchten ſich nicht mit Theorien abgeben, die in der Wirklichkeit keine Anwendung verſtatteten, und unſere lieben Gelehrten werden darauf warm, vertheidigen ihre Grundſätze, und verwickeln ſich um ſo enger in das Netz, das man über ſie hergeworfen. Jene wollen es nicht anders, als daß wir hierin ihnen nicht gehorchen. Unterdeſſen gehen die Dinge ihren alten Gang. Sokrates wurde geprieſen, weil er die Philoſophie vom Himmel herab geholt, und ſo ward er ein Lehrer der Menſchheit. Wenn wir beglücken wollen, müſſen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird geſtillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie, keine Bürgerfreiheit durch Montesquieus geſchaffen. Saatkorn für die Nachwelt, Brod für die Zeitgenoſſen. Nur der gute Heinrich konnte ſich ohne Schwärmerei dem ſchönen Traume, von einer europäiſchen Republik und einem ewigen Frieden hingeben, weil er den ſchönern hatte, von dem ſonntäglichen Huhne im Topfe.

Ueber Grundſätze läßt ſich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verſtand kann man bethören, aber nicht die Sinne. Gegen ein Syſtem der Meteorologie läßt ſich ſtreiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn ſie Kälte oder Wärme, Näſſe und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menſchenglück verbreiten, dann müſſen wir mehr des Lebens Erſcheinungen als deſſen Regeln beſprechen. Erſt an todten Körpern wird der Bau der Lebenden erkannt. Laßt uns der athmenden Bruſt Erleichterung geben.

Darum ſoll man (ich werde es), öfterer des Volkes Entbehrungen beſprechen, als ſeine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen als die Staatsverfaſſungen, mehr die täglichen Erſcheinungen des Bürgerlebens, wie ſie im häuslichen Kreiſe und auf dem Markte ſich zeigen, als die Grundſätze der Geſetzgebungen, und die großen politiſchen Verhältniſſe.

Wie im Familienleben, wie in der ſtündlichen Noth oder Luſt des Menſchen, eine vollkommene oder fehlerhafte Regierung ſich ausſpreche; dieſes ſetze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen, ſo aufzuzeigen, daß es dem Verſtande eines Jeden faßlich werde. Das deutſche Volk hat noch zu wenig politiſche Aufklärung. Es kennt den Zuſammenhang nicht zwiſchen einer repräſentativen Verfaſſung und ſeinem Magen. Es ſieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohlthätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das, in dem hundertſten Folgegliede entſtandene Butterbrod in den Mund ſteckt. Man muß es von ſeinen ſinnlichen Wahrnehmungen, zu den oberſten Grundſätzen hinauf leiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.

Und da auch ich, wie ich es ſchmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wiſſenſchaft ſich vom Leben ſchied, und man eine doppelte Sprache für beide Welten erlernte und gebrauchte; da man in Büchern anders redete, als mit dem Munde, ſo werde ich mich jener ſo viel, als ausführbar enthalten. Ich will lieber nützen, als geprieſen werden; Troſt giebt der Himmel, von dem Menſchen erwartet man Beiſtand.

V.

Das Teſtament der Zeitſchwingen.

(September, 1819.)

Ein vorſichtiger Zeitungsſchreiber, denkt jezt ſchon auf gute Surrogate, womit er ſeinen Leſern den Morgenthee verſüßen könnte, wenn etwa eine Kontinental-Gedankenſperre, dem üblichen Zucker den Eingang verwehren ſollte. Er legt ſich auf ſolide Wiſſenſchaften. Er treibt Aſtronomie, mit Ausſchließung der Kometen, weil dieſe Krieg und Noth bringen; Geographie, mit Ausſchluß der Kur-Oerter, weil dort die Kongreſſe gehalten werden; Algebra, doch ohne plus und minus, da das zum Finanzweſen gehört; Pſychologie, ohne Hofſeelen-Lehre; Theologie, mit Weglaſſung der heiligen Allianz; Oekonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausſchließlich das gerichtliche Verfahren, welches die Obliegenheit der Beamten iſt; Philoſophie, ohne Einſchränkung; die nützliche Lehre von der Keilſchrift, den Kegelſchnitten, und den Wurzelwörtern der deutſchen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle Ike, nur keine Politik, weil dieſe allein der Regierung zukömmt. So bald jener Zuſtand der Dinge eintritt, werden die Zeitſchwingen ihre Flügel ſinken laſſen, und den Namen Runkelrüben-Blätter annehmen, welches ich jezt ſchon verkündige, um alle Kolliſionen zu vermeiden, denn ich glaube, dieſer Titel iſt ungemein buchhändleriſch, und zieht ſtark.

Der Menſch muß klug ſeyn, und ſich lieber in die Zeiten als in ein Gefängniß ſchicken. Es iſt freilich eine betrübte Wahl. Erſt geſtern ſagte ich mit thränenden Augen: ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 ſanft geſtorben, ſtatt daß ich an dieſem Tage erſt geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichskammer-Gerichts-Kopiſt geworden, und hätte ein ſeliges Ende genommen. Auch würde ich im Angedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jezt hoffen darf. Iſt es zu bezweifeln? Hätten nicht erſt meine Urenkel den Urtels-Exekutions-Gipfel der Aegyptiſchen Prozeß-Pyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher, mit dem Libellabſchreiben den Grund gelegt, und hätten daher nicht vier Menſchengeſchlechter meine Schriften geleſen, ſtatt daß jezt, ſelten mehr als vier

Menſchen ſie leſen, nämlich ich, der Setzer, der Drucker und Korrektor?

Der Menſch ſoll beſcheiden ſeyn, aber die Sache iſt ſchwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es iſt zu ſpät, die Verführung iſt ſo groß, als die Liederlichkeit; wohin man ſeine Blicke wendet, iſt man von Kupplerinnen und lockenden Schönen umgeben. Wir haben vom Baume des Erkenntniſſes gekoſtet, und Gutes vom Böſen zu unterſcheiden gelernt. Warum habt Ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor Euren Garten geſtellt? Warum habt Ihr uns in Verſuchung geführt? Was Ihr jezt thut, iſt alles vergebens; Ihr mögt es verſuchen — gelingt es Euch, ſo ſeyd Ihr gerechtfertigt.

Strenge Aufſicht, Zenſur, gemeinſchaftliche Maaßregeln! Und ich ſollte nicht lachen? Da liegt der Moniteur vor mir, dieſe Rieſenblätter, dieſes Buch der Könige von den Neunziger Jahren, auch von der Napoleoniſchen Zeit, auch von den Koſacken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geſchenkt — und ſo was verſchenkt man! Fürſten ſollten ihn um Millionen kaufen, und für dieſe einzige Ausgabe mag geſchehen, daß ſie auch ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich leſe darin ſelten, denn es ergreift mich zu ſehr, mich, der ich doch kein Volk zu beglücken, und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für Euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht iſt mir nicht bange. Auch ich bin ein vorſichtiger Runkelrübenmann, der ſich auf ſurrogirende ſolide Wiſſenſchaften legt, wie Ihr gleich ſehen werdet. Mit der Pſychologie beginne ich, eine angenehme Wiſſenſchaft. Sie heißt auf Deutſch: Seelenlehre, iſt unſchädlich und zenſurfrei, denn der Miniſter kann dabei gar nicht gedacht werden.

Unſre arme Seele.

Was ſie leidet, wie ſie gemartert wird in ihrem Hauſe, bis ſie ausgeht, das iſt gar nicht zu beſchreiben. Keine unglücklichere, zänkeriſchere, feindlichere Ehe giebt es, als die zwiſchen dem Körper und der Seele, und ſie iſt unauflöslich! Keine Gemeinſchaft der Güter, nur die der Uebel iſt zwiſchen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verſchuldet, bald wird jener beſtraft, für das, was dieſe beging. Waſſer in einem Gefäße, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und ſchlecht geworden, man nur verſchütten kann durch Zerſchlagen des Gefäßes — das iſt die Seele. Ein Henkerſchwert zerſchlägt den guten Topf, verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht iſt unſere Gerechtigkeit! Schwäche der Menſchennatur — es iſt nicht zu ändern; nur ſollte man wiſſen, was man thut. Tod dem Verbrecher, aber keine Läſterung.

Iſt es ſo recht? Ein anderes Mal mehr davon, und Pfuy Politik!

VI.

Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Muſeum zu Frankfurt, am 2. December 1825.

Ein Stern iſt untergegangen und das Auge dieſes Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wieder erſcheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erſt ſpäte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einſt weinend geſchieden. Und eine Krone iſt gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Prieſter iſt geſtorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Erſatz geweſen und uns nun unerſetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat ſeine eiſerne Kraft; der kränkelnde Süden ſeine goldene Sonne; das finſtere Spanien ſeinen Glauben; die darbenden Franzoſen erquickt der ſpendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm beſaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfeſſelte Rede. Das iſt der Stern, der untergegangen: Der himmliſche Glaube, der in dem Erloſchenen uns geleuchtet. Das iſt die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrſchte, der ſie getragen, wie Alle, die ihm unterthan geweſen. Das iſt das Schwert, das gebrochen: Der Spott in ſcharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das iſt der hohe Prieſter, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er iſt dahin geſchieden und unſere Andacht hat keinen Dollmetſcher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber ſteht geduldig an der Pforte des zwanzigſten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis ſein ſchleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt ſeiner Liebe; er führt ſie unter ein wirthliches Dach: die vornehmen, verzärtelten Geſchmacks in den Pallaſt des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in ſeines Siebenkäs enge Stube, wo die geſchäftige Lenette am Heerde waltet, und der heiße, beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutſche Schüſſeln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechſelt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters ſteigen auf und ſteigen nieder. Nichts iſt dauernd als der Wechſel, nichts beſtändig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunſt wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt: eine goldene Zeit, die nicht roſtet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend. Der Dichter iſt der Tröſter der Menſchheit; er iſt es, wenn der Himmel ſelbſt ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott ſein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um ſchnöden Botenlohn die himmliſche Botſchaft bringt. So war Jean Paul. Er ſang nicht in den Palläſten der Großen, er ſcherzte nicht mit ſeiner Leyer an den Tiſchen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die ſüßen Töne ſeiner Harfe. Mögen wir der ſtolzen Glocke, die an ſeltnen Feſttagen majeſtätiſch ſchallt, unſere Ehrfurcht zollen — unſere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsſchlag unſers Herzens begleitet, die jede Viertelſtunde unſerer Freuden nachtönt, und alle unſere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Palläſte; in den Häuſern ihre Herren; im Volke die Kameradſchaften; in dieſen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkoſt; der Wanderer ſtaunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preiſen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachſene Pfade ſuchte er das verſchmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menſchen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, ſie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmſte Dichter, und ſchlotterte ihm nur eine Saite noch auf ſeiner kümmerlichen Leyer, hat die Feiertage der erſten Liebe beſungen. Jean Paul wartet dieſe heilige Flamme, bis ſie mit dem Tode verliſcht. Bei jeder goldenen Hochzeit iſt er der trauende Prieſter, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten

Male paart, bevor der Tod ſie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeſchneite Häuschen eines Dorfſchulmeiſters, die Chriſtnachtfreuden ſeiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen beſingt er die königliche Luſt, auf den Wonne-Inſeln des Lago Maggiore; aber mit leiſern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutſchen Jubelſeniors und die Freuden eines ſchwediſchen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens ſteht er allein. Seltſame, wunderliche Menſchen, die wir ſind! Faſt ſorglicher noch als unſern Haß, ſuchen wir unſere Liebe zu verbergen, und wir fliehen ſo ängſtlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geſchieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geſchwätzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort beſprochen werden, erlogene Aufmerkſamkeit ſchenken! Wir ſcheinen gelaſſen und ſind bewegt, ſcheinen ernſt und ſind weich, ſcheinen wach und ſind von ſüßer Luſt gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unſer Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwiſchen den Blumenbeeten unſerer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantaſie zu den rothen Abendwolken unſrer hinabgeſunkenen Jugend. Wie ängſtlich lauſcheſt du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die ſtillen Seufzer deiner Bruſt vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und ſagt dir leiſe und lächelnd: «Ich kenne dich!» Du verbirgſt deine Freuden, weil ſie dir zu kindlich ſcheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichſt deine Schmerzen, weil ſie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verſtohlene Luſt und ſpricht: «Komm, ſpiele mit mir!» Er ſchleicht ſich in die Kammer, wo du einſam weineſt, wirft ſich an dein Herz und ſagt: «Ich komme, mit dir zu weinen!» Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Bruſt, und ſie erwacht, ſteht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur ſeine Lieder, die dein Herz in ſolchen Schlaf und in ſolche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, ſpürt er nach den verborgenen Einöden im menſchlichen Herzen, er ſucht darin die verſteckten Paradieſe auf. Er löſet die Rinde von der verhärteten Bruſt und zeigt den weichen Baſt darunter; und in der Aſche eines ausgebrannten

Herzens findet er den lezten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er ſeinem Volke wohlgethan, darin war er ſein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutſcher Jüngling, wenn er liebte, zu ſagen wagte: ich liebe dich. Zünftig und beſcheiden wie er war, ſagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, ſeinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerſt wagte, das jedem Deutſchen ſo grauſe Wort Ich auszuſprechen, und wenn die Freiheit nicht darin beſteht, daß man ohne Geſetze lebe, ſondern daß Jeder ſein eigner Geſetzgeber ſey, ſo war es Jean Paul, der für unſere Enkel die Saat der deutſchen Freiheit ausgeſtreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die ſchönſte und erhabenſte Weiſe, wie man dieſes Wort nur deuten mag. Einſt in ſeiner Jugend hatte er folgenden Eid geſchworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer ſchweren, es auch ſpreche, und will dich nie verkennen, du magſt wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magſt den Menſchen, Frühlinge ſchenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunſch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!» Er hat den Eid geſchworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was iſt Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem Einen ſchenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Prieſter des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem ſie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein ſittlicher Sänger. Nie ſchmückte er häßliche Sünde mit den Blumen ſeiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde ſeiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit ſeinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuſchmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er ſtritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens ſündlich heilloſes Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Troſtbedürftigen zu tröſten und als befruchtender Himmel dürſtende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht geſendet. Er ſoll auch der Richter der Menſchheit ſeyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunſt und

Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er ſtrafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer ſeinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Rieſe Hochmuth ihm noch ſo keck entgegen, ſeine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch ſich die Schlauheit in ihrer dunkelſten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte ſich ſelbſt überliefern. Sein Geſchoß war gut, ſein Auge beſſer, ſeine Hand war ſicher. Er übte ſie gern, ſeinen Witz hinter Höfe und hinter Deutſchland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüſtete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüſtungen ſchützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch laſſen wir uns zu keinen Jagdgeſchichtchen verlocken, in dieſer ſehr guten Hegezeit, wo ſchon ſtrafbar gefunden und beſtraft wird, nur die Büchſe von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Chriſtenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und geſungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Beſitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geſchmeichelt. Der Humor iſt keine Gabe des Geiſtes, er iſt eine Gabe des Herzens, er iſt die Tugend ſelbſt, wie ein reichbegabtes Herz ſie lehrend übt, weil es ſie nicht übend lehren darf. Der Humoriſt iſt der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer ſchlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergiebt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humoriſt löſt die Binde von den Füßen des Saturns, ſezt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnaliſche Feſt, wo der Geiſt das Herz bedient und das Herz den Geiſt verſpottet. Einſt war eine ſchönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnſucht kannte. Das Leben war ein olympiſches Spiel, wo Jeder durfte ſeine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel verſperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias ſeines gefangenen Volkes. Die Klage iſt verſtummt, das Leid iſt geblieben. Denn jene falſchen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus

Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir ſeiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken ſich frei, weil ſie mit ihren Ketten raſſeln; kühn, weil ſie in ihrem Gefängniſſe toben, und freimüthig, weil ſie ihre Kerkermeiſter ſchelten. Sie ſpringen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — ſie ſind hier oder dort; aber der Abgrund iſt geblieben; ſie verſtanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung iſt ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Geſichts, ſie klappern prahlend mit Blechpfenningen, als wenn es Goldſtücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wiſſen ſie es nicht ſchicklich zu gebrauchen, und man ſieht ſie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preiſt, die Liebe iſt ſtumm. Nicht preiſen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüſterne Gaſt vergißt über das Mahl den Wirth, der herzloſe Kunſtfreund den Künſtler über ſein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genoſſenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarſte iſt, der die Wohlthat vergißt, ſich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des ſeligen Geiſtes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unſere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht ſie ſchätzen. Die Schätze, die er hinterlaſſen, ſind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelſteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweiſt; aufgeſpeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die ſpäteſten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung geſcholten, Freigebigkeit als Verſchwendung! Weil er ſo viel Gold beſaß, als Andere Zinn, hat man als Prunkſucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat ſeinen Irrthum verſchuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geſchlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genuſſes; die Fülle wird geordnet; Alles an ſchickliche Orte geſtellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geſchmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überraſcht, dem es die nackten Wände zauberſchnell mit hohen Pfeilerſpiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fäſſer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauſcht ſich im Becher der Freude, theilt unbeſonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er iſt geblendet. Ein ſolcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von ſeinem Volke nicht geerbt. Der Himmel ſchenkte ihm ſeine Gunſt; das Glück ſtürzte gut gelaunt ſein Füllhorn um, und überſchüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er ſah und zeigte ſie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzſtufe, nur von Wenigen erkannt, und die Faſſung der Edelſteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt Ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo ſeine Aſche ruhe? Vom Himmel iſt er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unſer Herz iſt ſein Grab. Wollt Ihr hören von den Tagen ſeiner Kindheit, von den Träumen ſeiner Jugend, von ſeinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Guſtav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr ſeine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr ſie. Kein Held, kein Dichter hat von ſeinem Leben ſo treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geiſt iſt entſchwunden, das Wort iſt geblieben! Er iſt zurückgekehrt in ſeine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in ſeiner Verklärung ſeine traute Erde nicht vergeſſen, nicht ſeine lieben Menſchen, die mit ihm geſpielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

VII.

Faſtenpredigt über die Eiferſucht.

Das Scharlachfieber füllt im Converſationslexicon mehr als ſechs Seiten an, die Eiferſucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menſchlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung, und den ſanften Kindertod, wenn die Natur unverſöhnlich iſt. Die Eiferſucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes ausfüllt, ihr Inneres zerreißt, verſengt, vergiftet, ſie grauſam verfolgt, und die geängſtigte flüchtige Empfindung, aus dem verborgenſten dunkelſten Winkel hervorholt, ſucht vergebens Troſt und Beiſtand, ſie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod, und ſelbſt der eigene Wunſch zu geneſen, bleibt ihr verſagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet, und es dem feuchten Menſchen eingehaucht, ward an einen Felſen geſchmiedet, wo ein ſchrecklicher Geier an ſeinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe iſt jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen misgönnen, und die Eiferſucht iſt der freſſende Geier, der den Diebſtahl furchtbar rächt.

Die Eiferſucht der Männer, muß von der Eiferſucht der Frauen geſondert werden, ſie haben eine gemeinſchaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und, um das Bild zu vollenden, die Ufer die ſie beſpülen, ſind ſo unendlich verſchieden, als es ihr Ausfluß iſt, wenn ſie dieſen erreichen, und ſich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt ſeine Nebenbuhler nicht, das Weib verabſcheut ſeine Nebenbuhlerinen. Die Eiferſucht des Mannes iſt ein ſtürmiſches Meer, das alles überſchwemmt, alles, was feſt an ihm iſt, niederreiſſet und verſchlingt, das alle ſeine Tiefen ausfüllt, alle Ströme ſeiner Empfindung aufnimmt, und ſeinen Geiſt zerſtört. Die Eiferſucht des Weibes, iſt ein ſchmaler, reiſſender, tückiſcher Strom, der ſeine Tiefe verbirgt und an dem die ſtillen Ufer um ſo ſchärfer und höher hervorragen; ſie erhöht ſeine Empfindungen und ſtärkt ſeinen Geiſt. Der eiferſüchtige Mann iſt ein zorniger Löwe; er iſt edel und nur der Hunger zwingt ihn ſeine Beute zu zerreiſſen. Das eiferſüchtige Weib iſt eine erboste Schlange, ſie iſt eitel, und die Lüſternheit allein verführt ſie zum Stechen. Die Erbitterung des eiferſüchtigen Mannes iſt gegen den geliebten Gegenſtand gerichtet, und ſie unterbricht ſeine Liebe; die des eiferſüchtigen Weibes wendet ſich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eiferſucht macht den Mann dumm, lächerlich, und ſezt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht ſie geiſtreicher, liebenswürdiger, und ſie ſteigert die Empfindung des Mannes. Die Eiferſucht iſt ein furchtbares blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtſinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuſchneiden; es verlezt oft damit ſelbſt einen geliebten Mann, um ſich an ſeinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verſchmäht dieſes grauſame Mittel, ob es zwar ſelten ſeinen Zweck verfehlte, würde es angewendet die ſchlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geſtändniſſe zu bringen, oder ſelbſt die nicht beſtehende zu ſchaffen.

Die Freude iſt gleichförmig, weil ſie den ganzen Menſchen ausfüllt. Denn jede Luſt, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens ſie auch einkehrt, iſt nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann ſich weiter führt, um im menſchlichen

Herzen, dieſer großen gemeinſchaftlichen Werkſtätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüſſe, ſo verſchieden auch ihre Beſtandtheile ſind, werden, wenn ſie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum iſt die Freude ſo einfach und ohne Wechſel, und daher iſt Entbehren die große Bedingung unſeres Glückes, weil man das geſättigte Herz nüchtern machen muß, um ſeine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz iſt tauſendfältig, denn das auflöſende Herz weiſt ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlaſſen die er peinigt, und wird in jedem derſelben beſonders empfunden. Doch einen Schmerz giebt es, der mit der Freude die ſchreckliche Gemeinſchaft hat, daß auch er den ganzen Menſchen ausfüllt, und ins Blut des Lebens verwandelt wird — es iſt die Eiferſucht. Wie Muſik eine überirdiſche Luſt iſt, und der Menſch der ſie empfindet alle Freuden aller Welten genießt, ſo iſt die Eiferſucht ein unmenſchlicher Schmerz, und die Bruſt die ſie erfüllt, fühlt die Leiden aller erſchaffenen Dinge. Verſchmähte Liebe iſt Tod. Eiferſucht iſt mehr, ſie iſt die Furcht des Todes.

Frauen verſtehen die Liebe der Männer nicht zu ſchäzen. Weil ſie alles, worüber ſie ſchalten können, dafür hingeben, glauben ſie den vollen

Preis bezahlt zu haben. Es iſt ihre ewige Täuſchung, daß ihre Liebe größer ſey, denn ſie wähnen zu geben wenn ſie empfangen. Das Weib lebt nur wenn es liebt, es findet ſich erſt wenn es ſich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erſt den Platz zu räumen. Aber die Seele des leztern iſt voll und belebt und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenſtand ſeiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle ſeine Sinne, ſeine Entwürfe, ſeine Hoffnungen. Seine Empfindungen ſind Ströme, ſeine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat ſein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun ſeine Liebe verſchmäht oder verrathen, ſo findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er iſt von allem entblößt. Wohin ſoll ſich der Unglückliche wenden? Soll er ſeinen Schmerz in den Taumel der Sinne verſenken — die grauſamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er ſich im Thun des Geiſtes zerſtreuen? Aber er hat auch den Geiſt der Geliebten geopfert. Er kann ſich nicht betäuben, denn er hört nicht, er kann ſich nicht verblenden, denn ſeine Augen ſind geſchloſſen.

Dem liebenden Jünglinge iſt die ganze Menſchheit nur eine Sache. Die Welt iſt ihm leblos und entvölkert, ihre Pulſe ſtocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört für ihn zu ſchlagen.

Jedes Seelenleid hat ſeine warmen Thränen, die manche ſtechende Eiszacke der Empfindung wegſchmelzen, nur die Eiferſucht hat ſie nicht, und das trockne, verkohlte Auge, zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat ſeinen Schlummer, der ihn in Vergeſſenheit wiegt, nur der Eiferſüchtige wacht immer, und kein ſchmeichelnder Traum giebt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leiſes körperliches Misbehagen ſeinen Arzt, und ſchon die üble Laune eines Freundes ihren Tröſter, warum bleibt allein das furchtbarſte aller Uebel ohne Hülfe und Beſchwichtigung? Warum findet der Eiferſüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eiferſüchtigen drohend und verderblich iſt; wo er weilt, da hauſen Schlangen unter den Roſen der geſelligen Freude. Der liebende Mann hat ſein ganzes Daſeyn auf das Herz eines Weibes geſtützt, wankt und bricht nun dieſe Säule unter ihm, dann ſtürzt er in den leeren Raum und je bedeutender er iſt, je mehr Tugenden er beſitzt, je gewichtiger iſt ſein Fall, und je gefährlicher wird er Jedem, dem er in ſeinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenſchwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laſter, ja eine ſchlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil dieſe nur ein Glied ſeines Weſens verderben, und die Freundſchaft, oder die Achtung, in ſeinen übriggebliebenen geſunden Theilen Erſatz für die Erkrankten finden. Wer aber an der Eiferſucht krank liegt, deſſen ganze Natur iſt zerrüttet, und gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinſten Theil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen. Wie kann der liebevolle Nachſicht fodern, der ſelbſt Liebe für keinen hegt, weil er die ganze Summe ſeines Herzens einem einzigen Weſen hingegeben hat? Seine Seele iſt eine Waſſerwüſte; vergebens ſchickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, ſie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Feſtem, Lebendigem bezeuge.

Eiferſucht iſt der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten ſtärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weiſe, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerſtört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenſpeiender Berge blühen üppige Länder.

Und giebt es Uebel, die kein Gut begleitet, ſo ſehen wir in der Erinnerung jeder überſtandenen Noth eine ähnliche Schweſter der Freude. Aber die Eiferſucht iſt eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr iſt das ſchreckliche Nichts. Sie macht nicht ſtark, nicht weiſe, ſie beſſert, ſie reinigt nicht, ſie erwirbt nicht fremde Liebe, ſie befreit nicht von der eignen, und endet ſie, ſo endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieſer Qual wie traurig iſt ſie! Der Leidende fühlt ſich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresſtrand geworfen; das Leben iſt gerettet, aber das Fahrzeug, das alle ſeine Güter trug, haben die Wellen verſchlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum iſt das zarte innig fühlende Weib, das einem Manne dieſen furchtbaren Schmerz einflößt, ſo empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menſchen, an dem Himmel und Erde zuſammentreffen. Engel und Teufel vertragen ſich in ihm, wie ſonſt nirgends. Die ſanfteſte, edelmuthigſte Frau, beſitzt von der Hölle wenigſtens ein volles Kohlenbecken, und es iſt keine ſo ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieſes in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchſte Würde, da iſt ihre niedrigſte Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein Königliches Weib auf goldenem Throne, ſo hat es einen Schemel von ſchlechtem Holze unter ſeinen Füßen. Man muß ſie haſſen, damit man ſie ja nicht liebe, ſie verachten um ſie nicht anzubeten, ſie beherrſchen um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe iſt ihre Angel, die ſie ernährt und ergötzt. Die großen Fiſche tödten, mit den kleinen ſpielen ſie. Es giebt nichts lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfiſchchen in einer gläſernen Waſſerglocke, iſt ein erhabner Anblick dagegen. Liebe einzuflößen iſt das unaufhörliche Beſtreben der Weiber. Sie wünſchen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber gleich Helden, ſuchen ſie nur den Kampf und verſchmähen die Beute. Nicht das Herz, das ſich ihnen ergiebt, das widerſtehende achten ſie. Darum hat der Eiferſüchtige kein Mitleid zu erwarten; er iſt abgethan. Der Gleichgültige beſchäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünſche; ſie haben keine Thränen für die Wunden, die ſie ſchlugen, aber ſie küſſen die Hand die ihnen Wunden ſchlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur bis der Herbſt gekommen, und Eiferſucht iſt die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird geſpalten, und die ſchönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterſtuben mit dem Holze. Wollt Ihr Liebe erwerden, verbergt die Eure; wollt Ihr Euch gegen Eiferſucht ſchützen, erregt ſie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn ſie reiſſenden Thieren begegnen, werfen ſie ſich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen ohne ihn zu verletzen vorüber. Liebende Jünglinge! haltet den Schlag Eures Herzens zurück, die Weiber küſſen Euch dann, und zerfleiſchen Euch nicht.

VIII.

Dioptrik.

Schon daran finde ich meine Schadenfreude, daß auch die ſchönſten und ſtolzeſten Leſerinnen der Iris nicht wiſſen was Dioptrik bedeutet, und genöthigt ſind, der Ueberlegenheit männlicher Einſicht im Stillen zu huldigen. Aus keinem andern Grunde gebrauchte ich das Wort; denn ich wollte, gegen alles Völkerrecht, ohne blaſende Herolde und aufgeblaſene Manifeſte vorauszuſchicken, den Krieg, mit einem Schuſſe, zugleich ankündigen und beginnen. Freilich, wen die Weiber um Ruhe, Frieden und Wohlſeyn, um den Schlaf, das Herz, die Eßluſt und den Verſtand betrogen, der wird es kindiſch finden, daß ich ſo ſtark tobe, da ſie mir doch nicht mehr veruntreuet als einen Gulden. Aber einen Beleidigten, wenn er tugendhaft iſt, ſchmerzt weniger die erlittene böſe That als die Bosheit. Nicht an der Verletzung meines Eigenthums liegt mir, ſondern an der allgemeinen Sicherheit, und darum bringe ich meine Klage öffentlich vor.

Ich ging vor einigen Tagen in den Sorgiſchen beſtmöglichſt erwärmten Saal, um die Königlichen Transparent-Gemälde zu ſehen. Ich ſah aber gar nichts, aus den einfachſten optiſchen Gründen; denn die dort aufgeſtellten Weiberhüte, die nicht transparent waren, verhinderten mich daran. Eine Frau — ich hätte giftiger und höhniſcher Dame ſagen können, aber man muß auch gegen Feinde gerecht ſeyn: ſie hatte ihr Kind auf dem Schooße — eine Frau unter einem Hute, der wenigſtens 12,873 Fuß über dem mittelländiſchen Meere erhoben ſeyn mußte, denn er ragte über die Jungfrau hinaus, die 12,872 Fuß hoch iſt, ſaß gerade vor mir, und vertheidigte die Schweizeriſche Freiheit, gegen mein Augennetz, worin ich ſie fangen wollte. Welche Farbe der Hut hatte, und ob er mir einen grauen oder ſchwarzen Staar verurſachte, konnte ich nicht unterſcheiden. Aber ich war vollkommen blind, und genöthigt im Dunkeln, anderthalb Stunden lang, aus Verzweiflung ſatyriſch zu ſeyn. Ich bedauerte ſehr, daß Weiberköpfe zu den beweglichen Gütern gehörten, auf die man, wie auf Fauſtpfänder, nur etwas Weniges mit Sicherheit borgen kann. Wäre der vor mir befindliche Kopf als Hypothek zu verſchreiben, das heißt ein liegendes Grundſtück geweſen, dann hätte ich vielleicht noch einen ſchmalen Weg in die Alpenthäler aufgefunden. Aber ſo war gar nicht daran zu denken. Die ſchöne weibliche Himmelskugel bewegte ſich unaufhörlich, und da ich ſtets auf die entgegengeſetzte Seite ausbog, ſo bildeten unſere Köpfe die ſich durchkreuzende Bewegung eines doppelten Uhr-Perpendikels. Anfänglich hatte ich große Hoffnung auf das Kind geſetzt, welches die Obſcurantin auf dem Schooße hatte; ich dachte nämlich, ſie würde ſich oft niederbücken es zu liebkoſen. Aber die weibliche Neugierde war größer als die Mutterliebe, und ſie ließ nur ſelten den Kopf zum Kleinen hinab. Ich ſah alſo nichts von den Schweizergemälden, weder Muttertreue, noch die Stadt Luzern, noch Tell's Kapelle, noch die Petersinſel. Nur als der Mond im Dörfchen Lyß aufging, fielen einige Strahlen deſſelben durch die Zweige der Hutfeder, welches ſchauerlich war. Auch die Jakobfeuer am Brienzerſee gingen mir verloren, und in meinem Verdruſſe konnte ich den mörderiſchen Gedanken nicht unterdrücken: lägen doch alle anweſenden Weiberhüte darin und brennten! Am meiſten dauerten mich die vielen im Saale befindlichen Kinder unter 10 Jahren, die zwar nur die Hälfte des Eintritts-Preiſes zu zahlen hatten, dafür aber auch weniger als die Hälfte der Schauſtücke ſehen konnten, da ſie noch tiefer im Rieſenſchatten der Weiberhüte ſaßen, als wir Erwachſene. So ging ich unbefriedigt nach Hauſe, und murrte ſehr über das böſe Geſchick; doch bald mußte ich beſchämt über meinen Zweifel an eine gütig waltende Vorſehung, mit Candide ausrufen: Die Welt iſt doch die beſte, trotz ihren dioptriſchen Leiden! Ich fühlte nämlich, daß mein Hals, der ſeit drei Tagen ſo ſteif war wie der kubſchnappelſche Kanzley-Styl, ſich wieder vollkommen frei bewegen konnte. Der Menuet, den er mit dem Federhute tanzte, hatte ihn wahrſcheinlich flott gemacht. Die Heilung war gewiß ihren Gulden werth. Da aber nicht jeder der ſo unglücklich iſt, hinter einem Federhute zu ſitzen, zugleich das Glück hat einen ſteifen Hals zu haben, ſo darf ich dieſem zum Schaden, nachfolgende Betrachtung nicht unterdrücken.

Schon oft hat man über die Hinderniſſe geklagt, welche die hohen Hüte der Frauenzimmer den männlichen Augen in Schauſpielen entgegenſezten, und Vorſchläge gemacht wie dem Uebel abzuhelfen ſey. Der beſte unter den Vorſchlägen war der, daß die Hüte aus Glas verfertigt werden ſollten. Dieſes hätte allerdings ſeinen Vortheil, und wenn man dabei noch bedacht wäre, die Gläſer ſo zu ſchleifen und zuſammenzuſetzen, daß ſie den männlichen Zuſchauern als Perſpective dienen könnten, ſo wäre der Nutzen groß. Allein man vergaß, daß ſolche Hüte ſehr gebrechlich ſind, und daß, wenn auch der Anſtoß von Außen vermieden würde, die Bewegung, die ſo ſtark in Weiberköpfen Statt findet, dieſelben leicht beſchädigen könnte. Ich habe drei andere Hülfsmittel, die mir beſſer ſcheinen.

Mein erſter Vorſchlag, die Hutfinſterniſſe, welche die Frauen bei Schauſpielen verurſachen, künſtlich zu erhellen, beſteht darin, daß man ihnen den Eingang auch ohne Hüte nicht verſtatte. Ich habe nie begreifen können, wie Männer ſo leichtſinnig ſeyn mögen, ihre Weiber, die Komödie, dieſe Turn-, Fecht-, Redner- und Thränenſchule, täglich einige Stunden beſuchen zu laſſen. Lernen auch die Guten nichts Böſes darin, ſo lernen doch die Schlimmen das Böſe geräuſchlos begehen. In den Londoner Diebs-Erziehungsanſtalten werden die Gaunerzöglinge geübt, lebensgroßen Puppen, die mit Schellen behängt ſind, die Taſchen zu leeren; ſie müſſen dies zu Stande bringen, ohne zu klingeln. Die Komödie iſt ein ähnliches Inſtitut, worin das Frauenzimmer lernt, ſeine kleinen Spitzbübereien ohne

Geklingel auszuführen. Wenn man ſich auch immerhin auf die Treue der Weiber verlaſſen darf, ſo ſoll man doch nie vergeſſen, wie groß ihre reine Liebe zur Wiſſenſchaft iſt, die ſie ohne Einmiſchung alles Eigennutzes beſeelt, und daß ſie, gleich eifrigen Jägern, am Jagen und Tödten ihre Luſt finden, ob ſie zwar das erlegte Wild verſchmähen, es verſchenken oder liegen laſſen. Man ſollte ihnen daher den Beſuch der Schauſpiele, höchſtens während der erſten Scenen verſtatten, wo Kammermädchen und Bedienten die Zimmer reinigen, und ſich über die Herrſchaft luſtig machen, die noch im Bette liegt, oder während des lezten Aktes, wo alles an den Tag kömmt, und auch die liſtigſte überführt wird. Sie würden auch mit dieſer Einrichtung wahrſcheinlich zufrieden ſeyn, da ihnen beim Theaterbeſuche an der Feſtlichkeit des Kommens und Gehens am meiſten gelegen iſt.

Mein zweiter Vorſchlag iſt: ſie ſollen keine Hüte aufſetzen. Giebt es etwas Größeres als deren Geſchmackloſigkeit? Außer der Kühnheit dieſes zu ſagen gewiß nichts. Die landüblichen Weiberhüte haben ſo viel eckiges, geſchnörkeltes, buntſcheckiges, Domgewölbtes, kurz Gothiſches, daß man ſie für die ſtärkſten Stützen des häuslichen Feudalweſens und der geſelligen Oberlebnsherrlichkeit der Weiber anſehen kann. Nehmt ſie ihnen, und die unnatürliche Geiſteigenſchaft ſo vieler Männer wird aufhören. Es iſt mit den Geſetzen der Mode, wie mit denen des Staates; jene werden für die Häßlichen, wie dieſe für die Ruchloſen gemacht, und die ſchönen Weiber wie die guten Bürger, müſſen ſich ihnen um der Ordnung willen mit unterwerfen. Anders läßt ſich ja gar nicht erklären, wie ein Frauenzimmer, das kein häßliches Geſicht zu verbergen hat, mit einem ſolchen Regen- und Sonnenſchirme zu einer Zeit herumgehen mag, wo es weder regnet noch heiß iſt. In einem ſolchen Hute, mit ſeinen Höhen und Tiefen, mit ſeinen Böſchungen und ausgezacktem Rande, kann jeder Ingenieur, ohne Anſtrengung der Einbildungskraft, ſämmtliche Theile einer Feſtung, Graben, Wälle, Palliſaden, Baſtionen, Courtinen und Schießſcharten wahrnehmen. Und ſo angeſehen, gereichen große Hüte, den Köpfen die ſie tragen, allerdings zum Ruhme; denn da ausgedehnte Feſtungswerke bekanntlich eine große Beſatzung erfodern, ſo ſetzen jene dieſe voraus. Aber Männer ſetzen ſie in Verzweiflung. Eine Frau unter einem Hute iſt gar nicht zu erobern. Jedes weibliche Herz iſt ein heiliges Jericho im gelobten Lande, deſſen Mauern vom Schalle einſtürzen. Darum liebt auch eine taube Frau niemals, ob zwar ein tauber Mann, ſo wie ein ſtummer Mann keine Liebe einflößt, eine ſtumme Frau aber um ſo leichter. Wie iſt es aber möglich, in die Pulverkammer der weiblichen Empfindung, in das Ohr, eine einzige Brandrakete zu werfen, wenn dieſes vom hohen Hute geſchützt wird? Deſertirte nicht manchmal eine Locke aus der Hut-Feſtung, und zeigte dem belagernden Munde eine kleine Oeffnung, wodurch der Zündfaden eines zärtlichen Wortes geleitet werden kann, ſo würde aus jeder Liebesbewerbung ein trojaniſcher Krieg, und die ſchöne Helena zur Matrone werden.

Mein dritter Vorſchlag und Heilplan wäre, daß die Damen im Schauſpiele ihre Hüte an die Wand hängten, und mit großen Buchſtaben, etwa transparent im Brillantfeuer, ihre Namen darunter ſetzen ließen. Da man den Putz nur trägt, ihn ſehen und ſich beneiden zu laſſen, ſo reichte ja ſchon hin, daß man die Beſitzerin deſſelben erfahre. Ja die Weiber könnten oft gar zu Hauſe bleiben, und nur ihre Hüte ins Theater ſchicken.

IX.

Honeſtus.

Oscar, ein junger Schwede, lebte in Paris und übte die Mahlerkunſt. Oscar war immer fröhlich, denn er war immer gut. Wohl tändelte er mit der Gefahr des Laſters, doch nie beſchmuzte er ſein Herz und dann geſchah, daß er den Verworfenen, auf eine kurze Stunde, den Schmerz und die Luſt der Reue wieder gab, und über dämmernde Wangen flammte das düſtere Abendroth der Tugend noch einmal auf. Oft ſtürmte Oscar zu ſeinen Freunden, und rief: Kommt, Brüder! laßt uns trinken! Sie eilten in ein Zechhaus: duftende Speiſen, köſtliche Weine wurden aufgetragen; aber Oscar genoß mäßig aus der Schüſſel, und nippte nur am Glaſe — der Becher ſeines Lebens, war mit glühendem, ſchäumendem Blute, bis zum Rande voll, und jeder Tropfen hinzugegoſſen, machte ihn überſtrömen. Eines Tages eilte Oscar zur italieniſchen Oper, Mozarts Don Giovanni zu ſehen. Das Haus war noch geſchloſſen, und die wartende Menge war groß. Oscar miſchte ſich in das Gedränge, und zog einen Thaler aus der Taſche, um, wenn die Caſſe geöffnet würde, gleich bereit zu ſeyn. Es ſtieß ihn einer an, das Geldſtück entfiel ſeinen Händen, und rollte weit über die Gaſſe weg. Er ſuchte es vergebens mit den Augen. Da hinkte ein alter Bettler auf Krücken zu ihm heran, und überreichte ihm das verlorene Geldſtück. — Behaltet es, ehrlicher Alter — ſprach Oscar — für euere Mühe. — Meine Mühe war klein, erwiederte dieſer; es iſt zu viel. — Nicht für mich, erwiederte Oscar. — Doch er war nicht reich, und ſchnell eilte er fort, daß ihn keiner der Umſtehenden über die Liſt ſeines Herzens ertappe. Oscar wohnte in einem weit entfernten Theile der Stadt, und mit ſtarken Schritten, kehrte er nach Hauſe zurück. Als er dort ankam, ſah er den alten Bettler vor der Thüre ſtehen, der ihm entgegen rief: Ihr ſeyd ſehr ſchnell, junger Herr! — Und Ihr noch ſchneller! erwiederte Oscar. — Was mich betrifft, ſprach der Alte lachend, ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich bin gefahren. — Oscar ſah ihn verwundert an ... doch — ſagte er — wohl bekomm euch, Alter, die Bequemlichkeit! Er wollte in ſein Haus treten, der Alte hielt ihm die Krücke vor. — Ihr müßt nicht ſo ſchnell von mir eilen, Ihr dürft nicht ſchlimm von mir denken, daß ich mir von eurer Wohlthat habe etwas zu Gute gethan. Glaubt Ihr, Betteln ſey leicht? Verſucht es einmal. Geben iſt ſchwer, nehmen iſt noch ſchwerer; aber am ſchwerſten iſt fordern. Oft wenn ich einen reichen Lüſtling, den ich mit dieſer Krücke den hohlen Schädel einſchlagen möchte, Schmeichelworte geben muß: dann fühle ich, welch' eine ſauere Mühe das Betteln iſt! Geſtern ſah ich in der Abenddämmerung, einen Mann in ſeinen Mantel gehüllt, aus dem Hauſe eines ehrlichen Bürgers kommen, deſſen Tochter er verführt. N'oubliez — pas le garçon! flüſterte ich ihm zu, und ſtreckte ihm meine offene Hand entgegen. Der Böſewicht lachte, und gab mir ein Goldſtück. Ach, das Betteln iſt ſchwer! Wie manchmal habe ich mir ſchon vorgenommen, es mir in meinen alten Tagen bequemer zu machen, zu arbeiten und nicht mehr zu betteln; aber die Gewohnheit iſt eine verführeriſche Gebieterin; auch die Qual des Kerkers, vermag ſie in verzärtelnde Luſt umzuwandeln.

Oscar ſtand mit verſchränkten Armen vor dem Bettler. — Ihr ſprecht ſehr klug, Alter; Ihr habt euch gut geübt. Nun, ſchlaft wohl! — Nein, junger Herr, Ihr ſollt noch nicht gehen.

Ihr habt euch einen Zeitvertreib machen wollen, und habt euer Vergnügen mir aufgeopfert. Der Abend iſt lang, kommt mit mir; ich will euch ſchöne Geſchichten erzählen. Seht Ihr dort das Haus, mit dem Schilde: au gagne petit? Dort wohne ich. — Ich ſehe das Schild, ſprach Oscar, aber nicht was Ihr im Schilde führt! — Wie, junger Herr, Ihr werdet mich doch nicht fürchten? Seht Ihr nicht ſelbſt, wie alt und ſchwach ich bin? — Weil Ihr alt und ſchwach ſeyd, darum fürchte ich euch; ich dürfte ja meine Stärke nicht gebrauchen. — Der Alte faßte den Jüngling bei der Hand, zog ihn fort bis an ſein Haus, deſſen Thüre ſich nach einem leichten Schlage öffnete. Sie ſtiegen eine Treppe hinauf, der Alte zündete Licht an, und Oscar ſah ſich mit Verwunderung in einem freundlichen Zimmer, das mit allen Bedürfniſſen wohlhabender Leute verſehen war. — Sie haben es gut, armer Herr, ſagte Oscar. — So, ſo! erwiederte der Bettler. Aber nichts geſtohlen, alles ehrlich zuſammengebettelt, und nebenbei — ſagte er leiſe und lächelnd hinzu — zaubere ich auch etwas. — Wahrhaftig? fragte Oscar lachend. Ei, laßt mich doch von euren Zauberkünſten einiges ſehen. — Iſt es euer Ernſt, junger Herr? Wollt Ihr Beweiſe? Traut Ihr euren Sinnen? Nein! rief der Jüngling mit Haſt. Ich traue meinen Sinnen nicht, ſie betrügen, denn ſie werden betrogen, ſucht euch einen andern für eure Gaukelkünſte! — Nun, nun, ſeyd nur nicht gleich ſo wild, junger Herr. Aber ein Gläschen müßt Ihr mit mir trinken. — Der Alte ging hinaus und kam bald mit drei Flaſchen Wein zurück. — Ihr habt es gut vor, Alter! ſprach Oscar. — Nicht für mich, ich trinke niemals Wein. Sie ſind alle für euch, und vielleicht reichen ſie nicht; doch ich habe noch mehr. — Der Alte ſchenkte ein. Oscar's Blicke waren feſt gebannt auf das Glas. Wie geſchmolzenes Gold glänzte der Wein, und in jedem Tropfen, perlte, blinkte, und lockte ein ſchönes Mädchenauge. Oscar, leerte das Glas, der Bettler füllte es wieder. Immer raſcher trank Oscar, immer ſchneller füllte der Alte. Des Jünglings Blut ſtürzte wüthend durch die Adern, ſein Herz pochte laut, ſeine Lippen bebten. — «Graukopf, dein Wein iſt gut!» Nicht wahr, mein Bübchen? Er iſt am Indus gekocht, und ich habe noch beſſern. Her damit, luſtiger Krüppel! — Geduld noch ein Weilchen, ich will dir erſt meine ſchönen Sachen zeigen. —

Ein Vorhang rauſchte empor, und über den taumelnden Oscar wölbte ſich ein cryſtallener Saal, der im Wiederſchein tauſend unſichtbarer Kerzen leuchtete. Was der dunkele Schoos der Erde an Schätzen verbirgt, was des Menſchen kunſtreiche Hand nur Herrliches bildet, vereinigte der Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelſteine bedeckten den Boden; tauſend Kleinodien und Gefäße ſtanden umher; an den Wänden hingen blinkende Waffen aller Art, und hundert Vögel zwitſcherten und ſangen, und hüpften auf goldenen Stäben hin und her. Oscar war in Entzücken getaucht; bald zog ein neuer Glanz ſeine dürſtenden Blicke an, bald ſenkten ſich die trunkenen, müde zur Erde hinab. Da rief eine heiſere Stimme: nimm mich, nimm mich. Oscar ſah hin, und gewahrte einen Staar, von deſſen Halſe an einem ſeidenen Bande ein goldenes Dreieck herabhing. Ein Diamant, ein Saphir und ein Rubin ſchmückten die Spitzen des Dreiecks. Mit unwiderſtehlicher Gewalt zog dieſes Kleinod Oscars Blicke an. Nimm mich! Nimm mich! rief der Staar. Alter! ſprach Oscar, dieſes Dreieck müßt Ihr mir geben. — Ihr ſeyd nicht dumm, Herr; damit bezahle ich drei Königreiche. — Guter Alter laßt mir das Dreieck; Ihr habt ja ſo viel. — Nein, Herr, wählt euch was Ihr wollt, nur dieſes nicht. — Nimm mich! nimm mich! rief immer heiſerer der Staar. Oscar ſtreckte ſeine Hand nach dem

Dreieck aus; der Alte hielt ihn ab. Oscar ſtieß ihn zurück; der Alte hob drohend ſeine Krücke auf. Der Jüngling ſtürzte den Greis zu Boden, der mit ſeiner lezten Kraft ſich ſträubte. Nimm mich! nimm mich! friſch der Staar. Da ziſchte der Strahl eines blinkenden Dolches in Oscar's Auge. Er riß den Dolch von der Wand, zückte ihn, und ſtieß ihn dem Alten in die Bruſt, der ohne Laut, leblos zu Boden ſank. Nimm mich! nimm mich! rief der Staar ſchneller und ſchneller. Oscar löſte das Dreieck vom Bande, und ſuchte den Ausgang. Da fingen die Vögel alle zu rufen an: Nimm mich auch! nimm mich auch! Oscar ſah zurück, und begegnete den gebrochenen Augen des Greiſes. Da rieſelte Entſetzen von den Gliedern des Jünglings; Todesbläſſe bedeckte ihn, ſeine Knie ſchlotterten und brachen zuſammen. Mörder! Mörder! heulten tauſend Stimmen von der Decke herab. Verzweiflung ergreift Oscar; er zog den Dolch aus der Bruſt des Todten, und zückte nach ſeinem eigenen Herzen. Er fühlte ſeinen Arm zurückgehalten. Der Greis ſtand vor ihm; aber ohne Krücken. Ein ſchneeweißes Gewand floß von ſeinen Schultern, ein langer Bart wallte über ſeine Bruſt herab. — Oscar! ſprach er lächelnd, deinen Sinnen wollteſt du nicht trauen, doch deinem Herzen trauteſt du wohl? Edler Jüngling, du haſt dich berauſcht, du haſt geraubt, du haſt gemordet — glaubſt du nun, daß ich zaubern kann? — Oscar von Beſchämung und Ehrfurcht niedergedrückt, ſank zu den Füßen des Alten. — Vergieb mein Vater! — Stehe auf, mein Sohn! du haſt nichts begangen; nur im Traume warſt du ein Miſſethäter. — O mein Vater, zaubere dieſen Glanz vor meinen Blicken weg, der mir die ſchauerlichen Abgründe meines Herzens zeigte! — Der Alte winkte, der Saal verſchwand, und Oscar ſah ſich wieder im freundlichen Zimmer. Aber das Dreieck, das ihn verführt, lag vor ſeinen Augen auf dem Tiſche. — Bann auch dieſes weg! flehte Oscar. — Der Alte berührte es, und das Dreieck verwandelte ſich in einen Blumenſtraus. Der Diamant ward zur Lilie, der Saphir zum Veilchen, der Rubin zur Tulpe. — Nimm dieſe Blumen, Oscar, ſprach der Greis. Unſchuld iſt die Lilie, Demuth das Veilchen, Geſundheit die Tulpe. Warte die Tulpe nur; ſo lange ſie blüht, blühen auch die Andern. Geſundheit iſt das Gefäß jeder Tugend; mangelt dir dieſes, kannſt du keine faſſen. Erfahre jezt, mein Sohn, wer ich bin. Geiſter die mich begreifen, nennen mich den Zauberer Honeſtus; gewöhnlichen Menſchen, bin ich auch ein gewöhnlicher Menſch. Schon zweitauſend Jahre wandle ich über der Erde, und ſuche die Tugend. Ich habe ſie oft gefunden, aber weit von ihr das Glück. Und das ſchmerzte mich in der tiefſten Seele, und mich verdroß der Hohn der Schlechtern, welche die Tugend eine Bettlerin ſchalten. Da wurdeſt du unter einem ſchönen Geſtirne geboren, und ich wachte über deine Tage und deine Wege. Du biſt gut Oscar, und du biſt froh und glücklich. Meine Zauberkraft kann dir nicht mehr verleihen; aber kleiden will ich deine Tugend, deinem Glücke auch den Schein geben, damit die Guten ermuntert, und die Spötter gedemüthigt werden. Nimm dieſe Pergamente Oscar. Weisheit ſteht auf dem einen geſchrieben, Reichthum auf dem andern, Macht auf dem dritten. Eines darfſt du wählen; die übrigen wirf von dir. — Oscar's luſtzitternde Hand, faßte die Pergamente und das Herz ſchwoll ihm von dem Gefühle, über der Güter Fülle frei ſchalten zu dürfen. Die Weisheit zog er zuerſt hervor; und ſchon zuckte ſeine Hand, die andern Pergamente wegzuwerfen, da hielt ihn der gute Geiſt zurück, und er beſann ſich. — Iſt Weisheit begehren, nicht auch eine Habſucht, die an Sättigung ſtirbt, oder an Hunger kränkelt? Wird ſie mich glücklicher machen? Die wenigen Strahlen, die mir mehr geworden, als andern, haben mir Abgründe aufgedeckt, wo Andere Blumengärten ſahen. Soll ich den kleinen Kreis meiner Freunde, noch enger machen? Soll ich die Zahl derer die ich liebe, noch vermindern? Soll ich verachten lernen, die ich geachtet? Bin ich nicht ſchon einſam genug? Nein! Weisheit iſt ein tückiſches Geſchenk erzürnter Götter. Fort von mir! Oscar warf die Weisheit von ſich weg. Honeſtus, drückte gerührt den Jüngling an ſeine Bruſt, und ſprach zu ihm: den ſchwerſten Kampf haſt du beſtanden, mein Sohn, und ich zittere nicht mehr für deine Wahl. — Jezt nahm Oscar den Reichthum, lächelte und ließ ihn gelaſſen zu ſeinen Füßen fallen. Die Macht blieb ihm noch. Eine Welt beherrſchen! Millionen Menſchen beglücken! Millionen Herzen ſich gewinnen! Die Guten belohnen, die Böſen züchtigen! Ja, ſchön iſt die Macht, ſchön wie eine Roſe. Doch ihre Dornen! Und unter der Roſe lauſcht die Schlange Schmeichelei. Wer noch hat den Scepter geführt? er führt die Hand. Ich vermag nicht beſſer zu ſeyn als Andere; nur eins vermag ich mehr — die Krone verſchmähen ... und Oscar warf die Krone weg. — Ich danke dir, mein Vater, ich bin zufrieden, ich habe keinen Wunſch. — Der Greis ſprach ſtreng und ernſt zum Jüngling: wie, Oscar? Biſt du glücklich, daß du es biſt? Biſt du zufrieden, daß du nichts wünſcheſt? Iſt Oscar allein auf dieſer Erde? — der Jüngling erröthete. Und ſie kamen alle herbei die ſeinem Herzen theuer waren. Sein Vater und ſeine Mutter zuerſt, dann Bruder und Schweſter, dann die Freundin, dann der Freund; zu dieſem geſellte ſich ein Anderer, und noch einer. Und immer größer war die Schaar, und immer höher ſchwoll dem Jüngling das Herz, und immer weiter ward ſeine Bruſt, bis ſie die ganze Menſchheit umſchloß. — Was wählſt du für Andere? fragte Honeſtus. — O mein Vater, ich kann nicht wählen, mach alle Menſchen glücklich! Honeſtus lächelte. Was du begehrſt, Oscar, kann ich nicht gewähren: nur die Tugend macht glücklich. — Oscar ſank zu den Füßen des Greiſes, und hob flehend ſeine Hände auf. So mache ſie tugendhaft, daß ſie glücklich werden! Mache die Menſchen alle gut, mache ſie alle glücklich! — Honeſtus erbleichte, und ſprach mit leiſer, bebender Stimme: fordere das nicht, mein Sohn! Ich darf es dir nicht verſagen, doch fordere es nicht! Sünde iſt Fäulniß, und Fäulniß iſt die Quelle des Lebens. — Aber Oscar, im Rauſche ſeiner Menſchenliebe, vernahm die Worte des Greiſes nicht. Er umklammerte ſeine Knie, und flehte unter heißen Thränen: o mächtiger Vater, gieb den Menſchen die Tugend, gieb ihnen das Glück. — Fordere es dreimal Oscar! — Und dreimal wiederholte der Jüngling ſeine Bitte. — Es ſey! Bald ſchlägt die Stunde der Mitternacht; in dieſe Spalte der Zeit muß ich greifen, die Natur von ihrem Gefolge zu trennen, daß ich ihrer Herr werde. Ermanne dich, Oscar!

Die Mitternachtsſtunde ſchlug. Honeſtus ſtreckte ſeinen Zauberſtab nach Oſt und Weſt und Nord und Süd, und ſprach geheimnißvolle Worte. Von dem Himmel herab ſäuſelten ſüße Harfentöne; von der Erde herauf, ſchallte ein gräßliches Gelächter. Oscar, zwiſchen Entzücken und Entſetzen geklemmt, fragte: woher das fürchterliche Lachen? — Still, mein Sohn! erwiederte der Greis mit leiſer Stimme, das iſt der Geiſt der Schadenfreude, reiz ihn nicht. Ueber dieſen habe ich keine Gewalt. Komm' in's Freie, daß wir unſer Werk betrachten. — Sie traten hinaus; es war eine ſtille feierliche Nacht, und Oscar trug den frommen Blick zum geſtirnten Himmel empor. Gerührt ſprach der Greis: labe dich noch einmal an dieſer ſüßen Nacht; ſie iſt die lezte dieſer Erde. Nacht iſt Sünde, und die Sonne wird nie mehr untergehen. — Sie kamen in eine düſtere Gaſſe, und ſahen eine Leiter an einem Hauſe gelehnt, und einen Mann hinaufſteigen, der ſich ſchüchtern umſah. Läßt du es geſchehen? fragte Oscar; vielleicht mordet er den ſorgloſen Schläfer. — Sey ruhig, mein Sohn. Der Diebſtahl war ſchon vollbracht, die Mitternachtsſtunde gab dem Böſewicht die Tugend zurück, und er bringt das geſtohlene Gut wieder hinauf. — Honeſtus ging mit dem frohen Jüngling weiter; überall eindringend, alles ſehend, nirgends ſichtbar. — Welche Stimmen ſind es, die dort weinen, in jenem großen Gebäude? — Es ſind Räuber und Mörder im Gefängniſſe; ſie beten. — Sie traten in ein Zimmer, das eine Nachtlampe erleuchtete. Ein ſchönes Weib, lag mit aufgelöſten Haaren, auf den Knien vor der Wiege ihres Kindes, und küßte das ſchlummernde Kind, und weinte über ihm. Unter der Thüre ſtand ein Mann, der ſtreckte erröthend ſeine Hand nach dem Weibe aus, und die Mutter bedeckte ihre Augen. — Wer ſind dieſe, Honeſtus? — Dort der Mann iſt der Verführer, der um die Stunde gekommen, zu der ihn das Weib ſeines Freundes gerufen. Mein Zauberſtab war ſchnell; die Reue eilte der Schuld voraus, die Mutter bittet dem Kinde das Verbrechen ab, das ſie am Vater begangen, und der Verführer ſcheidet weinend von der ſchönen Sünde. — Sie kamen auf einen großen

Platz, den viele Bäume zierten. Und rings aus allen Häuſern, ſtürzten Tauſende von Menſchen; und Soldaten eilten herbei, Fußgänger und Reiter, und Fahnen wehten, Trommeln wurden gerührt, Kanonen wurden aufgepflanzt und Waffengetöſe, Geſchrei und Verwirrung überall. — Was iſt geſchehen? fragte Oscar. — Die aus den Häuſern dort kamen, das ſind Spieler, Gauner, Liederliche und Späher, die der Zauber der Tugend, aus ihrer Verborgenheit geſcheucht. Und die Macht, der Tugend ungewohnt und vor ihr zitternd, hat ihre Schaaren ausgeſendet, dem Uebermuthe zu begegnen.

Der Morgen war herangebrochen, aber die nächtliche Stille blieb. Kein Karren raſſelte über die Gaſſe, kein Bauer ſchrie, kein Hammerſchlag ertönte, und der Markt blieb leer. — Warum dieſe Stille, Honeſtus? — Die Menſchen haben keine falſche Begierden mehr, ſie ſind genügſam und ruhen. — Vor dem Hauſe eines Bäckers ſtanden jammernde Menſchen, die vergebens um Geld Brod verlangten. Das Brod war all ſchon unentgeldlich an Nothleidende vertheilt. — Hundert Leichen lagen auf der Straße. — Wer ſind dieſe Unglücklichen, Honeſtus? — Das ſind Spione, die lieber Hunger ſtarben, als ſich länger mit Schande füttern wollten. — Sie kamen vor den

Pallaſt des Königs, der nicht bewacht war. Der König fürchtete keinen mehr, ſeit ihn keiner mehr fürchtete. Sie traten in den Vorſaal, wo ſich die Höflinge verſammelten, und ſie ſahen naſſe Augen. Ein Greis warf ſich jammernd zu den Füßen eines Jünglings, und ſprach: vergieb mir, ich habe dich verläumdet! Sie traten in den Königsſaal. Der König ſaß auf ſeinem Throne, und ein Weib ſtürzte kreiſchend durch die Menge, warf ſich nieder, und rief: halte dein Schwerdt zurück, er iſt unſchuldig! Und des Königs Vertrauter erbleichte, und ſprach: ich auch o Herr habe dich betrogen. Und der König ſtieg weinend von ſeinem Throne herab.

Honeſtus und der erſchütterte Oscar eilten aus dem Pallaſte. Sie gingen den Strom entlang; da ſtießen ſie auf die Leiche eines jungen Mädchens. Oscar wandte ſein bleiches Antlitz weg. Die Unglückliche! ſprach Honeſtus. Die geflüchtete Nacht hat ihre Unſchuld geraubt, und verzweifelt über den Verluſt ihrer ſchönſten Habe, ſuchte ſie den Tod in den Wellen. — Sie kamen zur Brücke. Dort ſtand ein hoher, bleicher Jüngling, warf den Blick bald in den Himmel, bald in die Fluth. Und er war ſo jammervoll; doch ſein Auge war trocken. Oscar fühlte ſich mächtig zu dem Jüngling hingezogen. — Wer iſt dieſer Jüngling, mein Vater? — Fort, fort! ſchrie Honeſtus mit der Stimme des Entſetzens, und weine, Oscar, daß du ein Menſch geworden! — O weile mein Vater; ſprich, wer iſt dieſer leidende Jüngling? — Tritt näher Oscar! Sieh dieſe Wangen, wie bleich ſie ſind! Einſt hatte er ſie purpurroth, und ſie wurden nur blaß, wenn er von Unterdrückung hörte. Sieh dieſe Arme, wie mager und ſchlaff ſie ſind! Einſt waren ſie ſtark und geſtählt, für Freiheit und Recht zu kämpfen. Schaudere in dieſes ausgebrannte Auge hinab! Einſt leuchtete es, vom Himmel ſelbſt angezündet, das Herz eines frommen Mädchens zu durchglühen. Ach er war ſo feſt und gut; aber wer iſt dem Verführer zu feſt und zu gut? Die ſchlauen Werber der Macht kamen hinter ihn, ihn zu verderben. Was im ſchuldloſen Spiele ſchädliches, was im Weine Betäubendes, was in der Liebe Giftiges iſt, miſchten ſie in ſeine geſunde Seele. Da gab er ſich hin um ſchnödes Gold, und um ſchnöden Ehrenflitter. Sie führten ihn von Scherz zu Leichtſinn, von Leichtſinn zur Falſchheit, von Falſchheit zu Verbrechen. Dieſes Ohr, ſonſt nur der Stimme der Tugend geöffnet, ſchlich diebiſch umher, ein unbewachtes Wort zu erhorchen. Dieſes Auge, ſonſt nur Liebesblicke wechſelnd, ſuchte die dunkeln Wege des Vertrauens und meuchelmordete die Sorgloſen. Dieſe Zunge die ſonſt nur Liebe und Freundſchaft ſang, ward eine Natter und ſtach. Da verrieth er den treuen Freund, der geſtern auf dem Blutgerüſte ſtarb. Des Bethörten lezten Kuß, empfing der Verräther, und: räche mich! lispelte der Verurtheilte ihm ins Ohr. Der Teufel ſah ihm hohnlächelnd nach, und ſchwelgte am Abende vom Lohne ſeiner Sünde. Da kam die furchtbare Mitternacht über ihn, die Mitternacht, die ich, Oscar, deiner Bitte geſchenkt. Ein fürchterlicher Traum jagte ihn aus dem Schlummer . . . ich räche dich! ſchrie er in Verzweiflung, und ſturzte zur Brücke. Seit Mitternacht, ſucht der Jammervolle den Tod in den Wellen, fürchtet ihn zu finden, und ſucht ihn wieder. — Der blaſſe Jüngling ſah jezt ſtarrer hinab in die Fluth. — Halt ihn zuruck, Honeſtus, rief der ſchaudernde Oscar; es iſt zu fürchterlich, mit ſolcher Schuld vor den Richter treten. — Oscar! ſprach der Zauberer, hier endet meine Macht. Die Sünde iſt von ihm gewichen, die Reue iſt zu ihm gekommen; was er verſchuldet, will er büßen. — Oscar ſturzte jammernd vor dem Zauberer nieder. So gieb ihm die Sünde zurück, und nimm ihm die Reue! Gieb den Menſchen allen ihre Begierden wieder! Gieb ihnen ihre Laſter zurück! Gieb allen Menſchen alle ihre Sünden wieder! — Er erwachte . . . ſie hatten ſie wieder.

X.

Die Freiheit der Preſſe in Bayern.

(1818.)

In dem Gange der Natur und der Geſchichte iſt nicht zu unterſcheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel ſey; alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu ſich ſelbſt zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menſchengeſchlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geiſt der Zeit. Die unſere iſt bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft anders zu geſtalten, und ſie ſtrebt vor allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrſchers, dadurch zu ſichern, daß ſie die Fürſten der berathenden und geſetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widerſezt ſich vergebens dem ſtarken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung die unbeſiegbar iſt, und welcher das ſtehende Heer der Regierungsgedanken früher oder ſpäter unterliegen muß.

Alleinherrſchaft kann nur beſtehen, ſo lange das Volk in Stände zerfällt, welche, in einer unwandelbaren Ordnung über einander gebaut, die feſten Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Dieſe dauern nur ſo lange, als Familien und Körperſchaften ſich an Macht und Reichthum einander überragen, und Macht und Reichthum, ſei es als erworbener oder als ererbter Beſitz, folgen allein der Geiſtesthätigkeit. So bald, wie in unſerer Zeit, die Bildung des Geiſtes ſich durch die ganze Geſellſchaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Anſprüche auf den Genuß des Lebens, höher und allgemeiner geworden ſind — und ein Wunſch iſt ſchon der halbe Beſitz — ſo bald eine ſolche Gleichheit eingetreten iſt; da kann auch die Vorherrſchaft irgend eines Standes nicht länger mehr beſtehen, und nur, mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das iſt der Geiſt des Misbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten aber zu achten iſt. Ihn abläugnen, bedrohen oder ſchelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und verſöhnen. Das Mittel hierzu iſt einfach und alleinig.

Reichthum und Macht ſind beſchränkt in ihrem Maaße; es kann nicht jeder alles haben; das erkennt auch der einfältigſte und eigenſüchtigſte Menſch. Aber es bedarf auch nicht des Beſitzes eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beſchwichtigen, ſondern nur der ungehinderten Freiheit darnach zu ſtreben. Es iſt eine große Lehre der Regierungskunſt der Menſchen: hoffnungsloſe Bürger ſind gefährlich, denn ſie ſind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit welche Thronen erſchütterten, hatten wie Erdbeben in ſtarken Trieben und Kräften ihren Urſprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen ſie eingeſchloſſen waren, ſich zu befreien ſuchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft, daß Jeder wie ein Baum feſtgewurzelt ſtand, von Geſchlecht zu Geſchlecht nur immer die nämlichen Früchte tragen, und auf der Stelle wo er zur Welt kam, auch ſein Grab finden ſollte. Dem Adlergeiſte wurden die Flügel beſchnitten, daß er ſich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringſchätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng; nur immer Einer konnte nach dem Preiſe des Zieles rennen, der zufällig vordere, konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunſch nach Veränderung des Beſitzes der Lebensgüter mußte alle beſeelen, ſo bald, nachdem die Regierungen das Geheimniß ihrer Macht und Schwäche verrathen hatten, die Erfüllung dieſes Wunſches ſich als möglich zeigte.

Um die Fürſten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiſte des Misvergnügens und der Habſucht entſpringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menſchen die lang verſchloſſene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre verwaltende Geiſteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieſes kann nur geſchehen, durch Gewährung der Redefreiheit, der mündlichen, in volksvertretenden Verſammlungen, und der ſchriftlichen durch die Preſſe. Auf dieſe Weiſe bildet ſich eine ſittliche Demokratie, wodurch die Entſtehung der ſo gefährlichen unheilbringenden numerären Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält viele ab, dieſe Abſicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingeſtehen, während die Sünder, weil ſie ſolche ſind, heucheln müſſen.

Die öffentliche Meinung iſt der beſtehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um ſo nöthiger. Die öffentliche Meinung iſt ein See der, wenn man ihn dämmt und aufhält, ſo lange ſteigt bis er ſchäumend über ſeine Schranken ſtürzt, das Land überſchwemmt, und alles mit ſich fortreißt.

Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben iſt, da zertheilt er ſich in tauſend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die friedlich durch das Land ſtrömend, es bewäſſern und befruchten. Die Regierungen welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten die ſie verbreiten ihnen läſtig ſind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuſchließen, um nicht geſehen zu werden. Fruchtloſes Bemühen! Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch deſſen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geiſter der ermordeten Gedanken ängſtigen den argwöhniſchen Verfolger, der ſie erſchlug, nicht minder als dieſe ſelbſt im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, deſſen Wellen die Tagesſchriften ſind, iſt der deutſche Rubikon, an welchem die Herrſchſucht weilen und ſinnen mag, ob ſie ihn überſchreiten, und das theuere Vaterland, und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob ſie ſich ſelbſt beſiegen und abſtehen ſoll. Cäſar's Schatten zeigt warnend nach der Bildſäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutſchen Bundesfürſten, man weiß es, ſind jezt ernſt darauf bedacht, ein gemeinſchaftliches Preßgeſetz für alle deutſche Staaten auszuſinnen. Der Tag der es uns bringt, wird ein großer Tag der Weltgeſchichte ſeyn, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr geſagt, oder ob der, wegen ſeiner Blutſchuld wild umhergetriebene Geiſt, endlich, um der Tugenden ſeiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe ſeiner Aſche fand.

Gleichförmig ſoll dieſes Geſetz ſeyn, und das iſt wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker ſich befreunden, ſo lange ihre Köpfe auseinander ſtehen? Zur Erhebung gehört eine Geiſteskraft welche die Gunſt der blinden Natur vertheilt; aber die Tugend der Herablaſſung vermag ſich jeder anzueignen. Oeſtreich und Weimar, Würtemberg und Baiern, Naſſau und Frankfurt haben verſchieden geſtaltete Preßgeſetze. Dieſe ſollen alle in dem Bette des Procruſtes ſich gleich gemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die ſchmerzlichſte achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieſes hat Bayern kund gethan, indem es in ſeinem neuen Preßgeſetze, nur Schutz gegen die Gefahr der Verſtümmelung geſucht hat.

Man kann ſich die traurige Betrachtung nicht aus dem Sinne ſchlagen, daß Bayern wohl unterrichtet geweſen ſeyn müſſe, von den ſchon im Stillen gereiften Beſchlüſſen, welche die Bundesverſammlung über die Freiheit der Preſſe faſſen werde, und daß es in ſeine eigne Geſetzgebung nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorſtehenden allgemeinen Anordnung im Widerſpruche ſtünde. Darum eile jeder der ſein Vaterland liebt, auszuſprechen, was er für die Freiheit der Preſſe wünſcht und fürchtet. In wenigen Wochen iſt vielleicht jede Klage ſtraffällig und fruchtlos. Wir müſſen denken, es ſtünde unſerem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten ſchnell, ehe die Thore geſchloſſen werden, noch einmal im freien Felde friſche Luft einathmen.

Das Bayeriſche Edikt über die Freiheit der Preſſe, verläugnet ſtandhaft ſeinen eignen Namen; denn von Freiheit iſt darin nirgends, ſondern überall nur von Beſchränkung die Rede. Es iſt, was in der Würtembergiſchen Verordnung geſchehen, durchaus nicht beſtimmt worden, wie und über welche Gegenſtände man frei ſeine Meinung äuſſern dürfe, ſo daß es ganz der Willkühr überlaſſen bleibt, abzuurtheilen, was in einer Schrift erlaubtes oder verbotenes enthalten ſey. Die für Bücher bewilligte Zenſurfreiheit kann nicht als eine ernſte Huldigung unſerer Zeit angeſehen werden, denn dieſe hat, Oeſtreich ausgenommen, ſchon früher in ganz Deutſchland beſtanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts ſchwebt etwas Schwüles, das uns ängſtlich macht, nämlich die Bemerkung: daß Verfaſſer, Buchhändler und Drucker, ihre Schriften keiner Zenſur zu unterwerfen hätten, »wenn ſie nicht allenfalls bei koſtbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen, ſelbſt darum nachſuchen wollen.« Es iſt ſo leicht furchtſame Menſchen zu ängſtigen, daß ſolche Einladungen zu einer freiwilligen Zenſur von Erfolg ſeyn müſſen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche den Ruhm und den Eifer des Schriftſtellers nicht theilend, nur den Vortheil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf dieſe Art könnte eine freiwillige Sklaverei der Preſſe herbeigeführt werden, die, weil ſie verdient, um ſo verderblicher wäre. Iſt endlich dieſe für Bücher bewilligte Zenſurfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Leſebibliothek-Inhaber, und Vorſteher der Leſe-Inſtitute, bei einer großen Geldſtrafe verpflichtet ſind, ihre Katalogen der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufſicht ſie im Allgemeinen geſezt ſind, zu übergeben, welches nur eine Zenſur unter einer andern Form iſt? Die Vorſchrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufſicht untergeordnet ſind, iſt an Strenge ohne Beiſpiel in Deutſchland.

Und ſelbſt von dieſer trügeriſchen Freiheit ſind alle politiſche Zeitungen und periodiſche Schriften politiſchen oder ſtatiſtiſchen Inhalts ausgenommen. Dieſe ſollen einer dafür angeordneten Zenſur unterworfen bleiben.

Wenn die Zenſur der Zeitſchriften ſich darauf beſchränkte, nur ſolche Aeuſſerungen zu unterdrücken, die, würden ſie verbreitet, den Verfaſſer nach den Geſetzen ſtrafbar machten, dann wäre ſie vielleicht zu dulden. Aber ſie begnügt ſich damit nicht, ſie ſchreitet Stunden lang vor dem Geſetze her und macht Staub um ihm Platz zu machen. Alſo iſt ſie verdammlich, denn ſie verbietet, was, iſt es einmal geſchehen, die Geſetze nicht beſtrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben iſt, da beraubt ſich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmisbräuche zu erlangen, welche die Beamten verſchulden. Sie beraubt ſich des Vortheils, den ſie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter ſolchen Verhältniſſen, in den Zeitſchriften noch ſo viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene

Stimmen die Sachen der Regierung aus eignem Antriebe verfechten, ſo wird ſich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten laſſen, ſondern überall die Bauchrednerei der Miniſter zu hören glauben, welche ihre eigne Meinung mit verſchiedenen nachgeahmten fremden Stimmen ausſprechen.

Preßfreiheit iſt ein bedeutungsloſer Schall, wenn die Zeitſchriften von ihr ausgenommen ſind. Will man der öffentlichen Meinung ernſtlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, ſo muß ein freies Urtheil über Geſetzgebung und Geſetzgeber, das ſich ausſpricht ehe noch die Geſetze unabänderlich geworden ſind, verſtattet werden. Dieſes ſtets geharniſchte Wort muß aber täglich die Runde machen, und alle Poſten und Schildwachen der Staatsverwaltung unterſuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem ſchwerfälligen Buche langſam umherreiſt, dann kömmt es zu ſpät, und ſein Thun iſt fruchtlos.

Die Beſtimmung des Bayeriſchen Edikts, daß periodiſche Schriften, ſelbſt blos ſtatiſtiſchen Inhalts, einer Zenſur unterworfen ſind, enthält einen Zuſatz von Beſchränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen den die Geſetzgeber auch nur gehabt haben könnten, durchaus irre führt. Eine Regierung mag ihre Gründe haben, die öffentliche Meinung ſo zu regeln, daß ſie mit ihren Anordnungen im Einklang ſtehe, es liegt dieſes im Begriffe der Alleinherrſchaft; ſie mag daher den Tadel beſtehender Einrichtungen unterſagen, und darum die Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Preſſe, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch ſtatiſtiſche Nachrichten ohne Zenſur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht blos das Recht ſeine Meinung über Thatſachen zu äuſſern, ſondern auch die Kenntniß dieſer Thatſachen ſelbſt entzogen werden, und alle Staatsverhältniſſe zu Kabinetsgeheimniſſen gemacht werden ſollen; ſo bedauert man ſchmerzlich die unabänderlichen Verhältniſſe, welche die ſonſt ſo freiſinnige Bayeriſche Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das ſie in der Ausübung wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Geſetze zu erheben, und der Nachkommenſchaft als ein ſchönes Recht zu überliefern.

In dem Würtembergiſchen Geſetze über die Preßfreiheit, ſind die von den Landſtänden veranſtalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckſchriften aller Zenſur ausdrücklich entzogen worden. Das Bayeriſche Edikt hat dieſe Beſtimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der Bayeriſchen Stände, wird man, es iſt dafür geſorgt, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volks kommen.

Gegen die Vorſchrift, daß Staatsdiener nichts von dem was ihr Geſchaftskreis ſie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, iſt nichts einzuwenden. Es iſt dieſes ganz folgerecht, und dem Uebrigen angemeſſen. Nur ſollten Männer denen ſolche Pflichten aufliegen nicht Staatsdiener ſondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüſſig wäre eine Rüge deſſen, was in dem Bayeriſchen Geſetze wegen der Unterſuchung und Beſtrafung der Preßvergehen beſtimmt worden iſt. Dieſe ſeine Schwäche iſt nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfaſſung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feſte Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geſchwornengericht, dieſe einzige Bürgſchaft eines über Leidenſchaften und Schwachſinn erhabenen Richterſpruchs, iſt im Allgemeinen verſagt geblieben; wie hätte man es in einzelnen Fällen verſtatten können? In der Unterſuchung der Preßvergehen iſt der Polizei und den andern verwaltenden Behörden, ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigenſucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter ſind die Nämlichen. Die Beamten welche, zwiſchen Fürſt und Volk in der Mitte ſtehend, ihren Vortheil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwiſchen beiden entſtehen zu laſſen, und darum die öffentliche Meinung, dieſe erhabene Sonne und unbeſtochene Wächterin, die alles an den Tag bringt, haſſen und verfolgen, dieſe nämlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und ſtrafen ſie zugleich.

So wäre denn das deutſche Volk abermals in ſeinen Hoffnungen getäuſcht worden, und deſſen biedere Fürſten hätten ihren ſchwer erworbenen Gewinnſt aus dieſer geſchäftigen Zeit, dem Vortheile ihrer Amtmänner von neuem hingegeben.

XI.

Die Meneen.

Es iſt ſehr betrübt, daß ſich die gebildeten Stände ſo wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntſchaft mit demſelben iſt ſo groß, daß nur wenige Leſer wiſſen dürften, was Meneen bedeute, und daß die Meiſten glauben möchten, es werde ihnen unter dieſer Ueberſchrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja manche werden vielleicht, ſelbſt nachdem ſie dieſe gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, ſie hätten einen Roman geleſen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit ſchelten, dürfen wir uns über dieſe Unwiſſenheit wundern? Nein, es iſt nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten ſo ungelehrig ſind. Die deutſche Gelehrſamkeit hat eine Sprache, die ſehr unverſtändlich iſt, und die verſtändlich zu machen, man ſich ſo wenig bemüht. Die Werke aller todten und lebenden Sprachen werden überſezt, aber eine Ueberſetzung aus dem Deutſchen in's Deutliche, ſuchen wir vergebens. Ich trete mit einem erſten Verſuche hierin ſchüchtern hervor, und ich bitte um Nachſicht. Ich will die Leſer des Morgenblattes mit einer Abhandlung über den Mond, in einer getreuen Ueberſetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erſtaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfaſſer iſt der Herr Profeſſor Franz von Paula Gruithuiſen in München, und ſie ſtand vor einiger Zeit, in Naſſe's Zeitſchrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond, in eine Zeitſchrift für die Anthropologie gerathen; doch er leſe ſie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müſſen, daß Herr von Gruithuiſen, einen merkwürdigen Beitrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung iſt bezeichnet: »Philoſophiſche Reflexionen über die naturgeſetzlichen Mutabilitätsverhältniſſe verſtändiger Weſen auf dem Monde.« Das heißt: Philoſophiſche Betrachtungen über die verſtandigen Weſen auf dem Monde, und wie ſie nach den Naturgeſetzen waren, ſind, und ſeyn werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich bemerken, daß ich die Anſichten des gelehrten Herrn Verfaſſers nicht immer theile. Ich darf mir ſchmeichlen, mit dem Monde gut bekannt zu ſeyn, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmüthigen Erſtaunen betrachtet, ich habe manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuiſen entgangen, ich habe manches anders geſehen, als er. Indem ich daher, ihm für ſeine vielen, wichtigen, und neuen Entdeckungen, die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freiheit nehmen, ihn in einigen Puncten zu berichtigen, oder zu ergänzen. Doch werde ich dieſes immer mit der gehörigen Beſcheidenheit thun, und ich werde ein nachahmungswürdiges Beiſpiel von derjenigen Artigkeit aufſtellen, die deutſche Gelehrte immer gegen einander beobachten ſollten.

Herr von Gruithuiſen beginnt mit den Worten: «Was ich hier vorzutragen Willens bin, iſt eine Reihe von Möglichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen ſpricht.» Die Europäiſchen Gelehrten mögen dieſe herrlichen Worte leſen und wieder leſen, und ſich ſchämen und wieder ſchämen. Während ſie ſo oft ihre Träumereien für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären — was thut Herr von Gruithuiſen? Gerade das Gegentheil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen ſpricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltene Beſcheidenheit und die zu bewundern wäre, würde ſie nicht von der größern, welche folgt, überhoben und verdunkelt. Herr v. Gruithuiſen bemerkt, nämlich ferner: So gewiß er auch ſeiner Sache ſey, denn er habe ſein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforſcht und Verſuche angeſtellt, ſo hoffe er doch nur Solchen ſeine Ueberzeugung mitzutheilen, die mit ihm gleiche Geſinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuiſen theilt alſo nicht die kecke Zuverſicht anderer Schriftſteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leſer zu ihrer Meinung herüber zu führen; er weiß vielmehr, daß er dieſes nicht vermag und daß er nur ſolchen Leſern ſeine Geſinnung einflößen werde, welche dieſe Geſinnung ſchon früher gehabt. Aber auf dieſe Gleichgeſinnten baut Herr von Gruithuiſen feſt; für dieſe, ſagt er, werde ſeine Mondgeſchichte, mit der von Moſes vorgetragenen Geneſis, gleichen Werth haben. Zwar weiche er in mehreren Puncten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeſchichte weiter zurückgehe, von Moſes ab; doch in andern Puncten ſtimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moſes, den Leſern keine Langeweile zu machen, ſich wie Moſes kurz faſſen.

Welches war der Urſtand der Natur im Allgemeinen, und der des Mondes und der Erde im Beſondern? Die Frage iſt etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter: löſcht ſie die alten klaſſiſchen Handſchriften der Schöpfung aus, um neue Werke darüber zu ſchreiben — ſo ahmen die Gelehrten, dem Bibliothekar May in Rom nach: ſie kratzen die neuen Handſchriften wieder ab, um die alten Verloſchenen darunter zu leſen. Herr von Gruithuiſen ſagt: die Entſtehung eines großen unorganiſchen Körpers, werde nur dadurch möglich, daß er durch Anſammlung von außen ſich bilde. Es habe ſich den Naturforſchern unſerer Zeit mit einer eiſernen Gewalt, die Anſicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper die Ergebniß eines Niederſchlags aus dem Aether ſeyen, und daß man ſich den Akt dieſer Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweiſe die neue Lehre vom Sonnenſtaube und die ältere von den Meteormaſſen, als kosmiſcher Körper. Wir wollen uns von keiner eiſernen Gewalt abſchrecken laſſen, ſondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, ſo ſtimme ich mit den Herrn Naturforſchern nicht darin überein, daß die großen unorganiſchen Körper, durch Anſetzung von außen entſtünden. Nicht etwa als läugnete ich den Niederſchlag aus dem Aether — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganiſchen Körper dieſem Niederſchlage ihr Daſeyn zu verdanken haben; ich ſehe und erkenne nirgends in der Natur unorganiſche Körper. Der Menſch nennt diejenigen Weſen unorganiſch die zu weit unter, oder zu hoch über ihm ſtehen, zu welchen er mit ſeinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen, oder nicht hinaufreichen kann. Aber alles iſt belebt, alles lebt. Sonne, Mond und Sterne ſind Thiere, wie wir auch; die Erde iſt auch eines. Das zeigen ihre organiſchen und ſentimentalen Verrichtungen: ihr Einſaugen und Ausſcheiden, Ebbe und Fluth, Elektrizität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten ſogar. Es iſt nur ein ariſtokratiſcher Stolz, der dem Menſchen den Wahn eingeflößt, er ſey der Herr der Schöpfung und die Erde ſeine Wohnung. Der Menſch iſt nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen mag er ihr edelſtes Organ, das Gehirn des Erdkörpers ſeyn. Einiges ſpricht für dieſe Vermuthung. Wenn wir Menſchen aufrichtig ſeyn wollen, müſſen wir geſtehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geſchöpfen die verrückteſten ſind. Beweis, daß wir den Verſtand vorſtellen; Wir ſind der Verſtand und haben ihn für den Erdkörper. Wollten wir uns auch erbitten laſſen, und aus Gutmüthigkeit zugeben, daß der Menſch nicht blos ein Organ des Erdkörpers, ſondern ein ſelbſtändiges Weſen ſey: ſo können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß ſich der Menſch für das vollkommenſte Geſchöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung; aber der Himmel ſteht zu hoch über der Erde, der Menſch ſteht zum Engel gar zu weit ab — es muß Zwiſchengeſchöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er ſeinem Herrn folgt, er glaubt mit Freiheit zu handeln. So ergeht es dem Menſchen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenſchaften, Grundſätze nennt, das ſind ſeine Herren welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir ſehen einen Menſchen ertrinken; aber wir ſehen nicht, daß er ertränkt werden, wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organiſchen Körper erklären, geſchieht dem Niederſchlage aus dem Aether durchaus kein Abbruch. Dieſer Niederſchlag iſt die Nahrung der Erde die von dieſer aſſimilirt und ſo zur Ernahrung wird; aber die Erde wächſt von innen heraus, wie ein Thier. Auch auf den Menſchen ſehen wir Luft, Waſſer, Wein, Brod, Ochſenzungen und Rebhühner niederſchlagen, und wir ſagen darum doch nicht, er ſey ein unorganiſcher Körper, der von außen anwachſe, ſondern wir nennen jene gutgemeinten Niederſchläge und den freundlichen Empfang derſelben, eſſen und trinken.

Was die neue Lehre vom Sonnenſtaube betrifft, ſo war dieſe Lehre auch mir ganz neu, und, indem ich mich dieſes Zuwachſes meiner Kenntniſſe freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht, nur wenige Tage früher, dieſe Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erſt in der vorigen Woche ſchalt ich mein Stubenmädchen aus, weil ſie zum hundertſten Male übertreten, was ich ſchon hundertmal befohlen, nämlich: das Fenſter zu öffnen, ſo oft ſie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hauſe und roch den Staub, ich ſchmeckte ihn dick auf der Zunge; ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenſter ſey offen geweſen, und ſie ſähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub hell von der Sonne beſchienen, ſie verſtummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der beſonnte Staub war nichts als Sonnenſtaub, ein Niederſchlag aus dem Aether, und die kosmiſchen Körperchen hätten doch unmöglich in das

Zimmer kommen können, wäre das Fenſter nicht geöffnet geweſen.

Es ſind aber nicht blos ſolche kleine leichte Körperchen, welche die Erde zart bepudern, ſondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derſelben, fallen auf die Erde herab. So ſind, wie Herr von Gruithuiſen behauptet, einſt die Inſel Ceylon, Neu-Holland, Neu-Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß ſagen, das iſt ein harter Niederſchlag, das iſt eine ſehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es iſt doch gewiß ſehr traurig, wenn wir nicht mehr ſpatzieren gehen können, ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was ſoll uns dagegen ſchützen? Erfinde einer Böhmen-Schirme! Da hält kein Taffet und kein Fiſchbein Stich. Zwar ſagt Herr von Gruithuiſen die Sache wäre nicht ſo gefährlich, als ſie ausſehe. Nicht blos die Geſchöpfe jener aus der Luft geſtürzten Weltkörper blieben beim Leben, ſondern auch die Erdbewohner ſolcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften ſie nicht ſo unglücklich oder ſo ungeſchickt ſeyn, gerade in die Verſenkungsſtufen zu gerathen. Herr von Gruithuiſen, wie man ſieht, ſpottet unſerer Angſt. Nicht jeder iſt ein Seiltänzer oder

Springer, und welcher Springer iſt flink genug, einer Inſel Ceylon, einem breiten Neuholland mit ſeinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen mit ſeinen derben Gebirgsknochen, auszuweichen? Herr von Gruithuiſen hätte wahrlich beſſer gethan, ſeine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Iſt es nicht ein unverzeiblich grauſamer Scherz, wenn er uns tröſtet: nach einem ſolchen Länder-Regen, würde jeder Menſch fort dauern, «ſofern er nicht überhaupt in der Cataſtrophe ſelbſt den Tod gefunden?» Ein ſchöner Troſt, wenn mir einer ſagt: Du wirſt beim Leben bleiben, wenn du nicht ſtirbſt. Herr von Gruithuiſen behauptet ferner: «Nur die reinweißen Menſchen ſind Ureinwohner der Erde; alles was um den Aequator und den Wendekreiſen wohnt, iſt der Erde fremdartig.» Welch ein Glück für Herrn von Villele, daß die franzöſiſchen Gelehrten dieſes nicht wiſſen. Eben jezt wird dieſer Miniſter, wegen der Emancipation von Hayti, in der Deputirtenkammer auf's heftigſte beſtritten; alles wird hervorgeſucht, dieſe Maaßregel als verderblich darzuſtellen, aber auf den ſchlagendſten Einwurf iſt keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haytier keine Menſchen, ſondern ein Niederſchlag aus dem Aether ſeyen.

Wo kommen die Menſchen her? Wo iſt ihr Vaterland? Ach die Unglücklichen! Sie haben kein Vaterland, ſie haben nur ein Vaterwaſſer. Die Menſchen ſtammen aus dem Meere, ſie und alle Landthiere ſind einſt Seethiere geweſen, und ſind erſt nach und nach trocken geworden. Warmes Blut, und warme Schmerzen, das iſt alles was wir gewonnen, nach ſo vielen vielen Jahrtauſenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menſchen herkommen, ſagt man ihnen, ſie kämen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe ſie. Die Kinder ſind glücklich, ſie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachſenen aber, reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Giebt es etwas betrübteres, als die Vorſtellung: die Menſchheit ſey mit Salzwaſſer ſtatt Ammenmilch geſtillt worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menſchen ſchmeichlen, nicht von den Bürgersleuten Adam und Eva, ſondern von einem Wallfiſche herzuſtammen: die Familie wird dadurch um viele Jahrtauſende älter, ſie wird edler. Aber guter Gott, welch ein Adel! Eine Auſter zur Wehmutter, einen Stockfiſch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuiſen wenigſtens, was er behauptet nicht auch bewieſen, hätte er uns den Troſt des Zweifels gelaſſen. Aber nein, er beweiſt, daß wir einſt Seethiere geweſen, und verſperrt uns jeden Weg, wo wir vor dieſem Gedanken entfliehen könnten. Er ſagt: « Zwei Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig. » Die erſte Merkwürdigkeit des Herrn von Gruithuiſen hienieden, übergehe ich, um das Erſtaunen des Leſers auf eine wichtigere Sache zu ſchonen. Die zweite Merkwürdigkeit iſt, mit Herrn von Gruithuiſens eigenen Worten, folgende: « Die Liebe der Menſchen, — und vieler Thiere, zum Meerſalze und zum Waſſer. Die Liebe zum Meerſalze deutet auf das Urmedium, auf die omniſche Urflüſſigkeit der ganzen Thierheit hin. Meerthiere ſind in Landthiere verwandelt worden. Menſchen und Vögel baden ſich gern. Warum iſt der Appetit der Menſchen nach Fiſchen ſo groß? » ... Mit dem Salze hat es ſeine Richtigkeit. Der Menſch lag einſt im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt ſich auch die Erſcheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe verſalzen. In ſolchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menſchen zum Salze hinführt, durch die erotiſche verſtärkt, und die Salzluſt muß dadurch größer werden. Zwar werden die Continentalſuppen mit Quellſalz — geſalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten Recht haben, wenn ſie glauben, daß die Menſchen aus dem Brunnen kommen. Doch das beweiſt nichts gegen Herrn von Gruithuiſen. Iſt Quellſalz etwas anderes als civiliſirtes Meerſalz? Was das Baden betrifft, ſo könnte man zwar glauben, daß die Menſchen Bäder gebrauchen, weil ſie Hufeland in ſeiner Makrobiotik empfohlen; doch vergeſſe man nicht, daß ſich die Menſchheit ſchon mehrere Jahrtauſende vor Hufeland gebadet. Es bleibt alſo nichts anders übrig, als ſich dieſe Waſſerſucht zu erklären wie Herr von Gruithuiſen gethan: es iſt eine Art Heimweh, die Menſchen baden ſich aus Patriotismus. Der Anſicht des Herrn von Gruithuiſen über den großen Fiſch-Appetit der Menſchen, ſo geiſtreich ſie auch iſt, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beiſtimmen. Daraus, daß der Menſch gern Fiſche ißt, möchte man wohl eher das Gegentheil ſchließen, nämlich daß der Menſch nicht aus dem Waſſer herſtamme, denn kein Thiergeſchlecht verzehrt ſeine eigenen Geſchwiſter. Uebrigens ißt ja der Menſch nicht blos Fiſche, er ißt noch gar mancherlei gern. Der Menſch, ſteckt wie ein Kind, alles in den Mund, und wenn es nicht gar zu hart iſt, verzehrt er es. Aus Kronen und Eiern, aus Völkern und Haſen, aus Ländern und Spargeln bereitet ſich der Menſch ſeinen Chylus. Eben ſo gern, ja oft lieber, als Fiſche, ißt der Menſch Rindfleiſch; dürfte man daraus folgern, daß der Menſch von Ochſen herſtamme? Daraus wenigſtens gewiß nicht. Uebrigens wäre der Appetit nach Fiſchen wirklich ſo groß, wie Herr von Gruithuiſen behauptet? Es giebt viele Menſchen, welche die Fiſche nicht lieben, und ausgezeichnete Naturforſcher haben beobachtet, daß die Neigung zu Fiſchen gar nicht von dieſen ſelbſt, ſondern von der Brühe angeregt werde, mit welcher die Fiſche zubereitet ſind. Auch bedarf es der Fiſche gar nicht, um zu beweiſen, daß die Menſchen einſt Fiſche geweſen, Herr von Gruithuiſen hat dieſes ſchon durch andere Gründe hinlänglich dargethan, und wenn er ſagt: »daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich iſt, ſehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich« — wird ihm jeder vernünftige Leſer darin beiſtimmen.

Jetzt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nöthig, daß wir zuerſt die Erde, unſere Wohnſtätte von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beſchäftigten. Wie die Erde beſchaffen, das wiſſen wir jetzt, es fragt ſich nun: wie iſt der Mond, wie war er beſchaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhorchen, was Herr von Gruithuiſen hierauf antwortet, müſſen wir zuvor die Frage mittheilen, wie er ſie ſtellt. Er fragt nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falſch; ſondern er fragt mit beißender Ironie: dadurch bekömmt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem Herrn von Gruithuiſen mit ſeiner ganzen Mondgeſchichte nur Scherz geweſen. Er wollte ſich nur über die Naturforſcher luſtig machen. Dieſe nämlich, öffnen nicht die Augen um zu ſehen, wie eine Sache iſt, ſondern ſie beſchließen vorher, wie ſie ſeyn ſoll, und ſehen dann ſo lange an der Sache herum, bis ſie ihnen ſo erſcheint, wie ſie es wünſchen. Die Natur iſt die arme Inquiſitin, gegen welche ſich die Naturforſcher, als die Inquiſitoren verbotene Suggeſtionen erlauben. Um dieſe Weiſe zu verſpotten fragt Herr von Gruithuiſen nicht: wie iſt der Mond beſchaffen? — er fragt: wie muß der Mond beſchaffen ſeyn, damit er ſo beſchaffen ſey, wie wir glauben, daß er beſchaffen ſey? Das Geheimniß dieſer herrlichen Ironie, ſey aber den Leſern nur im Vertrauen mitgetheilt, ſie dürfen es nicht ausplaudern; man muß keinem ſeinen Spas verderben, und wir wollen uns ferner anſtellen, als ſey es dem Herrn von Gruithuiſen, mit allem was er ſagte, völliger Ernſt geweſen. Seine Frage lautet wörtlich, wie folgt. «Was konnten nach den Naturgeſetzen, auf dem Monde für Ereigniſſe ſtatt gefunden haben, damit ſie mit den Beobachtungsreſultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?« Als Antwort auf dieſe Frage, erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten, und uns mehr und länger mit den Grandioſen beſchäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, iſt die Erde eine aus verſchiedenen kosmiſchen Stiften gebildete Moſaik, und die Menſchheit ein Lumpengeſindel, das aus dem Abfall ausländiſcher Himmelskörper, zuſammengerafft worden. Neuholland, Böhmen und andere Erdtheile ſind aus verſchiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob dieſe Coloniſten herabgefallen ſind, oder herabgeſtürzt worden, ob ſie ausgewandert, oder ob man ſie verbannt hat, darüber hat ſich Herr von Gruithuiſen nicht geäußert. Es iſt aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk wie das Böhmiſche, nicht blos mit Haus und Hof, ſondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof ſtehen, ihre Heimath verlaſſen; ja wie wir ſpäter erfahren werden, nehmen ſolche Auswanderer ſogar die heimathliche Luft mit, ſo daß ſie nichts verändern als den aſtronomiſchen Platz im Himmelsraume. Durch dieſe Lehre von dem Niederſchlage aus dem Aether, wird freilich eine gänzliche Umgeſtaltung der irdiſchen Jurisprudenz nothwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Fauſtpfändern und Hypotheken, haben gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nachdem er geſehen, daß Neuholland ſich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr geſtiftet werden, und das neue Erſtgeburtrecht in Frankreich, wird in der Geburt ſterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter, ſcheint man ſchon früher geahnet zu haben; denn man findet in der ältern deutſchen Geſchichte, viele Beiſpiele von verpfändeten Provinzen und Völkerſchaften, welches nicht hätte geſchehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angeſehen. Einige frühere hierher gehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuiſen, die wir anzuführen vergeſſen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, dieſem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, ſagt er: „Hier findet man wieder Negerartige Menſchen, woran die kometariſch urſprünglich erweiterte Bruſt noch nicht ganz verſchwunden iſt.» Wir verſtehen nicht recht, was damit hat geſagt werden ſollen, doch der Ausdruck kometariſche Bruſt iſt ſo wahr, als dichteriſch, und auch auf jede weiße Bruſt anzuwenden. Das Herz des Menſchen iſt ein Komet, furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bei Erwähnung Ceylon's, dieſer «kleinen in die Erde verſenkten kosmiſchen Weltkugel,» bemerkte Herr von Gruithuiſen: «dieſes Beiſpiel giebt ſchon zu erkennen, daß faſt der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, ſich retten kann vom Untergang, und daß Thiere und Pflanzen noch immer auf ihren heimiſchen Boden verbleiben, ja ſogar daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ ſchiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen.» Jezt erklärt ſich das Räthſel von den bekannten ſchiefen Thürmen zu Bologne. Die Reiſebeſchreiber haben ſich lächerlich darum geſtritten, ob der Baumeiſter ſie vorſätzlich ſchief gebaut, oder ob ſie im Verlauf der Zeiten ſich geneigt haben; es iſt aber weder das eine noch das andere geſchehen. Die Bologneſer Thürme ſind gar nicht von Menſchenhänden gebaut worden, ſie ſind ein Niederſchlag aus dem Aether, und haben durch den

Fall, eine relativ ſchiefe Stellung erhalten ..... doch wir ſind ja vom Monde wieder abgekommen! Man iſt freilich zu entſchuldigen, wenn man, ſo zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend, etwas den Schwindel bekommt, und hinſchwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jezt dem Monde feſt anklammern, und ihn nicht eher wieder loslaſſen, bis wir ihn rundum genau unterſucht haben.

Der Mond iſt bewohnt, und zwar wie die Griechen ſagen von Meneen, und wie der Deutſche ſpricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt iſt, von Mondbewohnern bewohnt iſt, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuiſen ſtreitig machen. Eher möchten manche andere ſeiner Behauptungen, Bedenklichkeiten erregen. Der Mond ſoll entſtanden ſeyn, wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entſtanden ſind, nämlich durch Zuſammenſetzung mehrerer kleineren Himmelskörper. »Daß fremde Weltkörper, die in den Mond ſtürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahlloſe Beiſpiele.« Gegen Beiſpiele läßt ſich nichts einwenden, beſonders wenn ſie zahllos ſind. Nach Herrn von Gruithuiſen zu urtheilen hat die Natur kein Genie, ſie verfährt bei ihren Bildungen immer auf gleiche Weiſe. Leſer die natürlich ſind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können ſich den Mond und die Erde nicht anſchaulicher machen, als wenn ſie ſie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verſchiedenen Farben bunt zuſammengeſetzt iſt; nur mit dem Unterſchiede: daß während die Buntheit des Spielballes durch die verſchiedenen Lichtgrade ſeiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verſchiedenen Wärmegrade ſeiner Stücke entſteht. Nämlich die kleinern Himmelskörper die auf die größern herabfallen, bringen nicht blos ihre eigenen Organismen mit, ſondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgeſtimmt wird. Daher die verſchiedenen Klimaten auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man ſchon mit freien Augen ſehen kann, haben ihre graue Farbe, von den von mir erwieſenen — nicht von mir dem Ueberſetzer, ſondern von Herrn von Gruithuiſen erwieſenen — Ueberzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuiſen hätte noch Mehreres von der Mond-Botanik mittheilen ſollen. Die Lunariſchen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltſame, daß ſie keine Staubfäden haben, ſo daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu ſeyn ſcheint. Daß die Meneen den »Kummer um Luft« nicht kennen, darum wollen wir ſie nicht beneiden. Haben ſie einen Kummer weniger, als wir Menſchen, ſo werden ſie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es iſt nichts ganz in dieſer zuſammengeflickten Welt, und was auch aus dem Aether niederſchlage, es iſt immer mit Kummer vermiſcht.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes, läßt ſich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein Komet, dann ward er ein Planet, und endlich ein Satellit der Erde, was er noch iſt. Als Komet lebte der Mond im rohen Zuſtande der Natur, ſtreifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befahl und gehorchte keinem, und that was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntniß, und verdarb ſich den Magen; da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte ſich ſeiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizei. Die Zenſur leitete ſeinen Verſtand, die Finanzkammer verwaltete ſein Vermögen, und die Juſtiz züchtigte gut gemeint den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menſchheit, und er hat gar nicht Urſache ſich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuiſen, Rouſſeaus grämlicher Lebensanſicht huldigend, behauptet, den Mond habe ſeine Bildung unglücklich gemacht. Er ſagt: „die Meneen hatten es, als ſie Bürger des freien Kometen waren, beſſer, als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Wärme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Theiles ſeines Waſſers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht ſeyn, ſich vor dem großen Wechſel der Hitze und Kälte zu ſichern.“ So ungern ich auch den Angeber mache, kann ich es doch nicht verſchweigen, daß ich in dieſen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionaire Geſinnungen erkenne. Zu ſagen, daß es die Meneen als Bürger des freien Kometen beſſer gehabt, als unter dem ſanften Scepter der Erde — heißt das nicht offenbar, die Inſurrection der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, iſt denn das ſo ſehr zu bejammern? Wenn jeder Menſch auf der Welt durch ſein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine ſchöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um ſich für die Erziehungs- und Regierungskoſten zu entſchädigen die ihnen der Mond verurſacht, einen Waſſerzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuiſen berauben. Nur ein Liberaler kann ſo ſprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt beſteuern.

Auch die Menſchen müſſen Abgaben entrichten, ſo gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Waſſer nicht beſteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Köllniſche, aber der Wein wird beſteuert, das Obſt, das Getraide, Häuſer, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reiſen, das Nichtreiſen, Kaufen, Verkaufen, das Heirathen, der Junggeſellenſtand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faullenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer, und noch viele tauſend andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne iſt je in den Sinn gekommen, dieſes berauben zu nennen. Herr von Gruithuiſen ſelbſt bemerkt, daß die Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht ſeyn müſſen, ſich künftig gegen die Kälte zu ſchützen; er verkennt alſo die heilſamen Wirkungen der Abgaben nicht, er weiß, daß ſie den Gewerbfleiß befördern, er weiß, daß das Steuerſyſtem eine Hunger-Kur iſt die alle Organe des Menſchen zu größerer Thätigkeit antreibt — er weiß dieſes alles, und dennoch klagt er! Wenn ſogar die Aſtronomen anfangen, die Preßfreiheit zu misbrauchen, dann iſt es wahrlich hohe Zeit dem Uebel Einhalt zu thun, und auch den Himmel zu zenſiren.

Wie haben es die Meneen angefangen, um ſich gegen den großen Wechſel von Kälte und Wärme, den das Budget der Erde über den Mond gebracht, zu ſchützen? » Sie wurden Troglodyten, und dieſes ſcheinen ſie nach allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutiges Tages zu ſeyn. » Die Leſer werden mit Wohlgefallen bemerken, daß ſich Herr von Gruithuiſen, bei Aufzählung ſeiner Merkmale und Spuren, des altehrwürdigen Duodezimal- und nicht des revolutionairen Decimalſyſtems bedient. In der That, Natur und Kunſt, die 12 Himmelszeichen, die 12 Monate, die 12 Söhne Jacobs, die 12 Apoſtel, die 12 Pairs Carls des Großen, die 12 Spielhäuſer in Paris und die 12 Bände des Converſationslexicons, empfehlen das Dutzendweſen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt geſehen. Herr von Gruithuiſen will dieſes nicht abſprechen, doch hat er ſeine Gründe zu glauben, daß » von dieſen Gebäuden nur die troglodytiſch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen, und die andern, zur heißen Tageszeit, von Reiſenden benutzt werden, um Schatten und Ruhe darin zu finden. » Bei Gelegenheit der Reiſen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den

Päſſen gehalten wird. Zwar iſt gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reiſen Päſſe brauchen — dieſes iſt ein Urgeſetz der Natur, und gehört zum Aggregationsſyſtem — die Frage iſt nur, ob den Meneen die Päſſe der Mondsbehörden hinreichen, oder ob ſie, da der Mond ein Satellit der Erde iſt, von der irdiſchen Ober-Regierung die Päſſe fordern müſſen? Freilich hat man auf der Erde, von ſolchen Päſſen nach dem Monde nie etwas gehört, doch kann es immer ſeyn, daß dieſes zum Wirkungskreiſe der geheimen Polizei gehörte. Auch hat Herr von Gruithuiſen Sommergebäude im Monde geſehen, auch hat er dreizehn Gebäude gezählt, die nicht größer ſind »als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde;« auch hat er den Schatten von Gaſſen geſehen. Ueberhaupt unterſchied Herr von Gruithuiſen drei verſchiedene Bauſtyle im Monde; doch da wir nicht blos für Architecten ſchreiben, ſondern für gebildete Stände überhaupt, ſo wollen wir dieſes nicht ausführlicher abhandeln. Endlich, entdeckte Herr von Gruithuiſen, Ruinen der Ureinwohner des Mondes. Die Ruinen habe ich auch geſehen; doch daß ſie von den Ureinwohnern des Mondes herrührten, widerſpricht meinen Beobachtungen. Dieſe Ruinen, ſind künſtliche Ruinen, wie wir ſie in unſern engliſchen Gärten haben.

Sind die Meneen Menſchen? fragt Herr von Gruithuiſen. Hat gut fragen wer die Antwort ſchon in der Taſche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was iſt der Menſch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Alſo, Frage: ſind die Meneen Menſchen? Antwort: «Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, ſtimmen für das Ja. Sie führen zu einer Contrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwiſchen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit zu löſen iſt.» Lieber Leſer, jezt müſſen wir uns zuſammennehmen, um dem Herrn von Gruithuiſen nachzukommen; er iſt ſehr raſch. Wir können wie der Mohr in Fiesko ſagen: unſere Füße haben alle Hände voll zu thun. Herr von Gruithuiſen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände noch vier Füße hätten, müßten ſie Menſchen ſeyn. Aber beſteht denn das Weſen nichtmenſchlicher Geſchöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Thiere giebt es ja gar nicht auf der Erde, das garſtige Thier mit zwei Rücken im Othello ausgenommen; und auf der andern Seite giebt es ſehr viele Thiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menſchen ſind: wie die Vögel, die Fiſche, die Inſekten, und andere, die man in Raff's Naturgeſchichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig ſind, müſſen ſie darum zwei Hände und zwei Füße haben? Man könnte eben ſo gut den Schluß machen: dieſer Mann iſt weder eine Million reich, noch iſt er ein Bettler; alſo iſt er eine halbe Million reich. Aber mit nichten! Er kann tauſend Gulden im Vermögen haben, zweitauſend Gulden, zehntauſend Gulden, hunderttauſend Gulden; zwiſchen einer Million und einer halben Million liegen 999998 Fälle, die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen weil ſie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweihändig und zweifüßig zu ſeyn. Sie können eine Hand und drei Füße haben, oder einen Fuß und drei Hände, oder funfzig Hände und gar keine Füße, oder tauſend Füße und gar keine Hände. Und woraus ſchließt Herr von Gruithuiſen, daß die Meneen weder vier Füße noch vier Hände haben? Man höre. «Gegen die Annahme, daß die verſtändigen Weſen auf dem Monde Vierfüßer ſeyn, ſtehen die regelmäßigen Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkommenen Widerſpruch, da deren Erbauung ohne geometriſche Kenntniß gar nicht möglich iſt.» Aber liegt denn die Kenntniß in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunſtfertigkeit, und nicht in dieſen allein. Der Biber baut ſeine unterirdiſche Wohnung, der Vogel ſein Neſt, die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die Natur ſelbſt, welche die vollendetſten Kunſtwerke bildet, hat auch keine Hände. Ferner: «Gegen die Vierhändigkeit ſtreitet, die, auf dem Monde ſichtbare, 60 bis 70 geographiſche Meilen lange Straße, und der erſt neulich von mir entdeckte 30 Meilen lange äußerſt regulaire Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden rathen läßt.» Auch die Gültigkeit dieſes Beweiſes, können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mond-Chauſſeen ſeine vollkommene Richtigkeit, ja man kann ſogar mit guten Fernröhren, die Inſchriften auf den Meilenzeiger leſen; aber daraus auf die Füße der Meneen zu ſchließen, iſt ſehr übereilt. Vielleicht kriechen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht benutzen ſie die Landſtraßen blos zum Fahren und Reiten, vielleicht werden die Chauſſeen gar nicht von verſtändigen Weſen befahren, ſondern blos von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweiſen eben ſo wenig. Vielleicht ſind es keine Wandergewölbe, ſondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen ſie weder zum gehen, noch zum kriechen, ſondern zu Waſſerleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt ſich durchaus nichts mit Beſtimmtheit ſagen.

Doch ganz anders verhält es ſich mit dem Kopfe; den haben die Meneen und zwar von der vorzüglichſten Qualität. Herr von Gruithuiſen meint: »unſer Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verſtandskultur höher zu ſetzen, als wir ſtehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß ſie etwas zu vermuthen ſtünde.« Ich weiß in der That nicht, wie die andern Menſchen in dieſem Puncte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht ſtolz, die Meneen geniren mich nicht im Mindeſten, und ich räume ihnen überall den erſten Platz ein, mich gern mit dem zweiten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? »Ich will hierüber — ſagt Herr von Gruithuiſen — nur Andeutungen zu Conſequenzen geben, die auf die Vermuthung führen müſſen, die Meneen ſtünden auf einer hohen Stufe von Cultur, ſowohl der Kunſt, als der Wiſſenſchaft.« Es iſt ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuiſen hier, gerade hier, wo er die ſtärkſten Beweiſe hat und giebt, ſich ſo behutſam ausdrückt, warum er, ſtatt zu ſagen: ſo iſt es, nur von Andeutungen zu Conſequenzen ſpricht, die zu Vermuthungen führen? Doch laſſen wir das gut ſeyn, und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Conſequenzen, und von den Conſequenzen zu den Vermuthungen führen zu laſſen. Haben wir einmal die Vermuthungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln.

„Im Jahre 1796 entdeckte Schröter in einer gewiſſen Provinz des Mondes, ein aus hellen vollkommen geraden Streifen beſtehendes Gebilde, welches einem Kometenſchweif ähnlich iſt. Da Schröter vor 1788 dieſes Gebilde nicht wahrgenommen, ſo muß es erſt um jene Zeit zwiſchen den Jahren 1788—96 entſtanden ſeyn. Solche regelmäßige 20 Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, ſie müſſen ein Werk der Kunſt ſeyn. Was konnte der Zweck der Meneen bei Anlegung eines ſolchen ungeheuren Kunſtwerks ſeyn? Es laſſen ſich hier nur zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weiſe, auf einen hohen Grad von Verſtandscultur ſchließen laſſen. Entweder die Meneen haben mit uns eine Zeichenſprache anbinden oder ſie haben die Zuſammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darſtellen wollen. Sie haben es darauf abgeſehn uns zu zeigen, daß ſie von der Ausbildung der planetariſchen Weltkörper durch Aggregation die rechte Anſicht haben. Wäre dieſes, ſo müſſen die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unſerer Verſtandeskräfte haben, wenn ſie wüßten, daß wir Erdenbewohner erſt im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, in allem Ernſte an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Phyſiker einen weitern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenſchweifähnlichen Gebilds auffinden, der nicht matt, unpaſſend, ungereimt oder wohl gar lächerlich iſt.»

«Wenn nun auch dieſes wahrſcheinliche Kunſtgebilde der Meneen nicht abſolut darauf hindeutet, daß dieſelben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darſtellen wollen, ſo hat es dennoch ſehr viel für ſich; gleichwie dieſelben Gedanken entſtehen müſſen, wenn man aufmerkſam die Erſcheinung zerlegt, die Eiſenhard am 25. July 1774 um Mitternacht im Mare Crisium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir ſcheint, die Mondbewohner, die dortige von ihnen ohne Zweifel ſchon voraus berechnete Pracht eines Nordlicht ähnlichen Phänomens, auch mit einer vierfachen künstlichen Beleuchtung verbunden haben. Oder hat ſich damals ein Kaiſer oder ein König im Mond krönen laſſen oder vermählt? Die Illumination im Mare Crisium, geſchah auch wie bei uns nach Untergang der Sonne. »

Es iſt ſehr zu loben, daß Herr von Gruithuiſen, als ein ehrlicher Mann, überall ſeine Meinung frei herausſagt; aber die Freiheit, die er ſich ſelbſt nimmt, ſollte er auch andern verſtatten. Es iſt daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illuminationen im Monde naturphiloſophiſch erklärt, er jede andere, von der ſeinigen verſchiedene Erklärungsart, zum Voraus verdammt, und ſie matt, unpaſſend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unſchuld muß viel leiden in dieſem Jammerthale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu, von den Beleuchtungen der Moneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir ſchmeichle, alle billigen Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuiſen umzuſtoſſen, ſcheint mir ein leichtes, da ſie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerſt wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Moneen gebildet worden, um eine Zeichenſprache mit uns anzubinden. In den betrübten, taubſtummen Verhältniſſen, worin Meneen und Menſchen gegen einander ſtehen, bliebe ihnen freilich nichts anders übrig, als ſich durch Zeichen verſtändlich zu machen, ſo oft ſie ſich mit einander unterhalten wollten; aber wie kann dieſes geſchehen, wenn ſie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen, ſind nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenſtriche, wobei jeder ſich denken kann was er will. Oder es ſind Notenlinien mit Feuerdinte gezogen; aber wo ſind die Noten, wo iſt die Melodie, wo der Text? Es iſt alſo nichts, gar nichts mit dieſer Zeichenſprache! Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminirt, um die Zuſammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzuſtellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zuſammentrifft, ſo mag dieſes einen gräulichen Lärm verurſachen, und ſolche Schrecken zu verſinnlichen, wären akuſtiſche Zeichen, Pauken und Poſaunen, Kanonendonner, Jammergeſchrei, viel geeigneter, als lange, helle, vollkommen gerade Streifen, die keine andere Vorſtellung, als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man ſich gar denken, daß die Meneen mit ſo großen Koſtenaufwande, einen zwanzig Meilen langen Weg illuminirt haben ſollten, blos um uns zu zeigen, daß ſie von der Ausbildung der planetiſchen Weltkörper durch Aggregation die rechte Anſicht haben? Wie kann den Meneen ſo viel daran gelegen ſeyn, was wir von ihren aſtronomiſchen Kenntniſſen halten? Aber Herr von Gruithuiſen meint, ſie hätten ſich über die Agilität unſerer Verſtandeskräfte luſtig machen wollen. Wie! Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und waren ſie es ja, fanden ſie keinen beſſern und reichern Stoff für ihre Satyre? Iſt es denn unſere größte Dummheit, daß wir erſt im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Eben ſo unzuläſſig, als obige Erklärung der 20 Meilen langen Illumination iſt die Weiſe, wie eine andere ähnliche Erſcheinung, die Eiſenhard im Jahre 1774 beobachtete, gedeutet wird. Damals ſollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer vierfachen Illumination verbunden haben! Wahrlich wäre dieſes geſchehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuiſen in der Bildung ſo hoch ſtellt, ſehr wenig äſthetiſches Gefühl, dann müſſen ſie ſich auf optiſche Vergnügungen ſehr ſchlecht verſtehen. Ein Nordlicht durch eine Illumination verherrlichen wollen, wäre eben ſo lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf dieſe Weiſe hatte ſich einſt Raynal abgeſchmackt gezeigt, als er das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen von Rieſenalpen umſchloſſenen Schweizerthale, einen lächerlichen Zahnſtocher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eiſenhardſchen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination zur Krönungsfeier eines Kaiſers oder Königs veranſtaltet worden wäre, hätte zwar in ſich nichts verwerfliches, doch hat ſie den Fehler, daß ſie mit einer eigenen Erklärung, mit welcher ich jezt hervortreten will, im geraden Widerſpruche ſteht, — und das iſt ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geſchah zur Feier der Amerikaniſchen Revolution. In dieſem Jahre föderirten ſich die 13 Provinzen Amerikas und fielen von England ab. Zwar geſchah dies erſt am 5. September, und die Illumination fand ſchon am 25. July ſtatt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieſes merkwürdige Ereigniß, einige Wochen vorherzuſehen. Die andere Illumination, die Schröter vom Jahre 1788 an bemerkte, ward zur Feier der franzöſiſchen Revolution veranſtaltet. Sie begann gleich nach der Zuſammenberufung der Generalſtaaten und dauerte ununterbrochen bis 1796. Dieſe meine Auslegung lobt ſich ſelbſt, und ich habe nicht nöthig viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die *Religion* der Meneen betrifft, ſo war Herr von Gruithuiſen früher der Meinung geweſen, daß die Meneen dem Sterndienſte ergeben wären, und er hatte jenes obenbeſprochene kometenſchweifartige Gebilde, damit in Bezug geſezt. Er iſt aber nachher, aus guten Gründen, von dieſer Meinung wieder abgekommen. Herr von Gruithuiſen ſagt, mit lobenswerther Bedächtigkeit: « Ueberhaupt würde die Ausmittelung der den Meneen eigenthümlichen Religionsform, mit einiger Gewißheit *vorerſt* ſchon darum ganz unmöglich ſeyn, weil wir nicht wiſſen, ob es nicht bei ihnen eine eben ſo auffallende Verſchiedenheit von Völkern giebt wie auf der Erde, bei welchen man doch meiſt völlig von einander abweichende Religionsformen antrifft, *die vielleicht deren Urväter aus dem Univerſum mit auf die Erde herabgebracht haben.* » Herr von Gruithuiſen glaubt alſo, die Religionen wären auch ein Niederſchlag aus dem Aether, ſie wären zugleich mit den Prieſtern die ſie lehren, aus verſchiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Aus welchem närriſchen Sterne, mag wohl Fitzliputzli, ein Gott der Südſee Inſulaner, herabgepurzelt ſeyn? Doch dieſes zu unterſuchen iſt jezt nicht Zeit: es warten unſerer noch einige ſehr wichtige Kapitel.

»Sind die Meneen im Stande, dereinſt Erdbewohner zu werden?« — fragt Herr von Gruithuiſen, und er antwortet: »Ja. Da wir ſie mit den Menſchen vergleichen, müſſen wir annehmen, daß die Lunge der Meneen, gleich der, der Menſchen organiſirt ſey. Hätten ſie aber auch einen eigenen Lungenbau, können ſie immerhin mit einer ſonſt ſtarken Körperkonſtitution auf der Erde fortleben.« Frage und Antwort, ſind gleich überraſchend. Nachdem Herr von Gruithuiſen die Meneen hoch über die Menſchen geſtellt, und das mit allem Rechte, denn ſie veranſtalten Illuminationen die zwanzig Meilen weit gehen, ſie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon hatten, und ſie ſind, was »ausgemacht« iſt, »größer als wir, vielleicht wahre Rieſen« — nach dem allen, bereitet er ihnen keine ſchönere Zukunft, als daß ſie auf unſere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Prytaneum des Verdienſtes iſt, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, ſo werden Künſte und Wiſſenſchaften aufgemuntert, ſo wird es den Meneen gedankt, daß ſie die Aggregationstheorie entdeckt. Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über ſolche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun, können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine ſehr einfache Art: Der Mond bringt ſie herab. «Bis ſich der Mondkörper in die Erde verſenkt, können 25 bis 30,000 Jahre vergehen;» — ſagt Herr von Gruithuiſen, und dann ſpricht er wie folgt: «Es haben die Meneen auf verſchiedene Mittel bedacht ſeyn müſſen, um zu ſchützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten, und der Planet zum Monde geworden war, und ſich allmählig die kometariſche Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch alles erfinden müſſen, um die 25,000 Jahre auf einem immer kälter und waſſerleerer werdenden Weltkörper in derſelben Gemächlichkeit fortleben zu können! .... Wenn der Mond ſich nun in die Erde verſenkt, wird er einen etwas kleinern Platz einnehmen, als der Komet Neuhollands einnimmt. Der Ort wo er ſich an ſeinem Aequator verſenkt, wird auf den Aequator der Erde oder nicht weit von ihm treffen. Alle organiſchen Weſen vom Monde und von der Erde werden abgeſpült, und was ſich nicht abſpülen läßt, geräth in die Einſenkungsfugen und wird zermalmt. Was ſich aus der Kataſtrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieſer Begebenheit in den Flötz- und aufgeſchwemmten Gebirgsformationen deponirt, die ſich dortherum neu bilden.» Daß der Mond einſt zur Erde herabkommen wird, hat Oſſian ſchon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem ſeiner Geſänge ſagt er: « . . . auch du wirſt fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlaſſen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor — ſie, die jetzt noch deine Gegenwart beſchämt, ſie werden frohlocken!» Ob aber die Menſchen frohlocken werden, iſt ſehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, ſo bin ich ruhig; ich habe eine ſchwächliche Konſtitution, und fürchte nicht das ſchreckliche Ereigniß zu erleben. Aber die ſtarken und geſunden Leſer des Herrn von Gruithuiſen bedaure ich von ganzen Herzen. Welches Schickſal ſteht ihnen bevor, wenn der Mond kömmt? Entweder ſie dauern fort, weil ſie eine kräftige Natur haben, und dann werden ſie von den Meneen, die ausgemachte Rieſen ſind, wie Kinder mit Geringſchätzung behandelt werden, oder ſie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde. Sie werden abgeſpült, oder ſie gerathen in die Verſenkungsfugen und werden zermalmt, oder ſie werden in die ſtaubigen Archive der Flötzgebirge, als Actenſtücke niedergelegt, oder müſſen als Wachsſiegel in dunkeln Kapſeln, zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigſte diplomatiſche Loos, das ſich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuiſen mahlt den Mondfall anders und ſchöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: »Was werden die Seen und Meneen bei dieſer Kataſtrophe thun und leiden?« weiter erzählt.

Die Fluthen werden größer, die Ebben kleiner, die Mondsmonate kürzer, die Meeresſtrömungen heftiger, das Meer ſteigt. Das rothe Meer bricht periodiſch in das Mittelländiſche, das Mexicaniſche zum großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müſſen wohl von dem bevorſtehenden Mondsfalle noch nichts wiſſen, denn wie man gehört, haben ſie den Plan gefaßt, die Meerenge von Panama, mit großer Mühe und vielen Koſten zu durchſtechen). Die Molucken und Sundainſeln werden immer mehr zerfreſſen, und die meiſten, zwiſchen den Tropen gelegenen Inſeln, des ſtillen, indiſchen und atlantiſchen Meeres unter Waſſer geſezt. Man wird ſich von den Inſeln auf die Continente, von den Niederungen in die höheren Gegenden flüchten. . . . Nun wird man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin iſt, wo ſich der Mond in die Erde ſenkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß dieſe Begebenheit nicht möglich ſey, während die Aequatorsbewohner ſich allmählig immer näher gegen die gemäßigten Zonen flüchten müſſen, und ſo wird es fortgehen bis die Inſeln und niedrigen Tropenländer menſchenleer ſeyn werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, ſpäter auch Auswanderungen, aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegeriſch, weil nur die klügern fortgehen und die minder klugen bleiben werden... Nun wird man mit gewöhnlichen Taſchenfernröhren ſchon die Kunſtwerke der Meneen eben ſo ſehen und bewundern, wie ich ſie mit ſtarken Achromaten ſah und bewunderte, aber man wird ſie leer finden (die Kunſtwerke?) denn die Meneen ſind allmählig aus Mangel an Waſſer, und aus dem Beſitze der Kunde von dem was da kommen ſoll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte deſſelben eingenommen.... Endlich erwartet man mit bangem Herzen, die Kataſtrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einſinken des kleinern in den größern und ſieht ſich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kommt und geht. So bald die Unruhen und Oscillationen der Gewäſſer alle vorüber ſind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographiſchen Handbücher und Landcharten, werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu ſtark zu machen. Gleditſch Erben in Leipzig werden die Vorſicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß ſie ſich mit der Encyclopädie nicht übereilt; es wird nur nöthig werden, dieſe bis zum Buchſtaben L. umzuarbeiten).

Große Erſchütterungen haben die Meneen der Kataſtrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, ſtets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechſel, rafft tauſende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpaſſende Generation der Gemeneen entſteht. ... Mitlerweile bekommen die Gemeneen Beſuch von den Geen (das wäre gegen alle Etiquette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erſte Viſite machen). Austauſch der Geſchichte, Begriffe, Naturalien und Kunſtwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht ſich geſchwinder. (Wie wird der Offenbacher Staatsmann jammern — er, der neulich in einer ſehr geiſtreichen Abhandlung gezeigt, daß das Kopernikaniſche Syſtem alle die heilloſen Revolutionen unſerer Zeit herbeigeführt; denn, bemerkte er ſehr richtig, da die Erde ſich bewege, wäre es den Geſchöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn ſie dem gegebenen Beiſpiele folgten und keine Ruhe hätten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde ſich einſt noch ſchneller drehen und was noch ſtabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!) Die Witterung wird regelmäßiger, die Atmosphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde ſeyn. Selbſt die Natur der Seen wird veredelt werden in ihrer Organiſation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlaſſe ich jedem Andern zur Unterſuchung... «Solche Ergebniſſe konnten nur durch philoſophiſche Reflexionen gewonnen werden. Sie waren beſtimmt der Erfahrung vorauszueilen; aber ob ſie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Ueberzeugung richten.»

Das Programm der Feierlichkeiten bei der bevorſtehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, iſt umſtändlich genug, und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte Mancher noch Manches gern erfahren, wovon das

Programm ſchweigt; aber das müßte ein ſehr ungelehriger Schüler ſeyn, der nicht in der Prophetenſchule des Herrn von Gruithuiſen gelernt, die Zukunft vorauszuſehen, und ſie ſich ſelbſt zu deuten.

XII.

Brief an einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel.

Lieber Herr! Sie ſelbſt werden es ſehr gut verſtehen, warum ich Sie einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel nenne: weil Sie nämlich ſieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leſer mußte ich dieſes erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Ueberſchrift zu erhalten, dieſe Sprachfreiheit nehmen müſſen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir die Freiheit oktroirt, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten ſpreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimniſſe zu ſchreiben, und daher nicht Gelegenheit habe, die ſchöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor Kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu ſichern; es beſteht darin: die Briefe drucken zu laſſen und gar nicht zu verſiegeln. Vielleicht wundern Sie ſich, lieber Herr, daß ich jenes Brieferöffnen nur vorzeitig nannte, und nicht abſcheulich, wie andere Publiciſten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen Anſicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vorleſungen mehr eine mediciniſche Polizei, als irgend eine andere zum Grunde. Man hat Beiſpiele genug, daß Menſchen, gleich nach Empfang eines Briefes, krank geworden, oder gar geſtorben ſind. Oberflächliche Aerzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemüthsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber blos von der verdorbenen Luft her, die ſich in lang verſchloſſenen Briefen nothwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorſicht eingeathmet hatten. Um dieſe Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute mediciniſche Polizei die Briefe auf verſchiedenen Poſtſtationen, und erneuert die darin enthaltene Luft. Sieht das einer Abſcheulichkeit ähnlich?

Jezt zu meinem Anliegen, und zwar zu deſſen erſtem Theile. Ich habe im literariſchen Converſations-Blatte mit vielem Vergnügen einen Bericht geleſen, den Sie über den lezten Ausbruch des Veſuvs eingeſchickt. Der Ausbruch fand am 22. Oktober v. J. ſtatt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt ſchließen, daß Sie den empfangenen Eindruck ſogleich zu Papier, und daß die italieniſche Poſt das Papier ſogleich nach Leipzig gebracht. Aber erſt am 23. April d. J. ſtand Ihr Bericht abgedruckt; alſo ganze ſechs Monate ſpäter. Die Lava, ſo langſam ſie auch ſchleicht, hätte ſie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erſchienen, als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, ſich mir anzuſchließen, damit wir gemeinſchaftlich darüber nachdenken, wie die beſchwerliche und langſame Verdauung der deutſchen Buchdruckereien zu heilen ſey. Sollte ſie von Ueberladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geſchrieben und gedruckt, und dennoch erſcheinen die Bücher ſo ſchnell. Von den Ueberſetzungen der Scottiſchen Romane werden in Paris ſämmtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutſchland erſcheinen ſie aber in großen Zwiſchenräumen, ſo daß ich von vier Scottiſchen Romanen nur die erſten Theile geleſen, weil, als die folgenden erſchienen, ich das Geleſene wieder vergeſſen hatte, und es mir verdrüßlich war, um den Zuſammenhang der Geſchichte zu gewinnen, eine gemachte Lektüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreimal aufgeboten, aber nicht wie Leute, die ſich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, ſondern von Halb-Jahr zu Halb-Jahr. Aus Ihrer Darſtellung, werthester Herr, ſieht man, daß Sie ein geübter Schriftſteller ſind, und es Ihnen alſo weniger Freude, als Ihren Leſern macht, ſich gedruckt zu ſehen. Wenn dieſes aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftſteller wären — in Neapel ſind Sie ohnedieß, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenſchaften ſchneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht geſtorben ſeyn vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im literariſchen Converſations-Blatte geſehen? Zu den ſechs Monaten, die der Druck erforderte, müſſen Sie auch noch drei andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege ſchloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutſchen Fuhrleute war mir immer ſehr poetiſch erſchienen, und ich wollte dieſes Deſert meiner akademiſchen Freiheit auch noch verzehren, ehe ich an die ſaure Arbeit ginge. Aber ſo ſehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleich Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelſtunde wieder umkehren, ſo daß ich den Weg gleich einem Pudel drei- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adreſſirt war. Damals fiel mir daran nichts auf, als die Adreſſe, welche lautete: An die löbliche Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutſche! — dachte ich, Ihr macht nicht blos lebendigen Geſchöpfen Komplimente, ſondern auch todten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwiedern können! Entſpringt Schmeichelei aus ſo edeln, uneigennützigen Triebfedern, dann iſt ſie als Tugend ſehr zu preiſen!... Einige Wochen ſpäter aber fiel mir bei: daß, wenn in dem Pakete Klübers Staatsrecht des rheiniſchen Bundes gelegen, das ſich ein Leipziger verſchrieben, das Buch, bei ſeiner Ankunft, für den Beſteller gar keinen Werth mehr gehabt hätte, da unterdeſſen die deutſchen Fürſten zur guten Sache übergetreten waren, und der rheiniſche Bund aufgelöst worden.

In Ihrem Berichte, wertheſter Herr, (und das iſt meines Anliegens anderer Theil) beſchrieben Sie das vom Veſuv herabwogende Feuermeer ſchön und ſchauerlich, und dann ſagten Sie folgendes: „In ſolchen Augenblicken ſcherzen zu können, beweiſt wenigſtens ein fühlloſes, wenn nicht ein geradezu ſchlechtes Herz. Und doch geſchah es! Wir trafen viele Zuſchauer beider Geſchlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Witz laut werden ließen. Einer — leider ein Deutſcher — trieb es ſo weit, daß er ein Paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er ſagte, ſich vorgenommen habe, im Angeſichte der Lava eine Parthie Whiſt zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutſcher ſo entſchloſſen, ihm die Karten wegzureißen und ſie in die glühende Lava zu ſchleudern — und das von Rechtswegen.« — Zuvörderſt erlauben Sie mir die kleinliche Vermuthung, daß in dem lezten Satze etwas fehlt. Den Worten: ſo entſchloſſen, ſcheint ein Sätzchen folgen zu müſſen, das mit daß anfängt, etwa: daß die Whiſtparthie unterblieb. Bei der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden iſt, muß man ſich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jezt aber erlauben Sie mir, die beiden Geſchlechter und die verſchiedenen Nationen, die auf dem Veſuv witzig waren, gegen Ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie ſagen: wer auf dem Veſuv Witz zeige, müſſe ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus ſchlechtes Herz haben. Ein ſo ungerechtes Urtheil hatte das franzöſiſche Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgeſprochen! Den

Deutſchen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß ſie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern Nationen aber iſt gar nichts hierüber zu ſagen. Nicht aus Uebermuth, aus Angſt waren ſie witzig, wie es die Menſchen gewöhnlich ſind, wo ſie ſich in Geſellſchaft fürchten. Wer der Gefahr ſpottet, gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch iſt ein Herz darum ſchlecht, weil es furchtſam iſt? Was aber jenen Deutſchen betrifft, der auf dem Veſuv eine Partie Whiſt ſpielen wollte, ſo hätte ich ſelbſt zwar ein ſolches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whiſt verſtehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, »im Angeſicht der Lava« eine Partie Piket zu ſpielen, und ein gemüthlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, ſo würde ich, wie folgt, zu ihm geſprochen haben, und wäre dabei ſo in Eifer gerathen, daß ich ihn, gegen alle Regeln der Höflichkeit, geduzt hätte.

»Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Ausſprache höre, ein Würtemberger biſt, ich aber ein Naſſauer bin; ſondern weil deine Geſinnungen und deine Gefühle meinem Kopfe und meinem Herzen ganz fremd ſind. Du drohſt, meine Whiſtkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was liegt daran? ich kauf' mir eine andere; es giebt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieſer groben Koketterie zu täuſchen — ich durchſchaue dich, Fremdling, du ſchmeichelſt dem Veſuv, weil du vor ihm zitterſt, und du zitterſt vor ihm, wie du vor dem Geheimen-Rathe in deiner Kreisſtadt zitterſt. Du findeſt es kleinherzig, Whiſt zu ſpielen, im Angeſichte dieſer erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag mir, Fremdling, haſt du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenſtern des Caſſinos, wo du ſpielteſt, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelſt morgens beim Frühſtücke mit deinem Weibchen, und haſt noch die Zeitung in der Hand, die dir vom ſpaniſchen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht ein Veſuv Flammen ſpeit, ſondern zwei Vulkane gegen einander wüthen. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willſt, du tanzeſt über Gräbern; ſinge, wann du willſt, Thränen begleiten dein Lied; ſiedle dich mit deinem Glücke an, wo du willſt, die Trauer iſt deine Nachbarin. Kennſt du den Scherz nicht, kennſt du den Ernſt nicht; denn der Scherz iſt der Staubfaden des Ernſtes, ſein Geſchlecht anzeigend. Schau her, Fremdling; Ich ſelbſt werfe jezt die Karte in die Glut, aber mit Freiheit, nicht wie du, aus Kriecherei. Gieb mir deine Hand, Würtemberger, dort liegt die Aſche meines Zornes.«

XIII.

Vorrede

zu dem Buche: „die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen u. ſ. w. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. Offenbach 1823.“

Die Beſcheidenheit des Herrn Herausgebers dieſer Sammlung: zu verſchweigen, daß er ſie veranſtaltet, mit dem Geldertrage derſelben den Armen ſeines Wohnortes beizuſtehen — wird von der größern bedeckt, daß er mich erſuchte, eine Vorrede dazu zu ſchreiben. Ich ziehe dieſe weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel ſelbſt nicht wiſſen, deſſen Rechnungsbuch über ausgetheilten Ruhm, ſeit zweitauſend Jahren mit der größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen — ich will gern der Klingelbeutel ſeyn, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erſcheint jeder, unanſehnlicher Geſtalt, der, für die Armen nur ſprechend, ſich dem zur Seite ſtellt, der für ſie handelt. Aber in unſern heißen Tagen iſt die That der Donner, und das Wort der Bliz, und die Pauſe zwiſchen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Thun, doch ſelten mehr ſpricht man jezt vergebens.

Wir üben die Wohlthätigkeit wie ein gemeines Handwerk, und beſtreben uns nicht, und verſtehen es nicht, ſie zur ſchönern Kunſt zu erheben. Das beweinenswürdige Geſchlecht! Es iſt tugendhaft im Schweiße ſeines Angeſichts, und ſpielend ſchlecht, ſtatt daß den glücklichern Menſchen einer beſſern Zeit die Tugend eine feſtliche Freude war, und das Laſter, der Wochentage ſauere Mühe. Der Eigennuz iſt der Dünger unſerer Gutherzigkeit; weil der Hunger ein Räuber iſt, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und ſobald er ſtill iſt, regt ſich nichts mehr in uns. Unſere Wohlthätigkeit iſt nur eine beſſere Polizei, und man iſt noch nicht gut, wenn man beſſer iſt, als die. Wohlthaten ſind jezt ſo unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Noth aufhört, erſt die Freude beginnt, mit der Noth aber unſer Erbarmen endet. Wir ſind nur der chriſtlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die ſchönere der Mitfreude iſt uns fremd geworden. Wir geben den Armen Brod und keinen Wein, und vergeſſen, daß man Brod nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber ſiebenzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich IV. zum beſten aller Könige? Daß er nicht gewünſcht, alle ſeine Unterthanen möchten Brod haben alle Tage, ſondern ein Huhn einmal jede Woche. Dieſe engherzige Zeit hat es als eine ſchöne Erfindung der Menſchenliebe geprieſen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen, und den Armen Rumfordiſche Suppen daraus bereitet! Fromme Chriſten, wenn ſie ihre Erben beneiden, laſſen Spitäler bauen, und ſorgen dafür, daß jedes ſieche Daſeyn gefüttert und gefriſtet werde, damit ja kein raſcher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauſpielhäuſer zu errichten, damit das arme Volk eine geiſtige Freude habe, worin es ſeine trockne Kruſte tunke, das fiel noch Keinem ein! Glücklich nur iſt in unſern Tagen, wer Courfähig oder Spitalfähig iſt; wer aber mit unbiegſamen doch geſunden Gliedern in der Mitte wandelt, ſucht vergebens eine Blume der Freude im umzäunten Garten; man ſpendet ihm erſt getrocknete Apothekerkräuter, wenn er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens, glauben wir genug gethan zu haben, wenn wir den Armen das Leben friſten, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird, und man ihm erlaubt, die Broſamen der Hofluſt zu verzehren. So gemein proſaiſch wird das Wohlthun betrieben, daß man hartherzig wird aus Geſchmack, und es iſt wahrlich gut, daß der Himmel die Almoſen vergilt, die man dem Bettler reicht; das Geben ſelbſt belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben Ihm die Großen Kinderſpiele und ſüße Leckereien, und nahmen Sich den Ernſt und die ſaure Mühe; jezt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philoſoph leben, deſſen Vormünder aber ſpielen und eſſen Zuckerbrod. Einem Handwerksmanne des alten Roms, kehrte er ins Leben zurück und ſäße auf der Dreibatzengallerie unſerer Theater, müßte zu Muthe ſeyn, wie einem Flibuſtier, der, nachdem er ſich früher alle Tage auf hohem Meere goldne Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingſtmontag für zwei Kreuzer über den Mayn zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich ſchlagen unſere wohlerzogenen, weichen, furchtſamen, polizeikommiſſariſchen Herzen ſehr ſtark, wenn man uns daran erinnert, daß im Amphitheater des Veſpaſians neunzigtauſend Zuſchauer unentgeldlich geſeſſen, und daß es unter dieſen Umſtänden faſt nicht möglich war, verdächtige, von irgend einer orientaliſchen Majeſtät requirirte Reiſende nach beendigtem Schauſpiele zu arretiren. Wir freuen uns dann unſerer ſchönern Zeit, wo über je drei Menſchen vier Aufſeher geſezt ſind, und wo nur noch Seelen in der Einſamkeit zerquetſcht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.

Das Chriſtenthum rühmt ſich, die Sklaverei abgeſchafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die ſich jezt auf die edlern innern Theile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jezt alles eine Haut wie Sammet ſo weich und fleckenlos wie Schnee, und darunter ſizt das kranke angefaulte Leben. Waren die leibeigenen Menſchen des Alterthums nicht glücklicher als die geiſteigenen unſerer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindſchaft, aber ſie genoßen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; dieſe, verwaiſt und frei aller verwandtſchaftlichen Bande, ſind verlaſſen und der launiſchen Hülfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigſtens lebendigen Geſchöpfen unterthan, dieſe ſind lebloſen Sachen unterworfen, ſie ſind Sklaven ihrer Beſtimmung, der Scheere, der Feder, des Hobels oder ſonſt eines elenden Handwerkzeuges. Wo haben jezt noch die Niedriggebornen wie ſonſt ihre Patrone, bei denen ſie in Sorge und Noth Rath und Beiſtand finden? Nichts wird ihnen, als ein todter Heller, der keine Früchte trägt, und deſſen Gabe beſchämt, weil ſie durch Liebesdienſte dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verſchenken — aller Segen kommt von Oben!

Man wähnt, der Menſchheit wäre das Glück zugemeſſen und zugezählt, und über dieſes Maaß und dieſe Zahl hinaus werde nichts bewilligt, und darum hätten die Menſchen ſich unter einander abzufinden, denn was der Eine genieße, müſſe der Andere entbehren. Dieſer Wahn entſpringt aus der ſchwachen und eiteln Geſinnung unſeres Geſchlechts. Millionen Menſchen müſſen ſo viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die ſie genießen, ſie nur dann genießen, wenn Millionen ſie entbehren. Das Silber macht den Werth des Goldes, das Parterre iſt die Folie, die der Loge Glanz giebt, und jeder Caſino-Ball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei ſeyn dürfen, als durch die, welche daran Theil nehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu beſcheinen, und leuchtet ſich nicht aus, wenn noch Milliarden Menſchen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unſere Wohnungen Fenſter haben. Wollt Ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiſte Freiheit herrſcht, hat man die Wahl, taub, ſtumm oder blind zu ſeyn, aber alle ſeine Sinne zugleich zu gebrauchen, iſt nur denen erlaubt, die ſich alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle ſteht, und das Glück erwartet, geht dieſes auf einer andern Seite vorbei. Auch das Schickſal neckt ſich gern mit einfältigen Menſchen: den Füchſen unter ihnen ſezt es das Glück in enger Flaſche, den Störchen auf flacher Schüſſel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menſchen Schnauze *und* Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüſtet ſey und nie verdurſte; doch dieſe angebornen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was Ihr für die Quelle des Reichthums achtet, das iſt die Quelle der Armuth: *Die Theilung der Arbeiten.* Eitle Staatsſophiſten prahlen damit, wie ſich der menſchliche Geiſt ſo herrlich hoch hinaufgeſchwungen, und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menſchen arbeiten. Die Unglückſeligen wiſſen nicht, daß darum auch jeder Gewinnſt von dem Werthe einer Stecknadel unter zwanzig Menſchen vertheilt wird, und daß man hundert zufriedene Menſchen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Feſttage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unſer geſellſchaftliches Leben iſt ein Schachſpiel: Könige wie Bauern ſtehen hölzern auf dem ihnen angewieſenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeſchriebenen Wege, und ſind ſich einander gleich an Dienſtbarkeit, noch ehe ſie der Tod in ſeine Schachtel wirft. Frei ſind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe ſpringen, und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieſer Einrichtung mag wohl Herr Fouque zufrieden ſeyn, der ſelbſt ein Ritter iſt; aber kein Bauer kann es, kein König ſollte es ſeyn. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Göttterſucht dieſes Zwerggeſchlechts gebracht! Sie haben die Menſchen unter einander geſtaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht, ohne Dach und Fach, die zu nichts führt. Und nachdem ſie damit fertig geworden, haben ſie ſelbſt die lebloſen Dinge unter einander geordnet, und eine Ariſtokratie der Sachen eingeführt. Selbſt die alte ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben ſie abgeſchafft, weil ihnen dieſe noch zu republikaniſch geſchienen, und haben nur das Feuer monarchiſch beſtehen laſſen, ihm aber Luft, Waſſer und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jezt die rechte Hand mit Verachtung zur linken hinüber ſieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der linken herrſchen. Dieſe Verhältniſſe aber ſind zu unnatürlich, als daß ſie ohne Kunſt zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß ſie fortbeſtehen, die Liſt zur Gewalt geſellt, und haben den Bürgern, denen ſie jedem einen kleinen Lebensring angewieſen, vorgelogen, dieſer Ring ſey ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menſchen ausreiche; darum möge ſich ja keiner zerſtreuen, und über die Gränze ſchweifen, ſondern jeder ſoll in ſeinem Gebiete bleiben, und es benutzen, und ſein Geſchäft zur größten Vollkommenheit zu bringen ſuchen. Die leichteſten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anſtrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären ſie die ſchwerſten Verrichtungen des menſchlichen Geiſtes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, ſich aus Indien und Aegypten göttliche Weisheit zu holen, als jezt ein Geſelle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meiſterrecht, eine Semmel zu backen, wird erſt nach längern Prüfungen zugeſtanden, als man ſonſt zu dulden hatte, die Eleuſiniſchen Geheimniſſe zu erfahren. Daher die Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geiſtes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt ſich füttern und lebt vom Schweiße des Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbſe aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Cadettenſchule noch bei Fellenberg erzogen worden, ſchritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jezt die geiſtreichſten Bürger, wenn ſie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegeſellſchaften und am Spieltiſche zu verwenden, und finden nicht Zeit, ſich menſchlich auszubilden.

XIV.

Für die Juden.

(1819.)

1.

Für Recht und Freiheit ſollte ich ſagen; aber verſtünden das die Menſchen, dann wäre keine Noth, und es bedürfte der Rede nicht.

Weil ſie keinen Schwerpunct haben, weder im Geiſte, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe iſt, ſtraucheln und fallen ſie bei jeder Bewegung, führt ſie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht ſie jede Erfahrung unerfahrner, iſt ihnen jede Erſcheinung fremd, und erwachen ſie jeden Morgen neugeboren. Weil ſie den Bau der Menſchheit nicht kennen, erſcheint ſie ihnen nur als ein Gemenge von Einzelnen, weil ſie den Bau des Staates nicht kennen, iſt ihnen dieſer nur ein Haufen von mannichfaltigen Anſprüchen und Gelüſten, die alle nach Vorherrſchaft ſtreben und ſich befeinden. Darum verwirrt ſo vieles die Sinne dieſer armen Menſchen, und faſt zu grauſam iſt die Vorſehung, daß ſie die Buße für Jahrhunderte der Schuld, einem einzelnen Geſchlechte aufbürdet.

Unſer Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kömmt es an; aber ſo groß iſt die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünſchen muß, es gäbe nur Uebelwollende, denn die Gutgeſinnten verderben am meiſten. Jene ſehen ſchadenfroh dem Uebel zu, und thun oft nichts Schlimmeres, als daß ſie deſſen Verlauf der Natur überlaſſen. Dieſe aber, mitleidig, hülfsbegierig und unwiſſend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben ſie für jedes und für jeden Schmerz eine beſondere Heilungsart. Sie ſind ſo toll, daß ſie auf den fieberhaften Puls ein Pflaſter legen, ihn zu beſänftigen, als ſäße da der Grund des Uebels. Oder wäre es nicht ſo? Kennet Ihr den Blutlauf des Volkslebens, und hätte ich nicht erſt um Verzeihung zu bitten, wenn ich von ſo weitausſehenden Grundſätzen, zu den Juden — hinabſteige, wie Ihr ſagen werdet? Von den Haſſern jener unglücklichen Menſchen rede ich nicht; ſondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Dieſe Judenverfolgung, mögen ſie denken, das ſey keine vaterländiſche Sache, eine Kleinigkeit. Freilich, eine häßliche beblatterte Lippe, mag jungen Mädchen, nur nicht küſſenswerth dünken; aber Heilkünſtler ſollten wiſſen, daß ſie von böſen Säften zeuget.

Will man reden von dem unverſöhnlichen Haſſe, der ſchon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, ſo darf man nicht von dem Geſchehenen reden, ſondern von dem was geſchieht und geſchehen ſoll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit iſt nur in der zu vollbringenden. Was die Menſchen verſchulden, nicht was die Menſchheit verſchuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der faſt zweitauſend Jahre gedauert, ſteht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geiſt, hoch und ruhig ſchwebt über Nebel und tobende Gewäſſer, über Leidenſchaften, über verwirrende Verhältniſſe, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, ſo dürfen die niederſtehenden, gemeinen, ruchloſen und wahnſinnigen Menſchen, dort oben keine Rechtfertigung ſuchen, für all ihr Treiben. Denn wie die Erde ſich um ihre Axe dreht, indem ſie die Sonnenbahn durchwandelt, ſo hat auch der Menſch eine doppelte Bewegung, eine beſondere und eine allgemeine. Dieſe reißt ihn unaufhaltſam fort; es iſt ſein Schickſal. Jene wird von ſeinem Willen beſtimmt; es iſt die Freiheit.

Worin das böſe Verhängniß der Juden beſteht, iſt ſchwer zu erfaſſen, weil es ſeine Laufbahn noch nicht vollendet hat, und erſt im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung ſich offenbart. Es ſcheint aus einem dunkeln unerklärlichen Grauen zu entſpringen, welches das Judenthum einflößt, das, wie ein Geſpenſt, wie der Geiſt einer erſchlagenen Mutter, das Chriſtenthum von ſeiner Wiege an, höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabſteigen, zu den freien Handlungen der Menſchen, tief hinab zu der ſumpfigen Gegend, wo all' das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das böſen Dunſt verbreitet, ſo vielen unſchuldigen Geſchlechtern, das Daſeyn verpeſtet, und ſie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth, Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieſes unmenſchlich war, kann es nicht menſchlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war ſtets der Lohn der prieſterlichen Dienſte. Aber jezt, da auch der ruchloſeſte Heuchler nicht zu ſagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jezt die Bosheit beſchönigt? Sonſt, dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man ſie auch nicht auf

Erden dulden; aber jezt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man ſie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der ſchamloſeſten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügneriſche Behauptungen, mit ſolcher Keckheit geführt, daß ſelbſt Gutgeſinnte dadurch getäuſcht werden, weil ſie nicht glauben können, daß man ſie ſo plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven, und den Böſewichtern ins Angeſicht leuchten. Sie werden lärmen und ſchwirren wie die aufgeſchreckten Nachteulen. Die hochweiſen regierenden Knechte werden ſagen: man ſolle die Gemüther nicht aufreitzen durch Reden. Sie meinen, wenn alles hübſch dunkel bliebe, dann ſähen ſich die Feinde nicht, und ſie müßten Ruhe halten. Aber beſſer iſt's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn ſie iſt reizend; aber ſie erbittert nicht. Das Gefühl der Beſchämung ſchmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einſehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu ſeinem eignen Vortheile beging, ſondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unerſättlichen Ariſtokraten überlaſſen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um ſagen zu können, daß ſie keiner Freiheit würdig ſeyen, und daß man ſie zu Gefängnißwärtern der Juden beſtellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlaſſen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang verſperre, eine weniger, das iſt der Unterſchied; unfrei ſind ſie beide.

2.

In dem lezten Jahrzehen vor der franzöſiſchen Revolution, wurden von deutſchen Staatsgelehrten, wie für die Geſetzgebung überhaupt, ſo auch für die bürgerlichen Verhältniſſe der Juden, menſchlichere und verſtändigere Grundſätze aufgeſtellt, und die Franzoſen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß ſie dieſe Grundſätze ins Leben einführten. In Weſtphalen, dem Großherzogthum Frankfurt, und in andern deutſchen Ländern, wo zur Zeit der Napoleoniſchen Herrſchaft, franzöſiſche Regierungsart ſich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern, verfaſſungsmäßig aufgenommen. Es geſchah dieſes ohne Widerſetzlichkeit, ja ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel, und Deutſchland wurde frei. Alſobald erhoben ſich im nördlichen Deutſchlande einige Schriftſteller, die gegen die

Juden eiferten, und die freien Städte, das ſiebenſchläferige Frankfurt beſonders, ſuchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtloſen Zuſtand, aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es iſt zu unterſuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entſprang.

Bei den Deutſchen, welche alle Tyrannei, unter der ſie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen, (denn es iſt ein verführeriſcher Traum an der Tyrannei nur einen Hals zu ſehen), ſchmolz Freiheitstrieb und Franzoſenhaß in ein Gefühl zuſammen. Und wie man ſelbſt das Gute verkennt oder verſchmäht, was Feindeshände darbieten, ſo verkannte oder verſchmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der franzöſiſchen Geſetzgebung ins deutſche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzoſen, hier und dort, die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geſchenkt, als etwas verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der franzöſiſchen Herrſchaft hielt, weil ſie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutſchen gedrückt, doch ſie allein für die Noth einigen Erſatz gefunden. Es iſt verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unſerer Leiden Vortheil ſchöpfen — ich meine es iſt eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutſche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was ſie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerſtückelt war. Die Einheit der Herrſchaft konnten ſie nicht herſtellen, ſo wollten ſie wenigſtens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geiſt, gleiches Herz, und gleiche Nahrung für beide. Dieſe Nahrung aber, urtheilten ſie, müſſe der kindlichen Natur und Schwäche der deutſchen Freiheit angemeſſen ſeyn, einfach und leicht aufzulöſen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeſchloſſenen Bildung, erſchienen ihnen zu ſelbſtſtändig, um mit der allgemeinen Freiheit aſſimilirt werden zu können, ſie dünkten ihnen eine harte unverdauliche Speiſe. Dazu kam noch allerlei theatraliſcher Spuck. Man wollte, wie in einer Oper, ein uniſones und uniformes Chor; man wollte nur Deutſche, wie ſie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die ſchwarzen Juden ſtachen häßlich ab. Endlich war es der, zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erſt jezt zur Klarheit gekommen, daß nämlich alle das Streben und Kämpfen des deutſchen Volks, gegen die Ariſtokratie gerichtet ſeyn müſſe, dieſer war es auch, welcher die Schriftſteller gegen die Juden feindlich ſtimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrſchaft, das heißt dingliche und perſönliche Ariſtokratie, bilden die zwei lezten Stützen des Feudalſyſtems. Sie halten feſt zuſammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, ſuchen Schutz bei den vornehmen Herrn, und dieſe von der Gleichheit geſchreckt, ſuchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne ſie, indem man den Juden die Beſchützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Leztere zu keinen jüdiſchen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können, und unter Vormundſchaft der bewilligenden oder verſagenden Volksvertreter geſtellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeſchreies, keines Allen kenntlichen, Allen ſichtlichen Paniers mehr bedarf, und ſeit alle Deutſche wiſſen, um was ſie kämpfen, und um was ſie ſich zu verſammeln haben, hat der Franzoſenhaß, und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja freundlich ſind wir dem franzöſiſchen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und geſündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ärndten, was mehr als eine verbrecheriſche Hand ſäen half.

Es lehrt uns, was wahre Freiheit ſey, und wie man ſie verdient, und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem ſind auch die Lehren des Judenhaſſes verſtummt, und die Schriftſteller, die jene ſchädlichen Lehren zu verbreiten ſuchten, ſchweigen jezt. Ihr Irrthum iſt ihnen zu verzeihen, da ſie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint, und die Wahrheit iſt nie zu theuer erkauft, auch wenn man ſie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

XV.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zenſur.

(1819.)

Bei der jetzigen Beſchaffenheit der Menſchen und der Dinge in der bürgerlichen Geſellſchaft, wo jede Arbeit ohne Luſt, und jede Luſt ohne Würde iſt, bringt es Gefahr, ſeine Leſer zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geiſt, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verſtand des Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von ſich ſtößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geſchäftsmann willkommen heißt. Von Deutſchen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung, ſelten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach dieſem ſtrebte, dem lag an der Wahrheit nicht, ſondern daß er gelobt werde — ſo urtheilen ſie.

Aber was mich jezt zu dieſen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß iſt es die Eitelkeit nicht; ich hätte dann nicht ſo offen davon geredet und hätte ſchlauer mein Inneres hervorgeſtellt. Aus einer reineren Quelle entſpringt meine Beſorgniß. Ich möchte belehren und fürchte zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte zu beluſtigen, ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernſt anſprechen, und ich fürchte Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch keiner die Feder geführt; in Milch habe ich ſie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine ſchwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener geſcholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens ſeyn, es iſt ſchwer, ja es iſt unmöglich, keine Satyre zu ſchreiben!

Zenſur! Das iſt ein Wort, womit man den leichtſinnigſten, gedankenloſeſten, heiterſten Schlemmer, in Trübſinn, ernſtes Nachdenken, in Schrecken und Staunen verſetzen, oder den düſterſten Murrkopf zum unauslöſchlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppiſch, bewunderungswerth und abgeſchmackt zugleich iſt. Es iſt das

Eine, wenn damit das Große erſtrebt und erreicht, es iſt das Andere, wenn damit nach Kindiſchem gezielt, und nicht einmal dieſes erlangt wird. Seit dreißig Jahren rauſcht das bewegte Meer des losgelaſſenen Geiſtes der Menſchheit, in hohen und ſtolzen Wellen daher, und ſchwemmt die ſandigen Ufer weg. Und da ſehen wir ein Land, das ſich kühn und kräftig dem anſtrömenden Ozean entgegen ſezt, das ihn mit eiſernem Strande abhält, ſo daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer ſpritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur ſo viel ins Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wäſſern; vom Geiſte der Zeit nur ſo viel geſchöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig iſt. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen ſich frei und glücklich, weil man ſie keine größere Freiheit wünſchen lehrte, als die ſie beſitzen, und kein höheres Glück, als deſſen ſie theilhaftig werden können. Nun giebt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen laſſen, damit er ſpärlicher fließe; wo ſie ſich mit Schneeballen gegen Kanonenſchüſſe wehren, und beim Nordlichtſchein mit Sprützen zu Hülfe eilen, weil ſie die Helle für eine Feuersbrunſt halten. Dort wird die Stillung des Durſtes verwehrt, aber das Eſſen geſalzner Speiſen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verſtattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geiſtesdruck geübt, der um ſo grauſamer iſt, weil er nur ſchmerzt ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber ſelber nichts gewinnen.... Es iſt klar, daß ich von der Oeſtreichiſchen Zenſur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entſtehen ſolcher Bedürfniſſe, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verſtand. Die inländiſche Zeitungszenſur hat nichts Auffallendes; ſie übt keine fruchtloſe Härte, weil auch die fremden Blätter, die ins Land kommen, einer Zenſur unterliegen, und weil bei der Beſchränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerecht, und daher mit Erfolg durchgeſezt wird. Aber in Frankfurt ſind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zenſur unterworfen, alle ausländiſchen ſind davon frei; dieſe liegen in hundert Leſegeſellſchaften, Kaffe- und Gaſthäuſern auf den Tiſchen. Wozu nützt alſo die Zenſur, die ſolche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutſchen Blättern ſtehen? Frankfurt, deſſen Gebiet nur wenige Viertelſtunden zählt, will es mit ſeinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebſamkeit ſtrebend, ſich die Finger zerquetſchen laſſen? Frankfurt, welches ſeyn ſollte eine Freiſtätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gaſtlicher Heerd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrſchaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie mag es ſich herabwürdigen laſſen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die ſie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langſamer vorſchreite; ſich herabwürdigen laſſen, eine Zugbrücke zu ſeyn, die den freiſinnigen Anſichten, auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutſchlands, oder zurück, den Weg verſperre? Kann eine freie Stadt ſich beſſer ſichern, als wenn ſie überall die Freiheit gegen jeden, der ſie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder beſtünde die Freiheit unſerer Verfaſſung etwa nur darin, daß abwechſelnd jeder Bürger dazu kommen kann, dieſe Freiheit beſchränken zu helfen?

Man ſucht die Ausübung einer ſo ſtrengen Zeitungszenſur, mit der Anweſenheit der Bundesverſammlung zu rechtfertigen. Das heißt Feigheit durch Furcht beſchönigen wollen. Wie, die Bundesverſammlung, die Stellvertreterin aller deutſchen Mächte, von denen die meiſten Preßfreiheit, manche Zenſurfreiheit in ihren Staaten haben, ſollte verlangen, daß in einem fremden, unabhängigen republikaniſchen Staate, nicht geſchehen dürfe, was bei ihnen ſelbſt zu Hauſe geſchieht? Welche Geſandtſchaft könnte ſich über eine freimüthige Sprache in den hieſigen Tagesblättern beſchweren? Wir wollen ſie alle herrechnen, und man wird ſehen, daß die Furcht vor Reklamationen, wie ſie es nennen, gar keinen Grund hat.

Oeſterreich hat zwar eine ſehr beſchränkte Preßfreiheit und eine ſtrenge Zenſur; allein, es iſt nicht ſein Vortheil dieſe Grundſätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeiſt ſchon eine gewiſſe Feſtigkeit angenommen hat, und mündig geworden iſt. Es iſt nicht das Syſtem der öſterreichiſchen Regierung, die öffentliche Meinung für ſich zu ſtimmen, ſondern ſie erkennt gar keine ſolche an, und ſie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Unterthanen ausgeſprochen, eben ſo unwillig zurückweiſen, als einen Tadel. Dieſes iſt ſehr folgerecht. Die öffentliche Meinung iſt eine Macht im Staate; um ihre Gunſt buhlen, das heißt ſie anerkennen, und ſie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es giebt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr beſtehen. Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch ſie anerkennen, und wenn man in einem ſolchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, ſo verliert man mit dem Beſitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Oeſtreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg ſo gefährlich iſt als Niederlage. Seinen ſtarken Einfluß den es auf die deutſchen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Preßfreiheit gebrauchen wollen, dieſes um ſo weniger, je mehr ihm daran gelegen iſt, das in ſeinem eigenen Staate beſtehende Regierungsſyſtem, unangefochten fortbeſtehen zu laſſen.

Preußen kann der Preßfreiheit keine Feſſeln anlegen wollen; es würde ſein Lebensprinzip zerſtören, wenn ihm ſein Beſtreben gelänge. Ohne geographiſchen, ohne politiſchen, ohne den innern Schwerpunkt den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur ſeine Stütze in der öffentlichen Meinung, ſeinen Schutz in der Liebe ſeines Volkes, ſeinen Einfluß in der Achtung deutſcher Bürger. Die Preußiſche Regierung täuſche ſich nicht; ſie ſucht aufrichtige Liebe, unerſchütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutſchen Hofe vergeblich; man iſt ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des Deutſchen Volks ausgegangen iſt; man wird ſie verlaſſen in der Noth, und dann würde ihr das Deutſche Volk allein Schutz gewähren, wenn ſie ſeine Dankbarkeit dadurch feſſelte, daß ſie es, wie ſie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die ariſtokratiſchen Anfechtungen des ſüdlichen Deutſchlands kräftig ſchützt.

Von der Bayeriſchen Regierung läßt ſich am wenigſten erwarten, daß ſie durch ihre Geſandtſchaft in Frankfurt, die dortigen Zeitungen ängſtlich ſollte bewachen laſſen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Preßfreiheit geduldet wird; auch wird ſich finden, daß die meiſten Artikel die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt geſtrichen wurden, aus Bayriſchen Blättern entnommen waren.

Würtemberg hat unumſchränkte Preßfreiheit und keine Zenſur; alſo von dieſer Seite kann nie ein Reklamationen-Gewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von Weimar, Baden u. ſ. w. iſt eben ſo wenig zu beſorgen.

Die Geſandten von Frankreich und England, werden ſich wohl nie herablaſſen über einen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten ſelbſt die ſie vertreten, völlige Preßfreiheit herrſcht, und es lächerlich wäre, wenn ſie fürchteten, der Meinung die man von jenen Ländern in Deutſchland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falſche Richtung gegeben werden.

Rußland hat den wärmſten Dank des Deutſchen Volkes ſich erworben, weil es ihm ſo treulich beiſtand den Tyrannen zu ſtürzen. Um ſo mehr läßt ſich von ihm erwarten, daß es den Deutſchen auch behülflich ſeyn werde, alle Tyrannei zu zerſtören, die Tyrannei der Adels- und Beamten-Ariſtokratie nämlich, die nicht durch Tauſende von Bajonetten ſondern nur durch die Freiheit der Preſſe, durch die Oeffentlichkeit beſiegt werden kann.

Man ſieht, daß es kein Intereſſe irgend einer der Mächte, die ſich in Frankfurt durch einen Geſandten vertreten laſſen, ſeyn kann, die hieſigen Zeitungen unter ſtrenger Zucht zu halten. Es iſt hier nämlich von einem wirklichen Staatsintereſſe die Rede; denn was etwa ſonſt die miniſterielle Pedanterie, das hergebrachte diplomatiſche Kanzleiverfahren, und der zarte Hofton, dabei eigenmächtig zu thun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräſentirten Staaten oder Fürſten angeſehen werden, und verdient nicht die geringſte Berückſichtigung. Man darf ſich keine Artigkeiten auf Koſten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Geſetzgebern und Regierungsbeamten eines Freiſtaates ſtünde ein gewiſſer Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an. Nachgiebigkeit ziemt ſich nur für große Staaten, weil ſich dieſe hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit allen ſeinen Bücklingen und unterthänigen Redensarten ſeit fünf und zwanzig Jahren gewonnen; welche Uebel hat es dadurch von ſeinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unſere epidemiſchen Feinde, die Franzoſen, weniger Millionen Brandſchatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die ſchonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hieſigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unſere Köpfe flogen und unſere Häuſer anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unſere Selbſtſtändigkeit dennoch verloren? Und hat die kräftig ſtolze Sprache die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener ſchönen Leichenrede unſerer Freiheit, nicht die größte Bürgſchaft ihrer einſtigen Auferſtehung, da kein kräftiger Wille, wo er eine Saat auswirſt, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jezt nicht verlocken laſſen, den Groll, die Wehmuth meines Herzens auszuſtrömen; jeder gute, jeder nachſinnende deutſche Bürger zürnt und weint, wenn er ſieht, welchen Jammer ungeſchickte Hände aller Orten über das theure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die ſich der Freiheit des Volks entgegenſezte, dann könnte man ſagen: wir wollen ſie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir ſagen: wir wollen ſie bemitleiden und belehren. Aber die Philiſterei iſt's, dieſe widerliche abgeſchmackte Miſchung von Engherzigkeit und Geiſtesflachheit, der nicht beizukommen iſt als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche keiner der ſich fühlt, Demuth genug hat.

Die Leſer des bisher Geſagten werden erwarten, ich hätte meine Foderungen an die Preßfreiheit in Frankfurt, hoch geſtellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die Freiheit zu ſchreiben, in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrucke der Conſtitution die Hoheit in der ganzen Bürgerſchaft ruht, nicht geringer ſeyn könne als in monarchiſchen Staaten, wie Frankreich und Würtemberg. Allein ſo iſt es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hieſigen Bundesſtadt obwaltende geſellſchaftliche Verhältniſſe billige Rückſicht genommen, und keine größere Preßfreiheit verlangt, als ſie in ſolchen deutſchen Staaten beſteht, wo noch Zenſur Statt findet.

Es kommt mir weder zu, noch kann es von mir gefordert werden, abzumeſſen wie viel bei der Zenſur wie ſie gegen die Zeitung der freien Stadt Frankfurt ausgeübt worden, dem Zenſor und wie viel der Behörde zuzuſchreiben ſei, welcher derſelbe für ſeine Amtsverrichtungen verantwortlich iſt; aber nach welchen Grundſätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundſätze dieſe Zenſur verfahren ſey, wird man aus nachfolgendem erſehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einſichtsloſer wird wohl in ganz Deutſchland keine Zenſur verwaltet als die hieſige. Ihre Strenge hat mich nie ſo erbittert als es ihre Nachſicht that, weil ſich aus dieſer ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkühr war. Es wurden Zeitungsartikel geſtrichen, die in den Reſidenzen der Regierungen oder Fürſten, von denen ſie handelten, ſelbſt gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Iſt es nicht die billigſte Foderung von Preßfreiheit, daß ſie für jeden Staat von welchem die Zeitungen ſprechen in einem ſolchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate ſelbſt über ihn geſagt werden dürfte! Alſo (ich muß mich deutlich machen, eine etwas abſtrakte Sprache verſteht nicht jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen geſagt werden dürfen: über Bayern, ſo viel in München ſelbſt, über Frankreich, ſo viel in Paris, über Würtemberg, ſo viel in Stuttgart, zu ſagen erlaubt iſt, und iſt es nicht die größte Feigheit, die Rückſicht für eine Regierung ſo weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, denen ſie in ihren eigenen Staaten freien Lauf laſſen muß. Die meiſten Artikel die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt geſtrichen wurden, waren aus Deutſchen, ſchon einmal zenſirten Blättern, entnommen. Da die Deutſchen Zeitungen ſich wechſelſeitig abſchreiben und die meiſten derſelben unter Zenſur ſtehen, ſo giebt es nichts ſpashafteres, als dieſes vielfache Deſtilliren eines Artikels, und wie ſolcher bis er dem durſtigen Leſer zu Munde kommt, durch zwölf Zenſurkolben wandern muß, und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geiſt herausgearbeitet iſt, nicht um ihn zu trinken, ſondern um ihn wegzuſchütten, und nichts als das lymphatiſchſte Waſſer übrig zu behalten.

Wo die Zenſur ihr Scharfrichteramt ausübt, da thut ſie was ihr obliegt, und man weiß woran man iſt; aber das Recht zu begnadigen ſollte ſie nicht haben, dieſes macht ihre Gewalt nur noch tyranniſcher, indem es ihr die Freiheit giebt nach Willkühr zu verfahren, und zu tödten oder leben zu laſſen wie es ihr beliebt. Dieſes Begnadigungsrecht, hat die hieſige Zenſur zuweilen, und unter ſonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot ſich manchem Zeitungsartikel einen Reiſepaß auszuſtellen, doch müſſe er ſich legitimiren *woher er käme*, das heißt die *Quelle* des Artikels müſſe angegeben, es müſſe bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen ſey. Man denke ja nicht, daß hier von *Thatſachen* die Rede geweſen ſey, wo die Zenſur, wenn die Thatſachen auffallend ſind, vielleicht manchmal mit Recht, nach einer authentiſchen Quelle fragen dürfte, ſondern *Meinungen*, *Anſichten* betraf es. Waren ſie aus einer andern Zeitung genommen, ließ ſie der Zenſor ſtehen, erſchienen ſie aber in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt zuerſt, oder waren ſie aus franzöſiſchen Blättern überſezt, dann wurden ſie geſtrichen. Darf ein Frankfurter nicht ſo gut eine Meinung haben als ein Anderer? Warum ſoll hier die Geiſtesfabrikation unterdrückt, der Activhandel mit Geiſtesprodukten verboten, und nur ein Ideen-Speditionshandel verſtattet ſeyn? Der Zenſor hat mich mit ſeiner Vorſchrift: Angabe der Quelle, oft in Verzweiflung geſezt. Wer gab mir Wünſchelruthen genug alle die Quellen zu entdecken? Quelle, Quelle, hieß es jeden Abend 10 Uhr wenn ich den Zenſurbogen bekam; ich träumte von Quellen, ich hörte ſie rauſchen. Hatte ich eine Pariſer Nachricht, die dem Zenſor etwas geſpenſtiſch ausſahe, ſo ſchrieb er vor: gute Deutſche Quelle oder d. (der Tod). Wie iſt es nun möglich, daß eine franzöſiſche Geſchichte eine deutſche Quelle haben kann? Und was heißt eine gute?... Das iſt eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß ſie wähnen, Meinungen die ſie fürchten, hätten eine Quelle, die man nur zuzuſtopfen brauche. Sie regnen vom Himmel herab, und werden eine Sündfluth bilden, aber nur zum Verderben der Gottloſen; die Gerechten werden ſicher ihre Noahs-Arche finden.

Ich will die loſeſten Zenſurſtreiche in chronologiſcher Ordnung erzählen, und dadurch jeden in den Stand ſetzen, ſelbſt zu urtheilen, wie ſehr meine Beſchwerden über den erlittenen Druck gegründet ſind.

Erſter Fall.

In einem Artikel *von der niederländiſchen Gränze*, 22. Dez., worin von der in Brüſſel vorgefallenen angeblichen Verſchwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle geſtrichen:

> „Unter den Verhafteten will man ſelbſt fremde Agenten bemerken, die wohl nur ſo pro forma verhaftet wurden. Bei der, bei dieſer Gelegenheit vorgenommenen, Verhaftung einer Anzahl-Franzoſen hat man ſich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Gerücht von einer im Werke ſeyenden Verſchwörung nur dazu benutzt worden ſey, Perſonen, denen man übel wollte, verdächtig zu machen. Es ſcheint im Intereſſe gelegen zu haben, einen großen Verſchwörungsplan, der von den Niederländern aus über Frankreich und Italien bis nach St. Helena verzweigt ſeyn ſollte, wahrſcheinlich zu machen, und dieß iſt auch für den Augenblick gelungen.„

Dieſer Artikel war aus der Nürnberger Zeitung entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wiſſen, im *Königreiche* Bayern. Wenn die Vorzüge eines Freiſtaates gegen eine Monarchie, nur in einer ſtrengeren Zenſur beſtehen, ſo werden wohl viele Jene wünſchenswerther finden. Was lag in dieſem Artikel gefährliches, was im geringſten das zu einer Beſchwerde Anlaß hätte geben können? Alle deutſche Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit

Recht; denn es iſt gut, wenn man den Fürſten und ihren Unterthanen die Polizeiränke, welche von den Ariſtokraten ſo oft benutzt worden, um ſie im wechſelſeitigen Mißtrauen zu erhalten, ſo viel als möglich entlarvt.

Zweiter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Januar, war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfriſchen, aller deutſchen Schnürbrüſte ledigen Speyerer Zeitung entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutſchen hätten bis jezt noch nicht gelernt etwas beſtimmt „und nachdrücklich“ zu fodern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Zenſur ausgeſtrichen. Es iſt traurig, wenn ein Zenſor eine dichteriſche feurige Einbildungskraft hat, und bei den Worten nachdrücklich fodern, gleich an die Stürmung der Frankfurter Baſtille, der Mehlwage, denkt. Wozu hier dieſe Aengſtlichkeit? So viel bekannt, beſchäftigt ſich der Bundestag damit, den Deutſchen allen Nachdruck zu verbieten; allein die Zenſur hätte wiſſen ſollen, daß hierbei nur vom typiſchen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede iſt, und ſeyn konnte.

Dritter Fall.

Ich bitte meine Leſer, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 12. Januar in die Hand zu nehmen und ſie nachzuleſen, um zu verſtehen wovon hier die Rede ſeyn wird. Dieſes Blatt war faſt ganz durchſtrichen. Ich, der ich mir dieſes Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigne Art aus, und übernahm die Verantwortlichkeit, die geſtrichenen Artikel doch ſtehen zu laſſen. Ich bitte meine Frankfurter Leſer noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzuſehen, um ſich zu überzeugen auf welche Art die Zenſur hier verwaltet wird. Da iſt zuerſt ein Artikel aus Paris. Das ihm vorgeſezte Sternchen deutet an, daß er eine Original-Mittheilung iſt. In dieſem Artikel wird von den **Umtrieben der Ultra's** auf eine Art geredet, wie dieß in vielen Pariſer Zeiſchriften mit weit ſtärkern Ausdrücken geſchieht. Dem Artikel wurde von der Zenſur das Todesurtheil geſprochen, und das Leben ſollte ihm nur dann geſchenkt werden, wenn er nachweiſen könne, daß er eine gute deutſche Zeitung zur Mutter habe. Nun, ſagt mir Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariſer Nachricht urſprünglich in einer deutſchen Zeitung ſtehen, und was heißt eine gute Zeitung? Alſo die Zenſur in Frankfurt wäre auch eine Staatsrezenſentin, von deren Ausſpruch abhinge, ob eine Zeitung als gut oder nicht gut zu halten ſey, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre ſchrecklich-ſpashaft, wenn in dem bevorſtehenden Preßgeſetze für die deutſchen Bundesſtaaten, die Beſtimmung aufgenommen würde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was ſchon in einer andern guten Deutſchen Zeitung geſtanden habe, und als gute wären anzuſehen: der Oeſtreichiſche Beobachter, die Leipziger Zeitung und zwei bis drei andere. Warum ſoll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht ſagen dürfen über franzöſiſche Angelegenheiten, was die Pariſer Zeitungszenſur ſelbſt zu ſagen erlaubt?

Der Artikel Großbritannien und der vom Rheine, im nämlichen Blatte, beide aus der in Augsburg erſcheinenden allgemeinen Zeitung entlehnt, wurden auch geſtrichen. Die darin herrſchenden Grundſätze ſind freilich gefährlich, durch die Wachſamkeit der hieſigen Zenſur wird aber dem böſen Geiſte der Zeit, leider nur in Dortelweil und in der einen Hälfte von Niederurſel, der Eingang verwehrt; in der andern Hälfte von Niederurſel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheitspeſt fortwüthen. Darum alles vergebens. Man, vergeſſe doch nicht daß Revolutionen konzentriſch wirken.

Noch ein anderer Artikel über Heſſenkaſſel, im nämlichen Blatte, wurde auch verurtheilt; aber ich muß geſtehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von deſſen Verbreitung war, daß an dem Tage wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutſchlands ſeine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicher Weiſe am Abende eingetretene Nacht, wo jeder ruhig zu Bette ging, würde alles in blutige Verwirrung gekommen ſeyn. Der Artikel war freilich aus der Speyerer Zeitung entlehnt, und Speyer iſt ein Stück Franzoſenland geweſen, und kann nie mehr ſelig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten von der Zenſur geſtrichenen Artikel dennoch ſtehen gelaſſen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rthlr. Strafe verurtheilt, welche Strafe nach erhobener Appellation, auf 10 Rthlr. herabgeſezt wurde.

Vierter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Januar war aus dem Hamburger Correſpondenten nachfolgender Artikel aufgenommen:

„Vom Main, 3. Januar. Von der deutſchen Bundes-Verſammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen von Buol fortgeſezt wird, erwartet man in dieſem Jahre noch weit erfreulichere Reſultate, als in dem vorhergehenden Jahre.“

Geſtrichen. — Es iſt hart, daß einem Freunde ſeines Vaterlandes verboten ſeyn ſoll, der deutſchen Bundesverſammlung das verdiente Lob zu ertheilen. Allerdings wurde man auch von der ehemaligen Venetianiſchen Staatsinquiſition ſtreng beſtraft, wenn man die dortige Regierung lobte, allein der Zenſor hat ſich unmöglich dieſes Beiſpiel zum Muſter nehmen können, ohne ſich einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutſchen Fürſten, ſchuldig zu machen, und ohne ſeine Unbekanntſchaft mit dem deutſchen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftſteller in Deutſchland geſtraft worden wäre, weil er irgend eine Regierung gelobt hat; im Gegentheil es giebt Fälle genug, daß ſolche wegen tadelnder Aeuſſerungen, beſtraft worden ſind.

Fünfter Fall.

Mehr als irgend einer der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweiſt dieſer, welch eine ſchreckliche Sache es um die hieſige Zenſur iſt, welche Willkühr dabei herrſcht und wie man der Leidenſchaftlichkeit unbarmherzig hingegeben iſt. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfaſſungsmäßiger geſetzlicher Regierung ſich die Bürger irgend eines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie ſich die Beamten dieſes Staates in kleinen Fällen betragen. Sind ſie zur Willkühr geneigt, pflegen ſie ſie zu üben, dann kommt es bei ſolchen kleinen Anläſſen an den Tag; weil ſie ſich dabei nicht ſcheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu laſſen, was ſie bei bedeutenden Sachen, die Aufſehen erregen, im Verborgenen thun. Die Unſinnigen! Sie meſſen die Freiheit des Bürgers nach Geldeswerth, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige beſchädigen, um einen Schritt den Weg verſperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangen zu halten, das wähnen ſie, ſey bedeutungslos. Da iſt keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Geſetze wie eine Million genießt, und wo in ſtreitigen Sachen, der Richter über einen ſchmalen gedruckten Papierſtreifen nicht eben ſo ernſt und nach den Geſetzen Recht ſpricht, als über Haus und Feld.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 16. Januar ſtand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht aus welchem Blatte entlehnt:

«Vor einem guten Flaſchenſtöpſel (ſchreibt Jemand) habe ich immer allen Reſpekt, und er verdient ihn. Denn ein ſolcher Stöpſel iſt ein ordentlicher Vorgeſetzter, Leib- und Halsherr der Flaſchen, ein Zunft- und Stuhlmeiſter, ein Feſtungscommandant und Grandmaitre, der um ſo mehr auf unſere Achtung Anſpruch zu machen hat, je mehr er nach ſeinem edel pantoffelhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit beſitzt, allen Druck geſchmeidig anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er vorſteht oder eben ſitzt, alle champagnermäßige, luftige Auf- und Ausbrauſungen zurückzuhalten; daher auch, ſobald ein zuverläſſiger, wohlgeſchnitzeter und geſcheiter Stöpſel ſeine Schuldigkeit thut, aus ſeinem gläſernen Bezirke gewiß kein Bläschen Geiſt oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre den Stöpſeln!»

Dieſen Artikel . . . . hatte ihn die Zenſur geſtrichen? Nein, ſie hatte Schlimmeres gethan als das; ſie hatte dabei bemerkt: «Paſſirt ohne Anſtand.» Der Zenſor glaubte wahrſcheinlich, dieſer Artikel ſey darum aufgenommen worden, weil er auf Zenſurbeamten angewendet werden könnte, und fühlte ſich aber gedrängt, einen Beweis ſeiner Hochherzigkeit zu geben, und merken zu laſſen, daß er zwar die Beziehung verſtanden habe, ſich aber darüber hinausſetze, und dem Artikel freien Lauf laſſe. Nie hat mich ein Druckverbot ſo ſehr empört als dieſe Druckerlaubniß, weil es mir deutlich verrieth, wie die

Zenſur ein Amt ſey, das ohne Leidenſchaftlichkeit, oder wenigſtens Laune, gar nicht ausgeübt werden kann.

Sechſter Fall.

Da die Aengſtlichkeit und Strenge der hieſigen Zenſur, wie es die Behörde, die ſie ausübt, offen erklärt, nur die Anweſenheit der Bundesverſammlung zur Quelle hat, ſo mag es erklärlich ſeyn, warum man einem Journaliſten in Frankfurt verbieten mag, freiſinnige, der Ariſtokratie mißfällige Anſichten aufzuſtellen. Wenn aber dieſe Anſichten aus andern deutſchen Blättern entnommen ſind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen ſie nicht haben? Werden Artikel aus der allgemeinen Zeitung, welcher doch Jeder, Mäßigung, wenn auch nicht nachrühmen, aber doch nachſagen muß, weniger verbreitet, wenn ſie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnahmen? Aus welchem, ich will nicht ſagen, rechtlichen und vernünftigen, aus welchem Grunde überhaupt, ſey er auch aus einer falſchen Anſicht hervorgegangen, wird Stellen wie folgenden, von der Zenſur die Aufnahme verweigert?

In der Zeit. d. fr. St. Fr. vom 17. Januar, ward von einem der allgemeinen Zeitung entlehnten Artikel: Aus Deutſchland 7. Jan., die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte geſtrichen:

„Wir eben ſo wenig, wie die Franzoſen, wollen uns die Früchte der Zeit entreißen, oder — ſofern wir ſie noch nicht haben — vorenthalten laſſen! Volksvertretung, Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Geſetz, Gleichheit der Anſprüche auf Amt und Würde, Bürgerehre, auf der einen Seite — Feudalität, Intoleranz, Finſterniß religiöſer und ariſtokratiſcher Vorurtheile, Anmaßung der Privilegirten auf der andern Seite — das ſind die Lockungen, die auch unſere Nation auf dem Scheidewege zu ſchöner, kräftiger, heilbringender Entwickelung und geſetzlicher Ordnung führen, oder in die gräuelhafte Zerrüttung befürchteter Revolutionen ſtürzen können! Wir fürchten dieſes Schreckbild nicht, wo es durch weiſe Regierungsanſtalten, durch offenes Fortſchreiten mit der Kultur und den Bedürfniſſen des Volks frühzeitig gebannt wird.“

Weiſe Regierungsanſtalten, Fortſchreiten mit der Kultur, Bedürfniſſe des Volks, ſind das Schreckbilder, welche die Zenſur einer freien Stadt bannen ſoll?

— In dem nämlichen Blatte, ward in dem Artikel Stuttgart 9. Januar, welcher von der Preßfreiheit im Königreiche Würtemberg handelte, und aus einer in Stuttgart erſcheinenden Zeitung genommen war, folgende Stelle geſtrichen:

> «Der kategoriſche Imperativ in der Philoſophie eines Mandeville «nach der Gunſt der Staatsregierer, als nach dem Höchſten zu trachten,» und ſo nicht nur mit Regenten, ſondern auch mit Miniſtern ꝛc. oder gar mit Mätreſſen Abgötterei zu treiben; dieſe feine Religion ſoll noch heute viel Anhänger haben.»

Beim Himmel, man kann es bei tauſend Gelegenheiten erfahren, wie wahr es iſt, was Leſſing irgend Einen ſagen läßt: «Wenn man über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, ſo hat man keinen zu verlieren.» Alle Bürger und Beiſaſſen der vierzehn Quartiere unſerer Vaterſtadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Miniſter noch Staatsmätreſſen giebt, nicht obige Stelle ſoll drucken laſſen dürfen, da es doch in einer Königsſtadt geſchehen durfte? Aber da iſt die alles zerſtörende Beamtenwillkühr, die ſich auf der Wachtparade des bürgerlichen Dienſtes im und am Kleinen übt, um bei ernſten Treffen, gewandt und fertig da zu ſtehen. Da iſt der unſelige alles verwirrende Geiſt der beliebigen Verwaltung, welche es für gottgefällig hält, Bürger auch auſſer dem Geſetze zum vermeintlichen Guten zu leiten, ſie väterlich zu regieren, und die ſo oft die ſchlechte Regierungs-That mit dem guten Willen beſchönigt. In ſo unbedeutenden Dingen, als das Druckverbot einiger Zeilen iſt, wähnt man keine Vorſchrift der Geſetze nöthig zu haben, und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als ſey in der bürgerlichen Freiheit etwas unbedeutend, und als ſey es nicht eben ſo verdammlich, wenn ein Beamter, der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vortheile eines Bürgers unberechtigt ſich in den Weg ſtellt!

— In dem nämlichen Blatte ſteht folgender Artikel:

> Frankfurt, 16. Jan. — Die heutige Ober-Poſtamts-Zeitung enthalt einen Bericht des Herrn Dr. Becker, uber die Beſchaffenheit des hieſigen Irrenhauſes, welcher mit folgenden Worten ſchließt: "Im Irrenhauſe wird Niemand in den Sack geſteckt, oder ihm der Mund geſtopft, völlige Rede- und Gewiſſensfreiheit herrſchet da. **Das Haus iſt demnach vor oder hinter dem Zeitgeiſte." O trauriges Geſchick, daß man den Verſtand verlieren muß, um die Freiheit zu finden.**

Die herausgehobenen Worte wurden geſtrichen. Ich möchte ſehr gern einmal den Verſtand verlieren, um dem Herrn Zenſor ſagen zu dürfen, was ich von ſeiner Zenſur denke; aber dann freilich, fände ich wahrſcheinlich nichts zu ſagen, ſondern würde alles klug und zweckmäßig finden.

— Endlich hatte ich in demſelben Blatte, freilich ironiſcher Weiſe, von dem verdorbenen, verſtockten und verdammten Frankreich geſprochen. Dieſe Worte wurden geſtrichen. Wahrſcheinlich hatte der Hr. Zenſor keine Gelegenheit zu erfahren, daß in Paris ſelbſt, täglich in weit härteren Ausdrücken, von Frankreich und ſeiner Regierung geſprochen wird, ſonſt hätte er wohl dem Einwohner einer Deutſchen freien Stadt, dieſe Art zu reden nicht verbieten können. Es wäre ſehr gut, wenn der Hr. Zenſor zuweilen nach dem Datum ſeiner Inſtructionen ſähe. Es ſcheint manchmal, daß er die aus den Napoleoniſchen Zeiten zur Richtſchnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies ſo viel Geld koſtet, ſo ſollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden, für Pariſer Journale, nicht ſcheuen, und den Zenſor verpflichten ſie zu leſen, damit er den Geiſt der franzöſiſchen konſtitutionellen Freiheit kennen lerne, und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hieſigen franzöſiſchen Geſandten, Artikel ſtreiche, die in Paris ſelbſt nicht unterdrückt werden dürfen.

Siebenter Fall.

Die Zeitung vom 18. Januar enthält einen Artikel *vom Rhein* 9. *Jan.*, aus der allgemeinen Zeitung entlehnt, welcher von dem Partheienkampfe in Frankreich, und von den Umtrieben der Ultra's, ſpricht. Am Schluſſe deſſelben heißt es:

"…. es handelt ſich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konſtitutionell-monarchiſchen Inſtitutionen Frankreichs, an welche ſich die aller andern Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergeſtellt und erhalten, oder ob der Volksgeiſt niedergetreten, und dadurch ein neues Zurückſchnellen dieſer ewig elaſtiſchen Feder, *mithin neue Revolutionen*, verbreitet werden ſollen. *Die Völker wollen ſie nicht, aber halbe Maaßregeln und Unterdrückung der Preßfreiheit werden uns davor nicht bewahren; wohin ſie führen, hat Napoleons Beiſpiel gezeigt.*"

Die herausgehobenen Worte ſind geſtrichen worden. Alle europäiſchen Miniſter können ruhig ſchlafen, die Frankfurter Zenſur wacht für ſie; fielen auch dieſer einſt die Augenlieder zu, dann ſtünde es ſchlimm um die Ruhe der Welt.

Achter Fall.

Es war mir daran gelegen zu wiſſen, ob das Verfahren der Zenſur in der Willkühr, Laune und in den eigenthümlichen Anſichten des Zenſors gegründet ſey, oder ob derſelbe nach Vorſchriften der oberen Behörden handelte. Um dieſes ausfindig zu machen, verſuchte ich einige Male, bei dem Vorgeſetzten des Zenſors, Abhülfe gegen die Beſtimmungen des letztern zu erhalten, und fand ſie auch jedesmal. Der Herr Polizeidirector nämlich, ließ, ſo oft ich mich bei ihm beſchwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Zenſur geſtrichen hatte, freien Lauf. Allein macht dieſe Erleichterung den Druck nicht nur noch ſchmerzlicher, da ſie beweiſt, daß der Druck unnöthig, ungeſetzlich war, und daß der Zenſor eigenmächtig verfuhr? Der Herr Polizeidirector erwiederte mir mehreremal, da ich ihm eben dieſe Bemerkung machte: Der Herr Zenſor habe nicht gewagt, dieſen oder jenen Artikel auf ſich zu nehmen. Allein iſt denn, um des Himmels willen, der Staat um der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Herr Zenſor ſich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um ſicher zu ſeyn, das, was er ſeine Pflicht nennt, gethan zu haben, mehr thun, als ſeine Pflicht, und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beſchränken? Soll der Grad der Preßfreiheit in Frankfurt, von den ſtärkern oder ſchwächern Nerven des Zenſors, und von ſeiner daraus hervorgehenden, größern oder geringern Aengſtlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Zenſur der zweiten Inſtanz geben. In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 19. Jan., war ein Artikel aus den Rheiniſchen Blättern, die Bittſchrift des Grafen Las Caſes an das brittiſche Parlament, wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena, betreffend, aufgenommen. Die Zenſur ſtrich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Caſes, für ſeinen ehemaligen unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrſcheinlich richtete ſich der Zenſor nach den Inſtructionen, die er vier Jahre früher wegen Buonaparte, und was von ihm öffentlich geſagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeſchrieben worden ſeyn, keine Theilnahme für den gefallenen Helden bekannt werden zu laſſen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem Vaterlandseifer der Deutſchen eine Richtung nach Außen zu geben, und ihren Haß der Tyrannei in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber ſeitdem haben ſich die Verhältniſſe geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurtheilen, ohne ſich gegen die Erben ſeiner Grundſätze zu verſündigen. Dieß hätte der Herr Zenſor bedenken ſollen, und dann würde er jenen Artikel nicht geſtrichen haben. Auch fand wirklich der Herr Polizeidirector deſſen Verfahren nicht zu billigen, und ſchrieb auf das Zenſurblatt: »Kann gedruckt werden, außer den durchſtrichenen Zeilen.« Die geſtrichenen Zeilen lauteten alſo:

> .... "ſo ſehr man auch einen großen Theil ſeines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln."

Was dieſer Satz für die Ruhe der europäiſchen Monarchien Gefährliches enthält, ob deſſen erſter oder zweiter Theil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich ſage es nicht.

— Das nämliche Blatt hatte folgende Aphorisme des Abbe Galiani aufgenommen:

> "Die moderne Theokratie fängt damit an, daß ſie die Menſchen durch Strenge und Qualereien reinigen will. Iſt man an das Höchſte von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Papſt, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeiſter, ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem ſo zahm gemachten Weſen kann er alles machen, was er will."

Dieſe Stelle ſtrich die Zenſur unbegreiflicher Weiſe, da wir in Frankfurt weder einen Papſt, noch einen Abt, noch einen Beichtvater, noch einen Novizenmeiſter, noch einen Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamiren konnten. Auch ſah der Herr Polizeidirector die Ungerechtigkeit des Zenſors ein, und begnadigte den verurtheilten Artikel.

Neunter Fall.

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Miſſionäre im ſüdlichen Frankreich, und von den Wundern, die ſie dort verübt haben wollten. Darin wurden folgende zwei Stellen geſtrichen:

> „Die Barmherzigkeit Gottes beſchränkte ſich aber nicht auf die Katholiken allein; ſelbſt die Proteſtanten konnten ſich des allgemeinen Eindrucks nicht erwehren. Es haben ſich wenigſtens 25 bekehrt........
> „Am nämlichen Abende kamen 5 Proteſtanten, worunter einer von 22 Jahren ſich zu meinen Füßen warf, und ſagte: Mein Vater, ich bin Proteſtant, erbarmt Euch meiner und macht mich zum Katholiken.... Man ſegnete 47 Ehen ein."

Der Herr Polizeidirector, an den ich wegen der Striche appellirte, erlaubte den Druck der Stelle.

Das nämliche Blatt hatte einen Artikel aus Berlin vom 8. Januar, aus dem Oppoſitionsblatte entlehnt, worin ein dummer Streich der Berliner Zenſur erzählt war. Die Frankfurter Zenſur ſtrich den Streich ihrer lieben Schweſter. Auf Beſchwerde darüber beim Herrn Polizeidirector, erlaubte dieſer die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Zenſurblatt ſchrieb, dem Artikel vorausgeſchickt werden:

> "Das Oppoſitionsblatt enthält folgenden Artikel, der durch ſeine lächerliche Uebertriebenheit ſich ſelbſt widerlegt, und den wir nur deßhalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förmlichen Widerlegung dadurch entſteht."

Wer die bisher erzählten Thaten der Frankfurter Zenſur geleſen hat, wird nicht ſagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beſchuldigung, lächerlich übertrieben ſey; auch hat ſie ſich weder ſelbſt widerlegt, noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es iſt weiter nichts daraus entſtanden, als daß die Redaction des Oppoſitionsblattes mich vor aller Welt herabgehunzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main, die Artikel ihres zuverläßigen Berliner Korreſpondenten berichtigen zu wollen. Indeſſen habe ich ſpäter den Wink des Herrn Polizeidirectors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verſchaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung vorausgeſchickt. Es iſt höchſt wunderbar, daß während in Frankfurt, als in einer betriebſamen Handelsſtadt, jeder ſeine ſchlechte Waare lobt, um ſie gut zu verkaufen, dort ein Zeitungsſchreiber ſeine gute Waare tadeln muß, um ihr Abſatz zu verſchaffen. Den ſchönſten, beſten, edelſten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeſchickt, und dieſes Zeugniß der Schlechtigkeit hat ihnen zum Paſſe gedient.

Zehnter Fall.

In der Zeitung vom 26. Januar ſtand von Paris aus: «Das Miniſterium, ſagt man, iſt gut, aber ſchwach.» Aber ſchwach, wurde geſtrichen, und nur der Vorderſatz blieb ſtehen. Beim Himmel, wenn erſt der hieſige Zenſor die zu Paris erſcheinende Minerve Française und den Conservateur zu ſtreichen hätte, da blieb kein großes und kleines Abc darin ſtehen, ſo viel als man braucht, um Kinder leſen zu lehren. Dieſe Sachen klingen alle ſo fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht, und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satyre gegen die Zenſur ſchreiben wollen, und darum das Gemälde karrikirt. In der freien Stadt Frankfurt ſoll man nicht ſagen dürfen, das franzöſiſche Miniſterium ſey ſchwach, bei welchem gelinden Ausdrucke die

Pariſer Zeitungsſchreiber es nur dann bewenden laſſen, wenn ſie höflich ſeyn wollen, und eine Anſtellung ſuchen!

— In dem nämlichen Blatte ſtand:

„Auf den Pariſer Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werther's parodirt. *Man ſieht, daß die Franzoſen um 40 Jahre in der Geſchichte der Deutſchen zurück ſind; ſonſt würden ſie ganz andere Leiden zu parodiren finden.*"

Die herausgehobenen Worte wurden geſtrichen. Allein indem der Zenſor dieſes that, bewies er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

Eilfter Fall.

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutſchen Blättern folgenden Artikel nachgeſchrieben:

„Frankfurt, 17. Januar. — Der hannöverſche Bundes-Geſandte, Herr von Martens, hat eine aktenmäßige Darſtellung der vorigjährigen Ereigniſſe unter den Studirenden zu Göttingen an die andern Herren Geſandten vertheilen laſſen, und denen, die ſolchen Staaten angehören, worin Akademien ſich befinden, in einer Note den Wunſch ausgedrückt, daß man ſich über allgemeine Grundſatze vereinigen möge, um kunftig ahnlichen Auftritten verzubeugen.“

Geſtrichen. Der Iſis-Schleier der Bundesverſammlung wäre durch dieſe Nachricht wohl nicht aufgedeckt werden!

Zwölfter Fall.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 2. Februar, hatte folgenden Artikel aufgenommen:

> „Nordamerikaniſche Freiſtaaten.“
>
> Die Emigranten, ſo aus Europa ankommen, belaufen ſich im Durchſchnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1870 angekommen, und zwar in: New-York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in andern Seehäfen.“

Der Zenſor unterdrückte dieſe Nachricht. Meine Leſer ſind wohl müde geworden zu fragen, warum? Wer kann das errathen! Aber dieſen nämlichen Artikel durfte am nämlichen Tage die Ober-Poſtamtszeitung aufnehmen. Man ſieht, wie die Zenſur nur nach Anwandelungen verfährt; denn, enthielte jener Artikel etwas, was ihn nach irgend einer Anſicht ſchädlich machte, wie konnte dieſe Schädlichkeit dem Zenſor in der einen Zeitung auffallen und in der andern zu gleicher Zeit entgehen? Ich habe dieſen Fall wegen ſeiner

Merkwürdigkeit ſchon früher in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht, und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:

«Da, ſo viel ich weiß, meine liebe Vaterſtadt in keinem Krieg mit den vereinigten Staaten verwickelt iſt, in welchem Falle ſie das Preiſen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht unterſagen würde; ſo kann der Zenſor bei ſeinen Ungedankenſtrichen keine andere Abſicht gehabt haben, als dem Geſchichtſchreiber von Kuhſchnappel etwas Angenehmes in ſeinen Zettelkaſten zu werfen, und Jean Paul, lieſt er dieſes, nimmt gewiß eine ſaubere Feder, und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte, und mit verdienter Zierlichkeit.»

«Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Newa, ja ſogar des Manzanares, mir zu ſagen, was ſie vielleicht ſonſt denken von der Sache. Hat ſich aber jeder ſatt erſtaunt über dieſe wahrhaftige Geſchichte, dann wird noch ein kleines ſüßes Wunder als Deſert aufgetiſcht. Es beſteht in folgendem: An dem nämlichen Tage, nämlich am Dienſtage, dem zweiten Februar, wo in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt der Zenſor die angeführte Stelle geſtrichen hatte, ſtand dieſe nämliche Stelle geſund und friſch in der Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung. Da nun alle Zeitungen in derſelben Stunde und vom nämlichen Zenſor durchgeſehen werden, ſo müſſen nothwendig binnen fünf Minuten, als ſo viele Zeit zwiſchen der Zenſur des einen und des andern Blattes verfloſſen ſeyn kann, die auswärtigen Verhältniſſe der Stadt Frankfurt ſich geändert haben, welches wehe thut, da die heilige Allianz mehrere Beſtändigkeit der Staatsrelationen hatte hoffen laſſen.»

Dreizehnter Fall.

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei ſogar auf das bekannte Champ d'Aſile in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der Minerve Française entlehnte Nachricht von der, zur Unterſtützung jener franzöſiſchen Flüchtlinge, zu Paris eröffneten Subſcription, durfte ich in die Zeitung vom 3. Februar nur unter der Bedingung aufnehmen, daß ich die öffentliche Quelle dieſer Nachricht ſorgfältig dabei ſetzte; die Zenſur ſchrieb mir dieſes ausdrücklich vor.

Vierzehnter Fall.

Ich hatte früher die von der Zenſur geſtrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte ihr das nicht ſelbſt willkommen geweſen ſeyn, da ja ihr Dienſteifer hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen ſchien? Es iſt mir unerklärlich, warum ihr dieſes zuwider war, und warum ſie bei dem Polizeiamte das Verbot, ſolche Punkte zu ſetzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Februar wurde mir von der Polizei eine ſchriftliche Verordnung zugeſchickt, worin mir, bei Strafe, alles Punktiren unterſagt worden. Ueber das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen ſolchen Zwang aufzulegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da ſpäter mehr hiervon geredet werden ſoll; ich begnüge mich, die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfolgend mitzutheilen:

Actum
bei dem Polizei-Amte der freien Stadt Frankfurt, Mittwochs den 20. Januar 1819.

„Von Seiten der hieſigen Zenſur geſchah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frankfurt würden ſeit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Zenſur geſtrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchſchoſſen, um dadurch das Publikum aufmerkſam zu machen, daß an dem durchſchoſſenen Raum eine Stelle von der Zenſur geſtrichen worden. Da nun dieſes Verfahren gegen alle Ordnung verſtoße, ſo halte die Zenſur ſich verpflichtet, hiervon die Anzeige zu machen, um weitere Reſolution darüber zu veranlaſſen, worauf beſchloſſen wurde:

u. ſ. w. u. ſ. w.

4) Die etwa durch die Zenſur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Strichen oder Punkten durchſchoſſen werden, vielmehr muß der Satz ſo zuſammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes ſichtbar wird.

5) Sollte, nachdem dieſes befolgt worden, am Ende des Blattes ſelbſt, ein leerer Raum übrig bleiben, ſo muß ſolcher entweder mit Avertiſſements, welche ſchon die Zenſur paſſirt ſind, oder mit ſolchen politiſchen Artikeln, die kurz zuvor in andern hieſigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaktion iſt verbunden, zu dem Ende ſtets für einen zureichenden Vorrath von dergleichen Avertiſſements oder Artikeln zu ſorgen.«

Bald darauf traf auch der Fall ein, daß ich wegen vermeintlicher Uebertretung jener Vorſchrift zur Unterſuchung gezogen und mit einer Geldbuße gezüchtigt wurde.

Nämlich in der Zeitung vom 9. Februar, war, in einem der Bremer Zeitung entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des deutſchen Beobachters, Herrn Dr. Benzenbergs, enthaltenden Artikel, überſchrieben: Bremen, 3. Februar, nachfolgende Stelle geſtrichen:

„Ich will Ihnen noch ein Beiſpiel von der ... Zenſur erzählen.“

„Ich war im vorigen Herbſte in Aachen, und da alle Leute ſich wunderten, daß die Aachener Zeitungen ſo ſchlecht wären, und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, ſo ſchrieb ich im deutſchen Beobachter einen Aufſatz: Ueber die Aachener Zeitungen, und zeigte, daß man Unrecht habe, den Zeitungsſchreibern hierüber Vorwürfe zu machen, denn dieſes rühre lediglich von der Zenſur her, welche es ſich zum Geſetz gemacht, alles zu ſtreichen, was den Kongreß beträfe, damit Preußen keine Auseinanderſetzung mit den andern Kabinetern der Zeitungen wegen habe; denn ſobald Zenſur vorhanden, ſey jede Zeitung offiziell, und daß die Brüſſeler Zeitungen alles ſchreiben könnten, rühre daher, daß ſie keine Zenſur hätten, und alſo keinen offiziellen Charakter. So hatten z. B. die Aachener Zeitungsſchreiber die abgeſchloſſene Konvention früher als die Pariſer, ſie durften ſie aber nicht eher drucken, bis ſie im Moniteur geſtanden. So ſeyen heute (ſo hieß es weiter in dem Aufſatze) 25 Jagdhunde von Lord Wellington angekommen, welche Anfangs für die Doggen von Madame Caſtlereagh wären gehalten worden, — allein ein ſolches Faktum durften die Aachener Zeitungen ſchon nicht berichten, weil die Politiker hieraus ſchon auf eine Verlängerung des Kongreſſes ſchließen würden, und die Zenſur es deswegen nicht durchlaſſe.„

“Der .... Zenſor fand aber auch die Sache zu bedenklich, und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der Zenſur ſtecken, ohne daß ſie weiter zum Vorſchein gekommen wären.„

“Im Juni 1817 ſtrich er die Kabinetsordre des Königs von Preußen, in welcher die ſcharfe Unterſuchung wegen der Verſpätung des Oſtſeegetreides befohlen worden, obſchon dieſe ſichtlich zur Bekanntmachung beſtimmt war, um die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch ſtand ſie nachher in allen Zeitungen.„

“Um dieſelbe Zeit ſtrich er einen Aufſatz über die Kornlieferungsgeſchichte, der ganz zu Gunſten des preuß. Miniſteriums geſchrieben war, und der von einem Manne herrührte, der die Akten geſehen. Der Zenſor glaubte aber, daß hierin heimliche Stachelnüſſe verborgen liegen möchten, und fand es am ſicherſten, ihn zu ſtreichen.„

“In einem Aufſatze von Westphalus Eremita ſtrich er neulich ſo viel, daß dieſer ihn im Herrmann auf's neue abdrucken ließ, und die geſtrichenen Stellen mit Curſivſchrift. Der Burgermeiſter von Hagen (der Zenſor des Herrmann), obgleich ein preuß. Unterthan, hatte alſo mehr politiſchen Muth...... Der Artikel betraf nämlich Preußen.„

“Die Urſache hiervon liegt aber blos und allein in den fremden Geſandten. Dieſe glauben, daß ſie ihre Schuldigkeit nicht thun, wenn ſie die Zeitungen, ſo in dem Orte erſcheinen, wo ſie reſidiren, nicht gehörig leſen, und auf alle Kontrebande merken, da ſie ohnehin wenig zu thun haben. Wenn dieſe nun ſo etwas finden, ſo beſcheiden ſie den armen Zenſor zu ſich, ad audiendum verbum, und den andern Tag ſtreicht er die halbe Zeitung, um nur ſeinen guten Willen zu zeigen.„

“In Darmſtadt hatte auch neulich ein Geſandter einen Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm ſehr anſtößig ſchien, und wegen deſſen er bei Hofe eine ſcharfe Verfügung verlangte. Abgeſchlagen und zur Juſtiz verwieſen.„

Das überraſchte mich nun weiter nicht; denn ſchon war ich an den türkiſchen Druck ganz gewöhnt, und davon abgeſtumpft worden, und ich hätte ſo geduldig wie ein Lamm, ſelbſt meinen Hals dem Zenſor hingereicht, um mich aus dem Verzeichniſſe der Lebenden zu ſtreichen. Auch ließ ich die geſtrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorſchrift gemäß alles Punktirens, nur füllte ich die durch die ausgeſtrichenen Stellen entſtandenen Lücken, mit mehreren ſchönen Bekanntmachungen aus, ſo daß, beſonders ſcharfſinnige Leſer wohl entdecken konnten, daß das Vehmgericht der Zenſur wieder einige den Landfrieden ſtörende Redensarten habe hinrichten laſſen. Ich that es pour égayer la matière; aber die Polizei fand dieſes gar nicht luſtig, und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zenſur Genugthuung zu geben, zur Unterſuchung und Strafe, wie ſich aus nachſtehendem Polizeigerichts-Protokolle ergiebt:

Auf Anzeige der Zenſur, daß die Redaktion der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40. dieſer Zeitung unter der Aufſchrift „Bremen“ enthaltenen Artikel, welcher zum Theil geſtrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelaſſen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieſes Artikels eingeſchoben habe, wahrſcheinlich um das Publikum auf dieſe durch die Zenſur entſtandene Lücke aufmerkſam zu machen, welches geradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amts-Beſchluß sub. membr. 4. verſtoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieſer Zeitung vor Amt gefordert und befragt, warum er die ihm beſtimmt gegebene Weiſung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. Wegen Mangel an Stoff habe er ſich genöthigt geſehen, die zwiſchengeſchobenen Artikel, von welchen ſchon der Satz fertig geweſen, als der Bremer Artikel von der Zenſur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo ſie wirklich ſind, ſtehen zu laſſen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug geweſen, dieſe zwiſchengeſchobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu ſetzen, indem er ſelbſt bis 12 Uhr Nachts in der Druckerei geweſen wäre; endlich habe er in der Meinung geſtanden, daß ſolche Einſchiebungen dem 4ten und 5ten membr. des polizeiamtlichen Beſchluſſes vom 20. Januar nicht zuwiderlieſen.

Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerkſam gemacht, daß der erwähnte Beſchluß ausdrücklich die Vorſchrift enthalte, Avertiſſements nur an das Ende des Blattes zu ſetzen, und habe er daher ſolches auf alle Fälle zu beobachten.

In Unterſuchungsſache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Uebertretung der Zenſur-Vorſchriften iſt der

Beſcheid:

Da dieſes wiederholte Zenſurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weiſung membr. 4 und 5. unterſagt iſt, mithin die angeführte Entſchuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, ſo wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von Zehn Reichsthalern und Bezahlung der Unterſuchungskoſten belegt, auch angewieſen ſich in vorkommenden Fällen ſtrenge an die amtliche Weiſung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung ſchärferen Einſehens zu halten. Decretum Polizei-Gericht am 24. Februar 1819.

*

Da ich mich durch dieſes Urtheil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich laſſe die bei dem Appellationsgerichte eingereichte Beſchwerde-Ausführung, hier nachfolgen.

„Die hier lebende und wirkende Zeitungszenſur, in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, deſſen Name, deſſen Herkunft, deſſen legislative Urheber man nicht kennt; weit entfernt durch ein kluges, ſittliches und beſcheidenes Betragen, ihre Herſtammung vergeſſen zu machen, und nach der Achtung zu ſtreben, die der Bürger ſonſt nur, den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten geſezlichen Einrichtungen gewährt, iſt ſtets bemüht, der Weiſe jeder uſurpatoriſchen Herrſchaft gemäß, das was ihr das Recht verſagt, durch Gewalt zu erreichen, und für die Liebe und Achtung, die ſie niemals findet, ſich durch Furcht, die ſie einzuflößen ſucht, ſchadlos zu halten.

Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die Handlungsweiſe der Zenſur bisher gemacht habe, und die das oben ausgeſprochene Urtheil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil ſie es als zu gelind hervorſtellen, nicht zur Unterſtützung der Klage, die ich führen werde, mittheile, ſo geſchiehts, weil ich erſt verſtärkt durch tauſend

Stimmen der öffentlichen Meinung, meine Beſchwerde am geeigneten Orte vorzubringen gedenke. Ich beſchränke mich hier nur auf einen einzelnen Fall.

Die Zenſur, wie ſie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt, ſeit dem erſten Tage ihres Erſcheinens ausgeübt wurde, liegt außer aller Beſchreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmet werden. Sie befolgt keine Grundſätze, weder des Rechts, noch der Billigkeit, noch der Klugheit; ſie hat keine Regel, weder erhaltene Vorſchrift, noch Konvenienz, noch eigene Anſicht. Es iſt nichts dauernd an ihr als ihr Wechſel, nichts beſtändiges als ihre Unbeſtändigkeit. Hätte ſie nur wenigſtens ihre eigenen Vorſtellungen von Rede- und Druckfreiheit befolgt, und hierdurch eine Richtſchnur für den Redakteur gegeben. Aber ſo wurde geſtrichen, was 24 Stunden ſpäter ſtehen bleiben durfte; ja es iſt geſchehen, daß der Zeitung der freien Stadt Frankfurt die Aufnahme eines Artikels unterſagt wurde, der am nämlichen Tage in der Poſtzeitung ſtand. Heute wurde ein Nadelſtich mit der größten Aengſtlichkeit parirt, den folgenden Tag ließ es die Zenſur geſchehen, daß man die empfindlichſten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald ſuchte ſie Gift, wo keines war, und verſperrte allen Regierungen ſehr willkommenen Grundſätzen den Weg; bald ließ ſie den vermeintlich verderblichſten Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Zenſur war eben ſo überraſchend, wo ſie gewähren ließ, als wo ſie dazwiſchen trat; eben ſo bewunderungswürdig in ihren Druckerlaubniſſen, als Druckverboten. Mit dem bisher Geſagten ſoll keineswegs über das regelloſe Verfahren der Zenſur eine Beſchwerde beabſichtigt (dieſes wird an einem andern Orte erſchöpfender geſchehen), ſondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unmöglich war, die Grundſätze oder Launen der Zenſur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem beſten Willen zur Folgſamkeit, und Unterwerfung gegen eine unwiderſtehliche Uebermacht, nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Zenſur die Druckerlaubniß unterſagt wurde.

Das zenſirte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was ſchwer ſcheint) das Drückende dieſer ganzen Zwangsanſtalt nur noch ſchmerzlicher macht, erſt Abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen iſt, wird ſie ſo ſpät noch dem Redakteur ins Haus gebracht, der ſie gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es iſt alsdann nicht möglich, die durch das oft ſo freigebige Streichen entſtandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher als ganz durchſtrichene Artikel, ſind die herausgeriſſenen Sätze und Worte, wodurch der Zuſammenhang verlezt, unſinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage verſezt wird, in die Regalien mancher Polizeiſtelle einen frevelhaften Eingriff zu thun, und das Recht zum Gebrauche eines ſchlechten Styls, ſich anzumaßen.

Der Redakteur der Zeit. d. fr. St. Frankfurt hat, wenn ſolche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsſchreibern wo Zenſur iſt, offen gelaſſen wird, benutzt, nämlich den, durch mehrere Punkte oder Gedankenſtriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelaſſen werden müſſen, und ſo die Ehre ſeines Verſtandes und ſeiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch frei genannten, Stadt Bremen beweiſen, daß die erwähnte Befugniß, den Redakteurs nie verſagt war.

Die Zenſur der freien Stadt Frankfurt, glaubte dabei nicht ſtehen bleiben zu dürfen: ſie verfolgte die ihr mißfälligen Anſichten, nachdem ſie ſie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie ſchlug meine Gedanken todt, und unterſagte mir zugleich, ihnen Leichenſteine ſetzen zu laſſen. Daher erwirkte ſie bei dem Polizeiamte, mit welchem ſie ſo eng verbunden iſt, daß das Verbot ertheilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der zenſirten Artikel zu ſetzen, oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu laſſen.

Wenn die hieſige Polizei berechtigt iſt, Geſetze zu machen, dann vereinigt ſie alle Gewalten, die im Staate vertheilt ſind, und getrennt bleiben müſſen, wenn nicht die perſönliche Freiheit zu Grunde gehen ſoll. Nach der beſtehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugniſſe: 1) Sie macht den Antrag zu einem Geſetze. 2) Sie entwirft dieſes Geſetz und zwar ganz allein, ohne Mitberathung Anderer. 3) Sie übt eine auſſehende verhindernde Macht aus, daß das Geſetz nicht übertreten werde. 4) Sie unterſucht ein Ueberſchreiten deſſelben. 5) Sie ſezt eine Strafe darauf. 6) Sie richtet. 7) Sie vollſtreckt das Urtheil. Eine unheiligere Sieben kann wohl nicht erſonnen werden! Auf dieſe Weiſe iſt die hieſige Polizei, eine wahre Encyclopädie aller möglichen Staatsrechte, und man kann unſere ſtudirende Jugend, ſtatt ſie auf Univerſitäten zu ſchicken, wo ſie über zehn verſchiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik

Vorleſungen zu hören haben, nur in einem der Polizeibüreau's auf dem Römer Sitz nehmen laſſen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civiliſtiſcher und ſtaatsrechtlicher Lehren praktiſch beizubringen.

Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punctiren der von der Zenſur geſtrichenen Stellen zu unterſagen, und ob ſie zwar um ſo mehr hätte eingedenk ſeyn ſollen, daß im Staate alles, was nicht verboten, erlaubt iſt, da ſie ſich ſelbſt ſogar erlaubt, was verboten iſt; ſo hatte ich doch die mir zugekommene Weiſung befolgt, geſchreckt durch die ſchrankenloſe Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm, und die mir um ſo furchtbarer erſchien, da ſie, wie es in der erwähnten Zenſurverordnung der Fall iſt, die Strafe, die ſie auf die Uebertretung derſelben ſezte, nicht einmal beſtimmt angab, ſondern nur äuſſerte, daß dieſe Uebertretung «unfehlbare Ahndung nach ſich ziehen werde.» Ohnfehlbare Ahndung! Iſt das die Sprache eines Strafgeſetzes? Wenn die Geſetzgebung ſelbſt die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht beſtrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes die Strafe beſtimmt ausdrückendes Geſetz vorhanden, wie iſt es möglich eine unbedeutende

Uebertretung zu beſtrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

Aber die Polizei, ſich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeſchränkt zu haben, wie ſie nirgends durch keine Zenſur in Deutſchland eingeſchränkt iſt, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Unterſuchung genommen und beſtraft.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 9. Februar, war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerſtörung durch den feindlichen Einfall der Zenſur übriggeblieben waren, noch zu ſehen ſind. Das zenſirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeſchriebenen Regeln hatte ich treu befolgt, ich hatte nach Nr. 4. darin die von der Zenſur veranlaßten Lücken »nicht mit Strichen oder Punkten durchſchoſſen« und nach Nr. 5. »am Ende des Blattes« keinen leeren Raum übrig gelaſſen, der auszufüllen geweſen wäre; da aber in der Mitte eine große Lücke entſtand, füllte ich ſie mit »Avertiſſements, welche ſchon die Zenſur paſſirt hatten,« aus. Dieſe Operation hatte mich bis Mitternacht beſchäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorſchriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchſtaben der Verordnung befolgt, und die Polizei ſelbſt wird wohl nicht ſagen können, daß ich den Geiſt derſelben verlezt habe. Ich wurde zur Unterſuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweiſt. Aber Manches, wovon es nicht ſpricht, muß ich hinzufügen.

Ich wurde zum Herrn Senator *** vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler ſprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Abſicht geweſen, die Verordnung der Zenſur zu übertreten, noch auch, daß ein abſichtloſes Vergehen Statt fände. Wir ſezten unſer Geſpräch freundſchaftlich fort, und erſt ſpät bemerkte ich, daß der Sekretär des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieſes beunruhigte mich um ſo weniger, da der Herr Senator ſtehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd, meine Entſchuldigung anhörte, und dem Herrn Sekretär ausdrücklich vorſchrieb, er möchte Dieſes und Jenes, was mir zur Rechtfertigung dienen könne, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernſtes und jeder Förmlichkeit, kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden ſollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In dieſem Falle hätte die Unterſuchung von einem Polizeigerichts-Aſſeſſor geleitet, und das Protokoll von einem Polizeigerichts-Aktuar geführt werden müſſen.

Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und adminiſtrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der frühern Napoleon'ſchen Unter-Unter-Unterherrſchaft noch bekannt war, und ich ſcherzte einverſtanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geſchloſſen war, und ohne, daß es mir vorgeleſen wurde. Dieß war am 16. Februar geſchehen.

Wie groß war nun mein Erſtaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichts-Aſſeſſor * * * geladen und mir, der, dem Unterſuchungsprotokolle als Fortſetzung deſſelben, beigefügte polizeigerichtliche Beſcheid, der mich zu 10 Thlr. Geldſtrafe und in die Koſten verurtheilt, vorgeleſen wurde.

In dieſem Vernehmungsprotokolle, deſſen Inhalt ich bei dieſem Anlaſſe zum erſtenmal erfuhr, heißt es am Schluſſe: „Herr Doktor Börne wurde „hierauf aufmerkſam gemacht, daß der er„wähnte Beſchluß ausdrücklich die Vorſchrift ent„halte: Avertiſſements nur an das Ende des „Blattes zu ſetzen, und habe er daher ſolches „auf alle Fälle zu beobachten.“

Dieſe in Form eines Beſcheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erſt die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun alſo jezt ſchon, wegen Uebertretung eines Geſetzes, deſſen Undeutlichkeit der Geſetzgeber ſelbſt einräumte, beſtraft werden? Wie konnte dieſes ſo ſpät hinterdrein geſchehen? Da nach der Organiſation des Polizeiamtes das Erkenntniß am nächſten oder höchſtens zweiten Beſcheidstage, deren wöchentlich wenigſtens zwei zu halten ſind, unmittelbar auf die Unterſuchung folgen muß; hier aber zwiſchen der Unterſuchung und dem Beſcheide 14 Tage, alſo wenigſtens 4 Beſcheidtage vorüber gegangen waren? Die wohlthätige Vorſicht einer weiſen Geſetzgebung trat nie klarer an den Tag als in dieſer Beſtimmung, wo ſie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil ſchnell auf die Unterſuchung folgen müſſe. Denn hier tritt der Fall ſehr häufig ein, daß eine ſehr unſchuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich ſo gefunden worden, erſt lange hinterdrein von dieſer beſtraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weiſe, eine wahrſcheinliche Abſicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verſpotten, und man ihm dafür eine abſchreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem ſolchen Verfahren Leidende, er mag noch ſo gut wiſſen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande ſeyn, einer oberrichterlichen Stelle dieſes darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweiſen fehlt; und wahrſcheinliche Abſichten zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zuſteht.

In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entſtandene Zenſurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt »wahrſcheinlich um das Publikum auf dieſe durch die Zenſur entſtandene Lücke aufmerkſam zu machen.« — Kann man ſeinen Augen trauen, wenn man dieſes lieſ't? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn es nicht das jüngſte des allwiſſenden allmächtigen Gottes ſelbſt iſt, eine wahrſcheinliche Abſicht beſtrafen? Die hieſige Polizei hat ungeheure Fortſchritte gemacht; einige Jahre früher, da ich ſelbſt ſie in der Nähe beobachtete, war ſie oft nicht im Stande die klarſte verbrecheriſche Handlung zu deuten, und ſie ließ ſich kranke, das Bett hütende Menſchen, huſch! wie ein Schnupftuch aus der Taſche ſtehlen, und jezt bricht ſie in den dunkelſten Herzenswinkel eines ſchuldloſen Menſchen und beurtheilt und beſtraft deſſen wahrſcheinliche Abſichten bei einer unſchuldigen That!

Der Polizeigerichtliche Beſcheid ſchließt mit den Worten: Appellant werde angewieſen «ſich in vorkommenden Fällen ſtrenge an die amtliche Weiſung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung ſchärfern Einſehens zu halten.» Wenn ich recht verſtehe was ſchärferes Einſehen heißt, und dieſes nicht etwa ſchärfere Einſicht bedeutet, welche bei der Polizei ſehr willkommen wäre: ſo hat damit geſagt werden ſollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung die Strafe verſtärkt werden ſolle. Die Polizei ſteht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens, die Strafe in geometriſcher Progreſſion ſteigen müſſe, ſo daß jeder, dem das furchtbar ſchnelle Anwachſen einer geometriſchen Progreſſion aus der Mathematik bekannt iſt, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsſchreiber in Frankfurt, der heute ſein erſtes Blatt herausgiebt, ſchon in 4 Wochen wegen wiederholter Zenſurvergehen geradert werden kann, auch wenn die erſte Strafe nur 3 Batzen betragen hätte. Das iſt ſehr traurig!

Wenn jede Polizei aller Orten, wegen ihrer böſen Natur, wegen ihres nervenſchwachen, hypochondriſchen Zuſtandes, nach Willkühr, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf dieſe Weiſe, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie ſie ſo oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Daſeyn einer ſolchen ſogenannten Konvenienz, im gegenwärtigen Falle, zwar auf keine Weiſe für eine oberrichterliche Stelle, einen Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, — ſo findet doch hier nichts dergleichen ſtatt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei, wegen der dabei obgewalteten wahrſcheinlichen Abſicht, in ein freundlicheres Licht ſtellen könnte. Denn der große Gegenſtand um den es ſich hier handelt, der geſtrichene Bremer Artikel, deſſen weltgeſchichtlichen Einfluß, ſelbſt wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, ſteht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch nichts ſagen, denn mancher ſcheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchiſchen Staaten, aber nicht in Republiken erſprießlich ſey. Indeſſen enthält der erwähnte Artikel nichts, was ihn für unſere hieſige Verhältniſſe bedenklich machte. Herr Senator * * * an den ich mich, noch Abends als das Zenſurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß den Artikel aufzunehmen gebeten hatte, bewilligte mir es, und ſchickte dem Herrn Zenſor die ſchriftliche Weiſung den Artikel paſſiren zu laſſen. Dieſer aber blieb bei ſeinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hieſigen Zeitung (nämlich im deutſchen Journale) bereits geſtrichen hätte. Alſo weiß die Polizei ein geſchehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als indem ſie es wiederholt. Alſo weil die Zenſur einmal gewaltſam in das Geiſteseigenthum eingegriffen hat, mußte ſie es noch einmal thun. Iſt das Recht? Iſt das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil der durch den Preßdruck für alle Bürger entſpringt, nicht einmal zu reden, iſt es nicht wirklich eine ſtrafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftſtellers, wenn man den Ertrag ſeines Nachdenkens und ſeines Fleißes boshaft zerſtört? Die hieſige Zenſur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geiſteseigenthum beſitzen könne; dieſe ihre Unwiſſenheit wird jedem der ſie kennt, erklärlich ſeyn, aber ſie wird dadurch nicht verzeihlich.» — — —.

Dieſe Berufung hatte aber keinen günſtigen Erfolg; es wurde mir vielmehr, wegen meines ſchlechten Styls, eine weitere Strafe von 5 Thlr. zuerkannt.

XVI.

Der Eßkünſtler.

Ein artiſtiſcher Verſuch.

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher ſchätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tiſchgenoſſenſchaft, welche ihren Zweck, gemeinſchaftlich zu verſchlingen, gar nicht zu beſchönigen ſuchte, drohte Zwietracht: denn ſie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt ſey, oder ein tiefſinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubſtumm, oder ein langweiliger und trockener Menſch. Allerdings hatte jede dieſer Meinungen Gründe für ſich. Ich aß wenig, ſprach nichts, hörte auf keine Anrede... bald war ich düſter, bald lachte ich laut auf, .. ich ſchnitt mehrere Geſichter, mein Blick war ſtarr auf dieſen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht ſelten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unſern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, ſich aus dem Stegreife friſiren, und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte ſich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine ſehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält ſich wie folgt.

Mir gegenüber ſaß ein Mann, an deſſen Rocke von unausſprechlicher Farbe eine ſeltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerkſamkeit anzog. Auf drei Quadratſchuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menſchen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn ſie überträfe ſelbſt die von Malta, die aber, da es ſich von Knöpfen handelt, von einer Sparſamkeit ohne Beiſpiel iſt. Ich ſchloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von ſo eigenthümlicher Phyſionomie ein ausgezeichneter Menſch ſeyn müſſe, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchſt vortrefflichen Eßkünſtler, der mit ſeinen herrlichen Gaben, auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in ſeiner Kunſt unentgeldliche öffentliche Vorſtellungen gab.

Man wird mir beiſtimmen, wenn ich behaupte, daß die meiſten Menſchen wie das Vieh eſſen, ohne klares Bewußtſeyn, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verſchönernde Kunſt über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Eſſen etwas viel erhabeners bezwecke, als die Befriedigung eines blos thieriſchen Triebes, wurde mir klar, durch die Anſchauung der Meiſterſchaft, welche der würdige Künſtler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich bis ſich das Orcheſter verſammelt hat, und das Stimmen zu Ende iſt; dann erſt treten ſie hervor. Unſer Künſtler aber, verſchmähte den kleinlichen Kunſtgriff durch Ueberraſchung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäſte im Speiſeſaal, ſo daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn ſie glaubten er ſuche ein Gabelfrühſtück. Dieſe Einſamkeit benuzte er als ein Mann, dem ſeine Kunſt heilig iſt, und der ſie nicht blos zum ſchnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf ſein Gedeck einer höchſt genauen Muſterung; die Teller und das Glas wurden nachgeſäubert: er unterſuchte das Meſſer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauſchte. Am meiſten aber war er auf die Elaſticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend wie viel auf dieſen Reſonanzboden des Eß-Inſtruments ankäme. Darauf maß er ſich mit ſeinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zuſammenrückte, ſo daß man ſich ſpäter wunderte, wie ein Mann, der für ſechs eſſen mochte, doch nur für zwei Perſonen ſaß. War dieſes alles geſchehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, ſo präludirte er, indem er ſich ein Glas Wein aus den gemeinſchaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaſchen ſammelte und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkenſalat genoß. So konnte er von ſeinem ſichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäſte ſchauen, und durfte ſich, während die andern verwirrt ihre Plätze ſuchten, und hungrig der Suppe entgegen ſeufzten, der Früchte ſeiner weiſen Vorſicht erfreuen.

Man kann ſich nicht genug darüber wundern, wie es ſo viel tauſend Menſchen, die ſeit undenklichen Zeiten täglich in Gaſthöfen ſpeiſen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche ſey, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerkſamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet iſt, die Speiſen zu halten, als herab und durchfallen zu laſſen. Einen ſo hellſehenden Eßkünſtler, wie den unſrigen, konnte die heuchleriſche Hülfsleiſtung der Gabel nicht bethören, und er bediente ſich ihrer nie, ſondern gebrauchte bei allen Speiſen den ſichern und weitumfaſſenden Löffel, den er vor den räuberiſchen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch ſicherte, daß er Exerzitien und gymnaſtiſche Uebungen mit ihm anſtellte, ſo daß er nicht zu erhaſchen war.

Die Völker germaniſchen Urſprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verſchiedenen Beieſſen, von welchem das Rindfleiſch begleitet zu werden pflegt, rothe Ruben, Gurkenſalat u. ſ. w. nur zur Auswahl da: aber unſer großer Künſtler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beieſſen Simultan-Speiſen wären, und die glückliche Anwendung ſeines Grundſatzes, zeugte von deſſen Richtigkeit. Meerrettig, geröſtete Kartoffel, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkenſalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigſcheiben, Senft und Salz, brachte er ſämmtlich auf ſeinen Teller und wußte ſie durch eine weiſe Benutzung des Raumes dergeſtalt im Kreiſe zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beieſſen beſtimmt, welches er etwa überſehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künſte in monarchiſchen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikaniſchen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meiſten Künſtler ariſtokratiſch geſinnt wären. Bedarf es noch eines Beweiſes, daß dieſe Anſicht falſch ſey, ſo hat ihn unſer Eßkünſtler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war ſo heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen ſah, bei Tiſche mit Uebergehen der Herren zuerſt bedient zu werden, in die größte Wuth verſezte, und er ſchwazte nicht blos für die Freiheit gleich den deutſchen Liberalen, ſondern er kämpfte auch für ſie, indem er jeden Kellner, der ihn überſpringen wollte, um die Schüſſel einer Dame zu reichen, gewaltſam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menſchenrechte lehrte. Den Kellnern ſelbſt kam dieſe Freiheitsliebe unſeres Künſtlers am meiſten zu Statten; denn da der Wirth die geringſte Nachläſſigkeit, welche jene ſich gegen die Gäſte zu Schulden kommen ließen, ſtreng beſtrafte, ſo arbeitete der Eßkünſtler ſolcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, ſie ſollten ihn nicht vernachläſſigen und an ihn denken.

Gemüſe ſind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe: ſie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unſer Künſtler offenbarte ſeine Geringſchätzung gegen dieſelben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüſe lange verweilte, ſondern von einem zum andern eilend, ſich unter das Gefolge, die ſogenannten Beilagen, miſchte, wo er, wie dieſes oft der Fall iſt, größere Bildung fand als bei der Herrſchaft. Einen neuen Häring, der noch ſehr ſchüchtern war, und dem man die Verlegenheit vor ſo vielen Gäſten zu erſcheinen anſah, munterte er auf, und unterhielt ſich ſo zutraulich mit ihm, daß dieſer ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tiſchgenoſſen über dieſe Vernachläſſigung des ſogenannten Anſtandes, aber unſer Künſtler lachte dazu, und fragte einen öſtreichiſchen Grafen, ob nicht der älteſte Häring auch einmal neu geweſen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre — ſetzte er hinzu.

Tutti aß zwar unſer Künſtler auch mit, ſich von andern Künſtlern unterſcheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, verſparte er ſeine meiſte Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine große Schüſſel Aepfelkompott als langathmiger Triller ſchloß, ſich ganz ſeiner freien Phantaſie überlaſſen durfte, dann wurde auch der kälteſte

Menſch zur Bewunderung hingeriſſen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechſelns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benuzt werden könnte, zeigte unſer Eßkünſtler zur Beſchämung aller Tiſchgenoſſen.

Ich weiß nicht, ob es ein paſſendes Gleichniß iſt, wenn ich ſage: Mehlſpeiſen ſind die Adagios der Tiſch-Symphonien; aber paſſend oder nicht, unſer Künſtler war hierin unerreichbar. Sobald die ſüße Schüſſel auf der Schwelle der Saalthüre erſchien, machte er ganz kleine Augen, um ſeine Sehkraft zu verſtärken. Er hatte dieſes optiſche Verfahren nicht aus Hallers Phyſiologie gelernt, ſondern an mehrern europäiſchen Höfen, wo die Fürſten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verſchließen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskommt, wo ſie nur wenige Höflinge ſehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünſcht. Er machte alſo ſolche Hofaugen. Bis die Schüſſel an ſeine Perſon kam, ſprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter, ſeine Angſt zu betäuben. Er lachte mit ſichtbarer Anſtrengung. Endlich kam ſie und ſeine Bruſt ward frei. Er ſchnitt ſich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüſſel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beſchauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überſchüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas ſolides im Löffel blieb, ſo war das ſchwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anweſenden Engländer möchten ſeine Anhänglichkeit an das Continentalſyſtem übel nehmen, und um dieſe zu täuſchen, goß er ſo lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu ſehen war. Doch gelang ihm dieſes nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Roſinen über der Fluth empor. Während dem Eſſen der Mehlſpeiſe war er nachdenkend und in ſich gekehrt, und man ſah ihn nicht ſelten ſchmerzhaft lächeln. War das erſte Drittheil der Puding-Portion verzehrt, (denn er theilte ſeine Speiſe-Portionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu faſſen) dann ließ er ſich zum zweitenmal die Schüſſel reichen, was gerade nichts Beſonderes war. Beim dritten Male aber gebrauchte er Liſt, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce. Hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutſche Philiſter ſind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut ſind, offenbarte unſer Künſtler in mehrern ſchönen Zügen. Nie ſchlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er ſie nicht gewähren, ſo gab er wenigſtens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüſſel vor, die er zurückweiſen mußte, weil er zu beſchäftigt war, ſagte er: jezt nicht, aber ſpäter, mein Freund! Ein rührender Zug ſeines ſanften Herzens war folgender: Eines Mittags wurde ihm zwiſchen dem Braten und dem Deſſert, noch einmal Suppe vorgeſezt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaſte verwechſelte, der eben erſt in den Saal getreten und ſich an den Tiſch geſezt hatte. Unſer edler Künſtler, um dem Kellner die Beſchämung und die Vorwürfe des Wirths zu erſparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu eſſen, als wäre ſie für ihn beſtimmt geweſen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meiſten Gäſte nicht, welche die großen Krebſe auswählten und die kleinen in der Schüſſel liegen ließen — er nahm die kleinen auch.... Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Paſtete von oben einzudringen, und ſo gleichſam in ein Haus durch das Dach zu ſteigen, trozte er muthig.

Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre ſteckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing.... Die Geſchicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht.... Einen Prachthecht von ſeltener Größe, nahm er ungetheilt vor ſich, ſo daß der Fiſch nur mit dem Leibe ſeinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über dem Teller ſeines rechten, und mit dem Schwanze über den ſeines linken Nachbarn hinaus reichte, welches ein impoſanter Anblick war.

Man wird ſich wundern zu hören, daß unſer Künſtler von den verſchiedenen Bratenſorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt iſt, daß gerade dieſe Art Speiſen bei wahren Kennern in großem Anſehen ſtehen. Aber der Meiſter betrat überall eine neue Bahn, und wie er ſelbſt unnachahmlich war, ſo ahmte er auch niemals Andere nach. Wie geſagt, er aß die Braten als Dilettant, und benuzte die Muße, die er dadurch gewann, um ſich auf das Deſſert würdig vorzubereiten. Von dieſem ſtellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige Syſtem ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unſeres Künſtlers in das klarſte Licht zu ſetzen, und man wird erſtaunen, daß die falſche Anſicht vom Deſſert ſich ſo viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joſeph in Egypten, den meine Leſer, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehüls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ, als guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob ſich unſer Künſtler gegen eine Frau Potiphar ſo ſtreng benommen hätte, als der keuſche Joſeph, aber in der Nationalökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tiſche nicht ſorglos, er gedachte der ſieben magern Nachmittagsſtunden, und traf ſeine Maaßregeln. Ein glücklicher Umſtand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künſtler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe, die wahre Anſicht vom Dom zu Cöln, das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorſchlag gemacht, der Bundestag ſolle ſich nicht eher verſammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Plaz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutſchen Vaterlandes muß bedauern, daß dieſer Vorſchlag nicht zur Ausführung kam, und daß ſich der Bundestag früher verſammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puriſten ſich ſo allgemein verbreitet hat. Er jagte alle franzöſiſchen Wörter über den Rhein zurück, und ſelbſt das ſanfte Deſſert konnte ſeinem Haſſe nicht entgehen; er ſagte dafür Nachtiſch. Nachtiſch! Möchte man doch immer der urſprünglichen Bedeutung der Worte nachforſchen, dann wäre es leicht, ſich über die wahre Beſchaffenheit aller Dinge zu verſtändigen! Was heißt Nachtiſch? Nachtiſch heißt dasjenige Eſſen, welches nicht bei Tiſche, ſondern nach Tiſche verzehrt wird. Unſer Künſtler war nun nach dem zweiten Pariſer Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutſchem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtiſch nach Tiſche. Um aber die neue Inſtitution ſo feſter zu begründen, gab er ihr eine hiſtoriſche Baſis. Er aß daher gleich den übrigen Gäſten ſein Deſſert noch bei Tiſche, war dieſes aber geſchehen, ſo häufte er ſeinen Teller zum zweiten Male mit

Kuchen und Früchten an, und ließ dieſes durch den Kellner auf ſein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsſtunden zu verſpeiſen.

Fehler wie Vorzüge, Laſter wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hangen unter ſich zuſammen, und ziehen ſich nach. Unſer Künſtler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Beſtimmung des Nachtiſches ein Licht aufgegangen, ſo ſchritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das Syſtem aus, und wandte es noch auf andere Verhältniſſe des Lebens an. Daß er, ſich unterſcheidend von den übrigen Gäſten, ſeine Serviette unter das Kinn feſt band, konnte mich nicht überraſchen, denn von einem ſolchen Mann ließ ſich nicht anders erwarten, als daß er die alte Sitte, Weſte und Beinkleider zu ſchonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Eſſens herabfiel, zur Zeit, wenn das Deſſert kam und die anderen Gäſte ihre Serviette zulegten, von neuem unter das Kinn befeſtigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter ſteckt was — und es ſtak wirklich etwas dahinter, wie ſich zeigen wird. Er ſpielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, ſo oft es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog ſie aber häufig hervor, und zeigte, daß ſie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuſchauer an dieſen Anblick, ſo daß ſie zulezt gar nicht mehr darauf ſahen. Kam nun das Deſſert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor ſich, wovon er aber nur wenige Broſamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodſtück auf dem Tiſchtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Taſche, und bediente ſich deſſen mit vielem Geräuſche. Er ahmte hierin glücklich den Taſchenſpielern nach, die, wenn ſie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuſchauer zu beſchäftigen ſuchen. Ich paßte auf. Huſch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Taſche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einſteckte. Auf dieſelbe Art prakticirte er einige Birnen in die Taſche; jedoch hat man dieſes leztere Stück ſchon von Pinetti geſehen. So wendete unſer Künſtler die Theorie des Nachtiſches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menſchliche Natur iſt nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unſer Künſtler war nicht frei davon. Ich hatte geſtern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geſchrieben: »und ſey eine »Frau noch ſo kluge Wirthſchafterin, ſie verſteht

»nur die Küche; der Keller iſt — um mich artig und architektoniſch auszudrücken — unter ihrem Verſtande.« Dieſe Bemerkung galt der Frau von Stael; aber treffender hätte ich ſie auf unſern Eßkünſtler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntniſſe, und er trank nur wenige Gläſer. Doch hielt er für dieſe einzige Schwäche durch ſeine Herzensgüte wieder ſchadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht ſchmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelaſſenen zugleich mit dem Deſſert auf ſein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrſcheinlich heimlich ausſchüttete.

Napoleon ſagte nach ſeinem Rückzuge aus Rußland: »vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt.« Die Kellner, welche unſern Eßkünſtler bedienten, machten dieſen Schritt, und fanden deſſen Kunſtanſichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieſer ihrer Unwiſſenheit zu bedauern, ſondern noch mehr darum, daß ſie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigſte Mitleid nicht ſehen, wie dieſe armen Menſchen ſich quälen mußten, um die Convulſionen ihres Geſichtes zu verbergen, und denjenigen Anſtand zu beobachten, den jeder Gaſt von einem loyalen Kellner fordern kann.

XXVII.

Der Narr im weißen Schwan

oder:

Die deutſchen Zeitungen.

(Die erſten Kapitel eines größern Werkes.)

Erſtes Kapitel.

Hofrath von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem ſüdlichen Deutſchland, ſollte in Paris die Ueberzeugung holen, daß die Geſchwornengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären, als der Regierung, alſo ſchädlich überhaupt wären. Er übernahm dieſes Geſchäft mit dem größten Vergnügen und als er auf ſeiner Reiſe durch Frankfurt kam, wo ich wohne, beſuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reiſen, den Umweg über Frankfurt nahm, das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog geweſen, kränkelte noch etwas, und wollte vielleicht in Frankfurt eine Ariſtokraten-Kur gebrauchen. Kurz, er kam, und erzeigte mir die Ehre, mich kennen zu lernen. Jede neue Bekanntſchaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften; denn ich verſtehe die Kunſt, weniger zu gefallen, als ſie, und noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei ſich gedacht hätte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das Luftleermachende Talent eines Pumpenſtiefels, und er pumpte ſo fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr ſprach, als ich in einem Tage hätte verantworten können. Ich war ſehr unterhaltend, lehrreich, faſt liebenswürdig. Als es zehn Uhr geſchlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenſtand, über den wir fünf Stunden geſprochen, noch zu keiner Entſcheidung gebracht, und wir rieſen beide, als hätten wir irgend eine elegante Zeitung geleſen, wie aus einem Munde aus: die Fortſetzung folgt. So leicht begegnen ſich ſchöne Geiſter, und ſo viel leichter iſt es, ſeiner Ketten zu ſpotten, als ſich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den andern Tag mit ihm in ſeinem Gaſthauſe zu eſſen und ich nahm dieſe Einladung um ſo lieber an, da ſie auf einen Donnerſtag fiel, an welchem Tage man im weißen Schwan, des Sauerkrauts wegen, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft findet. Das Sauerkraut iſt ein ächt deutſches Eſſen; die Deutſchen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher ſie fähig ſind. Wenn Luden in ſeiner vortrefflichen deutſchen Geſchichte von unſerm Vaterlande ſagte: es gehöre „zu den ſchönſten Ländern, welche die Sonne begrüßet in „ihrem ewigen Laufe. Köſtlich für den Anblick, „erheiternd und erhebend für das Gemüth, bringt „Deutſchland Alles hervor, was der Menſch bedarf zur Erhaltung, und zur Förderung des Geiſtes„ — ſo dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber grade heraus ſagen ſollen; denn weil er es nicht gethan, haben Viele dieſe Stelle gar nicht verſtanden.

Als ich den andern Tag zu Herrn v. Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Eſſen einige Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn ſehr blaß und verdrüßlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer geſtört, die ganze Nacht nicht ſchlafen können. Dieſer habe bis nach Mitternacht geſchwazt, geſchrieen, geſeufzt und gelacht, und gelärmt, als wäre er vom Teufel beſeſſen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römiſche Recht aus dem fünften Jahrhunderte keine Beſtimmungen enthalte, worauf ein deutſcher Reiſender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenoſſen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbſtgeſpräche im Schlafe geſtört? Er antwortete: Zehn für eine. Dieſe Antwort war mir nicht unerwartet, und ſie ſollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römiſche Recht luſtig zu machen, ſowohl da, wo es vollgültig, als da, wo es nur ſubſidiariſch gebraucht wird. Die Deutſchen — rief ich aus — haben doch zu jeder Zeit gern Subſidien genommen! Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege ſich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer ſich zu regen anfing. Er trabte, wie ein Pferd, im Zimmer auf und ab, lachte und ſtöhnte, und ſprach ſo laut mit ſich ſelber, daß wir manche Worte und Redensarten, die ſchlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüſſelloch der Thüre zu ſchlüpfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: »Geheimraths-Waiſe!.. ach, Ihr gemüthlichen Bären!.. Garteninſpector ... Hofrath ... der Pepo ... ha ha ha! der Pepo ... o Vieh, dummes blödes Vieh! ...« Die letztern Worte ſprach er mit bewegter, faſt mit weinender Stimme. Darauf ſchmetterte etwas mit Macht gegen die Thüre und klingklingklingte wie eine zerbrochene Taſſe oder Flaſche zur Erde herab. Herr v. Lieberchen gerieth außer ſich vor Zorn, ſprang auf, und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich ſuchte ihn zu beſänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens; er wollte ſich nicht abhalten laſſen und war ſchon an der Thüre, als zum Glücke der Kellner mit der Chokolade hereintrat. Ich beſtürmte ihn mit Fragen, der Rechtsgelehrte mit Klagen über den Fremden. Der Kellner lächelte; legte die Finger auf den Mund, und dann auf die Stirne. Damit gab er deutlich zu verſtehen, wir ſollten leiſe ſprechen und der Fremde ſey nicht richtig im Kopfe. Wir fragten und hörten weiter. Wer und was der Fremde eigentlich ſey, wäre gar nicht herauszubringen, er wohne ſchon ſechs Wochen im Hauſe und ſey reich, aber ein Narr. Reich und ein Narr! hörte ich mit Erſtaunen. „Sie ſind wohl nicht von hier?“ — Nein, antwortete der Kellner, mit einer freundlichen Neigung des Kopfes, ich bin von Regensburg. Dann erzählte er: Der fremde Herr ſpräche ſelten und mit Wenigen, fing er aber einmal zu reden an, ſo geſchähe es laut und anhaltend. Er ſey freundlich, gutmüthig, betrage ſich überhaupt wie jeder vernünftige Menſch, nur zuweilen bekäme er ſeinen Anfall. Dieſes ereigne ſich gewöhnlich des Morgens, zuweilen beim Mittageſſen und ſehr oft Abends, wenn er aus dem Caſino nach Hauſe käme. Ich war ſehr begierig, einen Menſchen kennen zu lernen, der nur dreimal im Tage unvernünftig ſey, und bat den Kellner, uns bei Tiſche in ſeine Nähe zu ſetzen. Der Kellner ſagte, er thue dieſes gern, ja er wäre recht froh, daß wir es wünſchten, denn er wiſſe gar nicht mehr, wie er den fremden Herrn ſetzen ſolle, weil viele Gäſte ſich ſeine Nachbarſchaft verbeten hätten. Er begriffe nicht, warum? da doch der Fremde keinem zu nahe träte. Es müſſe aber etwas Beſonderes mit ihm vorgehen, denn der Herr Legationsrath von Fiſtel, einer der Herren Abonnenten, habe neulich einen andern Kellner bei Seite genommen, ihm zwei kaiſerliche Dukaten in die Hand gedrückt, und ihm geſagt, der Fremde ſey ein gefährlicher Menſch, und er ſolle achtgeben auf Alles, was er ſpreche und thue und es ihm hinterbringen, und er werde ferner erkenntlich ſeyn.

Der Bericht des biographiſchen Kellners beſtand aus zwei unterſchiedenen Theilen, aus einem klaſſiſchen und einem romantiſchen. Der klaſſiſche Theil, derjenige nämlich, der von der Gefährlichkeit des närriſchen Fremden handelte, zog mehr die Aufmerkſamkeit des Hofraths, der romantiſche aber, der die herausdonnernde Ehrlichkeit des Fremden betraf, mehr die meinige an. Da wir hierdurch auf ganz entgegengeſezte Gedanken-Wege geriethen, wollte, nachdem der Kellner hinaus gegangen, gar keine Unterhaltung zu Stande kommen, wir ſprachen mehr mit uns ſelber, als mit einander. Ich benuzte dieſen Umſtand, nachzuholen, was ich den Tag vorher verſäumt hatte; ich war ſehr langweilig; der Rechtsgelehrte lobte meine Schriften ungemein, und verfiel bald in einen ſanften Schlummer. Dieſer vormittägliche Schlaf war nach einer ſo unruhigen Nacht gar nicht gegen die Höflichkeit und ſehr zu verzeihen. Er ſchläft. Jezt aber bitte ich alle jungen Romanſchreiber, genau auf mich Acht zu haben, damit ſie lernen, wie ein Mann von Erfahrung ſich beträgt, wenn eine Hauptperſon der Geſchichte eingeſchlafen iſt. Sie aufzuwecken, damit die Geſchichte fortgehe, wäre nicht bloß in dieſem Falle gegen alle Menſchlichkeit, ſondern auch in jedem andern Falle, gegen alle epiſchen und dramatiſchen Geſetze. Wenn der Held einer Heldengeſchichte, und eines Trauerſpiels ſchläft, ſo hat er ſeine Urſachen; er iſt ſchläfrig; die Natur hat gewiſſe Abſichten mit ihm; die Kunſt alſo, welche die Natur nachahmt, darf ihn nicht wecken, ehe er ausgeſchlafen. Freilich ahmt jeder Künſtler die Natur nach, wie ſie ihm erſcheint, und ſie erſcheint ihm, wie er fähig iſt ſie nachzuahmen;

aber nachahmen muß er ſie immer. Wenn Herr von Lieberchen acht Tage ſchliefe, ich wäre viel zu äſthetiſch, daß ich ihn ſtörte; ſondern ich ginge unterdeſſen leiſe im Zimmer auf und ab, überließe mich meinen Gedanken und ſchriebe ſie, wie ich es gewohnt bin, in meinem Taſchenbuche auf. So machte ich es auch wirklich, und die Gedanken, die ich hatte, will ich den Leſern mittheilen; nicht ſo wie ich ſie damals niedergeſchrieben, ſondern wie ich ſie ſpäter aus dem Bleiſtifte in Dinte übergetragen. Leſer, die mich nicht kennen, und nicht wiſſen, wie natürlich und aufrichtig ich bin, denken vielleicht, ich hätte den Schlaf des Rechtsgelehrten, meine Gedanken und das ganze Zwiſchenſpiel erfunden, um mein Werk größer zu machen, etwa daß es zwanzig Bogen erreiche; aber ſie irren ſich. Zwar iſt mir recht wohl bekannt, daß ein Buch erſt mit dem zwanzigſten Bogen mündig wird, weil man in der politiſchen Toxicologie annimmt, daß die literariſche Subſtanz, gleich den homöopathiſchen Arzneimitteln und ungleich den Giften nur in kleinen Gaben wirkt. Aber es geſchah nicht deswegen. Ich fürchte die Zenſur nicht; denn ich wäre im Stande, ſo ſchreckliche Dinge zu ſchreiben, die jeden deutſchen Zenſor dergeſtalt überwältigten, daß er die Kraft zum Streichen ganz verlöre. Alſo nicht aus Hinterliſt theile ich im ſolgenden Kapitel meine Gedanken mit, ſondern weil ich ſie wirklich gehabt. Aber der erſte Gedanke, den ich hatte, war der: daß ich die Gedanken, die ich haben würde, wollte drucken laſſen, der zweite: wie nenne ich die zukünftigen Gedanken? Ich habe die Wahl, ich kann ſie nennen: Gedanken, Miszellen, Ekdota, Apophthegmen, Häckerling, geſammelte Blättchen, Hobelſpäne, Collectaneen, Witzſpiele, Potpourri, Aus Leben, Kunſt und Schule, Buntes, kleine Merkwürdigkeiten, Gedankenſpäne, Leſefrüchte, eingemachte Leſefrüchte, freie Mittheilungen, Streckverſe, Anſchauungen, Reflexionen der Erfahrung, bunte Steine, Allerlei, mein Kaleidoſcop, Fragmente, Myriomorphoſcop, Einſchiebſel in das Journal und in die Köpfe, Fündlinge, Magentropfen, Mannichfaltiges, Moſaik, Dies und Jenes, Buntes aus der Zeit, Denkſprüche und Bemerkungen, Einfälle, Erlebtes und Beobachtetes, Ideenſpiele, Gloſſen, Blüthchen und Blätter aus dürrem Holze und friſchem Reis, Arabesken, Erleſenes, rhapſodiſches Allerlei, Einzelnes, Bilder, Eigenes und Angeeignetes, Aphorismen, Caviar, Reflexe aus dem Leben, Gelegenheitsproſa, fliegende Blätter, Excerpte des Dr. Lenksloß aus ſich ſelber, — aber alle dieſe Namen ſind ſchon von Andern gebraucht worden, und ich will lieber nackt mit meinen eigenen Fehlern, als geſchmückt mit fremden Verdienſten erſcheinen, darum nannte ich meine Gedanken: Nudeln. Ich hatte folgende Nudeln.

Zweites Kapitel.

Schrecklich iſt die Eiferſucht eines Liebenden, aber die einer Regierung iſt ſchrecklicher. Eine eiferſüchtige Regierung wacht aus Argwohn Tag und Nacht, verſagt ſich die nöthige Ruhe, und gebraucht, ihrer Schläfrigkeit Meiſter zu werden, täglich ſtärkere Reizmittel. Dieſes macht ſie ſchwach, verdrüßlich, zänkiſch, endlich krank. Und wenn Regierungen krank ſind, müſſen die Völker das Bett hüten. Eine ſeltſame Einrichtung, die aber nicht ganz ohne Beiſpiel iſt. Man kann im Diodor leſen, daß wenn auf der Inſel Corſica die Weiber niederkommen, ſich ihre Männer in's Kindbett legen und Krankenbeſuche annehmen. Wie klaſſiſch ſind Miniſter!

Die Bibel iſt die Conſtitution des chriſtlichen Staates; daher der Widerwille der geiſtlichen Oligarchie, ſie dem Volke in die Hände zu geben.

Gewonnen ſie Alles, was wir verlieren — nun, dann möchten ſie zuſehen, wie ſie mit dem Himmel fertig werden, wir Menſchen wollten ihnen verzeihen. Aber daß wir ſo Vieles verlieren und ſie ſo wenig gewinnen, daß ſie uns mehr Brod nehmen, als ſie brauchen zu ihrer eigenen Sättigung; daß ſie unſere ſchönſten, theuerſten Güter zerſtören, nur daß wir nicht froh werden; daß ſie uns den Frühling mit ſeiner Luſt, den Sommer mit ſeinem vollen warmen Leben, den Herbſt mit ſeinen Früchten rauben und durch böſen Zauber den Winter ewig bannen, und dies alles nur, eines eiteln Balles, einer Schlittenfahrt willen — das ſchmerzt zu tief, das empört den friedlichſten, das macht uns unverſöhnlich.

Die Erfahrung gleicht einer unerbittlichen Schönen. Jahre gehen vorüber, bis Du Sie gewinnſt, und ergiebt ſie ſich endlich, ſeyd Ihr beide alt geworden, und Ihr könnt euch nicht mehr brauchen.

In Deutſchland ſind die Menſchen geordnet, wie in Bibliotheken die Bücher. Die großen und ſchweren ſtehen unten, die leichten und kleinen oben. Man muß ſich bücken einen Foliomenſchen, man muß ſteigen eine Duodez-Seele zu faſſen. Die deutſchen Oberen ſind ſchön gebunden und haben goldene Titel, die Untern ſind auch gebunden, aber wie die Schweine, und haben kein Anſehen.

Das Geheimniß jeder Macht beſteht darin: zu wiſſen, daß Andere noch feiger ſind, als wir.

Der Deutſche liebt beſcheidenes Rechten, mäßiges Fordern, ſanften Tadel, ſtille Vorwürfe. Darum muß man, um auf ſie zu wirken durch Rede und Schrift, anmaßlich ſtreiten, ungebührlich fordern, bitter tadeln und polternd zurechtweiſen. Denn mäßigt euch wie Ihr wollt, der deutſche Leſer, mäßigt noch euere Mäßigung. Er kann das Feilſchen nicht laſſen, man muß ihn, wie ein Krämer, übertheuern. Man muß mit ihnen alles übertreiben, ſie haben eine Elephantenhaut, zarten Kitzel fühlen ſie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen ſtoßen.

Armuth iſt eine Sandbank, Reichthum ein Felſen im Meere des Lebens. Die Glücklichen ſchiffen hindurch. Vor Armuth kann uns eigene Kraft bewahren, vor Reichthum nur Gottes Gnade.

Voltaire kam vor der Revolution, wie der Blitz vor dem Donner.

Das Leben iſt ein Strom, und der Schlaf ein jenſeitiges Leben. Hätte ich eine himmliſche Vergeltung, hätte ich ein Paradies und eine Hölle einzurichten, würde ich die Menſchen im Schlafe belohnen oder ſtrafen, entzücken oder peinigen. Dann brauchte keine Tugend zu verzweifeln, dann käme keine Reue zu ſpät.

Ueber vieles habe ich aufgehört mich zu verwundern; aber daß ſich zwei Diplomaten anſehen können, ohne zu lachen, darüber erſtaune ich noch alle Tage.

In der langen Nacht des Mittelalters war Glaube der Nordſchein.

Mancher Gelehrte gleicht dem Kaſſirer eines Bankiers: er hat den Schlüſſel zu vielem Gelde, aber das Geld gehört nicht ihm.

Die Sentimentalen quirlen ihre Empfindung ſo lange, bis es Schaum giebt; dann meinen ſie, ſie hätten ein volles, überſtrömendes Herz. Es iſt aber nichts als Luft.

«Der Teufel fiel, weil er auf halbem Wege, in Wolken, ſtehen blieb — ſonſt wär' er Gott.» — So ſpricht der kecke Aetius in Werners Attila. Wäre ich Miniſter, würde ich mir das merken. Ich würde geradezu den Verſtand für ein Regal erklären, das Sprechen für ein Hoheitsrecht, das Schreiben für einen Hochverrath, und eine Gans zu rupfen, für Vorbereitung zum Hochverrathe.

Duldſame Menſchen ſind die Ungeduldigſten, und geduldige die Unduldſamſten.

Miniſterialismus wird Royalismus genannt, und Prieſterherrſchaft Theocratie, und wer die

Bettdecke von der ſchlummernden Wahrheit wegzieht, den nennt man einen Ruheſtörer.

Die Geſchichten der Völker und Staaten haben den Geſchichtſchreibern und den Buchhändlern, die ihre Werke verlegt, etwas Geld eingebracht; was ſie ſonſt noch genuzt, das weiß ich nicht.

Der gefährlichſte Menſch iſt ein furchtſamer; er iſt am meiſten zu fürchten.

Wenn Jupiter beim Styx geſchworen, hielt er ſeinen Schwur; der Olymp hatte keine Pfaffen.

Sie haben freilich geſehen, daß die Sonne am erſten Januar und am zweiten und auch am dritten aufgegangen; aber jezt naht der vierte, den ſie noch nicht erlebt, und da meinen ſie, das ſey doch ein ganz anderer Fall, und weil ſie das meinen und ſo klug unterſcheiden, halten ſie ſich für große Staatsmänner.

Wer, wie ein verzweifelter Spieler, den verlorenen Einſatz immer verdoppelt, der wird freilich, wenn er es aushält, einmal gewinnen; aber der Gewinnſt ſteigt nicht mit der Gefahr des Verluſtes, und am folgenden Tage kommt er doch wieder, und geht endlich mit leeren Taſchen weg.

Wenn das Schickſal ruft: le jeu est fait messieurs! ſo achten das die Wenigſten, erſt wenn ſie hören: rien ne va plus! bekommen ſie Luſt, aber zu ſpät.

Stünde ich an jeder Thüre jedes geheimen Cabinets in Europa, — ich würde freilich horchen, aber nicht aus Neugierde, ſondern nur um mich zu beluſtigen.

Es giebt keinen Menſchen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert ſie für alle, der Ungerechte nur für ſich allein.

Die Krankheiten der Regierungen werden immer für aſtheniſche erklärt, und man verordnet ihnen Wein, kräftige Speiſen und andere Reizmittel; die Krankheiten der Völker immer für stheniſche, und man giebt ihnen Waſſer, Eſſig, nimmt ihnen Blut, oder kühlt ſie auf eine andere Weiſe. Das iſt das Browniſche Syſtem der Politik, weiter haben ſie es noch nicht gebracht, und zu der Falſchheit des Grundſatzes geſellt ſich zum größern Verderben noch die Falſchheit der Anwendung. Die Regierungen leiden an Sthenie, die Völker an Aſthenie.

Wer das Naturgeſetz auch in der Geſchichte kennt und anerkennt, der kann prophezeihen; wer nicht, weiß nicht was Morgen geſchieht, und wäre er Miniſter.

Dem Sturme, und kommt er noch ſo plötzlich, geht doch ein warnendes Lüftchen vorher;

aber wie ſchützt man ſich gegen die Launen der Weiber?

Unſere Zeit iſt der Wiſſenſchaft nicht günſtig; man hat ſo viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht an's Sehen kommt.

Hätte die Natur ſo viele Geſetze, als der Staat, Gott ſelbſt könnte ſie nicht regieren.

Es läßt ſich berechnen, daß die Spitzbuben weit mehr Vortheil von der bürgerlichen Geſellſchaft ziehen, als die ehrlichen Leute.

Sie ſpielen Politik und wiſſen nicht was Trumpf iſt. Die Jeſuiten meinen Kreuz wäre Trumpf, Canning weiß, daß Herz Trumpf iſt; die Andern fragen gar nicht darnach und ſind ganz verpflüfft, wenn der Bube den König ſticht.

Man weiß recht gut, daß es ſie friert, aber die alten Gecken meinen, weil ſie Sommerbeinkleider tragen, werde man ſie für jung halten.

Um zu erproben, welch' ein läſtiges Geſchenk des Himmels der Verſtand ſey, muß man täglich mit einem Schirme ausgehen, und am Ende des Jahres die unvorhergeſehenen Regentage zählen.

Hätten ſie die alte Zeit in Zucker eingemacht, ſtatt in Eſſig, welches ganz dieſelben

Dienſte geleiſtet, man ließ ſie ſich vielleicht ſchon gefallen. Aber gut, daß ſie dumm waren, und daß ſchon früher der Geſchmack zurückweiſt, was ſpäter das Urtheil verwirft.

Die meiſten Menſchen ſind unzufrieden, weil die wenigſten wiſſen, daß der Abſtand zwiſchen Eins und Nichts größer iſt, als der zwiſchen eins und tauſend.

Es geſchieht nichts neues unter der Sonne. Unſere heutigen Staatsmänner, die ſo ſeltſame Mittel gebrauchen, die Forderungen der Zeit zu beſchwichtigen, ahmen hierin nur die franzöſiſche Geiſtlichkeit des Mittelalters nach, die einſt, um eine Hungersnoth abzuwenden, dreitägige Faſten verordnete.

Nur in der wimmelnden Kinderwelt, lebt das ſchöne unſterbliche Leben; die Alten zählt man und man vermißt die Todten.

Dein Glück machen! wohl — aber auch glücklich ſeyn? Biſt Du glücklich, wenn Du Dein Glück gemacht? Das iſt zu unterſcheiden. Ueberlege. Kannſt Du nicht gut ſeyn, ſündige — noch im Hohlſpiegel der Sünde erſcheint der Zug Gotterſchaffenen Geſchlechts — doch ſündige für Deinen, nicht für Anderer Gewinn. Verſchwelge Deine Tage, ſpiele um den Himmel — noch im Uebermuthe wird man den Muth, noch in der

Frechheit den Uebermuth anſtaunen. Ergebe Dich dem Teufel, daß er Dir zugleich Sättigung und Unerſättlichkeit der Sinne gewähre, daß er Dir die Quelle öffne, die den unauslöſchlichen Durſt des Wiſſens füllt. Erbreche frech die Siegel der Natur, befreie gefangene Geiſter und führe ſie an, erſtürme das Heiligthum frommer Geſetze; werde ein Straßenräuber, wenn Du arm biſt; beſtehle Dein geiziges Schickſal, deine Mutter, die Natur, wenn ſie mit Affenliebe Deinen ſchlechtern Bruder umſchlingt, und Dich verſtößt. Gebrauche Deine Kräfte, mißbrauche, vergeude ſie — Gott iſt ein barmherziger und ein reicher Vater, kehrſt Du reuig zurück, vielleicht verzeiht er Dir und ſtattet Dich von neuem aus. Aber *gebrauche* Deine Kraft, verſchmähe, zerſtöre ſie nicht, Deine und andere. Sey kein Lohnmörder, kein ſchnöder Giftmiſcher. Wie! Du ſchlägſt einen Gedanken nieder, um ſo viel Thaler, mordeſt Deine eigene Empfindung, die ſchöne Geburt der ſchönen Stunde, um das Lächeln eines Schurken — verräthſt den Freund, das Recht, die treue Wahrheit, um ein Gericht auf ſilberner Schüſſel, um einen goldgeſtickten Rock, um eine Achtel-Elle ſeidenen Bandes, das Du beim Krämer könnteſt um zwei Groſchen kaufen? Du biſt ein Thier, aber kein Löwe, kein Tyger, kein

Wolf, Du biſt ein Hund. Und was gewinnſt Du? Zeige mir den Bettler, der ſich eine Million erjammert, zeige mir einen Fürſtenhut auf dem Kopfe eines verrätheriſchen Schurken. Und Du taumelſt nicht im Uebermaaße edlen Weins, und wankſt und fällſt, und verwundeſt Dich, und gehſt weiter, ruhig und ſingend Deinen Weg — Du biſt vergiftet und weiſt, daß Du es biſt; Du ſtammelſt, wenn eine offene Frage Dich überraſcht; Du möchteſt Dein Herz bändigen und vermagſt es nicht; Du athmeſt ſchwer; Du erblaſſeſt, wenn das klare Auge eines fleckenloſen Menſchen Dir Dein verzerrtes Bild zurückſtrahlt; Du haſt Gott verlaſſen und fürchteſt den Teufel; Du....

Drittes Kapitel.

Wenn man lebhaft fühlt, und unerreichbare Perſonen durchprügeln möchte, geräth man leicht in laute Kunſtrednerei — daher das ſtille natürliche Sprechen in unſern guten deutſchen Muſterromanen, wo der Held furchtſam iſt und die Welt eine Beſtie — und ich hätte gewiß das ganze Gaſthaus zuſammendeclamirt, wäre nicht zum Glücke, vom Getöſe meiner Conſonanten, der Rechtsgelehrte aufgewacht und hätte meinen Ausſchweifungen Einhalt gethan. Er ſprang in die

die Hebe, roth vor Schlaf und Aerger, und fragte: regt ſich der Narr wieder? Nein, antwortete ich ſanft, ich war's. Darauf ſetzte er ſich nieder und gähnte ſehr.

Lieber Leſer! Sollte Dir mein Rechtsgelehrter Langeweile machen — ich vermuthe ſo etwas — und Du wollteſt mir es aus Artigkeit verſchweigen, wahrlich ich dankte Dir für dieſe Schonung nicht; denn dieſes wäre eine Gefälligkeit, die ich Dir nie erwiedern könnte. Laſſ' uns immer offen gegen einander ſeyn. Ich geſtehe es Dir frei, daß mir ſelbſt der Hofrath aus dem mittäglichen Deutſchland ſehr läſtig iſt; denn ich weiß gar nicht, was ich mit ihm machen ſoll. Er gehört zu den Menſchen, von welchen man zweifelt, ob man ſie in den Faſten genießen darf, oder nicht. Er hat Kopf und Herz, und eine Mutter hat ihn geſäugt, wie uns auch; aber ſein rothes Blut iſt kalt, und ſtatt Knochen hat er Gräten, die ſehr biegſam ſind, aber auch ſehr ſtechen. Ich wage es nicht ihn anzubeißen, und werde ihn daher, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen, ihn acht Tage in Frankfurt zu behalten, doch morgen ſchon wegſchicken, und ihn mit dem Eilwagen nach Straßburg reiſen laſſen. Wie gut iſt es den Romanſchreibern geworden! Wer ihnen gefällt, den rufen ſie her, wer ihnen läſtig iſt, den ſchicken ſie fort. Brauchen ſie Geld — mit einem einzigen Federzuge ſchaffen ſie ſich Millionen; ſie machen ſchönes Wetter, belohnen treue Liebe, und ſchaffen ſich einen Nebenbuhler, auf die ſchönſte Art vom Halſe. Bei allen Feſten finden ſie ſich ein; Jammer und den grauſeſten Schlachten, ſehen ſie ſicher und bequem aus ihrem Fenſter zu. Daraus lerne, lieber Leſer, daß um glücklich zu leben, man ſein Leben, als einen Roman betrachten müſſe. Sehe deine Leiden als gedruckt an, dann drücken ſie dich weniger; dann haben ſelbſt die Thränen ihre Luſt, ſelbſt die Schmerzen ihre Süßigkeit, und dann bleibt dir, gehe es noch ſo ſchlimm, doch die Hoffnung eines guten Ausganges; denn mit dem lezten Blatte, das dir dieſe Hoffnung nimmt, endet auch dein Leben.

Es war halb ein Uhr; wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Eſſen, und mein Vorſchlag die Börſe zu beſuchen, wurde angenommen. Als wir unter das Thor traten, ſah ich vor mir, aus dem Gaſthofe kommend, eine lange hagere Geſtalt ſchreiten, die mir bekannt ſchien; ſie machte große Schritte und ich mußte eilen, ſie zu erreichen. O Himmel, o Freude! Es war Heinrich Waller, es war mein lieber langer Heinrich, mein unvergeßlicher Eſelsritter, aus Montmorency. Ich trat nahe an ihn heran, ich reichte gerade bis an ſein Herz, und Thränen traten mir in die Augen. Auch in den ſeinigen ſchimmerte etwas; aber wer mochte entſcheiden, was es war? Die herben und die ſanften Züge dieſes ſonderbaren Menſchen, waren wie Eſſig und Oehl immer getrennt, und wenn auch eine plötzliche Ruhrung ſie einmal vermiſchte, ſo dauerte es keine Minute und ſie gingen wieder auseinander. Ich reichte ihm meine kleine Hand, die er in ſeiner großen verſteckte und heimlich drückte. »Wie, zum Teufel kommen Sie hierher?« — rief er aus. Heinrichs erſtes und leztes Wort iſt der Teufel, und in der Mitte ſeiner Reden kommt er auch oft vor; keiner führt den Teufel mehr im Munde und weniger im Herzen, als er. Er wunderte ſich, mich in Frankfurt zu finden; denn ob wir zwar in Frankreich ein ganzes Jahr unzertrennliche Genoſſen waren, hatte er mich doch nie nach meiner Vaterſtadt gefragt. So oft ich aber dieſe Frage an ihn gethan, hatte er immer geantwortet, ich bin ein Plattdeutſcher, und erſt ſpät merkte ich, daß er damit ſagen wollte: ein platter Deutſcher. Ja, als der Orientaliſt Langles in Paris ihn einmal fragte, aus welchem Lande er ſey, hörte ich ihn antworten: Je suis du pays de philistins, und der ertige Franzoſe lächelte, als hätte er ihn verſtanden, welches aber gar nicht der Fall war.

Auf heißem und ſtaubigem Pflaſter, das keine Gieskanne erfriſchte — die Polizei . . . war zu blöde darum zu bitten — gedachten ich und Heinrich jener ſchönen friſchen Tage, in den Wäldern von Montmorency, gedachten der Freunde Saulier und Cope, und wie oft wir dort mit ihnen, aus deutſcher Säure, franzöſiſchem Zucker und engliſchem Geiſte uns ein Geſpräch bereitet, das uns, wie Punſch erwärmte und belebte. Wir ſprachen von andern Dingen und unter hundert Fragen ohne Antwort, kamen wir an den Braunfels. Laßt uns zurückgehen, die Börſe iſt ſchon aus — rief ich meinen Begleitern zu. Es zogen uns die Juden in Schaaren entgegen, zwölf, zwanzig in einer Reihe, und ſie hielten, wie Räder (Räder ſind ſie auch, nur nicht am Wagen ſondern an Uhren) den Fahrweg ein, den Fußweg armen Schelmen überlaſſend. Welch' ein liberales Volk, wie es die Oeffentlichkeit liebt! Sie hatten nichts auf dem Herzen, das ſie nicht auf freier Straße, vor aller Ohren verhandelten. Und welch' ein gründliches Volk! Nichts iſt belehrender, als die zahlreichen Noten, mit welchen ihre Füße, Hände, Arme und Köpfe den Text ihrer Reden begleiten. Ich bemerkte unter ihnen mehrere gute Freunde, trat zu ihnen, und wünſchte ihnen Glück. Sie dankten, ſchmunzelten und klapperten mit den Fingern in ihren Geldtaſchen. Waller wollte wiſſen, was den Hebräern Gutes wiederfahren, daß ich ihnen Glück gewünſcht. Ich erzählte ihm, ſie hätten geſtern die lang erſehnte Erlaubniß zur Verheirathung ihrer Kinder bekommen. »Wie — fragte Heinrich — wollten ſie denn in verbotenen Graden heirathen?« Nein, erwiederte ich; aber hier darf kein Jude ohne Erlaubniß heirathen. — »Wird ihnen denn dieſe Erlaubniß zuweilen verſagt?« — Geſetz iſt, daß allen Juden das Heirathen verboten; nur funfzehn Paare jährlich werden ausgenommen. — »Aber das iſt ſchändlich, das iſt ja ein wahrer Bethlemitiſcher Kindermord.« — Nicht doch! Freuen wir uns vielmehr, daß die Menſchlichkeit ſo große Fortſchrite gemacht; ſelbſt die Henkerkunſt hat ſich veredelt. Giebt es denn eine ſanftere Art hinzurichten, als die Kinder vor ihrer Empfängniß zu tödten? Es ſind noch keine viertauſend Jahre, da hatte ein Aegyptiſcher Pharao, auch den ſtaatswirthſchaftlichen Einfall, die Bevölkerung der Juden zu vermindern; doch das Chriſtenthum hat ſanftere Mittel, es verbietet den Juden das Heirathen. — »Das Chriſtenthum? Seyd Ihr Menſchen, ſeyd Ihr Chriſten?« — Und wie! Und welche! Wir haben heiße Proteſtanten, die, weil ſich unſere Bürger im Vauxhall beluſtigen, alle Stunde für dieſe Stadt, das Schickſal von Sodom und Gomorha fürchten, und welche die katholiſche Kirche mit der Babyloniſchen Hure vergleichen, weil ſie verſtattet an Feiertagen Kirſchen zu verkaufen. Auch ſind fromme Katholiken unter uns, die ſich für Heilige halten; weil ſie ſich von der Vernunft erlöſt fühlen. — »Und das Recht, die Menſchlichkeit?« — Recht und Menſchlichkeit, guter Waller, ſind weltliche Dinge, von denen ſich ächte Chriſten, die nach himmliſchen Gütern ſtreben, nicht zerſtreuen laſſen. — »Und die Juden, dulden ſie dieſe Mißhandlung ohne Murren?« — Ihre Metalliques und Bankactien werfen ihnen fünf Procent ab, und die unverzinsliche Ehre iſt ihnen ein Wiſch.« — Wie der Herr ſo der Diener — ſagte Heinrich, ballte die Fauſt und rief: o Gott, o Gott! — Ich kannte dieſes bewaffnete Gebet... Wir hörten die Tiſchglocke läuten. Aleph, Beth, Lammet, Kuf, und noch viele andere Juden, fanden ſich mit im Schwane ein, ſie kamen auch, des Sauerkrauts wegen. Dieſe edlen Gäſte lieben das Selverfleiſch ſehr; ſie haben zu ihm einen rückwirkenden Appetit, ſie verzehren das verſäumte Schweinefleiſch für ihre frommen Voreltern mit — ein ſchöner Zug kindlicher Liebe!

Ich freue mich ſehr auf das Eſſen, das war ein langer Vormittag! Ich ſezte mich bei Tiſche zwiſchen Waller und den Rechtsgelehrten, beide mit Bedacht trennend. Herr von Lieberchen nämlich, hatte auſſer der Jurisprudenz auch noch Kameralwiſſenſchaften ſtudiert, und ſich zum geſchickten Polizei-Künſtler ausgebildet. In weniger, als einer Stunde, hatte er von Wallers Lebensverhältniſſen mehr erfahren, als ich in einem ganzen Jahre. Heinrich war offen, wie das weite Meer, aber Herr von Lieberchen ließ ſich nicht dadurch vom Ausforſchen abhalten; denn er wußte recht gut, daß manchmal die Schlauheit, ihre Schätze in unverſchloſſenen Schränken am ſicherſten zu verwahren glaubt. Er fragte und fragte mehr als recht, und Heinrich antwortete und antwortete mehr, als klug war. Darum ſtörte ich das Frag- und Antwortſpiel. Uns gegenüber ſaß der Legationsrath von Fiſtel, den ich ſehr liebe, weil er mich einmal eine Wette gewinnen machte. Ich wettete nämlich mit einem Freunde, ich würde während der ganzen Eßſtunde, hundert verſchiedene und beſtimmte Fragen an den Legationsrath richten, und er würde mir Antwort geben, ohne ein einziges Mal ja oder nein zu ſagen. Ich gewann die Wette. Der Legationsrath und Waller ſchienen ſich zu kennen, und grüßten ſich freundlich; doch Heinrich grinſte etwas dabei. »Der Teufel ſoll ihn holen« — murmelte er mir ins Ohr, und ſezte dann nach und nach, vermiſcht mit mehreren Gläſern Wein, folgendes hinzu. »Ich ſollte ihm zwar gut ſeyn, denn er ärgert mich gelinde und befördert meine Verdauung; aber drücke ich ihn auch an meinen Magen, ſo drücke ich ihn nimmer an mein Herz, wenn er auch ausſieht, wie ein Menſch. Iſt er denn Einer? Ein gewöhnlicher Lakai trägt einen rothen oder gelben Kragen, ſteht hinter dem Stuhle ſeines Herrn, macht ſich hinter ſeinem Rücken über ihn luſtig, und hat ſeine eigenen Gedanken. Aber ſo ein diplomatiſcher Lakai! Alle ſeine Eingeweiden ſtecken in Livree, wie er ſelbſt; ſein Kopf und ſein Herz bekommen Schnitt und Farbe von anderer Hand; was er denken, was er fühlen, was er reden, was er verſchweigen ſoll, alles iſt ihm vorgeſchrieben. Wenn er nieſen will, muß er nachſehen in ſeiner Inſtruction, was darüber beſtimmt iſt. Geſtern fragte ich ihn, was der Kourier, den Rothſchild von Paris bekommen, Neues mitgebracht? Die ganze Stadt ſprach von dem Kourier. »So! iſt ein Kourier angekommen?« fragte der Legationsrath. Das war ſeine Antwort. Hätte ich ihn gefragt: wo waren Sie geſtern bei dem ſchrecklichen Donnerwetter? — er hätte, ſtatt zu antworten, gefragt: Wie, hat es gedonnert? Und ſein Sprechen! Wie er es nur anfängt die Conſonanten ſo weich zu bekommen! Er ſpricht ſo leiſe, daß er zu jeder Zeit ableugnen kann, was er geſagt hat. Ce langage desossé macht mir ganz übel; das fließt, wie Suppe, das Ohr hinab, und ohne zu hören hat man gehört. Neulich entfuhr ihm das laute ſchöne Wort: Donnerwetter. Ich war erſtaunt, erfreut und verſöhnte mich mit ihm; aber es war nichts, als ein Gichtſtich, der ihn außer Faſſung brachte; den folgenden Tag kam er nicht zu Tiſche, und er mußte acht Tage das Bett hüten.«

»In welchen Dienſten ſteht der Herr Legationsrath?« fragte mich der Rechtsgelehrte. Dem leztern gegenüber liebte ich ſelbſt zu diplomatiſiren, und ich antwortete ihm: in Schen-Dienſten — ich brachte nämlich nur die adjektive Schale aus dem Munde hervor, nachdem ich den Kern des Landes verſchluckt hatte. — »In welchen Dienſten.« — In Schen-Dienſten, antwortete ich kaltblütig zum zweiten Male. Der Rechtsgelehrte wollte zum dritten Male fragen, als die Erſcheinung eines ungeheuren Rehbratens, allgemeines

Erſtaunen erregte, und am ganzen Tiſche alle Geſpräche in Stecken brachte. Während der Ferien-Minuten, da ich nichts zu hören, nichts zu ſprechen, und nichts zu eſſen hatte, fiel mir der fremde Narr von dieſem Morgen ein. Ich winkte den Kellner herbei, und fragte ihn: wo denn der Narr wäre? Da ſitzt er ja, antwortete er mir leiſe. Ich ſah umher und gewahrte nur bekannte Geſichter. Aber wo denn? — Ei neben Ihnen. — Wie! rief ich erſtaunt, mich halb vom Stuhle erhebend, doch nicht Herr Waller? — Freilich Herr Waller iſt's. — Das iſt himmliſch! Dachte ich bei mir, und ich jubelte über Wallers Jubel, wenn ich ihm ſeine Standeserhöhung mittheilen würde. Doch wollte ich ihn jetzt nicht ſtören, ich ſah ihn im Leſen der Poſtzeitung vertieft, ich wollte es ihm aufſparen bis zum Nachtiſche.

Der Kellner, der mir den Narrenbeſcheid gegeben, war gerade mit Abräumen beſchäftigt, als ich ihn hergerufen, und ſo geſchah es, daß er durch meine Fragen zerſtreut, eine der ſechs Schüſſeln, die er unerklärlicher Weiſe in einer Hand getragen, vorwärts neigte, und ihren Inhalt, den Reſt einer köſtlichen Puddings-Sauce von Arrak, über Wallers Kopf ausgoß; ſie ſtrömte auf die Poſtzeitung herab und würzte dieſe ungewöhnlich. Heinrich erhob ein lautes Lachen, ein Jauchzen war es zu nennen, und rief: Der Popo, der Popo iſt naß, der ganze Popo iſt naß! Wir alle verwundert fragten: Welcher Popo, wie, wie ſo? Selbſt der Legationsrath lachte und fragte. Wie Herr Legationsrath? — fragte Waller mit der ernſthafteſten Miene von der Welt — und das wiſſen Sie nicht? Sie wiſſen nicht, daß der ruſſiſche Kaufmann Popo, Commerzienrath geworden. Da leſen Sie. — v. Fiſtel, nachdem er geleſen, legte ſein Geſicht in ehrerbietige Falten, und ſagte: freilich, das iſt wichtig, das iſt ſehr löblich; zur Ermunterung des Handelsſtandes iſt der Kaufmann Popow — ſo heißt er, nicht Popo, — zum Commerzienrath ernannt worden. — Nun, Popow, oder Popo, erwiederte Waller, die Gläſer vollſchenkend, er ſoll leben! Der Semipalatinskiſche Stephan Popow ſoll leben! Und der Schewskiſche Jacob Filatow, der auch Commerzienrath geworden, ſoll auch leben! Jetzt noch eine Geſundheit meine Herren! Der Gerbergeſell aus Caſſel ſoll leben, der die Frau von Mutzig aus dem Waſſer gezogen. Heil ihm! — Frau von Mutzig, von Mutzig? — ſagte der Legationsrath, ſich die Stirne reibend — die Familie ſollte mir bekannt ſeyn. — Bemühen Sie ſich nicht — bemerkte Waller — es iſt keine

Frau von, ſondern eine aus Mutzig, nur eine Wäſcherin. Da leſen Sie. — »Eine Wäſcherin zu Mutzig iſt in die Brauſch gefallen, und wäre unfehlbar ertrunken, wenn ſie nicht ein Gerbergeſelle aus Heſſen-Caſſel aus dem Waſſer gezogen.« .. Und was ſagen Sie dazu, daß der Garten-Inſpector in .. wo ſteht es doch? .. nein es ſtand geſtern darin... Nun gleichviel; ein Garten-Inſpector iſt Hofrath geworden. Er ſoll leben meine Herren! Aber welche ſchöne Neuigkeiten lieſt man alle Tage in Euerer Poſt-Zeitung, wie belehrend iſt ſie! — Ja wohl — ſagte der Legationsrath — ſie iſt mit großer Umſicht geſchrieben. — Mit Umſicht und Einſicht, und Nachſicht und Vorſicht und Rückſicht bemerkte Waller. Geſtern ſtand darin.... Warten Sie einen Augenblick, meine Herren, ich bin gleich wieder da.

Heinrich ging hinaus, und kam bald darauf, mit einer blechernen Schachtel zurück, vor der ein kleines Schlößchen von Meſſing hing. Mehrere noch dagebliebene Gäſte (die Tafel war aufgehoben) ſtellten ſich um ihn her, neugierig auf den Inhalt der Schachtel gemacht. Auch einige der jüdiſchen Gäſte waren geſpannt. — »Meine Herren, fragte Waller, kann mir keiner von Ihnen ſagen, wie hoch die Darmſtädter Looſe ſtehen?« —

Fünf und dreißig, antworteten ſieben Juden zugleich, mit ſeltener Uebereinſtimmung der Zahlen und der Deklamation. Darauf öffnete Heinrich die Schachtel und zog heraus — Zeitungen, nichts als Zeitungen. Die Juden zuckten ſpöttiſch die Achſeln und gingen fort. Waller ſetzte ſich nieder, breitete die Zeitungen vor ſich aus, und ſprach, darin blätternd, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Viertes Kapitel.

Meine Herren, ich bin gewohnt, allein zu reden, und ich dulde keinen Widerſpruch, denn ich habe immer Recht! Wer mich unterbricht, den erkläre ich für einen Ruheſtörer, und, nach Umſtänden, für einen gemeinen Volksaufwiegler. Ich ſehe, Sie ſind verwundert, Herr Legationsrath, aber das wundert mich gar nicht; denn mich ſelbſt wundert, daß ich noch nicht Miniſter geworden bin. Sie ſind auch ein Mann von Verdienſt, Herr Legationsrath, und Sie werden es weit bringen. Doch wenn Sie auch die höchſte Stufe der Ehre noch nicht erreicht, ſo weiß ich doch, daß Sie die öffentliche Meinung jetzt ſchon verachten und meiner beſonderen Meinung ſind, daß am Tacitus nicht viel iſt, ob ihn zwar alle Welt lobt. Sie kennen ſeine Germania — wie wird ſie geprieſen! Nun was iſt's? Hier, meine Herren, hier die Poſtzeitung, das iſt die wahre Germania. Beſſer und ſchöner als Tacitus unterrichtet ſie uns von der Deutſchen Sitten, Gebräuchen, Religion, Staatsverfaſſungen und Regierungen. Man lobt des Tacitus Kürze, aber hier die Poſtzeitung hat die wahre kurze Kürze. Jener brauchte viele Kapitel, ſein Deutſchland zu beſchreiben, dieſe braucht oft nur ein Wort dazu. Geſtern erzählte ſie uns, ein Fräulein in Wien habe von einem verſtorbenen Dichter ein Legat bekommen. Nicht, daß das arme Mädchen Vater- und Mutterlos geweſen, nicht, daß ein edler Mann ihr ſein Vermögen hinterlaſſen, bewegte die Poſtzeitung; nein, daß das Fräulein eine Geheimrathswaiſe iſt, entlockte ihr Thränen. Geheimrathswaiſe! Liegt nicht Deutſchland, wie es war und iſt, in dieſem einzigen Worte? Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt iſt, meine Herren, daß ich die Deutſchen in zwei Klaſſen theile: in Hofräthe und in ſolche, die es ſeyn möchten. Aber es iſt betrübt; wie Wenige ſind Hofräthe und wie Viele möchten es ſeyn! Ach, wenn ich ein deutſcher Fürſt wäre, es ſollte anders werden. Ich wollte alle meine Unterthanen glücklich machen, ich wollte ſie alle zu Hofräthen ernennen; wenigſtens zu Höfräthen. Und ohne Unterſchied des Standes, der Geburt, des Reichthums, des Geſchlechts, der Bildung und des Alters: ſie müßten alle Hofräthe ſeyn. Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greiſe, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen einer ſtirbt, — und es geſchieht oft, daß Einer nur darin ſtirbt, wie er nur darin gelebt — und der Verewigte war Doctor, und hatte ſonſt noch einen und den andern Titel: ſo vergißt das Wochenblättchen nie, dieſe Titel alle herzunennen, und man hat kein Beiſpiel, ſeit Carls des Großen Zeiten, daß je einer vergeſſen werden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Menſch überhaupt, und ein Zeitungsſchreiber insbeſondere, für ein ſündliches, gebrechliches und vergeßliches Weſen iſt, und ſezt darum in ſeinen Todtenliſten den Titeln der Verſterbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kommt viel dabei heraus? Wie viele Menſchen haben Titel? In Deutſchland höchſtens der zehnte Menſch. Wenn ich aber Fürſt wäre, dann ſollte es anders werden, dann müßte es eine Luſt ſeyn, in Deutſchland zu leben und zu ſterben. Dann würde man im Wochenblättchen leſen: »Am 13. dieſes, ſtarb S. T. Herr Hofrath Schinderhannes, nach kurzen Leiden am

Hängen im 36. Jahre ſeines thätigen Lebens.» Wie würde dieſes zur Vaterlandsliebe anfeuern! Welches andere Volk verdiente mehr, als das deutſche, daß man ihm wohlthue nach ſeinen Wünſchen? Zeigt ſeine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorſames Volk iſt, das mehr, als Reichthum und Schönheit, und Tugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und der Natur bekommen, diejenigen ſchätzt, die es ſeinen Regierungen verdankt? Und nicht bloß in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigſten Volke herab iſt die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von Jung-Stilling gehört — er war ein Schwärmer — doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, ſo wird Ihnen doch ſicher bekannt ſeyn, daß er Hofrath geweſen. Dieſer Schwärmer und Hofrath Jung-Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode ſeiner Gattin Prorektor der Univerſität Marburg. Da beſuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruheſtätte ſeiner geliebten Selma zeigen. Er führte ſie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Todtengräber auf den Grabeshügel der längſt Verſtorbenen und ſagte feierlich: »Hier ruht die ſelige

Frau Hofräthin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung. - Einen ſo ſchönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Geſinnung — ſucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde! Ich reiſte mit der Poſt durch Leipzig, und während man die Pferde wechſelte, vermißte ich meine Nachtmütze. Ich brauchte eine andere und erkundigte mich bei einem Dienſtmädchen nach einem Laden. Dieſe führte mich in's Paſſagierzimmer und ſagte einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging: Frau Oberpoſt-Kofferträgerin, der Herr da wollen eine Nachtmütze. Ich brauche nur eine, antwortete ich. Bald darauf kam ich in eine Reſidenz, wo ich mehrere Tage verweilte. Bei einem Kaufmann zu Tiſche gebeten, ſtellte ich mich etwas zu frühe ein, und beſchäftigte mich unterdeſſen, die Namen der Gäſte zu leſen, die, auf Karten geſchrieben, auf den Tellern lagen. Wir ſaßen, wie folgt, von meiner Rechten anfangend und zu meiner Linken endigend: Ich, Frau Ober-Kriminalräthin, Herr Finanzrath, Frau Oberzahlmeiſterin, Herr Hoftheater-Intendant, Frau Hofagentin, Herr Oberzahlmeiſter, Frau Geheime-Legationsräthin, Herr Obertribunal-Rath, Frau Geheimeräthin, der Wirth, Frau Stempeldirektorin, Herr Ober-Kriminalrath, Frau Finanzräthin, Herr Oberſteuereinnehmer, Frau

Hoftheater-Intendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalräthin, Herr Stadt-Director, Frau Staatsräthin, Herr Geheimer Legationsrath, Frau Stadtdirectorin, Herr Geheimerath, Frau Polizei-Gerichts-Aſſeſſorin, Herr Stempeldirector, die Wirthin, Herr Staatsrath, Frau Salinen-Inſpectorin, Herr Salinen-Inſpector, Frau Oberſteuereinnehmerin. Die Polizeigerichtsaſſeſſorin war Wittwe, ich aber ſaß himmliſch zwiſchen zwei ſchönen Frauen. Die Frau Oberkriminalräthin war das ſanfteſte lieblichſte Geſchöpf von der Welt, und die Frau Oberſteuereinnehmerin war ſehr einnehmend; ich verliebte mich in beide. Den Wirth und die Wirthin, ſo liebe gute Leute, konnte ich kaum ohne Thränen anſehen, ſie waren die einzigen ohne Titel; doch tröſtete ich mich damit, daß ſie geborene Franzoſen waren und ihr Unglück weniger fühlen mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum giebt — doch als Chriſt, Herr Legationsrath, glaube ich an übernatürliche Kräfte — ſo giebt es nach der deutſchen Naturkunde keinen titelloſen Raum. Die feine, unſichtbare, ätheriſche Titular-Subſtanz durchdringt alle geſchaffene Weſen, ſie belebend, antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Theile unſeres Seyns, Geiſt und Herz, Denken und Empfinden, Wünſche und

Hoffnungen, Befürchtungen, Erinnerungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unſerer Sprache, man findet ſie in Hauptwörtern und Hülfswörtern und Zeitwörtern, in Adjectiven und Adverbien und Präpoſitionen, in Declinationen und Conjugationen. Man nennt das deutſche Volk *breit*, man ſollte es ein hohes nennen, es erhöht alles. Es dehnt ſich zwar auch in die Breite aus und ſagt: *allverehrt*, *allgeliebt*, doch nur erſt, wenn es bis in den höchſten Himmel hinaufgebaut und nicht weiter kann. Aber ſo lange als möglich *erhöht* es das Wirthſchaftsgebäude ſeiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborne und hochwohlgeborne und hochgeborne Menſchen, hohe, höchſte und allerhöchſte Perſonen . . . Es hat hochpreißliche Gerichte und ein hohes Miniſterium; es hat eine hochlöbliche Theater-Intendanz und es ſpricht von hochderſelben. Es hat hohe Leichen und eine Prinzeſſin nimmt den Eiſenhammer in hohen Augenſchein. Bei Hofe geſchehen hochwichtige Ereigniſſe, und werden hochfeſtliche Tage gefeiert; fürſtliche Perſonen ſind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Göthe's Jubeltag geſchlagen, wurde eine *hochvollendete* genannt. Wiſſen Sie warum, meine Herren? Weil Göthe eine hohe Perſon iſt. Wiſſen Sie aber, warum Göthe eine hohe

Perſon genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, ſondern weil er Miniſter iſt. Die Oberpoſt-Amts-Zeitung — ſagen Sie nicht, meine Herren, daß ich ſpät zu ihr zurückkehre, denn ich habe ſie keinen Augenblick verlaſſen; konnte ich ſie ſchöner loben, als indem ich Deutſchland lobte? — die Oberpoſtamts-Zeitung nennt ſich nur ſo aus Beſcheidenheit, ſie iſt aber eigentlich eine Oberamts-Zeitung überhaupt. Alle Flüßchen und Bäche, die aus amtlichen Quellen fließen, vereinigt ſie in einem ſchönen breiten Strom, der den Deutſchen heilig iſt und den ſie anbeten, wie die Indier den Ganges. Eine Liſte von Standeserhöhungen iſt ihr eine Geneſis, das erſte Buch Moſis; ein Steckbrief iſt ihr eine canoniſche Schrift, und ſie nimmt ihn oft, unaufgefordert und ohne Inſeratgebühren, in ihren Text auf. Was aber ſonſt gelegentlich gethan wird, von Gott, der Natur und der Menſchheit, das erzählt ſie, wenn ſie Luſt und Laune hat, in wenigen apokryphiſchen Zeilen. Wird die Oberpoſtamts-Zeitung verſäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensvertheilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titularbewegungen der Menſchheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, ſie kennt zu gut ihre hohe und ſchöne Beſtimmung. Hier, meine Herren, leſen Sie ein Verzeichniß von zwei und vierzig Frauen, mit ihren Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuz-Ordens-Damen geworden; hier eine Liſte von ſieben und achtzig Ruſſen, welche in der Armee befördert werden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liſte von ſieben und ſechszig Namen. Wie ſchade, daß alle dieſe Namen ſo unausſprechlich ſind, und dem Gedächtniſſe zarter deutſcher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger lieſt: Der Fähnrich Tſchawtſchawadsew, der an der perſiſchen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen; wenn der Bauer im Schwarzwalde lieſt, der Podolier Prſcherakowſskji habe «für ſeine ausgezeichnete Thätigkeit bei Ausrottung der Heuſchrecken» den St. Annen-Orden dritter Klaſſe erhalten, ſo freut ſie das gewiß, es entzückt ſie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen thun, daß ſie nicht wiſſen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuſchrecken heißt, und daß es ihnen der Schulmeiſter auch nicht ſagen kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Direkter der Stadtſchule zu Linz zum Direktor des Gymnaſii in Dören ernannt worden; hier, daß ein Parmeſaniſcher Baron den Leopolds-

Orden, und hier, daß der Oberſtkammerjunker eines kleinen deutſchen Staates das Prädikat „Excellenz“ bekommen. Die Oberpoſtamtszeitung erſpart den Leuten von Stande das Porto, und ſie brauchen ſich ihre Familienereigniſſe nicht brieflich mitzutheilen, wie wir. Ach! ich wollte ich wäre ein Kourier, dann würden meine Freunde aus der Poſtzeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereiſt und ſie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberpoſtamts-Zeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, ſo umgiebt ſie ihn mit einem ſo großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie ſie geheißen, als ſie noch lebte. Wir leſen: „Heute Morgens um 6 Uhr ſtarb dahier der Königl. Kämmerer, Ritter des Civilverdienſtordens, Präſident des Appellationsgerichts im Regenkreiſe, Abgeordneter zur Ständeverſammlung des Königreichs, ordentliches Mitglied der philologiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften ꝛc. ꝛc., Freiherr von“ . . . jezt halten wir am Namen, wir ſind geſpannt; aber ehe wir zu ihm gelangen wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Beſuch in's Zimmer treten und uns ſtören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich geſtorben. Das mildert freilich die Trauer.

Es giebt gemüthliche Familien von Stande, die ihre Angehörigen ohne Titelbegleitung, bürgerlich-romantiſch begraben laſſen; aber die beleidigte Natur rächt ſich immer, man ſoll nie gegen ſeinen Genius, gegen die Stimme des Gewiſſens handeln. In ſolchen Fällen bekommen wir zu leſen: »Den 6. November nahm uns Gott in Ratzeburg, während einer Beſuchsreiſe zu ſeinen Geſchwiſtern, den treuen, liebevollen Vater« — ſo ſchnell geht Verachtung der Titel in Gottesläſterung über! Die Oberpoſtamtszeitung berichtet uns treu, ein neugeborner Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangeliſt, Franz, Ignaz bekommen, und eine neugeborne Prinzeſſin den Namen Maria, Auguſte, Friederika, Carolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziska, Nepomucene, Xaveria, und Sie freuen ſich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Setzerlehrlinge, die ihnen in ſolchen häufigen Fällen wird, wo ſie viele Zeilen ſparen können, und kürzere Zeit eingeſperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpoſtamts-Zeitung mit Unrecht vor, ſie verbreite manchmal ſogenannte liberale, nämlich revolutionaire Nachrichten und Grundſätze; doch wenn es auch wahr wäre, an wem läge die Schuld! Wie leicht ließe ſich das verhüten! Wäre ich ein Fürſt, ſo ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzeſſinnen, das ganze Land Gevatter ſtehen, ſo daß der neue Prinz und die Prinzeſſin, je nach der Zahl meiner Unterthanen, ſechs Millionen, zwölf, zwanzig, dreißig, funfzig, ja wenn ich Kaiſer von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die andern Fürſten würden meinem Beiſpiele folgen, und dann wollte ich doch ſehen, wo die Poſtzeitung Raum fände, revolutionaire Grundſätze zu verbreiten. Auf dieſe Art könnte eine weiſe Staatsverfaſſung die Preſſe lenken, ohne zur verhaßten Zenſur ihre Zuflucht zu nehmen. Doch was halten Sie davon, meine Herren, ſcheint Ihnen nicht auch, daß hier unſer Poſtgaul vorwärts möchte, der Poſtillion aber immer zurückhält, ſieht und bläſt? So iſt es ganz unverkennbar. Doch wenn Sie daraus ſchließen wollten, das Pferd habe mehr Verſtand, als ſein Reiter, ſo würden Sie beiden Unrecht thun. Ein gutes treues Pferd will nie mehr Verſtand haben, als ſein Reiter, und ein geſchickter tüchtiger Reiter will ſeinem Pferde nicht allen Verſtand rauben, ſondern nur den größten Theil davon. Iſt es nun auch ganz offenbar, daß unſer Gaul in die Zukunft galloppiren, unſer Poſtillion aber ſich in die Vergangenheit retiriren möchte, ſo iſt dieſes doch kein Divergiren der Meinungen zu nennen, ſondern — von Seiten des Pferdes, ein Phantaſiren, und von Seiten des Reiters, ein Moderiren, Retardiren, Genieren, Antiſtimuliren, Chicaniren, mit einem Worte: ein Regieren. Doch laſſen wir uns zu keinen Ausſchweifungen verleiten. Ueber die großen Angelegenheiten der Menſchheit vergißt die Oberpoſtamts-Zeitung die kleinen der Menſchen nie; denn ſie ſchreibt nicht blos für Thron und Altar, ſondern auch für die Küche. Nachdem ſie uns mit den Namen aller neu geborenen Prinzen und Prinzeſſinnen, nachdem ſie uns mit allen neu geſchaffenen Ordensrittern, mit allen friſchgeprägten Hofräthen, geheimen Hofräthen, Finanzräthen und Juſtizräthen, nachdem ſie uns mit den Reiſen aller Kouriere, und mit der Zahl der Poſtpferde aller hohen Reiſenden und ihres hohen Gefolges bekannt gemacht; nachdem ſie alle Revüen aller ſtehenden Heere, Compagnie nach Compagnie vor unſern Augen vorübergeführt; nachdem ſie alle Hof-Feierlichkeiten erzählt und zwar zu beſſerm Verſtändniß zweimal, einmal vor der Feierlichkeit durch Mittheilung des Programms, wie die Feierlichkeit angeordnet, und dann nach der Feierlichkeit durch genaue Beſchreibung, wie die Feierlichkeit gehalten worden, ſo Hoffnung und Genuß, Möglichkeit mit Wirklichkeit, Erwartung mit Erinnerung vergleichend — nachdem ſie dieſes alles gethan, erzählt ſie auch die mikrokosmiſchen Ereigniſſe der kleinen Bürgerwelt. Sie erzählt uns, daß in dem Küchengarten eines Schleſiſchen Barons ein Kürbis wachſe, der 3 Ellen 5 Zoll im Umfange mißt, und 78½ Pfund wiegt; daß ein Kaufmann im Sächſiſchen, weil ſeine Henne auf die Gaſſe gelaufen, 21 Groſchen 8 Pfennige Strafe zahlen mußte, und daß unter der Ringelhardſchen Truppe in Cöln die Deſertion überhand nehme, der Tenoriſt **Ulrich**, die ſolideſte Stütze der Oper, ſich entfernt habe, und ſelbſt die liebliche Mamſell **Peche**, was faſt unglaublich ſcheine, ihm untreu geworden ſey. Aber am liebſten und wärmſten verweilt die Poſtzeitung bei Jubelfeſten. Wenn ein Ehepaar ſeine goldene Hochzeit feiert, wenn ein Canzeliſt, nachdem er funfzig Jahre abgeſchrieben, ſeinen Dienſtjubeltag feiert und ein Belobungsſchreiben erhält, erzählt uns dieſes die Poſtzeitung mit Thränen, und ſie kann vor Rührung kaum die Feder halten. Sie pflegt eine ſolche Feierlichkeit »gewiß eine ſeltene« zu nennen; aber ſie ſpricht nur ſo aus Beſcheidenheit, ihr eigenes Verdienſt zu ſchmälern; denn es gehen keine vier Wochen vorüber, daß ſie uns nicht eine ſolche ſeltene Feierlichkeit erzählte.

Was nun die ſogenannten Original-Artikel und Privat-Correſpondenzen betrifft, mit welchen ſich andere Blätter eitel ſchmücken: ſo hat die Oberpoſtamts-Zeitung ſich von ſolchen Schwächen immer frei zu erhalten gewußt. Sie iſt vorſichtig, ſie nimmt nur bewährte Nachrichten auf, und ſie weiß recht gut, daß eine Nachricht nur dann als bewährt zu halten, wenn ſie mehrere Zeitungen als wahr erklärt haben. Doch giebt es allerdings Fälle, wo die Poſtzeitung ſchaffend hervortritt, und alle europäiſchen Zeitungen, bei welchen ſie das ganze Jahr zu Gaſte geht, ſelbſt bewirthet. Dann iſt ihr Gaſtgebot reich und prächtig, und ſie zeigt, was ſie könnte, wenn ſie wollte. Solcher wichtigen Fälle ſind vier an der Zahl. Sie ereignen ſich, erſtens: wenn die Geburten, Vermählungen und Todesfälle fürſtlicher Perſonen, dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt, officiel mitgetheilt werden. Zweitens: wenn die engliſchen und franzöſiſchen Poſten in Frankfurt ausgeblieben; dieſe Nachricht theilt die Poſtzeitung zuerſt mit. Den dritten Fall bilden die Auszüge aus dem Spectateur Oriental, welche die Poſtzeitung, als erſte Beiſitzerin, mit dem Stempel Frankfurt bezeichnet. Die Tage, an welchen ſie erſcheinen, ſind wahre Feiertage für den Cenſor, denn er braucht ſie gar nicht zu leſen, da er recht gut weiß, daß nie darüber Klagen entſtehen werden, daß er nichts darin geſtrichen. Als die vierte Originalität iſt die Nachricht von den Sonnenflecken zu betrachten, die in Frankfurt beobachtet werden. Die höchſt originellen Berichte von den Fäſſern, die auf dem gefrorenen Main gebaut worden, werden hier nicht mitgerechnet, denn da ein ſolcher Froſtjubel ſich in jedem Jahrhunderte nur einmal begiebt, ſo verdienen dieſe Säkularfäſſer, ob es zwar Jubelfäſſer ſind, keine Berückſichtigung. Die leichten Franzoſen verflüchtigen alles, und machen alles beweglich; wir ſtandhaften und vollwichtigen Deutſchen aber, verdichten alles und machen alles nagelfeſt. Die Franzoſen können auf Pfänder borgen, ſie haben Mobiliar-Vermögen; wir Deutſchen aber können hypothekariſche Schulden machen, wir haben Grundbeſitz. Doch baares Geld iſt leider ſelten bei uns. Unſere Wechſel à Dato hundert und funfzig Jahre ſind die beſten Effecten von der Welt; unſere Wechſel à Dato drei Monate aber, ſind wahre Columbier. Ich merke, meine Herren, daß ich ſehr ausſchweife und mich verirrt habe, und es thut mir leid, daß ich Ihnen ſo ſtreng unterſagt, mich zurecht zu weiſen. Aber Ordnung muß ſeyn. Den Franzoſen iſt ein Buch faſt nur ein Ereigniß, eine politiſche Schrift iſt ihnen eine politiſche That; den Deutſchen iſt jedes Ereigniß ein Buch, und eine politiſche Handlung eine politiſche Abhandlung. Die Schrift des Grafen Montloſier gegen die Jeſuiten war eine franzöſiſche Schlacht; die Ermordung Kotzebues durch Sand eine deutſche Rezenſion mit Blut geſchrieben. In dieſem ſchönen vaterländiſchen Geiſte denkt, fühlt und handelt — nämlich ſchreibt — die Oberpoſtamts-Zeitung. Eine geſchehene Geſchichte iſt ihr nur eine Theaterprobe, aber eine erzählte Geſchichte iſt ihr die eigentliche Aufführung des Stückes. Sie theilt darum die Zeit nicht in Jahrhunderte, Jahrtauſende, alte, mittlere und neue Zeit; ſie theilt die Geſchichte nicht in Epochen, Völkergeſchichte, Staatengeſchichte, Kriegesgeſchichte, Kirchengeſchichte, Handelsgeſchichte, ſie theilt die Wiſſenſchaft nicht in Mathematik, Politik, Aeſthetik, Theologie, Philoſophie; ſie theilt die Erde nicht in Länder, Völker, Staaten, Berge, Flüſſe, Meere — ſondern ſie theilt Welt, Zeit, Geſchichte, Wiſſenſchaft, und die ganze Erde in Zeitungen ein. Ob etwas geſchehen, wann, wie und wo es geſchehen, und ob es wirklich geſchehen, oder nur erzählt worden — daran liegt ihr nicht; es liegt ihr nur daran, wie der Ort heißt, wo die Zeitung erſcheint, in welcher der Bericht des Geſchehenen ſteht. Sie haben Mittag etwas viel getrunken, meine Herren, und ich vermuthe, daß Sie nicht ſehr bei Verſtande ſind, und dieſe Theorie der Poſtzeitung gar nicht faſſen mögen. Ich will darum Ihrer Faſſungsſchwäche mit einigen Beiſpielen zu Hülfe kommen. Wenn die allgemeine Zeitung eine amerikaniſche Geſchichte aus dem vorigen Jahrhunderte erzählt, ſo ſchreibt die Poſtzeitung: Augsburg den 12. März 1827. und unter dieſer Rubrik berichtet ſie eine alte Begebenheit aus Nordamerika. Sie ſchreibt: Aus Thüringen: Herr von Gruithuiſen in München habe berechnet, daß der Mond in 30,000 Jahren auf die Erde fallen werde, und aus Franken: Mamſell Sontag habe in Berlin ein Conzert gegeben, und Madame Vespermann ſey in München geſtorben. Warum ſchreibt ſie aus Thüringen, aus Franken? Weil die eine Nachricht aus der Dorfzeitung genommen, die in Thüringen erſcheint, die andere aus der Würzburger Zeitung. Hier, meine Herren, leſen Sie die Trauerode auf den Herzog von York, der in London geſtorben, unter Aachen; hier unter Berlin 9. November den preußiſchen Zollvertrag mit Lippe, und Sentenzen über Liebe und Frauen. Was haben die Frauen mit dem Zollweſen, was die Liebe mit dem 9. November gemeinſchaftliches? Sie verbindet der vaterländiſche Geiſt, der die Poſtzeitung beſeelt, und den ſie allem einhaucht, was ſie berührt. Hier finden Sie unter Darmſtadt eine Verordnung, daß alle Lumpen aus Altheſſen in Neuheſſen gebracht werden dürfen, aber nicht umgekehrt, in Verbindung geſezt mit der Nachricht, daß eine Frau in Aachen, die ſich durch warmes Waſſer von der Gicht heilen wollte, an dem Verſuch geſtorben ſey. Hier leſen Sie: Berlin — «der bisherige Oberlehrer am Gymnaſio zu Wetzlar iſt zum Director dieſer Anſtalt ernannt worden,» und gleich darunter: «In dem bei Voigt in Ilmenau erſchienenen: Geheimniß ſich beim ſchönen Geſchlecht beliebt zu machen, ſeine Gunſt und den Sieg über dasſelbe zu erlangen, wird als das vorzüglichſte Mittel ein aufwärtsſtrebender Leibesſchnitt empfohlen.» Hier können Sie leſen: Augsburg, 16. Auguſt. «Ein ruſſiſcher Kourier, der in Bukareſt angekommen, hat ausgeſagt: Ibrahim Paſcha ſey gefangen» ... «Der Einſiedler giebt es wohl mehr, als man glaubt.» Hier München: Die Kammer der Reichsräthe hat den Geſetzentwurf über das Gewerbsweſen verworfen. Dann folgt: ein humoriſtiſcher Aufſatz über die phyſiologiſche Bedeutung der Füße. Hier Cölln: Die alten Landesſcheidemünzen von Cölln, Trier und Aachen ſollen aus dem Cours geſezt werden. Folgen: Aphorismen aus der Zeitſchrift Merkur, die in Dresden erſcheint. Hier: Bonn... Was wird uns die Poſtzeitung aus Bonn berichten? Wird ſie von der Univerſität ſprechen? Vom botaniſchen Garten? Von der neuen Anatomie? Von Arndt? Nein, von ſolchen Dingen berichtet ſie nichts. Sie ſchreibt: »Bonn, vom 20. März. Der witzige Verfaſſer der Stapelia mixta hält dem Tanze folgende Lobrede... «Und nun wird in zwei langen Colonnen, nämlich in zwei Spalten der Zeitung, getanzt. Indem die Poſtzeitung, meine Herren, auf dieſe Weiſe, ein ſchönes Band um Alles ſchlingt, um Gott, Natur, Geſchichte, Menſchheit, Staat, Wiſſenſchaft, Kunſt, Ernſt und Scherz; indem ſie Alles in Einem ſieht, Eines in Allem, und Alles auf Eines bezieht, nämlich auf Zeitungen — gewinnt ſie jenes gottſelige Leben, welches Thomas a Kempis ſo ſchön in den Worten ſchildert: Cui omnia unum sunt, et omnia in uno videt, et omnia ad unum trahit, potest stabilis corde esse et pacificus in Deo permanere; welchen Satz, Herr Geheimer Legationsrath, Sie in Flaſſan's Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie umſtandlich erläutert finden. So, meine Herren, iſt die Oberpoſtamts-Zeitung! Soll man ſie nicht lieben? Soll man die Stadt nicht lieben, in der ſie geſchrieben wird? Soll man das Land nicht lieben, in welchem dieſe Stadt liegt? Soll man das Volk nicht lieben, das in dieſem Lande wohnt? Habe ich Recht, Herr Legationsrath? Herr Doktor, habe ich Recht? Habe ich Recht, Karl?« ... Nach dieſen Worten ergriff Waller die Hand des Oberkellners — es war eine Menſchenhand, er ſah nicht, wem ſie gehörte, er hielt ſie für die Meinige — und ſprach mit leiſer flehender Stimme: »O Carl, gieb mir eine Geliebte, gieb mir einen Gott, gieb mir ein Vaterland. Ich fordere ja ſo wenig; gieb mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!« ... Dann warf er ſich auf einen Stuhl, verhüllte ſich das Geſicht und weinte heftig. Alle Anweſenden ſahen mit Verwunderung und Mitleid auf ihn, und Einer und der Andere ſagte: es iſt doch Schade ... Armer Heinrich! Ach armer Heinrich!

Fünftes Kapitel.

Unter den nachzechenden Gäſten, die Heinrichs wunderliche Reden angehört, war auch ein ſtattlicher alter Mann, der ſich uns ſchon bei Tiſche bemerklich gemacht hatte. Er aß und ſprach wenig, und trank und lächelte viel. Schneeweißes Haar bedeckte ſeinen blühenden Kopf, und man hätte nicht zu unterſcheiden gewußt, ob er früh gealtert, oder ob er die friſche Jugendkraft ſich lange bewahrt, wenn nicht jene behagliche Ruhe, die man im Leben nur nach langen und ſchweren Arbeiten gewinnt, und das Maaß und die Ordnung in allen ſeinen Bewegungen, ihn als einen Mann bezeichnet hätten, der in höhern Jahren ſtand. Der Rechtbewaffnete, ſonſt unbekümmerte Waller, hatte ſeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen und ſeinen Beifall zu verdienen geſucht; denn ſo unbedacht er auch ſprach, ſo beſonnen ſprach er doch zugleich, und wenn er auch ſeine wilde Phantaſie nicht einzuhalten vermochte, ſo wußte er ſie doch recht gut zu lenken, und er bemerkte alles, was ſich rechts und links auf ſeinem Wege zeigte. Aber der Alte prüfte und ließ ſich nicht prüfen. Doch einmal geſchah es, daß er Heinrich fragte, wie viel Uhr es ſey, und als dieſer geantwortet, er trage nie eine Uhr, erwiederte der Alte: das merke ich. Er verließ vor uns den Saal, und ſtrich beim Weggehen mit der Hand über Heinrichs Blechkaſten. Ich eilte, ihn wegzuführen, um ihm dem Spotte der Anweſenden, und ſeinen eigenen Träumereien zu entziehen. Ich ſchlug ihm einen Spaziergang vor. Er nahm den Blechkaſten unter den Arm, ihn auf ſein Zimmer zu tragen, und als ich ihn bat, ihn durch den Kellner hinauftragen zu laſſen, und ſich die Treppen zu erſparen, fragte er bitter: ſoll ich unſer theures Vaterland einem Lohndiener anvertrauen? — Geſchähe dieſes denn das erſtemal? erwiederte ich: ſo ließ er ſich lenken und wir gingen fort. Wir erreichten bald eines jener lachenden Thore, die früher, wie finſtere Wärter, unſere ſchöne Stadt hüteten, jezt wie freundliche Wirthe an deren Eingang ſtehen. Wir traten in den unvergleichlichen Garten, der wie ein Blumengeflechte die Stadt umwindet. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Blumen dufteten ſüß, und mit ihren Blättern buhlte die ſchmeichleriſche Luft. Nur daß der unerträgliche Staub, den die vorüberfahrenden Wagen aufregten, unſere Freude ſtörte. In Paris — bemerkte Heinrich — auf den Boulevards wo mehr Kutſchen fahren, als hier Fußgänger ſind, wird man vom Staube nie beläſtigt, denn von Morgen bis Abend wird der Weg mit Waſſer begoſſen. Hier aber, wie überall in Deutſchland, wendet die Polizei ihre Aufmerkſamkeit mehr auf Perſonen, als auf Sachen. Wie werden die Handwerksgeſellen, die Dienſtboten, die Schriftſteller, die Reiſenden, beaufſichtigt und gequält; aber der Staub braucht keinen Paß, und er kann hingehen, wo er will. Ich bemerkte, das käme daher, weil er im Gefolge der Reichen und Großen erſcheint. Jezt fühlte ſich Heinrich auf die Schulter geklopft; er ſah zurück, es war der freundliche Alte. Junges Blut, ſprach er, Ihr thut wohl euch abzukühlen! — Junges Blut! erwiederte Heinrich lächelnd, ich bin viel über dreißig Jahre alt. — Wenn auch, bemerkte der Alte, nur das Blut macht alt und jung, denn nur in ihm iſt das Leben. — Der freundliche Mann ſchloß ſich uns an, faßte bald den Zügel der Unterhaltung und lenkte ſie wohin er wollte. Eine Nachtigall im nahen Gebüſche ſang ihr ſchönes Lied. Wir blieben ſtehen und horchten freudig. Heinrich erinnerte mich an jenen Sommerabend in Montmorency, wo wir auch, wie jezt, dem Geſange einer Nachtigall gelauſcht, und wie die vielen tauſende Franzoſen — es war ein Sonntag — die aus Paris und vom Lande zum Kirchweihfeſte gekommen, Männer und Frauen und Kinder, und Mädchen und Jünglinge, und Städter und Landleute, und verliebte Paare genug, und alle ſo von Herzen fröhlich — wie aber alle jene Tauſende, unbekümmert vor dem grünen Häuschen der ſüßlockenden Schönen vorüberzogen, und wir zwei Deutſche allein, ihren ſüßen Tönen horchten, und wie viele uns Unbewegliche anſahen, und wie ſie neugierig waren, was uns ſo feſt gezaubert! — Das wundert mich gar nicht, bemerkte unſer Begleiter, die Nachtigall ſingt dem Deutſchen am ſchönſten, ſie ſingt deutſch, ſie iſt ein deutſcher Vogel. Heinrich bemerkte: ſie iſt ein Zugvogel und ſie kommt aus Aſien. — Das hat ſie mit jener Freude gemein, erwiederte der Alte, und aus Aſien kommen die Deutſchen auch. — Heinrich ſagte: doch haben wir aus dem Morgenlande nichts mitgebracht, als die Kaſtenliebe, und die Lehre von der Seelenwanderung. — Die Seelenwanderung! rief ich zweifelnd aus. — Ja, ſprach Heinrich mit Lachen, wir glauben, daß die Seele eines Hofraths, wenn dieſer fromm geſtorben, in den Körper eines geheimen Hofraths übergehe, wenn er aber in Sünden dahin geſchieden, in die thieriſche Hülle eines Bürgers ohne Titel. — Der Alte ſagte mit Lächeln: ich bin auch ein Hofrath; doch, lieber Freund, ich wünſchte ſehr, daß Sie meinen Rath mehr achteten, als meinen Hofrath; Sie ſind zum rechten Ziele aber auf falſchem Wege. Doch — es ſcheint mir, daß Sie dieſes Land der Hofräthe, und dieſe Stadt, worin die hochedle Poſtzeitung erſcheint, nicht gar zu ſehr haſſen; ich ſehe Sie ja ſchon lange hier in Frankfurt. — Nicht doch! erwiederte Heinrich. Ich wohne in Paris, und reiſe nur jährlich auf wenige Monate nach Deutſchland; ich gebrauche es als ein Schlammbad, um meine Nerven zu ſtärken. — Daran thun Sie ſehr wohl, Herr Waller, Sie haben es nöthig, bemerkte der Alte trocken, indem er ſich auf eine Bank niederließ. Heinrich erröthete, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand zu ſeinen Füßen. Der beißende Rauch der Unterhaltung hatte ſich bald verzogen, und nur ihre Wärme blieb zurück. Der Alte nahm das Wort wieder auf und ſprach: Ich bin ein Deutſcher und bin ſtolz darauf es zu ſeyn; doch immer erröthe ich deſſen, wenn ich höre, daß Deutſche ſelbſt ihr Vaterland verachten, mit frevelhaftem Spotte das Band zerreiſſen, das Natur und Geſchichte ſo ernſt und heilig knüpften, und, um die ſchnöde Freiheit des Gedankens zu gewinnen, durch das ſüße Gefängniß brechen, in das uns die Liebe einſchloß, um uns wohlzuthun. Nein, kein gutgearteter Sohn wird ſeinen Vater ſchelten; und kann er ihn nicht lieben, ſo wird er ihn doch achten; und kann er ihn nicht achten, ſo wird er ihn doch ehren, und wird jeden ſtreng zurechtweiſen, der herbeikommt und ihn zu beleidigen wagt. — Heinrich ſtellte ſich mit verſchränkten

Armen vor den alten Prediger und ſagte: Vaterland! Vater! Wir? Unſere gute Mutter, ſagen böſe Leute, wäre ſehr zerſtreut geweſen und wir hätten viele Väter. Sollen wir ſie alle oder welchen ſollen wir lieben? Ich bin in Mainz geboren. Dem unwiſſenden Kinde erzählte man, ein Erzbiſchof ſey ſein Vater; der wißbegierige Knabe erfuhr, er ſey ein freier franzöſiſcher Bürger. Dem Jünglinge ſchlug hoch das Herz, wenn die Heere ſeines großen Kaiſers vor ihm vorüberzogen, und als der liebensmüde Mann ſein Herz verſchloß, und ſeinen Verſtand aufthat, und umherblickte, ſah er ſich im Darmſtädter Lande. Gehe ich aber auf den Wällen meiner Vaterſtadt ſpazieren, bin ich **rechts** ein Oeſtreicher und links ein Preuße. Wen, was ſoll ich lieben? Soll ich ein Mainzer Herzchen haben? Soll ich ein ſtolzer Republikaner ſeyn? Soll ich nach Frankreich hinüber ſchauen? Soll ich als braver Darmſtädter, eine ganze Woche von der Oper des künftigen Sonntags ſprechen? Soll ich meine kindliche Liebe zwiſchen Stadt und Feſtung theilen? Soll ich öſtreichiſche Geſinnungen, ſoll ich preußiſche Gefühle hegen? Oder ſoll ich ein deutſches Bundes-Herz haben? Ja, ein *buntes* Herz müßte ich haben, ſollte ich alle meine Väter ehren, ſollte ich alle meine Vaterländer lieben! — Wir mußten über Wallers Paternitätsklagen herzlich lachen; aber der Alte erwiederte: Haben wir viele Väter und zweifeln wir, ſo wollen wir alle lieben, die unſere Mutter geliebt, und ſie gewiß, denn ſie iſt gewiß nur eine. Sie hat uns geſäugt, gewartet und groß gezogen. Sie lehrte uns, Vater, Mutter, Gott lallen und alle die ſchönen ernſten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unſere kleinen Wünſche kund thun, unſere Nahrung fordern, unſere Schmerzen klagen und unſere Freude jubeln. Sie beantwortete die erſten Fragen unſerer jungen Wißbegierde, erzählte uns vom Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachſenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit, in die weite ungebahnte Welt, dann ruft uns die ſüße Stimme der Mutter wie eine liebliche Schalmey, die frohen Tage unſerer Heimath zurück, und flötend begleitet ſie uns durch das ganze Leben, über Luſt und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat ſie auch ſich vergeſſen, doch nie uns vergaß — die Sprache ſie iſt unſere Mutter, wir wollen unſere Mutterſprache lieben. Sie vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke, und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache; wenn auch geſchieden, doch nicht entfernt wohnen und wo, ſammelt auch nie ein gemeinſchaftlicher Saal uns zur ernſten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an der Thüre begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Bruder ſind. Welche Sprache darf ſich mit der Deutſchen meſſen, welche andere iſt ſo reich und mächtig, ſo muthig und anmuthig, ſo ſchön und ſo mild, als unſere? Sie hat tauſend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinſte Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenloſe Gefühl, das keine Ewigkeit ausſchöpft. Sie iſt ſtark in der Noth, geſchmeidig in Gefahren, ſchrecklich wenn ſie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie iſt die treue Dollmetſcherin aller Sprachen die Himmel und Erde, Luft und Waſſer ſprechen. Was der rollende Donner grollt, was die koſende Liebe tändelt, was der lärmende Tag ſchwazt und die ſchweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und gold und ſilbern malt und was der ernſte Herrſcher auf dem Throne des Gedankens ſinnt; was das Mädchen plaudert, die ſtille

Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt und der alte Philoſoph ſein ſchweres Ich ſezt und ſpricht: Ich bin Ich — alles, alles, überſezt und erklärt ſie uns verſtändlich, und jedes anvertraute Wort überbringt ſie uns reicher und geſchmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer ſchnarrt, der Franzoſe ſchwazt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt und nur der Deutſche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unſere Sprache iſt herrlich! Aber — ſezte er leiſer hinzu — wir dürfen ſie nicht gebrauchen. — Wir dürfen ſie gebrauchen! erwiederte Jener. Dem Haſſe ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das ſanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hilft das ſtarke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen ſchrecken. Die Sprache iſt die Scheide der That; wir erheben das umhüllte Schwert, und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein ſpottendes Lachen aus, und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eiſen ſteckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Waare, wie man ſie Kindern in die Hände giebt. Man beluſtigt ſich an unſerm Spielen, lacht über unſere heiße Kampfbegierde; doch wenn wir es zu ernſt treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patſcht unſere Tapferkeit und ſtellt uns hinter den Ofen. Wir ſind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht ſich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuſchen wir. Nein, nie wird mir dieſes Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in dieſem Lande, mit ſeiner launiſchen Luft, ſeinem zänkiſchen Himmel, ſeinem weinerlichen Frühlinge und ſeinem verdrüßlichen Herbſte. Wo ſind unſere Alpen zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens, flach und ſandig ſind? wo iſt der Reigen, der im Gekreiſche der Welt uns zurücklullt in frohe ſtille Tage? Wo iſt der heimathliche See, der in unſere Schmerzen lächelt? Wo iſt der Puls des Volkes, an dem man die Schläge ſeines Herzens fühlt? Wo ſind die Denkmähler unſerer Geſchichte? Welche Großthaten haben unſere Voreltern hinterlaſſen? Das wenige was ſie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erſtgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürſtet, nach ſo vielen geſalzenen Tagen, und wir ſuchen einen friſchen Trunk an der Quelle unſerer Zeit; wenn uns heiß iſt in der dürren

Gegenwart, und wir ſuchen Schatten unter den Bäumen deutſcher Geſchichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In ſandiger Mark »trockenes Brod und ſaures Bier« und vor dem »Wirthshaus ohne Gleichen« ſteht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel, falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze raſcheln. Wir ſuchen Wein und finden Bier, ſuchen kühlen Wald, und finden Stammbäume nakt und kahl. Dieſe Herrenhuterſtille des Volks, dieſe Magiſterdemüthigkeit der Gelehrten, der Pfauenſtolz der Reichen, der düſtere Hochmuth unſerer Großen, das linkiſche Weſen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo ſind die Liebeszeichen vergangener ſchöner Stunden? Säuſelt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, ſeht Ihr eine Harfe ſtimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreiſcht, und die Zukunft gellt. Wir waren nichts, wir ſind nichts und wir werden nichts. Wir ſind ein ſchwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes Leben ohne Herz und ei Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, ſagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut, unſerm ſo geduldigen Vaterlande brachte, iſt mir der lezte als der ungerechteſte erſchienen. Nicht an einem Gewölbe fehlt es Deutſchland; dieſes wurde nur zu feſt, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunſt wurde unterirdiſch vergeudet; an einem Dache fehlt es unſerm Vaterlande.... Und an Schornſteinen — fiel ich ein; darum ſchlägt der Rauch der Klagen ſo beißend zurück.... Zank iſt der Rauch der Liebe... Ja, doch nur die Wärme ſoll man feſthalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürſt ohne Freiheit der Preſſe ſeyn; doch ſie als Unterthan entbehren, iſt noch erträglich. Wer würfeln muß zwiſchen Noth und Sünde, iſt glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Noth zufällt. Nein meine Freunde, Ihr tretet euch ſelbſt zu nahe. Wollt Ihr unſer Vaterland kennen und lieben lernen, reiſt in fremde Länder. So vieles Gute was euch die Heimath gewährte, werdet Ihr dort vermiſſen, und ſelbſt des Schönen das euch in der Fremde neu erſcheint, könnt Ihr nur darum genießen, weil Ihr Deutſche ſeyd, weil euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Britte iſt nur Britte, der Spanier nur Spanier, der Franzoſe nur Franzoſe; Menſch, iſt der Deutſche allein. Shakſpeare, Calderon, Voltaire, ſie ſind unſer. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den

Sold der Liebe, ſie ſind unſere Landesgenoſſen, ſind unſere Brüder. — Gerechtigkeit, bemerkte Waller, iſt die Tugend der Schwachen, ihnen liegt am meiſten daran, daß ſie geübt werde, der Starke ſchüzt ſich ſelbſt. — Wohl dem, erwiederte der Alte, dem ein beſcheidenes Maaß der Kraft geworden; Uebermacht führt zur Sünde... Unſer Land iſt herrlich, ſeine Luft iſt mild, uns allein ward der ſchöne Wechſel zwiſchen Entbehren und Genuß, der der menſchlichen Natur ſo wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längſten Frühling, und weint er auch — im Frühlinge weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen ſind die Wehen eines Herzens, das nie altert, und ein immer junges Herz ward nur dem Deutſchen gegeben. Fragt nicht nach unſerer Geſchichte, nach den Denkmählern unſerer Vorzeit; wir ſind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit, andere Völker haben keine Zukunft. Wer iſt glücklicher? Seht dort jenen goldgelockten Knaben, der einer todten Blume im leichten Sande ihr Grab gräbt; ruft ihn herbei, fragt ihn nach der Geſchichte ſeines Lebens — er ſieht euch mit ſeinen großen blauen Augen an, hüpft fort und ſpielt wieder mit Gras und Blumen.

Ihr fragt, was er gelebt? Er lebt. Würden wir nicht gern mit ihm wechſeln, würden wir nicht froh, unſere ſichere Vergangenheit für ſeine unſichere Zukunft geben? Wir ſind Kinder, und es iſt wahr, wir werden ſtreng erzogen; aber wer tauſchte nicht gern die Schule für das Leben, den Zögling für den Lehrer ein? Freie Menſchen haben keine Feierſtunde — wir ſind ein beneidenswerthes Volk. Unſere Hofmeiſter altern und wir wachſen heran; laßt uns genießen und hoffen. Der Bau des deutſchen Landes wird einſt vollendet werden — und dann, auf Jahrtauſende gegründet, wird er alle Staaten überdauern. Einſt haben die Deutſchen das Weltreich Rom zerſtört, einſt werden ſie ein ſchöneres aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden ſtiften, den edle Fürſten gehofft, und von dem andere geträumt, er ſey ein Traum geweſen; und dann wird man die guten Ahnen ſolcher guten Enkel ſegnen. — Ja, gut ſind wir, ſagte Waller; aber ich will nicht gut, ich will beſſer ſeyn. Wir vermögen nur die That, die zur Ruhe, nur den Kampf, der zum Frieden führt; unſer Herz iſt warm, aber es glüht ſtill und düſter und ſchlägt nie in ſchöne helle Flammen aus. Wir ſind keiner Begeiſterung fähig, die den Menſchen zum Gotte erhebt, das Geſchöpf zum Schöpfer macht.

Die Polizei muß es befehlen, es muß am Rathhauſe angeſchlagen ſtehen, daß wir um vier Uhr Nachmittag uns begeiſtern und jubeln ſollen, und dann ſind wir begeiſtert und jubeln zur beſtimmten Stunde. Wie lieben, wie ehren wir unſere großen Männer, und wie thun es andere Völker! Unſere Dichter, unſere Künſtler, unſere Weiſen, unſere Wohlthäter des Volkes — wir Mundſchmeichler nennen ſie hochgefeiert; aber wir feiern ſie nicht hoch und laſſen ſie hungern. Das Odeon in Paris mußte vorausgehen, für Webers Wittwe und Waiſen eine Vorſtellung zu geben, und nur wenige deutſche Bühnen ſind dieſem Beiſpiele gefolgt. Jean Paul klagte oft, er habe nie das Meer und die Alpen geſehen. Er hatte hundert Fürſten, dreißig Millionen Landesgenoſſen, und er war arm! In der «Kunſt und Wiſſenſchaft kräftig fördernden Kaiſerſtadt» wie der aufrichtige Böttiger Wien genannt, liegt Beethoven ſchon vier Monate krank darnieder und er darbt! Als es die philharmoniſche Geſellſchaft in London erfuhr, beſchloß ſie ihm alles zu geben was er brauche und wünſche, und ſie ſchickte ihm ſogleich tauſend Gulden. Gerechter Gott! Tauſend Gulden ſchickten ſie von London nach Wien, und dort hat ein Bankier, für die ſchnöde Luſt einer einzigen Nacht, dreißigtauſend Gulden verſchwendet! Aber freilich war Beethoven nie ein Schmeichelhund mit ſeidner Schnauze, wie Metaſtaſio geweſen, und er mag wohl ein Ketzer ſeyn, der nicht an die Göttlichkeit Wiener Cavaliere glaubt. Mich ſchaudert und mich eckelt! Wie kann Gott lieben, wer nicht ſeine Werke liebt! — Waller, beſter Waller, rief ich, wie bin ich erſtaunt Sie das ſprechen zu hören. Der Deutſche iſt frei; unſere Dichter, unſere Künſtler, unſere Schriftſteller, ſie ertragen kein Joch; nur eines müßten ſie nicht abwehren: das der Wohlthaten. Seyen wir froh, daß man es ihnen nicht auflegt, für jene iſt die Schande, für uns der Ruhm. Der Deutſche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen; wer ſein Herz feſſelt, hat ſeinen Geiſt gefeſſelt. Laßt uns darben und frei ſeyn. Göthe ſchrieb ſeinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweiſen, woran ſein Herz geſtorben — denn ſeine Jugend hat ſeine Freiheit nicht überlebt — ſo weiß man es doch. — Und was iſt jene Begeiſterung? ſetzte der Alte hinzu. Ein Aufwand des Gefühls, das Gutleben eines Feiertages, auf den ſpärliche und nüchterne Wochentage folgen. Der Deutſche liebt das ganze Jahr, mäßig aber immer ſatt. Die Britten, die Franzoſen, ſie ehren und feiern nur die großen

Männer ihres Landes; der Deutſche liebt alles Schöne und Gute, was auf der ganzen Erde lebt. Wir können nicht alles lieben was wir bewundern, nicht jedem wohlthun den wir lieben. Vieles mag uns mangeln, wir haben eins, das uns alles erſezt: die Freiheit des Gedankens... Heinrich lachte... Ja die Freiheit des Gedankens! Was nüzt den Franzoſen ihre freie Preſſe? Sie dürften es ſagen, daß deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt, hoch über franzöſiſcher ſtehe, daß Shakſpeare mehr ſey als Corneille; aber ſie ſagen es nicht, ſie vermögen es nicht zu denken. Was hindert uns Zenſur, was jede andere Gewalt? Oft wird die That durch den Willen beſchränkt; aber ſo gewiß der Schatten dem Lichte folgt, ſo gewiß folgt die That dem Willen, wenn er nur rein iſt. Was wir wollen wird geſchehen, früher oder ſpäter, wenn wir das Rechte und wenn wir es ſtandhaft wollen. Das engliſche Volk, ſo edel es auch iſt, wagt nicht gerecht zu ſeyn; wir haben den Katholiken Irlands ſchon längſt Freiheit und Gleichheit gegeben. Selbſt mächtige Fürſten bedenken ſich, was ſie über Griechenland beſchließen ſollen; Wir haben ſie ohne Zaudern unabhängig erklärt. — Heinrich rief verdrüßlich aus: Und ſey dieſes alles wahr, was hilft es uns? Was nutzen uns Kunſt und

Wiſſenſchaft in verſchloſſenen Schränken, was guter Wille ohne That, Tugend ohne Achtung, Verdienſt ohne Ruhm? Ich will des Lebens froh ſeyn, ich will es genießen. Ich will ſagen, was ich denke, thun, was mir recht ſcheint, abwehren, was mir mißfällt, und ärndten was ich geſät. Wie langweilig ſind wir, wie langweilig werden wir gefunden! Wo unter uns, iſt die ſchöne Geſelligkeit der Franzoſen, wo bei uns, vereint ſich Kunſt und Wiſſen, Herz und Geiſt, Gefühl und Witz, uns eine ſchöne Stunde, uns einen Vollgenuß des Lebens zu verſchaffen? — Beneiden wir ſie nicht darum, erwiederte Jener. Ich habe auch unter ihnen gelebt, ich ließ mich von ihnen köſtlich bewirthen, ich durfte mir ihre Verſchwendung wohl gefallen laſſen. Aber gleichthun wollen wir es ihnen nicht. Sein ganzes Wiſſen vergeudet der Franzoſe in dem Geſpräche einer Stunde; aber weil er alles ſpricht, was er weiß, ſagt er mehr als er weiß, und macht Geiſtesſchulden. Der Deutſche denkt mehr, als er ſpricht; aber er reicht aus und man ſieht nie den Boden ſeines Wiſſens.

Die Sperr-Trommel wirbelte jetzt. Wir müſſen heimkehren, ſagte ich. — Schade! rief der Alte, der Abend iſt ſo ſchön! Doch wir wollen dem Zuge folgen. — Was liegt daran? bemerkte

Waller. Denken wir, wir gingen noch länger ſpazieren. — Ja das wollen wir denken: erwiederte ich; und wir wollen denken und immer denken: dieſe Trommeltyrannei iſt hart und lächerlich — dann endet ſie gewiß einmal.

Der Alte hatte die Güte uns zu ſagen, daß er ſich unſerer Bekanntſchaft freue, und wir ihn auf ſeinem Zimmer Nr. 13. morgen beſuchen möchten. Scheidend reichte er Heinrich die Hand und ſprach: Soyons amis, Cinna! Sobald wir nach Hauſe gekommen, erkundigte ſich Waller, wer Nr. 13. wohne. Man brachte ihm das Fremdenbuch und er las: Baron von Rußdorf, Geheimer Hofrath und Regierungs-Präſident. So! — murmelte er. — Baron! Präſident! Hofrath! Darum alſo ſo zufrieden? Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!

◆

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

V.

Schilderungen aus Paris.

1822 und 1823.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

◆

Fünfter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Druck der Campeſchen Officin in Nürnberg.

Inhalt.

Seite

Franzöſiſche Sprache 1
Lebens-Eſſenz 20
Geld-Schwindſucht 22
Das Gaſtmahl der Spieler 28
Stern und Steuermann 41
Die Laden 45
Der Greve-Platz 50
Talma 59
Le Roi des Aulnes 62
Die Leſe-Kabinette 70
Das engliſche Speiſehaus 77
Der Garten der Tuilerien 83
Polichinel Vampire 99
Verſailles 104
Die Eſtaminets 107
Das Ludwigs-Feſt 117
Gloire 120
Gefrorenes 129
Die Schwefelbäder von Montmorency 133

Die Vendome-Säule 154
Gretry's Herz 159
Die Anſchlagzettel 166
Die Septennalité 177
Ariſtokratismus des Geiſtes 185
Die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft 191
Die Induſtrie-Ausſtellung im Louvre 202

I.

Franzöſiſche Sprache.

Wir gemeinen deutſchen Bürgersleute, die wir in unſerer Jugend keine franzöſiſchen Gouvernanten gehabt, ob zwar Gouverneurs genug, benutzen gern den Aufenthalt in Frankreich, uns in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen. Wir erfahren aber bald, daß es damit ſchwer geht und ſehr langſam; was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht nach. Bleibt ein deutſcher Welt- oder Geſchäftsmann ein Jahr oder auch längere Zeit in Paris, dann lernt er zwar mehrere Variationen über ſein altes bon jour ſprechen, doch das iſt Alles. Hat aber ein Deutſcher das Unglück, von der gelehrten Klaſſe zu ſeyn, und die Eitelkeit, ſich als Mann von Verſtand zeigen zu wollen, dann geht es ihm noch ſchlimmer. Dieſe Eitelkeit aber wird in Paris leicht rege gemacht. Die Franzoſen haben vor einem deutſchen Gelehrten einen ungeheuern Reſpekt, einen größern, als ſie vor einer Encyclopädie in hundert Foliobänden haben, denn ſie ſchätzen ihn zweihundert

Bände ſtark. Kommt es aber zur Anwendung, zum Reden, Schreiben, zur künſtleriſchen Darſtellung, zum Geſpräche, dann lachen ſie ihn aus, und wenn ſie dem Gelehrten nicht ſagen: Du biſt ein Vieh! ſo unterlaſſen ſie es blos aus Artigkeit, aber ſie denken es gewiß. Nun wird der deutſche Gelehrte hitzig, und er will zeigen, daß etwas in ihm ſteckt. Aber was kann er in geſelligen Zweikämpfen gegen Franzoſen gewinnen? Der Witz der Franzoſen iſt ein Degen, der eine Spitze hat, aber keine Schneide; der Witz der Deutſchen iſt ein Schwert, das eine Schneide hat und keine Spitze, und der Stechende beſiegt den Hauenden immer. Jetzt wird der Gelehrte noch hitziger, er muſtert ſeine ſchönſten Gedanken, und rüſtet ſich fürchterlich. Da gewahrt er aber mit Schrecken, daß das Beſte, was er weiß und fühlt, ſich im Franzöſiſchen gar nicht ſagen läßt, und er ſenkt ganz demüthig ſeine Flügel. Vergebens bereitet er ſich vor, vergebens durchblättert und zerknittert er das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie: er findet keinen Ausdruck für ſeine innere Regung. Seit 1819 ſteht in meinem Tagebuch ein Gedanke, auf den ich mir etwas einbilde — wie nun jeder Menſch ſeine Schwachheiten hat. Es iſt der: « X. iſt der Leithammel der deutſchen Ariſtokratie ...... » Den will ich heute Abend anbringen, dachte ich. Wie gebe ich das franzöſiſch? Anfänglich wollte ich in meiner Unſchuld Leithammel durch mouton Directeur überſetzen, und ich hätte vielleicht wohlgethan, dieſer erſten Eingebung zu folgen. Aber um vorſichtig zu verfahren, ſuchte ich im Wörterbuche auf, wie Leithammel heißt, und da fand ich: Le mouton porte-clochette. Es ſieht wohl Jeder ein, wie lächerlich ich mich gemacht haben würde, wenn ich geſagt hätte: Mr. d'X. est le mouton porte-clochette de l'aristocratie... Und darüber ſoll einer nicht toll werden? In Frankreich kann ich den Gedanken, in Deutſchland darf ich ihn in den erſten hunderttauſend Jahren nicht ſagen, und ſoll er nicht ungenoſſen verderben, muß ich ihn fideikommiſſariſch auf meine ſpäteſte Nachkommenſchaft zu bringen ſuchen.

Nachdem ich eine Zeit lang in Paris geweſen, kam eine wahre Leidenſchaft über mich, das Theater und die Literatur der Franzoſen in ihren eigenen Blättern zu kritiſiren; aber gleich nach dem erſten Verſuche verging mir alle Luſt zu ſolchem Unternehmen. Einſt las ich in einem Blatte einen Artikel, überſchrieben: Bulletin musical, und unterzeichnet: Le vieux mélomane. Darin war unter andern von Webers Freiſchütz die Rede. Der alte Muſiknarr fing damit an, ſich zu entſchuldigen, daß er ſich etwas weniges « de cette pauvre allemagne » beſchäftigen werde. Deutſchland, in Beziehung auf Muſik, arm zu nennen, fand ich nur unverſchämt, weil es kein gröberes Wort giebt, als unverſchämt. Dann hielt er Maria von Weber für ein Frauenzimmer, und das wollte ich nicht auf meine deutſche Schweſtern kommen laſſen; denn eine Frau ſoll keinen Lärm machen, nicht einmal einen muſikaliſchen. Endlich erzählte er, der Freiſchütz habe bei den froids Allemands den lebhafteſten Enthuſiasmus erregt, und hierüber auch glaubte ich Einiges bemerken zu müſſen. Ich nahm mir alſo vor, einen Artikel dagegen zu ſchreiben. Ich verſah mich gehörig mit Wörterbüchern, Synonymiken und Sprachlehren und fing zu laboriren an. Da ich mich gleich franzöſiſch zu denken bemühte, ſo verdroß das einige patriotiſche Gedanken, ſie blieben zurück und ließen mich im Stich. Für die Gedanken, die ich, ohne meinen Zweck zu verfehlen, nicht weglaſſen konnte, fand ich keine ganz entſprechenden franzöſiſchen Ausdrücke; kurz ich hatte meine erſchreckliche Noth. Endlich brachte ich mit ſaurer Mühe nachfolgendes Schreiben an die Herausgeber jenes Blattes zu Stande: « Permettez-moi, Messieurs, de rectifier une petite erreur statistique qui s'est glissée dans votre bulletin

musical d'aujourd'hui . . . . Vous parlez de l'opéra le Freyschutz de Maria de Weber, après avoir timidement demandé la permission à vos lecteurs, de vous occuper un peu de cette pauvre allemagne. Ma patrie, grace à la générosité française, n'est pas aussi pauvre, que le vieux mélomane parait le croire. Vos soldats ne nous ont pris que notre argent, perte que nous avons réparée depuis . . . . . Le vieux mélomane fait encore un plus grand tort à mes compatriotes, en soutenant, que l'opéra le Freyschutz a excité leur admiration. Nous aimons la musique de Weber, mais nous ne l'admirons pas, et nul français n'ignore, qu'on peut être aimable sans être admirable. Le plaisir que Mr. de Weber nous a donné, quoiqu' étendu n'était pas profond pour cela, et ce n'est que la profondeur d'un sentiment agréable qui puisse éveiller l'enthousiasme. Le compositeur du Freyschutz est le premier allemand qui ait créé une musique dramatique nationale, car Mozart, pareil à Shakespeare, Raphaël et à Buonaparte, était trop grand pour être national, un vaste génie n'ayant jamais de limites géographiques pour bornes. L'aristocratie et la populace en allemagne ont depuis longtems des opéra conformes à leur intelligence, mais le Freyschutz est le

premier, qui réponde au tiers-état musical.« Unterzeichnet: Un pauvre allemand.

Nachdem ich den Artikel geendigt, und mich erholt hatte, brachte ich ihn einem Freunde, daß er die Fehler darin verbeſſere. Mein Freund iſt zwar ein Franzoſe, war aber lange in Deutſchland geweſen, und verſteht die deutſche Sprache vollkommen. Bei dieſem fand ich deſſen Bruder, einen Gelehrten, und noch einen Dritten, mir Unbekannten, dem es aber, wie keinem Franzoſen aus dem wohlhabenden Stande, an literariſcher Bildung fehlen konnte. Der Artikel wurde laut vorgeleſen. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß ich den drei Herrn ihren Aerger darüber, daß ſich ein Ausländer herausnehmen wolle, ſich über Franzoſen luſtig zu machen, ſehr deutlich anſah. Jetzt fing mein Freund zu verbeſſern an. Zuerſt die grammatiſchen Fehler; das war recht. Dann bemerkte er mir bald von dieſer, bald von jener Phraſe, ſie ſey nicht im Geiſte der franzöſiſchen Sprache. Ich erwiderte: das wolle ich leicht glauben, und er ſolle nur den Satz ändern und den Gedanken auf gut franzöſiſch ausdrücken. Mein Freund drückte, ſein Bruder drückte, der Unbekannte drückte, aber ſie drückten nichts aus noch heraus. Ich ging voller Schadenfreude im Zimmer auf und ab, und ließ ſie ſich die Köpfe zerbrechen. Endlich blieb es dabei: das und jenes könne man im Franzöſiſchen gar nicht ſagen. Nun bitte ich euch, was iſt das für eine Sprache, in der man gewiſſe Dinge gar nicht ſagen kann? Im Deutſchen kann man Alles ſagen. Kurz, die drei coaliſirten Franzoſen richteten mir meinen Artikel dergeſtalt zu, daß weder vom Ausdrucke noch vom Sinne das Mindeſte übrig blieb, und ſie verbeſſerten mich, und dann ſich ſelbſt untereinander ſo ſehr, daß ich die korrigirte Handſchrift, die hier vor mir liegt, jetzt, nach einem Jahre, nicht mehr entziffern kann. So erinnere ich mich nur noch, daß ſie mir bemerkt: «une petite erreur statistique,» wie ich mich im Anfange des Briefes ausgedrückt, könne man nicht ſagen. Ich fragte (weil ich ſelbſt darüber im Zweifel war), ob denn statistique nicht als Adjektiv gebraucht werden könne? Sie antworteten: das könne man allerdings, nur nicht in dieſem Sinne. Ich fragte: Warum nicht? Ob es gegen die Charte ſey, ob es die Polizei verboten, ob man in Paris nicht jedes beliebige Adjektiv mit jedem beliebigen Subſtantiv verbinden könne? Sie erwiderten: in dieſer Verbindung ſey es nicht gebräuchlich. Ich ſagte: es ſoll aber auch nicht gebräuchlich ſeyn, ein Schriftſteller dürfe nichts Gebrauchtes, ſondern müſſe immer Friſches ſchreiben; ich bat, ich flehte — alles vergebens. Sie ſagten: es wäre gegen ihr Gewiſſen, und ſie könnten mir die erreur statistique nicht nachſehen. Nun zeigt ſich aber aus dieſem Beiſpiel ganz deutlich, daß ſolche Aengſtlichkeiten der franzöſiſchen Sprache in einer gewiſſen Beſchränktheit des franzöſiſchen Geiſtes ihren Grund haben. Ein Deutſcher, welcher lieſt: ein kleiner ſtatiſtiſcher Irrthum,» faßt ſchon inſtinktmäßig auf, wie der Schriftſteller zu dieſem Ausdruck gekommen. Er hat geleſen, daß der alte Muſiknarr la pauvre allemagne geſagt; alſo hat er die deutſche Nation für arm erklärt; alſo iſt dieſes ein Gegenſtand der National-Oekonomie; alſo kann man von einem ſtatiſtiſchen Irrthum reden. Es ſcheint aber, der Franzoſe kann ſolche Geiſtesſprünge nicht machen, oder was wahrſcheinlicher iſt, er hält ſie für unanſtändig. Eine Sprache iſt aber nur dann reich zu nennen, wenn ſie — wie die Mathematik in ihrer Art — fertige Formeln von bekannten und anerkannten Sätzen und Schlüſſen hat, die man nicht erſt nachzudenken braucht, und die nur als Brücken dienen, über welche man zu neuen Schlüſſen gelangt.

Es iſt leicht zu erklären, wie die franzöſiſche Sprache die allgemeine Umgangsſprache der höhern Stände werden konnte. Sie kam dazu, weil ſie für den Mittelſtand des Geiſtes gerade ausreicht, und es der Mittelſtand des Geiſtes iſt, durch welchen die höhern Stände aller europäiſchen Völker verwandt ſind. Der franzöſiſche Sprachſchatz beſteht ganz in Silbermünze; ſie hat kein Kupfer, wie die deutſche, und ein ſchlechter franzöſiſcher Schriftſteller ſchreibt nie ſo ſchlecht, als ein ſchlechter deutſcher ſchreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutſchen Sprache. Daß aber die Vorzüge der leztern vor der erſtern im größern Reichthum des deutſchen Geiſtes ihren Grund haben, ergiebt ſich daraus, daß die wenigen franzöſiſchen Schriftſteller, die deutſchen Geiſt haben, den beſten deutſchen Schriftſtellern gleich kommen. Rouſſeau, Frau von Staël und Benjamin Conſtant werden von keinem Deutſchen übertroffen; aber ſie ſind geborne Schweizer, alſo mehr Deutſche als Franzoſen, und die beiden Leztern waren lange in Deutſchland, und haben aus deutſchen Büchern und im Umgang mit gebildeten Deutſchen deutſchen Geiſt geſchöpft. Die politiſchen Werke Benjamin Conſtants zeichnen ſich vor denen der andern franzöſiſchen Schriftſteller vortheilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutſche Geiſt in ihm iſt, der ihm den höhern Rang verſchafft. Es giebt viele liberale politiſche Schriftſteller in Paris, die mit Geiſt, mit Kraft ſogar, mit Witz gewiß, ſchreiben. Sie treffen haarſcharf; aber weil das Inſtrument, mit dem ſie treffen, auch haarſcharf iſt, fehlen ſie, ſo bald ſie nur um eine Linie zu weit rechts oder links abweichen. Ihre Kraft reicht nur für dieſe Stunde, für dieſen Anlaß aus, und ihr Witz gleicht dem Blitze: der Strahl zündet kein zweitesmal. Benjamin Conſtant aber, weil er breiter aufſchlägt, braucht nicht ſo haarſcharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe ſind nicht blos für die Sache, die er eben vertheidigt, ſie ſind für jeden Rechtsſtreit zu gebrauchen, und ſein Witz iſt eine aushaltende Fackel.

Haben wir nun, ſo wie er gethan, die franzöſiſche Sprache beurtheilt, ſo kann man freilich ſagen: dieſem Urtheile iſt nicht blindlings zu trauen; denn natürlich wird Jeder ſeine Mutterſprache reicher, als eine fremde finden, weil er jene beſſer zu benutzen weiß. Indeſſen iſt der Deutſche in wiſſenſchaftlichen Dingen unparteiiſch, und wird auch dafür anerkannt, und er darf ſich alſo herausnehmen, die franzöſiſche Sprache, mit der deutſchen verglichen, bettelarm zu erklären. Bedarf dieſe Armuth noch eines andern Zeugniſſes, ſo geben es die Franzoſen ſelbſt, indem ſie mit dem, was ſie beſitzen, ſo haushälteriſch thun.

Die ſchönen Redensarten, die Kraft- und Witzworte, die glänzenden Stellen ihrer guten Schriftſteller, werden nie vergeſſen, ſie erhalten ſich Jahrhunderte im Angedenken der ſich folgenden Geſchlechter, und jeder gebildete Franzoſe weiß jene Stellen auswendig. Ein Beweis, daß deren nicht viele ſind. In Corneille's Horace wird dem Vater der Horatier die Nachricht gebracht, zwei ſeiner Söhne wären gegen die Curiatier geblieben, und mit dem falſchen Zuſatze: der dritte habe die Flucht genommen. Der Greis jammert über die Schande ſeines Sohnes, und da fragt eine Julie, welch eine «Dame romaine et confidente de Camille» iſt, welche Camille «amante de Curiace» iſt, welcher Curiace «gentilhomme d'Albe» iſt — ſie fragt ihn: «Que voulez-vous qu'il fit contre trois?» ..... «Qu'il mourût!» antwortet der alte Horaz. Die Bewunderung der Franzoſen über dieſes qu'il mourût hat ſich jetzt ſchon zwei Jahrhunderte von Vater zu Sohn fortgepflanzt. Allerdings wäre dieſes qu'il mourût ſchön, wenn es einſam ſtünde; aber Corneille hat die Abgeſchmacktheit begangen, es durch dreizehn nachfolgende Verſe zu paraphraſiren und zu verdünnen, und auf den Donnerſchlag ein langes Kindergetrommel folgen zu laſſen. Doch ſey es ſo ſchön, wie man wolle — wie würde man fertig werden, wenn man ſich ſolche Schönheiten aus Goethe's und Schiller's Tragödien merken wollte, Shakſpear's gar nicht zu gedenken? In einer Fabel ſtreiten ſich Menſch und Löwe, wer von ihnen ſtärker ſey. «Schau dort!» ſagte der Menſch, und zeigte auf ein Marmorbild des Herkules hin, der einen Löwen zerriß. «Wohl ſehe ich,» ſagte der Löwe; «aber wäre die That kein Wunder, hätte man ſie nicht verewigt» ... Ein neuerer Schriftſteller hat vor Jahren, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, geſprochen von «des mots étonnés de se trouver ensemble.» Dieſes iſt allerdings gut geſagt. Begegnet aber ſeitdem auch der originellſte Schriftſteller jenen Gedanken auf ſeinem Wege, kann er ihm nicht ausweichen; er ſagt auch: «des mots étonnés de se trouver ensemble,» und wenn er ſich auf den Kopf ſtellte, kann er den Gedanken nicht anders ausdrücken. So haben ſie das unausſtehliche Wort: «brillant,» das ſie ſo häufig anwenden, daß einem die Augen überlaufen. Alles, was ſie loben, iſt brillant; eine Geſellſchaft, eine Theater-Vorſtellung, Napoleons Regierung, eine Sitzung der Akademie, ein Gemälde, die Tapferkeit, die Schönheit, jede Tugend. Von ihrer Jugend ſagen ſie: «La brillante jeunesse,» ob zwar deren Vorzug, und die Bürgſchaft, die ſie giebt, daß ſie beſſer werden wird, als das vorige Geſchlecht, gerade darin beſteht, daß ſie nicht brillante iſt, im Sinne des franzöſiſchen Wortes. Jouy, in einem ſeiner Werke, wo er empfindſam von ſeinen Jugendjahren ſpricht, erzählt von jenen ſchönen Tagen, wo er noch «brillant de santé et de jeunesse» war. Die deutſche Sentimentalität ſeufzt aus einer andern Tonart. Und eine Sprache, die ihr ſeidenes Beutelchen ſo ängſtlich mit allen Fingern umklammert, wäre nicht arm zu nennen? Ich habe es dieſem und jenem Franzoſen oft ſelbſt geſagt: «Eure Sprache iſt eine wilde gegen die deutſche, die ihr barbariſch ſcheltet; ſie kann, wie die Peſcheräbs, nur bis zu fünf zählen, und ich will euch das unwiderleglich beweiſen. Gebt mir ein Buch, welches ihr wollt, ich will es euch überſetzen, und ihr ſollt ſelbſt Richter ſeyn, ob der Ueberſetzung etwas fehle gegen dem Original. Und vermag ich es nicht, ſo liegt es an der Beſchränktheit meines Talents, nicht an der deutſchen Sprache, und ein Beſſerer wird es beſſer zu Stande bringen. Dagegen will ich euch Werke genug geben, mit welchen eure erſten Schriftſteller nicht fertig werden ſollen.» Sie nahmen dieſe Herausforderung nicht an, aber überzeugt waren ſie doch nicht. Freilich machen ſie ſich ſeit einigen Jahren in Paris ganz munter an die ſchwerſten Dinge. Sie überſetzen den Schiller, Goethes Fauſt und Iphigenie, Werners, Müllners Tragödien — in Proſa, verſteht ſich — doch wie ſie damit zu Stande gekommen, mag der Himmel wiſſen. Ich habe nie vermocht, mehr als vier Seiten von einer ſolchen Ueberſetzung zu leſen. Der Ueberſetzer von Werners Luther kündete mir einen Beſuch an, mich über manches bei ſeiner Arbeit um Rath zu fragen. Er kam und fragte mich, was im Luther der Karfunkel bedeute — weiter fragte er nichts. Ich erwiederte ihm: Darüber ſolle er ſich von einem Juwelier Auskunft geben laſſen, bei mir käme er zu ſpät. Es wäre eine ſchöne Zeit geweſen, da hätte ich die Karfunkelpoeſie am Schnürchen gehabt; ich hätte aber Alles rein vergeſſen. « La poesie de l'escarboucle' » rief er voller Erſtaunen aus. Ich legte geheimnißvoll die Finger an den Mund. Sollte der Ueberſetzer des Buches etwas über Karfunkelpoeſie geſagt haben, ſo iſt es nicht meine Schuld, ich habe kein Wort verrathen.

Zum geſelligen Umgang dagegen iſt die franzöſiſche Sprache viel geeigneter, als die deutſche. Und man halte dieſes nicht für einen geringen Vorzug; es wird ihr damit ein großer ſittlicher Werth zuerkannt. Die deutſche Sprache, wie ſchon bemerkt, zahlt in Kupfer oder in Gold. Das eine verurſacht Gepäcke und wird läſtig, das andere iſt für die kleinen Bedürfniſſe der Unterredung nicht zu gebrauchen. Die Franzoſen aber kommen mit ihren Silberreden überall durch. In jeder Meinungsſtreitigkeit, die oft die beſte Würze der geſelligen Unterhaltung iſt, muß der Deutſche entweder ſeinen Gegner ſchonen, indem er nebenbei ſchlägt, und dann wird nichts entſchieden, oder er muß ihn verwunden. Der Franzoſe aber hat an jedem ſpitzigen Worte einen ledernen Wulſt, er trägt den Degen in der Scheide, und hat gar nicht nöthig, ſeinen Witz zu bezähmen, um ſeinem Gegner nicht wehe zu thun. Welche große Vortheile für die Geſelligkeit gewährt nicht ſchon das häufige Monsieur und Madame, das nach jedem dritten Worte gebraucht wird. Es werden in der Stadt Paris mehr Herren und Damen verkonſumirt, als im ganzen deutſchen Lande. So ein Monsieur aber thut die Dienſte eines Gensd'armes; er verhütet Zänkereien. Hat man aber einmal Monsieur geſagt, koſtet es Mühe, hinzuzufügen: vous êtes une bête, oder eine andere Grobheit. Die Deutſchen ſind darin gewandter; ſie ſagen: Mein Herr, Sie ſind ein Flegel! Doch in ſolchen Fällen wird das: Mein Herr! ironiſch gebraucht. Um ihre reine

Sprache nicht zu beſchmutzen, ſind die Franzoſen ſo ſehr artig gegen einander. Je vornehmer einer iſt, je höflicher behandelt er den Niedrigen. Ein franzöſiſcher Miniſter, ſelbſt wenn er in Amtsſachen einen Bürger ſchreibt, unterzeichnet: «Ich habe die Ehre, zu verbleiben.» Der König ſelbſt, in ſeinen Ordonanzen, nennt auch den lezten ſeiner Unterthanen Herr, ſelbſt wenn er ihn ſtraft. Er verordnet: «Dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen.» Aber jeder Amts-Sekretär, im kleinſten deutſchen Städtchen, dekretirt: «Hat ſich der Johann Chriſtoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsſtube einzufinden, um die ihm gnädigſt bewilligte Gratifikation, gegen Beſcheinigung, in Empfang zu nehmen.» Der Deutſche iſt nur gegen Vornehmere höflich; wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben, und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über ſeine Courtoiſie italieniſche Buchhalterei, hat er eine Schmeichelei ins Soll geſetzt, ſchreibt er ſchnell eine Grobheit ins Haben. Jeder Regierungs-Kanzeliſt hält ſich für einen Statthalter Gottes auf Erden, und iſt von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten ſich doch die deutſchen Autoritäten ihr barſches Weſen abgewöhnen! Möchten ſie doch bedenken, daß das

Regiertwerden eine traurige Nothwendigkeit iſt, die man ſo viel als möglich zu verſüßen ſuchen ſoll! Möchten ſie bedenken, daß im Staate die Freiheit der guten Bürger nur um der ſchlechten willen beſchränkt werden muß! Möchten ſie beſonders auf ihren Paß-Büreau's bedenken, daß, um eines einzigen Spitzbuben willen, der ſich zuweilen unter tauſend ehrlichen Reiſenden findet, neunhundert-neun-und-neunzig ehrliche beläſtigt, aufgehalten und gequält werden müſſen; möchten ſie ſie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, ſie ſitzen heißen, und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben, und ſie gleichſam um Entſchuldigung bitten, daß man ihnen ſo viele Mühe mache! Ja, wäre ich Herr im Lande, ich ließ in allen Paß-Büreau's meines Reiches den ganzen Tag Kaffee und Wein ſerviren, und den Reiſenden angenehme Romane und Reiſebeſchreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an ſie kommt. Das hielt ich für meine Schuldigkeit!

Sich die franzöſiſche Umgangsſprache anzueignen, fällt manchem Deutſchen ſchwer: ſie wird, wie das Tanzen, am beſten in der Jugend erlernt. Auch mit der Ausſprache hat man ſeine Noth. Ich habe es in fünf Vierteljahren noch nicht dahin bringen können, «des huitres» verſtändlich auszuſprechen. Franzoſen haben mich verſichert, ſie erkennten den Deutſchen, auch wenn er ſchon Jahre lang in Frankreich geweſen, an der Ausſprache des B und P, die er nicht gehörig zu unterſcheiden wiſſe. Wenn der Deutſche B ſagt, hört es der Franzoſe für ein P. Es iſt dieß um ſo ſchwieriger, da der Deutſche ſein eigenes B und P gehörig unterſcheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem B an. Als ich das Erſtemal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie ich heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Kredit-Regiſterbuch nachſchlagen, das alphabetiſch eingerichtet war. Der Commis ſuchte, und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC geſucht, und ſagte: «Ich ſchreibe mich nicht mit einem P, ſondern mit einem B.» Das war aber tauben Ohren predigen, man verſtand meine Diſtinktion nicht. Der Prinzipal zuckte die Achſeln und ſagte: es wäre nichts für mich angewieſen. Nun war in dieſem Falle nicht zu ſpaßen, das Mißverſtändniß konnte lebensgefährlich werden. Ich trat alſo an das Pult, ſtreckte meine ruchloſe Hand nach dem heiligen Kreditbuch aus, blätterte das ABC zurück, bis ich an das B kam, ſchlug dann mit der Fauſt darauf und ſagte: «Hier iſt mein Platz!» Prinzipal und Commis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richtig, man fand mich dort.

Wenn ich, wie ich oben erzählte, wie mir in Paris mein kritiſches Streben mißlungen, dabei nicht bemerkt habe, daß dieſes auch großen Theils an meiner unzureichenden Kenntniß der franzöſiſchen Sprache gelegen — ſo habe ich das nur darum unterlaſſen, weil ſich das von ſelbſt verſteht. Es wäre aber ſehr zu wünſchen, daß ein guter deutſcher Kritiker, der der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig wäre, ſich nach Paris begäbe, und dort ein kritiſches Blatt ſchriebe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: er würde dadurch auf ganz Europa wirken. Zwar würde man ihn im erſten Jahre nicht ſehen und nicht hören, und ſich um ſein Daſeyn gar nicht bekümmern. Im zweiten Jahre würde er Aufmerkſamkeit erregen, aber höchſt wahrſcheinlich im Verlaufe des Jahres todtgeſchlagen werden. Doch laſſe er ſich dadurch nicht abſchrecken. Hat er dieſe zwei Jahre mit Muth und Glück überſtanden, wird er ungeheuer wirken, und der franzöſiſchen Literatur das werden, was Luther der deutſchen Kirche war. Die deutſche Reformation bedarf aber zu ihrer eigenen Vollendung — eines Luthers in Frankreich.

*

II.

Lebens-Eſſenz.

Nicht einem Strome, einem Waſſerfalle gleicht hier das Leben; es fließt nicht, es ſtürzt mit betäubendem Geräuſch. Die Zeit wird nicht mit tauſend Liebkoſungen abgeſchmeichelt, und der Hunger iſt der einzige Zeiger, welcher die Zahl der verbrauchten Stunden ehrlich angiebt. Wer lange leben will, der bleibe in Deutſchland, beſuche im Sommer die Bäder, und leſe im Winter die Protokolle der Ständeverſammlungen. Wer aber Herz genug hat die Breite des Lebens ſeiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier ſchnell zu Empfindung hinauf, jede Empfindung reift ſchnell zum Genuſſe hinan; Geiſt, Herz und Sinn ſuchen und finden ſich — keine Mauer einer traurigen Pſychologie hält ſie getrennt. Wenn man in Deutſchland das Leben diſtilliren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Waſſer verdünnen, es für den täglichen Gebrauch trinkbar zu machen. Paris iſt der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart, und das Fernrohr der Zukunft. Es iſt ein Regiſter der Weltgeſchichte, und man braucht blos die alphabetiſche Ordnung zu kennen, um alles aufzufinden. Es iſt ſchwer hier dumm zu bleiben, denn habe der Geiſt auch keine eigenen Flügel, er wird von andern empor getragen. Doch verzweifle darum keiner, der Beharrlichkeit gelingt Alles.

III.

Geld-Schwindſucht.

Paris iſt ein theueres Pflaſter, und was dieſes Uebel noch größer macht, alle Landſtraßen, die zur Hauptſtadt führen, ſind vier Stunden im Umkreiſe auch gepflaſtert. Die liebe Natur, mit ihren Wieſen und Feldern, ihren ſäuſelnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eiern, ihren Kirchweihfeſten, Weinleſen und ländlichen Tänzen, iſt eine ſo feine Spitzbübin, als ihre ſtädtiſche Schweſter, die Kunſt. Es iſt leicht in Paris, nicht blos ſein Brod, ſondern auch ſeinen Kuchen, ſeinen Wein, ſeine Auſtern zu verdienen, und was ſonſt noch der arme geplagte Menſch an Zubereitungen gebraucht, um einſt von den Würmern ſchmackhaft gefunden zu werden. Aber ſein Geld in der Taſche zu behalten, das iſt ſchwer — unmöglich würde ich ſagen, wenn das nicht ein Wort wäre, das dreißigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzoſen ausgeſtrichen hat. Sich gegen den Verbrauch von

Hunderttauſenden zu ſchützen, dafür giebt es ein ſicheres Mittel — man braucht ſie nur nicht zu haben; wie hält man aber wenige Tauſende zuſammen? Vergebens ſchnürt Ihr den Beutel mit hundert gordiſchen Knoten zu, durch zahlloſe Poren, dünſtet er unmerklich aus; ſein hohes blühendes Gold, verwandelt ſich in bleiches Silber; das arme Geſchöpf ſchwindet dahin, es ſtirbt, wir trauren.

Haben wir in unſerer kleinen Heimath die fünf Pforten der Sinnlichkeit verſchloſſen, dann können wir uns unbeſorgt auf die Polſter der Tugend niederſtrecken; in Paris aber erſtürmen die Lüſte unſer Herz, oder ſie ſchleichen ſich verkleidet ein, oder ſie ſuchen ſich neue Wege. Man lernt dort wenigſtens etwas Pſychologie für ſein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erſt kennen, wenn ſich Vögel darauf ſetzen und ſie ſchütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet ihr ein neues Kleid haben, müßt ihr dort erſt zum Kaufmann gehen, und um den Preis des Tuches ſtreiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelſtunde um euch herumgezappelt, um das Maaß zu nehmen, euch vierzehn Tage auf den Rock warten läßt, und geht es auf Pfingſten, vier Wochen. Ihr bedenkt dieſe Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein theures Buch zieht euch an, glücklicherweiſe iſt es nicht gebunden, und der Buchbinder ſagt, wenn es planirt werden ſolle, müßte er trockenes Wetter abwarten, und er könne nicht beſtimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber ſind Kleider und Stiefel fertig und zu beſtimmten Preiſen, und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles iſt gekocht, gebraten, vorgeſchnitten, ſogar die Nüſſe werden geſchält verkauft. Es hilft Euch nichts, daß Ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird Euch alles ins Haus gebracht, bis auf das warme Bad, und die Wanne dazu. Jetzt geht Ihr aus, einen weit abwohnenden Bekannten zu beſuchen. Den erſten Platz, wo Miethwagen ſtehen, ſeyd Ihr glücklich vorbeigekommen, auch den zweiten, aber die dritte Gelegenheit findet Euch müde zu gehen und zu entſagen, Ihr ſezt Euch ein, und bedauert nur, es nicht früher gethan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt, iſt der nämliche. Beim Einſteigen iſt Euch unaufgefordert ein dienſtwilliger Menſch behülflich; Ihr müßt ihn bezahlen. Beim Ausſteigen öffnet Euch ein anderer höflicher Menſch den Kutſchenſchlag, und den müßt Ihr wieder bezahlen. Ihr ſeyd in die Nähe der großen Oper gekommen, die Plätze ſind theuer, Ihr verſagt Euch dieſes Vergnügen, ſpaziert die Boulevards auf und ab, und ſtellt philoſophiſche Betrachtungen an, die nichts koſten. Jezt hält Euch einer jener tauſend Betriebſamen, ein Theaterbillet für die Hälfte des Preiſes unter die Augen. Den lezten Akt der Oper und das Ballet könnt Ihr ſehen; Ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu ſitzen, und bedauert eine neue ſchöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. In dem Zwiſchenakte werden Ferngläſer zum Verkaufe angeboten, gut, daß man funfzehn Franken fordert, für weniger hättet Ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein Anderer, der Gläſer auf den Abend vermiethet; dieſer Ausgabe entgeht Ihr nicht. Jezt iſt das Schauſpiel geendigt, Ihr geht nach Hauſe, euer Weg führt am Caffé de Paris vorüber. Die Erfriſchungen ſind theuer, aber Ihr wollt die Abendzeitung leſen. Ihr ſeyd begierig zu wiſſen, wie Bertons Urtheil ausgefallen; Ihr tretet hinein, Mitternacht iſt da, und Ihr ſeyd glücklich, wenn das Euere lezte Ausgabe war, und Ihr an dieſem Tage nichts als Geld verſchwendet.

Sparſam zu leben fällt hier Menſchen von jeder Gemüthsart darum ſo ſchwer, weil Seele und

Leib zu gleicher Zeit verführt werden. Keine ſinnliche Luſt findet ſich ſo roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geiſtigen Lebens ſie veredelte; und kein geiſtiger Genuß iſt ſo rein abgezogen, daß nicht eine Beimiſchung körperlicher Reize, ſeine Lockungen verſtärkte. Der ärgſte Lüſtling, der ſonſt nie daran gedacht, ſeinem Geiſte Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Leſens, weil es Blumenwege ſind, die ihn zum Ernſte führen. Da iſt ein Werk tiefſinniger Unterſuchungen von Benjamin Conſtant, mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie ſie eines Jeden Gaumen ſchmeicheln! Da iſt ein neues Trauerſpiel, worin erſt geſtern Talma geſpielt! Da erſcheint ein Gedicht eines ſechszehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schweſtern während der Peſt von Barzellona beſingt! Da ein anderes Buch, worin man Euch die Geheimniſſe der Carbonari verräth, deren es, wie die franzöſiſche Regierung neulich erklärte, ſechszig Tauſend in Frankreich giebt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutſchland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter die täglich erſcheinen, und die nicht geleſen zu haben lächerlich iſt! . . . Auf der andern Seite werden Menſchen beſſerer Art, mit geiſtiger Lockſpeiſe, in den Schlingen der Sinne gefangen. So könntet Ihr für weniges Geld Euch recht gut ſatt eſſen, auch ſeyd Ihr genügſam; aber Ihr kehrt dennoch bei den theuerſten Speiſewirthen ein. Nicht um feinere Leckereien, aber um feinere Geſellſchaft zu finden. Man ergözt ſich an dem Gemiſche aller europäiſchen Völker, Sitten und Sprachen. Dort die grämlichen Engländer, die ſo verdroſſen-emſig die Kinnbacken bewegen, als würden ſie mit der Peitſche dazu genöthigt; hier die verlegenen Deutſchen, die das Herz nicht haben, ein lautes Wort zu ſprechen; hier die neuangekommenen Frauenzimmer, die mit Erſtaunen die Spiegel und das Silbergeſchirr betrachten; hier das drollige Lächeln der Kleinſtädter, die zum Erſtenmale Auſtern eſſen! — —

Es iſt angenehm, ſich in Paris Menſchenkenntniß einzuſammeln, aber es iſt koſtſpielig. Doch laſſe ſich darum Keiner von dieſer Reiſe abhalten. Wir Männer ſind ja darin ſo gut bedacht! Wo unſer Geld aufhört, beginnt unſere Philoſophie, und können wir in keinem Tillbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße und ſind humoriſtiſch. Aber die Frauen — wer zum Herrſchen geboren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht aufs Freundlichſte lächelt, ſollen ſie die vaterländiſchen Freuden von Schwalbach und Kannſtadt genießen, und ja nicht nach Paris kommen.

IV.

Das Gaſtmahl der Spieler.

Deutſche Handels- und ſonſtige Geſchäftsleute, die ſich weniger aus Büchern als aus Manuſkripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrte wären dumm in allen weltlichen ungedruckten Dingen; ſie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im Stillen und Dunkeln munter ſind. Ich ſelbſt war lange dieſer Meinung, und es war mir ein rechter Troſt, zu wiſſen, daß meine Gelehrſamkeit nicht übermäßig groß ſey. Ich bin aber von dieſer Anſicht zurückgekommen, beſonders ſeitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir General-Geographen mit Kompaß und Sternkunde leichter ſelbſt die Feldwege der großen Welt, als die Geſchäftsleute mit ihrer Spezialkarte die Landſtraßen darin finden. Ausgerüſtet mit Hofbauers empiriſcher Pſychologie und andern ſchönen philoſophiſchen Kenntniſſen, wußte ich, trotz meiner Jugend, mich in Paris vor jeder Prellerei zu ſchützen, und verirrte mich nie auf den mäandriſchen Wegen der Liſt und Luſt. Mehrere deutſche Geſchäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen ſchlimm weg, und wurden in allen Artikeln, die ſie zu Hauſe nicht in ihrem Waarenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir ſeinen Lohnbedienten als die ehrlichſte Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn; und ſchloß aus transſcendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube ſey. Er hatte als rüſtiger, junger Mann der Beſtürmung der Baſtille beigewohnt, war während der Revolution, die Kaiſerzeit eingerechnet, nacheinander Kutſcher, Friſeur, Waſſerträger, Portier und Kommiſſionär geweſen, nach der Reſtauration aber, wie viele Andere, Lohnbedienter geworden. Sechs und fünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er ſagte, all ſein Streben ſey, ſo viel Geld zuſammen zu ſparen, in ſein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris ſeine Tage zu beſchließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm beſonders die Spieler und Spielhäuſer nicht ſchwarz genug ſchildern, und ſprach mit Wehmuth von den laſterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde ins Verderben zu führen. Da wäre unter Andern ein groſses Spielhaus, wo jede Woche zweimal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich ſpeiſe. Der Bremer, der als reicher Mann wohl ſchon fürſtlich gegeſſen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Luſt, einmal in dem Lockſpeiſe-Hauſe zu eſſen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achſeln; aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spiel-Direktion, für ſich und noch zwei andere Perſonen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr Nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuverſicht, die ſich ein tugendhafter Mann, Spitzbuben gegenüber, fühlt, trat ich in das pallaſtähnliche Haus. Aber mein Gott, was iſt der Menſch für ein Narr, und wie ſchwach ſind ſeine Augen, daß er ſich von jeder erlogenen Majeſtät, ſelbſt der des ſchlechteſten Tombacks, blenden läßt! Es war im Spieltempel Alles ſo feierlich, ſo ernſt, abgemeſſen und anſtändig, daß das humoriſtiſche Behagen, mit dem ich gekommen war, ſchnell verſchwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipp's II. zu ſeyn, und es bedurfte des Champagners und anderer edeln Weine, mein ſchwaches Herz wieder zu ſtärken.

Schon auf der Straße, vor dem Hotel, ward uns ſchlimm zu Muthe. Die glänzendſten Equipagen, Jäger hinten auf, kamen angefahren, und heraus ſtiegen nur Leute mit Ordenſternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die ſich zeigten. Der Portier, als wir ſeine Loge vorbeikamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kämen mit den Spielern zu eſſen! Der Portier lachte, und ſagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte ſeine Einladungskarte als Paß vor, und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein Dutzend übermüthiger Lakayen ihr Weſen trieb. Der Bremer fragte: wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speiſeſaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beſchäftigt waren: wann man äße? Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir ſtiegen wieder hinab, und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir ſuchten? zeigte der Bremer zum Zweitenmale ſeine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Geſellſchaftszimmer wies. Beim Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere Herren ernſthaft auf die Füße ſahen, und ich gewahrte mit Schrecken, daß ich der Einzige war, der in Stiefeln erſchien. Ich ſetzte mich an einen Leſetiſch, um meine Füße zu verbergen, und nur Kopf und Herz zu zeigen, und las einige Ultra-Blätter. Als ich wieder aufgeſtanden, kam ein großer, ſtattlicher Mann, majeſtätiſcher Haltung, gleich Ludwigs XIV., ſeine zu mir, und fragte, wer ich wäre, und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein ſchlimmes Zeichen war; den Studioſen der Menſchenkenntniß muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen ſoll, aber nicht viel. Ich überſah ſogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geiſtesgegenwart, mich anzuſtellen, als verſtünd' ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beſchloß ich eine Sprache mit ihm zu ſprechen, die er auch nicht verſtand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzoſe nur ſeine Mutterſprache; aber Spieler ſind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete alſo in der Schnelle ein Zungenragout vom deutſchen Herr, dem italieniſchen Signore, und dem engliſchen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der ſich entfernt hatte, wieder herbei käme. Endlich erſchien dieſer, und ich gab pantomimiſch zu verſtehen, das ſey der Mann, der über mich die beſte Auskunft geben könnte. Der ſtattliche Herr (wie ich ſpäter erfuhr, ein Marquis, von der Spielgeſellſchaft angeſtellt, in dieſem Hauſe die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieſer unter mehrern Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer er ſey? Der Bremer nannte ſich. Der Marquis erwiederte, er habe nicht die Ehre ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum Drittenmale ſeine Einladungskarte vor. Jetzt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutſche, bemerkte er, er ſey auch in Wien geweſen: die Franzoſen nämlich halten Wien für die Hauptſtadt Deutſchlands, und wiſſen nichts von unſeren glücklichen kleinen Föderativ-Staaten.

Man ging zu Tiſche. Ich habe zwar ſchon mehrere deutſche Höfe ſpeiſen ſehen, aber nur aus der Vogelperſpektive, von der Gallerie herab. Es war das Erſtemal, daß ich an einer fürſtlichen Tafel thätigen Antheil genommen, als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht ſentimental geſtimmt, ſonſt hätte ich keinen Biſſen eſſen können. Ich hätte mir vorgeſtellt, daß alle dieſe Speiſen in Blut und Thränen gekocht ſind, von den Selbſtmördern und Verzweiflungsvollen vergoſſen, welche täglich in den Pariſer Spielhäuſern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es ſich ſämmtliche Gäſte ſehr ſchmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten, und eſſen und trinken wenig. In der Mitte der eirunden Tafel ſaß der Marquis und Ceremonienmeiſter, über Alle hervorragend an Geſtalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten verſiegelte Depeſchen, in Duodez, klein Quart und groß Folio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach ſie, las ſie ohne eine Miene zu verziehen, und reichte ſie dann einem hinter ihm ſtehenden Lakayen. Es ging in ſeiner Nähe her, wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empiriſche Pſychologie, was dieſe häufige Korreſpondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unſchuldige Liebesbriefe, welche die Polizei mit dem Marquis wechſele. Jene ſtünde nämlich mit der Spiel-Direktion in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, und beide theilten ſich wechſelſeitig ihre anthropologiſchen Erfahrungen mit. Uebrigens ging es bei Tiſche langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen, daß ich in meinem Sinne ſcherzhafte und zeitgemäße Geſpräche mit der Geſellſchaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Deſert mich vom Stuhle erhübe, und riefe: Meine Herren, wir ſind unter uns, laſſen Sie uns dieſes Glas auf das Wohl Napoleons II. leeren! — Oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tiſches die Frage zuſchickte: ob er Schleiermachers Ueberſetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardſpiele laut ſpräche, und meinen Nachbar rechts fragte: Franchement, Monsieur, que pensez-vous des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen?

Nach dem Eſſen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir Beide zuſammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirthshaus-Preiſe berechnet, bei Tiſche verzehrt, und es wäre doch ſehr undelikat, wenn nicht Einer von uns ſpielen wollte. Ich erwiederte ihm, wenn er zart ſeyn wolle, hätte ich nichts dagegen; ich ſelbſt aber würde nicht ſpielen. Der Bremer ſpielte, und trieb die Delikateſſe ſo weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdeſſen einige Betrachtungen, die ich an Hazard-Spieltiſchen ſchon oft angeſtellt.

Erſtens die: daß die Ernſthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geſchäft treiben, ganz unerträglich ſey. Sie könnten immer etwas dabei ſcherzen; die giftigſten Schlangen hätten wenigſtens eine ſchöne Haut. Aber freilich iſt dieſe Ernſthaftigkeit eine der Todſünden der Menſchen; der ihnen eingeborne Hochmuthsteufel ſpricht ſich darin am deutlichſten aus. Friedrich Schlegel mag thun und ſagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergeſſen machen, das er einſt ausgeſprochen: « Der Menſch iſt eine ernſthafte Beſtie. » Ganz gewiß haben die alten römiſchen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Geſicht gemacht; als jeder Paß-Büreauiſt annimmt, wenn er uns ſignaliſirt. Am ärgerlichſten war mir dieſe Ernſthaftigkeit immer an Bankiers und andern Handelsleuten geweſen. Geld zählen und verdienen, und den Gewinn berechnen, iſt zwar ein ſehr heiteres Geſchäft, aber durchaus kein erhabenes, und es iſt gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Komptoir kommt, eine ſo ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — Die zweite Betrachtung, die ich an Hazard-Spieltiſchen anzuſtellen pflege, iſt folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenſchaft, die Seelenbewegungen und Anſtrengungen, die Aengſten und

Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltiſchen vergeudet werden, wenn man dieſes Alles zuſammenſparte — würde es ausreichen, ein römiſches Volk und eine römiſche Geſchichte daraus zu bilden? Aber das iſt es eben! Weil jeder Menſch als Römer geboren wird, ſucht ihn die bürgerliche Geſellſchaft zu entrömern, und darum ſind Hazard- und Geſellſchaftsſpiele, Romane, italieniſche Opern und elegante Zeitungen, Caſinos, Theegeſellſchaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garniſons- und Wachtparaden-Dienſte, Ceremonien und Aufwartungen, und die fünfzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsſtücke, die man täglich mit heilſamem Zeitverluſt an und auszuziehen hat — darum iſt dieſes Alles eingeführt, daß die überflüſſige Kraft unmerklich verdünſte! Noch glücklich, daß es dem Menſchen nicht mit der Natur gelingt, was ſie mit der Menſchheit zu Stande gebracht; ſie hätten das Weltmeer ſchon längſt in Springbrünnchen zertröpfelt, und Vulkane in chineſiſche Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hauſe; ich an Leib und Seele geſtärkt, der Bremer aber ſehr verſtimmt. Er erzählte ſeinem ehrlichen Lohnbedienten, wie ſchlimm es ihm ergangen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich abermals, was die Franzoſen für liebenswürdige Menſchen ſind. Ein pedantiſcher deutſcher Sittenprediger, der, wie der Lohnbediente es gethan, den Bremer vor Spielern gewarnt, hätte dieſen, nachdem er ſeine Warnung nicht geachtet, und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und geſagt: Es geſchieht Ihnen recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unſer edler Lohnbediente aber betrug ſich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer ſein Mißgeſchick erzählte, lächelte er und ſchwieg, und dividirte wahrſcheinlich im Stillen, wie viel er von der Spielergeſellſchaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber ſagte er blos: Beruhigen Sie ſich, mein Herr, Sie werden ein andersmal glücklicher ſeyn! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieler-Anekdoten. Unter andern: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und reſtaurirter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirath zu ſchließen. In einer Nacht, da er ſein ganzes Vermögen verſpielt, habe er zulezt das Landgut ſeiner Gemahlin gegen einen Engländer geſezt und es verloren. Der Engländer ſey gleich vom Spieltiſche weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh Morgens als Hausherr heftig an der Thürſchelle gezogen.

Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er ſo früh befehle? Der phlegmatiſche Engländer aber habe ſich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, ſondern habe Alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenſchein genommen. Endlich ſey der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bei der Bruſt gepackt, und ihn mit den Worten: «Scheer' er ſich zum Teufel, ich brauche ſeine Dienſte nicht mehr!» zum Thore hinaus geworfen. Darüber ſey die Marquiſin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erſchrocken herabgekommen, und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieſer habe geantwortet: nichts, er wolle in ſeinem Park ein wenig ſpazieren gehen, und habe der Marquiſin den Abtretungsſchein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram geſtorben. Die Pariſer Spielgeſellſchaft aber habe ſich gegen den Marquis, wie ſie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, ſehr großmüthig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hauſe angeſtellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Dieſe artige Anekdote vermochte aber den verdrießlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich ſagte ihm: «Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutſcher, wie ich, hätten Sie freilich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutſcher zartfühlend ſind, haben Sie geſpielt und ſind in Schaden gekommen. Ihr Verluſt entſpringt alſo aus einer edeln Quelle, und Sie ſollten ſich darum tröſten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Callico zu ſchlagen, um ſich reichlich zu entſchädigen. Weil wir gerade von Callico's ſprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden mir es einſt danken. Kaufen Sie ſo viele Callico's zuſammen, als in Mancheſter aufzutreiben ſind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich ſage Ihnen, die Welt iſt rund; heute roth, morgen todt. Wir legen uns gut engliſch zu Bette, und ſtehen continentalſyſtematiſch auf. Es iſt heute Johannistag; denken Sie an mich!» ... Das wirkte; der Bremer drückte mir freundſchaftlich die Hand, und wir wünſchten uns gute Nacht.

V.

Stern und Steuermann.

Schöne Namen für ein Luſtſpiel von Clauren, oder für eine Erzählung von Laun, und es iſt eine wahre Verſchwendung, daß ſie hier dazu dienen müſſen, einen verwachſenen diplomatiſchen Bericht zu zieren! Im Palais Royal auf dem Boulevard des Italiens und an einigen andern Orten, zieht jeden Abend, der Schein zweier Laternen die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden an; denn ihr Licht fällt durch ausgeſchnittene Buchſtaben, die mit ölgetränktem, rothgefärbten Papiere überzogen ſind. Die eine Laterne zeigt einen Stern (l'étoile), und darunter die Worte: Journal du Soir; die andere giebt zu leſen: le Pilote, Journal du Soir. Die Etoile iſt ein Ultra-, der Pilote ein liberales Blatt. Vier Wochen hindurch habe ich kaum einen Abend verſäumt, mich in der Nähe der Laternen zu ſetzen und aufzupaſſen. Ich kann auf Ehre verſichern, daß gegen ein Exemplar der Etoile, vierzig Exemplare des Pilote verkauſt werden! Wenn man den Zeitungskrämern die Hand fordernd hinreicht, ohne ſich zu erklären, welches Blatt man verlangt, geben ſie einem immer den Etoile. Ja mir, da ſie meine Ausländerei gemerkt, gaben ſie verſchiedenemale das Ultra-Blatt, ohngeachtet ich den Pilote gefordert. Beweis, daß ſie an erſterem mehr verdienen, weil man es ihnen wahrſcheinlich unentgeldlich giebt. Die andern Nutzanwendungen kann man ſich von ſelbſt machen -- sapienti sat, ſagt der Lateiner .... Das geht die Leſerinnen nichts an.

VI.

Die Läden.

Alexander der Große gab ſich viele Mühe die Welt zu erobern, nur damit die Athenienſer von ihm ſprächen. Das wäre eine ganze Welt zu viel, um die Pariſer einen Tag, um ſie ein Jahr lang von ſich reden zu machen, eine Welt zu wenig. Es dahin zu bringen, müßte man die eroberte Welt auch wieder verlieren. Sich in dieſer Rieſenſtadt hervorzuthun, ſich in dieſem Ocean, als einzelne Welle bemerklich zu machen, erfordert große Uebung, die aber keinem Eingebornen mangelt. In Deutſchland iſt Charlatanerie die Krücke eines lahmen Verdienſtes; hier iſt ſie die nothwendige Einfaſſung, von der entblößt, auch der ächteſte Diamant keine Blicke anzieht. Man muß es den Pariſern zum Lobe nachſagen: ſie wiſſen jede ſchöne Gabe zu würdigen, die Tugend ſogar, nur muß ſie lärmen; ſelbſt Beſcheidenheit findet ihren Beifall, wenn ſie zu reden verſteht, ohne die Lippen zu bewegen. Das Verdienſt, das hier zu Grunde geht, an dem geht nichts zu

Grunde. Von allen den Kunſtgriffen, die von jedem in ſeinem Kreiſe angewendet werden, ſeine Perſon und ſeinen Beſitz auf das Vortheilhafteſte geltend zu machen, könnte man ein großes Buch anfüllen. Ich will dieſesmal nur einige der ſinnlichen Mittel erwähnen, welche die Waarenhändler gebrauchen, die Kauflust zu erwecken, und die Kaufluſtigen anzuziehen. In denjenigen Theilen der Stadt, wo die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, die andern Sehenswürdigkeiten liegen, wo daher die meiſten Fremden wohnen und ſich umhertreiben, giebt es faſt kein Haus ohne Laden. Es kommt auf eine Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte ſpielen zu laſſen; denn eine Minute ſpäter, einen Schritt weiter ſteht der Vorübergehende vor einem andern Laden, worin er auch die Waare findet, die er ſuchte. Die Augen werden Einem wie gewaltſam entführt, man muß hinaufſehen und ſtehen bleiben, bis der Blick zurückkehrt. Der Name des Kaufmanns und ſeiner Waare ſteht zehnmal, neben, unter einander auf den Thüren, über den Fenſtern auf Schildern geſchrieben, die Außenſeite des Gewölbes ſieht aus wie das Schreibbuch eines Schulknäbchens, das die wenigen Worte der Vorſchrift immerfort wiederholt. Die Zeuge werden nicht in Muſtern, ſondern in ganzen aufgerollten Stücken vor Thüre und Fenſter gehängt. Manchmal ſind ſie hoch am dritten Stocke befeſtigt, und reichen nach allerlei Verſchlingungen bis zum Pflaſter herab. Der Schuhmacher hat die Außenſeite ſeines ganzen Hauſes mit Schuhen aller Farben bemalt, welche Bataillonsweiſe zuſammen ſtehen. Das Zeichen der Schloſſer iſt ein ſechs Fuß hoher vergoldeter Schlüſſel; die Rieſenpforten des Himmels brauchten keinen größern. An den Läden der Strumpfhändler ſind vier Ellen hohe weiſſe Strümpfe gemahlt, vor welchen man ſich im Dunkeln entſezt, man glaubt, weiſſe Geſpenſter ſtrichen vorüber. So hat hier jeder auch für die kleinſten Fiſche, die er fangen will, einen großen Haken. Auf eine edlere und anmuthigere Weiſe, wird aber Fuß und Auge durch die Gemälde gefeſſelt, welche vor vielen Kaufläden ausgehängt ſind, und gewöhnlich die Art des Verkehrs ſinnbildlich ausdrücken. Dieſe Gemälde ſind nicht ſelten wahre Kunſtwerke, und wenn ſie in der Gallerie des Louvre's hingen, würden Kenner, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen vor ihnen ſtehen bleiben. Sie ſind zugleich treffende Sittenbilder aus dem Pariſer Leben, und es iſt darum ſo lehrreich als unterhaltend, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Ich will einige, die mir aufgefallen ſind, beſchreiben. Den Laden eines Shawls-Händlers ziert ein Bild mit ſieben lebensgroßen Figuren; es führt die Ueberſchrift au serment. Drei Männer überreichen dreien Frauen mehrere Shawls, und machen dabei mit den Händen feierlich betheuernde Bewegungen. Sie ſchwören, daß dieſes ächte franzöſiſche Shawls wären, und mögen wohl hinzuſetzen, daß brave Franzoſen engliſche Waaren verabſcheuten, denn ein im Hintergrunde ſtehender Engländer, wirft erboſte Blicke auf das merkantiliſch-patriotiſche Triumvirat herüber. Das iſt die offene Bedeutung des Bildes; es hatte aber früher noch eine verſteckte. Bis vor zwei Jahren nämlich, waren die dargebotenen Shawls von weiſſer, rother und blauer Farbe, und die Kaufherren ſchwuren, daß dieſes die ächten, jedem Franzoſen theuern Farben wären; aber auf Gebot der hypochondriſchen Polizei, die jedes Lüftchen fürchtet, mußte eine der Farben ausgelöſcht werden. . . Unweit dem vorigen hängt am Hauſe eines Perrückenmachers ein Bild, das zwar ſchlecht gemalt iſt, aber eine drollige Vorſtellung enthält. Der Kronprinz Abſalon hängt mit den Haaren am Baume, und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Verſe:

Contemplez d'Absalon le déplorable sort,
S'il eût porté perruque, il évitait la mort.

Ein anderes ſehr gut gemaltes Bild, ein Roſenmädchen vorſtellend, das knieend aus den Händen eines Ritters den Kranz empfängt, ſchmückt die Ladenthüre einer Putzmacherin. Das Mädchen ſieht ſo fromm und unſchuldig aus, daß junge Leute ohne Erfahrung, deren es aber in Paris keine giebt, daran irre würden, und vorübergingen, ihre Handſchuhe in einem andern Laden zu kaufen. . . Ein Vögelhändler zieht die Aufmerkſamkeit durch ein Gemälde an, welches die Arche Noah vorſtellt. Der ganze Prolog der Sündfluth iſt darauf gemahlt. Die Arche liegt ganz gemächlich im Trocknen und wartet bis die Fluth komme, ſie flott zu machen. Vater Noah ſpielt mit einem Affen und macht ein diplomatiſches Geſicht: er allein weiß was vorgeht. In einer unabſehbaren Reihe kommen die vierfüßigen Thiere herbeigelaufen, ſich in die Arche zu retten. Sie gehen je zwei und zwei, aber ohne allen Geburtsrang, wie es in der Noth gewöhnlich iſt; der Löwe folgt dem Pferde, der Fuchs geht dem Eſel voraus, der Haſe läuft dem Hunde nach. Es iſt ein herrliches Bild! Am anziehendſten wird aber jeder, gleich mir, das Gemälde finden, das ein Profeſſor der deutſchen Sprache, und der ſeinem Namen nach ein geborner Deutſcher iſt, vor ſeiner Wohnung im Palais Royal hängen hat. Ein Mann in den beſten Jahren und ohne Zweifel der Profeſſor ſelbſt, ſizt mit einem Buche in der Hand in einem Lehnſeſſel, beſchäftigt, einem vor ihm ſtehenden Knaben ſeine Lektion abzuhören. Etwas weiter zurück ſizt ein wunderſchönes, junges Mädchen, und hinter ihm über dem Stuhle gelehnt, ſteht ein rother Huſaren-Offizier, der nach aller mimiſchen Wahrſcheinlichkeit eine Liebes-Erklärung vorbringt. Das Mädchen zeigt mit dem Finger auf eine Stelle des Buchs, und der franzöſiſche Huſar die Hand auf das Herz gelegt, ſcheint ihr nachzuſprechen: ick lie-be. Ich habe aus dieſem Bilde mit großem Vergnügen erſehen, daß deutſche Profeſſoren in Paris Welt bekommen. In unſerm Vaterlande wäre ein Sprachlehrer zu ſchüchtern, durch ein Aushänge-Schild bekannt zu machen, daß er Schule für den wechſelſeitigen Unterricht zwiſchen jungen Mädchen und rothen Huſaren-Offizieren halte.

Ich darf den neuen Bijouterie-Laden des Hrn. Franchet in der Straße Vivienne nicht vergeſſen. Sechs Monate wurde an dieſem Laden gearbeitet und die Glücklichen, welchen es gelang, einen Blick hinter die vorgehängten Tücher zu werfen, konnten nicht Wunder genug erzählen. Endlich vor drei Wochen, am Geburtstage des Herzogs von Bordeaux, wurde die Bude geöffnet; Herr Franchet iſt nämlich der Juwelier der Herzogin von Berry: Dieſe Bude, ein kleines Zimmer von höchſtens zwanzig Fuß Länge, hat vierzig tauſend Franken gekoſtet, ſo prachtvoll iſt alles eingerichtet. Ueber dem Eingange nach der Straße zu ſind in zwei goldnen Kreiſen zwei ſorgfältig gemalte Wappen angebracht. Der eine Kreis umfaßt vereinigt das Wappen des franzöſiſchen und neapolitaniſchen Hauſes; der andere enthält ein etwas myſtiſches Wappen. Es ſind erſt die Kryſtalliſationspunkte zu künftigen Herrlichkeiten, Embryonen von Königreichen, Kronen in der Eierſchale — kurz es ſteckt etwas dahinter, und mag ſich alles auf den Herzog von Bordeaux beziehen. Hieſige bevollmächtigte Geſandten, die ihr Geſchäft verſtehen, werden gewiß nicht verſäumt haben, ihre Späher hinzuſchicken, um zu unterſuchen, ob nichts Erkleckliches heraus zu ziffern ſey.

VII.

Der Greve-Platz.

Ein aufgeſchlagenes Buch iſt Paris zu nennen, durch ſeine Straßen wandern heißt leſen. In dieſem lehrreichen und ergötzlichen Werke, mit naturtreuen Abbildungen ſo reichlich ausgeſtattet, blättre ich täglich einige Stunden lang. Es war zwei Uhr, da ich aus dem Hauſe trat. Unfehlbar um dieſe Zeit, ſpielt der fleißige Tiſchler gegenüber, ein Viertelſtündchen mit ſeinen Papageyen; dann wird der Hobel von neuem gerührt. Der deutſche Baron, mein Nachbar, war eben heimgekehrt, und hüpfte, wie ein Spatz, aus ſeinem Tillburi. Ein leichtfüßiger Herr! Das Pferd, auf dem Wege zum Stalle, wird kaum fühlen, daß ſeine Laſt leichter geworden. Bald kam ich in die Straße Vivienne. Hier iſt das Paradies der weiblichen Welt, da findet ſich alles, was die Häßlichkeit braucht ſich zu verbergen, und die Schönheit ſich zu verrathen. Hüte, Blonden, Schleier, Geſchmeide von Gold und Edelſteinen, und alles in ſo reichem und koſtbarem Vorrathe, daß ſelbſt eine Königin mit Bedenken wählen müßte. Vor einem Putzladen hielt eine glänzende Kutſche; der gemächlichen Dame öffnete ein Mohr den Schlag. Ich ſah mir das Wappen an — ein ganzes Stickmuſter von farbigen Feldern, nebſt Klauen- und Schnabelthieren aller Art. Fünf Minuten ſpäter warf ich den Blick durch die geöffnete Pforte des Tempels der Eitelkeit, und ſah für einen Hut einen Bankzettel hinlegen. Das waren, wenn nicht tauſend, wenigſtens fünfhundert Franken. Darauf wurden zwei Goldſtücke herausgegeben. Der Hut war ſchöner als ihn eine männliche Feder beſchreiben kann: ein Paradiesvogel mit ſeinem ganzen Gefieder umſchimmerte den Kopf. Habe ſo etwas in meinem Leben noch nicht geſehen! Doch vielleicht hätte die edle Frau Rang und Reichthum gern für das hübſche Geſicht hingegeben, das, neben mir, lechzende Augen nach Hut und Bankzettel ſchickte. Ich ging weiter, ein kleiner Menſchenkreis zog mich an, ich drängte mich durch. Zwei Lumpenſammler waren in heftigen Wortwechſel gerathen. Ihr kümmerliches Gewerbe *folgt* dem des Bettlers. Der eine hatte einen handbreiten wollenen Lappen im Kuhmiſt ausgeſtöbert, der Andere als gleichzeitiger Entdecker machte Anſprüche darauf, hob drohend ſeinen Stock mit eiſernen Haken in die Höhe, und ſprach mit wüthenden Geberden: veux tu lâcher cela? Unweit davon zeichnete ein Mann, ſtehenden Fußes, etwas in ſeine Schreibtafel ein, ſo ernſt, ſo andächtig dabei, als hätte ihm der liebe Gott ſeine zehn Gebote in die Feder geſagt. Ein ſchnarrendes Gare! weckte ihn aus ſeinen frommen Träumen. Er mochte wohl ein Wechſelmäckler ſeyn, denn er war von der Seite der Börſe hergekommen. Jezt ging ich den Perron hinab in das Palais Royal. Dieſes Luſtlager iſt wohl jedem bekannt. Alles findet ſich hier, ſelbſt menſchliches Elend — nur nicht deſſen Schein. Die Armuth iſt vergoldet, der Hunger ſcherzt, das Laſter lächelt.

So war ich zwei Stunden lang umhergewandert, und hatte auf allen Straßen das regſte Leben gefunden. Es hüpfte, ſang und lachte zwar nicht immer dieſes Leben, es ſchlich, ſtöhnte und weinte wohl auch — doch es lebte. Und in dieſer nämlichen Stunde, in dieſer nämlichen Stadt, athmeten vier Jünglinge ohne zu leben, denn wenn nicht Verzweiflung, war Verklärung über ſie gekommen, ſchon waren ſie keine Menſchen mehr. Die Soldaten, welche wegen Theilnahme an der Verſchwörung von Rochelle zum Tode verurtheilt werden, ſollten um vier Uhr auf dem

Greve-Platz hingerichtet werden. Das hatte ich erſt auf der Straße erfahren. Vielleicht eine halbe Million Menſchen erfuhr dieſe Hinrichtung erſt aus der Abendzeitung. So iſt Paris! Es war ſchon vier Uhr. Ich warf mich in ein Cabriolet, noch den fürchterlichen Schauplatz zu erreichen. Den Pallaſt der Tuillerien vorüber, den Tell's Enkel bewachen; das Louvre vorbei, aus deſſen Fenſter Carl IX. in der Bartholomäus-Nacht, auf die Herzen ſeiner Unterthanen gezielt; am Pont-Neuf vorüber, worauf das Standbild des guten Heinrichs, deſſen fromme Augen der Richtſtätte gerade zugewendet ſind; bis auf den Chatelet-Platz — weiter konnte ich nicht dringen, die Wachen hielten den Weg geſperrt. Eine Brücke, pont-au-change genannt, geht auf dieſen Platz aus. Ueber dieſe Brücke, jenſeits der Seine her, wo das Gefängniß iſt, mußten die Verurtheilten geführt werden, um zum Greve-Platz, der am dieſſeitigen Ufer liegt, zu gelangen. Ein großes, mit einem Balkon verſehenes Speiſehaus, gab den beſten Standpunkt, den traurigen Zug, der kommen ſollte, zu überſehen. Dieſes Gebäude ſteht auf der Stelle, wo le grand châtelet war, eine Burg, die Julius Cäſar erbaute, und deren Grundmauern im Jahre 1802 niedergeriſſen werden. Ich ſtieg in den großen herrlichen Saal, wo viele Menſchen guter Dinge waren. Ich ſah mitleidige Weiber mit bleichen Wangen und ſchwer gehobener Bruſt; aber ſie aßen und tranken doch. Der Dichter, welcher ſang: «Süß iſt's, vom ſichern Hafen aus Schiffbrüchige zu ſehen» — der kannte das menſchliche Herz! Keiner wagte die Empfindungen, die er hatte, laut werden zu laſſen, nur die Spione ſprachen Empfindungen aus, die ſie nicht hatten. Für dieſe Würmer war heute gutes Wetter, denn die Fäulniß iſt ihre Wiege. Höher als ſonſt ſpitzten die Horcher ihre Ohren, denn in dieſem Saale konnten Wein und Mitleid auch ängſtlich verſchloſſene Lippen öffnen. Einer kam, auch mir den Puls zu betaſten. Einen Blick zum Fenſter hinaus, auf die Volksmenge und die bewaffnete Macht werfend, ſprach er mit ſpöttiſcher Miene vor ſich hin: «il leur faut quatre mille hommes pour quatre!» Ich ſchwieg. «Ces jeunes hommes ont bien merité un petit châtiment, ils ont voulu renverser le gouvernement, mais. . .» Ich ſchwieg. «Paris dort!» ſagte der ſentimentale Spion. Ich ſchwieg, aber ich dachte: Paris ſchläft nicht, es wacht, kennt die Furcht, bedenkt, zaudert und läßt geſchehen. Denn ſchliefe dieſer tauſendarmige Rieſe, und reckte ſeine Glieder und wendete ſich um, wie man es im Schlafe bewußtlos thut, dann würden an dieſer gedankenloſen Bewegung die Bajonette dort zerknicken und vier Mütter weinten nicht um ihre Söhne.

Jezt wälzte ſich ein breites Gemurmel vom jenſeitigen Ufer herüber. Wir ſprangen von unſern Tiſchen auf, und eilten auf den Balkon. Der Zug kam näher, die Verurtheilten in bürgerlicher Kleidung, mit entblößtem Haupte ſaßen rückwärts, je zwei auf einem Karren. Jeder hatte einen Geiſtlichen zur Seite. Die Jünglinge ſchenkten ihnen aber keine Aufmerkſamkeit, ſondern wendeten ihr Geſicht der andern Seite, der verſammelten Menge zu, dieſe immerfort freundlich grüßend. Sie ſchienen ruhig, ja heiter. Sie zogen vorüber. Noch eine halbe Stunde vor ihrer Hinrichtung war der Prokurator des Königs im Gefängniſſe bei ihnen. Das Geſtändniß der Wahrheit hätte die Hoffnungsloſen vielleicht, eine willkommene Lüge, ſicher gerettet. Sie ſchwiegen und ſtarben. Bald kehrten die Karren mit vier Leichnamen zurück. Die bewaffnete Macht ging auseinander. Die klugen Stellungen, welche dieſe genommen, das Volk im Zaum zu halten, hatte ich mit Bewunderung angeſehen. Schaudernd verehrte ich die Macht des menſchlichen Geiſtes, die Werke ſeiner Waſſerbaukunſt, wie er das Meer bändigt, und der kleinen Kraft, die Herrſchaft über die größere ſichert. Da, zum erſtenmal in meinem Leben fiel mir bei: Regierungen ſind wohl von Gott eingeſezt — wie hielten ſich ſonſt manche!

Die Straße war frei geworden, ich ging nach dem Greve-Platz. Dort war man beſchäftigt, das Schaffot auseinander zu legen. Eimer mit Waſſer wurden über den blutgetränkten Boden ausgeſchüttet. Ich dachte an der Lady Macbeth Hand. Ich fragte den und jenen, wie die Jünglinge geſtorben. Sie waren feſten Schrittes die rothe Treppe hinaufgeſtiegen. Vive la liberté! waren ihre lezten Worte.

Die Nacht war angebrochen. Die Uhr des Stadt-Hauſes wurde beleuchtet. Eine nachahmungswürdige Einrichtung! Der Greve-Platz iſt auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite iſt offen und der Seine zugewendet. Das Hôtel de ville und alle Häuſer auf dem Platze ſind von alterthümlicher Bauart, wie auch in deutſchen Städten Märkte und Rathhäuſer beſchaffen ſind. Auf dem Greve-Platz findet ſich viel nachzuſinnen, was iſt hier nicht alles geſchehen! Ich dachte: wenn Frankreich keine Humoriſten hat, ſie wohnen hier; wenn es keine Schelme hätte, ſie wären hier gewiß zu finden; wenn es die Empfindſamkeit nicht kennt, hier ſucht man ſie nicht vergebens. Denn Allen, die ſeit drei und dreißig Jahren auf dem Greve-Platz wohnen — welche andere Wahl könnte ihnen bleiben, als über die Herren der Schöpfung zu lachen, Schelme zu werden, oder vor Wehmuth zu zerfließen? Ich hatte einen großen Gedanken: die Hauptſache iſt, daß man beim Leben bleibt! Die erſte Hinrichtung, die auf dieſem Platze geſchah, wurde im Jahre 1310 an Margarethe Porette, einer Ketzerin, vollzogen. Dieſe Unglückliche freilich hätte auch bei der größten Gunſt der Parzen ihr Leben nicht bis auf unſere Tage erſtrecken können. Aber die ſieben und dreißig Bürger, die bei einem Aufſtande am 24. Auguſt 1787, da das Volk noch nicht Herr war, von einer einzigen Gewehrladung der bewaffneten Macht fielen? Aber alle die Schlachtopfer der Revolution, die hier gemordet wurden? Aber Arena und ſeine vier Genoſſen, und der Chef der Chouanen, Cadoudal, die beſchuldigt, dem erſten Konſul Bonaparte nach dem Leben getrachtet zu haben, hier hingerichtet worden? Wie geehrt lebten ſie jetzt! .. Und was iſt in dieſem Rathhauſe nicht alles geſchehen! Ein Tollhaus iſt es zu nennen. Am 2. Nov. 1793 beſchloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbäckern für ihre Näſchereien kein Zucker verabfolgt werden dürfe.

Am 29. Pluvioſe des nämlichen Jahres: daß alle Perſonen für verdächtig zu erklären ſeyen, die bei den Speiſewirthen nur die Kruſte vom Brode eſſen und die Krume liegen laſſen! Ein Mitglied des Gemeinderaths bringt einige Wochen ſpäter eine Anklage gegen diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinirten kauften, beſonders gegen die alten Weiber, die ſich Perrücken daraus machen ließen! Am nämlichen Tage ſendete die Polizei die Liſte der gefangenen Perſonen ein. Deren Zahl belief ſich auf 7090, beiderlei Geſchlechts. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres befiehlt die Gemeinde, die mitgetheilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotinirt oder erſchoſſen habe, wäre im Protokolle mit Ehren zu erwähnen! Fünf Tage ſpäter wurde beſchloſſen, daß das franzöſiſche Volk ein höchſtes Weſen anerkenne. Im Jahre 1804 gab die gute Stadt Paris in ihrem Rathhauſe dem Kaiſer Napoleon, zur Feier ſeiner Krönung, ein prächtiges Feſt. Am 29. Auguſt 1814 gab genannte gute Stadt auch Ludwig XVIII. ein Feſt, ſeine Rückkehr zu feiern. Lobenswerthe Unparteilichkeit!

So iſt Paris, ſo iſt der Menſch, ſo iſt die Welt!

VIII.

Talma.

Es war das erſtemal daß ich ihn ſah. Er trat auf, und nach einer Viertelſtunde ſeines Spieles, war ich erſtaunt nicht erſtaunt zu ſeyn. Vielleicht beherrſchte mich jene Sinnestäuſchung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorſpiegelt, wir ſtünden ſtille, und die Ufer gingen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu ſeyn. Ich hatte keinen Maaßſtab für Talma's Größe, denn er ſtand zu entfernt von allen Schauſpielern, die ich je geſehen, um ihn abzumeſſen. Die andern überrumpeln unſer Herz und benutzen die Verwirrung, die ſie angeſtiftet, uns diebiſch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unſre Bruſt, er öffnet die ſeine und läßt uns eintreten. So lange er ſpielte, glaubte ich den Ernſt auf der Bühne, und die Mummerei unter den Zuſchauern zu ſehen. Er ſtellte den Regulus dar in dem Stücke gleiches Namens von dem jungen Arnoult, und beſſer als die Geſchichtſchreiber, lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die ſo ungleich waren den Helden unſerer Zeit, weil ſie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht geſiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erſcheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abweſend, wie Talma den Regulus geſpielt hat; wem jenes die Natur verſagt, der hätte auch anweſend, Talma's Spiel nicht verſtanden. Darum wäre es überflüſſig oder fruchtlos, beſchreibend davon zu ſprechen. Aber von den Zuſchauern will ich reden — wenn es ſolche gab. Denn nur wir Fremden waren ſo zu nennen, die Franzoſen Alle ſpielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiſte der alten griechiſchen Tragödie, wenn auch in einer andern Geſtalt. Unter Deutſchen, die hundert Geſchichten und keine Geſchichte haben, möchte ich kein dramatiſcher Dichter ſeyn; es iſt ſchwer, dem kuhlen Urtheile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildniſſe nur den Maler ſucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge ſeiner Braut in ihm und vergißt die Kunſt. Dem Franzoſen iſt der dramatiſche Dichter ein Zeiger ihrer Geſchichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eiſen iſt; er rückt von

Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen ſchlagen, iſt er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnencenſoren hier ſind ſehr zu beklagen. Sie löſchen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug aus, da ſie aber das Gedächtniß der Zuſchauer nicht auslöſchen können, bleibt alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelaſſen. Die Begeiſterung, mit welcher jeder Vers beklatſcht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anſpielte, vermag ich unmöglich zu beſchreiben. Man kann ſich des Mitleids nicht enthalten, wenn man ſieht, wie heißhungrig dieſe Menſchen an den Knochen ihres Ruhms nagen. Ich aber, als das Schauſpiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Carthaginienſer Hamilcar geſprochen, als er, in Rom, Regulus, Senat und Volk erkannt:

> De vertus, de fureurs, quel étrange assemblage !
> Tout m'annonce aujourdhui la chute — — — de Carthage —

ſagen Hamilcar und Reim.

IX.

Le Roi des Aulnes.

Elegie.

Sollte der Setzer ein Paar Buchſtaben in der Ueberſchrift glücklicher Weiſe vergeſſen haben, ſo wird der Herr Corrector dieſe Charade der klugen Nemeſis verſtehen, und den Druckfehler gewiß nicht verbeſſern wollen.... «Das iſt eine kleinliche und heimtückiſche Kritik!» — denkt vielleicht der edelmüthige Leſer. Freilich iſt ſie das; aber in Geiſteskämpfen auch, iſt die Art der Guerillas die wirkſamſte, wenn ſich ein Volk gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen hat. Deutſche, die ihr Vaterland mit Verſtand lieben, müſſen es wiſſen, daß weniger die Leipziger Schlacht als der Leipziger Meß-Katalog uns über die Franzoſen erhebt. Es iſt wahr: ſo ganz ſchlechte und ſo viele ſchlechte Bücher, wie in Deutſchland, werden in Frankreich nicht geſchrieben. Es iſt noch wahrer, daß die Franzoſen weit mehr große und viel größere Schriftſteller als die Deutſchen haben. Beneiden wir ſie aber nicht um ihre Vorzüge, ſie ſind zu theuer bezahlt. Wir Deutſchen leben in einer literariſchen Republik; wir ſind geiſtesfreie Menſchen; bei uns darf jeder ſchreiben, und ſo ſchreibt nun auch jeder, wie ihm die Natur die Feder geſchnitten hat. Das iſt freilich Mißbrauch der Freiheit; aber wo Freiheit mißbraucht werden darf, da iſt auch ihr Gebrauch verſtattet. Die Franzoſen aber ſiechen in einer literariſchen Ariſtokratie; ſie ſind geiſteigne Menſchen; ſie kriechen vor allen Regeln, und als literariſche Höflinge denken, wollen und thun ſie nichts anders, als was die genädigen großen Herren ihrer Literatur gedacht, gewollt und gethan. Die Deutſchen ſind Proteſtanten, die Franzoſen ſind Katholiken in Literatur und Kunſt. Da nun bürgerliche Freiheit mit einer alleinſeligmachenden Kunſt und Wiſſenſchaft nicht zu vereinen iſt, ſo muß die politiſche Revolution der Franzoſen auch eine literariſche zur Folge haben, und dieſe Veränderung fängt ſchon an ſich zu zeigen. Die literariſche franzöſiſche Welt theilt ſich in zwei Parteien; deren eine mit Wort und That für die klaſſiſche, deren andere für die romantiſche Literatur ſtreitet. Klaſſiſche nennen ſie die altherkömmliche, legitime, vertragsmäßige Literatur; romantiſch nennen ſie jeden Schriftſteller, der ſeinen eigenen Weg geht, ſich um Geſetz und Herkommen nicht viel bekümmert, und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter ausſpricht, als es im literariſchen Oeil-de-boeuf üblich war. Aber ſowohl die Anhänger als die Gegner der romantiſchen Literatur wiſſen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Romantiſchen beſteht. Wie die Griechen alle Ausländer Barbaren nannten, ſo nennen die Franzoſen alle Literatur, die nicht *franzöſiſch* iſt, romantiſch, und da ſie nichts, was nicht franzöſiſch iſt, verſtehen, ſo iſt ihnen alles, was ſie nicht verſtehen, romantiſch. Es fehlt den Herzen und Köpfen der Franzoſen gewiß nicht an Geräumigkeit, aber ſie haben kein Hofthor, ſie haben nur eine Hausthüre, durch welche nichts Großes eintreten kann; was daher die Mannshöhe überragt, iſt ihnen romantiſch. Da ſie die Wolken für den Himmel anſehen, verſchmähen ſie oft den Himmel als Wolkendunſt; und weil ſie in jedem Brunnen mit Schaudern eine unendliche Tiefe erblicken, die zu den Antipoden führt, ſehen ſie jede Tiefe für einen Brunnen an, in den hinabzuſteigen höchſt lächerlich und gefährlich wäre, und aus dem man ja viel bequemer, ſo oft man Durſt hat, einen Eimer heraufziehen kann. Ihr Herz ſchlägt nur bei der klaſſiſchen Witterung der Monate September und Mai behaglich; ſteht aber die Empfindung einige Grad zu weit von dem Gefrierpunkte ab, dann heizen ſie ein oder trinken Limonade, und verwünſchen das romantiſche Wetter. Den Humor, dieſe wilde und launiſche Demokratie der Gedanken und Empfindungen — das in der Breite, was die Romantik in der Höhe und Tiefe iſt — kennen die Franzoſen ſo wenig, daß ſie ihren eigenen Rabelais nicht begreifen, und ihn für einen Satyriker halten. Die Magnet-Nadel ihrer Empfindung geht haarſcharf nach Norden, und ſehen ſie ſie abweichen, oder gar oſcilliren, erheben ſie ein Jammergeſchrei, als nahe der Untergang der Welt heran. Dieſe literariſche Ariſtokratie, da ſie, wie ſchon oben bemerkt, der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit hinderlich iſt, mußte den Franzoſen endlich drückend werden, und manche ihrer jüngern Schriftſteller werfen die Feſſeln ab, und ſuchen eine Freiſtätte im Lande der Romantik. Hierbei zeigt ſich aber auch wieder eine höchſt ſeltſame Erſcheinung. Die Ultras nämlich ſuchen die romantiſche Literatur aufzubringen, und befördern hierdurch den Proteſtantismus der Wiſſenſchaft und Kunſt: die Liberalen hingegen ſuchen den alten blinden Glauben an die klaſſiſche Literatur in Achtung zu erhalten; denn beide politiſche Parteien kennen zwar ihr Ziel, aber nicht ihren Weg. Den Ultras gefällt die romantiſche Literatur, weil ſie glauben, die in romantiſchen Dichtungen zuweilen vorkommenden Nebel, Geſpenſter, Kreuze und Jammer wären das Weſentliche dabei, und das alles ſey dienlich, das Volk furchtſam, abergläubiſch, verliebt und dumm zu machen. Aus denſelben Gründen ſind die Liberalen der romantiſchen Literatur abgeneigt. Man erkennt hierin auch wieder, daß das Schickſal ein kluger Miniſter iſt, und das Schaukelſyſtem ſo gut verſteht als Einer. Es weiß die Parteien in Frankreich auf Umwegen ſo zu leiten, daß jede Partei die Abſicht der feindlichen befördert, und dadurch die Ausſchweifung ihrer eignen Leidenſchaftlichkeit wieder gut macht. Ein Deutſcher aber, der in Frankreich ſolches Treiben mit anſieht, und wahrnimmt, wie ſo höchſt geiſtreiche Menſchen, als die Franzoſen, in ihrer Volksthümlichkeit ſo tief verſtrickt ſind, daß ſie nicht begreifen, was in Deutſchland jeder Schuljunge verſteht — lernt endlich wählen, und will lieber, wie deutſcher Geiſt, nackt und barfuß ſeyn, wenn auch zuweilen etwas frieren, als wie franzöſiſcher in engen Schuhen und Kleidern zuſammengedrückt ſeyn, und glänzen. Freiheit iſt das Schönſte und Höchſte in Leben und Kunſt. Möge das deutſche Vaterland ſich dieſe Freiheit um jeden Preis bewahren! Möge es ſtolz auf die Ungerechtigkeit ſeyn, mit der es ſeinen Goethe zu behandeln beginnt; möge es ſich des Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weiſe ehrt. Daß Freiheit in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſich erhalte, mußte der literariſche Oſtracismus gegen Goethe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Kapitel von der franzöſiſchen Unromantik auszuführen, iſt eigentlich hier nicht der rechte Ort; es wird ſich bald eine ſchicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anſtändig gehalten, die Erlkönigliche Majeſtät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich le roi des Aulnes, auf deutſch der König der Erlen, ſoll ſo viel heißen als der Erlkönig, ob zwar zwiſchen einem König der Erlen, und einem Erlkönig, ein großer Unterſchied ſtatt findet. Und zwar ſoll es heißen, den Goethe'ſchen Erlkönig. Den haben ſie in einer Pariſer periodiſchen Zeitſchrift neulich überſezt, und ſind dabei ſo ächt franzöſiſch verfahren, daß es den deutſchen Leſern gewiß Spaß machen wird, etwas näheres davon zu erfahren. Der Ueberſetzer hat nämlich das Gedicht filtrirt, es von allen romantiſchen Schmutztheilchen befreit, ſo daß das reinſte klaſſiſche Waſſer übrig geblieben iſt. Uebrig geblieben iſt eigentlich der rechte Ausdruck nicht; denn trotz der Filtration hat ſich die Maſſe des Gedichtes vermehrt, ſo daß die Ueberſetzung noch einmal ſo groß als das Original iſt. Hören wir:

Qui passe donc si tard à travers la vallée?
C'est un vieux châtelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans ses bras, suit la route isolée.
Il se plaint de la nuit qui voile son manoir;
Et l'enfant (ah! pourquoi troubler ces coeurs novices?)
Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices
Le soir, près des foyers, racontent les nourrices.

Il croit voir …….. il a vu, sous les bois nébuleux,
Un de ces vains esprits, de ces antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantômes,
Se plaisent à troubler le songe des pasteurs:
Soit qu'ils poussent leur rire à de courts intervalles,
S'attachent aux longs crins des errantes cavalles,
Ou prêtent à la nuit des rayons imposteurs

Voilant de tous ses pas les riants artifices
    Le monstre, au bord des precipices,
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs,
    Et de sa robe aux sept couleurs
    Il a deployé les caprices.
A l'enfant qu'il attire il ouvre un frais chemin,
Fait briller sa couronne et sourit; dans sa main
Flotte le blanc troëne et les nénuphars jaunes.
«Mon père, dit l'enfant, vois tu le roi des Aulnes?»

Jezt folgt der eigentliche dramatiſche Theil des Gedichtes, wobei Goethes Gediegenheit gehörig paraphraſirt, und in ſchöner breiter Scheidemünze aufgezählt wird. Endlich liegt das Kind in den lezten Zügen, und ſpricht:

«Mon père!.... il m'a saisi, je souffre .... ah! sauve-moi!»

Und nun der Hauptſpaß. Es heißt ferner und bis zum Ende wie folgt:

Le châtelain frissonne: et l'enfant, plein d'effroi.
Se serre sur son coeur et demeure immobile.

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir,
(Et l'enfant dans ses bras,) regagne son manoir.
Voilà les hautes tours et la porte propice.
Le pont mouvant s'abaisse; il entre; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau.
Le père avec tendresse écarte son manteau.
«Soyez donc plus discrète, il m'a durant la route,
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute;
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort;
Reprenez votre enfant — Oh! dit-elle, il est mort!»

Das iſt ächt franzöſiſche angewandte Romantik, und Jupiter, der in einer Kotzebueſchen Poſſe ſich an ſeinen Blitzen die Tobacks-Pfeiſe anzündet, hat ſich nicht hausbackner gezeigt!... Am Schluſſe des Gedichts ſteht die Bemerkung: «Ce beau poème élégiaque, très peu connu, est de M. H. Delatouche, un des hommes les plus spirituels, et un des poëtes les plus distingués de notre temps.» Goethe mag ſich dafür bedanken, daß man ſeiner bei dieſer Gelegenheit nicht gedacht.

X.

Die Leſe-Kabinette.

Im Jahre 1789 hatte Paris nur ein einziges Leſe-Kabinet; jezt giebt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigſtens eines fände. Gut, daß ſie in den freien Tagen dafür geſorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bei dem Belagerungszuſtande, worin ſich dieſe jezt befindet, wäre ſie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Leſen überhaupt, beſonders das Leſen der politiſchen Zeitungen, hat in der Volksſitte tiefe Wurzeln geſchlagen, und man müßte den franzöſiſchen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum Ruhme nachſagen, daß es nicht blos eitle Neugierde iſt, die ſie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieſes wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfterer Betrachtungen als Geſchichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles lieſt, Jeder lieſt. Der Miethkutſcher auf ſeinem Bocke zieht ein Buch aus der Taſche, ſobald ſein Herr ausgeſtiegen iſt; die Obſthökerin läßt ſich von ihrer Nachbarin den Conſtitutionel vorleſen, und der Portier lieſt alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag ſich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher ſein Blatt, als bis er es ſelbſt geleſen. Für einen Sittenmaler giebt es keinen reichern Anblick, als der Garten des Palais-Royal in den Vormittagsſtunden. Tauſend Menſchen halten Zeitungen in der Hand, und zeigen ſich in den mannigfaltigſten Stellungen und Bewegungen. Der Eine ſizt, der Andere ſteht, der Dritte geht, bald langſamern, bald ſchnellern Schrittes. Jezt zieht eine Nachricht ſeine Aufmerkſamkeit ſtärker an, er vergißt den zweiten Fuß hinzuſtellen, und ſteht einige Sekunden lang, wie ein Säulenheiliger, auf einem Beine. Andere ſtehen an Bäume gelehnt, Andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einſchließen, Andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wiſcht ſich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röthen, und der ambulirende Paſtetenbäcker läßt ſeine Kuchen kalt werden über dem Leſen. Wenn einſt Paris auf gleiche Weiſe unterginge, wie Herkulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais-Royal und die Menſchen darin auf, und fände ſie in derſelben Stellung, worin ſie der Tod überraſcht — die Papierblätter in den Händen wären zerſtäubt — würden die Alterthumsforſcher ſich die Köpfe zerbrechen, was alle dieſe Menſchen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über ſie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Oertlichkeit. Kein ſonſtiges Schauſpiel hatte die Aufmerkſamkeit angezogen, denn die Köpfe ſind nach verſchiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde geſenkt. Was haben ſie denn gethan? wird man fragen, und Keiner wird darauf antworten: Sie haben Zeitungen geleſen.

In den Leſe-Kabinetten abonnirt man ſich monatlich, oder man bezahlt für jeden Beſuch oder auch für jede einzelne Zeitung. Man findet dort alle Pariſer, und in den beſſern auch alle ausländiſchen Blätter. In dem Kabinette, welches der Buchhändler Gagliani hält, das meiſtens von Engländern beſucht wird, finden ſich nicht blos alle engliſchen, ſchottiſchen und irländiſchen Zeitungen, ſondern auch die aus den oſt- und weſtindiſchen Kolonien. Der lange Tiſch, worauf die engliſchen Zeitungen liegen, gleicht mit ſeinen Rieſenblättern einer aufgehobenen Speiſetafel, die mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt iſt. An Größe übertreffen die engliſchen Zeitungen alle übrigen europäiſchen; nach ihnen kommen die ſpaniſchen, dann die franzöſiſchen, auf dieſe folgen die deutſchen, und die italieniſchen kommen zulezt. Ich wollte ſchon den Satz aufſtellen, daß man an dem Format der politiſchen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freiheit jedes Landes abmeſſen könne, als mich die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung, die in Folio erſcheint, von dieſer falſchen Theorie noch zeitig abhielt. In mehrern Leſe-Kabinetten fehlt es auch nicht an deutſchen Blättern; man nimmt aber Einiges daran wahr, was einen Deutſchen nicht wenig ſchmerzt. Die allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutſche Blätter in den Leſe-Kabinetten eigens gehalten, ſondern ſie werden von den Pariſer Zeitungs-Redaktoren, nachdem ſie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle andern ausländiſchen Zeitungen werden den franzöſiſchen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutſchen aber werden als verſchmähte Aſchenbrödels behandelt, und in einen dunkeln Winkel oder packweiſe in eine Mappe geſteckt. Dieſe ſo gutmüthigen, ſtillen und beſcheidenen Zeitungen, die ihr leztes

Stückchen Brod Jedem hingeben, der es fordert, und lieber verhungern, als verſagen — wird der Himmel gewiß noch einſt für ihre Demuth belohnen! Zieht man nun das deutſche Zeitungspack aus der Mappe hervor, ſo finden ſich die Blätter zerriſſen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verſchiedenen Staaten und Städte ſind neben und in einander in der größten Verwirrung gelegt. In der preußiſchen Staatszeitung findet man überraſcht eine Beilage der Wiener Hofzeitung, in der allgemeinen Zeitung ſteckt ein Kunſtblatt, der Nürnberger Korreſpondent ſchließt eine Bauernzeitung ein, der öſterreichiſche Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umſchlungen, und will man ein verlornes Stück des literariſchen Wochenblattes leſen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopf unten, ſteckt. Das Journal de Francfort iſt in ſeiner wahren und natürlichen Geſtalt ſelten zu ſehen. Es iſt gewöhnlich ausgezackt wie ein Friſirkamm, weil die Pariſer Zeitungs-Redaktoren, aus deren Büreau es kommt, die deutſchen Nachrichten abgeſchnitten in die Druckerei ſchicken, und ſich dadurch die Mühe des Ueberſetzens erſparen.

Es herrſcht in dieſen Leſe-Kabinetten die feierlichſte Stille. Nicht das leiſeſte Wörtchen vernimmt man, ob zwar dort nicht, wie in muſterhaften deutſchen Leſegeſellſchaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt iſt, noch eine Schelle auf dem Tiſche ſteht, die Störenden zu mahnen. Wenn Franzoſen ſchweigen, ſo iſt dieſes ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerkſamkeit eifrig und ernſt beſchäftigt iſt; denn bei den andern Gelegenheiten, wie an Speiſetiſchen, machen vier Franzoſen einen größern Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main, während der zweiten Meßwoche, mit allen ſeinen Gäſten. Die Zeitungs-Kabinette ſind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Beſuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benuzt werden. Es iſt dieſes für unbemittelte Studirende und Literaturfreunde, oder für ſolche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine ſehr wohlthätige Anſtalt. Man bezahlt monatlich ſechs Franken, und für dieſe geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem ſolchen Kabinet arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeldlich, und alle nöthigen Bücher bei der Hand. Viele ſind dort einheimiſch, und verlaſſen das Kabinet blos, wenn ſie zu Bette gehen. Auch ſieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernſt, ſtolz und wehmüthig auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabſehen, und, weil ihr Mund zu ſchmeicheln und ihr Arm zu drohen verſchmäht, die Waffen mit den Wiſſenſchaften vertauſchen, und, ſey es um Brod oder um Beſchäftigung zu finden, den ganzen Tag emſig leſen, Auszüge machen und ſchreiben.

XI.

Das engliſche Speiſehaus.

In der Richelieu-Straße begegnete ich einem lieben, deutſchen Freund. Es erquickt mich immer, wenn ich ihm begegne. Ein Rieſenjüngling; breite Bruſt; eine Stimme, wie ein Bär. Schreitet er durch den Palais-Royal, zittern die zarten Kryſtallſcheiben der Läden, und die Bänder der Hüte flattern wild durch einander. Ich möchte dabei ſeyn, wenn er einem Mädchen ſagt: »Ich liebe dich!« Sie hört ihn gewiß, und zwiſchen hören und erhören liegt in dieſem Falle nur eine kleine Pauſe. In ſeiner zierlichen franzöſiſchen Kleidung gleicht er dem Herkules am Spinnrocken der Omphale. Ein deutſcher Händedruck, und — »wohin, mein Freund?« fragte ich. — »Zu Little Garraways!« donnerte er. — »Iſt es ein der Little oder ein die Little?« — »Es iſt ein der Little, ein engliſches Speiſehaus, wo man meiſterhaft ißt; kommen Sie mit!« — »Gut, ich bin dabei.«

Wir traten in einen kleinen Saal. Rule Britannia, God save the King, und andere ſolche ſtolze engliſche Lieder kamen mir ſogleich in den Sinn. So biſt du England! dachte ich. Bedarf es denn immer der Klaue, daß man den Löwen erkenne? Auch nur eine Flechte ſeiner Mähne iſt oft genug. Die Franzoſen eſſen am meiſten mit den Augen. In ihren Speiſehäuſern iſt das Erſte, wonach ſie ſich umſehen, Brod, das Zweite Spiegel. Die Tiſche dort, ob zwar auch nur für zwei oder vier Perſonen eingerichtet, ſtehen in gemeinſchaftlichen Zimmern nahe bei einander; man ſieht ſich und man wird geſehen. Hier bei den Engländern aber iſt Alles ganz anders eingerichtet. Die Tiſche ſind durch ſpaniſche Wände von einander geſchieden, ſo daß einem kein Fremder in den Mund ſehen kann; der Saal iſt in zwei Reihen Kloſterzellen eingetheilt. So biſt du, Engländer! Du willſt allein ſeyn und laſſen, du mit deinen eigenen, Jeden mit ſeinen Launen; du biſt ein unausſtehlicher Menſch, du biſt ein Republikaner. Du biſt häuslich auch außer deinem Hauſe, du willſt etwas für dich ſelbſt vorſtellen, nicht blos ein Mauerſtein am Staatsgebäude ſeyn, unter einer gemeinſchaftlichen Kalkdecke mit tauſend andern Steinen begraben. Recht ſo! . . . Die Tiſche ſind zwar mit Tüchern bedeckt, aber

Servietten bekommt man nicht. Doch iſt Jedem verſtattet, das Tiſchtuch nach Belieben zu verwenden. Alſo perſönliche Freiheit! Suppe wird nicht gereicht, man müßte ſie denn ausdrücklich fordern, und dann wird ſie beſonders bezahlt. Das Eſſen beginnt mit Roſtbeef, das ſanft blutet. Es kommt aber nicht, wie in franzöſiſchen Speiſehäuſern, in elenden dünnen Scheiben auf den Tiſch — ein Lurlei-Felſen wurde uns vorgeſezt, ſo hoch und ſteil, daß ſelbſt die Rieſenhand des deutſchen Jünglings erſt hinanklettern mußte, um abzuſchneiden. Ein herkuliſcher Senf, der auch den verſtockteſten Augias-Kopf ſäubern könnte, begleitete das Roſtbeef. Dann folgte Gemüſe, woran, wie an hetruriſchen Vaſengemälden, nur die erſten naiven Regeln der Kunſt ſich ausſprachen. Es war nicht ſauer, nicht ſüß, nicht geſalzen, und drang Niemanden einen vielleicht unwillkommenen Geſchmack auf. Aber neben dem Salzfaſſe ſteht auf jedem Tiſche auch eine Zuckerbüchſe, ſo daß man ſich ſein Gemüſe nach Belieben zubereiten kann. Dann kommt eine Mehlſpeiſe, die mild, doch nicht ohne Kraft, wie ſie ſich für Männer ziemt. Den Schluß macht herrlicher Cheſter-Käſe, der aber nicht, wie in Paris üblich, in Triangeln, Parabeln, Hyperbeln, Ellipſen oder andern winzigen Kreis- oder Kegelſchnitten, ſondern in ganzen Hemiſphären aufgetragen wird. Ein raſender Porter wüthet und ſchäumt in den Gläſern, und beſiegt auch den Stärkſten.

Der Habeas-Corpus-Akte erfreut man ſich nirgends ſo ſehr, als in dieſem engliſchen Speiſehauſe, und was dem Tiſche zur vollkommenen engliſchen Verfaſſung fehlt, iſt gerade das, was ihm am meiſten zur Empfehlung gereicht. Er hat nämlich keine magna Charta, wie die franzöſiſchen Reſtaurationen, wo die Carte payante unmäßig groß iſt. Der deutſche Jüngling glühte, und zum Boxkampfe ballte ſich unwillkührlich ſeine Fauſt. »Freund!« ſagte ich, »wir wollen uns heute nicht zanken, wie neulich beim Eſſen. Zwar bin ich ſelbſt voller Muth, denn ſo ein Roſtbeef iſt ein wahrer Radikal-Reformer einer fehlerhaften Konſtitution; Sie aber haben eine von der Natur octroirte, angeborne, alte Konſtitution, und das hat doch gleich ein anderes Anſehen. Alſo Friede!«..

Aber um uns herum war Kriegsgetöſe. Die Gäſte, wenige Engländer und viele Franzoſen, lärmten, ſchrieen, lachten, ſchlugen mit Meſſern und Gabeln auf den Tiſch und klirrten mit den Gläſern. Die Sache iſt auffallend und muß erklärt werden. In den Pariſer Speiſehäuſern betragen ſich die Franzoſen ſo ruhig und beſcheiden, als wären ſie bei Privatperſonen zu Gaſte. Dieſe engliſche Reſtauration aber iſt neu, erſt ſeit Kurzem entſtanden, die Speiſeordnung weicht von der franzöſiſchen ganz ab, und da zeigte ſich denn wieder die franzöſiſche Nationalität. Nach Verhältniß des kleinern Schauplatzes betrugen ſie ſich eben ſo übermüthig, als im vorigen Jahre, da die engliſchen Schauſpieler in Paris auftraten. Sie machten ſich über Alles luſtig, ſie riefen: »Brott!« womit ſie auf engliſch Brod ausdrücken wollten. An einem der Tiſche ſaß eine kleine wilde Schaar. Der Eine machte ſich ſein Gemüſe mit Zucker, der Andere mit Salz zurecht. Sie ſtritten, welches beſſer ſchmecke. Ein Dritter ſollte entſcheiden, und wurde aufgefordert, dieſes mit Unparteilichkeit zu thun. »Seyd ruhig,« ſagte er — »je les mangerai avec impartialité.« Großes Gelächter, obzwar Jeder wußte, daß dieſes Witzwort aus einem franzöſiſchen Vaudeville genommen. Es iſt ein altes Stück, deſſen ganze Handlung darin beſteht, daß man um die Vorzüge zweier Hühner aus zwei verſchiedenen franzöſiſchen Provinzen ſich ſtreitet. Dort auch wird der Schiedsrichter zu ſtrengem Rechte ermahnt, worauf er ſagt: »Je les mangerai avec impartialité.« Daß ſich die Franzoſen, wie erzählt, unartig betragen, muß man, bei dieſer wie bei jeder andern Gelegenheit, nicht ärger nehmen, als es iſt. Der Franzoſe iſt nicht blos zu höflich, ſondern auch zu gutmüthig, ſich zu äußern, wenn ihm an einer einzelnen Perſon etwas lächerlich erſcheint. Er iſt aber in ſeinen Nationalſitten ſo verwachſen, daß, wenn er fremden Sitten und Gebräuchen in Maſſe begegnet, er auf einer Maskerade zu ſeyn glaubt, und dann läßt er ſich verleiten, ſich Maskenſtreiche herauszunehmen.

Die Deutſchen, welche nach Paris kommen, werden gewiß das engliſche Speiſehaus beſuchen, es iſt der einzige Ort in Frankreich, wo man deutſche Gründlichkeit findet. Das Haus liegt in der Rue Colbert, nahe bei der königlichen Bibliothek.

XII.

Der Garten der Tuilerien.

Es iſt noch gar nicht lange (erſt fünf Minuten), daß ich die Urſache entdeckt, warum ich in Paris ſtärker, häufiger und lieber philoſophire, als ich in Deutſchland gethan. Es iſt damit ſo arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeſte Weg nicht iſt, ſondern der längſte. Ich thue es blos aus einer hypochondriſchen Aengſtlichkeit für die Geſundheit meines Geiſtes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetiſche Klugheitsregel ſchreibt vor, man ſolle ſich im nüchternen Zuſtande keinem anſteckenden Kranken nähern, ſondern vorher etwas genießen; auch wird in dieſem Falle angerathen, ſich den Mund mit Weineſſig auszuſpülen. Das Philoſophiren iſt mein Weineſſig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten ſchützt, von denen man in Paris angeſteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habſucht, Unduldſamkeit, Gottloſigkeit, ſeinen Geſchmack, und des verſtorbenen Ritters von Zimmermann Perſonal- und Nationalſtolz. Dieſen Uebeln iſt man ausgeſezt, ſo bald man öffentliche Orte beſucht; ja das zu Hauſe bleiben bewahrt nicht immer vor Anſteckung, denn die emſigen Zeitungen gehen mit Fiebern hauſiren. Beſucht man aber gar Salons und die Geſellſchaften darin, ſo kann man noch gefährlichere Uebel erwiſchen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Carbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des Reveil oder des Miroir. Darum rathe ich jedem Deutſchen, in Paris ohne Philoſophie nicht auszugehen, und ſo oft er Geſellſchaften beſucht, zuvor einige: Unſer Vaterland, ſtill herzubeten. Ich kann die Deutſchen verſichern, daß ſie nichts verloren, ſeitdem ich in Frankreich bin, vielmehr ſehr gewonnen. Ich liebe ſie jezt, und mit der wahrſten, reinſten, uneigennützigſten Liebe — denn was könnten ſie einem gewinnſüchtigen Geiſte in Kunſt, in Wiſſenſchaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzoſen? Aber ſie haben und gewähren etwas, was den Franzoſen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerſtörung der Baſtille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geiſter ſind noch eingeſperrt, wie früher. Wer aber dieſe meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüſte, und wäre ſie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geſchloſſenen Paradieſe, und wäre es voll Goldäpfel, und würde von Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilſamen Neigung zu philoſophiren ſind nicht blos die bisherigen Betrachtungen gefloſſen, die gar nicht zur Sache gehören, ſondern entſpringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüſſig iſt. Mit ſo großer Mühe lernt und lehrt der Menſch ſo Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um ſich und Andern tauſend Freuden zu verderben! Die Wiſſenſchaft gleicht einer Chauſſee, die ein ſchmales und langes Gefängniß iſt, das man nicht verlaſſen darf, und rechts und links liegen die ſchönſten Felder und Blumenwieſen. Jede Kunſtregel iſt eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Worts — das ſich hinter den Eingetretenen zuſchlägt. Glücklich die nichts wiſſen und nichts leſen! Wäre mir Hirſchfelds Theorie der ſchönen Gartenkunſt bekannt, würde mir der Tuilerien-Garten wahrſcheinlich abgeſchmackt erſcheinen; jezt aber gefällt er mir, und ich werde ihn ſehr loben. Er iſt zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben, iſt ſo bequem und wirthſchaftlich, daß ſie gewiß in vielen Kompendien der Aeſthetik als ſolche aufgeſtellt ſeyn wird. Engländern, die das Reiſen lieben, und alſo auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, iſt ein Garten ein Miniatur-Europa, in deſſen Zügen ſie einen kleinen Schaffhauſer Waſſerfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen engliſche Gärten vor: Verliebte, Deutſche, Philoſophen, glückliche, unglückliche Menſchen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht wie er iſt, im beſten franzöſiſchen Geſchmack, ſondern im engliſchen, ſo wäre das ſehr ſchlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flaſche Rum trank, heilte ſein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medizin übergewieſen, und hoffentlich wird man auf dieſem guten Wege fortſchreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierres-Leiden nicht in der Geſchichte, ſondern in Hufelands Journal der praktiſchen Heilkunde zu beſchreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weiſe. Er ließ ihn täglich ſo viel Siegellack in die Flaſche tröpfeln, als erforderlich iſt, ein Pettſchaft abzudrücken. Auf dieſe Weiſe ward die Flaſche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmählig zu Verſtand und ohne Aufſehen zu erregen. War in dieſem Fall der Abgewöhnung von geiſtigem Getränk ſolche Vorſicht nöthig, wie viel nöthiger wäre ſie im Fall der Angewöhnung eines geiſtigen Genuſſes, und ein Sprung hierin wäre eben ſo gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er engliſch wäre. Das Herz eines ächten Pariſers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunſtkabinet des Palais-Royal, ſchon nach wenigen tauſend Schritten, in das Naturgeſchichtliche eines engliſchen Gartens träte — wenn ſein Ohr, ohne Zwiſchen-Saiten, plötzlich vom Schlangengeziſch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unſchuldigen Liedern der Nachtigallen überſpränge — wenn ſich ſein Auge vom Pharao-Tiſche zu einem Boulingreen wendete — wenn ſein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürſten, neben einander geſteiften und gedrechſelten Bäume ſtehen, plötzlich in das ſchattige Gewimmel eines friſchen Wäldchens träte. So aber bleibt er geſund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur in einen Jardin Royal. Ich will den leztern beſchreiben, wie ich ihn an einem der erſten Frühlingstage geſehen.

Der Frühling kündigte ſich im Garten nicht durch Blüthenſtaub an, ſondern durch irdiſchen. Die Bäume hatten die Augen noch geſchloſſen, denn als Städter ſtehen ſie ſpäter auf, wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reiſewagen; das Kammermädchen im ſeidnen Spencer inwendig, die Herrſchaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlaſſen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reiſen. Ihnen iſt die Reiſekaſſe eine Spar- und Amortiſationskaſſe. Wenn in Deutſchland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um ſich vor ſeinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um ſeine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee iſt ſchon in deutſchen Gulden nicht aufzureiben, in franzöſiſchen Franken noch weniger. Es iſt, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November ſein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, ſchifft nach Frankreich, wärmt ſich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in ſeiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, iſt er noch enger beſchränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol ſein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen ſehen im blauen Meere! ... Ich folge dem engliſchen Reiſewagen mit den Augen nach, die ganze Tivoli-Straße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf dieſem Pallaſt ſpielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er ſpielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich, fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiſte ein engliſcher Schriftſteller von Paris nach London. Er war ſchon drei Tage fort, ſtand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden geruckt — da ſchoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde feſtgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrühriſchen Briefwechſels, vier Wochen im Kerker ſchmachten. Er ward unſchuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzuleſen, von 1789 bis jezt, und ein Beiſpiel aufzuſuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugeſendet, daß je Thränen durch dieſen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten raſche Begnadigung zugeſprochen. Und finde ich nur ein einziges Beiſpiel ſolcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen ausſöhnen. Doch ich vergeſſe — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lotto-Nummern von dem Telegraphen durch ganz

Frankreich geſendet, welche Troſt bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Troſt — ſie werde glücklicher ſeyn in der nächſten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens ſtehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzoſe, die ſich wechſelſeitig bewachen, und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwiſchen beiden ſtehend, mein weißes Taſchentuch herauszuziehen und wehen zu laſſen, und ſo mit Hülſe des blauen Franzoſen und des rothen Schweizers, ein aufrühreriſches Farben-Trio öffentlich zu ſpielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Dieſe armen Schildwachen ſind ſehr geplagt. Gewiß hatten ſie in den Schlachten von Marengo und Auſterlitz ihre Flinten nicht ſo viel handthiert, als ſie es hier thun. Sie müſſen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präſentiren. Das endet nicht. Es iſt erquickend, zu ſehen, wie viele Verdienſte in die Tuilerien eintreten, und wie ſich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen ſeyn, eine Viertelſtunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zwei und zwanzig Bebänderte, alſo je der fünfte Mann war ein Wohlthäter ſeines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge überſehen, oder die beſcheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachten-Tod ſchlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben ſie gekämpft? Ich erſtaunte, daß der Menſch ſo ein Lamm ſey, und daß die Menge der Verſtümmelten ſich nicht auch fragt: Wofür haben wir geſtritten? — und nicht öfter, als es geſchieht, den Kopf an das verlorne Bein ſetzen.

Unter den Bäumen ſtehen eine unzählige Menge Strohſtühle neben einander gereiht; es ſind Lehn-Stühle, kaum ſitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; iſt man aber ein junger Menſch vom feinſten Ton, begeht man eine Felonie, ſagt keck, man habe ſchon gezahlt, legt zu den zwei erſparten Sous noch fünf Franken, und frühſtückt gut. Schriftſteller, die ſtatiſtiſche Notizen ſammeln, müſſen es ſich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (ſie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den andern die Füße darauf zu ſtellen. Man erkennt Ausländer, die erſt in Paris angekommen, leicht daran, daß ſie mit herabhängenden Füßen ſitzen. Auch unterſcheiden ſich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erſtere ſitzen neben den Frauen, und haben, wie dieſe, ihre Füße auf dem Fußſtuhle geſtellt. Die Anbeter hingegen ſitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußſtuhle, unterhalten ſich mit ihnen franzöſiſch (in linguiſtiſcher und ſittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten ſich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Winter-Semeſter gehörig vor, indem ſie die vorübergehenden Herren fleißig anſehen, und ſich die wichtigſten Paragraphen notiren. Dieß iſt eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr geſtärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derſeben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu ſeyn, ſondern nur fremd, um ſich vorzuſchmeicheln, man habe die ſchönſten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt. . . . . Eine bürgerliche Frau geht vorbei, und fordert Kupfergeld ein; ſie trägt Etwas verſteckt und achtſam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt ſie für einen Säugling, den ſie mütterlich gegen Wind und Sonne ſchützt? Nein; ſie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebackues, das ſo leicht iſt wie gebackene Luft. Es heißt: Plaisirs des Dames. Das muß ſchnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. «Des plaisirs mes Dames! Des plaisirs!» ruft ſie im Fluge, und wie im Traume ſchweben ſie vorüber.

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz iſt, auf dem ſie kaufen und verkaufen, ſo iſt er für die Makropolitiker ein ſchöner Paradeplatz, auf dem ſie exerciren und exerciren ſehen. Sechs Zeitungs-Buden liefern patriotiſchen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu ſprechen, ein beliebiges Blatt, geht leſend ſpazieren, ſo lange es Euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Waret Ihr drei- bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert Ihr Euch, noch immer denſelben wohlgekleideten Mann da zu finden, der ſchon vor zwei Stunden im Leſen vertieft dort geſtanden. Er iſt ein Lauerer, der ſich an der Quelle der Ueberraſchung lagert, und daraus jeden Tag friſch die Meinung der Zeitungsleſer ſchöpft; denn wenige Franzoſen können mit dem Munde ſchweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf dieſe Weiſe wird in allen Pariſer Straßen der öffentliche Geiſt zuſammengekehrt, und nachdem die Beſen ſchönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautſtengel, zu Koth zerſtampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, ſeiner Länge nach, von zwei gemauerten Terraſſen begränzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Ausſicht auf den Strom, auf die Brücken und den Pallaſt der Volks-Deputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt iſt. Die andere Terraſſe führt die Straße Tivoli entlang, und heißt die Terraſſe des Feuillans, weil bis zur Revolution das Kloſter der Feuillans da geſtanden. In dieſem Kloſter hatte die National-Verſammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terraſſe mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzuſtecken, und er nannte ſie le pays national, zum Unterſchiede des pays de Coblence. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblence ſpazieren ging, er wurde für einen Ariſtokraten angeſehen und mißhandelt. Ein junger Mann, dem dieſe geographiſche Eintheilung noch unbekannt war, ſtieg in das Koblenzer Land hinab. Zuſammenlauf, wüthendes Geſchrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwiſſende, was er begangen, kehrte zurück, zog ſeine Schuhe aus, und wiſchte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatſchen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieſer Terraſſe, da wo ſie, ſich ſenkend, in Geſtalt eines Hufeiſens ausgeht, innerhalb des Kreisſchnittes, liegt ein Platz mit Stühlen und Bänken verſehen, den nennt man: La petite provence, weil die Mittagsſonne, deren Strahlen ſich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreiten, die in Wintertagen in jene ſüdliche Provinz Frankreichs verſezt. Da iſt der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptivkindern ſitzen und die empfindſame Mutterliebe ſpielen, um Adoptiv-Väter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariſer Kunſtlebens voll und ſatt, ſich in der reinen Kinderwelt zu erfriſchen. Aber auch dieſe Erquickung iſt matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber ſie auch ſteckt in einem verzierten Etui, und man muß ſie herausziehen. Da haben ſie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke ſind an beiden Enden hölzerne Handhaben befeſtigt, daran faßt man ihn, ſchlägt ihn unter die Füße durch, und ſpringt ſo darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß dieſe Stricke keine rohen Natur- und Galgenſtricke ſind, ſondern feine Schnüre, wie ſie ſich ein türkiſcher Strangulat von Stande nur wünſchen mag. Aber das Folgende iſt ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbſtſprüngen haben ſie auch lange Geſellſchaftsſtricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen feſtgehalten werden, und worüber alle anweſenden Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleiner Fertigkeit, ſpringen, ſowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet ſich nun ein Zuſchauerkreis von Erwachſenen, und man ſieht dann ſechsjährige Mädchen in der Koketterie debütiren, und den Beifall der Umſtehenden, als ſpielten ſie bei Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jezt ſinkt hinter den elyſäiſchen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majeſtät vorüber, unbekümmert, was ſie mit ihren Blicken begegne, Paradieſe, Schlachtfelder, oder den Spielwaaren-Markt von Paris — ſie lächelt nicht minder, ſie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden ſcharf, mit Geräuſch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann ſondern ſich etwa zwanzig Mann ab, und ſtellen ſich zehn Schritte auseinander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf ſchreiten ſie mit kleinen und langſamen Schritten vor, das Volk vor ſich hertreibend. Zurück darf Keiner, und ſo wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geſchloſſen, und Todesſtille herrſcht um den Pallaſt. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtſamen oder Unwiſſenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieſes Verſäumen hat erſt vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekoſtet; die Kugel traf ihn ins Herz. O die unſelige Herrſchaft, die, einer exotiſchen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnſüchtiger Gärtner begoſſen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängſtliches Treibhausleben führt! Wie beſſer iſt die andere, die, gleich einer deutſchen Eiche, in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel ſelbſt befruchtet, die der naſchenden Art freundlich wehrt, und dem Sturme mit Macht widerſteht!

XIII.

Polichinel Vampire.

Steif ſeyn kann Jeder; aber es mit Grazie ſeyn, das iſt eine ſeltene Gabe. Wer dieſe ſchöne Kunſt würdigen und bewundern lernen will, der komme und ſehe den Pantomimen Mazürier in Paris. Die Zauberei, aus dem Menſchen eine Maſchine zu machen, iſt dieſem Manne vollſtändiger, als irgend einem gelungen, und wenn er in einem niedrigen Range ſtirbt, ſo hat er es wahrſcheinlich nicht beſſer haben wollen. Die Natur hat ihre künſtliche Schloſſerarbeit ganz umſonſt an ſeinem Körper verſchwendet. Was ſie befeſtigt, macht er frei, was ſie beweglich gelaſſen, befeſtigt er; er öffnet, was ſie verſchloſſen, und was ſie offen ließ, ſchließt er zu. Er bewegt ſeine Glieder gegen alle Regeln der Bänder und Flechſen. Mazürier kann an allen menſchlichen Todesarten ſterben; aber den Hals brechen kann er nicht. Wie ſich Mithridates durch häufige Giftverſuche gegen Vergiftungen geſchützt, ſo härtet ſich Mazürier gegen äuſſere Verletzungen dadurch ab, daß er ſich jeden Abend übt, ſeine Glieder zu brechen, ohne daran zu ſterben. Seit zwei Monaten entzückt er die Pariſer, und in die zwölf Tafeln der Mode-Geſetzgebung wurde eingegraben: «Une Dame ne pourra se montrer cet été, si elle ne prouve, qu'elle a assisté à une représentation de Polichinel dans une loge louée par elle.» Vor einigen Tagen wohnte ich zum Erſtenmale einer ſeiner Vorſtellungen bei; das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballet heißt Polichinel Vampire, und er macht den Polichinel darin. Nun ſpielt zwar die Handlung auf der Inſel der Stummen, in einem Klima alſo, wo die Blutſauger ungemein gedeihen; aber Polichinel iſt die beſte Seele von der Welt, und er heißt Vampir blos darum, weil ihn ſeine Feinde, um ihm Händel zuzuziehen, für einen ſolchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Inſel der Stummen an; der Luftballon zerreißt, und Polichinel ſtürzt ins Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und andern feſten Dingen zuſammengeſezt iſt; aber Polichinel ſchwimmt darin wie ein Fiſch im Waſſer, mit der anmuthigſten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazürier ſeine künſtleriſche Laufbahn. Er wird halb todt ans Ufer geworfen, legt ſich zuſammen wie ein Taſchenmeſſer, und läßt den Kopf hängen, wie eine abgeſchlachtete Gans. Dann ermuntert er ſich, tanzt, ſpringt, und macht, ſo zu ſagen, unmögliche Dinge. Zum Beiſpiel, er ſtellt ſich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präſentirt es wie ein Gewehr. Der geneigte Leſer wolle nicht zu ſchnell über dieſes Erzählte hinausgehen, ſondern ſich durch eigene Nachahmungsverſuche überzeugen, daß beſchriebenes Unternehmen höchſt wundervoll iſt. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet ſich auf einen Baum, und vertheidigt ſich aufs Artigſte. Ein anderesmal wird er überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern ſchlagen mit Knitteln auf ihn zu, und — ſein Kopf rollt zur Erde! Der Stumpf bewegt ſich ohne Kopf. Wahrhaftig, es iſt ſo! Polichinel ſizt erſt und geht dann ſo vollſtändig ohne Kopf, daß er in dieſem Zuſtande an manchen wichtigen Berathſchlagungen mit Ruhm hätte Theil nehmen können. Freilich ſagt die Logik: «Wahrſcheinlich hält er den Kopf geſchickt zwiſchen den Schultern verſteckt, denn a. der Menſch kann ſich ohne Kopf nicht bewegen; b. Polichinel iſt ein Menſch und bewegt ſich; alſo c. hat Polichinel einen Kopf.» Aber was vermag die Logik ohne die Sinne?

Die Augen ſehen Polichinel ohne Kopf, und damit gut. In einer andern Scene weiß ſich Polichinel nicht anders zu retten, als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breite der Bühne, in das offene Fenſter eines Hauſes fliegt. Ein Draht mag ihm freilich dabei behülflich ſeyn, aber man ſieht den Draht nicht — ſüßer Schauer durchrieſelt den Buſen aller Frauen, und das männliche Entſetzen bricht in ein donnerndes Beifallklatſchen aus. Kurz, Mazürier iſt ein Wunder, und daß ihm, als einem Neapolitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert ſeinen Ruhm nicht; denn er ſpringt über ſeine Nationalität hoch hinaus. Deutſche Hof- und Volkstheater könnten ſich durch nichts mehr auf die Beine helfen, als wenn ſie den genialiſch hölzernen Mazürier zu Gaſtrollen einladeten, und er kommt gewiß, erfährt er nur erſt, wie ſehr er ſich dort in ſeiner Kunſt noch vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Ballets, worin Mazürier auftritt, iſt, wie ſich erwarten läßt, die abgeſchmackteſte Geſchichte von der Welt. Sollte man nun wohl glauben, daß der Erfinder und Verfertiger des Ballets dem gedruckten Programme, das es erklärt, eine liberale Vorrede vorausgeſchickt hat, worin er wie ein Demoſthenes donnert? Als namlich Polichinel Vampire zum Erſtenmale aufgeführt wurde, ließ man einen geſprochenen Prolog voranſchreiten, welcher Prolog aber ſchrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter ſagt: ſein Prolog wäre urſprünglich himmliſch geweſen, aber die Zenſur habe ihn verdorben. Einen «prince ridicule» habe er verwandeln müſſen in einen Mr. Pandolphe, und der Zauberer Merlin habe nicht auf einem «Dauphin» reiten dürfen, ſondern nur auf einem Dragon. Dadurch ſey alles Salz verloren gegangen. Die Zenſur habe die ſchönſten Stellen geſtrichen «phrases ultra-innocentes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les conseillers du St. office littéraire ont condamnées impitoyablement et sans les avoir entendues»... Es giebt nichts Komiſcheres, als zu ſehen, wie alle dramatiſchen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke mißfallen, dieſes den Zenſoren zuſchreiben, die ſie für Genie-Räuber erklären. Wenn Zenſoren aus Büchern den Verſtand wegnehmen, muß ihnen ein unwiderſtehlicher Diebsſinn angeboren ſeyn; denn daß ſie aus Eigennutz ſtehlen, das würden ihnen ihre ärgſten Feinde nicht nachſagen.

XIV.

Verſailles.

«Dieſe beiden Palläſte rechts und links von ſo edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine ſchönern Tempel! — Das waren die Pferdeſtälle des Königs. — «Und dort?» — Es gehörte den Hunden des Königs. — «Jenes auf der andern Seite?» — Darin wurden die jungen Hunde gefüttert und erzogen, bis ſie ein Jahr alt und dienſttauglich geworden. — «Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?» — Es enthielt tauſend Zimmer, und zwei Tauſend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüſſeln, die unverzehrt von den Tiſchen kamen, gewann der Ober-Beamte der Küche 150,000 Franken jährlich. — «Links, jenes fürſtliche Haus?» — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, ſammt ihrer Familie, innerhalb fünf Jahre, dem Staate vier hundert Millionen gekoſtet! — «Das auf der andern

Seite?» — Das Ballhaus, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon iſt das Gitter, welches den Hof umgiebt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon iſt man beſchäftigt, einen Theil der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Pallaſte den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen koſten. Auch tritt man leiſe auf, um der öffentlichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge ſeyn, an dem ſie ſich zum erſtenmale wieder im Oeil de boeuf verſammeln! Wer kennt dieſes berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewezt, und die Blutſauger dreier Menſchengeſchlechter durſtig herumgekrochen? Als der erklärende Lakey den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüſter der Verwunderung in der ganzen Geſellſchaft zu hören, und auf manchem Geſichte ſah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit beſtäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerſtörungswuth der erſten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden nichts anhaben, und die Deckengemälde von Lebrüns Meiſterhand nicht erreichen.

Daß die großen Künſtler ſo kleine Menſchen ſind! Sie ſchmeicheln jeder Macht. Die ſogenannten Großthaten Ludwigs XIV. auf allen Wänden mit knechtiſcher Verehrung dargeſtellt. Der König als Mars, als Apollo, als dieſer oder jener Gott, und auf dem unſterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperrücke.

Die Waſſer ſprangen heute, als Vorfeſt des nahen Ludwigstages. Wohl ſechszig Tauſend Menſchen waren von Paris herbeigeſtrömt, die Thränen ihrer Voreltern fließen zu ſehen, die zu Sturz-Bächen vereinigt, die Waſſerkünſte bildeten. Mehr als tauſend Millionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet was ſeine Nachfolger gethan, auf Schloß und Garten von Verſailles gewendet. Auf dieſem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reichs verzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bei der Vermählung Ludwigs XVI. im Park abgebrannt, hatte ſechs Millionen gekoſtet. Die Aufführung jeder Oper, im Theater des Schloſſes, koſtete an Beleuchtung und andern Zurüſtungen 100,000 Franken. . . . . Und man ſpricht noch von den dummen Streichen, die das franzöſiſche Volk während der Flegeljahre ſeiner Freiheit begangen!

XV.

Die Eſtaminets.

Das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie ſagt: «Eſtaminet iſt ein Ort, wo man ſich verſammelt, um zu trinken und zu rauchen.» Dürre Worte! Saftloſe Worte! Ihr müßt einen Deutſchen fragen, was ihm in Paris ein Eſtaminet iſt, Ihr müßt ein deutſches Herz aufſchlagen; darin findet Ihr die beſſere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die ſchmucken Pariſer — ſie ſind aber auch darnach! Iſt es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmuth mit Kraft, wie der Münſter zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu ſeyn, wie — wie — ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts geſehen, das zugleich hell und tief war, als der Brunnen der Feſtung Königſtein in Sachſen, da man einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Waſſer unten zu zeigen! Muß man ein Bengel oder ein Weib ſeyn, ein Deutſcher oder ein Franzoſe? Wo iſt die goldne Mitte, wo iſt das ſchöne Rheinthal, in dem Ernſt und Scherz als treue Brüder wohnen? Die zierlichen Franzoſen rauchen nicht, denn Rauchen iſt ein romantiſches Vergnügen, eine Oſſians Luſt, und die Franzoſen lieben den Nebel nicht, dieſes Salz der ſchönen Natur; ſie mögen keinen grauen, ſie mögen nur blauen Dunſt. Der Deutſche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzoſe hat, weil kein volles Herz, auch keine leere Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutſche raucht, denn er liebt zu ſchwärmen im gedankenloſen Denken; der Franzoſe aber denkt nur Gedanken, und fragt ſeinen wandernden Kopf, wie ein Paß-Ausſteller: Wohin? Ueber welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geſchäften? Ach, ich werde es nie vergeſſen, wie es mir erging, als ich, von Deutſchland kommend, im Gaſthauſe einer franzöſiſchen Gränzſtadt den kleinen Reſt holländiſchen Tabacks, den ich kühn und liſtig durch die Cerberus-Schaar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Gränze ſeines Landes den ſtärkſten Patriotismus hat — den ſchönſten hat es in der Mitte. Ich war an deutſcher Gränze, und darum gröber und rauchſüchtiger als je. Die Wirthin des Gaſthauſes — oder war es die Tochter der Wirthin, ſie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte ſich auf franzöſiſcher Gränze, und hatte gegen Taback den feinſten Pariſer Abſcheu. Sie war ſchön wie eine junge Roſe, und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich ſteckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entſetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabacksaſche entflog dem Kopfe. «Monsieur!» gurrte die Taube, und der Schmerz erſtickte ihre Stimme, ſie konnte nichts weiter ſprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerſchaft wurde herbeigeſchrien; ſie kamen mit Schaufeln, mit Beſen, mit Tüchern, mit Sand, mit Waſſereimern; es wurde gekehrt, gerieben, gewaſchen; die unglückliche Wirthin kniete zur Erde nieder, um zu ſehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöſcht ſey. Dann wurden alle Fenſter geöffnet und tauſend Winde herbeigefleht. Ich aber war voll abergläubiſcher Furcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd geſtolpert.

Erſt nachdem ich ſchon mehrere Monate in Paris geweſen, entdeckte ich eine der Freiſtätten, wo das ſittenverbrecheriſche Rauchen Schutz findet gegen Spott und Gewalt. Einen ſolchen Ort nennt man eben Estaminet. Ich ſtieg hinauf — ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich ſah Rauch, ich ſah Deutſchland wieder. Da war nicht die ſchwüle Stille, die man in andern Kaffeehäuſern findet; da wurde geſchwazt, geſchrien, da knallten die Stöpſel der Bierflaſchen, da ſchlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino- und Damenſteine. Da ſieht man nicht die augenkränkenden Taſchenausgaben von Stereotypen-Phyſionomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet; da giebt es leſerliche Folio-Geſichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpengeſindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer und jüdiſche Lieferanten, die aus Deutſchland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochſen zu führen übernommen, bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen — o die glücklichen Südländer, ſie ſind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! — Die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denſelben Korkziehern aus, mit welchen ſie die Flaſchen öffneten, und es war Keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß Alles nordiſch und deutſch geweſen; durch den Schleier der Rauchwolken entdeckte man franzöſiſche Zierlichkeit genug; der Eſſig deutſcher Romantik war mit dem Oele franzöſiſcher Klaſſicität im gehörigen Maaße vermiſcht. Es waren glänzende Zimmer mit ſeidenen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vaſen; ein ſchönes Mädchen am Zahltiſch; die ausgeſtellten holländiſchen Pfeifen waren in Fasces-Bündeln maleriſch geordnet; die Cigarren mit ihren Strohſpitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldgefärbten Köcher hervor; und hohe Spiegel rings umher an den Wänden, denn dieſe kann der Franzoſe nicht miſſen, und er zahlt gern doppelt für ſich und für ſein Bild im Spiegel, das mit ihm ißt und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schillers Romanze: Der Handſchuh, in den Sinn, welche anfängt:

Jn ſeinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saß König Franz —

Würfe eine ſchnippiſche Pariſerin — dachte ich — ihren Handſchuh in ein Eſtaminet, in den dickſten Rauch, und ſpräche zu ihrem Anbeter: « Herr Ritter! Jſt euere Liebe ſo heiß, ſo holt mir den Handſchuh » — wahrlich, das duftende Ritterchen würde ſagen: « Den Dank, Dame, begehr' ich nicht! » ließ den Handſchuh liegen, und verließe ſie zur ſelben Stunde. Sicher, die Pariſerinnen wiſſen nichts von der grauen Peſt, die in manchen Häuſern des Palais Royal wüthet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und ſpräche: «Hier, da iſt ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcellona!»

Lichtenberg ſagt, er habe noch kein Genie rauchen ſehen. Es wäre ſchlimm, wenn er Recht hätte! Nicht blos für mich, der ich den Taback liebe, ſondern auch für die ſechs Herren dort am Tiſche, die Deutſch ſprechen und alle rauchen. Ich will die Sache unterſuchen. Ich trat an den vaterländiſchen Tiſch — «Landsleute!» rief ich, und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechſen ſahen mich verdutzt an — ſie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der ſechſte aber, ein junger Arzt, wie ich ſpäter erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Cigarre mit geſpieltem Zorn auf die Erde. — «Nein, ſprach ich, das ſchlechte franzöſiſche Zeug rauche ein Anderer, ich vermag es nicht!» Auf dem Tiſche gewahrte ich ein Päckchen Taback, mit lieblich-ſchauerlichen holländiſchen Worten darauf. Wie ward mir der Mund ſo lüſtern! Ich ſtreckte meine Hand darnach aus. «Myn Heer!» ſagte der Eigenthümer, und wälzte ſeine Hand über die meinige: die Hand war ſaftig und ſchwer, und machte dem holländiſchen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von ſeinem Ueberfluß, und gequetſcht und leer zogen ſich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemüthlicher, verſtändiger Menſch; wir ſprachen über Allerlei. «Sehen Sie, ſagte er mir lächelnd, der dicke Herr, der dort an der Ecke ſaß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht ſehr hold gemacht; er ſprach immer von Kaffee und Buenos-Ayres-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel redete.» — «Freund, erwiederte ich, thun Sie dieſem Manne und thun Sie der Freiheit nicht Unrecht. Sie gleicht der Geſundheit; die erworbene iſt ſchön, aber die angeborne iſt gut. Die Freiheit, für die man kämpft, iſt eine Geliebte, um die man ſich bewirbt; die Freiheit, die man hat, iſt eine Gattin, die uns unbeſtritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann ſein Weib nicht liebt, weil ſein Herz ſtill und friedlich iſt? Laßt ſie ihm untreu ſcheinen, wie wird ſeine Bruſt rechen: laßt ſie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, Ihr werdet ſehen, daß der Greis noch Liebesthränen hat, und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den ſchönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner Einen an ſeine Freiheit taſten, und Ihr werdet ſehen, wie er die Feder wegwirft, und nach dem Schwerte greiſt, wie ein kataloniſcher Jüngling! Das Paradies ſelbſt iſt ja nur des Glückes Gewohnheit.» . . . «Alſo wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit? — ſprach der Arzt. Aber dieſen hölliſchen Taback, ich rauche ihn ſchon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewöhnt.» — «O ſtill davon, erwiederte ich, denke ich daran, dreht ſich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie iſt dein Himmel ſo blau, wie iſt deine Erde ſo reich, wie iſt deine Luft ſo milde! Wie wohlſchmeckend iſt dein Brod, wie ſaftig dein Fleiſch, wie feurig ſind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüſſe, deine Feigen, deine Orangen, wie ſind ſie ſo ſüß! Und Alles, was der Menſch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunſtwerke, die Geſchmeide, wie ſchön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend iſt Alles! Und Alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe geſtellt! . . . Nur ein Naturerzeugniß giebt es, was Menſchenkunſt verdirbt, theuer und ungenießbar macht, und dieſes Eine unter allen Erzeugniſſen, das verdorben, theuer und ungenießbar iſt, wird von der Regierung gepflanzt, verfertigt und verkauft — es iſt der Taback!» — «Bedenken Sie aber, erwiederte der Arzt, daß die franzöſiſche Regierung jährlich ſechszig Millionen am Taback gewinnt, und daß dieſe Einkünfte zum Beſten des Landes verwendet werden.» — «Nein, ſo iſt es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Taback beträgt ſechszig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber ſchon oft haben die Tabacksbauer, Tabacksfabrikanten und Händler der Regierung einen größern Gewinn angeboten, wenn ſie den Verkehr des Tabacks frei gäbe. Sie hat ſich aber deſſen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet ſie von den Tabacksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungs-Beamte, und wenn das aufhörte, würde ſich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das ſitzende Heer ſchwächer werden. O die Stiefkönige!»

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte ſich an unſern Tiſch gedrängt, und ſeinen Ohren konnte das lezte Wort nicht entgangen ſeyn. «Seyen Sie unbeſorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutſch verſtünde und ein Angeber wäre, der Polizeikommiſſär, dem er berichtet, verſteht kein Deutſch, und wie will er Stiefkönige überſetzen?» — «Er kann das nennen: Les Roi beau «paternels» — «O, dann hat es keine Gefahr. Die franzöſiſche Polizei, ob zwar kosmopolitiſch wie jede, iſt doch vor Allem Franzöſiſch, ſogar vor ihrer Pflicht. Ueber etwas Lächerliches muß ſie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchſtens kann mir geſchehen, daß ich, auf ein Gutachten der franzöſiſchen Akademie, wegen meiner linguiſtiſchen Umtriebe in Charenton eingeſperrt werde.... Ach ja, Charenton! Sie ſind ein Arzt, und gewiß ſind Sie ſchon dort geweſen. Sagen Sie mir, wie ſind die franzöſiſchen Wahnſinnigen? Die klugen Franzoſen gleichen ſich alle; iſt das mit den Verrückten auch ſo? Sind ſie klaſſiſche Narren nach den Regeln des guten Geſchmacks, oder ſind ſie romantiſch-toll, wie wir Deutſche? Ich bin ſehr begierig, mich darüber zu unterrichten.» — «Uebermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie ſich umſehen wollen, werde ich Ihnen Alles zeigen.» — «Es bleibt dabei; auf Wiederſehen in Charenton!»

XVI.

Das Ludwigs-Feſt.

Am Tage vor dem Feſte, freie Schauſpiele, die um ein Uhr Nachmittag anfingen. Schon um ſechs Uhr Morgens war die große Oper umlagert: mehr Beine als Strümpfe harrten des Eintritts. Wer keine ſtarken Rippen und Ellenbogen hatte, durfte ſich nicht in das Gedränge wagen. Abends war ein Theil des Tuileriengartens beleuchtet, die Muſikbanden verſchiedener Regimenter ſpielten hier und dort. Auf dem Balkon des Schloſſes gaben die vereinigten Sänger der verſchiedenen Opern ein herrliches Konzert, hundertſtimmige Lieder zum Lobe des Königs ſchloſſen mit einem vive le Roi. Schade daß ein Echo fehlte! Am Eingange des Gartens wunderkleine papierne Fähnchen mit der Inſchrift vive le Roi, vive le duc de Bordeaux für einen Sous zum Kaufe angeboten. Aber die liberalen Gaſſenbuben verſtanden den Wink nicht. Nur zwei Bürgerweiber ſah ich mit ſolchen Fähnchen in der

Hand, ſie als Fächer gebrauchend; die Luft war heiß. Am folgenden Tage, am eigentlichen des Feſtes, verſchiedene Wachtparaden im Schloſſe der Tuilerien. Auch die Kriegszöglinge von St. Cyr wurden gemuſtert. Der kleine Herzog von Bordeaux auf den Armen ſeiner Wärterinnen, lächelte den alten und jungen Kriegern freundlich zu, ſtreckte ſeine Händchen aus, und rief, als die Muſik aufgehört: encore, encore! Nachmittags, Einweihung der Reiter-Statue Ludwigs XIV. auf dem place des victoires. Schon früher ſtand eine auf dieſer Stelle länger als hundert Jahre, ſie wurde in der Revolution umgeworfen, und jezt mußten ſie die Narren auf ihre eigenen Koſten wieder aufrichten laſſen. Der König in römiſcher Tracht, auf dem Kopfe die Allongeperrücke von Lorbeeren umkränzt, ſizt auf einem wilden Pferde, das ſchnaubt und ſich bäumt.... «Mais Louis le grand n'est pas effrayé» — ſagte die Quotidienne. Wirklich zeigt er auch ein ruhiges und ſelbſtgefälliges Geſicht, das zu ſagen ſcheint: Seht ich fürchte mich nicht. Franconi könnte ſich kein ſchmeichelhafteres Denkmal wünſchen. Man hatte dem Künſtler vorgeworfen, er habe die Beine des Königs zu fein und zu elegant gemacht. Genannte Quotidienne vertheidigt das und bemerkt: il est reconnu que Louis XIV. avait une jambe très remarquable. Nach Vollendung dieſer Feierlichkeit ging es in die Eliſäiſchen Felder. Dort wurden die Herzen des Volks mit Wein aufgewärmt, und Würſte und Brode ihnen an die Köpfe geworfen. Sie balgten ſich darum, weniger aus Heißhunger, wie mir ſchien, als aus Muthwillen. Unter hundert tauſend Menſchen begegnete ich nur drei Betrunkenen, und auch dieſe ſtammelten nicht einmal den ſchuldigen Dank für die Bewirthung. Ich könnte manches erzählen, denn kein Polizei-Spion in ganz Paris, hat an dieſem Tage mehr herum gehorcht als ich; aber das gehört nicht hierher. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, über das man ſich in franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher Sprache luſtig gemacht; denn es war gar zu winzig. Und ſo endigte das Ludwigsfeſt.... Mehrere öffentliche Blätter erzählten den andern Morgen Wunderdinge von der allgemeinen Begeiſterung des Pariſer Volks. Der Himmel weiß, wo ſie alle die ſchönen Lügen hergenommen!

XVII.

Gloire.

Die Franzoſen könnten mich mit ihrer «**Gloire**» in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung ſonſt keine Zuflucht übrig. Der deutſche Ruhm iſt wenigſtens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt; die Gloire der Franzoſen aber iſt eine ſo widrige, abgeſchmackte und unverſchämte Kokette, daß ſie gar nicht zu ertragen iſt. Geht hin, und ſeht den verbannten Marius mit ſeinem Rieſenherzen wehmüthig ſinnend auf den Trümmern Karthago's — ſchön und erhaben iſt der Anblick! Sieht man aber die Pariſer bei den Scherben ihrer Herrlichkeit greinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weſte ziehen, um ihnen Wange und Naſe damit zu ſäubern. Menſchen, die von Morgen bis Abend von Freiheit reden, wiſſen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freiheit, die es andern Völkern geraubt, ſeine eigene verloren, und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichſel iſt, womit Münchhauſen den Bären gefangen! Die römiſche Geſchichte wurde von den Franzoſen dramatiſirt, das Drama iſt unter dem Namen: Die Revolution, bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge, und machte bei der Aufführung großen Eindruck; die beſten Schauſpieler traten darin auf; Muſik, Tanz, Dekorationen und die andern Nebendinge waren auf das Schönſte angeordnet — aber es war Alles doch nur ein Schauſpiel. Was in Napoleon Größeres und Würdigeres geweſen, als in Talma, ging für die Erkenntniß der meiſten Franzoſen verloren. Komödianten ſind ſie, und Komödianten werden ſie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu haben, gefiel ihnen freilich, weil ſolche kriegeriſche Einzüge noch weit prachtvoller waren, als die in der Veſtalin und im Titus. Jezt, da der Vorhang gefallen, (nicht das Stück, nur ein Akt erſt iſt geendigt,) jammern ſie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es die Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten, daß man ihnen die ganze Beute ihrer zahlloſen Siege wieder abgenommen — ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menſchen, die nie etwas geführt, als die Feder, und auch dieſe nur ſeitdem keine Gefahr dabei iſt — denn unter Napoleons Herrſchaft waren ſie ſtumm, oder gebrauchten nur zum Schmeicheln ihre Zunge — wenn dieſe verlornen Nationalruhm beweinen, ſo iſt es lächerlich und abgeſchmackt. Daß ſie wenigſtens, was ſie ſich ſelbſt als Ruhm angerechnet, auch andern Völkern als Ruhm möchten angedeihen laſſen! Aber davon ſind ſie weit entfernt. Rußland, Oeſterreich, Preußen beſiegt zu haben, ſcheint ihnen glorreich; daß aber die Ruſſen, Oeſterreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich gekommen, erklären ſie für gemein und niedrig, und ſie reden davon, als hätten ſich die verbündeten Heere bei Nacht und Nebel auf den Zehen nach Paris geſchlichen, und hätten wie Diebe mit Nachtſchlüſſeln die Thore der Hauptſtadt geöffnet. Delavigne, ein junger dramatiſcher Dichter, der alles Lob verdient, und der unter dem Titel: Messéniennes, auch ziemlich gute Elegien und Oden herausgegeben, ſingt:

L'étranger qui nous trompe, écrase impunément
La justice et la foi sous le glaive étouffées;
Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment,
Il triomphe en barbare et brise nos trophées:
Que cet orgueil est misérable et vain!

Ein anderesmal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
Vous, les témoins de notre deuil,
Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves.
Gardez-vous d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,

Seconderait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la défaite de Varus.

Kaiſer Auguſtus, als er die Hermanns-Schlacht erfuhr, ſtieß ſich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht ſo gemein, um den Schmerz ſeines Gebieters zu beſchwichtigen, in einer Ode auf die Germanen zu ſchimpfen. Noch häßlicher tritt die National-Eitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der «Verwüſtung des Muſeums» ſingt. Daß man den Franzoſen die Kunſtwerke, die ſie ja ſelbſt als Sieger erbeutet, nachdem ſich der Sieg gewendet, wieder abgenommen — giebt es etwas natürlicheres und billigeres als das? Aber Delavigne findet dieſes um ſo ſchlechter und ſpitzbübiſcher, da die barbariſchen Italiener, Deutſche und Engländer Kunſt und Kunſtwerke nicht zu ſchätzen wiſſen. Er ſagt:

Muses, penchez vos têtes abattues:
Du siècle de Léon les chefs-d'œuvre divins
Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains;
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues.
Des profanateurs inhumains
Vont-ils anéantir tant de veilles savantes?
Porteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphaël anima de ses mains?

Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Muſen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavignes poetiſche Klage zu Ohren kam. Das «ciel sans clarté» und «froids Germains,» iſt bemerkenswerth. Man frägt ſich: wie iſt es möglich, daß die Franzoſen ſo wenig von der Geographie Deutſchlands gelernt, da ſie doch dieſes Land fünf und zwanzig Jahre lang durchſtrichen? Es ſcheint, daß man ſie in ihren Schulen nur das Deutſchland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzoſe, dem Mozarts Figaro nicht übel gefallen, und der, weiß der Himmel durch welchen Zufall, erfuhr, daß dieſer Tonkünſtler in Wien gelebt, konnte ſich nicht ſatt wundern, daß unter einem ſo rauhen Himmel ſo zarte Muſik hat gedichtet werden können! Ich erinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzoſen aus Deutſchland nach Frankreich reiſte. Es war im Oktober, und das Wetter war rauh. Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein ſtarker Regen; der junge Mann, der keinen Mantel hatte, fror, und rief einmal über das andere aus: quel détestable pays! quel détestable pays! Als wir auf der Kehler Brücke bei der franzöſiſchen Schildwache angelangt, ſprach er jubelnd: ah, me voilà dans ma patrie! knöpfte ſich die Weſte auf, und rieb ſich mit derjenigen Bewegung die Hände, mit der man es zu thun pflegt, wenn man im Winter aus dem Freien in ein geheiztes Zimmer tritt.

Delavigne iſt ſo erboſt über die Plünderung des Muſeums, daß er dem Apollo von Belvedere die größten Beleidigungen ſagt, weil er ſich auch, ohne ſich zu wehren, hat fortführen laſſen. Er ſpricht zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image.
C'en est fait: la victoire et la divinité
    Ne couronnent plus ton visage
    D'une double immortalité,
C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf soeurs
    Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi qui n'as pas un trait pour venger ton outrage
    Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrſcheinlich Folgendes geantwortet: «Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen Napoleon gehabt, ihr ſeyd zu Hunderttauſenden geweſen, euere Sache war's, mich zu vertheidigen. Tröſtet euch, ſo gut ihr könnt, ich gehe nach Italien, und es wird mir auch dort an Bewunderern nicht fehlen. Freilich werde ich ſo feine Schmeicheleien nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; keiner wird mir ſagen, ich wäre la crème de la sculpture; aber ein ſtiller Seufzer iſt mir auch genug. Lebt wohl!»

Mit dieſer ihrer *Gloire* ſind ſie aber in der jüngſten Zeit gar ſehr in die Klemme gekommen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier blos von den Liberalen ſpreche; denn was die Ultra's betrifft, ſo ſind dieſe guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hausweſen und ihren Familienangelegenheiten beſchäftigt, und um Gloire, Patrie, Liberté und andere ſolche Allotrien bekümmern ſie ſich gar nicht. Die Pariſer Liberalen alſo hatten, ſeit dem Sturze Napoleons, jede Anſpielung auf den alten franzöſiſchen Waffenruhm mit Heißhunger aufgefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauſpielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben ſie nach italieniſchen, egyptiſchen, deutſchen, ſpaniſchen und ruſſiſchen Alterthümern. Das Herbarium Vivum von ihren getrockneten Lorbern könnten hundert Packpferde nicht ſchleppen. Die arme Theater-Zenſur mattete ſich ab, daß es zum Erbarmen war. Sie ſtrich und ſtrich; aber wie wäre es möglich, einer ſo geiſtreichen und ſcharfſinnigen Nation, als die franzöſiſche iſt, und die ihren Geiſt überall in der Taſche mit herumträgt — wie wäre es möglich, ihr Alles wegzuſtreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, wurde ſie daran feſtgehalten. Die franzöſiſchen Komödien können ſo wenig, als die deutſchen, der Lieutenants entbehren, und ſo oft ſich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach das Gloire-Fieber aus, und des Jauchzens war kein Ende. So war es. Jetzt aber kam der ſpaniſche Krieg, den die Liberalen nicht haben mochten, und das Blatt wendete ſich. Von Gloire wollten ſie nichts mehr hören, ſie wurden fromm wie die Lämmer, und fanden nichts lieblicher, als daß ſich jedes Volk redlich im Lande ernähre, und ſich um fremder Völker Thun und Laſſen nicht bekümmere. Es wurde alſo anbefohlen, ruhmvolle Anſpielungen fortan mit Kälte aufzunehmen, und ſich von jeder Theater-Scene, die nach Pulver rieche, mit Abſcheu wegzuwenden. Aber das Pariſer Parterre läßt ſich nicht ſo ſchnell unter einen Hut bringen, und in den erſten Tagen der neuen Ordnung klatſchten die feurigen Patrioten, wie ſie es gewohnt waren, bei jedem großen Worte der großen Nation. War darauf in den liberalen Theater-Zeitungen ein ſchrecklicher Lärm, und ſie logen, daß man gar nicht begreift, wo ſie die Unverſchämtheit alle hergenommen. Sie behaupteten ganz keck: von der Polizei angeſtellte Leute hätten Kriegsſcenen beklatſcht, die das Publikum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizei hingegen, die Ober-Hofmeiſterin der Prinzeſſin Europa, hat ſeitdem ihre Rolle gegen die ehemalige der Liberalen vertauſcht. Zwar hat ſie durch den ſpaniſchen Krieg einige neue

Aengſten bekommen. So mußte eine Mamſell Mina, die in einem Kotzebue'ſchen Stücke vorkommt, in Karoline umgetauft werden, und in einem andern Stück wurde das Wort paix, mit welchem man Stille gebot, in chut! verwandelt. Im Uebrigen aber hat die Zenſur jezt beſſere Zeiten, und kann ſich ausruhen. Von der Gloire, die ihr ſonſt ein Dorn in den Augen war, iſt ſie die beſte Freundin geworden. Die Pariſer Straßen ſehen jezt ganz gloriös aus. Die Boulevards, die Quais, Alles behängt mit Bildern, verſteckt hinter Büchern, umſtellt von Ofenſchirmen, die Waffenthaten erzählen und abbilden; ruhmvolle Hunde, tapfere Schulbuben, und ſelbſt darauf wird nicht Rückſicht genommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten war. Ich habe ſogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung gegen Spanien vier neue und ſchöne Reverberen an den Winkeln der Vendoms-Säule aufgeſtellt wurden — da wo ſonſt keine waren — damit man den Ruhm auch im Dunkeln ſehe.

XVIII.

Gefrorenes.

Wie Schade, daß die heißen Tage vorüber ſind, vielleicht hätte meine kleine Beſchreibung von dem hieſigen künſtlichen Winter der Einbildungskraft der deutſchen Leſer einige Kühlung gegeben, das ihnen erwünſcht geweſen wäre. Denn wie man mir aus Deutſchland geſchrieben, hat es dort dieſen Sommer ſehr an Eis und Kälte gemangelt. In welchen Zeiten leben wir, was erlebt man nicht alles! Aber den Engländern iſt es nicht beſſer gegangen; auch ſie hatten Mangel an Eis. Zwar hatten ſie Schiffsladungen davon aus Schottland herbeigeholt, während ſie ſich aber in den Häfen mit den Zöllnern herumgeſtritten, ob dieſe Waare zu verzollen ſey oder nicht, war der Gegenſtand des Rechtsſtreites zu Waſſer geworden — ein Umſtand, der bei Prozeſſen nicht ſelten eintritt. Noch größeres Mißgeſchick hatten andere brittiſche Handelsleute erfahren, welche

Schiffe auf den Eisfang nach Island ausgeſchickt. Zwei der Schiffe gingen mit Mannſchaft und Ladung zu Grunde. Dieſe Gefahren hatte der deutſche antipiratiſche Verein wahrſcheinlich vorher berechnet, ſonſt hätte er ſicher bei dem ihm eignen Unternehmungsgeiſte, ſeine, durch den Schrecken der Raubſtaaten müßig gewordenen Flotten benützt, dem deutſchen Bunde, heilſame Abkühlung zu verſchaffen!.... Aber ich bin von meinem Wege abgekommen. In Paris hat man Eis in Ueberfluß; von wo man es herbekommt, mag der Himmel wiſſen. Das beſte Gefrorne findet man bei Tortoni auf dem Boulevard des Italiens. Man hat dort jeden Abend die ſüße Noth, zwiſchen dreizehn Sorten zu wählen. Ich will ſie nennen: Vanille, pistache, caffé blanc, fraise, groseille, framboise, citron, pêche, ananas, raisin, melon, pain d'Espagne, biscuit glacé à la fraise. Worin beſteht das Weſen eines biscuit glacé? Ich habe es nicht herausgebracht, es iſt eine Zuckerbäcker-Charade. Ein Chemiker müßte ich ſeyn es nach ſeinen Beſtandtheilen, ein Dichter es würdig, ein Stoiker es mit Gleichmuth zu beſchreiben. Anfänglich dachte ich: das wird wohl wieder eine franzöſiſche Windbeutelei, dieſer ſogenannte Biscuit glacé wird nichts als gewöhnliches Eis, nur mit der Form und Farbe eines

Biscuit ſeyn! Ich genoß, und ſchämte mich meiner Uebereilung. Es war wirklich Biskuit, aber ein durchfrorner. So mag Ambroſia munden. Aber Ambroſia iſt auch nur ein Wort — man komme und ſchmecke. Was kann ich von genannter Eis-Art rühmlicheres erzählen als Folgendes? Ich habe mit meinen eigenen Augen geſehen, daß eine wunderſchöne junge Frau, die eifrig davon gegeſſen, und ihr Glas ſchneller ausgeleert, als ihr väterlicher Gatte das ſeinige, in dieſes mit ihrem Löffel lächelnd Eingriffe gethan, ſo daß der des Entzückens ungewohnte Ehemann ſich triumphirend herumgeſehn, und allen anweſenden jungen Leuten zu verſtehn gegeben, ſie ſollten daraus entnehmen, wie wenig für ſie zu hoffen ſey — ſo ſehr liebte die junge Frau gefrornen Biskuit. — Diejenigen meiner Leſerinnen, die je in **Paris**, und während dem ſchön, oder jung, oder reich geweſen (dem Reichthum verkauft man, der Schönheit bringt man, die Jugend nimmt ſich dort alles) die lächelten gewiß voll ſeliger Erinnerung, da ich von Tortoni und den Boulevards des Italiens geſprochen. In ſchönen Sommernächten da ſitzen ... ſäuſelnde Bäume ... umgaukelnde Bewunderer ... von tauſend Lichtern zauberiſch umfloſſen ... eine herrliche Zitter tönt herüber ... drollige Savoyarden mit ihren tanzenden Affen, betteln um ein Lächeln und einen Kupferpfennig . . . und dabei den ſüßen Schnee herabzuſchlürfen, wie das köſtlich iſt! Ach es denkt keiner daran, wie theuer ſich oft die Natur ihre Schmeicheleien der menſchlichen Lüſternheit bezahlen läßt!

XIX.

Die Schwefelbäder bei Montmorency.

Ach, wäre ich nur ſchon der Rührung frei, wie munter wollte ich herumhüpfen auf dem Papier! Aber Thränen umdämmern meine Augen — und ſie haben weit zu ſehen, über Frankreich weg, bis hinüber in das Vaterland; aber meine Hand zittert — und ſie ſoll doch Kranken einen Heilbrief ſchreiben. Tauſend friſche Zweige ſäuſeln mich vom dürren Pulte weg, tauſend Vögel zwitſchern mich hinaus; denn ſie ſäuſeln, denn ſie zwitſchern: Rouſſeau! Rouſſeau! Die Kaſtanienbäume dort, ernſte Greiſe jezt, ſie haben in ſchönern Jahren Rouſſeau gekannt, und mit Schatten bewirthet ſeine glühende Seele. Das Häuschen gegenüber — ich ſehe in die Fenſter — darin iſt Rouſſeau's Stübchen; aber er iſt nicht daheim. Dort iſt der kleine Tiſch, an dem er die Heloiſe gedichtet; da ſteht das Bett, in dem er ausgeruht von ſeinem Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen, kein Hügel, den er nicht hinaufgeſtiegen, kein Gebüſch, das er nicht durchträumt! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen — ſie ſind ihm alle begegnet, und er hat ſie alle gegrüßt und geliebt! Hier der Schatten vor meinen Augen — ſo, ganz ſo hat ihn die Frühlingsſonne um dieſe Stunde auch ſeinen Blicken vorgezeichnet! Die Natur rings umher — die treuloſe, buhleriſche Natur! In Liebesthränen lag er zu ihren Füßen, und ſie ſah ihn lächelnd an, und jezt, da er fern iſt, lächelt ſie an gleicher Stelle auch mir, und lächelt Jeden an, der ſeufzend vorübergeht! — — —

Drei Stunden von Paris, und eine halbe Stunde von Montmorency entfernt, liegt, zwiſchen den Dörfern Enghien und St. Gratien, ein See, welchen die Franzoſen den Teich nennen, l'étang. Darüber mag man ſich billig wundern! Sie, die Alles vergrößern, die inländiſchen Tugenden und die ausländiſchen Fehler, müßten den See — ſollte man meinen — das ſtille Meer von Montmorency heißen, ſo groß und ſtattlich iſt er. Wahrlich, als ich ihn geſtern Vormittag ſah — das Wetter war etwas ſtürmiſch — ſchlug er hohe Shakeſpeares Wellen, und war unklaſſiſch bis zur Frechheit. Ich brauchte, bei freiem Herzen, zwanzig Minuten, ihn zu umreiten; Liebende zu Fuß können ihn eine ganze ſchöne Stunde umſchleichen. Herrliche Baumgänge umſchatten ſeine Ufer, zierliche Gondeln hüpfen über ſeine Wellen. Dieſem See nahe ſind die Badehäuſer angebaut, alle auf das Schönſte und Bequemſte eingerichtet. Die Beſtandtheile des Waſſers kenne ich nicht genau; die chemiſche Analyſe, die der berühmte Fourcroy davon gegeben, habe ich nicht geleſen; nur ſo viel weiß ich, daß Schwefel darin iſt — dieſes herrliche Mittel, das, in Schießpulver verwandelt, kranke Völker, zu Arzneipulver geſtoßen, kranke Menſchen heilt. Wahrſcheinlich hat das Badwaſſer von Montmorency die größte Aehnlichkeit mit dem von Wiesbaden, welches, nach dem Converſations-Lexikon — dieſem ſächſiſchen Reichs-Vikar nach Ableben des deutſchen Kaiſers, der den deutſchen Völkern geiſtige Einheit giebt, und deſſen zehn Bände das Andenken der ehemaligen zehn Reichskreiſe mnemoniſch bewahren — kohlenſaure Kalkerde, Bittererde, ſalzſaures Natrum, ſalzſaure Kalkerde und Bittererde, ſchwefelſaures Natrum und ſchwefelſaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlenſaurem Natrum aufgelöſtes Eiſen enthält. Aber Montmorency iſt ungleich wirkſamer als Wiesbaden und alle ſonſtigen Schwefelbäder Deutſchlands und der Schweiz. Die nothwendigſte Bedingung zur Heilung einer Krankheit durch Schwefelbäder, iſt, wie die Erfahrung lehrt — die Krankheit; weßwegen auch gute Aerzte, da wo ſie keine Krankheit vorfinden, ihr Heilverfahren damit beginnen, eine zu ſchaffen. Paris liegt aber ſo nahe bei Montmorency, daß die erforderliche Krankheit auf das Leichteſte zu haben iſt. Aus dieſer vortheilhaften Lokalität entſpringt für deutſche Kurgäſte noch ein anderer ganz unſchätzbarer Nutzen: daß ſie nämlich gar nicht nöthig haben, ſich auf der großen Reiſe von Deutſchland nach Paris mit einer Krankheit zu beſchleppen, welches beſonders bei Gichtübeln beſchwerlich iſt, ſondern daß ſie ſich geſund auf den Weg machen, und ſich erſt in Paris mit den nöthigen Gebrechen verſehen, von wo aus ſie gemächlich in zwei Stunden nach Montmorency fahren, um dort Heilung zu ſuchen. Sollten ſie dieſe nicht finden, oder gar unglücklicher Weiſe in Paris ſterben — denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß man dort alle ſeine Zeit zubringt, und nur Sonntags zuweilen nach Montmorency fährt, um unter den Kaſtanienbäumen hinter der Eremitage die feine Welt tanzen zu ſehen, ſo hat man die Reiſe doch nicht vergebens gemacht. Es giebt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris zu ſterben; denn kann man dort ſterben, ohne auch dort gelebt zu haben?

Der Vorzüge, welche das Schwefelbad von Montmorency vor allen übrigen Schwefelbädern hat, ſind noch gar viele, und ich werde ein anderesmal darauf zurückkommen. Jezt aber habe ich von etwas Wichtigerem zu ſprechen, nämlich von der zweimonatlichen Vorbereitungskur, welcher ſich, beſonders die deutſche weibliche Welt, zu unterwerfen hat, ehe ſie die Reiſe nach Montmorency antreten darf. Ich weiß freilich nicht, ob auch junge Frauenzimmer von Stand zuweilen die Gicht bekommen, und ob ich nicht gegen die Pathologie und Courtoiſie verſtoße, wenn ich dieſes als möglich annehme. Sollte ich aber fehlen, ſo entſchuldigt mich meine gute Abſicht gewiß. Wäre ich nun ein halbes Dutzend Dinge, die ich nicht bin: jung, reich, ſchön, verheirathet, geſund und ein Frauenzimmer, würde ich, ſobald ich im Morgenblatte die Anpreiſung des Montmorency-Bades geleſen, wie folgt verfahren. Ich nehme an, ich lebte ſeit fünf Jahren in kinderloſer, aber zufriedener Ehe. Mein Mann wäre ein Graf und reich. Er wäre nicht geizig, verwendete aber mehr auf ſeine landwirthſchaftlichen Baue, Parkanlagen und Merino-Schafe, als auf meine Launen und Luſtſchlöſſer. Er liebte die

Jagd ſehr, mich aber nicht minder. An Wochen- und Werkeltagen thät' ich ihm in Allem ſeinen Willen, und nur an Feſttagen, die ich mir zu dieſem Zweck alle beweglich gemacht, behielte ich mir die Herrſchaft vor. Wir lebten zurückgezogen auf unſern Gütern. Mein Mann wäre Tage und Wochen auf ſeinen entfernten Maiereien, und wir hätten ſelten eheliche Zwiſte. Nun käme er eines Abends — — — aber, um es den Leſerinnen bequem zu machen, will ich in der dritten Perſon, wie Cäſar, und im Indikativ, wie die Weltgeſchichte, von mir erzählen.

An einem ſchönen Mai-Abend — die Dorfglocke verhallte ſchlaftrunken, der Himmel löste ſeine rothen Bänder auf, die Sterne wurden angezündet — kehrte Graf Opodeldoc von der Jagd zurück. In das Hofthor eingetreten, ſprach er zu ſeinem Oberjäger: «Lieber Herr Walter, ſeyn Sie ſo gut, und laſſen Sie meiner Frau ſagen, daß ich da bin.» Der Graf war gegen ſeine Jagddienerſchaft ein gar milder und lieber Herr. Im Gartenſaale legte er ſeine Taſche ab, und zog die Ladung aus der Büchſe; die Jagd war ſehr unglücklich geweſen, nichts, keine Rabenfeder war ihm aufgeſtoßen. Sophie, das Kammermädchen der Gräfin, kam ſchüchtern herbei, und ſprach mit ängſtlicher Stimme: «Erſchrecken Sie nicht, Herr Graf, es hat gar nichts zu bedeuten, bis morgen iſt es vorüber, Sie brauchen ſich gar nicht zu beunruhigen.» Der Graf ſtieß zornig ſeine Büchſe auf den Boden. — «Elſter, Staarmatz, Gans, was ſchnattert Sie da? Was hat nichts zu bedeuten, worüber ſoll ich nicht erſchrecken?» Das Kammermädchen erwiederte: «Sie können ganz ruhig ſeyn, die gnädige Gräfin befinden ſich etwas unwohl, und haben ſich zu Bette gelegt.» — «Schon gut, brummte der Graf, ſchick' Sie mir den Heinrich.» — Heinrich kam, ſeinem Herrn die Stiefel auszuziehen. Wie gewöhnlich, benahm er ſich ungeſchickt dabei, und bekam einen leiſen Fußtritt; ſo ſanft hatte Heinrich den Herrn nie geſehen. Nachdem der Graf in Pantoffeln und Schlafrock war, ging er in das Zimmer ſeiner Frau. Die ſchöne Gräfin richtete ſich im Bette auf; ſie hatte den Kopf mit einem Tuche umbunden — Amor trug die Binde nur etwas tiefer. «Was fehlt dir, mein Kind?» frug der Graf ſo zärtlich, als ihm möglich war. — «Nichts, lieber Mann; ich bin froh, daß du da biſt, jezt iſt mir ſchon viel beſſer. Heftiges Kopfweh, Schmerz in allen Gliedern, große Uebelkeiten.» Die Gräfin, obzwar eine geübte Schauſpielerin, die ſchon in bedeutenden Rollen aufgetreten, ſtotterte doch, als ſie dieſe Worte ſprach.

und ward roſenroth im Geſichte. Der Graf — er beſaß große Allodialgüter, und war ſeiner ganzen Collateral-Verwandtſchaft ſpinnefeind — als er ſeine Gemahlin erröthen ſah, faßte ein freudiges Mißverſtändniß, und drückte der Gräfin ſo feſt und zärtlich die Hand, als er es lange nicht gethan. Dieſe ſchrie ein langgedehntes Au! zog die Hand zurück, bewegte krampfhaft die Finger, und wiederholte im Sechsachtel-Takt: Au! au! au! Au iſt zwar ein unfeines Wort; aber der Schmerz hat keinen guten Styl, und einen ſchönen Mund kann auch ein Au nicht verunzieren. Der klugen Leſerin brauch' ich es wohl nicht zu ſagen, daß jenes Au nichts war, als die erſte Scene einer kleinen dramatiſchen Vorgicht. «Ich habe dich oft gewarnt, Abends nicht ſo ſpät in der Laube zu ſitzen; du haſt dich gewiß erkältet; das kommt dabei heraus!» Nach dieſen Worten wünſchte der Graf ſeiner Gemahlin gute Nacht, und ging brummend fort.

Am andern Morgen fand ſich die Gräfin beim Frühſtück ein, und erklärte ſich für ganz wieder hergeſtellt. Der Graf fragte, wie gewöhnlich, nach dem Morgenblatte, das der Bote jeden Abend aus der Stadt brachte. Man ſuchte darnach, es fand ſich nicht. «Steht etwas Intereſſantes darin?» fragte der Graf. Die Gräfin erwiederte, ſie habe es geſtern, weil ſie ſich zu Bette gelegt, nicht geleſen. Sie war ungemein hold und liebenswürdig, und ſchlürfte ein Löffelchen aus der Taſſe ihres Mannes, ehe ſie ihm dieſelbe hinreichte, um zu verſuchen, ob der Kaffee ſüß genug ſey — eine zarte Aufmerkſamkeit, die ſie für feierliche Gelegenheiten verſparte. Darauf brachte ſie ihre eigene Taſſe an den Mund, vermochte ſie aber nicht zur Hälfte zu leeren. Sie klagte über Appetitloſigkeit, und daß ihr der Mund ſo bitter wäre. «Meinſt du nicht, liebes Kind — ſagte der Graf — daß es gut ſey, den Arzt aus der Stadt holen zu laſſen?» — «Ich halte es für nicht nöthig, erwiederte die Gräfin, es fehlt mir eigentlich nichts, indeſſen, wenn es dich beruhigt, thue es immerhin.» Ein Reitknecht wurde abgefertigt, und nach zwei Stunden fuhr der Arzneiwagen in den Hof. Der Doktor fühlte den Puls, frug herüber, frug hinüber, ſchüttelte den Kopf, Frank, ſein Polarſtern, zog ſich hinter Gewölk, und vom menſchlichen Herzen, dieſem Kompaſſe auf dem Meere zweifelhafter Geſchichten, verſtand der gute Doktor nichts. In ſeiner Spezial-Inquiſition erlaubte er ſich verbotene Suggeſtionen; die Gräfin verwickelte ſich in ihren Antworten, klagte über die widerſprechendſten Leiden, ſtotterte, ward wiederum roth.

Der Graf lächelte abermals und ſprach: «Herr Doktor, ich will Sie mit meiner Frau allein laſſen.»

Als Graf Opodeldoc fort war, waren die Leiden der ſchönen Gräfin auch fort. Sie ließ ſich vom Doktor die jüngſten Stadtneuigkeiten erzählen, und fragte dieſem endlich: «Waren Sie ſchon draußen auf dem Freihof beim Baron Haberſack geweſen? Er iſt krank.» — «Ich bin ſein Arzt nicht,» erwiederte der Doktor ſeufzend. — «Ich weiß das, ſagte die Gräfin; aber ich habe vor einigen Tagen mit der Baroneſſe von Ihnen geſprochen, ſie wird Sie rufen laſſen.» — Der Doktor machte einen Bückling der Erkenntlichkeit. — «Der Baron hat das Podagra, fuhr die Gräfin fort. Die Baroneſſe, die ihn zärtlich liebt, glaubt, daß nur ein Bad ihn herſtellen könne, aber der Baron iſt eben ſo geizig, als ſeine Gemahlin großmüthig iſt. Sie verläßt ſich auf Sie, daß Sie ihm eine Badereiſe als unerläßlich zu ſeiner Heilung vorſchreiben werden.» — «Gnädige Gräfin, eine Badereiſe wäre Ihnen vielleicht auch anzurathen.» — «Meinen Sie, Doktor? (Das ausgelaſſene Herr machte den Doktor völlig zum Sklaven der Gräfin.) Aber welchen Badort würden Sie empfehlen?» — «Sind Sie für Wiesbaden, gnädige Gräfin?» —

«Ich will nichts davon hören, man begegnet da nur verkrüppelten Männern, und möchte ſterben vor Langeweile.» — «Was halten Sie von Ems?» — «Man erkältet ſich dort Abends zu leicht.» — «Lieben Sie Kannſtadt?» — «Ich hatte mir dort ſehr gefallen; ſchade nur, daß die Eſel fehlen, welche die Bäder in der Nähe von Frankfurt ſo luſtig machen. . . . Doktor, was denken Sie von Montmorency bei Paris, die dortigen Schwefelbäder werden ſehr angerühmt, und ſcheinen mir für meine Umſtände ganz zu paſſen?» — «Ich kenne ſie; glauben Sie doch der franzöſiſchen Charlatanerie nicht. Einen Schwefelfaden in ein Glas Waſſer geworfen, und ſich damit gewaſchen, thut dieſelben Dienſte, wie das Bad von Montmorency.» — «Aber, lieber Doktor, bedenken Sie die angenehme Reiſe, Paris, die Zerſtreuungen.» — «Freilich, gnädige Gräfin, Sie haben Recht, die milde Luft Frankreichs wäre Ihren Nerven gewiß ſehr heilſam.» — «Doktor, reden Sie mit meinem Manne, ſeyn Sie geſchickt, Sie werden Mühe haben.» — «Gnädigſte, ich führe eine Schlange in meinem Wappen.»

Während oben Kriegsrath gehalten wurde, ging Graf Opodeldoc im Garten auf und ab, und wartete auf den Doktor. Er machte große Schritte und rieb ſich vergnügt die Hände, denn er hoffte heute noch ſeinen nahbegüterten Collateral-Verwandten eine ſchadenfrohe Botſchaft zu bringen. «Wartet nur, naſeweiſer Bruder — ſprach er lachend vor ſich hin — und Sie, hochmüthige Frau Schwägerin, wir wollen eine Suppe zuſammen eſſen, die geſalzen ſeyn ſoll.» Endlich kam der Arzt, er ſtürzte ihm entgegen, faßte ihn an beiden Händen und ſprach: «Nun, lieber Herr Doktor, was macht meine gute Frau? Trinken wir eine Flaſche Madera?» Der Doktor zuckte bedeutend die Achſeln. — «Man kann noch nichts ſagen, wertheſter Herr Graf. Man muß der Natur Zeit laſſen ſich zu entwickeln. Ich habe eine Kleinigkeit verſchrieben, zum Verſuch blos.» — «Aber was fehlt ihr denn eigentlich?» — «Es iſt eine unausgebildete Gicht, die man zu befördern ſuchen muß.» — «Gicht! Doktor. Meine Frau iſt erſt drei und zwanzig Jahre alt, ſo jung und ſchon die Gicht! Ich habe ſie oft gewarnt, das kommt von den weiten Fußreiſen, von dem tagelangen Reiten.» — «Im Gegentheil, Herr Graf, mehrere und ſtärkere Bewegung wäre der gnädigen Gräfin zuträglich. Die frühzeitige Gicht findet ſich jetzt häufig bei jungen Damen von Stande; das kommt vom übermäßigen Zuckerwaſſer-Trinken.» — Graf Opodeldoc ließ ſich das geſagt ſeyn; er war ein kenntnißvoller Pferdearzt, aber von der Menſchheit in ihrem geſunden und kranken Zuſtande wußte er nicht viel. Nachdem der Arzt fort war, ging der verdrießliche Ehemann in das Zimmer ſeiner Frau, ergriff beide dort ſtehende vollgefüllte Zuckerdoſen, und ſchüttete ihren Inhalt zum Fenſter hinaus. Alles Hof-Geflügel kam herbei geflattert, und ſchlich langſam und verdrießlich wieder fort, als ſich nichts zu picken vorfand.

Vier Wochen lang wechſelte die ſchöne Gräfin Opodeldoc zwiſchen Wohlbefinden und Uebelbefinden mit vieler Kunſt und Ueberlegung ab. Der Arzt kam, der Arzt ging, die Krankheit blieb. Endlich ſchien die Arznei anzuſchlagen — ſie mochte wohl ſympathetiſch gewirkt haben, denn Sophie, das Kammermädchen, pflegte ihre Privatnelken damit zu begießen. Schon ſeit acht Tagen war keine Klage gekommen aus dem Munde der Gräfin. Terpſichore hatte dieſe glückliche Verabredung mit Hygieia getroffen; denn am neunten Tage ſchickte die Baroneſſe Haberſack Einladung zu einem Balle, auf dem ſie vor ihrer Abreiſe ins Bad alle ihre Freunde vereinigt ſehen wollte. Die Gräfin ſchmückte ſich aufs Herrlichſte, ſie war ſchön wie — ein Engel. (Warum iſt die chriſtliche Mythologie ſo arm an guten Bildern?) Sophie, das Kammermädchen, ſtand, wie Pygmalion vor ſeinem Marmorbilde, mit Liebesblicken vor dem Kunſtwerk ihrer Hände, und flehte die Götter, ſie möchten die Gräfin beleben, und in einen Mann verwandeln. Der Graf ſelbſt zeigte ſtarke Spuren innern Wohlgefallens beim Anblicke ſeiner Gemahlin; denn die Hoffnung, daß ſeine hagere Schwägerin auf dem Balle etwas berſten würde vor Neid, hatte ſein äſthetiſches Gefühl ungemein geſchärft. Er nannte die Gräfin einmal über das Andere: Mein Mäuschen! Endlich bot er ihr den Arm, ſie hinab an den Wagen zu führen. Auf der Mitte der Treppe — o unvergleichliche That menſchlicher Seelenſtärke, einzig in der Weltgeſchichte! o glorreichſte Heldin des weiblichen Plutarchs! — mitten auf der Treppe, von Roſen umduftet, von Seide umwallt, von Gold und Perlen umglänzt, von Kunſt und Natur bis zum Blenden umſchimmert, auf dem Wege zum Tanze, auf dem Wege zu tauſend ſüßen Triumphen . . . ſtieß die Gräfin Opodeldoc einen durchdringenden Schrei aus, und wollte zuſammenſinken. Der Graf ſtüzte ſie und fragte: „Was haſt du, mein Mäuschen?“ Die Gräfin konnte vor Schmerz nicht antworten. Man mußte ſie die Treppe wieder hinauftragen. Sie legte ſich zu Bette. Sophie, ob ſie zwar als Kammermädchen hinter den Kuliſſen ſtand, ward doch überraſcht von dem Staatsſtreiche ihrer Gebieterin, deſſen Geheimniß ſie nicht wußte, da die Gräfin, wie jede Frau, ein Allerheiligſtes hatte, in das auch die Prieſterin Sophie nicht treten durfte, ſondern nur ſie ſelbſt als hohe Prieſterin. Der kranke Fuß wurde bis zur Ankunft des Arztes ohne Erfolg mit Hausmitteln behandelt. Der Doktor kam und hatte mit der Gräfin eine lange geheime Unterredung. Vor dem Weggehen begab er ſich zum Grafen und ſagte mit feierlicher Stimme: «Herr Graf, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu rathen, daß Sie einen andern Arzt kommen laſſen.» — «Noch einen? rief der Graf. Ein Kongreß! Steht es ſo ſchlimm mit meiner Frau? Iſt eine gefährliche Revolution in ihr vorgegangen?» — «Nein, wertheſter Herr Graf, ſo ſchlimm iſt es nicht; aber die gnädige Gräfin ſcheinen kein Zutrauen in mich zu ſetzen, und wollen meinen Rath nicht befolgen. Ich habe Ihrer Gemahlin eine Badekur verordnet, aber ſie will nichts davon hören. Sie ſagt, das Geräuſch der Badorte ſey ihr verhaßt, und ſie hat mir verboten, mit Ihnen, Herr Graf, davon zu ſprechen. Aber meine Pflicht ...» — «Herr Doktor, ich liebe die Badorte auch nicht; können Sie meine Frau nicht auf anderm Wege heilen?» — «Wertheſter Herr Graf, wir können nicht zaubern, wir Aerzte. Der Arzt und die kranke Natur ſind der Blinde und der Lahme; die Natur zeigt uns den Weg, den wir ſie tragen ſollen. Um einen Kranken zu heilen, müſſen wir in ihm den geſunden Punkt, den Punkt des Archimedes auffinden, wo wir den Hebel anſetzen. Die Gicht iſt eine Krankheit, die ſich aufs Hartnäckigſte vertheidigt, ſie iſt mit Gewalt gar nicht einzunehmen, weßwegen ſie auch im Converſations-Lexikon unmittelbar auf Gibraltar folgt. .... » Der Doktor ſprach noch länger als eine Viertelſtunde gelehrt und unverſtändlich, um der Gräfin Zeit zu laſſen, ihre Rolle zu rekapituliren. — « Sie werden meiner Frau Wiesbaden verordnet haben? » — « Nein, Herr Graf, das Waſſer iſt zu ſtark. » — « Oder Ems? Nicht wahr, Doktor, Ems, das hilft. » — « Trauen Sie ihm nicht, Herr Graf, das Waſſer allein thut's dort nicht; die Nachtluft — die Nachtluft iſt dort ſchädlich. » — « Welches Bad rathen Sie denn? » — « Das zweckmäßigſte wäre Barrège in den Pyrenäen. » — « Träumen Sie, Herr Doktor? Wollen Sie meine Frau der Armée de foi zuführen? Soll uns der Trappiſt attrapiren? » — « Freilich, Herr Graf, Barrège hat ſeine Bedenklichkeit. Das Waſſer von Montmorency bei Paris iſt ungefähr von gleicher Beſchaffenheit. » —

«Herr Doktor, wenn unſer Einer nach Paris reist, ſo koſtet das gleich ungeheures Geld. Muß es denn ſeyn? Thut es kein anderes Bad? Haben Sie Erfahrungen, ob es hilft?» — «Schon Hippokrates, in ſeinem Buche von den Winden, rühmt das Bad von Montmorency. Aber, Herr Graf, ich fürchte, Ihre Frau Gemahlin iſt nicht zu bewegen.» — «Das wird ſich finden; wenn ich will, muß ſie wollen; ich bin Herr, Herr Doktor.»

Graf Opodeldoc brauchte länger, als vierzehn Tage, ſeine Gemahlin für die Schwefelbäder von Montmorency zu gewinnen. Endlich willigte ſie ein. «Ich will deiner liebevollen Beſorgniß dieß Opfer bringen,» ſprach ſie mit matter Stimme. Sie ward täglich ſchwächer und verließ das Bett nicht mehr. «Liebes Kind — ſagte der Graf eines Morgens — ich reite in die Stadt, ich will dir die Putzmacherin herausſchicken, du wirſt für die Reiſe noch Allerlei bedürfen.» — «Nein, guter Mann, erwiederte die Gräfin, das Nöthigſte habe ich, und ein Leichentuch finde ich überall. Ich fühle, wie ſich Alles in mir auflöſt, bald ſchließt mich der Tod in ſeine kalten Arme.» — «Kinderpoſſen! Du wirſt in Paris wieder aufleben; dann brauchſt du Flitter genug, und dort iſt Alles doppelt theuer.» — «O mein Gatte, wozu noch Tand und Flitter? Laß mich den Blick abwenden von allem Irdiſchen, laß mich gegen den Himmel meine Gedanken richten!» — «Wie du willſt!» — brummte der Graf. — Die Vorbereitungen zur Reiſe waren getroffen, das Gold ward unter Seufzen eingerollt. — Der Graf liebte die Napoleons ſehr, doch, als guter Deutſcher, nur im Pluriel. Die Gräfin wurde in den Wagen gehoben. Schon am zweiten Tage fühlte ſie ſich geſtärkt, und in Straßburg vermochte ſie mit Leichtigkeit den Münſter hinaufzuſteigen. Oben auf der Platte-Form ſagte der Graf: «Mäuschen, du blühſt ja wieder wie eine Roſe.» Die Gräfin erſchrack, bedachte, wie wenig entfernt ſie noch von der Heimath wären, und blickte in die untergehende Sonne, um ihre Wangenröthe hinter dem Widerſchein der Abendgluth zu verſtecken. Als ſie an der Barrière St. Martin an das Thor gelangten, durch das man, von Deutſchland kommend, in Paris einfährt, wollte der Poſtillion, wie es ihm auf der Station geheißen, rechts ab gleich nach Montmorency fahren, wo das Quartier voraus beſtellt war. Aber die Gräfin befand ſich plötzlich ſo übel, daß man ſich entſchließen mußte, über die Nacht in Paris zu bleiben. Der am andern Morgen herbeigeholte Arzt erklärte die Krankheit für ein fièvre non maligne, und gebot das Zimmer zu hüten. Der Graf ging aus, Adreſſen abzugeben, machte Beſuche, empfing Beſuche, nach einigen Tagen war die Gräfin hergeſtellt, und ward von ihrem Manne in den Strudel von Paris hineingeführt. Die deutſche unlegitime Garderobe wurde in der Vivienne-Straße reſtaurirt. Der Graf ſelbſt fing ſich an in Paris zu gefallen. Er hatte einen wackern Colonel auf halbem Solde kennen gelernt, der wie er ein leidenſchaftlicher Jäger war, und der ihm Gelegenheit verſchaffte, ſeine Luſt zu befriedigen. Die Gräfin aber hatte vom erſten Augenblicke an eine unüberwindliche Abneigung gegen den Colonel gefaßt, und da ſie ihren Widerwillen nicht verbarg, führte dieſes zu häufigen Zwiſtigkeiten mit ihrem Manne. « Er iſt ein wilder Menſch! » ſagte die Gräfin oft. — « Wir gedienten Leute ſind nicht anders! » erwiederte jedesmal der Graf. Wochen, Monate gingen vorüber, der Herbſt nahte heran, die Rückreiſe konnte nicht länger verſchoben werden. Der Wagen war angeſpannt, der Colonel umarmte ſeinen Freund. « Adieu mon ange! » ſagte er zu Sophie, ihr die Wangen ſtreichelnd; aber vergebens ſuchte er unter Scherzen ſeine Rührung zu verbergen, Thränen entſtürzten ſeinen Augen. Er faßte die Hand der Gräfin, ſie zu küſſen, dieſe zog ſie zurück und ließ ihren Schleier fallen. Als ſie im Wagen ſaßen, ſagte der Graf: «Du haſt dich aber auch gar zu unartig gegen den Colonel benommen! Er iſt ein herrlicher Mann, ein ächt deutſches Herz.» . . . Während auf der erſten Station hinter Paris die Pferde gewechſelt wurden, ſchlug ſich der Graf plötzlich vor die Stirn und rief: «Rein vergeſſen!» Mit freudigem Schreck frug die Gräfin haſtig: «Deine Brieftaſche? Ich habe ſie auf dem Kamin geſehen. Laß uns ſchnell zurückfahren, ich fürchte, ich habe auch Manches dort vergeſſen; wenn wir nicht eilen, iſt Alles hin.» — «Die Brieftaſche habe ich — erwiederte der Graf — ich meine, wir haben ja ganz vergeſſen, uns in Montmorency umzuſehen.» — «Ueber's Jahr!» liſpelte die Gräfin mit einem leiſen Seufzer, und warf einen feuchten Blick auf den Dom der Invaliden zurück, deſſen goldene Kuppel in der Abendſonne leuchtete.

Graf Opodeldoc lebte wieder im alten Gleiſe auf ſeinen Gütern. Die Nachbarinnen waren der Reihe nach gekommen, die Pariſer Hüte zu bewundern, welche die Gräfin mitgebracht. Dieſe hatte ſich müde erzählt von den Wunderwerken der herrlichen Stadt — wenn es für Männer angenehm iſt, in Paris zu ſeyn, iſt es für Frauen noch angenehmer, dort geweſen zu ſeyn und davon zu berichten. Die Herbſtwinde raſchelten, die Blätter fielen. Es kam der erſte November, des Grafen fünfzigſter Geburtstag. Der Graf ſchlief an dieſem Tage, wie gewöhnlich, länger als gewöhnlich, um zu allen Vorbereitungen zu ſeiner Ueberraſchung Zeit zu laſſen. Er ging hinab in den Saal, und wünſchte ſeiner Gemahlin mit erkünſtelter Gleichgültigkeit und Kälte einen ſchönen guten Morgen. Bei ſeinem Eintreten ſagte die Gräfin zu ihrem Kammermädchen: «Geh', Sophie!» indem ſie ihr einen ſanften Schlag gab. Sophie hatte eine ganze Spitzbubenherberge voll Schelmerei auf ihrem Geſichte, und ſchlüpfte lachend hinaus. «Väterchen! ſprach die Gräfin mit entzückender Holdſeligkeit — der Graf kam näher — Väterchen! — der Graf ſtand vor ihr — Petit Papa!» — Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie feſt und zärtlich, er zog ſie zurück; ſie lächelte, er erröthete. —

— Das macht' ich ſo!

XX.

Die Vendome-Säule.

Man muß ſehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger franzöſiſchen Schriftſteller begegnet, welche Beſchreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entſtanden, erregen und verdienen die Bewunderung aller; aber wie davon ſprechen? Napoleon hat ſie geſchaffen. Um dieſer ſtechenden Wahrheit auszuweichen, ſieht man jene armen Herrn ſich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherlei Windungen, und ſtellen für ſchreibende Höflinge die ſchönſten Styl-Muſter auf. Sie ſagen: alle Bauwerke der kaiſerlichen Regierung wären ſchon unter Ludwig XIV. beſchloſſen worden; Ludwig XV. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe ſeines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nöthige Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern wollen; Ludwig XVI. ſey auf Gleiches bedacht geweſen, habe es aber unterlaſſen, um ſeine Unterthanen nicht mit Abgaben zu beſchweren. Dann ſagen ſie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen laſſen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm ſo viele und große Werke entſtanden, der Bewunderung zu entziehen, ſagen ſie: Buonaparte habe zu Pferde der Unſterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunſtwerke größern Nachruhm bringen würden, als ſeine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnet, daß es mit ſeiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er ſich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulaſſen: Endlich, weil ſie fürchten noch nicht genug geſchmeichelt, Napoleon noch nicht genug geläſtert zu haben, ſagen ſie: er habe die Baukunſt nicht geſchätzt, die Baukünſtler nicht aufgemuntert, nicht belohnt, ſie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant geweſen, ein Architekt wegen einer Schuld bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieſes wahr iſt, muß man ſich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihn, als er noch Kind war, höchſt wahrſcheinlich eine dieſer Perſonen irgend ein Pätſchchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendome-Säule, ſagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajans zu Rom ſklaviſch nachbilden laſſen, weil er den Künſtlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiſte zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wiſſen wir auswendig genug, aber mit der Vendome-Säule hat er Recht gehabt. Die Künſtler unſerer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwiſchen hölzernen Stäben eingeſperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Unterſuchung geſchützt — das iſt ihr höchſtes Thun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf den Markt des freien Urtheils hinzuſtellen, Allen verſtändlich, Allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht — das vermögen ſie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohl gethan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendome-Säule iſt das ſchönſte unter allen Bauwerken Napoleons; unter ſolchen nämlich, die eine ſittliche Vorſtellung ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vortheile des thieriſchen Menſchen gewidmet ſind: Märkte, Wein-, Getreide-Hallen, Schlachthäuſer, die der franzöſiſche Kaiſer aufführen ließ, ſo muß man geſtehen, daß die alte Welt nichts Aehnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendome ſoll, wie bekannt, die Siege der Franzoſen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie iſt rundum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölfhundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein ſchönerer Bauſtoff als den der türkiſche Kaiſer zu verwenden gedenkt, welcher, wie eine deutſche Zeitung ſchmunzelnd erzählt hat, bei ſeinem Barte geſchworen, in Griechenland eine Moſchee von Chriſtenſchädeln aufrichten zu laſſen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher bis zur Rückkehr der Bourbonen die Statue Napoleons ſtand. Sie war, wie ihr Urbild, ſo feſt auf den Beinen, daß man ſie abſägen mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde ſpäter das Pferd gegoſſen, worauf Heinrich IV. auf Pont-Neuf ſitzt. Eine finſtere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgiebt. Mit einer Laterne in der Hand ſteigt man den ängſtlichen Weg hinauf, der ſo eng iſt, daß man den Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei ſich Begegnende könnten ſich nicht ausweichen. So ſind die Wege des Ruhms! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde ſich vor einigen Jahren herabgeſtürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Laſt. In funfzig Schlachten war er den Lanzen und Schwertern des Feindes kühn entgegengetreten — vor den Nadelſtichen der Polizei nahm er feig die Flucht. Von dieſer Säule des Ruhms ſchaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutſchen wohlthun würde, wenn es die Binſe größer und ſtärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben ſie, um der Weltgeſchichte Höflichkeit zu lehren, die Inſchrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Beſtimmung ausdrückte. Die Inſchrift war in lateiniſcher Sprache, und die Wenigſten hatten ſie verſtanden: die leere Tafel kann jetzt jeder dumme Bauer leſen.

XXI.

Gretry's Herz.

Deutſche Advokaten, Notare, Gerichts-Präſidenten und Räthe, Gerichts-Sekretäre und Pedellen haben ſchon manche Verſieglung mit Vergnügen veranſtaltet; aber die eines bürgerlichen todten Herzens iſt ihnen ſicher noch nicht vorgekommen. Sie überlaſſen mit Recht dergleichen romantiſche Streiche der Jugend und den deutſchen Calderonen. Ich aber habe eine ſolche Verſieglung mit angeſehen, und ſie hat mich gerührt. Die Eremitage in der Nähe von Paris, früher von Rouſſeau bewohnt (ihm war die ganze Welt eine), kam ſpäter in den Beſitz des berühmten Tondichters Gretry. Er lebte viele Jahre und ſtarb daſelbſt. Im Garten liegt ſein Herz unter einer geſtuzten Marmorſäule begraben, die ſeine Büſte trägt und die Inſchrift: Grétry! ton génie est partout, mais ton coeur n'est qu'ici. Das mais iſt ſehr ſchaafig; die Franzoſen können keine Grabſchrift machen, ſie verſtehen das Leben, aber nicht den Tod, und jenes nur, ſo viel man es ohne dieſen begreifen kann. Am 17. Mai kamen Abends drei Gerichtsperſonen aus Paris, mit ſchweren Akten unter den Armen, und traten mit amtlichen Schritten und Mienen in den Garten der Eremitage. Es dämmerte ſchon — und es war eine ſüße Mai-Dämmerung — aber weder dieſes, noch der Geſang der nahe niſtenden Philomele, konnte die Prieſter der nachtwandelnden Themis irre machen. Sie zogen juriſtiſche Bänder aus der Taſche, umſchlangen damit Gretry's Grabſäule, knüpften ſie an das umherlaufende Geländer feſt, träufelten grünes Wachs auf die erforderlichen Stellen, und ſiegelten gehörig. Es war dieſes der lezte Akt eines romantiſchen Prozeß-Drama's, von dem ich nur eine leichte Federzeichnung zu geben brauche; denn, erzähle ich juriſtiſchen Leſern, daß ſich die Prozeßkoſten auf zehntauſend Franken belaufen, ſo wird das ihrer Einbildungskraft Farben genug miſchen, daß ſie ſich meine Zeichnung ſelbſt werden ausmalen können.

Gretry ſtarb am [illegible]. September 1813 in der Eremitage, und wurde, ſeiner teſtamentariſchen Verfügung gemäß, in Paris auf dem Kirchhofe des Père Lachaiſe begraben. Vor deſſen Beerdigung machte Herr Flammand, der Gemahl einer

Nichte Gretry's, als Familienhaupt, Trauerанführer und Mann von Gefühl, den Antrag, man ſollte das Herz des Verſtorbenen herausnehmen und einbalſamiren; aber einige Glieder der Familie widerſezten ſich dem. Die Leiche wurde in ein vorläufiges Grab geſenkt, bis das Gewölbe das ſie aufnehmen ſollte, vollendet ſeyn werde. Nach zwei Monaten, als dieſes Gewölbe fertig war, wurde Gretry's Leiche wieder ausgegraben. Dieſen Umſtand benuzte Herr Flammand und ließ das Herz im Geheim, damit es die übrigen Glieder der Familie nicht erfahren, jedoch mit Bewilligung der Polizei, herausnehmen, einbalſamiren, und in eine zinnerne Büchſe legen, die er in Verwahrung nahm. Darauf ſchrieb er der Stadt Lüttich, Gretry habe bei ſeinem Leben den Wunſch geäuſſert, daß ſein Herz in ſeinem Geburtsorte ruhen möchte, und dieſes Wunſches gedenkend, ſey er bereit, das Herz auszuliefern. Der Maire jener Stadt ſchrieb zurück: Er nehme das Geſchenk an, und man ſolle es ihm durch den nächſten Poſtwagen ſchicken. Er ſoll auch hinzugefügt haben, er erwarte das Herz portofrei; indeſſen wird dieſes komiſchen ökonomiſchen Verhältniſſes in den Prozeßakten nicht gedacht. Der Lütticher Maire glich in dieſem Verfahren den edelſten der alten Römer, die dem Dienſte des Vaterlandes jede Empfindung aufopfern. Aber das heiße Gefühl des Herrn Flammand ziſchte auf und dampfte, als der kalte, proſaiſche, kanzleyſtiliſtiſche Brief ſich darüber hergoß; er beantwortete ihn nicht, und behielt das Herz. Noch andere eingetretene Umſtände hatten ſeinen frühern Entſchluß abgeändert. Erſtens hatte er unterdeſſen die Eremitage an ſich gekauft, zu welcher Erwerbung früher keine Hoffnung war: das war alſo der angemeſſenſte Platz für Gretry's Herz. Zweitens war Lüttich von Frankreich abgeriſſen worden und an das Königreich der Niederlande gekommen. Herr Flammand dachte mit Recht, der Pariſer Friede ſey hart genug, und er wolle nicht la France auch noch des koſtbaren Ueberreſtes eines ſeiner großen Männer berauben. Er ließ alſo im Garten der Eremitage ein Denkmal ſetzen, worunter das Herz gelegt werden ſollte. Ehe dieſes ausgeführt werden konnte, kamen die verbündeten Heere zum Zweitenmale nach Paris, und breiteten ſich in der Umgegend aus. Herr Flammand flüchtete ſich und ſein Herz vom flachen offnen Lande in die ſichere Stadt, wo der Palais-Royal auch Baſchkiren zähmt. Da wurde ihm nach einiger Zeit gemeldet, die deutſchen Truppen, die in der Gegend von Montmorency lagerten, hätten die Eremitage, aus Ehrfurcht vor dem Genius eines großen Mannes, mit Schonung behandelt, und gegen jede Zerſtörung bewacht und geſchützt. Er eilte froh mit ſeinem Herzen hinaus, und traf zwei junge preußiſche Offiziere knieend vor Gretry's Grabmal liegen. So erzählt er; ich glaub' es aber nicht. Eher haben wohl jene edeln Jünglinge vor Rouſſeau's Denkmal gekniet, das ſich, von der Epinai eitelen Sorgfalt aufgeſtellt, im nämlichen Garten befindet. Endlich am 15. Juli 1816 wurde Gretry's Herz mit großen Feierlichkeiten in der Eremitage beigeſetzt.

Die Stadt Lüttich ſchien ihre alten Anſprüche aufgegeben zu haben, und ließ ſich mehrere Jahre nicht weiter vernehmen. Erſt im Jahre 1820 brachte ſie die Sache wieder in Anregung, und forderte von Herrn Flammand das Herz. Dieſer beantwortete den Brief nicht. Darauf ſchlug der Bürgermeiſter von Lüttich einen ſchlauern Weg ein. Er beauftragte nämlich eine Demoiſelle Keppenn, Modehändlerin, die in eigenen Geſchäften von Lüttich nach Paris reiſte, dem Herrn Flammand auf dieſe, oder jene Art, ſein Herz zu entreißen. Demoiſelle Keppenn, in ſolchen Eroberungen geübt, übernahm gern den Auftrag. Aber die zuverſichtliche Modehändlerin verkannte den Geiſt der Zeit, ob ſie zwar die Zeit, als ihre Waare, genau kennen ſollte. Sie bedachte nicht, daß Herr Flammand über die Jahre der Jugend hinaus ſey, und als ſie nun mit ihren Abſichten und Reizen vorrückte, wurde ſie zurückgeſchlagen. Da nahm ſie zu den alten beliebten Intriguen ihre Zuflucht, und war dabei glücklicher. Es gelang ihr nämlich, die Gretry'ſche Familie zu entzweien, und ſie wußte ſich von einigen Gliedern dieſer Familie die ſchriftliche Erklärung zu verſchaffen, daß es ihr Wunſch und Wille ſey, daß Gretry's Herz nach Lüttich geſchickt werde. Darauf verklagte die Stadt Lüttich den Herrn Flammand bei den franzöſiſchen Gerichten, und verlor den Prozeß in der erſten Inſtanz. Sie appellirte und gewann ihn definitiv. Zwar hat ſich jetzt Herr Flammand an das Caſſations-Gericht gewendet, doch iſt zu einem veränderten Urtheile keine Hoffnung. Die Form iſt gegen ihn, und die Seele des Rechtes folgt, wie jede, ihrem Körper nach — welches freilich traurig genug iſt.

Glücklich diejenigen, deren Herz erſt nach dem Tode beunruhigt wird, gleich dem des guten Gretry! Dieſes hatte vor zehn Jahren aufgehört zu ſchlagen; zwei Monate lag es in Paris begraben, in ſeinem Körper; dann wurde der Körper, und ihm das Herz herausgezogen; dann machte es einige Jahre oft den Weg von Paris nach Montmorency und zurück, und jezt, nachdem es ſieben Jahre in der Eremitage gelegen, muß es ſeine Ruheſtätte verlaſſen, um nach den Niederlanden zu wandern. Was geſchieht aber mit der Grabſäule im Garten? Sie kann bleiben, und man hat nur die Worte: Ton coeur n'est qu'ici, in die: Ton coeur ne fut qu'ici, umzuwandeln. Es wäre dieſes nicht das erſte Beiſpiel einer conjugirten Grabſchrift, welche Art zu conjugiren etwas Angenehmes hat, weil ſie Leben in den Tod bringt. Auf Rouſſeau's Grabmal in Ermenonville ſtanden die Worte: Ici repose l'homme de la nature et de la vérité; nachdem aber während der franzöſiſchen Revolution Rouſſeau's Gebeine nach Paris gebracht worden, änderte man in jener Inſchrift das Wort repose in reposa. Herr Flammand iſt übrigens Willens, Gretry's Grabſchrift in der zweiten Auflage nicht blos zu verbeſſern, ſondern auch zu vermehren, und dabei einige Ironie gegen die franzöſiſchen Richter anzuwenden, welche la France des Herzens beraubt haben. Gute deutſche Lapidar-Styliſten werden erſucht, mir darüber ihre äſthetiſchen Vorſchläge zu machen, da ich nicht ohne Einfluß auf die Sache bin.

XXII.

Die Anſchlagzettel.

Wenn man in Paris Langeweile hat und kein Geld, (doch trifft das Eine ſeltner ein, als das Andere,) kann man ſich die Langeweile auch ohne Geld vertreiben. Zu den vielen dazu dienlichen öffentlichen Unterhaltungen gehören auch die Anſchlagzettel, die man ganz unentgeldlich, zwar nicht benutzen, doch leſen kann. Paris hat, wie jede deutſche Stadt, ſeine Intelligenz-Blätter, petites-affiches genannt; ich habe aber in einer großen Sammlung derſelben nichts Merkwürdiges weiter gefunden, als ein proteſtantiſches Dienſtmädchen, das als Köchin in ein Haus zu kommen ſucht, wo ſie »ihrer Religion obliegen könne.« Es iſt leicht zu erklären, warum die feinern Spitzbübereien und Bedürfniſſe in dieſen petites affiches nicht angeboten werden. Erſtens, weil ſie von Fremden und höhern Ständen wenig geleſen werden, und zweitens, weil ſie den Anzeigenden nicht Platz genug gewähren, ſich gehörig auszuſprechen. Die Pariſer loben ihre Waaren und andere Kunſterzeugniſſe niemals im Lapidar-Styl, und wenn ſie, weil ihnen etwas gelungen, ſich ſelbſt loben, ſagen ſie nicht wie Cäſar: »Ich kam, ſah, ſiegte!« — ſie ſind zu beſcheiden — ſondern ſie gebrauchen viele und große Worte, und erzählen ihre Feldzüge umſtändlich. Die Anſchlagzettel ſind ihre Kommentarien. Man findet dieſe an hundert Häuſern und Mauern, die ihnen als Sammelplätze dienen. Hier ſind es aber keine Narrenhände, welche die Wände beklebt, ſondern ſehr kluge Leute. Sie wiſſen nämlich, mit wem ſie es zu thun haben — mit Franzoſen, die mit ihren Augen nicht blos ſehen, ſondern auch hören, riechen, fühlen und ſchmecken. Darum ſind die Zettel von ungeheurer Größe. Man könnte auf manche derſelben ein ganzes Quartal des Berliner Freimüthigen abdrucken, man brauchte blos die Sperre der Original-Ausgabe aufzuheben. Auch bedienen ſie ſich ſeit einiger Zeit der großen engliſchen Buchſtaben von durchbrochner Arbeit, an welchen die weißen leeren Stellen in den ſchwarzen Balken als egyptiſche Hieroglyphen räthſelhaft erſcheinen. Ich will einige gute Muſter von dieſen Anſchlagzetteln zur Kenntniß des wißbegierigen Leſers bringen, und dabei den Text mit den nöthigen moraliſchen Anmerkungen begleiten.

Die erſte Ankündigung, die ich las, fiel mir darum auf, weil ſie nur auf einem Folioblatte gedruckt war; ſie leuchtete durch ihre Beſcheidenheit hervor. Sie bietet Schreibluſtigen Plumes sans fin an, d. h. unendliche Federn, Federn, die unaufhörlich ſchreiben — eine in Deutſchland längſt bekannte Erfindung. Schriftſteller, die ſich ihrer bedienen, brauchen nur dafür zu ſorgen, daß ihnen die Gedanken zufließen; denn was die Dinte betrifft, ſo fließt dieſe aus einem kleinen hohlen Gefäße von Metall, das der Feder angeſchraubt wird, unaufhörlich von ſelbſt zu. So oft die Feder trocken geworden iſt, giebt ihr der Schreibfinger einen leichten Druck, und dann rollt ſich ein Tropfen Dinte in die Spalte hinab und erfriſcht ſie.

Neben dieſem Zettel breitet ſich ein anderer aus, der zwei Ellen feine holländiſche Leinwand lang iſt. Die Buchſtaben wechſeln in allen Farben des Regenbogens ab, die ſchwarzen ungerechnet. Oben ſtehen die Worte, und zwar flammenfarbig, wie es ihr mordbrenneriſcher Sinn erfordert: A bas les perruques! In manchem Schweizer- und deutſchen Ländchen würde das als ein Aufruf zur Empörung gegen die Behörden angeſehen werden; hier aber durfte man ſo etwas, ſogar unter Aufſicht der Polizei drucken laſſen! Doch ſcheint es, daß ſich die Pariſer Polizei auch ſpäter eines Beſſern beſonnen hat; denn in einer zweiten Auflage des nämlichen Zettels heißt es nicht mehr: A bas les perruques! ſondern, zwar ironiſcher, aber minder ſtaatsgefährlich: Adieu les perruques! Der Perrücken-Tödter macht bekannt: «Enfin malgré l'envie, l'eau merveilleuse de Mr. Brescon triomphe. Le plus incrédule est maintenant convaincu, que cette eau fait croitre les cheveux sur les têtes les plus chauves, les conserve et les empêche de blanchir.» O du Haarkräusler, was haſt du gethan! Du haſt die weißen Haare zerſtört, die Schneedecke des Lebens weggezogen — woran ſoll man künftig Jünglinge von Greiſen unterſcheiden? Wo ſoll man Weisheit, wo Schönheit und Stärke ſuchen? Was ſoll Mädchen und Fürſten in ihrer Wahl leiten? Das hätteſt du Alles wohl bedenken ſollen, Haarkräusler! — Dieſem Zettel ſchließt ſich verwandtſchaftlich folgender an: «Madame Saint-Ginet et ses Demoiselles ont l'honneur de prévenir, qu'elles se chargent de teindre ou d'épiler les cheveux blancs, telle quantité qu'on en ait. Elles se transportent en ville, si les Dames le désirent.» Der gefühlvolle Leſer wird ſchon von ſelbſt wiſſen, was er hiebei zu denken hat. — Nützlicher iſt die folgende Ankündigung von neuen Spar-Kochtöpfen, Caléfacteurs genannt. Es heißt von ihnen: «La cuisson commence par quelques centimes de combustible, continue sans feu et sans soins pendant six heures, au bout desquelles le liquide d'abord bouillant, ne s'est éloigné de l'ébullition que de quelques dégrés.» Eine ſchöne Erfindung! Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß einer Etwas zu kochen habe. Der unglückliche arme Teufel aber, welchem es daran fehlt, kann ſich zwar, vor wie nach, erhängen, erſchießen, vergiften; aber erſäufen kann er ſich nicht mehr in Paris. Das lehrt ein Zettel mit der Ueberſchrift: On ne peut plus se noyer! Eine neuerfundene Schwimm-Maſchine verhindert dieſes. Dieſe Maſchine wird größer oder kleiner verfertigt, je nach der körperlichen Größe der Perſon, die ſich ihrer bedient, ſo daß ſie immer den fünf und zwanzigſten Theil des Körpergewichtes ſchwer iſt. Nach dieſem Verhältniſſe koſtet ſie 30 bis 180 Franken. Leichtes Volk erhält ſich alſo wohlfeil über dem Waſſer, wichtigen Leuten aber koſtet dieſes viel. Auf dem feſten Lande iſt es gerade ſo.

«Gallerie métallique de la fidélité.» Was heißt das? Es wird zur Subſcription auf eine Medaillen-Sammlung eingeladen, in der alle fidelen Franzoſen abgemünzt werden ſollen. Da werden ſie viel zu thun haben; die fidélité métallique iſt gar groß in Frankreich. Der Proſpektus führt zum Motto: «Le premier devoir de l'homme est la fidélité à son roi!» — wodurch auf eine feine Art zu verſtehen gegeben wird, daß die Schweizer, Amerikaner und Frankfurter keine Menſchen ſind. — Bücheranzeigen. «L'art de choisir une femme et d'être heureux avec elle» — koſtet 30 Sous. Aber «L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des Demoiselles à marier» — koſtet 3 Franken, alſo das Doppelte. Iſt das eheliche Glück der Männer weniger werth, als das der Weiber? Oder iſt die Kunſt, mit Männern glücklich zu ſeyn, eine ſchwerere Kunſt, die ſich der Lehrer theurer bezahlen läßt? Eins von beiden muß wohl der Fall ſeyn. — Cravatiana... Das Uebrige kann ich nicht leſen, der Zettel hängt zu hoch. Wahrſcheinlich ein Lehrbuch über die Kunſt, das Halstuch zu knüpfen. Eine der wichtigſten der freien ſchönen Künſte! Die Sybilliniſchen Bücher der Pariſer Moden erzählen: Im grauen Alterthume, unter Buonaparte's Konſulat, wäre einſt ein ſchöner Jüngling drei Stunden vor dem Spiegel geſtanden, und habe verſucht, ſich das

Halstuch maleriſch umzubinden; es ſey ihm aber nicht geglückt. Endlich habe er verzweiflungsvoll die Halsbinde umgeworfen, und mit Thränen der Wuth die Schleife gezogen. Doch im Zufall ſey ein Gott geweſen. Nie früher habe die langſame Kunſt ſo Herrliches zu Stande gebracht, als hier der raſche Geiſt der Natur, und acht Sommertage lang wäre die Schleife des ſchönen Jünglings Regel geblieben. — Verlorne Sachen. Jemand hat zwei Dinge verloren. Erſtens, einen dunkelgrünen Papagey — wer ihn zurück bringt, erhält 50 Franken zur Belohnung. Zweitens, das Miniaturportrait einer Frau, auf Elfenbein gemalt — dem ehrlichen Finder werden 10 Franken angeboten. Man erſieht daraus, daß der Eigenthümer verheirathet, und daß das Elfenbein theuer iſt in Paris. . . . . Ein junger Menſch «au désespoir» hat 8000 Franken verloren — wer ſie zurückbringt erhält 2000 Franken zur Belohnung. Mit großen Buchſtaben ſteht auf dem Zettel gedruckt: Appel à la conscience! Man hat aber wenige Beiſpiele, daß dieſes Appellations-Gericht, das Urtheil der erſten Inſtanz, welche entſchieden, der Finder ſolle das Geld behalten, reformirt habe. Gleich nebenbei iſt eine andere Bekanntmachung, die dem Finder von verlornen 1500 Franken (in Banknoten) ganz naiv bemerkt: er brauche davon nur 1000 Franken dem Eigenthümer unter Couvert zuzuſchicken, die übrigen 500 Franken aber könne er für ſich behalten. Es muß alſo in Paris doch nicht ganz an Beiſpielen von ehrlichen Leuten fehlen, denn ſonſt würde man die Druckkoſten zu ſolchen Anſchlagzetteln nicht verſchwenden. Mit dem Gelde, das junge Commis oft verloren zu haben erklären, hat es aber manchmal die Bewandtniß, daß ſie das Geld verſpielt. Erſt kürzlich wurde ein wohlgeſitteter junger Menſch von ſeinem Prinzipal mit 50,000 Franken ausgeſchickt. Zufällig führt ihn ſein Weg durch das Palais Royal. Der böſe Geiſt kommt über ihn, er ſpielt, verliert das Geld, und ſtürzt ſich in die Seine. Ueber eine Naivetät der franzöſiſchen Regierung konnte ich mich nicht genug wundern. Neulich erſchien die amtliche Statiſtik der Stadt Paris. Darin wird bemerkt: unter — ich weiß nicht mehr wie vielen hundert Selbſtmorden, die ſich im vorigen Jahre in Paris ereignet, wären 223 Folgen der Spielſucht geweſen. Und das erzählen ſie ſelbſt! Als wenn die Spielſucht wie die Schwindſucht wäre, deren Tödtlichkeit man nicht verhüten könne! Sie ſagen zwar: öffentliche Spielhäuſer wären nothwendige Uebel in Paris; denn ohne ſie würde heimlich geſpielt werden, und dann könne die Polizei keine Aufſicht halten. Das ſind aber leere Ausflüchte! Die Polizei könnte eben ſo gut jedes geheime Spielhaus entdecken, als ſie Jeden, der ihr politiſch verdächtig geworden iſt, ausfindig macht, wenn ihr an dem Einen ſo viel gelegen wäre als am Andern. Die Sache liegt daran: erſtens zieht die Polizei jährlich fünf Millionen Spielpacht, welches Geld ſie auf ihre eigenthümliche edle Art verwendet. Zweitens werden die Spielhäuſer als die Kloaken angeſehen, wo alles ſchlechte Volk zuſammenfließt, die alſo die Reinhaltung der Stadt erleichtern. Und drittens dienen die Spielhäuſer der Polizei als Sklavenmärkte, wo ſie ihre geheime Agenten anwirbt und zuſammenkauft.

Da finde ich unter den Windbeuteln den Namen eines ehrlichen Deutſchen. Was will der? Er bietet ſeinen Unterricht in der deutſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache an; die Stunde zu 6 Franken. Den Schülern, welche nach Verlauf von einigen Monaten finden werden, daß ſie nichts bei ihm gelernt, will er ihr Geld zurückgeben. Deutſche Treue! — Madame Garnerin ſteigt den nächſten Sonntag in einem Luftballon auf. Man muß das Schauſpiel ſelbſt mit anſehen; am Zettel iſt nur das merkwürdig, daß die erſten Plätze 40 Franken die Perſon koſten. —

Dort das Rieſenblatt mit einem großen Holzſchnitte am Kopfe? Es iſt ein Kapaun am Bratſpieß. . . . Nein, es iſt ein ungeheures Ochſenauge, von einem Meſſer durchſtochen, welches eine Staarnadel vorſtellen ſoll. Ein Médecin oculiste bietet ſeine Dienſte an. Gut, daß Blinde den Zettel nicht ſehen können; das Schwert im Auge würde ſie abſchrecken. Der Okuliſt bemerkt ſchlau: «Rien sans lui!» Er führt, mit Namen und Wohnungen, eine Liſte der Perſonen an, die er operirt; aber der Kürze wegen erwähnt er nur die geheilten, die andern nicht. Er handelt auch mit allerlei kleinen optiſchen Waaren, und giebt nicht blos die Gläſer, ſondern auch die Augen dazu her. Er hat eine «Collection considérable d'yeux artificiels humains, qui imitent parfaitement la nature.» Wer ſie in Dutzenden kauft, erhält ſie wohlfeiler. Da der Okuliſt auch Thränenfiſteln heilt, ſo gehört ſeine Ankündigung in das Fach der romantiſchen Literatur. Er wohnt ſehr maleriſch in der Rue de la monnaie. — Ein Zettel in engliſcher Sprache lautet wie folgt: «Should the following lines be seen by the young Gentleman, who was drinking his Caffé in the Palais-Royal on sunday the 20. July last, he is most earnestly requested, to come to the hôtel de Londres Nr. 15. Rue de l'Echiquier, where he will see that relation, who so much astonished him on passing by at that time. Paris, 4. Aug.» Sehr räthſelhaft! Iſt es eine Männer- oder eine Weiberſtimme? Iſt es eine Herausforderung? Iſt es ein Sirenenlied? Hat ein Engländer unglücklicher Weiſe ſeiner Frau begegnet, die ihm von Douvres nachgeſchifft, und iſt er ſchnell und erſchrocken an ihr vorbeigeſchlüpft? Doch, was es auch ſey, konnte eine geſundene Stricknadel dem Kotzebue Stoff zu einem Schauſpiele in fünf Akten geben, ſo iſt dieſe Anzeige mehr als genug, einen Roman in drei Bänden daraus zu machen. — Auch an Zetteln in italieniſcher Sprache fehlt es nicht: aber deutſche Ankündigungen habe ich noch nicht geſehen. Die einzige öffentliche deutſche Inſchrift, die mir in Paris vorgekommen, ſteht, in goldnen Buchſtaben, an der Glasthüre eines Kaffeehauſes, und lautet: Deutſches Frühſtück. Wahrſcheinlich iſt dieſes Frühſtück aus den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 übrig geblieben. Worin es beſtehen mag, weiß ich nicht; vielleicht in Bierſuppe und im Allgemeinen Anzeiger.

XXIII.

Die Septennalite.

«Sie ſtirbt daran... Vielleicht beſſer ſo, daß ihre Leiden enden... Wir brauchten eine von Erz... Ihr werdet ſehen, es iſt ihr Salto mortale... Er liebt die Wüſten, wo man horcht der Stimme der Natur ... der Silberſtimme der Natur ... die Schande? Eine Flaſche Jordan-Waſſer wäſcht alle Flecken rein.» — Die Reden wurden immer ſauerer, Adelen's Blicke auf Alphons immer ſüßer. Die Gute, hatte auch ihrem armen Vaterlande, ein ſtilles Kämmerchen in ihrem Herzen eingeräumt, und ſie klopfte manchmal an, zu hören wie es ihm ging. Auch jezt horchte ſie, und fragte ihre Mutter: Mama, was iſt denn die Septennalite? Doch Frau von Beauvais hätte zwanzig Zungen haben können, und ſie hätte Adelen nicht geantwortet. Sie für ſich allein, glich an Emſigkeit einem Ameiſenhaufen. Zucker, Salz, Eſſig, ſpaniſchen Pfeffer und andere Mundgewürze, die ihr bald dieſer bald jener reichte, miſchte ſie zuſammen, eine ſchmackhafte Unterhaltung zu bereiten, damit es morgen heiße: der Abend geſtern war köſtlich! — «Mama!» — Frau von Beauvais begnügte ſich, ihre linke Hand auszuſtrecken, doch ohne dieſer nachzuſehen, und ſprach: laß dir das von dem Herrn erklären, Adele. — Welchen Herrn hatte ſie gemeint? Der funkelnde Diamant am ausgeſtreckten Zeigefinger, warf zwei Strahlen, einen auf mich, einen auf Alphons; doch Alphons war jung und geliebt, und da faßte Adele mich bei der Hand, zog mich in ein himmelblaues Stübchen, das von einer Milch-Lampe erhellt, wie im Mondlichte ſchwamm, und legte die Thüre bei, damit das Waffengetöſe der ſtreitenden Jungen, uns nicht ſtöre. — Ach die häßliche Zeit wo ſchöne Kinder, uns ohne Zittern die Hände drücken, und ohne Furcht mit uns allein ſind, im himmelblauen Stübchen! «Nun, mein Herr, was iſt die Septennalite?» — Zum Glücke ſchlug die Pendüle Mitternacht, und ich hatte zwölf Secunden Zeit, mich auf eine Lüge zu beſinnen. Der lezte Schlag war ſchon fünf Minuten ausgeklungen, und ich ſah immer noch auf die Uhr; denn die Uhr ſtand vor dem Spiegel, und vor dem Spiegel ſaß auch Adele in einer Bergere. Wer dieſes Mädchen einmal ſah, wünſchte ſie immer zu ſehen, oder ſie nie geſehen zu haben. Maler würden ihre Pinſel und ihre Palette wegwerfen, und Raphael einen Stümper ſchelten. Dichter wendeten den neun Bettlerinnen verächtlich den Rücken zu, und ein Criminalrichter jammerte wohl über die Qual, auf dem Rade ihres großen Auges geflochten zu ſeyn! — «Nun, mein Herr? ... Sie ſeufzen? ... Sie ſind nicht wohl?» Nein, Adele, es war die lezte Saite meines Herzens, die geſprungen. —

Es war einmal ein König, der hatte einen böſen Traum. ... «Glauben Sie an Träume, mein Herr?» — Werde ich dürfen, Adele? — «Was träumte der böſe König?» — Sie müſſen mich beſſer hören Adele; ich ſprach von keinem böſen König, ich ſprach von des Königs böſem Traum. ... Er träumte, er ſtünde am Ufer eines großen Stromes, und aus dem Fluſſe ſtiegen ſieben Kühe, die waren fett. Dann kamen ſieben andere Kühe, die waren mager. .. «Das waren vierzehn Kühe; ach, mein Herr, wie wäre ich da fortgelaufen!» — Sie dürfen mir nicht in die Rede fallen, Adele. Sie bringen mich ganz in Verwirrung. Was habe ich ſagen wollen? Nein, das war es ja gar nicht!

Vor viertauſend Jahren, lebte ein Jüngling, der Jakob hieß. Zu dieſem ſprach eines Tages ſein alter Vater: — haſt du nie geliebt? ...

„Nie, mein Herr. . . Nie mein Vater,“ erwiederte Jakob. — Adele war purpurroth. Beneidenswerther Alphons, es war die Morgenröthe deines Glückes, welche flammte! — . . . So gehe hin mein Sohn, und lerne lieben. Als der Morgen graute, nahm Jakob ſeines Vaters Segen und den Stab, und wanderte, bald an dürren Ufern heißer Ströme, bald durch Palmenwälder, bald über Cedernberge. Am Abend des dritten Tages, da er müde und durſtig war, hörte er eine Quelle murmeln, und er folgte ihrer Stimme. Er ſah ein Mädchen das ſich bückte, den Stein wegzuwälzen, mit welchem Hirten die Mündung der Quelle verſchloſſen. Jakob nahte ſich unbemerkt, dem Mädchen zu helfen. Die Hirtin richtete ſich auf, gewahrte Jakob, ein Himmelsſtrahl ſpaltete ſich, zündete in Beider Herzen, und ſie ſanken ſich lautlos in die Arme. Jakob erwachte zuerſt aus dem Entzücken, ſchaute dem Mädchen in das leuchtende Auge und ſprach: Wie nennſt du dich? — Ich bin Laban's Tochter, und Rahel nennt mich der Vater. Und du? — Ich bin der Sohn Iſaac's und Rebeccas, und Jakob nennt mich die Mutter. — Jakob drückte Rahels Hände an ſeine Bruſt, und ſprach: Hier, hier, wo die Seele ſizt, da war es mir wie gebunden; jezt bin ich frei. Freiheit, ſüße Freiheit! Du

Rahel, reichteſt mir der himmliſchen Luſt unvermiſchten Trank. — Rahel ſprach zu Jakob: Hier, hier wo es mir im verborgenen ſchlägt, ach, da war es mir ſo bang und düſter! Jakob mein Hort und Licht, ich zittere nicht mehr, es iſt mir nicht mehr dunkel. — Willſt du mein Weib ſeyn, Rahel? Das Mädchen erröthete nicht, und ſprach: fordere mich von meinem Vater. Dort hinter dem Hügel lagert er, unter ſeinen Knechten und Heerden, und das ganze Land ehrt und fürchtet den mächtigen Laban. Sie gingen den Hügel hinauf, hinter ihnen ſprangen die Lämmer. Sie gingen den Hügel hinab, und Rahel zeigte ihres Vaters Zelt, das im Lager hervorragte. Jakob, Rahel an der Hand, trat kühn und frank vor Laban, und ſprach: Gottes Segen über euch, Herr Fürſt! Ich heiße Jakob, gebt mir eure Rahel zum Weibe! — Laban war ein mächtiger und ſchlimmer Herr, und der Zorn kochte in ſeinem Herzen, über des Jünglings kühne Rede. Doch Laban war ein Schelm, und er lächelte nur. — Herr Jakob! ſprach er, Rahel kann ich Euch nicht gewähren; doch wollt Ihr dort meine Tochter Lea zum Weibe, ſo nehmt ſie, und mit ihr, Knechte und Heerden ſo viel Ihr begehrt. — Herr Fürſt! erwiederte Jakob, Eure Heerden begehre ich nicht, nach

Rahel ſteht mein Sinn. — Guter Jakob, ſprach Laban ſanft und lächelte wieder, Ihr ſeyd zu jung für meine Rahel. Wartet bis Ihr älter geworden. Dient mir ſieben Jahre, treu, wie es einem Knechte geziemt; dann führt Rahel in Euer Zelt. — Das will ich thun, Herr Fürſt! ſprach Jakob; und treu diente er ſeinem Herrn. Jakob und Rahel liebten ſich, ſie ſahen ſich, und ungezählt gingen ſieben Jahre vorüber. Aber die tückiſche Lea, tückiſcher weil ſie verſchmäht war, kränkte oft ihre Schweſter, verläumdete Jakob bei ihrem Vater, und Rahel weinte im Stillen. Jakobs Dienſtzeit ging zu Ende, und der verhießene Tag ſeines Glücks kam. Die Flamme loderte auf dem Altare, die Braut, von einem dichten Schleier verhüllt, der ihr bis zu den Füßen wallte, ſtand davor; der Prieſter ſprach den Segen. Während dieſer murmelte, vernahm Jakob eine weinende Stimme. Es iſt Lea — dachte er. Sie hat Rahel oft betrübt; doch ſie iſt unglücklich; ich will ihr Freund ſeyn. — Der Segen war geſprochen; die Anvermählte hob ihren Schleier auf — Jakob trat blaß und erſchrocken zurück. Es war nicht Rahel, es war Lea, der Jakob angetraut, und die weinende Stimme die er vernommen, war der getäuſchten Rahel ihre. Laban der Schelm hatte ihn betrogen. — Ergrimmt nahm Jakob einen Feuerbrand vom Altare, und ſtürzte auf Laban zu; der wurde bleich. Doch Laban war alt und ſchwach, und dem Jüngling ſank der drohende Arm. Da lächelte Laban der Schelm, und ſprach: Seyd nicht böſe, guter Jakob! Ihr ſeyd zu alt für meine Rahel. Dient mir ſieben andere Jahre, bis Rahel mehr herangewachſen, dann ſey ſie Euer. — Jakob begegnete Rahels flehendem Blicke — und er willigte ein. Laban lächelte. Auch dieſe ſieben Jahre gingen vorüber; doch Laban verſchob von Morgen zu Morgen, ſeiner Pflicht Erfüllung. Da kam gerechter Zorn über Jakob, und er ſprach: Gewalt gegen Gewalt, Trug gegen Trug. In einer Nacht führte er Heerden weg, ſo viel ihm gebührte; wählte unter den Knechten, die ihm alle folgen wollten, denn ſie liebten ihn, eine auserleſene Schaar, und entfloh mit Rahel. Laban der Schelm, ſezte ihm nach... «O bitte mein Herr, nur einen Augenblick! Mama hat mich gerufen.»

Der Augenblick ward zur Minute, der Minute folgten noch viele andere Minuten; aber Adele kam nicht zurück. Ich trat in den Saal. Man ſtritt noch immer; Frau von Beauvais wirthſchaftete ſo emſig wie zuvor; man lachte, ſcherzte, aß Gefrorenes und ſpielte Karten. Aber

Adele ſaß am Fenſter neben Alphons, und koßte die lezte Wolke der Eiferſucht von ſeiner Stirne weg. Sie hatte Laban, Rahel, mich und die Septennalite vergeſſen. Glücklicher Alphons! Liebe iſt noch ſchöner als Freiheit. Liebe, Alphons, und wenn du ſatt biſt — haſſe!

XXIV.

Ariſtokratismus des Geiſtes.

Der Franzoſe von heute (traue ein anderer dieſem Schillertaffet!) wird nicht müde, die Vorrechte oder Anmaßungen jeglicher politiſchen Ariſtokratie mit Haß zu bekämpfen wo er ſie findet, mit Spott zu verfolgen wo er ſie ſucht. Daß er aber in Verhältniſſen, die den Menſchen ſo viel näher angehen, wie die Bürgerlichen, als der Rock ihn enger umſchließt, wie die Stadtmauer; daß er in ſeinem geiſtigen Leben einer Ariſtokratie unterworfen iſt, die ihn ganz unbarmherzig hudelt — davon hat unſer freiheitsliebender Franzoſe, nicht die leiſeſte Ahnung. Im Reiche der franzöſiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft herrſchen altes Herkommen, Geburtsrang, Gewohnheitsrecht, Etikette und ſchnurgerader Anſtand unbeſtritten und ungeneckt. Jeder Grundſatz wird nach ſeinem Wappen, jede Kunſtregel nach ihrer Familie gefragt; ob ſie von Corneille, von Boileau, von Voltaire herſtammen, und haben ſie nichts als ihren ſelbſteignen angebornen Werth, werden ſie mit Naſerümpfen abgewieſen. Man leſe ihre neueſten Tragödien — da iſt noch ganz der beſtäubte Kanzlei-Styl der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Titusköpfe, ſie bewegen das Haupt noch immer ſo muſterhaft und ſchwer, als früher da eine Allongeperrücke auf ihm laſtete. Vergebens ſchweben ihre verliebten Schönen im griechiſchen Gewande über die Bretter; das Schleppkleid, die Schnürbruſt, den Reifrock der Frau von Pompadour — man ſieht ſie nicht mehr aber man hört ſie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenſchaft — ſie ſind wie Schönpfläſterchen angebracht und geordnet. Der Geſchmack iſt ihr Deſpot, vor dem ſie kriechen. Man leſe ihre Werke über Gott und Menſchheit; euer Geiſt fordert Brod, und man giebt ihm gepeitſchte Sahne. Noch immer glauben ſie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenſchaum der Philoſophie abzuſchlürfen, und es ſey kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die beſten ihrer neuen Bildwerke und Malereien — dieſe theatraliſchen Stellungen, dieſe Koketterie, dieſe Gallafarben, dieſe geſchnörkelten Faltenwürfe, dieſe friſirten Haare — es iſt ganz der alte Hofpomp von Verſailles. Wer iſt der große junge Menſch auf dem Schlachtgemälde dort, der ſich für den erſten hält, weil er vorn ſteht, der ſich ſpreizt wie ein Bühnenkönig, und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Iſt es der Tambour-Major der alten franzöſiſchen Kaiſergarde? Nein, es iſt Romulus, und David hat ihn gemalt!

Das, was man an Künſtlern und ihren Werken als manierirt tadelt — die unverzeihlichſte aller Geiſtes-Sünden, weil das Verderben, das ſie anſtiftet, nicht wie bei Shakſpeare, Beethoven und den altdeutſchen Malern, ein Austreten des Genius, ſondern deſſen Dürre zum Grunde hat — dieſes manierirte Weſen durchfröſtelt die Franzoſen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, malen, Muſik machen und dieſes mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit — man wird Wärme ſpüren, aber es iſt keine Sonnenwärme, es iſt Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünſtelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art: die Häuſern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde gewurzelt, und deren Wände man ſtatt mit Backſteinen mit Laub ausgefüllt, und ſtatt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte ſo kommen! Seit Franz I. haben die franzöſiſchen Könige und ihre Hofleute die Wiſſenſchaften und Künſte begünſtigt, und dieſe ſuchten, wie alle Günſtlinge, ihre Gunſt durch dieſelben Mittel zu erhalten, wodurch ſie ſie erworben: durch Gefälligkeit gegen die Grundſätze, Neigungen, Leidenſchaften und Launen ihrer Beſchützer. Dieſes hat ſich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrſcht der Hof Frankreichs Geiſter, nur daß dieſer Hof größer geworden iſt, daß ihn, wie ſonſt die Gitter der Tuilerien, jezt die Mauern von Paris umſchließen. Die Ariſtokratie der Hauptſtadt läßt in Frankreich keine Geiſtesfreiheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu Grund zu richten. Da hier das geiſtige Leben ſehr theuer iſt, muß man, um alles zu genießen, ſein Kapital angreifen. Da der wohlverdienteſte Ruhm ſich nach acht Tagen verjährt, und jeder vergeſſen iſt, von dem man eine Woche nicht geſprochen, muß der geiſtreiche Menſch ſeinen Schatz zu Goldſchlägerblättchen dünn ſchlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung ſtatt finden? Alle Werke der franzöſiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, ſondern auch beurtheilt, ſo daß ſich Richter und Partei in einer Perſönlichkeit vereinigen — wie kann da

Belehrung ſtatt finden? Aber den unſeligſten Einfluß auf Kunſt und Wiſſenſchaft üben die politiſchen Parteien aus. Dieſe Parteien rekrutiren ſich, wie ſich ſonſt die Heere rekrutirten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht gefragt; wer fähig iſt eine Flinte zu tragen, und ſie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partei die Schriftſteller und Künſtler der ihr gegenüberſtehenden herabſezt, das verſteht ſich von ſelbſt und ſchadet nicht viel; denn unverdienter Tadel iſt mehr geeignet aufzumuntern, als niederzuſchlagen. Das Verderbliche iſt darin, daß jede Partei die Werke der Künſtler und Schriftſteller, die unter ihrer Fahne ſtreiten, unverdient lobt.

Was ſich die Ultras hierbei zu Schulden kommen laſſen, braucht nicht gerügt zu werden; denn dieſe Partei iſt ſo alt wie die Welt, und ihre Fehler ſind zu tief gewurzelt, als daß ſie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partei, die noch jung iſt, und deren Schwächen neu ſind, muß man dieſe vorhalten. Sie ſollte wiſſen, daß es ihr Zweck ſeyn muß, dem Geiſtigen die Herrſchaft über das Materielle, dem friſchen Leben die über das eingemachte, und dem Naturrechte die über das Geſetz alter Pergamente zu erkämpfen, und daß daher der Sieg ſchon halb errungen iſt, wenn ſie den Feind dahingebracht, mit den Waffen des Geiſtes zu fechten. Warum alſo die Künſtler und Schriftſteller, die auf der Seite der Ultras ſtehen, herabſetzen? Da ſie mit dem Geiſte ſtreiten, ſtreiten ſie auch für den Geiſt, für die Wahrheit alſo, ſie mögen es wiſſen oder nicht, ſie mögen es wollen oder nicht — gleichviel. Der andre Fehler, den die Liberalen begehen, iſt der ſchon gerügte, daß ſie alle ihre ſtreitbaren Talente in der Hauptſtadt zuſammenhäufen, daß ſie, ſtatt gegen die Ariſtokraten einen Guerillas-Krieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn ſie ſie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es iſt zu wiederholen: die Franzoſen ſind einſeitig, und dieſer Fehler tritt gegenwärtig um ſo ſtärker hervor, gerade weil ſie ſich bemühen, ſich davon frei zu machen. Die Sprache, dieſe Kleidung des Geiſtes, iſt ihnen zu frühe angemeſſen und gefertigt worden, und da ſie täglich wachſen und vollkommner werden, werden ſie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten ſie ſtatt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie entthront, ſo würden ſie zwar langſamere Fortſchritte, aber auch keine Rückſchritte in der Freiheit gemacht haben.

XXV.

Die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft.

Der Einfall eines engliſchen Schauſpieler-Trupps in das Gebiet der franzöſiſchen Eitelkeit, war ſeit vierzehn Tagen angekündigt. « Nous verrons, » ſagte der Miroir. Das war kurz und deutlich; denn dieſes Blatt, eines der ſchlauen Kammermädchen der öffentlichen Meinung, weiß von allen Geheimniſſen ihrer Gebieterin. Zwar machte es ſpäter ein gar frommes Taubengeſicht, und ſagte: Freilich müſſe jeder brave Franzoſe die Engländer haſſen, aber Künſtler hätten kein Vaterland, und eine Vergleichung zwiſchen den franzöſiſchen und engliſchen Schauſpielern müſſe ja Allen erwünſcht ſeyn, da nicht zu zweifeln wäre, wie ſie ausfallen würde; man möge alſo ſo gut ſeyn, und ſich ruhig verhalten. Aber dieſer dünne Schleier der Heuchelei ließ Wunſch und Erwartung durchleuchten, man werde die engliſchen Schauſpieler mit Händen und Füßen zurückweiſen, und ihnen die Schlacht von Waterloo mit dicker Kreide anſchreiben. — Und es geſchah.

Die Engliſchen hatten mit dem Théatre de la Porte St. Martin einen Vertrag auf ſechs Vorſtellungen abgeſchloſſen. Die erſte Aufführung wurde am 31. Juli mit folgenden Worten angekündigt: «By his Britannic Majesty's most humble servants will be performed the tragedy of Othello in 5 acts by the most celebrated Shakespeare.» Dieſe marktſchreieriſchen Superlative thaten der Meinung von den guten Fähigkeiten der Schauſpieler gerade keinen Abbruch; denn nicht die Eiferſucht des Othello, die der Franzoſen zu ſehen war Jedermann geſpannt. Das Gedränge vor dem Hauſe war unbeſchreiblich, und das Heer von Gensd'armen zu Pferd und zu Fuß, das groß genug geweſen wäre, die Hinrichtung eines Cartouche zu decken, vermochte dießmal nicht die polizeiübliche Ordnung zu erhalten. Da fand ich Gelegenheit, die gute Laune und Liebenswürdigkeit der Franzoſen zu beobachten. Jeder ſtrengte ſich mit Händen und Worten an, ſich Luſt zu machen durch das Gewühl, um an die Thüre zu kommen, aber die Rippenſtöße wurden mit Tänzergrazie empfangen und ausgetheilt, und die geſprochenen Grobheiten waren wie in Muſik geſezt. Endlich ward auch ich in das Haus geflutet, und im Orcheſter hart neben dem Soufleur-Kaſten ausgeworfen. Die Vorſehung hatte mir dieſen Platz angewieſen, denn ich war von ihr beſtimmt, am heutigen Tage eine der erſten Rollen zu ſpielen.

Das Haus war kaum angefüllt, als ſogleich das Schauſpiel begann; nicht das Schauſpiel welches die Schauſpieler, (der Vorhang war noch nicht aufgezogen) ſondern das, welches die Zuſchauer gaben. Man übte ſich im Schreien, im Pfeifen, im Quiecken, im Pochen, im Singen, und in allen übrigen akuſtiſchen Waffen, mit welchen man die Engländer zurückzuſchlagen gedachte. Ein frommes deutſches Ohr, wie das meinige, von der zarteſten Kindheit an gewöhnt, vor dem Gebote jedes Polizeidieners erſchrocken zurückzufahren, war ganz erſtaunt zu hören, daß man ſich in Gegenwart der Gensdarmen ſo viel herauszunehmen wagte. Dieſe aber bewegten ſich nicht, und ließen gewähren. Als der Lärm recht unbändig wurde, hörte man aus einer Loge des erſten Ranges, mit lauter Stimme «la Canaille» rufen. Da ward das wüthende Geſchrei noch allgemeiner und ſtärker. «A la porte, à la porte, Martainville!» riefen mehr als tauſend Stimmen. Dieſer Söldling der Ariſtokratie, der bekannte Herausgeber des Drapeau blanc, war es, welcher jenes kecke Wort zu rufen wagte. Martainville wollte groß und ſtolz, wie ein alter Römer, das Pöbelgeſchrei verachten; er zog die Achſeln und blieb. Aber er war kein Römer, und die, welche ſchrieen, gehörten nicht zum Pöbel. Das ganze Parterre, alle Logen vereinigten ſich, dieſe Gelegenheit einer verdienten Abzüchtigung nicht vorübergehen zu laſſen, und man beſtand auf der Entfernung des verachteten und gehaßten Mannes. Ein Handſchuh wurde ihm ins Geſicht geworfen; er mußte weichen. Jauchzen und Beifallsklatſchen im ganzen Hauſe. Jetzt erhob ſich der Vorhang, Jago trat auf. Kaum den Mund geöffnet, und allgemeines Nachſpotten der breiten und zähen engliſchen Worte, und unaufhörliches Gelächter. In der Hölle, während dem Carneval, kann der Lärm nicht größer ſeyn. Auch ohne Bosheit lief es nicht ab, und Eier, Obſt, Sousſtücke flogen auf die Bühne und an die Köpfe der Schauſpieler. Dieſe aber zeigten eine unerſchütterliche Feſtigkeit und ſpielten fort, als herrſchte die aufmerkſamſte Stille. Man hörte nicht ein einziges Wort, Othello wurde als Pantomime geſpielt. Ich bemerkte nur ſehr wenige Zuſchauer, welche die Partei der Engländer nahmen. Denn wer auch an der Störung keinen thätigen Antheil nahm, erfreute ſich doch dieſes bürgerlichen

Schauſpiels, das hier mit ſo vieler Natur aufgeführt wurde. Ein junger, ſauberer Menſch, der neben mir ſaß, war einer der Wenigen, die an dem Unfuge ihren Aerger hatten. Er hatte den engliſchen Othello mitgebracht, wahrſcheinlich um ſich in der richtigen Ausſprache zu üben, denn er folgte den Schauſpielern im Buche nach. Er konnte aber über dem Geſchrei nichts hören. So oft nun die Inſurgenten irgend ein losgelaſſenes Stichelwort gegen die Engländer mit Jauchzen aufnahmen, kam mein junger Menſch außer ſich, und ſprach ironiſch: Ah, que cela est joli, ah, que cela est spirituel! »Was werden die Fremden, was die Deutſchen von der franzöſiſchen Urbanität denken!« rief er aus. Ich, ganz entzückt, unvermuthet einen, wenn auch nur ſporadiſchen Reſpekt vor meinen Landsleuten zu begegnen, zeigte mich dankbar, indem ich ſein Klagelied mit ſang. C'est une horreur, c'est abominable, c'est affreux — ſagte ich, und noch mehrere andere zornige Adjektive, die mir im Gedächtniß waren.

So drängte ſich Othello, bis zur Mitte des dritten Aktes, mit Mühe und Gefahren durch. Da entſtand ein Wortwechſel zwiſchen zwei Zuſchauern. Ein Handgemenge droht auszubrechen, paniſcher Schrecken ergreift alles, das halbe Parterre wälzte ſich zum Orcheſter hin, ſprang über die Schranke, zerbrach Geigen und Bäſſe, und ſchickte ſich an, die Bühne zu erklettern. Ich, um dieſem böſen Beiſpiele nicht zu folgen, ging ihm voran, und war der erſte, der auf die Bühne ſprang, die andern hinten drein. Jezt ließ man den Vorhang fallen. Gensd'armes füllten die Scene, um das fernere Heraufſtürmen der Zuſchauer zu verhüten. Auf der Inſel Cypern war ein tolles und luſtiges Leben. Soldaten, Polizeiagenten, ſchäkernde Schauſpielerinnen, halbohnmächtige Weiber; Othello, dem im Gedränge die Hälfte des Geſichtes abgeſchwärzt worden, zeigte eine rothe und eine afrikaniſche Wange; die ſanfte Desdemona ſchimpfte, auf ihrem Todesbette lag eine geflüchtete Baßgeige hingeſtreckt; Jago trug einen Frack über ſeiner Ritterkleidung und ſchien mir die beſte Seele von der Welt zu ſeyn. Aber das Stück wurde dennoch zu Ende geſpielt; nur daß die Hälfte des dritten Akts und der ganze vierte Akt ausgelaſſen wurden. Man begnügte ſich, Desdemona ohne weitere Umſtände erwürgen zu laſſen. Das Publikum war nicht minder beharrlich als die Schauſpieler, es ſchrie, pfiff und lärmte bis ans Ende. Von ſehr komiſcher Wirkung war es, daß in einem kleinen Luſtſpiele mit Geſang, welches auf Othello folgte, Gallerie und

Parterre an allen Geſängen Theil nahmen, und die Stimmen der unerſchrecknen Engländerinnen nachäfften.

Am folgenden Tage ließen die öffentlichen Blätter ihre Kriegstrompeten erſchallen. Die Liberalen entſchuldigten zwar den getriebenen Unfug nicht, empfahlen aber die Verirrungen der Jugend menſchenfreundlicher Nachſicht. Mit Unrecht. Der Jugend iſt wohl Verblendung zu verzeihen, weil ſie von zu ſtarkem Licht kommt, aber nicht Blindheit, die in Augenfehlern ihren Grund hat. »Des jeunes gens, nourris de l'horreur de tout ce qui n'est pas national,« wären etwas zu weit gegangen — ſagten die Liberalen. Man muß bedauern, daß die Pariſer Jugend einen ſo ſchlechten Tiſch führt, jener Horreur iſt eine Speiſe, die der Almanac des Gourmands gewiß nicht empfehlen würde. Aber am meiſten erſtaunen muß man über die grauen, erfahrenen franzöſiſchen Freiheitsmänner, die doch ſonſt ſo argwöhniſch auf alle Schritte der Macht, und ſo ſcharfſichtig ſind, ihre Liſten zu entdecken — daß ſie ſich hierin ſo zum Beſten haben laſſen, nicht einſehen, daß jener Horreur de tout ce qui n'est pas national, eine der anerzogenen Schwächen iſt, genährt die Völker feindlich auseinander zu halten, um ſie getrennt ſo leichter zu beherrſchen, und daß ſie vergeſſen, daß zu allen Zeiten die Herrſchſucht die Leidenſchaften der Freiheit benüzte, um ihre eignen zu befriedigen. Die ariſtokratiſchen Blätter auf der andern Seite, hielten es mit dem Neger von Venedig, und nannten die jungen Menſchen, die ſich herausgenommen ihn auszupfeifen; Jacobins, régicides, Séides d'une faction habituée à essayer tous les moyens de troubler l'état. Daß übrigens beide Parteien, in ihrer literariſchen Kritik des Othello übereinſtimmend behaupteten: freilich könne man Shakſpeare nicht mit Corneille vergleichen, aber der engliſche Dichter ſey doch nicht ohne Gutes — das verſteht ſich von ſelbſt; wenigſtens das Erſtere.

Zwei Tage ſpäter wollten die Engländer noch einmal auftreten, in einem Luſtſpiele von Sheridan, welches in Deutſchland unter dem Namen die Läſterſchule bekannt iſt. Man hatte die Preiſe der Plätze erhöht und glaubte damit etwas ſehr Kluges gethan zu haben. Aber das Haus war nicht weniger angefüllt, als das vorige Mal, und von der nämlichen Menſchenklaſſe. Ich war dieſes Mal ſo vorſichtig, das gefährliche Parterre zu meiden, nahm in einer Loge der zweiten Gallerie Platz, und beſah das Schlachtfeld aus der Vogel Perſpektive. Noch heftigeres Toben als das vorige Mal. Martainville gab wieder Stoff zu einem Zwiſchenſpiele. Er ließ ſich ſehen, und à la porte Martainville, à la porte le vil **Martain**, donnerte das ganze Haus. Er wollte trotzen und blieb. Aber da ſchickte man ſich an, ſeine Loge zu erklettern, die vom Parterre aus erreichbar war. Er mußte die Flucht ergreifen. Jezt erhob ſich der Vorhang; aber ſey es, daß die Engländer muthlos geworden, oder daß der Sturm zu mächtig war, ihm zu widerſtehen — nicht die erſte Scene konnte ausgeſpielt werden, und der Vorhang mußte wieder fallen. Jezt rief es: le Directeur! Man meinte nämlich den franzöſiſchen Schauſpiel-Direktor, der ſo unfranzöſiſch geweſen, Engländer auf ſeiner Bühne erſcheinen zu laſſen. Der Gerufene kam. Nüſſe, Talglichter, Handſchuhe flogen ihm ins Geſicht. Da rief eine der leitenden Stimmen: Silence, assis, attendez sa soumission, qu'il fasse ses excuses! Der zitternde Melodramen-Direktor ſprach Einiges, das ich nicht verſtand, dann rief er: Meine Herren, antworten Sie mir kurz, wollen Sie, daß die Engländer fortſpielen oder nicht? Und ein donnerndes »non« erſchallte, mit einer Einſtimmigkeit, mit einer Gleichzeitigkeit, daß es ſich die beſteingeübten Chöre in der Braut von Meſſina hätten zum Muſter nehmen können. A bas les Anglais, point d'Etrangers en France, ſchrie es von allen Seiten. Der Direktor verſprach ein franzöſiſches Stück und trat ab. Der Zorn legte ſich, und ein Luſtlärm begann. Das Parterre ſtimmte ein Lied an, worin es heißt: La Victoire est à nous. Jezt traten die franzöſiſchen Schauſpieler auf. Jeder wurde mit Jubelgeſchrei empfangen, jedes Wort wurde beklatſcht. Bravo, ce sont des Français, ce ne sont pas des beafsteeks, rief Einer von der Gallerie herab. Bis, bis, ſchrie das Parterre, und der Witz mußte wiederholt werden. Das Stück ward zu Ende geſpielt, und die Ruhe war vollkommen wieder hergeſtellt. Man wartete auf das zweite Stück, denn drei bis vier werden jeden Abend aufgeführt. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde vergebens, der Vorhang blieb niedergelaſſen, der geforderte Directeur erſchien nicht. Da brach das Ungewitter von Neuem los. Die Polizei mußte den nahenden Sturm vorhergeſehen haben, denn man hörte Waffengeräuſch hinter dem Vorhange, man ſah die Inſtrumente aus dem Orcheſter wegtragen. Jezt ward vom Parterre aus ein Hut auf die Scene geworfen, wahrſcheinlich als Zeichen des Angriffs. Darauf erhob ſich das ganze Parterre, ſtürzte ins Orcheſter, ergriff die dort befindlichen Stühle und warf ſie dem Hute nach. Jezt erhob ſich der Verhang, das Schauſpiel begann, und mit ſolcher natürlichen Natur wurde noch nie geſpielt. Eine Kompagnie Gensd'armen ſtand in Schlachtordnung auf der Bühne, vor ihnen ihre Offiziere mit gezogenen Schwertern.

Einige Minuten ſtand dieſe Streitmacht unbeweglich ſtille, und verſuchte ihre Meduſenkraft. Aber dieſer Anblick machte die Wuth der Zuſchauer nur flüſſiger. Die Stühle flogen den Gensd'armes an die Köpfe, und als die Stühle erſchöpft waren, riß man die Bänke los, und ſchleuderte ſie hinüber. Staubwolken und Angſtgeſchrei der Weiber erfüllten das Haus. Jezt kommandirten die Offiziere zum Angriffe. Die Gensd'armes mit gefälltem Bajonette drangen vor, Bänke und Stühle wurden von der Gallerie auf ſie herabgeworfen, viele ſtürzten und wurden verwundet. Allgemeine Flucht. Nach dem Parterre wurden die Logen ausgeleert. Ich war der Lezte der blieb, um das Schauſpiel bis ans Ende zu ſehen. Da ſtürzten drei Rieſen auf mich los, und ſtießen mich mit ihren Flintenkolben hinaus. So unſchuldig ich auch war, murrte ich dennoch nicht über dieſe Behandlung; ich nahm das reuig hin für meine *Gedankenſünden*, und verehrte in meinem Herzen die alles erforſchende Nemeſis.

XXVI.

Die Induſtrie-Ausſtellung im Louvre.

Die franzöſiſchen Blätter, welche mit ſympathetiſcher Dinte ſchreiben, nämlich im guten Geiſte — was wir ſo nennen — malten wohlgefällig, glänzend genug, doch freilich auf ihre Art, das Bild aus, wie in den Spielen der Völker, ſich immer der Ernſt ihres Lebens verrathen. So bei den Griechen, in den Olympiſchen, Iſthmiſchen und Nemäiſchen Spielen; ſo bei den Römern, in ihren Gladiatoren-Kämpfen; ſo in den Ritterſpielen des Mittelalters; ſo in den Spaniſchen Ketzergerichten; ſo im Venetianiſchen Carneval; ſo endlich in den Wettkämpfen des Gewerbfleißes, welche ſeit zwanzig Jahren in Frankreich eingeführt, und deren Schauſpiele in dieſer lezten Zeit erneuert werden. Die Vergleichung iſt wichtig und erſprießlich; nur muß ſie das Urtheil, bald zur gehörigen Gleichung, bald zur gehörigen Unterſcheidung führen — welches aber jenen Blättern nicht immer gelungen iſt. Die Spiele der Griechen, waren nicht Blüthen, ſie waren Früchte ihres Ernſtes. Bei dieſem glücklichen Volke, ſaß weder der Staat, noch die Religion, noch Kunſt, noch Wiſſenſchaft, noch ſinnlicher Genuß, alleinherrſchend auf dem Throne des Lebens; ſie ſtrebten nach einer allgemeinen Ausbildung; das ganze Leben war der Zweck des ganzen Lebens, und ſie erfreuten ſich einer reinen Demokratie aller ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, aller Neigungen und Begehrungen. Nicht nur die Völkerſchaften, Städte und Gemeinden: alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers; alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele, ſchickten ihre Abgeſandten und Vorſteher nach Olymp. Es war ein Erntefeſt, wie wir ſeitdem kein zweites ſahen. Rom, von einer Wölfin geſäugt, war raubgierig bis zu ſeinem Untergange, und als das Lamm den Wolf verzehrt, ging das Blut des Wolfes in die Adern des Lammes über; die Raubſucht blieb, nur daß das liſtige Fiſchernetz an die Stelle des offendrohenden Gebiſſes kam. Im Kriege tauchte Rom ſein Schwert, im Frieden ſeine Blicke in Menſchenblut — das waren die Gladiatorenkämpfe. In den Ritterſpielen war das Spiegelbild, nicht eines ſchönen, doch eines würdigen Ernſtes. An die Stelle der jungfräulichen Grazien, waren Religion, Liebe und Tapferkeit getreten, und pflegten mütterlich das Leben — derer die eins hatten. Das Volk lebte nicht. Doch war jene Zeit immer ſchöner, als eine ſpätere, denn es iſt beſſer, daß Viele vieles, als daß Alle nichts ſind. In den Luſtfeuerwerken der ſpaniſchen Inquiſition, leuchtete der gräßliche Widerſchein, eines gräßlichen Ernſtes. Das ſpaniſche Volk, wahnſinnig fromm, begoß mit Menſchenblut die himmliſche Palme. Und man wolle nicht ſagen, nicht das Volk habe das gethan, ſondern die geiſtliche Macht, die es niedergehalten — jede Tyrannei, die ein Volk duldet, übt es ſelbſt, und es hat ſie zu verantworten. Auf der hohen Leiter der Sünden, ſteht Schwäche auf der erſten Sproſſe, Feigheit auf der zweiten, und über dieſe weg muß die Macht ſchreiten, will ſie zum Gipfel klettern, wo die Tyrannei ſizt. Das venetianiſche Carneval, war, abgerechnet was geiſtlicher Kultus überall in dieſe Luſtbarkeit gebracht, eine Spielübung der Eiferſucht und der Untreue, der Herrſchbegierde und der Freiheitsliebe; Männer und Frauen, Herrſcher und Unterthanen vermummten ſich, jene, um zu lauern, dieſe, um der Lauer zu entgehen. Aber von allen jenen Abbildern des Volkslebens weit verſchieden, ſind die Wettkämpfe, welche die neuen Franzoſen auf dem Felde des Kunſtfleißes anſtellen. Dort war es immer ein ſittlicher Zweck, ein guter oder ein ſchlechter, ein ſchöner oder ein häßlicher, der ſpielend erſtrebt wurde; immer wurde die Kindlichkeit der Entſagung, oder der Wahnſinn der Selbſtverleugnung, oder der muthige Gebrauch der ausgebildeten Herrſcherkraft angefeuert und belohnt. Hier aber wird nichts getrieben und vergolten, als der Verſtand des Eigennutzes. Zwar bemerken die Liberalen tückiſch und ſchadenfroh: Im Flore des franzöſiſchen Kunſtfleißes, zeige ſich die Frucht der Macht, die ſich ſeit der Revolution der Bürgerſtand angeeignet, wie auch die Saat der künftigen Macht, die er noch zu erwerben gedenke — und freilich iſt es ſo. Iſt das aber ein erquicklicher Zuſtand? Iſt das ein wohlthuendes Schauſpiel? Bei den Griechen, war die Freiheit ein Geſchenk der Götter, das man nur verlor, wenn man es verſchmähete; jezt iſt die Freiheit der Sold der Arbeit, den man oft nicht erlangt, auch wenn man ihn verdiente. Bei den Griechen war das Volk das Poſitive, die Regierung das Negative, der Wille war im Volke, die Widerſtrebung in der Regierung — wie es auch die urſprüngliche und einzige Beſtimmung jeder Regierung iſt, ſich dem Misbrauche der

Freiheit zu widerſetzen. Jetzt aber iſt die Regierung das Poſitive und das Volk das Negative, der Wille iſt in der Regierung, und das Hinderniß im Volke, und wir Alle ſind ſo gut erzogen, daß ſelbſt die heftigſten Liberalen ihre Wünſche zu nichts höherm hinaufſchwindeln, als nur eine recht ſtarke Oppoſition zu haben. Iſt dieſer Kriegszuſtand ein erfreulicher? Iſt es erquicklich zu ſehen, daß ein Volk die Macht belagert, und daß die Macht auf das Volk ausfällt? Gewiß nicht; und iſt das die Zufriedenheit, welche der Reichthum des franzöſiſchen Bürgerſtandes, jenen Wortführern einflößt, dann ſind ſie ſehr genügſam, oder ſehr unverſtändig.

Will man genau ausmeſſen, wie weit die Wettkämpfe der Franzoſen von denen der genannten alten Völker, an ſittlicher Bedeutung abſtehen: ſo vergleiche man die Preiſe, die hier und dort den Siegern ertheilt worden. Die Art des Kampfpreiſes iſt gleichgültig; Orden, Medaillen, oder Kränze von Olivenblättern — ſie waren alle ſinnbildlich. Aber wie verſchieden iſt die Wirkung, die ſie hier und die ſie dort bei den Siegern hervorgebracht! Diagoras von Rhodus, ein Mann, ausgezeichnet durch Tugenden und Geburt, führte zwei ſeiner Söhne zu den Olympiſchen Spielen, und ſie gewannen beide den Preis. Kaum hatten ſie die Krone erlangt; als ſie ſie auf das Haupt ihres alten Vaters ſetzten, dieſen auf ihre Schultern hoben und ihn unter der zujauchzenden Menge herumtrugen. Das frohlockende Griechenland warf Blumen auf Vater und Kinder, und einige riefen: „Stirb Diagoras; du haſt nichts mehr zu wünſchen!“ Und auf dieſes Gebot ſtarb der Greis, niedergedrückt von der Laſt ſeines Entzückens. . . . Ein Anderer hatte im Wettrennen geſiegt; aber die Richter verſagten ihm den verdienten Kranz, weil er ſeinem Mitbewerber ein Bein untergeſtellt, welches gegen die ſtrenge Ordnung war. Ueber dieſe getäuſchte Hoffnung verlor der Unglückliche den Verſtand, ſtürzte im Wahnſinn in eine Kinderſchule, warf die Säule um, die das Dach trug, und ſechzig arme Kinder wurden zerquetſcht! — Mehr als hundert franzöſiſche Fabrikanten haben Ehrenkreuze oder goldene Medaillen erhalten; aber gewiß hatte keiner unter ihnen einen Vater, den aus Entzücken, daß ſein Sohn et Compagnie im Wollentücher-Wettkampf den Preis gewonnen, der Schlag gerührt. Tauſend andere Fabrikanten die ſich um den Preis bewarben, haben ihn nicht erhalten, und man hat nicht gehört, daß einer von ihnen den Verſtand verloren, und in ſeinem bedauernswürdigen Wahnſinne unter dem Fabrik-preiſe verkauft. Das iſt der Maaßſtab für ſonſt und jezt.

Treffender iſt eine andere Vergleichung, welche jene Blätter angeſtellt: eine Vergleichung der jetzigen Zeit, nicht mit der älteſten, ſondern nur mit einer ältern. Sie führen die Einbildungskraft des Leſers in die Mitte eines Ritter-Turniers am franzöſiſchen Hofe. Der König auf ſeinem Thron; die herrlich ſchönen Frauen; alle die lebensfrohen kräftigen Ritter! Seht die ſchimmernden Waffen, den Sammt, die Seide, das Geld, das reiche Pferdegeſchirr, den glänzenden Stahl, die ſtolzen Reigerfedern! Welches Leben! Welche Fülle des Lebens! Aber reißt die Schranken weg, die den Kampfplatz umgeben, und dahinter iſt ein bleiches Volk in Lumpen! Aber dieſe Waffen, dieſen Sammt, dieſes Geld, dieſes Pferdegeſchirr, dieſen Stahl, dieſe Reigerbüſche, dieſe koſtbare Seide, dieſes Leder ſogar — Syrien, Perſien, Italien, Venedig, Belgien, Mauritianen, haben das alle herbeigeführt und verkauft; nichts davon wurde in Frankreich von Franzoſen verfertigt. Am Hofe war Laſter, Liſt und Reichthum; im Volke war Unwiſſenheit, Tölpelhaftigkeit und Armuth.

Faſt merkwürdiger, als das Schauſpiel, dünkte mir der Schauplatz der Induſtrie-Ausſtellung.

Im Louvre fand ſie ſtatt; in dieſem Louvre das Jahrhunderte die mächtigſten Könige der Welt bewohnten, das nie ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen ſeyn, dankend oder bettelnd hinzuknieen! Hunderttauſende von Bürgern und Handwerkern, gingen nun mit beſtäubten Füßen in den Königlichen Sälen auf und ab; und die herrlichen ſo berühmten Säulenreihen, waren ihrem Ergötzen und ihrem nahen Erſtaunen preis gegeben, und ſie ſahen von dort auf den Platz hinab, von welchem fünf Menſchengeſchlechter, nur immer ehrfurchtsvoll hinaufgeſehen! Das franzöſiſche Volk hat ſich die Ehre des Louvre genommen — das iſt nicht etwas, das iſt viel.

Das ganze erſte Geſchoß des ein Viereck bildenden Louvres, deſſen vier Seiten den Hof einſchließen, war den Induſtrie-Erzeugniſſen eingeräumt. Sie füllten zwei und funfzig größere und kleinere Säle aus. Die Anordnung welche die Behörde ſowohl zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Zuſchauer, als zur bequemen und gefahrloſen Aufſtellung der Waaren getroffen, war muſterhaft. Unter dem öſtlichen Thore des Pallaſtes, waren zwei gegen einander über befindliche Thüren für den Eingang, unter dem weſtlichen Thore, ebenſo, zwei für den Ausgang beſtimmt; ſo daß die Kommenden und Gehenden, nicht auf einander ſtoßen und ſich hindern konnten. Ob zwar die Säle des ganzen Geſchoſſes alle in Verbindung ſtehen, und man ihre Reihen durchwandern kann, ohne umzukehren, ſo war doch, um den Strom der ungeheuren Menſchenmenge zu theilen, die Einrichtung getroffen, daß man, in die Mitte der Zimmerreihe gelangt, wieder in den Hof hinabſteigen mußte, um von einer andern Seite wieder hinaufſteigend, die zweite Hälfte zu durchgehen. Die Produkte waren längſt der Wände aufgeſtellt, und durch ſtarke hölzerne Geländer wurde das Gedränge von ihnen abgehalten. Ueber dem Eingang jedes Zimmers hing eine Tafel mit einer Nummer und Bezeichnung der Gattung von Waaren, die man hier zuſammengeſtellt. Jeder Fabrikant hatte auch ſeine eigene Nummer, und dieſe Nummern und Klaſſifikations-Tafeln, korreſpondirten mit dem gedruckten ſyſtematiſch eingerichteten Catalog. Die Verzierung der Waarbuden blieb den äſthetiſchen Grundſätzen jedes einzelnen Fabrikanten überlaſſen, und hier zeigte ſich überall die Gefallſucht und der gute Geſchmack. welche den Franzoſen ſo eigen ſind. Sie hatten ihre Buden, wie Tempelchen, wie Heiligenkapellen, wie Thronhimmel mit dem gehörigen Unterbau, ganz theatraliſch ausgeſchmückt. Kein Produkt war ſo ſchön, daß ſie es nicht durch eine ſchickliche Umgebung noch zu verſchönern wußten; keines war ſo unbedeutend, daß ſie nicht verſtanden, ihm durch eine gewiſſe Anordnung einen Glanz zu geben. Bis auf die Nähnadeln und eiſernen Feilen, die man zu großen ſtrahlenden Sonnen um einen Mittelpunct vereinigt, war alles eingerichtet, die Sinne zu beſtechen, und das Urtheil zu gewinnen. Die Zeuge zur Bekleidung waren auf das verführeriſchte drappirt, und manche ſchöne unſchuldige Frau mochte die Qualen des Tantalus gefühlt haben.

Fünf Tage der Woche war die Induſtrie-Ausſtellung dem breiten, zwei Tage dem hohen Publikum geöffnet. An dieſem Tage nämlich, konnte man nur vermittelſt einer Einlaßkarte in den Louvre kommen. Zwar war es jedem leicht, ſich eine ſolche Karte zu verſchaffen, bis die Zahl erſchöpft war; indeſſen befleißigte ſich die vornehme Welt, ſich nur an dieſen Galla-Tagen im Louvre zu zeigen. Dieſe Einrichtung, wie manche andere gleicher Art, war aber darum ſo getroffen, um den reconvalescirenden Pariſern nach und nach wieder Geſchmack für ariſtokratiſche Categorien beizubringen.

Eigentlich iſt die Induſtrie-Ausſtellung beſtimmt, Muſter von neuen, von vervollkommneten, oder ſolchen Waaren zu vereinigen, die bei gleicher Güte, ſich durch wohlfeilen Preis auszeichnen. Eine Jury in jedem Departemente, entſcheidet, was würdig ſey, zur Ausſtellung zu gelangen. Indeſſen ſoll ſich dieſesmal die Jury nicht ſehr anſpruchsvoll bezeigt haben, ſo daß manches zur Preisbewerbung zugelaſſen wurde, was dieſe Ehre gar nicht verdiente. Auch hatte die oberſte Verwaltungsbehörde, den Präfecten ſehr angelegentlich aufgetragen, die Fabrikanten ihrer Departements zu vermögen, daß ſie ihre Erzeugniſſe, nicht blos in eben zureichenden Muſtern, ſondern in ganzen Stücken und in Menge aufſtellten. Auf dieſe Weiſe hat die Induſtrie-Ausſtellung, die bei weitem nicht ſo glänzend war, als es die Vorige im Jahre 1819 geweſen, dennoch einen doppelt großen Raum eingenommen, und ſie iſt zur wahren Meſſe geworden. Die liberalen Blätter ſagten, dieſes ſei geſchehen, um der Aufmerkſamkeit der Pariſer, die man von dem ſpaniſchen Kriege abziehen wollte, ein breiteres Schauſpiel zu geben, und auch um zu verbergen, welch' einen nachtheiligen Einfluß der Krieg auf Handel und Gewerbe gehabt. Ob jene ewigen Zänker Recht haben oder nicht, daran iſt nichts gelegen. Iſt im proſaiſchen Klima unſeres Welttheils Induſtrie die Wurzel der Freiheit, ſo iſt es gleichgültig, ob die Hofgärtner für das Intereſſe des Tags, oder für ein dauerndes, aus Eigennutz oder für das allgemeine Wohl, das Obſtbäumchen pflegen. Es wird Früchte tragen; der Eingeweihete merkt auch hier die Liſt des Himmels, ſpottet der betrogenen Betrüger, und ſagt dem Vertrauten leiſe und lächelnd ins Ohr: die Vorſehung fiſcht wieder im Trüben!

Daß die franzöſiſchen Fabrikanten, welche an der Induſtrie-Ausſtellung Theil genommen, an Gewinnſucht und Eitelkeit mit einander gewetteifert haben werden, das läßt ſich wohl denken. Auch iſt es ſo leicht zu erklären, als zu entſchuldigen. Iſt ein einzelner Menſch eitel, mag man es verzeihen, hat er Verdienſte; wer giebt ſich die Mühe unſere Vorzüge zu verkündigen, wenn wir es nicht ſelbſt thun? Hat er keine Verdienſte, dann läßt uns das die Güte der Natur mit Dank erkennen. Dem Einen giebt ſie baare Vorzüge, dem Andern das Papiergeld der Einbildung, und ſo wird jeder zufrieden geſtellt. Iſt aber ein Volk eitel, ſo iſt das abgeſchmackt, und gar nicht zu entſchuldigen; denn jenes Surrogates der guten Eigenſchaften bedarf es nicht, weil es kein Volk in Europa giebt, das nicht durch irgend einen Vorzug andere Völker überragte, und es braucht auch nicht der Herold ſeiner eigenen Verdienſte zu ſeyn, weil Neid und Eiferſucht nie vermögen, die glänzende Seite einer Nation in Schatten zu ſtellen. Darum ſind die Franzoſen mit ihrer Nationaleitelkeit ſo unerträglich; darum ſind ihre liberalen Schriftſteller, die dieſen National-Egoismus zu erhalten und zu verſtärken ſuchen, ſo ſehr zu verdammen. Auch in ihren Berichten über die Induſtrie-Ausſtellung, haben ſie bei jeder Gelegenheit auf die Geſchmackloſigkeit der Engländer einen hämiſchen, auf die niedere Bedeutung deutſchen Kunſtfleißes einen ſtolzen Blick geworfen. Man könnte ſie fragen: Iſt dieſes Silbergeſchirr geſchmackvoller, weil es in London minder geſchmackvoll verfertigt wird; iſt dieſer Zeug beſſer, weil ihn die deutſchen Fabrikanten nicht ſo gut zu Stande bringen? Statt mit allen Völkern in Frieden zu leben — nicht im Waffenfrieden, den zu zerſtören oder zu erhalten ja nur den Regierungen obliegt; ſondern im geſelligen Frieden, wobei ſich die Völker gegenſeitig achten, ihre Vorzüge gegen einander austauſchen, und ihre Mängel wechſelſeitig ergänzen — ſuchen die liberalen franzöſiſchen Schriftſteller ihr Volk im Hochmuthe zu iſoliren; und da ihnen hierbei kein böſer Wille zuzuſchreiben iſt, ſondern nur Unverſtand, ſo möchte man ſie lieber ſchon Vormittag, als erſt Nachmittag in ein Tollhaus ſperren. Aber ſie werden Frankreich noch unglücklich machen. Denn käme einſt in dieſem Lande eine Regierung auf, die nicht den mäßig guten Willen der jetzigen hätte, dann würde ſie die, von den Freiheitsmännern genährte Eitelkeit der Franzoſen benutzen, ſie zu Eroberungen nach dem verhaßten England, oder dem verachteten Deutſchland zu führen, und das leichtſinnige Volk eilte jubelnd zur Fahne, und würde erſt, nachdem es ſiegreich zurückgekommen, mit Schrecken gewahr werden, daß man unterdeſſen das Kartenhaus ihrer Konſtitution tückiſch umgeblaſen!

Ehe ich zu dem Einzelnen der Induſtrie-Ausſtellung übergehe, fühle ich mich verpflichtet zu bemerken, daß mir zu einer gehörigen Darſtellung dieſes wichtigen Schauſpieles, gar viele Kenntniſſe fehlen. Zu einer ſolchen gebührlichen Beſchreibung, müßte man das Fabrik- und Maſchinenweſen verſtehen; man müßte die verarbeiteten Natur-Producte kennen; mit dem innern Verbrauche und der Ausfuhr der Waaren bekannt ſeyn. Um der franzöſiſchen Induſtrie in ihrer jetzigen Beſchaffenheit den gehörigen Rang anzuweiſen, dürfte auch einem die der übrigen Länder nicht fremd ſeyn. Und gar viele Einſichten würden noch erſordert, die mir mangeln. Indeſſen beruhigt mich der Gedanke, daß eine ſolche gründliche nationalökonomiſche Darſtellung, zu einem Ernſte führen würde, welcher den Leſern, für welche dieſe Blätter beſtimmt ſind, nicht willkommen wäre. Ich werde von ſolchen Dingen ſprechen die auch jedem andern auffallen würden — weil ſie glänzen, weil ſie ſchön ſind, weil ſie zu täglichem Gebrauche beſtimmt, eine ungewöhnliche Form haben, oder weil ſie zu einem ungewöhnlichen Gebrauche beſtimmt ſind; von Dingen endlich, die man gern ſelbſt beſitzen, oder lieben Freunden und Freundinnen ſchenken möchte, wenn man Geld genug hätte ſie zu kaufen. Wer aber die Induſtrie-Ausſtellung geſehen, und nicht im Stande war, ſich manches Gefällige anzueignen, der durfte doch zwei koſtbare Erfahrungen ganz unentgeldlich mitnehmen: wie Vieles der Menſch nicht entbehren, und wie vieles er entbehren kann.

1. Ternaux.

Im Konzerte der Eitelkeit und der Gewinnſucht, hat Ternaux ein Solo geſpielt, und es gebührt ihm daher eine beſondere Erwähnung. Da aber, was man nie vergeſſen darf, in Paris die Marktſchreierei ganz geſchwiſterlich mit dem wahren Verdienſte lebt, ſo ſoll zuförderſt von Ternaux's wahren Verdienſten geſprochen werden. Er iſt der erſte Fabrikant in Frankreich und beſchäftigt zwölf Fabriken, zum Theile im Auslande, nämlich in Sedan, in Louviers, in Elboeuf, St. Ouen, Rheims, Aachen, Lüttich, Enſival und Paris. Ihm am meiſten verdankt Frankreich die Vervollkommnung des Fabrikweſens ſeit dreißig Jahren, und er war der erſte, der die Hydrauliſchen Maſchinen der Engländer einführte. Er war zweimal in dieſem Lande, um deſſen Fabriken kennen zu lernen. Ternaux hat in St. Ouen eine Experimental-Werkſtätte (atelier d'épreuves) um neue Verfahrungsarten zu erproben, und er verſchwendet auf die Verſuche zu neuen Stoffen, jährlich eine große Summe. In Paris, Livorno, Neapel und andern großen Städten, hat er Handelshäuſer errichtet, die ſich nur mit dem Vertriebe ſeiner Produkte beſchäftigen, und es wird von ihm gerühmt, daß er das Glück vieler junger Leute begründe, welchen er ſeine Waaren auf Kredit gäbe. Auf ſeinen Ländereien unterhält er große Heerden von Merino-Schafen, und von jenen Ziegen deren Haar den Stoff zu den Cachemirs giebt, und welche Ternaux zuerſt aus Perſien nach Frankreich gebracht. Ternaux's Cachemirs-Shawls, werden ſogar im Orient begehrt, und die Schönheiten des Serails in Conſtantinopel, die Indiſchen Bajaderen, und die Frauen in Perſien, ſchmücken ſich damit. Um von Ternaux's ausgedehnter und verſtändiger Induſtrie eine Vorſtellung zu geben, wird erzählt, er habe in früherer Zeit eine neue Art von ihm erfundenen Tuches nach England geführt, wo ihm aber die Waare an der Douane konfiscirt worden ſey. Denn nach dem damals geltenden Handelsvertrage zwiſchen Frankreich und England, habe jeder Staat, das Recht gehabt, diejenigen Waaren zu confisciren, die von dem Einführer zwölf Prozent unter dem Preiſe angegeben würden. Ternaux habe aber bewieſen, daß der von ihm erklärte niedrige Preis, der wahre Verkaufspreis ſey, und daß er noch dreißig Prozent dabei gewinne. Dreimal habe Ternaux aus dieſem Grunde eine Confiscation ſeiner Einfuhr erlitten und dreimal habe er den Prozeß gewonnen. . . Früher gab Ternaux zehntauſend Arbeitsleuten Unterhalt; jezt aber, wegen der unruhigen Zeit und der Vervollkommnung der Maſchinen, beſchäftigt er nur noch ſechstauſend. Außer dem Erzählten hat er auch noch das Verdienſt *links* zu ſeyn. Es giebt nichts angenehmeres auf der Welt, als in Paris liberal zu ſeyn, und nebenbei ungeheuer reich. Man iſt denn im Beſitze einer ſehr romantiſch gelegenen

Zwickmühle. Fallen die Renten, zieht man nach Barcellona, und erquickt ſich an Mina's Tapferkeit; geht Cadix über, zieht man in ſeine Kaſſenſtube, und tröſtet ſich mit ſeinen Millionen. Auch zeigen die Pariſer Handelsleute bei jedem kosmopolitiſchen Unglücke, eine Seelenſtärke, die ſie den weiſeſten Männern Griechenlands gleichſtellt. Ich war ganz erfüllt von Bewunderung, und durchdrungen von Ehrfurcht, als ich am Tage da man erfuhr, Cadix habe ſich übergeben, einen liberalen Bankier beſuchte, und ihn ſo ruhig und gefaßt gefunden, daß er mit feſter Hand gemeine Handelsbriefe unterzeichnen konnte.

Ternaux erhielt zur Ausſtellung ſeiner Fabrikate, gleich den übrigen Fabrikanten, ſeinen Platz im Louvre. Ich muß unparteiiſch bemerken, daß der angewieſene Raum wirklich eng war, und es mochte hierbei von Seiten der Behörde, eine jener kleinlichen Neckereien Statt gefunden haben, die man ſich im vorigen Jahre, bei Gelegenheit der Gemälde-Ausſtellung, gegen Horace Vernet erlaubt hat. Dieſer nämlich, weil er mit der linken Hand malt, konnte auch für ſeine Werke nicht den erforderlichen Platz erhalten. Hier iſt alles Links oder Rechts, und die Menſchen werden, wie beim jüngſten Gerichte, als Böcke oder Lämmer zu beiden Seiten geſtellt. Es lohnte ſich wohl der Mühe, ſich hinter einen ariſtokratiſchen und einen liberalen Kammerdiener zu ſtecken, um zu erfahren, ob ihre Herren, je nach ihrer politiſchen Geſinnung, auf der rechten oder auf der linken Seite im Bette liegen. Aber es iſt nicht weniger zu bedenken, daß wenn Ternaux auch einen zehnmal größern Raum bekommen hätte, dieſer doch für ſeine vielen und mannigfaltigen Fabrikate nicht ausgereicht haben würde. Es war alſo der Behörde nicht möglich, dem Mangel abzuhelfen. Aber Ternaux half ihm ſelbſt ab, indem er, in ſeiner eigenen Wohnung, eine Privat-Ausſtellung veranſtaltete, und bei dieſer Gelegenheit auch ſeine Waaren im Detail und zum Fabrik-Preiſe verkaufte. Die Ausſtellung wurde von ſeinen Gegnern, ohne alle Rückſicht auf das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie, eine Contre-Exposition genannt, dem Ausdrucke Contre-Revolution nachgebildet. Ternaux's Freunde erhoben deſſen Ausſtellung ſehr, und widmeten ihr in den Journalen viele und lange Artikel. Sie lobten die Vortrefflichkeit, die Wohlfeilheit ſeiner Waaren. Unter andern bemerkten ſie: Ternaux verkaufe ſeine feinſten Wollentücher, zu 45 Fr. die Elle; die Schneider aber, (es iſt in Paris üblich, daß die Schneider zu den von ihnen verfertigten Kleidern auch das Tuch liefern) ließen ſich für die Elle 65 Fr. bezahlen, eine Prellerei, die ſelbſt für Schneider zu groß wäre. Als Ternaux die Lobrede ſeiner unverſtändigen Freunde geleſen, mochte er ſehr erſchrocken ſeyn; denn es mit den Schneidern zu verderben, dazu gehört ein Heldenmuth, für den ein Tuchhändleriſches Herz nie groß genug iſt. Er übernahm alſo ſelbſt die Vertheidigung der Schneider; er ſagte: die Herren Schneider wären die ehrlichſten Leute von der Welt, und wenn ſie ſtatt 45 Fr. 65 Fr. forderten, ſo habe das die und die Urſachen. Ternaux gebrauchte aber in ſeiner Schutzrede ſo zweideutige, ſo ſophiſtiſche Wendungen, daß ſie ſchwer zu faſſen waren. Nur ſo viel ging deutlich hervor, daß er die den Schneidern abgenommene Schuld auf die Kaufleute wälzte. Jetzt zogen dieſe zu Felde, und zwar ſchaarenweiſe, je nach ihrer Waffenart: die Tuchhändler, die Leinenhändler, die Cachemir-Händler, und die übrigen Ellenritter, alle in beſondern Abtheilungen. Sie ſagten: Ternaux habe ſeine Privat-Expoſition aus Eigennutz veranſtaltet; denn er verkaufe im Detail, und halte eine wahre Meſſe — ein Verfahren, das zu bezeichnen, ſie ſich enthalten wollten. Ein heiliges Naturrecht, ſeit Anbeginn der Welt, zwiſchen Fabrikanten und Kaufleuten geltend, unterſage Jenen, ihre Waaren im Ausſchnitt zu verkaufen, und dieſes Naturgeſetz habe Ternaux ſchmählich verlezt. Ferner: wenn er ſeine beſten Tücher zu 45 Fr. verkaufe, ſo beweiſe das nur, daß er keine feinere zu höheren Preiſen verfertige; andere Fabrikanten aber, könnten daher nicht der Uebertheurung beſchuldigt werden, wenn ſie feinere Tücher lieferten, die bis zu 90 Fr. werth wären. Die Herrn Kaufleute mögen hierin ganz Recht haben. Sie ſagten weiter: Ternaux's Preiſe wären höher als die anderer Fabrikanten, und es ſey ja eine bekannte Sache, daß die franzöſiſchen Handelsleute ſich aus Ternaux's Fabriken gar nicht verſorgten, und daß deren größter Abſatz in das Ausland ginge. Der Beweis dieſer Behauptung läge darin, daß Ternaux ſich im Stande geſehen, in ſeiner Ausſtellung für zwei Millionen Waaren zuſammenzuhäufen, was einem Fabrikanten, dem es nicht an Beſtellungen mangelte, unmöglich gefallen wäre. Auch hierin ſcheint das Recht auf der Seite der verbündeten Handelsmächte zu ſeyn. Ternaux erwiderte auf dieſe Beſchuldigungen: nicht aus Gewinnſucht, ſondern darum habe er ſeine Haus-Expoſition veranſtaltet, um die Jury zu überzeugen, daß er zu den angegebenen wohlfeilen Preiſen wirklich verkaufe. Die Jury nämlich, nehme bei ihrer Ehrenpreis-Vertheilung auf die Wohlfeilheit der Fabrikate Rückſicht; wie könne ſie ſich aber überzeugen, daß die Fabrikanten, zu den ihren Muſtern beigefügten Preiſen wirklich verkauften, wenn ſie es nicht machten, wie er es gemacht? Nur um die goldne Medaille ſey es ihm zu thun geweſen. Die gegneriſchen Handelsleute ſchlugen auch dieſe Entſchuldigung zurück, und ſo wurden einige grauſe Federſchlachten geliefert. Endlich thaten die Ternaux's den entſcheidenden Schlag. Sie ſagten: und wenn wir auch wirklich aus Gewinnſucht unſere Expoſition veranſtaltet — iſt das nicht etwas Erlaubtes, kann uns das Jemand wehren? Das war ſehr vernünftig geſprochen, und es iſt hiergegen nichts zu bemerken, als daß ſie, ſo wie ſie geendigt, hätten anfangen ſollen; der gerade Weg iſt überall der beſte.

Einiger der Fabrikate Ternaux's, die wegen ihrer Neuheit, ihrer Güte, oder ihres niedrigen Preiſes, Aufmerkſamkeit erregt, ſoll am gehörigen Orte Erwähnung geſchehen.

2. Graphiſche Künſte.

Wie der Menſch das lezte Werk der bildenden Natur war, daß er alle, in Steinen, Pflanzen und Thieren zerſtreuten Sinne und Kräfte, in ſich vereinige, und ſo über alles Erſchaffene herrſche; daß die räumliche Natur allgegenwärtig, die gebundene freibeweglich werde, und die ganze Natur dort ſey, wo ſich ein Menſch befindet — ſo wurde von den Menſchen die Buchdruckerkunſt, die ſpäteſte unter den Künſten erfunden, damit ſie alle vertheilten Bildungen der Andern verſammle, und für ſich allein darſtelle. Darum gebührt ihr wie überall, ſo auch hier der erſte Platz. Sie iſt die Erblichkeit aller hinterlaſſenen Güter, und die wahre Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes. Sie iſt die treue Leibwache der Völker, und die aufrichtige Rathgeberin der Fürſten. Sie iſt die Poſaune des Weltgerichts, welche verborgene Frevel und Tugenden bekannt macht, und die Schlechten wie die Guten vorladet, Rechenſchaft zu geben oder ihren Lohn zu empfangen.

Vergleicht man alle Künſte, je nach den ſchnellen oder langſamen Fortſchritten, die ſie ſeit ihrer Entſtehung gemacht, ſo findet man, daß diejenigen am langſamſten fortgeſchritten, die ein nothwendiges Bedürfniß des Lebens erfüllten. So die Landwirthſchaft und die Arzneikunſt. Es erklärt ſich dieſes leicht. Jede Kunſt die einem unentbehrlichen und täglichen Bedürfniſſe abhilft, läßt dem, der ſie ausübt, nicht die Zeit, auf deren Vervollkommnung zu denken, und ſie giebt ihm auch nicht den Drang dazu; denn ein nothwendiges Bedürfniß ſchweigt, ſo bald es für den Augenblick befriedigt iſt. Diejenigen Künſte nur, welche die Menſchen zu ihrer Luſt erfunden, geben ihnen Muße und Trieb, auf deren Ausbildung zu denken, weil hier keine tägliche Anwendung zerſtreut, und keine augenblickliche Befriedigung das Nachdenken einſchläfert; denn jede Luſt iſt unerſättlich. Auch die Buchdruckerkunſt hat ſeit ihrer Erfindung keine bedeutende Fortſchritte gemacht, und wenn wir neulich erfuhren, daß ein Engländer ein Druckklavier erfunden, das, mit der Schnelle des Gedankens, das Gedachte ſogleich abdruckt, ſo hat das erſt den Wunſch in uns erregt, was die Buchdruckerkunſt noch werden möchte. Bis jezt war ſie nur eine Staatskunſt, das will ſagen eine ſolche, die nur in einer geſelligen Vereinigung der Menſchen ausgeübt werden konnte, weil ſie eine Verbindung mannichfacher Kräfte erforderte. Sie muß aber eine perſönliche Kunſt werden, eine die jeder Menſch ohne fremde Hülfe, wie das Schreiben mit der Hand ausüben kann, und dann erſt, und wenn der Jugend wie das Schreiben, ſo auch das Drucken in den Schulen gelehrt würde, wäre dieſe Kunſt eine Königliche zu nennen, weil ſie aus jedem Bürger einen König machte, der ſeine Gedanken ausſchickte, daß ſie in ſeinem Namen regieren mögen, nach Würde und Kraft und Recht.

Die franzöſiſche Typographie, iſt anerkannt der deutſchen weit vorgeſchritten. Dieſe ihre Ueberlegenheit erklärt ſich, ſo viel das Techniſche der Kunſt betrifft, leicht dadurch, daß ſie, wie kein Handwerk und keine Kunſt in Frankreich, nicht am Gängelbande der alten Zunftweiber geführt wird, wie es im Aegyptiſchen Deutſchland geſchieht, wo des Vorurtheil, das man nicht länger bei Leben erhalten konnte, nach ſeinem Abſterben wenigſtens einbalſamirt wird, damit es noch ſeine tauſend Jahre räumlich fortbeſtehe, und den Lebenden den Platz wegnähme. Das ſchwächere Wachsthum der deutſchen Buchdruckerkunſt, hat aber auch noch eine andere Urſache, die, als eine ſittlich geſellige, von größerer Bedeutung iſt. Es hängt nämlich mit der deutſchen Volksbildung zuſammen. Die wiſſenſchaftliche Bildung der deutſchen Gelehrten iſt unſtreitig größer und gründlicher, als die der franzöſiſchen. Wahrſcheinlich iſt mir auch, daß in Deutſchland die wiſſenſchaftliche Bildung verbreiteter iſt als in Frankreich, und daß ſie tiefer zu den unteren Volksklaſſen hinabſteigt; doch kann wenigſtens ich darüber nicht entſcheiden.

da ich die franzöſiſchen Provinzen nicht kenne. Eines aber iſt das Gewiſſeſte: daß die gebildeten Klaſſen in Frankreich, diejenigen nämlich, die in der Mitte zwiſchen Gelehrten und Volk ſtehen, die Beamten, Fabrikanten, Kaufleute, höhere Handwerker gebildeter als in Deutſchland ſind. Sie leſen mehr, ſammeln ſich mehr Bücher, und dieſes muß auf Buchhandel und Buchdruckerkunſt natürlich einen vortheilhaften Einfluß haben. Buchhändler und Buchdrucker müſſen ſuchen dem Geſchmacke reicher Leute zu ſchmeicheln, und ſich daher bemühen, ihr Gewerbe und ihre Kunſt zu vervollkommnen. Es fehlt mir gegenwärtig an Leipziger Bücher-Verzeichniſſen, ſonſt würde ich vergleichen, wie ſich die (Bände-) Zahl der jährlich in Frankreich erſcheinenden Bücher, zu der in Deutſchland erſcheinenden verhalte. Das Journal de la librairie, welches jede Woche in Paris herauskommt, und worin in fortlaufenden Nummern alle in Frankreich erſchienenen Werke verzeichnet ſtehen, ging den 15. November gegenwärtigen Jahrs bis zur Nummer 4990. Rechnet man hierzu die noch fehlende Zeit bis zur Vollendung des Jahrs, und bringt man in Berechnung, daß von allen in Paris erſcheinenden, aus mehreren Bänden beſtehenden Werken, wenigſtens zwei Theile zugleich herauskommen, die aber unter einer Nummer ſtehen; weiß man, daß im vorigen Jahre, für drei und eine halbe Million Franken Bücher aus Paris ausgeführt worden, und rechnet man hiezu, was in Paris ſelbſt verbraucht worden, und was in den Provinzen gedruckt wird — ſo hat man einen Maaßſtab, die franzöſiſche Literatur nach ihrem arithmetiſchen Umfange mit der deutſchen zu vergleichen. Aber die Zahl der koſtſpieligen Werke, deren Abſatz für die Bildung der reichen Volksklaſſen ein gutes Zeugniß abgelegt, iſt in Frankreich ungleich größer als in Deutſchland. Gau's Reiſebeſchreibung von Nubien, welches in der Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint, iſt, ſo viel mir bekannt, das einzige Werk bezeichneter Art, das ſeit einigen Jahren in Deutſchland herausgegeben worden. Solche Werke aber erſcheinen in Frankreich jede Woche. In einem und dem nämlichen, gerade vor mir liegenden Proſpectus des Buchhändlers Maſſon in Paris, ſind folgende vier Werke angekündigt. 1) Eine »voyage pittoresque en Autriche.« 3 Bände in Folio, mit 163 Kupfern. Die gewöhnliche Ausgabe kommt auf 360 Fr. die beſſere auf 900 Fr. 2) »Collection des vases grecs de Mr. le Comte de Lamberg.« 1 Band in Folio. Die ordinäre Ausgabe 540, die feine 900 Fr. 3) Ein Büffon in 127 Bänden mit 1150 Kupfern. Gewöhnliche Ausgabe

444, die beſte 1905 Fr. 4) »Les monumens de la France.« 4 Bände in Folio. Ordinäre Ausgabe 720, feinere 2000 Fr. 5) Die Biographie universelle, die nach ihrer Vollendung wenigſtens aus 50 Bänden beſtehen wird, koſtet in der beſten Auflage der Band 48 Fr., ſo daß das ganze Buch auf 2400 Fr. zu ſtehen kommen wird. Von dieſem nämlichen Werke hat der Verleger ein einziges Exemplar auf feinem Pergament (peau velin) abziehen laſſen, wovon der Band 600 Fr. koſtet, das ganze Werk alſo 30000 Fr. koſten wird. Nimmt man nun auch an, daß der Verleger an dieſer Summe drei Viertheile rein gewönne, ſo bliebe die Summe ſeiner Auslagen doch immer noch bedeutend genug, daß ſich nicht denken ließe, er hätte dieſen Aufwand gewagt, wenn er nicht große Hoffnung hätte, das Exemplar an einen Käufer zu bringen. Hierbei iſt freilich auch zu bedenken, daß während die deutſchen Buchhändler blos auf ihr Vermögen und ihren perſönlichen Kredit beſchränkt ſind, die franzöſiſchen zu jeder koſtſpieligen Unternehmung Actionärs und Kapitalien genug finden. Dieſes iſt aber weniger eine Urſache als eine Wirkung des größern Flors des Buchhandels, denn da ein Kapitaliſt in Paris ſchon im gewöhnlichen Geldhandel 8 bis 10 Procent ganz ſicher aus ſeinen

Kapitalien zieht, ſo muß der Gewinn in literariſchen Unternehmungen, bei gleicher Sicherheit noch größer ſeyn, wenn man ſeine Kapitalien daran ſezt.

Den Kunſtwerken der Typographie war im Louvre ein großer Saal eingeräumt. Daß ſich hier die Didots vortheilhaft auszeichneten, läßt ſich denken. Dieſer ganzen Familie iſt Kunſtgenie erblich angeboren. Die Mutter des Firmin Didot, eine Dame von 82 Jahren, hat Wachsblumen, den natürlichen auf das täuſchendſte nachgeahmt, zur Ausſtellung gebracht. Firmin Didot, iſt zugleich Papier-Fabrikant, Schriftgießer, Drucker und Schriftſteller. Er brauchte ſeine Thätigkeit nur noch bis zum negativem Pole der Literatur auszuſtrecken, nämlich bis zur Zenſur, um nach einer Sündfluth, er ganz allein, die literariſche Welt wieder bevölkern zu können. Erſt vor einigen Wochen hat er eine von ihm ſelbſt gedichtete und gedruckte Tragödie auf das Theater Français gebracht. Auf dem Titelblatt einer Ueberſetzung von Virgils Hirtengedichte die vor einigen Jahren erſchien, ſind die Worte zu leſen: « Les Bucoliques de Virgile, traduites en vers français, par Firmin Didot. Gravé, fondu et imprimé par le traducteur. » Die Mitglieder der Familie Didot, leben in Handwerksfeindſchaft unter einander, und führen in öffentlichen Druckſchriften einen ſehr häßlichen Neidkrieg. Heinrich und Julius Didot machen ſich die Erfindung einer neuen Art kleiner Buchſtaben wechſelſeitig ſtreitig. Ein ſchöner Wetteifer, wer am meiſten dazu beigetragen die Menſchen blind zu machen! Es iſt mit ſolchem kleinen Drucke, in Deutſchland wie in Frankreich, etwas ſehr troſtloſes, und die Polizei die ſich doch ſonſt um alles bekümmert, ſollte eines ihrer hundert Augen, auf dieſen Gegenſtand richten. Wenn in deutſchen eleganten Blättern comme il faut, die Korreſpondenz-Artikel klein gedruckt werden, ſo iſt hierbei nichts anders zu bedauern, als daß ſie nicht noch kleiner gedruckt ſind, damit es gar nicht möglich ſey ſie zu leſen, und darüber die Zeit zu verderben. Der deutſchen Leſewelt, welcher zu Gefallen ſich jene eleganten Zeitungen auf das fadeſte parfümiren, muß man es gerade herausſagen, daß es ihrem Geſchmacke zu keiner Ehre gereicht, wenn ſie den deutſchen Komödianten eine ſo lange und breite Aufmerkſamkeit ſchenkt. Ein armer Schelm von Schauſpieler, der nicht begabt oder nicht beliebt iſt, muß auf ſeinen Kunſtreiſen, durch jene hundert Blätter Spiesruthen laufen, und ganz zerfleiſcht kehrt er zu ſeiner Mutterbühne zurück. Beliebte Schauſpieler aber, ziehen von Königsberg bis nach Wien, alle Tage unter Papier-Triumphbögen ihre Heldenbahn, und es wird erzählt, wie ſie hier den Peter, dort den Hans geſpielt, und wie oft und wie ſtark ſie beklatſcht worden. Solche Klatſchberichte mögen immerfort klein gedruckt werden. Aber bei gemeinnützigen Werken, wie das Converſations-Lexicon, ſollte man kleinen Druck nicht verſtatten, und würden die Bücher viermal theurer; denn es iſt nationalökonomiſch betrachtet, immer noch beſſer, ein Volk iſt geiſtig als körperlich blind. Man ſollte typometriſche Zenſoren anſtellen, die alles was ſie nicht verſtehen, nämlich nicht leſen könnten, ausſtreichen müßten.

Unter den Prachtwerken welche Didot ausgeſtellt, bemerkte man auch, Titelblatt und Vorrede des Boiſſeréeſchen Werkes über den Köllner Dom, das im Verlage der Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint, und ſich ganz herrlich ausnimmt. Es iſt in deutſcher Sprache und mit deutſchen Buchſtaben gedruckt, und mit einem ganz eigenen Gefühle muß man ſich bei dieſem Anblicke geſtehen, daß in Frankreich ſchöner Deutſch gedruckt wird, als in Deutſchland ſelbſt. Von den mancherlei typographiſchen Curioſitäten die zu ſehen waren, will ich nur eines Teſtaments Ludwigs XVI. gedenken, das, auf einen ſehr großen Bogen, und unter Glas und Rahmen zur Wandverzierung eingerichtet, mit «caractères funèbres» gedruckt war. Worin die typographiſche Traurigkeit eigentlich liegt, läßt ſich nicht beſchreiben; es iſt aber wahr, der Druck hat einen wahren Leichengeruch. Unter den Schriftgießern zeichnete ſich Mole der jüngere aus. Außer den Schriften der modernen Sprachen und des Griechiſchen, die man ſich nicht ſchöner denken kann, hat er auch arabiſche und perſiſche Schriftproben geliefert, die er unter Anleitung des Orientaliſten Langles verfertigte. Die Buchſtaben ſind ſo beſtimmt, reinlich und heiter, daß ſie das verwirrende, mit welchem die Schrift einer fremden Sprache uns gewöhnlich erſcheint, ganz verlieren, und man ſich ſehr verwundert, daß man dieſe ſo deutliche Schrift dennoch nicht leſen könne. Didot hat die Modelle aller zur Papierfabrikation nöthigen Maſchinen ausgeſtellt, worunter auch die Maſchine zur Verfertigung des Papiers von unendlicher Länge ſich befand. Ich habe aber nicht gehört, daß die leztere hier ſchon im Gange wäre. Auch der vortrefflichen Landcharten, worunter auch auf Seide abgedruckte, iſt zu gedenken. Die von Didot mit beweglichen Typen, kenne ich nur aus Andrer Beſchreibung; ich habe ſie überſehen. Sie werden ſehr gelobt, und es ſoll ihnen um an Brauchbarkeit den geſtochenen Karten gleichzukommen, nur noch etwas an der Illumination fehlen.

Hier ſchließt ſich die Lithographie an, deren Werke ſich in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit vermehren. Das Neueſte davon was zur Ausſtellung kam, iſt großen Theils ſchon im Stuttgarter Kunſtblatte angezeigt und beurtheilt worden. Lithographiſche Abdrücke in Oelfarben, werden wohl in Deutſchland auch ſchon bekannt ſeyn. Honore in Paris hat ein Verfahren entdeckt, die Lithographie zu Abdrücken auf Porzellan anzuwenden, und es wurde ihm darüber ein Erfindungspatent ertheilt. Alle mögliche techniſche Materialien zur Lithographie, waren in großer Menge zu ſehen: Preſſen, Muſter von lithographiſchen Steinen aus allen Gegenden Frankreichs. Senefelder, zeigte ſeine bekannte tragbare Preſſe, und ſein Steinpapier. Dieſes Erfinders der Lithographie, wurde in den franzöſiſchen Berichten über die Induſtrie-Ausſtellung kaum gedacht. Er erhielt nur ein Winkellob, das in einem Poſtſcriptum nachhinkt, und auch dieſes nur, um, wie jene Berichterſtatter ſelbſt ſagen «ihre Unparteilichkeit zu zeigen.» Das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit, die ſich zum Verdienſte anrechnet, nicht alles Unrecht gethan zu haben, was ihr freigeſtanden.

Ein Kalligraphiſches Werk fand großen Beifall, nämlich eine, auf einem Imperial Foliobogen geſchriebene franzöſiſche Charte. Die Schrift gleicht dem ſchönſten Drucke, iſt aber auch nicht ſchöner, ſo daß ſie vom Drucke ſchwer zu unterſcheiden iſt. Der Verfertiger hat 101 Tag, täglich vier Stunden auf das Werk verwendet, und er bemerkt: der ganze Hof habe dieſe Charte (nämlich die kalligraphiſche) mit Wohlgefallen betrachtet.

Auch die Papierfabrikanten hatten ihre Fabrikate zur Schau gebracht. So viel mich meine eigene Erfahrung gelehrt, iſt das Papier welches man gewöhnlich zu Briefen und zum Concipiren braucht in Paris nicht beſſer und nicht wohlfeiler als in Deutſchland. Das zum Drucke beſtimmte Papier aber (Druckpapier darf es nicht genannt werden, weil ſolches das man in Deutſchland ſo nennt, hier nur an den Volksbüchern von den niedrigſten Preiſen geſehen wird) iſt anerkannt in Deutſchland geringer und theurer als in Frankreich. Man möchte wohl wiſſen, woher das kömmt. An dem rohen Materiale zum Papiere, fehlt es in Deutſchland gewiß nicht *),

---

*) Später erfuhr ich, daß es doch wirklich ſo ſey, und es in Deutſchland an feinen vornehmen Lumpen fehle — worüber ich mich ſehr wunderte.

welche andere Verhältniſſe ſind es alſo, die dort auf dieſen wichtigen Zweig der Induſtrie nachtheilig einwirken? Die deutſchen Fabriken ſind nicht einmal im Stande den nöthigen Bedarf zu liefern, und ob zwar aus Frankreich und der Schweiz viel Papier eingeführt wird, hört man dennoch oft die deutſchen Buchhändler klagen, daß ſie beim Drucke ihrer Werke, oft durch Mangel an Papier aufgehalten würden. Sollte dort wohl der ſtarke Kanzleiverbrauch am Papiermangel Schuld ſeyn? Dieſes iſt wohl möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, wenn man bedenkt, daß ein verwickelter Kriminalprozeß, der in Frankreich innerhalb drei Monate geendigt wird, in Deutſchland erſt nach drei Jahren zur Entſcheidung kömmt, und daß dort Papier und Zeit, ſchreiben und leben, ſynonyme Wörter ſind. . . . Unter den übrigen ausgeſtellten Schreibmaterialien bemerkte man eine Sammlung Siegellacke von allen möglichen Farben, weißes ſogar. Dieſe Produkte müſſen wohl ihren Werth haben und Aufmunterung verdienen, da deren Fabrikant, bei der vorlezten Ausſtellung die Ehren-Medaille bekommen hat. Dann ſah man durchſichtiges Siegellack, das zur Verſiegelung von Flüſſigkeiten, die man gegen Verfälſchung ſichern will, empfohlen wurde, durchſichtige Oblaten, und Oblaten « à camées.« Nämlich auf länglicht-runden Oblaten aller Farben, ſind weiße erhabene Figuren, cameenartig angebracht. Dieſe werden nicht unter, ſondern auf dem Papier geklebt. Ein ſchöne Erfindung! Bei der groſſen Mannichfaltigkeit von antiken Cameen, die zu Abgüßen benuzt werden können, wird ſich für gemüthliche Briefe immer eine entſprechende Figur finden, das Herz des Empfängers auf den Inhalt vorzubereiten. Für 30 Sous kauft man eine Schachtel ſolcher Oblaten, die vom Sonntage bis zum Sonnabende der Liebe, und überhaupt für alle ſchönen Verhältniſſe des Lebens ausreichen.

Endlich iſt hier der Buchbinder-Arbeiten mit dem größten Lobe zu gedenken. Was man nur fordern kann, Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit, Geſchmack und gelegentlich auch Pracht des Einbandes, findet ſich vereinigt. Thouvenin, der ausgezeichnetſte Buchbinder in Paris, hat in dieſer lezten, wie in der vorigen Expoſition, eine Medaille erhalten. Die Preiſe des Einbandes ſteigen von 30 Sous bis zu 20 Franken. Es würde viel dazu beitragen, die ſchwache Neigung für Bücher, die man in Deutſchland unter manchen Menſchenklaſſen findet, zu verſtärken, wenn die Buchbinderei, die ſich dort in einem ſehr ſchlechten Zuſtande befindet, verbeſſert würde. Es wäre aber ſehr leicht eine ſolche Vervollkommnung herbeizuführen, indem man die deutſchen Buchbindergeſellen veranlaſſe, ihr Handwerk in Paris auszulernen. Ein hier wohnender deutſcher Buchhändler hat mir erzählt, daß er einen der lezten Theile des Converſations-Lexikons, deſſen frühere Theile er gebunden aus Deutſchland mitgebracht, hier gleichförmig habe wollen binden laſſen, aber nur mit der größten Mühe, einen deutſchen Winkel-Buchbinder ausfindig gemacht habe, der es verſtanden, jene ſchlechten Muſter treu nachzuahmen.

3. Mechaniſche Künſte.

Eine große Menge, theils ausgeführter, theils modellirter landwirthſchaftlichen Werkzeuge, bringen demjenigen, der in ſolchen Dingen keine nähere Kenntniß hat, wenigſtens den Gedanken bei, daß die nothwendigſten Ackerbau-Geräthſchaften, wohl keiner Vervollkommnung fähig ſeyn mögen, da der Pflug aus den Zeiten Heſiods und Virgils, dem heutigen faſt ganz gleich kam. Eine Handmühle, mit welcher eine Perſon, in jeder Stunde zwanzig Litres Getreide mahlen kann, ſchien mir das Werk verbeſſerter Einrichtung zu ſeyn. Sie koſtet 200 Franken; und eine für 2

Perſonen, die ſtündlich 40 Litres mahlt, koſtet 300 Fr. Feuerſpritzen, ſonſtige Löſchgeräthſchaften, wie auch ſehr zweckmäßige Rettungsmaſchinen, waren in Menge zu ſehen; doch habe ich unter leztern keine bemerkt, die nicht in Deutſchland auch ſchon bekannt, wenigſtens vom Hauptmann Neander in Berlin in Vorſchlag gebracht worden wären. Nur war hier deren Gebrauch anſchaulicher gemacht, da ſie mit dem Modell eines Hauſes in Verbindung geſezt waren. . . . . Wer Schneiders griechiſches Lexikon beſizt, kann ſich erklären, was « voiture ologyre » heißt, wie man überhaupt ohne gründliche Kenntniß der griechiſchen Sprache, ſehr viele ausgeſtellte Sachen gar nicht verſtehen konnte. Das Modell zu einem Transport-Wagen für Findelkinder, machte einen rührenden Eindruck. In einen langen bedeckten, mit Windladen verſehenen Wagen, waren zwei Reihen Hängematten von Packleinewand, denen in See-Schiffen gleich, angebracht, und zur Aufnahme der armen Würmchen beſtimmt. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß in Paris, wo alles im Großen und Fabrikmäßig getrieben wird, eigene Poſtwagen für Ammen und Findelkinder eingeführt ſind, die täglich zur beſtimmten Stunde abfahren, und welchen man auf den Landſtraßen oft begegnet. . . Das Modell einer Normal-Küche, war appetitlich anzuſehen. Nicht weniger als funfzig Speiſen können darin gleichzeitig gekocht werden. . . Ein anderes Modell zu einem Amphitheater für chirurgiſche Operationen, war nach einer vortrefflichen Idee ausgeführt. Freilich kann man die Schauſpieler auf ſolchen Bühnen, nicht völlig zufrieden ſtellen: aber für die Bequemlichkeit der Zuſchauer, iſt auf das beſte geſorgt. — Das neuerfundene « Instrument destiné à remplacer les sang-sues, » kenne ich nur aus der gedruckten Anzeige. Wenn es ſeine Beſtimmung erfüllt, iſt es von nationalökonomiſcher Wichtigkeit, und kann, allgemein eingeführt, große Erſparniſſe in den Staats- und Privat-Haushaltungen bewirken.

Der rühmlichſt bekannte Mälzl aus Wien, K. K. Oeſterreichiſcher Hof-Mechaniker, der ſeit mehreren Jahren in Paris lebt, und durch ſeine Metronomen mit deutſcher Beharrlichkeit dafür ſorgt, daß die Franzoſen im gehörigen Takte bleiben, hat nicht blos dieſe ſeine bekannten Taktmeſſer, ſondern auch weibliche Puppen zur Schau geſtellt, die, jede unter einer Glasglocke, ſtill und beſcheiden auf kleinen Stühlchen ſitzen, und, in verſchiedenen Landestrachten, gar herrlich geputzt ſind. Aber nicht blos in ihren ſchönen Geſichtern und Kleidern, beſteht ihr Werth, ſondern darin, daß ſie ſprechen können. Sie können ja und nein ganz hörbar ſagen. Die Franzoſen machten ſich über dieſe Wortkargheit luſtig, und wollen daraus auf eine gewiſſe Geiſtesarmuth ſchließen; aber die leichtſinnigen Spötter vergeſſen, daß ſelbſt den geiſtreichſten Staatsmännern, welche die größten Dinge zu Stande bringen, es ſelten gelingt, Ja oder Nein deutlich auszuſprechen. — Bedeutender als jene weiblichen Puppen, iſt ein männliches Puppen-Spiel, das einer der erſten Pariſer Mechaniker verfertigt hat; nämlich ein vollſtändiges Regiment franzöſiſcher Lanzenreuter, die mit Pferden und Waffen, alle Bewegungen der menſchlichen Lanziers machen, und deren Trompeter ganz gehörig dazu blaſen. Der kleine Herzog von Bordeaux, hat dieſes Spiel am vorigen Weihnachtsfeſte, von ſeinem königlichen Großonkel zum Geſchenke erhalten, und der Hof war ſo gefällig, es zum Vergnügen des Publikums in die Expoſition zu ſchicken. Unglücklicher Weiſe aber, habe ich das Kunſtwerk nicht in Thätigkeit geſehen, denn es war immerfort von einer ſolchen Menſchenmenge umgeben, daß ich mich nicht durchdrängen konnte. Habe ich das große Wunder nicht erblickt, wie man aus Maſchinen Menſchen macht, ſo tröſte ich mich damit, daß ich ſchon ein größeres Wunder geſehen.

Von den vielen ausgeſtellten Uhren, will ich nur zwei erwähnen. Das Werk der Einen, war in einem, von vergoldeter Bronze, ſchön ſculptirten Blumenkorbe, ganz verſteckt, und die jezeitige Stundenzahl, zeigte ſich, im Kelch einer halbgeöffneten Roſe. Deutſche Bonbons-Deviſen verſichern: «Zeit bringt Roſen;» hier aber ſind es Roſen, welche die Zeit bringen. Das andere Uhrwerk iſt ſehr kunſtreich in einem zolllangen Zeiger angebracht, ſo daß der Zeiger ſich ſelbſt treibt. Dieſer Uhrzeiger, oder dieſe Zeiger-Uhr, kann, ohne weitere Vorrichtung, an jeder Wandfläche, auf welcher man ein Zifferblatt malt, angebracht, und davon wieder abgenommen werden. Schon im vorigen Winter ſah man dieſen Uhrzeiger an einer Spiegelfläche der franzöſiſchen Oper, auf welcher man den Stundenkreis gezogen, in Bewegung. Die Uhr zeigt ſowohl Stunden als Minuten, und iſt von überraſchender Wirkung. — Wer in ſeinem Zimmer ganz gemächlich den Lauf der Welten beobachten will, der konnte ſich in der Expoſition, Planetarien nach Belieben auswählen. Man ſah ſehr große von Holz, und auch kleine, zierlich von Metall verfertigte, die man unter einer gewöhnlichen Pendüle-Glocke bergen konnte. Mehrere aſtronomiſche Uhren verſprachen viel; wer nur die Geduld hätte, abzuwarten, ob ſie Wort halten! Sie wollen alle Veränderungen in der Zeitlichkeit anzeigen: Stunden, Minuten, Sekunden, den Wechſel der Jahreszeiten, den Lauf des Mondes, den täglichen Auf- und Untergang der Sonne, und ein Zeiger übernahm ſogar die verwegene Verpflichtung, alle vier Jahre den Schalttag in Erinnerung zu bringen.

Die ausgeſtellten Schloſſerarbeiten zeigen, daß dieſer Zweig der Induſtrie in Paris, zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Man ſieht die ſchönſten und zweckmäßigſten Werke, und das Eiſen iſt ſo vortrefflich polirt, daß man es mit Stahl verwechſeln könnte. An hundert Arten von Sicherheitsſchlöſſern, hat der Argwohn allen ſeinen Witz verſchwendet. Schön und koſtbar verzierte Geldkoffer, möchte man wieder in andere Koffer einſchließen, um ſie reinlich zu haben. Eiſerne Fingerringe gegen Migräne und zur Beförderung des Blutumlaufs, uns ehrlichen Deutſchen unter dem Namen Gichtringe längſt bekannt, wurden hier als eine neue Erfindung angeprieſen. Bratſpieße, die ſich »nach kosmiſchen Geſetzen« bewegen, ſind ſo nährend, als belehrend. In einem von koſtbarem Holze verfertigten Kaſten ſah man eine vollſtändige Sammlung aller für Schloſſer nöthigen Handwerkszeuge, auf das zierlichſte gearbeitet. Auf einer meſſingnen Platte las man die Worte eingegraben: «offert au roi pour le duc de Bordeaux.» Wem fiele hierbei nicht der unglückliche Ludwig XVI. ein, der für Schloſſerarbeiten eine ſo leidenſchaftliche Liebhaberei hatte? Daher iſt es wahrſcheinlich, daß die Gabe nicht angenommen worden.

In den Zimmern, welche die mechaniſchen Werke ausfüllten, ſah man auch eine große Menge Zeichnungen und Grundriſſe zu Bauwerken, die, theils wegen der Wunderlichkeit des Plans, theils darum einen komiſchen Eindruck machten, weil die unglücklichen Planmacher nie dazu kommen konnten, ihre Entwürfe auszuführen. Der Eine wollte ſchon unter Ludwig XVI. eine Brücke bauen; da trat die Revolution dazwiſchen. Ein Anderer wollte während der Revolution einen Tempel bauen; da kam die Uſurpation und verhinderte. Ein Dritter wollte während der Uſurpation ein Theater aufführen; da ſprach die Reſtauration: halt! — und ſo wurde den armen Schelmen, ſo oft ſie in den Tempel des Ruhms eintreten wollten, die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen. Unter andern war das Modell einer Säule zu ſehen, die ein Baukünſtler, zum Denkmahle an die Rückkehr Ludwigs XVIII. in Vorſchlag brachte. Die Säule war der auf dem Vendomes-Platze gleich; nur hatte der Künſtler die Neuerung angebracht, daß ſie von eben ſo vielen Fenſtern, als das Jahr Tage hat, nämlich von 365, durchbrechen werden ſollte. Ein guter Gedanke! Schade nur, daß dann kein Platz für die Mauerſteine übrig geblieben wäre. Dieſe Glasſäule wollte der Planmacher auf der Stelle errichtet ſehen, wo der, unter Napoleon begonnene und unvollendet gelaſſene arc de Triomphe de l'étoile ſteht, den man Platz zu gewinnen niederreißen ſollte. Napoleon hatte dieſen Siegesbogen der aus Rußland zurückkehrenden Armee beſtimmt, und die jetzige Regierung ging immer mit dem Gedanken um, ihn abbrechen zu laſſen. Kaum hatte jener Baukünſtler ſein Modell aufgeſtellt, als im Moniteur eine Königliche Verordnung erſchien, welche den arc de Triomphe de l'étoile auszubauen befahl. Es iſt nämlich, nach Beendigung des ſpaniſchen Kriegs beſchloſſen worden, das ſiegreiche franzöſiſche Heer zu belohnen, und zwar, was Feldherrn und Ober-Offiziere betrifft, die wußten, was ſie thaten, *klaſſiſch* — mit Orden, Beförderungen, Dotationen, und andern ſoliden Dingen; was aber die Gemeinen betrifft, die ohne Kritik der reinen Vernunft, blos körperlich in das Feuer gegangen, *romantiſch* — indem ihnen zugedacht worden, unter jener Triumph-Pforte in die Stadt Paris einzuziehen. Den armen Planmacher alſo, hat das neckiſche Schickſal wiederum geprellt.

4. Kleidungsſtoffe, Kleidungsſtücke und Putzwaaren.

Bei den alten Spartanern, waren Könige, Magiſtratsperſonen und die Bürger der niedrigſten Stände auf gleiche Art gekleidet. Sie trugen eine kurze Tunika von grober Wolle, darüber einen Mantel, Sandalen zur Fußbedeckung, und auf dem Kopfe eine Mütze, die unſern Nachtmützen glich; doch ſchläferig waren ſie nicht jene Spartaner! Man hätte wohl gewünſcht, bei ſeinen Beſuchen im Louvre ein ſolcher ſpartaniſcher Menſch zu ſeyn, um ſich um ſo ſtärker verwundern zu können, und alle die Herrlichkeiten mit ſo größerer Freude zu betrachten. Ganz gewiß wären die Könige Leonidas und Ageſilaus, dort vor hundert Dingen überraſcht ſtehen geblieben, an welchen jezt, ſelbſt der ärmſte Schelm, mit Gleichgültigkeit vorübergeht. Hier wäre der Ort, etwas gegen die Ueppigkeit in Kleidungen zu eifern; aber mich ſchreckt ein franzöſiſcher Schriftſteller, der neulich die Gegner des Luxus »les Jansénistes de la Fabrication« geſcholten. Einen guten Flötenſpieler hat man vor einigen Tagen «le Racine de la Flûte» genannt, und aus dieſen zwei Beiſpielen kann man ſehen, daß wir Deutſche, auf unſere gefrorene Muſik gar nicht ſtolz zu ſeyn brauchen. Das, was unter Stoffen und Zeugen meinem ungebildeten Sinne merkwürdig geſchienen, will ich kurz erzählen. Die Zeuge wären eigentlich, nach der Art ihrer Grundſtoffe einzutheilen; es herrſcht aber an ſehr vielen eine ſo verwegene Miſchung von Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen und Ziegenhaaren; die Mesallianzen zwiſchen Kette und Einſchlag ſind ſo häufig, daß eine Abſonderung nach Geburt und Herkunft gar nicht möglich war. Es iſt bequemer, jene Zeuge am menſchlichen Körper ſelbſt zu betrachten — an dieſem Sammelplatze ihrer Beſtimmung, an dieſem Abgrunde aller erſchaffenen Dinge, an dieſem reißenden Thiere, das, ſchlimmer als der Wolf, das Schaf mit der Wolle verzehrt. Gegen die logiſche und anatomiſche Eintheilung des Fabrikweſens in Kopf, Leib und Fuß, wird niemand etwas einzuwenden finden. Was die Shawls betrifft, ſollen dieſe in einem beſonderen Kapitel abgehandelt werden. Es geſchieht ſo, um das religiöſe Gefühl der Weiber zu ſchonen, welche die franzöſiſchen Shawls nicht zu den irdiſchen Dingen zählen, ſondern zu den himmliſchen.

Kleidungsſtoffe. — Die Franzoſen haben es noch nicht dahin gebracht, die franzöſiſche Wolle beſſer als die ſächſiſche zu finden. Das gereicht ihnen zur Ehre. Auffallend iſt nur, daß ſie, ohne alle Rückſicht auf den Rheinbund und auf den deutſchen Bund, die ſächſiſche Wolle immer noch «laine électorale» nennen, und daß ſie ſagen: «les laines des troupeaux de l'Electeur,» als wären alle ſächſiſche Schafe, Eigenthum des Landesfürſten. . . Feine deutſche Herren, welchen das Tuch in Deutſchland nicht theuer genug iſt, können ſich in Paris, blaues Tuch zu 90 Fr. und ſchwarzen Caſemir zu 34 Fr. die (franzöſiſche) Elle kaufen. . . «Etoffes écossaises à carreaux, dont l'usage est excellent contre le froid et la pluie; elles sont d'ailleurs légéres et solides.» Dieſen Zeug benutzen Schottländer und Schottländerinnen zu ihren Plaids. Freunde der Scott'ſchen Romane, werden ihn zu ſchätzen wiſſen. . . «Drap mousseline,» iſt wegen ſeiner Leichtigkeit zu Amazonenkleidern und Frauenmänteln dienlich. . . Spitzen-Garn aus phormium-tenax, einer in Neu-Seeland einheimiſchen Leimpflanze bereitet, iſt ein neues Fabrikat. . . Ein Atlas-Zeug, auf der einen Seite weiß, auf der Kehrſeite roſenroth, hat mich frappirt. Da die Farben nicht durchſcheinen und ſich nicht wechſelſeitig nüanciren, muß dieſe Zweideutigkeit nur gemacht worden ſeyn, um den Launen des Windes zu ſchmeicheln. . . Gewebe von Eiderdunen, zur Fütterung und Garnirung für Frauenmäntel, ſind theurer als Pelz, alſo auch ſchöner. . . Köchlin aus Mühlhauſen, der erſte Kattunfabrikant in Frankreich, hat — nichts zur Ausſtellung gebracht. Der Chef des Hauſes ſizt ſeit ſechs Monaten im Kerker, zur Strafe, daß er ein Fabrikgeheimniß der geheimen Polizei verrathen.

Kopfbedeckungen. — Die nothwendigſte, ſchönſte und wohlfeilſte Kopfbedeckung, bilden die Haare. Wenn die Natur dieſe Gabe verſagt, oder wer ſie verlebt oder verſcherzt, der muß zu Perrücken ſeine Zuflucht nehmen. Im Louvre waren ſie in Menge und Mannigfaltigkeit zu finden. Oberflächliche Beobachter, die nicht nachdenken, mußten ſich gewundert haben, dort eine ſo groſe Zahl Friſeurs zu ſehen, deren Erwerbszweig ja von gar keiner nationalökonomiſchen Wichtigkeit iſt, und die mit ihrer breiten, marktſchreieriſchen und prunkenden Ausſtellung, andern Fabrikanten Raum, Ohren und Augen wegnahmen. Wir Publiziſten aber wußten uns das zu erklären. Die Pariſer Haarkünſtler nämlich ſind, nicht in der großen Welt, aber in der hohen ſehr beliebt, wegen ihrer muſterhaften Geſinnung.

Frau von Staël hat in ihrem vortrefflichen Werke über die franzöſiſche Revolution zu bemerken vergeſſen, daß bei der Beſtürmung der Baſtille, ſich nicht ein einziger Friſeur befunden. Damals kamen mit dem Brutus-Herzen, auch die Brutus-Köpfe auf, welchen die Perrückenmacher nicht gewogen ſeyn konnten, und ſie ſind daher immer treue Anhänger des Zopf-Regimes geblieben. Die Pariſer Friſeurs ſind noch aus einem andern Grunde beliebt. Sie kommen in alle Häuſer und Familien, und zwar in den ächt kritiſchen Stunden: bei Männern des Morgens, bei Frauen zur Toilettenzeit, wo man bei dieſen und jenen, Zunge und Herz im Negligee findet; ſie erfahren alſo viel; ſie wiſſen alſo viel zu erzählen; ſie ſind alſo angenehme Geſellſchafter; ſie wiſſen ſich alſo bei allen bedeutenden Männern einzuſchmeicheln, welchen ihrer anſtrengenden Berufsgeſchäfte wegen, jede Zerſtreuung eine Wohlthat iſt; ſie wurden alſo von der Polizei, die in Frankreich wie überall, die Regierung regiert, begünſtigt; ſie konnten ſich alſo im Louvre nach Wunſch anſiedeln und ihre Waaren breit auskramen. Darunter ſah man: Perruques pylogènes, für Profeſſoren der Philologie beſtimmt; perruques imperméables, für ſolche beſchäftigte Männer, die von läſtigen Wahrheiten nicht beunruhigt werden wollten. Des Haarkünſtlers Allix, müſſen wir mit Auszeichnung gedenken. Dieſer würdige Mann, ſchmückt die Köpfe nicht blos von auſſen, ſondern auch von innen; er iſt Philoſoph, Arzt und Naturforſcher. Es giebt nichts belehrenderes, als den Proſpectus den er austheilt. Nachdem er die Geſchichte der Perrücken mit philoſophiſchem Geiſte abgehandelt, ſagt er: «es giebt ſehr viele Männer, welchen Perrücken Noth thun, die aber dennoch lieber als ſie ſolche trügen, ihren Kahlkopf dem Ungeſtüme der rauheſten Witterung preis geben; denn die auf hergebrachte Weiſe verfertigten Perrücken machen ihnen Kopfweh, Schwindel, Beängſtigung. Ich habe hundert Verſuche gemacht, wie dieſe Reizbarkeit zu ſchonen ſey, ich habe, nach dem Beiſpiele des berühmten Michalon, Gipsköpfe gegoſſen, und ihnen meine Perrücken angepaßt — doch alles vergebens! Da kam mir in den Sinn, die Anatomie des Kopfes gründlich zu ſtudieren. Ich muß geſtehen, daß die Vorſtellung des Zergliederns anfänglich alle meine Gefühle in Aufruhr brachte; aber ich dachte an die leidende Menſchheit und überwand meinen Abſchen. Die Schläfe iſt derjenige Theil des Kopfes, den ich mit der gröſten Sorgfalt unterſucht habe; ihre äuſſerſt groſe Empfindlichkeit machte mich ſtutzen.» Herr Allix erzählt nun, wie ihm der Lauf der Schläf-Arterien und Venen belehrt habe, daß der Druck der Perrücken auf dieſe Stellen, die Congeſtioneh nach dem Kopfe verurſachten; er habe durch ein neues Verfahren, dieſen Mißſtande abgeholfen. Hiermit noch nicht zufrieden, fährt der Haarkräusler fort: « Ich will jezt eine Anatomie des Kopfes geben, die ich nach Sabatier ſtudiert. » Dieſe folgt im Proſpectus in 6 Capiteln: Description de la tête; du Crotophyte ou Temporal; de l'Occipito-Frontal; des artères et veines; artère temporale; de la veine temporale. . . Wer durchaus in den Tartarus will, der thut wohl, ſich franzöſiſchen Spitzbuben anzuſchließen; ich kann mir nicht denken, daß dieſe viel zu leiden haben werden. Sie ſind ſo lieb in ihrer Schelmerei, daß Minos ſelbſt wird lachen müſſen.

Von andern Kopfbedeckungen ſind der Herren-Hüte von Ziegenhaaren zu gedenken, der chapeaux imperméables en tissu de soie, und der türkiſchen Mützen. Leztere werden hier, als etwas neues angeprieſen; aber in Wien ſind ſie wie noch viele andere türkiſche Artikel ſchon längſt Mode. Den Frauen gefiel eine neue Art Hutfedern von Fiſchbein, das ſchönſte was ſich in dieſer Art nur denken läßt. Blumen von Wachs und Gaze ſind bekannt. Von dieſen Blumen werden in Paris von zweitauſend Menſchen, jährlich für mehrere Millionen Franken verfertigt, die man über ganz Europa und Amerika verbreitet. Frauenhüte mit Geierfedern, ſchien mir ein allzuwilder Schmuck.

Leib-Bedeckungen. — Roben von «tissu circulaire» waren eine auffallende Erſcheinung. Sie haben keine Nath und gehen aus den rauhen Händen des Webers, ohne Aufenthalt in die zarten der Schönen über. Wehe den Frauenſchneidern! Nur noch zwei Schritte auf dieſem Wege, und ihre ganze Kunſt iſt entbehrlich geworden... Die Corſetts der Madame Meier, gewannen ſich tauſend freundliche Blicke. Sie hätten ſo viel «Grace» dieſe Corſetts, ſagten ſie; und dann lächelten ſie und ſchwiegen... Ternaux lieferte wollene Jüpons ohne Nath von «tricot circulaire.» Sie koſten nur 2 Fr. 25 C. und dennoch ſprach man mit der größten Hochachtung von ihnen. Der Weberſtuhl webt in jeder Minute 10920 Maſchen an dieſem Zeuge... Spitzen und Blonden ſah man, daß einen die Augen übergingen. Blonden, viermal gewaſchen, erſchienen ſo jung und friſch, wie Hebe, wenn ſie aus dem Bade ſteigt. Eine lebensgroße weibliche Wachsfigur, in einem Glashauſe, war ganz in Spitzen gekleidet. Sie ſaß auf einem

Stuhle, rührte ſich nicht, und ſprach kein kluges Wort; aber ihr Putz war zwanzigtauſend Franken werth, und ſie wurde beneidet. . . Stammler von Straßburg verfertigt Herrn-Weſten von Metallgeſpinnſt, aus Stahl oder Silberdraht. Die Maſchen ſind ſehr eng, und Amor muß ſich ſpitzere Pfeile ſchmieden laſſen, will er ein ſo umpanzertes Herz verwunden.

Fuß-Bedeckungen. — Die unglücklichen Pariſer Frauen, ſind verdammt, an den Feſttagen der Eitelkeit in Spitzen-Strümpfen zu erſcheinen, **die nichts anderes ſind, als eine künſtliche Epidermis. In unſerm Vaterlande ſind** Schnupfen und andere Erkältungen wohlfeiler zu haben. Herrn tragen **ſchwarzſeidene durchbrochene** Strümpfe, daß man ſich ſchämt, ſolch' einem ſeid'nen Geſchlechte anzugehören. Loben wir dagegen die zarten weichen Socken, die man im Bette trägt. Die eiteln Pariſer bilden ſich ein, ſie wohnten unter einem ſüdlichen Himmel und ſie leben darnach. Die Zimmer, oft der vornehmſten Häuſer, ſind mit Stein gepflaſtert; in den Schlafzimmern, ſelbſt vieler reichen Leute, findet man keine Federdecken, und zarte junge Herren, die im geheimen frieren, ſchlafen, wie Krieger im Feldlager, unter ihren Mänteln. Deutſche Reiſende in Paris, die jenen Ausweg noch nicht gefunden, leiden viel in den Hotels; wären auch die Flüſſe gefroren, man giebt ihnen nur ein leichtes Deckchen, als hätten ſie den Veſuv im Leibe. Die erwähnten Bett-Socken, die ihre Wärme ſympathetiſch weiter verbreiten, ſind daher eine ſehr wohlthätige Erfindung. . . Strümpfe von Cachemir-Gewebe, habe ich zu ſehen und zu betaſten verſäumt. . . Bas jarretières, ſo genant, «parceque ces bas ceignent la jambe jusq'au dessus du mollet, où ils sont retenus, par la seule force de l'élasticité de la maille,» ſind geſunde Strümpfe. Gut iſt es aber doch, daß man dieſe Erfindung nicht einige Jahrhunderte früher gemacht. Kein Strumpfband wäre dann verloren gegangen; kein König hätte in ſeiner Machtvollkommenheit gerufen: Hony soit qui mal y pense! kein Knieband-Orden wäre entſtanden, und — hundert unbelohnte Tugenden, gingen kümmerlich durch die Welt.

Die heuchleriſche Kunſt, den Fuß zugleich zu zeigen und zu verbergen, iſt in Paris zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Ihr dürft es einem unparteiiſchen deutſchen Manne glauben: die deutſchen Schuhe auch die beſten, können ſich, ſelbſt mit den gewöhnlichen Pariſern nicht vergleichen. Die Leztern haben einen Schmelz, einen Anhauch, ein Etwas, ein Nichts — nur der

Pinſel eines Malers konnte das anſchaulich machen. Frauenzimmer, wenn ſie über die ſchmutzige Straße gehen, ſchnallen unter die Schuhe «socques articulés» an, auch «Sous-chaussures imperméables et flexibles» genannt. Es iſt eine hölzerne, aus mehreren Theilen beſtehende Sohle, deren Glieder von zarten meſſingnen Bändern zuſammengehalten werden. Man muß aber behutſam damit auftreten, denn der kleinſte Fehltritt macht das Gleichgewicht verlieren. . . Bei naſſen Wetter trägt man souliers imperméables, die kein Waſſer durchlaſſen. Wären ſie, liebe Leſerin, eine Stunde nach der Sündfluth, vom Berge Ararat hinab, in die Ebene ſpatzieren gegangen, es wäre Ihnen dennoch kein Fuß naß geworden! Treten ſie an den Laden des Herrn Jabot. Sehen Sie das zierliche Becken mit Waſſer gefüllt? Schon drei Wochen ſchwimmt ein impermeabler Schuh wie ein Nachen darin herum, und, fühlen ſie ſelbſt, er iſt nicht im mindeſten feucht geworden! Ich hatte das ſüße Unglück, mit einer jungen Dame vor dem Laden des Herrn Jabot zu ſtehen. Funfzig Minuten wurden die Schuhe bewundert, fünf Minuten kritiſch unterſucht, und fünf Minuten darum gefeilſcht. Die Dame fragte nach dem Preiſe. Zehn Franken, ſagte Herr Jabot. «In einem andern Laden — erwiederte die Dame — wurden mir impermeable Schuhe für 6 Franken angeboten. » . . Ihr habt noch nie eine Löwin geſehen, der man ihre Jungen geraubt; aber ihre Wuth habt Ihr in tauſend Gedichten beſchrieben geleſen. So wie jene Löwin zeigte ſich Herr Jabot, als ihm geſagt werden, daß noch ein anderer Schuhmacher impermeable Schuhe verkaufe. »Comment? — rief er aus — Ceux qui vous disent que ce sont des souliers imperméables, sont des charlatans; il n'y a que moi dans l'Europe qui fait de ces souliers; c'est de mon invention, car il faut être Chymiste, et vous savez que les cordonniers ne le sont guères. » So ſprach der Schuhmacher Jabot!

5. Shawls. Cachemirs.

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt Augen euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergötzen!

Nicht Euch ruf' ich an, Ihr Muſen; denn Ihr erhört die Gebete nicht, die man erſt in der Bedrängniß an Euch wendet. Aber mein harter Sinn blieb den Cachemirs immer verſchloſſen; immer ging ich, mit trocknen Augen, trägen Blute, und matten Athemzügen an ihnen vorüber, und darum iſt jetzt, da ich ſie preiſen möchte, mein Herz leerer, als eine Ciſterne in heißen

Tagen, und meine Zunge iſt eine Bettlerin. Du aber, alte Zauberin Natur, kannſt du mir Jahre, Bart und Weisheit nehmen, kannſt du mir Jugend, Schönheit und Leichtſinn geben — ſo thue es! Doch du kannſt es nicht; dein Stab iſt gebrochen, und du auch, hinkſt an der Krücke des Geſetzes deinen Weg. So bleibt mir nichts übrig, als von den herrlichſten Weſen der Schöpfung ſtatiſtiſch zu ſprechen, und ſo trocken und dürre, als wäre von Völkerglück die Rede. Haſt du aber ein Herz, liebe Leſerin, nicht blos für deine eigene Luſt, ſondern auch für Anderer Noth: ſo wirſt du es nicht mit Gleichgültigkeit erfahren, daß der Cachemir, den du trägſt, das Auge mancher weinenden Mutter getrocknet. Die Göttin der Eitelkeit hat noch keinen Namen — nenne ſie Ceres; denn ſie iſt es, die den Hungrigen Brod giebt.

Erſt vor 21 Jahren fing man an, in Frankreich Cachemirs zu verfertigen, und in ſo kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, dieſe Arbeiten an Güte den Orientaliſchen gleich zu machen. Es wird behauptet, daß ſich die Cachemir-Ziegen in Frankreich vervollkommnet hätten. Der Fabrikant Hindenlang, ſpinnt die Cachemir-Haare bis zu Nr. 210, nämlich zwanzigmal feiner, als das aſiatiſche Geſpinnſt, das über Rußland nach Europa kommt. Schon bis Nr. 190 enthält das Pfund Geſpinnſt, 109,250 Ellen. Iſot und Eck, andere Fabrikanten, verkaufen die Cachemirs-Shawls um 30 Prozent wohlfeiler, als die Aſiatiſchen, und ſie erbieten ſich, wenn man ihnen die Hälfte eines indiſchen Shawls giebt, die andere Hälfte hinzuzuweben, ohne daß man den Unterſchied merken ſolle. Ajac von Lion, verfertigt ſeit 1815 Shawls von Flockſeide, den Cachemirs mit großer Täuſchung nachgeahmt. Dieſer Fabrikant hat den neuen Erwerbszweig ſo ausgedehnt, daß er im Jahre 1822 für 300,000 Fr. Flockſeide kaufte; daß er gegenwärtig 310 Stühle verwendet, 730 Arbeitsleute beſchäftigt, und jährlich für 1,200,000 Fr. Waaren verkauft, deren größter Theil in das Ausland geht. Die Fabrikation der flockſeidnen Shawls, iſt in acht Jahren ſo ſchnell in Flor gekommen, daß die Stadt Lion allein 4000 Arbeiter dazu beſchäftigt, die auf 1800 Stühlen jährlich 5,400,000 Fr. Waaren liefern. — Vielleicht frägſt du mich Cachemir- und wißbegierige Leſerin, warum wir Deutſche nicht auch ſo ſchöne Sachen verfertigen können, wie die Franzoſen? Ich will dir erklären, woher das kommt. Dumme Leute haben das Glück, und die Franzoſen ſind dumm. Denk dir nur, liebes Kind, dieſes Volk iſt noch ſo ungebildet, daß es nicht einmal Zünfte und eine Zenſur hat; ſo roh, daß unter ihnen, Leute ohne alle Herkunft, Miniſter werden können; ſo dumm, daß ſie die wichtigſten Prozeſſe öffentlich verhandeln, eine Jury haben, und ſogar — ich lüge nicht Mädchen — Juden mit Bürgerrechten! Dieſes Volk iſt ſo einfältig, und in den ernſthafteſten Dingen ſo leichtſinnig, daß es einen Louvel, einen Königsmörder, in weniger als vier Monaten aburtheilt, da doch die gelehrteſten Juriſten anderer Völker darin übereinſtimmen, daß man nur zur gründlichen Unterſuchung einer erſtochenen Fledermaus, wenigſtens vier Jahre brauche. Aber die dummen Franzoſen haben das Glück und werden reich, während andere verſtändige und tugendhafte Völker es zu nichts bringen. Ja, was noch am wunderlichſten iſt: die Franzoſen haben ihre Cachemirs und tauſend andere ſchöne Sachen, nur an ihren Feierabenden erfunden und verfertigt; denn von Tagesanbruch bis es dunkel ward, mußten dieſe geplagten Leute die Welt erobern! Aber, was kümmert dich das? Sey froh, Mädchen, daß du kein Mann biſt, und an nichts Anderes zu denken brauchſt, als wie du jeden Abend deinen Cachemir genau in die alten Falten zuſammenzulegen haſt.

Ternaux's ſcharlachrothe Cachemirs à la Sylla — (ſo genannt, weil Talma, als Sylla, in der Tragödie gleiches Namens, zum erſtenmale einen ſolchen trug) — ſind ſehr ſchön, und viel beſſer als der Sylla Roms und Jouys. Ternaux hat einen Cachemire ausgehängt, der 5000 Fr. koſtet. Ich konnte ihn nicht zu ſehen bekommen, weil er ſechs Wochen lang, von Morgen bis Abend, von andächtigen Zuſchauerinnen umſtellt war. Einen andern Cachemire des nämlichen Fabrikanten habe ich geſehen, der aber nur 1500 Fr. koſtet. Er iſt weiß, hat eine einfache Bordüre, und iſt ſo wenig glänzend, daß ihn gewiß keiner kaufen würde, wenn er wohlfeiler wäre: ſolchen Dingen giebt der Preis den Werth. Ein ſchönes Kind von vierzehn Jahren, das ich begleitete, nahm den Cachemire in die Hand, wog ihn, und rief: «Wie leicht! Ach wie leicht!» — «Leicht? erwiederte ich. Nein, gutes Kind, er iſt nicht leicht, er iſt ſehr ſchwer. Verſuch' es, ſtell' dich auf den Markt der Eitelkeit, nimm eine Wage in die Hand, lege in die eine Schale dieſen Cachemir, in die andere Tugend, Schönheit, Treue, häusliches Glück, Mutterliebe, und alle die andern Gewichte, die das Räderwerk des Menſchenlebens hemmen oder in Bewegung ſetzen — und du wirſt ſehen, wie ſchwer der Shawl iſt!»

Das liebe Kind verſtand mich nicht. Möchteſt du das nie verſtehen lernen, Amalie!

6. Möbel. Zimmerverzierungen.

Die ſchönſten Tiſchlerarbeiten, hat allgemein anerkannt, Werner geliefert, ein Deutſcher. Wie die Katzen, ſind die franzöſiſchen Berichte, um dieſen heißen Brei herumgegangen. Läugnen konnten ſie nicht, daß ein Ausländer die Franzoſen übertreffen; aber eingeſtanden haben ſie es auch nicht. Sie gebrauchten die Wendung: Werner wäre ſeit einigen Jahren in Paris etablirt, in dieſer allgemeinen Kunſtſchule Europens, die jeder beſuchen müſſe, der ſein Talent ausbilden wolle. So ſchwer fällt es dieſen Menſchen, einem ausländiſchen Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſo leicht machen es die verrückten Liberalen, denen, welchen daran gelegen iſt, die profane Allianz zwiſchen Volk und Volk, vor der man zittert, zu verhindern! Werner verfertigt alle ſeine Möbel von franzöſiſchem Holze, von Eſche, Pappel, Ulme, Erle, Ahorn und Citronenholze, aus der Provence. Dieſes macht ſie aber darum theurer, als die von ausländiſchem Holze verfertigten, weil bei den leztern es hinreicht, gemeines Holz mit dünnen Platten des koſtbaren zu belegen, das franzöſiſche Holz aber, ſich zu ſolcher Plattirung nicht eignet, und man daher genöthigt iſt, die Möbel ganz von dieſem Holze zu machen. Werner muß wohl auch auſſer Frankreich vortheilhaft bekannt ſeyn, denn er arbeitet für den Ruſſiſchen und den Bayer'ſchen Hof.

Ein Pariſer Tiſchler ließ ſich beifallen, einen Lehnſtuhl im Geſchmacke des Mittelalters zu verfertigen. Deſſen Grundbau iſt von Acajou, Eben- und Citronenholz zuſammengeſezt, und an der Lehne ſind nicht weniger, als 2587 Stücke Perlmutter, in verſchiedenen launiſchen Bildungen eingelegt. Der Siz iſt mit ſilbergeſticktem Sammt überzogen. Dieſer Seſſel iſt freilich ſehr geſchmacklos; aber die Kritik hat das Ihrige gethan, wenn ſie den verdienten Tadel ausgeſprochen. Doch die Pariſer Liberalen ſind über dieſen Feudalſtuhl vor Wuth auſſer ſich gekommen. Wie einſt Nicolai überall Jeſuiten roch, ſo riechen die Liberalen überall die Contre-Revolution. 'Sie ſahen, mit prophetiſchem Geiſte, in jenem Seſſel einen abſoluten König ſizen. Das mit Lilien umkränzte geſtickte H. beſtärkte ſie in ihrer Furcht. Sie gingen dem Tiſchler hart zu Leibe, und fragten den armen verblüfften Mann: „Was ſoll dieſer Stuhl? Für wen iſt dieſer Stuhl? Iſt er für den König Dagobert, oder für eine Zukunft, die jener Vergangenheit gleichen wird? Sprich Menſch! Heraus mit der Sprache!» ... Lacht Freunde; aber lacht euch nicht arm! Verwahrt eures Spottes gute Hälfte für die weiſen Narren. Im verfloſſenen Winter vernahm man bei Nacht, in einem entfernten Viertel der Stadt, ein unterirdiſches Getöſe. Und alle Pulſe der Reinblütigen ſchlugen heftiger! Und die ganze Koppel der hohen Jagd, war attent! Und alle Nachtwandler der Polizei waren aus den Betten! Man glaubte endlich, endlich, endlich, die geheime Werkſtätte des Comité-Directeurs gefunden zu haben. Und was war es? Nichts, als ein ehrlicher Paſtetenbäcker, der in ſeinem Keller, nächtlicher Weile, Talmouſés gebacken! Doch nein, ich irre mich; es waren Brioches. Sie ſind aber beide ſehr ſchmackhaft.

Schön war ein runder Eß-Tiſch, mit verborgenem Flötenwerke, das während der Mahlzeit die angenehmſten Stücke ſpielt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man ſolche Tiſche in allen deutſchen Gaſthöfen einführte, damit man die dort graſſirenden Tafel-Muſikanten los würde, die unbarmherzig, erſt nach ſieben jämmerlichen muſikaliſchen Gerichten, beim Deſert den armen Gäſten den Gnadenſtoß geben. .. An einem andern Tiſche hing ein Zettel mit den Worten: » Table en Bronze, goût du siècle de Louis XIV., executé pour Mr. le duc de — » Der Gedankenſtrich ſollte die Lüge ergänzen, die man nicht auszuſchreiben wagte; mündlich aber nannte der Verfertiger den Herzog, der den Tiſch ſo beſtellt hatte. Offenbar hatte man ein altes Stück Möbel aufgeputzt; die Franzoſen aber ſtellten ſich dumm, und als glaubten ſie, dieſer altmodiſche Tiſch ſey beſtellt worden, nur um Gelegenheit zu haben, ſich über den ſchlechten Geſchmack eines fremden Fürſten luſtig zu machen. . . Secretäre, Bettſtellen und andere Möbel von lackirten Bleche, waren häßlich; aber mit großem Lobe iſt einer Badewanne zu gedenken. Man könnte ſie eine amphibiſche nennen, denn ſie befriedigt alle Bedürfniſſe, die im Waſſer und auf dem feſten Lande entſtehen können. Der Apparat zur Erhitzung des Waſſers, iſt an der Wanne angebracht, und wird von dem Badenden ſelbſt in Thätigkeit geſezt. Das Waſſer bleibt ſieben bis acht Stunden warm, und kann, wenn kalt geworden, wieder warm gemacht werden. Die Wanne heizt zugleich das Zimmer, in dem ſie ſteht. Ein kleiner Ofen, in der Handreiche des Badenden, giebt ihm die Bequemlichkeit, ſich ſelbſt ſein Frühſtück zu bereiten — Kaffee, Thee, Chokolade, Cottelets, oder wozu er ſonſt Luſt hat. Er hat ſogar ein Pult, woran er unter dem Baden ohne das Buch naß zu machen leſen kann; kurz man kann in dieſer Wanne leben und ſterben. Dabei braucht man zur Wärmung dieſes Bades nicht mehr als für fünf Sous Brennmaterial. Der Tauſendkünſtler dieſes Badewerks, war unglücklicher Weiſe abweſend, als ich es in Augenſchein nahm, und ich fand keinen, der mir die Einrichtung erklärte. Wahrſcheinlich aber wird das Waſſer durch Dämpfe geheizt; denn ich habe lederne Schläuche bemerkt. . . Ein neues Billard, wird, ich weiß nicht warum, »jeu de la mointoison« genannt. Außer der gewöhnlichen Billard-Einrichtung, bemerkt man daran labyrinthiſche bedeckte Gänge für den Lauf der Kugeln und Zahlenreihen, nach Art der Roulet-Teppiche. Das Spiel ſieht ſehr zeitvertreibend aus, und kann Menſchen, welche die Zeit plagt, empfohlen werden.

Der Tiſchler Bonjour in Paris, bereitet einen Stuck, den er stuc ligneux nennt, womit er alle Holze, wie auch Granit, Jaspis, Porphyr, und ſonſtige Marmorarten, täuſchend nachahmt. Dieſe Tünche, die der Reibung und den Eindrücken der Witterung widerſteht, wird zur Belegung der Möbel und zur Bekleidung der Wände gebraucht. Der Stuck zieht ſich ſo ſtark in das Holz hinein, daß er nicht mehr davon getrennt werden kann. . . . Ein anderer macht Stein-Pappe (carton-pierre) die zu allen Arten architektoniſcher Verzierungen, Candelabren, und zu Abgüſſen von plaſtiſchen Kunſtwerken gebraucht werden kann. Sie iſt wohlfeiler als Holz, und ausdauernder als Gyps. Dieſe Erfindung iſt nicht neu, ſondern nur erneuert; denn man hat im Louvre Plafonds aufgefunden, die ſchon unter Heinrich II., alſo vor 180 Jahren' verfertigt worden, und die mit Steinpappe, welche nicht die geringſte Beſchädigung erlitten, verziert waren.

Unter den Möbelſtoffen, bemerkte man durchſichtigen Taffet, (taffetas diaphane), zu Fenſtervorhängen beſtimmt. In der berühmten Fabrik des Herrn Oberkamp in Jouy, wird ein durchſichtiger Leinenzeug zu Rollvorhängen verfertigt, die, nach Art der alten Kirchenfenſter gezeichnet und gemalt, bei durchfallendem Lichte, von ſchöner Wirkung ſind.

Fußteppiche. — Neu waren: Zimmerteppiche von Ochſenhaaren, und von Pelzwerk. Gefirnißte Teppiche von Wachsleinwand, von jeder beliebigen Größe, ohne Naht und in haltbaren Farben, koſten, ohne Unterſchied der mehr oder minder ſchönen Zeichnung, 15 Sous der Quadrat-Schuh. Dieſe Decken ſind in England ſehr gebräuchlich, und wurden bis vor kurzem auch nur in dieſem Lande verfertigt. Jetzt führt ſie Frankreich ſogar nach Nord-Amerika aus. . . . Die Herzogin von Berry, hat einen von ihr ſelbſt geſtickten Fußteppich zur Ausſtellung hergegeben. . . Die königliche Teppichfabrik Savonnerie lieferte für ein Zimmer der Herzogin von Angouleme, einen Teppich von den ſchönſten Zeichnungen und Farben. Ich erinnere mich aber in den Gebäuden jener Fabrik einen noch ſchönern geſehen zu haben, der für die Kaiſerin Maria Louiſe beſtimmt war. Der früher hier anweſende perſiſche Geſandte hat geſagt, daß in ſeinem Lande ſelbſt, nichts ſo ſchönes gemacht werde. Weil in den Zipfeln des Teppichs Adler angebracht ſind, wird er nicht gebraucht, und er liegt in einer Kammer zuſammengerollt, um dort zu verfaulen. Vielleicht aber auch nicht; es kommt nur darauf an, wer ausdaurender iſt — Frankreich oder der Teppich

7. Gasbeleuchtung. Lampen. Candelabern.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönere Hälfte war:
So iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönere Hälfte zwar.

Naturfreunde bemerken mit Vergnügen, wie in großen Städten das Nachtleben ſich immer kräftiger entwickelt. In Paris wird man ſchon auf zehn Uhr Abends zu Spielpartieen eingeladen, und ſuperfeine Leute, gehen erſt um Mitternacht, nach Beendigung der Oper, in Geſellſchaft. Schreitet dieſe ſchöne Sitte noch etwas vor, ſo muß es dahin kommen, daß man um vier Uhr Morgens in Geſellſchaften geht, und ſich Abends um ſieben ſchlafen legt, und dann wird man leben wie die lieben Landleute. In ihren Mahlzeiten haben es die Pariſer ſchon zu dieſer ländlichen Natürlichkeit gebracht. Sie eſſen um eilf Uhr Morgens zu Mittage, und ſpäteſtens um ſieben Uhr Abends nehmen ſie das Nachteſſen. Freilich nennen ſie ihr Mittageſſen Frühſtück, und ihr Abendeſſen Mittageſſen; aber Worte ändern die Sache nicht. Selbſt in den Speiſen fängt ſich die ungekünſtelte Natur zu zeigen an. Bei den feinſten Paſtetenbäckern findet man eine Art Schwarzbrod, das ganz ſo derb iſt, wie Pumpernikel. Als ich das erſtemal, überraſcht von dieſer Erſcheinung, den Küchenkünſtler fragte, was das wäre? antwortete er, dieſes Brod ſei ſehr rafraichissant, und beliebt bei allen Gourmands. Die Pariſerinnen von höherm Stande haben im wörtlichſten Sinne des Ausdrucks, im Winter gar keinen Tag; denn ſie kleiden ſich erſt aus, wenn man in Butzbach, Bingen, Treuenbritzen und andern Natur-Städten, ſich aufkleidet, und bis ſie nach dem Erwachen ſich die Augen gerieben und gefrühſtückt haben, iſt die Sonne wieder untergegangen. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klaſſen, ahmen das vornehme Nachtleben wenigſtens ſymboliſch nach. Den ganzen Tag ſitzen ſie in ihren Läden, im Nachtgewande und mit gewickelten Haaren, und erſt wenn es dunkel geworden iſt, putzen ſie ſich und laſſen ſich friſiren. In den Kaffeehäuſern, wo überall Frauenzimmer die Honneurs machen, ſind ſie den Tag über, an ihren Büreaux ſitzend, ganz hausmütterlich mit Nähen beſchäftigt, und reden kein Wort mit den Gäſten. Sobald aber die Lichter angezündet werden, ſchmücken ſie ſich auf's herrlichſte, und fangen an geiſtreich und liebenswürdig zu werden. Man kann ſich alſo denken, welch' eine wichtige Sache in Paris die Nachtbeleuchtung iſt. Die durch Gas, breitet ſich täglich mehr aus. Wenn es die Menſchen dahin gebracht haben werden, die atmoſphäriſche Luft von ihren Stickſtoff-Theilen zu reinigen, dann werden ſie das Verderben vollendet haben, das ſie durch die Gasbeleuchtung angefangen. Das Gaslicht iſt zu rein, für das menſchliche Auge, und unſere Enkel werden blind werden. Merkwürdig iſt, daß trotz jener guten Eigenſchaft der Gasbeleuchtung, die Ultras ihr dennoch feind ſind, wie ihnen wenigſtens die Liberalen vorwerfen. Daß dieſer Vorwurf ganz ohne Grund ſeyn ſollte, kann ich mir kaum denken; der alte Spaß mit Aufklärung, wäre doch gar zu dumm und abgenutzt. Ob der Vorwurf gegründet iſt, weiß ich auch nicht; doch erinnere ich mich nicht, je in einem Ultra-Blatte etwas zum Lobe der Gasbeleuchtung geleſen zu haben. Dieſer Widerwille wäre in der That ein pſychologiſches Räthſel, an deſſen Auflöſung ſich ein Gelehrter üben könnte. Wie, um des Himmels willen, hängt die Ariſtokratie mit Waſſerſtoffgas zuſammen? Indeſſen giebt es noch mehrere ſolche phyſikaliſche Räthſel. Wie hängt die franzöſiſche Geiſtlichkeit mit den Kuhpocken zuſammen? Man hat neulich die fürchterliche Berechnung geleſen, wie die Zahl der an den natürlichen Blattern Geſtorbenen, in Paris ſeit einigen Jahren geſtiegen; anfänglich etwa hundert jährlich, betragen jetzt die Sterbefälle über tauſend. In gleichem Verhältniſſe als ſich die Kuhpocken-Impfungen vermindern, vermehren ſich die Dotationen und Vermächtniſſe, welche die Geiſtlichkeit ſich zu verſchaffen weiß. Sie betragen jetzt ſchon viele Millionen. Wie hängt das

Alle zuſammen? Ihr Antiquare, die Ihr alte gute Kunſtwerke an ihrem edlen Roſte erkennt, Ihr Winkelmänner — ſeyd ſo gut und erklärt uns das! Woher kommt es, daß, ſeitdem die Pariſer Gaſſen mit Geiſtlichen wie beſät ſind, ſo viele Kinder an den natürlichen Blattern ſterben? Mercier erzählt, vor der Revolution habe Jemand beobachtet, daß über den Pont-Neuf alle fünf Minuten ein Schimmel und ein Aébé gegangen. Ich habe das optiſche Experiment nachgemacht, und gefunden, daß zwar an die Stelle der Schimmel, jezt die Gensd'armes getreten; ſonſt aber noch alles ſo iſt, wie es ehemals geweſen.

Geräthſchaften zur Beleuchtung, ſowohl durch Gas, als Oel und Wachs: Lüſtres, Lampen, Candelabren, waren in der Ausſtellung von groſſer Mannigfaltigkeit und Schönheit zu ſehen. Was ſich nur von Antiken dazu eignete, war in Gold, Silber, Bronce, Kryſtall oder Holz nachgebildet. Von guter Wirkung waren ein Paar Gasleuchter, in Form von Caryatiden oder Atlanten, welche kryſtallene Weltkugeln trugen, auf deren einer die Erde mit ihren geographiſchen Eintheilungen, auf deren andern die Sternbilder eingegraben waren. Ein Schuſter hat in ſeinem Laden zwei große Stiefel von Kryſtall, die mit Gas erleuchtet werden. Ußſchneider in Sargemünd, verfertigt, unter vielen andern Dingen, auch Candelabren von künſtlichem Porphyr, von ſieben Fuß Höhe. Dieſer von Utzſchneider erfundene Porphyr iſt dem natürlichen ſo täuſchend nachgemacht, daß einer der berühmteſten franzöſiſchen Mineralogen, dem man ihn zur Unterſuchung gab, ihn für einen natürlichen gehalten, und gefragt hat, in welchem Departement er gegraben werde. . . Herr Bordier-Marcet, Ingenieur in Paris, hat eine Laterne für Leuchtthürme verfertigt, die von ungemein großer Wirkung iſt. Ihr Licht kömmt an Stärke, dem von zweitauſend gewöhnlichen Lampen gleich, und verbreitet ſich acht Stunden weit. Wären alle Leuchtthürme mit ſolchen Laternen verſehen, ſo würden ſchon viele herzzerreißende Unglücksfälle und Tragödien verhütet worden ſeyn.

Auch die Wachskerzen hat man ſehr verbeſſert. Die von gereinigtem Wachſe verfertigten »bougies diaphanes,« ſind durchſichtig und gleichen dem Alabaſter. Ein Kerzenfabrikant hatte das Bruſtbild des Königs von ſolchen Wachſe durchſichtig gemodelt, in ſeinem Laden aufgeſtellt. Man ſah auch rothe, gelbe, blaue, grüne Wachskerzen. Daß ſie keine ſchwarze, zu Trauer-Bällen, verfertigen, hat mich gefreut, doch gewundert; denn allerdings haben ſie in der Rue de la paix einen Putzladen, «Grand Magazin de Deuil» genannt, wo nur Putzwaaren und Zeuge zu Trauerkleidungen verkauft werden. Welch ein fürchterlicher Schnitthandel! Die Parze ſelbſt ſchneidet den Begehr! ... Wer eine gelehrte Haushälterin hat, der man lateiniſche und griechiſche Aufträge geben kann, der ſchicke ſie hin, «bougies soléraphlites» zu kaufen. Das Pfund koſtet zwar nur 1 Fr. denn ſie ſind von gewöhnlichem Lichtertalge; ſie haben aber folgende gute Eigenſchaften. Die Flecken, die ſie auf Kleider und Möbeln machen, kann man durch Weingeiſt reinigen; die Stärke ihres Lichts verhält ſich zu dem der gewöhnlichen Lichter, genau berechnet, wie 11 zu 7; ſie brennen ein Drittheil länger, als die gewöhnlichen.

8. Metallurgiſche Arbeiten.

Attila, in Werner's Tragödie, liegt auf dem harten Boden ſeines Zeltes, und ſpielt mit ſeinem Knaben Knabenſpiele. Da treten die Abgeſandten des Byzantiniſchen Kaiſers herein, und legen ſich und Gold zu den Füßen des Helden. Worauf Attila zu ſeinem Sohne ſpricht: «Siehſt du Irnack, daß Eiſen beſſer iſt, als Gold? Mit Eiſen hol' ichs.» Dieſer Attila war ein Hunne.

Aber die Attila's in ſeidnen Strümpfen, ſitzen auf Sammt und Gold, und wenn ſich ihnen unüberwindliche Feſtungen übergeben, ſagen ſie zu ihren Irnacks: «Sehen Sie Prinz, daß Gold ſtärker iſt, als Eiſen? Mit Gold zähm' ich's.» Wenn nun jene großen Handwerker, die ſich mit dem Eiſen nähren und wehren, ihren Wohlthäter ſo wenig achten — wie ſollten wir ihn ſchätzen, die ja gar nicht beſſer ſind, als jene, ſondern nur kleiner; die ja auch nur geboren, die Früchte zu verzehren, nur minder köſtliche? Drum nichts von Pflügen, Eggen, Senſen, Schaufeln und andern ſolchen Dingen, die in Menge ausgeſtellt waren. Laſſen wir das Eiſen naß werden, vom Schweiße des bejahrten Landmanns, oder roſtig vom Herzblute ſeines jungen Sohnes, der es vergoſſen einen gefangenen Tyger zu befreien — wir wollen nur betrachten, was davon zu unſern Spielzeugen verfertigt worden.

An der gefährlichen Gränze des Ernſtes, liegen die damascirten Klingen, die man jezt in Frankreich den ächten Damascenern gleich an Güte verfertigt. Indeſſen gebrauchen wir ſie doch zu Duellen, wenn die Parade-Ehre fordert, daß wir unſer Heldenblut für eine ſchöne Caſino-Sache verſprützen. Die Franzoſen hatten einſt in Aegypten große Furcht vor dieſen Damascenerklingen.

Sie ſagten: ſo ein Mamlucken-Säbel ſpalte einen entzwei, wie einen Apfel. Aber Buonaparte lachte ſie aus, ſagte ihnen, die Dinger thäten nicht weh — und die Narren glaubten's ihm auch! Selbſt die Raſiermeſſer werden jezt damascirt; große Zurüſtung gegen einen kleinen Feind! Ueberhaupt ſah man in der Induſtrie-Ausſtellung die Raſiermeſſer mit großer Ernſthaftigkeit behandelt. Man ſah deren von gegoſſenem Stahl; andere «à dos métalliques,» erfunden, (wie der Fabrikant ſich ausdrückt) «pour lutter contre des envieux.» Wer alſo mit dem Neide zu kämpfen hat, bewaffne ſich mit ſolchen Raſiermeſſern. Eine dritte Art Raſiermeſſer, deren Klinge zwiſchen einer Scheide ſteckt, und nur ſo viel mit der Schneide herausgeht, als gerade hinreicht, aber nicht weit genug, daß man ſich verwunden kann — iſt Solchen zu empfehlen, die während dem Raſieren an ihre Schulden, oder an die Auflöſung einer Charade zu denken gewohnt ſind.

Der Fabrikant Alard, hat ein eiſernes Gewebe erfunden, das er moiré métallique, auch toile métallique nennt. Dieſes Metallgewebe iſt ſo fein, daß auf den Quadrat-Metre beinahe vierzehn Millionen Maſchen kommen. (Scheint etwas gelogen zu ſeyn [illegible] Es werden Lichtſchirme daraus verfertigt; Halbkugeln über Aſtrallampen;

Schüſſeldecken, welche die Luft durchlaſſen und die Fliegen abhalten; Hutfutterale; Strickkörbe. Dieſe leztern haben wegen ihrer Zierlichkeit und Wohlfeilheit ſo großen Beifall gefunden, daß der Fabrikant in vier Monaten ſechs und fünfzig tauſend Stück davon verkauft hat. ... Bettſtellen von Röhren, aus Eiſen, Meſſing und Kupfer, ſind ſo leicht und ſo bequem eingerichtet, daß ſie in einen Mantelſack gepackt werden können. Man braucht nur zwei Minuten ſie zuſammenzuſetzen, oder auseinander zu nehmen. Der Fabrikant hat ganz recht, wenn er von ihnen ſagt: «Ces lits, peuvent être d'une grande utilité pour M. M. les officiers en Campagne.» Dieſe Feldbetten, oder Conſtitutions-Betten, oder Prokruſtes-Betten, kommen nicht ſehr theuer zu ſtehen; der Schuh Röhre koſtet, je nach deren Diameter, 1½ bis 4½ Franken. ... Von gegoſſenem Eiſen werden allerlei niedliche Quincaillerie-Waaren verfertigt: Abgüſſe plaſtiſcher Kunſtwerke, Relief-Abgüſſe von berühmten Gemälden, Tabacksdoſen, ſo leicht wie die von Papier-Maché, und andere ſolche Dinge. .... Das Eiſen, das aus einer Fabrik des Herzogs von Raguſa kam, wurde ſehr gelobt, wie auch das, das der Marquis von Louvais ausgeſtellt. Liberale bemerken mit Wohlgefallen, daß die heutigen Marquis ohne Furcht zu derogiren Handel treiben. Sie haben Recht, wenn ſie das baare Geld lieben; es iſt immer gut ſich marſchfertig zu halten.

Von Gold und Silber habe ich keine ausgezeichneten Werke geſehen; doch war ein goldner Reliquienkoffer, in Form eines Sarkophags, von ſchöner Arbeit, und gothiſcher mit modernem Geſchmacke, glücklich daran verbunden. Der Koffer iſt beſtimmt, die Sainte-Ampoule zu beherbergen. In meinem 1813 in Frankreich gedruckten deutſch franzöſiſchen Wörterbuche, ſteht Sainte-Ampoule überſezt: « Das Oelfläſchchen zur Salbung der ehemaligen Könige Frankreichs. » Eine Wörterbuch-Verſicherungsanſtalt, wäre etwas ſehr nützliches... An Kirchengeräthſchaften von Gold, Silber, Meſſing, Kryſtall, an Altarleuchtern, Biſchofsſtäben, Kreuzen, Monſtranzen, geſtickten Fahnen, Biſchofsmützen, war ein großer Ueberfluß. Die darüber ärgerlichen Liberalen behaupten, daß alle dieſe Arbeiten geſchmacklos wären, und ſie geben den Rath, daß man den Kirchenzöglingen in den Seminarien Unterricht im Zeichnen geben ſolle. Denn — ſagen ſie — bei einem gebildeten Volke, wie das Franzöſiſche, könnten die Apoſtel der Wahrheit nur Eindruck machen, wenn ſie — zeichnen könnten!

9. Parfümerie.

Die Natur ſelbſt braucht Wind, ihre Wohlgerüche zu verbreiten; wie ſollten ihn die Parfümeurs entbehren können? Auch ließen ſie ihn, durch alle zwei und fünfzig Säle des Louvres wehen. Setzen wir uns zuerſt dem Luftſtrome der gelehrten Frau Delacour, dieſer zweiten Madame Dacier aus. Sie ſagt in ihrer Auto-Biographie: « Outre l'eau de Cologne superfine des connaisseurs, et l'eau denti-dolori-fuge, Madame Delacour, qui s'est addonnée à l'étude de la chimie, de la botanique, et qui connait la valeur des termes grecs, a composé de la partie la plus pure, la plus volatilisée, la plus ethérée du suc des fleurs, un cosmétique qu'elle appelle axonge, au moyen duquel les dames peuvent, si elles le désirent, donner à leur teint le reflet du taffetas rose; elles l'obtiennent en se frottant légèrement la figure, le soir, avec le bout du doigt trempé dans l'axonge.» Shakſpeare hat kühne Bilder in ſeinen Dichtungen, die Liebe hat noch kühnere; aber gewiß iſt noch von keinem ſchönen Mädchen gedruckt oder geſagt worden: ſie habe Lioner roſentafftene Wangen! Madame Delacour hat die Bildergallerie der Schmeichelei bereichert. . . Fargon der jüngere, nennt ſich «parfumeur du roi, de la cour de France, ainsi que des principaux Souverains d'Europe, d'Asie et de leurs cours.» Er verkauft Olysérial, libanotis de Chine, Axerasine, und Rouge-Vert d'Athénes. Dieſes leztere iſt eine grüne Schminke, die erſt auf den Wangen roth wird. .... Treten wir jezt in den Bazar des Parfums des Herrn Mayer. Dort ſchimmert's, wie in einem Feenmärchen; es iſt zum blind werden! Aber ach! Herr Mayer iſt nicht glücklich unter ſeinen Schätzen; er iſt, wie alle großen Männer, den Pfeilen des Neides und der Bosheit ausgeſezt. Es wird ein «Imprimé calomnieux» gegen ihn verbreitet, «dicté par l'Envie et la Jalousie.» Aber Herr Mayer weiß ſeinem Gegner zu antworten, und ſagt dem «auteur de mille mensonges, de mille et mille calomnies,» was ſich gehört. «Mais, non — ruft er aus — la passion aveugle toujours le sentiment de la jalousie!!! Darum wolle er mit dem «Suffrages d'augustes personnages» ſich begnügen, und er fordere Frankreich auf, in den Louvre zu kommen, und ſeine Parfümerien mit denen ſeines «pâle imitateur» zu vergleichen. Es wird keinen gereuen dieſer Einladung zu folgen. Junge Mädchen, die ſich nicht gern den Kopf anſtrengen, können im Bazar des Herrn

Mayer, in weniger als einer Viertelſtunde, auf die angenehmſte Weiſe die Geographie erlernen. Sie finden dort: Huile de Macassar, poudre de Ceylan, Fluide de Java, Esprit de Portugal, Savon de Valence, Vinaigre de Malte, Huile de Cachemire, graisse d'Ours de Canada, Rouge de Chine, Sachet de Perse, Bol de Chypre, Poudre de Florence, Poudre de Palma, und noch viele andere Dinge, aus Europa, Amerika und Aſien. Schade, daß Herr Mayer keine Produkte von den Südſee-Inſeln und von Afrika hat, keinen pâte de Botany-Baie, keinen Esprit de Maroc — an Abſatz würde es ihm nicht fehlen, und ſeine geographiſche Belehrung würde hierdurch vollſtändiger werden. Dagegen findet ſich bei ihm «Parfum des salons, en grande réputation à la cour par son odeur incomparable, servant à parfumer les mouchoirs.» Ferner: eine «Composition accélératrice,» welche grobe deutſche Poſtillione Wagenſchmier zu nennen pflegen. Die Wagenräder ein Mal damit ſchlüpfrig gemacht, fährt man 300 Stunden weit mit Blitzesſchnelle. Endlich hat er auch ein rothes köllniſches Waſſer für blaſſe Leute. Ueberhaupt iſt Herr Mayer eine wahre Vice-Natur. Dieſe ſelbſt hat nur den Menſchen zu ſchaffen; für das übrige, was zwiſchen Wiege und Sarge zu thun iſt, ſorgt ihr alter ego. Er macht die Leute blaß und roth, mager oder dick, läßt die Haare wachſen oder ausfallen, wie man es verlangt; Herr Mayer hat gegen alle Ereigniſſe des Lebens, Salben, Pulver, Eſſige, Seifen, Oele und Waſſer.

Einen Gegenſtand der negativen Parfümerie, will ich hier nur kurz erwähnen, ob er zwar mehr zur Civil-Baukunſt gehört. « Sièges inodores, » waren in der Induſtrie-Ausſtellung von ſehr verbeſſerter Art zu ſehen. In Deutſchland fehlt es noch ſehr hierin. Wahrſcheinlich iſt man dort nicht gehörig belehrt, wie das « gaz hydrogène, » eine « cause permanente de graves maladies » ſey.

10. Chokolade und Zuckerbäckerwaaren.

Wer in Paris ein Buch ſchriebe: « über den Einfluß der Religion auf die Chokolade, » der hätte keine Satyre geſchrieben, ſondern nur abgeſchrieben. Seit der Reſtauration der Heuchelei, werden aus Chokolade, Kreuze, Roſenkränze, Krucifixe, und andere geheiligte Symbole des Gottesdienſtes verfertigt und verkauft, und man hört keine Miſſionäre gegen ſolche Entweihungen eifern!.. Doch laſſen wir den Pfaffen ihren einträglichen Galanterie-Handel, und betrachten wir, was aus Cacaobohnen Profanes bereitet wird. Man denke ſich einen Papierbogen von der Größe des Moniteurs, aber viel enger gedruckt; aber ganz angefüllt mit Wahrheiten; aber am Ende mit unwandelbaren Courſen, und am Anfange, nach dem Titel, mit einem Kupferſtiche verſehen, welcher ein großes Fabrikgebäude darſtellt — und man hat eine typographiſche Vorſtellung von dem Proſpectus, welchen der Chokolade-Fabrikant Debauve, im Louvre vertheilte. Herr Debauve iſt kein gewöhnlicher Chokolademacher; er bringt Alles in Chokolade, und Chokolade in Alles; er chokoladiſirt das ganze Pflanzenreich. Aus vielen mediciniſchen Büchern und Journalen zieht er Stellen an, worin ſeine Fabrikate angeprieſen worden. Dabei zeigt er ſich ſo dankbar, daß er alle Pariſer Aerzte, die ſeine Chokolade gelobt, gleichfalls rühmt, und ſie den Kranken als gute Praktiker empfiehlt. Er holt ſogar eine Beweisſtelle aus Kotzebue's »Erinnerungen aus Paris,« der ſeiner Chokolade mit großem Lobe gedacht. Der Chocolat analeptique, préparé au salep de Perse, hat dem Fabrikanten ſelbſt vor ſiebzehn Jahren in einer gefährlichen Krankheit das Leben gerettet. Er iſt nicht blos analeptique, ſondern auch béchique und confortatif. »Il a rendu en peu de temps la fraicheur, les forces et l'embonpoint à des personnes qui ne croyoient jamais les recouvrer; il est en quelque sorte devenu pour elles une véritable fontaine de Jouvence.» Er wird von einem berühmten Pariſer Arzte den Gelehrten empfohlen, «qui veulent acquérir à peu de frais de l'embonpoint» (die ehrlichen deutſchen Schriftſteller mögen ſich das merken). Endlich wird zum Ruhme der Salep-Chokolade das Beiſpiel des Herrn Dr. Butini in Genf angeführt, der ſein hohes Alter von 87 Jahren nur dadurch erreicht, daß er, ſeit einer Krankheit, die ihn vor drei Jahren befallen, täglich zwei Taſſen dieſer Chokolade getrunken. Ferner fabricirt Herr Debauve: Chocolat gommeux, béchique et pectoral, préparé au tapioka des Indes; Chocolat stomachique; Chocolat carminatif à l'angélique; Chocolat avec arôme de café, qui est très-gracieux; Chocolat antispasmodique à la fleur d'Orange; Chocolat adoucissant au lait d'amandes; Chocolat au soconusco; Chocolat à l'arrow-voot; Chocolat au lichen d'Islande; Chocolat vermifuge, préparé au semen contra; Chocolat tonique et emmenagogues à limaille de fer et à la canelle. Auch verfertigt er: Coquilles, Coeurs, Castagnettes, marrons, pastilles, Cylindres, vases et plusieurs autres objects de Formes agréables — alles aus Chokolade. Endlich: «les portraits chéris du roi et de la famille Royale,» mit und ohne Vanille das Pfund 10 Fr. 25 Cent. Herr Debauve handelt auch von den verſchiedenen Arten die Chokolade zu kochen, und bringt in Erinnerung, wie ehemals in Frankreich die Nonnen damit verfahren. Da dieſe nämlich des Morgens lange mit Beten zu thun hatten, kochten ſie ſich vorſorglich ſchon den Abend zuvor ihre Chokolade, und wärmten ſie des andern Morgens wieder auf. Dieſe klöſterliche Chokolade nannte man Chocolat à la Religieuse.

Auch mehrere Zuckerbäcker hatten ihre ſüßen Kunſtwerke zur Ausſtellung gebracht, und Kunſtwerke ſind ſie allerdings zu nennen, da ſie mehr für das Auge, als für den Gaumen beſtimmt ſind. Die Franzoſen ſind zu loben, daß ihnen die Optik die erſte aller Wiſſenſchaften iſt, und Akuſtik die zweite. Der Adel eines Menſchen zeigt ſich darin, daß er im Hauſe der Sinne die obern Stockwerke bewohne, daß er Alles in Farben und Töne auflöſe, feſte Nahrungen in flüſſige, flüſſige in ätheriſche, ätheriſche in geiſtige verwandele. Herr Vernaut, Hoherprieſter «au Temple de Pomone» ... «qui après vingt ans d'utiles travaux, est parvenu à perfectionner les procédés de l'art du confiseur,» hatte ſein Muſeum mit den herrlichſten Bonbons geziert. Kunſtfreunde bewunderten beſonders die pastilles d'Ambroisie, «qu'on a bien cherché à contrefaire, mais qu'on n'est point parvenu à imiter.»

11. Nachleſe.

Ich will noch von einigen Gegenſtänden ſprechen, die ich, in ihre Ordnung zu bringen, theils vergeſſen, theils nicht verſtanden habe. Gar mannigfaltig ſind die Bedürfniſſe und Neigungen der Menſchen. Nicht alle haben ſich beſtimmte Organe zu feſter Wohnſtätte gewählt; ſondern viele ihrer, halten ſich nach Landſtreicher-Art, an den Sinnes-Gränzen auf. — Die Fächer, die ſchon längſt mit dem Erröthen abgekommen, ſind ſeit dem vorigen Sommer in Paris wieder Mode geworden. Die Mode zu erhalten, gab es ein unfehlbares Mittel, man machte die Fächer theuer. In der Ausſtellung ſah man deren von Schildkröte die 700 Fr. koſteten. Zu heißen Sommertagen, eine Reiſe nach Havre oder Dieppe, ſich an der Seeluſt zu erfriſchen, käme viel wohlfeiler zu ſtehen. Polichinel-Vampyre ſah man oft auf Fächern abgemalt. Dieſer beliebte Hanswurſt, wird auf alle mögliche Art bildlich dargeſtellt. Battiſt-Taſchentücher wurden verkauft, in deren Zipfel Polichinel geſtickt war. Andere Arten von Taſchentüchern wurden unter dem Namen

Andrinoples und Aladins in die große Welt eingeführt. . . Von einer neuerfundenen Compoſition, werden falſche Edelſteine (pierres adamantoides) verfertigt, die ſehr ſchön ſind. Man muß ein Kenner ſeyn, und ſie in die Hand nehmen, um ſie von den ächten zu unterſcheiden. Sie werden nur darum nicht zu allgemeinem Gebrauche kommen, weil man im Pfandhauſe nicht damit erſcheinen darf — ein Verſammlungsort, den in Paris, Frauen von den höchſten Ständen, in ihrem reichſten Schmucke beſuchen. . . die guten Seelen, wie leicht ſie zu befriedigen ſind! Eine beliebte Bandſchleife die eine Zauberhand im lezten Sommer geſchlungen, nennen ſie «parfait Contentement.» . . . Poupart de Neuflige ein Tuchfabrikant, hatte zwiſchen ſeinen Waaren ſechs Gemälde aufgeſtellt, die ſechs Fabrik-Gebäude nebſt ländlichen Umgebungen, welche er in verſchiedenen Departementen beſizt, vorſtellten. Der König, dem dieſe Gemälde wohlgefielen, hat ſie von dem Eigenthümer zum Geſchenke angenommen. . . Eine Vorrichtung, Kranken in ihren Betten, Dampfbäder zu machen, iſt ein nüzliches Werk. . . . Unter dem Namen «Caecographe,» wurde eine Maſchine gezeigt, vermittelſt welcher Blinde, in ganz geraden Linien ſchreiben können. Der einfache Apparat iſt ſehr zweckmäßig. . . . Vermittelſt der Glactomètres und der Caséomètres kann man den Grad der Spitzbüberei der Milchmädchen und Kaffeeköchinnen auf das genaueſte beſtimmen. Aber Frauen von Gemüth werden ſich wenigſtens der leztern nicht bedienen: denn die heilige Schrift ſagt: Du ſollſt dem Ochſen das Maul nicht verbinden, wenn er driſcht. . . . Allerlei Comeſtibilien auf eine neue Art behandelt, waren von größerm oder geringerm Nutzen. 5 Pfund friſches Fleiſch, durch Austrocknen auf 1 Pfund 8 Loth reducirt, ſo wie auch gekochtes Rindfleiſch in einer hermetiſch verſchloſſenen Flaſche aufbewahrt, ſoll ſich lange erhalten. Mehl von Kartoffeln, Erbſen, Bohnen, und Nudeln davon, wurden zu Sparſuppen empfohlen. . . . Die Fabrikation des Runkelrüben-Zuckers, hat mit Napoleons Herrſchaft in Frankreich nicht aufgehört. Beſonders wird der Zucker gelobt, der aus der Fabrik des Herzogs von Raguſa kommt, ſo daß der Sturz Napoleons dem Marſchalle Marmont keinen Schaden gebracht. Das Geheimniß der berühmten Confitures de Bar, die man nirgends in Frankreich nachzuahmen weiß, ſoll nur darin beſtehen, daß dieſe Confitüren mit Runkelrübenſyrop bereitet werden. . . . Bäcker hatten neue Verſuche mit Brodarten zur Prüfung aufgeſtellt; man hat in Paris das beſte Brod, aber kein gutes. . . . Ein ſehr ſchönes Schmuckkäſtchen von natürlichen Zähnen, zur Nachtherberge für künſtliche beſtimmt, zeigte der Zahnarzt Deſirabode. Das iſt der kühne Humoriſt, der ſich im vorigen Jahre mit dem Galgen geneckt, indem er um Aufmerkſamkeit zu erregen, Adreſſen, ganz in Form von Bankzetteln vertheilte. Er hat bewieſen, daß ihm die Weisheitszähne fehlen, und das hat ihm herausgeholfen. . . . Von dem, vor kurzem entdeckten neuen Metalle Palladium genannt, wie auch von Platina waren ſchöne Medaillen zu ſehen. Auch in Kryſtall hat man Medaillen gegraben, die das Anſehen von Perlmutter haben. . . . Eine ſehr nützliche Erfindung ſind die Längemaaße von ſeidenen Bändern, welche ſeit einiger Zeit in Paris allgemein gebraucht werden. Auf der einen Seite des Bandes, iſt das übliche metriſche Maaß in ſeinen kleinſten Abtheilungen, auf der andern Seite ſind die verſchiedenen ausländiſchen Maaße gezeichnet, ſo daß man beide, auf das bequemſte mit einander vergleichen kann. Nicht blos Schneider, Schuſter, Waarenhändler bedienen ſich dieſer Maaße, ſondern auch Tiſchler, Zimmerleute, Maurer und andere Handwerker, die im großen meſſen. Die Pariſer Schneider, wenn ſie das Maaß zu einem Kleide nehmen, bedienen ſich alſo nicht der in Deutſchland üblichen kniſternden Papierſtreifen, in welche man mit der Scheere räthſelhafte Zeichen ſchneidet; ſondern gebrauchen dazu jene viel genaueren Bänder, und tragen die gefundenen Größenverhältniſſe in ein eigen dazu beſtimmtes Buch, unter dem Namen des Kunden ein. Dieſes Buch iſt ganz eingerichtet, wie ein Paß-Regiſter. Es muß bei dieſer Gelegenheit erwähnt werden, daß die franzöſiſche Polizei, welcher das ſcharfe Augenmaaß der Deutſchen abgeht, den Reiſenden der einen Paß fordert, an einer Art Rekrutenmaaß abmißt. An der Gränze, wo man ſeinen vaterländiſchen Paß gegen einen franzöſiſchen vertauſcht, wird das heimathliche Maaß in das metriſche gebracht, und ich habe in Straßburg die unſchuldigſten deutſchen Frauenzimmer ſchamroth am metriſchen Pranger ſtehen ſehen. Und der alte Vater Rhein (ſo hieß er, glaube ich, im Jahre 1814) ſchweigt zu ſolchen frevelhaften Thun! Aber was thut die Polizei nicht aller Orten! Gleich der pythagoräiſchen Schule, bringt ſie alle Verhältniſſe in Größen und Zahlen. Perſonen und Völker werden mit ihren Tugenden und Mängeln, mit ihrem Werthe und ihrem Preiſe addirt, nummerirt, ſubtrahirt, dividirt, einregiſtrirt, protokollirt, inventirt — als wäre der Herr der Erde geſtorben, und die hinterlaſſene Menſchheit ſollte verſteigert werden!

◆

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

VI.

Fragmente und Aphorismen.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Sechſter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Druck der Campe'ſchen Officin in Nürnberg.

1.

Miniſter fallen wie Butterbrode: gewöhnlich auf die gute Seite.

2.

Eitelkeit iſt Oekonomie; man ſollte ſie nicht tadeln, ſie iſt eine Tugend. Der Eitle legt täglich einige kleine Befriedigungen ſeiner Eigenliebe zurück, und bringt ſo endlich einen kleinen Schatz zuſammen. Auch hat man Unrecht zu behaupten, daß ſich nie wahre Verdienſte zur Eitelkeit geſellten; man kann ſehr reich ſeyn und geizig zugleich. Von zwei Menſchen mit gleichgroßen Verdienſten, von welchen der Eine eitel iſt, und der Andere was man beſcheiden nennt, iſt im Grunde der Eitle beſcheidener als der Beſcheidene. Der leztere weiß daß er reich iſt, und denkt, es könne ihm an Ruhm nicht mangeln, ſo oft er ihn brauche; der andere iſt vorſichtig, traut ſeinen Verdienſten nicht und ſpart. Wenn Ruhmbegierde eine Tugend iſt, iſt es Eitelkeit auch; denn ſie iſt die Scheidemünze der Ruhmbegierde. Daß wir mit eiteln Menſchen ungern umgehen, beweißt nichts für ihren Fehler, ſondern für unſern. Wir meiden ſie aus gleichem Grunde, als wir die Armen meiden; wir fürchten immer, ſie möchten etwas von uns verlangen.

3.

Ich las von einem berühmten Philoſophen, es ſey einer der Hauptgrundſätze ſeiner Lehre: Alles was iſt, iſt gut. Ob es wahr iſt — nicht der Satz, ſondern daß er ſo aufgeſtellt worden — weiß ich nicht. Ich kenne die Schriften jenes Philoſophen nicht, ich leſe nie philoſophiſche Bücher, mein Kopf iſt zu ſchwach, er verträgt ſie nicht. Ein deutſches philoſophiſches Syſtem, kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt, und uns freundlich einladet, uns ſatt zu eſſen. Ganz gewiß iſt in der deutſchen Philoſophie, die beſte, geſundeſte und unentbehrlichſte Nahrung des menſchlichen Geiſtes; doch wäre es artiger von unſern Wirthen wenn ſie uns gebackenes Brod vorſezten. Wenn wir vor jeder Mahlzeit erſt die Schnitter, die Dreſcher, die Müller, die Bäcker machen ſollten, dann kämen wir gar zu ſpät an den Tiſch. Doch das gehört nicht hierher. Ich hörte ferner erzählen, daß es

Staatsmänner gäbe, die jenen Philoſophen wegen ſeiner Lehre, und dieſe ſelbſt, ſehr begünſtigten, weil ſie glaubten, ſie ſey für die Regierungen vortheilhaft, indem ſie den Regierten Grund und Recht zu klagen nähme, ſondern ſie vielmehr anweiſe, mit allem Beſtehenden zufrieden zu ſeyn, weil alles was iſt, gut iſt. Ob es ſich mit der philoſophiſchen Praxis jener Staatsmänner, wie mir erzählt worden, wirklich ſo verhalte, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich gewiß: daß wenn jener Grundſatz, wie bezeichnet ausgeſprochen, und wenn er wie berichtet, angewendet oder zum nöthigen Gebrauche zurückgelegt worden — jene Staatsmänner nicht wiſſen was ſie wollen, da es keine Lehre giebt, die für die Ruhe der Staaten und für die Sicherheit der Regierungen gefährlicher, keine die revolutionärer wäre, als die Lehre: Alles was iſt, iſt gut. Man denke ſich, jener Philoſoph würde Regierungs-Präſident oder gar Miniſter; ſeine Verwaltungsgehörigen hätten Klagen oder glaubten ſie zu haben, wären gedrückt oder glaubten ſich gedrückt; ſie gingen zum Philoſophen-Miniſter, machten ihm Vorſtellungen und bäten um Abhülfe. Dieſer, obzwar Miniſter, würde ſich bei der überraſchenden Veranlaſſung ohne ſeinen Willen erinnern, daß er früher Philoſoph geweſen — die

Katze läßt das mauſen nicht, auch wenn ſie eine ſchöne Prinzeſſin geworden — und würde den Abgeordneten der Bürgerſchaft ſagen: Ihr guten Leute wißt nicht was ihr ſprecht; geht eures Weges, alles was iſt, iſt gut... Schön Minette, man muß ſeiner Natur treu bleiben!... Wenn aber jezt die Abgewieſenen zu murren anfingen, ſich zuſammenrotteten, den Miniſter-Philoſophen die Fenſter einſchlügen, die Kaſſen, die Magazine plünderten, raubten, mordeten und andere Verbrechen begingen, die eine Empörung zu begleiten pflegen — was thäte dann der Miniſter-Philoſoph? Er würde die Empörer zu beſänftigen ſuchen, ihnen ihre Geſetzwidrigkeit, ihr Verbrechen, die unglücklichen Folgen ihrer Ausſchweifungen vorhalten. Wenn dieſe aber ſprächen: Herr Miniſter, Sie wiſſen nicht was Sie reden, gehen Sie ihres Weges, alles was iſt, iſt gut; ein Iſt, iſt wie das andere Iſt; iſt eine Regierung, ſo iſt ein Volk; iſt Ordnung, ſo iſt Anarchie; iſt Geſetzmäßigkeit, ſo iſt Revolution; iſt die Macht die iſt zu ehren, ſo iſt unſere Macht auch eine die iſt — was würde der Philoſoph darauf antworten?.. Der Philoſoph, gar nichts; aber der Miniſter ließe die Anführer der Empörung aufhängen und die minderſchuldigen einkerkern; und das iſt auch das klügſte was er in einem ſolchen unphiloſophiſchen Falle thun könnte. Aber nach Hauſe gekommen, ließe er ſich heimlich von ſeiner Frau ſeine alten Collegienhefte holen, ſie abſtäuben, und dann — wenn er die Stelle noch finden kann — nähme er eine Schwanfeder, und machte durch den Satz: alles was iſt, iſt gut einen dicken Strich. Mich dauern nur die armen Gehängten; der Strich, einige Tage früher gezogen, hätte ihnen das Leben erhalten.

4.

Diplomaten ſehen mit den Ohren; die Luft iſt ihr Element, nicht das Licht. Darum lieben ſie Stille und Dunkelheit.

5.

Das Schickſal macht nie einen König matt, ehe es ihm Schach geboten.

6.

Sinnliche Ausſchweifung iſt viel öfter die Folge als die Urſache einer zerrütteten Geſundheit.

7.

Es giebt Menſchen die geizen mit ihrem Verſtande, wie Andere mit ihrem Gelde.

8.

Es iſt ſchwer zu entſcheiden, welches ein verdrießlicheres Geſchäft ſey: die Lichter putzen, oder Weiber durch Gründe belehren. Alle zwei Minuten muß die Arbeit wiederholt werden, und wird man ungeduldig, löſcht man das kleine Licht gar aus.

9.

Der Eigenſinn einer Frau iſt auf eine ganz wunderliche Art befeſtigt. Der Graben iſt hinter dem Walle, und hat man die ſteilſten Einwendungen erſtiegen und glaubt jetzt wäre alles geſchehen, entdeckt man erſt, daß das ſchwerſte noch zu thun ſey.

10.

Das größte häusliche Unglück das einem Manne begegnen kann, iſt, wenn ſeine Frau einmal gegen ihn Recht hat, nachdem er es ihr abgeſtritten. Dieſes einzige kleine Recht, dient ihr wie ein Fläſchchen Roſenöl; damit macht ſie zwanzig Jahre alle ihr Geräthe und Gerede wohlriechend.

11.

Eine Geliebte iſt Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käſe.

12.

Reichthum macht das Herz ſchneller hart, als kochendes Waſſer ein Ei. [illegible]

13.

Ein konſtitutioneller Thron iſt ein Armſeſſel, ein abſoluter ein Stuhl ohne Lehne. Fürſten ſind ihrer Natur und ihrem hohen Standpunkte nach, dem Schwindel unterworfen, und eine Staatsverfaſſung ſorgt nicht weniger für ihre eigene Sicherheit als für die der Regierten. Hätte Napoleon Frankreich die Verfaſſung bewilligt, die ihr Ludwig XVIII. gab, er wäre, als ihn der Schwindel befiel, nicht vom Throne gefallen, er wäre noch heute Kaiſer der Franzoſen.

14.

Hätte die Weltgeſchichte ein Sachregiſter, wie ſie ein Namenregiſter hat, könnte man ſie beſſer benutzen.

15.

Die Freiheit kann reden, denn ihr iſt das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber iſt verloren, ſobald ſie anfängt, ſich zu rechtfertigen.

16.

Zu gewiſſen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es iſt nicht jeder dumm der will. Giebt es eine Eigenſchaft der menſchlichen Natur die man nicht erwerben kann, die angeboren ſeyn muß: ſo iſt es die Dummheit. Es giebt für jeden Miniſter nur ein Mittel, ſich durch die Gefahren zu ſchlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünſchen der Ariſtokratie beherrſchen will — er darf dieſe Gefahren nicht ſehen. Ueber enge felſige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu ſchreiten, das vermag nur ein Packeſel.

17.

Möchten ſich die Herrn Miniſter doch endlich einmal des Diplomatiſirens und Intriguirens entwöhnen! Aber der Markt iſt ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof, und die öffentliche Meinung, das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine geſpielt. Sie ziſcheln hier wie dort, ſind ſchlau jetzt, wie damals, und ſchlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen wenn ſie nur immerfort einheizten, damit könnten ſie den Frühling abhalten.

18.

Unter Mäßigung wird verſtanden: die Einen wollen den Tag, die Andern wollen Nacht, der Miniſter aber will Mondſchein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet ſich, als die Zunge der Wage, die nur ſo lange aufrecht ſteht, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt.

19.

Die öffentliche Meinung iſt eine See und man behandelt ſie wie eine Suppe. Verrückte Köche ſtehen vor ihr — der eine wirft Salz hinein, der andere Zucker; ein dritter kommt mit dem Schaumlöffel, die Blaſen abzuheben; ein vierter bläßt, daß ihm die Backen ſchmerzen; ein fünfter will ſie aufeſſen; ein ſechſter ſie dem Haushunde vorſetzen, ein ſiebenter ſie in das Spühlfaß ſchütten. Wahrhaftig die Kinder auf der Gaſſe werden euch noch auslachen!

20.

Im alten Frankreich machte der Witz auch Bürgerliche hoffähig, und ward dadurch zur Nadel, durch die man den geiſtigen Faden zog, welcher den dritten Stand mit dem Adel verknüpfte. Auf dieſe Weiſe wurde die Revolution herbeigeführt. Die Regierungen unſeres Landes können alſo ruhig bleiben; denn unſere grobe Packnadel zerriſſe nur die fein gewebte Seele der Weltleute — wir werden uns nie vereinigen und befreunden. Aber welch' ein großer Mißverſtand iſt es, politiſchen Schriftſtellern Grobheiten zu unterſagen, und Feinheiten zu verſtatten! Man ſollte gerade das Gegentheil thun.

21.

Feuerbach, in ſeinem Werke über die *Mündlichkeit* und *Oeffentlichkeit* der Rechtspflege, erklärt ſich für beide, kann ſich aber dennoch nicht enthalten gegen diejenigen Schriftſteller zu eifern, die derſelben Lehre anhängen. Er bezeichnet ſie als Solche »die davon gewöhnlich nicht mehr wiſſen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe.« Das iſt zwar witzig, aber der Spott ſcheint gar nicht am gehörigen Orte zu ſeyn. Von jeder Staatseinrichtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, iſt derjenige Theil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigſte. Die ächte Regierung hat keine Kunſtgeheimniſſe. Spitzfindige Gelehrſamkeit mag in der Unterſuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes aufzudecken finden; Feuerbach mag das franzöſiſche Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigſte bleibt allerdings, daß Mund und Thüre dabei geöffnet werde. Feuerbach war empfindlich, weil ihm vorgeworfen worden, daß er ſeine Meinung, die früher gegen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das hätte ihn von ſeinen Landsleuten nicht überraſchen ſollen. Es iſt ja auch eine von den unſeligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man ſeine Meinung ändert. Als wäre der Menſch unfehlbar! daß er es nicht iſt, iſt gerade ſchön; denn einen Wahn verlieren, macht weiſer, als eine Wahrheit finden.

22.

Aus einer Rede, die der Abgeordnete Girardin in der franzöſiſchen Kammer gehalten, erfährt man, daß unter der alten königlichen Regierung, die Briefe auf der Poſt eröffnet wurden, daß dieſes unter Napoleon auch geſchah, und daß es jezt noch immer geſchehe. So oft man mit manchen Staatsmännern von dergleichen Gegenſtänden ſpricht, lächeln ſie, und das iſt auch wirklich das Beſte, was ſie thun können, denn wie ließe ſich ein Lächeln widerlegen? Es iſt ein Alphabet, worin die Beſtandtheile aller möglichen Meinungen enthalten ſind. Was antworten ſie aber darauf, wenn man ſie fragt: haben jene Eingriffe in das Eigenthum Ludwig XVI. gerettet, haben ſie Napoleon vor dem Untergange bewahrt? Wenn man ſie fragt: haben tauſend abgeſchmackte Polizeikünſte, deren Anwendung man ſich immer noch nicht ſchämt, haben ſie die ſpaniſche, die portugieſiſche und andere Revolutionen, haben ſie den Abfall der ſüdamerikaniſchen Staaten verhindert? — was werden ſie darauf erwidern können? Werdet Ihr nie begreifen, daß Ihr es nicht mit Perſonen zu thun habt, ſondern daß Euch Sachen feindlich gegenüber ſtehen, und daß eine Sache, wie die Luft, unverwundbar iſt? Ihr jubelt, wenn es Euch gelang, einen kleinen Raum luftleer zu machen, und Ihr vergeſſet, daß es dann um ſo gefährlicher iſt für Euch, weil in luftleeren Räumen fallende Körper um ſo ſchneller fallen. Freilich ſind ſolche Reden vergebens, und man wird damit ausgelacht; aber es iſt beſſer den Athem als den Verſtand verlieren.

23.

Herr Wilhelm von Schütz, ein Kampfgenoſſe des Offenbacher Staatsmannes, hat »Blicke in die amerikaniſchen Reiche« geworfen. Wenn er nichts deutlich geſehen, ſo iſt das durchaus nicht ſeine Schuld; denn Amerika iſt eine dunkle Unterwelt geworden, ſeit es unſere ſuperben Tarquinier zur Cloaca maxima gewölbt, und es beſtimmt haben, den europäiſchen Unrath abzuführen — die Liberalen nämlich. Auch iſt Herr von Schütz ſo ehrlich, über das was er dunkel geſehen, dunkel zu berichten. Wir mögen alſo nicht mit ihm ſtreiten. Auch vermöchten wir es nicht. Denn hoch erhaben über den Wolken des Trugs, thront Herr von Schütz, in ewiger ſeliger Ruhe, und lächelt des ſterblichen Menſchengeſchlechts. Er redet die Sprache Göthe's, der Diplomaten und der olympiſchen Götter. Läßt er die herrlichen Worte vernehmen: detachirt, Intentionen, ſuppliren, Independenz, Intervention, Perfektion, Revolten; ſagt er, die Freigebung Südamerikas berührend: »kaum iſt wegen des Reichthums an verborgenen Rückſichten, hierüber ein durchgreifendes Wort zu ſagen möglich« — hören und ſchweigen wir mit heiliger Scheu, ſo ſehr uns auch die Finger jucken, hinabzugreifen, um den Schatz verborgener Rückſichten zu heben. Aber mit Herrn Pfeilſchifter, der zu jener Abhandlung einen »Nachtrag« geſchrieben, wollen wir ein Wort ſprechen. Herr Pfeilſchifter iſt der Sterblichen einer; er kennt den Haß, den Zorn, die Liebe; er kann grob ſeyn, er fühlt menſchlich — mit ihm wollen wir rechten. Er ſagt in ſeinem Nachtrage: »Gegen eine Faktion, welche ihren Sieg nur auf Betrug und Täuſchung, den Betrug auf den allgemeinen Mangel an gründlichen Kenntniſſen und das Schweigen ihrer Gegner gründet, giebt es keine beſſere Taktik, als ihren Lügen die Wahrheit, ihren Deklamationen die Thatſachen, ihren Verkündigungen die Wirkungen ihrer Siege entgegen zu ſetzen. Aus dieſem Grunde haben wir nachſtehende Notizen über den Zuſtand von Neuſpanien, wie er durch die revolutionären Unternehmungen geworden iſt, zuſammengeſtellt, um zu beweiſen, wie nachtheilig und verderblich ſogar in materieller Rückſicht die Verſuche der ſogenannten Emanzipation für Süd-Amerika ſelbſt geworden ſind.« Und nun ſtellt Herr Pfeilſchifter ſeine Berechnungen an. Wir wollen dem Manne von gründlichen Kenntniſſen, an ſeinem Facit der ehemaligen Glückſeligkeiten und gegenwärtigen Leiden der ſüdamerikaniſchen Provinzen, keinen Deut und kein Seelchen abziehen. Es ſoll ſich alles ſo verhalten, wie er geſagt; jene Länder ſollen durch den Verſuch ihrer ſogenannten Emanzipation den fünften Theil ihrer Bevölkerung verloren haben, und ihr Handel, Landbau, und Gewerbthätigkeit, ſollen wirklich darüber zu Grunde gegangen ſeyn.

Was beweiſt dieſes aber? Wenn die Gegner der Freiheit, deren Vertheidiger im offenen Kampfe bekriegen, oder ſie durch hölliſche Polizeikünſte zu Bürgerkriegen bethören — wer hat das vergoſſene Blut, wer die Verwüſtungen zu verantworten? Wen hat Herr Pfeilſchifter durch ſeine Gaukelrechnerei zu täuſchen, den Auftrag erhalten? Das iſt das ewige Räthſel! Der Pöbel der nicht denkt, lieſt auch nicht, und die welche leſen, denken, und laſſen ſich durch alte abgeſchmackte Lügen nicht irre führen. Herr Pfeilſchifter, der ja ſelbſt geſagt, daß wir Andern, unſern Betrug auf das Schweigen unſerer Gegner gründen, wird, uns dieſes Fundament zu entziehen, ſich ohne Zweifel rütteln, und auf die hier gemachte Bemerkung die gebührliche Antwort geben.

24.

In einer Sitzung, welche die Akademie der Wiſſenſchaften in München, zur Feier des Geburtstages des Königs hielt, las Profeſſor **Oken**, eine Rede über das Zahlengeſetz in den Wirbeln des Menſchen vor. Er ſuchte darin zu zeigen, daß fünf die herrſchende Zahl in dieſem Theile des menſchlichen Leibes ſey, und ſchließt dann mit den Worten: „Dieſe Geſetzmäßigkeit in unſerm

Leibe, ja in einem einzigen Syſteme deſſelben, wen ſollte ſie nicht ergreifen, wenn nicht begeiſtern zur Freude über jene Geſetzmäßigkeit, welche er auch in der Geſchichte und im Leben, dem Ebenbilde der Natur und des menſchlichen Lebens erkennt! Wen ſollte ſie nicht hinweiſen auf das *Land*, in welchem Geſetz und Ordnung herrſcht, in welchem Anſtalten beſtehen und werden, durch die es der Wiſſenſchaft möglich wird, dieſe Geſetze zu erkennen, und der Kunſt, dieſe Harmonie darzuſtellen: in welchem den Gelehrten und Künſtlern Muße gegeben iſt, in dieſem fruchtbaren Felde zu arbeiten, und Luſt *dem* zu danken, durch den dieſes alles hervorgebracht, erhalten und befördert wird, *dem Könige der Gelehrten und Künſtler!*" So ein deutſcher Profeſſor hat den Teufel im Leibe! Er iſt zugleich Oſteolog und Hofmann, er kann alles! Fünf Knochen zu einem Geburtstage, welch' ein Angebinde! In welchen ſchönen Pentametern wird das Lob des Bayer'ſchen Königs beſungen! Das Bayer'ſche Recht, feſt wie eine Wirbelſäule! Was werden mißhandelte und gedrückte Völker ſagen, wenn ſie erfahren, daß ihr Rücken, weit entfernt die Beſtimmung zu haben, ſchwere Laſten zu tragen und geprügelt zu werden, vielmehr ihr Recht auf eine freie Verfaſſung beurkundet? Prinz Michel hat in Wien alles gelernt, aber leider die Oſteologie nicht. Er weiß nichts von fünf Wirbeln, er weiß nichts von Konſtitutionen. Selbſt die Rücken reden von Freiheit, ſelbſt die Wirbel werden revolutionär! Man muß die aufrühriſchen Wirbel, mit ihrem ganzen Anhange von verſchworenen Gliedern einſperren. Geſchwind die Anatomie zenſirt, wenigſtens auf fünf Jahre, mit Vorbehalt weiterer Verlängerung! Geſchwind aus fünf drei gemacht, wie Villele! Geſchwind die Zahl fünf ganz ausgeſtrichen aus der Reihe der Zahlen!

25.

Es hüte ſich der junge Dichter, an ſeinen Werken jene ſteinerne Ruhe herauszuarbeiten, von welcher Göthe ſo verlockende Beiſpiele gab. - Bei den Alten warf die Anbetung den warmen Purpurmantel um die kalten nackten Marmorgötter. Aber wir, mit unſern Winter-Herzen, laſſen nackt, was wir nackt gefunden. Ruhe, Friede und Klarheit, muß im ſchöpferiſchen Geiſte wohnen; dann wird ſie den Schöpfungen nicht ermangeln. Die Ruhe der Gleichgültigkeit, ſchaft nur Werke die gleichgültig laſſen. Shakſpeare und Calderon wurzelten tief, der in der Natur, der im Glauben, und weil ſie ſo feſt geſtanden gaben ſie ihre Zweige dem Sturme, ihre Blätter koſenden Lüſtchen hin, und zitterten nicht vor der rohen Gewalt des Windes, und fürchteten nicht: nahende Vertraulichkeit möchte der Ehrfurcht ſchaden. Der Bewegungsloſe wird nie bewogen, und nur der bewegte Dichter, kann dem bewegten Herzen Ruhe geben.

26.

Mit Cicero begann, jene bis auf unſere Tage herabgehende Zeit, wo ſich das Licht von der Wärme, die Einſicht von der Kraft, das Wollen von dem Können, der Geiſt vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil ſie nur den einen oder nur den andern beſaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten, oder Einſichtslos die Kraft zum Böſen hatten und übten. Cicero, ein gelehrter, geiſtreicher Staatsmann, wenn er ſprach oder ſchrieb, war unwiſſend und verblendet, wenn er handeln ſollte. Er hatte den Muth des Geiſtes, aber nicht den Muth des Charakters und er verſtand nicht, daß zur Heilung einer ſchlechten Zeit, wo ſie je möglich iſt, man zu guten Zwecken ſich ſchlechter Mittel bedienen müſſe. Octavius war der Mann ſeiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizei-Spitzbüberei, der Miniſterialismus. Er zuerſt übte die Kunſt, die Freiheit des Volkes, ſtatt wie es früher wohl geſchah, zu morden, zu rauben oder zu ſtehlen, zu übervortheilen, und durch jüdiſche Schlauheit ſich anzueignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Ciceros, einſt einen ſeiner Neffen beſuchte, traf er ihn in einem Buche Ciceros leſend, das er beim Eintreten des Cäſars ſchnell zu verbergen ſuchte. Auguſtus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Theil im Stehen, und ſagte zu ſeinem Neffen, indem er es zurückgab: »das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, ein gelehrter Mann und der ſein Vaterland ſehr liebte.« Das iſt ganz der ſtolz-gutmüthige Ton eines modernen Staatsmannes, der einem unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht ſchaden kann, nach ſeiner Art Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

27.

Im Kampfe zwiſchen Adel und Bürgerſchaft, hat der Adel, er mag angreifen oder ſich vertheidigen, den Vortheil, daß er von der Höhe herab gegen einen Feind ſtreitet, der in der Ebene ſteht.

28.

Was die Beſten und nur die Beſten unter den Zeitgenoſſen wünſchen, das geſchieht zwar auch, aber ſpät; denn da die Beſten ihrer Zeit vorauseilen, ſo werden ihre Wünſche und Bedürfniſſe erſt die der Nachwelt. Doch was die Menge wünſcht, das geſchieht bald.

29.

Die Vorſehung iſt auch weltklug, und heult mit den Wölfen, wie der ſchlaueſte Menſch. Sobald aber ihr Wille reif geworden, wirft ſie die Maske ab.

30.

Manche Menſchen haben blos männliche, andere blos weibliche Gedanken. Daher giebt es ſo viele Köpfe, die unfähig ſind Ideen hervorzubringen, weil man die Gedanken beider Geſchlechter vereint beſitzen muß, wenn eine idealiſche Geburt zu Stande kommen ſoll.

31.

Die deutſchen Blätter, die politiſchen ſowohl, als die nichtpolitiſchen, ſind, wenige ausgenommen, ganz unbeſchreiblich abgeſchmackt. Die Armuth hat doch ſonſt etwas romantiſches, die Bettelei hat etwas rührendes; aber die deutſchen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausſtehliche.

Alle Zeitungen ſind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauſpieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer die unſere Blätter leſen, müſſen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten als ſpielen und ſingen, und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Geſang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauſpiel und die Oper ſeines Orts beſprechen; geſchieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch ſein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen ſeyn, wie Herr der in München den Franz geſpielt, wie Frau die in Wien die Agathe geſungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September, Demoiſelle Sontag in Berlin, die Donna Anna ſingen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reiſe nach Berlin brauchte, um der Vorſtellung des Don Juan beizuwohnen? O! es iſt eine Schmach! Man glaubt ſich in die Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs zurückverſezt, wo entartete Fürſten und entartete Völker vom Schlamme der Lüſte über und über bedeckt, mit heißdurſtigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachſahen, und überhörten, daß die Barbaren ſchon die Thore ſtürmten!

32.

Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, ſchickt ſie immer fähige und vertraute Menſchen voraus, ihr das neue Lager abzuſtechen. Ließe man dieſe Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete ſie, erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht. Man nennt jene Verläufer, Unruheſtifter, Verführer, Schwärmer und hält ſie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter, mit ihrem ganzen Troſſe, und weil ſie nichts beſtellt und angeordnet findet, wohnt ſie ſich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerſtört, mehr als ſie gebraucht und verlangt.

33.

Daß die Diplomatik ſich verrechnet, iſt etwas ſehr gewöhnliches, auch etwas ſehr natürliches; man verlernt leicht das Rechnen, wenn die Folgen der Rechnungsfehler auf Andere fallen. Daß aber auch jene ſich verrechnen, die, entfernt vom Gedränge der Thaten, ungeſtört in ihrem einſamen Zimmer nachdenken können, und Zeit genug haben, hundert Male die Probe zu machen — darüber muß man erſtaunen. Wenn die deutſchen wiſſenſchaftlichen Männer den Verſtand auch noch verlieren, was bleibt ihnen übrig? Thatkraft, Reichthum, Macht und Anſehen haben ſie nie gehabt.

34.

Die deutſche Geſchichte gleicht einem ungebundenen Buche; ſo beſchwerlich und verdrießlich iſt ſie zu leſen. Man muß oft die Bogen umwenden, verliert den Zuſammenhang darüber, und Titel und Regiſter liegen nicht ſelten in der Mitte verſteckt.

35.

Im Weinmonat 1828, enthielt der **Hesperus** einen Aufſatz: **das Wichtigſte der Reſultate und Verhandlungen des großherzoglich heſſiſchen Landtags von 1826 bis 1827.»** Alſo ein Jahr, anderthalb Jahre nachher. Ein wenig ſpät, ein wenig ſpät — ſchadet aber nichts. In Deutſchland kömmt nichts zu ſpät; die deutſche Zeit, ungleich den Poſtwagen, wartet auf jeden Paſſagier. Der Aufſatz erſcheint in den acht Blättern des Hesperus, die vor mir liegen, nur als Fortſetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein wenig lang — ſchadet aber auch nichts. In Deutſchland iſt nichts zu lang; je länger, je lieber. Die Einſender langer Abhandlungen, kommen unter die Mitarbeiter von der Garde, ihre Artikel bilden die Garde-Literatur der Zeitſchriften, und ſie erhalten größern Lohn. Aber etwas andres ſchadet, und davon will ich ſprechen. Der Titel des Aufſatzes iſt nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leſer weiſt die ſchönſte Abhandlung zurück, die ſich ihm unter einen ſo übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuſchen, man muß ihn locken. Wer das Wichtigſte, alſo den Geiſt einer deutſchen Stände-Verſammlung mittheilt, der iſt ein Deſtillateur, er macht Branntwein; er ſollte alſo ſeinen Berichten einen wohlſchmeckenden Liqueur-Namen geben. Der Darmſtädter Deſtillateur im Hesperus, hätte ſeinen Aufſatz nennen ſollen: Extrait d'Ennui, doppelte Langeweile, Darmſtädter Waſſer, Eau de Hesse, double patience, Esprit de Mirabeau, oder mit ſonſt einem Namen der die Zungennerven reizt.

In dieſem Landtags-Berichte iſt unter andern von der Wohnungs-Steuer die Rede, und bei dieſer Gelegenheit leſen wir folgendes: »Sey nun z. B. das reine Einkommen des X aus ſeinen Grundvermögen = A, und verdanke er ſeiner ſogenannten rein perſönlichen Thätigkeit ein weiteres Einkommen = a; ſey ferner der rein perſönliche Erwerb des Y, — der kein Grundvermögen beſitzet und kein ſteuerbares Gewerbe treibt, — = 2a, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Geſammteinkommens auf die Wohnung verwendet werde: ſo verwendet X : $\frac{A+a}{b}$ und Y : $\frac{2a}{b}$. Nehme nun endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnung als Steuer in Anſpruch; ſo muß X bezahlen : $\frac{A+a}{bc}$ und Y : $\frac{2a}{bc}$. X verſteuert alſo hier das reine Einkommen aus ſeinem Grundvermögen noch einmal, und kein Menſch wird behaupten können, daß ſich der rein perſönliche Erwerb beider, oder a : 2a, wie ihre Wohnungsſteuern oder wie $\frac{A+a}{bc} : \frac{2a}{bc}$ verhalten müſſe.» — — Mein lieber Herr, ich glaube Sie wollen uns zum Beſten haben. Spricht man ſo mit den Leſern des Heſperus? Iſt das die Art politiſche Aufklärung in Deutſchland zu verbreiten? Iſt das die Art die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann man denn ohne X und Y, Plus und Minus, dieſes alles nicht eben ſo deutlich machen? Wie viele unter den Schoppengäſten, die ſich jeden Abend, bei Herrn Wiener, in der Poſt und in der Traube in Darmſtadt verſammeln, giebt es denn die das verſtehen? Wie viele im deutſchen Volke überhaupt? Ich habe den Verſuch gemacht. Nord-Deutſchland iſt bekanntlich viel gebildeter als Süd-Deutſchland, und Hannover beſizt, ohne Widerſpruch, die größte politiſche Aufklärung unter allen deutſchen Staaten. Nun, ich der ich gegenwärtig in Hannover ſitze und ſchreibe, habe vier Kopiſten, abwechſelnd zu meinem Gebrauche. Es ſind die gebildetſten Kopiſten die mir je vorgekommen ſind, wie es auch nicht anders ſeyn kann; denn der eine iſt im Kriegsminiſterium angeſtellt, der zweite in der Stände-Verſammlung (die man hier Landſchreiberei nennt), der dritte bei einem Juſtizrathe und der vierte in einer Thorſtube. Es iſt wahr, ſie haben beim Abſchreiben ihre Eigenheiten. Sie ſchreiben gewöhniglich ſtatt gewöhnlich; ſetzen den Punct nicht über das i, ſondern fünf bis acht Buchſtaben weiter rechts; geben jeder Königin ein doppeltes n; haben einen unbeſiegbaren Eigenſinn, y für i zu ſetzen, c für z und ck ſtatt k. Uebrigens aber ſind ſie muſterhaft und ſo genau und treu, daß ſie aus jedem Dintenklekſe der ſich im Manuſcripte befindet, einen Gedankenſtrich machen, wodurch mancher meiner Sätze ein tiefſinniges Anſehen bekam, das er urſprünglich gar nicht hatte. Dieſen vier Kopiſten gab ich, einem nach dem andern, gegenwärtigen algebraiſchen Artikel zum abſchreiben; aber keiner konnte damit fertig werden, keiner ſchrieb ihn ſo, daß er in der Druckerei verſtändlich geweſen wäre, und ich war darum genöthigt ihn ſelbſt zu kopiren. Wenn nun ſogar vier Hannövriſche Kopiſten keine Algebra verſtehen, was läßt ſich erſt von ſüddeutſchen Bürgern erwarten? Sprechen und ſchreiben denn die Franzoſen in ihren Kammerſitzungen, wenn vom Finanzweſen die Rede iſt, auf ſolche algebraiſche Weiſe? warum gehen wir bei ihnen nicht in die Schule, um reden und ſchreiben zu lernen? Wozu denn hielten wir zwei Male Paris beſezt?

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

36.

Der Hofnarr des Kaiſers Claudius ſagte: man könne die Namen aller guten Fürſten, auf einen einzigen Ring ſchreiben. Der lateiniſche Geſchichtſchreiber, der dieſes erzählt, ſpricht dann weiter: « Fragſt Du, woher ſolche böſe Fürſten kommen, ſo antworte ich, mein Beſter, daß zuvörderſt die Ungebundenheit, dann der Ueberfluß, außerdem ruchloſe Miniſter, verabſcheuungswürdige Geſellſchafter, habſüchtige Verſchnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge, und was nicht zu leugnen iſt, die völlige Unwiſſenheit in den Staatsgeſchäften, die Urſachen davon ſind. Der Kaiſer Diocletian, da er bereits in den Privatſtand zurückgetreten war, ſagte, wie mir mein Vater erzählt hat: es ſey nichts ſchwerer, als löblich zu regieren. Vier oder fünf Perſonen vereinigen ſich, machen einen Plan den Regenten zu betrügen, und ſchreiben ihm ſein Verhalten vor. Der in ſeinem Pallaſte verſchloſſene Kaiſer iſt von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt nichts weiter, als was ihm dieſe Leute vorreden, beſezt alle Stellen mit Perſonen, die man entfernen ſollte und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten ſollen. Kurz, der beſte vorſichtigſte und vortrefflichſte Regent, wird, wie Diocletian ſagt, verrathen und verkauft.»

37.

Es iſt ſo etwas kleines, groß zu ſeyn in unſern Tagen, daß man daran erkennt, wie es mehr der Kampf als die Beute iſt, woran ſich der Ehrgeiz entzündet. Der Ruhm liegt auf allen Wegen, und keiner der Berechtigten greift darnach.

38.

Vor der Revolution war es am franzöſiſchen Hofe Sitte, daß gemeinſchaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches Kind erzogen wurde, das, ſo oft der junge Prinz ſich verging, ſtatt ſeiner gezüchtigt wurde. Eine ähnliche bürgerliche Beſtimmung hat das deutſche Volk. Wenn die Franzoſen, wenn die Spanier und Portugieſen, wenn die Neapolitaner und Piemonteſer, wenn die Ruſſen ſich unartig betragen, bekommen die armen deutſchen Kinder Ohrfeigen. Es iſt gar zu betrübt; wir müſſen machen, daß wir groß werden.

39.

Ein redlicher Mann will zwar nur Recht *behalten*, wenn er Recht *hat*; doch das Recht haben ſoll er mit ſeinem Gewiſſen und vor Gott ausmachen, aber mit Menſchen ſoll er um das Recht behalten ſtreiten. Diejenigen plebejiſchen Sachwalter erſcheinen mir daher ſehr abgeſchmackt, die, ſtatt von der Macht, von dem Rechte ihrer Klienten ſprechen.

40.

Die Staatsbaumeiſter glauben, um dem Rauchen ein Ende zu machen, brauche man blos die Schornſteine zu vermauern. Sie thun es, treiben den Rauch zurück, vermehren ihn, werden ärgerlich darüber, und ahnen gar nicht, daß ihre Unwiſſenheit das Uebel vergrößert.

41.

Herr von Hornthal hat in der Bayeriſchen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die beſtehenden ſtrengen Verordnungen über die pflichtmäßige Verſchwiegenheit der Beamten, als unvereinbar mit einer konſtitutionellen Regierung aufheben oder lindern möchte. **Das iſt ein Wort zu ſeiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhanden.** Wenn irgend eine Regierung geheimnißvoll verfährt, ſo iſt dies das traurigſte nicht — das Traurigſte wäre, wenn ſie das Bedürfniß fühlte, ſo zu verfahren. Wenn beſtehende und bekannte Geſetze, in gegebenen Fällen nach voraus beſtimmten Regeln angewendet werden, wozu thäte dann Verſchwiegenheit der Beamten Noth? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die ſich ſelten auf den theoretiſchen Werth der Geſetze verſtehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich ſie ſind? Wozu jener Hokus Pokus und aller ſonſtiger Schnickſchnack, dem man in dem

Treiben der Beamten ſo oft begegnet? Ernſt ſoll der Geſetzgeber, ſtreng der Richter, aber der Verwaltungs-Beamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug ſeyn. Man muß denjenigen Theil der Regierung, der heilkünſtleriſch verfährt, und die Schärfe des wundärztlichen Meſſers wie die Bitterkeit der Arzneien nicht erlaſſen kann, von demjenigen unterſcheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt, und ſich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutſchen Amtsſtube riecht alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, ſo geſchieht von zweien Dingen Eins. Entweder man iſt unerfahren, und dann fühlt man ſich das Herz wie zugeſchnürt, über dieſe ängſtliche Stille, dieſe Grämlichkeit der Beamten und ihr geiſterartig hohles und gefühlloſes Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzuviel, weil man nur allzugut weiß, daß dieſe finſtern Götter ſo unerbittlich nicht ſind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem andern die Achtung verloren.

42.

Man ſollte denken, wer ſich vor keiner Kanonenkugel fürchtet, fürchtet nichts auf der Welt; aber man gewahrt das Gegentheil. Vielen Menſchen, Vornehmen wie Geringen, iſt ein ſolcher

Aberglauben anerzogen, daß ſie zittern vor dem Rauſchen eines Blattes, ob ſie zwar mit freudigem Muthe in die Schlacht gehen. In der politiſchen Welt hat dieſe Schwäche üble Folgen. Nicht an tapfern Feldherrn fehlt es manchen Fürſten, aber an diplomatiſchen Helden, die — nicht zittern vor dem Rauſchen eines Blattes.

43.

Es wird keineswegs behauptet, daß in Staaten mit repräſentativen Verfaſſungen ein ewiger Frühling herrſche. Aber ſie haben den Vorzug, daß jedes Jahr der Schnee in ihnen ſchmilzt, während er ſich in unbeſchränkten Monarchien zu Gletſchern und Lavinen anhäuft, die das unten wohnende Volk immer bedrohen, oft zermalmen.

44.

Leidenſchaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenſchaften des Volkes aber zeugen von Stärke.

45.

In der guten alten Zeit, da das ganze große Frankreich nur die Schleppe von Verſailles war, und bei der Toilette einer Buhlerin, erſt über die neue Form der Hauben, dann über das

Schickſal von fünf und zwanzig Millionen Menſchen entſchieden wurde, erhielt der General von R. aus den Händen der Frau von Pompadour, den Plan zum bevorſtehenden Feldzuge, der auf einer Landcharte mit Schönpfläſterchen und Schminke bezeichnet war. Die gute alte Zeit!

46.

Regierungen ſind Segel, das Volk iſt Wind, der Staat iſt Schiff, die Zeit iſt See.

47.

Denkt euch: ein Arzt unterſagte ſeinem Kranken jede anhaltende Bewegung, ſie könnte ihm tödtlich werden, erklärte er. Der Kranke wäre unfolgſam und ginge eine Meile weit. Was würdet ihr von jenem Arzte ſagen, der, um den Fehler wieder gut zu machen den Kranken ſeinen gegangenen Weg wieder zurücklegen ließe? Jetzt denkt euch: ein Volk ſey krank, man verbiete ihm die Bewegung; aber es hat ſich doch bewegt. Wenn nun, um den Schaden zu verbeſſern, die Staats-Aerzte daſſelbe zu dem Punkte, von dem es ausgegangen, wieder zurückführten, was würdet ihr davon denken? . . . Iſt Bewegung ſchädlich, ſo iſt es jede, ſie richte ſich vorwärts oder rückwärts, und es bleibt nichts übrig, als das

Volk an dem Orte wo man es eingeholt, ins Bett zu legen, und die Kriſe abzuwarten.

48.

Die Macht, als ſie ſelbſt noch hausmütterlich, die Zeit aber wohlfeil war, lebte von den Zinſen ihres Vermögens, und war glänzend genug. Jezt aber, weil alle Bedürfniſſe der Menſchheit ſo koſtſpielig geworden, hat die Macht ihr Vermögen auf Leibrenten geſtellt. Daher ſcheint es als hätten ihre Mittel ſich vermehrt. Das, die erſte Hälfte des Geheimniſſes. Die andere Hälfte iſt: früher wurde durch Hebel regiert, jezt geſchieht es durch Menſchenkraft, und ſo weiter! Der Leſer wird gebeten, den Spuren dieſes Gedankens nachzugehen.

49.

Was den Uebergang der alten Zeit in die neue ſo blutig macht, iſt die Enge des Weges, der von jener zu dieſer führt. Zwiſchen Vergangenheit und Zukunft fließt ein breiter Strom, die Gegenwart iſt die Brücke darüber. Die Angreifenden und die, welche ſich vertheidigen, die Vordringenden und die Fliehenden treiben, drängen und hindern ſich darauf. Tauſend Schlachtopfer fallen fruchtlos, ohne den Sieg zu beſchleunigen, noch die Niederlage zu verzögern. Aber der Menſch muß auch gerecht gegen ſich ſelbſt ſeyn, das iſt nicht ſeine Schuld, das Schickſal hat es zu verantworten.

50.

Ein Schüler der Diplomatik hat bekanntlich drei Dinge zu lernen: erſtens, franzöſiſch ſprechen, zweitens Nichts ſprechen, und drittens die Unwahrheit ſprechen. Dieſen Künſten verdanken Monarchien ihre Haltung von auſſen. Man muß daher erſtaunen, daß die hohe Pforte ſtets in guten Vernehmen mit ſämmtlichen Mächten geblieben iſt, ob ſie zwar von jenen Künſten nichts verſteht. Die türkiſchen Miniſter reden arabiſch, lügen nie und ſagen alles was ſie denken. Es iſt ſo wenig Zartheit in ihrem Benehmen daß man glauben ſollte, ſie wohnten tauſend Meilen von Pera entfernt. Als einſt ein europäiſcher Geſandter dem Großvezier bekannt machte, daß ſein Fürſt über einen andern einen entſcheidenden Sieg erfochten hätte, antwortete dieſer: «was liegt daran, ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt, wenn nur die Angelegenheiten meines Herrn gut ſtehen.» Quelle horreur!

51.

Jede Gegenwart iſt eine Notherbin der Vergangenheit. Sie kann die Erbſchaft weder ausſchlagen, noch sub beneficio inventarii antreten; ſie muß ſie, und zwar ganz übernehmen, mit ihren Schulden, und mit ihrer Schuld.

52.

Es wäre nichts leichter als die alte Zeit wieder herzuſtellen, man brauchte nur die öffentliche Meinung zu unterdrücken — und Kindern ſagt man: Schwalben wären leicht gefangen, man brauche ihnen nur Salz auf den Schwanz zu ſtreuen.

53.

Wer glaubt er könne die öffentliche Meinung benützen, ohne ihr wieder zu nützen, der betrügt nicht, der wird betrogen. Dieſe Wirthin läßt den reichen und luſtigen Studenten auf Borg zehren, und fort zechen — am Ende kommt die Rechnung.

54.

Die Geheimniſſe der Politik und die Brabanter Spitzen werden unter der Erde geklöppelt; denn die freie Luft zerriſſe das überfeine Geſpinnſt. Und das Erzeugniß ſo vieler Tage, ſo vieler Hände, ſo vielen Geldes? — Ein Schleier. Und der Gebrauch? — Die Schönheit verliert, was die Häßlichkeit gewinnt. Und der Nutzen? — Ein Windſtoß hebt den Schleier auf, und eine einzige Minute zerſtört die Täuſchung einer langen Woche. Und die Lehre? — Verwebt euren Flachs zu Leinwand für das Volk; die hält Wind und Wetter aus, und kleidet den Bürger wie den König.

55.

Die Mauern Jerichos ſind freilich von den Trompeten der Juden eingeſtürzt; aber es geſchehen in unſern Tagen keine Wunder mehr, und ein vernünftiger Menſch ſollte ſich ſchämen zu glauben, das Geſchrei der Zeitungen könne das gelobte Land der Freiheit eröffnen.

56.

Welche Staats-Verfaſſung iſt die Beſte? « *Diejenige die am beſten verwaltet wird.* » Dieſe Antwort hat die Schlauheit erfunden, um über die Nutznießung der Freiheit deren Beſitz, und über deren zeitigen Beſitz das ewige Recht daran vergeſſen zu machen. Man könnte eben ſo gut, nämlich eben ſo falſch, auf die Frage:

Welches Geſchöpf iſt das vollkommenſte in der Reihe der lebendigen Weſen? erwiedern: das geſündeſte — woraus folgen würde, daß ein geſunder Pudel höher ſtände, als ein kranker Menſch. Dieſes iſt aber in dem Grade unwahr, daß ſogar ein kranker Weiſe, mehr als ein geſunder Narr iſt; denn der Weiſe kann geſund, der Narr kann aber nie weiſe werden.

57.

Als Karl der XII. in Bender war, legte ihm ſein Günſtling und Schatzmeiſter Gruithuſen, eine Rechnung von 50,000 Rthlr. vor, die in zwei Linien und folgenden Worten abgefaßt war, « 10,000 Rthlr. auf Befehl Sr. Majeſtät den Schweden und Janitſcharen gegeben, und den Reſt von mir durchgebracht. » Das iſt aufrichtig, ſagte der König, und ſo liebe ich, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen. . . Unſere heutigen Finanz-Miniſter, die ihre erſchreckliche Noth haben, bis ſie das Budget durch die Kammern bringen, werden dieſe Anekdote nicht ohne Seufzen leſen können, und ohne mit naſſen Augen auszurufen: ach, die ſchöne alte Zeit!

58.

Aufmerkſamen Leſern der franzöſiſchen politiſchen Blätter wird es nicht entgangen ſeyn, daß die Ariſtokraten, ſowohl auf der Redner-Bühne, als in ihren ſchriftſtelleriſchen Mittheilungen, immer nur von Freiheiten ſprechen, und nie das Wort Freiheit gebrauchen. Hier iſt mehr, weniger. Der Unterſchied zwiſchen Freiheit und Freiheiten iſt ſo groß, als zwiſchen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion beſteht in der Erkennung eines einigen Gottes, ſo beſteht die wahre politiſche Religion in der Erkennung einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten, und Freiheiten ohne Freiheit. Das franzöſiſche Volk iſt in dem erſtern Falle, es beſitzt rechtlich den Boden, aus welchem die Freiheiten entſprießen — die Charte; aber es genießt deren Früchte nicht, wenn ſie ihm durch Exceptionsgeſetze und andere Staatsſtreiche entzogen werden. Beiſpiele von Freiheiten ohne Freiheit finden ſich in ſolchen europäiſchen Ländern, die autokratiſch regiert werden, und keine Verfaſſung haben. Wenn zu wählen iſt, iſt Freiheit ohne Freiheiten beſſer, als umgekehrt. Im Beſitze des Bodens iſt es leichter, ſich gegen den Raub der Früchte zu vertheidigen, als bei der Nutznießung der Früchte, den Boden wieder zu erobern. Die Ariſtokraten möchten durch Bewilligung von Freiheiten das franzöſiſche Volk einſchläfern, und es würde ihnen auch gelingen, wenn nur ihr Opium auf fünfzig Jahre ausreichte. Es wäre hier daſſelbe Verhältniß wie mit Staatsgläubigern, die, ſo lange ihnen die Zinſen richtig ausbezahlt werden, nicht an ihr Recht auf das Kapital denken. Auf der andern Seite ſuchen die liberalen Redner und Schriftſteller das Wort Legitimität zu umgehen, und gebrauchen dafür Legalität. Auch zwiſchen dieſen beiden Worten iſt der Unterſchied ſehr groß. Legitimität, bezeichnet die Herrſchermacht, welche über die Geſetze erhaben iſt, Legalität das Herrſcherrecht, welches den Geſetzen unterliegt.

59.

Bei jeder Miniſterialherrſchaft (in der Kanzleiſprache abſolute Monarchie genannt), iſt es Grundſatz und muß es Grundſatz ſeyn, die Mißbräuche der Verwaltungsbeamten mit weniger Strenge zu unterſuchen und zu beſtrafen. Eine Regierung ſolcher Art ſteht dem Volke ſtets kriegeriſch gegenüber, und wie ein General im Feldlager den Ausſchweifungen der Soldaten, wenn ſie nicht den Dienſt betreffen nachſieht, um ihnen Liebe für ihr Handwerk einzuflößen, ſo finden die Beamten aus gleichem Grunde Gelindigkeit für ihre Vergehen. Nur die Inſubordination der Beamten wird beſtraft. Man nehme jeden beliehigen Staat, wo keine Volksrepräſentation Statt findet, und gebe einen Zeitraum durch ſo lange als man will, und dann berechne man wie viele Staatsdiener wegen Mißbrauch der Gewalt beſtraft worden ſind, und ob ſie nicht immer, wenn ſie ja Abſetzung oder eine Strafe betroffen, ſich dieſe wegen Subordinations-Vergehen zugezogen hatten.

60.

Lange Zeit haben ſie ſich für mächtige Zauberer gehalten, die Wind und Wetter machen können nach Belieben. Nun, da das finſtere Ungewitter heraufgeſtiegen wider ihren Willen, haben ſie zwar ihre Freudigkeit, aber nicht ihre Zuverſicht verloren. Sie nehmen ſich vor, den Sturm eine Roſſiniſche Arie ſingen, die Blitze ſymmetriſch als chineſiſche Feuerwerke leuchten, und den Donner im Takte rollen zu laſſen. Auch der verſchlagenſte Dieb kann aus ſeiner Verborgenheit gezogen werden, er halte ſich verſteckt in dichten Wäldern, in unterirdiſchen Höhlen, oder in dem finſtern Winkel eines Hauſes. Aber den Hochmuth aus den Schlupfwinkeln eines menſchlichen Herzens zu vertreiben, dazu iſt ſelbſt die himmliſche Polizei nicht ſchlau genug.

61.

Die Menſchen würden nach jeder neuen Erfahrung, die ihnen die Geſchichte darbietet, weiſer werden, wenn ſie ſie unentgeldlich benutzen könnten. Weil ſie aber dafür zahlen müſſen, benutzen ſie ſie nicht; denn das Schickſal warnt wie die Buchhändler: «beſchmuzte und aufgeſchnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.»

62.

Wenn, wie es in Deutſchland oft geſchieht, Geſetze in der Sprache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man die Bürger daran, Geſetze als bloße Befehle anzuſehen, denen man folgt, nicht weil man ſie ehrt, ſondern weil man ſie fürchtet.

63.

Nie wurde die Wiſſenſchaft in Deutſchland von den Großen ſo ſehr verehrt, als jezt. Ich rede ernſt, wenn ich das ſage; aber es iſt ein Jammer mit den Deutſchen, daß ſie, weil keinen Spaß, auch keinen Ernſt verſtehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, ſelbſt eines Majeſtätsverbrechens überwieſenen akademiſchen Lehrer, (ſo lange nur kriminaliſtiſche Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren laſſen bis zur

Stunde der Hinrichtung. So ſehr war das Leben getrennt von der Wiſſenſchaft, daß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers nicht fürchtete. Fällt aber jezt nur der leiſeſte Verdacht auf die polizeigemäße Denkungsart eines Profeſſors, ſo werden gleich ſeine Vorleſungen eingeſtellt. Iſt das nicht Ehrfurcht vor der Wiſſenſchaft? Das iſt Furcht vielleicht, aber ſie führt zur Ehrfurcht. Die Beſſern unter den Großen liebten vormals die Wiſſenſchaft, aber ſie liebten ſie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, ſie achteten ſie nicht. Jezt iſt es beſſer. Man ſoll zittern vor ihr; denn der Geiſt ſey König der Welt, und das Recht ſein Schwert.

64.

Konſtitutionen, wenn ſie dauerhaft ſeyn ſollen, müſſen Fresco gemalt werden. Andere ſagen das Gegentheil. Wir wollen ſehen, wer Recht behält.

65.

Der ächte Deutſche wird verlegen, wenn man ihn über einen witzigen Einfall ertappt; keuſchen Geiſtes erröthet er bei den buhleriſchen Küſſen der Phantaſie.

66.

Frau von Stael ſagt: »Es giebt Zeiten, wo das Schickſal der Menſchheit von einem einzigen Manne abhängt, und das ſind unglückliche Zeiten; denn nichts iſt dauerhaft, als was durch die Mitwirkung Aller geſchieht.« Das mögen Jene ſich merken, die das Heil der Welt von einem politiſchen Meſſias erwarten. Völker ſterben nicht, ſie haben Zeit übrig, krank zu ſeyn, und darum iſt es beſſer, ſie leiden etwas länger, als daß ſie ihre Heilung einem Einzelnen verdanken. Das iſt der gefährlichſte Tyrann, der ſich auch die Herzen unterwirft. Hätte Auguſt wie Tiber regiert, wäre die römiſche Freiheit nicht untergegangen. Fürſten, die größer waren als ihre Zeitgenoſſen, haben noch immer der Nachwelt Jammer vorbereitet; Friedrich der Große hat die Schlacht von Jena verloren. Auch haben in Demokratien die Völker immer eingeſehen, daß ſie eine Wohlthat, die ſie einem großen Mitbürger verdankten, ſich nur durch Undank gegen den Wohlthäter ſichern konnten. Die Riegos aller Zeiten, ſind noch immer geopfert worden.

67.

Die Staatsmänner ſchreiben ihre Erfahrungen mit Bleiſtift auf Pergament-Tafeln, und iſt das

Blatt voll, löſchen ſie die Bemerkungen wieder aus, um für neue Platz zu gewinnen. Daher ſind ſie oft klüger, als geſtern, aber niemals klüger, als vorgeſtern.

68.

Philidor konnte ſechs Schachparthieen zugleich ſpielen, und er gewann ſie Alle. Doch das waren hölzerne Figuren, die ſtille ſtehen, bis man ſie bewegt. Wer aber mit Menſchen ſpielt, verliert gewiß, wenn er mehrere Spiele gleichzeitig verfolgt.

69.

»Wann wird Ihre Frau entbunden?« fragte Ludwig XIV. einen Hofmann. »Quand il plaira à votre majesté,« antwortete dieſer mit tiefer Verbeugung. . . So ſchmeichelt man noch heute den Fürſten, ſie könnten die Stunde beſtimmen in welcher die Zeit ins Kindbett kommen ſoll.

70.

Es könnte eine zweite Sündfluth über die Erde kommen, was würde ſie nützen? Die Thoren und die Böſen würden untergehen, aber Thorheit und Bosheit würden bleiben. Die Vorſehung iſt barmherzig, ſie ſorgt für eine rettende

Noahs-Arche, und läßt keine Gattung, auch des niedrigen Gewürms verderben.

71.

Der ſüße Brei iſt aufgegeſſen . . . jezt balgen ſie ſich um die Schärre . . . darüber zerbrechen ſie den Topf . . . dann giebt es keinen Brei und keine Schärre mehr . . . dann ſchlagen ſie ſich auch nicht mehr.

72.

Die Fürſten hätten ſich und ihren Völkern viel Unglück erſparen können, wenn ſie die Hof-Narren nicht abgeſchafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr ſprechen darf, handelt ſie.

73.

Häringe oder Sardellen — das iſt der ganze Unterſchied zwiſchen ſonſt und jezt. Geſalzen ſind ſie immer noch, und werden es immer bleiben.

74.

Sie wollen keine Preßfreiheit, weil ſie glauben, der Wind drehe ſich nach der Wetterfahne.

75.

Man kann nie genug bewundern, mit welcher Schlauheit das Schickſal die Schwächen, Eitelkeiten und Leidenſchaften der Menſchen benuzt, um ſeine Zwecke zu erreichen. Dieſes iſt ſo klar geworden, daß man ſich freuen muß, wenn der Unverſtand oder der böſe Wille einflußreicher Menſchen hervortritt; denn das iſt ein untrügliches Zeichen, daß das Wünſchenswerthe ſich ſeiner Erfüllung naht.

76.

Auf der Weltbühne iſt das Schickſal der Souffleur, der das Stück ruhig und leiſe ablieſt, ohne Gebehrden, ohne Deklamation, und ganz unbekümmert, ob es ein Luſtſpiel oder ein Trauerſpiel iſt. Das Zappeln, das Schreien und Uebriges, thun die Menſchen hinzu.

77.

Wenn es wahr iſt, daß der Bandwurm ſich erneuert, ſo lange der Kopf beſteht, dann bleibt den Völkern nur die traurige Wahl zwiſchen Verbrechen und Krankheit. Darum bedenkt euren Vortheil, die Tugend des Volkes und die Ruhe der Welt — ſeyd nicht länger der Kopf des Bandwurms.

78.

Gewiſſe Leute leben, als wüßten ſie, daß ſie am andern Morgen gehängt werden. Auch ſind ſie wirklich verurtheilt; nur daß die Tage des Schickſals keine Sonntage ſind. Darum wollen wir ihrer letzten Mahlzeit, ſo theuer ſie uns auch zu ſtehen kommt, mit Vergnügen zuſehen, ihr Appetit ſey unſer Troſt.

79.

Die Schreiber Regenten. — Es geht drunter und drüber in unſern Staaten her, weil die Beamten nicht verſtehen, auf das Volk zu wirken. Sie ſchlagen darauf los, und das nennen ſie verwalten. Verſtimmen iſt leicht, aber ſtimmen kann nicht Jeder. Und wie ſollte es anders ſeyn? Schuſter, Schneider, Schloſſer, müſſen in Deutſchland einen großen Theil ihres Lebens in der Lehre ſtehen und wandern, bis ihnen verſtattet wird, ihr Handwerk auszuüben; Bierbrauer und Faßbinder lernen, der Himmel weiß wie viele Jahre, an einer einzigen Suppe kochen, an einem einzigen Gefäße ſchnitzen, und das Regieren denkt man ſey eine angeborne Fähigkeit. Oder etwa das Studieren auf der Univerſität bilde den Beamten? Regieren iſt eine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, und ein Schneiderjunge der leſen und ſchreiben gelernt hat, verſteht darum noch keinen Rock zu machen. Das Regieren von ehemals, ſteht von dem gegenwärtigen ſo weit ab, wie die Schifffahrt auf Strömen, von der auf dem Meere. Unſere Beamten ſind Ruderknechte, ſie verſtehen die Segel, den Kompaß, das Steuerruder nicht zu gebrauchen, und die Vornehmen in der Cajüte verſtehen es auch nicht. Sie wiſſen nichts von Sandbänken und Klippen und Meeresſtille. Sie haben ein Paar Bretzeln, die hinreichen, nach Offenbach oder Niederrath, aber nicht Mundvorrath genug, für große Seereiſen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen, und ſie zu leiten, das iſt freilich ſchwerer als den S. T. Herrn Vorgeſezten einen unterthänigen Bückling zu machen, und ihn bei ſeinen Launen zu führen. Das lernt ſich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeſchichte, nicht aus dem albernen Knigge, und dem eiteln Cheſterfield. Man beſuche nur ein Collegium oder ein Büreau; wie das höflich iſt, wie das einander kennt, wie das pfiffig ausſieht, wie ſich das wechſelſeitig forthilft, wie das dekretirt, tabellirt, kontrollirt und kabalirt! Der Director iſt ihnen Fürſt, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in ſeidnen Strümpfen auf ſchön gebahntem Wege, von einem Protokolle zum andern, von einem Dekrete zum andern, von einer Weiſung, von einer Rechnung zur andern. Steckbriefe ſchreiben, die Schatzung einnehmen, eine Schildgerechtigkeit ertheilen oder abſchlagen, einen bettelnden Handwerkspurſchen ins Loch ſtecken, einen Wirth beſtrafen, der Abends nach zehn Uhr noch einen Bürger den Durſt gelöſcht, eine Hure auspeitſchen, das ſind freilich leichte Sachen. Aber jezt ſind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tauſend Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu beſtimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauſchte Länder in Achtung zu erhalten, und zu dieſem allen iſt Euer Concept- und Stempelpapier viel zu klein. Geht nach Paris, das iſt Eure Univerſität; leſet den alten Moniteur, das iſt Euer Corpus Juris; hört die Deputirten-Kammer, das iſt Euer Praktikum; und dann laßt Euch den Doktorhut geben, kehrt zurück, heirathet und regiert.

80.

Karamſins Geſchichte des Ruſſiſchen Reichs. — Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern beſteht, anders leſen, als mit Unwillen oder Ueberdruß? Aber Könige ſind nur die Titelblätter der Geſchichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig die dürren Haiden der neuen europäiſchen Geſchichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende Herberge, den müden Forſcher ſtärkt. Sie ſind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maaßſtabe der Beſteuerung, nach Länge und Breite abgemeſſen, und Völker wie Grundſtücke nach jedem Kauſe, Tauſche und Todesfalle, neu ab- und zugeſchrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein ſchwacher Stab als ſchlauer Hebel, der Stärke gebietet, ſondern der ſchwächere Geiſt dem mächtigern gehorcht? Wer ſtiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menſchengeſchichte friſch aus der Quelle der Natur floß, da die Völkerſtrömungen ſich ihr ſelbſtgewähltes Bett gruben, und unbekümmert um Herkommen und Federſatzungen ihren angetretenen Weg fortſezten? . . . . . Das alles finden wir in der Ruſſiſchen Geſchichte.

Dieſes und das Weitere könnte in klaren verſtändlichen Worten dargethan werden; aber wir Sünder werden genöthigt uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das Ruſſiſche Reich, ein Mann, wenn man es mit ſeinen Geſpielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachsthums die Dauer der Kindheit beſtimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules ſchon in der Wiege, die Europa umſchnürende Rieſenſchlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug es iſt im werden und in Europa das einzige aufſteigende Licht. Wie man auch geſinnt ſey, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig ſollte man nicht ſeyn, man ſollte ſtets, ſelbſt mit Verluſte des nöthigen Schlafes die Augen offen halten, und ſich nicht einlullen laſſen von denen, die ungleich den Anwohnern des Veſuvs ruhig ſind, weil der Berg nicht raucht. Wenn die Peſt im Lande, freut man ſich des rettenden Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menſchheit nie an einem kehrenden Herkules gefehlt, ſo oft ihre Augias-Ställe überfüllt waren.

Schon das iſt ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in ſeiner Mitte einen großen Geſchichtſchreiber findet; denn jeder Künſtler, auch wenn er verſchönt, kann doch nur an einer ſchönen Wirklichkeit ſich begeiſtern. Karamſins Geſchichte des Ruſſiſchen Reichs iſt ein Meiſterwerk das ſeines Gegenſtandes würdig iſt. Die Anordnung iſt zweckmäßig, klar und verſtändlich. Die verwickelten Maſſen von Gebieten und Völkern, aus denen ſich das ungeheure Reich nach und nach zuſammengebildet, ſind mit vieler Kunſt geſondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Styl iſt edel, kräftig, und wo es geſchehen durfte, maleriſch. An herrlichen

Betrachtungen fehlt es nicht, aber ſie folgen alle den Ereigniſſen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfaſſer als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamſin die Verbrechen und Niederlagen ſeines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als deſſen Siege und Tugenden. Angenehm überraſchend iſt die Offenheit, mit welcher er, warm und beifällig gewiſſe Grundſätze ausſprach — und alſo ausſprechen durfte — von deren Aufnahme ins Leben, Rußland noch ſo weit entfernt iſt, weniger weil es der Regierung an Freiſinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie ſich die Herrſchaft der Sterblichen irdiſch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben befiehlt, als Unſterbliche von dem Himmel herabgeſtiegen ſey. »Der Ruſſiſchen Geſchichte Beginn ſtellt uns ein bewundrungswürdiges in den Annalen vielleicht *beiſpielloſes* Ereigniß dar. Die Slaven vernichten freiwillig ihre alte Volksregierung und verlangen Herren von den Warägern ihren Feinden. *Ueberall führte das Schwert der Starken oder die Verſchlagenheit der Ehrgeizigen die Herrſchermacht ein* (*denn die Völker wollten Geſetze, fürchteten* aber den Verluſt der Freiheit): in Rußland wurde dieſe mit der allgemeinen Zuſammenſtimmung der Bürger gegründet.....»

81.

Deutſche Demuth. — Als der König von Preußen in Paris war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt, er habe die Ehre gehabt mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu eſſen. Eine deutſche Zeitung keifte etwas über ſolche leichtfertige unumſtändliche Rede. «So ſpricht eine Zeitung der civiliſirteſten Nation in Europa von ihren Gäſten!» rief ſie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne ſich bewegte, war ſchön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutſchen laßt uns ſchmollen, daß ſie nicht zu ſeyn wagen, wie Jene. Wenn auch ja einmal das Maaß der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einem fremden Fürſten ſchuldig iſt, nicht gehörig beachtet worden, was iſt tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberſchreitung jenes Maaßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich, einen König, deſſen ſiegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkoſen verſchmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten ſeines Glanzes, die Staaten ſeiner Bundesfreunde durchreiſte, der Zeitungsſchreiber irgend einer Reſidenz zu ſagen gewagt: Der Kaiſer von Frankreich habe die Ehre gehabt mit dem Könige zu ſpeiſen, beim Himmel! alle deutſchen Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu verſöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeſchrieben. Alſo die Preuſſen, die wären eine »civiliſirte Nation,« weil ſie 1806, am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin, die Stadt auf's prächtigſte beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieſes als ein Ammenmärchen belächeln!) Alſo die Deutſchen wären »civiliſirter« als die Franzoſen, weil ſie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüſtete von Paris nach Petersburg zu reiſen, ſie mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm ſprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Regiſter darüber führen würden, wo Allerhöchſtdieſelben jede Nacht zu ſchlafen, um wie viel Uhr ins Bett zu ſteigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa, zu Allerhöchſtderen Dienſte gebraucht worden wären? Ein Volk das fremden Herrſchern nicht geringere Ehrfurcht als ſeinen eigenen bezeigt, verräth hierdurch, daß es in ſeinem Fürſten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, ſondern nur die Fürſtlichkeit in ihm abergläubiſch fürchte. Es giebt deutſche Blätter, die nie von dem vielen was in engliſchen Hochherziges und Herrliches enthalten iſt, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jetzt verſtorbenen Königin von England, uns Monate lang, täglich die genaueſten Berichte lieferten. Es giebt deutſche Blätter, die vierzehn hinter einander folgende Tage, von einer todten Prinzeſſin, und von den Lichtern ſprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt und wie viel Ellen ſchwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die franzöſiſche Deputirtenkammer blitzen und Gewittergleich ganz Frankreich erfriſchen, mäuschenſtille ſchweigen. Es giebt deutſche Blätter, die von jeder Feuersbrunſt in Konſtantinopel ſo genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eignen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutſche Volk ſchmieget und windet ſich als wäre es der Hofmarſchall *Kalb* bei allen Fürſten Europens. Es iſt *ein gemeines Weſen* unter uns, aber kein *Gemeinweſen.*

82.

Der heilige Bund. — Der Fürſt von *Leyen* hat zu Aachen eine Denkſchrift eingereicht, in welcher er eine Entſchädigung für ſeine verlornen landesherrlichen Einkünfte anſpricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Chriſtenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre, und die Gerechtigkeit allein herrſche. Man kann vor der Tiefe des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung ſinnend ſtehen; aber ein menſchenfreundliches beſorgtes Herz, läßt ſich dennoch von der Furcht überſchleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt, eine ſchmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Uebereinkunſt, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund ſtürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages, immer den Fürſten die ihn geſchloſſen, allein überlaſſen, dann wäre nichts zu fürchten als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dollmetſchern ihres Willens hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündniſſes, gefordert, bewilligt, oder verſagt werden. Keiner, auch noch ſo voll des billigen Argwohns, gegen die Verſprechungen irdiſcher Machthaber, verkennt das ſchöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexanders lodert und das die Menſchheit läutern würde, wäre dieſer Fürſt nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geſchehen, daß die ſtille reine Quelle ſeines frommen Herzens, zu einem Strome fortgeriſſen worden, der nun alle europäiſche Höfe durchfließt, wo auch das klarſte Waſſer getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durſtes gebraucht, ſondern nur als eine ſchnellere Straße die zu ſelbſtſüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden ſo viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelaſſen? Alexanders einſames Beiſpiel, hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß ſeiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber beſtehen die Grundſätze, von welchen der Fürſt v. Leyen Erſatz für ſeine verlorne jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit iſt es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündniſſes ſich verpflichteten? Die himmliſche kann es nicht ſeyn, denn die Verwaltung dieſer wird kein ſchwacher Menſch zu übernehmen ſich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit iſt es nicht, denn dieſe, die ausgleichende, zerſtört um zu ſchaffen, nimmt um zu geben, raubt um zu bezahlen. Die menſchliche, welche nichts vermag als den Beſitz zu heiligen und das Beſtehende zu ſchonen, iſt's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber dieſe Gerechtigkeit, wenn ſie weiter als über die Verhältniſſe der Einzelnen, wenn ſie über die der Völker und Staaten ſich erſtreckt, iſt unheilbringender als die ſchnödeſte Willkühr. Sie hält die Staaten in ihrer Entwickelung auf, ſie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit, und ſchmiedet das Schickſal unſterblicher Völker, an vergängliche Fürſtengeſchlechter feſt. — Der heilige Bund iſt ein goldener Becher, der gemeinſchaftliches Eigenthum aller europäiſchen Regierungen iſt, und den jeder Berechtigte, ſo bald ihn durſtet, mit dem Getränke nach welchem ihm gelüſtet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urtheil iſt ihm längſt geſprochen: Die zwei einzigen freien Staaten der Welt, England und Nord-Amerika, ſind ihm nicht beigetreten.

83.

Ein ehrlicher Mann, der in ſogenannten Welthändeln verwickelt iſt, verfällt oft in Gewiſſens-Zweifel, ob er denn wirklich ehrlich verfahre oder nicht. Denn da man ſein Geſicht für eine Maske hält, wird er an ſich ſelbſt irre, und weiß endlich nicht mehr, ob er die Leute, oder ob die Leute ſich nur in ihm betrogen.

84.

Die heutigen Menſchen, in der kleinen, wie in der großen Welt, ſind über ihren eigenen und wechſelſeitigen Vortheil ſo aufgeklärt, daß ſie ſich einander nicht mehr täuſchen können. Wenn es daher nicht aus alter Gewohnheit geſchieht, iſt es ganz unerklärlich, warum man noch lügt, oder ſich verſtellt. Die einzige Art zu betrügen, die zuweilen noch Erfolg hat, iſt — offenherzig zu ſeyn.

85.

Es giebt immer noch wohlthätige Menſchen und wer einmal ſo glücklich iſt, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht!

86.

Vernunft verhält ſich zum Verſtande, wie ein Kochbuch zu einer Paſtete.

87.

»Alles für, nichts durch das Volk« — ſagen die Schlauen. Das heißt ins Aufrichtige überſezt: nicht am Gelde und Gute iſt uns gelegen, ſondern nur daran, daß wir herrſchen. Wer aber iſt der gefährlichſte Feind der bürgerlichen Freiheit? Nicht der niedrige Menſch der nur nach Reichthum und ſinnlichen Genüſſen ſtrebt;

denn dieſer läßt ſich abfinden, und hat die Macht ſich zum Volke gewendet, bettelt er auf dem Markte, wie er früher in den Palläſten gebettelt. Der gefährlichſte Feind der Freiheit iſt der herrſchſüchtige; denn ſelbſt das Gute thut er nur mit Willkühr. Nicht Mirabeau, ein Lüſtling und ein beſtechlicher Menſch, ſondern Robespierre der den Reichthum verachtete, ward der Tyrann ſeines Vaterlandes.

88.

Schon manches dunkle Räthſel der Geſchichte haben Zeit und Forſchung gelöſt; aber die Geduld, die Langmuth der Völker wird ewig unbegreiflich bleiben. Unter Ludwig XV. ward ein Montmorency des Mordes überführt und zur Strafe durch ein Lettre de Cachet auf einige Zeit in die Baſtille geſezt. Sein Bedienter aber als Mitſchuldiger verdächtig, ward auf's Rad geflochten. Und zwiſchen dieſer ſchrecklichen Willkühr und der Revolution verfloſſen noch mehr, als funfzig Jahre!

89.

Vor der Revolution gab es in Frankreich nach der Berechnung eines der zuverläßigſten Schriftſteller, und um ſeine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen:

» ſieben Millionen Menſchen die Almoſen verlangten und zwölf Millionen Menſchen, die nicht im Stande waren Almoſen zu geben. » Jezt iſt der Wohlſtand über das ganze Land verbreitet, durch alle Stände des Volks vertheilt; es giebt keine Bettler mehr. . . . . Man nenne uns den Staat, wo eine ſo glückliche Verwandlung oktroirt worden iſt.

90.

Wenn man das Treiben des franzöſiſchen Ultras ſieht, glaubt man an das Wunder: daß der heilige Dioniſius, nachdem er enthauptet worden, ſeinen Kopf unter den Arm genommen, und damit ſpatzieren gegangen ſey.

91.

Die Natur der Dinge und was ſchön ſey oder mißgeſtaltet, malt Euch jeder Batzenſpiegel nicht minder treu zurück, als das hohe ſtolze Glas am Pfeiler eines fürſtlichen Gemaches. Die Weltgeſchichte pulſirt in Täglichkeiten. Darum, wer emſig iſt und frohen Muthes zu forſchen und zu betrachten, der durchblättert das Buch der Menſchheit in einer Taſchenausgabe die ihn überall begleitet, oft und gern.

92.

Bei dem Einmarſche der königlich ſpaniſchen Truppen in Valencia im Jahre 1812, unter General Wittingham, wurde aller Orten angeheftet und ausgetrommelt: Die von Süchet eingeführte Polizei höre gänzlich auf. Das Volk war auſſer ſich vor Freude, wobei es immer rief: »Nun ſind wir wieder, wie vor dieſem, ſicher auf der Straße und in unſern Häuſern; es giebt keine Polizei mehr.«

93.

Seitdem das Wunderbare vor unſern Augen ſich erfüllt hat, haben wir alle Berechnung für das Natürliche verloren.

94.

Man heilt Leidenſchaften nicht durch Verſtand, ſondern nur durch andere Leidenſchaften.

95.

Die Weiber haben Launen, weil ſie zu gut ſind, das Böſe nach Grundſätzen, und zu ſchwach, das Gute mit Dauer zu üben.

96.

Eitelkeit iſt die ſicherſte Wächterin der öffentlichen Ruhe. Sie iſt die Omphala des Ehrgeizes, und legt ihm Roſenketten an. Wer am Schimmer des Goldes ſeine Freude findet, wird das Eiſen nicht achten, und im Tanzſchritte iſt noch keiner auf den Thron geſtiegen.

97.

Die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesſchnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, entſpringt, entweder aus der Tiefe des Geiſtes, oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeiſter lehrt ſie, noch Cheſterfield.

98.

Beſchränkten Menſchen iſt es eigen, daß ſie die wenigen Ideen, die in dem engen Kreiſe ihrer Faſſungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geiſtes oft irre macht. Sie ſind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

99.

Die Fürſten ſehen immer noch nicht ein, daß die Polizei ihre gefährlichſte Feindin, ja die einzige revolutionäre Macht iſt, die ſie zu fürchten haben. Sind wirklich Uebel vorhanden, ſo wer=

den ſie von der plumpen und abgeſchmackten Quackſalberei jener Staatsgewalt nur verſchlimmert. Iſt das Volk krank, ſo gebt ihm friſche Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeſchickten Händen, eitler, thörichter und pflichtvergeſſener Pfuſcher an.

100.

Carneades hielt zu Rom öffentlich zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit, und — ward 90 Jahre alt. Hufeland hat es in ſeiner Makrobiotik zu bemerken vergeſſen, daß man um alt zu werden, keine Grundſätze haben dürfe.

101.

Als Voltaire ſagte: Der erſte König war ein glücklicher Soldat, da wußte dieſer Mann nicht was er ſprach. Der erſte König war ein fieberkranker Bauer, der in ſeinem Irrſinne ausrief: «Ihr Leute ſeyd meine Unterthanen und mir Gehorſam ſchuldig,» und da er geſundete und von dem Schmerzenslager ſich erhob, befremdet und ungläubig das ganze Dorf zu den Stellen ſeines Bettes niedergeſunken fand. Vergebens war alles gutmüthige Zureden des unſchuldigen Despoten; die Unterthänigkeit war ſchon ſo raſch im Gange, daß man der Zeiten ſich nicht mehr erinnerte, da man frei geweſen.

102.

Alle Ausſprüche und Vollſtreckungen einer geheimen Juſtiz, ſind heimliche Hinrichtungen, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen iſt. Ob eine ſtreitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Miſſethäter beſtraft werde oder nicht, dieſes iſt dem Gemeinweſen ſehr gleichgültig. Aber die Zuverſicht, daß Recht geübt werde, iſt Lebensbedürfniß in der bürgerlichen Geſellſchaft, und dieſe Zuverſicht verſagt die heimliche Juſtiz. Kein Fürſt, kein Richter, kein Verwalter darf Glauben fordern an ſeine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, die Menſchen aber will man ſehen, hören, betaſten, ausrechnen.

103.

Juden in der freien Stadt Frankfurt. — Europa und Amerika müſſen ganz den Verſtand verloren haben, daß ſie ſich ſeit Jahren mit den ſpaniſchen Kolonien, den Cortes, der franzöſiſchen Deputirtenkammer, den engliſchen Radikalen und anderen dergleichen elenden, geſezter Männer unwürdigen Klatſchereien beſchäftigen, und die wichtigſte Sache der Menſchheit, nämlich die Frankfurter Judenſchaft, darüber aus dem Sinne verlieren. Die Schwachköpfe beider Welttheile bilden ſich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Million Menſchen, welche der Befreiungskrieg hingerafft — alle dieſe ſchrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geſchehen, und den großen Zweck welchen die Vorſehung dabei hatte, nämlich die Vertreibung beſagter Judenſchaft von der Schnurgaſſe zu Frankfurt, davon ahnden ſie nichts. Stein in ſeiner ſehr genauen Geographie ſagt, es wohnten 10,000 Juden in Frankfurt, ob zwar keine 4000 dort wohnen. Allein er ſagt dieſes metaphoriſch, da ſie ſo viel Lärm verurſachen, als 10,000. Ehemals wohnten ſie in einer eigenen Gaſſe, und dieſer Fleck war beſtimmt der bevölkertſte auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten ſich der zärtlichſten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften ſie ihre Gaſſe nicht verlaſſen, damit ſie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften ſie nicht heirathen, damit ihre Kinder ſtark und geſund würden. An Feiertagen durften ſie erſt um 6 Uhr Abends zum Thore hinausgehen, daß die allzugroße Sonnenhitze ihnen nicht ſchade. Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen unterſagt, man nöthigte ſie ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirthſchaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Chriſt rief ihm zu: Mach Mores Jud, ſo mußte er ſeinen Hut abziehen; durch dieſe höfliche Aufmerkſamkeit ſollte die Liebe zwiſchen beiden Religionsparteien befeſtigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein ſchlechtes unbequemes Pflaſter hatten, durften ſie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaaren war ihnen verboten. Bedienten durften ſie nicht halten, denn dieſes iſt ein Verbrechen gegen die Grammatik, ſondern nur Knechte, und als einſt ein Actuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort Bedienter in den Reiſepaß geſezt hatte, und dieſer bereits abgereiſt war, ſchickte ihm der regierende Burgermeiſter einen Huſaren nach, der ihn zurück holen mußte, worauf im Paſſe das Wort Bedienter ausgeſtrichen, und dafür Knecht geſchrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genoſſen die Frankfurter Juden und üben ſie heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie die Poſt, die neuen Kräme, die Börſe halten ſie militäriſch beſezt, und es darf kein Chriſt ohne ihre Erlaubniß durchgehen. Es iſt ihnen verſtattet, jeden Fremden oder einheimiſchen der an ihren Waarenläden vorübergeht, ſo lange an den Kleidern feſtzuhalten, bis er ihnen etwas beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Todten in den erſten 24 Stunden beerdigen, die Chriſten müſſen drei Tage damit warten. Leztere werden in das wöchentlich erſcheinende Geburts- und Sterberegiſter nur dann hinein geſetzt, wenn ſie wirklich geboren werden, oder ſterben, die Juden hingegen ſogar auch dann, wenn dieſes nicht geſchieht; denn es wird im Intelligenz-Blatte ausdrücklich bemerkt, von der Israelitiſchen Gemeinde ſey in dieſer Woche Niemand geſtorben, Niemand geboren worden, damit ſich jedermann erfreue, nämlich an Erſterem.

Mit allen dieſen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor zehn Jahren den Revolutionsſchwindel, der ſich von Frankreich her nach Deutſchland verbreitet hatte, benuzt, und ſich unter der Großherzoglichen Regierung die ſogenannten angebornen Rechte, für ein Spottgeld, für eine halbe Million gekauft. Darauf maßten ſie ſich an, Doktoren, Schuhmacher und Schneider zu werden; ſie trieben Wiſſenſchaften und die ganze Technologie, ſprachen deutſch, wie Adelung, und aßen mehrere Sorten Wurſt. Beſonders in Spedition und Kommiſſion haben ſie der Menſchheit ungeheuern Schaden zugefügt, und hierdurch Europa in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfen. Aber der Tag der Erlöſung nahte herbei; nach der Schlacht bei Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenſchlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück; dieſe wollten aber nicht von der Stelle und klagten beim hohen Bundestage. Hierauf ſollten die Chriſten und Juden ſich gütlich vergleichen. Der Senat und der geſetzgebende Körper, beide von »übergroßer Freiſinnigkeit« erfüllt, machten billige Vorſchläge.

140.

Die Ermordung Kotzebue's. — Man kömmt nie zu ſpät und zu weit her, ſich dieſe Begebenheit zu beſchauen; ſie iſt der Kryſtalliſationspunct, um den die neue Geſchichte der Deutſchen ſich anſezt. Nicht die nachgeborenen Folgen, erſt die Enkel der fruchtbaren That, werden unter dem Fluche des Schickſals erliegen. Es giebt keine Betrachtung, die ſich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch nichts, was in dieſem Kreiſe liegt, unbetrachtet bleiben. Profeſſor Lehmann hat eine »Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung,« herausgegeben. Das Werkchen iſt zu Bartenſtein in Oſtpreußen (nahe bei der ruſſiſchen Gränze) erſchienen. Es iſt nicht lang, aber breit, und in einem ſtammelnden Style geſchrieben, ſo daß, der Natur dieſes Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer ſechsmal wiederholt wird. Der Verfaſſer nimmt ſich die unnöthige Mühe zu beweiſen, daß Kotzebue kein Spion geweſen ſey, und giebt über dieſe Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf Glauben annehmen müſſen, da wir von der Sache gar nichts verſtehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe Kotzebue geſucht die deutſche Freiheit zu untergraben. Etwa weil er gegen das Turnweſen, und den heißen Verfaſſungstrieb geredet? Unſere gelehrten Vorfahren haben von allem dieſem Zeuge nichts gewußt, (ſagt Herr Lehmann). «Wenn es wahr iſt, daß der wiſſenſchaftliche Geiſt unter Deutſchen ſehr lau und ſtille wird, weil der Geiſt unter ihnen ſich mit ſeinem Wiſſen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt; (der Verfaſſer ſcheint ſich auf die Adelige zu legen) auf Verfaſſungen, Abgaben, Maſchinen, Reformen, Berechnungen; (alſo ſelbſt die Mechanik und Arithmetik käme uns nicht zu?) der in einen Myſtizismus verfällt, dagegen unſere Aeltern mit ihrem Denken rein wiſſenſchaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Beſtand lebte, (d. h. ſchlief) ohne ſie ſo anzuſchlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie ſolche wir erfahren, ſo ſind eben die Anſtalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. ſich empörte, von der Art, daß man ſagen muß, ſie allein führen uns mit der wahrhaft wiſſenſchaftlichen Aufklärung in Finſterniß und Barbarei, und K. hatte, indem er gegen ein ſolches bürgerliches Treiben verbreitete, wohl gar noch das Verdienſt, (wohl gar noch!) eben der Barbarei, welche uns drohet, entgegen zu wirken, und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es iſt alſo ein gar irriger Gedanke in dem Schluſſe: wer das bürgerliche Licht in Deutſchland auslöſchen will, geht auf eine totale Finſterniß aus, indem vielmehr das bürgerliche Licht den wiſſenſchaftlichen Geiſt ganz ausbrennt, und ſelbſt erlöſchen muß, wenn eine freie Wiſſenſchaftlichkeit gedeihen ſoll. Indem unſere Philoſophen ſich in Kriegswiſſenſchaften werfen, in Staatswiſſenſchaften und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußern Freiheit umtreiben, vernachläßigen ſie die reinwiſſenſchaftliche Tiefe des freien Geiſtes, und ſo ſind eben ſie es, die eine Barbarei des Geiſtes über uns bringen; wer ſie nun in dieſem bürgerlichen Felde angreift, um ſolche Freiheiten ihnen zu beſchneiden, iſt dagegen eben der, welcher die eigentliche Barbarei begraben, und die wahre Freiheit des Geiſtes erhalten will.» Wenn Herr Lehmann durch die Lehre oder Heuchelei ſolcher Grundſätze, ſich auf die ſchwere Seite zu werfen gedachte, ſo kann man ihm das leicht verzeihen, da er ſie durch ſein Gewicht wahrlich nicht ſchwerer gemacht hat; aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er nicht beabſichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr iſt, daß das *bürgerliche Licht den wiſſenſchaftlichen Geiſt ganz ausbrennt*, ſo würde ja daraus folgen, daß alle diejenigen welche mit bürgerlichen Dingen beſchäftigt ſind: ſämmtliche Miniſter und Staatsbeamten, unwiſſende Menſchen und niedergebrannte Geiſter wären, die man auf ein *Profitchen* ſtecken müßte — eine Behauptung, die wenigſtens Herr Lehmann nicht wagen wird. Die ſo häufig ausgeſprochene Unverträglichkeit des wiſſenſchaftlichen Forſchens mit der Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten, iſt eine ſo plumpe Lüge, daß ſich auch der ſchwachſinnigſte Menſch nicht dadurch täuſchen läßt. Cicero war trotz ſeiner Gelehrſamkeit ein ſo großer Bürgermeiſter, als irgend einer unſerer Zeit, der dieſen Fehler nicht hat. Cäſar ſchrieb trotz ſeiner Heldenthaten ſo gut, als ein Profeſſor in Breslau, und man hört nicht klagen, daß ſo viele berühmte gelehrte Mitglieder der deutſchen Bundesverſammlungen, durch ihren wiſſenſchaftlichen Geiſt, in ihren Staatsgeſchäften je wären aufgehalten worden.

Ueber Kotzebues Ermordung ſagt Herr Lehmann ſehr naiv, er werde der Meinung ſeyn, welche die Regierungen davon haben werden. Bei der Frage alſo, ob dieſer Mord ein gemeiner ſey, oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man ſieht, was die Regierungen aus ihm machen werden; (das ſind ächte gehorſame Anſichten). Daß ſich unſere Jugend ſo viel herausnehme, daran wären Umſtände ſchuld, «wohin ich (ſagt der Verfaſſer) außer dem Turnweſen, welches die Körper und Geiſter wählig macht, auch das noch rechne, daß unſere Schulen die Köpfe der Kinder ſo anfüllen, daß dieſelben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er ſich nur immerhin zum herrſchen anſchicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Noth die Alten ſo mürbe geſchlagen hat, daß ſie überall an Kraftloſigkeit und Schwächen leiden.» Koſtbare Geſtändniſſe die Herr Lehmann aus Unachtſamkeit verloren hat! Wenn unſere Alten zu wenig gelernt haben, und unſere Jugend zu viel lernt, ſo widerſpricht ja das der frühern Behauptung, daß die Wiſſenſchaftlichkeit der Vorfahren, in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geſchlechts zu Grunde gegangen ſey. *Mürbe* — ja, das iſt das rechte Wort, aber nicht die Noth der Zeit hat die Alten mürbe *geſchlagen*, ſie hat ſie ſo *gefunden*; wären ſie nicht mürbe geweſen, hätte die Noth der Zeit nicht entſtehen können..... Um dem herrſchenden Myſtizismus entgegen zu wirken, ſchlägt der Verfaſſer das Studium der Logik als einen ſichern Damm vor. Wir haben die Logik immer höchſt langweilig gefunden; aber wenn es ihr gelingt, die Myſtik, dieſe ſchändliche Gelegenheitsmacherin des Despotismus zu vertreiben, ſo wollen wir ihre beſte Freunde werden, und täglich beim Frühſtücke eine Viertelſtunde in des Profeſſors Maas Kompendium leſen.

105.

Biographie. — Die ſtille Zeit, da große Menſchen und Schickſale uns nur im Abbilde erſchienen, und jeder in ſeinem Hauſe das Kunſtwerk ruhig und bequem anſtaunte, iſt nicht mehr; unſere Väter waren die lezten, die ſie geſehen. Gab es auch ungewöhnliche Menſchen unter den Zeitgenoſſen, ſo berührten ſie doch den Lebenskreis des Volkes nicht, denn nur mit der Höhe ragten ſie über der Menge empor, aber ihre

Grundfläche breitete ſich nie über das eingeführte Maaß aus. Waren es Böſewichter, ſo tobten ſie wie wilde Thiere hinter eiſernen Stäben, und konnten nur die Hand verletzen die ſich ihnen entgegenſtreckte. Waren ſie hoch und gut begabt, ſo betrachtete man ſie als Schauſpieler, deren Wirken auf die enge Bühne beſchränkt und in einigen Stunden eingeſchloſſen blieb, nach deren Verlaufe der fallende Vorhang ſie auf immer von den Zuſchauern und dem Leben trennte. Aber die Begebenheiten unſerer Zeit, mit den Menſchen, aus denen ſie hervorgegangen, oder in die ſie zurückgekehrt, ſind uns als willkommene oder ſchlimme Gäſte ſelbſt in das Haus gekommen, und nachdem uns ſo die großen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die ſchwachen Gemälde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des Parrhaſius täuſcht uns nicht mehr, wir wiſſen daß nichts dahinter iſt. Die ſogenannten denkwürdigen Perſonen der drei lezten Jahrhunderte (nur Luther nicht), dünken uns flach und deren Lebensbeſchreibungen langweilig. Geſtürzte Miniſter; Bauernſöhne die es bis zum Geheimerathe gebracht; geliebte Weiber die das Land regiert; Günſtlinge die mit dem Herzen der Fürſten ihren eigenen Kopf verloren; Hofkriege, wo man ſieben

Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geſchnitten, die beim Friedensſchluſſe einige Meilen Landes diplomatiſch eroberte; Helden die das Vaterland gerettet, und am Ende ihrer Tage tauſend Thaler Zulage erhielten — das ſind die wichtigſten Kapitel der Geſchichtsbücher jener Zeit. Sie haben den Reiz verloren, und ſchon darum allein könnten Samuel Baurs (Pfarrers im Würtembergiſchen) intereſſante Lebensgemälde der denkwürdigſten Perſonen des achtzehnten Jahrhunderts, deren erſter Band in einer neuen Auflage vor uns liegt, uns keinen Beifall abgewinnen, ſelbſt wenn der Ausdruck »intereſſante Lebensgemälde« nur einen Sprachfehler und nicht einen falſchen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 648 arabiſchen und 12 römiſchen Seiten mit großer Geduld durchgeleſen; doch ſo oft das Urtheil ſtreng werden wollte, mußte es am Ende wieder erweichen; denn es iſt viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeiſtlichen die Menſchen und die Dinge erſcheinen. Die Wände der ſtillen Pfarrwohnung ſind mit Kupferſtichen behängt. Schlachtſtücke und Schäfereien, untergehende Schiffe und Häfen, Bildniſſe von Böſewichtern, Gelehrten, Narren und Helden, ſie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholze eingeſperrt, die ruhige und farbenloſe Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perſpective dargeboten, aber die Sinne können nichts ergreifen. So ſind die Lebensgemälde. Sie gleichen dem Wachsfiguren-Kabinette das ſich vor einigen Jahren in Prag zuſammengebildet, wo lebende Menſchen die Bewegung zurückhielten und ſich für Abbilder geltend machten. Der Styl geht wie ein reiſender Handwerksgeſelle, ruhig und zufrieden ſeinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Haide oder im ſüdlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des Rheins wandere; er ſieht ſich durch und ſucht die Herberge. Nur wenn es dunkel wird und die Geſchichte ſich zu Ende neigt, verdoppeln beide ihre Schritte. Doch hat die Sprache zuweilen eine Naivetät, die wohlgefällt. Z. B. der 41 jährige Ziethen der in dieſem Alter nur erſt einige Scharmützel glücklich beſtanden, wird der junge Held genannt — von einer Schlacht im ſiebenjährigen Kriege wird erzählt, das Kanonenfeuer dabei ſey unerträglich geweſen — einige geſchmackvolle Männer in den Alpenthälern hätten zur Zeit Geßners die deutſche Sprache vervollkommnet — von Maria, einem Romane der engliſchen Schriftſtellerin Gelwin heißt es: »Die Gefühle, die darin herrſchen, ſind von der *ächteſten* und *feinſten Art*; alles iſt darin mit jener Phantaſie geſchmückt, *die zur Fahne des Zartgefühls und ächten Empfindſamkeit geſchworen hat.*» — Von Leſſing wird geſagt: «*Ein großer Mann im Felde der Wiſſenſchaften.*»

An Anekdoten, dieſen Henkeln der großen Seelen, wodurch ſie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Ueberfluß, ſo daß zwanzig Eſſer der verſchiedenſten Fähigkeit, die Helden zugleich an den Mund führen können. Doch haben die Klaſſen, worin der *Inhalt* die denkwürdigſten Menſchen zerfällt manches Sonderbare. Nach den *Generalen* kommen die berühmten *Satyriker* — nach dieſen die *herrſchſüchtigen Weiber* — *Schwärmer und Narren* wohnen unter einem Dache — Richardſon und Geßner werden als *gelehrte Buchhändler* bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt ſind, werden ſie treffender als Gelehrte geſchildert, die auch den Buchhandel betreiben. — *Mordſüchtige Rebellen*, worunter Pugatſchew der Koſak und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, iſt doppelt falſch. Mordſucht iſt kein Charakter, ſondern eine Krankheit der Seele oder des Blutes, und Jourdan war kein Rebell, denn er hat ſeine Unmenſchlichkeit im Namen der damaligen Regierung ausgeübt.

Doch leſet immer das Buch und wäre es auch nur, um die hölliſche Hinrichtung des wahnſinnigen Damiens zu erfahren und den gerechten Himmel lobpreiſen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution ſolche Flecken der Menſchheit ausgewaſchen hat. Und wen dieſe Geſchichte nicht genug ſchaudern gemacht, der leſe die des gelehrten Wunderkindes Heinrich Heinecke aus Lübeck, der in ſeinem vierten Jahre von Sprachen, bibliſcher Weisheit, Hiſtorie, Jurisprudenz mehr wußte, als alle deutſche Studenten zuſammen gerechnet, und dabei ſanft und fromm war.

106.

Der abbrevirte Teufel. — In einen Aufſatz, der neulich im Morgenblatte erſchienen, hatte ſich der Teufel gemiſcht — was einem ſchwachen menſchlichen Werke leicht nachzuſehen iſt, da ſich ſelbſt in Gottes Werke der Teufel gemiſcht. Das Morgenblatt aber, hat den Teufel verkürzt, hat ihm nur das große T. gelaſſen und ihn für die übrigen fünf Buchſtaben, drei Sterne gegeben. Drei Sterne für fünf Buchſtaben — das darf man wohl geprellt nennen! Nun habe ich mehrere Tage darüber nachgedacht, warum das

Morgenblatt ſo verfahren, habe es aber nicht herausgebracht. Ich bitte daher die Leſer dieſes Blattes, die ſich darauf verſtehen, mich darüber zu belehren. Es iſt zwar üblich, daß man die ſogenannten unanſtändigen Wörter, im Schreiben und Drucken abbrevirt; aber der Teufel gehört nicht zu den unanſtändigen Wörtern; und was die wirklichen unanſtändigen Ausdrücke betrifft, ſo ſollte man ſie entweder gar nicht gebrauchen, oder wenn gebraucht, nicht vermummen. Was gewinnt man dabei? Nichts, als daß die Phantaſie des Unreinen, ſich die häßliche Sache noch häßlicher ausmalt. Ich beſaß eine Sammlung von ſolchen Wörtern, die in verſchiedenen Zeitſchriften, bald die Verfaſſer, bald die Redactoren, bald die Zenſoren abbrevirt haben. Es iſt ſchade, daß ich ſie verloren. Nichts iſt bezeichnender, als das. Wir Deutſchen ſind zimperlicher, als vierzehnjährige Mädchen, und ich dächte wir wären doch alt genug.

107.

Wie einzelne Menſchen, ſo treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsſtufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit ſind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar, das conſtitutionelle Frankreich wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikaniſchen, noch in dem kaiſerlichen Frankreich, unterrichtende Beiſpiele finden — es wird die Erfahrungen die ihm nützen, erſt kaufen und bezahlen müſſen.

108.

Man ſollte die Miniſterſtellen erblich machen, damit diejenigen welche ſie verwalten, an dem Wohle des Staates ein Familienintereſſe fänden, und nicht blos auf ihren leiblichen Vortheil ſähen. Schlimme Fürſten haben an die Zukunft denkend manche böſe That unterlaſſen; einen eigenſüchtigen Miniſter hält nichts zurück. Zu wiſſen aber iſt, daß die politiſchen Trennungen und inneren Kämpfe die jezt ſtattfinden, nichts anderes ſind als ein Streit zwiſchen Volksfreiheit und Miniſterialgewalt.

109.

In der bürgerlichen Geſellſchaft giebt das Volk ſeine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinſen hin. Werden ihm leztere vorenthalten oder geſchmälert, dann zieht es ſein Kapital mit Recht zurück und ſucht ſich einen ſicherern Schuldner.

110.

Man kann verhindern, daß Völker lernen, aber verlernen machen kann man ſie nichts.

111.

Gute Fürſten müſſen wie fruchtbare Jahre angeſehen werden. Man ſoll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtſamen aufzuſpeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbfolger. Vorſicht hierin iſt nie überflüſſig, Pharao's magere Kühe entbleiben nicht.

112.

Wenn der Fürſt glaubt, das Volk ſey ein Kutſchpferd, das mit Gebiß und Scheuleder verſehen, der Staatskaroſſe in welcher nur er ſitzt, vorgeſpannt werden müſſe — und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein fortzuziehen habe; dann irren beide. Aber was iſt der Staat ſonſt? Es iſt ſchwer hierauf zu antworten. Der politiſche Zirkel kann nie vollkommen zur Quadratur einer Definition gebracht werden.

113.

Freilich wäre der Staat berechtigt, die Herzen und Köpfe als Heerde und Rauchfänge der menſchlichen Seele, bei ſeinen Bürgern von Zeit zu Zeit unterſuchen zu laſſen, um zu erfahren ob alles brandfeſt gebaut, ob nicht viele feuerfängliche Materialien darin aufgehäuft ſind, und ob mit dem Lichte vorſichtig verfahren werde. Eine ſolche Seelenſchau, verbunden mit den Löſchanſtalten der Zenſur würde eine vollſtändige Genie-Feuerordnung bilden, und das Gemeinweſen vor großen Unglücksfällen bewahren.

114.

Es giebt politiſche Karyatiden die ſich mit tragiſchen oder komiſchen Fratzen geberden, als trügen ſie die Laſt des ganzen Staatsgebäudes auf ihren Schultern, und welche nichts weiter ſind als die untern Theile des Hauſes.

115.

Es iſt wahr: die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht; aber es kommt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Troſt dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher geſtraft, oder ein Schuldner der Menſchheit eingeſteckt, dann werden zuvörderſt die Prozeßkoſten, Defenſionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, ſo daß zur Privat-Entſchädigung gewöhnlich nichts mehr übrig bleibt.

116.

Bei epileptiſchen Menſchen hat man zuweilen bemerkt, daß wenn ſie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten, ſie da in ihrer Rede fortfuhren, wo ſie ſtehen geblieben waren als ihr Niederfall ſie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdeſſen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man will bei einigen fallſüchtigen Staaten dieſe nämliche Erſcheinung wahrgenommen haben.

117.

Jene ſchöne Zeit, da noch — wenn ſelten ein ſchadenfroher Geiſt über Völker und Länder zog — nichts bebte als die Erde, und man Menſchen weniger fürchtete als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder ſeines Lebens iſt geſprungen, und was man trüglich für erhöhte Kraft annimmt, iſt nichts als das Schnarren und die Uebereile der zerbrochenen Kette, die in ungemeſſener Thätigkeit ſich abhaſpelnd, dem Stillſtande und dem Tode zuläuft.

118.

Was iſt die ſogenannte Freiheit der Preſſe? — Die Erlaubniß außerhalb der Feſtungsmauern ſpazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf ſein Ehrenwort ertheilt.

119.

Die politiſchen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen und ihre Warnung das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren ſtündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürſten aus dem Schlafe; aber ſie ſollen auch nicht ſchlafen, es ſoll Tag ſeyn, und dann hören die Schreier von ſelbſt auf.

120.

Den Füchſen hat man die Freiheit in engen Flaſchen, den Störchen in flachen Schüſſeln vorgeſezt. Die ſchlauen Füchſe werden ſich zu helfen wiſſen, ſie werden der Flaſche den Hals brechen; aber welche Hoffnung bleibt den dummen Störchen? Sie ließen ſich wohl gar weiß machen, es käme nur darauf an ſich den Schnabel putzen zu laſſen!.. Aufgabe zur Uebung des Verſtandes: Wo ſind die Füchſe, und wo ſind die Störche?

121.

Ihr möget immerhin in Hübner's ſynchroniſtiſchen Tabellen der Weltgeſchichte nach einem Volke blättern, das dämiſcher ſey als das deutſche, unbeholfener, furchtſamer und trübſinniger — Ihr werdet keines finden. Die Langeweile iſt ſeine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, ſo nenne man ihn Teut. So ehrliche gute Häute als wir, hat die Welt nicht mehr. Das wiſſen auch die Gerber überall, und ſeit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohlleder verſorgt, und ſeit Jahrhunderten hat unſere Haut zu allen Verträgen und allen Kriegen gedient.

Iſt die Erde eine hohe Schule, dann ſizt der Deutſche auf dem Lehrſtuhle der Logik; er ſchleicht von Satz zu Satze und kommt nicht zum Schluße, und ſchließt er, ſo beſchließt er nichts, und hat er beſchloßen, und es wäre reif zum Handeln, ſo kehrt er um, denn das halbe Jahr iſt vorüber, neue Füchſe ſuchen urſprüngliche Belehrung, das Heft wird zurück geblättert, und das alte Lied wiederum abgeplärrt. Mit ſolchem fröhlichen Muthe übernehmen ſie die Mühen des Siſyphus, daß ſie zu beneiden ſind, ſtatt zu beweinen; man möchte ſeyn wie ſie. Als die franzöſiſche Revolution ihre logiſche Kette zerriß, da wurden ſie ganz verduzt, und breiteten ſich, was damals noch zu entſchuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räuſperten ſich und ſprachen: «Im Anfange erſchuf Gott Himmel und Erde.» Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geſchaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz, und griffen zur friſchen Gegenwart. Abermals räuſperten ſie ſich und ſprachen: «im Anfange erſchuf Gott Himmel und Erde.» Portugall, Neapel, Piemont, Griechenland fielen ins Wort; immer von neuem angefangen, und ſo wird die Welt untergehen, ehe ſie zum ſiebenten Tag der Schöpfung kommen. Ich drücke mich zu mehrerer Undeutlichkeit deutſch aus, ich rede, was hoffentlich nicht Jeder verſtehen wird, von den *Zuſammenkünften*. Wirft der Wind einen Ziegel vom Dache, ſo läuft alles erſchrocken aufs Feld hinaus, denn ſie meinen die Erde bebte; da doch nichts gebebt, als ihr ſchwaches ſchuldbewußtes Herz. Hatte aber wirklich ein Erdbeben das Haus erſchüttert, daß die Fenſter ſprangen — ſchickten ſie zum Glaſer und ließen neue Scheiben fertigen.

122.

In Meinungskämpfen ſey man dann am vorſichtigſten, wenn die Gegner ſich uns nähern und uns beiſtimmen. Die Wahrheit dient oft nur als Leiter zur Lüge, der man verächtlich den Rücken wendet, ſo bald die Höhe erreicht iſt.

123.

Im *allgemeinen Anzeiger der Deutſchen*, dieſem genauen Regiſter des langweiligſten aller Bücher, ſtreiten zwei Pfarrer über die Abſchaffung der Feiertage. Der eine Gegner, welcher für deren Beibehaltung ſpricht, ſagt: nur ein fauler Geiſtlicher, der lieber gar nicht predigte, könne für die Abſchaffung der Feſte reden. Er ſchreibt aber nicht fauler, ſondern f.... — Nun komme noch Einer, und fordere Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens! Für wen? Für Menſchen, die in allen ihren freiwilligen Handlungen, in ihrem ganzen außergerichtlichen Verfahren ſo heimlich thun, daß ſie Küſſe und Ohrfeigen nur hinter ſieben Schlöſſern geben? Für Menſchen die ihre Empfindungen, ihre Bedrängniſſe, die alles abbreviren, nur nicht ihre Titel und niederträchtigen Schmeicheleien? Still davon — jedem Volke was ihm gebührt.

124.

Geſellſchaften, die ſogenannten moraliſchen Perſonen, ſind gewöhnlich ſehr unmoraliſch.

125.

Die alte Kunſt verkörperte das Geiſtige, die neue vergeiſtigt das Körperliche. Sie iſt hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunſt des Heidenthums war verſinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Chriſtenthums iſt überſinnliche Entſagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunſt die Geburt des Könnens, das Geſchöpf des ſchöpferiſchen Menſchen iſt, die chriſtliche Kunſt aber, Duldung und Ohnmacht darſtellt, ſo iſt ſie keine. Das Gebilde dem Stoffe, dieſen dem Urſtoffe, den Urſtoff dem leeren Raume, die Farben dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, iſt die chriſtliche Kunſt ein Rückwärtsgebähren des menſchlichen Daſeyns, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird — ſie iſt keine Kunſt, denn ſie bildet nicht, ſie zerſezt. So wenig Calderon's Poeſie, wahre dramatiſche Dichtkunſt, ſo wenig iſt chriſtliche Malerei wahre bildende Kunſt. Daher iſt bei den Alten Skulptur, bei den Neueren Malerei vorherrſchend. Dort, Umriſſe und Anſchauung, hier, Perſpektive und Berechnung. Nicht in dem was iſt, in dem was dahinter iſt, ſpricht ſich die Bedeutung eines Gemäldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens, (Götter der Wahl, Vielgötterei), Proteſtantismus, Männer, Verſtand — die Skulptur; Monarchien, alleinherrſchende Religion, (Katholizismus), Weiber und Gefühl aber, die Malerei mehr befördern und lieben. Das mehr plaſtiſche in der altdeutſchen Malerſchule, nach ihr in der niederländiſchen, weniger vorhanden in der franzöſiſchen, gänzlich mangelnd in der italieniſchen, zeigt in dieſem ſinkenden Grade, die Stärke des proteſtantiſchen Prinzips jener Völker, im Staate und Einzeln-Leben an. Ich erfahre: Danneker arbeite jezt an einem Chriſtus, und nach Verſicherung der Kunſtkenner, ſey dies Gebild das Höchſte was die neuere Kunſt hervorgebracht habe. Ob dieſer große deutſche Künſtler, die räthſelhafte Aufgabe befriedigend werde löſen können, mag Jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Chriſtus plaſtiſch dargeſtellt werden könne, begreift ſich ſchwer. Entweder die Kunſt des Bildes oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götter-Bilder der Griechen waren vermenſchlichte Götter, und das himmliſche Licht ward von der irdiſchen Maſſe eingeſogen; der Gott-Menſch der Chriſten aber, iſt ein göttlicher Menſch, das Licht muß über die Maſſe ſiegen — ein Sieg den nur die Malerei erringen kann.

126.

Warum iſt die Heimath des Herzens die Fremde des Kopfes, oder umgekehrt, und warum darf Niemand ohne Abzug und Nachſteuer aus Einem Lande in das Andere ziehen? Die Bundesakte, welche eine ſolche Freizügigkeit bewilligte, wäre die gemeinſchaftliche heilige Schrift für die geſammte Menſchheit.

127.

Haben und Seyn ſind die Hülfszeitwörter in der Sprachlehre, ſowohl eines glücklichen als eines elenden Lebens; denn aus Habſucht und Selbſtſucht, den Thränendrüſen der leidenden Menſchheit, quellen die Thränen der Freude ſowohl als die der Schmerzen.

128.

Der Leichtſinn iſt ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

129.

Kanonen- und Flintenkugeln ſind oft Fleckkugeln zum Reinigen der beſchmuzten Welt.

130.

Der wahre Muth iſt nicht blos ein Luftball der Erhöhung, ſondern auch ein Fallſchirm des Herabſinkens.

131.

Napoleon. — Ich werde etwas ſchauerlich ſeyn in dieſer Betrachtung, aber fürchtet Euch nicht, es iſt alles nur Spaß. Der Kanzlei-Styl nennt ihn jezt Bonaparte, aber warum wollen wir dieſen ruchloſen fluchbeladenen Mann, nicht mit dem Namen, unter welchem er ſich gegen die Menſchheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? Bonaparte war groß, edelmüthig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrſchſüchtig, eigenmächtig, ſchlecht und trugvoll. Darum führe er ſeinen Fürſtennamen fort und alle Zwingherren ſollen ſo genannt werden, damit die kommenden Geſchlechter erfahren, daß wir nicht blos den Tyrannen, ſondern auch die Tyrannei verabſcheut haben. Sie ſagten neulich, der Gefangene auf Helena habe ſich befreien wollen — dieſer ſein Wunſch iſt natürlich. Sie haben ihn feſt gehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn ſtrenger bewachen — man thut Recht daran. Aber ſie fürchten ſeine Entweichung, und das iſt lächerlich; aber ſie zittern vor ihm, und das iſt abgeſchmackt. Iſt dieſe Eiche Europa ſo ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sage ſie ſchon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei ſtünde! Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch geweſen was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigeſinnter, edelmüthiger Mann, ſelbſt dann hätte er zum Wohle der europäiſchen Menſchheit nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er auf unſern phlegmatiſchen, dickbäuchigen, alternden Welttheil, anders als zerſtörend hätte einwirken können. Was ſollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzoſen ſind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfaſſung, und dieſes Volk findet in dem Beſtreben nach Erweiterung und Befeſtigung ſeiner Freiheit Nahrung für ſeine Regſamkeit auf Jahrhunderte, ſo daß es gewiß keinem eroberungsſüchtigen Fürſten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu ködern. Wo aber ſonſt in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie iſt es alſo möglich, daß der bloße Schall eines Namens der ſo weit über's Meer herüber tönt, einen ganzen Welttheil wach halten kann?

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Caſes und Andere, viele Klagen über die üble Behandlung die er von Sir Hudſon Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten laſſen. Weichherzige, auch edelmüthige Menſchen ſind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet; welche andere Sicherheit, gegen die Entweichung dieſes furchtbaren Mannes, gäbe es, als die rohe Henkersſeele ſeines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die Weltgeſchichte nicht im Käfig haben. Der Menſch hat ſchwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige belohnende Lächeln eines Bathurſt, und die Ehre des Hoſenbandordens, ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüſten, ſeinen Ruf an einen unſterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann ein leiſer Ruck der Finger, und Europa bebte von Oſt nach Weſt. Denke ja keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine ſolche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann ſich blenden laſſen, man kann ſich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jezt durch den Sturz Napoleons nichts weiteres gewonnen, als daß die Zentner-Laſt der Noth, in die hundert Pfunde mannichfaltiger Nöthen zerſchlagen worden iſt. Und Frankreich ſelbſt, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen ſolchen zu ſtürzen haben? Er war der Blut-Igel dieſes fiebernden vollblütigen Körpers, und nachdem er ſich angeſogen, fühlte ſich der Leib geſund und frei. Er war von vier franzöſiſchen Königs-Dynaſtien und allen Revolutionsherrſchern der lezte Kopf, dem die zuſammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verloſch die Leibrente der Knechtſchaft.

Es giebt große Gedanken, die in der Bruſt eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons iſt ein ſolcher. Wollt Ihr Europa alles demokratiſchen Stoffes entleeren, wollt Ihr los werden ſämmtliche Schreier nach Verfaſſung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräſentation, und wie ſonſt noch die krankhaften Gelüſte heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreiſe eurer Generalſtäbe, Hofmarſchälle, Kammerjunker und Zeremonienmeiſter leben: ſo — laßt Bonaparte nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann dieſem Pole zu; Ihr umgebt Europa mit einer chineſiſchen Mauer, und könnt ruhig ſchlafen. Wollt Ihr nicht, daß ſich das republikaniſche Syſtem auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieſer ganze antimonarchiſche Welttheil, mit der ungeheuern Kraft ſeines Beiſpiels auf die Eierſchalen der europäiſchen Fürſtenthümer drücke, ſo ſendet den Gefangenen von Helena nach Mexico, daß er dort der Stifter von Königreichen, und ſo Euer Retter werde.

132.

So leicht es iſt, Kindern eine Fabel als Wahrheit erzählen, ſo ſchwer iſt es, Männern die Wahrheit als Fabel darzuſtellen. Man hat uns alle zu den Griechen und Römern in die

Schule geſchickt, und nun, da wir in das Leben treten, und das Erlernte auszuüben gedenken, verſpotten ſie uns, und ſagen, alles was wir gehört, ſey nur Märchen geweſen. Aber es iſt zu ſpät. O glückliche Verblendung der Blendwerkmacher! Sie meinten es recht klug zu machen, indem ſie, um ſich in die Gegenwart allein zu theilen, uns in die entfernteſte Vergangenheit ſchickten, und ſie vergaßen, daß die Geſchichte rund iſt, wie die Erde, und daß man fort und fort ſchiffend, wieder zur Heimath gelangt.

133.

Es giebt Menſchen, die wohnen auf dem Cimboraſſo der Gemeinheit. Es iſt unmöglich, ihnen beizukommen — ſie behalten immer Recht. Der Witz, der ſie aufſucht, ſinkt ſchon am Fuße des Berges entathmet nieder, und bekennt mit Scham, daß ein Prügel beſſer ſey, als eine Lanze.

134.

Ariſtokratie oder Demokratie? — Das iſt der Rechtsſtreit unſerer Tage. Nur nehme man dieſe Worte nicht in der gellenden Bedeutung, wie ſie die Leidenſchaft und das Feldgeſchrei der Kämpfenden ausdrückt, ſondern in dem reinen und gemäßigten Sinne, den ihnen die

Wiſſenſchaft giebt. Liſt und Bosheit, haben auch die Fürſtlichkeit in Beſchlag genommen, ſich anſtellend, als werde ihr Recht ſtreitig gemacht; aber die redlichen und verſtändigen Anhänger der Demokratie haben nie gefragt: ſoll es Fürſten geben? ſondern ſoll der Fürſt, der Fürſt der Ariſtokratie oder der Fürſt des Volkes ſeyn? Nicht ſo leicht als wohl viele glauben, iſt es, dieſen Zweifel zu löſen. Soll man die Erfahrung zu Rathe ziehen? Die Erfahrung iſt auch eine Schmeichlerin und ſpricht zu Jedem wie er es gern hört. Die Ariſtokraten können ihre Anſicht mit folgenden Gründen vertheidigen. «Die edelſten, kräftigſten, geiſtreichſten und tugendhafteſten Menſchen, haben zu jeder Zeit eine Demokratie gewünſcht; das iſt der ſtärkſte Grund — ihrer Verwerflichkeit. Die edlen Menſchen ſind nur immer in geringer Zahl, und was für ſie gut iſt, kann daher für die Menge nichts taugen. Daß begabte Menſchen, welches auch der Vorzug ſey, der ſie über Andere erhebt — Genie, Talent, Kunſtfertigkeit; Muth, Seelenſtärke, Rednergabe, Gewandtheit, Beharrlichkeit, wiſſenſchaftliche Erkenntniß — die Demokratie wünſchen, iſt ſo verzeihlich als natürlich; denn nur bei einer ſolchen Ordnung der Dinge erlangt jeder den Platz, den ihm die Natur angewieſen, wo er ſeine Kräfte nach innen und außen, mit der größten Freiheit entwickeln, und ſeinen Platz in der bürgerlichen Geſellſchaft bis zu ſeinem Werthe ſteigern kann. Was ſoll aber alsdann mit den Mittelmäßigen und Schwachen geſchehen, die zu jeder Zeit und in jedem Volke die Mehrzahl bilden? Soll man ſie der Minderzahl aufopfern? Soll man die Unbemittelten an Geiſt und Kraft, wie es in den demokratiſchen Staaten des Alterthums geſchah, zu Heloten herabwürdigen oder als verächtlichen Klienten-Troß den Geiſtes-Ariſtokraten nachziehen laſſen? Iſt die Ariſtokratie des Adels verwerflich, ſo iſt es die Ariſtokratie des Talentes noch mehr. Der Adels-Stand iſt nie ſo geſchloſſen, daß die Niedergebornen nicht hinein kommen könnten; Glück, Verdienſte, die Gunſt des Fürſten, können auch den Niedrigſten erheben. Aber die Geiſtes-Ariſtokratie iſt durchaus unzugänglich, in ihr herrſcht der blinde Zufall der Geburt, die Gunſt der Natur kann weder verdient noch erbettelt werden. Bei ariſtokratiſchen Verfaſſungen, wie ſie noch in den meiſten Staaten Europens gefunden werden, wo die bürgerliche Geſellſchaft in Stände zerfällt, werden die ſchwachen oder unbehülflichen Bürger jeder von dem Stande dem er angehört, getragen, beſchützt, befördert. Den verdienſtloſen Hofmann ſchützt der Hof, den armen Edelmann der Adel, den geiſtloſen Gelehrten die Fakultät, den unfertigen Handwerker die Zunft, und ſo jede Körperſchaft ihre Mitglieder. Auf dieſe Weiſe beſtehen Alle, keiner geht zu Grunde, und ſelbſt die Geiſtes-Ariſtokraten beſtehen; denn iſt es ihnen auch nicht verſtattet, die Vorrechte auszuüben, mit welchen ſie die Natur belehnte, ſo haben ſie doch mit den Uebrigen gleiche Rechte, und iſt auch der Ruhmbegierde nicht jeder hohe Preis hingegeben, ſo ſteht es ihr doch frei, in den ihr angewieſenen Gränzen nach dem Höchſten zu ſtreben. Jeder Edelmann kann die höchſte Ehrenſtelle, jeder Beamte das wichtigſte Amt erlangen; jeder Kaufmann kann ſich zum reichſten, jeder Handwerker zum geſuchteſten, jeder Gelehrte zum geachteſten, jeder Soldat zum Feldherrn hinaufſchwingen. Iſt dieſe Ordnung der Dinge, wo nur Wenige wenig gehindert werden, um keinen ohne Wirkungskreis zu laſſen, nicht jener andern vorzuziehen, wo die Mehrzahl von der Minderzahl verdrängt wird? In demokratiſchen Verfaſſungen, wo das Volk in Individuen zerfällt, hat Jeder, wohin er auch ſeine Kräfte richte, mit dem ganzen Volke zu kämpfen; wenn aber die Staatsgeſellſchaft in Stände geſchieden iſt, hat man nur die Mitbewerbung der Standesgenoſſen zu ertragen. Soll man nun um einiger Seiltänzer willen, die gewohnt ſind ohne Schwindel über ſchmale Höhen zu gehen, alle Bruſtlehnen abbrechen, welche den Taumelnden vor dem Abgrunde ſchützen? Soll man um einiger Schwimmer willen keine Brücken bauen? Soll man um einiger Starken und Muthigen willen, die ſich bei Schlägereien durchzuprügeln, die ſich gegen Räuber und Diebe zu ſchützen wiſſen, die Polizei abſchaffen, und Thore und Mauern der Städte, welche die Wehrloſen ſchützen, niederreißen?.... Und bis jezt haben wir blos von den Individuen geſprochen, welche einen Staatsverein bilden; betrachtet man aber den Staatsverein als ein Geſammtweſen, als einen ſelbſtſtändigen Körper, ſo ergeben ſich die Vorzüge, welche eine ariſtokratiſche Verfaſſung über eine demokratiſche hat, noch viel deutlicher. Ruhe, Sicherheit und lange Dauer der Selbſtſtändigkeit, genießen nur ariſtokratiſche Staaten; Ehrgeiz, Habſucht oder Zerſtörungstrieb können ſich da nie über einen gewiſſen Kreis erſtrecken. Gewaltthätigkeiten der Fürſten gegen Volk und Adel, Verſchwörungen des Adels gegen Fürſt oder Volk, Volksbewegungen, Meutereien der Soldaten, Aufſtände unter Zunftgenoſſen, Aufruhr der Studenten, waren in der alten Zeit eigentlich häufiger als jezt; da aber ſolche Unruhen immer nur ein Standes-Intereſſe zum Grunde hatten, mochten ſie, und da ſie die übrigen vereinigten Stände gegen ſich hatten, konnten ſie ſich nie über den ganzen Staat verbreiten. Aber in unſern Tagen muß jede Soldaten-Meuterei, jeder Studenten-Auflauf die Regierungen erſchrecken. Nicht etwa als ſey anzunehmen, daß ſolche Empörungen häufiger als ſonſt in ſtaatsverbrecheriſchen Abſichten unternommen würden — deren Urſprung mag noch eben ſo örtlich und deren Zweck eben ſo beſchränkt ſeyn als damals. Aber die gegenwärtige Lage der Dinge macht ſolche Unternehmungen verderblicher; weil nämlich die Stände nicht mehr iſolirt genug ſind, muß der elektriſche Funke, der durch keine Nichtleiter aufgehalten wird, den ganzen Staat durchdringen und mehr oder minder erſchüttern.« .... Die Demokraten können dieſe und alle übrigen Gründe, welche die Ariſtokraten noch im Hinterhalte haben, mit wenigen Worten widerlegen: »Es iſt gar nicht die Frage, ob es eine Ariſtokratie geben ſolle oder nicht; die Natur ſelbſt hat bejahend entſchieden. Die Frage aber iſt, ob die Ariſtokratie eine unbewegliche oder eine bewegliche ſeyn ſoll.«

135.

Der Verſtand, als Blitzableiter des Unglücks, kann es an dem Herzen der Menſchen unſchädlich herabführen, vermag aber nicht es abzuwenden.

136.

Es giebt Fußpfade, die zu dem Geiſte und Herzen der Menſchen ſchneller und anmuthiger führen, als jene ſtaubigen Heerſtraßen einer feindlichen und grämlichen Lehre, auf welchen die Hartnäckigkeit den Angriff erwartet, ſich vertheidigend in den Weg ſtellt, oder uns mit ihren Ausfällen zuvorkommt.

137.

Man fand im Alterthum geld- und geiſtreichere Menſchen als jezt, aber der Wohlſtand war weniger verbreitet; es gab keine Bemittelte.

138.

Was nützen uns oft die wärmſten Freunde? Sie lieben uns höchſtens *wie ſich ſelbſt* — aber *wie* lieben ſie ſich ſelbſt!

139.

Die Weiber verlangen das Größte und das Kleinſte zugleich; ſie fordern Liebe, und auch daß man artig gegen ſie ſey — eine Million in Scheidemünze.

140.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es ſie ſich *genommen*, nicht da wo man ſie ihm *gegeben*: So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft ſeinen finſtern Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht was er thut; dem ſich aber das Gefängniß freiwillig und gemach aufthut, der verläßt es dankerfüllt und gehet froh und beſonnen nach Hauſe.

141.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menſchenſchaaren, die Europens Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo ſie Nahrung im Freien finden und nicht angſtvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürſtendiener kümmerliche Broſamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüſchen unſerer Heimath, und uns mit jenen Rieſenſtrömen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüthen und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt genau das Land kennen, wo noch Eurer viele nach langen Leiden, das altergraue Haupt zum ausruhen und ſterben hinlegen, und wo Eure Söhne ungeneckt Eure Enkel wiegen werden. Wohl verläßt keiner fröhlichen Muthes das Land das ihn geboren, und niemand vermag ohne Schmerzen ſich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tauſend Wurzeln faſert. Aber ermannet euch, fliehet ehe der Sturm kommt und die Erde unter euren Füßen wankt. Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von ſeinen Vorfahren ererbt die ihn erwerben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es ſeine Herrſchaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müſſen. Vielleicht iſt die Menſchheit beſtimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daſeyns in den verſchiedenen Welttheilen auszuleben. Aſien war die Wiege des menſchlichen Geſchlechts; Europa ſah die Luſt, die Kraft, den Uebermuth ſeiner Jugend. In Amerika entwickelt ſich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtauſenden erwärmt die greiſe Menſchheit ihre kalten zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und ſinkt endlich lebensſatt als Staub in Staub dahin.

142.

Man bauet ſelten ſeine Meinung auf feſtem Grunde, man baut ſie in die Luft, giebt dem Zimmerwerke ſchwache Stützen, und erſt wenn man mit dem Dache fertig iſt, unterwölbt man das Gebäude. Auch vor dem gerechten Urtheile geht oft ein Vorurtheil her.

143.

Napoleon war der hohe Prieſter der Revolution, und als er ſo dumm war die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er ſich um ſeine Prieſterwürde und ſeine Macht ging unter.

144.

Ja, Luther hatte es verſtanden, als er dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Dinte fürchtet ſich der Teufel, damit allein verjagt man ihn.

145.

Gott hat ſeine Höflinge, die ihm ſchmeicheln, als wenn er ein Fürſt wäre.

146.

Wie habe ich mich auf meinen Reiſen bemüht, etwas zu finden, das lächerlicher wäre als die deutſche Zenſur! Aber ich habe vergebens geſucht. Wenn wir durchaus nicht reden wollten, ſollten uns die deutſchen Staatsmänner auf die Folter ſpannen, uns zum reden zu zwingen. Jede freie Zeitung, würde Preußen ein Regiment erſparen. Auch wiſſen ſie das ſehr wohl, nur meinen ſie, es hätte Zeit bis zum Kriege. Sie füllen den Geiſt in kleine Riechfläſchchen und verſtopfen dieſe gut, und wandelt ſie eine Ohnmacht an, greifen ſie nach dem Spiritus. Es iſt gar nicht zu ſagen, welchen Hochmuth die deutſchen Staatsmänner gegen die Schriftſteller zeigen, ſo bald dieſe von etwas gegenwärtigem, lebendigem, baarem reden. Die Wahrheit dürfen wir beſitzen, aber das Münzrecht derſelben, behalten ſie ſich vor. Ich will nicht behaupten, daß ſie uns ſo ſehr verachten, uns nicht für hängenswerth zu halten; aber ſie verachten uns ziemlich, beſchauen uns von hinten und vorn, lachen über unſer düſteres, ledernes, fremdartiges Anſehen, wünſchen ſpöttiſch ihr Glück auf! und zählen heimlich die Thaler, die wir aus der dunkeln Schacht geholt. Das freie Wort beläſtigt ſie wie eine Mücke. Die Unglückſeligen! Darum zählen ſie auch die Bajonette, nicht die Herzen, und zittern, wenn der Feind ſo viel Bajonette mehr zählt, als die vaterländiſche Macht. Es wird ihnen ſo bange, wenn ein anderer Staat fett und dick wird; ſie wiſſen nicht, daß Fett keine Nerven hat, daß den Dicken der Schlag droht. Sie wiſſen nicht, daß es in unſern Tagen nur das Herz iſt, welches ſiegt, welches erobert.

147.

Keine größere Tücke kann das Schickſal gegen große Menſchen üben, als wenn es ſie am Schluſſe einer alten Zeit erſcheinen läßt. Sie ſind dann nur die Leichenſteine begrabener Geſchlechter und ihr Ruhm wird mit Füßen getreten. Welche aber das Geſchick begünſtigt, die läßt es am Anfange einer neuen Zeit auftreten. Sie wachſen dann in das zarte Jahrhundert hinein, mit ihm gegen den Himmel, und werden unſterblich. Göthe und Napoleon gehören zu den Einen; Voltaire, Rouſſeau, Waſhington, Lafayette, zu den Andern.

148.

Es iſt mit der Herrſchbegierde, wie mit der Eßluſt. Bei ſchwachen Gemüthern iſt jene oft am ſtärkſten, wie dieſe oft am größten iſt, bei Menſchen von ſchwacher Verdauung.

149.

Es iſt nichts angenehmer, als aus einem Uebel, das uns begegnet, Vortheil ziehen — und man kann das immer. Dieſes iſt in einem andern als dem gewöhnlichen, aber in einem ſchönern Sinne eine Schadenfreude. Man kann den Teufel nicht feiner prellen.

150.

So oft ich in eine Univerſitäts-Bibliothek kam, fühlte ich Luſt, den im Saale herumgehenden zuzuflüſtern: weckt die guten Bücher nicht, tretet leiſe auf, unterhaltet euch lieber mit den wachenden — mit den Profeſſoren.

151.

Vor allen Kindern die uns begegnen, ſollten wir uns tief und ehrfurchtsvoll verneigen; ſie ſind unſere Herren, für ſie arbeiten wir. Ein Kind in der Hütte, iſt mehr als ein Greis auf dem Throne. Schon darum muß man ſuchen Vater zu werden, um Kinder ohne Neid betrachten zu können.

152.

Ein Zuckerbäcker in Spanien hat neulich erfunden, warmes Eis zu bereiten. Der Erfinder hat wahrſcheinlich an Höfen gedient.

153.

Die Haushaltungsbücher der Erfahrung, ſind darum ſo ſchwer zu benutzen, weil die Geſchichte nur die einzelnen Poſten bemerkt; aber nie Summe und Transport zieht.

154.

Liegt ein Vornehmer krank auf ſeinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaſter der nah gelegenen Gaſſen, damit nicht der ſchwere Fuß des Laſtträgers, noch der Tritt der Pferde, noch die raſſelnden Räder, den Leidenden aus ſeinem Fieberſchlummer ſtören. Dieſer iſt froh daß die Welt ſo ſtille ſey; aber die geſchäftige Menge treibt ſich umher wie immer, jeder wandelt ſeinen Weg der Luſt oder Noth, die Wagen rollen nicht minder ſchnell, keiner verliert und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, ſeiner Beute raſcher entgegenſtürzen darf. . . So auch gehen Gedanken und Reden, wie früher ihren gewohnten Weg, nur leiſern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu ſchonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

155.

Würde einſt das Menſchengeſchlecht ſo entartet, daß es den Teufel als göttliches Weſen verehrte, dann fände ſich das Teſtament, welches die Offenbarungen dieſer hölliſchen Religion enthielte, ſchon vorlängſt fertig und gedruckt — in

Lloriente's Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition. Menſchen morden iſt etwas; ſie foltern iſt viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geiſtreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das ſpaniſche immer war, drei Hundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, ſondern auf jener ſchrecklichern, welche den ganzen Bau der menſchlichen Natur auseinander zieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß ſie ſich verrathen; welche die Bande der allerſtärkſten Liebe, die der Selbſtliebe ſprengt, ſo daß der Geängſtigte ſein eigener Verräther wird — wie man das nenne? es giebt kein Wort, und will man das Entſetzliche der Inquiſition beſchreiben, hat man nur immer das Wort Inquiſition dafür. Sollte es auch gelingen, (und es wird gelingen,) die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen, und ſie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien wie Frankreich, dreißig Jahre mit äuſſern und innern Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquiſition wohlfeil erkauft. Was ſind Septembertage gegen Auto-da-fe's, was Füſeladen gegen Scheiterhauſen, was iſt die wandernde Guillotine gegen das ſchleichende Gift der geheimen Gefängniſſe, der geheimen Zeugenausſagen, welcher ſich das heilige Offizium bediente? Treten einſt Robespierre und Marat vor den Richterſtuhl des Herrn, dann werden ſie frei geſprochen, wenn ihnen ein General-Inquiſitor nahe ſteht. Wer dieſes Werk Llorente's kennt, und ein Herz im Buſen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig iſt, wird das Buch zu verbreiten ſuchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menſchen es nur tauſend leſen, wenn unter dieſen Tauſenden es nur hundert ergreift, dann iſt die Freiheit der Völker geſichert, dann iſt keine Tyrannei alt genug ſich zu erhalten, und keine neue liſtig genug ſich einzuſchleichen.

156.

Revolution heißt eine Umgeſtaltung der öffentlichen Meinung ſo lange dieſe Umgeſtaltung noch im Werden, noch nicht vollendet iſt. In dieſem Sinne iſt Deutſchland auch im Revolutionszuſtande, und die von der Bundesakte zugeſagten ſtändiſchen Verfaſſungen ſind nicht minder Folgen der Revolution, als die Charte es iſt, die Ludwig XVIII. bewilligte — ſie wurden nicht gegeben, ſondern nachgegeben.

157.

»Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.« Wer etwa eine Geſchichte unſerer Zeit im Werke hat, dem wird gerathen, dieſe Worte des Mephiſtopheles in Göthe's Fauſt als Motto zu gebrauchen.

158.

So gewaltige Dinge auch geſchehen ſind ſeit dreißig Jahren, ſo war der Schauplatz dieſer Geſchichten doch nur erſt ein Fechtboden, nur Rappierſtreiche ſind bis jetzt gefallen; der Ernſtkampf ſoll noch folgen.

159.

Ein mißverſtandenes Chriſtenthum hat uns alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgeliſtet, es hat uns gelehrt: die Menſchheit ſey blos eine Puppe, nur um des einſtigen Schmetterlings willen geſchaffen; der Menſch werde nie geboren um zu leben, ſondern um zu ſterben, und er lebe nicht, um ſich zu freuen, ſondern um zu leiden. Einen glücklichen Menſchen beweinen wir, und wer ſeinen irdiſchen Vortheil ſucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt die Freiheit des menſchlichen Willens, und wir machten uns und andere verantwortlich für Alles, was in der Welt geſchah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unſeres Gewiſſens und das reinigende Gefühl, dieſe Leiden verſchuldet zu haben. Die feudaliſtiſchen Regierungs-Verfaſſungen, beſtehend in einer Art, wovon die Alten nicht einmal eine Vorſtellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu ſehen daß alles durch Einzelne geſchieht, glaubten wir auch, alles geſchähe für Einzelne, und in dieſem Glauben wurden die Völker- und Staaten-Geſchichten geſchrieben. Die ſogenannte «Geſchichte der drei lezten Jahrhunderte,» wie ſie uns in unſerer Jugend von gläubigen Profeſſoren gelehrt ward, iſt die Chronik eines Tollhauſes von einem ſeiner Bewohner verfaßt. Die geiſtreichſten Gelehrten waren ſo gutmüthig zu bekennen, daß viel beſſer als ſie ſelbſt, jeder Kammerdiener, der ſo glücklich geweſen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, im Stande geweſen wäre, die Geſchichte Europa's zu ſchreiben. Und jezt leſe man die Werke ſolcher Kammerdiener Seelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes der am Ufer ſtand, ſuchten ſie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man ſie, woher die Wellen kämen, dann zeigten ſie mit wichtiger

Miene in die Tiefe und ſagten: das thäten die Kieſelſteinchen am Grunde. So haben ſie die Geheimniſſe des Menſchenlebens zwiſchen den Falten eines Weiberrocks hervorgeſucht, und gab es ja einmal Beſſerkundige, die das weiſe Beginnen der Verſehung erkannten, ſpotteten ſie und zeigten, wie, bald eine fürſtliche Liebſchaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein ſchiefes Fenſter, bald ein paar Handſchuhe alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hof-Leben der Tarquinier ſo geheim geweſen als das von Ludwig XV., und wäre Livius ſo albern geweſen, als die neuern Geſchichtſchreiber; dann hätte auch er mit dem Stolze eines hiſtoriſchen Kolumbus aufgefunden, daß nicht die hohe Beſtimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgeſinnten dem Volke die Freiheit gegeben, ſondern daß ohne die Entehrung der Lukretia, Rom nie eine Republik geworden wäre. In unſern jetzigen Repräſentativ-Staaten ſind zwar die Kabinette weniger verſchloſſen als ſonſt; aber die Köpfe der Geſchichtslehrer ſind es noch ſo ſehr als jemals. Man durchwandele die Milchſtraße der deutſchen Zeitungen, man leſe darin die Mittheilungen der Pariſer Privat-Korreſpondenzen, welchen wie den Weiſen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geſchildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles was geſchieht oder unterbleibt, wird dieſen zugeſchrieben. Von dem Genius der Menſchheit, der auch über Frankreich wacht, von der innern Lebenskraft des Landes, die wie das thieriſche Leben der Triebe, ſo der Leidenſchaften ſich zu ſeiner Erhaltung bedient — davon wiſſen jene Sternſeher nichts. Ein ſolcher Staatsmann in den allgemeinen politiſchen Annalen ſagt mit großer Ernſthaftigkeit, da wo er von Benjamin Conſtant und ſeinen Freunden ſpricht: «Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich ſchwer gebüßt hat, daß das Miniſterium dieſen Männern eine Bedeutſamkeit zutraute und beſtimmte Zwecke zuſchrieb, wovon ſie weit entfernt waren. . . . . Hätte man Benjamin Conſtant im Staatsrathe gelaſſen, dem Marquis Chauvelin ſeinen Platz als Oberceremonienmeiſter wieder gegeben, ſo ſähe man ſie jezt als eifrige Anhänger der Bourbons.» Kann man ſo etwas ſchreiben und auf Beiſtimmung hoffen, kann man ſo etwas leſen und gelaſſen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfaſſer rechten, daß er Männer verläſtert, die ſich zu jeder Zeit als unerſchütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schickſal des franzöſiſchen Volks von dieſen oder andern Männern abhänge, und daß der Ceremonienmeiſter-Stab in Chauvelins Händen ein Zauberſtab geworden wäre, der Frankreich umgeſchaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Partei-Männer mögen immer für ihren eigenen Vortheil ſtreiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg ſie erkämpfen helfen. Die Ananas wächſt unter dem Miſte hervor, ein langer ſchmutziger Weg führt aus der Goldſchacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler; aber die Frucht ſchmeckt doch ſüß, das Geſchmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbſtſucht ſeiner Führer, wie trotz den Gaukeleien ſeiner Irrlichter.

161.

Derſelbe Politiker ſagt am bezeichneten Orte: »Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zuſtand des heutigen Europa's überſchauen, ſo finden wir eine große Aehnlichkeit zwiſchen den heutigen europäiſchen Staaten und dem römiſchen Reiche vor deſſen Untergange durch neue Lehrer und feindlichen Andrang. Wie damals das Chriſtenthum im Gegenſatz zum Heidenthum mehr negativ als poſitiv, mehr zerſtörend als ſchaffend auftrat, ſo jezt die ſogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unſere heutigen Reformatoren keine andere Religion als die ihrer Chimären-Politik....!» Unſer ſtaatsweiſe Mann hat zu ſcharf geladen, die Büchſe iſt ihm in der Hand geplazt und hat ihn ſelbſt verwundet! Ja freilich iſt es ſo; gleich wie jezt die Lehren des Liberalismus verſpottet und deren Anhänger verfolgt werden, ſo wurde damals die Chriſtuslehre verſpottet und verfolgt — aber auf welcher Seite iſt der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom iſt nicht mehr, und das Chriſtenthum beſteht noch in ſeiner Kraft. Das römiſche Reich iſt nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. So lange Rom männlich und ſtark war, beſiegte es ſeine Feinde; ſo lange die römiſche Menſchheit frei und glücklich war, blieb ſie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sklaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der ſchützenden Vorſehung der Gott des Todes geſendet, als ein Tröſter der Leidenden, als ein Krankenwärter der ſiechen Menſchheit; da ward der Blick von einer Erde voll Nacht, Haß und Trauer, zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinaufgeleitet. Die »ſogenannten liberalen Ideen« unſerer Zeit wirken freilich, wie das Chriſtenthum bei ſeiner Entſtehung, negativ und zerſtörend; aber wie kann das anders ſeyn? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Todten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder ſoll man neue Gebäude auf die Dächer der alten ſetzen? Der Boden iſt eingenommen von den Inſtitutionen der Mittelwelt und dem Schutte der Feudalität. Dieſe müſſen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerſtören, das heißt nur verweſte Körper einſcharren.

161.

Die Herrſcher glauben, um zu regieren, müſſen ſie außer dem Volke ſtehen, weil dieſes der Punkt des Archimedes ſey. Dieſes iſt wahr, ſo lange die Völker nur feſte Körper bilden. Sind ſie aber einmal flüſſig geworden, dann nüzt der Hebel nicht mehr, da kann man nur chemiſch auf ſie einwirken und man muß ſich mit ihnen vermiſchen.

162.

Die franzöſiſche Revolution wird nach und nach in alle europäiſchen Sprachen überſezt werden, und es iſt nicht rathſam dieſes zu verhindern. Man nöthigte hierdurch alle Welt franzöſiſch zu lernen, um das Original zu verſtehen. Die Fehler des Originals aber könnten in der Ueberſetzung verbeſſert werden. –

163.

Beim Beginnen einer Unternehmung und unweit des Zieles, iſt die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe ſcheitern, ſo geſchieht es nahe am Ufer.

164.

Schädliche Ideen werden oft nur durch Mittheilung unſchädlich gemacht. Mancher Gedanke und manches Gefühl in der Hirnſchale und der engen dunkeln Bruſt eines Menſchen ſich entzündend, haben Zerſtörung um ſich her verbreitet, und würden, hätten ſie bei Tage und frei ſich entladen dürfen gefahrlos und lächerlich verpufft ſeyn.

165.

Mündliche Verläumdung iſt das Geſchoß aus einer Windbüchſe: man ſieht das Schlachtopfer fallen, doch der Thäter der geräuſchloſen That bleibt unentdeckt. Gedruckte Uebelrede iſt die Kugel eines Pulvergewehrs, wobei Knall und Licht den Mörder verrathen und der Strafe überliefern.

166.

Ihr Lehrer der Wahrheit, laßt Euch nicht abſchrecken, wenn die Zenſur nach den Grundſätzen einer pharaoniſchen Polizei, die neugebornen Kinder Eures ihr allzufruchtbar dünkenden Geiſtes, umbringen läßt. Einſt wird doch einmal irgend ein fürſtliches Herz ſich eines ausgeſetzten Moſes-Gedanken erbarmen, ihn aufnehmen, erziehen, bilden — und dieſer wird der Befreier ſeines Volkes.

167.

Die Freiheiten die man zu Zeiten dem Volke geſtattete, ſollten nichts als eine Probe ſeyn, ob wohl die Ketten noch gut anliegen. So geſchieht es, daß man eine ſchon verſchloſſene Thür wieder öffnet, um zu ſehen, ob ſie recht verſchloſſen war.

168.

Man betrachte die Geſchichte der Vergangenheit, nicht als ein düſteres memento mori, ſondern als ein freundliches Vergißmeinnicht, deſſen Lehre man ſich mit Liebe erinnern ſoll.

169.

Die Zufälle, als ſinnentſtellende Druckfehler im Geſchichtsbuche der Menſchheit, werden zwar wie in den andern Büchern, hinter dem Werke verzeichnet; aber ſie können nicht wie in jenen auch verbeſſert werden.

170.

Bei der Verſammlung der Notabeln die zu Paris im Jahre 1613 während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. und der Regentſchaft der Maria von Medicis gehalten worden, hatten ſich die Deputirten durch ein dreitägiges Faſten zu ihren Arbeiten vorbereitet. Herrliche Sitte die wieder eingeführt zu werden verdiente. Ich mache alle Miniſter darauf achtſam, es wäre ein unfehlbares Mittel die Murrköpfe von ihrer Ständeſucht zu heilen.

171.

Es giebt politiſche Schriftſteller in Deutſchland, denen es weder an Freimüthigkeit, noch an Einſicht, noch an Kraft der Rede gebricht, und dennoch bewirken ſie nicht was ſie ſich vorbedacht, und was zu wünſchen wäre. Sie erreichen es darum nicht, weil ſie, ängſtlich mißverſtanden zu werden, unverſtändlich ſind. Denn ſie ahnden es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutſchen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit ſey. Jene Schriftſteller machen es wie gemeine Leute wenn ſie mit Franzoſen ſprechen, die ihre eigene Mutterſprache ausländiſch radebrechen, weil ſie glauben ſich ſo deutlicher zu machen.

172.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den obwaltenden Verhältniſſen bedenklich gefunden würde, ſo möge der Druck derſelben zwar von der Zenſur verboten werden, aber die Regierung ſollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfaſſers an ſich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren ſogleich im Stillen zu benutzen, oder um die Schrift aufzubewahren, bis die Zeit kommt wo die Bekanntmachung derſelben zum allgemeinen Beſten erſprießlich wird. Hierdurch würde die gefährlichſte Folge des Preßdruckes, nämlich die Beſchränkung des menſchlichen Geiſtes und der Kindermord der Ideen vermieden werden. Von ſolchen dem Umlaufe entzogenen Werken, bilde ſich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geiſtigen Hungersnoth Rettung bringe.

173.

Es iſt eine lächerliche Unbeſonnenheit, daß die Anwalte der Ariſtokratie es bei jeder Gelegenheit mit Geräuſch bemerklich machen: Der Friede in Europa würde, der verbrecheriſchen Hoffnung der Liberalen zum Trotze erhalten werden; die verbündeten Mächte wüßten recht gut, daß nur ihre Einigkeit die Revolutionäre niederhalten könne. Alſo hätte doch die drohende Stellung der Völker den großen Nutzen, der Welt den Frieden zu ſichern. Aber ſind ſolche Geſtändniſſe nicht deutliche Winke jene drohende Stellung ja nicht aufzugeben?

174.

Die Vertheidiger der Ariſtokratie ſagen: die Natur ſelbſt begünſtige die Ungleichheit unter den Menſchen. Das iſt wahr; aber *weil* die Natur ſie begünſtigt, muß die Kunſt ihr entgegen arbeiten. Weil das Glück, der Geiſt, der Muth, die Klugheit einen Menſchen über den andern erhebt, muß das Geſetz die Gleichheit wieder herzuſtellen ſuchen, muß es dafür ſorgen, daß die Bewegung mit dem Stoße aufhöre, daß der Lohn mit dem Verdienſte endige. Die Laune der Natur darf nicht zum Geſetze, ihre freie Wahl darf nicht zur

Nothwendigkeit werden; das Glück ſoll nicht erblich ſeyn.

175.

Caligula hatte ſeine Geſetze hoch aufhängen laſſen, damit ſie die Bürger nicht leſen können, damit ſie ſie übertreten, und ſo in Strafe verfallen. Hätte Caligula hier und dort in Deutſchland regiert, wäre dieſe ſeine Tücke ganz unnöthig geweſen. Denn manche Verordnungen im üblichen Kanzlei-Style abgefaßt, ſind nicht allein unverſtändlich, ſondern oft auch unleſerlich, weil auf dem langen holperigen Wege die Augen den Athem verlieren, ehe ſie zu einem Punktum kommen, und nachdem ſie ſich etwas ausgeruhet, ſeufzend wieder umkehren. — Ein luſtiges Beiſpiel das hieher gehört: Ein gewiſſer Beamter eines gewiſſen Staats, in einem gewiſſen Lande, das in einem gewiſſen Welttheile liegt (ſo lernt man endlich Beſcheidenheit!) hatte vor einigen Jahren eine Verfügung erlaſſen, mit dem ſchnakiſchen Anfange: Da die den das (nämlich: Da die den das ſechszigſte Lebensjahr erreicht habenden Rath N. N. betroffen habende Augenkrankheit ſich verſchlimmert hat.) Dieſe Sprachverſchönerung erregte damals die Bewunderung des ganzen Landes. Es war vorauszuſehen, daß mancher Geſchäftsmann ſich im Stillen nach einem ſolchen Muſter zu bilden verſuchen würde und die Erwartung ward nicht getäuſcht. Vor wenigen Wochen kam wirklich ein Amtsbericht ein, mit den Anfangsworten: die des dem (nämlich: die des dem Bärenwirth zugefügten Diebſtahls verdächtigen Juden ſind nunmehr in Polizei-Arreſt). Die Behörde aber, an die der Bericht eingeſendet war, nahm das Ding übel auf, und bedeutete dem Berichterſtatter: es ſey eben ſo ungeeignet, dergleichen Muſter nachzuahmen, als ſie zu verſpotten. Dieſem blieb zu ſeiner Entſchuldigung nichts anderes übrig, als der Wahrheit gemäß zu erklären: er habe gar nicht die Abſicht gehabt ironiſch zu ſeyn, ſondern es ſey ihm mit dem die des dem, völliger Ernſt geweſen.

176.

Unglücklicher Weiſe hat die ſittliche Blindheit viel Aehnlichkeit mit der körperlichen. Eine angehende wird ſchwer gehoben, man muß den Staar erſt reif werden laſſen. Aber darüber vergehet ein großer Theil des Lebens, und der endlich Geheilte findet eine neue, ihm unverſtändliche Welt. Was er früher begriffen hätte, ſah er nicht, und was er jezt ſieht, begreift er nicht.

177.

Iſt es nicht möglich zu tadeln ohne zu ſpotten, und zu ſpotten ohne zu verwunden? Müſſen Aufklärer den Lichtſcheeren gleich ſeyn, die nur helle machen, indem ſie ſchneiden? Verdrießliche Nothwendigkeit!

178.

Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen vorher; es giebt auch eine politiſche Apoplexie.

179.

Eingekerkerte in Strafgefängniſſen haben oft die wunderlichſten Dinge verrichtet, nur um ihrem Geiſte Nahrung zu verſchaffen. Sie haben ſich mit Ratten und Spinnen befreundet, ſie haben die Ziegel der Dächer, die Buchſtaben der Bibel gezählt. Und doch ſind ſolche Beſchäftigungen erhaben zu nennen, gegen jene andern, welchen ſich Jahrhunderte lang die wiſſenſchaftlichen Männer aller Völker ergaben, um ihren gefangenen Geiſt nur etwas in Bewegung zu ſetzen. Sie haben ein ganzes Leben voll Luſt und Kraft, auf die Abfaſſung von Büchern gewendet, welche der Menſchheit keinen Trunk Waſſer eingebracht. Ganze Bibliotheken geben Zeugniß, daß man ſonſt regieren nannte, wenn man den Geiſt des Volkes tödtete, um den Körper zu beherrſchen. Da liegt ein ſchwerer Buch-Kubus vor mir, angefüllt mit juriſtiſchen Schnörkeln, Arabesken und anderen feinen Zierrathen, die man mit bloßen Augen kaum erkennen kann. Unter vielen Hunderten von Aufgaben, Räthſeln und Unterſuchungen, iſt folgende noch eine der wichtigſten für die Völker der Erde: «Quaestio: Ob der, ſo in einem fürſtlichen Rescripto oder andern Diplomate Doctor aut Licentiatus genannt wird, ſofort, für einen Doctor zu halten ſey? Negatur, denn vielmals ex errore Secretarii das Wort Licentiatus oder Doctor eingerückt wird e. g. Supplicant unterſchreibet ſich Johann Adam L. scilic. Lipsiens. Der Secretarius aber nimmt das L auf als Licenciat, und meldet in Rescripto, Licentiat Johann Adam, welches dem keinen Titul giebt. Denn obgleich vox Principis einige honorem dadurch mittheilt, dennoch rei veritatem bloße Denominatio nicht verändert. . . » Um es im Vorübergehen zu bemerken, hat der feine Juriſt diesmal Unrecht. Vox Principis giebt nicht blos einige honorem, ſondern ändert auch oft rei veritatem. E. gr. als einſt Napoleon auf der Parade ſein ſcheues Pferd nicht bändigen konnte, ſprang ein Lieutenant hervor, und war ihm behülflich: « Danke, Hauptmann! » ſagte der Kaiſer. « Bei welchem Regimente? » fragte der Lieutenant. « Bei der Garde, » antwortete der Schnelle dem Schnellen.

180.

Die Erfahrung bereitet uns vorſorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menſchliche Herz, ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müſſen uns daran ſättigen oder verhungern. Friſche Nahrung genießt der Menſch nur zweimal: auf der ſeligen Inſel der Kindheit, und einſt wohl in dem Hafen der Ruhe.

181.

Göttingen, Leipzig, Halle und Heidelberg loben ſich ſehr und ſagen: « bei ihnen wäre alles ruhig, und von geheimen Umtrieben und Verſchwörungen wüßten ſie kein Wort; man möge die Leute nur zu ihnen ſchicken. » Es gäbe ein Mittel auch die übrigen deutſchen Univerſitäten dieſes Glücks theilhaftig zu machen; es iſt ganz einfach. Alle unſere Miniſter, Staatsräthe, Feldmarſchalle, Finanzdirectoren, Juſtizbeamten, Kriminalrichter, geheime Referendäre, Gensdarmerie-Oberſten, Polizei-Kommiſſäre, Actuare und Pedelle, ſollten ſich aus Patriotismus anſtellen, als wüßten ſie nichts, und noch einmal ſtudieren gehen. Wenn ſich alle dieſe gutgeſinnten, ihrem Fürſten und Vaterlande treu ergebenen Männer, über ſämmtliche deutſche Univerſitäten verbreiteten, dort die Vorleſungen fleißig beſuchten, um den Geiſt der Zeit und Jugend kennen zu lernen, und dieſer ihre Grundſätze einzuflößen, dann würde gewiß alles beſſer werden, und der Friede wiederkehren. Wenigſtens kann man wetten, daß, ſo lange ſie auf der Univerſität bleiben, weder dort, noch anderswo Unruhen vorfallen werden. Während ihrer Abweſenheit könnten die Fürſten ſelbſt regieren und bei dieſer Gelegenheit erfahren, wie viel ſie ihren treuen Dienern zu verdanken haben.

182.

Loths Frau, weil ſie ſtehen blieb und rückwärts ſah, wurde in eine Salzſäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, iſt ein treffendes und warnendes Bild, für die Conſervatoren der alten Zeiten, die auch ſtehen bleiben und zurückſehen.

183.

Auf welcher niedrigen Stufe der ſittlichen Bildung die Türken ſtehen, erſieht man aus der wenigen Kenntniß, die ſie von den ſittlichen Fortſchritten anderer Völker haben; und dieſe ihre Unwiſſenheit verräth ſich in den Spitznamen, die ſie den Völkern geben, mit welchen ſie in Berührung kommen, und die noch heute lauten wie vor Jahrhunderten, ob ſie zwar gar nicht mehr paſſen. So nennen ſie die Deutſchen wüſte Flucher (Deſchurer Kiaſir), ob uns zwar kein rauhes Wort mehr aus dem Munde kommt, wir ſo glatt ſind wie geſchorener Sammet, ſelbſt Ohrfeigen nur in ſeidenen Handſchuhen austheilen, und die Stecknadeln zu unſern Sticheleien ſo lange abbreviren, bis nichts übrig bleibt als das ſtumpfe Köpfchen, der Art, daß ſelbſt im grimmigſten Spotte über eine vornehm thuende Sängerin, wir noch gelaſſen bleiben, und nicht ſagen: eine aufgeblaſene Catalani, ſondern (wie im Allgem. Anzeiger vom 9. Febr.) „eine aufgeblaſene C....,“ welches dreideutig genug iſt, da das C auch Circe oder Calypſo heißen kann. Die Engländer nennen ſie Tuchkrämer, ob es zwar die Franzoſen und Niederländer jezt mehr ſind. Die Griechen, welche jezt kämpfen wie die Löwen, nennen ſie immer noch Haſen. Für die Italiener haben ſie den Spitznamen Tauſendfärbige (Reſſar Renki), da ſie ſich doch in ihrem lezten Kriege alle blaß gezeigt. Die Juden ſchelten ſie immer noch Hunde, ob zwar dieſe jezt faſt mehr ſind als Menſchen, und zum Adel der Nation gehören. Die Raguſaner heißen ſie Spione, denn es iſt ihnen unbekannt geblieben, daß eine weiſe National-Oekonomie, auch dieſes Monopol ſchon längſt abgeſchaft hat. Die Spanier, die ſich gegenwärtig mehr ſputen als zu loben iſt, nennen ſie Faulenzer. Am meiſten Furcht und Achtung, ſcheinen die Türken vor den Ruſſen zu haben, denn ſie heißen ſie verruchte Ruſſen (Ruszi menkjus). Ob die Spitznamen, die ſie den übrigen Nationen geben, angemeſſen ſind, können wir nicht beurtheilen. Sie nennen die Araber Unſinnige; die Armenier Dreckfreſſer (Boktſchi); die Bosnier, Landſtreicher; die Bulgaren, Straßenräuber; die Georgianer, Läuſefreſſer; die Indier, Bettler; die Mainotten, Tollköpfe; die Moldauer, dumme Bauern (Bogdaninaden) und hornloſe Böcke (Bojenſſis Gtojne); die Pohlen, ungläubige Prahler (Tuſſul Giaur); die Tartaren Aalfreſſer (Larh Jeſidſchi); die Wallachen, Fiedler. Von den Böhmen und Kurden ſagen ſie: Tſchingene tſchalar Kerd vinar, ein Böhme geigt und ein Kurde tanzt.... Es würde der lieben deutſchen Jugend gar nichts ſchaden, wenn ſie einſtweilen obige türkiſche Vokabeln auswendig lernte.

184.

Ein feiner Kopf hat den klugen Gedanken — nicht blos gehabt, ſondern auch niedergeſchrieben, nicht blos niedergeſchrieben, ſondern auch drucken laſſen: man ſolle fürder alle politiſchen Werke in lateiniſcher Sprache ſchreiben, daß möglicher Schade verhütet werde. Aber das Uebel hat zu tief gewurzelt, ſolche Hausmittel helfen nicht mehr, man muß ſich wirkſamerer Arzneien bedienen. Die Leute würden ſich dazu bequemen lateiniſch zu lernen, und es bliebe alles beim Alten. Würden aber alle politiſchen Werke in der Sprache des Herrn Görres geſchrieben, ließe man lieber fünf gerade ſeyn, als daß man ſie verſtehen lernte. Denn dazu reichte nicht hin, lateiniſch zu wiſſen, man dürfte auch im Griechiſchen, Hebräiſchen, in der Phyſik, Metaphyſik, Chemie, Aſtronomie, Geographie, Nautik, Mineralogie, Mythologie, Geometrie, Statik, Medizin, Algebra, Chirurgie und in der Apothekerkunſt nicht fremd ſeyn. Im beliebten Converſations-Lexikon findet man bei weitem nicht alles, was man nöthig hat, um ſich nur folgende Ausdrücke zu erklären, die auf wenigen Seiten der Schrift „Europa und die Revolution» geſammelt worden ſind. Nämlich: Hermesſchluſſes, Metaſtaſe, latent, Wurflinien, auſtrophiſche Furchen, Goldſchlich, Oblonge, Differenzial, Integration, Heliocentriſch, Liberationen, Perturbationen, Aberrationen, Sekulargleichungen, epicykliſch, Othin, Mimer, Simurche, Mardichore, die böſen Dews, Maia, Miasmen, die Wendilſen, Iran und Turan, Muſeon, Syſtole und Dyaſtole, Alkaheſt, Lebemeer, floride Schwindſucht, Belustempel, Berſerkerwuth, cerauniſchen Berge, Senkel, Tyoſen, Rosrädbücher.

185.

Die Deutſchen ſind ſo angeborner knechtiſcher Natur, daß, wenn ſie frei wären ſich ihrer eigenen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten als ſie ſelbſt, ſie all ihr Thun und Laſſen, ihr Denken und Reden, ihr Gehen und Stehen, ihr Eſſen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, Alles bis auf ihre Träume, dem Maaße, Gewichte und Takte der Geſetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menſchen verdienen gar nicht gute Fürſten zu haben, man ſollte ſie nach Marokko ſchicken. Und nicht blos Männer von dieſer oder jener Partei, ſondern Männer aus allen Parteien, haben ſolche niedrige Geſinnungen oft an den Tag gelegt. Zu dieſen Freunden der Dienſtbarkeit gehört auch jener Ungenannte, der kürzlich im allmeinen Anzeiger eine Abhandlung über das anonyme Rezenſentenweſen geſchrieben hat. Er nennt dieſes „einen das Zeitalter ſchändenden Unfug.“ Dieſes heißt nun freilich etwas zu hausbäckig geſprochen, die Ehre unſers Zeitalters iſt ſo ſchwächlich nicht, daß ſie an ſolchen Kleinigkeiten ſtürbe; aber allerdings das anonyme Rezenſiren iſt ſehr zu tadeln. Wer bei der Beurtheilung eines Werkes nur die Wahrheit, wenigſtens das, was er dafür hält, im Auge hat, und wer den Muth beſitzt, die Wahrheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen — der nennt oder bezeichnet ſich unter ſeinen Rezenſionen. Aber das iſt ein Werk der Freiheit, das hat Jeder mit ſeinem Gewiſſen abzumachen, die Staatsgeſetze haben ſich nicht hineinzumiſchen. Unſer edle Freund der Unterthänigkeit will aber, daß, „von Obrigkeits und Rechtswegen,“ das anonyme Rezenſiren abgeſchaft werde. Er nennt anonyme Rezenſion einen literariſchen Meuchelmord, (das iſt doch gar zu ſchauerlich!) die Literaturzeitungen geheime Geſellſchaften, Vehmgerichte, und den Redakteur einer ſolchen Zeitung, Oberhaupt des geheimen Bundes. Solche literariſche Carbonari, meint er, müßten mit Stumpf und

Stiel ausgerottet werden. Nicht zu vergeſſen... die anonymen Rezenſenten nennt er auch Zigeuner, eine Banditen-Strolch- und Jaunergeſellſchaft. Der edle Mann donnert ſo heftig gegen das anonyme Kritiſiren daß er in ſeinem Feuereifer vergaß — ſeinen Namen unter ſeine eigene Abhandlung zu ſetzen!

186.

In Republiken wird das Gefühl der Freiheit erſt in ihrem Mißbrauche zum Genuß, ja die geſetzliche Freiheit ſelbſt kann ſich oft nur durch ihre Ausſchweifungen erhalten.

187.

Karoline von Braunſchweig, die verſtorbene Königin von England, war ſchon als Kind ſehr lebhaft, und ihre rechtwinkligen deutſchen Lehrer, hatten große Noth mit ihr. In der Muſik wurde ſie von einem gewiſſen Fleiſcher unterrichtet. Einſt hatte er die Fürſtin wiederholt zurechtgewieſen, wie ſie eine gewiſſe Klavier-Note mit einem beſtimmten Finger greifen müſſe. Kaum hatte der Lehrer darauf aufmerkſam gemacht, ſo veranlaßte der Gebrauch des unrechten Fingers Wiederholung derſelben Erinnerung; da verlor der alte Mann die Geduld: „So bleiben Sie doch mit dem unrichtigen verfluchten — — durchlauchtigen Finger weg!» rief er im Ausbruche ſeines Zorns.... Man ſieht, der Deutſche kann wohl ſtraucheln in der hohen Perſonen ſchuldigen Ehrfurcht, aber fallen kann er nie.

188.

Eine unbeſchränkte Herrſchaft gleicht einem Garten ohne Zaun. Der Beſitzer kann freilich überall hinaustreten, aber der Fremde kann von allen Seiten hereinkommen.

189.

Was für den Körper der Schwindel iſt, das iſt Verlegenheit für den Geiſt.

190.

Es giebt Dreiviertels-Menſchen, die in der Welt mehr gelten, als ſie werth ſind. Das kommt daher, weil die unkundige Menge die Zähler und Nenner jener Bruchſeelen für ganze Zahlen hält und ſie addirt.

191.

Moral iſt die Grammatik der Religion; es iſt leichter gerecht, als ſchön zu handeln.

192.

Es iſt leicht den Haß, ſchwer die Liebe, am ſchwerſten Gleichgültigkeit zu verbergen.

193.

Ein verroſtet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da ſprach die Sonne zum Schilde: Schild, reinige dich!

194.

Nicht lächeln ſoll das Bild des Todes; aber auch nicht fratzenhaft ſeyn. Freund Hein hat mehr als man denkt, dazu beigetragen, uns ſpiesbürgerlich, gemein und kraftlos zu machen.

195.

Um Kinder Moral in Beiſpielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geſchichte. Das heißt, ihnen Schwert und Lanze, als Meſſer und Gabel in die Hände geben.

196.

Der Menſch iſt wie eine Spieluhr. Ein unmerklicher Ruck — und er giebt eine andere Melodie an.

197.

Warum Shakſpeare auf deutſchen Bühnen kein Glück macht? Weil man nicht gewohnt iſt mit Vorlegelöffeln zu eſſen.

198.

Jede Stunde, dem Haſſe vergeudet, iſt eine Ewigkeit der Liebe entzogen.

199.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jeſuiten zum Zeitungsſchreiber beſtellen, das iſt einerlei.

200.

Wenn ſie eine kleine Zeitung unter ihre Fauſt gebracht, frohlocken ſie, daß ſie den Strom der Zeit aufgehalten! Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle in Donaueſchingen mit ſeiner Hand bedeckte, und dabei lachend ausrief: wie werden ſie ſich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt!

201.

Eine ſchwache Regierung zu ſtärken, muß man ihre Macht vermindern. Die Staatspfuſcher begreifen das nicht.

202.

Man kann die Gedanken, wie die Naturkörper ordnen; ſie ſtehen auf niederer oder höherer Stufe, gleich Steinen, Pflanzen, Thieren. Es giebt mineraliſche, vegetabiliſche und thieriſche Ideen. Den deutſchen Ideen, ſo koſtbar ſie auch ſind, fehlt es an Leben. Ein Demant iſt mehr werth, als ein Ochs; aber ein Ochs lebt.

203.

Die Deutſchen laſſen ſich leicht unter eine Hut bringen, aber unter einen, ſchwer. Sie ſind nur einig, wo es etwas zu leiden giebt, wo zu thun, niemals.

204.

Frau von Sevigne hat in mehreren hundert Briefen immer mit einer andern Wendung ausgedrückt, wie ſehr ſie ihre Tochter liebe. Man ſollte nicht glauben, daß das Herz ſo viel Geiſt hat.

205.

Die Geſchichte lehrt uns Tugend, aber die Natur predigt unaufhörlich das Laſter.

206.

Das Unglück iſt der Ballaſt, der uns auf dem Ozean des Lebens im Gleichgewichte erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

207.

Ein Mann von Geiſt wird nicht allein nie etwas dummes ſagen, er wird auch nie etwas dummes hören.

208.

Das Philoſophiren iſt eine angeerbte Krankheit des menſchlichen Geiſtes, der Fluch des mit Schmerzen Gebährens.

209.

Nichts bereuen, iſt aller Weisheit Anfang.

210.

Schmerz iſt der Vater und Liebe die Mutter der Weisheit.

211.

Frankreich iſt das Zifferblatt Europens; hier ſieht man, welche Zeit es iſt, in andern Ländern muß man die Uhr erſt ſchlagen hören, um die Stunde zu erfahren — man verhört ſich aber leichter, als man ſich verſieht.

212.

Namen, nichts als Namen! Das iſt die ewige Verblendung der Ariſtokratie. Sie verſtehen ſich nur auf Menſchen, nicht auf die Menſchheit, und verwechſeln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereigniſſe meinen ſie, entſprängen aus kleinen Quellen, die man nur zu verſtopfen brauchte, um den Geſchichten ein Ende zu machen. Von den Schleuſen des Himmels haben ſie keine Ahndung, und käme zum zweiten Male eine Sündfluth, würden ſie ſagen: Das iſt eine Intrigue, und hingehen, ihrer Quelle nachzuſpüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber über Paris käme, und Benjamin Conſtant, Sebaſtiani, Lafitte, und die übrigen Häupter der liberalen Partei ſtürben daran — die Ariſtokraten würden ſich die Augen reiben und ſagen: Gott ſey Dank, es war alles nur ein Traum; heute iſt Hirſchjagd im Walde von St. Germain!

213.

Wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich iſt, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, iſt es in Meinungsſtreitigkeiten immer räthlich, ſich auf den Standpunkt zu ſtellen, den ſich der Gegner gewählt.

214.

Auf der ganzen großen Erde, giebt es keine glücklichern Geſchöpfe als die Alterthümler. Die gütige Natur ſchenkte ihnen eine Einbildungskraft, ſo heiß, ſo raſch, ſo kühn, ſo erfinderiſch, daß man dieſen hochbegabten Menſchen allein, die Unterſuchung aller demagogiſchen Umtriebe anvertrauen ſollte. Da wurde bei Eitzum, unweit Scheppenſtedt, am Elenwalde (gute Geographen wiſſen wo dieſe Orte liegen) ein eiſerner Radnagel gefunden. Er lag in einem Steinbruche, 8 Fuß unter der Erde. Von dieſem «merkwürdigen Funde» wird im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, auf ſieben Spalten, vorläufige Nachricht gegeben. Es wird nicht unterſucht, wie der Radnagel unter die Erde, ſondern wie die Erde über den Nagel gekommen, und Moſes mit den Propheten, Sonne, Mond und Sterne und die uralte Nacht, die Mutter aller Dinge, die geweſen und ſind, werden darüber zu Rathe gezogen. Dieſer Radnagel «aus der Vorwelt» zeichnet ſich merklich von ſeines Gleichen «in der neuern Welt» aus. «Er iſt im Ganzen genommen kleiner als die jetzigen, aber weit zierlicher gearbeitet. Der Kopf iſt nicht viereckig, ſondern rund und dicker wie jezt. Er gleicht einer Blume mit vier Blättern, die nicht, wie ein Kelch, in die Höhe ſtehen, ſondern herabhängen und etwas gekrümmt ſind. Im Uebrigen gleicht er ganz den unſrigen, iſt etwa 3 Zoll lang und viereckig, auch nach Verhältniß breit, aber etwas ſchwach.» Wie und wann haben ſich nun die Steine und Erdſchichten über dieſen Radnagel zuſammen gelegt? Da liegt der Haſe im Pfeffer. Daß eine große Revolution der Erde, oder eine Fluth den blumigen Radnagel lebendig begraben, verſteht ſich von ſelbſt; aber welche hat dieſes gethan? «Die ſogenannte Sündfluth kann dieſes nicht bewirkt haben; denn ſie war wahrſcheinlich nur partial und dauerte zu Folge der Nachrichten darüber nur 120 Tage, konnte alſo keine beträchtliche neue Oberfläche zu Erde verſchaffen... Vermuthlich erſtreckte ſie ſich auch gar nicht einmal bis hierher (nach Scheppenſtedt und Eitzum), ſondern betraf blos Mittelaſien. Eher könnte man auf die große cimbriſche Fluth, welche einige hundert Jahre vor Chriſti Geburt fällt und welche den Norden von Europa betraf, ſchließen. Allein dieſe war gleichfalls nur vorübergehend, und konnte alſo keine neue Erdrinde bilden. Wir müſſen alſo (um den Nagel unter die Erde zu bringen), auf frühere Zeiten und auf Fluthen zurückgehen, die größer und allgemeiner waren, oder länger anhielten. Oder wir müſſen annehmen, daß das Meer in der Urwelt mehr zertheilt war als jezt u. ſ. w.» Das heißt, den Nagel auf den Kopf getroffen! Der Alterthümler fährt fort: „Ich halte alſo die hier gefundenen eiſernen Kunſtſachen (es wurde nämlich außer dem blumigen Nagel mit hängenden Blättern, auch noch eine eiſerne Radfelge gefunden, ehrwürdiges Ueberbleibſel eines Ur-Wagens, welche Radfelge aber ein dummer Bauer „ſo wenig geachtet hat,“ daß er ſie an einen Schmid gegen ein paar Nägel vertauſchte) für Ueberreſte einer frühern Welt als die unſere iſt... Waren die Verfertiger dieſer Kunſtſachen, die Ureinwohner von Deutſchland, auch keine Zeitgenoſſen der Mammuths, ſo muß man ihnen doch wenigſtens eine Zeit einräumen, die zwiſchen beiden, der jetzigen Welt und der Urwelt, mitten inne lag, und wo die Erde auch ſchon Menſchen zu Bewohnern hatte... Iſt es nicht zu bedauern, daß eine ſo gebildete Welt untergegangen, und in den Fluthen ihr Grab finden mußte? Wie viele Kunſtſachen und Koſtbarkeiten mögen mit ihr zugleich zu Grunde gegangen ſeyn. Aber wird es uns einmal beſſer ergehen? Werden nicht auch unſere Werke und Kunſtſchätze wieder zur Grundlage dienen, worauf eine neue Welt gegründet wird? stat sua cuique dies!“ — — Das iſt das Lied vom eiſernen Radnagel aus der Ur-Welt, der bei Eitzum in Deutſchland, ohnweit Scheppenſtedt, am Elenwalde, acht Fuß unter der Erde, gefunden worden iſt!

215.

Der Deutſche iſt keuſch, und fordert von jedem, der ſich mit einer Idee vermählt, eheliche Treue. Darum tadelt er auch ſo bitter jene Zeitungen, die, als ſchlaue Kammerzofen der Zeit, allen zärtlichen Launen ihrer Gebieterin ſchmeicheln und fortbelfen. Aber das iſt eine falſche Tugend. Seiner Handlungsweiſe muß man ergeben bleiben; dem Denker aber iſt ein Harem erlaubt, damit er dem Zuge der Schönheit folge, nicht dem Zwange des Syſtems.

216.

Jede Revolution endet wie ſie angefangen; wer daher nur verſteht, die weſentlichen Erſcheinungen einer Revolution von den zufälligen zu unterſcheiden, kann ſicher vorher ſagen, wie ſich die Geſchichte dieſes oder jenes Staates entwickeln wird. Wo wird Frankreich ſtille ſtehen? An der Stelle, von der es 1789 ausgegangen. Damals wollten die Franzoſen eine conſtitutionelle Monarchie — und ſie wird ihnen werden. Weder die Republikaner, welche das Königthum umſtürzen, noch die Ultras, welche die Konſtitution vernichten wollen, erreichen ihren Zweck.

217.

Ein franzöſiſcher Arzt hat kürzlich eine Abhandlung über das Schreien und Weinen kleiner Kinder geſchrieben, und dargethan, daß die Kinder davon dumm würden. Jezt wiſſen wir auch, warum man das Schreien verbreitet.

218.

Gleich den Hunden auf der Straße, die hinter den Wagenrädern herlaufen und ſie anbellen, rennt man ſchreiend und die Zähne fletſchend hinter die Freigeſinnten her, die doch nur die Räder ſind der rollenden Zeit. Den lenkenden Geiſt aber, der ſicher und bequem in der Kutſche ſizt, erreichen ſie, ja ſie gewahren ihn nicht!

219.

»Das Vaterland und die Menſchheit verlieren an ihm viel« — ſagte die Trauerrede. An wem? An Voltaire, Friedrich dem Großen, Waſhington, Franklin, an Napoleon etwa? Keineswegs; es iſt von irgend einem Polizeidirektor die Rede, der in irgend einer kleinen Stadt vor kurzem geſtorben iſt. . . Der Verſtorbene war gewiß ein guter Vater, ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein treuer Unterthan, ein redlicher Beamte — aber das Vaterland, aber die

Menſchheit! Solche aufgeblaſene Redensarten finden ſich in jedem Wochenblättchen. Von einem jungen Mädchen, das geſtorben, heißt es: es ſey im 18. Jahre ſeines thätigen Lebens aus der Welt geſchieden! Des Kanzlei-Styls eurer dumpfen Begeiſterung, des Commis-Styls eurer unſchmackhaften Schmeichelei, könnt ihr euch ſeiner nie entwöhnen? Iſt es nicht möglich, iſt es gar nicht möglich, daß ihr beſſer und geſünder werdet?

220.

Deutſchlands Hemmſchuh, man wiſſe ihn zu achten; Thorheit ihn zu ſchmähen, weil er aufhält! Die zahmſten Pferde, die beſonnenſten Wagenführer machen ihn nicht überflüſſig. Die Zwingburgen lagen ſo hoch, der Weg iſt gar zu ſteil.

221.

Wie wird es enden? .. Man hat eine Geſchichte von einem jungen Offizier, der, in ſeiner erſten Schlacht, bleich und zitternd, gedrängt zwiſchen der Liebe zum Leben und der Liebe zur Ehre, zu ſchwach dem Triebe der Natur zu widerſtehen, zu ſtark ihm zu weichen, ſich ſelbſt tödtete, und ſtarb aus Furcht zu ſterben... So wird es enden — nur war es dort nicht der Feldherr, welcher zitterte.

222.

Wir werden erzogen, als ſollten wir Könige werden. Was wir nicht alles lernen! — als ſey gehorchen ſo eine ſchwere Wiſſenſchaft!

223.

Einer jener Kreuzfahrer, die es dem Thronhimmel gelobt, das heilige Grab der Freiheit wieder zu erobern, tadelt den guten Willen Ludwigs XVIII., daß er den Franzoſen die Charte gegeben. Er ſagt: « ..... Der Uebergang von der Deſpotie, wo das Volk nichts, zu der repräſentativen Monarchie, wo es ſo viel iſt... war zu ſtark und zu ſchnell. Frankreich war noch nicht reif für eine Repräſentativ-Verfaſſung; es iſt ein Unſinn, dieſelbe auf einer tabula rasa erbauen zu wollen, nur auf das Fundament freier Munizipal-Verfaſſungen kann dieſelbe ſich ſtützen.» Rührender iſt doch wahrlich nichts, als die zärtliche Beſorgniß, daß nicht das liebe Volk durch einen zu ſchnellen Uebertritt aus der dumpfen Stube der Deſpotie in die freie Luft der repräſentativen Verfaſſung ſich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs lezte dreißig Jahre die Franzoſen noch immer zur Freiheit nicht genug abgehärtet? War das Volk nichts ſeit dem Tode ſeines lezten Königs? Es war viel. Die Feudal-Deſpotie hatte gedroht, die uſurpirte der Revolution geſchmeichelt; jene hatte Gewalt, dieſe Liſt angewendet. Geſchah wenig *für*, ſo geſchah doch alles *durch* das Volk. Die *ſinnliche* Freiheit wurde verlezt, aber die *ſittliche* wurde hoch geachtet. Die Deſpoten der Revolution wechſelten in ihrem Drucke, und es iſt noch ein erträglicher Zuſtand, wenn ein Laſtträger ſeine Bürde bald auf die rechte bald auf die linke Schulter, bald auf dieſen bald auf jenen Arm nehmen, und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die Feudal-Deſpoten aber ſaßen dem Volke immer auf dem Nacken. Die Deſpoten der Revolution wechſelten in ihren Perſonen, und wer heute unterdrückt war, ward Morgen Unterdrücker; bei der Feudal-Deſpotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave iſt, ewig Herr und ewig Sklave. War das franzöſiſche Volk *nichts* mit ſeiner *Gleichheit*, dieſer Kapſel der Freiheit, die, ſo ſie auch verſchloſſen, doch die Freiheit bewahrt, die früher oder ſpäter einmal herausgeholt wird? *Nicht reif genug zur Freiheit!* Wer ſoll dieſe Reife beſtimmen, die Freiheitsleſe, wer verordnet ſie? Haben je Vormünder der Völker ſich gutwillig ihrer Vormundſchaft begeben, und wer richtet die Uebelwollenden? Ein Mündel iſt immer reif zur Selbſtſtändigkeit, wenn er, ſein Erbtheil zurückzufordern Verſtand und Kraft genug hat. Wo Völker und Früchte abfallen, da ſind ſie überreif geworden und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräſentativ-Verfaſſung ſey unhaltbar, ſo lange ſie nicht freie Munizipal-Verfaſſungen zur Stütze habe, iſt eben ſo unſinnig, als wenn man ein neugebornes Kind für lebensunfähig erklärt, weil es noch nicht auf den Beinen ſtehen kann. Die Beine werden ſtark werden, zugleich mit dem Kopfe und den andern Gliedern. Hätte Frankreich, wie England, Munizipalfreiheiten gehabt, ſo hätte nie die Revolution Platz gefunden; die hatte es eben ſeiner «Tabula rasa» zu verdanken. Die Hochſtraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet ſeyn, ehe man an die Feldwege denken darf, die zu den Gemeinden führen.

224.

Ein Geck hatte zwei Wintermonate in Paris zugebracht. Als er nun in die Heimath zurückgekehrt, zierte er ſich immerfort franzöſiſch zu reden. Da fragte ihn ein Spötter: Lieber Freund, wiſſen Sie auch, wie Gewitter auf franzöſiſch heißt?.. Man könnte dieſe Frage den Diplomatikern machen. Sie haben das Land der Menſchheit im Winter bereiſt, und glauben es zu kennen. Wiſſen Ew. Excellenz, was ein Gewitter iſt?

225.

Es giebt zwei Arten, Früchte vor Fäulniß zu bewahren und ſie eßbar zu erhalten: durch Eſſig und durch Zucker. Die Conſervatoren der alten Zeit haben den Eſſig gewählt. Warum den Eſſig, da er vielen widerſteht, warum nicht lieber den Zucker, womit man Weiber, Kinder, Fliegen und die Menge lockt?... Aber deſto beſſer; ſauer oder ſüß, die alte Zeit iſt eine ungeſunde Lebensnahrung.

226.

»Der Menſch denkt's, Gott lenkt's« ... Das iſt nun wieder nicht wahr. Wenn Gott lenken will, macht er, daß die Menſchen nicht denken, er läßt ſie den Kopf verlieren.

227.

Es wird noch dahin kommen, daß man in politiſchen Schriften ſich nur der Vocale wird bedienen dürfen. A, e, i, o, u — nichts allgemeineres als das. Diphthonge haben ſchon viel Unbeſcheidenes, und man wird ſie blos in den ſeltenen Fällen verſtatten wo es Noth thut das Volk zu begeiſtern — ſo etwa in Befreiungskriegen.

228.

Es iſt eine ſchöne Erfindung unſerer Zeit, den Gelddurſt der Gegenwart mit den Weinleſen der Zukunft zu ſtillen, und auf die bequemſte Art von der Welt, luſtig in den Tag hinein zu zechen. Unſere Enkel werden auch ſo klug ſeyn als wir, und auf ihre Nachkommenſchaft Wechſel ausſtellen. Dieſe treibt es dann ſo fort. Endlich am jüngſten Tage, wird es auf der ganzen Erde nur ein einziges Lumpenvolk geben, mit dem ſich der Teufel ſelbſt nicht wird befaſſen wollen. Dann kommen die Armen in den Himmel, und die Chriſtenheit wird es mit Beſchämung erfahren, daß ſie der Judenſchaft ihre ewige Seligkeit zu verdanken hat.

229.

Es iſt erſtaunlich, wie ſehr die Journaliſten an Feinheit, Gewandheit, Zweideutigkeit, Unerforſchlichkeit und an allen übrigen diplomatiſchen Tugenden täglich zunehmen, und nach einigen Jahren, wenn die Zenſur ſo lange fortdauert, wird man die Geſandtſchaftsſtellen nur mit Zeitungsſchreibern beſetzen. Statt zu ſagen Rußland, ſagen ſie: »eine große nordiſche Macht;« ſtatt zu ſagen Oeſterreich, ſagen ſie: »eine große ſüddeutſche Macht.« Die Hälfte der Conjugationen der Zeitwörter geräth ganz in Vergeſſenheit, denn man gebraucht keine Indikative mehr, ſondern nur noch Conjunctive. Man ſchreibt nicht: »Tunis iſt ein Raubſtaat,« ſondern: »wenn es einen Staat gäbe, der mitten im Frieden Handelsſchiffe anderer Nationen *wegnähme*, ſo könnte ein ſolcher Staat allerdings ein Raubſtaat genannt werden.« Welch ein Heimlichthun! Das iſt wie auf Maskenbällen, wo man ſchon für maskirt gilt, wenn man die Maske an den Hut ſteckt.

230.

Wenn man jenen hausbackenen Philiſtern zuhört, jenen Menſchen mit kurzem Geſichte und langen Ohren, wie ſie ſich herausnehmen, Fürſten zu hofmeiſtern, ſie, die von Morgen bis Abend, ſich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Dienern, ihrer Pfeife, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Baſen beherrſchen laſſen, und nicht ſo viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken, als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit ſehr treu und ſtandhaft lieben, um für ſolche Therſiten, und in ihrer Reihe, ihre Sachen zu verfechten.

Es gäbe ein ſicheres Mittel, wie Fürſten, mit Unrecht murrende Unterthanen könnten zum ſchweigen bringen; aber das Mittel iſt zu romantiſch für unſere abendländiſche Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzuſteigen von ihren Thronen, und einen jener Philiſter hinaufſteigen zu laſſen, damit er den andern Morgen ſeiner Sippſchaft erzähle, wie viel angenehmer es ſey ſogar ſchrankenlos zu gehorchen, als ſelbſt unbeſchränkt zu herrſchen.

231.

Lord Londonderry, der ſich auf dem Feſtlande ſeinen Doktorhut geholt, ſagte neulich, da er dem Parlamente die Gewaltsbill gegen das aufrühriſche Irland vorlegte (wie man nun immer bereit iſt, Zahnſchmerzen durch Ausreißen der Zähne zu ſtillen): «Uebrigens kann ich die Kammer verſichern, daß die Unruhen in Irland mit jenen theoretiſchen Grundſätzen der Empörung, welche gegenwärtig die Welt verpeſten, in gar keiner Verbindung ſtehen. Man darf die Unzufriedenheit, die aus Leiden entſpringt, wären dieſe auch eingebildet, mit jenen ſchlechten Lehren nicht verwechſeln, die zu allem führen, nur zur Freiheit nicht.» .... Das heißt: als Beklagter wegen einer Schuld und deren Zinſen, die

Schuld der Zinſen eingeſtehen, und die des Kapitals abläugnen! **Woher** die Zinſen?

232.

Wenn Uhrmacher den Zeiger auf eine frühere Stunde ſetzen wollen, dann drehen ſie ihn nicht zurück, ſondern ſie laſſen ihn vorwärts den ganzen Kreis durchlaufen, bis er auf die gehörige Stunde kommt. Nun iſt zwar die Menſchheit keine Uhr, da es aber Leute giebt, die ſie dafür anſehen, ſo ſollten ſie auch nach den Regeln der Mechanik verfahren.

233.

Wer ſich nicht ſcheut, im Auskehricht der Literatur herum zu ſtöbern, der findet da manchmal noch ganz gute und brauchbare Dinge. So entdeckte ich in einem Winkel des Freimüthigen ein «**afrikaniſches Luſtſpielchen**» von Julius v. Voß, genannt: «**Viele Köche verderben den Brei.**» Viel Witz kann von dieſem ſchwarzen Luſtſpielchen nicht gefordert werden, denn es füllt nur drei Seiten an, die, wie die Buchdrucker ſagen, **ſplendid** gedruckt ſind. Es iſt aber doch von keiner geringen Bedeutung. Herr v. Voß nämlich, der auch das Luſtſpiel: **die beiden Gutsherren** geſchrieben hat, ſchwimmt, wie die Korkſtöpſel an der Angel, zwiſchen Fiſcher und Fiſch die Mitte haltend, auf der Oberfläche der Politik herum; oder, um mich deutlicher und kürzer im Franzöſiſchen auszudrücken: Herr v. Voß iſt au niveau de la politique du jour. Jezt vernehme man den Inhalt des afrikaniſchen Luſtſpielchens. »Der neue ſchwarze Sultan,« der den Titel führt »Büffel aller Büffel,« läßt nach ſeiner Thronbeſteigung die verſchiedenen Ober-Beamten vor ſich kriechen, und ſagt ihnen: ſie könnten thun was ſie wollten — Abgaben erheben oder erlaſſen, das Volk drücken, Krieg führen oder Frieden ſchließen, ſtehlen oder hängen laſſen, Gerechtigkeit üben oder nicht; wenn ſich aber einer von ihnen unterſtünde, je dem Büffel aller Büffel Bericht zu erſtatten, und ihn mit dem Selbſtregieren zu beläſtigen, ſo würde er unfehlbar gehängt, gerädert, geſpießt oder gebraten, nach beliebiger Auswahl ſeines Herrn. Die Ober-Beamten kriechen ganz vergnügt zum Zimmer hinaus, und ſagen: das ſey ihnen ſchon recht, ſie könnten es nicht beſſer wünſchen. Darauf läßt ſich der Büffel aller Büffel, ſeinen Pilau bringen, das heißt in der Sprache der aſiatiſchen Kochkunſt einen Brei. Er findet ihn aber ganz ungenießbar, und iſt um ſo erboßter darüber, da er zur Bereitung des Breis ſechs Köche angeſtellt hatte. Jezt naht ſich der Narr der

Oberdenker und ſagt: Büffel aller Büffel, viele Köche verderben den Brei! Der Büffel aller Büffel wird nachdenkend, läßt die Ober-Beamten zurückrufen, und ſagt ihnen, wenn ſie ihn nicht von allem in Kenntniß ſezten, und ſich unterſtünden eigenmächtig zu regieren, ließ er ſie hängen, rädern, ſpießen oder braten. Die Herren Ober-Beamten kriechen ganz betrübt zum Zimmer hinaus, und ſeufzen ſehr. — Nun, ſind das nicht liberale Geſinnungen? Das iſt noch wenig; aber beſſer ein Sperling in der Hand als eine Taube auf dem Dache.

234.

Die Deutſchen erreichen ſpäter als andere Völker ein Ziel, es ſey in Kunſt, Wiſſenſchaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß ſie den kürzeſten Weg nicht kennten, oder zu träge fortwanderten — ſie haben nur darum einen längern Weg zum Ziele weil ſie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundſätzen aus, und iſt ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, ſtudiren ſie die Chemie vorher, und ſtudiren ſo lange und ſo gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade iſt ihnen Recht, aus Lumpen machen ſie Schreib-Papier. Sie machen aus allem Papier.

235.

»Keine Gewalt auf Erden kann den Fluch löſen, der bis jezt auf dem Ankauf der Emigranten-Güter haftet: kein wohldenkender Sohn oder Enkel der erſten Käufer kann mit ruhigem Gewiſſen ſterben, wenn er nicht, durch Erſtattung des ungerechten Beſitzthumes, die Seele des Erwerbers von der Strafe befreit, die ſie in jener Welt leidet.« Ueber die erbärmlichen Menſchen! Jezt machen ſie gar die Ewigkeit zu einer Deputirtenkammer, und ſetzen den lieben Gott auf die rechte Seite. Aber wer hat jene Worte geſagt? Etwa Herr v. Marcellus, oder ein Miſſionär im ſüdlichen Frankreich? Mit nichten — ein deutſches Blatt hat dieſe Rede geführt, in einem Lande, wo ſie ſonſt vor lauter Proteſtantismus froren, daß ihnen die Zähne klapperten. Jezt kommt es noch dahin, daß ſie dort den verſtorbenen Nicolai, der in jedem Veilchen einen Jeſuiten roch, ausgraben, um ihn als Ketzer zu verbrennen! Möchten ſich doch gewiſſe Leute, nicht mit gewiſſen Dingen abgeben! Das ſieht aus, wie ein wilder Schweinskopf, dem man Blumen in das Maul geſteckt.

236.

Am Hofe Franz I. glaubte man wahrzunehmen, daß das Anſehn des Kanzlers Duprat zu fallen beginne. Die Höflinge, ſtets auf die kleinſten Umſtände lauernd, die den Sturz eines Günſtlings zu verkündigen ſcheinen, bemerkten, daß der König zufriedene und wohlgefällige Blicke, auf einen Mann ſtattlichen Anſehens, den beſonders ein ſehr ſchöner Bart auszeichnete, geworfen, und dabei mit lauter Stimme geſagt hatte: Das iſt ganz der Mann wie ich ihn brauche. Gar nicht zu zweifeln, jener Unbekannte muß der neue Kanzler ſeyn. Schon drängen ſich die Höflinge an ihn, ſchon ſchmeicheln ſie ihm; ſie haben es aber mit einem geiſtreichen Manne zu thun, der ſich über ſie luſtig macht, ohne zu dulden, daß man ihn zum Beſten habe. Dieſer Kanzler durch die ſchöpferiſche Einbildungskraft der Höflinge, war der Hiſtoriograph Beuchet. Der König, angezogen durch ſeine herrliche Geſtalt, und die Fülle ſeines herabwallenden Bartes, hatte gedacht, daß er ein gutes Modell zu der Neptuns-Statue vorſtellen könnte, mit deren Verfertigung er gerade einen Künſtler beauftragt hatte. Die Höflinge lachten etwas gezwungen über das Mißverſtändniß.

Dies iſt der Inhalt eines neuen Luſtſpiels, das unter dem Namen die Höflinge, oder der Bart des Neptun in Paris aufgeführt wird. Von den darin ſpielenden geſchichtlichen Perſonen ſind nur erſt Franz I., der Kanzler Duprat, und der Hiſtoriograph Beuchet geſtorben.

237.

Die Zeiten ſind nicht mehr, wo die Philadelphia's und Pinetti's, auch die aufgeklärteſten Menſchen in Erſtaunen ſezten; zwar ergötzen wir uns noch bei ihren Taſchenſpielerſtreichen, aber wir verwundern uns nicht mehr darüber. Nur die Männer der hohen Polizei, dieſe politiſchen Schwarzkünſtler haben nichts von ihrer Zuverſicht verloren, und ſie behandeln uns noch immer wie dummes Volk. Sie beſchwören Geiſter, verwandeln Könige in Buben, escamotiren Brieftaſchen — und damit glauben ſie uns Furcht und Ehrfurcht einzuſtößen. Wir andern haben das auch gelernt, wir wiſſen einen Hohlſpiegel zu gebrauchen, können die Volte ſchlagen, und haben unſere Gevattersleute ſo gut wie ſie. In der dunklen Kammer der hohen Polizei wird jezt manchmal luſtige Wirthſchaft getrieben. Einſt hatten ſich drei Schelme zuſammengethan, einen Freund zu necken und zu ängſtigen. Sie umgaben ſich mit weißen Tüchern, traten in ſein Schlafzimmer, und hielten da einen ſchauerlichen Geſpenſtertanz. Aber der Freund war noch ſchelmiſcher als ſie. Er wickelte ſich unbemerkt in ſein Bett-Tuch, ſprang leiſe aus dem Bette, und miſchte ſich in den Tanz der Geiſter, ſo daß dieſe mit entſetzlichem Geheule davon liefen. Die Herren Schwarzkünſtler ſind zwar ſehr verſchwiegen, man hat es aber doch erfahren, daß ihnen in verſchiedenen Ländern, auch ſolche Streiche begegnet ſind.

238.

Eines jener ſomnambülen deutſchen Blätter, die im Traume alles wiſſen und daher niemals unwiſſend ſind, lobt die alte konſtitutionelle Monarchie England, und wirſt der franzöſiſchen konſtitutionellen Monarchie, ihre Jugend vor. Möchte es uns doch in ſeiner nächſten Erſtaſe darüber belehren, wie man alt werden könne, ohne durch die Jugend zu gehen! Es ſagt: «Es müſſen Generationen verſchwinden, (wenn anders die Franzöſiſche Verfaſſung ſo lange die Probe aushält, und die öffentliche Stimme nicht früher den Wunſch laut werden läßt, zur rein monarchiſchen Form zurückzukehren) bis die Franzöſiſchen Abgeordneten das Weſen einer Volks-Repräſentation recht begreifen, und durch ihre Stellung die Mängel einer ſolchen Regierungs-Weiſe weniger ſchädlich machen werden.» Es ſagt ferner: das franzöſiſche Volk ſey ganz verwildert ſeit dreißig Jahren. Es ſagt weiter: man wäre in Frankreich der Verhandlungen der Kammer herzlich müde, und der Tag an welchem die Sitzung geſchloſſen werde, wäre jedesmal erwünſcht... Wer ſoll durch ſolche Berichte bezweckt werden? Das iſt das Geheimniß. Doch man muß nicht gleich das Schlimmſte denken. Sterbenden zieht man das Kiſſen unter dem Kopfe weg, man tröpfelt ihnen Wein ein, man thut gar manches Menſchenfreundliche, um eine Euthanaſie zu befördern.

239.

Ja, keuſch, kalt und blaß wie der Mond, iſt das deutſche Volk; keuſch weil kalt, kalt weil blaß, und blaß weil blutleer. Doktor Howard in Amerika hat entdeckt, daß die Strahlen des Monds Wärme haben; doch nur durch ein Brennglas gelang es ihm, auf das Thermometer einzuwirken. Wo giebt es aber ein Brennglas, groß genug, ſich über die Köpfe von dreißig Millionen Menſchen auszubreiten? Der Befreiungskrieg war ein ſolches. Napoleon ſagte damals, die Deutſchen hätten das Fieber und wir ſpotteten des Spötters; jetzt fällt der Spott auf uns zurück. Man fühle der öffentlichen Meinung den Puls, man leſe die deutſchen Zeitblätter! Waſſer, Eſſig oder eine fade Tiſane überall. Wer Geiſt hat, giebt ihn; doch kann man den ganzen Tag über den Zeitungen ſitzen, man iſt am Abend ſo dumm als man am frühen Morgen war. Welche Leere oder welche wulſtige Fülle, es müßte denn einmal das Schickſal ſelbſt mitarbeiten, und etwas Knallendes geſchehen laſſen, oder es müßte ein geiſtreiches Wort aus Frankreich herübergeſchrieben werden. Die armen Zeitungsſchreiber! Wird ihnen einmal ein offizieller Knochen vorgeworfen, wie ſie darüber herfallen und ihn zernagen! Was in der offenen Staatskanzlei des Himmels geſchieht, das ſehen und hören ſie nicht. Sie ſchiffen ohne Kompaß auf dem Weltmeere der Geſchichte, und ſelbſt die Beſten unter ihnen, wie Görres, verſtehen nur nach den Sternen ihren Lauf zu richten und wiſſen ſich bei umwölktem Himmel nicht zurechtzufinden. Man weiß nicht, ſoll man mehr über die Engherzigkeit der Gedanken, oder über die Weitſchweifigkeit der Reden trauern. So las man in der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 14. Dezember einen Artikel aus Frankfurt, deſſen Inhalt ich in folgenden wenigen Zeilen vollſtändig auszudrücken unternehme. »Dem Antrage, die auf den 2. Nov. beſtimmte Eröffnung des Bundestages, bis zum 7. Dez. zu vertagen, wurde in der am 21. Nov. gehaltenen Sitzung der Bundesverſammlung, durch

Abſtimmung beigetreten.» Dieſer kurze Bericht wird am genannten Orte zu hundert drei und funfzig eng gedruckten Zeilen ausgedehnt! Ich habe aus ſtyliſtiſchem Forſchungstriebe, dreimal den Artikel geleſen, und konnte das Geheimniß ſeiner Abfaſſung nicht entdecken....... O die armen Zeitungsſchreiber: Was ihnen die Türken für Noth machen; Krieg, Friede — ſie können dieſe Wörtchen nicht ausſchreiben, mitten in der Sylbe kommt ein Widerruf, und ſie werden wie die Bälle hin und her geworfen. Es iſt das wahre griechiſche Feuer, das ſie beſeelt, denn es brennt im Waſſer fort. Sagt ihr etwa: die Zenſur hindert uns? Aber die Zenſur hindert doch keinen für die Fürſtlichkeit zu ſprechen, und geſchieht das mit mehr Sinn und Geiſt? Man vergleiche gewiſſe Zeitungen mit dem Journale des Debats. Oder ſagt ihr die franzöſiſchen Schriftſteller hat die Revolution zur Redekunſt gebildet? Iſt denn die Revolution für euch nicht da geweſen? Muß man in den Septembertagen einen Bruder verloren haben, muß man im Bicetre geſeſſen, oder ausgewandert geweſen ſeyn, um von der Revolution Bildung zu gewinnen? Das rechte Gemüth mangelt euch, das iſt es; denn der Kopf iſt nur der Arm des Herzens. Uns von der Politik abzuwenden — ſeht mit welcher Begeiſterung ganz

Frankreich von jenen würdigen Männern ſpricht, die ſich in Barzellona eingeſchloſſen, und ihr Leben dem allgemeinen Wohle, vielleicht auch nur ihrer Wißbegierde, vielleicht auch nur ihrem Ehrgeize zum Opfer dargeboten haben. Doch was ſie auch getrieben, ſie haben der Menſchheit genutzt und werden als Sieger in ihr Vaterland zurückkehren. Ganz Paris ſtreckt ſeine Arme nach ihnen aus, und feſtlicher Empfang wird ihnen bereitet. Noch ihre Söhne werden ſich des Ruhmes und des Lohnes erfreuen, den ſich die Väter durch ihre Tugend erwarben. Selbſt die Akademie, dieſe ängſtliche Schnürbruſt des franzöſiſchen Geiſtes, hat zu ihrem Dichterpreiße die Hochherzigkeit jener Aerzte gewählt. Was wäre in einem ſolchen Falle in Deutſchland geſchehen? Man hätte im Lande herumgebettelt, und ſo viel geſammelt, den hinterlaſſenen Waiſen der Aerzte einige Bretzeln zu kaufen. — In die ſtille Seele einiger Frankfurter war der Blitz eingeſchlagen, und zündete, und da beſchloſſen ſie ihrem Mitbürger Göthe ein Denkmal zu ſetzen. Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutſchen Bunde, ja bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten ſie ihre Bettelbriefe zu ſchicken. Ich weiß nicht, ob es geſchehen iſt, aber das weiß ich: Göthe wird kein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt ſich der Jämmerlichkeit ihrer Väter ſchämen und erröthend nachholen, was noch gut zu machen iſt. Geht, ihr müßt anders werden. So taugt ihr nichts.

240.

Will der Spott nur Regiſtrator ſeyn im Archive der Lächerlichkeiten, um ſie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein ſchädliches Amt, welchem der ſtärkſte Tadel zukommt. Eine begangene Lächerlichkeit iſt ein Verbrechen des Geiſtes, das zur Abſchreckung Anderer zwar beſtraft werden muß, aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheiſcht. Beweinenswerther iſt ja wohl niemand als der Menſch, dem das Loos zugetheilt ward, lächerlich zu ſeyn.

241.

Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch ſeine Schwächen. Was er geſündigt, hat er für euch geſündigt, ihr dürft ſeine ſchuldvollen Lehren ſchuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödſinn, Aberwitz, beſiege, hat er gelehrt; denn man beſiegt ſie nur, indem man ſie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieſer Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete, und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Aerndte, die verzehrt wird, er war die eiſerne Pflugſchaar der Wahrheit, die nicht verwittert, und altes Unkraut zerſtörend, für jeden Saamen empfänglich macht. Laßt euch von jenen ſchwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen andern Maaßſtab kennen für Menſchenwerth, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie ſagen, Voltaire ſey gottlos geweſen, weil ſie ſelbſt, nicht die Erhabenheit Gottes, ſondern nur das Dämmerlicht in ſeinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; ſie können nicht beten, wo es hell iſt, nicht lieben, ſo lange ſie denken. Sie ſagen, Voltaire ſey nicht gründlich geweſen, und die Paragraphen ſeiner Wiſſenſchaftslehre folgten in keiner logiſchen Ordnung. Der Amtsbote der zwiſchen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaire's Oberflächlichkeit. Sie ſagen Voltaire ſey herzlos geweſen; als könne, wer die Menſchheit liebt und tröſtet, bei jedem weinenden Kinde, dem der Finger ſchmerzt, verweilen. Erſt nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menſchenalter zur fernen unſichtbaren Minute geworden iſt, wird Voltaire vergeſſen werden.

242.

Die meiſten ſogenannten edeln Menſchen haben nur Krämertugenden; ihr Herz iſt ein Gewürzladen, und freilich alles Lobes werth. Sie wiegen ihre Gutthaten in Lothen und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem ſie die dringenden Bedürfniſſe des Augenblicks befriedigen, werden ſie der Armuth und bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menſchen aber, iſt ungemünztes Geld, das im Verkehre des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen iſt. Solche Menſchen beglücken leichter Völker als einzelne Menſchen; ſie geben lieber Saatkorn als Brod. Ihre Seele iſt keine Gieskanne, die eine geliebte Nelke erfriſcht, ſondern eine Gewitterfluth, die weite Felder und hohe Eichbäume tränkt. Die zerknickte Blume im ſtillen Gärtchen mag den donnernden Jupiter ſchelten — ſie hat doch geduftet und den Menſchen erfreut. Darf aber Unkraut das noch keinen erquickt, den Sturm läſtern, der es geſchüttelt? Soll die Luft ſtille ſtehen und faulen, damit es ewig fortwuchere? Nein wahrlich, der Löwe, welcher ſtarb und auch nur einen Eſel ſchonend übrig ließ, der ſeine

Leiche mit Füßen tritt — das war kein grauſamer Löwe!

243.

Bei den Pferde-Wettrennen in England, gewährt die Regierung demjenigen, deſſen Pferd alle andern übertrifft, noch eine Prämie. Die Preiſe werden durch ein Jury zugeſprochen, welche aus Pferdebeſitzern gebildet, und von der Regierung ganz unabhängig ſind. Man ſieht, daß es in England die Pferde beſſer haben, als in Deutſchland die Menſchen.

244.

Löwen und Deſpoten, ſehen ſchärfer in der Dunkelheit als bei Tage.

245.

Das europäiſche Gleichgewicht wird von der Judenſchaft erhalten. Sie giebt heute dieſer Macht Geld, morgen der andern, der Reihe nach Allen, und ſo ſorgt ſie liebevoll für den allgemeinen Frieden. Don Quixotte ſah eine Windmühle für einen Rieſen an, und ſtreckte ihr ſeine Lanze entgegen; aber die Juden ſehen den Rieſengeiſt der Zeit für eine Papier-Windmühle an, und fürchten ſich gar nicht. Die Herrſchaft der Welt wurde ihnen verheißen, der Himmel hat ihnen Wort gehalten. Doch ſie ſind ſchlau und laſſen ſich das nicht merken. Sie ſtellen ſich wie die Feigen in der Schlacht, todt an, daß man ſie nicht tödte. Sie wiſſen recht gut, daß ſie, gleich dem Raſen, um ſo friſcher grünen, je mehr ſie getreten und geſchlagen werden.

246.

Die Einen wähnen, wenn ſie nur Fenſter hätten, dann ginge die Sonne nie unter, und die Andern wähnen, würden die Fenſter nur zugemauert, dann ginge nie die Sonne auf.

247.

»Die wohlthätige Beſchränkung der höchſten Autorität, die ehedem Statt fand, beruhete weſentlich auf dem Lehnweſen; die Könige ſelbſt haben es allerwärts möglichſt erſchüttert, geſtürzt hat es die neue Philoſophie, ſo bald ſie zur Regierung kam;« — und in dieſem Trotte weiter, bewegt ſich ein Rezenſent in den Ergänzungsblättern der Jenaiſchen Literatur-Zeitung. – Wem war jene Beſchränkung wohlthätig? Doch nicht etwa dem Volke? Freilich hörte man damals weniger klagen gegen die höchſte Autorität, als ſpäter nach Zerſtörung des Feudalweſens, aber eben das beweißt die tiefe Erniedrigung, worin der Bürger lebte. Wer Stuben-Arreſt hat, kann ſich nicht beſchweren, daß er auch Stadt-Arreſt habe, denn er muß erſt frei werden, um zu erfahren, daß er es nicht genug iſt. Die häufigen Klagen über Regierungen, die man jezt vernimmt, gereichen dieſen zum Ruhme, und ſie würden es ſelbſt dann noch, wenn die Klagen gegründet wären. Sie beweiſen, daß die Bürger in Freiheit, Wohlſtand und Sorgenloſigkeit leben. Wären ſie nicht frei, dürften ſie nicht klagen; wären ſie nicht reich, würden ſie nicht immerfort ſo ängſtlich Bürgſchaften für ihre Rechte und Beſitzungen fordern; und wären ſie nicht ſorgenlos, würden ſie über das wirkliche Heute, nicht an das mögliche Uebermorgen denken. Kinder fürchten ſich, allein ohne Wärterin zu ſeyn, Bettler fordern keine Polizei, Sklaven keine Konſtitution... Der Rezenſent ſagt: Die Philoſophie habe jenes herrliche Feudalweſen geſtürzt, ſo bald ſie zur Regierung gekommen. Wo regiert die Philoſophie? Der Rezenſent nenne uns das Land. Wo hat die Philoſophie einen Thron? Uebt die Philoſophie irgend ein Majeſtätsrecht aus? Schickt und empfängt ſie Geſandtſchaften? Hat man auf den Kongreſſen zu Aachen, Karlsbad und Laybach, Bevollmächtigte der Philoſophie geſehen? Hat die Philoſophie auf dem Bundes-Tage Siz und Stimme? Das kann gewiß kein vernünftiger Menſch behaupten.

248.

Der Teufel hat noch keinen ſeiner alten Anhänger verloren, ob zwar ſeine Vermögensumſtände nicht glänzend mehr ſind. Das kommt daher, weil er für einen Schelm bekannt iſt, und Jedermann glaubt, er ſtelle ſich nur als ging es ihm ſchlecht, um ſeine Freunde zu prüfen.

249.

Iſt es ihr Verbrechen, daß ſie Durſt haben? Hatten ſie die geſalzenen Speiſen verlangt, die ihr ihnen vorgeſezt? Ihr wolltet eine Schadenfreude genießen — das iſt es; aber nur der Schaden wird euch werden, keine Freuden.

250.

Nicht die Jahre, die Erfahrungen machen alt; darum wäre der Menſch das unglücklichſte aller Geſchöpfe, wenn er ein fleißiger Schüler der Erfahrung wäre. Daß jedes neue Geſchlecht, und jede neue Zeit von der Wiege ausgehe — das iſt es was die Menſchheit in ewiger Jugend erhält.

251.

Die Deutſchen können das Befehlen und das Gehorchen nicht laſſen, und es iſt ſchwer zu beſtimmen, woran ſie am meiſten Vergnügen finden. Auch iſt es ein höchſt deutſcher Dichter, welcher ſingt:

> Du mußt herrſchen oder dienen,
> Amboß oder Hammer ſeyn.

Treffender Spruch, ob er ſchon eine große Unwahrheit und eine abſcheuliche Verläumdung der menſchlichen Natur enthält. Herrſchen oder dienen, das heißt Sklave ſeyn auf dieſe oder jene Weiſe; dort umſchließen goldne, hier eiſerne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, iſt ſo gebunden, als das was ſie bindet. Aber der Menſch iſt zur Freiheit geboren, und nur ſo viel als die Lebensluſt der Beimiſchung des Stickgaſes bedarf, um athembar zu ſeyn, ſo viel muß die Freiheit beſchränkt werden um genießbar zu bleiben. Wer aber dieſes zu viel Regieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigſtens in Deutſchland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es iſt die Schuld und Schwäche der Unterthanen. Man verſuche es und hebe die hundert überflüſſigen Geſetze auf, die verbieten was nicht verboten werden ſollte, oder erlauben was keiner Erlaubniß bedurfte, und man wird ſehen, wie ſich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen, und wie viel ſie klagen würden, daß es ihnen an einer Vorſchrift mangle. Das kommt daher, weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang Jedem ſein Recht zuſpricht; und an Tugend fehlt es ihnen, weil ihnen Kraft fehlt, die das eigene Recht zu vertheidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geiſt fehlt welcher der Hebel des Willens iſt; und an Geiſt fehlt es ihnen, weil ſie Deutſche ſind.

252.

In einer gewiſſen Beziehung kann man freilich mit Grund ſagen, daß die Gelehrten und Philoſophen die franzöſiſche Revolution befördert haben, ſo betrachtet nämlich, daß jeder Revolution eine Umwandlung der öffentlichen Meinung vorhergegangen ſeyn muß, und daß die Schriftſteller allein es ſind (wo nämlich keine Volksvertretung ſtattfindet) durch welche die öffentliche Meinung ſich ausſpricht. Doch den Philoſophen darum einen verbrecheriſchen Theil an den Uebelthaten der Staatsumwälzung in Frankreich zuſchreiben zu wollen, iſt eben ſo ungerecht, als lächerlich. Sie ſind es nicht, welche die öffentliche Meinung leiten, ſie ſind ihr vielmehr ſelbſt unterworfen, und verhalten ſich zu ihr, wie die Sprache zum Gedanken; aber verdammlich kann nie der Ausdruck, ſondern nur der Sinn ſeyn.

Die Philoſophen, welche die Geſinnung des Volkes ausſprachen und verriethen, noch ehe ſich dieſe in Thaten offenbarte waren vielmehr heilſam, und haben den Jammer der Zeit ſehr gemildert. Wenn einmal die alten Dämme im Staate unhaltbar geworden und durchbrochen ſind, breitet ſich die öffentliche Meinung von ſelbſt aus, die Schriftſteller und Redner aber führen ſie durch Kanäle unſchädlicher ab. Man irrt ſich, wenn man den Rednern geſchehenes Unheil vorwirſt, indem man behauptet, ſie hätten Leidenſchaften aufgeregt; ſie haben ſie vielmehr unſchädlicher gemacht, indem ſie ihnen einen Ausweg bahnten. Der Blitz, deſſen begleitenden Donner wir vernehmen, iſt ſchon unbeſchädigend an uns vorübergegangen. In Revolutionen ſind die Schweigenden gefährlicher, als die Redenden. Auch die Aufklärung hat in Frankreich die Uebel nicht verſchuldet, ſondern nur die verſteckten an den Tag gebracht. Die Sonne, welche über einem Schlachtfelde aufgeht, hat die Todten auf demſelben nicht geſchlagen, ſondern nur gezeigt. Sie lehrt uns den Verluſt berechnen — und das iſt beſſer.

253.

Nadelſtiche ſind ſchwerer zu pariren als Schwerthiebe — das haben ſie endlich gelernt, die Verfechter der alten Zeit.

254.

Die Freiheit der Preſſe hat für die Regierenden manche Unbequemlichkeit; aber wenn ſie dieſer ausweichen, ſtürzen ſie ſich in Verderben. So hat ſchon tauſendmal der Blitz Diejenigen erſchlagen, die bei einem Gewitter, nur um nicht durchnäßt zu werden, Schutz unter Bäumen ſuchten.

255.

Der Redeſtrom eines Landgeiſtlichen, im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, bildet einen merkwürdigen logiſchen Waſſerfall in mehreren kühnen Abſätzen. Er ſagt: Die Pfarrer würden ſchlecht bezahlt — daher verlören ſie immer mehr an Achtung — daher würde der chriſtliche Glaube immer ſchwächer — daher müſſe «nach einer kurzen Reihe von Jahrhunderten» die Menſchheit «merklich» rückwärts gehen — daher würde endlich das «ſo tief verſunkene Volk einem Apis und andern unvernünftigen Thieren wieder Tempel bauen.» Man ſieht es, dieſer gute Mann iſt zu ehrlich um klug zu ſeyn, er kennt ſeine Pflicht beſſer als ſeine Zeit. Alle Menſchen, Vornehme wie Geringe, leben gegenwärtig nur vom Tagelohne des Schickſals. Wer ſie warnen und ſchrecken will, darf nicht von einer Reihe von Jahrhunderten und von merklichen Gefahren ſprechen. Er muß am Morgen ſagen: «wenn nicht die Beſoldung der Pfarrer noch Vormittag erhöht wird, werden bis Abend ſämmtliche Chriſten den Götzen Apis anbeten. Er muß um halb zwölf Uhr ſagen: «wenn nicht der gränzenloſen Frechheit der liberalen Schriftſteller ſogleich Einhalt geſchieht, wird bis Mittag die ganze Welt in Blut und Thränen ſchwimmen.» So wirkt man in unſern Tagen.

256.

Das Volk kann, einem Kinde gleich, nur weinen oder lachen. Daß es Schmerz hat oder Freude, erkennt man wohl; aber woran es leidet, und weſſen es froh ſey, iſt oft ſchwer zu erforſchen.

257.

Die Natur führt uns auf dem Wege der Zuckerbäckerjungen, zur Weisheit: ſie überſättigt uns mit den Genüſſen die wir meiden ſollen.

258.

Unſere Vornehmen haben den Kitzel verloren, und das Volk hat eine harte Haut; Ihr verlangt aber dennoch, wir ſollten blos durch gute Gründe zu wirken ſuchen!

259.

Die gemeinen Türken glauben, daß auf allen Stückchen Papier, die ſie zufällig finden, der Name Gottes unſichtbar geſchrieben ſteht. Daher verſäumen ſie nie ſolche aufzuheben und zu verſchlucken, überzeugt, daß ihnen dieſe Frömmigkeit in jener Welt hoch werde angerechnet werden. Die vornehmen Chriſten haben eine andere Art von Aberglauben: ſie wähnen, auf jedem Stückchen Papier ſtünde der Name des Teufels unſichtbar gedruckt, und darum laſſen ſie, um ſich bei ihm einzuſchmeicheln alle vermeintlichen Teufelspapiere, von dazu beſtellten Dienern verſchlingen. Dieſe armen Menſchen ſind ſehr zu bedauern, ſie haben unaufhörlich den Teufel im Leibe.

260.

Erſt vor wenigen Jahren hat die römiſche Kirche die Galiläiſche Weltordnung anerkannt. Was mögen nun jene politiſchen Ptolemäer noch von ihren verroſteten Schwertern erwarten, da ſie ſehen, daß ſelbſt der blankeſte Muth ſich endlich der Wahrheit unterwirft? Denn der Kampf unſerer Tage über die bürgerliche Ordnung iſt ganz der alte Streit zwiſchen dem Ptolemäiſchen und Copernicaniſchen Planetenſyſteme. Es fragt ſich, ob die Erde ſtehe und um ihre Kleinheit ſich die

Sonne bewege, oder ob die Sonne Gebieterin ſey? Liſt, Drohung, Gewalt, Beſtechung, Schmeichelei — alles vergebens. Man kann hier und dort die eingeſchüchterte Wahrheit zwingen, der Lüge knieend Abbitte zu thun; aber im Aufſtehen wird ſie ſich ermuthigen, und wie Galilei ausrufen: Und doch bewegt ſie ſich!

261.

Ehrfurcht iſt die Leibwache der Könige geweſen, Furcht war es, Gewohnheit iſt es, Liebe wird es ſeyn.

262.

Man glaubt, daß der Offenbacher Staatsmann für Deutſchland die ausſchließliche Nutznießung der literariſchen Angeberei habe, man irrt aber, ſo iſt es nicht. Es giebt unter den periodiſchen Schriftſtellern noch andere arme Waiſenkinder, die ſo oft ſie ihr periodiſcher Hunger befällt, ſich ſchreiend an ihre Pflegemutter Polizei wenden und um Brod betteln. Dieſe Herren, in ihren Beurtheilungen politiſcher, hiſtoriſcher, ethiſcher und religiöſer Werke, begnügen ſich nicht die Bücher zu tadeln, und ihre eigene Anſichten auszuſprechen; ſondern ſie erröthen nicht, die Achtſamkeit der Polizei auf ſolche Bücher zu wenden, und ſie zum Gebrauche ihrer Macht aufzufordern. Solche Schelme dürfen ſich nicht beklagen, wenn ſie den Verdacht erregen, daß ihre gedruckten Angebereien, ſchon als Handſchrift ihre Beſtimmung gefunden, und daß ſie ſie nur haben drucken laſſen, um ihre Aufſätze um einige Zeilen, und ihr Honorar um einige Batzen zu vermehren. Der Pranger dieſen Schändlichkeiten! Unſere Freiheit wird genug beſteuert, es iſt genug an den Zehnten die man auf jedes Gefühl, auf jeden Gedanken legt; noch mit freiwilligen Gaben ſich zuzudringen, iſt eine lächerliche und verderbliche Großmuth. Nur ſolche Schriftſteller können der Zenſur dieſer türkiſchen Kopf-Steuer hold ſeyn, welche dieſe Steuer nie treffen kann. So wird in der Jenaer Literatur-Zeitung (September 1824) das Werk Bignon's « Les Cabinets et les peuples, » in deſſen deutſcher Ueberſetzung beurtheilt. Der Kritiker iſt anderer Meinung als Herr Bignon — das muß ihm erlaubt ſeyn. Er ſpricht ſeine Meinung mit dem anmaßenden Geſchrei derjenigen aus, die darauf trotzen, daß ihr Glauben unter dem Schutze der Artillerie und der Gensdarmerie ſteht — auch das mag ihm verziehen werden; es iſt die Beſtimmung der Hof-Hunde zu bellen, dafür werden ſie gefüttert. Aber am Schluſſe ſeiner Kritik ſagte er: « Der Band enthält übrigens manches, welches einer ängſtlichen Bücher-Polizei wohl ſo bedenklich ſcheinen könnte, daß ſie ihn lieber ganz verbieten möchte.» — Das darf ihm nicht frei hingehen. Die Conjunctive könnte und möchte, machen uns nicht irre; das iſt diplomatiſcher Styl, und in die Sprache des gemeinen Lebens, nämlich der Aufrichtigkeit, überſezt, ſind ſolche Conjunktive, reine Optative. Die Redaktion der Jenaer Literatur-Zeitung entehrt ſich, wenn ſie ſolche kritiſche Angebereien nicht blos aus Unachtſamkeit anſtimmt.

263.

«Les corps (constitués) n'ont point d'ame» — ſagt Lord Coke, und das Echo der Erfahrung ruft dieſes Wort hundertfach zurück. So oft die Feinde in das Land kamen, wer war es der den Siegern am weiteſten entgegen ging, ſie am ehrerbietigſten empfing, ſie am freundlichſten begleitete, ihnen am niederträchtigſten ſchmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am ſorgfältigſten ſäuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tiſch, den vollen Becher vorbereitete, und ſo dem Vaterlande und dem angeſtammten Fürſten, zuerſt und am offenſten die ſchuldige Treue brach? Wer that dieſes? Das thaten die Staatskörperſchaften, die Regierungsbehörden, die fürſtlichen Statthalter, die Bürgermeiſter, und wenn Einer aus dem Volke ein Wort des Unmuths auch nur zwiſchen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht. Als Napoleon Italien, Holland, die Hanſeeſtädte, nicht durch das Recht friedlicher Verträge, ſondern gewaltthätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf ſich ihm zuerſt, wer prieß am lauteſten das Glück der neuen Herrſchaft? Das thaten die geſetzgebenden Körper, die Senate, die Landesſtellen, und alle jene einzelnen Gewalthaber, die, im Glücke ſich die Freunde der Fürſten, und bei trockenem Wetter, ſich die Dämme nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie ſchützen. Man klagt — und nicht ohne Grund — in unſern Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von manchen verkannt, das göttliche Recht der Fürſten in Zweifel gezogen, beſtritten, verlezt. Aber, wenn dieſes geſchieht, wer anders hat das Uebel verſchuldet, als die ſelbſt, welche klagen? Die Nothwendigkeit einer erblichen Herrſchergewalt, iſt das Erzeugniß einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Menſch, nicht die gedankenloſe Menge anzuſtellen fähig iſt. Nur allein Jener begreift es, daß es eine politiſche Religion, daß es ein höchſtes, ſchaffendes, erhaltendes und richtendes Weſen im Staate geben müße; aber das Volk hält ſich am baaren Vortheil des Augenblicks. Wer ihm ſein Leben, ſein Eigenthum, ſeine Gewerbe, ſeine Vergnügungen ſchützt, der iſt ſein Fürſt. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu vertheidigen, werden auch die beſiegten Bürger in ihren Vortheilen und Genüſſen nicht geſtört; wie kann da die Liebe zum angeſtammten Fürſten in ihrer Stärke bleiben? Soll die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeſchwächt erhalten werden, müſſen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten, alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft auflöſen, damit das Volk in ſeinem Fürſten alles verliere und nur durch ſeine Rückkehr wieder alles gewinne.

264.

Napoleon war ein Gewitter, welches die ſchwülen Südländer erfriſchte; aber der herbſtliche Theil der Welt, bedarf eines Winters um zu erſtarken. Wir begriffen das wohl, wären wir nicht ſo hausbackne, wirthſchaftliche und nutzſüchtige Menſchen, daß wir um wenige Tage des Kelterns willen, einen ewigen Herbſt ertrügen, mit ſeinem Nebel, ſeiner Naßkälte, ſeinen unfahrbaren Wegen, ſeinen unerquicklichen Winden.

ſeinen Drohungen, und aller ſeiner Zweideutigkeit. Um Wintertage flehet, das ſind eure Meſſiaden. Denn nur nicht einen Meſſias! So oft noch ein Erlöſer die Welt befreite, war das Löſegeld zu hoch für den Dienſt, weil die Zeit den freien Zins der Dankbarkeit, immer in einen ewigen Tribut der Furcht verwandelt.

265.

»Wohl kein Menſch, der dieſes Namens würdig iſt, wird den Lobredner der Sklaverei machen wollen; jeder wird wünſchen, daß ſie von der Erde verſchwinde. Aber dieſes iſt das Werk der Zeit. Die Zeit vollbringt gelinde, was ein ungeduldiger und fanatiſcher Liberalismus mit Gewalt verrichtet.« Daß man nicht einmal ſo vorſichtig iſt, dem altväteriſchen Adam ein modiſches Kleid zu machen! Es iſt wahr: ſie haben nichts gelernt und nichts vergeſſen — ſie reden noch immer mit uns, wie ſie früher geredet, und verſchweigen noch jezt, was ſie immer verſchwiegen. Sie wollen uns zu Horaziſchen Bauern machen, die geduldig am Ufer auf und abgehen, und darauf warten, daß der Strom ablaufen werde. Sie wollen der Freiheit den Gang eines Stundenzeigers geben, über welchem, ehe er ſein Ziel erkriecht, der Sekundenzeiger des Despotismus, viele Tauſendmale herfährt. Wir ſollen die reiſen Früchte nicht brechen, ſondern warten, bis ſie verfault von den Bäumen fallen. Die Zeit macht das Korn reif, aber ſie pflügt nicht; die Zeit hat uns immer betrogen, wir borgen nichts mehr auf ihre Wechſelbriefe; die Zeit.... Doch man wird es müde, für die lebendigen Meinungen, die nicht hervortreten dürfen, nur immer ihre lebloſen Bilder zu zeigen.

266.

Die Regierungen, welche Verſchwörungen anzetteln, um ſolche kund zu machen und ihren Argwohn zu rechtfertigen, ahmen hierin dem berühmten italieniſchen Arzte Cardano nach. Dieſer hatte ſich, abergläubiſch, das Horoſcop ſeines Lebens geſtellt, und ſtarb in ſeinem 75. Jahre eines freiwilligen Hungertodes, um ſein vorhergeſagtes Sterbejahr nicht zu überleben.

267.

Einſt hatte Rom Schauſpieler eingeführt, um die Götter zu verſöhnen, daß ſie der Peſt Einhalt thun. Hätten wir keine Quarantaine, dann ſtünde es ſchlimm um unſer Leben; denn wir könnten mit allen unſern ſtehenden und wandernden Bühnen, keinen Schnupfen heilen.

268.

Als Pythagoras ſeinen bekannten Lehrſatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochſen, ſo oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.

269.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrath ſolcher Art, der wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; ſolche noch aufrechtſtehende Mauern und Trümmer von niedergeriſſenen Kerkern aus Zeiten einer knechtiſchen Unterthänigkeit, finden wir im deutſchen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernſt, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre lezte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutſchen. Von allerunterthänigſten treugehorſamſten Ständen, von Sprechern die des Volkes Wünſche und Klagen Allerhöchſt ihrer Huld und Gnade keuchend vorſchleppen, erwarte man nicht viel. Es iſt ein wunderbarer Zauber in den Worten, ſie rufen Geiſter hervor, und leichter noch bannen ſie den Geiſt. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Bruſt, müßte das Kettengeklirre gefeſſelter Zungen nicht unerträglich ſeyn, ſo daß er lieber alle ſeine Gefühle zurückdrängen, als ſie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalſprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundertmal in ſeinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eignen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten, geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieſelben, Hochderen, Allerhöchſtihrer, wie von läſtigen Bettlern angefallen und aufgehalten werden, ſo daß er nicht von der Stelle kam, und die ſchönſten und nothwendigſten Gedanken um ſich zu erleichtern, zurücklaſſen mußte?

Da wo uns dieſe Sprachſchlingen von Vorgeſetzten und hohen Händen angelegt werden, müſſen wir — es iſt nun einmal ſo — bis zum Tage der Erlöſung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigſtens im Umgange mit unſeres Gleichen dieſe Hinderniſſe weg? Warum ſchreiben wir noch immer fort, Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren? Warum verabreden wir uns nicht gemeinſchaftlich dieſes zu unterlaſſen?

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Maler geleſen, worin über ein gewiſſes Kunſtwerk, verſtändige und ſinnige Worte geſagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu leſen, an einem ſolchen Orte und von einem ſolchen Manne. Wir geringen Leute, wir müſſen freilich alles folgſam mitmachen, und dürfen es nicht wagen, ſtörend in die Gebräuche der Menſchen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht, und ließe mir eben ſo angelegen ſeyn, eine abgeſchmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunſtanſicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrſamen Herren, werdet mir nicht alle Recht geben. An Dich will ich mich wenden, Du taumelnder unverſtändiger und unverſtandener Jüngling. Sind Dir nicht Jean Paul's Schriften deine heiligen Bücher, in denen Du Troſt, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen Du deine irdiſche Nahrung und dein Himmelsbrod findeſt? Hat er Dir nicht Tauſend Räthſel gelöſt die Dich verwirrten, und Räthſel aufgegeben die Dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch das Dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er Dir nicht alle Geheimniſſe auf, ſelbſt jene verborgenen, ſelten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du ſuchteſt einen Leidensbruder, er gab Dir ihn, welcher litt, duldete wie Du, und genas. Du ſuchteſt einen

Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete Dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete ſie. Es giebt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Menſch ſich verzehrt, weil er allzureinen Sauerſtoff athmet; es giebt eine Tiefe des Gefühls, in der von irdiſchen Dünſten umwallt, das Herz unter matten Schlägen ſich hinſchleppt. Dann Jüngling, wenn Du bald Beſänftigung, bald Stärkung ſuchteſt, wenn Du von der Erhebung oder dem Falle des menſchlichen Geiſtes Dich erholen wollteſt, laſeſt Du die Bücher Jean Paul's. Denn an die Flügel hochherziger Menſchen hängt er das erdwärts ziehende Gewicht des alles ausgleichenden mit dem Verwandſchaftsſtempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit ſie in ihrer Erhebung über Andere ſich nicht einſam und unglücklich fühlen. Da aber wo die Menſchheit in ihren gemeinen Bedürfniſſen Dich anekelt, erhebt er Dich Niedergebeugten, durch jene Liebe die Alles veredelt, alle Flecken reinigt, und alles Dunkle erhellt. Dein Dichter, das fühlſt Du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geſchloſſenen Tempel in ſich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgiebt, er iſt im Leben wie in ſeinen Schriften und «die Gemeinheit die uns alle bändigt» berührt ihn nicht. Ach, wie oft ſehnteſt Du dich, Dich an ſeine Bruſt zu lehnen, ſeine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährſt Du, daß ihn eine Reiſe in Deine Nähe geführt, daß er in Deinem Wohnorte angekommen. Du würdeſt empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch Dich ſchüchtert die tückiſche Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu ſchreiben hätteſt Du wenigſtens den Muth. Nun ſetze Dich hin, Kamerad, und beginn Deinen Brief:

»Hochgeſchäzter Herr Doktor, inſonders hochzuverehrender Herr Legationsrath! — Ew. Wohlgeboren wollen gütigſt verzeihen, ...« Jezt vergieße Dich wenn Du kannſt, oder fahre aus der Haut wie ich.

270.

Herr von Eckſtein, einer der tapferſten Feder-Condottieri unſerer Zeit, hat über »Lafayette und die Amerikomanie« eine Abhandlung geſchrieben. Der Offenbacher Staatsmann theilt ſie uns mit. Dieſe Abhandlung kann nicht anders als belehrend ſeyn; denn wie bekannt verſteht ſich Herr von Eckſtein auf Tollheiten aller Art. Schade daß ihm die Kenntniß noch einer einzigen Manie fehlt, derjenigen woran er ſelbſt leidet, der Biomanie — ein Uebel aus dem alle die andern Uebel entſpringen auf deren Heilung er ſo unermüdlich bedacht iſt. Aber was verſteht Herr von Eckſtein unter Amerikomanie? Dieſes zu erklären, müſſen wir einen Umweg machen: der andere kürzere Weg iſt ſteil und hat ſeine Schwierigkeiten. Wenn der Herr Dey von Algier, bei Meth und Reiskuchen guter Dinge geworden, zum Nachtiſch einige ſeiner getreuen Unterthanen holen ließe, und ihnen die Köpfe abſchlüge, dann würde wohl ſchwerlich einer der Gäſte es wagen über dieſes algieriſche Vergnügen die Achſel zu zucken. Wagte es aber dennoch Einer, und ſpräche: in Europa würde es anders gehalten, dort pflegte man blos die Miſſethäter hinzurichten — dann würde der Herr Dey ohne Zweifel dem Unzufriedenen auch den Kopf abſchlagen, und zu den Umſtehenden ſagen: „Das mag euch zur Warnung dienen, ihr Hunde! der war von der Europomanie angeſteckt. Aber beim Propheten! ich werde ſie nicht aufkommen laſſen. Wem es in Algier nicht gefällt, der mag nach Europa überſchiffen; er ſoll gegen die Gebühr einen Paß erhalten. Wenn man in Europa unſchuldige Leute nicht köpft, ſo mag das nach den dortigen Lokalitäten ganz gut ſeyn; ländlich ſittlich. Sie mögen es in Europa halten, wie ſie wollen: aber bei meinem Barte Afrika ſoll

Afrika bleiben.« Das iſt die Amerikomanie des Herrn von Eckſtein.... Wer hat dieſe Peſt über Frankreich gebracht? »Die gefütterte Pelzmütze des Doktor Franklin?« Alſo eine Pelzmütze iſt Schuld an der franzöſiſchen Revolution? Nicht anders. Und Heil den Füchſen, daß Herr von Eckſtein dieſe Entdeckung gemacht? man wird ſie von nun an ſchonen... Und Lafayette? Wie! Herr von Eckſtein zieht Lafayette vor ſeinen Richterſtuhl? Es iſt auch komiſch genug. Ihr habt wohl ſchon einmal einer Katze zugeſehen wie ſie eine Kugel zu fangen und feſtzuhalten ſucht; aber vergebens, dem armen Thierchen rollt die Kugel immer wieder unter der Pfote weg. Ganz ſo geberdet ſich Herr von Eckſtein, indem er von Lafayette ſpricht. Ein ehrlicher Mann! Das iſt dem Herrn von Eckſtein zu rund, das kann er nicht faſſen. Er ſucht alſo Ecken und Haken an Lafayettes Ehrlichkeit. Die lezten funfzig Jahre, die alles umgeworfen oder erſchüttert, haben nur eins nicht erſchüttert — Lafayette's Tugend. Aber Herr von Eckſtein nennt das »den bannalen Wunſch Gutes zu thun.« Lafayettes beharrliche Geſinnung erklärt er aus deſſen Hartnäckigkeit. Er ſpricht von der Zähigkeit ſeines Charakters, von der Frivolität, von der Seichtigkeit ſeines Geiſtes.

Er beſchuldigt ihn der gröbſten Unwiſſenheit. »Ein Mann wahrhaft würdig Mann von Charakter genannt zu werden, muß viele Stufen durchwandert ſeyn, ehe er zur Reife gediehen, den alten Adam zum öftern abgeſtraft haben, um ſich durch ſeinen Ideengang zu verjüngen.« Goldene Lehren! Alſo nach Herrn von Eckſtein wäre der ein Mann von Charakter, der den alten Adam zum öftern auszieht, um einen neuen Adam anzuziehen, und der ſeinen Ideengang nach den Umſtänden verjüngt! Aecht Polizei-Commiſſariſche Weltanſicht! Aber findet Herr von Eckſtein an Lafayette gar nichts zu loben? Nein, ſo verblendet iſt Herr von Eckſtein nicht. Wer wäre auch ſchlecht genug an Lafayette gar nichts löbliches zu finden! Herr von Eckſtein findet an Lafayette zu preiſen, daß er einſt, während der franzöſiſchen Revolution »den zuſammengerotteten Pöbel von Paris, durch Artillerie zur Vernunft bringen ließ.« Wie man ſieht, iſt der Beifall des Herrn von Eckſtein ſchwer zu erobern: es gehören Kanonen dazu. Es iſt brav von Herrn von Eckſtein, das er an Lafayette lobt was gut an ihm iſt. Nur ſind wir begierig, wie er ſich bei ſeinen Prinzipalen entſchuldigen werde, daß er verſäumt, Lafayette auch das lezte gute Haar auszureißen. Und wären ſie ihm noch ſo huldvoll ergeben, ſie werden ihm dieſe Verſäumniß wenigſtens als eine »hochverrätheriſche Nachläßigkeit« anrechnen.

271.

Die Hoffnungen guter Menſchen ſind Prophezeihungen, die Beſorgniſſe ſchlechter ſind es auch.

272.

Für die, welche an keine Unſterblichkeit glauben, giebt es auch keine.

273.

So Noth thut es den lebensſüchtigen Menſchen, ſich eine Ewigkeit zu denken, daß ſie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt iſt, auf der Brücke der Furcht hinüber gehen.

274.

Soll man die Menſchheit beweinen, oder über die Menſchen lachen? Jeder wie er will: es iſt Eines wie das Andere. Ob wir ſpotten oder ernſt ſind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortſtürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins iſt was nüzt: die Klarheit. Eins iſt was beſteht: das Recht. Eins iſt was beſänftigt: die Liebe.

275.

Die Weiber ſind am gefälligſten, wenn ſie Furcht haben; darum fürchten ſie ſich auch ſo leicht.

276.

Höflichkeit iſt Staatspapier des Herzens, das oft um ſo größere Zinſen trägt, je unſicherer das Kapital iſt.

277.

Ein Deutſcher kann ſeines Lebens nur froh werden, ſo lange er reiſt. Jeder Deutſche iſt in ſeinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Geſunden erquickt, und worin man nicht ein wenig mit dem Finger plätſchern kann, ohne alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wanderude aber badet ſich im freien Strome; Luft, Waſſer, Feld und Himmel genießt er zugleich, die friſche Welle ſtärkt ihn, und der Strom tritt nicht über das Ufer, wenn er ihn mit ſeinen Armen ſchlägt. Die ſauberſten Philiſter laſſen ihn gewähren.

278.

Auch Herz und Geiſt haben eine kubiſche Größe, eine Fleiſch- und Knochenfülle, die das Weſen weder der Schönheit, noch der Stärke ausmacht.

279.

Eis oder Waſſer — dieſes allein unterſcheidet den böſen von dem guten Menſchen. Darum kann ich den Einen nicht haſſen und den Andern nicht lieben. Die zackigſte, härteſte Selbſtſucht, iſt nichts als gefrorenes Mitleid, und die zärtlichſte Theilnahme, nur aufgelöſte Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder der Winter wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, iſt weder Schuld noch Verdienſt. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür ſtürmen ſie, und ihre Liebe iſt gefahrvoller als der Haß der Kleinen.

280.

Leichter iſt eine Zeit zu ſchaffen als umzuſchaffen, leichter ſie umzuſchaffen, als eine alternde zu verjüngen. Iſt es etwas erfreuliches durch mühſame Heilkunſt und läſtige Lebensordnung ein hinfälliges Daſeyn zu friſten? Der denkende Baumeiſter hilft einem baufälligen Gebäude zu ſchneller Zerſtörung, nur daß er es während dem Niederreißen ſtüzt, damit herabfallende Balken nicht beſchädigen.

281.

Nur die Glücklichen kommen ins Paradies. Die Unglücklichen ſind verdammt, in jenem wie in dieſem Leben.

282.

Das Licht, das ſogenannte offizielle Mittheilungen verbreiten, iſt oft nichts als ein Irrwiſch, der uns in Sümpfe führt.

283.

Der Geiſt des Mannes iſt ſonnenlichter Tag, der Geiſt des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübſte Tag iſt heller, als die hellſte Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne und macht alles Leben irdiſch, und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmliſch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß; alles uns trocknend, beleuchtend, entzweit er die verwandſten Dinge, bis ſelbſt auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Thau und Liebe, und alle Gränzen verwiſchend, verſchwiſtert ſie, was ſich feind oder fremd war. Der Geiſt des Mannes ſteht überall im Mittelpuncte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt überſieht. Er denkt hinaus und fühlt herein; ſein Wiſſen iſt ganz, ſeine Empfindungen ſind Brüche.

Frauen ſtehen mit ihrem Geiſte, nur auf dieſem oder jenem Punkte der Kreislinie. Nicht überſchauen und umſchauen können ſie die Welt, ſie umſchiffend, und ſind ſie am Ziele, ſo ſtehen ſie doch wieder am Anfange der Reiſe; ſie fühlen hinaus und denken herein; ihre Empfindung iſt vollſtändig, ihr Wiſſen ein Bruchſtück. So wäre Verluſt und Erſatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maaße zugetheilt.

284.

Menſchen die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhnlich einen ſtarken Charakter.

285.

Um zu gefallen, muß man eitel ſeyn; man lernt der Eitelkeit Anderer nur an ſich ſelbſt ſchmeicheln.

286.

Alle Narrheit erſchöpfen — ſo gelangt man zum Boden der Weisheit.

287.

Klugheit iſt oft läſtig, wie ein Nachtlicht im Schlafzimmer.

288.

Glücklich zu ſeyn iſt auch eine Tugend.

289.

Nach Steinen und Kräutern ſoll man forſchen, die ſtille halten wenn man ſie berührt, nicht nach lebendigen Dingen, die auf den unterſuchenden Finger zuſchnappen. Dort giebt die Befriedigung der Wißbegierde, Ruhe und Luſt, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerſtört um zu ſchaffen, die lebende gebährt um zu tödten. Wie beneidenswerth ſind jene Glücklichen, die friedlich leben in der wildbewegten Zeit, am Rande des ſtürmenden Meeres ſich der Muſcheln erfreuen, die nur Käfer murren hören und auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen jagen!

290.

Rouſſeau hatte ein deutſches Herz und einen brittiſchen Geiſt; franzöſiſch war nichts an ihm als die Sprache.

291.

Der Hund heult wenn er geſchlagen wird, und der Menſch ſoll es nicht dürfen? Aber es giebt Menſchen, die hündiſcher ſind als Hunde — und nicht heulen, wenn ſie geſchlagen werden.

292.

Die Regierungen thun öfter Böſes aus Feigheit als aus Uebermuth.

293.

Wer Tyrannei ſtürzen will, muß ihr dienen.

294.

Soll die bürgerliche Geſellſchaft eine Maſchine ſeyn: nun wohl ſo behandle man ſie wenigſtens mit der Schonung, mit der man eine Maſchine zu behandeln pflegt. Iſt die Uhr einmal aufgezogen, zeigt ſie richtig die Stunde, läßt man ſie gehen bis ſie abgelaufen iſt, oder ganz regellos geworden. Die Regierungen aber legen den Schlüſſel nie aus der Hand, ſie rücken immerfort am Zeiger, ſie regieren unaufhörlich.

295.

Man muß den Staat als eine Aſſekuranzgeſellſchaft betrachten, worin jeder Theilnehmer einen gewiſſen Theil ſeiner Freiheit als Aſſekuranzprämie entrichtet, um das Kapital zu ſichern. Aber die Prämie muß im Verhältniſſe zum Kapital, ſie muß auch im Verhältniſſe zu den Gefahren ſtehen, welchen das Kapital ausgeſetzt iſt. Verſchlingt die Prämie faſt das ganze Kapital, dann bleibt ja dem Bürger nichts übrig, das ihm verſichert wird. Iſt die Prämie zu groß für die Unwahrſcheinlichkeit der Gefahr, dann wagte es der Bürger beſſer ohne Verſicherung zu leben, er gewönne dabei, in den Zuſtand der Natur zurückzutreten. Dieſe beiden Mißverhältniſſe finden aber in den europäiſchen Staaten ſtatt. Die Freiheit des Bürgers iſt ſo ſehr beſchränkt, daß ihm wenige mehr übrig bleibt, zu deren Sicherung jene Beſchränkung eigentlich eingeführt worden. Als die bürgerlichen Geſellſchaften ſich bildeten, waren ihre Gefahren groß. Die wilden natürlichen Triebe der Menſchen herrſchten noch vor, die Leidenſchaften ruhten nicht; die Freiheit mußte ſehr beſchränkt werden. Aber die Zeiten der Gefahr ſind vorüber, die Bürger ſind zur Geſetzlichkeit erzogen, und der Verſicherungszins iſt durch die Gewinnſucht der Regierungen ſo groß geblieben, als er urſprünglich geweſen.

296.

Eine Staatsverfaſſung darf nichts enthalten, als die Beſchränkung der Freiheit, denn die Freiheit ſelbſt iſt ein angeborenes Recht, und braucht nicht bewilligt zu werden, da ſie nicht verſagt werden kann. Daher iſt eine freie Conſtitution ein thörichtes Wort, das einen thörichten Gedanken ausdrückt.

297.

Manche Regierung des Feſtlandes, die nicht zu den vorherrſchenden gehört, iſt in der bedauernswürdigen Lage, daß ſie das Böſe willig, das Gute gezwungen zu thun ſcheint, ob es zwar umgekehrt iſt.

298.

Der Adel ſieht ſich als einen Obelisken an, deſſen Spitze der Fürſt, und deſſen Poſtament das Volk bildet.

299.

Man ſpricht von den Rechten der Regierungen, der Fürſten, der Krone; ja die Liberalen ſelbſt ſprechen davon, nur ſagen ſie, das Volk habe auch Rechte. Aber wie kann eine Regierung Rechte haben? Was heißt ein Recht? Recht heißt die ausſchließliche Befugniß die Einem auf eine Sache oder Handlung zu ſeinem Vortheile zuſtehet. Aber die ausſchließlichen Befugniſſe die einer Regierung zuſtehen, hat ſie ſie denn zu ihrem Vortheile? Uebt ſie ſie nicht vielmehr zum Vortheile des Volkes aus? Die Macht aber, die eine Regierung zum Vortheile des Volkes übt, iſt eine Pflicht, kein Recht. Sie kann ſich dieſes ſogenannten Rechtes nicht entäußern, alſo iſt es kein Recht. Die ſchlimmſten Schmeichler der Fürſten, die wärmſten Vertheidiger der Legitimität, die ſtrengſten, abſoluteſten, können doch immer nur behaupten, zum Glücke eines Volkes ſey es nöthig, daß es monarchiſch regiert werde, daß der Fürſt unbeſchränkte Gewalt habe; iſt dieſes aber, dann hat der Fürſt nur Pflichten, er hat keine Rechte. Nur das Volk hat Rechte. Weil die Herrſchſucht der Kleinen, in der Herrſchaft der Großen, etwas wünſchenswerthes fand, haben ſie den Beſitz der Herrſchaft ein Recht genannt. Den beſten edelſten Fürſten, war das Regieren nur immer als eine ſchwere Pflicht erſchienen.

300.

Die bürgerliche Geſellſchaft iſt in Gährung, ſie ſtrebt ſich in ihre Elemente aufzulöſen. Deren ſind zwei: Herrſchaft und Freiheit. Alle Maſſen, alle Stoffe, ziehen ſich nach dieſer oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entſchieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde auf einander treffen. Aber der Miniſterialismus ſucht die Miſchungen zu erhalten.

301.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Von den unwichtigſten oder den ſcherzhafteſten Dingen wollte ich mit Ernſt und breiter Würde ſprechen; aber von meinen Schriften ernſthaft reden — nein, das kann ich nicht. Herr Campe, der ſie ſich angeeignet, ſprach ſogar von einer Geſammtausgabe meiner Werke. Wie würde ich mich ſchämen, wenn er je ſo etwas drucken ließe! Ich habe keine Werke geſchrieben, ich habe nur meine Feder verſucht, auf dieſem, auf jenem Papiere; jezt ſollen die Blätter geſammelt, auf einander gelegt werden, und der Buchbinder ſoll ſie zu Büchern machen — das iſt alles. Zu dem Alten wird einiges Neue kommen; doch wer, nach ſo vielen Jahren, das Alte nicht vergeſſen, für den behielt es einen Werth, und wer es vergeſſen, dem iſt Alles neu. Ich habe hundert und zwanzig Bogen zu liefern verſprochen. Hundert und zwanzig Bogen! Guter Gott, hat denn Voltaire ſo viel Geiſt? Aber zum Glücke iſt in dem Druckvertrage von dem Geiſte meiner Schriften gar nicht die Rede, und ich war ſehr froh, als er unterſchrieben war und unwiderruflich geworden.

Es iſt ſo ſchwer, Beſcheidenheit zu erkünſteln, und mir zumal, dem Kunſtfertigkeit ganz mangelt, würde es nie gelingen. Und doch brauchte ich ſie, oder ihren Schein, die Leſer zu begütigen. Möchten ſie meiner Aufrichtigkeit nur eines glauben. Es iſt nicht meine Schuld, wenn alte Reden ſich zum zweiten Male hören laſſen, es iſt die meiner Freunde, ich habe ihnen lange widerſtanden. Vielleicht verdiene ich keine Achtung für das, was ich geſchrieben, aber für das, was ich nicht geſchrieben, verdiene ich ſie gewiß. Ich war älter als dreißig Jahre, als ich mich an die Wortdrechſelbank geſezt, ſeidem ſind zehn Jahre vorübergegangen; ich hätte früher anfangen, fleißiger fortfahren können, ich that es nicht, ich kam ſpät und kehrte ſelten wieder. Hätte ich es anders gemacht, wie die Andern, dann wäre meine Sammlung voller geworden, und ſie wäre jezt, gleich einem Wolkenbruche, auf Dich, armen Leſer, herabgefallen. Meine Freunde haben mich oft träge geſcholten, ſie haben mir Unrecht gethan. Ich habe nicht vermeiden können manches zu lernen, und über das, was ich wußte, mochte ich nicht reden. Wo ich unwiſſend war, nur da hatte ich Trieb mich auszuſprechen, da war ich frei. Ich ſuchte immer meinen eignen Weg, wenn auch vorherſehend, daß ich nur zu bekanntem Ziele würde kommen. Traf ich aber dort mit den Beſſeren zuſammen, machte es mir Freude; es hätte mich nicht gefreut mit ihnen zu wandern, oder mich führen zu laſſen. So habe ich mühſam erfunden, was ich leichter hätte finden können, ſo verlor ich Zeit und der Leſer gewann ſie. Doch das war es nicht allein, warum ich ſo ſchweigſam lebte. Ich hatte eine Richtung des Geiſtes, eine, und dieſe zu verfolgen, ward mir oft verwehrt. Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beſchien, was jede Nacht bedeckte, dieſes zu beſprechen hatte ich Luſt und Muth, vielleicht auch die Gabe; aber ich durfte nicht. Wie, durfte ich nicht? Ich bin ein Deutſcher, lebe im Vaterlande, in einer Zeit, die Alles darf, und ich durfte nicht? Ich habe es erfahren, ich habe es gelebt, und doch iſt es ſo unglaublich, daß ich oft an meinen Sinnen zweifle. Käme ein treuherziger Mann und ſpräche: Du durfteſt, ermuntere Dich, Freund, Du haſt geträumt — ich ſtriche mit der Hand über die Stirne und ſagte: wahrhaftig, ich habe geträumt, ich durfte!

Was ich immer geſagt, ich glaubte es. Was ich geſchrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgeſagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich ſelbſt. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das iſt recht ſchlimm, ich weiß es, denn ich begreiſe, daß ich darum kein Schriftſteller bin. Der wahre Schriftſteller ſoll thun wie ein Künſtler. Seine Gedanken, ſeine Empfindungen, hat er ſie dargeſtellt, muß er ſie frei geben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß ſie ſachlich machen. Ach, die böſe Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben ſoll. Es muß wohl etwas Schönes ſeyn um die Kunſt. Die Fürſten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben ſie. Aber ſie ſind ſo gerecht die Kunſtkenner, daß mich oft ſchaudert. Nicht was die Kunſt darſtelle, es kümmert ſie nur, wie ſie es darſtelle. Ein Froſch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meiſter, ein Chriſtus — das gilt ihnen alle gleich; ja ſie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn ſie nur gut gemalt. So bin ich nicht, ſo war ich nie. Ich habe nur immer Gott geſucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunſt, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und ſo habe ich über Geſchichten, Menſchen und Bücher geurtheilt und ſo mag es wohl geſchehen ſeyn, daß ich manches gute und ſchöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeiſter ſchlecht und häßlich fand.

Ich ſuchte zu bewegen; der Beweislehrer gab es ſchon genug. Wer zu den Köpfen redet, muß viele Sprachen verſtehen, und man verſteht nur eine gut; wer mit dem Herzen ſpricht, iſt Allen verſtändlich, ſpricht Muſik, in der ſich jeder vernimmt, *ſich*, und eine leiſe Antwort hört auf jede leiſe Frage.

Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Uebelwollende es mit Schadenfreude ausgeſprochen: ich könnte kein Buch ſchreiben. Aber, habe ich denn eines geſchrieben? Und was iſt's! Ein Buch iſt Wein im Faſſe, ein Blatt Wein in der Flaſche — wenn Wein iſt hier und dort; wer trinken will muß das Faß doch anzapfen, wer leſen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher ſey jezt die Zeit zu eilig und beſchäftigt — die Welt iſt auf Reiſen.

Gehet nun hin, ihr guten einfältigen Blätter, ich wünſche euch Glück, ihr braucht es. Als ihr noch ſtill und beſcheiden auf der Schwelle des Muſentempels ſaßet, zufrieden mit dem kleinſten Almoſen des Beifalls, da waren euch viele hold, da waret ihr froh und ſorgenlos. Jezt ſchreitet ihr mit Stolz und Geräuſch durch die Säulenhalle, und man wird euch nach eurer Würde fragen, ehe man euch aufnimmt, und euch empfangen nach eurer Würde. Ich ſage nicht, wie üblich: daß ich jedes Lob mit Dank annehmen, dem Tadel aber mit Verachtung begegnen werde — ich ſage es nicht, denn ich denke es nicht. Wahrlich, mir iſt ſehr bange — nicht vor dem Urtheile, aber mir iſt bange, ich möchte empfindlich dagegen werden. Bis heute war ich es nicht. Guter Gott! Wenn mich noch in meinen alten Tagen die Lobſucht der Schriftſteller befiele, und der Krampf der Ehre meine gute breite Bruſt zuſammenzöge — es wäre ſchrecklich!

Habe ich geſagt, ich wollte nicht mit breiter Würde von meinen Schriften reden? Ach, was ſind die Vorſätze des Menſchen! Ich glaube, daß ich es doch gethan.

Hannover, im November 1828.

◆

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

VII.

Kritiken.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Siebenter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

Druck der Campe'ſchen Officin in Nürnberg.

Inhalt.

Seite
La Morale appliquée à la Politique. Par Jouy 1
Ariſtokratismus 11
De la peine de mort en matière politique. Par Guizot 19
Cooper's Romane 23
Nouvelles lettres Provinciales................................ 31
Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg u. ſ. w. von Stille 52
Zeitgenoſſen.. 57
Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf.................. 65
Die gute Sache, von Steffens................................ 69
Lettres sur la Suisse. Par Raoul Rochette................ 79
Les Cabinets et les peuples. Par Bignon.................. 90
Les Loisirs d'un Banni, par Arnault....................... 93
De l'Education, par Madame Campan 96
Der Mord August's von Kotzebue. Von Fouqué 98
Humoral-Pathologie 104
Gelaſius, von Maltitz.. 113
Geſchichte des ewigen Juden, von ihm ſelbſt geſchrieben 127
Irländiſche Erzählungen 131
a. Résumé de l'histoire d'Espagne, par Rabbe. b. Résumé de l'histoire d'Espagne, par Simonot.................. 135
Fortgeſetzte Reiſe nach Hammelburg 137
Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par Raoul Rochette 139

Seite

Etwas aus den Papieren des deutſchen Michels 158
Iſlaer, oder der chriſtliche Barde. Von Salvandy 160
L'exalté. Par Picard 163
Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands. Von Pouqueville 169
Der ewige Jude 176
Les Pyrénées et le midi de la France. Par Thiers 243
L'art de faire des dettes 246
Ueber Etwas das der Heilkunſt Noth thut. Von Windiſchmann 248
Lettres sur la toilette des Dames. Par Mad. Voiart 260
Die Serapions-Brüder. Von Hoffmann 271
Résumé de l'histoire de France, par Bodin 282
Voyages des frères Bacheville 286
Kleine Beiträge zur Heilwiſſenſchaft, von Stiebel 289
Histoire de la Révolution Française, par Thiers 293
Les dîners du Baron d'Holbach. Par Mad. de Genlis 302

I.

La Morale appliquée à la Politique. Par C. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Miniſter, geheime Legations-Räthe, Geſandtſchafts-Secretäre, diplomatiſche Perſonen überhaupt, welche Alle, wie bekannt, große Menſchenkenntniß haben, aber nicht die größte — wären im Stande, und lobten immer noch dieſes Buch, auch nachdem ſie ſchon den ganzen Titel geleſen hätten; ſo ſehr gefiele ihnen das Geſicht des Verfaſſers, welches aus dem beigefügten Kupferſtiche zu erſehen iſt! Dieſe feinen feſtgeſchloſſenen Lippen, welche die Zunge ſo klug bewachen; dieſe ſpitzbübiſche Naſe, welche durch zwanzig Thüren, die heutige Laune des gnädigſten Herrn wittert; die ſchelmiſchen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterſchaft zuwinken: meine Reden haben euch wohl nicht irre gemacht, wir verſtehen uns; dieſe heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever etwas geſchrieben ſteht;

dieſe zierlich gekrauſten Haare; dieſe Halsbinde, deren Schleife, in weniger, als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Geſicht, könnte, ohne Lavater zu beſchämen, einem Hofmarſchalle angehören, der als Kunſtkenner und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar von der Moral verſtändig urtheilt, ſie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinſel, ſelbſt ausübt. Wenn aber jene Herren ſich verlocken ließen, das Buch wirklich zu leſen, wie wären ſie geprellt! Herr Jouy theilt die tüchtigſten Ohrfeigen in ſeidnen Handſchuhen aus, und iſt ſo grob, als ein Mann von Welt in franzöſiſcher Sprache nur ſeyn kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfaſſers kennt, l'Eremite de la Chaussée d'Antin, worin er mit vieler Grazie die Pariſer Sitten beſchrieb, und faſt zu ſanft über die Schwachen der Menſchen hinſtreichelte, iſt man angenehm verwundert, daß dieſer Mann ſo warm werden konnte, und, nicht wie ein chineſiſches Feuerwerk, ſondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtthurm, oft wie ein mächtiger Blitz, ſeinen Gegenſtand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben ſieht, beſtehen, wie bekannt, aus gefrorenen Dünſten und ſo lange ſie dauern, ſcheinen Sonne und Mond mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürſten ſind gleicher Beſtandtheile, und ſo umgeben, werden dieſe nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünſte zu zerſtreuen, giebt es kein beſſeres Mittel, als die Moral hinein zu jagen. Das war wohl die Abſicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes, und ließ die Moral durch alle Regierungskammern ſtreichen. Von Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geſchrieben, und als König manchmal nach ſeinen Vorſchriften gehandelt, ſagte Voltaire: er ſpucke in die Schüſſel um Andern die Eßluſt zu vertreiben. Schöner und maleriſcher kann dieſe Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber noch anders. Die Großen machen es, wie jener Bachusverehrer mit ſeinem beſten Weine: er ſchrieb Gift auf die Flaſchen, um die Lüſternen abzuſchrecken, er ſelbſt aber trank und lachte. Die Schwerkraft der ſittlichen Welt, nicht blos der bürgerlichen Erde, ſondern auch der Sterne am Thronhimmel, ſoll noch ein anderer Newton geltend machen. Es iſt höchſt wunderſam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht eben ſo addirt, ſubtrahirt und dividirt, wie Hunderte! Als gäbe es eine andere Geometrie für große, wie für kleine Flächen; als würden Staaten nicht ausgemeſſen, wie Ackerſtücke!

Es iſt wahr, Herr Jouy iſt ein drolliger Kautz, und man muß lachen, auch wenn man nur die Ueberſchriften ſeiner Kapitel lieſt. Von der Moral der Staatsbeamten; von der miniſteriellen Moral; von der Moral in den diplomatiſchen Verhältniſſen; von der Moral in dem Finanzweſen — und manchmal noch närriſcher iſt das Inhaltsverzeichniß des Werkes. In ſolchen Dingen war freilich nicht viel Neues zu ſagen; aber was früher gedacht worden iſt, wird gegenwärtig gefühlt, und was heute gefühlt wird, kann morgen zur Ausführung kommen, und darauf kommt es an. Auch wo uns Herr Jouy ſchon bekannte Dinge vorſezt, hat er wenigſtens ein ſchmackhaftes Ragout daraus bereitet. Er hat eine elegante Politik geſchrieben, einen Montesquieu für Frauenzimmer, und das war ſehr erſprießlich. Denn ſo lange der Liberalismus nicht in die Strickbeutel fährt, und in Nürnberger Spielwaaren ſinnbildlich dargeſtellt wird, iſt für die gute Sache kein entſcheidender Sieg zu hoffen.

Daß ein Werk wie das angezeigte, in dieſen Tagen ungeneckt erſcheinen durfte, darüber mag man ſich billig wundern. Aber die Gedankenwäch ter ſind in Frankreich wie bei uns. Was täglich als Morgenthau nicht herabhauchen darf, mag wöchentlich immerhin als Platzregen niederſchauern. Ich habe in meinem Leben nicht klug daraus werden können, die Herren haben ganz ihren eigenen Verſtand.

Um die Leſer mit dem Geiſte und den Formen des Herrn Jouy bekannt zu machen, will ich einige Stellen aus ſeinem Werke mittheilen. In dem Kapitel von der Moral in den diplomatiſchen Verhandlungen, iſt auch von den Griechen die Rede. Der Verfaſſer drückt ſich wie folgt aus: »Religion und Menſchlichkeit rufen den Fürſten Europa's zu: Herbei, eilt den Griechen zu Hülfe; nicht blos die welche ſich vertheidigen werden erwürgt, auch die wehrloſeſten Geſchöpfe, Greiſe, Weiber, Kinder, fallen unter dem würgenden Schwerte, oder werden von den einſtürzenden Dächern ihrer Häuſer zermalmt...... Sachte, ſachte, hätten ehemals barbariſche Diplomaten geantwortet; wenn wir jene Provinzen, nachdem wir ſie erobert, auch behalten wollen, müſſen wir alle Keime des Widerſtandes ausrotten laſſen. Ehe wir zugeben, daß Griechenland aus ſeiner Aſche erſtehe, muß erſt dieſer neue politiſche Körper ſo erſchöpft ſeyn, daß er niemals in der Folge, der Ausführung der großen Pläne unſers Ehrgeizes, irgend ein Hinderniß in den Weg ſtellen könne..... Aber unterdeſſen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überſchwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbſt Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Thiere, gewähren den Chriſten des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o Ihr, die Ihr ſie retten könntet!... Sachte, ſachte, hätten andere Diplomaten geſagt, es muß erſt ausgemacht ſeyn, welch ein Maaß wir von der Aſche der Provinzen haben werden, die man verbrennt.... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themſe geſagt. Dieſe Griechen haben einigen Handel getrieben: laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Hellenen verſchwinde, denn im Aegeiſchen, wie im Joniſchen Meere, ſollen nur brittiſche Segel wehen..... Die Griechen ſind arm, die Türken haben noch etwas Geld; für Mahomet gegen Chriſtus kämpfen, iſt baarer Gewinn.“ — Herr Jouy meint es gut, man mag ihm ſeine Schwärmereien hingehen laſſen. Er hat nie einen diplomatiſchen Poſten bekleidet, und kann daher keine Vorſtellung davon haben, wie verwickelt die griechiſche Sache iſt, und mit wie vieler Delikateſſe ſie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von Verſprechungen und Schwüren iſt folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu leſen. Ich wüßte nicht, auf welches Land es ſich ſonſt beziehen könnte. „So bald in einem Lande die Freiheit gegründet iſt, ſind deren wohlthätige Folgen ſo groß, daß ſie unter den Völkern welche ſie genießen, die leidenſchaftlichſten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen ſie mit aller Macht ihrer geheimen Wünſche herbei, und begrüßen ſie mit Jauchzen. Die Fürſten ſelbſt ehren und fürchten ſie. Wenn die Hand der erzürnten Götter ſchwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von außen durch einen fremden Eroberer, von innen, durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen ſie das Volk zu Hülfe. Da ſie Alles von ihm empfangen, haben ſie ihm nichts zu geben, was ihm nicht ſchon gehörte; aber von ſo vielen Rechten und Gütern die ihm geraubt wurden, iſt die Freiheit das einzige, welches es bedauert; auch iſt es immer die Freiheit, welche die Fürſten dem Volke zurückzugeben verſprechen, ſo bald ſie in der Gefahr um ſeinen Beiſtand flehen. Aber iſt die Gefahr vorüber, dann richten die Miniſter der Könige Verordnungen und Proſcriptionstafeln gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung ſo heiliger und ſo neuer Verſprechungen, die man noch nicht abzuläugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinaus zu ſchieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines ſo großen Unternehmens, daß ſeine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntniſſen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit anvertraut werde, und man kann nicht vorſichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um ſich in der Wahl ſolcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden Einige ernannt, und morgen ſcheinen Andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald ſind es die Staatsbedürfniſſe, bald eingetretene Verhinderungen, und der nothwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geſchäften nöthigen. Unterdeſſen vergehen Monate, vergehen Jahre, und ſtatt der ſo feierlich verſprochenen Freiheit, haben die Schmiede des Deſpotismus, zu der Kette, welche die Völker feſſelt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Verſprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen ſuchte, werden endlich ohne Scheu und Schaam zurückgenommen. Diejenigen, welche in den erſten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, ſahen ſich anfänglich ſanft abgewieſen;

dann ſagten ihnen ſtille Winke, daß ein neuer Verſuch läſtig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beſchworene Wort in Anſpruch zu nehmen, ward eine That der Empörung. Die unumſchränkte Gewalt ging unterdeſſen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von neuem zwiſchen Sklaverei und Aufruhr geſezt, müſſen entweder die alten Ketten der Dienſtbarkeit noch einige Jahrhundert länger ſchleppen, oder ſie ſelbſt zerbrechend, ſich unverdient, Aufrührer ſchelten laſſen.»

Auf einen der Fußwege der jetzigen franzöſiſchen Regierung, wirft folgende Stelle, aus dem Kapitel von der Bettelei gezogen, ein helles Licht. «Wir ſahen früher in allen Theilen Frankreichs öffentliche Anſtalten entſtehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer ſollte es glauben? Faſt alle jene Induſtrie-Schulen, faſt alle jene Beſſerungshäuſer, worin die Bettler zu thätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, ſind geſchloſſen worden, oder haben ihre Beſtimmung verändert. Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Korporationen jener guten alten Zeit, die nothwendig wieder hergeſtellt werden müſſen, um das Werk der gothiſchen Wiedergeburt, an welchem man ſeit einigen Jahren ſo eiftig arbeitet, zu vollenden? Die in den Beſſerungshäuſern aufgenommenen Bettler, waren die Armen des Staats, und unſere barmherzigen Damen, wollen ihre eigenen haben. Das iſt eine der Koketterien unſerer heutigen Frömmlinge, und ihrer Miſſionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philoſophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen. Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche bedürftig zu ſeyn, um auf das Mitleid jener Scheinheiligen Anſprüche machen zu können; die Lumperei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolge zu betteln muß man erſt beweiſen, daß man gut denkt, und an den Kirchthüren ſind die gutdenkenden Armen, an ihren ſchriftlichen Zeugnißen unpatriotiſcher Geſinnungen (incivisme) zu erkennen, mit welchen ſie, der Forderung gewißer Frömmlinge gemäß, verſehen ſein müßen. Trug und Lug ſind die Rechts-Erforderniße der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigſten, aber nicht der ſchlechteſten Art, tragen die privilegirten Bettler, Zeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die ſie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüſten ſich in der Livree des Elends, und treiben mit der berechneten Wohlthätigkeit die ſie beſoldet, einen Tauſchhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten, und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen.«

II.

Ariſtokratismus.

(Artikel im Converſations-Lexikon.)

Wir Deutſche (ich rede nur von uns Plebejern) ſind keine Staatsmänner vom Leder, ſondern von der Feder. Aber das iſt auch etwas: Die Gänſe des neunzehnten Jahrhunderts, werden im zwanzigſten höher geprieſen werden, als die des alten Roms. Jene — wird man ſingen — haben das Capitol vertheidigt, dieſe aber es erobert. Darum ſollten die politiſchen Schriftſteller ſtets darauf bedacht ſeyn, ſich ihrer hohen epiſchen Beſtimmung würdig zu zeigen, ſie ſollten gute Waffen, und dieſe gut führen. Zwar thut uns kein Achilles Noth, denn die Trojaner haben keinen Hector, aber Troja hat Mauern, und kann eines Hectors entbehren, und unſer Lager iſt offen; Paris liebkoſt die ſchöne Helena, und hat keine Langeweile, wir aber ſitzen am Ufer der ſtürmiſchen See und frieren, und unſere Penelope wird alt darüber.

Auf dieſe kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken, hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbefliſſener, und ſeit Jahren gewohnt iſt, jeden Tag, wenn er ſeine Poſt gemacht hat, das Converſations-Lexicon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Menſch, in alphabetiſcher Ordnung zu leſen. Vor zwei Monaten hatte er die erſte Lieferung des neuen Converſations-Lexicons angefangen, und war, nachdem er bei dem Artikel Abracadabra, über das darin befindliche Hebräiſche, Griechiſche und Lateiniſche, ärgerlich den Kopf geſchüttelt — als Inhaber zweier Rothſchilder-Looſe, ſich über den Artikel Abruzzen gefreut — und bei dem Artikel Adelskette ſich gewundert, daß deſſen Verfaſſer Bedenken getragen, deren Fortdauer zu geſtehen, da doch jeder, der nicht taub ſey, ſie alltäglich könne raſſeln hören — endlich zum Artikel Ariſtokratismus gekommen, hatte ihn aber unglücklicher Weiſe nicht verſtanden. Er bat mich daher, als ſeinen gelehrten Freund, ihm denſelben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen, und hatte ſchon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leſer, ſtehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel, verſtand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male, und verſtand ihn wieder nicht. Da ſezte ich mich nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verſtand ich ihn; hatte aber ſtarke Kopfſchmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfaßer des genannten Artikels wird es mir nicht übel nehmen, daß ich behaupte: es iſt immer die Schuld eines Buches, wenn deßen Leſer Kopfſchmerzen bekommen. Man kann nicht ſagen, dieſes läge an dem Unverſtande des Leſers, denn wer keinen Kopf hat, dem kann er nicht ſchmerzen. Aus Furcht mißverſtanden zu werden, ſind die deutſchen politiſchen Schriftſteller oft unverſtändlich; nicht an Geiſt fehlt es ihnen, aber an Muth. Sie fechten eigentlich nicht, ſie rappieren blos, und die Spitze ihres Eiſens iſt aufs vorſichtigſte mit einem ledernen Wulſt umgeben. Schlimm! Wo keine Wärme, da iſt kein Licht. In der bürgerlichen Welt ſtreitet man ſich jezt Tag und Nacht um die Herrſchaft, und da kommen friedliebende Vermittler und ſagen: vergleicht euch, und laßt Dämmerung ſeyn! Der Verfaßer erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht ſich unparteiiſch zu urtheilen, aber das iſt die Unparteilichkeit des Königs Salomo, der den ſtreitigen Gegenſtand wollte durchſpalten laßen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Ariſtokratie, keine Ariſtokratie — dieſe Streitſache läßt ſich auch theilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfaſſer erklärt ſich mit Beſtimmtheit gegen die Adels-Ariſtokratie, vertheidigt mit Wärme die Geiſtes-Ariſtokratie, und mit Hitze die Beamten-Ariſtokratie. Dreifach iſt ſeine Schuld. Die Geburts-Ariſtokraten ſind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfaſſungen, welche jezt die Völker fordern, im Gegentheile, ſie befördern dieſelben. Denn in ihrer großen Noth begehen ſie täglich den Fehler, ſich mit Geiſtes-Ariſtokraten aus dem Bürgerſtande zu verbinden. Dieſe aber wohl einſehend, daß man ſie, wenn die Gefahr vorüber iſt, wieder zum Teufel jagen wird, ſuchen dieſe Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen Regierungen, die ſich bei ihrer oberſten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meiſten Fehler begehen, und daß alle ihre Maaßregeln, ſtatt die Unruhe ihres Volkes zu beſchwichtigen, ſie nur noch wilder machen. Eine Herrſchaft der Geiſtes-Ariſtokratie, welcher der Verfaſſer das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichſte von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur Verſtand zu zeigen, ein Zwang, der etwa tauſend Menſchen unangenehm, aber Millionen ſehr willkommen iſt. Doch die Geiſtes-Ariſtokraten, wenn ſie zur Herrſchaft kämen, würden uns zwingen klug zu ſeyn, und auf ihre Art klug zu ſeyn — wäre das zum aushalten? Der Himmel bewahre uns vor Philoſophen auf dem Throne! Die Menſchheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Miſchung von Dummheit, wie die Luft eines Beiſatzes von Stickgas bedarf, um athembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubniß, die Menſchheit iſt um der Menſchen willen da. Den Individualitäten die möglichſt größte Freiheit der Entwicklung zu verſchaffen, ohne daß ſie ſich wechſelſeitig hindern — das iſt die Beſtimmung der bürgerlichen Geſellſchaft. Ich bin die Welt, kann jeder Menſch, und mit größerem Rechte ſagen als Ludwig XIV. ſein l'Etat c'est moi geſagt. Durch alle Staaten geht jezt nur eine einzige Landſtraße, man muß Feldwege öffnen. Beſtaubt, geſtoßen, gequetſcht, ſteigen wir arme Fußgänger alle ins Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlaſſen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu viel regiert — hier iſt das Uebel. Der Verfaſſer des Artikels Ariſtokratismus, ſah dieſes ſo wenig ein, daß er die Krankheit, woran jezt die bürgerliche Geſellſchaft leidet, aus einer Aſthenie der Regierungen erklärte, da ſie doch offenbar in einer Hyperſthenie derſelben ihren Grund hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterſchied; Monarchien, Ariſtokratien, und Demokratien, leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfaſſer ſagt: »Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geiſtigen die Herrſchaft über dem Materiellen verſchafft werde, ſo muß auch eine jede ihrem innerſten Weſen nach ariſtokratiſch ſeyn.« *Erſtens* hat die Menſchheit keine andere Beſtimmung, als ſich ihres Daſeyns zu erfreuen. *Zweitens* ſoll das Geiſtige nicht herrſchen über das Materielle, ſondern ſich mit ihm verſchwiſtern. Was heißt Geiſt, was Materie? Das ſind lauter fixe Ideen. *Drittens*, die Beſtimmung der Menſchheit ſey, welche ſie wolle, es iſt nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menſchheit ihrer Beſtimmung zuzuführen. Die Regierung iſt nur etwas negatives, ſie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, ſondern daſſelbe nur vom falſchen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung iſt alſo ihrem Weſen nach *demokratiſch*. Ferner heißt es: »Es iſt einer der größten und gefährlichſten Irrthümer unſerer Zeit, daß die Staatsregierung dienend ſey, und den Geſammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtſchnur nehmen müſſe, wie ſelbſt Zachariä behauptet. « Zachariä hat Recht, und der Verfaſſer hat Unrecht. Der Geſammtwille des Volkes iſt der Fürſt von Rechtswegen, jede andere Regierung iſt nur eine factiſche. Und wenn Sokraten und Platonen den Scepter führten, ſie hätten kein Recht zu fordern, daß alle Bürger ſo denken und handeln ſollen, wie ſie, denn verſchieden ſind die angebornen Neigungen und Gaben der Menſchen, und dieſe Verſchiedenheiten aufheben wollen, das iſt die Tyrannei, der ſich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV., ſchuldig gemacht. Leben und leben laſſen — in dieſem Grundſatze, können Moral, Politik und Egoismus, ſehr friedlich nebeneinander beſtehen. Uebrigens ſoll man nicht von Irrthümern der Zeit ſprechen; die Zeit irrt nie, und ſie weiß immer am beſten was ihr gut iſt. Nur muß man gehörig erforſchen, ob es auch wirklich die Zeit iſt, welche wünſcht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menſchen in einem Staate. Das iſt der lächerliche Eigendünkel der Geiſtesariſtokraten, daß ſie glauben, das Volk ſey dumm, und müſſe wie Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verſtand, nur beſteht ſein Geiſtes-Reichthum, nicht wie der unſere in geprägter Münze, ſondern im Grundbeſitze, der jenem vorzuziehen iſt, denn er iſt dauerhafter und in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden vom Miniſter bis zum Pedell herab, iſt, daß das Regieren ein großes Geheimniß ſey, welches dem Volke zu ſeinem Beſten verſchwiegen werden müſſe. Thorheit! die Lehre des alleinigen Gottes iſt jezt durch alle Klaſſen verbreitet, und die bürgerliche Geſellſchaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtauſende lang haben ägyptiſche, indiſche, griechiſche und römiſche Prieſter gemeint, die Ruhe und das Glück der Menſchheit erfordere, das Geheimniß der Gottheit nicht bekannt werden zu laſſen. Die Herrſchſucht verkleidet ſich in tauſend Geſtalten, es ſind aber immer die nämlichen Augen, die durch verſchiedene Masken ſehen. Es iſt hohe Zeit, daß die Faſtnacht endige, und daß wir zur Beſinnung kommen.

III.

De la peine de mort en matière politique. Par F. Guizot. Paris 1822.

Mord-Politik — hatte ich große Luſt zu überſchreiben, aber ein ſolcher Ausdruck darf erſt nach ſeiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verſchwor ſich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vortheile der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von Rechtswegen zwölf Kugeln durch Kopf und Bruſt. Auf dem Wege zum Richtplatze, ſagte er zum Volke, welches: es lebe der Kaiſer ſchrie; „ja, laßt nur euren Kaiſer leben, nach meinem Tode werdet Ihr mir Denkbilder ſetzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Buonaparte.“ Nach weniger als zwei Jahren war Buonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht noch zwei Jahre gewartet mit ſeiner Verſchwörung? In Spanien wurden Porlier, Lacy, und wie die andern alle hießen, auch von Rechtswegen erſchoſſen. Ihr

Tod war nicht des Schuſſes Pulver werth. Zwölf Monate ſpäter wurden ihre Gebeine ausgegraben, und unter Jubelgeſängen herumgetragen; — Moutarde après diner! Die Verſchwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, ſie ſitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem cordon sanitaire der Hals zugeſchnürt von Rechtswegen. Deren guten Freunde haben ſich die Rache vorausgenommen, und die Offiziere der Königlichen Leibwache, die ſich am 7. Juni gegen die Cortes verſchworen, von Rechtswegen erſchießen laſſen. Jezt ſammeln gute Royaliſten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue.... Vielleicht findet man, daß ich zu ſcherzhaft von ſolchen fürchterlichen Dingen ſpreche: aber unſere jetzige Welt iſt zu erhaben, um nicht lächerlich zu ſeyn. Und dann fordere ich Jeden, ſogar jeden Deutſchen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Metaphyſik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich ſchreibe in Paris) in den erſten drei Tagen pragmatiſch, ja ſogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorſichtig iſt... Seit dreißig Jahren mußten ſo viele Tauſend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernſthaften Grimaſſen, mit denen man dabei zu Werke geht. Iſt der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwiſchen Nova-Zembla und Liſſabon, von Hütte zu Hütte, von Pallaſt zu Pallaſt; jeder Bettler, jeder Fürſt wird euch ſagen: ja der Raubmord iſt ein Verbrechen. Fragt ihr aber ob das ein Verbrechen ſey, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — ſo werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menſchen, verſchiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen ſey, was vollendet, mit einer Lorbeerkrone, verſucht, mit einer Dornenkrone, vergolten wird. Aber das iſt außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachſen iſt. Geſtern haben ſie abermals vier Jünglinge zum Tode verurtheilt, die an der Verſchwörung von Rochelle Theil genommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird ſie rächen; denn was dieſſeits der Pyrenäen Laſter, wird jenſeits Tugend genannt. Hier wie dort, rufen die ſchnöden Söldlinge der Macht: traurige Nothwendigkeit! und die elenden Heuchler leſen den Schlachtopfern ihrer Selbſtſucht oder ihrer Dummheit, das Todesurtheil mit gerührter Stimme vor.

Traurige Nothwendigkeit ſeufzen die ſpaniſchen Conſtitutionellen, und nach wenigen Wochen kann ſich zeigen, daß die Nothwendigkeit ſo nothwendig nicht geweſen. Traurige Nothwendigkeit — rufen die franzöſiſchen Royaliſten. Dieſe leztern haben gewiß Recht. Dieſe beſcheidenen Menſchen verlangen kein Morgen-, ſie wollen nur die Ueberreſte des Mittagseſſens am Abende verzehren, und dann ſich ſchlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menſchheit nur noch Einer übrig bleibt: dann habt ihr beide euern Willen: die abſoluteſte Monarchie und die reinſte Republik — einen König ohne Geſetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenſtand gründlich beſprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mord-Politik — jezt darf ich das Wort wohl gebrauchen?

IV.

Cooper's Romane.

Es ſind jezt dreißig Jahre, daß der Kaufmannsſohn Wilhelm Meiſter, mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an ſein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals ſo hoffnungsfroh, die Deutſchen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was ſind unſere Hoffnungen, was iſt aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meiſter aus den Lilienhänden der ſchönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geſchrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume, und ließ nichts zurück, als dürre Blätter, die unter den Fingern zerſtäuben. Wenn Göthe's Grundſatz wahr iſt: der Held eines Romanes müſſe ſich ſehr leidend verhalten, müſſe ſich alles gefallen laſſen und dürfe nicht muckſen — warum haben wir denn keine guten Romane, da wir doch alle geborne Romanenhelden ſind? Wir haben keine, weil der Grundſatz wahr iſt. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müſſen geben, daß uns etwas begegne. Wir einregiſtrirten Menſchen aber, wir Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Wohlgebornen, Edelgebornen, und Dienſtgebornen Menſchen, welchen das Herz klopft, ſo oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unſerem Gefach-Leben, verlaſſen nie den Stand und die Zunft in welchen die Wiege unſerer Eltern geſtanden, und Stände und Zünfte ſind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und ſie ſind unkünſtleriſchen Stoffes. Weil wir unſeren Lebenskreis nicht überſchreiten, erfahren wir auch nicht, was ſich innerhalb des Kreiſes begiebt; denn man muß andere kennen lernen ſich ſelbſt zu kennen. Die Eilwagen auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zuſammentrifft, werden auf die Romanen-Literatur vortheilhaften Einfluß haben; aber ſie ſind noch zu neu, dieſe Poſtmuſen ſind noch zu jung, und immer noch iſt zu fürchten, daß die Botanibaier Spitzbuben, früher gute Romane ſchreiben werden, als die ehrlichen Deutſchen. Wir haben keine Geſchichte, kein Klima, keine Volksgeſelligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Heerd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt, und wir haben — keine Freiheit zu ſagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und ſey es noch ſo klein, bringen wir in die Weltgeſchichte. Daher Demuth im Leben und Wehmuth in Romanen.

Kaiſer Auguſtus der Schelm, ſagte, als er einſt bei Tiſche zwiſchen dem trieſäugigen Horaz und dem engbrüſtigen Virgil geſeſſen: da ſitze ich zwiſchen Thränen und Seufzern. Ganz ſo kaiſerlich ſpeiſen wir auch, ſo oft wir Deutſche Romane leſen. Rothe Augen, kurzer Athem, und unheilbare Herz-Polypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatiſcher Seelen! Der Tod ſo weinerlich, und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menſchen. Ernſthaftigkeit ohne Ernſt, und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Fauſt-Wehen, die Künſtler-Wehen, und alle die Berg-Wehen und lächerlichen Geburten! Welche Anſtalten, welche Zurüſtungen, es herauszuſtellen, daß ein ſchlapper Wilhelm nicht bei Troſte geweſen! Und eine Männerwelt ſitzt kindiſch auf niedriger Schulbank, und buchſtabirt jedes Wort ihres Meiſters plärrend nach. Und gar die Liebes-Wehen! Ein deutſcher

Jüngling weint zehnmal mehr über baare, handſchriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzoſe oder Engländer. Wie ſollte er nicht? Er, ein Kreidling der Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geſchichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendär wird, und iſt er es geworden, was hat er zu denken? Er iſt unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts iſt ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend iſt ein Verbrechen, und das Alter ein Verdienſt. Kein anderer Jubel als Dienſtjubel. Sind ſie recht alt, mager und zähe geworden, dann ſpickt man ſie mit Nadeln für das Nachteſſen der Würmer, und umflechtet ſie mit der Peterſilie deutſch-vaterländiſchen Ruhms. Adlige Dichter ſind herablaſſend, und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeiſter; die Glocken läuten, die Thürmer blaſen, die Gaſſenbuben jubeln, im Deckelglaſe grinzt ſauerer Wein, die Aemter ſind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Bruſt, weint Freudenthränen, und ſtirbt am Wonne-Schlag. Pfuy! lieber eine alte Maus ſeyn, als ſolch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — Ihr bringt ſo wenig einen Roman zu Stande, als ich die Million herbeiſchaffe. Doch was liegt daran? Es giebt nichts lächerlicheres als volksthümliche Gefühle, es iſt nichts kindiſcher als Vaterlandsliebe. Die ganze Menſchheit iſt ein Volk, die ganze Erde iſt ein Land; Gaben, Mühen und Genüſſe ſind vertheilt — die Engländer ſchreiben Romane, und wir leſen ſie.

Ja wenn es blos die Engländer wären! man kann viel weniger ſeyn als die, und immer noch viel. Daß aber ſelbſt die Amerikaner es uns zuvorgethan, ſo ein junges Volk, das kaum die ſchwäbiſche Reife erlangt, das beſchämt, das entmuthigt. Waſhington Irwing, Cooper und noch Andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künſtler, wie Walter Scott es iſt, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachsthums, keiner Entwicklung, er ſpringt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunſt des Himmels noch der Menſchen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdienten, auf verdienten Lohn; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber iſt Cooper nicht. Manche Deutſche kommen ihm gleich an Kunſtfertigkeit; er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner iſt — verſteht Ihr? daß er ein Amerikaner iſt. Das haben auch die deuſchen Ueberſetzer ſeiner Romane gefühlt, und ſie haben darum auf dem

Titelblatte dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgeſetzt. Es iſt ein Titel wie ein Anderer, wie Doktor, wie Hofrath. Ja hätten ſie geſchrieben: «Seine Excellenz der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper» — man hätte es gern geleſen, und haßte man auch noch ſo ſehr die Titel. Ein Freiherr iſt er gewiß, und die Excellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott — der erſtere ſteht ſo weit über dem Andern in ſittlicher Beziehung, als er in künſtleriſcher unter ihm ſteht. Scott iſt ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künſtler, lieben das Gewordne, das Seyende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meiſel ſtill hält; ſie lieben daher den Zwang, als den Erhalter des Beſtehenden. Darum haſſen ſie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerſtrebende, denn ſie haſſen den Kampf; darum haſſen ſie die Freiheit. Man ſage nicht, Walter Scott wäre unparteiiſch. Er iſt es freilich, ſo bald er einmal den Gegenſtand der Darſtellung gewählt; ihm liebe Verhältniſſe und Menſchen verſchönt er nicht ungebührlich, ihm widrige, verhäßlicht er nicht. Aber er iſt parteiiſch in der Wahl der Gegenſtände, und wo er der Freiheit huldigt, da verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit. Cooper aber — iſt ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln friſche, jungfräuliche Menſchen, friſch und jungfräulich, wie ihre Natur es iſt. Sie haben ihre Schwächen und Laſter, wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden, ſind kenntlichen Ausdrucks, und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren, durch einfließende Nervenſchwäche, und Romantik. Ihre Lebensverhältniſſe ſind klar und heiter, nicht als athmeten ſie in Roſenſchimmer unvergänglicher Freuden; ſie kennen den Schmerz wie wir; aber Luſt und Trauer, Licht und Finſterniß ſind geſchieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, Tohu Wabohu, wie in unſern Romanen. Darum werden dem Leſer geſunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morſchen Thränenfiſteln ſickern. Dort ſind die Bürger, ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten ſich froh bewußt; denn ihre Pflichten ſind auch ihre Rechte. Das Geſetz des Bürgers und des Staates iſt dort blank, ſtark geprägt und ſcharf gerändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beſchmuzt von den Händen beſtochener Richter, nicht vergriffen und beſchnitten von den tauſend Fingern der hundert Schreiber, Advokaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verſtändige Leſer ſchon alles von ſelbſt herausfinden, und iſt er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

V.

Nouvelles lettres Provinciales, ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris 1825.

Stellte man einen Unkundigen, unbelehrt, auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkriegs beobachte, und davon Rechenſchaft gebe, und man fragte ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes ſey? — würde er berichten, was ihm ſeine Augen erzählt. Er würde ſagen, die feindlichen Heere ſuchten ſich wechſelſeitig aufzureiben, oder ſich einzuſchließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck ſey, jenen Hügel zu erſtürmen, dieſes Thal zu vertheidigen, jene Brücke zu beſetzen, dieſe Feſtung zur Uebergabe zu nöthigen. Der Beobachter hätte dann nur erzählt, was er geſehen, hätte nichts falſch geſehen und dennoch die Wahrheit nicht berühret; denn er hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechſelt. In einer ähnlichen, doch in einer weit ſchlimmern Lage, befindet ſich derjenige, der die Meinungskämpfe unſerer Zeit betrachtet. Hier vereinigt ſich alles ihn zu täuſchen und irre zu führen. Die Leidenſchaftlichen in ihrer Haſt, wiſſen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wiſſen nicht zu handeln. Die einen täuſchen ſich über das, was ſie wollen, die andern ſich über das was ſie können. Die, welche die Macht beſitzen, rechten, und die, welche das Recht beſitzen, kämpfen; es iſt als ſtritte jeder für den Sieg des Andern. Die Einen werden für ſchwach gehalten, weil ſie ihre Kraft nicht gebrauchen, die Andern für mächtig, weil ſie ihre Kraft verbrauchen, und man nicht wahrnimmt, daß ſie das Kapital ihrer Kräfte verzehren, und mit ihrem Glanze ihre Armuth, mit ihrer Anſtrengung ihre Schwäche ſteigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Aechzen der Verwundeten, und der Jammer der Geſchlagenen tönt wie Siegsgeſchrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Beſiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So iſt alles verwirrt und verwirrend und erſt der Friede wird uns belehren, über das was der Krieg gewollt.

Aus welchem Saamen der Familienzwiſt auch entſproſſen ſeyn mag, der die bürgerliche Geſellſchaft des europäiſchen Feſtlandes theilt: es ſey Tugend oder Verderbniß, Vernunft oder Leidenſchaft — es muß eine höchſte Leidenſchaft geben, welcher alle untergeordnete Begierden dienen, und eine höchſte Vernunft, in der alle gute Geſinnungen ſich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft ſey, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es iſt eine Aufgabe die die Gegenwart der Zukunft giebt. Was für vernünftig zu halten, wird erſt unterſucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an ſein Recht, ſo lange er in friedlichem Genuſſe, wie keiner an ſeine Geſundheit, ſo lange ſie ungeſtört iſt. Der Spruch des Richters folgt dem Widerſpruche der Parteien, und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die Einen ſagen: es werde geſtritten für oder gegen die Unbeſchränktheit der Herrſchaft. Aber wenn es dieſes wäre, müßte man Angriff wie Vertheidigung für gleich ungeſchickt erklären. Wenn es dieſes wäre, würde man nicht ſehen, daß Regierungen mit der Ariſtokratie und der Geiſtlichkeit, mit Körperſchaften gemeinſchaftliche Sache machen, die, jede für ſich, die Alleinherrſchaft an ſich zu ziehen, und wo ſie dieſes nicht vermögen, ſie wenigſtens zu theilen ſuchen. Wenn es dieſes wäre, würde man nicht ſehen, daß die Feinde unbeſchränkter Regierungen gegen Ariſtokratie und Geiſtlichkeit eifern, die ihnen doch dazu dienen, den gemeinſchaftlichen Feind, den Miniſterialismus ſchwächen zu helfen. Man hört die andern ſagen, es ſtreite ſich um die Form der Regierung. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrſchſucht noch der Freiheitsliebe Bürgſchaft. Frankreich unter ſeiner jetzigen monarchiſchen Verfaſſung, genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genoſſen, und die Regierenden in einigen ſchweizeriſchen Freiſtaaten haben größere Gewalt als ein König von England ſie hat. Kann nun die Herrſchaft in Freiſtaaten, die Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, ſo kann es die Regierungsform nicht ſeyn, die der Gegenſtand des Kampfes iſt. Dann wird behauptet: Die Völker forderten Gleichheit und ſie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit beſtehen, und nur dieſe beglückt. Die Franzoſen genoſſen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der franzöſiſchen Revolution, das jezt noch forttönt: Die Herrſchaft der Menſchen ſolle aufhören, die Herrſchaft der Geſetze ſolle ſeyn. Aber wo gäbe es einen Staat in Europa, wo nicht die Geſetze, wo die Menſchen herrſchten? Nicht einmal früher war eine ſolche Klage mit Recht zu führen. Die Lettres de Cachet waren geſetzlich, von dem eingeführt, von dem damals alle Geſetze ausgingen. In Spanien werden die Freimaurer geſetzlich gehangen. Was gewinnen ſie dabei? Iſt es oft nicht wünſchenswerther der Willkür eines Tyrannen Preis gegeben zu ſeyn, der doch als Menſch zu erweichen iſt, als in die Gewalt unerbittlicher Geſetze zu fallen? Endlich iſt es die Volksſouveränität von der man ſagt, ſie ſey hier behauptet, dort beſtritten, der Gegenſtand des bürgerlichen Zwiſtes. Doch diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünſchenswerthe Gut erwarten ſie von dem Siege? Soll Herrſchaft ſeyn, iſt es beſſer ſie iſt in den Händen eines Einigen, als in den Händen Vieler, beſſer ſie iſt unwandelbar, als daß ſie wechsle. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht geſichert. Es kann das Volk ſein eigener Tyrann ſeyn, und es iſt es oft geweſen.

Von allen den genannten edlen und unedlen Trieben, kann keiner als der Stamm betrachtet werden, aus dem alle Leidenſchaften und alle guten Wünſche entſproſſen, die ſich ſeit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle ſeyn, woraus das Verderben, eine andere woraus das Heil entſpringt. Wir wollen dieſe aufſuchen und ihre Lage bezeichnen. Sie iſt nicht zu entdecken, ſie iſt nur wieder zu finden; ſchon Montesquieu hat ſie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in ſeiner Zeit noch nicht wie in ſpäterer, zum breiten alles verheerenden Strome fortgewachſen, nicht von gleicher Bedeutung erſcheinen, als ſie uns erſcheint, und eine Wahrheit welche erſt durch die Reibungen unſerer Zeit durchſichtig geworden, mußten Montesquieu's Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie ſchüchtern gedacht, ſo nur leiſe ausgeſprochen, in dem kurzen Satze: il ne faut pas trop régner. Aber dieſe ſechs Worte löſen alle Räthſel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Noth und alle Hülfe.

Es wird nicht gefragt: ob die Regierung unbeſchränkt oder beſchränkt ſeyn müſſe; ob ſie den Händen eines einzigen oder vieler anvertraut werden, ob ſie beharren oder wechſeln ſolle, nicht ob die Geſetzgebung von dem Fürſten, oder von dem Volke, oder von deſſen Stellvertretern ausgehe; nicht ob die freie Willkür der Herrſcher, oder das Geſetz ſolle walten; nicht ob Gleichheit oder Vorrecht ſolle ſeyn; nicht ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu ſuchen — ſondern das iſt die Frage: iſt die Herrſchaft oder die Freiheit als das Urſprüngliche, iſt die Herrſchaft oder die Freiheit als das Bedingende anzuſehen? Iſt der Menſch frei geboren, und die bürgerliche Geſellſchaft nur eingeführt worden, daß ſie die Freiheit wahre und ſchütze, wie der Becher den Wein: oder iſt der Menſch zur Dienſtbarkeit geboren und darf ihm nur ſo viel Freiheit verſtattet werden, als er bedarf, ſeine Kräfte für den Dienſt der Geſellſchaft auszubilden und zu verwenden? Kurz, es iſt die Frage: iſt der Staat Zweck, oder der Menſch in ihm?

Als Ludwig XIV. ſagte: L'état c'est moi! war nicht ſein größter und gefährlichſter Wahn, daß er ſich für den Staat angeſehen — es war ſein größter und gefährlichſter, daß er den Staat für das Höchſte angeſehen. Aber dieſen Wahn theilte der König mit ſeinen Unterthanen, ſeine Zeit theilte ihn mit einer langen Vergangenheit, ſie theilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte, und die Meiſten unſerer Zeitgenoſſen theilen ihn noch. Der Staat iſt das Bett des Prokruſtes, worin man den Menſchen ausreckt, oder verſtümmelt, bis er hinein paßt. Der Staat, die Wiege der Menſchlichkeit, iſt ihr Sarg geworden. Der Staat iſt zugleich Gott und Prieſter, und für den Gott werden ſcheinheilig alle Opfer gefordert, nach welchen dem Prieſter gelüſtet. Dieſer Aberglaube erbt ſich fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die Spartaniſche Verfaſſung lieben. Doch würde den Beſſerwiſſenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgeprieſene Sparta geweſen, oder unter der vermaledeiten Herrſchaft des alten Venedigs — ſie bedächten ſich gar nicht. In Venedig war wenigſtens der halbe Menſch, die Sinnlichkeit war frei gegeben, ja ſie wurde von der Regierung kuppleriſch begünſtigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie ſie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinſchaftlichen Magen, wie ſie Herz und Geiſt gemeinſchaftlich beſaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat ſchlief, ſchnarchten alle Bürger. Und das preißt man? War Lykurg beſſer als Robespierre? Er war ſchlimmer. Robespierre opferte die Menſchen, Lykurg die Menſchlichkeit. Robespierre opferte ſie, er ſchlachtete ſie nicht. Er war kein Menſchenmetzger, wie alte Weiber und kindiſche Männer glauben: er war ein guter Bürger im Sinne der reinſten Glaubenslehre. Der Staat war ſein Gott, ſein Staat, der Republicaniſche — gleichviel. Er war ein Abſolutiſt wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, ſich zu bekehren, um ein guter Royaliſt zu werden; der Royaliſt braucht ſeinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun was Beſſeres gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand ſie ſich auch befinde; beide ſtreiten gegen die Freiheit, wer dieſe auch geltend zu machen ſtrebe, ſey es das Volk, ſey es der Fürſt.

Es braucht nicht unterſucht zu werden, was die Menſchen gewollt, als ſie in bürgerliche Geſellſchaften zuſammentraten: ſie haben es nicht gewollt, ſie haben es ohne Bedacht gethan, ſie waren dem Triebe ihrer Natur blind gefolgt. Auch in den Schöpfungen der ſittlichen Welt, gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterſcheiden: die Ueberzeugung folgt erſt auf die That. Es iſt zu unterſuchen, was die Natur gewollt, als ſie die Menſchen dahin führte, bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung, oder blieben ihr die Vereinten Zweck? Sollte die Geſellſchaft ihren Theilnehmern, oder ſollten dieſe jener dienen? Sollten die Glieder den Körper, oder ſollte der Körper die Glieder tragen? Man iſt hierin im Wahne, wie man ſich immer getäuſcht, indem man glaubte, die Natur ſorge nur für die Gattung, die Einzelweſen dem Triebe ihrer Selbſterhaltung überlaſſend. Die Sorge der Natur für die Gattung iſt nur die Summe ihrer Sorgen für die Einzelnen. Die Gattung iſt die unendliche Reihe der endlichen Weſen; die Menſchheit iſt die Unſterblichkeit der ſterblichen Menſchen. Es iſt der Zweck der Natur, daß alle Kräfte die in jedem Menſchen keimen, zur Entwicklung gebracht werden, daß ſie alle Blüthen und Früchte tragen, und daß der Erzeuger ſich aller erfreue und alle genieße. Aber des Menſchen Thaten überdauern ſeine Thätigkeit; der Menſch ſtirbt, ehe alle ſeine Früchte gereift und ehe er alle ſeine Erzeugniſſe genoſſen. Daß die Hinterlaſſenſchaft nicht ungebraucht verderbe, erbt der Ueberlebende den Todten. Er ſpinnt den Faden fort der dem Geſtorbenen entfallen, und vollendet, was jener begonnen. Ein Wunſch ging als Saame in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat, und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieſes fortdauernde Stellvertreten, dieſe Erblichkeit aller menſchlichen Kräfte und Erzeugniſſe iſt es, was wir Menſchheit nennen.

Aber wie im Raume nur das Beſtehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr iſt, ſo bleibt der Menſch welcher iſt, alleiniger Zweck der Natur, und die Menſchheit, welche nur war oder wird, iſt ihr blos Mittel. Daß ferner alle Kräfte aller Menſchen zur Entwicklung kämen, daß keine Kraft durch verſchwenderiſchen Gebrauch ſich ſelbſt verzehre, keine die andere verſchlinge, daß kein Menſch den andern verdränge: mußte die Thätigkeit jedes einzelnen Menſchen beſchränkt werden, durch Maaß, Zeit und Ort, und die Wechſelverhältniſſe der Menſchen unter ſich, mußten geordnet werden. Dieſes wurde erreicht durch bürgerliche Geſetze und dieſen geſetzlichen Zuſtand nennt man den Staat. Auf welche Weiſe der Staat jede einzelne menſchliche Natur beſchränkt, iſt bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrſchaft iſt man gewohnt auf Treu und Glauben anzunehmen; nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweiſe, durch ächte Urkunden und gültige Zeugen.

Die Geſetze ſind es alſo, welcher ſich der Genius der Menſchen bedient, ſeine Schützlinge zur höchſten Vollkommenheit zu bringen; denn die Freiheit wird nur beſchränkt, daß ſich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menſchheit, je nach

Bedarf, verbreite. Aber nur ein ſolches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für ſeine einſtige Entbehrlichkeit Bürgſchaft leiſtet. Ein Mittel von unaufhörlichem Gebrauche würde für ſeine Unbrauchbarkeit, oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Geſetze müſſen fähig ſeyn ſich überflüſſig zu machen, oder ſie ſind es immer geweſen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weiſe können die Geſetze überflüſſig werden, da ja die Freiheit immer wird beſchränkt ſeyn müſſen? Dieſes wird dadurch möglich, daß die Geſetze den Bürger zur Geſetzlichkeit erziehen; daß ſie ihm ſchöpferiſch einbilden, was ſie ihm früher nur künſtlich angebildet; daß ſie ihn lehren ſeiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und ſeinen Willen zu beſchränken, wie er vorher nur ſeine That beſchränkt. Je näher die Bürger dieſem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Geſetze müſſen an Macht verlieren, was die Geſetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierungen ...... doch wir vernehmen Waffengetöſe! Wir ſind auf dem Schlachtfelde unſerer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geſchrei der Kämpfenden, gegen das ſtille Wort friedlicher Unterſuchung. Hier begegnet uns der Hochmuth mit ſeinem düſtern Blicke, der

Blödſinn mit ſeinen verbundenen Augen, die Herrſchſucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müſſen wir leiſen Ganges gehen, müſſen ausweichen, über Abgründe ſpringen; müſſen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäcke guter Gründe zurücklaſſen, damit wir nur ſo ſchnell als möglich, dem gefährlichen Felde den Rücken kehren — und hier müſſen wir nur froh ſeyn, wenn einige Verſtändige unſere Unverſtändlichkeit verſuchen.

— — Die Völker könnten Doctoren ſeyn und ſie ſitzen noch immer in der Klaſſe der Quartaner. Doch iſt es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundſchaft, nachdem dieſe rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuſchreiben. Die Völker dulden ſie gerne, ja ſie haben ſie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menſchen. Wir haben alle eine Zeit der übermüthigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, ſtürzen in die Welt hinaus, und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde, als die ruhige und ſichere Häuslichkeit. Aber ſind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, iſt die Liebe zur Blüthe, welche Allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur einem mundet und die die Selbſtſucht aufruhrt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren Armen durch den Koth des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So ſind die Völker auch! Nachdem ſie die Bande ſtrengen Gehorſams abgeworfen, nachdem ſie das freie Leben verſucht, nachdem ſie in die Breite gewachſen, ſind ſie üppig, ſchlaff und faul geworden, und ſind früher in die Haft zurückgekehrt, als ſie ſie einſt verließen. Doch ſo ſoll es nicht ſeyn! Der Menſch ſoll lernen ſeine Kraft gebrauchen, er ſoll nicht fürchten die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Geſetze hat uns alle Stärke und allen Muth benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir ſchlafen, ſchlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr, als die Miſſethäter eingeſchüchtert. Zum ſtehlen findet ſich noch Muth genug; doch haben die ehrlichen Leute faſt verlernt den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Läſterers zurückzuweiſen, oder den Arm aufzuheben, um eine lüſterne Katze von ihrer Schüſſel wegzujagen. Selbſthülfe iſt verboten — ſie klagen.

— Gleich thöricht und ungerecht iſt der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn und von wem wurde noch Freiheit gefordert?

Nur Freiheiten wurden verlangt und nur dieſe wurden bewilligt oder verſagt. Kein Volk in Europa iſt frei. Selbſt in der engliſchen Staatsverfaſſung wird nicht, wie es ſollte ſeyn, die Freiheit von der Herrſchaft, ſondern die Herrſchaft wird von der Freiheit beſchränkt; der Herrſchaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich appanagirt. Auch das britiſche Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber ſind die gültigſten Beweiſe für die Herrſchaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten ſprechen, und ſieht ſie das Wort Freiheit ängſtlich meiden. Sie ſpricht von freien Inſtitutionen: die Freiheit wird eine Einrichtung genannt, und doch iſt nur die Herrſchaft eine!

— Am traurigſten iſt, daß die Freunde des Neuen, die Gegenwart nur immer zur Beſchimpfung der Vergangenheit, und daß die Freunde des Alten, die Vergangenheit nur immer zum Schimpfe der Gegenwart preiſen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten ſeyn, jede Zeit war gut, alles war gut zu ſeiner Zeit; kein Uebel war urſprünglich ein ſolches, es iſt nur immer eins geworden. Die verſchiedenen Neigungen wären leicht zu verſchmelzen, möchte man nur auf der einen Seite den Anſpruch den das Mögliche macht und auf der andern Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Geſellſchaften ſind entſtanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Geſellſchaften ſich bilden ſehen. Sie haben das Alle mit einander gemein, daß ſie ſich kämpfend gebildet, daß ſie alle bei ihrer Entſtehung Hinderniſſe zu beſiegen fanden, welche ihnen die Verhältniſſe oder die Menſchen entgegengeſtellt. Die Zünfte und Innungen haben ſich im Widerſtreite der Landbeſitzer gebildet; der Adel, als urſprünglich der Beſitzer des Geiſtes, der Tugend, des Reichthums, bildete ſich, im Kampfe gegen den Unverſtand, gegen niedrige Geſinnung und gegen die Unbegüterten. Die chriſtliche Kirche, als Gemeinde, bildete ſich im Kampfe gegen das Heidenthum, und die Regierung endlich, als die Beſchützerin des Rechts, war im Widerſtreite der Gewaltthätigkeit, der Habſucht und der andern Leidenſchaften der Menſchen entſtanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten und die Zünfte dauern fort! Aber Geiſt, Tugend und Reichthum ſind durch alle Stände verbreitet, und die Ariſtokratie dauert fort! Aber das Heidenthum iſt beſiegt, und die Geiſtlichkeit beſteht noch immer als geſchloſſene Körperſchaft! Aber die Menſchen ſind rechtlicher Geſinnung, ſie ſind zur Geſetzlichkeit erzogen, und das ſtrenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die Europäiſchen Regierungen ſind in ihrem alten Kriegszuſtande geblieben und handeln, als belagerten ſie, oder als wären ſie belagert. Will man es ſich anſchaulich machen, wie die Staaten in Europa beſchaffen, ſo betrachte man die Städte die älter als hundert Jahre ſind. Die Häuſer ſind regellos unter einander geſtellt. Das eine Haus iſt ungebührlich hoch, das andere ungebührlich niedrig; das eine ſteht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen ſind krumm, winklig, ſo eng daß man ſich nicht ausweichen, oder ſo breit, daß man ſich nicht begegnen kann; ſie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter ſich; ſie ſind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinſtrömt, ſtehen in Winkeln, Märkte werden in ſchmalen Gaſſen gehalten und was verſteckt ſein ſollte ſteht auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von auſſen, und ſchwere Thore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinſtern, faule Waſſergraben verpeſten ſie. Es war die Noth des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverſtand, was ſonſt Häuſer und Städte baute. Das Bedürfniß einer zweckmäßigen und ſchönen Bauart wird jetzt allgemein gefühlt: aber wie iſt den alten Uebeln abzuhelfen? Soll man Häuſer und Städte niederreißen? Ja, man thue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug beſitzt, die Hauseigenthümer zu entſchädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des Einzelnen iſt höchſtes Geſetz. In dieſer Beziehung iſt die Entſchädigung der Emigranten in Frankreich, wie ſie auch immer von den Liberalen beſtritten worden iſt, aus welchen unedlen Gründen auch ſie von den Ariſtokraten mag gefordert worden ſeyn -- ſie iſt immer ein großer und herrlicher Fortſchritt, den die Menſchheit und die Staatskunſt gemacht. Kann aber die Verbeſſerung nicht auf einmal geſchehen, ſo führe man ſie nach und nach ein. Iſt ein Haus eingefallen, iſt es abgebrannt, oder will der Eigenthümer es freiwillig niederreißen, ſo befolge man bei dem Wiederaufbau die neue beſſere Ordnung. So werden endlich die Straßen, ſo werden endlich die Städte verſchönert. Doch wie, wenn Brandſtifter aus wahnſinniger Neuerungsſucht, oder Verbeſſerungen nur zum Vorwand nehmend, um Verwirrung zu erregen und zu plündern, die Häuſer angezündet — ſoll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht? Man beſtrafe die Brandſtifter und thue was ſie gewollt. Thut man es aber nicht, weil ſie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unſchuldigen beſtraft. Jede Regierung die keinen Schritt vorwärts thut, iſt nur mit der größten Ueberlegung zu beurtheilen; aber eine Regierung die Rückſchritte macht, iſt immer ohne Nachſicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgeſprochenen Grundſätze auf das Werk an, das unſere Betrachtungen hervorgerufen, ſo müſſen wir das Urtheil fällen, daß deſſen Verfaſſer weder den Urſprung des Uebels, noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht ſo weit zurückgehen, und darüber dürfen wir mit keinem Franzoſen rechten. Als ſolcher ſteht er mitten im Gewühle der Schlacht, und hat ſein Recht zu vertheidigen, nicht zu beweiſen. Er ſagt: «La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore.» Das iſt wahr und ſchrecklich, daß es wahr iſt. Der Verfaſſer läßt ferner einen Liberalen ſagen: «... tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous le rendre.» Das iſt ſehr naiv! Freilich, wäre es nur ein anderer Fehler, der den Liberalen die Macht zuführte. Frankreichs Uebel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meiſten Franzoſen liberaler Geſinnung ſind, würde es wohl etwas beſſer werden, wenn Männer dieſes Glaubens regierten: denn alsdann wäre es nur die Minderzahl die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Theil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, geſtört in ihrem Glauben. Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieſer oder jener Hand ſich befinde: die Macht ſelbſt muß vermindert werden, in welcher Hand ſie ſich auch befinde. Aber noch kein Herrſcher hat ſich die Macht. die er beſaß, und wenn er ſie auch noch ſo edel gebrauchte, freiwillig ſchwächen laſſen. Die Herrſchaft kann nur beſchränkt werden, wenn ſie Herrnlos — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieſer Nothwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Geſicht nicht abwenden, weil ſie ſo traurig iſt. Wir müſſen als Männer der Gefahr feſt in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Meſſer des Wundarztes. Freiheit geht nur aus Anarchie hervor — das iſt unſere Meinung, ſo haben wir die Lehren der Geſchichte verſtanden. Möge jeder andere ſeine andere Meinung ſagen. Doch wir alle, ſo gut wir auch geſinnt, ſo klar auch unſer Blick ſeyn möge: wir müſſen immer der Möglichkeit eignen Irrens eingedenk bleiben, und müſſen uns die Empfänglichkeit für jede beſſere Belehrung bewahren, dieſe mag von Menſchen, oder von der Geſchichte kommen. Mit einer guten Geſinnung erhebt man ſich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuſchende Atmoſphäre die alles irdiſche Daſeyn umgiebt — auch mit der beſten nicht.

VI.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. ſ. w. von Sigismund Stille. Hamburg 1820. Bei Perthes und Beſſer.

Unſere Landsleute wandern jezt viel: ein Beweis mehr, daß ſie die Lehrjahre überſchritten haben. Und verſchmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beſte Recht abſtreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutſchen Geſellen gehen fröhlich ihren Weg, mit beſſerer Kundſchaft als Barſchaft verſehen. Doch haben ſie immer Ehre im Leibe: ſie fechten nie, vielmehr werden ſie angefochten von jeder kritiſchen Polizei, der ſie ihre Wanderbücher vorlegen. »Eure Wanderbücher, ſagt die kritiſche Ober-Vormünderin, enthalten eure Perſonal-Beſchreibungen ſehr genau, und ſie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüſten ſollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch ſteht darin wo, und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegeſſen, getrunken, geſchlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiſet, iſt wenig zu leſen. Man vergleiche damit die Reiſen der Engländer und Franzoſen!» Die kritiſche Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn iſt, anderer Meinung zu ſeyn, als eine durchlauchtige Princesse du sang. Die Engländer, ehe ſie in's bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, ſtatt gleich uns, ſich examiniren zu laſſen, ob ſie zu irgend einem Frohndienſte, auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg, ſpringen ſie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft ſchon vor dem dreißigſten Jahre Calcutta geſehen. Da lernen ſie nun wohl unterſcheiden, was die verſchiedenen Länder und Städte gemeinſchaftliches, und was ſie ausgezeichnetes haben. Ihre Reiſebeſchreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reiſen erſt, wenn wir unſer Schäfchen ins Trockne gebracht haben, in den erſten Jahren nach unſern beſten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rheingegenden. Da wir nun in unſerer Jugend nie weiter waren, als bis Eppſtein und Wilhelmsbad, ſind wir eine halbe Stunde drüber hinaus ſchon ſehr erſtaunt, ſtehen vor jedem neu angeſtrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verplüfft ſtill, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baſchkiren mit Pfeil und Bogen, unſere Päſſe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich iſt doch Gottes Welt, wie mannichfaltig ſind die Sitten und Gebräuche der Menſchen, und bei uns zu Hauſe in den deutſchen Bundesſtaaten iſt doch alles anders! Sind wir nach zehen Tagen heimgekehrt, und die reiſetrunkene Gattin iſt mit Kopfſchmerzen aus ihrem Rauſche erwacht, packt ſie den Koffer aus, überzählt die zuſammengekommenen Stücke ſchwarze Wäſche, und das daraus entſpringende Waſchgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthſchaftſumme. Was bleibt uns dann übrig als unſere Reiſe zu beſchreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beſchreiben, als unſere Verwunderung, d. h. uns ſelbſt?

Aber dieſe Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reiſe nicht. Das iſt ein gutes Buch, um ſo beſſer da es klein, oder wahrer: um ſo kleiner, da es gut iſt. Der Verfaſſer iſt ein Schul-Rector, oder will dafür gehalten ſeyn — gleichviel: er iſt ein gemüthlicher und verſtändiger Mann. Seine Gefühle ſind ſchön, ſeine Gedanken kräftig, und ſeine Schreibart beides zugleich. Er reiſt, um ſich von ſeiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondriſten haben als Reiſebeſchreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzig Mal im Jahre ein Glück, deſſen ſich andere Menſchen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergeneſung. Da nun ihre Reiſen ſtets mit einer ſolchen glücklichen Zeit zuſammen fallen (denn ſie führen ſie herbei), ſo ſind ſie, wie alle Wiedergeneſenen offenen Geiſtes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und ſie trinken was ihnen Natur, Kunſt und Menſch darbieten mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille ſcheint ein Funfziger zu ſeyn, und hätte ſich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn ſo lange Jahre an ſeinem Schreibtiſche umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte ſich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante ſo aufmerkſam zu ſterben, und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will ſich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreiſt er das Legat. Es iſt doch gar zu kläglich! In Deutſchland giebt es wenigſtens zehntauſend hypochondriſche Beamten und Gelehrte, die krank geworden ſind, weil ſie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen giebt es wenigſtens eben ſo viele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn dieſe Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, ſo gäbe das zwanzigtauſend glückliche Menſchen. Aber es geſchieht nicht, die Welt iſt gar zu erbärmlich eingerichtet.

VII.

Zeitgenoſſen. Heft X. Leipzig bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von ſolcher Gediegenheit hat das deutſche Bücherweſen nicht vorzuweiſen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Friſche gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeſchreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältniſſe zu der Bedeutung der dargeſtellten Männer ſteht, ſo daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, ſie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenoſſen die Einheit der Haltung und das Auffaſſen des rein geſchichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Geſichtspunktes, welche den Theilnehmern an dieſer Schrift von deren Herausgeber ſelbſt vorgeſchrieben iſt, nicht ſelten vermißt wird — wären dieſes Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menſchen ſpricht ſich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geiſtiges ſpiegelt ſich allein in der Geſinnung ab, welche ſie, von ſich und ihren Thaten, den Zeitgenoſſen oder Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeſchreibung iſt ein doppeltes Gemälde: das des Malers und das des Bildes. Bei Zeitgenoſſen zumal, deren Geſchichte in das Daſeyn der Mitlebenden eingreift, iſt ein reines Auffaſſen ihrer Natur, das von dem Einfluſſe der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, faſt unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieſer Schrift bekannt ſind, werden es einſehen, denn ſie müſſen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeſchreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenoſſen, bald durch kühle berechnete Kunſt, bald mit unbewußter leidenſchaftlicher Wärme, der Anſicht des Leſers eine beſtimmte Richtung hat gegeben werden ſollen. Dieſes wird beſonders ſichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geſchah, das Leben eines Zeitgenoſſen, von verſchiedenen Erzählern wiederholt dargeſtellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebniſſen der Anſichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menſchen, nicht blos durch ſein äuſſeres geſchichtliches Wirken, ſondern auch durch die Anſchauung des Beobachters ſeinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft iſt eines der vorzüglichſten unter den bisher erſchienenen, und die Darſtellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenſtände nie zurück. Die ſchöne Reihe der Zeitgenoſſen beginnt:

Freiherr von Albini. — Thätig in Geſchäften, muthig in Gefahren, betriebſam in Unternehmungen, im Ausführen ſchnell, bedächtig im Rathe — ſo war Albini, eines Deutſchen, jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerſt gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre ſpäter, Deutſchland ſeine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geſchlecht, wie ſchon jezt die Einrichtung ſelbſt, ſo damals deren Urheber vergeſſen. Durch ſechs und zwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menſchen, und der Menſch ſtarb am Höfling. Wie bedaurungswürdig, daß ſelbſt ein ſolcher Mann die Geringſchätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringſchätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung ſeines Gehaltes, die Geſchäftsloſigkeit der man ihn hingab, untergrub ſeine Geſundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, ſo oft eine bürgerliche Geſellſchaft ſich umgeſtaltet, als Opfer ſchwachſinniger und von kindiſchen Trieben beherrſchter Kleinbürger fallen, weil ſie, muthige und ſtarke Männer die auch in einer ſchlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angeſehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menſchen ſolcher Art, werden zum Uebergange aus einer ſchlechten Vergangenheit in eine beſſere Zukunft, als Brücken gebraucht, und wie dieſe, dabei mit Füßen getreten. Das Bild iſt hart, aber das Vorbild iſt noch härter. Wir kennen es alle.

Graf Gneiſenau. — „Bis zum ſechs und vierzigſten Jahre ſeines Alters war Gneiſenau Hauptmann in der preußiſchen Armee.“ So beginnt dieſe Lebensbeſchreibung; man könnte die neue Geſchichte der Deutſchen damit beginnen: in dieſen Worten läge ihre Quelle.

In der Darſtellung des genannten Helden. liegt eine ſeltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede iſt raſch, ſcharf und treffend, faſt wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernſt iſt manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohlthut.

Charlotte, Prinzeſſin von Wales. — Mit dem kunſtgewandten Pinſel des Malers, wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargeſtellt. Keiner wird ohne, bald freudige bald ſchmerzliche Rührung, das Erzählte leſen. Wenn Charlotte, als ſie noch lebte, über das Weib die Fürſtin vergeſſen machte, ſo muß ihr ſchneller Tod um ſo trüber und ſtärker die Erinnerung wecken, wie viel England an ſeiner künftigen Königin verloren. Denn ſie allein, eine andere Eliſabeth, hätte vermocht, das Reich von ſeinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem ſie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jezt nur noch der kalten Verfaſſung zugewendet ſind, ſich ſelbſt angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutſcher Jüngling, dem das ſeltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürſtin, wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das ſeltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — «Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unſerer Zeit, den *Anfang* überall, die *Conſequenz* nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder ſich vertheidigen will, giebt es ein freies Volk und in allen Proclamationen die Freiheit desſelben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, giebt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poeſie und Proſa rühmt man Menſchenliebe, Gleichheit der Rechte u. ſ. w., aber ſchicke den Bettler vor dieſes Apoſtels Thüre, er — weiſet ihn an die Polizei; ſtelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menſchenwürde) um einen Grad tiefer ſtehſt, als er, an ſeine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet ſich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, ſpiele in Schauſpielen mit der Weihe und den heiligen Geheimniſſen der Religion, ſprich in Romanen von beſchaulichem Leben und Gebet, — man iſt entzückt, man preiſet und bewundert dich, aber ſpotte mit einem Leben voll niedriger Ausſchweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn ſonſt — ſpottet man deiner. — Als der Myſtizismus, der in Werners Gemüthe lag, ſich erſt durch Wort und Schrift ausſprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüſtes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann, und ſich auch im äußern Leben zu erbauen ſuchte, was ihr in ſtillen Träumen vorgeſchwebt, da — war man überraſcht, und alle Welt ſchrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener.»

Wirkſamer als die Inbrunſt von welcher der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung voll iſt, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung ſeyn, um noch viele ſo wie ſie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Anſicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz «ein leeres taubes Gebäude» und die geſunde Vernunft «ein ohnmächtiges Ding» ſey. Dieſe Frau iſt eine erhabene Naturerſcheinung die mit Entſetzen, — nicht eine freie ſittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe die ſie lehrt, das iſt die Fäulniß. Nur wer krank iſt an Geiſt und Leib vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Urſprung einet. Der ſelbſtſtändige Menſch giebt ſich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in ſich auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden iſt ein ſchlimmes Zeichen, daß ſie Noth thun ein noch ſchlimmeres von dem Siechthume der europäiſchen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine

Betrogene zu finden, die irgend einer liſtigen Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der ſtets in meinem Sinne, mit Spott dieſer Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks ſelbſt nur ihres geſchriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es ſeyn müſſe, wenn die Macht des Glaubens ſich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menſchheit wünſchenswerther wäre, daß in jenem heiligen Bündniſſe nur Lüge und Falſchheit möchte ſeyn, als Wahrheit, Treue und ernſter Wille.

VIII.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf. Frankfurt am Main. Andreäiſche Buchhandlung. 1819.

Alle Regierungskunſt bis auf unſere Zeit, beſtand darin: daß man jedem einzeln Bürger weiß machte, er ſey ſehr ſchwach und krank, und könne kaum auf den Beinen ſtehen, und wenn er glaube, ſeine Nachbarn würden ihm helfen, ſo irre er ſich, denn dieſe wären auch alleſammt blind und lahm. Er ſähe nun ſelbſt ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu dieſem Zwecke habe man mild und weiſe eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da ſie blos zu ſeinem Beiſtande da wären, bezahlen müſſe. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläſerne Beine zu haben glaubte, und aus Furcht ſie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Noth und peitſchte das deutſche Volk; es lief, ſah mit Verwunderung, daß ſeine Füße ganz geblieben, und ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern, iſt dieſe Heilung, die ſie außer Dienſt ſezt, nicht willkommen, und darum bemühen ſie ſich, dem Volke wieder ſeine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüſtern. Das Turnen, welches keine neue Kraft giebt, aber den Beſitzern der Kraft, den Schatz verräth, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unter-Herren darum ſehr verhaßt, und ſie eiferten dagegen. Die ſcheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunſt, werden in der angezeigten Schrift, unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfſinn und mit einer Menſchenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargethan, wie das Turnen dem Geiſte jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur feſten Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Uebung der Kraft gewonnene Ausbildung derſelben, der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. «Die Schwäche revolutionirt, nicht die Kraft.» .. «Der Furchtloſe weigert ſich weit ſeltner des Gehorſams, als der Argwöhniſche, der immer den Kürzeren zu ziehen beſorgt.»

«In unſern Tagen wittert die Politik hinter jedem Buſch einen Revolutionsſüchtigen.» . . . «Nicht der Uebermuth der Jugend, nicht der

Volksdeſpotismus, der Gelddeſpotismus iſt den Thronen gefährlich.... Durch eine übertriebene Schätzung des Handels haben die Staaten ſich zu erheben geſucht — durch den Handel, wenn er ſich zu einem Verein geſtaltet, werden ſie untergehen.» Widerlegt das, wenn Ihr könnt!

Der zweite Theil der Schrift handelt vom Zweikampfe. Ein Ehrengericht ſoll entſcheiden, ob der Zweikampf zuläſſig ſey, und dieſer dann öffentlich gehalten werden. Das Uebel ſcheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unſern ſtrengen Monarchien, die das Alterthum weder kannte, noch ahnete, haben die Bürger gleich Münzen einen Nennwerth, durch das Wort und Bild des Fürſten bezeichnet. Das iſt die Ehre. Wer dieſer beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Werth, und muß ſich jeden Augenblick von neuem ſchätzen, wiegen und prüfen laſſen. Darum iſt das Gepräge der Ehre im geſelligen Umgang von ſo großem Werthe, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beſchwerliche vorgängige Unterſuchung, nach Maaß unſeres innern Gehaltes, angenommen und geſchäzt werden. Die Verletzung dieſer Ehre iſt daher ein wirkliches, keineswegs nur in Vorurtheilen gegründetes Uebel, und wenn es nur durch den Zweikampf geheilt werden kann, ſo wäre es grauſam, das Heilmittel zu unterſagen, ſo lange man nicht verſteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Alterthums war dieſes anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle ſeine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe — wir kennen nur Hof- und Standes-Ehre.

Nachfolgendes iſt vielleicht manchem Leſer unbekannt, ſo wie es mir war. „Wer in Amerika einen Andern fordert, oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, ſeine Güter fallen dem Staat anheim; iſt er verehlicht, muß er ſich ſcheiden laſſen, hat er Kinder, ſo bekommen ſie Vormünder, ſteht er einem Amt vor, iſt er gehalten, es niederzulegen. Aller Gerechtſame, die ihm bisher in Anſpruch zu nehmen vergönnt war, iſt er für verluſtig erklärt.“ Dieſes Geſetz mag wohl ſelten in ſeiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika ſehr häufig ſeyn ſollen.

IX.

Die gute Sache, von Henrich Steffens. Eine Aufforderung zu ſagen, was ſie ſey, an Alle, die es zu wiſſen meinen, veranlaßt durch des Verfaſſers lezte Begegniſſe in Berlin. Leipzig, 1819.

An Alle, die es zu wiſſen meinen! Es ſcheint in dieſen Worten etwas boshaft-neckendes zu liegen, aber es ſcheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift ſelbſt geführt wird, hat nicht den leiſeſten Anflug von Tücke, oder verwundendem Spotte. Die Begegniſſe in Berlin, auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweiſe der alten unzerſtörbaren deutſchen Pedanterie. Es hängt dieſen armen Menſchen Blei an den Füßen. Die Schlechten ſind ſklaviſch geſinnt, und wollen nicht von der Stelle; die Beſſern ahnen, was Freiheit ſey, und ſind lüſtern darnach, aber plump und ſchwerfällig, erheben ſie ſich nicht höher über den Boden, als Jene. Immer dieſelben! Mögen ſie bei Hofe an einem Gallatage, oder um einen Freiheitsbaum tanzen: es iſt der ewige, rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie ſie an todten Formeln, an mathematiſchen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für ſie zu einem gemeinſchaftlichen Ziele auch nur einen Weg giebt! Wie ſie um die Mittel, den hohen Zweck vergeſſen! Sie haben unter den Vertheidigern der guten Sache, eine ſoldatiſche Zucht eingeführt, und üben ſtrenges Kriegsrecht aus. Begegnen ſie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der ihr Feldgeſchrei nicht kennt, ſo ſtoßen ſie ihn ſogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was anderes geweſen ſeyn, als ein Spion? Und wäre dem auch ſo; wer beſonnen iſt und gerüſtet, fürchtet keinen Verrath, und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und That für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder, und betete für die Streiter. Iſt er darum der Fahne untreu geworden? Er glaubt, Ihr handelt; ſein Reich iſt im Himmel, das Eure auf Erden. Jedem, was er will, ſo lange er den Willen Anderer ehrt — das iſt die Freiheit. Warum läſtert Ihr ihn, warum ſcheltet Ihr ihn einen Abtrünnigen? Er kann irren (und er that es ſtark); aber was Irrthum ſcheint dem befangenen Blicke, das iſt Wahrheit dem Weltgeiſte; die Leidenſchaften der Menſchen bilden die Vernunft der Menſchheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenſchein zur Befruchtung der Erde gebraucht: ſo dienen der Geſchichte, wenn ſie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laſter nicht weniger, als Verſtand und Tugend. Für Alles, was Steffens Falſches in ſeiner Schrift geſagt haben mag, verdient er ſchon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: „Was wir für die gute Sache zu thun vermögen, iſt ſelten ſo fördernd, als dasjenige, was Uebelwollende dagegen zu thun ſtreben.“ Darum muthiger Kampf den Uebelwollenden, aber keine Verwünſchung; nur die Schwäche gebraucht ſie.

Was iſt die gute Sache? Ein Jeder hält die Seinige dafür. Das iſt verzeihlich, ſo lange man auch Andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutſche, wohl gar nur eine preußiſche; und dazu gehörte, daß die Franzoſen ihre Heloten ſollten ſeyn. Von dieſer Thorheit ſind ſie wohl zurück gekommen, und es iſt ihnen jezt klar geworden, daß die gute Sache nichts anders ſey, als die Freiheit aller Völker, und deren Vertheidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußiſchen Vaterlandsfreunde, die er die «Fichtiſche» (nämlich die Richtung) nennt. Sind Euch die franzöſiſche Revolutionsgeſchichte und der deutſche Befreiungskrieg, demnach nichts anderes, als mißrathene Kompendien der Philoſophie; ſo fertigt ſie in der Literaturzeitung ab, und miſcht Euch nicht in die Händel der Welt. Selbſt die Ultras in Paris lachen Euch aus, und können Euch nicht brauchen; denn ſie wiſſen beſſer als Ihr, was ſie zu tadeln und zu ändern haben an dieſer Zeit.

Steffens ſagt, er habe «das Verwirrende des Jahrhunderts ſchon lange erkannt,» und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieſes zu beweiſen, führt er eine Stelle aus ſeiner Schrift über die Idee der Univerſitäten an, worin er der Jugend unter andern ſagt: «Nicht in der Uebereinſtimmung mit der äußern Welt, ſondern in der Uebereinſtimmung mit Euch ſelbſt, die Euch Keiner rauben kann, liegt die Wahrheit Eures Daſeyns, und mit dieſer die Freiheit.» Man muß geſtehen, daß in der Schule des Verfaſſers herrliche Volksvertreter, und die den Miniſtern Stand halten können, gebildet werden müſſen! Wer ſich um die äußere Welt nicht bekümmert, der iſt allerdings frei, aber es iſt die Freiheit der Todten.

„Was mir, dem Gelehrten (ſagt der Verfaſſer) der über das Weſen des Staates Unterſuchungen anſtellt, Sorge macht, iſt ..... jenes irdiſche Streben, das Heiligſte durch äußere Mittel zu erlangen.“ Ein akademiſcher Lehrer, dem jedes irdiſche Streben Sorge macht, ſollte über das Weſen der Staaten keine Unterſuchungen anſtellen, ſondern Profeſſor der Theologie ſeyn. Die bürgerliche Geſellſchaft iſt eine irdiſche Anſtalt, und hat mit dem Heiligen nichts gemein. Kann ſich Jemand einen Himmel denken, in dem es Adeliche, Polizeidiener und Soldaten giebt?

Der Verfaſſer bemüht ſich, in kurzen Sätzen darzuſtellen, was ihm die gute Sache ſey. Denn (ſagt er mit Recht) es „dünkt uns nichts nothwendiger und wichtiger, als jenes ſchwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu ſteigern.“ Aber das, was Dieſe und Jene die gute Sache nennen, ſey nichtiger Art. „Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorſam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit, eine Auflöſung aller geſelligen Bande befürchten, nennen das, was ſie erhalten wollen, die gute Sache, *wie ſie es an und für ſich allerdings* iſt.» (Wirklich? Alſo *Zucht*, welche eine, aus Furcht vor *Züchtigung*, befolgte ſittliche Lebensweiſe iſt, die Erhaltung dieſer gehörte auch zur guten Sache?) «Diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen dieſe die gute Sache.... Aber beide ſehen nur *ihre* gute Sache, ſie ſehen ſie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rückſichtsloſigkeit entſpringende, nur durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befeſtigende, vielmehr als eine ſolche, die der *irdiſchen, kümmerlichen Sorge unterliegt* und furchtſam herumſpähen und horchen muß.»

Ich will nicht darauf ſinnen, wie ich dieſe ſchwindelnde, in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfaſſer von unſerer handfeſten guten Sache giebt, beſtreiten ſoll, dieſes würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen. Das Gefährliche, Siechmachende und Ertödtende in jenen theologiſchen Anſichten des Bürgerlebens, iſt nicht ſowohl das darin enthaltene Falſche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen räthſelhaften Worten verkündigt, hierdurch der ſchlichte Menſchenverſtand irre geführt, und beſorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem rechten Wege ſey. Wenn das die gute Sache nicht iſt, welche der irdiſchen kümmerlichen Sorge unterliegt, und furchtſam herum ſpäht und horcht, ſondern jene, welche nur durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott zu retten, und zu befeſtigen iſt; warum bemühen ſich die Gläubigen, die Ungläubigen zu beſtreiten? Iſt dieſes Beſtreben nicht auch eine irdiſche kümmerliche Sorge?

Von den Sätzen des Verfaſſers, worin er ſeine Anſicht der guten Sache ausſpricht, will ich einige mittheilen, ſie Theils beſtreitend, Theils dem Urtheile der Leſer überlaſſend.

«Der Grundirrthum aller herrſchenden Anſichten vom Weſen des Staates, iſt der, daß die Menſchen urſprünglich ein gleiches Recht auf die irdiſchen Güter haben.» Mir erſcheint dieſe Anſicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grundwahrheit zu ſeyn. Gleich vertheilt waren niemals die Güter der Erde, und ſie können es nicht werden: denn die Natur ſelbſt ſtattet die Menſchen bei ihrer Geburt mit Kräften des Geiſtes und des Körpers ungleich aus; die Größe ihres Gütererwerbs wird alſo hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte beſteht darin, daß jeder ſeine Kräfte ſoll gebrauchen dürfen, um ſeinen Beſitz zu erweitern. Darum keine bevorrechteten

Stände, welche die Zeit, oder den Raum der niedriger Geſtellten beengen.

« Ohne Zünfte keinen Bürgerſtand, ohne unveränderlichen, perſönlichen Beſitz keinen Adel. » Wahr; aber eben darum keine Zünfte, und keinen perſönlichen Beſitz, weil es keinen Bürgerſtand und keinen Adel geben ſoll. Alle Staatsbewohner müſſen gleich ſeyn. Man durchwandere die ganze Weltgeſchichte, und ſehe, ob die Zwingherrſchaft, welche bald von den Fürſten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas Anderem, ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden, als in einer Verſchiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

« Zenſur iſt Leibeigenſchaft des Erkennens, Beſchränkung des heiligſten Eigenthums, abſolute Hemmung der freien Entwicklung [illegible] Staates. » In Kubſchnappel lacht man über ſolche Reden.

« Ein jeder nicht konſtitutionelle Staat iſt ein interimiſtiſcher. » Es iſt ungemein erfreulich, daß es der Verfaſſer durch ſolche Sätze mit denen verdirbt, welche geneigt ſeyn könnten, einige ſeiner Lehren zu mißbrauchen, und ihn zu den Ihrigen zu zählen.

« Der Staat iſt ein religiöſes Individuum, ſeine Freiheit nur durch Erlöſung, durch Anerkennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen.»

«Der Heiland iſt die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art beſtättigt und befreit, Kirche und Staat ſind eins, und jede freie Verfaſſung, chriſtliche Theokratie.»

«Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdiſchen Verhältniſſe, iſt Einheit des Proteſtantismus und Katholicismus.» (Ganz wahr, aber nicht die ganze Wahrheit!)

«Die Neigung zum Despotismus erſtirbt nie, und ſtets bewaffnet muß in jedem erſcheinenden Staate der wahre Bürger uber ſeine Freiheit wachen, denn jede Erſchlaffung erzeugt Unterdrückung.»

«.... nachdem ein verblendetes Volk verſucht hat, aus irdiſcher Weisheit das Räthſel des geſelligen Daſeyns zu löſen, und in dem thörichten Verſuche ſeine eigene Vernichtung fand, will in Deutſchland die tiefer ſinnende Betrachtung die wahre Stätte ſuchen, und wird ſie finden.» Sie wird ſie nicht finden; auf dem Wege, der in dieſer Schrift vorgezeichnet iſt, wahrlich nicht! Von welchem Volke redet der Verfaſſer, das in thörichten Verſuchen ſeine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem franzöſiſchen? Der Himmel ſchenke dem deutſchen Volke ſolche irdiſche Weisheit, verleite es zu ſolchen thörichten Verſuchen, und führe es zu einer Vernichtung, wie ſie Frankreich gefunden!

X.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820. Par Raoul-Rochette. Paris, 1822.

Ich leſe Schweizerreiſen über alles gern. Für uns mageres gerupftes Volk, das ſich ſeine funfzig Jahre um den Bratſpieß der Gewohnheit dreht, und langſam ſchmort, bis es gar geworden für die Würmer, iſt es eine himmliſche Erquickung, die heiße Bruſt an dieſen Gletſchern zu kühlen, das ſchläferige Ohr am Getöſe dieſer Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in dieſen hellen und reinen Seen zu waſchen, — iſt es die ſüßeſte Schadenfreude, dieſe Berge, Lawinen und Waſſerfälle zu ſehen, die ſo unzünftig hauſen, die ſich das Meiſterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geſchenkt, die alles dürfen, was ſie wollen, alles wollen, was ſie können, und alles können. Glücklich wer in Chamouny-Thal geboren, oder auf Sizilien, oder in Kamtſchatka, oder in den Raubſtaaten, oder in Penſylvanien; glücklich wer ein Prinz iſt, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude — aber ein Deutſcher zu ſeyn, und ein Bürgersmann der ſein Auskommen hat, und ein geſcheuter Menſch, und ein guter Chriſt zugleich, das iſt des Langweiligen viel zu viel! Es müſſen daher unſere ſehr argen Feinde ſeyn, die uns eine gedruckte Schweizerreiſe mißgönnten. Die des Herrn Raoul-Rochette iſt auf das beſte zu empfehlen. Ich weiß nicht woher es kommt, daß die meiſten übrigen Reiſende durch die Schweiz immerfort ſchmächteln, als ſäßen ſie in der Jasmin-Laube eines arkadiſchen Gärtchens, und ſelbſt auf den Bergen des ewigen Schnees, zu Butter zerfließen, aus der das Augen-Netz des Leſers mit Noth etwas ſolides fiſcht! Das Herz eines ächten Mannes iſt nicht ohne Knochen. Herr Raoul-Rochette zeichnet die kräftigen Landſchaften der Schweiz, wie es ſich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben ſein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verſtand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu jagen; er behandelt die Schweiz, nicht blos als einen Gegenſtand der Landſchaftsmalerei; auch die bürgerlichen und religiöſen Verfaſſungen des Landes, auch die Geſchichten, das häusliche Leben und die Geiſtesbildung der Schweizer weiß er aufzufaſſen und darzuſtellen. Daß er dieſes Alles darſtellt, iſt ein Verdienſt, welches die Art wie er es darſtellt, nicht völlig aufhebt. Wie ſollte es der ſchwache Menſch ändern! Er reiſe nach Canada, nach Otaheite oder nach Paris, er wird überall nur ſich ſelbſt finden; das ſüße Ich, ſtreut ſich auf allen ſeinen Wegen aus, und der lezte Kleinburger, reiſt ganz wie ein König, nur mit dem Unterſchiede, daß er allein und ſich ſelbſt Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachſicht. Welch ein ängſtlicher Anblick iſt es aber, wenn man ſieht, daß ein Mann von friſchem Geiſte, weil er ſich vorſetzlich aus ſeinem Elemente geworfen, wie ein Fiſch auf dem Sande, nach Luft ſchnappt! Herr Raoul-Rochette erregt dieſes Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkoſt ſie, wo er ſie findet; aber ſo oft er es thut, ſieht er ſich ängſtlich um, daß ihn keiner darüber ertappe, wie er ſein Mädchen küßt. Er iſt ein **Ultra** — noch ſchlimmer, er will Einer ſcheinen. In Deutſchland erlaubt es das Naturrecht der Selbſtvertheidigung, die

Wahrheit zu verletzen. Ein armer Schriftſteller dort, der keine andere Freuden hat, als häusliche, der oft Jahre lang, von einer Gans nichts als die Federn auf ſeinem Tiſche ſieht, und von einem Haſen nichts hat als das Herz, dem wenn er nach vierzehn Wochen glaubt, ſich endlich einen neuen Rock erſchrieben zu haben, die unbarmherzige Zenſur einen ganzen Aermel wegſchneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt, und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder ſterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber iſt es anders. Hier theilt die öffentliche Meinung nicht blos Lorbeerkränze aus, ſondern auch Reichthümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf ſein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und ſein Glück iſt fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgeworfen worden, giebt aber ſeinem Werke ein Verdienſt mehr. Wer die ſchwachen Seiten derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht beſitzen, der braucht nur dieſe Reiſebeſchreibung zu leſen. Denn ſonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verrathen, daß ihnen öffentlich geſchmeichelt wird. Ich will einige Beiſpiele aus dem Buche anführen, um zu zeigen, wie lächerlich es aussieht, wenn ein Mann von Geiste in den Netzen kleinlicher Gevatterschaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis, schreibt er: «Diese Stadt ist klein, aber alt, und hat zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genossen. Die Legenden von der thebaischen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verschwenderische Frömmigkeit der Fürsten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Schaaren von Pilgern hin; jezt da diese frommen Schätze, im Lande selbst viel von ihrem Werthe verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menschen werden darin eine Folge der so gepriesenen Fortschritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, so sehe ich darin nur eine neue Art von Speculation und Irrung, die gar nicht so interessant ist, als die erstere... Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu seyn, um Felsen und Wasserfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereist wäre, einen Reliquienkasten zu verehren, oder ein Heiligen-Gebein zu küſſen.» — — Die demokratiſche Verfaſſung des Kantons Zug zu tadeln, dazu war der Verfaſſer nicht unverſtändig und nicht falſch genug. Er lobt ſie, ſpringt aber wie über heiße Kohlen durch ſein Lob, ſo daß er nur immer auf einem Fuße ſteht. «Man kann ſich denken, daß bei einem ſolchen Volke, die alte Staatsverfaſſung wenig Veränderung erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortſchritte unter ihnen gemacht. Indeſſen haben dieſe braven Leute dennoch, dem Geiſte unſerer Zeit die an die Wirklichkeit einer Conſtitution nicht glaubt, wenn ſie nicht gebührlich aufgeſchrieben iſt, (unſer ehrlicher Verfaſſer kann nicht begreifen, wozu die Wechſelbriefe nöthig ſind!) und ſich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt ſind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freiſtaat Zug, hat alſo, wie wir, ſeit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Haupt-Verfügungen dieſer Charte aus dem vierzehnten Jahrhunderte herſtammen.» (Dieſe Herren lieben keinen neuen Wein; möchten ſie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürch ſagt er: «Die Regierung dieſes Kantons war lange, und iſt noch heute, eine der meiſt ariſtokratiſchen der Schweiz, ob ſie zwar urſprünglich gegen die Ariſtokratie ſelbſt gerichtet war; ſo ſehr iſt es dem Menſchen angeboren, in der bürgerlichen Ordnung eine Stütze gegen ſeine eigenen Leidenſchaften zu ſuchen.» (Das iſt ſehr naiv. Das will ſagen: die Kleinbürger haben alle Gegenſtände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen konnten, freiwillig an die Ariſtokratie abgetreten, und dieſe war ſo großmüthig, allen Lebenswein des Landes für ſich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerſchaft ja nie in Gefahr komme, ſich zu übernehmen und ihrer Geſundheit zu ſchaden! Man kann für die Nothwendigkeit einer Ariſtokratie unmöglich beſſere Gründe geben.) — — «Die Walliſer ehemals in Ober- und Unter-Walliſer getheilt, nämlich in Sieger und Beſiegte, bilden jetzt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Geſetzen, und auf den Fuß völliger Gleichheit regiert. Nieder-Wallis, zur Theilnahme an der Souveränität gelaſſen, zeigt ſich dieſer Verbeſſerung würdig, durch die Fortſchritte die es in ſittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer, und ſelbſt durch die körperliche Veredlung ſeiner Bewohner. Es iſt bemerkenswerth, daß die Zahl der Kretinen in den Zehnten Saint-Maurice, Montey und Martigny, ſich vermindert hat, ſeit dem Augenblicke, daß dieſe Zehnten frei geworden. Daraus kann man ſchließen, daß die Freiheit welche hier die Menſchen geſünder und beſſer macht, nicht die nämliche iſt, welche ſie andern Orts, zu Raſenden und Dummköpfen umſchaft. (Wie geſchickt ſich der feine Herr zwiſchen zwei Stühle ſezt! Was müſſen das aber für Menſchen ſeyn, die ſich mit ſolchen zweideutigen Komplimenten abfinden laſſen!)

Jezt haben wir ein anderes Wort mit den Herrn Raoul-Rochette zu ſprechen. Dieſer junge Mann, der wahrſcheinlich nicht mehr von der deutſchen Sprache weiß, als die meiſten ſeiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutſche Setzerlehrling von der franzöſiſchen; er, dem es nur darum gelungen in ſeinem Werke viel Gutes und Schönes zu ſagen, weil er einen kleinen Schatz deutſchen Geiſtes beſizt; er, vergeſſend, daß der geiſtreichſte und beredſamſte aller franzöſiſchen Schriftſteller, *Rouſſeau*, nur mit der Sprache den Franzoſen angehörte — er ſpricht von uns ſo leicht hin, als ſpräche er über ein neues Vaudeville von geſtern Abend. Ja großmüthig iſt er ſogar, er will den Deutſchen nicht alles nehmen; *ausgeartet*, nennt er ſie. Ueber die kindiſchen Begriffe welche die Franzoſen von Deutſchland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher liegen, als ihr Standpunct, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes etwas ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachſicht zu ſchenken, ſie nehmen ſie ſich. Eine Pflanze mit tauſendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut iſt eine ſolche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzoſen zum Lobe nachſagen, daß ſie ſich täglich ſtärker deſtilliren. Die ganze Oberfläche des menſchlichen Wiſſens, haben ſie nach allen Richtungen durchgangen, und jezt fangen ſie an in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber ſie thun es. Schon buchſtabiren ſie den lieben Gott, und haben eine Ahndung von der himmliſchen Natur der Dinge. Mit langſamen und verſchämten Schritten, wie in der erſten Liebe, nähern ſie ſich der Romantik in Wiſſenſchaft und Kunſt. Sie haben es ſchon dahin gebracht, Mozart links neben Roſſini zu ſtellen. Einer ihrer geiſtreichen Schriftſteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariſer italieniſchen Oper gehalten, geſagt: »Was iſt das für eine Aufführung! warum ſo ſchlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir ſo lange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht geſehen? Pfui!«

Doch hören wir, wie Herr Raoul-Rochette von uns Deutſchen ſpricht. Da hat er ein Kapitel über Johannes von Müller; und es iſt wahr, er hat dieſen herrlichen Mann ganz zu würdigen verſtanden. Zwar ſcheint er von allen deſſen Schriften, nur die Briefe an Bonſtetten zu kennen die in franzöſiſcher Sprache geſchrieben; aber gleich viel, wenn dieſe hingereicht haben, ihm den Geiſt und das Herz des großen Geſchichtſchreibers aufzuſchließen. Müller iſt noch nie ſchöner und treffender gerühmt werden, als es vom Verfaſſer geſchehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzoſe war, ſagte er folgendes. „So oft ich ihn las, erſtaunte ich über die Achtung, die er den Deutſchen einzuflößen wußte, und das beweiſt, daß man an der menſchlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geſchichtſchreiber von ſo gründlichem Geiſte und ſo geſundem Urtheile, der ſeinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage, und ſeinem Style nur die Vernunft zum Schmucke giebt; der weder in den Thatſachen, noch im Ausdrucke, der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über alles laut ſeine Anhänglichkeit für die alten Grundſätze der Regierungen, und ſeine Ehrfurcht vor religiöſen Inſtitutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenſchaft beſeelt, die für Wahrheit und

Recht — wie konnte ein ſolcher Schriftſteller, Leſer bei dieſer deutſchen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art ſo thöricht ergeben iſt, die ſich mit ihren Philoſophen in die Regionen der abſtrakteſten Metaphyſik verſteigt; die unter noch weniger achtungswerthen Führern, zum Umſturze jedes poſitiven Glaubens hinrennt, und ihre Urtheilskraft ſo kläglich mißbraucht, daß man ſie neulich in den hochherzigſten Geſinnungen die Mittel finden ſah, den Aufruhr zum Rechtsgrundſatze, und den Meuchelmord zum Heiligen-Verdienſte umzuſchaffen?» .. Bei einer andern Gelegenheit, da ihm deutſche Studenten in den Alpen begegneten, ſagt er von dieſen: «wir ſahen ſie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launiſche Wind, bald hier und bald dorthin führte.» — — Gäbe es zwiſchen Metz und Bayonne nur zehn Franzoſen, welchen dieſes, was ich da ſchreibe zu Geſichte käme, und unter dieſen zehn wären nur drei die deutſch und unter dieſen dreien wäre nur einer der Deutſches verſtünde — würde ich mir die Mühe geben dem Herrn Raoul-Rochette auf ſeine Reden zu antworten.

XI.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

Die Verrichtungen der menſchlichen Seele ſind alle dem Bewußtſeyn und der Willführ unterworfen. Schlimm, daß es ſo iſt! Wenn es anders wäre, wenn der Geiſt, gleich dem Körper, Organe hätte, die ohne Willen und Wiſſen des Menſchen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirkſamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geſchmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, ſo bleibt uns nichts übrig, als erſt zu reden, dann zu ſchweigen, dann die Achſeln zu zucken, dann die Kranken ſterben zu ſehen, und endlich, wie es wahren Chriſten geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu ſprechen. Es muß daher gewiſſen Perſonen ſehr angenehm ſeyn, Böſes von ſich reden zu hören, weil ihnen dieſes beweiſt, daß man ſie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Miniſter im Allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den erſten darf ich nicht ſagen; den andern aber als jenes Gegenſatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man ſollte nie einen Miniſter abſetzen. Ambulante Legitimität = ſtationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche ſeit dreißig Jahren Miniſter waren, es nicht mehr ſind, und wieder werden wollen, ſind ſehr gefährliche Menſchen; ſie ſchwatzen aus der Schule. Sie ſagen uns freilich nichts, was wir nicht ſchon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: ſeht, wir haben nichts Neues erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unſerer genädigen Herrſchaft unterhielten, rief man uns von innen zu: «Ihr draußen haltet das Maul! Ihr verſteht nichts von ſolchen Dingen, das will ſchon im Mutterleibe gelernt ſeyn, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind geweſen, kann niemals ein Staatsmann werden!» Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligſte geſehen, und reden gerade ſo, wie wir geſprochen. Iſt das nicht ſchlimm? Da iſt Herr Bignon, der lange Miniſter geweſen, und die Höfe kennt, die deutſchen zumal. Er ſpricht in ſeinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er ſeine Worte etwas feiner zu ſtellen weiß. Sein Buch iſt eine diplomatiſche Note an die Völker, die Revolution im Kanzlei-Styl. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Meta-Politik, ſondern Experimental-Politik, und mit den Augen iſt ſchwer zu ſtreiten. Ob das ſchlimm iſt!

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Kongreſſe von Verona. Endigen wir auch damit. Alſo wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich ſprechen. Was nüzt alles Schreiben? Göthe lehrt.

— — — — Lieſ't doch nur Jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt Du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtarken kannſt Du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieſes ihn tauchen und jenes.

XII.

Les Loisirs d'un Banni, par M. A. V. Arnault, ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris 1823.

Arnault, war einer jener acht und dreißig, die, beſchuldigt Napoleons Rückkehr von Elba begünſtigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden ſind. Solche Strafen ſind nach Revolutionen ganz in der Ordnung; denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an allem iſt, ſich nicht fangen läßt, ſo bleibt nichts Anderes übrig, als ihn in effigie zu richten — und der Menſch iſt ſein Ebenbild. Aber es iſt gar nicht in der Ordnung, ſich in ſeinem Mißgeſchicke ſo wild und untröſtlich zu gebehrden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann ſieht man dort alle eingeſperrten Thiere ſich heftiger oder gelaſſener gegen ihre Gefangenſchaft ſträuben; der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, iſt boshaft und wird ausgelacht. Nur ein Thier bleibt ſtill, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet nicht einmal ſeine Wächter; aber es iſt der Löwe! Die Pariſer ſind gar zu verwöhnte Menſchen. Einige Jahre in der ſchönen Stadt Brüſſel wohnen zu müſſen, das nennen ſie unglücklich ſeyn! Würde einem Deutſchen die Miethe aufgeſagt, er aus ſeinem Vaterlande verbannt, dann ginge er nach Strasburg, nach Baſel, nach Aarau, oder nach einem andern Orte, und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm ſonſt nichts fehlte. Ja mancher wäre ſogar im Stande und ſpräche wie jener verbannte Grieche: »Und ich habe ſie verdammt dort zu bleiben.«

Während Arnault in Brüſſel lebte, ſchrieb er Artikel für den vrai libéral. Dieſe geſammelten Artikel ſind es, welche die zwei Bände der »loisirs d'un banni« ausfüllen. Der Vice-Kanzler Strube, tändelte in ſeinen Nebenſtunden mit der Gelehrſamkeit, die ihm Abends eine Braut war, nachdem ſie ihm den ganzen Tag eine Frau geweſen. Aber ſolcher Art ſind die Erholungs-Spiele Arnault's nicht. — Leichte Quincaillerie-Waaren, oft artig, ſelten von Werth. Aufſätze wie folgende: vom Stocke, vom Teufel, von den

Hörnern; die Perrücken, das Fluchen, das Schrittſchuhlaufen; von der Geiſtlichkeit, von den Jeſuiten. Da Arnault als Franzoſe recht gut die Klugheitslehre kennen wird: il ne faut pas éveiller le chat qui dort — muß wohl die Katze wieder aufgewacht ſeyn, weil er ſo unbändig hinter den Jeſuiten her iſt, und ſie mit Schwefelſäure begießt. Doch, vielleicht iſt es nicht ſo ſchlimm; Arnault voltäriſirt gern, und heuchelt Gottloſigkeit ſo oft er kann. Ein komiſcher Herr iſt auch Herr Imbert, der Herausgeber dieſer Sammlung. Er hat ſie, anfänglich ohne Wiſſen, ſpäter gegen den ausdrücklichen Willen Arnaults veranſtaltet, und iſt noch dabei ſo naiv, die Proteſtation, die Arnault durch einen Notar ausſtellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andere Naivetät des Herrn Imbert, iſt das Motto, das er dem Werke gegeben.

Ton écorce n'a plus d'odeur,
Ta feuille, hélas! paraît flétrie;
Bel arbre, d'où vient ta langueur? . .
— Je ne suis plus dans ma patrie.

War denn Ovid, unter den wilden Geten, in einem Treibhauſe, daß er dort nicht minder ſchön gedichtet, als früher in Rom? Die Muſe ſucht den Leidenden, folgt ihm; wen der Schmerz nicht zum Dichter macht, wird es nie.

ſich, junge Mädchen, die zum dienen beſtimmt ſind, mit dem bekannt zu machen, was ſie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlaſſen haben. Sie hat in ihre Moral, Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beiſpiele von Dienſtmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen, Wohlſtand, häusliches Glück, angeſehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zuſammenhängendem Vortrage, iſt doch in kleine Abtheilungen getrennt, weil es beſtimmt iſt in untern Schulen den jungen Schülerinnen ſtückweiſe in die Feder dictirt zu werden. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man dieſen Theil des Werkes der Madame Campan, beſonders in das Deutſche überſetzen, und das Büchelchen zu ſeiner angegebenen Beſtimmung verwenden möge. Was die Erziehungslehre ſelbſt betrifft, iſt vielleicht beſſer, ſie deutſchen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutſche Ueberſetzung, verbunden mit dem oft ſo unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abſchreckendes doctorales Anſehen geben. Auch würde die größere Aufmerkſamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache lieſt, hier dazu dienen, daß ſich Mütter das Geleſene tiefer einprägen. Der zweite

Band des Buches enthält, außer einigen moraliſchen Verſuchen, und einer anziehenden Novelle, ſieben Kinder-Komödien, die ſehr gut ſind in ihrer Art, wie es hierin der franzöſiſchen Literatur auch an ältern Muſtern nicht fehlt. Sie ſind zum Theil von den Schülerinnen der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anſtalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären ſie auch an deutſchen Mädchen-Inſtituten zur Uebung in der franzöſiſchen Sprache, nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieſer Komödien iſt ganz ſo wie ſie ſeyn muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich ſolcher Art, daß ſie lehrt: die Tugend ſey tüchtig; nur ſolche Leiden müſſe man ohne Murren tragen, die Gott ſchickt, nicht die, die von gottloſen Menſchen kommen; die wahre Tugend beſtehe nicht in Dulden, ſondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerſchrockene, erwerbe, früh oder ſpät aber unausbleiblich, irdiſchen Vortheil, und irdiſches Glück.

XIV.

Der Mord Auguſt's von Kotzebue. Freundes Ruf an Deutſchlands Jugend, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die Muſen reden auch koſackiſch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht iſt dieſes die Sprache des Olympiſchen Hofes, deren er ſich nur mit Adelichen bedient. Herr Baron Fouqué, erzählt in ſeinem Vorworte, das kurz, im Style des Tacitus geſchrieben iſt: er habe ſeinen Freund Z—e, der ihm «diesmal ſo herrlich vorausgeritten in den Kampf,» «Hurrah!» rufen hören, und ſogleich ſeyen «die Thränen der Thatenluſt» in ihm aufgeſtiegen, und er wäre nachgeritten. Er ſey freilich etwas ſpät gekommen, welches aber nicht ſeine Schuld geweſen.

Er macht kein großes Geheimniß daraus, wie er zu ſeiner jüngſten Begeiſterung gekommen:

— — Der ſangeskraft'ge Geiſt
Regt ſich mir auf, ſchwingt ſeinen Fittig kühn.

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter dem Namen «Lieb' und Glaube.»

— — Segnend quoll
Ein Tropfen d'raus hernieder auf dies Blatt,
Es weihend mit dem Siegel ew'ger Kraft.

Mit den ewigen Kräften, haben wir Alle ſeit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt, und wir wiſſen, welcher Natur ſolche Ewigkeiten ſind. Unſer Dichter wendet ſich mit ſeinem Freundesrufe an die «theure Jugend Deutſchlands», welche er ein «Blumenbeet» nennt, das «gediehen aus der Wahlſtadt blut'gem Grund,» reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntſchaft, ob er zwar ſchon im Befreiungskriege 36 Jahre alt geweſen, und er jezt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz ſey aber noch jugendlich friſch,

— — ob oft auch überwebt
Von tiefer Wehmuthſchleier Nebelgrau! —

Er geht weiter, und ſagt der deutſchen Jugend, er wolle mit ihr gemeinſchaftlich den Erbfeind bekämpfen. Dieſe fragt, wo ſich der Erbfeind aufhalte, und wer er ſey? Sie muß rathen. Der Türk? Nein!

Der ſtarrt, gelahmten Zillus, dumpf und fern.

die Franzoſen? Auch nicht; die ſind unſchädlich gemacht.

Doch der Buonapartiſten freche Schaar?

Ja, das iſt der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo ſteckt denn ſonſt der Erbfeind? — Der Königlich Preußiſche Herr Major von Fouqué, kommandirt jezt

— — „Hand aufs Herz!“ —

Die deutſche Jugend, welche ein zartes, ſchüchternes Blumenbeet iſt, wird ganz verblüfft über dieſen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängſtlich:

„Wie? Erbfeind in der deutſchen Jünglingsbruſt?“ —

Nicht anders, Kinder! Da ſteckt er.

— Unſer Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das iſt der irdiſch liſt'ge, gierige Geiſt,
Entſprungen aus dem glaubenloſen Hirn
Erdſücht'ger Menſchen, er am Boden feſt,
In ſchlechter Liebe klebend, maulwurfsblind,
Für des erhab'nen Jenſeit ſeel'ges Licht.

Und ſo geht es weiter. Der Herr Baron macht ein ſchreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geiſterſtunde leſen, wahrſcheinlich iſt es auch nicht in derſelben gedichtet worden. Nach mehreren Verwandlungen erſcheint der Erbfeind in Geſtalt eines Geſpenſtes, das franzöſiſch ſpricht, weil die deutſche Sprache keine Worte hat für ſolche Gräuel. Das Geſpenſt »krächzt:« Egalité! — Unité... — Das iſt aber immer noch der ärgſte Erbfeind nicht; denn

— tiefer lauert ein Schlimmrer noch:
Des Uebels Wurzel, ſchädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menſchen Sinn.
Er hieß Voltaire, als er auf Erden ſtand!

Ich will offenherzig geſtehen, daß dieſes Alräunchen, oder Heckenmännchen Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, ſo daß ich ihm mit ungemeiner Liebe ergeben bin, und herzlich wünſche, er lebe noch, um alle unſere beklagenswerthen Myſtiker, aus ihrem Somnambulismus zu wecken, und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich — etwas ſpät — kommt die Ermordung Kotzebue's zur Sprache. Der ſelbſtbiographiſche Dichter ſingt:

— — Als ich zuerſt
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meiſter, der mich lehrte, ſöhnlich treu,
Da war der Todte meines Meiſters Feind, —

— — — — —

— — treulich war auch ich ihm Feind!
Als ſpäterhin mir die gereifte Kraft
Anwies ſelbſteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Todte, gegenüber mir,
Mein ganzes Thun und Ringen ſeinem fremd.

Jezt aber, da er todt ſey, liebe er ihn ſehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche, und ruft, erſt Weh! und dann Heil! aus verſchiedenen Gründen.

Herr v. Fouqué giebt ſich prophetiſchen Troſt, wenn etwa ſeine Fieberfaſeleien ſollten lächerlich gefunden werden:

> Ja, ſprüzte ſolch ein kleiner Voltaire Gift
> Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
> Geflochten hat, und ſeine Stolbergs mir,
> Sein Göthe mir beſtät'gend feſtgedrückt
> Auf meine Stirn. . . . .

ſo . . . wolle er auch ſeinen Kranz, ſein Liebſtes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er ſagt, am erſten Oſtertage, dieſen ſeinen „Sangesſpruch,“ an die liebe deutſche Jugend, welche ein Blumenbeet iſt, erlaſſen. Die Leute, die an dieſem Feiertage ſpazieren gegangen ſind, haben etwas Klügeres gethan. Der deutſche Satan hat einen Zug des Spottes in ſeinem Geſichte, welcher eine ſehr wohlthätige Erfindung iſt, weil Jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An der komiſchen Miene, und nicht an dem Pferdefuße des Teufels, habe ich mich gehalten, als ich dieſen Freundesruf Fouqués beurtheilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre Euch Angſt geworden, Leſer. Ein Wort nur. Gegen die Ermordung Kotzebues wollte der Dichter eifern? O Thorheit! Gebt dem

Teufel auf vier warme Sommermonate fünfzig ſolche Prediger, wie Fouqué, und beißt unterdeſſen die andern Redner ſchweigen — und in dieſer Zeit ſinken tauſend blutige Opfer, und tauſend von Glaubenswuth berauſchte Mörder, fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

XV.

Humoral-Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geſchlechte des Löwen; aber nur der Abſchaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie iſt ohne Muth, und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falſch; ohne Freundlichkeit, und darum ſchmeichelnd. Der Tag blendet ſie, am ſchärfſten ſieht ſie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, ſie liebt nur das Steigen: ſie hat einen Kletterſinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich iſt ſelbſt ihr tückiſches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menſchen der ſie wartet, nur dem Hauſe, worin ſie gefüttert werden, bleibt ſie treu. Eine entartete Mutter, frißt ſie ihre eigene Jungen. So iſt die Katze! So iſt auch der Katzen-Humor, der in Hoffmann's Kater Murr ſpinnt. Ich geſtehe es offen, daß dieſes Werk mir in der innerſten Seele zuwider iſt, mag man es auch eben ſo kindiſch finden, ein Buch zu haſſen das einem

Wehe that, als es kindiſch iſt, einen Tiſch zu ſchlagen woran man ſich geſtoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbeſondere, ſondern über die darin fortgeſpielte mißtönende Weiſe, die auch in allen übrigen Werken des Verfaſſers uns beleidigend entgegenklingt, über die beſtändig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düſtere und anſchauernde Witterung, will ich einige Worte ſagen. Die Ueberſchrift welche dieſe Betrachtung führt, ein Wort, deſſen Bedeutung die neuere Arzneikunſt verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden ſoll, daß der Humor in den Schriften des Verfaſſers der Phantaſieſtücke, ein kranker iſt. Der geſunde und lebensfriſche Humor, athmet frei, und ſtöhnt nicht mit enger Bruſt. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt ſie nie vergebens. Er ſieht von der Höhe auf alle Menſchen herab, nicht aus Hochmuth, ſondern, um alle ſeine Kinder mit einem Blicke zu überſehen. Was ſich liebt trennt er, um die Neigung zu verſtärken; was ſich haßt vereinigt er, nicht um den Hader, um die Verſöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler, und verzeiht die Heuchelei: denn auch die Maske hat ein Menſchen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe iſt ein ſchönerer Schmetterling verborgen. Er findet nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet nichts, weil er nichts verachtet. Nichts iſt ihm heilig, weil ihm alles heilig erſcheint; die ganze Welt iſt ihm ein Gotteshaus, jedes Menſchenwort ein Gebet, jede Kinderluſt ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beſchmutzen, ſondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verſchönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laſter iſt ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert, nur eine andere Art zu ſterben. Er zürnt mit ſeinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraſchende entrüſtet, und nur der Schlafende wird überraſcht. Er verſpottet ſeine eigne Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe iſt eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz oder um zu demüthigen, ſondern, um beides gleich zu ſetzen, weil nur Liebe iſt, wo Gleichheit. Er tröſtet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Troſtes. Stets rettend, lindernd, heilend, verlezt er ſich ſelbſt mit ſcharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß ſolche Verletzungen nicht tödtlich ſeyen.

Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde ſich geſchloſſen; Narben ſind auch Wunden, die Erinnerung iſt auch ein Schmerz; er glättet jene, und vernichtet dieſe. Der Geiſt der Liebe, haucht fort und fort aus ihm, alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen ſucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menſchen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geiſt der Liebe, der verſöhnt und bindet, und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben, in den Schoos der Mutter-Sonne zurückführt, jener Geiſt — er kommt nie ungerufen — beſeelt die Werke des Verfaſſers der Phantaſieſtücke, nicht mit dem leiſeſten Hauche. Das neckende Geſpenſt des Widerſpruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, ſteigt dort, von grauſer Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchſten Gipfel um uns tiefer herabzuſtürzen, und ſelbſt ſein Himmel iſt ein unterirdiſcher. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechſelhaß, nicht um ihre verſchwiegene Liebe, zu verrathen. Kreisler iſt der Unglücklichſte aller Verdammten, er iſt ein geſtürzter Engel. Die Brücke, welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten ſtrecken ſich ſehnſuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um ſo mehr, je näher die Ufer ſind. Selbſt die Muſik, dieſe Himmelskönigin die er liebend verehrt, ſteht in unerreichbarer Ferne von ihm; ſie hört ſeine Gebete nicht, und nie gab es eine mistönendere Seele, als die jenes Kreisler, der raſtlos den Wohllaut ſucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindſamkeit und Spott, ſind die beiden Pole, jene der anziehende, dieſer der abſtoßende des Humors. Aber nur in der Mitte iſt der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo ſie verſöhnt zuſammentreffen, da ſchmilzt die eine, den Froſt des andern, oder der Spott kühlt ſäuſelnd die Sonnengluth der Empfindung ab. Wenn ſie aber auseinander ſtehen, iſt die Empfindſamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launiſche Wahlverwandſchaft, die uns mit einem Stoffe verbindet und von tauſenden trennt, — und der Spott wird zum Haſſe. So in ſeine Beſtandtheile geſpalten, erſcheint der Humor in den genannten Werken, und ganz ſo, wie er dem Meiſter Abraham tadelnd zugeſchrieben wird, nicht als jene ſeltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern Anſchauung des Lebens in all' ſeinen Bedingniſſen, aus dem Kampf der feindlichſten Principe ſich erzeugt, ſondern nur durch das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es ins Leben zu ſchaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erſcheinung. Dieſes war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausſtrömen ließ, der Schadenfreude, mit der er alles als ungehörig erkannte, raſtlos verfolgte, bis in die geheimſten Winkel.» Kreisler hat ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen: nicht anders iſt ſein eigner Humor. Ein zerriſſenes Gemüth, ein alles zerreißender Spott. Seine Gefühle ſind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froſchſchenkels an der galvaniſchen Säule, und der Friede ſeines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigſten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einſchlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch ſeine harten Schmähungen mit welchen er diejenigen verfolgt, die an muſikaliſchen Spielen ihre Luſt finden, und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunſt als heiligen Ernſt zu faſſen und auszuüben. Kreisler fodert unduldſam, ſeine Göttin ſolle, gleich dem grauſamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künſtler ausſchließlich zugehören. Noch nie haben Prieſter, den Tempel den ſie bewahren, Gläubigen verſchließen wollen! Muſik iſt Gebet; ob nun das Kind es herſtammele, ob der rohe Menſch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in ſinnigen geiſtvollen Worten — der Himmel hört ſie mit gleicher Liebe an, und giebt jedem den Widerklang ſeiner Empfindung als Troſt zurück. Das Gaſſenlied das den rohen Geſellen hinauftreibt, iſt ſo ehrwürdig als die erhabenſte Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeiſtert. Und welche Muſik iſt beglückender, die berauſchende des wahnſinnigen Kapellmeiſters, die als Bachantin und Furie, das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitſcht, oder die ſanft erwärmende, die ſtill erfreut, und täglich und häuslich genoſſen werden kann? Darf man eine Freude zerſtören weil man ſie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die muſikaliſchen Tändeleien eiſern, da durch ſie allein die ernſte Kunſt fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunſt und Wiſſenſchaft, nur die zuſammengezogene Zahl, vorhergehender kleinerer Zahlen iſt, und da kein Gut an die Stelle des Genuſſes käme, wenn nicht, ſeines Werthes unkundige Fuhrleute, ſich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr, und die ihm vorhergegangenen Werke ſeines Verfaſſers, ſind Nachtſtücke, nie von ſanftem Mondſcheine, nur von Irrwiſchen, fallenden Sternen und Feuersbrünſten beleuchtet. Alle ſeine Menſchen, ſtehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wiſſen führt; unter ihnen dreht der Abgrund, und die erſchrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu ſchreiten, noch zurück, und harren unentſchloſſen bis die Pfeiler einſtürzen. Das iſt ſeine Stärke, ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Kunſt, — die Geiſterwelt aufzuſchließen, zu verrathen das Leben der lebloſen Dinge, an den Tag zu bringen, die verborgenen Fäden, womit der Menſch, und der glückliche, ahndungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Geſpenſterauge, jeden freundlich ſich herüber neigenden Zweig, als den ausgeſtreckten Arm einer zerſtörenden dunklen Macht, erſcheinen zu laſſen. Es iſt der *dramatiſirte Magnetismus*, und wenn das Converſations-Lexicon von jenem Schriftſteller bemerkt: daß er durch die grellſten Diſſonanzen zur *harmoniſchen Auflöſung* durchdringe, ſo iſt ja eben in dieſer Auflöſung das anſchauernde, unheimliche, verletzende. Eine unerklärliche ſchreckliche Erſcheinung, wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheitern; aber ſobald er es natürlich erklärt und ſo den Glauben erzwingt, weckt er den Menſchen aus ſeiner fröhlichen Sorgloſigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen, in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerſtörende Natur unter Scherben und Leichen ſizt. Ein Streben das keinen Dank verdient:

Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigen Licht!
Da unten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe die ihm mangelt, kann dem Verfaſſer des Kater Murr, Verzeihung gewähren, ſelbſt für dieſen Mangel, und wir endigen beſänftigt und beſänftigend mit den Worten, die Fauſt ſeiner den Unhold ahndenden Margaretha ſagt:

Es muß auch ſolche Kauze geben.

XVI.

Gelaſius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Ein Spiegelbild unſerer Zeit. Von G. A. Freiherrn von Maltitz. Erſtes Bändchen. Leipzig, Induſtrie-Comptoir. 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darſtellt, gebühren einige Worte antetitulariſcher Kritik. Sehen wir zuerſt nach den Füßen, als nach den wichtigſten Theilen eines grauen Wanderers. Sie ſind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Abſätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der ſinnige Künſtler damit andeuten, daß Einer, der wie Gelaſius, ethiſirend durch die Welt geht, einen ſchwankenden unſichern Gang habe, und daß ihn der Cothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelaſius trägt einen Stab, der ſo lang iſt, als er ſelbſt. Es iſt ein roher Baumſtamm, nach oben, wie eine Gabel ausgezackt und zugeſpizt. Dieſer Stab würde, als Waffe gebraucht, den der ihn führt ſchwerer verwunden, als den, den er träfe. Das Geſicht des grauen Wanderers, hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwiſchen beiden Etwas, liegt viel Schwermuth und einige Gutmüthigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Richtachtung ſchlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabſchlotternde Mantel, gehört mit ſeinem Hintertheile, ſeinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Carbonarismus an; mit ſeinem Vordertheile aber, beſonders mit ſeinem Knopfſyſteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit *vor* die Gegenwart zu ſtellen, war ein Fehler, wenn es keine Satyre war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umſtand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels, erſieht man, daß Gelaſius den Wind im Rücken hat; er geht alſo *mit* dem Winde. Im Buche aber geht er *gegen* den Wind; Haare und Mantel ſollten alſo zurückflattern. Die Gegend in welcher ſich Gelaſius befindet, iſt flach, es iſt eine brandenburgiſche Landſchaft und die ſchöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelſt ihrer hohen Abſätze Brückenbogen bilden, ſieht man den Sand fließen. Möchte dieſes, auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach dieſem kommt ein Vorwort an mein deutſches Vaterland, in ungereimtem Verſen abgefaßt. Der Dichter ſagt darin: Deutſchland ſey ein Eichenwald, aber das Knüppelholz laſſe die Eichen nicht aufkommen und der Jugend zarten Keim, unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Geſtrüppe ..... doch das Summiren fällt mir gar zu ſchwer, ich will lieber die Verſe ſelber herſetzen — ich habe nie recht lernen können Brüche zu addiren.

Vorwort an mein deutſches Vaterland.

Wenn im wildverbau'nen Forſte,
Wo des Bodens urgedieg'ne Kraft,
Stolz, den eig'nen Werth erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert:
Wenn nun da durch falſch geübten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüthen,
Jener einſt ſo mächt'ge Eichenrain
Jetzt von wildverwachſenem Geſtrüppe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufſchlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Iſt es einem kräft'gen Förſter da,
Deſſen Luſt der Stolz des Waldes iſt,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbſt in einem fremden Forſte — —

Länger nicht den Frevel ſehen kann
Und mit hochgeſchwung'ner Axt
Auf das Krüppelholz, ſo groß, wie klein
Seine raſchen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu ſchaffen,
Und was lange unterdrückt geſtanden,
Friſch zu ſehen mit friſchen Trieben prangen?

So tracht's, mein deutſches Vaterland
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieſer abgedorrten Zeit,
Deiner einſt'gen Größe Eichenhaine,
Jenes feſten Sinnes feſten Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln unſ'rer Tage,
Unterdrückt vom niedrigſten Geſtrüppe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einſam ſteh'n im wildverhau'nen Forſte
Deiner einſt vereinten Landespracht,
Wenig ſtolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländiſchen Sinnes,
Wenig noch und trauernd da,
Und der raſchen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeſchoſſen kaum,
Von dem ringsumzog'nen Strauche
Der Gewohnheit altem Schleim,
Unterdrückt im erſten Keim.
Seh' ich dieſes, ha! entbrennt mein Zorn;
Und ſo mög'ſt du, theures Vaterland,
Mir's in dieſem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satyrhieben
Jene Axt des zorn'gen Förſters ſchwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Geſtrüppe;
Denn vielleicht erſchafft mein wilder Hieb
Manchem ſchwachen Pflänzchen ſtärk'res Leben,
Welches ſich zu freierem Wuchſe ſehnt;
Und fürwahr vermöcht von Tauſenden

Dieſes ich von einem nur zu ſagen,
Will ich muthig immer vorwärts ſchlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht mit einander. Das iſt ſehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als zornentbrannter Förſter kräftig geſprochen; aber der Deutſche ſoll kein Förſter ſeyn, ſondern ein Menſch. Das iſt der Jammer! Unter einer Million Deutſche, giebt es nur zehn Menſchen. Die übrigen ſind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Juſtizräthe, Aſtronomen, Diplomaten, Geiſtliche, Gelehrte, Polizeidirectoren, Förſter — und was man ſonſt noch ſeyn kann, wenn man nichts iſt. Der Schneider ſieht die Welt für einen Kleiderſchrank an, der Kaufmann für eine Börſe, der Soldat für eine Kaſerne, der Juſtizrath für eine Kanzleiſtube, der Aſtronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geiſtliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirector für eine Diebsherberge, und der Förſter, wie wir eben geleſen, für einen Wald. Der Menſch aber ſieht die Welt für das Alles zugleich an. Warum ſoll Deutſchland ein Eichenwald ſeyn? Im Walde ſchrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit die in den Wäldern wohnt, iſt nur die Freiheit des Wildes, das flüchten kann vor dem Jäger; aber ſein Tag kommt doch, früher oder ſpäter. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum ſollen die Deutſchen Eichen ſeyn? Was iſt ſchönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüthe die erfreut, keine Früchte die erquicken, ſie giebt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Froſtigen brauchen; aber wozu Schatten? Iſt uns zu heiß? Iſt nicht Deutſchland der Eiskeller Europens? Wird nicht jedem phantaſirenden Volke, das deutſche, als kalter Umſchlag, um den Kopf gelegt? Haben nicht Paris, Mailand, Rom, Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutſchen Krankenwärter? Und eine Eiche, was ſie ja Gutes bringt, ſie bringt es ſo ſpät! Eine Eiche iſt wie eine Darmſtädter Anleihe: erſt nach unzähligen Jahren zahlt ſie die Zinſen für längſt begrabene Mühe und Sorge. Iſt das kluge Wirthſchaft? Der unverſtändige Ahn, der ſich und ſeine Kinder ſpäten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, ſo mögen die Eichen leben. Aber das Krüppelholz will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, ſey es mit hochgeſchwungener Art, ſey es mit wilden Satyrhieben

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu ſchaffen —

— das iſt ſpartaniſch, aber gar nicht chriſtlich. Alles ſoll leben, Jedes ſoll leben. Jedes ſoll auch ſeinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von auſſen anmaßlich und rechtſtörend ſich vergrößere, ſondern indem es ſich von innen nach auſſen erweitere, ſo viel es mag und kann. Plazt eines darüber, deſto ſchlimmer für den Froſch; doch auch zu platzen muß jedem erlaubt ſeyn. Was wollte der Dichter mit der einſt vereinten Landespracht? Ich kenne keine ſolche. Zwar will ich aufrichtig geſtehen, daß ich mehr deutſche Geſchichte gelebt, als geleſen, und daß ich in meinen ſchönen Secunda-Jahren, über das deutſche Mittelalter zum lezten Male eingeſchlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von Landespracht. Doch nicht ſo ein myſtiſches Vaterland etwa? Das mag Träumern genung ſeyn; der Wachende hat die Abgötterei des deutſchen Kaiſerdienſtes, immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wiſſen, wo die wenig ſtolzen Eichenhäupter, die noch trauernd da ſtehen, zu finden? Im tauſendjährigen deutſchen Walde, ſah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das Uebrige iſt Krüpvelholz... Friedrich?... Nun ja, wer nur ſeinem Augenmaaße trauen dürfte! Weil Könige hoch ſtehen, weiß man nie gewiß, wie groß ſie ſind; man weiß nur, welche größer. Und jene ſtolzen Eichenhäupter die noch vorhanden, ſtehen trauernd da! Stolz und trauern! Aber ſo iſt es. Die Deutſchen haben immer mehr geklagt, als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutſchen ſpottend zurufen, was einſt Cid ſeinen feigherzigen Feinde Vermutz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung ſeiner vierfüßigen Majeſtät an den Setzkaſten dieſes Buches. Darin leſen wir erſtens: das »Sünden-Setzregiſter Sr. hochpreßbenglichen Gnaden,« nämlich, das Verzeichniß der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem erſten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die »allerlei von Kunſt, Wiſſenſchaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen« erzählen werden. Drittens ſagt der Teufel: »Was übrigens das ganze eigentlich iſt, weiß der Teufel ſelbſt nicht.« Deſto beſſer für den Rezenſenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: »Ganze Stellen« des Buches, »die beſſern«...

»beſonders in der Leidensgeſchichte meines Volks,« hat die Zenſur geſtrichen. Warum macht es der Verfaſſer nicht, wie ſein Rezenſent? Dieſer, wenn er nicht ſagen darf, was er denkt, ſagt das Gegentheil, und Lügen werden nie geſtrichen. Herr von Maltitz wird ſich davon überzeugen, wenn er nächſtens zu ſeinem Erſtaunen leſen wird: »Es war immer ein Glück ein Deutſcher zu ſeyn, aber jezt iſt es eine Ehre geworden.« Wir müſſen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch dieſe erſonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzuſchwärzen — warum ſollten wir auch nicht lernen unſere Spitzen zu verſtecken? Iſt doch kein Leſer ſo dumm, daß er nicht wüßte, wo eine Scheide, da iſt ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch iſt ſehr in einander geſchachtelt, und jeder Inhalt iſt wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zuſammen. Gelaſius iſt eine Hypothek, auf welche die h. Polizei den erſten Inſatz hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie ſtreitig werden. Nämlich zur Zeit Karls des Großen, war Gelaſius, als ſogenannter Rebell, auf dem Blutgerüſte geſtorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat der Teufel zum Delinquenten, und flüſterte ihm ins Ohr: wenn er ſich ihm verſchreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelaſius hatte keine Zeit zu überlegen und ſagte ja. Hätte er ſich beſinnen können, würde er ſicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Lebenden beim Leben zu erhalten, als einen Todten wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt, und Gelaſius lebt weiter. Es geht ihm aber, wie jedem Amputirten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tauſend Jahren, lebt Gelaſius unter dem Namen Gelaſius Grabe, als Stadtſekretair, im Norddeutſchen Landſtädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tauſend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menſchen-Seele muß doch wenig mehr ſeyn, oder der Teufel iſt knickrig geworden! Der Stadtſekretär erſcheint den Kreuzburgern als ein ſiebenzigjähriger Mann; er iſt blaß, ein Hageſtolz, ißt und trinkt wenig, und läßt ſich im ſtrengſten Winter das Zimmer nicht heizen... Es iſt Nacht. Der Nachtwächter ſingt vor Gelaſius Hauſe ein myſtiſch-kabaliſtiſch-humoriſtiſches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Unſ're Glock hat zehn geſchlagen —
Null iſt nichts und Eins iſt wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er ſingt; aber es iſt Verſtand im Liede. Null iſt nichts und Eins iſt wenig — weil das monarchiſche Eins, ſich die übrigen Neun, als Rundbauch angefüttert, und ſie zur Null gemacht. Ständen alle zehn ſelbſtſtändig neben einander, dann wäre Eins viel und die zehn bildeten mehr, als tauſend Millionen. . . Wir treten in Gelaſius Studierſtube. Er philoſophirt, ſpricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Fauſtirt. Da ſchlägt es Mitternacht und der Teufel erſcheint; denn der tauſendjährige Vertrag iſt gerade abgelaufen. Als aber der Teufel ſeine Waare ſieht, denkt er vermuthlich, ſie ſey der Fracht nicht werth, giebt Gelaſius frei, und ſagt ihm freundſchaftlich: es ſey gar nicht nöthig, daß er geholt werde, er werde noch einſt freiwillig zur Hölle fahren. Gelaſius beginnt eine neue Laufbahn und ſo hätten wir eigentlich der Großmuth des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält, nach Abſtreifung aller Häute: Des Herrn Sekretär Gelaſius Grabe Leben und Schickſale, in ſechs Kapiteln. Die Schickſale werden aber nicht erzählt, ſie erzählen ſich ſelbſt, ſie treten dramatiſch auf.

Erſtes Kapitel. Darin ſagt Gelaſius unter Andern:

> Der Saame, den ich einſt für's deutſche Wohl
> An jenes Karls allmächt'gen Throne ſä'te,
> Er muß erwachſen muß erblühet ſeyn.
>
> Ich bin's gewiß; auch ſelbſt dem fernſten Norden,
> Ihm iſt ein lang'rer Tag zu Theil geworden.

Selig ſind, die da glauben! Mit dem Norden hat es ſeine Richtigkeit ... ſo ein langer Tag, wie ihn die Juden haben. Zweites Kapitel. Die Axt wird über mancherlei Krüppelholz geſchwungen; es fallen wilde Satyrhiebe: auf ſchlechte Chauſſeen, ſchlechtes Forſtweſen, Mauthen, Unreinlichkeit der Straßen, Bauweſen, auf die Köpfe aller Deutſchen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel ſitzt auf dem Felſenthrone, und ruft die böſen Geiſter herbei, ſich um den Preis für die höchſte Schandthat zu bewerben. Es erſcheinen: Krieg, Wolluſt, Eitelkeit, Aberglaube und Prieſtertrug. Leztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können ſich glücklich ſchätzen, daß größere Künſtler als ſie, zu ſtolz geweſen, an den Olympiſchen Kinderſpielen auf dem Brocken Theil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulweſen und Mehreres. Ein Lohnlakei ſpricht:

Ja, tränk' der Deutſche ſtatt des Bieres Wein,
Da könnt's vielleicht um Etwas beſſer ſeyn;
Doch der Kartoffelſtoff, die Hopfengährung
Erzeugen nie des freien Geiſt's Gebärung.

Wie? die Engländer trinken Bier, die Holländer eſſen Kartoffeln, und die Italiener trinken herrlichen Wein und eſſen keine Kartoffeln, ſondern Macaroni vom feinſten Mehle! ... Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechſtes Kapitel. Gelaſius im Gefängniſſe der Stadt Judaea nova. Es hätte eben ſo gut heißen können: ſitzt gefangen in Europa. Mehr geographiſche Genauigkeit wäre zu wünſchen.

Dieſes Buch kann manchen Hunger ſtillen; doch laben, doch erquicken wird es keinen. Der Verfaſſer war zu ängſtlich. Den deutſchen Schriftſtellern ergeht es jezt oft, wie jenem jungen Offizier in ſeiner erſten Schlacht, der ſich tödtete aus Todesfurcht — ſie zenſiren ſich ſelbſt aus Furcht vor der Zenſur. Es iſt eine unſelige Schwäche! Fremde Beſchränkung feſſelt den Geiſt, die eigne lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter ſo betrübt, iſt. Er kämpft nicht ſiegesfroh, wie einer der das Recht beſizt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und ſtarben. Noch auf dem Scheiterhaufen ſangen ſie Siegeslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt, verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix ſtieg die Wahrheit aus der Aſche empor und flog mit glänzendem Gefieder, dem kommenden Geſchlecht entgegen. Du aber, grauer Gelaſius, was ſoll ich dir ſagen? Du biſt ſo alt und noch ſo unerfahren, haſt tauſend Jahre gelebt und klagſt noch? Jede Zeit hat ihre Kruſte; jede Zeit, ſo lange ſie friſch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, iſt ſie hart und trocken durch und durch, und eſſen müſſen wir ſie, ſie erweichend mit unſern Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorſehung iſt eine ſparſame Wirthin, ſie ſchaft keine friſche Zeit herbei, ſo lange von der altbackenenen noch ein Stückchen übrig.

XVII.

Geſchichte des ewigen Juden, von ihm ſelbſt geſchrieben. Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß ſeiner bewundernswürdigen Reiſen ſeit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Franzöſiſchen. Gotha bei Ettinger. 1821.

Es hat mir immer läſterlich geſchienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Verſöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, ſo furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endloſem Jammer verflucht. Der jüdiſche Schuhmacher Ahasverus, war wie alle Juden und ſitzenden Handwerker, furchtſamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus, nicht in den Verdacht demagogiſcher Umtriebe zu kommen, hatte er ſein Mitleid verſchloſſen, und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrſchaft gehandelt, wie er gethan. So dachte ich; und darum freute es mich eben ſo ſehr als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfaſſer dieſes Buches, von ſeinem eigenen Leben erzählt. Man erfährt, daß er gar nicht ſo unglücklich iſt, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verſtande und ziemlicher Billigkeit verurſachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit anſehen zu müſſen, ohne jene heilen, und dieſe beſtrafen zu können. »Ich bin ein Jsraelit — ſagt der Herr ewige Jude im Anfange ſeiner Beſchreibung — aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre drei und dreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jeruſalem verlaſſen und bin ſeitdem unaufhörlich gereiſt und muß noch bis zum Ende der Welt reiſen. Das iſt mein Loos; das der unwiderrufliche Beſchluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jeruſalem verließ. Ich zählte damals fünf und vierzig Jahre und bin ſeitdem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich; ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich eſſe und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfniß; ich ſchlafe nie; ich bin nicht müde; ich verſtehe und rede alle Sprachen.« Da hört man es!

Iſt der Mann unglücklich zu nennen, den die beſten Jahre nie verlaſſen, der nie Hunger und immer Eßluſt hat, der nie Arzt und Apotheke braucht, der keine lachende Wittwe hinterläßt; der ſich nie die Finger verbrennt; den Amor's Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einſchläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen verſteht, ſich keiner ſchlechten Ueberſetzungen zu bedienen braucht, und der endlich Schulden machen kann ſo viel er will, da man ihn nicht einſperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein ſolcher Menſch iſt glücklich zu nennen, und gar mancher würde mit ihm tauſchen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden ſeine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert ſich nie, Andere ſelten. Sein Werk iſt ſehr zu empfehlen, beſonders dem weiblichen Geſchlechte, das bei Männern und Geſchichten am meiſten angezogen wird von dem was äuſſerlich erſcheint und in die Sinne fällt — von Geſtalt, Geſichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem denjenigen was von der Perſonalbeſchreibung eines Zeitgeiſtes in den Paß geſezt würde, wenn ſich der Geiſt der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das ſchmackhafteſte aus der Geſchichte ſeiner Zeit, das heißt der lezten achtzehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zuſammengeleſen, ſo daß ſein Werk eine Bonbonniere voll hiſtoriſcher Bonbons zu nennen iſt, oder um mit Mozin und Heyſe reines Deutſch zu ſprechen: eine Gutchenbüchſe, angefüllt mit geſchichtlichen Süßbrödchen. Das artige Buch wird ſich ſchon ſelbſt empfehlen.

XVIII.

Irländiſche Erzählungen. Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Engliſchen. Zwei Bändchen. Breslau, bei Max. 1826.

Stille und anſpruchsloſe Erzählungen, die ihren Leſer, ohne Eigennutz, auf dem kürzeſten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen ſuchen. Die Dichtung hat ſie nicht geſchmückt, ſie tragen alle die geſunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weiſe bekannt. Sie zeigen uns die große Noth des Landes, in Scheidemünze unter ſeinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne ſpiegelt ſich in einem Glaſe Waſſer, wie im Ozean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigſten Strohdächern, und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt.

Irland, das unglückliche Stiefkind der engliſchen Regierung, leidet nicht blos durch die Freiheit, die man ihm geraubt, ſondern auch durch die, welche man ihm gelaſſen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes, finden keine wohlthätigen Schranken, die erſte Uebertretung führt ohne Hinderniß zur lezten, leiſes Murren ſpringt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Geſetze umſchließt, iſt hinter dem Blutgerüſte aufgeführt. Kann auch eine Erſcheinung an die wir ſo ſehr gewöhnt, uns nicht mehr erſchrecken, ſo wird doch keine Gewohnheit die Trauer ſtumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einſt den Muth hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen, ihres Glaubens Willen der Freiheit zu berauben, und dieſes plötzlich, unvorbereitet mit einem Schlage — daß dieſe Regierung den Muth nicht hat, ihre Ungerechtigkeit eben ſo ſchnell wieder gut zu machen, ſondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einſt, als ſie die Ungerechtigkeit beging, löblicher geweſen wäre. Dazu geſellt ſich die ungleiche Vertheilung der Güter, die in Irland auf das äuſſerſte getrieben. Dieſes alte Geſchwür alter Staaten, ſucht man jezt in dem neuen und geſunden Frankreich, durch Reizmittel künſtlich hervorzubringen, um die Franzoſen monarchiſch zu machen. Auch daß die großen Irländiſchen Gutsbeſitzer in den Hauptſtädten wohnen, und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit ſolchen beweinenswerthen Uebeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entſchädiget uns für den Kunſtwerth, der ihr mangelt. Doch auch die Gaſtfreundlichkeit und andere geſellige Tugenden der Irländer, lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt ſich über dieſe Lichtſeite ſeiner Gemälde, wie folgt aus: «So ſeltſam es auch immer klingen mag, ſo iſt es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumſchränkte Herrſchergewalt, unter den Menſchen ein Glück der Geſelligkeit hervorzubringen vermag, welches diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfaſſung leben. Das Volk in Irland iſt durch den äuſſern Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt werden, und ſah ſich daher genöthigt, im gegenſeitigen Umgange einen Erſatz für alle die Lebensgenüſſe zu ſuchen, die ihnen durch das Geſetz verſagt worden. Sie kommen daher häufiger zuſammen und pflegen Geſelligkeit, um unter geſellſchaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältniſſe zu vergeſſen und jeden Kummer zu verſcheuchen; und daher entſteht bei ihnen jene Heiterkeit mitten im traurigſten Mangel und jene gute Laune ſelbſt noch beim Anblicke des Todes.« Der Erzähler hätte ſich kürzer ausdrücken können: Der Despotismus hat ſeine Winterfreuden.

XIX.

1. Résumé de l'histoire d'Espagne, depuis la conquête des Romains jusqu'à la revolution de l'île de Léon, par Alph. **Rabbe**, avec une introduction par M. Felix **Bodin**. Paris. 1823.

2. Resumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours. Par J. F. **Simonot**, ancien aide-de-camps. Paris. 1823.

Es iſt gar nicht leicht, eine Geſchichte Spaniens gut zu ſchreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter, und zugleich ein geſchickter Künſtler ſey. Einiger Mangel an Gelehrſamkeit, wäre dabei vielleicht nachzuſehen (was läge etwa daran, daß ſich ein Schriftſteller in der Chronologie der gothiſchen Könige verwirrte?) aber Mangel an Kunſttalent würde eine ſpaniſche Geſchichte ſehr mangelhaft machen. Dieſe beſteht aus ſo mannigfaltigen Gruppen, daß mit Verſtand zu überlegen iſt, wie ſie zu ordnen, welche hervorzuſtellen, und welche in den Hintergrund zu bringen ſind. Licht und Schatten ſind wohl berechnet zu vertheilen, und man muß dem Geſchichtsgemälde Spaniens, die Einheit dramatiſch geben, die man ihm epiſch nicht geben kann. Spanien iſt ein hiſtoriſches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Geſichtspuncte aus, gar nicht überſehen kann. Man muß es aus der Vogelperſpective betrachten, und ſich ſo hoch ſtellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geſchichte Spaniens eignet ſich durchaus nicht zu einer iſolirten Darſtellung, und der Schriftſteller der ſie ſo behandelte, hätte unverſtändig ein unverſtändliches Werk gemacht. Das iſt aber vielen geſchehen, und darum entſezten ſie ſich, ſo oft ſie der Inquiſition begegneten, und waren ſie vorher noch ſo ruhig und klar, überfiel ſie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen, und ſie wußten nicht mehr was ſie ſahen, noch was ſie ſprachen. Aber ein Geſchichtſchreiber darf nicht erſchrecken, er darf nicht furchtſam ſeyn; er darf auch nicht, ſo wenig als ein Anatom, Eckel haben. Die Inquiſition zu verwünſchen, in hausbackener Entrüſtung, muß wohl jedem Familienvater erlaubt ſeyn; aber ein Geſchichtſchreiber ſoll kein Familienvater ſeyn, er ſoll keine häuslichen, keine geographiſchen Gefühle, er darf nur kosmopolitiſche und religiöſe haben. Die europäiſche Menſchheit wird einſt Spanien vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch nichts hinzu, und hätte ſie ihm auch nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen: ein Wort, das den Geiſt der Zeit verkörpert hat. Wie aber Europa vieles an Spanien, ſo hat Spanien alles ſeiner Inquiſition zu verdanken. Ein Volk lebt nur ſo lange es von einem herrſchenden Gefühle beſeelt wird, und ein Volk iſt nur ſcheintodt, ſo lange ihm das Herz noch ſchlägt, und ſchlüge es noch ſo leiſe. Die ſo gering geachteten Juden, ob ſie zwar zerſtreut ſind, leben dennoch viel mehr, als manche zuſammengebundenen chriſtlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausſchreiben, und Polizei-Jagdtreiben Leben nennen. Das ſpaniſche Volk wurde immer von einer Idee beſeelt; es lebte immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Carthago und Rom, ſtritt es für ſeine Freiheit. Dann wurde es unterjocht, und lebte unter römiſchen Kaiſern, glücklich, wie man es nennt, blühte, wie man zu ſagen pflegt. Doch ehe der heilſame Schmerz der Unterjochung ſich ganz vertheilt, kamen zum Glücke die Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahrhunderte für ſeinen Glauben. Dieſe wurden verjagt, und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenſchwäche und Diplomaſie gefallen; aber da erſchien die Inquiſition, und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch dieſe ward alterſchwach, und nach dem Pyrenäiſchen Frieden, wollte ſtatiſtiſches Behagen Spanien überſchleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur, die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren ſchon, kam Napoleon. Er kam und ging — die Inquiſition hat ihn geſchlagen.

Nur drei Völker in Europa, haben in Mitte allgemeiner Erſchlaffung, die Spannkraft ihres Geiſtes nicht verloren. Das ſind: die ſchon genannten Juden, die Türken und die Spanier. Daß ſie ſie aber nicht verloren, das haben ſie nur dem Despotismus zu verdanken, der ſie wach gehalten. Der ſchrecklichſte Despotismus iſt der gefährlichſte nicht — das gefährlichſte Gift iſt die Aqua Tofana, die ohne Geruch und Geſchmack iſt. Die Katze Despotie iſt gefährlich, denn ſie ſchmeichelt und man traut ihr; die Löwin Despotie iſt es nicht, denn ſie droht und man weicht ihr aus. Wer ſtündlich ſeinen Kopf verlieren kann, verliert höchſtens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber ſeines Kopfes ſicher iſt, verliert das Herz. Unter den Mauriſchen Königen, war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich, war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas ſchlimmeres ſeyn können — ein Spital. Nichts liegt dem Despotismus näher, als Freiheit, und nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter, als die falſche, die halbe. Die Griechen hätten ſich nie ermannt, hätten ſie ſtatt unter einer rohen, unter einer eleganten Despotie gelebt, unter einer Regierung wie die — wie die Ludwig des Vierzehnten.

Zwei große Dinge ſind jezt im Werke: die Griechen werden Europa mit Aſien, die Spanier werden es mit Afrika verbinden. Jene werfen eine Brücke über den Hellespont, dieſe über die Meerenge von Gibraltar. Die Fluth wird die Brücke noch manchmal wegreißen, aber endlich wird ſie fertig werden. Dann wird Europa nur die Wahl behalten, entweder nach Aſien oder Afrika überzugehen, oder die Türken und die Mauren herüber kommen zu laſſen. Solche dichteriſche Aengſte hat freilich die Diplomatie nicht, und dieſe lacht wohl jezt über den Berg der eine Maus hervorgebracht. Aber wahrlich eine andere Zeit wird kommen, wo andere über die Maus lachen werden, die einen Berg geboren — und ſie iſt ſehr nahe dieſe Zeit, nahe wenigſtens für ſolche, welche die Lebensdauer der Völker nicht nach Septennalitäten berechnen, und nicht wie die Pompadour ſagen: après moi le deluge!

Reden wir jezt von unſern Verfaſſern, die die ſpaniſche Geſchichte mit dem Storchſchnabel aufgenommen. Beider Werke haben keinen wiſſenſchaftlichen Werth; aber daran liegt nichts. Was dem Schriftſteller zum Ruhme gereicht, gereicht dem Leſer nicht immer zum Vortheile. Doch eine ſittliche Bedeutung haben ſie; ich ſage Bedeutung, ich ſage nicht, daß ſie einen ſittlichen Werth haben. Es iſt nämlich höchſt wichtig zu betrachten, wie man jezt in Frankreich die Geſchichte ſchreibt. Es iſt, als fiele es den Menſchen wie Schuppen von den Augen, und als erführen ſie erſt jezt alte Geſchichten, die ſchon vor tauſend Jahren geſchahen, und ſchon viele tauſend Male erzählt worden ſind. Sie vertreiben die Jeſuiten und ihre Lehren aus der Geſchichte, ſie demokratiſiren, liberaliſiren ſie, und haben es ſchon dahin gebracht (was für Franzoſen, welchen theatraliſcher Pomp über alles geht, viel iſt) die Römer in ihren glänzendſten Zeiten, nicht zu lieben. Kann nun ein ſolches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menſchheit ein Regal geweſen, ſo iſt doch zu rügen, daß ſie hierin zu weit gehen. Sie revolutioniren die Vergangenheit auf eine ſolche Art, daß ſie ganz gut diejenigen parodiren, welche die Zukunft contre-revolutioniren wollen. Dem Werke des Herrn Rabbe hat Herr Bodin eine Einleitung vorausgeſchickt, Anſichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin iſt ein junger Schriftſteller von großem Verdienſte. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der franzöſiſchen Jugend theilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrſchaft, die jene Lehren ſich errungen, ſicherſte Bürgſchaft iſt. Den Kampf der in Spanien ausgefochten — werden, werden die ſagen, die ſprechen und nicht denken; wird, werden die denken, die nicht reden dürfen — bezeichnet Bodin kurz und gut: «la grande lutte entre l'autorité, et l'examen entre les croyances et les idées, les priviléges et l'utilité générale.» Von Herrn Rabbe iſt nichts Böſes und wenig Gutes zu ſagen. Er ſchreibt klar, deutlich, auf herkömmlich franzöſiſche Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber — «Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir;» kann ihm Spanien ſagen. Die Geſchichte Aragoniens in ihrem wichtigſten Zeitraume beſchreibt er, ſeiner merkwürdigen Stände wegen ethnographiſch, und daran that er wohl. Es iſt immer gut, die Freunde der Majorate und Primogenituren daran zu erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa, ſo auch in Spanien, älter iſt, als Despotie, und die repräſentative Verfaſſung älter, als die Herrſchaft der Beichtväter. Nun iſt es freilich wahr, daß repräſentative Verfaſſungen, wie ein geiſtreicher Staatsmann ſich ausgedrückt, nichts anderes ſind, als maskirte Republiken; aber was ſoll man thun, wenn nichts übrig bleibt, als die Wahl zwiſchen maskirten und unmaskirten Republiken? Man wählt die erſtere, und lernt eine Maske tragen — was ja ſo ſchwer nicht ſeyn ſoll. Mit den Aragoniſchen Ständen aber, verhielt es ſich, wie folgt. Sie bildeten ſich aus vier verſchiedenen Klaſſen. 1. Der hohe Adel. 2. Der Ritterſtand und der niedere Adel. 3. Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4. Die niedere Geiſtlichkeit. Kein Geſetz konnte in dieſer Verſammlung durchgehen, ohne die Einwilligung derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubniß der Stände, keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden ſchließen, noch Münzen ſchlagen oder ſie verändern. Sie hatten das Recht über alle Zweige der Verwaltung zu wachen, und alle Mißbräuche abzuſchaffen. Die, welche ſich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten ſich an die Stände um Recht zu fordern: dieſes aber nicht als Bittende, ſondern im Tone freier Männer, welche die Bürgſchaft der Geſetze in Anſpruch nehmen. In den Cortes hatte ein Groß-Oberrichter (justiza) den Vorſitz, und deſſen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieſer Groß-Oberrichter, auf einem Throne ſitzend, von den Notablen des Volks (riccos hombres), den Deputirten der Geiſtlichkeit und der Städte umgeben, ſah den König mit entblößtem Haupte ſich zu ſeinen Füßen werfen, um den ihm vorgeſchriebenen, ſo berühmten Eid auszuſprechen. Während dieſer Ceremonie hielt der Juſtiza dem Könige einen Degen auf die Bruſt, und ſagte ihm dann: Wir, die wir ſo viel gelten als Ihr, und mehr vermögen, wir machen Euch zu unſerm Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unſere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht. Der Juſtiza, (deſſen Name, wie man ſieht, eine Art Perſonification der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchſte Ausleger der Geſetze. Nicht blos die untern Richter, ſondern die Monarchen ſelbſt, waren in allen zweifelhaften Fällen genöthigt, ihn um Rath zu fragen, und ſich ſeiner Entſcheidung zu unterwerfen. Man appellirte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Beſitzungen ernannten. Er konnte ohne Widerſpruch jede Streitſache vor ſich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten die Inſtruction fortzuſetzen, und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängniß führen, wo keiner ohne ſeine Bewilligung das Recht hatte, ihn zu ſprechen. Er hatte eine gleich unbeſchränkte Macht über alle Verwaltungs- und Juſtizgegenſtände. Er übte ſogar Aufſicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht ſeine Proklamationen und Ordonnanzen zu unterſuchen, zu erklären, ob ſie den Geſetzen gemäß und auszuführen ſeyen. Er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Miniſter des Königs zur Rechenſchaft ziehen, und ſie verabſchieden. Endlich hatte er die Gewalt, den König ſelbſt vor die Stände-Verſammlung zu laden, und ihn abſetzen zu laſſen, wenn er ſeinen Eid gebrochen. Der Juſtiza ſelbſt, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeverſammlung, Rechenſchaft von ſeinen Handlungen ſchuldig. (Dieſe mißgeſtaltete repräſentative Verfaſſung, die dem Juſtiza eine größere Gewalt gab, als ſelbſt die römiſchen Volkstribunen hatten, und ihn zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entſtehen, wo man mehr die Kraft als den Verſtand der Freiheit hatte. Aber doch ſo viel geht daraus hervor, daß die Spanier, nicht erſt vor drei Jahren, von dem verbotenen Apfel gegeſſen.)

Das Werk des Herrn Simonot unterſcheidet ſich durchaus von dem des Herrn Rabbe. Dieſer ſchrieb mehr für die ſogenannte gebildete Klaſſe; jener ſchreibt für die — petite propriété, pflegen höflich die Franzoſen ſtatt arme Teufel zu ſagen: hier aber wird die petite propriété des Geiſtes verſtanden. Wollte man in einer Bauernſchenke mit Beifall die Geſchichte Spaniens vortragen, müßte man erzählen wie Herr Simonot gethan. Geſunder Menſchenverſtand herrſcht allerdings im Buche; aber es iſt eine ländliche Geſundheit, die ſich in ſonnenbraunen Wangen, einer ſtarken Bruſt, und in derben Fäuſten zeigt. Der Verfaſſer, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialiſch zu Werke, und verurtheilt die Helden der Geſchichte, ohne viele Umſtände nach Kriegsrecht. Es iſt merkwürdig, was dieſer Mann zu ſagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris nichts dabei wagt. Man erſieht doch daraus, daß ſelbſt die Macht der Ultra, ihr nec plus ultra hat. Dieſes Werk, wie auch das Andere, erſchienen als der franzöſiſche Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da ſagen denn beide Verfaſſer, ſie wollten über die neueſten Vorfälle ein kluges Stillſchweigen beobachten. Auch ſchweigen ſie wirklich, ſo viel Franzoſen ſchweigen können — ſie kichern ſtark. Jezt werden andere kichern, und die Verfaſſer müſſen ſich mit dem Spruche Göthe's tröſten: „Was man in der Jugend wünſcht, erreicht man im Alter in Fülle" — Spanien aber hat von ſeiner früheſten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke, verdiente wohl in das Deutſche überſezt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutſchland die Geſchichten bearbeiten ſollte. In der Fabrikation guter und wohlfeiler Bücher ſind uns die Franzoſen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geiſtes iſt, thut es den Franzoſen Noth, ihren Geiſt zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutſchen aber thut Noth, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geiſt nicht überfließe.

XX.

Fortgeſezte Reiſe nach Hammelburg oder meine harten Schickſale im Kautzen-Land. München 1818, bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dankt dem Himmel, hier giebt man uns einen deutſchen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur den erſt, dann iſt der Ernſt auch nicht mehr fern. Mit allen den Wäſſerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeſchliffenen Xenien unſerer Spötter zerbrachen faſt ſchon beim Federſchneiden, um wie viel weniger waren ſie zu Brodmeſſern oder gar Schlachtſchwertern zu gebrauchen. Deutſche und Unglückliche können auch witzig ſeyn, aber ſpaßhaft ſind nur frohe, freie und ſatte Menſchen. Dieſer liebe Reiſende nach Hammelburg hat den Muth ich zu ſagen, und das verſpricht ſchon etwas; denn was ließe ſich von jenen furchtſamen Menſchen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Geſellſchaft reden, weil ſie ſich nicht erkühnen, die Verantwortung des Geſagten auf ſich allein zu nehmen? Er *kitzelt* unſere Zeit an ihren ſchwachen Seiten und macht ſie lachen. Wahrlich ſehr wohl gethan! Dieſe vortreffliche Art vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreiſen, damit ſie aufkomme und zur Sitte werde. Es iſt ohnedies nicht der üble Geſchmack der eine Arznei heilſam macht, ihre Wirkſamkeit beginnt ja erſt *hinter* dem Gaumen.

Was der Verfaſſer über Stände geſagt, das möge ihm Gott wegen ſeines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch beſſer Feudalſtände als gar keine! Um unſere Freiheit einzukeltern ſind uns zuvörderſt leere Fäſſer nöthig, und dazu wenigſtens bleiben doch die alten Stände dienlich.

XXI.

Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823.

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menſchen, und von dieſem beſiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüthen, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umſtrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, ſich bald in ihm fangend; ariſtokratiſcher Uebermuth dem Volke, und ariſtokratiſche Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heilloſe Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantaſie, des Volkes Freiheit verrathend, und altehrwürdige Patrizier, Machtgewohnt, die Freiheit des Volkes vertheidigend; alles was die neuere Kriegskunſt ausgebildetes hat, in Verbindung mit dem, was die ältere rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, ſtark gerüttelt, ſich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend —

das iſt der Stoff, der ſich einem Geſchichtſchreiber der Schweizeriſchen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdig ſchön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereigniſſe lernte er durch Reiſen genau kennen, und er ſchildert ihn in einer Sprache, die nordiſche Kraft mit ſüdlicher Anmuth verbindet. Die Begebenheiten ſelbſt, ſchöpfte er aus Zſchokkes Werken, aus Planta, Poſſelts Annalen und andern guten Quellen; auch hatte er ſich mündlicher Aufſchlüſſe des Generals Deſolles, Moreaus Adjutanten, zu erfreuen. Iſt es eine große Aufgabe jedes Geſchichtſchreibers, ohne Haß und ohne Liebe zu ſchreiben, ſo hat Herr Raoul-Rochette noch eine größere gelöſt: er hat gehaßt was haſſenswürdig, geliebt was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenſtande ſeine Neigung geändert. Er iſt zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe, die Reihen für die er ſtritt, weil ſie das Recht verließ, und geht mit dieſem zum Feinde über. Er bleibt ſich gleich in ſeiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende, und verkennt ſogar nicht, was in Buonapartes Mediations-Akte, die der Schweiz den Frieden wieder gab, Billiges und Verſtändiges geweſen. Faſt mit Leid ſieht der Leſer dieſen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes ſich nahen, weil mit ihm auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul-Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht ſündlich wäre, ſo wäre es die, mit der wir dieſes Lob ausſprechen. Es iſt eine wunderliche Zeit in der wir leben, und gar wunderliche Menſchen leben in ihr! Wie man ſonſt Tugend heuchelte, heuchelt man jezt Laſter; wie man ſonſt die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jezt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die ſchlimmere ſey, die welche den Schein des Guten, oder die welche den Schein des Schlechten annimmt — hat Herr Raoul-Rochette entſchieden. Die Grundſätze der Servilität die er heuchelt, beleidigen den rechtlichen Leſer weit ſtärker, als die welche die wahren Knechte unter dem Scheine guter Geſinnungen verbergen. Darin iſt eben die Schadenfreude mit der wir ſein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es gut! Herr Raoul-Rochette aber ſpricht: mißdeutet mein Werk nicht, lieben Brüder, ich meine es ſo gut nicht, als es ſcheint. Die Schweizer, ein freies, tapfres, verſtändiges, biederes und glückliches Volk hat ſeine Freiheit, ſeinen muthigen Sinn, ſeine Aufklärung, ſeine Bürgertugend und ſein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer ſolchen, die nicht wie die franzöſiſche, in Greuel endlich ausartete, ſondern mit einem Meuchelmorde begann. Und dieſes Volk und ſeine Geſchichte preiſt Herr Raoul-Rochette, und er thut dies mit einer ſolchen Begeiſterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß ſein Herz einverſtanden iſt mit ſeiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie ſeiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er ſich ketzeriſchen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen und ſpricht wie folgt.

«...Doch muß ich erklären, und meine Leſer werden es leicht wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorſtellung dieſes Werk mächtig beherrſcht: es iſt der Haß gegen Revolutionen. Ueberzeugt wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die ſie erleiden herabwürdigen, welchen Gewinnſt für Gewerbfleiß und politiſche Aufklärung ſie auch ſpäter daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, dieſe Idee überall einzumiſchen, doch ohne ſie je deutlich auszuſprechen....» Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, ſo theilt er nur die Abneigung aller redlichen Menſchen, es iſt keine Idioſynkraſie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Revolutionen, wer das Fieber? Aber ſich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette iſt zu beſcheiden, wenn er nur auf Leſer rechnet, die gleich Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts ſehen, als betäubenden Straßentumult, koſtſpieliges Fenſtereinſchlagen, und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Waſſer die Felder und Saaten des Landmanns überſchwemmen, wenn ſtürzende Lawinen ſein Weib und Kind erſchlagen: ſo iſt das die Schuld des Frühlings nicht, es iſt die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt, und Eis auf Eis gehäuft hat. Iſt darum ein ewiger Winter mit ſeiner Stabilität und dem ſtillen Gange der Dinge über die hohe weiche Schneedecke, dem Frühling vorzuziehen? Die erſten Verbrechen der Freiheit, waren überall die lezten der Tyrannei. Herr Raoul-Rochette ſagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzoſe zu ſagen! Er wagt zu verkennen, daß ſeit der Revolution das ſittliche Leben der Franzoſen in Hütten und in Palläſten ſich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs XVIII. ſittlicher iſt, als die aller frühern Könige war! Oder wäre der Charakter der Niederländer, der Britten und der Nord-

Amerikaner ſeit ihrer Revolution ſchlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker die ſie erlitten, entartete, das waren aber ſolche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römiſche Volk ſchlecht geworden. Spanien erlitt in den lezten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette ſelbſt ſoll entſcheiden, wann das ſpaniſche Volk kanibaliſcher gemordet, ob im Frühling 1821, oder im Herbſte 1823!

Herr Raoul-Rochette möchte gern ſelig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamiren ſucht. So hat er, wie er ſelbſt erklärt, Zſchokkes Werke viel benuzt, und nicht blos von den Thatſachen, die ihm dieſer freiſinnige Schriftſteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, ſondern er iſt auch, wie man auf hundert Seiten ſeines Buches wahrnimmt, den Anſichten und dem Geiſte Zſchokkes gefolgt. In der Luſtral-Vorrede aber ſagt er: «Ich muß erklären, daß die Anſichten des Herrn Zſchokkes von den meinigen ſehr abweichen.» Doch etwas Anderes als ein Lächeln erregt der Verfaſſer, wenn er, um den niedrigen Leidenſchaften ſeiner Partei zu ſchmeicheln, den edlen Lafayette auf die gemeinſte Art herabwürdiget. Er vergleicht ihn mit dem Berner Oberſten **Weiß**, der im Anfange der ſchweizeriſchen Revolution eine Rolle ſpielte, und ſagt: «Der Oberſt von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwartung keiner befriedigte . . . kriegeriſcher Schriftſteller und friedlicher General, und ganz ſo an die Spitze der ſchweizeriſchen Revolution geſtellt, wie der General Lafayette an der Spitze der franzöſiſchen ſtand, damit in beiden Ereigniſſen alles gleich ſey.» Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedlicher Schriftſteller, und er ſchwiege in den Kammern, aber ein kriegeriſcher General — wie **Berton** einer war. Die kugelfeſten **Geiſter** der Revolution ſind ihnen ſehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern manches ſagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: **Wer da?** immer antwortet: **guter Freund!** ob er es zwar nicht iſt — ſo verſchweigt er auch manches, was er denkt aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand, geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg ſuchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, ſogleich verbirgt er das Licht, und geht im dunkeln weiter.

So ſagt er gegen das Ende ſeiner Geſchichte: «Der lezte Akt dieſes denkwürdigen Dramas, den wir noch zu ſchildern haben, wird uns mehr, als eine wichtige Lehre geben. Wir werden ſehen, daß durch eine jener ſonderbaren Verwicklungen, worin ſich der menſchliche Verſtand verliert, die ſonſt aller Orten beſiegte und unterdrückte Partei der Ariſtokratie, im Schooſe der älteſten Demokratien Europens, friſche Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, ſich mit der Freiheit verbindend. in der Schweiz faſt einen vollkommenen Sieg erlangt.» Es iſt offenbare Ironie, wenn ſich der Herr Verfaſſer verwundert anſtellt, daß die Schweizer-Ariſtokratie an dem republikaniſchen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihn nun zu zeigen, daß wir ſeine Ironie verſtanden, wollen wir ihm ſagen, was er dabei gedacht. Die Ariſtokratie iſt überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, ſie hat nur Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Ariſtokratie beherrſcht wird (ſey es auch unter dem Namen eines Fürſten) wird in jedem Vertheidigungskriege beſiegt werden. Denn da ſtehende Heere ein Land nicht zu ſchützen vermögen, ſondern dieſes nur das Volk in Maſſe vermag, opfert die herrſchende Ariſtokratie lieber das Land auf, als daß ſie einen Widerſtand des Volkes in Anſpruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlich werden könnte. Weil aber der Feind, der ein Land erobert, und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine beſſere Herrſchergehülfen finden kann, als in der einheimiſchen Ariſtokratie, wird dieſe an Macht immer ſo viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte ſich Bern gegen die andringenden Franzoſen ſo unentſchloſſen und feige benommen, und darum hatte es, trotz ſeiner Schwäche, in dem Untergange der ſchweizeriſchen Freiheit, einen Zuwachs ſeiner Macht gefunden.

Herr Raoul-Rochette ſagt noch ferner in der Vorrede: er hoffe, der Scandal der Theilung Polens, werde ſich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Alſo wäre zu fürchten?... In ſolcher Gefahr müſſe die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten. Que la Suisse sache donc respecter elle même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée,» iſt in großen Buchſtaben zu leſen. Dieſes quos ego! möge man ja nicht verſchmähen! Herr Raoul-Rochette mag gute Bekanntſchaften haben; er mag wiſſen, was er ſagt.

XXII.

Etwas aus den Papieren des deutſchen Michels. Aus dem Franzöſiſchen. Germanien 1819.

Schon die breite Quartform dieſer Blätter, ſtellt maleriſch den vierſchrötigen deutſchen Michel, und das „aus dem Franzöſiſchen,“ und das „Germanien,“ ſeine Vorſicht und Preßfreiheit dar. Es iſt närriſch, daß, wenn es heißt, „gedruckt in Germanien,“ Niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt iſt; ſo ſehr iſt Germanien ein fabelhaftes Land. Das Buchlein iſt gar nicht teleologiſch, es hat keinen andern Zweck, als ſich ſelbſt, und iſt ſo wenig rezenſir- als hof-fähig, Erſch hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Literatur-Zeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermiſchten Schriften miſchen. Der deutſche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber ſehr angenehm und treuherzig. Der Idee Maſſenbach's, einen National-Pallaſt aufzuführen, worin alle deutſchen Prinzen der

Hof-Erziehung entzogen würden, wird die freie Stadt Frankfurt, dieſe lederne Wetterſcheide Nord- und Süd-Deutſchlands, dieſes ſtille Land, voll unbewaffneter Neutralität, dieſer Kaſtrat mit der ſchönſten Fiſtelſtimme, in den vierſtimmigen Geſangſtücken der Bundesverſammlung, zum Bauplatze angewieſen. Alle Lehrer, die an dieſer Fürſtenſchule angeſtellt werden, müßten ſich als Anhänger der Legitimität legitimiren, doch werden die »liberalen Huſaren,« die ſich in Göttingen ſo erſprießlich gezeigt, nicht zurückgewieſen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Urſache.

XXIII.

Islaor, oder der chriſtliche Barde. Galliſche Novelle von N. A. von Salvandy, verdeutſcht von Fr. K. Freiherrn von Erlach. Heidelberg bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erſcheinen dürfen, oder nur verſchleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchem ſie dem Verbote und zugleich der Strafe für deſſen Uebertretung entgehen. Daher jene tauſend Märchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürſten ſchmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geiſt zu belehren. Dem Occident bringt gleiche Noth gleiche Hülfe, und wir werden unſere tauſend und eine Nacht bald vollzählig haben. Das muß man wiſſen, um manches Dichterwerk der neuern Zeit gehörig zu verſtehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandys und den Verfaſſer ſelbſt nicht zu mißdeuten. Dieſer achtungswerthe Zögling des edlen Chateaubriand, wollte den ſchrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion, ſchildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römiſchen Kaiſers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen geſcholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich geprieſen. Salvandy wußte ſich von dem böſen Willen Voltaires frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrthume der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn ſo weit abſtehende Zeiten eine Vergleichung zu laſſen, verband römiſche Kraft mit griechiſcher Anmuth, er war ein Held und ein Weiſer: aber er regierte und ſtarb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling, mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hoch ſtellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens, als die erſte aller Tugenden prieß. Julian verkannte das Chriſtenthum, weil er ſeine Zeit und die Menſchheit nicht verſtanden, an deren Spitze er war. Das Chriſtenthum war als das Heil einer kranken Welt, erſchienen und Julian, die Hülfe welche dem Uebel nachfolgte, für die Quelle des Uebels anſehend, glaubte die Krankheit zu entfernen, wenn er die Arznei wegwarf. Darin hat er ſich vergangen; aber was nur ein Verbrechen ſeines Geiſtes war, hat Salvandy als ein Verbrechen ſeines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfaſſers zu mildern, denken wir, er habe es gefliſſentlich begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen einen Todten, oder zu ſchweigen und empfindungslos gegen alle Lebenden zu ſeyn: er wählte das erſtere und tadelte einen Fürſten, vor deſſen Rache er ſicher war.

Zu jener Zeit als Julian das Chriſtenthum verſpottete, ſeine Diener aber, wie ſolches immer geſchieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters ſchmeichlend und ſie vergiftend die Chriſten grauſam und blutig verfolgten, lebten in Gallien, an der Küſte der Normandie, Islaor ein Krieger und Armina, ſeine Geliebte. Beide dem Chriſtenthume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und ſtarben ſie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märtyrertode, erzählt das gegenwärtige Buch.

XXIV.

L'exalté, ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Herr Picard tauſend und tauſend Mal um Entſchuldigung, daß er ſich die ſehr große Freiheit genommen, das Wort exalté, als Subſtantiv zu gebrauchen, ob es zwar ſeit dem Entſtehen der franzöſiſchen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjectiv angewendet worden. Er ſieht ſeinen Fehler ein; ſagt aber, man habe dieſen Fehler ſchon öfter begangen. So hätte man sot und andere Adjective ſubſtantivirt, ohne daß dieſes beſtraft worden wäre. Wir Deutſchen verzeihen dieſe kleine Sünde dem guten, reuigen Herrn

Picard; hätte er ſich nur ſonſt brav aufgeführt! Aber Himmel! was franzöſiſche Akademiker ſpaßhaft ſeyn können! Was ſie Allotria treiben! Deutſche ſind Elephanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergeſſend, ſich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablaſſend. Und ſtünden ſie am erſten Mai auf der Terraſſe von Iſola Madre, und ſprächen ſie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrichs: ſie ſprächen immer von der Analyſis des Unendlichen, von Babyloniſchen Keilſchriften oder andern offiziellen Dingen. Romane ſchreiben ſie nie. Warum aber ſollte ein Akademiker keinen Roman ſchreiben dürfen? Nur muß er gut ſeyn, und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegvater deutſcher Leihbibliotheken ihn überſetzen, dann würde er die Leſer, ſeinen Verleger und ſich ſelbſt betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatiſcher Dichter, ein Mann von ſechszig Jahren, ein geborner Pariſer, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt — daß ein ſolcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht beſſer zu behandeln verſtand, iſt ein wahres Wunder. Man ſollte glauben er hätte nur das Dintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hülfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman zu ſchreiben.

Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) vor der Revolution geſchrieben! Dieſer Verfall des Geiſtes iſt natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jetzt iſt ſie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die ſchönen Augen ſeiner eigenen Frau ſchön beſungen. Wer ſich auf Menſchen und Dinge nur etwas verſteht, wird es dem Buche ſchon an der Stirne anſehen, daß ſein Inneres nicht gut iſt. Der Titel iſt das Kains-Zeichen. Es kann wohl ein Menſch in verſchiedenen Verhältniſſen verſchiedener Zeiten, den Schwärmer ſpielen; aber es ernſtlich ſeyn, das kann er nicht. Es iſt nicht möglich, daß einer zugleich für Ludwig XVI., für die Revolution und für Napoleon ſich exaltiren konnte, um ſo weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entſprungen, in reiferem Alter ſich verlieren mußte. Herr Gabriel Deſodry iſt weiter nichts, als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, und als er eben die Weihe bekommen ſollte, läßt er den fungirenden Biſchof in der Kirche ſtehen, und tritt in die Welt zurück, um ſein Liebchen zu heirathen. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant, und darauf ein kaiſerlicher Höfling.

Endlich ſtirbt Herr Gabriel Deſodry eines langweiligen proſaiſchen Todes. Bei einem Hof-Feſte nämlich, das Kaiſer Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Deſodry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte, und in ſeidenen Strümpfen, einer komiſchen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet ſich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungen-Entzündung, und ſtirbt, nach der Fieber-Ordnung am vierzehnten Tage. Ein ſo exaltirter Menſch, hätte ſich um keine kritiſche Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette ſterben ſollen, ſondern beim Rückzuge über die Berezina, wo ſeine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantiſche Philoſophie hatte ſich Deſodry exaltirt. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt er nach München, und lernt dort an einer Wirthstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philoſophiſcher Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantiſchen Philoſophie, und machte unter dem Eſſen den Gabriel Deſodry mit den Geheimniſſen des Abſoluten bekannt: «Bientôt il se passionna pour l'Absolu.» Deſodry, ſich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutſche Univerſität. Herr Picard malt die deutſche Univerſität nach der Ratur. Eine Univerſität iſt nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Profeſſoren wohnen. Der Hof des Gebäudes iſt mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel ſpielen. Deſodry geht zum Rektor Müller. Dieſen findet er mit ſeiner Tabackspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauſcht ſich in Bier und nöthigt den Fuchs Deſodry mit ihm zu trinken. Unter Profeſſor Tilmans Leitung ſtudiert der Franzos die Kantiſche Philoſophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel, ein ſchönes Frauenzimmer, unter Blumen und Lämmern romantiſch hingelagert. Es war die Romantiſche eine junge Pfarrerswittwe. Sie hatte Werthers Leiden" in der Hand. Deſodry macht ihre Bekanntſchaft, ſentimentaliſirt, philoſophirt mit ihr, verliebt ſich in ſie, findet Gegenliebe und iſt nahe daran ſie zu heirathen. Da entdeckt er, daß Profeſſor Tilman ſein glücklicher Nebenbuhler iſt, und der Betrogene ruft aus: « Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique et l'absolu? » Allzuſtrenger Herr Picard! Führte das Abſolute zu nichts ſchlimmern, als zu einer ſchönen Pfarrerswittwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heirathen: dann wäre das Abſolute gar eine ſo ſchlimme Sache nicht. Aber das Abſolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?

XXV.

Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824. Von F. C. H. L. Pouqueville, ehemaligem General-Conſul von Frankreich bei Ali Paſcha von Janina. Teutſch, herausgegeben von Dr. J. P. Hornthal, ordentlichem Profeſſor der Rechte. 4 Bände mit Karten und Abbildungen. Heidelberg, bei Winter. 1824.

Wir Andern, welchen das Gleichgewicht von Europa keine ſchlafloſe Stunde macht — denn wir vertrauen feſt, auf Gott, Newton und das Gravitationsſyſtem, daß ſie die europäiſche Menſchheit, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen laſſen — wir wünſchen den Griechen Sieg und Heil, und den Türken ſchmählichen Untergang, und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in Wien, in ſeinem in Wien erſchienenen

Werke: «des Osmaniſchen Reichs Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung,» dieſe Staatsverfaſſung und dieſe Staatsverwaltung hochgeprieſen hat. Iſt Freiheit das unerſetzliche Nahrungsmittel der Völker, welches Volk hat mehr daran gehungert als das griechiſche? Brauchte Freiheit erſt verdient zu werden, wer hätte ſie mehr verdient als die Griechen? So herrliche glänzende Thaten ſind von ihnen geſchehen, daß die ihrer Vorfahren, mit all dem Schmucke den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblaſſen und unanſehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott ſtand an ihrer Spitze, der unbeſtechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der Liſt, nicht mit der Schmeichelei ſich abfindet. Wie ſie mit den mahometaniſchen Türken fertig geworden, werden ſie es auch mit den andern werden. Und würden ſie es nicht, ginge der lezte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; ſie ginge nicht verloren. Für die Habſucht und Herrſchbegierde einzelner, wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergoſſen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes Saamenkorn in weit entfernte wüſte Länder, und befruchtet ſie — ſo die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geſchichtſchreiber der Griechen zu ſeyn. Durchdrungen vom Geiſte der alten Zeit, und angeeckelt von der Seelenloſigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu würdigen. Er verſteht ſich auf die Freiheit, denn er war in der beſten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als franzöſiſcher General-Conſul in der Nähe Ali Paſcha's von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er Staatsmann *war*, und daß er es *geweſen*. Pouqueville hat aber den Ali Paſcha zu ſehr mit europäiſchen Augen angeſehen. Dieſer war ein Naturtyrann, mit dem ſich nicht rechten, mit dem ſich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch ſeine guten Seiten. Es iſt wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab ſein Würgen auch nur für Belieben aus, und er entweihte das Geſetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, ſprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität, und nahm alle Verantwortlichkeit auf ſich allein. Er betrog nur die Menſchen, aber den Himmel ſuchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit, und ließ ſeine beſtimmten Schlachtopfer, ehe er ſie abthat, nicht Jahre lang von Polizei wegen proviſoriſch ſchmachten, bis aus andern Welttheilen alle erotiſchen Beweiſe der Schuld herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei, ſeine Tyrannei überſchritt nicht die Gränze ſeines Landes. Wo ſeine Grauſamkeit, ſeine Habſucht und Herrſchbegierde endigten, da hörten auch ſeine Uebelthaten auf; aus Dummheit und Pedanterie hat er keinem Wehe gethan. Er gab ſeinen Söhnen eine gute chriſtlich-europäiſche Erziehung. Aus einer Aeuſſerung eines ſeiner Söhne, Muktar's, ergiebt ſich dieſes deutlich genug. Als man ihm einſt bei einer gewiſſen Veranlaſſung das Journal de l'Empire überſetzen mußte, wo er, wie ſeine Familie, etwas ſtark mitgenommen war, brach er in Verwünſchungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunſt aus, die er Voltaire zuſchrieb. «Nur wir Paſcha's, rief er, ſollten leſen und ſchreiben lernen; hätte ich einen Voltaire in meinen Staaten, ich würde ihn aufknüpfen laſſen, und fände ich Jemand der mehr wüßte als ich, ſo müßte er ebenfalls ſterben.» Verwünſchen wir den Vater eines ſolchen Sohns ſchon aus Höflichkeit nicht; und da die Griechen dem Ali Paſcha ihre Freiheit verdanken, möge ſeine Aſche in Frieden ruhen.

Pouqueville macht uns auch mit Ipſilanti bekannt, dem lebendig Begrabenen, dem betrogenen Betrüger, der es wie ein Narr gewagt, der Vertraute der Hinterliſt zu werden, und dem das

Werk mißlungen, weil er das Kreuz nur auf, nicht in der Bruſt getragen. Dann lernen wir die Hetäriſten kennen, deren Seiden, die heilige Schaar genannt, nur zu ſterben, aber nicht zu ſiegen vergönnt war. Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verſchwörung zur Freiheit geführt. Wo Wünſche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif ſind, da bedarf es keiner Verſchwörung, wo dieſes nicht iſt, nüzt ſie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu ſtürzen, dann wird ſie nur eine neue an dieſe Stelle ſetzen, weil jeder geheimen Verbindung ariſtokratiſche Verderbniß inwohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes beſteht nur in der perſönlichen Freiheit der Bürger; darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in ſeinem Lebenskreiſe, und überlaſſe das übrige dem Himmel und der Zeit. Die Griechen und wir mögen die Vorſehung dafür preiſen, daß Griechenland weder dem Mäkler Ypſilanti noch der Brüderſchaft der Hetäriſten ſeine Befreiung zu verdanken hat.

Herr von Hornthal hat Pouquevilles Werk mit einer herrlich kräftigen Vorrede geziert; nur müſſen wir, das was er verſchwiegen, ſo zu leſen wiſſen, wie das was er geſagt. In dieſer

Zeit des Druckes ſind Worte Wegweiſer zu Gedanken, die der Verſtändige zu finden weiß. Da wo der Vorredner von der Griechen gutem Rechte ſpricht, ſagt er unter andern: »Aber jene im Finſtern thätige und gewaltige Gegenmacht, welche unabläſſig mit aller Kraft und jeglichem Mittel jede ſittliche Erhebung, jeden edlern Aufſchwung, jede Feſtigung des Rechtes, jede Förderung der Freiheit, und ſomit jede Hervorbringung des wahrhaften Chriſtenthums zu vernichten ſtrebt, weil ihre Genoſſen, ſelbſt keines ſittlichen, freien, großartigen Gedankens, keines ächtchriſtlichen Glaubens an eine höhere Bedeutung und edlere Güter des Lebens, keiner ächtmenſchlichen Begeiſterung für deren Erwerb und Bewahrung, keines Begriffes von einer dafür ſich freudig aufopfernden Volkserhebung fähig ſind, und daher mit vollem Rechte in alle dieſem den gefährlichſten unbezwinglichſten Feind ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Verworfenheit erblicken — dieſe Gegenmacht blieb auch hier nicht unthätig.» So iſt es, und ſchlimm, daß es ſo iſt! Die Führer der Menſchheit legen ihr Hemmketten an, ſo oft ſie bergauf geht; niederwärts aber überlaſſen ſie ſie ungehindert der reißenden Fahrt, mögen auch nur Trümmer zum Ziele gelangen — Griechenland und Spanien! Gerechter Gott! wie vergnügt ſind ſie mit Spanien. Sie ſagen: es ſey freilich ein Schlachthaus, worin es nicht gut rieche; aber ſie hätten doch wenigſtens »das Prinzip gerettet.« Man braucht Pouquevilles Werk nicht erſt zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die Liebe zu ihr iſt jedem angeboren. Europa wird das Buch mit Begierde leſen, die Deutſchen zumal werden es verſchlingen; denn dieſe haben mehr Zeit als Engländer und Franzoſen, ſich um die Freiheit fremder Völker zu bekümmern.

XXVI.

Der ewige Jude.

Deutſche wie Affen, wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe ſie zuknacken. Sie ſpielen ſo lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber ſie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indeſſen haben ſie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen ſie auf den Kern. Dieſer Kern iſt das Leben, und die Schale das Buch. Man iſt den Deutſchen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geſchälte Nuß giebt, ſie lieben das Krachen. Iſt die Holzſchale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann ſind ſie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch ſind ſie am meiſten lüſtern, ſie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That ſchön lang, und freuen ſich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer ſie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, ſondern ſchreibe, und wer ſeines Erfolgs gewiſſer ſeyn will, der rezenſire. Aus dieſem Grunde habe ich einige Anſichten über die verwetterte Judenſache, in Form einer Rezenſion eingekleidet, dieſe aber darum der ewige Jude überſchrieben, weil ich tauſendmal in meinem Leben, zu dieſem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, iſt das Wort Jude, der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältniſſe, aller Geſpräche, jeder Luſt und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdiſcher Handelsmann ſeine Zahlungen ein, ſo machen die Gerichte bekannt: Die jüdiſche Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingeſtellt. Iſt ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdiſcher Nation, Advokat jüdiſcher Nation. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, ſo heißt es: ein Jude war's. Zeichnet ſich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann ſagen die Spötter: er bleibt doch ein Jude, und die Gutgeſinnten ſprechen: er mache ſeiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und beſtellt ſich einen Rock, ſo bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Iſaac habe ſich ein ähnliches Kleid machen laſſen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, ſo erzählt ihr der Gärtner, Frau Eſther habe ihm vor einigen Tagen einen Roſenſtock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengaſſen für jene Aus- und Einziehenden, und ſchwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdiſchen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den chriſtlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile ſind, und gar nicht an Juden denken, ſezt man ſich dort an eine Wirthstafel, und ein Reiſender aus Frankfurt ſizt unter den Gäſten, ſo kann man wetten, daß noch ehe das Rindfleiſch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Geſpräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, dieſe Narrheit ſchon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde ſich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemitleidend, wie ich, auszurufen: Der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich ſtecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen deſſen Theilen, aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holſt. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg (459 Seiten.)

Der Verfaſſer ſagt in dem Vorworte: er hoffe, der deutſchen Literatur ein klaſſiſches Werk geliefert zu haben. Dieſes uneigennützige Geſtändniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer ſolchen Aeuſſerung, das Bureau der deutſchen Klaſſiker in Carlsruhe nicht ſäumen werde, ſein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt verſichere, daß die Schrift ſeines Verlages durchaus nicht klaſſiſch ſey, und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Vertheidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünſchen, jenes gegen die Juden feindlich geſinnte Werk wäre in der Form eines ſaubern, mit Kupfern gezierten Taſchenbuches Gegenliebe und Freundſchaft, auf das Jahr 1821 erſchienen, damit es chriſtlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn dieſe hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eignen geſetzgebenden Männer günſtiger zu ſtimmen geſucht. Wer da glaubt, nur derjenige zeige ſich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Jugendfreunde wie alle Jugendfeinde auf, für die Sache, welche ſie hier und dort die Gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holſt zu leſen; aber ſo, daß ſie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos ſpielend, die Gänſeblümchen darauf pflücken. Der Verfaſſer hat ſein ſtaatswiſſenſchaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börſenhalle, zu einem Handelsſchiffe, einem philoſophiſchen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er ſich und ſeinen Freunden ein Luſtfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobei alle die Verwirrung herrſcht, die wir früher am Landſturme, da er ſich erſt verſuchte, geſehen haben. Der Vordermann ſtößt dem Hintermanne ins Geſicht, der Hintermann ſchießt den Vordermann todt. Es iſt dieſes im wörtlichſten Sinne wahr; ein Paragraph ſtößt dem andern an den Kopf, und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen, im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber ſo ausgedehnte Beſitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfaſſer ſich aus dem freien Felde zurückzieht, begiebt er ſich hinter die Schanze ſeiner Unverſtändlichkeit und iſt gedeckt. Man kann die Feſtung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Waſſergraben umgiebt das Werk; man kann ſie nicht aushungern, denn ſie hat ſich mit dem ganzen Talmud verproviantirt. Der Verfaſſer iſt ein rechtgläubiger Kameraliſt aus der baufälligen Schule des v. Juſti; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine ſchwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Chriſten ſeyn müßten, iſt ihm die höchſte Staatsweisheit. Wenn Geiſtloſigkeit aus Liebloſigkeit entſpringt, dann verzeihe ſie wer da wolle, meine Milde reicht nicht ſo weit.

Der Judenhaß iſt einer der pontiniſchen Sümpfe, welche das ſchöne Frühlingsland unſrer Freiheit verpeſten. Man ſieht die hoffnungsvollſten Freunde des Vaterlandes, mit bleichen Geſichtern krank umherwandeln. Der deutſche Geiſt wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutſche Gemüth keucht in feuchten Marſchländern. In unſerem Herzen iſt holländiſche Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es ſo iſt; denn nicht der Geiſt, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden iſt auch der Wetzſtein, an dem jeder ſtumpfe Sinn ſich ſcharf zu ſchleifen, und jeder ſcharfe ſich abzuziehen geſucht; aber der Stein iſt zu hart, die ſcharfen Geiſter haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen ſie nicht auszuwetzen vermocht. In dieſem Streite der Meinungen wird wie immer, die Zeit ſiegen —

und die Liebe behält immer Recht, denn ſie allein iſt unſterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holſt iſt eine Sammlung alter Anſichten, mit kaum noch ſichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmuz anklebt, den die tauſend Hände, durch welche ſie gegangen, abgeſezt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb mit welchem ſelbſtgeſchaffne Vorſtellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu ſchreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des leztern darf man ſich freuen; es iſt gut, daß endlich die deutſche Wiſſenſchaft ſich ſo eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geiſtlos ſeyn kann, ohne zugleich ſittenlos zu ſeyn. Eigentlich verſtehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianiſchen Philoſophie des Verfaſſers zu begegnen hat. Alle ſeine Reden ſind kantirt — ich meine nicht candirt (überzuckert), ſondern in Art und Weiſe des Kant, wobei die reine Vernunft ſo lange kritiſirt wird, bis ihr kein weiſſer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holſt im Zuſammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in ſeinem

Hauſe gar nicht zu recht finden, und werde darum nur bald an dieſe bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, ſollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verſtanden, ſo verſpreche ich gleich jezt, ihm darin nicht zu widerſprechen.

Sein Buch iſt eigentlich kein practiſches, ſondern ein metaphyſiſches Hep Hep; denn die Deutſchen pflanzen ihre Grundſätze lieber durch Saamen als durch Setzlinge fort. Die Schrift iſt eine Schlange, die ſich ſelbſt in den Schwanz beißt, keinen andern verwundet der Verfaſſer als ſich allein. Er theilt die Welt in zwei Theile, und nennt den einen Judenthum, den andern Nicht-Judenthum. Das Nicht-Judenthum iſt ihm das feſte Land, woraus Blumen und Kräuter ſprießen, Vögel ſingen, Quellen murmeln, und harmloſe Schäfer ſchuldloſe Tage leben. Das Judenthum aber erſcheint ſeinem ſchwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Hayfiſche rauben und heuchleriſche Krokodille betrügen. Es iſt ihm eine Kloacke voll ſtinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht als ſeiner Sache gut iſt; denn der unterirdiſche Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geſchaffen, ſie wurden ihm zugeführt. Der Verfaſſer ſpricht wie alle ſeine Vorgänger im Verfolgungs-Amte. Er ſagt: Haß, Neid, Geiz, Habſucht, Bosheit, Betrug, Rohheit, Gottloſigkeit und alle übrigen Laſter wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menſchen unter ihnen, allein dieſe wären nicht als Juden anzuſehen, ſondern gleichſam als Chriſten. Auch ſey nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menſchlichen Geiſtes und Herzens auch unter den Chriſten anzutreffen wären, aber ſolche verworfene Menſchen wären keine Chriſten, ſie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch ſo ſprechen? Sie könnten ſagen: « Habſucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldſamkeit und die andern ungenannten Laſter haften auf den Chriſten. Es giebt wohl einige, die davon frei ſind, das ſind aber edle jüdiſche Seelen, und nicht als Chriſten anzuſehen. Auch unter uns giebt es Taugenichtſe, allein ſolche Ruchloſen verdienen den Namen Juden gar nicht, ſie ſind Chriſten. » Nun, wenn das nicht toll iſt, ſo ſperrt euere Narrenhäuſer weit auf, und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß ſie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftſteller werden. Wenn es euch Freude macht, ſo theilt immerhin die Menſchen in Schaafe und Böcke ein, und ſtellt die Einen rechts, die Andern links; wenn ihr aber erklärt: alle die rechts ſtehen, ſind Schaafe, und die links ſtehen, Böcke — ſo iſt das ja entſetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menſchen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird unterſucht: « Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in beſonderer Beziehung auf Judenthum. » Man muß dem Verfaſſer die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ihm gelungen iſt, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrſcht, ſehr anſchaulich zu machen. Seine Gedanken ſpielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhaſcht, ſo werden ſogleich dieſer die Augen verbunden, und ſie tappt eben ſo unwiſſend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zuſehen. Mein ſchwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffaſſen können. Vormals durften ſich die Juden keiner Pferde zum reiten bedienen; wollten ſie einen Degen tragen, ſo mußte es an der rechten Seite geſchehen; wollte ein reicher Jude mit vieren fahren, ſo ſollten die Pferde hintereinander geſpannt werden; bei Krankheiten mußten ſie in den Lazarethen die von Chriſten zubereiteten Speiſen genießen, ſo groß auch ihr Gräuel vor denſelben ſeyn mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die chriſtlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter ſchwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuſchlafen. (Dieſes vortreffliche Mittel, in den Kirchen die ſchädliche Wirkung des Paſtoral-Opiums zu verhindern, ſollte die mediziniſche Polizei auch gegen Chriſten anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Ausſage, deſſen Namen und Wohnort er nicht wußte, ſo mußten alle Juden des Orts demſelben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der vornehmſte in jeder Judengemeinde dreimal im Jahre an den Kirchthüren eine Maulſchelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen beſondern Leichen-Zoll erlegen; (den Griechen nachgeahmte Sitte — auch Charon erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterſchiede, daß bei den Griechen das Geld den Todten, bei den Chriſten aber den lebendigen Schazmeiſtern in den Mund geſteckt wurde!) getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften, wurde mit dem Feuertode beſtraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechſels in das Haus eines Chriſten liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Chriſt Acceptant war, ſolchen holen; die Gültigkeit eines Injurien-Prozeſſes fand ſchon dann ſtatt, wenn ein Chriſt einen andern einen Juden hieß, (unter ſolchen Umſtänden war wenigſtens dieſes Geſetz weiſe). Der edle Verfaſſer weißt mit gerührter Stimme auf dieſe guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Chriſten und Juden daraus Troſt ſchöpfen, und entnehmen mögen, wie der Geiſt des Menſchen vorſchreite, trotz der Verhaue der Dummheit, und wie ſein Herz ſich immer mehr veredle, trotz des Beiſpiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben ſo lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude ſeines Glaubens wegen nicht Bürgermeiſter werden konnte, als man es jezt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen ſeinen Degen rechts anhängen mußte. Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt, (ob er zwar den Satz auf ſeine Art anwendet) »es ſteht von unſerm ſogenannten (ja wohl!) aufgeklärten Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tauſend Jahren auf daſſelbe zurückgeſehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man damals in viel und manchen Dingen zurück, wie äuſſerſt finſter ſah es noch in den mehrſten Köpfen damals aus.« Nach einigen tauſend Jahren? Herr Dr. Holſt hat große

Geduld! Was mich betrift, ſo hoffe ich, es noch zu erleben, daß man ſelbſt in keiner deutſch-engliſchen Colonial-Stadt ein aufrühriſches oder albernes Buch gegen die Juden wird ſchreiben dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfaſſer, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollſtändiges Conversations-Lexikon aller gangbaren Spitzbübereien anſieht, begnügt ſich damit nicht, und ſpricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben könnten, wenn ſie wollten. Was, fragt er, würde daraus entſtanden ſeyn, wenn man die Juden mit den Chriſten völlig gleichgeſtellt hätte? Großer geometriſcher Jammer, antwortet er. «Ein jüdiſcher Bauer z. B. würde zu ſeinem chriſtlichen Nachbarn geſagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte ſind ſie ſich beweißlich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen lang, und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch hierin völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen.» Der Verfaſſer, wie man ſieht, iſt ein guter Feldmeſſer, und wäre bei Verfertigungen von Kataſtern und bei Friedensſchlüſſen gut zu gebrauchen, er verſteht ſich auf Länge und Breite der Dinge beſſer, als auf ihre Tiefe.

Der erſte Abſchnitt enthält eine «allgemeine Ueberſicht der in den leztverfloſſenen Zeiten ſo zahlreich erſchienenen Schriften für's Judenthum, beſonders in Hinſicht derer, die von jüdiſchen Autoren abgefaßt worden.» Herr Dr. Holſt kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Chriſten für Juden geſchrieben, ſo ſagt er: es wären unſtreitig verkappte Juden geweſen; ſind aber die Schriftſteller Juden, dann ſagt er, ſie gehörten zur roheſten Klaſſe von Menſchen, und ſpricht von ihrer zügelloſen Kühnheit und beiſpielloſen Frechheit. Man muß geſtehen, daß es närriſche Kauze in der Welt giebt. Herr Dr. Holſt will die Juden todt ſchlagen, und wenn ſie ſich zur Wehre ſetzen, wendet er ſich zum Kreiſe ſeiner Zuſchauer und ſpricht: Da ſehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beiſpiellos frech nenne; ſie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch ſo wenig den Kopf abſchlage, und mukſen! Die Einwendungen, welche der Verfaſſer gegen die erwähnten Judenſchriften macht, kann ich nicht beurtheilen; denn ich habe nur wenige der ſowohl für als gegen Juden erſchienenen Schriften geleſen. Ich habe ſie nicht geleſen, weil ich es eben ſo lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier iſt, dickbändig führen, als das Gegentheil beweiſen zu wollen — beides machte mir Langeweile. Es geſchieht auch meiner Abhandlung «für die Juden,» die in den Zeitſchwingen ſteht, Erwähnung. Ich beſitze zwar in dieſem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber verſichern, daß die mitgetheilten Auszüge entſtellt ſind. Ich ſoll geſagt haben: «Der Streit gegen die Juden, und der Streit gegen den Adel geht aus einer und derſelben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Ariſtokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen ſoll.» Und an einer andern Stelle: «Da die produzirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt; ſo mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen.» In beiden Sätzen iſt weder Sinn noch Ausdruck der Meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft geſprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Phyſiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Klaſſe geſprochen, ſo konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da ſie ja in einem ſo hohen Grade thätig ſind, daß man ihnen dieſe Rührigkeit ſogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur ſolche Arbeiten *productiv*, bei deren Verrichtung man *ſchwizt*, ſo will ich, was ich leicht könnte, dieſe poröſe Anſicht jezt nicht beſtreiten; ſondern ich bemerke, daß die Juden allerdings ſtark transpiriren, theils weil ſie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den pſychiſchen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen ſich rühmen, im kritiſchen Dezember vorigen Jahrs mehr geſchwizt zu haben, als die meiſten Chriſten ſelbſt in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer *vermeinten Ariſtokratie* geſprochen haben. Die Handels-Ariſtokratie der Juden iſt ſo wenig *vermeint* als die Geburts-Ariſtokratie des Adels, ſie ſind beide *wirklich* vorhanden. Jene aber iſt kein *Vorrecht* der Juden, ſondern ein *Zwang*, da man ſie gewaltſam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Ariſtokratie des Adels aber iſt fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde *für* Juden und *gegen* Adel; denn dieſer verhält ſich zum Bürgerſtande, wie die chriſtliche Welt zur jüdiſchen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den *breiten Stein* des Lebens allein behaupten, und uns Philiſter im Kothe zu gehen nöthigen —

eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeſchmackt iſt, als es iſt: ſie gelaſſen dulden.

Es iſt komiſch genug, zu ſehen, wie Schriftſteller, welche gegen Juden eifern, nachdem ſie ſich ſchwindelnd hoch verſtiegen, und zu beweiſen geſucht, daß Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judenſache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln, und in einem ſchmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfaſſe, einem Wechſel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem ſie von Tod und Unſterblichkeit, von Beſtimmung des Menſchen, von Theokratie, von Sittlichkeit geſprochen; nachdem ſie gezeigt, daß Judenthum ein atmoſphäriſches Gift ſey, welches die ganze Erde umhülle, kommen ſie dahin zu bemerken, die Luft ſey doch an jedem Orte verſchieden, und ſie ſuchen nicht blos für jede Stadt, ſondern auch in der nämlichen Stadt, für jede beſondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdiſches Intereſſe zu vertheidigen. In dieſer Straße ſollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieſer Straße ſollen ſie rechts wohnen dürfen aber nicht links; auf dieſer rechten Seite ſollen ſie Häuſer haben dürfen, aber keine Eckhäuſer; in den mit doppelten Ausgängen verſehenen Häuſern ſollen ſie an der einen Thüre handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieſer Thüre ſollen ſie mit dieſer Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener — und ſo wird der dicke Klotz des Unverſtandes, in tauſend Schwefelhölzer zerſpalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holſt iſt etwas beſſer, als dieſe meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hanſeſtädten. Er meint, dieſe hätten ihre eigene Natur, und es ſey Unſinn, zu denken, daß in den Bundesſtaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holſt kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesverſammlung iſt gewohnt, alles reiflich zu überlegen, und was ſie auch wegen der Juden beſchließen möge, ſie wird ſich nicht übereilen, und hanſeatiſcher Weisheit die Zeit laſſen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der beſcheidenen Vermuthung geſchrieben, daß es keiner leſen werde; denn, wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfaſſer ſich ſelbſt ſo nahe treten, das Folgende zu äuſſern. Es iſt nämlich die Rede von der grauſamen Wuth, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grauſamkeiten. (Iſt nur allein der Körper verwundbar, und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden ſelbſt; denn aus dem Judenthume iſt ja das alte blutige Chriſtenthum entſprungen. Ich will ſeine eigenen Worte anführen: »In der Zukunft wird redend und auf eine unwiderlegliche Weiſe dargethan werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entſtanden ſind, daß, dem Sinn und Geiſt des Stifters der chriſtlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreiß vom Judenthum genommen, und unglücklicher Weiſe, in jener finſtern Zeit, auf Chriſtenthum eingeimpft worden; ſo daß alle jene Gräuel urſprünglich dem Judenthum einzig und allein zur Laſt fallen.« Das iſt ein wichtiges Geſtändniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß iſt dieſes Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerriſſen werden. Der Verfaſſer weiß ſelbſt nicht, welch' ein herrliches Wort er geſprochen; wie ein Kind findet er an der Muſchelſchale Wohlgefallen, und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abſchnitt betrachtet das Judenthum in religiöſer Hinſicht. Auch in dem, zum Theil anerkannt Wahren, was der

Verfaſſer hierüber ſagt, redet er gegen ſeine eigenen Zwecke. Denn indem er von der moſaiſchen Theokratie und von den rabbiniſchen Dogmen ſpricht, zeigt er, daß die Juden ſo wie ſie ſind, haben werden müſſen, und daß bei nun verſiegter Quelle nur noch ein ſtehendes Waſſer läſtig ſey, das man austrocknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es iſt die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wandrer. Der Sturmwind und die Sonne ſtritten, wer mächtiger ſey. Da verſuchte der Sturmwind einem Wandrer den Mantel zu entreiſſen — vergebens, je heftiger er wüthete, je feſter hüllte ſich der Wandrer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wandrer zog den Mantel aus. Die Juden ſind ſolche Wandrer, der Rabbinismus iſt ihr Mantel, der Sturmwind ſeyd Ihr, und die Sonne — hat jezt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abſchnitte wird das «Judenthum in moraliſcher Hinſicht ſowohl in als auſſer deſſen Heimath» betrachtet. Der Verfaſſer behauptet, die Juden wären ſchon im Lande Canaan Spitzbuben geweſen. Haben ſie etwa die dort fließende Milch gewäſſert, den dort fließenden Honig nach falſchem Maaße verkauft? Nein, der Verfaſſer beweiſt nichts; er zeigt blos, auf welche Weiſe die Juden im gelobten Lande haben Betrüger ſeyn können, wie ſie die dortigen Landesgeſetze haben umgeben können, und geht dabei eben ſo ſinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur ſeines logiſchen Zirkels. Er bezieht alle Laſterhaftigkeit nicht auf den Wandel, ſondern auf den Handel des Menſchen; die Börſenhalle iſt ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum ſpricht er auch nur vom Hauſiren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hauſiren ein Laſter ſeyn ſoll, den Chriſten pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuſer beſitzen, und an manchen Orten gar nicht beſitzen dürfen, ſo bleibt ihnen nichts anders übrig, als in fremden Häuſern häuslich zu ſeyn. Was aber den Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrift, ſo glaube ich nicht, daß die chriſtlichen Kaufleute beſſer ſind als die jüdiſchen. Auch ſie ſind Egoiſten; man muß ſie nur nicht nach ihrem Epiſtolar- und Avis-Style beurtheilen. Sie ſchreiben zwar: «Ew. Edelgeboren geehrtes vom 13. habe empfangen» — «Sehr ſchönen gerauchten Lachs und friſche Auſtern habe erhalten,» und laſſen dabei das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menſchlichen Herzens wiſſen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort haben, verſteckt iſt. Der Verfaſſer zeigt ſich als liebender Vater, indem er dafür ſorgt, daß nach ſeinem Tode kein einziger Jude dem Erbhaſſe ſeiner Kinder entzogen werde. Darum beſchließt er teſtamentariſch, daß ein Jude, ſelbſt wenn er Chriſt wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das iſt gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdiſches Blut bedürfe zu ſeiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erſt dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er ſich mit einer chriſtlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfaſſer ſchon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In ſein väterliches Haus ſey einſt ein Jude mit den Worten getreten: »Komme ich recht! Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an,« darauf habe der Jude einen Lotterie-Zettel aus der Taſche gezogen, und geſchworen: das Haus ſey ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen ſolle. Das war nun freilich eine unmenſchliche Grauſamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnſt gefallen; aber der wahre und gute Chriſt kennt die Rache nicht, und verzeiht ſeinen Feinden.

In dem vierten Abſchnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinſicht, in Rückſicht auf Künſte und Wiſſenſchaften behandelt, behauptet der Verfaſſer, die Juden hätten in keiner Kunſt und Wiſſenſchaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag ſeyn oder nicht ſeyn, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden ſchlechte Bücher ſchreiben, dann mögen die Rezenſenten hep hep rufen, aber der Staat darf ſich nicht hineinmiſchen. Soll man darum ihren Handel beſchränken, wie der Verfaſſer wünſcht? Man ſoll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entſchließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, ſo würde ich rathen, allen Schreibgeſellen in Deutſchland den Alleinhandel des Papiers zu überlaſſen, damit ſie mehr dabei gewönnen das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: »Selbſt Mendelsſohn wäre nicht der vortreffliche Schriftſteller geworden, er hätte ſeinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn ſein vertrauter Umgang mit chriſtlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftſteller Judenthum und Chriſtenthum verſchmelzen hätte. Wenige mögen hierüber ſo urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!) Der vor vielen Jahren gepflogener wiſſenſchaftlicher Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel ſehen: wie weit der Ideen-Umtauſch zwiſchen dieſen beiden Männern ſtatt fand; wie zutraulich Mendelsſohn unſerm Reimarus Aufſätze zur Prüfung vorlegte, und mit welchen Anmerkungen ſie von dieſem Manne begleitet worden ſind.» Da hört Ihr es mit euern eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: ſo oft der Verfaſſer einen Juden trift, von dem er geſtehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Menſch ſey, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Chriſtenthums, ſcheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelsſohn aus dem Umgange mit chriſtlichen Gelehrten gewonnen, ſchmälert das ſeinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, ſie wird erworben. Vielleicht iſt Herr Dr. Holſt reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müſſen; wir andern armen Teufel aber ſind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufſätze Mendelsſohns verbeſſert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbeſſern, wenn jener, um ſeine abweichenden Anſichten darzuſtellen, etwa Anmerkungen gemacht. Kann ein denkender Kopf ſeine Denkweiſe von einem andern regeln laſſen, muß er nicht mit ſeinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holſt mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, iſt wohl zu glauben. Reimarus benuzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geſchrieben. Aber von dieſem Manne konnte er ſeinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unverſöhnlichſte Todfeind aller Bedrückungen. Das Converſations-Lexikon ſagt von ihm: « Er war ein Feind jeder Zwangsordnung, wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äuſſere beſchränkt wurde, da nahm er ſich ihrer an. Daher ſchrieb er gegen Getreideſperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleiſchtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewiſſen Bedingungen den Nachdruck), gegen mediziniſche Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Poſitive in den Vorſchriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden ſollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er ſich keinen dogmatiſchen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einſtimmung und ihrem Widerſpruch war ihm Richterin in der Religion.

Die Einſtimmung der Weltordnung war ſeine Religionslehre.» Ein ſolcher Mann konnte unmöglich eine Krämerſeele haben, welche Menſchenrechte auf die Butterwaage legt, und mit einem ſolchen Manne ſollte man nicht vergebens umgegangen ſeyn!

Den fünften Abſchnitt überſchreibt der Verfaſſer: «Judenthum im Geſchäftsleben (in bürgerlicher Hinſicht) betrachtet, wo auf die ſo ergiebige Quelle hinzuſehen iſt, woraus Judenthum ſich einen immer höhern Vermögensſtand, ſelbſt Reichthümer zu verſchaffen im Stande iſt, und dadurch die Verhältniſſe der Geſammttheile mehr und mehr zerrüttet.» Schon an den Pulsſchlägen dieſer pochenden Ueberſchrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfaſſer über dieſe Gegenſtände ſprach. Judenthum iſt ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er ſchreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensſtand — ſelbſt Reichthümer! — und warum nicht ſo gut als wir? Er ſagt: «man ſagt nicht zuviel, wenn man den geſammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet,» und geht dann mehrere Geſchäftszweige durch, und zeigt, wie ſie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die chriſtlichen Handelsleute beſſer machen? Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt: «keine menſchliche Weisheit iſt je vermögend, je im Stande, Maaßregeln zu erſinnen, ſie mögen noch ſo durchdacht, und geprüft ſeyn, wie ſie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten; er geſchehe mit Waaren oder mit Geld, noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen ſind, weil Juden dann die ſchlaue Politik ausüben, chriſtliche Häuſer darin mit zu verwickeln, um von dieſer Seite Schutz finden zu können; denn, die Wahrheit zu geſtehen, es fehlt nicht an Blutſaugern höherer Klaſſen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben.» An einer andern Stelle äuſſert er: «Da, wo ein chriſtlicher Wucherer ſtatt findet, der die moraliſchen Grundſätze verläßt, in welchen er zum Unterſchied des Judenthums erzogen worden..tritt ein ſolcher nie ſelbſt auf, ſondern läßt einen Juden als Haupttheilnehmer das Geſchäft allein betreiben.» Aus dieſen wichtigen Geſtändniſſen folgt: 1. daß es auch chriſtliche Blutſauger giebt, die Wucher treiben; 2. daß der Wucher der Chriſten nicht beſtraft wird, denn die Juden glauben ſich geſchüzt, wenn ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen; 3. daß Chriſten die Juden zur Theilnahme an Wuchergeſchäften verleiten, weil ſie ſich nicht ſelbſt herausſtellen wollen; 4. und aus allem vorigen zuſammengenommen, ergiebt ſich, daß man nicht unterſcheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinſchaftliche Rechnung mit Chriſten getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Chriſten giebt. Herr Dr. Holſt hat dieſes alles ſo unwiderleglich bewieſen, daß ich begierig bin wie er ſich bei ſeinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — dieſe Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, dieſe heraufgeſtiegene Furie der Habſucht, dieſer leibliche Goldteufel — mir in der tiefſten Seele verhaßt iſt, ſie mag in der Geſtalt eines Hebräers, eines Muſelmannes oder eines Chriſten, mir entgegentreten. Aber iſt dieſe Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Iſt ſie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünſtet, erhaltend zwar das Leben, weil ſie das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo ſie abgeſondert erſcheint? Ihr murrt und ſprecht, die Juden wären die Prieſter Merkurs, und ſteckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann ſind ſie ſchlauer, als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Prieſter, die

Anbetung ſchaft den Götzen. Wirſt Euern Abgott um, zerſtört ſeine Tempel — und die Fleiſchgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, Ihr aber ſeyd Sklaven des Handels, und nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr ſagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verſchwiſtert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu ſeyn, und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzuſtreichen, ſo iſt Eure Beſcheidenheit zu loben. Aber brüſtet Euch nicht mit erhabenen Geſinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo Euch nichts bewegt, als niedrige Habſucht und gemeine Sinnesluſt. Mögen die Juden haſſenswürdig ſeyn, aber Euch kommt es nicht zu, ſie zu haſſen. Eure Sache iſt noch lange nicht ſo ſchlecht, als ſie vertheidigt wird; denn es iſt der verdiente Fluch leidenſchaftlicher Verblendung, daß ſie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Eure Sachwalter ſprechen! Sie ſagen nicht, man ſolle die Juden aus dem Lande ſtoßen, ſie ſagen es nicht; denn ſie heucheln, ſie wollen nur, daß man ihren Handel beſchränke. Aber indem ſie auf dieſe Weiſe an der Wohlfahrt vieler tauſend Menſchen die

Zweige abſchneiden, nachdem ſie die Früchte geſchüttelt, wollen ſie auch den Stamm umhauen, und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, ſollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an, und verſchließt die Hausthüre, daß ſie ſich nicht retten — Ihr jagt ſie in die Schlacht, und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß ſie nicht umwenden können. Iſt das menſchlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß Ihr Chriſten ſeyet, aber es iſt doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr chriſtliche Geſinnungen, die Ihr ſelbſt nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuſchvollen Mitte dieſes Buches, im Hauptquartier des Judenhaſſes angekommen war, gedachte ich zu ſpotten, und dem Verfaſſer zu ſagen: er möchte, ſo ſehr auch ſein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufſchlitzen, und ſich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen, ganz ſo gebildet und geordnet ſeyen, wie bei Chriſten, und dann ſolle er mir erklären, wo die Anweiſung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menſchen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu ſpitzen, die Wahrheit iſt ſchon ſpitz genug. Der Verfaſſer hat dafür geſorgt, daß ſeine Grundſätze nicht karrikirt werden können. Er geht mit den jüdiſchen Leibern nicht beſſer um als mit den jüdiſchen Seelen. Der ſechſte Abſchnitt ſeines Buches betrachtet: „Judenthum in phyſiſcher Hinſicht.“ Eine ſchöne freiwillige Beiſteuer zu Frank's mediziniſcher Polizei! Er erſchrickt gewaltig vor dem Anwachſe jüdiſcher Bevölkerung, und ſchreibt ſie dem häufigen Zwiebeleſſen der Juden zu. Er ſagt: ſie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, ſo berührten ſie doch „das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen“ und dieſes nennten ſie ganz lächerlich „ſich gewaſchen haben.“ Nach ſeiner Meinung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäſcherinnen ein, und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naſchhaften Judenmädchens, ſo macht er, wie zierliche Redner ſagen, aus der Mücke einen Elephanten, und behauptet, das ſaubere Mädchen habe die Elephantiaſis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geſchieht, behauptet er, es ſey eine jüdiſche geweſen, und die Juden hätten alle die garſtige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II., und der römiſche Dictator Sylla geſtorben ſind. Aus dieſem Allem aber folgert er, man müße die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Beſen wegkehren, und ſie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultra's unſerer Zeit, hat Ariſtokratenſucht ſtark gefiebert, aber ſo heftig als der Verfaſſer hat noch keiner geraſt. Er meint, eine Judenhaut käme ſchon als fertiges Trommelfell auf die Welt, und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der ſiebente Abſchnitt betrachtet «Judenthum in hiſtoriſcher Hinſicht» und ſpricht von den Quellen der ältern und neuern jüdiſchen Geſchichte. Dieſes Kapitel giebt weder Stoff noch Luſt zu Bemerkungen. Wo der Verfaſſer aufhört ſich ſelbſt zu parodiren, und die natürliche Art ſeines Geiſtes und Herzens hervortritt, wird er Meilen-langweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend haſſen, oder eben ſo glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieſes Buches zu ſchwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfaſſer ſagt, ſeine Literatur-Sammlung von Judenſchriften gehe ſchon jezt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine ſchöne Blumenleſe von getrockneten Giftkräutern ſeyn!

Der achte Abſchnitt betrachtet: (dieſes häufige betrachtet, iſt nicht mein Wort, der Verfaſſer gebraucht es, und mit Recht; denn er beweiſ't nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er ſie — eben betrachtet) «Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Unterſuchung, zugleich in politiſcher Hinſicht, aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpuncte.» Der Verfaſſer muſtert darin ſeine martialiſchen Grundſätze, um zu ſehen, ob keiner deſertirt ſey, und läßt ſie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts geringeres im Sinne, als ſich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine ſchöne Landcharte von allen den Wegen, auf welchen ſie, zwar zu Fuße und daher langſam, aber ſicher die Weltherrſchaft zu erreichen ſuchen. Er ſagt, die Juden hätten ſchon jezt eine große Menge Tagereiſen zurückgelegt. Sie ſprächen: «Wir Juden ſind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Aemter. In verſchiedenen Staaten ſind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum ſollten wir denn auch nicht Siz und Stimme im Senat freier Städte haben können?» Der Verfaſſer fährt fort: «Werden ſchon gegenwärtig weithinausſehende Aeuſſerungen gemacht; ſo wird es, bei höher ſteigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum ſollten dann uns Juden die Pforten der Fürſtenhäuſer ſo ganz geſchloſſen ſeyn? Was könnte wenigſtens hindern, daß z. B. ein Beſitzer vieler angeſehenen, nach und nach arrondirten Ländereien nicht den Titel Fürſt annähme, damit dereinſt ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde.» Die Wahrheit iſt mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfaſſer in dem hier Geſagten beiſtimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings ſind unſere Juden, Fürſten ſchon ſehr nahe, und kommen ihnen täglich näher. Ich ſelbſt kenne einen reichen Juden, der nur allein in den lezten ſieben Jahren ſeinen Garten mit vier angränzenden Morgen Feld arrondirt, und hierdurch deutlich genug verrathen hat, daß er gedenke, ſeinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlaſſen. Aber der Verfaſſer hätte nichts übertreiben, und ſich von ſeinem Haſſe ſo ſehr verblenden laſſen ſollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnſinn und Ruchloſigkeit haben ihre Gränzen. Es giebt angeborne Gefühle des menſchlichen Herzens, die auch der verworfenſte Böſewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden ſind ſchon Erz-Böſewichter genug, daß ſie Erz-Herzoge werden wollen; aber Senatoren!

Nein, das iſt unglaublich, ſo tief kann der Menſch nicht ſinken!

Der Verfaſſer beſchreibt ferner, die verſchiedenen Diebsſchlüſſel, mit deren Hülfe das ſpitzbübiſche Judenthum die Pforten der Fürſtenhäuſer aufzuſchließen gedenkt. Zuerſt erwähnt er der Tempel-Vereine. Hierunter verſteht er den Verein derjenigen jüdiſchen Glaubensgenoſſen, welche in Hamburg, Carlsruhe und andern Orten, den von rabbiniſchen Alfanzereien entweihten Synagogen-Dienſt verlaſſen haben, und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er ſagt: «Der Tempel-Verein ſchreite mit Umſicht, mit Beſonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beſeitige in der Folge blos das rein Formelle, fremden Himmelsſtrichen nicht eigen und überflüſſig; ſo giebt es für das Judenthum mehr Proſelyten in Einem Jahr, als es durch alle Zeiten hindurch für's Chriſtenthum nicht gegeben hat.» Ich habe hierüber nichts weiter zu bemerken, als daß ſich die Juden dieſes ſollen geſagt ſeyn laſſen; man muß von ſeinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfaſſer, wie folgt, bezeichnet. Die Juden ſuchen ſich die Redaction ſehr vieler periodiſchen Blätter und Zeitſchriften zu verſchaffen; ſie ſuchten ſich Eingang bei Staatszeitungen zu eröffnen; ſie ſuchten Zenſoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums ſind, zu Schutzſchriften zu verleiten; ſie bemühten ſich durch Neu-Chriſten die Direction der Schauſpiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht-Judenthum angehört, der Perſiflage Preis zu geben. (Zu dieſem Zwecke hätten ſie ſich beſſer an den Verfaſſer gewendet.) Endlich hätten ſie auch in unſern Tagen den Verſuch gemacht, ſich in den Buchhandel „hineinzuſetzen," um eine völlige Herrſchaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „Jeden ein Schauder ergreifen" müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftſteller unter den Juden ſich ſchon ſo weit geäuſſert: „Daß jüdiſche Conſiſtorien in den verſchiedenen Diſtrikten Deutſchlands zu errichten ſind; daß alle Conſiſtorien ein Central-Conſiſtorium, ein Concilium zu bilden haben; daß ſodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geſchehen könne; und daß — fügen wir hinzu, etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürſt der Gefangenſchaft wie ehemals) über alle Concilien ſodann geſezt werde!... Ob nun hieraus je ſo ein Weſen als jüdiſcher Hoheprieſter (Pontifex maximus) dereinſt daraus hervorgehen könne, der erſt Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauchfaß in der Hand haltend, weltlicher und geiſtlicher Herr werde und ſey; ſtelle ich der Betrachtung anderer hin.» Man wird den Rücken wenden, und die Furcht des Verfaſſers ſtehen laſſen. Er iſt, wie jeder ſieht, etwas hypochondriſch, und ſieht alles durch einen ſchwarzen Schleier. Mit der geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft des Judenthums, hat es in den erſten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere giebt, mag der Hoheprieſter ſein Schwert in der Scheide laſſen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu ſchaffen; und was das Rauchfaß betrift, ſo kann der Hoheprieſter räuchern ſo lang er Luſt hat, die Juden laſſen ſich keinen blauen Dunſt vormachen.

Der Verfaſſer zeigt ſich ſehr ungeſchickt, wenn er die Juden mit den Jeſuiten vergleicht, und dabei in den gegen Leztere gerichteten Vorwurf einſtimmt, welcher heißt: «Alle Beſtrebungen der Jeſuiten ſind ihren eigenen Vortheilen, und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewiſſen findet bei jeder widerſetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten.» Was geht aus dieſer Zuſammenſtellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, ſey ſie auch ſo groß als behauptet wird, nicht aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verſtattet iſt, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu ſchließen, dann wäre die chriſtliche Religion die verwerflichſte unter allen, weil alle Völker der Erde zuſammengerechnet, von der Wiege des menſchlichen Geſchlechtes an, nicht die Hälfte der grauſamen und wahnſinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Chriſtenthums verübt worden ſind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigſtens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben dieſe Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beſchönigen. Die Jeſuiten aber haben im Namen der chriſtlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit, die Völker mit tückiſchen Schlangenbiſſen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angeſtrengt, die Welt in Blödſinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geſchichte haben ſie wie falſche Spieler gemiſcht, damit die Karten nach ihrem Wunſche fallen. Nur den Betrüger haben ſie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, ſondern Gewalt und Betrug unterſtüzt, wo ſie ihnen entgegen traten. Hat ihnen das Chriſtenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben?

Nein, ſie haben eine falſche Vollmacht vorgezeigt. Jezt durchleſe man das große, fünfhundert Seiten lange Regiſter jüdiſcher Sünden, welches der Verfaſſer verfertigt, und ſehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind ſie ſchlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätheriſche Freunde; morden, rauben, ſtehlen ꝛc; kennen ſie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielſucht; ſind ſie unhäuslich, träge, vertaumeln ſie ihr Leben in Sinnesluſt? wenn ſie das wären und thäten, dann hätte es der Verfaſſer ſicher geſagt. Aber nein, ſie berühren das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen, ſie nehmen 20 Prozente, ſie meſſen knapp, wie Herr Dr. Holſt behauptet, ſie gewinnen auf 10 Ellen Waaren $^1/_8$ Elle, welches, wie der Verfaſſer nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Abſatze von 10 Millionen Ellenwaaren, einen betrügeriſchen Gewinnſt von 100000 Ellen machen — würde! (Man ſieht, der Verfaſſer iſt immer noch ein Anhänger der Conjunctive). Und das iſt alles! Verworfene Juden ſind nicht ſchlechtern Herzens als verworfene Chriſten, und ſie haben einen Vorzug, ſie ſind beſſern Geiſtes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menſchen; ſie durchſchauen die Heuchelei, und üben ſie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, ſie ſtehlen bei Tage, und die Nachtdiebe ſind gefährlicher. Sie thun das Böſe, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödſinn oder Ungeſchicklichkeit. Sie ſind Erdenbürger, nicht Beiſaßen eines ſchmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin ſie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenſchaften, aber nur große; ſie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüſten, wobei man nicht lebt und nicht ſtirbt. Sie haben Blut, oder ſind blutleer, aber ſie haben nicht jenen wäſſerrichten Milchſaft, der in Schneckenſeelen kriecht. Kurz: ſie ſind Fleiſch oder Fiſch; kürzer: ſie ſind keine Philiſter. O wehe über die Philiſter! Ein einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchloſe. Sie morden nicht das Leben allein, ſie morden die Freuden des Lebens. Das iſt kein tüchtiger Dolchſtoß, womit die Rache ihren Durſt abfindet, das iſt der Rüſſel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Naſe das Blut ausſchlürft, und den gelaſſenſten Menſchen zur Verzweiflung bringt. Das iſt kein ſtarkes Fieber, das geſund oder todt macht, das iſt ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das iſt nicht Winterfroſt, nicht Sommergluth, nicht Sturm, nicht Zephyr, das iſt das abgeſchmackte naßkalte Herbſtwetter, das verdrießlich an den Fenſtern plätſchert, und — friert man oder nicht, ſoll man einheitzen oder nicht? — man weiß es ſelbſt nicht, und keift und ſchmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So ſind die Philiſter, ſo ſeyd Ihr Judenhaſſer. Ich bitte Euch, werdet liebenswürdig. Selbſt Eure Tugend iſt ungefällig, ſie iſt ſchön gewachſen, hat aber Sommerflecken. Selbſt Euer Recht iſt ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, ſondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet Euch der Langweiligkeit; denn ſie iſt die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden iſt fruchtlos, Ihr ſeyd nur mit eines Eſels Kinnbacken zu ſchlagen, man muß ſelbſt ein Philiſter ſeyn, um mit Euch fertig zu werden.

Profeſſor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geſchrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holſt erwähnt dieſes Buches, und bemerkt hierbei: „Es würde dem Verfaſſer der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte, des Staatsrechts ſeit mehrern Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes ſeyn, ſich weitläufig gegen die Herrn Lips, und alle diejenigen zu äuſſern, welche Menſchenrechte und Civilrechte durchaus nicht unterſcheiden, welche zwiſchen religiöſer und politiſcher Toleranz nicht den geringſten Unterſchied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verſchwendet werden.» Daß Herr Dr. Holſt die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er ſie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes ſey, ſich weitläufig gegen die Herren Lips zu äuſſern, iſt gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß ſich aber Menſchenrecht von Civilrecht, religiöſe von politiſcher Duldung ſo unterſcheiden ſolle, daß man Anſprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerſpreche ich. Ihr glaubt ſelbſt nicht an dieſen Grundſatz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber Euer Kopf iſt beſſer geworden, Ihr ſucht jezt was Ihr früher nicht gethan, Eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil ſie es verdienen; Ihr haßt ſie, und ſucht ſo gut Ihr's könnt, zu beweiſen, daß ſie es verdienen, und Ihr haßt ſie, weil ſie — verdienen. Euer Herz konnte Eurem Geiſte nicht nachfolgen, und dieſer kehrt zu jenem zurück; um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr

Menſchenrechte nennt, das ſind nur Thierrechte: das Recht, ſeine Nahrung aufzuſuchen, zu eſſen, zu verdauen, zu ſchlafen, ſich fortzupflanzen. Dieſe Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und dieſe wollt Ihr auch den Juden laſſen. Die Bürgerrechte, dieſe allein ſind Menſchenrechte; denn der Menſch wird erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft zum Menſchen. Er wird darin geboren, er wird alſo als Bürger geboren. Dieſes iſt der Grundſatz Englands, Frankreichs und jedes freien Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch nichts bedingt ſeyn, als durch die völlige Entwicklung der Geiſteskraft, und dieſe muß als vorhanden angenommen werden, ſo bald die körperlichen Kräfte reif erſcheinen. Alſo iſt jeder Menſch Bürger, ſo bald er mündig iſt. Ihr ſagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Chriſten giebt es viele verlorne Söhne der Natur; ſo laßt ſie auch nicht Bürger werden, ſo macht Klaſſen. Ihr macht ja ſo gern Klaſſen, und jauchzet, nur eine Stufe höher zu ſtehen, als ein Niedrigerer, ſolltet Ihr auch hundert Stufen niedriger ſtehen als ein Höherer. Weil Ihr ſelbſt Sklaven ſeyd, könnt Ihr Sklaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte freilich ſind keine Menſchenrechte; denn ſie ſind unmenſchliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schuſterpfrieme, die Krämerelle, dieſe machen bei Euch den Bürger; das Leichentuch iſt Eure Toga, erſt im Grabe bekommt Ihr Gemeinweſen; aber Eure Bürger ſind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verroſteten Hochmuth Eures Stadt-Philiſterthums, dieſen ehemals glänzenden Schild, Euch in die Hände gegeben, um Bürgerſtolz gegen Adelſtolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er iſt brüchig, er iſt Euch auch zu ſchwer geworden; denn Ihr ſeyd die ſtarken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöſe Duldung wollt Ihr gegen Juden üben, und ſeit wann führt Ihr dieſe Sprache? Seitdem Euch jede Religion gleichgültig geworden, ſeitdem Euch gleichgültig geworden iſt, ob der Jude einen falſchen oder wahren Gott anbete, ſeitdem Euch nur am Herzen liegt, daß jüdiſcher Schacher den chriſtlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren beſſer als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber ſie thaten es um Gottes willen, freilich um des Gottes willen, den ſie in ihrem Wahnwitze ſich erdichtet; aber ſo ſchamlos waren ſie doch nicht wie Ihr, daß ſie öffentlich dem heidniſchen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert, und gelehrt hätten, man müße die Juden ſchlachten, damit ſie den Markt nicht verderben.

Der Verfaſſer ſpricht ein «Schlußwort, an das Judenthum ſelbſt gerichtet.» Er ſagt darin: «Meiner Geſinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich ſeyn, wie die vorliegende Schrift von Juden beurtheilt wird; ob ſie deſſen Verfaſſer ebenfalls, höchſt ungerechter Weiſe, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, ſeine Abſicht ſo ganz und gar verkennend. Er haßt, und kann keine Juden haſſen, ſie gehören der geſammten Menſchheit an. Auch unter ihnen giebt es, wie unter allen Glaubensbekennern gute und achtungswerthe Menſchen. Dagegen aber ſteht das Rabbiniſche Judenthum, auf moſaiſche Theokratie ſich lehnend, nach ſorgfältigſt vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehäſſigkeit vor ſeinen Augen.» Es iſt brav, daß der Verfaſſer die Verkennung ſeiner Abſichten nicht ſcheut; wer für Wahrheit ſtreitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhaſſer anſehen; denn das iſt wirklich ſo ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es iſt deutſche Art, alles aus der Selbſtſucht herzuleiten. Weil die Deutſchen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede, als etwas

Häusliches beurtheilt; weil ſie beſtändig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinſte Zuglüftchen freier Berührung einen ſteifen Hals, und jeder Wind iſt ihnen ein Böſewicht; und endlich, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen ſie, das müße jeder verſtändige Mann auch wiſſen, und wenn er alſo dennoch redet, müße er ſeine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfaſſer die Juden nicht haßt, ſondern nur das Rabbiniſche Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum ſondert er das Rabbiniſche Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbiniſche Judenthum hat kein Auge zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleiſch, das verwundet, keine Ehre, die verlezt werden kann; Ihr mögt es verfolgen, ſo viel Ihr Luſt habt. Aber der wirkliche lebende Jude, hat Auge, Herz, Fleiſch und Ehre, welche Menſchlichkeit zu ſchonen gebietet. Ihr ſagt, der Talmud ſey ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge, und man müße ſie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was geben Euch die jüdiſchen Magenbeſchwerden an? Führt der Rabbinismus ſeine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgeſetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte, jene Albernheiten ſind nicht ſo gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eiſenmenger, und von Euern Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jezt lebende jüdiſche Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden ſich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holſt geſteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menſchen; er hat aber nicht geſagt, wie man dieſen guten und achtungswerthen Menſchen begegnen ſoll. Soll man ſie etwa lieben und ſchätzen? Meint er das, dann hätte er ſich auch damit begnügen ſollen, die ſchlechten und verächtlichen Juden dem Haſſe und der Verachtung, und ſich nicht erlauben dürfen, ſie auch dem Drucke der Staatsgeſetze preiß zu geben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenſchaft, worin man die übrigen halten ſoll, gefordert? Man nenne mir ein Geſetz, das zum Vortheile der Beſſern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorſchlag zu einem ſolchen Geſetze! Sagt Ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in paſſenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main ſpricht man ſo gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beſchränken? Man hindert ſogar ihre geiſtige Thätigkeit, ſtatt ſie zu befördern. Nicht mehr als vier jüdiſche Aerzte dürfen ihre Kunſt ausüben, und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt ſind, läßt man die Ueberzähligen einem weiſen Polizei-Geſetze zuwider, lieber ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung Kranke behandeln, als daß man ſich entſchlöſſe, ein thörichtes Geſetz aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht, und einige jüdiſche Advokaten, die jetzt dort ſind, dürfen keine Rechtshändel führen, und ſollten ſie darüber verhungern. Dieſe Ungerechtigkeit iſt um ſo größer, da jene Advokaten ſich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben, und alſo damals nicht vorher wiſſen konnten, daß man in alte Barbarei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben ſich alle dem Schacher; und dennoch verhindert Ihr die geiſtige Entwicklung derer, die ſich vom Schacher losmachen? Ich laſſe mich nicht abweiſen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt ſagt mir, warum ſollen nur vier jüdiſche Aerzte, warum ſollen gar keine Juden Advokaten ſeyn dürfen? Seyd ſo gut und antwortet mir. Schreiben die jüdiſchen Aerzte ihre Rezepte etwa in hebräiſcher Sprache? Heilen ſie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Teſtaments? Stellen ſie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdiſchen Advokaten die Inſtitutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten ſie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdiſcher Gelehrter Mitglied dieſes Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Muſeums für Kunſt und Wiſſenſchaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdiſchen Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, keinen jüdiſchen Gelehrten oder Künſtler auf? Ihr Herren der Frankfurter Leſegeſellſchaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch ſitzen, und den allgemeinen Anzeiger leſen? Ihr Herren von der Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künſte befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Caſino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet; denn Ihr ſeyd Handelsleute. Aber jene frage ich wiederholt, und, noch einmal ſey es geſagt, ich laſſe mich nicht abweiſen und will Antwort haben. Wie! die Körperſchaft der Advokaten, die der Aerzte, der Gelehrtenverein, das Muſeum, die Leſegeſellſchaft, die Beförderer nützlicher Künſte, dieſe zuſammen bilden vielleicht tauſend Menſchen, welche alle die Feder zu führen geübt ſind, und nicht Einer ſollte aufſtehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen ſtraft, oder der beweißt, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, ſo tretet hervor, und vertheidigt Euer Recht!

Der Verfaſſer ſagt: »Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf . . . nie von der Wohlfahrt der Geſammttheile getrennt werden.« Dieſes iſt ſehr wahr; aber wenn dieſes wahr iſt, ſo darf auch die Wohlfahrt der Geſammttheile, nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tauſend Menſchen aufopfern, um zehntauſenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß Euch ſehr leicht fallen, zu beweiſen, daß der Handel der chriſtlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdiſchen eingeſchränkt wird; aber was habt Ihr dadurch bewieſen? — Euern Vortheil, nicht Euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — ſagt Ihr ja ſelbſt, ſo oft es Euch bequem iſt; aber wenn es Euch nicht bequem iſt, ſagt Ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in Euern freien Städten eben ſo gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jetzt gegen Juden wüthet; nun die Zeit hat Euch zur Menſchlichkeit genöthigt, und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben ſo viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um ſie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch die Juden als Eure Gleichberechtigten anzuſehen? Aber Ihr wollt gezwungen ſeyn. Der Deutſche iſt taub, der Wagenführer der Zeit mag ſchreien ſo laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erſt zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder ſchon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß Euch bei der Bruſt packen, und Euch hier und dorthin ſchleppen. In der Franzoſenzeit genoſſen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte, und — ich habe es geſehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderſchaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit, und Ihr hättet Eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten ſich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hauſe, und die Mäuſe ſprangen auf dem Tiſche; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr Eure wie alte Semmel zuſammengeſchrumpften Grundſätze wieder hervor; da weichtet Ihr ſie ein, um ihnen ein friſches Anſehen zu geben; aber ſie ſind locker und unſchmackhaft geworden, und nur wer ein Bettler iſt am Geiſt, mag ſie genießen. Schämt Euch!

Herr Dr. Holſt hat ein Schlußwort an das Judenthum ſelbſt gerichtet; aber damit endigt ſein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfaſſer fiel es wahrſcheinlich bei, man dürfe den Juden das lezte Wort nicht geben, und darum ließ er hinter dem Kerne ſeines Buches noch einen Kometenſchweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für dieſen Anhang muß groß ſeyn; denn es iſt darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er ſeine jüdiſche Weisheit herausgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhaſſes gefällig zu beweiſen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierherſetzen, damit man ſich daran erquicke. Man laſſe ſich von ihrer ſchweinsledernen Auſſenſeite, und ihrer Dicke (jedes derſelben bildet einen halben Fuß großen

Würfel) ja nicht abſchrecken. Sie leſen ſich ſo angenehm als Walter Scott's Romane. Das erſte Buch, welches Herr Dr. Holſt »ein ruhmliches Werk« nennt, heißt: »Tractatus de Juribus Judaeorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Geſetzen, denen ſie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Teſtamenten, Succeſſionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Beſtrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beſchwerden, inſonderheit der Cronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen, und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zuſammengetragen, und mit Praejudiciis, decisionibus und Responsis überall beſtärkt. Denen Richtern, Amtleuten und ſonſten jedermänniglich zum Beſten, mit einem hierzu dienlichen Regiſter verſehen, herausgegeben von Joh. Jodoco Beck. J. U. D. Hochgräfl.-Hohenloh-Neuenſtiniſch und Hochgräfl. Giechiſchen Rath, bei Löbl. Univerſität Altdorf Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicae assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4.« Der Hochgräfliche Rath Beck iſt todt, die Univerſität Altdorf iſt todt, das Hohenloh-Neuenſtiniſche und das

Giechiſche Reich, ſind beide todt, und ich weiß nicht einmal, wo die zwei lezteren begraben liegen; aber die Grundſätze des Buches ſind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutſchen nachrühmen, daß ſie die Kunſt, Leichname einzubalſamiren, in hohem Grade verſtehen. Die meiſten ihrer Geſetzbücher ſind Mumien, mit unverſtändlichen Hieroglyphen bemalt — und von ſolchen Kabinetsſtücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: «Johann Andreä Eiſenmengers, Profeſſors der orientaliſchen Sprachen bei der Univerſität Heidelberg, *Entdecktes Judenthum*, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergeſtalt die verſtockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geiſt erſchrecklicherweiſe läſtern und verunehren, die heil. Mutter Chriſti verſchmähen, das Neue Teſtament, die Evangeliſten und Apoſteln, die chriſtliche Religion ſpöttiſch durchziehen, und die ganze Chriſtenheit auf das äuſſerſte verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Chriſten entweder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt geweſene Dinge und große Irrthümer der jüdiſchen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. *Alles* aus ihren *eigenen*, und zwar ſehr vielen mit großer Mühe und unverdroſſenem Fleiß durchleſenen Büchern mit Ausziehung der hebräiſchen Worte und derer treuen Ueberſetzung in die teutſche Sprach, kräftiglich erwieſen, und in zweien Theilen verfaſſet, deren jeder ſeine behörigen allemal von einer gewiſſen Materie ausführlichhandelnde Kapitel enthält. Allen Chriſten zur treuherzigen Nachricht verfertigt, und mit vollkommenen Regiſtern verſehen. Mit Seiner königl. Majeſtät in Preußen, allergnädigſten Special-Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Chriſti Geburt 1711. 2 Theile.» Der erſte Theil enthält 1016, der zweite Theil 1111, beide Theile zuſammen alſo 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttauſend Seiten, und Ihr leſet ſie mit Vergnügen, warum ſolltet Ihr vor dem Eiſenmenger zurückſchaudern? von vielen, ſowohl in artiſtiſcher als in national-ökonomiſcher Hinſicht, ſehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedaurungswürdig, daß der ſchöne gothiſche Bauſtyl der deutſchen Sprache ganz verloren gegangen iſt! Man vergleiche das ehrwürdige hohe und geräumige Portal des Eiſenmengeriſchen Judentempels, mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holſt: «Judenthum in allen deſſen

Theilen« das iſt ſo zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Miſchung von lateiniſcher und deutſcher Sprache, wie vortheilhaft iſt ſie allen Leſern! Iſt das Deutſche unverſtändlich, wird es vom Lateiniſchen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holſt nicht verſtehen, das rein deutſch geſchrieben iſt? Dürfte ein neuer Schriftſteller von ſich ſelbſt ſagen, was Eiſenmenger geſtand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt geweſene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdroſſenem Fleiße gearbeitet, und daß er treu überſezt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftſteller auf ſein Buch drucken laſſen: Mit Seiner königl. Majeſtät in Preußen, allergenädigſtem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoriſtiſch ſeyn, und ſagen: daß in ſeinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leſer würde es für Ernſt halten. Sonſt brauchte man nur den Titel eines Buches zu leſen, und man wußte ſchon alles was im Buche ſtand; jezt aber muß man das ganze Buch leſen, um den Titel zu verſtehen. Kann etwa jemand den Titel folgenden Buches verſtehen: «Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in kosmiſchen Beziehungen von Dr. Bührens Arzt in Barmen?» Gewiß nicht, ohne das Buch geleſen zu haben, ſelbſt dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin geleſen, daß der Verfaſſer zeige: «wie die großen cosmiſchen Epochen und Ereigniſſe, welche das Schickſal ganzer Länder und Völker entſcheiden, auch im organiſchen Ausdruck ſich wiederholen und offenbaren ... und wie von hier aus die dunkelſte Lehre der Pathologie zu verſtehen und zu erklären iſt.» Hat Einer eine Vorſtellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung ſtehe? Wird er ſich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr beſſer ſollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Aſtronom iſt, die von ihm entdeckte Pallas als ein ſtärkendes Mittel verſchreibe? Ein Eiſenmengeriſcher Titel hätte keinen Zweifel aufkommen laſſen, und über alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch ſo umſtändlich als vormals, welch' ein großer Vortheil wäre dieſes für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur wie groß der Ehrenſold heutiger Schriftſteller iſt, und daß ſie nur noch zwei Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger ſelbſt. Ein Eiſenmengeriſcher Titel könnte allein ſchon das Mittagseſſen einer literariſchen Familie bezahlen, und wie viel ſolcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre ſchreiben! Die Bücher ſelbſt brauchten dann gar nicht verfaßt, alſo auch nicht geleſen, alſo auch nicht gekauft zu werden, und man hätte nur jede Meſſe die zehn Bände des Leipziger Verzeichniſſes zu bezahlen.

Ich kehre zum Profeſſor Eiſenmenger und zum Herrn Dr. Holſt zurück. Lezterer erzählt weiter was ihm erſterer erzählt hat; nämlich: verſchiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es ſcheint, Herr Dr. Holſt beneidet die Juden, daß ſie faſt noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden ſind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht ſo unheilbringend geweſen ſind, als die der Chriſten. Jene trugen eine hölzerne Pritſche in der Hand, ſtatt eines blutbefleckten Schwertes, und wenn ſie ja ſich boshaft zeigten, ſezten ſie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber ſpaniſche Autos Da Fe-Mützen. Der Verfaſſer hat Recht, ſich über die Tollheiten der Rabbiner luſtig zu machen, er ſollte aber dabei nicht maliciös ſeyn. Ich bin überzeugt, daß er ſo viele Rabbiniſche Gelehrſamkeit beſizt, als ich, der ich gar keine beſitze, und daß er daher ſo gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbiniſchen Lehre verſtanden, und nur mit Vorſatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will verſuchen, ſeinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holſt macht ſich luſtig über folgende Talmudiſche Fragen und Räthſel.

1. «Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieſes wirklich von Stahl geweſen?» — Ich ſehe nicht ein, was hierüber zu lachen iſt. Dieſe Unterſuchung hat einen technologiſchen Zweck, und verdient es, daß ſich die Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und Gewerbe damit beſchäftige, wenn ſie auch ſonſt nichts jüdiſches zuläßt. Es kommt hier darauf an zu entſcheiden, ob man zu Adam's Zeiten ſchon Stahl verfertigt hat, ob es damals ſchon Damasſcener Klingen gegeben, und wenn Eiſen und Stahl damals noch nicht bekannt geweſen, wie ſich Adam Feuer geſchlagen habe?

2. «Wie viel Adam von dem Apfel ſeiner Gattin bekommen haben möge?» — Ich ſehe in dieſem Zweifel von Seiten der Herrn Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Sa-

tyre. Wäre es nicht höchſt grob geweſen, wenn ſie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener ſey? Mit der Größe des Apfelbiſſes ſteht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie frugen alſo verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entſcheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geſchält, und die Schalen nebſt den Körnern, die ſie aus zarter Aufmerkſamkeit herausgenommen, allein gegeſſen hat, ſo kommt es auf eins heraus.

3. »Ob das Ei, welches die Henne am Feſttage legt, genoſſen werden dürfe?« — Herr Dr. Holſt behauptet, über dieſe Unterſuchung ſey ein ganzer Foliant geſchrieben worden. Dieſesmal hat er Recht, ſich luſtig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben ſich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig ſeyn. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden ſo bigott als ihre Herren, und gackerten am Sabbat nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde, und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es eſſen dürfe, oder nicht.

4. »Ob bei der Auferſtehung der Todten alle Juden, oder nur ein Theil derſelben, beſonders die Gelehrten aufſtehen werden?« — Ich glaube,

daß alle Juden aufſtehen werden, doch nicht alle zugleich; denn ſonſt würden ſie ein ſolches Geſchrei machen, daß die Beiſitzer des jüngſten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, ſo werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen, und werden daher früh aufgeweckt werden müſſen. Wenn man ſie nicht brauchte, ließe man ſie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. «Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber, und auch früher auferſtehen werden?» — Dieſes wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden ſie ſpäter aufſtehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geſchehe, würden ſie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. «Ob dann Könige und Fürſten wiederum unter den Menſchen ſeyn werden?» — Nein; denn es iſt bewieſen, daß Fürſten die Stellvertreter Gottes ſind auf Erden, am Tage des Herrn endet alſo ihre Sendung.

7. «An welchem Orte die Auferſtehung vor ſich gehen werde?» Die Rabbiner entſcheiden für Judäa, namentlich beim Oelberge, und ſagen, daß diejenigen, die auſſer Judäa gelebt haben,

ſich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müſſen, um an Ort und Stelle der Auferſtehung zu gelangen. Herr Dr. Holſt nennt dieſe Lehre ruchlos und wahnſinnig, und fragt: «*wie es denn diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenſeits der Meere, Inſeln zu geſchweigen, gelebt haben*?» Es iſt ganz offenbar, daß der Verfaſſer nur Händel ſucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Perſien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen, und der gottesfürchtige Chateaubriand wird ſich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hamburg à Jerusalem zu ſchreiben. Napoleon auf St. Helena mag zuſehen, wie er am jüngſten Tage fertig werde. Uebrigens was hindert das Meer zur Auferſtehung? Hat das Meer nicht einen feſten Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht *unter* der See fortkriechen?

8. «In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdiſcher Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdiſche Volk ſeine Selbſtſtändigkeit verloren habe?» — Darüber kann ich Beſcheid geben. Das jüdiſche Volk hat ganz ge-

nau in der Sekunde ſeine Selbſtſtändigkeit verloren, wo es aufgehört hat, ſie zu verdienen.

Der Verfaſſer hatte an einer frühern Stelle ſeines Buches geſagt: »ich bleibe bei dem Worte *Juden* überall ſtehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Etymologie des Worts: *Männer über Gott!* Schon als Chriſt habe ich die ſchuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie *der* Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich ſeyn können, daß Juden ſich noch jezt eines *ſolchen* Ehrennamens haben anmaßen wollen, verſteh' ich nicht.« Der Verfaſſer hätte immer ſo aufrichtig ſeyn ſollen, zu ſagen: *ich verſtehe nicht*; dann wären die Irrthümer ſeines Urtheils doch nur die *Seinigen* geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und ſich ſelbſt dieſes ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorſtellung von Sklaverei und Unehre war mit dieſem Namen unzertrennlich verbunden, und *Worte*, dieſe furchtbaren geheimen Oberen der Welt regieren im Verborgenen. Der Name *Israeliten* iſt keine Gotteslaſterung; er bedeutet nicht, Männer über Gott, ſondern Männer, die *gottähnlichen* Weſen gleich ſind. Die Bibel giebt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater *Jakob* reiſte einſt bei Nacht, und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er ſich herumbalgte.

Und als der Morgen anbrach, ſprach der Mann zu Jakob: jezt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da haſt du was zum Andenken, und er verrenkte ihm die Hüſte. Und da frug Jakob: Menſch, wie heißt du? Und der Menſch antwortete: das brauchſt du nicht zu wiſſen, du aber ſollſt nicht mehr Jakob, ſondern Israel heißen: «denn du haſt um den Vorzug geſtritten mit göttlichen Weſen und mit Menſchen, und biſt ihnen beikommen.» Ein göttliches Weſen heißt aber hier nichts anderes als ein ſtarker Mann, ein Held, und Jakob ſollte ja nicht blos darum, ſondern auch, weil er mit Menſchen gekämpft, Israel heißen. Es iſt ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte ſich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabiſchen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte ſeinen Namen nicht ſagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte ſeitdem, und war alſo ein von Gott gezeichneter Menſch, wie man noch heute zu ſagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, eſſen die Juden noch jezt von keinem Hinterviertel irgend eines Schlachtviehes. Dieſe Aufmerkſamkeit ſcheint zwar nicht ſehr ſchmeichelhaft zu ſeyn, indeſſen bedenke man, daß in der zwiſchen einem Menſchen und einem Ochſen gezegenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt iſt, können Parallellinien nie zuſammenſtoßen, ſie bleiben immer auseinander ſtehen. So glaube ich alſo hinlänglich bewieſen zu haben, daß der Verfaſſer die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verſtanden hat, oder nicht verſtehen wollte, um ſie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weiſe Männer ſind, die man, ohne ihnen zu ſchmeicheln, nach meiner mathematiſchen Theorie, mit verrückten Menſchen in Parallele ſetzen kann. Dem Verfaſſer habe ich jezt nur noch ein beruhigendes Wort zu ſagen. Er äuſſert in ſeiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen ſeyn mag, der deutſchen Literatur ein klaſſiſches Werk geliefert zu haben »ſolches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenoſſen ab, mehr von der Entſcheidung der ſtreng richtenden Nachwelt.« Ich darf ihn verſichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jezt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, ſondern nur ſo handelt. Und wahrlich, unverſtändig thun, iſt verſtändiger als unverſtändig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Chriſten, weil Jude oder Chriſt; ich liebe ſie nur, weil ſie Menſchen ſind, und zur Freiheit geboren. Freiheit ſey die Seele meiner Feder, bis ſie ſtumpf geworden iſt, oder meine Hand gelähmt. Leben iſt lieben, Ihr aber ſeyd Sklaven Eures Haſſes. Ihr ſeyd Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit iſt eine harte Gebieterin. Frei ſeyn wollen, heißt frei ſeyn. Das Herz iſt zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Bruſt kann Raum ſeyn, um Tauſende zu haſſen: Ihr ſteht am ſichern Strande, hinausſchauend in das ſturmbewegte Meer; Ihr ſeht Schiffe mit den Wellen, Menſchen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichſten Zwiſte aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr ſeht reiche Ladung an der drohenden Lippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige ſtreiten? Der Schaum der zürnenden See benezt Euch den Fuß, Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr ſchaut zurück Jahrtauſende weit? Die Zeit iſt reif an großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu ſeyn braucht, von den ſchweißtriefenden Schnittern, ſondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der ſchöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch müßt Ihr haſſen, iſt der Haß der Sauerteig Eures Lebens, der allein ihm Würze giebt, ſo haßt, was haſſenswürdig iſt: Die Falſchheit, die Gewalt, die Selbſtſucht. Seyd was Ihr wollt, gut oder ſchlimm, fromm oder ruchlos, weiſe oder wahnſinnig, doch ſeyd nur etwas! Seyd Glühwein oder brunnenkühles Waſſer, nur nicht abgeſtandenes Naß, das Jeden anekelt — ſeyd keine Philiſter!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutſchland erduldet, iſt keine friſch Aufgelebte; ſie hat ſich nur aufgeraft im lezten Kampfe des Todes. Die Flamme des Haſſes loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöſchen. Das tröſte die Leidenden. Shakſpeare und ſeine Schweſter Erfahrung, ſprechen:

Vor der Geneſung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Beſſ'rung, iſt
Am heftigſten der Anfall; jedes Uebel,
Das Abſchied nimmt, erſcheint am übelſten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France, pendant les mois de Novembre et Décember 1822. Par A. Thiers. Paris 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Aehnliches hat, liegt zu offen, als daß nöthig wäre davon zu ſprechen; aber darauf was ſie unterſcheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeſchäften und zu Marketendern der Ariſtokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger Geſetzgeber zugeſendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttauſend Geſetznehmer zugeſchickt. Es iſt höchſt wunderbar! Der himmliſche Vater, der doch ſo beredtſam iſt, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erſchuf, brauchte zehn, längere oder kürzere, Gebote, um den Hebräern, nur die Grundzüge ihrer Verfaſſung vorzuzeichnen; denn er begriff in ſeiner Weisheit, daß eine Welt leichter geſchaffen, als glücklich gemacht ſey. Die irdiſchen Väter aber, ſind viel mächtiger lakoniſch; ſie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot Ihr ſollt keine Verfaſſung haben — woraus die übrigen Gebote ſich auf das ſchönſte ableiten laſſen. Wer ſich in dieſen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig ſind, etwas unterrichten will, der leſe das angezeigte Werk. Der Verfaſſer hat die Pyrenäen erſt in den letzten Monaten des verfloſſenen Jahres bereiſt, das will ſagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt manches, was zu wiſſen gut iſt; aber zu beachten noch beſſer wäre. Er ſpricht von den ausgewanderten ſpaniſchen Mönchen die gehörig beleibt ſind, und, wie ſie es in Spanien mit den ihrigen pflegen, auch alle Franzoſen die ſie auf den Landſtraßen treffen, ſegnen wollen, worüber ſolche Franzoſen lachen. Er ſpricht von der Glaubens-Armee; die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Meſſern, vor denen ſich ſogar Napoleon in eigener Perſon gefürchtet haben ſoll, er der ſonſt nichts gefürchtet; von der Regentſchaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappiſten; von dem franzöſiſchen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beſchaffenheit — und von noch andern nützlichen Dingen.

Der Verfaſſer hat eine ſchöne maleriſche Darſtellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung Noth thut, verſtehen ſich nicht auf die Perſpektive, und eine Wahrheit die nicht wenigſtens in Haut-Relief dargeſtellt iſt, faſſen ſie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire des dettes et de promener ses creanciers; par un homme comme il faut. Paris 1822.

Schulden machen darf auch in Deutſchland jeder; nur das Recht ſie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutſchen), iſt dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieſes Recht auch für die Unterthanen in Anſpruch nimmt, darüber braucht man ſich nicht zu wundern; es iſt dieſes eine der lezten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzoſen... Das iſt aber auch ſchon alles, was ich über das angezeigte Werk ſagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtſchaffenen Rezenſenten zu erwarten iſt, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüſſig, theils ſchädlich. Ueberflüſſig — weil diejenigen deutſchen Leſer, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beſte Franzöſiſch ſprechen, und alſo das Original verſtehen; ſchädlich — weil denjenigen Deutſchen, die kein

Franzöſiſch ſprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfaſſer ſelbſt iſt keineswegs der Meinung, daß jeder ohne Unterſchied berechtigt ſey, Schulden zu machen; er fordert gewiſſe körperliche und geiſtige Eigenſchaften dazu, und nur die damit Ausgeſtatteten bilden ſeinem Syſteme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechſel-Briefadel, die Schulden-Ariſtokratie.

Nicht blos ſeines Inhalts wegen, ſondern auch darum iſt dieſes Buch merkwürdig, weil zwei deutſche Worte von bedeutendem Umfange, zuſammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographiſchen Fehler darin abgedruckt ſtehen. Das war eine ſchnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich ſchrieben ſie in Paris: Sauberflut, und Kopstick, welches heißen ſollte: Zauberflöte und Klopſtock. Wenn die Franzoſen mit ſolchen Rieſenſchritten fortgehen in der Philologie, werden ſie bald ſagen können: (vielleicht ſagen ſie es ſchon zur Zeit, wenn dieſes gedruckt erſcheint) Il n'y a plus de Rhin! — Dixi . . .

XXIX.

Ueber Etwas das der Heilkunſt Noth thut. Ein Verſuch zur Vereinigung dieſer Kunſt mit der chriſtlichen Philoſophie von C. J. H. Windiſchmann, Profeſſor der Philoſophie und Medizin zu Bonn. Leipzig 1824.

Eine Beurtheilung dieſer Schrift in der Halliſchen Literatur-Zeitung, beginnt mit den Worten: »Mit Wehmuth haben wir das Werk aus den Händen gelegt.« Dieſes leſend, ward ich ſehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmuth aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weiſe weggeſchoben: mit Ueberdruß, mit Bedauren, mit Aerger, mit Zorn ſogar; aber mit Wehmuth noch niemals. Auch iſt es mir dieſesmal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne naſſe Augen; aber es waren keine Schmerzensthränen, es waren nur Diaphragmatiſche geweſen. Ich, ein Nicht-Arzt, muß es ſehr allen Nicht-Aerzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus was der Heilkunſt Noth thut — was wir etwa nicht verſtünden — ſondern man erfährt, was dem Herrn Windiſchmann Noth thut, und an der Noth eines ſterblichen Menſchen, wird gefühlvollen Leſern mehr gelegen ſeyn, als an der einer unſterblichen Wiſſenſchaft.

Was uns gegen die Myſtiker ſo erboſt macht, iſt nicht das Falſche in ihrer Lehre, ſondern das Wahre darin. Nämlich das wahre tüchtige darin, welches ſie aus Eitelkeit überflittern; die ſonnenklare Wahrheit, die ſie aus Nervenſchwäche mit Mondſcheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die ſie aus Zahnloſigkeit verdünnen, daß ſie uns durch die Finger läuft; die friſche trinkbare Wahrheit, die ſie an ihrer Herzensbrunſt verdünſten, damit der Dunſt aufſteige und Wolken bilde, und ſie dann die Wolken für den Himmel ausgeben, und ſagen können: auf Erden ſey keine Wahrheit, und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Myſtiker aufbringt, iſt ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der ſie, was allen ſo verſtändlich wäre, in einem kauderwelſchen Kanzlei-Style vortragen; iſt ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem ſie prahlen, wir andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber laſſe der Himmel ſein Manna herabregnen; iſt ihre gränzenloſe Herrſchſucht, die ſie eine ſo enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen Kindern zum Chriſtgeſchenk gegeben, groß genug zum Paradieſe wäre; iſt die Einbildung, die ſie glauben macht, ſie, ſie Wenige, ſtänden erhaben über alle Menſchen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit ſelbſt — über die Zeitgenoſſen, die ſie »moderne Schwätzer, faule Knechte und geſchäftige Müſſiggänger« ſchelten; über das Jahrhundert, das ſie als ein »Zeitalter voll der Zerſtreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermeſſenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einſicht und Mattigkeit der Geſinnung« ſchildern; iſt endlich die Unduldſamkeit, mit der ſie alle haſſen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgeſtalten, die ihrer eigenen kranken Phantaſie erſcheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darſtellung zu geben, iſt durchaus nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windiſchmann herablieſt, folgt der ſich immer dicker und dicker zuſammenknäulende Unſinn, drohend auf dem Fuße nach; jagt den Geängſtigten immer raſcher und raſcher, bis dieſer betäubt und athemlos unten angelangt, ſchnell die Flucht ergreift, ſich des Geleſenen wenig erinnert, und nur dem Himmel dankt, daß er ſeinen Verſtand aus der Gefahr gerettet. So ſind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Leſern mittheilen will. Der Verfaſſer verſichert: nicht «aus irgend einem ſchriftſtelleriſchen Kitzel,» ſey ſein Werk hervorgegangen, ſondern durch eine «entſcheidende Verfügung» ſey er hiezu veranlaßt worden. Fügung! da habt ihr ſchon Gottes Finger, und den Duft der Heiligkeit! Aber nicht von Fügung von Fügungen hätte er reden ſollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erſte Fügung war: eine «freundſchaftliche Aufforderung» die übernatürlichen und Wunder-Heilungen in Unterſuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Geſicht des Verfaſſers. Er ſagt in Beziehung auf Letzteres: «Die wichtige, durch Unberufene öffentlich ſo vielfach entſtellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er ſelbſt an ſeinen, viele Jahre hindurch ſchmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten, Augen, zur Bewahrung der unerſchöpflichen Heilkräfte gemacht," habe ihn veranlaßt, über das was der Heilkunſt Noth thut, ernſtlicher nachzudenken. Ein ſchöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfaſſer ſeine Leſer blind machen, um die unerſchöpflichen Heilkräfte der katholiſchen Kirche, auf eine recht ſchwere Probe zu ſetzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windiſchmann, ſo heilig er iſt, dennoch nicht verſchmäht, ſeine ſchriftſtelleriſche Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz ſo wie es die irdiſchen Schriftſteller auch thun; wie dieſe nämlich in ihren Vorreden zu ſagen pflegen: gründliche Belehrung würden ſie mit Dank annehmen, ſchmähſüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen -- womit ſie ſagen wollen: Jedes Lob würden ſie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber, gebührlich das Ohr verſchließen — ſo ſpricht Herr Windiſchmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er ſagt nämlich « gründliche Bemerkungen ſchätze er, jedoch auf Bemerkungen « die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Princip ſelbſt » auf welches er die Kunſt zurückzuführen ſuche, entſpringen, würde er keine Rückſicht nehmen. Das Princip aber auf welches Herr Windiſchmann die Arzneikunſt zurückzuführen ſucht, iſt das Chriſtenthum. Mit der Unfehlbarkeit des Chriſtenthums, wollte er ſeine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich ſchlau! Man kann aber dieſes Princip ſehr hoch ehren, und dennoch die Folgerungen wahnſinnig finden, die der Verfaſſer daraus abzuleiten ſucht. Ja jeden ächten Chriſten muß es, weil er ein ächter iſt, um ſo mehr empören, Chriſtus zum Doctor und ſeine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu ſehen.

In der Einleitung zu ſeinem Werke, giebt der Verfaſſer eine Erklärung über den Begriff der chriſtlichen Philoſophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren myſtiſchen Schriftſteller alle, in ihren Darſtellungen ſelten einen Abſatz machen, ſondern ohne Ruhe und Raſt, bogenweit fort reden, ſo daß der Leſer oft zu ſeinem Glücke, eher den Athem als den Verſtand verliert. Auch Herr Windiſchmann ſchrieb die erſten dreißig Seiten ſeiner Vorerinnerung, ohne Abſatz. Es iſt dieſes eine ganz feine Taktik, um Recht zu behalten, indem man den Leſern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Geleſene nachzudenken, und es einer Prüfung zu unterwerfen. In dieſem philoſophiſchen Glaubensbekenntniſſe des Verfaſſers iſt ſo oft und ſo viel von Fleiſch die Rede, daß es gute Katholiken, während der Faſtenzeit, gar nicht werden leſen dürfen. Wer ſich übrigens damit bekannt machen will, der ſetze, bevor er das Werk unternimmt, ſeine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: «Die Philoſophie iſt weſentlich nichts anderes, als das ſtreng in einem Zuſammenhang fortſchreitende Zuſichſelbſtkommen, ſo wie nicht minder das auf eben dieſe Weiſe verfahrende Zuſichſelbſtbringen und dann das Beiſichſelbſtbeharren der im blos ſinnlichen und fleiſchlichen Leben auſſerſichſeyenden und — wie es ſich am Ziele findet — auſſerſichgekommenen und zu jenem Abgrunde des Lebens herabgeſunkenen Vernunft.»... Was doch manche Menſchen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfaſſer das, was er chriſtliche Philoſophie nennt, auseinander geſezt, unternimmt er, von der Arzeneikunſt in ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin zu ſagen: «der bisher verſuchten Charakteriſtik gemäß, können wir alſo mit dem Zuſtande, zu dem die Kunſt herabgeſunken iſt, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müſſen eine vollſtändige Neuerung und Wiedergeburt derſelben wünſchen und verlangen.» Um dieſe Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgenden Sätzen aus. «Die Entzweiung des Geiſtes und der Natur, iſt der zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit .... der Sitz aller Krankheit iſt in einer Entzündung der Seele .... Es giebt eine erſte, eine Erbkrankheit, wie es eine Erbſünde giebt.» — Aber unter dieſen vornehmen Redensarten liegt nichts verſteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltags-Wahrheit, und die Zeit iſt nicht mehr, wo eine philoſophiſche Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geiſtes mit der Natur, das Leben nämlich, iſt die Urſache aller Krankheit, was Jedermann weiß. Der Tod iſt der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, ſelbſt die unheilbaren; der examinirte, promovirte, und recipirte Menſchen-Arzt jedoch, ſoll kein Famulus des Todes ſeyn, ſondern deſſen Widerſacher.... Will man das egoiſtiſch hervortretende beſondere Leben einen entzündeten Theil des allgemeinen Lebens nennen, ſo iſt weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß ſolche dichteriſche Ausdrücke in pathologiſchen Vorleſungen übel angebracht ſind.... Der Menſch, wie jedes organiſche Weſen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden geboren; dieſe Empfänglichkeit nennt Herr Windiſchmann die Erbkrankheit. Was wird aber mit dieſem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen? Was gewonnen wird? Das wird ſich finden. Herr Windiſchmann weiß recht gut was er will. Damit wir das «Unglück des Bewußtſeyns» verlieren, müſſen wir von ſchmetternden Worten betäubt werden; wir könnten ſonſt Langeweile haben — der Weg nach Rom iſt weit.

Es läßt ſich denken, daß der Verfaſſer den thieriſchen Magnetismus nicht verſchmäht. Zwar iſt das noch nicht die liebe dunkle Nacht ſelbſt; aber immer eine Dämmerung, und als ſolche die erſte Stufe des Heils. Wir haben der magnetiſchen Beluſtigungen ſchon ſo viele und ſo würzige genoſſen, daß es ſelbſt Herrn Windiſchmann nicht möglich war, uns hierin etwas neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetiſchen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, ſagt er: «Schon das Faſſen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernſt und eindringlich ergreifen, überzeugen, ſtimmen, bewegen will, deutet auf den magiſchen Einfluß der Hand hin.» Jezt kann man ſich auch das Räthſel erklären, warum der ertappte Gauner, ſtatt fortzulaufen, ſich ſo geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängniß ſchleppen läßt. Es iſt der magiſche Einfluß der polizeilichen Hand auf Schulter und Kragen ausgeſtrömt, welchem der arme Teufel ſich unterwerfen muß.

Haben wir den thieriſchen Magnetismus erreicht, dann erſteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: «Die Heilung durch den Glauben und das Gebet.» Hier aber iſt es ſchwer, den ſchlauen Plan des Verfaſſers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen ſo ſorgfältig verſteckt, daß nicht möglich iſt, den Schuldigen zu treffen ohne den Unſchuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil ſie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windiſchmann ſagt: «Wir wiſſen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbſttäuſchung, daß es Umſtände giebt, unter denen ſelig entzückte Menſchen, nicht etwa in wilden Phantaſien, ſondern andern ſichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geſchehen, ſondern bis zu anſehnlichen Höhen, wie dies aus den gewiſſenhafteſten Unterſuchungen erwieſen werden kann.» Gegen den Comparativ der anſehnlichen Höhen, würde Niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erſt der Poſitiv einige Zoll in Richtigkeit gebracht — il n'y a que le premier pas qui coûte; aber eben mit dieſen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böſe Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meiſten Menſchen jener »kindliche Glaube, welcher »die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt.« (Schade, daß Moliere dieſe Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde ſeiner Femmes savantes geworden).

Aber, — möchte wohl mancher Leſer fragen — wäre es denn möglich, daß einem Profeſſor, zugleich der Philoſophie und der Medizin, daß es Herrn Windiſchmann, mit den von ihm ausgeſprochenen Anſichten und Behauptungen Ernſt ſeyn ſollte? Mit Recht fragſt du das. Es iſt ihm auch nicht Ernſt damit, und er lacht im Stillen wohl ſo ſehr darüber, als wir es laut thun. Um die Menſchen klug zu machen, muß man klug ſeyn; ſie dumm zu machen, muß man dumm ſcheinen. Herr Windiſchmann hat ſeine eigene Anſichten. Sein Zweck aber iſt, in klaren und wenigen Worten auszuſprechen, folgender. Der Pabſt ſoll der Kranken Aesculap ſeyn, und in bedenklichen Fällen, ſoll man ſtatt ärztlicher Conſultationen, Conzilien halten; denn nur aus dem Heilſchatze der Kirche iſt Geſundheit und Geneſung zu holen. Die Sakramente und die

Sakramentalien bilden die wahre Materia medica. Man ſoll heilen durch das Abendmahl, durch den ſo ſüßen Namen Jeſus," durch den Exorcismus. Da aber ſolche Arzeneien nur geben kann, wer die Weihe empfangen, müſſe es werden, wie es einſt geweſen, nämlich die Prieſter ſollen zugleich Aerzte ſeyn. Bis dieſe edle Schmelzung zu Stande gebracht, ſollen einſtweilen die Aerzte mit den Prieſtern ſich verſtehen, und am Krankenbette gemeinſchaftlich mit ihnen wirken... Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht ſo komme, und wir tröſten uns mit des Verfaſſers eigenen Worten. "Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchſchimmernde Morgenröthe, verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit, die epidemiſchen Dünſte bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wiſſenſchaft und Kunſt bewirken, und das Leben in jeder Art ſeines Berufs verjüngen wird."

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames.
Par Mme Elise Voïart. Paris 1822.

Nicht wegen, ſondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtſchaft, ſind die Kabinetsgeheimniſſe der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrathe Aphroditens Eroberungen beſchloſſen, ſo ſind es doch friedliche, keine andere Verfaſſungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, geſengt, gebrandſchatzt, gemordet, ſo geſchieht es nur mit ſüßer Grauſamkeit, und die Beſiegten ſind ſo glücklich als die Sieger. Freilich iſt es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil ſie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebürlich mehr Sorgfalt auf ihre äuſſern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß ſie Liebe öfter erzwingen als verdienen. Eine Frau von innerer Güte iſt immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, iſt gewiß nicht liebenswürdig. Wohl iſt die Liebenswürdigkeit eine geſchenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geiſt und Herz können herrliche Früchte tragen, ungeſchmückt von ſchimmernden Blüthen — weiß es aber eine Frau von Geiſt und Herzen und ohne Schönheit, daß ſie nicht liebenswürdig ſey, dann wird dieſes Bewußtſeyn die Anmuth der Entſagung über ihre Natur verbreiten, und das Gefühl des Mangels den Mangel faſt erſetzen. Es giebt keine Kunſt zu gefallen!... die Kammermädchen von ganz Europa werden entſetzlich ſchreien, wenn ihnen dieſe Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüſſig zu machen. Sie werden ſagen: das wären aufrühriſche Geſinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menſchen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhſtifter bilden, die alles Beſtehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich geſagt habe, habe ich geſagt; ich fürchte die Central-Unterſuchung der Kammermädchen nicht — es giebt keine Kunſt zu gefallen! Doch mögen ſich die Kammermädchen tröſten, wir haben und ſie behalten Recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, ſich zu ſchminken, ob ſie zwar keinen damit täuſchen als ſich allein, und ſie werden, um damit zu zermalmen, ſich ferner falſche Zähne einſetzen, die ihnen nicht anhänglich ſind und bei jedem ernſten Gebrauche abfallen. Da ſich die Dinge ſo verhalten, werden Schriften über die Toilette immer geſucht und benuzt werden. Aber das angezeigte Werk iſt zu ſehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es ſich empfehlen werde. Die würdige Verfaſſerin ſchrieb keinen Machiavelli, ſondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunſt. Alle Lehren die ſie giebt, ſind weiſe und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Waſſer, werden als die beſten Mittel geprieſen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar theilt ſie auch Vorſchriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und Hitze, und gegen den unüberwindlichen mazedoniſchen Phalanx, den man Zeit nennt, ſich künſtlich vertheidigen können: aber die geprieſenen Mittel ſind wenigſtens unſchädlich, und der ſchädlichen geſchieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen ſo wichtigen Gegenſtand als der Putz der Weiber iſt, verdient etwas umſtändlich beſprochen zu werden. Das Buch iſt angenehmer Weiſe in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin ſchreibt. Die Lehrmeiſterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf welche Weiſe ſie eine große Toiletten-Kunſtkennerin geworden. Im Jahre 1744 ſey ſie in die Dienſte der Prinzeſſin W. getreten. Dieſe habe ſchon gealtert, und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürſtlichen Reize beizuwohnen, habe ſie erſtaunliche Dinge erfahren. Eignes Nachdenken und Lectüre hätten ihr endlich die verborgenſten Myſterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürſtin habe ſie das Putz-Miniſterium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet, und während ihrer Amtsführung ſich neue Kenntniſſe geſammelt. Dieſe herrliche Fürſtin wäre aber frühzeitig geſtorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, ſich an den Erb-Toiletten-Tiſch geſezt. »Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunſt entbehren; weiſe Rathſchläge wären ihr indeſſen nicht ohne Nutzen geweſen... Neue Moden ſchwärmeriſch liebend, nahm ſie ohne Unterſcheidung auch ſolche an, die ihrer ſchönen Geſtalt ſchaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürſtin verſchmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunſt, hielt ihre Jugend für ewig, und ließ ſich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt werden könnte.« ... Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. »Betäubt von dem Getöſe eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen ſtillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt geſehen habe, vergeſſe ihre Irrthümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falſchheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt.« . . . Jezt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene, die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer theuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunſt beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geſchichte der Kunſt. Sie ſteigt bis vor der Sündfluth hinauf. Der Engel Azaliel lehrte die Töchter der Menſchen, ihr Geſicht zu ſchminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen ſchön, verliebten ſich in ſie, und aus dieſer Verbindung des Genius mit der Schönheit entſprang ein herrliches Menſchengeſchlecht, welches die heilige Schrift die Starken, die Gewaltigen nannte.. So wird die Geſchichte der Cosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrſamkeit aus den Schriften Winckelmanns, Böttiger's und Herders verſchwendet wird.

Darauf geht die Verfaſſerin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei ſie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es iſt ein ſeltenes Verdienſt, wenn eine Schriftſtellerin etwas mit Kopf anfängt!... Im Kapitel von der Haut-Kultur geſchieht der berühmten Poppea, der Gattin Nero's Erwähnung. Dieſe hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es beſteht aus Weizenmehl, Honig und Eſelsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Geſicht überſtrich. Morgens wurde dieſe Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiſerin, daß ſie fünfhundert Eſelinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch ſie ſich badete, und daß ihr auf allen ihren Reiſen dieſe fünfhundert Eſelinnen nachgeführt wurden.... Das Kapitel von den Runzeln iſt ſchauerlich. Sie werden genannt: »verrätheriſche Zeichen, welche die Hand der Zeit ſchonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in ſeiner gerechten Strenge geſchaffen zu haben ſcheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verſcheuchen. Dieſe Feindinnen der Schönheit ſchleichen ſich, anfänglich ſchwach und furchtſam, eine nach der andern in die Winkel der Augen. Die erſte Runzel iſt ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; ſind ſie aber bis zur Zahl drei geſtiegen, dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeſchrei; und wirklich kündigt dieſes furchtbare Trio das endloſe Gefolge aller der Runzeln an, die ſich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz, überall anſiedeln. Ich erinnere mich noch des ſchrecklichen Eindrucks, welchen die Erſcheinungen der Runzeln auf die Prinzeſſin Amalie machten. Ein Entſetzen bemächtigte ſich ihrer, demjenigen gleich, welches die düſtern Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung ſich die deutſchen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt.» Die armen Weiber! Warum wiſſen ſie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit giebt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verſchwindet? Warum lernen ſie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferſtehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entſetzen leſen, daß die engliſchen Damen, um ſich jung und ſchön zu erhalten, Wein trinken, worin man Rattern lebendig erſtickt hat!... Unter den empfohlenen Schminken iſt eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht abſprechen kann; nämlich das rothe Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geiſtige Flüſſigkeit und reibt ſich die Wangen damit. Es iſt gewiß höchſt romantiſch, wenn junge franzöſiſche Offiziere Heldenthaten verrichten, und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blaſſen Weibern eine Schminke mit nach Hauſe zu bringen!... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römiſchen Triumphatoren hätten ſich geſchminkt, wenn ſie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leſerinnen erfahren, wie ſehr die Triumphatoren unſerer Tage an Seelenſtärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die leztern nämlich vermochten blos in der Schlacht nicht blaß zu werden, ſo bald ſie aber, nachdem ſie unerſchrocken mit afrikaniſchen Löwen, mit ägyptiſchen Krokodillen, mit deutſchen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen, und römiſche Schuſter und Schneider ſie mit Freudengeſchrei empfingen, erblaßten ſie ob der göttlichen Ehre, die ſie — Menſchen — genoſſen, und um dieſe Bewegung zu verbergen, ſchminkten ſie ſich. Unſere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumphpforte iſt, wenn ihnen die verſammelte Menge

Vivat ruft, die Häuſer illuminirt, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch roth, ſondern nicken blos etwas weniges mit dem Kopfe, womit ſie ſagen wollen: Gut, gut, Ihr habt eure Schuldigkeit gethan — ſo unerſchrocken ſind ſie.... In dem Kapitel von den Haaren wird folgendes erzählt: »Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Anſehen, dieſe oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten, bald waren es die kurzen bald die langen Haare, die den Zorn der Fürſten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverſtandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der ſich in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet achtete, das Beiſpiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Biſchöffe zu geben, und ſich Kopf und Bart abſcheeren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, ſpottete ſeiner wegen dieſer Nachgiebigkeit, und ein ſo geringfügiger Umſtand war die Urſache ihrer Eheſcheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Beſitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den engliſchen Thron beſtieg, und unſere ſchönſten Provinzen fielen dem Auslande zu. Daher, ſagt Saint-Foix, jene grauſamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte verwüſteten; mehr als drei Millionen Franzoſen kamen um, weil ein Erzbiſchoff ſich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die ſeinigen abſchneiden ließ, und weil ſeine Frau ihn mit ſeinen kurzen Haaren und ſeinem glatten Kinne lächerlich gefunden.« ... Noch ein anderes Beiſpiel von dem wechſelſeitigen Einfluſſe der Politik und Cosmetik wird da mitgetheilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede iſt. Es wird nämlich vor der übeln Gewohnheit gewarnt, ſich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieſer Unart ergeben. »Ehrgeizig und gefallſüchtig wie ſie war, ließ ſie die Miniſter und Generäle zu ihrer Toilette kommen, und zeichnete mit Schminke und Schönpfläſterchen die Pläne zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr ſie Widerſprüche von denjenigen, die ſich ihrer Entſcheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß ſie ſich vor Zorn bis auf's Blut in die Lippen. Dieſe wiederholten Biſſe entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaſerte ſich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine ſcheußliche Geſtalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunſt ihres königlichen Anbeters.«

Aus den angeführten Stellen erſieht man, daß ſich in dieſem Werke über die Toilette, die

Leſerinnen auch etwas über die Geſchichte unterrichten können. Darum auch iſt das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nöthig iſt, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht ſie es doch nicht zu beunruhigen, wenn ſie es darin finden ſollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder, geſammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Erſter und zweiter Band. Berlin 1819.

Aus dem Meere der deutſchen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterſcheidet jenes von dieſen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröſtende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend ſpringen wir ans Ufer, küſſen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch, und ſind beglückt, uns aus der Waſſernoth gerettet zu ſehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, ſtellen ſich ſeine Bedürfniſſe ein: der Hunger und der Durſt; doch da rieſelt keine Quelle, und ſo ſchöne Früchte uns auch locken, ſie ſind uns fremd, wir wagen die Giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer in's Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfſpieſſen bewaffnet auf uns zu. Ueberreſte verzehrter Menſchenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entſezt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Waſſerwüſte von neuem an.

Unſere Furcht vor dem naſſen Tode wird wohl verziehen, denn ſie wird getheilt, und unſere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieſes ſo ſchnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundſchaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die ſchönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlſchmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreſte, wahrſcheinlich natürlich verſtorbener Menſchen, uns entſezten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie iſt ſchwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem iſt, Menſchen die man nicht liebt, achten zu müſſen, und ſchmerzlich, ſie nicht lieben zu können, wenn man ſie achtet — ſo iſt es auch mit ihren Werken. Aber, wer iſt Preisrichter über dieſe Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geiſt erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausſpruche nicht zufrieden iſt.

Mag der richtende Verſtand dieſe geſammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die

Empfindung ſchweigt gewiß, wenn ſie nicht gar murrt gegen den Ausſpruch.

Aus verſchiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Mährchen zerſtreut und einzeln erſchienen, hat ſie der Verfaſſer geſammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenſtande der Beurtheilung, nicht blos wie, ſondern auch, daß ſie zuſammengeſtellt worden. Denn oft geſchieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde ſich zum Tage reiht; daß ein kindiſches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenſchaftliche Laune, uns reizt und ergözt, dagegen uns ſchmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, ſich als Ernſt, und jene Laune, durch ihre Dauer, ſich als Gemüthsart darſtellt.

Einige Freunde verabreden ſich, an beſtimmten Tagen zuſammenzukommen, um ſich die Schöpfungen ihres Geiſtes, und wechſelſeitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen ſich Serapions-Brüder, nicht darum blos, weil ſie am Kalendertage des Märtyrer Serapion ſich zum Erſtenmale vereinigt hatten, ſondern auch, weil ſie im Geiſte jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion, hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiſer Dezius den grauſamſten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und ſtürzte ihn dann vom hohen Felſen herab. Das iſt aber keineswegs das hohe Ziel, das ſich die Berliner Serapionsbrüder vorgeſezt; ſie ſitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden, und trinken italieniſche Weine, auch wohl kalten Punſch, leben alſo gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und ſeine Regel zu der ihrigen gemacht, als ſie ihre poetiſche Dichtungen in dem Geiſte eines gewiſſen verrückten Grafen ſchaffen wollten, der ſich für den Märtyrer Serapion hielt, und einſiedleriſch lebte. Mit der Geſchichte dieſes Wahnſinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt ſie. Auf ſeinen Reiſen habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde wo er ſich angeſiedelt, aufgeſucht. Darauf habe er ſich in ein Geſpräch mit ihm eingelaſſen, und ihn nach den Grundſätzen des Pinels und Reils von ſeiner fixen Idee heilen wollen; ſey aber ganz beſchämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewieſen, wie er, der pſychologiſche Experimentator, eigentlich verrückt ſey, indem er nicht begreifen wolle, daß ſie ſich in der thebaiſchen Wüſte befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeiſterung einige Geſichte mitgetheilt, die in

Erſtaunen ſezten wegen der plaſtiſchen Ründung und des glühenden Lebens mit der ſie dargeſtellt wurden.

Nachdem dieſe Erzählung geendet, läßt ſich einer der verſammelten Serapionsbrüder wie folgt, vernehmen: «ich verehre Serapions Wahnſinn deshalb, weil nur der Geiſt des vortrefflichſten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß ſo manches Dichterwerk wirkungslos bleibt als daher, daß der Dichter nicht das wirklich ſchaute wovon er ſpricht? Vergebens iſt das Mühen des Dichters uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben ſollen, woran er ſelbſt nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erſchaute. Der Einſiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geſchaut was er verkündete, und deßhalb ergriff ſeine Rede Herz und Gemüth.»

«Deſſen wollen wir eingedenk ſeyn, ſo oft wir bei unſeren Zuſammenkünften, einer dem andern nach alter Weiſe manches poetiſche Prodüktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geſchaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt laut damit zu werden. Der Einſiedler Serapion ſey unſer Schutzpatron, er laſſe ſeine Sehergabe über uns walten, ſeiner Regel wollen wir folgen, als getreue Serapions-Brüder.»

So durch und durch, ſo ganz, nicht blos nach Innen ſondern auch an ſeinen Oberflächen werthlos, ſo ohne die geringſte Beimiſchung von Wahrheit, iſt jener Lehrſatz der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuſchung und Verwechslung unmöglich iſt, und es nur weniger Worte bedarf um zu zeigen, worin die Falſchheit beſtehe. Wie die Anbetung den Gott, ſo ſchafft erſt die Bewunderung das Kunſtwerk, es ſey ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Iſt es in jedem Kunſtwerk die Vollkommenheit irgend eines Weſens, was jene Bewunderung erregt, ſo muß, daß dieſe erregt werden könne, jenes Weſen faßlich ſeyn — faßlich für den Verſtand, für den Glauben oder die Phantaſie. Wie aber kann ein Kunſtwerk faßlich werden, wenn es der Künſtler nicht freigiebt, wie kann es in unſere Sinne, in unſeren Geiſt einziehen, wenn es die Werkſtätte des Künſtlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen ſeiner Wartung, die er in den Boden unſerer Phantaſie verpflanzt, auch die Blumen-Erde verſetzen, aus der jene hervorgeſproſſen, will er durch ſeine eigene Phantaſie die des Leſers verdrängen, dann weiſen wir ſeine Gaben zurück, weil wir nur für das Geſchenk nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er ſelbſt glaubt, nie anſchaulich, wenn er das, was er uns zeigt, ſelbſt geſehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Mährchen zur Geſchichte, die den Verſtand befriedigt, ſättigt, und alle Luſt der Einbildungskraft zerſtört. Dann wird das Bild zur Konterfey, mit aller Beſchränkung worin jede Wirklichkeit gefangen iſt; dann wird das Kunſtwerk zum Spiegelbilde des Künſtlers, ein Schatten wenn wir vorwärts, ein nüchternes Daſeyn aus Fleiſch und Bein, wenn wir es rückwärts ſchauen. Es iſt falſch, daß der wahre Dichter ein Seher ſey. Ein Seher iſt ein verzückter oder ein verrückter Geiſt, ein Gott zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Menſch, zu dem wir nicht hinabſteigen können. Der Dichter aber, muß menſchlich fühlen, um Menſchen zu bewegen.

Daß er dieſes muß, daß er nicht glauben dürfe was er glauben, nicht ſehen was er anſchaulich machen möchte, das hat der Verfaſſer der Serapiens-Brüder, unwiderleglicher, als es ein anderer vermöchte, an ſeinem Werke ſelbſt gezeigt. Er hat geglaubt, er hat geſehen, darum ſind es aber auch keine Dichtungen, die er uns giebt; ſie ſind nicht etwa mehr, nicht etwa weniger, ſie ſind ein Anderes. Er giebt uns eine werdende, noch im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Waſſer, Feuer, Erde, und alle Elemente, die Thiere des Waldes, und die Fiſche des Meeres, und die Vögel in den Lüften, alles bewegt ſich in tollem Taumel und ſtreitet um die Herrſchaft; nur der Menſch iſt abweſend. Aber es iſt nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen alles untereinanderwirft, es iſt der vom Hexentrank berauſchte Blocksberg-Reiter, der treibt weil er wird getrieben, und ſo findet der Leſer an der Beſonnenheit des Dichters keine Bruſtwehr, die ihn vor dem Herabſtürzen ſichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter ſeinen Füßen, der Schwindel überfällt.

In allen dieſen geſammelten Erzählungen und Mährchen herrſcht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnſucht nach einem tieferen, nach einem unterirdiſchen Leben, die den Leſer anfröſtelt und verdrießlich macht. Es iſt Phantaſie darin, aber ohne den regelnden Verſtand. Es iſt Phantaſie darin, aber nicht die hellaufflammende, ſchaffende, ſondern eine rothglühende, zerſetzende Phantaſie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren geſehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegſchleudern, bis ſie zulezt als gräuliche Rumpfe, umherſpringen, der hat die Geſtalten der Hoffmannſchen Erzählungen geſehen, nur daß dieſe von allen Gliedern den Kopf zuerſt verlieren. Man hört nicht die Ausſprüche eines verzückten, begeiſterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geſtändniſſe eines auf die Folter geſpannten Gemüths. Es iſt kein Tagesſtrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwiſchen, Blitzen und Feuersbrünſten. Man hört in dieſer öden, herbſtlichen, welken Natur, keinen Ton eines friſchen geſunden lebenskräftigen Weſens, man hört nur das Gewinſel der Kranken und Sterbenden, und das Geſchrei der Eulen, die um Aeſer ſchwirren. Selbſt die Muſik, die in allen Werken des Verfaſſers widerklingt, ſie dient nicht dazu, den Himmel, deſſen Dollmetſcherin ſie iſt, auf die Erde herabzuziehen und ihr verſtändlich zu machen, ſie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abſtand zwiſchen Himmel und Erde zu beweiſen, zu zeigen, daß jene Höhe von ſehnſuchtsvollen Menſchen nie erreicht werden könne, und ihnen „das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äuſſern Leben“ genau vorzurechnen, damit ſie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten die der Verfaſſer einem der Serapions-Brüder ſagen läßt: «ich tadle, o Cyprian, Deinen närriſchen Hang zur Narrheit, Deine wahnſinnige Luſt am Wahnſinn. Es liegt etwas überſpanntes darin, das Dir ſelbſt mit der Zeit wohl läſtig werden wird» hat der Verfaſſer das Urtheil gegen ſich ſelbſt geſprochen, und noch ein ſchonendes, denn beharrlich hat er durch alle ſeine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht läſtig geworden iſt. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem ſchauerlichen Nachtſtücke unterbrochen, noch Genuß bringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt ſeyn, nur muß ein Sternenſchein die Nacht ſichtbar machen, daß ſie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuſchten Einbildungskraft, nicht in der Sache ſelbſt ſeyn, und Maaß überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Luſt zernichtet.

Ich ſagte früher: die Erzählungen die uns der Verfaſſer giebt ſind keine Dichtungen, ſie ſind ein Anderes, und hier iſt das kurze freundliche Abendroth des langen mürriſchen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten dieſe Erzählungen? Dieſes iſt zwar eine ſehr philiſtermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht ſpotten können. Denn ein Buch will nichts, es zeigt ſich, es iſt da. Aber fodert auch ein Buch nichts, ſo gewährt ihm doch der Leſer etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt das ihm gebühre. Den Werth eines poetiſchen Werkes habe ich gewagt ihm abzuſprechen, aber den eines wiſſenſchaftlichen gebe ich ihm willig. Es iſt ein Lehrbuch mit den ſchönſten Bildniſſen geziert, es iſt der elegante Pinel, es iſt die Epopee des Wahnſinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth iſt, den menſchlichen Geiſt, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeſchädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu ſeinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

«Das Feld der Geſchichte!» — Es gab noch keinen hiſtoriſchen Profeſſor, der nicht in der erſten Stunde ſeiner Vorleſungen dieſen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet ſeinen Gegenſtand falſch, wie mich dünkt. Iſt die Geſchichte offen, hell, genau umgränzt und eingetheilt, iſt ſie ſchnurrecht und überſichtig wie ein Feld? Nein. Sie iſt ummauert, oft verſchloſſen, beſchattet, und ſie verſteckt ihre Gränzen. Sie gleicht einem engliſchen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, ſondern ſich gefallen von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg iſt ihr Zweck. Die Beſtimmung der Menſchheit iſt zu wandern, nicht in der Heimath zu leben: die Tagereiſen ſind lang, die Nachtlager ſind kurz. Die Welt iſt eine Wohnung, die mehr Treppen, als Zimmer hat. Hätte die Vorſehung ihre Abſichten, wie fromme Leute ſagen, dann könnte ſie dieſelben durch Dampfmaſchinen ſchneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran iſt ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beſchäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiſte, was ſeit der Schöpfung geſchehen iſt, hätte ungeſchehen bleiben können, es führte zu nichts. . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geſchichte der ganzen Welt recht gut in ein Taſchenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das leztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geſchichtſchreiber hatten von allen Städten unſerer Erde nur die Thürme geſehen, und von allen Büchern der Menſchheit nur die Titel geleſen. Aber Herr Bodin hat eine volksthümliche Geſchichte geſchrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde ſehr darüber lachen.) Der Verſtand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfaſſers ſind nicht genug zu loben. Am Schluſſe jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was iſt jezt und damals, was hier und dort, für das Glück und für die Freiheit der Völker geſchehen? Er erkennt jede Tyrannei, ſie mag als Fuchs. Schlange oder Löwe erſcheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononiſcher Stein glänzt; Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern ſo ſchwer iſt — ſie täuſchen ihn nicht. Was dem erſten und dritten vorzuhalten, wiſſen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. «Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumſchränkter Fürſt. Er hielt alles nieder, auch den heilſamen Widerſtand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürſt, der allen Bauern ſeines Reiches ſein ſonntägliches Huhn in den Topf verſchaffen wollte, die abſcheuliche Verordnung unterzeichnen, die ſie wegen Tödtung eines Kaninchens zu Galeerenſtrafe verurtheilt? Man muß es ſagen, ſo ſchmerzlich es auch iſt: Richelieu's und Ludwigs XIV. Zwingherrſchaft ſteigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach dieſem mag man ſich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu ſehr ergeben war, und die Weiber ſeiner Unterthanen verführt hatte. Doch er war geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks.» Iſt das ein Lob für Heinrich? Man erinnert ſich dann eines Wohlthäters am lebhafteſten, wenn man ſeine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht verſäumt, durch weiſe Staatsgeſetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu ſichern, würde man ſeiner weniger gedenken; jezt iſt die Aſche dieſes Phönix ſchon zweihundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, ſind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verſtorbenen; kein lange bedauerter Fürſt verdiente lange bedauert zu werden.

Von dieſem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin ſind in kurzer Zeit drei Auflagen erſchienen, und in England, wie in Spanien, hat man es überſezt. »Wenn es nicht in Italien eingedrungen — ſagen die Verleger — iſt es weder Italiens noch unſere Schuld.« Wie ſie behaupten, würde das Original auch in Deutſchland viel geleſen. Möchte man es dort überſetzen! Wenn es wahr iſt, daß die Welt an der franzöſiſchen Revolution krank darnieder liegt, ſo kann man nichts Heilſameres thun, als der Jugend dieſe Krankheit zu inokuliren, und es giebt keinen Arzt, der dieſes beſſer verſtünde als Herr Bodin. Man verſäume das nicht. Zwar iſt die Freiheit ſchön troz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben ſind es nicht, worin ihre Schönheit beſteht.

XXXIII.

Voyages des frères Bacheville, capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie. Paris, 1822.

Das Reiſen wäre die angenehmſte Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unſer Vergnügen ſtörte. Dieſem Uebel auszuweichen giebt es kein beſſeres Mittel, als vor der Abreiſe aus ſeiner Vaterſtadt ſich dort zum Tode verurtheilen zu laſſen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen iſt, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der franzöſiſchen Kaiſergarde, und nach der Schlacht von Waterloo wollte ſie ein Prevotal-Gerichtshof erſchießen laſſen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu allem, was er geſchehen läßt, ſeine Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre ſpäter ein anderes Gericht die nämliche Sache vernahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigeſprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden ſey. Freilich konnten Böſewichter, welche in Verdacht gekommen, mit ſtammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen zu haben, nicht gleiche Anſprüche auf vorſichtige Unterſuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter nichts gethan als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben ſehr die Bequemlichkeit, und ſind gegen die Störer derſelben ſelten ſo nachſichtig, wie der Onkel Tobias im Triſtram Shandy. Dieſem war nämlich während dem Eſſen eine Mücke lange auf der Naſe herumgeflogen; endlich fing er die Carbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menſchen unter Majeſtäts-Verbrechen verſtehen, nämlich die Ruchloſigkeit, ſie etwas weniges im Schlafe oder beim Eſſen zu ſtören, gab ſich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenſter, öffnete daſſelbe, und ſprach: Flieg' hin, armes Thierchen, die Welt iſt groß genug für uns beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und die Bachevilles und einer müßte Platz machen, und darauf hatten leztere den geiſtreichen Gedanken fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der franzöſiſchen Gränze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte ſie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbeſiegbare Furcht vor Napoleoniſchen Offizieren, die Bononiſchen Steinen gleich die Majeſtät ihres Gebieters eingeſogen hatten, und noch im Dunkeln fortleuchteten. So lange die Brüder Bacheville in den Ländern reiſten, wo Deutſch geſprochen wurde (im eigentlichen Deutſchland, und in der deutſchen Schweiz) hatte die Pariſer Polizei gehorſame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erſt als ſie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. «Enfin nous voila en Pologne. Ouf! je respire» — ſchreibt Bacheville in ſein Tagebuch. Aus dieſem unromantiſchen Ouf, erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reiſebeſchreibung keine ſentimentale iſt. Der Verfaſſer, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik ſeines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen leſen. Es hat freilich manchmal den Anſchein, als ob der Reiſebeſchreiber etwas lüge; aber einem Offizier, der unter Napoleon gedient hat, iſt es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterſcheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich iſt.

Drei Jahre lang reiſten die Brüder Bacheville in Europa und Aſien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überſtanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen, und ſtarb in Aſien an der bloßen Peſt.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwiſſenſchaft, von Dr. S. Stiebel. Frankfurt a. M. Hermannſche Buchhandlung 1823.

Es ſterben viel weniger Menſchen an der Schwindſucht, Waſſerſucht und Trommelſucht — es iſt hier nicht von der abdominalen, welche ſelten, ſondern von der martialen Trommelſucht die Rede, die immer tödtlich iſt — als an der Syſtemſucht der Aerzte. Das iſt gewiß die traurigſte aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit ſtirbt, die ein anderer hat! Viele Aerzte haben den Wahlſpruch der Juriſten ſich angeeignet: fiat justitia, pereat mundus! — und unter Gerechtigkeit verſtehen ſie, das was ſie für Recht halten. Der Arzt muß aber ſeyn wie ein Hofmann: er darf keine Grundſätze haben, und nichts anders zur Regel nehmen, als die Wünſche und Befehle ſeiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrſchſüchtig iſt. Deren Winke verſtehen lernen (denn ſie ſpricht nicht immer); deren

Gebote erſt vollſtrecken, und dann in Erwägung ziehen — dieſen Weg geht der ächte Heilkünſtler. Als einen ſolchen zeigt ſich der Verfaſſer der « kleinen Beiträge. » Seine mitgetheilten Erfahrungen, ihren ſachlichen Werth ungerechnet, gehören zu den ſchönſten Muſterbildern für die Kunſt zu beobachten. Der Verfaſſer ſucht und findet, und unterſcheidet ſich hierin von vielen andern, die erſt finden, und dann ſuchen. Wer ſich nur etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit verſteht, dem wird ſchon die Schreibart des Verfaſſers das vollkommenſte Zutrauen einflößen. Es herrſcht darin ſo viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebniſſe der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterſchreibt, als hätte man mit eigenen Augen geſehen. Unter den erzählten verſchiedenen Krankheitsfällen ſind mehrere, die auch Nicht-Aerzten zum leſen und beachten empfohlen ſeyn mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeſchichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem ſie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologiſche Erſcheinungen gezeigt, mit Geneſung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung möge auch die Krankheitsgeſchichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den phyſiſchen Folgen einer gewiſſen ſinnlichen

Ausſchweifung, ſondern an der ſchrecklichen Vorſtellung ſtirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moraliſch-mediziniſche Werke, wie die von Salzmann und Tiſſot, haben noch keinen von jener Ausſchweifung abgehalten, aber viele derer, die ſie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnſinn geſtürzt.

Höchſt anziehend und lehrreich ſind die Geſchichten zweier magnetiſchen Behandlungen. Der Verfaſſer gehört, in ſeiner Anſicht vom thieriſchen Magnetismus, weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen; die einen ſahen alles, was ſie zu ſehen wünſchen, die andern überſahen alles, was, wie ſie fürchten, ſie in ihrer altherkömmlichen Naturwiſſenſchaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewiſſenhafter und verſtändiger Arzt, verläßt ſich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch verſäumt er deſſen Anwendung in Fällen, wo er ſich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigſten Nervenübeln gelitten, wird nach einer magnetiſchen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch durch dieſelbe, wollte der Verfaſſer nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmazeutiſchen Mittel mochten das ihrige gethan haben. Ein magnetiſirtes Dienſtmädchen bringt es bis zur Hellſeherei. Sogar politiſche Ereigniſſe ſagt ſie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfaſſer, um Papierſpekulanten nicht irre zu führen, klüglicher Weiſe verſchweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elyſäiſchen Feldern herum, und ſpricht mit Gott und ſeinen Engeln. Am Ende findet ſich, daß ſie eine Spitzbübin geweſen, die ihren Arzt und die andern Zuſchauer zum beſten gehabt. Man kann die Seelenſtärke des Verfaſſers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat ſpielen laſſen. Möchten ſich doch unter den ſeelenfrommen, magnetiſirenden Aerzten noch mehrere finden, die ſo umſtändlich als ſie es mit ihren Täuſchungen gethan, auch ihre Enttäuſchungen mittheilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wiſſenſchaft.

XXXV.

Histoire de la Révolution Française, par Thiers.

(Nur die erſten zwei Bände.)

Es iſt wahr, die Pariſer verſtehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins iſt, verſtehen ſie zu leben. Sie ſind im Stande und loben oder tadeln die entgegengeſetzteſten Dinge im nämlichen Satze, ſo bald zwiſchen zwei Puncten ihr Vortheil umſpringt. Der Tiſchler preißt eines ſeiner Möbel an, weil es vom feinſten ausländiſchen Holze verfertigt, und ein anderes, weil nur vaterländiſches Holz dazu gebraucht iſt. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches und eine andere wegen ihrer Geruchloſigkeit. In der Pariſer Schriftſtellerei geſchieht das Nämliche. Erſcheint eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfaſſers, daß dieſer ein Zeitgenoſſe der Revolution geweſen, allen Ereigniſſen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieſelben eingegriffen habe. Erſcheint wieder eine andere Revolutionsgeſchichte, wird von ihr geprieſen, daß deren Verfaſſer **kein** Zeitgenoſſe der Revolution geweſen, alſo der rechte Mann ſey, in gehöriger Form die Erſcheinungen zu betrachten, und ſie unbefangen zu ſchildern. Dieſe leztere gute Eigenſchaft, ſucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er ſagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt geweſen, er ſey ein Nachgeborner, und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das «commun intérêt de la justice et de la liberté» zuſammen. Hierauf iſt aber erſtens zu erwidern: das iſt ſchon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die ſich ihrer ſelbſt bewußt iſt — Tugenden und Mädchen ſind am ſchönſten, ehe ſie wiſſen, daß ſie ſchön ſind. Zweitens: Welche Parteilichkeit iſt der Wahrheit am gefährlichſten, die aus Selbſtſucht oder die aus Geſinnung entſpringende? Wer aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet ſich ſelbſt nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Geſinnung beitritt, der iſt zwar aufrichtig gegen Andere, doch ſich ſelbſt kann er täuſchen und in ſeiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine ſchlechte Sache, oder eine gute ſchlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegwen ſie am meiſten haſſen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Geſinnung? Nur die leztern haſſen ſie, die erſtern nicht; denn ſie wiſſen recht gut, daß mit dieſen man ſich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig iſt, ob ſie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürſten erhalten. Der wahre Ariſtokrat, haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um ſich auf einen ihm beliebigen Platz zu ſtellen, ſondern den, der dieſe Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Ariſtokraten, der ſein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, ſondern den, der an ſeine eigene göttliche Natur glaubt, und zweifelnde Bürger, als himmelſtürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelſte und reinſte unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der nichts geſucht, als das Glück ſeines Vaterlandes, hat nichts gefunden, als den unauslöſchlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr ſeines Lebens den König aus Paris führen, und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor, aus ſolcher Hand. Das that und duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das ſie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jezt genießen werden noch jezt, wie früher, geſtreichelt, und man verzeiht ihnen alles, ſogar daß ſie liberal ſind. Iſt es ſo — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben dieſe Parteilichkeit wird am meiſten verabſcheut. Seine Jugend wird ihm alſo zu nichts anderm nutzen, als daß man ihn einen jungen Doktor der Revolution ſchelten wird. Freilich ſcheuen franzöſiſche Schriftſteller dieſen Vorwurf nicht, und ſie unterſcheiden ſich hierin (gewiß ſehr zu ihrem Nachtheile) von den Deutſchen, die überlegen, was ſie ſchreiben. Ein deutſcher Profeſſor der Geſchichte, der ſich in Paris aufgehalten, um Materialien zu einer Geſchichte der drei lezten Jahrhunderte zu ſammeln, hat ſich vorgenommen und erklärt, dieſe Geſchichte erſt nach ſeinem Tode erſcheinen zu laſſen. Der hiſtoriſche Profeſſor iſt aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unſern Enkeln! ſie werden ſchöne Dinge zu leſen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Profeſſor, Ludwig dem Vierzehnten, wegen ſeines ärgerlichen Umgangs mit der La Valliere, zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wiſſen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu laſſen! Warum ſollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder todt, er ſpricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzoſen die Geſchichte ihrer Revolution erzählen, ſind ſie dabei, weniger als Deutſche, der Gefahr ausgeſezt, mit Leda's Eiern zu beginnen. Dieſen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weiſe an Religion und Philoſophie. Steigen ſie bis zu Ludwig dem fünfzehnten hinauf, dann ſind ſie hoch geſtiegen, und ſind müde. Gewöhnlich aber fangen ſie weiter unten an, und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulſe der Staaten ſind, woran ihr Uebelbefinden ſich äuſſert, verwechſeln ſie oft die Zeichen mit den Urſachen des Uebels, und da der Doktor die wichtigſte Erſcheinung jeder Krankheit iſt, geben ſie dem Doktor die Krankheit Schuld. Alſo muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet, und mit der andern, im Froſte des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers ſteht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfaſſer bemüht ſich, wie er es verſprochen, unparteiiſch zu ſeyn; aber der Menſch bleibt Menſch. Eine brave Mutter giebt ihrem

Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber ſie giebt es auf eine andere Art. Der Verfaſſer iſt nie ungerecht im juriſtiſchen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite ſeines Buches, daß er die Revolution als ſeine Tochter, und die Contre-Revolution als ſeine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauſpielerin erhoben wird und die handelnden Menſchen zur Staffage herabgeſezt werden. Die Pariſer Oertlichkeiten verleiten zu ſolchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, ſind ſo pittoresk, daß ſich der Pinſel eines Landſchaftsmalers gern an ihnen übt. Doch ſind dem Verfaſſer die Gemälde der Perſonen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriez's iſt vortrefflich, und die Marats wäre ein Meiſterſtück zu nennen, hätte der Verfaſſer dieſen Schrecklichen nicht zu ſehr ins Kleinliche ausgemalt, ſondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer ins Große drappirt, und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele, als Werke der Convenienz und des Zufälligen verſchmäht. Der Lieblingsheld des Verfaſſers iſt Mirabeau, ſich hierin als einen ächten Pariſer zeigend, der Schauſpiele jeder Art leidenſchaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu ſpielen verſtand. Doch Mirabeau als Menſch und Bürger, war ſchlechter, als Robespierre. Dieſen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ ſich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbeſtechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und ſchonte. Wer ſich zu einer Miſſethat beſtechen läßt, der geſellt nur Unreines zum Unreinen, wer ſich aber zum Guten beſtechen läßt, der beſudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler ſeines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche ſeines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künſtler war, und zu reden verſtand; die Natur in ihm war ſchlecht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dem Verfaſſer, die deutſche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen iſt, und daß er dieſer Mutter der franzöſiſchen politiſchen Revolution nicht die mindeſte Hochachtung bezeugt. Daher ließ er ſich auch zu dem falſchen Urtheile verleiten, das ſchon tauſend andere, die über die franzöſiſche Revolution geſchrieben, oder in ihr gehandelt haben, früher ausgeſprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre dieſes und jenes geſchehen, ſo wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menſchen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich, wenn er ſich vor ſeiner Hochzeit in das Waſſer geſtürzt hätte. Doch führt den Verfaſſer ſein guter Inſtinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So ſagt er dort, wo von dem mißlungenen Beſtreben einiger Mitglieder der Nationalverſammlung, die engliſche Conſtitution einzuführen, die Rede iſt: »Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intérêts qui divisent les états modernes, la democratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats.« So iſt es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm iſt nur, daß man jezt nicht blos *im*, ſondern auch noch *nach* dem Kampfe um den Sieg ſtreitet; daß nämlich Jeder behauptet, er habe geſiegt. — Die Ausſchweifungen der Revolution, nicht zu entſchuldigen, ſondern zu erklären, ſagt der Verfaſſer: «le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer, de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même défaut quand il se soulève.»

Nur die Familiengeſchichten der Fürſten haben Geheimniſſe, die Geſchichten der Völker haben keine. Wer alſo in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufſchlüſſe ſucht und keine findet, der hat nur ſich anzuklagen, nicht den Verfaſſer des Buches. Doch ſind darum neue Werke über die franzöſiſche Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen ſie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, ſo werfen ſie doch altes Licht auf neues Dunkel, und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les diners du Baron d'Holbach. Par Mme la comtesse de Genlis. Paris, 1822.

Diderot ſagt: « Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß ſeine Feder in den Regenbogen tauchen, und den Farbenſtaub eines Schmetterlings-Flügels über die Linien ſtreuen. » Dieſe Vorſchrift iſt ungemein artig erdacht, und ſehr zierlich ausgedrückt; es iſt aber nicht immer leicht ſie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfaſſerin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib iſt, und auf die Menſchen ihrer Abneigung einhaut wie ein Huſar; ihr, die eine Gräfin iſt, und ſo marktſchreieriſch ſchimpft, daß ſie das eitelſte Häringsweib mit Beſchämung anhören würde; ihr, die eine gute Chriſtin ſeyn will, und alle Blitze des Himmels auf die Widerſacher ihrer Geſinnung herabflucht, und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um die Höllenſtrafen der Philoſophen zu verlängern; ihr, die doch in den Jahren ſteht, und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Mode-Sündern dieſer Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Dintenfaß mit Regenbogenſaft bis zum Rande voll, und meine Sandbüchſe ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub; ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der ſocialen Alterthümer unterſcheiden ſich darin vortheilhaft von den Freunden der artiſtiſchen, daß die leztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das iſt aber auch die einzige gute Eigenſchaft, die ſie haben. Im Uebrigen ſind ſie gottloſe Menſchen, und ſo arge Heiden. als es je welche gab. Die Griechen und Römer ſchrieben die Meeresſtürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aeolus, die Gewitter dem Jupiter, die Peſt den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menſchen den Parzen. Auf gleiche Weiſe perſonifiziren die Geiſtlichen, die Frömmler, die Ariſtokraten, die Miniſter, alle wohlthätigen und verderblichen Erſcheinungen der Geſchichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmliſchen und keine irdiſchen Kräfte. Sie fragen nicht *was*, ſie fragen, wer hat unſere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Chriſtenthum in Verfall gebracht, Rouſſeau hat die Peſt der Freiheitsſucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königthum geſtürzt, und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidniſchen Natur iſt auch Frau von Genlis, und ſie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß ſie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechſelt hat. In ihrer Jugend war ſie dem Herzog von Orleans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; ſpäter war ſie den Republikanern zugethan; dann lag ſie vor Napoleon im Staube, und jezt betet ſie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen ſteht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reſerve-Liebhaber — aber fluchen ſollte ſie nicht. Ein Weib, das einem Manne Recht giebt, iſt ſchon eine Unbeſcheidene zu nennen, ein Weib, das Männern Unrecht giebt, zeigt ſich ſehr anmaßend, eine Frau aber, die ſelbſt im Streite der Männer mitkämpft, iſt eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeiſt aufbewahre, und in einem Schranke wohl verſchloſſen halte. Ich will Weiber lieber Taback rauchen ſehen, als politiſiren hören. Es iſt nicht blos lächerlich, wenn ſie ſich in die Politik miſchen, es iſt mehr als das, es iſt fürchterlich, es iſt troſtlos. Nichts iſt beſtändig in dieſer irdiſchen Zeit, nichts iſt dauerhaft auf der Wohnſtätte der Menſchen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfaſſungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geſchichte, die Himmelsſtriche, Kriege und Naturereigniſſe — alle Winde vereinigen ſich, die Wellen der Menſchheit in raſtloſer Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt iſt, und mit den Religionen die Wege ſich ändern, die zum Himmel führen; iſt ſelbſt die Ewigkeit der Zeit unterthan, und auch Gott dem Wechſel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieſes Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte flüchtige Menſch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins iſt was dauert im Wechſel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie iſt die Wurzel der Menſchheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht verſengt, der den Stamm zerſpaltet — und dieſer Liebe Wort und Offenbarung iſt das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus, haben ihre Kinder gemordet; wanken ſolche Felſen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieſes

Mutterherz iſt ſtets das Nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel geweſen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Brittin, und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutſche Hausfrau und die kokette Franzöſin, im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — ſie lieben auf gleiche Weiſe ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich ſo geiſtig, das Fortpflanzende, das Beſtändige, Erhaltende, ſie bilden die Pairskammer der Menſchheit. Weiblichkeit iſt die Axe der Erde, und die Milchſtraße am Himmel. Es iſt die Beſtimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die ſich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu verſöhnen, und wo ſie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freiſtätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieſer Beſtimmung ſind die Frauen auch ſtets treu geblieben, denn die Natur weiß ſich immer Gehorſam zu verſchaffen. Giebt es aber ſelten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, ſtatt ihn zu löſchen, ſo wollen wir es haſſen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verſpotten, wenn es, wie Frau von Genlis, ſich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutſchen Baron Holbach war, wie bekannt, einer der Verſammlungsörter für die philoſophiſchen Schriftſteller, die in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philoſophen den Ruhm angedichtet, die franzöſiſche Revolution herbeigeführt zu haben. Es iſt als ſagte man: der Sonntag ſey die Urſache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld ſich mit ihr zu verſtändigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menſchen erſcheinen, werden ſie zuerſt an den hervorragenden Geiſtern ſichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerſt die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man iſt den Philoſophen nur noch Dank ſchuldig, denn an ihnen iſt das Licht allmählig in das Thal hinab geglеitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne ſie wären die Kämpfe unſerer Zeit noch blutiger geworden als ſie waren. Deutſchland hat ſeinen innern Frieden ſeinen Philoſophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther ſteigen wir, und härten uns gegen franzöſiſchen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben ſeit dreißig Jahren viele unſchuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Univerſitäten haben in Deutſchland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltſam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philoſophen die Thürſteher der Wahrheit ſind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt ſie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt ſie, habe ſie die Philoſophen bekämpft, und ſie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich ſey ſie ſehr krank und dem Grabe nahe geweſen, und in den ſchleichenden Tagen einer mühſamen Wiedergeneſung, habe ſie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man ſieht dem Buche die Krankheit der Verfaſſerin, aber nicht ihre Geneſung an. Sie geht ſehr unverſtändig und ſehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Aeuſſerungen, Schriften und Briefen der ſogenannten Enzyclopädiſten reißt ſie unzuſammenhängende Stellen, bringt ſie in Geſprächform, und legt dieſe Geſpräche der Tiſchgeſellſchaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte Männer jener Zeit auf, und halten ſo gottloſe, abgeſchmackte Reden, wie man ſie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Dieſe Herren kommen zuſammen, und überlegen ganz ernſthaft und gelaſſen, wie ſie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle Treue zerſtören, wie ſie Gott abſetzen wollen, und gehen dabei ſo trocken und diplomatiſch zu Werke, als ſey der himmliſche Vater ein König Stanislaus, und ſein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmiſchereien genannter Philoſophen entgegen zu wirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gaſt in die hölliſche Tiſchgeſellſchaft ein — einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuſchheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm vertheidigt. Wer iſt dieſer himmliſche Menſch? Es iſt ein Marquis! Dagegen ließe ſich nichts ſagen, die Tugend iſt keines Standes Eigenthum, auch ein Marquis kann tugendhaft ſeyn — aber nein; Frau von Genlis, indem ſie die hölliſchen Geiſter alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weiſe mit ihrem himmliſchen Marquis. Es iſt kein namhafter hiſtoriſcher Marquis, den ſie reden läßt, es iſt ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es iſt die reine Marquis-Natur, die ſie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache einer nicht, der das Jahrhundert der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieſer herrliche Marquis ſeine Philoſophen immer ſchlägt, das war leicht zu machen. Es iſt wie in den Schachbüchern, worin Spielmuſter aufgeſtellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder vielmehr, zur Partie, welche verlieren ſoll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Geſprächs-Spielen der Frau von Genlis, der König der Schwarzen — Voltaire grauſam verfolgt und endlich eingeſchloſſen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſer Mann iſt der geiſtige Vater Napoleons, er war der Majorats-Stifter, und Napoleon der Majorats-Erbe der Revolution. Der ungerathene Sohn hat ſein Erbe verſchwendet, zum Schaden ſeiner Familie und zum Vortheile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouque hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menſchheit. Fouque iſt ein verdienſtvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Zirkels gefunden, und ſeitdem habe das runde Univerſum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouque hat den Voltaire keinen Dummkopf geſcholten, wie Frau von Genlis thut. Sie nennt ihn einfältig, abgeſchmackt, unwiſſend. Sie ſagt, ſeine Schriften wären ohne Werth, kaum zu leſen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftſtellern geſtohlen. Um dieſes zu beweiſen, führt ſie Verſe an, die er dem Apoſtel Paulus abgeſchrieben. . . Der Himmel in ſeinem Zorne läßt nicht mehr wie ehemals, auf Sodom und Gemorah, brennenden Schwefel herabregnen — er ſchickt uns kritiſche Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf ſolche Weiſe die Abgänge der Holbach'ſchen Mahlzeiten chemiſch unterſucht, und in Abſicht zu verläumden, aus den geſündeſten geiſtigen Flüſſigkeiten einen freſſenden Branntwein diſtillirt hat, führt ſie des Gegenſatzes wegen, mehrere Standesperſonen zuſammen, und läßt ſie ein gottesfürchtiges Eſſen halten. In dieſer Geſellſchaft befinden ſich: der Marſchall von Richelieu, der Marſchall von Biron, der Chevalier de Boufflers, und andere Männer und Frauen, die, wie aus den franzöſiſchen Memoiren hinlänglich bekannt iſt, Muſter der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, ſowohl von irdiſchen als überirdiſchen Dingen. Sie decken die Laſter der gemeinen Bürgersleute auf, und entſchleiern die verſchämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer ſagt: «man muß es dem Adel zum Lobe nachſagen, daß in dieſem Stande Impertinenz ſich ſeltner findet, als in den untern Ständen.» Wohl geſprochen! ſagen die andern... Eine Herzogin ſagt: «Die ſchon ſehr ſichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken verſetzt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politiſchen Einſichten iſt dieß ein ſehr böſes Zeichen.»... «Der Chevalier: Was ſagen Sie, Madame, zu einer Oper-Tänzerin, die ſich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet iſt, wie ihre übrigen Bedienten, und der bei ihr die Beſuche meldet? Madame dü Deffant: Eine Oper-Tänzerin! Der Chevalier: Ja, Madame, es iſt Mademoiſelle Dervieux. Die Frau Marſchall: Ganz gewiß, das ſind ſehr ſchlimme Vorbedeutungen.»... Da die Rede auf die Bartholomäus-Nacht fällt, wird bemerkt: «Karl der IX., aufgereizt durch die Grauſamkeit und Gottesläſterlichkeit der Calviniſten, war ſo ſchwach, das Gemetzel der Bartholomäus-Nacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grauſam!... Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrſchen, Ludwig der IX. hat einen verabſcheuten Namen hinterlaſſen. Er hatte nichts Franzöſiſches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks ſo nennen kann; er ſuchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräſentation zu verſchmähen, und den Adel zu verachten; er kehrte oft, ohne alles Gefolge, in den Häuſern gemeiner Handwerker ein und unterhielt ſich vertraut mit ihnen: er ließ oft Handelsleute, ja ſogar Krämer an ſeiner Tafel eſſen.» («Ludwig IX. war ein liberaler König, nach der heutigen Bedeutung des Wortes» — ſezt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgeſandten der Fürſten, auch wenn ſie beleidigende Botſchaft bringen. Mit den Abgeſandten Gottes wird nicht ſo gütig verfahren. Schickt der Himmel in ſeiner Liebe oder in ſeinem Zorne einen Chriſtus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon; ſo wird er von denen gemißhandelt, welchen er geſendet iſt. Frau von Genlis giebt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewiſſer Menſchen unſerer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion iſt ihr nur eine himmliſche Gensdarmerie, welche das Volk im Gehorſam hält. Sie findet die hebräiſche Sprache die ſchönſte unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigſte aller Völker auf der Erde — wahrſcheinlich weil eilf Zwölfttheile des Volkes ſo dumm geweſen, für die privilegirten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sitten unſerer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundſchaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heute zu Tage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: «adieu mon amie, je t'embrasse.» Sonſt ſey dieſes anders geweſen. Der Sohn der Frau von Sevigne habe von der Armee, wo er ſich ſehr brillant gezeigt, ſeiner Mutter geſchrieben: quel sera mon bonheur de me jetter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue.» Dieſe nobeln Geſinnungen, ſo delikat ausgedrückt, ſeyen höchſt rührend. Wir andern, denke ich, finden dieſe Scala der Pietät, die von den Füßen, über die Hände, bis zu den Wangen ſteigt, höchſt mißtönend und abgeſchmackt.

Das iſt die Weiſe der Frau von Genlis! Daß ſie geirrt, mag ihr verziehen ſeyn, ein Weib braucht nichts zu verſtehen von ſolchen Dingen — ihre Häuslichkeit iſt ihre Weltgeſchichte. Dieſe überſchritten zu haben, darin allein iſt ihr Vergehen, und um ſich die Unerſchrockenheit zu erklären, mit welcher ſie, gleich einem alten Feuerwerker, das grobe Geſchütz der Polemik bedient, muß man ſich erinnern, daß ſie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariſer Arſenal gehabt.

◆

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

VIII.

Aus meinem Tagebuche.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Achter Theil.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1832.

Aus meinem Tagebuche.

I.

Frankfurt den 29. April 1830.

Du närriſches weißes Buch, ich dachte nicht, dich je wieder zu ſehen. Da bin ich, und jetzt plaudere ich wieder mit dir von alten und von neuen Sachen, und du hörſt mich geduldig an und gibſt mir recht wie immer.

Krank ſeyn, gefangen und gefeſſelt ſchmachten und alles geduldig ertragen bis der Tyrann müde geworden! Nein. Ein Mann von Ehre ſollte ſich ſchämen krank zu ſeyn länger als vier Wochen. Ich war es länger als ein Jahr. Wie lieben wir das Leben, das uns doch ſo wenig liebt, und das wie ein gezähmtes wildes Thier ſeinen Herrn vergißt und hinausſpringt in's Freie, ſobald es den Käfig offen findet.

Und was gewinnt man dabei? Späte Leiden erfriſchen die Seele nicht mehr. Es iſt kein Gewitter, das den Durſt der Jugendglühenden Natur löſcht — es iſt der Herbſtwind, der herabjagt was noch grün an den Bäumen war; alles raſchelt und ächzt wie die Bruſt eines Sterbenden und die welke Erinnerung wird im Sturme zerſtreut.

Einſt in ſchönern Jahren ... ich hatte mich einer Roſe genaht und mich tief verwundet an ihren Dornen — da rettete eine Krankheit meine Seele. Und als ich aufſtand war auch die Natur geneſen. Weg geſchmelzen war der Schnee, mein Schmerz und der Zorn. Ich hatte alles vergeben, alles vergeſſen. Meine Bruſt war offen wie die Säulenhalle eines Tempels, und der Frühling luſtwandelte in mir, wie ich in ihm. Und jetzt! die Geneſung und der Frühling haben ſich wieder begegnet; aber es iſt ganz anders. Ich bin nur etwas munterer geworden, weil ich ein verdrüsliches Geſchäft beendigt.

Sind das grüne Bäume? Iſt das Himmelsblau? Iſt das Abendroth? Ach ja, es iſt ganz artig gemahlt und auch ſehr ähnlich; ich habe das Original gekannt.

Einſt war mir die Nachtigall die Roſe der Luft. Mir dufteten ihre Töne und Blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr. Jetzt höre ich ſie nur noch und mit wahrem Vergnügen. Die Chriſtgeſchenke des Frühlings lagen hellerleuchtet vor mir und ich war unentſchloſſen wie ein Kind, was ich zuerſt genießen, zuerſt mir aneignen ſollte. Ich zögerte zu wünſchen. Dort das Wäldchen, hier das Thal, den Berg drüben, die Mühle, den Waſſerſturz? Jetzt kann ich bedenken und wählen.

Der Frühling, die Nachtigall, das Morgenroth, des Mädchens heller Blick — es iſt nichts. Alles iſt die Jugend. Die Welt iſt ein Spiegel, was hineinſchaut, ſchaut heraus. Er gibt euch nur zurück was ihr ihm geliehen, er dankt euch nicht mit einem Lichtſtrahle ärmlicher Zinſe. Ja, wer ihn durchſchauen könnte, wer es vermöchte die Folie des Lichtes abzuſtreifen! Die Welt iſt hinter dem Leben; aber wo endet das Leben? Die Welt iſt nichts.

Die Jugend — es iſt ein dunkles Wort. Wir alten klugen Leute ſprechen es aus und verſtehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche iſt uns heller. Und gut, daß es ſo iſt; gut, daß wir im Alter die Jugend vergeſſen, denn wäre es anders, es wäre ſchlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten.

Für welches Lebensalter beſtimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unſere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für Alle!

Ja, ſo ſollte es ſeyn, aber ſo iſt es nicht. Der Knabe wird dem Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greiſe aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem ſeine Freiheit überreif geworden, ſie endlich genießen und leben für das Leben, kömmt die Religion und ſagt: nicht ſo alter Junge, die Schule iſt noch nicht aus, das Leben kömmt erſt nach dem Tode, der Sarg iſt die Wiege deiner Freiheit. Die Religion? Nein, wir wollen nicht lügen und nicht heucheln. Die Kirche ſagt's, dieſe Abenteuererin, die unter hundert Namen und Geſtalten durch die Welt zieht, und den Leichtgläubigen vorlügt, ſie habe zwei Königreiche, eines da oben die Freunde zu bezahlen, die ihr Geld geborgt, und eines da unten die zu züchtigen, die ihr hart und mistrauiſch kein Kredit gegeben.

Was berechtiget uns, das blanke Geld der Jugend dem blaſſen trügeriſchen Alter darzuleihen, das hohe Zinſen verſpricht, weil es aller Schuldſcheine lacht und ſich nicht ſcheut Bankerott zu machen.

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges ſtimmen und nie beginnt das Concert. Ein Wechſel wird mit dem andern bezahlt; es iſt eine Liederlichkeit ohne Gleichen. Die Zinſen blaſen das

Capital auf und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten ſich für reich, wenn der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch ſteigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du biſt doch ſonſt ſo gut, rede einmal, ſey nicht verſchwiegen wie ein Diplomat, ſage uns wo das endlich hinaus will.

Ihr könnt es gedruckt leſen: von allen Menſchen die geboren werden, ſtirbt faſt die Hälfte in der Kindheit; das Jünglingsalter erreichen weniger als die Hälfte, bis zu dem fünfzigſten Jahre, bis zu dem Alter, wo man für Arbeiten, Mühen, Entbehrungen zu ärnten anfängt, gelangt weniger als ein Dritt-Theil, und dem Wohle dieſes kleinen Dritt-Theils werden zwei große Dritt-Theile aufgeopfert! Den Jungen gehört die Welt und die Alten bewirthſchaften, benutzen und beherrſchen ſie. Eltern, die Schule, Erziehung, der Staat, alle ſorgen nur für die hochbejahrten, und die Jugend iſt verdammt die Magd des Alters zu ſeyn!

Die alten klugen Leute ſprechen von der Leidenſchaft der Jugend und von ihrer eigenen herrlichen Erfahrung. Aber die Leidenſchaft, die jedem Alter angemeſſen, iſt ſeine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu ſeyn und ſehen die Vernunft des verfloſſenen Alters als Leidenſchaft an. Und die Erfahrung macht unruhig, unglücklich, denn ſie lehrt uns nur die Ausnahmen von der Regel. Die Regel zu kennen braucht man keine Erfahrung, die lehrt das Buch und das eigene Herz. Nur der Unerfahrene hat recht, nur er iſt glücklich. Darum glaubet der Jugend; was die Jugend glaubt iſt ewig, euer Wiſſen aber vergeht.

Und die Natur in ihren Menſchengeſetzen iſt nicht vernünftiger und gerechter als der Menſch in ſeiner Freiheit. Nicht die unerfüllten Wünſche meiner armen Brüder ſchmerzen mich, mich betrübt daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunſch, der ſie gerufen, ſchon längſt begraben iſt.

Das Kind möchte herumſpringen: es muß in der Schule bleiben und lateiniſch lernen. Der Jüngling darf hinaus ins Freie: da ſitzt er in der Kammer beim Schattenriſſe der Liebſten und ſeufzt. So lange wir Reiſeluſtig, haben wir kein Geld: wenn wir reich geworden, ſind wir alt und bequem, wir ſpielen Boſton und unſer Caſino lockt uns mehr als Rom und Neapel. Dann kommen die Freundinnen unſerer Nichten, herzen und küſſen den lieben Onkel, trippeln ihm unbarmherzig auf ſeine gichtiſchen Füße und ſtören ihn im Mittagsſchlafe. Satanskinder! warum ſeyd ihr nicht dreißig Jahre früher gekommen, da der Onkel noch ein Neffe war, nach dem Eſſen nicht ſchlief ſondern trank und das Podagra nicht hatte? Lacht nicht, lacht nicht! Ich habe Neffen, die werden mich rächen.

Als Knabe hatte ich einen Wunſch, ſo heiß wie keinen ſeitdem. Es war ein Säbelchen zum Tabacksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine ſchlafloſe Nacht darüber. Jetzt könnte ich ſolcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag ſie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde ſie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Geluſte, und ich möchte raſend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht ſpäter alle dieſe Sachen kommen, wenn ſie mir gleichgültig geworden.

Robert oder der Mann wie er ſeyn ſollte, verſchaffte mir von meinem Hofmeiſter eine Ohrfeige, die ich heute noch ſpüre. Dieſen Robert hatte ich mir zum Muſter genommen; ich wollte ein Arzt werden wie er, der unentgeltlich heilte, aber noch viel tugendhafter als er. Wegen Klara du Pleſſis und Klairant verſäumte ich meine Ueberſetzung im Döring, und mußte die Bank hinunter rücken, und über die Leiden der Hardenbergiſchen Familie habe ich mehr geweint als ſpäter über meine eigenen. Ach, ſeitdem hat kein Kummer, noch ſo groß, mein Brod benetzt, wie damals die Thränen den Apfel benetzten, an dem ich leſend as, und den mir die Ohrfeige aus der Hand warf! Und jetzt! bin ich ſo glucklich, daß mir einer Ohrfeigen gibt, weil ich leſe und liebe? Wer ſtorte mich? doch ſtill — ich verſpreche es dir guter Lafontaine, nie, nie will ich dich kritiſiren!

II.

Frankfurt den 30. April.

Koſtbar iſt ein Brief, den Göthe auf einer Reiſe nach der Schweiz aus Frankfurt an Schiller geſchrieben. Wer ihn ohne lachen leſen kann, den lache ich aus. Göthe, der an nichts Arges denkt und im Schooße des Friedens ruhig und guter Dinge lebt, entdeckt plötzlich in der Reihen; ſeines Lebens deutliche Spuren von Sentimentalität. Erſchrocken und argwöhniſch wie ein Polizeidirektor ſieht er darin demagogiſche Umtriebe des Herzens — demagogiſche Umtriebe die, als gar nicht real, ſondern nebuliſtiſcher Natur ihm noch verhaßter ſeyn müſſen, als Knoblauch, Wanzen und Tabackrauch. Er leitet eine ſtrenge Unterſuchung ein. Aber — es war noch im achtzehnten Jahrhundert — nicht ohne alle Gerechtigkeit und bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reiſe nichts, gar nichts, „nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte,“ findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unſchuldige wiſſenſchaftliche Bewegung geweſen ſey, die ein leichtes Kunſtfieber zur Folge hatte. Die Gegenſtände, welche das Blut aufgeregt, ſeyen ſymboliſch geweſen. Für Zeichen dürfen ſich gute Bürger erhitzen, aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit geſetzt, verſteht ſich gegen Kaution, und es wird unter Polizei-Aufſicht geſtellt. Doch will Göthe die Sache nicht auf ſich allein nehmen; er berichtet an Schiller als ſeinen Juſtizminiſter darüber, und bittet ihn gehorſamſt das Phänomen zu erklären. Schiller lobt Göthe wegen ſeiner Achtſamkeit und ſeines Eifers, beruhigt ihn aber und ſagt die Sache habe nichts zu bedeuten.

Dieſer Kriminalfall iſt wichtig und ich wünſchte Jarke in Berlin behandelte ihn mit demſelben Geiſte, mit dem er in Hitzigs Journal, Sands Mordthat beſprochen. —

Die Briefe ergötzen mich blos, weil ſie mir Langeweile machen. Etwas weniger langweilig, würden ſie mich entſetzlich langweilen. Wären ſie gefällig, was wär's? Schiller und Göthe! Aber daß unſere zwei größten Geiſter, in ihrem Hauſe, dem Vaterlande des Genies, ſo nichts ſind — nein weniger als nichts, ſo wenig — das iſt ein Wunder, und jedes Wunder erfreut und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei.

Waſſer in Likörgläschen! Ein Briefwechſel iſt wie ein Ehebund. Die Stille und die Einſamkeit erlaubt und verleitet viel zu ſagen, was man Andern verſchweigt, ja was man mittheilend erſt von ſich ſelbſt erfährt. Und was ſagen ſie ſich? Was niemand erhorchen mag, was ſie ſich auf dem Markte hätten zuſchreien dürfen.

Anfänglich ſchreibt Schiller: „Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimrath!" Nun, dieſe Etikette hört freilich bald auf; aber es dauert noch lange, bis Schiller Göthe's Hochwohlgeburt vergißt, und nur einmal in zehen Jahren iſt er Mann genug, ihn mein Freund, mein theurer Freund zu nennen. Göthe aber vergißt nie ſeine Lehnsherrlichkeit über Schiller, man ſieht ihn oft lächeln über deſſen Zimmerlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter genädig und herablaſſend behandeln! Er ſchreibt ihm: mein Wertheſter, mein Beſter.

Welch ein breites Gerede über Wilhelm Meiſter! Quel bruit pour une omelette! „Es ſieht zuweilen aus, als ſchrieben Sie für die Schauſpieler, da Sie doch nur von den Schauſpielern ſchreiben wollen" — tadelt Schiller. Auch findet er unzart, daß Wilhelm von der Gräfin ein Geldgeſchenk annimmt. Bei Göthe aber finden ſich immer nur Maitreſſen oder hommes entretenus;

wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt ſie nicht gelten. Der dumme Schiller! Iſt nicht Wilhelm Meiſter ein bloßer Bürger, der keine Ehre zu haben braucht? —

Mich ärgert von ſolchen Männern das pöbelhafte dekliniren der Eigennamen. Sie ſagen: Die Humboldin, ſprechen von Körnern, Bodern, Lavatern, Badern. Auch bedienen ſie ſich, am Meiſten aber Schiller, einer zahlloſen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Noth, wo das deutſche Wort viel näher lag. Stagnation, convenient, avancirt, incalculabel, obſtakeln, embarraſſiren, retardiren, Desavantage, Arrangements, ſatisfecirt, Apercüs, Detreſſe, Tournüre, repondiren, incorrigibel. Und ſolche Männer, die in ihren Werken ſo reines deutſch ſchreiben! Iſt das nicht ein Beweis, daß ihnen Leben und Kunſt getrennt war, daß ihr Geiſt weit von ihrem Herzen lag?

Göthes Lieblingsworte ſind: heiter, artig, wunderlich. Er fürchtet ſogar ſich zu wundern; was ihn in Erſtaunen ſetzt iſt wunderlich. Er gönnt dem armen Worte, die kleine Ehre der Ueberraſchung nicht. Er ſcheut alle enthuſiaſtiſchen Adjektive; — man kann ſich ſo leicht dabei echaufiren. —

Wie freue ich mich, daß der Conrektor Weber, der in den kalten Berliner Jahrbüchern, den neuen Göthe mit bruhheißem Lobe übergoſſen, nicht mehr in Frankfurt iſt, ſondern in Bremen vergöttert. Er iſt ein ſtarker kräftiger Mann, und wenn er mich todt ſchlagen wollte, ich könnte es ihm nicht wehren. — — Menſch, du elender Sclave deines Blutes, wie magſt du nur ſtolz ſeyn? Du armes Schifflein auf dieſem rothen Meere ſteigſt und ſinkſt, wie es den launiſchen Wellen beliebt, und jede Blutſtille ſpottet deiner Segel und deines Steuers! Der Puls iſt der Hammer des Schickſals womit es Könige und Helden ſchmiedet, und Ketten fur Völker, und das Schwert ſie zu befreien und große und kleine Gedanken und ſcharfe und ſtumpfe Empfindungen. Du König im Purpurkleide, wer kann dir widerſtehen? . . War ich doch geſtern weich wie Mutterliebe und heute ſpotte ich die deutſchen Götter weg und ſchnarche in ihren Tempeln!

III.

Frankfurt den 1. Mai.

Ich leſe in der Zeitung: Prudhomme, der älteſte der franzöſiſchen Journaliſten ſey geſtorben. Ich kannte dieſen Mann, ich habe ihn oft beſucht. Er ſprach viel; aber weniger achtſam hörte ich auf das was er ſagte, als ich achtſam in ſeinem Geſichte las, das, kalt und grau wie ein Leichenſtein, die verwitterte Inſchrift trug: geſtorben 1794. Im Anfange der Revolution ſchrieb er das meiſt geleſene, meiſt verbreitete Blatt, l'ami du peuple, das in eine gefährliche Oktav-Form die ungeheuerſten Grundſätze zuſammendrängte. Wie er mir erzählte, wurden vierzigtauſend Exemplare davon verkauft. Wenn Prudhomme von jenen Tagen ſprach, wo die Freiheit jung und er ein Mann in ſeiner Stärke war, flackte ſein niedergebranntes Auge hoch auf und ſeine zerbröckelte Stimme bekam wieder Fülle und Kraft. Redete er aber von ſpätern und von den neueſten Zeiten, dann ſprach er ſo müde, verdroſſen und ſchläfrig, daß es unbehaglich war ihn anzuhören. Von Freiheit in einer konſtitutionellen Monarchie hatte er gar keine Vorſtellung, er war ein abſoluter Republikaner. Der republikaniſche Abſolutismus iſt noch verderblicher als der monarchiſche; man kann dieſem durch Ruhe und Gehorſam ausweichen, jenem aber nicht; denn die Ruhe, eine Tugend des Unterthanen, iſt ein Verbrechen des freien Bürgers. Aber der Republikanismus iſt verzeihlicher als der Monarchismus; denn bei ihm iſt nur Wahn was bei dem andern ſelbſtbewußte Schuld iſt. Die Franzoſen waren, nach einer langen Wanderung durch heiße, dürre Jahrhunderte, an das wilde Meer der Freiheit gekommen. Durſtig und verſchmachtend, ſtürzten ſie ſich mit glühenden Adern hinein, tranken, erkrankten und ertranken. Aber der Despotismus erhitzt ſich durch ſchnöde Luſt auch in der blühendſten Landſchaft, leidet an unauslöſchlichem Durſte, und trinkt und trinkt, bis er Blut trinkt.

Auf folgende Weiſe hatte ich die Bekanntſchaft des Prudhomme gemacht. Im Herbſte 1819 kam eines Tages ein Herr zu mir, der ſehr leicht und windig ausſah. Er freute ſich ungemein einen **publiciste distingué** und **spirituel** gleich mir kennen zu lernen, und machte mir die Mittheilung, man wünſche ein neues Journal zu gründen, das ich redigieren ſolle, und fragte mich, ob ich dazu geneigt wäre? Der Herr ſchien mir ſehr wenig Bildung zu haben, ſeine politiſche Religion kam mir nicht aufrichtig vor und er war nicht arm aber ärmlich gekleidet, was in Paris nicht ohne Bedeutung iſt. Unter dem langen Mantel des Liberalismus glaubte ich den Pferdefuß der Polizei zu ſehen. Das machte mir aber um ſo größern Spas, mich mit ihm einzulaſſen. Ich ſagte: ſo etwas würde ich mit Vergnügen übernehmen. Darauf erbot er ſich, mich zu einem berühmten Journaliſten zu führen, mit dem ich mich über die Sache näher beſprechen ſolle, und er brachte mich zu Prudhomme. Dieſer bohrte funfzig, hundert Fuß tief in meine Bruſt hinab, als wollte er einen Arteſiſchen Brunnen graben und meine Geſinnung ſprang klar und hoch empor. Er fragte mich, in welchem Geiſte ich das Blatt zu ſchreiben gedächte? ich erwiederte: in liberalem. Da ſchüttelte er den Kopf und meinte, das ſey nicht beſtimmt genug. Man müſſe ſich genauer verſtändigen und die Grundſätze nett aufſtellen — nett, das war ſein Wort. Aber von dieſer Nettigkeit war ich ehrlicher Deutſcher kein Freund und in meinem Herzen gab ich das Unternehmen, womit es auch vielleicht nicht ernſt gemeint war, gleich auf. Der Mann hatte eigentlich recht; ich verſtand aber damals die Sache noch nicht. Die deutſche

Ehrlichkeit iſt groß, alt und unverwüſtlich wie eine Pyramide; aber ſie liegt in einer Wüſte und iſt die Wohnung des Todes. Der Deutſche denkt, auch im politiſchen Meinungsſtreite käme es darauf an, für die Wahrheit zu kämpfen und das zu ſagen was man für recht und billig hält. Er vergißt ganz, daß es ein Krieg iſt wie ein anderer und daß nicht genug ſey für die gute Sache zu kämpfen, ſondern daß man auch für die Mitſtreiter ſorgen müſſe. Dieſe müſſen angeworben, verſammelt, ausgerüſtet, ermuntert und belohnt werden. Wir halten keine Parthei. Der Franzoſe lobt und begünſtigt Jeden, der auf ſeiner Seite, und tadelt und beſchädigt Jeden, der ihm gegenüber ſteht. Hierdurch vermehrt und verſtärkt er nicht blos ſeine Parthei, ſondern er zwingt auch alle die dieſer heimlich entgegen ſind, ihre Feindſchaft offen zu erklären und ſelbſt Parthei zu bilden. Darum erreichen die Franzoſen alles und wir bringen es zu nichts. Eine Zeitung iſt uns nur ein kritiſches Blatt für die politiſche Wiſſenſchaft beſtimmt. Eine politiſche Handlung, ein politiſches Ereigniß, kritiſiren wir wie ein Buch, ein für alle Mal, und ſchweigen dann ſtill. Ueber die nehmliche Sache täglich zu ſprechen, das kömmt uns ſo langweilig und abgeſchmackt vor, als wollten wir das nehmliche Buch alle Tage von neuem rezenſiren und in unſerer thörigten Verblendung machen wir uns über die „ſtereotype Polemik“ der franzöſiſchen Journale luſtig. Wir vergeſſen ganz, daß ein politiſches Blatt eine Art Regierung übt, die nie ſtille ſtehen darf, wenn ſie nicht geſtürzt ſeyn will. In ſolchen Irrthümern befangen war ich noch, als ich mit Prudhomme unterhandelte. Ich ſagte: ich würde loben was löblich, tadeln was tadelnswerth iſt, und ich that mir auf meine germaniſche Tugend viel zu gut. Man verlangte aber von mir, daß ich unſere Freunde loben, unſere Feinde tadeln ſolle, ſie möchten thun was ſie wollten — und man hatte recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutſcher. Im Befreiungskriege mit tauſend andern zu gleicher Stunde geboren, war ich Tauſendling erſt fünf Jahre alt. Ach, von allen den Tauſendlingen bin ich einer der Wenigen die übrig geblieben und die ihre Zeit fortpflanzen werden! Es iſt recht betrübt.

Ob ich nun zwar den Zeitungsplan gleich, und Prudhomme mich bald aufgegeben hatte, verließ mich mein Journalmäkler und politiſcher Kuppler darum doch nicht. Er beſuchte mich ferner und führte mich mehrere Maale zu einem Reſtaurateur, wo er für mich zahlte. Ich ließ mir das Alles ſehr gut gefallen und ſchmecken. Eines Tages lernte ich bei Tiſche einen Deutſchen kennen, mit dem ich mich unter andern auch von politiſchen Dingen unterhielt. Als dieſer weggegangen war, machte mir mein Gaſtfreund die zärtlichſten Vorwürfe, daß ich ſo unvorſichtig ſeyn könnte, an öffentlichen Orten, wo die Spione nie fehlten, über die Regierung zu ſprechen. Es dürfte mich keineswegs ſicher machen, wenn ich deutſch ſpräche, denn es gäbe auch Spione, die deutſch verſtänden. — Was! Spione unter den Deutſchen! Deutſche unter Spionen! Das iſt eine niederträchtige Verläumdung! — Ich hätte dem franzöſiſchen Kerl die Flaſche an den Kopf werfen mögen; aber gut, daß ich es nicht gethan und daß ich dieſen kleinen patriotiſchen Monolog blos leiſe in mich deklamirt. Denn als ich einige Jahre ſpäter ein anderes Mal nach Paris gekommen, lernte ich manchen deutſchen Spion kennen. Ein Solcher der mich oft beſuchte, kam eines Tages zu mir, ſetzte ſich vor dem Kamine nieder und wärmte ſich behaglich. Er hatte kein Holz im Hauſe, er brauchte keines, weil er im Palais-Royal Nr. 13, wo er ſpielte, Tag und Nacht freie Heitzung hatte. Nachdem er ſich durchwärmt, machte er ein kaltes Geſicht und ſagte, er hätte etwas mit mir zu ſprechen. Ich fiel ihm augenblicklich in das Wort und fragte ihn, ob er mir nicht auf kurze Zeit vierhundert Franken leihen könne? Ich wollte ihm nehmlich zuvorkommen, weil ich vermuthete, er habe die Abſicht Geld von mir zu borgen, ein Antrag, den ich in Paris oft zu erdulden hatte, ob er mich zwar nie erſchütterte. Aber er erwiederte: Geld haben ſey bei ihm ein Verbum, das im Indikativ keinen Präſens habe, ſondern blos ein Perfectum und Futurum. Er komme, mir einen Vorſchlag zu machen. Die franzöſiſche Armee wäre gegenwärtig in Spanien beſchäftigt, und es ſey jetzt der günſtigſte Augenblick etwas auszuführen. Es lebten in Paris dreißig tauſend Deutſche, zumeiſt tüchtige Handwerkspurſche — er vergrößerte die Zahl nach bekannter Art der Verſchwornen, um mich zu locken und mir Muth zu machen. Wir, er und ich, wollten, jetzt da uns nichts hindern könne, an der Spitze der deutſchen Handwerkspurſche nach Deutſchland ziehen, und alles über den Haufen werfen, zuerſt Preußen. Als ich merkte, daß er kein Geld von mir verlangte, ſondern blos meinen Beiſtand Preußen zu erobern, erheiterte ſich mein finſteres Geſicht, und ich antwortete ihm vergnügt: Der Einfall ſey herrlich, ich wäre dabei; an gutem Erfolge ſey nicht zu zweifeln, da unſere Handwerkspurſche zu fechten gewohnt wären. Nur hätte ich jetzt unglücklicher Weiſe einen ſtarken Schnupfen, er ſolle einſtweilen vorausziehen, ich würde mit der Malle-Poſt nachkommen.

Stand dieſer Narr und Schuft im Solde der franzöſiſchen Polizei? Ich glaube es nicht; denn dieſe iſt nicht ſo albern. Wahrſcheinlich war er Spion einer deutſchen Macht, die damals in Paris den Demagogen oder die ſie dafür hielt, ſehr aufpaßte und manches ſchöne tauſend Thaler auf ſolche Erbärmlichkeiten wendete.

IV.

Frankfurt den 3. Mai.

Wie ich im Jahre 1819 veranlaßt worden nach Paris zu reiſen, welchen Eindruck dieſe ſchöne und merkwürdige Stadt damals auf mich gemacht, und wie ich dort aufgenommen worden, das will ich auch niederſchreiben, ehe es meiner Erinnerung entſchwindet. Sind doch meine Angelegenheiten nicht blos die Meinigen; ſind doch meine Geſinnungen die von Millionen Andern, die froh ſind, wenn ſich ein Fürſprecher findet der ſie ausſpricht. Wie Fröſche, Spinnen, Hunde und die Thiere überhaupt, der Natur näher ſtehen als der königliche Menſch auf ſeinem Throne, und darum das Wetter, ja die bedeutendſten Veränderungen und Krankheiten der Natur, inniger fühlen und ehe ſie noch eintreten, voraus empfinden und anzeigen: ſo gibt es auch Menſchen, die gerade weil ſie niedrig ſtehen in der bürgerlichen Geſellſchaft, mit der Geſchichte inniger verbunden ſind und die Witterung der Zeit, die Völkerſtürme und Kriege, von weiteder Ferne kommen ſehen und ſie früher fühlen, als es ſelbſt die Herrſcher, Vornehmen und Mächtigen vermögen, die in ihrem Egoismus gefangen, nicht eher erfahren was ſich draußen begiebt, als bis die Welt an den Pforten ihrer Selbſtſucht pocht. Zu dieſen Menſchen gehöre ich auch. Was ſeit einer Reihe von Jahren mir geſchah, geſchah der Welt; was Staaten, Völker, Fürſten begegnete, begegnete mir ſelbſt. Die Geſchichten betrafen mich nicht, ſie brachten mir keinen Vortheil und keinen Schaden, ſie erhoben mich nicht, warfen mich nicht um und rückten mich nicht vom Platze; aber ich ſpürte ſie in meinen Nerven. Dieſe Sympathie gibt mir in politiſchen Dingen eine große Keckheit der Anſicht und einen Prophetenſtolz, der mich lächerlich machen würde, wenn ihn die Leute kennten. Ich gehöre gerade nicht zu den Menſchen, die ſich auf ihren Verſtand viel einbilden, ich halte mich für gar nicht pfiffig und gebe gern zu, daß jeder Schnurrjude mich zwanzig Male im Tage überliſten kann. Kömmt mir aber ein Miniſter und ſagt, er wäre klüger als ich, ſo lache ich ihn aus. Seit funfzehn Jahren iſt nichts geſchehen, auch das Ueberraſchendſte nicht, das ich nicht vorhergewußt, das ich nicht vorhergeſagt habe. Hätte ich meine Prophezeihungen dürfen drucken laſſen, man würde mich angeſtaunt haben, ich wäre gewiß Hofprophet, vielleicht gar Simultanprophet der heiligen Allianz geworden, und dieſe hätte mich, um alles beſſer überſehen zu können, ohne Zweifel recht hoch placirt. Den Tod der heiligen Allianz ſelbſt hatte ich der Wäſcherin eines Legationsrathes auf das beſtimmteſte vorhergeſagt, und mich dabei nur um ſo viele Jahre geirrt, als ſie früher geſtorben als ich erwartet hatte. Das habe ich gethan; die Staatsmänner aber haben nichts vorher gewußt. Dieſes ſchließe ich nicht daraus, daß ſie nicht davon geſprochen, keineswegs; denn ſie verſchweigen nicht blos was ſie nicht wiſſen, ſondern auch ſehr oft was ſie wiſſen. Ich ſchließe es daraus: weil ſo manches unſern Miniſtern Verderbliche und Verhaßte, das eingetroffen, durch ihre thätigen Mittel und Rathſchläge gerade herbeigeführt worden.

Miniſter ſollten feine Canaillen ſeyn, die den Mantel nach dem Winde hängen; aber ſo ſind unſere nicht. Sie ſind vielmehr halsſtarrige Catonen, die lieber das Dach über ſich zuſammenſtürzen laſſen, als daß ſie baufällige Grundſätze räumten. Sie machen ſich über die politiſchen Schwärmer und deren Buchprinzipien luſtig und haben keine Ahndung davon, daß ſie ſelbſt ſolche Schwärmer und Ideologen ſind, nur darin verſchieden, daß ſich jene für neue, ſie ſelbſt aber ſich für alte Ideen begeiſtern. Welche Schwärmerei iſt aber die gefährlichſte, welche wird ſchlimmer getäuſcht? Zukunft und Vergangenheit ſind beide Nicht-Exiſtenzen; doch was nicht iſt, kann werden, was war, iſt es für immer geweſen. Man kann einen Menſchen, der noch nicht lebt, machen; aber einen Menſchen, der gelebt hat, ruft keine Kunſt, ſchleppt keine Gewalt aus dem Grabe zurück.

Und wenn auch unſere Staatsmänner einmal erkennen was die Zeit will und daß ſie darf und kann was ſie will; ſo macht ſie das in ihrer Handlungsweiſe doch nicht klüger. Dem Unvermeidlichen ſuchen ſie ſo lange als möglich auszuweichen, denn ſie meinen: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Aber verliert denn der Feind die Zeit, die Ihr gewinnt? Der junge Löwe wächſt im Käfig wie im Freien und kömmt einmal der Tag, daß ihr ihm die Thüre öffnen müſſet, dann ſpringt er um ſo größer, um ſo ſtärker, um ſo grimmiger heraus und wird es euch wahrlich nicht danken daß ihr die Wärter ſeiner Jugend waret.

Was iſt ſeit funfzehn Jahren durch unſere weiſen Staatsmänner, dieſe Hochſchüler der franzöſiſchen Revolution, die beim Examen alle durchgefallen und keine Doktoren wurden, nicht alles Tolles geſchehen! Sie haben Napoleon geſtürzt — nicht im Rauſche des Sieges, unter dem Durſte der Rache, nicht von der günſtigen Gelegenheit überraſcht; nein, ſie hatten zwei Jahre Zeit, zur Beſonnenheit zurück zu kehren und ſie ließen ihn untergehen. Ich hatte ihnen alle mögliche Unklugheit zugetraut, aber das überflügelte meine Einbildungskraft; es iſt das Mährchen von der Dummheit. Napoleon war der letzte Monarch, mit ihm iſt die monarchiſche Regierungskunſt ausgegangen und jetzt herrſchen die Natur-Elemente der bürgerlichen Geſellſchaft, ſo demokratiſch als es ein Jakobiner nur wünſchen mag.

Griechenland iſt frei, ſeine Freiheit und Unabhängigkeit ſind anerkannt, und dieſes haben die Griechen am meiſten den Leidenſchaften ihrer Gegner zu verdanken. Diejenige Macht, welche Rußlands Vergrößerung und darum den Sturz des türkiſchen Reiches am meiſten fürchtet, hat am meiſten gethan jene und dieſen herbeizuführen. Sie intriguirten, ſie zögerten, ſie haben Zeit gewonnen. Der ruſſiſch-türkiſche Krieg hat den irländiſchen Katholiken und engliſchen Juden die Emanzipation, und den Venetianern ihren Freihafen verſchafft, welches letztere auch ſeine eigenen Folgen haben wird. Don Michel wurde belohnt und angetrieben, die Konſtitution des Landes umzuſtoßen; ja hätte ein Schneidergeſelle die portugieſiſche Krone geſtohlen — gegen das Verſprechen keine Freiheit aufkommen zu laſſen, hätte man ſie ihm auch verbürgt. Wenn aber Don Michel, was Gott verſtatten möge, noch zwei Jahre regiert und wenn der geflickte König von Spanien ſeinen abſoluten Thron noch zwei Jahre von Straßenräubern bewachen läßt, dann wird der konſtitutionelle Geiſt in der Halbinſel größere Fortſchritte gemacht haben, als es in zehen Jahren unter der Herrſchaft der Kortes geſchehen wäre. Tyrannen ſind in unſern Tagen die gefährlichſten Freiheitsprediger. Und ſo findet ſich — wie wunderbar! daß gerade diejenige Macht, die ſeit vierzig Jahren, alles was die Farbe der Freiheit trägt, mit düſterem glühenden Haſſe verfolgt, daß gerade ſie für deren Entwickelung und Befeſtigung am meiſten gethan. Wir wollen unſere Feinde lieben, unſere Freunde haben uns oft beſchädigt.

Wer Geſichte haben will, darf nicht ſehen; der äußere Sinn tödtet den Innern. Die Staatsmänner wiſſen und ſehen nichts voraus, weil ſie zuviel wiſſen, ſehen und hören. Sie bekümmern ſich zuviel um das Einzelne, beſonders um die Einzelnen. Das Trommeln und Schießen unſerer kriegeriſchen Zeit betäubt die Horchenden; der Harthörige hört unter Geräuſch am beſten.

Hardenberg, der einzige liberale Staatsmann, den Deutſchland ſeit funfzehen Jahren hatte, war taub. Das hat wahrhaftig ſeinen Zuſammenhang. Hardenberg war ein guter Staatsmann, weil er nicht zum Polizei-Miniſter taugte. Die Polizei! Die Polizei!

V.

Frankfurt den 4. Mai.

Schiller wünſcht die Chronologie von Göthe's Werken zu kennen, um daraus zu ſehen, wie ſich der Dichter entwickelt habe, welchen Weg ſein Geiſt gegangen ſei. Er ſpricht von deſſen analytiſcher Periode. Ihm wird die gebetene Belehrung, und darauf anatomirt er ſeinen hohen Gönner kalt wie ein Proſektor, aber bei lebendigem Leibe und hält ihn unter dem ſchneiden Vorleſungen über ſeinen wundervollen Bau. Göthe verzieht keine Miene dabei und erträgt das Alles als ginge es ihn ſelbſt nichts an. Er ſchreibt ſeinem Zergliederer: „Zu meinem Geburtstage, der mir dieſe Woche erſcheint, hätte mir kein angenehmeres Geſchenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundſchaftlicher Hand die Summe meiner Exiſtenz ziehen." Und jetzt bittet er Schiller, ihn auch mit dem Gange ſeines Geiſtes bekannt zu machen. Das Alles iſt um aus der Haut zu fahren! Freilich hat das Genie ſeine Geheimniſſe, die wir Andern nicht kennen noch ahnden. Aber ich hätte es nicht gedacht, daß es Art des Genies wäre, ſo ſich ſelbſt zu beobachten, ſo ſich ſelbſt nachzugehen auf allen Wegen, von der Laufbank bis zur Krücke. Ich meinte, das wahre Genie ſey ein Kind, das gar nicht wiſſe was es thut, gar nicht wiſſe, wie reich und glucklich es iſt. Schiller und Göthe ſprechen ſo oft von dem wie und warum, daß ſie das was daruber vergeſſen. Als Gott die Welt erſchuf, da wußte er ſicher nicht ſo deutlich das Wie und Warum, als es Göthe weiß von ſeinen eigenen Werken. Wer göttlichen Geiſtes voll, wer hineingezogen in den Kreis himmliſcher Gedanken, ſich für Gott den Sohn hält — weicht auch die feſte Erde unter ſeinen Schritten — der mag immer geſund ſeyn, nur verzückt iſt er. Aber für Gott den Vater? Nein. Das iſt Hochmuth in ſeinem Falle, das iſt Blödſinn. Nichts iſt beleidigender für den Leſer, als eine gewiſſe Ruhe der Schriftſtelleriſchen Darſtellung; denn ſie ſetzt, entweder Gleichgültigkeit, oder Gewißheit zu geſtalten voraus. So mit dürrem Ernſte von ſich ſelbſt zu reden, ohne Eigenliebe, ohne Wärme, ohne Kindlichkeit. Das ſcheint mir — ich mag das rechte Wort nicht finden. Wie ganz anders Voltaire! Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von ſo hohem

Geiſte um unſer Urtheil zittert, uns ſchmeichelt, zu gewinnen ſucht.

Die Liebe hat die Briefpoſt erfunden, der Handel benutzt ſie. Schiller und Göthe benutzen ſich als Bücher; es iſt eine didaktiſche Freundſchaft, ein wechſelſeitiger Unterricht zwiſchen ihnen. Unſere beiden Dichter haben eigentlich ganz verſchiedene Mutterſprachen. Freilich verſteht jeder auch die des Andern, ſoviel man ſie aus Buch und Umgang lernen kann; aber Göthe macht ſichs wie ein Franzoſe immer bequem und redet mit Schiller ſeine eigene Sprache und Schiller, als gefälliger Deutſcher, ſpricht mit dem Ausländer ſeine ausländiſche. Von ihrer Freundſchaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs und der Storch, die ſich bewirthen: der Gaſt geht hungrig vom Tiſche, der Wirth, überſatt, lacht im Stillen. Doch kommt Storch Schiller beſſer dabei weg als Fuchs Göthe. Erſterer kann in Göthes Schüſſel ſich wenigſtens ſeinen ſpitzen idealen Schnabel netzen; Göthe aber, mit ſeiner breiten realiſtiſchen Schnauze, kann gar nichts aus Schillers Flaſche bringen.

Göthe ſchreibt: „ich bin jetzt weder zu Großem noch zu Kleinem nütze und leſe nur indeſſen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thucydides, an denen ich zum erſtenmale eine ganz reine Freude habe, weil ich ſie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen leſe.“ Bei den Göttern! Das iſt ein Egoiſt, wie nicht noch einer! Göthe ummauert nicht blos ſich, daß ihn die Welt nicht überlaufe; er zerſtuckelt auch die Welt in lauter Ichheiten und ſperrt jede beſonders ein, daß ſie nicht herauskönne, ihn nicht berühre, ehe er es haben will. Hätte er die Welt geſchaffen, er hätte alle Steine in Schubfächer gelegt, ſie gehörig zu ſchematiſiren; hätte allen Thieren nur leere Felle gegeben, daß ſie Liebhaber ausſtopfen; hätte jede Landſchaft in einen Rahmen geſperrt, daß es ein Gemälde werde, und jede Blume in einen Topf geſetzt, ſie auf den Tiſch zu ſtellen. Was in der That wäre auch nebuliſtiſcher als das unleidliche Durcheinanderſchwimmen auf einer Wieſe! Göthes Hofleute bewundern das und nennen es Sachdenklichkeit; ich ſchlichter Bürger bemitleide das und nenne es Schwachdenklichkeit. Alle Empfindungen fürchtet er als wilde muthwillige Beſtien und ſperrt ſie, ihrer Meiſter zu bleiben, in den metriſchen Käfig ein. Er geſteht es ſelbſt in einem Kapitel der Wahrheit aus ſeinem Leben, daß ihn in der Jugend jedes Gefühl gequält habe, bis er ein Gedicht daraus gemacht und ſo es los geworden ſey. Bewahre der gute Gott mich und meine Freunde, daß wir nicht jeden Zug des Herzens als ungeſunde Zugluft ſcheuen! Lieber nicht leben, als ſolch einer hypochondriſch-ängſtlichen Seelendiät gehorchen! Tauſend mal lieber krank ſeyn!

Göthe *diktirt* ſeine Briefe auch aus Objektivſucht. Er fürchtet, wenn er ſelbſt ſchriebe, es möchte etwas von ſeinem Subjekte am Objekte hängen bleiben und er fürchtet Sympathie wie ein Geſpenſt. Er lebt nur in den Augen: wo kein Licht iſt ihm der Tod. Das Licht zu ſchützen, umſchattet er es. Was iſt Form? Der Tod der Ewigkeit, die Geſtalt Gottes . . . . Iſt Göthe glücklich zu nennen? Er iſt ſo arm und ſo allein! Ihm kommt jeder Wunſch erſt nach deſſen Erfüllung, er begehrt nur was er ſchon beſitzt. Aber die Welt iſt groß und der Menſch iſt klein; er kann nicht alles faſſen. Nur die Sehnſucht macht reich, nur die Religion, die uns der Welt gebend, uns die Welt gibt, thut genug. Ich möchte nicht Göthe ſeyn; er glaubt nichts, nicht einmal was er weiß.

Ein Narr im *Geſellſchafter*, oder in einem andern Blatte dieſer Familie, ließ einmal mit großen Buchſtaben drucken: *Göthe hat ſich über die franzöſiſche Revolution ausgeſprochen*. Es war ein Trompetenſchall, daß man meinte ein König würde kommen, und es kam ein Hanswurſt. Und doch wäre Göthe, gerade wegen ſeiner falſchen Naturphiloſophie der rechte Mann, die franzöſiſche Revolution gehörig aufzufaſſen und darzuſtellen. Aber er haßte die Freiheit ſo ſehr, daß ihn ſelbſt ſeine geliebte Nothwendigkeit erbittert, ſobald ſie ein freundliches Wort für die Freiheit ſpricht. Er ſchreibt an Schiller: „Ich bin über des **Soulavie mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI** gerathen ... Im Ganzen iſt es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die ſich nach Naturnothwendigkeit, von vielen Höhen und vielen Thälern, gegen einander ſtürzen und endlich das Ueberſteigen eines großen Fluſſes und eine Ueberſchwemmung veranlaſſen, in der zu Grunde geht, wer ſie vorher geſehen hat, ſo gut als der ſie nicht ahnete. Man ſieht in dieſer ungeheuren Empirie nichts als Natur und nichts von dem was wir Philoſophen gern Freiheit nennen möchten.“ Göthe, als Künſtler Nothwendigkeit und keine Freiheit erkennend, zeigt hier eine ganz richtige Anſicht von der franzöſiſchen Revolution, und ohne daß er es will und weiß, erklärt er ſie nicht blos, ſondern vertheidigt ſie auch, die er doch ſonſt ſo haſſet. Er haſſet alles Werden, jede Bewegung, weil das Werdende und das Bewegte ſich zu keinem Kunſtwerke eignet, das er nach ſeiner Weiſe faſſen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunſtphiloſophen aber giebt es nicht werdendes noch bewegtes; denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, iſt in dieſem Punkte und der ſchnelle Blick, der ein ſo kurzes Daſein aufzufaſſen vermag, wird es als Kunſtwerk erkennen. Für den wahren Naturphiloſophen giebt es keine Geſchichte und keine Gährung; alles iſt geſchehen, alles feſt, alles erſchaffen. Aber Gethe hat den Schwindel wie ein Anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das drehen und ſchwanken in der Vorſtellung liegt und nicht in dem Vorgeſtellten.

VI.

Frankfurt den 5. Mai.

Das Lumpengeſindel von Zeitungsſchreibern hat ſich durch unaufhörliches ſprechen von hohen, höchſten und allerhöchſten Perſonen ſo verwöhnt, daß ſie das Wort hoch ohne Unterſcheidung auch bei jeder andern Dimenſion anwenden. Es gibt für ſie keine Flächengröße, keine kubiſche, ſie kennen nur eine vertikale. Sie reden von hoher ſtatt von großer Wichtigkeit, ſie ſagen hoch wichtig ſtatt ſehr wichtig. Sie ſagen von einer Burg, ſie ſei tiefromantiſch gelegen. O, das iſt hochdumm! Sie ſagen auch tiefblau ſtatt dunkelblau. Ich glaube Fouque hat das erfunden. Gut für Fouque: Das iſt ſeine Feudomanie. Die Lehensherrlichkeit des hellblau über dunkelblau wird freilich hochſinnig dadurch bezeichnet. Aber was geht das die andern bürgerlichen Schriftſteller an? Warum ahmen ſie ihn nach?

Der Berliner Correſpondent der Allgemeinen Zeitung — lieſt man ſeine Berichte, iſt es gerade als wollte man in's Waſſer beißen: es ſind zarte **méringues à la crême**, die man mehr trinkt als ißt — ſagte neulich einmal: man ſpricht in den höhern Cirkeln von einem höchſten Reiſeprojekt nach dem Norden. Das will ich alter Primaner ins Franzöſiſche überſetzen. Meidinger hilf!

Hoch, **haut.** — Höher, **plus haut.** — Der Höchſte, **le plus haut.** — In höhern Cirkeln, **dans les plus hauts cercles.** Ich fürchte aber ſehr, das iſt falſch! So viel ich mich aus den Zeiten Robespierres erinnere, wird, um im Franzöſiſchen den Superlativ zu bilden, der Artikel vor den Comparativ geſetzt; **dans les plus hauts cercles** hieße alſo nicht in den höhern ſondern in den höchſten Cirkeln. Wie bringe ich aber das höher heraus? Ich weiß nicht. Zwar könnte ich mir helfen, wenn ich ſtatt **hauts cercles**, **cercles élevés** ſagte; das würde mir aber ſchöne Händel zuziehen. Denn wenn man meine franzöſiſche Ueberſetzung wieder zurücküberſetzte ins Deutſche — und es gibt oberflächliche Menſchen genug, welche niemals die Quellen ſtudiren — würde **cercles élevés** heißen: erhabene Cirkel. Bewahre mich Gott; das hieße ja ſoviel als Cirkel von fürſtlichen Perſonen! Es iſt eine kitzliche Sache. Still! Ich bin dabei, ich ſage: **cercles qui sont plus que hauts.** Bravo! . . .

Spaßhaft bleibt es, daß hier im Deutſchen der Comparativ höher, weniger ausdrückt als der Poſitiv hoch; denn wenn der Berliner Allgemeine, ſtatt in höhern Cirkeln, in hohen Cirkeln geſchrieben hätte, ſo würde das bedeuten: ein Cirkel von wenigſtens Miniſtern.

Nun weiter. Ein hohes Reiſeprojekt — **un haut projet de voyage.** Ein höchſtes Reiſeprojekt — **un plus haut projet de voyage.** Das hieße aber ein höheres Reiſeprojekt. Wie mache ich den Superlativ? Halt ſo geht's. Ich ſage: **un projet de voyage l'un des plus hauts.** Alſo im Ganzen: **On parle dans les cercles qui sont plus que hauts d'un projet de voyage l'un des plus hauts au nord.**

Es iſt mir ſauer geworden, ich habe aber auch ein feines Stück Arbeit zu Stande gebracht. Wenn man ſich auch im Himmel zankt, was ich ſehr vermuthe, werden ſich die Manen meiner beiden Lehrer der franzöſiſchen Sprache um den Ruhm ihres irdiſchen Schülers ſtreiten. Der eine war ein hochbejahrter deutſcher Jude, Namens Wolf, den man, weil er in ſeiner Jugend einige Jahre Bambusröhre auf den Pont-neuf verkaufte, Wolf Pariſer nannte. Bald vierzig Jahre ſind darüber hingegangen, und noch erinnere ich mich wie von geſtern, welche Mühe ſich der alte Pariſer gegeben, mir die richtige Ausſprache des ille in canaille, bataille, oreille beizubringen. Endlich gelang es ihm. Ich ſprach oreille ganz genau aus wie er ſelbſt, nemlich orehgelje. Viele, viele Jahre ſagte ich nicht anders als órehgelje. Da ging ich einmal im Bade Ems drei Tage mit einem Diplomaten um, der ſelbſt oreille vom Kopfe bis zu den Füßen, mir die ächte Ausſprache dieſes intriguanten Wortes beibrachte. Nur drei Tage dauerte unſere Freundſchaft, die reiche Erndte aber entſchädigte mich für den kurzen Sommer. Ich trug damals, wie ich es noch trage, ein ſchwarzes grünbeſäumtes und mit einem goldenen Schnällchen geziertes Band, das um Hals und Bruſt hängend, die Uhr in der Weſtentaſche feſthielt. War es Zufall, kränkliche Eitelkeit, oder geſunde Badepolitik, — das Band mit dem Schnällchen, hatte einen ſolchen Wurf und Hang, daß wenn der Rock das halbe Geheimniß verhüllte, es einem Ordensbande glich. Der Diplomat merkte es, ſuchte meine Bekanntſchaft mit großem Eifer, und machte ſie mit vielem Vergnügen. Drei Tage waren wir unzertrennlich und liebten uns ordensbrüderlich. Aber am dritten Tage knüpfte ich meinen Rock auf, und zog die Uhr hervor, um zu ſehen, ob die Stunde ſey an den Brunnen zu gehen. Da entdeckte der Diplomat, daß mein Ordensband nichts anderes ſey als ein ſeidener Galgenſtrick, woran meine goldene Zeit zappelte. Er verließ mich auf der Stelle, ſprach, ſah, hörte mich nicht mehr; doch, um nicht gar zu grob zu ſeyn wich er mir ſoviel als möglich aus. Der Diplomat war ein Graf, dick und, ich kann es nicht läugnen, er hatte nicht blos Leibeigene, ſondern auch ſchöne Kenntniſſe. Seine Dicke, die ihm das Gehen ſauer machte, gab mir Gelegenheit mich an ihm zu rächen. Jeden Mittag nach dem Eſſen, wenn ſich die Kurgäſte zum Kaffee im Garten verſammelten, ſetzte ich mich an den Tiſch, der unter einer ſchattigen Linde, und auf welchem das Windlicht ſtand, das zum Anbrennen der Pfeifen beſtimmt war. Sobald nun der Graf in den Garten trat, gegen deſſen Eingang ich mit dem Rücken gekehrt ſaß, nahm er eine Cigarre zwiſchen Daumen und Zeigefinger und watſchelte dem Leuchtertiſche zu. Kaum aber erkannte er mich, kehrte er wieder um und machte, um Feuer in der Küche zu ſuchen, einen Weg von dreißig ſchattenloſen Schritten. Vierzehn Tage lang mußte er wegen der optiſchen Täuſchung mit dem Uhrbande ſchwer büßen. Ich lachte weniger als er ſchwitzte, denn wahrhaftig er dauerte mich.

Mein zweiter franzöſiſcher Sprachlehrer hieß Marr und war ein emigrirter Geiſtlicher. Er bekümmerte ſich wenig darum, wie ich canaille ausſprach; aber **Voltaire, Voltaire** — dieſes Wort konnte ich richtig ſprechen lernen; denn es füllte faſt die ganze Lehrſtunde aus. Jeden Fluch, jede Schande, jedes Verderben häufte er auf dieſen Mann, und der gute alte Mann vergaß ganz in ſeinem Zorne, daß er mit einem achtjährigen Knaben ſprach, der damals von Voltaire noch gar nichts und von der franzöſiſchen Revolution nicht mehr wußte, als noch heute mancher graue Staatsmann weiß. Ich hatte von alten Kinderfrauen viel vom Kopfabhacken ſprechen hören und Revolution und Kopfabhacken war mir gleichbedeutend. Ich machte mir eine Guillotine aus Kartenblättern und köpfte als ein blutjunger Samſon manche ariſtokratiſche Fliege, die des Zuckernaſchens verdächtig war. Guter Narr wie wirſt du erſtaunt und erſchrocken ſeyn, als du auch Voltaire im Paradieſe fandeſt! Mit welcher Geberde des Unmuths wirſt du gefragt haben: Wo iſt denn die Hölle? . . . Da nahte ſich ein Engel des Lichts dem Throne Gottes und flehte: er iſt ſo eben erſt angekommen.

Wieder zu Ihnen, mein zarter Berliner. Wenn Sie mir gütigſt erlauben wollten, Sie einmal wacker durchzuprügeln, das würde mich ungemein erheitern. Hätten Sie mir nicht alle dieſe ſaure Mühe, all dieſes naſeweiße Geſchwätz erſparen können, wenn Sie ſtatt von einem höchſten Reiſeprojekte nach dem Norden zu reden, geſagt hätten: man ſpricht davon, der Kronprinz werde nach Petersburg reiſen? Glauben Sie denn, wir wüßten ſolche Zeitungsräthſel nicht zu löſen. O, wir Bürgerlichen haben auch Verſtand! Erſt kürzlich las ich im „Ausland" — eigentlich ſollte es das Innland heißen, denn das Ausland iſt das Innland der Deutſchen, nur dort haben ſie Bürgerrechte, in ihrem Vaterlande aber müſſen ſie ſich, wie es Fremden gebührt, beſcheiden nach den Geſetzen des Landes richten, müſſen ſehen, hören und ſchweigen — ich las: „von dem Tode des Kaiſers P. von R." Was helfen aber die Punkte? Es dauerte keine acht Tage und ich hatte es herausgebracht, daß von dem Tode des Kaiſers Paul von Rußland die Rede ſey. In dem nemlichen Zeitungsberichte, o Allgemeiner! worin Sie von höhern Cirkeln und dem höchſten Reiſeprojekte ſprechen, erzählen Sie auch: das berliner Publikum beſchäftige ſich viel mit den religiös-myſtiſchen Umtrieben in Halle. Hier ſagen Sie Publikum, denn Sie halten die Theologie für eine pöbelhafte Angelegenheit, die dem Publikum gehöre, ein höchſtes Reiſeprojekt aber, meinen Sie, ſey ein großes Eleuſiniſches Geheimniß, das nur in den höhern Cirkeln des Adels beſprochen werden dürfe.

Ich bin nur froh daß nicht der König ſelbſt nach Petersburg zu reiſen gedenkt; denn alsdann hätten Sie von einem allerhöchſten Reiſeprojekt geſprochen, und damit hätte weder Meidinger noch Mozin, noch der Teufel ſelbſt fertig werden können. Als die franzöſiſche Sprache erfunden worden, da lebten die Franzoſen noch im rohen Zuſtande der Natur, ſie waren Wilde und Thieren ähnlicher als Menſchen. Damals gab es noch nichts in der Welt was allerhöchſt geweſen, nicht einmal Gott war es, denn — ſagen die Druiden — Gott iſt der Höchſte; höher als das Höchſte aber iſt eine Unmöglichkeit. Nun iſt zwar ſeitdem auch in Frankreich Gott herabgeſunken und der Menſch geſtiegen und der Thronhimmel wurde höher hinaufgeſchraubt als Gottes Himmel. Aber die allzufertigen Franzoſen haben ihre Sprache zu ſchnell unter Dach gebracht, und jetzt haben die Unbeſonnenen kein Wort für Allerhöchſt. Wir Deutſche ſind vorſichtiger geweſen. Wir ließen, um zu keiner Zeit bei unſerm Hoch- und Höher Bau gehindert zu ſeyn, lieber in unſere Sprache hineinregnen und ſchneien, ehe wir ſie bedeckten, und ſo blieben wir auf alle Ereigniſſe gefaßt. Sollte einmal ein König der Könige ſich erheben, ein zweiter Napoleon, aber ein Legitimer, für den Allerhöchſt zu wenig wäre, und dem wir Komplimenten-Prieſter ein Aller-Allerhöchſt verehren möchten — das würde uns nicht in die geringſte Verlegenheit ſetzen; wir wären mit unſerer Deklination des Aller-Allerhöchſten gleich bei der Hand.

Aller-Allerhöchſtdieſelben.

Singularis.

vacat.

Pluralis.

Nom.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Gen.	Aller-Allerhöchſtderſelben.
Dat.	Aller-Allerhöchſtdenſelben.
Acc.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Voc.	O Aller-Allerhöchſtdieſelben!
Abl.	Aller-Allerhöchſtdenſelben.

VII.

Soden den 6. Mai.

Worte! — Und nur Worte? Gibt es denn etwas, das furchtbarer, das kriegeriſcher wäre als Worte? Die höchſten Wälle hat man erſtürmt, die ſtärkſten Mauern hat man umgeworfen, aber was ſich hinter dem Worte verſchanzt, das iſt ſicher und verhöhnt euer ohnmächtiges Toben: nur das alles zerwitternde Jahrtauſend zerſtört dieſe Feſte. Das Wort iſt der Zauberharniſch, mit dem bedeckt, der Feige dem Tapfern trotzt; nie treffet Ihr das Herz, ehe ihr nicht die eiſerne Bruſt zerſchlagen.

Geſtern die Theorie, heute die Praxis. O! Diesmal werden mir auch die Philiſter Recht geben; denn wenn der Deutſche hungert, hat er Muth und ſpricht wie er es denkt.

Der Wagen ſtand vor der Thüre um gepackt zu werden, und zum Tiſche war nichts vorbereitet. Ich rechnete darauf bei einer Freundin zu eſſen, die in meiner Nachbarſchaft wohnt. Ich ſchickte meinen Bedienten hinüber und ließ mich melden;

aber er brachte mir die Antwort zurück: Madame bedauere unendlich nicht das Vergnügen haben zu können, ihr Mann ſey verreiſt. Zu jeder andern Zeit wäre mir dieſe Scheu mit mir allein zu ſeyn ſchmeichelhaft geweſen; aber ich hatte Hunger, brummte, zermalmte einen trocknen Zwieback und fuhr fort.

Den Abend kam eine gemeinſchaftliche Freundin heraus, die mir mein Faſten erklärte. Mein ſehr höflicher Bedienter hatte der Dame die ſchönſten Komplimente von ſeinem Herrn gebracht und ihr ausgerichtet: „ſie (mit dem kleinen ſ) möchten bei Ihnen (mit dem großen I) zu Mittage eſſen." Die Dame aber hatte gehört: „Sie (mit dem großen S) möchten bei ihnen (mit dem kleinen i) eſſen, und da ihr Mann abweſend war, konnte ſie natürlich die Einladung nicht annehmen.

O Ihr, Ihr! wenn ich nicht zornig wäre, wie wollte ich grob ſeyn — das kommt dabei heraus, daß Ihr Hochdiener und Plusmacher, mit Eurer verdammten Kriecherei und Unterthänigkeit aus einem Menſchen, der oft nicht einmal ein ganzer iſt, viele macht!

— Als ich hier angekommen, ſuchte ich gleich hinter den Häuſern den blühenden Frühling; aber ich fand ihn nicht mehr. Es iſt ein Wettlauf zwiſchen Blumen und Mädchen: wer iſt ſchneller? Als Knabe ſah ich Stunden lang nach dem Himmel, einen Stern fallen zu ſehen. Ich athmete — der Stern war gefallen; fallen ſah ich ihn nie.

VIII.

Soden den 9. Mai.

Ich bin erſt drei Tage hier, und ſchon iſt mir die Zeit über den Kopf gewachſen. Lang, lang, lang! Ich war der erſte und bin noch der einzige Brunnengaſt; ich bin der Kurfürſt von Soden. In einigen Wochen nennt man mich den Neſtor unter den Kurgäſten. Doch was wird mir das nützen bei den künftigen Damen, flöße mir auch die Weisheit ſüß wie Honig von den Lippen? Man kann gleich Mahomet, noch im vierzigſten Jahre ein Held werden und Länder erobern; aber nach der Anſicht aller weiblichen Hiſtoriker endet das heroiſche Zeitalter der Männer mit dem dreißigſten Jahre. Schlimm! Ich werde ein geiſtlicher Kurfürſt bleiben.

Aus meinem Fenſter überſehe ich den Hof und zwar genauer und beſſer als andere Fürſten den ihrigen, und ich erfahre alles was darin vorgeht ganz der Wahrheit gemäß. Er hat einen großen Vorzug vor dem alten Hofe von Verſailles: dieſer hatte nur ein **Oeil de boeuf**, meiner aber hat viele. Er beſteht übrigens, wie gewöhnlich, aus wenigen Menſchen und zahlreichem Vieh. Unſer Hofleben iſt keineswegs ohne Abwechſelung; außer dem Alltäglichen geſchieht auch täglich etwas neues. Ich paſſe ſehr auf und werde gleich St. Simon Memoiren ſchreiben.

Geſtern in der Nacht war der Hof ſehr unruhig. Das große Thor wurde auf- und zugeſchloſſen, es wurde geſchrieen und geflüſtert und viele Menſchen gingen mit Lichtern hin und her. Ich konnte erſt ſpät einſchlafen. Heute Morgen erfuhr der Hof und zwei Stunden nachher das Dorf die höchſt erfreuliche Nachricht, daß kurz vor Mitternacht die Kuh glücklich gekalbt habe. Die hohe Kalbbetterin befindet ſich ſo wohl, als es unter ſolchen Umſtänden möglich iſt. Es iſt keine Schmeichelei, wenn ich ſie die hohe nenne. Sie iſt eine Schweizerkuh und ſo hoch und ſtattlich als mir je eine vorgekommen; ſie iſt die Königin des Stalles. Ich wurde ihr geſtern nach dem Diner von der Viehmagd präſentirt. Ich begnügte mich ſie zu bewundern ſprach aber nicht mit ihr, da ſie nicht mit mir zu reden anfing. Mir fiel zu rechter Zeit ein, was vor zwanzig Jahren an einem Hofe, der ſpäter im Brande von Moskau zerſtört worden iſt, einem ehrlichen Deutſchen von meinen Bekannten begegnet iſt. Er wurde der Königin präſentirt, machte die üblichen drei Bücklinge, und begann ſeine wohleinſtudierte Rede mit ſanfter Stimme herzuſagen. Da trat der Ceremonienmeiſter hervor, fiel ihm in das Wort und ſagte zurechtweiſend: **on ne parle pas à la reine!** Daran dachte ich im Stalle. —

Heute früh fand ein Zweikampf zwiſchen einer Hofgans und einer aus dem Dorfe ſtatt, die, obzwar nicht hoffähig, ſich eingedrungen hatte. Die Hofgans packte die Zudringliche am Flügel, dieſe machte es eben ſo mit ihrer Gegnerin, ſo daß die beiden zuſammen ein Oval bildeten. Sie drehten ſich einander feſthaltend im Kreiſe herum und walzten auf dieſe Weiſe, Bruſt an Bruſt gelehnt, Haß athmend mit einander. Der Staub wurde aufgewühlt, die Federn ſtoben. Der Kampf dauerte über eine Viertelſtunde lang. Endlich mußte die eitle Bauerngans, tüchtig gerupft, mit Schmach bedeckt und von Spott verfolgt die Flucht ergreifen. Die übrigen Hofgänſe hatten natürlich die Parthei ihrer Standesgenoſſin genommen. Es war ein Geſchnatter, ein Gepfeife und ein Flügelſchlagen, daß es gar nicht zu beſchreiben iſt. Beſonders zeichnete ſich eine alte Gans mit gelbem Halſe durch ihre Heftigkeit und Bosheit aus; ſie ſchnaufte vor

Wuth und kam dem Erſticken nahe. Sie ſchnatterte dabei mit ſolchen ausdrucksvollen Geberden, daß ich, ob mir zwar die Gänſeſprache fremd iſt, jedes ihrer Worte verſtehen konnte. Sie ſagte: — verſteht ſich auf franzöſiſch, denn eine Hofgans wird ſich wohl hüten anders als franzöſiſch zu ſchnattern — „Ces petites Villageoises effrontées avec leur petite mine de grands écus, se glissent partout. Bientôt nous autres gentiloies n'aurons guères de privilèges ici, et la haute basse-cour sera aussi sale qu'une borne de rue. Voilà les beaux fruits de la moderne philosophie! Voilà les funestes effets du libéralisme caressé par des pieds royaux! Notre gracieux maître le taureau a toujours été sourd aux sages remontrances de ses vieilles et fidèles servantes. Il est cosmopolite et philozone et court après les jeunes idées. Il périra et entraînera dans sa chûte, le trône, l'autel et la vieille volaille! —“ Eine junge Gans, die hinter der alten ſtand, als dieſe ſich ſo ereiferte, machte einen ſpöttiſchen Schnaabel und kicherte verſtohlen. Weil ſie jung war, fürchtete ſie jeunes idées nicht und ſie war darum weniger ariſtokratiſch. —

Was man ſich ſeit einigen Tagen zugeflüſtert, iſt endlich laut und kund geworden. Der Hofhund iſt in Ungnade gefallen, und hat ſeine Stelle verloren. Seine Knochen bezieht er als Penſion fort und kann ſie verzehren, wo er will. Man begreift nicht, was er in ſeinem Amte verſchuldet haben kann. Er hatte nichts zu thun, als ſo oft Einer kam und ging zu bellen, und jeden Ein- und Austretenden einige Schritte zu begleiten. Er war gleichſam ein Ober-Ceremonieenmeiſter. Einige behaupten, er habe ein Hühnchen gebiſſen; Andere ſagen, er ſey der Lieblingsgans der Wirthstochter auf verbotenen Wegen begegnet und habe nicht zu ſchweigen gewußt. Mehrere ſind der Meinung, er habe mit dem Reitpferde des Herrn einen Streit gehabt, und ſey durch deſſen Einfluß geſtürzt worden. Wieder Andere wollen wiſſen, er habe treuloſer Weiſe einem fremden Hofe alles zugeſchleppt, was er in dem Seinigen erwiſchen konnte. Wohlwollende ſagen dagegen, an dem Allen ſey kein wahres Wort; ſondern der neue Wirth habe ſeinem Lieblingshunde die Stelle des Hofhunds geben wollen und darum habe der alte Platz machen müſſen. —

Ein liberales Rind hat mit ſeinem Kopfe ein Loch in die Mauer geſtoßen, ſo groß, daß es Stirn und Schnauze hindurch ſtecken kann. Jetzt brummt es den ganzen Tag in den Hof hinaus und genießt unbeſchränkte Brummfreiheit. Der Wirth, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, daß dem liberalen Ochſen der Verſtand nicht hinreicht, ſich auch mit Leib und Füßen aus dem Stalle zu befreien, läßt darum das Loch unbeſorgt offen und bekümmert ſich gar nicht um das Brummen. —

Den ganzen Tag, von Morgen bis Abend, ſpaziert die Truthenne im Hofe herum und wirft, ungemein kokett, den Hals herüber und hinüber. Zwei Truthähne folgen ihr beſtändig und vor Eiferſucht und Aerger blähen ſie ſich auf und werden blau im Geſichte. Sie ſind ſo argwöhniſch, daß keiner den Andern nur einen Hühnerſchritt vorausgehen und der Gebieterin näher kommen läßt. Dieſe ſieht ſich nie nach ihnen um und als wollte ſie ihre Liebe und Geduld auf die Probe ſtellen, geht nie gerade, ſondern bewegt ſich in den launenhafteſten Quadrillen-Figuren. Aber die Anbeter treten unermüdlich in ihre Spur. Wie unmännlich, albern und verächtlich mir das Betragen dieſer Truthähne vorkömmt, das kann ich gar nicht beſchreiben.

— Ach! Ach! Die Zeit wird mir erſchrecklich lange. Wie einſam iſt der Menſch unter Vieh!

Doch wollte ich gern allen menſchlichen Umgang entbehren, wäre nur wenigſtens Adel hier.

Was iſt ein Badort ohne Adel?
Was der Zwirn iſt ohne Nadel,
Was die Nähnadel ohne Zwirn,
Was ein Kopf iſt ohne Gehirn,
Was die Kartoffeln ohne Salz,
Was Baden iſt ohne die Pfalz.

IX.

Soden den 16. Mai.

Im September 1819, an einem trüben deutſchen Bundestage, erwachte ich zu Frankfurt am Mayn mit dem Katzenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in ſchlechter Hoffnung berauſcht, hatte zu viel getrunken von der verdammt geſchwefelten Freiheit und mußte das alles wieder von mir geben. Wer den Katzenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der ſtrafenden Götter nicht; es iſt die Reue des Magens. Mir war jämmerlich zu Muthe. Da beſchloß ich dieſe Jammerſtätte zu verlaſſen und nach Frankreich zu gehen, wo klügere und muthigere Bürger ihre Rechte beſſer kennen und vertheidigen als wir, und wo ſchelmiſche Wirthe ihnen den blutrothen Wein nicht unbemerkt, nicht ungeſtraft verderben können.

Zu jener Zeit gab ich ein Journal heraus. Es wurde in Offenbach gedruckt, wo die herrlichen Pfeffernüſſe gemacht werden. Das Blatt war gut, ſo lange es frei war, und es mundete den Leſern.

Da ſetzte man es unter Cenſur und ich gab es auf. Wenn Regierungen Furcht bekommen, ſind ſie furchtbar; ſie werden übermüthig aus Mangel an Muth.

In einem der letzten Blätter meines Journals ſtand ein Aufſatz, der mir aus dem nördlichen Deutſchland zugeſchickt worden. Ich erinnere mich nicht genau mehr ſeines Inhalts und beſitze das Blatt nicht mehr; ich erinnere mich nur noch, daß er mit Geiſt geſchrieben war und von den Mitteln ſprach, die man anwenden könne und ſolle, den Fürſten, trotz den ſie umlagernden Höflingen und Miniſtern, die Wahrheit und die Noth und die Wünſche des Volkes zuzuführen. Mein Verleger erzählte mir, ein Bundestag-Geſandter habe ſich von dem bezeichneten Aufſatze mehrere Exemplare holen laſſen. Das kümmerte mich wenig; ich rief blos, als hätte ich den Herren nießen hören: zur Geſundheit!

Als ich auf die Polizei kam und einen Paß nach Paris verlangte, beſtellte man mich auf den andern Tag. Als ich den andern Tag wieder kam, beſtellte man mich auf morgen. Das dritte Mal wurde ich unter irgend einem Vorwande wieder abgewieſen. Ich ſetzte das mit dem Blatte in Verbindung, welches diplomatiſche Wißbegierde unter ihr Mikroſcop gelegt hatte und ich ward beſorgt. Ich bedachte, daß unſere gute Frankfurter Polizei ſich nicht eher um Politik bekümmert, als bis es ihr ein Miniſter oder Miniſterchen befiehlt; daß ſie dann aber nicht den Eulenſpiegel nachahmt, der als ein guter Chriſt nicht mehr thut als ihm befohlen iſt: ſondern daß ſie aus Furcht zu wenig zu thun, mehr thut als ihr befohlen worden. Auf die neun und dreißig Köpfe des deutſchen Cerberus, blickt ſie mit unbeſchreiblichem Grauen. Von der heilſamen Angſt, welche eine gute Polizei den Spitzbuben einflößen ſoll, von dieſer Spitzbubenangſt hat die Frankfurter Polizei, als ihrem Kriegsmaterial, einen großen Vorrath. Ja von der Furcht für Oeſterreich allein, beſitzt ſie ein ganzes Zeughaus voll. Sobald dieſes befiehlt vergeht ihr alles hören und ſehen; ſie wirft ſich auf den Bauch, ruft Allah! Allah! gelobt ſey Gott und Mahomet ſein Prophet! — und gehorcht.

Ich beſchloß daher ohne Paß und ſo leiſe als möglich, mich aus meiner guten freien Vaterſtadt zu ſchleichen, und ich that es. Der Paß wurde mir ſpäter nachgeſchickt; doch habe ich nie erfahren können, aus welchem Grunde er mir einige Tage lang vorenthalten worden. Ich glaube zwar nicht, daß dieſe Zögerung ein diplomatiſches Belieben zur Urſache hatte; doch iſt meine damalige Aengſtlichkeit, noch heute in meinen Augen gerechtfertigt und ich würde im gleichen Falle auf gleiche Weiſe handeln. Vor der Revolution ſagte ein kluger Franzoſe: „wenn man mich beſchuldigte, die große Glocke von Notre-Dame geſtohlen und ſie an meine Uhrkette gehängt zu haben, ich würde vorläufig die Flucht ergreifen.“ So ſchlecht war damals die Criminaljuſtiz in Frankreich. Nun mit dem ſtehlen, rauben und morden iſt es in Deutſchland ſo gefährlich nicht und ich würde, wenn man mich eines ſolchen Verbrechens beſchuldigte, ruhig die Unterſuchung abwarten. Nicht aber ſo bei politiſchen Vergehen. Käme morgen beim Frühſtücke ein Freund zu mir und warnte mich: ich wäre in Verdacht gerathen, auf der Frankfurter Börſe dreihundert der tapferſten Juden angeworben zu haben, um an deren Spitze am nächſten Ultimo nach Mannheim zu ziehen, die Rheinpfalz zu erobern, eine Republik daraus zu bilden und ſo den monarchiſchen Streitigkeiten zwiſchen Baiern und Baden ein Ende zu machen — ich würde mir nicht die Zeit nehmen meine Stiefel anzuziehen, ſondern in Pantoffeln davon laufen. Ich möchte nicht ſagen, daß die deutſchen Juſtiz- und Verwaltungsbehörden minder einſichtsvoll und gerecht wären, als die engliſchen und franzöſiſchen; aber ſobald es ſich um ſogenannten Hochverrath handelt, verlieren ſie die Beſinnung, ſie wiſſen nicht was ſie ſehen, was ſie hören, noch was ſie thun; ſie haben dann ihren Gott im Auge und ſind unmenſchlich. Sie beherrſcht eine falſche oder eine überſpannte Vorſtellung, von der Göttlichkeit und doch zugleich wieder von der Sterblichkeit, von der Unverletzlichkeit und zugleich wieder von der Verletzbarkeit einer Regierung. Ein politiſches Vergehen iſt ihnen auch eine Ketzerei und die Glaubenswuth trübt dann ihre Vernunft. Ja, je ehrlicher die Richter, je mehr ſie gewohnt ſind, ihre Pflicht ſtreng zu erfüllen, um ſo gefährlicher werden ſie dem Unſchuldigen wie dem Schuldigen. Ich erinnere mich, daß ich vor mehreren Jahren mich gegen einen Diplomaten tadelnd ausgeſprochen, über die Art wie die Preußiſche Regierung in der Angelegenheit der demagogiſchen Umtriebe verfahren und wie mancher Unſchuldige, unſchuldig ſelbſt in dem engen Sinne, wie es die Regierung nahm, durch eine hinſchleppende Unterſuchung und lange Gefangenſchaft ſo geängſtigt und gequält worden, daß dieſes ganz einer richterlichen Strafe gleich kam. Der Diplomat antwortete mir mit bewunderungswürdiger Naivetät: ja, das wären unglückliche Zufälle, die nicht anders anzuſehen als wenn Ziegeln vom Dache fielen und die Vorübergehenden verwundeten. Aber zum Teufel auch! Eine Regierung ſoll kein Dach ſeyn und wenn ja ein Dach, eines uns zu ſchirmen, nicht uns zu verderben. Und ſie ſoll ihre Ziegeln feſt machen, daß nicht jeder Windſtoß einer Begebenheit, daß nicht der Sturm jeder Leidenſchaft ſie herabſchleudere auf die unten gehenden Bürger. Es iſt doch gar zu traurig, wenn man ohne Kopfweh nicht vor einer Regierung vorbei gehen kann!

An einem heitern Oktober-Tage ging ich über die Sachſenhäuſer Brücke, um durch Strasburg nach Paris zu reiſen. Der Kriegsrath Reichard gibt es in zwei Sprachen deutlich zu verſtehen, einem jungen Menſchen, der mit Nutzen reiſen wolle, wären folgende Kenntniſſe und Uebungen ganz unentbehrlich. Nemlich: 1) Naturgeſchichte; 2) Mathematik; 3) Mechanik; 4) Geographie; 5) Landwirthſchaft; 6) Sprachen; 7) Zeichnen; 8) leſerlich und ſchnell ſchreiben; 9) ſchwimmen; 10) einige mediciniſche Kenntniſſe; 11) ſchöne Künſte, beſonders Blas-Inſtrumente, die man auseinanderlegen und ſehr bequem in die Rocktaſche ſtecken kann. Außerdem müſſe ein reiſender Jüngling mehrere ſpirituöſe Dinge mit ſich führen, als: 1) eine Flaſche Vierräuber-Eſſig; 2) eine Flaſche franzöſiſchen Brandtwein; 3) eine Flaſche Schußwaſſer oder peruaniſchen Balſam; 4) ein Fläſchchen Ammoniac-Salz gegen Ohnmachten; 5) ein Fläſchchen Hofmännſche Tropfen. Von allen dieſen Kenntniſſen beſaß ich wenig, von den mediciniſchen und chirurgiſchen Flüſſigkeiten gar nichts; ſondern ich führte blos ein zweites Hemd bei mir, ſchon genannten Kriegsrath und eine kleine nette Ausgabe von den Dynaſtieen des franzöſiſchen Kaiſerreichs: Napoleon I., Napoleon II., Napoleon III. bis Napoleon L. Als einſt Napoleon I. in Danzig, nachdem er den Tag über mit den Deutſchen geſpielt hatte, Abends mit ſeinen Generalen ſpielte, faßte er eine Hand voll Geld und fragte: n'est-ce pas, Rapp, les allemands aiment beaucoup ces petits Napoleons? — Oui, Sire, plus que le grand, antwortete Rapp. Das hat der Kaiſer einige Jahre ſpäter auch erfahren. Die Deutſchen haben den großen Napoleon auf die Erde geworfen und haben die kleinen Napoleons, ob ſie zwar der große alle geſchlagen hat, behalten .... Dieſen Doppelt-Gedanken hatte ich vor dem deutſchen Hauſe.

Bis zur Sachſenhäuſer Warte ſah ich oft nach Frankfurt zurück; ich fürchtete immer, der Polizei-Actuar Graphelius und der lange Gatzenmayer würden mich verfolgen. In meiner Angſt betrübte es mich beſonders, daß ich aus der ganzen Reiſe-Apotheke nicht wenigſtens das Ammoniac-Salz gegen Uebligkeiten mit mir führte. Doch nichts kam hinter mir als eine kleine Kutſche, worin ein vergnügter Lotterie-Collecteur ſaß, bei dem das große Loos herausgekommen war oder der es ſelbſt gewonnen hatte, und der mit ſeiner Gattin eine Luſtreiſe machte. Auf meine Bitte waren ſie ſo artig, mich in den Wagen zu nehmen, oder eigentlich auf den Bock, weil der Wagen für drei Perſonen zu eng war. Als ich die Frankfurter Grenze zurückgelegt hatte, ward ich ſehr heiter. Daß Deutſchland, welches doch im Grunde ein ungetheiltes Ganze ausmacht, mir immer in Brüchen gezählt wird und daß man, ſtatt zu ſagen Oeſterreich, ſagt der deutſche Bund, nemlich $\frac{12}{19}$ — das hat mich zwar immer nicht weniger geärgert, als es den Armen-Advokat Siebenkäs verdroß, wenn ſeine Frau ſagte: es hat vier Viertel auf vier geſchlagen. Doch fiel mir in Langen bei, daß dieſe Verbal-Zerſtückelung des Landes auch für kleine Spitzbuben nützlich ſey; denn da eine Behörde oft ſchon für die zweite Meile Requiſitorialien braucht, ſo kann, bis dieſe concipirt und mundirt ſind, ein Spitzbube ſchon einen guten Vorſprung gewinnen. Es kamen uns mehrere Boten entgegen, die im raſchen Vorübergehen dem Collecteur die in der Darmſtädter Lotterie herausgekommenen Gewinnſte zuriefen. Fortuna auf der Chauſſee kam mir wunderlich vor; aber der Collecteur ſchien zufrieden. Als wir uns Darmſtadt nahten, bat ich dringend, mich, bis wir die Stadt hinter uns hatten, in den Wagen zu nehmen. Dies ward mir zugeſtanden. Ich für meine Perſon bin zwar ziemlich hager; aber der dicke Paſſagier in meiner Rocktaſche incommodirte die ſchöne Collectrice ganz ungemein. Die guten Leute dachten gewiß, ich hätte Ehrgefühl und ich ſchämte mich, in einer Großherzoglichen Reſidenz mich auf einem Bocke zu zeigen. Das hatte aber einen ganz andern Grund. Ich wollte mich nemlich vor einem Geſandten verbergen, an deſſen Wohnung wir vorüberfahren mußten, und der, wie mir ahndete, meine geheime Geſinnung noch einmal dechifriren würde. Auch iſt dieſe Ahndung einige Monate ſpäter eingetroffen, wie ich es in der Folge meinem neugierigen Tagebuch erzählen werde. Zwar iſt die Geſchichte alt und mein Gedächtniß ſchwach; doch in unſern Tagen braucht man kein Gedächtniß, um dumme Gewaltthätigkeiten nicht zu vergeſſen.

In Mannheim, wo ich meinen Paß fand, ſetzte ich mich in den Poſtwagen und fuhr nach Strasburg. Wie wohl war mir, als ich die franzöſiſche Grenze erreicht hatte! Ich fühlte mich frei. In dieſem Lande, dachte ich, wird wohl ein ehrlicher Mann auch gehudelt; iſt er aber nicht dumm oder feige, hudelt er die Hudeler wieder. Hier wird man auch geprügelt; aber man wehrt ſich. Hier wird man auch geſchimpft, aber es beſchimpft nicht, denn man ſchimpft zurück. Bei uns aber wird man geſcholten und muß ſchweigen wie ein Bedienter; man wird geſchlagen wie ein Hund und darf nicht heulen wie ein Hund! Bei Prügeleien kömmt es gar nicht darauf an, wer mehr Prügel bekommt, wir oder unſere Gegner; es kommt nicht auf die größeren oder geringeren Schmerzen, nicht auf die größern oder kleinern blauen Flecken an; ſondern darauf, daß wir unſere Ehre behaupten und uns zur Wehre ſetzen. Auch weiß es ein bedächtiger Mann immer ſo einzurichten, daß er die erſte Ohrfeige gibt.

Am Jahrestage der Leipziger Schlacht kam ich durch die Champagne. Der achtzehnte Oktober wird in Deutſchland nur noch von den freien Städten gefeiert. Es geſchieht dies, um die Londoner Kaufleute Portofrei zu benachrichtigen, daß alles noch gut für ſie ſtehe, und um die hohen vergeßlichen Alliirten jährlich einmal an ihr Verſprechen zu erinnern. Es war Weinleſe und die jungen Winzerinnen warfen Körbe mit Trauben in den vorübereilenden Poſtwagen, es wagend ob man ihnen ein Stück Geld dafür zurückwerfen werde. Ich nahm und bezahlte einen großen Vorrath und eſſend und vergeſſend kam ich an die Barrieren von Paris.

— Dieſen Morgen fand ich am Saume eines

waltigen Hügels, unter einer Eiche, eine junge Vagabundin gelagert, die auf dem Rücken in einem Bettelſacke einen goldgelockten Knaben trug. Das Kind war ihr ganzes Gepäck. Der Bube war ſeit ſeiner Geburt nicht gewaſchen worden; aber durch die dunklen Wolken ſeines Geſichts blitzten feuerrothe Wangen. Die Sonne ſchien ſo warm auf ihn herab, als wäre ſie ſeine Mutter und er ein Königsſohn. Sie hat ihn ſelbſt geſäugt und er wird ſtark werden. Gras und Bäume verneigten ſich vor ihm; die Vögel des Waldes, flüſternde Höflinge, zwitſcherten um ihn und ein ſanfter Wind ſchmeichelte ſeinen launiſchen Locken. Wie glücklich iſt dieſes Kind! rief ich aus. Sorgenlos von der ſorgenloſen Mutter von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, von Wald zu Wald getragen! Es hat nichts zu verlieren, das Leben iſt ihm ein Glücksſpiel ohne Nieten, und kömmt nur ſeine Nummer heraus, muß es gewinnen. Vielleicht wird der Bube einmal gehenkt; aber das bringt keine Sorgen, das ſchafft ſie weg. Wie langweilig und abgeſchmackt iſt es aber, ein Kind honetter Eltern zu ſeyn, und ſelbſt ein ehrlicher Menſch zu werden und ſein gutes Auskommen zu haben! Wir dummen Eſel, ſtatt frei umherzugraſen wo ſich eine Wieſe findet, beladen uns mit Säcken voll Getreide, das nicht uns gehört, und ſchleppen es dem reichen

Müller Tod zu, der es für den genädigen Herrn Wurm mahlt und ſiebt! Alles hat wer nichts hat; wer viel, hat immer zu wenig. Hoch lebe die Lumperei! Und abermals hoch! und zum dritten Male hoch!

Aehnliche Gefühle als mir heute die ſo glückliche unbeladene Vagabundin einflößte, hatte ich, als ich frei und ohne Gepäck, wie ſie, in Paris ankam. Hineingeworfen in dieſes von ewigen Winden bewegte, toſende Meer, ſchwamm ich keck darin herum, als wäre ich in dem Elemente geboren; denn ich wußte gewiß, daß ich ſpezifiſch leichter ſey. An den drei franzöſiſchen Mauthgrenzen, die mich mit Stolz erfüllten, weil ſie mich an den viel zolligeren Mauthfuß meines geliebten Vaterlandes erinnerten, wurden alle Koffer, Säcke und Bündel der begüterten Paſſagiere, bei Regenwetter von dem Poſtwagen herab auf die Erde geworfen, geöffnet und unterſucht, und die armen reichen Leute mußten verdrüßlich alles ſelbſt wieder in Ordnung bringen und waren unendlich beſorgt, es möchte etwas herausfallen und verloren gehen, und waren geplagt wie die armen Teufel und jammerten daß es ein Mitleid war. Ich aber ſah dieſes alles aus dem Fenſter des Wirthshauſes ſchadenfroh mit an, rieb mir vor Vergnügen die Hände, und als abſoluter Monarch meiner Zeit benutzte ich ſie, theils nützlich, indem ich mich unter den Poſtillonen im Franzöſiſchen übte, theils angenehm, indem ich die Weine des Landes verſuchte, theils beides zugleich, indem ich meine Schlafbegierde ſtillte.

Im Pariſer Poſthauſe ſtieg mein Wohlbehagen und die Noth meiner Reiſegefährten erſt recht hoch. Dieſe waren Provinzialen oder Ausländer, wie ich zum erſten Male in Paris und wußten ſich gar nicht zu helfen. Man ſchleppte ihr Gepäcke in die Mauthſtube, wo eine Verwirrung ohne Gleichen herrſchte. Nachdem die Koffer viſitirt waren, luden ſie Packträger auf den Rücken und trugen ſie, unbekümmert um das Schreien der nachkeuchenden Eigenthümer, die Straße hinauf oder hinab. Doch ich ging ruhig, kalt und eingewohnt wie ein alter Conducteur im Hofe herum und rief: es lebe die Demagogie! es lebe die Polizei! es lebe die Lumperei! Um zehen Uhr Morgens war ich angekommen, und erſt Nachmittags vier Uhr ſah ich mich nach einer Wohnung um. Ich hatte keine Freunde, keine Bekannte, keine Adreſſe; aber nichts kümmerte mich. Ich lief den ganzen Tag umher, aus dem Palais-Royal in die Tuilerien, von den Tuilerien auf den Vendome-Platz, von dieſem auf die Boulevards, von dort auf den Platz der Baſtille. Ich ſah gleich den erſten Tag die halbe Stadt. Nur etwas machte mir Sorgen. Der Poſtwagen war von Strasburg an, drei Tage und drei Nächte fortgeeilt und hatte zum Nöthigſten nicht die nöthige Zeit gelaſſen. Ich ward auf dem Wege leichter mein Geld los, als das wofur ich es bezahlte. In Paris fand ich die nöthige Zeit, nicht aber die nöthige Gelegenheit und ich wußte mir nicht zu helfen. Da trat ich in das erſte beſte Haus im Palais-Royal, ſtieg eine Treppe hinauf, gebrauchte meine Sinne und ſuchte. Ich öffnete eine Thüre, ſteckte den Kopf hinein, ſah ein Menſchenleeres Reſtaurations-Zimmer, worin ganze Haufen von Silbergeräthe auf dem Tiſche lagen, und zog mich eilig und erſchrocken zurück. Ich ſtieg in den zweiten Stock, öffnete wieder eine Thüre, ſah in einem kleinen Zimmer einen alten Mann in Kupfer ſtechen, ſagte: **pardonnez, Monsieur,** und kehrte um. Im dritten Stocke öffnete ich gleichfalls mehrere falſche Thüren, hinter welchen bald ein Herr, bald eine Dame ſaß, ſagte abwechſelnd: **pardonnez, Monsieur, pardonnez, Madame** und ſetzte meine Entdeckungsreiſe fort. Endlich im vierten Stocke gewahrte ich eine Thüre mit einem kleinen runden Glasfenſterchen; ich glaubte am Ziele zu ſeyn und öffnete raſch — da trat mir ein junges ſchönes Mädchen entgegen. Ich brachte wieder mein **pardonnez, Madame** hervor: die Notre-Dame aber faßte mich am Arme, zog mich weiter vor und verriegelte die Thüre hinter mir. **Reposez-vous, Monsieur**, ſagte ſie mir artig. In meiner Eile war ich tugendhaft und legte, nur als Geſchenk, ein Fünffrankenſtück auf das Nachttiſchchen. Dafür machte mich das dankbare Mädchen mit der Topographie des Hauſes bekannt. Ich mußte noch eine Treppe höher ſteigen. So hatte ich bis unter das Dach ein fremdes Haus durchkrochen und war mit einem bangen verlegenen Geſichte in alle Zimmer eingedrungen. Hätte ich kein Geld in der Taſche gehabt, ich wäre wohl zehen Male feſtgehalten worden; denn ich ſchlich und lauſchte wie ein Dieb. Aber — es iſt ein Wunder! man ahndete den unſichtbaren Gott in mir, ſah mich für einen Heiligen an und ließ mich ungehindert auf- und abſteigen.

Vom langen Umherſtreichen hungrig und müde geworden, ging ich in ein Kaffeehaus um zu Frühſtücken, mich auszuruhen und dann meine Wanderung fortzuſetzen. Da der ſchwere Reichard in meiner Taſche mir etwas läſtig fiel, bat ich die ſchöne Dame, die am Comptoir ſaß, mir das Buch zu verwahren, ich würde es im Vorübergehen wieder abholen. Aber mit ganz unbeſchreiblicher Freundlichkeit ſchüttelte ſie ihre ſchwarzen Locken, wies das Buch zurück und ſagte **Oh, Monsieur!** das verblüffte mich etwas. Ich legte das Buch auf den Tiſch und bezahlte auf deſſen Deckel meine Karte. Die Dame ſtrich das Geld ein und zog dann das Buch mit noch größerer Freundlichkeit als ſie es früher abgewieſen, wieder zu ſich, legte es in eine Schublade und ſagte, es ſolle gut verwahrt werden. Erſt fünf Minuten nachher wußte ich was ich von dem Betragen denken ſollte. Ganz gewiß glaubte die gute Franzöſin; ich hätte kein Geld mein Frühſtück zu bezahlen und wollte darum das Buch als Unterpfand zurücklaſſen. Sie nahm es nicht an und ſtellte ſich als merkte ſie meine Verlegenheit nicht. Dieſes machte einen ſehr freundlichen Eindruck auf mich und nichts iſt mir früher oder ſpäter in Paris begegnet, was dieſen erſten Eindruck wieder geſchwächt hätte. Ich habe die Franzoſen immer urban, immer menſchlich gefunden — menſchlich im ſchönſten Sinne des Wortes. Das iſt nicht allein Menſchlichkeit, daß man jedem in ſeiner Noth, ſobald er klagt, zu Hülfe komme — wem reichte hierzu immer die Kraft und der gute Wille zu? — ſondern daß man menſchlich fühle und eines jeden Noth errathe und verſtehe. Das vermögen die Franzoſen, denn ſie ſind Totalmenſchen; das vermögen aber die Deutſchen nicht, die nur Stückmenſchen ſind und, kleinſtädtiſch ſelbſt in großen Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenoſſen verſtehen.

Die herannahende Dämmerung erinnerte mich, daß ich für die Nacht noch kein Dach und Bett habe. Ich ſuchte mir ein Hotel heraus, das ſchön angeſtrichen war und viele Fenſter hatte, trat hinein und forderte ein Zimmer. Der Wirth fragte mich, ob er meine Sachen von der Meſſagerie ſolle abholen laſſen? Ich antwortete kurz, ich hätte keine Sachen, die würden ſpäter nachkommen. Das machte ihn etwas ſtutzig, und allerdings gab mir der ordinäre Interims-Mantel von Biber, den ich in Mannheim gekauft hatte und der mir nur bis an die Kniee reichte, ein etwas ärmliches Anſehen. Indeſſen bekam ich ein Zimmer, da man wohl dachte, eine Nacht könne man es mit mir verſuchen. Ich nahm mir vor, jeden Tag meine Rechnung zu bezahlen, um den Wirth von ſeiner verzeihlichen Aengſtlichkeit zu befreien. Als ich am andern Morgen nach ihm fragte, war er ſchon ausgegangen und ich konnte ihn den ganzen Tag über nicht ſprechen. Am zweiten Morgen trat der Hausherr in mein Zimmer, drückte mir die Hand und war die Freundlichkeit, ja die Herzlichkeit ſelbſt. Er hatte in den Zeitungen geleſen, ich wäre als politiſcher Flüchtling in Paris angekommen; er bot mir ſein ganzes Haus, ſeinen Tiſch, ja ſeinen Geldbeutel an — ich würde zur gelegenen Zeit meine kleine Schuld wohl abtragen, bemerkte er. Es dauerte vierzehn Tage, ehe ich meinen Koffer aus Deutſchland bekam, und ſo lange bat ich täglich vergebens um meine Rechnung. Erſt als meine Sachen angelangt waren, und der Hausherr ſah, daß ich nicht ohne Mittel ſey, nahm er Bezahlung von mir an.

So betrug ſich ein Franzoſe, dem ich fremd war. Darauf ging ich zu einem Deutſchen, dem ich bekannt war, der in Paris wohnte und Handel trieb. Ich bat ihn um die Erlaubniß meine Koffer an ihn adreſſiren laſſen zu dürfen, da ich nicht wiſſe, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalten würde und alſo keine ſichere Adreſſe nach Hauſe ſchreiben könne. Der Mann war ſchon in Verlegenheit als er mich ſah; da ich aber um die Benutzung ſeiner Adreſſe bat, erſchrack er und verwirrte ſich, daß es zum Erbarmen war. Er beſchwor mich bei Gott, ihn mit meinem Koffer zu verſchonen, denn er habe in den heutigen Blättern geleſen, daß ich in politiſchen Händeln verwickelt ſey und in dergleichen laſſe er ſich nicht gern ein. „Je suis père de Famille,“ jammerte der Narr. Ich hatte ihm freilich zu viel zugemuthet; er war nicht blos ein Deutſcher, ſondern zugleich ein Jude, alſo ein Haſe mit acht Füßen. Ich ließ ihn laufen. Aber Miniſter können daraus lernen, daß um mit ihren widerſpenſtigen Liberalen fertig zu werden, ſie nichts

Klügeres thun könnten als ſie alle beſchneiden zu laſſen und Juden aus ihnen zu machen. Dann würden ſie folgſam wie die Schaafe werden, und würden, indem ſie alle ihr Geld in Staatspapiere ſteckten, für ihre ewige Ruhe freiwillige Caution leiſten.

Vierzehen Tage lang ſprachen die Pariſer Blätter der verſchiedenen Partheien von meiner Ankunft. Sie brauchten mich natürlich blos als Farbmaterial und zerrieben mich ſervil mit dem Stößer, oder kochten mich liberal ſanft auf — aber man ſprach doch von mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Bin ich denn eine höchſte Perſon? Bin ich ein Kourier? Bin ich eine Sängerin? Bin ich ein jubellirender Staatsdiener? Das alles nicht, und doch iſt in den Zeitungen von mir die Rede! Was iſt das für ein närriſches Volk! Insbeſondere erinnere ich mich eines langen Artikels im Journal des Debats, worin theils mythologiſch, theils biographiſch von mir erzählt wurde, ich wäre ein Jude, Jakobiner und Mann von Geiſt, und wäre von den deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt werden, um von dem Comité directeur das Mot d'ordre zu holen. Aber — endigte der Bericht — ich wäre „d'ailleurs un homme de bonne foi.“ Da das Journal des Debats damals ein miniſterielles Blatt war, ſo dürfen loyale Deutſche darauf ſchwören wie auf den öſterreichiſchen Beobachter und die preußiſche Staatszeitung, und ſie dürfen ohne zu unterſuchen annehmen, das ich wirklich ein **homme de bonne foi** bin. Sie werden mir daher glauben, wenn ich ſie verſichere: daß ich nicht von deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt worden bin; daß ich nichts von einem **Comité directeur** erfahren; daß es nie ein ſolches gab, und daß ich kein **mot d'ordre** geholt. **Mot d'ordre**, ich, der ich nur von mir ſelbſt und meinem Arzte mir etwas vorſchreiben laſſe! Guter Gott! Ich bin kein ſolcher Narr.

Schon am erſten Morgen nach meiner Ankunft, noch ehe die Zeitungen von mir ſprachen, wurde ich von mehreren Deutſchen beſucht, die ich alle nicht kannte, die mich aber verſicherten ſie kennten mich recht gut — welches auch wahrſcheinlich war. Gott weiß woher ſie meine Adreſſe wußten! Sie fütterten mich mit franzöſiſchen Liebkoſungen, zogen mich fort, nahmen mich in ihre Mitte, faßten mich unter den Armen, recht herzlich, recht Bruſt an Bruſt, recht nahe unter der Schulter, ſo daß unſere beiderſeitigen Achſelhöhlen Kapſeln bildeten, in welchen man Seifenkugeln hätte verwahren können. Sie fragten mich: wie ſieht es im lieben Vaterlande aus? Ich erzählte wie ein Kind und ein Narr. Ich kann ſchweigen wenn ich will; ich will aber nicht. Warum auch? Es kann ſich eine Furche finden, in welche ein ſtilles Saamenkorn fällt, das Wurzel faßt. „Das arme Vaterland!“ — riefen ſie aus, und ſahen einander an, und ſuchten Wechſeltroſt in treuen Freundes Blicken. Ich hätte die Spitzbuben erwürgen mögen! Das währte ſo einige Tage lang, bis mein Mundvorrath erſchöpft war; dann verſchwanden ſie und ich ſah ſie nicht wieder. Der Teufel ſoll ſie holen, wenn er ſie, gegen alle Wahrſcheinlichkeit, in dieſen zehen Jahren noch nicht geholt hat!

X.

Soden den 18. Mai.

Ich war immer erſtaunt, daß unſern zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt; aber ich dachte: ſie haben Adelſtolz des Geiſtes, und ſcheuen ſich, da wo ſie öffentlich erſcheinen, gegen den Witz, der plebejiſcher Geburt iſt, Vertraulichkeit zu zeigen. Im Hauſe, wenn ſie keiner bemerkt, werden ſie wohl witzig ſeyn. Doch als ich ihren Briefwechſel geleſen, fand ich, daß ſie im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite. Einmal ſagt Schiller von Fichte: „Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt.“ Man iſt erſtaunt, verwundert; aber dieſe witzige Laune kehrt in dem Bänderreichen Werke kein zweites Mal zurück.

Der Mangel an Witz tritt bei Göthe und Schiller da am häßlichſten hervor, wo ſie in ihren vertraulichen Mittheilungen, Menſchen, Schriftſteller und Bücher beurtheilen. Es geſchieht dieſes oft ſehr derb, oft ſehr grob; aber es geſchieht ohne Witz. Das Feuer brennt, aber es leuchtet auch; das Licht warnt vor dem Schmerz und bezahlt ihn. Tadel ohne Witz, iſt Gluth ohne Licht. Das Lob braucht den Witz, verträgt ihn nicht; Wohlgefallen iſt nur wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Aerger zu einem Kunſtwerke. Ohne ihn iſt Kritik gemein und boshaft.

Ich weiß nicht, wie hoch die Geſetzbücher der Aeſthetik den Witz ſtellen; aber ohne Witz, ſey man noch ſo großer Dichter, kann man nicht auf die Menſchheit wirken. Man wird nur Menſchen bewegen, Zeitgenoſſen, und ſterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden ſeiner Brüder zu errathen, keinen Muth für ſie zu ſtreiten. Er iſt der Arm, womit der Bettler den Reichen an ſeine Bruſt drückt, womit der Kleine den Großen beſiegt. Er iſt der Enterhacken, der feindliche Schiffe anzieht und feſt hält. Er iſt der unerſchrockene Anwald des Rechtes und der Glaube, der Gott *ſieht*, wo ihn noch kein Anderer ahndet. Der Witz iſt das demokratiſche Princip im Reiche des Geiſtes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, ſagt: *ich will nicht!*

Der Verſtand iſt Brod, das ſättigt; der Witz iſt Gewürz, das eßluſtig macht. Der Verſtand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält ſeine Kraft für alle Zeiten; Göthe's und Schillers ſo verſtändige Lehren nützen nicht mehr; denn man hat ihre Lehren befolgt und neues Wiſſen braucht neue Regeln. Auch Leſſing und Voltaire haben gelehrt, die Kunſt und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren ſind für immer. Sie kämpften mit dem Witze und der Witz iſt ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geſchichte zählt große Menſchen, die ſind *Regiſter der Vergangenheit*: ſo Göthe und Schiller. Sie zählt wieder andere, die ſind *Inhalts-Verzeichniß der Zukunft*: ſo Voltaire und Leſſing.

— Ihr, die ihr nicht Menſchen, nur Göttern glaubt: ſo hört doch einmal, was eure verehrten Orakel ſprechen! Schiller wo er an Göthe von dem ſchlechten Abſatze der Propyläen berichtet, ſpricht von der „ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums“ . . . Er ſchreibt: „Ich darf an dieſe Sache gar nicht denken, wenn ſie mein Blut nicht in Bewegung ſetzen ſoll, denn einen ſo niederträchtigen Begriff hat mir noch nichts von dem deutſchen Publikum gegeben“ . . . Er meint: „Den Deutſchen muß man die Wahrheit ſo derb ſagen als möglich.“ Ach! dieſe Wahrheit habe ich ſchon oft geſagt und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören ſie zu ärgern; das allein kann helfen. Man ſoll ſie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht, es ſind ſogar gute Leute, man muß ſie in Maſſe ärgern. Man muß ſie zum National-Aerger ſtacheln, kann man ſie nicht zur National-Freude begeiſtern, und vielleicht führt das Eine zum Andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr ſeyd keine Nation, Ihr taugt nichts als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenſchaftlich mit ihnen ſprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, ſondern die Unvernunft, die Leidenſchaft, ohne welche der Verſtand keine Füße hat. Sie ſind ganz Kopf — caput mortuum. Europa gährt, ſteigt, klärt ſich auf; Deutſchland trübt ſich, ſinkt und ſetzt ſich ganz unten nieder. Das nennen die Staats-Chemiker: die Ruhe, den Frieden, den trocknen Weg des regierens.

Doch haben Göthe und Schiller das Recht, auf das Volk dem ſie angehören ſo ſtolz herabzuſehen? Sie weniger als Einer. Sie haben es nicht geliebt, ſie haben es verachtet, ſie haben für ihr Volk nichts gethan. Aber ein Volk iſt wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es ſchelten, ſtrafen; doch ſoll man nur ſtreng ſcheinen, nicht es ſeyn; man ſoll den Zorn auf den Lippen haben, und Liebe im Herzen. Schiller und Göthe lebten nur unter ausgewählten Menſchen und

Schiller war noch ein ſchlimmerer Ariſtokrat als Göthe. Dieſer hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, Reichen, mit dem bürgerlichen Adel. Der Troß iſt zahlreich genug; es kann wohl auch ein Unberechtigter ihrem Zuge folgen und ſich unentdeckt in ihre Reihen miſchen; und wird er entdeckt, man duldet ihn oft. Schiller aber zechte mit dem Adel der Menſchheit an einem kleinen Tiſchchen und den ungebetenen Gaſt warf er zornig hinaus. Und ſeine Ritter der Menſchheit wiſſen das Schwert nicht zu führen, ſie ſchwätzen blos und laſſen ſich todtſchlagen; es iſt ein deklamirender Komödianten-Adel. Marquis Poſa ſpricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor ſeiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen ſoll, nicht rechten. Der Vormund eines Volkes muß auch ſein Anführer ſeyn; einer Themis ohne Schwert wirft man die Wage an den Kopf.

Wenn Gottes Donner rollen und niederſchmettern das Gequicke der Menſchlein da unten: dann horcht ein edles Herz und jauchzet und betet an und wer angſtvoll iſt, hört und iſt ſtill und betet. Der Dämiſche aber verſtopft ſich die Ohren und hört nicht und betet nicht und betet nicht an. Schiller, während der heißen Tage der franzöſiſchen Revolution, ſchrieb in der Ankündigung der Horen:

„Vorzüglich aber und unbedingt wird ſich die Zeitſchrift alles verbieten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht.“ So ſpricht noch heute jeder Lump von Journaliſt, wenn er, um die Leſer lüſtern zu machen nach dem neuen Blatte, ſie verſichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte und Charaden mittheilen, ohne alle garſtige Legirung mit Glaube und Freiheit. Schiller war edel, aber nicht edler als ſein Volk. So ſprach und dachte auch Göthe. Sendet dazu der Himmel der durſtigen Menſchheit ſeine Dichter, daß ſie trinken, ſie mit den Königen und daß wir, den Wein vor den Augen, den ſie nicht mit uns theilen, noch mehr verſchmachten? und ſo denkend und ſo ſprechend, geziemt es ihnen zu klagen: „So weit iſt es noch nicht mit der Cultur der Deutſchen gekommen, daß ſich das was den Beſten gefällt in Jedermanns Hände finden ſollte?“ Wie kann ſich in Jedermanns Hände finden, wornach nicht Jedermann greift, weil es, wie Religion und Bürgerthum, nicht Jedermann angeht? Soll etwa das deutſche Volk aufjauchzen und die Schnupftücher ſchwenken, wenn Göthe mit Myrons Kuh liebäugelt?

XI.

Soden den 20. Mai.

Ich habe Göthe's und Schillers Briefe zu Ende geleſen; das hätte ich mir nicht zugetraut. Vielleicht nützt es meiner Geſundheit als Waſſer-Kur. Mich für meine beharrliche Diät zu belohnen will ich mir die hochpreißlichen Rezenſionen zu verſchaffen ſuchen, die über dieſen Briefwechſel gewiß erſchienen ſeyn werden. Ich freue mich ſehr darauf. Was werden ſie über das Buch nicht alles gefaſelt, was nicht alles darin gefunden haben! Göthe hat viele Anhänger, er hat, als ächter Monarch, es immer mit dem literariſchen Pöbel gehalten, um die reichen unabhängigen Schriftſteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen. Er für ſich hat ſich immer vornehm gehalten, er hat nie ſelbſt von oben gedrückt; er iſt ſtehen geblieben und hat ſeinen Janhagel von unten drücken laſſen. Nichts iſt wunderlicher als die Art wie man über Göthe ſpricht — ich ſage die Art; ich ſage nicht, es ſey wunderlich, daß man ihn hochpreißt; das iſt erklärlich und verzeihlich. Man behandelt ihn ernſt und trocken als ein Corpus Juris. Man erzählt mit vieler Gelehrſamkeit die Geſchichte ſeiner Entſtehung und Bildung; man erklärt die dunkeln Stellen; man ſammelt die Parallelſtellen; man iſt ein Narr. Ein Bewunderer Göthe's ſagte mir einmal: um deſſen Dichtwerke zu verſtehen, müſſe man auch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Werke kennen. Dieſe kenne ich freilich nicht; aber was iſt das für ein Kunſtwerk, das ſich nicht ſelbſt erklärt? Weiß ich denn ein Wort von Shakeſpeare's Bildungsgeſchichte, und verſtehe ich den Hamlet darum weniger, ſo viel man etwas verſtehen kann, das uns entzückt? Muß man den Macbeth zu verſtehen, auch den Othello geleſen haben? Aber Göthe hat durch ſein diplomatiſches Verfahren die Anſicht geltend gemacht, man müſſe alle ſeine Werke kennen, um jedes einzelne gehörig aufzufaſſen; er wollte in Bauſch und Bogen bewundert ſeyn. Ich bin aber gewiß, daß die erbende Zukunft Göthe's Hinterlaſſenſchaft nur cum beneficio inventarii antreten werde. Ein Göthe-Pfaffe, der ſo glücklich war eine ganze Brieftaſche voll ungedruckter Zettelchen von ſeinem Gotte zu beſitzen, breitete einmal ſeine Reliquien vor meinen Augen aus, fuhr mit zarten frommen Fingern darüber her und ſagte mit Waſſer im Munde: „jede Zeile iſt köſtlich!“

Mein guter Freund wird dieſen Briefwechſel, der fünfzig tauſend köſtliche Zeilen von Göthe enthält, als ein grünes Gewölbe anſtaunen; ich aber gebe lieber für das Dresdner meinen Dukaten Bewunderung hin.

Aber in dem letzten Bande der Briefſammlung iſt es geſchehen, daß Göthe einmal, ein einziges Mal in ſeinem langen Leben, ſich zur ſchönen Bruderliebe wandte, weil er ſich vergeſſen, ſich verwirrt und vom alten ausgetretenen Wege der Selbſtſucht abgekommen war. In der Zueignung des Buches an den edlen König von Baiern, worin er dieſen Fürſten für die von ihm empfangenen Beweiſe der Gnade dankt, gedenkt er Schillers, des verſtorbenen Freundes, und beweint, daß nicht auch er, da er noch lebte, ſich ſolcher fürſtlichen Huld zu erfreuen gehabt; ja ihn rührt der Gedanke, daß Schiller vielleicht noch lebte, wäre ihm ſolche Huld zu Theile geworden. Göthe ſagt: „Der Gedanke, „wie viel auch er von Glück und Genuß verloren, „drang ſich mir erſt lebhaft auf, ſeit ich Ew. Majeſtät höchſter Gunſt und Gnade, Theilnahme und „Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, „wodurch ich friſche Anmuth über meine hohen „Jahre verbreitet ſah, mich zu erfreuen hatte.... „Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorſtellung geführt, daß auf Ew. Majeſtät ausge-

„ſprechene Geſinnungen dieſes alles dem Freunde
„in hohem Maaße wiederfahren wäre; um ſo erwünſchter
„und förderlicher, als er das Glück in
„friſchen vermögſamen Jahren hätte genießen können.
„Durch allerhöchſte Gunſt wäre ſein Daſein durchaus
„erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, ſeine
„Umgebung erweitert, derſelbe auch wohl in ein
„heilſameres beſſeres Klima verſetzt worden, ſeine
„Arbeiten hätte man dadurch belebt und beſchleunigt
„geſehen, dem höchſten Gönner ſelbſt zu fortwährender
„Freude, und der Welt zu dauernder
„Erbauung.“

Dürfen wir unſern Augen trauen? Der Geheimerath von Göthe, der Karlsbader Dichter, wagt es deutſche Fürſten zu ſchelten, daß ſie Schiller, den Stolz und die Zierde des Vaterlandes verkümmern ließen? Er wagt es ſo von höchſten und allerhöchſten Perſonen zu ſprechen? Iſt der Mann jung geworden in ſeinem hohen Alter? Ach nein es iſt Alter-Schwäche; es war keine freie Bewegung der Seele, es war ein Seelenkrampf geweſen. Aber das verdammt ihn, daß er nicht vierzig Jahre früher und auch bei jedem Anlaſſe ſo hervorgetreten — das verdammt ihn, weil wir jetzt ſahen und erkannten, wie er hätte wirken können, wenn er es gethan. Er hat durch die wenigen Worte ſeines leiſen Tadels ein Wunder bewirkt! Er hat die feſtverſchloſſene uneindringliche Amtsbruſt eines deutſchen Staatsdieners wie durch Zauberei geöffnet! Er hat den fünf und zwanzig jährigen Froſt der ſtrengſten Verſchwiegenheit durch einen einzigen warmen Strahl ſeines Herzens aufgethaut! Kaum hatte Herr von Beyme, einſt preußiſcher Miniſter, Göthe's Anklage geleſen, als er bekannt machte: Um den Vorwurf, den Göthe den Fürſten Deutſchlands macht, daß Schiller keinen Beſchützer unter ihnen gefunden, wenigſtens von ſeinem Herren abzuwenden, wage er, die amtlich nur ihm bekannte Thatſache zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, daß der König von Preußen, Schillern, als dieſer den Wunſch geäußert, ſich in Berlin niederzulaſſen, aus freier Bewegung einen Gehalt von dreitauſend Thalern jährlich und noch andere Vortheile geſichert hatte. Warum hat Herr von Beyme dieſen ſchönen Zug ſeines Herren ſo lange verſchwiegen? warum hat er gewartet bis eingetroffen was kein Gott vorherſehen konnte, daß Göthe einmal menſchlich fühlte? Daß der König von Preußen ſtrenge Gerechtigkeit übt, das weiß und preiſt das deutſche Vaterland; aber ſeinen Dienern ziemte es, auch deſſen ſchöne Handlungen, die ein edles Herz gern verbirgt, bekannt zu machen, damit ihnen die Huldigung werde, die ihnen gebührt, und damit ſie die Nachahmung erwecken, die unſern engherzigen Regierungen ſo große Noth thut.

In den Europäiſchen Staaten die unverjüngt geblieben, fürchten die Herrſcher jede Geiſteskraft, die ungebunden und frei nur ſich ſelbſt lebt, und ſuchen ſie durch verſtellte Geringſchätzung in wirkliche Geringſchätzung zu erhalten. Wo ſie dieſes nicht vermögen, wo ein Talent ſich durchgeſchlagen und ſich Hochachtung erbeutet, da ſchmieden ſie es an die Schulbank, um es feſt zu halten, oder ſpannen es vor die Regierung, um es zu zügeln. Iſt die Regierung voll, und kann keiner mehr darin untergebracht werden, zieht man den Schriftſtellern wenigſtens die Staatslivree an und gibt ihnen Titel und Orden; oder man ſperrt ſie in den Adelshof, nur um ſie von der Volksſtadt zu trennen. Daher gibt es nirgends mehr Hofräthe als in Deutſchland, wo ſich doch die Höfe am wenigſten rathen laſſen. In Oeſtreich, wo die Juden ſeit jeher einen großen Theil der Bürgerlichen und alle Staatsbürgerliche Rechte entbehren; in dieſem Lande, wo man an Gottes Wort nicht deutelt und alles läßt, wie es zur Zeit der Schöpfung geweſen, adelt man doch die niedergehaltenen Juden und macht ſie zu Freiherrn, ſobald ſie einen gewiſſen Reichthum erlangt. So ſehr iſt dort die Regierung beſorgt und bemüht, dem Bürgerſtande jede Kraft, ſelbſt den Reichthum, und ſeinen Einfluß zu entziehen! Es iſt zum lachen, wenn man lieſt, welchen Weg der Ehre Schiller gegangen. Als er in Darmſtadt dem Großherzoge von Weimar ſeine Räuber vorgeleſen, ernannte ihn dieſer zum Rath, der damalige Landgraf von Darmſtadt ernannte ihn auch zum Rath; Schiller war alſo zwei Mal Rath. Der Herzog von Meiningen ernannte ihn zum Hofrath; der deutſche Kaiſer adelte den Dichter des Wilhelm Tell. Dann ward er Profeſſor in Jena, er bekam Brod, er mußte aber arbeiten, und nur wenige Jahre lebte er frei und ſeiner Würde angemeſſen in Weimar von der Gunſt ſeines Fürſten. Kein zweiter übernahm die irdiſchen Sorgen dieſes ätheriſchen Geiſtes, Geld hat ihm keiner gegeben. Doch ja — ein Erbprinz und ein Graf haben ihre beiden Herzbeutel zuſammengeſchoſſen, und haben in Compagnie dem Dichter auf drei Jahre, einen Gehalt von tauſend Thalern gegeben. Wen Gott empfiehlt, der iſt bei unſern regierenden Herren ſchlecht empfohlen. Und wäre es denn Großmuth, wenn deutſche Fürſten das Genie würdiger unterſtützen, da ſie doch die alleinigen und unbeſchränkten Verwalter des Nationalvermögens ſind?

Göthe hätte ein Herkules ſeyn können, ſein

Vaterland von großem Unrathe zu befreien; aber er holte ſich blos die goldenen Aepfel der Heſperiden, die er für ſich behielt, und dann ſetzte er ſich zu den Füßen der Omphale und blieb da ſitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands! Dante, Krieger, Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürſten geliebt und gehaßt, beſchützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunſt und Tücke, und ſang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und ſchuf eine neue, den Uebermuth der Großen zu bändigen und den Trug gleisneriſcher Prieſter zu beſtrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelſtolz, und doch keuchte er wie ein Laſtträger den Parnaß hinauf, um von ſeinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener und er ſchrieb ſeine perſiſchen Briefe, worin er den Hof verſpottete, und ſeinen Geiſt der Geſetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur ſchöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie ſeine Geſinnung auf. Er trug eine wohlbeſtellte Perücke, ſeine Manſchetten, ſeidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Koth, ſobald ein Verfolgter um Hülfe ſchrie und holte mit ſeinen adeligen

Händen Schuldlos-Gerichtete vom Galgen herab. Rouſſeau war ein kranker Bettler und hülfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundſchaft, ſelbſt der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und ſtolz und ſtarb als Bettler. Milton vergaß über ſeine Verſe die Noth ſeiner Mitbürger nicht, und wirkte für Freiheit und Recht. So waren Swift, Byron, ſo iſt Thomas Moore. Wie war, wie iſt Göthe? Bürger einer freien Stadt erinnert er ſich nur, daß er Enkel eines Schultheißen iſt, der bei der Kaiſerkrönung Kammerdienſte durfte thun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einſt als Knabe ein Gaſſenbube Baſtard ſchalt, und er ſchwärmte mit der Phantaſie des künftigen Dichters, weſſen Prinzen Sohn er wohl möchte ſeyn. So war er, ſo iſt er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für ſein Volk geſprochen, er, der früher auf der Höhe ſeines Ruhms unantaſtbar, ſpäter im hohen Alter unverletzlich, hätte ſagen dürfen, was kein anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchſten Regierungen“ des deutſchen Bundes um Schutz ſeiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutſchen Schriftſteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbübchen mit dem Lineal auf die Finger klopfen laſſen, ehe ich ſie dazu gebraucht, um mein Recht zu betteln, und um mein Recht allein!

Göthe war glücklich auf dieſer Erde und er erkennt ſich ſelbſt dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig ſitzt die Nachwelt. Sie, die furchtloſe, unbeſtechliche Richterin wird Göthe fragen: Dir ward ein hoher Geiſt, haſt du je die Niedrigkeit beſchämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, haſt du je das Recht vertheidigt? Du hatteſt ein gutes Schwert, aber du warſt nur immer dein eigner Wächter! Glücklich haſt du gelebt, aber du haſt gelebt.

XII.

Soden den 22. Mai.

Ich fühlte mich wohl in Paris. Mir war, als wurde ich aus der Tiefe des Meeres, wo eine Taucherglocke mir kärglichen Athem gab, wieder hinaufgehoben in die freie Luft. Das Licht der Sonne, die Menſchenſtimme, das Geräuſch des Lebens entzückte mich. Mich fröſtelte nicht mehr unter Fiſchen; ich war nicht mehr in Deutſchland.

Gute deutſche Freunde, die mein deutſches Herz beſſer kannten, als wortfreſſende Rezenſenten, welche mich für einen Feind des Vaterlandes erklärten, waren doch auch verwundert, mich Frankreich anpreiſen zu hören. — Du und dieſes Land der Untreue, des Unglaubens und der Unwahrheit! — Nein, nicht ſo, meine Freunde. — Die großen Vorzüge, welche wir den Franzoſen gegenüber haben: der freie Sinn, der fromme Glaube, die Gerechtigkeit und allgemeine Menſchenliebe ſind innere Güter, die jeder Deutſche mitbringen kann in jedes Land. Aeuſſere Güter verlaſſen wir nicht im Vaterlande und dieſe alle, die uns alle fehlen, finden wir in Frankreich. Sein eignes deutſches Herz kann man nur in Frankreich froh genießen. Dort iſt es ein Ofen, der uns im kalten Lande wohlthätig wärmt; aber im dumpfen Vaterhauſe mit ſeinen feſtverſchloſſenen Fenſtern und Läden, iſt uns des Ofens Hitze ſehr zur Laſt. Wozu die kindiſchen Abſchiedsthränen? Eine Obrigkeit, gebratene Aepfel und den Schnupfen findet man überall.

Ein alter griechiſcher Dichter, den Plutarch im Leben des Demoſthenes anführt, ſagte: „Das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen iſt, in einer berühmten Stadt geboren zu ſeyn.“ Da nun mehr iſt glücklich ſeyn als ſein Glück machen, was der griechiſche Dichter meinte, ſo iſt in unſern Tagen das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen, in großen Städten leben, die das ſind, was in der alten Zeit die berühmten waren.

Wer kein Waſſer in den Adern hat, oder wem keine gütige Natur ein roſenrothes Blut gegeben, das wie ein Kind von Puls zu Puls durch das Leben hüpft: der wird in kleinen Städten leicht ein Menſchenfeind, oder noch ſchlimmer, ein Läſterer Gottes und ein Empörer gegen ſeine weiſe Ordnung. Unter einer ſpärlichen Bevölßerung treten die Menſchen und ihre Schwächen zu einzeln hervor, und erſcheinen verächtlich, wenn nicht haſſenswürdig. Große Verbrechen geſchehen ſo ſelten, daß wir ſie für freie Handlungen erklären und die Wenigen, die ſich ihrer ſchuldig machen, ſchonungslos verdammen. Ein großes Misgeſchick kehrt erſt nach ſo langen Zeiträumen wieder, daß wir es für eine Regelloſigkeit, für eine Willkühr der Vorſehung anſehen und wir murren über die böſe Kometenlaune des Himmels. Aber ganz anders iſt es in großen Städten, wie Paris. Die Schwächen der Menſchen erſcheinen dort als Schwächen der Menſchheit; Verbrechen und Mißgeſchicke als heilſame Krankheiten, welche die Uebel des ganzen Körpers, dieſen zu erhalten, auf einzelne Glieder werfen. Wir erkennen dort die Naturnothwendigkeit des Böſen, und die Nothwendigkeit iſt eine beſſere Tröſterin als die Freiheit. Wenn in kleinen Städten ein Selbſtmord vorfällt, wie lange wird nicht darüber geſprochen, wie viel wird nicht darüber vernünftelt! Man klagt die Gewinnſucht, die Habſucht, die Genußſucht an; man tadelt die Verführung der Spielbänke, verdammt die Grauſamkeit eigenſinniger Eltern, welche Liebende zum ſterben gebracht. Lieſt man aber in Paris die amtlichen Berichte über die geſchehenen Selbſtmorde, und wie in jedem Jahre die Zahl derſelben ſich faſt gleich bleibt; wie ſo viele aus Liebesnoth ſich tödten, ſo viele aus Armuth, ſo viele wegen unglücklichen Spiels, ſo viele aus Ehrgeiz — dann lernt man Selbſtmorde als Krankheiten anſehen, die, wie die Sterbefälle durch Schlagfluß oder Schwindſucht in einem gleichbleibenden Verhältniſſe jährlich wiederkehren.

Das Kammermädchen einer deutſchen Dame in Paris zündete ſich aus Unvorſichtigkeit die Kleider an und verbrannte. Die Dame war in Verzweiflung über das unerhörte Unglück. Ich gab ihr die amtlichen Tabellen der Präfectur zu leſen, woraus ſie erſah, daß jährlich ſechzig oder achtzig in Paris durch Feuertod umkommen, und daß dieſe Zahl ſich faſt gleich bleibt. Das tröſtete ſie viel. Das Schickſal in Zahlen hat etwas ſehr beruhigendes, den Gründen der Mathematik widerſteht keiner, und eine Arithmetik und Statiſtik der menſchlichen Leiden würden viel dazu beitragen, dieſe zu vermindern.

Wer ein beſchauliches Leben führt, wer, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, den Kaffe auf dem Tiſche, bequemer als ein Fürſt in der warmen Loge ſeines Bücherzimmers ſitzt, Könige vor ſich ſpielen läßt, ſie beklatſcht oder auszijcht und über das Narren-Chor lacht, das ihnen gehorcht — dieſer Glückliche wähle Paris zu ſeinem Wohnorte. Dort iſt ein herrliches Schauſpiel, wo alles dargeſtellt wird, was in allen Gegenden der Welt geſchieht oder geſchehen kann. Man bleibt in Paris ſo ruhig. Auch die ſchnellſte Bewegung ſpüren wir nicht, weil alles, was der Boden, auf dem wir ſtehen, und der Luftkreis, in dem wir leben, ſich mitbewegt. Ruhe iſt Glück. In dieſem Sinne iſt es ganz wahr, was Frau von Staël von Paris ſagte: C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur.

Ruhe iſt Glück — wenn ſie ein Ausruhen iſt, wenn wir ſie gewählt, wenn wir ſie gefunden, nachdem wir ſie geſucht; aber Ruhe iſt kein Glück, wenn, wie in unſerm Vaterlande, ſie unſere einzige Beſchäftigung iſt.

In Deutſchland gehe ich aus, Bewegung zu ſuchen und finde ſie nie; in Paris ging ich nach Hauſe, um Ruhe zu ſuchen und fand ſie immer. Dort iſt das Leben geſellig, die Wiſſenſchaft geſellig, und das Bürgerthum iſt es auch. Die Regierung iſt offen und bildet keine geheime Geſellſchaft, die mit dem Kinderſpucke der Freimaurerei alle Schrecken eines Glaubensgerichts verbände — Schrecken, wenn auch nur gemalte; ja dieſe beleidigen um ſo mehr, weil ſie uns für Kinder erklären, für welche das genug iſt.

Nur in der Jugend iſt man wahrer Weltbürger; die beſten unter den Alten ſind nur Erdenbürger. Auch ich war jung; aber ſeit ich das Land der Phantaſie verlaſſen, ſeit ich Deutſchland bewohne, habe ich die entſetzlichſte Langeweile. Die Stille hier macht mich krank, die Enge macht mich wund. Ich liebe kein Solo-Geräuſch. Auch wenn Paganini ſpielt, auch wenn Sie ſingt — ich halte es nicht lange aus. Ich will Symphonien von Beethoven oder ein Donnerwetter. Ich will keine Loge ſelbſt für mich, auch noch ſo breit; aber auch keine über mir. Ich will unten ſitzen, umgeben von meinem ganzen Volke.

Der Werth des Lebens wird in Deutſchland unter der Erde, in mitternächtlicher Stille wie von Falſchmünzern ausgeprägt. Die welche arbeiten genießen nicht, und die welche genießen, die welche im Tageslichte das Werk dunkler Angſt in Umlauf ſetzen und geltend machen, ſie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Couriers, in Deutſchland das eines Poſtillons, der die nehmliche Station immerfort hin und zurück macht, und dem das Glück ein armſeliges Trinkgeld reicht. Freilich iſt uns auch jeder Stein auf unſern zwei Meilen bekannt, und wir könnten den Weg im Schlafe machen; wir haben ſo viel Genie als ein Pferd. Das nennen wir gründlich ſeyn.

Man nennt die Deutſchen fromm, beſcheiden, freiſinnig. Aber iſt man fromm, wenn man den Menſchen, Gottes ſchönſtes Werk in Stücke zerſchlägt? Iſt man beſcheiden, wenn man hochmüthig iſt? Iſt man freiſinnig, wenn man dienſtſüchtig iſt? Man findet bei den Franzoſen wohl auch Hochmuth; aber er iſt perſönlich, ſeit dem alten Adam herabgeflucht, es iſt kein Gemeinde-Hochmuth wie bei uns; er iſt nicht organiſirt. Es giebt keinen Beamtenſtolz, keinen Hofrathsſtolz, keinen Soldatenſtolz, keinen Adelſtolz, keinen Profeſſorſtolz, keinen Studentenſtolz, keinen Kaufmannsſtolz. In Paris wie in der kleinſten deutſchen Stadt, zündet ſich jede Eitelkeit ihr Stumpfchen Licht an; aber der Lichtchen ſind ſo viele, daß eine prächtige Beleuchtung daraus wird. Der Umſchwung des Lebens iſt dort ſo raſch, daß die kleinſten Erſcheinungen, durch die kürzeſten Zeiten getrennt, ein erhabenes Ganze bilden. So leuchtet die matt glimmende Lunte als ſchönes Feuerrad, wenn man ſie im Kreiſe ſchwingt.

In Deutſchland gibt es keine große Stadt. Von Wien iſt gar nicht zu ſprechen, und von Berlin nicht auf das Beſte. Zwar iſt dort mehr

Geiſt zuſammengehäuft als vielleicht in irgend einem Orte der Welt; aber er wird nicht fabriziert, er kömmt nicht in den Kleinhandel, es iſt nur ein Produktenhandel. Es gibt in Berlin geiſtreiche Beamte, geiſtreiche Offiziere, geiſtreiche Gelehrte, geiſtreiche Kaufleute; aber es gibt kein geiſtreiches Geſammt-Volk. Das geſellige Leben iſt dort ein Victualien-Markt, wo alles gut, friſch, aber nur roh zu haben iſt: Aepfel, Kartoffeln, Brod, auch ſchöne Blumen; aber das Herz ſoll kein Markt ſeyn, durch die Adern der Geſellſchaft ſollen keine Kartoffeln rollen, ſondern Blut ſoll fließen, worin alles aufgelöſt iſt, und worin man Kartoffeln und Ananas, Bier und Champagner, Witz und Dummheit nicht mehr unterſcheiden kann. Der geſellige Umgang ſoll demokratiſch ſeyn, keine Empfindung, kein Gedanke ſoll vorherrſchen; ſondern alle Empfindungen und alle Gedanken ſollen an die Reihe kommen. Und in der geſellſchaftlichen Unterhaltung muß es einen Mittelpunkt geben, ein Etwas von dem Alle ſprechen, weil es Allen wichtig iſt, und das Allen wichtig zu ſeyn auch verdient. Der König iſt gut, die Prinzen ſind angenehm, das Theater iſt ſchön, Rebhühner ſind köſtlich; aber immer vom Könige ſprechen, immer von den Prinzen, immer vom Theater, toujours perdrix — man wird es überdrüſſig.

Wenn in Deutſchland ſelbſt die großen Städte kleinſtädtiſch ſind, ſo muß man den Geiſt der kleinen zu bezeichnen, erſt ein neues Wort erfinden. Wie in England die Theilung der Arbeiten, iſt bei uns die Theilung der Vergnügungen auf das Aeußerſte getrieben. Man amuſirt ſich homöopathiſch: in einem Kübel Langeweile kömmt ein Tröpfchen Zeitvertreib. Eigentlich beſitzt jede Stadt alles, was man braucht, eine angenehme Geſelligkeit, einen freundlichen Heerd zu bilden, um den man ſich nach den Mühen des Tages verſammelt, dort, nachdem man ſich zu Hauſe die Hände gewaſchen, auch das Herz zu reinigen. Aber bei uns ſind die Erforderniſſe zu ſolcher Bildung getrennt und zerſtreut, und mit unglaublichem Eifer und bewunderungswürdiger Beharrlichkeit ſucht man die Trennungen zu unterhalten. Hier iſt der Stein, dort der Stahl; hier der Zunder, dort die Feuerſchlagende Hand; hier das Brennholz, dort der Heerd. Sie nennen das: Klubbs, Caſinos, Reſſourcen, Harmonieen, Collegien, Muſeen. Da geſellen ſich die Gleichgeſinnten, die Gleichbegüterten, die Gleichbeſchäftigten, die Standesgenoſſen. Da findet jeder nur, was er ſo eben verlaſſen; da hört jeder nur das Echo ſeiner eignen Geſinnung; da erfahren ſie nichts Neues und vergeſſen ſie nichts Altes. Eine ſolche Unterhaltung iſt blos eine fortgeſetzte Tagesbeſchäftigung, nur mit dem Nachtheile, daß ſie nichts einbringt und die Zeit rein verloren geht. In dieſen Klubbs herrſcht die Stille eines Kirchhofes. Nichts hört man als das Beingeklapper der Billiardkugeln, Würfel und Domino-Steine; nichts ſieht man als Rauchwolken, die wie Geiſter aus den Pfeifenköpfen ſteigen. Erſt wenn neue Beamte gewählt, oder neue Mitglieder aufgenommen werden ſollen, beſonders wenn die Vorgeſchlagenen Gegner haben, kömmt Bewegung in den Tod; dann iſt ein Leben, wie es auf dem altrömiſchen Forum war. So beſteht jede deutſche Stadt aus funfzig kleinen Feſtungen, deren Beſatzung auf nichts ſinnt, als ſich gegen die Draußen zu vertheidigen. Sie ſterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß ſie ihre Thore öffneten; denn ihr Zweck und ihr Vergnügen iſt nicht die Vereinigung, ſondern das Excommunizieren. Wenn Polizei-Miniſter, Diplomaten, Central-Unterſuchungs-Kommiſſäre auf Urlaub, mir verſprechen wollen, bei jeder künftigen Gelegenheit artig gegen mich zu ſeyn, ſo will ich ihnen etwas wichtiges mittheilen, etwas Demagogiſches. Es gibt in Deutſchland einige Tauſend Caſinos, und eine Million Menſchen üben darin täglich ihr Wahl- und Stimm-Recht. Zu welchem Zwecke? Die franzöſiſche Regierung kann ſchon mit ihren achtzig tauſend Wählern nicht fertig werden . . . . und ſo weiter. Ich habe es mit klugen Leuten zu thun, die ſchon wiſſen werden, was ich meine und was ſie zu thun haben. Aber artig ſeyn!

Wenn mechaniſche Kräfte von gleicher Größe, mit gleicher Geſchwindigkeit auf einander ſtoßen, halten ſie ſich wechſelſeitig auf und bleiben ſtehen. Sind aber die Kräfte oder ihre Geſchwindigkeiten ungleich, treibt eine die andere fort und alle kommen in Bewegung. So iſt es auch mit Geiſteskräften. Das iſt das Geheimniß der Verdrüßlichkeit deutſcher und der Annehmlichkeit franzöſiſcher Geſellſchaften. Wo nur Standesgenoſſen zuſammenkommen, da wird immer die Langeweile präſidiren und die Dummheit das Protokoll führen. Kömmt man als Fremder in eine deutſche Stadt und möchte den Geiſt der Bevölkerung kennen lernen, ſo iſt das gar nicht zu erreichen. Man müßte erſt ein Jahr lang alle Klubbs, Caſinos und Geſellſchaften beſuchen, und die Wahrnehmungen addiren, um zu einem Urtheile zu kommen. Und auch dann würde man ſich verrechnen; denn es iſt mit den geſelligen Stoffen wie mit den chemiſchen; vereinigt bilden ſie einen dritten neuen Stoff. Aber eben dieſes unbekannte Dritte fürchtet man in Deutſchland wie den Böſen und ſucht ſeine Entſtehung zu verhindern. Als ich in Hannover in das dortige Muſeum eingeführt worden, fragte ich den Sekretär, aus welchen Klaſſen von Bürgern die Geſellſchaft beſtünde? Daß die Geſellſchaft klaſſiſch ſeyn werde, wie überall, konnte ich mir denken. Der Sekretär antwortete mir mit triumphirender Miene: „Es ſind gar keine Bürger dabei, höchſtens ein Paar und wir haben zwei Miniſter.“ Das hannövriſche Muſeum zu beſuchen, hat ein Fremder nur drei Wochen das Recht. Ich kam aus Verſehen einen Tag länger, was doch verzeihlich war, da ſchwangere Weiber ſich in ihrer weit wichtigern Rechnung ſo oft irren. Man warf mich zwar nicht gleich zur Thüre hinaus; aber man gab mir brieflich zu verſtehen, man würde mich, wenn ich wieder käme, mit Schmerz zur Thüre hinaus werfen; die eingeführte Ordnung erfordere, daß man — grob ſei. Die Ordnung! Ach und Weh über die Nomomanie der Deutſchen! Man ſollte dieſe lebendigen **Corpora juris** alle in Schweinsleder kleiden.

Auf meiner Reiſe nach Hannover blieb ich einen Tag in Braunſchweig. Aus meinem Zimmer im Gaſthofe konnte ich durch das Fenſter eines kleinen Saales ſehen, der menſchenleer war und worin auf einem grünen Tiſche viele Zeitungen lagen. Ich ſchmachtete ſehr nach der Frankfurter Didaskalia und ſagte dem Kellner, er möchte mich in das Leſezimmer fuhren. Dieſer antwortete, das ging nicht an, das Zimmer wäre zugeſchloſſen, und es wäre eine geſchloſſene Geſellſchaft. Die Zeit wurde mir lange, es war ein ſchöner Tag und ich fragte, wohin die Leute ſpazieren gingen. Man wies mich in Bartels Garten. Ich ging in Bartels Garten. Bartels Garten gefiel mir. Rechts war ein großer Saal, deſſen Thüre offen ſtand; ich trat hinein. Viele geputzte und ſchöne Damen waren da verſammelt und ein Tiſch war gedeckt fur mehr als hundert Perſonen. Ich nahm ein Meſſer, ſpießte zum Zeichen der Beſitzergreifung des Gedeckes, das darauf liegende Milchbrod lothrecht an und beſtellte proviſoriſch einen Schoppen Medoc beim Kellner. Einige alte Weiber warfen mir lange durchdringende Blicke zu. Ich lächelte, denn ich dachte, ſie wollten mich agaciren; aber ſie waren ganz unſchuldig. Der Kellner bemerkte mir mit nordiſcher Artigkeit, das wäre ein beſtelltes Eſſen und eine geſchloſſene Geſellſchaft. Ich warf mich zum Saale hinaus. Gegenuber links war eine Reihe anderer Zimmer, worin viele Herren Taback rauchten, Billiard und Kegel ſpielten und andere deutſche Vergnügungen trieben. Ich wollte hineintreten, als ich an der Thüre einen Zettel bemerkte, worauf mit großen Buchſtaben vermiethet geſchrieben ſtand. Und das nennt man einen öffentlichen Garten. Ich ſetzte mich unter den Bäumen, wo noch ſechs bis acht Gäſte ſaßen, wahrſcheinlich excommunicirte wie ich. Bei dieſer Gelegenheit machte ich von meiner gewohnten Lebensart eine fromme und lobenswerthe Ausnahme. Sonſt pflege ich täglich nur Morgens und Abends zu beten: Hole euch der Teufel alle mit einander! Aber in Bartels Garten hielt ich dieſes Gebet auch Nachmittags zum zweiten und vorletzten Male, am nehmlichen Tage. Ich zahlte meine Bier-Kaltſchale, ſagte: hole euch der Teufel alle mit einander! und eilte voller Zorn hinaus. Bäume ſehe ich auf der Landſtraße genug; ich war gekommen Menſchen zu ſehen und finde ſie alle geſchloſſen wie die Spitzbuben.

Auf dieſer nemlichen Reiſe übernachtete ich in Eimbeck, einem Städtchen zwiſchen Minden und Hannover. O ihr armen Eimbecker, wenn ihr wüßtet, welch' eine gräuliche Miſſethat ich damals gegen euch verübt, ihr würdet jammern, daß ſich das Straßenpflaſter erbarmte! Am 15. September 1828 bin ich nicht blos in euerem Caſino geweſen, ohne Mitglied oder eingeführt zu ſeyn, ſondern ich habe auch darin geſchlafen, und habe mit dem Allerheiligſten, was ſich in einem Caſino nur findet, einen ſträflichen Unfug getrieben. Ich kehrte in den Kronprinz ein. Der Kronprinz ſchien gut wie die meiſten Kronprinzen, doch hielt er was er verſprochen. Man ſchlug mein Bett in einem großen Saale auf. Das Mädchen erklärte mir auf meine Verwunderung: alle Zimmer wären beſetzt, dieſes wäre der Caſino-Saal und im Sommer verſammelten ſich die Herren vor der Stadt in einem Garten. Ich ging im Saale auf und ab und als Ehren-Mitglied des Caſinos hielt ich es für Pflicht ſtark zu rauchen. Auf dem Tiſche ſtand ein Gehäuſe von grün lackirtem Blech, das ich anfänglich für einen Vogelbauer hielt, bei näherer Unterſuchung aber als das Stimm-Gehäuſe des Caſinos erkannte. Es war ſehr zierlich und hatte die Form eines Gartenhauſes. Auf dem Giebel des Daches ſtand ſtatt der Wetterfahne eine dicke goldne Flamme. Im obern Stocke war ein rundes Fenſter, ein Oeil de boeuf, ſo groß, daß man die Hand hineinſtecken konnte. Aus dieſem Loche führten zwei verſchiedene Gänge in zwei Schubladen, die im untern Geſchoſſe waren, und die Hausthüre vorſtellten. Ueber der einen Schublade ſtand mit goldnen Buchſtaben ja, über der andern nein geſchrieben. Ich unterſuchte die Schubladen und — was fand ich? Die guten Eimbecker werden ſchändlich betrogen und ahnden es nicht. Beide Schubladen ſtehen hinten durch ein geheimes Loch in Verbindung, ſo daß der

Stimmſammler, wenn er die Hand in die Schublade bringt, die Stimmkugeln herauszuziehen, unbemerkt jede Kugel aus ja in nein, und aus nein in ja werfen kann. Hierdurch wird die Stimmfreiheit trügeriſch und der Caſino-Präfect hat die Wahlen ganz in ſeiner Gewalt. Im Eimbecker Caſino wird aber nicht mit Kugeln geſtimmt, ſondern mit hölzernen Eicheln, vom Poſamentier mit grüner Seide überzogen. Ich ſtecke eine von den Eicheln ein, ſie mit auf Reiſen zu nehmen. Die Nacht ſchlief ich ſehr unruhig; ich fürchtete, der Geiſt des beleidigten Geſetzes würde vor mein Bett kommen und mich erwürgen. Die geſtohlene Eichel ließ ich in Hamburg auf eine grüne ſeidene Mütze nähen, welche Mütze ich ein Jahr ſpäter, da ſie alt geworden war, einem Kutſcher in Mainz ſchenkte. Wie ſchauerlich ſind die Wege des Schickſals! Eine Stimm-Eichel aus dem Caſino von Eimbeck auf der Nachtmütze eines Mainzer Lehnkutſchers! Und der Menſch jammert, daß er ſterblich iſt?

Giace l'alta Cartago, a pena i segni
De l'alte sue ruine il lido serba;
Muciono le città muciono i regni,
Copre i fasti e le pompe arena e erba;
E l'uom d' esser mortal perche si sdegni?
O nostra mente cupida e superba!

XIII.

Soden den 25. Mai.

Eine Anekdote darf nie zu Fuße gehen, ſie muß ſich zu Pferde ſetzen und im Galoppe davon eilen. Aber es gibt Menſchen, die brauchen längere Zeit, ein Geſchichtchen zu erzählen, als die Zeit Zeit braucht es geſchehen zu laſſen. Das ſind die Generalpächter der Langenweile, die nicht dulden, daß ein Anderer, der nicht von ihrer Geſellſchaft iſt, auch nur das kleinſte Langeweilchen einführe.

— Der Bionom Butte giebt der Menſchheit eine Lebensdauer von zwanzig tauſend Jahren, welches nicht ſonderlich großmüthig iſt. Hätte es Herrn Butte etwas gekoſtet, ſie zwanzig tauſend Millionen Jahre leben zu laſſen? Was nützt es uns übrigens, die Lebensdauer der Menſchheit zu kennen, da wir darum doch nicht wiſſen, wie weit ſie noch vom Tode hat, weil wir ihre ſchon verlebten Jahre nicht gezählt haben? Die Frau Menſchheit iſt gewiß älter als ſie geſteht, ob man zwar, da ſie eine ächte Schwäbin iſt, glauben ſollte, ſie wäre noch keine vierzig Jahr alt. Herr Gruithuiſen in München iſt doppelt ſo freigebig als Herr Butte. Nach ihm würde der Mond in dreißig und etlichen tauſend Jahren der Erde einen Beſuch machen; es muß alſo angenommen werden, daß alsdann die Menſchheit noch leben wird. Ließe ſich denken, daß der Mond ein ausgeſtorbenes Haus beſuchen, oder eine ſo weite Reiſe machen ſollte, blos um eine Thräne am Grabe der Menſchheit zu weinen? Nimmermehr. Dieſe etliche und dreißig tauſend künftigen Jahre mit den ſchon verlebten zuſammengerechnet, machten alſo vierzig tauſend. Wer hat nun Recht, Herr Butte oder Herr Gruithuiſen? Das iſt eine Sache, worüber wir vernünftigen Leute nicht urtheilen können; dieſe Frage gehört vor das Tollhaus.

— Bonifaciopolis, nannte ein Kirchenrath Petri die Stadt Fuld in einem Liede, das er der abgereiſten Landesmutter bei einem „Natur- und Staatsfeſte“ nachgeſungen.

Landesmutter und Kirchenrath.
Bonifacius, Natur und Staat.
Geiſtlicher, betrunkene Gäſt —
Sprich! wie reimt man das am beſt'?
Bonifacius kam aus England;
Landesmutter iſt verbannt;
Kirchenräthe treiben Tand;

Dem Staate iſt zur linken Hand
Natur getraut in manchem Land;
Woher viel Uebel ſtammen. —
So reimt ſich das zuſammen.

— Das Leben Carnots von Körte, das ich in dieſen Tagen geleſen, hat mir die alte Ueberzeugung verjüngt, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft ein tugendhafter Mann dem Staate durchaus keinen Vortheil bringt. Carnot war ein edler Charakter, im reinſten antiken Style gebildet; er war uneigennützig, jeder Regung ſeines Herzens, jeder eignen Meinung entſagend; er gehorchte immer den Geſetzen, er gehorchte ſelbſt jeder Obrigkeit, ſobald dieſe ſich der Macht bemächtigt und vom Volke anerkannt war: er hatte mehr das Vaterland im Auge. Und doch muß man ſich geſtehen, daß wenn Carnot ſeinem Vaterlande gute Dienſte geleiſtet, er dieſes nicht durch ſeine Tugend, ſondern trotz ihr gethan, und daß jeder Schurke von Talent das Gleiche mit gleichem Nutzen für die öffentliche Sache hätte vollbringen können. Es iſt eigentlich ſelbſt in unſeren Tagen, nicht das Weſen der Tugend, das man gering ſchätzt, ſondern nur ihr Schein, weil er mit allen Einrichtungen im Widerſpruche ſtehend ſich lächerlich darſtellt. Auch der reinſte Ton klingt widerlich, wenn er ſich in eine Harmonie miſcht, die ihm fremd iſt. Wenn Carnot, da er einſt als Kriegsminiſter mit einer Lieferantengeſellſchaft einen Contract für den Staat abgeſchloſſen, wenn dieſer das in Frankreich bei ſolchen Anläſſen immer üblich geweſene Geſchenk nicht annimmt, einen Beutel mit dreitauſend Louisd'ors zurückgiebt und man die Spitzbuben von Lieferanten ins Fäuſtchen lachen ſieht, — wenn er ein anderes Mal unter der räuberiſchen Directorial-Regierung von einer Summe, die ihm zu einer Amts-Reiſe gegeben worden, nach ſeiner Rückkehr dasjenige Geld in den Staats-Schatz zurückſchickt, das ihm übrig geblieben — muß man dann nicht bei aller Bewunderung ſolcher Tugend etwas ſpötteln? Ein tugendhafter Bürger, der heute der öffentlichen Sache dienen will, bedarf einer größern Entſagung als im Alterthum, denn er muß ein Opfer bringen, das ſelbſt der Tugend zu ſchwer fällt; er muß ſeine Ehrlichkeit mit der Maske der Spitzbüberei bedecken. Den erhabenſten Charakter eines guten Bürgers und wie ihn die alten Zeiten nicht hatten, hat uns Cooper in ſeinem Spion aufgeſtellt. Viele Andere haben für das allgemeine Wohl einen ſchmerzlichen Tod erduldet; aber Coopers Spion allein hat für ſein Vaterland ein ſchmerzvolles Leben geführt!

Wie verzweifelnd die Lage Napoleons nach ſeiner Rückkehr von Elba geweſen, zeigt ſich in nichts mehr, als daß er Carnot zum öffentlichen Dienſte verwendete und ihn lieben und achten lernte. Aber ſolche Zeit der Noth kann für alle Fürſten eintreten und es wäre daher ſehr weiſe, wenn ſie in ihrem Schatze, unter ihren Kronjuwelen, auch einige Seltenheiten von ehrlichen Menſchen aufbewahrten und neben ihren geheimen Räthen auch geheime Widerräthe beſoldeten. Die Höfe haben ſo viele Sinecur-Stellen — warum errichtet man nicht auch ein Miniſterium der tugendhaften Angelegenheiten?

— Das Herz kömmt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und Abends iſt es kalt, hart und trocken, wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tages, ſchmilzt die Bosheit des vorigen Abends weg. Ach! wenn der Schlaf nicht wäre, es wäre beſſer ein Krebs ſeyn, als Menſch und unter Menſchen leben!

— Eine Kutſche fährt in den Hof; darauf ein Thurm von Schachteln gebaut. Das iſt ja prächtig, es ſind Frauenzimmer! Ich lag mit meiner langen türkiſchen Pfeife am Fenſter des erſten Stockes und klopfte muthwillig mit dem Pfeifenkopfe auf einen Hut-Sarg. Da war es mir als flüſterte eine Geiſterſtimme zu mir hinauf: ich räche den Frevel! Eine kleine weiße Hand reichte eine Viertelſtunde lang bewegliches Gut aus dem Wagen. Es war zum ſterben vor Ungeduld. Man klopfte an meiner Thüre, ich wendete mich um und als ich wieder hinaus ſah, war der Wagen leer und der Nachzug eines grünen Schleiers ſchwebte ins Haus hinein. Wie heißt ſie? frug ich den Wirth. - - Madame Molli. — Wer iſt ihr Mann? — Sie iſt Witwe. — Witwe! ſehr ſchön; aber eine Madame! Das iſt ſchlimm. Ich beſitze funfzig Komödien von Scribe, die ein vollſtändiges Linneiſches Syſtem von allen Witwen-Gattungen in der Natur aufſtellen. Aber Scribe's Witwen ſind alle von Adel: Frau von Coulanges, Gräfin von Nozieres, Marquiſe von Depre. Wer lehrt mich mit einer bürgerlichen Witwe umgehen? Ich verſuche es. Bin ich doch jetzt der einzige Mann im Bade. Die Krankheit hat einige intereſſante melancholiſche Züge in meinem Geſichte zurückgelaſſen, und die Weiber tröſten gern. Ich werde ihr unter den Bäumen begegnen und trübſinnig mit verſchränkten Armen, ohne zu grüßen an ihr vorüber gehen. Ich fülle meine Taſchen mit Kreuzern und vertheile ſie rechts und links an die Dorfarmuth. Ja, ich kann in einiger Entfernung von ihr meine Uhr unter dem Rocke hervorziehen, ſie küſſen und an mein Herz drücken. Das Gold blinkt in der Sonne und ſie wird es wohl für ein Medaillon anſehen. — Eine abweſende Geliebte? Oder iſt ſie todt? — O, das wirkt! Bei Weibern iſt die Liebe ſo oft eine Tochter als die Mutter der Eiferſucht. Und vor Allen du, mächtige Göttin, ſiegreiche Langeweile — du zauberſt ihr wohl etwas von meiner Jugend, meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit vor. Aber wer mag die Andere ſeyn? Ihre Tochter? Nicht möglich. Warum nicht möglich? Ich weiß ſchon nicht mehr was ich ſpreche. Ihre Schweſter, ihre Couſine, ihre Freundin — gleich viel. Zwei, um ſo beſſer. Ich muß mich heute noch ſehen laſſen. Ihr Fenſter geht nach dem Garten. Ich ſitze in der Laube, leſe Pfiſters Geſchichte der Deutſchen und ſtreiche eine Thräne aus meinen Augen. Das Buch iſt hellblau gebunden und kann etwas Romantiſches vorſtellen. Sie bemerken mich gewiß. Heute ſprechen ſie von mir, morgen über mich, übermorgen mit mir, in drei Tagen zu mir. Schließ deine Rechnung mit dem Himmel, Witwe; dein Herz iſt mein, kein Gott kann dich retten!

XIV.

Soden den 27. Mai.

Wo Weiber einkehren, da folgt auch bald Vocal-Muſik. Schon frühe Morgens hörte ich zwei angenehme weibliche Stimmen Conrad, Conrad durch das Haus tönen. Die eine Stimme betonte die letzte Silbe und rief Conrad, die andere die erſte und rief Conrad. Wie ungeduldig! Wenn das die Stimme der Witwe iſt, wird ſie mir viel zu ſchaffen machen. Ich bin aber auch für mein Alter noch ziemlich dumm. Ein erfahrner Mann würde eine Witwenſtimme von hundert andern Stimmen unterſcheiden; denn ſie hat gewiß etwas eigenthümliches.

— Nein, Madame Molli iſt nicht die Heftige. Ich begegnete ihr im Gange. Eine edle ſchlanke Geſtalt mit etwas blaſſem Geſichte. Das iſt eine ſchöne Bläſſe! Das ſchüchterne Blut meidet die freien Wangen; aber im häuslichen Herzen, da zeigt es ſich Freudenroth und Liebeswarm.

Sie hat eine Art ſich zu verneigen, die mir ungemein gut gefällt. Es iſt als wenn ein Lüftchen ſie beugte, es iſt als wenn uns eine Blume begrüßte.

— Während die Frauenzimmer ausgegangen waren, trat ich in das offen ſtehende Zimmer, worin das Mädchen ſäuberte. Dreizehn ausgeleerte Waſſerflaſchen ſtanden umher. Ich ſtellte ſie in Reihe und Glied vier Flaſchen hoch, und die dreizehnte als Lieutenantin voraus. Kämen ſie nur zurück und ſähen die Parade!

Sie haben auch Bücher. Die Stunden der Andacht. Was ſchadets? Der Tag hat vier und zwanzig Stunden und Zeit für Alles. Heine's Reiſebilder. Oſſian. Vollney's Ruinen, aus der Leihbibliothek. Iſt das Ernſt oder glaubten ſie, es ſey eine Räubergeſchichte? Abraham a Sancta Clara. Das wunderte mich etwas von Frauenzimmern, die dreizehn Flaſchen Waſſer verbrauchen: jeder Humor hat doch etwas unreinliches. Laßt die Todten ruhen von Raupach. Uhlands Gedichte. Der liebe Uhland! Er begleitet mich auf allen meinen Wegen. Ja, ſo laß ich mir es gefallen! Das iſt auch alte Zeit; aber ſie iſt kindlich nicht kindiſch; ſie iſt heiter, keift nicht mit der Jugend, ſondern ſpielt mit ihr. Das iſt auch ſüße Minne; aber ſüß wie Zucker, nicht wie Syrup. Das ſind auch treue Bürger; aber demüthig ſind ſie nicht. Das ſind auch muthige Ritter; aber hochmuthig ſind ſie nicht. Das iſt auch Königsglanz; aber er blinkt nicht wie kalte Sterne, er ſtrahlt wie die Sonne herab und erwärmt die niedrigſte Hütte. Golden und warm iſt Uhland, wie die Krone in der Schäferin Hand.

— Habe Göthe's Weſt-öſtlichen Divan geendigt. Ich mußte ihn mit Verſtand leſen; mit Herz habe ich es früher einmal verſucht, aber es gelang mir nicht. So mit keiner Schrift des Dichters, den Ante-Auliſchen Werther ausgenommen, den er geſchrieben, ſich mit der zudringlichen Jugend ein für alle Male abzufinden.

Welch ein Beiſpielloſes Glück mußte ſich zu dem ſeltenen Talente dieſes Mannes geſellen, daß er ſechszig Jahre lang die Handſchrift des Genies nachmachen konnte, und unentdeckt geblieben!

Nein, das ſind keine Weingeſänge, das ſind keine Liebeslieder! Das ſind keine loſen, das ſind feſte Gedichte. Wohl anmuthig ſäuſelt die Luft durch Zweige und Blätter und ſchüttelt ſie freundlich; aber den ſtarren Stamm bewegt ſie nicht. Was wurzelt, iſt halb der Nacht halb dem Lichte und hat nur halbes Leben. Warum, ein freier Mann, orientaliſch dichten? Gefangene ſind jene, die durch das Gitter ihres dumpfen Kerkers hinausſingen in die kühle Luft. Das Lied iſt leicht, das Herz iſt ſchwer. Selbſt Salomon ſeufzte bei Wein und Kuß, und er war Herr; wie möchten erſt ſeine Sklaven lieben und trinken!

Von den Orientalen ſtammen alle Religionen. Gottes Schrecken und Milde, Zorn und Liebe, war in ihren despotiſchen Herrſchern ihnen näher geführt, als den freien Abendländern. Ihre Poeſie iſt kindlich, weil aufgewachſen unter dem Schutze und den Augen ihres Vaters; aber auch kindiſch aus Furcht.

Das zahme Dienen trotzigen Herrſchern hat ſich Göthe unter allen Koſtbarkeiten des orientaliſchen Bazars am begierigſten angeeignet. Alles andere fand er, dieſes ſuchte er; Göthe iſt der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.

Göthe's Styl iſt zart und reinlich: darum gefällt er. Er iſt vornehm: darum wird er geachtet — von Andern. Ich aber unterſuchte, ob die ſo glatte Haut Kraft und Geſundheit bedecke, und ich fand es nicht; fand keine Ader, die von der Lilienweißen Hand den Weg zum Herzen zeige. Göthe hat etwas Würdiges, aber dieſe Würde kömmt nicht von ſeiner Herrlichkeit, ſondern von glücklicher Anmaßung, von Etikette. Wie ein König, hat er ſchlau und wohlbedacht alles berechnet und angeordnet, ſtatt Ehrfurcht, dieſes urſprüngliche Gefühl, welches die Gottentſprungene Macht erweckte, Ehre und Furcht zu erzwingen. Genug für die, welchen ſolche Huldigung genug iſt; aber nicht genug für uns, die wir nur mit dem Herzen dienen. Blinzeln wir auch wenn es uns um die Augen flittert, laſſen wir uns doch nicht verblenden; ſtutzen wir auch, wenn Machtgewohnte Mienen und Worte uns entgegenkommen, kehren wir doch bald zurück und fragen: wo iſt das Recht?

Göthe ſpricht langſam, leiſe, ruhig und kalt. Die dumme Scheinbeherrſchte Menge preiſt das hoch. Der Langſame iſt ihr bedächtig, der Leiſe beſcheiden, der Ruhige gerecht und der Kalte vernünftig. Aber es iſt Alles anders. Der Muthige iſt laut, der Gerechte eifrig, der Mitleidige bewegt, der Entſchiedene ſchnell. Wer auf dem ſchwanken Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancirſtange der Ueberlegung; doch wer auf dem feſten Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängſtlich ſeine Schritte ab und ſchweift mit ſeinen Gedanken nach Luſt umher. Seht euch vor mit Allen, die ſo ruhig und ſicher ſprechen! Sie ſind ruhig aus Unruhe, ſcheinen ſicher, weil ſie ſich unſicher fühlen. Glaubet dem Zweifelnden und zweifelt wenn man Glauben gebietet. Göthe's Lehrſtyl beleidigt jeden freien Mann. Unter Allem was er ſpricht, ſteht: tel est notre plaisir. Göthe iſt anmaßend oder ein Pedant, vielleicht Beides.

Göthe's Gedanken ſind alle ummauert und befeſtigt. Er ſelbſt will, ſein Leſer kann nicht mehr hinaus, ſobald er in ſie eingedrungen. Das Thor ſchließt ſich hinter ihm, er iſt gefangen. Göthe, weil er beſchränkt iſt, beſchränkt. Das Umflattern der Phantaſie, der eigenen wie der fremden beläſtigt ihn; er ſtutzt ſie, und der Flügellahme Leſer preiſt einen Dichter hoch, zu dem er ſich nicht zu ererheben braucht, weil er ſo gütig iſt, auf gleichem Boden mit ihm zu ſtehen.

Göthe verbietet, ja ſelbſt dem Eigenwilligſten verhindert er das Selbſtdenken. Und ſage man nicht: es geſchieht, weil er den Gegenſtand bis auf den Grund ausſchöpft, weil er der Wahrheit höchſte Spitze erreicht. Der Menſchenliebende Gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf ſeine feurigen Flügel hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann ſenkt er ſich, auch ſeine andern Kinder zu heben; uns aber zieht die Sonne an. Sinken wir mit dem Dichter zurück, ſo iſt es weil er den irdiſchen Dunſtkreis nicht verließ. Der wahre Dichter ſchafft ſeinen

Leſer zum Gedichte, das ihn ſelbſt überflügelt. Wer nicht dieſes vermag, dem iſt nichts gelungen. Ein Geſell zieht er Geſellen an; aber er iſt kein Meiſter und bildet keinen.

XV.

Soden den 30. Mai.

Was mich in Paris am meiſten anſprach, war die Vermiſchung der Stände. Ich ſah in einem Glaſe alle Beſtandtheile der bürgerlichen Geſellſchaft vereinigt: das zog ſich an, ſtieß ſich ab, gährte, ziſchte, ſchäumte, und am Ende mußte jeder von ſeiner Natur etwas ablaſſen und von der fremden etwas annehmen. Ich ſah das Leben einmal auf dem naſſen Wege, ich kannte früher nur das auf dem trockenen. Aber nicht blos dieſer chemiſche Prozeß machte mir Freude, ſondern auch ſo mancher unauflösliche Deutſche, der daran keine Freude fand. Von den Vielen unter uns, die keinen neben ſich dulden können und die, wenn ſie keinen Herrn vor ſich und keinen Diener hinter ſich haben, ſich für verlorne Menſchen halten und wimmern — traf ich mehrere in den Pariſer Geſellſchaften. In ihrer Angſt die feindlichen Stoffe zu vermeiden und die freundlichen im Wirwarre aufzufinden, wußten ſie gar nicht, wo ſie ſich hinwenden ſollten, und gleich einer vom Waſſerſtrudel ergriffenen Nußſchale drehten ſie ſich um ſich ſelbſt und kamen nicht von der Stelle. Dieſen gefiel es gar nicht in Paris und ſie waren recht froh, als ſie wieder nach Hauſe kamen, jeder in ſeine heimathliche Schublade, worin jeder trocken blieb und alles galt.

Es trat einmal ein deutſcher Freund noch ſpät Abends mit lautem Lachen in mein Zimmer und erzählte mir: er habe bei Lafitte zu Mittage gegeſſen und unter den Fremden wäre auch ein halbes Dutzend Frankfurter Bankiers geweſen, zur Hälfte chriſtlichen, zur Hälfte jüdiſchen Glaubens. Lafitte dachte ſeinen Frankfurter Gäſten keine größere Artigkeit erzeigen zu können, als wenn er ſie alle neben einander ſetzte, und ſo kam durch eine fürchterliche Erderſchütterung ein Frankfurter chriſtlicher Kaufmann neben einem jüdiſchen zu ſitzen. Die Chriſten verloren alle Haltung, rutſchten auf ihren Stühlen unruhig hin und her und bekamen Zuckungen in den Ellenbogen. Zuletzt aber brach die auf Lebenszeit eingeſperrte Artigkeit gegen Juden in der Verzweiflung durch und warf alles vor ſich nieder. Der eine Jude, ein neckiſcher Menſch, verſuchte mehrere Male ſeinen chriſtlichen Nachbar zur Beſinnung zu bringen, und ihn durch das einfache Mittel, daß er ihn um den Schinkenteller bat, gelind daran zu erinnern, wer ſie beide eigentlich wären und was ſie unterſcheide. Aber es half alles nichts, die Chriſten in ihrem Taumel blieben höflich den ganzen Abend. Ja nach dem Eſſen nahm jeder ſeinen jüdiſchen Landsmann unter den Arm, ging mit ihm im Caffee-Saale auf und ab, und erkundigte ſich auf das freundſchaftlichſte nach dem Befinden der Kanzen und Reſtanten.

Ein anderes Begegniß hatte ich in Paris mit einem deutſchen Baron. Zwiſchen Edelleuten und Bürgerlichen alles gleich geſetzt: Herz, Geiſt, Bildung, Sitte, ziehe ich den Umgang des Edelmanns dem des Bürgerlichen vor, wie den Sonntag dem Wochentage. Beim Bürgerlichen iſt alles Geſchäft, ſelbſt das Vergnügen; beim Edelmanne alles Vergnügen, ſelbſt das Geſchäft. Ich haſſe daher keinen Edelmann, ich haſſe nur alle Edelleute, und nicht wegen ihrer Fehler, die wir Bürgerlichen ja auch haben, ſondern wegen ihrer ſchönen Eigenſchaften, die ſie ihren Vorrechten verdanken.

Jemand lieb' ich, das iſt nöthig;
Niemand haß' ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen.

Aber jenen Baron haſſe ich nicht blos maſſiv, ſondern auch ins beſondere. Er war ein Prototyp von Hochmuth, und dem Hochmuthe gegenüber bin ich ein Prototyp von Ungeduld. Ich lernte ihn in den Bädern von Ems kennen, und er mich. Bei Tiſche häufte er einmal Knochen auf einen Teller, rief ſeinen Bedienten herbei und befahl ihm laut vor zweihundert Menſchen, er ſolle das dem Hunde bringen. Der junge Bauersſohn hatte mehr Ehre als der Edelmann und ward roth vor Schaam. Ich ward blas vor Aerger, häufte auch von meinen Reſten einen Teller voll, reichte ihn dem Bedienten und ſagte: ich hoffe der Hund werde auch bürgerliche Knochen nicht verſchmähen. Der Baron ſchwieg ganz ſtill. „Il n'y a pas de réparation“ — hörte ich einmal im Concerte zu Frankfurt eine alte Gräſin zu einem jungen Geſandtſchafts-Attaché ſagen, als er ihr mit Lachen erzählte, es habe ihn ſo eben Jemand einen Schlingel geheißen, weil er einen Stuhl habe wegziehen wollen, auf den ſich „sa bourgeoise“ gelehnt.

Zu gleicher Zeit befand ſich ein Hofrath in Ems, der die närriſche Leidenſchaft hatte, nach den Wappenſiegeln aller adeligen Familien zu jagen. Er drängte ſich an jeden Edelmann und kroch ſo lange an ihm herum und bettelte, bis ihm der gnädige Herr ſein Pettſchaft roth oder gelb abdruckte. Er nannte jeden Edelmann einen Baron, jeden Baron einen Grafen, zu jedem Grafen ſagte er Ew. Erlaucht, und zu jeder Erlaucht Ew. Durchtaucht. So kam er auch in meiner Gegenwart zum Baron, der von alter Familie war, fragte ihn nach den Verzweigungen ſeines Geſchlechts und bat gehorſamſt um ein Siegel. Der Baron ſagte es ihm mit Vergnügen zu, worüber ihm aber ſeine Cigarre verlöſchte. Der dankbare Groß-Siegelbewahrer flog nach dem Lichte und brachte einen brennenden Fidibus zurück. Bei dieſer Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, mich etwas über adlige Wappen luſtig zu machen und fragte unter andern: woher es käme, daß meiſtens Vieh darauf vorkomme? Man ſollte glauben, meinte ich, die Stifter der edlen Familien ſeyen alle Viehhändler, Jäger oder Menagerie-Wärter geweſen. Das wäre wohl leicht möglich — bemerkte ein anderer Plebejer, der noch naſeweiſer war als ich. Der Baron nahm uns das ſehr übel; aber er ſprach kein Wörtchen. Was wollte er thun? Il n'y a pas de réparation zwiſchen einem Bürger und einem Edelmanne.

Der Baron war ſehr kränklich und für ſeine Geſundheit noch ängſtlicher beſorgt als nöthig war. Er ſcheute die freie Luft, den Wind, die Sonne, die Nähe des Fluſſes, war jeden Abend um ſieben Uhr ſchon in ſeinem Zimmer und ſchloß die Fenſter präciſe mit Sonnenuntergang. Er war beſonders auf ſeinen Kopf bedacht, den er ſelbſt bei Tiſche mit einem rothen ledernen Jakobiner-Mütchen bedeckt hielt und mit deſſen ſchwarzer Troddel er etwas kokettirte. Nun geſchah es, daß der Herzog von Clarence, der damals in Ems war, zu Ehren einer jungen und ſchönen Prinzeſſin, ein kleines Feſt im Freien gab. Alle Edelleute unter den Badegäſten waren dazu eingeladen. Meinen Baron hatte man vergeſſen, er war in Verzweiflung. Als endlich um zwei Uhr Mittags noch keine Einladung gekommen, ging er in den Garten zum Bade-Kommiſſär, der die Einladungsliſte für den Herzog verfertigt hatte, und fragte ihn, warum er allein zurückgeblieben ſey? Der Kommiſſär entſchuldigte ſich und als gerade ein Lakai des Herzogs die Straße herauf kam, ging er ihm entgegen, zog den Hut vor ihm ab und bat ihn höflichſt, gegenwärtigen vergeſſenen Baron nachträglich zu ſeiner Hoheit einzuladen. Der Lakai fragte nach ſeiner Wohnung, der Baron erwiederte er ginge eben nach Hauſe, ging wirklich dahin und der Lakai folgte ihm. Als er unter der Thüre ſeiner Wohnung gekommen, blieb er ſtehen, drehte ſich um und ließ ſich einladen. Ich bewunderte die chineſiſche Geiſtesgegenwart ſowohl des Lakaien als des Barons.

Die Geſellſchaft des Herzogs wurde im Garten der vier Thürme gehalten, der zwiſchen der ſtaubigen Landſtraße und dem zugluſtigen Fluſſe liegt.

Ich unter vielen andern Maulaffen, ſtand vor der Gartenmauer und ſah der Herrlichkeit zu. Es war lauter edler Pathos und keine einzige phthisis ignobilis dabei. Ich konnte mir gar nicht erklären, wie eine hochgeborne Bruſt die Schwindſucht bekommen könne, und der vorübergehende Brunnenarzt, deſſen Weisheit ich in Anſpruch nahm, ſah ſich erſchrocken um und fragte mich ob ich des Teufels wäre? Der Herzog hatte den Hut auf, alle übrigen Herren, ſelbſt kleine regierende Fürſten waren unbedeckt, mit dem Hinterkopfe der ſengenden Juli-Sonne, mit dem Vorderkopfe der windigen Lahn blosgeſtellt. So ſtanden ſie zwei Stunden lang, regungslos wie die Hermen; ſie machten keinen Schritt. Die Prinzeſſin, eine liebenswürdige und lebhafte Dame, ging umher und wechſelte einige Worte mit den Gäſten; aber an unſeren Baron kam dieſe Ehre nicht. Ich war vor Erſtaunen außer mir, daß ein ſo kranker und ängſtlicher Menſch ſeine Geſundheit und Ruhe einer fruchtloſen Eitelkeit aufopfern, und ſich in eine Geſellſchaft einbetteln mochte, in der er ſo wenig bemerkt wurde als ich, der ich außen ſtand. Aus Schadenfreude drückte ich den Hut recht feſt in den Kopf hinein und hielt das Schnupftuch vor dem Munde, um an die Gefahr des Staubes und des Windes zu erinnern. Der Baron ſtand hinter der Gartenmauer mir ganz nahe, bemerkte meine diätetiſchen Maaßregeln und ſah mich mit neidiſchen und kummervollen Blicken an. Den andern Tag war er krank, ernſthaft oder in der Einbildung, und blieb im Bette.

Dieſen Baron fand ich in Paris in der Abendgeſellſchaft einer Herzogin. Als ich bei meiner Runde ihn bemerkte, ging ich artig, ja freundſchaftlich auf ihn zu, wie man ſich in der Fremde immer freut, auch dem gleichgültigſten Bekannten zu begegnen. Er aber, als wäre er in einem deutſchen Bade, wo ſich die Adligen von den Bürgerlichen abſondern als hätten ſie die Krätze — ſie oder ſie — wendete ſich um und wollte mich nicht geſehen haben. Ich kam gerade aus dem Varietés und war voll der ſchönſten Malicen. Ich machte eine halbe Tour um den Baron, bis ich ſeinem Geſichte gegenüber kam, reichte ihm die Hand und ſagte: mon cher Baron, ich bin ungemein erfreut Sie hier zu finden. Dann moncherte ich ihn den ganzen Abend ſehr laut und wich ihm nicht von der Seite. Als die Parthieen arrangirt wurden, zwang ich ihn Ecarté mit mir zu ſpielen. Die Herzogin kam auf einige Minuten an unſeren Tiſch. Ich ſtand auf, nahm den Baron bei der Hand und ſagte: ich empfehle dieſen Freund und Landsmann Ihrer Güte; er iſt nach mir der liebenswürdigſte aller Deutſchen. „Sie ſind ſehr beſcheiden“ — erwiederte die Herzogin. Ich durfte mir aber ſchmeicheln, daß dieſer Fächerſchlag dem Baron gegolten und nicht mir. Der Baron war ſo entzückt und verwirrt als die Herzogin mit ihm ſprach, ob zwar deren Adel zwanzig Jahre jünger war als ſie ſelbſt, daß er, ohne es zu bemerken, mit dem Arme eine ſeiner vier Marken wegſchob. Dadurch überholte ich ihn im nächſten Spiele und er verlor die Parthie, welches mir große Freude machte.

An die geehrten Herren Subſcribenten auf Börne's Schriften.

Als wir im November des Jahres 1828 die Herausgabe der Börne'ſchen Schriften ankündigten, verſprachen wir für den damals beſtimmten Preiß 120 Bogen in 7 oder 8 Theilen zu liefern. Nun füllen die erſten 7 Theile 117 Bogen. Das gegenwärtig erfolgte 8te Bändchen beträgt 8 Bogen; mithin lieferten wir fünf Bogen mehr, als wofür wir uns verpflichtet haben.

Der 9te und 10te Band dieſer Schriften erſchienen als Fortſetzung bereits im abgewichenen Herbſt, zugleich unter dem zweiten Titel: „Briefe aus Paris 1830—1831." Dieſes iſt die Schrift, die, in freilich verſchiedenem Sinne, ebenſo ſehr die Aufmerkſamkeit und Theilnahme des Publikums erregt, als die Beachtung der Regierungen in Anſpruch genommen hat, ſo daß ſie in Preußen, Baiern, Dännemark, Hamburg und Frankfurt ſogar verboten und confiſcirt iſt. (Oeſterreichs gedenken wir hier nicht, weil dahin dergleichen Bücher überall nicht zugelaſſen werden.) Ja der Verleger, obſchon derſelbe ſich bewußt iſt, bei dem Verlage dieſer Briefe alle Vorſchriften der Preßvormundſchaft erfüllt zu haben, — und während der Verfaſſer des Buches ſeinen Namen ehrlich auf dem Titel genannt hat — iſt wegen der rein merkantiliſchen Beſorgung des Abſatzes dieſes Buches von dem hieſigen Fiscal peinlich angeklagt worden, wovon der Erfolg zu erwarten ſteht.

Ein Seitenſtück zu dieſer Verfolgung der Preßfreiheit iſt — in unſerem hieſigen Bereiche — das Verbot einer ebenfalls bei uns erſchienenen Broſchüre, betitelt: „Don Miguel I. Uſurpator des Portugieſiſchen Thrones gr. 8. 108 S.“ eines der Auszeichnung werthen Büchleins, in welchem die Rechte der Königin Donna Maria da Gloria mit beſonderer Sachkenntniß und in kräftiger Darſtellung vertheidigt ſind. Das Buch iſt in Folge der Denunciation eines unſerer Mitbürger, des hieſigen Kaufmanns de Vivanco, der zugleich Ritter, und Königl. Spaniſcher General Conſul iſt, confiscirt, und bei 300 Fl. verboten worden, und zwar, weil die, in die Ereigniſſe des unglücklichen Portugals ſo mächtig eingreifenden Intriguen der verſtorbenen Königin von Portugal, die bekanntlich eine Infantin von Spanien war, ſo ohne Scheu zur Schau geſtellt ſind. —

Hamburg, den 1. März 1832.

Hoffmann und Campe.

Briefe aus Paris

1830—1831

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Erſter Theil.

[illegible]

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1832.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Ex Bibliotk. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Neunter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1832.

Inhalt.

Erſter Brief . . . . Seite 1
Zweiter Brief . . . . — 4
Dritter Brief . . . . — 8
Vierter Brief . . . . — 14
Fünfter Brief . . . . — 29
Sechster Brief . . . . — 35
Siebenter Brief . . . . — 46
Achter Brief . . . . — 53
Neunter Brief . . . . — 60
Zehnter Brief . . . . — 65
Eilfter Brief . . . . — 73
Zwölfter Brief . . . . — 81
Dreizehnter Brief . . . . — 90
Vierzehnter Brief . . . . — 98
Funfzehnter Brief . . . . — 110
Sechszehnter Brief . . . . — 116
Siebzehnter Brief . . . . — 124
Achtzehnter Brief . . . . — 129

Neunzehnter Brief . . . . Seite 137
Zwanzigſter Brief . . . . — 147
Ein und zwanzigſter Brief . . . . — 155
Zwei und zwanzigſter Brief . . . . — 163
Drei und zwanzigſter Brief . . . . — 168
Vier und zwanzigſter Brief . . . . — 172
Fünf und zwanzigſter Brief . . . . — 183
Sechs und zwanzigſter Brief . . . . — 197
Sieben und zwanzigſter Brief . . . . . . — 210
Acht und zwanzigſter Brief . . . . — 223

Erſter Brief.

Karlsruhe, Sonntag den 5. September 1830.

Ich fange an den guten Reiſegeiſt zu ſpüren, und einige von der Legion Teufel, die ich im Leibe habe, ſind ſchon ausgezogen.

Aber je näher ich der franzöſiſchen Grenze komme, je toller werde ich. Weiß ich doch jetzt ſchon, was ich thun werde auf der Kehler Brücke, ſobald ich der letzten badiſchen Schildwache den Rücken zukehre. Doch darf ich das keinem Frauenzimmer verrathen.

Geſtern Abend war ich bei S. Die hatten einmal eine Freude mich zu ſehen! Sie wußten gar nicht, was ſie mir alles Liebes erzeugen ſollten, ſie hätten mir gern die ganze Univerſität gebraten vorgeſetzt. Mir Aermſten mit meinem romantiſchen Magen! Nicht der Vogel Rock verdaute das. Die W. hat einen prächtigen Jungen. Ich ſah eine ſchönere Zeit in roſenrother Knoſpe. Wenn die einmal aufbricht! Wie gern hätte ich ihn der Mutter geſtohlen, und ihn mit mir über den Rhein geführt, ihn dort zu erziehen mit Schlägen und Küſſen, mit Hunger und Roſinen, daß er lerne frei ſein und dann zurückkehre, frei zu machen.

In Heidelberg ſah ich die erſten Franzoſen mit dreifarbigen Bändern. Anfänglich ſah ich es für Orden an, und mein Ordens-Gelübde legte mir die Pflicht auf, mich bei ſolchem Anblicke inbrünſtig zu ärgern. Aber ein Knabe, der auch ſein Band trug, brachte mich auf die rechte Spur.

Ich mußte lachen als ich nach Darmſtadt kam und mich erinnerte, daß da vor wenigen Tagen eine fürchterliche Revolution geweſen ſeyn ſoll, wie man in Frankfurt erzählte. Es iſt eine Stille auf den Straßen, gleich der bei uns in der Nacht, und die wenigen Menſchen, die vorübergehen, treten nicht lauter auf als die Schnecken. Erzählte man ſich ſogar bei uns, das Schloß brenne, und einer meiner Freunde ſtieg den hohen Pfarr-Thurm hinauf, den Brand zu ſehen! Es war Alles gelogen. Die Bürger ſind unzufrieden, aber nicht mit der Regierung, ſondern mit den Liberalen in der Kammer, die dem Großherzoge ſeine Schulden nicht bezahlen wollen. Das iſt deutſches Volks-Murren, das laß ich mir gefallen; darin iſt Roſſiniſche Melodie.

Wenn Sie mir es nicht glauben werden, daß ich geſtern drei Stunden im Theater geſeſſen, und mit himmliſcher Geduld Minna von Barnhelm bis zu Ende geſehen — bin ich gar nicht böſe darüber. Aber das Unwahrſcheinlichſte iſt manchmal wahr. Auf der Reiſe kann ich alles vertragen.

Die Theaterwache in Darmſtadt war gewiß funfzig Mann ſtark. Ich glaube auf je zwei Zuſchauer war ein Soldat gerechnet. Noch viel zu wenig in ſolcher tollen Zeit. Und dieſen Morgen um ſechs Uhr zogen einige Schwadronen Reiter an meinem Fenſter vorüber und trompeteten mich, und alle Kinder, und alle Greiſe, und alle Kranken, und alle ſüßträumenden Mädchen aus dem Schlafe. Das geſchieht wohl jeden Tag. Dieſe kleinen deutſchen Fürſten in ihren Nußſchal-Reſidenzen ſind gerüſtet und geſtachelt wie die wilden Kaſtanien. Wie froh bin ich, daß ich aus dem Lande gehe.

Adieu, Adieu. Und ſchreiben Sie mir es nur auf der Stelle, ſo oft bei uns eine ſchöne Dummheit vorfällt.

Zweiter Brief.

Strasburg, den 7. September.

Die erſte franzöſiſche Kokarde ſah ich an dem Hute eines Bauers, der von Strasburg kommend in Kehl an mir vorüberging. Mich entzückte der Anblick. Es erſchien mir wie ein kleiner Regenbogen nach der Sundfluth unſerer Tage, als das Friedenszeichen des verſöhnten Gottes. Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte — ganz unbeſchreiblich hat mich das aufgeregt. Das Herz pochte mir bis zum Uebelbefinden und nur Thränen konnten meine gepreßte Bruſt erleichtern. Es war ein unentſchiedenes Gemiſch von Liebe und Haß, von Freude und Trauer, von Hoffnung und Furcht. Der Muth konnte die Wehmuth, die Wehmuth in meiner Bruſt den Muth nicht beſiegen. Es war ein Streit ohne Ende und ohne Friede. Die Fahne ſtand mitten auf der Brücke, mit der Stange in

Frankreichs Erde wurzelnd, aber ein Theil des Tuches flatterte in deutſcher Luft. Fragen Sie doch den erſten beſten Legations-Sekretär, ob das nicht gegen das Völkerrecht ſei? Es war nur der rothe Farbenſtreif der Fahne, der in unſer Mutterland hineinflatterte. Das wird auch die einzige Farbe ſeyn, die uns zu Theil wird werden von Frankreichs Freiheit. Roth, Blut, Blut — ach! und nicht Blut auf dem Schlachtfelde.

Gott! könnte ich doch auch einmal unter dieſer Fahne ſtreiten, nur einen einzigen Tag mit rother Dinte ſchreiben, wie gern wollte ich meine geſammelten Schriften verbrennen, und ſelbſt den unſchuldigen achten Theil von ihnen, der noch im Mutterſchooſe meiner Phantaſie ruht! Schmach, Schmach über unſer Andenken! Einſt werden die ſiegesfrohen, ſiegesübermüthigen Enkel ſpottend einen Gansflügel auf unſeren Grabeshügel ſtecken, während glücklichere Todte unter dem Schatten der Lorbeeren ruhen. Ich begreife, wie man gegenwärtige Uebel geduldig erträgt — es gibt kein gegenwärtiges Uebel, es wird nach jeder Minute zur Vergangenheit — aber wie erträgt man zukünftige Leiden? das faſſe ich nicht.

Dieſen Mittag war ein junger Menſch bei Tiſche, der in Paris mit gefochten. Es war mir gerade als brennten ihm die Haare, und unwillkührlich rückte ich von ihm weg, ob zwar ich deutſches naſſes Holz ihn eher ausgelöſcht hätte, als er mich angezündet. Wir waren unſerer neun, worunter drei alte Weiber, mich mitgerechnet, und ich habe in einer einzigen Stunde mehr ſprechen hören, als im engliſchen Hofe während der zwei Monate, daß ich dort zu Tiſche ging.

Ich wollte hier einen Platz im Coupe nehmen, aber ſchon auf acht Tage voraus war das Cabriolet in Beſchlag genommen, und ſo lange habe ich keine Geduld zu warten. Mich in den innern Wagen zu ſetzen, dazu kann ich mich nicht entſchließen. Uebrigens ſind auch hier die Plätze ſchon auf mehrere Tage beſetzt. Dieſe Frequenz kommt von den unzähligen Soliciteurs, die täglich nach Paris eilen, den jungen Freiheitsbaum zu ſchütteln.

Donnerstag, den 8. September.

Um zehen Uhr reiſe ich weiter. Ich habe mir einen Miethwagen bis Chalons genommen. Das iſt zwei Dritt-Theile des Weges. Mit dem nehmlichen Kutſcher und dem nehmlichen Wagen, iſt vor kurzem Potter nach Paris gefahren. Ich wohnte hier in dem nehmlichen Zimmer, das er bewohnte. Was das Zimmer betrifft, iſt mir nicht bange; eine Nacht, das kann mir nicht ſchaden. Aber acht Tage in Potters Wagen? Ich werde ihn durchräuchern laſſen.

Eben zog die National-Garde vorüber. Ich erſtaunte über ihr geſundes und friſches Ausſehen, da ſie doch einige Jahre ſcheintodt im Grabe gelegen. Aber die Freiheit lebt auch im Grabe fort und wächſt, bis ſie den Sarg ſprengt. Das ſollten ſich die Todtengräber merken.

Dritter Brief.

Luneville, den 9. September.

Guten Morgen oder guten Abend? Ich weiß nicht, um welche Tageszeit Sie meine Briefe erhalten. Hier übernachte ich, morgen Mittag komme ich nach Nancy. Ich befinde mich ſehr wohl und reiſe bequem. Es iſt freilich eine Schneckenfahrt, doch hat das auch ſeine Vortheile. Während die Räder ſich langſam drehen, hat man Zeit manches zu bemerken, und die Phyſiognomie des Landes zu beobachten. Aber nein, ſo ein leeres Geſicht iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Lebloſeres, langweiligeres, verdrüßlicheres gibt es gar nicht als dieſer ganze Weg von der deutſchen Grenze bis nach Paris. Es iſt jetzt das dritte Mal, daß ich ihn zurücklege. Mir kommt er vor wie ein langer ſtiller Gang, nur gebaut, in das wohnliche Paris zu führen, und die mir begegnenden Menſchen erſcheinen mir als die Diener des Hauſes, die hin und her eilen, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen und ihm aufzuwarten. Die Bevölkerung in den Provinzen hat eine wahre Lakaien-Art, ſie ſpricht von nichts als von ihrem gnädigen Herrn Paris. Die Städte, die Dörfer ſind Miſthaufen, beſtimmt Paris zu düngen. Wenn auch die andern Provinzen Frankreichs denen gleichen, die ich kenne, ſo möchte ich außerhalb Paris kein Franzoſe ſein, weder König noch Bürger.

Vitry ſur Marne, den 12. September.

— Das menſchliche Leben iſt voller Rechnungsfehler und ich weiß wahrhaftig nicht, wozu uns das Einmal Eins nützt. Der Teufel iſt Controlleur und hat ſeine Freude am Widerſpruch, um jeden Abend den ehrlichen Buchhalter zu verwirren. Am zwölften September des vorigen Jahres war ich, wie ich aus meinem Tagebuche erſahe, in Soden. der letzte Gaſt im Bade, der einzige Städter im Dorfe, ſaß gefangen auf meinem Zimmer, von dem ſchlechteſten Wetter bewacht, ward gefoltert von den boshafteſten Nerven. Es war Abends acht Uhr, ich lag auf dem Sopha, das ungeputzte Licht brannte düſter, Wind und Regen klopften leiſe an das Fenſter, es war mir, als wenn die Elemente riefen: komm zurück, wir erwarten dich! Es war mir unendlich wehe. Ich fühlte mich wie fortgeſchleppt von den gewaltigen

Armen der Natur, und kein Freund kam zu meiner Hülfe . . . . Wer mir damals geſagt hätte: heute über das Jahr biſt du um dieſe Stunde in Vitry-ſür-Marne, froh und geſund und wirſt dort ſchlafen und nicht unter der Erde — ich hätte ihn ausgelacht inmitten meiner Schmerzen. Und wer am nehmlichen Tage dem Könige von Frankreich geſagt hätte: heute übers Jahr biſt du nicht König mehr, und ſchläfſt in England? . . Es iſt doch ſchön, kein König ſein! Daran will ich künftig denken, ſo oft ich leide. Armer Karl! Unglücklicher Greis! die Menſchen — nein, unbarmherzig ſind ſie nicht, aber ſie ſind unwiſſende Thoren. Sie begreifen gar nicht, was das heißt: König ſeyn; ſie begreifen nicht was das heißt, auf ſchwachen menſchlichen Schultern den Zorn und die Rache eines Gottes tragen; ſie begreifen nicht, was es heißt, einem einzigen Herzen, einer einzigen Seele die Sünden eines ganzen Volkes aufladen! Denn warum haben die Menſchen Könige, als weil ſie Sünder ſind? Iſt das Fürſtenthum etwas Anderes als ein künſtliches Geſchwür, welches die heilbedächtige Vorſehung, den Völkern zuzieht, daß ſie nicht verderben an ihren böſen Säften, daß ihre giftigen Leidenſchaften alle nach außen fliehen und ſich im Geſchwür ſammeln? Und wenn es aufſpringt endlich — wer hat es ſtrotzend gemacht? Nicht ſchonen ſoll man verbrecheriſche Könige, aber weinen ſoll man, daß man ſie nicht ſchonen dürfe. Doch erzählen ſie das ja keinem wieder. Denn die Thoren anderer Art möchten ſagen: da iſt nun ein Freiheitsliebender Mann, der doch noch ſagt, es ſey dem Könige von Frankreich Unrecht geſchehen! Was? Recht! Unrecht! leere, tolle Worte! Verklagt den Sturm, verklagt den Blitz, verklagt das Erdbeben, verklagt das Fieber, verklagt die ſpitzbübiſche Nacht, die euch um den halben Tag geprellt — und wenn ihr den Proceß gewonnen, dann kommt ihr geſchickten Advokaten und verklagt ein Volk, es habe ſeinem Könige Unrecht gethan!

— Ich habe ſchon viel in Frankreich geſchlafen: in Strasburg, in Pfalzburg, Lüneville, Nancy, Toul, Bar-le-Düc, und heute ſchlafe ich hier. Es iſt eine ſchöne Erfindung, wie Sancho Panſa ſagt; und wo man ſchäft, man ſchläft immer zu Hauſe, und wo man träumt, man hat überall vaterländiſche Träume. Aber was geht das mich an? Ich bin auch wachend nirgends fremd.

In den Niederlanden ſcheint es arg herzugehen. Was aber die Leute dort wollen und nicht wollen, begreife ich nicht recht. Ihr hättet mich nicht abhalten ſollen über Brüſſel zu reiſen. Es iſt freilich kein Vergnügen todtgeſchoſſen zu werden, und nicht zu wiſſen wofür. Aber wenn man im Bette ſtirbt, wie die Meiſten, weiß man dann beſſer, wofür es geſchieht? die Unannehmlichkeit dauert einige Minuten; das Vergnügen aber, nicht todtgeſchoſſen werden, der Gefahr entgangen zu ſeyn, reicht für das ganze Leben hin. Man muß rechnen, zählen, wiegen. Auf mehr oder weniger, ſchwerer oder leichter kommt alles an. Die Qualitäten ſind nicht ſehr verſchieden.

Ach! ich ſpüre es ſchon, es ergeht mir dieſesmal in Frankreich, wie die beiden vorigenmale. Die feuchte Philoſophie ſchlägt an mir heraus, wie, wenn warme Witterung eintritt, die Stein-Wände naß werden. Es iſt mir recht, dieſe Haut Krankheit der Seele iſt meiner betrübten Konſtitution ſehr heilſam.

— So eben las ich in einem Pariſer Blatte, die aus einer engliſchen Zeitung entlehnte Nachricht: in Hamburg wären Unruhen geweſen, man hätte die Juden aus den Kaffeehäuſern verjagt. Und in Hannover hätten ſie geſchrieen; à bas la noblesse! Ich kann mir gar nicht denken, wie das im Deutſchen gelautet haben mag; denn unſere guten Leute können keinen andern Zorn-Ruf als das lateiniſche Pereat! was nun den Adel betrifft, ſo habe ich, bei aller Menſchenfreundlichkeit, nichts dagegen. Mit guten Fallſchirmen verſehen, wird er herunter kommen ohne ſich ſehr wehe zu thun. Aber die Juden! die Franzoſen hatten ihre Julitage, wollen die Deutſchen ihren Auguſt-, ihre Hunds-Tage haben? Fängt man ſo die Freiheit an? O, wie dumm! O, wie lächerlich! O, wie unäſtethiſch! Von der Niederträchtigkeit will ich gar nicht ſprechen; die verſteht ſich von ſelbſt. Iſt es aber wahr?

— Die Kellnerin kam herauf und ſagte mir: ſie hätte meinem Bedienten ein ganz gutes Zimmer angewieſen, er verlange aber ein Appartement. Ich ließ ihn rufen, und fragte, was das ſeyn ſollte? Da fand ſich denn, daß er die beſcheidenſte Forderung gemacht, und eine unſchuldige Neugierde zu befriedigen geſucht, der kein Menſch, von welchem Stande er auch ſey, lange widerſtehen kann. Als feiner Nordländer war er gewohnt, das unartige Ding Appartement zu nennen.

Vierter Brief.

Dormans, den 15. September

Der Ort liegt 28 Stunden von Paris entfernt, hat 2300 Einwohner und 2 Seelen, die meinige mitgerechnet. Denn das weiß ich nun aus achttägiger Erfahrung, daß alle Franzoſen eine gemeinſchaftliche Seele haben, und die in der Provinz gar nur eine Mondſeele, ein Licht aus zweiter Hand; Paris iſt die Sonne.

Napoleon, Rothſchild, ſchlimme Nachrichten und andere berühmten Couriere haben den Weg von Frankfurt bis Paris ſchon in 48 Stunden zurückgelegt. Aber wer vor mir könnte ſich rühmen, dieſen Weg in *dreizehn Tagen* gemacht zu haben, wenn es vielleicht eintrifft, daß ich morgen nach Paris komme, was noch gar nicht entſchieden iſt? Bin ich ein Narr? Ach wie gern wollte ich Einer ſein, fände ſich wenigſtens ein Echo, das es mir bejahte.

Aber nicht einmal eine menſchliche Seele, die mich auslacht! Allein zu ſein mit ſeiner Weisheit, das iſt man gewöhnt, das hat man ertragen gelernt; aber allein mit ſeiner Thorheit, das iſt unerhörter Jammer, dem unterliegt der Stärkſte! O, theures Vaterland, wie einfältig verkannte ich deinen Werth! Dort fand ich in jedem Nachtquartier eine kleine Reſidenz, oder den Sitz einer hohen Regierung, oder eine Garniſon, oder eine Univerſität, und in jedem Gaſthofe eine Weinſtube mit ſcharf geprägten Gäſten, die mir gefielen oder nicht gefielen, die meinem Herzen oder meinem Geiſte Stoff gaben, der ausreichte bis zum Einſchlafen. Aber hier in dieſem vermaledeiten Rath-loſen Lande! Seit acht Tagen ſaß ich jeden Abend allein auf meinem Zimmer und verſchmachtete. Glauben Sie mir, man ſtirbt nicht vor Langerweile; das iſt nur eine dichteriſche Redensart. Aber wie gern hätte ich für jeden Lieutenant einen Schoppen Wein bezahlt, für jeden Hofrath eine Flaſche, für jeden Profeſſor zwei Flaſchen, für einen Studenten drei; und hätte ich gar einen ſchönen Geiſt, einen Theaterkritiker an mein Herz drücken können, nicht der ganze Keller wäre mir zu koſtſpielig geweſen. Hofräthe, Hofräthe! wenn ich je wieder euerer ſpotte, dann ſchlagt mir auf den Mund und erinnert mich an Dormans.

Dormans — wie das lieblich lautet! Wie

Wiegen Eyapopeya. Und doch ſteckt der Teufel in jedem Buchſtaben. Aber leſen Sie nur erſt das Stück dormantiſche Poeſie, das Gebet an die Geduld, das ich dieſen Vormittag in der Verzweiflung meiner Ungeduld niedergeſchrieben, und dann ſollen Sie meine Leiden erfahren.

Geduld, ſanfte Tochter des grauſamſten Vaters; Schmerzerzeugte, Milchherzige, weichliſpelnde Göttin; Beherrſcherin der Deutſchen und der Schildkröten; Pflegerin meines armen kranken Vaterlands, die du es warteſt und lehreſt warten.

Die du höreſt mit hundert Ohren, und ſieheſt mit hundert Augen, und bluteſt an hundert Wunden und nicht klageſt.

Die du Felſen kochſt und Waſſer in Steine verwandelſt.

Schmachbelaſtete, Segenſpendende Geduld; holdes Mondlächelndes Angeſicht; heiligſte Mutter aller Heiligen, erhöre mich!

Sieh! mich plagt die böſe Ungeduld, deine Nebenbuhlerin; befreie mich von ihr, zeige, daß du mächtiger biſt als ſie. Sieh! mir zucken die Lippen; ich zapple mit den Füßen, wie ein Windelkind, das gewaſchen wird; ich renne toll wie ein Sekundenzeiger um die ſchleichende Stunde; ich peitſche und ſporne vergebens die ſtättige Zeit: die hartmäulige Mähre geht zurück und ſpottet meiner. Ich verzweifele, ich verzweifele, o rette mich!

Löſche mein brennendes Auge mit dem Waſſerſtrahle deines Blickes; berühre mit kühlen Fingern meine heiße Bruſt. Hänge Blei an meine Hoffnungen, tauche meine Wünſche in den tiefſten Sumpf, daß ſie aufziſchen und dann ewig ſchweigen. Deutſche mich, gute Göttin, von der Ferſe bis zur Spitze meiner Haare und laſſe mich dann friedlich ruhen in einem Naturalien-Cabinet unter den ſeltenſten Verſteinerungen.

Ich will dir von jetzt an auch treuer dienen und gehorſamer ſein in Allem. Ich will dir tägliche Opfer bringen, welchen du am freundlichſten lächelſt. Die Didaskalia will ich leſen und das Dresdner Abendblatt und alle Theaterkritiken, und den Hegel, bis ich ihn verſtehe. Ich will bei jedem Regenwetter ohne Schirm vor dem Palaſte der deutſchen Bundes-Verſammlung ſtehen und da warten bis ſie herauskommen und die Preßfreiheit verkündigen. Ich will in den Ländern das Treiben des Adels beobachten und nicht des Teufels werden, und nicht eher komme Wein über meine Lippen, bis dich die guten Deutſchen aus dem Tempel jagen und dein Reich endiget.

Vorgeſtern gegen Mittag kam ich nach Chalons. Ich wollte meinen Strasburger Wagen, den ich einſtweilen nur bis dahin gedingt hatte, nun weiter bis Paris miethen. Aber der Kutſcher hatte keine Luſt dazu, die Wege wären zu ſchlecht, oder was ihn ſonſt abhielt. Ich ſchickte nach einem andern Miethkutſcher. Jetzt denken Sie ſich die gräuliche Statiſtik: In Chalons, einer Stadt von 12,000 Einwohnern, gibt es nur eine einzige Miethkutſche, und für dieſe wurde für die Reiſe nach Paris, das nur zwanzig Meilen entfernt iſt, 200 Franken gefordert! Da dieſes viel mehr als die Reiſe mit Poſtpferden beträgt, entſchloß ich mich zu Letzterem. Da hatte ich mich wieder verrechnet. In Deutſchland findet der Reiſende auf jeder Poſt Kutſchen, die ihn von Station zu Station führen. Hier aber hat die Poſt zu dieſem Gebrauche nur zweiräderige bedeckte Wagen, die nicht in Federn hängen, uns leicht die Seele aus dem Körper ſchleudern, und nicht einmal Platz haben, einen Koffer aufzupacken. So blieb mir nichts anderes übrig, als mit der Diligence zu reiſen, die eine halbe Stunde vor meiner Ankunft in Chalons abgegangen war, und die erſt den andern Mittag wiederkehrte. Vier und zwanzig Stunden ſollte ich warten! Ich war an dieſem Tage ganz gewiß der verdrießlichſte Menſch in ganz Europa, und war ſchwach genug zu überlegen, was beſſer ſey, Preßfreiheit ohne Rotourwagen, wie in Frankreich, oder Retourwagen ohne Preßfreiheit wie in Deutſchland.

Ich machte einige Gänge durch die Stadt, aber in den Straßen war es ſo öde und ſtille, die Menſchen erſchienen mir ſo langweilig und gelangweilt, und ſelbſt im Kaffehauſe, ſonſt dem Pochwerke jeder franzöſiſchen Stadt, hatte Alles ſo ein ſchläfriges Anſehen, daß ich bald wieder nach Hauſe eilte. Dort zog ich Pantoffeln und Schlafrock an, um wenigſtens mit Bequemlichkeit zu verzweifeln. Da erinnerte mich ein zufälliger Blick in den Kalender, daß es wieder Zeit ſei, den guten Blutigeln, die zür Erhaltung meiner Liebenswürdigkeit ſo vieles beitragen, ihr kleines monatliches Feſt zu geben. Es war mir eine willkommene Zerſtreuung, und ich ſchickte nach einem Chirurgen. Statt deſſen kam aber eine Frau von ſechzig Jahren, die ſich mir als Hebamme vorſtellte, und mich artig verſicherte, der von mir verlangte Dienſt ſei eigentlich ihr Geſchäft. Ich muß geſtehen, daß die Franzöſin die Operation mit einer Leichtigkeit, Sicherheit, Schnelligkeit und ich möchte ſagen mit einer Grazie ausführte, die ich bei dem geſchickteſten deutſchen Chirurgus nie gefunden hatte. Sie zeigte ſo viel Anſtand in ihrem Betragen, war ſo abgemeſſen in allen ihren Bewegungen, ſprach ſo fein, ſo bedächtig und umſichtig, daß ich mich nicht enthalten konnte, ſie mit der Ober-Hofmeiſterin einer gewiſſen deutſchen Prinzeſſin zu vergleichen, die ich vor vielen Jahren zu hören und zu beobachten Gelegenheit hatte. Vor meinem Bette ſitzend unterhielt ſie mich auf das angenehmſte und lehrreichſte. Von der letzten Revolution ſprach ſie kein Wort, und dieſes überzeugte mich, daß es keine Prahlerei von ihr war, wenn ſie mich verſicherte, daß ſie nur die vornehmſten Krankenhäuſer beſuche. Sie erzählte mir viel von Unter-Präfekten, von einem gewiſſen Colonel, von der Frau des Gerichts-Präſidenten, und daß ſie weit und breit als Hebamme gebraucht werde. Erſt kürzlich wäre ſie zu einer Entbindung nach St. Denis geholt worden. Sie war die treueſte und verſchwiegenſte Hebamme, verrieth nichts, hatte aber eine ſo geſchickte Darſtellung, daß auch die ſchläfrigſte Phantaſie Alles errathen mußte: zuweilen unterbrach ſie ihren Bericht von den auswärtigen Angelegenheiten, warf einen Blick auf mich und rief mit Künſtler-Begeiſterung aus: ils travaillant joliment, ils travaillant joliment! So ging mir eine Stunde angenehm vorüber, aber drei und zwanzig Leidens-Stunden bis zur Ankunft der Diligence blieben noch übrig und als die Hebamme fort war, jammerte ich armer Kindbetter, daß es zum Erbarmen war.

Ich nahm Reinhards Reiſebuch zur Hand, und da las ich zu meinem Schrecken, daß Chalons einen

Spaziergang habe, Jard genannt, und das wäre die ſchönſte Promenade Frankreichs. Ferner: in der Nähe von Chalons wäre das Schlachtfeld, wo einſt Attila von den Römern und Franken beſiegt worden. Das hätte ich nun alles ſehen mögen, war aber jetzt ſo ſchwach, daß ich nicht ausgehen konnte. Es war mir lieblich zu Muthe! Aber Alles geht vorüber; es kam der folgende Tag, und mit ihm die Diligence, auf der ich Platz nahm. Man fährt von Chalons in 21 Stunden nach Paris, aber ich fühlte mich unbehaglich, ſcheute die Nachtfahrt und faßte den raſenden Entſchluß mich nur bis Dormans, wo man Abends ankömmt, einſchreiben zu laſſen und da zu übernachten. So that ich es auch.

Meine Gefährten im Coupe waren eine junge ſchöne Modehändlerin aus der Provinz, die ihre periodiſche Kunſtreiſe nach Paris machte, und ein ſchon ältlicher Herr, der, nach ſeiner dunklen Kleidung und der Aengſtlichkeit zu beurtheilen, in welche ihn die kleinſte ſchiefe Neigung des Wagens verſetzte, wohl ein proteſtantiſcher Pfarrer oder Schulmann war. Dieſe beiden Perſonen von ſo ungleichem Alter und Gewerbe unterhielten ſich, ohne die kleinſten Pauſen, auf das lebhafteſte mit einander; aber ich achtete nicht darauf, und hörte das alles nur wie im Schlafe. In früheren Jahren war mir jede Reiſe ein Maskenballfeſt der Seele; alle meine Fähigkeiten walzten und jubelten auf das ausgelaſſenſte, und es herrſcht in meinem Kopfe ein Gedränge von Scherz und Ernſt, von dummen und klugen Dingen, daß die Welt um mir her ſchwindelte. Was hörte, bemerkte, beobachtete, ſprach ich da nicht alles! Es waren Wolkenbrüche von Einfällen, und ich hätte hundert Jahrgänge des Morgenblatts damit ausfüllen können, und hätte die Zenſur nichts geſtrichen, tauſend Jahrgänge. Wie hat ſich das aber geändert! . . Ich ſitze ohne Theilnahme im Wagen, ſtumm wie ein Staatsgefangener in Oeſtreich und taub wie das Gewiſſen eines Königs. In der Jugend bemerkt man mehr die Verſchiedenheiten der Menſchen und Länder, und das eine Licht gibt tauſend Farben, im Alter, mehr die Aehnlichkeiten, alles iſt grau, und man ſchläft leicht dabei ein. Ich kann jetzt einen ganzen Tag reiſen ohne an etwas zu denken. Fand ich doch auf dem langen Weg von Strasburg hierher nichts weiter in mein Tagebuch zu ſchreiben, als die Bemerkung, daß ich in Lothringen mit ſechs Pferden habe pflügen ſehen und daß mein Kutſcher Stundenlang mit Konrad von der Preßfreiheit und den Ordonnanzen, mit einem Eifer geſprochen als wäre von Hafer und Stroh die Rede. Und ſelbſt dieſes wenige ſchrieb ich nur kurz und trocken nieder, ohne alle ſatiriſche Bemerkungen gegen die Miethkutſcher in der großen Eſchenheimer Gaſſe, in der kleinen Eſchenheimer Gaſſe, hinter der ſchlimmen Mauer und den übrigen Frankfurter Gaſſen, die in der Nähe des Taxiſchen Palaſtes liegen. Den kleinen guten Gedanken: was würde Herr von Münch-Bellinghauſen thun, wenn ſich einmal ſein Kutſcher erkühnte, von Preßfreiheit zu ſprechen und würde ihm das nicht Anlaß geben, eine vertrauliche Sitzung der hohen Bundes-Verſammlung zu veranſtalten und darin auf ſchärfere Zenſur in den Bundesſtaaten anzutragen? — dieſen habe ich jetzt in dieſem Augenblicke erſt, und ihn ganz allein der Verzweiflung der Langenweile zu verdanken; im Tagebuch ſteht nichts davon Iſt das nicht ſehr traurig?

— Man reiſt jetzt auf der Diligence unglaublich wohlfeil. Der Platz von Strasburg bis Paris, koſtet nicht mehr als 20 Franken, im Kabriolet 26. Dieſe Wohlfeilheit kömmt daher, weil es drei verſchiedene Unternehmungen gibt, die ſich wechſelſeitig zu Grunde zu richten ſuchen. Bei ſolchen niedrigen Preiſen, haben die Aktionärs großen Verluſt, den ſie nicht lange ertragen können. Es kömmt jetzt darauf an, wer es am längſten aushält. Von Chalons bis Paris gehen täglich, die Malle-Poſte ungerechnet, ſechs Diligencen, drei von Metz, drei von Strasburg kommend. Unter dieſen ſieben Looſen habe ich ſchon drei Nieten gezogen, denn in den drei Wagen, welche dieſen Mittag durchkamen, waren keine Plätze mehr. Heute Abend kommen die Andern und wenn ich Glück habe wie bisher, werden ſie gleichfalls beſetzt ſeyn, und ich vielleicht acht Tage in Dormans bleiben müſſen. Das wäre mein Tod. Und welcher Tod! Der Tod eines Bettlers. Denn man wird hier auf eine ſo unerhörte Art geprellt, daß ein achttägiger Aufenthalt meine Kaſſe erſchöpfen, und mir nicht ſo viel übrig bleiben würde, meine Begräbnißkoſten zu beſtreiten. Hören Sie weiter wie es mir ging.

Um, wenn der Wagen ankäme, nicht aufgehalten zu ſeyn, verlangte ich dieſen Vormittag ſchon meine Wirthshaus-Rechnung. Die Wirthin machte die unverſchämte Forderung von etlichen und zwanzig Franken. Ich hatte geſtern Abend nichts als Braten und Deſſert gehabt, ein elendes Schlafzimmer, und dieſen Morgen Kaffee. Der Bediente das nehmliche und wahrſcheinlich alles noch ſchlechter. Ich ſagte der Wirthin, ſie ſollte mir die Rechnung ſpezifiziren. Sie ſchrieb mir auf: Nachteſſen 9 Fr., Zimmer 8, Frühſtück 3, Zuckerwaſſer 1 Fr. und für einige Leſe-Bücher, die ich aus der Leihbibliothek hatte holen laſſen, 30 Sous. Ich fragte ſie kalt und giftig, ob ſie bei dieſer Forderung beſtände, und als ſie erwiederte: ſie könne nicht anders, nahm ich die Rechnung und ging fort, die Wirthin zu verklagen.

Ich wollte einmal ſehen, wie in einer, auf einer Monarchie gepfropften Republik die Juſtiz beſchaffen ſei. Ich trat in den Laden eines Apothekers um mich nach der Wohnung des Friedensrichters zu erkundigen. Die Apotheke ſah derjenigen, welche Shakſpeare in Romeo und Julie beſchrieben, ſehr ähnlich, und ich glaube, ich hätte da leicht Gift haben können. Der müßige Apotheker las die neue Charte Constitutionelle. Statt aber auf meine Frage nach der Wohnung des Friedensrichters zu antworten, fragte er mich, was ich da ſuche? Ich erzählte ihm meinen theuren Fall. Er erkundigte ſich nach dem Wirthshauſe, und als ich es ihm bezeichnet, erwiederte er mir, er wiſſe nicht, wo der Friedensrichter wohne. Wahrſcheinlich war er mit der ſpitzbübiſchen Wirthin befreundet. Ich ging fort und ließ ihm einen verächtlichen Blick zurück. So ſind die Liberalen! Ich ließ mir von einem Andern das Haus des Friedensrichters bezeichnen. Ich trat hinein, ein Hund ſprang mir entgegen, der mich bald zerriſſen hätte, und auf deſſen Gebell eilte ein Knecht herbei, der mir ſagte, der Friedensrichter wäre verreiſt und ich ſollte mich an den Greffier wenden. Mit Mühe fand ich die Wohnung des Greffiers. Der war über Land gegangen. Ich ſuchte den Maire auf; man ſagte mir, der wäre zum Präfekten gerufen worden, und ich ſollte zum Maire-

Adjunkten gehen. Dieſen fand ich zu Hauſe. Es war ein kleines altes Männchen in blonder Perücke, der einen großen Pudel auf dem Schoos hatte und ihn ſchor. Ein junges Frauenzimmer, Tochter oder Haushälterin, war mit Bügeln beſchäftigt. Als ich eintrat, ließ der Maire-Adjunkt den Hund laufen, hörte meine Klage an, und ſah mir über die Schulter in die Rechnung, die ich ihm vorlas. Das Mädchen trat auf meine linke Seite, ſah mir gleichfalls über die Schulter in die Rechnung, verbrannte mir mit dem heißen Bügeleiſen den kleinen Finger und rief in größtem Eifer aus: Nein, das iſt unerhört, aber dieſe Leute machen es immer ſo. Der Maire-Adjunkt fiel ſeiner wahrſcheinlichen Haushälterin nicht ohne Schüchternheit in das Wort, bemerkte, er könne ſich nicht in die Sache miſchen, das ginge den Friedensrichter an. Uebrigens, mein Herr, ſchloß er ſeine Rede, Sie werden ſchon öfter gereiſt ſein. Dieſe kurze und weiſe Bemerkung brachte mich zur Beſonnenheit, ich ſtrich meinen verbrannten Finger an der noch ungeſchornen Seite des Pudels, welches mir ſehr wohl that, und ging fort.

Nach Hauſe zurückgekommen, erzählte ich der Wirthin, ich hätte ſie verklagen wollen, aber die Behörden wären alle abweſend, und ſo blieb mir nichts übrig, als ſie noch einmal zu fragen, ob ſie ſich denn gar nicht ſchäme, ich hätte ja ganz ſchlecht zu Nacht gegeſſen? Die Tochter der Wirthin erwiederte darauf: ich hätte ſehr gut zu Nacht gegeſſen, ich hätte ein Suprême de Volaille gehabt. Dieſes Suprême de Volaille war nichts als ein Dreieck von dem Leibe eines Huhns, in deſſen einem Winkel eine kalte Krebsſcheere ſtak, welche irgend ein Paſſagier vielleicht ſchon vor der Revolution ausgehöhlt hatte. Ich glaube, die Suprematie dieſes Gerichts beſtand blos in dieſer hohlen Krebsſcheere, denn das Uebrige war etwas ganz Gewöhnliches. Ich ward heftig und antwortete der Tochter: Que me parlez-vous d'un Suprême de Volaille? Vous êtes un Suprême de Canaille! Kaum hatte ich das Zornwort ausgeſprochen, als ich es bereute. Erſtens aus Höflichkeit, und zweitens aus Furcht; denn der Koch war mit ſeinem langen Meſſer hinzugetreten, und ich dachte, er würde mich auf der Stelle ſchlachten. Aber zu meinem Erſtaunen achteten Wirthin, Tochter und Koch gar nicht auf mein Schimpfen, ſie verzogen keine Miene und es war, als hätten ſie es gar nicht gehört. Ich kann mir dieſe Unempfindlichkeit nicht anders erklären, als daß ich zu feines Franzöſiſch geſprochen, welches die Kleinſtädter nicht verſtanden.

Ich bezahlte meine Rechnung, um mich aber an den Leuten zu rächen und ſie zu ärgern, ließ ich meine Sachen in das gerade gegenüber liegende

Wirthshaus bringen. Hier aß ich zu Mittag, und ließ mir dann ein Zimmer geben, wo ich Ihnen ſchreibe und auf die Ankunft der Diligence warte.

Morgen oder übermorgen ſchreibe ich von Paris. Sollten Sie aber morgen wieder einen Brief mit dem Poſtzeichen Dormans erhalten, dann öffnen Sie ihn nur gleich mit weinenden Augen, denn Sie können voraus wiſſen, daß ich Ihnen meinen Tod melde.

Fünfter Brief.

Paris, den 17. September 1830.

Seit geſtern bin ich hier und Alles iſt vergeſſen. Ob ich geſund und froh, wie Sie es wünſchen, in Paris angekommen, oder durch mein Ankommen erſt geworden bin, wüßte ich kaum zu beſtimmen; doch glaube ich eher das Letztere. Ich habe wunderliche Nerven. Wenn ſie kein Lüftchen berührt, ſind ſie am unruhigſten und zittern wehklagende Töne gleich Elvirens Harfe in der Schuld. Dieſe Kränkelei macht mich ſo wüthend, daß ich meine eigenen Nerven zerreißen möchte. So oft ſie aber ein grober Sturmwind ſchlägt, bleiben ſie philoſophiſch gelaſſen, und verlieren ſie ja die Geduld, brummen ſie doch männlich, wie die Saiten einer Baßgeige. Ich kann es Ihnen nicht genug ſagen, wie mir ſo behaglich worden gleich von der erſten Stunde an. Das moraliſche Klima von Paris that mir immer wohl, ich athme freier, und meine deutſche Engbrüſtigkeit verließ mich ſchon in Bondy. Raſch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus und ſtürzte mich jubelnd in das friſche Wellengewühl. Ich möchte wiſſen, ob es andern Deutſchen auch ſo begegnet wie mir, ob ihnen, wenn ſie nach Paris kommen, wie Knaben zu Muthe iſt, wenn an ſchönen Sommerabenden die Schule geendigt und ſie ſpringen und ſpielen dürfen! Mir iſt es gerade, als müßte ich unſerm alten Conrector einen Eſel bohren.

— Ich wohne hinter dem Palais-Royal. Die Zimmer ſind gut, aber die enge Straße mit ihren hohen Häuſern iſt unfreundlich. Kein Sonnenblick den ganzen Tag. Und doch iſt es mir manchmal noch zu hell; denn ich habe merkwürdige Gegenüber. Erſtens, ſehe ich in die Küche eines Reſtaurateurs. Schon früh Morgens fangen die ungewaſchenen Köche zu tüchten und zu trachten an, und wenn man ſo mit anſieht, wie die Grazie, die allen franzöſiſchen Schüſſeln eigen iſt, zu Stande kömmt, kann man die Eßluſt auf eine ganze Woche verlieren. Dann ſehe ich in das Zimmer einer Demoiſelle; in eine Schneiderswohnung; in einen Roulette-Saal und in eine lange Gallerie von Cabinets inodores. Wie ſchön, freundlich und glänzend iſt Alles nach der Gartenſeite des Palais-Royal; nach hinten aber, wie betrübt und ſchmutzig Alles! Ich werde mich eilen aus dieſen Couliſſen zu kommen und mich nach einer andern Wohnung umſehen.

Sie können es ſich denken, daß ich nicht lange zu Hauſe geblieben, ſondern gleich fort eilte, die alten Spielplätze meiner Phantaſie aufzuſuchen und die neuen Schlachtfelder, die ihr Wort gehalten. Aber ich fand es anders als ich erwartete. Ich dachte in Paris müſſe es ausſehen wie am Strande des Meeres nach einem Sturm, Alles von Trümmern bedeckt ſeyn, und das Volk müſſe noch toſen und ſchäumen. Doch war die gewohnte Ordnung überall und von der Verheerung nichts mehr zu ſehen. Auf einigen Strecken der Boulevards fehlen die Bäume, und in wenigen Straßen wird noch am Pflaſter gearbeitet. Ich hätte die Stiefeln ausziehen mögen; wahrlich, nur barfuß ſollte man dieſes heilige Pflaſter betreten. Die vielen dreifarbigen Fahnen, die man aufgeſteckt ſieht, erſchienen mir nicht als Zeichen des fortdauernden Krieges, ſondern als Friedenspaniere. Die Fahne in der ſtolzen Hand Ludwigs XIV. auf dem Place des Victoires machte mich laut auflachen. Wir haben die Reiterſtatüe vor acht Jahren zuſammen aufrichten ſehen. Wer hätte das damals gedacht? Träume von Eiſen und Marmor — und doch nur Träume! — Noch ſchwebt jener Tag mir vor, noch höre ich den Polizei-Jubel, höre alle die Lieder mit ihren Melodien, welche bezahlte Bänkelſänger auf dem Platze ſangen. Das eine Lied fing an: vive le roi, le roi, le roi, que chante le monde à la ronde — jetzt müßte es heißen ſtatt que chante, que chasse le monde à la ronde. Wenn er nur nicht ſo alt wäre! das verbittert mir ſehr meine Freude. Gott ſegne dieſes herrliche Volk, und fülle ihm die goldnen Becher bis zum Rande mit dem ſüßeſten Weine voll, bis es überſtrömt, bis es hinabfließt auf das Tiſchtuch, wo wir Fliegen herum kriechen und naſchen. Summ, ſumm – wie dumm!

Alte deutſche Bekannte ſuchte ich gleich geſtern auf. Ich dachte durch ſie mehr zu erfahren, als was ich ſchon gedruckt geleſen, aber nicht Einer von ihnen war auf dem Kampfplatze nicht Einer hat mitgefochten. Es ſind eben Landsleute! Engländer, Niederländer, Spanier, Portugieſen, Italiäner, Polen, Griechen, Amerikaner, ja Neger haben für die Freiheit der Franzoſen, die ja die Freiheit aller Völker iſt, gekämpft und nur die Deutſchen nicht. Und es ſind deren viele Tauſende in Paris, theils mit tüchtigen Fäuſten, theils mit tüchtigen Köpfen. Ich verzeihe es den Handwerksburſchen; denn dieſe haben es nicht ſchlimm in unſerm Vaterlande. In ihrer Jugend dürfen ſie auf der Landſtraße betteln, und im Alter machen ſie die Zunfttyrannen. Sie haben nichts zu gewinnen bei Freiheit und Gleichheit. Aber die

Gelehrten! Dieſe armen Teufel, die in Schaaren nach Paris wandern, und von dort mit dem Morgenblatte, mit dem Abendblatte, mit dem Geſellſchafter, mit der allgemeinen Zeitung correſpondiren; die das ganze Jahr von dem reichen Stoffe leben, den ihnen nur freies Volk verſchaffen kann; die im dürren Vaterlande verhungern würden — dieſe wenigſtens, und wäre es auch nur aus Dankbarkeit gegen ihre Ernährer, hätten doch am Kampfe Theil nehmen ſollen. Aber hinter einem dicken Fenſterpfoſten, im Schlafrocke, die Feder in der Hand, das Schlachtfeld begucken, die Verwundeten, die Gefallenen zählen und gleich zu Papier bringen; zu bewundern ſtatt zu bluten, und die Leiden eines Volks ſich von einem Buchhändler bogenweiſe bezahlen zu laſſen — nein, das iſt zu Schmachvoll, zu Schmachvoll!

— Die Pracht und Herrlichkeit der neuen Gallerie d'Orleans im Palais-Royal kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Ich ſah ſie geſtern Abend zum erſten Male in ſonnenheller Gasbeleuchtung, und war überraſcht wie ſelten von etwas. Sie iſt breit und von einem Glashimmel bedeckt. Die Glasgaſſen, die wir in früheren Jahren geſehen, ſo ſehr ſie uns damals gefielen, ſind düſtere Keller oder ſchlechte Dachkammern dagegen. Es iſt ein großer Zauberſaal, ganz dieſes Volks von Zauberern würdig. Ich wollte die Franzoſen zögen alle Weiberröcke an, ich würde ihnen dann die ſchönſten Liebeserklärungen machen. Aber iſt es nicht thöricht, daß ich mich ſchäme, Dieſem und Jenem die Hand zu küſſen, wozu mich mein Herz treibt — die Hand, die unſere Ketten zerbrochen, die uns frei gemacht, die uns Knechte zu Rittern geſchlagen?

Sechster Brief

Paris, den 18. September.

— Ich komme aus dem Leſekabinett. Aber nein, nein, der Kopf iſt mir ganz verwirrt von allen den Sachen, die ich aus Deutſchland geleſen! Unruhen in Hamburg; in Braunſchweig das Schloß angezündet und den Fürſten verjagt; Empörung in Dresden! Seien Sie barmherzig, berichten Sie mir Alles auf das genaueſte. Und wenn Sie nichts Beſonderes erfahren, ſchreiben Sie mir wenigſtens die deutſchen Zeitungen ab, die ich hier noch nicht habe auffinden können. Den franzöſiſchen Blättern kann ich in ſolchen Dingen nicht trauen; nicht der zehnte Theil von dem, was ſie erzählen, mag wahr ſeyn. Was aber deutſche Blätter über innere Angelegenheiten mittheilen dürfen, das iſt immer nur der zehnte Theil der Wahrheit. Hätte ich mich alſo doch geirrt, wie mir ſchon manche vorgeworfen?

Wäre Deutſchland reifer als ich gedacht? Hätte ich dem Volke Unrecht gethan? Hätten ſie unter Schlafmützen und Schlafrock heimlich Helm und Harniſch getragen? O, wie gern, wie gern! Scheltet mich wie einen Schulbuben, gebet mir die Ruthe, ſtellt mich hinter den Ofen — gern will ich die ſchlimmſte Züchtigung ertragen, wenn ich nur Unrecht gehabt. Wenn ſie ſich nur erſt die Augen gerieben, wenn ſie nur erſt recht zur Beſinnung gekommen, werden ſie ſich erſtaunt betaſten, werden im Zimmer umher blicken, das Fenſter öffnen und nach dem Himmel ſehen, und fragen: welcher Wochentag, welcher Monatstag iſt denn heute, wie lange haben wir geſchlafen? Unglückſelige! nur der Muthige wacht. Wie hat man es nur ſo lange ertragen? Es iſt eine Frage, die mir der Schwindel gibt. Einer erträgt es, noch Einer, noch Einer — aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu ſeyn aller erwachſenen Völker! wie der kleine dumme Hans, der noch kein Jahr Hoſen trägt, zu zittern vor dem Stöckchen jedes alten, ſchwachen, gräulichen Schulmeiſters! . . Aber Wehe ihnen, daß wir erröthen! Das Erröthen der Völker iſt nicht wie Roſenſchein eines verſchämten Mädchens; es iſt Nordlicht voll Zorn und Gefahren.

Sonntag, den 19. September.

Mitternacht iſt vorüber; aber ein Glas Gefrorenes, das ich erſt vor wenigen Minuten bei Tortoni gegeſſen, hat mich ſo aufgefriſcht, daß ich gar keine Neigung zum Schlafe habe. Es war himmliſch! Das Glas ganz hoch aufgefüllt, ſah wie ein langes weißes Geſpenſt aus. Nun bitte ich Sie — haben Sie je gehört oder geleſen, daß Jemand ein Glas Gefrorenes mit einem Geſpenſte verglichen hätte? Solche Einfälle kann man aber auch nur in der Geiſterſtunde haben. Den Abend brachte ich bei *** zu. Es ſind ſehr liebenswürdige Leute und die es verſtehen, wenn nur immer möglich, auch ihre Gäſte liebenswürdig zu machen. Das iſt das Seltenſte und Schwerſte. Es war da ein Gemiſch von Deutſchen und Franzoſen, wie es mir behagt. Da wird doch ein gehöriger Salat daraus. Die Franzoſen allein ſind Oehl, die Deutſchen allein Eſſig, und ſind für ſich gar nicht zu gebrauchen, außer in Krankheiten. Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen die höchſt wichtige und einflußreiche Beobachtung mittheilen, daß man in Frankreich dreimal ſo viel Oehl und nur ein Drittheil ſo viel Eſſig zum Salate verwendet, wie in Deutſchland. Dieſe Verſchiedenheit geht durch die Geſchichte, Politik, Religion, Geſelligkeit, Kunſt, Wiſſenſchaft, den Handel und das Fabrikweſen beider Völker, welches vor mir die berühmteſten deutſchen Hiſtoriker, die ſich doch immerfort rühmen, aus der Quelle zu ſchöpfen, leichtſinnig überſehen haben. Sie ſollen ſich aber den Kopf darüber nicht zerbrechen. Es iſt gerade nicht nöthig, daß Sie alles verſtehen was ich ſage, ich ſelbſt verſtehe es nicht immer. Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in allem ſo verſchmolzen wären, als es beide Völker heute Abend bei *** waren. In wenigen Jahren wird es ein Jahrtauſend, daß Frankreich und Deutſchland, die früher nur ein Reich bildeten, getrennt wurden. Dieſer dumme Streich wurde, gleich allen dummen Streichen in der Politik, auf einem Congreſſe beſchloſſen, zu Verdün im Jahr 843. Aus jener Zeit ſtammen auch die köſtlichen eingemachten Früchte und Dragées, wegen welcher Verdün noch heute berühmt iſt. Einer der Congreß-Geſandten hatte ſie erfunden, und war dafür von ſeinem genädigen Herrn in den Grafenſtand erhoben worden. Ich hoffe im Jahre 1843 endiget das tauſendjährige Reich des Antichriſts, nach deſſen Vollendung die Herrſchaft Gottes und der Vernunft wieder eintreten wird. Wir haben nehmlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutſchland wieder zu einem großen fränkiſchen Reiche zu vereinigen. Zwar ſoll jedes Land ſeinen eignen König behalten, aber beide Länder eine gemeinſchaftliche National-Verſammlung haben. Der franzöſiſche König ſoll wie früher in Paris thronen, der deutſche in unſerem Frankfurt, und die National-Verſammlung jedes Jahr abwechſelnd in Paris oder in Frankfurt gehalten werden. Wenn Sie Ihre Nichte O*** beſuchen, benutzen ſie doch die Gelegenheit, mit dem Koche des Präſidenten der Bundesverſammlung von unſerem Plane zu ſprechen. Der muß ja die Geſinnungen und Anſichten ſeines Herrn am beſten kennen.

— Die lieben Tuilerien habe ich heute wiedergeſehen. Sie hießen mich willkommen, ſie lächelten mir zu und alles dort war wie zu meinem Empfange glänzend und feſtlich eingerichtet. Ich fühlte mich ein Fürſt in der Mitte des fürſtlichen Volkes, das unter dem blauen Baldachin des Himmels von ſeiner Krönung zurückkehrte. Es iſt etwas Königliches in dieſen breiten, vom Goldſtaube der Sonne bedeckten Wegen, die an Palläſten vorüber, von Pallaſt zu Pallaſt führen. Mich erfreute die unzählbare Menſchenmenge. Da fühlte ich mich nicht mehr einſam; ich war klug unter tauſend Klugen, ein Narr unter tauſend Narren, der Betrogene unter tauſend Betrogenen. Da ſieht man nicht blos Kinder, Mädchen, Jünglinge, Greiſe, Frauen: man ſieht die Kindheit, die Jugend, das Alter, das weibliche Geſchlecht. Nichts iſt allein, geſchieden. Selbſt die mannichfachen Farben der Kleider, erſcheinen, aus der Ferne betrachtet, nicht mehr bunt; die Farbengeſchlechter treten zuſammen; man ſieht weiß, blau, grün, roth, gelb, in langen breiten Streifen. Wegen dieſer Fülle und Vollſtändigkeit liebe ich die großen Städte ſo ſehr. Seine angeborne Neigung und Richtung kann keiner ändern, und um zufrieden zu leben, muß darum jeder, was ihm lieb iſt, auf ſeinem Wege ſuchen. Aber das kann man nicht überall. Zwar findet man auch in der kleinſten Stadt jedes Landes Menſchen von jeder Art, unter welchen man wählen kann; aber was nützt uns das? Es ſind doch nur Muſter, die zu keinem Kleide hinreichen. Nur in London und Paris iſt ein Waaren-Lager von Menſchen, wo man ſich verſehen kann, nach Neigung und Vermögen.

Still, heiter, freundlich und beſcheiden wie ein verliebtes glückliches Mädchen, luſtwandelte das Pariſer Volk umher. Als ich dieſes ſah, und bedachte: noch ſind zwei Monate nicht vorüber, daß es einen tauſendjährigen König niedergeworfen, und in ihm Millionen ſeiner Feinde beſiegt — wollte ich meinen Augen oder meiner Erinnerung nicht trauen. Es iſt der Traum von einem Wunder! Schnell haben ſie geſiegt, ſchneller haben ſie verziehen. Wie mild hat das Volk die erlittenen Kränkungen erwiedert, wie bald ganz vergeſſen! Nur im offenen Kampfe, auf dem Schlachtfelde hat es ſeine Gegner verwundet. Wehrloſe Gefangene wurden nicht ermordet, Geflüchtete nicht verfolgt, Verſteckte nicht aufgeſucht, Verdächtige nicht beunruhigt. So handelt ein Volk! Fürſten aber ſind unverſöhnlich und unauslöſchlich iſt der Durſt ihrer Rache. Hätte Karl geſiegt, wie er beſiegt worden, wäre das fröhliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeder Tag brächte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben. Wir ſehen ja, was in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und in andern Ländern geſchieht, wo die Gewalt über die Freiheit ſiegte. Seit Jahren iſt der Sieg entſchieden und das Werk der Rache und der Verfolgung geht fort wie am Tage der Schlacht. Und es war ein Sieg, den man nur dem Meineide verdankte! Tauſende ſchmachten noch im Kerker, Tauſende leben noch in trauriger Verbannung, das Schwert des Henkers iſt immer gezückt, und wo es ſchont, wo es zaudert, geſchieht es nur, um länger zu drohen, um länger zu ängſtigen. So entartet, ſo herabgewürdigt hat ſich die Macht gezeigt, daß ſie oft mit Grauſamkeiten prahlte, die ſie gar nicht begangen; ſich der Gerechtigkeit ſchämend, manche ihrer Gefangenen nur heimlich ſchonte, und es als Verläumdung beſtrafte, wenn man ſie mild geprieſen! Mich empört die niederträchtige Unverſchämtheit der Fürſtenſchmeichler, welche die Völker als Tiger, die Fürſten als Lämmer darſtellen. Wenn jeder Machthaber, ſobald er zum Beſitze der Macht gelangt, gleich ſeine Leidenſchaft zur Regel erhebt, grauſame Strafen für jeden Widerſpruch voraus beſtimmt, und dieſe Regel, dieſe Anwendung ſich herabrollt durch Jahrhunderte — nennen ſie das Geſetzlichkeit. Das Volk hat ſeine Leidenſchaft nie zum Geſetz erhoben, die Gegenwart erbte nie die Miſſethaten der Vergangenheit, ſie vermehrt der Zukunft zu überlaſſen. Wenn dumme, feige oder beſtochene Richter aus altem Herkommen und verblichenen Geſetzen nachweiſen können, daß ſie in gleichen Fällen immer gleich ungerecht geweſen — nennen ſie das Gerechtigkeit. Wenn der ſchuldlos Verurtheilte, durch Reihen ſchön geputzter Soldaten, durch die Mitte des angſtzitternden Volkes, das nicht zu weinen, nicht zu athmen wagt, ohne Laut und Störung zum Blutgerüſte geführt wird — nennen ſie das Ordnung; und ſchnellen Tod in langſame Qual des Kerkers verwandeln — das nennen ſie Milde.

— Ich eilte die Terraſſe hinauf, von wo man in die elyſäiſchen Felder herabſieht. Dort ſetzte ich mich auf einen Traumſtuhl und meine Gedankenmühle, die wegen Froſt oder Dürre ſo lange ſtill geſtanden, fing gleich luſtig zu klappern an. Welch ein Platz iſt das! Es iſt eine Landſtraße der Zeit, ein Markt der Geſchichte, wo die Wege der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſich durchkreuzen. Da unten ſteht jetzt ein Marmor-Piedeſtal, auf welches man die Bildſäule, ich glaube Ludwig des Sechzehnten, hat ſtellen wollen. Die dreifarbige Fahne weht darüber. Es iſt noch nicht lange, daß Karl X. mit großer Feierlichkeit den Grundſtein dazu gelegt. Die Könige ſollten ſich doch nicht lächerlich machen und noch ferner den Grundſtein zu einem Gebäude legen. Sie thäten beſſer, den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln; die Vergangenheit raubt ihnen Keiner. Wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die fürſtlichen Köche, wenn ſie Morgens vor ihren Töpfen ſtehen, einander fragen werden: wem decken wir das wohl Mittags? und in ihrer philoſophiſchen Zerſtreuung manche Schüſſel verfehlen werden . . . Was kam mir da oben nicht alles in den Sinn. Sogar fiel mir ein, woran ich ſeit zwanzig Jahren nicht gedacht: daß ich vor zwanzig Jahren in Wien geweſen. Es war ein ſchöner Tag wie heute, nur ein ſchönerer, denn es war am erſten Mai. Ich war im Augarten, welcher ſchöner iſt als die Tuilerien. Die Volksmenge dort war groß und feſtlich ausgebreitet, wie die hier. Doch heute bin ich alt und damals war ich jung. Meine Phantaſie lief umher wie ein junger Pudel, und ſie war noch gar nicht dreſſirt; ſie hatte noch nie etwas dem Morgenblatte oder ſonſt einem Zeitblatte apportirt.

Sie diente nur ſich ſelbſt, und was ſie holte, holte ſie nur es als Spielzeug zu gebrauchen und ließ es wieder fallen. Und da fragte ich mich heute in den Tuilerien: damals, im Frühlinge des Lebens und der Natur, was dachteſt du mit deinem friſchen Geiſte, was fühlteſt du mit deinem jungen Herzen? Ich beſann mich . . . auf nichts. Mir fiel nur ein, daß der Erzherzog Karl, und noch andere kaiſerliche Prinzen öffentlich im Gartenſaale gefrühſtückt, und daß ſie unter andern Chokolade getrunken, und gleich darauf Spargel mit Butterſauce gegeſſen, worüber ich mich zu ſeiner Zeit ſehr gewundert. Ferner: daß ich ſelbſt gefrühſtückt, und zwar ganz köſtliche Bratwürſtchen, nicht länger und dicker als ein Finger, die ich ſeit dem in keinem Lande mehr gefunden . . . Chokolade, Spargel, Bratwürſte — das waren alle meine Jugenderinnerungen aus Wien! Es iſt ein Wunder! Und erſt heute in den Tuilerien lernte ich verſtehen, daß man auch die Freiheit der Gedanken feſſeln könne, wovon ich oft gehört; es aber nie habe faſſen können.

Als nun die Frau kam und für ihren Stuhl zwei Sous einforderte, ſah ich ſie verwundert an und gab ihr zehen. Für dieſen Stuhl, dieſe Stunde, dieſe Ausſicht, dieſe Erinnerung hätte ich ein Goldſtück bezahlt. Das macht Paris ſo herrlich, daß zwar Vieles theuer iſt, das Schönſte und Beſte aber wenig oder gar nichts koſtet. Für zwei Sous habe ich meinem Zorn einen Schmaus gegeben, habe hundert Könige und ein großes Reich verſpottet, und Taſchen voll der ſchönſten Hoffnungen mit nach Hauſe gebracht.

Es iſt drei Uhr, und die Raſenden im Roulette-Zimmer gegenüber ſtehen noch in dicken Kreiſen um den Tiſch. Das Fenſter nach der Straße iſt durch ein Drathgitter verwahrt. Die Unglücklichen dahinter ſehen wie wilde Thiere aus. Ich hoffe es iſt keiner darunter, der im Juli mitgefochten. Gute Nacht.

Siebenter Brief.

Paris. Dienſtag den 21. September 1830.

Schreiben, Schriftſtellern, Gedanken bauen — wie wäre mir das möglich hier? Der Boden wankt unter meinen Füßen, es ſchwindelt um mich her, mein Herz iſt ſeekrank. Manchmal kömmt es mir ſelbſt ſpaßhaft vor, daß ich die Sorgen eines Königs habe, und ſo angſtvoll warte auf die Entſcheidung der Schlacht, als hätte ich dabei eine Krone zu gewinnen oder zu verlieren. Ach, wäre ich doch König nur einen kurzen Monat! Wahrlich, ich wollte keine Sorgen haben, aber geben wollte ich ſie.

Die tägliche, ja allſtündliche Bemühung der ſtärkſten Denkreize macht die Menſchen hier endlich ſtumpf und gedankenlos. Wenn es nicht ſo wäre, man ertrüge nicht Paris ſein ganzes Leben durch. Die Erfahrung, die anfänglich bedächtig macht, macht ſpäter leichtſinnig, und ſo erkläre und entſchuldige ich den Leichtſinn dieſes Volkes. Wir Deutſchen, die wir am längſten unter einem ſanften Wolkenfreien Traumhimmel leben, ſind rheumatiſch, ſobald wir wachen; wir ſpüren jede Erfahrung und jeder Wechſel der Empfindung macht uns krank.

Dieſen Mittag ſtand ich eine halbe Stunde lang vor dem Eingange des Muſeums, und ergötzte mich an der unvergleichlichen Beredtſamkeit, Geiſtesgegenwart und Keckheit eines Marktſchreiers, der ein Mittel gegen Taubheit feil bot, und Mehrere aus der umſtehenden Menge, in Zeit von wenigen Minuten von dieſer Krankheit heilte. Als ich unter dem herzlichſten Lachen fortging, dachte ich: mit dieſem Spaße ernähre ich mich den ganzen Tag. Und er dauerte keine drei Minuten lang, reichte keine dreißig Schritte weit!

Im Hofe des Louvre's begegnete ich einem feierlichen Trauerzuge, deſſen Spitze dort ſtill hielt, um ſich zu ordnen. Voraus ein Trupp Nationalgarden, welche dumpfe Trommeln ſchlugen, und dann ein unabſehbares Gefolge von ſtillen, ernſten, beſcheidenen, meiſtens jungen Bürgern, die paarweiſe gingen, und in ihren Reihen viele Fahnen und Standarten trugen, welche mit ſchwarzen Flören behängt, und deren Inſchriften von Immortellen oder Lorbeeren bekränzt waren. Ich ſah, fragte und als ich die Bedeutung erfuhr, fing mein Blut, das kurz vorher noch ſo friedlich durch die Adern floß, heftig zu ſtürmen an, und ich verwünſchte mein Geſchick, das mich verurtheilte jeden Schmerz verdampfen zu laſſen wie eine heiße Suppe und ihn dann löffelweiſe hinunter zu ſchlucken. Wie glücklich iſt der Kämpfer in der Schlacht, der ſeinen Schmerz, ſeinen Zorn kann ausbluten laſſen und der keine andere Schwäche fühlt als die dem Gebrauche der Kraft nachfolgt!

Es war eine Todtesfeier für jene vier Unter-Officiere, welche in der Verſchwörung von Berton der Gewalt in die Hände gefallen und als wehrloſe Gefangene ermordert wurden. Heute vor acht Jahren wurden ſie auf dem Greve-Platz niedergemetzelt, und weil es ein Mord mit Fleckeln war, nannte man es eine Hinrichtung. Abends war Concert bei Hofe. Es iſt zum raſend werden! Acht Jahre ſind es erſt und ſchon hat ſich in Tugend umgewandelt, was damals für Verbrechen galt. Wenn man, wie es die Menſchlichkeit und das Kriegsrecht will, auch die im Freiheitskampfe Beſiegten in Gefangenſchaft behielte, ſtatt ſie zu tödten, dann lebten jene unglücklichen Jünglinge noch. Mit welchem Siegesjubel wäre ihr Kerker geöffnet worden, mit welchem Entzücken hätten ſie das Licht, die Luft der Freiheit begrüßt! Könige ſind ſchnell, weil ſie wiſſen, daß es keine Ewigkeit gibt für ſie, und Völker ſind langſam, weil ſie wiſſen, daß ſie ewig dauern. Hier iſt der Jammer. Wie damals, als ich die fluchwürdige Hinrichtung mit angeſehen, ſo war auch heute mein Zorn, weniger gegen den Uebermuth der Gewalt, als gegen die niederträchtige Feigheit des Volkes gerichtet. Einige Tauſend Mann waren zum Schutze der Henkerei verſammelt. Dieſe waren eingeſchloſſen, eingeengt von Hundert tauſend Bürgern, welchen allen Haß und Wuth im Herzen kochte. Es war kein Leben, kaum eine Wunde dabei zu wagen. Hätten ſie ſich nur ſo viel bemüht, als ſie es jeden Abend mit Fröhlichkeit thun, ſich in die Schauſpielhäuſer zu drängen; hätten ſie nur rechts und links mit den Ellenbogen geſtoßen: die Tyrannei wäre erdrückt und ihr Schlachtopfer gerettet worden. Aber die abergläubiſche Furcht vor der Soldatenmacht! Warum thaten ſie nicht damals ſchon, was ſie acht Jahre ſpäter gethan? Es iſt zum Verzweifeln, daß ein Volk ſich erſt berauſchen muß in Haß, ehe es den Muth bekömmt, ihn zu befriedigen; daß es nicht eher ſein Herz findet, bis es den Kopf verloren.

Mit ſolchen Gedanken ging ich neben dem Zuge her und begleitete ihn bis auf den Greve-Platz. Dort ſchloſſen ſie einen Kreis, und Einer ſtellte ſich auf eine Erhöhung und ſchickte ſich zu reden an. Ich aber ging fort. Was an dieſem Orte und über ſolche jammervolle Geſchichten zu ſagen iſt, war mir bekannt genug. Ich ging die neue Kettenbrücke hinan, die jetzt vom Greve-Platze hinüberführt und ſetzte mich auf eine der Bänke dort, um auszuruhen. Ich ſah den Strom hinab, maß die kurze Entfernung zwiſchen dem Louvre, wo Frankreichs Könige herrſchten, und dem Revolutions-Platze, wo ſie gerichtet wurden von ihrem Volke, und ich erſtaunte, daß die Gerechtigkeit, wenn auch eine Schnecke, ſo lange Zeit gebrauchte, dieſen kurzen Weg zurückzulegen. Zwiſchen der Bartholomäus-Nacht und der Eroberung der Baſtille ſind mehr als zwei Jahrhunderte verfloſſen. Heillos wuchert die Rache der Könige; aber die edle Rache der Völker hat niemals Zinſen begehret! Man kann ungeſtört träumen auf dieſer Brücke Sie iſt nur für Fußgänger, und ſo oft einer darüber ging, zitterte die Brücke unter mir und mir zitterte das Herz in der Bruſt. Hier, hier an dieſer Stelle, wo ich ſaß, fiel in den Juli-Tagen ein edler Jüngling für die Freiheit. Noch iſt kein Winter über ſein Grab gegangen, noch hat kein Sturm die Aſche ſeines Herzens abgekühlt. Die Königlichen hatten den Greve-Platz beſetzt, und ſchoſſen über den Fluß, die von jenſeits andrängenden Studenten abzuhalten. Da trat ein Zögling der polytechniſchen Schule hervor, und ſprach: „Freunde, wir müſſen die Brücke erſtürmen. Folgt mir! Wenn ich falle gedenket meiner. Ich heiße d'Arcole; es iſt ein Name guter Vorbedeutung. Hinauf!“ Er ſprach's und fiel von zehn Kugeln durchbohrt. Jetzt lieſt man in goldnen Buchſtaben auf der Pforte, die ſich über die Mitte der Brücke wölbt: Pont d'Arcole, und auf der andern Seite: le 28 Juillet 1830. Für Oſſians Aberglauben hätte ich in dieſer Stunde meine ganze Philoſophie hingegeben. Wie hätte es mich getröſtet, wie hätte ich mich verſöhnt mit dem zürnenden Himmel, hätte ich glauben können: um ſtille Mitternacht ſchreitet der Geiſt des gefallenen Helden über die Kettenbrücke, ſetzt ſich auf die eiſerne Bank, und ſchaut hinauf nach ſeinem goldnen Namen, der im Glanze des Mondes blinkt. Dann vernehmen die am Ufer wohnen ein leiſes ſeliges Jauchzen, ſüß wie ſterbender Flötenton und ſagen: das iſt d'Arcole's Freude.

Tugend, Entſagung, Aufopferung — ich habe dort viel darüber nachgedacht. Soll man oder ſoll man nicht? Der Ruhm; er iſt ein ſchöner Wahnſinn, aber doch ein Wahnſinn. Nun, wenn auch! Was heißt Vernunft? Der Wahnſinn Aller. Was heißt Wahnſinn? Die Vernunft des Einzelnen. Was nennt Ihr Wahrheit? Die Täuſchung, die Jahrhunderte alt geworden. Was Täuſchung? Die Wahrheit, die nur eine Minute gelebt. Iſt es aber die letzte Minute unſeres Lebens, folgt ihr keine andere nach, die uns enttäuſcht, dann wird die Täuſchung der Minute zur ewigen Wahrheit. Ja, das iſt's. O ſchöner Tod des Helden, der für einen Glauben ſtirbt! Alles für Nichts gewonnen. Die Zukunft zur Gegenwart machen, die kein Gott uns rauben kann; ſich ſicher zu ſtellen vor allen Täuſchungen; unverfälſchtes, ungewäſſertes Glück genießen; die Freuden und Hoffnungen eines ganzen Lebens in einen, einen Feuertropfen bringen, ihn koſten und dann ſterben — ich habe es ausgerechnet bis auf den kleinſten Bruch — es iſt Verſtand darin!

Ich ging auf der andern Seite zurück. Dort fragte mich ein Bürger, der das Gedränge auf dem Greve-Platz bemerkte: Est-ce que l'on guillotine? Ich antwortete: au contraire, on déguillotine. „Wird guillotinirt?“ Iſt das nicht köſtlich gefragt? Ich glaube, daß ich darüber gelacht.

Achter Brief.

Paris, den 28. September 1830.

Es iſt gräßlich, es iſt zu gräßlich, was in Brüſſel geſchieht! Was Paris im Juli geſehen, war Tändelei dagegen. Man könnte raſend werden über die Niederträchtigkeit der Fürſten. Und der König von Holland iſt noch einer der beſſern. Männer erwürgen, weil ſie ſich nicht länger wie Schulbuben wollen behandlen laſſen, über den Köpfen ihrer wehrloſen Weiber und Kinder die Dächer mit vergiftetem Feuer, mit Congreviſchen Raketen anzünden — das iſt die väterliche Liebe der Väter des Volkes, ſo thun ſie ſie kund! Ein Brüſſeler Zeitungsſchreiber fragt: „Wie viele Leichen braucht denn eigentlich ein König, damit er mit Behaglichkeit in ſeine Hauptſtadt einziehe?“ Unglückſeliger Spötter! Wie viele Leichen braucht Ihr denn, bis es euch unbehaglich wird, und ihr die Geduld verliert mit euren Unterdrückern? Sie machen es noch lange nicht arg genug. Ich habe kein Mitleid mit den Belgiern, mit keinem Volke. Tu l'as voulu, tu l'as voulu, George Dandin! Der Prophet Samuel hat ſie ſchon vor drei Tauſend Jahren gewarnt. Sie haben nicht hören wollen, ſie mögen fühlen.

Geſtern habe ich zum erſten Male unſern König geſehen — unſern König, den wir gemacht haben. Es wird ſich zeigen, ob wir geſchickter ſind als Gott, der die frühern Könige gemacht hat, wie Kunſtkenner behaupten. Er zeigte ſich auf einer offenen Gallerie im Palais-Royal und wurde vom Volke mit wahrer Herzlichkeit begrüßt. Sie lachten ihn an, ließen ihn hoch leben und es ſchien mir alles aus der innerſten Seele zu kommen. Ich ſtimmte mit ein. Man liebt gern, wenn es einem nicht gar zu ſauer gemacht wird.

So eben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir dieſe freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefſteak holen laſſen. Habe ich ſie endlich einmal, die Fürſten Reuß, Greiz, Schleiz und wie ſie ſonſt heißen! Iſt der Tag der Rache endlich erſchienen! Schon dreißig Jahre gedenke ich es ihnen. Wie haben ſie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein, und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Linienwerk wie in der flachen Hand; man mußte eine Zigeunerin ſeyn, um daraus klug zu werden. Die Familienhäupter heißen alle Heinrich, und ſich von einander zu unterſcheiden, ſind ſie numerirt. Der Eine heißt Heinrich XVIII., der Andere Heinrich LX., der Dritte Heinrich LXIII., der Vierte Heinrich LXX. Das Ein-Mal-Eins geht nicht weiter, und das ſollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächſte Oſtern-Prüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Aegypten, wo gerade Buonaparte durchzog. Wenn mein ſanfter Lehrer, Doctor Schapper, mich in den Pyramiden ertappte, ſagte er mit ſeiner Kindbetterin-Stimme: das iſt auch nützlich; aber mit der vaterländiſchen Geographie muß man den Grund legen. Nun ſchwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, daß wenn ich jetzt auf der Stelle nach Cairo reiſen müßte, ich ganz genau den Weg wüßte, den ich zu nehmen; wenn aber nach dem Lande Reuß, müßte ich erſt hinüber und herüber im Poſtbuche nachſchlagen. In welchem Theile von Deutſchland Gera liegt, oben, unten, rechts, links — ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber ſo viel weiß ich, daß man Gera mit allen ſeinen Einwohnern in die Richelieu-

Straße ſtellen könnte. Jetzt ſtellen Sie ſich vor, daß dieſe kleine Stadt, zwei oder gar drei Fürſten hat, die ſie gemeinſchaftlich beherrſchen. Iſt es da ein Wunder, wenn es zur Revolution gekommen? Es iſt ſchon mit einem Fürſten nicht auszuhalten. Der Doctor Schapper hat aber einen guten vaterländiſchen Grund in mir gelegt! Er wird ſich freuen, wenn er es erfährt.

Freitag, den 1. October.

— Cotta will hier in Paris eine Zeitung herausgeben, wie mir eben D. erzählte, an den er ſich vorläufig deswegen gewendet. Wenn es nur zur Ausführung kömmt — es wäre himmliſch. Hundert deutſche Miniſter würden darüber verrückt werden. Was könnte dieſer Mann mit ſeinem Reichthume, ſeiner Thätigkeit, ſeinem Geſchäftskreiſe und ſeinen Verbindungen nicht alles wirken, wenn er wollte! Er allein verſteht es, wie man die furchtſamen Federn beherzt macht, und die verborgenſten Schubladen der Geheimnißkrämer öffnet. Wenn ich an die Cenſur denke, möchte ich mit dem Kopfe an die Wand rennen. Es iſt zum Verzweifeln. Die Preßfreiheit iſt noch nicht der Sieg, noch nicht einmal der Kampf, ſie iſt erſt die Bewaffnung;

wie kann man aber ſiegen ohne Kampf, wie kämpfen ohne Waffen? Das iſt der Zirkel, der einen toll macht. Wir müſſen uns mit nackten Fäuſten, wie wilde Thiere mit den Zähnen, wehren. Freiwillig gibt man uns nie die Preßfreiheit. Ich möchte unſern Fürſten und ihren Rathgebern nicht Unrecht thun, ich möchte nicht behaupten, daß bei allen und überall, der böſe Wille, alle Mißbräuche, welche durch die Preſſe offenkundig würden, fortzuſetzen, Schuld an der hartnäckigen Verweigerung der Preßfreiheit ſei; das nicht. Wenn ſie regierten wie die Engel im Himmel und auch der anſpruchsvollſte Bürger nichts zu klagen fände: ſie würden doch Preßfreiheit verſagen. Ich weiß nicht — ſie haben eine Eulen-Natur, ſie können das Tageslicht nicht ertragen; ſie ſind wie Geſpenſter, die zerfließen, ſobald der Hahn kräht.

— Die Frankfurter Bürgerſchaft wäre ja rein toll, wenn ſie dem Senate die Anwerbung von Schweizertruppen bewilligte. Das gäbe nur eine Leibwache für die Bundesverſammlung und die ſteckt gewiß hinter dem Plane.

— Merkwürdig ſind die Hanauer Geſchichten! Wer hätte das erwartet? Kann ſich die Freiheit in der Nähe von Frankfurt bewegen? Es gibt irgendwo einen See von ſo giftiger Ausdünſtung, daß alle

Vögel, die darüber fliegen, gleich todt herabfallen. So erzählt man, aber ich glaube es nicht.

— Es hat ſich hier ſeit einiger Zeit eine religiöſe Geſellſchaft gebildet, welche die Lehren des St. Simon zu verbreiten ſucht. Ich habe früher nie etwas von dieſem Simon gehört. Es werden Sonntags Predigten gehalten. Wie man mir erzählt, ſoll gleiche Vertheilung der Güter eine der Grundlehren ſeyn. Die Geſellſchaft zählt ſchon viele Anhänger und der Sohn meines Banquiers gehört zu den eifrigſten Mitgliedern. Wenn ich Geld bei ihm hole, und ich ihm einen Wechſel anbiete, wird er mir gewiß ſagen: das iſt ja gar nicht nöthig, ſein Geld ſei auch das meinige. Ich freue mich ſehr darauf.

Geſtern habe ich die Giraffe geſehen, die in einem Gehege frei umhergeht. Ein erhabenes Thier, das aber doch viel Lächerliches hat; eine tölpelhafte Majeſtät. Man muß oft lange warten, bis es ihr gefällig iſt, die Beine aufzuheben und ſich in Bewegung zu ſetzen. Gewöhnlich ſteht ſie ſtill, an Bäumen oder an der Mauer eines dort befindlichen Gebäudes und benagt die oberſten Zweige oder das Dach. Das Thier ſieht ſehr metaphyſiſch aus, lebt mit dem größten Theile ſeines Weſens in der Luft, und ſcheint die Erde nur zu berühren, um ſie verächtlich mit Füßen zu treten. In dem nehmlichen Gehege befanden ſich auch noch andere Thiere, melancholiſche Büffel und ſonſtige. Zuweilen gingen dieſe unter dem Bauche der Giraffe weg, und dann ſah es aus wie Schiffe, die unter einem Brückenbogen hinfuhren.

Neunter Brief.

Paris, Mittwoch den 6. October 1830.

Ob ich zwar vorher wußte, daß die deutſchen Regierungen den Forderungen des Volkes nicht nachgeben, ſondern Maasregeln der Strenge ergreifen würden; ob ich zwar vom Schauplatz entfernt bin, ſo hat mir Ihr heutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte, doch die größte Gemüthsbewegung gemacht. Ich hielte das nicht aus und ich bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürſten mit Blindheit geſchlagen und ſie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigſten und gutmeinendſten Schriftſteller mit Haß und Verachtung behandelt, ſie haben nicht geduldet, daß die Beſchwerden und Wünſche des Volkes in friedlicher Rede verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und ſchreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen ſehen, ob ſich ein Cenſor findet, der das wegſtreicht. Die alten Künſte, in jedes aufrühreriſche Land fremdes Militär zu legen, Naſſauer nach Darmſtadt, Darmſtädter nach Naſſau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einſicht gekommen, daß er Bürger iſt eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorſam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einſicht kommen, daß alle Deutſche ſeine Landsleute ſind, und wird nicht länger um Tagelohn ein Vater- oder Brudermörder ſeyn. Alle alte Dummheiten kommen wieder zum Vorſchein, nicht eine iſt ſeit funfzehn Jahren geſtorben. So habe ich in deutſchen Blättern geleſen, man habe entdeckt, daß eine geheime Geſellſchaft die revolutionären Bewegungen überall geleitet, und man ſei den Rädelsführern auf der Spur. Die ſchlauen Füchſe!

— Geſtern Abend war ich bei Lafayette, der jeden Dienſtag eine Soiree gibt. Wie es da zuging, davon kann ich Ihnen ſchwer eine Vorſtellung geben, man muß das ſelbſt geſehen haben. In drei Salons waren wohl drei Hundert Menſchen verſammelt, ſo gedrängt, daß man ſich nicht rühren konnte, aber im wörtlichſten Sinne nicht rühren. Lafayette, der 73 Jahre alt iſt, ſieht noch ziemlich rüſtig aus. Er hat eine ſehr gute Phyſiognomie, iſt immer freundlich und drückt jedem die Hand. Wie es aber der alte

Mann den ganzen Abend in dem Gedränge und in der Hitze aushält, iſt mir unbegreiflich. Dazu muß man ein Franzoſe ſeyn. Als man ihm die Nachrichten aus . . . mittheilte, ſchien er ſehr vergnügt und lachte. Ich habe den Abend viele Leute geſprochen, die ich natürlich nicht alle kenne. Auch viele Deutſche waren da, junge Leute, die ſehr revolutionirten. Die ganze Geſellſchaft würde im Oeſterreichiſchen gehenkt werden, wenn man ſie hätte. Es geht da ſehr ungenirt her, ja ungenirter als im Kaffeehauſe. Und dabei hat man die Erfriſchungen umſonſt. Ich ging ſchon um zehn Uhr weg. Da waren noch die Treppen bedeckt von Leuten, die kamen. Wie die aber Platz finden mochten, weiß ich nicht. Es waren auch zwei Sophas mit Frauenzimmern da, meiſtens Nordamerikanerinnen. Talleyrand war neulich, ehe er nach London abreiſte, in Lafayette's Salon; es hat aber kein Menſch mit ihm geſprochen. Ich ſprach unter andern zwei Advokaten, welche die Vertheidigung der angeklagten Miniſter übernommen. Sie ſagten, die Sache ſtände ſchlimm mit ihren Klienten und ſie ſtänden in Lebensgefahr. Sie wären aber auch ſo dumm, daß ſie nicht einmal ſo viel Verſtand gehabt hätten, zu entwiſchen, was die Regierung ſehr gern geſehen hätte. Jetzt ſei es zur Flucht zu ſpät. Der Kommandant in Vincennes, wo die Miniſter eingeſperrt ſind, ſei ſtreng und laſſe nicht mit ſich reden. Man erzählte auch von einem Bauern-Aufſtand in Hanau. Wiſſen Sie etwas davon.

— Ihre Briefe machen mir eigentlich nur Freude ehe ich ſie aufmache, und in der Erwartung, daß ſie recht groß ſind. Aber einmal geöffnet iſt auch alles vorüber. In einer Minute habe ich ſie geleſen, es iſt das kürzeſte Vergnügen von der Welt. Ich werde durch Ihre langen Buchſtaben und geſtreckten Zeilen ſehr übervortheilt. Ihre ganzen Briefe brächte ich in zwanzig Zeilen. Was können Sie aber dafür? Ihre Freundſchaft reicht nicht weiter.

— Was mag jetzt nicht in Deutſchland alles vorgehen, was man gar nicht erfährt, weil es nicht gedruckt werden darf! Ich habe den Abend oft das ganze Zimmer voll deutſcher Jünglinge, die alle revolutioniren möchten. Es iſt aber mit den jungen Leuten gar nichts anzufangen. Sie wiſſen weder was ſie wollen, noch was ſie können. Geſtern traf ich bei Lafayette einen blonden Jüngling mit einem Schnurrbarte und einer ſehr kecken und geiſtreichen Phyſionomie. Dieſer war von*** wo er wohnt, als dort die Unruhen ausgebrochen, hierhergekommen, hatte Lafayette, Benjamin Conſtant, Quiroga und andere Revolutionshäupter beſucht und um Rath gefragt, gerade als hätten dieſe Männer ein Revolutionspulver, des man den Deutſchen eingeben könnte.

— Was ſagen Sie dazu, daß die Todesſtrafe abgeſchafft werden ſoll, vor jetzt wenigſtens bei politiſchen Vergehen? Iſt das nicht ſchön? Und das geſchieht nur in der Abſicht, die angeklagten Miniſter zu retten. Und nicht etwa die Regierung allein will das, ſondern der beſſere Theil des Volkes ſelbſt. Dieſe Woche kam eine Bittſchrift von hundert bleſſirten Bürgern, die alle die Abſchaffung der Todesſtrafe fordern, an die Kammer. Mich rührte das ſehr, daß Menſchen, welche von den Miniſtern unglücklich gemacht worden, um das Leben ihrer Feinde bitten. Wenn man bei unſerer lieben Deutſchen Bundesverſammlung um die Abſchaffung der Todesſtrafe in politiſchen Vergehen einkäme, würde man freundlichen Beſcheid bekommen! Und doch, wenn ſie klug wären, ſollten ſie ſchon aus Egoismus die alten blutigen Geſetze mildern Heute noch haben ſie die Macht, wer weiß wie es morgen ausſieht.

Zehnter Brief.

Paris, den 19. October 1830.

Seit geſtern bin ich in meiner neuen Wohnung. Ich wollte ſie ſchon Freitag beziehen, aber meine Wirthin, eine junge hübſche Frau, machte eine ganz allerliebſte fromme Miene, ſagte: c'est vendredi und bat mich meinen Einzug zu verſchieben. Ich bot ihr an, alles Unglück, was daraus entſtehen könnte, auf mich allein zu nehmen, doch ſie gab nicht nach. Man ſagte mir, dieſer Aberglaube ſei hier in allen Ständen ſehr verbreitet. Es giebt zum Transporte der Möbel beim Ein- und Ausziehen eine eigene Anſtalt, ein beſonderes Fuhrweſen. Bei den häufigen Wohnungsveränderungen, die hier ſtatt finden, ſind jene Wagen nicht täglich zu haben, man muß oft Wochen lang vorher ſeine Beſtellung machen. An den Freitagen aber ſind ſie unbeſchäftigt, weil da Niemand ſein Haus wechſeln will. Sollte man das von Pariſern erwarten?

Geſtern am achtzehnten Oktober, am Jahrestage der Leipziger Schlacht und der Befreiung Deutſchlands, fing es mich zu frieren an, und da ließ ich zum erſtenmale Feuer machen. Jetzt brennt es ſo ſchön hell im Kamine, daß mir die Augen übergehen. Der Preis des Holzes iſt ungeheuer. Man kann berechnen, wie viel einem jedes Scheit koſtet; die Aſche iſt wie geſchmolzenes Silber. Dabei gedachte ich wieder mit Rührung meines, nicht theuern, ſondern im Gegentheile wohlſeilen Vaterlandes. Als meine Wirthin mich ſeufzen hörte und ſah, wie ich aus Oekonomie die Hände über den Kopf zuſammenſchlug, tröſtete ſie mich mit den Worten: mais c'est tout ce qu'il y a de plus beau en bois! Dieſe kleine Frau gibt einem die ſchönſten Redensarten, aber ſie ſind koſtſpielig. Den Miethpreis der Zimmer, den ich zu hoch fand, herabzuſtimmen, gelang aller meiner Beredſamkeit nicht. Sie widerlegte mich mit der unwiderleglichen Bemerkung: Der engliſche Ort ſei doch ganz allerliebſt — mais vous avez un lieu anglais qui est charmant. Die reichen Engländer ſetzen viel Gewicht darauf, und der arme Deutſche muß das mit bezahlen.

Ich habe mit einigen deutſchen Zeitungs-Redakteuren Verbindungen angeknüpft, um eine Correſpondenz zu übernehmen, die mir das allerſchönſte Holz und den anmuthigſten aller engliſchen Orte bezahlen helfe; es iſt aber nichts zu Stande gekommen. Die Einen und die Andern wollten nicht Geld genug hergeben, oder können auch nicht mehr bei den armſeligen Verhältniſſen, in welchen ſich die meiſten deutſchen Blätter befinden. Die Hamburger Zeitung, welche, da ſie einen bedeutenden Abſatz hat, mir meine Forderungen vielleicht bewilligt hätte, machte mir die Bedingung, ich müßte mich auf Thatſachen beſchränken und dürfe nicht reſonniren. Da ich aber nicht nach Frankreich gereiſt bin, um ein Stockfiſch zu werden, ſondern gerade wegen des Gegentheils, brach ich die Unterhandlung ab.

— — Eine ganze Stunde habe ich das Schreiben unterbrochen und darüber von dem langen Briefe, den ich im Kopfe hatte, den größten Theil vergeſſen. Mich beſchäftigte eine Kritik meiner geſammelten Schriften, welche in den neueſten Blättern der Berliner Jahrbücher ſteht, und die mir ein Freund zugeſchickt. Es darf Sie nicht wundern, daß ich mich dadurch zerſtreuen ließ; mit einer Recenſion könnte man einen Schriftſteller ſelbſt vom Sterben abhalten. Ich bin mit meinem Kritiker ſehr zufrieden, und alles was er ſagt, hat mir Freude gemacht. Er lobt mich von Herzen und tadelt mich mit Verſtand. So oft von meinen poliſchen Anſichten und Geſinnungen die Rede iſt, ſtellt er ſich freilich an als verſtände er mich nicht und widerſpricht mir; doch wird es keinem Leſer entgehen, wie das gemeint iſt. Im Grunde denkt Herr Neumann (ſo heißt der Berliner Recenſent) ganz wie ich; aber ein königlich Preußiſcher Gelehrter muß ſprechen wie der Herr von Schuckmann. Das iſt das Preußenthum, das iſt die proteſtantirte Oeſterreichiſche Politik. Das iſt, was ich in meiner Brochüre über die Berliner Zeitung alles vorhergeſagt.

— Vor einigen Tagen war ich zum erſten Male im Theater, und zwar in meinen geliebten Variétés. Ich wurde den Abend um einige Pfunde leichter, was bei einem deutſchen Bleimännchen, wie ich eins bin, ſchon einen großen Unterſchied macht. Es wird einem dabei ganz tänzerlich zu Muthe, die Füße erheben ſich von ſelbſt und man könnte ſich nicht enthalten, ſelbſt Hegel zu einem Walzer aufzufordern, wenn er grade in der Nähe ſtände. Ich habe meine Freude daran, wie ſich das leichtſinnige Volk alles ſo leicht macht. Sie ſchreiben ſchneller ein Stück, als man Zeit braucht, es aufführen zu ſehen. Kaum waren acht Tage nach der Revolution verfloſſen, als ſchon zwanzig Komödien fertig waren, die alle auf das Ereigniß Bezug hatten. Gewöhnlich iſt kein geſunder Menſchenverſtand darin, aber wozu auch? Iſt nicht jedes Volk ein ewiges Kind und brauchen daher Volks-Schauſpiele Verſtand zu haben? Alle dieſe Gelegenheitsſtücke ſind nun jetzt wieder von der Bühne verſchwunden, – „die Todten reiten ſchnell“ — und ich eilte mich daher, eins der wenigen übrig gebliebenen noch auf ſeiner Flucht zu erhaſchen. Ich ſah Mr. de la Jobardière. Das iſt einer von den altadeligen geräucherten Namen, die ſchon Jahrhunderte im Schornſtein hängen, und jetzt von der jungen Welt herabgeholt und gegeſſen werden. Der alte Edelmann iſt ein guter Royaliſt, lang und hager und ſehr gepudert. Seine Frau iſt eine gute Royaliſtin, dick und rund und geſchminkt. Der junge Hausarzt -- verſteht ſich ein Bürgerlicher — iſt in die Tochter verliebt. Jetzt kommt der Vorabend der Revolution. Der Arzt, ein Patriot, giebt den Eltern ſeiner Geliebten, theils um ihnen die Unruhe zu erſparen, theils um ihnen eine Ueberraſchung zu bereiten, Opium ein, ſo daß ſie während der drei Revolutionstage ſchlafen und erſt am dreißigſten Juli aufwachen, da Karl X. ſchon auf dem Wege nach Rambouillet war. Der Royaliſt, im Schlafrocke, nimmt, wie gewöhnlich beim Frühſtücke, ſeine Zeitungen vor. Da findet er ein Blatt la Révolution, ein anderes le Patriote genannt, Blätter die während ſeinem Schlafe erſt entſtanden waren. Er reibt ſich die Augen und klingelt ſeinem Bedienten. Dieſer tritt wie ein Bandit mit Säbel und Piſtolen bewaffnet herein und trägt einen Gensd'arme-Hut auf dem Kopfe. Der Royaliſt fragt, ob er verrückt geworden, und als er von ihm die Erzählung der vorgefallenen Ereigniſſe vernimmt, fängt er an an ſeinem eigenen Kopf zu zweifeln und ſchickt nach dem Arzte. Bald erſcheint dieſer in der Uniform eines Nationalgarden-Officiers und beſtätigt alles. Der Royaliſt wankt, aber ſeine feſtere Frau will noch nichts glauben, ſagt: Der König verjagt — das könne nur ein Mißverſtändniß ſeyn, und ſie wolle in die Faubourg St. Germain gehen und Erkundigungen einziehen. Sie geht fort, kehrt nach einer Weile zurück und zwar mit einer dreifarbigen Kokarde, groß wie ein Wagenrad auf der Bruſt, und ſagt, leider ſei alles wahr. Das royaliſtiſche Ehepaar tröſtet ſich aber ſehr bald, und iſt der ſehr vernünftigen Meinung, ein König ſei wie der andere, der Herzog von Orleans ſei König und darum das Unglück nicht ſo groß. Le Roi est mort, vive le Roi! ſchreien ſie und der Arzt bekommt die Tochter. Iſt das nicht eine prächtige Erfindung?

Der dreißigſte Juli war auch der Himmelfahrts-Tag Napoleons. Seitdem wird er als Gott angebetet. Ich ſah la redingote grise. Es iſt die bekannte Geſchichte von der ſogenannten kaiſerlichen Großmuth gegen die Prinzeſſin Hatzfeld in Berlin. Der Theater-Lieferant hatte den Verſtand, Napoleon nichts ſprechen zu laſſen. Er erſcheint als Graumännchen auf einige Minuten, und verſchwindet dann wieder. Es iſt recht ſchauerlich.

Die unheilige Dreieinigkeit vollſtändig zu machen, erſchien nach der Volks-Souveränetät und Buonaparte, am nehmlichen Abende der leibhaftige Teufel ſelbſt auf der Bühne, unter Voltaire's Geſtalt. Das Vaudeville heißt Voltaire chez les Capucins. Das Stück ſpielt in einem Capuziner-Kloſter, worin Voltaire als ungekannter Gaſt eingekehrt war. Es ſind heuchleriſche Pfaffen, die dort ihr Weſen treiben. Voltaire entdeckt ihre Schelmereien, ihre geheimen Liebſchaften, ihre Ränke und Miſſethaten; er ſchürt das Feuer, und ſchwelgt ganz ſelig in Schadenfreude und Bosheit. Es war eine Luſt, wie gut ihn der Schauſpieler dargeſtellt — aber gottlos, ſehr gottlos.

— Sie fragen mich, was ich erwarte, was ich denke? Ich erwarte, daß die Welt untergehen wird, und daß wir den Verſtand darüber verlieren werden. Ich zweifle nicht daran, daß bis zum nächſten Frühlinge ganz Europa in Flammen ſtehen wird, und daß nicht blos die Staaten über den Haufen fallen werden, ſondern auch der Wohlſtand unzähliger Familien zu Grunde gehen wird. Zu ihren Luſtbarkeiten laden die Fürſten nur Edelleute ein; aber wenn das Unglück über ſie kömmt, bitten ſie auch ihre Bürger zu Gaſte. Dafür ſorgen ſie voraus, zu dieſem edlen Zwecke machen ſie Staatsſchulden. Wir können ſtolz darauf ſeyn; es iſt eine große Ehre in ſo vornehmer Geſellſchaft zu jammern.

Eilfter Brief.

Paris, den 30. October 1830.

Ich Unglücklichſter muß meine Wohnung von neuem wechſeln. Der Kamin raucht, und der Fußboden, obzwar parquetirt, iſt von einer beleidigenden Kälte. Nicht ohne Grobheit machte ich meiner ſchönen Wirthin Vorwürfe, daß ſie mir die geheimen Fehler der Zimmer verſchwiegen. Sie ſtellte ſich ganz überraſcht und erwiederte: das wäre ihr unbegreiflich; ein junger Spanier habe doch zwei Winter bei ihr gewohnt und ſich nie über das Geringſte beſchwert. Das will ich wohl glauben! Ich ließ mich durch die ſchönſten franzöſiſchen Verſprechungen von Teppichen und Kamin-Verbeſſerungen nicht täuſchen, kündigte ſogleich auf und ging fort, mich nach einer andern Wohnung umzuſehen. Als ich unten von der Straße nach meinem geöffneten Fenſter hinaufſah, bemerkte ich, daß mein Wohnzimmer über dem Thorweg liegt, und die Kälte des Fußbodens gar nicht zu heilen iſt. Das war mir entgangen, ſowohl beim Miethen als während der vierzehn Tage, daß ich im Hauſe wohne. Und doch bin ich Doktor der Philoſophie! Wie dumm mögen erſt gewöhnliche Menſchen ſeyn, die von Fichte und Schelling nie ein Wort geleſen! Ich ſchämte mich im Stillen und nahm mir feſt vor, mich nie mehr mit Staatsreformen zu beſchäftigen.

— Eine Flinte möchte ich haben und ſchießen. Mit guten Worten, das ſehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus. Ich wünſche, daß es Krieg gäbe, und der kränkelnde Zuſtand der Welt in eine kräftige Krankheit übergehe, die Tod oder Leben entſcheidet. Wenn es Friede bleibt, wird die Zuchtmeiſterei in Deutſchland immer unerträglicher werden, und glauben Sie ja keinem Menſchen das Gegentheil; ich werde Recht behalten. Dem deutſchen Bürgerſtande wird Angſt gemacht vor dem Pöbel und er bewaffnet ſich, ſtellt ſich in ſeiner viehiſchen Dummheit unter das Commando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen. Hier und in den Niederlanden wird der Pöbel auch aufgehetzt. Die National-Garde hält ihn im Zaum, läßt ſich aber nicht zum Beſten haben, ſondern vertheidigt und beſchützt nur ſeine eignen Rechte und ſeinen eignen Vortheil. Heute las ich in einer hieſigen Zeitung, daß ein Koch in Dresden zu ſechszehnjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt worden, weil man bei einem Volksauflaufe ein Meſſer bei ihm gefunden. Als wenn es nicht ganz was natürliches und gewöhnliches wäre, daß ein Koch ein Meſſer bei ſich führe! Auch hat man einen Grafen-Schulenburg, der das Volk aufgewiegelt haben ſoll, arretirt, und nach Berlin geführt. Es verſteht ſich, daß die deutſchen Zeitungen nicht Graf Schulenburg ſchreiben durften, ſondern nur Graf S. Nur in den franzöſiſchen Blättern war der Name ausgeſchrieben. Ich zweifle zwar nicht daran, daß es in Deutſchland Menſchen gibt, die aus Patriotismus oder Muthwillen das Volk aufwiegeln; aber gewiß haben ſie die verſchiedenen Inſurrectionen nicht herbei geführt, ſondern höchſtens benutzt. Die Regierungen aber, in ihrer alten bekannten Verſtocktheit, werden glauben oder ſich anſtellen zu glauben, einzelne Aufwiegler wären an allen Unruhen Schuld, und wenn ſie nun dieſe in ihre Gewalt bekommen, werden ſie denken, alles ſei geendigt, auf die Klagen des Volkes ferner keine Rückſicht nehmen, und in die alte Lage zurück fallen. Nur Krieg kann helfen.

Vor einigen Tagen ſtand in einem hieſigen Blatte ein ſehr merkwürdiger Brief aus Deutſchland, der über die dortigen Unruhen ein großes und neues Licht verbreitet. Es wird darin erzählt, wie Metternich dieſe Unruhen angefacht habe und wozu er ſie habe benutzen wollen. Er gedachte nehmlich, die bairiſchen Truppen und die der andern ſüddeutſchen Staaten, unter dem Vorwande, ſie zur Dämpfung der ausgebrochenen Inſurrektionen zu verwenden, in die Ferne zu locken und dadurch jene Länder wehrlos zu machen. Der König von Baiern habe aber den Plan durchſchaut und ihn vereitelt. Der Bericht iſt ſehr intereſſant und iſt, wie mich Einer verſicherte, von Herrn von Hormayr in München eingeſandt. Dieſer war früher in Wien angeſtellt und iſt ein großer Feind von Metternich. Es iſt ſehr traurig, daß in deutſchen Blättern der genannte Artikel nicht erſcheinen darf, und er daher gar nicht bekannt werden wird. Ich hörte auch: die Liberalen in Baiern ſuchten den König zu revolutioniren, daß er ſich an die Spitze der Bewegung ſtelle und ſich zum Herrn von Deutſchland mache. Die Sache iſt gar nicht unmöglich. Ueberhaupt ſollen geheime Geſellſchaften, beſonders der alte Tugendbund, gegenwärtig wieder ſehr thätig ſein. Mit geheimen Geſellſchaften möchte ich nichts zu ſchaffen haben, am wenigſten mit dem Tugendbunde, der es auf eine heilloſe Prellerei angelegt hat. Er wird von Ariſtokraten geleitet und hat ariſtokratiſche Zwecke, die man vor den dummen ehrlichen Bürgersleuten, die daran Theil nehmen, freilich geheim hält. Das heißt, mit der heiligen

Schrift zu reden, den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Der heutige Conſtitutionnel meldet, ein Corps deutſcher Bundestruppen von einem Naſſauer Generale commandirt, würde zuſammengezogen, und das Hauptquartier ſolle nach Frankfurt kommen. Haben Sie davon gehört? Das arme Frankfurt ſieht doch einer traurigen Zukunft entgegen Seit funfzehn Jahren iſt dort das Hauptquartier der Dummheit, und wenn dieſe einmal ihre Früchte trägt, wird es Frankfurt am erſten ſchmecken Ich fange an einzuſehen, daß ich die deutſchen Verhältniſſe falſch beurtheilt. Ich habe den entgegengeſetzten Fehler der Miniſter, ich bekümmere mich zu viel um Sachen und zu wenig um Perſonen. Mehrere unterrichtete Deutſche, die ich hier kennen gelernt, haben mir die Ueberzeugung beigebracht, daß in Deutſchland alles zu einer Revolution reif ſei. Wann und auf welche Art es losbrechen werde, könne man nicht wiſſen; aber es werde losbrechen, und das bald.

— Victor Hugo's Hernani habe ich mit großem Vergnügen geleſen. Es iſt wahr, daß ich Werke ſolcher Art bei einem franzöſiſchen Dichter nach ganz andern Grundſätzen beurtheile, als ich es bei einem deutſchen Dichter thue. Das Ding an ſich kümmert mich da gar nicht; ſondern ich betrachte es blos in ſeiner Verbindung, das heißt bei romantiſchen poetiſchen Werken, in ſeinem Gegenſatze mit der franzöſiſchen Nationalität. Alſo je toller je beſſer; denn die romantiſche Poeſie iſt den Franzoſen nicht wegen ihres ſchaffenden, ſondern wegen ihres zerſtörenden Prinzips heilſam. Es iſt eine Freude zu ſehen, wie die emſigen Romantiker alles anzünden und niederreißen, und große Karren voll Regeln und klaſſiſchem Schutte vom Brandplatze wegführen. Die Stockfiſche von Liberalen, deren Vortheil es wäre, die Zerſtörung zu befördern, widerſetzen ſich ihr, und dieſes Betragen iſt ein Räthſel, das ich mir ſeit zehen Jahren vergebens zu löſen ſuche. Die armen Romantiker werden von ihren Gegnern verſpottet und verfolgt, daß es zum Erbarmen iſt, und man kann ihre herzbrechenden Klagen nicht ohne Thränen leſen. Aber warum klagen ſie? Warum gehen ſie nicht ihren Weg fort, unbekümmert, ob man ſie lobe oder tadle? Ja, das iſt's eben. Sie ſind noch nicht romantiſch genug; die Romantik iſt nur erſt in ihrem Kopfe, noch nicht in ihrem Herzen; ſie glauben ein Kunſtwerk müſſe einen unbeſtrittenen Werth haben, wie eine Münze, und darum ſeufzen ſie nach *allgemeinem* Beifall. Victor Hugo wiederholt in der Vorrede zu ſeinem Drama folgende Stelle aus einem Artikel, den er vor kurzem, als ein romantiſcher Dichter in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb, in einem öffentlichen Blatte geſchrieben hatte.

Dieſes Händeringen, dieſes Wehklagen, dieſer Lebensüberdruß — es iſt gar zu wunderlich!

„Dans ce moment de mêlée et de tourmente littéraire, qui faut-il plaindre, ceux qui meurent ou ceux qui combattent? Sans doute, c'est pitié de voir un poète de vingt ans qui s'en va, une lyre qui se brise, un avenir qui s'évanouit; mais n'est-ce pas quelque chose aussi que le repos? N'est-il pas permis à ceux autour desquels s'amassent incessamment calomnies, injures, haines, jalousies, sourdes menées, basses trahisons; hommes loyaux auxquels on fait une guerre déloyale; hommes dévoués qui ne voudraient enfin que doter le pays d'une liberté de plus, celle de l'art, celle de l'intelligence; hommes laborieux qui poursuivent paisiblement leur oeuvre de conscience, en proie d'un côté à de viles machinatures de censure et de police, en lutte de l'autre, trop souvent, à l'ingratitude des esprits mêmes pour lesquels ils travaillent; ne leur est-il pas permis de retourner quelquefois la tête avec envie vers ceux qui sont tombés derrière eux, et qui dorment dans le tombeau? — —

Qu'importe toutefois? Jeunes gens ayons bon courage! Si rude qu'on nous veuille faire le présent, l'avenir sera beau. Le romantisme,

tant de fois mal défini, n'est, à tout prendre, et c'est là sa définition réelle, que le libéralisme en littérature.“

Was doch das Glück übermüthig macht! Dieſe jungen Leute jammern und verwünſchen ſich das Leben, weil einige poetiſche Abſolutiſten nicht haben wollen, daß ſie romantiſch ſind: Abſolutiſten, die doch keine andern Waffen haben als die Feder und den Spott, welchem man gleiche Waffen entgegenſetzen kann — und wir unglückſeligen Deutſchen, Alt und Jung, ſobald wir nur einen Augenblick aufhören romantiſch zu ſeyn und uns um die Wirklichkeit bekümmern wollen, werden geſcholten wie Schulbuben, geprügelt wie Hunde und müſſen ſchweigen und dürfen uns nicht rühren!

— Der Bundestag, wie ich höre, will in Deutſchland die Preßfreiheit beſchränken. Wie ſie das aber anfangen wollen, möchte ich wiſſen. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Zwölfter Brief.

Paris, den 3. November 1830.

Ich habe bis jetzt noch ſehr wenige Bekanntſchaften gemacht, und wahrſcheinlich werde ich es darin nicht weiter bringen, als das vorige Mal auch. Man mag ſich anſtellen wie man will, man fällt immer in ſein Temperament zurück. Zu Menſchenkennerei hatte ich immer die größte Unluſt; meine ſinnliche und mehr noch meine philoſophiſche Trägheit hält mich davon zurück. Was die einzelnen Menſchen der nehmlichen Gattung von einander unterſcheidet, iſt ſo fein, daß mich die Beobachtung anſtrengt; es iſt mir als ſollte ich einen kleinen Druck leſen. Und wird man bezahlt für ſeine Mühe? Selten. Darum halte ich mich lieber an Menſchenmaſſen und an Bücher Da kann ich fortgehen, die kann ich weglegen, wenn ſie mir nicht gefallen oder wenn ich müde bin. In Geſellſchaften muß ich hören, was ich nicht Luſt habe zu hören, muß ſprechen, wenn ich nicht Luſt habe zu ſprechen, und muß ſchweigen, wenn ich reden möchte. Sie iſt eine wahre Krämerei, die ſogenannte geſellſchaftliche Unterhaltung. Was man in Centnern eingekauft, ſetzt man lothweiſe ab. Wie ſelten trifft man einen Menſchen, mit dem man en gros ſprechen kann! Wem, wie mir, ſeine Meinungen zugleich Geſinnungen ſind, wem der Kopf nur die Pairskammer iſt, das Herz aber die volksthümlichere Deputirtenkammer, der kann ſich nicht in Geſellſchaften behaglich fühlen, wo der ariſtokratiſche Geiſt allein Geſetze gibt. Drei, höchſtens fünf Freunde, oder dann Markt oder ein Buch — ſo liebe ich es. Das iſt die Philoſophie meiner Trägheit. Dazu kömmt noch, daß ich, wie gewöhnlich auf meinen Reiſen, ohne alle Empfehlungsbriefe hierher gekommen. Zwar braucht man ſie in Paris weniger als an andern Orten, hier wird man leicht von einem Bekannten zu einem Unbekannten geführt und ſo geht es ſchnell fort; aber ſich vorſtellen zu laſſen, mit anhören zu müſſen, wer und was man iſt, ſich unverdient, und was noch ſchlimmer, ſich verdient loben zu hören — das thut einem doch gar zu kurios!

— Was ſagen Sie zu Antwerpen? Iſt es nicht ein Jammer, daß einem das Herz blutet? Iſt je ſo eine Schändlichkeit begangen worden? . . . .

Das iſt nicht der und der Fürſt, der es gethan, das iſt nicht der König der Niederlande, der nicht der ſchlimmſte Fürſt iſt; das iſt die *Fürſtennatur*, die ſich hier gezeigt, die wahnſinnige Ruchloſigkeit, die meint, ihrem perſönlichen Vortheile dürfe man das Wohl eines ganzen Volkes aufopfern. Es iſt nicht mehr zu ertragen und ich fange an und werde ein Republikaner, wovon ich bis jetzt ſo weit entfernt war. Sie ſollten heute nur (im Meſſager) de Potter's Glaubensbekenntniß leſen und wie er ſagt, der beſte Fürſt tauge nichts, und er wäre für eine Republik. Nie hat Einer ſo klar und wahr geſprochen.

Was ſagt man denn in Frankfurt von der Peſt (Cholera morbus), die jetzt in Moskau herrſcht? Die Krankheit hat ſich von Aſien dort hin gezogen. Es iſt eine Geſchichte gar nicht zum Lachen. In der geſtrigen Zeitung ſteht, der engliſche Geſandte in Petersburg habe ſeiner Regierung berichtet, dieſe fürchterliche Krankheit werde ſich wahrſcheinlich auch über Deutſchland und weiter verbreiten. Das iſt wieder Gottes nackte Hand! Die Fürſten werden gehindert ſeyn, große Heere zuſammenzuziehen und thun ſie es doch . . . . Es ahndet mir — nein ich *weiß* es, die Peſt wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte: ſie wird das trägſte und furchtſamſte Volk der Erde antreiben und ermuthigen. Peſt und Freiheit! Nie hat eine häßlichere Mutter eine ſchönere Tochter gehabt. Was kann der kommende Frühling nicht noch für Jammer über die Welt bringen! Thränen werden nicht ausreichen, man wird vor lauter Noth lachen müſſen. Und das Alles um des monarchiſchen Prinzips, und das alles um eines Dutzends armſeliger Menſchen willen! Es iſt gar zu komiſch.

– Die Revüe, welche verfloſſenen Sonntag auf dem Marsfelde über die Nationalgarde gehalten wurde, gewährte einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick. Hundert tauſend Mann Soldaten, und wenigſtens eben ſo viel Zuſchauer, alle auf einem Platze, den man auf den angrenzenden Höhen ſo bequem überſieht. Was mich beſonders freute, war, daß hinter manchem Bataillon, auch ein kleiner Trupp uniformirter Kinder zum Spaſe mit zog. Die Officiere hatten, wie ich bemerkte, oft ihre Noth zu kommandiren, die Buben kamen ihnen immer zwiſchen die Beine. Dann zogen auch die Bleſſirten vom Juli an dem König vorüber, und darunter auch zwei Weiber mit Flinten, die damals mitgefochten. Der König wurde mit großem Jubel empfangen. Der Kronprinz (Herzog von Orleans) dient als gemeiner Kanonier bei der Nationalgarde und ſtand den ganzen Tag bei ſeiner Kanone und legte die Hände an wie die Uebrigen. Den fremden Geſandten, die alle bei der Revüe waren, mußte die ganze königliche Pöbelwirthſchaft doch wunderlich vorkommen. An den deutſchen Höfen wird jeder Prinz, ſobald er auf die Welt kömmt, gleich in ein Regiment eingeſchrieben, um von unten auf zu dienen, und ſo während er in's Bett piſſt, avancirt er immerfort, iſt im ſiebenten Jahre Lieutenant, im zehnten Obriſt, und im achtzehnten General. Die Revüe dauerte von Morgens bis Abends; ich hatte natürlich nicht ſo lange Geduld. Wie es nur die Leute aushalten, ſo lange auf den Beinen zu ſeyn. Um acht Uhr Morgens zogen ſie aus, und es war acht Uhr Abends als die letzten Legionen noch über die Boulevards zogen. Viele Nationalgarden, um ſich nicht zu ermüden, ſind zur Revüe hingefahren, und die vielen Cabriolets und Omnibus, aus welchen auf beiden Seiten Flinten hervorſahen, gewährten einen ſeltſamen Anblick.

Heute iſt das Miniſterium geändert, wie Sie aus den Zeitungen erfahren werden. Thiers, der Verfaſſer einer Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, wird Unter-Staats-Sekretair der Finanzen, alſo ohngefähr ſo viel als Miniſter. Ich kannte ihn früher. Er iſt kaum dreißig Jahre alt, kam zur Zeit als wir in Paris waren mit ſeinem Landsmann Mignet hierher, ganz fremd und unbeholfen. Ein Deutſcher meiner Bekannten nahm ſich der jungen Leute an und wies ſie zurecht, und jetzt iſt der Eine

Staatsrath, der Andere Miniſter! Was man hier ſein Glück macht! Möchte man nicht vor Aerger ein geheimer Hofrath werden! Es iſt gerade ſo als wäre der Heine Miniſter geworden oder der Menzel oder ich. Und was ſind wir?

Freitag, den 5. November.

Mittwoch Abend war ich bei Gerard, dem berühmten Maler, deſſen Salon ſchon ſeit dreißig Jahren beſtehet und wo ſich die ausgezeichnetſten Perſonen verſammeln. Es iſt eine eigentliche *Nachtgeſellſchaft*; denn ſie fängt erſt um zehn Uhr an, und man darf noch nach Mitternacht dahin kommen. Gerard iſt ein ſehr artiger und feiner Mann; aber er hat viel Ariſtokratiſches. (Ich mußte darüber lachen, daß ich unwillkührlich *aber* ſchrieb.) Er ſieht mir nicht aus, als hätte er je das Mindeſte von unſerm deutſchen Kunſt-Katzenjammer gefühlt. Ich möchte ihm einmal die *Phantaſieen eines Kunſtliebenden Kloſterbruders* oder ſo ein anderes ſchluchzendes Buch zum Leſen geben — was er wohl dazu ſagte! Ich fand dort die Dichterin Delphine Gay; den dramatiſchen Dichter Ancelot; Humboldt; Mayer-Beer; den Bildhauer David, der im vorigen Sommer in Weimar war, um Goethes Büſte aufzunehmen; unſern Landsmann, den jungen Hiller.

der hier als Komponiſt und Klavierſpieler in großer Achtung ſteht; Vitet, den Schriftſteller, der unter dem Namen Stendthal ſchreibt und noch viele andere Gelehrte und Künſtler. Ein armer deutſcher Gelehrter wird gelb vor Aerger und Neid, wenn er ſiehet, wie es den franzöſiſchen Schriftſtellern ſo gut gehe. Außer dem vielen Gelde, das ſie durch ihre Werke verdienen, werden ſie noch ebendrein von der Regierung angeſtellt. Stendthal iſt eben im Begriff nach Trieſt abzureiſen, wo er eine Stelle als Conſul erhalten. Vitet ſchreibt ſogenannte hiſtoriſche Romane, die ſehr ſchön ſind: Henri III, les barricades, les états de Blois. Der hat jetzt eine Anſtellung bekommen, um die ich ihn beneide. Er iſt conservateur des monuments d'antiquité de la France. Dieſe Stelle beſtand früher gar nicht und der Miniſter Guizot, der Vitet protegirte, hat ſie erſt für ihn geſchaffen. Sein Geſchäft beſtehet darin, daß er jährlich ein paar Mal durch Frankreich reiſt und die alten Bauwerke aus der römiſchen Zeit und aus dem Mittelalter, Tempel, Waſſerleitungen, Amphitheater, Kirchen beſichtiget und darauf ſiehet, daß ſie nicht verfallen. Dafür hat er einen jährlichen Gehalt von funfzehn tauſend Franken und die Reiſekoſten werden beſonders bezahlt. Gäbe es eine angenehmere Stelle als dieſe für einen Menſchen wie ich bin, der faul iſt und gern reiſt? Möchte man ſich nicht den Kopf an die Wand ſtoßen, daß man ein Deutſcher iſt, der aus ſeiner Armuth und Niedrigkeit gar nicht heraus kommen kann? In Deutſchland geſchieht wohl manches für Kunſt und Wiſſenſchaft, aber für Künſtler und Schriftſteller gar nichts. Hier vertheilt die Regierung jährliche Preiſe für die beſten Werke der Malerei, der Bildhauerkunſt, Lithographie, Muſik und ſo für Alle. Der erſte Preis beſteht darin, daß der Gewinnende auf fünf Jahre lang, jährlich 3000 Franken erhält, und dafür muß er dieſe Zeit in Rom zu ſeiner Ausbildung zubringen. Einem Deutſchen würde dieſes Müſſen in Rom leben komiſch klingen, denn er iſt lieber in Rom als in Berlin, Carlsruhe. Aber Franzoſen erſcheint dieſes oft als Zwang, denn ſie verlaſſen Paris nicht gern. So hat die vorige Woche ein junger Menſch, Namens Berlioz, den erſten Preis der muſikaliſchen Compoſition erhalten. Ich kenne ihn, er gefällt mir, er ſiehet aus wie ein Genie. Geſchiehet je ſo etwas bei uns? Denken Sie an Beethoven. O! ich habe eine Wuth! Schicken Sie mir doch einmal eine Schachtel voll deutſcher Erde, daß ich ſie hinunterſchlucke. Das iſt ohne dies gut gegen Magenſäure, und ſo kann ich das verfluchte Land doch wenigſtens ſymboliſch vernichten und verſchlingen. Neukamp, ein deutſcher Componiſt (ich glaube er macht Kirchenmuſik) lebt in

Talleyrands Hauſe; aber nicht als Muſiker, ſondern als Attaché! Er begleitet Talleyrand überall hin und iſt ihm auch jetzt nach England gefolgt. Es mag recht angenehm ſeyn, in Talleyrands Nähe zu wohnen. Bei uns gelangt man gar nicht zu ſo etwas. Gerard ſagte mir, daß er die Deutſchen ſehr liebe, und hielt ihnen eine große Lobrede. Es war Mitternacht als man erſt den Thee auftrug. Welche Lebensart! Ich muß Ihnen doch die ſtatiſtiſche Merkwürdigkeit mittheilen, daß man hier zum Thee keine Serviette auflegt, ſondern die Taſſen und was dazu gehört auf den nackten Tiſch ſtellt. Gefällt Ihnen das? Aber dem Liberalismus iſt nichts heilig.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 9. November 1830.

Spontini iſt gegenwärtig mit ſeiner Frau hier. Sie waren vorgeſtern bei ***. Er kehrt wieder nach Berlin zurück. Ehe er von Berlin abreiſte, erließ er an die Kapelle eine Art Tagesbefehl, worin er ſeine Zufriedenheit mit ihr zu erkennen gibt, und die Kapelle antwortete darauf. Beide Briefe ſind gedruckt und Spontini vertheilt ſie hier. Als ich ſie bei *** las, hätte ich vor Wuth bald eine Taſſe zerbrochen. Von Seite Spontini's die größte franzöſiſche Unverſchämtheit; er ſpricht mit der Kapelle wie ein Fürſt mit ſeinen Unterthanen. Und von Seite der Kapelle die größte deutſche Niederträchtigkeit und Kriecherei. Es gibt nichts Bezeichnenderes als das. Spontini erzählte: in Berlin wird gegenwärtig Roſſini's Wilhelm Tell aufgeführt, aber mit ganz verändertem Texte wegen des revolutionären

Geiſtes darin, und Schillers Wilhelm Tell dürfe gar nicht mehr gegeben werden. So weit ſchon iſt es jetzt in Preußen gekommen, die zweimal in Paris waren!

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

— Die Theater werden jetzt frei gegeben, daß heißt: es darf jeder, der Luſt hat, ein Theater errichten und man braucht kein Privilegium mehr dazu, keine allergnädigſte, keine hohe, keine hochobrigkeitliche Erlaubniß mehr. Seit der Revolution hat auch die Theater-Cenſur aufgehört und es herrſcht vollkommene Lachfreiheit. Das alte Zeug wandert aus, und Deutſchland iſt das große Coblenz, wo alle emigrirten Mißbräuche zuſammentreffen. In Zeit von zehn Jahren werden die Freunde der politiſchen Alterthümer aus allen Ländern der Erde nach Deutſchland reiſen, um da ihre Kunſtliebhaberei zu befriedigen. Ich ſehe ſie ſchon mit ihren Antiquités de l'Allemagne in der Hand, Brille auf der Naſe und Notizbuch in der Taſche, durch unſere Städte wandern, und unſere Gerichtsordnung, unſere Stockſchläge, unſere Cenſur, unſere Mauthen, unſern Adelſtolz, unſere Bürgerdemuth, unſere allerhöchſten und allerniedrigſten Perſonen, unſere Zünfte, unſern Judenzwang, unſere Bauernnoth, begucken, betaſten, ausmeſſen, beſchwatzen, uns armen Teufeln ein Trinkgeld in die Hand ſtecken, und dann fortgehen und von unſerm Elende Beſchreibungen mit Kupferſtichen herausgeben. Unglückliches Volk! . . wird ein Beduine mit ſtolzem Mitleide ausrufen

— Es gehet jetzt in der Kammer ganz erbärmlich her. Man hört da von den ehemaligen Liberalen Reden gegen die Preßfreiheit halten, wie ſie der Metternich nicht beſſer wünſchen kann. Es iſt ein Ekel, und ich mag gar nicht davon ſprechen. Benjamin Conſtant, Lafayette und noch einige Wenigen ſind die Einzigen, die der alten Freiheit treu geblieben. Das Miniſterium und die Kammer haben Furcht und handeln darnach und haben freilich die Maſſe der Nation auf ihrer Seite, nehmlich den Teig, aber ohne die Hefen, nehmlich die Induſtriellen, das heißt auf Deutſch: die miſerablen Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Furcht und Geld. Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat (denn die jetzigen Machthaber wollen darin nur eine Veränderung der Dynaſtie ſehen) und man den Franzoſen nicht freiwillig gibt, um das ſie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nöthig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.

Mittwoch, den 10. November.

Neulich bin ich bei Feruſac eingeführt worden, der jede Woche Reunion hat. Er gibt ein Journal heraus, das in Deutſchland bekannt iſt. Er iſt jetzt Deputirter geworden. Man findet in ſeinem Salon alle fremden und einheimiſchen Blätter und Journale, alle intereſſanten Bücher und Kupferwerke und Gelehrte von allen Formaten. Man vertreibt ſich die Zeit mit Leſen und Kupferſtiche betrachten. Er fragte mich, was mein literariſches Fach wäre? Antworten konnte ich darauf nicht, weil ich es ſelbſt nicht wußte. Wenn Sie etwas Näheres davon wiſſen, theilen Sie mir es mit. — Ich habe in dieſen Tagen geleſen: Contes d'Espagne et d'Italie par Alfred de Musset. Ein junger Dichter. Es iſt merkwürdig, was der Aehnlichkeit mit Heine hat. Sollte man das von einem Franzoſen für möglich halten? — Die Memoiren von St. Simon machen mir erſtaunlich viel Freude. Vom Hofe Ludwigs XIV. bekommt man die klarſte Vorſtellung. Es iſt mir, als hätte ich dort gelebt. Aber auch nur vom Hofe. Vom Volke, von der Welt iſt gar keine Rede. Welche Zeit war das! Ich glaube, das Buch hat zwölf Bände.

— Manchmal, wenn ich um Mitternacht noch noch auf der Straße bin, traue ich meinen Sinnen nicht, und ich frage mich, ob es ein Traum iſt? Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch je eine ſolche Lebensart vertragen könnte. Aber nicht allein, daß mir das nichts ſchadet, ich fühle mich noch wohler dabei. Ich war ſeit Jahre nicht ſo heiter, ſo nervenfroh, als ſeit ich hier bin. Die Einſamkeit ſcheint nichts für mich zu taugen, Zerſtreuung mir zuträglich zu ſeyn. Die langen Krankheiten der letzten Jahre haben mich noch mehr entmuthigt als geſchwächt, und hier erſt bekam ich wieder Herz zu leben. Die geiſtige Atmoſphäre, die freie Luft, in der man hier auch im Zimmer lebt, die Lebhaftigkeit der Unterhaltung und der ewig wechſelnde Stoff wirken vortheilhaft auf mich. Ich eſſe zweimal ſo viel wie in Deutſchland und kann es vertragen. Es kömmt aber daher, daß ich mich beim Tiſche unterhalte, ſelbſt wenn ich allein beim Reſtaurateur eſſe; die ewig wechſelnden Umgebungen, die Kaumanieren aller europäiſchen Mäuler, das würzt die Speiſen und macht ſie verdaulicher. Und die Ferien, die ſchönen Ferien! Das Ausruhen von der Logik — das iſt's vor allem, was meine Nerven liebkoſt. Aber dem Sauerkraute bleibe ich treu, das eine Band zerreiße ich nie, nie.

Dienſtag, den 16. November.

Mit Belgien, denke ich, wird ſich alles friedlich beilegen. Die großen Mächte haben ſeine Unabhängigkeit bereits anerkannt, und dem Gedanken entſagt, ihm dem Prinzen von Oranien aufzudringen. Nur das Eine wird verlangt, daß es ſich zu keiner Republik mache. Die meiſten, wenigſtens die einflußreichſten Belgier, ſollen freilich für die republikaniſche Regierungsform geſtimmt ſeyn; ſie werden aber nachgeben müſſen. Ich wollte, ſie gäben nicht nach. Zwar halte ich eine Republik weder Belgien, noch einem andern Lande unſers entnervten Welttheils zuträglich; doch wäre das an deutſcher Grenze von großem Vortheile; es würde unſeren Abſolutismus etwas geſchmeidiger machen. Die Furcht iſt die beſte Gouvernante der Fürſten, die einzige, der ſie gehorchen. Die Furcht muß Deutſchlands Grenze bilden, oder alle Hoffnung iſt aufzugeben. Auf Talleyrand in London ſetze ich großes Zutrauen, und ich laſſe mich hierin von den Pariſer Manieriſten nicht irre machen. Er ſetzt beſtimmt alles durch; denn er iſt der einzige Staatsmann, der keine Leidenſchaften und kein Syſtem hat und darum die Verhältniſſe klar erkennt, wie ſie ſind. Er wußte die Fehler der Andern immer ſehr gut zu benutzen, und an Fehlern wird es auch diesmal nicht fehlen. Ich muß lachen, ſo oft ich den Jammer in den liberalen Zeitungen leſe, Talleyrand werde als ein Mitarbeiter an dem Wiener Frieden die Beſchlüſſe und Verträge der heiligen Allianz vertheidigen. Das iſt der rechte Mann, dem etwas heilig iſt!

Ich will es wohl gern glauben, wie es auch hier von Vielen behauptet wird, daß die Kataſtrophe von Antwerpen von den Inſurgenten übermüthig herbeigezogen worden; daß Chaſſé zu Bombardiren gezwungen worden iſt; aber was ändert das? Man muß ſich nur immer fragen: wem gehört Belgien, oder jedes andere Land? Gehört es dem Volke, oder gehört es dem Fürſten? Die Belgier mögen vielleicht Unrecht haben mit ihrem Könige — ich habe ſelbſt nie deutlich eingeſehen, worüber ſie zu klagen hatten — aber es iſt jeder Herr in ſeinem Hauſe, und ein König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch blos wegen der Form ſeiner Naſe, den wirft man mit Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach. Der franzöſiſche Geſandte in Holland, der nach dem Bombardement dem Könige Vorſtellungen machte, wegen des Schadens, den die franzöſiſchen und andern Kaufleute in Antwerpen erlitten, erhielt vom Könige zur Antwort: Mr. l'Ambassadeur, je ne sacrifierai jamais les droits de ma couronne aux intérêts particuliers. Das ſoll erhaben ſeyn! Ich finde es ſehr lächerlich. Man macht noch viel zu viel Umſtände mit den Königen, man heuchelt zu viel. Man ſollte ihnen allen einen Termin von vier Wochen ſetzen, binnen welchen ſie eine beſſere Regierung einzuführen hätten, oder — fort mit ihnen.

— Das Buch der Lady Morgan habe ich noch nicht geleſen; ich will es mir aber heute noch holen laſſen. Die Straße Rivoli verdient ganz die Begeiſterung, mit der ſie von ihr ſpricht. Es iſt eine Straße einzig in der Welt, die ſchönſte Symphonie von Kunſt, Natur, Geiſt und Leben. Es iſt ein Anblick, das kurzſichtigſte Auge, die engſte Bruſt zu erweitern. Ich wollte, unſere Philiſter wohnten alle Jahre vier Wochen lang in der Straße, ſtatt nach Wiesbaden zu gehen: das würde nicht allein ſie, ſondern auch uns heilen, die wir krank von ihnen werden. Mich ärgert es, ſo oft ich hierher komme, daß ich nicht reich genug bin, mich da einzumiethen. Den ganzen Tag ſtände ich am Fenſter und blätterte in dem großen Buche mit den ſchönen Zeichnungen. Ich hätte gar nicht nöthig, aus dem Hauſe zu gehen, die Welt käme zu mir in das Zimmer. Aber Geld, Geld! nervus rerum gerendarum — das heißt auf Deutſch: ich habe ſchwache Nerven. — Schicken Sie mir durch Gelegenheit meine Andachtſtunden.

Vierzehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 17. November 1830.

Geſtern bin ich in mein neues Logis gezogen. Ich wohne — o der Schande! — wie eine Operntänzerin, die einen reichen Liebhaber hat. Alle Möbel von Mahagoni, Marmor und Bronze; prächtige Pendule; fünf großen Vaſen, voll der ſchönſten Blumen; ſtolze allerhöchſte Flambeaus, die ſich der bürgerlichen Talglichter ſchämen, die ich ihnen aufgeſteckt; Stühle und Sopha, mit braunem gelbgeblümten Sammt überzogen; die zärtlichſten Bergeres, in die man eine halbe Minute einſinkt, ehe man den Grund erreicht; ſcharlachrothe Fußdecken und die Wände mit Spiegeln bedeckt. Es iſt alles ſo voll von Möbeln, daß ich kaum Platz zu wohnen habe. Unter den vielen Koſtbarkeiten wage ich mich nicht zu bewegen, wage ich nicht, was ſonſt meine Luſt iſt, gedankenlos oder gedankenvoll im Zimmer auf- und abzugehen;

denn da ſteht überall umher ſo viel herabzuwerfen, ſo viel Zerbrechliches, daß die kleinſte Zerſtreuung mich zu Grunde richten könnte. Einige Schlingels von Deutſchen, welche mich beſuchen, machen mir die größten Sorgen. Sie rauchen Cigarren und die heiße Aſche, welche herabfällt, brennt Löcher in die Fußdecke. Dann ſchaukeln ſie ſich mit vaterländiſcher Ungezogenheit und ausländiſcher Lebhaftigkeit auf den Stühlen und halten mich in beſtändiger Angſt, daß ſie einmal das Gleichgewicht verlieren und auf eine theure Vaſe oder einen, ſelbſt vereinigtem Patriotismus unbezahlbaren Spiegel fallen möchten. Mein Schlafzimmer — das iſt über alle Beſchreibung. Die darin befindlichen Möbels und Toiletten-Geräthſchaften ſind nach den ſchönſten herkulaniſchen Muſtern, theils im hetruriſchen, theils im griechiſchen Style geformt. Ich waſche mich aus einem Delphiſchen Weihkeſſel und knüpfe mein Halstuch vor einem Altare der Venus. Mein Bett iſt das Lager der Aurora. Morgenrothe Wolken, von weißen und grünen Sonnenſtreifen durchzogen, ſchmücken ſeinen Himmel. Die Wand, an welcher es ſteht, iſt ein großer Spiegel; darin muß ich mich beſchauen — da iſt keine Rettung. Das Kopfkiſſen iſt mit Spitzen garnirt, die mir wie Spinnen im Geſicht herumkrabbeln und mich ſchon einige Male auf eine ſchauerliche Weiſe aus dem Schlafe geweckt haben. Kurz, es giebt nichts ſchöneres, anmuthigeres, adligeres, als meine neue Wohnung; ſie iſt ein koſtbares Etui, das nur viel zu zierlich iſt für den unzierlichen Schmuck, den es einſchließt.

— Sie werden geleſen haben, daß die franzöſiſche Regierung die Juden auf gleichen Fuß mit den chriſtlichen Staatsbürgern ſetzen und die Beſoldung ihres Kultus übernehmen will. Es iſt doch wieder ein Schritt vorwärts. Wie lange wird es noch dauern, bis man bei uns an ſo etwas nur denkt — von der Ausführung gar nicht zu ſprechen. Die gefoppten Theologen des adligen Tugendbundes haben in ihrer Weisheit und Menſchenliebe die Lehre zu verbreiten geſucht: die bürgerliche Geſellſchaft ſei eine Taufanſtalt und es könne daher ein Jude kein Staatsbürger ſeyn. Dieſe frommen Herren haben ſchwere Köpfe und noch ſchwerere Füße. Erſt dauert es Jahrhunderte, bis ſie fortſchreiten wollen, und dann andere Jahrhunderte, bis ſie fortſchreiten können. Es iſt zum Erbarmen!

Aber die franzöſiſche Regierung, wie jede andere, ſieht ihre Entwickelung zur Freiheit als eine auferlegte Buße an, und gleich jenen Wallfahrern nach Rom, macht ſie einen Schritt zurück, ſo oft ſie zwei Schritte vorwärts gethan. Den Juden hat ſie etwas gegeben und dafür hat ſie der Preßfreiheit viel genommen. Die Cautionen für die Journale, eine

Tyrannei der vorigen Regierung, ſollen beibehalten werden. Es iſt dieſes ſo ſehr gegen den Geiſt der Freiheit, daß man die letzte Revolution als ganz fruchtlos anſehen kann. Wie merkwürdig! Dieſe Juli-Regierung, die kaum aus dem Ei gekrochen und noch ganz dotrig iſt, kräht ſchon wie ein alter Hahn, und thut ſtolz und feſt wie ein unbeſtrittener Hof-König! Die Majorität der Kammer unterſtützt ſie nicht bloß in ihren unbedachten Schritten ſondern ſie verleitet ſie noch dazu. Das ſind die Gutsbeſitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die ſich mit einem vornehmen Worte die Induſtriellen nennen. Dieſe Menſchen, die funfzehn Jahre lang gegen alle Ariſtokratie gekämpft — kaum haben ſie geſiegt, noch haben ſie ihren Schweiß nicht abgetrocknet und ſchon wollen ſie für ſich ſelbſt eine neue Ariſtrokratie bilden: eine Geld-Ariſtrokatie, einen Glücks-Ritterſtand. Wehe den verblendeten Thoren, wenn ihr Beſtreben gelingt, wehe ihnen, wenn der Himmel nicht gnädig iſt und ſie aufhält, ehe ſie ihr Ziel erreichen. Die Ariſtrokatie des Adels und der Geiſtlichkeit war doch nur ein Princip, ein Glaube; man konnte ſie bekämpfen und beſiegen, ohne den Edelleuten und den Geiſtlichen in ihrer ſinnlichen Lebensſphäre wehe zu thun. War dieſes in der franzöſiſchen Revolution doch geſchehen, ſo war dieſes nur Mittel, nicht Zweck, war eine zwar ſchwer zu vermeidende, doch keineswegs nothwendige Folge des Kampfes. Werden aber Vorrechte an den Beſitz gebunden, wird das franzöſiſche Volk, deſſen höchſte Leidenſchaft die Gleichheit iſt, früher oder ſpäter das zu erſchüttern ſuchen, worauf die neue Ariſtokratie gegründet worden — den Beſitz und dieſes wird zur Gütervertheilung, zur Plünderung und zu Gräueln führen, gegen welche die der frühern Revolution nur Scherz und Spiel werden geweſen ſeyn. Was mich aber an dieſen Journal-Kautionen am meiſten betrübt, ſind die üblen Folgen, welche ſie, wie ich ſicher erwarte, für Deutſchland haben werden. Unſere Regierungen werden gewiß, wenn ſie den Forderungen der Preßfreiheit nicht länger ausweichen können, jene franzöſiſche Erfindung der Kautionen benutzen, und dann iſt Preßfreiheit nur ein trügeriſches Wort. Wir haben keine reichen Schriftſteller, wie es deren ſo viele in Frankreich gibt; ſie ſind alle arm oder dem Staate dienſtbar. Keiner wird daher im Stande ſeyn, die Kaution aus ſeinem eigenen Vermögen zu leiſten, und man wird, um ein Journal zu gründen, ſich in den Sold eines Buchhändlers geben müſſen, der nur auf ſeinen merkantiliſchen Vortheil ſieht und daher leicht durch Hoffnung des Gewinns beſtochen, oder durch Furcht vor Verluſt eingeſchüchtert werden kann.

— Das *Gebet* um Preßſklaverei in der Münchener *Flora* hat mich erquickt wie Bairiſch Bier. Ich danke Ihnen dafür. Geräth dieſe holde Flora einmal in meine Gewalt, o, wie will ich ſie zerblättern und zerknittern! Sie können mir keine größere Freude machen, als wenn Sie mir deutſche Dummheiten mittheilen. Geſtern las ich wieder etwas ſehr ſchönes von dem Berliner Correſpondenten in der allgemeinen Zeitung, meinem Schätzchen. Er ſagt unter andern: der Volksauflauf neulich in Berlin hätte gar nichts zu bedeuten gehabt, das wären blos „*Neugierigkeits-Aufläufe*“ geweſen. So wird doch immer auf das Beſte dafür geſorgt, daß ich in Frankreich mein *Deutſch* nicht verlerne!

Samſtag den 20. November.

Ein Wiener Gelehrter hat mir in dieſen Tagen geſchrieben und ich will Ihnen Einiges aus ſeinem Briefe mittheilen. Eine Art Kerkerluft weht durch alle ſeine Worte, eine gewiſſe Trauer iſt über ſeine Reden verbreitet und ſo wahr und liebevoll iſt alles, was er ſpricht, daß es mir in das Herz gedrungen. Wie ſehr ſind die armen Wiener Gelehrten zu bemitleiden! Sie leben im ſchnödeſten Geiſtesdrucke, und darum und weil ſie ſich gar nicht ausſprechen dürfen, müſſen ſie die freiſinnigen Ideen in Philoſophie und Politik weit lebhafter fühlen und müſſen viel ſchmerzlicher von ihnen gequält werden, als wir Andern, die wenigſtens klagen dürfen. Nachdem Herr *** von dem Eindrucke geſprochen, den meine Schriften auf ihn und einen andern gleichgeſinnten Freund gemacht, und mir ſeine Uebereinſtimmung mit meinen Anſichten lebhaft zu erkennen gegeben, fährt er fort: „Es thut Noth in ſo zerſpaltener, einheitsliebloſer Zeit, daß ihre Beſſeren und Edleren ſich „finden, erkennen, lieben und vereinigen für ihr gleiches Ziel — das allein Rechte — die Freude des „Menſchen und das Wohl der Einzelnen wie des „ganzen Geſchlechts, das ja nur die Summe aller „Einzelnen iſt. Darum iſt eben ſo ſchön und tief „der Satz, den Sie im ſiebenten Bande Ihrer „Schriften ausſprechen und gegen den nicht nur die „Theologen, ſondern alle, die ſelbſtſüchtig und Feinde „der Freiheit ſind, aufſtehen — der Satz: die „Menſchheit iſt um der Menſchen willen „da."

„Es iſt wohl an der Zeit, daß der eingeriſſene „Ideen⸗Götzendienſt einmal aufhöre und daß der lebendige Menſch nicht mehr einem luftigen Ideal „geopfert und mit ihm nicht mehr Experimente angeſtellt werden. Ihr ausgeſprochener Satz, folgerecht durchgeführt, wirft alle Syſteme über den „Haufen und ſtatt des todten Begriffs Menſchheit

„ſteht der lebendige Menſch ſchaffend im Mittelpunkt der Welt."

„Dieſen Satz kann aber eben nur wahrnehmen „und ausſprechen der Menſch, der in ſich Kern, „Werth und Würde trägt; wer ſelbſt nichts iſt, muß „ſich natürlich entweder unter den Schutz, ich weiß nicht „welcher Idee, als einer eingebildeten Macht begeben, „oder er muß geradezu, wenn er ſcheinbar etwas „ſtärker iſt, das Thierrecht des Stärkeren, d. h. die „Selbſtſucht ſchlechtweg für ſich anſprechen."

„Wir ſehen auch die Zeit nach dieſer Spaltung in zwei Theile getheilt. Der eine, die Gelehrten, brütet über Ideen und ſucht im Trüben zu „fiſchen; der andere, die Materiellen, als die Stärkern, ſpricht geradezu durch Wort und That die „Selbſtſucht aus und tritt den Begriff wie den lebendigen Menſchen in allen Verhältniſſen mit Füßen, „wogegen die andern blos die Hände ringen und die „Vorſehung zum Zeugen der Frevel ausrufen. — „Was uns am meiſten Noth thut, iſt — Vereinigung. . . ."

Ich erſtaune gar nicht, einen Wiener ſo ſprechen zu hören; denn eigentlich iſt Oeſterreich die hohe Schule des Liberalismus. Wohin uns Andere oft nur philoſophiſche Spekulation führt, dahin bringt jene die Noth, und Noth iſt eine beſſere Lehrerin als Philoſophie. Hören Sie ferner, was er von

Goethe ſagt, wobei ich nur nicht begreiſe, was ihn auf den Gedanken gebracht haben mag, daß ich hierin anderer Meinung ſei, als er ſelbſt. Ich erinnere mich zwar nicht, je meine Abneigung gegen Goethe deutlich ausgeſprochen zu haben; aber ſie iſt ſo alt und ſo ſtark, daß ſie in meinen Schriften doch wohl einmal hervorgeſchienen haben muß.

„Was mich aber wundert, iſt dies, daß Sie „den wilden Goethe öfters anführen. Dieſer „Menſch iſt ein Muſter von Schlechtigkeit; man „kann in der Weltgeſchichte lange ſuchen, bis man „einen ſeines Gleichen findet. Thöricht iſt es, daß „man immer ſagt: Schiller und Goethe, wie Voltaire „und Rouſſeau. Um ſo viel Rouſſeau mehr iſt als „Schiller, um ſo viel iſt Goethe ſchlechter als Vol„taire. Goethe war immer nur ein Despotendiener; „ſeine Satyre trifft weislich nur die Kleinen; den „Großen macht er den Hof. Dieſer Goethe iſt ein „Krebsſchaden am deutſchen Körper, und das Aergſte „iſt noch, daß Alles die Krankheit für die üppigſte „Geſundheit hält und den Mephiſtopheles auf den „Altar ſetzt und Dichterfürſten nennt. Ja Fürſten„d. i., Despotendichter ſollte er eigentlich heißen.“

Wie wahr, wie wahr das Alles, und wie heilſam wäre es, ſolche Geſinnung — nicht zu verbreiten, ſie iſt verbreitet genug — ſondern den Muth zu verbreiten, ſie auszuſprechen. Goethe iſt der

König ſeines Volkes; ihn geſtürzt, und wie leicht dann mit dem Volke fertig zu werden! Dieſer Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheuer **hindernde** Kraft; er iſt ein grauer **Staar** im deutſchen Auge, wenig, nichts, ein bischen Horn — aber beſeitigt das und eine ganze Welt wird offenbar. Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, ſeit ich denke, weiß ich warum. Wir haben oft davon geſprochen und Sie begreifen meine Freude, in einer Geiſtes-Wüſte, wie Oeſterreich iſt, einem menſchlichen Weſen begegnet zu ſein, das fühlt und denkt wie ich.

— Saphir wurde von allerhöchſten Händen aus Baiern gejagt, weil er gegen einen Komödianten geſchrieben! C'est perruque — würde ein Pariſer ſagen; aber ich kann nicht lachen darüber. Was helfen Barrikaden gegen ſolche Charlesdixchen, gegen ſolche Ordonnänzchen? Das kriecht einem zwiſchen die Beine durch, das macht ſich, wie Waſſer, durch die kleinſte Lücke Bahn. Es iſt zum Verzweifeln, daß deutſche Tyrannei zugleich ſo viel Lächerliches hat: das lähmt den Widerſtand. Warum aber unſere Fürſten ſich ſo große Mühe geben, die franzöſiſche Revolution, die viel Metaphyſiſches hat, den Bürgern und Landleuten durch Zeichnungen, Modelle und Experimente faßlich zu machen — das begreife ich freilich nicht. Es muß wohl Schickung ſeyn.

— Wenn ſich unſere Kaufleute, die viel dabei verlieren, über Belgien ärgern, ſo laſſe ich das hingehen. Aber die Andern — ſie betrachten das Alle aus einem falſchen Geſichtspunkte. Es iſt wahr, es fanden viel Pfaffen-Intriguen Statt; aber was thut das? Die Belgier haben ihren König nicht länger behalten wollen, ſie haben ihn fortgejagt und ſeine Leute geprügelt — iſt das nicht ſchön und ein gutes Beiſpiel nachzuahmen? Ein König für Saphir, das iſt billig. Herr Wellington iſt auch abgeſetzt. Wahrhaftig, mich dauern die armen Diplomaten; es kömmt dieſen Schwachköpfen gar zu viel auf einmal über den Hals; wie eine Sündfluth gießen die Verlegenheiten auf ſie herab. Die Aenderung des engliſchen Miniſteriums iſt für uns auch gut. Leſen Sie im heutigen Conſtitutionnel, wie der Belgiſche Geſandte in London, Herr v. Weyer, nach ſeiner Rückkehr öffentlich im Congreſſe von ſeiner Sendung Rechenſchaft abgelegt, und wie er vor allem Volke ererzählte, was Wellington, Aberdeen, der Prinz von Oranien und Andere mit ihm verhandelt. Das hat mich ſehr amüſirt. Diplomatiſche Geheimniſſe öffentlich in einer Ständeverſammlung auszuplaudern und das während die Verhandlungen noch im Gange ſind, das iſt unerhört, das iſt himmelſchreiend — werden ſie in Berlin, Wien und Frankfurt ſagen.

— Der neue Miniſter des Innern, Montalivet, iſt erſt achtundzwanzig Jahre alt. Er war nie Referendär, nie Hofrath, nie Regierungsrath, nie Geheimer-Regierungsrath, nie Kammerdirector, nie Präſident — plötzlich iſt er Miniſter geworden. Es gibt keinen Gott mehr.

Funfzehnter Brief.

Freitag, den 3. Dezember 1830.

Es raucht heute wieder in meinem Zimmer, und ich ſchreibe Ihnen unter Thränen und Seufzern. Aber das iſt nun einmal nicht zu ändern in Paris, es gehet in vielen Häuſern nicht anders. Man hat hier eine eigene Art Aerzte für kranke Kamine, **Rauchkünſtler** (fumistes) genannt. Es ſind aber eben Aerzte. Man weiß oft nicht, ob die Krankheit ſie, oder ob ſie die Krankheit herbeigeführt. Geſtern hat ein ſolcher Künſtler an meinem Kamine gearbeitet, und als man ihn heute wieder holte, weil es noch ſtärker rauchte als vorher, ſagte er, es läge am Wetter und er wolle kommen, ſobald es nicht mehr rauche und dann helfen.

— Jetzt um dieſe Weihnachts-Zeit, was wird hier in den Läden nicht alles ausgeſtellt, das Größte und das Kleinſte, für Könige und für Bettler. Es iſt gefährlich über die Straße zu gehen, es iſt als wenn Räuber, die Piſtole auf der Bruſt, uns unſer Geld abforderten.

— Ich leſe mit großem Vergnügen Diderots nachgelaſſene Briefe an eine Freundin, die erſt im Anfange dieſes Jahres erſchienen ſind. Wenn ich Ihnen ſolche große Briefe ſchriebe, dann wären Sie mit mir zufrieden. Briefe, zwölf gedruckte Seiten lang, und über alles. Als er ſeine Freundin, ſeine Sophia kennen lernte, war er ſchon 46 Jahre alt! Aber es iſt nicht Freundſchaft, es iſt die heißeſte jugendlichſte Liebe, wenigſtens in den Reden; denn es kann leicht ſeyn, daß ſie ſich beide nur etwas weiß gemacht. Die Briefe ſind an eine Mademoiſelle Volland gerichtet, ein Mädchen, das bei der Mutter lebte. Wie alt ſie iſt, erfährt man nicht. Aber die Liebe und die Correſpondenz dauern länger als zwanzig Jahre. Und Diderot war verheirathet! Ich habe keine Vorſtellung davon, wie ein Mann von 46 Jahren und der noch überdies an der Ehe leidet, welche doch immer eine Art Gicht iſt, ſich noch verlieben kann. Das kann aber auch nur ein Franzoſe. Der Deutſche hat gewiß mehr wahres Gefühl, mehr innere Wärme; aber die theilt ſich nicht mit. Wir haben kalte Hände und ſind kalt bei der Berührung. Die Briefe ſind charmant, nur muß man beim Leſen die unverdaulichen Liebeserklärungen wie die Kirſchkerne ausſpeien. Schreibt doch einmal der alte Junge: „que vos regards étaient tendres hier! Combien ils le sont depuis quelque temps! Ah! Sophie, vous ne m'aimiez pas assez si vous m'aimez aujourd'hui davantage.“ O! das iſt noch kühl gegen das Uebrige, er ſchreibt oft mit kochender Dinte.

— Haben Sie in der geſtrigen franzöſiſchen Zeitung die Rede geleſen, welche Auguſt Perrier für die Juden gehalten? darin bekommen auch die Frankfurter Kaufleute einen tüchtigen Hieb, indem geſagt wird, wie ſie aus Handelsneid in den freien Städten die Juden verfolgen.

— Schreiben Sie mir doch genau und umſtändlich, ob man bei uns an den Krieg glaubt. Nach den geſtrigen Nachrichten hätten Frankreich und England vor einigen Tagen eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz geſchloſſen. Es wäre ſchön, wenn das wahr wäre; dann wäre es doch endlich einmal dahin gekommen, wohin es früher oder ſpäter kommen muß, zum ſtrengen Gegenſatze der feindlichen Elemente: die Freiheit hier, die Despotie dort — und jetzt ſchlagt Euch, ich ſehe zu. Ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thue, wenn es Krieg gibt, ob ich unter die Kavallerie, oder die Infanterie gehe, oder unter dem Federvolk diene; denn thun muß ich etwas. Sie werden auf jeden Fall mein Knappe, tragen mir Pflaſterſteine zu oder verſorgen mich mit ſeinen Federlappen.

— Dieſe Woche habe ich mich einen Abend ſehr amüſirt. Ich war zu einem jungen Dichter, Namens ***, eingeladen, um eine Ueberſetzung des Makbeths vorleſen zu hören. In Deutſchland hätte mich ſchon der Gedanke einen ganzen Abend auf dem Stuhle feſt zu ſitzen, um eine Vorleſung zu hören, zur Verzweiflung gebracht, und die Wirklichkeit hätte mich getödtet. Aber hier wußte ich vorher, daß die theatraliſche Beleuchtung, die alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe glänzend macht, mich unterhalten würde. Und ſo kam es auch. Da waren genau gezählt 32 Schriftſteller verſammelt, meiſtens jüngere, alle Romantiker. Da war nichts zum Lachen, die Maſſe war zu groß, zu Ehrfurcht gebietend, es war wie eine Kirche, wie eine Gemeinde. Ich habe mit Vielen geſprochen, mit Victor Hugo und Andern... Sie ſprachen mir von Goethe und Schiller und von Schiller und Goethe ohne Ende. Sie meinten wohl, ich hätte Vergnügen daran. Einer fragte mich nach Klopſtock, Kleiſt, Ramler, die ich alle nicht kenne. Jetzt ſetzte ſich die romantiſche Gemeinde an den Wänden herum, und Herr *** ſtellte ſich vor das Kamin, Rücken gegen Feuer gelehnt und fing zu leſen an. Mir war doch ein bischen Angſt vor der Zukunft und was ich in den nächſten drei Stunden würde mit anhören müſſen. Aber es ging alles gut. Die Ueberſetzung war ganz vortrefflich, ich hätte es nicht für möglich gehalten. Es war freilich immer nur durchgeſchlagener Shakeſpeare, es blieb aber noch genug zu leiſten übrig. Auch las er meiſterhaft vor und — applaudirt und bravo! wie auf dem Theater. Und da kam ein Zufall dazu, der die Sache noch theatraliſcher machte. In der Scene, wo ſich Makbeth an den Tiſch ſetzen will, und vor dem Geiſte des ermordeten Königs, der ſeinen Stuhl eingenommen, zurückſchaudert, fing der Kamin zu rauchen an, und bildete eine Wolke, die recht gut einen Geiſt vorſtellen konnte. Mir, der am Kamine neben dem ſtehenden Dichter ſaß, gingen die Augen über, aber der begeiſterte Vorleſer merkte nichts eher, als bis ſein grauer Staar reif geworden war und er gar nichts mehr ſehen konnte. Da mußte er ſich unterbrechen, und die Thüre öffnen laſſen. Spaßhaft war es mir, recht deutlich zu merken, daß alle die Herren da, welche den Shakeſpeare nicht ſo auswendig wiſſen, als wir Deutſchen, überraſcht von den Schönheiten des Drama's in begeiſterndes Lob ausbrachen, aber dieſes Lob gar nicht dem Shakeſpeare, ſondern dem Ueberſetzer zuwandten. Dreißig Schriftſteller in einem Zimmer, das findet man in Deutſchland ſelten.

Mit den Lithographien von den franzöſiſchen

Revolutionsſcenen, zu welchen ich gern den erklärenden Text geliefert, iſt es anders, als ich mir gedacht. Es kömmt kein Text dazu; ſondern die Zeichnungen werden zu den ſchon vorhandenen Freiheitsliedern, der Marſeillaiſe, der Pariſienne und andern gemacht. Wenn nur die Zeichnungen nicht von altdeutſcher, ſüßlicher, wehmüthiger, romantiſcher Art werden, wie ich es von dem Zeichner, deſſen frühere Arbeiten ich geſehen, faſt erwarte. Die praktiſchſte Sache von der Welt, die letzte Revolution, würde dann in lauter romantiſchen Rauch aufgehen, und die Deutſchen, die ſich ja daran begeiſterten, würden lernen, wie ſie einſt in jener Welt, im Himmel, den Satan mit ſeinem Volk niederpflaſtern und verjagen, aber nicht wie in dieſer die Miniſter und Polizei. Das Freiheitsgedicht von Simrock, das Sie mir geſchickt, iſt auch in dieſem unſeligen romantiſchen Geiſte. Gar nichts Muthentflammendes darin, nur Muthtödtendes. Ich mag mit dieſem Heiligen nichts mehr zu thun haben. Es iſt aber eine ſchöne Erfindung mit den Pflaſterſteinen; dem Gegengift der Pulvererfindung!

Sechszehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 8. Dezember 1830.

— Es iſt entſetzlich mit Goethe's Sohn! Ich hätte weinen mögen. Wie hart mußte ein Schickſal ſeyn, das dieſen harten Mann mürbe machte. Nach dem letzten Berichte war er hoffnungslos und jetzt iſt er wahrſcheinlich todt. Es iſt mir, als würde mit Goethe die alte deutſche Zeit begraben, ich meine an dem Tage müſſe die Freiheit geboren werden. — — Heute ſtehen wieder ſchöne Lügen im Conſtitutionnel. In Berlin und in den Rheinprovinzen hätten aufrühreriſche Bewegungen Statt gefunden, und die preußiſchen Truppen kehrten von den Grenzen zurück. Und in Metz hätten zwei Deutſche 2000 franzöſiſche Cocarden gekauft, und das alles, wird verſichert, käme aus achtungswerther Quelle. Aber in der Schweiz gehet es ernſthaft her. Das wäre ein großer Schritt für Deutſchland, wenn ſich die Schweizer frei machten von ihren Ariſtokraten, die ſchlimmer ſind als die Könige und gefährlicher. Dann hätte das ſüdliche Deutſchland einen Stützpunkt, und es könnte handeln. Auch wäre gewonnen, daß man in der Schweiz dann freie Zeitungen ſchreiben und von dort nach Deutſchland verbreiten könnte: Aber was hilft mich alle Freiheit, wenn ich keinen Tabak habe? Ich bin überzeugt, daß wenn mir noch ſechs Monate der Tabak fehlte, ich ein vollkommener Ariſtokrat würde. Ich fühle leider ſchon wie ich täglich ſauberer und höflicher werde.

— Der Artikel im Conſtitutionnel le fauxbourg St. Germain iſt freilich nicht verſöhnlicher Art; aber das will und ſoll er auch nicht ſeyn. Die Regierung und ihre Anhänger werden durch die halsſtarrigen edlen Vorſtädter in wirkliche Verlegenheit geſetzt und ſie ſind ärgerlich darüber, weil ſie es nicht ändern können. Die Ultras haben ſich faſt alle aus Paris zurückgezogen, und wohnen dieſen Winter auf ihren Gütern. Dadurch (und das iſt ihre edle Abſicht) leiden die Gewerbsleute ganz ungemein. Man hat berechnet, daß durch die Abweſenheit der Ultras und eines Theiles von der gewöhnlichen Anzahl der Fremden, der durch die Revolution verſcheucht worden iſt, Paris in dieſem Jahre fünf und ſiebenzig Millionen verliert, und daß, wenn nicht glücklicher Weiſe der reiche B. angekommen wäre, der Verluſt auf hundert Millionen ſteigen würde. Der Conſtitutionnel ärgert ſich darüber und das macht ihn bitter. Es amüſirt mich ſehr, daß mich der Conſtitutionnel, ſonſt mein luſtiger Rath, ſeit der Revolution ſo ſehr ennuyirt. So auch die andern Kameraden. Sie ſind erſchöpft, ihre Zeit iſt aus, und ihr fortgeſetztes Liberal-Thun ſtehet ihnen ſo lächerlich, wie alten Weibern das Kokettiren an. Man muß ſich an die jungen Zeitungen halten; le temps, national, la révolution. Selbſt der Figaro iſt nicht mehr ſo witzig als ehemals: Es geſchehen nicht Dummheiten genug mehr. Warum gehet er nicht nach Deutſchland? — — H. hat mir geſagt, ſeine Mutter hätte ihm geſchrieben, die St . . . hätte ihr geſagt, Sie hätten ihr geſagt, ich hätte Ihnen geſchrieben, ich ginge in Paris noch Nachts zwei Uhr auf der Straße herum. Iſt das wahr? das iſt ja ein ſchöner Klatſch-Knäul.

— Sie haben Angſt vor den zwölf Löwen und Tigern? das wundert mich gar nicht, Sie haben ſchon vor weniger Angſt gehabt. Hören Sie, was neulich dem Dr. *** begegnete. Er wird Abends zu einer Kranken gerufen. Die Frau lag im Bette, und der Schirm vor dem Lichte machte das Zimmer unhell. Während nun *** ſeine Kranke ausfragte, fühlte er auf ſeiner herunterhängenden Hand den heißen Kuß einer breiten ſtechenden Zunge. Er blickt hin und gewahrte einen lieblichen großen Tiger. Behutſam ziehet er die Hand zurück. Dann erhebt ſich der freundliche Tiger ſtellt ſich auf die Hinterfüße und legt ſeine Vorderfüße auf *** Schultern. „Fürchten Sie ſich nicht — ſagte die kranke Frau — der Tiger iſt zahm.“ Die Kranke war die Frau eines gewiſſen Martin, der hier eine Menagerie zeigt, und durch die Kühnheit, mit welcher er mit ſeinen Beſtien ſpielt, vieles Aufſehen macht. Ich glaube, er war früher auch in Frankfurt. Der zahme Tiger, den er in ſeinem Wohnzimmer frei herumlaufen läßt, gehörte früher dem Marine-Miniſter. Ich, an Dr. *** Stelle hätte große Angſt gehabt. Er erzählte Folgendes: der verſtorbene B. in Rom glaubte die Gabe zu beſitzen, jedes Menſchen künftiges Schickſal aus deſſen Geſichtszügen zu erkennen. Dabei wurde er wie von einer dämoniſchen Gewalt wider ſeinen Willen angetrieben, allen ſeinen Bekannten ihr Schickſal vorher zu ſagen. Dr. *** bat ihn oft, ihn mit ſolchen Sachen zu verſchonen, er wolle ſein Schickſal nicht wiſſen. B. aber konnte ſich nicht bezwingen, und ſagte ihm endlich: er ſolle ſich vor wilden Thieren hüten. Ich habe Martins Menagerie noch nicht geſehen, habe mir aber vorgenommen, nur in Dr. *** Geſellſchaft dahin zu gehen, damit wenn einer von uns gefreſſen werden ſoll, er es werde, wie es prophezeit worden.

— Sonntag habe ich einem Conzerte im Conſervatoire beigewohnt. Ein junger Componiſt, Namens Berlioz, von dem ich Ihnen ſchon geſchrieben, ließ von ſeinen Compoſitionen aufführen; das iſt ein Romantiker. Ein ganzer Beethoven ſteckt in dieſem Franzoſen. Aber toll zum Anbinden. Mir hat alles ſehr gefallen. Eine merkwürdige Symphonie, eine dramatiſche in fünf Acten, natürlich blos Inſtrumental-Muſik; aber daß man ſie verſtehe, ließ er wie zu einer Oper einen die Handlung erklärenden Text drucken. Es iſt die ausſchweifendſte Ironie, wie ſie noch kein Dichter in Worten ausgedrückt, und alles gottlos. Der Componiſt erzählt darin ſeine eigene Jugendgeſchichte. Er vergiftet ſich mit Opium und da träumt ihm, er hätte die Geliebte ermordert, und würde zum Tode verurtheilt. Er wohnt ſeiner eigenen Hinrichtung bei. Da hört man einen unvergleichlichen Marſch, wie ich noch nie einen gehört. Im letzten Theile ſtellt er den Blocksberg vor, ganz wie im Fauſt, und es iſt alles mit Händen zu greifen. Seine Geliebte, die ſich ſeiner unwürdig zeigte, erſcheinet auch in der Walpurgisnacht; aber nicht wie Gretchen in Fauſt, ſondern frech, Hexenmäßig . . . . . In der Kunſt und Literatur wie in der Politik, gehet die Frechheit der Freiheit voraus. Das muß man zu würdigen wiſſen, um die jetzigen franzöſiſchen Romantiker nicht ungerecht zu verurtheilen. Sie ſind oft rein toll, und ſchreiben Sachen, wie man ſie im romantiſchen Deutſchland niemals lieſ't. Das wird ſich geben. Sie werden wieder zurückpurzeln, es iſt noch kein Franzoſe in die Sonne gefallen. Neulich bei der Makbeth-Vorleſung fragte ich nach einem bekannten romantiſchen Dichter und man ſagte mir, er wäre gegenwärtig in Spanien. Das Nehmliche hörte ich von einigen Andern. Es ſcheint, dies junge Volk gehet nach Spanien, romantiſche Luft einzuathmen. Ich mußte darüber lachen.

— Geſtern war ich bei Franconi. Da wurde ein neues Spectakel-Stück gegeben: L'empereur; alle ſeine Schlachten und Lebensbegebenheiten bis zu ſeinem Tode. Als ich dieſen Morgen aufwachte, war ich verwundert, daß ich keine zwölf Kugeln im Leibe hatte, und überhaupt noch lebte. Aus ſo vielen blutigen Schlachten iſt noch Keiner unverwundet gekommen. Denn es war kein Spiel, es war die Wirklichkeit. Ich ſaß hart an der Bühne in einer Loge, und da ich jetzt ſo ſehr kriegeriſch geſtimmt bin, war ich ganz ſelig über das Kanonen- und Gewehrfeuer. Man kann wirklich die Täuſchung nicht weiter treiben. Welche Scenerie! welche Decorationen! mehr Soldaten als das ganze Frankſarter Militär beträgt; aber nicht übertrieben. Ich will Ihnen die wichtigſten Begebenheiten nennen, die man vorgeſtellt (nicht alle): wie Napoleon aus dem Hafen von Toulon nach Aegypten abſegelt. In meiner Loge waren junge Leute, die Toulon kannten, die waren außer ſich über die Aehnlichkeit. Die ganze Flotte, einige hundert Segel, ſiehet man vorbeifahren — die Schlacht bei den Pyramiden — die Höllenmaſchine — die Krönung Napoleons — Scene aus Madrid — der Brand von Moskau — der Uebergang über die Berezina; das war am grauslichſten und zum Weinen. Die Armee im jammervollſten Zuſtande ziehet über die Brücke. Nach und nach ſtopft ſie ſich. Gegenüber der Feind. Endlich ſtockt alles. Da gehen die Uebrigen, Reiter, Fußvolk, Weiber über die gefrorene Berezina. Das Eis bricht, die Weiber kreiſchen, die Brücke ſtürzt zuſammen, alles verſinkt unters Eis. — Abſchied in Fontainebleau — Napoleon am Bord des Northumberland — Napoleons Tod auf Helena. Er ſtirbt im Bette. — Außer den Chören, dem Volke, waren 103 Hauptrollen, alle berühmte Leute aus jener Zeit und alle naturtreu dargeſtellt. Napoleon wie er lebte. Alle ſeine Manieren, alle ſeine Tics waren nachgeahmt. Und jetzt denken Sie ſich dazu den Lärm der Zuſchauer. Franconi's Theater iſt das größte in Paris und der meiſte Pöbel iſt dort. Sieben

Franken hat mich mein Platz gekoſtet Erſt ging ich hinein zu drei Franken, weil keine Loge mehr zu haben war. Die Gallerie war aber ſchon ganz voll und ich ging wieder fort. Vor dem Hauſe ſchrie ich laut: qui est-ce qui achète un billet de balcon? Ich ward von einem ganzen Trupp Billethändler umringt. Da kam einer und bot mir einen Logen-Platz an, für mein Balkon-Billet und ich mußte noch 1 Fr. darauf legen. Ich ging wieder zurück, zankte mich zur Uebung im Franzöſiſchen mit einem Dutzend Menſchen, die mir keinen Platz machen wollten, ſetzte es mit Unverſchämtheit durch und ſaß und ſah ſehr gut. Aber wie höflich ſind jetzt die Gensdarmen! früher wäre ich wegen meines Lärmens gewiß arretirt worden. Dies machen die Pflaſterſteine.

Siebzehnter Brief.

Paris, Samſtag den 11. Dezember 1830.

Bis von uns Einer auf den Brief des Andern antwortet, verſtreichen gewöhnlich neun Tage, ſo daß wir oft Beide nicht mehr wiſſen, worauf ſich die Antwort bezieht. Das iſt verdrießlich, aber nicht zu ändern, wenn man weit von einander entfernt lebt. Diderot in ſeinen Briefen ärgert ſich auch oft darüber und ſagt: es iſt mir wie jenem Reiſenden, der zu ſeinem Geſellſchafter im Wagen ſagte: das iſt eine ſehr ſchöne Wieſe. Eine Stunde darauf antwortete dieſer: ja, ſie iſt ſehr ſchön.

Wiſſen Sie ſchon, daß Benjamin Conſtant geſtorben iſt? Morgen wird er begraben. Kränklich war er ſchon ſeit mehreren Jahren. Der Kampf für die Freiheit hielt ihn aufrecht, dem Siege unterlag er. Der Gram getäuſchter Hoffnung hat ſein Leben verkürzt; die Revolution hat ihm nicht Wort gehalten; die neue Regierung vernachläſſigte den, der ſo viel gethan, die alte zu ſtürzen. Benjamin Conſtant hatte unter allen Liberalen die reinſte Geſinnung, und er war der gediegenſte Redner. Es gab Andere, die glänzender ſprachen, aber es war doch nur Alles vergoldetes Kupfer. Er hatte Recht, durch und durch. Er hatte einen deutſchen Kopf und ein franzöſiſches Herz.

Geſtern ſind die Miniſter nach dem Luxembourg gebracht worden. Sie ſollen ſehr niedergeſchlagen ausſehen und Polignac ſehr mager geworden ſeyn. Mittwoch geht der Prozeß an und bis Weihnachten wird er geendigt ſeyn. Ich durfte nicht daran denken, mir ein Billet für die Pairs-Kammer zu verſchaffen, es war nicht durchzuſetzen. Der Plätze ſind zu wenige. Vierzig Journaliſten, die Diplomaten und andere ſolche Privilegirten müſſen untergebracht werden. Wie wäre wohl einem deutſchen Miniſter zu Muthe, wenn er in einem Saale mit vierzig Zeitungsſchreibern ſitzen müßte. Er wäre lieber unter Menſchenfreſſern. Es dürfen keine Frauenzimmer in die Pairs-Kammer, man fürchtet, ſie möchten den Mund nicht halten können. Große Ehre für das Geſchlecht! — Von Polen wußte ich ſchon ſeit geſtern. Das gehet gut. Es iſt mir aber doch nicht ganz recht; es wäre beſſer, die Polen hätten noch gewartet mit ihrer Empörung. Ich wünſche Krieg und ich fürchte durch die polniſche Revolution wird der Krieg mit Frankreich verhindert. Jetzt iſt nicht allein Rußland beſchäftigt und abgehalten, an Frankreich zu denken, ſondern auch Oeſterreich und Preußen, die auch Theile von Polen beſitzen und fürchten müſſen, daß ſie ſich ebenfalls inſurgiren. Uebrigens iſt mir bange, die Polen möchten ihre Sache nicht ſo leicht durchſetzen als die Belgier. Die Ruſſen ſind zu mächtig. Es wird dort ein erſchreckliches Gemetzel geben. Sie werden aber ſehen, daß nach und nach alle Staaten ſich frei machen werden, nur Deutſchland wird in ſeinem miſerablen Zuſtande bleiben. So lange der Bundestag beſtehet, iſt keine Hoffnung zum Beſſern. Die kleinen Staaten gingen vielleicht vorwärts; aber Oeſterreich und Preußen dulden es nicht. Hat ſich bei uns denn eine Stimme aus den höhern Klaſſen für die Freiheit erhoben? Man überläßt alles dem Pöbel. Ob ſie in Braunſchweig einen Wilhelm oder einen Carl zum Fürſten haben, das iſt alles eins.

Von der Schweiz ſchrieb ich Ihnen ſchon. Wenn dort die Cenſur aufgehoben wird, kann die Cenſur in Deutſchland nicht viel mehr ſchaden. Dann könnte man wohl eine vernünftige Zeitung ſchreiben. Ich denke viel daran. Neulich im Palaisroyal reichte ein Arbeitsmann dem Könige die Hand, der ſie ihm freundſchaftlich drückte. Der entzückte Maurer ſagte:

quel brave homme! je jure de ne jamais la laver! Wenn mir einmal ein König die Hand drückte, im Feuer wollte ich ſie reinigen, das kann gefährlich werden, wenn der Druck in das Blut übergeht.

Neulich war eine Auction von den Meublen, Kleidungsſtücken und andern Hinterlaſſenſchaften der Herzogin von Berry. Das hätte ich nicht verſäumen ſollen. Die treuen Royaliſten waren alle da, und kauften Reliquien zu ungeheuren Preiſen. Für ein Paar Handſchuhe, welche die Berry getragen, wurden ſechzig Franken bezahlt. Gleich intereſſant waren auch die Verſteigerungen der Sachen des Königs: der Krönungswagen unter andern; 7000 Flaſchen Wein des königlichen Privat-Kellers, Weine enthaltend, welche ſeit funfzig Jahren von allen Fürſten der Welt, an Ludwig XVI., Napoleon, Ludwig XVIII., Charles X. geſchenkt worden. Die Geſchichte dieſer Weine ſoll merkwürdig geweſen ſeyn. Alle ſolche humoriſtiſche Stoffe für eine geſchickte Feder, werden aber von den hieſigen Blättern ſelten und ungeſchickt benutzt. Es fehlt dieſen Herren an deutſcher Philoſophie und Tiefe der Empfindung. Es iſt wahr, der Figaro zum Beiſpiel hat angenehmen Witz und iſt ſchön façonnirt: lieſt man ihn aber einige Zeit, ſo ſiehet man, daß alles nur plattirt iſt; man braucht nur zu reiben und das Gold gehet ab. Nichts gediegen, nichts durchgehend. Eins der beſten

Journale iſt die Revue de Paris. — Von Lafayette ſtand vor einigen Tagen in der Zeitung: er wäre krank; ſeitdem iſt aber keine Rede mehr davon. Wenn der jetzt während des Prozeſſes der Miniſter krank würde, oder er ſtürbe, ich glaube die Regierung wäre im Stande und hielte das geheim. Er iſt der Einzige, der im Falle eines Aufruhrs das Volk im Zaum halten könnte. Ich glaube, daß er ruhig bleiben wird, aber die Regierung hat große Furcht, und trifft alle möglichen Vorſichtsmaßregeln Ganze Regimenter National-Gardiſten thun den Dienſt, kein National-Gardiſt, auch wenn er nicht die Wache hat, darf ſeine Uniform während des Prozeſſes ablegen: man wird alſo in den nächſten vierzehn Tagen nichts als Soldaten ſehen, und Paris wird einem Lager gleichen. Sie glauben nicht, wie komiſch das ausſiehet, wenn in den Läden die Krämer in Uniform Zucker wiegen, Stiefel anmeſſen. Ich habe oft darüber lachen müſſen — Ich bin begierig welche neue Revolutionen zwiſchen dieſem und meinem nächſten Briefe vorfallen werden. — Auf dem Baſtillen-Platz wird ein neues Theater gebauet. Adieu bis zur nächſten Revolution.

Achtzehnter Brief.

Paris, Dienſtag den 14. Dezember 1830.

Die Polen! . . Das Theater Français hier könnte Gott verklagen, daß er auf ſeinem Welttheater Stücke aufführen läßt, wozu es allein privilegirt iſt   hohe Tragödien. Ich begreife nicht, warum die Leute noch ins Theater gehen. Mir iſt die Zeitung wie Shakeſpeare, wie Corneille. Das Schickſal ſpricht in Verſen und thut pathetiſch wie ein Schauſpieler. Die Nacht der Rache in Warſchau muß fürchterlich geweſen ſeyn! Und doch, als die Geſchichten in Brüſſel und Antwerpen vorfielen, glaubten wir, alle Schrecken wären erſchöpft. Ja der Tag des Herrn iſt gekommen und er hält ein fürchterliches Gericht. In den hieſigen Blättern ſtand, es wäre ausgebrochen in der Militärſchule, als man zwei jungen Leuten die Knute geben wollte. Hier war es auch ſo; auch hier haben die Zöglinge der polytechniſchen Schule alles angefangen und das Meiſte geendigt. Das gefällt mir, daß jetzt die Jugend dem Alter die Ruthe gibt. Wie wird es aber den armen Polen ergehen? Werden ſie es durchfechten? Ich zweifle; aber gleichviel. Verloren wird ihr Blut nicht ſeyn. Und unſere armen Teufel von Deutſchen! Sie ſind die Lampenputzer im Welttheater, ſie ſind weder Schauſpieler noch Zuſchauer, ſie putzen die Lichter und ſtinken ſehr nach Oel.

Wie können Sie mir nur jetzt mit den Juden kommen und verlangen, daß ich für ſie ſchreibe? Sie ſollen Lärm machen, ſie ſollen ſchreien. Mit guten Worten richtet man nichts aus, aber mit Drohungen viel. Die Regierungen ſind jetzt ſo ſchreckhaft, daß man alles von ihnen erlangen kann, wenn man nur ſelbſt nicht zaghaft iſt.

In Warſchau haben die Weiber und Kinder auch mitgefochten. Conſtantin ſoll am Kopfe verwundet ſeyn; aber das ſind alle Fürſten. — Die Preußiſche Staatszeitung leſe ich, wie auch die meiſten deutſchen Blätter. Geſtern habe ich ſogar das Frankfurter Journal und die Didaskalia aufgefunden. Ich habe ſie mit Küſſen bedeckt. — Die Cholera Morbus iſt eine prächtige Erfindung. Das iſt etwas,

was auch die Deutſchen in Bewegung ſetzen könnte. Möchte es nur bei uns friedlich abgehen; denn eine Revolution der Deutſchen wäre ſelbſt mir ein Schrecken. Dieſe Menſchen wiſſen noch gar nicht, was ſie wollen. und das iſt das Gefährlichſte. Sie wären im Stande und metzelten ſich um einen Punkt über das J. Vielleicht gehet es beſſer, als ich erwarte; vielleicht wenn der Sturm heftiger wird, werfen ſie freiwillig von ihren ſchweren Dummheiten über Bord. An unſern Fürſten liegt es nicht allein; die Ariſtokratie, die Beamten

Geſtern las ich in einer deutſchen Zeitung: in Selters hätte das Landvolk auch eine kleine Revolution haben wollen und Unruhen angeſtiftet, und man hätte ſogleich Truppen hingeſchickt. Ich erwarte nun, daß der Bundestag den Selterswaſſerbrunnen, die wahrſcheinliche Quelle der Naſſauer Revolution, verſchütten laſſen wird. Das käme mir gar nicht lächerlicher vor, als die bisherige Hülfe, die man gegen Revolutionen angewendet. Soldaten, Gewalt, Aderlaſſen, das ſind ihre einzigen Heilmittel. Es einmal auf eine andere Art zu verſuchen, fällt ihm nicht bei. Im Badiſchen ſcheint man nachgeben zu wollen. Die Revolution in der angrenzenden Schweiz hat wohl die Regierung ängſtlich gemacht. Die Stände kommen nächſtens in Karlsruhe zuſammen und da hat man ſich geeilt, ein liberales Miniſterium zu bilden. Herr v. Berſtett, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und Metternichs guter Freund, iſt abgeſetzt, und noch ein anderer Miniſter. Ich möchte jetzt in Karlsruhe ſeyn. Ich weiß gar nicht, wohin ich mich wenden ſoll; gewiß gibt es keinen Miniſter in Europa, der ſo beſchäftigt iſt, wie ich, und gar kein Weg, etwas zu thun. Gäbe es nur ein Mittel für den Geiſt, wie das Aderlaſſen eines iſt für den Leib, ich würde es gern gebrauchen. Ich bin ſo vollſeelig, daß mir das Herz pocht. Doch iſt das ein angenehmes Gefühl. Und warum ich ſo froh bewegt bin? Von meiner Geſinnung brauche ich Ihnen nicht zu ſprechen, die kennen Sie. Daß ich mich freue über den Sieg der guten Sache, mich freue, daß der Menſch ſeinen Prozeß gewonnen gegen die Hölle, das wiſſen Sie. Aber das iſt es nicht allein, es iſt auch die Schadenfreude zu ſehen, wie das armſelige Dutzend Menſchen in Europa, das klüger zu ſeyn glaubt, als die ganze Welt, mächtiger als Gott, gefährlicher als der Teufel — wie es zu Schanden wird, und von uns, die ſie wie Hunde behandelt, in die Waden gebiſſen und aus Haus und Hof gejagt werden. Das elende Volk!

Geſtern las ich die neueſte Didascalia, und als ich darin immer noch die „Scenen aus den

Kreuzzügen" fand, mußte ich laut auflachen, und ein grämlicher Engländer ſah mich mit Erſtaunen an, als wolle er mich fragen, wie kann man lachen? Hätte ich ihm mein Vergnügen ſo recht klar machen können, es hätte ihm gewiß ſeinen Spleen vertrieben. — Der Senator *** hatte doch ſo unrecht nicht, als er vorigen Sommer ſagte, er wolle lieber Schweinhirt ſeyn, als franzöſiſcher Miniſter. Heute hat er gewiß Recht. Heute beginnt der Prozeß der Miniſter. Welch ein Gefühl muß das für einen alten Edelmann wie Polignac ſeyn, vor allen Diplomaten Europens, mit denen er früher unter einer Decke geſpielt, vor vierzig Lumpenkerls von Zeitungsſchreibern auf dem armen Sünderſtuhl zu ſitzen und Rede und Antwort zu geben. Die ſpätere Strafe iſt nichts gegen dieſes Verhör. Man hat bei der Unterſuchung den Polignac am ſchuldigſten gefunden. Die Andern waren verführt. Am 25. Dezember wird das Urtheil geſprochen werden. Eine ſchöne Weihnachtsbeſcherung! Viele glauben, Polignac allein werde zum Tode verurtheilt, aber der Gnade des Königs empfohlen werden. Wie wird man ſich heute Abend um den Meſſager reißen, der um acht Uhr erſcheint und die heutige Sitzung enthalten wird!

Vergangenen Sonntag war Benjamin Conſtants

Leichenbegängniß, deſſen ausführliche Beſchreibung Sie wohl im Conſtitutionnel geleſen haben werden. Ich ſetzte mich auf den Boulevards in eine Kutſche und ſah alles bequem mit an. Länger als zwei Stunden dauerte der Zug. Was mir an Franzoſen auffiel und gefiel, war, daß in der ganzen Feierlichkeit durchaus nichts Theatraliſches war, ſondern alles ſah ernſt, geſetzt und kleinbürgerlich aus. Die Maſſe gab den Pomp. So wurde noch kein König begraben. Ich ſprach einen Mann, der vor vierzig Jahren Mirabeau's Leichenbegängniß mit angeſehen; der ſagte, ſo feierlich ſei jenes nicht geweſen. Conſtant hat vom König Philipp bei ſeiner Thronbeſteigung 150,000 Fr. zum Geſchenke erhalten, und ſeine Wittwe wird eine Penſion bekommen. Madame Conſtant hat drei Männer gehabt. Den erſten verlor ſie durch Tod, von dem zweiten ließ ſie ſich ſcheiden, der dritte war Conſtant. Der zweite lebte in Paris und war Mitglied der Deputirten-Kammer. Nun geſchah es einmal, daß er zugleich mit ſeinem ehelichen Nachfolger, Benjamin Conſtant, in der Kammer das Wort forderte, beide zugleich auf die Tribune ſprangen, und ehe es zu verhindern war, Naſe gegen Naſe da ſtanden, worüber das ganze Haus in lautes Lachen ausbrach. Der Gram, von der Akademie Français nicht als Mitglied aufgenommen worden zu ſeyn, und daß die Regierung ihn nicht nach Verdienſt behandelte, ſoll ſein Ende beſchleunigt haben. Die letzten Worte vor ſeinem Tode verriethen ſeine Gemüthsſtimmung. Er ſagte: après une popularité de douze ans justement acquise — oui justement acquise — und mit dem Worte acquise hauchte er ſeine Seele aus. — Die Geſchichte mit Polen macht die Leute hier wie betrunken. Es war immer eine große Freundſchaft zwiſchen beiden Nationen. Ein Pole in Uniform mit einem langen Säbel hat eine Rede bei Benjamin Conſtants Grabe gehalten. Ich bin ſehr begierig auf die nächſte Revolution. Wo wird es zuerſt losbrechen?

Es wird Sie nicht überraſchen, daß ich Ihnen Victor Hugo's Gedichte ſchicke, welche Sie gewünſcht haben. Sie haben zwar nur von einem Bande Gedichte geſprochen, und ich ſchicke Ihnen drei Bände, aber dafür kann ich nichts. Es iſt nicht meine Schuld, daß Hugo drei Bände Gedichte geſchrieben. Wer kann einem Dichter Einhalt thun? Lieber in ein Mühlenrad greifen. Das koſtbarſte aller Weihnachtsgeſchenke, ſo koſtbar, daß es kein König bezahlen kann; koſtbarer als alles, was alle Frauen der Welt erhalten, ſeitdem Chriſtus geboren, wird dieſe Weihnachten eine Pariſerin bekommen:

Frau v. Polignac — das Leben ihres Mannes. Gerade am 25. Abends, wenn die Lichter angezündet werden zum Beſcheren, wird das Urtheil geſprochen werden, und Polignac, hofft man, würde das Leben behalten. Behüte einen Gott vor ſolchen angenehmen Ueberraſchungen.

Neunzehnter Brief.

Paris, Samſtag, den 18. Dezember 1830.

. . . . An der preußiſchen Conſtitution will ich wohl glauben, ſie wiſſen dort vor Angſt nicht mehr, was ſie thun. Es wird ein Spaß ſein, ihre Geſichter zu ſehen, wenn ſie in den ſauren Apfel beiſſen. Aber was wird das auch für eine allerliebſte Conſtitution werden! Frankreich hat großes Glück. Wer wird jezt wagen, es anzugreifen? Vielleicht in der Verzweiflung thun ſie es doch. Ich möchte jezt einmal in Frankfurt bei *** ſeyn, wo ich dieſes alles ſchon vor zehn Jahren vorausgeſagt habe, und wo man mich ausgelacht. Und doch iſt das alles noch nichts gegen das, was kommen wird. Näher darf ich mich darüber nicht erklären; aber Sie werden ſich wundern. Ein Sperling wird zwei Tiger verzehren, und gebratene Fiſche werden verſchiedene Arien ſingen. Und ein Dintenfaß wird austreten, und wird eine ganze Stadt überſchwemmen. Und . . . . aber, um des Himmels willen, nicht geplaudert!

Ich mache Sie aufmerkſam, im Conſtitutionnel den Geſetzvorſchlag über die Civilliſte zu leſen; beſonders die Einleitung, wo von der göttlichen Bedeutung eines Königs ſo ſüß-romantiſch geſprochen wird, daß man meinen ſollte, es wäre in Deutſchland geſchrieben. Ich habe mich erſchrecklich darüber geärgert. Man will achtzehn Millionen für den König. Das iſt zwar nur die Hälfte von dem, was der vorige König bekommen, aber es iſt immer noch die Hälfte zu viel. Es iſt eine Krankheit König ſeyn, und man muß darum die Könige Diät halten laſſen. Zehen Millionen ſind genug. Auch hat das allgemeines Mißfallen erregt, es heißt heute, das Geſetz ſoll zurückgenommen werden, und man wolle der Kammer frei ſtellen, wie viel ſie dem Könige geben wollen. — Ich tröſte mich wegen des Tabaks. Die ganze Welt dampft jetzt, das erſetzt mir die Pfeife. — Ich leſe täglich das deutſche Journal und die Didascalia, was mir großen Spaß macht. Wie wenig gehet in Frankfurt vor. Dies merkt man erſt hier recht, wenn man die dortige Zeitung lieſt. — Ich habe mich der Neugierde wegen in eine Art Caſino aufnehmen laſſen. Ich gehe heute Abend zum erſten Male hin. Es iſt koſtſpielig, man zahlt monatlich dreißig Franken; aber die Einrichtung ſoll auch prächtig ſeyn. Ich will Ihnen, der Curioſität wegen einige Stellen aus den Statuten abſchreiben:

Ancien cercle de la rue de Grammont

Art. III. „Les salons du cercle seront ouverts tous les jours, celui de lecture à neuf heures, les autres à midi; et fermés, les salons de lecture à minuit, les autres à deux heures après minuit. — Un dîner sera servi tous les jours à l'heure fixe. — Il sera servi tous les jours, et sans frais, des rafraîchissemens convenables, et un thé dans la soirée. — Art. XIII. Il pourra être fait des abonnemens mensuels, en faveurs des Français et des Etrangers, habitant momentanement Paris — le prix de l'abonnement est de 30 francs par mois. — Art. XX. La société n'ayant d'autre but que de former une union d'hommes de bonne compagnie, ayant la faculté de lire les journaux, brohures et livres nouveaux, de dîner ensemble, et de jouer les seuls jeux de commerce, Messieurs les sociétaires et abonnés s'interdisent toute discussion politique, et il est du devoir rigoureux de Messieurs les commissaires, de maintenir cette règle, et de la rapeller s'il arrivoit qu'un sociétaire l'oubliât.“ Iſt das nicht auffallend, daß man nicht von Politik ſprechen darf? Das iſt ja gerade wie bei uns.

Dienſtag, den 21. Dezember.

Geſtern war wieder ein unglückſchwangerer Tag für Paris, Frankreich, die Welt, und heute, morgen kann das Gewitter losbrechen. Die Regierung hat ſchon ſeit acht Tagen eine Verſchwörung entdeckt und viele Menſchen ſind arretirt worden. Man fordert das Leben der Miniſter, deren Prozeß ſich wahrſcheinlich morgen entſcheidet. Geſtern verſammelten ſich einige tauſend Menſchen vor der Pairs-Kammer mit drohenden Aeußerungen, und heute fürchtet man größern Aufruhr. Ich bin doch ein rechter Unglücksvogel! Ich mußte mir geſtern einen Zahn herausnehmen laſſen, und kann noch heute wegen meines dicken Geſichts nicht ausgehen. Ganz Paris kann heute in Flammen ſtehen, und ich werde nichts erfahren, bis heute Abend die Zeitung kommt. Sie freuen ſich vielleicht darüber und wünſchen mir meine Zahnſchmerzen von ganzem Herzen. Ich ärgere mich und dazu habe ich noch 20 Fr. für das Zahnherausziehen bezahlen müſſen. Was man hier geprellt wird! Wie die Blutſauger hängen ſich die Pariſer an den Fremden und ziehen ihm das Geld aus. Ich hoffe, daß die Regierung Kraft genug haben wird, die Unruhen zu dämpfen, es bleibt aber immer eine bedenkliche Sache. Man kann auf die National-Garde nicht feſt zählen; ein großer Theil derſelben iſt Rachedurſtig gegen die Miniſter, und würde einem Volksaufſtande keinen ernſtlichen Widerſtand leiſten. Dazu geſellen ſich noch 1) überſpannte Köpfe, die eine Republik haben wollen. 2) Mäßigere, die mit dem Gange der Regierung nicht zufrieden ſind, und eine liberalere Kammer und ein liberaleres Miniſterium wünſchen. 3) Die Anhänger Karls X. 4) Endlich die Emigrirten aus allen Ländern, Italiener, Spanier, Polen, Belgier, die Frankreich in einen Krieg verwickeln wollen, damit es in ihrem eignen Lande auch endlich einmal zur Entſcheidung komme. Dieſe Letztern ſollen beſonders großen Theil an der Aufhetzung haben. Heute wird die Pairs-Kammer von drei und dreißig tauſend Mann National-Garden und Linien-Truppen beſchützt ſeyn. Wenn es nur zu keiner neuen Revolution kömmt, mir thäte das bitter leid; denn es könnte alles wieder darüber zu Grunde gehen. Sie werden die Vertheidigungs-Rede der Miniſter wohl im Conſtitutionnel leſen. Am beſten nach meiner Anſicht hat Peyronnet geſprochen, der doch gewiß der Schuldigſte iſt. Aber er iſt ein Mann von feſtem Willen, und darum hat er auch am meiſten gerührt; er hat geweint und weinen gemacht. Polignac zeigt ſich als ein ſolcher Schwachkopf und ſeelenloſer Höfling, daß man ihn bemitleiden muß. Er verdient es gar nicht geköpft zu werden.

Der Advokat und Vertheidiger des Guernon Ranville, Namens Cremieux, der geſtern geſprochen, iſt aus Gemüthsbewegung in Ohnmacht gefallen und mußte weggebracht werden. In welcher ſchrecklichen Lage ſind doch die vier unglücklichen Miniſter! Und ihre armen Weiber und Kinder! Gewöhnliche Verbrecher dürfen doch hoffen, die Richter würden ihnen das Leben ſchenken; aber die Miniſter müſſen vor ihrer Freiſprechung zittern, weil ſie dann ſchrecklicher als durch das Schwert des Henkers, durch die Hände des Volks ihr Leben verlören. Am meiſten dauert mich der Guernon Ranville. Dieſer iſt der Schuldloſeſte von Allen, er hat an den Ordonnanzen den wenigſten Theil genommen, er war nur ſchwach und ließ ſich verführen. Und dieſer iſt krank und hat eine Krankheit, die ich kenne, die ich vor zwei Jahren in Wiesbaden hatte, kann ohne Schmerzen kein Glied bewegen, und ſo, bleich, leidend, faſt ohne Kraft der Aufmerkſamkeit, muß er täglich ſieben Stunden lang in der Pairs-Kammer ſchmachten, und zuhören, wie man ſich um ſein Leben zankt! Dagegen war doch mein Rheumatismus, von Ihnen gepflegt, gewiß eine Seligkeit. Und doch ſtähle ich mich wieder und mache mir meine Weichherzigkeit zum Vorwurfe, wenn ich mich frage; aber jene Könige und ihre Henkersknechte, wenn wir aus dem Volke ihnen in die Hände fallen, haben ſie Mitleiden mit uns?

Dieſe Miniſter, die dem Volke zur Rede ſtehen, werden doch wenigſtens öffentlich gerichtet. Sie ſehen ſich von ihren Freunden umringt, ſie lernen ihre Feinde, ihre Ankläger kennen, ſie dürfen ſich vertheidigen und das Geſetz verurtheilt ſie, nicht die Rache. Und wenn ſie auch als Opfer der Volkswuth fallen, weiß man doch, daß ſie unſchuldig gemordet. Wer aber in Mailand, Wien, Madrid, Neapel, Petersburg wegen eines politiſchen Vergehens gerichtet wird, der gehet aus der Dämmerung des Kerkers in die Nacht des Grabes über, und ob ſchuldig oder unſchuldig, das weiß nur Gott.

Vormittags halb zwölf.

Mein Barbier (mein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten) erzählt mir eben, es ſähe ſchlecht aus in der Stadt. Das Militär und die National-Garden ziehen durch die Straßen. Das Volk ſchreit vive la ligne! à bas la garde Nationale! à bas Lafayette! (da ſieht man doch ganz deutlich, wie dieſe Bewegung von den Carliſten angelegt) la mort des Ministres! vielleicht iſt es doch gut für mich, daß ich heute nicht ausgehen kann, und wenn Sie mir verſprechen, mir die zwanzig Franken zu erſtatten, die mir meine Zahnſchmerzen koſten, will ich mit allem zufrieden ſeyn und Gott preiſen. — Mein heutiger Brief wird auch nicht viel größer werden, als er jetzt ſchon iſt, ich habe keine Geduld zum Schreiben. Ich bin neugierig, was in der Stadt vorgehet, und ärgerlich, daß ich nicht ausgehen kann. — Wie konnten Sie nur glauben, daß mich Polen nicht intereſſirt! Das iſt ja der Hauptakt der ganzen Tragödie. Ich meine doch, ich hätte Ihnen darüber geſchrieben, und genug vorgejubelt. Aber ſeit acht Tagen hörte ich von keiner neuen Revolution; das iſt ſehr langweilig. Ich bin wie die Branntweintrinker; nüchtern bin ich matt. Die Revolution, die heute Paris bedroht, ſchmeckt mir nicht. Das iſt Gift und verderblich. Doch ich hoffe, es geht alles gut vorüber.

Zwanzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 24. Dezember 1830

Das war wieder eine merkwürdige Pariſer Woche! Aber Sie in Frankfurt, wenn Sie nur die Zeitungen geleſen, wiſſen nicht weniger davon, als ich hier; denn ich habe gar nichts ſelbſt geſehen. Seit dem vorigen Samſtag habe ich wegen meines dicken Geſichts das Zimmer nicht verlaſſen, und erſt geſtern Abend war ich zum Erſtenmal wieder aus. Iſt das nicht ein einziger Ort, in dem man mitten in einem Volksaufruhr, umringt von einem Lager von mehr als vierzig tauſend Soldaten, ſo ſtill und ſo einſam leben kann, wie auf dem Lande? Jetzt iſt alles vorüber. Wollen Sie genau wiſſen, was eigentlich der Kampf dieſer Tage für eine Bedeutung gehabt, und genauer als es irgend ein europäiſches Cabinet von ſeinem Geſandten erfahren wird? Es war ein Kampf zwiſchen der alten claſſiſchen und der neuen romantiſchen Parthei in der Politik, und letztere, die ſchwächſte, weil ſie die jüngſte und unerfahrenſte iſt, unterlag. Die romantiſche Parthei will individuelle Freiheit, die claſſiſche nur nationelle haben. Wenn Sie von Carliſten leſen, glauben Sie kein Wort davon. Natürlich haben dieſe den Zwieſpalt benutzt, aber angeſtiftet haben ſie ihn ſicher nicht. Aber wie ſchade, daß ich dieſe ſchöne Oper nicht mit angeſehen. Vierzigtauſend Mann National-Garden, wie Rieſenbeſen die Straßen ſäubernd, und ſo unverletzend wie dieſe; denn es iſt kein Tropfen Blut vergoſſen worden. Dann Nachts bei Wachtfeuer auf der Straße bivouacquirend; die tobende Menge, der König ſelbſt patrouillirend, die vereinigten Studenten, über fünftauſend, umherziehend und Ruhe und Ordnung ſchreiend — welche Scenen! Das Einzige an der Sache iſt romantiſch ſchön, daß die Miniſter nicht am Leben beſtraft worden. Das wird freilich die Despoten in Liſſabon, Mailand und Petersburg nicht abhalten, ihre wehrloſen Gefangenen zu morden; aber das wird doch der Welt zeigen, daß Völker edler ſind als Fürſten. Geſtern Abend dachte ich noch nicht daran, auszugehen, ich wollte es erſt heute; da ſah ich zufällig durch die Spalte des Fenſterladens, und bemerkte etwas ungewöhnlich Helles. Ich öffnete den Laden und ſah zu meiner Ueberraſchung, daß das gegenüber ſtehende Haus illuminirt war. Da zog ich mich ſchnell an, ließ einen Wagen kommen, und fuhr eine Stunde lang in der Stadt herum. Viele Häuſer waren illuminirt, theils aus Freude daß die Ruhe wieder hergeſtellt, theils zur Ehre des Königs, der noch ſpät von einer Revüe der Nationalgarde zurückkehrend, zu Pferde die Straßen durchzog. Er hatte von geſtern Mittag bis geſtern Abend neun Uhr alle Quartiere der Stadt beſucht und in jedem Quartier die National-Garden gemuſtert. Ueber den König iſt nur eine Stimme. Alle Partheien (natürlich nur die Carliſten nicht) lieben ihn. Auch iſt er ganz wie die Franzoſen einen König lieben und brauchen. Er iſt ein Bürger-König. Zwar iſt er das aufrichtig, und ſo viel aus Temperament und Geſinnung als aus Politik; aber dabei iſt er es auch zugleich theatraliſch. Er ſpricht gut, leicht, von Herzen, aber doch mit Pathos und Geberden, wie man es hier gern hat. Es iſt ſo leicht ein guter König ſeyn, und es koſtet die Fürſten viel größere Anſtrengung, ſich verhaßt zu machen bei ihren Unterthanen, als es ſie koſten würde, ihre Liebe zu erwerben! . . . Der einzige ſchöne Charakter der neueſten Zeit iſt und bleibt doch Lafayette. Er iſt die altgewordene Schwärmerei, wie ſie nie, nicht einmal gemalt worden iſt. Er iſt bald 80 Jahre alt, hat alle Täuſchungen, alle Verräthereien, Heuchelei, Gewaltthätigkeit jeder Art erfahren — und noch glaubt er an Tugend, Wahrheit, Freiheit und Recht! Solche Menſchen beweiſen beſſer, daß es einen Gott gibt, als das alte und neue Teſtament und der Koran zuſammen. Noch heute, zwar von vielen geliebt, von allen geachtet, aber auch von allen verkannt, wird er nur von ſeinen Feinden nicht betrogen, die ihren Haß offen ausſprechen; aber von ſeinen Freunden gebraucht, misbraucht, getäuſcht und oft verſpottet. Er iſt wie ein Gottesbild im Tempel, in deſſen Namen heuchleriſche Prieſter fordern, wonach ihnen ſelbſt gelüſtet, und die heimlich das gläubige Volk und ſeinen Gott auslachen. Er aber gehet ſeinen Weg unveränderlich wie die Sonne, und unbekümmert, ob die Guten ſein Licht zu guten Handlungen oder die Böſen zu ſchlechten gebrauchen. Wie lange wird es noch dauern, bis Frankreich Lafayette's würdig iſt! Aber es wird einmal kommen. Er erſcheint mir wie die Mauer einer neuzugründenden Stadt, die man rund umhergezogen, und inwendig iſt noch alles öde und kein Haus iſt gebauet.

Samſtag den 25. Dezember.

Als ich geſtern über die Rue de la paix ging, begegnete ich einem Trupp National-Garden, Trommel voraus, die auf einer Bahre die Lorbeerbekränzte Büſte des Königs trugen, ich weiß nicht wohin, wahrſcheinlich in eine Wachtſtube. Luſtig Volk die Franzoſen; den ganzen Tag Komödie. — Jetzt macht die Schuljugend der Regierung wieder viel zu ſchaffen, und ich habe meine herzliche Schadenfreude daran. Die Schulen haben in dem Aufſtande dieſer Tage zur Herſtellung der Ruhe ſehr viel beigetragen. Nun hat vorgeſtern die Kammer den Schulen feierlichſten Dank votirt. Dieſe aber haben geſtern Abend in einer Zeitung Proclamationen drucken laſſen, worin ſie höniſch der Kammer ſagen: Euren Dank begehren wir nicht, gebt uns die Freiheit, die ihr uns verſprochen, „la liberté qu'on nous marchande maintenant et que nous avons payé comptant au mois de Juillet.“ O wie Recht haben ſie! Ihr in Deutſchland braucht gar nicht ſo ſtolz zu ſeyn, wir haben hier ſo dumme Leute als dort auch. Hier ſagen ſie auch, die Franzoſen ſind noch nicht reif zu mehr Freiheit als ſie jetzt beſitzen, das müſſe der Zukunft überlaſſen bleiben. Und ſo bleiben ſie nun ſtehen; bis die

Zukunft im Galopp herkömmt und ſie umwirft, ſtatt wenn ſie der Zukunft entgegen gegangen wären, alles friedlich wäre geordnet worden. Ganz gewiß, Frankreich wird früher oder ſpäter noch eine Revolution erleiden. Es iſt der Fluch der Menſchen, daß ſie nie freiwillig vernünftig werden, man muß ſie mit der Peitſche dazu treiben. Es iſt zum Verzweifeln, daß Lafayette, der Einzige, der es aufrichtig mit der Freiheit meint, einen ſo ſchwachen Charakter hat. Er, wenn er wollte, könnte alles durchſetzen. Er brauchte nur zu drohen, er würde das Commando der National-Garde aufgeben, und ſich zurückziehen, wenn man den Franzoſen nicht gäbe, was man ihnen verſprochen, und der König, die Miniſter und die Kammer müßten nachgeben.

Der König von Bayern glaubt wahrſcheinlich, weil er ſo viel gereimt hat in ſeinem Leben, dürfte er ſich auch Ungereimtes erlauben. Der Lieſching, den ich viel kenne, iſt der fünfte Schriftſteller, der ſeit kurzem auf ſo ſchnöde Weiſe von München verjagt worden. „Vor der Hand als unpaſſend ausgewieſen,“ iſt ſehr ſchön geſagt. Der deutſchen Despotie werden vor Alterſchwäche die Glieder ſteif. Dieſes Betragen der bayeriſchen Regierung iſt ſo ganz über die Maaßen dumm, ſo ganz ungewöhnlich verkehrt, daß ich denken möchte, es ſteckt unter der Dummheit eine Art Superklugheit; daß ſie nehmlich unter dem Scheine des Einverſtändniſſes mit der jetzt völlig toll gewordenen Bundesverſammlung ihre eigenen Pläne verfolgt. Anders kann ich mir es nicht erklären. Aber vielleicht irre ich mich auch; es giebt nichts Genialiſcheres als der Blödſinn einer deutſchen Regierung, er iſt gar nicht zu berechnen.

Was mir an der polniſchen Revolution am beſten gefällt, iſt, daß man in Warſchau den Chef der geheimen Polizei gehenkt hat, und daß man die Liſte aller Polizei-Spione drucken läßt. Das wird, hoffe ich, den Spionen anderer Länder zur Warnung dienen. Dieſe geheime Polizei gibt einer despotiſchen Regierung weit mehr Sicherheit, als es ihre Soldaten thun, und ohne ſie wäre die Freiheit ſchon in manchem andern Lande feſtgeſtellt. Die geheime Polizei hat in Warſchau täglich 6000 Gulden gekoſtet. Dieſe Notizen und andere Papiere, die ſich auf die Polizei beziehen, hat man in Conſtantins Schloſſe gefunden. Dreißig junge Leute von der Cadettenſchule drangen in das Schloß. Die Hälfte davon iſt geblieben. Drei Generale wurden im Vorzimmer Conſtantins getödtet. Dieſer rettete ſich mit Mühe. Die Verſchwornen begegneten Conſtantins Frau, vor der ſie ſich ſehr artig verneigten und ſagten, mit ihr hätten ſie nichts zu ſchaffen, ſie ſuchten nur ihren Mann. Ich fürchte aber, den armen

Polen wird es ſchlecht gehen. Der Kaiſer Nicolaus ziehet ihnen mit Macht entgegen, und ich weiß nicht, wie ſie widerſtehen können. Doch verlaſſe ich mich auf Gott. — — — Gemüthsbewegung! nein. Das iſt nicht wie früher, wo wir in einer ſchweren Kutſche ſaßen, und mit der guten Sache langſam fortrollten, geſtoßen wurden, langſam den Berg hinaufſchleichen mußten, auch manchmal umgeworfen wurden — jetzt trägt uns ein großes Schiff ſchlafend über das Meer, und der Wind treibt ſchnell. Kein Staub, kein Rütteln, keine Müdigkeit. Stürme können kommen, Klippen; aber das macht mich erſt recht munter. Die kleinen Zänkereien, das weibiſche Keifen des Schickſals, nur das konnte mir Gemüthsbewegung geben. Die Tyrannei kann uns noch einmal beſiegen; aber dann wird es doch im offnen Kampfe geſchehen, nachdem wir uns gewehrt haben. Uns wie Hunde prügeln und an die Kette legen, damit iſt es aus. Nur nicht wehrlos fallen. Ich bin ſehr ruhig, und ſchwimme vergnügt wie ein ungeſalzener Häring im Weltmeer herum.

Ein und zwanzigſter Brief.

Paris, Sontag, den 26. Dezember 1830.

Ich ſcherze und bin doch ganz von Herzen betrübt, und aus Verzweiflung ließ ich mir eine Taſſe Chocolade holen. Ich will denken, die Chocolade habe mir dickes Blut gemacht, ſonſt nichts. Aber meine Träume von Frankreichs Freiheit ſind auch dahin. In der Politik iſt weder Sommer noch Winter, es iſt der erbärmlichſte Revolutions-Frühling, der mir je vorgekommen. Nicht warm genug des Feuers zu entbehren, und nicht kalt genug zum Einheitzen, fröſtelt man ohne Rettung. Bei uns zu Hauſe weiß man doch woran man iſt; es iſt Winter und man trägt Flanell. Es iſt doch ein ſchönes Land, wo, wie ich geſtern in deutſchen Zeitungen geleſen, man ſich auf der Straße und in den Caſinos bang und freudig einander fragt, wird der Herzog von Coburg wieder heirathen oder nicht?

und man ſchweigt und lächelt — und wo der Staatsrath Niebuhr in Bonn, da er gedruckt geleſen, er habe früher in Rom mit de Potter Umgang gehabt, mit Händen und Füßen gegen dieſe Läſterung zappelt, wie ein Kind gegen das kalte Waſchen, und behauptet auf Ehre, er habe dieſen Unheilſtifter nie mit den Fingern berührt! Aber hier? die Wieſen waren ſchon grün und jetzt ſchneit es wieder darauf. Die Kammer, dieſe alte Kokette, die ſich ſchminkt, Mäulchen macht und auf die Jugend läſtert — ich könnte ſie auspeitſchen ſehen. Als ſie noch ſelbſt jung war, war ſie ſo ſchlimm als Eine. Man hat Lafayette als Commandant der Nationalgarde abgeſetzt, und der Kriegsminiſter hat der ganzen polytechniſchen Schule Arreſt gegeben! Dieſe jungen Helden waren es, welche den Kampf im Juli gelenkt, und ohne ſie wären alle Deputirten und alle dieſe Miniſter vielleicht eine Speiſe der Raben geworden. Lafayette war es, der die Revolution rein erhalten und vor Anarchie bewahrt, und ihm hat Orleans ſeine Krone und die Fürſten Europas zu verdanken, daß Frankreich keine Republik geworden. Er hat dem Volke geſagt, es wäre möglich, daß ein König die Freiheit liebe, und man hat es ihm geglaubt. Behüte mich Gott, daß ich je Theil an der Staatsgewalt bekomme! Ich ſehe es hier an den Beſten, daß, ſobald man zur Macht kömmt, man erſt das Herz, dann den Kopf verliert, und daß man vom Verſtande nur ſo viel übrig behält, als man braucht, das Herz nicht wieder aufkommen zu laſſen. Es iſt hier keine Zweideutigkeit, kein Unverſtand, keine Deutelei — man hat wörtlich nicht Wort gehalten, man hat dem Volke nicht gegeben, was man ihm verſprochen. Die Machthaber reden hier ganz ſo wie bei uns: von wenigen Unruhſtiftern, die das Volk verführten, von jugendlicher Schwärmerei, von Republikanern. Aber kein Menſch will Republik, man verlangt nur die republikaniſchen Inſtitutionen, die man in den Tagen der Noth verſprochen. Für die Machthaber hier (wie bei uns) fängt da, wo ihr eigner Vortheil aufhört, die Schwärmerei an. Eben erzählt mir Jemand, man ſpräche heute davon, Lafitte und Dupont würden aus dem Miniſterium treten, und der Präfect von Paris abgeſetzt werden. Ich zweifle nun zwar gar nicht, daß die Regierung mächtig genug iſt, es durchzuſetzen, und jeden gefährlichen Ausbruch zu verhüten. Aber was wird dabei gewonnen? die Ruhe, die ſich auf eine allgemeine Zufriedenheit aller Bürgerklaſſen gründet, die einzig wünſchenswerthe und dauerhafte, wird ſie auf dieſe Weiſe nicht gründen. Die Unzufriedenheit wird ſich aufhäufen, die Misvergnügten werden ſich vermehren, bis ſie ſtärker werden als die Regierung, und dann gehet der

Kampf von neuem an. Wenn ich einmal Miniſter werde, halten Sie mir meine demokratiſchen Briefe vor die Augen. Ich weiß ſchon jetzt, was ich Ihnen antworten werde — nichts werde ich antworten. Ich werde lächeln und Sie auf meinen nächſten Ball einladen, und dann werden Sie auch lächeln. Wir Miniſter und Ihr Menſchen, wir ſind nun einmal nichts anders. Jetzt will ich mich ankleiden und die Zeitungen leſen, neuen Aerger zu ſammeln. Im Rocken iſt mehr Nahrungsſtoff als in Kartoffeln, im Weizen mehr als im Rocken, aber am meiſten iſt im Aerger. Schnee und Weh iſt hier das Neueſte. Habt Ihr auch Schnee? nach Weh brauche ich wohl nicht zu fragen.

Dienſtag, den 28 Dezember.

Ich glaube nicht, daß ich Talent zu poetiſchen Naturbeſchreibungen habe; ich grüble zu viel und ſammle mehr Wurzeln als Blüthen. Aber mit der Reiſe, nach wiederhergeſtellter Ruhe, damit haben Sie recht. Ich möchte wohl gern einmal Seelenfrieden genießen. Bis künftiges Jahr ſind die Oeſterreicher aus Italien verjagt, und dann könnte man hinreiſen. Zwar wird es alsdann in Italien noch nicht ruhig ſeyn, aber nur die ſchreckliche Ruhe unter Oeſterreich könnte mich aus dem Lande entfernt halten, nicht die Unruhe der Freiheit, noch die der erzürnten Natur. Was der **** prophezeihet, iſt auch mir offenbart worden. Man wird es in Frankfurt früher als in Paris erfahren. Fürchterlich! Es ſtehet mir klar vor Augen, wie die Schnitter der Zeit mit ihren kleinen Meſſern die großen Senſen wetzen. — Hieſige Blätter ſagen beſtimmt, im nächſten Monate würde in Preußen eine Conſtitution promulgirt werden, und ein Brief aus Berlin, den ich geſtern geleſen, behauptet das Nehmliche. Aber eine Conſtitution, die man im Dunkeln macht, kann nur ein Werk der Finſterniß werden. Die Freiheit, die man von Herren geſchenkt bekömmt, war nie etwas werth; man muß ſie ſtehlen oder rauben.

Es iſt doch gar zu traurig mit Briefen, die ſo weit aus einander ſtehen, wie die Unſrigen; man wünſcht einem viel Vergnügen zum bevorſtehenden Schmauſe, und wenn man den guten Wunſch lieſt, hat man ſchon den Katzenjammer. Sie wiſſen in Ihrem Briefe noch den Ausgang des Prozeſſes nicht, und was iſt ſeitdem nicht Alles vorgegangen! Paris hat jetzt wirklich den Katzenjammer vom Schmauſe im Juli, und bei mir thut der Ekel vom Zuſchauen dieſelbe Wirkung, wie bei den Andern das Trinken. Die Regierung iſt jetzt ganz in den Händen von Mechanikern, die den Staat als eine Uhr betrachten, wozu ſie den Schlüſſel haben, und die gar nichts wiſſen von einem Leben, das ſich ſelbſt aufzieht. Das Herz ſoll ſchlagen zur beſtimmten Minute, und das nennen ſie Ordnung! Es iſt alles wie bei uns, nur daß bei uns Werk und Zifferblatt bedeckt ſind, hier aber ſich in einem gläſernen Gebäuſe befinden, das alle Bewegungen ſehen läßt; der Gang iſt der nehmliche.

Mit dem hieſigen Caſino bin ich ſehr getäuſcht worden. Das ſind meiſtens alte, reiche und vornehme Leute, die mit einander flüſtern und ſehr ariſtokratiſch ausſehen. Der Fluch geſchloſſener Geſellſchaften iſt ſehr deutlich ausgedrückt in dieſen verſchloſſenen Geſichtern. Man meinet es wären Diplomatiker. Ich werde nicht wieder hingehen, und für die funfzehn Franken, die ich bezahlen mußte (für 14 Tage) habe ich doch ein neues Beiſpiel zu meiner alten Theorie gefunden: Langeweile iſt die Tochter des Zwanges, und Freiheit iſt die Mutter geſelliger Freuden. Wie kann es anders ſeyn? In dieſem Caſino darf nicht von Politik geſprochen werden. Und dürfte man nicht vom Monde ſprechen, doch ſonſt von allem, das hätte die nehmlichen Folgen. Jeder Zwang iſt Gift für die Seele.

Wir haben jetzt prächtiges Wetter! Auf die Kälte eines Tages folgte gleich Thauwetter. Dreck bis an die Knie (es iſt ein gutes ehrliches deutſches Wort), die Gaſſen ein Eismeer. Es iſt doch ſonderbar, daß ſich die Franzoſen aus dem Drecke nichts machen! Sie gehen luſtig durch, als gingen ſie über eine Blumenwieſe. Aber ein paar Grade Kälte bringt ſie zur Verzweiflung. Sie ſperren ſich dann gleich ein. Was bin ich ſo vergnügt, daß ich acht Paar gute waſſerdichte Stiefeln mit hieher gebracht. Es macht mir die größte Freude, ihre deutſche Treue auf die Probe zu ſtellen und damit durch den Schlamm zu waden. Pariſer Sohlen ſind nicht dicker als zwei über einander gelegte Oblaten, man könnte den Puls hindurch fühlen.

Ich hoffe doch mit Vielen hier, die Polen werden es durchſetzen. Man gewinnt immer, wenn man keine andere Wahl hat als zwiſchen Sieg oder Tod. Vom Kaiſer Nikolaus iſt keine Gnade zu hoffen, die Polen müſſen ihn begnadigen. Wie es im Preußich-Polen ausſieht, weiß ich nicht, die heutigen Zeitungen ſprechen auch von einer Revolution, die ſich dort begeben haben ſoll. Von Oeſterreichiſch-Polen darf man, wie ich glaube, etwas erwarten Das kluge Oeſterreich kann ſich da vielleicht eine dumme Falle gelegt haben. Die italieniſchen Regimenter, welchen ſie nicht trauten, haben ſie ſchon vor mehreren Jahren aus ihrem Vaterlande gezogen und ſie nach Gallizien verſetzt, und jetzt, wenn ſich die Polen inſurgiren, ſind dieſe Regimenter wahrſcheinlich geneigt, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Sei einer klug heute; betrüge einer den lieben Gott!

Nun Glück zum neuen Jahre! und möge es uns und unſern Freunden im neuen Jahre beſſer gehen, als Kaiſern und Königen. Das ſind beſcheidene Wünſche, die wohl der Himmel erhören wird. Ich werde dem Conrad ſagen: wenn ein Kaiſer kommt, ſehen Sie ihm auf die Hände und laſſen ihn nicht allein im Zimmer. Im nächſten Jahre wird das Dutzend Eier theurer ſeyn als ein Dutzend Fürſten.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 31. Dezember 1830.

Die polniſchen Juden zeigen ſich brav, ſie wollen ſich ein Vaterland erkämpfen. Waffen in der Hand, das ſind beſſere Gründe, Freiheit zu gewinnen, als Prozeßſchriften beim deutſchen Bundestage eingereicht. Schon im Jahre 1791 haben ſich die polniſchen Juden gut gehalten; ſie bildeten damals ein eigenes Regiment, das, als der wilde Suwarow nach Warſchau kam, ganz ausgerottet worden. Wie wird es dieſesmal werden? — Heute, dieſe Nacht wird etwas Großes, etwas Entſetzliches geſchehen. Es wird ein Sturm ſeyn, der die Menſchheit dahin ſchleudern wird, wohin ſie der Compaß, ſelbſt bei der günſtigen Fahrt dieſer Zeit, erſt ſpät geführt hätte. Wenn das Schickſal die Stunde nicht verſchläft, wird es eine entſcheidende Nacht werden.

Geſtern Abend war ich in einer Geſellſchaft, die man in Paris nicht ſuchen würde — in einer philoſophiſchen: „Conversations philosophiques" ſtehet über den gedruckten Einlaßkarten. Junge Leute, Schriftſteller und andere, aber ſehr elegante Herren, mit den feinſten Röcken und Cravatten, verſammeln ſich an beſtimmten Tagen in einem ſehr eleganten Lokale, und philoſophiren bei Limonade, Orgeade und Himbeerſaft. Mir war das amuſanter als die Variétés. Immer zwei ſtehen beiſammen, und ſie bildet ſich eine Zuhörer-Gruppe, und wird dann geſtritten über Gott, Unſterblichkeit, äußere Sinne, innere Sinne, Natur, Attraction, daß es eine Luſt iſt. Hegel würde vergehen vor Lachen. Keiner weiß, was er will. Es gibt nichts komiſcheres. Und doch begreife ich nicht recht, warum dieſe guten Leuten darin ſo zurück ſind. Zwar waren die Franzoſen nie tiefſinnige Philoſophen auf deutſche Art; doch hatten ſie im vorigen Jahrhunderte in einer gewiſſen praktiſchen Philoſophie viel Gewandtheit erlangt, und die Schriften und die Geſellſchafter der damaligen Zeit waren ganz parfümirt davon. Es ſcheint aber, in der Revolution haben ſie das alles wieder vergeſſen, und die jungen Leute fangen jetzt von vorn an. Einer fragte mich, ob ich mich auch mit Philoſophie beſchäftigt? Ich ſagte: O gewiß, uns Deutſchen iſt die Philoſophie Kinderbrei.

Ein Anderer fing mit mir an von Kant zu ſprechen, und als er glaubte ich hätte den Namen nicht verſtanden, dachte er wohl, er hätte ihn falſch ausgeſprochen und wiederholte Känt. Ein dritter ſagte mir, Anatomie wäre die Hauptſache in der Philoſophie. Ich antwortete: Ganz gewiß. Wären Sie keine Frauenzimmer, ich könnte Ihnen noch die ſchönſten Dummheiten erzählen; aber Sie verſtehen das nicht. Und mit welcher Leidenſchaftlichkeit wurde geſtritten! Ich dachte ſie würden ſich einander in die Haare fallen. Aber die Franzoſen haben eine bewunderungswürdige Gewandtheit, einen Streit bis an die Grenze der Beleidigung zu führen, ohne dieſe zu überſchreiten, und mit den Händen ſich einander unter die Naſe zu geſticuliren, ohne ſich Ohrfeigen zu geben. Ich ſaß auf einem Sopha von blauer Seide, unter den Füßen eine Decke von Pelz, trank ein Glas Orgeade nach dem andern und beneidete das glückſelige Volk, das gar nichts weiß, von dem, was es nicht weiß, entgegengeſetzt uns armen Deutſchen, die wir am beſten kennen was wir nicht kennen. „Eh bien je vais vous exposer ma doctrine“ ſagte einmal ein junger blaſſer Menſch mit einem Schnurrbarte zu einem Andern ohne Schnurrbart . . . und da ſagte er ihm etwas, was in jedem deutſchen ABC-Buche ſtehet.

Samſtag, d. 1 Januar 1831.

„Proſt neu Jahr!“ Aber es iſt eine dumme Geſchichte, ich bin ſchon gewohnt daran, es iſt ſchon Mittag. Dieſes Jahr iſt mit Zähnen auf die Welt gekommen, und will ſich nicht wickeln laſſen. Es wird mit Blut getauft werden. Könnte ich nicht einen Kalender ſchreiben? Ich ſpräche wie ein Prophet: Ein großer Fürſt wird ſterben in dieſem Jahre. Aber das iſt falſch prophezeihet; es lebt gegenwärtig kein großer Fürſt. Aber der Frühling wird naß werden (nicht von Waſſer) der Sommer heiß (nicht blos von der Sonne) und der Herbſt gut (nicht blos an Wein). — Unſer König hier ſoll und will in die Tuilerien ziehen, weil das Palais-Royal wirklich zu klein iſt, und auch ſonſt zur königlichen Wohnung nicht ſchicklich. Aber die Königin ſträubt ſich mit aller Macht gegen die Tuilerien. Sie ſagt, das wäre une maison de malheur. Die Frau hat Recht und ich hätte auch abergläubiſche Furcht davor. — Beim Conſeil in Genf wurde von einem Deputirten der Antrag gemacht, den Juden die bürgerliche Freiheit zurückzugeben, die ſie bis zum Jahre 1816, wo die franzöſiſche Herrſchaft aufhörte, genoſſen haben. Der Antrag wurde von Vielen unterſtützt. Die Zeit wird auch bald für

Deutſchland kommen, wo die bürgerlichen Verfaſſungen Verbeſſerungen erfahren werden, und das nicht blos durch Revolution, ſondern auch auf friedlichem Wege, weil die Regierungen nicht länger werden ausweichen können. Dann wird auch wieder von Juden die Rede ſeyn, und unſere Juden thun ſo Vieles, ſich bei den Freunden der Freiheit unbeliebt zu machen. Ich begreife das nicht recht. Dieſe Menſchen ſind doch ſonſt ſo klug auf ihren Vortheil und wiſſen immer den Mantel nach dem Winde zu hängen. Was wollen ſie denn jetzt noch von den Fürſten und Miniſtern haben? Es iſt nichts mehr an ihnen zu verdienen. Sie ſollten ſich jetzt dem Volke zuwenden, ihre Geldkaſten verſchließen, und den großen Herren den Rücken zukehren.

Drei und zwanzigſter Brief.

Paris, Dienſtag den 4. Januar 1831.

Saphir iſt hier, und ſein Anfang iſt nicht ſchlecht. Schon haben einige Blätter von ihm geſprochen, als von Einem, den der Zorn ſeines Königs verfolgte. Da wird nun natürlich auch gelogen, ſo viel nöthig iſt, um einen guten Witz zu machen. Im Figaro ſtand ungefähr Folgendes: Der König von Baiern, ſelbſt Poet, habe aus poetiſcher Eiferſucht den Saphir verjagt. . . . Der Vorwand ſeiner Verbannung wäre geweſen, weil er gegen das Theater geſchrieben, der eigentliche Grund aber, weil Saphir dem König ein hübſches Mädchen abwendig gemacht. Sie hätten ſich entzweit pour une bavaroise (das bekannte Kaffehaus-Getränk). Der König von Baiern wird genannt: „sa majesté brutale.“ Als ich das las, habe ich treuer deutſcher Unterthan aller Fürſten ohne Unterſchied mich gekreuzigt. Aber der König von Baiern beträgt ſich doch gar zu wunderlich. Das iſt ein Gelehrter, der bringt ſeine Verirrungen in ein Syſtem und da iſt keine Hülfe mehr. . . . Es iſt gar keine Möglichkeit, die deutſchen Regierungen zu parodiren. Erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen vor einiger Zeit, als ich mich darüber geärgert, daß man hier für die Zeitungen die Cautionen beibehalten, geſchrieben: es wäre recht ſpaßhaft, wenn ſie in Deutſchland das mit den Cautionen nachahmten. Cenſur und Caution! Das ſollte ein Witz von mir ſeyn, im Ernſte hielt ich das für nicht möglich. Aber es iſt eingetroffen. In einem hieſigen Blatte las ich heute aus Baiern, daß man von einem gewiſſen Coromans, der eine Zeitung herausgeben will, Caution verlangt habe. Das iſt gerade, als wolle man von einem, den man in den Kerker wirft und an Händen und Füßen kettet, noch eine Caution fordern, daß er nicht fortläuft.

Ich habe in der Berliner Zeitung die Proklamation des ruſſiſchen Kaiſers an die Polen geleſen. Sie iſt im alten Style datirt und im alten Style geſchrieben. Der ſpreizt ſich! der will den Helden machen und den europäiſchen Fürſten zeigen, wie man mit Revolutionen fertig wird. Schlimm für die Polen, wenn es ihm gelingt, aber dann noch ſchlimmer für die andern Fürſten. Sie werden es ihm nachmachen wollen, ſie werden die Zügel los laſſen, durch welche ſie bis jetzt mit ſo großer Anſtrengung ihre eigne Leidenſchaft gebändigt, ſie wird durchlaufen und ſie abwerfen. — In München und Göttingen waren auch wieder Unruhen. Deutſchland zahnt. Das arme Kind! Nichts iſt komiſcher als die Art, wie die deutſchen Regierungen von ſolchen Unruhen Bericht erſtatten. Sie ſtellen ſich an, als wäre ihnen an ſolchen unbedeutenden Vorfällen nicht viel gelegen, und ſind doch voll tödtlicher Angſt. Sie machen Geſichter wie Menſchen, die Leibſchmerzen haben und ſich luſtig ſtellen wollen. — Die alte Genlis iſt geſtorben. Sie ſtarb den ſchönen Tod auf dem Schlachtfelde — die Feder in der Hand. Sie hat viel gelebt und viel erlebt. Wenn die an das Himmelsthor kommt, welch merkwürdigen Paß kann ſie vorzeigen, von allen Regierungen viſirt, von allen Zeiten geſtempelt! Sie kann ſich nicht beklagen, ſie hat ein empfängliches Herz gehabt und hat tauſend Jahre gelebt.

Was glauben Sie wohl, das mich hier täglich am meiſten daran erinnert, daß jetzt Frankreich mehr Freiheit hat als ſonſt? Der Telegraph. Unter der vorigen Regierung war ich zwei Jahre in Paris und ich kann mich keinen Tag erinnern, wo ich den Telegraphen aus dem Tuilerien-Garten nicht in Bewegung geſehen. Aber ſeit einem Vierteljahre, daß ich jetzt hier bin, habe ich, ſo oft ich auch in den Tuilerien war, den Telegraphen noch nicht einmal arbeiten geſehen. In Friedenszeiten hat der Telegraph nur geſetzwidrige Befehle zu überbringen. Die Herrſchaft der Geſetze bedarf keiner ſolchen Eile und duldet keine ſolche Kürze. Wie ſchön und frühlingswarm war es geſtern in den Tuilerien! Dort habe ich Paris am liebſten. Die Wege ſind ſo breit, und breite Wege ſind zu eng für Philiſter; da fürchte ich keinem zu begegnen, ſchlenkere ſorglos umher und ſehe Jedem ins Geſicht. Es iſt nicht möglich, in den Tuilerien kleinſtädtiſch zu bleiben. — Geſtern bemerkte ich wieder eine artige Pariſer Charlatanerie. Auf der Straße ſah ich eine Art Deligence, angefüllt mit Knaben, und auf allen Seiten des Wagens ſtand mit großen Buchſtaben geſchrieben: Inſtitut von Herrn N. zu Paſſy, Straße, Nr., und ſo wurden die fröhlichen Kinder als lebendige Muſterkarten eines Inſtituts in Paris herumgefahren, andere Kinder und ihre Eltern anzulocken. Hier verſtehet man die Geſchäfte.

Vier und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 6. Januar 1831.

Suchen Sie ſich Diderots Briefe zu verſchaffen. Ich bin jetzt mit dem zweiten Theile fertig. Daß ſo breite Briefe zugleich ſo tief ſeyn könnten — ich hätte es nie gedacht. Sie nehmen kein Ende, und doch hört das Vergnügen, ſie zu leſen, nur mit jeder letzten Zeile auf. Alles iſt darin, das Schlechte und Gute, Schöne und Häßliche, Gift und Balſam, Geſtank und Wohlgeruch, Ekel und Erquickung des achtzehnten Jahrhunderts. Denn man muß jene Zeit als die Apotheke betrachten und die franzöſiſchen Schriftſteller als die Apotheker, welche unſer Jahrhundert geheilt haben. Sollten Sie wohl glauben, daß ich Menſch, ein Vierziger, der alle ſieben Farben durchgelebt hat, mehr als zwanzig Male dabei roth geworden bin? und ich war doch allein — aber allein mit Gott und der Natur. Ein Frauenzimmer darf das ohne Furcht leſen; kann ſie das verſtehen, kann ſie nicht mehr erröthen. Welche Unſittlichkeit. Es iſt wahr, die franzöſiſche Sprache iſt eine Art Flor, der den häßlichen Anblick bläſſer und milder macht; aber der Deutſche, der ſich beim Leſen überſetzt, ziehet den Flor weg, und ſchaudert zurück. Jene Menſchen hätten doch wenigſtens aus Dankbarkeit die Zucht mehr ſchonen ſollen, da ſie ihnen das Vergnügen verſchafft, ſie zu verſpotten und mit Füßen zu treten. Und wo ſie Recht haben, das iſt am Schrecklichſten! Den ſchönen Aberglauben der Unſchuld, der eine irdiſche Freude zur himmliſchen macht, zerſtören ſie, und von der ganzen Ewigkeit bleibt nichts übrig, als eine Minute. Und ſo verfuhren ſie mit der Tugend und mit der Religion. Waren jene Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts darum ſittenlos, entartet, ſchlecht, gottlos? Gewiß nicht. Sie führten Krieg. Die Heuchelei hatte ſich mit der Sittſamkeit umhüllt; ſie mußten dieſe zerreißen, um jene in ihrer häßlichen Nacktheit zu zeigen. Die Prieſterſchaft hatte ſich hinter der Religion verſchanzt; ſie mußten über die Religion wegſchreiten, um zu den Pfaffen zu gelangen. Der Despotismus führte das Schwert der Geſetze; ſie mußten ihn entwaffnen, um ihn zu beſiegen. Daher jene Zeit der Sittenloſigkeit, des Unglaubens, der Anarchie. Sie iſt vorüber, Frankreich geſunder als je geweſen, und Doktor und Apotheker ſind verſchmäht, vergeſſen.

Samſtag, den 8. Januar.

Heute iſt es ſehr kalt, ganz Winter. Wie geht es Euch? Aber was liegt daran! Gegen Froſt hat man Kamine und warme Kleider; wenn nur das Herz nicht friert. Die deutſchen Froſtkünſtler (ſo überſetze ich ſehr ſauber das franzöſiſche Glacier) mögen nur diesmal ihren Eiskeller recht reichlich verſehen, hoch hinauf bis an das Gewölbe; denn es wird ein heißer Sommer werden. Und wer weiß, ob es im nächſten Jahre wieder friert. Ich denke, die Bären ſollen es in unſerm Lande nicht lange mehr aushalten können. — Haben Sie Victor Hugo's Gedichte ſchon geleſen? Ich empfehle Ihnen auch ſeine Romane: Le dernier jour d'un condamné; Bug-Jargal; Han d'Islande. Alles herrlich, voll Sommergluth; aber man ſehnt ſich manchmal nach Schatten und Kühle und die fehlen. Kaum gehet die Geſchichte auf, ſo ſtehet ſie ſchon im vollen Mittagsglanze da, gehet im vollen Mittagsglanze unter; die Augen thun Einem weh und man verſchmachtet vor Hitze. Hugo iſt erſt einige und zwanzig Jahre alt, aber das Alter kann ihn nicht ändern; denn die romantiſche Poeſie, (wie man das hier nennt) iſt erſt in ihrer Jugend, und das ganze Geſchlecht wird darüber hingehen, bis ſie beſonnener wird und ſich mäßigen lernt, und lernt Gründe annehmen Ich habe den Hugo etwas weniges geſprochen, bin aber gar nicht begierig ihn näher zu kennen; denn es iſt nicht nöthig und nicht möglich. Dem geiſtreichſten franzöſiſchen Schriftſteller liegt die ganze Seele vorne im Munde; ſie hat kein geheimes Kabinet, keine Hinterthüre, wozu man blos nach genauerer Bekanntſchaft dringt. Hugo iſt mündlich nicht anders wie die Andern. Das iſt nicht wie bei uns. Ein deutſcher Dichter iſt ein frommer treuer Knecht der Poeſie, und er trägt ihre Farbe. Aber ein franzöſiſcher Dichter iſt Herr der Poeſie, ſie trägt ſeine Livree und gehet hinter ihm, wo er öffentlich erſcheint.

Sie fragen, ob Frankreich den Polen beiſtehen wird? wahrſcheinlich geſchiehet es. Frankreich wäre ja ganz von Sinnen, wenn es dieſe Gelegenheit Rußland zu ſchwächen, die nicht zum zweitenmale wiederkehrte, ungebraucht vorüber gehen ließe. Würden die Polen beſiegt, dann kehrte ſich Rußland gegen Frankreich. England hat gleiches Intereſſe und ich hoffe, ſie vereinigen ſich, den Polen zu helfen. Sie können zwar Rußland nicht zu Lande, aber doch zur See angreifen, und können es beſchäftigen, indem ſie durch Geld und Intriguen Unruhen auch in den andern ruſſiſchen Provinzen anzetteln. Es iſt zwar gegründet, daß die polniſche Revolution von dem Adel ausgegangen, ich glaube aber darum nicht, daß das Volk gleichgültig dabei geblieben. Die Armee, die den größten Enthuſiasmus zeigt, beſtehet ja aus Bauern, übrigens ſind die Bürger in den Städten keine Leibeigne, und auf dieſe kömmt alles an. Denn die Polen können ſich in keine Gefechte auf dem offnen Lande einlaſſen, ſie müſſen ſich in den Städten verſchanzen und wehren: thun ſie das nur ſtandhaft, ſind die Ruſſen, wenn auch noch ſo mächtig, verloren. Ich hoffe das Beſte, denn ich zähle auf die Weisheit Gottes und auf die Dummheit ſeiner ſogenannten Stellvertreter. Hier gehet es ſchlecht, man hat die Suppe kalt werden laſſen, und dabei rufen die Väter des Volks demſelben, wie einem Kinde, noch ganz ironiſch zu: verbrenne dich nicht! das gute Volk hat ſich mit Blut und Schweiß die Freiheit erworben, und die ſpitzbübiſche Kammer, die in Pantoffeln in ihrem Comptoir ſaß, ſagte ihm: Ihr wißt mit dem Gelde doch nicht umzugehen, wir wollen es Euch verwalten. Und ich ſehe nicht, wie die Sache beſſer werden kann, außer durch eine Art neuer Revolution. Nach dem bis jetzt beſtehenden Wahlgeſetz wählen nur die Reichen, alſo die ariſtokratiſch Geſinnten, und nur die Reichſten können Deputirten werden. Löſt das Miniſterium, welches liberaler iſt als die Kammer, dieſe auf, ſo werden die nehmlichen Deputirten wieder gewählt. Um dieſes zu verhindern, müßte das Wahlgeſetz geändert, demokratiſcher gemacht werden. Allein die Kammer votirt die Geſetze, und wird natürlich kein Wahlgeſetz genehmigen, das ihnen die Macht aus den Händen zieht. Das Miniſterium hat wirklich vor einigen Tagen ein demokratiſches Wahlgeſetz der Kammer vorgelegt, und dieſe wird es, wie man gar nicht zweifelt, verwerfen. Wo alſo der Ausweg? der König müßte durch Ordonnanz ein Wahlgeſetz promulgiren. Das wäre aber Gewalt und die Franzoſen ſind zu gewitzigt, ihrem Fürſten eine ſolche zu erlauben, und wäre es auch für die Freiheit.

Man ſagt heute mit ziemlicher Beſtimmtheit, der zweite Sohn des Königs von Baiern ſey zum Könige von Belgien erwählt worden. Iſt dieſes wahr, kann das nur eine Folge von Frankreichs Verwendung ſeyn, welches die belgiſchen Angelegenheiten nach Belieben leitet, und das würde dann beweiſen, daß Baiern mit Frankreich einen geheimen Vertrag abgeſchloſſen, und daß es im Falle eines Kriegs gegen den deutſchen Bund auftreten würde. Und dann Baden und Würtemberg auch. Es wäre recht komiſch! Was würden Stein, Görres, Arndt und der alte Vater Rhein dazu ſagen! Und zum Lohne für die Dienſte, die jene Fürſten Frankreich leiſten, wird dieſes ihnen beiſtehen, ihre Unterthanen in Gehorſam zu unterhalten. Wir bezahlen immer die Zeche. Der Tugendbund hat viel ausgerichtet! Jeder Menſch hat das Recht, ein Dummkopf zu ſeyn, dagegen läßt ſich nichts ſagen; aber man muß ſelbſt ein Recht mit Beſcheidenheit benützen. Die Deutſchen mißbrauchen es. Die Mittel, welche die Franzoſen gebraucht, die Freiheit zu erwerben, werden von den deutſchen Regierungen benutzt werden, um die Despotie zu verſtärken. Ich muß nur lachen über die Unwiſſenheit der hieſigen Zeitungsſchreiber. Sie erzählen es im Triumph: in Deutſchland, in Oeſterreich ſogar, würden Nationalgarden eingeführt, und ſie meinen, das wäre ein Fortſchritt der Freiheit; die Eſel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt iſt, das alte abgenutzte damit zu erſetzen. Die Deutſchen! — nicht einzuſehen, daß die Uniform eine Art Gefängniß iſt, die Disciplin eine Kette an Händen und Füßen nicht einzuſehen, daß wenn man Schildwache ſtehet, man am meiſten ſelbſt bewacht wird den ſogenannten Pöbel im Zaum halten, das heißt die armen Leute, das heißt die Einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abgehandelt; die Einzigen, denen der Müßiggang nicht alle Nerven ausgeſogen, und die einen Geiſt haben die Freiheit zu wünſchen, und einen Leib für ſie zu kämpfen — ſich wie ein todter Ofenſchirm vor der Gluth des Volks zu ſtellen, damit die Großen hinter uns nicht ſchwitzen und gemächlich ihr Eis verzehren — und ſich noch weiß machen zu laſſen, das geſchähe für die Freiheit — ſich ſo foppen zu laſſen, ein ſolcher Tölpel zu ſeyn — es iſt unglaublich!

Montag, den 10. Januar.

Kann man es beſſer haben als ich? die Tage wachſen ſchnell und mit ihnen meine Hoffnungen. Das Wetter iſt ſehr gelinde; ſchon ſind die Wandervögel dem Norden zugezogen: bald endet der Winter, bald thauet der deutſche Bund auf, bald blühn alle Veilchen; über meinem Kopfe Saphirs Fußtritte, und eine deutſche Küche. Ja, ich habe eine deutſche Köchin entdeckt, eine vortreffliche Augsburgerin, die eine Table d'Hôte hält, wo man lauter vaterländiſche Gerichte und Gäſte findet. Rindfleiſch mit rothen Rüben und Kräuterſauce, Kartoffeln, Sauerkraut mit Schweinefleiſch, Reisauflauf und Kommis in Menge. Man wird doch ſatt und es koſtet nicht viel. Was aber mein Glück ſtört, iſt, wie man hier mit Beſtimmtheit behauptet, daß Metternich das Ruder verliert. Darüber bin ich ſehr verdrießlich, es iſt ein Unglück. Metternich war eine reine Farbe, die der feindlichen entgegengeſetzt, es bald zu irgend einer Entſcheidung gebracht hätte; wenn aber nach ihm die graue Neutralität regiert, wird keiner wiſſen, wo ſeine Fahne iſt, alle werden durch einander laufen und keiner das Ziel finden. Metternich war ſtarr, eigenſinnig und der Sturm hätte ihn bald gebrochen; ſein Nachfolger wird auch nicht weichen, nur vielleicht ſich etwas biegen, und alles wird krumm bleiben. Es iſt ſehr ſchlimm. Gott erhalte nur meinen Metternich.

Der Enthuſiasmus der Polen ſoll ganz unbeſchreiblich ſeyn. In der heutigen Zeitung ſteht, die Vorſteherin eines Mädchen-Inſtituts in Warſchau habe mit ihren Zöglingen von Morgen bis Abend an den Feſtungswerken gearbeitet. In dem Schreiben eines Polen, worin die ſchändlichen Tyranneien der ruſſiſch-polniſchen Regierung erzählt werden, heißt es unter Andern: man habe eigens einen Commiſſair nach Wien geſchickt, um das Syſtem der öſterreichiſchen Regierung, wie man das Volk dumm erhalte (Stock-deutſch, heißt es wörtlich,) in allen ſeinen Theilen zu ſtudiren, um es dumm in Polen einzuführen.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 13. Januar 1831.

Geſtern Abend habe ich mich im Odeon recht ſatt gehört und geſehen; das ganze Geſicht iſt mir noch roth und dick davon. Von halb ſieben bis halb zwölf Uhr bei Tiſche, und zwanzig Schüſſeln! Dreißig Jahre dauert die Geſchichte, Napoleons Anfang und Ende iſt darin; aber die größte aller ſeiner Thaten iſt gewiß die: daß er mich ſechs Stunden weniger zehn Minuten auf einer Stelle feſtgehalten, ſo daß ich nicht einmal in den Zwiſchen-Akten hinausging. In einem deutſchen Theater habe ich nie drei Stunden aushalten können. Den Hunger zu ſtillen war es zu viel und den Appetit über den Hunger zu reizen fehlte es an Würze. Ja das iſt ein großer Unterſchied! — —

Eine ſtarke halbe Stunde mußte ich das Schreiben unterbrechen und meine Wuth war grenzenlos. Da ich Napoleon geſtern Abend hatte ſterben ſehen, und ich vergeſſen hatte, in welchem Jahre er geſtorben, wollte ich das im Converſations-Lexikon nachſuchen. Ich ſchlug den Artikel Napoleon auf, da hieß es: ſuche Bonaparte. Ich ſuche Bonaparte auf, da hieß es: ſuche Buonaparte. Ich ſuche Buonaparte auf und ſehe nach dem Ende ſeines Lebens, da hieß es: ſuche Helena. Ich ſuche Helena auf, da hieß es: ſuche St. Helena. Ich ſuche Saint-Helena und St. Helena und kann beides nicht finden. Endlich entdeckte ich Sanct Helena. Da war aber von Napoleon gar keine Rede, ſondern es hieß: ſuche Longwood. Ich ſuche Longwood, finde aber nichts über Napoleons Tod, und da entdecke ich endlich, daß mein Converſations-Lexikon nur bis 1819 gehet. Da lebte Napoleon noch. Das ſind die Leiden des menſchlichen Lebens! wozu noch gehört: des Morgens harte Butter auf weiches Brod ſchmieren, mein täglicher Schmerz. Mein Zorn war aber ſchrecklich und erhaben. Ohne dies bin ich ſeit einem Jahre voll Gift und Haß gegen das Conversations-Lexikon; denn der Verleger Brockhaus hat in der neueſten Auflage aus Krämerei alles was das Buch an Geſchichten und Meinungen Freiſinniges enthielt, auslöſchen oder bedecken laſſen; wahrſcheinlich, damit es, ſo geſäubert, im Oeſterreichiſchen erlaubt werde. Iſt es nicht entſetzlich, daß es in Deutſchland Gelehrte gibt, die Geiſt, Herz und Ehre bogenweiſe einem Buchhändler verkaufen; daß das nützlichſte und ausgebreiteſte Buch in Deutſchland, welches ſo vieles Gutes geſtiftet hat und noch ferner hätte bewirken können, die Farbe der Lüge angenommen und daß es von der ſchnöden Gewinnſucht eines Krämers abhängen ſoll, was er das Volk lehren oder ihm verſchweigen will? ..... Jetzt zurück zum Odeon.

Napoleon tritt zum erſtenmal 1793 auf, da er in Toulon als Artillerie-Lieutenant diente. Da iſt er noch ganz mager und trägt einen Zopf, das Haar ungepudert. In der vorausgehenden Ouvertüre wurde der Marſeiller Marſch und Ça-ira geſpielt, Melodieen, die mir ſeit meinen früheſten Kinderjahren im Herzen ſchlummerten. Es ſind vielleicht vierzig Jahre, daß ich ſie nicht gehört, und ich weinte Thränen des Entzückens. Frei ſeyn, es iſt nichts. Aber es werden, die Geneſung, da iſt das Glück.

In Toulon waren auch Kommiſſaire des National-Convents, die damals bei allen Kriegen den Generalen als Aufpaſſer zur Seite ſtanden. Merkwürdig dieſe Mord-Phyſionomien, und wie die Kerls gekleidet waren; ſie ſahen ganz aus wie Räuberhauptleute. Dieſer erſte Akt war mir der ſchönſte: was nachher folgte, war für Ohr, Auge und Geiſt, aber nichts mehr für das Herz. Der Kaiſer, der Ruhm, goldgeſtickte Kleider, Bücklinge bis auf die Erde, und die uns wohlbekannten Märſche der kaiſerlichen Garde, und der lange Hanswurſt von Tambour-Major, den wir ſo oft geſehen. Aber gewiß, das iſt die beſte Art, Geſchichte zu lernen, und vergangene Zeiten und Menſchen und entfernte Länder uns ſo friſch und nahe vor die Augen zu bringen als hätten wir ſie gekannt, darin gelebt. Keine Erzählung, kein Gemälde, ſelbſt kein Drama in ſeiner eigenthümlichen Beſtimmung erſetzt das. Es iſt alles vereinigt. Jedes Schlachtfeld, jeder Pallaſt, jede Stadt; Lager Soldaten, Waffen und Kleidung, alles wie es wirklich geweſen. Napoleon wie er ausſah, wie er gekleidet war, wie er ſtand, ſaß, ſprach, in den Tuilerien, und in ſeinem Zelte, vor, in nach der Schlacht; welche Geſichter er machte, wie er ſchnupfte wie er bei guter Laune ſeinen Leuten das Ohr kneipte, ſeine Marſchälle, Ruſtan, Alles.

Mein Widerwille gegen Napoleon fing (auf dem Theater — denn im Leben erſt zehen Jahre ſpäter) 1801 an. Da erſcheint er als Kaiſer in St. Cloud. Da kommen goldene Dintenfäſſer, ſchwervergoldete Lakaien. Er trug damals einen rothen Rock. Noch einmal liebte ich ihn; es war 1812. Er kommt in Moskau an, tritt in ein Zimmer im Kremlin. Ich wußte vorher, es war die Grenze ſeines Glückes. Einige Stunden ſpäter brach der Brand los. Fürchterlich auch im Spiele. Er iſt allein im Zimmer, die Fenſter werden roth vom Feuer und immer röther. Die Flamme kommt immer näher. Einer nach dem Andern ſtürzt herein, ihn zur Flucht zu bewegen. Er will nichts hören von Rettung, wirft ſich verzweiflungsvoll in einen Seſſel, und dumpfbrütend ſenkt er den Kopf auf den Tiſch wie zum Schlafen. Die Fenſter werden geöffnet und man ſieht Moskau brennen. Das übertrifft an naturwahrem Schrecken Alles, was ich bis jetzt geſehen. Beim Rückzuge ſtellt die Scene eine große leere Bauernhütte vor. Einzelne Soldaten, Marketenderinnen, halberfroren, ſchleichen wie Geſpenſter herein. Sie nähern ſich der Flamme und fallen todt hin. Dann kommt Napoleon. Jetzt beginnt der Kanonendonner der Schlacht, die Hütte ſtürzt zuſammen, wer noch Kraft hat, flüchtet, und jetzt ſehen wir das

Schlachtfeld an der Berezina. Es ſchneit, die Franzoſen ziehen über die Brücke, neben ihr, über den gefrornen Strom, er bricht unter ihnen und verſchlingt ſie. Die Dekorationen übertreffen aber auch Alles, was ſich die Phantaſie erfinden kann. Eine der ſchönſten Scenen iſt Napoleons Abfahrt von Elba, um nach Frankreich zurückzukehren. Er mit ſeinen Soldaten ſteht auf dem Verdecke eines Kriegsſchiffes, und die Fahrt des Schiffes wird im höchſten Grade täuſchend dadurch nachgeahmt, daß die Seegegend ſich immer ändert, von Fels zu Fels fortſchreitend bis in die offne See, ſo daß man glaubt, das feſte Schiff bewege ſich. Es iſt ein Kind darüber zu werden vor Freude. Dann die Scene in den Tuilerien am Abend, da man Napoleon erwartet. Ludwig XVIII., dick, alt und lahm, watſchelt durch ein Vorzimmer, ſich zu flüchten, hinter ihm die Hofleute. Die gute Art der Franzoſen und ihr Zartgefühl verläugnete ſich bei dieſer gefährlichen Probe nicht. Im Odeon ſind die jungen Leute, die Schüler der polytechniſchen Schule, Meiſter, da herrſcht der Liberalismus unbeſchränkt. Aber die Scene mit Ludwig XVIII. war unanſtändig, der Spott grauſam, und im ganzen Hauſe wurde gepfiffen und geziſcht, und nicht Einer hat applaudirt, und das Klatſchen hörte doch ſonſt den ganzen Abend nicht auf. Deß freuete ich mich, und die komiſchen Scenen jenes Abends in den Tuilerien! Wie die heißeſten Bourboniſten, als Napoleon kam, ſchnell die weiße Kokarde abnahmen und ſie in die linke Weſtentaſche ſteckten und aus der rechten eine dreifarbige zogen, die ſie für jedes Ereigniß bereit hielten. Und wie ein Ultra-Dicker eine dreifarbige Fahne herbeibrachte, und die legitimſten Kehlen Vive l'Empereur! ſchrien. Es war ſchön und lehrreich.

Jetzt die Hauptſache. Eine Deputation der Pairskammer erſcheint vor dem wiederaufgegangenen Napoleon. Der ſchnauzt ſie grimmig an, denn ſie waren es, die ihn verrathen. Wo ſind die Deputirten? ſchreit er mit einer Löwenſtimme. „La chambre des Députés s'est rendu indigne de la France“ . . . Götter! und wenn in dieſem Augenblicke tauſend Jupiter gedonnert hätten, es wär' nicht gehört worden, vor dem Beifallklatſchen des ganzen Hauſes. Es war ein Sturm, es war als ſtürzte das Dach ein. Man hatte die Saite berührt, die jetzt durch das Herz jedes freiheitsliebenden Franzoſen zieht: der Haß und die Verachtung gegen die jetzige Deputirtenkammer. In den erſten Reihen des Parterres ſaßen die Schüler der polytechniſchen Schule. Wenn dieſen nicht die Hände bluteten, müſſen ſie lederne Hände haben. Aber — ich habe genau Acht gegeben — nicht blos dieſe, nicht blos die Studenten waren es, die ſo offen und laut bei dieſem Anlaſſe ihre Herzensneigung kund gethan; ſondern auch alte, bedächtige Männer, Alle klatſchten, und ich war vielleicht der Einzige, der es nicht gethan. Ich ſah frohlockend umher, denn das iſt . . . .

Freitag, den 14. Januar.

Mitten im Satze, der die vorige Seite endigt, wurde ich geſtern unterbrochen und heute habe ich vergeſſen, was ich ſagen wollte. Als ich ſah, wie die edle Geſinnung der Jugend ſich hier ſo frei und laut äußern durfte, und Keiner wagte, ſich ihr zu widerſetzen, fragte ich mich: träume ich denn, iſt es Wahrheit? Liegt Frankreich in dem nehmlichen Europa, in dem auch Deutſchland liegt? Ein Fluß, über den jeder Haſe ſchwimmt, kann er die Freiheit von der Tyrannei abhalten, oder Sklaven, herüber zu kommen? Unſere deutſchen Polizei-Aerzte würden gewaltig zornig werden, wenn ſie den Lärm gehört: ſie würden ſagen, die Regierung ſollte nicht dulden, daß man im Theater ſo die Leidenſchaften aufrege. Aber ſie irren ſich; das beſänftigt gerade gereizte Leidenſchaft. Ich habe das an mir ſelbſt erfahren. Noch Morgens, da ich mein Journal las und mich wie gewöhnlich über die ſeelenloſe Deputirten-Kammer ärgerte, welche der franzöſiſchen Jugend gern alles Blut auspumpen möchte, hatte ich den ſehnlichſten Wunſch, den hochmüthigen Deutſchen Pedanten Royer Collard und den Goldfuchs Dupin dafür durchzuprügeln; als ich ſie aber am Abend durchklatſchen ſah, war ich ganz zufrieden, und ich hätte ihnen nichts zu Leide gethan, wenn ich ihnen gleich darauf in einem Salon begegnet wäre. Ich wünſchte mir auch unſern Senator aus Soden herbei, der lieber Schweinhirt ſeyn möchte, als franzöſiſcher Miniſter. So einem deutſchen Polizei-König muß in London und Paris zu Muthe ſeyn, wie einem Nordländer in Neapel. Die Freiheit hat wohl ihre rauhen Tage; da ſie aber ſelten ſind, iſt nicht geſorgt für Kamin und Pelz. Und jetzt ſpricht der Ruſſe, wäre ich nur zu Hauſe, da iſt es wärmer und beſſer und der Tölpel macht ſich luſtig über die ſchöne Natur im Süden! . . .

Nach dem Akte, der Napoleons Rückkehr von Elba ſpielt, fällt ein Vorhang, auf welchem die Stadt Paris in der Vogelperſpective gemalt iſt, und doch in der Luft ſchwebt ein Adler, im Schnabel einen Lorberzweig, in der Klaue die dreifarbige Fahne tragend, und Ruhm und Freiheit nach Frankreich zurückbringend; das iſt von unglaublich ſchöner Wirkung. . . . Manchmal waren die Zuſchauer auch wie die Kinder. Als auf Helena Hudſon Lowe auftrat, wurde er ausgeziſcht mit einer Bosheit, mit einer Erbitterung,. als wäre er der wahre Lowe und nicht ein armer unſchuldiger Schauſpieler im rothen Rocke. Man ſieht Napoleon ſterben; Krämpfe, Phantaſien, Röcheln, alles nach der mediciniſchen Natur. Dieſe widerliche und lächerliche Spital-Scene wird auf allen Theatern dargeſtellt. Es gibt nichts Sinnloſeres. . . Nachdem der Kaiſer in ſeiner letzten Minute gethan, was ſeine Brüder, die andern Kaiſer und Könige, ſchon gleich bei ihrem Regierungsantritte thun — nehmlich den Geiſt aufgeben, fällt ein Vorhang von ſchwarzem Flor, welches artig und ſchauerlich war. . . Das ganze Orcheſter erſchien in der National-Garde-Uniform, auch befanden ſich viele Officiere darunter. Der Kapellmeiſter, der wohl Hauptmann oder Major ſeyn mochte, trug ſchwere ſilberne Epaulettes. Das ſah wunderlich aus an ſeinem Platze und in ſeiner Beſchäftigung.

Endlich war das Stück aus und ich ſatt. Es war ohne dies die zweite Mahlzeit, die am nehmlichen Tage mein Herz genommen. Ich ſah vorher eine Reihe panorama-artiger Gemälde, die Schlachttage im Juli vorſtellend. Die Gefechte auf den Boulevards, auf dem Greve-Platze, die Barricaden, das Pflaſter-Geſchoß, die ſchwarzen Fahnen und die dreifarbigen, die königlichen Soldaten, die abgehauenen Bäume, die Leichen auf der Straße, die Verwundeten und neben ihnen die gutmüthigen Franzöſinnen, die ſie laben und verbinden. Man bekommt von Allem eine klare Anſchauung, es iſt, als wäre man dabei geweſen, und es iſt zum Todtweinen! Denn ich habe die Kämpfenden gemuſtert, ich habe die Leichen betrachtet und gezählt und die Verwundeten — es waren viele junge Leute; die meiſten Alten aber gehörten zum ſogenannten, ſo geſcholtenen Pöbel, der jung bleibt bis zum Grabe. Einen bejahrten Mann in einem guten Rocke, ich ſah keinen, weder unter den Streitenden, noch unter den Gefallenen. Die Männer in guten Röcken ſitzen in der Pairs- und Deputirten-Kammer und halten ſich die Naſe zu vor den ſtinkenden Pöbel-Leichen und ſagen: *wir* haben Frankreich gerettet, es gehört uns wie eine gefundene Sache, wie eine Entdeckung, und ſie ließen ſich ein Patent darüber geben. Und die reichen Leute, die verfluchten Banquiers kamen und ſagten: halb part! und haltet uns nur den Pöbel im Zaum, damit die Renten ſteigen. An dieſe muß die Rache auch noch kommen. In Baſel ſind ſie jetzt eingeſperrt die hochmüthigen Ellenritter. Sie wollen allein regieren, das Landvolk ſoll gehorchen. Aber das Landvolk kennt ſeine Rechte und will ſie geltend machen und belagert die Stadt. Das iſt wie im Frankfurt, wo das Landvolk auch unmündig iſt, und weder an der Regierung, noch an der Geſetzgebung Theil hat.

Wie gefällt Ihnen der Moskowiter? Seinem Geſandten nach Warſchau gab er ein Zettelchen an die Polen mit, worauf er eigenhändig in franzöſiſcher Sprache und mit Bleiſtift geſchrieben: „Au peuple polonais; soumission ou la mort! Nicolas.“ O, was iſt Gott für ein Phlegmatikus! Aber ich bin ſelbſt nicht beſſer. Dieſen Morgen las ich etwas von der neuen heſſiſchen Conſtitution. Und ſehen Sie es dem Briefe an? Iſt er zerknittert? naß von Thränen der Wuth? habe ich Komma, Punktum vergeſſen? O blödes Vieh! nicht einem Ochſen würde man ſo etwas weiß machen! Ein Ochs iſt dumm, aber er iſt eigenſinnig und hat Hörner. Schafe ſind wir, arme, geſchorne, zerfetzte Schafe. . . . Daß die Deutſchen ihren Fürſten und Sängerinnen die Pferde ausſpannen, fällt mir nicht auf. Sind ſie beſſer als Pferde? Sie werden ſehen, die guten Heſſen ziehen auch noch die Gräfin Reichenbach von Frankfurt bis nach Caſſel. Eine ſolche Conſtitution, wie man den Heſſen gegeben, hätten ſich die Pferde nicht gefallen laſſen. Mit den guten Deutſchen wird noch ſchlimmer verfahren als mit dem Heiland. Dieſer mußte zwar auch das Kreuz ſelbſt tragen, woran man ihn gepeinigt: aber es ſelbſt auch zimmern, wenigſtens das mußte er nicht. Ich kann in Paris Franzöſiſch lernen; aber, guter Gott! wie lerne ich Deutſch vergeſſen? Der Menſch hat überhaupt viel Deutſches an ſich. Heute las ich: in England hat die franzöſiſche Regierung 500,000 Flinten beſtellt, die ruſſiſche 600,000, die preußiſche 900,000. Werden damit anderthalb Millionen Mörder bewaffnet, die, drei bis vier Fürſten einen Spaß zu machen, ſich wechſelſeitig die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Dieſe Flinten koſten 38 Millionen Franken, und die närriſchen Völker dürfen nicht eher ſterben, als bis ſie ihre eignen Leichenkoſten vorausbezahlt! Ich möchte dieſen Sommer in einem ſtillen Thale wohnen, aber ſo ſtill, ſo heimlich, ſo abgelegen, daß kein Menſch, keine Zeitung hinkommt, und im October wieder hinaustreten in die Welt und ſehen, wie es ausſieht. Vielleicht würde ich da nicht mehr erkennen, ob ich im Monde oder auf der Erde bin.

Es hat ſich eine Zahl Damen vereinigt, worunter auch die Königin, und haben Handarbeiten verfertigt, die zum Beſten der Armen ausgeſpielt werden. Ich habe auch einen Zettel, und wenn Sie glücklich ſind, bekommen Sie vielleicht eine Arbeit von der Königin Hand. Der Poſtwagen, der dieſe allerhöchſte Arbeit nach Frankfurt brächte, würde ſicher von Kehl nach Frankfurt vom Volke gezogen werden, erführe es davon. Verharre voll Gift und Galle Ihr ganz Ergebenſter.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Paris, den 16. Januar 1831.

Lachen Sie mich aus! Ich bin gar nicht liberal mehr, ſondern ſeit geſtern Abend ein vollſtändiger Narr und lachender Gutheißer. Was gehet mich die Noth der Menſchen an, wenn ich froh bin? Was ihre Dummheit, wenn ich ſelbſt klug bin und das Leben genieße! Mögen ſie weinen, wenn es ſingt um mich herum. Ich habe bei den Italienern Roſſini's Barbier gehört, und darin Lablache als Figaro, die Malibran als Roſine. Und ſchlimmer als gehört auch geſehen. Ich war entzückt und bin es noch, daß ich mich todt ſchämen ſollte. Stunde auf Stunde, dieſe ſo bittern Pillen unſerer Zeit ſchluckte ich fröhlich hinunter, ſo vergoldet waren ſie mir. Ich dachte nicht mehr an die heſſiſche Conſtitution und ließe jede fünf gerade ſeyn, würde die Lüge immer ſo geſungen. Welch ein Geſang! Welch ein Spiel! Figaro in den beſten Jahren — die Weiber zum Beſten zu haben, und dick. Ich weiß nicht, ob Lablache ſo iſt von Natur oder ob er ſich durch Kunſt ſo gemacht. Aber gewiß, mit dieſer Geſtalt muß ſich ein Figaro ausſtatten. Ja nicht flink, ja nicht jung, ſich ja nicht zu ſchön gemacht, wie es alle die Andern waren, die ich noch geſehen. Wie iſt es möglich fröhlich zu ſeyn, ſo lange man den Weibern gefährlich iſt? Wer Ruhe ſtören kann, dem kann man ſie auch ſtören. Das Fett der guten Laune umgab dieſen Figaro von allen Seiten, beſchützte ihn, und ließ keine feindliche Minute durch. Sie hätten den Spitzbuben ſehen ſollen mit ſeinen Augen! Er hätte bis auf die Augen das ganze Geſicht verhüllen, er hätte kein Glied zu bewegen brauchen, und man hätte ihn doch verſtanden. Wenn er Roſinen, den Grafen, den Alten anſah, wußte man vorher, was dieſe ſagen würden: man erkannte es aus Figaro's Geſicht, der ſie durchſchaute und uns ſein Errathen errathen ließ. Welch unvergleichliche Mimik! Seine Worte waren eigentlich nur die Vokale, zu welchen ſeine Bewegungen die Conſonanten fügten. Und der Geſang! Schnell, leicht und glänzend wie Seifenblaſen, ſtiegen ihm die Töne aus der Bruſt. Und Roſine! — ich bin verliebt, verliebt, verliebt: Schön iſt ſie gar nicht, bis auf die Augen. Aber dieſe wonneſüße Schelmerei, dieſes zaubervolle Lächeln, das man trinkt und trinkt und nie berauſcht wird; und ſo ohne alle Tücke, man ſiehet es, ſie will ihren alten Vormund einen Tag betrügen, nur um ihn nicht Jahre lang betrügen zu müſſen; ſo ohne alles Streben zu gefallen! Kein Hauch von Koketterie an der Malibran. Wäre es aber doch, käme ihr Zauberlächeln nicht aus der Seele, — dann ſeid ihr Weiber fürchterliche Geſchöpfe. Ihr Geſang! Er kam aus dem Herzen des Herzens. Ich mußte mich daran erinnnern, gerecht zu ſeyn, um mich zu erinnern, daß die Sontag eben ſo ſchön geſungen. Ich will Kenner fragen, die Beide gehört. Aber das will ich verbürgen: die Sontag ſingt ſchön, weil ſie gefallen will, und die Malibran gefällt, weil ſie ſchön ſingt. . . . Ich werde ſparen, und reicht das nicht hin, werde ich ſtehlen, und reicht das nicht hin, werde ich rauben, und reicht das nicht hin, werde ich in die Didaskalia ſchreiben; aber ich verſäume die Malibran nicht mehr, ſo lange ich hier bin. Zwölf Franken koſtet mich mein Platz, den vornächſten zu ihr, den man haben kann. Ehe ich die Malibran gehört, ahndete ich gar nicht, daß ein muſikaliſcher Vortrag auch genialiſch ſeyn könne; ich dachte der Geſang ſtände im Dienſte der Compoſition, und wie der Herr ſo der Diener. Aber nein. Aus der Spielerei Roſſiniſcher Muſik machte die Malibran etwas ſehr Ernſtes, ſehr

Würdiges. Dem ſchönen Körper gibt ſie auch eine ſchöne Seele. Von ihr habe ich begreifen lernen, wie es möglich war, daß einſt der Schauſpieler Garrick das A B C ſo deklamirte, daß alle Zuhörer weinen mußten. . . . . Lablache mußte ich bewundern wegen ſeiner Mäßigung in ſeiner Kraft. Wie kann man nur eine Stimme, die ſo große Gewalt hat, ſo meiſtern, wie man will? Es ſtürmt aus ſeiner Bruſt, und er ſagt jeder Tonwelle: ſo hoch und nicht höher. Gleiche Mäßigung in ſeinem Spiele, und wie ſchwer das in dieſer leichtſinnigen Rolle! Es iſt wie ein Eiertanz. Er bewegt ſich im kleinſten Raume, kühn zwiſchen zarten, leicht verletzlichen Verhältniſſen, berührt ſie alle und verletzt Keines.

— Unter allen Späßen dieſer ſpaßhaften Zeit gefällt mir keiner beſſer, als der, den die Nationalverſammlung in Brüſſel mit der europäiſchen Diplomatik treibt. Alles, was die Herren Diplomatiker über die belgiſche Angelegenheit in ihrem Schlafzimmer oder in ihren Rathsſtuben geſprochen, verſprochen, gelogen, geheuchelt, geleugnet oder eingeſtanden, verſagt oder bewilligt, wird von jenen dummen Bürgersleuten öffentlich vor allem Volke mitgetheilt. Vergebens ſchreien die diplomatiſchen Köche: wartet ins Teufels Namen, bis das Eſſen gar iſt! Die Belgier erwiedern: wir wollen nicht warten bis die

Suppe verbrannt, das Eſſen iſt uns gar genug und wir haben Hunger. Die Diplomatiker ſind in Verzweiflung darüber. Stellen Sie ſich vor, in welche Wuth *Janchen von Amſterdam* käme, wenn auf der Frankfurter Meſſe, in jedem Bier- und Weinhauſe Einer hinter ihm ſtände und den anſtaunenden Zuſchauern erklärte, wie man ein zerſchnittenes Band wieder ganz mache, eine Karte verändere, eine kleine Muskatnuß in einen großen Federball verwandele, und wie das Alles ſo natürlich zuginge! Er würde jammern, daß man ihn um Brod und Anſehen bringe. So iſt es hier. Es iſt zum Todtlachen, ſie wiſſen ſich vor Angſt nicht mehr zu helfen. Ich erinnere mich, in welchen Zorn es die Diplomatiker verſetzt, als vor ſieben Jahren, während der ſpaniſchen Revolution, der damalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Spanien, über einen diplomatiſchen Gegenſtand einen *aufrichtigen und verſtändlichen Brief* drucken ließ. Sie hatten ſchon, wenn auch mit ſaurem Geſichte, die ganze Revolution verſchluckt; aber dieſen Brief — das konnten ſie nicht hinunter bringen. Göttliche Leute ſind die Belgier! O dahin muß es kommen: die Kellerlöcher der Diplomatik müſſen geöffnet werden, und dann erſt wird es friſch und hell im ganzen Hauſe ſeyn. Die Gazette hier, die über jene Unverſchämtheit des belgiſchen Congreſſes auf ihre Art ſpricht und läſtert, endigt mit den Worten: „tout cela prouve combien une nation est petite quand elle n'a pas de Roi!“ Ich bin wahrhaft erſchrocken, wie ich das geleſen habe. Wie iſt es möglich, dachte ich, daß zwei Menſchen, von welchen nicht wenigſtens Einer im Tollhaus ſitzt, ſo verſchiedene Meinungen haben können? Wer von uns iſt verrückt, die Gazette mit den Ihrigen, oder ich mit den Meinigen?

Montag, den 17. Januar.

Haben Sie es geleſen, daß die Stunde in Caſſel gleich damit angefangen, den Churfürſten um ſeine allergnädigſte Erlaubniß zu bitten, daß ihm ſein getreues Volk eine Statue errichten dürfe? Haben Sie es denn wirklich auch geleſen, und hat mir das nicht ein neckiſcher Geiſt auf einem Zeitungsblatte vorgegaukelt? Nein, daß ſich die Freiheit in Deutſchland ſo ſchnell entwickeln würde, das hätte ich nie gedacht! Ich hatte den guten Leuten doch Unrecht gethan. Wenn das ſo raſch fortgehet, werden wir in drei Wochen den vereinigten Staaten nichts mehr zu beneiden haben. In Hannover haben ſie ſich auch erhoben. Das wird dem armen Lande wieder ſechs Schimmel, einen ſchönen Wagen und eine Statue koſten. Hätten ſie nicht gleich damit anfangen können, dem Herzog von Cambridge die Pferde auszuſpannen und als Vice-Schimmel ſeinen Wagen zu ziehen? Was brauchen ſie erſt vorher eine Revolution zu machen? Iſt aber ein treuer Gimpel der Deutſche! Man kann ohne Sorge den Käfig offen laſſen, der Vogel fliegt nicht fort. . . . Haben Sie auch geleſen, daß der König von Baiern ſeinen Soldaten, welche in ſeine Bürger eingehauen, einen dreitägigen Sold geſchenkt? Ich verſtehe nicht mehr. Sie ſchüren das Feuer und ihr eigenes Haus brennt; ſie gießen Oel in die Wunde und es iſt ihr eigener Schmerz! Ich verliere mich darin.

Dienſtag, den 18. Januar.

— Was ich von der hannöveriſchen Revolution erwarte, habe ich Ihnen ſchon oben geſchrieben. Wenn freilich das engliſche Miniſterium ſelbſt die Sache angeſtiftet hat, ſo ändert das die Verhältniſſe — aber auch nur etwas, aber nicht viel. Doch kann ich mich hierin irren. Von dem hannöveriſchen Volke ſelbſt, wenn es ſich allein, ohne geheime Anregung von London erhoben, erwarte ich nicht viel. Hat doch die neue Regierung in Göttingen in ihrer Proclamation auf die Freiheit von Heſſen angeſpielt! Dieſe Conſtitution ſchwebt ihren Wünſchen als Ideal vor, und ſie iſt doch die unverſchämteſte Betrügerin, die man ſich nur erſinnen kann. Es wäre ein Meiſterſtreich von Politik, wenn das engliſche Miniſterium dem Königreiche Hannover eine wahre vollkommene Freiheit gäbe. Es würde dadurch dieſen kleinen Staat zum mächtigſten in ganz Deutſchland erheben. Dann könnte England, Preußen und Oeſterreich trotzen, wenn dieſe ihm einmal den Krieg erklärten — ein Fall, der leicht und bald eintreten kann. Iſt dieſes ſo, dann müßte das engliſche Miniſterium natürlich im Geheimen agiren, und das hannöveriſche Volk gegen den Adel in Bewegung ſetzen, der, eigenſinnig und hochmüthig, wie er dort iſt, die Emancipation des Bürgerſtandes nie bewilligt hätte. Im heutigen Temps ſteht eine ausführliche und richtige Erzählung von den Göttinger Vorfällen. Sie müſſen ſich das Blatt zu verſchaffen ſuchen, denn in deutſchen Zeitungen werden die Vorfälle natürlich entſtellt werden. Ein Göttinger Bürger, der die Schlachtſteuer zu bezahlen verweigert, ſoll die erſte Anregung zum Aufſtande gegeben haben. Dieſe Schlachtſteuer wird im Temps zu meiner großen Beluſtigung Schlacrstener genannt.

Mittwoch, den 19. Januar.

— Die Nachricht, die Sie mir geſtern gegeben, daß das engliſche Miniſterium ſelbſt die Revolution in Hannover angeſtiftet, habe ich auf der Stelle nebſt einigen Bemerkungen in die Zeitungen ſetzen laſſen, und ſie ſteht geſtern im Meſſager. Wahr oder nicht, man muß die Spitzbuben hinter einander hetzen. Es iſt aber doch ſchön, daß man hier alles gleich in die Zeitung bringen kann, und die Redacteurs küſſen einem für jede Nachricht die Hände, und für jede Lüge die Füße. Was mich gegen die deutſche Cenſur am meiſten aufbringt, iſt nicht, daß ſie das Bekanntwerden der Wahrheit verhindert — dieſe macht ſich früher oder ſpäter doch Luft — ſondern daß ſie die Lüge unterdrückt, die nur einen armen kurzen Tag zu leben hat, und einmal todt, vergeſſen iſt. Am intereſſanteſten, und merken Sie ſich das, ſind die hieſigen Blätter immer am Montage; denn da Sonntag keine Kammerſitzung iſt, bleibt den Tag darauf den Zeitungen kein anderes Mittel, ihre Seiten zu füllen, als ſo viel Lügen als möglich herbei zu ſchaffen. Wie angenehm beſchäftigt das die Einbildungskraft. Und was liegt daran! Was heißt Lüge? Kann Einer in unſern Tagen etwas erſinnen, was nicht den Tag darauf wahr werden kann! Es gibt in der Politik nur eine mögliche Lüge: Der deutſche Bund hat die Preßfreiheit beſchloſſen.

— Alſo *** hat ſich geſcheut nach Peſth zu gehen, und ſchon in Ungarn fürchtet man die Cholera morbus? In Gallizien, drei Tagereiſen von Wien, und in Ruſſich-Polen iſt ſie nach beſtimmten Nachrichten auch ſchon ausgebrochen. Mir macht das ſehr bange. Nicht wegen der ſinnlichen Schrekken, welche die Peſt begleiten — das iſt ein Schrekken, der ſich ſelbſt verzehrt, das iſt zu furchtbar, um ſich lange davor zu fürchten — aber die verderblichen Folgen! Die Lähmung des Geiſtes, welche im Volke nach jeder Peſt zurück bleibt! Das kann alten Froſt zurück führen, und die Freiheit, die noch auf dem Felde ſteht, zu Grunde richten. In ſolchen Zeiten der Bedrängniß braucht man Gott und ruft ihn an, und da kommen gleich die Fürſten und melden ſich als deſſen Stellvertreter. Was kein Kaiſer von Rußland, kein Teufel verhindern könnte, das kann die Peſt verhindern. Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht. Dann laſſen die Regierungen fort und fort im ganzen Lande räuchern, um Nebel zu machen überall. Strenge Geſetze ſind dann nöthig und heilſam. Die Peſt geht vorüber, die Strenge bleibt. Bis das erſchrockene Volk wieder zur Beſinnung kommt, ſind die alten Feſſeln neu genietet, die Krankenſtube bleibt nach der Geneſung das Gefängniß, und zwanzig Jahre Freiheit gehen darüber verloren. Heſſiſche Conſtitution, Schimmel, Koſacken, Bundes-Verſammlung, Cenſur, was Gott will, nur keine Cholera morbus.

— Es iſt köſtlich mit der Hanauer Zeitung: Gnädigſte Freiheit, ſtatt gnädigſte Erlaubniß! Ich wollte, der allergnädigſte Teufel holte ſie aufs allergeſchwindeſte Alle mit einander. Il faut tous lier, juges et plaideurs.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 20. Januar 1831.

Geſtern las ich zu meinem Erſtaunen in der Allgemeinen Zeitung: der geniale Schriftſteller Heine, von dem es früher hieß, er würde eine Profeſſur der Geſchichte auf einer preußiſchen Univerſität erhalten, bleibt in Hamburg, wo man ihm das erſte erledigte Syndikat zugedacht. Heine Syndikus? Was ſagen Sie dazu? Heine Profeſſor? Aber es iſt gar nicht unmöglich. In dieſer gefährlichen Zeit durfte man wohl daran denken, die Genies in ein Amt oder in eine Profeſſur zu ſperren. Aber ein Narr, wer ſich fangen läßt.

Ich habe Grimms Correspondance littéraire zu leſen angefangen, die durch vierzig Jahre gehet. Ich bin noch nicht weit hinein, hoffe aber es ganz durchzuleſen. Das Buch hat zwölf Bände, und iſt noch nicht fertig. Man lernt viel daraus, und wird an Vieles erinnert. Paris war damals die Küche, worin die Revolution gekocht wurde. Da ſiehet man noch die urſprünglichen Beſtandtheile der Mahlzeit, das rohe Fleiſch, gerupfte Vögel, Salz, Gewürz und die Schweinerei der Köche. Aus dem ſaubern Miſchmaſch ſpäter iſt nicht mehr klug zu werden. Grimm zeigt Verſtand genug, aber gar keinen Geiſt, und nicht ſo viel Wärme, daß man eine feuchte Adreſſe daran trocknen könnte. Dieſer Menſch war mir immer unleidlich; er hat eine geräucherte Seele. Welch ein guter Gimpel mußte Rouſſeau ſeyn, daß er, ob zwar älter als Grimm, dieſen Menſchen nicht durchſchauete, und eine Zeitlang mit ihm in Vertraulichkeit lebte! Nie ſtanden zwei Seelen ſo weit aus einander, und die Natur ſcheint Rouſſeau und Grimm gleichzeitig geſchaffen zu haben, um darzuthun, welche verſchiedenartige Talente ſie hat. Merkwürdig bleibt es immer, daß ſo ein deutſcher blöder Pfarrersſohn, der im gepuderten Leipzig ſtudirt hatte, ſich unter den kühnen und glänzenden Geiſtern des damaligen Paris bemerkt machen, ja ſich auszeichnen konnte! Das kam aber daher: der deutſche Junge war Hofmeiſter in adeligen Häuſern, wo man das Einmaleins, das unſerm Glücke oft im Wege ſtehet, leicht verlernet. Es macht dem deutſchen Adel Ehre, daß Grimm unter den franzöſiſchen Spitzbuben ſo ſchnell bis zu einem der Hauptmänner hinaufſtieg. Er begriff leicht, daß alles darauf ankomme, die Weiber zu gewinnen, und es gelang ihm mit einem Streiche. Er ſtellte ſich in eine ſchöne Schauſpielerin verliebt, die ihn abwies. Grimm legt ſich ins Bett und bekommt eine Art Starrkrampf. Er bewegt ſich nicht, ſpricht nicht, ißt und trinkt nichts, außer wenige eingemachte Kirſchen, die er aber mit nicht ganz unſichtbarem Vergnügen herunter ſchluckt. Seine beſorgten Freunde, worunter auch Rouſſeau, umgeben ſein Bett. Einer derſelben beobachtete ängſtlich die Miene des Arztes, wie man es in ſolchen Fällen gewöhnlich thut. Der Arzt ſagt, es hätte nichs zu bedeuten, und man ſah in lächeln, als er wegging. Eines Morgens ſtand Grimm auf, kleidete ſich an, und war geſund. Jetzt war ſein Glück gemacht. Er wurde als das Muſter treuer Liebe geprieſen. Seine Correſpondenz machte ihn reich, er ſtand mit einem Dutzend nordiſcher Fürſten und Fürſtinnen in Briefwechſel, die ſich die Früchte des franzöſiſchen Geiſtes, wie Apfelſinen, kommen und ſchmecken ließen. Er bekam einen großen Gehalt dafür. Uebrigens machte er auch noch für Privatleute Abſchriften von den literariſchen Berichten, für ein Abonnement von 300 Fr. monatlich. Zweimal monatlich, den 1. und den 15., ſchrieb er ſolche Briefe, die gewöhnlich keinen Druckbogen groß ſind.

Viel Geld für wenig Arbeit. Ich wollte, es fände ſich auch ein dummer Prinz oder eine kluge Prinzeſſin, die mich auf ſolche Weiſe beſchäftigte und bezahlte. Ich beneide den Grimm um dieſe Stellung. Was haben wir armen Teufel heute von allem unſern Schriftſtellern? Den beſten Theil verſchlingen die Grundſteuern und Zehenten der Cenſur vorweg, und für das Uebrige wenig Geld und ſpäten Beifall, der uns kalt und abgeſtanden zukommt. Grimm war auch eine Zeitlang Frankfurter Geſandte mit 24,000 Franken Gehalt.

Die kindiſche Regierung hier hat wieder ein großes Stück Freiheit abgebiſſen; denn ſie kommt mir vor, wie ein Kind, das einen Apfel in der Hand trägt, den es ſich vorgenommen, auf ſpäter zu verwahren. Erſt leckt es daran, ſeine Enthaltſamkeit zu prüfen; dann ſchält es ihn etwas dick mit den Zähnen; dann beißt es tiefer hinein, dann ißt es ein herzhaftes Stuck herunter und endlich bleibt vom ganzen Apfel nichts mehr übrig. Nach der Revolution hat ſich das Volk auch die Theater-Freiheit genommen. Die Regierung ſah dieſes als eine Sache an, die ſich von ſelbſt verſtände. Nun iſt es ſeitdem geſchehen, daß die Theater-Directionen die Freiheit, ſo viel Geld als möglich zu verdienen, als die beſte angeſehen haben. Um die Leute anzulocken, ſpielen ſie die Geſchichten gleichzeitiger Perſonen. Napoleon, Joſephine, Robeſpierre, Lavalette, der Herzog von Orleans, Benjamin Conſtant, ſie mußten alle auf die Bretter. Das war nun freilich oft unanſtändig. Allein, wenn das Geſetz ſogar Unanſtändigkeiten verbietet und beſtraft, was bleibt dann der Sittlichkeit und der Moral übrig? Uebrigens hatte Jeder, der ſich ſelbſt durch jene Theater-Injurien, oder einen Angehörigen ſeiner Familie, oder das Andenken eines Verſtorbenen verletzt fühlte, Mittel genug, bei den Gerichten Hülfe zu ſuchen und die Regierung brauchte ſich nicht hinein zu miſchen. Auch wären nach einem Vierteljahre dieſe albernen Wachsfiguren-Komödien wieder außer Mode gekommen. Aber die Regierung benutzte das, um eine Gewalt mehr zu erwerben. Jetzt haben die Miniſter ein Geſetz vorgelegt, dieſe Freiheit zu beſchränken. Zwar haben ſie nicht gewagt die Theater-Cenſur wieder einzuführen, doch ſind ſie dem heißen Brei ſo nahe als möglich gekommen. Wer ein neues Stück ſpielen läßt, muß es vierzehn Tage vor der Aufführung dem Miniſter oder dem Präfekten vorlegen. Verboten kann zwar die Aufführung auf keine Weiſe werden; wird es aber aufgeführt und es kommen Beleidigungen darin vor (und jetzt wird die endloſe Reihe der Vergehungen aufgezählt: gegen den König, gegen die Kammer, gegen fremde Fürſten, gegen Privatperſonen), dann treten die Strafen ein. Bis zu fünf Jahre Gefängniß, bis zu 10,000 Franken Geldſtrafe. Kurz, es iſt die Leute zu Grunde zu richten. Nachgeahmt oder auch nur kenntlich bezeichnet, darf Niemand mehr werden auf dem Theater. Es iſt zum Verzweifeln. Und jetzt gibt es dumme gute Leute genug, hier wie bei uns, die gar nicht begreifen, was denn an einem ſo löblichen Geſetze zu tadeln ſei. Dieſe Menſchen ſehen nicht ein, daß ſolche hemmenden Geſetze den Faſchinen gleichen. Anfänglich fließt das Waſſer frei durch, aber nach und nach führen Zeit und Arbeit ſo viel Sand und Erde herbei, daß endlich ein feſter Damm daraus wird. Und jetzt wird noch die Kammer kommen, die ſich darüber ärgert, daß ſie alle Tage im Odeon ausgeklatſcht wird, und wird das Geſetz noch ſtrenger machen. So wird eine Freiheit nach der andern zurückgedrängt, und ich glaube, daß bei unſern Machthabern viel Eitelkeit, ja mehr als böſer Wille dabei im Spiele iſt. Die Regierung, von bürgerlicher Abſtammnng heraufgekommen, wie ſie iſt, will zeigen, daß ſie ſo gut zu regieren verſtehet, als die älteſte Regierung, und daß ſie das Volk im Zaum zu halten weiß. Die fremden Geſandten mögen wohl in freundſchaftlicher Unterhaltung die Miniſter necken, ſie ſtänden unter der Zucht des Volks. Dieſen wird dadurch der Ehrgeiz aufgeregt, ſie ſtellen ſich auf die Fußſpitze, und zeigen ihre Größe. Die fremden Höfe laſſen gewiß nicht ab, die franzöſiſche Regierung aufzumuntern, ſtrenge Ordnung im Lande zu erhalten. Nicht etwa als nennten ſie das ſtrenge Ordnung, womit hier die Regierung ſich bis jetzt begnügte, und über die hinaus ſie wahrſcheinlich auch nicht gehen will — in den Augen jener Höfe iſt das immer noch die greulichſte Anarchie; — ſondern weil ſie hofft, das franzöſiſche Volk werde ſich das ewige Hofmeiſtern nicht gefallen laſſen, und es würde endlich die Geduld verlieren und wieder losbrechen.

Freitag, den 21. Januar.

Geſtern war ich im italieniſchen Theater und habe die Malibran wieder geſehen. Aber entzückt wie das vorige Mal im Barbier war ich nicht, was aber gar nicht unſere Schuld iſt, denn wir hatten gewiß beide den beſten Willen. Cenerentola von Roſſini wurde gegeben. Muſik bis auf einige Stücke, beſonders ein herrliches Sextett, ſehr matt und leer; das Gedicht langweilig, ſchwerfällig. Keine Spur von der Grazie und der Laune, die im Aſchenbrödel von Nicolo und Etienne herrſchen. Die Malibran ſang und ſpielte zwar gut, aber es war keine Roſine. Lablache ſpielte den Hofmann, welcher beide Schweſtern den Prinzen vorſtellt. Es iſt merkwürdig was dieſer Mann ſpielt, merkwürdiger was er nicht ſpielt. Eine ſolche Entſagung iſt mir noch bei keinem Schauſpieler vorgekommen. Seinen Geſang bewundere ich immer mehr und mehr. Alle andere Sänger, die ich noch gehört, ſelbſt die göttliche Malibran — es bleibt doch immer ein Inſtrument, das ſie ſpielen. Sie und die Töne ſind getrennt, ſie bringen ſie hervor. Lablache aber iſt eins mit ſeinem Geſange, er iſt wie eine Singuhr, die einmal aufgezogen, von ſelbſt fortſingt. Den Abend hörte ich auch zum Erſtenmale zwei andere vortreffliche

Sänger, Donzelli und Zuchelli. Ich ſage zum Erſtenmal, ob zwar der eine im Barbier den Grafen, der Andere den Bartholo machte. Aber ich hörte ſie damals nicht über die Malibran. Zuchelli, der hochmüthige Vater der eitlen Töchter, hat ein komiſches Duett mit Lablache, das Einen, der unter dem chirurgiſchen Meſſer ſchmachtet, zum Lachen bringen müßte. Welch ein Leben, welch ein hohes Mienenſpiel, was wird da nicht alles eingeſetzt! Ich hätte nicht geglaubt, daß das Menſchengeſicht ſo reich an Zügen wäre. So ein italieniſcher Bouffon iſt doch ganz anders, wie ein deutſcher oder franzöſiſcher. Letztere, ſelbſt in ihrer ausgelaſſenſten Laune, auch wenn ſie ſich der Fröhlichkeit noch ſo keck und unbedacht hingeben, verrathen doch eine verſteckte Aengſtlichkeit. Es iſt als hätten ſie ein böſes Gewiſſen, als fühlten ſie, daß ſie etwas Unrechtes, etwas Unſchickliches begingen, indem ſie ſo fröhlich ſind. Der Italiener aber hat den ächten katholiſchen Glauben, er ſündigt getroſt fort und verläßt ſich auf die Abſolution. Ich habe *** gefragt, wie ſich die Sontag zur Malibran verhalte? Er ſagte mir: Man dürfe die Sontag gar nicht nach dem beurtheilen, was ſie war, ehe ſie nach Frankreich gekommen; ſie habe ſich in Paris ungemein entwickelt und ausgebildet. Es iſt ſchade, daß ſie nicht alle ihre deutſchen Bewunderer mit ſich hieher geführt, damit ſie auch etwas lernen. Die Sontag war mir ganz zuwider, wegen der mir verhaßten Anbetung, die ſie in Deutſchland gefunden hat. Dort haben ſie eine hohe Obrigkeit aus ihr gemacht, und man weiß doch, was das heißt — eine hohe Obrigkeit iſt dem Deutſchen eine höchſte Gottheit. Hier iſt das ganz anders. Sie haben es früher ſelbſt geſehen, welcher Aufregung die Franzoſen im Theater fähig ſind. Es iſt nicht blos wie bei den Deutſchen ein Toben mit dem Körper, ein Klatſchen, ein Schreien, es iſt ein inneres Kochen, ein Seelenſturm, der nicht mehr zurückgehalten werden kann, und endlich losbricht. Aber wenn der Vorhang fällt, iſt alles aus. Man verehrt keine Sängerin wie eine Königin, man betet ſie nicht wie eine Heilige an. In keiner Geſellſchaft hier werden Sie je vom Theater ſprechen hören, in Berlin nie ein Wort von etwas Anderm. — Die italieniſche Oper hier mögen viele Kenner, wenigſtens viele geübte Dilettanten beſuchen. Man merkt dieſes bei der Aufführung bald an der Sicherheit und Beſtimmtheit des Urtheils. Manchmal brach ein Beifallsgemurmel aus, manchmal that ſich ein tadelndes Stillſchweigen kund, ohne daß ich entdeckte, was die Veranlaſſung zu dieſem und jenem war. Und dieſe entſcheidenden Kenner ſchienen mir ſehr ſtreng zu ſeyn. Im Orcheſter (was man hier ſo nennt, die erſten Reihen der Parterre-Sitze) bemerkte ich einige muſikaliſche Graukoͤpfe, die gewohnt da ſaßen, als waͤren ſie in ihrem Schlafzimmer. Sie horchten ernſt und ſtreng auf, als waͤren ſie Geſchworne bei den Aſſiſen. Sie kamen mir wie Invaliden vor, die noch den muſikaliſchen Krieg zwiſchen den Italienern und Franzoſen mitgemacht. Jene ganze Zeit, Rouſſeau ſchwebte mir vor, ich ſah nach der Ecke der Koͤnigin! und in dem Sturme jener Zeit, der in meiner Erinnerung lebte, ging mir eine ganze Arie zu Grunde.

Mit Niebuhr mag es ſich wirklich ſo verhalten, wie die preußiſche Staats-Zeitung erzaͤhlt. Das hat aber die preußiſche Staats-Zeitung weislich verſchwiegen, daß Niebuhrs Gram daher floß, weil er die Gefahren vorausſah, welchem der preußiſche Staat entgegen eile. Die Wahnſinnigen in Deutſchland — ſie eilen dem Abgrunde entgegen. Schon vor einigen Monaten erzaͤhlte mir ein Bekannter hier, der entweder ſelbſt mit Niebuhr, oder doch mit deſſen vertrauten Freunden in Verbindung ſtehet: dieſer gelehrte Mann waͤre ſeit der franzoͤſiſchen Revolution in bruͤtenden Gram verſunken und ganz aus dem Haͤuschen. Aber eine Seele, die in einem Haͤuschen wohnte, die konnte nicht ſehr groß ſeyn. Heute Abend auf den Ball. Ich erwarte den Friſeur. Ich laſſe mich à la Franz Moor friſiren. Der Ball wird ſo glaͤnzend wie der im vorigen

Jahre. Ich werde Ihnen alles genau beſchreiben. — In Heſſen gehet es gut. Vorwärts, Kinder! die Göttinger Bibliothek verbrennen! Es iſt ein erhabener Gedanke! Das hat Gott herabgerufen! Eine halbe Million Bücher weniger, das kann die Deutſchen weiſer machen! Es lebe die Freiheit!

Acht und zwanzigſter Brief.

Paris, den 21. Januar 1831.

Sie warten gewiß ſchon dieſe vier Tage lang auf eine herrliche Beſchreibung des Opernballes; aber kehren Sie nur gleich um. Ich weiß von dem Balle nicht mehr, als jeder Fürſt von ſeinem Lande; denn ich habe ihn nur von oben herab geſehen. Nun, ich bin da geweſen, und — bin noch da. Das iſt das Wunder! Der Ball ſcheint nur eingerichtet worden zu ſeyn, um zu zeigen, wie wenig Raum und Luft ein Menſch braucht um zu leben. Das nennen ſie ein Vergnügen! Wenn ich einmal einen Criminal-Codex mache, würde ich die ſchweren Verbrecher verurtheilen, dreißig Nächte hinter einander auf ſolchen Bällen zuzubringen. Nach den beſten mediciniſchen und chirurgiſchen Handbüchern hätten von den Anweſenden 7000 Menſchen 2000 erſticken, 2000 erdrückt werden und die drei übrigen Tauſend mehr oder weniger krank werden müſſen. Doch von dem allen iſt nichts geſchehen, und die 7000 leben ſämmtlich noch. Von den Weibern begreiſe ich das; die erhält auf jedem Balle die Religion, der Märtyrerglaube, der den Körper ganz unempfindlich macht und wie vernichtet. Aber wie hielten es die Männer aus? Es hatte keiner mehr Platz und Luft als in einem Sarge. Die Franzoſen müſſen mit Springfedern gefüttern ſeyn. Aber es iſt wahr, der Anblick war herrlich, bezaubernd, es war ein Mährchen aus Tauſend und eine Nacht. Dieſer ſonnenhelle Lichterglanz, dieſes ſtrahlende Farbengemiſch von Gold, Silber und Seide, von Weibern, Kryſtall und Blumen, und das Alles mit ſo viel Sinn und Kunſt angeordnet, daß es das Auge erquickte und nicht blendete, und die Muſik dazwiſchen, wie hinein geſtickt in den großen Teppich, eins damit — es war zu ſchön. Das Parterre verlängert durch die Bühne, hatte Reihen von Bänken, auf welchen die Damen ſaßen, oder hinter Baluſtraden an den Wänden herum. Zwiſchen ſchmalen Gaſſen bewegten ſich die dunkeln Männer, oder (ſollte ich ſagen) zog der Mann; denn ſie waren alle wie zuſammengewachſen. Und jetzt vom Boden an aufwärts, ſaßen die Frauenzimmer in ungeheuren Kreiſen immer höher übereinander, in den Logenreihen, bis hinauf zur Decke, wo ſonſt nur das letzte Volk ſitzt. Die einzelnen Bewegungen waren unerkennbar, der Menſch verlor ſich in eine Sache, das Leben ward zum Gemälde. Aus der Mittelreihe der Logen ſah ich hinab, hinauf, umher, aber der Anblick von unten vom Hintergrunde des Theaters zumal, muß noch viel ſchöner geweſen ſeyn. Ich konnte nicht hinein dringen, und mich, wie die Andern hinein drängen zu laſſen, das wagte ich nicht. Der große Foyer der Oper war gleich herrlich wie das Theater ſelbſt beleuchtet und ausgeſchmückt. Da wurde auch getanzt. Da ſammelte ſich alles, was Theater und Logen nicht faſſen konnten, und was überſtrömte. Corridor und Treppen, ſonſt nur beſtimmt durch zu gehen, hinauf und hinab zu ſteigen, dienten zum bleibenden Aufenthalte und waren ſo gedrängt voll Menſchen wie der Saal ſelbſt.

Unten beim Eingange wurde man von einem Muſikchore empfangen; die Treppen waren mit großen Spiegeln und Blumen geſchmückt, der Boden mit Teppichen belegt. Durch zwei Reihen National-Gardiſten ſtieg man hinauf. An mehreren Orten waren Büffets eingerichtet. Erfriſchungen aller Art im reichſten Ueberfluſſe. Das koſtete nichts, das war mit dem Billet zugleich bezahlt Königliche Diener ſervirten auf dem Silbergeſchirre des Königs. Am Büffet unterhielt ich mich ſehr. Da ſtand ich oft und lange; nicht um zu genießen, ſondern in den reinſten Abſichten, nehmlich um reine Luft einzuathmen. Von den Büffets führten offenſtehende Thüren zu zwei Balkons nach der Straße, die nur mit Zelttuch bedeckt waren, und zur Küche dienten. Da und nur da allein im ganzen Hauſe, konnte man frei athmen. Das Schauſpiel bei den Büffets war auch ohne dies ergötzlich. Es iſt doch etwas Erhabenes, eine ſo große Menſchenmenge eſſen und trinken zu ſehen! Hohe Berge von Kuchen, Torten, Confitüren, Früchten; Ströme von Limonade, Himbeerſaft, Orgeade; ganze Schollen von Eis – das war in einer Minute wie verſchwunden, man wußte nicht wo es hingekommen, es war wie eine Taſchenſpielerei. Augenblicklich wurde alles wieder erſetzt, erneuert und augenblicklich war alles wieder verſchwunden, und ſo immer fort, und alles in den kleinen Mund hinein! Ich ſah, wie ein Offizier der Nationalgarde ſeinen kriegeriſchen Muth zeigte, indem er ſeinen Säbel zog, und damit eine ungeheure Torte zuſammen hieb. Er hörte nicht eher auf mit hauen und verſchlingen, bis er das Gebiet ſeines Körpers erweitert hatte. Das nennt aber ein Franzoſe nicht erobern, ſondern ſeine natürliche Grenze wieder bekommen. Und ſo werden ſie nächſtens das ſüße Belgien aufſchneiden, und den Rhein austrinken wie ein Glas Limonade. Sehr bald! nous n'aimons pas la guerre, mais nous ne la craignons pas — Das heißt: wir lieben den Krieg, aber bis jetzt haben wir ihn gefürchtet, weil wir noch nicht gerüſtet waren.

Die Ordnung auf dem Balle war muſterhaft, es war ein Meiſterſtück von Polizei. Es waren ſogar zwei allerliebſte kleine Feldſpitäler eingerichtet, beſtimmt zur Aufnahme und Pflege verwundeter Weiber. Es war zu artig! Dunkelgrün drapirte Zimmerchen, Dämmerlicht, Servietten, friſches Waſſer, alle möglichen Salze und riechenden Sachen, Scheeren zum Aufſchneiden der Corſetts, Eſſig, Citronen, kurz alles, was man braucht, um Weiber wieder zur Beſinnung zu bringen. In jedem Spitälchen eine geübte Krankenwärterin, erfahren in allen Geheimniſſen weiblicher Ohnmacht; draußen ein Thürſteher zur Wache. Ich, der das Schlachtfeld geſehen, dachte, es müßten Schaaren von gefallenen Weibern herbei getragen werden; es kam aber bis Mitternacht nicht Eine. Ich hätte freilich wiſſen ſollen, daß Frauen öfter in Kirchen als auf Bällen in Ohnmacht fallen .... Der König mit der ganzen königlichen Familie waren auch anweſend. Ich ſah ſie zum Erſtenmale ganz in der Näh. Die jungen Prinzen ſehr charmant. Wären ſie nur legitim geweſen, ich hätte ſie küſſen mögen. Sie wurden mit lauter und herzlicher Liebe empfangen. Ich war auf dem Vorplatze und hörte auch den Jubel von innen heraus. Es ſoll ein ganz herrlicher Anblick geweſen ſein, wie beim Eintritte des Königs alle die vielen Tauſend Menſchen ſich von ihren Sitzen erhoben und ihn begrüßten. Dieſes Eine nicht geſehen zu haben, that mir am meiſten leid. Um Mitternacht lag ich ſchon im Bette, ganz herzlich froh, daß mein Vergnügen ein Ende hatte, und die armen Menſchen bejammernd, die noch auf dem Balle waren. Die Hitze war zum Erſticken. Lieber in einer arabiſchen Sandwüſte weilen, wo man doch wenigſtens nicht den verdorbenen Athem anderer Menſchenn einzuhauchen braucht. Ich habe ſo viele franzöſiſche Luft eingeſogen, daß ich begierig bin, was es für Folgen haben, und welche Veränderung es in meiner deutſchen Natur hervorbringen wird. Ich wollte, ein Aeroſtat hinge mir ein Schiffchen an die Beine und verſuchte mich. Um halb acht Uhr Morgens fuhren die letzten Wagen fort. Ich habe kleine Berechnungen angeſtellt, wie viel ein ſolcher Ball koſtet, und wie viel Geld er in Umlauf bringt. In Paris gehet alles gleich in's Große und die kleinſte Ausgabe eines Einzelnen, wird für die Menge ein hohes Budget. 7000 Billets wurden verkauft zu 20 Fr. Außerdem gab die königliche Familie 8000 Fr. für ihren Eintritt, und mehrere Privatleute haben ihre Billets mit 1000 Fr. bezahlt. 7000 Paar Handſchuhe zu 50 Sous im Durchſchnitt, machen 17,500 Fr., 2500 Weiber (ſo viele waren auf dem Balle) zu friſiren, der Kopf im Durchſchnitt zu 4 Fr. 10,000 Fr., 2500 Paar Schuhe zu 4 Fr. macht 10,000 Fr., Miethkutſchen hin und her wenigſtens 16,000 Fr., das bisherige allein macht ſchon über 200,000 Fr., und jetzt dazu gerechnet, was Damen und Herren an andern Putzſachen und Kleidern verwendet haben! Auf dem Balle habe ich auch zum Erſtenmale alle Figuren des Frankfurter Mode-Journals (nur mit ſchönern Geſichtern) lebend geſehen. Ach, was für ſchöne Kleider! Ich wollte, ich wäre eine Putzmacherin, um Ihnen das alles beſchreiben zu können. Beſonders habe ich ein Kleid bemerkt, gemacht ich weiß nicht wie, von einer Farbe die ich vergeſſen und darüber einen Kopfputz den ich nicht verſtanden — Sie werden mich ſchon verſtehen — aber das war einzig! Doch habe ich auch Putzwerke geſehen, ſinn- und geſchmacklos und ſo kleinſtädtiſch, als kämen ſie aus Friedberg. Das mögen wohl Bürgersweiber und Bürgerstöchter aus dem

Marais und der Rüe St. Denis gewesen ſeyn, die reich ſind aber nicht an Geſchmack. Auch erinnere ich mich, nie auf deutſchen Bällen ſo viele alte häßliche, ja mißgeſtaltete Weiber geſehen zu haben, die ſich ſo unverſchämt jung und ſchön gekleidet hätten, als ich hier ſah.

Briefe aus Paris

1830—1831

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Zweiter Theil.

1895 [illegible]

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1832.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Zehnter Theil.

Ex Biblioth. [illegible]

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1832.

Inhalt.

Neun und zwanzigſter Brief . . . . Seite 1
Dreißigſter Brief . . . . — 11
Ein und dreißigſter Brief . . . . — 22
Zwei und dreißigſter Brief . . . . — 35
Drei und dreißigſter Brief . . . . — 45
Vier und dreißigſter Brief . . . . — 53
Fünf und dreißigſter Brief . . . . — 68
Sechs und dreißigſter Brief . . . . — 81
Sieben und dreißigſter Brief . . . . . . — 91
Acht und dreißigſter Brief . . . . — 105
Neun und dreißigſter Brief . . . . — 113
Vierzigſter Brief . . . . — 121
Ein und vierzigſter Brief . . . . — 135
Zwei und vierzigſter Brief . . . . — 147

Drei und vierzigſter Brief . . . . Seite 159
Vier und vierzigſter Brief . . . . — 177
Fünf und vierzigſter Brief . . . . — 191
Sechs und vierzigſter Brief . . . . — 202
Sieben und vierzigſter Brief . . . . — 207
Acht und vierzigſter Brief . . . . — 222

Neun und zwanzigſter Brief.

Paris, Dienſtag, den 25. Januar 1831.

In dieſen Tagen wird das Schickſal Belgiens entſchieden ſeyn. So eine lächerliche Thron-Verſteigerung iſt mir noch nicht vorgekommen. Daß es Fürſtenſöhne giebt, die um dieſe Krone betteln! Lieber ſtreckte ich meine Hand nach einem Sou aus. Betteln um eine Krone! Jupiters Donner als Almoſen empfangen! Eine Krone muß man rauben, oder ſie annehmen aus Barmherzigkeit. Frankreich wird Belgien ganz gewiß bekommen, oder doch den größten Theil davon. Das ließ ſich vorher ſehen. Die große Verwirrung, welche beim belgiſchen Congreſſe herrſchte, hatte ſo viel Methode, daß man wohl merkte, daß alles verabredet war. Frankreich wird nie zugeben, daß der kleine Beauharnois König von Belgien wird, und ich gebe es noch weniger zu. Behüte mich Gott! Mir iſt nichts verhaßter, denn nichts iſt verderblicher, als dieſe Miſchung von Buonapartiſchem und deutſchem Blute. Frankreich hat das erfahren unter Napoleon, hatte aber das Glück, früher unglücklich als ſchuldig zu werden. Was! einen König, der ſein Volk verwundete und vergiftete zugleich, zugleich Sklaverei und Dienſtbarkeit über es brächte? Dieſe beiden Uebel waren doch bis jetzt in keinem Staate vereinigt. Die Spanier, Italiener, Ruſſen und Andere ſind Sklaven; die Völker deutſcher Zunge ſind Bediente. Aber Sklaverei macht nur unglücklich, entwürdigt nicht, doch Dienſtbarkeit erniedrigt. Lieber einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen ſogenanten milden und gerechten deutſchen Fürſten. Man ehrt doch noch die Kraft, indem man ſie fürchtet, ihr Feſſeln anlegt; wir zahmen Hausthiere aber dürfen frei umhergehen, weil man recht wohl weiß, daß wir jeden Abend in den Stall zurückkehren, und zu jeder Tageszeit kommen, ſobald man uns pfeift. Laſſen Sie ſo einem Schafe einmal in den Sinn kommen, den Löwen zu ſpielen, und Sie werden ſehen, wie der milde und gerechte Hirt zum Tiger wird. Die weiche Nachgiebigkeit macht ſelbſt eine Kanonenkugel mild; ſie dringt durch Stein und Eiſen und bleibt in einem Miſthaufen ſtecken. Nichts erwarte ich von dieſer Schafheerde. Was wir in den letzten Zeiten geſehen, das war die bekannte Drehkrankheit. Woher kommt dieſer Lakaien-Charakter der Deutſchen? — Ich weiß es nicht; aber ſie waren immer ſo geweſen. Man glaubt, das Volk ſtamme aus Aſien. Vielleicht waren ſie dort eine Art Paria-Kaſte, die es endlich nicht mehr aushalten konnte und wegzog. Aber der Hund, der ſich von der Kette losreißt, bleibt immer Hund, er wechſelt nur den Herrn. Die alten Deutſchen waren zwar freier, aber nicht frei geſinnter als die heutigen. Wer nicht viel hat, kann nicht viel beſteuert werden, und die alten Deutſchen waren rohe Wilde; ohne leiblichen, ohne geiſtigen Beſitz. Aber was ſie hatten, gaben ſie immer hin für ihre Anführer, die ſie freiwillig ſuchten. Sie lebten und ſtarben für ſie, und zu Hauſe verwürfelten ſie ihren eignen Leib, wenn ſie kein Geld mehr zu verlieren hatten. Dienſtbarkeit, Trunkenheit, Spielſucht, das ſind die Tugenden unſerer Ahnen. Ich erinnere mich aus meinen Schuljahren eines Deklamations-Gedichts, das fing ſo an: Die alten Deutſchen waren — nicht ſchmeidig wie der Aal — doch Löwen in Gefahren — und Lämmer beim Pokal. — Geſchmeidig ſind wir noch heute nicht; Löwen ſind wir noch in Gefahren, aber nur nicht in unſeren eigenen, und Lämmer ſind wir das ganze Jahr, nur nicht beim Pokal. Da ſind wir grob, und wenn das ganze deutſche Volk nur einmal vier Wochen hintereinander betrunken wäre, oder wenn es eben ſo lange nichts zu eſſen hätte, da ließe ſich vielleicht etwas mit ihm anfangen.

Mittwoch, den 26. Januar.

— Das muß einen ganz eignen Grund haben, daß Sie geſtern nicht hier waren, daß Sie nicht den Othello und die Malibran als Desdemona gehört haben! So hart iſt doch Gott ſonſt nicht gegen ſeine guten Kinder. Sie, die Sie das Alles mit hundert Lippen einſaugen, mit hundert Seelen empfinden! Wie wäre Ihnen geworden, da es ſchon mich in ſolche Bewegung ſetzte! War es doch, als wäre das eigne Herz zur Harfe geworden, auf welcher Engel ſpielten — das Ohr horchte nach Innen. So klagen die Seligen, wenn ſie Schmerzen haben! So ſtürmen die Götter, wenn ſie zornig ſind, gegen Unſterbliche wie ſie. So weinen, lächeln, lieben, bitten und trauern die Engel. Mit wahrer Seelenangſt klammerte ich mich an die irdiſchen Worte feſt, damit ich nur den Boden nicht verlor, und von den Geiſtertönen hinaufgezogen würde. Die Malibran, die hat Gott beurkundet mit der Unterſchrift ſeiner Schöpfung, die kann keiner nachmachen. Es war wie eine Blumenflur von allen milden und ſtolzen, ſtillen und hohen, ſüßen und bittern Gefühlen des Menſchen, mit aller Farbenpracht, allen Wohlgerüchen und alle Betäubungen der mannigfachen Blumen. Dieſes Weinen, dieſes Weinen ohne Thränen, habe ich nie geſehen, möchte ich nie ſehen im Leben. Als ihre Thränen zu fließen anfingen, war mir die Bruſt wie erleichtert. Hat die Liebe ſo viel ſüße Schmeichelei, kann der Schmerz ſo edel ſeyn, durchbohrt Verachtung ſo tief, kann der Zorn ſo erhaben, der Schrecken ſo erſchrecklich, die Bitte ſo rührend ſeyn? Ich wußte das Alles nicht. Fragen Sie mich: hat ſie das geſprochen, geſungen, mit Geberden ſo dargeſtellt? Ich weiß es nicht. Es war Alles verſchmolzen. Sie ſang nicht blos mit dem Munde, alle Glieder ihres Körpers ſangen. Die Töne ſprühten wie Funken aus ihren Augen, aus ihren Fingern hervor, ſie floſſen von ihren Haaren herab. Sie ſang noch, wenn ſie ſchwieg. Ich habe mich für unverbrennlich gehalten und habe erfahren, daß ich es nicht bin; ich will künftig auf Feuer und Licht mehr Acht geben.

Im dritten Akte hätte ich es nicht länger aushalten können, ſtände nicht zum Glücke ein kleiner Hanswurſt hinter meinem Herzen auf beſtändiger Lauer, der immer mit ſeinen Späßen hervortritt, ſobald das Herz zu betrübt und ernſt wird. Als die Scene kam, wo Othello Desdemonen den Tod ankündigt, und dieſe, ehe ſie niederſank und ſich dem

Dolche hingab, ſich in die Wolken erhob, und wie ein Sturmwind die ganze Welt der Leidenſchaften umbrauſte, Liebe, Haß, Zorn, Schrecken, Spott, Trotz, Verachtung, und dann wieder zur Liebe kam, und noch einmal Alles umkreiſte — da wurde mir heiß am ganzen Körper. Ein vernünftiger Menſch hätte ruhig fortgeſchwitzt und ſich nicht ſtören laſſen; aber ein Philoſoph, wie ich, will durchaus wiſſen, warum er denn eigentlich ſchwitzt. Und ich wußte es nicht; denn ich hatte aus der Pſychologie vergeſſen, welche Leidenſchaft, welche Gemüthsbewegung den Menſchen in Schweiß bringt. Da fiel mir ein, in Goethe's Leben geleſen zu haben, wie in der Schlacht von Valmy, zwar in beſcheidener Entfernung vom Schlachtfelde, doch nahe genug, daß er den Kanonendonner hören konnte, dem Dichter ganz heiß geworden war, wie mir im Othello. Daraus ſchloß ich denn, daß es die Furcht ſei, die den Menſchen ſchwitzen mache. Darüber mußte ich lachen und das erleichterte mir das ſchwere Herz. Und als darauf die Malibran herausgerufen worden und erſchien, und ich ſah, daß Alles nur Spiel geweſen, ging ich froh nach Hauſe, und ſegnete die Künſtlerin, die Gott ſo geſegnet. Shakeſpeare's Othello, wie ihn der italieniſche Operntext zugerichtet, iſt dumm bis zur Genialität. Man hat ſeine Luſt daran. Die

Muſik ſcheint mir noch das Beſte, was Roſſini gemacht. Uebrigens bekümmerte ich mich nicht darum, und ich glaube die Malibran auch nicht. Was aber die Weiber ſchwache Nerven haben, wenn ſie nicht präparirt ſind! Dieſe Malibran, die doch den ganzen Abend ſo unerſchrocken durch Waſſer und Feuer ging und alle Elemente aushielt, ohne zu zucken — ich ſah ſie vor Schrecken zuſammenfahren wie ein Schäfchen, als einmal hinter den Couliſſen etwas wie ein Leuchter von der Decke herabſtürzte!.. Es Ihnen proſaiſch zu wiederholen: die Malibran iſt die größte Schauſpielerin, die ich je geſehen. In der heftigſten Bewegung zeigte ſie jene wahre antike Ruhe, die wir an den griechiſchen Tragödien bewundern, und welche wahrſcheinlich auch die Schauſpieler der Alten hatten. Darum, des rechten Maßes ſich bewußt, ſpielt ſie auch mit einer Kühnheit, die eine Andere ſich nicht erlauben dürfte. Sie klammerte ſich flehend an den Mantel des wüthenden Othello oder ihres erzürnten Vaters, ſie umſchnürt ihre Hände mit den Falten des Kleides, ſie zerrt daran — eine Linie weiter und es wäre lächerlich, es ſähe aus, als wolle ſie ihnen die Kleider vom Leibe reißen; aber ſie überſchreitet dieſe Linie nicht und ſie iſt erhaben. Und ihr Geſang! Gibt es denn mehr als eine Art, darf man den anders fingen? Spricht man im Himmel auch verſchiedene Dialekte? Nun, dann hat ſie doch himmliſch geſungen, meißniſch, und die Andern ſingen platt himmliſch. Sie ſehen, ich kann auch ein Narr ſeyn — zu meinem Glücke nur ein proſaiſcher, denn ich kann keine Verſe machen. Ich gehe nächſtens einmal in die große franzöſiſche Oper, und das wird mich wieder heilen.

— Nächſtens gibt man zum Beſten der Polen ein großes Concert. Die erſten Künſtler und Künſtlerinnen nehmen daran Theil. Eine Dame von Stande aus Brüſſel, bewunderte Harfenſpielerin in ihrer Stadt, wird die Reiſe nach Paris machen, ihre ſchöne Kunſt zur ſchönſten Beſtimmung zu verwenden. Dieſer edlen Frau verzeihe ich alle ihre Ahnen. Auch werden, zu gleichem Zwecke, in allen Theilen der Stadt Bälle gegeben werden. Eine polniſche Kommiſſion hat ſich gebildet, an deren Spitze Lafayette ſteht. Unter den Mitgliedern ſind auch Delavigne und Hugo. Dieſe wollen durch Gedichte begeiſtern. Der Referendar Simrock in Berlin wird ſich hüten, ſich das zweite Mal zu verbrennen; der beſingt die polniſchen Farben gewiß nicht..... Hat man in Frankfurt auch die jüdiſch-polniſche Zeitung, deren erſte Nummer hier angekommen iſt? Sie wird von Rabbinern geſchrieben und es werden darin alle jüdiſchen Glaubensgenoſſen aufgefordert, mit Geld beizuſtehn. Unſere deutſchen adligen Juden, die auf Du und Du mit allen Miniſtern und fürſtlichen Maitreſſen ſind und darum auf Ehre halten, werden lachen über die Zumuthung jener polniſchen Canaillen und ſich um die ſtinkenden Polen und ihre ſtinkende Freiheit wenig bekümmern.

Dreißigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 27. Januar 1831.

Sie fragen mich: ob denn die heſſiſche Conſtitution wirklich ſo gar arg wäre, als ich behauptet? Was arg! Das iſt das Wort gar nicht. Es iſt die unverſchämteſte Prellerei, die mir je vorgekommen. Die Erzjuden hier auf den Boulevards, wenn ſie ſie läſen, würden mit Neid ausrufen: nein, das können wir nicht! Gewährte die Conſtitution noch ſo wenig oder auch gar nichts von dem, was heute die Völker von einer erwarten, dagegen ließe ſich nichts ſagen. Die Freiheit wurde von einem Fürſten nie geſchenkt noch verkauft; ein Volk, das ſie haben will, muß ſie rauben. Dem Geduldigen gibt man nichts, dem Drohenden wenig, dem Gewaltthätigen Alles. Die Heſſen haben nur etwas gedroht. Aber dieſe Conſtitution iſt eine Betrügerei, man hat das ſchlechte Zeug gelb gemacht, daß man es für Gold halte, und ſo dumm iſt unſer Volk, daß unter hundert Käufern nur Einer merkt, daß er betrogen worden. Was iſt das für eine Conſtitution, die den Satz enthält: Das Briefgeheimniß iſt unverletzlich, für nöthig hält ausdrücklich zu erklären, die Regierung dürfe keine ſchlechten Streiche machen? Es heißt: Die Preſſe iſt vollkommen frei, ausgenommen, wo ſie die deutſche Bundes-Verſammlung beſchränkt; die deutſche Bundes-Verſammlung aber hat ſie in allem beſchränkt. Es heißt: Alle Religionen ſind gleich vor dem Geſetze, und gleich darauf: die Rechte der Juden werden unter den Schutz der Conſtitution geſtellt. Das heißt: Einem, der in Ketten liegt, zu ſeiner Beruhigung eine Wache zur Seite ſtellen, damit ihm ja Niemand ſeine Ketten ſtehle! Die Juden haben es jetzt viel ſchlimmer, als vorher. Früher konnte doch der Fürſt die Rechte der Juden erweitern, ſie den übrigen Staatsbürgern ganz gleich ſtellen. Jetzt kann er aber das nicht mehr, da der rechtloſe Zuſtand der Juden unter dem Schutze der Conſtitution ſtehet, die von dem Fürſten nicht übertreten werden kann. Und ſo die Wahlen, ſo Alles.

In der ganzen Conſtitution ſind die Rechte zwiſchen Regierung und Volk ſo getheilt, wie jener Jude mit einem dummen Bauer den Gebrauch eines gemeinſchaftlich gemietheten Pferdes theilte: „Eine Stunde reite ich und du gehſt, die andere Stunde geheſt du und ich reite.“

— Warum wundert Sie, daß es dem *** in Wien gefallen, und warum wundert das ihn ſelbſt? Wien iſt ein ganz hübſcher Ort und ich möchte wohl dort wohnen, wenn ich ein fetter Antonius wäre und kein magerer Caſſius. Wenn er ſagt, er habe es dort ganz anders und beſſer gefunden, als er erwartet, ſo iſt das ſeine Schuld; er hat falſch geſucht und falſch gefunden. Er glaubte wahrſcheinlich, in Wien bekäme jeder die Knute, der ein Wort von Politik ſpräche, und man fände dort keine anderen Bücher als Koch- und Gebetbücher. Aber ſo iſt es nicht. Campe ſchrieb mir neulich, daß meine Schriften in Oeſterreich am meiſten Abgang hätten. Das muß aber Keinen irre machen. *** ließ ſich täuſchen, wie ſich die Wiener ſelbſt täuſchen laſſen, Die glauben auch, daß ſie ſich eine Freiheit nehmen, die ihnen die Regierung eigentlich gibt, wobei aber dieſe klug genug iſt, ſich anzuſtellen, als ließ ſie ſie nehmen, weil ſie weiß, daß verbotene Früchte am ſüßeſten ſchmecken. Der öſterreichiſche Staat iſt eine ſeelenloſe Dampfmaſchine, aber keine mit hohem Drucke. Sie wiſſen dort genau zu berechnen, wie weit man es treiben darf, ohne daß der Keſſel platze, und laſſen darum zuweilen Rauch aus dem Schornſteine — nach oben, in den höhern Ständen, in der Reſidenz; nach unten nie.

— Ich habe herzlich darüber lachen müſſen, daß die hannövriſchen Soldaten beim Einzuge in Göttingen den Marſeiller Marſch geſpielt. Ich glaube, die Spitzbuben haben das mit Bedacht gethan. Sie wollten ſich wohl über die Revolutionairs luſtig machen. Vielleicht war es auch Gutmüthigkeit. Sie dachten, da habt ihr euern Marſeiller Marſch, ihr wollt ja nicht mehr. Und villeicht wollten ſie wirklich nicht mehr. Haben Sie aber auch die Unterwürfigkeits-Akte der Stadt Göttingen geleſen, den Brief, den ſie an den General geſchrieben. Das iſt zu ſchön. Vor lauter Demuth und Zerknirſchung wiſſen ſie nicht genug Hochgeburt und Hochwohlgeburt aufzutreiben. Sie kriechen unter die Erde. So iſt der gute Deutſche! Wenn einmal ein müder Bürger ſeinen ſchweren Bündel Unterthänigkeit abwirft, gleich hebt ihn ſein Nachbar auf, und hockt die Laſt zu ſeiner eigenen. Und in dieſes Land ſoll ich zurückkehren! Hätten ſie nur wenigſtens eine italieniſche Oper wie hier! Aber keine Freiheit und keine Malibran, keinen Styx und keinen Lethe!

— Ich ſchrieb Ihnen neulich von einem Gemälde, die Schlachttage im Juli darſtellend, das ich geſehen. Da war aber doch mehr der Stoff, der mir Freude gemacht, die Phantaſie mußte ſich das Uebrige erſt ſelbſt verſchaffen; denn Vieles fehlte, das Gemälde hatte keinen großen Kunſtwerth. Jetzt iſt aber im Diorama ein Gemälde gleicher Art aufgeſtellt, das alles ſelbſt leiſtet und von der Phantaſie nichts fordert: Die Vertheidigung und Eroberung des Stadthauſes wird vorgeſtellt, und die Täuſchung iſt auf das Höchſte getrieben. Es iſt ganz ein Schlachtfeld, nur ohne Gefahr. Die Sonne liegt heiß auf dem Pflaſter und brennt auf dem Geſichte der Streitenden. Die Luft iſt ſo rein, daß man durch den zarten Pulverdampf ſiehet. Menſchen und Pferde bluten und verbluten. In der Mitte des Platzes ſiehet man einen Zögling der polytechniſchen Schule, in der linken Hand die dreifarbige Fahne, in der rechten den Degen haltend. Er ſtehet mit dem linken Fuße auf einer Kiſte, mit dem rechten auf einem höheren Faſſe, und iſt eben im Begriffe, ſich hinauf zu ſchwingen, um oben die

Fahne hinzupflanzen. Es gibt nichts Theatraliſcheres als dieſe Stellung, und doch hat ſie der Maler gewiß nur nachgeahmt, nicht erfunden. Darin haben es die Franzoſen gut, daß ſie vermögen mit jeder Großthat im weiten Felde zugleich das Drama zu dichten, das jene Großthat im engen Felde darſtellt. Sie ſind zugleich Helden und Schauſpieler. Man ſiehet es ganz deutlich an dieſem Jünglinge mit der Fahne, wie er ſeiner Kühnheit und ſeiner theatraliſchen Stellung zugleich froh war. Noch eine andere ſchöne Gruppe zeichnete ſich aus. Ein Mann aus dem Volke, Bruſt und Schultern nackt, kniet auf die Erde, in dem rechten Arm einen verwundeten hinſinkenden Knaben haltend, die linke Fauſt gegen die hintenſtehenden Soldaten ballend, die den Knaben wohl eben getroffen. An der Schwelle eines Hauſes liegt die Leiche eines Frauenzimmers. Daß mitten im Kugelregen mehrere Frauenzimmer unerſchrocken weilen, um den Verwundeten beizuſtehen, hat mich weniger gewundert, (ſie trieb das Mitleid) als daß andere ohne Furcht zu den Fenſtern hinaus ſehen. Im Hintergrunde, am Waſſer, ſtehen die königlichen Soldaten. Jenſeits ſchießen die Studenten herüber. Ich habe unter den Kämpfern wieder gute Röcke geſucht, vornehme und reiche Leute, die mehrere hundert Franken Steuern zahlen und Wähler ſeyn können — ich habe aber Keine gefunden. Ich will den Herren nicht Unrecht thun, vielleicht hatten ſie an jenen Tagen, ihre guten Kleider zu ſchonen, dieſe zu Hauſe gelaſſen und ſchlechte Röcke für die Schlacht angezogen. Aber auch die Hemden waren ſchwarz und grob; haben ſie die auch gewechſelt?

Freitag, den 28. Januar.

So eben komme ich vergnügt aus dem Leſekabinette — vergnügt, weil ich mich geärgert habe. So oft mir dergleichen Aergerliches begegnet, halte ich es gleich feſt, und mache mir den Aerger ein; denn in Paris iſt er nicht alle Tage friſch zu haben; die deutſchen Zeitungen kommen ſo unregelmäßig hier an. Sie werden vielleicht in meinen Briefen einen Widerſpruch mit meiner Klage finden; Sie werden meinen, über franzöſiſches Weſen hätte ich mich doch oft genug geärgert. Das iſt aber etwas ganz anders. Das war nicht Aerger, das war Zorn; Aerger aber iſt zurückgetretener Zorn. Man ärgert ſich nicht, wenn Einem dem Gegner an Macht überlegen iſt — das merkt und berechnet man in der Leidenſchaft nicht — ſondern wenn uns der Gegner, entweder an Unverſchämtheit überlegen iſt, ſo daß er uns unter die Beine kriecht und uns umwirft, oder an Autorität, ſo daß er uns das Sprechen verbietet und wir uns nicht wehren dürfen. Der Zorn aber iſt wohlgemuth, ſtark und darf ſeine Kraft gebrauchen. Darum gerathe ich in Zorn über das Treiben hier, denn ich darf dagegen eifern, und hundert gleichgeſinnte thun es für mich alle Tage; darum ärgere ich mich über deutſches Treiben, weil ich dulden und ſchweigen muß. Nun, es war ein Artikel in der allgemeinen Zeitung mit einem Kreiſe, der einen Mittelpunkt hat, bezeichnet — ſo: ⊙. Wahrſcheinlich hat das der Redakteur vorgeſetzt, um zu verſtehen zu geben, ſein Correſpondent habe das Schwarze in der Scheibe getroffen. Schon lange ſitze ich an der Wiege des guten lieben deutſchen Kindes, und warte, daß es einmal die Aeugelein aufſchlage. Endlich erwacht es und greint ſanft wie ein Kätzchen. Jener Correſpodent macht einen Katzenbuckel und ſagt leiſe, leiſe: er müſſe ganz gehorſamſt bemerken, es wäre doch endlich einmal Zeit, auch ein deutſches Wort über Krieg und Frieden zu ſprechen, und er werde ſich die unterthänige Freiheit nehmen, dieſes zu thun, und auch, wenn man es ihm gnädigſt erlauben wolle, darauf hindeuten, wie unſer Vaterland in gegenwärtige Angelegenheiten verwickelt ſei, und wie es ſich heraus wickeln könne. Ich machte große Augen und dachte: der Kerl hat Courage! Jetzt tappt er hin und her, herüber und hinüber, ſpricht im Allgemeinen von jenem Staate, von dieſem Staate; der noch ungeleſene Theil des Artikels wird immer kürzer, die letzte Zeile rückt immer näher, und noch kein Wort von Deutſchland. Endlich kommt die letzte Zeile, und da ruft unſer Held: von Deutſchland ein andermal! und läuft was er laufen kann. Ich ſpuckte ganz ſanft auf Deutſchland, die allgemeine Zeitung und den heroiſchen Artikel, und nahm den Aerger mit zu Tiſche. Aerger, in gelinden Gaben genommen, das weiß ich aus Erfahrung, befördert die Verdauung ungemein.

Samſtag, den 29. Januar.

Ueber die Briefe eines Verſtorbenen werde ich Ihnen meine Meinung ſagen, ſobald ich ſie fertig geleſen. . . . Ich höre, das polniſche Manifeſt habe in Frankfurt nicht gedruckt werden dürfen. Der Frankfurter Bürgermeiſter und Anſtett haben Gott ein Bein geſtellt, das iſt doch recht unartig.

Ein und dreißigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 30. Januar 1831.

Ei! das Volk hat ja wieder einen König gemacht; der Herzog von Nemours iſt in Belgien gewählt worden. Nürnberger Waare! Aber, warum nicht, ſo lange die Völker Kinder bleiben und Kinderſpiele lieben? Dieſe Frechheit des Volkes, einen König zu machen, muß unſern Altgläubigen noch viel entſetzlicher vorkommen, als die einen König zu zerſtören. Gottes Werke zu Grunde richten, das kann freilich jeder: aber Gottes Werke nachſchaffen wollen — das iſt verwegene Sünde. Ich bin nun jetzt begierig, was die franzöſiſche Regierung thun wird, oder eigentlich was ſie ſagen wird; denn was ſie thun wird, darum war niemand je in Zweifel; es war gleich von der erſten Stunde der belgiſchen Revolution alles darauf angelegt, das Land mit Frankreich zu vereinigen. Aber was ſagen? Sebaſtiani hat erſt vor einigen Tagen in Gegenwart ganz Europa's erklärt, ſeine Regierung würde weder den Herzog von Nemours gewähren, noch die Vereinigung Belgiens mit Frankreich annehmen! So ſind die Diplomaten! Sie wiſſen recht gut, daß ſie einander nicht betrügen können — es iſt Liebhaberei, es iſt eine Kunſtliebe.

Sie ſchreiben mir, Heine habe in ſeinem vierten Bande von der franzöſiſchen Revolution geſprochen. Ich denke, er hat nur zu ſprechen verſucht, es nicht ausgeführt. Welche Rede wäre ſtark genug, dieſe wildgährende Zeit zu halten? Man müßte einen eiſernen Reif um jedes Wort legen, und dazu gehörte ein eiſernes Herz. Heine iſt zu mild. Mir auch ſchrieb Campe, er erwarte, ich würde im achten Bande etwas Zeitgemäßes ſagen. Dieſer achte Band, den ich machen ſollte, hier in Paris, eine Viertelſtunde von den Tuilerien, eine halbe vom Stadthauſe entfernt — es gibt nichts Komiſcheres! Was, wo, worauf, womit ſoll ich ſchreiben? Der Boden zittert, es zittert der Tiſch, das Pult, Hand und Herz zittern, und die Geſchichte vom Sturme bewegt, zittert ſelbſt. Ich kann nicht wiederkauen, was ich mit ſo viel Luſt verzehrt; dazu bin ich nicht Ochs genug. Prophet wollte ich ihm ſeyn, zwölf Bände durch. Und was kann der Deutſche anderes ſeyn als Prophet? wir ſind keine Geſchichtsſchreider, ſondern Geſchichtstreiber. Die Zeit läuft wie ein Reh vor uns her, wir, die Hunde, hintendrein. Sie wird noch lange laufen, ehe wir ſie einholen, es wird noch lange dauern, bis wir Geſchichtsſchreiber werden. Doch — ich will jetzt gehen, Beethoven hören. Fünf, ſechs ſolcher Menſchen hat das Land, unter denen wir Schatten gegen Hitze, Schutz gegen Näſſe finden. Wenn die nicht wären! Das Concert beginnt um zwei Uhr. Das ſcheint mir beſſer als Abends. Ohr und Herz ſind reiner vor dem Eſſen. Vielleicht beſuche ich dieſe Nacht den Maskenball. Nicht den in der großen Oper, den kenne ich von früher, das iſt zum Einſchlafen; ſondern den im Theater an der Porte St. Martin. Da finde ich mein gutes Volk in der Jacke, das im Juli ſo tapfer gekämpft. Da iſt Luſt und Leben. Lange Röcke, lange Weile — das habe ich immer beiſammen gefunden.

Dienſtag, den 1. Februar.

Das Conzert Sonntag im Conſervatoire, iſt, wie ich mir denke, ſehr ſchön geweſen. So ganz aus Erfahrung weiß ich es nicht. Ich ſaß in der zweiten Reihe Logen, warm wie in einem Treibhauſe, und verſteckt hinter Frauenzimmern wie ein Gärtner hinter Blumen. An der Seite ſperrten mir dumme dicke Säulen, vor mir dumme große Hüte, die Ausſicht. Wir haben Revolutionen erlebt, die tauſendjährige Könige umgeworfen — wird ſich denn nicht einmal eine Revolution erheben, die dieſe fluchbelaſteten Weiberhüte fortjagt? Sie werden mich fragen: Aber was hat man in einem Conzerte zu ſehen? Aber eben darum darf das Sehen nicht gehindert ſeyn; denn das nicht ſehen können beſchäftigt die Augen am meiſten. Was mich aber am verdrüßlichſten machte, war, daß ich keine Lehne für meine Rücken hatte, ſo daß ich immerfort ſteif daſitzen mußte, wie vor funfzig Jahren ein deutſches Mädchen unter der Zucht einer franzöſiſchen Gouvernante. Das Bischen, was mir von guter Laune noch übrig blieb, ſchenkte ich einer jungen Engländerin, die neben mir ſaß. Blaue Augen, blondes Haar, ein Geſicht von Roſenblättern, und was ſie in meinen Augen am meiſten verſchönte, ein Hut mit einem flachen italieniſchen Dache. Sie mochte wohl eine große Muſikfreundin ſeyn, denn ſie hatte ſich aus ihrem eigenen Körper ein ſchönes Häuschen gebaut, um daraus ungeſtört zuzuhören. Die Füße hatte ſie auf die Bank vor ihr hoch aufgeſtellt, und die Knie an ſich gezogen. Die Bruſt vorgebeugt, verbarg ſie den rechten Ellenbogen in den Schoos und ließ den Kopf auf den zuſammengeknickten Arm ſinken. Die ſchöne Dame ſo gerundet, hatte keinen Anfang und kein Ende. Sie verſtand gewiß etwas von Mathematik, und wußte, daß die Kugelform unter allen möglichen Geſtalten mit der flachen Welt am wenigſten in Berührung kommt. Ihre Schweſter vor ihr hatte den Hut abgelegt, und ſaß ganz vorn, in der Loge allen Blicken ausgeſetzt, in purem Nachthäubchen da. Ich machte ſo meine Betrachtungen, woher es komme, daß nur allein die Engländer und Engländerinnen ihre Sitten und Kleider mit in das Ausland bringen, und ſich nicht geniren? Gewiß war im ganzen Saale keine Dame, die in einer ſo häuslichen Stellung da ſaß, wie meine ſchöne Nachbarin, und keine, die es gewagt, ſich in einem Nachthäubchen zu zeigen, wie deren Schweſter. Aber trotz meiner Philoſophie und Verdrüßlichkeit merkte ich doch zuweilen, daß man da unten ſchöne Muſik machte. Die Symphonie eroica von Beethoven (ich fand die Muſik mehr leidend als heroiſch) eine Arie aus dem Freiſchütz (mein deutſches Herz ging mir dabei auf, wie eine trockene Semmel in Milch). Sextett von Beethoven. Chor aus Webers Euryanthe. Ein Muſikſtück für Blas-Inſtrumente. Trio aus Roſſini's Wilhelm Tell. Clavier-Solo, geſpielt und componirt von Kalkbrenner. Ouvertüre aus Oberon. Aber dieſe Stadt der Sünden, Paris — der liebe Gott muß ſie doch lieb haben: was er nur Schönes hat, was Gutes, alles ſchenkt er ihr. Die ſchönſten Gemälde, die beſten Sänger, die vortrefflichſten Componiſten. Dieſes eine Conzert — was hörte man da nicht alles zugleich! Das beſte Orcheſter der Welt. Die Aufführung der Symphonie ſo vollendet, daß, wie mir H*** ſagt, man dieſes gar nicht merke. Ich erkläre mir das in dem Sinne: um einzuſehen, wie vollkommen etwas ſei, muß daran noch etwas mangeln. Iſt die Vollkommenheit ganz erreicht, verliert man den Standpunkt der Vergleichung. In einem Conzerte hörten wir: Kalkbrenner, den erſten Clavirſpieler; Baillot, den erſten Violinſpieler; Tülon, den erſten Flötenſpieler; Voigt, den erſten Hautboiſten; und Nourrit, den beſten franzöſiſchen Sänger. Das ganze Orcheſter erſchien in der Nationalgarde-Uniform. Baillot iſt Offizier. Nourrit auch. Der eine geigte, der Andere ſang mit Epaulettes. Ich wollte, hannövriſche Offiziere von den

Siegern von Göttingen wären in meiner Loge geweſen, und hätten nicht gewußt, das ich deutſch verſtehe.

— Alſo Israel in Frankfurt hat wieder einen guten Tag gehabt, ihr Lebenspuls hat ſich wieder einmal gehoben? Israel jammert mich manchmal, ſeine Lage iſt gar zu betrübt. Kurſe oben, Kurſe unten, wie der tolle Wind das Rad ſchwingt — es ſind die Qualen des Irion. Aber iſt es nicht furchtbar lächerlich, daß die niedrigſte und gemeinſte aller Leidenſchaften ſo viele Aehnlichkeit hat mit der erhabenſten und edelſten, die Gewinnſucht mit der Liebe? Ja wohl, Gott hat das Volk verflucht und darum hat er es reich gemacht. Aber von den ekelhaften Geſchichten mit den jüdiſchen Heirathserlaubniſſen und jüdiſchen Handwerksgeſellen erzählen Sie mir nichts mehr. Ich will nichts davon hören, ich will nichts damit zu thun haben. Wenn ich kämpfen ſoll, ſei es mit Löwen und Tigern, aber vor Kröten habe ich einen Abſcheu, der mich lähmt. Es hilft auch nichts. Man muß den Sumpf ausrotten, dann ſtirbt das Schlammgezücht von ſelbſt weg. Unſere Frankfurter Herren, finde ich, haben ganz recht. Sie denken, Gott iſt doch nun einmal im höchſten Zorne, ob wir ihn ein Bischen mehr, ein Bischen weniger ärgern, das kann nichts verſchlimmern. Den Juden in Frankfurt iſt jetzt am wenigſten zu helfen, wenn ſie klagen bei den großen Herren der Bundesverſammlung, oder bei den kleinen im Senate, weiß ich, was man ihnen ſagt — es iſt als wäre ich gegenwärtig. Oeffentlich wird man ſie barſch abweiſen, unter vier Augen aber wird man den Diplomaten, den Pfiffigen unter den Juden ſagen: „Lieben Leute, jetzt iſt gar nicht die Zeit an dieſe Sache zu rühren. In Deutſchland iſt ohnedies alles in Bewegung, das Volk iſt aufgeregt, die allgemeine Stimmung gegen euch, ſo daß, wenn wir euch jetzt Freiheiten bewilligten, dieſes üble Folgen hätte, für die allgemeine Ruhe, und für euch ſelbſt.“ Und unſer jüdiſcher Adel wird das ſehr gut verſtehen, und beifällig mit den Augen blinzeln, und beim Heruntergehen dem jüdiſchen Pöbel vor der Thüre zurufen: Packt euch zum Teufel, ihr ſeid dumm und unverſchämt! . . . Von einem jüdiſchen Comité und deſſen Schreibereien erwarte ich nichts. Es ſind eben Deutſche, wie die Andern auch. Sie ſind in einem unſeligen Wahne befangen. Ihre Ehrlichkeit richtet ſie zu Grunde. Sie meinen immer noch, es käme darauf an, Recht zu haben, zu zeigen, daß man es hat. Jetzt ſprechen ſie für die Freiheit wie ein Advokat für einen Beſitz. Als käme es hier noch auf Gründe an, als wäre ſeit einem halben Jahrhunderte nicht alles ausgeſchöpft worden, was man für Freiheit, für Menſchenrechte, für Bürgerrechte der Juden ſagen kann. Das alles weiß der Tyrann ſo gut als der Sklave ſelbſt. Gewalt wie Freiheit kommt aus dem Herzen. Der Räuber, der uns unſer Gut nimmt, täuſcht ſich nicht, er weiß, was er thut. Nicht an den Verſtand, an das Herz muß man ſich wenden, an das der Gegner wie an das der Gleichgeſinnten. Die Herzen muß man rühren, die unbeweglichen durchbohren. Das Wort muß ein Schwert ſeyn; mit Dolchen, mit Spott, Haß, Verachtung muß man die Tyrannei verfolgen, ihr nicht mit ſchweren Gründen nachhinken. Das verſtehen aber unſere deutſchen liberalen Schriftſteller nicht, und noch heute ſo wenig, als vor dem Juli. Ich ſehe es ja. Unter den Büchern, die Sie mir geſchickt, iſt auch eine Broſchüre über die heſſiſchen Juden, und eine über die deutſche Preßfreiheit. Geleſen habe ich ſie noch nicht, aber einen Blick auf die erſte Seite geworfen. Ich hatte genug; es iſt ganz die alte Art. Der Hanauer Jude hat das Motto von Schiller: Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei — und ſo weiter die Litanei. Dann fängt er an: „Die höchſte Glücksſtufe, die nach menſchlichen Begriffen einem Staate erreichbar iſt, hat Kurheſſen rühmlich betreten. In allen ihren Theilen hat man den aufgeklärten und freiſinnigen Ideen der Gegenwart gehuldigt.“ Der Jude ſoll Mazze backen aus dieſem ungeſäuerten Teige; Brod wird nie daraus. Der chriſtliche Ritter der Preßfreiheit, Profeſſor Welker, ſchrieb Folgendes auf der Titelfahne ſeines Buches: „Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer ſittlichen, rechtlichen und politiſchen Nothwendigkeit, nach ihrer Uebereinſtimmung mit deutſchem Fürſtenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargeſtellt, in ehrerbietigſter Petition an die hohe deutſche Bundesverſammlung.“ . . . Die Herren von der deutſchen Bundesverſammlung werden den ehrerbietigen Profeſſor auslachen. Wenn ich über die Preßfreiheit ſchriebe, würde ich anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt Euch alle mit einander, Volk, Fürſten und deutſches Land!“ Ich meine, das müſſe einen ganz andern Effekt machen. Je mehr Gründe, je mehr Füße; je mehr Füße, je langſamer der Gang; das ſiehet man an den Inſekten. Doch genug — und habe ich nicht Recht, daß ich in die italieniſche Oper gehe?

Mein Tagebuch aus Soden habe ich, ſeit ich es geſchrieben, nicht mehr geleſen. War es gut, ſo iſt es noch gut; das hat keine Noth. Aelter iſt darüber wohl manches in Deutſchland geworden, aber alt nichts. Es blühen alle Veilchen, vor wie nach.

Sie können ſich wohl denken, daß ich den Unfug, den die Studenten in der Sorbonne ſich gegen den Miniſter Barthe zu Schulden kommen ließen, nicht billigen werde. Die Studenten ſelbſt haben ſich gegen dieſes tadelnswürdige Betragen, das nur auf Einige unter ihnen fiel, laut geäußert. Aber ſelbſt dieſer ſträfliche Uebermuth iſt lehrreich genug, denn er zeigt den lobenswerthen tiefen Unmuth in der Jugend. Die Studenten hier, ſind gar nicht wie unſere deutſchen, fantaſtiſch ungezogen, dem Bürgerleben und ſeinen Regeln fremd, alle Convenienz verſpottend; und in wenigen Jahren, alle Kraft, alles Feuer der Jugend vertrinkend und vertobend, um gleich nach der Univerſität die abgelebteſten zahmſten Philiſter zu werden. Sie ſind vielmehr die ſtillſten und beſcheidenſten jungen Leuten, die ſich von der Jugend der andern Stände nur durch die Einfachheit ihres Aeuſſeren auszeichnen. Man ſollte ſie oft für deutſche Handwerksburſche halten. Was ſie in Bewegung ſetzt, iſt etwas ſehr Edles, mag immerhin die Bewegung einmal im Gange unregelmäßig werden.

Mittwoch, den 2. Februar.

Geſtern kam in der Pairskammer das Geſetz über die Beſoldung der jüdiſchen Geiſtlichen vor. Es wurde zwar angenommen, fand aber doch viele Gegner. Der Admiral Verhuell hielt eine Rede gegen die Juden. Das Volk Gottes hat doch Feinde zu Waſſer und zu Lande. Der Admiral ſagte: ich habe die Juden in allen vier Theilen der Welt kennen gelernt; ſie taugen überall nichts; überall denken ſie nur an Geldverdienen. Schändliche Verläumdung! Gerade das Gegentheil. Die meiſten Juden ſtreben nach nichts, als Geld zu verlieren, und darum kaufen ſie öſterreichiſche Staatspapiere.

Aber iſt die Begeiſterung der Polen nicht höchſt erhaben, höchſt rührend? Gab es je etwas Großes, das zugleich ſo ſchön war? Unter den rauhen Blättern der Geſchichte iſt es ein Blatt auf Velinpapier geſchrieben. . . . Die Polen haben jetzt alle nur ein Geſchlecht, nur ein Alter. Weiber, Kinder, Greiſe, alles rüſtet ſich; viele gaben ihr ganzes Vermögen hin, und nannten ſich nicht, und gaben keine Spur, auf der man ihre Namen entdecken konnte. Einen ſilbernen Löffel im Hauſe zu haben, iſt eine Schmach, man gebraucht nur hölzerne. Die Frauen liefern ihre Trauringe in die Münze und erhalten dafür kleine ſilberne Medaillen, mit der Schrift: la patrie en échange. Iſt das nicht ſchön? im Polniſchen lautet das wahrſcheinlich noch ſchöner. Aber ach! das ernſte Schickſal liebt die Kunſt nicht. Die Polen können untergehen trotz ihrer ſchönen Begeiſterung. Aber geſchiehet es, wird ſo edles Blut vergoſſen, dann wird es den Boden der Freiheit auf ein Jahrhundert befeuchten und es tauſenfältige Früchte tragen. Die Tyrannen werden nichts gewinnen, als einen Fluch mehr. Wer jetzt einen Gott hat, der bete, und wer beten kann, der bete nur für die Polen. Die ſind oben in Norden und die Freiheit, wie jede Bewegung, kommt leichter herab, als ſie hinauf ſteigt.

Zwei und dreißigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 8. Februar 1831.

Ich bin jetzt mit den *Briefen eines Verſtorbenen* zu Ende, und ich will Ihnen mittheilen, was ich mir darüber gemerkt. Ich könnte mir die Mühe des Abſchreibens erſparen und Ihnen das Blatt ſelbſt ſchicken. Aber es iſt mit Bleiſtift geſchrieben, und ich bin klüger als der Kaiſer von Rußland, Preußens Mephiſtopheles, der ſeine hohen Meinungen mit Bleiſtift niederſchreibt und dabei ruhig iſt — ich denke: der liebe Gott kann das mit dem leiſeſten Hauche wieder auslöſchen. Ich halte mich an Dinte, die iſt feſt. Aber wie konnten Sie nur glauben, die todten Briefe wären vom lebendigen Heine? Kein Athemzug von ihm darin. Es iſt eine gewöhnliche Reiſebeſchreibung — ich ſage aber nicht: die

Beſchreibung einer gewöhnlichen Reiſe. Der Verfaſſer hat mehr geſehen als Andere, alſo auch mehr beobachtet. Als vornehmer Herr wurde er von den hohen und höchſten Ständen freundlich angezogen, und da er oft incognito reiſte, (er führte ſogar wie ein Gauner doppelte Päſſe mit falſchen Namen) und ein deutſcher Edelmann, wenn er ſeinen Adel ablegt, beſcheiden glaubt, es bliebe dann nichts mehr von ihm übrig, drängte er ſich mit der Zuverſicht eines Unſichtbaren auch in die niedrigſten Stände. Dadurch mußte das Buch gewinnen. Solche Vortheile hat ein deutſcher bürgerlicher Reiſender nie. Der Verfaſſer hat empfänglichen, aber keinen erzeugenden Sinn. Sein Stoff ich reich, aber ſeine Bearbeitung ſehr arm und von dichteriſcher Kunſt keine Spur. Er ſchreibt leicht, ſehr leicht. Das iſt manchmal recht angenehm, doch darf es nicht den ganzen Tag dauern. In häuslichem Kreiſe, zu häuslichem Geſpräche iſt das gut; wenn aber die Gedanken unter die Leute gehen, muſſen ſie ſich mit Würde und Anſtand kleiden. Wer in Deutſchland mit ſo leichtem Fuhrwerke fährt, läßt vermuthen, daß er nicht ſchwer geladen. Ein guter deutſcher Schriftſteller ſchreibt, daß der Styl unter ihm bricht und daß er mitten im Wege liegen bleibt. Der Verfaſſer gebraucht franzöſiſche Redensarten, da, wo es weder nöthig noch ſchön iſt. Er ſagt: aventure — Je dévore déjà un oeuf —

adieu — Sur ce n'ayant plus rien à dire. — Kaum ein Brief, den er nicht mit einem franzöſiſchen Satze anfinge oder endigte; das iſt ſein Morgengebet, ſein Abendſegen, ſein Amen. Doch verzeihen wir ihm das; das Franzöſiſche iſt ſein adeliges Wappen, womit er die Briefe verſiegelt. Auch daß die Briefe oft zu lang, die Berichte oft zu umſtändlich ſind, wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen. Wir bürgerlichen Reiſebeſchreiber würden auch oft längere Briefe an unſere Freundinnen ſchreiben, wenn das Porto nicht zu hoch käme. Aber der verſtorbene Edelmann hatte unſern Geſandten in London, der die dickſten Paquete portofrei an ſeine Julie beſorgte. Wir bürgerlichen Reiſenden haben es ſo gut nicht, wir bekommen in der Fremde von unſerer Geſandtſchaft nichts zu ſehen, als beim Päſſeviſiren den Rücken eines Sekretärs, der uns über ſeine Schultern weg, ohne uns anzuſehen, den Paß zureicht. Den Herrn Geſandten ſelbſt bekommen wir nie zu ſprechen, er bekümmert ſich nicht um uns, wir müßten denn Spione ſeyn. Dieſer Stand, wie der Spieler, adelt im Deutſchland. Gerecht zu ſeyn, muß ich ſagen, die Briefe haben viel Gutes und haben mir Vergnügen gemacht. Nur habe ich nicht darin gefunden, was ich erwartet. Von einem Manne von Stande, dem ſeine Geburt die groben

Erfahrungen des Lebens erſpart, hätte ich ſeine erwartet, ſeine Bemerkungen über Welt und Zeit. Aber nichts habe ich ihm abgelernt, als eine feine Wendung, die ich in der Folge einmal benutzen werde. Wenn Sie einmal alt werden und klagen dann über Welt und Zeit, und knurren, daß es nicht auszuhalten, würde ich bürgerlicher Tölpel Ihnen dann wahrſcheinlich ſagen (bis dahin, hoffe ich, duzen wir uns): Liebe Freundin! Du ſiehſt alles mit trüben Augen an; denn du biſt alt! Aber von unſerem verſtorbenen Edelmann habe ich gelernt, wie man eine ſolche Grobheit zarter ausdrückt. Er ſchreibt ſeiner Julie, die in ihrem Briefe knurrt: Deine älter werdende Anſicht iſt ſchuld an Deiner Grämlichkeit. Das iſt alles. Von den Briefen eines Verſtorbenen erwartet man, Dinge aus einer andern Welt zu erfahren; zu hören, was kein Lebender zu ſagen wagt. Nichts von dem. Daß dieſe Briefe ſolches Aufſehen machen konnten, daß ich ſogar hier in Paris davon ſprechen hörte, und ſie in Deutſchland, wie Ihnen der Buchhändlerjunge ſagte, „raſend abgehen", verdanken ſie wahrſcheinlich nicht dem Guten, ſondern dem Schlechten, das ſie enthalten. Es ſind den adligen Briefen einige Satiren eingeſchaltet, aber von der gemeinſten bürgerlichen Art. Da iſt erſtens Eine gegen deutſche Titelſucht, gegen Rang- und Beamtenſtolz. Nun kann zwar eine geſchickte Hand von ſolchem ausgedroſchenen Stroh artige Sachen flechten, Hüte, Körbe und andere Spielereien; aber in der todten Briefen iſt es rohes Lagerſtroh geblieben, es gerade in den Stall zu werfen; und nicht aus Liebe zur Gleichheit eifert der hohe Herr gegen den lächerlichen Dienerſtolz der Deutſchen, ſondern aus adligem Hochmuthe. Er will, daß nicht Amt oder Titel, ſondern Geburt allein den Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimme. Dann kommt eine Satire gegen die Berliner Myſtiker, die wahrlich eine beſſere verdient hätten. Da wird das ganze Alphabet durchgeklatſcht und hundert Anekdötchen erzählt. Braucht es mehr in dem preßzahmen Berlin, um Aufmerkſamkeit zu erwecken? Und den Verſtorbenen trieb die Preßfreiheit noch weiter — er ſagt es gerade heraus: Der Graf Brühl in Berlin, der General-Direktor der Schauſpiele, zu ſeiner Zeit der zweite Mann im preußiſchen Staate — koſtümire auf dem Theater die Tempelritter ganz falſch, wie er ſich aus dem Grabſteine eines Templers, den er in Irland geſehen, vollkommen überzeugt habe! Der Verfaſſer ſoll ein Fürſt ſeyn; das iſt ſchön. Da unſere bürgerlichen Schriftſteller nun einmal keine Leute von Welt werden wollen, ſo bleibt, dieſen näher zu kommen, nichts übrig, als daß die Leute von Welt Schriftſteller werden. Er ſoll kein Geld haben; noch ſchöner, er ſei uns herzlich willkommen. Das iſt der wahre Stempel des Genies. Einem guten deutſchen Schriftſteller iſt nichts nöthiger als die Noth. Der Fürſt mag zwar keinen Ueberfluß an Mangel haben, wie Fallſtaff ſagt, ſondern nur Mangel an Ueberfluß. Aber nur immer herein. Iſt er kein armer Teufel, kann er es doch noch werden. Doch müſſen wir ihm, wie allen adligen Schriftſtellern, ſehr auf die Finger ſehen. Nicht damit ſie nichts mitnehmen, was nicht ihnen gehört (was wäre bei uns zu holen?) ſondern, daß ſie nichts da laſſen, was nicht uns gehört — keinen Hochmuth, keinen Adelſtolz. Der blickt, der dringt aber nicht ſelten in den Briefen eines Verſtorbenen durch. Ruft er doch einmal, als er im Gebirge zwei Adler über ſeinem Haupte ſchweben ſah, aus: „Willkommen meine treuen Wappenvögel!“ Hinaus mit ihm! Was Wappenvögel! Will er etwas beſonderes haben? Ein deutſcher Schriftſteller hat kein anderes Wappen, als einen leeren Beutel im blauen Felde. Wappenvögel! Hinaus mit ihm aus dem Meß-Katalog! Der Hochmuth ſoll Manuſcript bleiben, nicht gedruckt werden. Wenn er oben auf dem Snowdon, dem höchſten Berge Englands, Champagner trinkt auf die

Geſundheit ſeiner Julie, und den Namen der Freundin durch Sturm und Dunkel ruft — dann ſind wir dem Fürſten gut. Wein, Liebe und Adler ſind auch für uns; aber die Wappen ſind gegen uns. Seyd vorſichtig, laßt unſern Zorn ſchlafen! Nur zu bald erwacht er euch!

Samſtag, d. 5. Februar.

Einige von den Haupt-Brandſtiftern in Göttingen (ſpreche ich nicht, als hätte ich 10,000 Thaler Gehalt, und wäre der wirkliche geheime Staatsrath von Börne?) haben ſich nach Straßburg gerettet und in dortigen Zeitungen Proclamationen bekannt gemacht, die aber gar nicht ſchön und würdevoll ſind. So renommiſtiſch-philiſtrös, ſo rauh und holprich! Es dauert Einem herzlich. Sie lachen und ſpotten wie Sklaven, die glücklich der Zuchtpeitſche entlaufen ſind. „In Nürnberg henkt man keinen bis man ihn hat" — ſagen ſie unter andern. Wenn der Blitz, der Andere traf, unſchädlich zu unſern Füßen niederſchlug, dann mögen wir Gott danken, aber nicht den Blitz verhöhnen. Dieſe jungen Deutſchen ſind die Luft der Freiheit nicht gewohnt; ſie haben ſchnell getrunken und ſie iſt ihnen in den Kopf geſtiegen. Wie ganz anders hätten junge Franzoſen in ſolchen Fällen geſprochen.

Der Herzog von Nemours iſt jetzt wirklich zum König von Belgien gewählt. Jetzt kochts und wirft

Blaſen wie Welt-Halbkugeln groß. Sie werden erfahren, wie bald es überläuft.

Der junge ***, von dem ich Ihnen ſchon einmal geſchrieben, trat gleich, als er herkam, aus jugendlichem Muthwillen in die Nationalgarde, und zwar unter die Cavallerie. Vor einigen Tagen, als er den erſten Dienſt hatte, bekam er die Wache im Palais-Royal Gerade den Abend war Ball beim König, und die Wache wurde, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen dazu eingeladen. *** war alſo auch da, und tanzte, Gott weiß, mit welchen Prinzeſſinnen und Herzoginnen. Was hundert Stunden Wegs für Unterſchied machen. Denken Sie nur, wie lange es noch dauern wird, bis in Berlin, Wien oder München ein bürgerliches Judenbübchen in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe tanzen wird! Gott iſt wie Shakeſpeare: Spaß und Ernſt läßt er auf einander folgen.

Die zehen Stämme in Frankfurt werden wieder einen Bußtag gehabt haben. Seit geſtern ſind die Renten um 4 pCt. gefallen. Man ſpricht mehr als je vom Kriege, ſogar mit England wegen Belgien. Narren, die je daran gezweifelt; oder Heuchler, die daran zu zweifeln ſich angeſtellt! — Für die Polen wollen wir beten. Sie können in Frankfurt gar nichts, und ich hier nichts anders für ſie thun, als meine 20 Franken ſteuern, die das Conzert, das nächſtens gegeben wird, koſtet. Außer den erſten Künſtlern und Künſtlerinnen werden ſich auch Liebhaberinnen von hohem Stande hören laſſen. Die Pariſer wiſſen ſich aus allem Vergnügen zu bereiten, ſelbſt aus dem Ungeheuerſten

Drei und dreißigſter Brief.

Paris, den 11. Februar 1831.

Es giebt beſtimmt Krieg. Ich habe zwar keinen Tag daran gezweifelt, ſeit ich in Paris bin; hier aber wollten viele nicht daran glauben. Doch jetzt hat ſich die Meinung geändert, jedermann ſiehet den Krieg als unvermeidlich an. Zwar hat man in Preußen Heine's Schriften verboten; aber die beſten Politiker in Frankreich und England zweifeln, daß dieſe Maasregel hinreichen werde, die Welt in ihrem Laufe aufzuhalten. . . . Freuen wir uns; den Polen iſt wieder eine Hülfe von oben gekommen. Man hat hier ziemlich ſichere Nachrichten, daß in einigen ruſſiſchen Provinzen ein Aufruhr ausgebrochen. Auch in mehreren Orten Italiens iſt das Volk aufgeſtanden. Die armen Deutſchen! die werden neue Ohrfeigen bekommen, weil das Volk in Finnland und Bologna wieder unartig geweſen.

— Ich habe Heine's vierten Band in einem Abende mit der freudigſten Ungeduld durchgeleſen. Meine Augen, die Windſpiele meines Geiſtes, liefen weit voraus und waren ſchon am Ende des Buches, als ihr langſamer Herr erſt in der Mitte war. Das iſt der wahre Dichter, der Günſtling der Natur, der alles kennt, was ſeine Gebieterin dem Tage Häßliches, was ſie ihm Schönes verbirgt. Auch iſt Heine, als Dichter, ein gründlicher Geſchichtsforſcher. Doch verſtecken Sie meinen Brief in den dunkelſten Schrank; denn läſe ein hiſtoriſcher Profeſſor, was ich ſo eben geſchrieben, er ließe mich todt ſchlagen, auf ſeiner eigenen oder einer andern Univerſität — ob zwar die deutſchen *Herren* keine Freunde vom Todtſchlagen ſind, weder vom aktiven noch vom paſſiven, wie man neulich in Göttingen geſehen. Diesmal hat der Stoff Heine ernſter gemacht, als er ſonſt den Stoff, und wenn er auch noch immer mit ſeinen Waffen ſpielt, ſo weiß er doch auch mit Blumen zu fechten. Das Buch hat mich gelabt wie das Murmeln einer Quelle in der Wüſte, es hat mich entzückt wie eine Menſchenſtimme von oben, wie ein Lichtſtrahl den lebendig Begrabenen entzückt. Das Grab iſt nicht dunkler, die Wüſte iſt nicht dürrer als Deutſchland. Was ein ſeelenloſer Wald, was ein todter Felſen vermag: uns das eigne Wort zurückzurufen — nicht einmal dazu kann das blöde Volk dienen. Kann man es beſſer ſchildern als mit den Worten: Der Engländer liebt die Freiheit wie ſeine Frau; der Franzoſe wie ſeine Braut; und der Deutſche wie ſeine alte Großmutter! Und: „wenn zwölf Deutſche beiſammen ſtehen, bilden ſie ein Dutzend, und greift ſie einer an, rufen ſie die Polizei!“ Ich ſprach ſo allein in dieſer Zeit und Heine hat mir geantwortet. Alles iſt ſchön, alles herrlich, das aus Italien wie das aus England. Was er gegen den Berliner Knechtphiloſophen (Hegel) und gegen den geſchmeidigen Kammerdiener Hiſtoriker (Raumer) ſagt, die ein ſeidenes Bändchen feſter an die Lüge knüpft, als das ewige Recht an die Warheit, das allein könnte einem Buche ſchon Werth geben. Und hat man je etwas Treffenderes von den Monopoliſten des Chriſtenthums geſagt: wie die Erbfeinde der Wahrheit, Chriſtus, den reinſten Freiheitshelden, herabzuwürdigen wußten, und als ſie nicht läugnen konnten, daß er der größte Menſch ſei, aus ihm den kleinſten Gott gemacht? – Wenn Heine ſagt: Ach! man ſollte eigentlich gegen Niemanden in dieſer Welt ſchreiben – ſo gefällt mir zwar dieſe ſchöne Bewegung, ich möchte ihr aber nicht folgen. Es iſt noch Großmuth genug, wenn man ſich begnügt gegen Menſchen zu ſchreiben, die uns peinigen, berauben und morden. Was mich aber eine Welt weit von Heine trennt, iſt ſeine Vergötterung Napoleons. Zwar verzeihe ich dem Dichter die Bewunderung für Napoleon, der ſelbſt ein Gedicht; aber nie verzeihe ich dem Philoſophen Liebe für ihn, den Wirklichen. Den lieben! Lieber liebte ich unſere Nürnberger Wachtparaden-Fürſten, öffnete ihnen mein Herz, und ließ ſie alle auf einmal eintreten, als dieſen einen Napoleon. Die Andern können mir doch nur die Freiheit nehmen, dieſem aber kann ich ſie geben. Einen Helden lieben, der nichts liebt als ſich; einen herzloſen Schachſpieler, der uns wie Holz gebraucht, und uns wegwirft, wenn er die Partie gewonnen. Daß doch die wahnſinnigen Menſchen immer am meiſten liebten, was ſie am meiſten hätten verabſcheuen ſollen! So oft Gott die übermüthigen Menſchen recht klein machen wollte, hat er ihnen große Menſchen geſchickt.

— So oft ich etwas von Heine leſe, beſeelt mich die Schadenfreude: wie wird das wieder unter die Philiſter fahren, wie werden ſie aufſchreien, als lief ihnen eine Maus über ihr Schlafgeſicht! Und da muß ich mich erſt beſinnen, um mich zu ſchämen. Die! ſie ſind im Stande und freuen ſich über das Buch und loben es gar. Was ſind das für Menſchen, die man weder begeiſtern noch ärgern kann!

— Habt Ihr denn in Frankfurt auch ſolches Wetter, von Zucker, Milch und Roſen, wie wir hier ſeit einigen Tagen? Es iſt nicht möglich. Ihr habt trübe deutſche Bundestage, manchmal einen kühlen blauen Himmel von finſtern Wolken halb wegzenſirt — und das iſt alles. Aber wir Götter in Paris — es iſt nicht zu beſchreiben. Es iſt ein Himmel wie im Himmel. Die Luft küßt alle Menſchen, die alten Leute knöpfen ihre Röcke auf und lächeln; die kleinen Kinder ſind ganz leicht bekleidet, und die Stutzer und die Stutzerinnen, die der Frühling überraſcht, ſtehen ganz verlegen da, als hätte man ſie nackt gefunden, und wiſſen in der Angſt gar nicht, womit ſie ſich bedecken ſollen. Geſtern, im Jardin des Plantes, wimmelte es von Menſchen, als wären ſie wie Käfer aus der Erde hervor gekrochen, von den Bäumen herab gefallen. Kein Stuhl, keine Bank war unbeſetzt; tauſend Schulkinder jubelten wie die Lerchen, der Elephant bekam einen ganzen Bäckerladen in den Rüſſel geſteckt, und die Löwen und die Tiger und Bären waren vor den vielen Damen herum nicht zu ſehen. Man konnte kaum hinein kommen vor vielen Kutſchen am Gitter. So auch heute in den Tuilerien. Man ſucht nicht die Sonne, man ſucht den Schatten. Es iſt ein einziger Platz, oben auf der Terraſſe, wo man auf den Platz Louis XVI. hinabſieht! Und da unter einem Baume zu ſitzen, dieſe Luft zu trinken, die wie warme Limonade ſchmeckt, und dabei in der Zeitung zu leſen, daß die Ruſſen ihre Ketten ſchütteln, und die heißen Italiener ihre Jacken ausziehen nicht eine Einladung bei Seiner Excellenz dem Herrn von Münch-Bellinghauſen vertauſchte ich damit!

— Die neuſten und die wichtigſten politiſchen Neuigkeiten erfahre ich durch Conrad, der ſie vom Reſtaurateur, wo er mir zuweilen das Eſſen holt, mitbringt. Dort ſcheinen lauter politiſche Köche zu ſeyn. Seitdem Conrad das Haus beſucht, iſt er ſo vertraut wie Metternich mit den europäiſchen Angelegenheiten; ja ich glaube, er weiß viel mehr. Da er heute eine Suppe holte, ſagte ihm ein Koch oder Kellner: er würde bald zu ihm kommen und eine deutſche Suppe mit ihm eſſen. Daran denkt Metternich gewiß nicht. Welch ein Unterſchied aber zwiſchen Frankfurt und Paris! Vorigen Winter ſchickte ich den Conrad Monate lang täglich in den ruſſiſchen Hof, mein Eſſen zu holen, und nie brachte er mir aus der Küche eine europäiſche Begebenheit mit nach Hauſe, außer einmal die Neuigkeit, daß die Wirthin mit Zwillingen niedergekommen. In meiner Reſtauration hier gehen acht Kellner oder Köche freiwillig unter die Soldaten, wie ſie dem Conrad erzählt.

— Die Sammlungen für die Polen ſind jetzt in vollem Gange, Conzerte, Bälle, Theater, Eſſen zu ihrem Beſten; es nimmt kein Ende. Eine berühmte Harfenſpielerin aus Brüſſel, eine Dilettantin, machte blos die Reiſe hierher, um im Conzert, das morgen über acht Tage für die Polen gegeben wird, mitzuſpielen. Der alte Lafayette leitet das alles. Daß iſt doch gewiß der glücklichſte Menſch in der ganzen Weltgeſchichte. Ihm ging die Sonne heiter auf, ſie geht ihm heiter unter, und bei jedem Sturme in der Mitte ſeines Lebens, fand er ein Obdach unter ſeinem Glauben. Für die Polen fürchte ich jetzt nichts mehr, als ſie ſelbſt. Ich kann nicht wiſſen, wie es im Lande ausſieht. Mächtig dort iſt nur der Adel allein, der Bürgerſtand iſt noch ſchwach. Wenn nun dem Adel mehr daran gelegen wäre, Polens Unabhängigkeit als Polens Freiheit zu erlangen! Ich las ſchon einigemal in den Blättern, man habe die polniſche Krone dem Erzherzog Carl angeboten, und Oeſterreich wolle ſie annehmen und hundert tauſend Mann gegen die Ruſſen ſchicken. Es wäre entſetzlich. Oeſterreich zum Vormunde einer jungen Freiheit! Ich kann nicht einmal lachen darüber! Mich beruhigt nur Metternichs Pedanterie und kindiſche Furcht; er fürchtet ſelbſt die Maske der Freiheit auf ſeinem eigenen Geſichte. Auch in Belgien war der Erzherzog Carl der dritte Thron-Candidat, und hatte nach dem Herzog von Leuchtenberg die meiſten Stimmen! Mit Zittern habe ich da geſehen, welch einen mächtigen Einfluß noch Oeſterreich hat.

— Mit dem Bürgermeiſter Behr in Würzburg, das iſt — wenn ich ſagte ſchändlich, das wäre zu matt; ich ſage: es iſt deutſch! Aber ich nehme es dem König von Baiern durchaus nicht übel. Ein Volk, das ſo geduldig auf ſich herumtrampeln läßt, verdient getreten und zertreten zu werden. Aide-toi; et le ciel t'aidera.

Vier und dreißigſter Brief.

Paris, Montag, den 14. Februar 1831.

Italien! Italien! Hören Sie dort meinen Jubel? Daß ich eine Poſaune hätte, die bis zu Ihren Ohren reichte! Ja, der Frühling bezahlt hundert Winter. Die Freiheit, eine Nachtigall mit Rieſentönen, ſchmettert die tiefſten Schläfer auf. In meinem engen Herzen, ſo heiß es iſt, waren Wünſche ſo hoch gelegen, daß ewiger Schnee ſie bedeckte und ich dachte: niemals thaut das auf. Und jetzt ſchmelzen ſie und kommen als Hoffnungen herab. Wie kann man heute nur an etwas anderes denken, als für oder gegen die Freiheit zu kämpfen? Auch ein Tyrann ſeyn iſt noch groß, wenn man die Menſchheit nicht lieben kann. Aber gleichgültig ſeyn! Jetzt wollen wir ſehen wie ſtark die Freiheit iſt, jetzt, da ſie ſich an das mächtige Oeſterreich gewagt. Spanien, Portugal, Rußland, das iſt alles nichts; der

Freiheit gefährlich iſt nur Oeſterreich allein. Die Andern haben den Völkern nur die Freiheit geraubt; Oeſterreich aber hat gemacht, daß ſie der Freiheit unwürdig geworden. Wie das Herz der Welt überhaupt, ſo hat auch jedes Herz, auch des beſten Menſchen, einen Fleck, der iſt gut öſterreichiſch geſinnt — er iſt das böſe Prinzip. Dieſen ſchwarzen Fleck in der Welt wie im Menſchen, weiß Oeſterreich zu treffen, und darum gelingt ihm ſo vieles. Jetzt wollen wir ſehen, ob ihm Gott eine Arche gebauet, die es allein rettet in dieſer allgemeinen Sündfluth. Aber wie wird uns ſeyn, wenn Spanien und Portugal, Italien und Polen frei ſeyn werden und wir noch im Kerker ſchmachten? Wie wird uns ſeyn, wenn im Lande Lojola's und des Papſtes die Preßfreiheit grünt, dieſe Wurzel und Blüthe aller Freiheit und dem Volke Luthers wird noch die Hand geführt, wie dem Schulbübchen vom Schreibmeiſter? Wo verbergen wir unſre Schande? Die Vögel werden uns auspfeifen, die Hunde werden uns anbellen, die Fiſche im Waſſer werden Stimme bekommen uns zu verſpotten. Ach, Luther! — wie unglücklich hat der uns gemacht! Er nahm uns das Herz und gab uns Logik; er nahm uns den Glauben und gab uns das Wiſſen; er lehrte uns rechnen und nahm uns den Muth, der nicht zählet. Er hat uns die Freiheit, dreihundert Jahre ehe ſie fällig war, ausbezahlt und der ſpitzbübiſche Diskonto verzehrte faſt das ganze Capital. Und das Wenige, was er uns gab, zahlte er wie ein ächter baarloſer deutſcher Buchhändler in Büchern aus, und wenn wir jetzt, wo jedes Volk bezahlt wird, fragen — wo iſt unſere Freiheit? antwortet man: Ihr habt ſie ſchon lange — da iſt die Bibel. Es iſt zu traurig! Keine Hoffnung, daß Deutſchland frei werde, ehe man ſeine beſten lebenden Philoſophen, Theologen und Hiſtoriker aufknüpft, und die Schriften des Verſtorbenen verbrennt. . . . Als ich geſtern die italieniſchen Nachrichten las, ward ich ſo bewegt, daß ich mich eilte, in die Antiken-Gallerie zu kommen, wo ich noch immer Ruhe fand. Ich flehete dort die Götter an, Jupiter, Mars und Apollo, den alten Tiber und ſelbſt die rothe böſe Wölfin, Roms Amme, und Venus die Gebärerin, Roms Mutter, und Diana und Minerva, daß ſie nach Italien eilen und ihr altes Vaterland befreien. Aber die Götter rührten ſich nicht. Da nahete ich mich den Grazien, hob meine Hände empor, und ſprach: Und ſind alle Götter ſtumpf geworden, rührt ſie das Schöne, bewegt ſie das Misgeſtaltete nicht mehr — Ihr holden Grazien müſſet Oeſterreich haſſen, denn unter allen Göttern haſſet es am meiſten euch! Schwebt nach Italien hinunter, lächelt der Freiheit, und zaubert die deutſchen Brummbären über die Berge hinüber! Und wahrlich ſie lächelten mir. . . . . Die glücklichen Griechen! Noch im Marmorſarge ſind ihre Freuden ſchöner, als unſere, die im Sonnenlichte athmen! Der Himmel war ihnen näher, die Erde war ihnen heller, ſie wußten den Staub zu vergolden! Statt wie wir jammervollen Chriſten, Leidenſchaften als empörte Sklaven zu züchtigen, gaben ſie ſie frei, feſſelten ſie durch Liebe, und beherrſchten ſie ſicherer, als wir die Unſern in den ſchweren Ketten der Tugend. Dieſer Bacchus — er iſt Meiſter des Weins, nicht ſein Sklave, wie ein betrunkener Chriſt; es iſt Tugend ſo zu trinken. Dieſer Achill — er iſt gar nicht blutdürſtig, er iſt edel, ſanft, es ſcheint ihm ein Liebeswerk ſeine Feinde zu tödten. Dieſer Herkules — er iſt kein plumper Ritter; ihm iſt der Geiſt zu Fleiſch geworden, und ſein Arm ſchlägt mit Macht, weil ihm das Herz mächtig ſchlägt. So zu lieben wie dieſe Venus — es iſt keine Sünde, wie die fromme Nonne glaubt. Dieſer lächelnde Faun — er übt keine Gewalt, er gibt nur einen Vorwand und ſchützt die Unſchuld, indem er ſie bekämpft. . . . Wenn es nur die Grazien nicht vergeſſen haben, daß um vier Uhr das Muſeum zugeſchloſſen wird; dann können ſie nicht mehr hinaus. Ich aber dachte daran und eilte fort. Auf dem Carouſſel-Platz begegnete mir der der Zug des fetten Ochſen, der mich an den fetten Sonntag erinnerte. Da ſetzte ich mich in einen Wagen und ließ mich von der Madeline bis zum Baſtillen-Platz und zurück die ganze Länge der Boulevards fahren. Himmel! welche Menſchen. Nein, ſo viele habe ich noch nie beiſammen geſehn. Ich dachte, die Todten wären aufgeſtanden, die Bevölkerung zu vermehren. Dann ging ich nach Hauſe und rauchte eine Pfeiſe. Das iſt ein herrliches Mittel gegen Rom, Freiheit und Götter! Das iſt mein öſterreichiſcher Fleck. . . . . Mir fiel noch ein, daß vor mehreren Jahren mir Herr v. Handel in Frankfurt keinen Paß nach Italien geben wollte. Damals dachte ich: nun ich werde warten; jetzt denke ich: nun ich habe gewartet. Nächſten Winter, hoffe ich, leben wir in Rom.

Dienſtag, den 15. Februar.

Was ich über die Briefe eines Verſtorbenen geſagt, iſt alles gerecht. Ich habe nichts mit Unrecht getadelt. Freilich hätte ich das Gute im Buche ſtärker loben können; aber wozu? Es iſt eben Krieg und da kann man keine Rückſicht darauf nehmen, was das für ein Mann iſt, der uns gegenüber ſtehet. Er ſtehet uns gegenüber und iſt unſer Feind. Puff! Daß Goethe und Varnhagen das Buch eines Vornehmen gelobt, hat ihm bei mir Nichts geholfen. Ich kenne dieſe Herren, und weiß, wie ſie, ihr eignes Gewicht nicht zu verlieren, diplomatiſch bemüht ſind, das literariſche Gleichgewicht in Deutſchland zu erhalten. Darum ſtärken ſie mit ſo viel Liebe alle ſchwachen Schriftſteller.

Die Würzburger Adreſſe iſt ſehr ſchön, ohngeachtet des allergehorſamſten Puders auf dem Kopfe, und der allerunterthänigſten ſeidnen Strümpfe an den Füßen. Meine Pappenheimer werden munter. Der Conſtitutionnel heute hat wieder die ſchöne Lüge: in München ſei der Teufel los, und der König habe ſich geflüchtet. Was hilfts? alle dieſe Bewegungen führen zu nichts als — zurück. Einmal Muth, hat wohl auch der feigſte Menſch! aber nur der Held hat ihn alle Tage. Es gibt im Lateiniſchen ein Epigramm, das heißt ohngefähr: „Glaube nicht „frei zu ſeyn, weil du dich einen Tag frei gemacht. „Der Hund reißt ſich auch von der Kette los; aber „ein Stück der Kette ſchleppt er am Halſe mit, und „daran faßt ihn ſein Herr und führt ihn zurück.“ —

Der Plan mit den Univerſitäten iſt wieder ein recht alberner Polizei-Spaß. Wenn ſie ihn nur ausführen! Es iſt gar zu ſchön dumm! Dann bringen ſie die Bürger von zwanzig Städten gegen ſich auf. Und was mehr iſt: dann ärgern ſie die unärgerbaren deutſchen Profeſſoren, die freilich das Pulver nicht erfunden, die aber doch einen großen Vorrath davon beſitzen, in das ſie einmal im Zorne ihre Pfeife können fallen laſſen. Wahrhaftig ſie dauern mich. Gott gab ihnen den ſchwächſten Kopf und damit ſollen ſie dieſe ungekochte Zeit verarbeiten! Es kommt alles wieder ſo roh aus ihrem Kopfe, als es hinein gekommen. Das iſt unſer Verdienſt, liebes Kind, das hat unſere gute vaterſtädtiſche Luft gethan. Die alten Griechen hätten ſich wohl gehütet, ihre Amphiktyonen in Abdera zu verſammeln; die neuen Deutſchen aber ſchicken die ihren nach Frankfurt; ſolche erſchreckliche Angſt haben ſie, ſie möchten einmal etwas Kluges beſchließen.

Die Straßburger Studenten haben den beiden Göttinger Doctoren, die ſich dorthin geflüchtet, ein

Gaſtmahl gegeben, wobei Frankreich und Deutſchland ſich Brüderſchaft zutranken. Die franzöſiſche Freiheitsfahne wurde mit der Deutſchen verſchwiſtert, und den andern Tag eine deutſche dreifarbige Fahne den Göttingern durch eine Deputation feierlich überreicht und geſchenkt. Dieſen Freiheitshelden muß ja in Straßburg zu Muthe ſeyn wie den Fiſchen im Waſſer. Hätten ſie die Hannoveraner gefangen, wären ſie tüchtig eingeſalzen worden.

Geſtern habe ich im Theatre Français zwei Moliereſche Stücke geſehen: l'étourdi und le malade imaginaire. Da darf man doch mit Ehren lachen und braucht ſich den andern Morgen nicht zu ſchämen. Es iſt wie ein Wunder, daß ein Blitz, der vor 170 Jahren die Wolken verlaſſen — ſo lange iſt Moliere todt — noch heute gezündet! Wie lange wird man über Scribe lachen? Aber ſo ſind unſere heutigen Komödiendichter. Sie zeigen uns die Mode-Thorheiten; doch Moliere zeigte uns die ewigen Thorheiten des Menſchen. Ich betrachtete mit Liebe und Andacht Moliere's Büſte, die im Foyer der Büſte Voltaire's gegenüber ſtehet. Moliere hat einen ſanften durchwärmenden Blick, einen freundlich lächelnden Mund, welcher ſpricht: ich kenne euch, ihr guten thörichten Menſchen. Voltaire ziehet höhniſch die Unterlippe in die Höhe und ſeine heißen ſtechenden Augen ſagen: ich kenne euch, ihr Spitzbuben! Um Moliere's Stücke recht zu faſſen, muß man ſie in Paris aufführen ſehen. Moliere ſpielte ſelbſt, und was und wie er ſpielte, das hat ſich bis auf heute ſo unverändert auf der Bühne erhalten, als das gedruckte Wort im Buche. Seit ich hier Moliere aufführen geſehen, bemerkte ich erſt an ſeinen Komödien die Haken, die er angebracht, das ſceniſche Spiel daran zu hängen, und die ich vor dieſer Erfahrung gar nicht bemerkt. Und wie vortrefflich wird das hier alles dargeſtellt! Das beſte Orcheſter kann nicht übereinſtimmender ſpielen. Es iſt etwas Rührendes darin, dieſe alten Kleider, dieſe alten Sitten zu ſehen, dieſe alte Späße zu hören, und das unſterbliche Gelächter der Franzoſen — ja, es iſt etwas Ehrwürdiges darin! Im l'étourdi wird einmal ein Nachttopf aus dem Fenſter über den unten ſtehenden Liebhaber ausgegoſſen, und als die Zuhörer darüber lachten, machte es auf mich eine wahrhaft tragiſche Wirkung. Es war kein lebender Spaß, kein Spaß, wie er heute noch geboren wird; es war das Geſpenſt eines Spaßes, das einen erſchrecken könnte. Der Malade imaginaire iſt gewiß ergötzlich zum Leſen; aber man kennt ihn nicht, hat man ihn nicht darſtellen ſehen. Dann wird das Spiel die Haupt-

Schönheit, dem die Worte nur als Verzierungen dienen.

— Es iſt 11 Uhr Abends und ich beſinne mich, ob ich überhaupt auf einen Maskenball und auf welchen ich dieſe Nacht gehen ſoll. Mir bleibt die Wahl unter acht. Morgen die Entſcheidung. Gute Nacht.

Mittwoch, den 16. Februar.

Guten Morgen! Die Tugend, meine Trägheit, hat geſiegt. Ich war auf keinem Maskenballe. Wie ſüß habe ich geſchlafen nach dieſer edlen Un-That!

— — Laſſen Sie mich ſchweigen von den merkwürdigen Ereigniſſen des geſtrigen und vorgeſtrigen Tages. Sie werden das aus den Zeitungen erfahren. Es war ein Roman von Walter Scott, der zurück ging und wieder lebendig wurde; es war eine Symphonie von Beethoven, die unter Thränen lacht; es war ein Drama von Shakeſpeare. Solche humoriſtiſche Schickſalstage hat man noch nie geſehen. Ich Unglückſeligſter möchte mich todtſchießen; ich ſehe nur immer den Spaß, und den Ernſt muß ich mir erzählen laſſen. Man ſollte nicht mehr lieben, wenn man alt geworden, nicht einmal die Freiheit. Die Revolution läuft vor mir fort, wie ein junges Mädchen, und lacht mich aus mit meinen Liebeserklärungen. Während ich vorgeſtern im Theatre Français über Mascarills Schelmereien lachte, krönten die Carliſten in der Kirche das Bild des Herzogs von Bordeaux, und ſtatt einer Verſchwörung beizuwohnen, ſah ich einem verliebten Marquis einen Nachttopf über die Friſur fließen.

Während ich geſtern auf den Boulevards mich wie ein Kind an den Mummereien ergötzte, zerſtörte das Volk die Kirchen, warf von den Thürmen die liliengeſchmückten Kreuze herab und verwüſtete den Pallaſt des Erzbiſchofs. Das hätte ich alles mit anſehen können, wäre ich kein ſolcher Unglücksvogel. Zu jeder andern Zeit bin ich in dem entlegenſten Winkel von Paris zu finden, aber ſobald etwas vorgeht, bin ich auf der Stube. Wo ich hinkomme, iſt Frieden, ich bin ein wahres krampfſtillendes Mittel, und die Regierung ſollte mich anſtellen, Revolutionen zu verhüten. Wer nur von einem Thurme herab dieſe Contraſte mit einem Blicke hätte überſehen können! Die Seine hinab ſchwammen die Möbel und Bücher des Erzbiſchofs, das Waſſer war weiß von Bettfedern. Auf der einen Seite des Stromes trug das Volk in Prozeſſion das Bild des Erzbiſchofs und beräucherte es aus Spott mit Kirchengefäßen, auf der andern jubelte der Zug des Boeuf gras vorüber, umringt von Amoretten, Göttern und Narren. Hier hielt die Nationalgarde mit großer Mühe die Wuth des Volks im Zaum, dort machte ſie mit noch größerer Mühe ſeinem Jubel Platz. Solche kühne Sprünge haben Shakeſpeare, Swift, Jean Paul nie gewagt. Aber es war wieder ein ſtrenges und gerechtes Volksgericht! Mehrere meiner Bekannten, die glücklicher als ich, im Gedränge waren, haben mir erzählt, von den Reden und Aeußerungen des Volks. Man muß erſtaunen über dieſen geſunden Menſchenverſtand. Wahrlich, unſere Staatsmänner, die Herren Sebaſtiani Guizot, ſogar Talleyrand, könnten bei ihm in die Schule gehen. Und dieſes ſogenannte, ſo geſcholtene Volk verachtet man überall; man verachtet die Mehrzahl einer Nation, der weder der Reichthum das Herz verdorben, noch das Wiſſen den Kopf! Man klagt deſſen wilde Leidenſchaften an, weil es zu edelmüthig iſt, gleich den Vornehmen, ſeinen Haß in eine kleine Pille zu verſchließen, die man dem ſorgloſen Feinde mit Lächeln beibringen kann! Man verſpottet ſeine Dummheit, weil es nicht nimmer ſo klug iſt, ſeinen eignen Vortheil dem Rechte vorzuziehen! Ich finde wahre menſchliche Bildung nur im Pöbel, und den wahren Pöbel nur in den Gebildeten.

— Unter dem Namen Neorama wird hier ein Rundgemälde von unglaublicher Wirkung gezeigt. Das Ihnen bekannte Diorama ſtellt das Inwendige der Kirchen vor, aber nur im Halbkreiſe, der Beſchauer ſtehet außer ihnen. Im Neorama aber wird man mitten in die Kirche geſtellt. Es iſt wie Zauberei. Man ſtehet auf dem Chore und ſiehet unter ſich den Boden der Kirche, und auch die Säulen, die Grabmäler, die Menſchen, und über ſich das Gewölbe. Ganz die Natur. So lernt man die Paulskirche in London, und die römiſche Peterskirche kennen. Wie alltäglich werden doch die Zaubereien! An der Peterskirche ſind die großen Thore offen, die auf den herrlichen Petersplatz führen. Die Sonne ſcheint, die Palläſte glänzen. Es war mir, als müßte ich mich vom Chore herab ſtürzen, mich durch die Betenden drängen, hinaus zu eilen auf den Platz, und Brutus, Brutus! Freiheit, Freiheit! rufen.

— Haben die italieniſchen Nachrichten nicht auf der Frankfurter Börſe eingeſchlagen? Sind nicht die Metalliques davon geſchmolzen? Schreien die Juden: O wai geſchrieen! Wanken die Mauern Jeruſalems? Lächelt der Herr Baron bei ſeiner Kolik? Sagen die Helden Lewis von den Italienern: was wollen die Gäſcht? Schreiben Sie mir das Alles, das wird mich erquicken. Den Herzog von Modena haben ſie gefangen auf der Flucht. Ich hoffe, ſie knüpfen ihn auf. Ein Haus, worin ſich 130 der angeſehenſten jungen Leute verſammelt, hatte er mit Kanonen zuſammen ſchießen laſſen. Vier und zwanzig Stunden lang hat er ſich vertheidigt, mit der Verzweiflung eines Tyrannen, der keine Gnade kennt. Zwei öſterreichiſche Tyroler-Regimenter, dem Herzog zum Beiſtande geſendet, ſollen ſich mit dem Volke vereinigt haben. Der Narr, unter allen Fürſten Europa's der einzige, hat es gewagt, den König von Frankreich nicht anzuerkennen.

Vornehme Royaliſten ſind arretirt: Herr von Vitrolles, von Berthier, der Erzbiſchof von Paris. Die Regierung iſt in einer gefährlichen Lage. Die Weigerung, die belgiſche Krone anzunehmen, die geſtern feierlich ertheilt werden ſollte, hat man aus Furcht vor der gereizten Stimmung des Volkes aufgeſchoben. Ich ſehe keine Hülfe. Die Kammer zeigt ſich täglich erbärmlicher, und das beſſer geſinnte Miniſterium muß nachgeben, denn es kann die Majorität nicht entbehren. Gott ſchütze den König; Europa iſt verloren auf zehen Jahre, wenn er zu Grunde geht. Ich ſtrenge mich an, meine Furcht zu unterdrücken. Und mit zehen Ellen Hanf wäre der Welt Friede, Glück und Ruhe zu geben! Ich will bald die Malibran als Zerline ſehen; das wird mir etwas das Blut verſüßen. Darf ich?

Fünf und dreißigſter Brief.

Paris, den 17. Februar 1831.

Geſtern fuhr ich in der Stadt herum, die Schlachtfelder vom 13. und 14. Februar zu ſehen. Das ganze Pariſer Volk war aus Unruhe oder Neugierde, die ganze Nationalgarde und Garniſon aus Vorſicht auf den Beinen. Es war wie das Meer, wenn es nach gelegtem Sturme ſchäumt. Aber zu den zerſtörten Kirchen und Gebäuden konnte ich nicht gelangen. Alle Plätze und Straßen, die dahin führten, waren von Wachen umſtellt, die keinen durchließen. Der Carouſſel-Platz war ſo dicht bedeckt von Bürgern und Soldaten, daß man kaum einen Pflaſterſtein ſah. Im Hofe der Tuillerien, der geſchloſſen war, hielt der König Muſterung über die Nationalgarde und die Linie. Um den Triumphbogen hatte man in aller Eile ein Gerüſte gebaut, und Arbeiter waren beſchäftigt, unter Leitung der Behörde die gypfernen ſpaniſchen Siege des Herzogs von Angouleme abzuſchlagen. Wachen verhinderten den Zutritt: denn am Morgen waren welche vom Volke ſchon hinaufgeklettert, Frankreichs Ehrenfleck dort abzukratzen. Von allen Kirchthürmen wurden die Kreuze abgenommen, wegen ihrer unheiligen Allianz mit den Lilien. Daß katholiſche Pfaffenthum hat in dieſen Tagen eine große Niederlage erlitten; die Bourbons hatten nicht viel mehr zu verlieren. Der König läßt die Lilien aus ſeinem Wappen nehmen, die er früher als das Erbe ſeiner Ahnen beizubehalten geſonnen war. Nun iſt es zwar lächerlich und frevelhaft, daß Menſchen in ihrer Zerſtörungswuth ihre kurzen Arme nach etwas ausſtrecken, was ſelbſt der allmächtige Gott nicht erreichen kann — nach dem Geſchehenen, Vollendeten; doch wo Tyrannen ſich nicht ſcheuen, den Kindermord an der Zukunft noch zu allen ihren Verbrechen zu fügen, da darf man das Volk nicht tadeln, wenn es den Leichnam der Vergangenheit aus dem Grabe holt und ihn beſchimpft. Der Gewinn in dieſen Vorfällen iſt nicht eine neue Niederlage der Carliſten, denn es iſt Wahnſinn zu denken, daß dieſe je wieder ſich erheben könnten; ſondern, daß das Volk ſich wieder in ſeiner Kraft gezeigt, und der Regierung, welche die Ruhe übermüthig zu machen drohte, einen heilſamen Schrecken beigebracht hat. Und daß dieſes geſchehen, merkt man an dem nachgiebigen Tone in den Proklamationen der Behörde. So lauteten ſie nicht im December; denn ſo kräftig war auch damals das Volk nicht aufgetreten. Es war noch müde vom Juli, und hatte wie halb im Schlafe revolutionirt. Bei alle dem mag es ſeyn, daß die Regierung ſelbſt dieſe Ereigniſſe herbeigeführt. Erſtens um die Schuld des Carliſtenhauptes ſtrafreif werden zu laſſen, und zweitens, um einen guten Vorwand zu haben, Belgien anzunehmen. Denn freilich kann jetzt die franzöſiſche Regierung zu verſtehen geben, ſie dürfe bei der gereizten Stimmung des Volkes gar nicht wagen, Belgien abzuweiſen. Wir wollen abwarten, wie es geht.

Freitag, den 18. Februar.

Geſtern war ich in der italieniſchen Oper, weil mir Jemand ein Billet dazu ſchenkte; denn ſonſt wäre ich viel zu ſehr Pariſer Dandy dahin zu gehen, wenn die Malibran nicht ſingt. Das Haus war nur halb gefüllt, und von dieſer Hälfte ſchlichen ſich die Meiſten lange vor dem Ende fort. Manchen jungen Herrn ſah und hörte ich ſchlafen. Und doch war die ganze Oper vortrefflich beſetzt. Madame Lalande wäre eine glänzende Sängerin, würde ſie nicht von der Malibran verdunkelt. Man gab Zelmire, eine tragiſche Oper von Roſſini. Nach meinem Gefühle (denn Urtheil habe ich freilich keines in der Muſik) Roſſinis beſte Oper, wenigſtens unter allen, die mir bekannt ſind. Eine Muſik, ganz von Stahl, wenn auch polirtem. Man wird einigemal an Gluck erinnert. Dreißig Minuten hinter einander vernünftig zu ſeyn, das iſt dem lieben Roſſini freilich unmöglich. Hat er ſich eine halbe Stunde männlich betragen, wird ihm vor ſeiner eigenen Ritterlichkeit bange, er lüftet das Viſir und zeigt das alte freundliche Geſicht. Horaz ſagt: Man mag die Natur mit Heugabeln hinausjagen, ſie kehrt immer wieder zurück. Aber ſagen Sie mir, woher kommt es, daß die Deutſchen nicht ſingen können? Es iſt wirklich kein Geſang zu nennen, wenn man es mit dem der Italiener vergleicht. Liegt es in dem, was die Natur oder in dem was die Kunſt gibt? Fehlt es ihnen an Stimme oder an Vortrag.

— Vorgeſtern habe ich mich im Gymnaſe Dramatique nach den Geſetzen der Natur und nach den Regeln der Kunſt zugleich gelangweilt — als gewöhnlicher Zuſchauer aus Neigung, als Kritiker aus Pflicht. Man gab drei Stücke, alle drei von Scribe. Zoé, ou l'amant prêté; les trois maitresses ou une cour d'Allemagne; la famille Biquebourg, ou le mariage mal assorti. Ich hätte nie gedacht, daß der liebenswürdige Scribe ſo ein verdrießlicher Menſch ſeyn könnte. Die troi maitresses lockten mich, weil ich hörte, es käme eine deutſche Revolution darin vor. Eine deutſche Revolution! Ich dachte nichts Drolligeres könne es geben auf der Welt. Aber die Revolution hat mich geprellt, freilich viel erträglicher als andere — nur um einige Franken. Die neueſte Zeit wurde in eine alte Liebesgeſchichte geworfen, wie Salz in die Schüſſel. Wenn aber das Eſſen nichts taugt, macht es das Salz nicht beſſer. Eine franzöſiſche Komödie iſt wie ein ewiger Kalender; ein kleiner Ruck mit dem Finger, und aus Juli wird Auguſt, und aus 1830 1831.. Der Rahmen von Pappe bleibt immer der nehmliche. Ein glückliches Volk die

Franzoſen! Sie leben leichter als wir Deutſchen ſterben. Hören Sie. Ein junger deutſcher Großherzog hat drei Maitreſſen — verſteht ſich in chronologiſcher Ordnung, eine nach der andern — eine italieniſche Gräfin, eine italieniſche Sängerin und ein deutſches Nähmädchen. Drei und dreißig und ein drittel Prozent Patriotismus — das iſt viel an einem Fürſten! Dieſe drei Damen lieben aber den Fürſten nicht, ſondern einen ſeiner Offiziere, den Grafen Rudolph, und da dieſer wegen dummer Streiche arretirt werden ſoll, befreien und verbergen ſie ihn. Der Offizier liebt aber nur das Nähmädchen, den Andern macht er blos den Hof. Als er mit der Geliebten allein iſt, entdeckt er ihr, er, an der Spitze der Cadetten-Schule, gehe mit einer Revolution um, dem Volke „priviléges et franchises“ zu verſchaffen. Henriette ſucht ihn von dem gefährlichen Vorhaben abzubringen, und fragt ihn: was dabei heraus komme? (Die Nähmädchen ſind pfiffig!) Rudolph antwortet: „vois-tu Henriette, la liberté …
„cela regarde tout le monde . . . . . on nous en
„avait promis, il y a quelques années, quand
„Napoléon avait envahi notre Allemagne et qu’on
„voulait, nous soulever en masse contre lui.
„Mais dès qu’on eut repoussé le tyran, nos pe-
„tits princes et nos petits grand-ducs, qui étai-
„ent tous comme lui, à la hauteur près, ont

„bien vite oublié leurs sermens . . . . quand „quelques-uns de leurs sujets se plaignent de ce „manque de mémoire, on les apelle séditieux . . . et on les poursuit . . . et on les „condamne . . . et ils ont tort, jusqu'au jour „où ils deviennent les plus forts . . . et „alors . . . ils ont raison.“ Nach dieſer unverſchämten Proſa ſingt Graf Rudolph noch unverſchämtere Verſe:

Le torrent grossit et nous gagne,
Chaque pays a sa force et son droit:
Bientôt viendra pour l'Allemagne
La liberté que l'on nous doit.

Ces rois dont nous craignons le glaive
Combien sont-ils? . . . Peuples combien?
On se regarde, on se compte, on se lève,
Et chaqu'un rentre dans son bien.

Dies patriotiſche Lied wird nach der Melodie: de la robe et les bottes geſungen. Endlich bricht der Aufruhr los. Der Großherzog, ein junger ſtarker Mann in Uniform, zittert — aber was man zittern nennt, zum Umfallen. Er verliert den Kopf und ſtammelt: „c'est ainsi que cela a commencé chez mon cousin le duc de Brunswick.“ (Ich glaube Ihnen ſchon geſchrieben zu haben, daß der leibhaftige Herzog von Braunſchweig gerade im Theater war, als das Stück zum Erſtenmale aufgeführt wurde, und daß er, nach jener lieblichen Anſpielung eilig das Haus verließ, aus Furcht, erkannt und ausgelacht zu werden). Si ma garde refuse de donner .... si elle fait cause commune avec eux, mon dieu, mon dieu .... que devenir! une sédition! ... une révolte!“ Der Fürſt jammert ſo erſchrecklich, daß er einem alle Revolutionen verleiden kann. Wozu? Man ſiehet, eine ausgeſtopfte Revolution als Fürſtenſcheuche thät die nehmlichen Dienſte. Des Fürſten erſte Maitreſſe, die Gräfin, eine feurige entſchloſſene Italienerin, ſucht ihn zu beruhigen, verſpricht ihm Rettung. Sie öffnet das Fenſter, und ruft hinunter, der Fürſt bewillige dem Volke eine Conſtitution. Und ſogleich ſchreiet das Volk hinauf: es lebe unſer Großherzog! Der dankbare Fürſt heirathet ſeine Retterin; Rudolph heirathet ſein Nähermädchen, und die italieniſche Sängerin geht zum engliſchen Geſandten, der ſie auf den Abend eingeladen. So nimmt alles ein gutes Ende, und wahrſcheinlich wurden den andern Tag dem vielverſprechenden Fürſten die Pferde ausgeſpannt.

Das dritte Stück: la famille Biquebourg (das zweite, Zoé, iſt keine zehen Tropfen Dinte werth) wäre ſo übel gar nicht, aber es iſt ſentimental auf deutſche Art, und wenn man Franzoſen bürgerliche Thränen vergießen ſieht, möchte man ſich gerade todt lachen; es gibt nichts komiſcheres. Und dann die Vaudeville-Form, die leichten Liederchen zwiſchen den ſchwerſten Empfindungen. Das iſt gerade das Gegentheil von unſern deutſchen Opern. Wenn bei uns die Sänger die Höhe einer Arie erreicht haben, bleiben ſie ſtehen um auszuſchnaufen, und ſprechen zu ihrer Erholung proſaiſches dummes Zeug. Die Franzoſen aber in den Vaudevillen keuchen den proſaiſchen Steg hinauf und oben machen ſie Halt und ſingen, bis ihnen das Herz wieder ruhig geworden.

— Im Gymnaſe ſah ich auch die Leontine Fay wieder, die uns vor ſieben Jahren in Kinderrollen ſo vieles Vergnügen gemacht. Aus dem artigen Kinde iſt eine große ſchöne und prächtige Dame geworden, aus dem Kolibri ein Vogel Strauß. Sie ſpielt gut, auch verſtändig; aber etwas ſteif, etwas ſchwer. Sie iſt zugleich Gouvernante und Zögling, und ruft ſich immerfort zu: grade gehalten, Fräulein, Sie ſind kein Kind mehr! Sie hat große herrliche Augen, und weiß es, und damit bombardirt ſie das Haus, daß man jeden Augenblick erwartet, es werde zuſammen brechen. Dieſes Kokettiren gibt ihrem Geſicht, ihrem Spiele eine ganz falſche Art. Um ihre großen Augen zu zeigen, nimmt ſie oft eine nachdenkende, tiefſinnige, träumeriſche Miene an, wo es nicht hingehört. Es war etwas an ihr, das mich wie ſchmerzlich bewegte. Ich habe ſie als gedankenloſes Kind gekannt, aber ach! mit der Jugend verlor ſie das Paradies, ſie hat vom Baume der Erkenntniß gegeſſen und weiß Gutes vom Böſen zu unterſcheiden. Man ſollte nur Särge machen, drei Fuß lang, damit die Menſchen ſterben müſſen, ehe ſie ausgewachſen.

Samſtag, den 19. Februar.

Verſäumen Sie ja nicht, von heute an die Kammerſitzungen zu leſen: Das iſt höchſt wichtig und wird noch wichtiger werden. Die Wolke iſt endlich geplatzt und es ſtrömt herunter. Was man für die Aſche des Herzogs von Berry gehalten, war die Aſche, die ein Vulkan ausgeworfen. Das Miniſterium hat geſtern erklärt, mit dieſer Kammer wäre nicht mehr zu regieren. Es herrſcht eine allgemeine Misſtimmung unter dem Volke, unter der Nationalgarde. Frankreich ſähe ſich getäuſcht und verlange die Freiheit, um die es im Juli gekämpft. Wer wird ſiegen, die Regierung oder die Kammer? Es iſt eine gefährliche Kriſis. Ich ſehe nicht ein, wie die Regierung ohne Staatsſtreich ſich und dem Lande helfen kann, und ein Staatsſtreich, wenn auch für die Freiheit, würde alles auf das Spiel ſetzen. Ich habe das vorher geſehen und geſagt; leſen Sie nur meine früheren Briefe nach. Eine Revolution aufhalten, ehe ſie von ſelbſt ſtille ſtehet, das heißt ihren Weg verlängern, ihr Ziel entfernen. Man hat, mehr aus einer lächerlichen Eitelkeit, als aus Politik, ſich dem Auslande ſtark zeigen wollen. Man wollte zeigen, daß man Herr des Volkes ſei, ſeine Leidenſchaft meiſtern könne. Mir fiel dabei gleich anfänglich der alte Goethe ein. Als er die Nachricht von dem Tode ſeines einzigen Sohnes erfuhr, glaubte er ſeinen Schmerz zu mäßigen, wenn er ihn verberge. Er bekam einen Blutſturz davon, der ihn an den Rand des Grabes führte. Ich fürchte, Frankreich bekommt einen Blutſturz. Das Herz wird mir doch manchmal bange bei allen dieſen Geſchichten. Zwar weiß ich, wer beſiegt wird am Ende; aber wird ein Sieger übrig bleiben? Der Despotismus, ſo blind er iſt, iſt doch rieſenſtark; und wenn er ſeinen Untergang unvermeidlich ſiehet, wird er, ſeinen Tod zu rächen, wie Simſon, die Säulen der Welt umſtoßen, und mit ſich ſelbſt auch alle ſeine Feinde begraben.

— In Berlin werden ſie noch ganz verrückt vor Angſt und Verzweiflung. Neulich enthielt die preußiſche Staats-Zeitung einen langen Artikel, worin behauptet wird, Preußen ſei eigentlich der wahre republikaniſche Staat; dort wäre der Thron von republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, und Frankreich hätte nichts von der Art, und die Franzoſen ſollten ſich ſchämen, ſolche Knechte zu ſeyn. Ich glaube, es war Malice von der preußiſchen Staats-Zeitung, und ſie hatte es darauf angelegt, daß alle Liberalen in Deutſchland und Frankreich vor Lachen erſticken ſollen. Welche Zeiten! und ach, welche Menſchen! Und ſie wiſſen recht gut, daß ſie Keinen täuſchen, am wenigſten die Preußen ſelbſt. Aber ſie haben ſolche Freude an Lug und Trug, daß ſie denken: und wenn unter zehen Millionen Leſern, nur zehen Dummköpfe uns glauben, es iſt immer ein Gewinn.

— Ich habe neulich einen Brief geleſen, den der Profeſſor Raumer in Berlin hierher geſchrieben, über die deutſchen und franzöſiſchen Angelegenheiten, natürlich in der Abſicht, daß er hier herum gezeigt werde. Es iſt ein , ! , offizieller Brief. Dieſer Profeſſor der Geſchichte . . . . iſt eben Königlich Preußiſcher Profeſſor. O! O! Sein Maasſtab für dieſe große Zeit iſt nicht länger als ſein Ordensbändchen. Und das alte Lied endiget mit dem ewigen Triller: Die Liebe der Preußen zu ihrem Könige ſei in dieſen Tagen noch gewachſen. Und doch ſagen ſie das ganze Jahr durch, dieſe Liebe könne gar nicht mehr wachſen! Dieſer Raumer gibt Briefe über die franzöſiſche Revolution heraus. Er war damals hier, er hat alles ſelbſt mit angeſehen; aber Schmeichler ſind ſo blind als die Geſchmeichelten. Der Herr von Raumer wird uns ſchöne Sachen erzählen!

Sechs und dreißigſter Brief.

Paris, Montag, den 21. Februar 1831.

Es lebe Italien! Es gehet alles prächtig her; es kann in keiner Oper ſchöner ſein. Die Herzogin von Parma, Marie Louiſe, die kleine Frau des großen Mannes, die nicht wie einſt Brutus Gattin Feuer ſchluckte, ſondern ſich wie eine Wittwe von Epheſus betrug, bekam, als ſie beim Frühſtück ſaß, von einer Bürger-Deputation die höfliche Einladung, ſie möchte ſich aus dem Lande begeben. Und als ſie ſich bedenken wollte, ſagte man ihr, das ſei gar nicht nöthig, die Wagen ſtänden ſchon angeſpannt im Hofe. Der Herzog von Modena hatte den Henkersknecht von Reggio kommen laſſen, die Verſchwornen hinzurichten. Man hat den Henkersknecht zuſammen gehauen und den Kerkermeiſter fortgetrieben. Was fehlt? Ein bischen Muſik-Staub von Auber darauf geſtreut und die Oper iſt fertig. Bologna, Ferrara, Modena, Faenza, — ich möchte das Alles von der Malibran ſingen hören. Die zehen Plagen Aegyptens werden über die neuen Pharaonen kommen, und die frohnenden Völker werden ſich befreien. Ach! ihr Weg geht auch über ein rothes Meer, über ein Meer von Blut; aber es wird ſie hinüber tragen, und ihre meineidigen Verfolger werden darin ihr Grab finden.

— Ja wohl habe ich geleſen und gehört von den frühzeitigen, unzeitigen und überzeitigen Dummheiten die in Baiern vorgehen. Das hat mich betrübt aber nicht gewundert. Der König von Baiern hat zunächſt an ſeinem Throne eine vertraute Perſon, die verblendetſte, wo ſie ſelbſt rathet, die beſtechlichſte wo ſich Jemand findet, der ſie lenkt, um ihren Herrn zu lenken — ſeine Phantaſie. Dümmere Fürſten handeln bei weitem klüger. Nichts iſt gefährlicher als Geiſt ohne Charakter, als das Genie, dem es an Stoff mangelt. Hat das Feuer einmal ſein Holz gefunden, bleibt es ruhig und man braucht ſich ihm nur nicht zu nähern, um ſicher zu ſeyn. Aber die Flamme ohne Nahrung ſtreicht hungrig umher, leckt hier, leckt dort und entzündet vieles, ehe ſie ihre Beute feſthält und die Beute ſie. Die Poeſie macht keinen Fürſten ſatt, und hat er ein ſchwaches Herz, das nichts Kräftiges verdauen kann, wird er ſelbſt ſchwach werden. Der König von Baiern ſiehet zu weit. Solche Fürſten ſind wie die Augen, ſie zucken mit den Wimpern, ſobald nur ein Stäubchen von Gefahr ſich ihnen nähert, und während der Sekunde, daß ſie die Augen verſchließen, werden ſie betrogen auf ein Jahr hinaus. Doch bekümmern wir uns um keine Fürſten, ſie haben nichts zu verantworten. Es iſt eine Krankheit, einen König haben, es iſt eine ſchlimmere, einer ſeyn. Wir wollen ſie heilen und nicht haſſen. Ihre heilloſen Rathgeber, *die* müſſen wir bekämpfen.

— Von welch einem erhabenen Schauſpiele kehre ich eben zurück! und welch eine Stadt iſt dieſes Paris, wo Götter Markt halten und alltäglich ihre Wunder feil bieten! Ich ſtand auf dem höchſten Gipfel des menſchlichen Geiſtes, und überſah von dort das unermeßliche Land ſeines Wiſſens und ſeiner Kraft. Ich kam bis an die Grenze des menſchlichen Gebietes, da wo die Herrſchaft der Götter beginnet — ich habe eine *Seeſchlacht* geſehen. Der Himmel war blau wie an Feiertagen, und mit der ſchönſten Sonne geſchmückt. Das Meer ſchlummerte und athmete ſanft und ward nur von Zeit zu Zeit vom Donner des Geſchützes aufgeſchreckt. Es war ein Tag zu lieben und nicht zu morden. Es muß weit ſeyn vom Himmel bis zur Erde; denn könnte die Sonne die Gräuel der Menſchen ſehen, ſie flöhe entſetzt davon und kehrte nie zurück! Eine Schlacht auf dem Lande iſt ein Liebesſpiel gegen eine Schlacht auf der See. Dort ſtirbt der Menſch nur einmal und findet dann Ruhe in ſeiner mütterlichen Erde; hier ſtirbt er alle Elemente durch und keine Blume blühet auf ſeinem Grabe. Dort trinkt die Erde warm das verſchüttete Blut; hier auf dem dürren Boden der Schiffe ſtehet es hoch, dick, kalt. Die Menſchen werden zerquetſcht, zerriſſen; nicht Kälber die man ſchlachtet, werden ſo grauſam zugerichtet. Das franzöſiſche Linienſchiff, der Scipion, auf dem ich mich befand, war in einer ſchrecklichen Lage; wir waren von Feuer und Rauch umgeben. Ein feindlicher Brander hatte ſich angehängt und jede Minute brachte uns dem Untergange näher. Wir erwarteten in die Luft geſprengt zu werden. Die ganze Manſchaft eilte nach dem Verdecke und bemühte ſich durch Beile das Schiff vom Brander los zu machen. Drei Böte ſtachen in die See und ſuchten durch Seile den Brander ab- und ins Weite zu ziehen. Auf dem Schiffe und in den Böten ſtanden Offiziere, hoch aufrecht, als fürchteten ſie eine Kanonenkugel zu verfehlen und kommandirten ſo ruhig, wie der Kapellmeiſter im Orcheſter kammandirt. Und jetzt rund umher, nah und fern in einem weiten Kreiſe, die franzöſiſche, engliſche und ruſſiſche Flotte und dieſen gegenüber die türkiſche. Aus den Mündungen der Kanonen ſtürzten Feuerſtröme hervor. Das Schiff des Admirals Codrington, halb in Trümmern mit zerriſſenen Segeln, hat ſo eben ein türkiſches Linienſchiff in den Grund gebohrt. Es ſinkt, es iſt ſchon halb geſunken, die ganze Beſatzung gehet zu Grunde. Die Türken mit ihren rothen Mützen, rothen Kleidern und mit ihren blutenden Wunden gewähren einen ſchauderhaften Anblick; man weiß nicht, was Farbe, was Blut iſt. Viele ſtürzen ſich in das Meer, ſich durch Schwimmen zu retten. Andere rudern Böte umher und fiſchen Todte und Verwundete auf. Mehrere Schiffe fliegen in die Luft. Himmel und Erde lächeln zu dieſen Schrecken, wie zu einem unſchuldigen Kinderſpiele! Rechts ſiehet man auf einer Anhöhe, Stadt und Citadelle von Navarin und eine Waſſerleitung, die über den Berg hinziehet, erinnert an die altgriechiſche Zeit. Das war ein Anblik! Ich werde ihn nie vergeſſen. Man ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde, man wird zwiſchen Schrecken und Bewunderung, zwiſchen Abſcheu und Liebe gegen die Menſchen hin und her geworfen. Und wie die Leute ſagen, iſt dieſes alles nur gemalt; es iſt das Panorama von der Schlacht bei Navarin. Ich mußte es wohl glauben, denn man kann nicht von dem Schiffe herunter, um Alles mit den Händen zu betaſten. Aber das Schiff, auf dem man ſich befindet, das geſtehet man ein, iſt nicht gemalt, ſondern von Holz und Eiſen. Es iſt ein Kriegsſchiff von der natürlichen Größe, und in allen ſeinen Theilen genau eingerichtet wie der Scipion, der in der Schlacht von Navarin mitgekämpft. Man tritt in das Gebäude des Panorama's und gelangt über einen ſchmalen dunklen Gang an eine Treppe. Dieſe ſteigt man hinauf und kommt in ein großes Zimmer, das zwar mit allen Möbeln häuslicher Bequemlichkeit, aber auch mit Beilen, Piſtolen, Flinten, Fernröhren, Compaſſen und Schiffsgeräthſchaften aller Art verſehen iſt. Das iſt das Zimmer der Offiziere. Die bretterne Wand, welche dieſes Zimmer von einer Batterie trennt, iſt, da die Schlacht begonnen, weggenommen. Man ſiehet eine Reihe von Kanonen und im Hinttrgrunde Matroſen beſchäftigt, einen verwundeten Kameraden vom Verdecke in den untern Schiffsraum herabzulaſſen. Dann gehet man die zweite Treppe hinauf und gelangt in die Wohnung des Commandanten, Speiſezimmer, Gallerie, Schlafzimmer, Küche. Das bisherige müſſen Sie ſich denken, als die zwei untern Stockwerke des Schiffsgebäudes. Endlich führt eine dritte Treppe zum Verdecke des Schiffes, und von dort oben ſiehet man das Meer, die Schlacht, und was ich Ihnen beſchrieben. Die Zuſchauer ſtehen auf dem Hintertheile des Schiffes, der leer iſt, weil die ganze Mannſchaft wegen des Branders ſich nach dem Vordertheile gedrängt. Neulich hatte der König mit ſeiner Familie das Panorama von Navarin beſucht, und war von den Admiralen Codrington und Rigny, die in jener Schlacht commandirt hatten, begleitet. Wer dabei hätte ſeyn können, wie die Admirale dem König alles erklärten, der hätte eine recht genaue Vorſtellung von der Schlacht bekommen. Lebhaft iſt das Schauſpiel auch ohne Erklärung.

— In meinem vorigen Briefe ſagte ich Ihnen viel Gutes von Roſſini's Oper Zelmira und nannte die Muſik eine ſtählerne. Heute leſe ich im Conſtitutionel: „la belle musique de la Zelmira, qui gagne tant à être souvent entendue, cette musique si cuivrée, et faite pour les oreilles allemandes, ...“ Ich mußte lachen über das ſauerſüße Lob! Schöne Muſik — das iſt der Zucker; Deutſche Muſik — das iſt der Eſſig; und cuivrée — das iſt das Gemiſch von Beiden;

cuivrée heißt eigentlich falch vergolden, mit Kupfer vergolden. Bitte, meine Herren Franzoſen! den Rhein möget Ihr uns nehmen; aber unſere Muſik werdet ihr ſo gut ſeyn, uns zu laſſen. Die gehört nicht dem deutſchen Bunde, die gehört uns, und wir werden ſie zu vertheidigen wiſſen.

Dienſtag, den 22. Februar.

— Die italieniſche Revolution greift um ſich wie ein Fettfleck und nicht mit der ganzen Erdkugel wird Oeſterreich das reinigen können. Savoyen, Tyroler rühren ſich. Was wird Immermann dazu ſagen? Das ſind ja ſeine treuen Tyroler, die wie Hunde geheult an Oeſterreichs Grabe! ...

— — Daß Sie die Briefe eines Verſtorbenen ſo unaufhörlich gegen mich in Schutz nehmen! Ich habe dem Manne nicht im geringſten Unrecht gethan, und habe ganz nach Gewiſſen geurtheilt. Was am Buche zu loben iſt, habe ich gelobt; was am Verfaſſer zu tadeln, getadelt. Sein Ariſtokratiſcher Hochmuth war Ihnen entgangen, mir nicht, und jetzt iſt die Zeit heiß, man muß ſie ſchmieden ehe ſie wieder kalt wird. — Man ſagt: Don Miguel ſei verjagt, Donna Maria in Liſſabon als Königin ausgerufen. Es iſt ein Herbſt der Tyrannei und die dürren Blätter fallen. — Ueber die Salons habe ich Ihnen meine Meinung ſchon geſagt. Ich habe mehr Neigung für Maſſen, für das öffentliche Leben. Ich liebe die Kerzen nicht. Vergnügen fand ich nicht viel in den Salons, in welchen ich noch war. Bleibt das Belehrende. Aber jedes Wort, das in den Salons geſprochen wird, beſonders über Politik, kommt den folgenden Tag in die öffentlichen Blätter, da die Redacteure überall ihre Agenten haben, die ihnen alles berichten. Ein Salon in Paris iſt nichts anders, als eine Zeitung mit Himbeerſaft. Der Himbeerſaft wäre freilich gewonnen; aber ändern Sie mich trägen Menſchen! — Die Kammer wird aufgelöſ't, das Miniſterium wahrſcheinlich geändert im liberalen Sinne, und dann wird alles beſſer gehen, und ſchneller und die Revolution wird ihre Früchte tragen — auch für uns. Körbe herbei!

Sieben und dreißigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 24. Februar 1831.

Die Krönung Napoleons, von David gemalt, durfte unter der vorigen Regierung nicht an das Tageslicht; jetzt wird das Gemälde wieder gezeigt. Was half Ihnen ihr blinder Groll? Nichts iſt doch lächerlicher und grauſamer, als die ſtrenge Diät, welche kranke Fürſten, die nichts vertragen können, ihren Völkern auflegen, die alles vertragen! Sie meinen, wenn man die Herzen faſten ließe, davon würden die Köpfe und Arme ſchwach, und ſie wären dann leichter zu regieren. Aber der Hunger des Herzens ſättigt den Kopf und ſtärkt die Glieder. Napoleons Bild kehrte nach funfzehn Jahren zurück, und die Bourbons werden ewig verbannt bleiben — — gewiß ewig; denn am dritten Schlagfluſſe ſtirbt der Menſch, und wenn er auch ein König iſt. Ich ſah geſtern das Gemälde, es hat ſehr gelitten; Farbe, Zeit, Bewunderung, alles iſt verblichen. Es ließ mich ſo kalt, als ſähe ich eine Abbildung von der Arke Noäh, in die mit hängenden Ohren alles ehegepaarte Vieh zieht. Der Maler war nicht begeiſtert, ſo wenig als jene Zeit, ſo wenig als Napoleon ſelbſt, ſo wenig als das Volk, das ihn umgibt; es iſt eine vielfarbige glänzende Leerheit. Das Gemälde iſt von ſolcher Ausdehnung, daß es in dem kleinen Theater, wo man es ſiehet, den Vorhang bildet. Es enthält mehr als als ſechzig Figuren in Lebensgröße, alle Portraits. Der Moment iſt gewählt, wo Napoleon der vor ihm knieenden Kaiſerin die Krone aufſetzt. Er kniet vor nichts, nicht vor ſeinem Gotte, nicht vor ſeinem Glücke; weder Triumph iſt in ihm, noch Demuth. Es iſt eine Krönung, wie die eines markloſen Erbfürſten. Nichts als Weiber, Pfaffen und goldene Knechte. Gibt es etwas Lächerlicheres, als daß ſich Napoleon in der Kirche Notre-Dame von einer angſt-zitternden Geiſtlichkeit Brief und Siegel darüber geben ließ, daß er ein Held geweſen? Gibt es etwas Herzempörenderes, als dieſe Hochzeit, zwiſchen dem Manne des Lebens und der Leiche der Vergangenheit? Napoleon hätte ſich zu Pferde ſollen krönen laſſen, ſich die Krone hinaufreichen laſſen, nicht herabreichen. Er ſollte den Thron zieren, der Thron nicht ihn. Keiner von jenen Soldaten war anweſend, die ihn ſo groß gemacht; nichts als Schleppenträger und Hofhanswürſte. Man hätte gerne geſehen, daß ſeine Marſchälle ſich ſtolz auf ihre Schwerter ſtützten und mit unterdrücktem Spotte auf die gefälligen Cardinäle blickten. Aber ſie trugen Degen wie die Kammerherren, und waren geputzt wie die Hofnarren. Die Portraits ſind alle geiſtreich, das iſt wahr: aber es hat Jeder ſein eigenes Geſicht, Keiner ein Krönungsgeſicht. Jeder ſucht ſeine Gefühle zu unterdrücken, das ſiehet man deutlich. Herz und Augen gehen weit aus einander.

Unter allen Figuren waren nur drei, die mich anzogen. Napoleons Schweſter, damals Großherzogin von Berg, ſpäter Königin von Neapel. Sie ſiehet ihrem Bruder ganz ungemein ähnlich, nur ſind ihre Züge edler und zeigen den ſchönen Stolz des Sieges, den man in den Zügen des Kaiſers vergebens ſucht. Dann: der Papſt. Er ſitzt ſo bedeutend abgeſpannt und duldend in ſeinem Seſſel, wie eine gläubige und kränkliche Seele, die Gott nicht blos anbetet in dem, was er thut, ſondern auch in dem, was er nicht thut, geſchehen läßt. Endlich Talleyrand. Ich habe ihn nie geſehen, nicht einmal gemalt. Ein Geſicht von Bronze, eine Marmorplatte, auf der mit eiſernen Buchſtaben die Nothwendigkeit geſchrieben iſt. Ich habe nie begreifen können, wie noch alle Menſchen aller Zeiten ſo dieſen Mann verkannt! Daß ſie ihn geläſtert, iſt ſchön, aber ſchwach, tugendhaft, aber unverſtändig; es macht der Menſchheit Ehre, aber nicht den Menſchen. Man hat Talleyrand vorgeworfen, er habe nach und nach alle Partheien, alle Regierungen verrathen. Es iſt wahr, er ging von Ludwig XV. zur Republik, von dieſem zum Direktorium, von dieſem zum Conſulat, von dieſem zu Napoleon, von dieſem zu den Bourbonen, von dieſen zu Orleans über, und es könnte wohl noch kommen, ehe er ſtirbt, daß er wieder von Louis Philipp zur Republik überginge. Aber verrathen hat er dieſe Alle nicht, er hat ſie nur verlaſſen, als ſie todt waren. Er ſaß am Krankenbette jeder Zeit, jeder Regierung, hatte immer die Finger auf dem Pulſe, und merkte es zuerſt, wenn ihr das Herz ausgeſchlagen. Dann eilten er vom Todten zum Erben; die Andern aber dienten noch eine kurze Zeit der Leiche fort. Iſt das Verrath? Iſt Talleyrand darum ſchlechter, weil er klüger iſt als Andere, weil feſter, und ſich der Nothwendigkeit unterwirft? Die Treue der andern währte auch nicht länger, nur ihre Täuſchung währte länger. Auf Talleyrands Stimme habe ich immer gehorcht, wie auf die Entſcheidung des Schickſals. Ich erinnere mich noch, wie ich erſchrack, als nach der Rückkehr Napoleons von Elba Talleyrand Ludwig XVIII. treu geblieben. Das verkündigte mir Napoleons Untergang. Ich freute mich, als er ſich für Orleans erklärte; ich ſah daraus, daß die Bourbons geendet. Ich möchte dieſen Mann in meinem Zimmer haben; ich ſtellte ihn wie einen Barometer an die Wand, und ohne eine Zeitung zu leſen, ohne das Fenſter zu öffnen, wollte ich jeden Tag wiſſen, welche Witterung in der Welt iſt.

Talleyrand und Lafayette ſind die zwei größten Charaktere der franzöſiſchen Revolution, jeder an ſeiner Stelle. Auch Lafayette weiß Seyn vom Schein, Leben vom Tode zu unterſcheiden: aber jedes Grab war ihm eine Wiege, und er verließ die Geſtorbenen nicht. Er glaubt an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine Seelenwanderung der Freiheit; Talleyrand glaubt nur, was er weiß. Wäre nur Napoleon wie Talleyrand geweſen! Da er nur der Zeit zu dienen brauchte, keinen Menſchen, weil er ſelbſt der Höchſte war: hätte er mit beſſerer Einſicht ſich ſelbſt beſſer gedient, er wäre noch auf dem Throne der Welt. Was habe ich dem Kaiſer nicht alles geſagt! Heine hätte es hören ſollen! Ich war allein im Saale, und ſtellte mich mit verſchränkten Armen vor ihn hin, wie er es zu thun pflegte. Ich wollte ihn damit verſpotten, und Narr! habe ich ihn geheißen. Ich hätte ihn Böſewicht nennen können, aber das hätte ihn nicht beleidigt. Nein, nie verzeihe ich dem Manne, was er ſich ſelbſt gethan, wollte ich ihm auch verzeihen, was er der Welt gethan. Sich mit der Gemeinheit zu beſudeln, und ſich aus Eitelkeit mit

Schmutz zu bedecken, um ſich einen Schein von abgenutztem Alter zu geben! Er hat die Freiheit um ihre ſchönſten Jahre gebracht, er hat ſie um ihre Jugend betrogen, und jetzt muß ſie mit grauen Haaren noch auf der Schulbank ſitzen, und erſt lernen, was ſie längſt könnte vergeſſen haben. Ehe ich ging, lachte ich ihm noch einmal freundlich zu. Für die Dummheit, die du Andere begehen machteſt, will ich dir deine eigne verzeihen. Du warſt der ſtarke eiſerne Reif, der die Faßdauben der Welt zuſammen gehalten. Und die Narren-Fürſten haben dich zerſchlagen, und gleich hat der gährende Wein das Faß aus einander geſprengt, und ſchweres Holz iſt an hohle Schädel gefahren! Das war ſchön.

Von Napoleons Krönung weg, ging ich zu einem andern Schauſpiel, das meinem Herzen wohler that. Ich beſuchte den edlen Medor. Wenn man auf dieſer Erde die Tugend mit Würden belohnte, dann wäre Medor der Kaiſer der Hunde. Vernehmen Sie ſeine Geſchichte. Nach der Beſtürmung des Louvres im Juli begrub man auf dem freien Platze vor dem Pallaſte, auf der Seite, wo die herrlichen Säulen ſtehen, die in der Schlacht gebliebenen Bürger. Als man die Leichen auf Karren legte, um ſie zu Grabe zu führen, ſprang ein Hund mit herzzerreißendem Jammer auf einen der Wagen, und von dort in die große Grube, in die man die Todten warf. Nur mit Mühe konnte man ihn heraus holen; ihn hätte dort der hinein geſchüttete Kalk verbrannt, noch ehe ihn die Erde bedeckt. Das war der Hund, den das Volk nachher Medor nannte. Während der Schlacht ſtand er ſeinem Herrn immer zur Seite, er wurde ſelbſt verwundet. Seit dem Tode ſeines Herrn verließ er die Gräber nicht mehr, umjammerte Tag und Nacht die hölzerne Wand, welche den engen Kirchhof einſchloß, oder lief heulend am Louvre hin und her. Keiner achtete auf Medor, denn keiner kannte ihn und errieth ſeinen Schmerz. Sein Herr war wohl ein Fremder, der in jenen Tagen erſt nach Paris gekommen, hatte unbemerkt für die Freiheit ſeines Vaterlandes gekämpft und geblutet, und war ohne Namen begraben worden. Erſt nach einigen Wochen ward man aufmerkſamer auf Medor. Er war abgemagert bis zum Gerippe und mit eiternden Wunden bedeckt. Man gab ihm Nahrung, er nahm ſie lange nicht. Endlich gelang es dem beharrlichen Mitleid einer guten Bürgersfrau, Medors Gram zu lindern. Sie nahm ihn zu ſich, verband und heilte ſeine Wunden, und ſtärkte ihn wieder. Medor iſt ruhiger geworden, aber ſein Herz liegt im Grabe bei ſeinem Herrn, wohin ihn ſeine Pflegerin nach ſeiner Wiederherſtellung geführt, und das er ſeit ſieben Monaten nicht verlaſſen. Schon mehrere Male wurde er von habſüchtigen Menſchen an reiche Freunde von Seltenheiten verkauft; einmal wurde er dreißig Stunden weit von Paris weggeführt; aber er kehrte immer wieder zurück. Man ſiehet Medor oft ein kleines Stück Leinwand aus der Erde ſcharren, ſich freuen wenn er es gefunden, und dann es wieder traurig in die Erde legen und bedecken. Wahrſcheinlich iſt es ein Stück von dem Hemde ſeines Herrn. Gibt man ihm ein Stück Brod, Kuchen, verſcharrt er es in die Erde, als wollte er ſeinen Freund im Grabe damit ſpeiſen, holt es dann wieder heraus, und das ſiehet man ihn mehrere Male im Tage wiederholen. In den erſten Monaten nahm die Wache von der Nationalgarde beim Louvre jede Nacht den Medor zu ſich in die Wachtſtube. Später ließ ſie ihm auf dem Grabe ſelbſt eine Hütte hinſetzen, und folgende Verſe darauf ſchreiben, die beſſer gemeint als ausgeführt ſind:

Depuis le jour qu'il a perdu son maître;
Pour lui la vie est un pésant fardeau;
Par son instinct il croit le voir paraître;
Ah! pauvre ami, ce n'est plus qu'un tombeau.

Medor hat ſchon ſeinen Plutarch gefunden, ſeine Rhapſoden und Maler. Als ich auf dem Platz vor dem Louvre kam, wurde mir Medors Lebensbeſchreibung, Lieder auf ſeine Thaten und ſein Bild feil geboten. Für zehen Sous kaufte ich Medors ganze

Unſterblichkeit. Der kleine Kirchhof war mit einer breiten Mauer von Menſchen umgeben, Alle arme Leute aus dem Volke. Hier liegt ihr Stolz und ihre Freude begraben. Hier iſt ihre Oper, ihr Ball, ihr Hof und ihre Kirche. Wer nahe genug herbei kommen konnte, Medor zu ſtreicheln, der war glücklich. Auch ich drang mich endlich durch. Medor iſt ein großer weißer Pudel, ich ließ mich herab, ihn zu liebkoſen; aber er achtete nicht auf mich, mein Rock war zu gut. Aber nahte ſich ihm ein Mann in der Weſte, oder eine zerlumpte Frau und ſtreichelte ihn, das erwiederte er freundlich. Medor weiß ſehr wohl, wo er die wahren Freunde ſeines Herrn zu ſuchen. Ein junges Mädchen, ganz zerlumpt, trat zu ihm. An dieſem ſprang er hinauf, zerrte es, ließ nicht mehr von ihm. Er war ſo froh, es war ihm ſo bequem, er brauchte um das arme Mädchen etwas zu fragen, es nicht wie eine vornehme geputzte Dame, ſich erſt niederlaſſen, am Rande des Rockes zu faſſen. An welchem Theile des Kleides er zerrte, war ein Lappen der ihn in den Mund paßte. Das Kind war ganz ſtolz auf Medors Vertraulichkeit. Ich ſchlich mich fort, ich ſchämte mich meiner Thränen. Wenn ich ein Gott wäre, ich wollte viele Freuden unter die armen Geſchöpfe der Welt vertheilen; aber die erſte wäre: ich weckte Medors Freund wieder auf. Armer Medor! . . Könnte ich den treuen

Medor nur einmal in die Deputirten-Kammer locken! Hörte er dort die Verhandlungen dieſer Tage, vernähme er, ſein guter Herr hätte nie können Deputirter werden, weil er nicht 750 Franken Steuern bezahlt, er, der doch ſein Blut dem Vaterlande geſteuert — wie würde er bellen, wie würde er dem jämmerlichen Düpin und den Andern allen in die Beine fahren! —

Freitag, den 25. Februar.

Ich empfehle Ihnen das Buch: Théâtre de Clara Gazul, Comédienne Espagnole, von Mérimée. Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt. Er nimmt den Schein an, als wären die Komödien aus dem Spaniſchen überſetzt. Es ſind eigentlich nur Skizzen und Scenen: aber mit großer Kunſt werden durch wenige Striche ganze Charaktere gezeichnet, und mit ein wenig Roth und Gelb, die glühendſten ſpaniſchen Naturen treu gemalt. Man kann ſich nichts Liebenswürdigeres denken. Der Verfaſſer hat eine unbeſchreibliche Grazie, eine Phantaſie gleich einer Lerche, wenn ſie in der Abenddämmerung um grüne Kornfelder fröhliche Kreiſe zieht. Es ſind Komödien, wild wie junge Mädchen; aber wie wohlgezogne; ſie ſind ſittſam dabei und erröthen leicht. Der Dichter hat, was die Deutſchen Ironie nennen, und was ich noch bei keinem Franzoſen gefunden. Seine Ironie iſt wie die unſere, nur geflügelter. Und was in den Dichtungen fehlt, macht ſie ſo ſchön, als das, was ſie beſitzen; es ſind reizende Nachläſſigkeiten.

Geſtern habe ich Comte's Kindertheater beſucht, oder wie es jetzt eigentlich heißt: Théâtre des jeunes Acteurs. Es iſt lange nicht mehr ſo artig, als es vor mehreren Jahren war, da wir es geſehen.

Die damaligen Kinder ſind ſeitdem lange Jungen und Mädchen geworden, meiſtens treten bejahrte Perſonen auf, und die wenigen Kinder ſpielen zu altklug. Mich lockte eigentlich ein Stück, von dem man ſeit einiger Zeit viel geſprochen, ein buckliges Luſtſpiel. Es heißt: Mayeux ou le bossu à la mode. Mayeux iſt eine Pariſer Volks-Tradition von einem geiſtreichen Buckel, dem man alle mögliche guten Einfälle aufgebürdet! Ich weiß nicht, ob ein ſolcher Mayeux wirklich einmal gelebt, oder ob er blos ein Geſchöpf der Phantaſie iſt. Aber ſeit der letzten Revolution wurde dieſer Mayeux wieder aus der Vergeſſenheit hervorgerufen, und man legte ihm in Liedern und Bildern die witzigſten Worte in den Mund. Das Vaudeville, von welchem hier die Rede, iſt mit Geiſt und Laune geſchrieben; auch haben nicht weniger als drei dramatiſche Dichter daran gearbeitet. Mayeux iſt ein kleiner verwachſener Kerl, voll ſcharfer, doch gutmüthiger Laune, der im Juli mitgefochten, und trotz ſeiner verkrüppelten Geſtalt als Grenadier unter der Nationalgarde dient. Es gehört nun viel Feinheit und Gewandtheit dazu, dieſen Charakter und dieſe Mißgeſtalt ſo zu behandeln, daß er Lachen erregt, ohne ſich lächerlich zu machen. Davor müſſe man ſich hüten; denn das wäre auf die Revolution und auf die Nationalgarde zurück gefallen. Den Verfaſſern iſt es gelungen. Aber es wurde bei Comte gar zu ſchlecht geſpielt, und ich konnte es nicht zu Ende ſehen. Die Misgeſtalt Mayeur's wurde ſo karrikirt, daß ſie widerlich wurde. Auch ein Buckel hat ſeine äſthetiſchen Regeln, die man nicht übertreten darf. Was mich in dieſem Theater am meiſten ergötzt, war der Jubel der hundert Kinder in ihren weißen Häubchen, und deren Mütter, und die tauſend Küſſe den ganzen Abend, und die unzähligen Stangen Gerſtenzucker, die der Conditorjunge abſetzt. Aber wie kömmt es, daß auch Kinder lachen, gleich den Erwachſenen, ſie, denen doch noch alles ernſt und wahr erſcheint; und die keinen Widerſpruch und keinen Zufall unterſcheiden? Ich begreife das nicht. Es hat gewiß ſeine Erklärung; aber ich als Gelehrter darf das vergeſſen haben. Doch Sie, unwiſſende Freundin, müſſen es wiſſen. Erklären Sie mir, warum Kinder lachen?

— Bald wird das Eis überall brechen, nach und nach, und es wird eine tolle Wirthſchaft geben. Ich ſehe es für ein Glück an, daß jetzt eine ſo feindliche Spannung zwiſchen der franzöſiſchen Kammer und der Regierung eingetreten iſt, daß ein gefährliches Mißbehagen ſich im ganzen Lande zeigt; denn Frankreich kann nur durch einen Krieg von innerem Verderben gerettet werden. Es mögen entſcheidende Dinge ſich bereiten.

Die engliſchen Blätter, die nicht blos vernünftig über die Sache ſprechen – heute müßte einer dumm ſeyn, der nicht vernünftig wäre — ſondern auch kalt, weil ſie der Krieg unmittelbar nichts angeht, ſagen, der Krieg wäre unvermeidlich. Die zwei Prinzipen, welche die Welt beherrſchen, Freiheit und Tyrannei, ſtänden ſich feindlich einander gegenüber, und an eine friedliche Ausgleichung wäre nicht zu denken; denn nie würden abſolute Fürſten ihren Völkern gutwillig liberale Inſtitutionen geben. Und ſo iſt es. Tauſendjährige Leidenſchaften, Vorurtheile, von ſo alten und tiefen Wurzeln, zerſtört man nicht ſo leicht, nicht einmal dann, wenn ſelbſt die, die ſie haben, von ihnen befreit ſeyn möchten. Der Menſch iſt nicht frei, auch der beſte nicht. Er kann alles lernen wollen, aber nichts vergeſſen, und ſo lange Kopf und Herz vom Alten beſetzt ſind, findet das Neue keinen Platz. Darum Krieg! —

Acht und dreißigſter Brief.

Paris, den 1. März 1831.

— Der Geiſt freier Unterſuchung und der Oppoſition hat ſich hier ſo mächtig entwickelt, daß er ſogar bis in die Schulen gedrungen iſt. Im College Henri IV (nach deutſchem Ausdrucke ein Gymnaſium) werden von den Schülern zwei handſchriftliche Journale redigirt, die in den Schulzimmern täglig cirkuliren. Das eine Journal: le lycéen genannt, kämpft unter Racine's Fahne, alſo für die klaſſiſche Literatur; das Andere mit dem Titel: le cauchemar, ſtreitet unter der Fahne Victor Hugo's. Die romantiſche Literatur mit dem Worte cauchemar (das Alpdrücken) zu bezeichnen, iſt eine geiſtreiche Naivetät, und die Feinde der Romantik hätten nichts Beſſeres erfinden können. Dieſe Zeitungen enthalten nun zwar literäriſche Gegenſtände, aber am Schluſſe des Blattes werden auch freimüthige Bemerkungen über Lehrer und Profeſſoren hinzugeſetzt. Das hat die Schulobrigkeit übel genommen und ſie hat den rédacteur en chef du Lycéen aus der Schule entfert. Die Zöglinge klagen, das wäre eine offenbare Verletzung der Preßfreiheit! Ich habe über dieſen komiſchen Kinder-Liberalismus herzlich lachen müſſen. Die kleinen Jakobiner haben es hier noch gut. Ihre höchſte Strafe iſt, daß man ſie nach Hauſe zu ihren Eltern ſchickt, wo ſie, ſtatt über den Büchern zu ſitzen, den ganzen Tag frei umher laufen und ſpielen dürfen. Im Oeſterreichiſchen würde man ſolche anarchiſche Buben, als Trommelſchläger und Pfeifer unter die Soldaten ſtecken Wenn ſich die Kinder hier unter einander ſtreiten und zanken, ſchimpfen ſie ſich Charles X. und Polignac. O! es iſt eine böſe Welt.

— Oeſterreich! . . . Es muß eine Wonne ſeyn, dieſer fluchwürdigen Regierung auf einem Schlachtfelde der Freiheit gegenüber zu ſtehen! Es muß eine tugendhafte Schadenfreude ſeyn, der dumm-verzagten Welt zu beweiſen, das Gott mächtiger iſt als der Teufel! Die heiße Wuth eines Tyrannen wie Don Miguels kann meine Nerven in Aufruhr bringen; aber nie vermochte ſie meine innere unſterbliche Seele ſo zu empören, als es die kalte abgemeſſene Tücke Oeſterreichs thut, das, ohne Leidenſchaft, gleich Goethe's Mephiſtofeles, die Menſchen verführt oder verdirbt, nur um zu zeigen, daß es keine Tugend gibt, daß die Tugend ohnmächtig ſei dem Böſen zu widerſtehen. Geſtern ſtand eine Geſchichte im Courier Français, die ich Ihnen mittheile, und zwar überſetzt; ich muß die Probe meiner Augen machen, ich muß mich überzeugen, daß ich nicht falſch geleſen.

Behandlung der Staatsgefangenen in Brünn.

Ein junger Italiener, Herr **Maronelli**, aus ſeinem Vaterlande verbannt, und verſtümmelt durch die Marter, die er in den öſterreichiſchen Gefängniſſen erduldet, iſt ſo eben in Paris angekommen. Die Qualen, welche er erlitten, die, welche ſeine Leidesgefährten noch ertragen, würden, wenn dieſes noch nöthig wäre, den Abſcheu der Italiener gegen die öſterreichiſche Regierung, und ihre Anſtrengungen ein verhaßtes Joch abzuſchütteln, vollkomen rechtfertigen. Maronelli ward wegen eines Briefes angeklagt, den er ſeinem Bruder geſchrieben, einem jungen Arzte, der von Griechenland, wo er den Hellenen den Beiſtand ſeiner Kunſt angeboten, zurückgekehrt. Das geheime Tribunal von Mailand glaubte darin unter einer ſinnbildlichen Form den Ausdruck eines verſteckten Wunſches für die Freiheit zu erkennen. Der junge Patriot wird arretirt, gerichtet, und auf das Zeugniß dieſes einzigen Briefes zum Tode verurtheilt. Aber vor dieſem Spruche, nachdem er gefällt, entſetzten ſich die Richter ſelbſt, und verwandelten die Todesſtrafe in zwanzigjähriges hartes Gefängniß. Herr von Maroncelli wird mit vier ſeiner Freunde nach der Feſtung Brünn geführt, wo zwanzig andere italieniſche Patrioten ihnen bald nachkommen. Das Gefängniß iſt voll gepfroft, und man entſcheidet, daß der jüngſte in den Keller geworfen werden ſoll. Hier, auf feuchter Erde, bringt Maroncelli, einſam, ohne Verbindung mit irgend einem Menſchen, ein ganzes Jahr zu. — Er war dem Tode nahe, als ein anderer Verurtheilter, der ſein Kerkerloch mit einem Leidensgenoſſen theilte, ſtarb. Maroncelli kommt an ſeinen Platz. Er hat endlich einen Freund zur Seite; aber ſeine phyſiſchen Leiden haben nicht aufgehört. Eine Eiskälte durchdringt ihn; eine eckelhafte Nahrung richtet ſeine Geſundheit vollends zu Grunde; ſeine Glieder werden ſteif; ſein linkes Bein, durch den ſchweren Ring, der zwanzigpfündige Ketten zuſammenhält, eng umſchnürt, ſchwillt auf eine fürchterliche Weiſe auf; bald zeigt ſich der Brand, man muß das Bein abſchneiden! Aber der Gouverneur ſagt kalt, indem er das kranke Bein, deſſen geſchwollenes Fleiſch den eiſernen Ring ganz bedeckte, nachläſſig in der Hand wiegt: man hat uns einen Gefangenen mit zwei Beinen geſchickt, wir können ihn nicht mit einem

Beine wieder abliefern. Man muß erſt nach Wien ſchreiben, und um die Gnade der Operation bitten, die jede Verzögerung tödtlich machen kann. In vier- und zwanzig Stunden könnte man Antwort haben, aber ſie läßt vierzehn Tage auf ſich warten. Endlich wird die Operation im Kerker, wo der Gefangene acht Jahre geſchmachtet hat, vorgenommen. Der Gefängniß-Barbier nimmt das verfaulte Bein über das Knie ab, und einige Zeit darauf wird Maroncelli in Freiheit geſetzt. Der junge Patriot auf zwei Krücken gehend, kehrt nach ſeinem Vaterlande zurück, er wird aber hinausgeſtoßen. Er wendet ſich nach Rom, Rom verweigert ihm den Aufenthalt. Der Großherzog von Florenz will ihn dulden, aber der öſterreichiſche Geſandte läßt ihn fortjagen. Maroncelli findet in Frankreich eine Freiſtätte, und bald wird er es verlaſſen, ſein verjüngtes Vaterland wieder zu ſehen. Von den fünf und zwanzig Verurtheilten, die nach und nach Maroncelli's Kerker theilten, ſind zwei Vicomte, Oraboni und M. A. Villa, vor Hunger geſtorben! Wir übertreiben nicht, es iſt die Wahrheit. Eine mit Unſchlit zubereitete Suppe, zwei kleine Stücke Brod von Fingersdicke, und ein Lappen verdorbenes Fleiſch machen noch heute die einzige Nahrung der Gefangenen aus. Vergebens erbaten ſie ſich als eine Gnade, daß man aus ihrer ekelhaften Suppe wenigſtens den Talg weglaſſe; man antwortete ihnen, das ſei die Nahrung von zwei bis dreihundert Galeeren Sclaven und man könne für ſie keine Ausnahme machen Von dem Gelde, das ihnen ihre Familien ſchickten, erhalten die Gefangenen keinen Heller. Gegenwärtig befinden ſich noch neun Italiener in Brunn, worunter der Graf Gonfalonieri, der an jedem Jahrestage ſeiner Verurtheilung fünf und zwanzig Stockſchläge bekommt.

Mittwoch, den 3. März.

— Saphir fängt künftige Woche Vorleſungen an, nach Art derjenigen, die er in München gehalten. Ich theile Ihnen einige gute Einfälle aus ſeinem Proſpectus mit. „Frankreich iſt mir eine Entſchädigung ſchuldig; ich komme, ſie einzukaſſiren, nicht „mit dem Degen, aber mit der Feder in der Hand... „Die drei ruhmvollen Tage Frankreichs haben viele „ſchlafloſe Nächte in Deutſchland hervorgebracht.... „ich wurde allergnädigſt verbannt, und es wurde mir „huldreichſt angewieſen, binnen drei Tagen Witz und „Land zu verlaſſen. Zum Glücke waren weder Witz „und Land ſo groß, um dieſes in drei Tagen nicht „mit aller Bequemlichkeit bewerkſtelligen zu können. „Ich ſchnürte meine Satyre und ging.... Zuerſt „hatte ich die Idee, nach Rußland zu gehen, weil „man noch kein Beiſpiel hat, daß je ein freimüthiger „Schriftſteller von dort verbannt wurde, und zwar „aus dem einfachen Grunde, weil nie einer dort „lebte. Allein Perſonen, welche die Knute und die „Cholera morbus aus näherem Umgange kennen, „verſicherten mich, daß dieſe zwei ruſſiſchen Geſellſchaftsſpiele keinen beſondern Sinn für Witz und „Poeſie haben. Ich nahm mir alſo vor, die Preßfreiheit perſönlich kennen zu lernen, und kam nach

„Paris, welches die eigentliche Eſſigmutter meiner „ſauern Tage in Deutſchland war.... Ich habe „ein gegründetes Recht auf eine Entſchädigungsklage, „allein alles Klagen iſt kläglich. Ich will es alſo „lieber verſuchen, den Pariſern deutſche Vorleſungen „zu halten.“

— Ich zittere, wie Sie, für die Polen, und bin auf das Schlimmſte gefaßt. Aber den Ruſſen würde dieſer Sieg verderblicher ſeyn, als es ihnen eine Niederlage wäre. Der erhabene Nikolaus würde dann übermüthig werden, und glauben, mit Frankreich wäre eben ſo leicht fertig zu werden, als mit den Polen, man brauche nur energiſch aufzutreten. Wehe dem armen Deutſchland, wenn die Ruſſen ſiegen.

Neun und dreißigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 3. März 1831.

Die Romane des Paul de Kock, die man Ihnen empfohlen und von welchen Sie mir neulich geſchrieben, habe ich ſeitdem kennen gelernt. Ein prächtiger Mann! Trotz den vielen Sorgen und Mühen, die mir jetzt Europa macht, habe ich in vier Tagen, in meinen kurzen Friedens-Stunden, acht von ſeinen funfzig Bänden geleſen. Aber das iſt genug für uns beide. Nur in Paris kann man Kocks Romane mit Luſt leſen, draußen verlieren ſie ihren Werth. Mir haben ſie viele Freude gemacht. Man lernt darin die Sitten der Pariſer Klein-Bürger kennen, mit welchen ein Fremder, ſo wenig als die eingebornen Pariſer der höhern Stände ſelbſt, im Leben in gar keine Berührung kommt. Wenn Jouy in ſeinem Hermite de la Chaussée-d'Antin Scenen aus der Pariſer kleinen Welt ſchildert, ſcheint er dabei ſo weit hergekommen, holt er dabei ſo weit aus, als beſchreibe er Sitten und Gebräuche der Hottentotten. Eine ganze Reiſebeſchreibung ſchickt er voraus, erzählt wie er in früher Jugend — Jugend hat keine Tugend — aus Uebermuth und Zufall in das ferne wilde Land gerathen; kurz, gibt ſich die größte Mühe zu erklären und zu entſchuldigen, daß er, ein feiner Mann der großen Welt, einige Male ein grobes Bürgerhaus beſucht. In Paris ſind die Straßen Provinzen, und man lernt viel Geographie und Statiſtik aus Kocks Romanen. Es gehen an uns vorüber: un riche passementier de la rue St. Martin — un riche épicier de la rue aux ours — un tabletier de la rue St. Denis — un parfumeur de la rue St. Avoie — mit Weibern, Töchtern, Kindermädchen, Kommis. Und ihre Sonntags-Partieen auf das Land und ihre Hochzeiten, ihre Galanterien, ihre Intriguen. Die Liebe ſpielt natürlich eine Hauptrolle wie in allen Romanen. Aber es iſt keine deutſche Liebe, keine Liebe unſeres Lafontaine's, die noch heißer iſt als der Kochbrunnen zu Wiesbaden; ſondern es iſt eine angenehme warme Liebe, welche die natürliche Blutwärme des Herzens nie überſteigt. Monsieur Paul de Kock ſagt: „c'est une bien jolie chose d'aimer et d'être aimé." — dabei kann man ſich nicht verbrennen. Und Philoſophie hat er auch, Lebens-Philoſophie! Zwar gibt er uns nicht wie Goethe im Wilhelm Meiſter Lehrbriefe mit Trüffeln; aber es iſt eine recht kräftige Philoſophie, bürgerlich zubereitet. Man kan von ihm lernen. So ſagt er einmal, die Ehen wären tauſendmal beſſer und ſchöner als ſie ſind, wenn nicht Mann und Frau einen großen Theil des Tages in ſo nachläſſiger Kleidung vor einander erſchienen. Das Kind Amor fürchte ſich vor baumwollenen Nachtmützen und ungewaſchenen Morgenhauben; bei den Weibern nehme mit der Liebe die Sorge für ihren Putz ab. Er gibt uns jungen Leuten die Lehre: „Jeunes gens, méfiez-vous de votre maîtresse, lorsque vous la verrez venir en papillotes au rendez-vous que vous lui auriez donné.“ Kock iſt die Wonne der Pariſer Nähmädchen; auch iſt das Papier ganz weich von den vielen Händen und Thränen und kein Band in der Leihbibliothek, in dem nicht einige Blätter fehlten. Was der Mann aber auch ſchlau iſt, und wie er ſich bei Allen beliebt zu machen weiß! Den Liebenden und jungen Leuten überhaupt gibt er immer Recht gegen die Eltern und Alten! aber mit den letztern verdirbt es darum doch nicht. Jungen Mädchen gibt er, was ſie verlangen, und wiegt ihnen gut; aber wenn er die Waare abliefert, wickelt er ſie in ein Blatt Moral, das die Kinder mit nach Hauſe nehmen und woran ſich die Mütter erquicken. In Zeichnung komiſcher Charaktere hat Kock viele Fertigkeit. „Welche himmliſche Späße! und man kann ohne Furcht zu erſticken, nach Herzensluſt dabei lachen. Denn ſie gleichen nicht Scribe's und Jouy's Epigrammen, bei welchen man nur lächeln darf, weil ſie Einem leicht, wie Fiſchgräthen im Halſe ſtecken bleiben. Kurz, mein Paul de Kock iſt ein prächtiger Mann — aber leſen Sie ihn nicht.

Samſtag, den 5. März.

Die armen Polen werden wohl jetzt geſtorben ſeyn. Sie ſind glücklicher als ich. Dem entſetzlichen Schauplatz näher, wiſſen Sie ſchon das Schlimmſte. Seit Vorgeſtern habe ich keine Kraft, eine Feder zu führen, ich konnte nicht leſen, nicht denken, ich konnte nicht einmal weinen und beten; nur fluchen konnte ich. Geſiegt haben die Polen ſchon vier Tage lang, aber entſchieden iſt noch nichts, und geſtern ſind gar keine Nachrichten gekommen. Man ſprach von einem Couriere, den der ruſſiſche Geſandte erhalten; die Ruſſen wären in Warſchau eingerückt. Aber wenn das wahr wäre, hätte man ſchon den Jubel der beſoffenen Knechte gehört, an den Feſttagen ihrer Herren, und die deutſchen Blätter von geſtern erzählen nichts. Nicht wie Menſchen, wie Kriegsgötter ſelbſt haben die Polen gekämpft. Sie jagten ſingend den Feind, wie Knaben nach Schmetterlinge jagen; ſie ſtürzten ſich auf die Kanonen und nahmen ſie, wie man Blumen bricht. Männer, Kinder, Greiſe, drei Geſchlechter, drei Zeiten waren in der Schlacht und die Ruſſen, wie feige Meuchelmörder, ſchoſſen aus dem Dickicht der Wälder heraus. Was wird es helfen? Jeder Sieg bringt die Polen ihrem Untergange näher. Sie ſind zu ſchwach, zu arm an Menſchen. Der reiche Kaiſer Nikolaus haut immer neue Soldaten heraus, wie Steine aus Brüchen und das gehet ſo immer unerſchöpflich fort, was ſind einem Despoten die Menſchen? Seine Wälder ſchont er mehr. Nicht Gottes Weisheit, nur die Dummheit des Teufels allein kann noch die Polen retten. Ach! gibt es denn einen Gott? Mein Herz zweifelt noch nicht, aber der Kopf darf einem wohl davon ſchwach werden, und wenn – was nützt dem vergänglichen Menſchen ein ewiger Gott? Wenn Gott ſterblich wäre wie der Menſch, dann wäre ihm ein Tag ein Tag, ein Jahr ein Jahr, und der Tod das Ende aller Dinge. Dann würde er rechnen mit der Zeit und mit dem Leben, würde nicht ſo ſpäte Gerechtigkeit üben und erſt den entfernteſten Enkeln bezahlen, was ihre Ahnen zu fordern hatten. Die Freiheit kann, ſie wird ſiegen, früher oder ſpäter; warum ſiegt ſie nicht gleich? Sie kann ſiegen, einen Tag nach dem Untergange der Polen; ſoll einem das Herz nicht darüber brechen? Die Polen im Grabe, fühlen ſie es denn, haben ſie Freude davon, wenn ihre Kinder glücklich ſind? Die Tyrannei wird untergehen, die Kinder der Tyrannei werden gezüchtigt werden für die Verbrechen ihre Väter; aber die Knochen der begrabenen Könige, haben ſie Schmerzen davon? Gibt es einen Gott? heißt das Gerechtigkeit üben? wir verabſcheuen die Menſchenfreſſer, dumme

Wilde, die doch nur das Fleiſch ihrer Feinde verzehren; aber wenn die ganze Gegenwart, mit Leib und Seele, mit Freude und Glück, mit allen ihren Wünſchen und Hoffnungen, gemartert, geſchlachtet und zerfetzt wird, um damit die Zukunft zu mäſten — dieſe Menſchenfreſſerei ertragen wir! was iſt Hoffnung, was Glaube? durch die Augen wird kein Hunger geſtillt, gemalte Früchte haben noch Keinen ſatt gemacht ... Ich las etwas in den engliſchen Blättern — es iſt ſich todt darüber zu ſchämen, wenn man ein Deutſcher iſt; es iſt ſich die Hände im Dunkeln vor die Augen zu halten. Der Londoner Courier ſagte: „Wenn Polen wird beſiegt ſeyn, wenn, was die Schlacht verſchont, auf dem Schafotte bluten wird, dann werden die *deutſchen Zeitungen* die weiſe Gerechtigkeit des ruſſiſchen Kaiſers rühmen, und wenn der Tyrann nur einem einzigen Beſiegten das armſelige Leben ſchenkt, werden die *deutſchen Blätter* die Milde des hochherzigen Nikolaus bis in die Wolken erheben." Unter allen Völkern der Erde, erwartet man ſolche feige hündiſche Kriecherei nur von *uns*! Ja, es ſchwebt ſchon vor meinen Augen, ich leſe es und höre es, wie das viehiſche Federvieh in Berlin von jedem Miſthaufen, von jedem Dache herab, den großen erhabenen Nikolaus ankräht. Wie hat dieſer Despot in ſeinen Proklamationen geſprochen! Vielleicht glaubt es die Nachwelt, was die Despoten unſerer Tage gethan; aber was ſie geredet, das kann ſie nicht glauben. Vielleicht glaubt die Nachwelt, was die alten Völker geduldet, aber was ſie angehört und dazu geſchwiegen, das kann ſie nicht glauben. Das Schwert zerſtört bloß den Beſitz und mordet den Leib; aber das Wort zerſtört das Recht und mordet die Seele. Zu ſolchen Reden, ſolches Schweigen! Und wenn die Polen vertilgt ſind, dann voran die deutſchen Hunde, gegen den Sitz der Freiheit, gegen Frankreich! dann ſtellt man ſie zwiſchen das Schwert der Franzoſen und die Peitſche der Ruſſen, zwiſchen Tod und Schande! .... Iſt es nicht ſchmachvoll für uns, daß der Kaiſer von Rußland Herr über ſechzig Millionen Sklaven, keinen derſelben knechtiſch genug gefunden hat, die Freiheit der Polen zu ermorden, als den Diebitſch allein, einen Deutſchen?

Ihr heutiger Brief kann mir ſpätere Nachrichten bringen, als die hieſigen, wenn ſie ſchlimm ſind, ich meine das Siegel müßte davon ſchwarz werden.. O! ich kann nicht mehr, ich muß weinen.

Vierzigſter Brief.

Paris Sonntag, den 6. März 1831.

Wäre ich ein Dichter nur acht Tage lang! Ich wollte ein Freudenlied ſingen, daß Berge und Wälder dabei tanzten, oder ein Trauerlied, daß die Sterne darüber weinen müßten und erlöſchten in ihren eigenen Thränen. Ich fühle es in mir, aber es will ſich nicht geſtalten. Nur proſaiſch kann ich jubeln … heute iſt heute und morgen iſt morgen; ich will nicht weiter denken. Alles Gute und Schöne hat ſich beſtätigt, aber das Beſte und Schönſte iſt noch nicht entſchieden. Ein Handelshaus erhielt geſtern die Nachricht: die Ruſſen wären gänzlich zerſtreut, und, was Alles entſcheide, hinter ihrem Rücken wäre Lithauen aufgeſtanden. Aber das heutige miniſterielle Blatt berichtet, die Regierung habe gleich ſpätere Nachrichten, wie jenes Handelshaus, und dieſe, obzwar gut lautend, ſprächen noch von keiner Entſcheidung. Wenn es wahr würde, wenn Rußland, dieſer Rieſe von Eiſen auf Füßen wie Thon, zur Erde ſtürzte, umgeworfen von Kindern, die ihm zwiſchen die Beine gekrochen — wie wollten wir lachen! Dann wenn ein Tyrann ſich unartig beträgt, würde man, ihn zu ſchrecken, rufen: *der Pole kommt! warte, ich hole den Polen!* wie man Kindern droht: ich hole den Schornſteinfeger. „Wie ein Knäul Zwirn will ich die Polen zuſammenwickeln“ — hat Nikolaus geprahlt. Nun, er hat ſie zuſammengewickelt; aber der Knäul iſt zur Bombe geworden, die ihn zerſchmettert. Aber wie furchtſam macht reines Glück! Selbſt die ſonſt ſo kecken pariſer Blätter, die immer ſo leichtfertig lügen, wagen nicht, ſich ihrer Freude über den Sieg der Polen zu überlaſſen; ſie fürchten Enttäuſchung. O Vater im Himmel, ſchicke mir nicht ſolche Trauer! Laß mich dieſen Brief freudig endigen, wie ich ihn angefangen. Bis Mittwoch noch beſchütze die Polen! Wenn die Polen entſcheidend ſiegen, dann wird, wie ich hoffe, Paris illuminirt. Ich beleuchte mein ganzes Haus, und merken Sie ſich das — zehen Lampen ſtelle ich beſonders an ein Fenſter, die ſind für Sie und Pauline. Denn Ihr Armen, dürftet am Abend der herrlichen Entſcheidung doch nicht Eure Freude leuchten laſſen; ja wenn der ruſſiſche Geſandte öffentliche Trauer verlangte von unſerem Römer-Senate, Ihr dürftet Eure gewohnten Nachtlichter nicht anzünden, und müßtet im Dunkeln zu Bette gehen.

So lange das Schickſal bei guter Laune bleibt und die Tyrannen neckt, wollen wir von Poſſen ſprechen. Die Zeit des Ernſtes kommt nur zu gewiß. Verzweifelte Spieler, verdoppeln ſie immer ihren verlornen Einſatz, und da können ſie wohl einmal Alles wieder gewinnen, ehe ſie zu Grunde gehen. Ich habe im italieniſchen Theater den Don Juan gehört. Seit vierzehn Tagen ſchon hatte ich mein Billet dazu. Dreimal wurde die Oper angekündigt und dreimal wieder abgeſagt, weil die Malibran katarrhaliſche Launen bekam! Endlich kam es zur Aufführung. Ich rechnete ſo ſicher auf mein Entzücken, als man auf das Entzücken jedes deutſchen Landes rechnen kann, ſo oft ein Erbprinz wird geboren werden — morgen, übermorgen, über's Jahr, im zwanzigſten Jahrhundert, im dreißigſten, im ſiebentauſendſten, im erſten Jahrhunderte nach dem Untergange der Welt; denn die Natur kann untergehen, aber deutſche Treue nicht. Doch wie kam es ganz anders — nämlich mit Don Juan. Eingeſchlafen bin ich nicht, denn es war die intereſſanteſte Langeweile, die ich je empfunden. Uns Deutſchen iſt der Juan wie das Vaterunſer; wir ſind damit aufgewachſen: er war uns zugleich a b c und hohe Schule der Muſik. Aber was haben dieſe

Italiener, dieſe pariſirten Italiener daraus gemacht! Die wiſſen noch weniger von Gott und Teufel, von Himmel und Hölle, als wir Deutſchen von der Erde wiſſen. Es ſchien, als wäre ihnen die Muſik zu vornehm, ſie waren ſchüchtern, ängſtlich, es war als ſtänden ſie auf glattem Marmorboden eines Pallaſtes, vor einem Könige auf ſeinem Throne. Sie ſchwankten und ſtammelten. Was ſie vortrugen, war alles ſchön, alles richtig; aber es war einſtudirt und der Ceremonien-Meiſter hatte jede ihrer Bewegungen geordnet. Die Bruſt war ihnen zwiſchen den beiden Taktſtrichen eingeengt und ſie wagten nicht tiefer zu athmen, als es die Note vorſchrieb, und die Malibran nicht beſſer als die Andern. Sie dauerte mich und ich hätte ihr zurufen mögen: aber, liebes Kind, wovor fürchten ſie ſich denn? Mozart iſt am Ende doch auch nur ein Menſch wie Roſſini, welche Zerline! Ich erinnere mich, wie ich als Junge die Flöte ſpielen lernte, bei Herrn * * * (der Lehrer war ganz des Schülers würdig), und wir im Duette Zerlinens ſüßes Wundlied blieſen. Sie können ſich denken, daß wir das ſüße Wundlied wie ein Pflaſterlied herabgeſtrichen. Aber doch klingt es mir heute noch ſchöner aus jenen entfernten Jahren zurück, als es mir aus der Bruſt der Malibran tönte. Es war kein Glaube und keine Liebe darin. Gekleidet war ſie geſchmacklos bis zum Unſinn. Es war gewiß unter den Zuſchauern keine Putzmacherin und kein Friſeur, ſonſt hätte ich von einer Ohnmacht hören müſſen. In den Haaren ſtaken ihr zehen bis zwölf lange und ſteife meſſingne Stangen, die in große dicke meſſingne Kugeln endigten, welche nicht einmal blank geſcheuert waren. Sie ſah aus wie eine Gartenmauer, gegen das Ueberſteigen von Spitzbuben gehörrig bewahrt. - Zerline fürchtet ſich vor Spitzbuben! — Don Juan war ein alter häßlicher Sünder, der keine Katze hätte verführen können. Elvire eine betrübte Kokette. Der Geiſt ſah aus wie ein weißer Schornſteinfeger. Donna Anna (Madame Lalande) war gut; ſie hat gewiß den Don Juan in deutſcher Schule gelernt. Am Leporello fand ich zu loben, daß er nicht ſo den Hanswurſt macht wie bei uns. Chöre und Orcheſter, ſonſt ſo vortrefflich, waren von der allgemeinen Kälte und Aengſtlichkeit nicht frei. Der himmliſche Lärm im erſten Finale, die hölliſche Freude im zweiten — das ging alles verloren; es war ſtill zum Einſchlafen. Wenn ich mir dieſe Leere und Stille nur erklären könnte! Chor und Orcheſter voller beſetzt als bei uns; es ſind die nehmlichen Noten, es iſt daſſelbe Tempo, gleiches Forte — und doch war es ſtill! und — ſtellen Sie ſich vor — Don Juan beim Abendeſſen hat rothen

Wein aus einem breiten Glaſe getrunken! Langſamen rothen Wein, wenn man den Teufel erwartet! Jeder dumme arme Sünder, ehe er zum Galgen geführt wird, trinkt wenigſtens Rum. Ein Bekannter, der während der Vorſtellung hinter der Scene war, erzählte mir, die Malibran hätte nach ihrem Abtreten geweint, weil ſie nicht genug applaudirt worden, und ſie weine immer, wenn ſie kälter als gewöhnlich aufgenommen wird. Das iſt gewiß eine ſchöne Empfindlichkeit an einer ſo großen Künſtlerin.

Verdrießlich war ich ohnedies während der zweiten Hälfte des Don Juan, und die heilige Cäcilie ſelbſt mit ihrer Baßgeige hätte mich nicht aufheitern können. Nach dem erſten Akte ging ich ins Foyer. Da fand ich eine Menge Menſchen in einem dicken Knäuel zuſammengewickelt, und ein kurzes Männchen in der Mitte, rund wie ein Kern, erzählte von den polniſchen Angelegenheiten in der Abendzeitung. Und der Knäuel war ſo dick, daß ich nicht durchdringen konnte, und ich hörte nichts, und mußte mit der Pein der Ungewißheit wieder herunter gehen. Mein Nachbar im Orcheſter, ſtill früher, fragte mich auf Deutſch: nicht wahr Sie ſind ein Deutſcher? — Ja. — Aus Frankfurt? — Ja, woher wiſſen Sie das? — Ich dachte es mir. — Kennen Sie Herrn Worms de

Romilly? — Nur dem Namen nach. — Er iſt eben vorbeigegangen, wenn er zurückkommt, will ich ihn Ihnen zeigen. — Bald kam er, und er zeigte mir ihn. Aber ich dachte bei mir: was geht mich der Worms de Romilly an? Darauf fragte ich den Herrn, ob er nicht wiſſe, was im Meſſager ſtände, es verlaute, die Polen hätten geſiegt? Er machte ein mürriſches Geſicht und antwortete: Geſchwätz, es iſt kein wahres Wort daran. Ach! dachte ich, jetzt kenne ich den Herrn und ich begreife, warum ihn der reiche Bankier Worms de Romilly intereſſirt. Dann fragte er mich: wie ſtehen die Courſe in Frankfurt? Ich antwortete aus dem Stegreife — ich weiß nicht mehr ob 70 oder 72 oder 74 oder 78. Da ſah er mich an, zugleich wie ein Narr und wie einen Narren, und ſagte, das iſt nicht möglich, das müſſen die vierprozentigen ſeyn, und er zog die Berliner Zeitung aus der Taſche um nachzuſehen. Ja freilich, erwiederte ich, es ſind die vierprozentigen, und ich murmelte: „hole der Teufel die vierprozentigen und die Fünfprozentigen und das ganze nichtsprozentige Papiervolk!“ Bis halb zwölf Uhr mußte ich da ſitzen, bis ich mir im Meſſager Beruhigung holte. Ich hätte fortgehen können, aber ich war ein Narr und geizig und berechnete, daß mich jeder Akt des Don Juan ſechs Franken koſtete. Der deutſche Kaufmann neben mir, ſo prozentig er auch war, liebte doch leidenſchaftlich den Don Juan, und verehrte ihn wie Bibel. Nach jeder Scene zankte er ſich mit einigen Geigen im Orcheſter herum, und behauptete, es wäre etwas ausgelaſſen worden. Das machte ihn etwas ſteigen bei mir — um ein Drittelchen.

Dienſtag, den 8. März.

Das deutſche Blatt, das in Straßburg erſcheint, hat unſere ſchuldbewußten Staatsmänner aus ihrem Schlafe geweckt und ſie in tödtlichen Schrecken geſetzt, als wäre ein Geſpenſt vor ihr Bett getreten und hätte ſie mit kalter feuchter Hand berührt. Das Blatt erſcheint als Beilage des Courier du Bas-Rhin, unter dem Titel: das konſtitutionelle Deutſchland. Es enthielt unter andern genaue und getreue Berichte über die Staatsverwaltung im Würtembergiſchen, beſonders über den himmelſchreienden Wucher, den die Regierung mit dem Salze treibt. Gleich wurde ein Herr von Schlitz von Stutgard nach Straßburg geſchickt, um den Redakteur des Courier du Bas-Rhin zu beſtechen, daß er nichts mehr gegen Würtemberg aufnehme. Dieſer aber wies den Antrag ab, erbot ſich jedoch gegründete Widerlegung aufzunehmen. Doch wie leugnen, was jedes Salzfaß im Lande bezeugt? Das Geld zu Beſtechungen nimmt man aus dem Beutel des armen Volks: aber gute Gründe gibt und verweigert nur das Recht, das kein würtembergiſcher Unterthan iſt. Darauf wandte man ſich an den franzöſiſchen Geſandten in Stuttgard und bat um Hülfe. Dieſer aber zuckte ſeine diplomatiſchen Achſeln und ſagte, es wäre leider Preßfreiheit in Frankreich, und nichts dagegen zu thun. So hat Herr von Schlitz ſeinen Witz verloren, die würtemberger Bauern bezahlen die ſtraßburger Reiſe und bekommen das Salz nicht wohlfeiler als bisher. Es iſt himmliſch, wie man dieſe Sünder quälen kann durch ein einziges freimüthiges Wort.

Haben Sie geleſen, mit welcher ſchönen Rede der König von Baiern ſeine lieben und getreuen Stände begrüßt? Er hat mit ihnen geſprochen wie ein Schulmeiſter mit ſeinen Jungen. Er ſagte, es gäbe nichts, das himmliſcher wäre, als König von Bayern zu ſeyn. Ach, mein Gott, ich glaube es ihm. Wenn ich das Unglück hätte ein Fürſt zu ſeyn, ſo würde es mich etwas tröſten, wenigſtens ein deutſcher Fürſt zu ſeyn: denn dieſer erfährt erſt in jener Welt, wie ſchwer es iſt gut zu regieren, und wie viele Dummheiten er gemacht während ſeines Lebens. Der König hat ein Geſetz über die Preßfreiheit angekündigt, über — das heißt gegen. Nun möchte ich doch wahrhaftig wiſſen, was dieſer Bettlerin noch zu nehmen wäre! Und was macht die bayeriſche Regierung ſo keck? Woher kommts, daß ſie, und ſie mehr als jede andere deutſche Regierung, der öffentlichen Meinung trotzt, ſie neckt, herausfordert und quält ohne allen Gewinn für ſie? Es kommt daher, weil ſie mit Frankreich einverſtanden iſt, weil ſie auf dieſen Schutz rechnet, wenn ihre Unterthanen ſich empören ſollten, weil ſie ihre Unabhängigkeit nach außen, um den Preis der Schrankenloſigkeit nach innen verkauft hat. So war es unter Napoleon auch. Dieſer verſtand die deutſchen Regierungen ſehr gut. Er wußte, daß der Deutſche gern ein Knecht iſt, wenn er nur zugleich auch einen Knecht hat. Er machte die deutſchen Fürſten unbeſchränkt ihren Unterthanen gegenüber und dafür wurden ſie ſeine Unterthanen. Das iſt die ſchöne Zukunft des deutſchen Volks! Nur ſeine Fürſten haben in einem Kampf mit Frankreich zu gewinnen oder zu verlieren; es ſelbſt wird Schmach und Sklaverei finden, beſiegt oder ſiegend — gleichviel. Doch davon genug für heute. Alle meine Sacktücher ſind bei der Wäſcherin und es wäre viel dabei zu weinen.

Warum wundert Sie, daß Sie von Medor nicht früher gehört? habe ich doch ſelbſt erſt nach einem Aufenthalt von fünf Monaten von ihm erfahren. In Paris iſt ein Hund nicht mehr als in Deutſchland ein Unterthan, an den man erſt denkt, wenn er Abgaben zu zahlen hat. Von Medor fing man erſt an zu ſprechen, als Maler, Lithographen, Biographen, Dichter, Bänkelſänger und Hundewächter die Erfahrung gemacht, daß mit dem Thiere etwas zu verdienen ſei. Kürzlich hörte ich erzählen, Medor ſei gar nicht der ächte liberale Hund, ſondern ein falſcher; den Rechten habe ein Engländer gekauft und fortgeführt. Es iſt aber gelogen. Ich habe es aus Medors eignem Munde, daß er im Juli tapfer gefochten. Zweifeln Sie vielleicht, daß ich das Hundegebell verſtände? Ich meine, das lernt man bei uns ſo leicht, wie jede andere Sprache.

Mittwoch, den 9 März.

Mittwoch iſt da. Es ſollte nicht ſeyn, es iſt zu Ende mit den Polen! Wir wollen darum nicht verzweifeln, die Freiheit verliert nichts dabei. Die Erben haben ſich vermindert, deſto größer wird die Erbſchaft. Schmerzlich iſt es, daß Polen ſich als Saatkorn in die Erde legen mußte; aber der Saame wird herrlich aufgehen. So laut ſchreit das vergoſſene Blut, daß es der taube Himmel ſelbſt hört, und Gott ſchicken wird, wenn auch zu ſpät zur Hülfe, doch nicht zu ſpät zur Rache. Nichts Schlimmes ahndend ging ich geſtern Nachmittag, das Modell von Petersburg zu ſehen, das hier gezeigt wird. Ich bewunderte die herrliche Straße, die prächtigen Palläſte dieſer ſchönſten Stadt der Welt. Ich ſtellte mich vor den Pallaſt des Kaiſers und dachte: da ſitzt er, und wartet ungeduldig auf das letzte Röcheln eines geſchlachteten Volks. Von dort hatte ich nur einige Schritte zur Börſe. Ich trat hinein und erfuhr das Entſetzliche. Bei allem meinem Gram erquickte mich die Schadenfreude, die ich über die Kaufleute empfand. Das franzöſiſche Papiervolk iſt ſo jammervoll und jämmerlich als das deutſche. Dieſe Blut- und Schweißkrämer waren nach den polniſchen Nachrichten wie zwiſchen Hund und Wolf. Sie wußten nicht, wo hinaus. Eine unterdrückte Empörung, eine beſiegte Freiheit machte ihnen Freude; aber dann bedachten ſie wieder, daß der Sieg der Ruſſen einen Krieg mit Frankreich und den Renten wahrſcheinlich mache, und da gingen ſie umher, mit einer rothen und mit einer bleichen Wange. Es war zu ſchön.

Ein und vierzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 11. März 1831.

Noch immer weiß man nichts Entſcheidendes von Polen; die neueſten Nachrichten haben den Schrecken der früheren ſehr gemildert. Aber ich kann mich nicht darüber freuen. Mögen die Polen ſich noch einige Tage hinhalten zwiſchen Leben und Tod, ſterben müſſen ſie doch. Die Trauer in Paris iſt nicht zu beſchreiben, ſo tiefe Empfindung hätte ich dem Volke nicht zugetraut. Geſtern ſind funfzehnhundert junge Leute mit Trauerfahnen durch die Stadt gezogen. Dem ruſſiſchen Geſandten wurden die Fenſter eingeworfen. Was kan das aber nützen? Es ſchadet eher. Die Feigheit der Machthaber wird ſich jetzt in angſtzitternden Entſchuldigungen erſt recht kund geben. Kein Kind fürchtet ſo den Schornſteinfeger als Philipp den Nikolaus fürchtet. Die Regierung wird alle Tage erbärmlicher; es macht einen ganz irre. Man weiß nicht mehr, wächſt die Zeit oder wird die Regierung kleiner; das Mißverhältniß zwiſchen beiden ſteigt mit jeder Stunde. Jetzt, da der Krieg immer wahrſcheinlicher wird, immer näher kommt; jetzt, da die Begeiſterung des Volkes allein Frankreich retten kann, fürchtet man dieſes Feuer wie ein verzweifelter Hausvater, und gießt halb todt von Schrecken alles Waſſer hinein, was nur zu haben iſt. In ihrer Angſt ſpucken ſie in den Brand. Man will ein friedliches, ein unglaubliches Miniſterium bilden. Wenn der Jude Rothſchild König wäre, und ſein Miniſterium aus Wechſelmäklern bildete, es könnte nicht niederträchtiger regiert werden. Ich gebe dem Orleans keine zehen Sous für ſeine Krone. Pfui! was iſt das für ein Treiben! Man will ſich bis zum erſten Flintenſchuſſe den Schein geben, als hätte man ernſtlich den Frieden gewollt, wäre aber zum Kriege herausgefordert worden, und ſo verklauſelirt man ſich auf die lächerlichſte Weiſe vor Notar und Zeugen, damit man, wenn der blutige Prozeß beginnt, die geſtempelten Beweisſtücke vorzeigen, und ſein Recht bei allen Inſtanzen verfolgen könne. Als würde der Civilrichter das Schickſal der Menſchheit entſcheiden! Und das thut der König des mächtigſten Volks der Welt, das Geſetze geben und nicht empfangen ſollte! Frankfurt iſt jetzt Paris um funfzig Stunden näher. Und die deutſche Bundes-Verſammlung hält ihre Dummheiten wenigſtens geheim. Ich wußte immer, daß wie hier ſo in allen Ländern Herz nur bei dem Volke zu finden; aber jetzt erfahre ich, daß auch der Verſtand nur bei dem Volke zu ſuchen, und daß Regierungen, wie ohne Herz auch ohne Verſtand ſind. Manchmal dachte ich: es iſt nur die Maske der Dummheit, es muß dahinter etwas ſtecken; aber jetzt ſehe ich ein, daß die Dummheit ernſtlich gemeint iſt, und daß nichts dahinter ſteckt, als eine noch größere Dummheit. —

Mit Worten kann ich Ihnen den Eindruck nicht ſchildern, den Paganini in ſeinem erſten Conzerte gemacht; ich könnte ihn nur auf ſeiner eignen Geige nachſpielen, wenn ſie mein wäre. Es war eine göttliche, es war eine diaboliſche Begeiſterung. Ich habe ſo etwas in meinem Leben nicht geſehen noch gehört. Dieſes Volk iſt verrückt und man wird es unter ihm. Sie horchten auf, daß ihnen der Athem verging, und das nothwendige Klopfen des Herzens ſtörte ſie und machte ſie böſe. Als er auf die Bühne trat, noch ehe er ſpielte, wurde er zum Willkommen mit einem donnernden Jubel empfangen. Und da hätten Sie dieſen Todfeind aller Tanzkunſt ſehen ſollen, in der Verlegenheit ſeines Körpers. Er ſchwankte umher wie ein Betrunkener. Er gab ſeinen eignen Beinen

Fußtritte und ſtieß ſie vor ſich her. Die Arme ſchleuderte er bald himmelwärts bald zur Erde hinab, dann ſtreckte er ſie nach den Couliſſen zu, und flehte Himmel, Erde und Menſchen um Hülfe an in ſeiner großen Noth. Dann blieb er wieder ſtehen mit ausgebreiteten Armen und kreuzigte ſich ſelbſt. Er ſperrte den Mund weit auf, und ſchien zu fragen; gilt das mir? Er war der prächtigſte Tölpel, den die Natur erfinden kann, er war zum Malen. Himmliſch hat er geſpielt. In Frankfurt hatte er mir bei weitem nicht ſo gut gefallen; das machte die Umgebung. Ich hörte mit tauſend Ohren, ich empfand mit allen Nerven des ganzen Hauſes. In ſeinen Variationen am Schluſſe machte Paganini Sachen, wobei er lachen mußte. Nun möchte ich wiſſen, ob er über das närriſche Publikum gelacht, oder ob er ſich ſelbſt Beifall zugelacht, oder ob er ſich ausgelacht. Das Letztere iſt wohl möglich, denn es ſchienen mir große Kindereien zu ſeyn. Die Pariſer Zeitungsſchreiber ſind noch gar nicht zur Beſinnung gekommen; dieſe Wort-Millionäre wiſſen zum Erſtenmale nicht, was ſie ſagen ſollen. Nur einige Seufzer und große Redensarten haben ſie einſtweilen in die Welt geſchickt, und verſprechen umſtändliche Kritik auf ſpätere Tage. Das Erhabenſte, was über Paganini geſagt worden, iſt: man habe zwei Stunden lang die Polen vergeſſen. Er habe la figure la plus méphistopholique du monde, ſo daß eine Dame, als ſie ihn erblickte, einen fürchterlichen Schrei ausſtieß. Der große Violinſpieler Baillot wurde von Madame Malibran gefragt, was er von Paganini denke. Er antwortete: Ah! Madame, c'est miraculeux, inconcevable, ne m'en parlez pas, car il y a de quoi rendre fou. Glückliches Volk, die Pariſer! Alles fällt auf ſie herab, alles ſtrömt ihnen zu. Glück, Jammer, Reichthum, Armuth, Italien, Thränen, Paganini, Polen — und ſie mengen und miſchen das unter einander, und zuletzt wird's immer ein Punſch.

Geſtern Mittag wohnte ich einem Conzerte bei, das in der königlichen Singſchule von Knaben und Mädchen von 6 bis 16 Jahren aufgeführt worden. Man gab ein Oratorium von Hendel, Samſon, Text von Milton, und die Schlacht von Marignan, ein Kriegsgeſang. Dieſe Schlacht hat Franz I. im Jahre 1515 über die Schweizer gewonnen, und in dem nehmlichen Jahre hat Clement Jennequin die Cantate componirt. Man hörte alſo eine dreihundertjährige Muſik. Höchſt originell! Aber ich Muſik-Ignorant kann Ihnen das nicht vorſtellig machen. So viel merkte ich wohl, daß dieſe Muſik drei Jahrhunderte von Roſſini entfernt iſt, aber lange nicht ſo weit von Weber. Der Freiſchütz mag wohl viel altdeutſches haben. Dieſe Singſchule hieß vor der Revolution im Juli: Institution royale de musique religieuse; aber ſeitdem hat man ſie, ob zwar ihre Beſtimmung für die Bildung zur Kirchenmuſik die nehmliche geblieben, Institution royale de musique classique genannt. Wie gefallen Ihnen meine Franzoſen?

Geſtern Abend war ich auf dem Maskenball der großen Oper. Es war da ſehr voll und ſehr langweilig, wenigſtens für mich und die Gends'armen, die wir die einzigen tugendhaften Perſonen im ganzen Hauſe waren. In allen Theatern waren Maskenbälle, und alle ſehr beſucht — zur Todesfeier für die Polen! — Vor einigen Tagen wurde bei den Italienern eine neue Oper, Fauſto, aufgeführt nach Goethe's Fauſt bearbeitet. Der Componiſt iſt eine Componiſtin, Demoiſelle Bertin, ein junges Frauenzimmer, Tochter des Redakteurs des Journal des Debats. Die königliche Familie kam zur erſten Vorſtellung; denn das Journal des Debats iſt ein miniſterielles Blatt. Die Muſik iſt einigemale nicht langweilig, und wer noch nicht ganz todt iſt, erholt ſich da wieder. Die ſchönſten Gedanken kommen der Componiſtin erſt am Schluſſe der Oper, wahrſcheinlich wegen der weiblichen Poſtſcripten-Natur. Die letzte Scene, Gretchen im Kerker, macht guten Eindruck. Aber es wollte mir nicht aus dem Kopfe, daß ein Frauenzimmer dieſe Muſik gemacht, und wenn im Orcheſter Hörner und Pauken mächtig erſchallten, mußte ich jedesmal lachen. Den Text hat ſie ſich auch ſelbſt zugerichtet. Man muß das freilich nicht ſo genau nehmen; aber komiſch iſt es doch, wenn Gretchen noch um 9 Uhr unſchuldige Jungfrau war, und ſchon um 11 Uhr als Kindesmörderin im Gefängniß ſitzt; das iſt zum Leſen aber nicht zum Darſtellen.

Ich habe mir vorgenommen, in den wenigen Wochen, die ich noch hier bleibe, alle Theater zu beſuchen, von welchen ich mehrere noch gar nicht kenne, und alle Stücke zu ſehen, die dieſen Winter neu verfertigt werden. Aber ich werde hingehen, ſchlenkernd, und verdrießlich, wie ein Bübchen in die Schule geht. Es iſt ſo weit und ich ſehe lieber zu auf der Gaſſe ſpielen, wo keiner ſeine Rolle verdirbt, und man immer bequem Platz findet. Doch es iſt lehrreich und ich darf es nicht verſäumen. Da wird einem alles vor die Augen und Ohren vorbeigeführt, was den Franzoſen ſeit einem Jahre durch Kopf und Herz gegangen — Großes und Gemeines, Edles und Schlechtes, Hoffnungen und Täuſchungen, Wünſche und Verwünſchungen, Spott, Tadel, Dummheiten, alles, und die ganze Geſchichte ſeit vierzig Jahren. Jeder Held, jedes Schlachtopfer der Revolution wurde auf die Bühne gebracht. Napoleon mit ſeiner Schaar; Robespierre, die Kaiſerin Joſephine, Eugen Beauharnois, die Brüder Foucher, der Herzog von Reichſtadt, die unglückliche Lavalette, Marſchall Brüne, Joachim Mürat, ſeit kurzem die Dübarry. Ueber alle dieſe und noch viele mehr gibt es Theaterſtücke. Ich entſetze mich, wenn ich bedenke, was ich mich in Paris noch zu amüſiren habe! — Ich erhalte ſo eben Ihren Brief, und gleichzeitig bringt mir ein Freund die neueſte preußiſche Staatszeitung. Gönnen wir den Papier-Spitzbuben ihre letzte Betrunkenheit, der Henker wird ſie bald holen. Aber wegen der Polen wollen wir uns keinen täuſchenden Hoffnungen überlaſſen. Ich danke dem St. für ſeine Nachrichten; aber daß ſich die Ruſſen zurückziehen, beweiſ't keineswegs etwas zu ihrem Nachtheile. Sie wollen die polniſche Armee, nehmlich den armen Reſt derſelben von Warſchau abziehen, und Warſchau wird den Barbaren doch nicht entgehen. Es müßte ein Wunder geſchehen, die Polen zu retten. Aber was liegt dem Himmel an einem Wunder mehr? Iſt die Tapferkeit der Polen nicht ſelbſt ein Wunder? Der Krieg iſt jetzt hier ſo gut als entſchieden. Italien gab den Ausſchlag, der heutige Moniteur enthält die Ordonnanz, daß 80,000 Mann ſich marſchfertig halten ſollen. Wenn Sie heute oder morgen hören, daß hier ein noch ſchläfrigeres Miniſterium als das bisherige gebildet worden, ſoll Sie das nicht irre machen, es gibt doch Krieg. Man will nur etwas Waſſer in den Wein gießen, das er den Franzoſen nicht zu ſehr in den Kopf ſteige.

Samstag, den 12. März.

Man fängt, wie ich merke, ſchon wieder an, das deutſche Volk einzuheizen, damit es ſeine Fürſten warm haben, wenn das franzöſiſche Schneegeſtöber über ſie kommt. Die alte Komödie von 1814 und 15 neu einſtudirt. Sie ſchleppen mächtige Klötze herbei, und häufen, *Nationalgefühle*, *Bundestreue*, feſten *Zuſammenhang*, *Ehre*, *Widmung*, *Tugend*, *Vaterlandsliebe*, *Mont-Martre-Erinnerungen*, als Reiſerbündel haushoch über einander. Der breite eiſerne deutſche Ofen wird herhalten und ſich geduldig vollſtopfen laſſen, wie das vorige Mal, und glühen und roth werden vor Zorn gegen die Franzoſen. Görres der „*alte und ächte Freund und Hohepreſter der Freiheit*“ wie er ſich ſelbſt nennt, ſchreibt in der allgemeinen Zeitung *vaterländiſche Briefe*, von welchen mir erſt der Anfang unter die Augen gekommen. Das Zeug da oben, das ich unterſtrichen, iſt ſchon darin. Ich zweifle nicht, daß die Narren ſich zum Zweitenmale werden zum Beſten halten laſſen. Aber wenn es geſchiehet, dann wird kein Engel im

Himmel ſo weich, nachſichtig oder mitleidig ſeyn, über die betrogenen Thoren zu weinen. Lachen wird der ganze Himmel, und Gott ſelbſt wird lachen und wird in der beſten Laune franzöſiſch zu ſprechen anfangen und ſagen: quelle grosse bête que ce peuple allemand! und wird in die Oper gehen und ſich gar nicht darum bekümmern, wenn die undankbaren Fürſten ihre Erretter zum Zweitenmal nach Amerika verbannen, oder in Köpenik und Magdeburg einſperren. Aber beim Himmel! Wenn es zum Kriege kömmt, und Görres, Arndt und die übrigen deutſchen Kapuziner fangen ihre alten Litaneien zu plärren an, dann will ich doch ein Wort mitſprechen, und wir wollen ſehen, welcher Stahl beſſere Funken giebt. Jetzt gilts! Wird Deutſchland diesmal nicht frei, gehet ihm wie er ein ganzes Jahrhundert verloren.

Wenn Sie leſen: Odillon-Barrot, Mauguin, Lamarque ſind Miniſter geworden — das ſind die Männer, welche der Revolution vom Juli treu geblieben und ſie begleiten wollen bis zum Ziele — dann packen Sie gleich ein und reiſen nach Paris, ehe die Grenzen geſperrt werden; denn alsdann iſt der Krieg gewiß und nahe. Aber wahrſcheinlich werden Sie nichts davon leſen, ſondern Caſimir Perrier und andere Zitterer werden an das Steuer kommen, bis der Sturm losbricht.

Adieu! und die Handelskammer ſoll Aſche auf ihr Haupt ſtreuen, und ſoll faſten (jetzt kann ſie es noch freiwillig) und ſoll ſich neun und dreißig Riemenhiebe geben laſſen; denn Jeruſalem wird untergehen. O wai geſchrien!

Zwei und vierzigſter Brief.

Paris, Dienſtag, den 15. März 1831.

— Nun, Lafitte iſt jetzt auch aus der Regierung getrieben, der erſte und letzte Mann der Revolution. Und die Narren hier reden ſich jetzt ein, Caſimir Perrier würde ihnen Roſen und Veilchen pflanzen, und ſie würden ein Schäferleben führen, und den ganzen Tag oben auf dem reinen Hügel der Renten ſtehen, und ſingen und hinabſchauen in das grüne Thal, wo das graſende Lämmervolk ſpringt Teufel! In Deutſchland war ich ſchon längſt der einzige geſcheidte Menſch; das war mir läſtig und ich ging darum nach Frankreich. Und mit Aerger ſehe ich jetzt ein, daß ich hier auch der einzige geſcheidte Menſch bin. Wo flüchte ich mich hin? Wo finde ich Verſtand? Und wiſſen Sie, warum ich allein klug bin unter ſo vielen Narren? Weil ich an Gott glaube, und an die Natur, und an die Anatomie, und an die Phyſiologie; und die Andern verlaſſen ſich auf Menſchen, und auf ihre Künſte, und auf die Polizei. Ich weiß freilich nicht, wie die, welche einen politiſchen Barometer in ihrem Kabinette haben, ob morgen gutes oder ſchlechtes Wetter ſeyn wird; aber ich weiß: im Winter iſt es kalt und im Sommer iſt es warm. Meine Briefe werden für oder gegen mich zeugen. Nicht. . . .

Nach dem Nicht bekam ich Beſuch, der eine halbe Stunde dauerte, und jetzt habe ich vergeſſen, was ich ſagen wollte. Aber kurz, ich bin Paris überdrüſſig. Soll ich in Dummheit leben, ſo ſei es wenigſtens in meiner Vaterländiſchen. Da iſt doch Genie darin; hier aber pfuſchen ſie nur, und bringen mit dem ſchlechteſten Willen doch nichts Schlechtes zu Stande.

— Herr * * * hat mir erzählt, unter den Frankfurter Juden wäre eine Inſurrektion gegen ihren Verſtand ausgebrochen. Sie wollen Rechenſchaft über die Finanzverwaltung haben, und ſo lange dieſe nicht abgelegt würde, keine Gemeinde-Steuern bezahlen. Das iſt ja ſehr luſtig! Wer ſind denn die jüdiſchen 221, und wer iſt der jüdiſche Polignac? Ich meine, das müßte den Krieg entſcheiden. Europa wird doch endlich einſehen, daß keine Ruhe iſt, ſo lange Frankreich beſteht. Wenn ſogar die Juden wanken, der Throne feſte Säulen, worauf kann ich noch bauen? Die vermaledeyte Preßfreiheit iſt ſchuld an allem.

— Ein Bankier ſagte mir neulich, Lafitte habe dreißig Millionen gehabt, und jetzt ſey er zu Grunde gerichtet. Wenn ſich der Friede erhält und die Staats-Effekten wieder zu Werthe kommen, wird ihm höchſtens eine Million übrig bleiben; wenn nicht, nicht ſo viel, daß er ſeine Gläubiger befriedigen kann. Lafitte iſt ehrenvoll gefallen, er hat ſein Vermögen dem Staate aufgeopfert. Er hat es immer geſagt, er ſetze allen ſeinen Reichthum daran, die Bourbons zu ſtürzen, und er hat es gethan. Durch eine großmüthige Neigung ohnedies getrieben, leiſtete Lafitte aus Politik jedem Hülfe, der ihn um Beiſtand anſprach. Er wollte ſich dadurch Anhänger erwerben, um ſie zu Feinden der Bourbons zu machen. Wer in Frankreich irgend ein Gewerbe, einen Handel, eine Fabrik unternehmen wollte, benutzte Lafitte's Capitalien. Durch die Revolution wurden alle jene Schuldner unfähig zu bezahlen, und ſo iſt Lafitte zu Grunde gegangen. Rothſchild aber wird beſtehen bis an den jüngſten Tag — der Könige. Welch ein Ultimo! Wie wird das krachen.

Ich habe meine theatraliſche Laufbahn angetreten, nehmlich mein Laufen in die Theater. Die

Beine ſind mir noch ſteif davon. Erſt wird man müde vom Gehen, dann wird man müde vom Stehen, dann wird man müde vom Sitzen. Aber einſchlafen thut man doch nicht. Es iſt eben die liebe Natur, die man nimmt, wie ſie ſich gibt; von der Kunſt aber verlangt man mit Recht, ſie ſolle ſchön und gefällig ſeyn. Ein lebendiger Eſel iſt mir lieber als ein todter Löwe, eine gebratene Kartoffel lieber als eine unreife Ananas, ein munterer Taugenichts lieber als ein ſchläfriger Hofrath und was ich Ihnen ſonſt noch ſagen könnte, um zu entſchuldigen, daß mir das Pariſer Theater beſſer gefällt als das Berliner, worüber ſich Herr von Raumer, wie ich hoffe, ärgern wird, wenn er es erfährt. Aber gottloſes Zeug: gräulich gottlos! Und wenn man ins Theater kommt mit Jehova, Chriſtus und Mahomet, und mit dem ganzen Olymp, und mit allen Heiligen im Herzen, gehet man hinaus, iſt keiner mehr da, Alle weggelacht, und ich glaube die Gottheiten und Götter, ſie lachen im Stillen ſelbſt mit. Sie wiſſen, wie ich über Religion geſinnt bin. Ich denke: wer ſo unglücklich iſt an keinem Gott zu glauben, iſt nicht ganz unglücklich, ſo lange er noch an den Teufel glaubt, und wer an keinen Teufel glaubt, wäre noch unglücklicher, wenn er an keine Pfaffen glaubte. Nur glauben! Was iſt ſelbſt der glücklichſte Menſch ohne Glauben? Eine ſchöne Blume in einem Glaſe

Waſſer, ohne Wurzel und ohne Dauer. Aber was geht mich der Unglaube der Andern an? Ich lache und denke; ich habe meinen Gott, ſehet zu, wie ihr ohne ihn fertig werdet, das iſt euere Sache. Ich habe nie begreifen können, wie gläubige Menſchen ſo unduldſam ſeyn mögen gegen ungläubige. Es iſt auch nur Adel- und Prieſterſtolz. Die Frommen ſehen den Himmel für einen Hof an, und blicken mit Verachtung auf alle diejenigen herab, die nicht hoffähig ſind wie ſie. Darum erquickt es mich, wenn in den neuen franzöſiſchen Volks-Souverainen und Zenſurfreien Theaterſtücken, die Geiſtlichkeit, die ſchwarze Gendsarmerie und geheime Polizei der Fürſten, ſo geneckt und gehudelt wird. Es iſt eine Schadenfreude, daß man jauchzen möchte. Und was thut man ihnen denn? Sie werden nicht gemartert, nicht verbannt, nicht eingekerkert, nicht verflucht, durch keinen Höllenſpuk geängſtigt; man nimmt ihnen keine Zehenten ab, man macht ſie nicht dumm; man lacht ſie nur aus. Wahrlich die Rache für tauſend Jahr erlittener Qual iſt mild genug! Es iſt aber auch eine Lebensfreudigkeit eine friſch quellende Natur in den Pariſer Schauſpielern, ſo oft ſie Geiſtliche vorſtellen, daß man deutlich wahrnimmt, wie ihnen alles aus der Bruſt kommt, und wie ſie gar nicht ſpielen, ſondern wie das Herz mit ihnen ſelbſt ſpielt. Die Tartüff-Natur können ſie auswendig wie das

Ein-mal-Eins. Die Pfaffenheuchelei in ihren feinſten Zügen, zeichnen ſie mit geſchloſſenen Augen. Und doch muß ich zu ihrem Ruhme ſagen, daß ſie keine Bosheit in die Rolle bringen. Sie betragen ſich als großmüthige Sieger, entwaffnen den Feind, thun ihm aber nichts weiter zu Leide.

Im Theatre de l'Ambigüe habe ich drei Stücke geſehen, die mich auf dieſe Gedanken gebracht. Das erſte heißt la papesse Jeanne. Der Titel allein macht ſchon ſatt. Jahrhunderte lang glaubte die Welt, es wäre einmal eine Frau Papſt geweſen, und das Geheimniß ſei erſt entdeckt worden, als der heilige Vater in die Wochen gekommen. Das iſt die berühmte Päpſtin Johanna. Neue Hiſtoriker haben die alte Geſchichte für ein Mährchen erklärt. Aber was ändert das? Die Hauptſache bleibt immer wahr. Man hatte eine ſolche Vorſtellung von der Verdorbenheit der päpſtlichen Kirche, daß man das Mögliche für wirklich hielt. Dieſe Päpſtin tritt im Vaudeville auf. Anfänglich iſt ſie erſt Cardinal. Eine lange prächtige Frauensperſon in Weiberkleidern, iſt allein mit ihrem Kammermädchen, und lachen die Beide und machen ſich luſtig über die Cardinalität unter der Haube und unter der rothen Mütze, daß die Wände zittern. Die Cardinalin Jeanne erzählt ihre frühere Geſchichte. Sie war mit einen Kreuzfahrer als deſſen Ehefrau in den heiligen Krieg gezogen. Dort verlor ſie im Gedränge ihren Mann, und wurde als leichte Waare von einem Paſcha, von einem Kreuzritter dem andern zugeworfen. Sie kam als Mann verkleidet nach Rom, trat in den geiſtlichen Orden, und als ſie es durch pfäffiſche Geſchmeidigkeit ſo weit gebracht, daß ſie nichts mehr roth machen konnte, als der Purpur, bekam ſie ihn. Die Cardinälin geht ins Seitenzimmer, ſich als Mann umzukleiden. Unterdeſſen tritt ein alter Cardinal herein, tändelt mit dem Kammermädchen und macht ihm Liebeserklärungen. Jeanne erſcheint im rothen Ornate. Wechſelſeitige Heuchelei und chriſtliche Bruderliebe der beiden Cardinäle. Der männliche Cardinal geht fort, und dem weiblichen wird ein Kreuzfahrer gemeldet, der aus dem gelobten Lande kömmt. Ein gemeiner Reiter tritt herein, ein geharniſchter Lümmel, ſieht dem Cardinal ins Geſicht, und ſchreit: meine Frau! Meine Frau Cardinal! Der Kerl möchte ſich todt lachen. Die erſchrockene Johanna bittet um Gottes willen, ſie nicht zu verrathen. Er gelobt Verſchwiegenheit für vieles Geld und vielen Wein. Er bekömmt beides, und betrinkt ſich. In dieſem Zuſtande vergißt er ſein Wort, und ruft in einem fort: meine Frau Cardinal! und lacht unbändig. In dieſer Lage der Dinge kommen ſämmtliche Cardinäle herein, um Johanna in das Conclave abzuholen, wo ein neuer Papſt gewählt werden ſoll. Sie hören die wunderlichen Reden des Soldaten, werden argwöhniſch, und dringen in ihn, zu erklären, wer von ihnen eine Frau und ſeine Ehehälfte wäre. Der Soldat bekömmt einen verſtohlenen Wink von Johanna, den er verſteht. Er ſtürzt mit ausgebreiteten Armen auf den älteſten und garſtigſten Cardinal los, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und ſchreit: „Du biſt meine Frau! Kennſt Du mich nicht mehr, liebe Sophie?“ Die andern Cardinäle ſtellen ſich als glaubten ſie das, denn gerade derjenige von ihnen, den ſich der Reiter zur Frau gewählt, hat die meiſte Ausſicht, Papſt zu werden, und ſie möchten ihn beſeitigen. Sie ſperren den Verräther ein, und eilen in das Conclave, wo Johanna zum Papſt gewählt wird. Der heilige Vater und die Cardinäle ſingen die ſchönſten und erbaulichlichſten Lieder, der Kreuz-Soldat wird zum Hauptmann der päpſtlichen Leibwache ernannt, und die Geſchichte iſt aus. Nutzanwendung: Wer den Schaden hat, braucht nicht für den Spott zu ſorgen.

Das zweite Stück war Joachim Mürat, König von Neapel, eine Biographie mit Muſik und Dekorationen. Die dramatiſche Kunſt, wenn hier je nach ſo etwas gefragt werden darf, hatte dabei nicht die geringſte Arbeit; man brauchte blos die Erinnerung auszuſtopfen, und Mürat ſtand da, wie er lebte. Er war ein ſchöner Mann, hatte den Anſtand eines guten Schauſpielers, liebte den Putz, und war tapfer wie ein edler Ritter. Dabei ein vortrefflicher Fürſt, der ſein Land gut regierte und es glücklich gemacht hätte, hätten es die Pfaffen und der heilige Januarius zugegeben. Auf der Bühne geht ſein Leben mit ſolcher Schnelligkeit an uns vorüber, daß uns ſchwindelt. Im erſten Acte iſt er Zögling in einer geiſtlichen Schule, in zweiten Huſar, im dritten König, im vierten wird er todt geſchoſſen. Aber wie todt geſchoſſen! Das Kriegsgericht des dummen Ferdinands von Neapel, ein Banditen-Gericht mit Floskeln, verurtheilt Mürat. Er ſtellt ſich vor die Soldaten, kommandirt Feuer und ſtürzt hin. Das geſchieht wie die wahre Geſchichte im Zimmer. Man wagte es nicht im Freien, Gott ſollte es nicht ſehen. Es iſt entſetzlich! Die Pariſer Melodramen-Dichter ſind wahre Kannibalen, Menſchenfreſſer, ſie reißen einem das Herz aus dem Leibe. Das Ohr kann nicht gerührt werden von ſolchem dummen Zeug; aber die Augen müſſen doch weinen, wenn ſie offen ſind. Luſtig iſt der erſte Act, wo Mürat im Seminarium als junger Abbé auftritt. Ganz ſchwarz unter lauter ſchwarzen Kameraden, blickt Mürats roſenrothes lebensvolles Geſicht, aus der dunkeln Kleidung gar angenehm hervor. Himmel! was werden da für Streiche geſpielt, von den alten und von den jungen Geiſtlichen, von den heimlichen und von den öffentlichen Taugenichtſen. Man könnte zehn Chriſtenthümer damit zu Grunde richten. Wir ſahen auch die Prozeſſion des heiligen Januaris in Neapel. Als die Franzoſen Neapel eroberten, wurde von ihnen die Statue des heiligen Januarius, der Schutzgott des Volkes, in das Meer geſtürzt. Mürat ließ ſie ſpäter wieder herausfiſchen, aber die Naſe fehlte. Darüber war das Volk troſtlos. Der Erzbiſchof war einverſtanden mit König Mürat. Als nun der heilige Januarius ohne Naſe auf dem Markte aufgeſtellt war, ſtürzten Fiſcher herbei und berichteten mit unbeſchreiblichem Entzücken, ſie hätten ſo eben die Naſe auf dem Boden des Meeres wiedergefunden. Sie wird dem heiligen Januarius anprobirt, und ſie paßt vollkommen und bleibt ſitzen. Der Erzbiſchof ſchreit: Mirakel! und das Volk: es lebe Joachim! Dabei erinnerte ich mich in Flagoletta geleſen zu haben, daß, als die Franzoſen nach Neapel kamen, das Blut des heiligen Januarius zur gehörigen Zeit nicht fließen wollte. Das entſetzte Volk in der Kirche drohte aufrühreriſch zu werden. Da nahte ſich ein franzöſiſcher Offizier unter Lächeln und Bücklingen dem fungirenden Erzbiſchofe, zeigte ihm eine kleine Piſtole in ſeinem Rockärmel und ſagte ihm freundlich: heiliger Biſchof! haben Sie die Gefälligkeit, das Blut fließen zu machen, ſonſt jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Der Biſchof verſtand den Wink und das Blut floß auf's Schönſte.

— Die dritte Komödie war: Cotillon III, ou Louis XV chez Madame Dubarry. Es hat mich angenehm überraſcht, in dieſem kleinen artigen Dinge keine betrübte Kritelei der alten Zeit zu finden; man wird das endlich ſatt. Im Gegentheil, alle Perſonen, ſelbſt Ludwig XV. und der alte Erzbiſchof von Paris werden liebenswürdig dargeſtellt. Der Letztere erſcheint bei der Morgentoilette der Dubarry, hilft ihr beim Ankleiden, und kniet nieder, ihr die Schuhe anzuziehen. Er iſt ſehr galant und hofft bald Cardinal zu werden Den leichten Fächerſchlag mag die katholiſche Geiſtlichkeit hinnehmen; das iſt doch kein grauſames Spießruthenlaufen wie in der papesse Jeanne. Ich glaube Friederich der Große war es, welcher der Dubarry, als der dritten Maitreſſe Ludwigs XV., den Namen Cotillon III. gegeben. Die erſte Maitreſſe nannte er Cotillon I, die zweite (Frau von Pompadour) Cotillon II. Der Erzbiſchof ſagt in einem Vorzimmer der Dubarry zu einem tugendhaften jungen Secretär: Sous la Duchesse de Chateauroux, Cotillon I, je n'étais qu'abbé; je voulus m'amuser à faire de la morale, on m'envoya dire ma messe. Sous ma-

dame de Pompadour. Cotillon II, je fus beaucoup plus indulgeant, on me fit évêque; sous madame Dubarry, Cotillon III, je suis archévêque, et le chapeau de Cardinal n'est suspendu que par un fil au-dessus de ma tête. Vienne un Cotillon IV, et je suis pape.

Drei und vierzigſter Brief.

Paris, Donnerstag, den 17. März 1831.

Heute ſind es ſechs Jahrhunderte, daß ich in Paris bin. Der Kalender, der Pächter, und alle, welche Hausmiethe zu bezahlen oder zu fordern haben, werden zwar behaupten, es wären erſt ſechs Monate; aber wie iſt das möglich? Hätte ein enges halbes Jahr all die großen Begebenheiten faſſen können? Auch behaupten die Herren Schneider, die Zeit wäre wirklich geplatzt und ſie kommen alle herbei, ſie mit ihren alten geſtohlenen Lappen wieder zu flicken. Ich wollte, ich hätte eine Krone, ich würde mir einen ſchönen Reiſewagen dafür kaufen, wenn ich ja in Paris einen Narren von Sattler fände, der das für baares Geld nähme. Was fange ich mit meiner Krone an? Soll ich Ihnen eine Kette davon machen lassen? Aber Sie trügen sie nicht, denn die Blutflecken sind nicht heraus zu brennen.

*

Gestern kamen Nachrichten, die Oesterreicher wären in Bologna und Reggio eingezogen, und hätten dort die ganze Nationalgarde niedergemetzelt das heißt: alle reichen, vornehmen und edlen Bürger. O und Ach! O und Ach! und wenn Shakespeare wieder käme, er könnte nichts Besseres sagen, als O und Ach! Darum will ich es dabei bewenden lassen.

— — Ich sah gestern Ferdinand Cortez in der großen Oper. Das war, nach allen den Mehl- und Fleischspeisen, welche uns die königliche Akademie der Musik diesen ganzen Winter aufgetischt, einmal Rostbeaf mit englischem Senf. Auch sagte mir mein französischer Nachbar schon vor der Ouvertüre, die Musik wäre sehr langweilig. Aber ich fand das gar nicht. Im Gegentheile, sie gibt uns nur zu viel Beschäftigung. Der Ausdruck der glühenden Leidenschaft ist zu stark, zu anhaltend; das brennt uns gerade über den Scheitel, und nirgends ein kühles Plätzchen. Das Haus war ungewöhnlich voll, aber wie mein Nachbar war alle Welt nur gekommen, das nachfolgende Ballet zu ſehen. Ich ballte ſchon zum voraus die Fäuſte, denn ein Ballet bringt mich immer in den heftigſten Zorn in einen wahren Bierhaus-Zorn Ich möchte den Tänzern und Tänzerinnen Arm und Beine entzwei ſchlagen, wenn ſie wie toll unter einander ſpringen, und man recht deutlich wahrnimmt, wie keiner weiß, was er fühlt, was er denkt, was er thut, wo er hin will; wenn ſie ſich auf ein Bein ſtellen, das andere in die Luft kreuzend, und ſo einen Wegweiſer bilden; wenn ſie ſich wie gepeitſchte Kreiſel drehen, und mit ihren Füßen lächerliche Triller ſchlagen — dann verliert man alle Geduld. Darauf war ich vorbereitet, und wurde angenehm überraſcht. Das Ballet war wunderſchön. Es ſind Gedanken, Gefühle und Handlungen darin, wie ſie ſich für dieſe zarte Kunſt ſchicken. Ich meine, man ſollte nichts anderes tanzen, als was man auf der Flöte ſpielen darf. Donnerwetter in den Beinen, Huſarentänze, Trompetenſprünge — das iſt gar zu lächerlich. Man gab Flore et Zéphire, ballet anacréontique. Dieſes Beiwort, und daß die Compoſition gefällig war, ſcheint mir zu beweiſen, daß es ein altes

Ballet iſt, aus der ſchönen Zeit vor der Sündfluth. Seit der Revolution iſt in Frankreich die Tanzkunſt ſehr in Verfall gekommen, und ich kann mir das erklären. Früher war das geſellige Leben in Frankreich ſelbſt ein beſtändiges Tanzen. Jede körperliche Bewegung war abgemeſſen, anſtändig, würdig und geſchmackvoll, nach dem Geſchmacke der Zeit. So fand die Tanzkunſt, die ein ferneres Ziel hat als die Tanznatur, ehe ſie ihre Laufbahn begann, den halben Weg ſchon zurückgelegt. Jetzt aber iſt das ganz andere. Da alle Stände gleich ſind, in der öffentlichen Achtung wie vor dem Geſetze, bemüht ſich keiner mehr durch ein feineres Aeußere zu zeigen, daß er einem höhern Stande angehört. Man ſucht den Weibern nicht mehr zu gefallen, und mit der Zärtlichkeit ging bei den Männern auch alles Zarte verloren. Es iſt unglaublich, mit welcher Unritterlichkeit hier die Frauenzimmer von dem männlichen Geſchlechte behandelt werden. Wenn nicht eine zufällige perſönliche Neigung ſtattfindet, auf das Geſchlecht als ſolches wird gar keine Rückſicht genommen. Die jungen Leute treten mit weniger Umſtänden in eine Geſellſchaft als in ein Kaffeehaus ein; kaum daß ſie ſich verneigen, viel, wenn ſie grüßen. Haben ſie mit der Frau vom Hauſe einige unhörbare

Worte gewechſelt, oder ihr eine Minute lang zugelächelt, iſt ihre Galanterie erſchöpft. Das iſt ſehr bequem, aber das Ballet muß dabei zu Grunde gehen. Das Tanzen auf den Bällen müßten Sie ſehen. Es iſt gar kein Tanzen, es iſt nicht einmal rechtes Gehen. Vier Paare ſtellen ſich einander gegenüber, reichen ſich verdrießlich, und ohne ſich dabei anzuſehen, die Hände, und ſchleichen ſo matt auf ihren Beinen herum, als wären ſie erſt einen Tag vorher von der Cholera morbus aufgeſtanden. An angenehme Touren, an Pas iſt nicht zu denken. Ich kann Sie verſichern, das ich mit meinen alten Pas vom Langerhans aus der Gellenhäuſer-Gaſſe in Paris Aufſehen machen würde. Zu ſpät fiel mir ein, wie dumm ich geweſen, daß ich auf dem großen Opernball, wo ich von der Hitze und dem Gedränge ſo vieles auszuſtehen hatte, nicht getanzt. Man hätte mir, wie jedem Tänzer Platz gemacht, und ich hätte mich ausruhen können, vom Gehen und vom Nichttanzen. Auch habe ich mir feſt vorgenommen, wenn ich hier wieder in ein ſolches Ballgedränge komme, mich in eine Quadrille zu flüchten, und dort das Glück der Ruhe zu genießen. Nicht zu vergeſſen, ich habe hier noch kein Frauenzimmer einen Knix machen ſehen. O Zeiten! O Sitten! O ihr ſchönen Tage des Menuets! O Veſtris! . . . O verdammte Preßfreiheit!

Wieder auf das Ballet zu kommen. Es treten darin alle Götter des Olymps auf. Bacchus, Flora, Zephyr, Venus, Amor, Hymen und auch einige bürgerliche Gottheiten, die Unſchuld die Schamhaftigkeit. Ach! ich ſchäme mich's zu ſagen, meine ganze Mythologie habe ich vergeſſen. Ich bin ſehr alt geworden. In meiner Jugend kannte ich alle Götter und Göttinnen, ſo gut als ich meine Onkels und Tanten kannte. Ich wußte deren Namen, deren Würden und deren Aemter, deren Wohnungen, wußte wie ſie gekleidet waren, und kannte deren ganze Lebensgeſchichte. Jetzt, nichts mehr. Zephyr, weil er Flügel auf dem Rücken trug, ſah ich für Amor an. Zwar fiel mir etwas auf, daß er ein ſo langer Menſch war; aber ich dachte: ich habe Amor ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen, und er kann wohl unterdeſſen gewachſen ſeyn. Daß Hymen, Bacchus, Venus mittanzen, ſah ich aus dem Programm; aber ich konnte ſie nicht von einander unterſcheiden. Die beiden Hauptrollen, Flora und Zephyr, waren vortrefflich beſetzt, und weit davon entfernt, meinen ausgeſprochenen Tadel zu verdienen. Beſonders Flora entzückte mich. Eine bezaubernde Grazie, und eine Mäßigung in allen Bewegungen, bei ſo großer Beweglichkeit, die ich noch bei keiner Tänzerin gepaart gefunden. Sie umgaukelte ſich ſelbſt, und war zugleich Blume und Schmetterling. Sie bewegte ſich eigentlich gar nicht; ſie erhob ſich nicht, ſenkte ſich nicht; ſie wurde hinauf und herab gezogen, Luft und Erde ſtritten ſich um ihren Beſitz. „Wer iſt dieſe Tänzerin?“ — fragte ich meinem Nachbar in der Loge, einen Mann von funfzig Jahren, der ſehr vornehm ausſah. Er ſah mich mit Augen an — aber mit Augen — und antwortete nach einigen Athemzügen: mais . . . c'est mademoiselle Taglioni! Hätte ich den Mann zwanzig Jahre früher bei einer Parade auf dem Marsfelde gefragt: wer iſt der kleine Mann dort zu Pferde, im grauen Ueberrocke und mit dem kleinen Hute? . . mit nicht größern Augen hätte er mich anſehen, nicht mit größere Verwunderung hätte er mir erwiedern können: mais . . c'est Napoléon! Ganz recht hat der Herr, wenn er nur Geld genug hat. Kurz, das Ballet machte mir Freude. Aber zuletzt ward mir das Ding doch zu ſüß, und da warf ich ſpaniſchen Pfeffer hinein. Unter dem Tändeln, Koſen und Tanzen der olympiſchen Götter dachte ich an die polniſchen Senſenmänner, welche die Köpfe der Ruſſen, wie Schnitter das Getreide mähen. Gräßlich! zu gräßlich!

Warum denken Sie immer an die Polen, warum trauern Sie nur für ſie? Sind die Ruſſen nicht beweinenswerther? Die Polen ſterben den ſchönen Heldentodt, oder ſie leben für die Freiheit. Der Ruſſe zwiſchen grauſame Senſe und ſchimpfliche Knute geſtellt, kämpt nur für eigne Sklaverei, unterliegt wie ein Schlachtvieh, oder ſiegt wie ein Metzgerhund für ſeinen Herrn. Die Menſchen zu Völkern vereinigt, ſind dümmer, geduldiger als die Steine. Jeder Stein rächt ſich, wenn ihn einer zu hart berührt, und verſetzt ſeinem Beleidiger blutige Beulen; ein Volk aber, eine Alpenkette, läßt ſchimpflich mit ſich kegeln, und hat es die Kegel erreicht und umgeworfen, läßt es ſich geduldig in die hölzerne Rinne legen, und eilt ſehr, herabzurollen zu ſeinem Spielherrn, und läßt ſich von neuem kegeln. Es iſt zum Raſendwerden!

Ich will nicht verſäumen, Ihnen eine Stelle aus einem Briefe aus Warſchau mitzutheilen, den geſtern ein hieſiges Blatt enthielt „Der öffentliche „Geiſt in Warſchau iſt herrlich; doch gibt es Menſchen, die das Wohl ihres Kramladens dem des „Vaterlandes vorziehen. Das darf Sie aber nicht „in Verwunderung ſetzen, denn auf 140,000 Ein-

„wohner unſerer Hauptſtadt kommen 38,000 Juden und 10,000 Deutſche. Dieſe Letztern verſtehen gar nicht, was das heißt, Vaterland, weil ſie vielleicht nirgends eines haben. Sie kommen zu Tauſenden nach Polen, zehren von deſſen Brode, und verlaſſen es, wenn ſie ſich bereichert haben. Aber es hat keine Gefahr mit ihnen; es ſind größtentheils Leute von ſchwachem aber ehrſamem Charakter, und man braucht ſie nur ſtarr anzublicken, um ihrer Treue verſichert zu ſeyn. . . Was die jüdiſche Bevölkerung betrifft, früher ſo ſchlecht, hat ſie ſeit dem 29. November ſehr große Fortſchritte im Guten gemacht. Der Geiſt der Verbrüderung fängt an, ſie mit den wahren Polen zu vereinigen, und ich kann Sie verſichern, daß, wenn die Vorſehung unſere Waffen ſegnet, in einem Jahre alle unſere Juden in Polen umgewandelt ſeyn werden.“ Iſt das nicht merkwürdig? Was, die ſchlechten, verachteten und die verächtlichen Juden, hinabgeknechtet ſeit zweitauſend Jahren, brauchen nur ein einziges Jahr, um zum herrlichſten Volke der Erde, um Polen zu werden; nur ein einziges Jahr, um die Freiheit zu verdienen, um zu erkämpfen, und ſich ein Vaterland zu erwerben — und die ſo ſtolzen, herriſchen Deutſchen, welche prahlen, die Freiheit ſei ihre Wiege geweſen, die auf die Juden mit ſolcher Verachtung herabblicken, haben noch und wollen kein Vaterland, haben noch und wollen keine Freiheit! Ich habe es ja immer geſagt, und wie ich glaube, auch drucken laſſen: Türken, Spanier, Juden, ſind der Freiheit viel näher als der Deutſche. Sie ſind Sklaven, ſie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann ſind ſie frei. Der Deutſche aber iſt Bedienter, er könnte frei ſeyn, aber er will es nicht; man könnte ihm ſagen: ſcheer dich zum Teufel und ſei ein freier Mann! — er bliebe und würde ſagen: Brod iſt die Hauptſache. Und will ſeine Treue ja einmal wanken, man braucht ihn nur ſtarr anzuſehen, und er rührt ſich nicht! Ich habe mir vor Vergnügen die Hände gerieben, als ich das im polniſchen Briefe geleſen. Dahin müßte es noch kommen, dieſe erhabene Lächerlichkeit fehlte noch der deutſchen Geſchichte, daß einmal Juden ſich an die Spitze des deutſchen Volkes ſtellen, wenn es für ſeine Befreiung kämpft! . . Aber kennen Sie auch die neue Dresdner Conſtitution? Das Meißner

Porzellan iſt eine Mauer dagegen. Geleſen habe ich ſie noch nicht, man erzählte mir nur etwas davon. Das Wenige machte mich ſchon luſtig, und ich ſang den Vogelſänger, bis ich zu fluchen anfing. Stets luſtig, heiſa hopſaſa . . . hol euch der Teufel! — —

Freitag, den 18. März.

Geſtern war nach langer Zeit der Z. einmal wieder bei mir, blieb aber nicht lange. Ich hörte etwas von ihm, was euch in Frankfurt gar nicht gleichgültig ſein kann. Ich erinnere mich nicht, ob ich es Ihnen ſchon früher mitgetheilt, daß mir während meines Hierſeyns Aeußerungen von franzöſiſchen Offizieren hinterbracht worden: daß, wenn ſie der Krieg einmal wieder nach Frankfurt brächte, ſie ſich für die Mishandlungen, die ſie dort bei ihrem Rückzuge 1814 hätten erleiden müſſen, fürchterlich rächen wollten. Nun erzählte mir Z., er habe einen Tag vorher mit einem General gegeſſen, der habe das Nehmliche geäußert und hinzugefügt, er habe dem Kriegsminiſter Marſchal Soult ſchon den Vorſchlag gemacht, Frankfurt hundert Millionen Contribution bezahlen zu laſſen. Erzählen Sie das aber nicht weiter, ehe Sie meine Stadt-Obligationen verkauft haben. Aber wie flink die Herren Franzoſen ſind! Mögen ſie nur kommen, wir ſind noch flinker im Gehorchen als ſie im Befehlen. Wollte ich doch darauf wetten, daß der Cenſor ſchon längſt die ſtille

Weiſung bekommen, ja kein hartes Wörtchen gegen die neuen Franzoſen durchgehen zu laſſen.

— Merkwürdige Dinge ſollen ja in Frankfurt wegen der Juden vorgehen. Iſt es wahr, daß die Wittwer und Wittwen ſollen heirathen dürfen, ſo oft und ſobald ſie Luſt haben? Iſt es wahr, daß Juden und Chriſten ſollen Ehen unter einander ſchließen dürfen, ohne weitere Ceremonien? Iſt es wahr, daß der Senat dem geſetzgebenden Körper den Vorſchlag gemacht, die Juden den chriſtlichen Bürgern ganz gleich zu ſtellen, und daß von 90 Mitgliedern nur 60 dagegen geſtimmt? Das wäre ja für unſere Zeit eine ganz unvergleichliche Staats-Corporation, die unter 90 Mitgliedern nur 60 Dumme zählte. Ein ganzes Drittheil des geſetzgebenden Körpers hat dem Geiſte der Zeit unterlegen; das iſt ja ärger als die Cholera morbus werden die alten Staatsmänner jammern!

— Haben Sie etwas davon geleſen oder gehört, daß Herr von Rotteck, Badiſcher Profeſſor in Freiburg, und Mitglied der Stände-Verſammlung arretirt worden ſei, als in der hannövriſchen Revolution verwickelt? Das wäre ſehr merkwürdig. Zwar hat ſich Rotteck immer als liberaler Schriftſteller und Deputirter gezeigt; indeſſen hat er die den deutſchen Gelehrten eigene Mäßigung nie überſchritten. Hat er ſich aber wirklich in eine Verſchwörung eingelaſſen, ſo würde das beweiſen, daß es bei uns Leute gibt, die leiſe ſprechen, aber im ſtillen kräftig handeln. und dann ließe ſich etwas hoffen.

Die Lage der Dinge hier iſt jetzt ſo, daß ich jeden Tag, ja jede Stunde den Ausbruch einer Revolution erwarte. Nicht vier Wochen kann das ſo fortdauern, und der Rauch der Empörung wird hinter meinem Reiſewagen herziehen. Die Verblendung des Miniſteriums und der Majorität der Kammer iſt ſo unerklärlich, daß ohne ſträflichen Argwohn, bei einigen der lenkenden Mitglieder Verrätherei anzunehmen iſt. Der Eigenſinn des Königs iſt nicht zu erſchüttern, ſeine Schwäche nicht aufzurichten. Er wird nicht Frankreich zu Grunde richten, denn das hilft ſich ſelbſt heraus; aber er ſpielt um ſeine Krone, der einzige Mann im Miniſterium, der Einſicht mit Energie verbindet, iſt der Marſchall Soult: aber ich für mich traue ihm nicht. Die Zeit iſt ſo, daß es einem Kriegsmanne wohl einfallen darf, den zweiten Napoleon zu ſpielen, und Soult mag daher die Regierung gerne auf falſchem Wege ſehen, damit Frankreich in eine Lage komme, in der es eines Diktators nicht entbehren kann. Dem Willen und der Kraft der Regierung mistrauend, bilden ſich jetzt überall Aſſociationen der angeſehenſten Bürger, um durch vereinte Kräfte die alte Dynaſtie und den Feind vom Lande abzuhalten. Das kann dem Könige gefährlich werden. Wenn nicht bald ein Krieg die Krankheit nach außen wirft, iſt Louis Philipp verloren.

Samſtag, den 19. März.

Man fängt jetzt in den franzöſiſchen Provinzen an, denjenigen Theil der Nationalgarde, der kleine Flinten hat, nach Art der Polen mit Senſen zu bewaffnen. Ich halte das für ſehr wichtig, es iſt ein großer Fortſchritt, den die Kriegskunſt der Freiheit macht. Die Senſe iſt dem Bauer eine gewohnte, dem Soldaten eine ungewohnte und darum ſchreckbare Waffe, und nimmt dieſem den Muth, den er jenem gibt. Die Senſe wird dem Lande werden, was den Städten die Pflaſterſteine ſind.

Caſimir Perrier hat geſtern in der Kammer als Miniſter debütirt. Seine Anhänger und Claqueurs haben voraus gejubelt, er werde die Revolution mit Haut und Haar verſchlingen. Aber ſo beſtialiſch iſt es nicht geworden. Die Miniſter ſprachen einer nach dem Andern vom Frieden, aber der trockne Frieden blieb ihnen im Halſe ſtecken, und wir wiſſen heute nicht mehr, als wir vor acht Tagen wußten. Die Renten hüpfen umher wie geſtutzte Vögel; ſie wollten fliegen, aber es ging nicht, ſie mußten auf der Erde bleiben. Es iſt ganz ſchön, daß die Tortur abgeſchafft worden, aber für eine Art Spitzbuben hätte man ſie beibehalten ſollen für die hartmäuligen Diplomaten, die Wahrheit von ihnen heraus zu preſſen. Aber wer weiß! ſie würden vielleicht ſelbſt auf der Folter die Wahrheit nicht ſagen. Die Lüge iſt ihre Religion; für ſie dulden und ſterben ſie. — Alſo in Frankfurt iſt man mit dem faulen Treiben hier auch nicht zufrieden? Was iſt zu thun? die vielen Menſchen, welche durch die letzte Revolution ihren Ehrgeiz und ihre Habſucht befriedigt, wollen Ruhe und Frieden haben. „Ruhe und „Frieden! ich glaubs wohl! den wünſcht „jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren" — läßt Goethe ſeinem Götz von Berlichingen ſagen.

Wir haben jetzt ſchon den ſchönſten Frühling hier. Alles iſt grün und die Spaziergänge ſind bedeckt mit Menſchen. In den Tuilerien und in den Champs Eliſees war es geſtern zum Entzücken. Es iſt hier überall ſo viel Raum, daß die Natur nirgends den Menſchen verdrängt. Bäume und Spaziergänger finden alle Platz und hindern ſich nicht. Unſere Frankfurter Promenade, ſo ſchön ſie iſt, hat doch etwas Kleinſtädtiſches.

Vier und vierzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 20. März 1831.

Ich habe Lord Byrons Denkwürdigkeiten von Thomas Moore zu leſen angefangen. Das iſt Glühwein für einen armen deutſchen Reiſenden, der auf der Lebensnacht-Station zwiſchen Treuenbriezen und Kroppenſtädt im ſchlechtverwahrten Poſtwagen ganz jämmerlich friert. Er aber war ein reicher und vornehmer Herr; ihn trugen die weichſten Stahlſedern der Phantaſie ohne Stoß über alle holperigen Wege und er trank Johannisberger des Lebens den ganzen

Tag. Es iſt krank darüber zu werden vor Neid. Wie ein Komet, der ſich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirft, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abſchied, und wollte lieber einſam ſeyn als ein Knecht der Freundſchaft. Nie berührte er die trockene Erde; zwiſchen Sturm und Schiffbruch ſteuerte er muthig hin und der Tod war der erſte Hafen, den er ſah. Wie wurde er umhergeſchleudert, aber welche ſelige Inſel hat er auch entdeckt, wohin ſtiller Wind und der bedächtige Compaß niemals führen! Das iſt die königliche Natur. Was macht den König? Nicht daß er Recht nimmt und gibt — das thut jeder Unterthan auch — König iſt wer ſeinen Launen lebt. Ich muß lachen, wenn die Leute ſagen, Byron wäre nur einige und dreißig Jahre alt geworden; er hat tauſend Jahre gelebt. Und wenn ſie ihn bedauern, daß er ſo melancholiſch geweſen! Iſt es Gott nicht auch? Melancholie iſt die Freudigkeit Gottes. Kann man froh ſeyn wenn man liebt? Byron haßte die Menſchen, weil er die Menſchheit, das Leben, weil er die Ewigkeit liebte. Es giebt keine andere Wahl. Der Schmerz iſt das Glück der Seligen. Am meiſten lebt, wer am meiſten leidet. Keiner iſt glücklich, an den Gott nicht denkt, iſt es nicht in Liebe, ſei es in Zorn; nur an ihn denkt. Ich gäbe alle Freuden meines ganzen Lebens, für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin.

Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zuſammen zu ſtellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wiſſen. Als Byrons Genius, auf ſeiner Reiſe durch das Firmament auf die Erde kam, eine Nacht dort zu verweilen, ſtieg er zuerſt bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte ſchnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geſchmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich ſo wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt iſt es vorüber, ich habe es vergeſſen und lebe zufrieden in meiner Armuth. Mein Unglück iſt, daß ich im Mittelſtande geboren bin, für den ich gar nicht paſſe. Wäre mein Vater Beſitzer von Millionen oder ein Bettler geweſen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landſtreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten ſie den ganzen Weg voraus gehabt, hätte ich ſie gar nicht geſehen, und ſie eingeholt. So aber bin ich der Perpendickel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, ſchweifte rechts, ſchweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren.

Montag, den 21. März.

Wenn alles das wahr iſt, was man hier ſeit einigen Tagen von den Polen erzählt, ſo geht es ja auf das allerherrlichſte und Sie ſollen, da Sie als Frauenzimmer keinen Jubelwein trinken können, zur Siegesfeier ein Dutzend Gläſer Gefrornes eſſen. Es wird ſchon warm werden an Ihrem Herzen. Die Ruſſen ſollen im vollen Rückzuge ſeyn, aufgelöſt wie die kranke alte Sünde. Achtzig Kanonen mußten ſie im Stiche laſſen. Die Erde verſchlingt ſie lebend, die Polen fallen ihnen im Rücken und Litthauen iſt im Aufſtande. Le fameux Diebitsch hat die Ruthe bekommen, — le fameux Diebitsch, wie man hier ſagt — das lautet wunderſchön! Aber wenn!

— Ich kann es Ihnen nicht länger verſchweigen, daß die europäiſchen Angelegenheiten, die ich, wie Sie wiſſen, ſo gut auswendig kannte als das

Ein mal Eins, anfangen mir über den Kopf zu ſteigen. Anfänglich hielt ich ſie unter mir, indem ich mich auf den höchſten Stuhl der Betrachtung ſtellte; aber da ſind ſie mir bald nachgekommen und ich kann jetzt nicht höher. Die deutſchen Regierungen, ſtatt ihren Unterthanen Opium zu geben, geben ihnen Kaffee, daß ſie munter bleiben, und ſtatt ihnen das weichſte Bett zu machen, zupfen ſie ſie an der Naſe, aus Furcht, ſie möchten einſchlafen. In Frankreich iſt es noch toller. Ich weiß ſo wenig mehr was hier getrieben wird, als wäre ich Geſandter. Man wird ganz dumm davon, und wenn das alltägliche diplomatiſche Schmauſen, das ich nicht vertragen kann, nicht wäre, könnte ich im Taxiſchen Pallaſt ſo ehrenvoll ſitzen als Einer. Wenn nicht ganz was beſonders vorgeht, wenn nicht etwa die franzöſiſchen Miniſter aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß, ob ſie zwar bürgerliche Emporkömmlinge ſind, die im vorigen Jahre noch ehrliche Leute waren, doch ſpitzbübiſcher ſeyn können als der älteſte Adel — wenn ſie nicht ganz etwas außerordentlich Feines ſpinnen, aus einem Lothe Wahrheit einen Lügenſchleier von drei Ellen weben — weiß ich nicht, was ich davon denken ſoll. Das Verderben von außen rückt ihnen immer näher, und ſie lachen dazu wie ein Aſtronom zur Erſcheinung eines Kometen. Sie haben das alle ausgerechnet. Im Innern iſt es noch ſchlimmer. Wo Feuer, iſt Rauch; ſie wollen aber lieber kein Feuer als Rauch haben, und wenn es zum Kriege kommt, wenn ſie die Subordination der fremden Völker mit nichts beſiegen könnten, als mit Inſubordination des franzöſiſchen Volkes; wenn ſie die Begeiſterung der Franzoſen brauchen, werden ſie keine Kohle mehr finden, eine Lunte anzuzünden. Die frühern Miniſter, die durch ihre Schwäche vieles verdorben, machten zugleich durch ihre Unthätigkeit vieles wieder gut. Sie ließen die Dinge ihren natürlichen Lauf gehen. Seit Caſimir Perrier aber fangen die Unglückſeligen an thätig zu werden. Marſchall Soult, ſobald er das Kriegsminiſterium antrat, fing an, um fünf Uhr Morgens aufzuſtehen und zu arbeiten, und ſeine Untergebenen arbeiten zu laſſen. Nun, für einen Kriegsminiſter, der gegen den fremden Feind wirkt, iſt das ſchön. Aber ſeit einigen Tagen, wie ich heute mit Entſetzen in der Zeitung las, ſteht der Miniſter des Innern auch ſchon um fünf Uhr auf. Welche unſeligen Folgen wird das haben! Was in allen Staaten die Völker noch gerettet bis jetzt, war die Faulheit ihrer Regenten, die bis neun Uhr im Bette lagen. Sie regierten vier Stunden weniger, und das macht viel aus im Jahre. Wenn die Miniſter ſich angewöhnen, mit der Sonne aufzuſtehen, dann wehe den Unterthanen.

Mittwoch, den 28. März.

Ich war wieder einmal im Theater geweſen. Bin ich nicht ein fleißiger Junge? Im Vaudeville habe ich zwei Stücke geſehen Madame Dubarry und le bal d'Ouvriers. Die iſt eine andere Dubarry, als die, von der ich neulich berichtet und die im Ambigü aufgeführt wird. Es iſt ein Luſtſpiel im höheren Style, vom bekannten Ancelot, dem Akademiker. Ancelot's Komödie hat ungemeinen Beyfall gefunden, ſie wird ſeit drei Wochen täglich gegeben und das Haus iſt jedes mal toll und voll. Die Komödie gefiel mir auch, nur durch andere Mittel als ſie den Franzoſen gefällt. Dieſe haben ihre ſchlichte Freude daran, ich aber habe den Humor davon. Dem Stücke, um gut zu ſeyn, fehlt nichts als deutſches Klima! hier iſt es nur ein Treibhausgewächs. Es kommt erſtaunlich viel Sentimentalität darin vor; aber wenn franzöſiſche Dichter und Schauſpieler Sentimentales darſtellen, machen ſie ein Geſicht dazu, als hätten ſie Leibſchmerzen, und man möchte ihnen ſtatt Thränen Kamillenthee ſchenken. Stellen Sie ſich vor: die Dubarry erinnerte ſich mit Wehmuth ihrer ſchuldloſen Jugendjahre, da ſie noch nicht Maitreſſe des Königs, ſondern Putzmacherin war. Putzmacherin in Paris — das nennt ſie den Stand der Unſchuld! Von dieſer Erinnerung bekommt ſie in mehreren Scenen die heftigſten Anfälle von Tugend-Krämpfen und kein Arzt in ganz Verſailles die Mittel dagegen weiß. Dem guten Ludwig XV. geht es noch ſchlimmer. Er bekommt einen Tugend-Schlag, ſo daß man meint, er wäre todt. Aber er hat eine herliche Natur und erholt ſich wieder. Der Spaß iſt: in unſern bürgerlichen Schauſpielen von Iffland und Kotzebue tritt ein Dutzend edler Menſchen auf, und unter ihnen ein einziger Schurke, höchſtens mit noch einem Schurkengehülfen. Am Ende wird das Laſter beſchämt und beſiegt und von der Tugend rein ausgeplündert. In der Dubarry aber und in andern ähnlichen Stücken, tritt ein Dutzend Schurken auf und unter ihnen ein tugendhaftes Paar. Und zuletzt wird gar nicht das Laſter beſchämt, ſondern im Gegentheil die Tugend; ja das Laſter kommt noch zu Ehren, indem es ſich großmüthig zeigt und der beſiegten Tugend Leben und Freiheit ſchenkt. Und Dichter wie Zuſchauer merken das gar nicht! In der Dubarry findet ſich eine ſaubere Geſellſchaft zuſammen. Der König, der Herzog von Richelieu, der Herzog von Aiguillon; der Herzog von Lavrillieri, alle Taſchen voll Lettres de cachet, die er ſeinen Freunden bei Hofe präſentirt wie Bonbons;

der Kanzler Maupeou, der päpſtliche Nunzius, der Marſchall von Mirepoix und endlich der Schwager der Dubarry, Graf Jean, ſelbſt am Verſailler Hof ein ausgezeichneter Taugenichts. Ich kenne aus unzähligen Memoiren alle dieſe Menſchen ſo genau, als wäre ich mit ihnen umgegangen. Und jetzt kommen die treu nachgeahmten Kleider, Geſichter, Manieren und Gebräuche dazu. Das macht die Vorſtellung ſehr intereſſant. Der Kanzler Maupeou nennt die Dubarry Couſine und zieht ihr bei der Toilette die Pantoffeln an, der päpſtliche Nunzius reicht ihr ſeine heilige Schulter, ſich daran aufzurichten und der Marſchal Richelieu jammert, daß ihm ſein Alter verbiete, an dieſem Kampfe der Galanterie Theil zu nehmen. Aber ein Spitzbube iſt er noch voller Jugendkraft. Er hat ein junges, ſchönes und undſchuldiges Mädchen aufgefangen und ſie nach dem Parc aux cerfs gebracht, mit dem Plane, durch die neue Schönheit die Dubarry zu ſtürzen. Die junge Unſchuld iſt ganz vergnügt, denn ſie meint, ſie wäre in einer Erziehungsanſtalt. Dort wimmelt es von jungen Mädchen, immer eine ſchöner, eine geputzter, eine gefälliger als die andere. Als die junge Unſchuld ankommt, ſingt der Mädchenchor ein Lied nach der Melodie des Brautlieds im Freiſchütz: „wir flechten dir den Jungfernkranz, mit veilchenblauer Seide.“ Iſt das nicht köſtlich? Aber man denke ja nicht, daß das eine Malice vom Dichter oder Muſikdirektor geweſen, keineswegs. Dieſe Melodie wurde ganz zufällig aus bloßer Naivetät gewählt, auch war ich der einzige im ganzen Hauſe, der darüber gelacht. Die Dubarry entdeckt Richelieu's Intrigue und eilt herbei mit ihrem Gefolge; das unſchuldige Mädchen bekommt zu ihrem Schrecken Licht in der Sache und jammert; der Graf Jean Dubarry ſucht ſie in ihren guten Vorſätzen zu beſtärken, und hält ihr im Parc aux cerfs vor allen Hofleuten folgende Tugendpredigt im feierlichen Tone: „Ecoutez jeune fille! nous admirons vos nobles sentimens, gardez-vous d'y renoncer! repoussez loin de vous les séductions, n'écoutez que la voix de la vertu! . . . la vertu! . . . eh c'est une excellente chose! . . . restez dans votre obscurité; vous ne savez pas quel bonheur pur et sans mélange vous attend loin de ces coupables grandeurs empoisonnées par tant de regrets où l'on cherche en vain à ressaisir ce calme de l'ame, cette sérénité . . . (il s'enroue, et se retourne vers la comtesse d'Aiguillon et Maupeou). Ah, ça, aidez-moi donc, vous autres vous me laissez m'enrouer! . . . ne pourriez-vous comme moi prêcher la vertu? Que diable! une fois n'est pas coutume! — Maupeou (à part) l'insolant! . . . Jean (à Cécile) vous m'avez entendu jeune fille, et je me flatte . . . . Cécilie. Oui Monsieur, je les suivrai ces généreux conseils! . . . soyez mon guide! . . . vous êtes vertueux vous: Jean. Merci mon enfant.“ Jetzt denken Sie ſich das vortreffliche Spiel dazu, und Sie haben eine Vorſtellung von der komiſchen Wirkung, welche die Tugend in Verſailles macht.

Was le bal d'ouvriers gibt, zeigt ſchon der Name des Stückes. Sehr unterhaltend! Einer der fröhlichen Tänzer ſagt ſtatt Cholera morbus, Nicolas morbus. Das wird der Polenfreundin gefallen.

Paganini's letztes Concert hat 22,000 Franken eingetragen; heute ſpielt er zum vierten Male. Der nimmt auch ſeine 100,000 Franken von hier mit. Das iſt eine liederliche Welt. Die Taglioni iſt auf vier Wochen nach London engagirt und bekommt dafür 100,000 Franken (Hundert Tauſend). Meinen Sie, daß es für mich zu ſpät ſei, noch tanzen zu lernen? Meine ſämmtlichen Schriften, ſo voller Tugend und Weisheit, werden mich niemals reich machen. Ach könnte ich tanzen! Man erzählt ſich, die Malibran, als die Rede von Paganini geweſen, habe zwar deſſen Spiel gelobt, aber doch geäußert, er ſänge nicht gut auf ſeinem Inſtrument. Als Paganini dieſes Urtheil erfahren, habe er der Malibran den Vorſchlag machen laſſen, ſie wollten beide zuſammen ein Conzert geben und dann werde ſich zeigen, wer beſſer ſänge, ſie oder er. Hätte Homer dieſen edlen Streit erlebt, hätte er nicht von Achill und Hektor, ſondern von Paganini und Malibran geſungen. Und von ſo etwas ſpricht man — ſpreche ich! O Sitten!

Fünf und vierzigſter Brief.

Paris, den 25. März 1831.

Ich werde alle Tage ſchwankender. Soll ich hier bleiben oder nach Deutſchland zurückreiſen? Krieg oder nicht — das Wort Friede ſteht nicht in meinem Wörterbuche — wird ſich jetzt bald entſcheiden. Habe ich ſechs Monate lang, hungrig und mit der größten Ungeduld das Zeug kochen ſehen und jetzt, da alles gar geworden und der Tiſch gedeckt wird, ſoll ich mit leerem Herzen fort? Ich glaube, das wäre dumm. Hier iſt man im Mittelpunkte, Europa hat die Augen auf Paris gerichtet, man ſiehet den Begebenheiten in das Angeſicht, und kann in deren Mienen leſen, was ſie etwa verſchweigen möchten. In Deutſchland aber ſtehen wir in dem Rücken der Begebenheiten und wir werden nichts erfahren, als was ſie uns über die Schultern weg zurufen. Und was theilen ſie uns mit? Nur unverſchämte Lügen. Wenn der Krieg ausbricht, wird man den deutſchen Zeitungen, die ohnedies nur unverſtändlich geſtammelt, aus Vorſicht gar die Zunge aus dem Halſe ſchneiden. Es kann kommen, daß der Feind nur eine Stunde von unſeren Thoren ſtehet und wir erfahren es nicht, bis er uns mit Einquartirungszetteln in die Stube kommt. Die franzöſiſchen Blätter, wenn auch der Krieg die Poſten nicht unterbricht, werden gewiß zurückgehalten werden. Sie können ſich denken, wie mir in ſolcher Dunkelheit zu Muthe ſeyn wird. Und was haben wir in Deutſchland, für wen auch der Krieg günſtig ausfalle, zu erwarten? Das ſchöne Glück, entweder den Zwerg Diebitſch mit ſeinen Koſaken zu beherbergen, oder franzöſiſche Offiziere, die, kämen ſie auch anfänglich mit den beſten Geſinnungen für Recht und Freiheit zu uns, durch deutſche bürgerliche Feigheit und Kriecherei aufgemuntert, bald in den alten Uebermuth zurückfallen würden. Und der weibiſche Kriegsjammer bei uns! und — Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! und die dumme und tückiſche Polizei! und die Maulkörbe, die man uns in den Hundstagen anlegen wird! Wird man nicht jeden Liberalen, der kein Blech am Halſe trägt, todt ſchlagen? Ich erſticke, wenn ich nur daran denke. Um gehenkt zu werden für die Freiheit, dazu bringt man es doch nicht, dazu ſind unſere Herren zu feig.

Können Sie ſich denn nicht entſchließen hieher zu kommen, aber bald? Ich habe eine kleine Verſchwörung vor, wozu ich Scheere, Zwirn und Nadeln brauche. Packen Sie Ihre Schachteln und kommen Sie. Sie ſollen entſcheiden, wie mir die Uniform ſteht, und fällt die Entſcheidung günſtig aus, trete ich in die Nationalgarde, verſteht ſich, daß ich aus Patriotismus deſertire, ſobald ſich unſere Landsleute nahen. Ich habe neulich beim Spazierenfahren eine Barriere entdeckt, die gar nicht bewacht wird, und durch dieſe kann ich die preußiſche Armee unbemerkt in die Stadt führen. Ich bitte Sie, bedenken

Sie ſich nicht lange. Die Künſte des Friedens gehen auch hier im Kriege nicht unter, und wenn am meiſten geweint wird, wird am meiſten gelacht, und die Niederlage der Franzoſen wird in Paris immer noch luſtiger ſeyn, als in Wien der Sieg der Deutſchen. — Ich fahre in meinem Theaterberichte fort. Aber das Herz blutet mir, wenn ich daran denke, wie ſchön ſich dieſe Berichte im Dresdner **Abendblatte** ausnehmen würden, und daß ich für den gedruckten Bogen 8 Thaler bekäme, wofür ich zweimal Paganini hören könnte — ich brauchte nur 10 Franken noch darauf zu legen. Und was geben **Sie** mir dafür? Sie wollen nicht einmal nach Paris kommen, was ich ſo ſehr wünſche. Und wie zärtlich dürfte ich ſchreiben, wenn ich ſtatt Ihnen nach Dresden berichtete! Wiſſen Sie, wie die Correſpondenten des Abendblattes ihre Briefe gewöhnlich anfangen? Sie ſchreiben: **Liebe Veſpertina! Holdes Veſpertinchen!** Aber ohne darum den Verſtand zu verlieren. Denn ſobald ſie **holdes Veſpertinchen** geſagt, kehren ſie gleich zu ihrer Proſa zurück und ſchreiben: „**Referent** will ſich beeilen....“

Das hieſige Theater zieht mich mehr an als ich erwartete. Von Kunſtgenuß iſt gar keine Rede, es iſt die rohe Natur und man ziehet höchſtens wiſſenſchaftlichen Gewinn. Das Theater iſt eine Fremdenſchule. Alte und neue Geſchichte, Oertlichkeiten, Statiſtik, Sitten und Gebräuche von Paris, werden da gut gelehrt. — Es iſt ein großer Vortheil, da viele Jahren dem Fremden nicht genug ſind, Paris in allen ſeinen Theilen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Und man kann nicht ſagen, daß durch ſolches Walten auf der Bühne die dramatiſche Kunſt zu Grunde gehe, ſondern umgekehrt: weil die dramatiſche Kunſt untergegangen iſt, bleibt nichts anders übrig als ſolches Walten, wenn man von dem Capital, das in den Schauſpielhäuſern ſteckt, nicht alle Zinſen verlieren will. Es iſt damit in Deutſchland gar nicht beſſer als in Frankreich; nur iſt man bei uns unbehülflicher, weil man nur ein Handwerk gelernt. Der Franzoſe aber weiß ſich gleich in jede Zeit zu ſchicken. Er iſt Schauſpieler, Pfarrer, Schulmeiſter, Soldat, was am beſten bezahlt wird. Wird ihm ein Weg verſperrt, ſucht er ſich einen Andern; gleich einem Regenwurm findet er immer ſeinen Ausweg. Kein Mann von Geiſt könnte jetzt ein Drama dichten, er müßte denn wie Goethe zugleich kein Herz haben; aber Geiſt ohne Herz, das bringt das nehmliche Jahrhundert nicht zweimal hervor. Hätte es in der erſten Schöpfungswoche, da noch nichts fertig, oder nach der Sündfluth, da alles zerſtört war, einem vernünftigen Menſchen einfallen können, eine Naturgeſchichte zu ſchreiben? So iſt es mit der dramatiſchen Kunſt Man kann keinen Menſchen maleh, der nicht ſtill hält, der nicht ruhig ſitzt. Aber trotz der verdorbenen und grundloſen dramatiſchen Wege, könnte doch einmal ein Franzoſe in ſeiner Dummheit leichter ein gutes Drama erreichen, als ein Deutſcher in ſeiner Weisheit. Die Leidenſchaft, Geld zu verdienen, und die Gewißheit, es zu verdienen, wenn man eine gute Waare hat, iſt in Paris ſo groß, daß wohl einmal ein anderer Scribe, in verzweifelter Anſtrengung etwas ganz neues hervorzubringen, ein Schauſpiel wie Schillers Wallenſtein dichten könnte. Was vermag die Leidenſchaft nicht! Das Fieber gibt einem Greiſe Jugendſtärke, und einem Dummkopfe ſchöne Phantaſieen. Auch in ſolchen Fällen, wo das hieſige Theater den didaktiſchen Nutzen nicht gewährt, den ich angegeben, wo es ſo wenig Früchte als Blüthe ſchenkt, wo es langweilig iſt auf deutſche Art — auch dann noch hat es ſein eigenes Intereſſe. Man erkennt dabei, wie die Franzoſen gemüthlicher und univerſeller werden; denn bei Völkern, wie bei einzelnen Menſchen, entwickeln ſich mit neuen Tugenden auch neue Fehler. So gab es noch vor vierzig Jahren in Frankfurt gar keine blonden und langweilige Juden, ſie waren alle ſchwarz und witzig, ſeitdem ſie aber in der Bildung fortgeſchritten, findet man nicht weniger Philiſter unter ihnen, als unter den älteſten Chriſten. Ein ſolches deutſch-langweiliges Stück habe ich neulich im Théâtre des nouveautés geſehen. Es heißt: le charpentier ou vice et pauvreté. Wir haben ein Schauſpiel das heißt Armuth und Edelſinn, aber ein Franzoſe findet dieſe Parthie unpaſſend und er hat vielleicht Recht. Laſter iſt Armuth des Herzens, und wo ſich eine Armuth findet, geſellt ſich die Andere bald dazu. Le charpentier iſt ein höchſt merkwürdiges Stück für Paris. In deutſchen Schauſpielen ſpielt zwar die Armuth auch die erſte Liebhaberrolle, aber dort ſind es doch wenigſtens vornehme Leute, die heruntergekommen, oder kommen auch arme Teufel von Geburt vor, ſo ſind es doch vornehme Leute, die ihnen aus der Noth helfen. Hier aber wird alles unter gemeinen Leuten abgemacht. Alle Perſonen im Stück ſind zuſammen keine tauſend Franken reich. Die Armuth iſt nicht Schickſal, ſondern Stand, Gewohnheit, Beſtimmung.

Es gibt nichts komiſcher. Und ſo etwas führen ſie der prächtigen Börſe gerade gegenüber, in der Nähe des Palais Royal und der italieniſchen Oper auf! Der Held des Drama iſt ein Zimmermann, und nicht einmal ein Zimmermeiſter, ſondern ein Zimmermanns-Geſell. Er iſt ein träger Menſch, der ſtatt zu arbeiten ſeine Zeit in der Schenke zubringt und dort trinkt und ſpielt. Darüber kommt ſein Hausweſen herunter, und die arme Frau muß viel ausſtehen. Weiter thut der Mann nichts Böſes, außer daß er einmal ſeine Frau prügeln will. Nun findet ſich ein anderer Zimmergeſelle, ein braver Menſch, der ſchenkt dem liederlichen Kameraden, der ſein Schwager iſt, 600 Franken, die er ſich mit ſaurer Mühe erſpart. Davon wird der Taugenichts ſo gerührt, daß er verſpricht, von nun an ein ganz anderer Menſch zu werden. Und das iſt die ganze Geſchichte. Die Scene des erſten Akts iſt ein Zimmerplatz, die des zweiten eine Wachtſtube, der dritte Akt ſpielt in einer Schenke und der vierte in einer Dachkammer. Die Franzoſen, als parvenus in der Gemüthlichkeit, wollen es den alten Herzen nachmachen und zeigen lächerlichen Manieren.

Das zweite Stück, das ich am nemlichen Abende geſehen, heißt Quoniam. Herr Quoniam iſt Koch. Ohne allen Geiſt, ohne allen Witz, ohne alles Leben. Marſchall Richelieu, in ſeiner Jugend, verliebte ſich in die Frau eines Koches, und, um ihr nahe zu kommen, trat er als Küchenjunge in den Dienſt des Herrn Quoniam. Das Süjet iſt merkwürdig ſchläfrig behandelt, und nimmt ein tugendhaftes Ende.

Das dritte Stück war le marchand de la rue St. Denis ou le magasin, la mairie et la cour d'assise. Einmal unterhaltend, immer lehrreich. Man erfährt, wie es in einer Seidenhandlung hergeht; auf der Mairie, wo die jungen Leuten getraut werden und vor dem Aſſiſen-Hofe, wo ſie noch ſchlechter wegkommen. Mehrere Schauſpieler waren vortrefflich. Von den Regeln der Kunſt ſchienen ſie nicht viel zu wiſſen; es ſind Naturaliſten. Aber jeder Franzoſe hat den Teufel im Leibe, und wenn eine Teufelei darzuſtellen iſt, mislingt ihnen das nie. Auf der Mairie hat es mir gar zu gut gefallen. Es muß recht angenehm ſeyn, ſich in Paris bürgerlich trauen zu laſſen. Es iſt wie eine deutſche Doktor-Promotion. Man antwortet, ohne von der Frage viel zu verſtehen, immer mit ja. Der Maire iſt nachſichtig und alles endet ſchnell und gut.

— Das Geſetz, das neulich vorgeſchlagen wurde, Karl X. und ſeine Familie, unter ſtrengen Bedingungen auf ewig aus Frankreich zu verbannen, wurde geſtern in der Kammer verhandelt. Nun wurde zwar das Geſetz von der Mehrzahl angenommen, aber ein Drittheil der (heimlich) ſtimmenden, nehmlich 122 erklärten ſich dadegen. Das iſt merkwürdig. Von den offenen Anhängern des vertriebenen Königs ſind lange keine 122 mehr in der Deputirten-Kammer; denn viele derſelben waren nach der Revolution entweder freiwillig aus der Kammer getreten oder gezwungen, weil ſie den neuen Eid nicht leiſten wollten. Unter jenen Gegnern des Verbannungsdekrets müſſen alſo viele ſeyn, die mit dem Mund ſich für die neue Regierung erklärt, im Herzen aber der alten anhängen. Sie ſehen alſo wie recht ich hatte, als ich Ihnen neulich ſchrieb: es gehen hier Dinge vor, die ich mir nicht anders erklären kann, als indem ich annehme, daß es Verräther unter den Deputirten gibt. Was der König und ſein Miniſterium bisher Tadelnwerthes, Beleidigendes für die öffentliche Meinung gethan, dazu wurden ſie doch am meiſten von der Kammer verleitet, die ſich für die Stimme des franzöſiſchen Volkes geltend machte. Der geſtrige Vorfall wird dem König wohl etwas die Augen öffnen.

Sechs und vierzigſter Brief.

Paris, den 26. März 1831.

Chateaubriand hat eine Brochüre für die Legitimität und Heinrich V. herausgegeben. Was das aber hier ſchnell gehet! Geſtern iſt die Schrift von Chateaubriand erſchienen und heute iſt ſchon eine dagegen angezeigt. Chateaubriands Schrift iſt zu gut, und zu ſchön, Ihnen nur Bruchſtücke daraus mitzutheilen; jedes ausgelaſſene Wort dürfte ſich über Zurückſetzung beklagen. Man muß ſie ganz leſen. Es iſt doch ein Zauber in der Sprache des Herzens, daß ſie durch einen einzigen Laut die unzähligen Lügen auch des mächtigſten Talents beſiegen und beſchämen kann! Selbſt die Irrthümer des Herzens — doch es gibt keine Irrthümer des Herzens. Sie ſind es nur, wenn man ſie an dem ſpitzbübiſchen Einmaleins des Krämervolks nachrechnet, das Tugend kauft und verkauft; aber der Himmel hat eine ganz andere Arithmetik. Chateaubriand nimmt für den Herzog von Bordeaux das Wort und für ſein Recht. Er vertheidigt die kranke und alterſchwache Legitimität. Aber die Legitimität iſt ihm kein Glaubensartikel, den man blind annehmen und ausgeben muß, ſondern nur ein politiſcher Grundſatz. Damit können wir zufrieden ſeyn. Sobald man nur eine Lehre prüfen, dafür oder dagegen ſprechen darf, mag jeder, ſo gut er es verſteht, ſeine Lehre geltend zu machen ſuchen. Nun meint Chateaubriand, Frankreich, nach Vertreibung Karl X. und ſeines Sohnes, (und dieſe wünſcht er keineswegs zurück,) hätte beſſer gethan, für ſein Wohl ſich Heinrich V. zum Könige zu geben. Man hätte das königliche Kind für die Freiheit erzogen; man hätte Frankreichs edle Jugend um ſeinen künftigen Herrſcher verſammelt und dann ſtatt des feigen Lispelns jetzt ein ganz anderes Wort mit Frankreichs Feinden ſprechen können. Chateaubriand hat ganz Recht; nur überſieht er den Rechnungsfehler, daß Frankreich keine vier Millionen erblicher Leute hat, die ihm gleichen, ſondern höchſtens vier, und daß während der Minderjährigkeit Heinrichs V. alle Leidenſchaften toll gewüthet und das Land zerſtört hätten. Aber von den Fehlern und Schwächen der jetzigen Regierung überſah er keinen. Er wirft unter Donnern Feuerreden aus und wie glühende Aſche regnet ſein Tadel auf ſie herab. Er ſagt nichts neues; tauſend Stimmen haben das ähnliche vor ihm geſagt. Aber die tauſend Stimmen waren tauſend kleine Lichter, die nur vereint hell gemacht; aber Chateaubriands einzige Fackel wirft ſo großen Glanz als jene Alle. Er zeigt, wie die Regierung von ihrer Feigheit gepeitſcht, in Todesangſt vor drei Schreckbildern fliehet: „vor einem „Kinde, das am Ende einer langen Reihe von Gräbern ſpielt; vor einem Jünglinge, dem ſeine Mutter die Vergangenheit, ſein Vater die Zukunft geſchenkt; und ....“ — ich habe die Broſchüre nicht mehr zur Hand, aber das dritte Geſpenſt wird wohl der äußere Feind ſeyn. Chateaubriand zeigt an, daß er Frankreich verlaſſen werde. Auch ſagte er: nie würde er Heinrich V. willkommen heißen, wenn er auf den Armen eines fremden Heeres zurückgetragen würde, und ſobald ein Krieg entſtände, würden ſeine Pflichten ſich ändern, und er ſich nur erinnern, daß er Franzoſe ſei. Ehrlicher Narr! . . . . Aber er weiß, daß er ein Narr iſt. Er ſagt: Keinen habe die Reſtauration, die ihm ſo viel zu verdanken, mehr gehaßt als ihn, und er würde unter einer neuen Reſtauration kein beſſeres Schickſal haben. Wer kann ſolchen verführeriſchen Lockungen der Tugend wiederſtehen? Auch denke ich ſeit einiger Zeit daran, ein Schuft zu werden. Es iſt mir wahrhaftig nicht um den baaren Vortheil zu thun, ſondern nur um meine Gemüthsruhe. Einem Schuft geht es immer nach Wunſche, und er lebt in Frieden mit der Welt. Das bischen Ehrlichkeit, daß ſich ihm in heißen Tagen zuweilen auf die Naſe ſetzt, beläſtigt ihn nicht mehr als eine Mucke. Er ſchüttelt ſich und iſt ſie los. Ja, ich will ein Schuft werden. Was halten Sie von meinem Plane?

Paganini's fünftes Conzert hat 24,000 Franken eingetragen. Er hat folgenden Vertrag mit der Theaterdirektion abgeſchloſſen. Er ſpielte Mittwoch und Sonntag. Mittwoch bekommt er drei Viertheile der Einnahme, und Sonntag die ganze, und gibt der Direktion 3000 Franken ab. So läßt ſich berechnen, daß ihm die fünf Conzerte bis jetzt 90,000 Franken eingetragen haben. Von der Taglioni habe ich Ihnen, wie ich glaube, ſchon geſchrieben, daß ſie in London für eine monatliche Miethe ihrer Beine hundert tauſend Franken bekommt. O! ich könnte dieſer liederlichen Welt ohne Barmherzigkeit die Ohren abſchneiden und die Augen ausſtechen!

Sieben und vierzigſter Brief.

Paris, den 31. März 1831.

Polen, Italien, Belgien, Frankreich, Deutſchland, Freiheit, Gleichheit, Einheit, alle dieſe ſchönen Seifenblaſen mit ihren Regenbogenfarben — zerplatzt ſind ſie, der Luftteufel hat ſie geholt! Der öſterreich'ſche Beobachter hat das franzöſiſche Miniſterium gelobt. Ich ſage Ihnen, jetzt iſt es Zeit ein rothwangiger Schuft zu werden. Oder iſt Ihnen die Gelbſucht lieber? Stände ſie mir beſſer? Sie ſollen für mich wählen. Aber bis Ihre Antwort Entſcheidung bringt, bleibe ich proviſoriſch ein Schuft und rede von nichts als von der lieblichen Taglioni. Ich habe ſie ſeitdem wieder tanzen ſehen. Sie gefiel mir aber weniger als das vorige Mal; ich habe Fehler entdeckt. Ihre ganze Seele iſt in den Füßen, ihr Geſicht iſt todt. Ich hatte das zwar das erſte Mal ſchon bemerkt, aber da ſie damals die Göttin Flora ſpielte, nahm ich ihre Unbeweglichkeit für antike Ruhe, und ich ließ mir das gefallen. In der zweiten Rolle aber trat ſie als Bajadere auf, als liebende, unglückliche, leidenſchaftliche Bajadere, ſie tanzte zwiſchen Luſt und Schmerz; doch ihre Züge und ihre Augen ſchliefen den tiefſten Schlaf. Entweder mein Opernglas war ſehr trübe, oder die holde Taglioni iſt ſehr dumm und verſteht ihre eigenen Füße nicht. Aber kann man zugleich dumm ſeyn und Grazie haben? Bei der Taglioni iſt es vielleicht möglich. Sie iſt die Schülerin ihres Vaters, des Balletmeiſters, und es mag wohl ſeyn, daß dieſer dem hoffnungsvollen Töchterchen, von den frühesten Kinderjahren an die Grazie eingeprügelt hat, doch mit dem Geiſte ließ ſich das nicht machen. Dieſen kann der Stock wohl ausprügeln aber nie einprügeln. Es war die Oper Le dieu et la Bajadère in der ich ſie ſah. Muſik von Auber. Leichte Waare; Roſſini iſt Marmor dagegen. Aber ſchöne Tanzmuſik; das Herz walzt einem in der Bruſt.

Ich war anfänglich ganz verwundert, daß mir die Oper, ob ich ſie zwar zum erſten Male hörte, ſo ſehr bekannt vorkam. Endlich fiel mir ein, daß ich die Muſik von vorn bis hinten dieſen Winter oft in den Vaudevilles-Theater und auf Bällen gehört hatte, wo man ſie zu leichten Liedern und Tänzen verwendet hatte. Die Poeſie iſt von Scribe. Es iſt die ſchöne Legende: der Gott und die Bajadere von Göthe, gehörig ſcribirt. Ich habe nur immer meine Freude daran, wie leicht ſich meine guten Franzoſen das Leben machen. Der treue und geldſchwere Deutſche iſt ein Glaubensopfer, ſelbſt der Kunſt, die doch zur Freude geſchaffen iſt. Will er ſchwere Leiden treu malen oder ſingen, ſchleppt er ſelbſt das Kreuz den Berg hinauf, kreuzigt ſich und kopirt dann aus dem Spiegel ſeinen eigenen Schmerz. Auber und Scribe haben eine Oper zuſammen verfertigt. Die Hauprolle iſt eine Bajadere; eine Bajadere muß tanzen, ihrem Stande nach, alſo muß Demoiſelle Taglioni die Hauprolle haben Aber die Taglioni kann weder ſingen noch ſprechen, wie kann man ihr in einer Oper die Hauptrolle geben? Warum nicht? Sie tanzt und ſpricht nicht und ſingt nicht. Aber warum ſpricht ſie nicht? Iſt ſie ſtumm wie das Mädchen von

Portici? Nein ſie iſt nicht ſtumm, aber ſie verſteht die Sprache des Landes nicht. Aber wenn ſie die Sprache des Landes nicht verſteht, wie kann ſie ſich mit den Leuten unterhalten? Man ſieht doch, daß ſie auf alle Fragen durch Pantomimen Antwort gibt. Die Sache iſt: die Bajadere verſteht wohl die fremde Sprache, aber bis zum Sprechen hat ſie es darin noch nicht gebracht. Nicht einmal Ja oder Nein kann ſie auf indiſch ſagen. So erklärt eine Geſpielin das ſtumme Räthſel und ſo ſind alle Schwierigkeiten auf das glücklichſte gehoben. Und glauben ſie ja nicht, das ſei leicht geweſen. Es iſt das Ei des Kolumbus und ich verſichere Sie, Schiller und Göthe hätten dieſen Ausweg nicht gefunden. Vive la France! Sterben muß man doch einmal, und darum iſt es vernünftiger, ſingend und trinkend zum Richtplatze zu tanzen, als ſich wie der betrübte Deutſche auf einer Kuhhaut unter Pfaffengeheul dahin ſchleppen zu laſſen.

In dieſer Oper hörte ich Madame Cinti, eine ſehr gute Sängerin, die nach einer langen Krankheit dieſen Winter zum erſten Male wieder auftrat. Sie wurde mit einer Leidenſchaft, mit einer Begeiſterung empfangen, die ich ſehr lächerlich fand und die mich ärgerte. Wie mochte man den Napoleon empfangen haben, wenn er von ſeinen Siegen heimkehrte? Menſchliche Hände ertragen kein ſtärkeres Klatſchen. In ihrer Theaterſucht erſcheinen mir die Franzoſen oft ſehr kindiſch; denn des Lebens ganzen Ernſt wenden und verſchwenden ſie daran. Es iſt ein großes Glück für ſie, ihre Seligkeit und für die ganze Welt, daß Freiheit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Todesverachtung, etwas Theatraliſches haben; denn ich glaube, nur um dieſes Etwas willen, lieben und üben die Franzoſen jene Tugenden. Ihre Theaterſucht iſt eine wahre Nervenſchwäche, ſie bekommen Krämpfe, wenn man ſie an dieſem Punkte reizt. Ein weggelaſſenes Lied, eine Rollenverwechſelung, eine Aenderung der angekündigten Stücke, erregt einen wüthenden Sturm, der gefährlich ſeyn muß, weil ſich ſelbſt die Polizei fürchtet, ihn zu beſchwichtigen, oft den ungerechteſten Anmaßungen nachgibt, und nie wagt, eine Gewalt zu gebrauchen, vor der ſie ſich doch außer dem Theater nicht ſcheut. Die Franzoſen, ſonſt im geſelligen Leben ſo höflich, zuvorkommend, nachſichtlich und verſöhnlich, ſind im Theater grob, unverſöhnlich und bitter. Wer ſie auch nur im mindeſten, auch ohne Vorſatz und Schuld in ihrer

Leidenſchaft ſtört, wird ohne Schonung mit Härte zurückgewieſen. Und alle, auch die, welche es nicht angeht, nehmen Parthei gegen den Verfolgten. Es geht keine Vorſtellung vorüber, in der nicht ein lautes und allgemeines Geſchrei à la porte! à la porte! ertönte. Ich ſelbſt habe ſchon einige ſolcher Händel gehabt, die mich ſehr amüſirten. Ich hatte den Humor davon. Einmal ſetzte ich mich auf einen Platz, der mir nicht gehörte, aber ohne meine Schuld, die Logenfrau hatte mich falſch angewieſen. Als bald darauf der rechtmäßige Beſitzer des Platzes kam, weigerte ich mich anfänglich zu weichen, mußte aber bald nachgeben, denn meine Geduld und meine franzöſiſchen Grobheiten waren bald erſchöpft. Alles nahm Parthei gegen mich, und als ich fort ging, empfing mich die ganze Reihe im Balkon, an der ich vorüber mußte, mit boshaftem Lachen, mit Vorwürfen und bittern Spöttereien — ich mußte bis zur Thüre Spiesruthen laufen. Ein anderes Mal verließ ich meinen Platz, der mir nicht bequem war, um mir an der Kaſſe einen andern zu nehmen. Nun iſt es Sitte, daß man, um ſich ſeinen Platz zu ſichern, wenn man hinausgeht, einen Handſchuh oder ſonſt etwas darauf legt. Das wird reſpectirt. Mein Nachbar fragte mich, ob ich wieder käme, und in dieſem Falle ſollte ich meinen Platz bezeichnen. Ich gab zur Antwort, ich könnte nichts Beſtimmtes darüber ſagen. Nun ſo ſollte ich ihn bezeichnen. Das wollte ich aber nicht, um nicht wegen eines Handſchuhes zurückkommen zu müſſen. Der Herr war ganz in Verzweiflung, daß ich keinen feſten Entſchluß faſſen wollte, und fing förmlich zu zanken an! Ich mußte laut auflachen, ging fort und überließ ihn ſeiner Pein. Und das war nicht etwa ein junger Menſch, oder einer aus den ungebildeten Ständen; ſondern ein Mann von funfzig Jahren, der ſehr vornehm ausſah. Am nehmlichen Abend ließ eine Dame aus der Loge ihren Hut ins Parterre fallen. Ihr Herr ging hinab ihn zu holen. Die Vorſtellung hatte noch nicht angefangen und doch wurde das als unverzeihliche Störung gerügt, und tobendes Geſchrei à la porte! jagte den galanten Mann zur Thüre hinaus.

— Lord Byrons Memoiren machen mir großes Vergnügen. Ich habe mir einiges für Sie gemerkt. Es ſind Briefe, Tagebücher, und die Lücken in Zeit füllt Thomas Morus aus. Byron war ſtolz auf ſeinen alten Adel, und ſchon als Kind auf der Schule wählte er ſich ſeine Spielkameraden nur unter Standesgenoſſen. Sein mißgeſtalteter Fuß machte ihm Gram ſein ganzes Leben durch. Er war noch nicht acht Jahre alt, als er die Liebe kennen lernte. Seine erſte Geliebte hieß Marie Duff. Das muß man aber engliſch ausſprechen; im Deutſchen klänge der Name gar zu proſaiſch für die Geliebte eines Dichters. Dante ſah und liebte an einem erſten Mai ſeine Beatrice, da er noch ein Knabe war. Canova erzählt, daß er ſich vollkommen erinnere, in ſeinem fünften Jahre verliebt geweſen zu ſeyn. Alfieri, ſelbſt ein Frühliebender, betrachtet dieſe frühreife Empfänglichkeit als ein unfehlbares Zeichen einer für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften gebildeten Seele. Welchen ſchönen Enthuſiasmus haben die Engländer für die Reliquien ihrer großen Männer. Für einen Brief von Lord Byrons Vater, der ein unbedeutender Menſch war, wurden fünf Guineen vergebens geboten. Wie viel zahlte wohl ein Frankfurter Banquier für einen Brief von Göthes Vater? Unter den Reliquien des Dichters, die man gefunden, befindet ſich auch eine alte Untertaſſe von chineſiſchem Porzelaine, wovon Byron als kleines Kind in einem Anfalle von Zorn ein Stück abgebiſſen hatte. In ſeinem neunzehnten Jahre hatte er ſchon über viertauſend Romane geleſen, die unzähligen andern

Schriften in allen Sprachen und Wiſſenſchaften ungerechnet . . . . . „Freundſchaft iſt die Liebe ohne Flügel“ — ſagt Byron. . . . In ſeiner Jugend führte er eine tolle Hauswirthſchaft. Sie hätten ihn gewiß nicht beſucht, und wären Sie ſeine Schweſter geweſen. Er wohnte auf ſeinem väterlichen Stammgute, das ehemals ein Kloſter war, und das noch viel von ſeiner klöſterlichen Einrichtung übrig behalten hatte. Da lebte Byron mit ſeinen wilden Geſellen als Mönche vermummt. Wenn man in den Hof des Gebäudes trat, mußte man ſich ſehr hüten, nicht zu weit rechts zu gehen, um nicht einem Bär in die Tatzen zu fallen, der da frei in ſeiner Hütte lag. Zu weit links durfte man auch nicht treten, denn da war ein böſer Wolf angekettet. Hatte man Bär und Wolf glücklich zurückgelegt, war man darum ſeines Lebens noch immer nicht ſicher. Wenn man die Treppe hinauf ging, mußte man die Vorſicht gebrauchen, durch ſtarkes Schreien ſeine Ankunft zu verrathen, ſonſt war man in Gefahr, todt geſchoſſen zu werden, denn oben auf dem Vorplatze übte ſich Byron und ſeine Geſellen im Piſtolenſchießen nach einer alten Wand. Bis zwei Uhr Nachmittags dauerte das Frühſtück. Wer um eilf Uhr aufſtand, konnte nichts haben, denn alle Bedienten lagen noch im Bette. Das Mittageſſen dauerte bis zwei Uhr Nachts. Zum Schluſſe wurde in einem Todtenſchädel, der in Silber eingefaßt war, Burgunder kredenzt. Dann gingen die betrunkenen Kameraden, in Mönchskutten gekleidet, jeder in ſeine Zelle. . . . Byron mußte wohl viel geliebt haben, denn er haßte das Geſchlecht. Er ſagte einmal. „Ich kenne nur einen „einzigen Menſchen, der glücklich geweſen. Das war „Beaumarchais, der Verfaſſer des Figaro. Vor ſei„nem dreißigſten Jahre hatte er ſchon zwei Weiber „begraben und drei Prozeſſe gewonnen.“ Ein andermal ſchrieb er einem Freunde: „Ich bitte dich, nenne mir nie eine Frau in deinem Briefe, und enthalte dich jeder Anſpielung auf dieſes Geſchlecht.“ Sie ſehen, Byron war auch ein Bär — an der Kette. . . . Als er hörte, daß Napoleon die Schlacht von Leipzig verloren, ſchrieb er Folgendes in ſein Tagebuch: „Von Männern beſiegt zu werden, das „iſt noch zu ertragen, aber von drei alten Dyna„ſtieen, von dieſen Souverainen der legitimen Race! „O! Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! das muß, wie „Cobbet ſagt, von ſeiner Verbindung mit dem öſter„reichiſchen Stamme, dicker Lippen und bleiernen Ge„hirnes kommen. Er hätte beſſer gethan, ſich an „der zu halten, die Barras unterhalten. Nein,

„ſo viel ich weiß, hat man nie geſehen, daß eine „junge Frau und eine geſetzmäßige Ehe Andern Glück „gebracht als pflegmatiſchen Menſchen, die von Fiſchen leben und keinen Wein trinken. Hatte er nicht „die ganze Oper, ganz Paris, ganz Frankreich? Aber „mit einer Maitreſſe gibt es gleiche Noth, wenn „man nemlich nur eine beſitzt. Hat man deren „aber zwei oder mehrere, macht ſie die Herzens-Theilung geſchmeidiger.“ In England werden die gelehrten Weiber ſcherzweiſe Blauſtrümpfe genannt, wahrſcheinlich wegen der Vernachläßigung ihrer Toilette, die man bei ihnen vorausſetzt. Darauf anſpielend ſchrieb einmal Byron in ſein Tagebuch: „Morgen, Einladung zu einer Indigo-Soirée bei „der blauen Miß ***. Soll ich gehen? Ach! Ich „habe wenig Geſchmack für die blauen Kornblumen, für die ſchönen Geiſter in Unterröcken; aber „man muß artig ſeyn.“ Seine wahre Geſinnung über die Weiber drückt folgende Bemerkung in ſeinem Tagebuche treuer aus: „Schon die bloße Anweſenheit einer Frau hat für mich etwas Beruhigendes, „übt ſelbſt, wo keine Liebe ſtatt findet, einen ſeltſamen Einfluß auf mich, den ich mir bei der geringen „Meinung, die ich von dem Geſchlechte habe, durchaus nicht erklären kann. Aber gewiß, ich bin zu-

„friedener mit mir ſelbſt und mit aller Welt, ſobald „eine Frau in meiner Nähe iſt.“ Dieſe Bemerkung Byrons hat mich ſehr gefreut, denn es geht mir hierin gerade ſo wie ihm. Ich glaube dieſes auch erklären zu können, aber das liegt in einem Schranke meines Kopfes eingeſchloſſen, wozu ich in dieſem Augenblick nicht den Schlüſſel habe. Byron haßte die Menſchen wie er die Weiber haßte — mit den Lippen. Weiche Herzen wie das ſeine, ſchützt die Natur oft durch ein Dornengeflechte von Spott und Tadel, damit das Vieh nicht daran nage. Aber wer kein Schaaf iſt, weiß das und fürchtet ſich nicht, dem ſtechenden Menſchenfeinde nahe zu kommen. Byron ſuchte eine Befriedigung der Eitelkeit darin, für einen Mann von ſchlechten Grundſätzen und boshaftem Gemüthe zu gelten. Weil es ihm ſchwer fiel, die angeborene Güte ſeines Herzens zu beſiegen, ſah er es für eine Heldenthat an, wenn ihm dies einmal gelang. Menſchen, die wirklich und mit Leichtigkeit ſchlecht ſind, fällt es nie ein, damit groß zu thun. Byron ſollte einmal für Unglückliche, die, ich weiß nicht welcher Hülfe bedürftig waren, im Parlamente eine Bittſchrift vorlegen. Aber aus Geiſtes-Trägheit unterließ er es. Bei dieſem Anlaſſe ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Baldevin hört nicht auf mich

„zu beläſtigen; aber ach! ich kann nicht heraus, „ich kann nicht heraus — ſchrie der Starmatz „in einem fort. O! jetzt ſtehe ich auf gleicher Höhe „mit dem Hunde Sterne, der lieber einen todten „Eſel beweinte, als ſeiner lebenden Mutter beiſtand. „Erbärmlicher Heuchler — niederträchtiger Sklave — „Schuft! Aber ich, bin ich beſſer? Ich kann den „Muth nicht finden zum Beſten zweier Unglücklichen „eine Rede zu halten, und drei Worte und ein halbes Lächeln der ***, wenn ſie da wäre und es von „mir verlangte, hätte mich zu deren eifrigſten Vertheidiger gemacht. Fluch über Larochefaucault, der „immer Recht hat.“ Wußten Sie das ſchon, daß der empfindſame Sterne ein ſolcher Schuft geweſen: Ich habe das ſchon früher geleſen — et puis fiez-vous à messieurs les savans! — Was ſeinen Werth als Dichter betrifft, drückt ſich Byron darüber ſowohl in ſeinem Tagebuche als in ſeinen Briefen mit großer Beſcheidenheit aus, und ich halte dieſe Beſcheidenheit für aufrichtig. „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt.“ Ueber Schriftſteller-Eiferſucht ſagt er: „Iſt das Gebiet „des Geiſtes nicht unendlich? Auf einer Rennbahn, „die kein Ziel hat, was liegt daran, wer vorn, wer „hinten iſt? Der Tempel des Ruhms iſt wie der

„der Perſer — das Univerſum, die Gipfel der Berge „ſind unſere Altäre! Ich würde mich mit einem „namenloſen Berge oder dem Kaukaſus begnügen, „und alle, welche Luſt haben, können ſich des Montblanc oder des Chimboraſſo bemächtigen, ohne daß „ich mich ihrer Erhöhung entgegen ſetze.“

Samſtag, den 2. April.

Sie ſehen aus den Bruchſtücken von Lord Byrons Memoiren, die ich Ihnen geſtern mitgetheilt, welch ein mannigfaltiges Gedankenleben ſich in ſeinem Tagebuche und in ſeinen Briefen bewegt. Und ich bin noch nicht in der Mitte des Buches, noch nicht in der Mitte von Byrons Laufbahn; das Beſte und Schönſte muß noch kommen. Sie ſehen, daß man ein bedeutender Dichter und ein bedeutender Menſch zugleich ſeyn kann, und ich bitte Sie daran zu denken, wenn ich Ihnen nächſtens von dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und W. von Humboldt, den ich in dieſen Tagen geleſen, berichten werde.

Acht und vierzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 3. April 1831.

— — Noch einiges von Lord Byron. Charactere ſolcher Art ſind nicht blos wegen ihrer ſelbſt wichtig, ſie ſind wichtiger durch ihre Berührung mit der Auſſenwelt. Nur daß ſie lehrreich ſind, verſchafft ihnen Verzeihung. Gewöhnliche friedliche Menſchen ſind elaſtiſch, ſie geben jedem Drucke des Lebens nach, erheben oder ſenken, erweitern oder verengen ſich, gehen vorwärts oder zurück, wie ſie bewegt werden.

Aber in dieſer ſtummen Verträglichkeit, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Zorn und ohne Verſöhnung, ſchläft das Herz, ſchlafen die Sinne ein, und kein Wunſch und kein Schmerz wird laut. Nicht der ungeſtörte, nur der Friede nach dem Kriege iſt ſchön. Aber unzufriedne, ſtörrige, haderude Geiſter wie Byron, kämpfen mit der Welt, geben oder empfangen Wunden, Sieger drücken ſie der Welt ihr eigenes Gepräge auf, beſiegt ihnen die Welt das ihrige. Krank wie ſie ſind, machen ſie alles krank um ſich her, und ſo offenbaren ſie die Geheimniſſe des Menſchen und der Natur. Denn das Geheimniß jeder Kraft wird erſt kund, wenn ſie abweicht im Maaße oder Ziele. Wie mit der Welt ſtand Byron mit Gott feindlich. Zum Glauben geht der Weg über den Unglauben. Die Nicht-Gläubigen, die Gleichgültigen, die leugnen Gott nicht, ſie denken gar nicht an ihn, und ſterben wie die Kinder ohne Sünde und ohne Tugend. Aber die Ungläubigen die läugnen Gott. Sie kämpfen mit dem Glauben, ehe ſie ihn gewinnen; denn hier iſt die Niederlage der Sieg. Walter Scott hatte einſt dem Byron prophezeiht, er würde in reifern Jahren noch katholiſch werden. Das wäre auch ganz gewiß eingetroffen, wenn Byron ein höheres Alter erreicht hätte. Er läſtert manchmal recht luſtig:

„Wie zum Teufel hat man eine Welt wie die unſrige „machen können! In welcher Abſicht, zu welchem „Zwecke, zum Beiſpiel, Stutzer ſchaffen, Könige, „Magiſter, Weiber von einem gewiſſen Alter, und „eine Menge Männer von jedem Alter, und gar „mich! Wozu?“ Es iſt doch ſehr galant von Byron, daß er nur die alten Weiber, die Männer aber von jedem Alter für ſchlechtes Machwerk erklärt! Dagegen ſchrieb er einmal aus Haſtings, einem Badeorte, wo er mehrere Wochen verlebte, Folgendes an Thomas Moore: „Ich begegnete einem Sohn des „Lord Erskine, der mir ankündigte, daß er ſeit einem „Jahre verheirathet, und der glücklichſte Menſch von „der Welt ſei. Freund Hodgſon ſagt auch, er wäre „der glücklichſte Sterbliche. O! welch eine ſchöne „Sache iſt's hier zu ſeyn! und wäre es auch nur „um die ſuperlativen Glückſeligkeiten aller dieſer „Füchſe mit anzuhören, die, weil ſie ſich den Schwanz „haben abſchneiden laſſen, Andere bereden möchten „das Nehmliche zu thun, um ihnen Geſellſchaft zu „leiſten.“ Der arme Spötter! Der dumme Fuchs! Ganz kurze Zeit nach dieſem Briefe heirathete Byron ſelbſt! Als er den ſtillen Vorſatz, ſich zu verheirathen, ſeinen vertrauten Freunden mittheilte, und ich als Leſer das Geheimniß erfuhr, kam ich in eine wahrhaft komiſche Angſt. Es war mir, als müſſe ich Byron beim Rocke zurück halten, und faſt hörbar ſprach der Gedanke in mir: Um Gotteswillen Byron, thue es nicht, heirathe nicht, du taugſt nichts für die Ehe! und wenn alle Weiber Engel wären, jede würde doch deine Hölle, und du würdeſt der Teufel werden jeder Frau. Ach! er folgte mir nicht und heirathete. Nach einem Jahre, da er Vater geworden war, verließ ihn die Frau, und ſie trennten ſich auf immer. Dieſer Vorfall brachte die große Welt von ganz England in Aufruhr Verläumdungen, Haß und Verachtung hetzten den armen Byron faſt zu Tode. Selten fand ſich ein Freund, der es wagte, ihn leiſe zu vertheidigen. Byron ſelbſt vertheidigte ſich nicht, und ohne ſich anzuklagen, ſprach er ſeine Frau von aller Schuld frei. Dieſe Letztere und deren Familie ſchwiegen auch aus berechneter Bosheit, und gewannen ſich durch dieſen Schein von großmüthiger Nachſicht alle Stimmen. Man hat Thomas Moore vorgeworfen, er habe, ich weiß nicht ob im Intereſſe von Byrons Familie oder der ſeiner Frau wichtige Dokumente unterdrückt, in deren Beſitz er geweſen, und die das Geheimniß und das Räthſel jener unglücklichen Ehe hätten aufdecken können. Aber, mein Gott, wo iſt daß Geheimniß, wo

Räthſel! Ich begreife nicht, wie ſich Moore ſo große Mühe geben mochte, Byron zu entſchuldigen, was doch, nachdem er Folgendes geſagt, ſich ganz unnöthig zeigte. Moore ſagt: „Die Wahrheit iſt, „daß Geiſter von höherem Range ſich ſelten mit den „ſtillen Neigungen des Familienlebens vertragen.“ „Es iſt das Unglück großer Geiſter (ſagt Pope) „mehr bewundert als geliebt zu werden.“ „Das „beſtändige Nachdenken über ſich ſelbſt, die Studien „und alle Gewohnheiten des Genies, ſtreben dahin, „den der es beſitzt oder wahrer zu reden, den der „von ihm beſeſſen wird, von der Gemeinheit der „Menſchen abzuſondern. Opfer ſeiner eignen Vorzüge, verſteht er keinen und wird von keinem verſtanden. Er wirft in einem Lande, wo nur kleine „Münze im Umlaufe iſt, Gold mit vollen Händen „aus. Man fühlt wohl ſeine Größe; aber es gehört eine Art Gleichheit dazu, wenn ſich wechſelſeitige Neigung bilden ſoll. Die Natur hat es „nun einmal ſo gewollt, daß auf dieſer Erde keines „ihrer Werke vollkommen ſeyn ſoll. Derjenige, der „mit den glänzenden Gaben des Genies auch jene „Sanftmuth des Characters und jene friedlichen „Empfindungen verbände, welche die Grundlagen des „häuslichen Glückes machen, er wäre mehr als ein

„Menſch. Man betrachte das Leben aller großen „Männer, und man wird finden, daß der Ausnahmen, „wenn es je welche gab, ſehr wenig waren.“ Wie wahr iſt das Alles, und wie recht haben die Eltern heirathbarer Töchter, wenn ſie bei der Wahl ihrer Schwiegerſöhne, mehr auf Geld als Genie ſehen. Mir iſt keine Frau bekannt, die ein dummer Mann unglücklich gemacht hätte, und keine, die mit einem genialiſchen glücklich gelebt. Moore, wie geſagt, bemüht ſich den Lord Byron von aller Schuld freizuſprechen. Aber unter der Beſchuldigung, die er anführt, um ſie zu wiederlegen, iſt eine, die er beſſer nicht erwähnt hätte. Denn ſie gründet ſich ſo ſehr auf Byrons Charakter, auf ſeinen Stolz und ſeine Reizbarkeit, daß ſelbſt ein Billiger und Fremder wie ich, ſehr geneigt wird, ſie für mehr als Verläumdung zu halten. Lord Byron hatte um das Frauenzimmer, das er ſpäter geheirathet, ſchon früher angehalten; aber das Erſtemal einen Korb bekommen. Nun ſagt Moore: „Man behauptete und glaubte „ſelbſt allgemein, daß der edle Lord den zweiten Heirathsantrag an Miß Wilbank, nur in der Abſicht „gemacht habe, um ſich für den Schimpf der früheren „Abweiſung zu rächen; und man ging ſogar ſo weit „zu ſagen, daß er dies der Neuvermählten, als er

„mit ihr von der Trauung aus der Kirche kam, ſelbſt „geſtanden habe. Dieſem Plane treu, habe er auf „nichts geſonnen als Mittel zu finden, ſeine Gemahlin „durch alle mögliche niederträchtigen und lächerlichen „Bosheiten zu kränken. So erzählten es die ſehr „glaubwürdigen Chronikmacher.“ Das wäre aber gewiß eine theure Rache geweſen, und ich möchte auf meinen Todfeind keine ſo großen Koſten wenden. Wenn mir es begegnete, daß mir ein Frauenzimmer, deren Hand ich forderte, einen Korb gäbe, würde ich all mein Leben ihr zu Füßen legen und allen Leuten erzählen: ſeht, das iſt meine Wohlthäterin, ich habe ihr mein ganzes Glück zu verdanken! Mit welchen romantiſchen Gefühlen, mit welcher ätheriſchen Stimmung Byron zur Ehe ſchritt, verrathen folgende wenige Worte. Einen Tag vor ſeiner Hochzeit ſchrieb er einem Freunde, aber mit der größten Ernſthaftigkeit: „Man ſagt mir, man könne ſich nicht in einem „ſchwarzen Kleide trauen laſſen, und ich mag mich „nicht blau anziehen; das iſt gemein, und es mißfällt mir.“ Den häßlichen Ehemann vergeſſen zu machen, zum Schluſſe noch ein Wort vom ſchönen Geiſte. Er ſchrieb in ſein Tagebuch: „Ich erinnere mich, Blücher in einigen Londoner Geſellſchaften geſehen zu haben, und nie ſah ich einen Mann ſeines Alters, der ein ſo wenig ehrwürdiges Anſehen hatte. Mit der Stimme und den Manieren eines Werb-Sergeanten macht er Anſprüche auf die Ehre eines Helden. Es iſt gerade als wenn ein Stein angebetet ſeyn wollte, weil ein Menſch über ihn geſtolpert iſt.“

Mittheilungen

aus dem

Gebiete der Länder- und Völkerkunde

von

Ludwig Börne.

Ex Bibliotk.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Erſter Theil.

1895

Offenbach,
Bei L. Brunet.
1833.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frideric. Guil.
Berolin.

Elfter Theil.

Offenbach,
Bei L. Brunet.
1833.

Inhalt.

Erſter Brief . . . . Seite 1
Zweiter Brief . . . . — 5
Dritter Brief. . . . . — 9
Vierter Brief . . . . — 41
Fünfter Brief . . . . — 50
Sechster Brief . . . . — 59
Siebenter Brief . . . . — 73
Achter Brief . . . . — 80
Neunter Brief . . . . — 100
Zehnter Brief . . . . — 113

Eilfter Brief . . . . — 138
Zwölfter Brief . . . . — 149
Dreizehnter Brief . . . . — 179
Vierzehnter Brief . . . . — 185
Fünfzehnter Brief . . . . — 201

Erſter Brief.

Lüneville, Mittwoch, den 21. September 1831.

— Als ich mich Straßburg näherte, ward mir ſehr bange vor Quarantaine und Douane. Es iſt etwas Grünes und Gelbes, Afrikaniſch-Schlangenartiges in dieſen Worten. Ich zitterte vor dem *gelben Hauſe* auf der Rheininſel, das, wie ich hörte, zum Contumazgefängniſſe beſtimmt iſt, und, wie uranfänglich zum Tempel der Langeweile beſtimmt, verdrüslich und ſchläfrig zwiſchen den Bäumen hervorſah. Es ging aber alles ſehr gut und ſchnell von Statten. Ich und meine Koffer wurden für geſund und loyal erklärt. Nicht einer wurde aufgemacht, ſondern blos etwas oberflächlich im Wagen nachgeſehen. Das vorige Mal, da ich mit einer Miethkutſche nach Strasburg kam, wurde mir Alles durchſtöbert. Der Douanier fragte mich, ob es mein eigener Wagen wäre und als ich es bejahte, traute er mir. Als wenn nur reiche Leute ehrlich wären! O, ihr armen Seelen habt es doch gar zu ſchlimm! Wir Diebe, oder Enkel euerer Diebe, fürchten jede Stunde, ihr, von uns Beſtohlenen oder Enkel der von uns Beſtohlenen, möchtet einmal ſo klug werden, euer Eigenthum zurückzufordern — welche diebiſche Geſinnung wir an euch ſehr unmoraliſch finden; und darum trauen wir euch nicht und paſſen ſehr auf.

Ich verliere immer den Kopf, ſo oft ich mit einer Polizei oder Douane zu thun habe; denn mir iſt ſehr gut bekannt, daß mit einem Spitzbuben niemand größere Aehnlichkeit hat als ein ehrlicher Mann. Als mich der Zöllner fragte, ob ich nichts zu deklariren hätte, antwortete ich: rien que quelques paquets de tabac pour ma consomation. Darauf fragte er: votre qualité? Ich verſtand, er wollte die Qualität des Tabaks wiſſen und erwiederte: qualité ordinaire. Er hatte aber nach meinem Stande gefragt. Am Wachthauſe erkundigte ſich der Thorſchreiber nach Neuigkeiten bei mir, und als ich von Polen zu erzählen anfing, lief er ſchnell zurück und holte einen Gensd'armen und noch einen Herrn aus der Wachtſtube. Letzterer, wahrſcheinlich ein Polizeibeamter, forſchte mich ſehr gründlich nach Neuigkeiten über Polen aus. Ich berichtete Tröſtliches, wofür er mir ſehr artig dankte. Dieſer

Herr ſchien eigens an den Eingang der Stadt beordert worden zu ſeyn, um die Reiſenden, die von Deutſchland kommen, auszufragen. Die Regierung mag große Unruhe haben. Auf meine Bemerkung über die Volksbewegung, welche die Geſchichte von Warſchau wahrſcheinlich in Paris hervorbringen werde, gab mir der Polizeimann recht; doch lächelte er dabei.

In Strasburg ſprach ich viele Deutſche und einige franzöſiſche Patrioten. Sie haben bei zwölf Flaſchen Wein ſechs Fürſten weggejagt. Den König von Preußen wollte ich beibehalten, ward aber überſtimmt. Höflich, wie Sie mich kennen, disputirte ich nicht lange. Mein Plan, den Prinzen von Coburg zum Könige von Deutſchland zu machen, fand großen Beifall. Sie werden bald mehr davon hören.

Ich habe Glück mit dem Wetter. Geſtern in Strasburg regnete es, ich brauchte es nicht beſſer. Heute aber iſt einer der ſchönſten Tage, die ich dieſen Sommer noch geſehen. Geſtern Abend führte mich *** in das Caſino, und dann in ſein Haus zum Abendeſſen. Mein Kritiker, Profeſſor ***, war auch unter den Gäſten. In einem zweiten Artikel aus meinen Schriften ſind Pariſer Sachen überſetzt, unter andern die Erzählung vom Greve-Platz. Ganz vortrefflich. *** las daraus vor. Er fragte mich, was er ferner überſetzen ſollte? Ich antwortete: die Wahl ſey ſchwer, es ſey alles ſchön.

Die Vorfälle in Paris werden Sie erfahren haben. Man zweifelt jetzt nicht mehr an der Abdankung des Miniſteriums. Ob Frankreich in dieſer Stunde ein Königreich iſt oder eine Republik, das mag der Himmel wiſſen. Ich habe heute noch keine Zeitung geleſen.

— Iſt Maria noch muthig und beharrlich? (In der Waſſerkur.) Auf jeder Poſt begleite ich die Pferde an die Tränke, und ſaufe mit ihnen gemeinſchaftlich.

Zweiter Brief.

Paris, Dienſtag, den 27. September 1831.

Schon No. 4! Ach hielten wir nur ſchon an No. 74, womit unſere vorjährige Correſpondenz geendigt! Ihren Brief habe ich geſtern erhalten, alſo erſt am ſechsten Tage! Hu! Der war ſchauerlich und roch nach Peſt. Sie hätten ihn gewiß nur mit Handſchuhen berührt. Er hatte zwölf mit einem Meſſer gemachte Einſchnitte, war ſo ſtark in Eſſig getränkt, daß man ihn auf eine Kopfbeule mit dem ſchönſten Erfolge hätte legen können, und die Dinte war von der Schärfe des Eſſigs ganz aufgelöſt. Es war ein ſchwarzes Meer. Doch konnte ich ihn deutlich leſen.

In Wien ſoll die Cholera ſchrecklich wüthen, auch unter den höhern Ständen. Sie iſt dort ganz jakobiniſch und ruft: à bas les aristocrates! Das hat man von keinem andern Orte gehört und an dieſer Bösartigkeit mag wohl die bekannte Schlemmerei der Wiener Schuld ſeyn. Zwar wird ſie die Furcht mäßig gemacht haben; aber die Mäßigkeit eines Wiener Magenmenſchen iſt immer noch eine halbe Indigeſtion. Auch geſtehen ſie dort ſelbſt, daß ihre Krankenanſtalten noch nicht vollendet geweſen, als ſie von der Cholera überraſcht worden. Ich aber bin überzeugt, daß die verdammte Scheu der Oeſtreichiſchen Regierung vor jeder Oeffentlichkeit, die Cholera in Wien verheerender gemacht hat als ſonſt überall. Der Oeſtreichiſche Beobachter, den ich erſt geſtern geleſen, erzählt kein Wort von der Cholera. Der Tod, wie das Leben iſt dort ein Staatsgeheimniß.

*** iſt auch noch hier, in Baden war er ſo kränklich, hier iſt er ganz geſund. Er fragte mich nach *meinen Damen*. Es iſt ſein leidenſchaftlicher Wunſch mit ſeiner Familie hier wohnen zu können. Paris gefällt ihm ungemein, aber, wie mir, mehr das öffentliche Leben; Geſellſchaften beſucht er wenig. Von den Franzoſen in politiſcher Beziehung hat er die ſchlechteſte Meinung bekommen, auch von der Oppoſitions-Parthei. Sie wären ganz wie vernagelt, und von dem Auslande, beſonders von deutſchen Verhältniſſen, hätten ſie nicht die gemeinſten Schülerkenntniſſe.

Ein Italieniſcher Sänger Rubini iſt jetzt hier; der ſoll ein Wunder ſein, Alle, die ſtrengſten Kenner, ſind entzückt von ihm. Meine Malibran iſt noch abweſend. Inzwiſchen hat die Paſta, die viel verloren haben ſoll, deren Rollen übernommen. Die Devrient iſt dieſen Winter am italieniſchen Theater engagirt. Meier-Beer's Oper kömmt bald zur Aufführung. . . O Pfui! was krieche ich da auf dem Papiere herum, wie eine Abendblatt-Laus!

Ich denke immer noch daran ein Journal herauszugeben und von Neujahr damit anzufangen; bis dahin aber den Stoff vorzubereiten. Ich will auch ſuchen in die Kunſt einzudringen, die mir bis jetzt fremd war. Ich muß auf ein ruhiges Aſyl für meinen Geiſt bedacht ſein; denn aus dem Gebiete der Politik, wie ich vorherſehe, werden wir Deutſche bald vertrieben werden.

Das Wetter wird alle Tage ſchöner. Geſtern habe ich bei * * * in Paſſy gegeſſen. Er wohnt am Bois de Boulogne, in einem ſchön gelegenen Hauſe, das eine herrliche Ausſicht auf Stadt und Land hat. Ueber der Thüre iſt ein italieniſcher Namen eingebauen, der eines Arztes, dem vor dreihundert Jahren Franz I. dies Haus geſchenkt. In dem nehmlichen Hauſe wohnte vor ſechszig Jahren Franklin, und der erſte (bekantlich von ihm erfundene) Blitzableiter, den Paris bekam, wurde auf dies Haus geſetzt.

Dritter Brief.

Paris, Samſtag, den 8. October 1831.

Nun ſchmeckt Ihnen Frankfurt? Ich denke wie Kamillenthee. Nicht gerade erſt jetzt wegen dieſer Choleriſchen Zeit; mir hat es immer ſo geſchmeckt. Eine Apotheke — alles getrocknet, alles zerſtoßen, alles in Büchſen und Schachteln. Nichts friſch, nichts ganz, nichts frei. Und der vornehme Moſchus-Geruch, den der Bundestag zu uns gebracht, der macht einem gar übel. Iſt noch nichts verordnet wie viele Juden an der Cholera ſterben ſollen? Wie viele Einheimiſche, wie viele Fremde? Geht es nach der Anciennität der Leibſchmerzen oder wird nach Gunſt verfahren?

Was es mir in dieſer Peſt- und Kriegeszeit für Verdruß macht, daß ich ſo wenige Naturkenntniſſe habe, kann ich Ihnen nicht genug klagen, und nie verzeihe ich es Ihnen, daß Sie mich ſo ſchlecht erzogen haben. Eigentlich bin ich ganz auf die Natur angewieſen, ich habe einen unbeſchränkten Kredit bei ihr und ſie hat noch alle meine Forderungen bewilligt. Ich bin ein gebohrener Naturphiloſoph. Ich habe von meiner früheſten Jugend an Gott und Menſchheit vom Standpunkte der Natur betrachtet; die Religion war mir das All-Element. die Geſchichte eine Art höherer Magnetismus; Geiſt und Materie unterſchied ich nie; der Geiſt war mir eine unſichtbare Materie, die Materie ein unſichtbarer Geiſt. Dieſer Naturglaube gab mir eine gemeinſchaftliche Regel, gemeinſchaftliches Maaß und Gewicht für Alles. Darum ſetzte mich nie etwas in Verwirrung; darum verwunderte ich mich nie über etwas. Kometen, Peſte, Kriege, Revolutionen und Erdbeben, wußte ich immer in die natürlichſten Verbindungen zu bringen, und wenn mir die Anmaßung der unwiſſenden Menſchen, die das Alles für Aberglauben erklären, nicht lächerlich erſcheint, ſo habe ich dieſe Nachſicht eben auch meiner Natur-Philoſophie zu danken, die mich lehrt, daß Dummheit und Menſchendünkel Elemente ſind wie andere. Nun habe ich zwar ein glückliches Ahndungsvermögen, das mich Blinden auf den rechten Weg führt; aber den Weg kenne ich nicht, und ich weiß weder Andern noch mir ſelbſt zu beweiſen, wovon ich doch ſo feſt überzeugt bin. Und daran ſind Sie ſchuld.

Ein Aufſatz über die Cholera, den die allgemeine Zeitung in den letzten Tagen enthielt, hat mich von meiner Unwiſſenheit in den Naturwiſſenſchaften recht betrübt überzeugt. Der Verfaſſer hat ganz meine Anſicht, daß die epidemiſchen Krankheiten der Menſchen mit den Krankheiten der Erde zuſammenhingen. Nur ſpricht er von feuerſpeienden Bergen, von Erdbeben, Elektrizität, ungewöhnlicher Abweichung der Magnetnadel und andern Dingen, die ich wenig verſtehe und was Sie mir in Ihrem nächſten Briefe, wie ich hoffe, all erklären werden. Der Verfaſſer kommt zu dem Reſultate: daß die Cholera höchſtens in ſehr gelinder Art, vielleicht aber gar nicht weiter nach dem weſtlichen Europa vordringen würde. Er meint die unterdeſſen ſtattgehabten Erdbeben und Ausbrüche der Vulkane, ſo wie die Entſtehung neuer vulkaniſcher Inſeln bei Sicilien hätten dieſen Theil der kranken Erde geheilt. Wir werden ſehen. Ich möchte den Vorſchlag machen, Kamillen- und Pfeffermünzthee, ſtatt ihn den Menſchen einzugeben, lieber der Erde ſelbſt einzugießen, indem man große Löcher hineingräbt; und um die ganze Erde in der Gegend des Aequators eine Flanellbinde zu legen, ſie vor Erkältung zu ſchützen. Dann würde die Cholera aufhören. Was ſagen Sie dazu?

— Die Juden ſind dümmer wie Vieh, wenn ſie ſich einreden, bei entſtehender Revolution würden ſie von den Regierungen geſchützt werden. Nein, man würde ſie dem Volkshaſſe aufopfern; die Regierungen würden ſuchen ſich um dieſen Preis von der Revolution loszukaufen. Wenn man in Indien die gräuliche Boaſchlange erlegen will, jagt man ihr einen Ochſen entgegen; den frißt ſie ganz auf und dann, wenn ſie ſich nicht mehr bewegen kann, tödtet man ſie. Die Juden werden die Ochſen ſein, die man der Revolution in den Rachen führt, und wenn ſie ſich nicht auf mein Journal abbonniren mag ihnen Gott gnädig ſeyn.

Geſtern Abend war *** bei mir, um Abſchied zu nehmen. Er reiſt heute zurück. Es giebt nichts komiſcheres als die Verzweiflung dieſes Mannes, wieder in den deutſchen Kerker eingeſperrt zu werden, und nicht in Paris bleiben zu können. Mich beneidet er wie einen Gott. Mit *** iſt es das Nehmliche. Vor einigen Tagen ſprach ich von ſeiner baldigen Abreiſe mit ihm; darüber ward er ganz wild und faſt boshaft, und bat mich um Gotteswillen, doch von dieſer Sache nicht zu ſprechen.

Liſt hat ein ſehr gutes Büchelchen in franzöſiſcher Sprache, über Eiſenbahnen hier drucken laſſen. Es ſoll ſich eine Aktiengeſellſchaft bilden, welche Eiſenbahnen von Paris nach Havre und Straßburg führen, ſo daß man in zwölf Stunden von hier nach Strasburg wird reiſen können, und weiter nach Frankfurt gezogen in achtzehn Stunden dorthin. Wenn ich Morgens von hier abreiſte, könnte ich Abends Thee bei Ihnen trinken und den andern Abend wieder hier ſeyn. Welch ein reizender Gedanke! Heine ſagt zwar, es ſei eine ſchreckliche Vorſtellung, in zwölf Stunden ſchon in Deutſchland ſeyn zu können. Dieſe Eiſenbahnen ſind nun meine und Liſt's Schwärmereien, wegen ihrer ungeheuern politiſchen Folgen. Allem Despotismus wäre dadurch der Hals gebrochen, Kriege ganz unmöglich. Frankreich wie jedes andere Land, könnte dann die größten Armeen innerhalb vier und zwanzig Stunden von einem Ende des Reichs zum andern führen. Dadurch würde der Krieg nur eine Art Ueberrumpelung im Schachſpiel, und gar nicht mehr auszuführen.

Ich freue mich, daß Sie jetzt wegen der Cholera beruhigter ſind. Aber ich mußte laut auflachen, als Sie mir Vorwürfe machten, ich hätte Ihnen die Angſt eingeredet. Das wäre Waſſer in den Main tragen. Merkur, der Gott der Beredtſamkeit, wenn er ein paar Bouteillen Champagner getrunken hat und beſonders begeiſtert iſt, könnte Ihnen vielleicht eine Furcht ausreden; aber einreden — das vermag kein Gott: da iſt alles ſo vollgepfropft, daß nicht für die kleinſte Furcht mehr Platz iſt. Ich kann mir wirklich nicht anders erklären wie Sie die Cholerafurcht in Ihrem Angſtmagazin haben unterbringen können, als daß ich annehme, Sie haben vorher andere Aengſte herausgeworfen. Sehen Sie, das nennt man in der Aeſthetik ſatyriſche Schreibart! Verlaſſen Sie ſich darauf, daß unſer Profeſſor Oertel mit ſeiner Waſſerkur gegen Cholera Recht hat. Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt. Ich habe geſtern wieder zwei neue Hefte von Oertels Waſſer-Bibel bekommen, worin ſchöne Beiſpiele vorkommen. Unter andern: Vor kurzem ſtarb in Anſpach eine alte Jungfer von 97 Jahren. Die Todtenweiber, die mit dieſem armen alten Hunde keine Umſtände machen wollten, wuſchen ſie, ſtatt wie üblich mit warmem, mit kaltem Waſſer. Davon wachte die Jungfer aus dem Scheintode wieder auf und lebte noch drei Tage.

Ein Baron von Maltitz, ſeit kurzem hier, hat mich vorgeſtern beſucht. Es iſt der Schriftſteller, deſſen Buch Gelaſius der graue Wanderer ich kritiſirt, und der mir in irgend einer Zeitung dafür gemüthlich gedankt, und mich dabei: Alter Börne! angeredet hat. Seine Schriften machen Glück und werden viel gekauft. Vor mehreren Jahren ließ er in Berlin ein Schauſpiel der alte Student (es iſt gedruckt) aufführen. Das Stück enthielt Anſpielungen auf die frühere Unabhängigkeit Polens. Dieſe wurden bei der Aufführung von jungen polniſchen Studenten gehörig gedeutet und mit Enthuſiasmus beklatſcht. Zur Strafe wurde Maltitz, obzwar ſein Stück die Cenſur paſſirt hatte, und er ein gebohrener Preuße iſt, aus dem Lande verbannt. In der letzten Zeit ſchrieb er ein epiſches Gedicht Polonia, was ſehr viel geleſen wird. Selbſt in Paris wurden 200 Exemplare verkauft.

Goethes Tagebuch, von dem ich Ihnen neulich geſchrieben, habe ich nun geendigt. So eine dürre lebloſe Seele giebt es auf der Welt nicht mehr, und nichts iſt bewundernswürdiger als die Naivität, mit welcher er ſeine Gefühlloſigkeit an den hellen Tag bringt. Das Buch iſt eine wahre Bibel des Unglaubens. Ich habe beim Leſen einige Stellen ausgezogen, und ich lege das Blatt hier bei. Viele Bemerkungen hierüber waren gar nicht nöthig; Goethes klarer Text macht die Noten überflüſſig. Und ſolche Conſuln hat ſich das deutſche Volk gewählt! Goethe — der angſtvoller als eine Maus, beim leiſeſten Geräuſche ſich in die Erde hineinwühlt, und Luft, Licht, Freiheit, ja des Lebens Breite, wonach ſich ſelbſt die todtgeſchaffenen Steine ſehnen — alles, alles hingiebt, um nur in ſeinem Loche ungeſtört am geſtohlenen Speckfaden knuppern zu können — und Schiller, der edler aber gleich muthlos, ſich vor Tyrannei hinter Wolkendunſt verſteckt, und oben bei den Göttern vergebens um Hülfe fleht, und von der Sonne geblendet die Erde nicht mehr ſieht, und die Menſchen vergißt, denen er Rettung bringen wollte. Und ſo — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beſchützer — wird das unglückliche Land eine Beute der Könige und das Volk der Spott der Völker.

— Fragen Sie mich ſo oft Sie wollen nach dem Straßenkothe; aber fragen Sie mich nie nach der franzöſiſchen Politik. Es iſt ein gar zu ſchmutziges Ding. Voriges Jahr ſagte ich: Der König iſt verlohren; jetzt ſage ich: Frankreich iſt verlohren. Wenn nicht der Senator *** oder ſonſt ſo ein frankfurter Philiſter, beſſer Frankreich regierte als das Miniſterium, will ich ein Schurke ſeyn. Gelobt wird auch die Regierung von allen fremden Kabinetten wie ein Kind, das ſich artig aufgeführt. — Es iſt eine Schmach! und ſtolz ſind ſie auf dieſes Lob — es iſt Wahnſinn. — Der König wohnt jetzt in den Tuillerien. Er wollte es ſich bequem machen, er iſt jetzt dem Place Louis XV. etwas näher, als im Palais Royal.

In Berlin iſt ein junger Referendarius zu einjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt worden, weil er mehrere Artikel, die im Meſſager über die preußiſche Regierung geſtanden, ins Deutſche überſetzt und einigen Freunden zu leſen gegeben hatte. Das Urtheil lautet: „weil er verſucht, Mißvergnügen gegen die Regierung zu erregen.“ Jetzt iſt es ſogar ein Verbrechen, wenn Einem die Regierung kein Vergnügen macht! Da müßte man die Regierungen zuerſt einſperren, denn dieſe verbreiten am meiſten Mißvergnügen gegen ſich ſelbſt. Alles gehet zurück, theure Freundin Der Jammer iſt nur, daß wir nicht mit zurückgehen, und wieder jung und dumm werden. Adieu, ich gehe in's Louvre. Ich ſtudiere jetzt Gemälde und Thiere. Vorgeſtern im Jardin des Plantes war ich ganz verlohren in dem Anblicken der herrlichen Löwen. Der Eine hat ein junges Hündchen zum Zeitvertreibe in ſeinem Käfig. Der Löwe ſchlief, das arme Hündchen ſaß in dem entfernteſten Winkel, betrachtete den Löwen mit unverwandten Blicken, rührte ſich nicht und ſah betrübt aber unterwürfig aus. Es war ein rührendes Bild der Willenloſigkeit, wie der Löwe ein ſchreckliches der Willkühr. Ich wünſchte Löwe oder Hündchen zu ſeyn; aber ſo in der Mitte ſtehen, den Stolz des Löwens und die Schwäche des Hündchens — das iſt die Langeweile.

Tag- und Jahrs-Hefte als Ergänzung meiner ſonſtigen Bekenntniſſe, von 1789 bis 1806.

(Goethes Werke 31ſter Band.)

„Der Geiſt nähert ſich der wirklichen, wahrhaften Natur, durch Gelegenheits-Gedichte.“ — Wie Einen Gelegenheits-Gedichte zur wahrhaften Natur führen können, begreiſe ich nicht, Goethe müßte denn auch die Liebe zu den Gelegenheiten rechnen — was ihm leicht zuzutrauen iſt. Aber wer ein ſo wetterwendiſches Herz hat, daß ihn die Gelegenheit leicht in ihre Kreiſe fortzieht, wenn die Gelegenheit das Herz nicht bricht, der hat die Dichtkunſt gefunden, geſtohlen, erworben vielleicht mit ſeiner Händearbeit, geſchenkt wurde ſie ihm nie.

1789.

Kaum hatte ſich Goethe nach ſeiner Rückkehr aus Italien in die Weimariſchen Verhältniſſe wieder eingeſponnen, als die Revolution losbrach. „Schon „im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeſchichte einen „unausſprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In „dem unſittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, „der ſich hier eröffnete, erſchienen mir die gräulichſten „Folgen geſpenſterhaft, deren Erſcheinung ich „geraumere Zeit nicht loswerden konnte; wobei ich „mich ſo ſeltſam benahm, daß Freunde, unter denen „ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erſte „Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur ſpät, „als die Revolution längſt ausgebrochen war, geſtanden, daß ich ihnen damals wie wahnſinnig vorgekommen ſei. Ich verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerkſamkeit, bemühete mich in Sicilien um „Nachrichten von Caglioſtro und ſeiner Familie, und „verwandelte zuletzt, nach gewohnter Weiſe, um alle „Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereigniß „unter dem Titel: der Groß-Cophta, in eine „Oper, wozu der Gegenſtand vielleicht beſſer als zu „einem Schauſpiele getaugt hätte.“ Die Ausbrüche der Revolution zu einer Oper begeiſtert! Wer jedes Gefühl, ſobald es ihm Schmerzen verurſacht, gleich ausziehen läßt wie einen hohlen Zahn, den wird freilich nichts in ſeinem Schlafe ſtören; aber mit Gefühlloſigkeit, mit einer hohlen Seele, iſt der Schlaf doch etwas zu theuer bezahlt?

O welch' ein Klein-Cophta! Statt in der Hofgeſchichte eine Weltgeſchichte zu ſehen, ſieht er in die Weltgeſchichte eine Hofgeſchichte. Und wie ihn ſeine Philiſter-Ehrfurcht vor den Großen wie blind und taub, ſo auch ſtumm gemacht. Den Cardinal Rohan verwandelt er in einen Domherrn. Die Königin in eine unvermählte Dame! Es iſt gar kein Sinn in dieſer Geſchichte, ſo dargeſtellt. Aber Caglioſtro! Es iſt nicht zu leugnen, daß ihn Goethe mit Freundſchaft behandelt. Es war Dankbarkeit. Einem moraliſchen Gourmand wie Goethe mußte Caglioſtro's Lehre, die er im höchſten Grade ſeiner Myſterien, nach langer, langer Prüfung, endlich dem Eingeweiheten offenbarte — die Lehre: — „Was du willſt, das die Menſchen für dich thun „ſollen, das thue für ſie nicht," — dieſe Lehre des Anti-Chriſts mußte wohl einem Goethe munden.

1790.

Kehrte mit der Fürſtin Amalie von ſeiner zweiten Reiſe in Italien zurück. „Kaum nach Hauſe „gelangt, ward ich nach Schleſien beordert, wo eine „bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Con„greß von Reichenbach begünſtigte. Erſt gaben Can„tonierungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epi„grammen... In Breslau hingegen, wo ein ſol„datiſcher Hof und zugleich der Adel einer der erſten

„Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die
„ſchönſten Regimenter ununterbrochen marſchiren und
„manövriren ſah, beſchäftigte mich unaufhörlich, ſo
„widerlich es auch klingen mag, die vergleichende
„Anatomie, weßhalb mitten in der bewegteſten
„Welt ich als Einſiedler in mir ſelbſt abgeſchloſſen
„lebte. Dieſer Theil des Naturſtudiums war ſonder-
„barlich angeregt worden. Als ich nehmlich auf den
„Dünen des Lido, welche die venezianiſchen Lagunen
„von dem adriatiſchen Meere ſondern, mich oftmals
„erging, fand ich einen ſo glücklich geborſtenen Schaf-
„ſchädel, der mir . . . jene große früher von mir
„erkannte Wahrheit: die ſämmtlichen Schädelknochen
„ſeyen aus verwandelten Wirbelknochen entſtanden,
abermals bethätigte . . . .“

Was? Göthe ein reich begabter Menſch, ein Dichter; damals in den ſchönſten Jahren des Lebens, wo der Jüngling neben dem Manne ſteht, wo der Baum der Erkenntniß zugleich mit Blüthen und mit Früchten pranget — er war im Kriegsrathe, er war im Lager der Titanen, da, wo vor vierzig Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeiſterte ihn dieſes Schauſpiel, zu keiner Liebe, zu keinem Haſſe, zu keinem Gebete, zu keiner Verwünſchung, zu gar nichts trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, ſo werthlos, nach ſeiner eigenen

Schätzung, daß er ſie nicht einmal aufbewahrte, ſie dem Leſer mitzutheilen? Und als die prächtigſten Regimenter, die ſchönſten Officiere an ihm vorüberzogen, da — gleich der jungen blaſſen Frau eines alten Mannes — bot ſich ſeinem Beobachtungsgeiſte kein anderer, kein beſſerer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres luſtwandelte — Venedig, ein gebautes Mährchen aus Tauſend und einer Nacht; wo alles tönt und funkelt: Natur und Kunſt, Menſch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrſchaft; wo ſelbſt Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer ſchauerlichen Ballade klirren; die Seufzer-Brücke, die Zehen-Männer; es ſind Scenen aus dem fabelhaften Tartarus — Venedig, wohin ich ſehnſuchtsvolle Blicke wende, doch nicht wage ihm nahe zu kommen, denn die Schlange öſterreichiſche Polizei liegt davor gelagert, und ſchreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendroth überflutete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes ſchlugen über den felſigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geiſt über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menſchheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und dann erſchrack er wohl über den Schlag ſeines Herzens, entſetzte ſich über den Geiſt ſeiner geſtorbenen Jugend; die Haare ſtanden ihm zu Berge, und da, in ſeiner Todesangſt, „nach gewohnter Weiſe, um alle Betrachtungen loszuwerden“ — — verkroch er ſich in einen geborſtenen Schafs-Schädel und hielt ſich da verſteckt, bis wieder Nacht und Kühle über ſein Herz gekommen! Und den Mann ſoll ich verehren? Den ſoll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub; eher will ich Dalai-Lama's Speichel koſten. Hätte Deutſchland, ja hätte die ganze Welt nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verſchmachten müßte in der Sandwüſte des Lebens — nur Kotzebue und Goethe — Tauſendmal lieber labte ich meinen Durſt mit Kotzebue's warmer Thränen-Suppe, die mich doch wenigſtens ſchwitzen macht, als mit Goethe's gefrorenem Weine, der nur in den Kopf ſteigt, und dort hinauf alles Leben pumpt.

1792.

„In der Mitte des Sommers ward ich abermals ins Feld berufen, dießmal zu ernſteren Scenen. „Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwi, welches ich den 28. Auguſt „(Goethes Geburtstag — das vergißt er nie) ſchon „eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, „ſo wie auch zurück bis Trier; ſodann, um die un-

„endliche Verwirrung der Heerſtraße zu vermeiden, „die Moſel hinab nach Koblenz, Mannheim. Natur„erfahrungen ſchlangen ſich, für den Aufmerkſamen, „durch die bewegten Kriegsereigniſſe. Einige Theile „von Fiſchers phiſikaliſchem Wörterbuche begleiteten „mich; manche Langeweile, ſtockende Tage betrog ich „durch fortgeſetzte chromatiſche Arbeiten . . .“ Kein Wort über die Kriegsereigniſſe! Intereſſirt ihn auch die Politik nicht, konnte ihn doch als Dichter und Beobachter das Kriegsleben, dem es an beliebter plaſtiſcher Dickleibigkeit gewiß nicht fehlt, Stoff zu Wahrnehmungen und künſtleriſchen Darſtellungen geben. Aber die ehrfurchtsvolle Scheu, von höchſten und allerhöchſten Perſonen und ihren höchſten und allerhöchſten Dummheiten zu reden, läßt ihn noch nach vierzig Jahren verſtummen.

1793.

Während der Blockade von Mainz, der er bis zum Ende der Belagerung beiwohnte, beſchäftigte er ſich mit Reinecke Fuchs und übte ſich im Hexameter. Warum ſagt er nicht, was er zu jener Zeit ſo oft im Hauptquartier gemacht? Hat er vielleicht an der Abfaſſung des berühmten Manifeſts des Herzogs von Braunſchweig Theil gehabt? Auch fuhr er fort, am Rhein unter freiem Himmel die Farbenlehre zu treiben.

„Und ſo hielt ich, für meine Perſon wenigſtens, „mich immer feſt an dieſe Studien, wie an einem „Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei „Jahre unmittelbar und perſönlich das fürchterliche „Zuſammenbrechen aller Verhältniſſe erlebet."

„Einem thätigen, productiven Geiſte, einem „wahrhaft vaterländiſch geſinnten, und einheimiſche „Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute „halten, wenn ihn der Umſturz alles Vorhandenen „ſchreckt, ohne daß die mindeſte Ahndung zu ihm „ſprach, was denn beſſeres, ja nur anderes daraus „erfolgen ſolle. Man wird ihm beiſtimmen, wenn „es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen ſich „nach Deutſchland erſtrecken, (die franzöſiſche Revo„lution eine verdrießliche Geſchichte!) und ver„rückte, ja unwürdige Perſonen das Heft ergreifen. „In dieſem Sinne war der Bürgergeneral ge„ſchrieben, ingleichen die Aufgeregten entworfen, „ſodann die Unterhaltungen der Ausgewan„derten."

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt, „aber die Urbilder dieſer lu„ſtigen Geſpenſter waren zu furchtbar, als daß nicht „ſelbſt die Scheinbilder hätten beängſtigen ſollen."

Nun wahrhaftig, die in Weimar müſſen unerhört ſchwache Nerven gehabt haben, wenn ſie dies Scheinbild der franzöſiſchen Revolution, das Goethe im erwähnten Luſtſpiele darſtellt, in Angſt verſetzt hat. Ich glaube es aber nimmermehr. Sie werden ſich wohl bei der Aufführung jener Poſſen eben ſo gelangweilt haben, als ich es beim Leſen gethan, mit dem ich ſo eben fertig geworden; und Goethe ſchrieb das Gähnen ſtatt der Langeweile den Vapeurs zu. Des Bürgergenerals großer Inhalt iſt folgender: Gevatter Schnaps, ein Dorfbarbier, ließ ſich weißmachen: Zu den Jacobinern in Paris, welche alle geſcheidte Leute in allen Ländern aufſuchten, an ſich zögen und benutzten, wäre ſein Ruf erſchollen, und ſeit einem halben Jahre gäben ſie ſich alle erdenkliche Mühe, ihn für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen. Man kenne in Paris ſeinen Verſtand und ſeine Geſchicklichkeit. Ein Spaßvogel, der ſich für einen Abgeſandten der Jacobiner ausgiebt, ernennt den Barbier zum Bürgergeneral und beauftragt ihn, in ſeinem Dorfe die Revolution anzufangen. Man giebt ihm eine Freiheitsmütze, Säbel, Uniform und einen falſchen Schnurrbart. Die ganze Freiheits-Komödie geht aber darauf hinaus, den Bauer Martin um einen Topf Milch zu prellen. Und in dieſe alberne Milchſuppengeſchichte wollte Goethe den Weimaranern einen Abſcheu vor der franzöſiſchen Revolution einbrocken! Und die Weimarer ſollen wirklich Krämpfe davon bekommen haben! Es iſt nicht möglich.

Noch lächerlicher iſt das Luſtſpiel *die Aufgeregten*. Auch in dieſem dramatiſchen Bilde wollte Goethe die Gräuel der franzöſiſchen Revolution darſtellen, um die Deutſchen vor Freiheitsſchwindel zu bewahren. Nun leſe man die Folgen, welche das unglückſelige Revolutionsfieber in einem Dörfchen gehabt. *Erſte Folge.* Louiſe ſagt: ſie habe vergangenen Winter ein Paar Strümpfe mehr geſtrickt, weil ihr Vater, der Barbier, ihr Muße dazu gegeben, da er wegen der Zeitungen ſpäter nach Hauſe gekommen. *Zweite Folge.* Das Kind der Gräfin fällt ſich ein Loch in den Kopf, weil ſein Hofmeiſter, der die Zeitungen las, nicht auf daſſelbe Acht gegeben. Und das iſt Alles! Die Berliner freilich werden manches in dieſem Drama ſehen, was einem kurzſichtigen Süddeutſchen entgeht. Sie haben einen Herſchel'ſchen Göthoſkop — wir nur unſere Augen.

1794.

„Man ſendete mir aus dem ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland Schatzkäſtchen, Sparthaler, Koſtbarkeiten mancher Art, zum treuen Aufbewahren, „die mich als Zeugniß großen Zutrauens erfreuten, „während ſie mir als Beweiſe einer beängſtigten Nation traurig vor Augen ſtanden.“

Guter Gott, welche Gewichte ſind es, die den zentnerſchweren Haß Goethes gegen die franzöſiſche

Revolution bildeten! Seine liebe Mutter in Frankfurt hatte ein bequemes Haus mit ſchönen Möbeln, mit wohlverſorgtem Keller, mit Büchern, Kupferſtichen und Landkarten. Durch die Feindſeligkeiten der Franzoſen geängſtigt, wollte die Mutter ihren Beſitz veräußern, ſich eine Wohnung miethen; aber eben wegen der unruhigen Zeiten wurden unvortheilhafte Kaufanträge gemacht; das Berathen mit Freunden und Mäklern war von unendlicher Verdrießlichkeit. Und das der Schmerz eines Dichters! Iſt der ein Mann des Jahrhunderts, der mit ſolchem Herzen einer Eintagsfliege die Welt umfaßt?

Er erzählt, wie er ſich über Fichte's Lehrweiſe in Jena entſetzte, daran verbrannte; wie Fichte ſich in ſeinen Schriften „nicht ganz gehörig über die wichtigſte Sitten- und Staatsgegenſtände erklärt habe.“ Wie „uns deſſen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich beſſer ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, von außen beſchwerende Anregungen zugezogen.“

1795.

Mit Kapellmeiſter Reichardt zerfiel er, mit dem er, „ungeachtet ſeiner vor- und zudringlichen Natur, „in Rückſicht ſeines bedeutenden Talents in gutem „Vernehmen geſtanden; er war der Erſte, der mit „Ernſt und Stätigkeit meine lyriſchen Arbeiten durch

„Muſik ins Allgemeine förderte.... ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menſchen fortzudulden, wenn ſie mir es nur nicht gar zu arg machen, alsdann aber meiſt mit Ungeſtüm ein ſolches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte ſich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unaufhaltſamen Folgen ſolcher gewaltthätig aufgelöſten Zuſtände mit Augen ſchauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein für allemal am Beſtehenden feſt, an deſſen Verbeſſerung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verſtändigen, ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte dieſe Geſinnung nicht verhehlen."

Goethe, wie alle Grenz-Menſchen das Stadtthor ſeiner Welt, ſie ſchließend, vertheidigend. Die Gemeinde erweitert ſich, das Thor wird niedergeriſſen oder überbauet und dient zum Durchgange wie früher zur Abwehr.

„Reichard war von der muſikaliſchen Seite unſer Freund, von der politiſchen unſer Widerſacher, daher ſich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltſam an den Tag kam.

Ich kannte Reichardt etwas. Er war ein Preuße, das heißt ein Windbeutel. Wo er ſich befand, entſtand gleich ein Luftzug, ſelbſt im verſchloſſenſten Zimmer. Er hatte bewegliche Gefühle, doch er fühlte; man konnte ihn herbeiziehen und wegſchieben. Er ſtand nicht, gleich Goethe, wie eine Mauer im Leben da, die, wenn auch mit Obſtſpalieren bedeckt und verziert, doch unbeweglich, undurchſichtig bleibt, uns die Ausſicht verſteckt, und uns zu einem Umwege nöthigt, ſo oft wir in Gottes freie Welt gehen oder ſehen wollen. Und naiv iſt Goethe! Er geſteht, er habe Reichardt lieb gehabt, ſo lang er ihm nützlich geweſen, indem er durch Compoſitionen ſeiner Lieder dieſe verbreiten half; den Reichardt außer Dienſten aber habe er gehaßt. Das iſt ſachdenklich!

1799.

Entwurf der natürlichen Tochter. „In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich ſo manches Jahr über franzöſiſche Revolution und deren Folgen geſchrieben und gedacht, mit geziemendem Ernſte niederzulegen hoffte.“ Ich will dieſe natürliche Tochter, dieſes vieljährige Werk geziemenden Ernſtes wieder einmal leſen; aber jetzt nicht, nicht in dieſen rauhen Herbſttagen. Im nächſten Sommer, im Juli, in den Tagen, wo man Gefrornes liebt.

1800.

„Der Propyläen drittes und letztes Stück ward bei erſchwerter Fortſetzung gegeben. Wie ſich bösartige Menſchen dieſem Unternehmen entgegengeſtellt, ſollte wohl zum Troſte unſerer Enkel, denen es auch nicht beſſer gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.“

Nun, warum bezeichnet er es nicht näher? Warum? Darauf iſt leicht die Antwort gegeben. Goethe beſann ſich, daß etwas zum Troſte der Enkel zu ſagen, wie jede Menſchenfreundlichkeit, nebuliſtiſcher Natur und eines ſo realen Mannes, wie er, ganz unwürdig ſey.

1802.

Goethes Geſinnung über Preßfreiheit ſpricht ſich hier gelegentlich aus. Schlegels Jon kam zur Aufführung und ſchon am Abende der Vorſtellung trat „ein Oppoſitions-Verſuch unbeſcheiden hervor; „in den Zwiſchenacten flüſterte man von allerlei „Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünſchten Anlaß „gab. Ein ſowohl den Autor als die Intendanz „angreifender Aufſatz war in das Mode-Journal „projectirt, aber ernſt und kräftig zurückgewieſen; „denn es war noch nicht Grundſatz, daß in demſelbigen Staat, in derſelbigen Stadt es irgend einem

„Glied erlaubt ſey, das zu zerſtören, was andere „kurz vorher aufgebauet hatten.“

1803.

Nichts lächerlicheres, als bald der ernſte dürre Ton, bald die breite kunſtſchmauſende Behaglichkeit, mit welchen Goethe in dieſem ſeinen Büchelchen über das kleinſtädtiſche Hof- und bürgerliche Stadtbauweſen in Weimar ſich ſo oft ausläßt. Was der Kunſtfreund an ſolcher Puppen-Architektur ſo Erquickliches finden mochte, daß er noch nach vielen Jahren ſich damit beſchäftigt, wäre ganz unerklärlich, wenn man Goethes Charakter nicht kennte. Des Lebens Behaglichkeit war ihm das Leben ſelbſt. Darum iſt ihm nichts klein, was dieſen Kreis berührte, darum iſt ihm alles klein, was von dieſem Kreiſe ablag.

1805.

Und in dieſem Büchelchen auch, wie in den größten und bedeutendſten Werken Goethes, trat mir was mich immer beleidigt, halb lächerlich, halb ärgerlich entgegen. Zuvörderſt die holländiſche Reinlichkeit des Styls, die jeden Zimmerboden mit gekräuſeltem Sande bedeckt, und oft die Bäume vor den Häuſern mit Oelfarbe anſtreicht. Dann die aufgenöthigte Ruhe, das Bleigewicht, das Goethe an jede Empfindung, jeden Gedanken ſeiner Leſer hängt.

Endlich die tyranniſche Ordnung, die Geiſt und Herz nach dem Takte eines Melzel'ſchen Metronomen ſich bewegen heißt.

1806.

Man dachte daran, Oehlenſchlägers Tragödie Hakon Jarl auf die Weimariſche Bühne zu bringen, und ſchon war alles dazu vorbereitet. „Allein ſpäterhin ſchien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernſt geſpielt wurde, mit dieſer heiligen Zierde ſich ſcherzhaft zu gebärden.“

Denkwürdigkeiten, die Goethe von dieſem wichtigen Tage bemerkt. Am 30. Januar der Geburtstag unſerer Großherzogin, und wie das Trompeter-Chor eines Preußiſchen Regiments in dem Theater Proben ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit gegeben. — Theater-Repertoir — geſchenkte Zeichnungen und andere Kunſtnachrichten. — Vollſtändiges Verzeichniß der von Goethe durch Gefälligkeit erworbenen Kunſtgegenſtände. — Reiſe nach Carlsbad und dort genoſſene Kupferſammlungen. Farbenlehre. Bei jeder Gefahr hält Goethe ein Prisma vor die Augen, um jene nicht zu ſehen, und ſonderbar genug verſteckt er ſich vor dem Lichte hinter Farben. — In Carlsbad: „Fürſt Reuß XIII., „der mir immer ein gnädiger Herr geweſen, befand „ſich daſelbſt, und war geneigt, mir mit diplomati-

„ſcher Gewandtheit das Unheil zu entfalten, das un„ſern Zuſtand bedrohte. — Mineralien.“

„Ueber eine pädagogiſch-militairiſche Anſtalt bei „der franzöſiſchen Armee gab uns ein trefflicher aus „Baiern kommender Geiſtlicher genaue Nachricht. „Es werde nehmlich von Offizieren und Unteroffi„zieren am Sonntage eine Art von Katechiſation ge„halten, worin der Soldat über ſeine Pflichten ſo„wohl als auch über ein gewiſſes Erkennen, ſo weit „es ihn in ſeinem Kreiſe förderte, belehrt werde. „Man ſah wohl, daß die Abſicht war, durchaus kluge „und gewandte, ſich ſelbſt vertrauende Menſchen zu „bilden; dies aber ſetzte freilich voraus, daß der ſie „anführende große Geiſt demungeachtet über jeden „und alle hervorragend blieb und von Raiſonneurs „nichts zu fürchten hatte.“ Daß man ja nicht denke, indem er ſolche Schulen lobend erwähnt, er ſey der Meinung, daß man aus einem Soldaten einen denkenden Menſchen machen ſollte. Der Unterricht iſt nur das Oel, womit man das Rad einer Maſchine ſchmieret, daß dieſe beſſer gehe. Raiſonniren ſoll das Rad nicht, ſondern nur geſchmeidiger werden, um der lenkenden Hand zu folgen. —

„Die prägnante Unterhaltung mit meinem Für„ſten im Hauptquartier zu Niederroßla“ möchte ſchwer auszuſprechen ſeyn.

Und als beim Herankommen des Ungewitters Jedermann ängſtlich einen Schlupfwinkel ſuchte, rief Goethe, als man eben die erſten Lerchen ſpeiſte, aus: „*Nun, wenn der Himmel einfällt, ſo werden ihrer viele gefangen werden.*" —

1807.

Schrieb in Carlsbad eine kleine mineralogiſche Abhandlung. „Ehe der kleine Aufſatz nun abgedruckt „werden konnte, mußte die Billigung der obern Prager „Behörde eingeholt werden, und ſo hatte ich das „Vergnügen, auf einem meiner Manuſcripte das „visa der Prager Cenſur zu erblicken."

In Carlsbad erwieß ihm die Fürſtin Solms „ein gnädiges Wohlwollen."

1808.

Bekennt, *daß er ſeit einigen Jahren keine Zeitungen geleſen.* Nach Carlsbad aber nahm er die Jahrgänge 1805 bis 1807 der allgemeinen Zeitung mit, ein Blatt, das er wegen ſeiner *klugen Redartation* noch leiden mag.

Schrieb ein Gedicht „zu Ehren und Freuden der Frau Erbprinzeſſin von Heſſen-Caſſel."

1810.

„Die Gegenwart der Kaiſerin von Oeſterreich Majeſtät in Carlsbad, rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleine Gedicht entwickelte ſich im Stillen.“

1811.

Er und andere gingen nach Wehnditz, einem Dorfe bei Carlsbad, und tranken Ungarwein. „Man trug ſich über eine ſolche Wallfahrt mit folgender Anekdote: „Drey bejahrte Männer gingen nach Wehnditz zum Weine!

Obriſt Otto, alt . . .	87 Jahr
Reimſchneider Müller .	84 —
Ein Erfurter	82 —
	253 Jahre.

Sie zechten wacker, und nur der letzte zeigte beim Nachhauſegehen einige Spuren von Beſpitzung; die beiden andern griffen dem Jüngern unter die Arme, und brachten ihn glücklich zurück in ſeine Wohnung.

1813.

Durch die Kriegsereigniſſe geängſtigt ſuchte er Ruhe, indem er ſich mit ernſtlichſtem Studium dem chineſiſchen Reiche widmete.

„Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweiſe gedenken. Wie ſich in der politiſchen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, ſo warf ich mich eigenſinnig auf das entfernteſte."

Unter den kleinen Bemerkungen über die Ereigniſſe des Tages findet ſich: „Die Freiwilligen betragen ſich unartig und nehmen nicht für ſich ein."

1816.

Man verzeiht Goethe faſt die kindiſche Aufregung, in welche ihn jeder Widerſpruch ſeiner Farbenlehre verſetzt, weil er doch da einmal aus ſeinem engen Egoismus, wenn auch auf verbotenem Wege, heraustritt, weil ihn doch da einmal das Urtheil der Menſchen kümmert. „Profeſſor Pfaff ſandte mir ſein Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutſchen angebohrenen unartigen Zudringlichkeit." Das kann doch den Deutſchen wahrlich ihr ärgſter Feind nicht nachſagen, daß ſie unartig zudringlich wären. Nur zu ſchüchtern und artig ſind ſie! Goethe legte das Buch ungeleſen bei Seite!

Goethe war vergnügt und wie in Baumwolle gehüllt, als ihn ein Donner aufſchreckte. „Ein ſolcher innerer Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünſtigt, als nach ausgeſprochener Preßfreiheit die Ankündigung der Iſis erſchien, und jeder

„wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden „weitern Folgen mit Schrecken und Bedauern vorausſah.“

1817.

„Ein Symbol der Souverainität ward uns „Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog von Thorn dem Fürſten von Thurn und „Taxis, in ſeinem Abgeordneten, mit dem Poſtregal „belieh, wobei wir ſämmtlichen Diener in geziemendem Schmuck, nach Rangesgebühr erſchienen.“

„Zu jener Zeit ſtudirten in Jena und Leipzig „viele junge Griechen. Der Wunſch, ſich beſonders „deutſche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchſt „lebhaft, ſo wie das Verlangen, allen ſolchen Gewinn dereinſt zur Aufklärung, zum Heil ihres „Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem „Beſtreben; nur war zu bemerken, daß ſie, was den „Hauptſinn des Lebens betraf, mehr von Worten als „von klaren Begriffen regiert werden!

„Papadopulos, der mich in Jena öfters beſuchte, „rühmte mir einſt im jugendlichen Enthuſiasmus den „Lehrvortrag ſeines philoſophiſchen Meiſters. Es „klingt, rief er aus, ſo herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland ſpricht. Als ich mich aber erkundigte, was „denn dieſer vortreffliche Lehrer eigentlich von Tu-

„gend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich „zur Antwort: Das könne er ſo eigentlich nicht „ſagen, aber Wort und Ton klängen ihm ſtets vor „der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland.“ Gott welch' ein Spott! Die Griechen haben es wohl gezeigt, was ſie darunter verſtehen, wenn auch der edle Jüngling Tugend, Freiheit und Vaterland nach Goethes dürrer Weiſe nicht zu ſchematiſiren verſtand.

„Hierauf ward mir das unerwartete Glück, „Ihro des Großfürſten Nicolaus und Gemahlin „Alexanders Kaiſerliche Hoheit, im Gebiet unſerer „gnädigſten Herrſchaften bei mir im Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürſtin Kaiſerliche „Hoheit vergönnten einige poetiſche Zeilen in das „zierlich prächtige Album verehrend einzuzeichnen.“ Das ſchrieb er in ſeinem 71ſten Jahre. Welche Jugendkraft.

Vierter Brief.

Paris, den 13. October 1831.

Dieſe Woche war wieder ſehr reich an Begebenheiten: die Verwerfung der Reform-Bill in England, und die abgeſchaffte Erblichkeit der Pairs in Frankreich. Dort hat die Ariſtokratie geſiegt, hier hat ſie eine Niederlage erlitten. Es iſt eine Compenſation und es wird dabei für die gute Sache nichts gewonnen, und nichts verlohren. Der Sieg des Adels in England kann dort eine Revolution und die Volksherſchaft zur Folge haben; dagegen kann die Abſchaffung der Erblichkeit der Pairs in Frankreich wieder zum Abſolotismus führen. Wenn es noch eines Anlaſſes bedürfte, den Haß der großen Mächte gegen Frankreich zu entflammen, ſo iſt er jetzt durch Herabwürdigung der franzöſiſchen Ariſtokratie gefunden. Die Familie Von in Oeſterreich und Preußen wird ihre Verwandtſchaft rächen. In Deutſchland nimmt alles ſo eine ſchlechte Wendung, wie ich es vorher geſehen. Die Badiſche Kammer iſt dem Preußiſchen Mauthſyſteme beigetreten, daß heißt, es hat ſich der preußiſchen Politik unterworfen. Und alle Deputirten, die ich dieſen Sommer in Carlsruhe geſprochen, haben doch gegen dieſe verderbliche Allianz mit Preußen wie gegen Gift geeifert. Welche Menſchen! Mit ihrer Preßfreiheit iſt es auch nichts. Ein in Carlsruhe erſcheinendes franzöſiſches Blatt, ob es zwar unter Cenſur ſtand, iſt auf Antrag des Bundestags unterdrückt worden. Ich habe mit der Hoffnung auch alle Mäßigung aufgegeben. Ich werde künftig über Politik nicht mehr ſchreiben, wie ich es bis jetzt gethan. Mäßigung wird ja doch nur für Schwäche angeſehen, die zum Uebermuthe, und Rechtlichkeit für Dummheit, die zum Betruge auffordert. In dem erſten Artikel meines projektirten Journals trete ich mit einer trotzigen Kriegserklärung hervor. Ich ſage unter andern: „In frühern Zeiten hatten „wir die friedliche Wage in unſrem Schilde geführt. „Glühendes Gefühl, unſere Liebe und unſern Zorn, „unſere Hoffnung und unſere Furcht, den wilden „Sturm des Herzens — alles brachten wir unter „Maaß, und brachten Ordnung in jede Leidenſchaft. „Zwar wurden die Machthaber immer von uns verwünſcht, weil ſie trotzig behaupten, das Glück und „die Freiheit der Welt ſey ihr Eigenthum und von

„ihrem guten Willen, von ihrer eigenen Schätzung „hinge es ab, wie viel ſie den Völkern davon zurück„halten, davon überlaſſen, und welchen Preis ſie da„für verlangen mögen. Aber wir dachten: es ſey! „mit Krämern muß man feilſchen; da iſt Gold, da „iſt die Wage. Aber ſie ſtrichen das Geld ein, und „warfen höhniſch das Schwert in die Schaale. Wollt Ihr's ſo? Nun es ſey auch. Schwert gegen „Schwert. . . . Denn ſeit wir geſehen, daß der „jüngſte König um die Gunſt der älteſten Tyrannen „buhlt, und die älteſten Tyrannen ſelbſt den Raub „einer Krone lächelnd verzeihen, wird nur zugleich „mit der Krone die Freiheit auch geraubt — ſeitdem „hoffen wir nichts mehr von friedlicher Ausgleichung. „Die Gewalt muß entſcheiden. Beſiegen könnt Ihr „uns, aber täuſchen nicht mehr.“ Ich werde das Journal die Glocke nennen.

Das Wetter hier macht einem ganz verwirrt. Im October zwanzig Grad Wärme! Vielleicht hat der Himmel beſchloſſen, daß ſich die Fürſten noch dieſen Herbſt die Hälſe brechen. Man fürchtet Unruhen in England. Nach geſtern angekommenen Nachrichten hat das Volk in der Provinz das Landhaus eines Pairs abgebrannt, der gegen die Reform geſtimmt. Wellington ſoll ſein Haus verrammelt haben. Wenn es in England Revolution giebt, werden die Alliirten über Frankreich herfallen, wovon ſie bis jetzt nur die Furcht vor England abgehalten.

Ich war vor einigen Tagen zum Erſtenmale im neuen Theater des Palais-Royal, wo einige ganz allerliebſte Stücke mich ſehr unterhalten, und mir das ſaure Blut etwas verſüßt haben; beſonders that das ein Vaudeville: Le Tailleur et la Feé, ou
u Les chansons de Bèrenger. Berangers Großvater, ein armer Schneider, ſitzt und näht. Neben ihm in der Wiege flennt der künftige Dichter, der eben auf die Welt gekommen. Die herbeigeruſene Amme erſcheint, verwandelt ſich in eine Fee, und zwar in die Geſtalt der Göttin der Freiheit, den Spieß in der Hand, die rothe Mütze auf dem Kopfe. Sie gelobt dem alter Schneider, ſeinen Enkel das ſchönſte Lebensloos zu ſchenken, ihn zum Freheitsdichter zu machen. Jetzt erſcheinen, von dem Zauberſtabe der Fee herbeigerufen, die Hauptlieder Beranger's, unter allegoriſchen Perſonen. Zuletzt wird ſeine Büſte bekränzt. Es iſt eine vollkommene Apotheoſe.

Beranger's Herkunft und Geburt ſind im Vaudeville hiſtoriſch dargeſtellt. In ſeinem Liede Le Tailleur et la Feé, erzählt der Dichter:

Dans ce Paris plein do'r et de misère,
En l'an de christ mil sept cent quatre vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand père,
Moi nouveau né, sachez ce qu'il m'advint.
Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de fleurs;
Mais mon grand père, accourant à mes pleurs,
Me vit soudain dans les bras d'une Fée.
Et cette Fée avec de gais refrains,
Calmait le cri de mes premiers chagrins.

Es iſt etwas, das die heutige franzöſiſche Regierung lauter verdammt, als die Millionen der Getäuſchten; ſchwärzer färbt, als alle Tagesblätter der Unzufriedenen: — Beranger hat ſeit der letzten Revolution nicht ein einziges Lied geſungen. Gleich in den erſten Tagen macht ihm die böſe Ahndung deſſen, was kommen werde, das Herz, und bald darauf die Erfüllung der ſchlimmſten Beſorgniß die Zunge ſchwer. Selbſt die Hoffnung mochte ihm nicht geblieben ſeyn, die ihm doch unter dem Drucke der Zeiten, da die ältern Bourbons herrſchten, zu Wein-, Liebes-, Freiheits- und Spottliedern begeiſtern konnten. Die neuen Machthaber warfen auch nach Beranger ihre goldene Angel aus; doch er ließ ſich nicht födern und ſchwieg, und dieſes ſtumme Lied ſchallt lauter gegen die Tyrannei, als es irgend eines ſeiner frühern Lieder gethan.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich anfange mich mit der bildenden Kunſt zu beſchäftigen, und wie ernſt es mir damit iſt, habe ich neulich an meinem erſten Beſuche im Muſeum ſelbſt erprobt. Ich habe zum erſtenmale in meinem Leben alles ſo bedächtig, ſo genau betrachtet, daß ich nach zwei Stunden nicht über das erſte Zimmer hinausgekommen, obzwar wenig Bedeutendes und Erfreuliches an Kunſtwerken darin aufbewahrt wird. Es iſt etwas, meinen alten Geiſt aufzufriſchen, ihm einen neuen Standpunkt für alte Betrachtungen zu verſchaffen. Das Licht wird mir mit der Zeit wohl aufgehen, und ich mache mich jetzt ſchon über mich ſelbſt luſtig, wie ich mich einmal ſpäter öffentlich über Kunſt werde vernehmen laſſen. Freilich fehlt mir etwas, was zum vollkommenen Verſtändniß der Kunſtwerke ganz unentbehrlich iſt, nehmlich die Technik. Aber ich werde dieſe Unwiſſenheit, wie manche andere, ſchon durch rothe, grüne und gelbe Worte zu bedecken wiſſen.

— Die Gnade des Kaiſers von Rußland gegen die unglücklichen Polen ſteht in voller Blüthe. In Warſchau ſind ſchon funfzehnhundert Perſonen eingekerkert worden, und alle Flüchtlinge werden mit Steckbriefen verfolgt, wozu der gute Schwiegervater behülflich iſt. Wird denn die Zeit niemals kommen, daß ſich die Völker auch verſchwägern und einander in der Noth beiſtehen?

— Der Baron *** aus Wien, deſſen ich ſchon erwähnt, ſagte mir, in Wien wäre kein gebildet Haus, in dem man nicht meine Schriften hätte. Voriges Jahr war er in der Schweiz und blieb vier ganze Wochen oben auf dem Rigi. Ich fragte ihn: ob er Geſellſchaft bei ſich gehabt? Er erwiederte: „Ich war in Ihrer Geſellſchaft dort.“ Er hatte nehmlich meine Werke bei ſich. Eigentlich habe ich die Wiener gern. Sie leſen weniger, beſonders Journale, und haben darum keinen verſchlemmten, abgenutzten Geiſt. Wenn ſie Verſtand haben, iſt er ſelbſtſtändiger, origineller als der der Nordländer. Dabei ſind ſie gutmüthig und ſind ganz glücklich, wenn man ihren Kaiſer lobt.

Freitag, den 14. October.

Auf den Boulevards und was noch wunderlicher iſt, auf dem Platze vor der Börſe, findet man jetzt ſehr häufig Bibeln zum Verkaufe ausgeſtellt. Die heilige Waare liegt auf der Erde unter andern profanen Büchern oder ſonſtigem ſchlechten Tröpel. Sie ſind ſehr wohlfeil und geben gut ab. Sie ſtammen von der hieſigen Bibelgeſellſchaft, die ſie unentgeldlich austheilt, worauf ſie denn, wie billig, von den Geſchenknehmern verkauft werden. Geſtern ſah ich einen wohlgebildeten Mann, von etwa funfzig Jahren, der ſich eben auf der Straße eine ungerupfte wilde Ente gekauft, die er mit Mühe in die linke Rocktaſche zwängte, gleich darauf auch eine Bibel kaufen, die er unter dem rechten Arme forttrug. Es gefiel mir ungemein, daß er ſich weniger ſchämte die Bibel als die Ente öffentlich zu tragen, und daß er um die letztere länger gefeilſcht als um die erſtere. — — Ah je respire! Da iſt Ihr Brief. Was kann ich dafür? Ich bin Ihr gelehriger Schüler immer geweſen, ich kann die Angſt nicht laſſen.

Aber was fällt Ihnen ein? Warum zweifeln Sie, daß ich in Paris vergnügt ſey? Paris gefällt mir wie immer. Da ich mich aber wie zu Haus fühle, hat es natürlich — zwar immer noch den Reiz, aber nicht mehr den Ueberreiz der Neuheit. Ich genieße ruhiger, und Deutſchland liegt ſo ferne von meinem Sinne, daß ich es, wie früher geſchehen, mit Frankreich gar nicht mehr vergleiche.

Fünfter Brief.

Paris, Mittwoch, den 19. October 1831.

Es iſt wieder von Stiftung einer deutſchen Zeitung in Paris die Rede, und wenn ſie zu Stande kömmt, werde ich wahrſcheinlich beſonders thätig dabei ſeyn. Einflußreiche Perſonen fangen an einzuſehen, wie wichtig für Frankreich ſelbſt deutſche liberale Zeitungen werden können, und man zeigt ſich geneigt, mit Geld und auf andere Weiſe zu unterſtützen. Ich werde da freilich ſehr vorſichtig ſeyn müſſen, daß ich meine Unabhängigkeit nicht verliere. Doch brauche ich nicht zu ängſtlich zu ſeyn; denn ich höre Ketten ſchon im ſiebenten Himmel raſſeln, und habe immer Zeit meine Freiheit ſicher zu ſtellen. Wer von den hohen Perſonen die Sache angeregt, das weiß ich eigentlich noch gar nicht; denn was man mir zu verſtehen gegeben, glaube ich nicht. Ich werde mich aber gewiß in nichts einlaſſen, bis ich die Hand gedrückt, die den erſten Ring faßt; ſonſt könnte geſchehen, daß ich glaubte mit dem Teufel zu thun zu haben, und hätte doch mit Beelzebub zu thun gehabt. Das wird der ganze Unterſchied ſeyn zwiſchen meinen verſchiedenen Vermuthungen. Doch das ſchreckt mich nicht ab, man muß leben und leben laſſen, und wenn ich der guten Sache nützlich ſein kann, mögen Andere auch ihren perſönlichen Vortheil dabei finden.

Intriguen, die ich in Baden ſchon geahndet, wurden mir hier beſtätigt. Die Wohlfeilheit, bei einer an deutſchen Zeitungen ungewöhnlichen Schönheit des Drucks und Papiers, der in München erſcheinenden Tribüne, — der myſteriöſe Umſtand, daß ein Pforzheimer Kaufmann (Würtembergiſcher Unterthan) aus Patriotismus die Fonds dazu hergiebt — der Geiſt der Widerſetzlichkeit gegen die Baieriſche Regierung, der das Blatt beſeelt — gab mir allerlei Vermuthungen. In Paris, wo man alles erfährt, habe ich denn endlich erfahren, daß der König von Würtemberg die Tribüne geſtiftet und bezahlt, um ſie als Waffe gegen Baiern zu gebrauchen. Baiern hat ſich nehmlich im künftigen Kriege gegen Frankreich an die heilige Allianz angeſchloſſen. Baden, Würtemberg und andere kleine Staaten ſollen ganz aufgelöſt und zwiſchen Oeſterreich, Preußen und Baiern getheilt werden. Und ſo weiter.

In Stuttgart läßt jetzt die Regierung auch eine Zeitung errichten, um der Oppoſition widerſtehen zu können (ſo wird geſagt; wohl eigentlich aber mehr, ſich der Despotie des deutſchen Bundes entgegen zu ſetzen. Sie hat zum Redacteur einen guten Schriftſteller, Profeſſor Münch, berufen, und giebt ihm drei tauſend Gulden Gehalt. Lindner iſt Mit-Redacteur. Auch an der Tribüne ſchreibt er viel. Wo auch immer im Geheimen etwas Moraliſches vorgeht, — er muß dabei ſeyn.

Der König von Baiern, den man neulich fragte, welche Anſtalten man für ihn und ſein Haus gegen die Cholera treffen ſolle? hat darauf zur Antwort gegeben: „Gar keine. Bin ich nicht an den Ständen geſtorben, wird mich auch die Cholera verſchonen." Alſo Freiheit und Peſt ſind einem Könige ganz einerlei! Auch der Freiheit Peſt und König.

Donnerſtag, den 20. October

Ich war ſeit einer Woche zweimal im italieniſchen Theater, und habe die Paſta und den vergötterten Rubini gehört, beide im Othello und Tankred. Die Paſta ſoll an dem einen Ende ihrer Stimme einige Töne verloren, dafür aber an dem andern einige Töne gewonnen haben. Ob oben oder unten, weiß ich nicht. Die Paſta ſingt immer noch herrlich, aber ihre Stimme drang mir nicht in das Herz. Ihr Vortrag iſt höchſt edel, aber kalt, plaſtiſch, antik; ſie ſingt nicht chriſtlich. In Glucks Opern wäre ſie an ihrer Stelle. Das iſt *mein* Urtheil. Die andern finden nichts an ihr zu wünſchen übrig. Als Desdemona verglich ich ſie mit meiner immer noch angebeteten Malibran, und dieſe Vergleichung konnte ſie nicht ertragen. Rubinis verherrlichter Geſang ließ mich auch kalt; ich liebe dieſe ſtählernen Stimmen nicht, und dann hat ſeine Stimme etwas raiſonnirendes, eine Art Echo hinter ſich. Aber meine Ignoranz bleibt unter vier Augen. Als Tankred gefiel mir die Paſta beſſer, das fra tanti palpiti hätten Sie hören ſollen. Es war närriſch darüber zu werden. O ihr armen deutſchen Kleinſtädter mit euern Achtzehn-Batzen-Prima-Donnas! Eine dicke deutſche Dame, und wahrſcheinliche Berlinerin, die hinter mir ſaß und die ich, noch ehe ſie Deutſch ſprach, daran als Landsmännin erkannte, daß ſie *bravo* ſtatt *brava* ſchrie, — *ſchwitzte* Entzücken. Ich mußte ihr geradezu ins Geſicht lachen. Dieſen Winter iſt die italieniſche Oper auf allen Vorplätzen, Treppen, Corridors, von unten bis oben, mit ſcharlachrothem Tuche bedeckt. Man glaubt in einem Pallaſte zu ſeyn. Das hat noch gefehlt, dieſem adeligen Vergnügen völlig ein ariſtokratiſches Anſehn zu geben. Zwiſchen den Akten habe ich, wie es die jungen Leute pflegen, in allen Logen hineingeſehen. (Sie erinnern ſich, daß die Logenthüren Fenſter haben.) Die Pracht und der Geſchmack der weiblichen Anzüge gewährte wirklich einen herrlichen Anblick, ſelbſt männlichen, alten und ſchon beſchäftigten Augen, wie die meinen. Aber beim Ausgange aus dem Theater ließ ich alle die geputzten Damen die Muſterung paſſiren, und es fanden ſich nicht zwei ſchöne Geſichter darunter, — wahrhaftig nicht zwei!

Sagen Sie mir, was hat das für einen Grund, daß in der letzten Zeit der Frankfurter Senat einige außergewöhnliche Heirathserlaubniſſe ertheilt? Iſt das contagiös oder miasmatiſch? Auf jeden Fall iſt es eine Kometen-artige Erſcheinung und Vorläufer der Cholera. Der Senat und der geſetzgebende Körper ſollten ſich Flanellbinden um den Kopf wickeln, vielleicht ſchwitzen ſie die roſtrothe Philiſterei aus, und werden geſund.

*** iſt geſtern nach Amerika zurückgereiſt. Das iſt ein unordentlicher Menſch! So arg habe ich es doch nie getrieben. Um fünf Uhr wollte er abreiſen, und um drei Uhr traf ich ihn ganz athemlos auf der Straße laufen, erſt bei ſeinem Bankier das nöthige Geld zu holen. Dann begleitete ich ihn nach Hauſe. Seine zwei großen Koffer wurden erſt gepackt und wie! Noch naſſe Federn, mit denen er eben erſt geſchrieben, wurden im Koffer auf die Wäſche gelegt. Während gepackt wurde ſchrieb er eine Vorſtellung an den König. Kein Accent im ganzen Briefe. Dann legte er ihn zuſammen, wie einen Wäſchzettel, und ließ die Beſorgung an den König dem Portier zurück. Dazwiſchen kamen Rechnungen, Beſuche — es war den Schwindel zu bekommen. Wenn er den Poſtwagen nicht verſäumt, hat er Glück gehabt. Denn er wollte auf dem Wege noch Seidenwaaren für ſeine Familie einkaufen. Eine glückliche Natur! Bei Tiſche hätten Sie ihn ſehen ſollen, wenn ich und *** Witze machten. Da er nie weniger als ein halbes Pfund Fleiſch auf einmal in den Mund nimmt, brachte ihn ſein Lachen oft dem Erſticken nahe.

Warum iſt denn der dumme *** nach *** zurück? Warum hat er ſich fangen laſſen? Hoffte er, ſeine Dummheit würde ihn vor Verfolgung bewahren? Dann kannte er wenig unſere Zeit: Dumm zu ſein, auch ohne weiteres Vergehen, wird heute als ein Eingriff in die Majeſtätsrechte angeſehen, und als ſolches beſtraft.

Montag, den 21. October 1831.

Seit der Revolution ſind die Theater völlig frei, und alle Cenſur der aufzuführenden Stücke iſt aufgehoben. Nun hatte vorgeſtern das Theater des Nouveautés ein neues Drama Procès d'un maréchal de France angekündigt. Der Prozeß des Marſchalls Ney ſollte darin vorgeſtellt werden, die Pairskammer erſcheinen, vollſtändiges Gericht gehalten, und alle Pairs beim Namen aufgerufen werden, die für oder gegen Neys Tod geſtimmt. Die Regierung fürchtete die üblen Folgen, und daß hierdurch der Haß, den man hier gegen die Pairs hat, noch mehr angefacht werden möchte. Sie ließ alſo durch die Polizei die Aufführung des Stückes verbieten. Der Theater-Director erklärte, er werde ſich an das Verbot nicht kehren, da es geſetzwidrig wäre, und ließ Abends ſein Haus öffnen. Da wurde aber das Theater von der Polizei umſtellt, Jedem der Eingang ins Haus verwehrt, und ſo die Aufführung mit Gewalt verhindert. Geſtern war das Stück abermals angekündigt, und das Haus abermals geſperrt. Ich war beide Abende zugegen. Der ganze Börſenplatz war von der bewaffneten Macht und dem Volke beſetzt; letzteres verhielt ſich aber ruhig. Der Theater-Director hat gegen dieſe Gewalt proteſtirt und erklärt, er würde jeden Abend das Stück ankündigen laſſen, die Polizei bei den Gerichten belangen, und um Schadenerſatz anhalten. Nun will ich zwar gerne glauben, daß das Drama ſkandalös ſeyn, daß es Unruhe erregt haben mag, und daß die beleidigten Pairs Grund genug bekommen hätten, den Theater-Director und den Verfaſſer vor Gericht zu ziehen. Aber die Aufführung durfte nicht verhindert werden, denn durch die neue Charte iſt alle vorhergehende Cenſur aufgehoben, und die Regierung hat ſich hierbei einer wahren Verletzung der Conſtitution ſchuldig gemacht. Es iſt eine Ordonnanz-Geſchichte in kleinem Fuße.

Sechster Brief.

Paris, den 29. October 1831.

Von einem merkwürdigen Werke, das zehn Bände haben wird, iſt geſtern der erſte Theil erſchienen. Er liegt vor mir auf meinem Tiſche, ich habe ihn aber noch nicht geleſen. Sie ſollen ſpäter darüber genaue Rechenſchaft bekommen. Das Buch heißt: Paris, ou le Livre des cent-et-un. Wie auch das Buch beſchaffen ſeyn mag, auf jeden Fall iſt es eine von den Erſcheinungen, wie ſie nur Paris hervorbringt, und die Allen, die im Geiſte leben, den hieſigen Aufenthalt ſo angenehm machen. Das Buch iſt auf folgende Art entſtanden. Ladvocat, einer der bedeutendſten hieſigen Buchhändler, iſt durch den Druck dieſer Zeit in Noth und Verlegenheit gekommen. Ihm aufzuhelfen haben alle die Schriftſteller, die ihre Werke früher von ihm herausgeben ließen, ſich vereinigt, gemeinſchaftlich ein Buch zu ſchreiben, und es dem Ladvocat unentgeltlich zu überlaſſen. Sie haben zu dieſem guten Werke noch andere Schriftſteller eingeladen, ſo daß der Verein bis zu hundert und ſechszig angewachſen iſt. Das erlaſſene Circulaire lautet wie folgt: „Les soussignés, voulant „donner a Mr. Ladvocat, libraire, un témoignage de l'intérêt qu'il leur inspire, dans les „circonstances fâcheuses où il se trouve, par „toutes les pertes qu'il a éprouvées depuis un „an, aut résolu de venir à son secours en s'engageant à lui donner chacun au moins deux „chapitre qui devront composer un ouvrage intitulé: le Diable boiteux à Paris, ou Paris et les moeurs comme elles sont. „Ils invitent tous les hommes de lettres qui „n'étaient pas présentes à leur réunion, à venir se joindre à eux pour secourir un libraire „qui a si puissammest contribué à donner de „la valeur aux productions de l'esprit, et à consacrer l'indépendance de la profession des „hommes de lettres“ Darauf folgt das alphabetiſche Verzeichniß von hundert und ſechszig Schriftſtellern, worunter alle Bedeutende, die Frankreich hat: Béranger, Chateaubriand, Cuvier, Delamartine, Delavigne, Salvandy, Etienne, Guizot, Victor-Hugo, Jouy, Kératry, Mignet, Royer-Collard, Scribe, Thiers, Villemain u. ſ. w. Ladvocat ſagt:

„dans l'impossibilité où se trouve l'Editeur de „témoigner sa reconnaissance à la littérature „contemporaine pour la bienveillance toute pa„ternelle qu'elle lui a prodiguée, il se borne à „inprimer l'engagement et la liste des hommes „de lettres, qui sont venus à son aide avec tant „de zèle et de chaleur; il conserve cette liste „chargée de leurs noms comme on conserverait „des lettres de noblesse acquises sur le champ „d'honneur." Das Buch kann nur höchſt intereſſant ſeyn. Denn ſind auch unter deſſen Verfaſſern Schriftſteller von minderer Bedeutung, wie unſer Paul de Kock und ſolche andere, ſo muß doch das dem Werke, wegen ſeiner beſondern Art und Beſchaffenheit, einen Werth mehr geben. Es wird nehmlich ein neues Tableau de Paris gleich dem von Mercier, Jouy und andern. Aber dieſe ſind alt, und da die Sitten ſich verändert, nicht mehr treu. Uebrigens wurden jene Tableaux immer nur von *einem* Verfaſſer geſchrieben; die Anſichten der Pariſer Dinge und Verhältniſſe müßten daher individuell bleiben. Jetzt aber beobachten hundert und ſechszig Menſchen, jeder von ſeinem Standpunkte aus; das Gemälde muß daher treuer werden. Und es ſind Schriftſteller von den verſchiedenſten Geiſtesrichtungen und bürgerlichen Verhältniſſen und Geſinnungen. Proſaiker und Dichter, Philoſophen und Dramatiker, Staatsmänner, Deputirte, alte und junge, Männer und Weiber, Claſſiker und Romantiker, Liberale, Miniſterielle, Ultras, Royaliſten, Karliſten, Buonapartiſten. Dieſe werden ſich ſelbſt zeichnen, und das iſt der Gewinn. Selbſt gemeine Schriftſteller, wie Pigault-Lebrün, Paul de Kock müſſen dem Buche zum Vortheile gereichen, denn ſolche Naturen bemerken vieles in der Welt, was beſſern und geiſtreichern Menſchen entgeht.

Warum die Tribüne nicht im Frankfurter Caſino gehalten wird, will ich Ihnen erklären. Erſtens: durfte ſie die Frankfurter Poſt wahrſcheinlich nicht kommen laſſen, und zweitens: war das auch nicht der Fall, ſo haben die Herren Geſandten ihre Anhänger im Caſino, die es anzuſtellen wiſſen, daß jenes Blatt nicht angeſchafft wird. Uebrigens hat die Tribüne aufgehört. Wie ich geſtern erfahren, hat der Redakteur Wirth ſich geflüchtet, weil er erfahren, daß er gleich nach der Auflöſung der Kammern arretirt werden ſolle, und daß es ihm dann ſchlecht ergehen würde. O wie habe ich alles vorhergeſehen, vorhergeſagt, und wenn meine Briefe nicht ſchön ſind, werden ſie doch wahr ſeyn! Haben Sie in den Zeitungen die Note des ruſſiſchen Kaiſers an die kleinen deutſchen Höfe geleſen? Gleich nach dem Falle Warſchau's ſtieg ſeine Sprache vom kalten Null bis zu 20 Grad Unverſchämtheit. Er ſagt ihnen: es wäre endlich einmal Zeit, daß ſie dem revolutionairen Unfug in ihren Staaten ein Ende machten: er droht ihnen mit ſeinem Beiſtande, wenn ſie ſich allein nicht zu helfen vermöchten. Und gleich haben die kleinen Vögel gepipſt wie der alte Vogel geſungen. Die kleinen Miniſterchen in Karlsruhe, die dieſe ganze Zeit über geliſpelt, wie eine Kindbetterin nach ſchwerer Geburt, fangen jetzt an und brüllen wie die Löwen. Lachen muß man immer über eine deutſche Beſtie, ſie mag noch ſo wild und gefährlich ſeyn. Der Badiſche Finanz-Miniſter, den neulich ein Deputirter in der Kammer an die Vorlage einer Finanz-Rechnung erinnert, die man ſchon längſt erwartet habe, erwiederte, man ſolle ihn mit ſolchen Fragen ungeſchoren laſſen. „Ja, ſie wollen ſcheeren, aber ſich ſcheeren laſſen, das wollen ſie nicht.“ Aber der Deputirte (Buchhändler Winter aus Heidelberg) hat ihm tüchtig darauf geantwortet. Er ſagte: das Volk habe ihn nicht gewählt, damit er die Miniſter ungeſchoren laſſe. Noch eine merkwürdige Sitzung fand neulich in Karlsruhe ſtatt. Der Deputirte Welker, der für ſeinen Geiſt, ſeinen Muth und ſeine Beharrlichkeit die Bewunderung und den Dank von ganz Europa verdient (denn die Freiheit ſelber des kleinſten Staats iſt eine Angelegenheit der ganzen Welt), hat die Motion gemacht: die badiſche Regierung ſolle bei der deutſchen Bundesverſammlung den Antrag machen, daß neben den Diplomaten, die doch eigentlich nur die Fürſten repräſentiren, auch eine deutſche Volkskammer gebildet werde. Die Carlsruher Miniſter, als dieſe Motion von Welker angekündigt wurde, hatten nicht einmal den Muth, ſie mit anzuhören und ſind vor Angſt aus der Kammer gelaufen. Iſt das nicht köſtlich, deutſch, eine in Spiritus zu verwahrende Geſchichte? Auch Rotteck und Fecht haben ſich bei dieſer Gelegenheit herrlich benommen. Aber alle dieſe kühnen Redner, wie Mauguin neulich in der Kammer ſagte „ſtehen ſchon auf der Proſkriptionsliſte," und, wie ich im vorigen Winter prophezeit — wenn Prophetengeiſt dazu gehört, eine tauſendjährige Vergangenheit zu beurtheilen — es wird in Deutſchland mit einer großen Hängerei endigen. Auch habe ich aller Mäßigung, ja aller Gerechtigkeit entſagt. Vorgeſtern fing ich einen Aufſatz an, mit dem mein projektirtes Journal beginnen ſollte. Darin heißt es: „Auf dem Wege nach Paris fing „ich an, ein eitler Narr zu werden, und bin es geblieben dieſe vier Wochen lang, die ich hier ſchon „zugebracht. Erſt geſtern ſchüttelte ich mich und kam „wieder zur Beſinnung. Ich wollte es dem großen „Goethe nachthun, ich wollte das Unnachahmliche „nachahmen. Ich wollte werden, ſeyn wie er — unnahbar, kalt, wurzelfeſt, theilnehmend aber nicht

„theilgebend und gefühlloſer als ſelbſt eine Steinwand,
„die doch Empfindung ſchwitzt, wenn ſich der
„Frühling nahet. Schlachten und Stürme und jammervoller
„Schiffbruch, Tyrannenwuth, athemlos gehetzte
„Freiheit, gemordete Unſchuld, Himmel und
„Erde, Feuer und Froſt, die Natur und die Geſchichte
„— alles wollte ich mir in behaglicher Ordnung
„in meinem Zimmer aufſtellen, und mir dann
„aus Wahrheit und Lüge, aus Recht und Betrug,
„aus Treue und Verrath, aus Liebe und Haß, aus
„Gott und Teufel, ein köſtliches Ragout bereiten,
„und kunſtſchmauſend alle Stunden aller meiner Tage
„verleben, und nur während der Verdauung milde
„und leiſe beklagen, daß der Arm des Teufels viel
„zu kurz, und daß Gott der Vater etwas nachgedunkelt
„..... Titanen-Uebermuth! Kindiſche Vermeſſenheit!
„Nicht bis an die erſten Wolken kam
„ich. Ich fiel herunter; aber mit blutigem Munde
„küßte ich meine gute Erde und vergaß meine Schmerzen.
„Ich will lieben und ſtreiten wie vor. Und
„keine Milde, ja keine Gerechtigkeit mehr! Sie
„haben Milch in Blut, Blut in Eſſig verwandelt,
„und haben den Eſſig vergiftet. Ein Thor, wer
„noch in unſern Tagen die Schaamloſen durch Großmuth
„zu beſchämen, die Hartherzigen durch Bitten
„zu erweichen gedenkt! Teufel gegen Teufel! ....
„Weil ſie die Völker ſo lange wie Kinder behandelt,

„ſind ſie bis zu Kindermädchen herabgeſunken. Sie dahlen und tändeln, und lügen und drohen, und patſchen und ſchmeicheln, und kitzeln und windeln, und waſchen mit dem Schwamme. Aber das Sprudeln und Weinen der Kinder macht ſie leicht ungeduldig. Sie ziehen dann ihr weiſes Häubchen ab, und zeigen die düſtre Krone darunter; ſie legen die Ruthe weg und holen den Scepter. Nun wohlan! An der Grenze eurer und unſerer Geduld erwarten wir euch!... Zwar ſollten die Menſchen verſtummen, wenn Gott ſelbſt ſpricht, wenn der Himmel mit der taubſtummen Welt in Zeichen redet. Aber die Unglückſeligen haben nur franzöſiſch gelernt; die Sprache des Himmels verſtehen ſie nicht, ſeine Zeichen verſpotten ſie. Wir wollen Dollmetſcher des Himmels ſeyn, wir wollen deutſch mit den Herren ſprechen. Ihres Dankes ſind wir nicht gewärtig, um ihre Verzeihung, daß wir ſie zu retten geſucht, werden wir nicht betteln. Der Löwe bezahlte den Storch, der ihm den Tod aus dem Halſe gezogen, zwar mit Löwentrotz — doch er bezahlte ihn. Aber das war ein König der Thiere; die Könige der Menſchen ſind ſo großmüthig nicht.“

Kann ich aber in einer ſolchen Stimmung ein Journal ſchreiben? Es iſt nicht möglich. Mit dieſer Wuth iſt man ein guter Soldat, aber ein ſchlechter Feldherr. Nun wohl, ich entſage lieber der Ehre und will lieber ein gemeiner Soldat ſeyn, denn ich will ſtreiten wie ein Bär. Ich habe es mit dem Journal ernſtlich verſucht, aber es ging nicht. Ich konnte den Stoff nicht bemiſtern. Ich hatte mir verſchiedene Kapitel beſtimmt, über dieſen und jenen Gegenſtand. Wenn ich nun Materialien zu meinem Aufſatze genug hatte, brachte mir der Tag wieder neuen Stoff, den ich zum alten geſellte, und ſo kam ich nie zum Anfange. Auch bin ich zu bewegt, ich muß mir täglich Luſt machen, ich muß Einen haben, mit dem ich alle Tage, zu jeder Stunde ſpreche; kurz ich kann nur auf Briefpapier ſchreiben. Und jetzt werden Sie mich wieder auslachen und triumphiren. Thun Sie das, Sie haben doch den Schaden davon. Ich werde Ihnen alſo wieder Briefe ſchreiben wie vorigen Winter, und weiter nichts arbeiten.

Samſtag, den 30. October.

In London hat man jetzt angefangen, Zeitungen auf baumwollene Schnupftücher zu drucken. Dadurch erſpart man die drückende Stempeltaxe, die auf den Papierzeitungen liegt. Wenn dieſe Erfindung ſich auch außer England verbreitet, wird die deutſche Bundesverſammlung, weil es ſchwer zu verhindern iſt, daß unter die unſchuldigen Schnupftücher ſich nicht auch jene ſtaatsgefährlichen miſchen, den Beſchluß faſſen, daß einſtweilen auf fünf Jahre alles Naſenputzen verboten ſey. O Gott! weit davon entfernt iſt man nicht. In Preußen ſind ſie toll zum Binden. Sie wollen es Oeſterreich nachmachen! Die Dammköpfe. Sie ſehen es nicht ein, daß mehr als zu irgend einer Kunſt, zur Dummheit angebornes Genie gehört. In Berlin wird bald eine Verordnung erſcheinen, die jede Anzeige eines Buches im ganzen Lande verbietet, wenn ſie nicht vorher in einer Berliner Zeitung ſtand. Wenn ich ſage, daß unſere deutſchen Regierungen ſämmtlich verrückt ſind, ſo meyne ich das im wirklichen mediciniſchen Sinne. Sie haben eine unheilbare fixe Idee, die franzöſiſche Revolution iſt ihnen in den Kopf geſtiegen, und ich fürchte, ſie können ſelbſt durch viele Schläge nicht mehr kurirt werden. O wie traurig! Denn wenn die

Regierungen verrückt ſind, werden alle vernünftige Leute eingeſperrt.

Die Griechen haben ſich von ihrem Tyrannen Capo d'Iſtrias auf ächt antike Weiſe befreit. Nicht durch Zeitungen und feiges Liberal-Geſchwätz, ſondern durch das Schwert. Das iſt plaſtiſche, das iſt nicht unſere romantiſche gemalte Freiheit! Es war kein Meuchelmord, wie die Hof- und Miniſter-Zeitungen verläumden; es war ein ehrlicher offener Kampf. Capo d'Iſtrias war von ſeinen Trabanten umgeben, und mitten unter ihnen haben ihn zwei kühne Spartaner erſchlagen. Sie rächten das Land, ſie rächten ihr eigenes Blut. Der eine war der Sohn, der andere der Bruder, eines der edelſten Griechen, den Capo d'Iſtrias, weil er ſich ſeiner Tyrannei widerſetzte, ſchon ſeit lange in einem Kerker gefangen hielt. Es war mir immer in der tiefſten Seele zuwider, dieſen liſtigen, abgefeimten, in der Schule des Despotismus ergrauten Staatsmann an der Spitze eines edlen Volkes zu ſehen, das nur für Freiheit und Glauben lebte und ſtarb. So regierte er auch. Es war ein unaufhörlicher Kindermord, es war ein täglicher Vergiftungs-Verſuch der Freiheit. Mit allen Schlechten unter den Griechen verband er ſich, die Guten zu unterdrücken, mit allen kleinen Tyrannen, die Helden der Freiheit in Feſſeln zu ſchlagen. Jeden Aufſchwung des Geiſtes ſuchte er durch alle Höllenkünſte der ruſſiſchen und öſterreichiſchen Polizei niederzuhalten. Hohe Schulen, die über das Rechnen und Schreiben hinausgingen, unterdrückte er; die Preßfreiheit wurde mit der Wurzel ausgeriſſen und einem Kindervolke wurde ſchon ſein Stammeln zenſirt. Aber wie wird es den unglücklichen Griechen jetzt ergehen! Sich auf Capo d'Iſtrias Zuchtruthe verlaſſend, ließen die despotiſchen Mächte die Griechen einige Jahre unbeobachtet. Jetzt werden ſie ſie wieder unter eigne Aufſicht nehmen. Alle, alle Völker, und das franzöſiſche zuerſt, werden wieder ſchändlich betrogen. Der Ländertauſch, der Länderſchacher wird wieder im Stillen getrieben. Und gewiß gründet ſich darauf die freche Sprache Caſimir Perriers, und ſeine kecke Friedens-Verſicherung. Bald wird er mit einer Provinz in Papier vor die Kammer treten und triumphirend ausrufen: Seht, das haben wir im Frieden gewonnen; wer hat nun Recht? Das Volk wird wieder in Zentnern, das Vaterland Morgenweiſe verkauft. Was ſie im Geheimen brüten, wer kann das wiſſen? Die öffentliche Meinung hat ſich ſchon fürchterliche Dinge erdacht; aber die Furcht der öffentlichen Meinung iſt die einzige, die nicht trügt, und die immer lange vorher weiß, zwar nicht auf welchem Wege die Gefahr kömmt, aber daß ſie kömmt. So ſpricht man: Polen ſolle an Preußen kommen —

das wäre die Sklaverei ſtatt in Eſſig, in Zucker eingemacht, die weit verderblichere, hoffnungsloſere, weil ſie mundet. Und dafür Griechenland an Rußland, und ſo weiter den Völker-Trödel. Möchte einem nicht die Bruſt zerſpringen vor Wehmuth, möchte einem nicht das Herz ausbluten, wenn man bedenkt, daß die edlen, hochherzigen, geiſtreichen Griechen — verkannt nur von jenem zahmen Viehe, das ein polizeiſtörriges Herz für ein ruchloſes Herz hält — verkannt nur von allen thörichten Flitter-Götzendienern, die den ungeſchliffenen Diamanten als ſchlechtes Geſtein verwerfen — verkannt nur von den ſchuldbewußten, abergläubiſchen Machthabern, welchen ein Geiſt das Ende ihrer Tage verkündet — daß dieſes edle Volk darum ſieben Jahre lang ſoll mit ſeinem Blute das Land getränkt, das Meer gefärbt, ſoll alles aufgeopfert haben, Leben und Gut, Weib und Kind und oft die Hoffnung ſelbſt, um endlich nach Allem, die Herrſchaft der Baſtonade gegen die Herrſchaft der Knute zu vertauſchen?

— Ueber die Anzeige eines deutſchen Buchhändlers habe ich geſtern herzlich lachen müſſen. Er ſpricht auf die kläglichſte, weinerlichſte, herzzerreißenſte Art von den ſchrecklichen Folgen der Cholera. Doch ſetzt er unbegrenztes Vertrauen auf Gott, daß nächſtes Jahr glücklicher ſein werde. Und warum jammert der Mann, warum wendet er ſich in ſeiner großen Noth zum Himmel? Seine zwei Taſchenbücher: die Roſen, und das Vergißmeinnicht von Clauren, ſind fertig, aber er fürchtet, in dieſer betrübten Zeit zu geringen Abſatz zu haben, und will daher die Taſchenbücher erſt im nächſten Jahre verſenden. Er endigt ſeine Klage und ſein heißes Gebet mit den Worten: „Ich halte „mich in der Hoffnung überzeugt, daß dann die „wiedergewonnene Ermuthigung und Erheiterung „über das Beginnen einer beſſern Zukunft, dieſen „beiden Werken der freudige Zuruf — Willkommen „— ſo wie eine freundliche Aufnahme bereitet ſein „wird.“ Schöne Reconvaleszenz! Sich an Claurens Vergißmeinnicht nach langen Leiden zu erholen.

Siebenter Brief.

Paris, Mittwoch, den 2. November 1831.

Ich bin ein rechter Unglücksvogel, daß ich die Frankfurter Revolution nicht mit angeſehen. Vor einigen Tagen ſchrieb mir Dr. D... ein kurzes Billet: „In Frankfurt haben die Bürger mit der Linie einen Kampf gehabt.“ Was! rief ich voll Erſtaunen aus, die Frankfurter haben die Linie paſſirt, ſie, die ſeit Jahrhunderten nicht über die Wartthürme hinausgekommen? Komet!

Verfloſſenen Sonntag war ein Konzert im italieniſchen Theater, dem ich aber ſelbſt nicht beigewohnt. Es begann mit einer „ouverture à grand orchestre“ — und errathen Sie von welchem Komponiſten? Von Don Pedro, dem Kaiſer von Braſilien. Es iſt überflüſſig noch zu bemerken, daß die Muſik erbärmlich war. Der Herr Kaiſer thäte auch beſſer, ſeinen Mord-Bruder aus Portugal zu verjagen, als die friedlichen Leute aus dem Theater. Ich habe wenigſtens Einen geſprochen, dem auf die kaiſerliche Muſik-Sudelei ganz übel geworden, und der darum aus dem Konzerte lief. Was aber Paris ein närriſcher Ort iſt! Es iſt das wunderlichſte Ragout von Scherz und Ernſt. Der Dey von Algier gab auch Stoff zu mehreren Theaterſtücken. Einmal, wie er eine Mädchen-Penſion beſucht; das muß luſtig ſeyn. Im neueſten Hefte der Revüe de Paris ſteht eine Novelle von dem ehemaligen Miniſter von Martignac. Eine neue Oper: la marquise de Brinvilliers (die berüchtigte Giftmiſcherin unter Ludwig XIV.) haben neun hieſigen Komponiſten gemeinſchaftlich verfertigt: Cherubini, Boieldieu, Herold, Paer, Auber und andere. Iſt das nicht toll! Und eine tragiſche Oper! Melpomene in der Harlekinsjacke. Die Sinnlichkeit, höhere wie niedere, iſt aber bei den Pariſern ſo abgeſtumpft, daß ihnen Teufelsdreck noch zu fade verkömmt; man muß ihnen täglich neuen Geſtank erfinden. Neulich wurde im Theater des Nouveautés an einem und demſelben Tage, ein neues Stück zu ſchreiben beſchloſſen, entworfen, ausgeführt, die Muſik dazu gemacht, einſtudirt, aufgeführt, und — ausgepfiffen! Es war eine Wette. Kotzebue's berüchtigter Rehbock, wird unter dem Namen le chevreuil in den Variétés aufgeführt und hat großen Beifall. In Deutſchland ſorgt man auf eine edlere Weiſe für das Vergnügen des Publikums. In Berlin iſt erſchienen (durch die Cholera veranlaßt): „Begräbniß-Büchlein zum Gebrauche bei Beerdigungen in den Städten und auf dem Lande. Nebſt einem Anhange von Grabſchriften.“ Schönes Stammbuch! Eines der hieſigen kleinen Blätter enthält heute einen Aufſatz über die in Berlin erſcheinende Cholera-Zeitung, worin es unter andern heißt: c'est une invention prussienne; on n'eût pas dit que le domaine de la presse s'aggrandit ainsi dans les domaines de Fréderic-Guillaume. Peut-être aussi le titre n'est-il qu'une épigramme pour montrer et désigner le venin de la presse et la contagion du Journalisme.

Donnerſtag den 3. November.

In Deutſchland haben ſie das Geheimniß gefunden, die Dummheit in ewig blühenden Jugend zu erhalten. Es giebt keine Götter mehr, ſonſt müßte man ſie auf der Erde lachen hören, denn der alte Olymp war ein luſtiger Himmel. So eben las ich in der preußiſchen Staatszeitung, daß im königlichen Theater am 26. Oktober, zum Erſtenmale, „der dumme Peter, Original-Luſtſpiel in zwei Akten“ aufgeführt wird. Ein Stück, das ſeit ſechzehn Jahren in allen deutſchen Reſidenzen gegeben wird, nennen ſie ein Original-Luſtſpiel! Unglückliches Land! Die Sonne ſinkt, die Fledermäuſe ſteigen auf. Polens Revolution war die Abendröthe der Freiheit. Von Hannover ſchreiben ſie: das ſchöne Oktober-Wetter habe den beſten Einfluß auf den Geſundheitszuſtand gehabt, und die politiſche Entzündung habe ſich gleichfalls merklich gelegt. Man fange an einzuſehen, daß man im hannöveriſchen Lande ſo viel Freiheit und Sicherheit als in England genieße, und darum habe es mit einer Conſtitution gar keine Eile. Wenn nur der Adel eine feſtere Einrichtung bekomme, dann ſey allen Uebeln abgeholfen ... Und die allgemeine Zeitung nimmt ſolche Unverſchämtheiten auf, und jedes

Wort verdienter Zurechtweiſung weiſ't ſie zurück. Die badiſchen Stände bekommen keine Preßfreiheit. Die Deputirten haben ſich bis jetzt kräftig benommen, ob zwar die guten deutſchen Seelen immerfort „von den Hallen“ der Volkskammer reden Jetzt wollen wir ſehen, ob ſie beharrlich ſind, eingedenk der heiligen Schrift: aber wer beharret bis am Ende wird ſelig werden. Nichts gleicht der Frechheit, mit welcher das Preßgeſetz abgefaßt iſt, welches die Miniſter in Karlsruhe der Kammer vorgelegt. Die Preſſe ſey frei — mit Ausnahme aller Bücher unter zwanzig Bogen, mit Ausnahme aller Werke, die von der Bundesverſammlung reden. O Schmach über das Volk, das ſich dieſen Hohn gefallen läßt! Einen dummen Karpfen fängt man mit mehr Witz. O Beaumarchais, hätteſt du deutſchen Stoff gehabt, das wäre ein ganz anderer Figaro geworden! In Caſſel ligen die Beamten und Offiziere der neuen Maitreſſe zu Füßen, und bald wird auch die Conſtitution da liegen. Um dieſen Preis wird die Dame von dem Durchlauchtigen deutſchen Bunde gegen die Kurfürſtin und gegen die Heſſen beſchützt und geſchützt. — Bei euch iſt ja „unbegrenzte Trauer,“ wegen des Todes des Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen. Steht Ihnen die ſchwarze Kleidung gut?

Freitag, den 4. November.

Sie reden immer noch von der Bockenheimer-Zeitung, als wenn die lange dauern würde! Laſſen Sie nur erſt die belgiſche Angelegenheit in Ordnung gebracht ſeyn, und die Gräfin Schaumburg Wurzel gefaßt haben, und man wird die Bockenheimer Zeitung nur noch im Kuchengarten finden. Für jetzt iſt alles verlohren. Nur der König von Holland kann noch retten, wann er ſo klug iſt, ein Narr zu ſeyn. Die Revolution, die ſich jetzt mit großen Schritten in England naht, gereicht uns Deutſchen gar zum Verderben. Deutſchland iſt das ewig offene Fontanell, wodurch alle aus dem übrigen Europa verjagte Despotie abfließt; und je reiner die übrigen Länder werden, je ſchmutziger werden wir. Sie glauben mir das noch nicht, aber Sie werden es erfahren. Meine Pariſer Briefe vom vorigen Winter werden erſt Ende künftigen Sommers ihre Bedeutung bekommen, und was ich unter Vespertinchen verſtanden, wird dann erſt der Welt klar werden. Von Frankreich mag ich gar nicht reden. Es mag ſein Teſtament machen. König Philipp trägt eine Schlafmütze unter ſeiner Krone, und der Kaiſer von Oeſterreich eine Schlafmütze über der ſeinigen. Es iſt eine neue Freundſchaft zwiſchen beiden, welche die alten Früchte tragen wird. König Philipp kann ſeine Nachtmütze nicht mehr abziehen, ohne daß ihm die Krone vom Kopfe fällt, Oeſterreich aber kann jeden Augenblick ſeine Mummerei wegwerfen, und ſteht dann gerüſtet da. Die Papiere ſtehen hoch, die Börſe jauchzet. Ich rufe wie Fiesko aus: Wohl bekomm euch die Verdammniß!

Achter Brief.

Paris, Freitag, den 4. November 1831.

Das Buch der hundert und ein Schriftſteller hat meinen Erwartungen nicht entſprochen. Es wird hier freilich von allen Partheien gelobt, weil Schriftſteller aus jeder Parthei daran gearbeitet haben. Aber für mich, fürchte ich, wird es ein Buch der hundert und ein Täuſchungen werden. Gleich anfänglich ärgerte ich mich darüber, daß dieſe Sittenmaler ſo verächtlich von ihrem alten Meiſter Mercier ſprechen, aus deſſen Schule ſie alle hervorgegangen. Sie ſagen: Il faut faire pour le Paris d'aujourd'hui ce que Mercier a fait pour le Paris de son temps, avec cette différence que cette fois les tableaux de moeurs seront rarement écrits sur la borne." Mercier nennen ſie einen Gaſſenjungen! Wahrhaftig, er ſagt mehr in einer einzigen Zeile, als die neuen auf einem ganzen

Bogen. Er malte in Oehl; Jouy und ſeine Nachahmer malten mit Paſtellfarben. Das ſieht freilich ganz artig aus, aber man kann es wegblaſen. Auch war Merciers Zeit günſtiger zur Sittenmalerei als die jetzige. Damals fingen gerade die Stände an ſich zu vereinigen, und da konnte man eben am beſten ihre Trennungen kennen lernen; jetzt aber, da ſie vereinigt ſind, kann man nur noch ihre Nacht zeichnen. Doch lieſ't ſich das Buch immer angenehm weiter; man lernt daraus, man reiſt darin, und kömmt weiter.

Eines einzigen Artikels im ganzen Bande muß ich als Ausnahme mit großem Lobe gedenken. Es iſt das Kapitel: Le Bourguois de Paris von A. Bazin, einem Schriftſteller der mir ganz unbekannt iſt. Das iſt eine vortreffliche Zeichnung, mit Geiſt und Gemüth entworfen. Von den übrigen Kapiteln ſind zwei zu erwähnen, bei welchen der Reichthum des Stoffes die Armuth der Kunſt vergütet; nehmlich: L'abbaye-aux-bois von der Herzogin von Abrantes, und une fête au Palais-Royal von Salvandy. L'abbaye-aux-bois, heißt das Haus, ein ehemaliges Kloſter, worin Madame Recamier wohnt, ſeit ſie die große Welt verlaſſen. Aber die große Welt iſt ihr dorthin nachgezogen, oder eigentlich nachgeſtiegen, ich glaube bis in den dritten Stock hinauf. In dem Hauſe wohnen noch mehrere Frauen, die ſich aus dem Glanze und dem Geräuſche der groſſen Welt zurückgezogen, um — nicht überſehen und überhört zu werden. Alle dieſe frommen Weiber bilden ihren eigenen Mittelpunkt, haben ihren eigenen Zirkel. Die Herzogin erzählt nun, wie es in dieſen verſchiedenen Geſellſchaften, beſonders bei Madame Recamier hergeht, welche Staatsmänner, Schriftſteller, Künſtler ſich da verſammeln, welche Werke da vorgeleſen, welche Kunſtwerke vorgezeigt werden, und was ſonſt da getrieben wird. Madame Recamier wird wegen ihrer Liebenswürdigkeit, Beſcheidenheit, Entſagung, Mildthätigkeit geprieſen. Ich habe das von dieſer berühmten Frau ſeit zwanzig Jahren ſchon oft geleſen, und will es auch alles glauben; nur fürchte ich immer, daß die Tugend, der es nicht gelingt unbemerkt zu bleiben, es gar nie mit Ernſt verſucht hat. Die Herzogin Abrantes (ſie hat auch verfloſſenen Sommer Memoiren aus den Zeiten des Kaiſerreichs herausgegeben) iſt übrigens eine rechte Klatſchlies, und erzählt alles im Tone einer bürgerlichen Frau Baſe. Sie mag eine muntere Franzöſin ſeyn, denn die Sentimentalität, die ſie manchmal verſucht, gelingt ihr gar nicht; ſie bringt keine Thräne zu Stande, und wenn ſie darauf hinarbeitet, ſieht es ſo komiſch aus, wie ein Menſch, der nieſen möchte und nicht kann. „Une fête au Palais-Royal“ von Salvandy, dem Schüler Chateaubriands in Styl und

Politik, beſchreibt das glänzende Feſt, welches der Herzog von Orleans vier Wochen vor der Revolution dem Könige von Neapel gegeben, wobei Charles X. zugegen war. Da war leicht ſchön beſchreiben; ſchon dieſes mein kurzes Inhalts-Verzeichniß iſt ein Gemälde, ein Gedicht, ein Drama. Salvandy iſt einer von den bequemen Carliſten, die in Pantoffeln und im Schlafrock die Rückkehr Heinrichs V. abwarten, und unterdeſſen manche Thräne in ihren Wein fallen laſſen. Er erinnert ſich mit Wemuth jenes herrlichen Feſtes, das auf der Grenze zweier Monarchien gegeben worden. Weil ihm das Herz ſo ſchwach, traut er ſeinem Kopfe nicht. Er frägt: „De quel style décririez-vous les danses dont rétentissait peut-être Herculanum la veille du jour qui se leva le dernier sur la cité condamnée?“ So ſind die Legitimiſten. Wenn ſich Peter ſtatt Paul auf einen Thron ſetzt, ſehen ſie darin den Untergang eines verfluchten Landes. Vier tauſend Gäſte waren verſammelt. Charles X. trat zwiſchen dem Herzoge von Orleans und dem Könige von Neapel in den Saal. Nach wenigen Wochen war der eine vom Throne geſtürzt, der zweite todt, der dritte König! Charles X. ſagte, den Himmel betrachtend zu Salvandy: „il fait beau temps pour ma flotte d'Algier.“ .... Au moment que j'écris, le pirate que Charles X.

décréta de punir, se promène au milieu de nous, paraît dans la même Palais-Royal d'où Charles X. suivait son foudre vengeur lancé sur l'aile des vents, le dey d'Algier enfin peut vivre dans nos murs. Charles X. ne pourroit pas y mourir. Salvandy ſprach mit einem der Miniſter Karls über die Gefahren des Kampfes, worin die königliche Gewalt ſich eingelaſſen. „Nous ne reculerons pas d'une semelle,“ m'avait-il dit. Eh bien, lui répondis-je, le roi et vous reculerez d'une frontière.“ Das iſt ſchön, wenn es wahr iſt . . . — Auch unſer Béranger hat ein Gedicht in das Buch geliefert und ein recht ſchlechtes. Es iſt eine Ode an Chateaubriand in Genf, die ihn freundlich bittet, nach Frankreich zurückzukehren:

Chateaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Pleure une étoile de moins! Was iſt nur dem ſchlichten Béranger eingefallen, ſich mit ſolchem abſcheulichen eau de mille fleurs zu parfümiren! Wer hieß aber auch den ehrlichen Mann Lobgedichte ſchreiben? Wer nicht zu ſchmeicheln gewohnt iſt, dem gelingt es ſchwer, ſelbſt das Verdienſt zu loben. Chateaubriand antwortete ihm in einem Briefe, der, ob zwar in Proſa geſchrieben, weit dichteriſcher iſt, als Bérangers Gedicht. Chateaubriand weiß die Lobpreiſung eines unbeſtechlichen Mannes zu ſchätzen. „Comment serais-je invulnérable à la flatterie d'une Muse qui à dédaigné de flatter les rois?" Aber nein, ſagte er, ich werde nicht zurückkommen. „Jamais je ne me rapprocherai de ces hommes qui ont dérobé à leur profit la révolution de juillet, de ses écornifleurs de gloire, de courage et de génie." Schmarotzer des Ruhms — man kann das nicht beſſer ſagen: „Malgré les génuflexions de notre diplomatie et à cause même de ses mains mendiantes, il ne me parait pas très-certain qu'on nous aumone la paix." Perrier und ſeine Leute nennt er: „la coterie colérique, sans dignité, sans élévation." Uebrigens verſpricht er, über die Lage Frankreichs bald eine neue Brochure herauszugeben. Dieſe iſt auch bereits erſchienen, und ich werde darauf zurückkommen. Es wird einem doch immer warm, ſo oft man Chateaubriand lieſ't, zuweilen auch ſchwül; aber was liegt daran? Beſſer als kalt; das Fenſter iſt leicht geöffnet.

— Ich hätte ſo gerne nachholen mögen, was während meiner Abweſenheit von Paris an bedeutenden Komödien auf die Theater gekommen, was an guten Büchern erſchienen iſt; aber nicht möglich nachzukommen. Nicht einmal das Neueſte jedes Tages iſt zu verbrauchen. Es iſt zu verzweifeln. Das iſt gar nicht Leben zu nennen, wenn die Vergangenheit ſtündlich wächſt, und die Gegenwart gar nicht aufkommen kann und gleich nach der Geburt ſtirbt. Da iſt es doch in unſerm guten Vaterlande beſſer; da ſteht die Gegenwart mit ihrem dicken Bauche und breiten Rücken feſt auf den Beinen, und nimmt ſo viel Platz ein, daß nicht die ſchmalſte Zukunft vorbei kann. Geſtern las ich das Verzeichniß der in dieſem Herbſte erſchienenen neuen deutſchen Bücher. Hundert und mehr Schriften über die Cholera! Ich bekam Leibſchmerzen nur vom Leſen des Catalogs. Sonſt habe ich nichts von Bedeutung angezeigt gefunden, außer dem folgenden Werke, wornach ich ſehr ſchmachte. Es iſt wahrſcheinlich eine Satyre gegen den deutſchen Bundestag; denn unſere maliziöſen Landsleute, man kann es nicht leugnen, misbrauchen die Preßfreiheit gar zu arg. Das Buch hat den Titel: „Das Schabbes-gärtle von unnere Leut; eppes mit e Rorität Geblumes füre Brautschmuck. E Chetisch meloche, von Itzig Feitel Stern. Mit eppes neun Stück ganz feine gillmelirte Kupferstichlich etc.“ Es iſt in Meiſſen erſchienen, wo man gutes Porzellain macht und das beſte Deutſch ſpricht. Unter Schabbes-Gärtle, wird gewiß die Bundesverſammlung gemeint, und unnere Leut, das ſind Baden, Baiern, und die andern kleinen Fürſten, welche ſechs Monate lang bei ihren ſauren Stände-Arbeiten ſehr geſeufzt und geſchwitzt, jetzt aber im ſiebenten ſich ausruhen und im Schabbes-Gartle ſpazieren gehen. Chetisch Meloche iſt der Untergang der Polen und Koritat Geblumes ſind die ſchönen Reden der patriotiſchen Deputirten in Karlsruhe und München. „Ein Pferd, ein Pferd — nein einen Eſel, einen Eſel, ein Königreich für einen Eſel!“ Was ich damit machen will? Die Haut will ich ihm abziehen und Jemanden hinein nähen. Wen? Das iſt ein Geheimniß. Es iſt nur gut, daß ich über dreißig Jahre alt bin; jetzt brauchte ich nur badiſcher Staatsbürger zu werden, dann kann ich in Carlsruhe eine Zeitung herausgeben, ſobald ich Kaution geleiſtet. Einen Eſel, einen Eſel, meine ſämmtliche Schriften für einen Eſel! Man kann aber über Deutſchland gar keinen dummen Spaß mehr machen. Man ſoll den Teufel nicht rufen, auch nicht im Scherze. Als ich Ihnen voriges Jahr geſchrieben: Geben Sie acht, man wird bei uns Cenſur und Kaution zugleich feſtſetzen, ſchämte ich mich Narr ſpäter und dachte bei mir: du biſt aber auch gar zu argwöhniſch; ſo dumm, ſo ſchlecht ſind ſie nicht. Ueber das Schabbes-Gärtle darf man gar nicht ſprechen, und ſo oft jetzt unſere Fürſten die Klagen ihrer Völker nicht werden hören wollen, werden ſie ſich in das Schabbes-Gärtle zurückziehen. Der Deputirte Seufert in München hat mit deutſcher Bangigkeit die Kammer aufgefordert, ſich zurückzuziehen und den Kampf um Freiheit aufzugeben. Sie wiſſen ihre Hände nur zum Schreiben zu gebrauchen, dieſe unglückſeligen Gelehrten! Er ſagte: „Warſchau iſt „gefallen, die Reformbill iſt gefallen, die Feinde der „fortſchreitenden Entwicklung freiſinniger Staatseinrichtungen erheben mit friſchem Muthe das Haupt, die „Vorſtellungen und Reklamationen der Diplomaten, „welche den Abſolutismus repräſentiren, werden dem „Vernehmen nach zudringlicher und hochfahrender." So ſpricht ein Mann, der ſich einen Vertheidiger des Volkes nennt! Alſo weil wir Widerſtand gefunden, ſollen wir gleich die Waffen ſtrecken? Haben ſie denn erwartet, daß man ihnen die Freiheit auf goldenen Schüſſeln mit einem artigen Complimente in das Haus bringen werde? Wie feige macht doch die Gelehrſamkeit! Tauſende von edlen Polen haben Armuth und Verbannung einer ſchmachvollen Unterwerfung vorgezogen. Die Unglücklichen! Das Korps des Generals Rybinski, das ſich nach der preußiſchen Grenze zurückgezogen, iſt dort im jammervollſten Zuſtande angekommen. Alle, die Mitglieder der National-Verſammlung, Miniſter, Generale, Magiſtratsperſonen, Offiziere, Soldaten, ſogar die Weiber und Kinder, wanderten barfuß durch den Koth, und ſehr wenige hatten eine Kopfbedeckung. Selbſt der Generaliſſimus Rybinski hat weder Hut noch Mantel. Und als ſie in ſolcher Erſchöpfung das preußiſche Gebiet erreicht, war die erſte Sorge der preußiſchen Behörden, alle Miniſter und Senatoren in ein Kloſter zu ſperren, und dort mußten ſie fünfzehn Stunden ohne Nahrung zubringen! Und ſo ein Würzburger Profeſſor, der im Schlafrocke am Kamin ſitzt und Bier trinkend ſeine Reden ausarbeitet, ſagt ſeinen Federgenoſſen, ſie hätten lang genug gekämpft, Heldenmuth genug gezeigt, und ſie ſollten ſich der Nothwendigkeit unterwerfen! Welche Welt iſt das! Sie zu ertragen haben wir einen Gott zu viel oder einen zu wenig. Chriſtus muß den Himmel verlaſſen, daß wir alle Hoffnung und allen Glauben verlieren, Liebe und Freiheit als thörigte Träume vergeſſen, und in der Menſchheit nicht mehr erblicken, als mechaniſche und chemiſche Kräfte, die ſich wechſelſeitig verdrängen und zerſtören, ſich aus Eigennutz verbinden und aus Habſucht verſchlingen. Oder ein anderer Chriſt muß kommen, der uns für neue Leiden neuen Glauben, neue Hoffnung bringt.

Mittwoch, den 9. November.

Ein miniſterielles Blatt ärgert ſich ſehr über das Fallen der Renten, das Montag ſtatt gehabt, und ſcheltet die reichen Leute Poltrons. Der Krämer-Miniſter Perrier hat ſeinen Puls auf der Börſe und zwiſchen zwei und vier Uhr Nachmittags iſt er immer krank. — O Schande über die Nation! Schmach über Iſrael! Herr von Rothſchild iſt von den hieſigen Gerichten zu zweitägiger Gefängnißſtrafe verurtheilt worden, weil er troß wiederholter Ermahnung, ſein Kabriolet nicht wollte numeriren laſſen. Wahrſcheinlich troßt er auf den diplomatiſchen Charakter, den ihm ſein General-Conſulat giebt. Ein Rothſchild ſoll ſich gegen das Numeriren wehren. Hätte er niemals numerirt, wäre er nicht geadelt und diplomatiſirt worden. Um ſeiner ſchönen Augen willen iſt es nicht geſchehen.

Geſtern Abend habe ich doch einmal wieder eingeſehen, wozu Gott den Menſchen Ohren geſchaffen hat; man vergißt das leicht und oft. Ich habe die Malibran in der diebiſchen Elſter gehört. Nun, jeßt bin ich doch wieder verliebt, und Kaſimir Perrier kann froh darüber ſein; das wird ihm etwas Ruhe vor mir verſchaffen. Sie trat nach langer Abweſenheit zum Erſtenmal wieder auf und wurde vom Publikum mit noch mehr Liebe als Geräuſch empfangen. Das war deutlich zu merken. Auch mußte ſie die angefangene Arie wieder unterbrechen, denn die Rührung unterdrückte ihre Stimme. Nun möchte ich wiſſen, ob das Natur oder Kunſt war: dem Teufel kann man trauen, aber keiner Komödiantin. Ich kann ganz mit Ernſt verſichern, daß ich verliebt in ſie bin, nicht in ihre Perſon, aber in ihrem Geſang und noch mehr in ihr Spiel. Und Spiel in einer Oper! wer denkt nur an ſo etwas, wer erwartet es? Nie habe ich eine Schauſpielerin geſehen, die ſo aufmerkſam iſt, auf ſich und auf die andern. Sie vergißt nichts, weder bei der leidenſchaftlichen Bewegung, noch in der gleichgültigſten Ruhe. Sie vergaß nicht einmal die Servietten auszuſchütteln, als ſie den Tiſch abdeckte. Es ſteht keiner auf der Bühne und es mögen der Mitſpielenden noch ſo viele, deren Rollen noch ſo unbedeutend ſein, für den ſie nicht einen eigenen Blick, eine eigene Bewegung hätte. Sie ſpielt für alle. Die Darſtellung der thätigen Leidenſchaften, des Haſſes, des Zorns, der Verachtung, der handelnden Verzweiflung gelingt ihr meiſterhaft, und ganz durchſichtig wie ſie iſt, ſieht man die Leidenſchaften nicht blos in ihrer Reife, ſondern man kann ſie vom erſten Keime an bis zu den Früchten verfolgen. Sie muß viel ſtudiren, viel nachdenken, viel leſen, ſogar mediziniſches. Woher wüßte ſie ſonſt alle pathologiſchen Bewegungen des Körpers ſo Naturtreu darzuſtellen? Ich mußte manchmal die Augen von der Bühne abwenden, um nur wieder Athem zu ſchöpfen; denn wenn man die Pulsſchläge zählt, die zu ſolchen Gemüthsbewegungen gehören, wird einem ganz Angſt bei der Rechnung. Mein kühles Urtheil: daß die Malibran oft zu natürlich ſpiele, hieß ich mit Unwillen ſchweigen, ſo recht es auch hat. In der Tragödie, ſowohl im Gedichte als in der mimiſchen Darſtellung, darf zwar die Perſon handeln; aber leiden darf nur der Menſch. Die Perſon leiden zu ſehen — was hat man davon? (Es iſt doch ſchön, daß ein Kritiker nichts zu fürchten hat; hätte das: „was hat man davon?“ ein Anderer geſagt, ich wollte mich ſchön über ihn luſtig machen.) Der Körper ſoll die Leiden der Seele durchblicken laſſen; wird er aber ſelbſt trübe, wie kann da die Seele durchſcheinen? Das vergißt die Malibran zuweilen und ihre leidenſchaftlichen Bewegungen werden dann zu Nervenkrämpfen. Aber ach! wenn man mit der Geliebten ſchmollt, es dauert nicht lange. Sie ſpielt doch himmliſch. Und Rubini, Lablache! Was ſoll ich noch viel ſagen? Ich könnte doch nicht mehr herausbringen als unſere deutſche Morgen- und Abendblätter: „der geſtrige Abend war ein genußreicher Abend.“

Jetzt Adieu Malibran II., Malibran I. kömmt. So ſchrieb ich, als ich Konrad mit Ihrem Briefe hereintreten ſah. Aber ich bitte, gebrauchen Sie künftig ſtatt vier nur drei Oblaten. Dann könnte ich doch wenigſtens ſatyriſch ſeyn und Ihr fürchterliches Geſiegel mit dem dreiköpfigen Cerberus vergleichen, der grimmig alle Neugierigen abwehrt. Lieber Satan, ſagen Sie mir doch, wer, der nicht muß, wird den in Ihren ſauren Brief hineinſehen? O wie verwünſche ich die Cholera, daß ſie mir durch ihre Räucherungen mein Glück ſo verſäuert! Sie fragen mich: wie es denn meine Bekannten hier machen, wenn die Cholera kömmt? Mein Gott, wenn Sie darunter fremde Deutſche verſtehen, ſo ſind ja das meiſtens ſorgenloſe junge Leute, die erſtens ſolche Gefahren gar nicht beunruhigen, und die, da es ihnen oft an Geld fehlt, an weite Flucht nicht denken können. Heine ſagt mir, er würde nicht hier bleiben, ſondern nach der Schweiz gehen. Sie können ſich denken, daß die reichen lebensluſtigen Pariſer, die keine Nothwendigkeit an Paris feſſelt, fortlaufen werden. Was mich betrifft, ſo will ich mir voraus gar nicht darüber den Kopf zerbrechen. Da die Nachricht von der Cholera in England heute widerrufen wird, ſehe ich nicht ein, wie ſie ſo ſchnell nach Paris kommen ſoll, und das wird ſich wohl noch bis zum Frühlinge hinziehen. Vor einiger Zeit habe ich recht angenehm geſchwärmt mit meiner Flucht. Ich wollte nach Marſeille reiſen und von da nach Genua, damit ich doch einmal das Meer und italieniſchen Himmel zu ſehen bekäme. Es iſt doch eine rechte Sünde, daß ich hier ſitze und das viele Geld verzehre und für das nehmliche Geld, ja für weniger, könnte ich den Winter im ſüdlichen Frankreich oder im nördlichen Italien verträumen. Ich habe die größte Sehnſucht einmal aus dieſem nordiſchen Klima der Politik und des Verſtandes zu wandern, und unter einem Himmel der Natur und Kunſt zu athmen. Was halten Sie davon?

Die Schröder-Devrient hat vor einigen Tagen beim italieniſchen Theater als Donna Anna debütirt und hat in hohem Grade mißfallen. Sie wird in den öffentlichen Blättern ſtreng beurtheilt, und man ſcheint Recht zu haben. Im deutſchen Theater gefiel ſie den Pariſern ſehr, und da kam die Eitelkeit über ſie und ſtach ihr die Augen aus. Jetzt begeht ſie gar noch den tollen Uebermuth und tritt nächſten Sonntag zugleich mit der Malibran und zwar in einem Stücke auf, worin ſie deren Rolle übernimmt. Sie wird im Othello die Desdemona ſingen und die Malibran den Mohr. * * * ſagte mir heute: die Malibran (es iſt ihr Benefiz) habe das ſo angezettelt, um die Devrient auf einmal und für immer zu ſtürzen. Mein vaterländiſches Herz blutet mir bei dieſer traurigen Ausſicht. Ich bin in einer ſchrecklichen Lage. Ich wünſche den Triumph der Malibran, und würde doch den Fall der Devrient beweinen. So zwiſchen Liebe und Patriotiſmus geklemmt — was ſoll ich thun, wie ſoll ich mich erleichtern? Theure Freundin, helfen, rathen Sie. Welche Zeit! wohin ſoll man ſich wenden? wo findet das zerriſſene Herz einen geſchickten Schneider? Wo? Im Weimariſchen, in dem glücklichen Lande, „wo die Liebe befiehlt und die Liebe gehorcht.

Donnerſtag, den 10. November.

Das Verbot der Bockenheimer Zeitung — das iſt die graue Narrheit, die vor Alter kindiſch geworden. Sie wollten keine Blitzableiter; nun um ſo beſſer. Dann wird das Donnerwetter ſtatt in die Erde auf die Dummköpfe ſelbſt herabfahren, und wir werden ſie los. Selbſt der türkiſche Kaiſer läßt jetzt eine Zeitung ſchreiben! Wenn die türkiſche Regierung im Liberalismus ſo weit vorſchreitet, als Deutſchland zurückgeht, dann werden Frankfurt und Konſtantinopel bald auf einander treffen. Wahrhaftig ich bewundere den Sultan, ob ich zwar das gar nicht nöthig hätte, um unſere chriſtliche Fürſten zu verachten. Bei dieſen, wo ihr böſer Wille aufhört, beginnt erſt ihre Schwäche. Keiner von ihnen hat den Muth, dem Widerſtreben ihres Hofes, ihres Adels gegen die Entwicklung der Volksfreiheit ſich entgegen zu ſetzen. Der Kaiſer von Rußland iſt ſo feige und ſchwach, daß er nicht wagt die Polen frei zu geben, weil es ſeine ruſſiſche Hofbären nicht wollen. Und der Sultan ſteht ganz allein, hat kein Volk auf ſeiner Seite, gegen ſich aber den Pöbel, die Geiſtlichkeit und die Ariſtokratie, und doch läßt er ſich nicht einſchüchtern und geht auf dem Wege der Verbeſſerungen muthig vorwärts! Und der Adel, der dem

Sultan feindlich entgegenſteht, iſt kein entnervter, haſenfüßiger, an ſeidenen Bändern wie Hündchen geführter europäiſcher Adel; es ſind keine parfümirten Diplomaten in ſeidenen Strümpfen und glaſirten Handſchuhen — es iſt eine Militair-Ariſtokratie, es ſind die reichen wilden Janitſcharen. Aber freilich iſt Mahomet nicht am Kreuze geſtorben, und Dulden und Warten wird ſeinen Gläubigen nicht als Heldenmuth gelehrt. Ich begreife nur nicht, wie ſich der Sultan jetzt ſchon ſo viele Jahre, unter ſeinen zahlloſen Feinden, gegen die, im Dunkeln ſchleichend, kein Muth ſchützt, hat erhalten können. Ganz gewiß ließ er ſich von Wien einen Kunſtverſtändigen kommen, der ihm eine geheime Polizei auf chriſtlichem Fuße eingerichtet hat

Der König von Würtemberg hat einen öffentlichen Befehl erlaſſen, wodurch den Offizieren ſtreng unterſagt wird, von Politik zu ſprechen und Geſellſchaften zu beſuchen, worin dieſes geſchieht. Ich habe doch in dieſer unglücklichen Zeit wenigſtens die Schadenfreude, wahrzunehmen, wie ſehr ſich die deutſchen Fürſten ſeit einem Jahre geärgert haben. Jetzt ſteigt ihnen die Säure auf, ſo ſtark, in ſolcher Menge, daß man die ganze nordiſche Briefpoſt an der franzöſiſchen Grenze damit desinfiziren könnte. Es giebt doch nichts komiſchers, als ſolch eine altväteriſche Regierung. Von der Cholera, die doch gewiß kontagiös iſt, haben ſie aus politiſchen Gründen behauptet, ſie ſey miasmatiſch, und von der Politik, die miasmatiſch iſt, behaupten ſie aus choleriſchen Gründen, ſie ſey kontagiös. O! Doch will ich mit dieſem O! keineswegs geſagt haben, daß mir der König Philipp nicht auch ſoll geſtohlen werden. Hat mir dieſer Volks-König, der ſich ein halbes Jahr lang den Pariſern nie anders zeigt, als wie ein deutſcher Opern-König mit der Hand auf dem Herzen, ein großes Stück von meinen Tuillerien weggenommen, und ich betrete nie den Garten, ohne zu erſtaunen über dieſe Kühnheit und über dieſe Nachſicht auf beiden Seiten. Das hat keiner der legitimen Könige vor Orleans zu thun gewagt, zu thun je Luſt gezeigt. Er läßt ſich einen Privat-Garten für ſich und ſeine Kinder aus dem uſurpirten Theile machen. Er hat gar nicht das Recht dazu, denn die Tuillerien gehören ihm nur als König, und was ihm als König gehört, daran hat das Volk auch Theil. Und was noch bedenklicher iſt, nicht die Habſucht, die Furcht hat Louis Philipp zu dieſer Uſurpation verleitet. Er läßt hohe Terraſſen aufwerfen, Mauern und Graben ziehen, um das Schloß von der Gartenſeite gegen einen Andrang zu ſchützen. Er fürchtet ſich — Frankreich mag ſich vorſehen. Die Verkleinerung des Tuillerien-Gartens, das wäre alſo die einzige Folge der franzöſiſchen Revolution, die ſich mathematiſch bezeichnen läßt; alles übrige iſt Methaphyſik. Die Folgen, welche die Juli-Revolution für Deutſchland gehabt, ſind viel deutlicher. 1. Die Cholera. 2. In Braunſchweig hatten ſie ſonſt einen Fürſten, der es wenigſtens nicht mit dem Adel hielt; jetzt haben ſie Einen der ſich vom Adel gängeln läßt. 3. Die Sachſen haben ſtatt einen Fürſten jetzt zwei. 4. Die Heſſen haben ſtatt der alten fürſtlichen Maitreſſe eine junge bekommen. 5. In Baden konnte man früher eine Zeitung ſchreiben ohne Kaution, jetzt muß man eine leiſten. 6. Wer in Baiern den König beleidigte, mußte früher vor deſſen Oelbilde Abbitte thun; jetzt kommt der Beleidiger auf fünf Jahre in das Zuchthaus. Da weiß man doch wenigſtens, woran man iſt.

Neunter Brief

Paris, Freitag, den 11. November 1831.

Die Geſchichte mit Belgien iſt noch nicht zu Ende, auch nicht einmal in dem Sinne der guten kurzſichtigen Menſchen, die in der Ausgleichung dieſes Streites das Ende aller Verwirrung ſehen. Was mich betrifft, werde ich die Annahme des aufgezwungenen Friedens von beiden Partheien doch nur als einen Waffenſtillſtand für dieſen Winter anſehen. Und auf dieſes miſerable Fundament von Backſteinen glaubt Caſimir Perrier, das ſchwache Gebäude des europäiſchen Friedens ſtützen zu können, und ehe es noch aus der Erde herausgearbeitet, ſteckt er ſchon ein Bäumchen auf und hält eine betrunkene Kranzrede, als wäre das Dach fertig! Die Wage des Schickſals in der bemehlten Hand eines Krämers zu ſehen, — nein, man könnte darüber von Sinnen kommen! Giebt es denn etwas lächerlicheres, als das Schmunzeln dieſes Miniſters, ſo oft er eine Nachricht erhalten, Preußen oder Oeſterreich vermindere ſeine Truppen, beurlaube ſie! Es iſt wie die Freude eines Kindes, wenn es wahrnimmt, daß Mama die Ruthe wieder hinter den Spiegel ſteckt, die ſie drohend hervorgeholt. Es iſt wie die Heiterkeit, wie das aufblühende Geſicht eines Bauchflüſſigen, wenn er erleichtert vom Nachtſtuhle aufſteht, wohin ihn Leibſchmerzen getrieben, und ach! ruft. Dieſes Frankreich, vor dem, es iſt noch kein Jahr, zwanzig Fürſten hinter den zwei Millionen ihrer Wachen zitterten; dieſes Frankreich der drei Tage, das ein erſchrecktes Jahrtauſend vor ſich hertrieb — es iſt folgſam wie ein Schulbube, und lernt alle Tage ſeine Lektion, und läßt ſich alle Tage examiniren, um zu zeigen, daß es ſeine Lektion gelernt hat. Und was zum Lohne für alle dieſe ſchmachvollen Opfer? Daß der junge König Philipp mit den alten Königen wird ſpazieren gehen dürfen, wenn dieſe nach einer ſauern Woche wieder einen Feiertag bekommen! Aber Sie müſſen die neue Schrift von Chateaubriand leſen. Sie hat mich erquickt durch alle Adern. Mein ganzes Herz hat er ins Franzöſiſche überſetzt, und wie viel ſchöner iſt die Ueberſetzung als das Original! Ich weiß nicht, was die ſchönſte Freude des Lebens iſt; aber die größte iſt gewiß die Schadenfreude, die wir über die Niederlage und Beſchämung unſerer Feinde empfinden. Chateaubriand ſchlägt mit eiſernen Keulen, die er in ſeinem Zorn glühend gemacht, auf die franzöſiſche Zwergregierung, die ich haſſe, ob ich ſie zwar verachte. Frankreich hat ſie nur der Gegenwart beraubt, und wie groß der Raub auch iſt, man kann ihn zählen, berechnen, man weiß was man verlohren, was man wieder zu bekommen ſuchen muß. Uns, uns Deutſchen aber, hat König Philipp eine ganz unberechenbare Zukunft geſtohlen. Geſtern hörte ich, der Kaiſer von Oeſterreich habe den Caſimir Perrier den Stephans-Orden ſchenken wollen, aber der öſterreichiſche Geſandte hier, darüber vorläufig um Rath gefragt, habe erwiedert: es ſey noch nicht die Zeit. Wie tief wird Frankreich noch ſinken, wie hoffnungslos wird noch Deutſchland werden müſſen, bis Perrier den Stephans-Orden verdient! Wie verhöhnt ihn aber auch Chateaubriand. „Redet nicht von Ehre, die Renten würden um zehn Centimen fallen“ Wegen ſeines Muthes, ſeiner Treue und ſeines glühenden Eifers für Recht und Wahrheit, darf man dieſem Schriftſteller die Kinderei nachſehen, daß er für das Kind Bordeaux ſich bemüht, und man ſoll nur lächeln darüber, als über eine Schwachheit. Die Menſchen haben immer wunderliche Gottheiten gehabt; der eine betet Fizli-Puzli, der andere die Legitimität an. Aber Alles was er

gegen das franzöſiſche Miniſterium ſagt, gegen
deſſen Verwaltung im Innern und nach Außen, iſt
klar wie die Sonne und rein wie Gold. „Die
„Wahl-Monarchie hat der Fahne, der ſie ſich be-
„mächtigt, bis jetzt noch wenig Ruhm verſchafft.
„Sie weht nur über der Thüre der Miniſter und
„unter den Mauern von Liſſabon; ſie wurde nun
„von den Winden zerriſſen; der Regen färbt ſeinen
„Purpur und ſein Himmelblau ab, und übrig bleibt
„ein ſchmuzig weißer Lappen, die natürliche Farbe
„der Baſtard-Legitimität … Der Scepter des jungen
„Heinrichs, geſtützt von den Händen des jungen
„Frankreichs, wäre für die Ruhe Frankreichs, ja für
„das Glück ſeines jetzigen Beherrſchers ſelbſt, weit
„erſprieslicher geweſen, als eine um einen Pflaſter-
„ſtein gewundene und aus dem Fenſter geſchleuderte
„Krone; eine Krone, die zu leicht, wenn ſie ſich von
„ihrem Gewichte trennt, zu ſchwer, wenn ſie daran
„befeſtigt bleibt …. Ehrwürdige Perſonen, die Prä-
„laten der Quaſi-Legitimität, betrachten uns als tolle
„Hunde, immer bereit auf Europa loszufahren, wenn
„nicht tüchtige Knechte uns an der Kette hielten.
„Das haben Franzoſen öffentlich geäußert! Sie
„haben Ihr Vaterland aufgedeckt, ſie haben mit dem
„Finger auf deſſen geheime Schäden gezeigt; ſie ha-
„ben es dem Hohne der Mächte blosgeſtellt; ſie ha-
„ben uns dieſen als eine leichte Beute gezeigt, oder

„als Menſchen, denen nur der Schrecken Energie „geben würde. Als unſer Muth von einſt, bezeugt „durch ſo viele Eroberungen, wäre nur das Ergebniß „der Furcht geweſen, die hinter uns ſtand; unſer „Ruhm nur die Folge unſerer Verbrechen! Seyd „artig, hat man uns zu ſagen ſich erfrecht, und „man wird nicht über euch herfallen. Und „ein ſolches Wort konnte aus dem Munde eines „Franzoſen kommen! Und das Herz derer, die es „gehört das Wort, hat nicht gezuckt! Und das „Blut hat nicht gekocht in ihren Adern! Wenn das „Gebäude vom July nur auf der Hingebung der „Nationalwürde ruht, wird es zuſammen ſtürzen; „man baut kein dauerhaftes Denkmahl auf Unehre. „Triumphbogen, die man mit Koth zuſammen knetete, „würden nicht auf die Nachwelt kommen.“

Ueber die thörigten Friedenshoffnungen des Miniſteriums und wie ſie, von Furcht geblendet, der Gefahr zueilen, die ſie fliehen möchten, drückt ſich Chateaubriand wie folgt aus: „Zweifelt nicht daran, „die fremden Mächte, welche die Freiheit unſrer „Preſſe und Rednerbühne, ſchon mit der Legitimität, „mit Mühe aushielten, werden ſie mit dem eingeſtandenen „Prinzipe der Volksſouveränität und einer „auf der Straße zugeſchlagenen Krone noch ſchwerer „ertragen. Sie mögen ſich verſtellen, abwarten, viel-

„leicht auf einige Zeit bis auf einen gewiſſen Grad entwaffnen; ſie mögen euch ſagen, daß ihr durch euer friedliches Syſtem die Retter Europas ſeyd, und euer Stolz iſt vielleicht naiv genug, an dieſe grobe Schmeichelei zu glauben. Wenn ihr aber den verſchiedenen Mächten Zeit laßt, die Revolutionen, Töchter der eurigen, zu erſticken; wenn ihr ihnen ganz laut erklärt, ihnen darthut, daß ihr keinen Krieg führen könnt, ohne in einen Bankerott, oder in eine Schreckensregierung zu ſtürzen — dann habt ihr gegen die einfachſten Regeln eurer Selbſterhaltung gefehlt. Nicht die, welche die Ehre Frankreichs vertheidigen, führen den Krieg herbei; ihr ſeyd es, die durch euer albernes Betragen Frankreich einem neuen Einfalle blos ſtellt. Ihr werdet für jetzt den Frieden haben, ich will es wohl glauben; man kann keinem den Degen in den Leib ſtoßen, der uns den Rücken zukehrt. Aber fordert man in Frankreich, in dem Vaterlande der Ehre, auf ſolche Weiſe den Frieden?“

Die Cholera iſt jetzt wirklich in England, und wird dort, wenn ſie ſich einmal verbreitet, verheerender werden, als in jedem andern Lande, weil England, Gott ſey Dank, eine ſchlechte Polizei hat. Hat die Nachricht auf der frankfurter Börſe keinen Eindruck gemacht? Der Dr. *** hier will ein ſicheres Mittel gegen die Cholera gefunden haben: man ſoll jeden Morgen Tiſane von Sauerampfer trinken. Das iſt ein ſaueres Frühſtück. *** hat ſich gegen die Cholera tauſend Stück Blutigel ins Haus genommen — où peut on être mieux qu'au sein de sa famille?

Dienſtag, den 15. November.

Ihr heutiger Brief hat mir ſehr großes Vergnügen gemacht, und beſonders freue ich mich über Ihre Freude an dem guten Erfolge meines Buches. Ich hätte das nicht erwartet. Ich ſehe daraus wieder, wie wenig Kunſt das Herz bedarf, um zu gefallen; daß die Aufrichtigkeit immer bewegt, und daß man der Wahrhaftigkeit ſelbſt den Mangel der Wahrheit verzeiht. Denn weiß ich es nicht, wie oft ich mich geirrt haben kann? Weiß ich es nicht, daß tauſend Leſer anderer Meinung ſind als ich? Aber ſie ſehen, ſie fühlen, daß ich meine Geſinnung treu ausgeſprochen, und darum ſind ſie zufrieden mit mir und glauben *mir*, wenn ſie auch nicht meinen Reden glauben. Es wäre doch erſchrecklich, wenn ich wirklich nicht mehr wagen dürfte nach Deutſchland zu kommen! Dann könnte ich ja auch Deutſchland nicht mehr *verlaſſen*, und ich wäre um die ſchönſten Stunden meines Lebens geprellt. Es wird aber ſo ſchlimm nicht ſeyn, Ihr ſeyd zu ängſtlich. Man hat jetzt größere Dummheiten, größere Miſſethaten zu begehen; zu ſolchen kleinen Betiſen und Spitzbübereien hat man keine Zeit. Was das diplomatiſche Geſchwätz heißen ſoll, ich hätte hier vielen nichtsnutzigen Deutſchen Stellen verſchafft, weiß ich wahrhaftig nicht. Villeicht meint man Anſtellungen bei Zeitungsredactionen. Und auch dieſes hat keinen Sinn. Es wird wohl nichts anders ſeyn, als daß ich mehreren Deutſchen Nachrichten und Stoff zu mißfälligen Zeitungsartikeln geliefert habe.

Mittwoch, den 16. November

Eines der kleinen hieſigen Blätter enthielt geſtern folgendes: „au cimetière Montmartre on lit cette inscription sur une tombe nouvelle: Ci git M. le Baron Jean de Bruckmann, conseiller actuel de sa majesté le roi de Prusse. La place qu'occupe actuellement M. Bruckmann, ne lui sera enviée par personne.“ Es iſt ſchon traurig genug, daß deutſche Hofräthe nicht unſterblich ſind; aber daß ſie gar in Paris ſterben, das iſt herzzerreißend. Man ſieht die ſchrecklichen Folgen. Erfrecht ſich ein unverſchämter Franzoſe, ſich über einen königlich-preußiſchen wirklichen Rath luſtig zu machen; was würde er ſich nicht erſt gegen einen unreellen erlauben! Es muß doch ein unerklärlicher wunderbarer Zauber in einem Titel ſeyn! Es iſt das dritte edle Metall. Mancher, der dem Silber widerſteht, widerſteht doch dem Golde nicht, und wer dem Golde widerſteht, unterliegt oft einem Titel. Da iſt ein gewiſſer Münch, ein politiſcher Schriftſteller von einigen Talenten; der war früher ein heißer Demagog, ſein Liberalismus ſtand auf 30 Grad Reaumüre im Schatten. Der König der Niederlande machte ihn vor einigen Jahren zum Profeſſor, und augenblicklich ſank ſein Liberalismus auf 15 Grad. Kürzlich wurde er vom Könige von Würtemberg zum geheimen Hofrath ernannt, darauf kam Herr Münch dem Gefrierpunkte ſehr nahe. Wird er einmal geheimer Regierungsrath ſinkt er gar unter Null herab. Zwar erwarb er ſich durch ſein Sinken nicht blos einen Titel, ſondern auch einen jährlichen Gehalt von dreitauſend Gulden; aber das Geld iſt doch hier nur das Gebackene zur Chocolade, dazu gegeben um ſie bequemer auszutunken; die Hauptflüſſigkeit bleibt der geheime Hofrath. Für den Gehalt beſorgt Herr Münch die Stuttgarter Bibliothek, aber für den geheimen Hofrath arbeitet er an der Hofzeitung, und ſucht alle Tage zu beweiſen, daß die Regierung immer Recht hat dem Volke gegenüber, und daß es ſehr löblich iſt, wenn ſie alles Schlimme ohne langes Zaudern auf einmal thue, damit das Volk den bittern Trank ſchnell hinunter ſchlucke; das Gute aber nur allmählig, daß man es mit langſamen Zügen hinunter ſchlürfe und der Genuß um ſo dauernder ſey. Mit welcher raſtloſen Feindſeligkeit in Deutſchland die öffentliche Meinung verfolgt wird, mit welcher Unverſchämtheit die Cenſur jede Wahrheit unterdrückt, und ſich zur unverlangten Beſchützerin ſelbſt jeder ausländiſchen Lüge hervordrängt, ſobald dieſe Lüge zum Vortheile einer Regierung gereicht — davon liegt eben ein neuer Beweis mir unter den Augen. Dr. *** der ein Korreſpondent der allgemeinen Zeitung iſt, berichtete kürzlich von dem Prozeſſe des Journaliſten Marraſt, der in ſeiner Zeitung, die Tribüne, den Miniſtern Soult und Perrier öffentlich vorgeworfen: ſie hätten bei dem Waffen-Ankauf in England ihren großen Vortheil gehabt. Der Bericht ſagt: „Von „Soult glauben viele Leute, es ſey nicht unmöglich, „daß er neben ſeinen militairiſchen Beſchäftigungen „auch auf Profit ausgehe; man erinnert an ſein „Benehmen in Spanien, an ſeine unbezahlte Bilder-„gallerie. Perrier ſteht ebenfalls im Rufe, als laſſe „er ſich nicht gern einen Profit entgehen; auf ihn „bezieht man allgemein das Wort des Figaro: „d'au-„tres ont prêté à la petite semaine. Doch wir „halten beide Miniſter in Betracht ihres „allgemein rechtlichen Charakters für un-„ſchuldig." Zu dieſen unterſtrichenen Worten, bemerkte ***, von dem ich die allgemeine Zeitung leihe, mit der Feder: dies habe ich nicht geſchrieben. Das hat alſo die Ausburger Cenſur hinzugeſetzt. Oder vielleicht hat es der Redakteur der allgemeinen Zeitung ſelbſt gethan, — ein talentvoller aber wunderlicher Mann, der ſeit zwanzig Jahren mit wahnſinniger Beharrlichkeit den Stein der Weiſen ſucht, und ſich abmüht, die Diplomatik mit der Wahrheit zu amalgamiren, um eine goldene Zeitung hervorzubringen.

Zehnter Brief.

Paris, Donnerstag, den 17. November 1831.

In dem Buche des cent-et un iſt auch ein Kapitel: la première représentation. Der Verfaſſer Merville, ſelbſt ein dramatiſcher Dichter, beſchreibt die Nöthen und Aengſte, die der Dichter während einer erſten Aufführung erleidet: die unberechenbare Laune des Publikums, der Eigenſinn, die Willkühr und der Unverſtand der Schauſpieler, die geheimen Schliche der Feinde, die Falſchheit der Freunde — es iſt wirklich ſchauderhaft. Ein Thor, wer nach Ruhm ſtrebt, und ſein Glück den Winden, ſeine Ruhe dem Waſſer anvertraut!

Nun, euere Allerheiligen=Revolution iſt ja ſchon wieder gedämpft! Du brauchſt dich nicht zu ſchämen, Frankfurt; auch Warſchau iſt gefallen, und war doch mehr als du. Die räthſelhafte Geſchichte war mir ganz klar, noch ehe ich in einem öffentliche Berichte aus Mainz geleſen, daß man einen Theil der Bundesgarniſon, um Platz zu gewinnen, nach Frankfurt verlegen wolle. Das iſt's. Vierzig Jahre der Kriege und Revolutionen ſind durch Frankfurt gezogen, und nicht einmal während ſolcher ſtürmiſchen Zeit hat dort das Militair eine Gewaltthätigkeit, die Bürgerſchaft ſich eine Empörung gegen die Geſetze zu Schulden kommen laſſen. Ganz gewiß wurde hier oder dort der ſchwache Funke der Unzufriedenheit angeblaſen und Brennmaterialien darauf geworfen Das war leicht zu machen. Frankfurt iſt ja ſeit 1814 das Hauptquartier der vaterländiſchen geheimen Polizei, und der General-Stab iſt aus den vortrefflichſten Schurken zuſammengeſetzt. Unſere weiſe Regierung wird nun von den zehntauſend Bücklingen, die ſie ſeit fünfzehn Jahren der Bundesverſammlung verehrt hat, nichts als die Rückenſchmerzen übrig behalten. Jetzt iſt wieder die verdammte Bockenheimer Zeitung ſchuld an Allem! Sie werden in Deutſchland noch verrückt über die Zeitungen; es ſind die Furien, die das Gewiſſen unſerer Regierungen verfolgen. Ich las mit geſpenſtiſchem Grauſen, daß der Senat den Schatten einer Verordnung von 1650 aus dem Grabe hervorgerufen, um die Bockenheimer Zeitung damit zu vertilgen; die Hexe von Endor hätte es nicht ſchauerlicher machen können. Aber die Naivität, die unbeſchreiblich heitere Naivität:

daß jene alte Verordnung von 1660 mit der jungen Geſetzgebung der deutſchen Bundesverſammlung in der liebevollſten Eintracht lebe — wie unſer Senat erklärte, — verſcheuchte alle Schrecken der Nacht von mir, und ich mußte laut auflachen. Hätte ich ſo etwas geſagt, hätte man es fur frevelhaften Spott und Preßfrechheit erklärt. Alle Arretirungen in Frankfurt während der Unruhen würden bei Nacht vorgenommen. Was mich betrifft, ſo erkläre und entſchuldige ich einen ſolchen ſchändlichen Friedensbruch leicht damit, daß dort die Regierung wie überall der Antipode des Volks iſt, und ſie daher Tag hat, während jenes Nacht. Wie aber unſere Bürger, unſere Advokaten, die ſich mit mathematiſcher Geographie und Moralphiloſophie nicht viel beſchäftigen, eine ſolche ſchauderhafte Gewaltthätigkeit, einen ſolchen finſtern Uebermuth aus dem Mittel-Alter ertragen — das begreife ich, das verzeihe ich nicht. In Frankreich iſt man ja freier im Gefängniß, als bei uns in der Freiheit. Der Polizei, die nur von Willkühr lebt, die fürchterliche Gewalt zu geben, jeden, den ſie anſchuldigt, jeden, den ſie beargwohnt, aus ſeinem ſelbſt bei jedem Mörder heiligen unverletzlichen Aſyl, aus ſeiner Ruheſtätte zu reißen, den Unſchuldigen oft von dem einzigen Zeugen ſeiner Unſchuld, vom Tageslicht zu trennen — iſt eine Tyrannei ſo ſchändlicher Art, daß wer ſie ſchweigend duldet, noch ſtrafbarer iſt, als wer ſie übt. Und das in einem Staate, wo die Gerichte im Dunkeln Recht ſprechen, und wo die Preſſe unter der ſchmählichſten Sklaverei ſteht! Wenn eine ſolche nächtliche Arretirung einen Fremden trifft, dann iſt er wie verſchwunden von der Erde, denn kein Tagesblatt darf Nachricht geben von dem Werke der Finſterniß, und der Tod gewährte dann einem Solchen größere Sicherheit als die Gefangenſchaft; denn einem Verſtorbenen wird doch wenigſtens ein öffentlicher Todesſchein ausgeſtellt. Was machen denn in Frankfurt unſere jungen Geſetzgeber, unſere jungen Senatoren? Wie dulden ſie ſolche Schändlichkeiten? Wozu denn haben ſie die Univerſitäten des neunzehnten Jahrhunderts beſucht? Wenn ſie ſich in Frankfurt mit einem Staatsrechte und einer Geſetzgebung aus dem ſechzehnten Jahrhundert begnügen, hätten ſie ihren Eltern die Studienkoſten erſparen können. Das eben iſt der Jammer — wir haben keine Jugend. Sobald ſie in den geſetzgebenden Körper kommen, werden ſie dickbäuchig; ſobald in den Senat, werden ſie grau; ſie beginnen mit geheuchelter Sympathie und endigen mit aufrichtiger.

Sind Sie heute bei Verſtand? Dieſe Frage darf Sie nicht beleidigen; ich würde Sie nie fragen: ſind Sie heute bei Herz? Nun, wenn Sie bei Verſtand ſind, will ich Ihnen ein Räthſel aufgeben, das mich geſtern Abend eine halbe Stunde lang beſchäftigt hat, und das der erſte Philoſoph in der rue de Provence nicht zu löſen vermochte. Beſchämen Sie mich. In den hieſigen Blättern ſtand vor einigen Tagen folgende öffentliche Ankündigung, die aus der Gazette de la vallée cherry entnommen war. Ob dieſes Thal in Frankreich oder in der franzöſiſchen Schweiz liegt, weiß ich nicht. „Il est des à présent interdit à toute personne quelconque d'épouser ma fille Betzy. Unterzeichnet: J. G. Miller.“ Welche Urſache kann ein Vater haben, jedem ohne Ausnahme zu verbieten, ſeine Tochter zu heirathen? Eines der erwähnten Blätter zerbricht ſich auch den Kopf darüber und ſtellt allerlei Vermuthungen auf, von welchen aber eine immer dümmer iſt als die andere. Selbſt die letzte, die der Zeitungs-Schreiber feſt hielt, befriedigte mich nicht, ob ſie zwar etwas für ſich hat. Der Zeitungs-Schreiber ſagt: nachdem er viele gelehrte Perſonen, unter andern, Apotheker, Laſtträger, Schriftſteller und Zahnärzte zu Rathe gezogen, ſey er endlich bei der Idee ſtehen geblieben: daß die Tochter des J. G. Miller ein Sohn ſey. Dieſe Sache iſt für einen Franzoſen zu tief, in Deutſchland, wird man es leichter herausbringen. Machen Sie ſich alſo an das Werk. Ich hätte große Luſt die Sache in eine Frankfurter Zeitung zu ſetzen, um die dortigen Gelehrten aufzufordern, ſich mit dieſer wichtigen Angelegenheit zu beſchäftigen: aber die Cenſur würde den Artikel ſtreichen. Denn das Mädchen aus dem Thale heißt unglücklicher Weiſe Betty, und dieſen Namen führt auch in Frankfurt ein Paſtetenbäcker. Es wäre Preßfrechheit, ſo etwas drucken zu laſſen.

Nichts pikanteres giebt es zum Frühſtücke, als die täglich hier erſcheinenden kleinen Blätter nichtpolitiſchen Inhalts. Es iſt wie Auſtern und Caviar. Mich wundert nur, daß bei dem großen Beifalle, den ſie nothwendig finden müſſen, deren nicht mehrere herauskommen. Ich kenne nur drei: Der Figaro iſt mit unendlich viel Geiſt geſchrieben, und hat das ganze Jahr durch aber auch nicht einen trüben Tag. Die beiden andern, ob ſie zwar keinen ſolchen Luxus von Witz ausbreiten, leſen ſich doch auf das angenehmſte, und ich erinnere mich nicht, daß ich je eine einzige Zeile darin hätte übergehen mögen. Dabei kann ich mich nun nie enthalten, dieſe Blätter mit unſern deutſchen ähnlicher Art zu vergleichen, und ich komme dann immer auf ein Reſultat, das mir nicht ganz klar iſt. Alles was die hieſigen Blätter, den deutſchen gegenüber, an äußern günſtigen Verhältniſſen voraus haben: die Freiheit der Preſſe, die ungeſtörte Benutzung der Politik, beſonders der reich zuſammengehäufte täglich wechſelnde Stoff, den ihnen die große Hauptſtadt, in Kunſt, Wiſſenſchaft, Theater, Literatur, geſelligem Leben und Tagsgeſchichten, darbietet — das alles ſtelle ich den deutſchen Blättern zur Rechnung, und bringe es in Abzug ihrer Schuld. Aber ſelbſt nach dem Allen haben ſie mir wegen ihrer ewigen Einförmigkeit und unendlichen Langweiligkeit noch Rede zu ſtehen. Es liegt eben eine Monats-Sammlung von einem der erwähnten Blätter vor mir auf dem Tiſche; es heißt L'Entr'acte und iſt das Unbedeutendſte von allen. Ich nehme die erſten acht Blätter zur Hand, um deren Inhalt zu zählen, zu meſſen und zu wiegen. Das Blatt iſt gleich dem Morgenblatte, in Quart gedruckt, aber etwas weitläufiger, ſo daß es weniger enthält als jenes. Von den vier Seiten des Blattes fallen erſtens zwei Seiten weg, die ganz mit den Anzeigen der Theaterſtücke des Tages und den Namen der darin auftretenden Perſonen ausgefüllt ſind. Von den zwei übrigen Seiten bringe ich täglich eine Spalte in Abzug, welche ſogenannte Miszellen, hier causeries genannt, enthalten. Gegen dieſe könnte man freilich einwenden, daß die unbeſchränkte ſatyriſche Freiheit ihnen zu ſtatten komme. Hier darf man die Uebermüthigen und die Narren mit Nadeln ſtechen, in Deutſchland nur zuweilen mit dem Kopfe eines Nagels tüpfen. Bleiben alſo für jedes nur noch drei Spalten übrig. Und in dem engen Raume dieſer drei Spalten enthalten die acht ohne Wahl herausgeriſſenen Blätter: 5 Bücherkritiken, 3 Theaterkritiken, 2 Romane und 12 Aufſätze, deren Titel ich Ihnen mittheile, damit Sie daraus ſehen, daß es frei gewählte Formen ſind, allgemeine Stoffe, die den deutſchen Schriftſtellern der kleinſten Stadt auch zu Gebote ſtänden. Die Muſik wie ich ſie liebe. Der Tag nach der Hochzeit. Erörterungen unter Freunden. Der finſtere Mann. Der fröhliche Mann. Die Cholera-Zeitung. Die Kunſt von dem Daumen zu leſen. Warum der Fußgänger mehr Ideen hat, als der im Wagen ſitzt. Das Ende der Welt Der Eck am Kamin. Der ehrliche Mann wider Willen. Ueber die verſchiedenen Arten, wie die Menſchen mit ihren Kleidern verfahren. Und was ſolche Artikel beſonders auszeichnet, iſt deren Kürze. Das Kurze mißfällt nie; man kann in zwei Minuten nicht langweilig ſein, es gehört Zeit dazu. Iſt ein ſolcher Artikel unangenehm, ſo war es doch eine Pille, keine Mixtur, man ſchluckt es hinunter; denn der Kopf hat wie der Magen ſeine Geſchmacksnerven, was einmal darüber hinaus iſt, ſchmeckt der Geiſt nicht mehr. Warum können oder wollen nun unſere deutſchen Schriftſteller in ihren Journalen keine ſolchen kurzen Aufſätze machen? Ich kann nicht klug daraus werden, und bitte Sie daher, wenn Sie nach Auflöſung des großen Räthſels von der Beßy Miller noch etwas Verſtand übrig behalten, auch über dieſes dunkle Geheimniß nachzudenken.

Samſtag, den 19. November.

In einer Anzeige von Heine's Adelsbriefen heißt es unter andern: „Auch ſetzt man einigen Zweifel in die Aufrichtigkeit der Geſinnungen Heine's, indem es einiges Aufſehen macht, den burlesken Satyriker oder den niedern Komiker auf einmal als Freiheits-Apoſtel wiederzufinden". Das ſteht in den Leipziger Blättern für litterariſche Unterhaltung, der größte Viehſtall, den ich je geſehen.

— Haben Sie denn wirklich gemeint, das Loben meiner Briefe würde immer ſo fortgehen? O, laſſen Sie nur erſt die preußiſchen Rezenſenten kommen und den Leipziger Viehſtall aufthun; da werden Sie noch ganz andere Dinge hören. Wenn ich Wunden ſcheute, hätte ich den Kampf vermieden. Die Leute thun mir gar nicht Unrecht, die in den Briefen meine frühere Mäßigung nicht finden; aber ſie thun ſich ſelbſt Unrecht, daß ſie ſie ſuchten. Die Zeiten der Theorien ſind vorüber, die Zeit der Praxis iſt gekommen. Ich will nicht ſchreiben mehr, ich will kämpfen. Hätte ich Gelegenheit und Jugendkraft, würde ich den Feind im Felde ſuchen; da mir aber beide fehlen, ſchärfe ich meine Feder, ſie ſo viel als möglich einem Schwerte gleich zu machen. Und ich werde ſie führen, bis man ſie mir aus der Hand ſchlägt, bis man mir die Fauſt abhaut, die mit der Feder unzertrennlich verbunden iſt. Die Mäßigung iſt jetzt noch in meiner Geſinnung, wie ſie es früher war; aber ſie ſoll nicht mehr in meinen Worten erſcheinen. Damals, als ich ſo ruhig ſchrieb, ſtürmte es gerade am heftigſten in mir; weil ich noch nicht wußte was ich wollte, ging ich langſam und ſprach bedächtig. Jetzt aber, da mir klar geworden, was ſie wollen, weiß ich auch, was ich will, ich darf mich dem Strome meines Herzens überlaſſen, habe nichts mehr zu wählen und nichts mehr zu bedenken.

Was fällt nur den Leuten ein, daß ich ein Feind von Rothſchild ſey? Ein Glück für mich, daß ich es nicht bin; denn wäre ich es, hätte ich nicht von ihm geſprochen, und hätte die Wahrheit meiner Ehre aufgeopfert. Gegen den Menſchen Rothſchild habe ich gar nichts, aber weil er Rothſchild iſt, ſetze ich ihn den Königen gleich, und das kann doch ihn gewiß nicht verdrießen, wenn er auch nicht zu ihnen gehören möchte, da er am beſten weiß, wie tief jetzt ein König unter Pari ſteht. Aber er iſt der große Mäkler aller Staats-Anleihen, welcher den Fürſten die Macht giebt, der Freiheit zu trotzen, und den Völkern den Muth nimmt, ſich der Gewalt zu wiederſetzen. Rothſchild iſt der hohe Prieſter der Furcht, die Göttin, auf deren Altar Freiheit, Vaterlandsliebe, Ehre und jede Bürgertugend geopfert werden. Rothſchild ſoll in einer Börſenſtunde alle ſeine Papiere losſchlagen, daß ſie in den tiefſten Abgrund ſtürzen, dann eile er in meine Arme und er ſoll es ſpüren, wie feſt ich ihn an mein Herz drücke. Wahrhaftig, es ſcheint, daß dieſe Menſchen die Freiheit der andern noch mehr fürchten als ihre eigene Armuth, ſonſt würden ſie nicht mit ſo ängſtlicher Eile ihr Geld zu den Füßen der Könige werfen, ſo bald ſie es verlangen. Ob wir einmal frei werden, weiß ich nicht, aber für die künftige Armuth der Papier-Reichen will ich mich verbürgen.

Der hohe Senat erzeigt mir zu viel Ehre, wenn er ungehalten gegen mich iſt. Habe ich denn wirklich geſagt, die Franzoſen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt ſchlecht behandelt worden? So viel ich mich erinnere, habe ich nur erzählt, daß es ſo von den Franzoſen hier behauptet worden. Meine Penſion können ſie mir nicht entziehen, denn ſie haben mir ſie nicht gutwillig zuerkannt, ſondern waren durch einen Beſchluß der deutſchen Bundesverſammlung dazu verpflichtet worden. Freilich würde ich in ſolcher Gefahr auf den Schutz der hohen deutſchen Bundesverſammlung nicht rechnen dürfen, denn dieſe greift nie in die Ungerechtigkeit eines einzelnen deutſchen Staates ein, ſondern nur in die Gerechtigkeit. Aber fürchten Sie doch nicht, daß ſie mir in Frankfurt etwas zu Leide thun. Geſchieht es, geſchieht es ja nur aus Rache, und Menſchen ſolcher Geſinnung würden mich nach ſich ſelbſt beurtheilen, und ſich fragen, was gewinnen wir dabei, wenn wir ihm ſeine Penſion entziehen? Er würde uns dann erſt recht feindlich entgegen treten. Hat doch, wie ſie behaupten, die einzige Bockenheimer Zeitung Mord und Todtſchlag in Frankfurt erregt, was könnte ich nicht erſt anſtiften, dem alle Blätter offen ſtehen! Und um jährlich vierhundert Gulden herauszumorden, würde Frankfurt nicht genug ſeyn, der Untergang von ganz Deutſchland müßte dazu beitragen. Das würde man bedenken.

Geſtern fand ich in einem deutſchen Blatte, als ganz kürzlich erſchienen, angezeigt: „Iam Kippur der Versöhnungstag. Novelle von David Russa.“ Es iſt das erſte Werk eines jungen Schriftſtellers, und wird (freilich vom Verleger ſelbſt) ſehr gelobt. Empfehlen Sie das Buch unſern Juden. Es ſoll ihr Herz auflockern, damit man nach ausgejäteten Metalliques etwas Liebe und Menſchlichkeit hineinſäen könne. Es iſt in Leipzig erſchienen.

Sonntag, den 20. November.

Die Theilnahme der Pariſer für die unglücklichen Polen zeigt ſich ebenſo warm, als früher für die Kämpfenden. Es macht ihnen Ehre, ich hätte es kaum erwartet. Die kämpfenden Polen gewährten ein ſchönes Schauſpiel, die beſiegten, vor der Tyrannei flüchtigen Polen zeigen nur den nackten, häßlichen Ernſt. Alle Theater wollen nach der Reihe Vorſtellungen zum Beſten der Polen geben, und ſie bereiten dazu eigene aus der neueſten polniſchen Geſchichte bearbeiteten Stücke vor. Geſtern machte das Theater de la Porte St. Martin den Anfang. Sie gaben la vieillesse de Stanislas. Das Stück wird ſeit ohngefähr vierzehn Tagen gegeben, und bei jeder Vorſtellung wird den Polen eine eigene Loge unentgeldlich überlaſſen. Die Miniſter in ihren Blättern ärgern ſich gar ſehr darüber, und laſſen ſagen: ob denn das Mitleid wäre wenn man den unglücklichen Polen jeden Abend das Bild ihrer Leiden vor die Augen bringe? Bis zur Gemeinheit zeigen ſie ihren Aerger. Die Hauptrolle im Stanislas hat der zwar alte aber noch immer friſche Pottier, und da ſagen die miniſteriellen Theater-Artikel, das Stück ſollte nicht heißen la vieillesse de Stanilas, ſondern la vieillesse de Pottier. Sie möchten gern ihre zugleich niederträchtige und wahnſinnige Politik, die ſie gegen Polen und Rußland befolgt haben, vergeſſen machen, und es muß ſie darum aufbringen, jeden Abend im Theater die Begeiſterung, den Spott und den Groll der Pariſer neu angefacht zu ſehen. Die vielen Polen, die jetzt hier zuſammentreffen, machen den Miniſtern grauſame Kopfſchmerzen, und ſie gehen mit dem Gedanken um, ſie alle nach dem ſüdlichen Frankreich zu verweiſen. Es iſt ihr warmes Sibirien. Der Kaiſer Nikolas preßt ſeinen Sieg aus bis auf den letzten Tropfen, und wirft dann dem König Philipp die Schaalen vor die Füße. Es wundert mich nicht und ich nehme es ihm gar nicht übel. Die deutſchen Diplomaten und ihre Federknappen haben ſeit einem Jahre die Milde, Großmuth und Gerechtigkeit, welche künftig Kaiſer Nikolas gegen die Polen zeigen würde, ſo hoch in den Himmel erhoben, daß Nikolas, in der Verzweiflung, das erhaltene Lob zu erreichen, lieber gar nicht darnach ſtrebt, ſondern bleibt, wo, was und wie er iſt — der Beſchützer und Verbündete jedes Tyrannen und der Feind und Unterdrücker jeder Freiheit in Europa. Die ganze polniſche Armee, die ſich nach Oeſterreich und Preußen zurückgezogen, iſt verbannt und darf nie in ihr Vaterland zurück. Schon dreitauſend Polen wurden nach Sibirien geſchickt. Viele wurden hingerichtet, Unzählige ihrer Güter beraubt und mit ihren Kindern dem Hungertode preis gegeben. Sie machen gar kein Geheimniß aus ihrer Rache. Die Namen der Hingerichteten, Verbannten, Beraubten, werden in den Zeitungen amtlich mitgetheilt. Es iſt fürchterlich zu leſen. Die naive preußiſche Staatszeitung theilt dieſes alles mit, wahrſcheinlich damit die deutſchen unartigen Kinder Furcht vor der großen ruſſiſchen Ruthe bekommen. Es liegt grade ſo ein Rache-Verzeichniß vor mir. Man ſchaudert, wenn man lieſt, daß in Rußland die Landgüter nach Seelen gemeſſen werden, wie bei uns nach Morgen. So heißt es in einem Confiscations-Regiſter von Gütern polniſcher Rebellen: ein Gut von hundert ein und ſiebenzig männlichen Seelen, ein jährliches Einkommen 1318 Rubel, 80 Kopeken Silber bringend, dem N. N. gehörig — ein Gut von hundert acht und neunzig Seelen, — ein Gut von zwei hundert männlichen Seelen. Das ſind ſchöne männliche Seelen, die ſich eine ſolche Behandlung gefallen laſſen, und ſich dabei nicht ſo viel rühren, als die Scholle hinter dem Pfluge! Nichts macht einen komiſcheren Eindruck, als wenn man nach den prächtigen kaiſerlichen Straſen der polniſchen Rebellen die armſeligen Belohnungen lieſt, mit welchen man die treugebliebenen Polen erfreut. So wurde ein litthauiſcher Edelmann, „der beim Ausbruch des Aufſtandes ſeinen Bauern die Waffen abnahm, und ſelbſt als einfacher (ſollte heißen einfältiger) Freiwilliger in der ruſſiſchen Armee gegen die Inſurgenten kämpfte, worin er ſich augenſcheinlichen Gefahren ausſetzte, in Betracht „ſeiner ſo ausgezeichneten treuen Dienſtleiſtungen“ — zum Titular-Rath ernannt. Da ſind doch unſere deutſchen Hofräthe klüger; ſie ſetzen ſich für ihre Titel keiner größern Gefahr aus, als höchſtens zum Narren gehalten zu werden. Was mich nun, nach ſolchen ſchändlichen Handlungen der Despotie, wie immer, am meiſten bewegt, das ſind ihre ſchändlichen Reden, ihr Spott, der, ohne ihre Macht zu vermehren, nur den Schmerz der Unterdrückten vergrößert. Wenn man jetzt die Artikel lieſt, welche alle Tage die ruſſiſche Warſchauer Zeitung enthält, muß man ſich den Kopf zuſammen halten, daß er nicht auseinander fällt. Es iſt eine genialiſche Unverſchämtheit. Ein ſolcher Artikel ſprach in dieſen Tagen über die Urſachen der polniſchen Revolution, und unterſucht, welche gegründete Beſchwerden denn die Polen gegen die ruſſiſche Regierung gehabt hätten? Der Kaiſer hätte ſie mit Wohlthaten überſchüttet, und hätten ſie auch kleine Beſchwerden gehabt, wo es denn ein reines Glück in der Welt gäbe? Man wolle nun die vermeintlichen Beſchwerden der Polen über die Verletzungen der Conſtitution beſprechen, und ſonenklar zeigen, wie ungegründet ſie waren .... Die Unterdrückung der Preßfreiheit? Aber ſeit wann können wir uns ohne dieſelbe nicht mehr behelfen? .. Der Mangel eines conſtitutionellen Budgets! Aber die Miniſter haben den Kammern das Budget nicht vorgelegt, weil ſie vorher ſahen, es würde verworfen werden.... Die geheime Polizei! Aber wie gelind muß dieſe geweſen ſeyn, da ſie den Ausbruch der Revolution nicht verhindern konnte.... Die Aufhebung der Oeffentlichkeit in den Reichstag-Verhandlungen! Nun, was iſt's denn weiter? Dadurch hat das Publikum nur eines ſeiner unentgeldlichen Schauſpiele verlohren. Und darum eine Revolution anfangen? „Selbſt England (hören Sie, hören Sie) würde gern einwilligen, daß die Thüren ſeines Parlaments dem Publikum verſchloſſen werden, und daß man ſeine Preßfreiheit beſchränkt, wenn es ſich gegen ein ſo geringes Opfer eines Theiles ſeiner National-Schuld entledigen, und ſeinen Fabrikanten den Markt des ganzen Nordens eröffnen könnte!“ O! das iſt zu himmliſch! Wenn der öſterreichiſche Beobachter das lieſt, wird er ausrufen: Pends-toi, figaro, tu n'as pas deviné celui-là! Aber die preußiſche Staatszeitung, die die Streiche mittheilt, ſcheint ſich über die Schelmerei ihrer ruſſiſchen Suzane nicht zu wundern; denn ſie denkt wohl, bei Gelegenheit könne ſie es noch ſchöner machen.

Jetzt heißt es, der Kaiſer Nikolas ſei darum nach Moskau gereiſt, um mit ſeinen getreuen Edelleuten dort zu überlegen, ob er ſeinen Völkern etliche Freiheiten und welche er geben ſolle. Und das thut er, um die Eiferſucht der Ruſſen zu beſchwichtigen, daß ſie nicht murren, wenn den Polen nicht alles geraubt wird. Wir wollen ſehen. Iſt es aber nicht wunderlich, daß die Fürſten, ſo oft ſie die Freiheit unterdrücken wollen, keines Menſchen Rath brauchen, ſondern auf der Stelle mit ſich einig und entſchloſſen ſind; ſobald ſie aber ihren Völkern Freiheit geben wollen, bei allen Leuten herumfragen, was ſie davon halten, und ſehr herablaſſend dem geringſten ihrer Unterthanen erlauben, nur ohne Scheu ſeine Meinung zu ſagen? Die künftige polniſche Freiheit wird man in Wien auf der Straße predigen dürfen; ſo unſchuldig wird ſie ſeyn. Darin aber irren ſich ſo viele Menſchen, daß ſie glauben, Rußland, Oeſterreich und Preußen verſagten ihren Völkern conſtitutionelle Freiheit, und verhinderten deren Entwicklung in den kleinen Staaten, blos aus Haß gegen die Freiheit allein und aus Liebe zur unbeſchränkten Herrſchaft. Das iſt freilich ein Hauptbeweggrund, aber es iſt nicht der einzige. Der andere liegt darin: daß wenn die großen Mächte ihren Staaten Konſtitutionen gäben, ſie unfehlbar ihren politiſchen Einfluß auf die kleineren Mächte verlieren würden —

einen Einfluß, den ſie nur dadurch erwerben und erhalten, daß die Ariſtokratie in dieſen kleinen Staaten, in ihrer Angſt vor dem Andrang der Demokratie, ſich um Schutz flehend nach Petersburg, Wien und Berlin wenden — ein Schutz, der ihnen auch verkauft wird, und den ſie mit Verrath ihres Vaterlandes und ihres Fürſten theuer bezahlen. Darin iſt die Hoffnungsloſigkeit der gegenwärtigen Lage Europas, und darin iſt die Thorheit der hieſigen Miniſter, welche träumen, alle Verwirrung könnte friedlich gelöſet werden.

Montag, den 21. November.

Geſtern Abend trat die Devrient in Roſſinis Othello auf. Sie ſpielte die Desdemona, Madame Malibran den Mohren. Allen Dilettanti und den vielen Amanti der ſchwarzen Schönen war ſehr bange vor dem kühnen Unternehmen, und ich fand, daß ihre Furcht noch lange nicht groß genug geweſen. Wäre nicht eine der Grazien, aus gewohnter Liebe, der Malibran treu geblieben, ſie hätte ſich ſehr lächerlich gemacht. Was doch die Eitelkeit ſchlecht rechnet! Sie wollte donnern und blitzen, wie ein afrikaniſches Gewitter, aber die Stecknadelnatur des weiblichen Zornes ſtach überall hervor, und das dünne ſpitze Grimmchen war gar zu komiſch. Die Malibran hat eine zarte feine Geſtalt, und ſo blieb ihr nichts anders übrig, um einen Mann vorzuſtellen, als alles was ihr von männlicher Kraft bekannt war, um Mund und Augen anzuhäufen. Sie warf in einem fort die Lippen höhniſch aus, rollte die Augen, zog die Augenbrauen finſter zuſammen. Das ſollte Eiferſucht, Wuth, Rachedurſt vorſtellen; aber es glaubte ihr Niemand ein Wort. Ihrer ſchönen Stimme that ſie Gewalt an, daß man ſich erbarmen mußte. Ich ſah doch, daß die Leute hier unpartheyiſch ſind und ſich von keiner vertrauten Vorliebe beſtechen laſſen. Der

Beifall war kalt, noch mehr, er war kühl, und man konnte merken, daß die alte Gewohnheit verführen wollte, man ihr aber kein Gehör gegeben. Die Devrient, noch eine ſchöne Frau, hat eine volle, klangreiche Stimme, die mir nur manchmal zu heldenmäßig vorkam. Ich glaube, ſie hat einigemal geſchrien. Haben Sie nichts gehört? Ihr Spiel iſt zu leben; ſie hat gelernt und gebraucht ſchöne akademiſche Stellungen. Den Schmerz der Desdemona ſpielt ſie oft edler als die Malibran; die gläubige Deutſche hat einen Zug von der ſchmerzenreichen Mutter um ihre Lippen, den die ungläubige Franzöſin nicht auszudrücken vermag . . . . Selbſt der Zufall machte ſich über dieſe lächerliche Vorſtellung luſtig. Als am Schluſſe Desdemona und Othello todt auf dem Boden liegen und der Vorhang fallen ſollte, blieb er hängen. Die Devrient, die als Fremde wohl nicht recht wußte, wie ſie ſich zu betragen habe, erhob ihren Kopf und ſah nach der Malibran hin, um ihrem Beiſpiele zu folgen. Dieſe aber ließ ſich gar nicht irre machen und blieb todt. Da gab es denn ein unbändiges Gelächter, und auf dieſe Weiſe konnte jeder Unzufriedene mit Anſtand ſeinem Spott Luft machen. . . Nach Othello kam noch eine kleine komiſche Oper: la prova d'un opera seria, ſo eine Art von Kapellmeiſter von Venedig, den man in Deutſchland ſpielt. Lablache und die Malibran waren unvergleichlich. Aber das iſt ein altes Wort für eine ganz neue Empfindung und das ich bloß aus Noth gebrauche. Die Malibran und das Haus vergüteten ſich reichlich an Verdienſt und Lohn, was ſie in der vorhergegangenen Vorſtellung einander ſchuldig geblieben. Ich will aber weiter kein Wort darüber ſprechen. Ich wäre ja ein Narr, wenn ich Ihnen immer aufrichtig berichtete, was ich für ein Narr geweſen!

Unſer König hat geſtern ſechs und dreißig Stück Pairs gemacht, neue Säulen den Thron zu ſtützen, neue Faſchinen in den Strom der Zeit zu legen, daß der demokratiſche Schlamm ſich daran feſtſetze. Geſtern war Sonntag, aber die Gewalt hat keinen Feiertag. Mir war dieſe Sache immer gleichgültig geweſen. Sie mögen Pairs haben oder keine, erbliche oder nur lebenslängliche: das ändert nichts. Neue Ruinen, wie in den engliſchen Gärten, das ſind unſchädliche Spielereien. Man mag einem Kinde eine graue Perücke aufſetzen, es wird nicht alt davon. Was ich in dieſer Sache nur wichtig finde, iſt, daß der König, indem er Pairs ernannte, wozu ihn die Konſtitution von 1830 nicht berechtigte, einen Staatsſtreich begangen. Und hat er einmal dem Teufel einen Finger gegeben, wird er ihm auch ſpäter die Hand reichen, und ſich ihm endlich ganz überlaſſen.

— So eben leſe ich in der neueſten Hamburger Zeitung folgende Brochure angezeigt: „Gegen L. Börne, den Wahrheit-, Recht- und Ehrvergeſſenen Briefſteller aus Paris, von E. Meyer Dr.“ Ich kann es mir nicht erklären; aber ſobald ich den Titel geleſen, bekam ich gleich einen heftigen Appetit, und ich ſchickte den Konrad weg, mir vom Reſtaurateur ein tête de veau au Naturél zu holen. Ich pflege ſonſt nie à la fourchette zu frühſtücken. Ach! könnten nur vielen Menſchen, wie ich, Wahrheit, Recht und Ehre noch vergeſſen — es ſtünde beſſer mit der Welt! Wenn ich nur dieſe Schrift bald in Paris haben könnte; ich würde warſcheinlich darauf antworten. Zwar liegt das ſonſt nicht in meiner Art, aber ich muß dießmal zum Schutz der guten Sache das ſchwere Opfer bringen, mich gegen perſönlichen Angriff zu vertheidigen. Vielleicht können Sie in Frankfurt erfahren, wer dieſer Dr. Meyer iſt. Es iſt immer gut das zu wiſſen. Sie ſehen aber daraus wieder, was ein Gelehrter ausſieht, und ſeyn Sie froh, daß Sie dumm ſind.

Dienſtag, den 22 November.

Eben erhalte ich zwei dicke Briefe von Hamburg. Genannte Schrift von Dr. Meyer und noch andere Kriegsmanifeſte liegen darin. Hurrah! Ich habe bis jetzt weder Briefe noch Brochuren geleſen; aber ich brenne vor Begierde, und ſchließe darum. Acht Franken koſten mich die Hamburger Grobheiten!

Eilfter Brief.

Paris, Freitag, den 25. November 1831.

Lange hat mir nichts ſo viele Freude gemacht, als die Schrift des Dr. Eduard Meyer in Hamburg. Man ſchrieb mir von dort, er wäre ein langer Menſch mit ganz unerreichbarem Kopfe: aber ich will ihn ſchon erreichen und wenn ich einmal mit ihn zuſammentreffe, ſteige ich auf einen Stuhl und küſſe ihn herzlich. Er hat ſeinen Nachfolgern alle großen und ſchweren Steine weggenommen, und wenn noch Einer nach mir werfen will, muß er leichten Kies dazu gebrauchen. Geſteinigt zu werden — es iſt wenigſtens ein heiliger bibliſcher Tod. Nie hätte ich gedacht, daß die deutſche Sprache eine ſolche Kraft beſitzt; man könnte damit den Mont blanc in Staub verwandeln. Hören Sie nur, was ich in der Schrift des Dr. Meyer alles bin, wie ich genannt werde. Elend ſeicht — gräulich — ruchlos —

lächerlicher Thor — ſuperkluger Schreier — ditto eingebildeter heilloſer Geſell — Haupträdelsführer einer jämmerlichen Scriblerbande — Menſch — ditto gottloſer — Kerl — jämmerlicher Wicht — entarteter Burſch — Mordbrenner — ſchamloſer Bube — Jude. — „Eduard, Eduard! warum iſt dein Schwert ſo roth?“ Verglichen mit dem, was ich bin, habe ich ſehr wenig, wie es allen edlen Naturen zu geben pflegt. Ich habe nichts als Anmaßung — Frechheit — Unverſchämtheit — ditto unerhörte — grundſchlechte Geſinnung — ſchaudernerregende Naivität. Daß mich Herr Dr. Meyer wenigſtens Herr nennte, daß er Herr Mordbrenner, Herr jämmerlicher Wicht zu mir ſagte! Aber nicht ein einziges Mal thut er das. Dieſe Herrnloſigkeit giebt ſeiner Schrift ein ehrwürdiges deutſchamtliches Anſehen. Auch ſchrieb mir einer von Hamburg, ſie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt worden.

Nach allen ſeinen unvergleichlichen Kraftäußerungen hat Eduard Meyer noch die Beſcheidenheit zu fürchten, man möchte ſeine Art ſich auszudrücken mit „gemeinen Schmähungen“ verwechſeln und er bittet ſeine Leſer dieſes nicht zu thun. Er meint: man wundere ſich vielleicht, daß er, als zahmer Deutſcher, mit einemmale ſo wild geworden; aber man kenne die Deutſchen noch gar nicht. „Der „Deutſche iſt geduldig, aber doch nur bis zu einem „gewiſſen Grade. Wenn die Geduld ihm reißt, „wenn er das Schweigen bricht und einen Entſchluß „gefaßt hat, ſo wird ſich mancher wundern über die „ſcheinbare Verwandlung ſeiner Natur. Und ich „fühle es, daß auch ich ein Deutſcher bin.“ Anch'io sono pittore! Er habe nie Freude an literariſchen Streitigkeiten gefunden, aber „was zu arg iſt, iſt zu arg.“ Man müſſe, „dem Geſindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“ Aber, guter Gott! was hilft da etwas, was hilft ſelbſt viel? Es mag noch ſo viel Furcht in die Finger hineinfahren, ein tapferes Herz jagt ſie wieder in die Schlacht zurück. Vor die Bruſt hätte er mich ſtoßen, auf den Kopf hätte er mir klopfen ſollen, daß da Furcht hineinfährt. Der Mann iſt zu gutmüthig.

Er ſagt: In meinem Buche wäre keine neue Idee. „Nichts als leeres, langweiliges Kaffeehaus- „und Zeitungsgeſchwätz, von der Oberfläche geſchöpfte „Bemerkungen, wie tauſend vorlaute Reſonnärs ſie „täglich machen.“ Da haben ſie den alten Deutſchen wieder! Neue Ideen wollen ſie haben! Eine Idee, wenn ſie ſie achten ſollen, muß eine Handſchrift ſeyn, auf Pergament geſchrieben, in Schweinsleder gebunden, und als einziges Exemplar in einer einzigen Bibliothek verwahrt werden. Was in tauſend Jahrbüchern der Geſchichte gedruckt zu leſen, was der Himmel ſelbſt herabgedonnert, was drei Welttheile wiederhallten, was der Laſtträger auf der Gaſſe, wie der Denker in ſeinem Zimmer, was der Bürger in ſeiner Werkſtätte, der Bauer hinter dem Pfluge, der Soldat unter ſeinem Joche, der Bettler in ſeinen Lumpen ſpricht, denkt, fühlt, klagt, wünſcht und hofft — das verſchmähen ſie, das iſt ihnen Kaffeehaus- und Zeitungsgeſchwätz! Was alle wiſſen, verdiente keiner zu lernen! Gut, Ihr ſollt neue Ideen haben; zeigt nur erſt, daß Ihr deren würdig ſeyd; gebt Rechenſchaft, wie Ihr die alten verwendet.

Mein Eduard iſt zwar ein beſcheidener junger Menſch, aber an Welterfahrung ſcheint ihm noch viel zu fehlen. Er ſagt: er müſſe ſich gegen Vorwurf verwahren, als haſſe er die Sache einer geſetzmäßigen Freiheit, doch deren Vertheidigung müſſe man dem Himmel überlaſſen. „Wenn Fürſten ihre „Zeit und ihre Völker verkennnen, oder gar der „Schlechtigkeit huldigen, wird gerechte Vergeltung „ihrer Mißgriffe ſie ſelbſt am ſchwerſten treffen. „Dies wünſche, hoffe und weiß ich.“ Dieſes wünſche, hoffe und weiß ich auch. Aber mein lieber Eduard, wer ſoll denn jene gerechte Vergeltung an den Fürſten vollziehen? Selten ſchickt Gott ein himmliſches Strafgericht herab, die Verwaltung ſeiner Stellvertreter zu unterſuchen, und ſo oft es noch geſchah, wurde nichts dadurch gebeſſert. Die himmliſchen Commiſſaire waren auf der Erde fremd, gingen irre, oder ließen ſich wohl gar beſtechen. Das haben wir ja kürzlich erſt an der Cholera-Morbus geſehen, die, ſtatt die Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur dem hilft Gott, der ſich ſelbſt hilft, Aide-toi, et le ciel t'aidera.

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geſchrieben, Wurm genannt, in den kritiſchen Blättern der Börſenhalle. Der iſt aber ſehr ſanft in Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und dieſe nur in geringer Zahl. Fadaiſen, Niaiſerien, politiſches Geſchwätz, Effronterie, Sansculottiſcher Witz, Geſelle, Auswürfling — und das iſt alles! Einmal neckt er mich mit einem ſchönen Milchmädchen, das ich in England hatte heyrathen wollen, das mir aber einen niedlichen Korb gegeben. Auf Ehre, ich weiß nicht worauf ſich das bezieht; ich will aber in der Chronik meines Lebens nachſchlagen. Herr Wurm ſchließt ſeinen Artikel — doch gewiß nur in der Abſicht, daß man trotz ſeiner Freiheit merke, es habe ihn ein Deutſcher geſchrieben — mit folgenden Worten. „Wenn dieſer Löwe, oder „wie er ſonſt heißen möchte, auf guten Rath „hören will, ſo wird er bleiben wo er iſt, wo man

„ihn nicht kennt. Ob eine deutſche Regierung von ſeinen politiſchen Läſterungen Notiz nehmen würde, wiſſen wir nicht. Aber laßt ihn keinen Verſuch machen, ſich in gute Geſellſchaft einzudringen. Er wird aus jeder Geſellſchaft, in der man auf Ehre hält, auf beſchimpfende, und wenn es Noth thut, denn dieſes Geſchlecht iſt zudringlich, auf phyſiſch empfindliche Weiſe entfernt werden. Das iſt die Sprache, die man mit dieſen Geſellen reden muß: eine andere verſtehen ſie nicht.“ ... Daß dieſe Thoren mich noch daran erinnern, daß ſie mir unter die Augen bringen, was mich vergeſſen zu laſſen, ihnen noch wichtiger ſeyn müßte, als es mir gleichgültig iſt, ob ſie ſelbſt es vergeſſen oder nicht! Wenn ich nicht kämpfte für das geſchändete Recht und die mißhandelte Freiheit aller Menſchen; dürfte ich ein Herz haben für die Leiden eines Volks, eines Geſchlechts, für meine eignen allein; dürfte ich mir nach den Tagesmühen ſaurer Gerechtigkeit einen Feierabend ſüßer Ruhe verſtatten; dürfte ich das, wollte ich das; wollte ich meine Kraft gebrauchen dieſem Zwerggeſchlechte gegenüber — wahrlich, es bliebe nichts von ihm übrig, es als kleines Siegeszeichen an den Hut zu ſtecken. Manchmal überſchleicht es mich; aber dann, die menſchliche Schwachheit an mir ſelbſt erfahrend, lerne ich ſie an andern verzeihen, und ich ermanne mich wieder. Dieſen Sommer in

Baden, als ich unter meinen Papieren ſuchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hand, das mich auf das heftigſte bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich weg; ich konnte nie zu meinem Vortheile ſchreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausſtellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reiſen. Ich kam aus dem Leben der Freiheit, kehrte in daſſelbe zurück, und berührte das Land der Gleichheit. Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Mißgeſtalt, mit einem giftigen Krötengeſichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut ſtand ſtille; doch durfte ich nichts ſagen, noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals ſchwur ich es in meinem Herzen: wartet nur! ich ſchreibe euch auch einmal einen Paß, euch und allen!... Und nicht wahr, nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

Sonntag, den 27. November.

Lyon hat mich günſtiger rezenſirt als Hamburg — doch davon ſpäter. Ich will zuerſt auf Ihren geſtrigen Brief antworten. Das Buch iſt noch nicht hier angekommen, doch ſchrieb mir Campe, es wäre abgeſchickt worden. Aber auf die hieſigen Urtheile brauchen Sie nicht begierig zu ſeyn. Die wenigen Deutſchen meiner Bekanntſchaft werden mir wohl ihre Meinung nicht immer aufrichtig ſagen; Franzoſen leſen es nicht; da kann ſich alſo keine öffentliche Meynung bilden, und höchſtens eine individuelle laut werden. Campe ſchreibt mir: „Sonderbar ſind die „Elemente in dieſem Augenblicke angeregt, angeregt „durch dieſe Briefe. Die Ariſtokraten werden keck „und rücken heraus und kämpfen ... Ich kann Ihnen die Bemerkung, die ich über den Eindruck, den „Ihre Briefe bey vielen der Beſſern gemacht haben, nicht verhehlen, die aufrichtig bedauern, daß „Sie ſich ſo ganz rückſichtslos haben gehen laſſen, ſo „daß Sie den Platz als Zuſchauer verließen und ſelbſt „Akteur wurden! Dadurch haben Sie einen beträchtlichen Theil Ihres wohlerworbenen Ruhms eingebüßt, der Ihnen ſchwer wieder zu erringen ſeyn „möchte. Dieſes Urtheil iſt die allgemeine Stimme, „und Sie werden von vielen Seiten ſo zurecht ge-

„wieſen werden, daß dieſes der Refrain durchweg „bleiben wird. Das Volk iſt gläubig und ſagt „Amen!“ Wie mich dieſer Mann kennt! Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geſchrieben. Ob ich den Leſern gefalle oder nicht — will ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker. Es iſt wahr, daß ich den Platz als Zuſchauer verlaſſen und unter die Handelnden getreten, aber war es nicht Zeit, dem faulen Leben eines Theaterkritikers endlich zu entſagen? Sie ſehen, wie ich wirke, an meinen Gegnern am meiſten. Ich habe den zähen deutſchen Boden aufgewühlt; es ziehe jeder ſeine Furche wie ich; für die Saat wird Gott ſorgen. Wenn nun eine aufgebrachte Scholle an meinen Füßen, an meinem Pfluge hängen blieb, und ſie beſchmuzte — was ſchadet mir das?

Campe war wegen des Buches in einer Woche viermal vor Gericht. Man legte ihm ein Exemplar vor, worin mehr als fünfzig verdammliche Stellen mit Bleiſtift angeſtrichen waren. Eine Stelle, worin es vom Bundestage heißt: der ſey toll geworden, war doppelt und noch einmal ſo dick als die übrigen angeſtrichen. Die Stelle war im Buche mit einem Papierſtreifen bezeichnet. Dieſen ließ Campe, als er das Buch in die Hand nahm, wie zufällig herausfallen, ſo daß der Unterſuchungsrichter die toll gewordene Stelle nicht mehr finden konnte. Das muß recht komiſch geweſen ſeyn.

Ein Kaufmann, Namens ***, den ich in Hamburg vor einigen Jahren kennen gelernt, hat mir die zwei gegen mich gerichteten Artikel zugeſchickt. Er ſchreibt unter andern: „. . . Die Hamburger Kaufleute „erklärten darauf, ohne gerade die Skribler zu loben, „daß in den Börneſchen Briefen zerſtörende Ideen „enthalten ſind, die nur ein Aufwiegler oder Sans-„cülotte ans Tageslicht befördern kann. Dies hat „das Verbot der Briefe herbeigeführt.“ —

Sehen Sie doch, von dem Brillantring, den ich vor einigen Jahren vom Herzog von Weimar erhalten haben ſoll, etwas näheres zu erfahren. Das Ding kann ſchön werden. „Ringe ſind es, die eine Kette bilden“ — ſagt Königin Eliſabeth. Aber ein Ring! Was kann der nützen? Zum Halseiſen iſt das doch zu eng und meine Feder zu erwürgen viel zu weit.

Den *** bedaure ich; es giebt wenige Menſchen, die den Muth haben, anders als der Pöbel-Ausſchuß zu denken, der an jedem Orte die öffentliche Meinung verwaltet. Eigentlich ſind es weniger übelwollende als unwiſſende Menſchen, die nicht zu rechnen verſtehen. Für die Hälfte von Mühen und Sorgen, die es ſie koſtet, ihrem Geiſte einen Ehrendienſt bei der vornehmen Dummheit zu verſchaffen, könnten ſie deſſen Freiheit behaupten und gewönnen dabei, ſelbſt an ſinnlichem Glücke. Die Frankfurter mögen nur ſchweigen und dem Himmel danken, daß einer unter ihnen lebt, der beſſer iſt als ſie. Die Zeit kann, die Zeit wird kommen, und bald vielleicht, wo man ihre Freiheit, ſo anſpruchlos und demüthig ſie auch iſt, in den Edelmannsklubbe des deutſchen Bundes nicht länger wird dulden wollen, und dann werden wir ſehen, wer von jenen Römerpatrioten, wer von jenen Zunfthelden, wer von jenen Stadtgerichts-Schreiern den Muth haben wird, ſich den ſtolzen und mächtigen Räubern entgegen zu ſtellen! Dann kommen ſie vielleicht und ſtreichlen meine Katzenpfote. Ich erwarte ſie.

Zwölfter Brief.

Paris, Mittwoch, den 30. November 1831.

Vorgeſtern beſuchte mich ***. Er blieb aber nur eine Viertelſtunde, er war auf dem Wege nach der Kammer. Der Mann iſt klar, wie ein Waldbach, der über Kieſeln fließt; doch iſt es nicht erfreulich, einer menſchlichen Seele bis auf den Grund zu ſehen. Eine Tiefe iſt nicht klar. ***, weil er ſo klare Augen hat, glaubt, alles wäre ihm klar, was er nur flüchtig anſieht und er urtheilt zu ſchnell, um immer richtig zu urtheilen. Ich habe in .... manchmal darüber lachen müſſen: man mag ihm noch ſo kurz antworten auf ſeine Fragen, ſo war ihm die Antwort noch immer um die Hälfte zu lang; er verſtand ſie ſchon um die Mitte. Das iſt Franzoſen-Art, die für alle Verhältniſſe fertige mathemathiſche Formeln haben. Sage ich zwei mal zwei — fällt mir *** in die Rede und fährt fort: iſt vier. Als wäre nicht möglich, daß ich etwas anders hätte ſagen wollen. Er misverſteht einen zwar nie, aber er verſteht einen nur halb, weil er nicht zu Ende hört. Die Verhältniſſe von Frankreich, eben weil es Franzoſen-artige Verhältniſſe ſind, die kennt er freilich gut. Er verſicherte mich auf das Beſtimmteſte, daß die hieſige Regierung auf nichts anders ſinne, und nach nichts anderem trachte, als die Dynaſtie Karls X. zurückzuführen und König Philipp ſelbſt ſey damit einverſtanden. So wird freilich alles verſtändlich. Mir wäre es ſelbſt recht, ſie verſuchten es. Ich liebe die großen Maſſen auch in der Dummheit; ein Narrenhaus iſt mir lange nicht ſo erſchrecklich, als ein einzelner verrückter Menſch. Glauben Sie mir auf mein ehrliches Wort: ich kenne alle Tollheiten, die ſeit dreitauſend Jahren von den Königen begangen worden ſind, von Saul bis auf Karl X., aber unſere gegenwärtige Zeit iſt reicher an Wahnſinn, als es jene dreitauſend Jahre waren. Wenn man alle fürſtlichen Paläſte Europa's nebeneinander ſtellte, es gäbe eine ganze Narren-Stadt. Täglich vermehren ſich meine Nachrichten aus Deutſchland, daß man den Plan gefaßt, Frankreich zu vertheilen, wie eine Paſtete; ja König Philipp ſelbſt ſoll ein Stück davon bekommen. Die alten Bourbons ſollen die Schüſſel mit der Kruſte behalten. Die köſtliche Naivität finde ich nicht darin, daß ſie glauben, es ausführen zu können, ſondern, daß ſie glauben, wenn ſie das ausgeführt, wäre ihnen geholfen. Kindern macht man weiß, die Kinder, und den Fürſten, die Revolutionen kämen aus den Brunnen. Jetzt denken ſie, ſie brauchten den Brunnen nur zuzuſchütten und dann wäre alles aus. Wer giebt mir Geduld genug, mit Narren zu raiſonniren? Ich muß wohl ſelbſt ein Narr ſeyn. Frankreich war ſeit vierzig Jahren der Krater Europa's. Wenn der einmal aufhört Feuer zu werfen, wenn der einmal aufhört zu rauchen, dann wehe den Naturpfuſchern, dann iſt kein Thron der Welt auf eine Nacht ſicher. Sie zittern, wenn einige Franzoſen mit liberalen Reden in ihrer Maultaſche durch Deutſchland reiſen und ſchreien entſetzt: Propaganda, Propaganda! Und ſie wollen ganze Völker-Theile von Frankreich mit ihren alten Ländern vereinigen! Sie denken: mit ihren alten abgeſchmackten Regierungskünſten, mit ihren Taſchenſpieler-Streichen, womit man kein Kind mehr betrügt, würde es gelingen, ihre neuen wilden Unterthanen zahm zu machen! — ſie, die nicht einmal die Polizei verſtehen, die doch die einzige Kunſt iſt, die ſie mit Fleiß und Liebe gelernt. Als ſie 1814 in Paris waren, wohin Petersburg, Wien und Berlin ihre ſchlaueſten Köpfe geſchickt hatten, wurden alle dieſe ſchlauen Köpfe der heiligen Allianz von jedem niedrigen franzöſiſchen Mouchard zum Beſten gehabt, und hätte es die

Uebermacht nicht gethan, mit Liſt hätten ſie Paris nicht unterjocht. Nichts war verderblicher für die Könige, als der Untergang Warſchau's. Weil ſie ein Wunder zerſtört, glauben ſie, ſie könnten auch Wunder machen.

In Berlin iſt mein Buch von der Polizei in Beſchlag genommen worden. Als wenn der Regen davon aufhörte, wenn einige unter den Schirmen gehen. Ginge es an, ſie confiszirten freilich am liebſten das ganze Weltall. Die Münchner Tribüne giebt Auszüge der Pariſer Briefe. Der Dr. Wirth, der ſie ſchreibt, iſt ein Mann, dem man Hochachtung, ja Bewunderung nicht verſagen kann. Hochachtung — weil er für die Freiheit kämpft, wie ein Held in der Schlacht, nicht blos wie ein Maul-Ritter mit Worten. Bewunderung — weil er muthig erträgt, was ſonſt den tapferſten Mann niederwirft; die kleinen Bosheiten, die kleinen Quälereien der kleinen Knechte. Gefängniß, Geldſtrafe, die jämmerlichen Tücken der jämmerlichen Polizei, das Knurren und Bellen der Hofhunde, nichts ſchreckt ihn ab. Jetzt aber, wo ihm in München alle Luft benommen, und die Frechheit der Gewalt jeden Widerſtand unmöglich macht, iſt er nach Rheinbaiern gezogen, wo noch die franzöſiſchen Geſetze regieren, welchen die deutſchen Miniſter nicht Hohn zu ſprechen wagen. Dort will er ſein Journal fortſetzen. Auch hat er in vielen

Orten in Deutſchland Unterſtützung gefunden, um ſich eine eigene Preſſe anzuſchaffen. Iſt es aber nicht ſehr ehrenvoll für eine deutſche Regierung, daß ſich ein deutſcher Bürger unter franzöſiſche Geſetze flüchten muß, um Schutz gegen deutſche Tyrannei zu finden?

Donnerſtag, den 1. December.

Die Regierung hat bis heute noch keine Nachricht mitgetheilt, ob ſie der Bewegungen in Lyon Herr geworden oder nicht. Sie ſagen der Nebel hindere den Telegraphen. Es giebt nichts gefälligeres als ſo ein Nebel, der noch keinen Miniſter in der Noth verlaſſen. Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrſcht, hat ſich von ſelbſt hergeſtellt; aber das Volk iſt noch Meiſter der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marſchall Soult als Würgengel dahin geſchickt. Nun bin ich begierig, wie ſie Leyer und Schwert zuſammen dichten werden. Der Marſchall Soult kann ſich täuſchen; Napoleons Zeiten ſind vorüber und der Bülletin-Donner ſchreckt keinen Haſen mehr. Der Herzog von Orleans kann ſich auch täuſchen. Eine fürſtliche gnädige Herablaſſung thut keine Wunder mehr; das Volk giebt keine Bratwurſt für die allerhuldvollſten Redensarten, es will baares Geld ſehen. Die Neigung der Miniſter iſt für Gewalt; aber die Furchtſamkeit des Königs wird wohl verhindern, was ſeine Weisheit und Gerechtigkeit nie verhindert hätten. Caſimir Perrier, der König von Iſrael, der hohe Prieſter der Renten, der Held des Friedens, hat ſich in der Kammer geberdet wie Moſes, als er vom Berge Sinai herkam, und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen ſah. Er hat den Götzendienern ſeine zehn Gebote an den Kopf geworfen und das goldene Kalb in Pulver verwandelt. Er iſt ein completter Narr! Auch haben die Leviten der Börſe ein Jubelgeſchrei erhoben, als ſie ihren ſtrahlenden Moſes wieder ſahen, daß man betäubt davon wurde. Dieſer Caſimir Perrier hat darüber gefrohlockt, daß in den blutigen Geſchichten von Lyon gar nichts von Politik zum Vorſchein gekommen, und daß es nichts als Mord, Raub und Brand geweſen! Es ſey nichts weiter, als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas beſitzen! Und dieſe fürchterliche Wahrheit, die, weil ſie eine iſt, man in den tiefſten Brunnen verſenken müßte, hielt der wahnſinnige Menſch hoch empor, und zeigte ſie aller Welt! Die dunkeln Triebe des Volks hat er ihm klar gemacht; ſeiner wilden Laune des Augenblicks hat er durch Grundſätze Dauer gegeben; ſeinen kurzſichtigen Sorgen des Tages den Blick in ewige Noth eröffnet. Den höchſten Grad des Wahnſinnes mögen jetzt die Aerzte Staatskunſt nennen. Um den reichen Leuten ſagen zu können: Seht, ihr ſeyd bedroht, ihr müßt es um eurer Sicherheit mit mir halten — um dieſe elenden Krämer-Vortheile eines Tages opfert Caſimir Perrier das Glück Frankreichs, Europa's, vielleicht um ein Jahrhundert auf. Es iſt wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu ſchlecht ſind zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, ſondern gegen die Armuth zu Felde ziehen müſſe. Nicht gegen den Beſitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen ſtreitet das Volk; wenn aber dieſe Vorrechte ſich hinter dem Beſitze verſchanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Beſitz erſtürmt? Schon die Staaten des Alterthums kränkelten an dieſem Uebel der Menſchheit; drei tauſend Jahre haben das Unheil geſäet, und das Menſchengeſchlecht nach uns wird es ärndten. Frei nannten ſich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang unter einander die Geſetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei. Ueber die kurzſichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geiſtlichkeit ihre Vorrechte verlohren, ſey der ewige Friede geſichert! Eben dieſe wie Frankreich und England, ſtehen der fürchterlichſten Revolution näher, als die andern Staaten, wo noch keine freien Verfaſſungen beſtehen. In den Letztern wird dem niedern Volke, durch ſeinen benachbarten Stand, die Bürgerſchaft, die Ausſicht nach den höhern, bevorrechteten Ständen verſteckt. Es vermißt daher keine Gleichheit. Da aber, wo der Mittelſtand ſich die Gleichheit erworben, ſieht das untere Volk die Ungleichheit neben ſich, es lernt ſeinen elenden Zuſtand kennen, und da muß früher oder ſpäter der Krieg der Armen gegen die Reichen ausbrechen. Die heilloſe Verblendung des Bürgerſtandes zieht das Verderben ſchneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmuth, beſtändig hinter ſich, und vergißt darüber vor ſich zu ſehen, wo ein beſiegter, aber noch lebendiger Feind, nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Dieſe Furcht und dieſen Hochmuth wiſſen die Ariſtokraten in Frankreich und England ſehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen ſie im Stillen gegen die Bürger auf und dieſen rufen ſie zu: Ihr ſeyd verlohren, wenn Ihr Euch nicht an uns anſchließt. Der dumme Bürger glaubt das, und begreift nicht, daß ſeine eigene Freiheit, ſein eigener Wohlſtand ſchwankt, ſo lange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlſtand eintrete; er begreift nicht, daß ſo lange es einen Pöbel giebt, es auch einen Adel giebt, und daß ſo lange es einen Adel giebt, ſeine Ruhe und ſein Glück gefährdet bleibt. Wäre dieſe Verblendung nicht ſo unheilbringend, es gäbe nichts lächerlicheres als ſie. Dieſe reichen Ladenherrn von Paris, dieſe Bankiers und Fabrikanten, die, es ſind noch keine fünfzig Jahre, ſich von jedem Lump von Ludwigsritter Kanaille mußten ſchelten laſſen, reden, wie ſie es gehört, den ganzen Tag von der Kanaille, wozu ſie jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt, und keine andere Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit ſeiner Hände einbringt! Die Regierung, welche über die menſchliche Schwäche erhoben ſeyn ſollte, benutzt ſie nur, ihre Herrſchſucht zu befriedigen, und ſtatt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, bauen ſie ſie über hinfälliges Holzwerk, das ſie in den Schlamm der Leidenſchaften einrammeln. Die Nationalgarde, die Wache der franzöſiſchen Freiheit, ſuchen ſie zu entnerven, durch eiteln Flitter zu gewinnen. Erſt kürzlich hat der König an einem Tage dreihundert Ehrenkreuze unter ſie vertheilt. Die **Ehre** haben ſich die Fürſten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der ſie zittern. Die ſo leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den ſchweren Kreuzen gejagt, ſo bald dieſe murren. Die Arbeitsleute, um ſie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Julieshelden, die man Republikaner ſchilt, gehetzt, und dieſe, die ſich zu nichts gebrauchen laſſen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommene Zuflucht bietet. Caſimir Perrier, der ſich wie ein Schulbube zu den Füßen aller fremden Diplomaten ſetzt, und zu ihren Lehren hinaufhorcht, hält ſich für einen großen Staatsmann, weil er Ehre und Schaam weit von ſich gewieſen. Nichts iſt bewunderungswürdiger, als die Offenheit, mit der er alles gegen ſich ſelbſt bekannt macht, was er hätte verſchweigen ſollen und können — ſo feſt iſt er überzeugt, daß Unverſchämtheit die erſte Tugend eines ächten Staatsmannes iſt! Erſt heute iſt wieder etwas an der Tagesordnung, was dieſe ſeine Tugend in das glänzendſte Licht ſetzt. Am letzten vierzehnten Juli, am Jahrestage der Beſtürmung der Baſtille, fürchtete man eine Bewegung von den getäuſchten und erbitterten Juliushelden, die man, noch aus einem Ueberreſte von Schaam, Republikaner ſchilt. Nun ſah man an jenem Tage mit Erſtaunen, daß Arbeitsleute aus den Vorſtädten der Polizei beigeſtanden und über alle junge Leute herfielen und ſie mishandelten, die man an grauen Hüten, an Juliuskreuzen oder andern Zeichen als Republikaner zu erkennen glaubte, und die ſich ganz ruhig verhielten. Darauf beſchuldigten einige öffentliche Blätter den Polizei-Präfekten und den Miniſter des Innern: ſie hätten jene Arbeitsleute angeworben und bezahlt, um die ihnen verhaßten Republikaner zu mißhandeln. Caſimir Perrier hätte den Vorwurf ruhig hinnehmen ſollen; aber nein, die That, die er begangen, war ihm noch nicht unverſchämt genug, er wollte ſie noch durch Läugnen verherrlichen. Er klagte jene Zeitungs-Redaktoren der Verläumdung an. Der Polizei-Präfekt führte die nehmliche Klage. Seit geſtern haben die gerichtlichen Verhandlungen begonnen.

Und was ſtellte ſich hervor? Es war klar wie die Sonne, fünfzig Zeugen ſagten es aus, daß die Polizei wirklich das Geſindel der Vorſtädte (nicht die Arbeiter, ſondern die Müſſiggänger) angeworben und täglich mit drei Franken beſoldet habe, um über die friedlichſten Menſchen herzufallen. Auf ſolche Weiſe buhlt dieſer Miniſter um das Lob des öſterreichiſchen Beobachters und der preußiſchen Staatszeitung. Die Bruſtwehr, welche in den Julitagen errichtet wurde, Frankreich vor dem Abgrunde zu ſchützen, hat er leichtſinnig niedergeriſſen; er meint, das wäre nur ein Loch, das er mit ſeinen Händen allein ausfüllen wolle. Das niedere Volk, das aus den Juli-Kämpfen geläutert hervorgegangen, ſucht er durch die ſchändlichſten Verführungen wieder in den Koth hineinzuziehen, um ſich daraus brauchbare Werkzeuge für alle die Gewaltthätigkeiten zu bilden, die er gegen Frankreich noch im Sinne hat.

Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir ſo klar vor den Augen ſteht, als lebten wir ſchon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte geſichert werden; aber alle Regierungen ſind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Uebel, meinen ſie, ſie hätten das ihrige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueſte franzöſiſche

Konſtitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philiſter-Politik beibehalten, das Wahlrecht an den Beſitz gebunden, und die Beſitzloſen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat nur den Zuſtand der Mittelklaſſen verbeſſert, und das Heloten-Verhältniß des niedern Volks von neuem befeſtigt. Im Parlament wie in der Deputirtenkammer ſitzen nur die reichen Gutsbeſitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verſtehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegenſteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindiſch geworden, geifert gegen den Wunſch der Beſſern und Einſichtsvolleren: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräſentation möge Theil nehmen laſſen. Sie ſagen: Menſchen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Antheil nehmen; jeder Intriguant könne ihre Stimme erſchleichen oder erkaufen. *So ſprechen ſie* um das Gegentheil von dem zu ſagen, was ſie *denken*. Weil es unter den armen Leuten mehr ehrliche giebt als unter den Reichen, weil ſie ſeltener als die andern ſich beſtechen laſſen, wollen ſie die Miniſter nicht unter den Volksvertretern ſehen. Sie mögen uns ihre geheimen Regiſter öffnen, ſie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politiſchen Kuppler, ihrer Spione leſen laſſen — und dann wird ſich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre ſchnöden Lüſte zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu ſtillen, das Gewiſſen verkauft haben. Die reichen Leute machen allein die Geſetze, ſie allein vertheilen die Auflagen, davon ſie den größten und ſchwerſten Theil den Armen aufbürden. Das Herz empört ſich, wenn man ſieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslaſten vertheilt ſind. Hat man denn je einen reichen Städter über zu ſtarke Auflagen klagen hören? Wer trägt denn nun alle die Laſten, unter welchen die europäiſchen Völker halb zerquetſcht jammern? Der arme Taglöhner, das Land. Aber was iſt dem Städter das Land? Gott hat es nur zu Spazierfahrten und Kirchweihfeſten geſchaffen! Der Bauer muß ſeinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Ueberfluß der Reichen gegen ſeine eigene Noth zu ſchützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murret, ſchickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit ſeyn muß, ein Vatermörder zu werden. Alle Abgaben ruhen auf den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen, und der Luxus der Reichen wird nur ſo viel beſteuert, als es ihre Eitelkeit gern ſieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde ſie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menſchengeſchlecht unglücklich zu wiſſen, ſondern die, um ruhig zu ſterben, die Zuverſicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geſchlechter zu Grunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben faſt alle Kapitalien, und nachdem ſie dieſes Verderben geſtiftet, bleiben ſie, zu noch größerem Verderben, unbeſteuert, und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Reſt der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält ſich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede ſeiner Töchter einen türkiſchen Shawl tragen kann, und um ſich und ſeiner Familie nichts zu entziehen, wirft er ſeinen Verluſt auf die Arbeiter und ſetzt ihren Tagelohn herab. Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein ſchöner Theil in den räuberiſchen Händen der begünſtigten Liferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen ſie noch mehr Geld, und ſie beſinnen ſich ſeit einiger Zeit, ob ſie die neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die Kohlen legen ſollen. Der Reiche ſoll nicht darunter leiden, der Arme ſoll bezahlen wie immer. Eine Flaſche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein iſt, den der Arme trinkt, oder ein koſtbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterſchied. Die Flaſche Wein, die zwanzig Franken koſtet, zahlt nicht mehr Abgaben, als eine zu acht Sous. Eine Sängerin, die jährlich vierzig tauſend Franken Einkommen hat, zahlt nichts, und ein armer Leyermann muß von dem Ertrage ſeiner Straßen=Bettelei der Polizei einen großen Theil abgeben. Das fluchwürdige Lotto iſt eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmſten Volksklaſſe liegt. Dreißig Millionen ſtiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Tagelöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu ſtellen und einen Räuber am Leben zu beſtrafen! Und nach allen dieſen Abſcheulichkeiten kommen ſie und läſtern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Thier, Volk, auf ſeiner Hut zu ſeyn! Geſchieht das alles ſogar in Frankreich, wo die freie Preſſe manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erſt in jenen Ländern geſchehen, wo alles ſtumm iſt, wo keiner klagen darf, und wo jeder nur den Schmerz erfährt, den er ſelber fühlt! Wie man dort das arme Volk betrachtet, wie man es dort behandelt, wie man es dort verachtet, das hat ja die Cholera, dieſe unerhörte Preßfrechheit des Himmels, uns ſehr nahe vor die Augen geſtellt. Wie haben ſie in Rußland, Oeſterreich und Preußen gelächelt, geſpottet und geſchulmeiſtert — und ihr Lächeln war ein blinkendes Schwert, ihre Belehrung kam aus dem Munde einer Kanone und ihr Spott war der Tod — über die wahnſinnige Verblendung des Volks, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten ſie vergiften, und die Cholera ſey ein Miſchmaſch des Haſſes! Aber die Wahrheit, die mitten in dieſem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es ſey nur ein ſchlechtes Handwerkszeug, zum Dienſte der Reichen geſchaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, ſobald es unbrauchbar geworden — dieſe Wahrheit iſt den Spöttern und Schulmeiſtern entgangen. Geſchah es denn aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man ſie mit Kolbenſtößen gezwungen, ſich in die Spitäler bringen zu laſſen, ihre Wohnung und ihre Familie zu meiden? Es geſchah, um der Aengſtlichkeit der Reichen zu fröhnen. Haben ſie ſich denn nicht in allen Zeitungen den Troſt zugerufen, haben ſie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten? Höret, lieſ't denn das Volk ſolche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken? Ja freilich, das beruhigt ſie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm iſt der Gedanke Frucht, die That Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, iſt für Euch die Zeit des Bedenkens vorüber und Ihr ruft ſie nie zurück. — Genug mich geärgert. In Rußland lebt ein Schäfer, der iſt hundert acht und ſechzig Jahr alt. Aber ein Ruſſe ärgert ſich nicht. Er giebt oder bekömmt die Knute, überzeugt oder wird überzeugt. So wohl iſt uns civiliſirten Deutſchen nicht. Doch kann es noch kommen.

Freitag, den 2. December.

Ein engliſches Blatt theilte kürzlich die Nachricht mit, Lord Gray, der Verfechter der Reformbill, habe Gift bekommen und kränkele dem Grabe zu. Das hätten die nehmlichen gethan, die auch den freiſinnigen Canning, aus dem Wege geräumt. Vor einigen Tagen wurde ein Mordverſuch gegen die Königin Donna Maria gemacht, die mit ihren Eltern im Schloſſe Meudon wohnt. Aus einem gegenüberliegenden Hauſe wurde in das Zimmer der Prinzeſſin geſchoſſen. Die europäiſche Ariſtokratie ſpielt ein va banque. Deſto beſſer; ſo werden wir ihrer in einem Satze los. Glauben Sie mir, das iſt es auch, wovor die Fürſten ſich fürchten. Manche ſind gutwillig und würden dem Volke ſein Recht gewähren; aber ſie kennen ihre Umgebungen, ſie kennen zu gut die Freunde des Throns, und wiſſen recht gut, daß mancher ihrer Schmeichler ſich die eigenen Lippen vergiften könnte, um durch einen unterthänigen Handkuß ihren Herrn zu tödten. Sie verdienen ihre Angſt. Warum muß man ein Edelgeborner oder Schurke ſeyn, um hoffähig zu werden?

Der Verläumdungs-Prozeß, von dem ich Ihnen geſtern geſchrieben, iſt noch in voriger Nacht entſchieden werden. Die beiden angeklagten Zeitungs-Redaktoren wurden frei geſprochen. Sie haben alſo Caſimir Perrier nicht verläumdet, und die Anſchuldigung, daß er die Vorſtädter angeworben und bezahlt, um ſie gegen die Verräther ſeines weiſen Regierungsſyſtems zu hetzen, wurde gegründet gefunden. Alſo iſt Caſimir Perrier verurtheilt, und doch wird er ungeſtraft bleiben. Er lacht darüber und trägt dieſe Laſt noch zu ſeinen andern Laſten. Der wird nie vergiftet.

Wie es in Frankreich mit der Volkserziehung iſt, zeigt folgende ſchöne Rechnung. Unter 294,975 jungen Leuten, die im vorigen Jahre zur Conſkription erzogen worden, fanden ſich 12,804, die nur leſen konnten; 121,079 konnten leſen und ſchreiben und 153,636 konnten weder leſen noch ſchreiben. 7460 blieben ungewiß. Alſo mehr als die Hälfte wuchs in der größten Unwiſſenheit auf. Die jetzige Regierung hat verſprochen dem Uebel abzuhelfen, und künftig beſſer für den Volksunterricht zu ſorgen. Wir wollen aber abwarten, ob ſie Wort hält. Caſimir Perrier kann Fortſchritte machen, er kann noch einmal die Jeſuiten einholen.

Seit einigen Tagen wird in der Kammer das neue Strafgeſetzbuch verhandelt. Die Menſchlichkeit hat auch hier endlich Eingang gefunden, wo ſie ſo lange und ſo unerbittlich ausgeſchloſſen war. Die Verletzungen des Eigenthums werden nicht mehr ſo blutdürſtig gerächt. In einigen Fällen wurde die Todesſtrafe abgeſchafft; auch die Strafen anderer Verbrechen wurden gemildert. Es iſt ein Fortſchritt, und daß das jetzt in Frankreich auf dieſer großen Eiſenbahn der Freiheit und Sittlichkeit noch überraſchen muß! Geſtern wurde über die Prangerſtrafe geſtimmt. Man hat ſie beibehalten. Die Menſchen haben vor nichts mehr Furcht, als vor ihrer eigenen Vernunft, und ſehen ſich vor, daß ſie ihnen nicht über den Kopf wachſe. Ein Deputirter trug darauf an: man möchte den Pranger wenigſtens für die Minderjährigen, Greiſe und Weiber abſchaffen. Die beiden erſten Milderungen wurden angenommen, die letzte aber verworfen. Und da fand ſich nicht Einer, der die Vertheidigung des armen Weibes übernommen hätte. Ja, mehrere Stimmen riefen ſpöttiſch: Ah! les femmes! mir that dieſe Gleichgültigkeit wehe. Der Mann, der ſeine Ehre verliert, kann ſie auf hundert Wegen wieder finden. Sein ganzes Leben iſt öffentlich, das Feld der Thaten ſteht ihm frei. Aber die Frau, deren Schande der Welt gezeigt worden, wie kann ſie je die Ehre wieder finden? Je aufrichtiger ihre ſpätere Tugend, je inniger ihre ſpätere Reue iſt, je verborgener wird ſie ſich halten. und die Welt, die ihre Schuld erfuhr, erfährt ihre Buße nie. Wenn man den Greiſen und Minderjährigen den Pranger erläßt, ſollte man um ſo mehr die Frauen damit verſchonen, welche die Schwäche des Alters und der Kindheit in ſich vereinigen. Habe ich nicht Recht, oder verdiente ich wegen meiner Meynung von den Frauen ſelbſt an den Pranger geſtellt zu werden?

Der Präfekt von Lyon hat eine Proklamation erlaſſen, die, wie folgt, beginnt: „Lyonnais, Quittez votre deuil et revêtez vos habits de fête, S. A. R. le duc d'Orléans arrive dans nos murs. C'est l'arc-enciel qui annonce la fin de l'orage.“ Lautet das nicht wie deutſch? Könnte man nicht glauben, es wäre in Berlin geſchrieben? Von einem Kronprinzen zu ſagen: „es iſt der Regenbogen,“ tönt freilich noch etwas familiär und revolutionär — der Deutſche hätte dafür geſagt: Höchſtdieſelben geruhen ein Regenbogen zu ſeyn — doch übrigens iſt gar nichts daran auszuſetzen.

Samſtag, den 3. December.

Herr Rouſſeau muß ja ſeinen Hofrath verdienen, und da war es ſeine Amtspflicht, den Artikel aus der Börſenhalle mitzutheilen. In der Münchner Hofzeitung habe ich ihn auch abgedruckt gefunden. Ich habe nur immer meine Freude daran, wenn ich wahrnehme, daß die ariſtokratiſche Parthei nicht einen Schriftſteller von nur erträglichem Talente finden kann, der öffentlich ihre Sache vertheidigt. Heimlich, namenlos mag es zuweilen für Geld geſchehen, aber frei hervortretend, eine ſchlechte Sache zu vertheidigen, hat noch keiner gewagt, deſſen Namen guten Klang hat. Jeder fürchtet, ſich verhaßt und lächerlich zu machen. Und ſo ſind es immer einige arme Teufel von verlohrnem Geiſte, die nichts mehr zu verlieren haben, welche dem Adel ihre Fäuſte leihen. Zwar giebt es einige Männer von ausgezeichnetem Talente, wie Görres iſt, und wie Schlegel und Adam Müller waren, die ſich gegen den Liberalismus ausgeſprochen; aber ſie kämpften weder für die Ariſtokratie, noch für den Abſolutismus, ſondern für die geiſtliche Macht, die dem Liberalismus feindlich gegenüber ſteht.

Habe ich denn behauptet, die Franzoſen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt mishandelt worden? Da ich das Buch nicht habe, bitte ich Sie, die Stelle genau nachzuleſen, und mir darüber zu ſchreiben. Ich kann das unmöglich geſagt haben, weil mir gar nichts davon bekannt iſt, und ich es auch nicht einmal glaube. Ich habe nur erzählt, wie ſich einige Franzoſen hier geäußert. Auch habe ich nie geglaubt, daß Marſchall Soult, der als Miniſter im Sinne ſeiner Regierung friedliche Geſinnung und Friedenszuverſicht äußern mußte, an öffentlichem Tiſche von der Hoffnung der Franzoſen, wieder nach Frankfurt zu kommen, geſprochen. Was ich gehört, habe ich Ihnen berichtet, und ich habe es in der guten Abſicht drucken laſſen, die Frankfurter Regierung aufmerkſam zu machen, daß eine Zeit kommen könnte, wo es, mit den Franzoſen feindlich zu ſtehen, der Stadt Schaden bringen möchte, und ſie ſich daher nicht mehr als ſie muß, gegen das franzöſiſche Volk unfreundlich zeigen ſolle. Misverſtanden kann man das in Frankfurt nicht haben, und wenn man mich doch getadelt, ſo war es gewiß aus jener alten engherzigen Philiſterei geſchehen, deren ganze Weisheit darin beſteht, nichts Unangenehmes aufzurühren, ſondern den ungeſunden Schlamm ſich anhäufen zu laſſen, lieber als daß man ihn wegführe, und die Naſen der Nachbarn dadurch beläſtige.

Die Geſchichte mit der Gräfin *** werde ich in keine Zeitung bringen laſſen. Das hätte Sie nicht nöthig gehabt mir zu unterſagen. Ich werde nie gegen einzelne Menſchen als öffentlicher Ankläger auftreten, auch nicht wenn ich ſie für ſchuldig halte. Was nicht Volksmaſſen ſind oder Menſchen, die ganze Maſſen und allgemeine Intereſſen repräſentiren, liegt ganz außer meinem Wirkungskreiſe, denn es liegt außer meiner Pflicht

Der * * * iſt nur das Mundſtück einer diplomatiſchen Trompete, das gar nicht weiß, was er bläßt. Hätte ich aber den ſpielenden Mund ſelbſt vor mir, würde ich ihm ſagen: Sie glauben, es wäre mir blos um Geld zu thun! à la bonne heure. Das beleidigt wenigſtens meinen Kopf nicht, und mein Herz nimmt ſo leicht nichts übel. Sie meinen aber auch, mich ärgert, daß ich noch keinen Orden bekommen! Vous n'y pensez pas, mon cher Baron. Ich gäbe den Heiligengeiſt-Orden, den Hoſenband-Orden, die rothen und die ſchwarzen Adler und wie dieſe Zeichen der Dienſtbarkeit ſonſt heißen, alle für einen Zahnſtocher hin, den ich gerade in dieſem Augenblicke nöthig brauche. Außer ſie müßten mit Brillanten beſetzt ſeyn, für welche ich die Hälfte ihres Werthes bezahlte, weil ſie in ſolcher Faſſung die Hälfte ihres Werthes in meinen Augen verlöhren.

Seyn Sie ruhig; Gott ſelbſt rezenſirt meine Schriften; der erſte Artikel iſt ſchon erſchienen, die Fortſetzung wird bald folgen. Der Bundestag, der ſich, ſo lange er den Weichſelzopf gehabt, ganz ſtill, ganz ruhig, ganz warm gehalten; ſich die Schlafmütze bis über den Mund herabgezogen; nichts ſah, nichts hörte, nichts ſprach, nicht an die freie Luft zu gehen wagte — er iſt wieder munter geworden, ſeitdem die Polen beſiegt; ſeit dem Falle Warſchau's iſt ihm das Herz geſtiegen. Die kleinen deutſchen Fürſten werden wie die Schulbuben zurecht gewieſen, ſie ſollten auf die Vollziehung der Karlsbader Beſchlüſſe künftig beſſer achten; ein neues Preßgeſetz wird angekündigt; die Cenſurkommiſſion in Frankfurt hat ihre Mannſchaft ergänzt, und ſich auf den Kriegsfuß geſetzt; die Strasburger Zeitung wurde verboten. Kann man ſchmeichelhafter von meinen Briefen ſprechen? Gerechter Gott! Nicht einmal den Muth hatten ſie, eine kleine ausländiſche Zeitung zu unterdrücken, die ihnen ſeit dem erſten Tage ihrer Erſcheinung wie der Tod verhaßt war, ehe ſie die ganze Macht Rußlands zu ihrem Schutze bereit ſahen. Jetzt wird man noch an größere Sachen gehen. Und iſt man mit den Sachen fertig, ſobald man alle Hoffnungen des Vaterlandes niedergeriſſen, wird man unter deren Schutt hervor auch die Menſchen zerren, die in den Gebäuden wohnen, und ſie dafür züchtigen, daß ſie zu edel waren, ſo lange ſie die Macht gehabt, ſich gegen jede Rache zu ſchützen. An meinem Schmerze hat wenigſtens getäuſchte Hoffnung keinen Theil; ich wußte vorher, daß es ſo kommen würde. Aber die Andern! Der gute, feurige Welker hat zu früh Triumph! gerufen. Dieſe edlen oder ſchwachen Männer haben mich ausgelacht, als ich ihnen ſchon vor neun Monaten ſagte: Seht euch vor, Ihr werdet betrogen, benutzt die Zeit, ſeyd ſchnell. Sie haben ſich bedacht, als hätten ſie die Ewigkeit gepachtet; ſie ſind den Schneckenweg des Rechts, der zaudernden Ueberlegung bergauf geſchlichen und haben in ihrem Vertrauen den Verrath, in ihrer Gründlichkeit den Abgrund gefunden, und haben uns mit hineingezogen. Geſchmauſt haben ſie mit den Edelleuten, gezecht haben ſie mit den Miniſtern, und haben ihre geheimſten Gedanken dem Weine anvertraut, der ſie den ewig Nüchternen verrathen.

Warum haben denn die Polen Frankfurt nicht berühren dürfen. War es wegen der Cholera, oder wegen der Freiheit? Die Amneſtie des Kaiſers Nikolaus gleicht der bekannten Rarität Lichtenbergs. Sie iſt ein *Meſſer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt.* Die Gnade! die Gerechtigkeit!

In Berlin haben ſie Rottecks Weltgeſchichte verboten. O! die Zeit wird kommen, wo ſie alle Weltgeſchichten verbieten, und der Natur drei Jahreszeiten ſtreichen. Das iſt der Status quo. Was iſt der Status quo? So nennen ſie jeden Ort, wo ſie ſtehen geblieben, und ſtünde auch die ganze Welt hundert Meilen weit davon entfernt.

Der König von Baiern läßt ſich aus allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes von den Magiſtratsperſonen im Namen der Gemeinde unterthänige Adreſſen ſchicken. Dieſes papierne Heer ſoll gegen die rebelliſche öffentliche Meinung zu Felde ziehen. In einer ſolchen Adreſſe aus Waſſerburg heißt es ſehr naiv: „den ausgeſprochenen Grund„ſatz einer weiſen Sparſamkeit empfangen wir — „jedoch ohne Beſchränkung der Allerhöchſten Perſon „im Wohlthun und im Glanz des Hofes und des „Staates, mit ewigem Danke.“ Die Waſſerburger haben zwar einen ſchlechten Styl, aber ein gutes Herz. Das iſt die Hauptſache. Weiter. Ein Bairiſcher Staatsbeamte ſchloß ſeine Rede, die er bei einer öffentlichen Feierlichkeit gehalten, mit folgenden Worten: Haß und Verachtung jenen Abgeordneten, die es wagten, die Civilliſte des Königs zu ſchmälern. Hu! das iſt wahrhaftig melodramatiſch.

Sonntag, den 4. Dezember.

Die Sache der Emanzipation der Juden hat auch in der Bairiſchen Kammer wieder eine deutſche ungeſchickte Wendung genommen. Es iſt das alte harte Räthſel, an dem ich mir ſchon fünf Jahre die Zähne ſtumpf beiße. Die Kammer hatte beſchloſſen, die Juden ſollten den chriſtlichen Staatsbürgern gleichgeſetzt werden. Was war nun nach einer ſolchen Erklärung zu thun? Nichts. Man hatte nur alle Geſetze, welche eine Ungleichheit der Juden ausſprechen, aufzuheben. Das war der Stoff einer einzigen Formel, einer einzigen Zeile. Aber was geſchah? Nach Beendigung der Debatten beſchloß die Kammer: „Sr. Majeſtät den König in verfaſſungsmäßigem Wege zu bitten, vor allen eine genaue Reviſion der über die Verhältniſſe der jüdiſchen Glaubensgenoſſen beſtehenden Verordnungen vornehmen und den Entwurf eines auf Beſeitigung der gegründeten Beſchwerden der Judenſchaft und die Erleichterung ihrer bisherigen bürgerlichen Verhältniſſe zielenden Geſetzes den Ständen des Reiches vorlegen zu laſſen.“ Da verliere Einer die Geduld nicht! Einer deutſchen Regierung Zeit zu Verbeſſerungen geben, das heißt mit dem jüngſten Tage einen Vertrag abſchließen. Wozu ins Teufels

Namen alle dieſe Umſtändlichkeiten? Wenn die Juden emanzipirt werden ſollen, wozu denn noch vorher die langweilige Muſterung alter Ungerechtigkeit? Soll man denn die bürgerliche Geſellſchaft wie eine Uhr behandeln, die, wenn ſie vorwärts ſoll, nachdem ſie lange ſtehen geblieben, jede verſäumte Viertelſtunde nachſchlagen muß? Darüber ſterben ganze Menſchengeſchlechter in Elend und Kummer. Die Vertheidiger der Juden haben in München ſo wunderliche Reden geführt als ihre Ankläger. Einer der erſten ſagte: die Juden ſeyen zur Zeit ihrer Selbſtſtändigkeit ein tapferes Volk geweſen, und die hartnäckige Vertheidigung von Jeruſalem ſey mit der von Saragoſſa zu vergleichen. Aber, gerechter Gott! darauf kömmt es ja hier gar nicht an. Die ſtaatsbürgerliche Gleichheit ſoll ja den Juden nicht als ein Verdienſt, als ein Lohn, ſie ſollen ihnen als ein unveräußerliches Recht zuerkannt werden. Schlimm iſt für die Juden, daß der Deutſche in dieſer Sache wie immer unter der ſtrengen Regierung ſeines Herzens ſteht. Selbſt um gerecht zu ſeyn, muß der Deutſche lieben. Nun liebt man aber die Juden nicht. Aber der ſtarke Mann der Wahrheit und des Rechts muß auch ſein Herz zu meiſtern wiſſen. Sie wiſſen, wie meines für die Juden ſchlägt! Und habe ich ſie darum nicht doch immer vertheidigt?

Dreizehnter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 8. Dezember 1831

Von meinen Briefen iſt in allen Blättern, ſogar in engliſchen die Rede. Im Conſtitutionel heißt es unter andern: „C'est le nec plus ultra de la presse allemande libérale. Personne n'a encore osé écrire ainsi. C'est la témérité personnifiée. Nos allemands peu éclairés, ressemblent à un homme longtems emprisonné et privé de lumières, qui dès qu'on lui ouvre les portes pour le délivrer, est offusqué par la lumière qu'il ne peut supporter.“ Der Temps nennt mich einen „écrivain courageux“ und hebt es heraus, daß ich geſagt: beſſer einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen mild väterlichen deutſchen Fürſten. Der Artikel aus der Börſenhalle geht nach und nach in alle miniſterielle und ariſtokratiſche Blätter über. Geſtern las ich ihn in der Zeitung von

Bern, — ein Kirchof, wo der Hochmuth von fünf Jahrhunderten begraben liegt, und wo in dieſer unſerer Mitternacht alle Geiſter der alten Raubritter herumwandeln und heulen, daß einem die Haare zu Berge ſtehen. Ihr tapfern Ritter, Ihr Hofleute in Eurer Narrenjacke, erhabene Säulen des Throns, treue Schildträger der Fürſten, brave Dämme gegen das wildbrauſende Volk — wo ſeyd Ihr denn? Junker, Legationsräthe, Kammerherrn, tretet heraus, tretet hervor, erhebet euch. Höret, wie ein niedriger Knecht euch verhöhnt, euch trotzt! .. Sie ſind ſtumm, und fände ſich nicht zuweilen ein Ochſe von Bürger, der ihnen aus Dummheit ſeine geſalzene Junge liehe; ſie würden erſticken vor Wuth Ich aber habe meine Freude daran und ich möchte die ganze Junkerei mit mürben Brezeln bewirthen.

Freitag, den 9. Dezember.

Ich kann Sie verſichern, daß die ſchönſte Poſſe auf dem Theater mich nie ſo ſehr ergötzt hat, als die Schrift des Eduard Meyer. Und was an der einen Luſt fehlte, erſetzte die Schadenfreude. Ich dachte bei mir: welch' eine Sache muß es, welche Menſchen müſſen das ſeyn, die ſolche Beſchützer ſuchen und nur ſolche finden! Auch habe ich bei dieſer Gelegenheit einem theilnehmenden, aber von dem gegen mich erregten Lärm etwas betäubten Manne geſchrieben: „So ſind Eure Vertheidiger, ſo iſt Eure Sache, ſo ſeyd Ihr ſelbſt!“ Wenn Sie in meinen Worten etwas Wehmüthiges gefunden, ſo iſt der gute Eduard ganz unſchuldig daran. Ich erinnere mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals geſchrieben; aber es kann wohl ſeyn, daß ich bei dieſem Anlaſſe einen trüben Blick in unſer trübes Vaterland geworfen und daß mich das etwas bewegte. Den Alexis Häring, den ſchicken Sie mir ja ſobald als möglich; der erſpart mir funfzig Sous und fünf Stunden Zeit für ein Boulevard Theater. Ich kenne ihn von Berlin her, es iſt ein ungeſalzener Häring. Vor meiner Rache iſt er ſicher. Wäre er ein Milchner, ſalzte ich ihn vielleicht; aber ſolch einen Rogner kann ich zu gar nichts brauchen. Auch würde ich mich wohl hüten, dem Leipziger Viehſtalle zu nahe zu kommen. Ich bin kein Herkules, und deſſen Keule war es auch nicht, die das Wunder gethan. Die Pleiße aber iſt ſo dumm und flach, daß nur ein Paar Schnupftücher damit zu reinigen ſind. Guter Guter! Wenn man dieſe Menſchen erſt perſönlich kennt, dann iſt man gar entwaffnet und wehrlos. Dieſer Willibald Alexis — pfui, es iſt mir, als ſollte ich mit Rühreiern Krieg führen. Ein platter, abgeſchmackter Oſterfladen, eingeſchrumpft und altbacken, wie er am zweiten Pfingſttag ausſehen und ſchmecken würde... Nun, wie gefalle ich Ihnen? Habe ich nicht ſchon viel profitirt von meinem Eduard? Alſo den Häring ſchicken Sie mir.

Die ſchönen Frankfurter Mädchen werden ſich wohl zu tröſten wiſſen, wenn ſie in keiner Leihbibliothek meine Briefe werden bekommen können. Clauren erſetzt mich ihnen vom Samſtag Abend bis Montag Morgen. Die andern Leſer werden Mittel finden, ſich das Buch auf andere Art zu verſchaffen. Funfzig Thaler Strafe! das iſt ein ſtarkes Leſegeld! Mir fällt dabei nur immer ein, daß in Frankfurt, Hamburg und andern deutſchen Landen, wo man nie nach Thalern rechnet, doch immer nach Thalern beſtraft wird. Das beweiſ't, daß man Geſetze in Anwendung bringt, deren Form wie deren Geiſt veraltet iſt. So wäre denn mein Buch in Deutſchland vogelfrei erklärt. Das war gar nicht nöthig, ich habe es ja ſelbſt gethan. Frei wie ein Vogel, ſollte es in den Lüften ſchweben, erhaben über dem ſtinkenden Nebel der Polizei und dem feuchten Dunſtkreiſe angſtſchwitzender Bürger. Es wird ſchon herabpfeifen durch Nebel und Dunſt, und ſieht man es auch nicht, wird man es doch immer hören.

Die Affen-Kultur hat hier ſeit der letzten Revolution große Fortſchritte gemacht. Sonſt beſchränkte ſich die Kunſtfertigkeit der Affen auf den Schauplatz der ebenen Erde. Sie tanzten, zogen den Hut ab, zerrten die Mädchen an den Röcken, putzten den Herren die Stiefel, und forderten höflich Geld ein. Das war alles gut und einträglich. Doch entging den armen Savoyarden die Theilnahme und das Souſtück der Hausbewohner, die in den obern Stocken wohnten, und nicht gerade am Fenſter lagen. Jetzt aber haben ſie die Affen abgerichtet, an langen Stricken feſtgehalten die Häuſer hinaufzuklettern, auf den Geländern der Balkone herum zu ſpazieren, vor das Fenſter zu ſpringen, und an die Scheiben zu klopfen. Dieſe geniale Induſtrie iſt höchſt ergötzlich. Doch muß ich ſagen, daß es oft eine unangenehme Ueberraſchung für die Leute im Zimmer ſeyn mag. Denken Sie ſich, eine junge ſchöne Dame ſäße auf dem Sopha neben ihrem Vetter, durchblätterte mit ihm les feuilles d'automne von Hugo, und wäre ſehr zerſtreut — und jetzt pochte plötzlich ein garſtiger Affe an das Fenſter und guckte neugierig und ſpöttiſch in das Zimmer hinein — das wäre ja ein größerer Schrecken, als wenn der Mann unerwartet aus dem Komptoir wieder herauskäme, weil er ſeine Brille vergeſſen. Ich begreiſe nicht, wie die Polizei ſolche Friedensſtörung dulden kann; es müßte denn ſeyn, daß ſie ſelbſt die Affen zu Hausſpionen angeſtellt. Es wäre gar nicht unmöglich. So ein Affe hat Verſtand genug dazu.

Vierzehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 14. Dezember 1831.

Geſtern hat ſich Mauguin mit dem Deputirten Viennet geſchlagen. Mauguin vergaß ſich und nannte die Kammer eine miniſterielle; Viennet, ſelbſt ein Miniſterieller, vergaß ſich auch, und nannte den Mauguin einen ſchaamloſen Menſchen. Das beleidigte ihn, und er forderte Viennet. Ich finde es aber lächerlich, daß er einen Vorwurf, den er Andern gemacht, nicht ſelbſt annehmen wollte. Darauf wurden zwei Piſtolen geladen, und mit nicht mehr und nicht weniger als zwei Schuß Pulver wurden zwei Ehren wieder hergeſtellt. In England und Deutſchland wird ſo etwas gewöhnlich mit mehr Ernſt betrieben, hier aber wird oft eine Komödie daraus gemacht; denn ich vermuthe ſehr, daß man falſch ladet. Wäre ich Sekundant, ich thäte eine gute Kugel hinein. Zwar wäre der Welt mit einem Narren weniger nicht geholfen; aber ich thäte es aus Bosheit.

Meine Pariſer Briefe ſind jetzt bei den hieſigen Buchhändlern angekommen, und ich habe ſie geleſen mit einer Ruhe und einer Gleichgültigkeit, mit der man die Rechnung eines Schneiders lieſt, wenn, um ſie zu bezahlen, es weder an Geld noch guten Willen fehlt. Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich ſie heute ſchriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch bläſſer machen. Grob ſind ſie freilich, wie man ſie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menſchen ihnen ſo nahe treten, und ſie durch die Brille betrachten? Sie ſind grob, wie Fresko Gemälde ſind und ſeyn müſſen, die in einiger Entfernung angeſchaut werden ſollen. Auf der friſchen, noch feuchten Gegenwart gemalt, mußten die Züge ſchnell der entſchloſſenen Hand nachſtürzen, durften nicht hinter zaudernder Bedenklichkeit nachſchleichen. Dem Volke, das in weiten Kreiſen umherſteht und kein Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es gerade mit dem rechten Maaße in die Augen. Wie freue ich mich, daß mir das gelungen; wie froh bin ich, daß ich der paſtellfarbigen Artigkeit entſagt, die den verzärtelten Diplomaten ſo gut gefällt, weil ſie es weglächeln, ſobald es ihnen nicht mehr behagt. Nein, diesmal habe ich tiefe Furchen durch ihre Empfindung gezogen, und das wird Früchte tragen;

denn ſelbſt für ihre eigenen Felder iſt die Saat nicht in ihrer Hand — Gott ſorgt dafür. Daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides iſt mir willkommen, den beides nützt der guten Sache.

Heine hat gegen die zwei Hamburger Künſtler Meyer und Wurm, die noch freskoartiger gemalt als ich ſelbſt, einen Artikel geſchrieben. Geleſen habe ich ihn nicht, er ſprach mir blos von ſeinem Vorſatze. Es war ihm aber gar nicht darum zu thun, mich zu vertheidigen, ſondern ſich ſelbſt, da er zugleich mit mir angegriffen worden. Heine hat darin eine wahrhaft kindiſche Eitelkeit; er kann nicht den feinſten, ja nicht einmal den gröbſten Tadel vertragen. Er ſagte mir, er wolle jene Menſchen vernichten. Das dürfte mir gleichgültig ſeyn. Zwei Spatzen weniger in der Welt, das hilft zwar nichts, kann aber doch nichts ſchaden. Den Artikel ſchickte er an Cotta für die allgemeine Zeitung; nun ſchrieb ihm dieſer zurück: Es möchte doch ſeine Bedenklichkeit haben, eine Schrift zu vertheidigen, worin mit ausdrücklichen Worten ſtünde, jedes Volk dürfe ſeinen König abſetzen, ſobald ihm ſeine Naſe nicht mehr gefiele. Geduld, himmliſche Geduld! Was fange ich nun mit ſolchen Menſchen an, die ganz ernſtlich glauben, ich hätte den Völkern gerathen, ihre Fürſten zu verjagen, ſobald ſie mit deren Naſen unzufrieden würden? Wie würde es mir ergehen, wenn ich gegen ſolche Anſchuldigungen mich vor deutſchen Richtern zu vertheidigen hätte? Wenn ich ſagte: Meine Herren, Sie müſſen das nicht ſo wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten ſie mir vielleicht. Was würde mich das aber nützen? Sie würden erwiedern: Sie hätten aber bedenken ſollen, daß Sie nicht blos für gebildete Leſer ſchreiben, ſondern daß auch eine große Zahl Ungebildeter Ihre Werke lieſt, die keiner Ueberlegung fähig, ſich nur an den Wortverſtand halten. Zu dieſer Bemerkung würde ich ſchweigen, und ſagen: laßt mich in das Gefängniß zurückführen. Alles Reden wäre doch vergebens. Stünde ich aber vor einem deutſchen heimlichen Gerichte, wären Geſchworne da, und ſäße Volk auf den Gallerien, würde ich mich, wie folgt, vertheidigen. „Meine Herren! Der Deutſche iſt ein Krokodill (Allgemeines Geſchrei des Unwillens. Krokodill! Krokodill! zur Ordnung, zur Ordnung!) . . . Meine Herren, der Deutſche iſt ein Krokodill. (Zur Ordnung, zur Ordnung! der Präſident: Sie mißbrauchen das Recht der Vertheidigung . . . .) Meine Herren, der Deutſche iſt ein Krokodill — aber ich bitte Sie, laſſen Sie mich doch zu Ende reden. Wenn ich ſage, der Deutſche iſt ein Krokodill, ſo meine ich gewiß nicht damit, der Deutſche ſey ein wildes, grauſames, räuberiſches Thier wie das Kro-

„kodill, und weine heuchleriſche Kindesthränen. Ich denke, gerade das Gegentheil. Der Deutſche iſt zahm, gutmüthig, räuberlich, aber gar nicht räuberiſch, und weint ſo aufrichtige Thränen, als ein Kind, wenn es die Ruthe bekömmt. Wenn ich das deutſche Volk ein Krokodill genannt, ſo geſchah es blos wegen ſeiner Körperbedeckung, die ganz der eines Krokodills gleicht. Sie hat dicke harte Schuppen, und iſt wie ein Schieferdach. Was feſtes darauf fällt, prallt ab, was flüſſiges, fließt hinunter. Jetzt denken Sie ſich, meine Herren, Sie wollten ein ſolches Krokodill thieriſch magnetiſiren; zweitens, um es ſpäter von ſeinen ſchwachen Nerven zu heilen; erſtens, um es früher hellſehend zu machen, daß es in ſein Inneres hinein ſchaue, ſeine Krankheit erkenne, und die dienlichen Heilmittel errathe. Wie würden Sie das anfangen? Würden Sie mit zarter gewärmter Hand auf den Panzer des Krokodills herumſtreicheln? Gewiß nicht, Sie wären zu vernünftig dazu. Sie würden begreifen, daß ſolches Streicheln auf das Krokodill ſo wenig Eindruck machte, als auf den Mond. Nein, meine Herren, Sie würden auf dem Krokodill mit Füßen herum treten, Sie würden Nägel in ſeine Schuppen bohren, und wenn dies noch nicht hinreichte, ihm hundert Flintenkugeln auf den Leib jagen. Sie würden berechnen, daß von dieſer großen angewen-

„deren Kraft neun und neunzig Hunderttheile ganz
„verlohren gingen, und daß der Hunderttheil, der
„übrig bliebe, gerade die ſanfte und beſcheidene Wirkung
„hervorbrächte, die Sie bei Ihrem thieriſchen
„Magnetiſiren beabſichtigen. So habe ich es auch
„gemacht. Wäre aber das deutſche Volk kein Krokodill,
„ſondern hätte es eine zarte Haut, wie die
„ſchöne Fürſtin von * * *, dann hätte ich ihm nicht
„geſagt, es dürfe einen Fürſten vertreiben, der eine
„unangenehme Naſe hat, ſondern ich hätte wie folgt
„mit ihm geſprochen: „„Die Fürſten — mag ſie
„nun Gott oder der Teufel, oder mögen ſie ſich ſelbſt,
„mag die weiſe Vorſehung, oder mag der Narr Zufall
„ſie eingeſetzt haben — ſind beſtimmt, die Völker,
„welche ihnen anheim gefallen, nicht blos mit
„Gerechtigkeit, ſondern auch mit Weisheit, nicht blos
„mit Weisheit, ſondern auch mit Stärke, nicht blos
„mit Stärke, ſondern auch mit Milde zu regieren.
„Wo ſie dieſes nicht thun, oder nicht vermögen; wo
„ſie das Recht ſchmählich verletzen, ihren eignen
„Sünden, oder denen ihrer Luſtgeſellen zu fröhnen;
„wenn ſie ſtatt der ernſten Stimme der Klugheit, den
„Poſſenliedern der Thorheit ihr Ohr hingeben; wenn
„ſie zu ſchwach oder zu feige ſind, den Verführungen
„oder Drohungen fremder Fürſten zu widerſtehen;
„wenn ſie jedes Vergehen als eine Beleidigung ihrer
„Macht blutig und tückiſch rächen — ein ſo mißhan-

„deltes, ſo mit Füßen getretenes Volk darf und muß
„ſeinen verbrecheriſchen Fürſten vom Throne ſtoßen
„und aus dem Lande jagen.““ Hätte ich aber ſo
„mit dem deutſchen Krokodill geſprochen, wie viel von
„meinen Worten wäre in ſein Inneres gedrungen?
„Wenig, Nichts, ja weniger als nichts. Ein Deſizit
„des Widerſtandes wäre dabei herausgekommen,
„und das Krokodill hätte meine Lehre ſo gedeutet:
„einen Fürſten, der despotiſch regiere, müſſe man
„die Civilliſte verdoppeln. Darum ſagte ich
„ihnen: ihr dürft jeden Fürſten verjagen, ſobald euch
„ſeine Naſe nicht mehr gefällt. Deutſche Gutmüthigkeit
„bringt von ſolcher Lehre neun und neunzig
„Hunderttheile in Abzug, und dann bleibt gerade ſo
„viel übrig, als ihnen zu wiſſen gut iſt, als ich ihnen
„beizubringen mir vorgeſetzt“ ... (allgemeines Beifallklatſchen). Der Präſident: Alle Zeichen des Beifalls oder der Unzufriedenheit ſind unterſagt; wenn die Ruhe noch einmal geſtört wird, werde ich den Saal räumen laſſen .... Darauf ziehen ſich die deutſchen Geſchwornen in ihr Zimmer zurück. Nach zehn Monaten, elf Tagen, zwölf Stunden und dreizehn Minuten, treten ſie wieder in den Saal, und erklären den Angeklagten für nicht ſchuldig. Todesſtille. Die Geſchwornen ſehen ſich um, und werden bleich. Während ihrer Berathſchlagung waren Angeſchuldigte, Richter, der Prokurator des Königs,

der Vertheidiger, ſämmtliche Advokaten und Zuhörer, alle Hungers geſtorben, und ſchon in Fäulniß übergegangen. Dieſe traurige Geſchichte hatte in Deutſchland großes Aufſehen gemacht, und Herr von Kamptz in Berlin benutzte ſie geſchickt, und ließ in Jarke's antirevolutionairem Tendenzblättchen einen Aufſatz drucken, worin er aus der neueſten Erfahrung bewies, daß ein Schwurgericht für Deutſchland gar nicht paſſe.

Sie aber, Sie, was halten Sie davon? Finden Sie nicht, daß ich Recht habe? Aber mein Gott! Sie haben gar nicht Acht gegeben. Sie waren zerſtreut und ich weis auch warum. Während meiner langen Rede haben Sie an nichts gedacht, als wer die Fürſtin ſey, deren ſchönen Teint ich gelobt. Ich werde mich wohl hüten, das zu geſtehen. Indem ich es verſchweige, werden alle deutſche Prinzeſſinnen die Schmeichelei auf ſich beziehen, und ich werde dadurch ſechs und dreißig regierenden Herzen gewinnen, welches mir ſehr nützlich ſeyn kann, wenn ich einmal früher oder ſpäter in die rauhen Fäuſte irgend einer deutſchen Polizei plumpe.

— Geſtern habe ich einem Welt-Eſſen beigewohnt. Nicht einem Eſſen, wo, wie in manchen Ländern Europens, die Welt von wenigen Mäulern geſpeiſt wird; ſondern wo die Welt durch ihre Repräſentanten ſelbſt ſpeiſt. Ich habe Nord- und

Südamerikaner, Egyptier und Oſtindier, Schweden, Polen, Franzoſen, Engländer, Deutſche, Schweizer, Italiener um einen Tiſch verſammelt geſehen. Nur Ruſſen waren keine da; denn dieſe mit den Markknochen der Polen angenehm beſchäftigt, verſchmähen jetzt die magern Beefſteaks von gewöhnlichen Ochſen. Herr Jüllien, Herausgeber der bekannten Revüe encyklopädique, verſammelte ſeit vielen Jahren ſeine Freunde und die es werden ſollen — das will ſagen alle Welt — monatlich einmal zu einem encyklopädiſchen Diner. Die Geſellſchaft iſt gewöhnlich mehr als hundert Perſonen ſtark; geſtern aber waren es höchſtens dreißig. Ihnen die kleinen Götter, die berühmten Polen, Italiener, Franzoſen zu nennen, wäre zu weitläufig; die berühmten Frankfurter herzuzählen wäre kürzer, aber das verbietet mir die Beſcheidenheit. Von europäiſchem Rufe war nur ein einziger Mann gegenwärtig, Sir Sidney Smith, deſſen Biographie ſie im Converſationslexikon finden. Er iſt ein ſchöner und für ſein Alter noch rüſtiger Mann, und, was an einem Seehelden auffällt, er hat ganz die Art und Haltung eines feinen Pariſers. Der würde nie, wie Jean Bart, Toback im Vorzimmer eines Königs rauchen. Ich habe mich ſehr unterhalten. Aber, mein Gott, ich erſtaune über die Menſchen, welchen in Paris nicht aller Ehrgeiz zu Ekel wird. Dieſe Stadt iſt eine Kloake des Ruhms, die ihn auf dunkeln und ſchmutzigen Wegen in den nächſten Bach ſchwemmt, worin er immer weiter und weiter, bis in das Meer der Vergeſſenheit fließt. Sidney Smith wohnt ſeit vielen Jahren in Paris. Seine Tochter wohnt auch hier und iſt an den Baron Delmar (Oſſianiſcher Name), einen getauften Juden und geadelten Lieferanten aus Berlin, verheyrathet. Man erzählte mir von ihm, daß er nur Perſonen vom höchſten Stande empfange, und man, um in ſeinem Hauſe Zutritt zu erhalten, mehr Ahnen bedürfe, als man ehemals von einem deutſchen Domherrn forderte. So iſt es aber in allen Ländern; chriſtlicher Adel und jüdiſches Geld haben eine unglaubliche Affinität gegen einander, und darum iſt die Faubourg St. Germain jeder Reſidenz eigentlich eine Vorſtadt Jeruſalems.

Ein junger Menſch aus Genf ließ, als er meinen Namen hörte, ſich mir vorſtellen, und äußerte: er habe ſchon längſt den Wunſch gehabt, mich kennen zu lernen. Sie wiſſen ja, wie ich bei ſolchen Gelegenheiten mit meinem Pagodenkopf wackele; ich lache mich immer ſelbſt aus, und erſt ſpäter den Andern. Der junge Neugierige nahm bei Tiſche ſeinen Platz neben mir. Ich fragte ihn, wie es ihm in Paris gefiele? Er erwiederte: Die Politik verleide ihm ſeinen ganzen Aufenthalt. Ich ſtutzte; doch weiß ich mich leicht in ſolche Denkungsart zu finden.

In meinem eignen Kopfe iſt eine große Landſtraße ganz mit dieſer Geſinnung gepflaſtert. Ich erwiederte: ja wohl wäre es traurig, daß Politik, Regierung, Staat, Geſetz, Freiheit, alles nur Werkzeuge, das Glück der Menſchen zu bereiten; alles nur Wege, ſie zur Kunſt, Wiſſenſchaft, zum Handel, zu häuslichem Glücke, zu brüderlicher Geſellſchaft, zum Vollgenuſſe des Lebens zu führen — daß dieſe Werkzeuge mit dem Kunſtwerke ſelbſt, daß die Wege mit dem Ziele verwechſelt werden; daß man vor lauter Arbeiten es zu keiner Arbeit bringt; daß die grauſamen Kriege der Regierungen gegen ihre Völkchen und die thörigten Völker unter ſich ſelbſt alle Kräfte der Menſchheit verzehren; daß die letzte Verwünſchung den letzten Athemzug ausgeben und der Frieden keinen mehr finden wird, der ihn genießt. Aber zu dieſem Standpunkte der Betrachtung folgte mir der junge Mann nicht; die Politik war ihm zuwider, wie dem Dichter Robert in Baden-Baden. Darüber verwunderte ich mich. Ich fragte ihn, ob er in Paris ſtudire und was? Er erwiederte, daß er ſich der deutſchen Philoſophie ergeben, und jetzt beſchäftigt ſey, ein Werk von Schelling ins Franzöſiſche zu überſetzen. Er kannte die ganze philoſophiſche Literatur der Deutſchen, ſogar die Werke Carove's, des Biographen Gottes. Im nächſten Frühling will er nach München gehen. Alſo das war's! Es iſt nicht nöthig, daß ich mich darüber auslaſſe; ich habe das ſchon oft beſprochen. Als ich ihm einmal Salat präſentirt, der noch nicht angemacht war, dachte ich: Als deutſcher Philoſoph hätte er es vielleicht gar nicht bemerkt.

Beim Deſert wurden wie üblich Toaſts ausgebracht. Zuerſt: à l'union des peuples! Dann wurden alle Völker durchgetrunken. Zuerſt die Polen. Herr Jüllien kündigte an, die Geſellſchaft würde den Generalen Romarino, Langermann und Schneider und der Gräfin Plater, der polniſchen Amazone, die in dieſen Tagen hier ankommen würde, im nächſten Monate ein Feſt geben. Darauf ſtand ein junger Pole auf, Herr von Plater, Vetter der Gräfin, und dankte im Namen ſeiner Nation. Endlich kam auch die Reihe an die Deutſchen — ganz zuletzt. Herr Jüllien trank aber nicht auf die Geſundheit des ganzen deutſchen Körpers, ſondern nur auf die ſeiner ſchwachen Füße, auf das Wohl de cette partie de l'Allemagne, welche Freiheit habe, fordere, vertheidige. Ich, ***, und ein Berliner, den ich nicht kenne, waren die drei anweſenden Deutſchen. Der Berliner war wohl ein Hegelianer, oder dachte an die Cholera oder an Köpenick und ſchwieg. Mir durfte zu Reden gar nicht einfallen, weil ich ſchlecht Franzöſiſch ſpreche. Aber *** der es gut ſpricht, forderte ich auf zu antworten. Doch er ſchwieg. Und er ſchwieg nicht allein, er ward noch roth als hätte er geſprochen. Stumm und roth wie ein Krebs! Ich ſchämte mich — nein, das iſt das rechte Wort nicht — es ſchmerzte mich. Und warum habe ich nicht geſprochen? Der Pole vor mir ſprach viel ſchlechter Franzöſiſch, als ich. Und mir war das Herz ſo voll, daß ich eine ganze Stunde hätte ſprechen können, und ich hätte vermocht, alles ſo ſchnell niederzuſchreiben, als es hätte geſprochen werden müſſen. Aber mir kam in den Sinn, was wohl meine Aengſtlichkeit entſchuldigt, aber das Gefühl derſelben nur noch bitterer macht. Ich bedachte: ein Pole, ein Spanier repräſentirt ein Vaterland, ſein Volk ſteht hinter ihm, was er ſpricht ſind nicht Worte, er berührt Taſten, die Thaten wiederklingen, er erinnert, man hört nicht ihn, man hört die Vergangenheit, man ſieht das weit entfernte Land. Aber was repräſentire ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich ſtehe allein, ich bin ein Lakei und trage, wie alle Deutſche, die Livree des Grafen von Münch-Bellinghauſen. Man hätte mich als einen Schriftſteller, als einen Redner beurtheilt; man hätte mich, nachdem ich gut oder ſchlecht geſprochen, wie einen Schauſpieler beklatſcht oder ausgepfiffen. Da ſtockt das Blut, da ſteht die Zunge ſtill. Mag ſich ſchämen, wem es zukömmt. Arndt wäre freilich nicht in Verlegenheit gekommen. Er hätte geſprochen von den Sygambern und Cheruſkern, von den Katten und Franken, von Allemanen, Frieſen, Chaucern, Vandalen, Burgundionen, Quaden, Markomanen, Bojoariern, Hermunduren und Teutonen. Er hätte geſprochen — von Gauen, von Hermann dem Cheruſker, vom Teutoburger Wald, von Marobodäus und den Hohenſtaufen. Aber ich bin nicht Arndt. Ich kenne nur die Deutſchen des Regensburger Reichstags und des Wiener Friedens, und die ſind nicht weit her.

Bei Tiſche wurde auch angekündigt, daß eine aus polniſchen und franzöſiſchen Gelehrten gebildete Geſellſchaft den Vorſatz gefaßt, alle claſſiſchen Schriften der Polen, etwa funfzig bis ſechzig Bände, in das Franzöſiſche zu überſetzen, um mit dem Ertrage des Werkes die dürftigen Polen zu unterſtützen. Gewiß, die Franzoſen haben eine gute Art, wohl zu thun. Die Rauheit ihrer Regierung gut zu machen, thut das auch Noth. Schmach und Unglück über die heuchleriſchen Erbſchleicher der Julirevolution! Keiner der vertriebenen Polen darf nach Paris; ſie werden wie Vagabunden auf vorgeſchriebenen Wegen nach dem ſüdlichen Frankreich gewieſen, und dort unter Aufſicht der Polizei geſtellt. Man will ſie an das Mittelländiſche Meer führen, um ſie dann bei Strafe des Hungertodes zu zwingen, unter den Truppen von Algier Dienſte zu nehmen. Afrika oder Siberien — dieſe Wahl giebt ihnen Louis Philipp! Um dieſen

Preis erkauft ſich der Krämer Perier den Bruderkuß des Grafen von Neſſelrode!

Vor einigen Tagen hat man einen Menſchen feſtgenommen, der vor dem Theater ſich an den Wagen des Königs zu drängen ſuchte. Man fand Piſtolen und einen Dolch bei ihm. Mag nun ſeyn, daß die Polizei dieſen Menſchen abgerichtet, um den König zu ſchrecken, und zur Tyrannei zu führen; oder mag ernſtlich ein Mordverſuch ſtattgefunden — beides ſind ſchlimme Zeichen. Dieſer König leidet an einem böſen innern Geſchwüre und er wird nie mehr geſunden.

Freitag, den 16. Dezember.

Was iſt denn das für eine Geſchichte mit dem Oehler, wovon die heutigen Blätter ſprechen? Laſſen Sie mir doch durch *** über die Sache genau berichten und der Wahrheit gemäß. Es heißt, der Oehler habe ſchwören müſſen, daß er nie darüber ſprechen wolle, aus welchem Grunde er arretirt worden ſey. Das iſt eines der teufliſchen Mittel, welche deutſche Regierungen ſeit fünfzehn Jahren oft angewendet, ihre verborgenen Miſſethaten mit ewiger Nacht zu bedecken. Ein Thor und ein pflichtvergeſſener Menſch, wer einen ſolchen abgefolterten Eid hält. Es iſt der Eid, zu dem ein Räuber mit gezücktem Dolche uns zwingt, daß wir ſeine Miſſethat nicht verrathen, damit er ferner ungeſtört rauben und morden könne. Jeder gute Bürger iſt es ſeinem Vaterlande, dem mißhandelten Rechte, dem beleidigten Himmel ſchuldig, an den Tag zu bringen, was Gottvergeſſen im Dunkeln waltet, und einen Eid zu brechen, der ihn zum Mitſchuldigen einer Schandthat macht und ihn an die Sünder kettet. Wie! Könige haben den Eid gebrochen, den ſie ungezwungen der Freiheit geſchworen, und ein Bürger ſollte verpflichtet ſeyn, zum Vortheile der Tyrannei einen Schwur zu halten, den ihm die grauſamſte Gewalt abgepeinigt? Nimmermehr. Das fordert der Himmel nicht, ja das weiſ't er zurück.

Fünfzehnter Brief.

Paris, Samſtag, den 17. Dezember 1831.

Meine Briefe, wie ich geſtern hier vom Buchhändler hörte, werden beſonders viel von Engländern gekauft. So wäre ja die Zeit ſchon gekommen, die ich vorher geſagt, wo die neugierigen Reiſenden ihre Antiquités de l'Allemagne in der Hand, unſer Vaterland beſuchen. Die Engländer ſind hier wie immer voraus; ich bin ihr Vaſari, ſie kaufen mich und ſtecken mich in die Taſche.

Ich glaube es immermehr, daß Herr von *** geſagt hat: dieſer Dr. Börne verdiente, daß man ihm fünf und zwanzig aufzählte. Ich kenne Herrn von *** ſehr genau; ich habe vor einigen Jahren in Schlangenbad ihm täglich das Eſſen bringen ſehen; es iſt nicht möglich, daß ein Edelmann die Geſinnung eines Lakaien habe, daß ein Miniſter wie ein Stallknecht ſpreche. Indeſſen habe ich doch für den möglichen Fall, daß es wahr ſey, dem Herrn von *** die fünf und zwanzig Stockprügel in Rechnung geſetzt, und ich werde ſie ihm früher oder ſpäter vergüten.

Die Pariſer Briefe hat der Buchhändler hier ſchon alle verkauft. Sie werden in das Engliſche überſetzt. Dagegen habe ich nichts. Geiſt und Sprache der Engländer weiß ſich mit allem Deutſchen innigſt zu verſchmelzen. Aber die franzöſiſche Ueberſetzung, an die man auch denkt, würde ich hintertreiben, wenn es in meiner Gewalt ſtünde.

In der Nürnberger Zeitung, ein Unter-Blättchen, wo die Hühneraugen und Froſtbeulen der ärmſten Teufel von Schriftſtellern ſich verſammeln, heißt es in einem Schreiben aus Berlin: „Börne's Briefe „aus Paris, die hier großes Aufſehen gemacht, wurden allgemein mit Verachtung und Abſcheu „aufgenommen, und es iſt erſtaunlich, wie dieſer „Börne, der ſonſt bei den Berlinern ſo hoch geſtanden, plötzlich ſo tief ſinken konnte." So oft ich ſolchen Bettelvogt-Styl leſe, bekomme ich die größte Luſt, einmal gegen mich ſelbſt zu ſchreiben, um den armen deutſchen Miniſterial-Kanzliſten zu zeigen, wie man lügen könne, ohne ſich lächerlich zu machen. Ich weiß es beſſer, wie ich in Berlin gewirkt. Für gar viele war ich ein Pfropfenzieher, und mancher eingeſchloſſene Geiſt iſt hoch hinauf bis an die Decke geſprungen, nachdem ich ihn von der Angſt des Eiſendraths befreit.

Montag, den 19. Dezember.

Neulich war ich im Theater de la Gaité, welches ich früher noch nie beſucht. Seitdem haben Wind und Froſt meine Augen wieder getrocknet; denn wahrhaftig, gleich darauf hätte ich Ihnen gar nicht davon ſchreiben können. Nie in meinem Leben habe ich ſo viel geweint, als in dieſem théâtre de la Gaité. Ich hatte mich nicht vorgeſehen, hatte meine Augen nicht verriegelt, und jetzt ſtürzte die ſpitzbübiſche Rührung herein, und raubte allen Verſtand in meinem Kopfe. Dieſes Theater iſt das vornehmſte unter den gemeinen, unter den Boulevard-Theatern. Das volle Haus gewährte einen wohlthuenden, ſanft erwärmenden Anblick, und nie habe ich mich zwiſchen den Alten ſo behaglich gefühlt als hier. Das Aufziehen des Vorhanges ſtörte mich jedesmal. Die Zuſchauer gehörten alle zu den niedern Bürgerklaſſen, die den Mittelſtand von dem Pöbel trennen. Meiſtens Weiber und Mädchen, ſehr wenige Männer. Sie trugen alle weiße Häubchen. Sie können ſich nichts lieblicheres denken. Alle Gallerien rund umher, von oben bis unten und das ganze Parterre, waren weiß. Ich wußte vor lauter Wohlgefallen gar nicht, womit ich dieſen ſchönen Anblick vergleichen ſollte. Bald erſchien es mir wie ein beſchneiter

Wald; bald wie ein Bleichgarten, wo die Wäſche zum Trocknen aufgehängt iſt; bald wie eine Heerde (aber gutmeinender) Gänſe; bald wie eine Lilienflur, auf welcher die wenigen vornehmen und farbigen Hüte als Tulpen hervorſtanden. Jetzt war zu bewundern der Fleiß und die Aufmerkſamkeit dieſer Zuſchauerinnen den ganzen Abend. Dieſe guten Mütter und Töchter ſind nicht abgeſtumpft, ſie gehen ſelten in das Theater, und ſehen wohl nur einmal das nehmliche Stück. Sie kommen mit einem tüchtigen Hunger und wollen ſich ſatt hören und ſehen. In der Mitte der erſten Gallerie, ganz genau in der Mitte, wo bei uns die Prinzeſſinnen ſitzen, ſaß, wie ein Solitair in einem Ringe, ein Marktweib, fleiſchig, rothwangig, mit Armen wie junge Tannen. Ich konnte kein Auge von ihr abwenden. Sie hatte ihre verſchränkten Arme auf die rothgepolſterte Lehne gelegt, und ſtarrte regungslos fünf Stunden lang mit durchbohrender Aufmerkſamkeit nach der Bühne hin. Es war, als hätte ſie die Worte ſcheckweiſe gekauft und bezahlt, und zählte ängſtlich nach, ob ſie keines zu wenig bekomme. Und jetzt das allgemeine Weinen! Nein, einen ſolchen Augenbruch habe ich nie geſehen. Wer Augen hatte, weinte; wer ein weißes Schnupftuch, trocknete ſeine Thränen; wer ein farbiges (das iſt keine Erfindung) ließ ſie fließen. Ich ſelbſt, als ich mich umhergeſehen, und wahrnahm, wie wenige Menſchen im Hauſe waren, die das Recht hatten mich auszulachen, weinte auch. Der Polizei-Kommiſſair des Theaters, der neben mir ſaß, ſah mich recht freundlich und gutmüthig an und dachte wohl bei ſich: gäbe es doch keine ſchlimmere Volksbewegung als dieſe, dann wäre es ein Vergnügen Polizei-Kommiſſair im quartier du temple zu ſeyn! Warum haben wir ſo viel geweint? Sie ſollen es erfahren. Vorher aber ziehen Sie auf eine Viertelſtunde einen Ueberrock an, ſetzen einen runden Hut auf — kurz — ich bitte Sie, machen Sie mir durch weibliche Bedenklichkeiten die Arbeit nicht ſo ſauer. Ich habe wenig Zeit; Europa wartet auf mich.

Das Drama heißt: Il y a seize ans, den Stoff mögen ſie wohl aus Deutſchland geholt haben; aber die Bearbeitung ſcheint eigenthümlich. Sie iſt gut genug, und für Paris von einer ſeltenen Vollendung. Ich habe nie ein Schauſpiel geſehen, das, ohne den geringſten Kunſtwerth zu haben, doch eine theatraliſche Wirkung hervorbringt, der man ſich den andern Tag nicht zu ſchämen braucht. Hören Sie! Amalie, die Tochter des Grafen von Clairville, 32 Jahre alt — vergeſſen Sie dieſes Alter nicht; ſind es doch nur Jahre einer Andern! — wird gleich bei ihrem erſten Auftreten als ein höchſt liebenswürdiges, höchſt achtungwerthes Frauenzimmer erkannt. Sanft, beſcheiden, von der zarteſten weiblichen Sittſamkeit, hat ihr das reifere Alter nichts genommen, als die Leidenſchaftlichkeit, mit der man in der Jugend jedes Leid erträgt, und der unvermählte Stand ihr nichts gegeben, als einen Reichthum von aufgeſparter Liebe. An dem Tage, wo wir ſie kennen lernen, erwartet ſie den Baron von Saintval, den ihr beſtimmten Gatten, um ſich mit ihm zu verloben. Der Baron iſt vierzig Jahre alt, und iſt nicht blos ein untadelhafter Mann, ſondern auch ein Mann von den angenehmſten und ſchätzenswertheſten Eigenſchaften. Die Gräfin erkennt ſeinen Werth, aber ſie fühlt keine Liebe für ihn. Sie liebt nicht einen andern, ſie hat nie geliebt. Doch ſie hat eine tiefe Abneigung gegen die Ehe, und nur um ihren Vater vor Verarmung zu ſchützen, in die ihn ein erlittener Unglücksfall zu ſtürzen droht, reicht ſie dem reichen Baron die Hand. Es iſt aber hier keiner von den gemeinen Händeln, wo ein pflichtvergeſſener Vater das Glück und die Seligkeit ſeines Kindes ſeiner eigenen Behaglichkeit aufopfert und wo ein unerfahrenes, pflichtmißdeutendes Kind ein ſolches Opfer bringt; ſondern es findet ein edleres Verhältniß ſtatt. Graf Clairville hatte im Jahre 1814, als der Feind nach Frankreich kam, von dem alten Baron Saintval eine halbe Million in Papieren anvertraut bekommen. Er verſchloß das Portefeuille in eine geheime Schublade ſeines Sekretairs, und von dort wurde es ihm auf eine unerklärliche und unerklärt gebliebene Weiſe entwendet. Der alte Baron ſtarb unterdeſſen; keiner wußte von dem anvertrauten Vermögen, nicht einmal der Sohn des Barons. Aber Graf Clairville verkannte keinen Augenblick die Stimme der Ehre und der Pflicht, und beſchloß mit Aufopferung ſeines ganzen Vermögens dem Erben ſeines verſtorbenen Freundes den Verluſt zu erſetzen. Doch durfte ihn ſeine Verarmung in alten Tagen und die Hilfloſigkeit ſeiner Tochter ſchmerzen, und als der Baron um deren Hand anhielt, ihm erlaubt ſeyn, ihre Abneigung gegen die Ehe zu überwinden, um ſeine Pflicht mit ſeinem Vortheile zu vereinigen.

In dem Hauſe des Baron Clairville und unter dem Schutze der Tochter, lebte ein 16jähriger Knabe, Namens Felix. Die Gräfin hatte ihn als Findelkind aufgenommen und ihn erzogen. Sie war dem Knaben mit mütterlicher Liebe zugethan, und dieſer hing an ihr mit der zärtlichſten Neigung eines Sohnes. An dem Tage, der zu ihrer Verlobung beſtimmt war, ſehen wir die Gräfin in der heftigſten Gemüthsbewegung. Sie hat den unvermeidlichen Entſchluß gefaßt, den Knaben vor Ankunft ihres Verlobten aus dem Hauſe zu entfernen. Sie ruft Felix herein, drückt ihn mit Schmerz und Liebe an ihre Bruſt, und kündigt ihm an, er müſſe ſie verlaſſen. Der Knabe jammert verzweiflungsvoll. Die Gräfin kann nicht anders — den Knaben zu beruhigen, ihm die Nothwendigkeit ſeines harten Geſchicks zu erklären, ihr eigenes Herz zu rechtfertigen, muß ſie ihm geſtehen, daß ſie ſeine Mutter ſey. Jetzt vermähle ſie ſich; ihre Ehre, ihr Glück, ihre Ruhe hänge von dem Geheimniſſe ab, daß den achtſamen Blicken eines Gatten nicht lange verborgen bleiben könne. Sie müßten ſich trennen. Felix iſt entzückt, in der geliebten Pflegemutter ſeine wahre Mutter zu finden. Er hat alles verſtanden, er begreift alles, mit männlicher Faſſung erträgt er ſein trauriges Geſchick, und iſt zum Opfer entſchloſſen. Er verſpricht ſeiner Mutter, er werde das Geheimniß ewig bewahren, ihre Ehre ihm heilig ſeyn. Felix wird der Begleitung eines alten Pächters anvertraut, der von dem Geheimniſſe weiß. Er ſoll nach Paris geführt werden, wo die Gräfin für ihn ſorgen will. Bei der Trennung giebt ſie ihm Diamanten von großem Werthe und vieles Geld mit. Der Knabe geht, und der Verlobte kömmt an. Baron Saintral hat immer eine Art Kälte in dem Betragen der Gräfin gefunden, eine unerklärliche Zurückhaltung, und der verſteckte Kummer in ihren Zügen war ihm nicht entgangen. War es Abneigung gegen ihn, war es etwas Anderes — er wußte es nicht zu deuten. Jetzt im Begriffe, ein unauflösliches Band zu knüpfen, ſuchte er die Gräfin auf die liebevollſte und zarteſte Weiſe dahin zu bringen, daß ſie ihm ganz ihr Herz öffne. Aber ſelbſt die edelſte Frau kennt den engen Schmugglerpfad, der ſich zwiſchen der Wahrheit und der Lüge hinſchlängelt, und weiß ſich durchzuſchleichen. Der Baron iſt beruhigt, iſt glücklich und hofft, die Freundin werde ihn noch lieben lernen. Der Ehevertrag wird unterzeichnet. —

Im zweiten Akte ſehen wir die Scene in einem Walde. Dort, zwiſchen Felſen, iſt eine Bande jener Brandſtifter verſammelt, die im letzten Jahre der Regierung Karls X. einen Theil Frankreichs verwüſteten, und deren Treiben man damals einer hölliſchen Politik der Regierung zuſchrieb. Die Brandſtifter waren benachrichtigt, daß ſie vom Soldaten verfolgt würden, und da der Weg zu ihrem Schlupfwinkel über eine ſchmale Brücke führte, die über einen Abgrund hing, ſägten ſie die Balken, welche die Brücke trugen, ſo durch, daß man es äußerlich nicht wahrnahm, damit ſie unter den nacheilenden Soldaten einbräche. Jetzt kam Felix mit ſeinem Begleiter. Der alte Pächter betrat zuerſt die Brücke, ſie brach und er ſtürzte in die Tieſe, rettungslos. Felix ſpringt entſetzt zurück, ſchreit nach Hilfe, und ſinkt mit herzzerreißendem Jammer beſinnungslos zu Boden. Ein alter Bettler von der Mordbrenner-Bande giebt dem Knaben liebreiche Worte, und bietet ſich an, ihn bei hereinbrechender Nacht in eine nahe Pächterswohnung zu bringen. Der Bettler wollte dieſe gute Gelegenheit zu einer Schandthat benutzen. Ihm war von ſeinen Obern der Auftrag ertheilt worden, eben in jener Pächterswohnung Feuer anzulegen, und Felix mußte ihm dazu dienen, ſich mit guter Art dort einzuführen. Er begleitet den Knaben dahin. Dort bei dem reichen Pächter war man gerade mit einem fröhlichen Erndtefeſte beſchäftigt. Der Knabe, deſſen Unglück der Bettler erzählt, wird aufs liebreichſte aufgenommen; man ſucht ihn zu beruhigen, man tröſtet ihn. Um ſeine Herkunft, um ſeine Eltern befragt, ſchweigt Felix und weiſ't ſanft doch entſchloſſen die Theilnahme zurück. Das befremdet; doch die guten Leute ſchreiben es dem Schrecken, der Verwirrung des Knaben zu. Der Bettler wird von den Pächters-Leuten für ſeine gutmüthige Sorge um den Knaben gelobt, beſchenkt und eingeladen, die Nacht im Hauſe zuzubringen. Er lehnt das Anerbieten unter einem Vorwande ab und entfernt ſich. Dem krankmüden Felix wird ein Lager bereitet. Als dieſer eingeſchlafen und alles im Hauſe ruhig war, ſchleicht ſich der Bettler ins Haus zurück, wirft eine Brandbüchſe auf ein Strohdach und eilt davon. Der Vorhang fällt.

Im folgenden Akte ſehen wir die Pächterswohnung, noch den vorigen Tag ein Sitz des Wohlſtandes, des Glücks und der Fröhlichkeit, in eine wüſte Brandſtätte verwandelt, und hören das Jammergeſchrei der zu Grunde gerichteten Landleute; Felix, von Gends'armen bewacht, bleich und zerſtört, ſteht vor dem Maire und wird von ihm vernommen. Der Verdacht der Brandſtiftung fiel auf ihn. Er war der einzige Fremde im Hofe, ſein geheimnißvolles Weſen hatte gleich bei ſeinem Eintritt Aufmerkſamkeit erregt, und übrigens war bekannt, daß Knaben zu ſolchen Brandſtiftungen gebraucht wurden. Felix ſoll dem Unterſuchungsrichter ſeinen Namen, Wohnort und ſeine Herkunft angeben; er ſagt: das müſſe er verſchweigen. Man unterſucht ſeine Taſchen und findet Diamanten und Geld darin. Woher er ſie bekommen, erklärt er nicht. Endlich wird er von einem der umherverſammelten Landleute erkannt, der ihn früher auf dem Gute des Grafen Clairville geſehen. Felix behauptet ſtandhaft, er kenne den Grafen Clairville nicht. Es wird ihm angekündigt, er würde dahin geführt werden. Der unglückliche Knabe, eingedenk ſeiner Mutter und ihres fürchterlichen Geheimniſſes, geräth in Verzweiflung, fleht jammervoll, man möchte ihn nur nicht auf das Gut des Grafen Clairville bringen, er wolle alles eingeſtehen. Ja, er habe die Diamanten und das Geld dort geſtohlen, er habe das Feuer angelegt. Nach dieſem Geſtändniſſe war es um ſo nöthiger, ihn auf das Gut zu bringen, und Felix wurde unter

Bewachung, von dem Maire begleitet, nach Clairville geführt. Dort wurde am nehmlichen Morgen die Trauung der Gräfin Clairville mit dem Baron Saintval vollzogen. Die Neuvermählten kommen aus der Kirche, eine glänzende Geſellſchaft war im Salon verſammelt, die Zeit vor dem Hochzeitsmale mit Spiel, Muſik, Tanz zu verbringen. Die Gräfin war heiter, ihr Mann glücklich. Da wurde der Maire gemeldet, der in einer Sache, die das allgemeine Wohl beträfe, den Herrn und die Dame des Hauſes ſprechen müſſe. Man läßt ihn eintreten (Felix, in einem Wagen bewacht, bleibt unten im Hofe). Der Maire wendet ſich an die Gräfin, und fängt ſeine Geſchichte zu erzählen an. Dieſe begreift anfänglich nicht. Man hält ihr die Diamanten und den Geldbeutel vor Augen, die man bei Felix gefunden. Da wird es bei der Gräfin fürchterlich Tag; doch noch faßt ſie ſich. Sie erklärt, ſie habe wirklich das alles dem Knaben geſchenkt. Der Maire erwiederte: der Knabe ſelbſt bekenne, es geſtohlen zu haben. Die Gräfin begreift Felix Edelmuth, der, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, lieber freiwillig ein Verbrechen auf ſich nahm. Der Maire erwiedert: wie ſie aus zartem Mitleide den Diebſtahl, den der Knabe begangen, verſchweige; aber die Gerechtigkeit dürfe ſich nicht abwenden laſſen; der Knabe habe ſich auch der Brandſtiftung ſchuldig gemacht, und er müſſe ihn den Gerichten überliefern. Auf ſeinen Wink wird Felix in den Saal geführt. Die Gräfin drückt ihn leidenſchaftlich, angſtvoll an ihre Bruſt. Felix flüſtert ihr zu, ſie möge ſich nicht verrathen, er habe nichts ausgeſagt. Sie aber kann ihr Herz nicht mehr bemeiſtern, ihre Mutterliebe bricht in lichte Flammen aus, und ihr Gatte, ihr Vater, die fremden Gäſte alle, vernehmen mit Entſetzen aus ihrem Munde den Schmerzensruf: Felix iſt mein Sohn! Es war eine fürchterliche Scene. Ich erleichterte mir ſehr das Herz, indem ich die alberne Figur betrachtete, die der friſche Ehemann machte, als ihm die lebendige Mitgift ſeiner Frau vorgezählt wurde. Der alte Vater geräth in Verzweiflung. Er zieht den Degen und will ſeine Tochter durchbohren, die ihn entehrt hat. Er reicht den Degen dem Baron und bittet ihn, in ſeinem Blute die erlittene Beſchimpfung abzuwaſchen. Die Gräfin ſinkt ohnmächtig nieder und der Vorhang fällt. —

Im letzten Akte erſcheint die Gräfin gefaßt. Sie hatte den Schmerz ausgeleert, und es blieb ihr nur noch ihre Pflicht übrig. Sie hat beſchloſſen, in ein Kloſter zu gehen, und von allen Sorgen des Lebens nur noch die für ihren Felix zu behalten. Sie ſchreibt ihrem Vater einen Brief, ihm die dunkle traurige Geſchichte zu erklären. Sie erwartet den Beſuch ihres Mannes, der ſchon alle Anſtalten zu ſeiner Abreiſe hat treffen laſſen, und ſie zum Abſchied noch einmal ſehen wollte. Es iſt eine dumpfe Scene, wobei einem wehe wird. Der Baron liebt Amalie, aber hier war keine Rettung für ſein Herz; es mußte entſagen. Die Gräfin erklärt: es werde ihren eigenen, es werde den Schmerz', den, wie ſie hoffe, er ſelbſt empfinde, mildern, wenn ſie ihm die Ueberzeugung gebe und er ſie mitnehmen könne, daß ſie ſeiner Achtung nie unwürdig war. Sie wolle ihm darum ihre unglückliche Geſchichte erzählen. Achtung! Der Baron macht ein Geſicht wie ein Schaaf. Er bittet ſie, um Gottes willen zu ſchweigen; er wolle nichts hören; er liebe ſie, und es wäre ihm zu ſchmerzlich, erfahren zu müſſen, daß früher als er, ſchon ein Anderer ihre Liebe beſaß. Die Gräfin erwiedert mit leidenſchaftlicher Heſtigkeit: Liebe? ich geliebt? Jamais! Der arme Baron wird ganz verwirrt im Kopfe. Die Gräfin, von Schmerz und Schaam niedergeworfen, fällt zu ſeinen Füßen und erzählt folgendes: vor 16 Jahren, im Jahre 1814, als ſich der ſiegende Feind Paris nahte, habe ſie ihr Vater, ſie in Sicherheit zu bringen, auf ein Gut eines ſeiner Pächter geführt. In einer Nacht wurde das Dorf überfallen; alles ging in Rauch und Flammen auf, alles wurde geplündert, niedergemetzelt. Der Pächter verbarg ſie, das ſechszehnjährige Mädchen, ſchnell in eine dunkle Höhle; kein Lichtſtrahl drang hinein ... Sie war noch nicht dunkel genug für die Erinnerung ... Die Gräfin hält ſich die Hände vor die Augen — wir wiſſen alles. Felix, ihr Sohn, iſt 16 Jahre alt. Die Gräfin erhebt ſich, und bricht in einem Strom von Thränen aus. Der aufhorchende Baron wird immer ſtarrer und ſtarrer, bis er wie zerſchmettert zu den Füßen der Gräfin niederſinkt. Er wolle die Geſchichte zu Ende erzählen. Er frägt nach dem Namen des Dorfes, ſie nennt es ihm. Da zieht er einen Ring vom Finger. Die Gräfin, als ſie ihn erblickt, ſchreit: es iſt der Ring von meiner verſtorbenen Mutter, den ich damals getragen. Der Graf: ein Verbrechen hat dich vor ſechszehen Jahren zu meiner Gattin gemacht! ... Und nun dieſes Gemiſch von Wonne und Schmerz! Es war nicht zu dichten und nicht zu ſpielen. aber es war zum Weinen. Felix tritt herein: der Baron durchwühlt ſeine Geſichtszüge erkennt ſeine eigenen, und drückt entzückt den Knaben an ſein Herz, dem er kurz vorher das Herz hätte durchbohren mögen ... Iſt das nicht die ſchönſte garſtige Geſchichte von der Welt, und muß man nicht erſtaunen, daß der Menſch ſeine Phantaſie foltert, um Leiden von ihr zu erfahren, die das boshafteſte Geſchick dem Menſchen nie angethan?

Mittwoch, den 21. Dezember.

Die Unglückſeligen! Sie laſſen uns ja keine Ruhe, ſie verhöhnen unſere Friedlichkeit und fordern uns zu einem Kampfe heraus, den ſie fliehen, ſobald wir ihn angenommen! War ich doch vorgeſtern auf dem Wege, ein ordentlicher Menſch zu werden und ein Schriftſteller von Gerſtenzucker. Ein Mährchen hatte ich im Kopfe und eine Novelle, und beide — ich ſchmeichle mir gewiß nicht zu viel — hätten in der Wiener Theaterzeitung gedruckt werden dürfen. So war ich, und heute bin ich wieder ein ſchrecklicher Nußknacker. Alle zerbrochene Schaalen mögen über die kommen, die mich verhindert, mein Mährchen und meine Novelle zu vollenden. Montag ging ich um zwei Uhr aus dem Hauſe, um mein tägliches Bewegungs-Penſum abzulaufen: die Boulevards entlang bis auf den Baſtillen-Platz, und von da am Waſſer zurück. In der Paſſage de l'opéra kaufte ich mir ein Zahnpulver, Poudre-naquet dentifrice balsamique, pour donner aux dents la blancheur de l'ivoire. Ich las im Gehen den Zettel, in den das Schächtelchem gewickelt war. Es war Wiegen-Eyapopeija für mein unruhiges Herz. Wie Herr Naquet ſagt: „Als ich wegen herannahenden Greiſen-Alters, und meiner hinfälligen Geſund-

„heit, meinen Parfümerie-Handel aufgab, wollte ich ein Kunſtwerk zum Vorſchein bringen, auf das ich die Sorgen meines ganzen Lebens verwendet, ohne doch je das gewünſchte Ziel erreichen zu können... Auf dem Lande, wohin ich mich zurückzog, im Schooße der Einſamkeit und des ſüßern Friedens, gelang es mir endlich, nach einer unzähligen Menge von Verſuchen, ein balſamiſches Zahnpulver zu Stande zu bringen.... Weder die glänzenden Anerbietungen meiner Nachfolger; weder die Sorgen, noch die unermüdete Geduld, die ein ſo großes Werk erfordert, noch die große Zahl der angeblichen Pſilodantes, die man unter prächtigen Titeln der Welt darbietet — nichts, nichts konnte meinen Entſchluß wankend machen. Und ich hatte recht.... Der Menſchheit nützlich zu ſeyn, den Frauen zumal, war immer mein einziger Wunſch und wird es immer bleiben.... Der Mund, die Wohnung der Grazien und der zauberiſchen Schönheit, zog ſchon von der früheſten Jugend an all mein Denken auf ſich, ich weihte ihm meine Sorgen und meinen Eifer, und ich war glücklich genug, der Welt einige Erzeugniſſe darzubieten, die mir ihren Beifall erwarben. Doch, ich darf es kühn behaupten, nie gab ich ihr ein Zahnpulver, das dieſem gleicht; ein Zahnpulver, das, indem es die Zähne weiß macht, ihren Schmelz bewahrt, das Zahnfleiſch

„befeſtigt, und in dem Munde ein ſchimmerndes „Hochroth, und einen Balſam-Duft verbreitet.... „Soll ich von der Allmacht jenes Zauberbüchleins „ſprechen, wenn es dem entzückten Blicke eine Dop„pelreihe von Perlen darbietet, die zwiſchen glänzen„den Corallen ſchimmern? Nein, hochberühmte Dich„ter, anmuthige Federn haben dieſen Gegenſtand be„handelt, meine Farben werden bleich erſcheinen ne„ben jenen. Ich habe mehr gethan. Ich habe mich „mit etwas beſchäftigt, das nicht weniger ſchwer, „doch weit nützlicher iſt, als die Beſchreibung eines „ſchönen Mundes; ich habe das Mittel geſucht, und „nach langen mühevollen Arbeiten es gefunden, wie „man den Mund immer ſchön erhalte. Die Schach„tel koſtet 3 Fr. 50 [illegible]., eine halbe 2 Fr....“ Und ſo träumte ich mich in das Mährchen hinein: Von der ſchönen holdſeligen *Fee Conferenz*, deren Mund lächelte wie Morgenroth, deren Zähne glänzten wie Sonnenſtrahlen, und wo ſie vorüberſchwebte verwandelte ſie Tag in Nacht. Die ſchlafenden Vögel erwachten und ſangen ihr Morgenlied. Die Blumen neigten ihr Haupt vor ihr. Was lebte, zog ihr jubelnd entgegen. Und ſie feſſelte einen Königsſohn, der ſich in Liebe für ſie verzehrte. Er ermordete ſeinen Vater, und dann führte ſein eignes Volk ihn auf das Blutgerüſte. Ehe ſein Haupt fiel, rief der Unglückliche die Rache des Himmels an. Die Fee war eine böſe giftige Zauberin. Da berührte ſie ein guter Geiſt, der mächtiger war als ſie, mit leichter Hand, und ſie zerſtiebte in ein blutrothes Pulver ... An der Ecke der Richelieu=Straße war das Mährchen fertig

Einige Schritte weiter, bey den Variétés, umgab ein großer dichter Menſchenkreis ein Frauenzimmer von etwa vier und dreißig Jahren, in deren blaſſen Zügen Spuren einer großen Schönheit zu erkennen waren. Sie war nicht vornehm, aber anſtändig und reinlich gekleidet. Sie kniete auf dem regenfeuchten Boden und herzte einen alten garſtigen Pudel, der frohlockend an ſie heraufſprang. Was um ihr her geſprochen, gelacht wurde, kümmerte ſie nicht, ſie hatten die Welt vergeſſen über ihren Fund. Am Morgen hatte ſie ihn auf der Straße verlohren, und nach einigen Stunden, an dieſer Stelle — ein Wunder in Paris — ihn wieder gefunden. Ich machte eine Novelle daraus. Von dem Hunde des treuloſen Geliebten. Er kam nicht wieder. Am dritten Abend vergeblichen, ſchmerzlichen Erwartens, ſcharrte es an Antoniens Thüre. Sie öffnete ſie, und blieb mit ſprachloſem Entzücken ſtehen. Es war der Hund des Geliebten. Sie horchte nach ſeinem Tritte, ſie lehnte ſich über das Treppengeländer und ſchaute hinab. Er kam nicht. Da verfiel ſie in ſtillem Wahnſinn. Jeden Abend ſetzte ſie, wie ſie es gewöhnt war, zwei Gedecke auf den Tiſch. Auf einem Stuhle neben ihr ſaß der Hund, dem ſie den Namen Heinrich gab. Sie legte ihm das Eſſen auf den Teller. „Willſt du denn davon nicht, Heinrich? das haſt du ja immer gern gehabt;" dann brach ſie in Thränen aus und warf ſich jammernd auf die Erde. Der Hund ſprang vom Stuhle und wimmerte zu ihren Füßen...

Jetzt kam ich an die Montmartre-Straße. Da ſah es aus, wie in einem Feldlager. Dragoner, Huſaren, Gensd'armen, Fußvolk, zahlloſe Schaaren von Polizei-Wachen, hielten die Straßen beſetzt, die von den Boulevards ſeitwärts führen. Große Soldaten-Trupps zogen auf und ab. Ich fragte einige aus dem zahlreich verſammelten Volke, was das bedeute? Die Studenten hatten ſich vereinigt, in feierlichem Zuge dem General Romarino, der in der Straße Montmartre wohnte, eine Ehrenfahne zu überreichen. Die bewaffnete Macht jagte ſie zurück und zerſtreute ſie mit unerhörter Mißhandlung. Da ergrimmte ich wieder, und fort Mährchen, fort Novelle! Ich verſtand das gleich. Wort für Wort wußte ich vorher, was Caſimir Perrier an dieſem Tage (er ſollte über die Lyoner Gräuel Rechenſchaft geben) in der Kammer ſagen, was ſeine Papagayen auf der Börſe und in den Zeitungen ihm nachplaudern würden. Schon den Tag vorher waren die

Studenten in gleich großer Zahl zu den polniſchen Generalen gezogen. Die Polizei ſetzte ſich nicht entgegen und alles lief ruhig ab. Kein Bürger zeigte Furcht, kein Laden wurde geſchloſſen, der Verkehr nicht im geringſten geſtört. Den folgenden Tag hatten die Miniſter ſich gegen den vorausbekannten Angriff der Oppoſition zu vertheidigen. Es that ihnen Noth, ihren Söldnertrupp und ihr Angſtgefolge enge zuſammenzuziehen und zum Kampf anzufeuern. Der Zug der Studenten kam ihnen erwünſcht entgegen. Man ſtellte ſich, als habe man Furcht, um bei den Bürgern Furcht zu erregen. Man ließ die bewaffnete Macht auf den Straßen toben. Schrecken verbreitete ſich. Die Läden wurden geſchloſſen. Das wollte man. Die Kaufleute, die gerade um dieſe Weihnacht-Zeit mehr verkaufen in einer Woche, als ſonſt in ganzen Monaten, ſollten gegen die Männer der Freiheit, der Bewegung, gegen die Unruheſtifter murren, und ihren Schmerz und ihren Zorn der Rache ihres Krämer-Gottes, Caſimir-Perrier, überlaſſen. Bei ſolchem ſchändlichen, kleinlich tückiſchen Treiben der Staats-Gewalt — kann man da Novellen ſchreiben? Nein. Ich verfaßte eine donnernde Zornrede, breit und erhaben wie keine früher; zehn Galgen hoch. Nicht dieſen Perrier allein, alle Perriers Europa's hatte ich niedergeſchmettert. Ich hatte mich abgekühlt und war zufrieden mit mir. Aber wie wurde ich beſchämt! Ich kam bis auf den Boulewarb dü Temple. Wie wurde ich da beſchämt von einem Manne, der ſprachlos da ſtand, aber mit einer einzigen Bewegung die Regierung beredtſamer ſtrafte, als ich mit tauſend Worten es gethan. Es war ein ſtattlicher kräftiger Mann aus dem Volke mit ſonnenbraunem Geſichte, feurigem Blicke, buſchigen Augenbraunen. Er trug Beinkleider und Hausmütze eines Nationalgardiſten; den Rock hatte er abgelegt, und die zurückgeſtülpten Hemdärmel zeigten nervige Arme, zum Dreinſchlagen geübt und ſtets bereit. Dieſer Mann war eine Wachsfigur. Erfahren Sie vorher, daß man hier ſeit einem Jahre die abgenutzten, altherkömmlichen Wachsfiguren vervollkommnet hat. Durch mechaniſche Vorrichtung hat man ihnen Bewegung gegeben; ob allen, oder nur denjenigen, die außer den Buden zum Anlocken ſtehen, weiß ich nicht, da ich nie in eine ſolche eingetreten. Der Mann, von dem ich ſpreche, der Muſter-Franzoſe, ſtand, ſo wie ich ihn beſchrieben, mit verſchränkten Armen unter einem kleinen Zelte, deſſen Inneres eine Landſchafts-Dekoration vorſtellte Es war eine Felſengegend, im Hintergrunde das Thor einer Stadt oder eines Dorfes. Der Mann ſchien aus der Fremde in die Heimath zurückgekehrt zu ſeyn. Jetzt erhob er den Kopf und ſah ſich im Vaterlande umher. Trauer und Schmerz, Zorn und Verachtung wallten ſich in ſeinen ſchwarzen Augen. Jetzt ſenkte er Kopf und Blick zur Erde, und eine Bewegung des Mitleids zuckte ihm durch Arme und Schultern, leiſe und trübe, wie der Schatten einer Wolke. Doch, hat vielleicht meine Phantaſie das alles in den Mann hineingedichtet, oder mein Spott hineingelogen? Nein, nein. Ueber ſeinem Kopfe hing eine Tafel, worauf mit großen Buchſtaben: France geſchrieben war. Hätte Louis Philipp dieſes trauernde Frankreich von Wachs geſehen, es wäre ihm durch Mark und Bein gedrungen — oder er wäre kein Menſch, und dann wäre nichts Menſchliches von ihm zu fordern. Ich aber ſchämte mich meiner Rede aus Worten. Wäre ſie geſchrieben geweſen, hätte ich ſie verbrannt; da ſie nur gedacht war, warf ich ſie in den Lethe.

Donnerſtag, den 22. Dezember.

Guten Morgen, ob Sie es zwar nicht verdienen. So heruntergebracht haben Sie mich, ſo demüthig haben Sie meine Hoffnung geſtimmt, daß ich nicht einmal heute einen Brief erwarte, ob es zwar der ſechste Tag iſt, daß ich Ihren Letzten erhalten.

Alſo mein Eduard hat Ihnen ſo ſehr gefallen, daß Sie ihn umarmt haben? Der glückliche Eduard! Er iſt jünger als ich.

In der Münchner Hofzeitung wurde geſtern wieder einmal geraſſelt. Ich glaube, man ſieht die deutſchen Leſer für Vögel an. Ach, daß es nicht wahr wäre! Es iſt zum Erſtaunen, wie gemein und ſchlecht jenes Ariſtokraten-Manifeſt wieder geſchrieben iſt. Es ſcheint, die Miniſter dort laſſen ihre Kriegs-Artikel von ihren Köchen verfertigen. So ſehr hat die Macht allen Credit verlohren, daß ſich nicht einmal ein Worttrödler findet, der die Armuth ihrer Geſinnung zu bedecken, ihnen auf einen Tag einen anſtändigen Rock leiht. Wie habe ich es diesmal getroffen, wie genau habe ich alles vorher berechnet! Es war mir klar, daß es jetzt darauf ankäme, jetzt, wo der Kampf in Deutſchland beginnt, kein Juſte-Milieu aufkommen zu laſſen, das die Streitenden trennend, ſich bald dort, bald hier hinneigend, um von beiden Seiten Vortheil zu ziehen, einen ſumpfigen Frieden bildet, der die Luft verpeſtet und nur den quakenden Fröſchen wohl thut. Die Franzoſen haben kein Temparement zum Juſte-Milieu. Was wir jetzt ſehen, iſt nur ein künſtliches Schaukelſyſtem, das keine Dauer haben wird. Bald wird das Brett den Schwerpunkt verlieren, und auf der einen oder andern Seite überſchnappen. Die Deutſchen aber bilden einen gebohrnen Mittelſtand. Die ſchaukeln nicht, ſie nageln den Wagebalken feſt, ſchmieden eiſerne Klammern darüber, legen noch Felſenſtücke darauf, und zu größerer Beruhigung ſich ſelbſt mit ihrer ganzen Breite, und ſolche gutverwahrte, nichts entſcheidende Gleichgültigkeit könnte noch manche zehn Jahre überdauern. Darum ſchien mir gut, meine Geſinnung und deren Ausdruck auf das äußerſte zu treiben, um meine Gegner zu verleiten, daß ſie das nehmliche thun. O ganz prächtig iſt mir ſchon mancher in die Falle gekommen! Es giebt keinen beſſeren Jagdhund, das Lager der Tyrannei aufzufinden, als ich einer bin; ich wittere ſie auf hundert Stunden weit. Die Münchner Sau habe ich auch heraus geſtöbert. In meinen Briefen ereiferte ich mich darüber, daß kein Deutſcher in Paris an den Kämpfen der Julitage Theil genommen. Von den deutſchen Handwerksburſchen, bemerkte ich, wundre mich das nicht. Dieſe hätten bei Freiheit und Gleichheit nichts zu gewinnen; denn während ihrer Jugend dürften ſie betteln, und im Alter die Zunfttyrannen machen. Das machte den bairiſchen Diplomaten-Lehrjungen den Kopf verlieren, und er ſchrie auf: Seht Ihr, ſeht Ihr, wie thörigt Ihr ſeyd mit Eurer Staatsreform? Seht Ihr, wie die Zunftverfaſſung gedankenloſe, folgſame, leicht zu regierende Unterthanen bildet? Und Ihr wollt die Zünfte aufheben? ... So haben ſie früher nicht geſprochen. Das Zunftweſen war der Herrſchſucht immer lieb geweſen; aber ſie vertheidigten es mit ſchönen Worten von Bürgerwohlſtand, Flor der Gewerbe; das Geheimniß ihrer ſchlauen Staatskunſt verriethen ſie nie dem Volke. Ich werde Ihnen in meinem nächſten Briefe noch andere Geſchichten erzählen, wie ich durch Feuer und Rauch die verborgene Schelmerei aus ihrer Höhle hervorgelockt. Die miniſterielle Klatſch-Liſe in München, um meine Ehre zu verdächtigen, um meinen Muth herabzuſetzen, erinnert mich an einen „gewiſſen Vorfall auf dem Frankfurter Komödienplatz“ und meint, es käme mir nicht zu, den Deutſchen ihre Feigheit in Paris vorzuwerfen. Wenn man etwas beſchämendes von mir wußte warum erzählte man denn den Vorfall nicht? Sollte man etwa auf eine alte Geſchichte mit dem Schauſpieler Heigel anſpielen? Aber damals hat ſich das Chriſtenthum ſehr hundsföttiſch benommen; ich aber habe mich als tapferer

Makkabäer gezeigt. Jude, Jude! das iſt der letzte rothe Heller aus der armſeligen Sparbüchſe ihres Witzes. Aber nach Allem, ich wollte, es gäbe mir Einer die drei Louisd'or zurück, die ich für mein Chriſtenthum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauft und es hilft mich nichts. Drei Louisd'or für ein Plätzchen im deutſchen Narrenhauſe! Es war eine thörigte Verſchwendung.

Freitag, den 21. Dezember.

Geſtern bin ich geſtört worden, den Brief zu endigen und abzuſchicken, wie ich es gedachte. Erſtens, durch Ihren prächtigen fünfſeitigen Brief. Dann geſtört durch einen Brief, den ich gleichzeitig von Campe erhielt; dann durch überſchickte Zeitungen; dann durch einen andern Zeitungs-Artikel aus Deutſchland, den man mir mitgetheilt; endlich durch die Bewegung, die das alles in mir hervorgebracht. Es war eine freudige Bewegung, das ſchwöre ich Ihnen. Es geht ja alles herrlicher, als ich zu träumen gewagt. Wenn Sie hoffen, die Nachricht von der Entziehung meiner Penſion würde ich nicht als eine perſönliche Sache anſehen, ſondern es zum großen Ganzen rechnen – laſſen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Nicht genug Gerechtigkeit laſſen Sie aber meinem Kopfe widerfahren, wenn Sie glauben, ich würde das zu den Unglücksfällen dieſer trüben Tage zählen. Es iſt ja keine Niederlage, es iſt ein Sieg der guten Sache. Kann mir denn etwas willkommener ſeyn, als daß ich ihre Leidenſchaft entflammt, ſie dahin gebracht, in ihre hölzernen mechaniſchen Tücke Blut und Leben zu bringen, und aus glühendem Haſſe zu thun, was ſie früher nur mit eiskalter Politik begangen? Die Frankfurter Regierung hatte gar nicht das Recht, mir Penſion zu entziehen; denn nicht ſie, ſondern die deutſche Bundesverſammlung hatte mir, wie allen Staatsdienern des Großherzogthums Frankfurt, die Penſion zuerkannt. Der Senat glaubte auch gewiß nicht, das Recht zu haben, dachte auch nimmermehr daran, es ſich anzumaßen; aber irgend ein Diplomat befahl, drohte vielleicht und der feige Senat gehorchte angſtzitternd wie immer. Daß man mir ſagen ließ, ich ſolle nach Frankfurt kommen, um ein Amt zu übernehmen, das — ich glaube es gern, um meiner Verachtung eine Grenze zu ſetzen — war ein Vorwand, um, wenn ich der Einladung nicht folgte, mir die Penſion nehmen zu können. Der Senat weiß recht gut, daß noch weniger, als ich mich dazu verſtünde, in Frankfurt ein Amt zu bekleiden, er ſich dazu verſtehen würde, mir eins zu übertragen. Das glaube ich. Aber nimmermehr kann ich glauben, daß man mich nach Frankfurt hat locken wollen, um mich der Rache Oeſterreichs oder Preußens auszuliefern. Es wäre zu ſchändlich, zu niederträchtig! Daß Herr von Guaita gleich nach Erſcheinen meiner Briefe geäußert, man werde mir meine Penſion entziehen, das war natürlich. Er konnte es früher wiſſen als der Senat, denn er iſt das Sprachrohr der liſpelnden Diplomatik, und was man in Wien flüſtert, ſchreit er den alten Bürgern im Römer zu. Den Senator von Haiden, ich kenne ihn. Ja ich ſehe ihn roth werden; er iſt ein edler Menſch Ich ſelbſt erröthete darüber, ich, den doch die Schandthat getroffen, der ſie nicht begangen. Ruhen laſſen will ich die Sache gerade nicht. Helfen wird mir keine Klage; der Bundestag, der hier entſcheidet, iſt ſelbſt Parthei. Zuerſt wäre abzuwarten, daß mir der Senat ein Dekret ſeines Beſchluſſes zukommen läßt. Reden Sie mit *** darüber, ob ein ſolches zu erwarten, wenn nicht, wie ich eine ſolche Mittheilung erzwingen kann. Er möge mir auf jeden Fall eine Vollmacht zum Unterzeichnen ſchicken, dann wollen wir uns darüber beſprechen. Die Sache ſoll öffentlich werden, das iſt meine gute Abſicht. Zu gewinnen iſt unmöglich. Wenn die Frankfurter Advokaten etwas in Maſſe für mich thäten, ſo wäre es ſchön; aber ich hoffe es nicht. Wenn es R. gut findet, will ich einen offenen Brief an die Advokaten drucken laſſen, und ihn nach Frankfurt ſchicken. Ich muß aber darin ſprechen dürfen auf meine Weiſe. Das, fürchte ich, ſchüchtert ihren guten Willen zurück. R*** Rath werde ich auf keine Weiſe in dieſer Sache verſchmähen, ſobald er mir nur frei läßt, meine Angelegenheit an die allgemeine zu knüpfen. Für meinen perſönlichen Vortheil allein habe ich eine ſchwache Zunge und eine ſtumpfe Feder. — Die Angſt für mein Naſſauer Geld iſt lächerlich Wie können Sie denken, daß ein Staat aus einer kleinlichen Rache ſeinen ganzen Kredit umſtoßen ſolle? Aber Euere Furcht iſt bezeichnend genug. Wie weit muß es in Deutſchland gekommen ſeyn, daß man ſolche Gewaltthätigkeiten für möglich hält?

Aus Campe's Brief theile ich Ihnen in meinem Nächſten einiges mit. Heute nur, ſo viel das Papier verſtattet. Menzel ſchrieb ihm: „Sie werden meine in dieſen Tagen erſchienene Kritik der Börneſchen Briefe erhalten. Kein Verbot, keine Winkelkritik, wird je im Stande ſeyn, Börne den wohlverdienten Lorbeerkranz zu entreißen. Sein Genie ſichert ihm für alle Zukunft eine der ehrenvollſten Stellen unter den erſten unſerer Literatur. Sein edles Zornfeuer macht ihn jedem wahren Patrioten im höchſten Grade achtungswerth. Selbſt das frivole Hundegebell, das ſich gegen ihn erhebt, ehrt ihn, und die Nachwelt wird es erkennen."

In einem neuen Zeitungs-Artikel gegen meine Briefe heißt es unter andern Merkwürdigkeiten: ich wäre erboßt gegen alle Leute von Rang und Stand, weil ich ſelbſt kein Hofrath wäre; erboßt gegen die Reichen; weil ich arm ſey; erboßt gegen die Fürſten, weil ich keine Hoffnung hätte, je ſelbſt ein Fürſt zu werden. Iſt das nicht himmliſch? Reden Sie. Ich arm? Iſt mein Herz allein nicht eine Million werth? Ich lege die ganze Million zu Ihren Füßen. Verſchmähen Sie ſie nicht; ich kann doch noch einmal Fürſt werden. In Verſteigerungen kauft man oft die koſtbarſten Sachen um weniges Geld.

Mittheilungen

aus dem

Gebiete der Länder- und Völkerkunde

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Zweiter Theil.

Offenbach,
bei L. Brunet.
1833.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Bibliothk.
[illegible] ſtalts
[illegible] mil.

Zwölfter Theil.

N895 2336

Offenbach,
Bei L. Brunet.
1833.

Inhalt.

Sechzehnter Brief . . . . Seite 1

Siebzehnter Brief . . . . — 12

Achtzehnter Brief . . . . — 22

Neunzehnter Brief . . . . — 45

Zwanzigster Brief . . . . — 53

Ein und zwanzigster Brief . . . . . . — 64

Zwei und zwanzigster Brief . . . . . — 76

Drei und zwanzigster Brief . . . . . . — 93

Vier und zwanzigster Brief . . . . . . — 97

Fünf und zwanzigster Brief . . . . . . — 113

Sechs und zwanzigſter Brief . . . . . Seite 131
Sieben und zwanzigſter Brief . . . . . — 210
Acht und zwanzigſter Brief . . . . . . — 216
Neun und zwanzigſter Brief. . . . . . — 228
Dreißigſter Brief . . . . — 236
Ein und dreißigſter Brief . . . . . . — 243

Sechzehnter Brief.

Paris, Samſtag, den 21. Dezember 1831.

Dr. Rießer in Hamburg hat für mich gegen meinen Eduard geſchrieben; aber weder in Hamburg noch in Altona wollte die Cenſur den Druck der Schrift erlauben. Sie wird jetzt in Braunſchweig gedruckt. So ſind die deutſchen Regierungen! So ſchaamlos iſt ihre Cenſur! So ſind die freien Städte — welche die Monarchen nur darum fortbeſtehen ließen, um republikaniſche Regierungsformen lächerlich und verächtlich zu machen, um zu zeigen, daß ein Senat von Bürgern ſo knechtiſcher Geſinnung ſeyn könne, als ein Staatsrath von Edelleuten. Der nehmliche Cenſor, der es doch geſchehen ließ, daß eine Schrift voll der unerhörteſten Schimpfreden gegen mich erſchien, deren Titel ſchon eine Beleidigung war, verbot die Schrift, die meine

Vertheidigung übernahm! Und ſolche Regierungen verlangen noch, daß man ſie achte! Campe ſchreibt mir ferner: „denken Sie ſich die Tollheit der Menſchen, einige behaupten ſteif und feſt, Sie hätten dieſe Briefe im öſtreichiſchen Solde geſchrieben, damit man der Preſſe beikommen könne. Iſt das erhört?— Glauben Sie mir, ſo dumm das iſt, ſo giebt es doch Menſchen, die noch dümmer ſind als das, und es iſt darum gar nicht unmöglich, daß irgend ein Lohnbedienter irgend eines Kommis-Voyageurs der Diplomatie ein ſolches Gerücht vorſätzlich in den Gang gebracht.

Sechszehnmal iſt Campe ſchon verhört worden. Ich habe eine Vorſtellung davon, was ſie ihn alles ausfragen. So oft ſtand Louvel nicht vor Gericht. Es koſtet viele Arbeit, bis man in Deutſchland gehängt wird. Der Artikel gegen meine Briefe, deſſen ich geſtern erwähnt, ſteht in der Zeitung von Bern, wie ich Ihnen ſchon geſchrieben, einen Trödelmarkt, wo die ariſtokratiſchen Lumpen von ganz Europa aufgehäuft liegen. Er lautet wie folgt: Noch ein Urtheil über Börne's Briefe. „Die Mannheimer Zeitung ſchließt eine kurze Kritik dieſer politiſchen literäriſchen Monſtroſität folgendermaaßen: „Was hier mit dürren Worten, von allen hochtrabenden Phraſen befreit, geſagt wird, iſt leider die Geſchichte der heutigen Tage. Geld- und Ehrgeiz

„bilden die Grundlage der Börneſchen Ausfälle,
„und erwecket in ihm den tödtlichen Haß, welcher
„ſich auf jeder Seite ausſpricht. Weil er nicht Hof-
„rath, Staatsrath, Miniſter iſt, haßt er alle Be-
„amten; weil er ſelbſt kein Geld hat, ſo trifft ſein
„Haß alle Begüterte, Banquiers oder wohlhabende
„Bürger, und weil er endlich nie Fürſt werden kann,
„ſo fällt das größte Gewicht ſeines Haſſes auf die
„Großen dieſer Erde. Was er auszuſprechen, in
„ſo furchtbarer Wahrheit laut zu denken wagt, ver-
„zehrt im Stillen Tauſende. Es iſt daher die Wuth
„ganz begreiflich, mit der alle ſeine Geiſtesverwandten
„über den Unverſchämten herfallen, welcher in ſo
„ganz unbegreiflich naiven Geſtändniſſen der Zeit ver-
„gißt, und den Schleier lüftet, welchen bisher ein
„erkünſtelter Patriotismus ſo fein gewoben hatte.
„Es war daher nur ein Schrei des Entſetzens unter
„ſeinen Freunden, als ſie ihr klug bewahrtes Geheim-
„niß ſo leichtſinnig verrathen, und alle die zarten
„Fäden aufgedeckt ſahen, mit denen ſie ihre Pläne
„umſponnen. Sie mußten, und wohl nicht mit Un-
„recht, fürchten, daß, iſt einmal die Maske gefallen,
„ſich die öffentliche Meinung, welche ſie bisher ſchlau
„für ſich benutzt, ſich gegen ſie richten, und ſo den
„Nimbus zerſtören würde, der ſie umgiebt. Solche
„Fingerzeige bleiben für den Triumph der guten
„Sache nicht verlohren! Es iſt daher Börne's Werk

„ein lehrreiches und nützliches Buch!“ Das merkt euch, Kinder, und ſtellt die Pariſer Briefe neben eure Andachtsſtunden!

— Mein Kamin raucht nicht mehr, er iſt geheilt worden, und gründlich. Ich habe da wieder erfahren, daß man gegen dieſe ſpitzbübiſchen Franzoſen, will man ſein Recht behaupten oder erlangen, grob ſeyn muß. Iſt man artig, wird man beſiegt, denn ſie verſtehen noch artiger zu ſeyn als wir. Dieſe ihre Waffen wiſſen ſie ſo geſchickt zu gebrauchen; ſie geben uns freundliche Worte, ſüße Verſprechungen, um uns einzuſchläfern und unſere Anſprüche zu entwaffnen. Ich aber, der das kannte, ließ mich nie irre führen, und wußte durch periodiſch-abgemeſſene, regelmäßig wiederkehrende Grobheit immer zu erlangen, was mir gebührte. Acht Tage lang ſchickte ich täglich viermal den Conrad zum Hausherrn mit der Ermahnung, für den Kamin zu ſorgen. Da dies nichts half, kündigte ich das Logis auf. Das wirkte.

— Herold's Artikel in den Zeitſchwingen hat mir ſehr gut gefallen. Darin iſt jugendlicher Muth und Uebermuth, wie ihn der Kampf dieſer Zeit erfordert. So eine Butter-Seele wie dieſer Alexis, will es ja nicht beſſer, als geſchmiert zu werden — freilich mit goldenen Meſſerchen, von zarter Hand, auf zartgeröſtetes Weißbrödchen. Nun kömmt eine tüchtige Bürgerfauſt, und ſchmiert ſie mit einem Kochlöffel auf Haberbrod; das wird der Berliner Butter-Seele ihre Schmiegſamkeit etwas verleiden.

Ob ich die Wiener Gedichte kenne? Wie ſollte ich ſie nicht kennen! Sie wohnen ſeit zwei Monaten in meinem Herzen, und ich ſehe und höre ſie täglich. Aber zanken muß ich mit Ihnen, daß Sie durch ſolches unzeitiges Fragen mich in meiner Druckerei ſtören. Ich wollte nächſtens mit Ihnen davon zu ſprechen anfangen, ich wollte Sie fragen: „Haben Sie die Spaziergänge eines Wiener Poeten geleſen?“ und dann, trott, trott, weiter. Jetzt muß ich erſt zu vergeſſen ſuchen, daß ſie Ihnen bekannt ſind. Wenn das noch einmal geſchieht, wenn Sie noch einmal durch ungerufenes Entgegenkommen mir meine ſchüchterne Schriftſtellerei verwirren, laſſe ich künftig Ihre eigenen Briefe ſtatt der meinigen drucken. Da wird ſich auch wohl für Sie ein weiblicher Eduard finden, und dann wollen wir ſehen, wie Sie mit dieſer Hamburger Megäre fertig werden.

Der Conſtitutionel, ſeit vielen Jahren das mächtigſte Blatt der Oppoſition, iſt jetzt in Caſimir Perriers Hände gefallen. Er hat ihn für eine halbe Million Aktien gekauft und kann daher mit ihm verfahren, wie ihm beliebt. Sie müſſen das bekannt machen, und die andern ſollen es auch weiter verbreiten, damit ſich keiner täuſchen laſſe. Es wird noch einige Zeit dauern, bis der Conſtitutionel ſeine Maſke völlig abwirft. Das Blatt hat ſeit vier Wochen ſchon viertauſend Abbonenten verlohren.

Montag, den 26. Dezember.

So eben verläßt mich ein Beſuch, deſſen Veranlaſſung mir ſehr erfreulich war, deſſen Erfolg noch erfreulicher werden kann. Es war ein junger freundlicher Menſch, aus Hof in Baiern gebürtig, ſeit einigen Jahren in einer hieſigen Handlung als Kommis angeſtellt. Er ſagte, daß er im Namen ſeiner zahlreichen Freunde käme, die erſt kürzlich aus der Zeitung erfahren, daß ich in Paris ſey, um mir zu danken für den Eifer, den ich in meinen Schriften für die Sache des Vaterlandes an den Tag gelegt — und ſo fort. Ich ſuchte das abzukürzen. Darauf weiter: er ſey beauftragt, mich um Rath zu fragen. Er, ſeine Freunde und Kameraden, wohl zwei bis dreihundert an der Zahl, alle junge Kaufleute, hätten ſich vorgenommen, an die Bairiſchen und Badiſchen Stände eine Adreſſe zu erlaſſen, um ihnen für den Muth und die Beharrlichkeit, mit welcher ſie für Recht und Freiheit geſtritten, die Gefühle ihrer Bewunderung und ihrer Erkenntlichkeit auszudrücken. Auf meine Bemerkung, daß eine ſolche Adreſſe zu ſpät käme, weil in wenigen Tagen die Stände in München und Carlsruhe auseinander gehen würden, erwiederte man mir: daran läge nichts; es wäre ihnen ja blos darum zu thun, auch ihrerſeits ihre Geſinnung öffentlich kund zu thun. Der ausdrücklichen Bitte zuvorkommend, erklärte ich, daß ich herzlich gern eine ſolche Adreſſe aufſetzen würde. Ich bemerkte: der Schritt, den ſie zu machen dächten, würde von den heilſamſten Folgen ſein. Uns Andern, aus dem Stande der Gelehrten und Schriftſteller, ſo oft wir von verfaſſungsmäßigen Rechten, von Freiheit und Staatsreformen ſprächen, machte man den Vorwurf der Unruheſtiftung und heilloſen Zerſtörungsſucht, und wo man einmal ſo gnädig ſey, uns milder zu betrachten, ſpottete man unſerer luſtigen Schwärmereien, die mit dem wahren Glück des Volkes, das auch für ſolche hohe Ideen nirgends Sinn habe, in gar keiner Verbindung ſtünde. Jetzt aber kämen ſie, alle Kaufleute, die durch Stand, Gewerbe und tägliche Beſchäftigung an das Poſitive gewieſen, ja durch Maas, Gewicht und Zahlen an die Wirklichkeit, wenn ſie ſie je vergeſſen möchten, ſtündlich erinnert würden, und wünſchten und forderten das Nehmliche. Sie ſprächen es aus, daß die materiellen Intereſſen, wo die Sorge für dieſelbe löblich wäre, innigſt an die moraliſchen Intereſſen gebunden wären, und daß nach Allem das ſinnliche Wohlbefinden und Wohlbehagen der Menſchen nicht ihre höchſte Beſtimmung ſey. Dieſes würde eine große Wirkung machen und die ewigen Feinde der

Freiheit in Verwirrung bringen, die, deren Freunde um ſo leichter zu beſiegen, den Stand der Handelsleute und den der Gelehrten zu entzweien ſuchten. . . In dieſem Sinn werde ich nun für die jungen Leute die Adreſſe abfaſſen.

Dienſtag, den 27. Dezember.

Dreimal leſe ich Ihren Brief. Aber wie kann ich auf Alles antworten? Ein Frauenzimmer frägt mehr, als hundert Männer beantworten können.

Von Schlegels Epigrammen habe ich einige vorleſen hören, keine gegen Arndt, aber welche gegen Menzel. Ganz erbärmlich. Der Geck iſt jetzt hier. Solche Leute ſchickt ſeit der Revolution die preußiſche Regierung eine Menge hierher. Aber ſtatt zu ſpioniren, welches ihre Sendung iſt, werden ſie ſpionirt. Die franzöſiſche Regierung erſpart dadurch Geld, Spione in Berlin zu beſolden. Bequemer und beſſer kann man es nicht haben. Schlegel wohnt, aus alter Freundſchaft von der Stael her, bei deren Schwiegerſohn, dem Herzog von Broglie, und wird dort, wie man mir erzählt, zum Beſten gehabt, und en bas behandelt.

Die Damen hier und eine große Zahl von Künſtlern haben ſich vereinigt, Handarbeiten, kleine Kunſtwerke zu verfertigen, und ſie zum Vortheile der Polen auszuſpielen. Die Gegenſtände der Lotterie werden bis zur Ziehung in einem Saale öffentlich ausgeſtellt. Der Zettel koſtet zwei und einen halben Frank. Wie gewöhnlich bei ſolchen Unternehmungen, ſtehen die Namen der Frauenzimmer in der Zeitung, bei welchen die Looſe zu haben ſind. Frau von *** iſt dieſesmal nicht dabei. Es iſt keine legitime Barmherzigkeit, und Revolutionärs verhungern zu ſehen, thut auch einem ſanften weiblichen Herzen wohl. Die ſchöne Dame in ihrem Boudoir denkt, wie es einer zärtlichen Gattin ziemt, an den Mann auf dem Büreau, und begreift, daß an einer Anleihe für Könige mehr zu verdienen ſey, als an einer für den Himmel.

Siebzehnter Brief.

Paris, Freitag, den 30. Dezember 1831.

Ihre Frage wegen der Simoniſten möchte ich Ihnen gern klar und genau beantworten; aber ich weiß nicht viel davon. Da ich mich nicht ſchämte, unwiſſend hierin zu bleiben, will ich mich auch nicht ſchämen, meine Unwiſſenheit zu geſtehen. Sie iſt um ſo weniger zu entſchuldigen, da mir bekannt, daß der Simonismus eine der wichtigſten Erſcheinungen, ja noch mehr iſt: der Inbegriff von vielen wichtigen Erſcheinungen dieſer Zeit. Das ſchwebte vor mir in der Luft und genauer unterſuchte ich es nicht. Es iſt nicht zu ändern. Hier in Paris braucht man nur einen halben Magen; denn der gefällige Kochtopf übernimmt die Hälfte der Verdauung. Hier in Paris braucht man gar kein Herz; denn da alle öffentliche Gedanken in öffentliche Empfindungen übergegangen, iſt das Klima davon warm geworden und man braucht die Bruſt nicht einzuheitzen. Aber tauſend Beine braucht man hier, um nach allen Merkwürdigen zu gehen, tauſend Augen und Ohren, alles Merkwürdige zu ſehen und zu hören, und tauſend Köpfe, um alles aufzufaſſen, ſich anzueignen und zu verarbeiten.

Die Simoniſten halten jeden Sonntag öffentliche Vorleſungen, in welchen ſie ihre Lehren zuſammenſtellen und erläutern. Ich habe aber dieſen Predigten nie beigewohnt. Man muß zwei Stunden vorher da ſeyn, um Platz zu finden, und ſo viele Zeit mochte ich nicht darauf verwenden. Aus gleichem Grunde war ich auch noch nie in einer Kammerſitzung, bei den Verhandlungen der Aſſiſen, noch in einer der öffentlichen Verſammlungen, die hier faſt jede Woche gehalten werden. Das bürgerliche Leben, das in ſeinem ganzen Umfange und in allen ſeine Stockwerken öffentlich geworden, hat die Architektur hinter ſich gelaſſen, die monarchiſch und ariſtokratiſch geblieben. Es giebt in Paris kein öffentliches Gebäude, das ſelbſt für das beſcheidenſte Bedürfniß einer Volksverſammlung Raum genug hätte Es iſt lächerlich, wie wenige öffentliche Sitze in der Deputirtenkammer ſind. Die Regierungen, wenn ſie die Freiheit mit keinen moraliſchen Schranken mehr umziehen dürfen. engen ſie wenigſtens ſo viel und ſo lang als möglich mit Steinmauern ein. Der Saal, den die Simoniſten haben, der iſt nun beſonders klein und ich glaube, daß ſie ihn aus Schelmerei ſo gewählt, damit die Zuhörer um ſo begieriger herbeiſtrömen. Wo die Pariſer keinen Platz finden, da eilen ſie am liebſten hin, beſonders die Frauenzimmer; es iſt ihre Wonne, geſtoßen und gedrückt zu werden

Was mich bis jetzt von einer nähern Bekanntſchaft, nicht mit den Grundſätzen, ſondern mit den Lehren der Simoniſten, abgehalten, iſt die monarchiſche Verfaſſung ihrer Kirche. Sie haben einen Papſt; vor ſolchem kreuze ich mich, wie vor dem Satan. Sie haben eine Autorität; die fürchte ich noch mehr, als den Räuber im finſtern Walde. Ich laſſe mich von keiner Wahrheit gern einſchränken; ich trinke, wie der goldgelockte Felix im Wilhelm Meiſter, am liebſten aus der Flaſche. Wenn ein Pabſt mir ſagt: zwei mal zwei iſt vier — glaube ich es ihm nicht, und habe ich es früher gewußt, fange ich an, daran zu zweifeln. Zwar weiß ich recht gut, daß keine neue Kirche der monarchiſchen Leitung entbehren kann; das Chriſtenthum ſelbſt blieb ſchwach, ward verfolgt und geſchlagen, ſo lange es republikaniſch war, und wurde erſt ſtark, ſiegend und erobernd, als es einen höchſten Biſchof an ſeine Spitze ſtellte. Jedem Staate iſt die monarchiſche Gewalt in ſeiner Kindheit die Laufbank, in ſeinem Greiſenalter eine Krücke; Freiheit gehört dem Jünglingsalter und den männlichen Jahren. Aber, ob ich auch das begreiſe, verabſcheue ich doch die Monarchie für jedes Verhältniß und für jede Zeit. Ein junger Staat ſoll lieber auf allen Vieren kriechen und etwas ſpäter gehen lernen, ſoll lieber, ſobald er das Greiſenalter erreicht, ſich freiwillig den Tod geben, als gemächliche und ſchnellere Entwickelung ſeiner Glieder, als einige Jahre Friſt jämmerlichen Daſeins mit der Freiheit bezahlen. Wie einem die Regierung oft alle bürgerliche Geſellſchaft, das Syſtem die ſchönſte Philoſophie verleiden kann; ſo verleidet einem die Kirche jeden Glauben. *Muß* ich ſelig ſeyn im Paradieſe, dann *will* ich lieber in der Hölle leiden. Es liegt gar nicht ſo viel daran, daß eine neue Wahrheit ſich ſchnell und weit umher verbreite; ſie wird leicht an Würde verlieren, was ſie an Macht, im Werthe verlieren, was ſie im Preiſe gewinnt.

Sie fragen mich: ob die Simoniſten etwa das reine Chriſtenthum herzuſtellen ſuchen? Ich glaube es. Aber was heißt *reines Chriſtenthum*? Es giebt nur *eine* reine Quelle des wahren Glaubens, und aus dieſer fließen die mannigfaltigen Ströme der Religionen, die nach und nach den Schlamm der Ufer abſpülen, und ſich mit Allem beſudeln, was die ſchmutzigen Menſchen hineingeworfen. Die Simoniſten mögen wohl in Frankreich ſeyn, was die Carbonari in Italien ſind. Was dieſe wollen, weiß ich zwar auch nicht klar; doch daß ſie einen edlen Zweck haben, daß ſie ſuchen Licht in das dunkle Lügengebäude des Papſtthums zu bringen, und die Zwingburgen der Gewalt niederzureißen: das erfahre ich von der unbeſchreiblichen Wuth, mit welcher die geiſtliche und weltliche Macht in Italien den Carbonarismus verfolgt.

Der hier erſcheinende *Globe* iſt das Apoſtel-Blatt der Simoniſten; eine Art hauſirende Bibel, die alle Tage den wahren Glauben friſch und warm in die Häuſer bringt. Doch ich kann keine Milch vertragen und leſe darum das Blatt nicht. Von den drei ſtereotypen Lehren, die der Globe als Motto's täglich hinter ſeinem Titel-hat, kann ich nur die erſte annehmen; die zweite iſt mir zu trivial; die dritte finde ich falſch, und eine vierte; mir die erſte, mangelt gänzlich. *Erſte Grundlehre.* Les institutions sociales doivent avoir pour but l'amélioration du sort moral, physique et intellectuel de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre. Daß die bürgerliche Geſellſchaft *nur* für die Mehrzahl, *nur* für die ärmeren Claſſen zu ſorgen habe, dieſem Grundſatze kann man dann erſt beitreten, nachdem man ſtillſchweigend angenommen, daß die Minderzahl der Geiſt- und Güterbegabten, daß jene Glücklichen, für welche ſchon die Natur geſorgt, den Schutz und den Beiſtand der bürgerlichen

Geſetze entbehren können. Dann aber bleibt in jenem Grundſatze die reinſte, heiligſte und unverletzlichſte Vorſchrift, wie der Sittlichkeit, ſo der Religion übrig. Weil ſie rein iſt, wird ſie von allen beſudelt; weil ſie heilig iſt, wird ſie verſpottet; weil unverletzlich, täglich übertreten. Doch ich mag nicht davon ſprechen. Wer nur etwas gelebt hat und nur einen Tag nicht ſich allein, der konnte wahrnehmen, wie man überall und zu allen Zeiten das niedre Volk als unorganiſches Produkt betrachtet, als Erde, Steine, Sand, Waſſer – von Gott, dem Hofarchitekten der Vornehmen und Reichen, herbeigeſchafft, dieſen das Leben wohnlich und angenehm zu machen. Aber der Tag wird kommen, wo der zum Himmel geſtiegene Thränendunſt aller der Millionen Unglücklichen als Sündfluth niederſtürzen, und die Reichen mit allen ihren aufgeſparten Gütern bedrohen wird, und dann werden Schrecken und zu ſpäte Reue die hohle Bruſt der Hartherzigen ausfüllen, und ſie werden das Erbarmen, deſſen Rufe ſie nie gefolgt, ſelbſt anrufen.

Zweite Grundlehre. Tous les privilèges de la naissance, sans exception, seront abolis. Werden hier die alterthümlichen bekannten Privilegien gemeint, wie die des Adels, der Pairs, oder ſonſt eines bevorrechteten Standes, ſo iſt das eine ſo entſchiedene Wahrheit, ein ſo feſt gegründetes Recht, daß man durch ein ſchadenfrohes Erwähnen derſelben nicht die Anmaßung des Widerſpruchs herausfordern ſollte. Nicht die Vernunft iſt auf der Seite der Gleichheit, ſondern auf der Seite der Ungleichheit iſt der Wahnſinn. Aber der Vernunft ziemt es nicht, dem Wahnſinn entgegen zu treten, ihm den Weg zu verſperren; ſondern ſie ſoll warten bis er herbei kömmt, bis er losbricht. Dann ſoll ſie ihn beſprechen, heilen, und wenn er ſich unheilbar zeigt, ihn an die Kette legen und unſchädlich machen. Jedes Wort, noch ferner gegen den Adel geſprochen, iſt ein Schwertſtreich dem Schlachtfelde entzogen; die Zeit des Redens iſt vorüber.

Dritte Grundlehre. A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres. Eine heilloſe Irrlehre! Die Wahrheit iſt ganz auf der entgegengeſetzten Seite. Jemehr Verdienſt, je weniger Lohn; das iſt die Regel der Vernunft. Verdienſt iſt die reine Vorausbezahlung, welche die Natur ſolchen Menſchen leiſtet, denen ſie vertraut, und der, dem ſie geworden, hat keinen weitern Lohn zu fordern. Bezahlung werde dem Verdienſtloſen, der nichts von der Natur geerbt. „Jeder Capacität nach ihren Werken,“ iſt auch falſch. Was der Menſch iſt, beſtimmt ſeinen Werth, und alſo ſeinen Preiß, nicht das, was er thut. Iſt das, was er thut ſeiner Natur gemäß, iſt es blos Lebensäußerung, Selbſterhaltungstrieb, und er hat dafür keinen Lohn zu fordern; iſt es ſeiner Natur zuwider, kann es nichts Gutes ſeyn. Dieſe Irrlehre der Simoniſten entſpringt aus einer andern, zu welcher ſie ſich bekennen, der von einer Gütergemeinſchaft, — eine Lehre der verderblichſten Art, weil ſie den Menſchen nicht allein in der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern auch in ſeinen reinmenſchlichen Verhältniſſen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit beſtehen darin, daß jeder einzelne Menſch in ſeiner Lebensſphäre, ſey nun dieſer Kreis ſo eng gezogen als man wolle, Despot ſeyn darf; nicht aber darin, daß man alle dieſe Perſönlichkeiten zerſtört, und daraus einen allgemeinen Menſchenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinſchaftlich ſind, wenn das Recht ſich Alles nehmen darf, was bleibt dann noch dem ſchönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig? Man wirft den Simoniſten vor — ob der Vorwurf gegründet, weiß ich nicht — ſie wollten die Ehe aufheben. Es fällt mir ſchwer, das zu glauben. Manche Religionen, mancher politiſche Bund, haben im Verlaufe ſpäterer Entartung ſittenverderbliche Grundſätze angenommen; aber eine neue Religion, eine neue Gemeinde, wurden nie auf Sittenloſigkeit gegründet. Doch einen andern Grundſatz ſprechen die Simoniſten deutlich aus: den der Emancipation der Weiber. Wollen ſie damit täuſchen, oder täuſchen ſie ſich ſelbſt — ich weiß es nicht. Vielleicht heucheln ſie dieſen Grundſatz, um die Frauen für ihre Sekte zu gewinnen. Iſt es ihnen aber Ernſt, dann ſind ſie in einem Wahne befangen, der nur darum nicht verderblich iſt, weil er nie zur Wirklichkeit werden kann. Bei einer flüchtigen Betrachtung ſcheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geſchlecht emancipirt würde, wenn es gleiche ſittliche, gleiche politiſche Rechte mit den Männern erhielte; der Kreis der Menſchheit, ſcheint es, würde dadurch erweitert werden. Aber es iſt Täuſchung. Selbſtſtändigkeit des Weibes würde nicht allein die Beſtimmung des weiblichen, ſondern auch die des männlichen Geſchlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menſchliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menſchen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menſchheit erreicht.

Achtzehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 4. Januar 1832.

Wie können Sie nur glauben, ich wünſchte darum nicht, daß meine Briefe in das Franzöſiſche überſetzt würden, weil ich fürchte, der Regierung zu misfallen? Wie ſollte ich ſimpler Bürgersmann die Anmaßung haben, mich zu *fürchten*? Das iſt jetzt ein Prärogativ der Krone, ein Regal der Fürſten. Ich wäre eine Art Falſchmünzer, wenn ich mich mit Fürchten beſchäftigte; das könnte mich den Kopf koſten. Es wäre mir darum unlieb, hier überſetzt zu werden, weil mir Angſt iſt, die Arbeit, von irgend einem ökonomiſchen Buchhändler aus Gewinnſucht veranſtaltet, möchte in die wohlfeilen Hände eines Taglöhners fallen, und ich verunſtaltet werden. Mein kleiner weicher Geiſt iſt leicht außer Form gebracht. Wenn aber ein Mann, wie der Profeſſor Willms in Straßburg, der Bruchſtücke aus meinen ältern

Schriften in der Revüe Germanique ſo vortrefflich überſetzt hat, auch die Briefe franzöſiſch heraus geben wollte, würde ich mich ſehr darüber freuen.

— Wäre Herr von Raumer darum aus der preußiſchen Cenſurbande getreten, um die Schande, Mitglied derſelben geweſen zu ſeyn, abzuwaſchen — auch dann würde ihm das nicht zur Ehre gereichen; denn ſein Ruf ſtünde immer nur auf dem Gefrierpunkte der Tadelloſigkeit. Aber nein, nicht aus Buße, nicht um der beleidigten Menſchheit Abbitte zu thun, hat er aufgehört Cenſor zu ſeyn; ſondern aus gereizter Eitelkeit, weil er ſich perſönlich gekränkt fühlte, daß die Cenſur ſein Werk über Polen anzuzeigen verboten, that er den angſtzitternden Schritt. Ich begreife es nicht, ich werde es niemals faſſen, wie ein Mann, der ſich nur ein wenig ſelbſtachtet, der nicht ſchaamlos ſeine ganze Menſchenwürde von ſich geworfen, um nackt wie ein Thier im warmen Stalle zu lagern, dort ſeinen Bauch zu füttern oder bei gutem Wetter auf der Gunſt der großen Glückspächter herum zu graſen — wie ein ſolcher Mann ſich dazu verſtehen kann, ein Cenſor, ein Henker zu werden — nein, ſchlimmer als ein Henker, denn dieſer tödtet nur die ſchuldig Gerichteten — ein Meuchelmörder der Gedanken, der im Dunkeln lauert und trifft, der das Einzige, was göttlich iſt am Menſchen: die Freiheit des Geiſtes, zerſtört.

daß nichts an ihm übrig bleibe, als das blöde Vieh, das vor der Peitſche ſeiner Treiber hergeht, und kaut und wiederkaut, was ihm ſeine Herren in die Krippe geworfen! Und auch hier wieder wie immer, empört ſich mein Herz gegen die Dummheit des Volks überall, das gar ſeine Macht und Uebermacht nicht kennt; das gar nicht ahnet, daß es nur zu wollen braucht, um jede verhaßte Tyrannei umzuſtoßen. Wenn unter den Tauſenden in jeder Stadt, welche die Cenſur als einen ſchändlichen Uebermuth verabſcheuen, als eine erbärmliche Feigheit verachten, ſich nur zwanzig angeſehene Familienhäupter zu dem Bunde vereinigten, jeden Cenſor als einen ehrloſen Menſchen zu betrachten und zu behandeln, unter keinem Dache mit ihm zu wohnen, an keinem Tiſche mit ihm zu eſſen, ſeine Umgebungen nicht zu berühren, ihn zu fliehen wie einen Verpeſteten, ihn immerfort mit Verachtung zu beſtrafen, mit Spott zu necken — dann würde ſich bald kein Mann von Ehre mehr finden, der Cenſor würde ſeyn wollen; ja ſelbſt der Gefühlloſe, wenn er nur von einem gewiſſen Range iſt, würde nicht den Muth haben, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und die Regierungen würden genöthigt ſeyn, ihre Cenſur den Schindersknechten anzuvertrauen, und der Anger vor dem Thore würde bedeckt werden mit Pferdeknochen, Schaafſchädeln und confiscirten Büchern. Aber wie die Menſchen zum Guten vereinigen? Das iſt der Jammer. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jeder Gemeinde, in jeder Regierung und in jeder Amtsſtube giebt es edle Menſchen genug; aber jeder glaubt, er ſey allein gut geſinnt, und ſo fürchtend, Alle gegen ſich zu haben, wagt es Keiner mit ſeiner Stimme hervorzutreten, und der Sieg bleibt den Schlechten die ſich beſſer errathen, ſich leichter finden. Das iſts, was mir vor vielen Andern den Muth giebt, für Recht und Freiheit ſo laut das Wort zu führen: daß ich weiß, ich ſtehe nicht allein, daß ich weiß, es giebt Tauſende, die ſo gut und beſſer ſind als ich, die meinem Rufe folgen und ſich mir anſchließen. Wüßte ich das nicht, glaubte ich im ſelbſtverliebten Dünkel allein zu ſtehen im Vaterlande, wahrlich, ich wäre nicht der Thor, einer dummen, feigen und undankbaren Menge meine Ruhe fruchtlos aufzuopfern, und ich ſchwiege und duldete wie die Andern alle.

— Gleich nach Empfange Ihres Briefes ſchrieb ich nach Stuttgardt, und beſtellte dort das Hofblatt, das die Donau- und Neckarzeitung gewaſchen hat. Ich behalte mir vor, es zu bläuen und zu bügeln. Erwünſchter konnte mir nichts kommen. Da finde ich den General-Stab und das Genie-Corps der Süddeutſchen Miniſterial-Armee auf einem Flecke beiſammen. In Würtemberg bereitet man ſich auf die ſchrecklich drohende unvermeidliche Landplage der

Stände mit einer Bedächtigkeit vor, zu der in unſern Tagen die Cholera alle deutſche Regierungen gewöhnt hat. Die beſten Aerzte gegen den Liberalismus, die um ſo beſſer ſind, weil ſie die Krankheit ſelbſt überſtanden, werden herbei gerufen und zu Rathe gezogen. Die Doktoren Münch, Pahl, Lindner, von Wangenheim werden am Ständelazarethe angeſtellt. Da die Regierung den Liberalismus nicht für contagiös hält, ſondern miasmatiſch, wird ſie die Angeſtellten keiner ſtrengen Abſonderung unterwerfen, und ſich darum dem Eintritte in die Kammer von liberalen Männern wie Uhland, Pfizer und Schott nicht allzuängſtlich widerſetzen. Um aber den üblen Folgen einer ſolchen Gemeinſchaft zwiſchen Geſunden und Kranken zu begegnen, will die Regierung in einigen Punkten freiwillige Verbeſſerungen vorſchlagen, und hofft dadurch, „der zweiten Kammer die Gelegenheit zu benehmen, ſich auf Koſten der leitenden Staatsgewalt eine unruhige Popularität zu erwerben.“ Kurz es iſt zum Todtlachen, und alle die komiſchen Präſervative gegen die Cholera ſind erhaben dagegen. Die allgemeine und die Stuttgardter Zeitung ſind die zwei großen Rauchfäſſer, aus welchen in einem fort Chlor-Wolken ſich erheben. Herr Münch iſt der Lindenblüthen-Thee, deſſen Heilſamkeit gegen Erkältung er im feuchten Holland oft erprobt; Herr Lindner iſt die Kupfer-Platte auf dem Magen, ein Minimum von diplomatiſchem Gifte, das homöopatiſch heilt; Herr von Wangenheim wird wohl reiben, und wenn nichts hilft, wird die Bundesverſammlung den würtemberger Ständen das Dampfbad bereiten. Die Cholera-Politik! Ich bekomme Leibſchmerzen, wenn ich nur daran denke.

Die Stuttgardter Hof- und Cholera-Zeitung gehört dem Herrn von Cotta, und das auch kömmt mir ſehr gelegen. Mit dem Vater der allgemeinen Zeitung habe ich ohnedies ein ernſtes Wort zu ſprechen. Seine unverſchämte Tochter ſprach neulich ein freches Wort gegen mich aus, und hätte ich etwas darauf erwiedern wollen, wäre es vom zärtlichen Vater zurück gewieſen worden, wie vor Kurzem Heine es erfahren. Nun aber werde ich nicht länger mehr der Thor ſeyn, aus prunkender Großmuth den Vortheil der allgemeinen Sache zu vernachläſſigen, weil zufällig mein eigner damit verbunden iſt. Dann brauchte ja jeder ſchlechte Schriftſteller, jeder feile Zeitungsſchreiber mich nur zu beleidigen, um vor meinem Urtheile ſicher zu ſeyn! Ich kenne die geheime Lebensgeſchichte der allgemeinen Zeitung ſehr genau, von den Jahren des franzöſiſchen Direktoriums bis zum Untergange Warſchaus; und es hängt blos von mir ab, ihr den Namen der deutſchen Phryne zu verſchaffen. Die allgemeine Zeitung iſt freilich ohne Vorliebe die gefällige Allgemeine für Alle, die bezahlen; aber das Recht hat ſelten Geld und das Unrecht immer, und wenn das Recht ja einmal die Gunſt der Allgemeinen bezahlen kann, iſt die Schöne ſo ſchlau, ehe ſie das Recht einläßt, das Unrecht durch die Hinterthüre zu entlaſſen, damit die beiden Nebenbuhler ſich nie begegnen, ſich meſſen, und die Schöne auffordern können, endlich einmal zwiſchen ihnen zu wählen.

— Die Briefe von Cormenin habe ich noch nicht geleſen. Sind ſie aber wirklich ſo herrlich, als Sie ſie gefunden, dann werde ich, Ihrem Rathe folgend, ſie überſetzen und mit deutſchen Bemerkungen verzieren. Ich begehe jedes Staatsverbrechen, wozu Sie mich anreitzen, mit tauſend Freuden. Kann mir denn etwas erwünſchter ſeyn, als früher oder ſpäter auf der Frankfurter Hauptwache Ihre ſchöne und gute Geſellſchaft zu genießen? Zwar hat dieſe freie Stadt Frankfurt keine Civil-Liſte zu bezahlen, aber unſere Regierung muß ihr Contingent zu jeder Bundes-Tyrannei ſtellen, und der Senat würde meine Gotteslaͤſterungen über die großen Königs-Magen ſo ſtreng beſtrafen, als ob er ſelbſt ein König wäre. Ja wohl iſt die Sache von der größten Wichtigkeit. Nicht darauf kömmt es an, ob man einem Fürſten für ſeine ungemeine Gefälligkeit zu regieren einige Millionen mehr oder weniger giebt man gebe ihm ſo viel er braucht, ſo viel er wünſcht, daß er zufrieden ſey und uns zufrieden laſſe; denn die üblen Launen eines Fürſten ſind dem Lande verderblich, und zu allen Zeiten mußte das Volk ſein Glück und ſeine Freiheit erkaufen. Sondern das iſt zu bedenken: jeder überflüſſige Sold, den ein Volk ſeinem Fürſten giebt, den dieſer nicht für ſich und ſeine Familie verwenden kann, wird dazu gebraucht, einen Hof zu bilden und zu nähren, der als giftiger Nebel ſich zwiſchen Fürſt und Volk hinzieht, und eine traurige Thronfinſterniß hervorbringt. Vielleicht iſt es wahr, was die Fürſtengläubigen behaupten: eine Krone ſey etwas himmliſches, eine Art Sonne, die im reinſten Lichte ſtrahle; aber woher wollen wir Bürger das wiſſen? Man zerſtreue den Hofdunſt, der jede Krone umgiebt, und dann werden wir ſehen, was daran iſt. Dann iſt zu überlegen, daß man ganz falſch rechnet, wenn man blos die Millionen, die man einem Fürſten als Civilliſte bewilligt, zählt. Dieſe Millonen ſind nur das Saatkorn, das dreißigfachen Ertrag giebt; dieſe Civilliſte iſt nur die Waffe, womit ein Fürſt ſich Alles erbeutet von ſeinem Volke, wornach ihm gelüſtet. Ludwig XVIII. hatte fünf und dreißig Millionen; aber mit dieſen fünf und dreißig Millionen holte er ſich tauſend andere, womit er ſich und ſeine Creaturen für den durch die Emigration erlittenen

Verluſt entſchädigte. Hätte er keine fünf und dreißig Millionen gehabt, ſondern nicht mehr als er zu ſeinem Unterhalte bedurfte, hätte er die Kammer nicht beſtechen können, und das heilloſe Geſetz der Emigranten-Entſchädigung wäre nicht angenommen worden. Louis Philipp, der Pflaſter-König, hat zwölf Millionen jährlicher Einkünfte aus ſeinem Privatvermögen, und doch verlangt er eine Civil-Liſte von achtzehn Millionen. Die Einwohner der Stadt Bourgs haben der Kammer eine Bittſchrift überſendet, worin ſie darauf antragen, man möchte dem Könige nicht mehr als eine halbe Million geben. Das iſt nach meiner Geſinnung eine halbe Million zu viel, ich würde ihm gar nichts geben. Wer die Ehre haben will, ein großes Volk zu regieren, der mag es ſich etwas koſten laſſen. Frankreich konnte unter ſechs Millionen Bürgern einen König wählen; aber König Philipp konnte ſich kein Volk wählen; die Völker ſind ſelten. Die Kommiſſion der Kammer war in ihren Anſichten getheilt. Vier Mitglieder derſelben ſtimmten für vierzehn Millionen, die vier andern für zwölf und eine halbe, und das neunte Glied, eben Ihr verehrter Cormenin, ſtimmte für eine ſo kleine Summe, daß der miniſterielle Bericht-Erſtatter der Commiſſion ſich ſchämte, ſie in der Kammer laut anzugeben. Dem Kronprinzen wurde überdies, daß ihm die Zeit nicht lange werde, bis er den Thron beſteigt, eine Million bewilligt. Nichts empört mich mehr, als dieſe unverſchämte Apanagirung der Erbprinzen überall. Mein Gott, wer giebt denn dem armen Volke Warte-Geld, wenn es auf den Tod eines böſen Fürſten ängſtlich harrt? Aber die Höfe ſorgen dafür, daß die Kronprinzen ſchon in ihrer früheſten Jugend an Verſchwendung gewöhnt werden; ſie fürchten: in den reifern Jahren der Thronbeſteigung möchten ſie vielleicht für das Laſter nicht genug Empfänglichkeit mehr haben.

Der jetzige König wird alſo vierzehn Millionen bekommen, eine Civilliſte, die jedem Deutſchen, der, wenn auch mit ſeinen Füßen, doch nie mit ſeinem Kopfe Deutſchland verlaſſen, ſehr winzig erſcheinen muß. Und nach dieſer Vergleichung iſt ſie es auch. Das Budget von Frankreich beträgt vierzehnhundert Millionen, die Civilliſte mit vierzehn Millionen würde alſo den hundertſten Theil der Staatsausgaben betragen. Das Budget von Baiern beträgt ſieben und zwanzig Millionen, und die Civilliſte des Königs drei Millionen, alſo den neunten Theil des ganzen Staatshaushalts. Wenn der König von Frankreich im gleichem Verhältniſſe, wie der König von Baiern ausgeſtattet wäre, würde ſeine Civilliſte auf 155½ Millionen ſteigen; und wenn der König von Baiern dem Könige von Frankreich gleich geſetzt würde, ſänke ſein Einkommen auf 270,000 Gulden herab. Und wäre das nicht genug? Die ungeheuren Summen, die der König von Baiern verſchwendet, ſeinen Wohnort zum neuen Athen zu machen, könnten erſpart werden: München war die Stadt der Nachteule, ſchon ehe es Statüen und Gemählde beſaß. Iſt es nicht ein herzzerreißender Jammer, daß der arme Häusler im Speſſart, der ſich glücklich ſchätzt, wenn ihm nur drei Tage in der Woche die Kartoffeln mangeln, den Schweiß ſeiner Hände verſilbern muß, damit in einer ſechzig Stunden entfernten Stadt, die er nie geſehen, wohin er nie kommen wird, eine Glyptothek, eine Pinothek, ein Odeon — Dinge, deren Namen er nicht einmal kennt — die eitle Ruhmſucht eines Königs befriedige? Und dieſer kunſtliebende König, der Zögling des alten freien Griechenlands, der Nacheiferer eines Perikles, hat den Stellvertretern des baieriſchen Volks ſagen laſſen: *Er würde ſie auseinander treiben, wenn ſie ſich unterſtänden, ihm noch ſo wenig von ſeiner Civilliſte zu ſtreichen!* Und er hat ſpäter ſeiner Adelskammer kund gethan, er wolle ſich mit drei Millionen *begnügen!* und die Miniſter dieſes Königs haben in öffentlicher Sitzung der Kammer zu verſtehen gegeben: ihr Herr würde der Kammer manche Forderung bewilligen, wenn ſie ſich gegen die Civilliſte billig zeigten! Sie — Königin der Unglücklichen, wenn dieſe ſich je ihren Herrſcher wählen dürften — haben Sie das auch wohl verſtanden? Der König von Baiern ließ ſeinem Volke ſagen, er würde ihm dieſes und jenes Recht gewähren, dieſe und jene Freiheit bewilligen, die man doch unmöglich geſchenkt verlangen könnte, wenn man ſie ihm bezahlte — bezahlte! Und was hat die Kammer geantwortet? und was hat die badiſche gethan? und . . . doch davon ſpäter. Ich will warten, bis die von Caſſel auch dazu kommt, noch eine kurze Zeit warten. Und dann? Nun dann werde ich trauern, daß ich Recht behalten. Ich werde nicht Triumph! Triumph! rufen, wie es der feurige Welker ſchon vor dem Siege, ja ſchon vor dem Kampfe gethan! Nicht für meine Eitelkeit, für mein Vaterland habe ich die Stimme erhoben, und darum wehklagt mein Herz über den Sieg, den mein Geiſt errungen . . . . .

Ich habe es vergeſſen: wir glücklichen Deutſchen haben einige und dreißig Fürſten, einige und dreißig Civilliſten. Rechnen Sie, was das koſtet, und athmen Sie dabei, wenn Sie können. Und Tauſende wandern jährlich nach Amerika aus, wandern gedankenlos vorüber an einigen und dreißig duftenden Kuchen, und ſchiffen ſich ein, um in einem fremden Welttheile ihren Hunger zu ſtillen! . . . . Ich will noch einmal zur Civilliſte des Königs von Frankreich zurückkehren, um Ihnen zu zeigen, wie Unrecht Sie hatten, als Sie mich ſo oft einen Verſchwender genannt Vergleichen Sie meinen Haushalt mit dem Louis Philipps, und Sie werden erfahren, wer von uns ökonomiſcher iſt. Die Verſchiedenheit der Verhältniſſe mögen Sie immer dabei berückſichtigen. Freilich iſt Louis Philipp König und ich bin keiner, und habe auch, wie die Mannheimer Zeitung meynt, wenig Hoffnung einer zu werden. Freilich hat König Philipp eine Frau und ſieben Kinder, und ich bin, Gott ſey Dank unverheirathet. Aber auf der andern Seite hat König Louis Philipp freie Wohnung, und ich muß die meinige bezahlen; er hat freies Holz aus ſeinen Wäldern; er hat eine Frau, die ihm die Wirthſchaft führt, und ich muß Alles ſelbſt beſorgen und werde geprellt. Alſo das gleicht ſich aus. Und jetzt ſtellen Sie unſere Bedürfniſſe nebeneinander. Die meinigen ſind Ihnen bekannt, ich brauche Ihnen alſo blos die des Königs mitzutheilen, wie ſie vor einiger Zeit bekannt gemacht wurden. Für Doktor und Apotheker jährlich 80,000 Fr. Ich bin viel krank das Jahr durch und weiß, was es koſtet — nicht geheilt zu werden. Der Hofſtaat des Königs ſoll aus tauſend Perſonen beſtehen (doch das iſt viel zu viel). Nun wird angenommen, daß unter tauſend Menſchen einer das ganze Jahr durch krank iſt. Ich will zugeben, daß die Hofkrankheiten immer von der gefährlichſten Art ſeyen, die täglich zwei ärztliche Viſiten erfordern. Jede Viſite zu 10 Fr. gerechnet, alſo täglich 20 Fr., macht das jährlich 7,900 Fr. Arztlohn. Täglich für 2 Fr. Medizin, beträgt jährlich 730 Fr., alſo Arzt und Apotheker zuſammen koſten jährlich 8,630 Fr., woher nun 80,000? Das iſt Verſchwendung. — Livrée-Bediente, 200,000 Fr., zu viel. Beſoldete Tagediebe von Rang, 650,000 Fr., unerhört! Küche 780,000 Fr., davon werde ich in meinem künftigen Werke: von den Königs-Magen weitläufiger ſprechen. Keller 180,000: die Flaſche zu 5 Fr. gerechnet, käme auf das Jahr 36,000 Flaſchen, und auf den Tag 100. Können Mann und Frau und Schweſter und ſieben Kinder, meiſtens Frauenzimmer, täglich 100 Flaſchen Wein trinken? Und denken Sie nicht etwa, daß darunter der Gebrauch für fremde Tiſchgäſte mitbegriffen ſey, denn die Ausgabe für dieſe werden unter dem Artikel Feten beſonders mit 400,000 Fr. berechnet. — Für 300 Pferde jährlich 900,000 Fr.; alſo jedes Pferd 3,000 Fr. Ein Pariſer Blatt bemerkte: Tauſende in Paris würden ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie zu ihrem Lager das Stroh jener Pferde hätten. Und erinnern Sie ſich noch des herrlichen Marſtalles in Hannover, des dortigen Muſeums, das alle Reiſende, alle neugierigen Damen beſuchen? Einige hundert Pferde zum Gebrauche eines Königs, der ſeit hundert Jahren nicht in Hannover reſidirte, werden dort gefüttert mit dem Brode, getränkt mit dem Schweiße der unglücklichen Unterthanen, damit die Majeſtät des Thrones auch in Abweſenheit des Königs ſichtbar werde. Und wenn es kalt iſt in Hannover, aber recht kalt, ſo daß die Thränen der Unglücklichen zu Eis werden, dann wird in der Nacht Stroh geſtreut auf dem Steinboden des Marſtalles, quer über die durchlaufende trübe Goſſe gelegt, und die armen Leute, die kein Holz haben und kein Bett und keine Suppe haben, ihre erfrornen Glieder zu wärmen, dürfen dahin kommen und dort ſchlafen zwiſchen den königlichen Pferden bis der Tag graut. Es iſt keine Verſchwendung, wie man ſie oft den Höfen vorwirft; o nein. Das Stroh kann man den andern Tag für die Pferde gebrauchen, und den Stellvertretern der königlichen Majeſtät iſt der warme Dunſt ſo vieler Menſchen ohnedies gedeihlich. Gott, Gott! nein, Teufel! Teufel! Da wir doch keine Heiden mehr ſeyn dürfen, welche die menſchlichen Götter anriefen!

Weiter. Für Heitzung 250,000 Fr. Damit könnte man ganz Sibirien wärmen, und das Holz wäre dort beſſer verwendet, damit unſere armen Polen nicht erfrieren. Uebrigens ſteht die ganze Ausgabe betrügeriſch da, da der König ſein Holz aus ſeinen Domainen-Waldungen zieht, und es alſo nicht zu bezahlen braucht. — Beleuchtung 370,000 Fr., und trotz den vielen Kerzen lebt König Philipp wie jeder König, immer im Dunkeln! Wäſche 160,000 Fr. Rechnen Sie mir aus, wie das möglich iſt. Muſik, Theater, 300,000 Fr. Reiſen eine Million; Geſchenke, 160,000 Fr. Ein Fürſt hat gut ſchenken! Und alle dieſe Ausgaben zuſammen nennt man an den Höfen: die kleinen Vergnügungen der Fürſten, les menus plaisirs. Was koſten ihnen nicht erſt ihre großen Freuden, Kriege, Eroberungen, Mätreſſen, Leibgarden, Günſtlinge, Beſtechungen, geheime Polizei! Und fragen Sie vielleicht, aber im Ernſte, wie ſind ſolche große unmögliche Bedürfniſſe nachzuweiſen? iſt die Antwort: höchſtens der vierte Theil dieſer Summe wird zu angegebnem Gebrauche verwendet; drei Viertheile werden geſtohlen, kommen in die Hände einiger begünſtigten Lieferanten, die den Vortheil mit dem Hofminiſter theilen. Aber nicht der König, das Volk wird betrogen, welches die Civilliſte bezahlen muß.

Neulich las ich einige merkwürdige Beiſpiele von Hof-Gaunereien. Die Kaiſerin Katharina von Rußland, welche ihren Haushalt ſelbſt überſah, fand einmal in der Rechnung 28,000 Fr. für Talglichter angeſetzt. Dieſe große Summe fiel ihr um ſo mehr auf, da ſie den ſtrengſten Befehl gegeben hatte, daß an ihrem Hofe kein Talglicht gebrannt werden ſollte.

Sie ſtellte Unterſuchungen an, und da fand ſich, daß der junge Prinz, nachmaliger Kaiſer Alexander, ſich ein Talglicht hatte kommen laſſen, um damit ſeine aufgeſprungene Lippe zu beſtreichen. Der Lakai, der das Licht kaufte, ſtellte vier Pfund in Rechnung, der Vorgeſetzte über ihn machte eine Summe von 300 Fr. daraus, und ſo von Diener zu Diener hinaufſteigend, ſchwoll die Summe immer höher an, bis endlich der Oberhof-Intendant die runde Summe von 28,000 Fr. zu Papier brachte. Ludwig XVIII. hat berechnet, daß ihm jedes friſche Ei, das er verzehre, auf 30 Fr. zu ſtehen komme. Es iſt wahr, die Hofdiebe treiben ihr Handwerk mit großer Genialität, und ich ſelbſt, wenn ich Richter wäre, würde mich bedenken, ſolche große Künſtler an den Galgen zu bringen. Solche Geſchichten wären ſehr ſpaßhaft, ſehr unterhaltend, wenn nur das Volk den theuern Spaß nicht bezahlen müßte.

Donnerſtag, den [illegible] Januar.

Geſtern war in dieſem Winter der erſte Abend bei * * *. Das ganze Perpetuum Mobile der Kammer war da; Odillon-Barrot, Pagès, Clauzel, Lamarque, Mauguin, und wie ſie ſonſt alle heißen. Auch die Generale Romarino und Langermann, Lelewell und noch viel andere confiscirte Polen. Wenn man denn Lelewell ſieht und hört, ſollte man es ihm nicht zutrauen, daß er den Geiſt und Muth hätte, vor einer Revolution herzugehen. Er ſieht ſo zerquetſcht aus, ſpricht ſo matt und gebrochen, hat ein ſo furchtbares Organ, daß man ihn für einen deutſchen Stubengelehrten halten ſollte. Doch vielleicht hat ihn das Unglück ſeines Vaterlandes niedergeworfen; vielleicht auch (und das iſt das Wahrſcheinlichſte, iſt er bedenklich, an öffentlichen Orten frei zu ſprechen. Denn ein anderer Pole klagte mir, es wäre ein Jammer und eine Schande, wie viele Spione es unter ihnen in Paris gäbe. Unter den anweſenden Deutſchen war auch Börne, der Verfaſſer „der berüchtigten Briefe aus Paris," wie ſie die berühmte allgemeine Zeitung nur allzugelinde nennt. Er mußte mich wohl für einen Franzoſen gehalten haben; denn er unterhielt ſich mit einem Deutſchen über Dinge, die gewiß keiner hören ſollte, und es hinderte ihn gar nicht, daß ich ganz nah dabei ſtand. Und ſo habe ich denn gehört, wie dieſer Freiheitsheld, dieſer Demagog, dieſer Fürſtenknacker, zu dem andern ſagte: er verſpräche, wenn er ihm ein Pfund Rauchtabak und ein halbes Pfund Schnupftabak aus Deutſchland verſchaffte, dafür ſeinen Fürſten, ſo viel und ſo lange er wolle, öffentlich zu loben. Und für einen ſo heilloſen Menſchen, der für anderthalb Pfund Tabak ſein Gewiſſen verkauft, können Sie eingenommen ſeyn? Der Deutſche, dem er dieſes Anerbieten machte, war Herr von *** aus ***.

Es herrſchte eine beſonders große Bewegung in der Geſellſchaft. Die Herren waren noch ganz heiß von der Kammerſitzung, in der an dieſem Tage ein heftiger Aufruhr ſtatt fand, weil Montalivet die Franzoſen Unterthanen des Königs genannt. Sie werden das in der Zeitung geleſen haben. *** ließ die ſeitdem bekannt gewordene Proteſtation in der Geſellſchaft circuliren, welche die anweſenden Deputirten unterſchrieben. Um Mitternacht rief mich *** in ein abgelegenes Cabinet, wo ich ***, den General *** und *** an einem Tiſche mit Schreiben beſchäftigt fand. Die deutſchen Angelegenheiten kamen da zur Sprache. Was dort verhandelt worden, wage ich nicht dem Papiere anzuvertrauen, und es in unſere Sprache zu überſetzen, habe ich heute keine Zeit. Doch eine wichtige Aeußerung des Generals *** muß ich Ihnen mittheilen. (P. 414. T. 4. Monat 18.) „Soli Branz, Resseo pariam vorum „catibis, press ar littotas massica plissos, voris„silo caruss ab itanis. Os? pervens politan. „Ciro! navira canti babus sirneos romarinos; „vertel. Cassus iran peplita poplites, varina „faessionibus. Venamos pur? valemi naro inoi„tamentamus. Pasti? marmorum quesitan. Cass „ab, papiron gash.“ Ich fragte ***, welche Garantie man den Deutſchen gäbe? Darauf brach er in ein lautes und boshaftes Lachen aus, und ſprach: Ihr ſeyd ein Volk und verlangt Garantie? Ich ſchämte mich meiner Uebereilung und um meine Verlegenheit zu verbergen, erzählte ich ihm eine bekannte deutſche Anekdote. Kaiſer Joſeph errichtete zwei Regimenter von lauter Juden. Als dieſe einmal in Friedenszeiten Nachts durch einen Wald marſchiren ſollten, baten ſie den General, er möchte ihnen Bedeckung mitgeben, weil, wie das Gerücht ging, Räuber den Wald unſicher machten. Praxas kuhu, praxas kuhu — ſagte ich noch. Mündlich das Nähere.

— Heute ſchickte mir der hieſigen Geſandte der freien Städte ein Protokoll der frankfurter Polizei mit, das ihm für mich zugeſchickt worden war. Ich habe es aber auch gar zu gut und bequem in dieſer Welt, über die alle Menſchen klagen, und mein Hotel des menus-plaisirs iſt viel reicher verſorgt, wie das des Königs. Wie glücklich war ich, als ich den guten alten Kanzlei-Styl wieder. ſah! Ich drückte ihn an mein Herz, ich küßte ihn. Ein Ruf zu einem Staatsamte in Form eines Steckbriefes abgefaßt! Das Protokoll iſt geſchrieben „in Gegenwart Sr. Hochwohlgeboren des wohlregierenden jüngern Herrn Bürgermeiſters Herrn Senatoris Dris Miltenberg; S. T. Herrn Senatoris Dris Behrends; S. T. Hofs. des Raths, und meiner des Actuarii Münch.“ Herr, wird meinem Namen niemals vorgeſetzt, ſondern ich heiße immer der Dr. Ludwig Baruch modo Boerne. Das Herr, das ſie mir geſtohlen, ſchenkten ſie dem jüngern Bürgermeiſter, ſo daß dieſer zweimal Herr vor ſeinem Namen hat. Er hätte es nicht annehmen ſollen. Heißt das wohl regieren? Ich mußte in Gegenwart meiner, des Dris Ludwig Baruch modo Boerne, herzlich lachen über das Polizei-Protokoll. Es hat 57 Zeilen und nur ein einziges Punktum. Es fängt an: „als vorkam, daß des zufolge,“ und endet: „zu ſiſtiren habe.“ Hat man je eine Schrift geleſen, die anfängt: als vorkam, daß des zufolge? Konnte da je etwas Gutes daraus werden? In der Mitte des Protokolls heißt es: Nach dem Reichs-Deputations-Schluß von 1803, müſſe ich als Penſionir ein Amt annehmen, und nach meiner

Vorſtellung an den Senat von 19. Juli 1815, wollte ich eines annehmen. Da ich nun zugleich müßte und wollte, ſollte ich mich ſiſtiren, um der frankfurter Polizei in ihrer großen Verlegenheit auszuhelfen; denn ſie könnte ohne mich länger nicht mehr fertig werden. Ich ſchicke morgen dem Dr. Reinganum das Protokoll, und bei dem können Sie es leſen. Bringen Sie aber einige Punkte hinein, es könnte ſonſt ihrer Bruſt ſchaden. Sieben und funfzig Zeilen und ein Punktum! Es iſt gräulich, wie Eduard Meier in Hamburg ſagt; und, was zu arg iſt, iſt zu arg, wie er ebenfalls ſagt; und, da muß einem die Geduld reißen, wie er nicht minder ſagt. Sieben und funfzig Zeilen und ein Punktum! Das iſt ja noch ärger wie Falſtaffs Wirthshaus-Rechnung. Ein Penny für Brod, und dreißig Schilling für Sekt. O Herr Aktuarius Münch, warum haben Sie nichts von mir profitirt? Ich war drei Jahre Ihr College, und Sie hätten von mir lernen können, wie man Punkte ſetzt, Fallen ſtellt, Schlingen legt.

Dem *** werde ich nicht ſchreiben, das habe ich mir ſchon früher vorgenommen. Glauben Sie doch ja nicht, daß mir ſolche Dinge Gemüthsbewegung machen. Unangenehme Berührungen von Menſchen weiß ich leicht zu heilen. So oft mir ein Narr oder ein Böſewicht vorkömmt, erhebe ich ihn zu einem Narrenkönig, oder zu einem Könige der Böſewichter. Dann ſehe ich ſein ganzes Volk hinter ihm, und mit der Menſchheit darf man nicht rechten. Gott hat ſie geſchaffen, wie ſie iſt, und hat allein alles zu verantworten. *** iſt mir ein ſolcher Narrenkönig. „Ich kann dich nur beklagen“ — kömmt das nicht in einer Oper, ich glaube in der Zauberflöte vor? Nun, ich ſage dem ***: Ich kann dich nur beklagen, eitler Narrenkönig!

Den Cormenin, und was Sie ſonſt wünſchen, werde ich Ihnen durch die erſte Gelegenheit ſchicken. Drei Briefe ſind erſchienen, und jetzt in einer Broſchüre vereinigt herausgekommen. Den dritten Brief habe ich geleſen. Es iſt die Weisheit in Zahlen und iſt die Thorheit in Zahlen. So, und nur ſo allein muß man die Menſchen belehren; denn ſie ſind ſo dumm, daß ſie nichts begreifen, was ſie nicht zählen können. Sie ſind gar zu dumm, die Menſchen! Wenn ſie nur einen einzigen Tag wollten, oder nur einen einzigen Tag nicht wollten, dann wäre wenigſtens allen Leiden ein Ende gemacht, die von den Menſchen kommen, und blieben dann nur noch Ueberſchwemmungen, Erdbeben, Krankheiten übrig, welche Plagen nicht viel bedeuten. Aber wollen! Das iſts. Nicht wollen; das iſts noch mehr. Kaiſer Maximilian hatte einen Hofnarren, der ſagte ihm einmal: Wenn wir nun Alle einmal nicht mehr wollen, was willſt du dann thun? Ich weiß nicht, was der Kaiſer darauf geantwortet; aber der Narr, der ſchon vor länger als drei Jahrhunderten einen ſolchen großen Gedanken haben konnte, mußte ein erhab'ner Geiſt geweſen ſeyn.

Neunzehnter Brief.

Paris, Montag, den 9. Januar 1832.

Geſtern war ein ſchönes Concert im italieniſchen Theater, wobei mir, wie gewöhnlich, das letzte Muſikſtück am beſten gefiel; denn ich bin immer froh, wenn ein Concert zu Ende iſt. Es iſt mit dem Kunſtgenuſſe, wie mit dem ſinnlichen: Ohr, Auge, die Seele habe einen Punkt der Sättigung, den, erreicht, alles weitere nicht mehr mundet, noch gut bekömmt. Die vielen und beſonders verſchiedenartigen muſikaliſchen Gerichte, eines nach dem andern vorgeſetzt, ſtumpfen die Empfänglichkeit ab, und richten das Urtheil ganz zu Grunde. Es iſt eine abſcheuliche Ueppigkeit, die den Menſchen endlich empfindungsarm macht. Dieſes im Vorbeigehen; denn man ſoll jede Gelegenheit benutzen, einer Freundin etwas Philoſophie in Verwahrung zu geben. Die

Zeit kann kommen, daß man ſie bei ihr braucht, und dann iſt der überraſchende Vorrath ſehr angenehm.

Meine Malibran hatte einen ſtarken Huſten und ſang ſchlecht. Das verzieh ich ihr auf der Stelle. Aber ſie trug ein Kleid von rothem Sammet, das einen reifrockartigen Umfang hatte, und das konnte ich ihr anfänglich nicht verzeihen. Als aber darauf Herr von Berriot erſchien, verzieh ich ihr das auch. Es iſt das liebenswürdigſte Geſicht, das mir je an einem Manne vorgekommen. Er iſt beſcheiden, ſinnig, voll Geiſt und Gemüth. So iſt auch ſein körperlicher Anſtand und ſo ſein Spiel. Paganini's Humor hat er nicht, vielleicht auch nicht ſeine Tiefe; aber ſeine Höhe und eine Harmonie, die Paganini nicht hat. Grazie möchte ich in ſeinem Spiel nicht nennen, was ein beſſeres Wort verdiente; denn mit Grazie verbindet man doch immer die Vorſtellung einer weiblichen Kraftloſigkeit; doch weiß ich nicht, wie ich es nennen ſoll. Was mir an Berriot am meiſten gefiel, war ſeine Anſpruchloſigkeit ſowohl in ſeinem Vortrage, als in ſeiner Kompoſition. Ich habe an andern großen Komponiſten und Virtuoſen oft bemerkt, daß ſie ihrer gelungenſten Stellen ſich ſelbſt bewußt ſind, und wenn ſie an dieſe kommen, gleichſam zur Bewunderung herausfordern. Berriot bleibt ſich immer gleich, giebt keinem Theile ſeines Spieles und ſeiner Kompoſition einen Vorzug vor dem andern, und fordert keinen für ihn. Kurz, Berriot iſt ein Nebenbuhler, der meiner würdig iſt, und da Madame Malibran das Unglück hat, mich gar nicht zu kennen, konnte ſie keine beſſere Wahl treffen.

Schon ſeit zehn Jahren komme ich nach Paris, und erſt vor vierzehn Tagen habe ich die berühmte Mars zum erſtenmal ſpielen ſehen. Aber daß Sie ja meine Ungeſchicklichkeiten keinem verrathen! Ich hätte Ihnen früher über jenen Abend geſchrieben, aber ich wußte nicht, was ich Ihnen ſagen ſollte, und ich weiß es heute noch nicht was ich davon denken ſoll. Die Sache iſt: ich habe alle Uebung im Kunſturtheile verloren. In frühern Jahren war ich, wie mich mehrere dramatiſche Dichter und Schauſpieler, deren Stücke und deren Spiel ich gelobt, verſichert haben, ein ſehr guter Theaterkritiker; aber ſeitdem hat das unverſchämt proſaiſche Europa mich aus aller Aeſthetik geworfen. Ich glaube, daß die Mars die größte Künſtlerin iſt, als welche ſie den Ruhm hat; aber ich weiß es noch nicht. Doch weiß ich auch nichts im geringſten, was dieſen Glauben ſchwankend machen könnte. So viel merkte ich wohl, daß ſie in den gewöhnlichen Momenten des Spiels ſehr ökonomiſch iſt mit ihren Mitteln, und man darum, den Reichthum ihrer Kunſt zu beurtheilen, erſt jene Feierlichkeiten des Herzens abwarten ſoll, in welchem ſich Glanz und Aufwand zeigen muß. Zu ſolchen Feierlichkeiten boten aber die beide Stücke, in welchen ſie auftrat, keinen Anlaß. Es waren: l'Ecole des Vieillards von Delavigne, und les fausses confidences von Marivaux. Mir behagen die neuen Luſtſpiele nicht, auch nicht die Beſſern. Die alten guten Komödien gaben uns Federzeichnungen, geiſtreiche Umriſſe von Charakteren, die Leſer, Zuhörer, und Schauſpieler ausmalten Das beſchäftigte den Geiſt, und gab der Kunſt Beſchäftigung. Die neuen Komödiendichter aber, ohne Geiſt und ohne Erfindung wie ſie ſind, zeigen ihre Kunſt nur in den Farben, und darum bleibt dem Schauſpieler nichts weiter übrig, als ein Stück, das ihm nichts zu ergänzen gelaſſen, zu kopiren. Das Drama Delavignes iſt ſolcher modernen Art, und ſelbſt eine Mars konnte die Feinheit ihrer Rolle nicht noch feiner ausſpinnen, und wer daher, wie ich das Stück geleſen und gut verſtanden, erfuhr nichts Neues von ihr. In dem alten Luſtſpiele les fausses confidences, fand ich die Mars zu modern. Was allen männlichen Rollen in dem Stücke gelang, ihren Empfindungen etwas Perückenartiges zu geben, mußte einem ſchönthuenden Frauenzimmer mislingen. Thut denn die Mars ſchön? — werden Sie mich vielleicht mit Verwunderung fragen? Doch vergeſſen Sie nicht, daß es zehn Jahre ſind, daß Sie ſie geſehen, und zehn Jahre ſind ein Jahrhundert im Leben eines Frauenzimmers. Ich will es bekennen, daß die Mars mir nicht gefiel, weil ſie alt iſt. Zu meinem Unglücke ſaß ich ihr ganz nahe, und glaubte überdies meinem boshaften Vergrößerungs-Glaſe, das ſelbſt eine Hebe verläumdet. O die Runzeln, dieſe Särge ohne Deckel! Und das graudämmernde Lächeln, das mit dem letzten Strahle der untergegangenen Schönheit gemiſcht iſt! Lächeln aber iſt die ganze Kunſt einer Schauſpielerin in dieſen moderen Komödien, wo Tugend und Laſter, Treue und Verrath, Liebe und Haß, Kraft und Mattigkeit, zu dem bequemen und leicht verdaulichen Ragout, das man geſellſchaftliches Leben nennt, zuſammengelächelt ſind. Die Schauſpielerin, die nicht mehr gut lächeln kann, ſoll die Medea ſpielen, die Clytemneſtra — oder die Antigone, aber nicht die junge Frau eines alten Mannes, in dieſem reconvalescirenden noch ſchwachen Jahrhunderte. Ach die Weiber, welchen höchſtens der Spiegel ſagt, daß ſie alt geworden, aber nie das Herz! Und wenn nun die müden alten Züge des Geſichts der Empfindung nicht mehr nachkommen können — es iſt gar zu traurig. Ich hätte der alten Mars gern die Jugend und Schönheit meiner achtzehnjährigen Geliebten auf den Abend geliehen, und hätte mit einer zahnloſen Braut den ganzen Abend gekoſ't; ſo gerührt war ich. Die abſcheulichen Runzeln! Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht lachen müßte, daß ich ein Mann geworden. Und wenn ich den Spiegel küßte, ich ſehe keine Runzeln in meinem Geſichte. Und doch ſind ſie da; aber wir Männer haben keine Augen dafür. Ja die Weiber haben keinen beſſern Freund als mich, und einen der ſeltenſten Art; einen Freund in der Noth und nur in der Noth, nicht im Glücke. An euern Freuden will ich nicht Theil haben, ich habe keinen Sinn dafür; aber euere Leiden von verrathener Liebe bis zum Schmerze eines beſiegten Hutes: ſie ſind mir alle heilig.

Die Mars hatte wegen Krankheit ſeit einem Jahre nicht ſpielen können, und da ſie nun zum Erſtenmale wieder auftrat, wurde ſie mit lebhaftem, aber doch nicht mit jenem ſtürmiſchen Beifalle empfangen, welcher im Anfange des Winters der Malibran zu Theil ward, als ſie von einer Kunſtreiſe von einigen Monaten, die ſie in Geſellſchaft des Herrn von Berriot gemacht, zurückkehrte. Jugend und Schönheit haben Kredit, die alte Mars mußte den Beifall mit ihrem Spiele baar vorauszahlen. Nicht wegen, aber trotz der Mars hätte ich mich dieſen Komödien-Abend ſehr gelangweilt, hätte nicht Monroſe mitgeſpielt in Marivaurs Stücke. Monroſe iſt ein unvergleichlicher Schauſpieler für alle ſpitzbübiſche Bedienten, welche in neuerer Zeit, durch die Konkurrenz ihrer Herren, ganz zu Grunde gerichtet worden. Die Schelmerei iſt ſo wenig ſchändlich mehr, daß man die vertrauten Bedienten nicht mehr braucht; denn man thut alles ſelbſt, und öffentlich. Auch dadurch hat die neue Komödie viel verloren. Monroſe iſt ein herrliches antikes Kunſtwerk. Der König war auch im Theater. Den vorigen Winter ſah ich ihn in den Fourberies de Scapin — nicht den König, ſondern Monroſe — und erſtaunte über ſein Talent. Er wurde mit Beifalls-Aeußerungen empfangen — nicht Monroſe, ſondern der König — der Zorn über meine dicke Dinte hat mich ganz verwirrt gemacht, und ich weiß gar nicht, was ich ſchreibe — aber es waren einſtudirte Choriſten, das merkte man gleich.

Von den *Briefen eines Verſtorbenen* im Morgenblatte habe ich die, welche mich betreffen, aber nur flüchtig geleſen; die andern noch gar nicht. Ich werde ſie mir zu verſchaffen ſuchen, und dann uch darüber ſprechen. Ich glaube, daß ſie Roert geſchrieben. Der unglückliche Robert, der n den Ufern der Oos trauert, daß in den Stürmen der Julirevolution ſeine nicht aſſekurirten

Vaudevilles untergegangen! Dort ſinnt und ſinnt er, wie zu machen, daß von ihm geſprochen werde. Dem Manne kann geholfen werden, — ſage ich, wie Karl Moor in den Räubern.

Zwanzigſter Brief.

Paris, Mittwoch, den 11. Januar 1832.

Geſtern war ich wieder bei dem monatlichen encyclopädiſchen Diner. Die Geſellſchaft war gut, das Eſſen ſchlecht. Es compenſirt ſich alles; bei den Ariſtokraten ſpeißt man beſſer. Ich habe mich viel mit Polen unterhalten, mit den Generalen Langerman und Uminski. Letzterer war erfreut, mich kennen zu lernen; er hatte in Strasburg meine Briefe geleſen. Mehreren Anweſenden wurde ich vorgeſtellt als ein Allemand très destingué. Bei Tiſche wieder die gewöhnlichen Toaſts auf alle Völker des Erdenrundes und die Deutſchen zuletzt, wie immer. Jullien hat eine halbe Stunde ſehr ſchön geſprochen. Der Trink-Refrain à l'union des peuples kettete Volk an Volk, und nahm ſich in der Wiederholung recht muſikaliſch aus. Und wäre es auch blos eine Komödie — iſt nicht die Bühne ein-

Beglaubigung des Lebens? Von den Mitgliedern der letzten polniſchen Revolutions-Regierung waren auch zwei anweſend, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und der der Finanzen. Der Letztere war ſehr freundlich gegen mich, und wird mich beſuchen. *** war poetiſch und hat ihm erzählt: jedes Wort in meinen Briefen wäre ein Thräne, den Polen geweint. Und das geſchah vor dem Eſſen, da er noch nicht getrunken! Die Thränen machten Eindruck auf einen Finanz-Miniſter; iſt das nicht merkwürdig? Bei dem Toaſte auf die Deutſchen, wurde des Herrn Bo-erne des Allemand distingué und ſeiner Lettres de Paris gedacht. Zum Glücke für uns Deutſche haben auch mehrere andere Nationen auf die Geſundheit nicht geantwortet, und man bemerkte unſere Blödigkeit nicht. Nach dem Toaſte auf die Spanier wurde ein Gedicht l'Espagne et Torrijos, à Ferdinand VII. von Barthelemy geleſen. Barthelemy und Mery geben ſeit einem Jahre eine politiſche Wochenſchrift in Verſen unter dem Namen Némésis heraus. Der ſchändliche Mord des Torrijos und fünfzig ſeiner Unglücksgefährten, die kürzlich in Malaga erſchoſſen wurden, gab Stoff zu erwähntem Gedichte. Da Sie es in Frankfurt ſicher nicht haben, will ich Ihnen diejenigen Stellen mittheilen, die von der Verſammlung mit ſtürmiſchem Beifalle aufgenommen wurden.

Voilà ce roi chrétien, que sa mère appellait
Ferdinand coeur de tigre et tête de Mulet:

C'est le type incarné de l'absolu pouvoir.
— D'un clergé despote orgueilleux mannequin,
Je pare le gibet d'un cordon Franciscain,

L'Espagne est pour l'Europe une place de Grève.

Chose horrible! on dirait que depuis neuf années,
Comme sur des gradins, assise aux Pyrenées,
L'Europe, par plaisir, contemple avec effroi
La liberté qui meurt sous les griffes d'un roi.
Et nous, pour admirer ce long mortyrologe,
Nous nous sommes placés dans la première loge —

Et nous, nous peuple fier qui, sous le grand drapeau,
Chassons les rois mauvais comme un lâche troupeau,
Nous qui pouvons si bien leur tendre une main forte,
Nous souffrons qu'on les pende au seuil de notre porte,
Et les pieds convulsifs de ceux qui sont mourir
Sont comme les marteaux qui nous disent d'ouvrir!
Et quel est donc le Dieu, le Baal espagnol,
Pour qui fume ce sang repandu sur le sol?
Quel est l'homme assez fort pour que dans ses domaines
On recrute pour lui des victimes humaines?
Eh bien! connaissez donc le monarque puissant
Qui reçoit en tribut l'holocauste de sang.
C'est un Bourbon qui suit de ses aïeux la trace
Imbécille héritier d'une stupide race;
Un roi caputchonné qui dans une oraison
Mêle un verset d'église avec la pendaison;

Comme Charles son père, en hurlant il dévore
Les boeufs amoncelés qui palpitent encore.*)
Signe de son instinct, il a sous un front chauve
Le cerveau déprimé, comme une bête fauve.
Roi fangeux, que le ciel pétrit dans sa colère
Voilà pourtant celui que l'Europe tolère!

Triste peuple, cadavre empoisonné d'ulcères
La vermine du cloître a rongé ses viscères.

Dans les jours solennels, courbé sur son chemin
L'ambassadeur Français va lui baiser la main;
Tr!!! par son envoyé, quand cet affront la touche,
La France avec horreur doit essuyer la bouche;
La main de l'Egorgeur! la main de Ferdinand!
Il n'est rien de plus vil dans tout le continent!

Oh! des peuples souffrans la justice est tardive
Elle a le pied boiteux, mais enfin elle arrive;
Le peuple est patient car il est éternel,
Nos pleures ont coulé sur le sang fraternel!

---

*) Les Bourbons sont des rois mangeurs. On sait quelle énorme consommation de viandes, faisait en Angléterre Louis-le-désiré. Charles IV. a surpassé par sa voracité tous les rois de sa race. Nous l'avons vu à Marseille et nous avons même assisté à ses repas; au moment où l'on apportait les filets de boeuf saignant, il s'agitait avec convulsion sur son fauteuil et poussait des rugissemens rauques comme ceux du tigre. Son fils Ferdinand n'a pas dégénéré; il conserve encore ce royal appétit.

Je ne peux pas juger le roi par contumace,
La France contre Lui doit se lever en masse ;
Cette fois nous avons le droit d'intervenir,
Oui, quand un criminel si grand est à punir ;
Quand son nom fait bouillir la haine universelle,
Il faut le reclamer du sol qui le recèle ;
Si cet infame roi, fuyant de son palais,
Court chercher un asile au Gibraltar anglais,
Il faudra, par pudeur, qu'on nous le restitue,
Car il faut voir la fin d'un règne de forfaits ;
Les peuples de l'Espagne, une fois satisfaits
Epouvantant les rois d'un juste régicide
Suspendront son cadavre aux colonnes d'Alcide.

Freitag, den 13. Januar.

Wie war ich mit Ihrem geſtrigen Briefe überraſcht, ehe ich ihn geöffnet! Aber als ich ihn las, mußte ich heulen wie ein Kind, das ſich ein Loch in den Kopf gefallen. Schreiben Sie mir keine ſolchen Briefe mehr; man kann nicht Mann genug ſeyn in dieſer kriegeriſchen Zeit... Wollen Sie ſich denn Ihre Aengſtlichkeit niemals abgewöhnen? Habe ich Ihnen nicht erſt kürzlich erklärt, wie es jetzt ein Majeſtäts-Verbrechen geworden, ſich zu fürchten, weil es ein Eingriff in die Rechte der Krone iſt? — Die engliſchen Blätter leſe ich nicht; ich kann alſo nicht ſagen, ob Ueberſetzungen meiner Briefe darin angekündigt, oder überhaupt davon geſprochen worden. Aber hier in Paris erſcheinen zwei Ueberſetzungen. Die eine iſt im Courrier von geſtern angezeigt. Leſen Sie ſelbſt was dabei geſagt iſt. Welcher Buchhändler die andere herausgiebt weiß ich nicht. Im Literaturblatte, (der Beilage zum Morgenblatte vom 19. Dezember 1831) ſagt Menzel bei Gelegenheit einer Beurtheilung über Wilhelm Müllers Schriften etwas über mich, das Sie erfreuen wird. Leſen Sie es ja. Er vergleicht die Verfolgungen, die ich jetzt von den Philiſtern zu ertragen habe, mit denen, welchen Lord Byron ausgeſetzt war, und wie wir beide aus gleichem Grunde verkannt werden. Ich bin dem Menzel für ſeinen guten Willen und ſeine ſchmeichelhafte Zuſammenſtellung ſehr großen Dank ſchuldig; aber die Vergleichung muß ich zurückweiſen, ich habe ſie weder verdient noch verſchuldet. So zerriſſenen Herzens bin ich nicht wie Byron. So wie er habe ich nie an der Menſchheit verzweifelt. Sie iſt mir klar und darum iſt ſie mir ſchuldlos. Gott iſt in ihr, der Teufel nur in ihren Quälern. Und gegen dieſen ſich nicht blos zu bekreuzigen, ſondern ihm mit Wort und Schwert entgegen zu treten; denn er hat ein Ohr, das man ſchrecken, Fleiſch und Bein, das man treffen kann — dazu muntere ich die Schläfrigen auf, dazu mache ich die Abergläubigen beherzt. Auch an Deutſchland verzweifle ich nicht, wie Menzel glaubt. Man ſchilt keinen Bettler wegen ſeines Geizes, den Reichen ſchilt man. Ein Volk iſt ein einziges Kind. Auch mit Liebe im Herzen muß man es ſchelten; ſchelten über jeden Fehler, und wenn der Fehler auch der Dorn einer Tugend wäre. Es iſt nicht meine Schuld, es iſt mein Verdienſt, wenn ich ein beſſerer Pädagog bin, als es mancher Andere iſt. Es giebt nachtwandelnde Völker; aber die Nacht eines Volkes iſt lang, ſehr lang, ſie zählt Tage und Jahre und Jahrhunderte und beſſer, daß man ſolch ein nachtwandelndes Volk anrufe, und könnte auch geſchehen, daß es den Hals darüber bräche, als es ſo fort dämmern zu laſſen, in ſchwankender Mitte zwiſchen Thier und Pflanze, in ſchwankender Mitte zwiſchen Schlaf und Tod.

Samſtag, den 14. Januar.

Nachfolgendes Gedicht von Berenger zirkulirt in der Handſchrift. Dem guten Manne mag es in St. Pelagie nicht gefallen haben, und darum läßt er es wohl nicht drucken.

La Paix.

J'aime la paix, je hais la guerre,
La guerre ne va qu'aux héros;
Et moi par goût, par caractère
Je cherche avant tout le repos.
Les seuls conseils de la prudence
Doivent me régler désormais.
Pour moi d'abord et pour la France
Je veux la paix.

Grace a mes flatteurs, je l'avoue,
J'ai de la gloire à bon marché
Et de maint exploit on me loue
Où mon courage a trébuché.
Aussi de Valmy, de Jemapes
Pour ne point gâter les hauts faits
Gardons bien qu'on ne m'y rattrape,
Je veux la paix

De l'empire on veut les frontières,
On veut l'agrandir, et pourquoi?
Mon dieu! la France de nos pères
Est déjà trop grand pour moi

Si quelque voisin le propose
De grand coeur ici je permets
Qu'on en rogne encore quelque chose;
Je veux la paix.

Un conquérant dans sa manie
Fit une France exprès pour lui,
Aussi vaste que son génie.
Il en faut une autre aujourd'hui.
Formons loin des champs de bataille
Sans jaloux, sans peine, sans frais,
Un petit royaume à ma taille.
Je veux la paix.

D'un oeil sec j'ai vu la Belgique
Briser le sceptre de Nassau,
Je vois la Pologne héroique
Lutter au bord de son tombeau;
L'Italie en vain nous appelle,
Tranquille au fond de mon palais
Qu'autour de moi le sang ruisselle;
Je veux la paix.

Oui je redoute les alarmes,
J'abhorre le bruit du canon,
Et je vous ai donné pour armes
Non pas un coq, mais un chapon,
Ma couronne est mieux affermie
Et même . . . .
Je veux la paix.

Viele Verſe im heutigen Briefe. C'est pour former le coeur et l'esprit aux jeunes Alle-

mands. Der Schatten an der Oos ſchrieb in das Morgenblatt: „ich hätte die „Briefe eines Verſtorbenen“ (das Buch) benutzt.“ Sollte er wohl damit meinen, daß ich den leichten Briefſtyl nachzuahmen geſucht? Nun, iſt es nicht geſchehen, ſo kann ich es noch thun. Adieu, ma bonne amie, je dévore un oeuf. Sur ce, n'ayant plus rien à dire — Salut, fraternité, ou la mort. Ach! ich plumper Bürgersmann kann die Freiheit keine zwei Zeilen lang ertragen. Gott zum Gruß, und wann kömmt mein Kanaſter?

Ein und zwanzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 15. Januar 1832.

O, es iſt himmliſch! Ich hatte vermicelle, cotelettes de veau aigre-doux, épinards — nein, in allen Dingen die Wahrheit; ich hatte keine épinards, ſondern choucroûte garnie; mögen mich die Diplomaten immerhin verachten — und poulet au cresson. Ich war in reiner kalter Luft lange ſpazieren gegangen und hatte einen herrlichen Hunger mit nach Hauſe gebracht. Und als ich mit dem Eſſen fertig war, blieb noch ein kleiner Hunger übrig, und es that mir leid, daß ich nicht auch omelette soufflée beſtellt hatte. Da ſchickte Freund D.... ein Zeitungsblatt mit Empfehlung, die allgemeine Zeitung von Stuttgart und darin fand ich: Rapſodien, veranlaßt durch Herr Börne's Briefe, von Pittſchaft. Da hatte ich meine omelette soufflée! Es iſt nicht der Philoſoph Pittſchaft, der im Tollhauſe ſitzt; denn er ſitzt nicht mehr im Tollhauſe, weil er ſich erhängt hat. Es iſt deſſen Bruder, der Medizinalrath Pittſchaft in Baden an der Oos. Hätte ich nur meinen Himmel mit Ihnen theilen können; die andere Hälfte iſt noch groß genug. Mein Tiſchchen ſchwankte unter der Laſt des aufgehäuften Deſerts; mein Salzfaß ward ſüß davon. Zuerſt: Während der Jahre, die ich in Halle bei Reil wohnte, erſchien das bekannte Buch dieſes großen Arztes: Rapſodien über die pſychiſche Behandlung der Wahnſinnigen. Lange vor und nach Erſcheinung dieſes Werkes, das ſeinem Verfaſſer beſonders lieb war, hörte ich alle Tage von Rapſodien ſprechen, ſo daß ſeitdem und bis heute, ſo oft ich das Wort Rapſodien leſe oder höre, ich gleich an verrückte Menſchen denke. Ferner: Ich dachte, wie viel zweckmäßiger es wäre, wenn ſtatt meiner Herr Pittſchaft ſich am Frankfurter Polizeiamte anſtellen ließe, weil dann Polizei-Amt und Medizinalrath ſich wechſelſeitig ihren Styl verbeſſern könnten. Von dem Polizei-Protokoll neulich habe ich, wie Sie aus meinem Briefe mit Kummer erſehen haben werden, das Aſthma bekommen, wegen gänzlichen Mangels an Punkten, und an den Rapſodien des Herrn Pittſchaft wäre ich beinahe erſtickt, wegen des Ueberfluſſes an Punkten. Nein, ſo ein pünktlicher Mann iſt mir noch gar nicht vorgekommen.

Nur folgende kurze Stelle: „Es kann dem Kenner„auge nicht entgehen, daß der Teufel ſich nur durch „ſeine Klugheit hält. Der Teufel ſelbſt verſtellt ſich „in einen Engel des Lichts. So ſagt der Apoſtel. „Dem Schlechten ſtehen viel mehr Waffen zu Gebote, „als dem Edlen. Dieſer muß zur Erreichung ſeines „Zweckes ſich ſelbſt einſetzen. Jener ſetzt Andere ein. „Jede Geburt hat ihre Wochen. Wenn nur das „Kind beim Leben bleibt und zu einem großen kräf„tigen Manne heranwächſt. Unſere Zeit leidet an „einem ungebührlichen Heißhunger. Macht ſie es „doch wie Saturn und verzehrt die eignen Kinder. „Wenn ſie nicht mäßiger wird, wird ſie ſich den „Magen überladen.“ Sancho Panſa hat nicht mehr Sprichwörter und nicht mehr Punkte; und ſo geht es in einem fort. Dann fand ich ſo ſchön, daß Pittſchaft und der Schatten Robert Beide in Baden wohnen, und ich konnte mir ſo herrlich ausmalen, wie der Medizinalrath, der im Winter keine Kranke hat, und Robert der in keiner Jahreszeit Leſer hat, ſich gegenſeitig in dieſen langen Ferien mit einem Kranken und einem Leſer ausgeholfen, und wie ſie beide auf dem Berge und auf dem Sopha einander gegenüber ſaßen, und Robert dem Medizinalrathe ſeine verſtorbenen Briefe vorgeleſen, und dabei vor und nach jedem Komma einen prüfenden Blick auf ihn geworfen, um zu unterſuchen, ob er nicht außer ſich gekommen; und wie der Medizinalrath wirklich außer ſich gekommen vor Ungeduld, und nach Hauſe gegangen, ſeine Rapſodien gegen mich geſchrieben, den andern Tag wiedergekommen, und ſie aus Rache dem Robert auch vorgeleſen — iſt das nicht Alles ſchön vom Anfange bis zum Ende, mit Ausnahme der Punktarmuth im langen Satze, welcher erſt die Hälfte ſeines Wegs zurückgelegt, die ich aber vorſetzlich mildthätig aufgenommen, um mich auf das Polizei-Amt würdig vorzubereiten, und dann den Medizinalrath, ſeine Vollpünktlichkeit nämlich, damit homöopatiſch zu heilen, und ihn dabei an das zu erinnern, was Horaz ſagt in ſeiner Poeten-Kunſt: omne tulit punctum qui miscuit utile dulci, welches auf Deutſch heißt für Frauenzimmer: Punkte ſind nützlich und angenehm, doch nicht zu viel und nicht zu wenig? Und fragen Sie mich nicht, was das Fragezeichen bedeute am Ende des Satzes, ich habe es vergeſſen; und fragen Sie mich gar nichts, bis ich mich ausgeruht, ... Jetzt fragen Sie, aber nicht was Herr Pittſchaft eigentlich will? denn ich weiß es nicht. Er ſagt: Ich wäre eine Leuchte, und ein Prophet, und ein brennender Buſch, und ein Repräſentant der ſieben fetten Kühe, (Ach, hätten alle Volksvertreter nur ſolche fette Committenten, dann brauchte man gar keine repräſentative Verfaſſungen!) und ein Dornbuſch. Und ich wäre darum ein Dornbuſch. weil ich haben wollte daß etwas von den Andern daran hängen bliebe. Freilich bin ich ein Dornbuſch, und von den Flocken, die an mir hängen geblieben, könnte ich mir einen weiten Schaafpelz machen laſſen. Aber wer hieß den Medizinalrath mir ſo nahe kommen? Und wenn etwas von ihm hängen geblieben, iſt das meine Schuld? Der Dornbuſch ſteht, die Heerde geht; ſie kann ausweichen. Ferner wäre ich der Engel mit dem Schwerte und ein Würgeengel. Dann ſpricht er von Schuhen und vom Schuhputzen. Erſtens ſagt er: ich verlangte, die Deutſchen ſollten ihre Schuhe vor mir ausziehen, und zweitens ſagt er: Ich ſähe Deutſchland für eine Kratzbürſte an, und putzte meine Schuhe daran ab. Jedermann weiß. daß ich nie Schuhe trage Sie ſehen, Pittſchaft iſt ein Demagog, er will das Volk aufklären, er ſchreibt für Stiefelputzer. Wie oft habe ich Ihnen zu Baden geſagt: dieſer Ort iſt ein wahres Carbonaro-Neſt; aber Sie wollten mir es nicht glauben. Was macht Robert dort? Warum kehrt er nicht zum Königſtädtiſchen Theater zurück? Warum iſt er kein unſchuldiger Waldfrevler geblieben? Warum iſt er der Macht der Verhältniſſe untreu geworden; und liebäugelt jetzt mit allen deutſchen Mächten? Warum hat er ſeine ſchmerzſtillenden Didaskalien unterbrochen? Zehen aufrühreriſche Völker hätte man dabei beruhigen können. Diebitſch hätte ſie ins Polniſche überſetzen laſſen, und hätte dann Warſchau im Schlafe überrumpelt. Noch einmal: was hat Robert in Baden zu thun? Thöricht, das zu fragen. Wer hat die Badener Bürger aufgehetzt, bei der Ständeverſammlung eine Bittſchrift um Preßfreiheit einzureichen? Wer hat dieſe Bittſchrift verfaßt? Das hat der Nehmliche gethan, der auch die Berliner Briefe in den Meſſager geſchickt. O, ich habe das gleich verſtanden! Ich durchſchaute Den und Jenen und Manchen und gar Viele. Ich ließ mich nicht von ihren ehrlichen Geſichtern irre führen; es täuſchte mich nicht, daß ſie ſich für Polizei-Spione ausgaben; ich erkannte ſie auf der Stelle als geheime Carbonari. Und jetzt ſchreibt Robert gegen mich; aber ich bedanke mich dafür; ich will nicht ſeine Maske ſein, ich mag nicht ſein Geſicht berühren. Und Pittſchaft geſellt ſich ihm bei; der undankbare Medizinalrath! Undank! Undank! Wenn er den Deutſchen ſagt: „Ihr habt immer den Saft zu dem Punſche hergeben müſſen, womit ſich Andere gütlich gethan“ — von wem hat er das gelernt? Er rede! Wer gab ihm den Muth, Deutſchland zu warnen für Rußlands Joche? Er rede! Wer gab ihm den Muth, ſchon im Sommer für die Contagioſität der Cholera zu ſchreiben, und der preußiſchen Regierung zu trotzen? Er rede.

Und was nützt ihm die Heuchelei. Seine ruſſiſche Praxis iſt ihm auf immer verlohren, denn er hat Rußland geläſtert. Seine franzöſiſche Praxis iſt ihm auch verlohren, denn er hat Frankreich geläſtert. Seine preußiſche Praxis iſt ihm auch verlohren, denn er hat Preußen für anſteckend erklärt; und was ihm von deutſchen Bundeskrankheiten noch übrig bleibt, wird ihm zur Strafe entzogen werden, weil er, ein badiſcher Unterthan, ein Staatsdiener, ein Medizinalrath, ſich erlaubt hat, von Politik zu ſprechen, ehe er zweitauſend Gulden Caution geleiſtet hat. Darum werfe er ſich ganz in meine Arme; er hat ſich mir verſchrieben, mein iſt er und mir gehört er zu. Es wäre nicht dazu gekommen, wenn ihn Robert nicht verführt.

Daß Beide mich getadelt, kann ich ihnen verzeihen; aber daß ſie mich gelobt, das verzeihe ich ihnen nie. Sie rühmen meine Unbeſtechlichkeit. Pittſchaft ſagt: Er wolle nicht glauben, daß die Herausgabe der Briefe eine Geldſpekulation geweſen, und Robert verbürgt ſich, daß ich nicht feil bin. Wer wird eine ſolche Bürgſchaft verſchmähen? Auch danke ich ſchön für die gute Meinung. Aber das Lob der Unbeſtechlichkeit muß man keinem Freunde öffentlich geben; das iſt ein Tadel für Tauſende, erweckt den Neid und ruft nur den Widerſpruch hervor. Nun werden meine Gegner ſagen: Er iſt wohl feil; (ich thue es, um zu zeigen, daß ich ſelbſt einen Affen nachäffen kann,) aber wohlfeil iſt er nicht. Er würde ſich nie ſo geringe ſchätzen, in den Hundstagen jedes Jahres um zwanzig Friedrichsd'or ſeine Ehre zu vermiethen. . . . Der unglückſelige Robert! Eine Welt hätte er ſetzen ſollen zwiſchen ſich und mir, und jetzt, das Glück verſchmähend, daß ich ihn vergeſſe, ſucht er mich auf, und zwingt mich, ſeiner zu gedenken. Was gab ihm den kecken Muth, mich herauszufordern? Iſt es etwa, daß ich ein Herz habe, und ſeine eigne Bruſt nichts zu durchbohren darbietet? Iſt es, daß er ſeine Brieftaſche, ſeine polniſchen Looſe gut verſchloſſen weiß, und daß ich ſie nicht durchlöchern kann und ſeine Seele nicht berühren? Daß der Unglückſelige es wagt, den tiefbegrabnen Schmerz aus meiner Bruſt heraufzuwühlen; daß jener Würmer einer, die von Polens Leiche ſchmaußen, über meinen Weg zu kriechen wagt! Wenn ich der Polen gedenke, und des Sommers und Badens, und wie oft ich dort aus dem Leſezimmer in das nahe Gebüſch wankte, meinen Schmerz oder mein Entücken auszuweinen; und wie ich mit krampfbewegtem Herzen der Stunde entgegenſah, welche die Zeitung brachte; — und wenn ich nun endlich das Blatt in meiner zitternden Hand hielt und es nicht zu leſen wagte; nicht zu erfahren wagte das Urtheil jener furchtbaren, namenloſen Macht, die größer als das All, höher als der Himmel, älter als die Ewigkeit; den Richterſpruch: ob es einen Gott giebt oder nicht — und kam dann jener Robert, riß mir das Blatt aus der Hand, bat, „um Gotteswillen nur eine Minute,“ wendete das Blatt herum, ſah unten nach dem Courszettel; Warſchau war gefallen, und die polniſchen Looſe waren geſtiegen, und ein Höllenſchein verklärte ſein ſilbergraues Geſicht — — wenn Wünſche Dolche wären, er lebte nicht mehr! Und jetzt wagt es ſolch ein vermaledeiter Goldanbeter, der die Blätter der Geſchichte ungeleſen und verächtlich überſchlägt, um am Ende vor dem Courszettel niederzufallen und ihn anzubeten; der ſeinen Blick von dem ſchönen Geſichte der Zeit so voll erhabnen Lächlens, ſchöner Trauer und blinkender Thränen, abwendet, um ſie herumgehet und ihren ...... küßt — ein ſolcher Menſch wagt es, ungerufen vor mir zu erſcheinen und zu ſagen: Da bin ich!

Montag, den 16. Januar.

In der nämlichen Stuttgarter Zeitung, in welcher Herr Pittſchaft ſein Herz erleichtert, ſtanden auch kurz vorher zwei Briefe, welche Herr **Wurm**, der Redakteur der Börſenhalle, einer der verlornen Vorpoſten der feindlichen Armee, und Herr **Mebold**, Redakteur der Stuttgarter Zeitung, wegen meiner gewechſelt. Herr Mebold hatte früher etwas zu meiner Vertheidigung gegen Herrn Wurm, ſeinen alten Freund und Dutzbruder, in ſeinem Blatte geſchrieben. Herr Wurm beklagt ſich darüber und frägt ſeinen alten Freund: wie er ihn nur verkennen möge, ihn einen freiſinnigen Mann, einen Patrioten, der „**gegenwärtig an einem Kommentar über Preßgeſetzgebung nach engliſchen und amerikaniſchen Grundſätzen arbeitet?**“ Iſt das nicht wieder recht ſchön deutſch; während die Freiheit ſich auf dem Schlachtfelde verblutet, ſtatt ſie zu verbinden und zu rächen, an einer Chirurgie nach engliſchen und amerikaniſchen Grundſätzen zu ſchreiben? Auch Herr Dr. **Schott** in Stuttgart, ein ſehr achtungswürdiger freiſinniger Mann, Chef der dortigen liberalen Parthei, ſchrieb ſeinem Freunde Wurm einen Brief, den ich Ihnen mittheilen will. „Mein lieber Freund! da Sie in dem Schreiben an

„unſern Freund Mebold meiner mit Namen und zu-
„gleich des Umſtands erwähnen, daß Sie mir die
„Kritik über Börne zugeſendet, ſo glaube ich, Börne,
„den ich perſönlich kenne und deſſen Talent ich be-
„wundere, die Erklärung ſchuldig zu ſeyn, daß ich,
„für meine Perſon, Ihre Kritik ſeiner Briefe nicht
„billigen kann. Wie iſt denn Ariſtophanes mit den
„Athenienſern und mit Sokrates, dem edelſten aller
„Menſchen umgegangen? Und was hat Swift
„dem engliſchen Volk und ſeinen Machthabern nicht
„geboten? Deſſenungeachtet ſind und werden ſie die
„Bewunderung aller Zeiten bleiben. Beide, wenn
„ſie lebten, würden Börne als ebenbürtig anerkennen.
„Sein ausgezeichnetes Talent darf da nicht mit der
„moraliſchen, und noch weniger mit der politiſchen
„Elle gemeſſen werden. Das deutſche Vaterland
„ſollte es ſich vielmehr zur Ehre rechnen, daß an
„ſeinem literariſchen Himmel ein ſolcher Stern der
„Satyre und des Humors aufgegangen iſt. Bei
„dieſer Ueberzeugung konnte ich für meine Perſon
„dieſes Blatt Ihrer Zeitſchrift nicht als Probeblatt
„auf dem Muſeum auflegen.“

Es kömmt mir ſpaßhaft vor, daß man in Deutſchland ſchon einige Monate lang von meinen Briefen ſpricht und ſchreibt; daß ich faſt ſo berühmt geworden, wie die Sontag. Und dabei gebrauchen alle mine Gegner den Polizeipfiff, zu ſagen: es verlohne ſich gar nicht der Mühe, des Buches zu erwähnen. Auch Robert gebraucht ihn. Er ſagt: die Briefe wären zu platt, für Deutſchland verführeriſch zu ſeyn; das Buch wäre gar nicht der Rede werth. Aber warum ſpricht er davon? Warum reden die Andern davon? Das iſt leicht zu erklären. Bei ſtürmiſchem Wetter ſetzen ſich die Mücken auf den Rücken des Wanderers, um wärmer, ſchneller, und ſicherer fortzukommen. Ich mag deren Tauſende auf dem Rücken haben, aber ich ſpüre es gar nicht.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerstag, den 19. Januar 1832.

Laſſen Sie die Leute immerhin ſprechen von meiner Heftigkeit, die nicht nütze, die nur ſchade; das ſind alles Worte ohne Sinn, wären ſie auch noch ſo gut gemeint. Wer nützt? Wer ſchadet? Die See geht hoch, der Wind iſt gut und Gott ſitzt am Steuer. Ich armer Schiffsjunge ſchwanke oben im Maſtkorbe und rufe: Klippe und Sandbank und feindliche Segel und Land herab. Als wenn ich mit dem Rücken gelehnt ſtünde an der Mauer der Welt, und nur ſo vor mir mich zu bewegen brauchte, wie und wohin ich wollte! Ich habe keine Freiheit hinter mir, und darum keine vor mir. Ich treibe, weil ich werde getrieben, ich reize, weil ich werde gereizt. Der Wind iſt heftig, der mich ſchüttelt; iſt das meine Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn ſchweigen heißen? Giebt es

Menſchen ohne Bruſt, die nicht zu athmen brauchen — gut für ſie; aber ſie mögen nicht rechten mit mir; ich brauche die Lebensluft der Freiheit, um fortzudauern. Und wenn ſie wieder einmal von einem meiner guten Freunde ſagen hören: er dauert mich, er darf es gar nicht wieder wagen, nach Deutſchland zu kommen, er würde in jeder Geſellſchaft, an jedem öffentlichen Orte beſchimpft werden — ſo mistrauen Sie dem Herzen oder dem Kopfe dieſes guten Freundes. Er iſt entweder Einer jener Goſſen, welche die Verläumdungen der Polizei weiter ſchwemmen, oder iſt ein matſcher Schwamm, der jedes, worin man ihn getaucht, gedankenlos aufnimmt und es bei der Berührung behaglich wieder abtröpfelt. Wir haben das gleich vom Anfange bemerkt und verſtanden, wie jene, die ich in das Herz getroffen, das Volk gegen mich aufzuwiegeln ſuchen. Alle Hunde, die ihren Hof bewachen, haben ſie von der Kette losgelaſſen; alle hungrigen Zeitungſchreiber mußten ein Geſchrei erheben, ehe man ihnen die Schüſſel füllte, und dieſes Gebell und dieſes Geſchrei ſollen das Concert der öffentlichen Meinung bilden! Seyen Sie nur ruhig, wie ich es auch bin; ich bin ganz der Mann, ſolche Gauklerkünſte zu vereiteln. Die Ariſtokraten möchten den Streit aus ihrem Gebiete entfernen, denn ſie wiſſen recht gut, daß er ſie gilt und nicht das Volk; aber wir kennen das und ſpotten ihrer vergebenen Liſt. Das Vaterland herabwürdigen! Deutſches Volk beſchimpfen! Hätte ich wirklich gethan, was ſie durch ihre Ausrufer mich beſchuldigen laſſen — die Hände küßten ſie mir dafür! Vaterland, Volk, Ehre, Schande, das ſind den Ariſtokraten nur mythologiſche Geſchöpfe, und ſie hätten mich glücklichen Jäger bewundert, dem ſolche Fabelthiere einmal wirklich in den Schuß gekommen, und der ſie getroffen und dann abgethan. Ihr Vaterland iſt der Hof; ihre Ehre iſt in der Unterwürfigkeit des Volks; ihre Schande in deſſen Freiheit, und das Volk iſt nichts, ein Stuhl, ein Tiſch, ein Ofen, das man weder ſchänden noch ehren kann. Vor ſolchen Menſchen ſoll ich mich fürchten? Sie, ohne Herz und ohne Gott, was vermögen ſie mir gegenüber, der ich liebe und glaube? Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verläumdungen; mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügenbände an, und verbrenne ſie zu Aſche. Ich erwarte ſie, wenn ich nach Deutſchland komme.

Geſtern las ich wieder in hieſigen Blättern von Mauthzerſtörungen im Heſſiſchen, ich weiß aber nicht, ob das die alten oder neuen Geſchichten ſind. Indeſſen wahrſcheinlich das Erſtere, da Sie mir in Ihren letzten Briefen von keinen ſpätern Vorfällen ſchreiben. Das ſind recht traurige Verhältniſſe, und am traurigſten iſt, daß ſich die Regierungen nicht zu helfen wiſſen. Immer Gewalt, immer Blutvergießen! Warum ſuchen ſie das Volk über die wahre Beſchaffenheit der Mauth, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit nicht aufzuklären? Warum ſuchen ſie es nicht durch Sanftmuth zu beruhigen, durch Ueberredung zu gewinnen? Warum tragen ſie den Geiſtlichen nicht auf, von der Kanzel herab ihre Gemeinden im Zollweſen zu unterrichten? Wäre ich Pfarrer von Fechenheim, Bergen oder Bockenheim, hätte ich am erſten Sonntage nach dem monarchiſchen Gemetzel an der Mainkur ohngefähr folgende Predigt gehalten, und dadurch gewiß zur Erhaltung der Ruhe mehr beigetragen, als zehn Schwadronen Huſaren im Stande ſind.

Liebe Gemeinde!

„Am Freitag wart Ihr wieder rechte Eſel geweſen, und habt Euch todſchießen laſſen. Wißt Ihr warum? Ich will die ganze Woche keinen Tropfen Wein trinken, wenn Ihr es wißt. Dummköpfe ſeyd Ihr und Schwerenöther! Ihr jammert über die Mauth, Ihr wollt keine Mauth bezahlen! Wißt Ihr denn, was die Mauth iſt heut zu Tage? Wißt Ihr, was ſie ſonſt geweſen? Begreift Ihr denn gar nicht, wie viel beſſer Ihr es jetzt habt, als in frühern Zeiten? Nun, ſo gebt Acht; ich will Euch eine Laterne in den Kopf hängen.“

„Viele von Euch ſind doch ſchon einmal den Rhein hinabgefahren; der Hans dort, das weiß ich, iſt oft als Floßknecht nach Holland gekommen, ehe er ſich ein Frau genommen — ein kreuzbraves Weib, ſie hat mir geſtern eine fette Gans geſchickt. Und wer von Euch nicht am Rhein war, der iſt doch einmal in Königſtein geweſen und am Falkenſtein vorbeigekommen. Nun, das iſt alle eins. Oben auf den Bergen an beiden Seiten des Rheins, da ſehet Ihr viele verfallene alte Schlöſſer, die man Burgen nennt. Sie waren aber nicht immer ſo öde und verfallen, wie ſie jetzt ſind. Ehemals waren es prächtige Schlöſſer, worin die Ritter wohnten, und es ging luſtig daher. Liebe Kinder! Die Ritter, das waren prächtige Leute! An denen hatte doch der liebe Herrgott noch ſeine Freude. Wenn ſie ſich recht wild herumtummelten in ihres Vaters Garten, und er lag am Sonnenfenſter und ſah zu, wie ſie ſpielten, lachte er und ſagte: Jugend hat keine Tugend, das will ſich austoben; aber es iſt mein Herz und mein Blut. Wenn aber der liebe Herrgott uns jämmerliche Wichte ſiehet, ſeine jüngſten Kinder, die den ganzen Tag hinter den Büchern hocken und heulen, wenn ſie der geſtrenge Herr Schulmeiſter mit ſeinem Lineal anrührt, dann ſchämt er ſich, unſer Vater zu ſein, ſchlägt das Fenſter zu und brummt: Ja, ja, ich bin alt geworden! So ein Ritter war kerngeſund, ſtark wie ein Stier, und wenn er ſein Kreuz gegen den Teufel geſchlagen hatte, fürchtete er ſich vor nichts in der Welt. So ein Kerl hat Euch den Tag zehn Pfund Roth- und Schwarzwildpret gegeſſen, ſechs Pfund Hammelfleiſch, ein ſchön Stück Schinken, einen großen Roſinenkuchen, aber wenig Brod. Dazu hat er getrunken zwei Eimer Bacharacher oder Rüdesheimer, und Abends vor dem Schlafengehen ein paar Maas warmen Gewürzwein. Ich ſage Euch Kinder, es iſt nichts geſünder als warmer Wein mit Zucker, Nelken und Zimmt angemacht. Geſtern hatte ich einen ſtarken Schnupfen, und ich legte mich früh zu Bette. Wie ich nun das Licht auslöſchen wollte, wer kömmt herein? Meine Haushälterin. Sie hatte mir kein Wort davon geſagt, war in die Küche gegangen und hatte mir eine Kumpe Glühwein gemacht. Den ſetzt ſie vor mein Bett und ſagt: Herr Paſtor, das wird Euch gut thun. Ich habe den Glühwein getrunken, habe tüchtig geſchwitzt, und heute morgen war der Schnupfen weg. Merkt Ihr noch was davon? Seht Ihr, ſolch ein luſtig Leben haben die alten Ritter geführt: gut gegeſſen, gut getrunken und gut geſchlafen. Und die übrige Zeit haben ſie gejagt und ſich untereinander herumgebalgt. Das war aber kein Kriegführen wie heute, es war ein wahrer Spaß. Man ſchlug ſich einander auf Helm und Schild, und war einer tüchtig getroffen, ſo ging er zum Schmidt und den andern Tag war alles wieder gut. Das hundsföttiſche Pulver war noch nicht erfunden.

„Nun hört weiter. Die Ritter hatten zwar große Schlöſſer, ſchöne Pferde, viele Jagdhunde und Knechte; aber ſie hatten kein Geld. Woher wollten ſie Geld haben? Sie arbeiteten niemals und verdienten alſo nichts. Aber alle Menſchen ſind Gottes Kinder, und wenn es einen Menſchen giebt, der nichts arbeitet, iſt es Chriſtenpflicht, daß der Andere, welcher arbeitet, ihn ernährt. Die frommen Ritter, welche Gottes Gebot kannten und ehrten, richteten ſich auch darnach, und ſo oft ſie Geld brauchten, nahmen ſie es von den Arbeitsleuten, die welches hatten; und das machten ſie ſo. Auf die hohen Thürme ihrer Burgen ſtellten ſie einen armen Knecht mit einem Horn, der mußte Tag und Nacht Acht geben, und umher ſchauen, und ſobald ein Schiff mit Waaren den Rhein hinauffuhr, oder ein Wagen auf der Chauſſee kam, um ihre Ladung auf die Frankfurter Meſſe zu bringen, ſtieß der Knecht ins Horn. Die Ritter, die das Zeichen verſtanden, ſprangen darauf vom Tiſche oder aus dem Bette auf, ergriffen ihr Schwert und eilten die Burg hinab. Schiff und Wagen wurde angehalten, Schiffer, Fuhrleute und Kaufherren wacker durchgebläut, Kiſten und Kaſten aufgeſchlagen, und Alles herausgenommen. Darauf ſagten die Ritter: Viel Glück zur Frankfurter Meſſe, Ihr Herren; und kehrten mit ihrem Fange jubelnd zur Burg zurück. Und weil ſie auf dieſe Art ihr Brod verdienten, nannte man ſie Raubritter. Die Waaren verkauften ſie dann um einen Spottpreis an Juden, und ſo hatten ſie Geld. Die Juden verkauften den geplünderten Kaufleuten ihre eigenen Waaren wieder und darauf zogen ſie zur Frankfurter Meſſe, und alles war gut. So iſt die Mauth entſtanden, und was damals die Raubritter waren, das ſind heute die Zöllner."

„Jetzt gebt weiter Acht. Die Kaufherren überlegten endlich bei ſich: Wäre es nicht geſcheidter, wir gäben den Rittern lieber gleich ſo viel baar Geld, als ſie für unſere Waaren von den Juden bekommen? Dieſe Spitzbuben laſſen ſich von uns zweimal ſo viel bezahlen, als ſie ſelbſt bezahlten. So wäre die Hälfte Profit und die Prügel wären auch geſpart. Sie ſchickten alſo dem Ritter Kunz eine Deputation, die trug ihm vor: Herr Ritter, Ihr ſeyd ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Ruprecht, iſt ein Spitzbube und ein Räuber, der, ſo oft wir vorbeikommen, uns mishandelt und beraubt. Wir kommen alſo, Euch einen Vorſchlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem

Fähnlein bis vor der Burg Eures böſen Nachbarn vorüber, beſchützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Kunz erwiederte: Ihr ſeyd kluge Leute und ich will es bedenken, heute Abend gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus: Habt Ihr nicht vielleicht ein Fäßchen Bacharacher auf Euerem Schiff? Die Kaufleute holten das Fäßchen, gingen darauf zu Ritter Ruprecht und ſagten ihm: Herr Ritter, Ihr ſeyd ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar der Ritter Kunz, iſt ein Spitzbube und ein Räuber, der, ſo oft wir vorbeikommen, uns mishandelt und beraubt. Wir kommen alſo Euch einen Vorſchlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures böſen Nachbarn vorüber, beſchützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Ruprecht erwiederte: Ihr ſeyd kluge Leute und ich will es bedenken; morgen Mittag gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht einige gute Schinken auf Euerm Wagen? Die Kaufherren holten die Schinken und gingen darauf zum Ritter Eberſtein, und ſo gingen ſie von einem Ritter zum andern, von Rüdesheim bis nach

Bonn und ſprachen mit allen auf die nehmliche Weiſe. Und wie Abends viele Ritter zum Ritter Kunz zum Schmauſen kamen, und jeder ſeinem Nachbarn erzählte, wie die Kaufherren ihn ins Geſicht einen ehrlichen Mann geſcholten, und ſeinen Nachbarn als Spitzbuben gelobt, lachten ſie Alle ganz unbändig und zechten bis der Morgen graute. Die Handelsleute hatten es aber jetzt viel beſſer als früher.“

„So währte das einige Jahrhunderte lang. Endlich merkten die Kaiſer, Könige, Herzöge, Fürſten, Landgrafen, die Vorfahren unſerer gnädigſten Landesherren, daß ſie lang dumm geweſen. Sie dachten: Ei, die Ritter verdienen ein ſchön Stück Geld an den Bürgers- und Landleuten, ſind wir nicht rechte Narren, daß wir es nicht ſelbſt verdienen? Wer iſt Herr im Lande, wir oder die Ritter? Das muß anders werden. Sie ſagten alſo den Kaufleuten: Ihr unterſteht Euch nicht mehr, Euch von den Rittern loszukaufen; das Geld, das Ihr ihnen gegeben, gebt Ihr künftig uns ſelbſt, und dagegen beſchützen wir Euch gegen jede Gewalt. Die Kaufleute mußten das zufrieden ſeyn, und den Rittern wurde von den Landesherren unterſagt, ſie zu beunruhigen. Dieſe ließen ſich aber nicht wehren, und wenn die Kaufleute vorüber kamen und nicht bezahlten, wurden ſie wie früher geplündert und todtgeſchlagen. Sie mußten alſo, wollten ſie Ruhe haben, die

Ritter auch bezahlen. Unſere gnädigſten Landesherren erfuhren dies und dachten bei ſich: Unſere Kaufleute geben für jede Ladung Waare den Rittern hundert Goldgulden, und uns hundert Goldgulden, wäre es nicht klüger, ſie geben uns zweihundert Goldgulden und den Rittern gar nichts? Sie ließen alſo die Kaufleute rufen und ſagten ihnen: Ihr gebt uns künftig zweihundert Goldgulden für jede Fuhre und den Rittern gar nichts; und dieſe wollen wir ſchon das Handwerk legen. Auch hielten ſie Wort, zerſtörten alle Raubburgen, nahmen die Ritter gefangen und führten ſie an ihren Hof, wo ſie durch gutes Futter bald zahm gemacht wurden. Den Kaufleuten aber gaben ſie das Geleit, ſo oft ſie auf die Meſſe zogen. Als es nun keine Ritter und keine Räubereien mehr gab, und die Kaufherren keine Furcht mehr hatten, gingen ſie zu ihren Landesherren und ſagten ihnen: wir danken unterthänigſt für den bis jetzt geleiſteten Schutz; aber wir brauchen ihn nicht mehr, denn die Straßen ſind ſicher. Die Fürſten erwiederten darauf: es freut uns, daß Ihr uns nicht mehr braucht, wir brauchen aber Euer Geld, und den Geleit müßt Ihr bezahlen nach wie vor, und das iſt jetzt altes Herkommen. Nach einiger Zeit bedachten die Fürſten: iſt es nicht ganz überflüſſig, daß wir den Kaufleuten Huſaren zur Begleitung mitgeben, da doch die Wege ſicher ſind? Die Koſten des Geleits könnten wir ja ſparen. Sie hoben alſo das Geleit auf, und ließen ſich ſtatt Geleitsgeld Zoll bezahlen. An allen Ein- und Ausgängen des Landes wurden Zollhäuſer errichtet, und ſo oft da Waaren vorüberkamen, mußten ſie den alten Raub und das alte Geleit abkaufen, welche Abgabe man Zoll nannte. Beklagte ſich nun ein benachbarter Fürſt, daß man ſeine Unterthanen drücke, antwortete der dieſſeitige: Herr Bruder, macht es mit meinen Unterthanen, wie ich es mit den Eurigen mache; laßt Euch auch Mauth von ihnen bezahlen; Schaafe wollen geſchoren ſeyn, ſonſt gedeihen ſie nicht.“

„Jetzt werdet Ihr deutlich einſehen, daß Ihr Ochſen ſeyd, wenn Ihr Euch über die Mauth beklagt. Habt Ihr es nicht ehemals noch viel ſchlimmer gehabt? Sonſt wurdet Ihr beraubt und gemishandelt; jetzt werden Euere Kiſten mit Ordnung geöffnet, man nimmt Euch mit Höflichkeit Euer Geld ab, und Ihr bekommt keine Schläge mehr. Zwar werdet Ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten der Raubritter, todt gemacht, wenn Ihr die Mauth nicht bezahlen wollt und Euch zur Wehre ſetzt; Ihr werdet aber nicht mehr wie damals todt gehauen, welches grob war, ſondern todt geſchoſſen, welches viel höflicher iſt, und gar nicht wehe thut; und da Ihr auf Befehl Eueres gnädigen Landesherrn todtgeſchoſſen werdet, ſo iſt das noch eine Ehre für Euch. Wenn

Ihr aber fragt: warum nimmt unſer gnädigſter Landesherr, der doch ſo reich iſt, uns armen Teufeln ihre paar Pfennige weg; warum müſſen wir das Pfund Zucker mit dreißig Kreuzer bezahlen, das uns noch vor acht Tagen nur achtzehn gekoſtet? So zeigt Ihr wieder, daß Ihr Ochſenköpfe ſeyd. Behält denn unſer gnädigſter Landesvater Euer Geld für ſich? Ei bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber mit Euerm Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die wie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müßiggänger an ſeinem Hofe leben, und für die Ihr, da ſie Euch nicht mehr berauben dürfen, wie billig, ſorgen müßt. Und nicht blos für dieſe Räuberbrut braucht unſer gnädigſter Landesfürſt Euer Geld, ſondern auch ſeine vielen Soldaten zu bezahlen. Und jetzt ſeyd mir keine Eſel und fragt: wozu braucht er ſo viele Soldaten? Das habt Ihr ja am Freitag ſelbſt geſehen, wozu er ſie braucht! Hätte er keine Soldaten gehabt, hätte er ja mit Euch nicht fertig werden können, als Ihr die Mauth geſtürmt. Nun ſagt Ihr aber vielleicht: aber wäre keine Mauth da, wären wir ruhig geblieben; ſind wir ruhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, braucht man unſer Geld nicht; braucht man unſer Geld nicht, iſt die Mauth unnöthig. In dem, was Ihr da ſagt, iſt etwas Verſtand, und ich ſehe, Ihr ſeyd gar nicht ſo dumm, wie Ihr ausſehet. Aber, liebe Kinder, Ihr müßt noch etwas bedenken. Unſer gnädigſter Landesvater braucht nicht blos ſeine Soldaten gegen Euch, ſeine Kinder, ſondern er braucht ſie auch gegen Fremde, gegen den äußern Feind. Fragt Ihr nun: wer iſt ſein Feind, wer will ihm etwas zu Leide thun? muß ich Euch aufrichtig antworten: es denkt keiner daran. Aber unſer gnädigſter Landesherr hat eine große Familie, für die er auch ſorgen muß. Alle Kaiſer, Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürſten ſind ſeine nahen Verwandte, denen er in der Noth beiſteht; das iſt Chriſtenpflicht. Macht Ihr es nicht auch ſo? Der Kaiſer von Rußland iſt ſein Bruder, der Kaiſer von Oeſterreich iſt auch ſein Bruder, der König von Preußen iſt ſein Schwager. Nun ſehet: der Kaiſer Nikolas will Polen haben, der Kaiſer Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhelm weiß ſelbſt nicht, was er haben will; denn er will Alles haben. Nun iſt aber das mächtige Frankreich drüben; dort iſt der König nicht Herr über Alles, er iſt nicht mehr als jeder Andere, er iſt nur der erſte Bauer im Lande. Das Volk iſt dort Alles, und für das Volk geſchieht Alles. Nun ſagen die Franzoſen: alle Völker ſind mit uns verwandt, wir ſind Alle von einer Familie. Die Polen ſind unſere Brüder, die Italiener ſind unſere Vettern, die Deutſchen ſind unſere guten Nachbarn. Und wir wollen nicht leiden, daß ihnen Jemand etwas zu Leide thue, ſondern ihnen helfen. Darum leiht unſer gnädigſter Landesfürſt den Kaiſern und Königen ſeine Soldaten, damit ſie mit den Franzoſen fertig werden, und darum müßt Ihr Mauth bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Franzoſen ſchickt, das ſind Euere eigenen Söhne und Brüder, und damit ſie gern maſchiren — denn wer könnte ſie zwingen, wenn ſie nicht wollten — lügt man ihnen vor, die Franzoſen wären Feinde der Deutſchen, und wollten unſer Land erobern. Glaubt es nicht. Die Franzoſen ſind Euere beſten Freunde, und wenn ſie kommen, kommen ſie blos den Polen und Euch beizuſtehen, und Ihr müßt ſie mit Jubel empfangen und gleich in die Schenke fuhren. Aber ſchließt Eure Mädchen ein, bis ſie wieder fort ſind.“

„Jetzt habe ich Euch erklärt, was die Mauth iſt; nun geht und beſſert Euch. Wie wollt Ihr es denn vor Gott und Euerem Gewiſſen verantworten, wenn Ihr widerſpenſtig ſeyd gegen Euren gnädigſten Landesherrn, und ihn zwingt, Soldaten gegen Euch zu ſchicken, die ja Alle Euere Brüder und Söhne ſind, und die, wenn ſie Euch erſchießen, Vater- und Brudermörder werden? Gehet und bezahlt die Mauth. Und wollt Ihr ja einmal wieder kommen und die Mauth zerſtören, ſo ſeyd keine Ochſen, und bleibt weit von den Soldaten ſtehen, was ihnen Herz macht auf Euch zu ſchießen, ſondern geht ihnen ganz nahe auf den Leib, damit ſie Euch erkennen. Bringt Euere Töchter mit. Die Liſe dort wird unter den Jägern gewiß mehr als einen Schatz finden — brauchſt nicht roth zu werden, Liſe, wir waren Alle einmal jung — und wenn ſie nun zu ihnen tritt und ſagt: „aber Peter, aber Hans, ſeyd Ihr „denn ſtockblind? Sehet Ihr denn nicht, daß ich es „bin? Haben wir nicht auf der vorigen Kirchweih „mit einander getanzt? Peter, da iſt ja mein Va„ter, der Dir manchen Apfel von ſeinem Baume ge„holt? Hans, da iſt ja mein Bruder, dem Du erſt „neulich den Bierkrug an den Kopf geworfen? Lie„ber Peter, kennſt Du Deine Liſe nicht mehr? Willſt „Du um ein Stück Kommisbrod ein Mörder werden? „Biſt Du nicht ſelbſt ein Bauerkind! Was gehen „Dich die Fürſten, was geht Dich die Mauth an? „Komm zu uns lieber Hans! Du ſagſt nichts? Nun, „da ſteh ich, ſchieß mich armes Mädchen todt, wenn „Du das Herz haſt.“ Aber ich ſage Euch, meine geliebten Kinder, Hans und Peter werden nicht das Herz haben zu ſchießen, ſondern das Gewehr wird ihnen aus der Hand fallen, und ſie werden anfangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr wegwerfen, Euch in die Arme ſtürzen und heiße Thränen vergießen, daß ſie ſo gottlos verblendet geweſen. Dann braucht Ihr keine Mauth mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hauſe und beſſert Euch. Wer mich nicht verſtanden, iſt ein Eſel. Amen!“

Drei und zwanzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 22. Januar 1832.

Es widerfährt mir ſeit einigen Tagen das Sonderbare, daß ich an zwei Briefen für Sie zu gleicher Zeit ſchreibe. Der eine gegenwärtige liegt auf dem Pulte, vor dem ich ſtehe, und der andere liegt auf dem Schreibtiſche, an dem ich ſitze. Die Abwechſelung iſt artig und unterhält mich. Nach einigen Sätzen gehe ich vom Stehbriefe zum Sitzbriefe, oder zurück und ſetze bald den einen bald den anden fort. Die Sache verhält ſich ſo. Der Tiſchbrief behandelt einen Gegenſtand, der zwar kurzweilig aber langwierig iſt, und ſich ſehr ausdehnt, den ich aber aus Gründen der Kochkunſt nicht unterbrechen darf. Darum habe ich ihn vom Pultbriefe getrennt, und Sie werden ihn einige Tage ſpäter erhalten als dieſen. Es giebt nehmlich einen Härings-Salat. Den Häring habe ich aus Berlin bekommen und den will ich zwiebeln und zurecht machen. Einen Artikel im literariſchen Unterhaltungsblatt, den der Referendar Häring unter dem Schäfernamen Willibald Alexis gegen mich geſchrieben, und von dem ich früher ſchon gehört, habe ich jetzt erhalten und ihn geleſen. Nun weiß ich wahrhaftig ſelbſt nicht, wie mir in den Sinn gekommen, dieſem Männchen zu antworten; aber eine innere Stimme rieth mir dazu. Dabei machen mir meine ungeſchickten Verſuche, die Sprache ſolcher Gegner nachzuahmen, tauſend Spaß. Ich bin an gar keine grobe Arbeit gewöhnt, und meine rechte Hand iſt mir wund von dem wenigen Schimpfen. Ich bin dabei eigentlich in einer wunderlichen Lage. Warum ich mich mit ſolchen unbedeutenden Menſchen und auf ſolche Weiſe einlaſſe, darf ich nicht deutlich machen, denn ſonſt würde ich meine beabſichtigte Wirkung verfehlen. Und doch möchte ich aus Eigenliebe durchſchaut und errathen ſeyn. Das ſetzt mich in Verlegenheit. Härings-Salat, Zwiebeln, Zurechtmachen, Schäfer, Männchen, unbedeutender Menſch — Sie werden ſehen, daß mein Wörterbuch von Schimpfwörtern viel reicher werden wird, als das von Meyer, von Wurm, von Robert und von Alexis.

Montag, den 21. Januar.

Geſtern, Sonntag, hat Caſimir Perrier wieder einen Bubenſtreich begangen. An dem Tage, wo die Kirche ſeines Glaubens geſchloſſen iſt, wo die Börſe keinen Gottesdienſt hält, vergißt er am leichteſten Gott und ſein Gebot, und folgt ſeinen böſen Neigungen. An Börſentagen bedenkt er ſich doch noch etwas, die Renten, das zarte, leicht verletzliche Geſchöpf, durch allzurauhes Weſen zu ſchrecken. Ich kenne kein Land in der Welt, ich kenne keine Zeit in der Geſchichte, wo ein Volk unter ſo ſchmachvoller Herrſchaft geſtanden, als jetzt das Franzöſiſche. Tauſendmal, ja zehntauſendmal lieber, möchte ich einen Thron unter dem Galgen errichtet ſehen, von Henkersknechten bedient und von Raben umſchmeichelt, als ſehen, wie ein König auf dem Drehſtuhle trohnt und wie ſein erſter Miniſter Glück, Ruhm und Ehre eines großen Volks wie ein Buchhalter unter Soll und Haben bringt. Ich habe mich nie ſo ſehr erniedriget, vor einem Könige: Vivat! zu ſchreien; nicht, da ich als gedankenloſes Kind Kaiſer Franz im Krönungszuge geſehen, wo alles ſchrie; nicht als Napoleon an mir vorüberzog, den ich mit dem Glauben eines Jünglings wie einen Gott anſtaunte; aber kehrte morgen Karl X. nach Paris zurück mit ſeinem alten Herzen und ſeinem neuen Haſſe, mit dem ganzen Gefolge aller ſeiner Laſter, aller ſeiner Thorheiten, umgeben von den Trabanten ſeiner Rache, — ich, jetzt ein alter Mann, kletterte auf einen Baum und würde, wie ein betrunkener armer Teufel, den die Polizei bezahlt, Vivat ſchreien, bis ich die Stimme verlöhre. Was iſt's mit der Tyrannei? Sie macht unglücklich und das iſt Alles. Wie der Winter drängt ſie Blut und Leben zurück; aber das ſtille Herz iſt dann der Kerker, nicht der Sarg der Freiheit. Aber dieſe giftige Geldwirthſchaft hier trocknet wie der Sirokko alle Adern aus, und könnte ſie zehn Jahre fortdauern, würde dann kein Tyrann es der Mühe werth halten, ſolch ein Volk von Mumien zu unterjochen?

Ich wollte von den Simoniſten ſprechen, über die man geſtern wie über eine Diebsbande hergefallen, aber Sie können das in den Zeitungen leſen, und Sie wiſſen ſo gut als ich, was dabei zu denken und zu fühlen iſt.

Vier und zwanzigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 28. Januar 1832.

— Rothſchild hat dem Papſte die Hand geküßt und beim Abſchiede ſeine hohe Zufriedenheit mit dem Nachfolger Petri unter allergnädigſten Ausdrücken zu erkennen gegeben. Jetzt kömmt doch endlich einmal alles in die Ordnung, die Gott beim Erſchaffen der Welt eigentlich hat haben wollen. Ein armer Chriſt küßt dem Papſte die Füße und ein reicher Jude küßt ihm die Hand. Hätte Rothſchild ſein römiſches Anleihen, ſtatt zu 65 p. c. zu 60 erhalten und ſo dem Kardinal-Kämmerling zehn Tauſend Ducaten mehr ſpendiren können, hätte er dem heiligen Vater um den Hals fallen dürfen. Wie viel edler ſind doch die Rothſchild, als deren Ahnherr Judas Iſchariot! Dieſer verkaufte Chriſtus für dreißig kleine Thaler, die Rothſchild würden ihn heute kaufen, wenn er für Geld zu haben wäre. Ich finde das alles ſehr ſchön.

Louis Philipp, wenn er in einem Jahre noch König iſt, wird ſich krönen laſſen; aber nicht zu Rheims in St. Remi, ſondern zu Paris in Notre-Dame de la bourse und Rotſchild wird dabei als Erzbiſchof fungiren. Nach der Krönung wird man, wie üblich, Tauben auffliegen laſſen, und eine unter ihnen, eine luſtige Lachtaube, wird nach St. Helena hinüberfliegen, ſich auf das Grab Napoleons ſetzen und ſeinen Gebeinen lachend erzählen, ſie habe geſtern ſeinen Nachfolger ſalben ſehen, aber nicht vom Papſte, ſondern von einem Juden, und der jetzige Beherrſcher Frankreichs habe den Titel angenommen: Empereur des cinq pour Cent, Roi des trois pour Cent, protecteur des banquiers et médiatiseur des agens de change. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, was die dumme Taube dabei zu lachen findet. Wäre es nicht das größte Glück für die Welt, wenn man alle Könige wegjagte und die Famile Rothſchild auf deren Throne ſetzte? Man bedenke die Vortheile. Die neue Dynaſtie würde keine Anleihen machen, denn ſie wüßte am beſten, wie theuer ihnen das zu ſtehen käme, und ſchon dadurch allein würde die Abgabenlaſt der Unterthanen jährlich um viele Millionen erleichtert werden. Die Beſtechungen der Miniſter müßten aufhören, die activen wie die paſſiven; denn womit ſollten ſie, wofür ſollte man ſie beſtechen? Das wird dann alte Regel. Dadurch würde die

Moral ſehr in Flor kommen. Alle Civilliſten würden aufhören, bis auf die der Rothſchilde, welche aber für die Völker keine neue Laſt wäre, denn die Rothſchilde hatten ſie als Privatleute auch ſchon bezogen, und zwar eine ſtärkere, als die irgend eines andern Fürſten.

Wenn das Haus Rothſchild auf dem franzöſiſchen Throne ſäße, wäre die Welt von der großen Furcht des Kriegs befreit, der zwiſchen dieſem mächtigen Hauſe und dem Hauſe Habsburg auszubrechen droht. Oeſterreich und Rothſchild ſollen, wie die engliſchen Blätter aus guten Quellen berichten, ſeit einiger Zeit ſehr gereizt gegen einander ſein. Oeſterreich hat nehmlich die Entdeckung gemacht, daß die Freundſchaft, mit welcher die Brüder Rothſchild es beehren, ihm theuer zu ſtehen komme. Das letzte vierprocentige Anleihen ſchloß jenes Haus zu 85 oder 86 ab. Aber gleich nach Abſchluß des Vertrags gewann es 6 bis 7 p. c. Ein ſo außerordentlicher Umſtand, mußte die Aufmerkſamkeit des öſterreichiſchen Kabinets erwecken. Es beſchloß daher, für ſeine Finanzen künftig wohlfeilere Agenten zu wählen, oder ſeinen Geldunternehmungen eine Concurrenz zu eröffnen. Das Haus Rothſchild, um ſolche Schritte zu vereiteln und der öſterreichiſchen Regierung zu zeigen, daß man ſeine Allianz nicht ungeſtraft brechen dürfte, mußte darauf durch ſeine Verbindungen und

Speculationen das baare Geld in Wien, Frankfurt und andern Städten ſo ſelten zu machen, daß kein anderes Haus im Stande war, eine Staats-Anleihe zu unternehmen. Oeſterreich mußte um Verzeihung bitten.

Schon früher fand eine Spannung zwiſchen beiden Häuſern ſtatt. Oeſterreich hatte nehmlich dem Hauſe Rothſchild die Summen überlaſſen, die ihm aus den franzöſiſchen Contributionsgeldern für ſeinen Antheil zugefallen. Dieſe Summen ſollten in franzöſiſchen Renten, die damals niedrig waren, angelegt und ſolche verkauft werden, ſobald ſie einen hohen Stand erreicht hätten. Nach einigen Jahren verkaufte das Haus Rothſchild jene Renten und verrechnete ſie zu 95. Oeſterreich aber entdeckte, daß zur Zeit des Verkaufs die Renten Al Pari geſtanden. Es war eine kleine Differenz von acht Millionen Gulden. Oeſterreich war darüber empfindlich und ſchmollte; Rothſchild aber wußte durch Vermittlung beiderſeitiger Freunde alles wieder auszugleichen.

Das franzöſiſche Blatt, welches dieſe Friedens- und Kriegsgeſchichten nach engliſchen Blätter umſtändlich erzählte, bemerkt darauf folgendes: „Durch „welche Mittel wiſſen jene Banquiers die öſterreichi„ſche Regierung zu zwingen, ſich nach ihren An„maßungen zu bequemen? Es ſind dieſelben Mittel, „welche ſie unter dem Miniſter Villele angewendet,

„mit welchem die Herren Rothſchild ungeheuren Gewinnſt getheilt haben, wie wir es in der Folge beweiſen werden; ſind die nehmlichen Mittel, die ſie „neulich beim Anleihen des Miniſteriums Perrier in „Bewegung geſetzt. Hat man nicht durch fortdauernde Verkäufe, von jenen bewirkt, welche die „Anleihe zu einem unbilligen Satze haben wollten, „die franzöſiſchen Fonds erdrücken ſehen? Dieſe „Darleiher haben unter unſern Augen das Nehmliche „gethan, worüber die öſterreichiſche Regierung ſich „beklagte, als ſie mit ihnen brechen wollte. Unſere „fünf-procentigen wurden unter 80 Fr. hinabgedrückt, „um das Anleihen zu dieſem Preiſe zu haben, und ſobald die Anleihe zu 81 zugeſchlagen war, ſtiegen „die Fonds bis über 88 Fr. Es iſt immer das „nehmliche Spiel, welches dieſe Rothſchild treiben, „um ſich auf Koſten des Landes, das ſie ausbeuten, „zu bereichern.... Wir haben es ſchon früher gezeigt, daß die Geldleute die gefährlichſten Feinde der Völker ſind. Sie haben „am meiſten dazu beigetragen, den Grundbau der Freiheit zu untergraben, und ohne „Zweifel wäre der größte Theil der europäiſchen Völker ſchon in vollem Beſitze der „Freiheit, wenn die Rothſchild, die Ouvrad, „die Aguado, die Caſimir Perrier und an-

„dere, mit ihrem Gelde nicht die abſolute „Gewalt unterſtützt hätten."

Düpin hat dieſe Woche in der Kammer die Banquiers loup-cerviers, Luchſe genannt! Das ſind Raubthiere, die zum Katzengeſchlechte gehören. Caſimir Perrier hat ihm über ſeine unzeitige Naturgeſchichte die bitterſten Vorwürfe gemacht. Das führt mich auf die Rothſchilde zurück. Noch einmal — wäre es nicht ein Glück für die Welt, wenn alle Kronen auf deren Häuptern ſäßen, ſtatt daß ſie jetzt zu ihren Füßen liegen? Es kommt auch noch dahin. Sitzen die Rothſchild noch auf keinen Thronen, ſo werden ſie wenigſtens, ſobald ein Thron frei wird, um Rath gefragt, wen man darauf ſetzen ſolle. Herr von Gagern hat dieſes neulich öffentlich in der allgemeinen Zeitung erzählt. Es iſt eine ſchöne Geſchichte. Herr von Gagern war früher Geſandter beim Bundestage. Dieſer große Staatsmann, der den Ariſtokratismus ganz allerliebſt romantiſch zu machen weiß und zwiſchen den Gräbern alter Ritter mit ſeinem Adelſtolze im Mondſcheine ſpazieren geht, hat ſich auf einer ſolchen nächtlichen Wanderung ſchon vor vielen Jahren erkältet. Seit der Zeit leidet er an einem politiſchen Mundfluſſe, einer Krankheit, die unter den Diplomaten eben ſo ſelten gefunden wird, als die Mundſperre häufig unter ihnen vorkömmt. Dieſe ſeltene Krankheit des Herrn von Gagern giebt uns aber über die verborgene Phyſiologie der Diplomaten und Ariſtokraten lehrreiche und nützliche Aufſchlüſſe. Der große Staatsmann ſchreibt der kleinen allgemeinen Zeitung über Griechenland aus Hornau einen Brief. Hornau liegt aber nicht in Griechenland, ſondern im Taunus, und ich glaube, daß wir vor zwei Jahren, als wir den Sommer in Soden zugebracht, eines Abends in der Schenke von Hornau Eierkuchen gegeſſen. Herr von Gagern ſchreibt: er, Herr von Stein und Capodiſtrias, hätten ſich in Naſſau und Ems oft von Griechenland unterhalten. Ich kann das bezeugen. In Ems habe ich zwei nach einander folgende Sommer dieſe Herren ſehr oft eifrig mit einander ſprechen hören. Ich hätte aber, ob ich zwar viel gehorcht, nie gedacht, daß von Griechenland die Rede ſey. Es ſchien mir als ſprächen ſie von ihren eignen Angelegenheiten und denen ihrer Famile. Sie gehörten „zu den wärmſten, und eifrigſten Vertheidigern Griechenlands, oder der griechiſchen Frage.“ Warum Herr von Gagern das allgemein bekannte Wort Griechenland ganz ohne Noth mit griechiſche Frage überſetzt, will ich Ihnen erklären. Es giebt nichts weichherzigeres, warmblütigeres, nervenzarteres, thränenreicheres, kurz gefühlvolleres als ein Diplomat, und ein ſolcher hat ſich ſehr in Acht zu nehmen, bei ſeinen ſtarken und häufigen

Gemüthsbewegungen ſeine zarte Geſundheit nicht ganz zu Grunde zu richten. Strenge Diät iſt ihm unentbehrlich. Wenn daher Tauſende der edelſten Portugieſen vom Fleiſcher Miguel geſchlachtet und zerſetzt werden; wenn die Italiener, von der Treibjagd der Liſt und Gewalt in ihr Todesnetz gejagt, von feigen und bequemen Jägern erlegt werden; wenn Belgien wie ein Käſe zerſchnitten, zugewogen und, in Protokoll-Papier gewickelt, den hungrigen Käufern ſtückweiſe eingehändigt wird; wenn Polen den Keulenſchlägen des Tyrannen unterliegt, und ſterbend den Helfers-Helfern flucht — wie wollen die Diplomaten es ertragen, täglich ſolche Gräuel und Schändlichkeiten zu ſehen und zu hören? und doch iſt ihnen das Schickſal der Völker anvertraut; wie erleichtern ſie ſich den Schmerz? Durch eine einfache Veränderung der Worte. Sie ſtellen ſich an, als gäbe es kein Land und kein Volk in der Welt; ſie ſuchen das zu vergeſſen und es gelingt ihnen durch Uebung. Sie ſagen darum nie: Portugal und Portugieſen, Italien und Italiener, Belgien und Belgier, Polen und polniſches Land; ſondern ſie ſagen: die portugieſiſche Frage, die italieniſche Frage, die belgiſche Frage, die polniſche Frage. Es iſt eine Art Salpeter-Säure, welche das Blut abkühlt, und das Herz ruhiger macht. Aus dieſem diätetiſchen Grunde ſpricht Herr von Gagern von der griechiſchen Frage; aber ſein Herz iſt gut.

Jetzt weiter; und verlaſſe mich nicht, lieber Scherz! denn mir graut vor dieſen Seelenverkäufern. „Monarchiſche Verfaſſung, deutſche Leibwache, hinreichender Kredit, waren die großen Grundſätze, worüber wir einverſtanden waren.“ Hört! Hört! vernehmet doch die großen Grundſätze dieſer großen Männer! Ein edles Volk, Erbe des ſchönſten Jahrtauſendes der Zeit, Nachkommen von den Lieblingen der Götter, noch immer verklärt von der Abendröthe einer vor zwanzig Jahrhunderten untergegangenen Sonne, noch immer duftend von den Wohlgerüchen eines verblichenen Paradieſes. — Dieſes edle Volk, verarmt, verſchmäht, vergeſſen, zu Boden gedrückt, erinnert ſich, was es geweſen und ſchüttelt ſeine Ketten; will wieder werden, was es war und wirft ſeine Ketten ab. Es ergreift ſein roſtiges Schwert und kämpft. Männer, Weiber, Kinder, Greiſe ſtürzen und füllen den Abgrund aus, der die Knechtſchaft von der Freiheit trennt. Die übriggebliebenen ziehen darüber weg, treten ihr eignes Herz mit Füßen, ſuchen den Feind und ſiegen. Einer kämpft gegen hundert. Die chriſtlichen Könige Europens erfahren, ein kleines Chriſten-Völkchen habe ſich gegen Mohamet empört — ſie lachen. Das Völkchen ſiegt — ſie werden aufmerkſam. Der Sieg wird entſcheidender — ſie werden bedenklich. Ein Volk ſoll die Freiheit erwerben, ohne ſie und trotz ihnen? Nein! Sie laſſen den Griechen ſagen: Ihr ſeyd zu ſchwach, wir wollen euch helfen. Sie ſchicken ihre Flotten ab, die Griechen von ihren Feinden zu trennen, damit ſie nicht den letzten Sieg erringen. Ein edelmüthiger Staatsmann läßt ſich von ſeinem Herzen hinreißen und giebt den Befehl, daß man die Flotte der Türken zerſtöre. Codrington ſiegt und die chriſtlichen Mächte trauern und zürnen. Der Admiral wird zurückgerufen und wie ein Schulbube ausgeſcholten. Die Griechen ſind frei! Dieſer Angſtruf ſchallt von Hof zu Hof. Wie iſt dem Verderben Einhalt zu thun? Darauf ſinnen jetzt die Räthe der Fürſten. Es giebt viele magere Fürſtenſöhne in Europa, die kann man mäſten mit dem Fleiſche und Blute der Griechen — alſo monarchiſche Verfaſſung. Die Griechen ſind begeiſtert, ſie leiden an der gefährlichſten Bruſtentzündung; ſchnell, nur ja recht ſchnell das ſtärkſte freiheittreibende Mittel — alſo deutſche Leibwache. Aber kein Königſohn wird der Narr ſeyn, ſein eignes Geld nach Griechenland zu bringen, die Griechen müſſen ihn aus ihrem Beutel bezahlen, wenn er ſie glücklich machen ſoll; aber die Griechen ſind arm, ſie müſſen alſo borgen; ihr König thut es in ihrem Namen — alſo hinreichender Kredit. Viele Fürſtenſöhne meldeten ſich, die Griechen glücklich zu machen. Wen unter ihnen wählen? das iſt die griechiſche Frage. Den Edelſten, den Tapferſten, den Geiſtreichſten, den Muthigſten? Nein! Den, der am meiſten Kredit hat; den, der ſeine Miniſter, Oberſtallmeiſter, Geſandte, Hofmarſchälle, Oberkammerherren, und adligen Garde-Offiziere am beſten bezahlen kann. Herr von Gagern erkundigt ſich alſo ſorgfältig „bei dem erſten europäiſchen Wechſel-Hauſe" (alſo bei Herrn von Rothſchild), welcher Fürſt den meiſten Kredit habe? Herr von Rothſchild ſchlägt in ſeinem Kreditbuche nach, es ſtanden alle Fürſten Europas darin, nur der einzige Prinz Friedrich der Niederlande nicht. Herr von Rothſchild ſchließt mit Recht daraus, daß ein Fürſt, der nie Kredit bei ihm geſucht, des Kredits am allerwürdigſten ſey. Er giebt alſo dem Herrn von Gagern den Beſcheid: Prinz Friedrich der Niederlande hat den größten Kredit. „Alſo iſt Prinz Friedrich der Niederlande am würdigſten, König der Griechen — ich will ſagen König der griechiſchen Frage — zu werden," ruft Herr von Gagern aus. Er eilt, dieſen großen Grundſatz dem Grafen Capodiſtrias mitzutheilen. Dieſer aber iſt auf Reiſen, angeblich einen griechiſchen König zu ſuchen, eigentlich aber, um zu erlauſchen, gegen welche künftigen Anſprüche er das moscowitiſche Intereſſe werde zu vertheidigen haben. Herr von Gagern reiſt dem Compagnon ſeiner großen Grundſätze nach. In Paris verfehlt er ihn, in Brüſſel erwiſcht er ihn, und erzählt ihm athemlos: Herr von Rothſchild habe erklärt, Prinz Friedrich der Niederlande habe am meiſten Kredit, und er ſolle daher gleich zu deſſen Vater, dem Könige, gehen und die griechiſche Frage mit ihm in Ordnung bringen. Capodiſtrias gehörte aber unglücklicherweiſe zu denjenigen Diplomaten, welche die Mundſperre im höchſten Grade haben, und Herr von Gagern konnte nichts von ihm herausbringen. Er bekam zur Antwort: ich kann nicht zum Könige gehen, *ich habe kein Kleid*. Nun bei den Göttern! ich habe Cornelius Nepos und Plutarch geleſen, und habe darin nicht einen einzigen großen Mann des Alterthums gefunden, der ſo arm geweſen, daß er kein Kleid gehabt, wo es darauf ankam, für das Glück eines großen Volks zu reden und zu handeln! Warum hat Herr von Gagern, *einer der wärmſten und frühſten Vertheidiger der griechiſchen Frage*, nicht dem Grafen Capodiſtrias ein paar hundert Franken vorgeſchoſſen, daß er ſich ein Kleid machen laſſe? Jeder geſchickte Schneider verfertigt in einem halben Tage einen vollſtändigen Anzug Capodiſtrias erbot ſich jedoch, zum niederlandiſchen Miniſter zu gehen, „aber nicht als Staatsmann, ſondern *Mann* zu

Mann." Er geht. Herr von Gagern ſtirbt vor Ungeduld, bis der Mann vom Manne zurückkömmt, was hat er geſagt? „....j'ai trouvé la fibre un peu molle," erwiederte Capodiſtrias ... „was ‚ich mit der Pflicht des wirklichen Staats„mannes explicirte," bemerkt Herr von Gagern. Er aber dürfe ſeinen Mundfluß haben, weil er nur ‚in der Rolle des Dilettanten erſchien." Aber in meinem Leben hätte ich nicht errathen, daß eine lockere Fiber das Weſen eines wahren Staatsmannes bilde, und daher der vierwöchentliche Gebrauch des Schwalbacher Brunnens, da die Fiber ſpannt, einen Talleyrand zum Eſel machen würde! Kurz, die einzige Sorge des Herrn von Stein, des Grafen Capodiſtrias und des Herrn von Gagern war: einen Prinzen mit Griechenland zu apanagiren, Rothſchild zu einem neuen Anleihen zu verhelfen, und den Prinzen und die Curſe der griechiſchen Papiere durch deutſche Leibwachen zu ſchützen. Kürzer und kräftiger hat noch keiner das ſeelenloſe, mechaniſche, ſelbſtſüchtige, ſchacherhafte Treiben der neuern europäiſchen Staatskunſt, des Monarchenthums und der Hofſchwänzelei dargethan, als dieſer Herr von Gagern in Hornau, wo wir vor zwei Jahren Eierkuchen gegeſſen.

Montag, den 30. Januar.

Laſſen Sie den *** tauſend, ja zehntauſendmale von mir grüßen und danken für die herrliche Geſundheit, die er ausgebracht: Allen Völkern ohne König! hier ſagen ſie: Les Rois s'en vont! Dieſe Taugenichtſe von Franzoſen finden doch gleich das rechte Wort für jede Sache, ſobald wir guten Deutſchen die rechte Sache gefunden. Wir wollen unſere Töchter mit ihren Söhnen, unſere Ideen mit ihren Worten vermählen, dann haben wir eine mächtige Verwandtſchaft und wehe dann jedem, der uns zu nahe kömmt mit feindlichen Gedanken. Was Sie mir von den Polen geſchrieben, und wie herrlich ſie in Frankfurt aufgenommen worden, hat mich bis zu Thränen gerührt. Dem Manne, der auf der Brücke einem Polen ſeinen Mantel umgehängt und ſtillſchweigend fortging, dem ſollte man auf dieſer Stelle ein Denkmal errichten; keinen ſchönern Zug des Herzens weiß die alte Geſchichte zu erzählen. So mögen ſie meine Briefe widerlegen! Ich will unter Männern der Wahrheit gern der einzige Lügner, in einem Lande des Glaubens gern der einzige Spötter, unter einem ſtarken Volke der einzige Schwächling ſeyn, und bin ich erſt der Schlechteſte aller Deutſchen geworden, dann iſt keiner ſeliger als ich. Guter Gott, was iſt an einem einzelnen Menſchen, was an mir gelegen? Beſſere als ich ſind verkannt worden. Das Leben iſt kurz und der Tod noch kürzer. Aber der Tag der Wahrheit kömmt einmal, und keinem wird Gerechtigkeit zu ſpät ausgezahlt, der, wie ich, als er ſeinem Vaterlande diente, nicht einmal Gerechtigkeit als Lohn verlangte.

Von den herrlichen Reden Raspails und der übrigen jungen Republikaner, die neulich vor Gericht ſtanden, aber richteten ſtatt gerichtet zu werden, habe ich einiges überſetzt, daß ich Ihnen ſpäter mittheilen werde. Der und jener Ball, bei dem und jenem Bankier dieſen Winter, hat Sie doch vielleicht etwas glacirt. Eine kleine republikaniſche Vorleſung zum Erwärmen kann immer gut ſeyn.

Noch einmal — was Sie mir von Frankfurt geſchrieben, hat mich bis tief in das Herz gefreuet. Möge es fortgehen auf dieſem Wege; möge es ſich emſig auf ſeine große Beſtimmung vorbereiten und ſich deren würdig zu machen ſuchen. Denn Frankfurt iſt beſtimmt, einſt die Hauptſtadt des deutſchen Reichs und der Sitz der deutſchen National-Verſammlung zu werden. Dort, wo jetzt die Tyrannei auf dreißig Stühlen thront, wird in wenigen Jahren die Freiheit gekrönt werden. Den Taxiſchen Pallaſt, die deutſche Baſtille, wird man niederreißen und nachdem der Boden von allen Trümmern der Zwingburg geſäubert, wird auf dem Platze eine hohe Säule ſich erheben, welche die Inſchrift trägt: Hier liegt Deutſchlands Schande!

Fünf und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerstag, den 2. Februar 1832.

In dem letzten Hefte der Revüe de Paris (vom 29. Januar) ſtehen Proben aus der bald erſcheinenden Ueberſetzung meiner Briefe. Es iſt das Krönungsgemälde von David und ein Stück von Lord Byron. Ich finde das alle ſehr matt; zum Glücke habe ich eine gute Natur. Der kleine Aerger macht mir eine Gänſehaut; aber nach innen dringt die Erkältung nicht.

— Ich habe ſchon in einer andern Recenſion geleſen, daß man mich gereizt und nervenſchwach genannt. Das wunderte mich nicht. Die Gemeinen im Volke haben ſogar keine Vorſtellung davon, wie man anders als ſie ſelbſt denken und fühlen könne, daß, finden ſie es einmal, ſie die wundervolle Erſcheinung einer Krankheit zuſchreiben. Sie kennen ſo wenig die Macht und Wirkſamkeit des Geiſtes, daß ſie es lächerlich finden, wenn ein körperſchwacher Menſch die hohe und dicke Mauer der Gewohnheit zu erſchüttern ſucht. Ich erinnere mich, daß, als vor mehreren Jahren eine Verſchwörung gegen die ruſſiſche Regierung entdeckt wurde und die Hauptverſchwornen hingerichtet wurden, man von einem derſelben nichts verächtlicheres glaubte ſagen zu können, als er ſey nervenſchwach und habe doch geſucht ein Reich umzuſtürzen! Auch Robert hat mich einen nervenſchwachen Athleten genannt. Ueber die Spötter! weil ſie, wie jener Crotoneſer, von Kindheit an gewöhnt, ein Kälbchen mit ſich herumzuſchleppen, in ihrem Alter es dahin gebracht, einen ganz lebendigen Ochſen zu tragen, halten ſie ſich für ſtark, weil ſie dumm ſind. Dieſe Menſchen, die, weil ſie ſich nie der Außenwelt widerſetzt, auch niemals Widerſtand gefunden, ſehen nicht die nächſte Grenze ihrer Kraft und halten ſich für mächtig, weil ſie zur allgemeinen Materie gehören. Der Johanniter Meyer in Hamburg kennt mich beſſer. Er nennt mich ſo ein Kerl, was doch auf eine ſechs Fuß hohe Seele hindeutet. Ach! wäre ich nur ſo ein Kerl! nicht wie jetzt, ein jämmerlich überſetzter Kerl, ſondern ein unterſetzter Kerl, mit breiten Schultern, breiter Bruſt, breiten Zähnen, breiten Fäuſten und breiten Gedanken — Hei! wie wollte ich ſie zurichten! Denn wahrlich, ſtünden mir alle Waffen der olympiſchen Götter frei, ich wählte nicht Jupiters königliche Blitze, nicht Dianens ferntreffenden Pfeil, nicht Merkurs Rednerliſt, nicht Apollo's Leier, nicht das Lächeln der Grazien, nicht Aphroditens Zauberblick, nicht Amors Schelmerei — ich wählte mir nur die Keule des Herkules und Sylens groben Spaß. Sie ſchrieben mir neulich, es ſey meiner unwürdig, wie ich mich gegen Robert und Pittſchaft ausgeſprochen. Freilich iſt es meiner unwürdig: aber es iſt ganz meiner würdig, in ſolcher Zeit nicht an meine Würde zu denken. Sind es Worte, die man braucht in dieſen Tagen der Entſcheidung? Soll ich daran denken, wie Leute von Geſchmack über meine Schreibart urtheilen, was Weiber von meiner Aeſthetik halten? Wenn ich Ruhe, Blut und Leben an die Sache des Vaterlandes wage, ſoll ich ängſtlich beſorgt ſein, mir meine Kleider nicht zu verunreinigen? Wenn die Feinde der Freiheit im Kothe lagern, ſoll ich fern bleiben und ſie nicht angreifen, um meine Stiefel nicht zu beſchmutzen? Wenn es darauf ankömmt, von den feinſten Worten ein Filigran zu flechten, ein Drathnetz für Mückenſeelen — ich verſtehe das ſo gut als einer. Wenn es darauf ankömmt, eine Satire zu ſpitzen, ſo ſpitz, daß ſie durch die Pore eines Glaſes dringt — ich verſtehe das ſo gut als einer. Wenn es darauf ankömmt, ein Gift zu miſchen, klar, hell, rein, durchſichtig, ohne Farbe, Geruch und Geſchmack, unſchuldig wie friſches Quellwaſſer, ein Verläumdungsgift, eine aqua tofana — ich verſtehe das ſo gut als einer. Aber nein, ich will die Kerls todt ſchlagen, am hellen Tage und vor Aller Augen: denn Alle ſollen es wiſſen, und ſie ſelbſt, daß ſie von meiner Hand gefallen. Wie? wenn ein dummer Bauerlümmel mir in der Schlacht gegenüber ſteht, der gar nicht weiß, wo er ſich befindet, nicht weiß, woher er gekommen, wohin er geht, für was, für wen er ſtreitet — ſoll ich ihn ſchonen, weil er dumm iſt? Er gilt ſeinen Mann und ſeine Kugel trifft ſo gut, als kenne er ihr Ziel. Darum ſchlage ich ihn zu Boden. Soll ich ihm verächtlich den Rücken wenden, daß er mich von hinten treffe? Fein thun mit ſolchen plumpen Thieren, unter Scherz und Lachen Kirſchkerne ſchnellen gegen ſolche Elephanten — es iſt lächerlich. Sie ſpüren es gar nicht. Oder glauben Sie vielleicht, daß Alle die Plumpheit, die Roheit, die Gemeinheit meiner Gegner fühlten? Glauben ſie das nicht. Nicht einmal die beſſern Alle. Ich habe das erfahren. Ein wohlmeinender Freund brachte mir das Blatt aus Stuttgart; ich las es in ſeiner Gegenwart und ergötzte mich unter lautem Lachen an dem Fiſchweiberwitze einer deutſchen Hofzeitung. Aber der Freund bemerkte mit bedenklichem Geſichte: ja es bleibt doch immer etwas hängen. Ich erwiederte pah! das bürſtet mein Bedienter wieder aus. Als ich aber ſpäter darüber nachgedacht, fand ich, daß ich nur eine leere Floskel gebraucht, um etwas zu ſagen, und daß der Freund Recht gehabt. Selbſt Heine, der doch ſo fein iſt in ſeinen Ausdrücken, und ein plumpes Wort gar nicht verſtehen ſollte, bemerkte, als er ſah, wie ich mich luſtig machte, über ein anderes jener rohen Tabaksblätter, es wäre Perfidie darin. Und hätte ich mich blind geleſen, ich hätte die Perfidie nicht gefunden. So urtheilen aber die Leute, die entweder ſelbſt zur rohen Menge gehören, oder aus Erfahrung beſſer wiſſen als ich, wie man auf ſie wirkt.

Die miniſteriellen Blätter, die Hofzeitungen, warum ſchreiben ſie denn ſo plump, warum ſchimpfen ſie ſo pöbelhaft gegen die Vertheidiger der Freiheit? Glauben Sie, weil ſie nicht fein zu ſeyn verſtehen? O nein! Sie verſtehen es nur zu gut. Wenn ſie einen Streit unter ſich haben, Hof gegen Hof, Fürſt gegen Fürſt, Macht gegen Macht, dann kocht ſelbſt ihr heftigſter Zorn nie ſo ſtark über, daß der trübe Schaum der Wuth zum Vorſchein käme. Haß im Herzen, haben ſie die liebevollſten Worte auf den Lippen und mit der ausgeſuchteſten Höflichkeit ſtoßen ſie dem Feinde ein ſchönes Schwert in die Bruſt. Wo es aber darauf ankömmt, die Freiheit nieder zu reden, da wo die öffentliche Meinung die Menge entſcheidet, ſind ſie grob und plump, um auf die grobe, plumpe und gedankenloſe Menge zu wirken, die in allen Ständen, vom Hofmanne bis zum Bauer, die Mehrzahl bildet. Was ſie gegen uns, ſollten wir gegen ſie thun. Seit fünfzehn Jahren hat die Freiheit den Sieg, den ſie ſiebenmal errungen, ſiebenmal wieder verlohren, weil ſie zu mäßig war, wie in ihren Handlungen, ſo in ihren Reden. Die Völker glauben noch nicht feſt genug an ihr eigenes Recht, und daß ſie allein alles Recht beſitzen. Sie kennen noch nicht genug ihre eigene Macht und daß Keiner Macht hat neben ihnen. Sie wiſſen noch nicht genug, daß die Welt ihnen allein gehört und Königen nicht der kleinſte Theil davon der ſich weiter erſtreckte, als ihr väterliches Erbe, und daß ſie darum von allem was ſie wollen und was ſie thun, keinem Rechenſchaft zu geben haben, als Gott allein. Darum, weil ſie das nicht wiſſen, ihr Recht und ihre Macht nicht kennen, wollen die Völker in den Augen ihrer Fürſten gut und billig erſcheinen, rechtfertigen ſich, ſtatt Rechtfertigung zu begehren, fordern, wo ſie nehmen ſollten, fordern nicht alles, was ihnen gebührt und fordern es mit ſo leiſen höflichen Worten, daß man ſich anſtellt, die Hälfte nicht verſtanden zu haben, und die verſtandene Hälfte abzuſchlagen den Muth bekömmt; das muß anders werden. Keine Schonung mehr, nicht im Handeln, nicht im Reden. Liegt die Freiheit hinter einem Meere von Blut — wir holen ſie; liegt ſie tief im Kothe verſenkt, wir holen ſie auch. Darum ſiegt die Bosheit überall, darum wiſſen Dummheit und Gemeinheit immer den Vorſprung zu gewinnen, weil ſie den kürzeſten Weg zum Ziele nehmen, unbekümmert; ob er rein ſei oder ſchmutzig. Sie hält die Reinlichkeit nicht ab, ſie gebrauchen ſelbſt edle Mittel, wenn etwas Schlechtes dadurch zu erreichen, und wir ſollten den Koth meiden, auch wenn er zum Guten führt? Wir ſuchen reinliche Umwege, verlieren die Zeit und alles; denn wo wir auch den Feind einholen, wo und wenn wir auch zu ihm ſtoßen, wir finden ihn immer im Schlamme, den wir früher oder ſpäter durchwaten müſſen, wollen wir ſiegen für das Recht. Was andere thun für die Tyrannei, warum ſollen wir es nicht für die Freiheit thun? Schwert gegen Schwert, Liſt gegen Liſt, Koth gegen Koth, Hundegebell gegen Hundegebell. Heine ſagt: auch die Freiheit müſſe ihre Jeſuiten haben; ich ſage das auch. Aber nicht das allein, die Freiheit muß alles haben, was im Lager der Tyrannei zu finden: Stück-Knechte, Rothmäntel, Baſchkiren, Marodeurs, Paukenſchläger und Troßbuben. Lernen wir begreifen, daß die Tyrannen nur ſolche Waffen fürchten, die ſie ſelbſt gebrauchen; denn nur dieſe kennen ſie. Darum der Liſt ja keine Offenheit, dem Laſter keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit keinen Anſtand gegenüber.

Iſt es wie in den großen Kämpfen dieſer Zeit, wo Macht gegen Macht ſtreitet, nicht auch in den kleinen Kämpfen aller Zeiten, wo jeder Menſch für ſein beſonderes Leben gegen das andere beſondere Leben kämpft? Siegt nicht immer der Dumme über den Weiſen, der Böſewicht über den edlen Mann? Das geſchieht, weil die edlen Menſchen den Sieg mit dem Kampfe, die Beute mit der Waffe verwechſeln, und mit Recht für das Recht ſtreiten. Nur mit Unrecht gewinnt man das Recht; denn man kann ſelbſt im Kampfe für die Wahrheit die Söldlinge nicht entbehren, und dieſe bezahlt man mit Tugend nicht. Sehen Sie Rouſſeau. Es gab keinen Menſchen, der das Gute mehr geliebt, das Schlechte mehr gehaßt, als er. Er kämpfte ſein ganzes Leben für Freiheit und Recht, und warum wurde er ſo verkannt? Warum wurde er ſo verſpottet? Warum war ſein Leben ſo voll Schmach und Noth? Er verſpottete die Gemeinheit und war gutmüthig gegen die Gemeinen; er bekämpfte den Trug und lebte in Frieden mit allen Betrügern; er verfolgte alles Schlechte, und ſchonte die Schlechten. Ueber die Sache verſchwand ihm der Menſch; er liebte das Gute, und verſtand die Guten nicht zu lieben;

aber man muß Feinde haben, um Freunde zu finden, man muß haſſen, um lieben zu können. Rouſſeau haßte und liebte Keinen, darum ſtand er allein; er verſchonte Jeden, darum wurde er nicht verſchont; er verfolgte Keinen, darum wurde er von Allen verfolgt. Gott und Welt, Himmel und Erde vertheidigte er, aber ſich ſelbſt wußte er nicht zu vertheidigen. Das ſchien ihm ſchnöder Lohn für freien Liebesdienſt, und den verſchmähte er. Darum ging er zu Grunde. Alle Blitze ſeiner Beredtſamkeit gebrauchte er für Andere; für ſich ſelbſt war er wehrlos und ſtumm. Einmal ſagt er in ſeinen Bekenntniſſen: „Hätte ich meine Kraft gebrauchen wollen gegen meine Feinde, ich hätte gewiß die Lacher auf meine Seite gehabt."

Ich habe mir das gemerkt. Die Lacher will ich auf meiner Seite ziehen; die Lacher, die gutes Herz und gute Fäuſte haben, und nicht die feinen Lächler, die, ob ſie zwar tauſendmal mir recht gäben, doch tauſendmale mich todtſchlagen ließen, ohne die Hand für mich aufzuheben; aber mir immerfort recht gäben und immerfort lächeln würden. Göttliche Grobheit! vor dir falle ich nieder.

Abends. So eben habe ich die Abendzeitung, den Meſſager, geleſen. Geſtern war ſie noch miniſteriell, heute hat ſie die Farbe gewechſelt. Die Actionairs haben ſich nicht gut geſtanden bei dem bisherigen Miniſterialismus der Zeitung, und haben darum die Redaktion geändert. Es iſt merkwürdig! Läſe ich keine andere Zeitung, als nur den Meſſager, hätte ich denken müſſen, daß ſeit geſtern ſich die ganze Welt geändert, daß ein Comet an die Erde geſtoßen und ſie in eine neue Bahn getrieben. Daraus ſah ich wieder, wie weit die Meinung der Regierenden von der des Volkes abſteht. Und wer von beiden auch irre, gleichviel. Der Abſtand bleibt immer der nehmliche. Und ſo iſt es überall. Wie kann das gut enden?

Verfloſſene Nacht hat man eine Verſchwörung entdeckt. Aber keine von den neuen dummen Gaſſenverſchwörungen beim hellen Sonnenſcheine, ſondern eine von der guten alten Art, ſchauerlich, mitternächtlich, blutdürſtig, wie ſie in den Melodramen vorkommen. Einige hundert Menſchen, mit Dolchen und Piſtolen bewaffnet, wurden um Mitternacht in einem Hauſe überfallen. Sie ſetzten ſich zur Wehre. Der erſte eindringende Soldat wurde erſchoſſen. Einige hundert ſind arretirt. Die Verſchwornen ſollen ſtarke bewaffnete Trupps in verſchiedenen Stadttheilen aufgeſtellt haben. Man wollte in die Tuillerien dringen; General Bourmont ſoll in Paris ſeyn. Doch iſt alles noch ſchwankendes Gerücht. Waren es Republikaner? Waren es Carliſten? Man ſagt das Letztere. Wäre das — der König hatte am nehmlichen Abend einen

Baſl — dann muß in der Geſellſchaft doch mehr als Einer geweſen ſeyn, der von der Verſchwörung wußte. Es iſt eine intereſſante Situation! Heuer gedeiht aber nichts. Warum ſind ſie nicht ſo klug wie Joſeph von Egypten geweſen, und haben in den Jahren der Fruchtbarkeit beſſer für die Hungerjahre geſorgt? Jetzt kömmt die Beſcherung.

— Habe ich Ihnen vor einiger Zeit nicht einmal geſchrieben: in Oeſterreich würden ſie erſchrecken über die furchtbaren Fortſchritte des Liberalismus, wenn ſie erfahren, daß ſogar in Conſtantinopel eine Zeitung erſcheint? Nun das war damals freilich geſcherzt; aber es war ein Scherz im Geiſte des Ernſtes. Und jetzt iſt es wirklicher Ernſt geworden. Der Oeſterreichiſche Geſandte in Conſtantinopel hat der hohen Pforte eine ſehr eindringliche Note überreicht, worin er im Namen ſeines Hofes vorſtellt, welch eine ſchrecklich gefährliche Sache es um eine Zeitung wäre, ſelbſt wenn ſie im Sinne der Regierung geſchrieben. Gäbe man dem Teufel einen Finger, bekomme er bald die ganze Hand. Was ſagen Sie dazu? Und wenn ich mich auf den Kopf ſtelle, ich kann nicht mehr lügen, kann nicht mehr ſatyriſch ſeyn. Alle Phantaſie geht dabei zu Grunde. Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen eine artige Geſchichte von der ruſſiſchen Cenſur erzählen. Hängt Euch deutſche Cenſoren! das da hättet Ihr nie erfunden. Im Jahre 1813 wollte ein Ruſſe die Beſchreibung einer Reiſe drucken laſſen, die er im Jahre 1812 durch Frankreich gemacht. Die Cenſur fand auch an dem Buche nichts auszuſetzen, außer dem Titel; denn es war nicht ſchicklich, daß ein Ruſſe 1812 in Frankreich reiſe, zu einer Zeit, wo Rußland und Frankreich Krieg führten. Um dieſem Misſtande abzuhelfen, ſtrich die Cenſur den Titel Reiſe durch Frankreich aus und ſchrieb dafür Reiſe durch England, und wo im Buche das Wort Frankreich vorkam, ſetzte ſie England an deſſen Stelle.

Jetzt noch zwei chineſiſche Anekdoten zum Einſchlafen, denn ich will zu Bette gehen. Der Kaiſer von Rußland ließ dem Kaiſer von China ſagen: er möchte doch an der Grenze ſeines Reichs einen Cordon gegen die Cholera ziehen laſſen. Darauf ließ der Kaiſer von China erwiedern: er werde das bleiben laſſen; denn er habe gehört, daß die Krankheit nur Müſſiggänger, Trunkenbolde und unreinliche Menſchen befalle, und es wäre ihm ganz lieb, wenn er fünf Millionen ſolcher Unterthanen verlöhre. Auch an einer andern Grenze des chineſiſchen Reichs wollte der Regierungsbeamte von Maasregeln gegen das Eindringen der Cholera nichts hören, weil er ſie als fruchtlos und den Müſſigang begünſtigend anſah. Um ſeine Meinung zu unterſtützen, erzählte er folgende Anekdote:

„Im Jahre 1070 brach in Peking eine ſonderbare Krankheit aus, deren Wirkung ſich an den Haaren derjenigen zeigte, die in freier Luft lebten. In kurzer Zeit verlohr der Kranke die Hälfte ſeiner Haare und darauf ſtarb er. Als der damalige Kaiſer Tſchanglug dieſes erfuhr, ſagte er mit beſtimmten Worten, er wolle von dieſer Krankheit nichts hören. Dieſer höchſte Wille, mit Feſtigkeit ausgedrückt, machte die Seuche verſchwinden." Gute Nacht.

Freitag, den 3. Februar.

Iſt denn das Alles wahr, was ich in einer Stuttgarter Zeitung geleſen, wie neulich die Frankfurter beim Durchzuge der Polen durch manches ſchöne Wort eine noch ſchönere Geſinnung offenbart? Einer, der vor dem Wagen der Polen zog, ſagte: „Dir helf ich ziehen, Philipp, was geht mich Kaiſer und König an? Das hier ſind brave Kerle, das weiß ich." Ein Anderer, den man abwendig machen wollte, antwortete: „Ei, Ihr habt die Sontag ziehen wollen; die haben den Ruſſen noch etwas ganz Anderes vorgeſungen." Ein dritter äußerte: „wir müſſen den jungen Leuten zeigen, daß wir keine Preußen ſind." Der Berichterſtatter in der Stuttgarter Zeitung bemerkte hierbei, daß die Frankfurter, die ſich ſo geäußert, aus den niedrigen Ständen geweſen. Dieſe Bemerkung war ganz überflüſſig. Man weiß recht gut, daß bei uns, wie überall, die höheren Stände weder ſo viel Verſtand, noch ſo viel Herz haben. Der Polenzug durch Deutſchland wird die ſchönſten Früchte tragen. O, die klugen Leute! O, die ſchlauen Staatsmänner! Vor dem großen Freiheitsmagazin im fernen Warſchau war ihnen bange; ſie zerſtreuten es, und jetzt geht die Freiheit hauſiren im ganzen Lande, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf! Von der Schmach und Tücke, die Oeſterreich und Preußen den edlen Polen angethan, mußten die öffentlichen Blätter ſchweigen; und jetzt ſchicken ſie zwanzigtauſend Prediger im Lande herum, die erzählen, was ſie geduldet und lehren, wie man zu dulden aufhöre. Kommen jetzt die Ruſſen, dann wird man lange reiſen müſſen, um von Frankreich aus ihre Gräber zu beſuchen.

Was ſich aber Preußen für Mühe giebt, ſich verhaßt zu machen! So viel Beſcheidenheit hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Große Genies brauchen nicht zu ſtudiren. Daß aber meine guten Deutſchen ihren Preußenhaß auch gut verwenden! Es iſt in ihrer ſchönen Art, über ihr Herz doppelte Buchhalterei zu führen: was ſie dem Haſſe geliehen (und ſie leihen ihm nur und nehmen ſpäter zurück) ſetzen ſie gleich der Liebe in die Einnahme. Thut das nicht. Ihr möget Preußen haſſen, aber liebt darum Oeſterreich nicht mehr. Preußen klappert und warnt; Oeſterreich ziſcht nicht eher, bis es gebiſſen. Preußen watſchelt, wie ein Bär, auf die Freiheit los; Oeſterreich wartet, bis ſie an dem Dickicht vorbei kömmt, wo es verborgen lauert. Haſſet Preußen, aber fürchtet Oeſterreich. Oeſterreich kann, was Preußen nur will. Preußen iſt nur Oeſterreichs Mund; richtet mit dem Herzen, und nicht mit den Lippen. Oeſterreich findet die Weichſel roth genug, es iſt ganz zufrieden, und jetzt will es den Reſt der Polen dazu benutzen, im Deutſchen Volke Haß gegen Preußen zu erregen, das es fürchtet, mehr als Rußland. Dieſes iſt doch ein Körper, aber Preußen iſt ein ſchauerlicher Geiſt. Hätte Oeſterreich nicht dieſen Zweck, wäre es nicht damit einverſtanden, hätte die Begeiſterung des deutſchen Volks für die edlen Polen in gar manchem deutſchen Lande, in gar mancher Stadt, ſich ſo ungeſtört nicht zeigen dürfen; hätte man nicht geſehen, daß ſelbſt die feigſten aller Regierungen an dieſer Begeiſterung Theil genommen. Gar manche von den edlen Männern, die im milden Wirken für die Polen ſich ausgezeichnet, ſind der öſterreichiſchen Regierung mit ganz beſonderer Liebe zugethan, durch ganz beſondere Bande an ſie geknüpft. Haſſet eure offnen Feinde, aber fürchtet die Danaer, auch wenn ſie Geſchenke bringen!

Samſtag, den 4. Februar.

Heine wurde neulich von Jemand gefragt: worin er ſich in ſeinen politiſchen Anſichten von mir unterſcheide? Er antwortete: ich bin eine gewöhnliche Guillotine und Börne iſt eine Dampfguillotine. — Mehr als zweihundert Perſonen ſind wegen der letzten Verſchwörung arretirt worden, und darunter Leute von Namen, wie der General Düfour. Das iſt der nehmliche General Düfour, welcher in den Juli-Tagen, als der Herzog von Orleans vor dem Rathhauſe um die Gunſt des Volkes bettelte, zu ihm ſagte: Sie ſehen, gnädiger Herr, welch ein ſchlechtes Ende ſchlechte Könige nehmen, und das diene Ihnen zur Lehre. Worauf der Herzog von Orleans ganz prächtig die Hand auf ſein Herz legte, und nachdem er eine der ſchönſten Stellungen Talma's ausgewählt, zu Düfour ſagte: „es bedarf Ihrer Ermahnungen nicht; ich bin ein guter Franzoſe, habe die Freiheit immer geliebt, immer für ſie gekämpft.“ Faſt geweint hat der gute Herzog vor edlem Zorne. Jetzt ſitzt er auf dem Throne und Düfour im Kerker.

Auf Perriers Ball hätte ich leicht kommen können, wie jeder Andere auch. Man konnte ſich ein

Billet dazu verſchaffen, wie zum Theater; aber ich wollte nicht. Ich will nicht wandeln, wo Sünder gehen, und mich nicht ſetzen, wo Spötter ſitzen.

— Bei dem Anlaſſe neulich, wo die Simoniſten in die rauhen Fäuſte der Gewalt gefallen, haben ſich die Franzoſen hier wieder auf eine ſehr liebenswürdige Art gezeigt. Die öffentliche Meynung war zum großen Theile gegen die Simoniſten; faſt alle Blätter, am meiſten aber die Liberalen, waren ihnen entgegen. Der Figaro beſonders, dieſes reiche Nadelkiſſen, ſtach ſie täglich auf das grauſamſte. Aber ſeit dem Tage, daß die Regierung ſich plump, wie jede, in ein zartes Verhältniß des Geiſtes gemiſcht, hat ſich alles geändert. Alle bisher feindlichen Blätter nehmen ſich der Simoniſten auf das freundlichſte an. Der Figaro erklärt auf eine edle und rührende Weiſe, er werde von nun an kein Wort mehr gegen ſie ſchreiben, ſondern all ſeinen Spott der rohen Gewalt zuwenden. Ein Blatt für die proteſtantiſchen Intereſſen, das die religiöſe Lehre der Simoniſten ſtets mit Kraft und Ernſt bekämpft, machte gleich am andern Morgen bekannt, es entſage von nun an ſeinem Kriege, und werde die Waffe nun gegen die gemeinſchaftlichen Feinde führen. Ein Mann, der eine Schrift gegen die Simoniſten zum Drucke fertig hatte, erklärte öffentlich, er werde ſie unter ſolchen Verhältniſſen nicht bekannt machen. Iſt das nicht alles, wie bei uns? Auch dort, ſobald die Regierung einen Menſchen, ein Buch, eine Lehre verfolgt, erheben ſich gleich die lieben, guten, hochherzigen Deutſchen zum Schutze und zum Beiſtande der Schwachen.

Das Gedicht auf den Preußen-Galgen iſt wunderſchön. Ich werde es dem General Uminski mittheilen.

Schrieb ich Ihnen nicht ſchon im Anfange dieſes Winters, es würde noch dahin kommen, daß die franzöſiſche Regierung, von der man früher erwartet, ſie würde andern Völkern beiſtehen, ihre Freiheit zu erkämpfen, ſich mit allen despotiſchen Mächten verbindet, die Freiheit überall zu unterdrücken? Nun heute erzählt man, Schiffe mit Menſchen wären aus einem franzöſiſchen Hafen ausgelaufen, um Ankona zu beſetzen, und gemeinſchaftlich mit Oeſterreich und dem Papſte die Italiener unter das alte ſchmähliche Joch zu bringen! Wahrhaftig ich ſchäme mich. Mein Argwohn hinkt lächerlich hinter der Tyrannei her, die, Hand in Hand mit der Thorheit, ſchneller als der Wind ſeinen Blicken enteilt.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Paris, Dienſtag, den 7. Februar 1832.

Vor einigen Tagen wurden hier, zum Erſtenmale ſeit der Revolution, zwei Menſchen hingerichtet. Da verloſch der letzte Strahl eines ſchönen Tages. Als damals das Volk über das Leben aller ſeiner Feinde gebot und es ſchonte, dachten einige edle Männer daran, dieſe Tugend des Volkes, ſo lange ſie noch regierte zum künftigen Geſetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an Jene käme, die nie geſchont, ſie ihren Rachedienſt doch wenigſtens nicht mit Blut ſollen ſtillen dürfen. Sie trugen daher in der Kammer auf die Abſchaffung der Todesſtrafe an. Doch jene Andern, die es genau berechneten, wie viel in dieſer betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darnieder lag, ihnen an Kapital und Zinſen verlohren ginge, und daß ſie das ſpäter alle wieder herbeiſchaffen müßten, es zum alten Schatze zu legen, erſchracken über die Abſchaffung der Todesſtrafe. All ihr Glück liegt in der Hoffnungsloſigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? Doch ſchwiegen ſie. Denn damals ſtanden ihre unglücklichen Freunde vor Gericht, die Miniſter Karls X., die ganz in ihrem Geiſte und nach ihrem Herzen gehandelt, denen es aber mislungen war. Man wollte ſie vom Tode retten und ließ darum die Wünſche des Volks für die Abſchaffung der Todesſtrafe nicht kalt werden. Sobald aber die Miniſter zur Gefangenſchaft verurtheilt waren, befreite man ſich von der ſchweren Heuchelei und führte für die Beibehaltung der Todesſtrafe alle die Gründe an, welche die Mächtigen, Vornehmen und Reichen ſeit jeher geltend gemacht, weil ihnen der Schutz ihrer Macht und die unbeſtrittene Herrſchaft ihrer Leidenſchaften und eine mathematiſche Sicherheit ihrer Reichthümer höher gelten, als Chriſtus Lehre und als das Gebot der Menſchlichkeit. Ihr eignes Herz zum Maaßſtabe nehmend, hatten ſie ausgemeſſen, nach einem Jahre würde das Herz des Volks ſo klein geworden ſeyn, daß die große Idee von der Abſchaffung der Todesſtrafe nicht mehr Platz darin findet. Aber ſie täuſchten ſich.

Vor einigen Monaten wollte man auf dem Grève-Platze einen Verbrecher hinrichten, als aber das Volk die Vorbereitungen ſah, zeigte es ſich ſo aufgeregt und widerſetzlich, daß man die Hinrichtung nicht vorzunehmen wagte. Jetzt haben ſie den Richtplatz an das Ende der Vorſtadt St Jaques verlegt, außerhalb des Geſichtskreiſes des Volkes, eine Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt. Die letzte Hinrichtung haben ſie ganz im Stillen vollzogen; erſt zwei Tage ſpäter erfuhr Paris davon. Die Zeitungen der Miniſter haben es im Triumphe erzählt, wie ſchön Alles gelungen, und wie der Schleier des Geheimniſſes alles dicht bedeckte. Das Schaffot wurde in der Nacht aufgerichtet und die Verbrecher morgens acht Uhr auf den Richtplatz geführt. Dieſe waren ſchon ſeit vielen Monaten verurtheilt, auf die Begnadigung hofften ſie nicht mehr, ſie war ihnen Gewißheit. Noch am Nachmittage gingen ſie im Hofe der Conciergerie ruhig und rettungsfroh ſpatzieren, und als ſie ſich Abends zu Bette legen wollten, kündigte man ihnen für den andern Morgen den Tod an. Der eine Verurtheilte ſagte am Fuße der Guillotine zum Henker: eilt Euch! eilt Euch! Aber ſie haben ihn nicht verſtanden, dieſen Donner des Himmels. Eilt Euch! Eilt Euch! ruft es ihnen von oben herab; kurz iſt Eure Zeit! Die heillos verblendeten Thoren! Als der edle Tracy in der Kammer auf die Abſchaffung der Todesſtrafe angetragen, da hätten ſie nicht ruhen und raſten, ſie hätten ihre Kinder nicht wiederſehn, nicht eher eſſen, trinken und ſchlafen ſollen, bis das rettende Geſetz angenommen und verkündigt worden. Die Unglückſeligen! Für wen denn haben ſie das Schaffot aufgerichtet, für wen haben ſie das verroſtete Beil des Henkers wieder blank geſchliffen? *Für ſich ſelbſt.* Nicht zum Zweitenmale wird das Volk ſeine Freiheit Tyrannen anvertrauen, nicht zum zweitenmale wird es ſeinen Feinden das Leben ſchenken.

— Wenn Pfeilſchifters *Blätter für den deutſchen Adelſtand* nicht eben ſo unſichtbar ſind, als es noch alle ſeine frühern Schriften waren, wenn man ſie in Frankfurt finden kann, bitte ich Sie, mir einige davon hieher zu ſchicken. Es iſt ein Werk der Menſchlichkeit und ich wäre im Stande ſelbſt daran zu arbeiten. Charpie für den deutſchen Adelſtand — er wird ſie bald nöthig haben. Zupft! Zupft! Ihr habt es nicht für die Polen gethan: doch wir rächen uns nicht. Auch ein Edelmann wird zum Menſchen, ſobald er krank und unglücklich geworden. Ach, wie ſchön ordnet ſich das jetzt alles; wir dummen Demokraten hätten das nie gefunden. In den früheſten Zeiten war das Volk nichts, der Fürſt wenig, der Adel Alles. Aber die Fürſten wollten mehr werden, und verbanden ſich mit dem Volke, den Adel zu unterdrücken. Das gelang nach einigen Jahrhunderten. Die Fürſten wurden viel, der Adel ſank zu wenig herab, das Volk erhob ſich zu etwas. Nun aber wollten die Fürſten Alles werden, und verbanden ſich wieder mit dem Adel, um das Volk in ſein altes Nichts zurück zu ſtürzen. Das gelang nicht; ja, das Volk wurde immer mächtiger und gelangte endlich zu der ſpäten Einſicht, daß ihm allein Alles gebühre, und den Fürſten und Edelleuten, ſo lange ſie außer dem Volke ſtehn, nicht das Geringſte. Jetzt in unſern Tagen iſt die Noth und Gefahr für die Fürſten ſo groß geworden, daß ſie, wie immer in Gefahren, ſich hinter die Fronte der Streiter begeben. Den Adel, an deſſen Spitze ſie ſonſt ſtanden, ſtellen ſie vor ſich hin, und das ändert die Lage des Kampfes auf das Allervortheilhafteſte für uns. Den Völkern war eine Art religiöſer Scheu vor ihren Fürſten anerzogen, und darum, ob ſie zwar immer wußten, daß der Adel ihr eigentlicher Feind ſey, trugen ſie doch Bedenken, denſelben mit aller Macht zu treffen, aus Furcht, die Fürſten zu verletzen, die vor ihm ſtanden. Jetzt aber, da die Fürſten zurücktreten, wird die Völker nichts mehr abhalten, ihren ewigen Feind mit aller Kraft zu bekämpfen, und ihr Sieg iſt ſicher. Nach dem polniſchen Kriege hat ſich der mächtige Kaiſer Nikolas ganz erſchöpft in die Arme ſeines Adels geworfen; der abſolute König von Preußen organiſirt die Ariſtokratie der Schweiz, und dient als gemeiner Ritter in ihren Reihen. Der engliſche

Adel drängt ſeinen König zurück, und der franzöſiſche rüſtet ſich mit dem Gelde der dummen Banquiers. Darum ſchreibt, Ihr Pfeilſchifter! Zupft, Ihr gnädigen Fräulein von Neufchatel! Zupft; das iſt Weiberarbeit, das kömmt Euch zu! Aber erröthet, daß Ihr die alten Fiſchweiber von Paris übertroffen, und furienartiger, als jene einſt die Ariſtokraten mishandelt, mit Euern zarten adlichen Händen den Demokraten das Geſicht zerkratzt, die der galante Herr von Pfuel, einſt der Bayard des Tugendbundes, gefeſſelt vor Euer Sopha geſchleppt. Zupft, während wir die Schwerter wetzen!

— In der allgemeinen Zeitung — nicht in der des Herrn von Cotta, ſondern in der deutſchen allgemeinen Zeitung — ſtehet: „noch ein Wort über Börne;“ ein ſehr verdienſtvoller Artikel, der wegen der vielen Wunden, die er empfangen, mit dem Cenſur-Orden geſchmückt worden iſt. Das iſt nun einer der Wohlwollenden, der froh und emſig Alles herbeigeholt, was er zu meiner Vertheidigung für nöthig hielt, und der es herzlich bedauert, daß er mich nicht in Allem vertheidigen kann. Nun wohl, er hat mich beſſer verſtanden, als die Andern; aber auch nur beſſer verſtanden was ich geſagt, was gedruckt zu leſen war. Doch was ich nicht geſagt, was nicht gedruckt worden, das entging ihm, wie es den Uebrigen entgangen. Haben Euch denn die täglichen Gedankenſtriche Euerer Cenſur nicht wenigſtens im Errathen einige Uebung gegeben? Ach, das iſt eben der Jammer mit den Deutſchen. Weil ſie immer ſo gründlich, ſo vollſtändig ſind; weil ſie Alles, was ſie thun, mit dem Anfange anfangen, und mit dem Ende aller Dinge endigen; weil, ſo oft ſie lehren, ſie Alles lehren, was ſie wiſſen über Alles; weil ſie, wäre auch nur zu reden von der Angelegenheit dieſer Stunde, von den Verhältniſſen eines beſchränkten Raumes, ſie die ganze Ewigkeit, die ganze Unendlichkeit durchſprechen; weil ſie hinausſchiffen in den großen Ocean, ſo oft ſie ſich die Hände waſchen wollen – urtheilen ſie, findet ſich einmal ein Mann, der ſagt, was zu wiſſen nur eben Noth thut, es ſey ein oberflächlicher, einſeitiger Menſch, der luſtige Worte ſpräche und nichts gründliches ſage. Was iſt da zu thun? Ach, geſtehet es nur, wenn wir uns wechſelſeitig unerträglich ſind, ſo iſt doch meine Laſt viel größer, als die Euere. Meine kleine Bürde unter dreißig Millionen Menſchen vertheilt: das gibt jedem von Euch gar wenig zu tragen. Aber mir hocken dreißig Millionen Deutſche auf dem Rücken, und die ſind ſehr ſchwer, ſehr ſchwer! Geſteht es nur, ich brauche mehr Geduld mit Euch, als Ihr Geduld mit mir braucht.

Mein wohlmeinender Freund in der deutſchen allgemeinen Zeitung ſagt: man möge nicht vergeſſen, daß ich ein Jude bin. Aber das ſpricht er nicht als Vorwurf wie die Andern aus; nein, er gedenkt deſſen zu meiner Entſchuldigung, ja, zu meinem Lobe. Er ſagt: mit Recht wäre ich gegen die Deutſchen erbittert, die mein Volk ſo gedrückt und geſchändet; nicht der Haß, die Liebe habe mich verblendet. Ferner: „Der Ironie Börne's iſt das Franzoſenthum „der Rieſenmaaßſtab geworden, mit welchem gemeſ„ſen die deutſche Nationalität in ihrer ganzen „Zwerghaftigkeit und Verkrüppelung erſcheinen ſoll.“ Ferner: „Auch die Ironie bedarf eines Gegenſatzes, „wie Alles in dieſer Welt voll Licht und Schatten, „und ſie muß daher, um ihren Gegenſtand in ſeiner „ganzen Kleinheit darzuſtellen, ein wirklich oder ſchein„bar Großes ihm entgegenſetzen.“ Ferner: „Die „ernſten ſchlagenden Worte eines Rotteck und Wel„ker, aber wahrlich nicht die fliegenden Witze eines „Heine und Börne, ſtreuen den Saamen künfti„ger Thaten über unſer Vaterland aus .... Hat „man Börne's Briefe zu Ende geleſen, ſo iſt auch „der Eindruck vorüber und es iſt uns nicht anders zu „Muthe, als hätten wir einem glänzenden Feuer„werke zugeſehen .... Allein alle dieſe einzelnen „Winke können doch nimmer die Bahn bezeichnen, „auf welcher die Nationen vorwärts zu ſchreiten ha„ben; das vermögen keine blendenden, zuckenden Ge„dankenblitze, ſondern nur das Licht der klaren un-

„wandelbaren Sonne." Und noch mehrere Dinge ſolcher Art ſpricht der Freund, auf welche ich Dinge meiner Art erwiedern will.

Es iſt wie ein Wunder! Tauſendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude ſey; die Andern verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar darfür; aber Alle denken daran. Sie ſind wie gebannt in dieſem magiſchen Judenkreiſe, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böſe Zauber kömmt. Die armen Deutſchen! Im unterſten Geſchoſſe wohnend, gedrückt von den ſieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängſtliches Gefühl von Menſchen zu ſprechen, die noch tiefer als ſie ſelbſt, die im Keller wohnen. Keine Juden zu ſeyn, tröſtet ſie dafür, daß ſie nicht einmal Hofräthe ſind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutſchen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutſcher und ein Jude werden zu laſſen, mit ſchnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längſt verſchmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu ſchätzen, zugleich ein Deutſcher und ein Jude zu ſeyn, nach allen Tugenden der Deutſchen ſtreben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr. Ja, weil ich die Sclaverei gelernt, darum verſtehe ich die Freiheit beſſer als Ihr. Ja, weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünſche ich ein Vaterland heißer als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war, als die Judengaſſe, und hinter dem verſchloſſenen Thore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, ſo weit ſeine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutſcher Stamm von deutſchem Stamm auch nur eine Goſſe trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutſches Wort aus deutſchem Munde jenſeits der Grenzen zu mir herüberſchallte. Und weil ich einmal aufgehört, ein Knecht von Bürgern zu ſeyn, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürſten bleiben; ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grunde auf gebaut; macht es wie ich und begnügt Euch nicht, das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit neuen Ziegeln zu decken. Ich bitte Euch, verachtet mir meinen Juden nicht Wäret Ihr nur wie ſie, dann wäret Ihr beſſer; wären ihrer nur ſo viele als Ihr ſeyd, dann wären ſie beſſer als Ihr. Ihr ſeyd dreißig Millionen Deutſche, und zählet nur für dreißig in der Welt; gebet uns dreißig Millionen Juden, und die Welt zählte nicht neben ihnen. Ihr habt den Juden die Luft genommen; aber das hat ſie vor Fäulniß bewahrt. Ihr habt ihnen das Salz des Haſſes in ihr Herz geſtreut; aber das hat ihr Herz friſch erhalten. Ihr habt ſie den ganzen langen Winter in einen tiefen Keller geſperrt, und das Kellerloch mit Miſt verſtopft; aber Ihr, frei dem Froſte blosgeſtellt, ſeyd halb erfroren. Wenn der Frühling kömmt, wollen wir ſehen, wer früher grünt, der Jude oder der Chriſt. —

Sie ſagen: Die Franzoſen erſchienen mir als Rieſen, und die Deutſchen ſtellte ich als Zwerge neben ſie. Soll man da lachen oder trauern? Wem ſoll man begegnen? Was ſoll man beantworten? Unverſtand und Misverſtand ſind Zwillingsbrüder, und es iſt ſchwer, ſie von einander zu unterſcheiden, für jeden, der nicht ihr Vater iſt. Wo habt Ihr klugen Leute denn das herausgeleſen, daß ich die Franzoſen als Rieſen anſtaune, und die Deutſchen als Zwerge verachte? Wenn ich den Reichthum jenes ſchlechten Banquiers, die Geſundheit jenes dummen Bauers, die Gelehrſamkeit jenes Göttinger Profeſſors preiſe, und mich glücklich ſchätze, ſolche

Güter zu beſitzen — bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher ſind als ich, und daß ich mit ihnen tauſchen möchte? Ich, mit ihnen tauſchen? Der Teufel mag ſie holen alle drei. Nur ihre Vorzüge wünſche ich mir, weil mir dieſe Güter fehlen. *Mir* würden ſie zum Guten gereichen; aber jenen, die ſie beſitzen, gedeihen ſie nicht, weil es die einzigen Güter ſind, die ihnen *nicht* fehlen. Wenn ich den Deutſchen ſage: Macht, daß Euer Herz ſtark genug werde für Euern Geiſt; daß Euere Zunge feurig genug werde für Euer Herz; daß Euer Arm ſchnell genug werde für Euere Zunge; eignet Euch die Vorzüge der Franzoſen an; und Ihr werdet das erſte Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutſchen Zwerge ſind, und die Franzoſen Rieſen? Austauſchen, nicht tauſchen ſollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und ſpräche: Ich will dich in einen Franzoſen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutſcher bleiben mit allen ſeinen Mängeln und Auswüchſen; ein Deutſcher mit ſeinen ſechs und dreißig Fürſten, mit ſeinen heimlichen Gerichten, mit ſeiner Cenſur, mit ſeiner unfruchtbaren Gelehrſamkeit, mit ſeinem Demuthe, ſeinem Hochmuthe, ſeinen Hofräthen, ſeinen Philiſtern — — auch mit ſeinen

Philiſtern? — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — Nun ja, auch mit ſeinen Philiſtern. Aber ich ſage Euch, es iſt ſchwer, ein gerechter Richter ſeyn!

Ihr ſagt: Die Ironie bedürfe eines Gegenſatzes, die der meinigen fehle. Wie! Merket Ihr, was ihr fehlet, dann fehlt ihr ja nichts mehr, und merkt Ihr nichts, dann fehlt ihr wieder nichts. Ihr ja ſeyd ſelbſt der Gegenſatz! Soll ich Euch, breit wie Ihr ſeid, auf das ſchmale Papier hinſtellen, das ja kaum für meine kleine Ironie groß genug iſt? Man malet den Schatten, man malet nie das Licht. Soll ich Euch etwa loben, ein Volk loben? Seid Ihr denn mehr als Sonne und Mond? Nun, wenn die Sternkundigen von Mond und Sonne lehren, dann reden ſie nicht lange und breit davon, daß Mond und Sonne leuchten — das ſiehet jeder dumme Hanns — von ihrem Schatten, ihren Flecken reden ſie. Das iſt, was gelernt werden muß, darin iſt die Wiſſenſchaft. Von den Tugenden der Franzoſen konnte ich ſprechen, denn das ſind Lichtflecken. Ihr ſeyd ein Ganzes mit meinem Buche. Beurtheilt es, aber beurtheilt Euch mit, daß Ihr es nicht falſch beurtheilet. Ihr ſagt: mit ſolchen fliegenden

Witzen ſtreue man nicht den Saamen künftiger Thaten über unſer Vaterland aus! O ſchonet nicht! Ich bekomme Krämpfe, wenn ich von Saamen ausſtreuen reden hören. Jetzt reden ſie noch von ſäen, da doch ihr Korn ſchon längſt geſchnitten iſt, und es nur an Dreſchern fehlt, die es ausſchlagen! Nun, ich war einer von den Flegeln, die Euch gedroſchen; dankt es mir! Saamen ausſtreuen! Man verliert alle Geduld. So macht Euch auch eine neue Erde für Euern Saamen, das wäre noch viel gründlicher. So wirkt man nicht — meinet Ihr. Wenn man meine Briefe geleſen, bliebe nichts übrig, es war ein glänzendes Feuerwerk! Bin ich ein Gott? Kann ich Euch den Tag geben? Ich kann Euch nur zeigen, daß Ihr im Dunkeln lebt, und dazu leuchtet ein Feuerwerk lang und hell genug. Es bliebe nichts übrig? Wenn man meine Briefe geleſen, bleibt noch die ganze Göttinger Bibliothek übrig. Wie! Ich hätte nichts gewirkt? Hört doch die argen Schelme an! Sie zanken mit mir, daß ich ihnen Waſſer ſtatt Wein einſchenkte, und können doch vor Trunkenheit kaum den Vorwurf ſtammeln. Was nennt Ihr wirken? Was nennt Ihr die Menſchen bewegen? Heißt Ihr das, ſie bewegen, wenn es Euch gelingt, ſie zu Eueren Geſinnungen hinüber zu ziehen? Wenn ſo, dann bin ich beſcheidener als Ihr. Ich nenne es auch die

Menſchen bewegen, wenn es mir gelingt, ſie fortzutreiben, entfernten ſie ſich auch von meiner Geſinnung. Sie gingen doch, ſie blieben nicht länger ſtehen. Und das iſt mir gelungen. Welche Begebenheit der Welt hat denn ſeit der großen Sontag das deutſche Volk ſo in Bewegung geſetzt als mein Buch? Nun freilich, der Sängerin haben ſie den Wagen gezogen, und nach mir, der gepfiffen, haben ſie mit faulen Aepfeln geworfen; aber ſie haben ſich bewegt für mich, wie für ſie, und die Bewegung war ihnen gut. Freilich haben ſie die Sängerin mit Flötenliedern in den Schlaf gelullt, und mich haben ſie mit einer gräulichen Katzenmuſik aus dem Schlafe geweckt; aber bis vor Mitternacht haben ſie vor meinem Hauſe gekeſſelt und geklappert, ſie ſind ſpäter zu Bette gegangen, ſie haben drei Stunden weniger geſchlafen. Iſt das nicht Gewinn? Habe ich nicht die Röthe des Zorns in tauſend blutleere Wangen gejagt, und ſeyd Ihr denn ſo ganz gewiß, daß nicht manche ſchüchterne Schaamröthe das benutzt, ſich leiſe, ſachte auch darüber hinzuſchleichen? Habe ich nicht manches kalte Herz entflammt? Mag nun die Flamme meinen Scheiterhaufen anzünden, oder den Weihrauch, den man auf meinen Altar geſtreut — was geht das Euch an? Das iſt meine Sache. Genug, es flammt. Seyd nicht undankbar gegen einen Euerer treuſten Diener, der mit den Andern geholſen, Euch aus dem Schlafe zu rütteln. Als der große Friedrich in ſeinen hohen Jahren ſchlafbegierig geworden, da, ſeiner Fürſtenpflicht eingedenk, befahl er ſeinem Kammerdiener, ihn früh zu wecken und wenn er nicht gleich das Bett verließe, ihm die Decke vom Leibe wegzuziehen. Er murrte immer über die Gewalt; aber war er einmal munter geworden, dann lobte er ſeinen Diener. Trinkt nur erſt Eueren Kaffee, und dann werdet Ihr es mir danken, daß ich Euch die Bettdecke vom Leibe weggezogen. Die Zeit wird kommen, wo Ihr alle meine Vorwürfe ungerecht gemacht; und dann werdet Ihr die Erſten ſeyn, es zu geſtehn, daß ſie einſt gerecht geweſen. —

Sie verlangen, ich ſolle ihnen die Bahn bezeichnen, auf welcher ſie vorwärts zu ſchreiten haben. Wenn ich ein Narr wäre! Ich weiß oft nicht: ſpottet Ihr über Euch ſelbſt, oder wollt Ihr mich zum Beſten haben? Wie? Soll ich Euch Bücher ſchreiben? Soll ich reden von Preßfreiheit und Cenſur, ja nicht zu vergeſſen die Caution; von öffentlichen Gerichten; von Geſchwornen; von Abſchaffung des Neubruchszehenten, des Blutzehenten, und anderer Teufelszehnten; von Aufhebung der Frohnden und Zünften; von Aufhebung der Univerſitäts-Gilden; von perſönlicher Freiheit; von einem gemeinſchaftlichen deutſchen Geſetzbuche; von gleichem

Maaße und Gewicht und gleichem Münzfuße; von Freiheit des Handels; von wahrer freier Volksvertretung; von ſtarker Wehrverfaſſung gegen das Ausland? Von dem Allen ſollte ich Euch ſprechen? Hat es denn noch Keiner vor mir gethan? Habt Ihr geſchlafen die letzten funfzig Jahre? Dankt es mir doch, daß ich Euch den Buchbinder-Lohn erſpare. Poſitives wollen ſie haben! Wahrhaftig, ſie haben es mir vorgeworfen, es ſey gar nichts Poſitives in meinen Briefen. Poſitives! Und ihr Poſtament iſt die ganze Erde! Iſt es Euch noch nicht hoch, noch nicht breit genug? Traut Ihr ſeiner Dauerhaftigkeit nicht, und bittet mich, noch eine Lage Poſitives aufzuſetzen? Ich verbürge mich für ſeine Dauerhaftigkeit. Wagt es, wagt es endlich einmal, die Bildſäule der Freihet darauf zu ſetzen. Oldenburger! — Doch nein, ich will mich nicht ärgern und Euch auch nicht. Doch könnt Ihrs nicht mit Freundſchaft anhören, was ich Euch mit Freundſchaft ſage, daß Ihr Alle wie die Oldenburger Herren ſeyd? Dieſe arbeiten jetzt an guten Communalſchuhen, und ſind dieſe fertig nach hundert Jahren, ſtecken ſie die Füße hinein; und nach hundert Jahren ſtellen ſie den Leib auf die Füße; und nach hundert Jahren ſtellen ſie den Hals auf den Leib; und nach hundert Jahren ſetzen ſie den Kopf auf den Hals; und nach hundert Jahren ſetzen ſie den Freiheitshut auf den

Kopf; und dann hat Oldenburg eine Conſtitution, ſo gut und ſo ſchön wie eine. O Oldenburger! Oldenburger!

Neue Ideen wollen ſie auch von mir haben! Ein anderer Narr hat erzählt, er habe in meinem Buche nicht eine, nicht eine einzige neue Idee gefunden. Spannet alle Euere Profeſſoren auf die Folter, und wenn ſie Euch beim dritten Grade eine neue Idee bekennen, dann hat ihnen der Schmerz die Lüge abgepreßt, die ſie widerrufen, ſobald Ihr ſie von ihrer Qual befreit. — Schweigt! Ihr wißt nicht, wie man Völker erzieht. Ich verſtehe es beſſer. Ein Volk iſt ein Kind! Habt Ihr einen hoffnungsvollen Knaben, geſchmückt mit allen Vorzügen des Körpers, ausgeſtattet mit allen Gaben des Herzens und des Geiſtes; aber eine unheilbare Schwäche, eine ſchlimme Angewohnheit verunziert des Knaben gute Natur, oder für einen gemeinen Fehler hat er Strafe verdient — werdet Ihr, wie folgt, mit ihm reden? „Komm her Junge, küſſe mich. Du biſt ein herrliches Kind, meine Freude und mein Stolz; deine Mutter lobt dich, deine Lehrer rühmen dich, deine Kameraden bewundern dich. Und jetzt haſt du eine Ohrfeige, denn du warſt unartig geweſen. Und jetzt küſſe mich wieder, theures Kind!“ Nein, ſo handelt Ihr, ſo redet Ihr nicht, ſo thöricht ſeyd Ihr nicht. Ihr gebt dem Knaben eine Ohrfeige und von dem Uebrigen ſchweigt Ihr. Darüber gehen ſeine ſchönen Eigenſchaften nicht zu Grunde. War aber ein reifer und verſtändiger Mann bei der Züchtigung des Knaben, dann vernahm er wohl etwas in der ſchwankenden Stimme des Vaters, das wie eine frohe Rührung klang; dann ſah er wohl etwas in ſeinem Auge, das wie eine Hoffnungs-Thräne ſchimmerte. Dann küßte vielleicht der fremde Mann den weinenden Knaben, doch ganz gewiß tadelte er den Vater nicht.

Donnerſtag, den 9. Februar.

Es erzählte mir Jemand aus der Zeitung, die Juden in Frankfurt würden mehrere Freiheiten bekommen; ſtatt funfzehen Paare jährlich, ſollen künftig achtzehn Paare heyrathen dürfen. O Zeitgeiſt! Zeitgeiſt! Wer kann dir widerſtehen?

— Wenn * * * * zu Ihnen kömmt, binden Sie ſich einen dicken Schawl um den Hals, denn er haut Einem den Kopf ab, ehe man ſich's verſieht. Das iſt ein Jacobiner!

— In Preußen hat man den Juden das deutſche Predigen verboten. Ach ja, ich will es wohl glauben. Wie glücklich wären ſie, wenn ſie auch in den Kirchen, den Gerichten, auf dem Markte, in den Zeitungen und ſonſt überall, wo man mit der Menge ſpricht, die deutſche Sprache verbieten und dafür die hebräiſche einführen könnten, die Keiner verſtehet!

Hebräiſch regieren — das wäre etwas Himmliſches! Ein Punkt kann den ehrlichſten Mann an den Galgen bringen; ein Punkt, ein Strich mehr oder weniger, da oder dort, giebt dem Geſetze einen ganz andern Sinn; man kann das Recht kneten wie Butter und eine grobe Conſtitution ſo fein machen, daß ſie durch ein Nadelöhr geht. Denkt daran, Ihr chriſtlichen Miniſter! werdet Rabbiner und ich habe das erfunden! Auch will man jetzt in Preußen allen Civilbeamten Uniformen geben. Das iſt die rechte Höhe der Tyrannei, der Superlativ, der deutſche Superlativ des Monarchismus; es iſt eine allerhöchſte Spitzbüberei. Dadurch will man die Regierung ganz vom Volke trennen, die Beamten unter den Corporalſtock der Disciplin bringen, Vaterlandsliebe in blinden Gehorſam verwandeln, und aus dem ſitzenden Heere der Schreiber ein ſtehendes Heer machen; aus Richtern und Hofräthen Soldaten, welche die Feder ſtatt der Flinte ſchultern, ſtatt Patrontaſchen Wappen tragen und Verordnungen und Straſſen wie Patronen gebrauchen. Die Kammergerichts-Aſſeſſoren werden Schildwache ſtehen müſſen und die Referendaire des Nachts patrouilleren. Das Miniſterium wird das Hauptquartier und jedes Amt eine Wachtſtube. So verknechtet man das Volk, ſo verknechtet man ſeine Hüter, ſo verknechtet man Alles von der Hütte bis zum Throne, vom

Bettler bis zum Oberknechte. Ach! ſo viele Umſtände wären gar nicht nöthig. Die Preußen ſind gute Menſchen und leitſam wie die Hämmel. Der Kühnſte unter ihnen, der Herr Profeſſor von Raumer, iſt noch furchtſam wie ein Spatz. Er hatte einmal den Muth, von der Galeerenbank der Cenſur wegzulaufen. Es war in den Schreckenstagen der Cholera, wo Jeder den Kopf verlor. Er hätte ihn freilich nicht gehabt, wäre nicht Sr. Excellenz, der Geheimerath von Raumer, Galeerenhauptmann und ſein Onkel geweſen, auf deſſen Schutz er rechnen durfte, wenn man ihn wieder erwiſchte. Indeſſen er hatte ihn. Gleich ließ er ſeine Heldenthaten, als ſein eigner Homer, in die allgemeine Zeitung ſetzen. Das war zu viel. Dagegen konnte ihn auch ſein gnädiger Onkel nicht ſchützen, das griff die preußiſche Monarchie zu gefährlich an. Man befahl dem Profeſſor Raumer, ſeinen kühnen Schritt zu leugnen, und er hatte die Feigheit, es zu thun und öffentlich bekannt zu machen, er habe die Nachricht nicht in die allgemeine Zeitung geſchickt, er wiſſe nichts davon. Und hätte er wirklich nichts davon gewußt, er hätte das doch nicht erklären dürfen. Braucht man Uniformen gegen oder für ſolche Menſchen? Herr von Raumer kam wieder zu Gnade und zu größerer als vorher. Denn nicht aufrichtige, treuergebene Diener will man haben, Menſchen, die mit Herz und Glauben dem Abſolutiſmus dienen; nein, Herz und Glauben ſind der Tyrannei verhaßt, auch wenn ſie ihr dienen. Man will freigeſinnte, aber gottvergeſſene Menſchen, die ein Gewiſſen zu verkaufen, die eine urſprünglich gute Geſinnung dem Teufel zu verſchreiben haben. Die ſucht man, die belohnt man am beſten. Die kann man dem Volke zur Verführung aufſtellen, als hohnlächelnde Beweiſe vorzeigen, daß Tugend nichts iſt und Ehre eine Waare. So verknechtet, ſo entadelt man die Menſchheit, daß ſie Gott ſelbſt nicht mehr erkennt und ſie der Gewalt der Tyrannei überläßt.

Freitag, den 10. Februar.

Heute bin ich ganz vergnügt, daß ich geſtern keinen Brief bekommen. Dafür bekomme ich ihn heute, oder jeder Funke der Menſchlichkeit müßte in Ihnen erloſchen ſeyn. Haben Sie meine erſchütternden Ermahnungen vom Neujahrstage ſchon vergeſſen? Warten Sie nur, dann ſchreiben ich Ihnen wieder einen Brief, der Ihnen das Herz in tauſend kleine Stücke brechen ſoll.

Den geſtrigen Abend brachte ich in einer Soirée St. Simonienne zu, bis gegen Mitternacht. Es iſt eine wöchentliche Zuſammenkunft, die, wie jede Andere, der geſelligen Unterhaltung gewidmet iſt, und keine beſondere religiöſe oder doctrinaire Beſtimmung hat. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, welchen wohlthuenden Eindruck das Ganze auf mich gemacht. Es war mir, als wäre ich aus der Winterkälte einer beſchneiten nordiſchen Stadt in ein Glashaus gekommen, wo laue Frühlingslüfte und Blumendüfte mich empfingen. Es war etwas aus einer fremden Zone und aus einer ſchönern Jahreszeit. Und doch war ich mit keinem vorbereitet günſtigem Gefühle, ſondern ganz anders, mit unfreundlichen Gedanken dahin gekommen. Ich hatte mir feſt verſprochen: dort findeſt du Menſchen, die einem Jahrhunderte und einer Welt vorausgeeilt, oder die Jahrtauſende zurückgegangen, um das Kinderparadies der Menſchheit aufzuſuchen; und du findeſt ſie mit den neueſten Geſichtern vom 9. Februar 1832, mit den Meinungen, Reden, Geſinnungen, Witzworten, Fragen und Antworten und dem ganzen ewigen Kalender aller Franzoſen und Pariſer. Ich fand ſie nicht ſo. Es ſchwebte ein Geiſt heitern Friedens über dieſen Menſchen, ein Band der Verſchwiſterung umſchlang ſie Alle und ich fühlte mich mit umſchlungen. Eine Art Wehmuth überſchlich mich, ich ſetzte mich nieder, und unbekannte Gefühle lullten mich in eine Vergeſſenheit, die mich dem Schlummer nahe brachte. War es der magnetiſche Geiſt des Glaubens, der auch den Ungläubigen ergreift wider ſeinen Willen? Ich weiß nicht. Aber ſchweigende Begeiſterung muß wohl mehr wirken als redende; denn die Reden der Simoniſten haben mich nie gerührt. Dabei war Alles Luſt und Freude, nur ſtiller. Es wurde getanzt, Muſik gemacht, geſungen; man ſpielte Quartetts von Haydn. Es waren wohl hundert Menſchen, ein Dritttheil Frauenzimmer. Die Männer waren mit ihren Weibern gekommen! Das ſieht man freilich in andern Pariſer Geſellſchaften auch; aber dort kommen und gehen die Männer mit ihren Weibern, während ſie aber beiſammen ſind, findet eine Art Eheſcheidung zwiſchen ihnen ſtatt. Hier aber konnte ich erkennen, welcher Mann zu welcher Frau gehörte. Im Vorzimmer ſaß eine ganze Reihe Kammer- und Dienſtmädchen. Sie kamen oft in das eine Geſellſchaftszimmer, um durch die offne Thüre des Salons ihre Herrſchaften tanzen zu ſehen und ſingen zu hören. Dieſe Gleichheit gefiel mir ſehr. Noch beim Nachhauſegehen auf den Boulevards fühlte ich mich ſeelenwarm und ich ging zu Tartonie und aß ein Glas Plombieres, wobei ich Ihrer gedachte, beſonders als ich an die Vanille kam. —

Es geht dem *** wie vielen Deutſchen, welche die Nebenſache zur Hauptſache gemacht. Die franzöſiſche Leichtigkeit iſt bei ihnen zum Leichtſinn, das ſo nothwendige und darum verzeihliche ſich Hervorſtellen zur Zudringlichkeit geworden, und wenn ſie ſich als die gemeinſten Charlatane betragen, glauben ſie Leute von Welt, feine Pariſer zu ſeyn.

An der deutſchen Tribune zu arbeiten, dazu habe ich keine Zeit jetzt. Aber ich thue es, ſobald ich frei werde. Das iſt ein Schlachtfeld, auf dem kein Mann, der ſein Vaterland liebt, fehlen ſoll. Aber die Zeitung, wird ſie noch lange beſtehen? Sie hat bis jetzt der Cenſur getrotzt, wofür der Redacteur zu ſechs-monatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt worden.

Ich ſchicke Ihnen heute den Herings-Salat. Es iſt eine große Schüſſel und Sie werden Durſt darauf bekommen.

Herings-Salat.

Beim Thor, beim hohen Odin, und beim höchſten Bör, meinem erhabenen Ahn, dieſer Knabe Alexis kämpft mit einer Berſerker-Wuth, für die ihm einſt in Walhalla ein Zwiebelkuchen duften wird! Aber noch bedenke ich mich. Soll ich, oder ſoll ich nicht? Kennten mich nur die Menſchen alle, fühlten es nur alle mit, welch einen Stolz ich aufzuopfern habe, wenn ich ſolchen niedrigen Troßbuben das Geſicht zuwende. Aber auch dieſen Stolz lege ich auf den Altar des Vaterlandes, und wahrlich, hätte ich ihm alles zu verdanken, was ich ihm zu verzeihen habe — ich wäre ihm jetzt nichts mehr ſchuldig. Oder glaubt Ihr, es wäre nichts, mit einem Philiſterchen zu rechten, daß es geworden, wie es die Natur in einer langweiligen Stunde aus dem Kern einer Haſelnuß geſchnitzelt? Wenig für einen Mann von Ehre und Gefühl, ſich vor ein Nürnberger Schächtelchen hinzuſtellen, wie es beſchaffen, wenn eben der letzte Nachtlichtdocht herausgenommen: offen und leer — und es ernſthaft zu fragen, warum es nichts enthalte, und wo ſeine Seele hingekommen? Es iſt viel. Und doch dauert mich der arme Schelm! Sie haben ihm heimlich Branntwein in ſeine Bierkaltſchale gegoſſen, und der blaſſe blöde Junge, der früher nicht den Muth hatte, eine rothwangige Bauerndirne zum Tanze aufzufordern, ſtürzt hervor, wird ein Held, fliegt die Sturmleiter hinauf, und erwacht nicht eher aus ſeinem Taumel, bis eine ſtarke Fauſt dort oben ihn mit einer Ohrfeige lachend in den Graben hinunter ſtürzt. Dann jammert er: Ach, Papa Schleſſinger! Ach, lieber Papa Schleſſinger! Ach, wäre ich doch freimüthig und zu Hauſe geblieben! Ach, hätte ich doch kein Handgeld genommen! Ach, wäre ich nur fort von hier, man erwiſchte mich kein zweitesmal! Thörigter Knabe! Trinke Milch und gehe nicht hin wo Werber zechen. Sie haben dir wohl verſprochen, du ſollteſt Hauptmann werden; aber du bliebeſt Trommelſchläger dein ganzes Leben. Du dauerſt mich.

Ich habe des großen Bör, meines göttlichen Ahns, gedacht. Das war er, und darum nenne ich mich Börne (Sohn des Bör). Mütterlicher Seite ſtamme ich von Belſta ab, des Rieſen Bergthor Tochter, und Gattin des Bör. Keiner, der mich kennt, wird mich des Ahnenſtolzes fähig halten; ich erwähne nur meine Abſtammung, um jenen thörigten Menſchen, welche glauben, daß eine hohe Geburt ein niederes Leben gut mache, und eine niedrige Geburt ein hohes Leben verderben könne, mir vorwerfen, ich ſei als Jude geboren, und darum weniger als ſie — um ihnen zu zeigen, das ich mehr bin, als ſie, wie durch mein Leben, ſo auch durch meine Geburt. Der Urſprung meiner Familie geht hoch über das Chriſtenthum hinaus, und iſt noch älter als das Judenthum. Wir ſtammen aus der Lichtwelt, Mußpellheim war unſer Wiegenland; Ihr aber ſtammt aus der Nebelwelt, von Nilfheim ſeyd Ihr hergekommen, ſeyd Imer's böſe Kinder, und die verzwergten Enkel der langweiligen, aber einſt gewaltigen Eisrieſen. Einſt heyrathete ein Mann aus meiner Familie eine Frau aus der Eurigen, die Kuh

Audumbla, und dieſe Verwandſchaft ſpüre ich bei naßkaltem Wetter in allen meinen Gliedern.

Zwei tauſend Jahre vor Chriſtus zog der mächtige Heimball, Nachkomme Bör's und einer meiner glorreichen Vorfahren, mit einem zahlloſen Heere dem Mittage zu, um dort die Teutonen, die Nachkömmlinge Imers, aufzuſuchen, und mit dieſen ſeinen tückiſche Vettern einen alten Rechtsſtreit auszukämpfen. Nach langem und beſchwerdevollen Zuge kam Heimball mit ſeinem Heere an der Grenze des feindlichen Landes an. Die Nacht war angebrochen, aus allen Städten und Dörfern ſchallten die Sturmglocken, und zahlloſe Wachtfeuer brannten rings umher. Heimballs kampfbegierige Streiter jauchzten dem kommenden Morgen entgegen. Als der Held eben ſein letztes Horn ausgeleert, und ſich unter einer Eiche zur Ruhe legen wollte, wurde ihm eine Botſchaft gemeldet. Es erſchienen fünf und zwanzig Zwerge in ſeidnen Kleidern und mit hundert Bändern und Goldblechen behangen. Der Kleinſte derſelben trat hervor, warf ſich Heimball zu Füßen, küßte ſie, ſtand dann wieder auf und ſprach: „Allerdurchlauchtigſter „Fürſt und Herr, Allergnädigſte Geiſel Gottes! „Mein Herr, der König der Hofräthe, ſendet „mich zu Allerhöchſtderen allerhöchſter Perſon, und „flehet Allerhöchſtdieſelben, ihn in dieſen kritiſchen „Zeiten mit keinem Kriege zu überziehen, weil deren

„heilige Perſon gerade beſchäftigt iſt, mit ihren getreuen Unterthanen die Stumme von Portici einzuſtudiren. Allerhöchſtdieſelben mögen geruhen zu bedenken, oder wollen geruhen zu bedenken, wie es „meiner ſchuldigſten Ehrfurcht am angemeſſenſten lautet, daß von dieſer neuen Oper das Glück des ganzen Volkes der Hofräthe abhängt, und darum geruhen gefälligſt umzukehren, und Allerhöchſtderen „Königreich, das geſegnete Mußpellheim, wieder mit „Allerhöchſtderen Gegenwart zu beglücken. Mein „Herr und König überſendet Ew. glorreichen Majeſtät durch meine unwürdigen Hände dieſes blaue „Band der ſchönen Sängerin, deren Hausorden, als „ein Zeichen ſeiner Freundſchaft und unwandelbaren „Geſinnung, und bittet Allerhöchſtdieſelben mit Allerhöchſtdenſelben einen Allerhöchſten Zollvertrag abzuſchließen, zu wechſelſeitigem Vortheile der beiderſeitigen Höfe.“ Als darauf der Zwerg dem großen Heimball das kleine Ordensband umhängen wollte, aber kaum ſeine Knie erreichen konnte, brach darüber Heimballs Heer in ſolch ein donnerndes Gelächter aus, daß achtzehn von den Zwergen vor Schrecken umfielen und ſtarben. Deren Anführer und Vormund riß ſich die Haare aus dem Kopfe, warf ſich Heimball abermals zu Füßen und ſprach mit thränenden Augen: „Allerdurchlauchtigſtes göttliches Weſen! „Mächtiger Beherrſcher von Mußpellheim! Mögen

„Allerhöchſtdieſelben in Allerhöchſtderen gerechtem „Zorne, wenn ich mich allerunterthänigſt ſo ausdrücken darf, es unſerm unglücklichen Lande nicht „anrechnen, daß einige ſchlechte Hofräthe ſich erkühnt, „in Gegenwart Allerhöſtderen geheiligter Perſon umzufallen und zu ſterben. Es ſind junge Leute, „die erſt vor zehn Jahren von Jena zurückgekommen, „wo ihnen die Burſchenſchaft heilloſe demagogiſche „Schwärmereien in den Kopf geſetzt. Wollen Allerhöchſtdieſelben Gnade für Recht ergehen laſſen, und „ſich damit begnügen, daß wir zu Allerhöchſtderen „Satisfaction gleich morgen früh unſern Cenſor aufknüpfen, weil er, wie dieſes Beiſpiel der frechſten „majeſtätsſchändenden Todesart lehrt, den revolutionairen Grundſätzen nicht ſtreng genug Einhalt gethan. Gnade! Friede! O, wäre die Stumme „von Portici hier, daß ſie ſelbſt für uns reden könnte!“ Heimball gerieth in den heftigſten Zorn und ſprach. „Ihr feigen Hunde habt nicht den Muth „mit uns zu kämpfen, und wollt uns meuchelmörderiſch „in den Rücken fallen! Ihr ſprecht von Frieden, „und im ganzen Lande erſchallen die Sturmglocken! Ihr ſprecht von Ergebenheit, und rings umher verrathen zahlloſe Wachtfeuer ein zahlloſes Heer!“ — Der Zwerg ſchlug ſich vor die Stirn und erwiederte: „O jammervolles, o allerhöchſtbetrübtes Misverſtändniß! Allerhöchſtdieſelben geruhen nichts zu wiſſen,

„was Sie ſprechen! Allerhöchſtdieſelben geruhen „falſch zu hören und falſch zu ſehen! Was Sereniſſimus für Sturmglocken gehalten, iſt nichts als „das feſtliche Geläute, womit wir Allerhöchſtderen erfreuliche Ankunft feiern, und was Allerhöchſtdieſelben „geruhten für Wachtfeuer anzuſehen, waren die Illuminationen, die im ganzen Lande der Hofräthe von „der Polizei anbefohlen worden. O Gnade! O „Barmherzigkeit!“ Heimball gab dem Zwerge einen Fußtritt und ſprach: „Fort, Hunde, mit Tagesanbruch ſeht Ihr mich wieder!“

Nach Aufgang der Sonne ſtand Heimball mit ſeinem ganzen Heere im Gebiet der Hofräthe. Der Zwerg vom vorigen Tage trat abermals hervor und ſprach: „Allerdurchlauchtigſter, ich wünſche wohl „geruht zu haben. Allerhöchſtderen heiterer Blick „verkündet uns Ruhe und Frieden. Der Cenſor iſt „gehenkt, und die Güter der achtzehn Demagogen, die „geſtern Abend eines revolutionairen Todes geſtorben, „ſind confiszirt worden. Ich bin von meinem Könige „und Herrn bevollmächtigt, dem durchlauchtigſten Beherrſcher von Mußpellheim eine Oper-Allianz anzubieten. Die beiderſeitigen reſpectiven Höfe ſollen auf „ewige Zeiten ihre Sängerinnen und Tänzerinnen „mit einander austauſchen, zum größten Vortheile „des Handels, der Induſtrie, der Moral, Geſundheitspolizei und Bevölkerung der beiden Staaten..

„Um Allerhöchſtdenſelben die Koſten der Kriegsrüſtung „zu erſetzen, will mein König und Herr die Hälfte „ſeiner Staaten an Ew. Majeſtät abtreten. Höchſt„deren allerunterthänigſter Zwerg hat ſeinem Herrn „dazu gerathen. Wir ſind unſerer Hofräthe, Domai„nenverwalter, Gardeoffiziere, Miniſter, Kammer„herren, Oberſtallmeiſter, Ober-Cermonienmeiſter, Hof„damen, Maitreſſen, General-Intendanten, und Hof„banquiers in allem nur 814. Für dieſe bleibt die „Hälfte des Landes groß genug und wenn die uns „bleibenden Unterthanen zweimal ſo viel Steuer be„zahlen, als früher, verlieren wir nichts an den An„dern. Geruhen jetzt Ew. Majeſtät ein ganz unter„thäniges Frühſtuck einzunehmen, und dann der „General-Probe der Stummen von Portici huldreichſt „beizuwohnen.“

Nachdem der Zwerg-Hofrath ſo geſprochen, erhob ſich im Hintergrunde ein wildes Geſchrei: Zu den Waffen, zu den Waffen! Keinen ſchmachvollen Frieden! Auf Brüder! Es lebe Teutonia! Es lebe die Freiheit! Heimball ſchob die Hofräthe, welche die Ausſicht hemmten, weg, um zu ſehen, was hinter ihnen vorging. Da gewahrte er eine Schaar edler Jünglinge, welchen der Muth in den Augen blitzte, welchen Kampfbegierde die Wangen röthete, und, den Ruf zur Schlacht erwartend, freudig mit den Schwertern auf den Schild ſchlugen. Heimball mit ſeiner Heldenſchaar, ſtreckten froh bewegt ihre Arme den Heldenbrüdern entgegen und riefen: „Gruß, Liebe und „Dank euch Brüdern! Wir kommen, Ihr ſeyd es „werth mit uns zu ſtreiten, und Sieger oder beſiegt, „in Walhalla trinken wir aus einem Horn!“ Da erbleichte der Zwerg, ſprang auf einen Stuhl, ſah die tapfern Jünglinge zornig an und ſprach: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! Heimballs Kriegern bot ſich darauf ein Schauſpiel dar, worüber ſie zu Bildſäulen erſtarrten, und ihnen Schwert und Schild mit donnerndem Getöſe aus den lebloſen Händen fiel. Sobald die teutoniſchen Jünglinge gehört: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! legten ſie ihre Rüſtung ab, zogen Schlafröcke an, ſtopften ihre Pfeifen und fingen an zu leſen und zu ſchreiben. Heimball ſprach darauf zu ſeiner Schaar: „Auf, tapfere Genoſſen, „flieht, fort von hier. Wir ſind gekommen mit „Männern zu kämpfen, nicht mit Schulmeiſtern und „ihren Knaben. Fort von jener bedauernswürdigen „Jugend, fort von dieſen verächtlichen Alten! Flieht „und ſchaut nicht rückwärts, bis wir nach Mußpellheim gekommen.“ So verließ Heimball mit ſeinem Heere Teutonia, ließ aber zur Bewachung „der Hofräthe ſechs Mann und einen Unteroffizier „zurück.“

Dieſer Unteroffizier war Heimballs jüngſter Sohn, der aber troß ſeiner königlichen Abſtammung nicht beſſer gehalten wurde, als der gemeinſte Krieger. Nachdem aber ſein Vater fortgezogen war, und der junge Menſch ſich ſelbſt überlaſſen blieb, konnte er den Schmeicheleien und Kriechereien der Hofräthe nicht lange wiederſtehen. Er verweichlichte, ſein reines ſkandinaviſches Blut artete aus, und von dem vielen Eſſen und Trinken, daß man ihm alle Tage vorſeßte, bekam er die Gicht, welche Krankheit ſich durch länger als zweitauſend Jahre in ſeiner Familie fortgeerbt. Vier und zwanzig hundert Jahre nach Heimball reiſte ein Nachkömmling jenes Unteroffiziers, Namens Widar, wegen ſeines Podagra's nach Baden bei Raſtadt. Auf dem Wege dahin, im würtembergiſchen Städtchen Mergentheim, lernte er ein ſchönes Mädchen kennen, Namens Goldchen, Tochter des Juden Baruch. Er verliebte ſich in ſie, und verlangte ſie zur Gattin. Er erhielt ſie unter der Bedingung, ein Jude zu werden und den Namen Baruch anzunehmen. Widar lernte in Baden den berühmten Dichter Robert kennen, der ihn Tag und Nacht um Stoff zu einem Drama quälte. Widar erzählte ihm ſeine eigene Lebensgeſchichte und daraus entſtand Roberts Europäiſches Schauſpiel: die Macht der Verhältniſſe. Darauf zog Widar oder Baruch an den Main, da, wo ſpäter Frankfurt erbaut wurde. Die Gegend gefiel ihm und er ließ ſich da nieder. Sein Haus ſtand an der Stelle, wo jetzt in Sachſenhauſen die untere Mühle liegt. Nach und nach ſiedelten ſich viele Heiden und Juden dort an, und es entſtand eine Stadt, die Widar nach ſeinem Namen nannte. Dieſes zeigt auch das Wort Frankfurt ganz deutlich; denn Frank heißt im ſkandinaviſchen Wi, und furt heißt dar. Alſo waren es Juden, die Frankfurt gegründet, und S. T. der Herr Senator Dr. Schmitt Wohlgeboren, waren daher im größten Irrthum, als ſie gegen mich, der die Rechte der Juden vertheidigte, vor einigen Jahren im Gelehrtenvereine bemerkten: die Juden könnten keine Bürger ſeyn in Frankfurt, weil es vor 1500 Jahren Chriſten geweſen, welche Frankfurt erbaut. Gerade im Gegentheile. Wenn hier die Religion ein Recht geben oder nehmen könnte, wären die Frankfurter Juden die einzigen Bürger, und die Chriſten wären blos Schutzchriſten, welche die Juden in eine Chriſtengaſſe einſperren und ihnen verbieten dürften, mehr als zwölf Ehen jährlich zu ſchließen, damit ſie nach und nach ausſterben, und den Handel der Juden nicht ganz zu Grunde richten.

Auf dieſe Weiſe iſt meine früher heidniſche Familie eine jüdiſche geworden, und iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich aber, als im Jahre 1818 die jüdiſche Familie Rothſchild ſo übermächtig wurde, beſchloß zum Chriſtenthume überzugehen; denn es war immer meine Neigung, es mit der ſchwächern und unterdrückten Parthei zu halten. Der Pfarrer wollte mich aber unter dem Namen Baruch nicht taufen, und darum nahm ich den Namen Börne an, um hiedurch das zerriſſene Band mit meinem Ahnherrn, dem göttlichen Bör, wieder feſt zu knüpfen. Seitdem heiße ich alſo Börne und nicht Baruch modo Börne, wie das Frankfurter Polizei-Protokoll ohne Punkte vom 5. Dez. ſagt. Ich habe den Namen mit Wiſſen und gnädigſter Erlaubniß meiner hohen Obrigkeit angenommen. Wenn ich von mir ſelbſt ſpreche, heiße ich kurzweg Börne; wenn aber andere von mir ſprechen, heiße ich Herr Börne. Und ich heiße mit viel größerem Rechte Herr, als irgend ein Frankfurter Senator der drei Bänke, den ältern und jüngern Bürgermeiſter nicht ausgenommen. Denn ich bin wahrer Herr, ich diene keinem, ich bin keiner Macht Unterthan. Ich diene nur der Wahrheit und dem Rechte, ob es mich zwar nur ſo weit angeht, daß ich ſelbſt es nicht zu verletzen habe. Wäre ich aber eine obrigkeitliche Perſon, ein Richter, ein Senator, ein Bürgermeiſter; wäre das Recht meiner Mitbürger meinem Schutze anvertraut und irgend eine zahnſtochernde Excellenz, dem etwa einer meiner Schutzbefohlenen wegen der Form ſeiner Naſe mißfallen, lächelte mir beim Deſſert den Befehl zu, deſſen Recht zu kränken, ließ ich lieber meinen armen Leib in tauſend Stücke hauen und ihn als Fraß den Schweinen vorwerfen, als daß ich meine unſterbliche Seele um das Spottgeld eines ſolchen Lächelns verkaufte. Alſo Herr Börne heiße ich und werde jedem zu begegnen wiſſen, der mir mein Herr anrührt. Als vor einiger Zeit einige junge Leute von der Geſellſchaft der Volksfreunde, wegen Vergehen, die mit fünfjähriger Einſperrung beſtraft werden können, vor ihren Richtern ſtanden, und angeſchuldigt auf dieſe Weiſe, ihre Vertheidigung auf eine, wenn auch nicht ſtrafwürdige doch höchſt ſtraffällige Weiſe führten; Recht und Ordnung ihre eigenen Richter, den König und die Verfaſſung verhöhnten und bei dem Verhör der Gerichts-Präſident die Angeklagten beim Namen rief, ohne Herr vorzuſetzen; da ſprach Raſpail, einer derſelben, zum Präſidenten: „Wenn ich das Wort an Sie richte, nenne ich Sie Herr Präſident; wenn Sie mit uns ſprechen, ſagen Sie blos Raſpail, Hubert, Thauret. Doch ſind wir gleich vor dem Geſetze; geben Sie uns die Eigenſchaft, die wir Ihnen ſelbſt ertheilen. Die Achtung, die Sie von uns ſelbſt zu fordern das Recht haben, ſind Sie auch uns ſchuldig.“ Lautes Bravorufen der Zuhörer folgte auf dieſe Anrede. Der Präſident aber nahm keine Rückſicht darauf und fuhr fort, Raſpail zu ſagen, ohne Herr. Darauf ſprach Raspail: „Herr Präſident, nennen Sie mich „Herr Raspail, ich verlange es; nicht für mich „(man weiß, wie wenig wir auf ſo nichtige Dinge „halten), aber ich fordere es im Namen der Würde „der Vertheidigung und der Achtung, die man den „Angeklagten ſchuldig iſt. Die Beklagten, die man „alle Tage auf dieſe Bänke ſchleppt, ſind gewohnt „vor Ihnen zu zittern. Nun wohl! Sie mögen ſich „ſelbſt achten lernen, es iſt ein gutes Beiſpiel, das „wir ihnen geben.“ So wie Raspail vor den Aſſiſen, ſtehe ich jetzt vor der Frankfurter Polizei. Mein Verbrechen iſt mir unbekannt; aber die mir drohende Strafe iſt fürchterlich. Wenn ich verurtheilt werde, muß ich den Galeeren-Dienſt bei dieſem Amte verſehen. Darum ſage ich im Gefühle meiner Würde dieſer Polizei: „Madame! Wenn ich Sie anrede, „nenne ich Sie Madame; nennen Sie mich Herr. „Die Achtung, die ich Ihnen bezeuge, ſind Sie auch „mir ſchuldig. Den Doktor erlaſſe ich Ihnen, auch „meine übrigen Titel, deren ich viele habe, brauchen „Sie mir nicht zu ſalviren, auch dem Wohlgebornen entſage ich. Aber nennen Sie mich „Herr Börne, ich beſtehe darauf.“

— Auf dieſes Tutti laſſe ich ein Solo folgen; denn ich ſpiele ein unpartheiiſches Doppel-Concert, indem ich zwar als Komponiſt und Conzertgeber mir die erſte Stimme vorbehalte, doch zur gehörigen Zeit

mit der zweiten abwechsle. Jetzt kömmt die Reihe
zu geigen an den Meiſter Alexis. „Noch nie habe
„ich ein Buch mit ſo ſteigendem Widerwillen, bis es
„zuletzt völliger Ekel wurde, durchgeleſen. Börne
„iſt ein deutſcher Ultraliberaler, ſagen Sie Mein
„Gott, reicht denn das Wort aus, dieſen Inbegriff
„von knabenhafter Wuth, pöbelhafter Ungezogenheit,
„dieſen bodenloſen Revolutionsgeiſt, dieſe hohle, aus
„alberne ſtreifende Begeiſterung für negirende Begriffe
„auszudrücken, ja nur zu bezeichnen? Thut
„man nicht unſern Liberalen Unrecht, Börne als einen
„ihres Gleichen zu nennen? Mich dünkt, ſo
„etwas von erſchütternd Richtigem, in einer abſchreckenden
„Geſtalt, iſt noch nicht da geweſen, wenigſtens
„nicht in der deutſchen Literatur .... Es
„wälzt ſich ein Gemeinplätzen, in einem bachantiſchen
„Taumel, oder wie jener iriſche Häuptling, der ſich
„vor der Fronte in den Koth warf, um ſich abzukühlen,
„wenn ihn das Fieber brannte. Es juckt
„ihn und er kratzt ſich, daß es eine Luſt iſt.“ Noch
einmal, mich dauert der arme Schelm! Vor vierzig
Jahren hatte irgend ein pfuſchender Naturgeſell von
Lappen, die er ſeiner Meiſterin geſtohlen, dem kleinen
hagern Seelchen Röckchen und Höschen zuſammengeſchneidert.
Zur Ruhe, zum Sitzenbleiben und
zum Referiren gebohren, war dem Seelchen das enge
Kleidchen weit genug und die Nähte hielten. Aber

da ſchlägt ein Blitz in ſeiner Nähe nieder, das Seelchen erſchrickt, ſpringt auf, zum erſtenmale bewegen ſich die Glieder, die knappe Sprache platzt, Lumpenworte hängen herum, und dem armen nackten Seelchen kann man alle Rippchen zählen. Edler! Warum biſt du erſchrocken? Nicht dir galt der Blitz; Lorbeeren verſchont er. Uebrigens nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich mehreremale Du zu Ihnen ſage. Zuweilen rede ich in Streckverſen, und dann dutze ich jeden ohne Unterſchied des Ranges, der mir in den Weg kömmt. Aber eines bitte ich Sie mir zu erklären. Ich erinnere mich ganz genau: es war im Jahre 1819, nach dem Karlsbader Congreſſe, da nahm ich Aſſafötida ein, und zwar in Mixtur; denn ich verabſcheue die feigen Pillen. Es war ein einziger Löffel voll, es war der Ekel einer Minute und der Schauer von fünf Minuten. Aber hinge mein Leben davon ab, ich nähme keinen zweiten Löffel Aſſafötida. Sie aber, mein Beſter, haben mehrere Stunden an meinem Buche mit immer ſteigendem Ekel geleſen! Wie ertrugen Sie das? Wer hieß Sie das? Wer bezahlte Ihnen das? Oder finden Sie ſolche Freude am Ekel, daß Sie ihn gutwillig ſuchen, warum erbrechen Sie ſich vor den Augen aller Welt? Iſt das artig? Thut das ein wohlerzogener Menſch? Zwar haben es die alten Römer auch gethan, aber Sie ſind kein alter

Römer, ſondern im Gegentheil ein Referendair. Zweitens, beantworten Sie mir die Frage: iſt das literariſche Unterhaltungs-Blatt ein Nachtgeſchirr? Endlich möchte ich wiſſen, wo Sie geleſen, daß ein iriſcher Häuptling ſich durch ein Schlammbad vom Fieber geheilt? Ich habe eben das Fieber, aber es nützt mir nichts.

Alexis: „Von dieſem in ihm kochenden Grimme „merkte man wenig, als er vor einigen Jahren eine „Reiſe durch Nord-Deutſchland machte. Man wußte „bis dahin nicht viel mehr von ihm, als daß er um „Frankfurt herum berühmt ſey .... Die Meiſten „hörten zum Erſtenmale von ihm, weil er ins Morgenblatt eine Kritik über die Sontag einrücken laſſen, und ſo wurde er in Berlin präſentirt.“ „Es „iſt der Mann, der über die Sontag geſchrieben.“ Theurer Freund! Du gleichſt dem Geiſte, den du begreifſt. Du ſaubergewaſchenes, kuchenlächlendes, bimmbammelndes Sonntagskind, erkenneſt nur den müßigen, ſchöngeputzen, luſtigen Sonntag in mir; aber die Wochentage voll ſchwerer Sorgen, ſaurer Arbeit und lohngeiziger Bezahlung, die haſt du nicht erkannt. Ja, es kochte damals, wie ſpäter der Grimm in mir, nur heißer noch; denn als in den Juli-Tagen der Vulkan ſich in einem Feuerſtrome Luft gemacht, da wurde mit Millionen Herzen auch das meinige friedlicher und ſtiller. Damals aber, da die Freiheit nur erſt rauchte und knabenhaft mit Steinen warf nach der Tyrannei, da, zu ſtolz zum Kinderſpiele, verſchloß ich meine Bruſt, und ließ den Grimm darin kochen zum ſpäterm Gerichte. Hätteſt du meine Glut geahndet, ſchwammiger Alexis, du wäreſt entſetzt von mir weggelaufen, und hätteſt dich vor Angſt in ein Waſſerfaß geſtürzt. Vielleicht hörteſt du zuweilen, wie es ſiedete in mir; aber du dachteſt wohl, ich ſumme ein Sonntags-Liedchen und liebteſt mich darum. Doch über den Narren! daß er noch ſelbſt herbeiſchleppt, was er verſtecken ſollte, damit es mein Spott nicht finde. Ja freilich, ſo iſt es, man wußte in Berlin nichts von mir, als daß ich über die Sontag geſchrieben, und ſo wurde ich jedem vorgeſtellt: es iſt der Mann der über die Sontag geſchrieben! Wenn ich jener Tage gedenke — doch ich will erſt das Feuer ſchüren; mich friert, wenn ich daran denke. Komme her, Muſe, ſetze dich zu mir beim Kamin und erzähle mir von jenen Tagen. Aber ſei vernünftig und kichere nicht.

Ich wohnte in der Stadt Rom und doch war es fürchterlich kalt. Aber es war die Stadt Rom unter den Linden. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, Morgens zwiſchen zehn und zwölf Uhr und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Hering zu mir, ſchwarz gekleidet, in ſeidenen Strümpfen und überhaupt ſehr feſtlich zubereitet. Ich ſaß gerade beim Kaffee. Börne! ſagte Robert, trinken denn die Geiſter Kaffee? Darauf ſah er Hering an und wartete auf eine günſtige Rezenſion ſeines Einfalls. Hering aber, der ſeinen Beifall für ſich ſelbſt aufſparen wollte, ſprach: „Warum nicht? Im Kaffee „iſt Geiſt, ſchöne Geiſter begegnen ſich, darum trinkt „Börne Kaffee.“ Darauf ſagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut ſchluchzend um den Hals. Robert aber ſprach, mit bewegter doch feſter Stimme: ermannen Sie ſich, Referendär; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hauſe begegnete uns ein Mann, wir blieben ſtehen. Hering ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder einer. Hering ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vier und dreißig Perſonen vorgeſtellt, die alle Hofräthe waren. Endlich erreichten wir den Pariſer Platz. Ich hoffte, meine Leiden würden jetzt geendigt ſeyn; aber nein. Man ſchleppte mich den Thiergarten zu. Unter dem Brandenburger Thore machten wir halt. Hering blieb mir zur Seite, damit ich nicht entwiſchte; Robert aber ſtellte ſich mir gegenüber, zog ein dickes Manuſkript aus der Taſche, es waren gewiß hundert Bogen, ich zitterte wie ein Eſpenblatt, und er fing zu leſen an. „Heil dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands!" — Da ſchlug ſich Robert vor die Stirn und rief: ich Eſel! da habe ich den Waldfrevel ſtatt der Rede eingeſteckt! Schadet aber nichts, ich weiß ſie auswendig „Edler „Börne. Hier unter dieſen Pferden, die einſt die „Franzoſen ſchmachvoll nach Paris geführt, die wir „aber glorreich wieder zurückgebracht; hier unter dieſen Pferden, wo Jahn einem Turnjungen Ohrfeigen „gegeben, weil auf die Frage: was er jetzt denke? „der Junge geantwortet: er denke gar nichts, worauf Jahn geſagt: er ſolle daran denken, wie man „die Pferde wieder ſchaffe; hier unter dieſen Pferden „denke ich" .... Lieber Robert, fiel ich ins Wort, ganz Berlin weiß, daß Sie unter Pferden ein denkendes Weſen ſind, aber ... doch Robert ließ ſich nicht einhalten und fuhr fort: „Hier unter dieſen „heiligen Hallen, glücklich nachgebildet den Propyläen „in Athen, welche eben ſo viele Talente zu erbauen „gekoſtet, als Sie beſitzen, nehmlich tauſend und „zwölf; hier unter dieſen ſchönen Talenten — ich „wollte ſagen Propyläen — wo einſt die verdienten „Männer des Alterthums auf Koſten unſers gelieb-

„ten Königs verpflegt worden, freie Koſt, Wohnung, „Heizung und Wäſche hatten, täglich eine Flaſche „Champagner, und monatlich hundert Thaler Taſchengeld“ .... Der Referendär fiel hier dem Robert ins Wort, und ſagte: lieber Robert, Sie faſeln. Sie verwechſeln Propyläen mit Prytanäen. Robert aber erwiederte ärgerlich: Prytanäen oder Propyläen, das iſt mir alles eins. Er wollte fortfahren; ich aber halb todt vor Hunger und Durſt, raffte alle meine Kraft zuſammen und ſprach: „lieber Robert! In „den Prytanäen oder Propyläen, denn weil es Ihnen „alle eins iſt, iſt es mir auch alle eins, bekamen die „verdienten Männer des Vaterlandes, wenn ſie Hunger hatten, ein Gebackenes zu eſſen, das man „Madſa nannte. Sind Sie der Meinung, daß „das Wort Mazza, womit Ihre Glaubensgenoſſen „das ungeſäuerte Brod bezeichnen, das ſie an ihrem „Paſcha eſſen, mit jenem griechiſchen Madſa verwandt ſey? Ich bin nicht der Meynung, ſondern „ich ſtimme mit der des berühmten ſeeligen Wolf „überein, der in ſeinen Prolegomenen zum Homer „gezeigt, daß das griechiſche Madſa, nichts anders „geweſen, als ein Berliner Pfannkuchen. Ach, lieber „Robert! Ach, theurer Alexis! wie glücklich wäre ich, „wenn ich jetzt ein Dutzend Pfannkuchen hätte! Aber „wohlverſtanden, von den Guten in der Jägerſtraße, „mit einer Zuckerglaſur und mit Aprikoſen gefüllt.“

Robert, an den Reſt ſeiner Rede denkend, ſagte ſchmerzlich lächelnd: Herr, dein Wille geſchehe! Sie führten mich zurück. Bald kam ein Mann, wir blieben ſtehen, und Hering ſagte: Juſtizrath! Börne! Der Juſtizrath erſtarrte und ſagte: Börne? Sontag — göttlich! Das wiederholte ſich alle zehn Schritte, bis unter die Stechbahn. Dieſesmal aber waren es lauter Juſtizräthe. Endlich traten wir bei Juſti ein, und dort wurde ich im Namen der preußiſchen Monarchie von deren Stellvertretern mit Pfannkuchen, Chocolade und Madera bewirthet. Hering überreichte mir den erſten Pfannkuchen auf ſilbernem Teller, und ſprach: Börne! Dieſer Pfannkuchen iſt ein Bild Ihrer ſchönen Seele! Darüber mußte ich aber in ein ſo unbändiges Lachen ausbrechen, daß ich die Chocolade umſtieß, die herabfloß und mir ein ganz neues ſchwarzes Kleid zu Grunde richtete, das mir am nehmlichen Morgen erſt der Schneider gebracht hatte. Denn am Tage vorher, den zweiten meiner Ankunft in Berlin, waren mir meine Kleider aus dem Zimmer geſtohlen worden, woraus ich erkannte, daß Preußen wirklich eine von republikaniſchen Inſtitutionen umgebene Monarchie ſei; denn je freier ein Volk, je ſchlechter iſt ſeine Polizei. In Paris wurde mir nie etwas geſtohlen.

Und dieſe Menſchen, die mir einen Purpurmantel umgeworfen, mich unter den Linden im

Triumpfe herumgeführt, vor mir hergingen wie Haman vor dem Mardochai, und ausriefen: ſo ehrt Ahasverus den Mann, der über die Sontag geſchrieben! — dieſe Menſchen, die mir tauſend und zwölf Talente angeſchmeichelt und meine Seele mit einem Pfannkuchen verglichen — machen mir jetzt die größten Grobheiten, aus Todesfurcht, Herr von Arnim, der Polizei-Präſident möchte es erfahren, daß ſie bei einem Eſſen, das ſie mir im Kaffe Français unter den Linden gegeben, allen Königen den Tod zugetrunken!

Alexis: „Ihm zitterte das Herz unter ſeiner Bruſt, und die Brücke unter ſeinem Geſäß beim Gedanken, daß auf derſelben Brücke der erſte Freiheits-Kämpfer des July gefallen.“ .... Ach, die Naſe! Die Königsnaſe — darauf ſitzen jetzt ſchon dreihundert Mücken! .... Meinen Jammer, daß „deutſche Genies“ hungern mußten, den lobt und billigt der Philiſter; doch das iſt ſeine einzige Unpartheilichkeit .... „Man kann ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm deutſche Dummheiten mittheilt.“ Danke, lieber Herr! — „Der Patriot fingirt, daß ihm jemand aus Oeſterreich folgendes ſchreibt.“ Das haben die andern Philiſter auch geſagt: ich hätte den Brief erdichtet, denn ich hätte den Muth nicht gehabt, in meinem eigenen Namen gegen Göthe zu ſchreiben; ſie wollen mich nur allein ſtellen, alle Schuld auf mich allein häuſen; das iſt ein Pfiff, den ſie von irgend einem abgeſetzten Polizei-Diener gelernt. Vielleicht hoffen ſie auch auf dieſe Weiſe, mir den Namen des braven Mannes abzulocken, der den Brief geſchrieben. O! geht, geht. Ich bin ein gerader ſchlichter Mann, aber für euch bin ich noch zehntauſendmal zu ſchlau.

Der Referendär hat mir auch vorgeworfen, ich hätte nichts gelernt, ich wäre ein unwiſſender Menſch! Oder hat es mir Robert vorgeworfen, oder Pittſchaft, oder ein Anderer? Die vielen Grobheiten haben mich ganz verwirrt gemacht; daher kann ich unmöglich darüber Buch und Rechnung führen. Ich muß es mit meinen Gegnern machen, wie es einmal Schinderhannes mit einem Trupp Juden gemacht, der ihm in ſeine Hand gefallen. Er zwang ſie alle, ihre ſchmutzigen Stiefel auszuziehen; dieſe warf er untereinander und befahl ihnen, ſie jetzt wieder anzuziehen. Nun hätte man das Geſchrei und Zanken der Juden hören müſſen, wie ſie einander in die Haare fielen und ſich die Stiefel aus den Händen riſſen. Schinderhannes ſtand dabei und hielt ſich die Seiten. Wie kommt es aber, daß mich noch keiner von euch Schinderhannes genannt? Ihr ſeyd doch im S eures Schimpfwörterbuchs und ſchon über die Schmeißfliege hinaus. Aber jetzt iſt es zu ſpät. Wer mich jetzt Schinderhannes nennt, der iſt nichts als ein ſchlechter Nachdrucker. Ich verwahre feierlich meine Rechte auf den Schinderhannes, und der hohe deutſche Bund wird es gewiß nicht zugeben, daß man den 18. Artikel der Bundesakte übertrete, und meine Schriften ganz, oder zum Theile nachdrucke.

Alſo Einer von meinen Gegnern ſagte, ich wäre ein unwiſſender Menſch. Ich? Wie viele Gelehrte giebt es denn in Deutſchland außer mir, die einem armen Scribenten zu rathen wiſſen, wie er es zu machen hat, mit ſeinem Einkommen auszukommen, daß er nicht nöthig habe, für Tagelohn zu ſchimpfen? Er muß es machen wie der Thrazier Paräbius, der Freund des Königs Phineus. Er muß der Nymphe Thynis einen Altar errichten, dann wird es ihm nie mehr an Lebensmitteln fehlen. Ich weiß freilich nicht, wer der Apollonius iſt, der die Geſchichte des Paräbius erzählt — ob Apollonius Liminus, des Creſſus Freigelaſſener, der korrekteſte Schriftſteller aller Zeiten, denn er hat nie etwas herausgegeben; oder Apollonius der Rhodier, von dem man ein berühmtes Heldengedicht vom Argonautenzuge beſitzt; oder Apollonius Cronus, der Philoſoph aus der Megariſchen Schule; oder Apollonius Parga, der berühmte Mathematiker, welcher ein Meiſterwerk von den Kegelſcheiben herausgegeben; oder Apollonius von Tyana, der

Pythagoräer, von dem man die unglaublichſten und lächerlichſten Wunder erzählt, (ſo ſoll er in der kurzen Zeit von zehn Jahren einen ganzen Monat des Freimüthigen zweimal durchgeleſen haben) — aber ein einzelner Menſch kann nicht alles wiſſen. Dagegen weiß ich, daß Carme die Tochter Eubulus und Enkelin Carmanors war, und daß Jupiter mit ihr die Britonortis erzeugte, und daß diejenigen Gelehrten, welche, wie Schwabe in ſeinem mythologiſchen Lexicon, behaupten, die Carme wäre eine Tochter des Phönix und Enkelin des Agenors geweſen, craſſe Ignoranten, jämmerliche Wichte, verfluchte Kerls, und elende Schmeißfliegen ſind, welchem Geſindel man einmal auf die Finger klopfen muß, daß etwas Furcht hineinfährt. Ich habe gelernt, daß man ſich ſehr hüten müſſe, die Δειπνα απο σπυριδος der Griechen mit den Sportulis der Römer zu verwechſeln, daß man ungebetene Gäſte σκιας nannte, und ich weiß auch den Grund davon. Nicht weniger iſt mir aus meinen Studien bekannt, daß man bei den Römern diejenigen Causarii nannte, welche wegen Kränklichkeit vom Kriegsdienſte befreit werden mußten, daß aber, weil dabei oft Betrügereien vorgingen, bei ausbrechendem Kriege ſtrenge Unterſuchungen angeſtellt wurden, weßwegen der hohe Frankfurter Senat, als er den Beſchluß gefaßt, mich bei der Polizei anzuſtellen, welches ein Kriegsdienſt iſt, ein Platz im Genie-Korps, und da Einer der Senatoren die Einwendung gemacht: meine Kränklichkeit verſtatte mir nicht, dieſen Dienſt zu verſehen, erklärte: nun, ſo ſolle ich im Dezember von Paris nach Frankfurt reiſen, um mich von dem dortigen Stadtphyſikus unterſuchen zu laſſen? Und weiß ich nicht, daß, thät' ich dies auch, es mir nichts nützen würde, weil, wenn auch der Frankfurter Stadtphyſikus mich aus alter Freundſchaft krank machte, ich doch dienen müßte, da, ſo oft ein Tumult entſteht, oder die Stadt in höchſte Noth geräth, gar keine Entſchuldigung angenommen wird? War aber nicht neulich in Frankfurt ein Tumult wegen der Thorſperre, und iſt nicht die Stadt durch die preußiſche Mauth in die höchſte Noth gerathen? Das Alles weiß ich, und ich wüßte noch tauſendmal mehr, wenn ich aus Funkes Real-Schullexicon, worin ich das Zeug geſtern Abend geleſen, noch einige andere klaſſiſche Werke von zu Hauſe mitgenommen hätte, wie: Eſchenburgs Handbuch der klaſſiſchen Literatur, Heliodore die Lautenſpielerin aus Griechenland, Thibaults Pandekten und Roberts Waldfrevel. Und jetzt kommen ſolche Mordbrenner, ſolche Mauerbrecher, Dornbüſche, lächerliche Thoren, heilloſe Geſellen und jämmerliche Wichte, und erfrechen ſich zu ſagen, ich hätte nichts gelernt! Aber ich werde dem ſeichten Geſchwätze dieſer elenden Schmeißfliegen bald ein Ende machen. Ich beſchwöre

Sie, laſſen Sie auf der Stelle aus meinem Hauſe den großen Koffer holen, der in der Dachkammer ſteht. Nicht den engliſchen Koffer; denn darin liegen bloß meine Novellen, Romane, Tragödien, Vaudeville's, Romanzen, Xenien, und eine deutſche Ueberſetzung von Willibald Alexis Schriften — welche mir alle zu meinem ernſten Zweck nicht dienen können. Sondern den größern deutſchen Koffer, welcher mit einem Felle überzogen iſt, den drei Latten feſthalten. Darin liegen meine gelehrten Manuſkripte. Ferner ein großes gelbes Felleiſen, worin die zu meinen Werken gehörigen Citate gepackt ſind. Ganz oben im Koffer liegt ein Verzeichniß ſämmtlicher Manuſkripte, wovon ich eine Abſchrift mit nach Paris genommen. Ich bitte Sie nun inſtändig, aus dem Koffer diejenigen Manuſkripte zu nehmen, die ich Ihnen mit den Nummern bezeichnen werde, und ſie mir durch die Poſt hieher zu ſchicken. Nur vier oder fünf will ich drucken laſſen: das wird ganz hinreichen, der Welt zu zeigen, wer ich bin Aber, um des Himmelswillen, laſſen Sie den Koffer und das Felleiſen in Ihrer alleinigen Gegenwart öffnen und unterſuchen, aber ja keinen Ihrer gelehrten Freunde dabei ſeyn. Es könnte mir Einer ein Manuſkript, oder gar einen Gedanken, oder gar ein Citat ſtehlen; denn die Gelehrten haben in ſolchen Dingen weder Schaam noch Gewiſſen. Ich wünſche alſo zu haben:

„No. 189. De Confectione tractarum Berolinensium. Auctore L. Boerne 1826. No. 214. De captura harengorum 1831. No. 215. Deutſche Überſetzung des nehmlichen Werkes: Von dem Heringsfange. Mit Zeichnungen. No. 333. Kommentar über die Geſetzgebung der geheimen Polizei, nach engliſchen und nordamerikaniſchen Grundſätzen bearbeitet. Mit Anmerkungen von Wurm. Endlich mein Hauptwerk: No. 709. Vollſtändiges Verzeichniß aller Trauerſpiele, Luſtſpiele, bürgerlichen Schauſpiele, Liederſpiele, Melodramen und Opern, welche auf ſämmtlichen deutſchen Bühnen vom Jahre 1771 bis zum Jahre 1827 aufgeführt worden ſind, nebſt Angabe der darin aufgetretenen Schauſpieler und Schauſpielerinnen, Sänger und Sängerinnen, und Nachweiſungen aller über die theatraliſchen Leiſtungen Deutlands erſchienenen Kritiken. Nach den Quellen bearbeitet von Ludwig Börne, und mit einer Vorrede von Ludwig Robert, zwölf Theile. Ich wollte dieß Werk ſchon verfloſſenen Sommer in Baden drucken laſſen, ließ mich aber durch Robert davon abwendig machen. Er widerrieth mir wegen der ſtürmiſchen Zeit, in welcher alle Talente untergingen. Ich hätte mich aber von Robert nicht ſollen abwendig machen laſſen. Grobe und ſchwere Talente, wie die Seinigen, gehen freilich leicht unter; aber meine, leicht wie Nußſchaalen, ſchwimmen oben und haben keinen Sturm zu fürchten. Ich werde das Manuſkript dem Hrn. Brockhaus anbieten, der es gewiß gern verlegt, da es ein deutſches Nationalwerk iſt, und gleichſam eine Fortſetzung von Ludens Geſchichte der Deutſchen. Es iſt nur ein Jammer, daß er ſo ſchlecht bezahlt.

Der Referendär Hering oder Willibald Alexis, wie er mit ſeinem Süßwaſſer-Namen heißt, baut ein Pantheon für die großen deutſchen Männer und ſtellt die Büſten von Menzel, Puſtkuchen, Heine und Börne hinein .... Wie kömmt Puſtkuchen hieher? Puſtkuchen hat gegen Göthe geſchrieben, und wer gegen Göthe ſchreibt, den hohen Prieſter von Karlsbad, iſt ein Revolutionair. Hering macht die Inſchrift für genannte Büſten. Als er aber an die von Heine kömmt, zupft ihm Einer am Rock. Ich weiß nicht, wie er heißt, es iſt aber Jemand von der hohen Polizei. Der ſagt ihm etwas ins Ohr, worauf der Referendär ein pfiffiges Geſicht macht, und liſpelt: ich verſtehe! Der Wesbinder, der deutſche Pantheos, ſchreibt nun, ſtatt der Inſchrift zu Heine's Büſte, folgendes von ihm. „Heine hat — doch „halt! ich denke lieber an das, was Heine noch „thun wird. Heine hat, ſo lang es eine kitzliche

„Oppoſition war, als Liberaler gefochten; jetzt iſt er „es nur noch aus jugendlichem Muthwillen. Sein „Talent will Beſchäftigung haben. Ich hoffe, die „Zeit zu erleben, wo er denſelben Kitzel darein ſetzt, „gegen den jetzt bequemen Liberalismus „ſich in Ungelegenheit zu ſetzen. Ich laſſe „den Schleier über ſeiner Büſte im Pantheon der „deutſchen Republik ruhen, und denke an ſeine Büſte „in der deutſchen Literatur.“ Iſt das nicht merkwürdig? Eine ähnliche Aeußerung über Heine, einem andern Artikel entnommen, den man auch aus Berlin eingeſchickt, und auf den ich zurückkommen werde, lautet wie folgt: „Ein Schriftſteller (Heine), nicht „ohne Geiſt und auch nicht ganz ohne Poeſie (obwohl der Funke ſchon zu erlöſchen beginnt) und „den man früher gern mit Börne oder Lord Byron „zuſammenſtellte, wandelt eine ähnlich gefährliche „Bahn, und wir wünſchen es aufrichtig zu ſeinem „Beſten, daß er zeitig umkehre. Schon das „Streben, der Mode und der Tagesneigung beſtändig zu huldigen, iſt äußerſt bedenklich. Ueberſchreitet er auch einſt nur um ein Haarbreit die Grenze, „ſo ſtürzt er (wie jetzt Börne) erbarmungslos von „ſeiner Höhe herab, und hinter ihm erſchallen Verachtung und Hohngelächter.“

Dieſe Zwerge fühlen ſelbſt, daß ſie dem Kampfe der Zeit nicht gewachſen ſind, und darum möchten ſie Heine anwerben. Nun, was gewönnen ſie dabei? Wäre ein kleiner Vortheil der guten Sache mit der Schande eines verdienſtvollen Mannes nicht zu theuer bezahlt, ſo wünſchte ich, Heine ließe ſich von den Polizei-Werbern verlocken. Nicht ihnen, uns würde das nützen. Die Wahrheit würde ihn treffen, wie die Andern auch, nur tödtlicher, weil er ſtark iſt und Widerſtand leiſtet; während der Kleiſter der Andern ſich um die Schärfe der Schwerts legt, ſie einwickelt, und manchen guten Streich abhält.

Wie konnte gegen alle Naturgeſchichte unter den literariſchen Haſen, die gar keine Stimme haben, ſich ein ſolches Geheul erheben? Ein anderer Artikel in dem nehmlichen Blatte, ein Brief aus Berlin, wahrſcheinlich von dem nehmlichen Hering, erklärt die wunderbare Erſcheinung, und giebt die beſten Aufſchlüſſe. Mir brauchte er ſie nicht erſt zu geben; die Naturgeſchichte der deutſchen Haſen im geſunden und im kranken Zuſtande war mir zu genau bekannt, als daß mir jene Erſcheinung hätte unerklärlich bleiben können. Aber Andern, die weniger belehrt als ich, werden die Aufſchlüſſe nützlich und willkommen ſeyn. Der zweite Alexis ſchreibt von mir: „Der „Verfaſſer genoß hier früher eines außerordentlich „guten Rufes, der viel über ſeine Verdienſte hinausragte . . . Der Mann wurde hier verehrt und „vergöttert ..... Und jetzt auf einmal dieſer un-

„geheure Abfall! Man ſpricht nur mit Abſcheu und
„Widerwillen von ihm. Jeder möchte ſeine
„Hand in Unſchuld waſchen und nie bekannt
„mit ihm geweſen ſeyn. Gewiß ſind die in je-
„nen Briefen niedergelegten Anſichten durchaus ver-
„werflich, aber eben ſo gewiß iſt es, daß die jetzt
„hier vorherrſchende perſönliche Erbitte-
„rung nicht allein aus dieſer Quelle fließt.
„Theils tritt bei vielen gekränkte Eitelkeit ins Spiel,
„theils bei Andern, die Furcht, man möchte nun
„auch ſie nach einem neuen Maaßſtabe zu
„beurtheilen verſucht werden .... Die Juli-
„revolution hatte ihn völlig berauſcht, und in dieſem
„Rauſche zeigte er ſich auf einmal wie er war.
„Daß ihn dieß gereut, bezweifle ich gar
„nicht.“ O der große Menſchenkenner! . . Doch ich will das wichtigere beſprechen. Ja freilich, das iſt es. Sie haben mich verehrt und vergöttert in Berlin. Als ich aber anfing gegen die Gewaltigen im Lande zu reden, da ward ihnen todesangſt. Sie dachten an die Hausvogtei, an Magdeburg, Köpenick, den Galgen und Pilatus-Kamptz. Sie verläugneten mich und werden mich noch hundert mal verläugen, ehe der Hahn kräht. Kräht aber einmal der deutſche Hahn, werden ſie ſich wie die Würmer zu meinen Füßen winden, und von denen mit

Haß und Abſcheu ſprechen, welche ſie jetzt verehren und vergöttern.

O Berliner! O Haſenpaſteten! O Kuchenfreſſer! O Ihr dreizehn Bühnendichter, welchen erſt die Knochen wieder hart geworden, und die Ihr, ſeit die Katze nicht zu Hauſe iſt, ganz luſtig auf den Tiſchen herumſpringt! — wenn ich jetzt unter Euch erſchiene, mit meinem alten Herzen zu Eurem alten Herzen träte, würdet Ihr nicht entſetzt vor mir fliehen, wie vor dem Dämon der Cholera, und mit thränenden Augen vor Eurem Pilatus wimmern: O wir Unglücklichen! Wir kennen den Mann gar nicht? Ich komme! Wenn Ihr nicht artig ſeyd, komme ich. Wahrhaftig, ich muß nach Berlin; das Herz hüpft mir vor Freude, wenn ich daran denke. Ich muß dieſe Menſchen in Angſtſchweiß verwandeln, daß ihr ganzes Daſeyn in den Goſſen abfließe. Den Einen ſuchte ich in dem Buchladen auf, wo nichts geheim bleibt, fiele ihm um den Hals und ſpräche: „Du ſiehſt, theurer Freund, ich habe Wort gehalten „und kam, ſobald mich Preußens Söhne riefen!“ An den Andern drängte ich mich in der Oper, zeigte ihm den Meſſager und ſagte ganz laut: „Du biſt „ein Schelm, dein Styl iſt gar nicht zu verkennen.“ Dem Dritten ſchrie ich bei Rehäly zu: „Deine „geſtrige Nachricht, daß der König abdanke, beſtätigt „ſich; um deſto beſſer.“ Meinem vertrauteſten Freunde aber, dem Referendär Hering, ſchriebe ich folgenden Brief: „Theurer Brutus! Himmliſch warſt du „wieder geſtern Abend. Warum mußteſt du uns „wegen deiner Diarrhö ſobald verlaſſen? Als du „fort warſt, tranken wir auf die Geſundheit des „preußiſchen Marats. Deine Epigramme auf Hrn. „von Witzleben und den Prinzen von Meklenburg „wurden zum zweitenmale vorgeleſen und mit jauchzendem Beifall aufgenommen. Der öſterreichiſche „Geſandte läßt dich erinnern, daß du ihm eine Abſchrift davon verſprochen. Ich habe heute Briefe „vom General Uminsky bekommen. Tauſend Grüße „für dich. Nie wird er es vergeſſen, daß du ihn „drei Tage in deinem Hauſe verſteckt gehalten, und „er ſeine Flucht von hier nur deiner Anſtrengungen „zu verdanken hat. Morgen verſammeln wir uns „wieder zum Abendeſſen. Wir feiern den 31. Januar, den ſchönen Tag, an dem das Haupt eines „Tyrannnen gefallen. Du wirſt doch kommen? Noch „eine andere, noch eine ſchönere Begebenheit feiern „wir. Aber du erfährſt das erſt morgen. Doch „nein, du lieber ungeduldiger Menſch, noch heute, „du ſollſt es gleich erfahren. Rathe! Wie, dein „Herz ſagt dir, du ahndeſt nicht? Du haſt gewiß „wieder Leibſchmerzen. Die Sontag iſt in die „Wochen gekommen und die hohe Kindbetterin „und das neugeborne Kind befinden ſich ſehr wohl.

„Und jetzt? Biſt du heute im Stande ein vernünf„tiges Wort in den Freimüthigen zu ſchreiben, dann „will ich zwölf Dutzend Auſternſchaalen ohne ihren „Inhalt hinunterſchlingen. Dein Spartakus. „N. S. Die Kiſten mit den Dolchen werden heute „Abend bei dir abgeholt werden.“ Dieſes Billet würde ich an den Referendär Hering adreſſiren, verſiegeln, wieder aufbrechen, und damit auf die Polizei gehen, meinen Permiſſionsſchein gegen acht Groſchen erneuern zu laſſen. Da ließ ich das Billet unbemerkt aus der Taſche fallen. Ein Polizeibeamter würde es aufheben, und es ganz natürlich finden, daß es der Referendär dort verlohren. Und jetzt die Unterſuchung, die Herings-Angſt! Das alle müßte köſtlich ſeyn.

— Gott ſtehe mir bei! Ich wollte das Brock-Narren-Haus verlaſſen, in dem ich mich einige Stunden aufgehalten, da ſtürzte mir auf dem Korridor ein verrückter Philolog entgegen, und hielt mich feſt, und drehte mir alle Knöpfe vom Rocke. Ich weiß nicht, wie der Narr heißt; es muß aber ein ausgezeichneter deutſcher Philolog ſeyn, denn er verſteht kein deutſch. Der Narr hat No. 97 im Hauſe. Der läßt ſich, wie folgt, vernehmen. „Börne (der Phi„loſoph, wie er ſich ſelbſt nennt) hat in den Briefen „aus Paris einen Beitrag zur forcirten Juden„literatur geliefert, zu welcher auch Heine, ſein

„Freund und Idol, ſchon manches ſteuerte, und damit ein ſehr widerliches Buch geliefert, welches einer ſcharfen Geiſel wird Stand halten müſſen. Dieſe Briefe ganz zu durchleſen, iſt ein Opfer, zu dem man ſich nur in gerechter Indignation und mit großem Unwillen entſchließen kann. Wenn ſich glückliche Anlagen und Scharfſinn ſo mit Frechheit und Anmaßung paaren, vergißt man darüber das Haſſenswürdige und Verworfene, was jedem Abtrünnigen, jedem Renegaten, und jedem an ſeinem angeſtammten Glauben ſeiner Väter zum Verräther gewordenen anklebt. Daß ein ſolcher auch ſein Vaterland und was ſeinen Landsleuten heilig und verehrungswürdig erſcheint, zu beſchimpfen verſucht, iſt darum kein Wunder, und wird ſich dieſe Untreue gewiß empfindlich ſtrafen. Ein Herr Dr. Meyer hat in einer kleinen Schrift, betitelt ...... *ſchlagend und tiefgreifend*, doch faſt zu flüchtig den erſten Streich dagegen geführt. Wie kann auf ſo wenigen Seiten mit zwei Bänden *Auswurf* gekämpft werden? Doch vielleicht findet ein tüchtiger Mann Ruhe und Reſignation, um für Deutſchland gegen Börne in die Schranken zu treten. Darum ſey auch hier ein einzelner Fleck, der uns anzuhangen zugedacht wird, beleuchtet.“ Sehen wir jetzt, was dieſe Flecklaterne beleuchtet. *Ich hätte die deutſche Sprache geſchmäht und verächtlich herab-*

geſetzt, und die franzöſiſche über ſie erhoben, dieſe fände ich ſublim! Und das müſſe „eine Verachtung bei jedem Freunde ſeiner Mutterſprache unter uns hervorbringen, die höher ſteigen muß, als irgend eine Scala auszudrücken vermag.“ Wo der Narr in meinen Schriften das geleſen, möchte ich wiſſen. O Schulmeiſter!

> Mascula sunt panis, piscis, civis, crinis, ignis,
> funis, glis, vectis, follis, fascis, lapis, amnis,
> Sic fustis, postis, sic axis, vermis et unguis,
> Et penis, collis, callis, sic sanguis et ensis.
> Mugulis et mensis, pollis cum caule, canalis;
> Et vomis, sentis, pulvis, silis, cucumisque,
> Anguis, item cuspis, torris, cum cassibus orbis.

So wollen wir künftig mit einander korreſpondiren; aber nur ja nicht deutſch. Sie verſtehen mich nicht und ich verſtehe Sie nicht. Habe ich außer den Schimpfwörtern, worin ich ſeit einigen Monaten bei dem erſten deutſchen Schullehrer fleißigen Unterricht genommen, ſonſt ein Wort in Ihrem Artikel verſtanden, will ich kein ehrlicher Mann ſeyn. Schreiben wir uns lateiniſch.

— Jetzt will ich der Stuttgarter Hofzeitung einen Beſuch machen. Ich habe mich über und über mit Kölniſchem Waſſer gewaſchen, meine Kleider gewechſelt, und bin herzlich froh, daß ich von der Bürger-Canaille einmal loskomme. So eine Hofzeitung, die hat doch eine ganz andere Art und Sprache, und noch in ihrem Morgenanzug von Löſchpapier iſt ſie reizender, als eine bürgerliche Abendzeitung in ihrem Velinkleide. Ihr Zorn iſt zarter champagner Schaum; ihr Spott, Prickeln auf der Zunge, das mehr ſchmeichelt als wehe thut; und ihr Unmuth, ein trübes Wölkchen über der Sonne, an ſeinem Rande von ihrem Liebesblick gefärbt. Sie ſtraft durch Vergebung und ſchweigt wenn ſie verachtet. Und alle, die einer ſo lieben, gnädigen Hofzeitung nahe kommen, werden übergoſſen von ihrem Roſenſchimmer, verzuckert, waren ſie vorher noch ſo bitter; und fein, artig und gewandt, waren ſie früher die plumpſten Grobiane und die ſchwerfälligſten Tölpel geweſen. Seht den ehrlichen Münch und den ehrlichen Lindner. Es ſind, wie allgemein bekannt, ehrliche und brave Männer; es ſind aber eben Bürgersleute, gerade aber knorrig, treu aber knurrig. Doch wie hat ſie die Hofzeitung umgewandelt! Wie fein ſind ſie geworden, ſeitdem ſie daran arbeiten! In dieſe Schule müßt Ihr gehen, Ihr Meyer, Ihr Würmer, Ihr Heringe, Ihr Roberts, Ihr Pittſchaft, und wie Ihr ſonſt alle heißen möget. Dieſer Stuttgarter Hofzeitung haben meine Briefe aus Paris auch nicht gefallen; aber wie fein giebt ſie das zu verſtehen! Und wendet nicht ein: ja die

Herren, welche die Stuttgarter Hofzeitung ſchreiben, bekommen einen jährlichen Gehalt von dreitauſend Gulden und für dreitauſend Gulden kann man ſchon fein ſeyn, aber wir armen Schlucker, womit ſollen wir die Artigkeit beſtreiten? Das ſind leere Entſchuldigungen. Stehen nicht in dem nehmlichen Wörterbuche die feinen Worte und Redensarten, wie die groben? Was hält Euch ab ſie zu wählen? Schlingels ſeyd Ihr. Bedenkt nur, welche gemeine Schimpfreden Ihr gegen mich geführt, und vergleicht damit die zarten Ausdrücke, deren ſich die Stuttgarter Hofzeitung bedient. Frivoler Jude, herzloſer Spötter, elender Schwätzer, toller Schwätzer, erbärmliche Judenſeele, ehrlos, ſchaamlos, ſeichtes Geſchwätz, inhaltloſes Geſchwätz, leichtfertiges Geſchwätz, armer Revolutions-Jäger, ſchaamloſe Frechheit, ſeichte Frivolität, ungeheure Anmaßung, jüdiſche Anmaßung, ſchmutziges Buch, ekelhaftes Buch, niederträchtiges Buch, elende Schmeisfliege. Stand Euch das nicht alles auch zu Gebote? Schämt Euch! Und jetzt erſt die unvergleichliche Syntax, mit welcher die artigen Worte zuſammengeſetzt ſind! „Ueberall zeigt ſich der frivole Jude, dem nichts heilig iſt, der herzloſe Spötter auf Geiſt und Charaktere der deutſchen Nation, der elende Schwätzer ins Blaue hinein, der

„der Menge gefallen will und der Erbärmlichkeit der Leidenſchaften des Tages, und im Grunde „doch ſelbſt nicht weiß, was er eigentlich will. Wohl „kann man ſagen, daß ſich Börne durch dieſes Buch „in jeder Rückſicht ſelbſt gebrandmarkt hat; kein „Deutſcher, dem die Ehre ſeines Landes „heilig iſt, wird ihn fortan mehr in ſeiner „Geſellſchaft dulden können.“ Lieber alter Freund! Sie ſind alt geworden und wiſſen nicht, was Sie ſprechen. Um der Menge zu gefallen, hätte ich die deutſche Nation verſpottet? Das wäre doch ein ſonderbares Mittel! Was iſt denn die Nation anders als die Menge? Verſpottet man Einen, wenn man ihm gefallen will? Sie freilich und Ihre Bande, Sie verſtehen unter Nation nicht die Menge, ſondern nur die dreißigtauſend unter dreißig Millionen Menſchen, welche die Blutſauger des Volks ſind, die ohne Vaterland und ſelbſt ohne Fürſten nur den Hof kennen, an den ſie feſtgeſchloſſen, und keinen andern Gott haben, als den Hofknecht, der ihnen ihr Futter vorwirft. Dieſe Nation würde ich wohl verſpottet haben, wenn ſie eine Ehre hätte, die man verwunden könnte, und wenn ſie nicht, ſobald ſie ſatt iſt, jedes Spottes ſpottete. Ach beſter Freund, es wäre recht ſchön, wenn mich künftig kein Deutſcher in ſeiner Geſellſchaft duldete; aber ich fürchte, man duldet mich nach wie vor. Wie oft waren wir nicht in frühern Zeiten in der Geſellſchaft manches braven Mannes, dem die Ehre ſeines Landes heilig iſt, und doch wurden wir nicht zur Thüre hinaus geworfen! Man wußte, daß wir betrügeriſche Schuldenmacher, unverſchämte Bettler, lauſige Schmarozer, ehrloſe Kuppler, feile Lohnſchreiber, und die niederträchtigſten Spione aller Europäiſchen Höfe wären, und daß wir unſer deutſches Vaterland für tauſend Silberrubel zehntauſendmal verrathen — und doch warf man uns nicht zur Thür hinaus! Es iſt aber ein geduldiges Volk, das Deutſche! Wie gerne ließe ich mich zur Thüre hinauswerfen, wenn nur das zur heilſamen Uebung unter den Deutſchen würde, daß ſie nicht länger niederträchtige Schurken, die ſie im Grunde ihrer Seele verachten, aus weibiſcher Aengſtlichkeit wie ehrliche Leute, und Menſchen, die ſie haſſen, aus dummer Höflichkeit mit Achtung behandeln! — „Bevor Ref. dieſes im Vergleich zu „der Niederträchtigkeit des Buches noch ſehr gelinde „Urtheil nur durch einige Belege, wie ſie ihm gerade „in die Augen fallen, motivirt, hat er ſich dagegen „zu verwahren, als ob er zu den Juden Feinden ge„höre, zu welchen man ſeine Landsleute ſo gerne „rechnet.... Er ſchätzt den braven aufgeklärten „redlichen Mann, weſſen Religion er auch ſeyn möge. „Wenn er aber alle die Verworfenheit, welche man „gewöhnlich dem jüdiſchen Volke Schuld giebt, ſo

„ſchaamlos ausgeſprochen ſieht, wie in dieſem Buche „des Herrn Baruch Börne .... dann kann er auch, „tief empört über ſolche Schändlichkeit, gegen den „Juden auftreten. Auch er muß am Ende überzeugt „werden, daß ſolcher ſchaamloſen Frechheit und ſeichten Frivolität nur der Jude fähig iſt.“ Seht Ihr, Ihr gemeinen bürgerlichen Rezenſenten! Ihr habt Euch gegen mich, den Juden, ereifert; aber Ihr habt es mit Eurer gewöhnlichen tölpelhaften Art gethan. Lernet von dieſem Hofzeitungs-Schreiber, wie man mit Hofmanier grob ſey. Als er gegen den Baruch in Börne losziehen wollte, durch welche Theilung er nichts gewann, als was Göthe's Zauberlehrling durch Spaltung des Beſenſtiels gewonnen: daß er von zweien bedient wird, ſtatt früher von einem — bedachte er: Halt! Dem Herrn von Moſes bin ich Geld ſchuldig; von Herrn von Aaron will ich Geld borgen; bei Herrn von Jakob werde ich oft zu Tiſche geladen, Herr von Abraham zahlt mir meine ruſſiſchen Gelder aus; Herr von Iſaak hinterbringt mir, was am Münchner Hof vorgeht; Herr von Joſeph beſorgt mir meine Wiener Korreſpondenz — ich muß dieſe koſtbaren Leute ſchonen, und nun ſagen, die Juden wären brave ſcharmante Leute, und der Baruch Börne mache eine Ausnahme. Von dem lernt, Ihr Flegel. Und fragt Ihr mich, wie viele Dukaten und Flaſchen Champagner es mich gekoſtet haben würde, den Stuttgarter Hofzeitungsſchreiber zu meinem Lobredner zu machen? ſo ſage ich Euch: ich bin ein Lump, wie Ihr alle ſeyd; aber dieſe kleine Ausgabe hätte mich nicht beläſtiget.

Der arme Teufel fühlt es manchmal ſelbſt, daß zum Schreiben die Finger allein nicht hinreichen, wie auch ein Geiſt dazu gehöre, und dann im Gefühle ſeiner Armſeligkeit, ruft er den Geiſt Mendelſohns aus dem Grabe hervor, daß er ihm beiſtehe in ſeiner Noth. „O edler Moſes Mendelſohn, im Grabe „mußt du dich umwenden, daß länger als ein halbes „Jahrhundert nach dir einer deines Volkes alſo „ſchwatzen kann.“ Und da der edle Moſes Mendelſohn auf die Beſchwörung eines Taugenichts natürlich nicht erſchien, wurde er zum zweitenmal hervorgerufen. „Nochmals rufe ich den Schatten des edlen „Mendelſohns an. Zürnend erſcheine deinem entarteten Enkel und beſſere ihn, wenn es möglich iſt.“ Vielleicht wundert man ſich darüber, daß ein Hofzeitungs-Schreiber ſo romantiſch iſt; aber was kann man nicht alles ſeyn für dreitauſend Gulden jährlich? Gebet dem Manne Sechstauſend Gulden, und er wäre im Stande und würde ein ehrlicher Mann dafür.

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber wie die ganze Schaafheerde, die gegen mich geblöckt, fürchtet mich mehr, als den böſen Wolf, und ſähe daher gar zu gern, daß ich keine Gelegenheit verſäumte, mich todtſchießen zu laſſen. So ein Schuß iſt freilich eine Kritik, die keine Antikritik zu fürchten hat. Darum ſucht der Narr auch meinen Ehrgeiz rege zu machen und ſagt: „Bald will Hr. B. nur Revolutionen „und zappelt krampfhaft darnach, bald fürchtet ſeine „erbärmliche Judenſeele ſie ängſtlich, wie im „19ten Brief. So oft Spektakel und Auflauf „war in Paris, hatte er Zahnweh oder dicke Ba„cken und jammert dann hinterdrein wahrhaft kin„diſch-komiſch, nicht dabei geweſen zu ſeyn.“ Mein guter alter Freund, wo haben Sie denn im 19ten Brief Furcht gefunden? Unſer Muth und unſere Bangigkeit ſind freilich ſehr verſchieden von einander. Sie fürchten alles, nur die Polizei nicht, weil Sie unter deren beſonderm Schutz ſtehen; ich aber fürchte nichts als den Meuchelmord der Polizei, eine offene Kugel fürchte ich nicht. Wenn ich ſie früher oder ſpäter einmal in Stuttgart beſuche, werde ich Ihnen beweiſen, daß eine dicke Backe einem wirklich am Ausgehen hindern kann, und daß, wenn man in Paris zu Hauſe bleibt, und man als Ober-Spion keine andern Spione unter ſich hat, man nicht erfährt, was ſich in der Stadt ereignet.

Es gab noch mehrere ſolcher Narren, die, um mich los zu werden, einen kindiſchen Ehrgeiz in mir aufzuregen ſuchten. Als ſie erröthen mußten, daß ich, ich allein unter all den Stummen und Verſchnittenen, es gewagt, den Unterdrückten des Volks die Wahrheit zu ſagen, da meinten ſie: Welch ein großer Muth, ſich in Paris hinzuſetzen, und dort gegen deutſche Regierungen zu ſchreiben. Und jetzt hoffen ſie, ich würde hurtig wie ein thörigter Knabe in die Höhle des Tigers laufen. Und was iſt die Höhle des Tigers gegen das dunkle und heimliche Gericht, worin deutſche Regierungen die Beleidigung ihrer himmliſchen Allmacht rügen? In dunkler Nacht aus dem Bette gezerrt werden von Räubern, die ſich Gerichtsdiener nennen; dummen, tückiſchen, abergläubiſchen Staatspfaffen, die, ihren Gott im Bauche, der ſie füttert, verehrend, die kleinſte Beleidigung ihres Gottes grauſam ſtrafen — ihnen Rede ſtehen während ſie ſitzen und verdauen; und dann aus der Welt zu verſchwinden, wie eine Seifenblaſe, nicht Luft, nicht Erde zeigt unſre Spur; ausgelöſcht im Gedächtniſſe ſeiner ſehr deutſchen Mitbürger, welchen der kleinſte Schreck den Kopf trifft, welchen Polizeifurcht wie ein Sirocco das Herz ausdörrt; und dann zu ſchmachten in einem feuchten Gewölbe, ohne Licht, ohne Luft, ohne Buch, ohne Freundestroſt, erfrierend von dem kalten Blicke der Kerkerwärter den Muth verlangt Ihr von mir? Gebet mir offenes Gericht, gebet mir den Schutz, den in Frankreich noch der Mörder hat, geder Preßfreiheit, daß meine Freunde aus den Zeitungen erſehen können, wo ich hingekommen, und dann will ich Euch zu Rede ſtehen. Aber Ihr werdet Euch wohl hüten, das zu thun; denn ich ſtünde dann Euch nicht Rede, Ihr müßtet mir und dem Volke Rede ſtehen. Fragt Maſſenbach, fragt Ypſilanti, fragt die andern Schlachtopfer alle, wie ſie im Kerker gelebt, warum ſie geſtorben? Gehet hin, fragt ſie, ſie ſtehen jetzt vor Gott und brauchen nicht mehr zu ſchweigen. Fragt Jahn, der endlich freigekommen, was ſeine Richter ihn gefragt? Er ſchweigt, er darf nicht reden. An einer langen Kette hält man ihn feſt — das iſt ſeine Freiheit. Fragt Murhardt in Kaſſel, der ſchuldlos erklärt worden, warum er im Kerker geſchmachtet? Er iſt ſtumm. Er hat ſchwören müſſen, die Geheimniſſe der Tyrannei nicht zu verrathen. Die thörigten Menſchen! Solch einen Eid halten, den man ihnen, den Dolch auf der Bruſt, abgezwungen? Der läſtert Gott, und verräth die Liebe, der lebendig aus der Höhle der Tyrannei kömmt und ſeinen Brüdern nicht erzählt, was im Dunkeln die Bosheit übt und die Unſchuld leidet. Ich hielte ſolchen Schwur nicht; es iſt Sünde, ihn zu halten.

Ich habe in meinen Briefen geſagt: im nächſten Jahre würde das Dutzend Eier theurer ſeyn, als das Dutzend Fürſten — und jetzt, lieber alter Freund, machen Sie ſich luſtig über mich, weil von dieſer Prophezeihung „gerade das Gegentheil eingetroffen.“ O ich möchte mich aufknüpfen! Das da habe ich nicht erfunden! Ich räume Ihnen ganz beſchämt den erſten Platz ein, Sie ſind ein viel feinerer Spasvogel als ich. Warum ſind Sie nicht immer ſo fein? Warum — Sie, ein Hofzeitungs-Schreiber, ein Dietrich zu den größten wie zu den kleinſten Kabinetskaſten aller Fürſten Europa's, ein Meiſter-Schelm, der die Polizei ſelbſt betrügt — warum ſind Sie zuweilen ſo grob, daß Sie in Verdacht gerathen, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, und Ihren wohlerworbenen Ruf gefährden? Wie konnten Sie ſich nur vergeſſen, „Ei, ei,“ zu rufen. Ei, ei — iſt das nicht die Eſſenz der Dummheit? Riecht das nicht den Philiſter eine Meile im Umkreiſe? Ich ließe mich lieber todtſchlagen, ehe ich ei, ei ſagte oder ſchriebe. Und Sie haben, ei, ei drucken laſſen — läugnen Sie es nicht. Um mich über die Eleuſinien der deutſchen Höfe luſtig zu machen, erzählte ich, daß der parſamſte aller Sterblichen, ein deutſcher ungeadelter jüdiſcher Jüngling, in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe des Allerchriſtlichen Königs getanzt. Und Sie bemerkten darauf: „Ei, ei, Hr. Baruch Börne, „man ſollte faſt glauben, daß Ihnen doch die Zeit „ein wenig lange wird, bis Sie ſich herablaſſen können, einer Prinzeſſin oder Herzogin die Hand zum

„Tanze zu reichen!!“ Ich bitte Sie, zeigen Sie mir die Brücke, die von meinem Spotte zu Ihrem führt; ich kann ſonſt nicht hinüber kommen. Und ei, ei! Ehe ich Ihr Ei, ei geleſen, war es mir eine Beluſtigung, mich mit Ihnen zu necken, aber dieſes Ei, ei hat mich ganz verſtimmt, und unwilwillig rufe ich aus: es iſt eine Schmach! Mit ſolchem Ei-ei-Geſindel muß ich mich herumſchlagen!

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber, als er den höchſten Gipfel der Begeiſterung erreicht — dort oben in jener reinen Höhe, wo der Hofzahlmeiſter wohnt; in jener ſeligen Stunde, wo er ſein Quartal empfangen, ſagt er, ſchreibt er als heiße, gefühlausſtrömende Quittung: „O du elende Schmeisfliege!“ Nein das iſt zu arg, und „was zu arg iſt, iſt zu arg,“ ſagt Eduard Meyer in Hamburg. Erſt jetzt verſtehe ich das große Wort. Und du mit einem kleinen d — ſo alles Herkommen und deutſche Sitte verhöhnend! Und O! Hätte er wenigſtens geſagt: Ach, du elende Schmeisfliege! Eine Grobheit, die mit Ach anfängt, kann ein vernünftiger Menſch eigentlich gar nicht übel nehmen. Ach iſt ein Ausathmen, und von einer Grobheit zeigt es an, daß die Grobheit in dem Menſchen geſteckt, und daß er, blos ſich Luft zu machen, ſie ausgeſprochen. O aber iſt ein Einathmen, und verräth, daß eine Grobheit, die damit beginnt, außer dem Menſchen geweſen, daß er ſie vorſätzlich aufgenommen, und daß, wenn der Grobian das Maul gehalten, er nicht grob geweſen wäre. Man wird daher finden, daß alle Grobheiten in meinen geſammelten Schriften mit ach anfangen, in einigen wenigen Fällen ausgenommen, wo ich aus Ironie o gebrauchte.

Der Freund, der mir aus Stuttgart das Hofblättchen mit dem Stall-Artikel ſchickte, ſchrieb: er wäre von Lindner, und er erkenne ſeine Art in der Schmeisfliege. Aber das beweiſ't nichts; es giebt oft täuſchende Aehnlichkeiten und ich glaube es nicht. Doch wer ihn auch verfaßt! O du elende Schmeisfliege! iſt zu arg und das laſſe ich mir nicht gefallen. Glaubt Ihr denn, weil ich ſo lange geſchwiegen, ich würde das fort geduldig anhören? Warum glaubt Ihr das? Etwa weil ich ein Deutſcher bin? Aber höret, was Eduard Meyer ſagt: „Der Deutſche iſt geduldig, ſchweigſam und bedenklich, aber doch nur bis zu einem gewiſſen Grade. Wenn ihm die Geduld reißt, wenn er das Schweigen bricht und einen Entſchluß gefaßt hat, ſo wird ſich mancher wundern über die ſcheinbare Umwandlung ſeiner Natur. Und ich fühle es, daß auch ich ein Deutſcher bin.... Man muß dem Geſindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“ Ja, ich fühle es, daß auch ich ein Deutſcher bin! Wehe euch, wenn mir die Geduld reißt! Wehe dem Geſindel, wenn ich ihm auf die Finger klopfe, daß Furcht hineinfährt! Ich gebe euch mein Wort: ſie fährt nicht wieder heraus. Ja, ich bin ein Deutſcher! Ja, mir reißt die Geduld! Ja, ich klopfe! Ihr Schlingels, Ihr Flegels, Ihr Ochſen, Ihr Eſel, Ihr Schweine, Ihr Schaafe, Ihr Mordbrenner, Ihr Spitzbuben, Ihr jämmerlichen Wichte, Ihr Sch — doch ohne Leidenſchaft! Alles mit Ordnung. Ihr!

A.

Aalquappen, Aasfliegen, Abdecker, Abendländer, Aberwitzige, Achſelträger, Affen, Alltagsgeſichter, Ameiſenfreſſer, Anfänger, Angeber, Anſchwärzer, Ariſtokraten, Auerochſen, Aufpaſſer, Aufſchneider, Aufwiſchlumpen, Auskundſchafter, Ausreißer, Ausrufungszeichen, Auſterſchaalen, Auswurf, Autoren;

B.

Bagage, Bandwürmer, Bängel, Bärenhäuter, Bauchdiener, Bauchredner, Bedienten, Beſtien, Beutelſchneider, Blattläuſe, Blutigel, Böſewichter, Brecheiſen, Brechpulver, Broddiebe, Brudermörder, Brummbären, Brunnenſchwängel, Büffel, Buſchklepper, Butterfäſſer;

C.

Cabalenmacher, Cenſoren, Charletane, Chineſen, Correkturbogen;

D.

Dachshunde, Delinquenten, Demokraten, Despoten, Dichterlinge, Diebe, Diebslaternen, Dienſtboten, Diplomatiker, Doggen, Dompfaffen, Dornbüſche, Dreckkäfer, Druckfehler, Dubletten, Duckmäuſer, Dummköpfe, Düten;

E.

Eintagsfliegen, Eisſchollen, Elendthiere, Eſel, Eſelsköpfe, Eulen;

F.

Falſchmünzer, Ferkel, Filzläuſe, Fiſchweiber, Fladen, Fledermäuſe. Flegel, Fratzengeſichter, Froſtbeulen, Fußſchemmel;

G.

Galgenvögel, Gaudiebe, Gecken, Gegenfüßler, Geheimſchreiber, Geifermäuler, Gelehrte, Gemeinſchreiber, Giftmiſcher, Gimpel, Gliedermänner, Glockenſchwängel, Grobiane, Grundeln, Grundſuppen;

H.

Halunken, Haſenfüße, Heringe, Hofhunde, Hofnarren, Hunde Hundsvötter, Hungerleider;

J.

Janitſchaaren, Insgeſammt, Johanniswürmchen, Irrwiſche;

K.

Kammerdiener, Käſemaden, Kellerwürmer, Kerls, Kellerhunde, Kipper und Wipper, Kleckſe, Kleinſtädter, Klöſe, Klötze, Knechte, Koſtgänger, Kothkäfer, Krähen, Krautköpfe, Krebſe, Krüppel, Kundſchafter, Kürbiſſe;

L.

Laffen, Läſtermäuler, Laxirmittel, Lebkuchen, Lehrjungen, Leibeigene, Lichtſtumpen, Lieferanten, Lohnbedienten, Lotterbuben, Luder, Luftpumpen, Lümmel, Lumpen, Lumpenhunde;

Makulatur, Maden, Mameluken, Maſtvieh, Maultrommeln, Maulwürfe, Miſpeln, Milchbrödchen, Miſtkäfer, Mordbrenner, Murmelthiere;

N.

Nachtgeſchirre, Nachtmützen, Nachtwandler, Narren, Nudeln;

O.

Ochſen;

P.

Papagayen, Pedanten, Phariſäer, Philiſter, Pinſel;

Q.

Quantitäten, Quappen, Quarke, Quintaner, Quitten;

R.

Rapunzeln, Räucherkerzchen, Recenſenten, Rekruten, Referendaren, Renegaten, Reſonanzböden, Rohrdommeln, Rotznaſen;

S.

Schaafe, Schaafsköpfe, Schandbuben, Scheuerlappen, Schinderknechte, Schindmähren, Schlaraffengeſichter, Schlingel, Schlucker, Schmarotzer, Schmeißfliegen, Schnitzel, Schufte, Schulfüchſe, Schurken, Schweine, Scribler, Siebenſchläfer, So ſo, Söldner, Spanferkel, Speichellecker, Spione, Spürhunde, Stiefelknechte, Stimmgabeln, Stockfiſche, Stöpſel, Sudler;

T.

Tagediebe, Tagelöhner, Taugenichtſe, Theekeſſel, Tintenkleckſe, Tölpel, Trampelthiere, Tremulanten, Trommelſchläger, Trompeter, Troßjungen, Trüffelhunde, Tuckmäuſer;

U.

Unleſerliche, Unterthanen, Unverſchämte;

V.

Verſchnittene, Verjagte, Vielſchreiber, Vorhängſchlöſſer;

W.

Wachsbilder, Waldfrevler, Wandläuſe, Wanzen, Waſſergeiſter, Waſſerköpfe, Weihrauchfäſſer, Weſpen, Wetterhähne, Wichte, Windmühlen, Wiſche, Wohledelgebohrne, Wohlgebohrne, Würmer, Wurſtmäuler;

Z.

Zahnſtocher, Zeitungs-Schreiber, Zeloten, Zeugdrucker, Zitteraale, Zwerge; — Ihr ſollt ſehen, daß ich mit euch fertig werden kann.

Jetzt aber bitte ich den erſten Kunſtkenner ſeiner Zeit, den Herrn Geheimen Kabinets-Sekretair Saphir in München, öffentlich zu entſcheiden, wer von uns gröber geweſen. Nicht der Herr Saphir oder ich — ſo anmaßend bin ich nicht; ſondern Hr. Meyer, Hr. Wurm, Hr. Hering, Hr. Robert, Hr. Pittſchaft, die Münchner Hofzeitung, die Stuttgarter Hofzeitung, die Mannheimer Zeitung, die Berner Zeitung, und alle die andern Menſchen und Blätter, die ich nicht geleſen, ſie alle für Einen gezählt — oder ich, jenen Allen der einzelne gegenüber.

Ende des Herings-Salats.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Paris, Montag, den 15. Februar 1832.

Ich las kürzlich in einem engliſchen Journale eine gute Kritik von meinem Buche, mit ſehr vielen Auszügen. Ich mußte im Leſekabinet laut auflachen, als ich den Konrad mit ſeinen Abendteuern überſetzt fand. Was der Menſch Schickſale haben kann! Wurde es denn Konrad bei ſeiner Wiege vorgeſungen, daß einſt in einem Londoner kritiſchen Journale von ihm die Rede ſeyn würde? Die Ueberſetzungen leſen ſich ſehr ſchön und viel ſchöner, als das Original. Die engliſche Sprache eignet ſich ſehr für dieſe Art zu ſchreiben. Sie hat etwas kräftiges, ſchwer treffendes, braun und blau ſchlagendes. Jedes Wort iſt ein Knotenſtück, jede Rede eine Prügelei.

Der Mädchen-Verein für die Polen in Mainz hat an das hieſige polniſche Komité (nehmlich das aus Polen ſelbſt zuſammengeſetzte, an deſſen Spitze

Lelewell als Präſident ſteht) ein Schreiben erlaſſen, das dieſe hochgeprüften unerſchütterlichen Männer mit thränenden Augen geleſen. Ganz deutſch und fromm im ſchönſten Sinne des Wortes, ganz unterwürfig und mädchenhaft, und wie Mondesblick, freundlich aber wehmüthig auf die deutſchen Männer herabſehend, welche ſchlafen. Der Brief wird von hier in die deutſchen Blätter geſchickt werden, und Sie werden ihn darin leſen. Dieſen Mädchen-Brief haben die jungen deutſchen Patrioten hier an ſämmtliche Univerſitäten, mit folgendem Rundſchreiben begleitet, geſchickt: „Nachſtehendes Schreiben deutſcher „Jungfrauen haben uns mit thränenden Augen die „Polen gegeben, damit wir es unſerm Volke bekannt „machen, und in Sonderheit euch akademiſchen Brüdern, in deren höhern Bildung und veredelten Gefühlen das Vaterland zweier Nationen den Keim „ſeiner großen Hoffnungen niederlegte. Mit Stolz „und Schaamgefühl erfüllen wir den Wunſch der „Männer. Er wird einen gewaltigen und folgereichen Wiederhall finden, denn es ſind Worte der „Wahrheit, aus deutſcher Jungfrauen Munde „hinüberſtrömend in deutſcher Jünglinge Bruſt. „Als wir ſie laſen, dieſe deutſchen Worte, da ſchwuren wir bei unſerer Ehre und bei unſerm Vaterlande, uns würdig zu machen der Jungfrauen, „welche ſie dachten. Dieſen Schwur, Brüder, wir

„ſenden ihn euch! Polen, Deutſche, Männer „— dieſe Worte wird hinfort keine Verſchiedenheit „der Bedeutung trennen!“ Ich kenne die Jünglinge, die das geſchrieben. Kennte ich ſie nicht und hätte ich ſie nicht erkannt, würde ich ſpotten, wie ich es oft gethan, über die hohlen Reden, die wie Seifenblaſen glänzen und zerfließen. Aber ich kenne ſie. Sie haben in Deutſchland und in Belgien für die Freiheit muthig gekämpft, und ob ſie zwar unglücklich waren und kein beredtſamer Sieg für ſie ſprach, ſind ſie doch beſcheiden und fromm geblieben und haben nur Worte für ihre künftigen Thaten, keine für ihre vergangenen. Wenn das deutſche Volk viele ſolcher zählt, nun, dann kann es wohl fallen im Kampfe gegen Tyrannei, aber in die alte Gefangenſchaft geräth es nimmermehr.

Der Doktor Gartenhof ſollte mir eigentlich zur Warnung dienen. Der hat lange nicht ſo heftig geſchrieben, als ich, und doch haben ſie ihn eingeſperrt. Dabei hat er noch das Glück, daß der conſtitutionelle Geiſt in Heſſen ihn gegen geſetzwidrige Gewaltthätigkeiten ſchützt. Wie würde es mir ergehen, wenn ich mich in Frankfurt der ſchnödeſten Willkühr preiß gäbe? Ich werde mich ſehr bedenken, nach Deutſchland zu kommen.

Leſen Sie denn die deutſche Tribune nicht? Sind Sie nicht erſtaunt, was der kleine Herkules, den Sie noch in der Wiege geſehen, für ein prächtiger Mann geworden? Ich war der kleine Herkules in der Wiege, der einige Schlangen zerdrückt, aber der Wirth, der ſchwingt die eiſerne Keule und ſchlägt Ochſen und Löwen todt. Ach! wie bald werden ſie kommen, und werden mich wegen meines ſanften Weſens, wegen meiner mäßigen und beſcheidenen Schreibart loben. Wie bald wird der Meyer drucken laſſen: „was zu arg iſt, iſt zu arg. Die Börneſchen Briefe hatten meinen Unwillen in hohem Grade erregt, aber die Reden von Wirth übertreffen doch noch die dort aufgetiſchten Frechheiten. Man muß dem Geſindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“

Das iſt ein braver Wirth, der giebt ſeinen Gäſten reinen Wein, und ſie werden ſich geſunden Muth daran trinken. Endlich, endlich findet ſich doch einmal Einer, der einen deutſchen Mann ſteckt in das hohle deutſche Wort, und jetzt hat es eine Art. Das Wort hinter der That, der Diener hinter ſeinem Herrn, das iſt feine Sitte. Die große Idee einer deutſchen National-Aſſociation zur Vertheidigung der Preſſe, hat Wirth zugleich ausgeführt und beſprochen. Man unterzeichnet monatliche Beiträge, die kleinſte Summe wird angenommen, ſogar ein Kreuzer monatlich. Mit dieſem Gelde werden die liberalen Bücher und Zeitungen befördert, die Geldſtrafen für Preßvergehen bezahlt, und nöthigenfalls für die Familie derjenigen Schriftſteller geſorgt, die wegen Preßvergehen eingekerkert werden. Das Eigenthum der Blätter gehört der Geſellſchaft. Der Redakteur eines liberalen Journals wird aus der Kaſſe bezahlt. Die Journaliſten werden als Beamte des Volks angeſehn, und können, wenn ſie ſich unfähig oder des Vertrauens unwürdig zeigen, abgeſetzt werden. Dieſe Idee, die öffentliche Meynung förmlich zu organiſiren, um ſie der Standesmeynung der Regierung entgegen zu ſetzen, und die Organe derſelben, die Journaliſten, als die Beamten des Volks zu betrachten, ſchwebte mir ſchon längſt vor. Wenn dieſer Plan, deſſen Ausführung in Rheinbaiern ſchon begonnen, ſich über ganz Deutſchland verbreitet und Wurzel faßt, kann noch alles gerettet werden, ſogar auf friedlichem Wege.

Dienſtag, den 16. Februar 1832.

Ich gehe heute Abend in Geſellſchaft und habe mich noch gar nicht entſchieden, wie ich meine Halsſchleife binden ſoll. Man knüpft ſie jetzt: en portemanteau, en bec-de lièvre und en chauvesouris. Mantelſack iſt ſehr bequem und ſo trage ich ſie gewöhnlich. Fledermaus iſt eine uralte Mode. Ich erinnere mich, daß ich an dem Tage, wo ich confirmirt worden, eine Fledermaus-Schleife getragen. Aber was Haſen-Maul iſt, weiß ich nicht. Ich will *** fragen, der alles, was ſich auf Haſen bezieht, ſehr genau kennt.

..... Man muß jetzt mit den Schuften perſönlich Krieg führen, ich thue es auch, ob es zwar ſonſt meine Art nicht war. Es iſt nothwendig. Im kleinen Kriege iſt ein Mann ein Mann und einer weniger, iſt auch ſchon ein Sieg.

Es iſt ſchön von den Frankfurtern, daß ſie Bockenheim in Bann gethan. Das iſt ganz in meinem Geiſte gehandelt. Dadurch wird Bockenheim gegen ſeine Mauth und Regierung aufgeregt und das kann gute Folgen haben. Sie werden ſehen, die Leute lernen etwas aus meinen Briefen.

Sehen Sie, welch eine traurige und zugleich lächerliche Sache es mit der Cenſur iſt. Frankfurt iſt nur vier Stunden von Hanau entfernt, und man weiß nicht genau, was dort vorgeht, und Sie ſchreiben mir, vorgeſtern ſollen dort Unruhen ſtatt gefunden haben!

Acht und zwanzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 19. Februar 1832.

Alle Deutſche hier warnen mich auf's Dringendſte, ja nicht nach Deutſchland zu reiſen, weil man ganz ohne Zweifel mich einkerkern würde. Mir ſchaudert vor dem Gedanken, unter die Bärentatzen einer aufgebrachten deutſchen Regierung zu fallen.

Die Frankfurter Jahrbücher haben mir ſehr gefallen und überhaupt macht mir die Sache große Freude. Es iſt doch wenigſtens ein Dämmerlicht, und da es in Frankfurt bis jetzt Nacht geweſen, kann es keine Abenddämmerung, es muß eine Morgendämmerung ſeyn. Die Artikel ſind alle gut geſchrieben, und bei der nöthigen Mäßigung fehlt es doch auch nicht an der erforderlichen Kraft. Dieſes Lüftchen von Freiheit, wäre es denn je zu uns gekommen, hätten die Franzoſen keinen Sturm gehabt? Hätten die deutſchen Regierungen je etwas gehört von der Stimme des Himmels, hätte Frankreich nicht gedonnert? Schlimm genug für das deutſche Volk, daß die Furcht der Könige ſeine einzige Hoffnung, ihr Schrecken ſein einziger Troſt iſt.

Montag, den 20. Februar.

Friede! Friede! Friede! Nicht Caſimir Perrier ſeufzet ſo nach Frieden, wie ich ſeufze! Doch mein Friede iſt wohl ein anderer. Wie bin ich dieſes Kampfes müde! Wie ängſtigen mich die Blutflecken, die mir vor den Augen flimmern! Ich möchte ſpielen und ſollte ich darüber zum Kinde werden. Ich möchte in einem Kolleg bei meinem Schoppen ſitzen, das Wochenblättchen leſen und Anekdoten erzählen, bis ich darüber zum Philiſter würde. Die Zunge iſt mir trocken; ich bin ſo durſtig, daß ein Morgenblatt, ein Abendblatt, mir Labſal wäre. Ich bin nicht dumm und faul geworden, wie ich neulich meynte; ich bin der Politik überdrüßig geworden. Beſtellen Sie ſich etwas Luſtiges bei mir, ſchlechte Witze, wohlfeile Späße; es wird mir alles gut thun. Soll ich Ihnen kleine Geſchichten erzählen? Kürzlich vertheidigte ein Advokat einen Angeſchuldigten vor Gericht. Es war ein Preßvergehen und die Sache von keiner großen Bedeutung. Der Advokat hatte ſchon zwei Stunden geſprochen, und war noch ſo ferne vom Ziele als zwei Stunden früher. Da erhob ſich einer der Geſchwornen und ſagte: Müßte ich auch fünf hundert Franken Strafe bezahlen, ich halte das nicht länger aus. Ich bekomme Krämpfe, ich falle in Ohnmacht, wenn der Advokat noch länger ſpricht; meine Langeweile iſt unerträglich! Der Advokat lächelte und ſchwieg. Der Präſident und die Richter lächelten; alle Zuhörer lächelten, und waren des Scherzes froh, der Allen wohlthat. Aber den folgenden Tag erfuhr man, daß der gute Geſchworne, als er nach Hauſe gekommen, einen Anfall von Schlag gehabt, und daß man ihm zu Ader laſſen mußte. Das vermag die Langeweile!

In ein Kaffehaus in Mailand traten vor einiger Zeit zwei öſterreichiſche Offiziere in bürgerlicher Kleidung. Der Eine fragte den Andern, ob er Chocolade trinken wolle? Dieſer antwortete: er möge lieber Thee. Gleich darauf wurden die Offiziere vor die Polizei geladen, und ihnen vorgehalten, ſie wären Revolutionaire, Carbonari, Liberale und ſie ſollten nur alles geſtehen, dann würde man ihnen vielleicht das Leben ſchenken. Die Offiziere ſahen ſich einander verwundert an, und betheuerten ihre Unſchuld. Unſchuldig? donnerte der Polizei-Direktor. Herbei, Zeuge! Da kam ein italieniſcher Spion, und ſagte den Offizieren ins Geſicht, ſie hätten im Kaffehauſe von Freiheit geſprochen. Der gute Spion hatte lieber Thee gehört und das für Liberté verſtanden. Die Offiziere wurden mit einem ernſten Verweiſe wegen ihrer Unvorſichtigkeit entlaſſen. Den andern Morgen wurde bei der Parade dem Offiziers-Korps die Parole gegeben: Es ſolle bei Strafe der Degradation künftig keiner mehr in einem Kaffehaus ſagen: ich trinke lieber Thee, ſondern: ich trinke Thee lieber. Der Spion bekam eine Extra-Gratification von zehn Dukaten.

Im preußiſchen Lande Poſen haben zwei Brüder der heiligen Hermandad Rottecks Weltgeſchichte verbrannt. Sie ſind dafür zu Hofräthen ernannt worden. — Geſtern iſt hier ein Roman in zwei Bänden erſchienen, mit dem Titel: Crac! Pcheht! Bavuuhd!!! Wie fordert man das Buch in der Leihbibliothek? In Hannover erſcheint ein Journal, worin dem hannöveriſchen Volke periodiſch bewieſen wird, daß es durch ſeine unvergleichliche Regierung das glücklichſte Volk der Welt ſey. Das Journal wird von drei Hofräthen redigirt. Sie heißen: Hüpeden, Wedemier, Ubbelohde. Wer ſolchen Namen nicht glaubt, der iſt ſchwer zu befriedigen. — Der Rektor der Berliner Univerſität (ich glaube er heißt Marheineke) hat an alle deutſche Univerſitäten geſchrieben, ſie möchten doch ſubſcribiren auf die Werke des Königlich Preußiſchen Hofphiloſophen Hegel, die in einer ſtylverbeſſerten Ausgabe erſcheinen werden.

— So eben verläßt mich Einer, der im Namen des Verlegers der angekündigten Ueberſetzung meiner Briefe zu mir kam. und mich um biographiſche Notizen bat, die man dem Buche vordrucken wolle. Ich muſterte in Gedanken alle Merkwürdigkeiten und Erinnerungen meines Lebens, um einige davon hinauszuſchicken. Aber da erging es mir, wie der Viertelsmeiſterin Wolf in den Huſſiten vor Naumburg. Ich fand, daß es alle meine lieben Kinder ſind und ich konnte nicht wählen Ich ließ den Mann wieder gehen, und ſagte ihm, daß ich gar nichts von meinem Leben wiſſe, und er ſolle ſich an Andere wenden, die beſſer unterrichtet wären, als ich in dieſer Sache. Im Ernſte, ich begreife gar nicht, wie Einer ſo unverſchämt ſeyn kann, von ſich ſelbſt zu reden, außer er müßte ſich über ſich luſtig machen. Das wollte ich aber auch nicht. Darin ſind meine Franzoſen ganz andere Leute. Dr. **** hat vom Buchhändler Brockhaus den Auftrag, für ein biographiſches Lexicon das Leben der hier wohnenden berühmten Männer zu ſchreiben. *** wendete ſich ſchriftlich an dieſe ſelbſt, und gleich den andern Tag hatte er von Allen die vollſtändigſten Selbſtbiographien, worin ſie ohne alle Satyre ſich auf das Schönſte lobten. Mancher beſuchte außerdem ***, und firnißte noch mündlich ſein ſchriftliches Lebensgemälde. In dem Namens-Verzeichniſſe der Perſonen, deren Biographien geliefert werden ſollen, welches Brockhaus dem *** geſchickt, wählte dieſer auch meinen Namen aus. Aber Brockhaus entzog ihm dieſen Artikel. Gewiß aus Furcht, er möchte als mein guter Bekannter Gutes von mir ſagen. Jetzt läßt er ſich ohne Zweifel meine Biographie von einem Hering oder einem andern ſolchen Vieh ſchreiben. Ich lache jetzt ſchon darüber. Solche Narren meynen, ſie könnten einen jeden beliebigen Ruf machen. Von der ſiegenden Macht der Wahrheit haben ſie gar keine Vorſtellung.

Ich freue mich ſehr auf Ihren nächſten Brief, worin Sie mir ganz gewiß von dem Aufruhr in Wiesbaden erzählen werden, und von den Gefahren, welchen dort unſer Geld ausgeſetzt iſt. Nun was mich angeht, ſo kann ich es gar nicht erwarten. bis ſie mir den letzten Kreuzer genommen. Habe ich erſt nichts, dann bin ich alles was ich habe, und das gäbe mir friſche Lebenskraft und machte mich ganz wieder jung. Man fühlt die Leiden des armen Volks doch nicht ganz, ſo lange man ſie errathen muß. Und Sie gar, ein Frauenzimmer, wie können Sie fürchten für Ihr Geld? Möchten Sie nicht jung bleiben bis zum Grabe? Ach! der Reichthum macht einem alt, ſehr alt. Wiſſen Sie, warum man den Deputirten in Wiesbaden arretirt hat, oder arretiren wollte? (Ich weiß nicht, wie weit es gekommen.) Weil man ihn in Verdacht hatte, Artikel gegegen die Naſſauer Regierung in die Hanauer Zeitung geſchrieben zu haben. Sehen Sie, die ſind klug! Sobald ſie eine Henne gackern hören, ſuchen ſie die Revolution in der Dotter des friſchen Ei's auf; ſie warten nicht, bis ſie herauskriecht. Und das iſt das Geheimniß: die kleinen deutſchen Fürſten alle ſind von ihrem Adel an Oeſterreich und Preußen verkauft. Die Miniſter dieſer kleinen Fürſten drücken das Volk noch über ihre eigne Neigung hinaus, damit es ſich empöre, und Oeſterreich und Preußen Anlaß bekämen, die Staaten mit ihren Truppen zu beſetzen Dann jagt man die kleinen Fürſten fort, und die Judaſſe von Miniſter werden gut beſoldet. Sind aber die kleinen Fürſten ſo dumm, daß ſie das nicht einſehen? O nein, ſie ſind gar nicht ſo dumm, ſie ſehen das recht gut ein. Wenn ſie aber ihre Bürger nicht wie Hunde regieren können, wollen ſie lieber gar nicht regieren, und treten darum ihre Herrſchaft gern an Mächtigere ab, denen es mit der Unterdrückung des Volks beſſer gelingt als ihnen. Ich kann es nicht verantworten, bis mein lieber Graf Bellinghauſen von Wien zurückkömmt, und ſeine Pandora-Büchſe öffnet. Es möchten wohl Uebel herauskommen, von denen er ſich gar nicht erinnerte, ſie eingeſchloſſen zu haben.

Höchſt merkwürdig iſt ein Artikel in den neueſten Blättern der deutſchen Tribüne: „Der Kampf des deutſchen Bundes mit der deutſchen Tribüne.“ Der Verfaſſer ſagt: ohne Zweifel werde die deutſche Bundesverſammlung ihren neuen Feldzug gegen die deutſche Freiheit damit beginnen, daß ſie die Tribüne verbietet. Was wird nun darauf erfolgen? Die Tribüne wird ſich nicht wehren laſſen und fort erſcheinen. Die Baieriſche Regierung wird dann durch Soldatengewalt die Preſſe zerſtören wollen; dann aber werden die Bürger in Rheinbaiern ſich bewaffnen und werden zur Vertheidigung ihrer Freiheit gegen die Königsſoldaten kämpfen. Gelingt es ihnen nicht und ſind ſie zu ſchwach, dann wird man die benachbarten Franzoſen zu Hilfe rufen, die trotz und entgegen ihrer „verächtlichen Regierung,“ den Deutſchen beiſtehen werden. Und dann allgemeiner Krieg. . . . Dieſer offene Trotz muß einen ganz beſondern Grund haben. Und hätte er keinen, wäre er blos aus der ſehr edlen Leidenſchaftlichkeit des Redakteurs hervorgegangen, auch dann wäre er von den beſten Folgen. In der jetzigen Lage der Dinge können wir für die Freiheit gar nichts vernünftigeres thun; unſere ganze Hoffnung beruht auf der Unvernunft der Tyrannei. Dieſe herauszufordern, zu reizen, muß der Zweck jedes liberalen Schriftſtellers ſeyn, der von der Sache etwas verſteht. Oeſterreich und Preußen müſſen die Revolution machen. Und man kann ihnen gerade herausſagen, was man von ihnen erwartet; denn ſie werden uns zum Trotze und um unſere Erwartung zu täuſchen, gewiß nicht vernünftig werden.

Von dem erſten März an erſcheinen im Badiſchen zwei neue liberale Blätter, ohne Cenſur. Das Eine in Heidelberg vom Deputirten von Itzſtein redigirt, das Andere in Freiburg von den Deputirten Duttlinger, von Rotteck und Welcker. Das iſt nun zum erſtenmal in Deutſchland, daß bedeutende und angeſehene Männer ein politiſches Blatt ſchreiben. Das wird glückliche Folgen haben. Was aber wird die hohe Bundesverſammlung thun? Die Art, wie ich geſchrieben und die Tribüne, war den Herrn für einige Zeit wenigſtens gewiß willkommen. Das gab ihnen Vorwand, gegen die Preßfreiheit mit Strenge zu verfahren, und Tauſende von deutſchen liberalen Philiſtern, die früher in der Abenddämmerung ein leiſes Wort mitgeſprochen, ſind von unſerm lauten Worte am hellen Tage ſo in Schrecken verſetzt worden, daß ſie ſeitdem ſchweigen. Das war jenen in Frankfurt auch Gewinn. Wenn aber Männer, wie die genannten, mit Feſtigkeit doch mit Mäßigung, auf eine dem ängſtlichen und frommen Gemüthe der Deutſchen entſprechende Weiſe — — und ſie wirken doch, nur langſamer — die conſtitutionelle Geſinnung zu verbreiten ſuchen, dann werden Oeſterreich und Preußen, deren bisheriger Einfluß auf die kleinen deutſchen Mächte hierdurch bedroht wird, alles anwenden, dem, was ſie als ihr Verderben anſehen, Einhalt zu thun. Und was dann? Geduld. Wir werden ſehen, wer am nächſten erſte April den Andern in den April ſchickt.

Dienſtag, den 21. Februar.

Dieſen Morgen beſuchte mich Jemand aus Wisbaden und der von dort kömmt. Der erzählte mir, man habe nicht einen Deputirten, ſondern einen Beamten arretirt, den man in Verdacht hatte, Artikel gegen die Naſſauer Regierung in die Hanauer Zeitung geſchrieben zu haben. Der eigentliche Verfaſſer jener Artikel ſey der Papierhändler Schulz in Wiebaden, und als dieſer von der Arretirung jenes Beamten erfahren, ſey er vor Schrecken geſtorben. Wir Deutſche empfinden jetzt die üblen Folgen, daß man Polignac und ſeine Geſellen nicht aufgeknüpft hat. Ein ſolches Beiſpiel hätte die deutſchen Miniſterchen doch etwas ſtutzig gemacht. Wie bequem es aber unſere Regierungen haben! Wie wohlfeil die Tyrannei bei uns iſt! Die Regierungen können ein Schreckensſyſtem ohne Guillotine einführen. Sie brauchen ihre unterthänigen Philiſter nur mit Gefängniß zu bedrohen, und da ſterben ſie gleich vor Schrecken. So kriecht, kriecht, Ihr Regenwürmer, die Ihr nach dem Gewitter in Frankreich Euch aus der Erde hervorgewagt — kriecht, bis Euch der Fuß der Tyrannei zerquetſcht! Welker hat in der Ankündigung ſeiner neuen Zeitung, die der Freiſinnige heißen wird, gaſagt: „das neue Blatt „wird zeigen, daß Baden werth iſt, das unſchätzbare Gut der Preßfreiheit zu genießen.“ Zeigen — werth iſt — wem zeigen? Der Regierung? Der Bundesverſammlung? Dieſer zeigen, daß ein deutſches Volk der Freiheit würdig ſey? Um den Beifall der Regierungen buhlen? Großer Gott! Wie kann man nur ſo wenig die Würde des Bürgers, ſo wenig die Würde eines Volks fühlen, in deſſen Namen man ſpricht, daß man ſagt, man wolle zeigen, daß das Volk des Beifalls ſeiner Regierung würdig ſey? Die Regierungen müſſen um den Beifall ihrer Völker buhlen; ſie, aus dem Volke hervorgegangen, von ihm erhoben, von ihm theuer bezahlt — ſie müſſen zeigen, daß ſie des Vertrauens würdig ſind, das man in ſie geſetzt, daß ſie die Macht verdienen, die man ihnen geliehen zum Beſten aller. Das Volk braucht nicht zu bitten, das Volk braucht nicht zu ſchmeicheln, ihm iſt alle Macht, ſein iſt alle Herrſchaft, und die Regierung iſt ſein Unterthan.

In einem deutſchen Blatte las ich: in Preußen wäre ein junger Patriot wegen ſeines Patriotismus (welches man in der Schinderſprache demagogiſche Umtriebe nennt) zu lebenslänglicher Unterſuchung verurtheilt worden. Man kann nicht wahrer und geiſtreicher die himmelſchreiende Grauſamkeit der deutſchen Gerichte bezeichnen, die überlegend, ob ſie einen armen gefangenen Vogel fliegen laſſen oder braten ſollen, ihn rupfen ſein ganzes Leben lang. — In dem nehmlichen Blatte ſtehen einige Strophen eines Ring- oder Doſen-Gedichts, welches der Hofrath Rouſſeau in Frankfurt an den Kaiſer Franz gemacht hat. Er ſagt darin: die Welt habe den Schwindel, und wenn ſie Kaiſer Franz nicht am Arme feſt hielte, wäre ſie ſchon längſt umgefallen. Dann ſagt er: Jakob hätte ſieben Söhne gehabt, — ſo viel mir bekannt, hat er zwölf Söhne gehabt; aber weil zwölf nur eine Sylbe hat und ſieben zwei Sylben, hat der zarte Lyriker fünf Menſchen todtgeſchlagen. Alſo Jakob habe ſieben Kinder gehabt und nur einen Benjamin. Aber Kaiſer Franz mache keinen Unterſchied zwiſchen ſeinen Kindern, und Ungarn, Böhmen, Italia ſtünden ihm in gleicher Liebe nah! Ich habe die größte Luſt, das Gedicht ganz zu leſen. Bringen Sie mir es mit. Nicht ſchicken — es wäre ſchade um das Kreuz.

Neun und zwanzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 26. Februar 1832

Der deutſche Bund zur Vertheidigung der Preßfreiheit hat hier die größte Theilnahme gefunden; mit ſteigender Wärme wird dieſe Angelegenheit behandelt, und der Kreis der Mitglieder erweitert ſich täglich. Die hier befindlichen deutſchen Handlungs-Kommis, von deren Geſinnung und Streben ich Ihnen ſchon früher geſchrieben, haben ſich vereinigt und ihre Liſte mit Unterſchriften iſt ſchon bedeutend angewachſen. Die deutſchen Handwerksgeſellen haben ſchon, ehe dieſe Veranlaſſung kam, ihren Patriotismus an den Tag gelegt. In dem Speiſehauſe, das ſie gewöhnlich beſuchen, wo der Wirth ein Deutſcher iſt, wird der Weſtbote (ein in Rheinbaiern erſcheinendes, im Geiſte der Tribüne geſchriebenes Blatt) ſchon längſt gehalten, und mit einem Eifer geleſen, und mit einer Wärme und einem Verſtande erklärt, daß es zum bewundern iſt. Dieſe tragen auch ihren Sou monatlich zur Aſſociation bei. Der Advokat Savoie aus Zweibrücken, einer der Gründer des Vereins, iſt ſeit einigen Tagen hier und ſetzt für die gute Sache alles in Bewegung. Die Polen haben begriffen, daß dieſe Angelegenheit nicht blos eine deutſche, ſondern eine europäiſche, und mehr als alles, eine polniſche ſey. Sie bedachten, daß der Rückweg nach Polen über Deutſchland gehe, und daß nur ein freies Deutſchland den Durchzug gewähre. Darum werden auch ſie ſich der Aſſociation anſchließen, und im Namen des hieſigen polniſchen Komités eine Bekanntmachung erlaſſen. Die italieniſchen Flüchtlinge werden dieſem Beiſpiele folgen; denn noch mehr als die Deutſchen ſelbſt, drückt ſie die deutſche Tyrannei. Die ſpaniſchen Patrioten werden es auch thun. Alle begreifen, daß Deutſchland der Wall iſt, der die Freiheit des weſtlichen Europa's gegen die Angriffe des öſtlichen ſchützt. Wenn wir nur drei Monate Zeit hätten! Jeder Tag iſt ein Sieg. Denn nichts zu ſchaffen iſt in Deutſchland, es iſt nur wegzuſchaffen: das kleine Hinderniß, das die größte Bewegung aufhält. Es iſt Mittag, das Volk ſieht hell; doch ein Fenſterladen macht Tag zu Nacht und macht das Volk blind. Ein ſchlechtes Stück Holz zerſchlagen und alles iſt gewonnen. Aber wir werden keine drei Monate Zeit haben! Das Gewitter in Frankfurt ſteigt ſchwarz empor und wird die Frucht auf dem Halme zerſchlagen. Eins wird immer gewonnen und das eine rettet die Zukunft. Durch die Bewegungen der deutſchen Patrioten, die troß ihrer Heftigkeit und ſcheinbaren Unregelmäßigkeit, doch kalt und ſehr gut berechnet ſind, werden die in Frankfurt völlig den Schwindel bekommen, die letzte Haltung verlieren und ganz ohne Kopf thun, was ſie bis jetzt mit wenig Kopf gethan. Völker ſind, wie die Oliven. Dem leichten Drucke geben ſie ſüßes Oehl, dem ſtarken bitteres. Die Herren Diplomaten in Frankfurt preſſen ſie nun um einen Grad ſtärker, als ſie es bis jetzt gethan, bereiten ſich einen bittern Salat und ſie werden den Mund verziehen.

Haben denn nicht auch Frauenzimmer, und beſonders Jüdiſche in Frankfurt für den Verein unterſchrieben? Letzteren muß man vorſtellen, das ſey das einzige Mittel, die Heiraths-Freiheit (woran ihnen wohl mehr, als an der Preßfreiheit liegt) zu gewinnen. Thun Sie das.

Montag, den 27 Februar.

Geſtern Abend hatten wir ein patriotiſches Eſſen, etwa ſechszig Deutſche, meiſtens Handlungs-Kommis. Der Zweck der deutſchen Aſſociation für die Preßfreiheit wurde beſprochen, und da zeigte ſich denn wieder, was ſich in jeder Geſellſchaft zeigt. Einige ſind begeiſtert; die Andern, der Wärme froh, die ihnen fehlt, ſonnen ſich gern; die meiſten ſind kalt, bleiben es gern und müſſen mit Gewalt ins Feuer geworfen werden. Deutſche Bedenklichkeiten ohne Ende. Von den Juli-Tagen wollte der Eine nicht geſprochen haben: das könne uns verdächtig machen. Andere unterſchrieben, aber nur mit Buchſtaben, und erklärten alle Theilnahme zu verweigern, wenn ſie ihre Namen nennen müßten. Es war zum Lachen. Sie ſtürzten nach dem Eſſen, als ſie warm geworden, wie blind nach dem Tiſche zu, worauf der Subſcribtions-Zettel lag, gleich Einem, der in Gefahr, vor der er zittert, die er aber nicht fliehen kann, mit geſchloſſenen Augen ſtürzt. Deutſche Art trat in dem Antrage mächtig hervor: ſie müſſen doch eine Regierung haben, ein Komité, Präſidenten, Sekretair. Sie wollten für eine Freiheit kämpfen, die ihnen fehlt, und wurden gleich anfänglich ihrer eigenen Freiheit müde, und ſuchten ſich unter dem Namen eines Komités eine Herrſchaft. Ich ſtellte ihnen das Gefährliche einer Kommiſſion vor; wie dann alle Bewegungen, alle Geheimniſſe und Papiere in die Hände weniger kämen, wie dann leicht die Polizei Einfluß erhalte, durch wenige gewonnene Mitglieder alles leiten, alles verhindern könne; wie ſie dann wiſſe, wo ſämmtliche Papiere zu finden. Wie viel Eindruck meine Vorſtellung gemacht, muß ich abwarten. Savoie hielt eine ſchöne Rede, die mit größerm Enthuſiasmus hätte aufgenommen werden ſollen. Auf Vaterland, Freiheit wurden mit mäßiger Wärme Toaſts ausgebracht. Als aber — kann ich es doch ohne Lachen kaum ſchreiben — veranlaßt durch einige anweſende Polen, die Geſundheit der Polen ausgebracht wurde, folgte ſtürmiſcher lauter Beifall. So ſind ſie! Für fremde Freiheit hellflammend, für eigne muß man ſie erſt einheitzen. Die hieſigen deutſchen Handwerker ſollen ſich aber vortrefflich benehmen. Geſtern wurde an einem ihrer Verſammlungsorte eine Liſte aufgelegt, und gleich in den erſten Stunden waren dreißig unterſchrieben. Ob man ihnen zwar geſagt, der monatliche Beitrag von einem Sou ſei willkommen, wollte doch keiner weniger als einen Frank unterzeichnen, und ſagten dabei: gingen die Geſchäfte beſſer, würden ſie mehr geben.

Nachmittags, ſagte ich zu Konrad: „Geben „Sie Acht. In der Rüe Tirechappe No. 7. „am Ende der Rüe St. Honoré, es iſt eine „kleine finſtere Gaſſe, iſt ein Speiſehaus. Der „Wirth iſt ein Deutſcher. Dort gehen Sie heute „hin eſſen. Fordern Sie von dem Wirth die Liſte „für die Deutſchen. Viele Handwerker und Andere „haben unterſchrieben. Wir machen Geld zuſammen, „und wollen die Fürſten wegjagen. Sie unterzeich„nen auch mit einem Franken monatlich, und ich will „das Geld für Sie bezahlen.“ Konrad lachte, und war ſehr vergnügt über die Revolution und ſagte: ich brauche ihm das Geld nicht wieder zu bezahlen, er gebe das ſelbſt gern. Sein Freund, der Schreinergeſell aus Kaſſel habe ſchon geſtern mit ihm von der Sache geſprochen. Und er möchte gern wiſſen, „wenn der Spektakel losgeht,“ damit er gleich fort nach Deutſchland eile. Alſo Konrad hat da gegeſſen, es waren ſchon 69 Unterſchriften und meiſtens mit einem Frank. Das ſind arme Leute. Die Komis, die doch alle guten Gehalt haben, und oft Söhne reicher Eltern ſind, haben auch nur einen Frank gegeben! Konrad ein Verſchworner! O Zeitgeiſt!

Es intereſſirt mich ſehr zu wiſſen, wer im Gelehrten-Verein ja, und beſonders wer nicht unterſchrieben .Daß es * * * gethan, iſt ein gutes Zeichen; denn es bewiſ't, daß die Sache Mode iſt.

Das Pereat: der deutſche Bund, der todte Hund, hat mir ſehr gut gefallen. Vivat Pereat!

Dienſtag, den 28. Februar.

O, prächtig, da haben wir ſie ſchon! Sie heulen mit den Wölfen, damit ſie ſelbſt für Wölfe gehalten und nicht gefreſſen werden. Den einzelnen deutſchen Regierungen wird bange vor der allgemeinen deutſchen Aſſociation, die von Rheinbaiern ausgeht; ſie wollen dieſer fürchterlichen Einigung aller Deutſchen zuvorkommen, und was thun ſie jetzt in ihrer Schlauheit? Sie erfinden eine Badiſche, eine Würtembergiſche, eine Darmſtädter Freiheit, daß nur keine Deutſche ſich bilde. Herr von Fahnenberg, Ober-Poſt-Direktor in Karlsruhe, ſonſt ein achtungswerther Mann, aber ein Mitglied der Regierung, alſo in ihrem Geiſte, auf ihren Befehl, und zu ihrem Vortheile handelnd, ſtellt ſie an die Spitze einer Grosherzoglich--Badiſchen – Preßfreiheits-Aſſociation. Im Falle alſo, der Abſolutismus in ſeinem Kampfe unterläge — berechnen unſere vorſichtigen Regierungen — haben wir doch im ſchlimmſten Falle nur einen Grosherzoglich Badiſchen, einen Königlich Baieriſchen, einen Herzoglich Naſſauiſchen Liberalismus und mit dieſen kleinen Freiheitchen werden wir in einer günſtigeren Zeit ſchon fertig werden. Unterdeſſen genießt die Badiſche Regierung einen Finanzvortheil bei dieſer Sache. Die Bundeskaſſe der Preßfreiheits-Aſſociation vermehrt die Kaution der Journaliſten, und ſichert ihre Beſtrafung. Alles ſchön, alles gut; es kömmt nun darauf an, wie weit die Dummheit des Deutſchen Volkes geht. Und geht ſie ſo weit, daß ſie ihren Patriotismus provinzialiſiren und mit 39 dividiren laſſen, dann wären ja alle dieſe ſchlauen Mittelchen ganz unnöthig. Sind wir denn wirklich ſo dumm, als die Regierungen glauben? —

Geſtern ſteht in der allgemeinen Zeitung, daß in Berlin wegen Heine's, zwiſchen einem Anhänger und einem Gegner deſſelben, ein Duell vorgefallen. Die politiſchen Duells ſind ſeit einiger Zeit ſehr häufig, auch hier zwiſchen den Polen. Das iſt ein gutes Zeichen. Je größer die Erbitterung zwiſchen den Partheien, je näher der Kampf; je näher der Kampf, je näher der Sieg.

Dreißigſter Brief.

Paris, Donnerstag, den 1. März 1832.

Da iſt die Adreſſe nach Zweibrücken. Sie hat mir den ganzen Vormittag verzehrt und ich muß darum über alles übrige heute ſchweigen. Sie ſollen ſich in alphabetiſcher Ordnung unterſchreiben. Wenn nur nicht unglücklicher Weiſe der wahrſcheinliche Abraham in der Geſellſchaft ein furchtſames Herz hat, und ſich bedenkt, den Anfang zu machen! Vorwärts, Israel! Die Mauern Jericho's ſind von Trompeten eingefallen — aber es iſt kein wahres Wort daran. Unter Trompete verſtand die heilige Schrift die Preßfreiheit. Vor ihr werden auch die Mauern der Tyrannei fallen. Und leſet das Kapitel von Samuel und Saul zweimal, zehn Mal, hundert Mal. Adieu.

An die Herren Vorſteher des Deutſchen Preßvereins in Zweibrücken.

Wir haben die Ehre, Ihnen eine Liſte von Einwohnern Frankfurts, die dem ſchönen Bunde für das freie deutſche Wort beigetreten, zugleich mit dem Betrage der Sammlung des erſten Monats zu überſenden. Alle die Unterzeichneten ſind jüdiſchen Glaubens. Wenn dieſes Verhältniß unſerer Theilnahme eine beſondere Bedeutung giebt, die ſie ohne dies nicht hätte: ſo iſt das weder unſere Schuld noch unſer Verdienſt, es iſt nur unſer Misgeſchick.

Wir hätten voraneilen ſollen in einem Kampfe, der uns mehr verſpricht, als den übrigen Deutſchen, weil uns alles fehlet; doch wir ſind die Minderzahl, und es ziemte uns daher die Beſchlüſſe der Mehrheit abzuwarten, und ihrer Leitung zu folgen. Ihr dürft unſerem Mitgefühle vertrauen; den Schmerz, kein Vaterland zu haben, kennen wir ſeit länger als Ihr.

In dem Kriege, den ſie den Befreiungskrieg genannt, der aber nichts befreit, als unſere Fürſten von den Banden, in welche die groſe, mächtige und erhabene Leidenſchaft eines Helden ihre kleinen ſchwachen und verächtlichen Leidenſchaften geſchmiedet, haben auch wir die Waffen geführt. Ehe der Kampf begann, genoſſen wir in Frankfurt, wie überall in Deutſchland, wo franzöſiſche Geſetzgebung herrſchte, gleiche Rechte mit unſern chriſtlichen Brüdern. Und nicht etwa dem Murren des Volkes wurde dieſe neue Gleichheit aufgedrungen. Sie überraſchte, wie alles Fremde, doch ſie ward willkommen, wie alles was die Liebe bringt. Die nehmlichen Bürger tranken herzlich aus einem Glaſe mit uns, die noch den Tag vorher uns mit Verachtung angeſehen, oder mit Haß den Blick von uns gewendet. Denn das iſt der Segen des Rechts, wenn es mit Macht gepaart, daß es wie durch einen Zauber die Neigungen der Menſchen umwandelt: Mistrauen in Vertrauen, Thorheit in Vernunft, Haß in Liebe. Dem Waſſer gleichet Gerechtigkeit; ſie fällt ſchnell herab und ſteiget nie hinauf. Jede Regierung vermag in allem, was gut und ſchön iſt, die Meinungen und Geſinnungen, das Herz und den Willen der Völker umzuwandeln; aber Völker brauchen Jahrhunderte, ihre Regierungen zu veredlen, und nie der friedlichen Mahnung, nur der Gewalt gelingt es endlich, ihre Wildheit zu bezähmen.

Als wir aber aus dem Kampfe zurückkehrten, fanden wir unſere Väter und Brüder, die wir als freie Bürger verlaſſen, als Knechte wieder, und das ſind wir geblieben bis auf heute. Nicht blos die Rechte des Staatsbürgers, nicht blos die des Ortsbürgers hat man uns geraubt, wir genießen nicht einmal die Menſchenrechte, die, weil ſie älter als die bürgerliche Geſellſchaft, kein Recht unterdrücken noch modeln darf. Man hat ſich uns gegenüber das Recht der Peſt angemaaßt, das Recht, unſere Bevölkerung zu vermindern, und um dieſes fluchwürdige Ziel zu erreichen, verſtattet man uns, die wir in Frankfurt fünftauſend an der Zahl ſind, jährlich nur funfzehn Ehen zu ſchließen. Höre es, deutſches Volk! Und wenn Freiheit, Recht, Menſchlichkeit in Deinem Wörterbuche ſtehen, erröthe, daß Du ohne Erröthen dieſe Schmach, die das ganze Vaterland ſchändet, ſo lange ertragen konnteſt.

So wurde uns gelohnt. Wir waren nicht die einzigen, aber wir waren die am meiſt Betrogenen; und wahrlich, nicht die einzigen zu ſeyn, hat uns mehr geſchmerzt, als die am meiſt Betrogenen zu ſeyn.

Verdienten wir unſer Schickſal? So wenig als Ihr es verdientet. Doch hat es je der Tyrannei an Unverſchämtheit gefehlt, wenn ſie aus Spott eine Rechtfertigung ſucht, über die ſie ihre Gewalt erhob? Dich, chriſtlich deutſches Volk, haben Deine Fürſten und Edelleute als ein beſiegtes Volk, Dein Land als ein erobertes Land behandelt. Und uns, jüdiſch deutſchem Volke ſagte man, wir wären aus dem Orient gekommen, hätten zur angenehmen Abwechſlung die Babyloniſche Gefangenſchaft mit der Deutſchen vertauſcht, wir wären fremd im Lande und wir betrachteten ja ſelbſt unſere Mitbürger als Fremdlinge. Doch das iſt unſer Glauben, was auch die Verläumdung gelogen, das iſt die Lehre unſerer Väter; was auch die Schriftgelehrten herausgedeutet! Als Gott die Welt erſchuf, da ſchuf er den Mann und das Weib, nicht Herrn und Knecht, nicht Juden und Chriſten, nicht Reiche und Arme. Darum lieben wir den Menſchen, er ſei Herr oder Knecht, arm oder reich, Jude oder Chriſt. Wenn unſere chriſtlichen Brüder dieſes oft vergeſſen, dann kömmt es uns zu, ſie mit Liebe an das Gebot der Liebe zu ermahnen — uns, die wir älter ſind als ſie, die wir ihre Lehrer waren, die wir den einen und wahren Gott früher erkannt, und der reinen Quelle der Menſchheit näher ſtehen als ſie.

Viele unſerer Glaubensgenoſſen, und wie hier ſo gewiß auch überall, zögern noch dem Vereine beizutreten. Sie theilen unſere Geſinnungen, ihr Herz ſchlägt ſo warm als das unſere für die Freiheit des Vaterlandes; aber ſie ſind bedenklich, ſie, die Reichen unter uns, weil ſie, den Räthen der Gewaltherrſcher näher ſtehend, ſich einflüſtern ließen: wenn das Volk zur Macht käme, werde es die Ketten der Juden noch enger ſchließen.

Schenkt dieſen Einflüſterungen kein Gehör, geliebte Glaubensgenoſſen! So ſprechen jene nur, um Bürger von Bürger zu trennen, damit ſie das ſo getrennte, ſich wechſelſeitig mistrauende Volk leichter nach ihrer Willkühr beherrſchen können. Tretet dem Bunde bei. Die Freiheit der Preſſe gründet die Herrſchaft der Vernunft, und unter dieſer Herrſchaft ſind Alle gleich, giebt es keine Knechte.

Sie aber, würdige und muthige Männer, die für das deutſche Volk das Wort genommen, ſprechen Sie es aus, was unſere Glaubensgenoſſen zu erwarten haben von der Freiheit des Vaterlandes. Reden Sie klar und offen, nicht für uns, nur für die Andern, die ängſtlich noch zurückgeblieben.

Doch wie auch Ihre Antwort günſtig oder nicht, wir treten nicht zurück. Als die Polen ihren Kampf begannen, ſo erhaben er auch war, lud man dort die Juden nur zum Kampfe ein, aber nicht einmal zur Hoffnung der Siegesbeute. Polen unterlag! Beginnt jetzt Euren Kampf, wir theilen ihn und vertrauen auf Gott. Wir wiſſen: das Schuldbuch des Himmels hat nur noch wenige leere Blätter, die Thorheiten und Sünden der Menſchen in Rechnung zu bringen. Dem Undanke, dem verrathenen Vertrauen folgt bald die Strafe nach. Ihr werdet frei mit uns, oder Ihr werdet nicht frei.

Euch aber, geliebte Glaubensgenoſſen, ſey es geſagt: wenn einſt unſere chriſtlichen Brüder die Freiheit ſich gewonnen, und wir theilen, wie den Kampf, ſo die Beute des Sieges mit ihnen, dann — nichts vergeſſen, nichts vergeben, keine Verſöhnung, die nur die Grenze des Haſſes iſt. All unſer Gedächtniß liege bei den Gebeinen unſerer Väter; nur in der Zukunft wollen wir leben, nur für die Zukunft wollen wir ſterben.

Ein und dreißigſter Brief.

Paris, Montag, den 5. März 1832.

Der Lindner iſt zum Legations-Rath in München ernannt worden, und hat die allergnädigſte Erlaubniß, die Uniform des königlichen Hauſes tragen zu dürfen, taxfrei bekommen. Ich möchte ihn ſehen in ſeiner Livree. Dieſer Lindner iſt die vollendetſte Laquaien-Seele, die ich je kennen gelernt; er iſt mit gelben Aufſchlägen und geprägten Knöpfen auf die Welt gekommen. Er und Hormayer ſchreiben die neue bairiſche Staatszeitung, und der Letztere hat das Feld der Literatur zu bebauen übernommen. Das wird eine ſchöne Landwirthſchaft werden!

— Ach, was habe ich für einen ſchönen neuen Ueberrock! Haſelnußfarbe, bequem über den Frack zu tragen, wattirt, lang, ein Meiſterſtück. Sie hätten Ihre Freude daran. Auch hat ihn der berühmte

Staub gemacht, der Rothſchild der Schneider. Als ich ihm ſagte: Noch nie hätte mir ein pariſer Schneider einen Ueberrock nach Wunſch gemacht und ich bäte ihn darum, die Sache mit Ernſt zu bedenken, lächelte er ganz mitleidig und ſagte: une maison comme la nôtre! Und der Mann hat Recht, ſtolz zu ſeyn. Was die Natur an mir verdorben, hat er wieder gut gemacht. Meine Taille ſollten Sie ſehen! — —

Mit dieſem ſchönen Ueberrock ausgeſchmückt (und in dieſer Abſicht ſchone ich ihn und ziehe ihn ſelten an), werde ich künftigen Sommer den Redakteur der Mannheimer Zeitung in Heidelberg beſuchen, und werde ihm ſagen: Ich bin der Verfaſſer der Briefe aus Paris, zu dem die Stuttgarter Hof-Zeitung geſagt hat: O, du elende Schmeisfliege! Die zwei Haupt-Redakteurs an dieſer Zeitung ſind der ehrliche Lindner, und geheime Hofrath Münch, von denen jeder dreitauſend Gulden Gehalt bekömmt. Dafür müſſen ſie grob ſeyn. Sie aber werden weit ſchlechter bezahlt, und ſind daher auch weit weniger grob. Indeſſen haben Sie von mir geſagt: Ich haſſe die Fürſten, weil ich keine Hoffnung hätte, ſelbſt ein Fürſt zu werden, und haßte die Reichen, weil ich kein Geld hätte. Das eine iſt dumm, und darum verzeihe ich es Ihnen; aber das andere iſt gelogen. Betrachten Sie mich in dieſem Rocke; ſehe ich aus, wie ein Mann der arm iſt? Der Rock hat eine Haſelnußfarbe, einen Sammtkragen, und iſt mit Seide gefüttert und wattirt von oben bis unten. Er hat fünf Taſchen und eine ſechſte geheime für Verſchwörungsliſten, und kann bis am Halſe zugeknöpft werden. Fühlen Sie einmal dieſes Tuch an; fragen Sie Herrn Zimmern daneben, wieviel die Elle von ſolchem Tuche koſtet und Sie werden erſtaunen. Und Sie nennen mich arm? Wenn Ihre ganze Garderobe ſo viel wehrt iſt, als mein einziger Rock, ſollen Sie mich zum Fenſter hinaus in den Neckar ſtürzen. Hundert und dreißig Franken hat er gekoſtet. Ueberhaupt, für wie reich halten Sie mich?.. Der Redakteur, dem mein grimmiges Geſicht ganz angſt gemacht, möchte gern höflich ſeyn und mich für ſehr reich erklären; aber ſo ein armer Teufel von Peſcheräh hat nicht weit zählen gelernt, und er antwortet: O, Herr von Börne, Sie ſind gewiß drei bis vierhundert Gulden reich . . . Vierhundert Gulden! Sie ſinn ein Narr. Eine Million bin ich reich, ſowohl an baarem Gelde, als an Manuſcripten und guten Eigenſchaften. Sie aber, wie viel ſind Sie werth?.. O! ich bin wenig werth.... Wenig werth? Gar nichts ſind Sie werth. Sie ſind nicht werth, daß Sie der Teufel holt! Dann ginge ich fort und lachte mich todt. Nur eines iſt mir unerklärlich: Warum der Redakteur der Mannheimer Zeitung von den Heidelberger Studenten noch niemals Prügel bekommen.

— Soviel ich das undeutlich geſchriebene Motto aus dem Tacitus leſen kann, heißt es in deutſcher Ueberſetzung ohngefähr wie folgt: „Nicht blos gegen „die Schriftſteller, ſondern auch gegen deren Werke, „wurde auf Befehl der Triumviren mit Erbitterung „verfahren, und die Denkmäler der erhabenſten Geiſter „wurden auf dem Forum verbrannt — als könnten „durch Feuer die Klagen des römiſchen Volks, die Freiheit des Senats und das Gefühl des ganzen Menſchengeſchlechts vernichtet werden!“

Mittwoch, den 7. März.

Nicht auf Myrons Kuh wurden zu ihrer Zeit ſo viele Epigramme gemacht, als in Deutſchland ſeit einigen Monaten auf mich gemacht wurden! Und es ſind nicht blos kleine Schaumuſter von Witz, von Fingerslänge, wie jene griechiſchen waren; ſondern es ſind ganze lange, breite, ſchwere Witzſtücke, woran drei Blei hängen, das bekannte Fabrikzeichen der deutſchen Satyre. Es iſt aber merkwürdig, was ich bei den Fabrikanten Kredit habe! Sie ſchicken mir ihre Waare unbeſtellt, unverlangt, und ſcheinen ganz unbekümmert, ob ich ſie einmal bezahlen werde oder nicht. Aber ich bezahle ſie — ehrlich währt am längſten.

Ein ſolches Witzſtück erhielt ich geſtern in meinem

Briefe, der das Poſtzeichen: Hamburg. 15. Nov trug. Der Menſch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte darauf ſchwören, daß der Briefſteller acht Tage nach dem 15. November ſich Morgens vergnügt die Hände rieb und jubelte: heute kommt mein Brief nach Paris, heute wird er braun, roth, gelb und weiß vor Aerger, und zerbricht ſich den Kopf, wer das Sonett gemacht haben mag, Goethe oder Platen, oder Uhland, oder Heine, oder Chamiſſo — und kann es nicht errathen. Aber es kam ganz anders. Den Brief erhielt ich erſt geſtern, alſo vier Monate ſpäter, weil die Adreſſe falſch war. Die Straße Rue de Provence war zwar richtig angegeben, aber die Hausnummer war falſch. Ich wohne Nr. 24, und die Adreſſe hatte Nr. 21. Vier Monate ſuchte mich der Briefträger, bis er mich endlich fand! Und ich wohne doch der Nr. 21 gerade gegenüber! Und ich erhielt den Brief zugleich mit dem erſten Veilchen, zu einer Zeit, wo mich nichts ärgern kann, weil ich dann meinem Oſt entgegendämmere, weil ich dann des baldigen Wiederſehens froh bin. So weiſe hat mein Schutzgeiſt alles gelenkt, um die Bosheit des Hamburger Sonettiers zu vereiteln.

Aber ſo iſt der Deutſche! Dieſer unbekannte Hamburger — ein Menſch, der ſo gar keine Schulkenntniſſe hat, der ſo wenig von Geographie, Statiſtik, Hiſtorie, Topographie, Biographie gelernt hat, daß er nicht einmal weiß, daß ich in der Rüe de

Provence No. 21 wohne und nicht No. 21 — nimmt ſich heraus, ein Dichter ſeyn zu wollen, nimmt ſich heraus, ein Sonett auf mich zu werfen! Und mit welcher Bosheit ging er dabei zu Werke! Daß ich ja nichts ahnden möchte; daß ich ja in der Erwartung ſchwelgte, das Innere des Briefes werde ſo rückſichtsvoll und artig ſeyn als ſein Aeußeres, und die Ueberraſchung, der Schrecken mich ſo fürchterlicher darnieder werfe — ſchrieb er auf die Adreſſe: à Monsieur L. Boerne, savant Allemand und frankirte den Brief. Wie man Einem Grobheiten frankirt ſchicken mag, begreife ich nicht; nie hätte ich das Herz dazu.

Hier folgt die Abſchrift des Sonett's. Das „Entwichner Wechſelbalg“ wird Ihnen gefallen. Ich bitte, ſehen Sie in meinem Schimpfwörterbuche nach, ob in W. Wechſelbalg ſteht; wenn nicht, tragen Sie es nach.

An L. Börne

den Briefſteller aus Paris.

Iſt der ein Deutſcher, der mit frechem Hohne,
Den deutſchen Namen ſchändet, ihn entehrt,
Was Deutſchen heilig iſt, giftig zerſtört,
Es richtend nicht, hinrichtend gleich dem Frohne! —
Schütz Himmel uns vor dem verworfenen Sohne
Des Vaterlands, der Jud' und Chriſt empört,
Der Lug und Trug zu lehren nur begehrt,
Sich flechtend ſelbſt der ew'gen Schande Krone! —
Du wähnſt Dich ſicher im Aſyl der Franken,
Und nicht zu Deutſchen, nicht in Deutſche Schranken,

Entwichner Wechſelbalg, kehrſt Du zurück!
Doch wohin Dich die flücht'gen Sohlen tragen,
So lang' im Buſen Deutſche Herzen ſchlagen,
Iſt auch Verachtung Dein gerecht Geſchick!

Donnerstag, den 8. März.

Als ich geſtern den Wechſelbalg ſuchte, war er nicht zu finden. Erſt einen Tag in meinem Zimmer und ſchon verſchwunden! Darum heißt er auch mit Recht ein flüchtiger Wechſelbalg. Endlich fand ich ihn unter meinen Papieren verſteckt und niedergekauert. Und als ich ſo Nachſuchung hielt, fiel mir noch ein anderes Blatt in die Hände, ein köſtliches Blatt, eine wahre papierene Krone, und ich kann darum wie Saul ſagen: ich war hingegangen, einen Eſel zu ſuchen und habe eine Krone gefunden. Doch nein! O Gott nein! Jetzt nicht ſcherzen, nicht lachen! Leſen Sie, leſen Sie. Dieſes ſchwefelfarbige Aktenſtück aus dem Archive der Hölle, wurde mir im Winter vor unſerem Aufenthalte in Soden von *** vertraulich mitgetheilt. Ich ſollte es zum Drucke befördern. Nun hatte mich wohl damals meine ſchwere Krankheit unempfindlich, ſpäter die franzöſiſche Revolution hoffnungstrunken gemacht. Es war mir ganz aus dem Sinne gekommen. Jetzt, geſund genug und nur zu nüchtern, fand ich das Papier wieder. Jetzt will ich es drucken laſſen. Schreiben Sie mir es ab, und verbrennen Sie ſogleich das Original. Die Handſchrift möchte vielen in

Frankfurt wohl bekannt ſeyn. O! es kocht, es kocht in mir! Aber meine bevorſtehende Reiſe läßt mir nicht Zeit zu warten, bis meine Zorn Suppe gar geworden. Unglückliches Volk! Unglückliches Vaterland! Kein Wahnſinniger wird ſo bevormundet und gepeinigt. Es iſt mir, als ſähe ich das ganze Deutſche Volk im Drillhäuschen. Doch genug, genug!

Bericht des Oeſterreichiſchen Generals von Langenau an den Fürſten von Metternich.

(Frankfurt, 1823.

In die Majorität der Bundes-Geſandten iſt ein Geiſt des Widerſpruchs gefahren, der ſich in zweifacher Beziehung in der Form des Liberalismus manifeſtirt, obwohl er durch und durch *politiſcher* Natur iſt.

Die *erſte* Form iſt die *Geſetzlichkeit*. Kein Antrag darf ohne ſtrenge Prüfung zur Abſtimmung gebracht werden. An jeden wird der Buchſtabe des Geſetzes als Maaßſtab gelegt; jede Discuſſion wird auf Grundſätze zurückgeführt. Alles wird unter die Lupa der Bundes-Verſammlung gebracht; kein Geſetz wird *für* oder *wider* angeführt, ohne durch künſtliche Exegeſe den Sinn deſſelben auf ſo folgenreiche Weiſe auszudehnen, daß der Convenienz bald gar kein Spielraum mehr übrig bleiben wird. Aber nicht die Geſetzlichkeit, die Verfaſſungsmäßigkeit iſt der letzte Zweck dieſer Sophiſten. Dieſer liegt vielmehr darin, den großen Bundesmächten die formale Rechtsgleichheit aller Bundesglieder ſo unerträglich zu machen, daß ſie, um ſich in ihren Intereſſen nicht binden zu laſſen, ſich genöthigt ſehen, im Bunde nur eine paſſive Rolle zu ſpielen, und nur durch dieſe Paſſivität gegen die Action der Mindermächtigen zu reagiren. Allein dies gerade fördert ihren Zweck, indem die kleinern Staaten, eben durch dieſe Thätigkeit, die öffentliche Meinung in dem Grade für ſich gewinnen, in welchem die größern durch ihre Unthätigkeit, die als hemmendes Prinzip erſcheint, dieſelbe verlieren.

Die zweite Form iſt die der Nationalität. In dieſer Form ſuchen ſie die verſchiedenen, oft ſich widerſtrebenden Intereſſen der einzelnen kleinen Staaten in Separathandlungen auszugleichen und zur Erhaltung der ſo errungenen gemeinſamen Intereſſen förmliche Bünde im Bunde zu ſtiften. Warum wird mit ſo großem Eifer, mit ſo vieler Umſicht an der Organiſation der gemiſchten Armee-Corps gearbeitet? Warum der Vereinigung darüber alle Rangverhältniſſe ſo leicht geopfert? Warum ſtehen die Theilhaber dieſer Corps, ſo bald ſie die Selbſtſtändigkeit derſelben nur von weitem gefährdet glauben, gleich für einen Mann? Warum hat man in den Staaten, welche von Proteſtanten regiert werden, mit ſo unwandelbarer Hartnäckigkeit allen Schwierigkeiten, die ſich der Gründung eines gemeinſamen Syſtems für die Katholiſchen Kirchenangelegenheiten in den Weg ſtellten, Trotz geboten? Hat nicht, um nur das Syſtem zu Stande zu bringen, Würtemberg ſeinen Landesbiſchof einem Badiſchen Erzbiſchof untergeordnet, Darmſtadt der Metropolitanwürde, welche Mainz ſo lange zierte, entſagt, Kurheſſen dem Großherzogthum Heſſen den Vorrang eingeräumt? Hat man nicht ſelbſt die kleinen Staaten Norddeutſchlands in den ſüddeutſchen Verein zu locken gewußt? Warum wird auf einmal jede Finanz-Rückſicht und jedes Provinzial-Intereſſe für nichts geachtet, um nur den ſüddeutſchen Handelsbund, an welchem in Deutſchland ſo eifrig gearbeitet wird, zu Stande zu bringen? — Die öffentliche Meinung ſoll damit gewonnen werden, die Völklein ſollen an die Möglichkeit glauben, daß ſie ein Volk werden könnten; ſie ſollen in ſolchen Vereinen ihr Wohl gegründet finden, ſie ſollen Parthei nehmen gegen die, welche, weil ſie andere Intereſſen haben, den gleichen Weg nicht nehmen können, und in dieſer neuen Liebelei mit den Völkern und der öffentlichen Meinung, wollen jene Liberalen dem Einfluſſe ein Ziel ſtecken, den, zu ihrem großen Verdruſſe, die großen Mächte noch immer auf die innern Angelegenheiten der einzelnen deutſchen Staaten ausüben und auszuüben berufen ſind. Dieſe Menſchen die oft weniger liberal ſind, als ſie, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, ſich darſtellen, theilen ſich zwar wieder in zwei verſchiedene Klaſſen, in die Idealiſten und Realiſten; allein, wenn auch von verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehend, ſtreben ſie doch beide nach dem einen Ziele, gegen die beiden großen Mächte einen Antagonismus zu organiſiren.

An der Spitze der Idealiſten ſteht der Freiherr von Wangenheim. Ihm ſchließen ſich mehr oder weniger an die Herren von Carlowitz und Harnier. Realiſten ſind der Freiherr von Aretin und der Herr von Lepel. Jener läßt die Idealiſten ſprechen und zieht, indem er ſie zu bekämpfen ſcheint, die Concluſa, wie ſie es wollen, gegen Oeſterreich; dieſer ſtimmt offen und unverholen für Alles, was gegen die großen Mächte iſt. — Ihm folgt, wenn irgend möglich, der Herr von Roth. Auf Graf Eyben, Graf Grüne, Graf Beuſt und Baron Penz iſt nicht zu rechnen; ſie ſind den Idealiſten und Realiſten perſönlich befreundet, und, wenn ſie auch gegen die großen Mächte nichts unternehmen, ſind ſie doch auch nicht für ſie zu gebrauchen. Macht man Anſprüche auf ſie, ſo ſchützt der eine die Forderungen der Ehre, der andere gar die des Pandektenrechtes vor — im Grunde liebäugeln auch ſie mehr oder minder mit der Popularität. Aus Freiherrn von Blittersdorf iſt nicht klug zu werden, er lebt in allen Elementen mit gleicher Leichtigkeit.

Was bleibt uns? Ein Präſident, der zwar ſagen muß, was wir wollen, es auch gern und mit Heftigkeit ſagt, aber es nicht vertheidigen kann, ſo daß er mit dem beſten Willen oft das Gegentheil von dem ſelbſt mit beſchließen hilft, was er durchſetzen ſollte; ein Graf Goltz, der das, was Graf Buel bejaht, zwar nie verneint, aber zur Vertheigung der Sache nie auch nur das mindeſte beizutragen vermag; der Herr von Hammerſtein, der uns nur bei ſeinem erſten Auftritte liberal und alſo gefährlich erſchien, jetzt aber ſich täglich beſſer zeigt. Er hat Kenntniſſe, Verſtand und einen gewiſſen Geiſt der Intrigue, und den Stolz, der über die Kleinen hinwegſieht; er wird uns, wenn Sie ihn mit dem Bande, das er uns ſelbſt darreicht, vollends feſſeln, wichtige Dienſte leiſten können. Der Miniſter Marſchall, auf den unter allen Umſtänden und für jeden Zweck zu bauen iſt; der Freiherr Leonhardi, der nicht muckſen darf, und die Geſandten der ſogenannten freien Städte, obwohl auch dieſe, der Mehrzahl nach, die Fauſt in der Taſche machen.

Hieraus folgt, daß, ſo gute Elemente wir auch haben, dennoch an der Begründung des Stabilitäts-Syſtems, und mithin an Herſtellung der Ruhe, nicht zu denken iſt, wenn man nicht die Idealiſten zuſammt den Realiſten bannen kann. — Die Bundes-Verſammlung muß epurirt werden. Darauf müſſen Oeſterreich und Preußen vor allen Dingen wirken.

Die auf dieſen Zweck berechneten Schritte müſſen zwar gemeinſchaftlich verabredet, aber nur abwechſelnd von Einem dieſer beiden Staaten allein und ſehr nach und nach gemacht werden, damit nicht andere als die angegriffenen ſich in ihrer Würde gefährdet glauben mögen. Deshalb darf man die Epuration auch nicht beim Freiherrn von Aretin anfangen, obwohl ſeine Entfernung, weil er vor allen Andern der Verſteckteſte und daher der Gefährlichſte iſt, am wünſchenswertheſten wäre. Bayern hält am meiſten auf ſeine Unabhängigkeit, würde alſo am erſten Lärm blaſen, und nicht ohne großen Anhang bleiben. Daher muß das bayeriſche Gouvernement nicht gereizt, ſondern ins Intereſſe gezogen und für die Epuration gewonnen werden. Dies iſt zum Glück gar nicht ſo ſchwer, da der Miniſter Rechberg das bayeriſche anti-öſterreichiſche Syſtem vergißt, ſobald man ihn in irgend einen magiſchen Spiegel die Revolution und den Fürſten Metternich als deren Bändiger zeigt.

Nicht ohne Erfolg hat Preußen in ſeinen Circular-Bemerkungen über die Köthenſche Streit-Angelegenheit den Freiherrn von Aretin nicht nur geſchont, ſondern ſogar gelobt. Rechberg findet dieſe Bemerkungen vortrefflich, das Benehmen der Mehrzahl der Bundesgeſandten abſcheulich. Gelingt es, das bayeriſche Gouvernement in dieſer Stimmung zu erhalten, ſo wird der Epuration kein großes Hinderniß im Wege ſtehen. Es kommt dann nur darauf an, immer nur Einen Geſandten auf Einmal und zuerſt einen ſolchen zu attaquiren, deſſen Hof von den übrigen aus irgend einem Grunde am leichteſten zu iſoliren iſt. Es iſt ziemlich gleichgültig, wer dieſer erſte ſey. Alles iſt gewonnen, wenn um ſeines Benehmens gegen die großen Mächte willen nur Einer rappellirt wird. Zeigt man dann nur den feſten Entſchluß, daß, wenn es ſeyn muß, der nehmliche Prozeß ſofort werde von vorn angefangen werden; ſo darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß der böſe Geiſt, der jetzt in der Bundes-Verſammlung ſein Unweſen treibt, bald gebannt ſeyn wird. Keinem Geſandten wird es alsdann ſo leicht wieder einfallen, in ſeinen Berichten, die wir ja meiſtens perluſtriren können, den Geiſt der Oppoſition, der allerdings in den deutſchen Fürſten zu leicht nur geweckt werden kann, zu nähern, vielmehr werden ſie, um ſich in ihren einträglichen und zugleich ruhigen Poſten zu befeſtigen, ſelbſt dazu mitwirken, ihre Höfe dem öſterreichiſchen, alſo auch dem preußiſchen An- und Abſichten, aus treuer Anhänglichkeit an das alte Kaiſerhaus entgegen zu führen.

Dies iſt der einzige Weg, auf welchem meines Dafürhaltens wir das wieder erobern können, was wir uns in unbegreiflicher Sorgloſigkeit haben entreißen laſſen.

Briefe aus Paris

1832—1833

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Regiae Guil.
Berolin.

Fünfter Theil.

Paris.
Bei L. Brunet.
1834.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frid. Guil.
Berolin.

Dreizehnter Theil.

Paris.
Bei L. Brunet.
1834.

Inhalt zum V. Bande.

Erſter Brief . . . . Seite 1
Zweiter Brief . . . . — 8
Dritter Brief. . . . . — 20
Vierter Brief . . . . — 30
Fünfter Brief . . . . — 36
Sechster Brief . . . . — 44
Siebenter Brief . . . . — 57
Achter Brief . . . . — 65
Neunter Brief . . . . — 72
Zehnter Brief . . . . — 83
Eilfter Brief . . . . — 104
Zwölfter Brief . . . . — 131
Dreizehnter Brief . . . . — 148
Vierzehnter Brief . . . . — 152

Fünfzehnter Brief . . . . — 164
Sechszehnter Brief. . . . . — 175
Siebenzehnter Brief . . . . — 197
Achtzehnter Brief . . . . — 201
Neunzehnter Brief . . . . — 217
Zwanzigster Brief . . . . — 224

Erſter Brief.

Paris, Samſtag, den 10. November 1832.

Dieſen Brief, vom Samſtag datirt, fange ich heute Sonntag erſt an. Ich habe mich einer Treuloſigkeit gegen Sie ſchuldig gemacht; nicht wegen Mademoiſelle **** — denn dieſe beſuchte ich erſt um zwei Uhr, ich hätte alſo den ganzen Vormittag Zeit gehabt Ihnen zu ſchreiben — ſondern wegen eines Buches, das mich ſo angezogen. Ich empfehle Ihnen scènes de la vie privée par Mr. Balzac. Ich glaube es ſind vier Bände. Ein moraliſcher Erzähler von ſeltener Vortrefflichkeit und der die

Tugend ſo liebenswürdig darzuſtellen weiß, daß man ſie, zu ſeinem eignen größten Erſtaunen, noch vierzig Jahre nach der Kindheit lieb gewinnt. Sie hatten alſo einen ganzen Tag lang keine andere Nebenbuhlerin als die Tugend ſelbſt.

Montag, den 12. November.

Sie wundern ſich gewiß, daß ich noch kein Wort Politik geſprochen in dieſen ſechs Briefen; ich wundere mich ſelbſt darüber und ich weiß nicht wie es kömmt . . . . O! es iſt ſo langweilig, ſo langweilig! ich knurre wie ein alter Hund der unter dem Ofen liegt und kann es vor lauter Bosheit nicht zum Bellen bringen. Bosheit gegen wen? Nicht gegen den bürgerfreundlichen Großherzog von Baden, der die Profeſſoren Rotteck und Welcker abgeſetzt: ſondern gegen die Letzteren, die aus Schaafs-Gutmüthigkeit, ein aktives Verbum haben zum paſſiven werden laſſen. Nicht gegen den Miniſter Winter in Carlsruh, der ſich für einen freiſinnigen Mann ausgegeben und den ich immer für einen Paſcha von drei Fuchsſchweifen gehalten; ſondern gegen die Narren, die ihm das geglaubt. Nicht gegen die Schamloſigkeit der baieriſchen Regierung, die Landeskinder nach Griechenland ſchickt, um deutſches zahmes Kuhpockengift in das edle griechiſche Blut zu bringen, damit ein Heldenvolk bewahrt werde vor dem Fieber und den Blatternarben der Freiheit und ein hübſches, weibliches, polizeiglattes Geſicht behalte; ſondern gegen die Baiern, die ruhig und breit daſtehen, wie die Bockbierfäßer, und ohne ſich zu rühren, ſich anzapfen laſſen von dem unerſättlichen Gewalts-Durſte ihres Königs. Nicht gegen die heſſiſche Maitreſſen-Regierung, welche alle freiſinnigen Deputirten mit Fächerſchlägen aus der Kammer jagt; ſondern gegen dieſe ſelbſt, die ſich wie Spatzen durch ein Huſch! Huſch! vertreiben laſſen. Die in Caſſel begreife ich nicht. Die Cholera iſt dort und wie ich geleſen haben ſie große Furcht davor. Wenn man aber die Cholera fürchtet, wie kann man zugleich Gefängniß und Geldſtrafen fürchten? Aber der Deutſche hat ein großes Herz! Als einſt Napoleon einen Offizier ausſchmähete, antwortete dieſer: Ihr Zorn iſt nicht gefährlicher als eine Kanonenkugel — und darauf ſchwieg der Kaiſer und lächelte. Es war freilich Napoleon; wäre es ein deutſcher Wachtparadenfürſt geweſen, er hätte den Offizier kaſſirt und ihn auf die Feſtung geſchickt. Es iſt doch etwas ſehr geheimnißvolles in der Furcht; den Heldenmuth begreift man viel leichter. Hunderte von freiſinnigen Bürgern in Frankfurt laſſen ſich dort von der Polizei ſchulbübiſch examiniren und abſtrafen und denken gar nicht daran, daß wenn ſie hunderte wie ihrer ſind, ſich

Alle in einer Reihe ſtellten, Alle für Einen für Jeden ſprächen und handelten, man ihnen ja gar nicht beikommen könnte; da Frankfurt nicht genug Gefängniſſe hat ſie einzuſperren.

So knurre ich; ich wollte aber ich wäre im Ernſte ein Hund. Wann ein Hund von ſeinem Herrn geprügelt wird, ſo iſt es doch ein höheres Weſen, das ihn beherrſcht; der Menſch iſt der Gott des Hundes, es iſt ſeine Religion ihm treu und gehorſam zu ſein Läßt ſich aber je ein Hund von einem andern Hunde beißen ohne ſich zu wehren? Oder hat man gar je geſehen, daß tauſend Hunde einem Einzigen gehorchen? Der Menſch aber läßt ſich von einem andern Menſchen prügeln; ja tauſend Menſchen erdulden es von einem Einzigen und wedeln dabei mit den Schwänzen! Und Jarke in Berlin, iſt an die Stelle von Genz nach Wien gekommen. Erinnern Sie mich an dieſen Jarke, wenn ich ihn vergeſſen ſollte. Ich habe etwas über ihn zu ſagen. Zwar hat mich Heine gebeten, ich möchte ihm den Jarke überlaſſen; aber ich denke es iſt genug an ihm für uns Beide.

Die andere europäiſche Tyrannei gefällt mir weit beſſer als die Deutſche. Ich weiß nicht — es iſt etwas Genialiſches, Großes darin. Es iſt wenigſtens eine hohe Mauer, die jeder ſieht, der jeder ausweichen kann, und es müßte einer ſehr zerſtreut ſein, mit dem Kopfe dagegen zu rennen. Unſere aber — das iſt ein Scheitholz mitten auf dem Wege, in der Nacht und keine Laterne dabei; man fällt darüber und bricht das Bein. So fiel neulich der Geburtstag des Kaiſers von Rußland ein, oder ſolch' ein anderer heilloſer Tag und da befahl die Polizei in Warſchau: es müßte Jeder illuminiren und für jedes Fenſter das dunkel bliebe, müßte man dreißig Gulden Strafe bezahlen. Das iſt deutlich! Eine Dame in Neapel ſchrieb an ihren Sohn nach Marſeille, ſein alter Vater ſäße ſchon einige Monate im Kerker, weil er, der Sohn, liberale Artikel in eine Marſeiller Zeitung ſchriebe! So weit bringt es der Bundestag in ſeinem Leben nicht. Doch wer weiß!

Schreiben Sie mir ja recht oft und viel und freundlich, daß mir gar nichts von meinem Herzen übrig bleibe; denn ich wüßte nicht, wie ich dieſen Winter auch nur den kleinſten Reſt verwenden ſollte. Die Malibran iſt nicht hier und ſie kömmt auch nicht. Ich wollte ich wäre zwanzig Jahre jünger, daß ich darüber weinen dürfte. Während der Schneetage von Paris log ſie mir den Sommer vor; wenn ſie ſang, ſah ich blitzen, hörte ich donnern und wo in meiner Bruſt noch ein altes Körnchen Pulver lag, da kam ihr Feuer hin und verzehrte es! Ihr armer Freund! Jetzt bleibt meine einzige Luſt, die Seifenblaſen der Bundesknaben ſteigen ſehen und nach den Schuldoktrinairs mit Schneeballen werfen.

Zweiter Brief.

Paris, Montag, den 12. November 1832

. . . . Fragen Sie doch allerlei und verſchiedenartige Leute — es müſſen aber natürlich Solche ſein, welchen hierin ein Urtheil zuzutrauen: ob ſie mich für fähig halten eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu ſchreiben? Ich ſelbſt habe es oft überlegt, konnte es aber noch zu keiner entſchiedenen Meinung bringen. Ich weiß nur, daß ich Luſt dazu habe; welches aber gar nicht beweißt, daß ich auch das Talent dazu habe. Zu den Speiſen die man am wenigſten vertragen kann, hat man oft den größten Appetit. Ich möchte eher urtheilen, daß ich die Fähigkeit nicht habe, als daß ja. Zu einer Geſchichteſchreibung gehört ein künſtleriſches Talent und die Leute ſagen, daß mir das durchaus fehle.

In einer Geſchichte müſſen die Dinge dargeſtellt werden wie ſie ſind, wie ſie ſich im natürlichen Tageslichte zeigen; nicht aber, wie ſie ſich durch das Prisma des Geiſtes betrachtet, als Farben erſcheinen, noch weniger wie ſie in der Camera obscura des Herzens ſich abſchatten. Glauben Sie nicht auch, daß ich zuviel denke und empfinde! Die gefährlichſte Klippe in einer Geſchichte der franzöſiſchen Revolution iſt: daß dieſe noch nicht geendigt iſt, ihr Ziel noch nicht erreicht hat; daß man alſo, je nach der Geſinnung ohne Furcht und Hoffnung von der Sache gar nicht ſprechen kann; und Furcht und Hoffnung drücken ſich oft als Haß und Liebe aus, und das darf nicht ſeyn. Ein Geſchichtsſchreiber muß ſeyn wie Gott; er muß Alles, Alle lieben, ſogar den Teufel. Ja, er darf gar nicht wiſſen, daß es einen Teufel giebt. Alſo fragen Sie Den und Jenen, und theilen Sie mir genau mit, was Jeder von ihnen ſagt. Es iſt ein Werk langer und ſchwerer Arbeit und ich möchte es, ohne Hoffnung, daß es gelinge, nicht unternehmen. Ich bin jetzt ſchon gerührt, wenn ich daran denke, wie ehrwürdig ich mich ausnehmen werde, wenn ich als großer Gelehrter und Narr unter tauſend Büchern ſitze, und ſie Eines nach dem Andern durchleſe und ausziehe, und wie mir dabei heiß wird und ich ſeufze: ach! wie glücklich war ich in frühern Zeiten, da ich noch leicht wie ein Schneidergeſell, dem man in der Herberge das Felleiſen geſtohlen, durch Feld und Wald zog, und überall ohne Geographie und Führer den Weg und jeden Abend ein Wirthshaus fand. Aber es iſt Zeit, daß ich das Schwärmen einſtelle und mich in eine Arche zurückziehe; denn ich ſehe die Sündfluth kommen. Vierzig Monate wird ſie dauern, und dann, wenn die Gewäſſer abgelaufen ſind und der Regenbogen am Himmel ſteht, werde ich mit einer verſöhnlichen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution hervortreten, voller Liebe und Feuchtigkeit — und da alsdann alle Rezenſenten erſoffen ſeyn werden, das einzige Rezenſentenpaar ausgenommen, daß ich aus Liebe zur Naturgeſchichte in meine Arche gerettet, ſo wird auch mein Werk allgemeinen Beifall finden, wenn es ihn verdient. Auch denke ich daran, wie ich meine baldigen grauen Haare verberge, ſey es unter einem Lorbeerkranze, ſei es unter einen Schellenkappe — gleichviel. Nun gefragt.

Von den bedeutenden Männern, welche in der franzöſiſchen Revolution eine wichtige Rolle geſpielt, lebt noch Mancher, wie Lafayette, Talleyrand, die Lameths. Aus dieſen lebendigen Quellen ſchöpfen zu können iſt ein großer Vortheil. Aber man muß die noch kurze Zeit benutzen ehe ſie der Tod entführt, oder ſie altersſchwach werden. So lebt Sieyes noch, aber wie ich höre in großer Geiſtesſchwäche. Auch von den Volksmaſſen, welche die Revolution unter freiem Himmel getrieben, leben in Paris noch ganze Schaaren. Man ſollte es nicht denken — kürzlich hat die Regierung Allen, welche an der Beſtürmung der Baſtille Theil genommen, eine Penſion bewilligt und es fanden ſich noch fünf bis ſechshundert von jenen Sappeurs der Monarchie, die noch am Leben ſind und deren Namen der Moniteur mittheilte. Auch dieſe zu berathen iſt nützlich, um von den entſcheidenden Gaſſengeſchichten, und den ſeitdem ſo ſehr umgeſtalteten Schauplätzen der franzöſiſchen Revolution eine lebhafte Anſchauung zu gewinnen.

Dienſtag, den 13. November.

Ein herrliches deutſches Buch habe ich hier geleſen; ſchicken Sie gleich hin es holen zu laſſen. Briefe eines Narren an eine Närrin. Auch in Hamburg bei Campe erſchienen, der ſeine Freude daran hat, die Briefe aller Narren an alle Närrinnen drucken zu laſſen. Es iſt ſo ſchnell abwechſelnd erhaben und tief, daß Sie vielleicht müde werden es zu leſen, ich bin es ſelbſt geworden und bin doch ein beſſerer Kopfhänger als Sie. Aber es iſt der Anſtrengung werth. Der Narr iſt ein ſchöner und edler Geiſt und ſo unbekümmert um die ſchöne Form, welcher oft die beſten Schriftſteller ihr Beſtes aufopfern, daß dieſe, wie jede Kokette, weil verſchmäht, ſich ihm ſo eifriger zudringt. Der Verfaſſer ſchreibt ſchön ohne es zu wollen. Er iſt ein Republikaner wie alle Narren; denn wenn die Republikaner klug wären, dann bliebe ihnen nicht lange mehr etwas zu wünſchen übrig und ſie gewönnen Zeit ſich zu verlieben und Novellen zu ſchreiben. Nichts kommt ihm lächerlicher vor als das monarchiſche Weſen, nichts ſündlicher gegen Gott und die Natur. Er theilt meinen Abſcheu gegen die vergötterten großen Männer der Geſchichte und meint, die ſchöne Zeit werde kommen, wo es wie keine Hofräthe, ſo auch keine Helden mehr geben wird. Die Klügſten unter den Gegnern des Liberaliſmus haben dieſen immer vorgeworfen, es ſei ihm gar nicht um dieſe oder jene Regierungsform zu thun, ſondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage dieſe Sünde ſchon zwanzig Jahre in meinem Herzen und ſie hat mich noch in keinem Schlafe, in keiner gefährlichen Krankheit beunruhigt. Die Tyrannei der Willkühr war mir nie ſo verhaßt, wie die der Geſetze. Der Staat, die Regierung, das Geſetz, ſie müſſen alle ſuchen ſich überflüſſig zu machen, und ein tugendhafter Juſtizrath ſeufzt gewiß, ſo oft er ſein Quartal einkaſſirt und ruft: O Gott! wie lange wird dieſer elende Zuſtand der Dinge noch dauern? Und bei dieſer Betrachtung hat der Verfaſſer eine ſchöne Stelle, die ich wörtlich ausſchreiben will. „Freilich iſt das Firmament ein Staat, und „Gott ein Monarch, der ſich die Geſetze und die „Bahnen unterordnet; aber die Sterne des Himmels „werden einſt auf die Erde fallen, und Gott wird „ſein ſtrahlendes Scepter und die Sonnenkrone vo „ſich werfen, und den Menſchen weinend in die Arm „fallen, und die zitternden Seelen um Vergebun „bitten, daß er ſie ſo lange in ſeinen allmächtige „Banden gefangen gehalten.“ Küſſen Sie den Urbekannten in der Seele, der über die Wehen, d Geburten und Misgeburten dieſer Zeit ſo ſchö Dinge geſagt. Auch eine betrübte räthſelhafte E ſcheinung unſerer Tage, erklärt der Verfaſſer gut. Woher kömmt es, daß ſo Viele in Deutſchland, die früher freiſinnig geweſen, es ſpäter nicht geblieben? Spötter werden ſagen: ſie haben ſich der Regierung verkauft; ich aber möchte nie ſo ſchlecht von den Menſchen denken. Ich war immer überzeugt, daß ein Wechſel der Hoffnung, gewöhnlich dem Lohne vorausginge, mit dem Regierungen, zur Aufmunterung der Tugend, dieſen Wechſel bezahlten. „Sie konnten „den Nachwuchs eines neuen Geſchlechtes nicht ertragen; ſie wollten nicht, daß man munterer, dreiſter dem gemeinſchaftlichen Feinde die Spitze bieten „könne. Es iſt in Frankreich ebenſo gegangen. Die „in der alten franzöſiſchen Kammer einſt die äußerſte „Linke bildeten, die ausgezeichnetſten Glieder der ehemaligen Oppoſition ſind nur darum in die rechte „Mitte des Centrums hinaufgerückt, weil ſie nicht „ertragen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen geborgt war, ſich in jugendlichern Gemüthern lebendiger bethätigte. So ſind in Deutſchland die ehemaligen Heerführer des Liberalismus die loyalſten Organe der Regierung geworden. Früher ſprachen ſie „allein über gewiſſe Wahrheiten, jetzt thun es ihnen „hundert Andere nach.“

An dem Buche habe ich nichts zu tadeln, als ſeinen Titel. Man ſoll ſich nicht toll, oder betrunken ſtellen wenn man die Wahrheit ſagt. Auch nicht einmal im Scherze ſoll man eine ſolche Maske vorhalten, denn es gibt unwiſſende Menſchen genug, welche die Vermummung als einen Beweis anſehen, daß man nicht jeden Tag das Recht habe die Wahrheit zu ſagen, ſondern nur während der Faſtnachtszeit und in der Hanswurſtjacke. Ueberhaupt ſollten wir jetzt keinen Spaß machen, damit die großen Herren erkennen, daß uns gar nicht darum zu thun ſei, witzig zu ſeyn, ſondern ſie ſelbſt zu witzigen.

Mittwoch, den 14. November.

Ich muß noch einmal auf die Briefe eines Narren zurückkommen; das Wichtigſte hätte ich faſt vergeſſen. Stellen Sie ſich vor es wird in dem Buche erzählt: der goldene Hahn auf der frankfurter Brücke ſei abgenommen worden, und unſere Regierung habe es auf Befehl der Götter des taxiſchen Olymps thun müſſen, weil der Hahn ein Symbol der Freiheit ſei, der, ob er zwar nicht krähen könnte, ſintemal er von Meſſing iſt, doch als Kräh-Inſtrument in dem Munde eines ſachſenhäuſer Revolutionairs Staats- und diner-gefährlich werden könnte. Es wäre merkwürdig! aber ich glaube es nicht. Vielleicht war es ein Scherz von dem Verfaſſer, oder er hat es ſich aufbinden laſſen. Aber was iſt in Frankfurt unmöglich? Ich bitte, laſſen Sie doch **** auf die Sachſenhäuſer Brücke gehen und nach dem uralten Hahne ſehen Iſt er noch da, dann werde ich den närriſchen Briefſteller öffentlich als einen Verläumder erklären.

Donnerſtag, den 15. November.

Heute marſchieren die Franzoſen in Belgien ein, angeblich nur um Antwerpen zu erobern, vielleicht aber auch um den König Leopold gegen ſein eigenes Land zu ſchützen, das ſeiner in den nächſten Tagen überdrüßig werden dürfte. Den Franzoſen gegenüber ziehen ſich die Preußen zuſammen, darauf zu wachen, daß das Volk in ſeiner Luſt nicht übermüthig werde, und ſich nicht mehr Freiheit nähme, als man ihm zugemeſſen. Was iſt dieſes Frankreich geſunken! Wenn noch ein Stäubchen von Napoleons Aſche übrig iſt, es müßte ſich jetzt entzünden. Gleich ſchwach und verächtlich wie heute, war Frankreich unter den Direktoren; aber die Ohnmacht damals war zu entſchuldigen, ſie war Erſchöpfung nach einem ungeheuern Tagewerke. Die jetzige Regierung aber iſt ſchwach und ſchlaff von vielem Schlafen. Und der Ernſt gegen Holland ſoll nur Komödie ſeyn, geſpielt der doktrinären Regierung Gelegenheit zu geben mit Kraft zu paradiren, daß ſie ſich befeſtige; denn von den Doktrinärs erwartet die heilige Allianz den Ruin Frankreichs. Es iſt die wohlfeilſte Art Krieg zu führen. Schon um acht Uhr dieſen Morgen erhielt ich ein Billet von einem guten Freunde von Rentier, der mich auf heute zu Tiſche bittet, um ihm den

Triumph des Juſte-Milieus feyern zu helfen. Ich werde eſſen und lachen. Ich fange an einzuſehen, daß die Menſchheit kein Genie hat für die Wiſſenſchaft. Seit einigen tauſend Jahren geht ſie in die Schule und ſie hat noch nichts gelernt. Gott hätte ſie nicht ſollen zum Studieren beſtimmen, ſondern ein ehrliches Handwerk lernen laſſen.

Die arme Berry! Ihr verzeihe ich Alles, denn ſie iſt Mutter, und ſie glaubt an ihrem Rechte. Das iſt ihr von der frühesten Kindheit an gelehrt worden wie der Katechismus. Die heilloſen Königs-Pfaffen aber, die Bürgerblut für Waſſer anſehen, womit ſie ihren verkümmerten Thron-Sprößling begießen — Dieſe möchte ich Alle in dem Stübchen hinter dem Kamine einſperren, in welchem die Berry ſich verſteckt hatte, und dann wollte ich das Feuer recht ſchüren. Was aber die neue Geſchichte ſchöne Romane ſchreibt! wer es ihr nachthun könnte! Es that mir noch niemals ſo leid als jetzt, daß ich keine Geſchicklichkeit zu ſo etwas habe. Das Ereigniß mit der Berry, welch ein herrlicher Stoff zu einem Romane. Ihr Verräther der getaufte Jude, welch ein ſchönes Nacht- und Rabenſtück! Man begreift nicht warum dieſer Judas katholiſch geworden iſt. Als hätte er als Jude nicht auch ein Schurke werden können. Ich glaube es iſt kein gewöhnlicher Böſewicht; ſein Gewiſſen hat ein halbe Million gekoſtet, und er iſt blaß geworden, als er den Verrath vollendete.

Ein Münchner Bierbrauer und der Dr. Lindner, werden mit dem Könige Otto nach Griechenland ziehen, um dort baieriſch Bier und ruſſiſche Treue einzuführen. Griechenland ſoll ein Theil des deutſchen Bundes werden, und die griechiſchen Zeitungen müſſen Alle in deutſcher Sprache geſchrieben werden, damit ſie der Hofrath Rouſſeau verſtehe, der zum Cenſor in Nauplia ernannt worden iſt. Carove tritt zur griechiſchen Religion über und wird Conſiſtorial-Rath in Athen. Der Profeſſor Bömel wird Cenſor aller griechiſchen Claſſiker, die ohne Cenſur nicht neu gedruckt werden dürfen. Dieſe Neuigkeiten ſtanden geſtern Abend im Meſſager.

Adieu für heute.

Dritter Brief.

Paris, Mittwoch, den 21. November 1832.

Schon geſtern wollte ich zu ſchreiben anfangen; aber da lag mir der Schrecken von Vorgeſtern zehn Pfund ſchwer in den Fingern, und ich konnte nicht. Sie wiſſen jetzt, daß man unſern guten König hat umbringen wollen, und daß die beſte aller Republiken in großer Gefahr war. Nie hat ſich die Vorſehung ſo glänzend gezeigt als dieſes Mal. Sie hat nicht allein verhindert, daß der König getroffen werde, welches ihr als Leibwache der Fürſten Pflicht war; ſondern ſie hat auch verhindert, daß keiner von den Hunderten von Nicht-Königen, die den König eng umſchloſſen und um die ſie ſich nicht zu bekümmern hat, verletzt werde. Sie hat noch mehr gethan. Sie hat, was ihr ein Leichtes geweſen wäre, den Mörder (oder den Elenden, wie die Miniſter in allen Blättern ſagen) nicht den Händen der Gerechtigkeit überliefert, ſondern ihn entwiſchen laſſen, damit er ohne Buße ſterbe und jenſeits in ewiger Verdammniß leide. Der Mörder gab ſich alle mögliche Mühe entdeckt zu werden, aber es half ihm nicht. Statt einen andern Tag zu wählen, wo dem Könige, da er weniger bewacht iſt, ſo leicht beizukommen wäre, wählte er gerade einen Tag, wo viele tauſend Soldaten alle Straßen beſetzt hielten, wo unzählige Polizei-Agenten unter dem Volke gemiſcht waren, und der König ſelbſt von einem dichten undurchdringlichen Gefolge umpanzert war. Statt ſich auf die freie Straße hinzuſtellen, wo nach der That Hoffnung zur Flucht blieb, ſtellte ſich der Mörder auf die Brücke, wo auf zwei Seiten nicht auszuweichen war, und die zwei engen Zugänge augenblicklich geſperrt werden konnten, wie es auch wirklich geſchehen. Die Kugel war nirgends zu finden, und der König war naiv genug Abends bei Hofe zu erklären, er habe die Kugel nicht ziſchen hören. Sehen Sie, das nennt man regieren, und wenn Sie das jetzt nicht begreifen, bleiben Sie dumm ihr Leben lang. Bei dieſer Gelegenheit aber konnte ich mich ſchämen, daß ich, ein Liberaler, erſt mit anderthalb Jahren begreife, was die Abſolutiſten ſchon längſt verſtanden und erklärt haben: daß nämlich nichts lächerlicher ſei als eine conſtitutionelle Monarchie. Wenn in Petersburg, Wien und Berlin ſolche Polizei-Komödien aufgeführt werden, dort, wo nur Kinder und unerfahrne Menſchen auf der Galerie ſitzen, die alles für Ernſt nehmen, und gleich Kotzebue's Landedelmann in der Reſidenz, im Stande ſind einen Schauſpieler durchzuprügeln, der als Graf Leiceſter die ſchöne Maria Stuart verrathen — dort hat doch der Spaß einen Zweck, und findet ſich ja einmal ein naſeweiſer Theater-Kritiker, der das Spiel beurtheilt, dreht man ihm den Hals um. Hier aber, wo Oeffentlichkeit, wo Preßfreiheit herrſcht, wo tauſend Menſchen es laut ausſprechen, es ſei ein Polizeiſchuß geweſen — wozu? Darum iſt eine conſtitutionelle Monarchie ein lächerliches Ding, darum bin ich Republikaner geworden, und verzeihe es den andern, wenn ſie Abſolutiſten ſind. Einer von uns wird den Sieg davon tragen; das Juſte-Milieu aber, dieſe Misgeburt mit zwei Rücken, beſtimmt auf beiden Seiten Prügel zu bekommen — wird ſie bekommen und wird, nachdem ihm aller Saft ausgedrückt worden, wie eine Citronenſchale, auf die Gaſſe geworfen werden.

Aber in dieſen Augenblicke erhalte ich Ihren Brief und ich will mich eilen ihn zu beantworten, ehe das Gemetzel in Antwerpen angeht, das vielleicht die Sperrung des Poſtenlaufs nach Deutſchland zur Folge haben kann. Die Holländer in der Citadelle haben zwei hundert Mörſer, die Franzoſen in der Stadt vierhundert. Dieſe ſechshundert Mörſer können in Zeit von einer Stunde zwölftauſend Menſchen zerſtoßen. Dann gäbe es zwar zwölftauſend Narren weniger in der Stadt; aber ſie dauern mich doch die armen zerquetſchten Menſchen! Es bleiben ſo viele Narren noch übrig, daß man den kleinen Abgang nicht ſpüren wird. Sich todt ſchießen zu laſſen um einen Taufnamen, daß ein König Wilhelm oder Leopold heiße! Die Erde iſt das Tollhaus der Welt und alle Narren des Firmaments ſind da verſammelt.

Es darf Sie nicht wundern, daß die vier Bände Tugend von Balzac mir keine Langeweile gemacht. Denn erſtens iſt es weibliche Tugend, die mich nicht hindert, ich meine nicht mehr. Dann ſind es gerade nicht immer tugendhafte Perſonen die auftreten, ſondern im Gegentheile. Nachdem man aber mit den andern den Blumenweg der Untugend gewandert, ſtellt der Verfaſſer tugendhafte Betrachtungen an, die man ſich gefallen läßt, weil ſie nichts koſten, denn man hat den Profit voraus. Aber ich kann Ihnen den Balzac nicht genug loben.

Noch ein anderes Werk liegt auf meinem Tiſche von dem nämlichen Schriftſteller; ich habe es aber noch nicht geleſen: Physiologie du mariage ou méditations de philosophie éclectique sur le bonheur et le malheur conjugal. Publiée par un jeune célibataire. Zwei Theile. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mit Ihnen von dem Buche ſprechen kann; denn ich will es nicht blos leſen, ſondern ſtudiren. Und warumu ſtudiren? Darüber hängt noch der Schleier des Geheimniſſes; aber man wird erſtaunen zur gehörigen Zeit. Wichtige Dinge ſind im Werke.

Schicken Sie mir doch künftig zur Erleichterung des Briefporto's ein Verzeichniß derjenigen Perſonen in Frankfurt, die noch nicht arretirt ſind. Sie treiben es dort in's Große und es fehlt ihnen wenig mehr zu einer Macht des erſtens Ranges. Wenn ſie in Frankfurt einen Jarke gebrauchen, ſollten ſie ſich an mich wenden; ich habe hier einen guten Freund, der gar zu gern ein Spitzbube werden möchte; er hat aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Er beſucht mich um keinen Preis und weicht mir aus ſoviel er kann, aus Furcht für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden und dadurch ſeinem Fortkommen zu ſchaden. Nach dem Eſchenheimer Thurm wäſſert mir der Mund, ich möchte gar zu gern darin ſitzen. Welch' ein romantiſches Gefängniß! Auf der einen Seite die Ausſicht nach der Promenade, auf der andern in die Zimmer des Herrn von Nagler. Sein erſter Legationsſekretair ſtünde den ganzen Tag am Fenſter, meine Seufzer zu dechifriren. Welch' einen ſchönen Roman könnte unſer Frankfurter Walter Scott daraus machen! Iſt es wahr, daß der Senat den Mehlberg will befeſtigen laſſen, angeblich gegen die Franzoſen, eigentlich aber um die rebelliſchen Frankfurter im Zaume zu halten, und daß man alle Staatsverbrecher nach der Brückeninſel deportiren will? Geſtern in der Kammer hat man davon geſprochen.

Hören Sie. Ein Deutſcher hier, der ſich für die Auswanderung nach Amerika intereſſirt und dafür ſchreibt, forderte mich neulich auf, auch dahin zu ziehen. Ich antwortete ihm: das thäte ich wohl gern, wenn ich nicht fürchtete, daß, ſobald unſerer Vierzigtauſend am Ohio wären, und nun der neue Staat organiſirt werden ſollte, von dieſen vierzigtauſend guten deutſchen Senaten, neun und dreißig tauſend neun hundert neun und neunzig, den Beſchluß faſſen möchten, ſich aus Deutſchland ein geliebtes Fürſtenkind zum Oberhaupte kommen zu laſſen. Es war ein Scherz des Augenblicks; aber nachdem er verſchallt, fiel mir bei wie viel Ernſt in der Sache ſey. O! wäre ich nur ſicher in meiner Vermuthung — auf der Stelle ging ich nach Amerika, blos um unſterblich zu werden; denn es wäre ein gewürzhafter Spaß, der mich einbalſamirte, meine Gebeine ein Jahrtauſend gegen Verweſung ſchützte — es wäre ein unſterblicher Spaß.

Donnerſtag, den 22. November.

Die Rede, mit welcher der König die Kammer eröffnet, iſt wieder die alte Vorrede der Tyrannei. Die Regierung erklärt ſich für ſchwach und verlangt Kraftbrühen. Man weiß aus welchen Beſtandtheilen dieſe zuſammengeſetzt werden: förmliches Recht zu jedem beliebigen Unrechte, Unterbrechung der Conſtitution und Belagerungszuſtand, ſo oft man Furcht hat, beſonders Beſchränkung der Preßfreiheit, um der heiligen Allianz eine Bürgſchaft für Frankreichs Ohnmacht zu geben. Vielleicht fällt aber noch heute eine Bombe aus Antwerpen in den Topf. Die Kammer hat geſtern ihre Majorität ausgeſprochen. Sie hat ſich nicht für die linke Seite erklärt, aber auch nicht für die Doktrinairs. Düpin iſt zum Präſident ernannt worden, er wird alſo Miniſter werden. Sein Blatt iſt der Conſtitutionell, daraus können Sie alſo ſein Syſtem kennen lernen. Es iſt aber beſſer, Sie leſen den Balzac. Ich bin ſo kleinlaut und genügſam geworden, daß ich mit Düpin zufrieden genug bin. Da mir eigentlich nur an Deutſchland liegt, ſo hoffe ich, daß Düpin Caſimir Perriers Krämer-Politik gegen das Ausland nicht fortſetzen wird.

Daß ſich Hr. Bunſen ſteif gemacht, das hat mich ſehr amuſirt. Wenn ſich alle ſteiften, ginge alles beſſer. Aber wenn man einen Deutſchen in's Gefängniß führt iſt er im Stande und zieht Schuhe an, um recht flink zu gehorchen.

Adieu. Ich gehe auf die Börſe um Neuigkeiten zu erfahren. Das thue ich jetzt oft. Man hat geſtern einen jungen Mann arretirt, der den Schuß nach dem König gethan haben ſoll. Er hat dadurch ſich verdächtig gemacht, daß er ſeine großen Backenbärte abſchneiden ließ. Was man vorſichtig ſein muß! Gerade heute wollte mir der Barbier auch meine Backenbärte ſtutzen; aber aus Furcht die Polizei könnte denken, ich wollte mich unkenntlich machen, ließ ich es nicht geſchehen. Ich warte damit bis der Mörder eingeſtanden, dann bin ich ſicher.

Ich danke es den unbekannten Freunden ſehr, daß ſie mir die Polizeihunde angeben, die nach Paris geſchickt werden. Zwar bringt mir ſelbſt die Warnung keinen Nutzen da ich nichts zu vertrauen habe und auch keinem trauen würde als dem Teufel ſelbſt, der eigentlich ein ehrlicher Mann, weil er ſich für nichts anders ausgiebt als was er iſt. Aber es giebt Andere hier, die etwas zu verſchweigen haben und welche von der ſchwarzen Magie der heiligen Allianz nicht viel wiſſen. Dieſe werde ich warnen. Uebrigens ſo oft ein Liberaler als ein Judas ausgegeben wird, muß man das ohne Unterſuchung nicht annehmen. Es iſt eine von den Künſten der Polizei, um unter den Patrioten Mistrauen zu erregen und Verbindungen zu verhindern Ich werde ſehen. Es iſt etwas in den Augen eines Menſchen was der geübteſte Schurke nicht in ſeiner Gewalt hat. Dieſes Etwas verräth ihn. Adieu!

Vierter Brief.

Paris, Samſtag, den 24. November 1832.

Abends. Heute Mittag ging das Ungeheuer von Brieſträger an meinem Hauſe vorbei und brachte mir nichts. Darüber war ich ſehr verdrießlich, ging früher als gewöhnlich aus und beſuchte die ****. Aber es gelang mir nicht, Sie dort zu vergeſſen. Auch war es thöricht, daß ich es verſucht. Iſt ein Frauenzimmer langweilig, kommen Sie mir zurück;

iſt ſie liebenswürdig, noch mehr, es iſt keine Rettung als ich bleibe bei Ihnen. Gegen ſieben kam ich nach Hauſe. Da lag der Brief auf meinem Pulte . . .

Den Gedanken des ****, ſtatt einer förmlichen franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte, franzöſiſche Revolutions-Charaktere zu beſchreiben, hatte ich früher ſelbſt ſchon gehabt. Er hat aber auch darin Recht, daß dieſes eben ſo viel Arbeit als eine vollkommene Geſchichte nöthig machen würde. Robespierre war die höchſte Spitze der Revolution und da hinauf zu kommen, müßte ich auch den ganzen Weg zurücklegen; nur brauchte ich freilich mich nirgends ſo lange aufzuhalten, als wenn ich die ganze Geſchichte beſchriebe. Aber **** hat Unrecht, wenn er meint ich wäre zu viel Patriot, nicht unbefangen genug. Ich bin es nur zu ſehr, zu ſehr Fataliſt. Ich würde den Adel entſchuldigen, wie es noch keiner gethan; aber freilich auch Robespierre. Ich übernähme es, alle rein zu waſchen von ihren Sünden, die Ariſtokraten von ihren Roſtflecken, die Demokraten von ihren Blutflecken — nur nicht die welche Geld genommen wie Mirabeau. Dieſen Schmutz nimmt keine Liebe weg.

Alſo mit dem Brückenbahn war es gelogen? Da ſehen Sie, da ſehen Sie, ſo ſind die Liberalen! Mit Feuer und Schwert ſollte man das Geſindel ausrotten. Nichts als Lug und Trug und Brand und Mord und Plünderung! So iſt es auch vielleicht nicht wahr, was in einigen franzöſiſchen Zeitungen ſteht: Daß die Sachſenhäuſer die Staatsgefangenen zu befreien geſucht, und daß darüber ein Aufruhr ſtatt gefunden: warum ſchreiben Sie mir denn gar nichts davon? Sie glauben es nicht, welche lächerliche Lügen über Deutſchland täglich in den hieſigen Blättern ſtehen. So las ich heute in der Tribüne: der bekannte Vidocq ſei als Profeſſor der Spitzbüberei nach Heidelberg berufen worden, mit drei tauſend Gulden Gehalt und dem Titel als geheimer Hofrath. Soviel iſt gewiß, daß Vidocq von der Pariſer Polizei ſeinen ehrenvollen Abſchied bekommen, und daß er weggereiſt, man weiß nicht wohin? Nur geſchwind von etwas anderem, ſonſt komme ich in die Fronterie hinein — und in die Effronterie.

Von Diderots Briefen an ſeine Freundin (Mademoiſelle Volland hieß ſie) habe ich Ihnen im vorletzten Winter geſchrieben. In dieſen Tagen las ich die Fortſetzung. Da wir — Diderot und ich

— ſeitdem zwei Jahre älter geworden, bewunderte ich noch mehr die Jugendlichkeit dieſes Mannes. So viel Punkte, ſo viel Küſſe ſind in ſeinen Briefen. Und die unnachahmliche Kunſt, daß man durch die zehen Jahre, die der Briefwechſel dauert, nie merkt, wie alt ſie denn eigentlich iſt. Anfänglich war ich ein dummer tugendhafter Deutſcher und urtheilte: weil er mit ihr von gewiſſen Dinge auf eine gewiſſe Art ſpricht, muß ſie wohl ihre Jugendzeit hinter ſich haben. Als ich aber den dritten Band las, ſah' ich ein wie ich mich geirrt. Da ſpricht Diderot einmal von und mit ſeiner eigenen Tochter, die ſechszehen Jahre alt iſt. Nein, das Blut kann einem dabei gefrieren! Ueber Dinge in welchen ein Frauenzimmer nicht eher Schülerin werden darf, als bis ſie Meiſterin geworden, und worin ſie nur die Erfahrung belehren ſoll, wird Diderots Tochter von ihrem Vater wiſſenſchaftlich unterrichtet. Und er erzählt ſeiner Freundin umſtändlich und mit väterlichem Entzücken, wie verſtändig ſich ſeine Tochter dabei benommen. Gut — ſagt ſie zuletzt — wir wollen keine Vorurtheile haben; aber der Anſtand, die Uebereinkunſt, der Schein iſt zu achten. Dann ſpricht ſie von Geiſt und Materie wie Holbach und die Andern Der Satan von ſechszehen Jahren erkennt keine

Seele an. Sie trägt an dem Tage eine Art Haube, die man damals Caleche nannte. Sie lächelt, ſagt ihrem Vater, wie auf der Straße ſie alle jungen Leute ſchön fänden, und wie ihr das Freude mache. „Ich will lieber Vielen ein wenig gefallen, als Einem viel.“ Der Vater weint vor Freude. Gott! wann ich eine ſolche Tochter hätte — es käme auf die Jahreszeit an — Sommers würde ich ſie in das Waſſer, Winters in den Kamin werfen. Doch genug moraliſirt. „Ich bin des trocknen Tones ſatt, muß wieder einmal den Teufel zeigen.“ Hören Sie. —

Damals kam ein König von Dänemark, blutjung, erſt neunzehen Jahre alt nach Paris. Les deux rois se sont vus. Ils se sont dit tout plein des choses douces: — vous êtes monté bien jeune sur le Trône! — Sire, vos sujets ont encore été plus heureux que les miens. — Je n'ai point encore eu l'honneur de voir votre famille. — Cela ne se peut pas: vous ne nous restez pas assez de tems, ma famille est si nombreuse; ce sont mes sujets. — Et puis tous les crocodiles qui étaient là présent se sont mis à pleurer. — Ueber den Brutus! der König von Dänemark beſuchte Diderot in ſeiner Wohnung im vierten Stocke und blieb zwei Stunden bei ihm. An dem nämlichen Tage traf er ihn Abends bei Holbach. Dieſer wußte nicht, daß Diderot den König ſchon geſehen, und hatte ſeine heimliche Freude daran, daß Diderot glaube er ſpräche mit einem gewöhnlichen Menſchen. Und Diderot lachte heimlich über Holbachs Täuſchung. Und wie liebenswürdig dieſer König ſei (er war den größten Theil ſeines Lebens und ſtarb 1808 wahnſinnig). Und was er ſchönes während ſeines Aufenthalts in Paris geſprochen — über alle dieſe Erbärmlichkeiten zu ſprechen, wird der Philoſoph Diderot nicht müde. So ſind die Liberalen!

Etwas was ich nicht früher bemerkt, iſt mir beim Leſen von Diderots Briefen plötzlich klar geworden. Es iſt zum Erſtaunen! Voltaire ſtarb eilf Jahre, Diderot fünf vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution. Andere berühmte Staatsphiloſophen des achtzehenten Jahrhunderts haben noch länger herabgelebt. Und keiner dieſer Schriftſteller (wenigſtens ſo viel ich mich erinnere) hatte auch nur eine Ahndung von dem Herannahen einer ſocialen Umwälzung Frankreichs. Ja man kann nicht einmal ſagen, daß ſie einen deutlichen ſyſtematiſchen Wunſch darnach ausgeſprochen. Sie tadelten zwar viel und ſtark die beſtehende Ordnung der Dinge; aber ihr Eifer war doch mehr gegen die Staatsverwaltung als gegen die Verfaſſung gerichtet. Rouſſeau's Syſtem machte auf praktiſche Wirkung keinen Anſpruch. Voltaire ſchrieb nie auch nur ein einziges Wort gegen den Adel. Nur von Chamfort iſt mir bekannt, daß er aufrühreriſche Wünſche und Hoffnungen ausgeſprochen; aber das geſchah ſehr ſpät, nur in vertrauter mündlicher Unterhaltung, und ſeine Gleichgeſinnten ſelbſt haben ihn wie einen tollen Menſchen angehört. Der Haß und der Kampf aller jener revolutionären Schriftſteller waren nur gegen die Geiſtlichkeit gerichtet. Es ſcheint alſo daß die geiſtliche Macht, wenn auch nicht die ſtärkſte, doch die vorderſte und höchſte Mauer bildete, welche als Befeſtigung die Tyrannei umzog, und daß man erſt, nachdem dieſe Mauer durchbrochen war, dahinter Adel und Fürſtenthum als Graben und Wall, gewahrte, ausfüllte und ſtürmte. Waren ſelbſt damals die Philoſophen ſo blind, darf man ſich über die Verblendung des Adels und der Fürſten gewiß nicht wundern. Wie wurden die franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts von allen Großen geliebkoſt! Freilich ſtellten ſie ſie nicht höher als gute Schauſpieler und ſchöne Operntänzerinnen; aber ſie wären gewiß nicht ſo freundlich gegen ſie geweſen, hätten ſie deren Gefährlichkeit eingeſehen. — Quand la raison vient aux hommes? — wollte Diderots Freundin wiſſen. Le lendemain des femmes, et ils attendent toujours ce Lendemain — antwortete er.

Fünfter Brief.

Sonntag, den 25. November.

Iſt es wahr, was heute die hieſigen Blätter erzählen, daß die Polizei in Frankfurt ſo unverſchämt geweſen, dort den Frauenverein vor ihr brutales Gericht zu laden, weil er für die vertriebenen und eingekerkerten Patrioten, Geldbeiträge geſammelt und daß der Frauenverein ſich die große Freiheit genommen, die Polizei auszulachen und nicht zu erſcheinen? Es wäre gar zu ſchön, und daß die Männer erſt von ihren Frauen lernen müſſen, wie man den Muth habe ſich dem Uebermuthe entgegen zu ſetzen. Ich ſage nicht die Deutſchen wären feige, denn ich bin ein warmer Anhänger von Lichtenbergs menſchenfreundlicher Moral. Lichtenberg aber behauptet, es ſei boshaft und lächerlich, eine Tugend die irgend ein Menſch nur im kleinen Grade beſitzt, Laſter zu nennen. Statt zu ſagen ein Menſch habe einen kleinen Grad von Thätigkeit, einen kleinen Grad von Verſtand, ſage man er ſei faul, dumm. Ich thue das nicht. Ich lobe die Deutſchen daß ſie einen kleinen Grad von Muth haben. Nur das tadle ich, daß ſie nicht alle ihren Pfennigsmuth in eine gemeinſchaftliche Kaſſe werfen, wodurch ſich die Nation zu ihrem eignen Erſtaunen eine Million von Heldenthum ſammeln könnte. Es iſt unglaublich was man durch eine beharrliche und allgemeine Aſſociation, ſelbſt der kleinſten Kräfte für eine große Macht bilden kann. Kürzlich wurden den engliſchen Miniſtern, welche für die Reformbill geſtimmt, von einem Theile der Stadt London große goldene Becher als Zeichen des Dankes überreicht. Jeder der Beitragenden hatte nur einen Pfennig gegeben. Aber es waren dreimalhundert tauſend Pfennige. Wenn unter den dreißig Millionen Deutſchen, nur ſechs Millionen, jeder nur eine Minute lang Muth hätte — und ſo lange hat ihn ſelbſt ein Haſe, der von Hunden verfolgt, ſich zuweilen auf die Hinterfüße ſetzt — ſo hätten die ſechs Millionen Helden zuſammengerechnet Muth auf zwölf Jahre, und reichte der auch nicht hin den Senator Miltenberg und den Herrn von Garrike einzuſchüchtern, ſo würde doch der Bundestag dieſer impoſanten Macht nicht widerſtehen können. Aſſociation — das iſt das ganze Geheimniß. Die tapfern Würtemberger Liberalen haben alle eine Minute Muth, ſie verſtehen aber nicht Stunden und Tage daraus zu machen, wodurch ſie den falſchen aber traurigen Schein gewinnen als wären ſie feige. Neulich hat der König von Würtemberg einigen hochgeachteten Deputirten in Stuttgard auf ihr Allerunterthänigſtes Anſuchen, die allergnädigſte Erlaubniß ertheilt, ſich jede Woche einmal, an einem beſtimmten Tage, in einem Hauſe außerhalb der Stadt zu verſammeln, um die Paragraphe der Verfaſſung juriſtiſch zu erläutern — juriſtiſch nur, bei Leibe nicht politiſch — ſetzte das menſchenfreundliche königliche Reſcript, mit aufgehobnem Finger lächlend drohend, hinzu. So verfährt eine gute Polizei auch mit dem Schießpulver und allen ſtinkenden Gewerben. Zur Stadt hinaus! Nun, ich nehme die allergnädigſte königliche Erlaubniß nicht übel, im Gegentheile, ich finde ſie ſehr erhaben. Aber, daß die Deputirten um ſolche Bewillung allerunterthänigſt nachgeſucht, das empört mich. Ich mag mich gegen den guten Staberl, der mir ſo viele frohe Stunden gemacht nicht undankbar bezeigen; ſonſt würde ich das deutſche Volk mit ihm vergleichen. Ich ſah einmal Staberl als Ehemann. An einem rauhen Wintermorgen ſaß ſeine Frau vor dem Ofen und trank Chocolade. Da kam Staberl mit einem großen Korbe, der mit Gemüſen, Eiern, Hühnern angefüllt war, vom Markte zurück. Die Frau lobte oder ſchmähte den Gimpel, je nachdem ſie mit ſeinen Einkäufen zufrieden oder unzufrieden war. „Wo „ſind denn die Krebſe?“ fragte die Frau. „Ach — „erwiederte Staberl — ſie ſind aus dem Korbe geſprungen, ich ihnen nach; da ſie aber rückwärts „gingen, konnte ich ſie nicht einholen.“ Darauf gibt ihm die Frau eine Ohrfeige. Aber Staberl ärgert ſich nicht, ſondern bittet ſeine Frau unterthänigſt freundlich um einen Kreutzer, ſich damit einen Bretzel zu kaufen . . . . Iſt das deutſche Volk nicht ein ächter Staberl. Seine Regierung, wie jede, iſt ſeine Frau, beſtimmt ſeine Wirthſchaft und Haushaltung zu führen. Statt deſſen aber geht das Volk, der Mann, auf den Markt, während die Frau Regierung ſich gütlich thut, und das Gimpelvolk bettelt bei ſeiner Regierung um einen Kreutzer, und iſt glücklich wenn es ihn erhält! . . Und die Krebſe? Nun, das ſind die conſtitutionellen Fürſten, und die

Staberl von Liberalen, entſchuldigen ſich, daß ſie ſie nicht hätten einholen können weil ſie rückwärts gelaufen. Ohrfeigen den Gimpeln!

— Victor Hugo hat vor einigen Tagen ein neues Drama Le roi s'amuse auf das Theatre Français gebracht. Hinein zu kommen war mir nicht möglich an dieſem Tage; denn alle brauchbare Plätze waren lange vorher beſtellt. Das Stück wurde faſt ausgepfiffen und nur mit der größten Anſtrengung vermochten die Freunde des Dichters es von gänzlichem Sturze zu retten. Ich habe geſtern einen flüchtigen Blick in die Zeitungskritiken geworfen. Alle Blätter und von den verſchiedenſten Farben verdammen das Drama. Doch ich traue nicht recht. Sie ſagen Hugo habe Scherz und Ernſt, Poſſen und erhabene Reden unter einander gemiſcht. Nicht Ariſtoteles, nicht Racines Lehren habe er gekränkt über ſolche Pedanterie ſei man längſt hinaus. Nein, die Natur ſelbſt habe er beleidigt. Es muß etwas Ungeheures ſeyn was Hugo begangen; er muß eine entſetzliche Schuld auf ſich geladen haben — ſeit Müllner iſt Hugo ein Name ſchlimmer Vorbedeutung. Wir werden ſehen; in einigen Tagen wird das Stück gedruckt erſcheinen. Dazu kömmt noch, daß — auf allerhöchſte Veranlaſſung, wie wir in Deutſchland ſagen würden, die fernere Aufführung des Drama's von dem Miniſter verboten worden iſt. Um Ariſtoteles und die Natur bekümmert ſich kein Miniſter, das Verbot muß alſo einen andern Grund haben. Adieu.

Sechſter Brief.

Paris, Montag, den 26 November 1832.

.... Dabei fiel mir ein, wie nöthig und nützlich es wäre, einmal mit Ernſt und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern, und kindiſch weibiſchen Männern verſtändlichen Sprache, die Gräuel und Verrücktheiten der monarchiſchen Regierungen zu beſprechen. Es iſt unglaublich mit welcher Unverſchämtheit die Fürſten und deren Götzendiener die Fieberphantaſien und Krämpfe der franzöſiſchen Revolution zu vorbedachten Verbrechen ſtempeln, und dieſe Verbrechen als Nothwendigkeit, als angebohrne Natur jeder Republik darſtellen! Es iſt unglaublich, mit welcher blöden Geiſtesträgheit ſo viele Menſchen dieſe dummen Lügen annehmen; denn ſie brauchten nur die Hand nach ihrem Bücherſchranke auszuſtrecken, ſie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeſchichte zu durchblättern, um mit Schaamröthe zu erfahren, wie grob man ſie getäuſcht. Drei Jahre haben die Gräuel der franzöſiſchen Revolution gedauert, dieſe rechnet man; aber daß die ſchweizeriſche Republik jetzt ſchon fünf hundert Jahre ſchuldlos lebt, daß die amerikaniſche Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekoſtet, daß Rom ein halbes Jahrtauſend, daß Athen, Sparta, die italieniſchen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutſchlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Auguſtus bis Don Miguel, durch neunzehn Jahrhunderte, haben tauſend Königsgeſchlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! und die Gewaltthätigkeiten der franzöſiſchen Revolution haben nur das ſinnliche Glück derer zerſtört, welche jene betroffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht bloß unglücklich gemacht, ſondern uns auch ſo umgeſchaffen, daß wir unſer Unglück verdienten. Am Grabe der Schlachtopfer der Revolution darf man doch weinen; die Schlachtopfer der Fürſten verdienen keine Thränen Darum habe ich mir vorgenommen: es ſoll mein nächſtens Werk ſein, die Unſchuld der Republiken zu vertheidigen und die Verbrechen der Monarchieen anzuklagen Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herumſtellen, vier Welttheile werde ich als Beweisſtätte auf den Tiſch legen, funfzig Millionen Leichen denke ich, werden den Thatbeſtand des Verbrechens hinlänglich feſtſtellen, und dann wollen wir doch ſehen, was die Advokaten der Fürſten, die wortreichen Jarkes darauf zu antworten finden.

Dieſer Jarke iſt ein merkwürdiger Menſch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Beſoldung von Genz bekömmt. Aber er verdiente nicht deren hundertſten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kömmt nur darauf an, was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Dieſen katholiſch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen andern zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er giebt ſeit einem Jahre ein politiſches Wochenblatt heraus. Das iſt eine unterhaltende Camera obſcura; darin geben alle Neigungen und Abneigungen, Wünſche und Verwünſchungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Aengſte und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchiſten und Ariſtokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth alles, er warnt Alle. Die verborgenſten Geheimniſſe der großen Welt, ſchreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm, und erzähle jetzt Ihnen, was ſie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerſtören, ſondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefſten ausgebreiteſten feſteſten Wurzeln und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Meſſer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum Andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerſtört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeſchlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längſtverſtorbenen, längſtverweſten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Iſt das nicht toll? Dieſen Sommer eiferte er gegen das Feſt von Hambach. Das unſchuldige Feſt! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag der oben am Fluſſe ſoff, warf dem Schaafe von deutſchem Volke, das weiter unten trank vor: es trübe ihm das Waſſer, und er müſſe es auffreſſen. Herr Jarke iſt Junge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Heſſen, Sachſen aus; dann die engliſche Reformbill; dann die polniſche, die belgiſche, die franzöſiſche Juli-Revolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerſtörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Juli-Revolution, ſondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikaniſche und die erſte franzöſiſche Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir, als ſähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide ſcharren, mit dem Gedanken ſie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen ſetzte er ſeine Schaufel an die hundert und fünfzigjährige engliſche Revolution, die von 1688. Bald kömmt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und ſo wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott ſelbſt kommen, der die Unvorſichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erſchaffen, ehe er noch für einen König geſorgt hatte, wodurch ſich die Menſchheit in den Kopf geſetzt, ſie können auch ohne Fürſten beſtehen. Herr Jarke ſolle aber nicht vergeſſen, daß ſobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Beſoldung. Er wird wohl den Verſtand haben, dieſe eine Wurzel des Hambacher Feſtes ſtehen zu laſſen.

Das iſt der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen verſprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl andere; aber an mich gedachte er gewiß am meiſten dabei. Im letzten Sommer ſchrieb er im politiſchen Wochenblatte einen Aufſatz: Deutſchland und die Revolution. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern ſey, iſt ſchwer zu entſcheiden.

„Uebrigens iſt es vollkommen richtig, daß jene
„Grundſätze, wie wir ſie oben geſchildert, niemals
„ſchaffend ins wirkliche Leben treten, daß Deutſchland
„niemals in eine Repulik nach dem Zuſchnitte
„der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene
„Freiheit und Gleichheit ſelbſt durch die Gewalt des
„Schreckens niemals durchgeſetzt werden könne; ja
„es iſt zweifelhaft, ob die frechſten Führer
„der ſchlechten Richtung nicht ſelbſt blos ein
„grauſenhaftes Spiel mit Deutſchlands
„höchſten Gütern ſpielen, ob ſie nicht ſelbſt
„am beſten wiſſen, daß dieſer Weg ohne
„Rettung zum Verderben führt und blos
„deshalb mit kluger Berechnung das Werk
„der Verführung treiben, um in einem

„großen welthiſtoriſchen Akte Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, den das Volk, dem ſie ihren Urſprung nach angehören, Jahrhunderte lang von dem unſrigen erduldet."

O Herr Jarke, das iſt zu arg! Und als Sie dieſes ſchrieben, waren Sie noch nicht öſterreichiſcher Rath, ſondern nichts weiter als das preußiſche Gegentheil — wie werden Sie nicht erſt raſen, wenn Sie in der wiener Staatskanzlei ſitzen? Daß Sie uns die Ruchloſigkeit vorwerfen, wir wollen das deutſche Volk unglücklich machen, weil es uns ſelbſt unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Criminaliſten und ſeiner ſchönen Imputations-Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unſere Feinde zu verderben — dafür müſſen wir uns bei dem Jeſuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für ſo dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen laſſen — dafür müſſen Sie uns Rede ſtehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutſche Volk haßten, würden wir mit aller unſerer Kraft dafür ſtreiten, es von der ſchmachvollſten Erniedrigung in der es verſunken, es von der bleiernen Tyrannei die auf ihm laſtet, es von dem Uebermuthe ſeiner Ariſtokraten, dem Hochmuthe ſeiner Fürſten, von dem Spotte aller

Hofnarren, den Verläumdungen aller gedungenen Schriftſteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und ſo ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutſchen, dann ſchrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die ſündevolle Rache hat etwas das entheiligt werden kann.

Dienſtag, den 27. November.

Meiner Wohnung gegenüber iſt eine gute und große Leihbibliothek, und weil ich es ſo bequem habe, leſe ich viel und verſchlinge alles durcheinander wie ein heißhungriger Gymnaſiaſt. Zu zwei Taſſen Thee verzehrte ich geſtern den erſten Band eines neuen Romans: Indiana, par G. Sand. Er iſt aber nicht von dem dummen Sand der nur den Kotzebue umgebracht; der Verfaſſer iſt weder ein Deutſcher noch ein Franzoſe, ſondern eine Franzöſin, die dieſen Namen angenommen. Ich habe mich nach der Verfaſſerin erkundigt und erfuhr, ſie ſei eine junge ſchöne, geiſtreiche und liebenswürdige verheirathete Dame, die aber von ihrem Manne ſich getrennt habe, um ungeſtört mit ihrem Liebhaber Apollo zu leben. Nun äußerte ich irgendwo, ich möchte die Verfaſſerin des Romans kennen lernen. Darauf bemerkte mir eine Dame: das würde für mich ſchwer zu erreichen ſein. Denn um von jenem Frauenzimmer empfangen zu werden, müſſe man jung, ſchön und liebenswürdig ſein. „Mais comme vous n'êtes qu'aimable“ . . . . . Es iſt doch ein jämmerlicher Cours, mit dem Leben 66 Prozent unter Pari zu ſtehen! Es wäre tauſendmal klüger gar Bankerott zu machen, und ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Mittwoch, den 28. November.

In Frankfurt haben ſie ja den Wilhelm Tell verboten! Sie verbieten auch noch die Baſeler Lebkuchen wegen der Unruhen im Lande. Es iſt merkwürdig was die deutſchen Regierungen für ein Talent beſitzen, in die ſchrecklichſten Geſchichten Lächerliches zu bringen. Wenn ich höre was ſie thun und ſprechen, weine ich mit dem rechten Auge und lache mit dem linken. Der König von Baiern läßt ſich von allen Städten, Dörfern und Flecken ſeines Reiches Deputationen ſchicken, die ihm, ſeinem Sohn, den Baiern, am meiſten aber Griechenland ſelbſt Glück wünſchen, daß ein baieriſches Kind den griechiſchen Thron beſteigt. Was mich am meiſten kränkt, iſt, daß auch die Bürger von Feuchtwangen ſtolz auf Griechenland ſind; daß ich aber als Kind eine Zeit lang unter ihnen gelebt — darauf ſind ſie nicht ſtolz die dummen Philiſter. O welche Zeiten! Jetzt muß man die bürgerlichen Reden und die königlichen Antworten hören. Hellas, Dinkelsbühl und deutſche Gauen! Denn um keinen Preis der Welt würde König Otto Griechenland anders nennen als Hellas, und die deutſchen Schmachfelder anders als deutſche Gauen. Und wie König Otto den Bürgermeiſter von Nürnberg ſagte: er möge nicht daran vergeſſen, daß einſt Nürnberg für die deutſchen Gauen war, was Hellas für die Welt geweſen, und weil einſt Hellas die Welt mit Künſten und Wiſſenſchaften verſorgt, müſſe auch Nürnberg die deutſchen Gauen mit Künſten und Wiſſenſchaften verſorgen und Hellas und Nürnberg die wären wie zwei Brüder!

— Mit den Briefen eines Narren haben Sie Recht was die Form betrifft. Sie iſt affectirt und man merkt gleich, daß die Briefe nicht wirklich geſchrieben. Uebrigens ſind ſie gut und ſchön und man muß ſolche Geſinnungen aufmuntern. Die Xenien und das Göthe-Büchlein und die Didaskalia ſchicken Sie mir doch, wenn ſich eine Gelegenheit findet.

— Das neue Drama von Viktor Hugo, deſſen fernere Aufführung unterſagt worden iſt, wurde aus keinem politiſchen Grunde verboten, ſondern wegen ſeiner Unmoralität. Alle Miniſter, welche die Cholera nicht gehabt haben, werden jetzt moraliſch. Das iſt eine merkwürdige Influenz! In einem der Zeitungsartikel, die aus dem berliner Kabinette eingeſchickt worden, beklagte man ſich neulich über Talleyrand, daß er die Preußen bei der londoner Conferenz betrogen habe und er wäre ſo zu ſagen ein Spitzbube. Talleyrand ein Spitzbube! Was die Unſchuld leiden muß! Und die ehrlichen Preußen jammern, daß ſie der Spitzbube überliſtet habe. Die verächtliche Schwäche der franzöſiſchen Regierung hat es dahin kommen laſſen, daß die noch verächtlichere Preußiſche wieder eine Rolle ſpielt. Schon iſt ſie ganz von Sinnen aus Hochmuth, ſie ſteht wieder im Mai 1806 und hat nur noch ein halbes Jahr bis zu Oktober. Damals wurde an Preußen der Verrath Deutſchlands, diesmal wird der Verrath Polens beſtraft.

Siebenter Brief.

Paris, Dienſtag, den 4. Dezember 1832.

O theure Freundin! was iſt der Menſch? ich weiß es nicht. Wenn Sie es wiſſen, ſagen Sie es mir. Vielleicht ein Hund der ſeinen Herrn verloren. Das Leben iſt ein A b c Buch. Ein Bischen Goldſchaum auf dem Einbande iſt all unſer Glück, unſere Weisheit nichts als ba, be, bi, und ſo bald wir buchſtabiren gelernt, müſſen wir ſterben und die Unwiſſenheit fängt von Neuem an. Wer ahndet meinen Schmerz? Wer ſieht den Wurm der an meinem Herzen nagt? O! man kann eſſen und lachen und Zahnſchmerzen haben und doch unglücklich ſeyn! Wenn ich auf die Straße hinunterſehe, und ſehe die Tauſende von Menſchen vorüber gehen, und keiner weicht meinem Fenſter aus, und keiner fürchtet zerſchmettert zu werden — — — ſollte nicht jeder Menſch, wie ein Dachdecker, ein Warnungszeichen vor ſeine Wohnung hängen? Iſt man denn nur eine einzige Stunde ſeines Glückes ſicher? Iſt einer ſicher, daß er ſich nicht in der nächſten Stunde zum Fenſter hinausſtürzt, und dabei einen Vorübergehenden todt ſchlägt? Aber Morgen, Uebermorgen entſcheidet ſich mein Schickſal und ich bin jetzt ruhiger. Hören Sie meine jammervolle Geſchichte. — — — — —

— Ich habe Sonntag im Theater Français Hamlet geſehen — einen Hamlet. So etwas kann mich recht traurig machen. Was iſt Schönheit, was Hoheit, ja was jede Tugend? Sie ſind nicht mehr als was ſie erſcheinen, nichts Anders als wofür ſie jedes hält. Wenn aber dieſer Jeder ein Volk iſt, ein ganzes Land, ein Jahrhundert? Dann iſt der Schein alles und die Wirklichkeit nichts für Alle. Können nicht große Menſchen, ja Völker und Jahrhunderte gelebt haben, die wir gar nicht erkannt, oder falſch, oder nicht genug? Vielleicht wird der wahre Chriſt erſt einem kommenden Geſchlechte gebohren. Das iſt die Traurigkeit. Was iſt Shakeſpare den Deutſchen und was den Franzoſen? Dücis hat dieſen Hamlet vor ſiebenzig Jahren zurecht gemacht. Aber Dücis iſt kein einzelner Menſch, er iſt ein Volk, er iſt Frankreich und das Frankreich des achtzehenten Jahrhunderts, wo die Philoſophie der Kunſt und jede Wiſſenſchaft in der ſchönſten Blüthe ſtand. Es reicht nicht aus zu ſagen, Dücis habe den Shakespeare franzöſirt — nein. Er hat brittiſche Formen, welche mit franzöſiſchen Sitten im Widerſpruche ſtanden, geändert; ſonſt aber hat er den Shakespeare ganz wiedergegeben, wie er ihn gefunden. Aber ſeine Augen? Hat er denn nicht mehr geleſen? Nein was ſind Augen? die Diener des Geiſtes; ſie ſehen nicht mehr und nicht anders, als was ihnen ihr Herr zu ſehen befiehlt.

Dücis Hamlet ſieht auch den Geiſt ſeines Vaters; aber nur er allein, der Zuſchauer nicht. Daß man mit rothen Backen und einem guten Magen Geiſter ſehen könne, davon hat ein Franzoſe keine Vorſtellung. Alſo iſt Hamlet verrückt und weil der Wahnſinn eine körperliche Krankheit immer zur Urſache oder Folge hat, iſt Hamlet auch krank. Das iſt nun ſchauderhaft zu ſehen. Hamlet trägt einen ſchwarzen Ueberrock, iſt leichenblaß, hat ein wahres Choleragesicht, ſchreit wie beſeſſen und fällt alle fünf Minuten in Ohnmacht. Wie nur der Lehnſtuhl nicht brach unter den vielen Ohnmachten, denn Hamlet fiel immer mit ſeinem ganzen Gewichte hinein? Sein Freund und Vertrauter ſucht ihm ſeine Einbildung auszureden. Er erklärt ihm ſehr vernünftig und pſychologiſch, woher es komme, daß er glaube den Geiſt ſeines Vaters zu ſehen. Kürzlich wäre ein König von England geſtorben und, dem Gerüchte nach, am Gifte das ihm ſeine Gemahlin gereicht. Ihn, Hamlet, habe dieſe Erzählung ſehr erſchüttert, er denke von Morgens bis Abends daran, und womit ſich der Menſch bei Tage beſchäftige, das komme ihm im Traume vor. Der Schauſpieler Ligier, Talma's Nachfolger — im Amte, aber nicht im Gehalte — hat den Hamlet auf franzöſiſche Art gut genug geſpielt. Aber mir ward ganz übel dabei; es war eine Lazareth- und Tollhausſcene die zwei Stunden gedauert. Als ich nach dem Schauſpiel im Foyer Voltaires Büſte betrachtete, da ward mir Dücis Hamlet erſt recht klar. Ein Geſicht wie Scheidewaſſer, der wahre Anti-Hamlet. Man ſollte einen Tempel für unglücklich Liebende bauen, und Voltaires Bild als den Gott hineinſtellen. Auch ein Werther käme geheilt heraus. Darum liebe ich ihn ſo ſehr, weil ich ihn haſſen müßte wenn ich ihn nicht liebte, und er hat mir doch ſo wohl gethan. An einigen der wenigen unglücklichen Tage meines Lebens warf er einen Strahl ſeines Geiſtes in mein dunkles Herz, ich fand den Weg wieder und war gerettet. Unglück iſt Dunkelheit; Wem man die Geſtalt ſeiner Schmerzen zeigt dem zeigt man deren Grenzen.

Daher begreife ich auch wie es ſo Viele giebt, die Voltaire tödtlich haſſen. Wie den Schmerz zerſtört er auch die Freude; denn Glück iſt auch Dunkelheit.

— Die Börſe iſt heute ſelig wie eine Braut. Die Renten ſind um einen Franken geſtiegen, weil der König der Deputation der Kammer geſagt hat, der Friede gedeihe herrlich und unſre Kinder würden bald von Antwerpen zurückkommen. Unſere Kinder! wie man nur ſo etwas ſagen und anhören kann ohne zu lachen, begreife ich nicht. Was die Regierung Furcht hat vor ihrem eignen Muthe, was ſie zittert ſie möchte Ruhm erwerben, das glaubt keiner. Gott weiß auf welche Jüſte milieu-Art ſie Antwerpen belagern mögen! wahrſcheinlich ſind die Bomben mit welchen ſie ſchießen nur halb gefüllt. Aber wie undankbar zeigt ſich die Regierung und die Börſe gegen mich! ſie denken gar nicht daran, daß wenn ſie den Frieden behalten, ſie es mir zu verdanken haben — ganz im Ernſte, mir. Wir, wir, Hambacher verhindern den Krieg. Die heilige Allianz fürchtet uns, ſie zittert vor uns. Zwar ſind viele Hambacher eingeſteckt, aber viele ſind noch frei. So lange ich frei umhergehe, wird es Preußen gewiß nicht wagen, Frankreich den Krieg zu erklären. Eigentlich ſollten die Renten ſteigen, ſo oft ich auf der Börſe erſcheine. Aber die franzöſiſche Regierung verſteht nichts von der deutſchen Politik, ſie iſt noch zu vernünftig dazu; es kann noch kommen. Nun gute Nacht. Viktor Hugo's Drama le roi s'amuse habe ich heute bekommen. Vor dem Schlafengehen leſe ich noch eine Stunde darin.

Mittwoch, den 5. Dezember.

Was ich dieſe ganze Zeit über, unter Freunden, im Scherze vorher geſagt: die Polizei würde endlich für den fünften Akt der Königsmord-Komödie Einen herbeiſchaffen der freiwillig bekennt: er habe den Piſtolenſchuß gethan, das iſt jetzt wirklich eingetroffen. Ein junger Mann aus Verſailles iſt geſtern zum Polizei-Präfecten gekommen und hat erklärt, er ſei der Mörder, und Alle die als verdächtig eingekerkerten wären unſchuldig. In einem zweiten Verhör nahm er ſein Bekenntniß zurück und erklärte weinend, er ſei unglücklich, des Lebens überdrüßig und habe dieſe ſchöne Gelegenheit, guillotinirt zu werden, benutzen wollen. So wird die Geſchichte geſtern Abend in den miniſteriellen Blättern erzählt. Nun bin ich begierig, ob der König von Baiern, um eine Macht des erſten Ranges zu werden, nicht auch eine ſolche Mord-Komödie aufführen, und bei irgend einer feierlichen Gelegenheit auf ſich ſchießen laſſen wird. Es geht fürchterlich in dieſem Lande her! dem Könige iſt Hellas in den Kopf geſtiegen, und er ſieht alle Liberalen für antike Statuen, und die Gefängniſſe ſeines Landes für Muſeen an, in welchen er ſie aufſtellt. Ja es iſt wirklich wahr: dieſem Geiſt- und Körperſchwachen Könige iſt Hellas in den Kopf geſtiegen. Um den Preis dieſer Krone hat er die Ehre, das Glück, die Freiheit ſeines Volkes und ſeine eigne Unabhängigkeit verkauft. Um dieſem ſchnöden Tagelohn (denn nach Tagen, nicht nach Jahren wird man die Regierung Ottos zählen) iſt er ein Helfers-Helfer der heiligen Allianz, ein Knutenmeiſter Rußlands, ein Polizei-Scherge Oeſterreichs geworden.

Achter Brief.

Paris, Samſtag, den 8. Dezember 1832.

In der heutigen Zeitung ſteht, in Heidelberg wäre ein Aufruhr geweſen mit Blut und Fenſterſcheiben; aber die deutſchen Blätter dürften nicht davon ſprechen. Was iſt Wahres an der Sache?

Alle hieſigen Blätter ſprechen von der Verſteigerung der Frankfurter Mittwochsgeſellſchaft, von den fünfzehn Gulden, von den ledernen Hoſen und dem Senate. Es iſt Schade, daß die Zeitungen, wegen Antwerpen und den Kammerſitzungen ſo wenig Platz haben, ſonſt wären die Hoſen länger geworden. Es iſt ein herrlicher Spaß, aber der Ernſt in der Sache iſt noch ſchöner. Nur iſt es betrübt, daß man über den Spaß den Ernſt vergeſſen wird. Ich habe es immer geſagt: wenn zweihundert Bürger zuſammenhalten in gerechten Dingen, ſind ſie unbeſiegbar. Aber zuſammenhalten auf die rechte Art. Nicht wie ein langer Faden — er ſey noch ſo lang, das macht ihn nicht ſtärker, ein Kind zerreißt ihn — ſondern wie ein Knäul. Und nicht zuſammengehalten in ſeltenen und großen Dingen — zu ſeltenen und großen Dingen finden ſich ſeltene und große Menſchen, die das allein vollbringen — ſondern in kleinen Dingen, die alltäglich wiederkehren. Um zu lernen wie man die Freiheit erwerbe und behaupte, beobachte man, wie die Tyrannei ihre Macht erlangt und erhält. Wodurch? Man glaubt gewöhnlich durch die bewaffnete Macht, durch phyſiſche Gewalt; es iſt aber Täuſchung. Wo noch ſo despotiſch, wird durch eine ſittliche Gewalt regiert. Wodurch wird eine bewaffnete Macht zuſammengebracht, zuſammengehalten? Durch maraliſche Einflüſſe, Furcht, Eigennutz, Ehre, Gemeingeiſt. Alle dieſe Hülfsmittel der Tyrannei ſtehen der Freiheit auch zu Gebote. Und wie ſelten wird die bewaffnete Macht gebraucht, und wo es geſchieht, da iſt es ſchon ein Kampf auf Leben und Tod zwiſchen der Tyrannei und der Freiheit. Eine Patrouille, womit man eine große Verſammlung Bürger aus einander treibt, iſt keine phyſiſche, ſondern eine moraliſche Gewalt, denn ſie iſt nur ein

Symbol der Macht. Die Polizei, in ihr iſt die Macht der Tyrannei. Sie iſt die Krämerei des Despotismus, die ihn ſtündlich aber den ganzen Tag und alle Tage Lothweiſe ausgiebt und die Freiheit Pfennigweiſe einnimmt. Dieſer Krämerei des Despotismus muß man eine Krämerei der Freiheit entgegen ſetzen. Man kann in Frankfurt alle Tage Hambacher Feſte feiern, ohne daß es die Polizei verhindern oder beſtrafen kann. Wie dort zwanzig Tauſende auf einem Berge ſich verſammeln, mögen ſich hier fünfhundert freiſinnige Bürger täglich in den verſchiedenen Gaſthöfen zerſtreuen. Statt wie dort lange Reden, mögen hier kurze Sätze für die Freiheit geſprochen werden. Sie ſollen nur unbekümmert ſeyn, das Wort im Schwanen findet ſich mit dem Worte im engliſchen Hofe zuſammen — es giebt einen Gott der das redigirt. Man muß die Polizei müde machen, man muß blinde Kuh mit ihr ſpielen; es iſt nichts leichteres als das. Beſonders bei der Frankfurter; der fehlt zur blinden Kuh nichts als ein Schnupftuch. Freilich pflügt ſie jetzt mit dem Kalbe des Herrn von Münch-Bellingshauſen, und kann manches Räthſel errathen, ſo verſteckt ſie ſonſt auch iſt. Aber wenn auch!

Nicht zu vergeſſen Le roi s'amuse . . . Les rois s'amusent — aber Geduld! . . . Sehen Sie, es giebt Schriftſteller, die man liebt, deren

Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht blos weil ſie Achtung verdienen. Mir iſt Victor Hugo ein ſolcher. Seine Vorzüge ſehe ich mit großen Augen, ſeine Fehler wie zwiſchen Schlafen und Wachen an. Ich entſchuldige ſie und wenn ich das Buch zu Ende geleſen, habe ich ſie vergeſſen. Aber dieſes Mal kann ich nicht. Ich habe das vor fünfzehen Jahren kommen ſehen, ich habe ſeitdem oft davon geſprochen. Es herrſcht jetzt ein Terrorismus, ein Sansculotismus, ein Jacobinismus (drei Worte wie Kampher, die Cenſurmotten abzuhalten) in der franzöſiſchen Litteratur. Es iſt der Uebergang vom Despotismus zur conſtitutionellen Freiheit. Sie haben noch nicht gelernt Freiheit mit Ordnung paaren. Jede Regel iſt ihnen Tyrannei, jeder Anſtand Ariſtokratismus, Tugend, Schönheit und Würde — in der Kunſt — ſind ihnen Vorrechte. Sie nivelliren alles, ſie dutzen alles. Sie ſagen: Bürger Gott, Bürger Teufel, Bürger Pfarrer, Bürger Henker. Sie dulden keine Kleidung an nichts, und hätte ſie die Natur ſelbſt angemeſſen. So führt Despotie auch in der Kunſt zur Anarchie Die alte franzöſiſche Kunſt ging im Reifrocke; das war lächerlich, abgeſchmackt, ungeſund, naturwidrig. Aber zwiſchen Reifrock und Haut liegt noch manches Kleidungsſtück, man ſoll die Kunſt nicht bis auf das Hemd ausziehen. Sie wollen es nackt — gut es ſei; man kan ſich daran gewöhnen. Aber geſchunden! Die neuen franzöſiſchen Dramatiker ſchinden alles: Die Liebe, den Haß, das Verbrechen, das Unglück, Schmerz und Luſt. Das iſt abſcheulich! Die Natur ſelbſt gibt jedem Dinge eine Haut, jedem Dinge wenigſtens eine Farbe zur Hülle. Das farbenloſe Licht, das iſt der Tod, die Fäulniß, das iſt gräßlich.

Sonntag, den 10. Dezember.

Ich habe aufhören müſſen. Seit einigen Tagen werde ich von grauſamen Zahnſchmerzen geplagt. Am Tage ſind ſie leidlicher; da bin ich aber müde von der ſchlafloſen Nacht. Es iſt ein Fluß und ich werde ſehen wie ich hinüber komme. Der unſchuldige Hugo kann wohl darunter leiden; ein Rezenſent iſt ein Wolf, einer der Zahnſchmerzen hat, gar ein toller Wolf. Ich habe oben die äußerſte Grenze des Verderbens bezeichnet, der man freilich noch viel näher kommen kann als Victor Hugo. Er hat eine Grazie die ihn am Aermel zupft, ſo oft er es gar zu toll macht.

Die Handlung ſpielt in der Zeit und am Hofe Franz des Erſten. Das iſt der franzöſiſche König der in ſeinem vier und fünfzigſten Jahre an einer unglücklichen Liebe ſtarb. Damals war eine unglückliche Liebe noch nicht heilbar. König Franz liebt ſein ganzes Leben und das ganze Drama durch. Das Koſen, das Küſſen, das Umarmen nimmt kein Ende. Und alles in Gegenwart der Hofleute und der Tauſende von Zuſehern unter welchen Leute ſind wie ich. Es iſt abſcheulich. Racines Fürſten und Helden ſchmachten und weinen wenn ſie lieben; ihre Krone ſchmilzt ihnen auf dem Kopfe und tröpfelt in goldenen Thränen herab. Das iſt Unnatur; denn ein König iſt früher König als Menſch. Victor Hugo's Franz der Erſte überläßt das Weinen ſeinen Geliebten, er ſchmachtet nicht, ſondern er lacht, er liebt wie ein König le roi s'amuse. Das iſt Natur, aber es iſt die häßliche Natur und was häßlich, iſt unſittlich. Bis jetzt die komiſche Unmoralität; jetzt kömmt die tragiſche, die tragiſche Häßlichkeit . . . . Jetzt kömmt aber auch der Zahnarzt nach dem ich geſchickt habe. Fortſetzung im nächſten Briefe.

Neunter Brief.

Paris, Montag, den 10 Dezember 1832.

Le roi s'amuse; Fortſetzung. Vielleicht mache ich den Beſchluß erſt in einem dritten Briefe. Sie hätten es dann immer noch beſſer, als die Leſer des Abendblattes und Morgenblattes, die mit himmliſch deutſcher Geduld vier Monate lang an einer Novelle buchſtabiren und längere Zeit brauchen die Geſchichte zu leſen, als die Geſchichte ſelbſt brauchte um zu geſchehen. Ich bin heute noch etwas ſatyriſch, ich habe noch Zahnſchmerzen. Triboulet iſt der Hofnarr des Königs. Er iſt klug und boshaft wie alle Hofnarren, und hat einen Buckel. Viktor Hugo ſagt (in der Vorrede) er ſei auch kränklich; woher er das weiß, weiß ich nicht. Er ſagt ferner: Triboulet haſſe den König, weil er König ſei; die Hofleute, weil ſie Vornehme wären; alle Menſchen weil ſie keine Buckel hätten. Ich habe aber von dem Allem nichts gemerkt und ich halte es für Verläumdung. Es iſt überhaupt merkwürdig, wie wenig der Dichter ſein eignes Werk verſtand, oder vielmehr wie er es zu verkennen ſich anſtellt, um ſich gegen die Beſchuldigung der Unſittlichkeit zu vertheidigen. So oft Triboulet aufſpürt, daß einer der Hofleute eine ſchöne Frau, Tochter oder Schweſter hat, verräth er es dem Könige. Der Kuppelei bedurfte es übrigens nicht viel; denn König Franz, wie die Könige aller Zeiten und die Vornehmen der damaligen, machte wenig Umſtände. Franz geht verkleidet auf nächtliche Abentheuer aus, beſucht die Weinſchenken und garſtigen Häuſer und taumelt ſingend und betrunken in ſein Louvre zurück. Aber der Dichter ließ dem Könige von ſeiner ganzen fürſtlichen Natur nichts als die Schonungsloſigkeit, und man begreift nicht, warum er ſeinen liederlichen jungen Menſchen gerade unter den Königen wählte. Wie ganz anders hat Shakeſpeare es verſtanden, als er einen liebenswürdigen Kronprinzen, den kurzen Carneval vor der langen und traurigen königlichen Faſtenzeit luſtig und toll durchleben ließ. Bei Heinrich iſt die Gemeinheit eine Maſke, bei Franz iſt die Krone eine.

Die Hofleute haſſen dieſen Triboulet, weil er ſie Alle ungeſtraft necken und ihnen boshafte Streiche ſpielen darf. Da machen ſie die Entdeckung, daß ſich der Narr oft des Nachts verkleidet in ein abgelegenes Haus ſchleiche. Es kann nichts anders ſein, meinen ſie, Triboulet hat eine Geliebte, und ſie nehmen ſich vor, daß luſtige Geheimniß aufzudecken. Beim Lever des Königs war von nichts Anderm die Rede: Triboulet hat ein Schätzchen. Der König und der ganze Hof wollen ſich todt darüber lachen.

Eines Abends im Dunkeln, macht Triboulet ſeinen gewohnten geheimnißvollen Gang und ſchleicht ſich mit ängſtlicher Vorſicht in ein Haus, zu dem er den Schlüſſel hat. Wir wollen uns mit hineinſchleichen; es muß ſchön ſein zu ſehen, wie der bucklichte und tückiſche alte Narr liebt. Schön war es auch, nur ganz Anders als die ſchurkiſchen Hofleute es ſich vorgeſtellt. (Die Erde liege ſchwer auf ihnen, weil ſie meinen Triboulet, den ich liebe ſo unglücklich gemacht.) Nachdem Triboulet die Thüre hinter ſich verſchloſſen, ſetzt er ſich im Hofe, der das Haus umgiebt, auf eine Bank nieder und weint Doch weint er nicht vor Schmerz, er weint vor Luſt; das Weinen iſt ſein Feierabend und er weint alle Thränen, die er zurückhalten muß ſo lange die Sonne ſcheint. Er klagt im Selbſtgeſpräche: jeder Menſch, der Soldat, der Bettler, der Galeerenſclave, der Schuldige auf der Folter des Gewiſſens, der Verbrecher im Kerker, dieſe Unglücklichen Alle hätten das Recht, nicht zu lachen wenn ſie nicht wollten, das Recht zu weinen ſo oft ſie wollten, nur er hätte dieſe Rechte nicht. Er tritt in das Haus, ein junges holdes Mädchen kömmt ihm entgegen und wirft ſich in ſeine Arme. Unter Weinen und Lachen drückt er ſie an ſeine Bruſt. Es iſt ſeine Tochter. Jeder weiß wie ein Vater ſein Kind liebt; wenn es aber in der ganzen großen Welt das einzige Geſchöpf iſt das ihn, das er liebt; wenn er ſonſt überall nur Haß, Spott und Verachtung findet und austheilt — wie dann ein Vater ſeine Tochter liebe, das kann nur ein Dichter errathen. Dieſe Scene, gleich noch einigen andern des Dramas iſt herrlich, und man muß ſie vergeſſen, um den Muth zu behalten, das Ganze zu verdammen. Triboulet ließ ſeine Tochter in ſtiller Verborgenheit aufblühen, um ſie vor der böſen Luft in Paris zu ſchützen. Sie kennt die Welt nicht, kennt die Stellung nicht die ihr Vater darin hat, weiß nicht einmal ſeinen Namen. Sie ahndet nur er müſſe unglücklich ſein. Sie ſpricht:

Que vous devez suoffrir! vous voir pleurer ainsi,
Non, je ne le veux pas, non cela me déchire.

worauf der Vater antwortet:

Et que dirois-tu, si tu me voyois rire?

Darauf verläßt er das Haus, nachdem er ſeine Tochter gewarnt ſich nie in das Freie zu wagen. Auf der Straße hört er Geflüſter mehrerer Menſchen, er horcht, er kennt die Stimmen bekannter Hofleute, erſchrickt, tritt endlich zu einem von ihnen und fragt, was ſie vorhätten? Dieſer nimmt Triboulet bei Seite und vertraut ihm lachend an, ſie wären gekommen die Frau eines Hofmannes die der König liebt, und deren Haus auf dem Platze ſtand, zu entführen und in's Schloß zu bringen. Triboulet fällt gleich in ſeine alte Bosheit zurück und erbietet ſich ſchadenfroh bei der Entführung behülflich zu ſein. Alle waren vermummt, man legt Triboulet auch eine Maske auf und iſt dabei ſo geſchickt ihm zugleich mit einem Tuche Auge und Ohren zu verbinden, Es iſt dunkle Nacht und Triboulet merkt nicht, daß er nichts ſieht. Man giebt ihm die Leiter zu halten, auf der man in das Haus ſteigen wollte. Die Leiter wird an die Mauer gelegt, hinter welcher Triboulets Tochter wohnt, und dieſe geraubt. Triboulet wird endlich ungeduldig, reißt ſich Maske und Binde vom

Geſicht weg, findet die Leiter an ſeinem eignen Hauſe gelehnt und zu ſeinen Füßen liegt der Schleier ſeiner Tochter. Die Räuber waren ſchon weg; ſie brachten die arme Taube in ihres Königs Küche, aus der ſie der unglückliche Vater gerupft wieder bekam. —

Triboulet iſt ſeiner Sache noch nicht ganz gewiß, er vermuthet nur erſt, wohin man ſeine Tochter geführt. Am andern Morgen erſcheint er im Louvre, zeigt ſich wie immer, aber er lauert. Das Flüſtern und Lachen der Höflinge wird ihm immer deutlicher, und bald weiß er, daß ſeine Tochter beim Könige iſt. Er weint und fleht und droht, man ſolle ihm ſein Kind zurückgeben. Es muß in den Thränen, den Bitten und dem Zorne eines Vaters etwas ſein, was ſelbſt den Spott und Uebermuth der Höflinge entwaffnet. Alle ſchweigen und ſind beſtürzt. Triboulets Muth ſteigt, und er kehrt mit ſeinen Blicken die ganze Rotte zum Saale hinaus. So drückt ſich der Dichter aus. Bald ſtürzt Triboulets Tochter aus des Königs Zimmer und ſinkt unter Todesbläſſe erröthend, in die Arme ihres Vaters. Sie will ihm Alles erzählen, er erläßt ihr den Schmerz, er weiß ſchon Alles. Er führt ſeine Tochter fort, kehrt zum Hofe zurück und macht den luſtigen Rath wie vor. Er ſinnt im Stillen auf Rache.

Triboulet hatte früher ſchon einen Banditen kennen gelernt, der um einen beſtimmten Preis jeden Luſttragenden von ſeinen Feinden befreit. An dieſen wendet er ſich. Der Bandit hat zwei Manieren zu morden: entweder im Freien der Straße oder in ſeinem Hauſe, wie man es wünſcht. Für das Haus hat er eine junge ſchöne Schweſter, eine liebliche Zigeunerin, welche die Schlachtopfer anlockt und ſie unter Lächeln und Koſen dem Meſſer ihres Bruders ausliefert. Triboulet erfährt, daß der König verkleidet und ungekannt die ſchöne Zigeunerin beſuche. Er kauft ſeinen Tod, bezahlt die eine Hälfte des Preiſes voraus, und wird auf Mitternacht beſtellt, wo ihm die Leiche des Königs in einem Sacke geſteckt ausgeliefert werden ſolle, daß er ſie dann ſelbſt in die nahe Seine werfe. Gegen Abend führt Triboulet ſeine Tochter (ſie heißt Blanche) auf den Platz wo das Haus des Banditen ſteht. Er ſagt ihr, doch nicht ganz deutlich, die Stunde der Rache an ihrem Verführer nahe heran. Blanche liebt den König, der ſchon früher als unbekannter Jüngling in der Kirche ihr Herz gewonnen. Sie bittet ihren Vater um Schonung, ſchildert die Liebe des Königs zu ihr, wie heiß ſie ſey, und wie oft er das in ſchönen blühenden Worten zu erkennen gegeben. Triboulet, ſeine Tochter zu enttäuſchen, führt ſie an das Haus des Banditen, durch deſſen zerriſſene Mauern und unverwahrte Fenſter man von Auſſen Alles hören und ſehen kann, was ſich innen begiebt. Da ſieht die unglückliche Blanche den König Franz mit der leichtfertigen Zigeunerin koſen, hört, wie er dem Mädchen die nehmlichen ſüßen und ſchönen Worte ſchenkt, die er ihr ſelbſt gegeben. Das betrübt ſie, ſie jammert und willigt ſchweigend in die Rache ihres Vaters. Triboulet heißt ſie nach Hauſe eilen, ſich in Männerkleider werfen, ſich zu Pferde ſetzen, und in das Land flüchten, wo er ſie an einem beſtimmten Orte einholen wolle. Vater und Tochter gehen fort.

König Franz ſitzt im Hauſe und ſcherzt und tändelt mit der Zigeunerin. Müde und trunken verlangt er ein Bett ſich auszuruhen. Man führt ihn in eine Dachkammer wo er einſchläft. Unten trifft der Bandit die Vorbereitungen zum Morde. Die Zigeunerin, gewöhnlich kalte Mitſchuldige ihres Bruders, bittet dieſesmal um Schonung, denn der junge Offizier, von ſo ſeltenem edlem Anſtande, hatte Eindruck auf ſie gemacht. Der Bandit weißt ſie kalt zurück, ſagt, er ſei ein ehrlicher Mann, habe ſeinen Lohn erhalten und müſſe den verſprochenen Dienſt leiſten. Doch ließ er ſich ſo weit bewegen, daß er verſprach, den Offizier zu ſchonen, wenn unterdeſſen ein Anderer käme, den er ſtatt jenes ermorden und im Sacke geſteckt ausliefern könnte. Der Brodherr werde es ja nicht merken, da es Nacht ſei und der Sack in den Fluß geworfen werde. Wo ſei aber Hoffnung, daß noch um Mitternacht ſich jemand hieher verirre?

Unterdeſſen hatte Triboulets Tochter über die dunkeln drohenden Worte ihres Vaters nachgedacht. Da wird ihr erſt klar, der König ſolle in dieſer Nacht rmordet werden. Schon zur Flucht gerüſtet und als Offizier gekleidet, jagt ſie die Angſt vor das Haus des Banditen zurück. Sie will beobachten, was ſich da begebe. Sie horcht, vernimmt das Geſpräch zwiſchen dem Banditen und der Zigeunerin, und entſchließt ſich für den König zu ſterben. Sie klopft an die Thüre, ſie wird geöffnet, und ſobald ſie eintritt fällt ſie unter dem Meſſer des Banditen.

König Franz taumelt ſingend zu ſeinem Louvre hin.

Unterdeſſen kömmt Triboulet, zahlt dem Banditen die andere Hälfte des bedungenen Lohnes aus empfängt den Sack mit der Leiche. Der Monolog der jetzt folgt iſt herrlich. Es iſt grauſe dunkle Nacht, ein Gewitter tobt am Himmel. Der Sturm heult durch die Luft. Der Sack liegt auf der Erde, Triboulet, Racheglut und Freude im Herzen, ſetzt ſeinen Fuß auf den Sack, verſchränkt ſtolz die Arme und triumphirt in die Nacht hinaus: wie er endlich, er der ſchwache, verachtete, verſpottete Triboulet, ſeinen Feind unter ſich gebracht. Und welch' einen Feind! einen König. Und welch' einen König! einen König der Könige, den Herrlichſten unter Allen. Und wie jetzt die Welt aus allen ihren Fugen geriſſen werde, und morgen werde die zitternde Erde fragen: wer denn das gethan? und da werde er rufen, das habe Triboulet gethan; ein kleiner ſchlechter Zapfen im Gebäude der Welt habe ſich losgemacht von der Harmonie, und der Bau ſtürze krachend zuſammen.

So zecht Triboulet fort und immer trunkener durch ſeinen Sieg, will er noch das Geſicht ſeines verhaßten Feindes ſehen, ehe er ihn in den Wellen begräbt. Aber es iſt finſtere Nacht; er wartet auf einen Blitz, der ihm leuchten ſoll. Er öffnet den Sack, der Blitz kömmt, der ihn zerſchmettern ſoll, er erkennt ſeine Tochter. Im Anfange hofft er, es ſei ein Gaukelſpiel der Hölle, aber ein zweiter Blitz raubt ihm dieſe Hoffnung. Er zieht ſeine Tochter zur Hälfte aus dem Sacke, mit den Füßen bleibt ſie darin. Sie iſt entkleidet, nur ein blutiges Hemd bedeckt ſie. Sie röchelt noch, ſpricht noch einige Worte und verſcheidet. Der Vater ſinkt zu Boden, der Vorhang fällt. Beſchluß morgen.

Zehnter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 13. Dezember 1832.

Le roi s'amuse; Beſchluß. Dieſes Schickſal im Sacke; dieſe ſchauderhaften Fußtritte des Vaters auf das Herz ſeiner geliebten Tochter; dieſe Tochter im blutigen Hemde todt, nein ſchlimmer als todt, im Röcheln des Todes; und dieſes Alles, bald vom falben Scheine der Blitze beleuchtet, bald von finſterer Nacht umhüllt, daß ſich zum Schrecken der Wirklichkeit auch noch die Angſt des Traumes geſelle — hat das nicht in ſeiner gräßlichen Verzerrung auch einen Zug von Lächerlichkeit? Wenigſtens als ich dieſe Scene las, ſo ſehr ſie mich auch erſchütterte, fiel mir ein: der Narr Triboulet, wie hat er ſich prellen laſſen; man ſoll doch nie eine Katz im Sacke kaufen! Ich weiß nicht woran es liegt. Shakespeare hat ähnliche, er hat noch viel ſchrecklichere Schrecken; aber bei ihm iſt der Schmerz geſund, das Ungeheure hat ſeine Art Wohlgeſtalt; denn ſelbſt die Krankheit hat eine Geſundheit die ihr eigen iſt, ſelbſt das Verbrechen hat ſeine moraliſche Regel. Bei Viktor Hugo aber iſt das Misgeſtaltete misgeſtaltet. Ich weiß nicht; es iſt darüber nachzudenken. Das iſt die tragiſche Häßlichkeit von der ich ſprach, die tragiſche Unſittlichkeit. Die Komiſche war in den Libeleien des Königs, die im Sonnenlichte und beim noch hellern Scheine der Kerzen auf das Unverſchämteſte dargeſtellt werden. Viktor Hugo hätte aus dem Allem einen Roman machen ſollen. Erzählen kann man Alles, auch das Häßlichſte; die Vergangenheit, die Entfernung mildert das Misfällige und ein Buch kann man ja zu jederzeit wegwerfen. Erzählen kann man das Unglaublichſte; wer es nicht glauben will, braucht es ja nicht zu glauben, er denkt: es iſt ein Dichter, und er hat gelogen. Aber dieſes in ein Drama bringen, dieſes Alles unter unſern Augen geſchehen laſſen, daß wir Ohr und Blick davon abwenden, daß wir nicht daran zweifeln können — nein, das dürfen wir nicht dulden.

Aber die Miniſter! was geht die Miniſter Louis Philipps die Aeſthetik, die Dramarturgie, die

Moral an? Warum haben ſie die Aufführung des Stückes verboten? Bin ich nicht da? Hören wir jetzt was Viktor Hugo darüber ſagt. Am Morgen nach der erſten Aufführung erhielt der Dichter ein Billet vom Theater-Direktor; er habe ſo eben vom Miniſter den Befehl erhalten, das Stück nicht ferner geben zu laſſen. „L'auteur, ne pouvant croire à „tant d'insolence et de folie, courût au théatre“ . . . Insolence — folie — von einem Miniſter! das wäre nach dem baieriſchen Strafrechte ein Verbrechen, das von einem Majeſtätsverbrechen nur durch eine Brandmauer geſchieden iſt, der Hausnachbar eines Königsmordes. Viktor Hugo eilt in das Theater; es iſt wirklich ſo; er lieſt den Befehl des Miniſters. Das Drama wäre unmoraliſch befunden worden. „Cette pièce a revolté la pudeur des „gensd'armes, la brigade Leotaut y étoit et l'a „trouvé obscène; le bureau des moeurs s'est „voilé la face; monsieur Vidocq a rougi.“ Aber war es von Seiten des Miniſters mit der Einwendung der Unmoralität ernſt gemeint? Hugo ſagt: das ſei nur ein Vorwand geweſen, der eigentliche Grund aber des Verbotes ſei ein Vers im dritten Akte „où la sagacité maladroite de quelques familiers du palais a découvert une allusion à laquelle ni le public ni l'auteur n'avait „songé jusque là, mais qui une fois denoncée

„de cette façon, devient la pluscruelle et la „plus sanglante des injures.“ Er wolle für jetzt den Vers nicht bezeichnen, treibe ihn aber die Noth der Vertheidigung dazu, werde er ſich deutlicher erklären.

Ich ſuchte mit dem größten Eifer, den im dritten Akte enthaltenen für den König beleidigenden Vers auf und glaubte ihn im Folgenden gefunden zu haben.

Un roi qui fait pleurer une femme! O mon dieu Lacheté!

Ich dachte, das könnte auf die Gefangenſchaft der Herzogin von Berry bezogen werden, und das denkend kam mir die Aengſtlichkeit der Miniſter um ſo toller vor. Wer bekümmert ſich um die Berry? Wer denkt an ſie? Und die wenigen Legitimiſten die im Theater français ſitzen, würden in Gegenwart des demokratiſchen Parterres und der Philippiſten-Logen, nie wagen eine ſolche Anſpielung laut werden zu laſſen. Aber ich bin fehl gegangen. Ich hörte ſpäter erzählen, es ſei eine andere Stelle im dritten Akte, die den Miniſter ſtutzig gemacht. In der Scene nemlich wo Triboulet im Vorzimmer des Königs um ſeine geraubte Tochter jammert, und die Hofleute ihn verlachen, wendet er ſich an dieſe der Reihe nach und ſagt ihnen mit Grimm und Hohn: was wollt ihr? Du da haſt eine Frau, du eine

Tochter, da eine Schweſter, du Page dort eine Mutter -- Frau, Tochter, Schweſter, Mutter, der König hat ſie Alle. Und die Großen, welchen er das vorwirft, ſind die vornehmſten hiſtoriſchen Familien des Landes, Triboulet nennt ſie Alle bei Namen, und unter dieſen Baſtard-Ahnen wird auch die Familie genannt, von welcher die Bourbons herſtammen. Ich habe das Buch ſchon weggegeben und ich kann die betreffende Stelle nicht ſelbſt beurtheilen.

Der Dichter in ſeinem Zorne gegen die Miniſter triumphirt, daß ſo viele Kunſtfeinde er auch habe, dieſe doch, nachdem er eine ſo ſchnöde Behandlung erfahren, Alle gleich auf ſeine Seite getreten wären. „En France, quiconque est persécuté n'a plus „d'ennemis que le persécuteur.“ Alles wie bei uns! Viktor Hugo hat das Theater français beim Handels-Gerichte verklagt, es zur ferneren Aufführung des Dramas zu zwingen, oder zu einer Entſchädigung von vierhundert Franken für jeden Theater-Abend zu verurtheilen. Odillon Barrot wird für den Kläger das Wort führen. Was wird er gewinnen? nichts; auch weiß er das und es iſt ihm nur um den Scandal zu thun; Aber was gewinnen die Miniſter dabei? Der Dichter ſagt es offen heraus: er habe ſich bis jetzt nur mit den ſtillen friedlichen Muſen beſchäftigt; er habe ſich von der Politik immer entfernt gehalten; von nun aber, weil gereizt, werde er gegen die Regierung feindlich auftreten. Iſt nun Viktor Hugo ein ehrlicher Mann, wie er wirklich einer iſt, werden durch ihn die Feinde der Regierung um einen der Gefährlichſten, der Talentvollſten vermehrt. Wäre er kein ehrlicher Mann, dann würde ſeine Feindſchaft der Nation hundert tauſend Franken koſten, welche die Miniſter aus ihrem Beutel zögen, einen neuen Feind auf die alte Art zu verſöhnen. Was gewinnen alſo die Miniſter? Ich glaube aber ſie ſind nicht ſo dumm wie ſie ausſehen. Sie gewinnen was der Dichter auch gewinnt: den Scandal des Prozeſſes. Das beſchäftigt Paris drei Tage, und für die folgende Tage wird der liebe Gott auch ſorgen. Sie ſind immer noch klüger als unſere deutſchen Miniſter; ſie laſſen zuweilen Rauch aus dem Schornſteine, daß der Keſſel nicht platze.

Sehen Sie aber was ein deutſcher Gelehrter iſt. Vorgeſtern morgen beim Frühſtücke, hatte ich den Kopf dicht voll, von Politik und Zahnſchmerzen, von den ariſtoteliſchen Einheiten, der Abweſenheit der Madame Malibran und der Anweſenheit der ****, von dem König Otto, von baieriſcher Treue, Antwerpen, dem alten Thurme am Metzgerthore und der Unmoralität des Herrn d'Argout. Da kam ich in der Vorrede Viktor Hugos an die Stelle: „Il fut „même enjoint au théâtre de rayer de son affiche les quatre mots redoutables: le roi s'amuse.“ Gleich alle Gedanken hinaus, den Kopf auf beide Arme geſtützt und eine halbe Stunde darüber nachgedacht. Ces quatre mots le roi s'amuse. Wie? le roi s'amuse ſind das vier Worte, ſind es nicht blos drei? kann man s mit einem Apoſtroph ein Wort nennen? iſt s'a . . - ein Wort? Freilich kann man auch nicht behaupten, le roi s'amuse wären nur drei Worte. Aber wo iſt die Warheit? wo iſt das Recht? . . Darüber ward mir mein Thee kalt und Conrad nahm mir unbemerkt die Zeitung von dem Tiſche, ehe ich ſie ausgeleſen. So iſt der deutſche Gelehrte? dem Viktor Hugo auf das Wort zu glauben, der die Sache mit den vier Worten doch beſſer verſtehen muß als ich, das kam mir nicht in den Sinn; auch hätte mein proteſtantiſch deutſches Gewiſſen dieſes nie zugegeben.

Aber zum Schluße: der Handelsminiſter hatte Recht, das Stück iſt unmoraliſch. Wie kam es mit Viktor Hugo dahin? Ich habe es ſchon geſagt; es iſt der Jakobinismus der romantiſchen Literatur. Viktor Hugo iſt einer den Edelſten unter den Sklaven, die ihrem Herrn Boileau entlaufen; aber er iſt doch ein Sklave. Im Uebermuthe ſeiner jungen Freiheit, weiß er dieſe nicht weiſe und männlich zu gebrauchen, und ſündigt links, weil ſein alter Tyrann rechts geſündigt hat.

Das Gericht iſt aus, ich habe Recht geſprochen; jetzt Perrücke herunter. Ich habe das Drama vom Anfange bis zum Ende mit dem größten Vergnügen geleſen, und Alles hat mir gefallen.

Freitag, den 14. Dezember.

Heute gehe ich zum erſtenmale wieder aus, nachdem ich, wegen meiner Zahnſchmerzen, drei Tage das Zimmer nicht verlaſſen. Ich habe dabei gewonnen, daß ich drei Tage lang den ſtinkenden Nebel auf der Straße nicht zu trinken, und ſo lange die ſtinkenden deutſchen Zeitungen nicht zu leſen brauchte. Der Geſchmack der Letzten, die ich vor einigen Tagen las, liegt mir heute noch auf der Zunge. Nein es iſt nicht zu ertragen. Die Deutſchen müſſen Nerven haben wie von Eiſendrath, eine Haut von Sohlleder und ein gepöckeltes Herz. Dieſe Unverſchämtheit der Fürſtenknechte, dieſes freche Ausſtreichen eines ganzen Jahrhunderts, dieſer weintolle Uebermuth, dieſes Einwerfen aller Fenſterſcheiben, weil das Licht dadurch fällt, als wenn ſie mit dem Glaſe auch die Sonne zerſtörten — es überſteigt meine Erwartung. Aber das ſteigert auch meine Hoffnung. Man muß mit den dummen Ariſtokraten Mitleiden haben, man muß ihnen nicht eher ſagen, daß das Caſſations-Gericht dort oben ihre Appellation verworfen hat, bis an dem Tage wo ſie hingerichtet werden. Das deutſche Volk wird einſt gerächt werden, ſeine Freiheit wird gewonnen werden; aber ſeine Ehre nie. Denn nicht von ihnen ſelbſt, von andern Völkern wird die Hülfe kommen. Ich ſehe es ſchon im Geiſte: wenn einſt die finſtern Gewitterwolken ſich werden über den deutſchen Palläſten zuſammenziehen, wenn der Donner zu grollen anfängt, wird das geſchmeidige deutſche Volk wie ein Eiſendrath hinauf kriechen zu allen Dächern ſeiner Tyrannen, um die geliebten Herrſcher vor dem Blitze zu bewahren, und ihn auf ſich ſelbſt herabzuziehen. Wem daran gelegen iſt verhöhnt und betrogen zu werden, der braucht nur großmüthig gegen ſeine Feinde zu ſeyn, zumal gegen die Fürſten, welche die Feinde aller Menſchen ſind. Wenn in Frankreich ein Don Miguel und ein Robespierre zugleich regierten; wenn an jeder Straßenecke rechts ein Galgen, links eine Guillotine ſtünde — die Franzoſen ertrügen vielleicht lange das Morden von ihren Tyrannen geduldig; aber ihren Spott, ihre Verachtung, ihr unverſchämtes Hofmeiſtern, ihre Ohrfeigen und ihre Ruthe, das was der Deutſche das ganze Jahr erduldet — ſie ertrügen es keine Stunde lang. Die Franzoſen waren Jahrhunderte lang Sklaven unter ihren Königen; aber ſie durften doch ſingen in ihren Ketten, ſie durften ihre Kerkermeiſter verſpotten. Zur Schreckenszeit wurden edle und ſchuldloſe Menſchen auf das Blutgerüſt gebracht, aber nie fand

Robeſpierre ein Gericht, das ſo feige und unmenſchlich geweſen, einen Ariſtokraten zu verurtheilen, daß er vor dem Oelbilde der Freiheit knieend Abbitte thue. Unter der Deſpotie der Könige wie unter der der Republikaner erkannte man etwas im Menſchen an, das, weil von Gott geſandt, heilig und unverletzlich iſt, und nie zur Verantwortung gezogen werden darf. Aber dieſes Göttliche, Heilige und Unverletzliche im Menſchen: ſeine Ehre, ſeinen Glauben, ſeine Tugend, das wird in Deutſchland am meiſt, zuerſt beſtraft, am Boshafteſten gezüchtigt. Ein Dr. Schulz in München, wurde wegen ſeines politiſchen Glaubens auf unbeſtimmten Zeit zum Zuchthauſe verurtheilt, und zu der ſchlimmern Züchtigung, vor dem Bilde des Königs knieend Abbitte zu thun. Sie werfen die Freiheit in den Koth, daß ſie ausſehe wie die Knechtſchaft, damit man keinen Mann von Ehre ferner von einem Hofmanne unterſcheiden könne und gemeinſchaftlicher Schmutz, Volk und Land und Regierung bedecke.

Würde in Paris die Todesſtrafe darauf geſetzt, wenn einer es wagte im Theater einen Laut des Misfallens zu äußern, und es verſuchte einmal ein ſchamlos ſchmeichelnder und bettelnder Hofdichter, die Leidenſchaften, Thorheiten und Verbrechen ſeiner Fürſten, durch Poeſie, Muſik, Tanz und Malerei auf der Bühne zu verherrlichen und ſo ein ganzes Volk zu Mitſchuldigen ſeiner niederträchtigen Geſinnungen zu machen — und ſtünde die Todesſtrafe auf ein Lächeln — es fänden ſich hier Hunderte von Zuſchauern die lachen, ziſchen und pfeifen, und ihr Leben an ihre Ehre ſetzen würden. Man jauchzte keinem ſchamloſen, tollen Schauſpiele zu, wie das was neulich ein Herr von Poißl in München zur Feier der Thronbeſteigung des Königs Otto dichtete, und auf der Bühne vorſtellen ließ. Vergangenheit und Zukunft hieß das Schauſpiel, welches alle das dicke Bocksbier, das ſeit dem vorigen Sommer in den baieriſchen Adern ſtockte, in die freudigſte Wallung brachte. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe und Hoffnung treten auf. So oft ein deutſcher Hofdichter etwas politiſches ſingt, umgiebt er ſich mit Glaube, Liebe und Hofnung. Es ſind ſeine Grazien und ſeine Parzen zugleich. Mit ihnen verſüßt er die Tyrannei, mit ihnen ſpinnt er die Freiheit zu Tode. Uebrigens iſt es eine nützliche Bedeckung; denn ohne Glaube, Liebe und Hoffnung ertrüge man keinen Tag ein deutſcher Unterthan zu ſeyn. Jetzt werden die alten olympiſchen Spiele dargeſtellt, in dem Augenblicke wo die Vertheilung der Preiſe ſtatt findet. Hundert Dichter athmen ſchwer, die welche den Gott in ſich fühlen, jauchzen dem Siegeskranze entgegen. Mich dauern die armen Teufel! Bavaria kömmt und deklamirt Gedichte des Königs von Baiern und Sappho-Bavaria erhielt den Kranz.

Das zweite Bild ſtellt die Gegend von Athen vor. „Mit erſt düſterem Himmel, verbrannten Oliven-Wäldern und verdorrten Fluren. Nach und nach kleidete ſich der Himmel in Baierns Nationalfarbe. Die Olivenwälder begannen zu grünen. Die Fluren bedeckten ſich mit Blumen und Blüthen, aus Ruinen entſtanden Paläſte. Und in dieſem Augenblicke erſchien von der Liebe getragen und den Glauben und die Hoffnung zur Seite, das als Seegensgeſtirn über Hellas aufgehende Bildniß des Königs Otto, vor dem ſich Griechenlands Volk in freudiger Huldigung neigte." Bavaria-Sappho iſt verrückt, ſie iſt verliebt, weiß nicht mehr was ſie ſpricht und ich ſehe ſie ſchon vom Leucadiſche Felſen hinab in die Iſar ſpringen. Aber Herr von Poißl hat nicht die geringſte Lebensart, daß er den König Otto, der ein Mann iſt, von der Liebe, die ein Frauenzimmer iſt, tragen ließ. Ich begreife nicht wie das zarte Weſen dieſe Laſt von München bis zum Himmel, einen ſo weiten Weg hat aushalten können; König Otto muß ſehr leicht ſein! Warum hat er den König nicht dem Glauben auf die breiten Schultern geſetzt? Der hat ſchon in ſeiner Dummheit viel ſchwerere Laſten getragen. Dann wäre die Liebe an der Seite der Hoffnung, hinter dem Glauden und dem König Otto leicht hergeflogen, und dann wäre doch Symmetrie dabei geweſen und das Ganze wäre ein Meiſterſtück geworden. O, Herr von Poißl! ich weiß nicht ob Sie Verſtand haben, aber Geſchmack haben Sie nicht den Geringſten. Wie freue ich mich, daß die verbrannten Olivenfelder wieder grün werden; jetzt können doch die armen Griechen wieder Salat eſſen. Aber die baieriſche Nationalfarbe in welche ſich der Himmel kleidete, als er Audienz beim König Otto hatte — iſt das nicht himmliſch? ja, ja ſo iſt es. Den Himmel ſelbſt möchten Sie gern zu Lakaien machen, und ſein heiliges Blau ſoll die Livree-Farbe eines deutſchen Fürſten ſeyn! Verdammniß! es kömmt mir manchmal vor, als wäre die Erde ein großer Pfeifenkopf, aus dem Gott raucht und Deutſchland wäre der Waſſerſack der Pfeife, beſtimmt um dieſe rein zu erhalten, allen Schmutz, alle ſtinkende Säfte aufzunehmen. Die Zeit wird kommen, daß jeder europäiſche Fürſt mit einem Stücke ſeines Landes in den deutſchen Bund treten wird, um ſich mit einem ſolchen heilſamen Waſſerſacke zu verſehen. Hanover iſt der Waſſerſack Englands, Luxenburg der Waſſerſack der Niederlande, Holſtein der Waſſerſack Dänemarks, Neuſchatel der Waſſerſack der Schweiz. Wie heute die engliſchen Blätter erzählen, ſoll ein anderer Sohn des Königs von Baiern Donna Maria heirathen. So verſpricht Portugal der Waſſerſack der Spaniſchen Halbinſel zu werden, und Griechenland iſt voraus zum Waſſerſack des Orients beſtimmt, wenn dieſer wie ſie fürchten der Civiliſation und Freiheit entgegen reiſt.

Der ſchönſte Spaß in dieſer baieriſch-griechiſchen Comödie iſt: daß König Otto, oder vielmehr ſein Vater in deſſen Namen, die griechiſche Conſtitution nicht hat beſchwören wollen; daß Miaulis, der Chef der griechiſchen Deputation, erklärt hat, nur unter der Bedingung eines ſolchen Eides ſei er beauftragt dem Prinzen die Krone anzubieten, daß er alſo, da man ſich weigere ihn zu leiſten, den Otto nicht als König anerkennen dürfe. Die Deputation kehrt allein nach Griechenland zurück, und König Otto zieht an der Spitze ſeiner Baiern hin und nimmt von ſeinem Lande mit Gewalt Beſitz. Ich fürchte ſehr, daß wenn der griechiſche Himmel das wahre Verhältniß der Sache erfährt, er ſein Baieriſch-blau wieder ausziehen und ſeinen grauen Schlafrock anziehen wird.

Ich ſage Ihnen, ich ſage Ihnen, es iſt mit dem lieben Gott nichts mehr anzufangen. Da ſitzt der alte Herr den ganzen Tag auf ſeinem Lehnſtuhle, lieſt die Erdzeitungen und brummt über ſeine entarteten Kinder. Es iſt ihm kein Lächeln abzugewinnen. Da er noch ein Jüngling war, da er als Jupiter, noch mit dem Honige ſeiner Kindheit auf den Lippen, durch alle Welten ſchwärmte, welche himmliſche Pagenſtreiche machte er, wie liebenswürdig war er damals! wie er ſeinem Vater dem Freſſer Kronos ein Brechmittel eingab; wie er ſich als Gans, als Ochs, als Menſch, als Regen verkleidet, zu den Schönen ſchlich, wie er neun ganze halbe Tage ſich mit der gelehrten Mnemoſyne einſchloß, und mit ihr alle die Millionen Bücher ſchrieb, die ſeitdem in die verſchiedenen Sprachen der Menſchen überſetzt erſchienen ſind — es iſt Alles vorbei, es iſt nichts mehr mit ihm anzufangen! Ach! wenn ich Gott wäre, welche Späße wollte ich mir machen mit Bavaria-Hellas! Ich ließ in einer Nacht alle die herrlichen Griechen aller Zeiten und aller Städte aus dem Grabe hervorſteigen, und alle Tempel auch und die alten Götter rief ich herbei. Und an einem ſchönen Frühlingstage, da der Spaziergang am Ilyſſus gedrängt von Menſchen war, kömmt ein Sclave athemlos herbeigeſtürzt und ſchreit: König Otto iſt angekommen! Alles geräth in Bewegung. Die Kinder ſpringen von der Erde auf und vergeſſen ihre Knöchel mitzunehmen. Die ſchöne Lais macht die Roſen in ihren Haaren zurecht, Diogenes putzt das Licht in ſeiner Laterne, Epaminondas ballt die Fauſt, Plato bekömmt Angſt und verſteckt ſeine Republik, Perikles reicht ſeiner Freundin Aspaſia den Arm, Ariſtoteles zieht ſeine Schreibtafel heraus Alles zu notiren, die Blumenmädchen ſuchen Eine der Anderen vorzukommen und jetzt alle eilig zum pyräiſchen Thor hinaus. Nur Sophokles geht ſeinen ernſt langſamen Schritt; er dichtet ſeine Antigone. Als die Athenienſer am Hafen ankamen, war König Otto mit ſeinen blauen Baiern ſchon gelandet. Das Erſte was er that war, daß er dem Perikles den großen Hubertus-Orden umhing. Ariſtoteles erhielt das Diplom als geheimer Hofrath, und die Berufung als Profeſſor der Natur-Geſchichte nach München an Okens Stelle. Phidias bekam den ehrenvollen Auftrag die Büſte des Herrn Jarke für das Regensburger Walhalla zu verfertigen. Herr Ober-Baurath von Klenz zeigte dem Kalikrates die Riſſe ſeiner ſchönſten Gebäude in München und dieſer fragte: hat Euer Baſileus ſo viele Pferde? Alcibiades bekam den Kammerherrn-Schlüſſel und ein bairiſcher Obriſt fragte Epaminondas wie viel Fourage-Gelder ein helleniſcher Obriſt bekäme? Profeſſor Thierſch unterhielt ſich mit Plato und wurde von den Blumenmädchen wegen ſeiner ſchlechten Ausſprache verſpottet. Herr von Poißl wollte Sophokles gerade ſein Feſtſpiel Vergangenheit und Zukunft überreichen, als Trommelwirbel Stille gebot. König Otto tritt majeſtätiſch hervor und hält folgende Rede.

„Hellenen! Schaut über euch. Der Himmel
„trägt die baieriſche National-Farbe, denn Griechen-
„land gehörte in den älteſten Zeiten zu Baiern. Die
„Pelasker wohnten im Odenwalde und Inachus war
„aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen euch
„glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruheſtif-
„ter und Zeitungsſchreiber haben euer ſchönes Land
„in's Verderben geſtürzt. Die heilloſe Preßfrechheit
„hat Alles in Verwirrung gebracht. Seht wie die
„Oehlbäume ausſehen. Ich wäre ſchon längſt zu
„euch herüber gekommen, ich konnte aber nicht viel
„früher, denn ich bin noch nicht lange auf der Welt.
„Jetzt ſeid ihr ein Glied des deutſchen Bundes.
„Meine Miniſter werden euch die neueſten Bundes-
„beſchlüſſe mittheilen. Ich werde die Rechte meiner
„Krone zu wahren wiſſen, und euch nach und nach
„glücklich machen. Für meine Civilliſte gebt ihr mir
„jährlich ſechs Millionen Piaſter, und ich erlaube
„euch meine Schulden zu bezahlen.“ Die Griechen,
als ſie dieſe Rede hörten, erſtarrten Alle zu Bildſäulen.
Diogenes hielt dem König Otto ſeine Laterne in's
Geſicht, die ſchöne Lais kicherte, und Ariſtoteles war
in Verzweiflung, daß ſein Griffel brach, und er
die merkwürdigen Naturbeobachtungen die er machte,

nicht mehr notiren konnte. Hippokrates ſah die Sache gleich vom rechten Standpunkte an, ſchickte eilig einen Diener in die Stadt zurück, und ließ ſechs Karren voll Nieswurz holen. Die Baiern ſetzten ſich in Marſch. Vor dem Thore wurden ſie von hundert Apothekern aufgehalten, die jedem Baier ein Pulver überreichten. Ein Major ſchrie: Verrätherei! Gift! und ließ unter das griechiſche Geſindel ſchießen. Dann zog König Otto über Leichen in die Stadt. Gleich den andern Tag wurde eine Central-Unterſuchungs-Kommiſſion gebildet, Hippokrates wurde wegen ſeines dummen Spaßes als Medicinalrath nach Augsburg verſetzt; die geiſtreiche Aſpaſia, die griechiſche Frau von Stael, nach Egypten verbannt und Diogenes wurde auf unbeſtimmte Zeit zum Zuchthauſe verurtheilt und mußte vor dem Bilde des Königs Otto knieend Abbitte thun. Die Schuldigſten waren ſchon vor der Unterſuchung erſchoſſen wurden.

Jetzt ging das Regieren an. Eine Zeit lang ertrugen es die Griechen. Aber eines Morgens brauſte das Volk wie ein wogendes Gewäſſer durch die Stadt. Herr Oberbaurath von Klenz hatte in der Nacht anfangen laſſen, durch mehrere hundert baierſche Maurer, den Tempel der Minerva abtragen zu laſſen. Das Bild der Göttin von Phidias und andere Kunſtwerke die der Tempel enthielt, lagen ſchon auf der Straße von Stroh umwickelt um eingepackt zu werden. Man fragte Herrn von Klenz was dieſe Tollheit bedeuten ſolle? Er erwiederte: ſeine Majeſtät der König haben zu beſchließen geruht, den Tempel der Minerva, das Parthenon, das Pompejon, die Phöcide, noch zwanzig andere Tempel und mehrere hundert Statuen, allerhöchſt ihrem königlichen Vater nach Baiern zu ſchicken, zufolge eines mit allerhöchſt Demſelben abgeſchloſſenen geheimen Vertrags, und Hellas, übervölkert mit Tempeln, Statuen und Gemälden, ſolle nach Baiern Kunſtkolonien ſchicken, und dafür von dort Naturkolonien erhalten unter Anführung des Herrn von Halberg, des baieriſchen Cecrops, und das Alles gereiche zur Wolfahrt beider Länder, und ſey überhaupt ſehr charmant. Aber die Athenienſer fanden dieſes gar nicht charmant, ſondern ergriffen einige der ſchönſten antiken Steine mit Bas-Reliefs verziert und warfen ſie dem armen Herrn von Klenz an den Kopf, bis er todt blieb. Dann ſtürzten ſie die Akropolis hinauf, ergriffen den König Otto, der gerade mit ſeinem Frühſtücke beſchäftigt war, und dabei Saphirs deutſchen Horizont las, bei dem Arme, ſetzte ihn in eine Sänfte, und ließen ihn an den Hafen tragen, und übergaben ihn dort dem Admiral Nicias, daß er ihn zu Schiffe nach Corcyra bringe. Die baieriſchen

Soldaten blieben zurück und nahmen Dienſte im Scythiſchen Corps. Ihr baieriſch Bier braute ihnen ein von München gekommener Bierbrauer, und ihre baieriſche Treue hatten ſie vergeſſen. So endigte das baieriſch-ruſſiſch-engliſch-franzöſiſche-helleniſche Reich.

Eilfter Brief.

Paris, Sonntag, den 16. Dezember 1832.

Die Berry iſt krank; aber wie man ſagt, wäre es nicht ihr hoffnungsloſer Zuſtand der ſie niedergeworfen, ſondern gerade das Gegentheil. Wahrſcheinlich iſt das Verläumdung. Wenn man in Frankfurt etwas davon weiß, warum die Herzogin gefangen ſitzt und warum Carl X. nicht mehr in Paris lebt, ſchreiben Sie mir es doch, ich will es in die Zeitung ſetzen laſſen. Hier kann man ſich die Sache gar nicht erklären. Dieſe Abneigung der Völker gegen gewiſſe Namen und dieſe Vorliebe für andere iſt ganz unbegreiflich. Wenn nicht die Cholera daran Schuld iſt, muß die Welt ſchwanger ſeyn; ſie hat wunderbare Gelüſte. Sehen Sie, man hat es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich geſagt: ein Volk dürfe ſeinen Fürſten verjagen, wenn ihm ſeine Naſe nicht gefiele. Nun, vielleicht war das zuviel behauptet. Aber man muß mir doch zugeben, daß eine Naſe eine ſehr wichtige Sache iſt. Eine Naſe iſt ein bedeutender Theil des menſchlichen Körpers; eine Naſe kann einen Menſchen entſtellen und zieren; man kann ſeiner Naſe willen einen Menſchen lieben oder haſſen; kurz eine Naſe iſt eine Naſe; aber ein Name? Guter Gott! Was liegt an einem Namen? Die Braunſchweiger wollten keinen Carl und gaben ſich einen Wilhelm; die Belgier wollten keinen Wilhelm und gaben ſich einen Leopold; die Franzoſen wollten auch keinen Carl und gaben ſich einen Philipp. Der Name Carl ſcheint beſonders unbeliebt zu ſein. In Spanien handelt ſich's auch um Carl oder nicht Carl in Portugal iſt der Streit zwiſchen Peter und Michel. Meine Naſe iſt mir tauſendmal lieber. Nun haben ſie zwar vor zwei Jahren behauptet, man habe den König Carl vom Throne geſtürzt weil er die Charte verletzt habe. Hat das der jetzige König nicht auch gethan? Alſo weil er Philipp heißt und nicht Carl, wäre ihm alles erlaubt? Ja er hat tauſendmal ſchlimmer gehandelt als Carl X. Dieſer that es in der Leidenſchaft, er konnte ſich wenigſtens damit entſchuldigen, er konnte alles auf ſeine Miniſter wälzen, die Kränkung wieder gut machen, er wollte das wirklich thun. Aber Louis Philipp begnügt ſich nicht blos mit dem Rechte der Leidenſchaft, er will auch die Leidenſchaft zu einem Rechte erheben, er verlangt das Recht, zu jeder Zeit, ſo oft es ihm beliebt, ungerecht ſein zu dürfen. Und er begnügt ſich nicht das Verbrechen allein zu begehen, er ſucht auch die ganze Nation, in deren Stellvertretern zu ſeinen Mitſchuldigern zu machen. Nun giebt es zwar hier Leute genug, die nicht ſchlecht ſind, ſondern nur dumm, welche behaupten, der jetzige Fall wäre doch ganz ein Anderer. Carl X. habe die Conſtitution aus eigner Machtvollkommenheit verletzt. Louis Philipp thue es in Gemeinſchaft mit den Kammern. Bei jenem ſei die Aufhebung der Charte Willkühr geweſen, dieſer wolle ſie geſetzlich machen. Aber was ändert das die Sache? O ja, es ändert die Sache, es macht ſie weit weit ſchlimmer. Iſt ein Verbrechen weniger ein Verbrechen weil es zweihundert Menſchen theilen? Iſt die Tyrannei der Geſetze weniger Tyrannei als die der Willkühr. Und wenn alle die dreißig Millionen Franzoſen in der Kammer ſäßen, und ſie alle ſtimmten Mann für Mann für ein Geſetz, daß der Regierung verſtatte die perſönliche Freiheit, die Freiheit der Preſſe aufzuheben, das heilige Aſyl des Hauſes zu verletzen — ſie hätten das Recht nicht dazu. Keine Nation hat das Recht der Täuſchung, der Furcht, dem Schrecken, der Selbſtſucht, der Ermüdung des Tages, die beſſere Einſicht, die Wahrheit, die Beſonnenheit, die Liebe und Kraft der folgenden Tage, die unveräußerlichen Rechte eines kommenden Geſchlechts aufzuopfern. Hier iſt der Jammer, hier iſt die Troſtloſigkeit, das iſt's was die wahre Freiheit Europens noch um ein Jahrhundert hinausſchickt. Erſt fehlt die Kraft, dann fehlt der Muth, dann fehlt die Einſicht. Wenn einmal die Völker Europens ſich der Tyrannei ihrer Fürſten werden entledigt haben, werden ſie in die Tyrannei ihrer Geſetzgeber fallen, und ſind ſie dieſe los geworden, gerathen ſie in die Tyrannei der Geſetze. — Dieſe Tyrannei der Geſetze iſt aber gerade die feſte Burg, welche von der Freiheit ſeit fünfzig Jahren belagert wird. Was ſie ſeitdem erobert, das ſind blos einige Außenwerke, wobei noch nichts weiter gewonnen, als daß die Hoffnung der Einnahme der Feſtung etwas näher gerückt iſt. Es muß Menſchenrechte geben, die von keiner Staatsgewalt, und hätte jedes Bettlerkind im Lande Theil an deren Ausübung, zu keiner Zeit, in keinem Verhältniſſe, um keines Vortheils, um keiner Beſeitigung einer Gefahr willen, vernichtet, geſchmälert oder eingeſtellt werden dürfen. Auf der See, wenn Gefahr des Schiffbruchs eintritt, wirft man die Waaren über Bord, die Menſchen zu retten: man wirft aber nie die Menſchen über Bord die Waaren zu retten. In politiſchen Stürmen aber, opfert man das was der Menſchen iſt, dem auf was er hat, man wirft den Menſch über Bord, den Bürger zu erhalten — das iſt Wahnſinn. Und wenn es auch alle Staatsbürger zufrieden wären, wenn ſie alle ſo verdorben wären, das was ſie haben, dem vorzuziehen was ſie ſind — es bliebe doch Wahnſinn.

Mit beſſerer Einſicht als Europa ließen die Amerikaner als ſie ihre Freiheit gründeten, der Verfaſſungsurkunde eine Erklärung der Menſchenrechte, nämlich derjenigen Rechte vorangeben, die weder der Heiligung der Geſetze bedürfen um Gültigkeit zu haben, noch je durch ein Geſetz eingeſchränkt oder aufgehoben werden dürfen. Die franzöſiſche Nationalverſammlung hat es auch damit verſucht. Aber jetzt denkt keiner mehr daran, und wenn man mit einem Staatsgelehrten von Menſchenrechten ſpricht, lacht er Einen aus, und wenn man in Paris zwiſchen zwei und vier Uhr Nachmittags das Wort Menſchenrechte ausſpricht, werden vor Schrecken alle Wangen bleich und die Renten fallen. Menſchenrechte — das iſt die Guillotine!

— Geſtern Abend ſah ich zum erſtenmale Demoiſelle **Georges** ſpielen; nicht zum erſtenmale dieſen Winter, ſondern zum erſtenmale im neunzehnten Jahrhunderte. Dieſes Schickſal habe ich ſchon oft in meinem Leben gehabt: daß ich den Sonnenaufgang und den Mittag verſchlafen, und erſt beim Sonnenuntergange munter geworden bin. Demoiſelle Mars habe ich voriges Jahr zum erſtenmale geſehen, Talma kurz vor ſeinem Tode, mich ſelbſt lernte ich erſt nach dem dreißigſten Jahre kennen und ohne Sie hätte ich wahrſcheinlich erſt zehen Jahre ſpäter meine angenehme Bekanntſchaft gemacht. Als ich vor zwei Jahre nach Paris kam, war die Freiheit ſchon im Untergehen, und ich mußte ſogar auf einen hohen Berg der Begeiſterung ſteigen, um noch ihre letzten Strahlen zu erwiſchen; denn im Thale war es ſchon dunkel. So immer zu ſpät. Ein politiſcher Ketzer bin ich geworden, ſeitdem man nicht mehr verbrennt und viertheilt, ſondern blos mit dem Zuchthauſe auf unbeſtimmte Zeit und mit einer Abbitte vor dem Conterfei eines Königs beſtraft. Dieſes Abbitten vor dem Bilde des Königs von Baiern will mir gar nicht aus dem Kopf. Es iſt zu fürchterlich, es iſt zu lächerlich! Das iſt ja ein chriſtlich-türkiſcher Despotismus, ein Despotismus in ſeidenen Strümpfen und den Turban auf dem Kopfe. Nun möchte ich doch wiſſen, wie ſie Einen, den ſie zum Zuchthauſe verurtheilt, zwingen können Abbitte vor dem Bilde des Königs von Baiern zu thun, wenn dieſer nicht will. Ich thäte es nicht; ich ſpräche wie der Geiger Müller in Cabale und Liebe: da ich doch in's Zuchthaus muß, will ich Euch ſagen, daß Ihr Schurken ſeid. Der Präſident antwortet, glaube ich, darauf: Vergeß er nicht, daß es auch Staupbeſen und Pranger giebt! O! es kömmt auch noch zu Staupbeſen und Pranger; es kömmt auch noch dazu, daß Einer baarfuß und eine brennende Kerze in der Hand es vor der Kirchthüre büßen muß, wenn er geſagt, der Leib und das Blut des Herrn ſei nicht in dem Fürſten. Die wahnſinnige Tyrannei hat keine Grenzen, es kömmt nur darauf an, welche Grenze die wahnſinnige Geduld des deutſchen Volkes hat . . Aber wo bin ich? Ich bin weit von Demoiſelle Georges abgekommen. Zurück.

Sie ſieht bei ihren Jahren noch gut genug aus, oder mein Glas müßte trübe geweſen ſein. Auch iſt in den Rollen die ihr anzugehören ſcheinen, ein Alter das an Ehrwürdigkeit grenzt gar nicht ſtörend. Sie hat eine ſchöne, volltönende Stimme, ihre Geberden ſind anſtändig und ihr Mienenſpiel iſt ſehr reich; freilich glaubte ich bemerkt zu haben daß ſie beim Miſchen ihrer Züge die Volte ſchlägt, und jede Farbe der Leidenſchaft, die ſie will, oben auf bringt. Das iſt nun nicht die rechte Art. — Die Leidenſchaft auch in ihrer entſchiedenſten Richtung, hat keine beſtimmte Farbenleiter und ſie iſt ſehr zufällig gemiſcht. Ich kann aber die Georges durchaus noch nicht beurtheilen, ich muß ſie öfter ſehen. Auch iſt das Stück, in welchem ſie auftrat, halb unbedeutend, halb dumm, das heißt: ſeit einigen Wochen daß es gegeben wird, iſt das Haus gedrückt voll, jeder will es ſehen. Perinet Leclerc, ou Paris en 1418, drame historique. Was die Leute ſchönes daran finden, begreiſe ich nicht. Außer den Decorationen und den weiblichen Kleidungen der damaligen Zeit gefiel mir doch gar nichts. Dieſen Winter iſt das Mittelalter Mode, oder vielmehr das dramatiſche Vieh wurde durch Noth die Alpe hinaufgetrieben dort zu weiden, weil ſie in den letzten zwei Jahren die untere Region, das Kaiſerreich, die Republik und das Zeitalter Ludwigs XV. ganz abgegraſt haben. Jedes Theater bringt der Reihe nach ein pariſer Mittelalter zur Vorſtellung. Geſtern kam die komiſche Oper, auch ein ſolches Mittelalterſtück zum erſtenmal Le Pré aux clercs, Muſik von Herold. Die heutigen Zeitungen rühmen dieſe neue Oper ſehr. Ich laſſe mir das alles ſehr gern gefallen, denn ich profitire davon. Seit zwei Jahren leiten die Boulevards-Theater meine hiſtoriſche Studien. So oft ich ein hiſtoriſches Schauſpiel geſehen, ließ ich mir den folgenden Tag alle die Geſchichtsbücher, Memoiren und Chroniken holen, die von der Zeit und der Geſchichte handeln, die auf der Bühne vorgeſtellt werden, und ich las ſie. Jungen Leuten möchte ich dieſe Art Geſchichte zu ſtudiren freilich nicht empfehlen; aber für Kinder und bequeme Leute iſt das die rechte Art und ob ich zwar ſchlecht beſtehen würde wenn mich Schloſſer examinirte, ſo bin ich doch im Ambigu Comique der gründlichſte Hiſtoriker.

Das Stück von welchem die Rede iſt ſpielt zur Zeit Carls VI. und die Georges ſpielte die Iſabeau von Baiern. Darüber brauchte ich aber nichts nachzuleſen, denn die Geſchichte war mir aus Schillers Jungfrau von Orleans ſchon längſt bekannt. Leider! Der Menſch weiß immer zu viel; denn daher kam es, daß mir das Drama lächerlich vorkam. Dieſe Iſabeau iſt verliebt, aber nicht wie ein weiblicher Satan, nicht wie eine alte Frau, nicht wie eine Ehrgeizige, nicht wie eine Königin, nicht wie eine Radenmutter, nicht wie eine ausſchweifende Frau; ſondern wie ein junges unſchuldiges Bürgermädchen. Und als ihr poltiſcher Feind, der Connetable von Armagnac, ihren jungen Geliebten foltern und dann in einen Sack ſtecken und Nachts in die Seine werfen ließ, weinte ſie als ginge ſie das was an und als gäbe es keine Männer mehr in der Welt. Aber die Georges wußte ſich mit guter Manier aus der Dummheit des Dichters heraus zu ziehen. Alſo der Sack mit dem Schatze wird in's Waſſer geworfen, aber wieder herausgefiſcht. Der Sack wird geöffnet und der ſterbende junge Menſch im Hemde halb herausgezogen. Das iſt ſeit einigen Tagen das zweitemal, daß ich einen ſterbenden Menſchen im Hemde aus einem Sacke habe kommen ſehen. Das iſt die hiſtoriſche Treue! Aber die Henkersknechte kehren zurück, werfen den Sack mit Inhalt zum zweitenmal in's Waſſer und drohen mit einer Geiſterſtimme in die Nacht hinaus: laissez passer la justice du Roi! Das war die damalige Formel. Es iſt recht ſchauerlich.

Um das Alter der Georges genau zu erfahren, ließ ich mir den Band der Biographie des contemporains holen, worin ihr Artikel ſteht. Da las ich etwas was mich ſtutzig machte. Sie wird dort nicht allein getadelt, ſondern auch mit einer gewiſſen Bitterkeit getadelt, die ich mir nicht erklären konnte.

Darauf las ich den Artikel im Converſations-Lexikon, der ſie betrifft, und der mich etwas auf die Spur brachte. Der deutſche Berichterſtatter bemerkt, die Georges habe ſich eine romantiſche Darſtellungsart angeeignet. Das mag es ſeyn. Die Verfaſſer der Biographie des contemporains, waren Arnault, Jouy, Jay, und andere ſolche gedörrte Claſſiker, welche der Georges ihr friſches romantiſches Weſen nicht verzeihen konnten. Daß ihr dieſes eigen ſei, nehme ich übrigens bis jetzt nur auf Glauben an. Nicht ſo ihr Alter. Sie war geſtern Abend 47 Jahre, 7 Monate und 13 Tage alt. Wie viel Stunden weiß ich nicht, da die Stunde nicht angegeben in der ſie auf die Welt gekommen.

Aber mein Gott, was iſt die Georges hinabgerückt. Früher im Theater Français, bis voriges Jahr im Odeon, ſpielt ſie jetzt im Porte-St.-Martin, in einem Boulevardtheater. O hätte ich ſie in meiner Kammer! Ich würde mit ihr verfahren wie einſt ein Buchhändler mit Rouſſeau und Voltaire zu verfahren wünſchte. Ich gäbe ihr gut zu eſſen und zu trinken, aber ſie müßte mir arbeiten. Sie müßte mir diktiren, von Paris, von Erfurt, von Wien, von Petersburg, vom Kaiſer Napoleon, vom Kaiſer Alexander und von hundert andern Dingen und Menſchen.

Doch es iſt merkwürdig! Wenigſtens nach mehreren Erfahrungen die ich gemacht, haben die ſchönen Schauſpielerinnen gar keine Beobachtungsgabe und Menſchenkenntniß, und ſie verſtehen gewöhnlich ihr eignes, oft ſo intereſſantes Leben, nicht kunſtreich aufzufaſſen. Haben Sie als Sie in Paris waren, die Georges nicht ſpielen ſehen?

Außer dem erwähnten Drama gab man den Abend noch ein Melodrama l'Auberge des Adrets; eine ganz gemeine ſentimentale Mörder- und Räubergeſchichte. Aber ein Schauſpieler Namens Frederic führte eine komiſche Rolle vortrefflich durch. Ich habe lange nicht ſo ſehr gelacht. Das Merkwürdige bei der Sache iſt, daß das Komiſche gar nicht in der Rolle liegt, ſondern in dem ſelbſterfundenen Spiele des Schauſpielers und das zu ſeinem Charakter und den Reden die er führt gar nicht paßt Es iſt ein zerlumpter, niederträchtiger, boshafter, ganz gemeiner Dieb, Räuber und Mörder. Er bringt einen Mann im Stücke ſelbſt um, ihm ſein Geld zu nehmen. Und Frederic machte einen gutmüthigen Schelm daraus der höchſt ergötzlich iſt. Zuletzt freilich werden die Poſſen, doch wahrſcheinlich dem Pöbel und der Kaſſe zu gefallen, etwas gar zu weit getrieben. Stellen Sie ſich vor: Am Ende werden beide Räuber von Gensd'armen gepackt, ſie entſpringen aus dem Zimmer, die Gensd'armen ihnen nach. Der Vorhang fällt. Das Stück iſt aus. Auf einmal gewahre ich, daß die Leute nach der Gallerie hinaufſehen und lachen. Ich hebe den Kopf in die Höhe und ſehe in einer Loge des zweiten Ranges die beiden Räuber mit den ſie verfolgenden Gensd'armen ſich herumbalgen. Endlich wird ein Gensd'arme (ein ausgeſtopfter) von einem der Räuber hinab in's Orcheſter geſtürzt. Und auf dieſem Theater ſpielt die Georges, einſt die Königin ſo vieler Königinnen!

Dienſtag, den 18. Dezember.

Als ich geſtern Abend nach Hauſe kam fand ich eine ſchwarze Viſitenkarte vor, mit dem Namen weiß darauf. Es war ein Schauer wie ſie da lag auf dem ſchwarzen Marmortiſche im röthlichen Scheine der Lampe; es war wie der Beſuch eines Geiſtes. Es war der Name eines Polen. Ich habe ſolche ſchwarze Karte hier nie geſehen. Sollten ſie vielleicht die Polen als ein Zeichen der Trauer angenommen haben? Ich werde es erfahren. Da haben Sie ſie, ich ſchicke ſie Ihnen, bewahren Sie ſie gut. Und haben Sie je eine Thräne für einen König vergoſſen, und ſollte das Glück es wollen, daß Sie noch ferner eine weinten; dann ſehen Sie dieſe Karte an, daß Ihr Herz zur Wüſte werde und der Sand alle Brunnen der Empfindung verſchütte. Denn wahrlich es iſt edler die ganze Menſchheit haſſen, als nur eine einzige Thräne für einen König weinen.

Ein ſterbendes Volk zu ſehen, das iſt zu ſchrecklich; Gott hat dem Menſchen keine Nerven gegeben ſolches Mitleid zu ertragen. Jahre, ein Jahrhundert lang in den Zuckungen des Todes liegen und doch nicht ſterben! Glied nach Glied unter dem Beile des Henkers verlieren und all das Blut, alle die Nerven der verſtorbenen Glieder erben, und dem armen und elenden Rumpfe den Schmerz des ganzen aufbürden — o Gott! das iſt zu viel! Denn einem Volke, wenn es leidet, werden nicht wie einem kranken Menſchen Geiſt und Sinne geſchwächt, es verliert das Gedächtniß nicht, ſei es noch ſo bejahrt, wird es im Unglücke wieder zum Jüngling, zum Kinde, und die Jugend mit all ihrer Kraft und Hoffnung, die Kindheit mit ihrer Luſt und allen ihren Spielen kehren ihm zurück. Als Gott die Tyrannen erſchuf, dieſe Folterknechte der Welt, hätte er wenigſtens die Völker ſollen ſterblich machen.

Man hat jetzt den Deutſchen eiſerne Reife um die Bruſt geſchmiedet, Sie dürfen nicht mehr ſeufzen um die Polen; aber die Franzoſen brauchen noch nicht zu ſchweigen. Es kommt dahin auch noch, aber bis dahin kömmt auch die Hülfe. Haben Sie in den franzöſiſchen Blättern von dem neuen Jammer geleſen, den man auf die Polen gehäuft? Aus jeder polniſchen Provinz werden fünftauſend Edelleute eingefangen und nach dem Caucaſus getrieben, um dort unter die Coſaken eingeſteckt zu werden. Sie dürfen auf ihre Verbannung nicht vorbereitet werden, ſie müſſen unvermuthet Nachts aus ihrem Bette geſchleppt werden. So befiehlt es ausdrücklich der kaiſerliche Befehl. Und dem Belieben des Gouverneurs bleibt es frei geſtellt, welche ſie zur Verbannung wählen wollen; nur iſt ihnen auf das ſtrengſte unterſagt die

Begnadigung mit dem Caucaſus, auf die ſchuldigſten der Polen fallen zu laſſen; dieſe kommen nach Sibirien oder werden hingerichtet oder werden im Gefängniſſe erdroſſelt und vergiftet. Was ich geſtern geleſen das iſt noch ungeheurer. Fünfzig Polen wurden in Kronſtadt, im Hafen, wie im Angeſichte ganz Europas, auf Tod und Leben gegeiſelt, weil ſie ihr Vaterland nicht abſchwören, weil ſie dem Nicolaus nicht Treue ſchwören wollten. Und während ſie die Reihen der Soldaten durchſchlichen, durch Bajonette auf der Bruſt, am ſchnellen Gehen gehindert, ging ein Geiſtlicher zuſprechend neben den Verurtheilten, und ermahnte ſie zu ſchwören. Ein Geiſtlicher, das Cruzifix in der Hand, ermahnte im Namen des Erlöſers zum Meineide! Aber wo gab es je einen Kaiſer oder König, der nicht einen Pfaffen gefunden hätte, der noch ſchlechter war als er? Dreitauſend andere Polen, ſtanden in einen Haufen zuſammengetrieben, auf dem Richtplatze, den Jammer ihrer Brüder mit anzuſehen, und hinter ihnen ſechstauſend Ruſſen, Kanonen vor ſich, den Haufen Polen niederzuſchmettern, wenn einer von ihnen murren ſollte. Die anweſenden ruſſiſchen Offiziere lachten — o nein, ich erzähle das nicht ihnen zum Vorwurfe, ſondern daß man dieſe Schlachtopfer der Tyrannei auch beweine. Sie mußten lachen; nicht zu lachen wäre ihnen als Kaiſermord angerechnet worden. Und das duldet der Himmel? Das heißt nicht die Menſchheit, daß heißt Gott ſelbſt in den Koth treten. Aber nicht an Nicolaus allein denke ich; ſo ſchuldig er iſt, er hat es nicht verdient unſern ganzen Fluch zu tragen. Er iſt nur der gefällige Wirth, er gab ſeinen königlichen Brüdern ein königliches Schauſpiel. Denn es iſt kein Fürſt in Europa, der nicht aus ſeiner Loge dieſes blutige Schauſpiel mit Wolluſt anſähe, und nicht dabei auf ſein eignes Volk hinabſchielte und ihm den ſtummen Wunſch zugrinſte: nun wohl bekomme euch dieſe Lehre!

Der Haß und der Ekel ſteigen mir manchmal bis an den Hals hinauf und da werde ich meiner Wünſche und ſelbſt meiner Verwünſchungen überdrüßig. Es ſind jetzt fünfzig Jahre daß die europäiſche Menſchheit aus ihrem Fieberſchlummer erwachte, und als ſie aufſtehen wollte, ſich an Händen und Füßen gekettet fand. Feſſeln trug ſie immer, aber ſie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem kämpften die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zuſammen all das edle Blut das vergoſſen worden, all den ſchönen Heldenmuth, all den Geiſt, alle die Menſchenkraft die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichthümer, drei kommenden Geſchlechtern abgeborgt, die verſchlungen worden — und wofür? für das Recht frei zu ſein, für das Glück, auf den Punkt zu kommen wo man aufhört Schulden zu haben und wo erſt die Armuth beginnt. Und bedenkt man wie dieſes Blut, dieſer Heldenmuth, dieſer Geiſt, dieſe Kraft, dieſe Reichthümer, wären ſie nicht verbraucht worden zur Vertheidigung des Daſeyns, zur Veredlung, zur Verſchönerung, auf die Freuden des Daſeyns hätten verwendet werden können — möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, alles aufzuopfern — nicht für das Glück, ſondern für das Recht glücklich ſein zu dürfen, für die Möglichkeit glücklich ſein zu können! Denn mit der Freiheit iſt nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruche abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menſchlichkeit etwas durch ihren Sieg, ja theilten ſie nur ſelbſt die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Troſt dabei. Aber nein, der Sieg iſt unmöglich. Eine neue Macht die Widerſtand findet, kann im Kampfe den Sieg finden, und im Siege ihre Befeſtigung; aber eine alte befeſtigte Macht war ſchon beſiegt an dem Tage, wo der Kampf gegen ſie begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer die Zahnſchmerzen haben, ſich einredeten ſie zahnten? Aber ſo toll ſind unſere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen — ſie wiſſen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünſte nicht mehr wirkt. Dort die Edelleute — ſie wiſſen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber iſt. Dort die Fürſten — ſie wiſſen recht gut, daß ihre

Herrſchaft zu Ende geht. Ja alle dieſe unſere Feinde wiſſen das beſſer als wir ſelbſt; denn ihren Untergang ſehen ſie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es ſehen durch das Glas unſerer Hoffnung. Aber weil ſie es wiſſen, darum wüthen ſie; ſie wollen ſich nicht retten, ſie wollen ſich rächen. Es giebt in Europa keinen Fürſten mehr, der ſo verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer ſeiner Enkel den Thron beſteigen. Aber weil ohne Hoffnung, iſt er auch ohne Erbarmen und nimmt ſich die Tyranney ſeines Enkels voraus, ſie zu der ſeinigen geſellend.

Heute kaufte ich einen ſchönen Geldbeutel für Sie, von der Farbe des griechiſchen Himmels und der Königlich baieriſchen Nation: nämlich hellblau, mit einem goldenen Saume und mit weißer Seide gefüttert. So wonniglich weich anzufühlen, daß es einer zarten Seele ſchwer fiele, hartes unerbittliches Geld hineinzulegen. Aber Sie werden ihn zu Almoſen beſtimmen. Hören Sie wie Sie dazu gekommen. Noch fünf Minuten vorher dachte ich nicht daran ihn zu kaufen, ob ich zwar an Sie dachte, denn ich ſchrieb Ihnen gerade. Ich las die allgemeine Zeitung und darin von den hannöveriſchen Ständen und von der Oeffentlichkeit die man ihnen bewilligt, von der Größe eines Nadelſtichs; und wie man doch noch Angſt gehabt, es möchten Spitzbuben von außen durch dieſen Nadelſtich in die Kammer ſteigen, und wie man darum den Nadelſtich mit einem eiſernen Gitter verwahrte und von außen Läden anbrachte, und innen eine Gardine davor hing. Darüber mußte ich ſo lachen, daß ich das Pult erſchütterte; von der Erſchütterung floß mein Stacheldintenfaß über, das eben gefüllt worden war und zu hoch. Jetzt kam ein Dintenbach von der Höhe herab, und ſtrömte über die allgemeine Zeitung gerade durch das hanöveriſche. Schnell rettete ich meinen Brief, faßte die allgemeine Zeitung am trocknen Zipfel und warf ſie ins Feuer. Dann holte ich Waſſer und wuſch das Pult ab. Während dem Trocknen machte ich einige Gänge durch das Zimmer, und kam bei dieſer Gelegenheit an das Fenſter, und ſah die Straße hinab. Da gewahrte ich, daß in das große Haus mir gegenüber viele Menſchen gingen und daß viele glänzenden Equipagen davorſtanden. Dann ſah ich wieder viele Menſchen und Wagen herauskommen und ſo ging das abwechſelnd immer fort. Ich ward neugierig, ſchickte hinunter, und ließ Erkundigungen einziehen; erhielt aber keine Aufklärung Da zog ich mich ſchnell an und ging ſelbſt hinüber. Ich fragte den Portier des Hotels: où est . . . . . weiter wußte ich nicht was ich fragen ſollte. Er antwortete mir: im Hofe, links, im zweiten Stocke über den Entre-Sol. Da ſtieg ich hinauf und kam durch eine Reihe Zimmer, voll der ſchönſten Frauen und Waaren; es war ein Bazar und Serail zugleich. Man ſah alle möglichen Handarbeiten in Nähereien, Strickereien, Stickereien, Malereien und wie ſie ſonſt heißen. Auch männliche Handarbeiten, Bücher waren zum Verkaufe ausgeſtellt. An jedem Tiſche oder Laden ſtand eine Dame die verkaufte; an jedem Artikel war der Preis geſchrieben. Eine Bekannte die ich dort fand erklärte mir: das wäre der Bazar eines Frauenvereins, der jeden Winter zum Beſten der Armen dieſe Waare verfertigte und verkaufte. Stifterin dieſes Vereins iſt eine Madame Lutteroth, Schwiegertochter des reichen Kaufmanns, der früher in Frankfurt wohnte. Die wohlthätige Neigung dieſer Dame wurde durch die Religionsſekte zu welcher ſich ihr Mann bekennt (ich glaube zu den Mennoniten) noch verſtärkt und angetrieben. Auch iſt es ihre Wohnung in welcher die Waaren ausgeſtellt ſind. Es war recht artig zu ſehen wie die Damen alle ihre Sachen prieſen und anboten, mit einem Eifer, einer Zuthulichkeit, als verkauften ſie zu ihrem eigenen Gewinnſte. Auf dieſe Art ſind Sie zu dem blauen Geldbeutel gekommen. Jetzt aber bleiben Sie nicht länger eine verſteckte Ariſtokratin, und lernen Sie endlich begreifen, wozu die Oeffentlichkeit gut iſt. Ich bringe ihn mit wenn die Lerchen und die Veilchen kommen und unter Otto's Strahlen die verdorrten Oelbäume wieder blühen.

Mittwoch, den 19. Dezember.

Bei den hieſigen Civilgerichten kam neulich ein Prozeß zwiſchen dem Kaiſer Don Pedro und einem Pariſer Bürger vor. Als der Huiſſier die Tagesordnung ausrief: Dumoulin contre Don Pedro! ſchrie einer der Zuhörer à Oporto, und Gelächter im ganzen Saale. Nemlich dieſer Dümoulin verlangt von dem Kaiſer einige und dreißigtauſend Franken, für die Mühen, Reiſen und Koſten die es ihm verurſacht, als er ihm ſeine jetzige Frau die Beauharnois verſchaffen half. Don Pedro will nicht bezahlen. Den Kuppel-Pelz nach den Flitterwochen einfordern — eine ſolche Dummheit hätte ich keinem Pariſer zugetraut, die eigentlichen Prozeß-Verhandlungen haben noch nicht angefangen; die Sache muß hübſch werden. Dem guten Don Pedro geht es ſehr ſchlecht in Oporto, er rückt nicht vor und iſt wie feſt genagelt. Das iſt der böſe Zauber des Juſte-Milieu, den ſein Freund und Beſchützer Louis Philipp über ihn ausgeſprochen. Dieſer hat ihm geſagt: laſſen Sie ſich mich zur Warnung dienen; beſſer keine Krone als eine aus den Händen des Volkes; lieber gar nicht regieren, als mit einer Conſtitution; bleiben Sie nur ruhig ſtehen, gehen Sie weder rechts noch links, halten Sie ſich gerade und die Krone wird Ihnen ſchon einmal auf den Kopf fallen. Das hat ſich Don Pedro gemerkt und er war ſo ehrlich den conſtitutionellen Portugieſen nicht einmal etwas zu verſprechen, außer, daß er ſie wahrſcheinlich nicht werde hängen laſſen, wenn er wieder zur Regierung käme. Dieſen aber genügt die Galgenfreiheit nicht, und ſie leiſten ihm darum in ſeinem Kampfe keinen Beiſtand. Louis Philipp wird ihm auch geſagt haben, er ſolle die heilige Allianz nicht ärgern. und ſich darum nicht anſtellen als wäre ihm an dem Glücke ſeines Volkes gelegen, ſondern aufrichtig geſtehen, es liege ihm blos an ſeiner Herrſchaft, und dann würde ſie nichts gegen ihn haben. So iſt er auf ſeine Lohnſoldaten beſchränkt, und wie will er mit dieſen gegen ein von Glaubenswuth fanatiſirtes Volk, gegen ſeinen von den mächtigſten Fürſten der Welt gut berathenen, gut unterſtüzten Nebenbuhler kämpfen?

Die Komödie die jezt in Spanien geſpielt wird iſt auch merkwürdig. Ich nenne es Komödie, weil ich mich heute nicht ärgern will, denn es iſt Mittwoch. ich erwarte Ihren Brief und nichts ſoll meine Freude ſtören. Aber an jeden der fünf andern Tage der Woche hätte ich der Sache einen andern Namen gegeben. Es empört mich viel ſtärker wenn Fürſten ihre Unterthanen wie Kinder behandeln, und ſie mit Mährchen amuſiren und ſie mit groben Lügen täuſchen, als wenn ſie ſie wie Männer und Sklaven züchtigen. Die ſpaniſche Königin hat ein Töchterchen, dem ſie eine Krone verſchaffen möchte. Aber ihrem Wunſche ſteht eine mächtige Parthei entgegen, und um dieſe Parthei zu bekämpfen, wirft ſie ſich in die Arme der Liberalen, und verſpricht ihnen Freiheit, daß es eine Luſt iſt. Hat ſie einmal ihren Zweck erreicht, oder ein anderes Mittel gefunden, ihren Zweck zu erreichen, wird ſie die conſtitutionellen Spanier, die ſo thöricht waren ihr zu trauen und in ihre Falle zu gehen, eben ſo behandeln wie es Ferdinand gethan. Aber trotz der Maske, trotz der feinen Liſt, in welcher alle Fürſten ſo geübt ſind, bricht in den Reden und Handlungen der Königin Katharine, die angeborne Natur oft komiſch genug vor. Ein Fürſt der von Freiheit ſpricht, macht dann ein Geſicht wie Robespierre — von dem einſt Mirabeau ſagte: er ſieht aus wie eine Katze die Eſſig getrunken hat. Neulich machte die Königin eine Proklamation an die Spanier bekannt, voll Honigworte, voll Freiheit, voll Glück, voll Ruhm, voll Verſöhnlichkeit, kurz, voll Glaube, Liebe und Hoffnung — wie der Hofrath Roußeau in der Poſtzeitung am erſten Januar, wahrſcheinlich ſingen wird. Plötzlich wendete ſie ſich an die verſtockten Gegner ihrer himmliſchen Abſichten, kratzt ſie und ſpricht wie folgt: „Wer meinen mütterlichen Ermahnungen nicht „Gehör giebt, auf den wird das Beil niederfallen,

„das ſchon über ſeinem Kopfe hängt.“ Schöne, gute, liebe Mama! Die in Frankreich ſich aufhaltenden Spanier, die nach erhaltener Bewilligung jetzt zurückkehren, müſſen an der Grenze, angeblich wegen der Cholera, dreißig Tage Quarantaine halten. Nun kann das Lazareth nur ſechzig Perſonen faſſen, und man hat berechnet, daß es drei Jahre dauern werde, bis alle Spanier in ihr Vaterland kommen. Drei Jahre! Das iſt ein Glück für wenigſtens zwei Dritt-Theile dieſer Unglücklichen, die noch nach zwei Jahren Zeit haben umzukehren, und ſich ſo vom Henkertode zu retten. Euer Journal de Francfort neulich, eiferte mit edlem Unmuthe gegen die Reformen, welche die Königin von Spanien und der türkiſche Kaiſer in ihren Staaten vornehmen wollten, obzwar ihre Völker ſolchen Reformen entgegen ſind. Welche ſchöne Theilnahme, welche Zärtlichkeit für das Glück und die Wünſche der Völker! Was hat denn die hohe Bundesverſammlung auf einmal ſo weich gemacht? Iſt etwa Rothſchild's Koch krank geworden? Wie konnte aber . . . . . daß ich ein Narr wäre — da iſt Ihr Brief.

— Fragen Sie mich doch einmal was die Doktrinairs eigentlich bedeuten. Ich weiß es ſelbſt nicht recht, möchte mich darnach erkundigen und Ihnen davon ſchreiben.

— Der * * * * iſt nicht ohne Geiſt und Witz, aber er ſchreibt etwas rauh. Er iſt ein arger Hypochondriſt und ſeine Satyre hat etwas Menſchenfeindliches, das ſie ſauer macht.

— Ja wohl, ich habe es damals ſchon von mehreren Vornehmen gehört, daß ihnen meine Poſtſchnecke ſehr gefallen. Die erſchien ihnen als eine Oaſe in meinen wüſten Schriften. Es war, weil ich mich darin über einen Demagogen und ſeinen langen Bart und über die Turnkunſt luſtig gemacht. Welche Menſchen!

Zwölfter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 20. December 1832

Geſtern kam Victor Hugo's Klage gegen den Miniſter bei dem Gerichte vor. Das Handelsgericht, dem dieſe Sache zufiel, hat im Börſengebäude ſeinen Sitz, und da es gerade die Stunde war in der ich dort täglich vorbeigehe, bekam ich Luſt die Verhandlungen mit anzuhören. Als ich die Treppe hinaufging — mir pochte, wie immer, das Herz vor Zorn und Scham. Es iſt eines der herrlichſten Gebäude der Welt; das Alterthum kannte kaum ein ſchöneres; unter dieſem Säulendache ſollte Phidias Jupiter thronen und ſtrahlen und ſeine Menſchenkinder mit hohem Stolz erfüllen auf ſolch einen Vater! Aber drinnen ſitzt Merkur in einem gepolſterten Lehnſtuhle, mit gekrümmtem Rücken, den Geldbeutel in der Hand und klingelt. Merkur der alte Wucherer, der Phönizier, der Jude, der Mäkler, der Betrüger, der mit falſchen Renten würfelt. Merkur der Schelm, der Meineidige, der Gott der Kaufleute und der Diebe, der am Tage ſeiner Geburt ſich aus der Wiege ſchlich, hinauskroch auf das Landgut ſeines Stiefbruders Apollo, ihm die ſchönſten Ochſen ſtahl und dann, entdeckt, bei dem Haupte ſeines Vaters ſchwur, er wiſſe von gar nichts. Merkur Feind des Schönen, der Liebesläugner, der ſchon als Kind den holden Amor durchgeprügelt und ſeiner Mutter die ihn auf den Schoos genommen, ihren Gürtel ſtahl .... Alſo da ich die Treppe hinaufging, kam eine junge, ſchöne, blaſſe Frau, an dem Arme eines Herrn, die Treppe herunter, und ich hörte, wie ſie einem ihr begegnenden Bekannten ſagte: on étouffe! Ich kehrte wieder um. Mein Leben daran zu ſetzen, um einen halben Tag früher zu erfahren, ob Victor Hugo's König ſich ferner amüſiren werde, oder nicht, ſchien mir Verſchwendung. Abends bei Tiſche ſprach ich einen der dabei war und es ausgehalten. Es war ein junger Menſch von achtzehn Jahren mit überflüſſigem rothem Blute, dem etwas zu erſticken eher geſund als ſchädlich war. Es ſoll fürchterlich geweſen ſein. Ueber dem Lärm, dem Gedränge, dem Angſtgeſchrei hinaus, Fenſter auf, wir erſticken, konnte man kein Wort von den Verhandlungen hören. Einer hat ſeine Hand verloren, die ihm zwiſchen Thüre und Angel zerquetſcht wurde. Der Angſtruf: Fenſter auf, wir erſticken, wurde immer ſtärker und allgemeiner. Der Präſident erklärte, er könne die Fenſter nicht öffnen laſſen; man höre ſchon jetzt wenig, bei offnen Fenſtern würde man gar nichts hören. Da rief Einer: Herr Präſident, ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß ich erſticke! Endlich wurden die Fenſter geöffnet, man trieb den überflüſſigen Theil des Publikums zum Saale hinaus, und die Verhandlungen wurden ruhiger fortgeſetzt. Aus dem, was ich davon in der Gazette des Tribunaux geleſen, will ich Ihnen einiges mittheilen. Dieſes Blatt wird von Advokaten des Juſte-Milieu redigirt. Nun kann man ihnen zwar nicht vorwerfen, daß ſie die gerichtlichen Verhandlungen mit Partheilichkeit darſtellten; keineswegs. Ihre Nemeſis legt in beiden Wagſchalen gleiches Gewicht. Sie hält aber die Wage nicht mit der Hand, ſondern ſie hängt ihr von der Naſenſpitze herab, als der rechten Mitte zwiſchen rechter und linker Hand, welches zur Folge hat, daß ſo oft Nemeſis die Naſe rümpft, die Wage etwas ſchwankt. Doch werde ich das ſchon in Abzug bringen.

Es war ein Rechtsſtreit zwiſchen der romantiſchen und der klaſſiſchen Schule, es war wörtlich nichts anders als das, wie wir ſpäter aus Victor Hugo's Rede ſehen werden — und dieſen Streit ſollte ein Handelsgericht entſcheiden! Iſt das nicht merkwürdig? Die Anhänger der romantiſchen Schule hatten ſich in großer Menge frühzeitig im Saale eingefunden und ſollen ſich ſehr unanſtändig und ungebührlich betragen haben. Als ihr König und Feldherr Victor Hugo eintrat, wurde er von ſeinem treuen Heere mit rauſchendem Beifallklatſchen empfangen; aber es ſchien, daß ihn dieſe kleine Huldigung mehr in Verlegenheit geſetzt als geſchmeichelt habe. Odillon-Barrot, der Advokat des Klägers, nahm das Wort. „Die Berühmtheit meines Clienten überhebt „mich der Pflicht Sie mit ihm bekannt zu machen. „Seine Sendung, die ihm von ſeinem Talente, ſeinem Genie angewieſen, war, unſere Literatur zur „Wahrheit zurückzuführen; nicht zu jener Wahrheit „die nur ein Werk zur Uebereinkunft iſt, zu einer „gemachten Wahrheit; ſondern zu der Wahrheit, die „aus der Tiefe unſerer Natur, unſerer Sitten und „Gewohnheiten geſchöpft wird. Dieſe Sendung, er „hat ſie mit Muth übernommen, mit Ausdauer und „Talent durchgeführt.“ Nun bitte ich Sie, was das für Menſchen ſind! Da iſt Viktor Hugo, der Fürſt der Romantiker, der ſein Land und Volk vertheidigt;

da iſt Odillon-Barrot, der erſte Advokat Frankreichs, der ihm beiſteht, und beide wiſſen nicht einmal, worin das Weſen der Romantik, worin ihr gutes Recht beſteht. Es beſteht nicht in der Wahrheit, wie ſie ſagen, ſondern in der Freiheit. Freiheit und Wahrheit ſind aber zwei ganz verſchiedene Dinge... Dieſe goldenen Worte, die ich da ausſprach werden dem Herrn v. *** ſehr gut gefallen, und er wird ſie rühmen wie meine Poſtſchnecke, und meinen Freunden ſagen, da hätte ich wieder einmal ſehr ſchön geſchrieben und Sie ſollten mich aufmuntern auf dieſem guten Wege zu bleiben. —

Odillon-Barrot forderte für ſeinen Clienten, daß die Comödie-Françaiſe entweder Le roi s'amuse aufführe, oder dem Dichter eine Entſchädigung von 25,000 Franken zahle. Dann geht er zur Rechtsfrage über. Wir wollen uns aber damit nicht aufhalten, uns kümmert blos der kleine, liebe, gute Skandal. Nachdem er gezeigt, daß kein Geſetz vorhanden wäre, das einem Miniſter das Recht gäbe, die Aufführung eines Stückes zu verhindern, ſetzt er hinzu: und gebe es auch ein ſolches Recht, ſo gehört es nicht zu den Amtsbefugniſſen des Miniſters der öffentlichen Arbeiten, und Herr von Argout indem er es in Anwendung brachte, hat ſich alſo eine Gewalt angemaßt die ihm nicht gebührt. — „Aber in der „That, der Herr Miniſter des Handels greift ſehr um ſich; er hat ſich die Verwaltung der Nationalgarde genommen; die Präfekturen ſind ihm untergeordnet, und jetzt maßt er ſich noch die Direktion der Theater an, die durch ein Geſetz der hohen Staatspolizei vorbehalten wurde. Wenn das ſo iſt, was wird denn dem armen Miniſter des Innern noch übrig bleiben.“ Großer Beifall und allgemeines Gelächter. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß unſer guter Monarch Louis Philipp, von den republikaniſchen Inſtitutionen, die ihm umgaben. ſich ſo geängſtigt fühlte daß er beſchloß ſich gleich Napoleon einen Polizei-Miniſter zu geben, der auf dieſe republikaniſche Inſtitutionen Acht haben ſollte. Aber es war noch um einige Monate zu frühe. Die Berry war noch nicht gefangen, Antwerpen noch nicht eingenommen und die Adreſſe der Kammer noch nicht erlangt. Darum begnügte er ſich einſtweilen, Thiers in's Geheim zum Polizei-Miniſter zu ernennen, und ihm öffentlich den Titel eines Miniſters des Innern beizulegen. Alle Geſchäfte aber, die ſonſt dem Miniſter des Innern oblagen, wurden ihm entzogen und dem Miniſter des Handels zuertheilt, und Thiers behielt nur die Polizei und einige Aemter die mit ihr verwandt ſind.

Jetzt nahm Victor Hugo das Wort und ſprach wie ein Poet und zwar wie ein romantiſcher Poet. Ein Dutzend ſolcher Reden vor einem deutſchen Handelsgerichte gehalten, würden es verlernen machen, welch ein Unterſchied zwiſchen einer Schuldverſchreibung und einem Wechſel ſei. Es war ein Corpus Juris oder eine Frankfurter Stadtreformation in Almanachsformat gedruckt und in Seide eingebunden. Er ſagte, er hielt es für ſeine Pflicht, die kecke und ſtrafbare Handlung, welche in ſeiner Perſon die Rechte aller gekränkt, ohne ſtreng und feierlichen Widerſpruch nicht vorübergehen zu laſſen. Dieſe Sache ſei keine gewöhnliche, nicht eine bloße Handelsangelegenheit, eine perſönliche. „Nein. meine Herren es iſt mehr „als das, es iſt der Prozeß eines Bürgers gegen „die Regierung.“ . . . . „Ich hoffe, Sie werden was „ich Ihnen zu ſagen habe mit Theilnahme anhören, „Sie werden durch Ihren Richterſpruch die Regierung „belehren, daß ſie auf böſem Wege iſt, und daß ſie „Unrecht hat, die Kunſt und die Wiſſenſchaft mit „ſolcher Ungeſchliffenheit zu behandeln; Sie werden „mir mein Recht und mein Eigenthum wieder geben; „Sie werden die Polizei und die Cenſur, die nächt„licher Weiſe zu mir gekommen ſind und, nach Er„brechung der Charte, mir meine Freiheit und mein „Geld geſtohlen, auf der Stirne brandmarken.“ Eine Polizei und eine Cenſur brandmarken — es iſt doch gar zu ſchauderhaft! — „Die Bewegungs„gründe welche die Geſellen der Polizei einige Tage „lang gemurmelt haben um das Verbot dieſes Stückes

„zu erklären, ſind dreierlei Art: es iſt der moraliſche „Grund, der politiſche Grund und, es muß geſagt „werden, ſo lächerlich es auch iſt, der literäriſche „Grund. Virgil erzählt, daß zu den Blitzen, welche „Vulkan für Jupiter verfertigt, drei verſchiedene „Stoffe genommen wurden. Der kleine miniſterielle „Blitz, welcher mein Drama getroffen, und den die „Cenſur für die Polizei geſchmiedet hatte, iſt aus „drei ſchlechten Gründen zuſammengedreht, gemengt „und gemiſcht." Der Dichter unterſucht nun dieſe drei Gründe. Ueber den Vorwurf der Unmoralität bemerkt er: „Alle vorgefaßte Meinungen, welche gegen „die Moralität meines Werkes zu verbreiten der Polizei auf einen Augenblick gelungen war, ſind in „dieſer Stunde wo ich da ſpreche verſchwunden. „Drei tauſend Exemplare des Buches in der Stadt „verbreitet, als ſo viele Advokaten, haben meinen „Prozeß geführt und gewonnen." Betreffend den politiſchen Grund des Verbots beruft ſich Victor Hugo auf die Vorrede ſeines Dramas, und führt die dort befindliche Stelle an, die ich Ihnen früher mitgetheilt. Nach dieſer Anführung bemerkt er: „Dieſe Schonung zu welcher ich mich verbindlich ge„macht, ich werde ſie halten. Die hohen Perſonen, „welchen daran liegt, daß dieſer Streit würdig und „anſtändig bleibe, haben nichts von mir zu fürchten;

„ich bin ohne Groll und ohne Haß. Nur daß die „Polizei einem meiner Verſe einen Sinn gegeben, „den er nicht hatte, das, erkläre ich, iſt unverſchämt „und gleich unverſchämt gegen den König wie gegen „den Dichter. Die Polizei wiſſe es ein für alle „Male, daß ich keine Stücke mit Anſpielungen mache. „Sie laſſe ſich das geſagt ſein.“

„Nach dem moraliſchen und dem politiſchen „Grunde kömmt der literäriſche. Daß eine Regierung aus literäriſchen Bewegungsgründen ein Stück „verbietet, das iſt ſeltſam, aber es iſt wirklich ſo. „Erinnern Sie ſich, wenn es ſich ja der Mühe lohnte, „ſich einer ſolchen Sache zu erinnern, daß im Jahr „1829, als die erſten ſogenannten romantiſchen „Werke auf dem Theater erſchienen, zur Zeit wo die „franzöſiſche Comödie Marion de Lorme annahm, „eine von ſieben Perſonen unterzeichnete Bittſchrift „dem Könige Karl X. überreicht wurde, worin man „verlangte, daß das Theater Français ohne weiteres, „und von wegen des Königs, allen Werken die man „die neue Schule nannte verſchloſſen werden möge. „Karl X. lachte und antwortete mit Geiſt, daß in „literariſchen Angelegenheiten, er, wie wir alle, nur „ſeinen Platz im Parterre habe. Die Bittſchrift ſtarb an ihrer Lächerlichkeit. Nun wohl,

„meine Herren, heute ſind mehrere von den Unterzeichnern
„jener Bittſchrift, Deputirte, einflußreiche
„Deputirte der Majorität, die Theil an der Macht
„haben und über das Budget ſtimmen. Um was ſie
„1829 ängſtlich baten, das haben ſie, mächtig wie
„ſie ſind, 1832 thun können. Das öffentliche Gerücht
„erzählt wirklich, daß ſie es waren die den
„Tag nach der erſten Aufführung, in der Deputirtenkammer
„den Miniſter angegangen und von ihm erlangt
„haben, daß, unter allen möglichen und moraliſchen
„und politiſchen Vorwänden Le roi s'amuse
„unterdrückt werden ſolle. Der Miniſter, ein ſchlichter,
„unſchuldiger, gutmüthiger Menſch, ging in die
„Falle . . . . Es iſt merkwürdig! Die Regierung
„leihet 1832 der Akademie ihre bewaffnete Macht!
„Ariſtoteles ein Staats-Grundgeſetz geworden! Deputirte
„welche Karl X. abgeſetzt haben, arbeiten in
„einem Winkel an der Reſtauration Boileaus! Wie
„armſelig!"

Jetzt erinnert ſich Victor Hugo, daß er der Regierung gedroht ihr Feind zu werden, und fängt gleich an zu zeigen, daß es ihm mit der Drohung Ernſt geweſen. „Doch verhehle ich mir es nicht, „daß die Zeit in der wir ſind, nicht mehr jenen letzten „Jahren der Reſtauration gleicht, wo der Wider-

„ſtand gegen die Anmaßungen der Regierung ſo ge-
„prieſen, ſo aufgemuntert, ſo volksthümlich war.
„Die Ideen von Ruhe und Macht, genießen in die-
„ſem Augenblick größere Gunſt als die von Fort-
„ſchreiten und Freiheit. Es iſt das eine natürliche
„Rückwirkung der Revolution von 1830, wo wir alle
„unſere Freiheiten im Sturmſchritte zum zweitenmal
„genommen haben. Aber dieſe Rückwirkung wird
„nicht lange dauern. Unſere Miniſter werden ſich
„eines Tags über das unverſöhnliche Gedächtniß er-
„ſtaunen, mit welchen ſelbſt diejenigen Menſchen, die
„jetzt ihre Majorität bilden, ihnen alle die Ungerech-
„tigkeiten zurückrufen werden, die man heute ſo ſchnell
„zu vergeſſen ſich den Anſchein giebt . . . Ich muß
„es hier ſagen, ich habe ſtarke Gründe zu glauben,
„daß die Regierung dieſen Schlaf des öffentlichen
„Geiſtes benutzen wird, um die Cenſur in aller Form
„einzuführen, und daß meine Sache nur ein Vorſpiel,
„eine Vorbereitung, eine Bahn zur allgemeinen Achts-
„erklärung aller Theater-Freiheiten iſt. Indem ſie
„kein Repreſſiv-Geſetz gab, indem ſie gefliſſentlich
„ſeit zwei Jahren die Ausſchweifungen der Bühne
„alle Dämme überſchreiten ließ, glaubte die Regie-
„rung in der Meinung aller geſitteten Menſchen,
„welche jene Ausſchweifungen empören mußten, ein
„günſtiges Vorurtheil für die dramatiſche Cenſur ge-

„ſchaffen zu haben. Meine Meinung iſt, daß ſie „ſich betrügt, und daß in Frankreich die Cenſur nur „eine verhaßte Geſetzwidrigkeit bleiben wird.“

„Und bemerken Sie, daß in dieſer Reihe willkührlicher „Handlungen, die ſeit einiger Zeit auf einander „folgen, die Regierung aller Größe, aller Offenheit, „alles Muthes ermangelt. Dieſes ſchöne, obzwar „noch unvollendete Gebäude, welches die Juli-„Revolution entworfen hat die Regierung untergräbt „es langſam, unter der Erde leiſe, auf krummen „Schleichwegen. Sie faßt uns verrätheriſch von hinten, „in einem Augenblicke wo wir uns deſſen nicht „verſehen. Sie wagt mein Stück vor der Aufführung „nicht zu cenſiren, ſie legt den andern Tag die „Hand darauf. Sie macht uns unſere weſentlichen „Freiheiten ſtreitig; ſie chikanirt uns in unſern beſterworbenen „Gerechtſamen; ſie ſetzt das Gerüſte „ihre Willkühr auf einen Haufen alter, wurmſtichiger, „abgekommener Geſetze; ſie ſtellt ſich, uns unſere „Freiheiten zu rauben, in einem Hinterhalte, in dem „Speſſart kaiſerlicher Dekrete, durch welchen die „Freiheit nie kömmt ohne ausgeplündert zu werden.“ (Victor Hugo ſagte, Foret de Bondi; aber ich habe Speſſart daraus gemacht, denn ich binn ein guter Patriot. Ich ſchreibe vaterländiſche Briefe wie

Herr von Gagern in der allgemeinen Zeitung, und bei mir hat alles eine deutſche Tendenz.)

„Ich ſage unſere Regierung nimmt uns Stück„weiſe alle die Rechte und Freiheiten, die wir in „den vierzig Jahren unſerer Revolution erworben „haben. Ich ſage, es kömmt der Rechtlichkeit der „Gerichtshöfe zu, ſie auf dieſem Wege, der ſo ver„derblich für ſie ſelbſt als für uns iſt, einzuhalten.... „Bonaparte, als er Conſul und Kaiſer wurde, wollte „auch den Despotismus; aber er machte es anders. „Gerade zu und mit einem Schritte trat er hinein. „Er gebrauchte keine jener erbärmlichen, kleinlichen „Pfiffe, mit welcher man uns heute, eine nach der „andern, alle unſere Freiheiten aus der Taſche ſpielt „die alten wie die neuen, die von 1830, wie die „von 1789. Napoleon war kein Duckmäuſer und „kein Heuchler. Napoleon ſtahl uns nicht im Schlafe „unſere Rechte eines nach dem andern, wie man es „jetzt thut. Napoleon nahm alles auf einmal, mit „einem einzigen Griffe, und mit einer einzigen Hand. „Der Löwe hat nicht die Art des Fuchſes."

„Damals, meine Herren, war es groß! Reich, „Regierung, Verwaltung — Ganz gewiß war es „eine Zeit unerträglicher Tyrannei; aber erinnern

„wir uns, daß wir unſere Freiheit in Ruhm reichlich
„bezahlt erhielten. Das Frankreich von damals,
„hatte wie Rom unter Cäſar, eine zugleich unterwürfige
„und ſtolze Stellung. Es war nicht das Frankreich
„wie wir es wollen, das freie ſich ſelbſt beherrſchende
„Frankreich; es war Frankreich. Sklave
„eines Mannes und Gebieter der Welt.“

„Damals, das iſt wahr, nahm man uns die
„Freiheit; aber man gab uns ein erhabenes Schauſpiel
„dafür. Man ſagte: an dieſem Tage, zu dieſer
„Stunde, werden wir in dieſe Hauptſtadt hineingehen,
„und am beſtimmten Tage zur beſtimmten
„Stunde, zog man dort ein. Man entthronte eine
„Königsfamilie mit einem Dekrete des Moniteurs.
„Man ließ ſich alle Arten Könige, in ſeinem Vorzimmer
„herumtreiben. Hatte man den Einfall eine
„Säule aufzurichten, ließ man vom Kaiſer von Oeſtreich
„das Metall dazu liefern. Man regelte, ich
„geſtehe es, etwas eigenmächtig die Verhältniſſe der
„franzöſiſchen Schauſpieler; aber die Verordnung
„war von Moskow datirt. Man nahm uns alle unſere
„Freiheiten, ſage ich; man hatte ein Cenſur-
„Büreau, man zerſtampfte unſere Bücher, man ſtrich
„unſere Stücke von dem Anſchlagezettel; aber auf
„alle unſere Klagen konnte man uns mit einem ein-

„zigen Worte prächtige Antworten geben, man konnte „uns antworten: Marengo! Jena! Auſterlitz!"

„Damals, ich wiederhole es, war es groß; heute „iſt es klein. Wie damals gehen wir der Willkühr „entgegen, aber wir ſind keine Koloſſen mehr. Un„ſere Regierung iſt keine ſolche, die uns über den „Verluſt unſerer Freiheit zu tröſten verſteht. Be„trifft es die Kunſt — wir entſtellen die Tuilerien; „betrifft es den Ruhm — wir laſſen Polen unter„gehen. Doch hindert das unſere kleinen Staats„männer nicht, die Freiheit zu behandeln, als wenn „ſie wie Despoten gewachſen wären; Frankreich un„ter ihre Füße zu ſtellen, als hätten ſie Schultern „die Welt zu tragen. Wenn das noch wenige Zeit „ſo fortgeht, wenn die vorgeſchlagenen Geſetze ange„nommen werden, wird der Raub aller unſerer Frei„heiten vollendet werden. Heute läßt man mir von „einem Cenſor die Freiheit des Dichters nehmen, „morgen wird man mir durch Gensdarmen die Frei„heit des Bürgers nehmen laſſen. Heute verbannt „man mich vom Theater, morgen wird man mich „aus dem Lande verbannen. Heute knebelt man „mich, morgen wird man mich deportiren; heute der „Belagerungs-Zuſtand in der Literatur, morgen in „der Stadt. Von Freiheit, Garantien, Charte,

„öffentlichem Rechte, kein Wort mehr; nichts da. „Wenn nicht die Regierung, von ihrem eignen Intereſſe beſſer berathen, auf dieſem Abhange einhält, „während es noch Zeit iſt, werden wir ſehr bald „allen Despotismus von 1807 haben, und ohne den „Ruhm. Wir werden das Kaiſerreich haben ohne „Kaiſer."

„Noch zwei Worte, meine Herren, und möchten „ſie Ihnen, wenn ſie berathſchlagen, gegenwärtig „ſeyn. In dieſem Jahrhunderte gab es nur einen „großen Menſchen, Napoleon, und eine große Sache, „die Freiheit. Wir haben den großen Menſchen „nicht mehr, ſuchen wir wenigſtens die große Sache „zu behalten."

Sprach's! wie Voß im Homer zu ſagen pflegt. Das Urtheil wird erſt in vierzehen Tagen geſprochen... Da fällt mir ein, das ich etwas vergeſſen, das ſchön iſt. Das Geſetz aus welchem der Miniſter ſein Recht ein Stück zu verbieten herleitet, ſtammt aus der Schreckenszeit der Republik und wurde im Jahr 1793 gegeben. Darin heißt es wörtlich: Die Theater ſollten wöchentlich dreimal, Brutus, Wilhelm Tell, Timoleon und überhaup nur republikaniſche Stücke aufführen, aber jedes Drama von der Bühne entfernt halten, das geeignet iſt den öffentlichen Geiſt zu verderben, und den ſchmählichen Aberglauben des Königthums wieder aufzuwecken. Wozu ſich doch der Teufel nicht alle brauchen läßt — ſogar zum Engel! Merkwürdig!

Dreizehnter Brief.

Paris, Montag, den 24. Dezember 1832.

— — — Heute Nachmittag verkündete der Donner der Kanonen die Uebergabe von Antwerpen. Ich ſage: der Donner, weil das ſo üblich iſt; gehört habe ich nichts davon. Auf der Straße wurde der Sieg für zwei Sous ausgerufen; aber ich kaufte ihn nicht, ſondern ging nach Hauſe um mit Ihnen zu überlegen, ob die Einnahme von Antwerpen zwei Sous werth ſei. Wer weiß! Was mag der König Philipp froh ſeyn, daß der Theater-Vorhang endlich gefallen iſt, was mag er Furcht vor ſeinem eignen Muthe gehabt haben! Welche artigen höflichen Briefe mag er heute an alle Tyrannen Europens geſchrieben und ſie um Verzeihung gebeten haben für die ſehr große Freiheit die er ſich genommen, eine Citadelle zu erobern! Das war wieder ein ächt monarchiſcher Krieg, eine Schachpartie, wo ſich

Bauern für den König ſchlugen. Zu vertheidigen war Antwerpen gar nicht, nicht mit aller Tapferkeit; der König von Holland wollte ſeine Ehre retten Die Ehre eines Königs erhält ſich nur, im Blute — das iſt bekannt. Es iſt mir als wenn ich dabei wäre: der Marſchall Gerard wird den General Chaſſé zu Tiſche bitten und da werden ſie ſich wechſelſeitig die artigſten, ſchönſten Dinge von der Welt ſagen; dem Einen für ſeine heldenmüthige Vertheidigung, dem Andern für ſeinen heldenmüthigen Angriff. Es wird viel gelacht und Champagner getrunken und vor der Thüre ſpielt die Regimentsmuſik. Unterdeſſen jammern die holländiſchen und franzöſiſchen Verwundeten in den Spitälern, unterdeſſen jammern ihre Mütter, Weiber und Bräute. Der Herzog von Orleans zieht triumphirend in Paris ein, Marſchall Gerard wird belohnt, und die Gebliebenen bekommen den Orden des heiligen Grabes. Warum? Leſen Sie in den Spaziergängen eines Wiener Poeten, das herrliche Gedicht. Warum? „Von dem poßierlich kleinen Männlein, das ſich auf der Sprache garbenreichem, unermeßnem Ernteſeld ein einziges goldnes Körnlein liebend auserwählt; das Männerwort: Warum?“ Ich bin ſelbſt ſolch ein poßierlich kleines Männlein: wenn man mir den Kopf herunterſchlüge, er murmelte immer fort: warum? — Doch wer weiß! die heilige

Allianz hat den franzöſiſchen Löwen wieder einmal brüllen hören, und iſt er auch noch in ihrem Käfig, ſo erinnert ſie das doch, daß es ein Löwe ſei und keine Katze. Vielleicht erſchrickt ſie darüber, vielleicht bekömmt ſie größere Furcht vor Frankreich als vor Hambach und fängt Krieg an und dann iſt uns geholfen. Ich bin ſo hoffnungslos, daß alles mir Hoffnung giebt. Ich habe manchmal Mitleid mit mir ſelber und komme mir vor wie jener ſchwediſche Soldat, der das Rauchen ſo leidenſchaftlich liebte, daß, als ihm einſt im Kriege der Taback mangelte, er an einem angezündeten Strohhalm dampfte. Ein Biſchen Strohrauch wird mir zur Wolke, jede Wolke zum Himmel, und von jedem Himmel hole ich die Freiheit herab. Und welche Freiheit! Es iſt ſo wenig was ich fordere. Ich verlange nichts als Hoſen, für mich und meine deutſchen Kameraden, und daß uns nicht jedes alte Weib von Regierung ſoll immerfort dutzen dürfen. Mein einziger Ehrgeiz iſt Deutſchlands Oedip zu werden, der es von der Augsburger Sphinx befreit, die mich noch zu Tode ärgert. Sie iſt ſchuld an meinen Zahnſchmerzen. Täglich bringt der Berliner Correſpondent eine diplomatiſche Nuß zum aufknacken; ich nehme ſie in den Mund, beiße zu mit allen Kräften der Zähne — und die Nuß iſt hohl, zerbricht wie Eierſchaalen, meine Zähne knirſchen unvermuthet auf einander und meine erſchrockenen Nerven zittern von den Zehen bis zu den Haaren. Unt das muß man ſich gefallen laſſen, muß ſchweigend zuſehen, wie dieſer Berliner Affe die Zunge gegen die franzöſiſche Regierung und das deutſche Volk herausſtreckt, und darf ihm nicht auf das Maul ſchlagen!

Vierzehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 30, Dezember 1832.

Louis Philipp, der gute Friedensrichter, hat ſeine Gerichtsdiener, nachdem ſie jetzt den König von Holland ausgepfändet, gleich wieder aus Belgien zurückgerufen. Ich fange an zu glauben, der Mann iſt ein Philiſter. Es wäre merkwürdig! Iſt er kein Böſewicht, oder iſt er nicht wahnſinnig, iſt er ein Philiſter. Seine königlichen Vorfahren, durch viele Jahrhunderte, waren der Reihe nach, einige groß, die meiſten klein; manchmal gut, öfter ſchlecht; viele leer, die meiſten unmäßig. Aber ſo glatt geſtrichen, wie ein Scheffel Hafer, gleich dieſem Louis Philipp, war noch kein franzöſiſcher König. Die Andern hatten ihre Leidenſchaften, ſie hatten ihre Krankheiten; aber dieſe Leidenſchaft der Ruhe, dieſes Ordnungsfieber hatte keiner von ihnen. O Gott! mußte ich das noch erleben, daß die Könige Hofräthe werden! Und ſeine Dintenlecker, ſeine beſoldeten Redner und Zeitungsſchreiber, was ſie ihm Hymnen ſingen! So wurde nicht Achilles und Hektor, nicht Alexander, nicht Cäſar, nicht Napoleon beſungen. Sie ſagen: vor Antwerpen ſei ein Krieg geführt worden, wie noch keiner. Die Franzoſen hätten nicht für die Freiheit gekämpft, wie unter der Republik, nicht für den Ruhm, wie unter Napoleon, ſondern für die Geſetze hätten ſie gekämpft, es ſei ein legaler Heroismus geweſen. Für die Geſetze wären Frankreichs Heldenſöhne drei Wochen lang zwei Fuß tief im Waſſer geſtanden, und hätten ſich beregnen und niederſchmettern laſſen, und hätten dabei ihren fröhlichen Muth behalten; nicht aber die Marſellaiſe geſungen, wie die revolutionairen Blätter gelogen, ſondern die guten Kinder hätten gerufen: vive le roi, vive le roi! . . . Und darum jene drei heißen Juli-Tage, und darum kam uns die Sonne um drei Erdfernen näher, um zwei armſelige Könige, einen Regenten und einen Herzog auszubrüten! Einen Braunſchweiger Herzog, der kürzlich auf jeden falſchen Zahn ſeiner Unterthanen ſeine Abgabe von zwei Thaler gelegt hat, vierundſechszig Thaler für einen ganz falſchen Mund! (Wenn dieſer gute Herzog viele Beamten und Höflinge hat, muß er ein reicher Fürſt werden.) Und darum dieſes dreitägige Feſt, welches die Götter ſelbſt mit ihrer Gegenwart beehrten, um den Namenswechſel einiger Tyrannen zu feiern! Und darum verſchleuderte Jupiter in drei Tagen alle ſeine Blitze um ein frommer Juriſt zu werden, und Götter und Menſchen ferner durch Conferenzen und Protokolle zu beherrſchen! Was iſt da zu machen? Ich will mir einen Haarbeutel anhängen und mich von dem Fürſten von Sigmaringen zum Legationsrath ernennen laſſen.

Ein deutſcher Eſel in London hat in einem engliſchen Journale von meinen Briefen geſprochen; ein deutſcher Eſel in Leipzig hat das im literariſchen Converſationsblatt überſetzt und ein deutſcher Eſel in Paris hat mir den Artikel zu leſen gegeben und darauf geſchworen, ein Engländer habe das gemacht. Ein Engländer ſoll geſagt haben: „Wir lieben eine vernünftige Preßfreiheit!“ Ein Engländer ſoll durch vier Seiten von Jude geſprochen und geſagt haben: ich ſei „eingeſtandenermaßen“ ein Jude! Eingeſtandenermaßen — wie gefällt Ihnen das? Ein Engländer habe geſagt: das Ganze habe eine Satyre ſein ſollen auf das Reden und Treiben der Liberalen! Ein Engländer: ich ſei ein kalter Menſch, ohne allen Enthuſiasmus, und man höre es mir an, daß mir alles gleich wäre, ſo oder ſo! Dieſes Lumpengeſindel iſt nur zu Löſchpapier zu gebrauchen; aber ſie drucken ihr beſtes darauf und nennen es gutes weißes Druckpapier. Sie verſtehen das nicht, Sie haben nicht den Witz davon; aber wüßten Sie was das heißt gutes weißes Druckpapier, das gäbe Ihnen ein lebhafteres Bild von unſerm öffentlichen Leben. O das Vieh — eingeſtandenermaßen!

Vorigen Sommer unternahmen einige Deutſche in London, ein freiſinniges Blatt in deutſcher Sprache. Als dort der Oeſterreichiſche und der Preußiſche Geſandte das erfuhren, ließen ſie von einem ihrer vertrauten Geſellen ein ähnliches Blatt ankündigen, das ſie verſchenkten oder wohlfeil weggaben, um das andere zu unterdrücken. Ihre Abſicht gelang ihnen auch. Wenn man Patriotismus, Muth und Beharrlichkeit genug hätte, mich hier in Paris bei ſolch einem wohlthätigen Unternehmen zu unterſtützen, nicht dem ganzen diplomatiſchen Korps den Nunzius an der Spitze ſollte es gelingen, mich niederzudrücken, zu ſchrecken oder zu beſtechen. Aber . . . . aber . . . gutes weißes Druckpapier!

Montag, den 31. Dezember.

Ein neues Journal auf das kommende Jahr, das heißt auf Morgen angekündigt. L'Europe littéraire, Joural de la Littérature nationale et étrangère. Das einzige Intereſſante bei der Sache iſt, daß Heine die Redaction der deutſchen Litteratur übernommen, alles Uebrige, fürchte ich, iſt Wind und wird zu Waſſer werden wie jeder Wind. Die Natur mag es mir verzeihen wenn ich ihr Unrecht thue, ich weiß wahrhaftig nicht gewiß, ob jeder Wind zu Waſſer wird; aber es ſteht einmal da. Die Ankündigung des Journals liegt vor mir: Prospectus confidentiel inprimé pour MM. les fondateurs et les redacteurs de l'Europe littéraire. Ich habe keine Geheimniſſe vor Ihnen, und Sie ſollen alles erfahren.

Pour nous faire l'écho fidèle des littératures et des Arts de tous les peuples, et arriver ainsi à cette universalité qui sera le but constant de nos efforts, nous avons dû nouer d'immenses relations, non seulement avec les académies et les corps savants de nos provinces et des diverses capitales de l'Europe, qui représentent les centres d'autant de cercles partiels, mais encore nous mettre en rapport direct avec tous les comités littéraires et artistes du monde civilisé. Nous devons dire qu'en France, comme à l'étranger, tous les noms célèbres dans la littérature, la philosophie et les diverses branches de l'art, ont accueilli notre projet avec le même enthousiasme, et qu'ils ont promis de contribuer de leurs travaux et de leurs noms au succès de cette grande et utile entreprise.“ Das iſt alles Wind! Was wenigſtens die berühmten deutſchen Litteratoren betrifft, ſo iſt nicht möglich, daß ſie verſprochen haben, an dem neuen Journale mitzuarbeiten, oder der Hofrath Rouſſeau in Frankfurt müßte ein Lügner ſeyn, was auch nicht möglich iſt. Dieſer hat ja kürzlich erſt bekannt gemacht „daß die vorzüglichſten Schriftſteller Deutſchlands“ ſich verpflichtet hätten in ſein Frankfurter Converſations-Blatt zu ſchreiben; und um ein Journal das der Hofrath Rouſſeau redigirt intereſſant zu machen, das allein könnte ſchon alle Kraft und Zeit einiger Dutzend Voltaires beſchäftigen. Was bliebe ihnen für Paris übrig? Alſo gelogen. Weil ich gerade von ihm ſpreche -- neulich erzählte mir jemand: in einem neuen Bande liri-liri-lirili-lyriſcher Gedichte von Rouſſeau ſtehe auch eine Ode an den berühmten Pfeilſchifter, worin dieſem geſungen wird, er habe wie ein mächtiger Sturmwind, alle Demagogen, gleich welken Blättern vor ſich hergetrieben. Wenn Sie mich lieb haben, wenn Sie mich erquicken wollen, ſchicken Sie mir das Gedicht.

Jetzt das Waſſer. „La politique sera complètement exclue de l'Europe littéraire. Notre feuille, ainsi concentrée dans le domaine de l'art, restera toujours placée en dehors des passions du moment: elle formera, pour ainsi dire, un territoire neutre, où pourroit demeurer et vivre en paix tous les partis et toutes les opinions. Le premier avantage, qui résultera pour notre recueil de cette exclusion totale de la politique, c'est qu'il pourra franchir toutes les frontières, et trouver auprès de tous les gouvernemens la protection et l'appui nécessaires au succès universel qu'il l'ambition d'obtenir. Dejà des hauts patronages sont assurés à l'Europe littéraire. Nous avons l'espoir de recontrer partout cette même bienveillance qui ne manqua jamais aux publications dont l'art et le progrès furent le but unique et special" . . . . Ich muß in der Mitte aufhören um zu horchen; es iſt zehen Minuten vor Mitternacht.

Hoch! Hoch! Hoch!

Dienſtag, den 1. Januar 1833

Ich kehre zum franzöſiſch-europäiſch-litterariſchen Winde zurück. Der Herausgeber des neuen Journals ſchrieb früher den Figaro mit viel Geiſt und Witz. Unter der Regierung Caſimir Periers zog er ſich mit ſeinem Witze, ſeinem Gelde und ſeiner Tugend zurück, und hing, wie man zu ſagen pflegt, die Politik an den Nagel, das haben ſchon viele gethan; es iſt eine gefahrloſe Inokulation des Galgens. Seitdem lebt er von ſeinen Renten. Die Moral eines Schriftſtellers hat in Frankreich große Fortſchritte gemacht. Der ärgſte Schelm wenn er ſein Gewerbe verſteht, kann mit dem Code moral in der Hand ſich vor die himmliſchen Aſſiſen ſtellen, und Gott und ſeine Engel keck herausfordern, ihm den Paragraphen zu nennen, den er übertreten. Ein deutſcher Journaliſt verkauft ſein Gewiſſen, ein franzöſiſcher verkauft ſeine Aktien. So kömmt das Journal in andere Hände und man braucht die eignen nicht zu beſchmutzen. Ein deutſcher Journaliſt ſtellt ſich an den Pranger, ein franzöſiſcher begnügt ſich ihn zu verdienen. Der Unternehmer der Europe littéraire, der die Gefahren der Tugend einmal kennen gelernt, meidet ſie ängſtlich und, um nicht zum zweitenmale in Verſuchung zu kommen, ſeine Aktien zu verkaufen, nahm er ſich lieber vor, das neue Journal von aller Politik rein zu halten. Daher hat er auch hauts patronages gefunden, nämlich eine große Menge Ariſtokraten und Juſte-Milianer, die das Unternehmen mit Geld unterſtützen. Sie ſind hier wie bei uns, es iſt gar kein Unterſchied. Sie glauben auch, es ſei möglich dem Geiſte der Zeit eine andere Richtung zu geben, und wenn man die Aeſthetik gut bezahlt, werde die ungereimte Politik zu Grunde gehen. Sie ſehen nicht ein, daß es ihnen an Verſtand mangelt, ſie glauben nur es mangle ihnen an Geld. Sie begreifen nicht, daß es ihnen an Kopf fehlt, ſie meinen es fehlen ihnen nur die Köpfe Anderer — zum Abſchlagen. Käme ich morgen zu dem erſten Miniſter jedes Staates auf dem europäiſchen Feſtlande und brächte ihm tauſend Million Dukaten und einen ausführbaren Plan, hundert Tauſend unruhige Köpfe nach beliebiger Auswahl herunter zu ſchlagen — er beſtellte mich auf übermorgen wieder, und verſpräche mir bis dahin die gute alte Zeit wieder herzuſtellen. Ich glaube ihr Irren kömmt daher, daß ſie die Geſchichte nicht kennen oder nicht verſtanden haben, die Welt wurde immer von einer Idee beherrſcht, und Völker wie ihre Regierungen mußten ſich ihr unterwerfen. Zwiſchen einer und der andern Idee, kam aber immer ein Jahrhundert des Stillſtandes; da ſchlief die Menſchheit.

Dieſe Zeit des Schlafes benutzten die Machthaber um die Völker zu unterjochen. Dieſe erwachten und da gab es Revolutionen — da war erſt das Chriſtenthum, dann die Völkerwanderung, dann kamen die Kreuzzüge, darauf die Rückkehr der Künſte und Wiſſenſchaften nach Europa, dann folgte die Reformation, endlich die Idee der Freiheit. Zwiſchen dem Frieden der die Religionsſtreitigkeiten endigte und der franzöſiſchen Revolution war ein Jahrhundert des Schlafes, und während dieſer Zeit bildete ſich das miniſterielle Regieren aus, das früher gar nicht ſtatt fand. Die Menſchheit erwachte endlich und ihr neues Tagewerk war die Idee der Freiheit, für die Machthaber die gefährlichſte unter allen; denn die Freiheit iſt eigentlich keine Idee, ſondern nur die Möglichkeit, jede beliebige Idee zu faſſen, zu verfolgen und feſtzuhalten. Man kann eine Idee durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht. Wenn die Fürſten ihren Völkern ſagen: wir geben euch Friede, Ordnung, Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Handel, Gewerbe, Reichthum für die Freiheit — antworteten die Völker: Freiheit iſt das alle zugleich; wozu ſie wechſeln laſſen, wozu uns mit der Scheidemünze unſeres Glücks beſchleppen? Es iſt alſo da gar nichts zu machen und die Europe littéraire wird die Welt nicht ändern. Uebrigens erſcheint ſie viermal wöchentlich in groß Folio „sur papier grand-raisin vélin, satiné.“ Das würde man bei uns ein Prachtwerk nennen, ein deutſches Nationalwerk. Davon würden nur 36 Exemplare abgezogen für unſere 36 Fürſten, die andern aber bekämen das Journal auf gutem weißem Druckpapier.

Heute Vormittag habe ich im magnetiſchen Schlafe die Poſtzeitung von dieſem Morgen geleſen. Auf der erſten Seite ſteht ein Neujahrsgedicht, von Glaube, Liebe und Hoffnung. Glaube iſt Friedrich Wilhelm, Liebe iſt Franz und Hoffnung iſt Nicolas. Habe ich recht geleſen? Später ward es mir etwas dunkel und ich konnte nicht unterſcheiden ob „Jakob hatte ſieben Söhne“ darin ſteht.

Mittwoch, den 2. Januar.

Sie ſind klug. Sie geben mir auf Neujahr ein Trinkgeld und ziehen mir es dann an meinem Lohne wieder ab. Warum habe ich heute keinen Brief von Ihnen? Iſt das Recht? Iſt das ſchön?

Fünfzehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 2. Januar 1833.

Ihr Päckchen wurde mir geſtern gebracht: Die Didaskalia, die Xenien, der Taback, das Büchlein von Goethe und der falſche Liberalismus. Den letztern habe ich jetzt zweimal. Es entgeht keiner ſeinem Schickſale: ich und der Krug, wir waren beſtimmt: er, von mir geleſen zu werden, ich, ihn zu leſen. Erſt vor wenigen Tagen kaufte ich ihn für dreißig Sous, weil man mir geſagt, daß ich darin ſtünde. Ich las die Stelle, die mich betrifft, welche mich meine Neugierde leicht finden ließ, und dann wollte ich die Schrift von vorn leſen. Aber bei'm Aufſchneiden der Blätter fand ich: „Die Servilen wollen *ſehr viel*, aber die Liberalen wollen *lieber alles*" — und das ſei das witzigſte was je aus einem deutſchen Munde gekommen und könne ſich mit dem beſten franzöſiſchen Calembourg meſſen. Dann kam unter meinem Meſſer hervor: „ebendeshalb“. Da verlor ich die Geduld. Was ſoll ich mit ſo einer alten Köchin machen? Was kann ich mit einem Hofrathe anfangen, der Ebendeshalb ſchreibt? Eben deshalb warf ich das Buch in meinen Papierkorb. Da Sie mir es aber auch geſchickt, erkenne ich darin den Finger Gottes. Ich werde es leſen und Ihnen dann meine Meinung darüber ſagen. Dieſer Krug iſt Profeſſor in Leipzig und hat nach der polniſchen Revolution, weil er gegen die Polen geſchrieben — ich weiß nicht, ob Prügel bekommen, oder Prügel verdient, oder Prügel gefürchtet. Aber eins von dieſen drei Dingen hat ſich ereignet. Er iſt einer der breiteſten Köpfe Deutſchlands. Die ſchöne Welt hält ihn für einen großen Philoſophen, weil er ſo langweilig iſt, und die Philoſophen halten ihn für einen ſchönen Geiſt, weil er ſo ſeicht iſt. Ich aber halte ihn weder für das eine, noch für das andere, ſondern für einen Lump. Er ſchreibt über alles was geſchieht ganz jämmerlich, und wenn ich die Geſchichte wäre, wollte ich lieber gar keine Geſchäfte machen, als ſolch einen Buchhalter haben. Er iſt ein literariſcher armer Teufel, der ſich jeden Tag vor der Thüre des Welttheaters hinſtellt und ſo oft ein

Stück aus iſt, die Hand aufhält und bettelt. Kurz, er iſt ein Ebendeshalb und ein Hofrath.

Wozu Sie mir die fünf Blätter Didaskalia geſchickt, begreife ich auch nicht recht. Ich glaube Sie wollen mich ärgern. Da iſt zuerſt: Lionell und Arabella, (Fortſetzung) „Arabelle ſchauderte „bei dieſen Worten in ſich zuſammen und drängte „ſich näher an den Mann ihrer Liebe, als ſuche ſie „Schutz bei ihm vor unſichtbarer Gefahr. Er ſchloß „ſie feſt an ſich, legte ihr niedergeſunkenes Haupt „an ſeine Bruſt und ſprach feierlich: Weib meines „Herzens!“ Weib meines Herzens! — um auch feierlich zu ſprechen — was kommen Sie mir mit ſolchen Sachen? . . . Ferner: Predigt über einen Roſenſtock. (Schluß) „Wie viele Küſſe würde „man z. B. um ſo manche meiner ſchönen Zuhörerinnen finden?“ Davon verſtehe ich nicht einmal die Grammatik . . . Weiter: Sitzung des Aſſiſenhofs in Mainz. (Schluß). „Am 29. März „ſteckt er ein Meſſer in ſeine Hoſentaſche“ . . . Unterhaltungen auf dem Marktſchiffe zwiſchen Frankfurt und Mainz. (Fortſetzung.) „Hinter mir ſaß ein Mägdlein“ . . . . Dresden den 25. Novbr. „Die erfreuliche Nachricht von „der Vermählung unſeres Mitregenten mit einer „Prinzeſſin aus dem Hauſe Wittelsbach iſt nun hier „für niemanden ein Geheimniß mehr. Es iſt zu

„hoffen, daß dieſe neue Verbindung zwiſchen zwei „bereits verſchwägerten Familien auch ſegensreich für „die beiden Länder wirken werde.“ Ich gratulire und hoffe auch. —

Bitte ſehr um Verzeihung. Da finde ich endlich den Artikel, den Sie mit einem Kreuzchen bezeichnet, den „Aufruf an die Germanier“ des Herrn von Hallberg. Sie hätten aber ein großes Kreuz davor ſetzen ſollen. Danke für den guten Willen; doch ich habe den Artikel ſchon vor drei Wochen geleſen, ihn gerupft und gebraten wie eine Gans und ihn ganz allein verzehrt, ohne Sie zu Gaſte zu bitten. Es thut mir leid, aber es iſt nichts mehr davon übrig als ein Stückchen Erinnerung. Dieſer Freiherr von Hallberg auf der Birkeneck bei Freiſing, auch unter dem Namen „Eremit von Gauding“ bekannt, mag ein ehrlicher Mann ſeyn, der es gut meint; aber irgend ein Hof-Federfuchſer, der vielleicht an dem Tage gerade bei ihm ſchmarozt, hat ihm wohl den Aufruf in die Feder diktirt. Griechenland ſolle das Baieriſche Algier werden! Dahin kann es freilich noch kommen. Die Geſchichte der Deutſchen „blieb leer ſeit ſiebzehen Jahren, bis ein großer, hochherziger König das alte unterdrückte „Volk der Griechen in Schutz nahm, und ihm ſeinen Sohn als König gab.“ Schön geſagt! (Ich bin ſchläfrig. 11 Uhr) die Deutſchen ſollen nicht nach

Amerika gehen, dort Knechte zu werden; ſondern nach Griechenland, um dort unter Baieriſch-Ruſſiſcher Regentſchaft freie Männer zu ſeyn. Da wären die beſten Früchte, Wein, ſchöne Märchen, „Da könnt Ihr Euren Muth zeigen.“ Gute Nacht.

Freitag, den 4. Januar.

Ich habe die Xenien geleſen und habe mich ſehr daran ergötzt. Die Hauptſache iſt jetzt, die ſchläfrigen Deutſchen wach zu erhalten, ſei es durch Kaffe oder Schnupftaback, ſei es durch ſingen oder ſchreien — gleichviel; nur daß ſie nicht einſchlafen. Schlafend durch die Pontiniſchen Sümpfe zu reiſen, ſoll lebensgefährlich ſein. Viele Xenien haben mir ungemein gut gefallen, beſonders die über mich — verſteht ſich. Grob ſind ſie freilich alle, grobianißimo. Aber was liegt daran, wie eine Katze die Mäuſe abthut, wenn wir ſie dadurch los werden? Auch hat ja der Dichter ſehr gut erklärt warum die Grazien ausgeblieben. Aber ſeine hebräiſchen Späße ſind entſetzlich einfältig. Das war wohl die Vermögensſteuer des Frankfurter Bürgers, und der Mann hat ſich aus Eitelkeit für dümmer angegeben als er iſt. Er mag ſich hüten, daß Heine nicht über ihn kömmt, er mag ſeine Nachtmütze nur recht tief über die Augen herunterziehen. Erinnern Sie ſich:

Gefährlicher Bund?

Schmul und Heyum ſie ſchreiben als deutſche Männer für Freiheit.
Kommt noch der Itzig dazu, ſtürzen die Fürſten vom Thron.

Nun, warum nicht? Wenn ein Jude ſtark genug iſt, die wankenden Fürſten auf ihren wankenden Thronen zu halten, warum ſollten drei Juden nicht Macht genug haben ſie herunter zu ſtürzen? Auch Chriſtus war ein Jude, und er hat die Götter aus dem Olymp geſtürzt, und das war doch eine ganz andere Fürſtenſchaft als die der heiligen Allianz und des hohen deutſchen Bundes! Wo iſt jetzt Jupiter mit ſeinen Blitzen? Vor unſerm Spotte ſchützt ihn nur unſer Vergeſſen — und das hat ein Jude gethan! — Ich glaube, der Schmul bin ich, und der Heyum wird wohl Heine ſeyn; aber wo bleibt der Itzig? Itzig! Itzig! Itzig! Itzig! . . . Es giebt aber doch nichts dümmeres als ſo ein deutſcher Philiſter, beſonders wenn er ein Gelehrter iſt. Sie kennen mich, ich kenne die Andern — nicht Einer unter uns dachte je an den Juden; nie, ſo oft wir die Dummköpfe und Philiſter züchtigten kam es uns in den Sinn, daß es die nehmliche Peitſche ſei, mit der ſie ſelbſt uns einſt geſchlagen! Und jetzt kommen ſie und erinnern daran, und bringen uns täglich die ſchönſten Schadenfreuden in das Haus! So dumm zu ſeyn — ich verliere mich darin.

Samſtag, den 5. Januar.

Am Neujahrstage — o! Man könnte den Verſtand darüber verlieren. Die Juli-Revolution, ein Zorn-Vulkan von dem Himmel ſelbſt geladen, damit die Könige zu ſchrecken und zu ſtrafen, iſt ein waſſerſpeiender Berg geworden, den Völkern zum Verdruße und den Fürſten zum Geſpötte! Ich fürchte, daß ich aus Verzweiflung noch ein Dichter werde und mich blamire. Am Neujahrstage, dieſem monarchiſchen Erndtefeſte überall wo Land und Gut des Volks, das Landgut des Fürſten bilden, haben Philipps Knechte, die ſchweren Garben Frankreichs, ſein Glück und ſeinen Ruhm, ſeine Tugend und ſeine Ehre, ſeine Roſen und ſeine Lorbeeren — haben das duftende Heu der dürren Rednerblumen ihm auf Wagen jauchzend in den Hof gefahren. Feld und Wieſe, alles dem König; wer nicht ſein Kind iſt, iſt ſein Knecht. Man ſchämt ſich ein Menſch zu ſein. Wer weiß, ob nicht das Pferd in edlem Zorne ſeinem Reuter flucht; nur verſtehen wir ſein Wiehern nicht. Aber das gezäumte Menſchenvolk küßt die Sporen ſeines Reiters. Sie haben den König Vater des Vaterlands genannt: dies Findelkind vom Greve-Platze! Das franzöſiſche

Heer in Belgien wurde glücklich geprieſen, von zwei königlichen Prinzen Beiſpiele der Tapferkeit zur Nachahmung zu erhalten. Die grauen Helden von Marengo wurden in die Kriegsſchule zweier Milchſuppen-Geſichter gegeben! Sie haben den König geſagt: er hätte die Cholera beſiegt, vor ſeiner Barmherzigkeit hätte ſich die unbarmherzige Vorſehung geflüchtet — Sie haben ihn vergöttert, daß er im Juni ſeine Feinde niedergeſchlagen, und mehr als jede andere Schmeichelei, hat König Louis Philipp dieſe mit Wolluſt eingeſchlürft. Er hat geprahlt und geſpottet: Die Republik wäre erbleicht vor ſeinem Sterne. Es war ein Bürgerkrieg, Bürgerblut war gefloſſen; ein König ſollte das vergeſſen, oder kann er es nicht vor Schmerz, einen Trauerflor über ſeine Erinnerung hängen. Aber dieſer König rühmt ſich ſeines Sieges und jubelt darüber wie ein Schneider der einmal Muth gehabt aus Furcht. Der Schmerz und die Verachtung der edelſten Franzoſen kümmert ihn nicht, ihm lächelt der Beifall ſeiner Brüder in Wien, Berlin und Petersburg. Und in der Mitte, nicht, wie ſeine Schmeichler ſagten, an der Spitze von vierzig tauſend Soldaten, iſt er gegen drei hundert Republikaner gezogen, die ſich wie Helden vertheidigt.

Frankreich hat das Scharlachfieber; Blutigel rund am Halſe, Purpur über den ganzen Leib und zum Königsmantel muß es ſich die Haut abziehen. Der alte Rieſe mit einer Kinderkrankheit! Schamrother Purpur! Herr Hofrath Frankreich! Herr, deine Hand liegt ſchwer auf deinem Knechte; aber ich will es für meine Sünden in Demuth tragen.

Sechszehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 6. Januar 1833

Ueber Frankfurt habe ich merkwürdige Dinge erfahren, theils aus guten gedruckten Quellen, theils aus den mündlichen Berichten eines ſehr glaubwürdigen Reiſenden. Von meiner theuren Geſandtſchaft dort erfahre ich nie das Geringſte; wenn dieſe dinirt hat, denkt ſie, ſie habe auch genug repräſentirt und eine geheime Schublade iſt ihr heilig. Das ſoll aber anders werden. Erſtens, habe ich aus dem Theater-Repertoire für den Monat December, das in der Didaskalia ſteht, erſehen, wie in Zeit von wenigen Tagen, vier verſchiedene Stücke von Shakeſpeare aufgeführt worden ſind; und nicht etwa der alte Hamlet mit ſeinem ewigen Sein und Nichtſein, ſondern die zwei Heinriche, Richard, Lear. Das iſt ja zum erſtaunen, das hat ſich ja ſehr zum Guten geändert. Waren ſie denn nie bei einer ſolchen Aufführung? wie wird geſpielt? wie der junge Heinrich, wie Falſtaff? In der That, ich freue mich darüber um Frankfurts Willen. Ich bin der Meinung, daß man durch das Schauſpiel auf den öffentlichen Geiſt einwirken könnne ſo abgeſtumpft man auch gegen ſolche Reizmittel ſein mag. Ein guter Bürger der aus einem Stücke von Shakespeare kömmt, kann noch den nehmlichen Abend ſeinen beſten Freund todtſtechen, aber ihn todt langweilen, das kann er nicht.

Ferner wurde mir erzählt, man habe mehrere ausgezeichnete Juden zu Mitgliedern des Muſeums aufgenommen und allen ohne Unterſchied erlaubt, Aecker zu kaufen und Landwirthſchaft zu treiben. Sehen Sie, mein eignes Feld, das ich ſeit fünfzehen Jahren im Schweiße meines Angeſichts bebaue, fängt an grün zu werden. Man muß nur die Geduld nicht verlieren; die geiſtige Erdkugel dreht ſich alle Jahrhundert nur einmal um die Sonne. Aber Geduld! Ich habe ſchon oft daran gedacht, ob nicht möglich wäre, wie Geldanleihen, Geduldanleihen zu machen, und ſo wie die Fürſten durch Rothſchild ſich die Abgaben der Urenkel ihrer Unterthanen ein Jahrhundert voraus bezahlen laſſen, uns auch die Geduld die unſern Urenkeln zufallen wird voraus zu nehmen. Das letzere wäre unſchädlicher als das erſtere iſt; denn unſere Urenkel werden keine Geduld brauchen. Im Gegentheile, alsdann werden die ſie brauchen, gegen die wir ſie jetzt brauchen. Uebrigens bleibt es immer ſchön was die Direktoren des Muſeums und der Geſetzgebende Körper gethan haben. Zugleich hoffe ich aber daß ſie bei ihren Reformen mit weiſer Vorſicht zu Werke gehen werden. Sie haben wegen der Juden ſchöne Beſchlüſſe gefaßt; das möge aber hinreichen für gegenwärtiges Jahrhundert, die Ausführung bleibe dem kommenden vorbehalten. Sie mögen beherzigen was der Kaiſer von Oeſterreich kürzlich in der Rede geſagt, mit welcher er den Ungariſchen Landtag eröffnete. Er ſagte nehmlich: „Schwierig ſind die Geſchäfte zu deren Verhandlungen wir euch diesmal berufen haben; ſie übertreffen weit alle die Gegenſtände, worüber während der vierzigjährigen Dauer meiner Regierung auf Reichstagen zu berathen war . . . Unſere Väter haben durch das, was ſie im 91ſten Jahre des vorigen Jahrhunderts beſchloſſen ihre Sorgfalt bereits auf dieſen Gegenſtand gewendet, die Art und Weiſe der Ausführung aber, welche reichlichen Stoff ſich um das Vaterland verdient zu machen darbietet, uns ganz überlaſſen.“ Und jetzt fordert der Kaiſer ſeine getreuen Stände auf, bei dieſen Verhandlungen langſam und vorſichtig zu Werke zu gehen, und den gefährlichen Reizen der Neuerungen zu widerſtehen. Wenn nun der Kaiſer von Oeſterreich ſogar einen reichlichen Stoff ſich um das Vaterland verdient zu machen, vierzig Jahre geſchont hat, wie viel nöthiger iſt es, daß die Regierung des kleinen Frankfurts einen ſo ärmlichen Stoff als die Verbeſſerung des Zuſtandes der Juden iſt, nicht zu früh angreife, ſondern durch Aufhäufung der Zinſen das Kapital wachſen laſſe, damit der Stoff ſich um das Vaterland verdient zu machen nach verzig Jahren auch reich werde.

Ihnen aber gebe ich jetzt drei Aufträge und einen zwar freundſchaftlichen aber ernſt gemeinten Rath. Erſtens, gehen Sie in das Theater und ſehen Sie wie Richard hinkt. Zweitens gehen Sie in das Muſeum und geben Acht, ob nicht die g moll-Symphonie von Mozart, aus Verdruß daß ſie Juden mit anhören, in das Dur überſpringt. Drittens, laſſen Sie auf dem Römer Erkundigungen einziehen ob man die Aecker der Juden in dem Grund Lagerbuche unter der Rubrik Aecker jüdiſcher Nation einſchreibe. Mein Rath iſt: berichten Sie mir künftig beſſer, ſonſt werden Sie zurückberufen; dann giebt es Kriegsfurcht, die Papiere fallen und die

Handels-Kammerdiener erheben ein Jammergeſchrei daß alle Milch davon gerinnt.

Haben Sie „die Thronrede“ des Groß-herzogs von Darmſtadt geleſen? Schlafen Sie recht wohl.

Montag, den 7. Januar.

Von Chateaubriand iſt eine neue Schrift erſchienen: Mémoire sur la captivité de Madame la Duchesse de Berry. Sie ſollen ſich aus Freundſchaft für mich etwas darüber freuen; denn dieſer gute Mann nimmt mir jeden Winter die Hälfte meines Zornes ab. So oft er erſcheint, gehe ich in mein Zelt und laſſe ihn kämpfen. Freilich muß ich dieſe Hülfe mit melancholiſchen Gedanken bezahlen. Wenn ich ſehe, wie ein ſo geiſtreicher und edler Menſch von der Legitimität faſelt, greife ich nach meinem Kopfe und rufe betrübt aus: Auch Chateaubriand hat den Verſtand verloren und war doch mehr als du! Die Legitimität, dieſe Hoffnungsloſigkeit des Unglücks, dieſe Erblichkeit der tiefſten menſchlichen Erniedrigung — das vertheidigen, das preiſen! O Wahnſinn!

Als Chateaubriand von der Gefangenſchaft der Herzogin erfuhr, eilte er aus der Schweiz nach Paris, und bot ſich ihr in einem Schreiben zu ihrem Sachwalter an. Aber die Miniſter erlaubten weder ihm noch ſeinen Briefen den Einlaß in Blaye. Schon dreimal ſeit der Revolution hat Chateaubriand von der Welt Abſchied genommen und ſich in die Einſamkeit begeben, und dreimal ſchon kehrte er zurück.

Er ſagt: „Ich habe Hunger und Durſt nach Ruhe;
„es kann mir keiner läſtiger ſein als ich es mir ſelbſt
„bin; aber ich ſuche mich mit meiner eignen Achtung
„von der Welt zurückzuziehen: man ſehe ſich vor
„welche Geſellſchaft man in der Einſamkeit wähle.“
Nun, warum hat er nicht gleich das erſtemal als er
Paris verließ ſeine Selbſtachtung mitgenommen?
Wie vergißt man dreimal ſein Paket zu machen?
Ja, die Berry iſt unterdeſſen gefangen worden!
Nun was geht ihn die Herzogin an? Man höre,
„meine *Denkſchrift über das Leben und den*
„*Tod des Herzogs von Berry*, in die Haare
„der Wittwe gewickelt, die jetzt im Kerker ſchmachtet,
„liegt bei dem Herzen, das Louvel dem Herzen Hein-
„richs IV. noch ähnlicher machte. Ich habe dieſe
„*ausgezeichnete Ehre* (insigne honneur) nicht
„vergeſſen, die im gegenwärtigen Augenblicke die Be-
„zahlung fordert; ich fühle lebhaft meine Schuld.“
Das iſt artig. Ich ließe es mir ſelbſt gut gefallen,
wenn eine ſchöne Wittwe ihr langes ſeidnes Haar um
meine Schriften flechtete; aber ſie hineinlegen in die
Todesurne, zu dem Herzen ihres Mannes — nichts
da! Man kann nicht wiſſen, ob ſie nicht eine Wittwe
von Ephesus iſt, die nach vier Wochen die Haare
wieder herausnimmt, ſie ihrem neuen Liebhaber zu
ſchenken, und dann meine Schriften allein verfaulen
läßt bei dem Herzen des geliebten Todten. Nichts

da, und habe ich nicht recht, daß ich nach meinem Kopfe fühle? Notre-Dame de Blaye, nennt Chateaubriand die Herzogin und erzählt von den Wallfahrten, die fromme Gläubige in großen Schaaren dahin machten. Er ſagt: „man wirft mir vor, „daß ich eine Familie dem Vaterlande vorziehe. „Nein; ich ziehe die Treue des Eides, dem Meineide, die moraliſche Welt der materiellen Geſellſchaft „vor. Das iſts.“ Freilich iſt es das, nach der Lehre der Monarchiſten. Der Räuber nachdem er ſein Handgeld empfangen und dem Hauptmanne Treue geſchworen, darf plündern und morden; denn Treue iſt heiliger denn das körperliche Wohlbehagen der Wanderer!

Chateaubriand meint: nur die Legitimität gäbe einer Regierung und der bürgerlichen Ordnung Dauerhaftigkeit. Aber wäre dies auch, wie es nicht iſt, was würde das beweiſen? Nicht die Dauerhaftigkeit, der Vollgenuß iſt die Beſtimmung jedes Daſeins. Es kömmt nicht darauf an lange, ſondern viel zu leben. Nichts iſt dauerhafter als ein Stein, aber die Pflanze, das Thier vergehen ſchnell. Wenn die Oeſterreichiſche Monarchie noch zehen Tauſend Jahre lebte und der Nordamerikaniſche Freiſtaat endigte morgen, in ſeinem fünfzigſten Jahre, wäre darum Oeſterreich ein beſſerer, ein glücklicherer Staat als Nordamerika geweſen? Napoleon ſagte auf St. Helena: „Daß meine Dynaſtie nicht älter war, das hat mich zu Grunde gerichtet. Noch vom Fuße der Pyrenäen hätte ich mich wieder emporgehoben, wäre ich mein Enkel geweſen.“ Und daraus will Chateaubriand die Herrlichkeit der Legitimität beweiſen! Guter Gott! Das beweißt ja eben ihr Fluchwürdiges, ihre Verderblichkeit. Das große Glück, wenn Napoleon noch zwanzig Jahre länger die Völker Europens auf dem Altare ſeines Ehrgeizes hätte ſchlachten dürfen! Das ſchöne Loos der Franzoſen, wenn Napoleon, als legitimer Fürſt mit ſeinen gekrönten Vettern befreundet, der Freiheit und Gleichheit, die er im Kriege als Waffen gegen ſie gebrauchte dann gar nicht mehr bedürftig, Frankreich völlig zur Galeere hätte machen können!

Was iſt es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt, als einer uſurpirten oder einer Republik? Etwa weil erſtere in den Herzen der Völker Wurzeln ſchlägt? O nein. Es iſt nichts, als daß alle Fürſten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Familienangelegenheit, als ihre eigne betrachten, und ihm darum in Gefahren Beiſtand leiſten. Es iſt nichts, als weil die legitimen Fürſten alle Uſurpatoren und Republiken als Broddiebe haſſen und ſie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit Liſt zu Grunde zu richten ſuchen. Redet von der Macht der legitimen Fürſten, redet aber nicht von ihrem Rechte. Sagt, daß die Völker einen legitimen Fürſten fürchten, ſagt aber nicht, daß ſie ihn lieben. Die Franzoſen haben dreimal die Bourbons verjagt, ſo legitim ſie waren, und haben für den Uſurpator Napoleon mehr gethan als je für einen ihrer Könige; denn ſie liebten ihn. Die Schweizeriſche Republik lebt ſchon ein halbes Jahrtauſend im Glücke und Frieden, weil ſie ihre Berge gegen die Fürſten ſchützte oder dieſe über die Theilung des Raubes nicht einig werden konnten. Nordamerika genießt ſeit ſechzig Jahren Freiheit und Ordnung, weil es die Könige nicht erreichen können. Don Pedro iſt ein legitimer Fürſt, warum gelingt es ihm nicht? Weil er ſeinem Volke die Freiheit zu geben gedenkt und ihn darum ſeine gekrönten Brüder als ein unwürdiges Glied aus der Familie geſtoßen, und ihm ſchaden ſoviel ſie können. Don Miguel iſt ein Uſurpator, warum erhält er ſich? Weil er die Tyrannei meiſterhaft handhabt, und die entzückten Fürſten ihm darum heimlich Beiſtand leiſten. Das iſt der Segen der Legitimität, daß iſt die Ruhe und Ordnung in Monarchien: man findet ſich mit den Räubern ab, und gegen den Beutel laſſen ſie uns das Leben. Und will einer ſein Leben und ſeinen Beutel behalten, ſchlägt man ihn todt und dann heißt es: Seht! das ſind die blutigen Folgen der Revolutionen. Vor einigen Jahren machte Vidocq der

Regierung den Vorſchlag: er wolle jede geſtohlene Sache gegen dreißig Prozente ihres Werthes zurückſchaffen. Nun, wer ſich mit zwei Dritt-Theile ſeines Glückes begnügen will, wer nicht den Verſtand und den Muth hat, Diebe und Räuber von ſeinem Eigenthume abzuhalten, der hat Recht die Monarchien zu lieben.

Chateaubriand, als Sachwalter der Berry, ſpricht von ihrem Rechte nach Frankreich zu kommen um die Krone ihres Sohnes zu fordern. Sie iſt Mutter; er berufe ſich auf das Herz jeder Mutter. Das iſt ſtark! Ich ſehe ganz deutlich, was alles in einem mütterlichen Herzen liegt, aber eine Krone ſehe ich nicht darin. Eine Mutter mag für ihr Kind ein Schaukelpferd, eine Puppe kaufen; aber dreißig Millionen Franzoſen zum Spielwaaren Lager! Aber ein Land wie Frankreich zur Schachtel! O Herr Vicomte! Es iſt Ihr Ernſt nicht. Nein, was wir armen Menſchen jetzt geplagt ſind, die Steine könnten ſich darüber erbarmen! Früher hatte man es doch nur mit erwachſenen, mit regierenden Fürſten zu thun, jetzt quälen uns die fürſtlichen Kinder, ſchon während dem Leben ihrer Eltern! Da iſt der Herzog von Bordeaux, da iſt die Donna Maria, da iſt die Tochter der Königin von Spanien, die erſt einige Monate alt iſt. Als gebe es kein anderes Mittel die Schmerzen eines zahnenden Kindes zu ſtillen, als ihm einen Scepter in den Mund zu ſtecken!

Was Chateaubriand noch ferner von den Rechten der Berry ſagt, das kümmert mich nicht; nicht darum habe ich ſeine Schrift geleſen, nicht darum ſchreibe ich Ihnen davon. Ich will mich nur an das halten, was er gegen unſern gemeinſchaftlichen Feind hervorgebracht, daran will ich mich erquicken. Sie erkennen an Chateaubriand und mir, das wirklich ein Bündniß zwiſchen den Carliſten und Republikanern beſteht. Es iſt die Sympathie des Haſſes gegen die beſtehende Ordnung der Dinge. Ob aber die Republikaner und die Carliſten ſich auf der Gaſſe und in geheimen Clubbs zu Thaten vereinigt, bezweifle ich. Es wäre dumm von den Republikanern und toll von den Carliſten. Erſtere könnten leicht überliſtet werden, denn die Carliſten haben das Geld, alſo auch den Verſtand; dieſe aber, würden, ſobald die jetzige Regierung geſtürzt wäre, ehe ihnen Hülfe von außen käme, und würden ihnen die Armeen auf Dampwagen zugeführt, alle todt geſchlagen werden, ſo daß keiner von ihnen übrig bliebe, ſich des Sieges der Legitimität zu erfreuen.

Sehen wir jetzt wie der neue Jeremias ſiedendes Oel auf die Köpfe der Sünder herabgießt. „Wenn in dieſer Wüſte ohne Spur von Geiſt und „Herz ſich am Horizont ein großes einſames Denk-

„mal zeigt, wenden ſich plötzlich alle Blicke dahin. „Die Frau Herzogin von Berry erſcheint um ſo erhabener, als alles rund um ſie her flach iſt. Ja, „ſie hätte zu fürchten verkannt zu werden, denn ſie „iſt dieſſeits oder jenſeits eines Jahrhunderts das „ihres Gleichen hervorzubringen vermochte. Um zu „bewundern muß man faſſen; der Muth bleibt der „Furcht ſtets ein Geheimniß; die Mittelmäßigkeit „knurrt den Genius an. Die Gefangene von Blaye „iſt nicht von ihrer Zeit, ihr Ruhm iſt ein Anachronismus.“ Larifari! Doch ſind es reſpektabele goldene Lügen und ich ziehe meinen Hut vor ihnen ab. Es ſind noch keine vierzehen Tage, daß Chateaubriands Schrift erſchienen und ſchon ſind dreißig Tauſend Exemplare davon gekauft, die dem edlen Verfaſſar fünfzig Tauſend Franken eingebracht haben. Die Legitimiſten nehmlich haben auf dieſe delikate Weiſe ſeine Treue belohnen wollen. Jetzt kann doch Chateaubriand mit ſeiner eigenen Achtung nach Genf zurückkehren und in ſeiner Einſamkeit die ſehr angenehme Geſellſchaft von hundert Bankzetteln genießen. Fünfzig Tauſend Franken für ſieben Bogen, die Arbeit einiger Tage! So viel hat mir mein dicker Liberalismus in meinem ganzen Leben nicht eingebracht. Der Mund wäſſert einem darnach ein Royaliſt zu werden. Zum Glücke bezahlen ſie einem in Deutſchland ſchlecht. Um fünfzig tauſend Franken zu verdienen, müßte ich die Schweiz, ganz Nordamerika, Columbien, Buenos-Ayres, Mexiko todtſchlagen und fünf oder ſechs Preßfreiheiten, eben ſo viele Conſtitutionen, die Reformbill, den Dr. Wirth, den ganzen Hambacher Berg, Rotteck, Welcker, und zum Deſert mich ſelbſt verſchlingen. Das wäre ein ſaurer Verdienſt.

Dienſtag, den 8. Januar.

Ich will Ihnen wieder einen Beweis geben, daß die Tugend belohnt wird, was Sie mir ſo oft nicht glauben wollten. Verfloſſenen Samſtag wollte ich auf den Opernball gehen. Einige Tage vorher, hörte ich, daß auf dem Theater (im le mari et l'amant) eine Couſine in der Provinz, ihren Vetter der zum erſtenmale nach Paris reiſte, die Lehre gab: surtout Charles, n'allez pas au bal de l'opéra; on s'y perd. Trotz dieſer Warnung aber gedachte ich doch hinzugehen, ſo mächtig wirkt das Laſter auf junges Blut. Auf dem Wege aber fing mir an das Gewiſſen zu zittern, oder was es ſonſt war; es war ſehr kalt. An der Ecke des Boulevard ſtand ich am Scheidewege des Herkules. Da ging ich nach Hauſe zurück und ſchlief, wie man nach einer edlen Handlung zu ſchlafen pflegt. Am andern Morgen erfuhr ich, daß auf dem Balle ein gräulicher Lärm geweſen. Die neue moraliſche Polizei des Jüſte-Milieu, wollte, ich weiß nicht welchen Bachantiſchen Tanz, verbieten. Darüber gab es Streit, die Gendsarmerie drang ein, mishandelte viele, und nahm mehrere gefangen. Das Luſtigſte bei der Sache aber war, daß die Polizei diesmal die Witterung verloren, und gerade die edelſte Jugend des Jüſte-Milieu, königliche Beamte, Banquierſöhne und andere ſolche Heilige angetaſtet hatte. Sie mußten den andern Tag ſehr um Verzeihung bitten. Wäre ich nun dabei geweſen, ich hätte ſehr leicht in die Bachanalien, die Schläge und das Gefängniß mit hinein gezogen werden können. Meine Tugend bewahrte mich davor.

Ich kehre zu Chateaubriand zurück. Ich geſtehe es Ihnen aufrichtig, die fünfzigtauſend Franken wollen mir gar nicht aus dem Kopfe. Was meinen Sie, würde es wohl meiner Seligkeit viel ſchaden, *wenn ich einmal ſieben Bogen gegen meine Geſinnung ſchriebe?* Ach! wär' ich doch ein Katholik und könnte an die Wirkſamkeit der Abſolution glauben! Chateaubriand fährt fort: man entgegnet mir: Die Herzogin von Berry ſei in keiner ſo großen Gefahr, man werde ſie zur gelegenen Zeit wieder frei geben. „Aber die Miniſter des Königs ſind nicht unabſetzbar. Ihr ſeid gutmüthige Seelen, ich will es „glauben; allein kennt Ihr Eure Nachfolger! Fand „nicht Eliſabeth, daß Maria Stuart, nach neunzehn „Jahren Gefangenſchaft, in der Verborgenheit ihres „Kerkers, nach außen Unruhen erregt und Einverſtändniße mit dem Auslande und den Feinden des „Staates hatte? Dann hat man bei Volks-Unruhen, „nie in den Gefängniſſen gemordet? Endlich, wenn „ich Kerkermeiſter wäre, würde ein Gedanken mich „ſchaudern machen. Ich würde bei mir ſagen: es

„wäre möglich, daß Gott in ſeiner Barmherzigkeit
„Die welche auf Erden nur Trübſale gefunden, zu
„den Freuden des Himmels abriefe; ich würde, mir
„ſagen: man hat das Loos der Waiſe im Tempel
„noch nicht vergeſſen. Wenn ein ſo großes perſönliches
„Intereſſe an dem Leben einer Fürſtin hängt (!),
„wenn aus einer Gefangenſchaft, die einen undankbaren
„Ehrgeiz (!!) laut anklagt, eine Schaam und
„ein tiefer Groll, ſo natürlich fließen müſſen: Da
„kann aus dem Zuſammenfluß von Umſtänden die Verläumdung
„ſchrecklich hervorgehen. Die Verläumdung
„aber kann in der Geſchichte, den Charakter der
„Wahrheit (!!!) annehmen. Seht euch vor . . . .
„Die Wohltaten der Willkühr, die man der Herzogin
„angedeihen läßt rühren mich wenig; ich könnte fürchten,
„daß dieſe Wohlthaten zu einer Quelle neuen
„Jammers würden. Schwer würde mir fallen in
„Erinnerung zu bringen, was ich neulich von gewiſſen
„Geſpenſtern (!!!!) ſagte, die in einem gewiſſen
„Schloße (!!!!!) haußen. Ich hoffe, um der Ruhe
„der Nächte der Macht ſelbſt willen die ich bekämpfe
„(!!!!!!) — ich hoffe nie gezwungen zu
„ſein, jenen nächtlichen Erſcheinungen, die einer halbverbrannten
„Frau, ihr nacktes Kind in den Armen
„und Ketten nach ſich ſchleppend (!!!!!!!) zuzugeſellen;
„eine Deputation von Schatten, die käme ei-

„nem Schatten-Könige (!!!!!!!!) ihr Kompliment „zu machen.“ — —

† † † Gelobt ſei Gott und ſeine guten Geiſter; ich bin glücklich durch den Hexen-Wald. Ich habe, gleich einem guten Zeitungsſchreiber fromme Ausrufungszeichen geſchlagen und, wie ſie bemerkt haben werden, in ſteigender Angſt und arithmethiſcher Progreſſion. Früher habe ich mich oft über ſolche abergläubiſche Furcht luſtig gemacht; aber Noth kennt kein Gebot, ich konnte mir nicht anders helfen. Ich bin ein Patriot; ich zitterte in deutſcher Sprache zu denken, was Chateaubriand wagte in franzöſiſcher drucken zu laſſen. Mündlich das Weitere. Verbrennen Sie dieſen Brief oder noch ſicherer: legen Sie ihn in einen Band von Carove's Werken.

„Pas mal pour un Allemand.“ Wie gefällt Ihnen das? Wüthend war ich darüber. Wartet nur! Wenn wir einmal das Elſas wieder haben, Lothringen, Burgund und Euren König zum Grafen von Paris gemacht — da werden wir Euch zeigen, daß wir witziger ſind als Ihr. Da hatte einmal ein Deutſcher in Paris bei Tiſche etwas geſagt, was ſeiner Meinung nach ſicher nicht witzig ſein ſollte, und da rief ein Franzoſe, der dabei geweſen und dieſes erzählt, gnädigſt aus: Pas mal pour un Allemand! Brazier heißt die Canaille. Ich las ſo eben im livre des cent-et-un, im Artikel La chanson et les sociétés chantantes. Da iſt von den Vaudevilledinersdie Rede, welche man in Deutſchland frömmer und romantiſcher Liedertafeln nennt. Zu einem ſolchen Sing-Eſſen war einmal „le fameux Docteur Gall“ eingeladen. „Le jour où nous reçumes la visite de ce dernier, on lui servit un plat de friture composé „seulement de têtes de gibiers, de poissons et de volailles. On lui demanda s’il „voulait tâter les crânes de ces messieurs ou de „ces dames? Le savant se dérida, et répondit „en riant: qu’il fallait qu’il tâtât les corps auparavant, vu qu’à table son système ne s’isolait point. Pas mal pour un Allemand.“ Aber nur Geduld bis zum Frühlinge!

Mittwoch, den 9. Januar.

. . . . . . Es iſt recht unartig von Ihnen daß Sie mir ſo lange nicht geſchrieben. Ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, daß Sie mir außerordentlich ſchreiben mögen, ſo oft Sie wollen; aber die gewöhnlichen Brieftage müſſen Sie darum nicht verſäumen. Ich bin gewöhnt daran und wenn ich an ſolchen Tagen nichts erhalte verdaue ich ſchlecht. Seit vorigen Freitag habe ich keinen Brief bekommen und es ſcheint mir ein Jahr zu ſeyn. Sie hätten ſich doch vorſtellen können, daß ich vor Begierde brenne etwas näheres von meinem Buche zu erfahren. Die Eigenliebe hat ewige Flitterwochen und ich liebe meine verblühten Schriften wie in den Tagen ihrer Jugend. Ich gehe voller Angſt umher, gleich einem Ehemanne, deſſen Frau zum Erſtenmale in Kindesnöthen liegt. Wird es ein Sohn? Wird es eine Tochter? „Es „iſt weder ein Sohn, noch eine Tochter geworden, „ſondern eine Mißgeburt.“ Dieſe kleine ſchöne Satyre ſchenke ich dem erſten Rezenſenten meiner Briefe aus Freundſchaft und Hochachtung. Er kann damit machen was er will. Der Leithammel meiner Rezenſenten hat ſich auch ſchon hören laſſen. In der Leipziger Zeitung iſt in einem Berichte aus Wien von den Pariſer Briefen die Rede; „deren dritten

Band Börne eben jetzt druckt.“ Zum Unglücke kann man ſich gar nicht auf den Styl dieſer guten Leute verlaſſen. Was heißt das: Eben jetzt druckt? Auf jeden Fall ſoll das bedeuten: drucken läßt; aber ſind ſie ſchon gedruckt? oder werden ſie erſt gedruckt? Und wenn das letztere — woher will denn ein Wiener wiſſen was darin ſteht? Werden die Briefe etwa in Wien gedruckt? Das wäre ein Meiſterſtreich von dem Verleger. Als der ſchlaue Caſanova aus dem Gefängniſſe der Staats-Inquiſition von Venedig entſprang, flüchtete er ſich in das Haus des Sbirrenhauptmanns; dort hielt er ſich am ſicherſten. In dem Berichte heißt es: ich hätte mich gerühmt, daß meine Schreibereien am meiſten von den Wienern geleſen würden; das möchte aber wohl eine Aufſchneiderei ſein. Der Himmel wolle meine Demuth vor größeren Gefahren befahren!

Jetzt bitte ich Sie aber auch, fleißiger als es vorigen Winter geſchehen, auf die erſcheinenden Rezenſionen Acht zu haben, ſie für mich zu ſammeln und mir mit Gelegenheit zu ſchicken. Nicht die Hälfte von dem was über mich geſchrieben worden, habe ich damals zu leſen bekommen. Einige der intereſſanteſten Rezenſionen kamen mir erſt nach meiner Rückkehr in Deutſchland unter die Augen: wie die von Görres und Carové und eine in der Abendzeitung, worin es heißt: „Börne ſteht jetzt auf dem Punkte,

„wo der Menſch in den Tiger übergeht.“ Es wäre zwar damals noch Zeit geweſen darüber zu ſchreiben und es in meine Briefe einzuſchieben; aber es wäre ein Anachronismus meiner Gefühle geworden und ich lüge nicht gern. Alſo thun Sie was ich verlange und vergeſſen Sie nicht, daß ich auf dem Punkte ſtehe, wo der Menſch in den Tiger übergeht und daß es gefährlich iſt mich zu reizen.

Siebzehnter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 10. Januar 1833.

. . . . . Ich wollte ich wäre be Ihnen, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu überlegen, etwas Gelehrtes, einen Punkt aus dem Staats- und Hausrechte. Ich kann aber ohne Sie nicht fertig werden. Hören Sie was es betrifft. Im Jahre 1817 machte die franzöſiſche Regierung den Entwurf zu einem Wahlgeſetze für die Deputirtenkammer. Solche Wahlordnungen wurden natürlich im Intereſſe der Macht eingerichtet. Da nun die Freiheit, ſtatt, der Geſundheit gleich, etwas angebohrnes, Unbemerktes, Ungefühltes zu ſein, ſtets etwas Erworbenes, Beſtrittenes, kurz, ein ewiger Kampf iſt, und man dieſes wie jedes Kampfes in den reifern Jahren, theils müder, theils unkräftiger wird — ſieht die Regierung überall darauf, daß die Bürger erſt im höhern Alter zu Volksvertretern gewählt werden können. In jenem franzöſiſchen Wahlgeſetze war alſo beſtimmt, daß ein unverheiratheter Menſch erſt mit dem vierzigſten Jahre, ein verheiratheter mit dem fünf und dreißigſten, und ein Wittwer ſchon mit dem dreißigſten wählbar ſein. Daß ein Ehemann früher erſchöpft wird als ein lediger Menſch, begreift ſich leicht: Der Kampf für ſeine perſönliche Freiheit läßt ihm wenige Tapferkeit zum Kriege für die öffentliche übrig. Warum aber ein Wittwer ſchon im dreißigſten Jahre matt iſt, und fünf Jahre früher als ein Verheiratheter, verſtehe ich nicht, und darüber möchte ich Ihre Weisheit vernehmen. Wenn ich ein Wahlgeſetz zu machen hätte — ich verfaßte es im Intereſſe der Freiheit — würde ich feſtſetzen: daß ein lediger Menſch nicht mehr nach dem dreißigſten, und ein Verheiratheter nicht mehr nach dem fünf und zwanzigſten Jahre Deputirter werden könnte. Doch was die Wittwer beträfe, ließe ich ſie lebenslänglich wählbar ſein; denn ich würde annehmen: ein Wittwer müſſe das Herrliche und Köſtliche der Freiheit ſo lebhaft fühlen, daß er noch im ſiebenzigſten Jahre ein Spartakus werden könnte. Was denken Sie davon.

Samſtag, den 12. Januar.

. . . . Spricht man denn in Frankfurt auch von einem Congreſſe, der nächſten Frühling dort gehalten werden ſoll, und wozu beide Kaiſer kommen? Es wäre ſchön. Das würde ja der deutſchen Revolution eine Eiſenbahn eröffnen.

Achtzehnter Brief.

Paris, Samſtag, den 12. Januar 1833.

Ich komme auf Chateaubriand zurück, den edlen Narren, der mir aber lieber als die ſieben Weiſen jeder Schule; auch der Liberalen, das dürfen Sie mir glauben. Die Treue iſt ſeine geliebte und verehrte Dulcinea. Nicht den Bourbons, nicht der Legitimität, ſich iſt er treu. Wäre das nur Jeder in ſeinem Glauben, in ſeiner Geſinnung, wie weit beſſer wäre dann Alles! Wollte nur Jeder was er will, ganz und immer, wie viel milder wäre der Widerſpruch, wie viel menſchlicher der Streit! Denn wahrlich, nicht das eigenſinnige Feſthalten auf jeder Meinung, wie die guten Leute glauben, ſondern das furchtſame oder heuchleriſche Nachgeben macht die Partheien ſo unverſöhnlich. Gäbe es keine Royaliſten die Liebe zur Freiheit heuchelten, freilich, zur wahren, wie ſie ſagen — gäbe es keine Freiſinnigen die Anhänglichkeit für den Fürſten heuchelten — beide aus Liſt, Trug oder Schwäche — man könnte ſich beſſer verſtändigen, denn man verſtünde ſich beſſer.

Es iſt gut daß Sie wiſſen, was Chateaubriand von der gegenwärtige Lage Frankreichs, von ſeinen äußern Verhältniſſen, was er von der Erbärmlichkeit der Regierung, und der Ermüdung der Nation ſpricht, auf welche die Tyrannei die Hoffnung ihres Gelingens gründet. Chateaubriand iſt kein Zimmerſpekulant, wie ich, der die Welt durch das Fenſter anſieht, er hat nichts zu errathen und zu vermuthen, er braucht keinen Argwohn und keine Hoffnung; er iſt ein vornehmer Mann, ſteht an der Spitze einer reichen und mächtigen Parthei, die Alles weiß, Alles erfährt, und Vieles ſelbſt thut oder ſtört. Er iſt ſelbſt ein Staatsmann, der die Mittel und Wege, die Stärke und Schwäche aller Regierungen kennt. Ihn konnte nicht, wie mich, die Liebe zur Freiheit verblenden; denn er iſt ein guter Royaliſt der reinſten Art, ein Legitimiſt. Es könnte ſich freilich finden, daß das was er Louis Philipp vorwirft, nur das Verderbniß jedes Fürſten ſei; aber dann, deſto ſchlimmer für Chateaubriand und deſto beſſer für uns. Darum noch einiges aus ſeiner Schrift.

„Die Revolution der Juli-Tage, aus dem Volke
„hervorgegangen, hat, abtrünnig von ihrem Urſprunge
„ſich von dem Ruhme geſchieden und um die Schande
„gebuhlt, als gäbe das Eine ihr den Tod, als wäre
„die Andere ihre Lebensquelle. Das Jüſte-Milieu
„hat ſich einer ausſchweifenden Macht ergeben, an
„welche die Regierung Carls X. nie gedacht, und die
„man nie von ihr geduldet hätte. Verächter der
„Geſetze, zum Spotte der Charte von 1830, hat er
„den Belagerungs-Zuſtand eingeführt; zehen wichtige
„Artikel des neuen Vertrags ſind von ihm gebrochen
„worden. Er trieb ſeinen Spott mit der perſönlichen
„Freiheit; er hat die Gefängniſſe angefüllt, die
„Hausſuchungen, die Militär-Kommiſſionen, die Preßproceſſe
„vermehrt und einen Schriftſteller wegen eines
„Wortſpiels zum Tode verurtheilt . . . Der
„Fetfa, welchen die Miniſter der Pairskammer vorgelegt
„haben, verwandelt dem Geiſte nach, die conſtitutionelle
„Monarchie in einen orientaliſchen Deſpotismus.
„Es iſt Conſtantinopel mit den Enuquen
„der Doktrine als Janitſcharen; nur tragen ſie, wie
„Mahmud, Chalwaris auf engliſche Art, als Zeichen
„der Fortſchritte der Civiliſation. Aber wenn
„die Franzoſen nicht bis zur letzten Staffel der Völ-

„kerleiter herabgekommen ſind, wenn man noch ohne
„zu erröthen oder zu lachen von Freiheit reden darf;
„werde ich mit meinen Betrachtungen fortfahren.“

„Es iſt augenſcheinlich, daß das Prinzip der
„Juli-Revolution, und das Prinzip der continental-Monarchien
„ſich feindlich entgegen ſtehen, daß dieſe
„beiden unvereinbaren Prinzipien nicht lange neben
„einander fort dauern können; daß das Eine nothwendig
„das Andere zerſtören muß. Wenn die überraſchten
„Fürſten im erſten Augenblick das Königthum
„der Barrikaden anerkannt haben, werden ſie
„früher oder ſpäter, ohnfehlbar davon zurückkommen;
„denn keinem von ihnen wird ſonderlich viel daran
„liegen, von einem Pflaſterſteine umgeworfen oder
„von einem Vetter verdrängt zu werden. Ja, jemehr
„ſich in Frankreich ein Anſchein von Ordnung und
„Wohlſtand zeigte, jemehr würden ſich die abſoluten
„Regierungen entſetzen, denn die Verſuchung für ihre
„Völker wäre dann um ſo größer. Wie wäre auch
„möglich eine freie Tribüne, freie Journale, die
„Gleichheit der Stände, die Theilung aller Aemter
„und jedes Glückes zu haben, ohne daß die Revolution,
„minder bedächtig als ihre ſchwachen Führer,
„über den Rhein ginge? . . Daß Souveraine, von
„einem dreißigjährigen Kriege ermüdet, ſchlafen wollen;
„daß Geſandte lieber in Paris bedeutende Per-

„ſonagen ſind, als bei ſich zu Hauſe hinten an ge-„ſetzt und vergeſſen; daß ſie darum in Angelegen-„heiten von welchen ſie ſich ſelbſt Rechenſchaft geben „oder nicht, ſie ihrem Hofe die Wahrheit verbergen „— das begreift ſich. Laſſet aber einen gewiſſen „Tag kommen um einen gewiſſen Menſchen ge-„hen und ihr werdet es erfahren.“ Die letzte Aeußerung bezieht ſich auf den ruſſiſchen Geſandten, den Grafen Pozzo di Borgo, von welchem geſagt wird, er liebe ſo ſehr den Aufenthalt in Paris, daß er darum ſeit der Revolution ſich die größte Mühe gäbe, ſeinen Kaiſer in friedlicher Stimmung gegen Frankreich zu erhalten. Dieſes erregte in der letzten Zeit endlich den Argwohn des ruſſiſchen Hofes und Pozzo di Borgo wurde nach Petersburg berufen um Rechenſchaft abzulegen. Aber durch Aufopferung einer bedeutenden Geldſumme an eine einflußreiche Perſon, ſoll ihm gelungen ſein ſeine Unſchuld darzuthun, und er durfte nach Paris zurückkehren.

„Die geſellige Ordnung löſt ſich auf; die Anar-„chie die in die Köpfe eingedrungen, bedroht die ma-„terielle Geſellſchaft. Man verſteht ſich über nichts „mehr, die Verwirrung der Ideen iſt unglaublich. „Wenn der Nachbar nicht ſeinen Nachbaren erwürgt, „ſo unterbleibt es, nicht weil ihn die Staatsgewalt „hindert, ſondern weil die Fortſchritte der ſittlichen

„Bildung ihm den Gedanken der Gewaltthätigkeit genommen haben. Keine Parthei, kein Menſch glaubt innerlich an den Beſtand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge für eine Regierung die allergefährlichſte Stimmung. Die Quaſi-Legitimität, ſich für ſtark, entſchloſſen, unerſchrocken ausgebend; Willkühr für Kraft, den unverſchämteſten Geſetzesbruch für Geſetzlichkeit haltend, gibt über die Prinzipien nach und verträgt ſich mit Allem was ihr Furcht macht. Sie erhält ſich nur, durch das vorgehaltene Schreckbild einer noch ſchlimmern Zukunft als ſie ſelbſt iſt; ſie ſtellt ſich als eine traurige Nothwendigkeit dar und ſagt: (ſonderbarer Anſpruch auf das öffentliche Vertrauen!) ich bin immer noch beſſer, als das was kommen wird. Das iſt ſo ausgemacht nicht."

„Vierzigjährige Stürme haben die ſtärkſten Seelen niedergeworfen; die Gefühlloſigkeit iſt groß, der Egoismus faſt allgemein; man duckt ſich um unbemerkt zu bleiben und ſich in Frieden durchzubringen. Wie nach einer Schlacht die Leichen die Luft verderben, ſo bleiben nach jeder Revolution angefreſſene Menſchen übrig, die Alles mit ihrem Eiter beſchmutzen."

„Die Freiheit iſt nirgends mehr als in den Herzen einiger Wenigen, die würdig ſind ihr eine

„Zuflucht zu eröffnen. Ein Gegenſtand der Spötter aller jener Elenden, die einſt ihr Feldgeſchrei daraus gemacht, wird dieſe verkaufte, geſchändete, an allen Straßenecken ausgebotene und verſchacherte Freiheit; dieſe Freiheit, welche die Poſſenreißer des Jüſte-Milieu ſich mit Fußſtößen einander zuwerfen; dieſe gebrandmarkte und mit der Haſpel der Ausnahmegeſetze erwürgte Freiheit, wieder durch ihre Vernichtung die Revolution von 1830, in eine große Schmach und eine hündiſche Schurkerei verwandelt.“

„Die Gleichheit, dieſe Leidenſchaft der Franzoſen, ſcheint allen Bedürfniſſen genug zu thun. Der Bürger der glaubt einen König gewählt zu haben, der an dem Tiſche dieſes Königs zu Mittag ißt, und mit ſeinen Töchtern tanzt, weiß ſich in ſeiner Pfauen-Eitelkeit, mit Freiheit und Ruhm wohlfeil abzufinden. Wenn man ihn feſthält und ihm Handſchellen anlegt, denkt er, er habe ſie ſich ſelbſt angeſchnallt; denn er iſt die Quelle der Macht, er klirrt aus Prahlerei mit ſeinen eignen Ketten, als Zeichen ſeiner ſtarken Unabhängigkeit. In ſeinen Augen iſt die Monarchie eine Haushaltung und das Diadem das Band einer Nachtmütze“

„Die Frau Herzogin von Berry ſah einen Theil dieſer Dinge vom fremden Strande aus . . .

„Man ſagte der edlen Tochter Heinrichs IV., daß
„es in Frankreich eine Parthei gäbe, die mit Hunde=
„Geduld Alles ertrage (!); Freiheit heuchelnd, ſcham=
„los ihre Reden durch ihre Handlungen Lügen ſtra=
„fend (!!); die Verachtung der Nation und die Fuß=
tritte des Auslandes (!!!) unterwürſig hinnähme;
„ſich gegen künftige Mißfälle in ihrer Filzigkeit (!!!!)
„Rettung ſichere und in der Hoffnung zu leben krieche,
„krieche, krieche, weil es ſchwer iſt zu zertreten was
„ſich ſo platt macht unter den Füßen (!!!!!). Die
„wohlwollende Prinzeſſin . . .“ — Doch genug von
„der Prinzeſſin; gute Nacht Prrinzeſſin!

Montag, den 14. Januar.

Jetzt nur noch was Chateaubriand über den belgiſchen Krieg geſagt. Mir ſeinem Sancho Panſa, ziemt es, wie jedem treuen Diener, die edlen Reden ſeines Herrn zu verkündigen. „Aus dem was heute „unſere mit der Klugheit der Quaſi-Legitimität umwindelten Soldaten gethan, kann man ſich überzeugen was die ächten Juli-Männer hätten thun können. Man hat vor Antwerpen das Heldengeſchlecht „von Marengo, Friedland, Navarin und Algier erkannt; nur ſah man mit Schmerz, daß das Juſte-Milieu ſo viel Tapferkeit verſchwendete, ſo viele „Menſchen aufopferte, um das Feuer der Linken zum „Schweigen zu bringen, um ſich eine Kammermajorität zu ſchaffen, und, mit einer dummen Naivität „eine Feſtung zum Vortheil unſerer Nachbarn zu erobern. Wir, uns eilend über die Grenzen zurück „zu gehen, und nachdem jeder unſerer Soldaten auf „den Apell des engliſchen Controleurs geantwortet „haben wird, wir werden die Koſten eines glänzenden Kriegszugs übernehmen, der aber nichts endet, „weder für Frankreich, noch für Holland, noch für „Belgien — ein mörderiſches Tournier, deſſen mittelbare Folge, früher oder ſpäter ein Krieg, deſſen „unmittelbare Folge ſein wird, die Schelde dem Han-

„del Großbrittanniens zu eröffnen. Dieſes, das in „dem blutigen Spiele keinen Schiffsjungen gewagt, „hat nur einige Guineen auf hohe Zinſen angelegt. „Fünf bis ſechs tauſend von dem Geſchütze oder der „Krankheit hingerafften Soldaten, mehrere tapfere und „geſchickte Offiziere getödtet oder verwundet, einige „und vierzig Millionen aus der Taſche der Steuerpflichtigen genommen, bilden die Mitgift, welche wir „das Glück und die Ehre haben werden, die Eheliebſten des engliſchen Präfekten von Belgien anzubieten.“

Dienſtag, den 15. Januar.

Ein preußiſcher Naturforſcher wollte eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Nordamerika machen und bat ſeinen König um Unterſtützung. Dieſer antwortete: Amerika ſey ſchon genug ausgeforſcht, aber in Sibirien wären noch die ſchönſten Entdeckungen zu machen. Als ſich nun ein anderer Naturforſcher fand der ſich bereitwillig zu Sibirien erklärte, bekam er achthundert Thaler Reiſegeld. Iſt das nicht artig? ja, dieſes Amerika thut ihnen wehe wie ein hohler Zahn und ſtört ſie im Schlafe. Wenn es nur zu plombiren wäre! Eine Republik ohne Guillotine — und ſie ſagen uns doch ſeit vierzig Jahren: Republik und Guillotine, das wäre Alle eins! Freiheit ohne Blut — und ſie lehren doch der Hofraths-Jugend in allen Schulen: die Freiheit ſey eine Art Fiſch der nur im rothen Meere lebe! Aber ſie hoffen ſehr auf eine beſſere Zukunft, auf Blut und Königthum auch in der neuen Welt. Sie haben es längſt vorher geſagt, das Band welches die verſchiedenen Länder Amerikas aneinander knüpfe würde bald zerriſſen und dann würden die vereinigten Staaten aus der gottloſen Liſte der Republiken geſtrichen und in die heilige Civilliſte geſetzt werden. Und in dieſen Tagen hat ſich wirklich ereignet, daß eine Provinz der vereinigten Staaten, aus Unzufriedenheit mit einem Douanengeſetze, das ihrem Handel ſchadet, ſich von der Union gewaltſam loszutrennen droht. Schon fangen die Ariſtokraten zu jubeln an. „Das Werk Washingtons und Frankreichs ſtürzt zuſammen;“ ſchon halten die Europäiſchen Fürſten im Stillen eine Familien-Muſterung und vertheilen Amerika zwiſchen ihre Ottos, Carls, Wilhelms und Friedrichs; ſchon erkundigt ſich Herr von Gagern vertraulich bei Herrn Rothſchild, welcher Fürſt am meiſten Credit habe, und arbeitet an einer ſchönen Rede für die heſſendarmſtädtiſche Kammer, worin er von der Brüderſchaft des Miſſiſippi und des Rheins ſpricht. Unvergleichlich iſt die dumme Naivität mit welcher die Royaliſten die Naturnothwendigkeit der monarchiſchen Regierungen darthun und ihre feſte Hoffnung ausdrücken, daß Gott in ſeiner Barmherzigkeit auch bald den amerikaniſchen Völkern Könige verleihen werde. Sie ſagen: ein Staat in ſeiner Kindheit und in ſeinem Greiſenalter könne der Monarchie nicht entbehren. O! zugegeben mit tauſend Freuden. Aber was folgt daraus? daß eine Monarchie nichts als eine Laufbank oder eine Krücke iſt, und daß wenn man der Laufbank nicht mehr und der Krücke noch nicht bedarf, man keine Könige braucht. Ich gebe ihnen mehr zu als ſie verlangen, und bekenne daß die Staaten nicht blos in ihren Kinderjahren und im hohen Alter, ſondern auch zu jeder Zeit ihres Lebens einer fürſtlichen Regierung bedürfen — ſobald ſie krank werden. Dann iſt die Monarchie das Heilmittel und der Fürſt der Arzt. Aber ſobald die Geſundheit zurückkehrt, wirft man das Arznei-Glas zum Fenſter hinaus und verabſchiedet die Aerzte. In dieſem Zuſtande der Wiedergeneſung iſt jetzt der größte Theil der europäiſchen Welt. Wozu alſo noch länger Doktor und Apotheker? wozu ſo vieles Geld für Arznei-Mittel ausgeben, das wir für unſere Nahrung nützlicher und angenehmer verwenden könnten? Aber da giebt es Völker die von Geſundheit ſtrotzen und in der Einbildung krank ſind, nur da ſehen wir die ganze lächerliche und traurige Geſchichte von Molieres malade imaginaire. Leſen Sie gleich vorn die Apotheker-Rechnungen: es iſt eine Satyre auf die monarchiſchen Budgets. Da ſind die Volks-Doktoren Diafarius Vater und Sohn; da iſt der Volks-Apotheker Pargo, die den unglücklichen Argan anführen und abführen, daß es ein Erbarmen iſt. Wohlmeinende Freunde belehren ihn, daß er geſund ſey, und er möge doch Doktor und Apotheker zur Thüre hinaus werfen; aber da tritt jedesmal madame Belise, der nach dem Gelde des armen Tropfes gelüſtet, zur rechten Zeit hinzu und ſpricht zärtlich mon petit fils, mon ami, mon pauvre mouton! und erſtickt ihn unter Federbetten. Endlich aber, ich hoffe es, wird wie Argan auch das Volk klug werden, ſich ſelbſt zum Doktor kreiren und das erhabene und geheimnißvolle clysterium donare, postea segnare, ensuita purgare — was man regieren nennt — ſelbſt lernen und ausüben.

Haben Sie aber, wenn Sie Thee getrunken, je daran gedacht, daß es der Thee iſt dem wir die Amerikaniſche Freiheit zu verdanken und alle die herrlichen Folgen, die ſie für Europa gehabt? Ein Zoll den das engliſche Parlament auf den Thee gelegt, veranlaßte den Abfall der amerikaniſchen Colonien. Ich rede da freilich im Geiſte der Monarchiſten, die jede Revolution einem unglücklichen Zufalle zuſchreiben; wäre es nicht der Thee geweſen, wäre eine andere Veranlaſſung dazu gekommen; nicht die Freiheit, die Tyrannei bedarf einer Erklärung. Doch iſt es immer ſchön, daß es der Thee war, und daß er ſo wieder gut machte was er verdarb. Nehmlich der Thee, der Kaffe und andere indiſchen Gewürze, haben erſtaunlich viel dazu beigetragen, die Despotie in Europa zu begründen — einerſeits, indem ſie die Völker durch den Genuß körperlich, durch Gewöhnung an Ueppigkeit geiſtig entnervt haben, und andererſeits, indem das Emporblühen des Handels die Fürſten bereichert hat, ſo daß ſie ſich ſtehende Heere bilden konnten, mit welchen ſie die Freiheit niederſchlugen. Trinken Sie die nächſte Taſſe Thee auf die Geſundheit Carolinens, nehmlich jener amerikaniſchen Provinz, die durch ihren Widerſpruch das Land zu entzweien droht; trinken Sie auf das Wohl der Freiheit überhaupt; es geht dem armen Mädchen gar zu ſchlecht.

Weil wir gerade vom Thee ſprechen, muß ich Sie doch über etwas fragen, das mich ſeit einigen Tagen ſehr beunruhigt. Ich kaufte mir Thee, grünen und ſchwarzen, von beiden gleich viel an Gewicht. Ich habe für jede Sorte eine beſondere Büchſe. Als ich nun zu Hauſe die Büchſe füllte, machte der ſchwarze Thee die Büchſe ganz voll, der grüne aber nur zur Hälfte. Es iſt nun die Frage: bin ich betrogen oder nimmt der grüne Thee weniger Raum ein, als der ſchwarze? Es wäre merkwürdig wenn ein Betrug ſtattgefunden, es war doch ein maison de confiance in dem ich den Thee kaufte. Ein maison de confiance nennt man hier einen Kaufladen, worin man geprellt wird wie in jedem; aber man darf kein Wort dagegen ſagen. Beklagt man ſich im mindeſten, antworten ſie ſtolz c'est une maison de confiance.

Mittwoch, den 15. Januar.

Da iſt Ihr Brief, ich kann aber heute nicht mehr auf Alles antworten, ich bin geſtört worden, es iſt zu ſpät. Ein Spanier hat mich beſucht, einſt beim Corps des Marquis Romana. Ich erzähle Ihnen noch von ihm.

— Eine gemiſchte Schulkommiſſion, heißt eine Schulkommiſſion, die aus Dummheit und Pedanterie gemiſcht iſt. Adieu.

Neunzehnter Brief.

Paris, Freitag, den 18. Januar 1833.

Ich glaube es war mein vorletzter Brief, deſſen Kürze ich durch ſtörende Beſuche erklärte. Kein wahres Wort daran. Es war wieder ein ſchönes Buch, in dem ich herumkroch wie eine Fliege in der Zuckerdoſe, und ich konnte nicht heraus. Wenn Sie mir auf das Heiligſte verſprechen wollen, es gar nicht in die Hand zu nehmen an den Tagen an welchen Sie mir zu ſchreiben haben, will ich es Ihnen verrathen. Es heißt: Mémoires d'un cadet de famille, aus dem Engliſchen überſetzt, bis jetzt zwei Bände. Der Name des Verfaſſers ſteht auf dem Titel, aber ich habe ihn vergeſſen und das

Buch ſchon weggegeben. Er nennt ſich Freund des Lord Byron. Der Held dieſer Denkwürdigkeiten war ein Seeräuber und hat dem Lord Byron den Stoff zu ſeinem Corſar und den Giour gegeben. Freilich können dieſe Denkwürdigkeiten für eine Frau nicht ſo anziehend ſein als für einen Mann . . . . Für einen Mann? O! Es iſt mein Spott. Ich meine: für Männer wie wir ſind; ich meine: für einen Mann wie ich bin, der glaubt etwas zu ſein, weil er ſich ſchämt nichts zu ſein. Ich ſchwöre es Ihnen, als ich in dem Buche las, hob ich meinen Arm hoch empor und redete ihn an: Schlingel, alter Schlingel! ſage mir doch, was haſt du denn gethan in deinem halben Jahrhunderte? Ich ſaß am Kamine und ſtarrte in die lodernde Glut. Brennen — leben! Von dieſem Holze bleibt ein wenig Aſche übrig, das Andere Alles geht als Rauch in die Luft. Aber dieſer Rauch ſammelt ſich zu Wolken, dieſe Wolken ſtürzen als Regen herab der die Erde befruchtet, und ſo ernährt der Tod das Leben. Auch von den Menſchen bleibt nur ein wenig Aſche übrig, auch ſein ganzes Daſein geht in Rauch auf; aber dieſer Rauch wird nicht zur Wolke, er kehrt nicht zurück, er befruchtet nichts. Wo kommen nun die zahlloſen, unbenutzten, ungenoſſenen Kräfte aller der Millionen Menſchen hin, die nichts waren, die nichts werden durften? Die Erziehung ſchlägt ſie todt. Gut, ich weiß das; aber was wird aus ihnen nach dem Tode? Wehe, die Erziehung! Sobald ein Menſch geboren wird — gleich umſtellen und umlauern ihn die Mutter, die Amme, der Vater, die Wärterin; ſpäter kömmt der Lehrer, ſpäter der Polizeimann dazu. Die Mutter bringt ein Stückchen Zucker, die Amme ein Mährchen, die Wärterin eine Ruthe, der Vater den Vorwurf, der Lehrer den Stock, der Staat ſeine Ketten, ſein Henkerbeil. Und zeigt ſich eine Kraft, rührt ſich, ſtammelt nur eine Kraft — gleich wird ſie fortgeſchmeichelt, fortgepredigt oder fortgezüchtigt. So werden wir wohlerzogene Menſchen, ſo bekommen wir ſchöne Talente. Wiſſen Sie was ein großes Talent heißt? Ein Talent iſt eine große fette Gansleber. Es iſt eine Krankheit; der Leber wird das ganze arme Thier aufgeopfert. Wir werden in einen engen Stall geſperrt, dürfen uns nicht bewegen, daß wir fett werden; werden geſtopft mit moraliſchem Welſchkorn und gelehrten Nudeln, und dann ſchnaufen wir und erſticken faſt vor Moral, Gelehrſamkeit und Polizeifurcht, und dann kömmt eine alte Köchin von Regierung, betaſtet uns, lobt uns, ſchlachtet uns, rupft uns und benutzt unſere ſchönen Talente. Was nur an uns ſtirbt möchte ich wiſſen; ich möchte wiſſen, was nur der Tod an uns zu holen findet! Aber der Tod iſt ein armer Hund; nichts als Knochen ſein ganzes Leben lang, ſelten daß ihm ein voller Menſch herabfällt.

Dieſer Corſar — man kann es aus den Epochen ſeines Lebens berechnen, er war ein Knabe als die Seeſchlacht von Trafalgar vorfiel — iſt jetzt erſt vierzig Jahre alt und lebt wahrſcheinlich ſchon längſt wieder in ſeinem Vaterlande und baut ſein Feld. Ein Jahrtauſend am Leben hat er ſchon zurückgelegt und die dreißig Jahre die er noch leben mag, ſind ihm ein Deſert, eine Sieſte. Thaten, von welchen, eine einzige nur, das ganze arme Leben eines Menſchen bereichern könnte, hat er vergeſſen, und jetzt in ſeiner Einſamkeit, da er ſeine Denkwürdigkeiten ſchrieb, war es oft eine ſeltene Waffe, die er erbeutet und noch beſitzt, oder ein anderes Zeichen, was ihn an eine blutige Schlacht, an eine furchtbare Gefahr erinnert. Der indiſche Ocean, mit ſeinen liebeswarmen, ſeligen Inſeln, war ſein Spielplatz. Dort iſt die kriegeriſche Sonne, deren Pfeile Niobes Töchter getödtet; dort iſt das ächte Urbild der Sonne, die wir nur aus Kupferſtichen kennen. Da wachſen Ananas wie bei uns die Rüben. Der Tiger beheult die Nacht, wie bei uns die Nachtigall ſie beſingt. Der Pfeil eines Wilden iſt Morgengruß, der vergiftete Dolch eines Malaien iſt Abendgruß.

Er hatte eine Liebe, ein arabiſches Mädchen, Zela, die Tochter eines Scheiks. Einmal in der

Nacht überfiel er einen malaiiſchen Ort und metzelte die Einwohner nieder, ſie für verübte Gewaltthätigkeiten zu züchtigen. Die Gefangenen der Malaien befreite er. Unter dieſen war ein Araber, zum Tode verwundet, der ehe er verſchied, die Hand ſeiner vierzehenjährigen Tochter in die ihres Erretters legte. Der Corſar trug ſie auf ſeinen Schultern in ſein Schiff. Sie ward ſein Weib, die Mutter ſeiner Kinder, ſie begleitete ihn auf allen ſeinen Seezügen, theilte alle ſeine Gefahren, ward ſein Schutzgeiſt. Könnte ich Ihnen die arabiſche Zela ſchildern! Sie iſt der holde Genius des Kaffes, der heiße dunkle Blick des Morgenlandes, ein Brennſpiegel der Seeligkeit. Zela iſt für den Geiſt des Corſaren, was der Kaffe für ſein Fleiſch. Denn ich muß Ihnen ſagen, er trinkt Kaffe, wie ich auch, nur unter andern Umſtänden, und das hat mich am meiſten geärgert und darüber bin ich roth geworden. Ich trinke Kaffe — nicht einmal des Morgens, da kann ich ihn nicht vertragen; ſondern Mittags nach dem Eſſen, nachdem ich etwas geſchlummert, um neue Kraft zu neuer Schwäche zu ſammeln; ehe ich mich wieder an den Schreibtiſch ſetze und federfuchſe und ſchimpfe wie ein altes Weib gegen Buben, die mit Steinen nach mir werfen. Er — wenn ihn eine tolle Meereswoge in die See ſchleudert und die Wellen mit ihm ſpielen und ihn ſich einander zurollen;

ſein Muth und ſeine Stärke helfen ihm wieder empor, er wird halbtodt an Bord gebracht — er trinkt Kaffe und alles iſt wieder gut. Wenn er aus ſechs Wunden blutend ohnmächtig niederſinkt; der dumme Schiffs-Chirurg kömmt mit Kübeln von Arzneitränken, mit ſeinen Meſſern ihm Arme und Beine abzuſchneiden — der Held ſchlägt die Augen auf, fordert eine Taſſe Kaffe, trinkt ſie und iſt geheilt. Wenn — doch genug. O Schlingel! — ich. O Schlingels! — Ihr.

Samſtag, den 19. Januar.

. . . . . Auf das was **** ſagt, laſſen Sie Acht geben. Er ſteht zwar ganz unten in der vornehmen Welt, aber unter der ariſtokratiſchen Sippſchaft herrſcht eine merkwürdige Sympathie, und wenn man aufmerkſam iſt, kann man oft unten hören was oben geſprochen wird und ſo erfahren was ſie vorhaben. Es kann recht leicht ſein, daß ſie dießmal meine Briefe nicht verbieten, planmäßig nicht; denn aus der Polizeilumperei kommen ſie nie heraus. Sie halten immer für leicht und möglich die öffentliche Meinung zu unterdrücken oder zu beherrſchen, und wenn es ihnen mislingt, denken ſie, ſie hätten nur das rechte Mittel nicht gewählt. Das Verbot der Briefe hat nichts geholfen, jetzt denken ſie die Duldung werde wirkſamer ſein, aber ihre Verachtung wird mir ſo wenig ſchaden, als ihr Haß.

Ich habe den Artikel in der Nürnberger Zeitung geleſen. Er iſt gut gemeint; aber ich finde mich noch ſchwerer in dieſe Menſchen, als ſie ſich in mich finden. Da heißt es wieder: es ſei doch jammerſchade, daß ein ſo geiſtreicher Mann, wie ich ſei, und der ſo unendlich viel Gutes wirken könnte, ſo anmäßig wäre! Guter Gott! Auf wen ſoll ich denn wirken? Auf die Regierungen etwa? Auf den Fürſten von Wallerſtein, den Herrn von Blittersdorf, den Herrn von Nagler? Oder wohl gar auf die regierenden Fürſten, auf den Großherzog von Baden etwa, den ein Fluß über welchen eine bequeme Brücke führt von der Weltſchule trennt und der nichts gelernt. Auf einen Fürſten der ſein Wort gebrochen, und für die Klagen und Schmähungen ſeines Volkes reichlichen Erſatz in einem preußiſchen Generals-Titel findet und in einem artigen Briefe, den ihm ſein König geſchrieben? Ich ſoll Gehör bei Menſchen ſuchen, die vierzig Jahre lang den Donner des Himmels überhört? Und das noch mit freundlichen Worten, mit Höflichkeit und Beſcheidenheit! Meine Hofmeiſter ſehen eine deutſche Regierung für eine alte gute Großmutter an. Sie meinen: die Großmutter hat ihre Launen, denn ſie iſt alt und kränklich; aber ſie iſt doch unſere Großmutter, wir müſſen Nachſicht mit ihr haben. Nein, nein, nein, zum Teufel! nein. Nicht Großmütter, Furien ſind unſere Regierungen. Iſt es großmütterlich was Baiern thut, das jeden Mann von Gefühl auf die Folter einer peinlichen Unterſuchung ſpannt, bis er bekenne, wer ſeine Mitfühlenden geweſen? Iſt es großmütterlich, wenn die Naſſauer Regierung einen Greis von ſiebenzig Jahren in einer Winternacht aus ſeiner einſamen Landwohnung reißt und ihn auf drei Jahre zu Dieben und Räubern ins Zuchthaus ſperrt, weil er in einer ausländiſchen Zeitung freimüthig über die Finanzen des Landes geſprochen? Iſt es großmütterlich, wenn die preußiſche Regierung, wie ſie ſelbſt bekannt macht, Spione in Paris hält, die ihr jedes Wort der Klagen eines ihrer Unterthanen berichten? Mit des Teufels Großmutter will ich höflich ſein, aber mit keiner Rabenmutter von deutſcher Regierung.

Ich habe mir das oben beſprochene Buch aus der Leihbibliothek noch einmal holen laſſen. Der Verfaſſer heißt Trelawney und nennt ſich „Compagnon et ami de Lord Byron.“

Ich habe nicht Zeit mehr das Blatt herunterzuſchreiben; ich bin wieder durch Beſuche geſtört worden. Adieu.

Zwanzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 20. Januar 1833.

Meine deutſche Eſelshaut iſt ſchon wieder voll und ich muß ſie aufräumen, um für die neue Woche Platz zu bekommen. Deutſche Eſelshaut nenne ich die Pergamentblätter in meiner Schreibtafel, die dazu beſtimmt ſind, beim Zeitungsleſen die deutſchen Angelegenheiten zu merken. Wollte ich ſie, wie ich es mit dem übrigen Europa mache, auf Papier zeichnen, müßte ich mir jeden Monat ein neues Taſchenbuch kaufen. Sie ſollten nur einmal das kleine gelbe Ding ſehen, man glaubt es nicht wie viel Aerger hineingeht. Wenn ich das nachher in Briefen ausbreite, iſt es nichts mehr; es iſt dann Schaam, Zorn, Wuth, Schrecken in vieler Dinte aufgelöſt. Aber auf dem Pergamente iſt es die reine natürliche Leidenſchaft, wie ſie aus dem Herzen kömmt. Oft nur ein Wort, ein Zeichen, ein Schrei; aber beredtſamer als die ſchönſte lange Rede. Wenn Worte, wenn ein Ach, ein O, ein Weh zünden könnten, ſchleuderte ich einmal mein Taſchenbuch in das verfluchte taxiſche Haus, daß das ganze Sünden-Regiſter mit allen Sünden-Regiſtratoren in Rauch und Feuer aufginge. Dort iſt die Büchſe der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Doch nein, nicht ohne Hoffnung! die Hoffnung iſt da, aber nicht in der Büchſe; ich hoffe mehr als je. Es kann nicht lange mehr ſo bleiben, ſie machen es zu arg. Ein Volk erträgt lange den Haß, den Zorn, den Druck, wohl auch den Spott ſeiner Tyrannen: aber die Verachtung – nein. Was! die Milch, das ſanfte, harmloſe Ding, wird ſauer und gerinnt, ſteift ſich und widerſteht, wenn man ſie etwas tückiſch anhaucht wenn ſie einer ſchlägt — und das ſtolze Blut, der edle Sohn des Körpers und der Seele, ſollte ſich nicht rühren, wenn freche Edelbuben in ihm herum plätſchern? Es kann nicht ſein, das iſt nicht möglich, das ertragen ſie nicht lange mehr — es iſt Eiſen im Blute.

Die Volkskammer in Weimar hatte die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen beſchloſſen; denn was wäre ſelbſt die Wahrheit im Verborgenen? Nur eine gefährliche Waffe mehr in den Händen der Lüge. Aber die Edelleute in der andern Kammer haben die Oeffentlichkeit verworfen, denn ſie meinten in ihrer Weisheit, damit hätten noch alle Revolutionen und Republiken angefangen und alle Monarchien geendet — worin ſie auch ganz Recht haben. Der Hauptmann der Edelleute der Landesfürſt, hat den Antrag der Kammer auch verworfen, mit all dem lächerlichen Hochmuthe, deſſen ein kleiner deutſcher Fürſt nur fähig iſt, mit dem ganzen Trotze, den der Schwager eines Koſaken-Kaiſers ſich glaubt erlauben zu dürfen. Man muß die Epiſtel leſen, die der Großherzog ſeinen getreuen Ständen vor die Füße geworfen hat! Er ſagt ihnen: ſie möchten ihm ja mit ſolchem Zeuge nicht mehr kommen, und das Volk ſolle ja nie in Menge etwas fordern, mit zahlreichen Bittſchriften nahen; denn wenn er noch ſo geeignet wäre etwas zu bewilligen, und wenn es das Billigſte wäre — nie würde er thun was viele, was Alle von ihm verlangten! Die Epiſtel ſchließt mit den Worten: „Wir beſtätigen übrigens ſämmtlichen Abgeordneten und durch ſolche ſämmtlichen geliebten Unterthanen noch wörtlich die Fortdauer unſerer feſtbegründeten Huld und Gnade.“ Bedenke dich glückliches Volk! Sehen Sie, ſo ſpricht Göthes würdiger Zögling. Aber ich hoffe die Zeit wird bald kommen, daß wir dieſen deutſchen Fürſtchen unſere Huld und Gnade bezeigen und bei Gott! ich hoffe, das nicht blos wörtlich.

In Hannover iſt ganz das nämliche geſchehen; auch dort hat die Adelskammer den Antrag der Volks-

Deputirten auf Oeffentlichkeit verworfen. Die armen Hanoveraner ſind am ſchlimmſten daran, unter allen deutſchen Völkerſchaften. Sie müſſen ihrem Könige vergüten was er an zwölf Millionen freier brittiſcher Bürger verliert; auf jeden Hanoveraner kömmt die Tyrannei von dreizehen Seelen. So iſt der deutſche Adel! Nach der Juli-Revolution mußte er gezwungen ein ganzes Jahr faſten, und jetzt holt er heißhungrig die 365 verſäumten Mahlzeiten nach. Wohl bekomme es ihnen! Nur daß ſie ſich hüten, ſich nicht den Magen zu verderben, daß ſie ſich wohl hüten; denn wahrlich, laſſen ſie es zum Brechen kommen, möchte es ihnen ſchlimm ergehen. So iſt der Adel aller Länder und Zeiten, ſo wird er bleiben, ſo lange man ihn duldet. Er iſt immer ſo geweſen, er iſt im Livius was in der Mannheimer Zeitung. Sie erkennen keinen Gott der Menſchen, ſie erkennen nur einen Gott der Edelleute; ſie erkennen keinen Volks-Fürſten, ſie erkennen im Fürſten nur ihren Hauptmann; ſie erkennen kein Vaterland, der Hof iſt ihr Wald, das Land eine Stätte ihrer Räuberei, das Volk ihre Leute. Im Jahr 1816 hielt der Vicomte von Caſtelbajac, ein reſtaurirter Emigrant, in der franzöſiſchen Deputirtenkammer eine feurige Rede über die Wiederherſtellung der Religion, durch Vermehrung der Macht und des Reichthums der Geiſtlichkeit. Da, im heiligen Eifer, entwiſchte ihm der Ausdruck: „das Wohl des Vaterlandes“ . . Vaterland! Er erſchrack ſeines unwillkührlichen Verbrechens und ſich entſchuldigend ſagte er der Kammer: „Du reste, en employant le mot patrie, je n'entends point le mot dont on a tant abusé, qui a servi de prétexte à tous les interêts, à toutes les passions, et d'excuse à tous les crimes; j'entends par patrie, non le sol où je suis attaché sous les honteuses lois de l'usurpation, mais le pays de mes pères avec le gouvernement légitime.“

— Die Freiburger Bürger hatten den Herrn von Rotteck zu ihrem Bürgermeiſter gewählt, aber die Badiſche Regierung hat dieſe Wahl verworfen. Nun darüber läßt ſich nichts ſagen, das iſt etwas Bundestägliches. Die Miniſter hatten ihre ganze Macht gebraucht, all ihren Einfluß geübt, alle ihre Ränke ſpielen laſſen, dieſe Wahl zu verhindern; ſie hatten dem Herrn von Rotteck ihren eignen Candidaten entgegengeſetzt, und er bekam achthundert Stimmen, und der Regierungs-Candidat nur zweihundert. Sehen ſie, was die höchſt- und allerhöchſt weiſen Bundestagsbeſchlüſſe für ganz unterthänigſte Folgen haben. Freiburg, in dem größten Theile ſeiner Bevölkerung, war gar nicht liberal. Viele waren aus alten Zeiten noch öſtreichiſch geſtimmt, die meiſten waren Gegner von Rotteck und Welcker, denn die guten Bürger hatten ſich von ihren Regierungs-Pfaffen weiß machen laſſen, Welcker und Rotteck wären Schuld an der Sündfluth. Als ich verfloſſenen Sommer dort war, wohnte ich einem Abendeſſen von dreißig bis vierzig Perſonen bei. Darunter waren etwa zehen Bürger, alle übrigen waren aus dem gelehrten Stande. Man verſicherte mich, ich ſähe da alles beiſammen was in Freiburg an Liberalismus aufzutreiben geweſen. Und wie hat ſich das jetzt geändert! Das haben die Bundestags-Geſandten bewirkt, das ſind die wahren Revolutionärs, die guten ächten Hambacher. Der Großherzog von Baden hätte tauſendmal eher den Herrn von Blittersdorf penſioniren ſollen als Rotteck und Welcker. Aber ſie ſind mit Blindheit geſchlagen, mit einer Blindheit gegen welche die Aegyptiſche Finſterniß blendendes Tageslicht iſt. Ich bitte Sie, thun Sie mir doch den Gefallen und fragen Sie mich in Ihrem nächſten Briefe: ob ich denn gar nichts über die Bundestagsbeſchlüſſe ſchreiben werde? Ich möchte Sie gern auslachen, das wird mich erheitern. Den vielen Narren, die ſeit vorigem Sommer dieſe Frage an mich gethan, wollte ich aus Höflichkeit nicht in das Geſicht lachen: aber mit Ihnen als meiner lieben Freundin brauche ich keine Umſtände zu machen. Ich ſoll von den Bundestags-Beſchlüſſen ſprechen!

Als hätte ich mich darüber gewundert, als wäre ich einer jener Thoren die das überraſcht. Ich hatte die Bundestags-Beſchlüſſe ſchon ein Jahr früher geleſen, ehe ſie gedruckt, ja ehe ſie geſchrieben waren. Habe ich denn in den Pariſer Briefen von vorigem Winter nicht davon geſprochen? Doch vielleicht das nicht einmal; es ſchien mir ſo etwas natürliches, ſo etwas zu ſeyn, was ſich ganz von ſelbſt verſteht.

Briefe aus Paris

1832—1833

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Sechster Theil.

A895 [illegible]

Paris.
Bei L. Brunet.
1834.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Ex Biblioth.
Universitatis
Guil.

Vierzehnter Theil.

Paris.
Bei L. Brunet.
1834.

Inhalt zum VI. Bande.

Ein und zwanzigſter Brief . . . . . . Seite 1
Zwei und zwanzigſter Brief . . . . . — 15
Drei und zwanzigſter Brief 28
Vier und zwanzigſter Brief . . . . — 43
Fünf und zwanzigſter Brief . . . . — 54
Sechs und zwanzigſter Brief . . . . . . — 74
Sieben und zwanzigſter Brief . . . . . . — 87
Acht und zwanzigſter Brief . . . . — 108
Neun und zwanzigſter Brief . . . . . . — 118
Dreißigſter Brief . . . . — 135

Ein und dreißigſter Brief . . . . Seite 160
Zwei und dreißigſter Brief . . . . — 179
Drei und dreißigſter Brief . . . . — 197
Vier und dreißigſter Brief . . . . — 201
Fünf und dreißigſter Brief . . . . — 222
Sechs und dreißigſter Brief . . . . — 225

Ein und zwanzigſter Brief.

Paris, Montag, den 21. Januar 1833.

Heute iſt der Jahrestag der Hinrichtung Ludwig XVI. Es ſind gerade vierzig Jahre. Um dieſen jour funeste et à jamais déplorable, wie vorgeſtern die Pairskammer beſchloſſen, religiös würdig zu feiern, mit Gebet, Reue, Buße und Thränen, um zu zeigen wie jede Republik eine Tiger-Eſſenz iſt, und jede Monarchie eine See von Mandelmilch und Roſenwaſſer — will ich Ihnen folgende luſtige und herzbrechende Geſchichte mittheilen. Ich habe ſie aus einer franzöſiſchen Schweizer-Zeitung überſetzt. Vorher aber will ich Sie daran erinnern, was ich Ihnen kürzlich einmal von den Waſſerſäcken der Welt geſchrieben, und wie das

Fürſtenthum Neuſchatel, von dem Könige von Preußen beherrſcht, der Waſſerſack der Schweiz ſei. Jetzt leſen Sie.

Die Patrioten

in den

Gefängniſſen von Neuſchatel.

„Am 8. December des vorigen Jahrs, begab ſich Herr von Perrot, Maire von Neuſchatel und Präſident des Criminalgerichts in die Gefängniſſe, um den wegen politiſchen Vergehen Eingekerkerten, die ſogenannte Amneſtie zu verkündigen, mit welcher der König von Preußen, in ſeiner unerſchöpflichen Güte, ſie zu begnadigen geruhte. Dieſe Magiſtratsperſon legte den Unglücklichen einen Eid auf, nach welchem ſie auf den königlichen Scepter zu ſchwören hatten: „daß ſie an der Perſon ihrer Richter ſich nicht zu rächen ſuchen; daß ſie keinen Groll, gegen wen es auch ſei, bewahren; daß ſie ihrem Gefängniſſe Treue hüten, und während der ganzen Zeit ihrer Gefangenſchaft kein Mittel zur Flucht verſuchen wollen.“ Alle Gefangenen ſprachen die Eidesformel aus: nur Dubois der zum Tode ver-

„urtheilt, deſſen Strafe aber in lebenslängliche Gefangenſchaft
„mit beſtändiger Zwangsarbeit verwandelt
„worden war, weigerte ſich zu ſchwören; dieſer unglückliche
„Patriot, als man ihm den Scepter vorhielt,
„erklärte, daß er ſich ein ſolches Gelöbniß nicht
„auflegen könnte. Auf eine zweite Aufforderung
„wiederholte Weigerung, worauf der Maire befahl
„Dubois in das Gefängniß zurückzuführen."

„Fünf Minuten ſpäter, fielen auf einen Befehl
„des Maires, zwei Gensd'armes über Dubois her,
„knebelten ihn, legten ihm Handſchellen an, ſchleppten
„ihn die Treppe herunter, zerrten ihn über den
„Gefängnißhof, und warfen ihn in ein Loch, das
„man den Käfig nennt, um vierzehen Tage, bei
„Waſſer und Brod darin zu ſchmachten. Dieſes
„Folter-Inſtrument, ganz genau nach dem Modelle
„desjenigen verfertigt, das der Cardinal de la Belue,
„auf Befehl Ludwig XI. erſonnen, iſt ein Käfig von
„ohngefähr fünf und einem halben Fuß ins Gevierte,
„in dem man weder ſitzen noch ſtehen kann, und in
„einem alten Thurme des Gefängniſſes angebracht.
„Der Unglückliche, den man hineinſperrt, muß ſich
„auf dem Stroh, das man ihm unterlegt niederkrümmen.
„Der Käfig iſt aus ſtarken Eichenbohlen
„gezimmert, empfängt nur ein wenig Licht durch die
„Fenſteröffnung einer innern Thüre, und das blos
„wenn eine äußere Thüre von Eiſen, die den Eingang

„des Thurms ſchließet, geöffnet wird. Im Sommer
„kann der Unglückliche, den man in dieſes Loch ſperrt,
„es noch aushalten! aber im ſtrengen Winter wird
„es unerträglich, da die Luft von allen Seiten eindringt.
„Auch wurde der unglückliche Dubois,
„nachdem er die Folter des Winterfroſtes acht und
„vierzig Stunden ausgehalten, von dem Gefängniß-Wärter
„in dem erſchrecklichen Zuſtande eines erfrornen
„Menſchen gefunden. Er hatte keinen Puls
„mehr und war ſteif wie eine Leiche. Der Kerkermeiſter
„entſetzte ſich über die Folgen dieſer kannibaliſchen
„Grauſamkeit, eilte fort, Decken und
„warme Speiſen zu holen, und bemühte ſich mit
„Hülfe ſeines Sohnes, das unglückliche Schlachtopfer
„in das Leben zurückzurufen. Gleich darauf
„ſetzte er den Maire von den Folgen ſeines barbariſchen
„Befehls in Kenntniß. Dieſer ließ Dubois
„in ſein altes Gefängniß zurückbringen und forderte
„ihn von neuem auf den verlangten Eid zu leiſten.
„Der Gefangene mußte ſich in ſein ſchmachvolles
„Schickſal finden, doch bei ſich wohl begreifend,
„daß ein ſolcher abgefolteter Eid nur Wort und
„Wind ſei.“

„Dieſes iſt die genaue Darſtellung von der
„Lage des unglücklichen Dubois, die uns einer
„ſeiner Leidensgenoſſen, der glücklicher als er, nach
„Verlauf ſeiner Strafzeit, das Gefängniß verlaſſen

„durfte, mitgetheilt hat. Eidgenoſſen! Nach ſolchen
„Schandthaten dürfen wir nicht mehr allein die
„Henker von Modena und Liſſabon verwünſchen.
„Die Preußiſch-Neufchateller Zwerg-Tyrannen, haben
„ſich zur Höhe jener zu erheben gewußt. Das
„ſind die Qualen, welche unſere Brüder in den
„Gefängniſſen von Neufchatel, und alle die, welche
„die würdige Regierung dort noch hineinführen kann,
„täglich zu erdulden haben! Berner! das iſt das
„Schickſal, welches jeden Augenblick Meuren bedroht.
„Und im Herzen der Schweiz mit ſeinen milden
„und patriarchaliſchen Sitten, und im Herzen der
„republikaniſchen Schweiz werden ſolche monarchiſch-
„ariſtokratiſche Schandthaten geduldet!

Und warum ſie nicht dulden, wenn ſie aus ſo guten lieben Händen kommen? Der preußiſche Staat iſt der glücklichſte der Welt, er hat die allerbeſten Schulen. Dort wird das Volk gründlich zum conſtitutionellen Leben erzogen; in den Schulen muß die Freiheit von der Pike auf, vom a b c an dienen. Sie halten jetzt ſchon am a, b ab; im zwanzigſten Jahrhunderte kommen ſie an das b, a ba und nach eben ſo viel Jahrhunderten als das Alphabet Buchſtaben hat, werden die Reichsſtände zuſammengerufen. Was mich aber an dieſer ſchönen Geſchichte von dem Menſchenkäfig am meiſten ergötzte, war der Scepter, dieſes heilige Kreuz worauf man ſchwören ließ. Das iſt ein Seitenſtück zur Buße vor dem Bilde des Königs von Baiern. Die Despotie in Deutſchland wird täglich orientaliſcher, romantiſcher, ſie funkelt wie Smaragden und Rubinen. Man glaubt den Calderon, oder ein Mährchen aus tauſend und einer Nacht zu leſen. Es kömmt noch dahin, daß man die Angeſchuldigten kleiner Ketzereien in ein Kryſtall-Gefängniß ſperren wird, oder ſie zur Buße mit nackten Füßen auf Perlen wird gehen laſſen — und daß man die Angeſchuldigten großer Ketzereien, an einen Galgen von Sandelholz hängen wird.

— Schwamm herbei! Die erſte Seite der deutſchen Eſelshaut iſt ſauber; jetzt zur zweiten. Ein Eßwaarenhändler in München „a l'honneur de prévenir la haute noblesse et le respectable public." daß er friſche Trüffeln bekomme. Es iſt das Erſtemal, daß ich ſo etwas in franzöſiſcher Sprache leſe und es nimmt ſich ganz gut aus. Aber nicht gut nimmt es ſich aus, daß das verehrungswürdige Publikum ſo entſetzlich einfältig iſt, ſo etwas zu dulden. Das verehrungswürdige Publikum ſollte ſich vereinigen, bei keinem Handelsmanne etwas zu kaufen, der die Frechheit hat in ſeinen Ankündigungen beſonders von dem hohen Adel zu ſprechen. Möchten ſie doch endlich einmal zur Beſinnung, endlich einmal zum Bewußtſein ihrer Macht kommen! Möchten ſie doch endlich begreifen lernen, daß die Sitten mächtiger ſind als die Geſetze, und daß nur die Geſetze in den Ständen des Adels ſind, die Sitten aber in den Ständen des Volks! Wären die Sitten nicht mächtiger als die Geſetze, es ſtünde heute ſchlimm in Frankreich mit Freiheit und Gleichheit. Es giebt keinen entſcheidenden Tag, es giebt kein Schlachtfeld, keinen großen Sieg der Freiheit. Iſt eine Seite der Geſchichte herabgeſchrieben, werden die Zahlen addirt, und dieſe Summe nennt man eine Revolution. Fällt das Buch wieder in die Hand des Feindes, glaubt er die Revolution vernichtet zu haben, wenn er jene Summe nicht als Transport auf die neue Seite ſetzt. Er meint die Rechnung von vorn anzufangen, er merkt nicht, daß die alte Rechnung fortgeht — er iſt ein Eſel. Aber ſeid Ihr keine Eſel! Ihr werdet nie etwas zu addiren bekommen, wenn ihr nicht täglich aufſchreibt, Brüche zu Brüchen, Zahlen zu Zahlen geſtellt. Es giebt nur Minuten, nur kleine Händel, kleine Zänkereien der Freiheit Spottreden, Epigramme, Prügel, Ohrfeigen, Thüre hinaus, Treppe hinunter werfen. Aber jeder Tag hat vier und zwanzig Stunden, jede Familie hat fünf Seelen, und Ihr glaubt es nicht was fünf Seelen in vier und zwanzig Stunden verrichten können, wenn ſie ernſtlich und immer wollen . . . . . Du verehrungswürdiges

Frankfurter Publikum — warum biſt du denn ſo gar einfältig, dich in deinem Concertſaale auf die Hinterſtühle zu ſetzen, und dem hohen Adel die Vordern zu überlaſſen? Thut das nicht, ſetzt euch ſelbſt mit euren Weibern und Töchtern vorn hin. Zwar weiß ich wie viel es einem beſcheidenen Manne koſtet, ſich in einen öffentlichen Kampf mit der Eitelkeit einzulaſſen; aber es ſoll auch nicht Einer allein, alle Bürger ſollen ſich zugleich hervorſtellen. Und werdet ihr auch verbannt, bringt der guten Sache das Opfer. Seid nicht demüthig, ſeid nicht blöde, ſeid nicht ſchwach. Eure Demuth iſt ihr Hochmuth, eure Blödigkeit iſt ihre Frechheit, eure Schwäche iſt ihre Stärke. Gebt jede Stunde einen Schritt, aber gebt dieſen Schritt jede Stunde und ihr werdet bald an das Ziel gelangen.

— „Göttliche Gerechtigkeit wie — lange noch wirſt du deine Blitze ſchlafen laſſen?“ Sie glauben vielleicht ich hätte das geſagt? O nein, es ſteht im frankfurter franzöſiſchen Journale und wird bei einer, ich weiß nicht mehr welcher, Gelegenheit ausgerufen, wo die Fürſtenſchaft oder der Adel irgend eine Schleppe bekommen. Das Wort iſt ſchön, aber die ganze hohe deutſche Bundesverſammlung, mit allen ihren Excellenzen, Grafen und Baronen, mit allen ihren Legationsräthen und Geſandtſchafts-Sekretairen, mit dem großen

Heere ihrer beſoldeten Zeitungsſchreiber, hatte ſo etwas Schönes nicht ſagen können, ſie mußte ſich erſt einen Franzoſen dazu kommen laſſen. Der verſtehts! Er ſpricht wie wir, er macht unſere Stimme nach, er meint Gott wäre blind und harthörig wie der Patriarch Iſaac, werde ſeinem ſpitzbübiſchen Sohn Jakob für ſeinen Erſtgebohrnen halten und ihm ſeinen Segen geben. Wahrhaftig es gefällt mir, daß ſie ſelbſt die ſchlafenden Blitze der Gerechtigkeit aufwecken!

Dritte Seite. Noch einmal Preußen. Prussia for ever. Die Preußiſche Regierung, wie jede germaniſchen Urſprungs — es iſt des Tacitus wegen — beſoldet Spione in Paris, um dort auf ihre geliebten treuen Unterthanen etwas Acht zu geben. Dagegen läßt ſich nichts ſagen, keine Monarchie kann der Spione entbehren, man lebt ſo lange man kann. Warum haben Republiken, warum haben Nordamerika, die Schweiz, die freien deutſchen Städte keine Spione? Weil dort die Regierungen nicht zu befürchten brauchen, daß ihre Bürger einmal den Verſtand verlieren und ihre freie Verfaſſung gegen einen Fürſten vertauſchen möchten. Die Bewohner einer Monarchie aber wünſchen ſich einen Freiſtaat ſobald ſie zu Verſtande kommen; je vernünftiger ſie alſo werden je mehr Spione braucht ein Fürſt. Das iſt alſo ganz in der Ordnung.

Außerordentlich iſt es aber, eine ſehr außerordentliche Naivität, daß eine Regierung es eingeſteht und drucken läßt, ſie treibe Spionerie, wie es die Preußiſche gethan.

Da iſt ein gewiſſer Traxler in Cöln, ein königlich Preußiſcher Paradiesvogel, ich meine: einer der Seeligen im Preußiſchen Paradieſe, das ſo herrliche Rüben und Schulen hat — der ließ etwas in einem Pariſer Blatte von der Seeligkeit aller Rheinpreußen drucken und von ihrer Anbetung gegen die Mark Brandenburg. Die preußiſchen Behörden entdecken den Namen des Spaßvogels und ſperrten den Traxler in einen Käfig. Ein Gefängniß iſt die beſte Widerlegung aller Sophismen, es iſt die wahre Schule der Logik. Der Temps (darin ſtanden die Artikel) fragte: wie denn die Preußiſche Regierung ohne Verletzung des Briefgeheimniſſes ihren Correſpondenten habe entdecken können? Der Preußiſche Advokat antwortete: Briefe öffnen! Pfui! ſo etwas erlaubt ſich ſeine Herrſchaft nicht; aber „den klugen Maasregeln unſeres Gouvernements „iſt es zuzuſchreiben, daß man endlich durch Vermittlung eines Agenten der Pariſer Polizei, die Originalbriefe des Traxlers und „mehrere von andern ähnlichen unnützen Geſellen, „für Pariſer ultraliberale Blätter beſtimmt, erhielt.... „Der deutlichſte Beweis, mit welchem Ver-

„trauen dieſe Radicalreformers und Lügenverbreiter
„unſere Regierung verehren, daß ſie
„nicht Scheu trugen ihre Correſpondenzen frank
„und frei durch die Poſt an die vollſtändigen
„Adreſſen der Zeitungs-Büreaus abgehen zu
„laſſen . . . . . Nur von Traxlers Briefen
„wurde bis jetzt erſt Gebrauch gemacht, die andern
„ſind wohl noch aufgeſpart zur gelegenen
„Zeit . . . . . Die Landesgeſetze dürften dies
„wahrhaft verbrecheriſche Treiben leicht als landsverrätheriſch
„betrachten und eine Strafe beſtimmen,
„welche als Warnung für ähnliche Briefſteller,
„der Strenge und des Ernſtes nicht entbehren
„wird."

Unnütze Geſellen, Lügenverbreiter — das iſt der Oden-Styl monarchiſcher Begeiſterung; mit dem wollen wir nicht rechten; der Preußiſche Correſpondent als er ſo ſchrieb, kam vielleicht eben vom Tiſche. Wir wollen uns an die Proſa halten. Die klugen Maasregeln der Preußiſchen Regierung ſind bewunderungswürdig! Der große Friedrich mit ſeinen herrlich blauen Augen ſtand vor mir, aber ob er lachte oder weinte, konnte ich nicht unterſcheiden; denn ſchnell verhüllte er ſich das Geſicht, als ich von ſeinen Enkeln erzählte . . . Als einen Beweis der Verehrung, als ein Zeichen des Vertrauens ſieht es die Preußiſche Regierung an, wenn ihre Unterthanen ſie nicht für ſo niederträchtig halten, daß ſie die Briefe öffne! So ſind alle Monarchien. Jede monarchiſche Regierung will für jedes Unrecht, mit welchem ſie ihre Unterthanen verſchont, gelobt ſein; dann ſoll man ihre Gerechtigkeit preiſen. Jedes Gut, das ſie ihren Unterthanen nicht raubt, will ſie als Geſchenk betrachtet wiſſen, wofür man Dank ſchuldig ſei. Wenn ſie den Bürgern erlaubt, jedem ſo gut er es verſteht, den Weg ſeines Glückes zu verfolgen, ſeinem Wohlſtande nachzugehen, wenn ſie ja einmal nicht hindert, rühmt ſie ſich, Wohlſtand über das Land zu verbreiten und die Selbſthuldigung nimmt kein Ende. *Das iſt wörtlich wahr.* War doch neulich in einem Ruſſiſchen Zeitungsartikel zu leſen: „Die Polen hatten *alle ihre moraliſchen* und „*phyſiſchen Kräfte* der Regierung zu verdanken, „die ſie ſchmählich verriethen, ob *ſie ihnen gleich* „die *Mittel verſchafft hat*, mit denen ein „achtmonatlicher blutiger Krieg geführt ward.“ Wenn ein unglückliches Volk, nachdem es die Tyrannei ausgeſogen, noch ſo viel Kraft behielt, ſich der Tyrannei zu widerſetzen, wird ihm das als Verbrechen, als Undank angerechnet! Nichts haben ſie den Polen übrig gelaſſen; aber um für die Freiheit zu kämpfen braucht es keiner andern Waffe, als der Liebe zu ihr.

Iſt das nicht artig, wenn der Preußiſche Advokat ſagt: nur den Traxler habe man einſtweilen vorgenommen, die andern gleichſchuldigen Pariſer Correſpondenten werden zur gelegenen Zeit aufgeſpart? Das iſt Gerechtigkeit! Sie ſind wohl noch nicht fett genug die Andern? Ihr verwahrt ſie wohl für eueren nächſten Freiheits-Schmaus? Und: die Geſetze — dürften — leicht — eine Strafe beſtimmen — die des Ernſtes nicht entbehren wird! Alſo das Geſetz iſt Richter, das Geſetz wird beſtimmen! O mein Friedrich!

Mittwoch, den 23. Januar.

. . . . . Schicken Sie mir Ihre Sachen, ich werde nicht grob ſein, wenigſtens dieſe Woche nicht mehr, ich bin ganz erſchöpft.

Ich freue mich, daß dem *** meine Briefe ſo gut gefallen. Ich will auch auf die Jugend wirken; wir Alten ſind keines Punkts auf dem i der Freiheit würdig. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und ſeine Frau, und ſie ſollen der *** mehr Zucker in den Thee werfen, damit ſie nicht ſo ſauer ſpreche. — Glauben Sie ja keinem, der ſagt ich wäre kein Gelehrter; das iſt boshafte Verläumdung.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Paris, Freitag den 25. Januar 1833.

Wenn ich nur den böſen Zauber begreifen könnte, der die Italiener hier verhindert, den Don Juan gehörig zu Stande zu bringen. Man ſpielte ihn vor einigen Tagen wieder und ich habe mich gelangweilt wie immer. Es iſt Mozarts Muſik; aber ohne ihren Geiſt. Es iſt die nämliche Geſtalt, Haltung, Farbe; aber ohne Leben. Es iſt eine Wachsfigur, es iſt gemaltes Feuer. Ich wollte unſer Guhr käme einmal hierher und ſuchte dem ungläubigen Orcheſter etwas Religion beizubringen.

Als ich geſtern über den Boulevard St. Antoine, der jetzt Boulevard Beaumarchais heißt, ſpazieren ging, ſah ich mir genau drei Häuſer an, die nicht weit von einander liegen. Ich ſah hinein, hinauf und da es alle drei Eckhäuſer ſind, machte ich die Runde um ſie, ganz wie ein Dieb, der kundſchaffen will, auf welche beſte Art er in der Nacht einſteigen könnte. In dieſen Häuſern wohnten einſt berühmte Menſchen. Solche verödete Wohnſtätten rühren mich mehr als die Gräber auf dem Kirchhofe. Dort war früher nichts und jetzt lebt da der Tod, es iſt eine Art Geburt. Hier aber war früher alles, und jetzt iſt das Leben todt, da iſt die wahre Vernichtung. Und welches Leben war in dieſen Häuſern! Alle Luſt und aller Schmerz des Daſeins; alle Weisheit und alle Thorheit des Lebens; Reichthum, Armuth, die Freuden der Jugend, die Leiden des Alters, Witz, Geiſt, Aberglaube, Philoſophie, Edelmuth, Gaunerei, Freundſchaft, Treue und Verrath, ariſtokratiſche Verderbniß und demokratiſche Wuth, zwei Jahrhunderte und beide verraucht, und das ganze Paradies und die ganze Hölle, die zwiſchen der glücklichen und unglücklichen Liebe liegen. Jetzt wird in allen drei gemeine Krämerei getrieben!

In dem erſten Hauſe hat Caglioſtro gewohnt. Es ſieht etwas labyrinthiſch und theatraliſch aus und iſt ganz geeignet zu einem Schauplatze für Geiſterbeſchwörungen, Goldmacherei, Somnambuliſtiſchen Spuk und andere Täuſchungen. Göthes ariſtokratiſche Verſtocktheit und beiſpiellos enge Hofbeſchränkung wurden mir durch nichts klarer als durch die falſche Anſicht, unter welcher er das Leben des

Caglioſtro und die Halsbandgeſchichte betrachtete. Er ſah ſie als revolutionaire Erſcheinungen, als die erſten Blitze an, mit welchen das Weltgewitter begann. Und ſie waren gerade das Gegentheil: das helle Aufflackern einer verlöſchenden Zeit. Caglioſtro's Treiben war eine Parodie der monarchiſchen Taſchenſchauſpielerkunſt. Ganz wie er, zu gleichen Zwecken und mit gleichen Mitteln, haben die Fürſten aller Zeiten, die Völker aller Länder betrogen, ſo oft wegen unzureichender Macht die Liſt nöthig geworden. Die Halsbandgeſchichte war die Sittenverderbniß aller Höfe, nur daß ſie hier zum erſtenmale öffentlich geworden. Freilich wenn wahr iſt, was neulich die Monteskikelchen an der Ilm und der Saale, die edlen Ritter des Thüringer Waldes, die Großherzoglich-Sachſen-Weimar-Eisnach-Moskowitſche Adelskammer behauptet: Daß Oeffentlichkeit der Anfang aller Revolutionen geweſen — dann war die Halsbandgeſchichte wohl eine revolutionaire Erſcheinung. Aber an wem die Schuld, wenn keine Monarchie die Oeffentlichket ertragen kann?

Das andere Haus gehörte einſt der Ninon de l'Enclos, der ſchönen Magdalene — ohne Reue — die alle die unendliche Barmherzigkeit Gottes erſchöpfen muß, wenn er ihr ſo viel vergeben will als ſie geliebt hat. Ihre Zeitgenoſſen wunderten ſich, daß ſie noch im höchſten Alter Bewunderer gefunden. Wie würden dieſe erſt erſtaunen, wenn ſie heute lebten, und ſähen, daß noch jetzt, nachdem Ninon länger als hundert Jahre todt iſt, noch jeder Mann von Gefühl ſie liebt? Es iſt ein großer Streit unter den Gelehrten, in welchem Alter Ninon zum letzten male glücklich geweſen, ob in ihrem ſiebenzigſten oder in ihrem achtzigſten Jahre. Ich glaube aber weder das eine noch das andere; denn ſie war neunzig Jahre alt als ſie ſtarb. Cheſterfield fragte einmal eine Dame von vierundſiebenzig Jahren, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten? dieſe erwiederte: Mylord, das weiß ich nicht, Sie müſſen eine ältere fragen. Ninon's Haus hat drei Seiten, die nach drei verſchiedenen Straßen gehen. Vorn nach dem Boulevard iſt eine Hofmauer, vielleicht früher eine Gartenmauer, die zwei Pavillons verbindet. Den einen garſtig roth angeſtrichen, verunziert eine Weinſchenke der gemeinſten Art. Zu dem andern, höher auf einer Terraſſe gelegen, der einen Balkon hat, davon herunter zu ſpringen, führt von der Straße aus eine kleine, holde, anliebelnde Treppe, ſo eng, daß in dunkler Nacht ein gehender und ein kommender Liebhaber ſich unmöglich hätten ausweichen können. Doch für ſolche Fälle war geſorgt. Auf der entgegengeſetzten Seite nach einer andern Straße, hat das Haus noch eine Thüre. Da iſt der Haupt-

Eingang, das Thor. Jetzt hängt eine Tafel davor: Apartement à louer. Wie würde Ninon darüber lachen, wenn ſie das läſe. Ein nicht-möblirtes Apartement, alſo nur jahrweiſe zu vermiethen. Sie hat ihr Haus oft genug vermiethet; aber die längſte Miethzeit war nicht länger als ein Tag unſerer Antipoden. Das Haus hat ungewöhnlich viele Fenſter, welche die ganze Höhe der Zimmer einnehmen, und von denen jetzt mehr als die Hälfte vermauert ſind. Dieſe vielen Fenſter gehören zu dem Nachruhme der Ninon. Sie heuchelte nicht; in welchem Zimmer, in welchem Winkel ſie auch war, es konnte ihr jeder Nachbar in das Herz ſehen. Sie war ſo edel, daß, ſobald ein Mann ihre Gunſt erhielt, er das Recht ihr ein Geſchenk zu machen auf immer verlor. Edel und doch geſtorben — wie traurig! Aber es ſterben auch gewöhnliche Menſchen, die nichts haben als das Leben, und das iſt noch trauriger.

Das dritte Haus war das von Beaumarchais. Dieſes ſuchte ich eigentlich auf, die andern ſah ich nur im Vorübergehen. Ich hatte eine Wallfahrt dahin gelobt, als ich einige Tage vorher im Theater Français, Figaro's Hochzeit aufführen geſehen. Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingang der Vorſtadt

St. Antoine, ſehr bezeichnend als Grenze zwiſchen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais ſelbſt eine war. Das Haus, der Garten, einſt zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend, die jeder Fremde zu ſehen eilte, ſind verſchwunden. Nur die Gartenmauern ſtehen noch, doch, mit Frazenmäulern zum Abfluſſe des Waſſers verſehen; es ſcheint der Garten lag auf einer Terraſſe. Auch noch ein Luſthäuschen hat ſich erhalten, von launiſcher Bauart, einen reichen Beſitzer verrathend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieſer umſchließt jetzt ein neues Gebäude zur Salzniederlage beſtimmt. Salz — Beaumarchais — es iſt ein Erbe der ſeiner nicht ganz unwürdig iſt. Beaumarchais gehörte zum Salze ſeiner Zeit Unſer heutiges Leben hat kein Gewürz mehr, es iſt wie ein Kinderbrei. Auch iſt jetzt die Menſchheit ein Kind, das in die Schule geht. Nichts trauriger als eine ſolche Zeit der Entwickelung und der Lehre, wie die unſere und die ſchon ein halbes Jahrhundert dauert. Man iſt da immer entweder zu jung oder zu alt. Iſt man zu jung, iſt man gedankenlos und die Zeit geht einem verloren; iſt man zu alt, iſt man ſorgenvoll und man geht ſelbſt verloren In der ganzen franzöſiſchen Geſchichte, war das achtzehnte Jahrhundert gewiß das glücklichſte für alle genußliebenden Menſchen, Philoſophen und Müſſiggänger. Wer aber von jenen Menſchen, beim Ausbruche der Revolution, ſich und die Freiheit verſtanden, hätte ſich unter den Trümmern der Baſtille müſſen begraben laſſen. Auch unter den Ehen, welche die Liebe geſchloſſen, giebt es Glückliche, wenn auch ſelten; aber wer die Freiheit geheirathet, nachdem er ſie als Jungfrau geliebt, iſt immer unglücklich. Natürlich. Die Wehen der Zeiten kommen nach den Geburten und man erkauft die Vater- und Mutterfreuden nicht mit Angſt und Schmerzen, ſondern man bezahlt ſie damit, nachdem man ſie ſchon genoſſen. Beaumarchais war nicht ſo glücklich einen Tag nach der Monarchie zu ſterben. Er lebte lange in die Revolution hinein, hörte ihre Verſprechungen, erfuhr ihre Täuſchungen, dann ſtarb er und ſah ihre Erfüllungen nicht mehr.

Es iſt merkwürdig, wie aller Geiſt der Menſchen nichts hilft, wenn der Geiſt der Zeiten ſich ändert. In einer Nacht war Beaumarchais ein Dummkopf geworden; in einer Nacht hatte er allen ſeinen ſchönen Muth, ſeine Klugheit, ſeine Gewandtheit, ſeine ſonſt ſo unerſchütterliche Feſtigkeit verloren.

Mit dem Kriege des Lebens hatten ſich die Rüſtungen des Lebens geändert, und die Revolution ſand Beaumarchais wie im Schlafrocke. Wie wäre es erſt Voltaire ergangen, der ſo viel waffenreicher als Beaumarchais, ſich ſo viel wehrloſer gefühlt hätte! Sie kennen Beaumarchais als Schriftſteller, aber wiſſen vielleicht nicht, daß er einer der größten und thätigſten Geſchäftsmänner, einer der unternehmendſten Köpfe, einer der feinſten Hofleute und gewandtſten Weltleute geweſen, und daß er in allen Verlegenheiten, in allen Gefahren des geſelligen und bürgerlichen Lebens, immer den größten Muth und eine bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart gezeigt. Sein Abentheuer mit Clavigo in Spanien iſt durch Göthe bekannt geworden; aber erſt geſtern habe ich aus ſeinen hinterlaſſenen Briefen erfahren, wie er einſt ganz allein in einem Walde bei Nürnberg von Räubern angefallen worden, und, ob zwar ſchwer verwundet, ſich durch ſeine Unerſchrockenheit und Tapferkeit gerettet hatte, nachdem er einen der Räuber niedergeſtoßen, die andern verjagt. Er war zugleich ein Ouvrard und ein Voltaire. Durch ſeine kühnen und glücklichen Handelsunternehmungen ward er einer der reichſten Männer von Frankreich. Im Amerikaniſchen Freiheitskriege, machte er den Inſurgenten, im Einverſtändniſſe mit der franzöſiſchen Regierung, große Waffenlieferungen. Da gab es nun, wie immer bei ſolchen Unternehmungen, Kapereien, Schiffbrüche, verzögerte oder verweigerte Bezahlungen.

Beaumarchais, durch ſeine Gewandtheit, wußte aus allen dieſen Verwicklungen ſich zu ſeinem Vortheile zu ziehen. Nun, dieſer nämliche Beaumarchais zeigte ſich in der Revolution unerfahren wie ein Kind, feige wie ein deutſcher Stubengelehrter. Er unternahm auch für die revoultionaire Regierung, Gewehrlieferungen; verlor aber nicht allein ſein Geld, ſondern faſt auch ſeinen Kopf darüber. Früher hatte er es mit Miniſtern einer abſoluten Monarchie zu thun. Die Cabinetsthüren ſolcher Großen ſchließen und öffnen ſich jedem leicht und ſanft, der Schlöſſer und Angeln zu ölen verſteht. Später hatte es Beaumarchais mit ehrlichen, das heißt mit gefährlichen Leuten zu thun; das wußte er nicht zu unterſcheiden und ging zu Grunde darüber.

Man hörte, daß er im Auslande Waffen aufkaufte, und er kam in Verdacht, dieſes für Rechnung der Feinde zu thun; das Gerücht verbreitet ſich im Volke. In einer Nacht ſtürmten die Vorſtädter, Racheglühend, ſein Haus. Sie ſchrien, es wären Waffen darin verſteckt. Beaumarchais flüchtete ſich in Todesfurcht. Das ganze Haus wurde umgekehrt, die Erde des Gartens wurde tief aufgewühlt; man fand nichts. Beſonders die Weiber des heiligen Antonius waren wie raſend. Man hat ſie oft die Furien der Revolution genannt; aber nein, ſie waren die Rachefurien der Monarchie, ſie kamen hinter der Sünde. Die Feinde der Freiheit möchten gern die Strafe für das Verbrechen erſcheinen laſſen. Die angſtzitternden Diener Beaumarchais, waren im Hauſe zurückgeblieben und konnten ſpäter ihrem Herrn von dem Hergange erzählen. In dem reichen und vollen Hauſe wurde nichts entwendet, auch nicht von dem Werthe eines Pfennigs. Kein Glas Wein wurde angenommen, die Wuthentbrannten löſchten ihren Durſt mit Waſſer. Der zerlumpte Kerl, der die Rotte anführte, erklärte es würde jeder niedergeſtochen, der nur etwas anrühre.

Eine Frau hatte im Garten eine Nelke abgebrochen; ſie bekam dreißig Ohrfeigen, und wäre beinahe im Springbrunnen erſäuft worden. Als Beaumarchais den andern Morgen in ſein Haus zurückkehrte, war er erſtaunt, alle ſeine Schätze wiederzufinden. Er war erſtaunt — ſo wenig verſtand er die Revolution, er der doch ſelbſt dreißig Jahre daran gearbeitet! Er ſtarb 1799 in ſeinem ſiebenzigſten Jahre, bei ungeſchwächter Kraft des Körpers und des Geiſtes; nur ſeine Heiterkeit hatte er verloren. Ein Freund, der ihn noch wenige Stunden vor ſeinem Tode, ohne das geringſte Zeichen von Uebelbefinden geſehen, äußerte die Vermuthung, er möchte ſich freiwillig das Leben geraubt haben. Beaumarchais ſagte ihm beim Scheiden: „Ich bin nicht neugierig mehr“ . . . Und wo ſich dieſes alles begab, wo ſolch eine Welt von Leben lebte, wird jetzt Kochſalz verkauft! Ich bin geſtört worden ſonſt hätte ich Ihnen noch von der Aufführung des Figaro geſprochen. Aber ich thue es in meinem Nächſten.

Samſtag, den 26 Januar.

. . . . . . Nun, das iſt ſchön, daß Sie mir nachkommen und von meiner Weisheit zu erfahren wünſchen, was von den türkiſchen Angelegenheiten zu halten ſei. Seit acht Tagen ſuche ich das mit aller Macht zurückzuſtoßen. Ich habe ſchon an Europa ſchwer zu tragen und jetzt ſoll ich gar noch den Orient auf mich laden! Das halte ich nicht aus. Und daß Sie es nur wiſſen: mir hat der Zorn der Götter, das böſe Geſchick, oder wie man es nennen will, jetzt eine Herkules-Arbeit zugeworfen, die alle meine Kraft verzehrt. Ich ſchreibe Ihnen ein andermal davon; die Geſchichte iſt merkwürdig, aber weitläufig. Nur ſo viel in der Kürze: Die eilfte Plage Aegyptens iſt über mich gekommen; ich habe ſeit einiger Zeit die Pflicht, eine junge ſchöne Frau, faſt noch ein Kind, die vor einigen Monaten geheirathet hat, in ihrer ſchrecklichen Eiferſucht über eine erträumte Geliebte ihres Mannes zu beruhigen, und ſie nennt mich alle fünf Minuten ihren respectable ami. Augen, roth und naß vor Liebe, und ich bin ihr ein respectable ami, ein Schneemann, an dem ſie ihren heißen Schmerz abkühlen will! Braucht es da noch des halben Mondes um mich raſend zu machen? Ich verwünſche Sonne, Mond und Sterne und die ganze dumme Aſtronomie, die mich zum respectable ami gemacht. Doch genug für heute.

Drei und zwanzigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 26. Januar 1833.

In der Hochzeit des Figaro ſpielte die alte Mars die Suſanna. So etwas kann mich zugleich betrübt und zornig machen. Wenn ausgezeichnete Menſchen, von ächten und anerkannten Verdienſten, ſich ſolche kleine Eitelkeiten erlauben, was bleibt dann der Gemeinheit übrig? Sechszig Jahre iſt ſie alt und übernimmt eine Rolle, für die man ſchon im dreißigſten nicht jung genug mehr iſt. Eine Frau, welche die ſeltene glückliche Natur einer Ninon hätte, könnte vielleicht in ihrem ſechszigſten Jahr noch eine Suſanne ſeyn; aber eine ſpielen — niemals. Und was mir am ſchlimmſten ſchien, war: daß die

Mars beſonnen genug blieb, ihr Vermögen zu berechnen, und aus Furcht es zu überſteigen, es nicht einmal zu erreichen wagte. Sie ſtand nun da in ihrer edlen Art, wie eine betagte Königin und wagte, beſorgt die Majeſtät ihrer Würde oder ihres Alters zu verletzen, nicht die kleinſte jugendlich heitere Bewegung, die ſich doch ſelbſt eine betagte Königin zuweilen erlauben dürfte. Sie hatte ſo eine vornehme Haltung, daß die Gräfin als Kammermädchen neben ihr erſchien, und es war ganz wunderlich zu ſehen, wenn die Dienerin ſaß und die Gebieterin neben ihr ſtand. Wenn Figaro oder der Page ihr einen Kuß raubte, ließ ſie es geſchehen, wie ein Spalier von dem Knaben eine Birn abreißen. Dieſe Nachſicht, die freilich ein gebildetes Publikum überall mit einer beliebten Schauſpielerin hat, finde ich kaum löblich. Gewiß iſt es für Menſchen von Gefühl eine rührende Vorſtellung, ſich zu ihrem Vergnügen eine Künſtlerin bemühen zu ſehen, die einſt ihre Väter entzückt hat. Aber wir müſſen auch an unſere Kinder denken, und aus Dankbarkeit für den Genuß den unſere Eltern gehabt, nicht den Enkeln den Genuß entziehen. Wenn, wie es an vielen Orten geſchieht, eine Schauſpielerin eine jugendliche Rolle zwanzig Jahr zu lange behauptet, ſo werden dadurch die jungen Künſtlerinnen in ihrer Ausbildung zurückgehalten, und oft ſtirbt darüber ein ganzes Theatergeſchlecht aus, das die bedeutendſten Rollen nie auf neue würdige Art darſtellen ſah.

Aber wie viel ſtrenger noch als es geſchehen hätte ich die Mars beurtheilt, hätte nicht eine gewiſſe Ehrfurcht meinen Tadel beſcheidener gemacht. An dem nämlichen Tage, da man Figaro aufführte, war es aus den Zeitungen bekannt geworden, daß die Mars von einem ihrer ehemaligen Liebhaber unvermuthet eine Erbſchaft von vierzigtauſend Franken Renten gemacht habe. Das Geld iſt der wahre Cothurn, die Mars kam mir zuweilen erhaben vor. Dieſe Erbſchaftsgeſchichte iſt ſehr merkwürdig und voller Moral und Philoſophie; ſogar etwas Religion kömmt darin vor. Sollten Sie vielleicht in der Zeitung dieſe Geſchichte nicht geleſen haben, ſchreiben Sie mir es, ich erzähle ſie Ihnen dann. Damit Sie aber während der vierzehn Tage die darüber hingehen werden, keine üble Meinung von der Mars hegen, will ich Ihnen gleich erklären, was hier unter Liebhaber zu verſtehen ſei. Der alte Herr der unſere Suſanna zur Erbin eingeſetzt, war ihr Liebhaber, wie man keinem Bettler wehren kann, der Liebhaber jeder Königin zu ſein. Er hatte ſie, aber ſie hatte ihn nicht lieb. Sie gab ihm kein Gehör und nie Zutritt in ihr Haus. Aber ein edler Mann rächt ſich für weibliche Grauſamkeit nie anders, als durch ein Geſchenk von vierzig tauſend Franken Renten.

Die Rolle des Figaro wurde von Monroſe ganz unleidlich dargeſtellt. Dieſer Monroſe iſt ſonſt einer der beſten Schauſpieler des Theater Français, beſonders ausgezeichnet in den ſpitzbübiſchen Bedienten der Stücke Molieres. Aber eben die metallene Gefühlloſigkeit und Unverſchämtheit jener ſpitzbübiſchen Bedienten wußte er nicht los zu werden, und Figaro's Geiſt, Grazie und Sentimentalität verſtand er nicht aufzufaſſen, oder verſtand ſie nicht darzuſtellen. Die Melodie ſeines Spiels und Beaumarchais Worte, paßten gar nicht zuſammen. So war dieſe Aufführung eine der langweiligſten die man ſich denken kann, und was die Unluſt noch vermehrte, war die Schläfrigkeit des Publikums, deſſen rege Theilnahme durch Lob und Tadel eigentlich die Pariſer Komödie ſo anziehend macht. Doch eben dieſe Apathie der Zuſchauer intereſſirte mich auf eine andere Art und beſchäftigte mich den ganzen Abend. Man beſucht einen Freund in ſeiner Krankheit oder in den Tagen ſeiner Wiedergeneſung, da hört er nicht auf von ſeinen Schmerzen oder von ſeiner Erleichterung zu ſprechen, zu jammern oder zu lächeln; man beſuche ihn vier Wochen ſpäter und frage ihn wie er ſich befindet — er verſteht die Frage nicht mehr. Ganz ſo erſchien mir das heutige Frankreich, wenn ich es mit dem des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem Frankreich Beaumarchais verglich. Es hat ſeine Schmerzen, ſeine Geneſung, ſeinen Arzt und ſeine Geſundheit vergeſſen. Jener Figaro, jenes große Zeughaus voll Spott, Tadel, Witz, Humor und Satyre, daß einſt eine Welt gegen eine Welt bewaffnete, was iſt aus ihm geworden? verſchmähtes Kinderſpielwerk; das erwachſene Volk hat keine Freude mehr daran. Wo ſonſt der Sturm des Beifalls tobte, da war es ſtill; man klatſchte nicht, man lächelte kaum. 1785 kam das Stück auf die Bühne, 1789 wurde es unter freiem Himmel aufgeführt. Beaumarchais hatte die Möbels der Monarchie mit zarter Pfauenfeder leicht abgeſtäupt; fünf Jahre ſpäter zerſchlug die Nationalverſammlung die Möbels, und bald ſtürzte das leere Haus zuſammen. Staub iſt die Schminke jeder alten Monarchie; den fort, und man ſieht ihre Runzeln, ihr garſtiges Pergament, und ſie wird ein Spott der Jugend.

Figaro's Hochzeit war eine Welt-Komödie, bildete Epoche in der großen und majeſtätiſchen Geſchichte Frankreichs. Und kömmt mir einer und kauderwelſcht von Demagogen, von Volksverführern, von Zeitungsſchreibern, von Lügenverbreitern, von Revolutions-Fabrikanten: ſo will ich ihm beweiſen, bis er roth wird, daß Ludwig XIV. indem er die Aufführung des Tartüffe, und Ludwig XVI. indem er die Aufführung des Figaro geſtattete — jener der Geiſtlichkeit, dieſer dem Adel die erſte Wunde beigebracht, und daß es alſo zwei franzöſiſche Könige geweſen, welche die franzöſiſche Revolution herbeigeführt. Denn Adel und Geiſtlichkeit ſind die beiden Enden des Balancier-Baumes der Fürſten, da jede Regierung die nicht auf dem Boden des Volkes ruht, jede monarchiſche Regierung nur Seiltänzerei iſt; fort die Stange, Plautz der König!

Und hierin iſt wieder etwas, das meine deutſche Hoffnung bis zur Unſichtbarkeit entfernt, und meine Ungeduld und Verzweiflung vermehrt. Wir haben keinen Figaro auf der deutſchen Bühne, wir werden nie einen bekommen, denn man wird nie ſeine Aufführung erlauben. Und kömmt einmal die Zeit, daß man zu einem ſolchen Stücke keine Erlaubniß mehr gebraucht, braucht man auch das Stück nicht mehr. Um gerecht zu ſein, muß man ſagen: die Könige aus dem Hauſe Bourbon hatten Alle etwas königliches; in einer verderbenen Zeit gingen ihnen Gerechtigkeit und Menſchlichkeit nie ganz verloren; der Hof hatte ſie, ſie hatten nicht den Hof verdorben, und ſie blieben immer die beſten unter den Hofleuten. Um gerechter zu ſein muß man ſagen; der franzöſiſche Adel des achtzehnten Jahrhunderts war gebildet, geiſtreich, von milden Sitten und weit entfernt von dem düſtern Hochmuthe des deutſchen Adels. Darum aber weil ſie ſo geweſen, ſahen ſie die Revolution nicht kommen und gingen ihrem Verderben entgegen. Unſere Fürſten und unſere Edelleute ſpotten jetzt über ſolche Verblendung und überheben ſich ihrer eigenen Weisheit. Sie mögen ſpotten. Wenn ſich ein Erdbeben naht, das wittert der tiefſinnigſte Naturforſcher nicht; aber die Hunde werden gleich unruhig und heulen.

Es iſt noch etwas Anders was die deutſchen Verhältniſſe ſo mißlich macht, weil es der Freiheit ihre beſten Waffen raubt: die Kunſt und die Wiſſenſchaft. Unſere Gelehrten, Schriftſteller und Dichter haben keinen Zutritt in die höhern Stände; weil unſer hochmüthiger und geiſtloſer Adel ſie zugleich verachtet und fürchtet. Und geſchieht es ſelten einmal; daß man ſie nicht zurückſtößt, ſind ſie blöde und unbeholfen, weil ſie arm ſind, und ſie den Muth und den Stolz nicht gewinnen können, den nur die Unabhängigkeit giebt. Beaumarchais, der Sohn eines bürgerlichen Uhrmachers, ſeinen Geiſt zum Paſſe, den damals kein Miniſter, keine Exzellenz, kein Edelmann das Viſa zu verweigern die Unverſchämtheit hatte, drang durch ſeine Gewandheit bis zu den Stufen des Thrones vor, und erhob ſich zu einem der reichſten Männer Frankreichs. Als Figaro erſchien, ſagte man: es habe dem Dichter weniger Geiſt gekoſtet das Stück zu ſchreiben, als es auf die Bühne zu bringen. Was hat Beaumarchais nicht Alles gethan und geduldet, um ſeinen Zweck zu erreichen! Unſer Raupach hielte ſolch ein ſchleichend Nervenfieber keine vier Wochen aus. Zuerſt las Beaumarchais ſeine Komödie in allen Salons, Boudoirs und Kabinetten vor und bettelte ſich einen Reichthum von den ſchönſten, mächtigſten und galanteſten Stimmen zuſammen. Die Kabale war umgarnt, ehe ſie ſich deſſen verſah. Dann legte er das Stück der Prüfung von neun verſchiedenen Cenſoren vor, die es Alle einer nach dem andern prüften, und nach den vollzogenen Aenderungen, die ſie zur Bedingung machten, genehmigten. Aber noch ſtanden hohe Berge von Hinderniſſen im Wege. Beaumarchais wandte ſich an die Miniſter und bat, ſie möchten ein Tribunal von Akademikern, Cenſoren, Schriftſtellern, Welt- und Hofleuten errichten, die das Luſtſpiel leſen und prüfen möchten. Das geſchah. Es wurde geleſen, geprüft, berathſchlagt, wieder verbeſſert und endlich genehmigt. Er war noch weit vom Ziel. Da wandte er ſich an den König. Dieſer beſchloß, zu beſſerer Prüfung das Stück auf einem Hoftheater vor einem Ausſchuſſe von Zuſchauern, an welchen nichts mehr zu verderben iſt, ſpielen zu laſſen Der Tag der Aufführung war ſchon beſtimmt, die Zuſchauer waren eingeladen, die Schauſpieler angekleidet, die Lichter brannten, die Straßen waren mit Equipagen bedeckt — da kommen neue königliche Skrupel, und es wurde Alles wieder abbeſtellt. Endlich kam der Krönungstag ſeiner Beharrlichkeit und Figaro betrat die Bühne.

Der Grund ihrer Widerſetzlichkeit den damals die Gegner Beaumarchais anführten, oder der Vorwand den ſie gebrauchten, war weniger die politiſche Bedeutung der Komödie, als ihre ſittliche Ausgelaſſenheit. So urtheilten leichtſinnige Franzoſen. Aber ein nordiſcher Fürſt der damals in Paris war, eine deutſch-ſolide, edelmänniſche Natur, die zu abgehärtet in jeder Tugend iſt um das verbuhlte Lüftchen eines unſittlichen Wortes nur zu fühlen, fand gleich den wahren gefährlichen Punct auf. Der König von Schweden der damals in Paris war, ſagte zu Maria Antoinette: „cette comédie n'est pas indécente, mais insolente.“ Er meinte die Keckheit, mit welcher darin die Schwächen der Regierungen und des Adels verſpottet wurden. Der weiſe Fürſt hatte es genau errathen. Sechs Jahre ſpäter lernte er in ſeinem eignen Lande die Beſcheidenheit des Adels, der Unverſchämtheit des Bürgerſtandes gegenüber, kennen und ſchätzen. Auf einem Hof-Maskenballe, unter fröhlich rauſchender Muſik, unter Tanz, Scherz und Lachen, umwölkt von dem Dampfe des Punſchnapfs, fiel Guſtav III. meuchelmörderiſch von den Händen ſeines treuen und inſolenzwidrigen Adels. Gift, Dolch, Kugel und Schnur, ſind freilich beſcheidenere Wege als Figaro's Monologen, eine Regierung zurecht zu weiſen. Heinrich IV., Guſtav III., Paul I. fielen von edlen Mörderhänden; kaum ein Land das nicht einen Fürſten gehabt, der das Racheopfer des Adels oder der Geiſtlichkeit geworden. Aber ſolche Tage ſind keine jours funestes et à jamais déplorables, die man bei jedem Wiederkehr mit Trauer und Buße begeht. Wenn Adel und Pfaffheit einen König meuchelmorden, ſo iſt das ehrwürdiger Richter Spur; wenn aber, wie es nur zweimal geſchehen nach tauſendjähriger Geduld, ein Volk ſeinen König richtet, iſt das ſchnöder Meuchelmord, ein jour funeste et à jamais déplorable! Das ſagen Adel und Geiſtlichkeit, die ihre Privelegien klug zu wahren wiſſen.

Dienstag, den 29. Januar 1833.

Ein Abbe Chatel in Paris hat ſeit der letzten Revolution eine neue Kirche unter den Namen Eglise catholique française primatiale gegründet. Sie erklärt ſich unabhängig von dem Papſte und führt nach und nach wichtige Verbeſſerungen in die Glaubenslehre und den Gottesdienſt ein. Die Anhänger dieſer Kirche vermehren ſich täglich. Kürzlich wurde darin eine muſikaliſche Meſſe zum Andenken Moliere's, Talma's, Philipp's der Raucourt und aller andern Schauſpieler und Schauſpielerinnen gefeiert, welchen zur Zeit ihres Todes, die katholiſche Kirche ein chriſtliches Begräbniß verweigert hatte. Der Teufel mag ſich freuen über eine ſolche ſpäte Genugthuung, mich macht das immer toll. Die Freunde und Anverwandte Moliere's und der Andern, jetzt ſelbſt todt — erfahren ſie denn von der heutigen Wiederherſtellung giebt ſie ihnen Troſt, lindert ſie den alten Schmerz den ſie gefühlt, als die ewig tückiſche und Liebe heuchelnde katholiſche Kirche, die Leiche eines guten Menſchen beſchimpfte und hinaus in den Koth der Gaſſe warf? Jetzt kommen ſie und das iſt mein ewiger Jammer! Seit drei Jahrhunderten peinigen ſich die Völker ab, ihre unwiſſenden und entarteten Fürſten und Regierungen zur Weisheit, Menſchlichkeit und Gerechtigkeit zu erziehen, und jetzt ſitzen wir ſchon da Jahrhunderte lang in Schmerzen und Ungeduld, ſehen den Schneckengang der Ausbildung mit an und ſchmachten und dulden, bis es der lieben Jugend, die uns beherrſcht endlich einmal gefallen wird, leſen zu lernen im Buche der Weisheit und Gerechtigkeit und ſich die erſten Grundſätze der Sittenlehre einzuprägen. Man ſage nicht das Volk wäre einverſtanden geweſen mit der Excommunikation der Schauſpieler; das war es nicht, wenigſtens nicht im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ob es zu Molieres Zeit noch ſo tief ſtand, weiß ich nicht, doch ich zweifle; doch wäre es auch geweſen — wann hat ſich denn je Ludwig XIV. um die Stimme und Meinung des Volks bekümmert? Es hätte ihm nur ein Wort gekoſtet und keiner hätte zu murren gewagt, wenn Moliere auch mit dem Gepränge eines Papſtes wäre beerdigt worden. Jede Thorheit, jeder Aberglaube des Volkes, wenn ſie dazu dienen, die Tyrannei der Fürſten und die Macht der Regierungen zu verſtärken, wird geachtet und geliebkoſet; da iſt des Volkes Stimme, Gottes Stimme. Wenn aber die öffentliche Meinung das Gute, das Gerechte will, verſpottet man ſie, und verlangt ſie mit Beharrlichkeit, antwortet man ihr mit Flintenſchüſſen! Die Unverſchämten! Man höre doch wie ſie jetzt über neue Ereigniſſe, wo dumme verführte Völker Tyrannei begehren, ſprechen, wie ſie ihrem Bruder Sultan Mahmud und ihrer Schweſter der Königin von Spanien, den Text leſen. Was! Ihr trotzt dem Volke? Ihr wollt ihm liberale Inſtitutionen aufdringen, die es verabſcheut? Iſt das menſchlich, iſt das gerecht, iſt das königlich? Könnt Ihr das vor Gott und ſeinen Propheten verantworten? Das Volk iſt gut, das Volk iſt weiſe, das Volk iſt gerecht, das liebe Volk weiß immer was es will, was ihm gut iſt; das Volk iſt das Land; das Volk iſt Alles. Wer es mit dem Volke verdirbt geht zu Grunde. . . .

So reden ſie. Hat doch neulich Euer monsieur Durand in Frankfurt, der franzöſiſche Advokat des deutſchen Bundes, als er von der mißlichen Lage des Sultans ſprach, ausgerufen: „ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui.“ O mein ſehr weiſer, mein ſehr bundestäglicher Herr Durand — wenn ſie wieder einmal den Berg Sinai hinaufſteigen, wenn ſie wieder eine Zuſammenkunft mit Egeria haben, wenn ihnen Mahomeds Taube wieder einmal in das Ohr flüſtert, dann fragen Sie doch Ihr Orakel: wie es denn mit den Reformen wäre, welche die Bundestagbeſchlüſſe dem Widerwillen des deutſchen Volkes aufgedrungen, und ob nicht eine Zeit kommen könnte, wo dieſes üble Folgen hätte? Laſſen Sie an dem Thore des taxiſchen Hauſes, an den Palläſten des Königs von Baiern, des Großherzogs von Baden, des Großherzogs von Darmſtadt, des Kurfürſten von Heſſen, und aller übrigen weintrinkenden Sultane Ihre goldenen Worte mit goldenen Buchſtaben in Marmor graben: „ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui.“ Unten drunter laſſen Sie einſtweilen 183... ſetzen; die vierte Jahreszahl und der Monatstag, ſind dann ſchnell hinzugethan.

Mittwoch, den 30. Januar.

Ein Profeſſor Wolf in Jena, ſagt in ſeinem Buche über die ſchöne Litteratur: „Börne hat es in ſeiner letzten Zeit mit dem Publikum verdorben durch ſeine Briefe aus Paris, weil er den Spaß zuweit trieb und die Menge zu beſchränkt war um einzuſehn, daß jene Uebertreibungen wirklich nichts ſind, als etwas grober und zu Zeiten unziemlicher Spaß.“ Dieſer unbeſchränkte Wolf iſt auch einer von unſern Leuten, die es in der chriſtlich deutſchen Bildung bis zur blonden Philiſterei gebracht. Einer der einmal eine Ohrfeige bekam, fragte: mein Herr iſt das Spaß oder Ernſt? — völliger Ernſt. — Nun das iſt Ihr Glück, denn ſolchen dummen Spaß kann ich nicht ertragen. — Der ſchrankenloſe Profeſſor, wenn er jetzt meine neuen Briefe lieſt, wird auch ſagen: Nun das iſt ſein Glück, daß er Alles für Ernſt erklärt, denn ſolchen dummen Spaß können wir nicht vertragen. Adieu!

Vier und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag den 31. Januar 1833.

Beranger, die Nachtigall mit der Adlerklaue, hat wieder geſungen. Geſtern wurde ein neuer Band Lieder von ihm ausgegeben. Ich hatte noch nicht Zeit ſie zu leſen; aber in meinem nächſten Briefe ſchreibe ich Ihnen darüber und dann ſchicke ich Ihnen das Buch durch die erſte Gelegenheit.

Ein Reiſender der aus Deutſchland kam, hat mir meine Briefe geliehen, die hier immer noch nicht angekommen ſind. Der erſte Band kam mir unbedeutend vor, im zweiten habe ich einige gute Sachen gefunden! Es ſcheint, daß ich im Januar und Februar am meiſten Verſtand habe. Das kann aber nicht immer ſo geweſen ſein: denn in einem dieſer Monate habe ich Sie einſt kennen gelernt. Als Conrad das Buch liegen ſah, rief er aus: „Sind „das Ihre neuen Briefe! Das wird wieder große „Freude im Lande ſein.“ Schöne Freude! In der Münchner Hofzeitung ſoll ſtehen: wenn Deutſchland noch einen Galgen übrig hat, verdiente ich wegen meiner radikalen Niederträchtigkeit daran gehangen zu werden. Ich werde mich aber um das Hofpöbel-Geſchwätz und um das ganze monarchiſche Geſindel nicht mehr bekümmern. Nicht die geringſte Luſt habe ich ein Wunder zu wiederholen und meine Rezenſenten zum zweitenmal aus dem Tode zu erwecken. Friede ſei mit ihren Gebeinen. Einmal war nöthig, aber einmal iſt auch genug.

Uebermorgen wird im Theater der Porte-St.-Martin, ein neues Drama von Victor Hugo aufgeführt. Ich war eben dort mir einen Platz zu nehmen; es war aber keiner mehr zu haben. Schon auf acht Tage hinaus ſind alle Plätze beſtellt. So ungeſchickt bin ich immer, ich komme jedesmal zu ſpät, und ſeit ich Paris beſuche, iſt es mir noch niemals gelungen einer erſten Vorſtellung beizuwohnen, welche immer die intereſſanteſte iſt. Das wird beſonders diesmal der Fall ſein; denn wegen der Verfolgung die Victor Hugo neulich von den Miniſtern zu erdulden hatte, werden ſeine Freunde und die Feinde der Regierung gewiß Rache zu nehmen ſuchen. Ohne dies ſpielt das neue Drama in dem Hauſe Borgia, dieſem bekannten Italieniſchen Fürſtengeſchlechte, deſſen Blut von der Sünde ſchwarz geworden war. Da werden Dichter und Zuhörer dem monarchiſchen Prinzip wohl wieder etwas auf den Fuß treten. Das unglückliche monarchiſche Prinzip! Aus Angſt und Verzweiflung, daß man ihm einen Theil ſeiner Schätze geraubt hat, packt er ſich gleich Molieres Geizigen, an der eignen Bruſt und ſchreit: halt den Spitzbuben! Mein Geld heraus! So weh thut ihm keiner ſeiner Feinde, als er ſich ſelbſt thut. Sie werden aus den Pariſer Zeitungen bald errathen haben, welche neue Thorheiten und Schändlichkeiten die Regierung wegen der Herzogin von Berry begangen hat. Sie ſchickte zwei hieſige Aerzte nach Blaye. Daran wäre nun weiter nichts auffallendes geweſen, da die Legitimiſten ſelbſt laut gejammert hatten, die Berry ſei krank und würde dem dortigen Klima unterliegen. Aber die Miniſter des Königs — es kam darauf an, die Geburt des Herzogs von Bordeaux verdächtig zu machen — ließen drucken: die Aerzte hätten eine ganz beſondere wichtige Sendung, ſie hätten den Auftrag einen Punkt der gerichtlichen Medizin in das Reine zu bringen. Darauf ſchreiben die legetimiſtiſchen Blätter von Gift, ſprachen von Vergiftung. Natürlich war das Verläumdung. Die Aerzte kamen von Blaye zurück und die Legitimiſten, dieſe dummen Pfaffen des monarchiſchen Prinzips, erzählten den wahren Hergang der Sache, wie ſie ihn zu wiſſen glaubten. Die Aerzte wären verlegen, ſchamroth, ſtotternd vor der Herzogin erſchienen und hätten kein Wort hervorzubringen gewußt. Sie aber, wie es der Wittwe eines Märtyrers, der Mutter des Wunderkindes gezieme, wäre ſtolz vor die armen Doktoren hingetreten und hätte erhaben, erhaben, ſehr erhaben über alle weiblichen Schwächen, ihnen ſelbſt den Mund geöffnet und geſagt: „Ich weiß, „warum Ihr gekommen; jetzt ſeid Ihr hier, jetzt unterſucht Ihr alles gehörig, und nicht eher ſollt Ihr „das Zimmer verlaſſen, bis Ihr alles gehörig unterſucht habt. Man ſoll wiſſen, woran man iſt:" Die mediziniſchen Richter unterſuchten alles gehörig und fanden alles gehörig, und gingen darauf mit rother Stirne fort. Mich ärgert die Geſchichte. Jetzt wird nun Jarke mit dem ganzen monarchiſchen Troſſe frohlockend ausrufen: „Seht Ihr, ſeht Ihr, was von einer repräſentativen Verfaſſung herauskömmt, welche ſchöne Folgen Oeffentlichkeit und

Preßfreiheit haben? Hat man in einem Lande das nicht mit der Preßfreiheit verflucht iſt, je von der Mütterlichkeit einer Prinzeſſin Wittwe reden gehört?“ Ganz Recht hat Herr Jarke. In ſolch einem glücklichen Lande erfährt man dergleichen nie. Nichts iſt abſcheulicher und furchtbarer als die Preßfreiheit; ſogar einer fürſtlichen verwittweten Unſchuld kann ſie einen böſen Leumund machen.

Was das elend kranke monarchiſche Prinzip immerfort an ſich kurirt! wahrhaftig man muß Mitleid mit ihm haben Da es ſieht, daß ihm Aerzte und Apotheker nicht helfen können, nimmt es zu alten Weibern ſeine Zuflucht, und gebraucht ſympathetiſche Mittel. Vorgeſtern war ein Ball bei Hofe und da erſchienen mehrere Damen „die presque jolies et à peu près jeunes“ waren, zum allgemeinen Erſtaunen mit Puder in den Haaren, und gekleidet nach der Mode aus der tugendhaften Zeit der Regentſchaft. Die königliche Familie überhäufte dieſe tugendhaften gepuderten, loyalen, monarchiſchen, faſt ſchönen und ungefähr jungen weiblichen Köpfe, mit Gunſtbezeugungen aller Art. Der Herzog Decazes machte ihnen den Hof im Namen der Camarilla. Thiers ſagte ihnen im Namen der Doktrinairs die ſchönſten Schmeicheleien. Im Namen des diplomatiſchen Corps überreichte ihnen der päpſtliche Nuncius Confect und

Eis. Herr Pasquier im Namen der Pairs, erklärte dieſen Tag für einem jour heureux et à jamais mémorable. Aber im Namen des Volks wurden ſie von allen übrigen ausgelacht. Von Thiers wundert es mich, da er doch eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution geſchrieben und wiſſen mußte, daß Mirabeau und Robespierre ſehr gepudert waren und daß Madame Rolland eine ſteife Schnürbruſt getragen. Den andern Tag ſchickten drei Geſandte Couriere an ihre Höfe und man glaubt, dieſer Puder werde ſehr viel zur Schlichtung der Belgiſchen Angelegenheit beitragen, weil die heilige Allianz an dem ernſten Willen Louis Philipps, das reine monarchiſche Princip herzuſtellen und die ungepuderte und ungeſchminkte Preßfreiheit zu vertilgen, nun nicht länger mehr zweifeln könnte.

Aus Spanien blüht uns wieder eine neue Hoffnung entgegen. Es iſt dort in mehreren Provinzen eine bedeutende Revolution ausgebrochen; zwar eine Carliſtiſche, aber die hilft auch. Sie unterſcheidet ſich von einer liberalen nicht mehr als Kreuz-Aß von Herz-Aß; der Werth iſt der nämliche und die Farbe des Trumpfes kann allſtündlich ändern. Auf keine Weiſe iſt zu fürchten daß ſich die Spanier in den Schlaf protokolliren laſſen. Eine diplomatiſche Conferenz verdaut nimmermehr ſolch ein hartes Volk. Wenn das dort Beſtand hat, werden wir es in Deutſchland bald an den friſchen Ohrfeigen ſpüren, die man uns geben wird, wir ſind die Menins aller ungezogenen Völker — ſie die Unarten, wir die Schläge.

Samſtag, den 2. Februar

Die Hefte von Rießer mögen Sie mir ſchicken. Was ich früher von ihm geleſen, deutet auf ein vorzügliches Talent; aber mit ſeinem Journale iſt es ein großer Mißverſtand. Wer für die Juden wirken will, der darf ſie nicht iſoliren; das thun ja eben deren Feinde, zu ihrem Verderben. Was nützt ein eignes Journal für die Juden? Ihre Freunde brauchen es nicht, denn ſie bedürfen keiner Zuſprache; ihre Gegner nehmen es gar nicht in die Hand. Um ihnen zu helfen, muß man ihre Sache mit dem Rechte und den Anſprüchen der allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen. Man muß nur immer gelegentlich, unerwartet von ihnen ſprechen, damit der ungeneigte Leſer gezwungen werde ſich damit zu beſchäftigen, weil es auf ſeinem Wege liegt. Ich meine auch, es wäre auf dieſe Weiſe leichter die Juden zu vertheidigen, jedem der keine blinde Liebe für ſie hat. Ich habe oft und warm für ſie geſprochen! hätte ich ſie aber iſolirt, wäre mir die Gerechtigkeit gar zu ſauer geworden. Es ſcheint, Rießer möchte die Nationalität der Juden gewahrt ſehen. Aber die Nationalität der Juden iſt auf eine ſchöne und beneidenswerthe Art zu Grunde gegangen; ſie iſt zur Univerſalität geworden. Die Juden beherrſchen die Welt, wie es ihnen Gott verheißen; denn das Chriſtenthum beherrſcht die Welt, dieſer ſchöne Schmetterling, der aus der garſtigen Raupe des Judenthums hervorgegangen. Die ſcheinbeherrſchte Menge, hier und dort, mag das verkennen, aber der denkende Mann begreift es. Die Juden ſind die Lehrer des Cosmopolitismus, und die ganze Welt iſt ihre Schule. Und weil ſie die Lehrer des Cosmopolitismus ſind, ſind ſie auch die Apoſtel der Freiheit. Keine Freiheit iſt möglich, ſo lang es Nationen giebt. Was die Völker trennt, vereinigt die Fürſten; der wechſelſeitige Haß, der die Einen trennt und ſchwach läßt, verbindet die Andern zu wechſelſeitiger Liebe und macht ſie ſtark. Die Könige werden Brüder bleiben und verbündet gegen die Völker, ſo lange ein thörichter Haß dieſe auseinander hält. Auch die Edelleute ſind ſtark, weil ſie kein Vaterland kennen. Deutſche! Franzoſen! Ihr zumal, Schiedsrichter der Welt, laßt euch nicht länger thöricht von euren Herrſchern zum wahnſinnigen Patriotismus entflammen. Weil man euere Vereinigung fürchtet, ſoll wechſelſeitiges Mißtrauen euch ewig getrennt halten. Was ſie als Vaterlandsliebe preiſen iſt die Quelle eures Verderbens. Verſtopft ſie, werfet Kronen und Scepter und zerſchlagene Throne hinein, und ebnet den Boden mit dem Pergament-Schutte eures Adels. Dann bringt die Freiheit, Ihr Deutſche dem Norden, Ihr Franzoſen dem Süden, und dann iſt überall wo ein Menſch athmet euer Vaterland, und Liebe eure Religion.

Sie ſind neugierig? Das iſt merkwürdig. So etwas habe ich von einem Frauenzimmer nie gehört. In Diderots Encyclopädie, in der von Krünitz im Converſationslexicon, in der Biographie universelle, im Bayle, in der großen engliſchen Weltgeſchichte, im Büffon, in der Bibel, im Koran, in meinen geſammeltem Schriften, in keinem dieſer Werke iſt auch nur ein Wort zu finden das auf die Exiſtenz weiblicher Neugierde hindeutet. Es iſt die merkwürdigſte Entdeckung ſeit der Sündfluth. Aber es thut mir leid, ich muß Sie ſchmachten laſſen. Aufrichtig zu ſprechen, es iſt etwas in dieſer Geſchichte, daß ich nicht mittheilen darf. So habe ich reiflich zu überlegen, wie ich ſie Ihnen erzählen ſoll, ohne etwas hinzuzulügen, und doch zugleich zu verſchweigen, was geheim bleiben muß. Die halbe Wahrheit zu ſagen, das iſt eine künſtliche Drechelerarbeit; ganz zu lügem iſt viel leichter. Uebrigens kann ich Sie verſichern, daß die Geſchichte gar nicht ſo romantiſch iſt, als Sie ſich vielleicht vorſtellen. Ich habe mehr wiſſenſchaftliches als Kunſtintereſſe daran, und wäre ich nicht ſo wißbegierig, hätte ich mich ſchon längſt dabei gelangweilt, doch das kann ich Ihnen mittheilen, daß jetzt die Tochter nicht mehr allein eiferſüchtig iſt, ſondern auch die Mutter, und daß erſtere mich ſeit vierzehn Tagen nicht mehr respectable nennt, ſondern aimable; einmal ſagte ſie ſogar adorable. Ich weiß nicht was ſie mit mir vor hat, aber ſie adelt mich in einem fort. Bald wird ihr nichts mehr übrig bleiben, als mich exécrable zu nennen. Jetzt ſchmachten Sie ruhig fort und laſſen Sie ſich durch nichts ſtören. Es wird nicht lange dauern — vier Wochen, ſechs Wochen, vielleicht zehn, höchſtens ein Jahr oder anderthalb.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Paris, Montag, den 4. Februar 1833.

Berangers neue Lieder haben nicht das jugendliche Herz der frühern, in welchem reines Quellblut ſprudelte. Wir aber die den Dichter lieben, leſen ſie wieder friſch. So blühen verwelkte Blumen neu auf, wenn man ſie in warmes Waſſer ſtellt. Beranger fühlt es ſelbſt, daß er ſchwächer geworden; aber er ſagt: nicht ſein Alter allein, ſondern auch der Ernſt der Zeit, hätte ſeine Sangesweiſe ſchwer und nachdenklich gemacht. Mir aber ſcheint, daß ſeine Verachtung nicht mehr ausgereicht für die Verächtlichkeit, ſein Spott nicht mehr für die Lächerlichkeit der jetzigen Machthaber und ihres Treibens und daß darum ſein ſonſt ſo ſiegsfroher Kampf alle Freudigkeit verloren. Er hat die Gedichte Lucian Bonaparten zugeeignet, der ihn einſt in ſeiner Jugend von der Armuth rettete und ihm wieder forthalf. Die Worte der Zueignung ſind würdig und rührend. Da ſagt er unter andern: J'ai toujours penché à „croire qu'à certaines époques les lettres et les „arts ne doivent pas être des simples objets de luxe.“ Das mögen ſich unſere deutſchen gelehrten Zeug-Fabrikanten und unſere poetiſchen Goldarbeiter merken, die, in der Schule Göthes gebildet, ihre Wiſſenſchaft und Kunſt und ihr edles Gewerbe herabzuwürdigen glauben, wenn ſie je auf etwas anders als auf neue Erfindungen für die Luſt der Reichen und Vornehmen ſinnen, wenn ſie je an etwas anderm, als an Kronen und Ordensſternen arbeiten. In der Vorrede ſagt Beranger: das wären ſeine letzten Lieder und er wolle den Reſt ſeines Lebens verwenden, die Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit aufzuſchreiben. Dieſe Drohung braucht uns keine Sorge zu machen; Dichter und Liebende ſchwören oft falſch.

„Das Glück der Menſchheit war der „Traum meines Lebens.“ Hätte Beranger nur das nicht geſagt! Das ſagen ja eben die Andern auch, die das Glück der Menſchheit nicht wollen. Sie ſpotten: Ihr träumt, Ihr ſchwärmt! Nein, es iſt kein Traum; aber freilich wenn man ſchläft iſt alles

Traum. Schlummert nicht, wachet auf! Es giebt jetzt zehntauſendmal mehr glückliche Menſchen, als es vor vierhundert Jahren gab. Aber gewiß lebten damals auch Dichter und Philoſophen, welche von dem Glücke der Menſchheit träumten, und gewiß wurden ſie von den Weltleuten auch verhöhnt wegen ihrer Schwärmereien. Und doch iſt alles beſſer geworden, und ohne Zweifel überſteigt die Wohlfahrt der heutigen Welt, weit die Hoffnung jener Gutgeſinnten, weit die Furcht jener Schlechtgeſinnten. Was hat ſich geändert? Hat das Glück der Menſchheit ſich vermehrt? Nein. Die Summe des Glücks iſt immer die nämliche, nur kömmt es darauf an wie ſie vertheilt iſt. In jenen frühen Jahrhunderten war alles Land und Gut, aller Reichthum und alle Luſt des Lebens, waren alle Waffen zur Vertheidigung der Güter des Lebens in alleinigem Beſitze der Edelleute und alle Kunſt und Wiſſenſchaft und göttliche Erkenntniß waren Eigenthum der Geiſtlichkeit. Sie hatten alles, wußten alles, konnten alles; das Volk war arm, dumm und wehrlos. Der Frühling kam, der Adel und Geiſtlichkeit aufgelöſt und da floſſen Reichthum und Wiſſen von ſelbſt auf das Land herab. Vollendet jetzt das Werk, mit eures Geiſtes, mit eurer Hände Kraft, und wartet nicht auf die Zeit die langſam zerſtört und noch langſamer bildet. Die Zeit iſt eine Seidenraupe; wollt ihr Seide ſpinnen, dürft

Ihr nicht warten, bis ſich der Schmetterling entfaltet. Gott gab dem Menſchen die Zukunft, daß er ſie zur Gegenwart mache; aber wir ſind zu faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden laſſen. Die Vergangenheit iſt unſere Gegenwart, und wir Narren ſind zufrieden wenn wir altbacken Brod eſſen. Jeder Fürſt eines großen Landes verzehrt das Glück von hunderttauſend ſeiner Unterthanen, jeder kleine Fürſt nach Verhältniß noch mehr. Jede Univerſität macht das Land zehn Meilen in der Runde dumm. Wenige ſollen Alles wiſſen, damit Alle nichts wiſſen. Unſere Gelehrten ſind die Schatzmeiſter der Aufklärung. Dieſe Narren bilden ſich ein, ſie würden von den Regierungen gut bezahlt, damit ſie den Schatz in Ruhe und Frieden genießen. O nein; man ſtellt ſie an daß ſie den Schatz wohl verſchloſſen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein was die Göttinger Bibliothek gekoſtet, könnte man in ganz Deutſchland Dorfbibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürſten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Profeſſoren in dreißig tauſend Schulmeiſter zerſchlüge — in jedem geheimen Hofrath ſtecken ihrer tauſend — wäre ein ganzes Volk wohlhabend, gebildet, ſittlich und glücklich. Dann würde das Unglück der Menſchheit, der Traum der Schlechten ſein.

Wonach ich in dieſen Liedern am begierigſten ſah, können Sie ſich leicht denken. Nach den Geſinnungen und Aeußerungen Berangers über den Zuſtand Frankreichs. Mit wahrer Angſt ſuchte ich das auf; denn ich habe ſeit zwei Jahren oft flüſtern hören: nicht aus Mangel an Stoff ließ Beranger ſeinen Zorn ſchweigen, ſondern aus einem andern Mangel. Ich glaubte das halb und es machte mir Kummer Ich glaubte es — denn die ſchöne Zeit iſt nicht mehr, wo nur die Verläumdung edle Menſchen beſchädigen konnte; das thut auch jetzt der Argwohn der Guten, der wie ein Roſt das reinſte Gold der Tugend verzehrt. Der Wein, welchen die Macht in großen Strömen fließen läßt, die Vernunft und das Herz der Welt zu überſchwemmen, daß ſie ihr Mitſchuldige werde, hat auch viele der Edelſten berauſcht und die Regierungen haben es in ihrer geheimen Scheidekunſt ſo weit gebracht, daß ſie ſelbſt aus Roſenwaſſer das ſtärkſte Gift deſtilliren können Dank dem Himmel, das fand ich nicht in den Liedern; ich fand aber auch nicht Alles was ich ſuchte. Den Stoff den ihm die Regierung Louis Philipp's angeboten, der viel ſchöner und reicher iſt, als der der frühern Zeit, hat Beranger träge bearbeitet. Aber es giebt außer der Beſtechung durch Geld, noch eine andere; die durch Worte und Schmeicheleien. Viele von den alten Freunden Berangers theilen jetzt den Gewinnſt und die Sünden der Macht. Es kann ihm wohl einer derſelben vorgeſtellt haben: er möge bedenken, welchen großen Einfluß ſeine Lieder auf das Volk hätten und daß ſie am meiſten die Revolution vorbereitet. Er möge bedenken, in welcher gefährlichen Lage der König den Partheien und dem Lande gegenüber ſtehe — das bedenken und darum ſchonen. Vielleicht zeigte man ihm auch in einiger Entfernung ein Endchen von irgend einem Geheimniſſe der heiligen Allianz. Da ließ ſich der gute Beranger überliſten und verſprach zu ſchweigen. Später ſah er wohl ein, daß er getäuſcht worden, aber er hatte einmal ſein Wort gegeben.

So zielen Berangers politiſchen Lieder, zwar auf die Scheibe, aber nicht mehr wie früher auf das Schwarze. Das was ich in meinen vorjährigen Briefen mittheilte, la paix, und das deutlich den Stempel des Dichters trägt, iſt nicht gedruckt worden. Die Miniſter und die Kammer und die unhandgreifliche Regierung beſpöttelt er etwas in dem Liede la restauration de la chanson. In den erſten Tagen nach der Revolution hatte Beranger geſagt, „on vient de détrôner „Charles X et la chanson.“ Darauf bezieht ſich das Lied, von welchem hier die zwei erſten Strophen folgen.

Oui, chanson, Muse ma fille
J'ai déclaré net
Qu'avec Charles et sa famille
On te détrônait.
Mais chaque loi qu'on nous donne
Te rappelle ici.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Je croyais qu'on allait faire
Du grand et du neuf;
Même étendre un peu la sphère
De quatre — vingt — neuf.
Mais point! On rébadigeonne
Un trône noirci.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Dieſem Liede unmittelbar vorher geht ein anderes, dem es gleichſam als Beweis folgt. Der Miniſter Sebaſtiani wollte, ſo zart wie möglich, den Dichter reich machen. Er antwortete ihm in dem ſchönen Liede: Le refus, darin ſagt er:

Qu'un peu d'argent pleuve en mon trou,
Vite il s'en va, Dieu sait par ou!
D'en conserver je désespère.
Pour recoudre à fond mes goussets,
J'aurais dû prendre, à son décès,
Les aiguilles de mon grand-père.

Ami, pourtant gardez votre or.
Las! j'épousai, bien jeune encor,
La Liberté, dame un peu rude.
Moi, qui dans mes vers ai chanté
Plus d'une facile beauté,
Je meurs l'esclave d'une prude

La Liberté! c'est, Monseigneur,
Une femme folle d'honneur;
C'est une bégueule enivrée
Qui, dans la rue ou le salon,
Pour le moindre bout de galon,
Va criant: A bas la livrée!

Aus einem philoſophiſchen Gedichte Les Fous ſind folgende ſchöne Verſe:

Combien de temps une pensée,
Vierge obscure, attend son époux!
Les sots la traitent d'insensée;
Le sage lui dit: Cachez-vous.
Mais la rencontrant loin du monde,
Un fou qui croit au lendemain,
L'épouse; elle devient féconde
Pour le bonheur du genre humain.

Qui découvrit un nouveau monde?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde,
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait, eh bien! Demain
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

Ob Sie zwar die Gedichte bald erhalten werden, habe ich mir doch die große Mühe gegeben, zwei derſelben worin Beranger ſeine Liebe zu den Königen herrlich tönen ließ, ganz für Sie abzuſchreiben. Ich weiß welche Freude es Ihnen macht in meinem armen ausgetrockneten Mühlbache wieder etwas Waſſer zu ſehen.

Conseil aux Belges.

Finissez-en, nos frères en Belgique
Faites un roi, morbleu, finissez-en.
Depuis huit mois, vos airs de république
Donnent la fièvre à tout bon courtisan
D'un roi toujours la matière se trouve;
C'est Jean, c'est Paul, c'est mon voisin, c'est moi.
Tout oeuf royal éclôt sans qu'on le couve,
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Quels biens sur vous un prince va répandre!
D'abord viendra l'étiquette aux grands airs;
Puis des cordons et des croix à revendre;
Puis ducs, marquis, comtes, barons et pairs.
Puis un beau trône, en or, en soie, en nacre,
Dont le coussin prête à plus d'un émoi.
S'il plaît au ciel, vous aurez même un sacre.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Puis vous aurez baisemains et parades,
Discours et vers, feux d'artifice et fleurs;
Puis force gens qui se disent malades
Dès qu'un bobo cause au roi des douleurs.
Bonnet de pauvre et royal diadème
Ont leur vermine: un dieu fit cette loi.
Les courtisans rongent l'orgueil suprême.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Chez vous pleuvront laquais de toute sorte;
Juges, préfets, gendarmes, espions;
Nombreux soldats pour leur prêter main-forte;
Joie à brûler un cent de lampions.
Vient le budget! nourrir Athène et Sparte
Eût, en vingt ans, moins coûté, sur ma foi.
L'ogre a dîné; peuples, payez la carte.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Mais, quoi! je raille; on le sait bien en France;
J'y suis du trône un des chauds partisans
D'ailleurs l'histoire a répondu d'avance:
Nous n'y voyons que princes bienfaisans.
Pères du peuple ils le font pâmer d'aise;
Plus il s'instruit moins ils en ont d'effroi;
Au bon Henri succède Louis treize.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Prédiction de Nostradamus pour l'an deux mil.

Nostradamus, qui vit naître Henri quatre
Grand astrologue, a prédit dans ses vers,
Qu'en l'an deux mil, date qu'on peut débattre,
De la médaille on verrait le revers.
Alors, dit-il, Paris dans l'allégresse,
Au pied du louvre ouïra cette voix:
„Heureux Français, soulagez ma détresse;
„Faites l'aumône aux dernier de vos rois.“

Or, cette voix sera celle d'un homme
Pauvre, à scrofule, en haillons, sans souliers
Qui, né proscrit, vieux, arrivant de Rome,
Fera spectacle aux petits écoliers.

Un senateur criera: „L'homme à besace!
„Les mendians sont bannis par nos lois.
„— Hélas! monsieur, je suis seul de ma race.
„Faites l'aumône au dernier de vos rois.

„Es-tu vraiment de la race royale?
„— Oui, repondra cet homme, fier encor.
„J'ai vu dans Rome, alors ville papale,
„A mon aieul, couronne et sceptre d'or.
„Il les vendit pour nourrir le courage
„De faux agens, d'écrivains maladroits.
„Moi, j'ai pour sceptre un bâton de voyage.
„Faites l'aumône au dernier de vos rois.

„Mon père âgé, mort en prison pour dettes
„D'un bon métier n'osa point me pourvoir.
„Je tends la main; riches, partout vous êtes
„Bien durs au pauvre, et Dieu me l'a fait voir.
„Je foule enfin cette plage féconde
„Qui repoussa mes aieux tant de fois.
„Ah! par pitié pour les grandeurs du monde
„Faites l'aumône au dernier de vos rois.

„Le senateur dira: Viens, je t'emmène
„Dans mon palais; vis heureux parmi nous.
„Contre les rois nous n'avons plus de haine;
„Ce qu'il en reste embrasse nos genoux.
„En attendant que le senat décide
„A ses bienfaits si ton sort a des droits,
„Moi, qui suis né d'un vieux sang régicide,
„Je fais l'aumône au dernier de nos rois."

Nostradamus ajoute en son vieux style:
La république au prince accordera
Cent louis de rente, et, citoyen utile,
Pour maire, un jour, Saint-Cloud le choisira
Sur l'an deux mil on dira dans l'histoire
Qu'assise au trône et des arts et des lois,
La France en paix reposant sous sa gloire,
A fait l'aumône au dernier de ses rois.

Dienſtag, den 5. Februar.

Weiber heraus! Herbei mit Stecknadeln, mit Nähnadeln, mit Haarnadeln, mit Stricknadeln, mit ſcharfen Zungen, mit Fiſchbeinen, mit Zwirnknäulen, mit Haarflechten! Es gilt eure Ehre; ich führe euch an. Die Darmſtätter wollen euch den Zutritt in ihre Kammer verweigern. Sie haben euch geläſtert deutſch und franzöſiſch. Sie haben geſprochen von Arioviſt von Cäſar, von den Römern, von den Germanen, von Montesquieu, vom Orient, vom Occident, von den Spartaniſchen Frauen, von Göthe, Schiller, von den ſchätzbaren Winken, welche die philoſophiſchen Schriften des Königlich-Preußiſchen Staatsminiſters Ancillon über dieſen Punkt enthalten. Von Himmel und Erden, von Gott und Teufel. Sie haben geſprochen von dem dröhnenden Geheule der germaniſchen Weiber und wie Cäſar vier Wochen gebraucht, ſeine Soldaten an den Graus zu gewöhnen und wie er früher die Schlacht nicht gewagt. Zwar hat eure Sache durch eine kleine Stimmenmehrheit geſiegt; aber das hilft euch nichts. Die Regierung dort wird euch nie in die Kammer laſſen, denn ſie zittert vor euch. Sie fürchtet, manchem würde euer Lächeln mehr ſein als das gnädige Lächeln des Fürſten, euer Händedruck ſchmeichelnder als das Achſelzucken eines Miniſters und euer Spott gefährlicher als die Unzufriedenheit des Preußiſchen Geſandten. Darum ſammelt euch! In Ordnung! Die Häßlichſten im erſten Gliede! Vorwärts! . . . . Was iſt? Ihr zaudert? Habt ihr Furcht? . . Ja ſo! . . . Die Schönſten voraus! Marſch! . . . Halt! Kehrt wieder um und gehet nach Hauſe. Es fällt mir eben ein, daß ſie Recht haben; es ſind ſchon Weiber genug in allen deutſchen Kammern.

Von den Duellen welche in dieſen Tagen zwiſchen carliſtiſchen und liberalen Journaliſten Statt gefunden, werden Sie in den Zeitungen geleſen haben. Aber bei euch mag man wohl die Bedeutung dieſes Ereigniſſes nicht ganz fühlen. Es war ſehr wichtig, es hat die Regierung aus ihrem ſüßen Traum geweckt. Man dachte, das Volk wäre todt, weil es nicht mehr brüllte, und da kam mancher Eſel, wenn auch zitternd, herangeſtolpert, um durch einen Fußtritt ſeine Tapferkeit und ſeine treue Anhänglichkeit für die doktrinäre Eſelei zu beweiſen. Da brüllte der Löwe wieder einmal und ſie bekamen Angſt. Die unverſchämte Herausforderung der Legitimiſten, die doch ſo ſchwach ſind wegen ihrer geringen Zahl, wurde ſo gedeutet: daß dieſe Parthei durch den geheimen Schutz der Regierung ſich ſtark fühle. Hat doch der Miniſter Broglie in der Kammer erklärt, die Vertreibung Carls X., die ganze Revolution, ſei keine Handlung des Rechts geweſen, ſondern nichts als eine That der Gewalt, die man achten müſſe, weil man müſſe. So erkannte die öffentliche Meinung in dem Trotze der Carliſten nichts als die Argliſt der Regierung, und ſie ſprach ſich ſo ſtark aus, daß die Doktrine ihre Fühlhörner erſchrecken in ihr Schneckenhaus zurückzog. Carrel, der Redakteur der National, der ſich für die liberale Parthei hervorgeſtellt, iſt lebensgefährlich verwundet worden. Jetzt iſt er außer Gefahr. Wäre er geblieben, hätte er vielleicht ein rieſengroßes Grab bekommen. Auch haben der Hof, das Miniſterium und die Geſandtſchaften ſich öffentlich oder im Stillen, ſo ängſtlich um das Befinden dieſes Republikaners erkundigen laſſen, als wäre es ein legitimer Prinz. Von den amis des droits de l'homme allein haben ſich achttauſend gemeldet, um, je zwanzig, es mit den Carliſten auszufechten. Ein Freund der geſtern auf dem Büreau der Tribüne war, erzählte mir, die Zimmer wären alle von gemeinen Arbeitsleuten voll geweſen, die gekommen waren ſich unter die Duellanten einſchreiben zu laſſen.

Ich billige ſonſt Duelle bei gewöhnlichen Beleidigungen nicht. Die ſogenannte Ehre iſt nichts, als die falſche Münze der Tugend, ein kindiſches und nichtswürdiges Ordensbändchen, das ſich der Hochmuth der Ariſtokratie erfunden, damit ihre Verdienſtloſigkeit zu ſchmücken. Aber Duelle aus politiſchen Gründen preiſe ich. Man ſtirbt für die Freiheit ſo ehrenvoll in einem Zweikampfe und auf dem Schaffotte, als auf dem Schlachtfelde.

— So will ich Ihnen denn die Erbſchaftsgeſchichte der Mars erzählen. Bei dieſer Gelegenheit aber muß ich die Künſtlerin um Verzeihung bitten; ich habe ihr großes Unrecht gethan. Wie ich geſtern in einer Biographie geleſen, iſt ſie 1778 geboren, alſo gegenwärtig erſt 55 Jahre alt und nicht 60, wie ich neulich gewiß nicht aus Bosheit, aber aus jugendlichem Leichtſinne behauptet hatte. Es geſchah vor vielen Jahren, daß ein alter reicher Marquis ſich in die Mars verliebte. Aber ſie erbarmte ſich ſeiner nicht. Er ſchrieb ihr ſeidne Liebesbriefe, dick und weich ausgepolſtert mit Bankzetteln; die Edle ſchickte ihm den Flaum ſammt dem Ueberzuge zurück. Kürzlich befreite der Tod den armen Marquis von ſeinen Liebesleiden. Einmal fuhr er über den Platz Vendome der Wagen wurde umgeworfen, und der Marquis brach ein Bein. Man eilte herbei ihm zu helfen und ihn nach Hauſe zu tragen. Aber er erklärte mit feſter Stimme den Umſtehenden: hier liege ich und hier bleibe ich liegen und laſſe mich nicht anrühren, bis der Wundarzt der Demoiſelle Mars kömmt und mich in ſeine Behandlung nimmt. Man ſchickte zur Mars. Dieſe, zwar aufgebracht aber doch betrübt über den alten Narren, fuhr gleich zu ihrem Freunde und Arzt Düpuytrin und bat ihn, die Heilung des Marquis zu übernehmen. Nahe Verwandte hinterließ er nicht. Als ſeine vermuthlichen Erben das Inventarium machen ließen, und über die vielen ſchönen Sachen ſich freueten, fanden ſie unter der reichen Verlaſſenſchaft ein Bild der Mars von Gerard gemalt. Die Erben dachten, die Mars werde dieſes Bild wohl gern an ſich bringen, und ließen ſie das wiſſen. Sie eilte auch gleich in das Sterbehaus, ihr Bild in Augenſchein zu nehmen. Während ſie mit den Erben um den Preis des Bildniſſes unterhandelte, kamen aus dem Nebenzimmer die Notare mit einem Teſtamente heraus, das ſie eben erſt unvermuthet gefunden und gleich geöffnet hatten und ſagten der Mars: ſie möge nur das Bild und alles behalten, es gehöre alles ihr, ſie wäre Univerſal-Legatarin. Die Mars ſtand mit einem Suſanne-Lächeln, die Erben ſtanden mit Bazile-Mäulern da. So belohnt der Himmel weibliche Tugenden.

Noch eine andere Denkwürdigkeit ereignete ſich bei dieſem Anlaſſe. Als die Bücher des Marquis verſteigert wurden, kam eine alte Bibel an die Reihe, vielleicht dreißig Sous im Kaufwerthe. Der Auctionator durchblätterte das Buch, ehe er es losſchlug, um zu ſehen, ob es nicht defekt ſei, und der Käufer damit betrogen werde. Da fielen Bankzettel, nach und nach funfzig Stück, heraus, die als Papierſtreifen zur Bezeichnung kräftiger und erbaulicher Stellen in der Bibel lagen. Denken Sie nur, wäre dieſe heilige Schrift nicht zufällig unterſucht worden und ein armer frommer Teufel hätte ſie gekauft für dreißig Sous, und zu Hauſe fünf und zwanzig vielleicht funfzig Tauſend Franken darin gefunden — das hätte vielleicht das Chriſtenthum über ganz Paris verbreiten können! Nutzanwendung: 1) Man weiſe alte Marquis zurück; ihr Tod iſt einträglicher als ihr Leben. 2) Man kaufe alte Bibeln.

— Es ſchrieb mir heute einer aus Stuttgart: der König habe darum die Kammer nicht ſelbſt eröffnet, weil Pfitzer (Verfaſſer der Briefe zweier Deutſchen) unter den Abgeordneten wäre, und den Schwur eines ſolchen Mannes könne er nicht annehmen. Ach! was habe ich wieder eine volle und ſchmutzige Eſelshaut! Das iſt meine wahre Peau de chagrin; aber eine ganz andere als Balzac's ſeine. Dieſe wurde kleiner nach jeder Thorheit und Sünde: meine wächſt nach jeder. Doch heute ſtill davon. Ludwig XIV. ſchrieb ein ſtaatsrechtliches Buch zur Belehrung ſeines Nachfolgers. Darin iſt der Grundſatz aufgeſtellt: „Die Nation iſt nichts für ſich, ſie iſt ganz in der Perſon des Königs aufgelöſt.“ (La nation ne fait pas corps, elle réside toute entière dans la personne du roi.) Ludwig der letzte wird einſt ſprechen wie Ludwig XIV. geſprochen. Der letzte Wilhelm, der letzte Friedrich, der letzte Franz, der letzte Carl werden geſinnt ſein, wie der erſte Wilhelm, der erſte Friedrich, der erſte Franz, der erſte Carl geſinnt waren. Es giebt keine andere Hülfe, als daß uns der letzte von allen befreie.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 7. Februar 1833.

Der Journaliſt Traxler aus Cöln, von dem ich Ihnen neulich geſchrieben, hat ſich gerettet und iſt glücklich in Paris angekommen. Geſtern beſuchte er mich. Als er Abends, da es ſchon dunkel war, von dem Gerichte zurückkam, wo er ſein Urtheil empfangen, bat er den Gerichtsdiener, der ihn in das Gefängniß führen ſollte, ihn vorher in ſeine Wohnung zu begleiten, wo er einiges Nöthige zu beſtellen habe. Dem Verlangen wurde nachgegeben. Als der Huiſſier in das Zimmer eingetreten war, ſprang Traxler hinaus, verſchloß die Thüre hinter ſich, ſtürzte auf die Straße hinunter, lief ohne Hut und Mantel zum Thore hinaus und kam ſo glücklich über die Grenze. Auch iſt in dieſen Tagen ein Bierbrauer aus Leipzig hier angekommen, der zu fünfzehnjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt war. Er ſaß ſchon lange in Pirna feſt, als es ihm gelang ſeinen Kerker zu durchbrechen um den weiten Weg durch Deutſchland nicht unerkannt, aber unverrathen zurückzulegen. So haben ſich ſchon ſehr viele Patrioten gerettet, von welchen ich ſechs in Frankreich begegnet und geſprochen habe. Wenn man die Erzählung von ihrer oft wunderbaren Rettung anhört, gewahrt man leicht und mit großer Freude, daß diejenigen welche ſie zu bewachen hatten, mit ihrer Flucht einverſtanden waren, ſo, daß wenn ſie auch nicht behülflich dabei geweſen, ſie doch die Augen zugedrückt. Die Flüchtlinge dürfen zwar aus Klugheit und Dankbarkeit von einem ſolchen Einverſtändniſſe nicht ſprechen, doch aus den angegebenen Umſtänden erräth man es bald. Einer dieſer Patrioten aber, der das Vertrauen zu mir unbedenklich fand, geſtand es, daß ein Polizei-Beamter, und zwar ein ſolcher, der ſich ſeit mehreren Jahren durch ſeine blinde Folgſamkeit gegen die Tyrannei ausgezeichnet hat, und darum in der ganzen Stadt verhaßt iſt, ihm, ob er ihn früher zwar gar nicht gekannt, zu ſeiner Flucht behülflich geweſen. Wie erfreulich iſt es nicht warzunehmen, daß die Karyatiden der Throne mit Menſchengeſichtern und ſteinerner Bruſt, endlich auch warm werden und ſich beklagen.

Der gute Geiſt in Deutſchland breitet ſich immer mehr aus, auch unter den Offizieren und Unter-Offizieren. Und was dann? Die deutſchen Fürſten werden bald keine andere Macht haben, als der Gerechtigkeit nachzugeben oder unterzugeben, und ſelbſt dieſe Wahl bleibt ihnen nicht lange mehr.

Sie brüten jetzt über die Wiederherſtellung der alten deutſchen Reichsgerichte, aber in den alten Keſſel ſoll neues Gebräu kommen. Man ſpricht von deutſchen National-Gefängniſſen, von hohen deutſchen Bundesthürmen die gebaut werden ſollen. Ich weiß das Nähere noch nicht, werde es aber bald erfahren.

In den Blättern die Sie mir geſchickt, habe ich von Weitzels „Politiſche Anſichten der Gegenwart" nur noch einige Bruchſtücke gefunden; ich hätte aber wahrſcheinlich aus dem ganzen nicht klug werden können. Wer hieß aber auch den Mann ſchreiben in dieſer Zeit und in ſeinen Verhältniſſen? Wenn er ſagt: „Der Gedanke aber, jetzt in Europa „der Monarchie, die ſich mit der Ariſtokratie verbunden, ein Gegengewicht zu geben, kömmt um manche „Jahrzehente zu früh" — ſo will ich mich aufknüpfen laſſen, wenn das ſein Ernſt war. Weitzel iſt einer der beſten und klarſten politiſchen Köpfe Deutſchlands und ſein Rath mit der Ausbeſſerung des Hauſes zu warten, weil es noch manche Jahrzehente dauern könnte, bis uns das Dach über den Kopf zuſammenſtürzt, war gewiß nicht aufrichtig. Wenn einmal Ariſtokratie und Monarchie zuſammenfallen, dann bleibt uns nichts mehr zu thun übrig. Man verliert alle Geduld. Da bitten ſie uns täglich, wir möchten doch ſo gut ſein, die Wirkung der Zeit abzuwarten. Als wenn Zeit und Natur zu etwas aus nichts ſchaffen! Als wenn ſie nicht ſelbſt vorher zerſtören müßten, um Neues zu bilden! Für ſolche Dummköpfe halten ſie uns, daß ſie uns unaufhörlich vorpredigen, wir möchten, ehe wir das verhaßte Alte zerſtören, das beliebte Neue vorher aufführen. Wo wir aber Bauplätze herbekommen ſollen, wenn wir nicht vorher den alten Schutt wegräumen; wo wir Zimmerholz hernehmen ſollen, wenn wir keine Bäume umhauen — das Geheimniß predigen ſie uns nicht. Und wenn ſie zanken: Der Liberalismus könne nur zerſtören, finden ſich in Deutſchland gutmüthige, aber einfältige Menſchen genug, die vor dem Schrecken dieſes Vorwurfs zuſammenfahren, und, aus Furcht für Mordbrenner gehalten zu werden, nach Hauſe ſchleichen, die Nachtmütze aufſetzen und in den Andachtsſtunden leſen.

Es iſt etwas in den Deutſchen, auch in den Freiſinnigen, was ich nicht verſtehe, wozu, mir es begreiflich zu machen, meine Pſychologie nicht ausreicht. Ich erſtaune täglich über die Gefühlloſigkeit, mit welcher die liberalen Deputirten der Kammer die unverſchämten Reden der Miniſter anhören. Ich ſage nicht ſie ſollen der Gewalt, Gewalt entgegen ſetzen; denn ſie haben keine. Ich ſage nicht: ſie ſollen der Frechheit wie es ſich gebührt antworten und der Pflicht und Ehre ihren perſönlichen Vortheil aufopfern; aber ich ſage: ſie ſollen ihr antworten müſſen. Ich bin auch kein Held, weder der Tapferkeit noch der Tugend; ich würde vielleicht auch zahm ſeyn der Macht gegenüber; ich wäre wohl auch nicht aufopfernd genug für das Wohl des Volkes, das bei uns ſolche Aufopferung ſelten vergütet, mit Weib und Kindern zu verhungern; ſtünde ich der Anmaßung eines Mächtigen gegenüber, würde ich vielleicht auch überlegen und ſchweigen. Es gäbe aber Verhältniſſe in denen ich unfähig bliebe zu überlegen, in denen mein Herz den Verſtand verdunkelte, und in ſolchen Verhältniſſen ſtünde ich auch der Anmaßung eines Königs gegenüber, würde ich ſeine Krone, ſeine Kerker, ſeine Henker vergeſſen, und ihm begegnen wie es ſich gebührt. Ich könnte mich wie ein Knecht, wie ein Verbrecher, wie ein Dummkopf geduldig behandeln laſſen; aber wie einen Schulbuben — nie.

Und warum ſind ſie Schulbuben, wo ſie ſich die Schwächeren fühlen? Weil ſie Schulmeiſter ſind wo die Stärkeren; der ganze Unterſchied beſteht nur in den Jahren. Ihre Frömmigkeit, ihre Sentimentalität richtet ſie zu Grunde. Vor lauter Begeiſterung für das Gute, verlieren ſie den Geiſt es zu Stande zu bringen. Thränen der Menſchenliebe und Rührung verdunkeln ihnen den Blick, und der dümmſte Jäger kann ſie dann mit Händen fangen. So ein edler Deputirter ſitzt, ohne es zu merken, wie ein Falk auf der Fauſt ſeines gnädigen Herrn und zeigt ſich etwas hoch oben in der Luft, was der gnädige Herr mit ſeinem Geſchoſſe nicht erreichen kann, nimmt er ihm die Kappe ab und läßt ihn ſteigen. Das edle Thier ſteigt, ſteigt, ſteigt, holt aus den Wolken ein Täubchen herab, und den Blick von der Sonne geblendet, gewahrt er gar nicht, daß er wieder zur alten Fauſt zurückkehrt und man ihm die Kappe von neuem über die Augen gezogen. Dann lachen die Junker verſtohlen.

In Caſſel feierten ſie den Jahrestag der Verfaſſung und ſchrieben am folgenden Tage: „Tauſend ſtille Gebete und Wünſche für ſie ſteigen zu dem Ewigen.“ Aber der Ewige ſelbſt, iſt nicht ewig genug, mit eurer ewigen Geduld ewige Geduld zu haben, und laute Flüche wären ihm wohlgefälliger, als ſtille Gebete. Der Eröffnung der Würtemberger Stände ging ein feierlicher Gottesdienſt voraus, und ein Prälat — verſteht ſich ein Haas — predigte über den Pſalmen-Vers „daß die Furcht des Herrn Ehre und Heil in das Land bringe“ und ging dann geſchickt von dem Könige David auf den König Wilhelm über und näſelte „von der Treue gegen unſern verehrten König.“ Und die Deputirten fürchteten die Furcht und laufen nicht zur Kirche hinaus! Und dann wird die Sitzung eröffnet, „nachdem der Präſident in einer kurzen Anrede den Segen des Himmels erfleht für den bevorſtehenden Landtag!“ Und dann erhebt ſich ein hochherziger Deputirter, den ganz gewiß irgend ein loſer Schelm von Staatsrath heimlich an ſeiner Großmuth gewitzelt, und macht den Vorſchlag: man ſolle die Diäten der Deputirten von 5½ auf 4½ Gulden herabſetzen. Taumelnd ſtand gleich alles auf, was Edles auf den Bänken ſaß, und alle, einer nach den Andern, ſchrien wie die Kinder: „ich auch, ich auch!“ Es war eine Rührung zum Erſaufen, und die Junker im Trocknen lachten wieder. Darauf nahm ein anderer Deputirter das Wort und ſprach: „Ich verzichte nicht

„auf meine fünf Gulden dreißig Kreuzer; ich werde „aber einen Gulden täglich den Armen zukommen laſſen.“ Auch dieſe ſchönen Worte hatten vielſtimmigen Widerhall. Endlich ſtand einer auf und rief: „Wenn man mich zum Präſidenten der Kammer er„wählen ſollte, werde ich mich, ſtatt der feſtgeſetzten „fünftauſend Gulden, mit dreitauſend begnügen.“ Und jetzt hielt die Tugend eine herzallerliebſte Verſteigerung und Einer forderte immer weniger als der Andere. Dieſesmal aber als die Junker ſahen, wie ſich die Moral in Tauſende verſtieg, lachten ſie nicht mehr, ſondern ſie murrten. . . . . Und ſolchen unverſtändigen Menſchen iſt das Wohl des Landes anvertraut! So laſſen ſie ſich von ihrem Herzen zum Beſten haben! Sie ſehen nicht ein, daß ſie für einige tauſend Gulden die ſie durch Verminderung der Taggelder dem Volke erſparen, ihm vielleicht Millionen an andern Laſten auflegen. Denn wenn die Diäten ſo gering ſind, daß ſie den Deputirten den Verluſt ihrer Zeit nicht mehr vergüten, müſſen ſie zurücktreten und ihre Stellen den Reichen und den Staatsbeamten überlaſſen. Dieſe aber werden wie immer die Auflage ſo viel als möglich auf die untern Volksklaſſen wälzen. Es iſt ſchön wenn einer edel iſt; aber das ſei er im Geheim. Edelleuten und Miniſtern gegenüber, ſoll ein Bürger ſeine Tugend verſtecken. So bald dieſe merken, daß ſie es mit einem edlen Deputirten zu thun haben, übervortheilen ſie ihn um ſo mehr, und betrügen in ihm das ganze Volk. Im Gegentheile, wir müſſen ſtets Eigennuß heucheln, damit ſie Achtung vor uns bekommen.

Freitag, den 8. Februar.

Der Spott, den jetzt die deutſchen Fürſten mit ihren Ständen treiben, empört mich nicht; ich bin deſſen ſchadenfroh. Ein edler Mann kann oft der Gewalt unterliegen und immer unverdient; aber der Liſt unverdient, nur das Erſtemal. Wen ſie zum zweitenmale täuſcht, der hat ſein Geſchick verſchuldet, und es iſt das zweite Mal, daß ſich die deutſche Freiheit bethören läßt. Wieder einmal haben die konſtitutionellen Fürſten die Schranken der Verfaſſung durchbrochen, die uns gegen ihren Uebermuth geſchützt; wieder einmal jubeln ſie wie die entſprungenen Sklaven. Die Gitterſtangen die ſie eingeſchränkt, dienen ihnen jetzt zu Waffen dieſe Einſchränkung zu rächen, und mit den Geſetzen die ſie aus den Boden geriſſen, zerſtören ſie die Geſetze, die noch aufrecht ſtehen. Und nicht mehr wie früher, begnügen ſie ſich ihre Widerſacher die ihnen in die Hände fallen, einzeln zu beſtrafen; nein: ſie beſtrafen die Städte, die Gemeinden, in welchen ſich Widerſacher gegen ſie hervorgeſtellt. Der König von

Baiern hat die Stadt Würzburg, durch Verpflanzung mehrerer Aemter, durch Entfernung der berühmteſten Univerſitätslehrer zu Grunde gerichtet. Die Garniſon, der heilige Biſchof, die allerheiligſten Edelleute verlaſſen die kleine gewerbloſe Stadt Freiburg, um die Bürger zu züchtigen, daß ſie Rotteck zum Bürgermeiſter gewählt. Der König von Würtemberg, aus Unzufriedenheit, daß die Bevölkerung der Hauptſtadt ſich ſo freiſinnig zeigt, will mit ſeinem Hofe und mit ſeiner Leibgarde nach Luwigsburg ziehen. Der Magiſtrat von Stuttgart um das große Unheil von dem Wohlſtande der Gemeinde abzuwenden, haben dem Könige einige von der Bürgerſchaft unterzeichnete Adreſſe überreicht, worin dieſe den König bittet nicht von Stuttgart wegzuziehen.

So liegen jetzt alle Deutſchen an einer gemeinſchaftlichen Kette, und ſie haben doch wenigſtens eine Galeere zum Vaterlande. In Baiern ſoll es nicht mehr zu ertragen ſein. Ich habe heute drei angeſehene und reiche Gutsbeſitzer aus Rheinbaiern geſprochen, die nach Amerika reiſen, um für eine große Menge ihrer Landsleute eine Niederlaſſung auszumitteln. In Rheinbaiern, erzählen ſie, ſteige die Tyrannei täglich, und ſie wollten ſich retten, während ihnen noch Kraft zur Rettung bliebe. Das ſind keine Advokaten, keine Demagogen, keine Schriftſteller, keine Journaliſten, keine Freiheits-Theoretiker, keine ſchwärmenden Jünglinge; es ſind Gutsbeſitzer, ſchlichte Landbauern — und doch können ſie es nicht ertragen!

Samſtag, den 9. Februar.

Die Erklärung von Alexis in der Nürnberger Zeitung hat mich ſehr ergötzt. Ich hatte es noch nicht geleſen. Sie haben das nicht verſtanden wenn Sie jene Erklärung als einen Verſuch anſehen, den Spott abzuwenden der den armen Häring in Berlin wahrſcheinlich getroffen hat. Das nicht. Gegen die Beſchuldigungen der Demagogie, die ich aus Scherz und Satyre gegen ihn vorgebracht, ſucht er ſich zu vertheidigen, und die Regierung dort hat vielleicht darauf Rückſicht genommen. In ſolchen Sachen verſtehen ſie keinen Spaß, wie man zu ſagen pflegt. Ich habe kaum gehofft, daß ſie ſo dumm ſein werden. Uebrigens können Sie ſich leicht denken, daß ich nichts darauf antworten werde, überhaupt keinem.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 9. Februar 1833.

Den König von Griechenland, den Sohn des Baieriſchen Großbüttels, vor dem, wie die Zeitungen erzählen, von München an bis Brindiſi, eine Rauchwolke von den köſtlichſten deutſchen und italieniſchen Schmeichelgewürzes herzog – nennt ein hieſiges Blatt: einen *roitelet idiot, sourd et bossu*. Ich habe kein franzöſiſches Wörterbuch bei der Hand, und weiß nicht was *idiot* heißt. Ich vermuthe es heißt dumm oder gar *einfältig*. Das wäre ein Unglück. Die Buckligkeit hätte nichts zu ſagen: auch Sokrates war bucklig. Die Taubheit aller Könige wäre eine Wonne des Menſchengeſchlechts:

denn bei ihnen fielen dann alle akuſtiſchen Täuſchungen weg, es blieben nur noch die optiſchen übrig; ihre Höfe könnten ſie um die Hälfte weniger betrügen, und ihre Völker wären um die Hälfte weniger unglücklich. Aber dumm, wäre dumm. Man braucht mehr Verſtand die Griechen zu regieren, als das ganze übrige Europa zuſammengenommen. Dieſe Entdeckung von den ſchönen Eigenſchaften des Königs Otto, hat viel dazu beigetragen die franzöſiſche Kammer bedenklich zu machen, ob ſie die Garantie bewilligen ſolle, welche die Regierung für den dritten Theil des griechiſchen Anleihens zu übernehmen verſprochen. Der Zeitungsredakteur ging mit dem Briefe, den er von einem baieriſchen geflüchteten Patrioten aus Straßburg erhielt, zu Düpin, wo an dem Tage die Deputirten verſammelt waren; dort theilte er ſeine Nachrichten mit, von welchen er den wichtigſten Theil, ich weiß nicht warum, nicht drucken ließ, und ſie machten einen großen Eindruck, der auf die Kommiſſion der Kammer über ging. Aber was liegt daran? Sowohl die alt- als die neubaieriſchen Herzen, die von München wie die aus dem Speſſart, ſind, ſeit ihnen der Profeſſor Thierſch erzählt, das Sophokles und Aechylus mit dichteriſcher Begeiſterung vom Bier geſprochen, ſo entzückt über die Heleneſirung ihres Ottos, daß ſie die noch fehlenden zwanzig Millionen gern hergeben werden und ſollten ſie darüber verarmen und mit einer Hopfenſtange in der Hand die Welt durchbetteln müſſen.

Die Baiern begreifen recht gut die unermeßlich heilſamen Folgen, die der Staatsvertrag, den der Baieriſche Vater mit dem Griechiſchen Sohne geſchloſſen für Bier und Vaterland haben muß. Beide Majeſtäten verbürgen ſich darin wechſelſeitig ihre Länder und Unterthanen. Sollte einmal der König von Baiern, von Oeſterreich oder ſeinem eigenen treuen Volke angegriffen werden, muß ihm der König von Griechenland Hülfe ſchicken. Sollte dieſer einmal von Oeſterreich, Rußland, Frankreich, England, den Türken, dem Paſcha von Aegypten oder von ſeinen eignen geliebten Unterthanen, die ihn anbeten, bedroht werden: dann muß ihm der König von Baiern Hülfe leiſten. Wenn ein Baieriſches Regiment in Franken, mit dem Leiden des Volks zu ſympathiſiren anfängt, ſchickt man es ſchnell nach Griechenland. Mögen immerhin die Soldaten ſich verzweiflungsvoll auf die Erde werfen, und ſich die Stirne auf dem Pflaſter zerſchmettern; mögen ſie immerhin bei der Einſchiffung ſich empören — man weiß ſie zu zwingen. Wenn ein griechiſches Regiment in Nauplia ſich merken läßt, daß es ſeinen König doch gar zu bucklig finde — ſchickt man es nach München. Die Griechen in Baiern und die Baiern in Griechenland verſtehen das Volk nicht unter dem ſie leben, und haſſen und mishandeln es zum Heile und Segen des monarchiſchen Prinzips. Der Kaiſer von Oeſterreich übt auch dieſe ſchöne Regierungskunſt. Die Ungariſchen Soldaten werden nach Italien, die Italieniſchen nach Ungarn geſchickt. Der Ungar verſteht kein italieniſch außer dem Wenigen was ihm Abends in der Kaſerne beigebracht wird. Es wird ihm aber nichts gelehrt als *caro amico*, und man ſagt ihm *caro amico* heiße Hundsfott. Wenn nun der gutmüthige Ungar in einer Weinſchenke ſitzt, und ein gutmüthiger Italiener reicht ihm die Hand und ſagt *fratello mio, caro amico!* — ſtößt ihm der Ungar ſeinen Degen in den Leib. Wenn ein junger italieniſcher Offizier an den Ufern der Donau gedankenvoll hinſchleicht, und weint Sehnſuchtsthränen nach ſeinem unglücklichen Vaterlande, tritt ein edler Ungar zu ihm und ſagt in ſeiner Sprache: Nicht weinen Bruder, du wirſt dein ſchönes Vaterland bald wiederſehen! Der ſchmerzbetäubte Italiener glaubt der Ungar ſpotte ſeiner und ſchlägt ihm ins Geſicht. Sie duelliren ſich, der Ungar bleibt tod, und das monarchiſche Prinzip giebt am nämlichen Abende dem italieniſchen Offizier-Corps einen Champagnerpunſch.

Wollen Sie nächſten Sommer mit mir eine Wallfahrt zur *Madonna di bacio* machen. Der **Baieriſche Volksfreund** hat neulich den Vorſchlag gemacht: „an der Stelle wo die betrübte königliche

„Mutter, ihrem vielleicht auf immer ſcheidenden in„nigſt geliebten Sohne, dem Könige von Griechen„land den letzten Abſchiedskuß gegeben, vermittelſt „Beiträge patriotiſcher Baiern eine Kapelle zu bauen.“ Die Patrioten werden beitragen, die Kapelle wird gebaut werden, Cornelius wird eine küſſende Muttergottes, den griechiſchen Jeſus auf den Armen, malen und wir — nun wir bewundern Cornelius. Aber ſo ein Teufel von Volksfreund hat kein Herz in der Bruſt. Was hat er nöthig eine betrübte Mutter noch mehr zu betrüben? Wäre nicht ſchöner geweſen er hätte der königlichen Mutter geſagt: „Betrübe dich nicht, königliche Mutter! Du haſt „deinen Sohn nicht zum letztenmale geküßt, du wirſt „ihn bald wiederſehen —?“

Sollte die Ottoläſterliche Correſpondenz jenes Königs-, Biers- und Vaterlandsvergeſſenen baieriſchen Journaliſten in Straßburg, die Folge haben, daß die franzöſiſche Regierung ihren Theil des griechiſchen Anleihens übernimmt: ſo hätte ich wohl ein Mittel, die Garantie für die noch fehlenden zwanzig Millionen, ja eine größere herbeizuſchaffen. Aber ich theile es nicht mit. Nicht als fehlte es mir an ſchuldiger Liebe und Verehrung für den König von Baiern; aber mein Herz treibt keinen Detailhandel Ich kann nicht jeden deutſchen Fürſten beſonders lieben, ſondern ich liebe den deutſchen Bund für alle. In Frankfurt habe ich ein großes Kommiſſionslager von Liebe und Anbetung und jede Geſandtſchaft kann ſich dort für ihren Herrn ſoviel davon holen, als ihm nach Verhältniß ſeiner Civilliſte zukömmt. Steht aber wieder einmal ein baieriſcher Patriot unter dem Bilde ſeines Königs, das er anzubeten verurtheilt werden, werde ich ihn mit meinem Geheimniſſe von ſeiner Schande loskaufen. Mein Finanzplan geht in's Rieſenhafte, und iſt ſo groß als das was ich damit zu bezahlen gedenke. Ihnen will ich ihn gleich anvertrauen.

Im menſchlichen Blute iſt wie bekannt, Eiſen enthalten. Jetzt hat ſich neulich ein hieſiger Chemiker zu dem Verſuche angeboten, aus dem Blute eines verſtorbenen Menſchen ſo viel Eiſen zu ziehen, daß man daraus eine Denkmünze von der Größe eines Vierzigfrankenſtücks prägen könne . . . Ich ſehe vorher, ein Spitzbube von königlichem geheimen Finanzrathe fällt mir hier in das Wort und ſagt: der Vertrag gilt nichts, wir wiſſen Ihr Geheimniß ſchon . . . . Das iſt Betrug, Herr Geheimer Finanzrath! Freilich wiſſen Sie jetzt mein Geheimniß, aber haben Sie es früher gewußt? Es iſt das Ei des Columbus Nein, der Vertrag gilt; Ihr ſollt jenem armen blaſſen Jüngling dort, nicht das Herz brechen; er ſoll nicht das Götzenbild eines wahnſinnigen Tyrannen anbeten. Ihr laßt ihn frei und nehmt meinen Plan.

Iſt es nicht eine Schande von lüderlicher Europäiſcher Staatshaushaltung, daß in allen Ländern ſo vieles koſtbare Blut der Unterthanen, ganz ohne perſönlichen Vortheil ihrer Fürſten vergoſſen wird? Man antworte mir nicht: Das Blut welches die Soldaten für die Fürſten vergießen, ſei doch nicht ohne Nutzen. Nein. Nützt denn ein Soldat in der Schlacht durch ſein eigenes Blut das er vergießt? Er nützt blos durch das Blut des Feindes das er vergießt. Sein eignes bringt dem Fürſten keinen Vortheil; denn ſobald er todt hingeſtreckt oder verwundet wird, iſt er kampfunfähig. Nun, warum ſammelt man dieſes Blut nicht in Spitälern und auf dem Schlachtfelde und bereitet Eiſen daraus? Man bedenke nur welches Meer von Blut allein in Europa, nur allein im achtzehnten Jahrhunderte, nur allein in den Kriegen vergoſſen wurde, die der franzöſiſchen Revolution vorhergingen! Da iſt der nordiſche Krieg, der öſterreichiſche Erbfolgekrieg, der polniſche Krieg, der ſchleſiſche Krieg, der ſiebenjährige Krieg, der baieriſche Erbfolgekrieg, der Krieg den in Europa der amerikaniſche Freiheitskampf zur Folge hatte, der Türkenkrieg. Rußland und Schweden haben nicht ſoviel Eiſen, als man aus all dieſem Blute hätte ziehen können. Daraus hätte man Geld, Flinten, Säbel, Bomben, Kanonen bereitet. Und lacht nicht verächtlich und ſagt: das ſei doch nur Eiſen! Iſt denn eine Kanone von Eiſen? Sie iſt vom reinſten Golde, denn damit holt man's. Ein Potoſi habt ihr verſchleudert! und das iſt noch gar nichts . . . . O! Herr geheimer Finanzrath, ich war ein Dummkopf. Mit meinem Plane hätte ich den ganzen Rheinkreis, Siebenpfeifer, Wirth, Behr, Kurz, Wiedemann und die hundert von andern Schlachtopfern Eurer monarchiſch-ariſtokratiſch-jeſuitiſchen Tyrannei loskaufen können. Ich habe mich übereilt, doch es iſt zu ſpät; ein ehrlicher Mann muß auch dem Teufel Wort halten.

Nicht blos das Blut der Soldaten im Kriege, ſondern auch das Blut aller Bürger in Friedenszeiten, kann zur Metallbereitung benutzt und können dadurch die Fürſtlichen Kaſſen unerſchöpflich gemacht werden. Wie viele Millionen Bauern giebt es nicht in Europa, die ihre Steuern nicht mehr bezahlen önnen. Man lege ihnen eine Blutſteuer auf, man laſſe ſie zur Ader Wenn ein Bürger ſeine Geldbuße nicht entrichten kann, laſſe man ihm zur Ader. Wie herrlich könnte man das Aderlaſſen benutzen, Preßvergehen zu verhindern oder zu beſtrafen. Ein teutſcher Journaliſt hat gewöhnlich weder Gut noch Geld um Caution zu leiſten. Man ſetze tauſend

Unzen Blut als Caution für jeden Journaliſten feſt. Kann ein Preßverbrecher ſeine Geldbuße nicht abtragen, verurtheile man ihn zu einem täglichen Aderlaſſe, auf drei, fünf, ſieben, neun, vierzehn Jahre, oder nach der Baieriſchen Criminalpraxis auf unbeſtimmte Jahre. Man laſſe den Journaliſten Blut, bis die Europäiſchen Verhältniſſe ſich gebeſſert haben, bis die belgiſche, irländiſche, franzöſiſche, deutſche, portugieſiſche, ſpaniſche, amerikaniſche, griechiſche, türkiſche, ägyptiſche Frage entſchieden iſt. Dann braucht auch ein deutſcher Fürſt nicht mehr den Kaiſer von Rußland um ſein herrliches Sibirien zu beneiden. Er kann dann auch ſeine Unterthanen zu den Bergwerken verurtheilen; denn ein reiches Bergwerk iſt das menſchliche Blut.

Jetzt habt Ihr meinen Finanzplan, jetzt habt Ihr Euer griechiſch Anleihen vollſtändig. Komm nun mit mir du elender armer Jüngling! Du weinſt? Sehe dieſe Thräne da, die aus deinem Auge auf deine Hand geſtürzt! Brennt ſie dich nicht wie Scheidewaſſer? Nicht einmal die Kraft, nicht einmal den Muth hatteſt du, deine Hand bis an die Augen zu erheben, um ſie zu trocknen! Du weinſt? Du feheſt Gott an? Gott ſpottet deiner. Gott iſt voll unendlicher Lieb' und Barmherzigkeit. Er hilft jedem Unglücklichen in ſeinen Schmerzen, er tröſtet ſelbſt den Schuldigen in ſeiner Herzenspein; aber er hilft und tröſtet nur, wenn der Unglückliche ſich zu retten alle ſeine Kraft verbraucht und ihm keine mehr übrig geblieben. Dem Trägen und Feigen aber, leiht Gott nicht ſeine Kraft, ſondern er verläßt ihn. Hilf dir ſelbſt, dann wird dir der Himmel helfen!

Dienstag, den 12. Februar.

Hilf dir ſelbſt, dann wird dir der Himmel helfen! Das iſt mein Triolet. Aber das Triolet der achtzeiligen deutſchen Liberalen heißt: Mußt kräftig proteſtiren, ſchlägt man dir in's Geſicht. Und ſchlägt man ſo einen Pourceaugnac in's Geſicht, thut er noch groß damit und frohlockt überall herum: il m'a donné un soufflet, mais je lui dis bien son fait. Wie wehe macht mir dieſer deutſche Proteſtantismus: Damals zu Luthers Zeiten, fingen ſie auch mit proteſtiren an; aber endlich mußten ſie zuſchlagen, und da ſiegten ſie. Es liegt in ihrer Natur, daß bei ihnen Jahre lang das kalte Fieber dem hitzigen vorſchleicht, und daß, was bei andern Völkern Geneſung iſt, bei den Deutſchen zu neuer Krankheit wird. Was wird bei uns nicht alles noch geſchehen, welche Leiden werden erduldet werden müſſen, bis ſie es zu einer Revolution bringen. Die Franzoſen ſtanden mit einem Sprunge darin. Hundertmal im Tage wünſche ich: hole ſie der Nicolas! Wahrlich ſie werden nicht eher ſpüren daß es Winter geworden, daß die Erde kahl iſt, daß die Bäume abgeſtorben, die Lüfte verſtummt ſind und die Leiche des Vaterlandes in ihrem Schneehemde unbegraben unter freiem Himmel liegt — nicht eher, bis man ſie nach Sibirien ſchickt, und ſie dort für den kaiſerlichen Leib Fuchspelze erjagen müſſen und jeder Wunſch der warm aus dem Herzen kam, zwiſchen den Lippen gefriert, und als Eiszapfen aus dem Munde hängt. Es wird nicht beſſer, ehe es ärger wird.

Da war wieder einmal ein freiſinniger deutſcher Mann edel geweſen, und hat durch ſeinen Edelmuth der guten Sache mehr geſchadet, als ihr hundert Schurkenſtreiche hätten ſchaden können. Ich meine Rotteck. Die Bürger von Freiburg haben Rotteck, nachdem die Regierung die erſte Wahl verworfen, zum zweitenmal, und wenn wieder gehindert zum drittenmal zu ihrem Bürgermeiſter wählen wollen. Aber da ſtellte ſich der edle Mann auf einen Schemel der Tugend und rief ſeinen Mitbürgern zu: ſie möchten doch wegen ſeiner, die väterliche Rache des Landesvater nicht ihrer Stadt zuziehen, und lieber nachgeben und die Bürgermeiſterwahl einem andern zuwenden. Das liberale deutſche Philiſterthum wurde von ſolcher Hochherzigkeit bis zu Thränen gerührt, und iſt heimlich ſchadenfroh, daß die hohe deutſche Bundesverſammlung erröthen müſſe, von ſolcher Großmuth beſchämt worden zu ſein. Solch' einen Mann zu verfolgen! Und daß ja nichts fehle an der vollſtändigen deutſchen Reichsgeſchichte, hat Rotteck — proteſtirt. Die Regierung möge ſich alles nehmen was ihr beliebt, nur Recht ſoll man ihr nicht geben! So laſſen ſich dieſe edlen Menſchen zum Beſten haben, und Rotteck ein Meiſter der Weltgeſchichte, der alle Gewaltthätigkeiten kennt, welche von Nimrod bis zu Nicolas die Herrn der Erde geübt, der alle ihre Schelmereien, alle ihre liſtigen Wege kennt: glaubt einem ſchönen Triebe ſeines Herzens zu folgen, während er nur einem Stoße nachgab den man an einer elektriſchen Kette von Carlsruhe bis nach Freiburg zu leiten wußte. War denn hier an Rotteck, an Freiburg gelegen? Darauf kam es an, daß das Volk ſein Recht behaupte, ſeinen Willen und ſeine Kraft geltend mache, und zeige, daß es der Naſeweisheit der Badiſchen Junker zu begegnen wiſſe.

Ja ſie werden nicht eher warm werden als bis ſie nach Sibirien kommen. Der Kaiſer Nikolaus allein verſtände es, das träge deutſche Blut in raſchere Bewegung zu ſetzen. Unſere inländiſche Tyrannei bringt uns nicht weiter. Wir werden auch gefoltert, aber der Arzt ſteht uns zur Seite und fühlt uns von Minute zu Minute den Puls, und ſo oft das Leben zu entweichen droht, ſpannt man uns ab, und bringt uns nicht eher wieder auf die Folter, bis wir neue Kräfte geſammelt. Aber in Rußland iſt man ſo weichherzig nicht. Befahl doch neulich ein kaiſerlicher Ukas: Alle Zöglinge aller Schulen im Reiche, die ſich ſchlecht aufführten, ſollten unter die Soldaten geſteckt, oder, wenn wegen körperlicher Mängel dienſtunfähig, nach Sibirien verpflanzt werden! Was man in einem despotiſchen Lande wie dort, unter ſchlechter Aufführung der Jugend verſteht, kann man ſich leicht denken. Das heißt nicht Schulden machen, ſpielen, trinken, die Lehrſtunden verſäumen, Liebſchaften haben — ſondern das heißt: freiſinnige Meinungen offenbaren Und darum Knaben nach Sibirien verbannen! Und darum die heiligen Bande der Mutterliebe zerreißen! Und darum das Fundament der Welt untergraben! Das würde bei uns wirken. Aber was geſchieht in Deutſchland? Höchſtens wird ein freiſinniger Mann zur Abbitte vor einem goldenen Rahmen und zur Zuchthausſtrafe auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt. Die deutſchen Höfe ſollten ihre Junker nach Petersburg ſchicken, daß ſie dort regieren lernten.

Es iſt wirklich eine Schande, wie ſehr die deutſchen Junker noch zurück ſind. Die in Sachſen haben es unter allen am weiteſten gebracht; doch was iſt's? In der erſten Kammer dort, in der Pagoden-Kammer — ſo oft in einer miniſteriellen Mittheilung, des Namen des Königs oder des Prinzen Mitregenten Erwähnung geſchieht, oder ſo oft ein Miniſter in den Saal tritt, ſtehen die Edelleute auf und verneigen ſich. Das iſt alles. Ich bin nicht unbillig, ich ſage nicht: das iſt nichts. Es iſt freilich eine Adelsperle, gegen welche die Perle, welche Kleopatra in ihrem Weine auflöſte, nur eine Linſe war. Aber ich ſage: es iſt wenig. Eine Perle! Schickt die edlen Pagoden nach Petersburg. Iſt es nicht abſcheulich, wie man im königlich mitregentlichen Sachſen den Bürgerſtand verzärtelt? Die Biene enthielt eine Petition worin man um die Abſchaffung des Lehnweſens bat — ein im neunzehnten Jahrhundert unerhörtes Verbrechen. Nun freilich hat man dieſer Biene nicht blos den Stachel, ſondern auch den Honig genommen; man hat ſie zertreten, das Blatt unterdrückt, und den Redakteur, der mit der Zeitung ſeine zahlreiche Familie ernährte, an den Bettelſtab gebracht. Das iſt etwas, aber lange nicht genug. In Rußland hätte man dem Bienen-Vater Naſe und Ohren abgeſchnitten und ihn nach Sibirien verbannt. Schickt die Junker nach Petersburg!

— Von deutſchen politiſchen Monatsſchriften kenne ich nur ein einziges, das zu loben wäre: das welches der Profeſſor Pölitz in Leipzig herausgiebt. Es war früher ſchon ſehr gut, da der Mann nur erſt Cenſor und Hofrath war; jetzt aber hat ihn der Großherzog von Darmſtadt auch zum geheimen Rathe ernannt, und da wird das Journal noch viel beſſer werden. Dieſe Auskunft geben Sie einſtweilen *** in meinem Namen. Ueber das Andere werde ich ihm bald ſelbſt ſchreiben.

— Heine's Franzöſiſche Zuſtände habe ich erſt vor wenigen Tagen bekommen, auch ſchon darin zu leſen angefangen, ich will aber meine Bemerkungen zuſammen kommen laſſen. Das Buch kömmt mir ſehr gelegen. Es ſoll mir dienen mich, vielleicht auch Heine zu ergänzen. Das iſt bequem und angenehm; es iſt wie ein Treppengeländer. Man legt die Hand darauf und gleitet mit geſchloſſenen Augen ſicher hinab. Heine, mir gegenüber kommt mir vor wie Melanchthon gegenüber Luther. (Ach was wäre das für eine ſchöne Tonne für unſere lieben dummen Wallfiſche!) Ich kann wie Luther ſagen: „Ich bin „dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln „muß kriegen, und zu Felde liegen, darum meiner „Bücher viele ſtürmiſch und kriegeriſch ſind. Ich „muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und

„Hecken wegbauen, Pfützchen ausfüllen, Bahn machen „und zurichten; aber Melanchthon fährt ſäuberlich und „ſtill daher, bauet und pflanzet, ſäet und begeußt „mit Luſt, nachdem ihm Gott ſeine Gaben reichlich „gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, ſo „iſt es mir lieber, daß ich zu hart rede und die „Wahrheit zu heftig herausſtoße, denn daß ich irgend „einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte.“

Mittwoch, den 13. Februar.

Geſtern waren laue Frühlingslüfte in den Tuilerien und man ging und ſaß viel ſpazieren. An ſolchen Tagen ſproſſen plötzlich die Stühle aus der Erde und prangen mit den ſchönſten Blumen. Blumen — Weiber. Schon werde ich dichteriſch und habe das ganze Herz voll Veilchen. Wie freue ich mich auf den Frühling! Wie will ich lieben! Auch will ich ſobald ich meinen letzten Brief aus Paris geſchrieben, eine Frühlingskur gebrauchen; Brunnenkreſſe, den Werther oder was ſonſt das Blut reinigt. Das war ein harter Winterfeldzug! Ach! und das weiße Blut der Augen, was die Menſchen Thränen nennen, wird für keine Wunde, weinen nicht für kämpfen angerechnet! Doch es ſei; glücklich wer das nicht kennt. Wie freue ich mich auf die Seen, die Berge und auf das Schellengeläute der Heerden, das mich einlullt wie ein Wiegenlied.

. . . . . Ich fange an Mitleiden mit Ihnen zu haben und kann Ihren Schmerz nicht länger ohne Rührung wahrnehmen. Sie ſollen Alles erfahren aber heute iſt es zu ſpät. In meinem nächſten oder nachnächſten Briefe werde ich die Geſchichte zu erzählen anfangen. Ich führe Sie von Fortſetzung zu Fortſetzung bis ich Paris verlaſſe und Sie wiederſehe. Dann iſt das Geheimniß gerettet. Mündlich kann ich lügen wie gedruckt, gedruckt aber oder ſchriftlich lüge ich nie. Das iſt mein Amt und mir heilig. Ich unterſcheide mich hierin ſehr von allen Miniſtern, von welchen man mehrere Beiſpiele hat, daß ſie in geſelligen Verhältniſſen nicht gelogen, in amtlichen aber kein einziges Beiſpiel — ausgenommen in dem ſeltenen Falle wo ſie die Wahrheit ſagten, daß man ſie nicht glaube. Alſo noch acht Tage warten.

Acht und zwanzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 15. Februar 1833.

Menzels Artikel über Saphir iſt wunderſchön, gemüthlich und geiſtreich. Ich hatte ähnliche Gefühle als ich erfuhr, Saphir wäre ein Hofmann geworden, und gar unentgeltlich. Sich den Höfen zu verſchenken, das heißt ſie verächtlich machen, das heißt ſie ganz zu Grunde richten. Es giebt keine gefährlichere Feindin des monarchiſchen Prinzips als die Uneigennützigkeit. Schöne Augen hat es nicht, wie bekannt, und ſeine Gehalte ſind ſein ganzer Gehalt. Aus einem Theater-Kritiker ein Theater-Intendant zu werden! Adam war ſo dumm, ſich aus dem Paradieſe verjagen zu laſſen; aber ſo dumm war er nicht, daß er ſich ſelbſt mit dem flammenden Schwerdte vor das Paradies ſtellte, um die verbotenen Früchte darin gegen ſich ſelbſt zu bewachen. Vor einigen Jahren, als ich in Berlin war, ließ man mich dort ausforſchen, ob ich nicht geneigt wäre, eine miniſterielle Theater-Zeitung zu ſchreiben. Zu wie viele Thaler courant man mein äſthetiſches Gewiſſen abgeſchätzt, erfuhr ich nicht; man wollte wahrſcheinlich meiner Phantaſie keine Schranken ſetzen. Ich kann Sie verſichern, daß ich in meinem Herzen die größte Luſt hatte, mich in ſolchen Künſten etwas zu verſuchen. Es hätte mir Freude gemacht, eine Weile lang das monarchiſche Prinzip der Oper zu vertheidigen und den Jarke des Ballets zu ſpielen. Aber ich lehnte das Anerbieten ab, denn mit dem Teufel iſt nicht gut zu ſpaßen.

Ich hätte Saphir für klüger gehalten. Von rechtlicher Geſinnung mag ich nicht ſprechen, man macht ſich damit nur lächerlich; ich rede nur von der Klugheit. Saphir hätte bedenken ſollen, daß man jede Achtung der Menſchen, wie jede Herrſchaft, nur durch die nehmlichen Mittel behauptet, durch die man ſie erworben. Dieſen Weg zu verlaſſen und abtrünnig zu werden, kann durch alle Schätze der Welt nicht vergütet werden. Um zehen Kronen verrieth Napoleon die Freiheit die ihn emporgehoben: er verlor alles und die Freiheit ſelbſt erbte den Lohn den er empfangen ſie zu verrathen. Ich höre, Saphir wundert ſich daß man ihn nicht bezahlt, und daß man ihn nicht einmal gebraucht. Wenn man ihn alſo bezahlte und doch nicht gebrauchte, würde er ſich um ſo mehr wundern. Begreift er denn nicht, daß wenn die Höfe einen unabhängigen Geiſt kaufen, dieſes gar nicht geſchieht um ihn zu verwenden? Was haben ſie ſolchen nöthig? Es fehlt ihnen an Knechten nicht. Sie kaufen ihn nur, um ihn zu zerſtören, um die menſchliche Würde zu entheiligen, und frohlocken zu können: „Seht, ſo ſind euere Oppoſitionshelden, euere Liberalen, euere Republikaner! Für Geld ſind ſie alle zu haben.“ Die Royaliſten möchten die Anſicht geltend machen, ein wahrhaft Liberaler müſſe uneigennützig, ein Republikaner tugendhaft ſein. Es iſt Schelmerei; ſie möchten dem Liberalismus und dem Republikanismus den Handel verderben; denn mit ſo großen Aufopferungen, wird ſich ihnen ſelten einer ergeben wollen. Ich kann aber meinen Glaubensgenoſſen, den Liberalen, zu ihrer Beruhigung die Verſicherung geben, daß unſere politiſche Religion uns gar nicht verbietet, nach Herzensluſt Egoiſten zu ſein. Es giebt ſehr viele edle Menſchen unter den Royaliſten und ſehr viele Schufte unter den Republikanern. Aber das beweiſt weder für die Monarchie noch gegen die Republik. Vielleicht fragen Sie mich: wenn das aber ſo iſt, wenn der Liberalismus und die Republikaniſche Verhaftung die Menſchen nicht beſſer macht, was wird dabei gewonnen? Darauf erwidere ich Ihnen; der Republikanismus macht *die* Menſchen nicht beſſer aber *den* Menſchen. Der Egoismus in einer republikaniſchen Sphäre, iſt weder ſo breit im Raume, noch ſo lang in der Zeit, als der Egoismus in einer monarchiſchen Sphäre. Nicht ſo breit — durch *Korporations-Geiſt*; nicht ſo lang — durch *Erblichkeit*. Er beginnt und endet mit dem Leben, und tritt nicht über den Kreis der Familie hinaus. Individuel wie er iſt, hat er nicht Raum genug ungeheuer, nicht Zeit genug troſtlos zu werden für die bürgerliche Geſellſchaft. Die *Perſon* hat die Verantwortlichkeit aller ihrer Handlungen auf ſich allein zu nehmen, und dieſes Gefühl wird auch der laſterhafteſten Natur Schranken ſetzen. Aber der *Adel* hat kein Gewiſſen; denn er theilt die Schuld mit den Tauſenden ſeines Standes. Aber der ſchlechteſte *Fürſt* kann ſich gerecht dünken; denn er betrachtet ſich als einen treuen Verwalter, der ein Gut, das ihm von ſeinen Vorfahren anvertraut worden, ungeſchmälert ſeinen Nachkommen überliefern will. Ich werde Ihnen das ein andersmal, deutlicher und umſtändlicher auseinander ſetzen. Wenn Sie wißbegierig ſind erinnern Sie mich daran; meine liberale Spitzbubenſchule ſteht Ihnen zu jeder Zeit offen.

Es wird jetzt von ſämmtlichen Regierungen ein allgemeines Europäiſches Treibjagen auf die ehrlichen Leute gehalten, und ein edles Thier weiß gar nicht mehr, wo es ſich vor all den Hunden und Jägern verſtecken ſoll. Sehen Sie, wenn ein Thor einmal von einem Weiſen etwas lernt, ein unwiſſender Menſch aus einem guten Buche eine Lehre zieht: können Sie ſich darauf verlaſſen, daß es gerade eine Thorheit und etwas Falſches ſein wird, was ſie ſich aneignen. Vor vielen Jahren hat Montesqieu in ſeinem berühmten Werke: von dem Geiſte der Geſetze, den Grundſatz aufgeſtellt: Die Tugend ſei das Prinzip der Republiken, wie die Ehre das der Monarchie. Die ganze Weltgeſchichte ſpricht dagegen. Doch glaubte man es wie ein Evangelium. Nun war in früherer Zeit von republikaniſchen Geſinnungen in Europa nichts zu ſpüren; die Tugend, wo ſie ſich zeigte, flößte alſo keine Beſorgniſſe ein und die Fürſten trugen kein Bedenken einem ehrlichen Manne ein wichtiges Staatsamt anzuvertrauen. Jetzt aber, da ſich die republikaniſchen Neigungen täglich ſtärker ausſprechen, erinnert man ſich, daß die Tugend ihre einzige Nahrung ſei, und man ſucht die ehrlichen Leute wie die Wölfe auszurotten. Auch werden die Staatswälder täglich ſicherer und man wird bald mit der größten Ruhe bei Tage und bei Nacht darin reiſen können. Ein freiſinniger Mann nach dem andern fällt ab, durch Beſtechung oder andere Verführung. Das traurigſte hierbei iſt nun, nicht daß die Feinde der Freiheit darüber frohlocken, ſondern daß deren Freunde ſich darüber betrüben und in ihrem Glauben wankend gemacht werden. Das iſt nun auch eine Thorheit und zugleich eine Ungerechtigkeit. Wer die Tugend zerſtören will, braucht nur an ihr zu verzweifeln. Als der ſterbende Cato ſprach; es giebt keine Tugend! — von dem Augenblicke an gab es keine mehr. Die Schande und das Verbrechen fallen auf die, welche verführen, nicht auf die welche ſich verführen laſſen. Der geſündeſte, der ſtärkſte, der blühendſte Mann — iſt er, darum, weil er ſo iſt, der Wirkung des Giftes weniger ausgeſetzt? Er unterliegt ihm wie der ſchwächſte. Wie mit der Geſundheit des Körpers iſt es auch mit der Geſundheit der Seele. Auch der edelſte Menſch hat Augenblicke in ſeinem Leben, in welchen er ſich dem Teufel verſchreiben möchte. Es ſind Augenblicke der Noth des Mangels, des Zorns, der Scham, der Liebe, des Haſſes oder was es ſonſt iſt, was einen guten Menſchen aus ſeiner Bahn werfen kann. In ſolchen Augenblicken ruft er den Teufel an; aber zum Glücke kömmt der Teufel nicht. Die mitternächtliche Stunde geht vorüber, der Morgen dämmert und die Seele iſt gerettet. Doch die Polizei kömmt, ſobald man ſie ruft, bei Tage und bei Nacht, zu jeder Stunde durch den Schornſtein und durch das Schlüſſelloch. Ja ſie kömmt auch ungerufen, denn ſie kennt die Noth jedes Menſchen, und wo keine iſt, weiß ſie ſolche herbeizuführen. Keiner entgeht ihr, auf deſſen Verderben ſie es beharrlich angelegt. So fängt die Polizei die armen verlornen Seelen, welche die gebildete Welt in Frankreich: Freunde der Regierung, in Oeſterreich gute Patrioten, in Preußen: Preußen, in Spanien: Freunde des Thrones und des Altars, in Rußland: Alt-Ruſſen, in Baiern: Jeſuiten nennt; welche aber der grobe Pöbel überall Spione heißt. Gegen das Gift der geheimen Regierung giebt es nur ein Gegengift; das wirkſam iſt: der Stolz. Zwar iſt der Stolz auch ein Laſter und vielleicht das größte unter allen. Aber eben weil es das größte und mächtigſte iſt, beherrſcht es die andern Schwächen als Deſpot und unterdrückt ſie alle. Den einzigen Rath den man ehrlichen Leuten geben kann, ſich zu wahren, iſt: ſeid ſtolz! Bedenkt, daß ihr es mit Menſchen zu thun habt, die ihr verachtet, und die euch verächtlich machen wollen, damit ihr das Recht verliert ſie zu verachten. Bleibt fern von ihnen. Und weil man euch nur für ſtark hält; ſo lange ihr brüllt wie die Löwen — ſo brüllt! Knurrt, beißt, kratzt den ganzen Tag, daß euch keiner nahe komme; ihr ſeid verloren ſobald ihr liebenswürdig ſeid.

Samſtag den 16. Februar.

„Guten Morgen, Kammerherr. — Ihr Hoheit
„geruhen wohl geruht zu haben. — Waren geſtern
„bei Hofe? — Unterthänigſt. — Was Neues? —
„Die Gräfin Amalie war en extase über das ſchöne
„Wort, das Ihre Hoheit in der Kammer ausgeſprochen
„— Erinnere mich nicht. — Ihr Hoheit geruhten,
„als die Rede von der Oeffentlichkeit der
„Sitzungen und dem Drucke der Verhandlungen war,
„zu ſagen: Thaten ſind beſſer als Worte. —
„Weiter? — der Graf bemerkte: vraiment le prince
„Jean est un mirabeau. Die kleine gelbe Baronin
„Julie trat hinzu und ſagte: oui monsieur le
„Comte, le prince est une mire — à — beau.
„Darauf erwiederte die Gräfin: Et vous, madame,
„vous êtes une mirabelle. — c'est divin: Meine
„Chocolade. Um eilf Uhr der graue Wagen vor.
„Sie melden mich bei der Gräfin. — Der Hofrath
„Böttiger, Aufſeher im Japaniſchen Palais, bittet

„Ihre Hoheit unterthänigſt einen Blick auf dieſe lateiniſche poetiſche Zeilen zu werfen. — Der Japaniſche Narr ſoll mich in Frieden laſſen mit ſeinem Latein. Was will er? — Es iſt eine Ode Horace — vorace, Kammerherr! — an Ihre Hoheit, über deren männlich-fürſtlich-edel-hoch parlementariſches Betragen. — Was iſt's? — Wie Ihre Hoheit zu ſagen geruhten. Thaten ſind beſſer als Worte. — Schicken Sie dem Hofrath zwei Dukaten und ich ließe danken. — In der allgemeinen Zeitung ſtehen Berichte über die Stände-Verſammlungen. — Worte, nichts als Worte, Thaten ſind beſſer als Worte. Ich werde mit dem Miniſter ſprechen. Es darf keinem Unterthanen erlaubt ſein, Berichte in eine auswärtige Zeitung zu ſchicken, ohne ſie vorher der inländiſchen Cenſur vorgelegt zu haben. Wozu all das Geſchwätz? Thaten ſind beſſer als Worte. Meine Reitgerte! — Hoheit, dieſesmal ſind ſie in guten Händen. Der Hofrath Böttiger läßt merken: er ſei Correſpondent der allgemeinen Zeitung. — Was ſchreibt er? ha Bonbonnière! — Er ſpricht von der neulichen Sitzung, wo Ihr Hoheit zu ſagen geruhten: Thaten ſind beſſer als Worte. — Drei Dukaten bringen ſie ihm. — Ein junger Künſtler wagt es Ihrer Hoheit dieſe

„Skizze zu einem Gemälde vorzulegen. Es iſt die „Kammerſitzung, in welcher Ihre Hoheit zu ſagen „geruhte: Thaten ſind beſſer als Worte. „Sämmtliche hohen Stände-Glieder ſind porträtirt. „— Mais Diable! man ſieht ja ihre Geſichter nicht. „Nichts als Rücken; man meint ja es wäre der „Grundriß zu einem Brückenbau. — Delicieux! „Altesse. Der Maler wählte den Augenblick wo „der Miniſter in die Kammer tritt und ſämmtliche „Mitglieder aufſtehen und ſich verneigen. — Hut! „Kammerherr, Sie erwarten mich bei der katholi„ſchen Kirche, und wenn Sie mich bei der Gräfin „wieder einſteigen ſehen, kommen Sie mir entgegen. „Prenez cette Tabatière. A dio. — Thaten „ſind beſſer als Worte.“ — — Mit Ausnahme Ihrer Worte die beſſer ſind als alle Thaten. Dieſer Brief iſt kurz und bleibt kurz. Am mehr ſchreiben verhindert mich Vikter Hugos neues Drama, das vor einigen Tagen im Drucke erſchienen und worüber ich zwei Tage, mit Leſen und Notiren zugebracht.

— Den *** habe ich immer als liberalen Mann gekannt. Ueberhaupt iſt er brav und hat einen tüchtigen Charakter. Schade, daß ſeine Verhältniße ihn von politiſcher Thätigkeit, entfernt halten. In unſerm verkrüppelten deutſchen Philiſterwalde, würde er als hohe Eiche hervorragen und man würde ihn aus den Fenſtern der fürſtlichen Palläſte erkennen.

Neun und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerstag, den 21. Februar 1833.

Lucrecia Borgia habe ich geſtern aufführen ſehen, nachdem ich das Drama geleſen, und ich kann jetzt gründlich davon ſprechen, ob die Dame ſchön oder häßlich ſei, denn ich habe ſie am Tage und beim Kerzenlichte betrachtet. Ich muß wieder den Brutus machen. So oft ich Victor Hugo richte, iſt es mir als ſollte ich meinen Sohn verurtheilen. Ich liebe den Rebellen: denn nur mit ſolcher Kraft und ſolcher Kühnheit kann man ſich ſo weit und ſo hoch verirren und ich hoffe, daß wenn er erſt ganz die Beſinnung verloren, er zur Beſonnenheit zurückkehren wird.

Zu beſſerm Verſtändniß ſollte ich Ihnen vorher einiges aus der wahren Geſchichte der fürſtlichen Familie Borgia mittheilen, wenn auch nur mit unleſerlicher Hand, daß Sie ſo von der Hälfte der Wahrheit, die ich Ihnen erzählte, nur die Hälfte verſtänden. Doch ich fürchte, noch ſo unleſerlich, möchte das dem monarchiſchen Prinzip ſchaden, das jetzt kränklich und reizbar iſt und das man ſchonen muß. Auch könnte dann geſchehen, daß Sie vor Marat wie vor einem Heiligen niederfielen, und ſie ſollten keinen andern Mann anbeten, als den Einen.

Nach reiflicher diätetiſcher Ueberlegung, habe ich beſchloſſen, Sie mit der letzten Scene der Tragödie zuerſt bekannt zu machen. Wenn Sie es dort oben, auf dem Gipfel der Greuel ausgehalten, iſt weiter unten ein wahres Vergnügen. Einige Schritte den Berg hinab und Sie werden glauben in einer tugendhaften Region zu ſein, und auf der Mitte des Berges wo man nur wenig mordet, könnte Ihnen die moraliſche Hitze vielleicht läſtig fallen. Wenn in dem Drama Perſonen vorkommen die nur den Dolch gebrauchen, wird man gerührt, und man möchte ihnen um den Hals fallen. Mir erging es ganz im Ernſte ſo. Ein Bandit, Vertrauter der Lucrecia, der alle ihre Miſſethaten anführt oder einleitet, aber nur des Geldes willen, ohne Bosheit, erſchien mir wie ein edler Iſländiſcher Juſtizrath und bei ſeinem Anblick ward mir ganz weinerlich zu Muthe.

Alſo in der letzten Scene befinden wir uns in Ferrara, wo damals Herzog Alphons von Eſte herrſchte. Seine Gemahlin war Lucrecia Borgia. Eine junge ſchöne Prinzeſſin, eine der Nympfen der Circe Borgia, hatte in ihrem Palaſte eine Anzahl venetianiſcher Edelleute zu einem Abendmahle eingeladen. Die Ritter tragen Roſenkränze in den Haaren, die ſchönſten jungen Mädchen verherrlichen das Feſt, und eine Schaar aufwartender Mohren, erhöhen durch ihr Nachtgeſicht den Glanz der Blumen, der Edelſteine und der goldenen Gefäße, die auf dem Tiſche prangen. Man lacht, man ſcherzt, man trinkt, man küßt, es ging gar nicht ſteif da zu und ich möchte wohl dabei geweſen ſein. Beim Deſert tritt ein artiger Page mit goldenen Flaſchen herein und fragt: Meine gnädigen Herren, Syrakuſer oder Cyperwein? Die Ritter wählen Syrakuſer. Unter den Gäſten waren auch ein Ritter im ſchwarzen Mantel der ſich mitten im Taumel durch ſeine Ruhe und Beſonnenheit auszeichnet, ob er ſich zwar auch Weintrunken anſtellt. Das iſt aber mein wackerer Iſländiſcher Menſch, den ich ſo ſehr liebe, weil er mit Juſtizräthlichem Pflichtgefühle ſeinen beſten Freunden die Hälſe abſchneidet, da es ſein Amt iſt, und er dafür bezahlt wird. Wenn ihn ſeine Gebieterin Lucrecia Borgia etwas Gutes thun heißt, thut er es auch. Kurz er iſt ein Muſter von treuem Staatsdiener, und er hat zu ſeinem fünfzigjährigen Amts-Jubiläum ganz gewiß einen Orden vierter Klaſſe mit einem allerhöchſten Belobungsſchreiben erhalten.

Dieſer ſchwarze Edelmann fängt plötzlich Streit an. Es war Schelmerei, es war verabredet. Die jungen Damen ſtellen ſich erſchrocken und verlaſſen den Saal. Die Händel werden beigelegt und man trinkt und lacht wie vor. Ein Weinlied wird angeſtimmt. Da miſchen ſich unſichtbare Geiſterſtimmen in den Chor, erſt fern dann näher, erſt leiſe dann ſtärker. Die luſtigen Edelleute horchen auf, kehren aber bald zum Taumel der Vergeſſenheit zurück. Aber der wunderliche Geſang wird immer vernehmbarer. Es war ein Kirchenlied, ein Mönchsgemurmel, ein Grabgeläute. Die Ritter werden nüchterner. Da ſchlagen plötzlich große Flügelthüren auf, und man ſieht im Hintergrunde, durch eine Eſtrade von dem Saale geſchieden, ein ſchwarz behangenes von Kirchenlichtern erhelltes Zimmer, das Mönche in ſchwarzen und weißen Kutten, Fackeln in den Händen tragend, ausfüllen. Sie trugen Larven. Die weißen Geſtalten ſteigen in den Saal hinab, und die Edelleute in der Mitte nehmend, ſtellen ſie ſich in zwei Reihen, und ſingen ihr ſchauerlich Latein. Die

Ritter lachen noch immer, ſie meinen, die jungen Damen hätten ſich einen Scherz machen wollen und ſich als Mönche verkleidet. Darum hätten ſie auch ſo ſchnell den Saal verlaſſen. Es tritt einer der Ritter zu den weißen Geſtalten hin und reißt ihr die Maske ab. Da ſieht er das wahrhaftige feuchte und bleierne Geſicht eines Mönchs. Den armen jungen Edelleuten gerinnt das Blut in den Adern.

Jetzt kömmt aus dem Hintergrunde des Trauerzimmers eine erhabene weibliche Geſtalt hervor. Ihr weites ſchwarzes Sammtkleid, die goldene Schärpe um den Leib, das goldene Diadem in den Haaren, deſſen Spitzen wie Irrlichter hin und her funkeln, gaben ihr das Anſehen einer Zauberin. Sie tritt an die Stufen der Eſtrade, und ruft mit Grimm und Spott in den Saal hinab: Du da! Ich habe Deinen Vater vergiftet. Nicht wahr, Du weißt das noch? Du da! Ich habe Deinen Bruder erwürgt. Du haſt das gewiß nicht vergeſſen. Du dort! Ich habe Deinen Vetter erſäufen laſſen, wie Dir wohl bekannt iſt. So nennt ſie fünf beim Namen. Jetzt müßt Ihr auch ſterben, Ihr ſeid vergiftet. Aber beruhigt Euch, Ihr werdet chriſtlich bedient werden. Mein Vater, der Papſt, hat dieſe guten Mönche, für alle ſolche meine Angelegenheiten, gehörig ordinirt und diſpenſirt. Sie empfangen Euere Beichte und geben Euch die Abſolution und ein chriſtliches Begräbniß wird Euch zu Theil. Seht dort! Auf ihren Wink treten die ſchwarzen Kutten zurück, die im Hintergrund des Trauerzimmers bis jetzt verborgen und man ſieht fünf Särge neben einander, mit ſchwarzen Tüchern und weißen Kreuzen behängt und von Wachskerzen umſtellt. Ueber jedem Sarge iſt der Name ſeines künftigen Bewohners geſchrieben. Die vergifteten jungen Leute, von den ſingenden Mönchen umgeben, wankten zu ihren Särgen hinab. Das Trauerzimmer ſchließt ſich.

Lucrecia Borgia bleibt allein im Saale zurück; da gewahrt ſie einen Jüngling und ruft entſetzt: Gennaro! Daß der auch beim Mahle geweſen, daß er auch vergiftet worden, das wußte ich nicht. Sie liebt ihn leidenſchaftlich, er iſt alles in der Welt was ſie liebt. Sie fleht ihn an, er möchte ſein Leben erhalten, er beſitze ja noch das Gegengift. Gennaro zieht ein Fläſchchen aus der Taſche und fragt, ob das hinreiche alle ſeine Freunde zu retten? Lucrecia jammert: nein. Da wirft er das Fläſchchen weg und ſagt: ſo wolle er ſterben, aber ſie ſterbe vorher. Er greift nach einem Meſſer und zückt es nach ihr. Lucrecia wehklagt zu ſeinen Füßen: tödte mich nicht! Du nicht. Gennaro bleibt entſchloſſen. Da geſteht Lucrecia, ſie wäre ſeine Tante; deſto ſchlimmer! ſchreit Gennaro und ſtößt ihr das Meſſer in die Bruſt. Lucrecia röchelt: ich bin deine Mutter! und ſtirbt. Sie war ſeine wirkliche Mutter; ſie war aber auch ſeine Tante; ſie war aber auch ſeine Großmutter. Die Genealogie der päpſtlichen und fürſtlichen Familie Borgia, war ein wunderliches, verwirrtes und künſtliches Räthſelſpiel. Aber der Teufel konnte daraus klug werden.

Was der letzten Scene alles vorhergeht, iſt jetzt für Sie von keiner großen Bedeutung mehr, doch will ich es kurz erzählen. Der erſte Act ſpielt in Venedig, auf der Gartenteraſſe hinter dem Palaſte eines Nobile, der ein Nachtfeſt gab. Einige der Ballgäſte, junge Ritter, ſind im Freien und erzählen ſich ihre Abentheuer. Es ſind die nämlichen Edelleute, die ſpäter in Ferrara von Lucrecia vergiftet werden Unter ihnen zeichnet ſich durch ſein ſtilles und ſchwärmeriſches Weſen der junge Gennaro aus, den wir als Sohn der Borgia auch ſchon kennen. Er iſt in venetianiſchen Kriegsdienſten, kennt ſeine Herkunft nicht, und ſchwärmt liebevoll mit dem Gedankenbilde ſeiner Mutter, die er nie geſehen. Er ſetzt ſich auf eine Bank und ſchläft ein. Da naht ſich eine maskirte Dame. Man hat vor uns keine Geheimniſſe mehr: es iſt Lucrecia Borgia. Dieſe hat ihren geliebten Sohn ſeit ſeiner Geburt nicht aus ihren mütterlichen Augen verloren. Sie ſorgte im Stillen für ihn, ließ ihn bewachen, ihre Späher folgten ihm auf allen ſeinen Lebenswegen.

Von dieſen erfuhr ſie, Gennaro ſei jetzt in Venedig. Sie eilte ihm nach, ſich an ſeinem Angeſichte zu erfreuen. Sie findet ihn ſchlafend, betrachtet ihn lange mit Entzücken und weckt ihn endlich durch einen Kuß. Gennaro ſchlägt die Augen auf und ſieht angenehm überraſcht eine ſchöne Frau zu ſeiner Seite. Zwar hat er ſchon eine Liebe, aber das im Schlafe zugefallene Glück mag er darum doch nicht verſchmähen. Er iſt artig gegen die Schöne und das Heilige ihrer zärtlichen Erwiederung ahndet der Jüngling nicht. Er geſteht ihr, er fühle ſich durch eine wunderbare Gewalt zu ihr hingezogen, ihr könne er alle ſeine Geheimniſſe vertrauen. Er erzählt ihr von ſeiner unbekannten Mutter, lieſt ihr die Briefe vor, die er durch fremde Hand von ihr erhalten. Lucrecia Borgia vergißt alle ihre Verbrechen und iſt einmal glücklich, weil ſie ſich ſchuldlos fühlt. Aber von dem Balkon des Pallaſtes herab, hat einer der Edelleute Lucrecia Borgia erkannt. Er theilt das Geheimniß ſeinen Freunden mit. Sie alle hatten eine Blutſchuld an ihr zu rächen Sie ſtürzen mit Fackeln in den Garten hinab und wie die Rachegötter umringen ſie Lucrecia. Einer tritt nach dem Andern hervor, einer ſchreit nach dem Andern: du haſt meinen Vater, du haſt meinen Oheim ermordet. Lucrecia, ſonſt abgehärtet gegen ſolchen Vorwurf, fühlt ſich jetzt zerſchmettert von ihm. Sie kann den Schimpf nicht in Gegenwart ihres Sohnes ertragen, vor dem allein ſie rein erſcheinen möchte, an deſſen Achtung unter allen Menſchen ihr allein gelegen iſt. Die Unglückliche ringt die Hände, bittet um Schonung und Erbarmen. Aber die Zornentbrannten ſetzten ihr Strafgericht fort, und donnern der Sünderin alle ihre Schandthaten ins Geſicht. Da tritt Gennaro als Ritter der Dame hervor und gebietet bei ſeinem Schwerdte Ruhe und Stille. Seine Freunde fragen ihn: kennſt du ſie denn? Sie reißen ihr die Maske vom Geſichte. Es iſt Lucrecia Borgia! ſchreien ſie. Gennaro, unter den wilden leichtſinnigen Geſellen der einzige tugendhafte und ſittliche Menſch, haßt um ſo ſtärker als ſie den weiblichen Teufel Lucrecia Borgia, deren Schreckensnamen durch ganz Italien zitterte. Er verhüllt ſich das Geſicht, und wendet ſich entſetzt von ihr ab.

In dem folgenden Akte kommen die Ritter nach Ferrara. Lucrecia ſich zu rächen, lockt ſie zu einem Gaſtmahle und läßt ſie vergiften, wie wir erfahren. Auch Gennaro kömmt nach Ferrara und wird von den Sbirren des Herzogs von Eſte gefangen genommen. Dieſer nämlich, der das Leben ſeiner Gemahlin Lucrecia nur zu gut kennt, läßt ſie auf allen ihren Wegen beobachten, und ſo hatte er von ſeinen Spionen erfahren, daß Lucrecia in Venedig mit

Gennaro, einem ihrer Liebhaber, eine heimliche Zuſammenkunft gehabt. Der Jüngling wird von dem beleidigten Fürſten und dem eiferſüchtigen Gatten, dem Tode geweiht. Vorher, als er noch frei war, ging er mit ſeinen Kriegsgeſellen vor dem herzoglichen Pallaſte auf und ab. Der weiche tugendhafte Jüngling in ſeinem glühenden Haſſe gegen die verruchte Lucrecia, verflucht die Mauern, verflucht die Steine des Pallaſtes, flucht ſeiner hölliſchen Bewohnerin. Unter dem Thore war der Name Borgia eingehauen. Gennaro in ſeiner Leidenſchaft ſpringt hinauf und ſticht mit ſeinem Dolche den Buchſtaben B ab, ſo daß nur Orgia bleibt. Dieſen Schimpf erfahren Lucrecia und der Herzog. Lucrecia kennt den Thäter nicht; aber der Herzog kennt ihn. Er hat ihn in ſeiner Gewalt.

Der Herzog ſitzt allein in ſeinem Zimmer. Da ſtürzt Lucrecia wuthentbrannt herein, da iſt ſie eine Furie wie in der Geſchichte, keine liebende Mutter wie in der Fabel des Dichters. Und es blitzt aus ihren Augen, und donnert aus ihrem Munde. Und ſie ſagt ihrem Gemahl, welch ein Schimpf ihr geſchehen, und ſein Bettelvolk von Ferrara nähme ſich gar zu viel heraus, und es ſei doch ſonderbar, daß er für ihre Ehre ſo wenig Sorge trage, daß er den Miſſethäter nicht aufſuchen laſſen. Der Herzog hört ſie kalt, ruhig und höhniſch an, und als ſie ausgewüthet, ſagt er: der

Miſſethäter iſt gefunden. Wie! gellt Lucrecia — er iſt gefunden und noch frei? Er iſt gefangen, erwiedert der Herzog. Er iſt gefangen und lebt noch? frägt Lucrecia in ihrem Grimme. Er wird ſterben, erwiedert der Herzog eiskalt. Lucrecia läßt ihren Gemahl bei ſeiner fürſtlichen Würde ſchwören, den Verbrecher hinzurichten, wer er auch ſei. Der Herzog giebt ſein Fürſtenwort höhniſch lächelnd. Er winkt, der Verbrecher wird hereingeführt, und Lucrecia erkennt mit Entſetzen ihren Gennaro. Das iſt der Thäter nicht, ſpricht Lucrecia. Gennaro tritt hervor und ſagt: ich bin der Thäter. Lucrecia bittet ihren Gemahl um ein heimliches Geſpräch. Gennaro wird abgeführt. Jetzt bittet ſie ihren Gemahl um das Leben des jungen Mannes. Sie wolle großmüthig ſein, es ſei nur eine Laune geweſen als ſie ſeinen Tod gefordert. Der Herzog erinnert ſie, daß er ihr ſein Fürſtenwort gegeben, den Verbrecher zu beſtrafen. Lucrecia erwiedert lächelnd: Eide ſind für das Volk, nicht für uns Fürſten. Das ganze Haus beklatſcht dieſes Wort. Aber der Herzog läßt ſich nicht erbitten. Alle Künſte des Himmels und der Hölle ruft ſie auf; Liebe und Haß, Wehmuth und Zorn, Lächeln und Thränen, Schmeicheleien und Drohungen. Alles umſonſt. Sie droht ihrem Gemahle mit der Rache ihres Vaters des Papſtes, mit ihrer eignen; ſie erinnert ihn daran, daß er ihr vierter Mann ſei. Der Herzog ſpottet ihrer. Sie iſt erſchöpft, ihr Köcher iſt ausgeleert. Ganz matt frägt ſie ihren Gemahl, warum er ihr das Leben des Jünglings nicht ſchenken, ihr nicht den kleinen Gefallen thun wolle? Jetzt fängt der beſchneite Herzog zu rauchen an, und ein Feuerſtrom des Zorns ſtürzt aus ſeinem Munde. Er donnert: „weil er dein Liebhaber iſt“ und jetzt hält er ihr alle Schandthaten ihres Lebens vor und endet: „Deine geliebten Männer können auch künftig durch jede Thüre zu dir kommen; aber die Thüre, durch welche ſie wieder herausgehen, werde ich bewachen laſſen — von dem Henker.“ Gennaro müßte ſterben, ſie ſolle ſelbſt wählen zwiſchen Gift und Schwerdt. Lucrecia wählet Gift. Der Herzog läßt zwei Flaſchen holen, eine ſilberne und eine goldene. In der goldenen ſei der zubereitete Wein, den ſie recht gut kenne. Daraus ſolle ſie dem Gennaro einſchenken, ſich aber ja hüten, die Flaſchen zu verwechſeln, denn geſchehe es, ſtünde draußen ein Mann mit einem nackten Schwerdte bereit, der auf einen Wink hereinſtürzen und den geliebten Jüngling unter ihren Augen niederhauen werde.

Gennaro wird zurückgeführt. Der Herzog ſtellt ſich gnädig, verzeiht ihm, trinkt ihm zu. Er trinkt aus der ſilbernen Flaſche, Lucrecia füllt mit angſtzitternder Hand einen Becher aus der goldenen

Flaſche, und überreicht ihn ihrem Sohne. Der Herzog verläßt höhniſch das Zimmer. Lucrecia ſchreit ihrem Sohne zu: Ihr ſeid vergiftet; um Gotteswillen trinkt ſchnell aus dieſem Fläſchchen; es iſt Gegengift, ein Tropfen und ihr ſeid gerettet. Aber Gennaro weigert ſich zu trinken. Er ſagt ihr: es ſei ihm wohl bekannt, wie ſie einſt einen Fürſten vergiftet, indem ſie ihm glauben gemacht, er ſei es ſchon, und ihm im Gegengift ein Gift gegeben. Lucrecia verzweifelt über dieſes verſchuldete Mistrauen; aber die Mutterliebe giebt ihr Beredſamkeit, Gennaro glaubt und trinkt. Jetzt ſolle er ſchnell aus Ferrara eilen. Aber der unglückliche Jüngling läßt ſich von ſeinen Freunden aufhalten und ſich Abends zu dem Giftmahle verlocken. Dort, wie wir erfahren, ſtirbt er, nachdem er ſeine Mutter getödtet.

Und wozu, wozu alle dieſe Greuel? Außer den Schandthaten, die auf der Bühne unter unſern Augen geſchehen, werden auch alle die erzählt, welche die Borgias ſeit jeher begangen. Warum die Kunſt zur Schinderin, die Bühne zu einem Schindanger machen? Victor Hugo ſagt in der Vorrede zum Drama: „La paternité sanctifiant la difformité „physique, voilà le roi s'amuse: la maternité „purifiant la difformité morale, voilà Lucrece „Borgia . . . à la chose la plus hideuse „mêlez une idée réligieuse, elle deviendra

„sainte et pure. Attachez Dieu au gibet, vous „avez la croix.“ Unvergleichlicher Unſinn! Freilich bleibt Gott auch noch am Kreuze Gott, aber das Kreuz macht ihn nicht zum Gotte, und die Anbetung findet ihn dort nur mit Schmerz. Freilich behält der Edelſtein auch noch im Kothe ſeinen Werth, und wer ihn da findet mag ihn aufheben; aber den Edelſtein in ſolcher Faſſung ſuchen und ihn darum vorziehen — käme das je Einem in den Sinn? Konnte uns der Dichter den Adel und die Macht der Mutterliebe nur in einer Lucrecia Borgia zeigen? Und ihre Mutterliebe iſt keine Perle im Schmutze, ſie iſt Schmutz in Schmutz. Ihr Sohn iſt eine Frucht der Blutſchande, es iſt der Sohn ihres Bruders.

Ich hätte noch gar manches zu ſagen; aber mit einem guten Bruder Liberalen muß ich einige Nachſicht haben. Victor Hugo bemerkt in der Vorrede: die Miniſter möchten ſich ja nicht ſchmeicheln, er habe ſie vergeſſen. Keineswegs. Er werde zwar ſeine Kunſt mit allem Eifer forttreiben, aber darum die Politik nicht vernachläſſigen. „L'homme a deux mains.“ Schön geſagt! In Baiern bekäme er dafür ein doppeltes Urtheil. Fünf Jahr in's Zuchthaus für die rechte Hand und fünf Jahr in's Zuchthaus für die linke Hand. Doch hat unſer gelehrter Frankfurter Feuerbach, in ſeinem unvergleichlich baieriſchen Criminal-Geſetzbuche für das Königreich

Baiern, dieſes, wie noch manches andere vergeſſen. Wenn die rechte Hand beſtraft wird, daß ſie geſchrieben, verdient die linke Hand dafür beſtraft zu werden, daß ſie das Papier feſtgehalten. Ueberhaupt könnte ich das baieriſche Criminalgeſetzbuch mit vielen aſtronomiſchen Neuigkeiten bereichern. Erſt kürzlich entdeckte ich einen ſehr fernen entfernten Verſuch zum Verſuche eines Hochverraths-Verſuchs. Es iſt ein kleiner Nebelſtern, aber zwei Jahr Zuchthaus wären immer dabei zu verdienen.

Samſtag, den 23. Februar.

Geſtern Abend im Bette fing ich die Leidensgeſchichte eines Italiäniſchen Staatsgefangenen zu leſen an. Nach dem Kapitel worin er von den ſchrecklichen Gefühlen ſpricht, mit welchen man am erſten Morgen in einem Gefängniſſe erwacht, ſchlief ich ein. Und als ich dieſen Morgen erwachte, war mein erſter froher Gedanke: Du biſt frei! Und mein zweiter froher Gedanke war: Du biſt nicht frei! Denn wäreſt du frei, würdeſt du nicht ſo froh ſein, daß heute Samſtag iſt, der dir einen Brief bringt. Aber ich Glücklicher! Das iſt kein carcero duro, und ich will es gern ertragen mein Leben lang. Ich erzähle Ihnen noch aus dem Buche. Es heißt: Le mie prigioni, memorie di Silvio Tellico da Saluzzo. Es iſt ein Dichter aus Piemont, der zehen Jahre ſeines Lebens, von 1820 bis 1830, von ſeinem dreißigſten bis zu ſeinem vierzigſten Jahre, in verſchiedenen Oeſtreichiſchen Staatsgefängniſſen geſchmachtet. Ich bringe das Buch mit. Künftigen Sommer, an ſolchen Abenden, wo die Lüfte trunken von den Bergen kommen, leſe ich Ihnen daraus vor, Ihre Pulſe zu ſtillen. Ich lernte Wilhelm Tell verſtehen, und wie ihm vor dem

Kerker eines Oeſtreichiſchen Landtags ſchaudern mußte. Wer an ſolche Luft gewöhnt, hat keine Tyrannei zu fürchten — er erträgt ſie nicht.

Ich hätte Ihnen noch einige Worte von der Demoiſelle Georges ſagen ſollen, welche die Lucrecia Borgia ganz herrlich geſpielt. Sie war ein Vulkan und alles was in dem dunklen Buſen eines ſolchen Weibes kocht, kam donnernd und in Feuergüſſen an den Tag. Das war freilich das Verdienſt des Dichters, zugleich aber ſeine Schuld. Statt uns an den reinlichen gedeckten Tiſch der Leidenſchaft zu ſetzen, bringt er uns in ihre Küche, und dieſes Mal war es des Teufels Küche. In mehreren Ecken des Saals wurde einigemal geziſcht, bei ſolchen Stellen, wo alles zu nackt, zu roh, zu blutig erſchien, wo einen das rohe Fleiſch anekelte. Victor Hugo kömmt mir wie ein unmündiger reicher Erbe vor, der Wucherern in die Hände gefallen, und Schulden auf Schulden häuft. Wenn er es ſo forttreibt , kann er, bis er volljährig und verſtändig wird, ſich arm gelebt haben. Man ſoll von den Zinſen ſeines Geiſtes leben . . . Und wie gefalle ich Ihnen als ſolider Menſch?

Dreißigſter Brief.

Paris, Montag, den 25 Februar 1833.

Soll ich über Heines franzöſiſche Zuſtände ein vernünftig Wort verſuchen? Ich wage es nicht. Das Fliegenartige Misbehagen, das mir beim Leſen des Buches um den Kopf ſummte, und ſich bald auf dieſe bald auf jene Empfindung ſetzte, hat mich ſo ärgerlich geſtimmt, daß ich mich nicht verbürgen kann — ich ſage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn ſolche anmaßliche Bürgſchaft übernehme ich nie — ſondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber beſonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daß dieſe Verſtimmung nicht Heines Schuld iſt. Wer ſo große

Geheimniſſe wie er beſitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenſchlichkeit der Oeſterreichiſchen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden, und in dem Könige von Baiern einen der edelſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert; den König der Franzoſen, als hätte er das kalte Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für ſchlecht, am dritten wieder für gut, am vierten wieder für ſchlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herren von Rothſchild, während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutſchen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieſer Weichmüthigkeit ſich ſelbſt noch für einen gefeſteten Mann hält — Wer ſo große Geheimniſſe beſitzt, der mag noch größere haben, die das Räthſelhafte ſeines Buches erklären; ich aber kenne ſie nicht. Ich kann mich, nicht blos in das Denken und Fühlen jedes Andern, ſondern auch in ſein Blut und ſeine Nerven verſetzen, mich an die Quellen aller ſeiner Geſinnungen und Gefühle ſtellen, und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Weſen nicht aufzuopfern haben, ſondern nur zu beſeitigen auf eine Weile. Ich kann Nachſicht haben mit Kinderſpielen, Nachſicht mit den Leidenſchaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigſten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwiſchen die Beine kömmt; wenn an einem Tage der höchſten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite, in der Kirche nichts ſieht als die ſchönen Mädchen, und mit ihnen liebäugelt und flüſtert — ſo darf uns das, unbeſchadet unſerer Philoſophie und Menſchlichkeit, wohl ärgerlich machen.

Heine iſt ein Künſtler, ein Dichter, und zur allgemeinſten Anerkennung fehlt ihm nur noch ſeine eigne. Weil er oft noch etwas anders ſein will als ein Dichter, verliert er ſich oft. Wem wie ihm, die Form das höchſte iſt, dem muß ſie auch das einzige bleiben; denn ſobald er den Rand überſteigt fließt er in's Schrankenloſe hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunſt als ſeine Gottheit verehrt, und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunſt und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blüthenſtaub ab, und bauet mit bildendem Wachſe der Kunſt ihre Zellen. Aber er bildet die Zelle nicht, daß ſie den Honig bewahre, ſondern ſammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht wenn er weint; denn man weiß, daß er mit den Thränen nur ſeine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit ſpricht, denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit iſt nicht immer ſchön, ſie bleibt es nicht immer. Es dauert lange bis ſie in Blüthe kömmt, und ſie muß verblühen ehe ſie Früchte trägt. Heine würde die deutſche Freiheit anbeten, wenn ſie in voller Blüthe ſtände; da ſie aber wegen des rauhen Winters, mit Miſt bedeckt iſt, erkennt er ſie nicht und verachtet ſie. Mit welcher ſchönen Begeiſterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mery Kirche und von ihrem Heldentode geſprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt den ſchönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den ſchönen Tod für die Freiheit zu ſterben. Wäre der Kampf nicht ſchön geweſen, und dazu hätte es nur einer andern Oertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerſtreuen und fangen können — hätte ſich Heine über ſie luſtig gemacht. Was Brutus gethan würde Heine verherrlichen ſo ſchön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbſtbefreiung ſtacheln — er lachte darüber. Man verſetze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus ſeinem tauſendjährigen Schlafe erwachte und ſchwur, es wolle nicht mehr träumen — es wäre der tollheißeſte Jakobiner, der wüthendſte Feind der Ariſtokraten und ließe alle Edelleute und Fürſten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber ſähe er aus der Rocktaſche der feuerſpeienden Mirabeau, auf deutſche Studenten-Art eine Tabackspfeife mit roth-ſchwarz-goldener Quaſte hervorragen — dann Pfui Freiheit! und er ginge hin und machte ſchöne Verſe auf Marie-Antoinettens ſchöne Augen. Wenn er in ſeinem Buche die heilige Würde des Abſolutismus preißt, ſo geſchah es, außer daß es eine Rede-Uebung war, die ſich an dem Tollſten verſuchte, nicht darum, weil er politiſch reinen Herzens iſt, wie er ſagt; ſondern er that es, weil er Athemreines Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage als er das ſchrieb einem deutſchen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurſt eſſen geſehen.

Wie kann man je dem glauben, der ſelbſt nichts glaubt? Heine ſchämt ſich ſo ſehr etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn," mit lauter Initialbuchſtaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunſtausdruck ſei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine bei ſeiner Sybaritiſchen Natur kann das Fallen eines Roſenblattes im Schlafe ſtören; wie ſollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die ſo knorrig iſt? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerſpruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege ſich in ſein Bett und ſchließe die Augen. Wo giebt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite ſtünde? Die Natur dichtet ſelten, und reimet niemals; wem ihre Proſa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende ſich zur Poeſie. Die Natur regiert republikaniſch, ſie läßt jedem Dinge ſeinen Willen, bis zur Reife der Miſſethat, und ſtraft dann erſt. Wer ſchwache Nerven hat und Gefahren ſcheut, der diene der Kunſt, der abſoluten, die jeden rauhen Gedanken ausſtreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis ſie zu ſchmächtig wird zur Miſſethat.

Heine hat in meinen Augen ſo großen Werth, daß es ihm nicht immer gelingen wird ſich zu überſchätzen. Alſo nicht dieſe Selbſtüberſchätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, ſondern daß er überhaupt die Wirkſamkeit einzelner Menſchen überſchätzt, ob er es zwar in ſeinem eigenen Buche ſo klar und ſchön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß ſelbſt Voltaire und Rouſſeau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Perſonen ſprächen. Was ſind wir denn, wenn wir viel ſind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns, jedem von ſeiner Parthei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich ſprechen, oder gar verrätheriſch eine falſche Botſchaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher Andere auch, könnte eine Parthei zu Grunde richten, oder ihr aufhelfen, hält er ſich für wichtig; ſieht umher wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo ſeine Freunde noch wo ſeine Feinde ſtehen, ſucht ſie bald hier, bald dort, und weiß ſie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miſerabeln Menſchen, hat die Natur zum Glücke nur einen Rücken gegeben, ſo daß wir die Schläge des Schickſals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Ariſtokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

Um den Demokraten zu gefallen ſagt Heine: Die Jeſuitiſch-Ariſtokratiſche-Parthei in Deutſchland verläumde und verfolge ihn, weil er dem Abſolutismus kühn die Stirne biete. Dann um den Ariſtokraten zu gefallen ſagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er ſei ein guter Royaliſt und werde ewig monarchiſch geſinnt bleiben; in einem Pariſer Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, ſei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern — alle ſechszehen von höchſt gefährlicher republikaniſcher Geſinnung — der einzige Royaliſt geweſen, und darum ſtünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich ſagt er: „Ich bin bei Gott! kein Republikaner, ich weiß „wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden „ſie mir die Kehle ab.“ Ferner. „Wenn die „Inſurrektion vom 5. Juni nicht ſcheiterte, wäre „es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den ſie mir zugedacht: Ich verzeihe „ihnen gerne dieſe Narrheit.“ Ich nicht. Republikaner die ſolche Narren wären, daß ſie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müſſen um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

Auf dieſe Weiſe glaubt Heine bald dem Abſolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man ſich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung, der Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann ſind ſie quitt und ſo hart ſie auch auf einander ſtoßen mögen, können ſie ſich nie ſehr wehe thun. Dieſe weiche Art Krieg zu führen iſt ſehr löblich und an einem blaſenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der Kämpfenden Stirne in dieſem Falle fehlen.

Gab es je einen Menſchen, den die Natur beſtimmt hat, ein ehrlicher Mann zu ſein, ſo iſt es Heine und auf dieſem Wege könnte er ſein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken, und wenn er ſein eignes Weſen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernſthaft ſcheint wo er lachen, demüthig wo er ſpotten möchte; ſo merkt es jeder gleich, und er hat von ſolcher Verſtellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt ſich den Jeſuiten des Liberalismus zu ſpielen. Ich habe es ſchon einmal geſagt, daß dieſes Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle iſt, darf ſie kein ehrlicher Mann ſelbſt übernehmen, ſondern muß ſie Andern überlaſſen. So, ſeiner beſſern Natur zum Spotte, findet Heine ſeine Freude daran zu diplomatiſiren, und ſeine Zähne zum Gefängnißgitter ſeiner Gedanken zu machen, hinter welchem ſie jeder ganz deutlich ſieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daß er etwas zu verbergen habe, ſo weit bringt er es in der Verſtellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln ſucht, bittet er ihn es zu unterlaſſen; „denn es ſchien mir gerade damals bedenklich, „in meiner gewöhnlichen Weiſe, ein Thema öffentlich „zu erörtern, das die Tagesleidenſchaften ſo furchtbar „anſprechen müßte.“ Dieſe Tagesleidenſchaft gegen den Adel, die ſchon funfzig mal dreihundert fünf und ſechszig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke noch Heine, noch ſonſt einer noch furchtbarer machen, als ſie ſchon iſt. Um von etwas warm zu ſprechen, ſoll man alſo warten, bis die Leidenſchaft, der er Nahrung geben kann, gedämpft iſt, um ſie dann von neuen zu entzünden? Das iſt freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt etwas zu wiſſen, daß Lafayette gegen die Beſchuldigung der Theilnahme an der Juni-Inſurrektion vertheidigen kann; aber

„eine leicht begreifliche Diskretion“ hält ihn ab ſich deutlich auszuſprechen. Wenn Heine auf dieſem Wege Miniſter wird, dann will ich verdammt ſein, ſein geheimer Sekretair zu werden, und ihn von Morgen bis Abend anzuſehen, ohne zu lachen.

Dienſtag, den 26. Februar.

Sie fragten mich neulich, was das für eine dumme Geſchichte mit den Würtemberger Ständen wäre? Dumme Geſchichte iſt ein Pleonasmus. Die Geſchichte der Menſchheit iſt nichts als eine Geſchichte der Dummheit. Was aber dieſe beſondere dumme Geſchichte bedeute, will ich Ihnen erklären. Ich will Ihnen die Sache ſo klein und weich wie durchgeſchlagene Erbſen machen, und wenn Sie meine durchgeſchlagenen Stände noch nicht genießen können, ſo iſt das nicht meine Schuld.

Als man auf dem Wiener Kongreſſe den deutſchen Bund bildete, gaben ſich Oeſterreich und Preußen die größte Mühe, die kleinen Fürſten dahin zu bringen, ihren Staaten repräſentative Verfaſſungen zu geben. Die großen Mächte hatten gut berechnet, daß dieſes die kleinen Mächte von ihnen abhängig machen würde. Auch kam es wirklich ſo. Baiern, Würtemberg, Baden und die Uebrigen wären nicht zu Vaſallen von Oeſterreich und Preußen herabgeſunken, wenn ſie unbeſchränkte Regierungen gehabt hätten. Um die kleinen Fürſten leichter in das Garn zu locken, ſtellte ſich Preußen damals an, als wolle es auch eine repräſentative Verfaſſung einführen. Die kleinen Fürſten merkten die Liſt nicht und alle die Angſt, die ſie bei der Sache hatten, kam von ihren eigenen Völkern; die andern größern Gefahren ſahen ſie nicht. Aber dieſe Angſt vor Conſtitutionen war fürchterlich. Schon ſahen ſie eine demokratiſche Sündfluth über ihre Throne zuſammenſtürzen und ſie dachten gleich an Noah's Arche, in welcher ſie ſich im Falle der höchſten Noth mit all ihrem Viehe retten könnten. Wie es ſich mit dieſen Archen verhalte, an welchen die kleinen deutſchen Fürſten zimmern, will ich Ihnen ein andersmal erklären. Ehe ſie es nun wagten, ein kleines ſeichtes Wäſſerchen von Volksfreiheit durch ihre Ländchen ſchleichen zu laſſen, zogen ſie aus Furcht vor Ueberſchwemmungen, Kanäle ſo breit und ſo tief, daß der Rhein, die Donau, und die Elbe zugleich darin Platz hätten. Und ſie baueten Rieſenwerke von Dämmen aus mächtigen Quaderſteinen und gewaltigen Schleußen. Unſere Conſtitutionen ſind nichts anders als Gefängniſſe der Freiheit: daß die Freiheit nicht frei im Lande herumlaufe, wird ſie in eine Kammer geſperrt. In dieſe Conſtitutionen, beſonders aber in das Wahlſyſtem der Volks-Deputirten und in der Geſchäfts-Ordnung der Kammern, wurden hundert Beſtimmungen eingeführt, die alle den Zweck hatten, die kräftige Entwicklung eines wahren repräſentativen Syſtems zu verhindern. Bald darf man nicht ſprechen, bald darf man nicht hören, die Einen werden ſtumm, die Andern werden taub gemacht. Iſt ein Bischen friſcher Wind in der Kammer, werden gleich alle Segel eingezogen. Wird etwas verhandelt was das Volk nahe angeht, wird es aus der Kammer gejagt, es darf den Sitzungen nur beiwohnen, ſo oft ſie langweilig ſind. Man meint freilich das wäre oft genug. In Baiern müſſen die Deputirten, die auf ſechs Jahre gewählt werden, in der erſten Sitzung um die Plätze in der Kammer looſen. Dieſen numerirten Platz muß jeder Deputirte wie ein Schulbube behalten, er darf ihn nicht wechſeln. Dadurch wollte man verhindern, daß die Gleichgeſinnten ſich nicht neben einander ſetzen, ſich verabredeten und Parthei machten. Die liebe deutſche Schuljugend läßt ſich auch das alles gefallen.

Eine andere Beſtimmung iſt faſt in alle Conſtitutionen übergegangen. Paſſen Sie auf! Jetzt kömmt Ihre dumme Geſchichte. Keiner darf als Deputirter gewählt werden, der irgend einmal eine Criminalſtrafe ausgeſtanden hat. Hier dachte man aber keineswegs daran, gewöhnliche Spitzbuben aus der Kammer entfernt zu halten, Räuber, Mörder, Diebe, ſolche Fälle kommen bei den höhern Ständen ſelten vor, und Menſchen die nur etwas weniges geſtohlen, würde man gern als miniſterielle Deputirte ſehen, damit ſie lernen ſich vernünftiger zu betragen. Sondern es kam darauf an, ausgezeichnete Patrioten, Männer welche den Regierungen beſonders gefährlich, beſonders unlenkſam ſchienen, von der Deputirten-Wahl auszuſchließen. Mit einem ſolchen Geſetze war das eine Kleinigkeit. Nichts iſt in Deutſchland leichter, als jeden ehrlichen Mann eine Criminal-Unterſuchung, das heißt eine Criminalſtrafe an den Hals zu werfen. Und glauben Sie ja nicht daß hierbei die Regierungen willkürlich verfahren; ſo glücklich ſind wir nicht einmal; ſo glücklich ſind wir nicht, daß unſere Fürſten, um Tyrannen zu ſein, nöthig hätten, geſetzwidrig zu handeln. Die Tyrannei liegt ſchon in den Geſetzen. Alle deutſche Criminalgeſetze wurden vor Einführung der repräſentativen Verfaſſungen, alſo ohne Mitwirkung der Stände, von den Fürſten allein, alſo im Geiſte der unbeſchränkten Herrſchaft und nicht im Geiſte der Freiheit gemacht. Mit dieſen Geſetzen können die unſchuldigſten Handlungen als Verbrechen erklärt und als ſolche beſtraft werden. Unſere guten deutſchen Hofräthe und Profeſſoren, die Gott ſegnen möge — ich meine mit Verſtand — kennen keinen andern Liberalismus als auf Legalität zu halten. Wenn einer von ihnen legal ins Zuchthaus kömmt, weil er etwas drucken laſſen, was die Geſetze als Majeſtäts-Verbrechen erklärt, ſind ſie es zufrieden und wenn ſie als Deputirte um den Despotismus herumſchleichen, und irgendwo einen Eingang ſuchen, und an allen Wegen ſteht ein Plakat mit den Worten: Legaler Weg, nämlich verbotener — kehren ſie wieder um und glauben das ihrige gethan zu haben.

Jeder eifrige Volksfreund und Vertheidiger der Freiheit muß irgend einmal etwas thun, wodurch er ſeine Geſinnung öffentlich beurkundet. Er wird etwas freiſinniger ſchreiben, etwas drucken laſſen, an einer politiſchen Verſammlung Theil zu nehmen, eine Proteſtation gegen eine Maßregel der Tyrannei unterzeichnen, oder etwas anders ſolcher Art. Alle dieſe Handlungen werden von den deutſchen peinlichen Geſetzen als Majeſtäts-Verbrechen, Staatsverbrechen, Hochverrath angeſehen und beſtraft. Alſo alle Bürger, die ſich ſolcher Verbrechen ſchuldig gemacht, fallen einer Criminal-Unterſuchung und einer peinlichen Strafe zu, und ſind daher auf ihr ganzes Leben von der Volksrepräſentation ausgeſchloſſen. Nun geſchah es, daß für die jetzige Sitzung der Würtemberger Kammer, vier Männer zu Deputirten gewählt wurden, die viele Jahre vorher beim Demagogiſchen Umtriebe in Criminal-Unterſuchung waren. Die Regierung erklärte, dieſe Wahl ſei nach den Geſetzen ungültig! die Oppoſition erwiderte; ſie wäre gültig, denn obzwar jene Deputirten wirklich in einer Criminal-Unterſuchung geweſen, ſo hätten ſie doch keine Criminalſtrafe ausgeſtanden, weil ſie damals von dem Könige begnadigt wurden. Darauf entgegneten die Miniſter: *das Recht der königlichen Gnade ſei beſchränkt und ihre Folgen erſtrecken ſich nicht ſo weit, einem Bürger ſeine bürgerliche Ehre wiederzugeben.* Miniſter, Diener des Königs, die ſonſt Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, wenn einer nur mit dem kleinen Finger die Rechte der Krone anrührt, beſchränken ſelbſt dieſe Rechte! Das einzige Recht, welches die Freiheit ſelbſt den Fürſten laſſen würde, *das Recht der Begnadigung*, läßt ſich der König gern beſchränken, nur um in der Kammer vier freiſinnige Männer weniger zu haben! Aber die Würtembergiſchen Miniſter könnten es einmal bitter bereuen, das Recht der Begnadigung, das doch von den Fürſten auch auf jede andere höchſte Regierungsgewalt überginge, beſchränkt zu haben.

In Darmſtadt iſt etwas Aehnliches vorgefallen. Ein Advokat Hofmann, der vor vierzehn Jahren in Demagogiſchen Umtrieben verwickelt war, wurde zum Deputirten gewählt. Hofmann wurde damals aber nicht verurtheilt, ſondern der Prozeß wurde niedergeſchlagen, und der Angeſchuldigte, wie die Juriſten ſagen: ab instantia abſolvirt. Hören Sie was ab instantia abſolviren heißt, es iſt etwas ſehr ſchönes. Wenn nach dem ſehr chriſtlichen und ſehr menſchlichen deutſchen Criminalrechte, man einem Angeſchuldigten ſein Verbrechen nicht beweiſen und ihn alſo auch nicht verurtheilen kann, die Richter aber haben Luſt das Schwerdt der Geſetze ihm ſein ganzes Leben lang über dem Haupte hängen zu laſſen, ſprechen ſie ihn nicht frei, ſondern ſie abſolviren ihn ab instantia, ſo daß ſie nach zwanzig Jahren den Prozeß wieder anknüpfen können. Hofmann wurde zum Deputirten gewählt. Die Regierung erklärte dieſe Wahl für ungültig, weil er in einer Criminal-Unterſuchung verwickelt geweſen. Die Oppoſition erwiederte, aber Hofmann wäre doch nicht verurtheilt worden. Darauf entgegneten die Miniſter: aber Hofmann ſei nicht freigeſprochen worden, und wenn er es übrigens wünſche, würde man die unterbrochene Unterſuchung fortſetzen. Hofmann wurde verworfen. Da habe ich nun vor einigen Tagen aus einem Briefe aus Darmſtadt erfahren, mit welchem Eifer und mit welcher Schelmerei, die Ausſtoßung Hofmann's von der Regierung betrieben wurde. Hofmann war in Preußiſche, das heißt in Original-Patent-Demagogiſche Umtriebe verwickelt. Preußen verfolgte ihn am meiſten. Nun müſſen Sie wiſſen, daß ſeit den Bundestagsbeſchlüſſen, Deutſchland in zwei Polizei-Diſtrikte eingetheilt iſt. Das nördliche Deutſchland hat den König von Preußen, das ſüdliche den Kaiſer von Oeſterreich zum Polizei-Commiſſair. Ueber Beiden ſteht der Kaiſer von Rußland als Polizei-Direktor. Darmſtadt gehört zum Preußiſchen Diſtrikte. Daher war es die Obliegenheit der Preußiſchen Regierung, Hofmann's Eintritt in die Kammer zu verhindern. Was geſchieht alſo? Einem Edelmanne, Mitglied der Kammer, gab man ein Schreiben in die Hand, welches der Preußiſche Geſandte in Darmſtadt von ſeiner Regierung erhalten haben ſollte. Darin hieß es: Hofmann habe ſich im Jahr 1819 noch ganz anderer, noch ſchwererer Verbrechen ſchuldig gemacht, als die wegen welcher er damals in Unterſuchung war. Und wenn er nach Preußen käme, würde er von neuem eingeſteckt, und Preußen würde es durchaus nicht dulden, daß Hofmann in die Darmſtädter Kammer trete. Dieſen Brief zeigte jener Edelmann einigen bürgerlichen Deputirten im Vertrauen, und ſagte ihnen — — wir wiſſen ja wie Edelleute mit Bürgern ſprechen: — „Lieber Heyer — und wie ſonſt die Andern heißen — Sie kennen mich ja, Sie wiſſen, „daß ich liberal bin. Glauben Sie mir auf mein „Wort, unſer Großherzog hat den beſten Willen. „Aber was wollen wir thun? Haben wir eine Armee von zweimalhunderttauſend Mann? Können

„wir uns Preußen widerſetzen? Der Großherzog „hat mir geſtern geſagt: vor dem Heyer iſt mir am „meiſten bange der wird Lärm machen.“ Dabei rieb ſich der Baron die Hände, dabei zuckte er die Achſeln, dabei klopfte er mit freiherrlichen Fingern auf die bürgerliche Schulter, und ſagte in einer Viertelſtunde dreißig Mal: Lieber Heyer! Der liebe Heyer, ſonſt ein braver, liberaler, verſtändiger Mann, ließ ſich bereden, einſchüchtern, und ſtimmte mit ſeinen Freunden gegen Hofmann.

Jetzt nach Caſſel, wo die Wahlfreiheit auf eine andere Art verletzt worden. Wenn Sie dieſen Brief gehörig ſtudiren, werden Sie eine der vorzüglichſten Publiziſtin von Deutſchland, und können Profeſſorin des Staatsrechts auf einer deutſchen Univerſität werden, und wenn Sie loyale Collegie leſen gar geheime Hofräthin. Was ich Ihnen aber folgend mittheile, geſchieht nicht zu Ihrer Belehrung, ſondern zu meiner eignen. Vielleicht können Sie mir über etwas Aufklärung geben, worin ich ganz im Dunkeln bin. In Frankreich und England ſind die Regierungen froh, wenn Staatsbeamte zu Deputirten gewählt werden! natürlich, weil dieſe von ihnen abhängen und ihnen alſo am meiſten anhängen: In Deutſchland findet das Gegentheil ſtatt. Wenn ein Staatsbeamter zum Deputirten gewählt wird: muß er, das Recht auszuüben, dazu die Erlaubniß ſeiner Vorgeſetzten haben und dieſe Erlaubniß wird oft verweigert. Welche Feinheit dahinter ſteckt begreife ich nicht. Nun wurde Jordan, Profeſſor in Marburg, einer der edelſten und muthigſten freiſinnigen Männer Deutſchlands, zum Deputirten in die Heſſiſchen Stände gewählt. Die Miniſter erklärten, ſie erlaubten Jordan nicht ſeine Stelle anzutreten, und ſie verboten ihm nach Caſſel zu kommen. Jordan ſagte: nach der Verfaſſung brauche ein gewählter Staatsbeamter nur die Erlaubniß ſeines unmittelbaren Vorgeſetzten. Dieſer ſein Vorgeſetzter ſei die Univerſität die ihn gewählt habe; die Erlaubniß des Miniſters brauche er nicht. Jordan reiſte nach Caſſel, und die Mehrheit der Kammer entſchied ſich für ihn. Der Miniſter ließ Jordan den Befehl zukommen, binnen 24 Stunden bei 20 Thaler Strafe Caſſel zu verlaſſen . . . Stellen Sie ſich vor: wenn hier ein Miniſter die Frechheit hätte, einem Deputirten bei 50 Franken Strafe den Befehl zukommen zu laſſen, binnen 24 Stunden Paris zu verlaſſen! In Anklage-Zuſtand verſetzte man den Narren nicht; aber man ſchickte ihn augenblicklich in einer Zwangsweſte gekleidet nach Charenton. Aber unſere deutſchen Philiſter hören ſo etwas erzählen, ohne daß ſie ſich darüber echauffiren, ja nicht einmal die Pfeife geht ihnen darüber aus. Gott erhalte mir meinen König Louis Philipp!

Wahrhaftig ich mache mir Vorwürfe, daß ich je ein Wort gegen ihn geſchrieben; ich thue es aber auch nicht mehr . . . Jordan ging nicht aus Caſſel und klagte bei den Gerichten. Dieſe verboten den Miniſtern bei fünfzig Thaler Strafe, Jordan nicht zu beunruhigen. Dieſes war auch wieder ein Deutſches Temperier-Pulver! Die Gerichte hätten erklären ſollen! Jordan als Deputirter wäre unverletzlich, und die Miniſter die ihn antaſteten, machten ſich des Hochverraths ſchuldig. Wegen dieſes Streits haben die Sitzungen ihre Kammern noch nicht eröffnen können, und man iſt begierig, was die preußiſche Regierung, zu deren Inſpection auch Heſſen gehört, in dieſer Sache verfügen wird.

Mittwoch, den 27. Februar

Heiland der Welt! Das monarchiſche Prinzip iſt guter Hoffnung. Welch' ein Donnerſchlag für mich! Die Herzogin von Berry, unſere liebe Frau von Blaye, die Enkelin Maria Thereſiens, die gebenedeite Mutter des Wunderkindes, iſt in geſegneten Umſtänden, durch den heiligen Geiſt in Geſtalt eines Italieniſchen Prinzen, und wird in zwei Monaten ein neues Wunderkind gebähren. Die Herzogin hat es dem Gouverneur von Blaye zu wiſſen gethan: ſie könne nicht länger ſchweigen, es ſei ihr zu eng im Schloſſe; ſeit ſieben Monaten ſei ſie heimlich an einen Italiäniſchen Prinzen verheurathet, den ſie aus Schamhaftigkeit nicht nennen wolle, und geſtern ſtand dieſes Evangelium groß im Moniteur gedruckt, und es wurde im Reichs-Archive niedergelegt zum ewigen Angedenken. Alſo war es doch wahr, was man neulich gemurmelt, als die Regierung zwei Aerzte ſo geheimnißvoll nach Blaye geſendet. Doch Verläumdung war es, was viele damals erzählten:

der Jude Dautz ſei der heilige Geiſt der Berry geweſen, und er habe nicht des Geldes wegen, ſondern in einem Anfalle von eiferſüchtiger Wuth, ſeine Freundin verrathen. Schade das es Verläumdung war! Wahrlich es wäre ein Glück für die Welt, wenn einmal jüdiſches Blut in chriſtlich-monarchiſche Adern käme. Vielleicht ſtiege dann wieder ein weiſer König Salomo auf den Thron, der die Sprache der Thiere verſtände, und ſeinen Hofleuten in das Herz ſehen könnte . . .

Du gute Karoline! ich wäre Dir zugethan, wenn Du keine Fürſtin wäreſt. Du haſt viel geliebt und es wird Dir viel vergeben werden. Aber Du biſt ein thörichtes Weib! Dein Sohn iſt noch ein Knabe, noch ſiebenzig Male kann er den Kreislauf der Sonne erleben — ein Tag für das Glück, eine Ewigkeit für den Schmerz — und Du ſuchſt eine Krone für ihn? Laß ihn eine Lazarone werden! Laß ihn ſich ſonnen unter dem ſchönen Himmel Deines Vaterlandes! Laß ihn Muſcheln ſuchen am Strande des blauen Meeres. Und ein Tag kann kommen, ein Tag des Schreckens und der Trauer, wo das wildtobende Volk durch die Straßen von Neapel braußt und man einen jammervollen König richtet. Dann ſchwankt Dein Sohn zu Deinem Grabe, kniet nieder und dankt es Deiner Aſche mit heißen Thränen, daß Du ihn ein Bettler werden ließeſt! Du erfährſt es jetzt: Deine nächſten Blutsverwandten häufen Schmach auf Dein Haupt, und machen Dich zum Geſpötte der Welt. Das iſt das Loos der Könige! Opferprieſter oder Schlachtopfer, ſind ſie ſchuldig oder unglücklich.

Ein und dreißigſter Brief.

Paris, Mittwoch, den 27. Februar.

Die Frankfurter Ober-Poſt-Amts-Zeitung hatte neulich, da ſie etwas dumm monarchiſches erzählte, hinter der Dummheit ein *Fragezeichen* aufzuſtellen gewagt. Was iſt das? Schon bei jeder anderen deutſchen Zeitung ſind Fragezeichen Generalbeichten, Roußeauſche und Auguſtiniſche Bekenntniſſe, und verrathen eine tugendhafte Reue und eine große innere Zerknirſchung. Aber gar bei der Poſtzeitung, einem der Feigenblätter der deutſchen Bundesverſammlung! Das muß etwas bedeuten. Sollte ſie vielleicht den Reſt ihrer Abonnenten verlohren haben und durch die

Heldenthat des Fragezeichens ſie zurückzuführen ſuchen? Erkundigen Sie ſich darnach.

Was mir mein Michel für Verdruß macht, der deutſche Michel, der Dickkopf, ach! liebe Frau Gevatterin, das kann ich Ihnen gar nicht genug klagen. Der Junge bringt mich noch unter die Erde. Alle meine Vorſtellungen, all' mein Bitten, mein Züchtigen — es hilft alles nichts. Hören Sie, was er wieder gethan hat. In Freiburg wurde Michel zum Bürgermeiſter gewählt, denn Michel iſt liberal. Aber die Regierung verwehrte die Wahl, denn unſere Regierungen — und darüber muß ich lachen trotz meiner großen Betrübniß — haben Furcht vor Michel. Die Freiburger Bürger die Courage haben, nicht blos einen Tag, ſondern zwei Tage lang, nehmen ſich vor, Michel zum zweitenmale zu wählen. Was thut Michel? Auf ſeine gewohnte Art wird er gerührt, ſentimental, großmüthig, tugendhaft, erhaben romantiſch, und bittet ſeine guten Mitbürger ſich wegen ſeiner in keine Ungelegenheiten zu ſetzen, und einen andern Bürgermeiſter zu wählen. Die Bürger deren zweitägiges Heldenfieber ohne dies vorüber war, ließen ſich das nicht zweimal ſagen, und aus Dankbarkeit gegen Michel, daß er ſie von dem Drucke ihrer eignen Größe befreiet hat, wählten ſie ſeinen Neffen, den jungen Michel zum Bürgermeiſter. Die Regierung war das herzlich gern zufrieden und froh, daß ſie ſo wohlfeil wegkam. Sie dachte, wie jede Regierung: das Volk iſt ein Kind. Das eigenſinnige Kind will Wein haben; Mama gießt zwei Tropfen Wein in's Waſſerglas, es ſieht gelb aus — da haſt du Wein, jetzt ſei ruhig. Das Volk will Michel haben; die Regierung giebt ihm etwas, das eine Farbe wie Michel hat, und ſagt: da haſt du Michel, jetzt weine nicht mehr. Das alles verſteht ſich von ſelbſt.

Nun hören Sie aber was mein Michel weiter that. Nach geſchehener Bürgermeiſterwahl zogen die Freiburger Bürger mit Fackeln und Freudengeſchrei vor das Michelſche Haus und riefen: es leben beide Michels hoch! Der junge Michel konnte vor Rührung nicht ſprechen, aber der alte Michel war leider nicht in ſolchem Grade gerührt; ſondern er ſchrie zum Fenſter hinaus: „Hoch lebe unſer „vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederherſteller der Verfaſſung und des freien „Wahlrechts!“ Und die Bürger auf der Gaſſe ſchrien: „Hoch lebe unſer vielgeliebter Großherzog „Leopold, der Wiederherſteller der Verfaſſung und des freien Wahlrechts!“ Und hoch und abermals hoch! Und der alte ernſte Münſter, den man noch niemals lächeln geſehen, lachte daß er wackelte, ſo daß ihm eine ſteinerne Trottel von ſeiner Mütze herabfiel.

Was that mein Michel in Stuttgard? Aber ich bin des Spaßes müde. In Stuttgart wurde Herr von Wangenheim, ein geiſtreicher und freiſinniger Mann zum Deputirten gewählt. Die Regierung erkannte die Wahl nicht an wegen einer verletzten Förmlichkeit, die ſie zum Vorwande eines Vorwandes nahm — Um Deputirter ſeyn zu können muß man im Lande wohnen; nun wohne zwar Herr von Wangenheim im Lande, aber er habe nicht erklärt daß er im Lande wohne. So ohngefähr habe ich die Sache verſtanden. Der eigentliche Grund der Widerſetzlichkeit war aber: Oeſterreich und Preußen hätten den Herrn von Wangenheim mit Zorn in der Kammer geſehen, denn er ſtand früher ſelbſt hinter den Couliſſen der deutſchen Bundes-Komödie, und war der erſte jener Geſandten, von welchen, weil ſie Liebelei mit der öffentlichen Meinung trieben, und die deutſchen Völklein in ihrem Traume, daß ſie ein Volk werden könnten, nicht ſtören halfen, die Bundesverſammlung epurirt wurde. Uebrigens hatte Herr von Wangenheim eine Schrift gegen die Bundestags-Beſchlüſſe herausgegeben. Dieſer von der Regierung vorgeſchützte Mangel der Form wurde aber von Herrn von Wangenheim gehoben, und die Bürger nahmen ſich vor, ihn zum zweitenmale zu wählen. Was thut nun Herr von Wangenheim? ganz das nehmliche was Herr von Rotteck in Freiburg gethan. Er war großmüthig, gerührt, romantiſch, empfindlich. Er ſchmollte mit der Regierung wie mit einem Liebchen. Er ſchrieb ſeinen Committenten einen gerührten Brief: er entſage ihrer Wahl; denn durch deren Annahme würde er einen falſchen Grundſatz, den die Miniſter geltend machen wollen, anerkennen und das wolle er nicht. Er verlaſſe Stuttgart, wünſche ihnen wohl zu leben, danke ihnen noch einmal herzlich und vertraue übrigens auf Gott. Wäre Herr von Wangenheim in die Kammer getreten, hätte er der Oppoſition die wenigen Stimmen die ihr zur Majorität noch fehlen, durch ſeinen Einfluß zuführen können. Aber um eines Paragraphs ſeines moraliſch-politiſchen Kompendiums willen, verläßt er das Schlachtfeld, mögen Volk und Freiheit darüber ganz zu Grunde gehen. Möchte man ſich da nicht die Haare aus dem Kopfe reißen? Ein Edelmann und doch edel! Ein Miniſter und doch großmüthig! Ein Diplomat und doch romantiſch! So oft ich mit Schmerz und Unwillen wahrnahm, daß unſere deutſchen bürgerlichen Deputirten, der Macht der Regierungen, die ein ungeheures Zeughaus von Liſten und Schelmereien beſitzen, worin alle Waffen aufgehäuft liegen, welche geiſtliche und weltliche Tyrannei ſeit dreitauſend Jahren geſchmiedet haben, von den Leviten bis zu den Jeſuiten, von dem Römiſchen Senate bis zu dem Venetianiſchen, von Kaiſer Auguſtus bis Louis Philipp, von Mäcen bis Metternich nichts entgegenſetzen als ihren Gradſinn, ihre Aufrichtigkeit, ihre Treue, ihre Beſcheidenheit — ſo oft ich dieſes wahrnahm tröſtete es mich in meinem Kummer, daß wenigſtens der deutſche Adel noch Spitzbüberei beſitze, und daß er einmal zu uns herüber kommen würde und dann wäre uns geholfen. Da kam nun wirklich einmal ein Edelman zu uns herüber und — er war ein ehrlicher Mann!

Ich weiß gar nicht mehr was ich thun ſoll. Der einzige Troſt, der mich noch aufrecht hält und mich vor gänzlicher Verzweiflung ſchützt, iſt, daß der Hofrath Böttiger in Weimar den Großherzoglichen Weimariſchen Falkenorden bekommen hat, und daher meine Unſterblichkeit geſichert iſt, die mich für alle Leiden die ich in dieſem irdiſchen Jammerthale ertrage, entſchädigen wird. Wenn ich es Ihnen nicht erkläre, begreifen Sie in Ihrem Leben nicht, wie meine Unſterblichkeit mit dem Weimariſchen Falkenorden und einem Sächſiſchen Hofrathe, den ſterblichſten Dingen von der Welt zuſammenhänge. Dieſe Dinge hatten früher nicht den geringſten Zuſammenhang; aber indem ich ſie neben einander ſtelle, bekommen ſie einen. Schon in einem frühern Briefe hatte ich etwas gegen den Hofrath Böttiger geſchrieben; aber ſo wenig als heute geſchah es aus Bosheit; ja was ich dort von ſeinen lateiniſchen Verſen an eine höchſte Erhabenheit erzählte, war wenigſtens dieſesmal gelogen. Die Sache iſt: ich will ihn ärgern, damit ich unſterblich werde. Sie werden erſtaunen über die Schelmereien die ich im Kopfe habe und welch' ein großer Staatsmann ich bin.

Herr von Cotta erzählte mir einmal, daß der Hofrath Böttiger Verfaſſer der Nekrologien ſei, die ſeit vielen Jahren die allgemeine Zeitung enthalte. Nekrologie heißt die Lebensbeſchreibung einer geſtorbenen Perſon und kömmt aus dem Griechiſchen, von nekros, der Todte und logos, die Erzählung. Merken Sie ſich das et embrassez-moi pour l'amour du grec. So oft ein berühmter Mann ſein vierzigſtes Jahr erreicht habe, erfuhr ich — fange Böttiger deſſen Nekrologie zu ſchreiben an und ſetze ſie, von Jahr zu Jahre und Tag zu Tage gelaſſen fort; ſo daß ſobald der berühmte Mann den Geiſt aufgiebt und noch vor ſeiner Beerdigung die Nekrologie fertig iſt und in die Zeitung geſchickt wird, ſo daß kein anderer Nekrolog dem Hofrathe zuvor kommen kann. Er, Cotta, ſei einmal gefährlich krank geweſen und man habe ihn in Deutſchland todt geſagt. Gleich mit der nächſten Poſt, nachdem ſich das falſche Gerücht verbreitet, wäre ſein Nekrolog, von Böttiger verfaßt, für die allgemeine Zeitung eingegangen. Sie kam aber zu früh und brauchte glücklicher Weiſe nicht honorirt zu werden.

Da überlegte ich nun bei mir, daß, weil ich auch ein berühmter Mann bin und mein vierzigſtes Jahr zurückgelegt habe, ich ganz ohne Zweifel in des Hofraths nekrologiſchem Schranke in der B-Schublade eingeſargt liege. Zwar iſt Böttiger viel älter als ich; da er aber einen Orden, nicht blos erhalten, ſondern auch verdient hat und er überhaupt ein Mann iſt, der nicht blos fünf grade ſein läßt, ſondern auch vier, wenn es ein großer Herr haben will: ſo gehört er zu denjenigen Menſchen, die ein hohes Alter erreichen. Er kann mich daher leicht überleben und meine Nekrologie ſchreiben. Nun muß von zwei Dingen nothwendig eins geſchehen: entweder er lobt mich oder er tadelt mich. Lobt er mich, ſo wird das auf Europa einen ungeheuern Einfluß haben; denn da es bekannt iſt, daß ich ſein Feind bin, wird jedermann begreifen, daß nur das große Gewicht meiner Verdienſte ihn zur Gerechtigkeit zwingen konnte. Tadelt er mich aber, glaubt ihm keiner und er wird ausgelacht, weil man weiß daß ich ihn geärgert habe. Auf dieſe Weiſe hängt meine Unſterblichkeit, und die Gemüthsruhe mit welcher ich meine Leiden ertrage, mit dem Weimariſchen Falkenorden und dem Hofrathe Böttiger zuſammen.

Freitag den 1. März.

Ueber die neue Preußiſche Judenordnung habe ich nicht geſprochen, weil ich gleich anfänglich vermuthete, was ſich auch jetzt zu beſtätigen ſcheint, daß es damit kein Ernſt geweſen. Aber ganz gewiß, war es nicht der Zufall oder die Tücke eines deutſchchriſtlichen Narren, die dieſen wahnſinnigen Geſetzentwurf bekannt gemacht. Er ſtand zuerſt in der Leipziger Zeitung in einem Blatte, das ganz unter abſolutiſtiſcher Eingebung ſteht. Auch hätte weder die Leipziger noch eine andere Zenſur verſtattet, daß eine Zeitung das Geheimniß einer deutſchen Regierung bekannt mache, wäre die Mittheilung nicht von einer Hand geſchehen, die aller Verantwortlichkeit überhebe. Ich zweifle nicht, daß der Artikel von einem der Helfershelfer der Preußiſchen oder einer andern Regierung eingeſendet worden iſt. Auch war der Geſetzentwurf in der allgemeinen Zeitung mit Bemerkungen begleitet, die den bekannten föditen Lobgeruch haben, mit welchen alle Handlungen der deutſchen Fürſten beweihraucht zu werden pflegen.

Es hieß dort nach Anführung der unerhörteſten Gräuel: „Durch das ganze Geſetz blinkt ein Geiſt der Milde und der Verſöhnung durch, vorzüglich aber das Beſtreben des Staats, die Juden wieder zu dem alten Satze zurückzuführen: im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen.“ Dieſe Schweißtreibende Eigenſchaft der Judenordnung iſt das wahre Kennzeichen jeder ächt deutſchen Geſetzgebung. Was man aber mit dieſem Carnewals-Spaße bezweckte: ob es ein kleiner Luftballon war, den man, um den Wind zu erforſchen dem großen vorausſteigen ließ? Ob man in Preußen oder einem andern Staate wirklich daran denkt, die Juden in den Status «quo» des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuſchnellen, und man vorher verſuchen wollte, ob ſie noch Elaſtizität genug haben ſich das gefallen zu laſſen? Ob man die Juden, und aus welchem Grunde nur ängſtigen wollte? Ob es eine Wachtparade war, das deutſche Volk überhaupt in Schrecken zu ſetzen? Ob der Entwurf, wie ich mich früher einmal ausgedrückt, ein Ochſe war, den man der Boa-Schlange der deutſchen Revolution in den Rachen jagen wollte, um ſie wehrlos zu machen und dann zu tödten? Oder was es ſonſt ſein möchte — das kann ich nicht errathen. Doch es wird kund werden früher oder ſpäter.

Uebrigens könnte Preußen eine ſolche Judenordnung einführen und es würde gar nichts dabei verlieren, außer daß dann auch die Kurzſichtigſten vorherſehen würden, welche Zukunft dem ganzen Volke droht. Der alleinige Unterſchied bliebe dann, daß man dem jüdiſchen Hunde mit einem Schnitte die Ohren kurz machte, während man ſie dem chriſtlichen nur nach und nach abſchneiden würde „um dem armen Viehe nicht auf einmal zu wehe zu thun,“ wie jener Bediente ſagte. Wenn man die Preußiſche Regierung beurtheilen will, muß man nicht blos auf das achten, was ſie thut — denn das zeigt nur an was ſie kann, ſondern auch auf das, was ſie ſpricht — welches anzeigt was ſie will. Wenn ich das Berliner politiſche Wochenblatt leſe, weiß ich gar nicht was ich denken ſoll. Ich ſage denken — denn glauben Sie mir: ich drücke nie eine Empfindung aus, ehe ich von der heißen Dachkammer des Gefühls, in den Eiskeller der ruhigſten Beſonnenheit hinabgeſtiegen bin, und dort die Probe gehalten habe, ob der Kopf mit dem Herzen übereinſtimmt. Und ſo oft dieſe Uebereinſtimmung fehlt, löſche ich meine Empfindung aus. In dem Berliner Wochenblatte werden despotiſche Grundſätze gelehrt, die mit dem Prinzipe des Proteſtantismus gar nicht zu vereinigen ſind. Und wenn Preußen dieſes Prinzip, ſeine Hauptſtütze, erſchüttert, ſinkt es zum

Vaſallen Oeſterreichs hinab, um ſpäter von ihm wie ein Wurm zertreten zu werden. Wenn Preußen ſeine Zwecke erreicht, wird es die letzte unter den despotiſchen Mächten, ſtatt daß es die erſte unter den Freiſinnigen könnte ſein. Herr von Ancillon, der einzige dirigirende Miniſter in ganz Deutſchland, der gut und ſchön ſchreiben kann — warum vertheidigt er nicht einmal die Vernunftmäßigkeit des Preußiſchen Regierungsſyſtems gegen die Unvernunft der revolutionären Schriftſteller? Wir verlangen nicht, daß er, ein deutſcher Miniſter, ſelbſt, unter ſeinem eignen Namen mit uns Erdenwürmern ſpreche. Wir wiſſen recht gut, daß Gott nur wenig Auserwählten erſcheint, und Angeſicht in Angeſicht mit ihnen redet. Aber Herr von Ancillon kann uns ja ſeine eigenhändigen Geſetztafeln durch einen ſeiner Moſes ſchicken und verſuchen ob wir dem goldenen Kalbe nicht abwendig zu machen wären. Aber er rede kalt, ruhig, vernünftig mit uns, und ohne alle Grobheit. Er nehme einmal auf eine Stunde an, daß wir es gut meinten, und nur in unwillkührlichen Irrthümern befangen wären. Wenn wir mit Worten wüthen, ſo iſt das ſo natürlich als verzeihlich. Was ſollten wir denn anders thun, da wir keine Macht, ſondern nur Recht haben, und doch der Geiſt einen Körper haben muß, daß ihn auch die erkennen, die keine Sonntagskinder ſind? Wenn aber die Organe der Regierung zornig reden, ſo iſt das der lächerlichſte und zugleich der grauſamſte Pleonasmus. Ihre Gewehre, ihre Kanonen, ihre Kerker — was ſind ſie denn anders als plaſtiſche Grobheiten von Stein, Eiſen und Stahl, während die unſern ganz unſchädlich nur von Luft ſind? —

In Preußen geht man damit um, die Juſtizbeamte für abſetzbar zu erklären. Vielleicht wiſſen Sie nicht was das bedeutet. In den Staaten, wo der Despotismus nicht alle Schaam von ſich geworfen, wo ihm noch ein kleiner Reſt, ich ſage nicht von Tugend, aber von Ehre geblieben, ſind die Gerichtsperſonen unabſetzbar, das heißt: wenn ſie einmal ihre Stelle erhalten, darf ſie die Regierung ihnen nicht wieder nehmen. Dieſes iſt der letzte Anker der Ruhe für jeden Bürger, der nun nicht zu befürchten braucht, daß ſein Richter in die traurige Lage kommen könnte, entweder ſeine Stelle zu verlieren und mit Weib und Kinder zu verhungern, oder einen Angeklagten zum Tode, zum Kerker, zu Geldbußen zu verurtheilen, ſobald es einem Wahnſinnigen, oder ruchloſen Miniſter beliebt. Dieſer Schutz ſoll jetzt dem Preußiſchen Volke geraubt werden. Ich will es noch nicht glauben. Was bliebe denn jenen guten Preußen, die ich im Auslande ſo oft habe in die Enge treiben ſehen, indem man ihnen die Verderblichkeit ihres vaterländiſchen Regierungsſyſtems unwiderleglich klar machte, und die dann immer auf das Wort zurückkamen: aber wir haben doch eine unabhängige Juſtiz — was bliebe ihnen noch für ein Vorwand übrig, ihre Loyalität, der ſie ſich ſchon halb ſchämen, nothdürftig zu vertheidigen? Freilich blieben ihnen dann noch ihre gerühmten A b c-Schulen übrig. Ich möchte ſie aber fragen: Ob man denn ihren gelehrten A b c-Bauren etwas anders zu leſen verſtattet als die Befehle der Regierung?

Nun freilich, wenn man anfängt, ſogar in der Stadt Berlin ſelbſt Verſchwörungen zu entdecken, und ſelbſt ein Cavallerie-Offizier und ein Regierungsrath ſich des Hochverraths verdächtig gemacht haben, dann ſcheint es Zeit, die Richter unter der Zuchtruthe der Polizei zu bringen. Aber was wird es ſie helfen? Sie werden höchſtens einige junge Leute und dunkle Perſonen ſchuldig finden, aber nie einen Menſchen von Bedeutung bis zur Straffälligkeit überführen können. Denn in Berlin reichen ſich die freiſinnigen Männer bis zu den erſten Stufen des Thrones die Hände und ſie laſſen ſich nicht fallen. Ich freilich traute jenen Menſchen nie, die ſeit fünfzehen Jahren ihren guten Willen zu verheimlichen und dem Despotismus, ihn zu verderben, Vertrauen einzuflößen wußten; doch giebt es andere ehrliche Leute, die ihnen trauen. Mögen ſie ſich nicht täuſchen! Ich war immer der Meinung, daß wer faul wartet, bis die Früchte reif herabfallen, nur faule Früchte leſen wird. Man muß die Freiheit von den Bäumen brechen.

— Herr von Rotteck hat aus dem Sächſiſchen wieder einen liberalen Becher bekommen; es iſt der zehente. Durch das neuliche Betragen des Herrn von Rotteck iſt mir erſt recht klar geworden, warum ſo viele deutſche Patrioten von 65 Pulsſchlägen an dieſem Manne hängen. Er treibt ſein Becherſpiel mit einer Vollkommenheit, wie ich es auf den Boulevards noch nie geſehen. Er hat eine Art, Einem den Liberalismus ſo bequem zu machen, daß es eine Luſt iſt. An ſchönen Mai-Tagen, wo es weder zu kalt noch zu warm iſt, geht er mit ſeinen politiſchen Freunden ſpazieren, und macht ſich über die faulen Bäuche luſtig, die bei ſo herrlichem Wetter im Zimmer eingeſchloſſen bleiben. Kömmt aber der Sommer der Freiheit und das Volk fängt zu donnern und zu blitzen an, wird, ſobald der erſte Tropfen fällt, der Regenſchirm der Legalität aufgeſpannt, man eilt in die Stadt zurück und wimmert: *bleibt nur immer auf dem geſetzlichen Wege!* Nahen die Weihnachten der Tyrannei und Bundestagsbeſchlüſſe ſchneien vom Himmel herab, zieht Herr von Rotteck den Fuchspelz der Loyalität an, und er ſchreit zum Fenſter hinaus: Hoch lebe unſer vielgeliebter Großherzog, der Wiederherſteller der freien Verfaſſung und des freien Wahlrechts? Dabei iſt man ſicher, ſich weder zu erhitzen, noch zu erkälten, und ein Jubelſenior zu werden und ein Belobungsſchreiben zu erhalten. „Wenn ich nur was davon hätt" — ſagt Staberl.

Samſtag den 2. März.

. . . . . Die öffentliche Meinung iſt zu ihrer frühern Anſicht von dem Vater des Wunderkindes von Blaye zurückgekehrt. Die drei Könige welche die gebenedeite Prinzeſſin begrüßten, kamen wirklich aus dem Morgenlande, und der heilige Geiſt war ihr Landsmann. Als der ſchändliche Deutz die Herzogin verrieth, rief ſie, ſich ſelbſt noch ſchlimmer verrathend aus: *Le misérable! Je lui ai donné plus que ma vie!* Seine Wohlthäterin, ſeine Freundin, die Mutter ſeines Kindes, ein unglückliches, wehrloſes Weib zu verrathen! Aber nur den kleinſten Theil meines Grolls wende ich einem ſolchen Niederträchtigen zu. Den größten Theil ſpare ich für die Niederträchtigkeit der Regierungen auf, die Verbrechen, welche tauſenfachen irdiſchen Tod, und ſelbſt den Fluch des allbarmherzigen Gottes verdienen, wie die ſchönſte Tugend belohnen. Das iſt aber das Verderben jeder fürſtlichen Herrſchaft: ſie kann ſich nicht erhalten ohne Verrätherei; ſie kann nicht ruhig leben, wenn nicht wechſelſeitiges

Mistrauen die Bürger aus einander hält. Man trete zu jeder Stunde in das geheime Kabinett jedes Königs, und findet man einen ſeiner Unterthanen bei ihm, mit dem er ſich liebreich und freundlich, wie ein Bruder unterhält — iſt es ein Weib, wird es eine Sängerin, iſt es ein Mann, wird es ein Spion ſein. Und ſelbſt die Operſängerin hat nur den zweiten Platz in dem Herzen des Königs.

Zwei und dreißigſter Brief.

Paris, Sonntag den 3 März 1833

Von dem aus dem Engliſchen überſetzten Werke: Mémoires d'un Cadet de famille par Trelawney, von dem ich Ihnen ſchon geſprochen, iſt jetzt der dritte Theil erſchienen. Ich kann Ihnen nichts ſchöneres zum Leſen empfehlen. Es wird Einem dabei, als wäre man früher blind, taub und von tauſend Banden feſtgehalten, regungslos geweſen; und jetzt plötzlich frei geworden mit allen Sinnen und Gliedern, erfahre man erſt, was die Welt ſei, was leben heiße. Was der keckſte Romanenſchreiber in ſeinem Uebermuthe nur je erdichtet, iſt Blödigkeit gegen das, was dieſer Corſar wirklich gethan und gelitten. Und doch iſt nichts außerordentliches in ihm, als daß er ſich außerordentlich viel Freiheit genommen. Nichts Ungewöhnliches iſt ihm begegnet; aber er iſt den gemeinen Dingen auf eine ungewöhnliche Art begegnet und das hat ihn groß gemacht. Man ſieht: es iſt in jedem Menſchen eine Kraft gleich der des Dampfes, und wer dieſe zu finden und zu gebrauchen verſteht, kann mehr vollbringen als tauſend andere vereinte Menſchen.

Aber nicht bloß ein Held iſt Trelawney, er iſt auch ein Meiſter im Malen und im Dichten. Nichts herrlicher als ſeine Beſchreibungen von jener zauberhaften indiſchen Welt; nichts epiſcher und dramatiſcher als ſeine Schilderungen der Ereigniſſe und der Menſchen und Völkerſchaften die daran Theil genommen. Es begleiten ihn zwei komiſche Charaktere auf ſeinem abentheuerlichen Leben, der Koch und der Wundarzt des Schiffes, die Shakeſpear nicht ſchöner hätte darſtellen können. Sie leben beide mit Geiſt und Herz nur in ihrer Kunſt. Auf dem Meere und in der Sandwüſte, bei Sturm und Sonnenſchein, in der Schlacht und im luſtigen Uebermuthe des Hafens, denken ſie nur an kochen und heilen. Und auch hier ſieht man was die Freiheit vermag. Der Koch wagt Gerichte, vor denen Vatel gezittert, der Wundarzt Heilungen, vor welchen ſich Dupüytrin verſteckt hätte — und es gelingt beiden. Die unerhörteſten Speiſen werden ſchmackhaft, die verzweiflungsvollſten Krankheiten und Wunden werden geheilt.

Wie herrlich iſt die Beſchreibung einer Tigerjagd! Die Schlachten von Marengo, Auſterlitz und Eylau, ſind, was der gezeigte Muth betrifft, Poſſenſpiele dagegegen. Der Corſar ſchließt dieſe Schilderung mit den Worten: „Wie ſchön und glorreich wäre dieſe Jagd, wenn man in den Tigern, die Seelen aller Tyrannen der Erde vertilgen könnte!“

Denken Sie ſich einen Helden in der Schlacht mit einer Roſe vor der Bruſt; denken Sie ſich eine Harfe, die durch den heulenden Sturm ſpielt, und einen Löwen, an seidner Schnur von einem ſchönen Kinde geführt — das war Zela dem Corſaren. Sie theilte alle ſeine Gefahren, und verſchönte und belohnte ſie. Da verlohr er ſie durch den Tod. Am Strande des Meeres verbrannte er ihre Leiche, und wollte ſich auf den Scheiterhaufen ſtürzen, den ihn aber ſeine Schwäche nicht erreichen ließ. Man entfernte den Bewußtloſen von der Jammerſtätte. Mit Zela endeten die Träume ſeines Lebens, er erwachte und ſein Glück war dahin. Er kehrte nach

England zurück, begrub ſich lebendig in dem Schooße monarchiſcher Erde und wehrte mit grimmiger Hand den Würmern, die an den Sarg ſeiner Freiheit herankrochen. Trelawney haßte die ganze Welt, und ſein Herz, groß genug die ganze Welt zu lieben, theilte er zwiſchen Zela und van Ruyter, ſeinem Freunde und Seegenoſſen. Van Ruyter war der edlere von beiden. Auch er kehrte nach Europa zurück, gerieth in die Sonnenbahn des Kaiſers Napoleon, der ihn hoch hielt und ihn verwenden wollte. Aber Ruyter ließ ſich nur von Napoleon gebrauchen, ſo lange er ihn gebrauchen wollte, und wußte im Helden den Kaiſer zu verachten. In einem Treffen gegen ein engliſches Schiff verlohr er das Leben. Sie werden gern erfahren, wie van Ruyter von Napoleon dachte.

„Er hat einige Dummköpfe von alten legitimen Königen, von ihren wurmſtichigen Thronen herabgeworfen; er hat ihnen den Purpur vom Leibe geriſſen und ſie dann wieder aufgerichtet, um mit der Menſchheit ſeinen Spott zu treiben. Indem er dieſes that, dachte er freilich die Tyrannei verewigen zu können, wenn er an die Stelle der zernichteten Mächte Militair-Despoten ſetzte. Aber er hoffte vergebens hierdurch ſeine Macht zu befeſtigen, und die Ehrgeizigen durch die Bande

„der Erkenntlichkeit an ſich zu feſſeln. Als wenn
„ſich ein Ehrgeiziger je um ein anderes Glück als
„nur ſein eignes bekümmern könnte! Napoleon kann
„freilich für die Welt gute Folgen haben; doch ſind
„wir ihm keinen Dank dafür ſchuldig, denn er hat
„bei allem ſein Thun nicht das Gute beabſichtigt,
„ſondern das Böſe. Ein verroſteter Riegel iſt
„ſchwer zurückgeſchoben; iſt es aber einmal geſchehen
„und es gelingt einem ihn wieder vorzuſchieben,
„wird er nie mehr ſo gut als früher ſchließen.
„Was ein Meiſter zu ſeinem Vortheile ſeine Arbeiter
„lehrt, das wenden dieſe ſpäter zu ihrem eignen an.
„Napoleon hat unſern Kindern die Taſchenſpielerkünſte
„mit Päpſten, Fürſten, Königen und andern
„ſolchen Gliedermännern gezeigt. Wir Alten hängen
„noch zu ſehr an unſerem Schaukelpferde und Bleiſoldaten;
„aber unſere Söhne werden die Puppen
„unſerer Zeit verachten, ſie auf immer wegwerfen
„und ein Männerſpiel ſpielen."

„Der Kaiſer wollte mir, als ein Zeichen ſeiner
„großmüthigen Geſinnung etwas ſchenken, das keinen
„Schilling werth war — das Band der Ehrenlegion.
„Er hätte mich entehrt durch meine
„Ernennung zum Ritter; ich wäre lieber Glücksritter
„und Gauner geworden.

Trelawney verſpricht in der Folge auch ſein ſpäteres Leben zu beſchreiben. Um ſich aus der verpeſteten monarchiſchen Luft der europäiſchen Staaten zu retten, nahm er an allen jenen Kämpfen Theil, die, ſeit dem Sturze Napoleons, in allen Ländern für die Freiheit verſucht worden ſind. Von der Geſinnung und der Schreibart unſeres Helden, mögen folgende Stellen zeugen.

„Die Gicht, der Schlagfluß, die Waſſerſucht „und der Stein ſind meine lieben Freunde und „Freundinnen. Ich verehre ſie, ich grüße ſie mit „dem Hute in der Hand, als die mächtigſten unter „den unverſöhnlichen Feinden der Könige und Prieſter. „Das ſind unbeſtechliche Jakobiner. Wenn der „Pfaff das Saatkorn eines armen Pächters geſtohlen, „und ſeine Zehenten-Schweine verſchlungen hat, „fühlt er freilich keine Biſſe des Gewiſſens; aber „oft fühlt er ihre Qualen in den großen Zehen „ſeines Fußes, und das Schwein hört nicht auf „in ſeinem Bauche zu grunzen, als bis es ſich an „ſeine Rippen und an ſeinem Halſe feſt gefreſſen „hat; dann erſtickt es ihn, mit allen Anzeichen eines „gerechten Schlagfluſſes.

„Ich beſchäftige mich, die Geſchichte meines „Lebens zu vollenden. Die Folge wird zeigen, daß

„ich kein geduldiges Werkzeug in den Händen der
„despotiſchen Willkühr war und mich nie zu jenen
„niederträchtigen Sklaven geſellt habe, die in Haufen
„zu den Füßen der Reichen und Mächtigen krochen.
„Nach meiner Rückkehr in Europa hatten alle Ty-
„rannen ihre Gladiatoren verſammelt, um die ver-
„maledeite Dynaſtie der Bourbons wieder auf den
„Thron zu ſetzen. Das Kriegsgeſchrei in Europa
„war die Unverletzlichkeit und Machtvollkommenheit
„der legitimen Tyrannen, und alle Dummköpfe,
„Schwärmer und Narren, wurden gleich Jagdhunden
„hinter die Freiheit gehetzt. Ueberall wurden Preiſe
„auf die Köpfe der Patrioten geſetzt; man beraubte,
„man verfolgte, man ermordete ſie mit gerichtlichen
„Floskeln. Dann wurden ſie gleich Indiſchen
„Parias aus der Gemeinde gejagt, und wer ſie
„berührte, war, wie ſie, der Schmach verfallen.
„Ich, der ich ſo viel von der Tyrannei gelitten,
„haßte aus der tiefſten Seele jede Unterdrückung.
„Ich ſtand dem Schwachen gegen den Starken bei;
„ich ſchwur mich mit Leib und Seele dem Kriege
„zu weihen, und in dem heiligen Kampfe gegen die
„gekrönten Betrüger, ihre Miniſter und Pfaffen,
„auch den Dolch nicht zu verſchmähen. Als die
„Tyrannei ſiegte, theilte ich das Geſchick jener
„unüberwindlichen Geiſter, die durch die ganze
„Erde in der Verbannung umherſchweiften, und ich

„lieh' ihnen meine ſchwache Hülfe, die Betrügereien
„jener von Motten zerfreſſenen Legenden, welche
„das Menſchengeſchlecht ſo lange betrogen haben,
„an den hellen Tag zu bringen.“ (O! hätten wir
ſtatt Rotteck und Welcker, den einzigen Trelawney
auf unſerer Seite.)

„Ach! dieſe edlen und hochherzigen Menſchen
„ſind nicht mehr! Sie fielen als Schlachtopfer
„jener erhabenen Sache, die ſie mit einer bewunde-
„rungswürdigen Kraft vertheidigt; doch dauernde
„Denkmäler haben ſie zurückgelaſſen, und ihre
„Namen werden ewig leben. Ach! lebten ſie jetzt,
„hätten ſie den Baum, den ſie pflanzen halfen
„blühen geſehen! — — hätten ſie das Jahr
„1830 und dann das ihm ſo glorreich folgende
„Jahr 1831 erlebt, wie würden ſie gejauchzt haben,
„die Reihe der Tyrannen durchbrochen, ihre Dumm-
„gläubigen gemaulkorbt, und die Verſchwörung,
„welche die Freiheit der Völker erſticken ſollte, ver-
„eitelt zu ſehen.

„Ja! die Sonne der Freiheit, erhebt ſich über
„den feilen Sklaven Europens, ſie wird ſie aus
„ihrem langen Todesſchlafe erwecken. Der Geiſt
„der Freiheit ſchwebt wie ein Adler über der Erde,
„und die Seelen der Menſchen ſtrahlen den Glanz

„ſeiner goldenen Flügel zurück. Möge Frankreich, „dem Adler gleich, den es früher wie zum Spotte „zu ſeinem Sinnbilde genommen, jetzt aber im „Ernſte annehmen muß — möge es ſeinen Kindern „ſeinen erhabenen Flug lehren; möge es ſie lehren, „das Geſtirn der Welt, in den Mittagsſtrahlen „ſeines Ruhms, ohne geblendet zu werden anzu„ſchauen. Die Hoffnungen und die Blicke aller „edlen Menſchen ſind jetzt auf Frankreich gerichtet, „und jedes Herz, das nur ein Hauch großherziger „Geſinnungen belebt, wird bei dem Klange dieſes „ſchönen Namens, das reinſte Mitgefühl wieder„klingen“ . . . Auch wir! Auch uns! Wir wollen mächtig rufen, und der Ruf ſteige von Ort zu Ort bis er zum Donner anwachſe, bis der Tariſche Pallaſt davon erbebe — es lebe die Freiheit! es lebe Frankreich!

Montag den 4. März.

Wie ich heute in der Zeitung geleſen, haben die Preußiſchen Miniſter das neue Judengeſetz verworfen. Mit welcher Schadenfreude habe ich das ſo kommen ſehen! Wie ſchlau iſt der hohe deutſche Adel! das monarchiſche Prinzip iſt in den Talmud gefahren und hat ihn geheiligt, und heilig ſind alle die an ihn glauben. Bald wird der Meſſias der Juden geboren werden, bald wird das Wunderkind von Blaye das Licht der Welt erblicken. Der Jude Deutz, eines frommen Rabbiners glorreicher Sohn, iſt jetzt Stiefvater des Herzogs von Bordeaux, Schwager des Königs von Neapel, noch verwandt mit dem Franzöſiſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen Hauſe; verwandt mit Oeſterreich, Preußen, Baiern, Rußland, Hohenzollern-Sigmaringen und hundert andern ehrlichen und natürlichen Vettern. Und er wird ſein Volk erheben und es großmachen, und die Juden werden zwar fortan, wie früher außer dem Geſetze leben; aber nicht wie früher *unter* dem Geſetze, ſondern, Fürſten gleich, *über* dem Geſetze. Die ſchönen Tage Zions kehren zurück und das hohe Lied Salamonis wird ein allerhöchſtes Lied werden. Dem armen Magiſtrate zu Freiberg in Sachſen, der erſt kürzlich verordnete, es ſoll kein Jude ohne Begleitung eines Polizeidieners durch die Stadt reiſen, wird es am Halſe jucken, denn er wird ſehr fürchten den Galgen verdient zu haben. Wehe nun allen, die je einen Juden gehaßt, verfolgt und geläſtert, ſie finden keinen Stein in Europa, auf dem ſie ihr müdes Haupt niederlegen können. Zwiſchen Sibirien und der Haus-Vogtei, zwiſchen Köpenik und Spielberg, lauert auf ſie alle zehen Schritte ein Hochverrath, alle zehen Schritte ein Majeſtätsverbrechen. Schon hat ſich Deutz bei Gerard ſein Porträt beſtellt, vor dem jeder, der ihn einmal mit nicht gehöriger Ehrfurcht angeſehen, knieend Abbitte thun muß. Der Bundestag wird eine Bundeslade, das Taxiſche Haus eine Stiftshütte werden, und der rothe Adler-Orden wird erbleichen vor dem Juwelen-Glanze der Urim und Thumim. Ihr Töchter Israels, lernt die Naſe rümpfen, Knixe machen und Franzöſiſch ſprechen! denn Ihr werdet hoffähig werden. Und Ihr, meine guten Deutſchen, aller Fürſten treues Volk ruft: es lebe unſer vielgeliebter Deutz I., der Wiederherſteller der weiblichen Verfaſſung in ihrer urſprünglichen Geſtalt und des freien Herzens-Wahlrechts hoch! Halleluja! Halleluja!

— Nichts iſt ſchwerer im menſchlichen Leben — ausgenommen einen Zitronenkern herausfiſchen, wenn er am Boden eines vollen Glaſes Limonade liegt — als es mit den Deutſchen acht Tage hinter einander gut zu meinen, ſo ſehr ſie es auch verdienen und ſo unglücklich ſie auch ſind. So oft ich über ſie weine, haben meine Thränen nicht Zeit zu trocknen, und ich muß ſchon wieder lachen. So oft ich über ſie lache — nun freilich das kann niemals lange dauern. Es iſt nicht meine Schuld. Auch der beſte Menſch, der doch jedes Kind, ſo oft es hinfällt mitleidig aufhebt, obzwar keine Gefahr dabei iſt, muß doch lachen, wenn er einen erwachſenen Menſchen fallen ſieht, der ſich doch ſo leicht beſchädigen kann. Das deutſche Volk iſt ein ſolch erwachſener Menſch mit Kindesbeinen, und man muß lachen ſo oft es auf den Kopf fällt. Es iſt gar zu ungeſchickt, zu zerſtreut, zu gelehrt. Da ſind Rotteck und Welcker, Männer die es gewiß gut meinen, und auf welche ſonſt ſo viele als auf ihre Erretter ſahen. Sie haben der guten Sache mehr geſchadet als deren ſchlimmſte Feinde. Sie haben ſich und ihre Leidensgenoſſen aus der Sklaverei befreiet, ließen aber ihrem Tyrannen die Pferde im Stalle zurück, waren ehrlich und flüchteten ſich zu Fuße und wurden bald von den verfolgenden Reitern wieder eingeholt und mit Schimpf zurückgeführt. Sie haben das Volk mitten auf ſeiner Siegesbahn aufgehalten, ja es oft zurückgehen heißen und jetzt ſteht es da, weiter vom Ziele als je, denn es kennt den Weg nicht mehr und hat die Richtung verlohren. Wo ſie handeln ſollten, ſprechen ſie, und wo ſie reden ſollten, die ſchlafenden Herzen aufzuwecken, ſprachen ſie ſo lange und viel, bis die wachen Herzen vor Müdigkeit wieder einſchliefen. Da wurde Welcker wegen eines Preßvergehens zu zweimonatlichem Gefängniſſe verurtheilt. Der ſchuldige Artikel ſtand vor der Sündfluth, nehmlich vor den Bundestagsbeſchlüſſen, im Freiſinnigen. Ich erinnere mich nicht mehr was er ſtrafwürdiges enthalten; ich glaube man fand darin ein Majeſtätsverbrechen, daß Welcker ausgerufen hat: O du *unglücklicher Fürſt!* Welcker appellirte an das Gericht zu Mannheim, und neulich kam die Sache dort vor. Zwei Tage dauerten die Verhandlungen, täglich ſieben Stunden. Welkers Vertheidigungrede dauerte fünf Stunden. Wäre die Sitzung öffentlich geweſen, dann könnte ich wohl begreifen, wie er ſeine Vertheidigung benutzen wollte, dem Volke Dinge mitzutheilen, die ihm zu wiſſen gut ſind. Wären Geſchworne da, die man zu bewegen hat, könnte ich das auch begreifen. Aber in einem heimlichen Gerichte, vor Richtern, vor gelehrten und gebildeten Männern, die das alle eben ſo gut wiſſen als Welcker, aber es entweder nicht beachten wollen oder nicht beachten dürfen, fünf Stunden zu ſprechen, das zeigt große Schwäche an. Fünf Stunden! Erinnern Sie ſich noch, was ich Ihnen vorigen Winter geſchrieben: wie hier einer der Geſchwornen, auch bei einem unbedeutenden Preßprozeße, nach dem der Advokat des Angeſchuldigten ſchon anderthalb Stunden geſprochen, plötzlich aufſtand und rief: haltet ein, ſonſt rührt mich der Schlag, und wie er nach Hauſe ging und ihn wirklich der Schlag gerührt? Nun wahrlich, wäre ich einer von Welckers Richtern geweſen und der Schlag hätte mich verſchont, hätte ich fromm die Hände gefaltet, die Augen zur Erde gerichtet und gebetet: „o du heiliger Rhadamantus da unten ſtärke mich, daß ich gerecht bleibe, denn es gelüſtet mich ſehr, den armen unſchuldigen Mann der da vor mir ſteht, für jede Stunde die er geſprochen, auf ein Jahr zum Gefängniß zu verurtheilen!

So heimlich wurde das Gericht gehalten, daß man Wachen außen vor die Fenſter ſtellte, aus Furcht es möchte jemand horchen. Welcker wurde freigeſprochen und Abends brachten die Bürger

Muſik im Fackelzuge, um die Unpartheilichkeit der Gerichte zu feiern. Die Freude galt Welcker, aber ſo mußte gedruckt werden. Ließen ſich hier in Paris Menſchen einfallen, einem Richter, zu Danke für ſeine Unpartheilichkeit eine Nachtmuſik zu bringen, würde er dieſen Unverſchämten ſeinen Code Napoleon mit allen Kommentaren auf die Köpfe werfen, oder er klagte den andern Tag wegen Amtsbeleidigung. Aber bei uns iſt keine Ehre, weder im Volke noch in der Regierung.

Dienſtag, den 5. März.

Ich denke heute wie ich geſtern dachte: es giebt keine Ehre mehr, weder im Volke noch in den Regierungen. Dieſe Münze der Tugend iſt ganz verſchwunden und dahin iſt es gekommen, daß wer noch einen Theil von ihr beſitzt, ſie verſtecken muß, daß er nicht beraubt und mißhandelt werde. Das Verderben iſt alt, nur ſeine Offenbarung iſt neu; früher ſchlich es im Dunkeln, jetzt wandelt es frech am hellen Tage umher. So lange das monarchiſche Prinzip ſeine tägliche Sättigung fand, war es zahm und mild; jetzt da ihm oft die Nahrung mangelt, zeigt es ſeine angeborne wilde Natur, und geht wie ein reißendes Thier auf Beute aus. Die Fürſten ſind eine Art hölliſche Berggeiſter, die in den Schacht des menſchlichen Herzens hinabſteigen, dort das Erz vom Golde reinigen, das Gold mit Füßen treten und die Schlacke zu Tage fördern. Wo ſie einen Gang der Tugend finden, wird er verſchüttet, wo eine Ader der Leidenſchaft, wird ſie bearbeitet und zum Laſter ausgebrannt. Nicht blos einzelne Menſchen, ganze Provinzen, Städte, Gemeinden, werden verführt, beſtochen, beſoldet, zum ſchnödeſten Knechtdienſte angeworben. Weil der einzelne Menſch, ſo ſchwach und lüſtern er auch iſt, doch nicht immer das Herz hat, um ſeines eignen Vortheils willen ein Verbrechen auf ſich allein zu nehmen, giebt man ihm den willkommenen Vorwand, ſeine Tugend für das beſte ſeiner Gemeinde zu verkaufen; ſo beſchwichtigt er ſein Gewiſſen, ſo vergißt er, daß ein Theil des Sünderlohns ihm ſelbſt zukömmt. Der König von Baiern, von Oeſterreich und den Jeſuiten belehrt und gegängelt, übt dieſe Regierungskunſt mit einer ſchauderhaften Unbedenklichkeit. Die Aqua Toffana der Machiavelliſten-Politik wird in das reine deutſche Blut getröpfelt, daß es ſchwarz werde wie die Seele des Giftmiſchers. Die Aemter, die Behörden, die Gerichtshöfe, die der Stadt in welcher ſie wohnen, Geldvortheile bringen, werden verſteigert und denjenigen Gemeinden zugeſchlagen, die am meiſten Niederträchtigkeit dafür bieten. So wurde Aſchaffenburg und Würzburg, Zweibrücken und Kaiſerslautern hinter einander gehetzt. Die Bürgerſchaft, die Magiſtrate ſchickten Deputationen nach München. Dieſe verſprachen alles, verleugneten alles, verriethen alles was man wollte, und bettelten um einen Panisbrief. Der König empfing ſie gnädig. Und das ſind die Fürſten, die ſich Stellvertreter Gottes nennen! Ein Glück für die Welt, daß es die Welt nicht glaubt — wer glaubte ſonſt noch an Gott?

Drei und dreißigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 9. März 1833.

Liebe Getreue! . . . Wenn Sie jetzt erwarten, ich würde Ihnen hierauf etwas Schönes ſagen, haben Sie ſich jammervoll verrechnet. Liebe Getreue bedeutet nichts anders als lieber Hund. Sie ſind mein Stand und als ſolcher den deutſchen Ständen gleich, mit welchen die Fürſten und Miniſter, ſo ſehr ſie Stände ſind, nicht mehr Umſtände machen als mit Hunden. Alſo: liebe Getreue! Lieber Hund! Du . . . . Du iſt die einfache Zahl von Ihr, wie Ihr die Mehrzahl iſt von Du. Die deutſchen Fürſten und Miniſter reden ihre Stände mit Ihr an. Wäre nur ein Deputirter in der Kammer, der im Namen des Volks da ſäße, würden ſie, weil er das Volk vorſtellt, Du zu ihm ſagen. Du iſt der Kraftausdruck der Väterlichkeit und Schulmeiſterlichkeit, das Band, welches Vater mit Kind, Schulmeiſter mit Schulbuben vereinigt . . . . Alſo: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du haſt in Deinem heutigen Briefe uns einen Antrag Deines Mannes mitgetheilt, des Inhalts: wir ſollten erſt im Mai zuſammenkommen, ſtatt wie es früher verabredet war, ſchon im März. Und hoffe er, daß, ob dies zwar unſern neueſten Bundesbeſchlüſſen entgegen ſei, wir doch geneigt ſein könnten, von unſerer legislativen Machtvollkommenheit ein klein wenig nachzulaſſen. Darauf thun wir Dir zu wiſſen: Dieſer Antrag iſt eine Vermeſſenheit, welche Staunen erregen muß. Das monarchiſche Prinzip iſt unſer Glaubensartikel, wir werden uns niemals ändern, ſondern fort und fort mit unſern getreuen Hunden verfahren wie uns beliebt. Wir erwarten demnach, daß Du, ſollte ſie wiederkehren, dieſe Motion mit verdientem Unwillen aufnehmen werdeſt. Uebrigens liebe Getreue, lieber Hund, bleiben wir Dir in Gnaden gewogen.

— Fragt mich Einer: aber was ſollten ſie thun? Sie ſind Beamte, von der Regierung abhängig; ſollten ſie, die Ehre des deutſchen Volks zu retten, mit ihren Weibern und Kindern Hunger ſterben? Ich ſage nein, das fordere ich nicht, ich erwarte das nicht immer. Aber wie vergißt man ſich nie, wie iſt man auf ſeinen Vortheil, bei Tage und bei Nacht immer ſo wachſam, daß Einem niemals die Tugend überraſcht, und man mit Aufopferung eine ſchmachvolle Beleidigung abwehrt? Erſt vor einigen Tagen wurden hier zwei Staats-Beamte, weil ſie den Tag vorher als Deputirte gegen die Miniſter geſtimmt, ihrer Stellen entſetzt. Gleich in der folgenden Sitzung erhoben ſich darauf eine Menge miniſterieller Deputirten, die auch Beamte waren, und eiferten auf das heftigſte gegen jene Abſetzungen, gegen jenen ſchändlichen Seelenverkauf, den die Regierung von den Staatsbeamten fordert. Vielleicht bereuten alle dieſe Männer ihre edle Aufwallung ſchon eine Stunde ſpäter; vielleicht als ſie nach Hauſe kamen, mit ihrer Familie um den vollen Tiſch ſaßen, riefen ſie ſchmerzlich aus: morgen müſſen wir hungern! und verwünſchten dann ihre Uebereilung. Vielleicht war es kein ruhiges Pflichtgefühl, das ſie ſo handeln ließ, ſondern nur eine Phantaſie des Tugendrauſches. Doch genug, ſie vergaßen ſich. Wehe aber denen die nie vergeſſen, daß ſie ſchwache Menſchen ſind — Gott wird ſie vergeſſen!

Und die beſſern unter den deutſchen Volksvertretern, die Unglückſeligen! — ſie verſtehen den böſen Zauber mancher Worte nicht; ſie vergeſſen, daß es ein Spott iſt, mit ihrer Freiheit, ſo lange ſie dulden, daß ſie ihre Fürſten mit liebe Getreue und mit Ihr anreden! Wie aufmerkſam iſt man hier auf ſolche Wort-Despotie! Die mauvais sujets unter den franzöſiſchen Miniſtern, ſteifen ſich, ihre Berichte an den König mit fidel sujet zu unterzeichnen. Niemals laſſen die Oppoſitionsblätter dieſes ungerügt hingehen. Und bekümmert ſich auch ein Miniſter nicht um den Tadel, und kehrt zu ſeiner Kriecherei zurück, ſo wird doch durch die beharrliche Oppoſition, der tägliche Straßenkoth knechtiſcher Geſinnung weggekehrt, und er kann ſich nicht Berges hoch anhäufen wie in Deutſchland.

Vier und dreißigſter Brief.

Paris, Sonntag den 10. März 1833.

Die gerichtliche Unterſuchung wegen des Tumults, der im Oktober 1831 in Frankfurt am Allerheiligenthore ſtattgefunden, iſt im Februar dieſes Jahres beendigt worden. Alſo ſchmachten die der verbrecheriſchen Theilnahme angeſchuldigten Bürger ſchon ſechszehen Monate lang im Kerker und wiſſen ihr Schickſal noch nicht. Jetzt hat man erſt die Akten zum Richterſpruche auf die Univerſität geſchickt und es iſt bekannt, welche lange Zeit der Verſtand deutſcher Gelehrten braucht, bis er zur Reife kömmt. Iſt es nicht unerhört, iſt es nicht ſchauderhaft, zwiſchen der Schuld und der Buße, oder zwiſchen der Un ſchuld und der Freiſprechung, eine Ewigkeit der Qual zu ſetzen, die entweder die verdiente Strafe grauſam erhöht oder die Freiſprechung ganz trügeriſch macht? Das iſt aber der Fluch unſeres Vaterlandes, daß ſelbſt die ſchlechteſten Regierungen keinen Platz mehr zur Willkühr finden, weil ſchon die böſe Laune der Geſetze allen Raum einnimmt. Selbſt der boshafteſte Richter, wenn er einen Angeſchuldigten, der in ſeine Hände gefallen, aus Rache peinigen wollte, vermöchte dies nicht, ſobald die Anſchuldigung ein Staatsverbrechen betrifft. Da hören alle Schranken zum Schutze des Unſchuldigen, zum Troſte des Schuldigen auf; der Richter hat keine zu übertreten. Jeder eines Staatsverbrechens Angeklagter, iſt vogelfrei in ſeinem Kerker. Glücklich wenn er einem gewiſſenloſen Richter in die Hände fällt: Dann hat er doch Hoffnung ihn mit Geld zu beſtechen. Iſt aber der Richter ein ehrlicher Mann, ein ſogenannter treuer Staatsdiener, iſt der Unglückliche verloren. Ein ſolcher treuer Staatsdiener ſieht die Bäume vor dem Walde nicht; der Menſch iſt ihm nichts, der Staat iſt ihm alles, und — was noch unheilbringender: er ſieht den ganzen Staat in der Regierung, und ſieht die ganze Regierung in dem Fürſten. Auf dieſe Weiſe ſind dreißig Millionen Deutſche nichts, und ihre dreißig Fürſten ſind alles. Fragen Sie einen ſolchen wahnſinnigen deutſchen

Staatsgelehrten: was bezweckt denn der Staat? Er antwortet Ihnen: die Sicherheit des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens der Bürger. Lachen Sie wenn Sie nicht weinen müſſen. Das Eigenthum wird ſo ſehr geſichert, daß die Abgaben um die Koſten des Staatsſchutzes zu decken, den größten Theil der Nation zu Bettlern machen. Die Freiheit wird ſo ſehr geſichert, daß die Bürger darüber zu Sklaven werden. Das Leben wird ſo ſehr geſichert, daß man es hinter den Riegeln eines Kerkers bewahrt und man ſein Bischen Leben, was ſie Einem in der Freiheit laſſen, zehen Male im Tage verwünſcht. Was bleibt nun übrig, das verdiente geſichert zu werden? Jede Monarchie ohne Theilnahme des Volkes an der Regierung in der Geſetzgebung durch Deputirte, in den Gerichten durch Geſchworne, in der bewaffneten Macht durch Nationalgarden — iſt nichts als eine organiſirte Räuberei; ich ziehe die im Walde vor, wo man mit Muth ſich oft retten kann, wo einem wenigſtens die Wahl bleibt, ſich in die Räuberbande aufnehmen zu laſſen. Sicherheit! Denken Sie ſich einen Geizigen, der immer beſorgt wäre, man möchte ihm ſeine Schätze ſtehlen. Er baut ſich ein großes mächtiges Haus, ſie darin zu verwahren, und bringt tauſend künſtliche Befeſtigungen darin an. Die Baukoſten verſchlingen ſein ganzes Vermögen, jetzt hat er ein Schatzgebäude, aber keinen Schatz mehr. So haben wir einen Staat aber keine Menſchen darin.

Die deutſchen Strafgeſetze gegen Staatsverbrechen, und beſonders die Art und Weiſe auf welche mit einem Angeklagten die gerichtliche Unterſuchung geführt, und die Geſetze auf einzelne Fälle angewendet werden das alles iſt fürchterlich! Sie ſind ein Frauenzimmer und brauchten dieſe Schändlichkeiten nur zu fühlen, nicht zu verſtehen; aber die Sache iſt ſo klar, daß ſie ſelbſt ein Kind begreift und ſich davor entſetzt. In einem monarchiſchen Staate werden Staat und Fürſt für Eines angeſehen, und ſo wird jedes Staatsverbrechen zur Beleidigung des Fürſten, und jede Beleidigung des Fürſten zum Staatsverbrechen. Und dieſer Fürſt der beleidigt worden, beſtimmt ſelbſt die Strafe der Beleidigung, beſtraft ſelbſt den Beleidiger; denn die Richter, die Geſetzgeber ſind des Fürſten Beamte, werden von ihm eingeſetzt und abgeſetzt, und ihr Schickſal und das ihrer Familie hängt von ihrer Folgſamkeit gegen die Wünſche und Launen des Fürſten ab. So nimmt jede fürſtliche Rache den Schein des Rechts und, was noch gefährlicher iſt, ſelbſt die verdienteſte Strafe nimmt den Schein der Rache an. Bei aller Rechtspflege kömmt es nicht blos darauf an, daß Recht geſprochen werde, ſondern auch daß jeder Bürger im Staate die Zuverſicht habe, daß Recht geſprochen werde. Was hilft alle Sicherheit, wenn man nicht das Gefühl dieſer Sicherheit hat? Der Traum einer Gefahr kann Einen im warmen, weichen Bette ſo ſehr ängſtigen, als dieſe Gefahr ſelbſt. Aber dieſes Gefühl der Sicherheit, dieſe Zuverſicht auf ſtrenge Rechtlichkeit kann ein deutſcher Bürger nicht haben, in allen Fällen wo es ein Staatsverbrechen betrifft. Tiefe Nacht umgiebt den Kerker, die Unterſuchung wird geheim geführt, der Richterſpruch wird geheim gefällt, die Vertheidigung bleibt verborgen, der erſte Strahl des Tages fällt auf das Blutgerüſt, ein bleiches, gramgefurchtes Haupt fällt ob ſchuldlos oder ſchuldig, das wird Gott einſt richten. Wie wird ein armer deutſcher Staatsgefangener im Kerker behandelt? Mit Menſchlichkeit? Oder wird er gefoltert? Wer kann es wiſſen? Kömmt er endlich frei, haben oft lange Leiden die Kraft ſeiner Seele gebrochen, oder er hat wohl in ſeinem heißen Gebete um Rettung, den Himmel gelobt, wenn er ihn befreie, wolle er allen ſeinen Feinden vergeben, jede Kränkung vergeſſen er ſchweigt und klagt nicht. Vielleicht hat mam ihm auch einen Schwur der Verſchwiegenheit als Preis ſeiner Befreiung aufgelegt

In freien Staaten, wie in Frankreich und England, werden die gerichtliche Unterſuchung und die

Vertheidigung öffentlich geführt, und das Urtheil wird öffentlich gefällt. Nicht die Beamten des Königs richten einen Angeſchuldigten, ſondern das Volk ſelbſt richtet ihn, durch ſeine Geſchwornen. Der Eingekerkerte iſt keiner Willkühr Preis gegeben, denn die freie Preſſe bringt jede ſeiner Klage zur öffentlichen Kunde. Minder gefahrlos iſt es unter reißenden Thieren wohnen, als in einem Lande ohne Oeffentlichkeit der Gerichte, ohne Geſchworne und ohne Preßfreiheit. Ein Tiger verurtheilt ſein Schlachtopfer zum augenblicklichen Tode, niemals zu lebenslänglicher Pein. Sie werden die Leidensgeſchichte zweier unglücklichen Jünglinge in den Oeſtreichiſchen Staatsgefängniſſen leſen, und dann werden Sie begreifen, wie die Zunge eines Tigers zur Liebkoſung werden kann.

Die Tugend und Gerechtigkeit eines deutſchen Fürſten, wo ſie noch gefunden wird, hilft hier gar nicht. Iſt nicht der Kaiſer von Oeſterreich ein tugendhafter und ein gerechter Fürſt? Wem hat das noch gefrommt? Die Bosheit, Leidenſchaft und Grauſamkeit liegen ſchon in den Geſetzen; aber dieſe ſtammen nicht von der Bosheit, Leidenſchaft und Grauſamkeit der Geſetzgeber, ſondern von ihrer Verrücktheit. Sie vergeſſen, daß eine Regierung der Menſchen willen da iſt, und glauben der Menſch wäre geboren um regiert zu werden. Darin iſt der Wahnſinn. Sie können täglich in der Zeitung leſen was in Baiern geſchieht. Baiern in der Schule Oeſterreichiſcher, Preußen in der Schule Ruſſiſcher Tyrannei unterrichtet, jagen uns von Süd und Nord ihre unglücksſchwangern Wolken zu, und bald wird das Verderben auf das Herz des Vaterlandes niederfahren und der Haſelſtock wird die Knute küſſen und jeden treffen der ſich ſeiner Zärtlichkeit in den Weg ſtellt. Ein Baieriſcher Handelsmann, der außer Landes iſt, wird vorgeladen, ſich „gegen die Anſchuldigung der Hülfsleiſtung zum entfernten „Verſuche des Hochverraths“ zu verantworten! Wäre das nicht ſo ſchrecklich, ſollte man nicht glauben, eine Scene aus den femmes savantes oder den Précieuses ridicules zu leſen? Ein Anderer, ein Zeitungsredakteur, der ſich geflüchtet, wurde wegen eines Preßvergehens, außer der knienden Abbitte vor dem Bilde des Königs und einer dreijährigen Zwangsarbeitshaus-Strafe, noch verurtheilt: während ſeiner dreijährigen Strafzeit jedes Jahr den Tag vom dritten Juli in einem einſamen Gefängniſſe zuzubringen, und während vierzehen Tage im Monat Juli, abwechſelnd 3 Tage bei Waſſer und Brod zu faſten. Als ich das deutſch las, hatte ich es ganz mißverſtanden und ſo gedeutet: Der Gefangene bekomme drei Tage blos Waſſer ohne Brod und drei Tage blos Brod ohne Waſſer. Ich wunderte mich gar nicht darüber, denn ich dachte, es ſei eine ſinnreiche deutſche Rache gegen die franzöſiſche Juli-Revolution. Aber aus dem Conſtitutionnel, der das Urtheil in ſeiner ganzer Ausdehnung mit den Unterſchriften der Richter enthielt, erfuhr ich erſt ſeinen wahren Sinn. Es heißt dort: verurtheilt . . . „à observer un jeûne de quinze jours chaque mois de Juillet de chaque année de son emprisonnement, de manière qu'il ne doit recevoir pendant trois jours que du pain et de l'eau, pendant les trois jours suivant la nourriture dûe aux prisonniers, et ainsi da suite et alternativement pendant la quinzaine.“ Was wird es dem Herrn Oeſtreicher (ſo heißt der verurtheilte Zeitungs-Redakteur) in der Freiheit gut ſchmecken! Er komme jedesmal im Juli zu uns, und wir wollen ihn vierzehen Tage lang abwechſelnd, drei Tage mit Champagner und Auſtern, und drei Tage mit Burgunder und Trüffelpaſteten bewirthen und dabei auf die Geſundheit des Herrn Staatsrathes Feuerbach trinken — nämlich auf die Geſundheit ſeines Kopfes. Ich habe Ihnen ſchon früher geſagt, daß dieſe ſchönen Baieriſchen Kriminalgeſetze keineswegs aus einer alten barbariſchen Zeit herſtammen, ſondern daß ſie im neunzehnten Jahrhundert, zwanzig Jahr nach der franzöſiſchen Erklärung der Menſchenrechte verfaßt worden ſind, und daß ſie größtentheils der Staatsrath Feuerbach ſo herrlich erſonnen. Glauben Sie aber ja nicht, daß dieſer unſer berühmte Landsmann darum ein boshafter oder einfältiger Menſch ſein müſſe. Ich kenne ihn zwar nicht, doch mag er der beſte Menſch, der zärtlichſte Gatte, der liebevollſte Vater, der großmüthigſte Freund ſein. Das hilft aber hier alles nichts. Sobald einem deutſchen Rechtsgelehrten Staatsverbrechen auf den Kopf fallen, wird er wie vom Schlage gerührt, alle ſeine Geiſteskräfte werden gelähmt, und er ſinkt ganz zu dem irren Zuſtande eines kindiſch und unmündig gewordenen Geiſtes herab. Er iſt dann kein Menſch mehr, er iſt nur noch ein Thier das ißt und trinkt und — ein Staatsdiener.

Das Wenigſte von den bisher geſagten findet zwar auf Frankfurt eine Anwendung. Da dort keine monarchiſche, ſondern eine republikaniſche Verfaſſung herrſcht, konnte die Regierung nie zu dem Wahne kommen, daß ſie den Staat ausmache. Aber doch ſind unſere Geſetzgeber, Richter und Regenten noch in den Irrthümern einer alten Zeit gebildet. Sie haben immer noch von der Heiligkeit des Staats und der beſtehenden Einrichtungen eine abergläubiſche Vorſtellung. Wenn das nicht wäre, hätte nie geſchehen können, daß man angeſchuldigte Bürger ſechszehen Monate lang proviſoriſch im Gefängniſſe ſchmachten ließ. Wäre nicht die unſelige Verehrung alles Beſtehenden, hätte man längſt bei Criminal-Verbrechen das mündliche Verfahren eingeführt und der Schneckengang ſchriftlicher Vertheidigung hätte nicht länger die Qual eines Eingekerkerten zur Unerträglichkeit ausgedehnt. In Frankfurt iſt nur ein einziger Criminalrichter, und dieſer konnte bei den vielen andern Geſchäften, die ihm oblagen, auch mit dem beſten Willen und dem angeſtrengteſten Fleiße, jene Unterſuchung nicht ſchneller fördern. Hätte man aber nur die geringſte Vorſtellung, daß nicht blos der Staat an den Bürger, ſondern daß auch der Menſch an den Staat Anſprüche zu machen habe: Dann hätte man ſich keinen Tag beſonnen und hätte die Zahl der Unterſuchungsrichter vermehrt und die Bedenklichkeit eine alte Gerichtsordnung umzuändern, und die Staatsausgaben um einige tauſend Gulden zu vermehren, wäre hier, wo es auf die Freiheit mehrerer Bürger und die Ruhe ihrer Familien ankam, gar nicht in Betracht gekommen. Wie ich aber erfahren, hat man ſich erſt kürzlich beſonnen, und dem Criminalrichter, erſt auf ſein eignes Verlangen, einen Gehülfen gegeben.

Die gerichtliche Unterſuchung jenes Frankfurter Tumults, an dem nur wenige hundert Menſchen

Theil genommen, und wobei nur ein einziger das Leben verloren, hat ſich durch ſechszehen Monate hingeſchleppt, und die Pariſer Inſurrektion im Juni, die den Umſturz der Monarchie bezweckte, woran viele tauſend Menſchen Theil genommen, wobei mehrere hundert das Leben verloren, war ſchon nach vier Monaten gerichtet! Und gewiß könnte ſich weder der Staat beſchweren, daß dem Geſetze nicht völlige Genugthuung widerfahren, noch einer der Angeſchuldigten, daß er mit Unrecht verurtheilt worden ſei. Viele wurden zum Tode verurtheilt und verdanken die Erhaltung ihres Lebens nur der königlichen Begnadigung. Viele Schuldige, die dem unerbittlichen Buchſtaben des Geſetzes verfallen waren, wurden von der Barmherzigkeit der Geſchwornen, die den Geiſt der Verhältniſſe berückſichtigen, frei geſprochen. So fanden Strenge und Milde den ihnen gebührenden Platz, und vier Monate waren genug, alle dieſe Verwirrungen zu ſchlichten.

Siebenpfeifer und Wirth, des Hochverraths durch Preßvergehen beſchuldigt, ſchmachten ſchon zehen Monate im Gefängniſſe, und ihr Urtheil iſt noch nicht geſprochen, und die Unterſuchung wegen des Piſtolenſchuſſes auf den König von Frankreich war ſchon nach zwei Monaten und einigen Tagen geendigt. Wenn dieſe Sache ſich bis jetzt verzögert hat, ſo daß erſt in dieſer Woche die Angeklagten vor den Aſſiſen erſcheinen, ſo lag das an den Angeklagten ſelbſt, die um Aufſchub baten. Und die Beſchuldigung eines Königsmordes iſt doch ganz etwas Anderes, als die Anklage wegen Hülfsleiſtung zu dem entfernten Verſuche eines Hochverraths — durch die Preſſe! Ich mußte lachen, als ich vor einigen Wochen in einem Oppoſitionsblatte las: „Enfin, après deux mois et „plus d'instruction, a paru l'acte d'accusation „dressé à l'occasion du coup de pistolet tiré „sur le roi le 19 Novembre dernier.“ Endlich nach zwei Monaten und länger — welche eine närriſche Ungeduld! Wenn in Deutſchland Einer um jeden Preis ein hohes Alter erreichen wollte, könnte er nichts zweckmäßigeres thun, als eine blindgeladene Piſtole auf einen Fürſten abzudrücken. In ſeinem Leben würde er nicht gerichtet werden. Nicht etwa als zweifle man einen Augenblick an ſeiner Schuld und ſeinem böſen Vorſatz! dieſer Zweifel könnte dem Thäter keinen Tag ſeinen Kopf ſichern. Aber man würde ſo lang und ſo weit den Fäden der Verſchwörung nachgehen, man würde ſo tief nach der letzten Wurzelfaſer des Geiſtes der Zeit graben, daß, ehe man von dem

Ende der Welt und den Antipoden, wohin man zur Entdeckung der Mitſchuldigen gereiſt, zurückkäme, ein ganzes Menſchengeſchlecht ausſterben müſſe. Millionen Deutſche würde man konfrontiren, das ganze Volk würde man zu Protokoll nehmen. Hat man doch den unglücklichen Sand, der ſein Verbrechen faſt öffentlich beging, der mit blutigem Dolche auf die Straße ſtürzte, und die That augenblicklich eingeſtand, trotz ſeiner ſchmerzlichen Wunde, ein ganzes Jahr lang im Gefängniſſe ſchmachten laſſen! Man wollte damals alle Patrioten hinein verflechten, und die edelſten des Volkes zu Meuchelmördern brandmarken.

Woher kömmt nun dieſer Unterſchied zwiſchen Frankreich und Deutſchland? In Frankreich herrſcht die öffentliche Meinung, die man wohl irre zu führen ſucht, der man aber nicht zu trotzen wagt. Sie iſt mächtiger als die Regierung und weit mächtiger als der König. In Frankreich iſt das Volk der Staat. In Deutſchland hat die öffentliche Meinung ſich noch nicht geltend zu machen verſtanden, darum iſt das Volk nichts; der Fürſt iſt der Staat, der Fürſt iſt alles. Wenn unſere Fürſten noch nicht, wie einſt Ludwig XIV. mit der Reitpeitſche in der Hand, ihre Stände auseinander gejagt, ſo geſchah es nur darum nicht, weil ſie noch niemals bei ihren Ständen ſolchen Widerſpruch gefunden, als ihn Ludwig XIV. in ſeinen erſten Regierungsjahren bei ſeinem Parlamente fand. Aber das wird noch kommen.

Montag, den 11. März.

Zwar — Sie werden nicht begreifen, wie hier das zwar herkömmt, ich ſelbſt verſtehe es nicht, aber es wird ſich ſchon ein Zuſammenhang finden und wo nicht, iſt es auch kein Unglück. Zwar

1. Hat der Commerzienrath Hofmann in Darmſtadt, der einſt den Griechen zu ſeinem Schaden ſechszigtauſend Flinten geliefert und ſpäter auch zu ſeinem Schaden den Preußen ſich ſelbſt, neulich in der Kammer darauf angetragen: man möchte das häufige Tanzen auf dem Lande unterſagen, denn wenn die armen Bauern noch von dem Tanzen erhitzt, am Morgen nach der Kirchweihe nach Amerika auswanderten, ſo möchte das ihrer koſtbaren ſteuerpflichtigen Geſundheit ſchaden — worauf ein Bauer, Mitglied der heſſiſchen Kammer und obzwar ſehr vernünftig über dieſe Sache geſprochen, nämlich agegen, worüber ſich die andern Mitglieder ſehr ewundert, da doch der Mann nicht ſtudirt habe. Zwar

2. Weigert ſich der Zeitungsredakteur Wiedemann, vor dem Bilde des Königs von Baiern kniend Abbitte zu thun, wozu er verurtheilt worden; denn er meint, es ſei ihm ganz gleichgültig, daß man ſeine fünf Jahre Zuchthausſtrafe, wozu er auch verurtheilt worden, erſt von dem Tage an zählen werde, wo er gekniet, da er von den fünf Jahren, während welcher er ſeiner Freiheit beraubt bleiben ſoll, nur die zwei erſten bedauere, die übrigen rechne er nicht. Zwar

3. Frägt der jammerliche Hofrath Krug, was man denn ſo viel Weſens aus den Bundestags-Beſchlüſſen mache, da ſie doch vor der Hand nur auf ſechs Jahre im Leben eines Volkes weniger als ſechs Tage im Leben eines Menſchen beſtehen und dann über deren Fortdauer von neuem berathſchlagt werden ſoll? Zwar

4. Ließ die Wiener Cenſur ein Gedicht Grillparzers auf die Geneſung des Kronprinzen von Oeſterreich, darum nicht paſſiren, weil der Dichter zu viel von der Herzensgüte des Prinzen geſprochen, zu wenig aber von ſeinem Verſtande, und dieſe Nachricht durfte nicht allein in allen zenſirten Blättern gedruckt werden, ſondern ſie ſtand in den

abſolutiſtiſchen Blättern zuerſt — wie man überhaupt ſeit achtzehen Jahren, ſowohl in Wien ſelbſt, als in ganz Deutſchland, von nichts ungenirter und weniger ſpricht als von dem Verſtande des Kronprinzen von Oeſtreich — worüber ſehr nachzudenken iſt. Ich habe ſehr darüber nachgedacht und halte den Kronprinz von Oeſtreich für einen zweiten Joſeph den Zweiten. Zwar

5. Werden in Deutſchland die Fürſten als Oberſtallmeiſter, ihre Beamten als Reitknechte, ihre Staaten als Ställe, und ihre Unterthanen als Pferde betrachtet — weswegen auch, ſo oft ein Kronprinz den Thron beſteigt, man zu ſagen pflegt: er habe die Zügel der Regierung ergriffen. Zwar.

6. Eifert das Berliner politiſche Wochenblatt dagegen, daß die Penſion der Baſtillhelden ſo ſtark ſei wie die der Ritter der Ehrenlegion, obzwar die Baſtillhelden eine wahre Schandlegion wäre. Zwar

7. Hat der König Otto von Griechenland auf dem Schiffe mit engliſchen Offizieren eine Quadrille getanzt und ſowohl in Neapel als in Corfu: nicht geringe Senſation bei dem ſchönen Geſchlechte erregt — und hat der König von

Baiern auf unterthänigſte Bitte der Grenzpatrioten erlaubt, daß an der Stelle, wo König Otto die baieriſch-tyroliſche Grenze überſchritten, und wohin er den folgenden Tag zurückgekehrt war, um Abſchied von ſeinem lieben Vaterlande zu nehmen, welches er den vorigen Tag zu thun vergeſſen, weil er vor Rührung eingeſchlafen war — hat erlaubt, daß zum ewigen Andenken dieſer Rührung, dieſes Schlafes und dieſes Abſchieds, an der dreimal geſegneten Stelle durch freiwillige Beiträge dem jungen Wittelsbacher eine Kapelle erbaut werde — jetzt ſchon die zweite — ſo daß ſehr zu vermuthen iſt, das neue Baierthum werde bald das alte Chriſtenthum verdrängen. Zwar

8. Pflegen die deutſchen Volksdeputirten, wenn ſie von dem Kammer-Präſidenten ſprechen, nicht zu ſagen: der Präſident, ſondern das Präſidium — weil ſie denken, Präſident wäre ein leichtes Ding, das der Wind fortwehen könne, Präſidium aber etwas gründlich-ſchweres, das feſt hafte — welches ſehr deutſche Art iſt. Zwar

9. Wurde der Buchhändler Franckh in Stuttgard, im Theater, alſo nach Sonnenuntergang, citirt, gleich vor dem Criminalgerichte zu erſcheinen, und als er ſich deſſen weigerte, beim

Austritte aus dem Theater arretirt — die Nacht trägt die Livree der Könige. Zwar

10. Betragen die Staatsausgaben des Kurfürſtenthums Heſſen 2,700,000 Thaler, und der Kurfürſt mit ſeiner Familie koſtet dem Lande nur 467,420 Thaler, alſo nicht mehr als den fünften bis ſechsten Theil aller Staatsausgaben — welches ganz erſtaunlich iſt. Zwar

11. Wurde ein Berliner Polizei-Rath, den man nach Poſen geſchickt, dort nach Verſchwörungen zu jagen, im Walde vor Poſen von maskirten Reitern aus der Diligence geriſſen, gezwungen, ſeine Papiere herauszugeben und dann fürchterlich durchgeprügelt — welche ſchöne Geſchichte man aus dem Polniſchen in das Deutſche überſetzen wollte. Zwar

12. Hat Herr von Gagern in der Darmſtädter Kammer bewieſen, die unruhige Stimmung in Rheinbaiern käme von drei Urſachen her. Erſtens, weil keine Reſidenzen im Lande wären. Zweitens, weil kein hoher Adel im Lande wäre. Drittens, weil keine Oper im Lande wäre; denn würde in Zweibrücken die Stumme von Portici aufgeführt, werde keiner aus Langerweile, Kunſtliebe und Chanſo-

manie den Maſaniello machen — und die Kammer hat nicht gelacht — ſo traurig iſt ſie! Aber .... da ſitze ich nun mit meinem Aber und weiß nicht was ich damit machen ſoll. Sie ſehen was dabei herauskömmt, wenn man leichtſinnig in den Tag hineinſchreibt und nicht das Ende bedenkt. Laſſen Sie ſich das zur Warnung dienen. Aber ....

Ich will es Ihnen offen geſtehen, es war mir nur darum zu thun, ſo ſchnell als möglich Kehraus zu machen. Mein Taſchenbuch iſt voll und ich habe mir heute ein neues gekauft — in dieſem Winter das dritte.

Und nachdem ich das letzte Wort herausgeſchrieben, warf ich das Buch und den verfluchten Bleiſtift mit — er ſollte mir zu keinem ſchuldloſen Worte dienen — in den Kamin, und ſtieß es mit der Zange in die Gluth. Garſtig roch der Saſſian und das Pergament und da lachte ich. Es ſei ein Fett-Opfer den unterirdiſchen Göttern gebracht! .. Als mir aber durch die Seele ging, was ich ſeit zwei Monaten hineingeſchrieben; die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das Alle dem treueſten, dem edelſten, dem geiſtreichſten unter den Völkern der Erde — dem Volke, das unter allen Kindern

Gottes, dem Vater am ähnlichſten geworden; allliebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwiſſend wie er; und darum, weil es ihm ſo gleicht, wie Gott ſelbſt von den Teufeln der Welt am meiſten geſchändet — — da mußte ich weinen. Dann dachte ich wieder: ſie frohlocken über unſern Jammer, ſie hören ihn für den Schrei der Verzweiflung, für das Röcheln ſterbender Hoffnung — und es ergrimmte in mir und als könnte ich Geiſter beſchwören, rief ich: Trelawney!

Fünf und Dreißigſter Brief.

Paris, Freitag den 15. März 1833.

Schon zweitauſend Süd-Deutſche ſind dieſen Winter nach Amerika ausgezogen, und das waren „*nicht verarmte heimathloſe Leute, nein wohlhabende, tüchtige und rüſtige Männer.*“ Dieſer Stimme darf man glauben, ſie iſt keine liberalen Unwillens, denn ſie kömmt aus dem Hanöveriſchen, wo die Freiheit taubſtumm iſt. Und zur Bekräftigung ihrer Hanöverlichkeit kann es dienen, daß jene Auswanderungen eine *Modekrankheit* genannt werden. Eine Modekrankheit! Noch ein Glück, daß unſere Fürſten ſich nicht, wie einſt die Prieſter, gelüſten laſſen, auch die Aerzte ihrer Unterthanen zu ſein; ſonſt dürfte man ohne ihre allergnädigſte Erlaubniß nicht krank werden und ſterben, und ſie hätten vielleicht, wie jetzt die Auswanderungen, auch die Cholera eine Modekrankheit genannt. Aber es iſt darüber zu verzweifeln! Und doch kenne ich Kinder von freiſinnigen Männern, die über dieſe Auswanderungen frohlockten, weil ſie meinen, die Fürſten müſſen ſich darum ſchämen. Die ſich ſchämen! Eher würde die Nacht roth als ein König. Unſere Fürſten, die ſich jetzt Alles erlauben, weil die Furcht vor ihrem Adel ſie gegen das Volk beherzt macht würden ſie denn die Auswanderung der deutſchen Patrioten dulden, wenn ſie ihrer Tyrannei keinen Vortheil brächte? Wer wandert aus? Der, dem die Knechtſchaft am unerträglichſten iſt, der die Freiheit am herzlichſten liebt und darum am tüchtigſten wäre für ſie zu kämpfen. Dieſe Thorheit kann uns um zehen Jahre zurückwerfen. Wenn man alle die Auswanderungen überdenkt, die ſeit Jahrhunderten, wegen religiöſen oder politiſchen Druckes, in vielen Staaten unternommen wurden, ſo findet man, daß ſie immer zu ſpät geſchehen und alſo ohne Noth. Man wartete bis das Uebel den höchſten Grad erreicht, das heißt, bis es der Heilung nahe kam. So geſchah es immer, daß bald darauf der böſe Geiſt der Regierungen ſich beſſerte, entweder durch freiwillige oder durch gezwungene Bekehrung. Iſt es nicht eine bejammernswerthe Thorheit, daß Deutſche mit Mühen und Gefahren Amerika hinter dem Meere ſuchen, ſtatt, bequemer und ſicherer ſich Amerika in das Haus zu ſchaffen? Mit der Hälfte des Geldes, das ihnen ihre Ueberſiedlung koſtet, mit der Hälfte der Beſchwerden und Gefahren, die ſie daran ſetzen, könnten ſie in ihrem eignen Vaterlande die Freiheit erwerben. Warum ſich nicht noch wenige Jahre gedulden — wenige Jahre, welche die Begeiſterung des Kampfes und die Freude mannigfaltiger Siege zu einer Stunde verkürzen werden? Denn wahrlich, nicht Jahre, nur Frühlinge werden wir zu zählen haben, bis das Jahr der Freiheit kömmt. Amerika überlaſſe man den Fürſten, ihnen bleibe es eine Freiſtätte, und dort werden ſie einſt die Freiheit lieben lernen, wenn ſie erfahren, daß ſie ſelbſt Tyrannen noch in ihrem verdienten Unglücke ſchützt.

Sechs und dreißigſter Brief.

Paris, Sonntag den 17. März 1833.

Swift wollte eine Geſchichte von England ſchreiben, gab aber ſein Vorhaben wieder auf. Als ihn ein Freund um die Urſache ſeiner Sinnesänderung fragte, antwortete er ihm: alle meine Könige und Helden ſind ſolche Schufte, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will. — — Obiges ſchrieb ich geſtern, als mich ein Beſuch unterbrach, und heute habe ich vergeſſen, was ich damit in Verbindung ſetzen wollte .... Was ich in Verbindung damit ſetzen wollte? Ach, wie dumm! Ich hörte einmal meinen Freund ſeine Frau bitten: ſie möchte **ſeinen abgefallenen Rock wieder an den Knopf nähen**.

Die kurzen Tage der langen Briefe ſind jetzt vorüber. Ich danke Euch, Ihr Götter! Wie ich es ſatt bin! Uebermorgen iſt der 20. März, an welchem, Morgens 8 Uhr 16 Minuten der Frühling beginnt. Von da an will ich lieben, ſelbſt den Teufel, und lieben bis der Senne heimkehrt und die Blätter fallen. Nach der Traubenleſe beginne ich meinen Kampf von neuen. Ach! Ich trinke ja keinen Wein mehr und wenn es nicht die Freiheit wäre, was ſollte mein altes Herz erwärmen in den kalten Wintertagen? Die Freiheit liebte ich immer; aber als ich noch jung war und den Becher liebte, da träumte ich von ihr, und da vermißte ich ſie ſelten, denn ich trank oft. Jetzt wache ich und bin nüchtern wie ein Bach, und wenn ich dampfe, iſt es nur weil die Luft noch kälter iſt als ich.

Den Tag meiner Abreiſe kann ich noch nicht beſtimmen, das hängt von meinem Holze ab. Ja wahrhaftig von meinem Brennholze; das iſt mein Kerbholz, mein Kalender. Ich habe geſchworen, kein friſches mehr kommen zu laſſen, ſondern in den Wagen zu ſteigen, ſobald der letzte Scheit im Kamin liegt. Nein was ich dieſen Winter Holz verbrannt habe, wage ich Ihnen nicht zu ſagen; es möchte Ihrer Geſundheit ſchaden. Es iſt gräulich! Zehn brave deutſche Hausfrauen hätte das unter die Erde gebracht. Zum Glücke bin ich weder eine Frau, noch häuslich, noch klar, und ich habe es ausgehalten Aber länger könnte ich es auch nicht ertragen. Was zu arg iſt, iſt zu arg!

Holz, Philoſophie, Geld, Freiheit — malédiction! O das ſchöne malédiction! Wie ich mich gefreut habe, als Heine gleich in ſeinem erſten Artikel über die deutſche Literatur, gleich in dem erſten Blatte der Europe littéraire — in dem frommen heiligen Blatte welches das Gelübde der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams abgelegt, und in ſeiner Vignette, die Raubthiere aller fürſtlichen Wappen Europens, als ſeine Herren zur Anbetung aufgeſtellt — daß Heine gleich in den erſten Zeilen, einen gefährlichen politiſchen Anfall bekommen und malédiction geſchrien hat über die ewige Armuth der deutſchen Schriftſteller! malédiction und doch . . . Darum eben iſt ja der hohe deutſche Adel und Liberalen ſo entgegen, weil er fürchtet, bei einer liberalen Staatsverfaſſung, ſein Monopol der Verkäuflichkeit zu verlieren. Er wäre alſo thörigt, wenn er uns kaufte, um uns zu gewinnen, denn dieſes Mittel eine Revolution zu verhüten, wäre ja die Revolution ſelbſt, die verhütet werden ſoll. Keiner von uns wird es, auch nicht mit der allerlegationsräthlichſten Geſinnung, je dahin bringen, daß man ihm für ſeine Ehre auch nur das nöthige Brennholz liefere. Der Ehren-Handel iſt kein freies bürgerliches Gewerbe; er iſt ein Regal wie das Salz und wird nur wenigen General-Pächtern überlaſſen. Unſere vornehmen Freunde, und hätten ſie auch „Gedanken groß wie die Welt“ theilen doch nur ihre überirdiſchen Gedanken mit uns; ihre unterirdiſchen, die mit Metallen vermiſcht ſind behalten ſie für ſich allein. Ich ſagte einmal gegen Heine: wenn ich nicht ehrlich wäre aus Dummheit, wäre ich ehrlich aus Klugheit. Er hat das nicht verſtanden. Später wird er es verſtehen lernen und meine Erfahrung theuer bezahlen müſſen, die ihm von mir unentgeldlich angeboten wurde .... Ich hätte die größte Luſt wieder einmal zu ſagen: „ich bin der einzige geſcheidte Menſch in Deutſchland“ aber ich fürchte mich vor den Rezenſenten.

Es giebt noch mehrere ſolcher geiſtreichen Ochſen in Deutſchland, die gar nicht begreifen, wie die Vollblütigkeit des monarchiſchen Prinzips mit ihr eigner Bleichſucht, und wie die häufigen Indigeſtionen der Diplomaten mit dem ſchriftſtelleriſchen Hunger zuſammenhängen. Ich wollte wetten, es iſt dem dramatiſchen Dichter Raupach in Berlin noch nie durch den Sinn gegangen, daß wenn in

Preußen eine Staatsverfaſſung gleich der franzöſiſchen wäre, er eine jährliche Rente von zehntauſend Thaler hätte, ſtatt daß jetzt vielleicht, ſein ganzes Vermögen, die Erſparniß dreißigjähriger Arbeit, nicht mehr beträgt! Und dabei könnte er dichten wie es ihm ſein Herz eingiebt und nicht wie es der Hof verlangt . . . . malédiction!

Dienſtag, den 19. März.

Die zwei jungen Leute, welche eines Mordverſuches gegen den König angeklagt waren, ſind geſtern Abend frei geſprochen worden. Ich müßte noch Holz auf vier Wochen haben, um mich gehörig über alle die Schändlichkeiten der geheimen Polizei auszuſprechen, die bei dieſer Gelegenheit wieder an den Tag gekommen. Sie werden die Verhandlungen in den Zeitungen leſen. Wie wohl muß ſich ein Deutſcher in einem Lande fühlen, wo er unter dem Schutze des Volkes ſteht, und wo ihn weder die giftigen Blicke noch die Fußtritte eines erboßten Königs erreichen können! Wahrlich in Frankreich fühlt ſich ſelbſt ein Verbrecher im Kerker freier, als in Baiern ein Unſchuldiger ſelbſt in der Freiheit. Der franzöſiſchen Regierung war es natürlich nicht darum zu thun, zwei unſchuldige junge Leute auf das Schaffot zu bringen — von dieſer Grauſamkeit iſt ſie weit entfernt, und noch entfernter iſt ſie von jener Pedanterie, die in Deutſchland den Despotismus ſo furchtbar macht. Die Angeklagten wären, ſelbſt ſchuldig befunden, ganz gewiß mit dem Leben begnadigt worden. Es lag der Regierung nur daran, der öffentlichen Meinung die Anſicht aufzudringen, daß man wirklich den König ermorden wollte, und daß der Piſtolenſchuß keine Polizeikomödie war, aufgeführt, um bei Eröffnung der Kammern dem Miniſterium eine ſchwankende Majorität feſt zu machen. Aber ſelbſt nur dieſe Ehrenrettung zu erlangen, verlohr die Regierung alle Hoffnung, und ſie gab den Kampf freiwillig auf. Gewöhnlich werden den Geſchwornen zwei Fragen vorgelegt. **Erſtens:** Iſt das Verbrechen begangen worden? **Zweitens:** Sind die Angeklagten des begangenen Verbrechens ſchuldig? Dieſe erſtere Frage wurde geſtern gar nicht vorgelegt, ſondern blos die andere: Sind die Angeklagten des Mordverſuchs gegen den König ſchuldig?

Es iſt bewunderungswürdig, mit welcher Kühnheit, Geiſtesgegenwart und mit welcher Zuverſicht des Rechts, die Angeklagten vor dem Gerichte geſprochen haben. Der königliche Prokurator, um die Angeſchuldigten den Geſchwornen verdächtig zu machen, wies auf deren bekannte republikaniſche Geſinnung hin. Sie aber ſuchten dieſe Geſinnung gar nicht zu verbergen, ſondern bekannten ſich laut und frohlockend zu ihr. Der eine ſagte: „**Wir Republi-**

kaner achten den König viel zu wenig, um ihn zu tödten. Haben wir ihn einmal vom Throne geſtürzt, dann ſchicken wir ihn zum Lande hinaus und das iſt alles." Solche Aeußerungen ſind nach den franzöſiſchen Geſetzen nicht ſtrafbar, denn es darf jeder ſeine Meinung haben und ausſprechen. Wenn ſich einmal in Deutſchland ein Republikaner gelüſten ließe, ſich auf ſolche Weiſe vor einem Criminal-Gerichte zu vertheidigen — ich glaube, er würde auf der Stelle mit dem Federmeſſer des Aktuars geköpft werden.

Menzel
der Franzoſenfreſſer;

von

Ludwig Börne.

a

Paris,
Bei Théophile Barrois fils, Buchhändler,
rue de Richelieu, n. 14.

1837.

J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille, et l'univers que ma patrie.

Fénélon.

Qui ne s'ordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre humain, et le genre humain à Dieu, n'a pas plus connu les lois de la politique. que celui qui, se faisant une physique pour lui seul, et séparant ses relations personnelles d'avec les élémens, la terre et le soleil, n'aurait connu les lois de la nature.

Bernardin de Saint-Pierre.

Freunde und Gleichgeſinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich ſo wenig ſchreibe, für das taubſtumme Vaterland ſo ſelten das Wort ergreife. Ach! ſie glauben ich ſchriebe wie die Andern, mit Dinte und Worten; aber ich ſchreibe nicht wie die Andern, ich ſchreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth mir ſelbſt Qual anzuthun und nicht die Kraft es lange zu ertragen.

Und doch wäre wohlgethan ihnen wieder einmal um die Ohren zu ſummen. Wie feſt ſie ſchlafen und wie ſie lächeln! So ſchlief Herkules nach ſeiner letzten großen That, ſo lächelt im Reiche der Träume wer dort König iſt.

Aber was hilft es? Die Sinne kann man wecken, doch wo der Muth ſchläft da iſt es ein Todesſchlaf. Den Geiſt kann man wecken, daß er denke, aber nicht das ſtille Herz, daß es ſchlage; wo es zu ſchlagen aufgehört, da hat es zu leben aufgehört.

Jene Freunde ſagten mir: Es thäte ihnen Allen ſo leid, daß ich dem Lügenweber Menzel nicht in ſein Zeug gefahren, und daß ich dieſen Franzoſenfreſſer ungeſtört hätte verdauen laſſen. Ich erwiederte ihnen: Menzel iſt gerichtet; noch iſt er frei, er iſt Kontumaz, aber ſein Schickſal erwiſcht ihn endlich. Soll ich ſein Häſcher ſeyn, die Leiter ſeines Glückes? Zu ſo edler Rache iſt man nicht alle Tage geſtimmt.

Und was könnte ich ihm auch anthun! Wie kann man mit Menſchen ſiegreich rechten, die nie aus ihren Monologen heraustreten, die auf unſere Fragen keine Antwort geben, in die Luft antworten auf Fragen die ſie nicht gehört, und auf ihre eigene Fragen keine Antwort annehmen? Wie ſollte ich Menzel einholen, der, während ich hart auftretend, mit langſamen Schritten auf dem Eiſe der deutſchen Angelegenheiten umhergehe, ſelbſt mit Schlittſchuhen darüber hinfährt, angſtvoll zitternd, er möchte fallen und einbrechen, und wenn er nach Hauſe gekommen, mit erſtarrten rothen Fingern ſeine ſchwankende Feder führt? Hat denn je Menzel die Rechtlichkeit gehabt, das aus meinen Schriften anzuführen, was er, ſei es aus Ueberzeugung, ſei es aus Dienſtpflicht, widerlegen und verdammen wollte? Er durfte mich nicht reden laſſen, ich weiß es; aber warum ſprach er dann von mir? Die Tyrannei hat Mittel das Schweigen zu erzwingen, aber das Reden nicht. Auch ein edler Mann kann ein Sklave der Verhältniſſe werden; wer aber ein Knecht der Verhältniſſe wird, das iſt kein edler Mann. Menzel iſt ein Kothſaſſe der allgemeinen Zeitung, ein Prokuratur der deutſchen Bundesregierung. Er hat ſich ihr geſchenkt, nicht verkauft — es ſei. Aber iſt Geldbeſtechung die einzige die entehrt? Iſt das ein braver Mann der ſeine Geſinnung gegen ein Oeſterreichiſch Lächeln, eine Preuſſiſche Schmeichelei, ein Baieriſches Achſelklopfen und ein Jeſuitiſches Lob vertauſcht? Der Tyrannei zu ſchmeicheln, um ſeiner Behaglichkeit, ſeiner ſchnöden Ruhe wegen, um das ungeſtört zu genießen was man hat — iſt das minder ſchlecht als ihr zu ſchmeicheln, um zu erlangen was man nicht hat, und haben möchte?

Doch warum wieder die Großen in den Streit der Kleinen miſchen? Weil die Großen ſo klein ſind.

Einer meiner Beurtheiler, ich glaube Gutzkow, hat mir vorgeworfen, daß ich alles zur Sache der Könige machte; aber wenn, wie in unſerem Vaterlande, die Staatsgewalt überall einſchreitet, alles betaſtet, alles wägt, alles ſchätzt, alles ordnet, iſt dann nicht alles Sache des Fürſten? Die Freiheit iſt überall oder nirgends, ſie braucht kein Aſyl oder findet keines. Vergebens ſucht Ihr in Deutſchland ein Lebensverhältniß, eine Wiſſenſchaft, eine Kunſt, ein Gewerbe, in welchem Ihr zugleich Ruhe und der Ruhe Zuverſicht genießet. Ihr müßt immer, nicht bloß vor jeder neuen Täuſchung, ſondern auch vor jeder neuen Einſicht der Tyrannei zittern. Giebt es noch enge Kreiſe des Lebens, in welchen Ihr unumſchränkte Herren geblieben, ſo iſt es bloß weil eure Gebieter den Berührungspunkt jener Kreiſe mit ihren eignen noch nicht wahrgenommen. Laßt nur einmal den Zufall es an den Tag bringen, daß ſich unter den Spaniſchen Jakobinern ein Mathematiker befinde, und ſogleich wird euch der Bundestag die Logarithmen unterſagen. Wer hätte vor einigen Wochen noch daran gedacht, daß deutſchen Bürgern verboten werden könnte, ihre Kinder Ferdinand, Wilhelm oder Franz zu nennen? Jetzt iſt es in Preußen geſchehen. Gab es nicht eine Zeit wo auch Sonne, Mond und Sterne zenſirt wurden? Kann nicht wieder einmal ein alter, geiſtesſchwacher und frömmelnder Fürſt kommen, der im Namen der heiligen Schrift der Erde zu ſtehen befiehlt, und Diejenigen als Verbrecher in den Kerker wirft, die ſie gehen heißen? In Preußen wurde die Wiſſenſchaft, ſo lange ſie gefroren war, geprieſen und begünſtigt: kaum fing ſie aufzuthauen und zu fließen an, verfolgte man ſie mit Haß und Spott. Man entdeckte, daß ein guter Styl, was er auch behandle, revolutionär ſei, und man ſetzte den Styl unter Polizeiaufſicht. Wie lange wird es dauern bis man findet, daß jede Philoſophie aufrühriſch iſt und die Hegelſche am meiſten, denn ſie ſpricht das Recht des Beſtehenden, das heißt der Stärke heilig, und dann wird man Förſter und Gans, und alle andern Apoſtel unſeres Herrn Jeſu Hegels, in Köpenik einſperren. Gutzkow und ſeine Freunde waren klüger als ich; ſie haben weislich die Sache der Könige von ihren eignen geſondert; ſie haben nicht von Politik geſprochen, ſondern nur von Philoſophie, Religion, Moral und andern unfürſtlichen Dingen. Aber was haben ſie dabei gewonnen? Was hat es ſie genützt, in den Lebensjahren, wo Schwärmerei ſo ſchön, der Irrthum ſo liebenswürdig iſt, ſchon ſo altklug geweſen zu ſeyn? Hat man nicht ſehr bald die blonden Locken unter ihrer grauen Perrücke, den friſchen Blick hinter ihrer Brille entdeckt? Hat es Gutzkow nicht auch erfahren, daß alles Sache der Könige iſt? Man hat ihn ins Gefängniß geworfen, ſeine Freunde im Lande umhergejagt, und Allen, nicht blos dieſen und jenen Gedanken, ſondern das Denken verboten. Hat Gutzkow geahndet, daß auch das Denken Sache der Könige ſei?

Menzel, weil er meinen guten Willen weder zu bezweifeln noch in Zweifel zu ſetzen vermag, ſucht meine Geſinnungen aus meiner Leber zu erklären, läßt drucken ich hätte den Spleen, und ſähe den herrlich deutſchen Roſengarten mit ſchmutzig-gelben Augen an. Für eine andere Art Leſer, welche eine ſo ſtandhafte Logik des Unterleibes für unmöglich halten, hat Menzel eine andere Art, das Räthſel meiner Leidenſchaft zu löſen. Er macht einen jüdiſchen Hannibal aus mir, der ſchon als Knabe den Eid geſchworen einſt an den Feinden Jeruſalems blutige Rache zu nehmen. Glaube doch ja Keiner den Lügen und Verleumdungen der Stuttgarter Literatur-Polizei. Ich bin keiner von denen die das Herz im Bauche tragen, und deren Philoſophie von der Verdauung abhängt. Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei und ich geſunde. Ich bin kein dunkler Heraklit, der heitere Anakreon iſt mir viel näher verwandt. Wie oft habe ich nicht hier in Paris, zuſammen mit meinem alten Freunde Heine, bei Punſch und Wein das hohe

Lied Salomonis durchgejubelt! Iſt das ein grämlicher Menſch der bei Very im Palais-Royal den lüderlichen Schir Haſchſchirim ſingt? Solcher wäre eher ein liebenswürdiger Taugenichts zu nennen. Was iſt denn ſo wunderlich an mir, das einer kunſtreichen Enträthſelung bedarf? Ich bin ſtandhaft geblieben während Andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh aber feſt, während Andere, früher gleichgeſinnt mit mir, der Eſſig des deutſchen Liberalismus, in dem ſie eine Weile gelegen, ſo mürbe gebeitzt hat, daß ſie aū den gelinden Feuer gnädiger Augen in wenigen Minuten gar geworden. Nach einem guten Frühſtücke ſich auf das Sopha hinſtrecken, einige auserleſene moraliſche Kapitel in Paul de Kocks Romanen leſen, dann einſchlafen und träumen; Mittags mit fröhlichen Geſellen ſchmauſen; Abends mit angenehmen Frauenzimmern plaudern und mit Bankiers und Wechſelagenten gegen die Republikaner losziehen, die uns unſer Geld wegnehmen und uns den Hals abſchneiden wollen — das wäre auch meine Luſt, hörte ich nicht auf die Stimme des beſſern Genius in mir. Es komme ein wackerer Mann der mich ablöſe, und für unſer elendes Vaterland das Wort führe; ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund, und möchte Florentiniſche Nächte ſchreiben.

Herr Menzel iſt ein grimmiger Franzoſenfeind; aber das vierzehn karatige Deutſch mit zehn Karaten franzöſiſcher Legirung, welches der bekannte verſtorbene Schriftſteller ſchreibt, findet er ungemein liebenswürdig. Was doch ein Zuſatz von Gold nicht thut; ſelbſt das ſchlechte Franzoſenthum kann es veredlen! Meinem groben Fanatismus und demokratiſchen Cynismus ſtellt Herr Menzel die ariſtokratiſche Grazie des Fürſten Pückler gegenüber, den er den thümmelhafteſten Schriftſteller und geiſtreichſten Spötter unſerer Zeit nennt. An den Thorheiten, Leiden oder kranken Einbildungen des deutſchen Volks ſeinen Witz zu ſchärfen iſt freilich ſehr edelmänniſch; mir aber iſt mein Vaterland zu werth um es als Schleifſtein zu gebrauchen, und ich will lieber ohne Grazie als ohne Herz befunden werden.

Ich will dem Herrn Fürſten Pückler ſeine Grazie gar nicht ſtreitig machen, ich erkenne ſie mit dem größten Vergnügen an; es iſt mir nur daran gelegen zu zeigen wie lächerlich es iſt, daß der Plebejer Menzel die Grazie zur gnädigen Frau macht, der er demüthig den Rock küßt, als könne eine bürgerliche Seele nicht auch Grazie haben. Um nicht von Heine zu ſprechen, der in jeder Zeile ſeiner Reiſebilder mehr Grazie hat als der Fürſt Pückler in ſeinen ſämmtlichen Werken; um nur von mir zu reden, findet ſich in meiner Perſon und meinen Schriften nicht eben ſo viel Grazie als in denen des Fürſten Pückler, wenn man ſo billig iſt wie dieſem, ſo auch mir, den Reiſeapparat als Grazie anzurechnen? Ich ſollte es meinen wenn ich mich mit den Auszügen zuſammenſtellte, die Menzel von den Reiſebeſchreibungen des Verſtorbenen mittheilt, den er ſo liebreizend und küßlich findet. Semilaſſos Reiſewagen iſt ſchwarz lakirt und mit himmelblauer Seide ausgeſchlagen; der Meinige iſt grün lakirt und ausgeſchlagen wie ein öſterreichiſcher Soldat. Aber grüner Lack und weißes Tuch ſind eben ſo graziös und dabei viel dauerhafter und achtungswürdiger, als ſchwarzer Lack und blauer Taffet. Semilaſſo reiſt mit einer grünen Perrüche; ich freilich führe nur ein fuchsrothes Eichhörnchen mit mir; wenn ich aber in meiner künftigen Reiſebeſchreibung das Eichhörnchen nicht Eichhörnchen ſondern Ecüreuil nenne, wird es nicht an Grazie mit der grünen Perrüche wetteifern können? Auf Semilaſſo's Bock ſitzt ein blondgelockter junger Jäger; mein Conrad iſt nun zwar weder blond noch jung; indeſſen brauchte ich ihn nur mit einem Federhute zu verſehen und der Jäger wäre fertig, und mit ihm der Edelmann und mit dieſem die Grazie. Semilaſſo erzählt in ſeiner Autophyſiologie, daß er reichlich bei der Hälfte ſeines Lebens angelangt; das bin ich auch.

Daß ſeine wohlgeformte Geſtalt mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit als Feſtigkeit verrathe; ganz wie bei mir. Daß bei ihm das Cerebralſyſtem beſſer als das Ganglienſyſtem ausgebildet ſey. Leider auch hierin mir ähnlich; leider, denn was hilft mir mein gebildetes Cerebralſyſtem? Das Ganglienſyſtem, dieſe Canaille des menſchlichen Körpers, hat ſich alle Herrſchaft angemaßt, und mein allerhöchſter Kopf muß ſich von den Cortes des Unterleibes gänglen laſſen. O mit Recht heißen ſie Ganglien! Semilaſſo erzählt, daß ihm jeder Menſchenkenner augenblicklich anſehe, daß er im vornehmen Stande geboren; auch ich habe dieſes Schickſal. Jeder der nur einmal Schulden gemacht und einen Wechſel unterſchrieben, ſieht es mir an, daß ich jenem vornehmſten Stande angehöre, deſſen Adel älter iſt als der aller chriſtlichen Fürſtenhäuſer, ſogar des Fürſten Pückleriſchen Hauſes. Semilaſſo's Züge ſind fein und geiſtreich, die meinigen auch; wenigſtens hat mich das einmal eine Schauſpielerin in Lauchſtädt verſichert, als ich ihr eine goldene Kette geſchenkt. In Semilaſſo's Natur herrſcht das weibliche Element vor, in der meinigen auch, und zwar ſo ſtark, daß mir ſelbſt der hyſteriſche Nagel nicht fremd iſt. Das ſollte ich freilich in Gegenwart Menzels nicht eingeſtehen, denn jetzt kann er ſagen: ſeht Ihr's wie recht ich habe? Er hat den hyſteriſchen Nagel und kann darum nicht begreiſen wie vortrefflich Deutſchland regiert wird!

Semilaſſo ſitzt auf dem Bocke graziös zurückgelegt; hierin muß ich freilich nachſtehen, denn ich habe in dieſem Punkte ſehr weislich die Grazie der Bequemlichkeit aufgeopfert. Ich liege in meinem Wagen in aller Länge ausgeſtreckt, denn es iſt ein Wiener Schlafwagen, demjenigen ähnlich in dem einſt Goethe nach der Champagne gereiſt, und der ihm ſo werth war und von dem er ſo viel erzählte, daß er ganz die franzöſiſche Revolution darüber vergaß. Der Glückliche!

Ich lege kein Gewicht darauf, das ich, gleich dem Fürſten Pückler auf der Reiſe eine rothe Mütze trage; denn man könnte mir einwenden, das ſie kein loyaler tuneſiſcher Fez, ſondern eine Jakobinermütze ſei. Ich gehe auf eine wichtigere Vergleichung über.

Menzel lobt beſonders an den Verſtorbenen, daß ihm die Conforts ſo unentbehrlich wären, und daß er nie verfehle ihrer zu gedenken wo er ſie vermiſſe, und Winke zu geben wie man ſie ſich verſchaffen könne. Zur Unterſtützung dieſes Lobes theilt er ein Kaffe-Rezept mit, das Semilaſſo bekannt zu machen die Gewogenheit hatte. Nun iſt es zwar ſehr löblich wenn deutſche Edelleute für die materiellen Intereſſen des deutſchen Pöbels Sorge tragen und durch Verbreitung guter Kochbücher die Zungen der raiſonnirenden Kanaille unſchädlich zu beſchäftigen ſuchen. Indeſſen iſt ein Kaffe-Rezept ein Werk der Tugend, nicht der Grazie, und ein bürgerlicher Schriftſteller kann, ob zwar nicht hoffähig, dennoch Rezeptfähig ſeyn. Sollte aber ein Kaffe-Rezept wirklich ein Werk der Grazie ſeyn, ſo könnte ich mich auch hierin dem Fürſten Pückler nicht blos gleich, ſondern triumphirend gegenüberſtellen. Das Kaffe-Rezept welches der Fürſt Pückler mittheilt, iſt alt und bekannt, und es iſt zum Erſtaunen daß der gelehrte Menzel nichts davon wußte. In hundert orientaliſchen Reiſebeſchreibungen iſt es zu leſen, und ich habe es zuletzt noch in Trelawneys adventures of a younger son gefunden. Ich aber kann ein Rezept mittheilen, das ich nicht abgeſchrieben, ſondern ſelbſt erfunden habe, ein Chokolade-Rezept. Ich würde meinen ſchönen Leſerinnen das Chokolade-Rezept gern mittheilen, damit es dieſer gelehrten und plebejiſchen Schrift nicht an ariſtokratiſcher Grazie fehle. Doch nach reiflicher Ueberlegung fand ich beſſer es für meine künftige Reiſebeſchreibung aufzuſparen, deren Zierde es werden ſoll. Ich will nur erzählen wie ich zu der wichtigen Entdeckung gekommen, da die Kochkunſt ſonſt mein Fach nicht iſt.

Vor drei Jahren geſchah es zum erſtenmal, daß es mir ſehr leid that, mit der diplomatiſchen Welt in ſo ſchlechtem Vernehmen zu ſtehen. Es war an dem Tage da ich in den Memoiren der Herzogin von Abrantes las, daß bei einem Frühſtücke welches der öſterreichiſche Geſandte gab, man eine Chokolade ſervirt habe, die ſo ſchaumig und zart geweſen, daß man eine Viertelſtunde vor dem Mittageſſen achtzehn Taſſen davon habe trinken können, ohne ſich im mindeſten den Appetit zu verkleinern. Ich ſchmachtete ſehr nach der Schaumchokolade; da es mir aber leichter ſchien hinter das Geheimniß ihrer Verfertigung zu kommen, als die Freundſchaft der nordiſchen Mächte zu erlangen, ſo nahm ich mir vor über erſteres nachzudenken. Nach wenigen Tagen wußte ich die herrlichſte Schaumchokolade zu bereiten. Das genügte mir aber nicht, ich ſtrebte höher. Ich erfand ein Chokoladengas, welches die Grazie ſelbſt iſt und wovon man hundert Taſſen trinken kann ohne im mindeſten davon beläſtigt zu werden.

Herr Menzel hat ſich gehütet, aus den Schriften des Herrn Fürſten Pückler allzuviel Geiſt zu ziehen; denn er fürchtete mit Recht, die ungewohnten Leſer des Literatur-Blattes möchten davon berauſcht werden. Doch da jetzt neun Monate verfloſſen ſind, ſeit Herr Menzel ſeinen Leſern zu trinken gegeben, darf ich wagen ihnen von dem Geiſte des Herrn Fürſten von neuem einzuſchenken.

«In meiner üblen Laune blieb ich faſt den ganzen Tag im Bette liegen und las Zeitungen nebſt den Paroles d'un croyant vom Abbe Lamennais. Ueber dieſes Buch ärgerte ich mich noch mehr. Nie iſt wohl ein heterogeneres Ragout von Philoſophie und Myſtizismus, von revolutionärem und monarchiſchem Unſinn, von St. Simonismus und Obscurantismus — alles in eine Sauce prophetiſcher Inſolenz getunkt, und mit einigen Brocken unſeres Herrn Chriſtus aſſaiſonnirt zuſammengekocht worden. Daß ein ſo albernes Machwerk ſechs Editionen hat erleben können, iſt ein wahrhaft trauriges Ereigniß. Arme Zeit! die an einem ſolchen Strohhalm ſich vom Ertrinken zu retten hofft.»

Wir bedauern ungemein, daß es dem deutſchen Apoſtel der Conforts nicht gefallen hat, uns bürgerlichen Leſern das Recept zur Inſolenz-Sauce mitzutheilen. Er hätte dadurch zu unſerer Civiliſation viel mehr beigetragen als einſt der heilige Bonifacius, der auch aus England kam, aber uns nichts mitgebracht als das Chriſtenthum.

— Als der Herr Fürſt in einem Schlachthauſe einen Ochſen ſchlachten, und gleich darauf einen zweiten herbeiführen ſah, zur nehmlichen Beſtimmung, rief er aus: le bœuf est mort, vive le bœuf! Es iſt freilich unendlich viel Geiſt und Grazie in dieſen Worten, doch habe ich den ſchönen Gedanken ſchon vor vier Jahren gehabt, mich aber gefürchtet ihn drucken zu laſſen. Da die Abendzeitung, ob ich zwar nie in jener Art geſchrieben, von mir geſagt hat, ich ſtände auf dem Punkte wo der Menſch in den Tiger übergeht; ſo hätte ſie wenn ich ausgerufen: der Ochs iſt todt, es lebe der Ochs! mich gewiß zum Könige der Crocodille erklärt.

— Wozu man Fürſt iſt, wenn man die Furchtſamkeit eines deutſchen Unterthanen hat, das begreife ich nicht. Der Herr Fürſt von Pückler-Muskau wagte nicht einmal die Liebenswürdigkeit des Dichters Berenger, mit dem er ſich bei Tiſche fand, zu loben, ohne hinzuzuſetzen, daß er deſſen Meinungen nicht theile. Es hätte niemand daran gezweifelt — ſo wenig als deſſen Liebenswürdigkeit.

— Der Herr Fürſt hat ein ſeltenes Glück auf ſeinen Reiſen. Alle liebenswürdige Perſonen mit denen er zuſammentrifft, ſind entweder Fürſten oder Günſtlinge derſelben, oder Prinzeſſinen, oder Hofdamen, oder reich an Einfluß oder an Gelde. Letzteres ſogar ohne mittelalterliche Vorurtheile; es heiße einer Ferdinand oder Salomon, ſobald er liebenswürdig iſt; iſt er auch reich. Nur dann verläßt den Herrn Fürſten ſein gewohntes Glück, wenn er mit Liberalen und Schuſtergeſellen zuſammentrifft. Die ſind immer arme Teufel und ſehr unliebenswürdig. Der Herr Fürſt weiß aber in ſolchen Fällen ſein böſes Geſchick mit edler Seelengröße zu ertragen, und es mit dem Geiſte und der Grazie zu ſchildern, die wir an ihm bewundern. So begegnete er eines Tages auf einer Fußwanderung in Franken zweien Schuſtergeſellen; er redete ſie an und ſprach:

Ich ſey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.

Das bewilligten ihm die Schuſtergeſellen mit plebejiſcher Höflichkeit. Der eine Geſell war lang und der andere war kurz, und das Geſpräch das ſie mit ihrem edlen Begleiter führten, hatte etwas vom Langen und etwas vom Kurzen, es war zugleich langweilig und kurzweilig und es nahm folgenden Ausgang:

«Nun heute iſt's dafür deſto wärmer, lieben Freunde,» ſagte der Lange, denn ein glühender Wind ging eben über ſie her wie heißes Waſſer.

«Der kömmt von Oeſterreich!» meinte der Jüngſte.

«Ja s'iſt ein verdammt arſtokratſcher Wind,» fiel der Andre ein.

«Was Teufel wollt Ihr damit ſagen?»

«Nun weil er uns den letzten Schweißtropfen auspreßt.»

«Ihr Narren, habt Ihr nie das Sprüchwort gehört: Schuſter bleib bei deinem Leiſten? Tolles Weſen heut zu Tage mit ſolcher leidigen Halbaufklärung! habt keinen Kreutzer in der Taſche und könnt doch s'Raiſonniren und Politiſiren nicht laſſen. Wundert Ihr Euch noch, daß man Euch in jedem Dorfe den Paß abfragt und auch auf den Geringſten von Euch ein wachſames Auge hat. Glaubt mir, der ſchlimmſte Wind für Euch iſt der liberale, denn er verdrehet Euch den ſchwachen Kopf.»

Der Geſelle lachte höhniſch. «Es iſt noch nicht aller Tag Abend, lieber Herr, und wer es erlebt wird ſehen, daß es anders in der Welt werden muß. So hundsföttiſch, wie's jetzt iſt, kans nicht lange mehr geben.»

Die leidige Halbaufklärung, das iſt eben ſo neu als rührend, und der liberale Wind iſt höchſt dichteriſch. Aber warum wundert ſich der Herr Fürſt, wie einer der keinen Kreuzer Geld in der Taſche hat, raiſonniren mag? Wer ſoll denn raiſonniren? Wer Geld hat braucht keinen Verſtand. Auch wollten wir ihm nicht rathen, in dieſem Tone mit den deutſchen Handwerkern in Paris zu ſprechen; denn bei dieſen iſt die leidige Halbaufklärung in die noch leidigere Vollaufklärung übergegangen, und ſie wären im Stande, wenn man ſie Narren nennte, es nicht beim Raiſonpiren bewenden zu laſſen.

— Aus Böhmen theilt uns der Herr Fürſt eine Reihe Böhmiſcher Bemerkungen mit, die köſtlich ſind;

wären ſie nicht ungeſchliffen könnte man ſie als Granatenkette gebrauchen.

«Böhmen kömmt mir dem Aeußern nach weniger civiliſirt als unſer Vaterland vor (ich meine das Königreich Preußen), Armuth, Schmutz, Bettelei ſind hier häufiger. Dagegen findet man was man bei uns vermißt, eine gewiſſe treuherzige Höflichkeit aller Klaſſen, und eine keineswegs ſklaviſche aber ſich an ihrem Platz ſtellende déférence der niederen und mittleren Stände für die Vornehmeren. Das Gegentheil bleibt in Monarchien eine gefährliche und folglich unverſtändige Anomalie. Werdet Menſchen im edlern Sinne, werdet ächte Chriſten! Dann hören die Vornehmen, wie Krieg und Peſt von ſelbſt auf! So lang Ihr aber dazu weder den Muth noch den Willen habt, ſo lange fügt Euch den Vorurtheilen, und vorzugsweiſe denen, die Euch am wenigſten ſchaden, die am wenigſten unſinnig ſind. So würd' ich den Liberalen zurufen, wenn ich ein conſtitutionneller Miniſter wäre; als legitimer würde ich es gar nicht ſo weit kommen laſſen.»

Wie geſchickt es der Herr Fürſt an den Tag zu bringen weiß, daß er eben ſo brauchbar zu einem Conſtitutionnellen als zu einem legitimen Miniſter ſei! So kann es ihm in keinem Falle fehlen. Und wie Recht hat Herr Azais! Alles compenſirt ſich in der Welt. In dem einen Lande herrſcht allgemeiner Wohlſtand, dagegen fehlt die déférence der niedern Stände für die Vornehmen; in dem andern Lande herrſchen Armuth, Schmutz und Bettelei, dagegen findet ſich dort jene ſchöne déférence. Es kömmt auf eines heraus. Doch daß wir ächte Chriſten werden müßten um den Adel loszuwerden, davon ſehe ich die Nothwendigkeit nicht ein. In der franzöſiſchen Nationalverſammlung war nicht ein einziger ächter Chriſt, und doch wußten ſie ſich vom Adel zu heilen, ohne Gebet und ohne Weihwaſſer. Der Herr Fürſt ſtellt den Preis der Gleichheit ſehr hoch, um uns von deren Ankauf abzuſchrecken; aber es iſt hier gar nicht von kaufen die Rede. Die Freiheit iſt Gemeingut, wie die friſche Himmelsluft, und wir brauchen nur aus unſerm dumpfen Zimmer herauszutreten, um ſie unentgeldlich einzuathmen. Es giebt freilich Vorurtheile die noch unſinniger ſind als das, ſich dem Adel zu unterwerfen; nehmlich das Vorurtheil dieſe Unterwerfung zu verlangen. Werdet Menſchen im edlern Sinne, werdet ächte Chriſten, Ihr Edelleute! Dann werdet Ihr eure Narrheiten ſelbſt verlachen.

Die guten Oeſterreicher, wie ich hier erfahre, ſind noch ganz ſo wie ſie vor dreißig Jahren waren. Mit Entzücken erinnere ich mich, daß ich in meiner Jugend mit meinem Vater eine Reiſe nach Wien gemacht. Mein Vater war gewohnt gute Trinkgelder zu geben und alle Poſtillione unter der Ens, nannten ihn Ew. Gnaden und mich einige Mal den Junker. Der Lohnbediente im

Ochſen zu Wien nannte mich in der dritten Perſon nie anders als den jungen gnädigen Herrn (ich gab ihm oft Papierſcheine gegen Conventionsmünze einzuwechſeln) und die vornehmen und reichen Leute in den Geſellſchaften erhoben mich förmlich, jedoch Taxfrei, in den Adelſtand und nannten mich Herr von Baruch. Ich ſchmunzelte damals eben ſo ſehr über meinen vornehmen Stand als der Herr Fürſt von Pückler-Muskau über den Seinigen; denn ich war noch jung und dumm. Als ich aber älter und klüger geworden war, lernte ich ein Land bedauern, wo Einer der nicht von Adel iſt, ſo gar nichts iſt, daß jeder gebildete Mann, wenn er mit einem Nichtadlichen in Berührung kömmt, aus Höflichkeit und aus Achtung gegen ſich ſelbſt, ihn für einen Edelmann zu halten ſich anſtellen muß.

— Es war dem Herrn Fürſten von Plebejern als eine eitle Vornehmthuerei vorgeworfen worden, daß er in ſein Deutſch ſo viele franzöſiſche Redensarten menge, und bei jedem dritten Worte wie den Paß vorzeige, um ſeinen hohen Stand zu beweiſen. Der Herr Fürſt ſucht ſich gegen dieſen Vorwurf zu vertheidigen. Sobald ſich einer vor dem Volke zu rechtfertigen ſucht, ſind wir ſehr geneigt ihn unſchuldig zu finden und wenn wir ihn doch für ſchuldig erklären, müſſen wir unſere guten Gründe haben. Hören wir was der Herr Fürſt ſagt.

« Es iſt mir ſo oft vorgeworfen worden meinen Styl durch franzöſiſche und andere fremde Phraſen zu verunſtalten, daß ich ein Wort darauf erwiedern muß. Es thut mir nur leid nicht mehr Kenntniß fremder Sprachen zu beſitzen, ſonſt würde ich in den gerügten Fehler abſichtlich noch viel öfter verfallen. Wenn ich Briefe ſchreibe oder auch für das Publikum, ſo iſt meine Abſicht keineswegs, deutſche Stylübungen zu drechſeln, ſondern auszudrücken, was ich fühle und denke. Wenn dies nun ſich im Geiſte eines fremden Idioms in mir entwickelt, ſo verliert oft ein Gedanke alle Grazie, ſeinen Duft ſo zu ſagen, wenn er überſetzt wird. In ſolchem Fall laß ich ihn in ſeiner urſprünglichen Form. »

Das iſt es eben; man ſoll nicht in die Noth kommen, Stylübungen drechſeln zu müſſen. Die wahren Gefühle brauchen keinen künſtlichen Schmuck, und die guten Gedanken ſpringen, der Minerva gleich, ſchon gerüſtet aus dem Kopfe ihres Vaters. Wenn der Herr Fürſt, um das was er fühlt und denkt auszuſprechen, ſich eines fremden Idioms bedienen muß, ſo beweißt das, daß ſeine Gedanken und Gefühle auf einem fremden Boden gewachſen ſind, und nicht in ſeinem eigenen Geiſte und ſeinem eigenen Herzen. Daß er den Grazien opfert, iſt ſehr ſchön von ihm; wenn die Grazien nur von dem Opferduft der Deutſchen leben müßten, wären ſie ſchon längſt Hunger geſtorben. Wir glauben aber daß deutſches

Silbergeſchirr, beſonders wenn es ſchwer iſt, eben ſo viel Grazie hat, als franzöſiſche Vaiſſelle und wir ſind überzeugt, daß wenn der Herr Fürſt ſtatt zu ſagen: « Die Elßler eclipſirt die Taglioni, geſagt hätte: « Die Elßler verdunkelt die Taglioni, » weder die Taglioni noch die Elßler im mindeſten von ihrem Dufte und ihrer Grazie dadurch verloren hätten. Wir bleiben alſo dabei, es iſt nichts als Vornehmthuerei, und die eitle Sucht ſich unter den deutſchen Schriftſtellern als einen hoffähigen Mann auszuzeichnen.

Ende
der ariſtokratiſchen Grazie.

Grazie gegen Grazie gehalten, was hätte nun der Fürſt Pückler vor meinem demokratiſchen Cynismus voraus? Er iſt gereiſt und hat erzählt; wenn ich reiſen werde, werde ich auch erzählen können. Mit dem Lord Brougham Senf eſſen, an dem Tiſche eines Königs die glänzende und funkelnde Vaiſſelle und die Profuſion der Speiſen bewundern — Vaiſſelle — Profuſion — die Journaliſten der Volkspartei tolle Hunde nennen, das iſt weder ſo ſchwer noch ſo graziös wie Herr Menzel meint, und der dritte Stand iſt vollkommen im Stande, ſolche wichtige Dinge zu erleben und zu berichten. Der dritte Stand in Deutſchland iſt nochmehr zu thun im Stande: er iſt fähig das was folgt zu ſchreiben und drucken zu laſſen ohne roth zu werden, und es zu leſen ohne aus der Haut zu fahren. Der dritte Stand hat viel edelmänniſches an ſich.

«Der Fürſt von Pückler-Muskau — ſagt der Franzoſenfreſſer Menzel — vereint mit angeborner Eleganz zugleich die feinſte Berückſichtigung aller Tendenzen der Zeit, die ihn aus einem dunkeln ariſtokratiſchen Daſeyn zu einer glänzenden und doch im ſtrengſten Sinne nur bürgerlichen Rolle herausgedrängt haben und er weiß der Neuheit dieſer Situation jeden Reiz abzugewinnen. Er hat von ſeinem Stande nur die Conforts, nur den feinen Epikuräismus, die ſchönen Sitten beibehalten, und wenn er auch einmal ſeiner « Wappenvögel » gedenkt, ſo iſt doch unpaſſend ihm daraus ein Vorwurf zu machen, denn ſeine ganze literariſche Erſcheinung iſt weit eher eine Conceſſion, welche die hohe Ariſtokratie dem Zeitgeiſt macht, als eine Reklamation. Es iſt eine Erſcheinung, die ohne die Revolutionen des Jahrhunderts und insbeſondere ohne die ſocialen Umwälzungen in Frankreich unmöglich wäre. Es iſt ein Schlaglicht, aus Frankreich, nach Deutſchland herübergeworfen, und der Fürſt Pückler verhält ſich zu dem bürgerlich gewordenen neuen Frankreich, wie

Friedrich der Große zum philoſophiſch gewordenen alten ſich verhielt.»

Schlaglicht iſt ein gutes Wort; das Licht das die hohe deutſche Ariſtokratie aus Frankreich aufgefangen, iſt eine Folge der Schläge die ſie zwanzig Jahre hintereinander von den Franzoſen bekommen. Nimmer hätte ich gedacht, daß Herr Menzel ſo muthwillig ſeyn könne. Herr Menzel erklärt, die ungeheure Umwälzung in Frankreich und alle ihre Töchter-Revolutionen wären erforderlich geweſen um die hohe deutſche Ariſtokratie in den Stand zu ſetzen einen Schriftſteller hervorzubringen der leſerlich ſchreiben kann. Es iſt die Sache der hohen deutſchen Ariſtokratie ſich für dieſes Compliment zu bedanken. Es iſt wahrlich noch niemand ſo tief in das Weſen und die Bedeutung der franzöſiſchen Revolution eingedrungen als Herr Menzel, und das heutige bürgerliche Frankreich wird mit Erſtaunen erfahren, in welchem Verhältniſſe es zum Fürſten Pückler ſtehe, daß die Tutti frutti des hohen deutſchen Adels von dem Baume der franzöſiſchen Revolution gepflückt worden, und der Berg des Convents eine ſo lächerliche Maus geboren. Das deutſche Volk aber und der Zeitgeiſt müßten ſehr unverſchämt ſeyn, wenn ſie an die hohe deutſche Ariſtokratie noch weitere Forderungen machen wollten, nachdem ihnen dieſe freiwillig die große Conceſſion gemacht, eines ihrer

Mitglieder auf die Leipziger Büchermeſſe abzuordnen, um dort zum beſten des dritten Standes ein Caſſerecept zu votiren.

Nachdem Herr Menzel die Verdienſte des Fürſten Pückler mit Luſt aufgetrieben, und die Seifenblaſen ſeines Lobes an der Sonne hat glänzen laſſen, ſpricht er:

«Dieſem heitern Fürſten ſteht ein finſterer Republikaner gegenüber, in dem der Geiſt der franzöſiſchen Revolution fortlebt, deſſen Cynismus von der Eleganz jenes Fürſten himmelweit verſchieden, und gleichwohl deſſelben franzöſiſchen Urſprungs iſt.»

Wäre Herr Menzel kein Stümper in der Weltklugheit, hätte er meinen Cynismus, um ſeiner ſchönen Schweſter willen, ſchonender behandelt. Wer kann vorherſehen wie es endet? Unſere Mutter, die Revolution, lebt noch und wer weiß wie ſie ihr Teſtament macht, wer weiß ob die Ausſtattung der ſchönen Eleganz nicht einſt ganz allein von der Großmuth ihres Bruders Cynismus abhängen wird? Wird die Treue des Herrn Menzel dieſe Prüfung überſtehen? Wird er einer Bettlerin den Hof machen?

So oft ſich meine Gegner in der Gefahr ſehen am Börne zu ſcheitern und mit ihrem Verſtande Schiffbruch zu leiden, werfen ſie ihren Nothanker Baruch aus. Herr Menzel iſt noch vorſichtiger als die Andern; er fängt nicht eher gegen mich zu manövriren an, als bis er ſich in meinem Judenthume feſt geankert. In der Verzweiflung mich mit Gründen der Wahrheit und des Rechts zu widerlegen, macht er mich intereſſant und weiß mich ſo romantiſch zu ſchildern, daß man eine Novelle aus mir machen könnte.

« In Frankfurt am Main, wo der große Goethe als Patrizier-Kind aufgehätſchelt wurde, kam ein kleines kränkliches Kind zur Welt, der Jude Baruch. Schon den Knaben verſpotteten die Chriſtenkinder. Täglich ſah er an der Sachſenhäuſer Brücke das ſchändliche Steinbild, das Juden vorſtellt, auf das anſtößigſte gruppirt mit einer Sau. Der Fluch ſeines Volks laſtete ſchwer auf ihm. Als er auf Reiſen ging, ſetzte man ihm höhniſch in den Paß: Juif de Francfort. Bin ich nicht ein Menſch wie ihr Andre? rief er aus. Hat Gott nicht meinen Geiſt ausgeſtattet mit jeder Kraft und ihr ſolltet mich verachten dürfen? Ich will mich auf die edelſte Weiſe rächen, ich will euch kämpfen helfen für eure Freiheit. »

Das wäre alles ſehr ſchön, wenn es nur wahr wäre; ja es würde mich freuen, wenn es wahr wäre; aber ſo iſt es nicht. Nie glomm auch nur ein Funke des Haſſes gegen die chriſtliche Welt in meiner Bruſt; denn ob ich zwar die Verfolgung der Juden lange ſchmerzlich an mir ſelbſt gefühlt, und immer mit Erbitterung verdammt, ſo erkannte ich doch gleich darin nur eine Form des Ariſtokratismus, nur eine Aeußerung des angebornen menſchlichen Hochmuths, von den Geſetzen, ſtatt gebändigt, frevelhaft begünſtigt; ich ſtieg dann wie gewohnt zu der Quelle des Verderbens hinauf, mich um einen ſeiner Ausflüſſe nicht bekümmernd. Nie habe ich mich für erlittene Schmach, nicht einmal auf eine edle Art zu rächen gedacht. Und wie hätte ich es auch vermocht ſeit den Jahren, da ich durch die Schrift zu wirken geſucht? Hätte ich tauſend Dolche, und tauſend Gifte, und tauſend Flüche, und das Herz eines Teufels, ſie alle zu gebrauchen — was könnte ich meinen alten Feinden denn noch anthun? Sind ſie jetzt nicht meine Glaubensgenoſſen und Leidensbrüder? Iſt nicht Deutſchland der Ghetto Europa's? Tragen nicht alle Deutſche einen gelben Lappen am Hute? Könnte ich zumal gegen meine Vaterſtadt noch den kleinſten Groll haben? Sind jetzt nicht alle Frankfurter, meine ehemaligen Herren, den Juden von früher gleich? Sind nicht die Oeſterreicher und Preußen ihre Chriſten? Und der Schimpf, den ſie dort einſt, Gering und Vornehm, Jung und Alt, bei Tag und bei Nacht, jedem Juden zugerufen: Mach' Mores Jud! müſſen ſie ihn jetzt nicht ſelbſt anhören? Der hohe Senat und die löblich regierende Bürgerſchaft und die geſtrengen Herren Bürgermeiſter, und die Herren Ackuare und die reichen Seidenhändler -- klingt es ihnen nicht in die Ohren, ſo im Rathe wie auf dem Markte, ſo in der Weinſchenke wie zwiſchen ihren Hauswänden, klingt es nicht höhniſch und grell: Macht Mores! Wahrlich und ſie machen Mores und ziehen den Hut ab vor Oeſterreich und Preußen, ſo ſchnell und ſo demüthig als es nie früher ein Jude vor ihnen gethan. Hätte mein Herz auch brennend nach Rache gedürſtet, es wäre jetzt betrunken! Aber es iſt nüchtern an Luſt, es fühlt nur den Schmerz des Vaterlandes; und wenn es ihn allein fühlt und für Alle, ſo iſt es das Verbrechen der Empfindungsloſen, nicht das Meinige.

Nicht durch Geduld, durch Ungeduld werden die Völker frei. Iſt es etwa anders, ſo mögen der Schleſiſche Herr Menzel, der Würtembergiſche Herr Menzel und der Preußiſche Herr von Raumer, die für den Nothfall zuſammen einen Hiſtoriker vorſtellen können, ihre Loyalität und ihren Scharfſinn vereinen, um uns unſere aufrühriſche Thorheit zu beweiſen. Sie mögen in den Büchern der Weltgeſchichte uns einen einzigen Fall aufzeigen, wo ein Volk dadurch die Freiheit erlangt, daß es geduldig die Knechtſchaft ertragen und gewartet, bis entweder durch ein Wunder ihm die Ketten abgefallen, oder durch ein größeres Wunder ſie ihm von ſeinen Tyrannen abgenommen worden. Sie würden aber vergebens darnach ſuchen. Erſt vor einigen Tagen ſprach Hume in einem Meeting: « Ja wenn das Volk ſicher ſeyn will, « die Abhülfe ſeiner Beſchwerden zu erlangen, ſo muß es « ſeine Angelegenheiten ſelbſt beſorgen. Während meiner « langen politiſchen Laufbahn, habe ich auch nicht einen « Fall erlebt, wo es dem Volke gelungen wäre die Aufhebung eines Mißbrauchs zu bewirken, oder ſich von « einer drückenden Laſt zu befreien, wenn es nicht, nach « dem Ausdrucke Benthams, ſein Betragen ſo eingerichtet, daß es den Schlaf ſeiner Beherrſcher zu ſtören « wußte. » Iſt dieſes in England, wie viel mehr in Deutſchland. Jene genannte deutſche Herren und ſo viele die ihnen gleichen, wie ſie auch ſeyn mögen, wiſſen das ſo gut als wir; ſie wiſſen aber noch beſſer als wir, daß zwiſchen der Lüge und der Wahrheit ſich die Mauern der Cenſur hinziehen, und ein undurchdringlicher Wald von Bajonetten ſtarrt, und daß ſie von den Widerſprüchen der Beſſergeſinnten oder Beſſerwiſſenden nichts zu fürchten haben. So geſchützt lügen ſie furchtlos im Angeſichte des ganzen Landes, ſo geſchützt trat auch Herr Menzel in Stuttgart gegen mich hervor.

Welch einen großen Vorrath von ſchönen Adjectiven und Bildern, die man zu den koſtbarſten Romanzen und Liedern hätte verwenden können, hat nicht Herr Menzel verbraucht, um die Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit des deutſchen Volks, als etwas gutes, gedeihliches, herrliches und beneidenswerthes darzuſtellen. Er nennt das einen geſunden Schlaf, einen Pflanzenſchlaf, ein ſtilles gedeihliches Wachsthum, ein Zeichen innerlicher Fruchtbarkeit, das Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter, eine beträchtliche muſikaliſche Pauſe. Für Pauſe — es ſey; doch wäre es nur wenigſtens eine Pauſe von beſtimmter Dauer, die man abzählen könnte! aber nein, es iſt keine Pauſe von beſtimmter Dauer, es iſt eine Fermate, während welcher die Herren Benefizconcertgeber ihre Cadencen nach Willkühr ausdehnen, und Ihr könnt Jahrhunderte warten, bis ſie euch durch einen huldvollen Triller das Zeichen zum Einfallen geben. Sich gedulden bis die Herren Soloſpieler der Alleinherrſchaft müde geworden? Das abwarten? O Blödſinn! Unterdeſſen könnte das ganze Orcheſter nach Hauſe gehen, zu Nacht eſſen, ſich ſchlafen legen, heirathen, Töchter ausſtatten, Enkel ſchaukeln, dann ſterben, dann wieder von vorn erben und ſterben, und ſo immer fort und fort, die Pauſe endet niemals gutwillig. Am hellen Tage faullenzen und ſchlafen; aber ſchlafen wie eine Blume ohne zu ſchnarchen; die Augen träumend nach den Wolken ſchlagen, die Hände auf den hoffnungsvollen Mutterleib legen und warten was dabei herauskömmt; beträchtlich pauſiren, bis man ihnen zuruft: jetzt wacht auf, jetzt ſind wir wieder in Noth, jetzt helft uns! — das Männern anrathen — einem Volke von dreißig Millionen — o! Herkules — dieſes anzuhören und gelaſſen zu bleiben, und deine Keule nicht zu ſchwingen — dieſe dreizehnte Arbeit hätteſt du nicht vollbracht.

Aber ich will Herrn Menzel mit ſeinen eigenen Worten reden laſſen; ich will nicht mit ihm verfahren, wie er mir gegenüber verfahren iſt: daß er ſich nehmlich um meine Gedanken und Reden gar nicht bekümmerte, ſondern aus meinen Anſichten, die er unterſchlug, eine Summe zog, wie er ſie brauchen konnte; nimmermehr! Herr Menzel ſoll ſelbſt ſeine Rechnung machen. Seine Geſinnungen ſollen von Gänſefüßchen eskortirt werden, und gegen jeden Andrang gedeckt, ungeſtört ihren Marſch fortſetzen.

« Die jetzige Stille iſt der deutſchen Art vollkommen angemeſſen, die Deutſchen befinden ſich wohl dabei. Nennt es Börne ein Schlaf, nun ſo iſt es ein geſunder Schlaf, und wohl dem, der ruhig ſchläft. Ich möchte es einen Pflanzenſchlaf nennen, ein ſtilles gedeihliches Wachsthum. Dies gilt von unſerem phyſiſchen, wie vom geiſtigen Zuſtand. Im Ganzen hat der äußere Wohlſtand zugenommen, und eine unüberſehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit iſt abgeſchafft. Auch die Literatur beweiſt, daß wir geiſtig fortſchreiten, und das letzte Jahrzehnt, ſo unſcheinbar es ſich gegen den vorletzten ausnimmt, iſt innerlich viel reicher an Keimen der Kraft und Entwickelung geweſen. Am höchſten Maßſtab des Ideals darf man nie einen menſchlichen Zuſtand meſſen; unter allen Tyranneien verträgt der Menſch die der Vernunft vielleicht am wenigſten. Man verlangte zu viel auf einmal, jetzt wucheren wir mit dem Wenigen was wir wirklich haben, und das iſt der einzige ſolide Weg, ſich zu verbeſſern. Das wir bei unſerer gegenwärtigen anſpruchloſen und tüchtigen Arbeitſamkeit, das « Sich unglücklich fühlen » der alten Enthuſiaſten nicht mehr recht begreifen und leiden können, iſt ein recht gutes Zeichen, ſollten wir auch deshalb einer noch verſtockteren Helotengeduld bezüchtigt werden. Börne hat bei all ſeinem Haß gegen das Alte zu wenig Liebe für das Junge; ſeine Imagination vertieft ſich zu ſehr in die Verweſung des Vergangenen und er ſieht unter der morſchen und zu Mehl aufgeweichten Rinde der alten Weidenſtümpfe zu wenig die jungen grünen Keimſproſſen hervorblicken. » —

« Vergleichen wir unſern gegenwärtigen Zuſtand mit dem vor Auflöſung des Reichs, ſo müſſen wir auch einſehen, daß wir in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan haben. Man darf nur vergleichen, um billig zu ſeyn. Ich will die gewerblichen, wiſſenſchaftlichen, und auch politiſchen Vortheile, der wir uns jetzt erfreuen, nicht einzeln aufzählen. Es genüge, darauf hinzuweiſen, daß wir den unſchätzbaren Vortheil des vorgerückten Alters genießen, eine Menge von Thorheiten durchgemacht zu haben, und durch die Zeit ſelbſt klüger geworden zu ſeyn. Dieſes Klügerwerden der Deutſchen in Maſſe läßt ſich trotz der vielen alten Dummheiten einzelner Schulen und Parteien nicht abſtreiten. Ich glaube nun auch die Klugheit kommt nicht gleich, wenn man die Dummheit eingeſehen, ſie kommt erſt wenn man ſie verſchmerzt hat, es gehört eine beträchtliche Pauſe, eine Zeit der Vernarbung dazu. So lange man ſich noch ärgert nicht klüger geweſen zu ſeyn, ſo lange iſt man noch nicht klug. Schon deswegen glaube ich, daß wir in zehen Jahren klüger oder erſt klug geworden ſind, während wir vor zehen Jahren nur voreilig glaubten, es ſchon zu ſeyn. Wir befinden uns jetzt in jener beträchtlichen Pauſe, ja wohl, wir pauſiren, aber dieſe Pauſe gilt etwas in der Muſik; der Komponiſt der Weltgeſchichte muß hier das Pauſenzeichen machen. Gewiß iſt die Stille, in welcher das deutſche Leben ſich jetzt in ſich ſelbſt verſenkt hat, ein Zeichen ſeiner innerlichen Fruchtbarkeit, und ich finde ſie mehr dem ruhigen Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter zu vergleichen, als dem thieriſchen Winterſchlaf eines Bären, wie ſie uns Börne darſtellt. Es iſt nicht die Zeit unmuthig und grollend in Lethargie zu verſinken; anſpruchsloſe Thätigkeit in allen Zweigen des praktiſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens darf ſich ihrer ungeſtörten und gedeihlichen Wirkſamkeit freuen!»

Dieſe der deutſchen Literaturgeſchichte des Herrn Menzel ausgezogene Stellen, eine wahre Klatſchroſenpredigt und ein Polizei-Eija-Popeija, haben ſo viel angähnendes, einſchläferndes, nachtmützenartiges und eintölpelndes, daß man, ſchon ſchlaftrunken, nach der erſten beſten

Frohnvogtei hintaumeln möchte, und dort ehrerbietig ſtammeln: « wir pauſiren zwar beträchtlich, ſind nur im « Stillen fruchtbar, warten geduldig auf unſere Nieder« kunft und ſchlafen unſern guten deutſchen Pflanzen« ſchlaf; doch könnte es geſchehen, daß wir einmal im » Schlafe ungebührlich mit den Blättern flüſtern; darum « ſperrt uns ein, lieber Herr Vogt, um uns gegen unſere « eigene Exaltation ſicher zu ſtellen. Thut das, lieber « Herr! »

Wäre Herr Menzel ein Demoſthenes, dann müßte ich ein Aeſchines ſeyn, um mich ſeiner Rede pro corona entgegenzuſtellen; aber glücklicherweiſe iſt er es nicht und wir reichen gerade für einander aus. Ja ich habe noch den großen Vortheil über ihn, daß ich nicht zu fürchten brauche mir den Mund zu verbrennen; denn in Frankreich iſt die Politik jetzt eine kühle Schüſſel. Wer hieß aber auch Herrn Menzel die lächerliche Rolle eines Kätzchens zu übernehmen, das lüſtern und furchtſam um den heißen Brei ſchleicht? Warum hielt er ſich nicht an der kalten Küche der deutſchen Philoſophie? Hier aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich es als etwas Unedles, ja Gemeines, weit von mir abweiſen würde, meine vortheilhafte freie Stellung dem Herrn Menzel gegenüber zu benutzen, wenn es ſich bei ihm und bei mir nur um etwas Perſönliches handelte. Mir iſt recht gut bekannt daß man in Deutſchland den Teufel nicht beim Namen nennen darf, ſelbſt nicht um ihn zu bannen, und daß man ihn, wenn man ihn austreiben will, nicht anders heißen darf, als den Gott ſei bei uns. Ich weiß daß Herr Menzel nicht die Freiheit hat, die ich genieße, Grundſätze und Meinungen die er bekämpfen möchte, ſich in ihrer ganzen Breite ausdehnen zu laſſen. Aber es handelt ſich hier um nichts Perſönliches, es betrifft die große Angelegenheit eines ganzen Volks, und da wäre großmüthige Zurückhaltung, unzeitig, ja frevelhaft.

«Die Exaltation, die unſer deutſches Phlegma einſt in Begeiſterung und Witz elektriſch verſetzte, iſt niedergeſchlagen.» Niedergeſchlagen — ſehr gut. Ich erfahre zwar mit Ueberraſchung zum erſten Male, daß das Phlegma aus Begeiſterung und Witz zuſammengeſetzt ſey; wenn es indeſſen der Experimentalphyſik des Herrn Menzel gelang, den phlegmatiſchen Stoff in ſolche Beſtandtheile zu zerſetzen, ſo bewundre ich und glaube. Da aber wenig daran gelegen iſt von Profeſſoren und Diplomaten verſtanden zu werden, ſondern alles daran liegt daß uns das Volk verſtehe, will ich hinter dem gelehrten Sinnbilde des Herrn Menzels den gemeinen Sinn hervorholen. Die Deutſchen Fürſten welche, wenn es darauf ankömmt den Uebermuth jedes Mächtigern als ſie geduldig zu ertragen, eben ſo phlegmatiſch ſind als ihre Völker, wurden von den Franzoſen ſo lange gerieben, daß ſie ohne es zu wollen, zu wahren Elektriſirmaſchinen wurden. Als ſie dieſe neue Kraft in ſich ſpürten, ſuchten ſie ihre Völker damit anzuſtecken, und es gelang ihnen ſo gut, daß die hellen Funken ſtoben. Den Völkern ſagten ſie, Napoleon ſey ihr einziger Tyrann, und ſein Untergang wäre der Aufgang ihrer Freiheit. Die deutſchen Völker glaubten das, und in ihrem elektriſchen Zuſtande beſiegten ſie den Kaiſer der Franzoſen. Darauf kamen ſie mit großen Schnappſäcken herbei, um von den Schlachtfeldern die erbeutete Freiheit nach Hauſe zu tragen; aber die Fürſten, die ſie ſchon früher eingeſackt, lachten das dumme Volk aus, und als es raiſonnirte, prügelten ſie ſeine vorlaute Begeiſterung durch, oder, um mich mit Herrn Menzel chemiſch auszudrücken: ſie ſchlugen ſie nieder. Der geſchlagene Enthuſiasmus flüchtete aus dem Herzen in die Dachkammer des Kopfes, und hielt ſich dort unter dem Namen *Witz* verſteckt. Aber welcher Art war dieſer Witz? Kein ſolcher der gegen den Beleidiger, ſondern einer der gegen ſich ſelbſt ſtach. Das deutſche Volk ſpottete ſeiner eignen Begeiſterung, ſeiner Ungeſchicklichkeit und Uebertölpelung. Es nannte ſich den *deutſchen Michel* und gab ſich Ohrfeigen, und das bekannte Buch *Welt und Zeit*, das Herr Menzel noch heute bewundert und anpreist, war eines der ſchmachvollen Zeichen der ſchmachvollſten Selbſterniedrigung. Herr Menzel denkt: das ſey alles mit ſehr natürlichen Dingen zugegangen, denn keine Ueberſpannung könne lange dauern, die Abſpannung müſſe ihr bald nachfolgen. Das denke ich auch; das iſt aber eben der Jammer. Haben denn die Deutſchen, Titanen gleich, den Himmel zu ſtürmen geſucht? Haben ſie mehr als das Irdiſche und Menſchliche gewollt? Ich ſage das iſt die Schmach, daß das deutſche Volk ſeine Kräfte überſpannen mußte, um nur zwei Jahre das zu *wollen*, was die Franzoſen ſchon ein halbes, die Spanier ſchon ein viertel Jahrhundert gekonnt, ohne ſich niederſchlagen zu laſſen, und ohne Erſchöpfung zu verrathen. Das iſt der beweinenswerthe Jammer, daß, wie Herr Menzel ſagt, die jetzige Stille der deutſchen Art vollkommen angemeſſen iſt, und daß ſich die Deutſchen dabei wohlbefinden. Herr Menzel und alle die ihm gleichen, werden freilich bei ihrer « *gegenwärtigen anſpruchsloſen und tüchtigen Arbeitſamkeit*, » dieſe alte Geſchichte die ihnen ein *alter Enthuſiaſt* erzählt, nicht mehr recht begreifen können. Aber die alte Geſchichte kann ſich einmal verjüngen, man kann zum zweiten Male das deutſche Phlegma zu elektriſiren ſuchen, und dann iſt es gut, daß die Vergangenheit der Zukunft zur Warnung diene. Und

Herr Menzel ſelbſt thäte wohl daran, dieſe Warnung zu benutzen. Er iſt alt genug um ſich zu erinnern auf welche Weiſe, Jahn, Arndt, Görres, und die andern Ober-Hof-Franzoſenfeinde für ihren Patriotismus belohnt worden; und jung genug um noch einſt ein gleiches Schickſal erfahren zu können.

Herr Menzel ſagt: « Am höchſten Maßſtab des Ideals darf man nie einen menſchlichen Zuſtand meſſen. » O Himmel! Für die Deutſchen, für das gebildetſte, geiſtreichſte, tüchtigſte und tugendhafteſte Volk der Welt, das fordern was Portugal und Spanien, Frankreich und England, Belgien, Holland und die Schweiz, was das kleine, ſchwache, von tauſend Banden der europäiſchen Diplomatie umſtrickte Griechenland, durch ſeinen Muth und edlen Trotz, ſelbſt gegen den Sohn des Königs von Baiern zu behaupten wußte; was ſelbſt die Negerkolonien in Sierra Leone und Liberia — Neger, von vielen Naturforſchern, vollkommener menſchlicher Bildung ganz unfähig erklärt — was ſelbſt dieſe beſitzen: Preßfreiheit, öffentliche Gerichte, Geſchwornen, und alle die andern Inſtitutionen, die mündigen Völkern zukommen, und deren Entbehrung ein Volk zu verächtlichen Sklaven und lächerlichen Schulbuben herabwürdigt — dieſes für unſer Vaterland verlangen, das nennt Herr Menzel den höchſten Maßſtaab des Ideals anlegen! Herr Menzel iſt kein Freund von Idealen, er verehrt nur Subſtanzen und ſpricht wie Fichte und der Egoismus: ich bin ich, und was außer mir iſt nur Lebensmittel. Es iſt darin keine Eigenthümlichkeit; denn wie Herr Menzel denken und handeln die meiſten deutſchen Gelehrten, die, ſobald ſie einmal ihr Ich geſetzt, meinen, jetzt ſey alles in Ordnung.

Herr Menzel behauptet: eine unüberſehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit wäre in Deutſchland abgeſchafft worden, und wenn man den gegenwärtigen Zuſtand des Landes mit dem vor Auflöſung des Reichs vergleiche, müſſe man geſtehen, daß man in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan habe. Welch ein albernes Wiegenlied! Nein, in langer Zeit wurde nur ein kurzer Schritt vorwärts gethan. Und dieſer kleine Schritt, haben ihn die Fürſten freiwillig gemacht, oder hat etwa das deutſche Volk durch ſeinen Muth und ſeine Beharrlichkeit ihn zu erzwingen gewußt? Nicht das eine, nicht das andre. Es war Frankreich, welches das deutſche Reich aufgelöſt, das aus Mangel an Luft und Wärme nicht verfaulen konnte. Es war Frankreich das einen Theil der zahlloſen Mißbräuche, an welchen wir krank lagen, zerſtört hat. Es war Frankreich welches das deutſche feudale Staatsgebäude ſo erſchüttert, daß alle

Stützen der Angſt und der Vorſicht es nicht vor dem Einſturze bewahren werden. Es war Frankreich das die deutſch-lutheriſche politiſche Moral ſo lächerlich gemacht, daß ſie ſich nie mehr wird davon erholen können. Wenn die Franzoſen nicht wären und ihre Thaten; wenn ſie nicht unbeweglich in ihrer drohenden Stellung blieben; wenn ſie nicht die Leibwache der Völker Europens bildeten, wie die Koſacken die Leibwache der europäiſchen Fürſten bilden: dann würden in Deutſchland, wie überall, ſchnell alle alten Mißbräuche zurückkehren, aber mit verjüngter Kraft und vermehrter Bösartigkeit. Darum iſt ein Verräther an ſeinem Vaterlande, welches auch ſein Vaterland möge ſeyn; darum iſt ein Feind Gottes, der Menſchheit, des Rechts, der Freiheit und der Liebe, wer Frankreich haßt, oder es läſtert aus ſchnöder Dienſtgefälligkeit.

Herr Menzel ſagt von mir:

> « Nur darin hat er es immer verfehlt, das er die Irrthümer gleich ſehr verhöhnte wie die Laſter und dem langſomen Entwickelungsgange nie eine Conceſſion machen wollte. Er beleidigte dadurch nicht ſelten die redlichſten Männer und ſchadete jener allmähligen Entwickelung. Ein Terrorismus der Worte ohne den Nachdruck der That, eine Fauſt im Sacke, ein ungeduldiges Ereifern auf einem hölzernen Gaul, der doch einmal nicht fort will, macht zuletzt eine ganz entgegengeſetzte Wirkung. »

Was meine Fauſt betrifft, ſo dächte ich doch, daß ich ſie immer offen genug gezeigt, und wenn meine Worte keine Thaten hervorgebracht, iſt das meine Schuld? Soll ich Deutſchland befreien? Auch iſt keiner im Lande, der es lächerlicher findet als ich ſelbſt es finde, daß ich mich ungeduldig auf einem hölzernen Gaul ereifere, der doch einmal nicht fort will; aber kam es Herrn Menzel zu darüber zu ſpotten? Ihm, der doch dieſen hölzernen Gaul immerfort als ein edles Roß geſchildert? Ich hätte die Irrthümer gleich ſehr verhöhnt wie die Laſter! Aber das Laſter haßt man, man verhöhnt es nicht; der Spott gebührt den Irrenden. Wenn Kinder fallen, hebt man ſie mitleidig auf; aber wenn Männer fallen und mit einer Beule aufſtehen, und dabei wie Kinder greinen, lacht ein Jeder und wäre er noch ſo gutmüthig.

Ich hätte dem langſamen Entwickelungsgange nie Conceſſionen machen wollen! Aber was hat ſich denn in Deutſchland mit ſelbſtthätiger, ſelbſtbeſtimmender Kraft von innen heraus entwickelt? wurde nicht alles am Rade der Zeit durch Fußtritte abgeſponnen, und hörte nicht jede Bewegung auf, ſobald die Werkmeiſter mit ihren Händen und Füßen ſtille hielten? Haben die Deutſchen ihre Abgaben, die auch ſie dem Geiſte der Zeit entrichten mußten, je anders abgetragen, als wie man jede Abgabe bezahlt, verdroſſen, [zögernd, feilſchend; mußten ſie nicht zu jeder Steuer gezwungen, mußten ſie nicht an jedem Zahlungstermine von ihrem Schickſale ausgepfändet werden? Heißt das langſam vorwärts ſchreiten, wenn man immerfort zurückgehet? Welche Fortſchritte hat denn Deutſchland ſeit zwanzig Jahren gemacht? Herr Menzel ſpricht von Kunſt und Literatur, von Handel und Gewerben; er ſagt die Deutſchen wären in Maſſe klüger geworden, denn ſie hätten ſchon ſo viele Thorheiten durchgemacht, daß ihnen wenig mehr zu machen übrig blieben. Aber es iſt hier weder von der Thorheit noch der Klugheit der Deutſchen, weder von Handel und Gewerben noch von Kunſt und Literatur die Rede. Es iſt davon die Rede, was Herr Menzel ſo gut begreift als wir, was er aber in ſeiner Schlauheit oder Furchtſamkeit gar nicht zu merken ſich anſtellt: von der Freiheit und der Herrſchaft, von dem Ruhme und der Schande, von der Ehre und der Beſchimpfung des deutſchen Volkes, davon iſt hier die Rede. Haben die Deutſchen an Freiheit, Ruhm und Ehre gewonnen, ſeitdem ſie das Joch der Franzoſen abgeſchüttelt? War es nicht ein jämmerliches Feilſchen und Schachern und Betteln um jeden einzelnen Faden der Unterthänigkeit von dem ſie erlöſt ſeyn wollten, und mußte nicht jedesmal das Schickſal, um dem Markte ein Ende zu machen, mit eiſerner Scheere den Faden zerſchneiden? Sprangen nicht die Deutſchen Fürſten, ſo oft die Katze Revolution, nicht zu Hauſe war, wie Mäuſe auf dem Tiſche herum, alles zernagend, was ſie erreichen konnten? Thaten ſie je für ihre Völker mehr als ſie mußten, und früher als ſie es mußten? Aber wehe den Fürſten wie den Völkern, die der Zeit gehorchen ſtatt ihr zu gebieten! Die Zeit wird ſie verſchlingen. Die Zeit war es nicht die Frankreich gemacht, Frankreich war es das ſeine Zeit gemacht.

Ich hätte durch meine Schriften und mein Betragen nicht ſelten die redlichſten Männer beleidigt, und jener allmähligen Entwickelung der deutſchen Herrlichkeiten ſehr dadurch geſchadet — meint Herr Menzel. Wer hätte ſich je träumen laſſen, daß ich der Mann bin, der die deutſche Bundesverſammlung leitet! Wahrlich, unſere politiſchen Nimrods haben es ſeit zwanzig Jahren in ihrer Freiheits-Vogeljagd nicht viel weiter gebracht, und das muß ein rechter Gimpel ſeyn, der ſich von ihren Polizei-Pfiffen in das Garn locken läßt. Durch lautes Fordern einer Freiheit deren ſtille Gewährung verhindern — durch Mißbrauch der Preſſe der guten Sache ſchaden — o! wir kennen dieſen Ton. Und es trocken herauszuſagen: ein Deutſcher kann die Preſſe gar nicht mißbrauchen. Da wo Cenſur herrſcht, hat jeder der ſich von ihr frei zu machen wußte, in ſeinen öffentlichen Aeußerungen nur das Sittengeſetz und die Stimme ſeines Gewiſſens zu berathen, aber kein bürgerliches Recht, kein Staatsgeſetz, keine geſellige Schicklichkeit. Jede Tyrannei ruft das Urrecht der Natur hervor, und Gewalt tritt gegen Gewalt.

Wenn es wahr iſt, daß ich redliche Männer beleidigt, ſo thut mir das von Herzen leid; doch möge Herr Menzel unter den Männern die ſich von mir beleidigt fühlten, umherblicken, und da wird er finden, daß jene Männer, ſo edel ſie auch ſeyn mögen, doch nur für ihr Wiſſen leben und ſtreiten und nicht für ihren Glauben. Aber das Wiſſen iſt eitel und der Glaube iſt ſtolz. Ich, der ich glaube, habe mich nie von einem meiner Gegner beleidigt gefunden, ja noch nie war mir in den Sinn gekommen, daß mich einer ihrer hat beleidigen wollen. Und wurde nicht das härteſte gegen mich hervorgebracht? Und habe ich es nicht immer ſelbſt verbreitet? Habe ich nicht allen Geiſt und allen Witz, den Preußen und Sachſen gegen mich ausgeſchickt, in meinen eignen Schriften beherbergt? Und woher kam mir denn die ſtolze Zuverſicht mit den erhabenſten Geiſtern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus meinem Glauben, aus dem Bewußtſeyn meines reinen Willens. Wir allein glauben, die Andern glauben nicht. Unſere Gegner denken nur anders als wir, wenn ſie aufrichtig ſind; oder wenn ſie heucheln reden ſie nur anders als wir;

aber ſie haben keinen Glauben dem Unſrigen entgegenzuſetzen. Und darum werden wir ſiegen, und unſere Feinde werden zu Schanden werden.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich die Wahrheit, oder das was ich dafür halte, verbreiten könnte, ohne einem Menſchen dadurch wehe zu thun. Aber wie vermöchte ich das? Ich vergeſſe mich immer, ich denke nie daran, daß es viele Menſchen giebt, die mir nicht gleichen, die für ihren Schriftſteller-Ruhm, für ihre Künſtlerehre, für ihre philoſophiſche Würde beſorgt ſind. Mir ſind ſolche Sorgen fremd. Ich ſtrebte nie nach dem Ruhme eines guten Schriftſtellers, ich wollte nie für einen Schreibkünſtler gelten. Meine Natur hat mir ein heiliges Amt aufgetragen, das ich verrichte ſo gut ich kann. Gedanken, Worte ſind meine Werkzeuge, die ich nur ſchätze, ſo lange ich ſie brauche, und wegwerfe, ſobald ich ſie gebraucht. Nie hat es meine Eigenliebe weder erfreut noch betrübt, wenn Einer meine Werkzeuge gelobt oder getadelt; nur mein Werk wollt' ich anerkannt ſehen. Wenn es nicht ſo, wenn ich wäre wie die Andern, wie hätte ich dann vermocht gegen Herrn Menzel nur ein einziges unfreundliches Wort hervorzubringen, gegen einen Mann, der mich als Schriftſteller immer mit der größten Nachſicht, ja mit Vorliebe und Gunſt beurtheilt hat? Mancher, vielleicht er ſelbſt, wird mich darum undankbar ſchelten. Ich muß das ertragen wie vieles. Herr Menzel ſtehet bei dem Feinde, ich kann ihn nicht ſchonen. Der Soldat im Gefechte darf ſeine Kugel nicht zurückhalten, aus Bedenken in den Reihen gegen die er zielt, ſteht ein edler Mann, ſein Freund, ſtehen ſo viele, die den Krieg gar nicht verſchuldet. Die Kugeln dieſer treffen auch. Das iſt das traurige Recht und das harte Gebot des Kriegs: nur den Beſiegten darf man lieben, nur ihm darf man verzeihen.

Alle bisherigen Meinungen und Urtheile des Herrn Menzels über mich, die ich zu beleuchten geſucht, ſind aus deſſen deutſche Literatur genommen, und mußten für ihren Theil dazu dienen, dieſem nützlichen und allgemein faßlichen Buche, die ungehinderte Verbreitung in Oeſterreich und Preußen zu ſichern. Da aber dort die Beurtheilung meiner Geſinnung und Denkungsart, ſich auf meine deutſche Schriften gründete, die in vieler Leſer Hände ſind, ſo war Herr Menzel nicht ganz frei mit meinen Worten und Gedanken nach Willkühr zu ſchalten. Er konnte zwar unterdrücken, verſtümmeln, deuteln, mußte ſich aber auf etwas ſtützen das ich wirklich geſagt. Doch jetzt will ich mich zu demjenigen Urtheile des Herrn Menzels wenden, wozu er den Stoff aus einigen franzöſiſchen Artikeln, die ich in Paris bekannt gemacht, und die in Deutſchland nur von ſehr wenigen geleſen worden, zu nehmen vorgab. Hier hatte er völlige

Freiheit, mich ſagen zu laſſen, was er wollte, und der öffentlichen Meinung auf meine Koſten eine Lection zu geben. Es iſt die Kritik meiner Perſon und Meinungen, die im Literatur-Blatte unter dem Titel « Herr Börne und der deutſche Patriotismus, » ſteht. Die allgemeine Zeitung hatte den liebenswürdigen Eifer, mit den beſten Biſſen jenes Artikels, die deutſche Diplomatie zu bewirthen; doch dieſer mache ich keine Vorwürfe darüber. Man muß Beharrlichkeit in jeglicher Geſinnung achten, auch wenn ſie nicht die unſrige wäre. Es iſt aber hinlänglich bekannt, wie die allgemeine Zeitung, ſeit bald vierzig Jahren, ihrer glühenden Liebe für das deutſche Vaterland, und ihrem unauslöſchlichen Haſſe gegen Frankreich immer treu geblieben. Der Franzoſenhaß des Herrn Menzels aber iſt noch jung, und man kann hoffen ihn zu beſſern.

Wenn Herr Menzel meine in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Artikel nur aus den Ueberſetzungen und Bruchſtücken der deutſchen Blätter beurtheilt, ſo hat er leichtſinnig, albern oder gewiſſenlos gehandelt, ſich darauf zu ſtützen; denn er konnte recht gut wiſſen, daß kein deutſches Blatt die Freiheit hatte, meine Meinungen über Deutſchland und Frankreich unverfälſcht und unverſtümmelt mitzutheilen. Wenn er ſie aber in der franzöſiſchen Urſprache geleſen, ſo war alles worauf er meine Verdammung gegründet gelogen.

Herr Menzel ſagt : ich hätte den deutſchen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, aber den franzöſiſchen Patriotismus gelten laſſen. Ich zöge gegen die Deutſchen im Intereſſe der Franzoſen zu Felde, und wollte unter der Maſke der Freiheit nur das Franzoſenthum ausbreiten. Ich verhöhnte die Geiſter der deutſchen Helden, die für ihr Vaterland geblutet. Ich hätte mich von der deutſchen Nation losgeſagt, ohne mich vorher umzuſehen, was ich durch den Uebertritt zu einer andern Nation gewinnen könnte. Die Demoraliſation in Frankreich hätte ich getadelt, aber die in Deutſchland hätte ich gelobt. Ich ſuchte den Deutſchen ſelbſt alles Deutſche gehäſſig, verächtlich, lächerlich, alles Franzöſiſche aber wünſchenswerth zu machen, und den Franzoſen alle Mittel und Wege zu zeigen, wie ſie über die Deutſchen Meiſter werden können. Und mehr dergleichen Dinge ſagte Herr Menzel. Ich werde ſpäter Herrn Menzels Vorwürfe ausführlich und wörtlich anführen; vorher aber meine Aeuſſerungen, die ich in der Balance, über Frankreichs und Deutſchlands wechſelſeitiger Stellung gemacht, ſo weit es hieher gehört überſetzen. So wird der Leſer ſelbſt vergleichen und urtheilen können.

Ich ſagte in der Einleitung der Balance :

«In den Werkſtätten der Menſchheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorſehung die Aufgabe gemacht zu haben ſcheint, die Arbeiten aller andern Völker zu überſehen und zu leiten, ihnen ihr Tagwerk anzuweiſen und ihren Sold auszuzahlen; es ſind die Franzoſen und die Deutſchen. Den erſteren wurde die Leitung der praktiſchen Arbeiten, der Künſte und Handverrichtungen, den andern die Leitung der theoretiſchen Arbeiten, der Wiſſenſchaften und Speculation anvertraut.»

«Die Theorie iſt furchtſam und zaudernd, die Ausübung iſt unbedacht und vorſchnell; daher die Entzweiung zwiſchen ihnen; daher die Unverträglichkeit des deutſchen Geiſtes und deutſchen Gemüthes mit dem Geiſte und dem Gemüthe der Franzoſen; daher ſind beide Völker, ob ſie zwar mit den Grenzen ſich berühren, doch durch einen unermeßlichen moraliſchen Raum geſchieden.»

«Es iſt die Aufgabe der Franzoſen, das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft zu zerſtören und abzutragen; es iſt die Aufgabe der Deutſchen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird Frankreich immer an der Spitze der Völker ſtehen; aber auf dem künftigen Friedenskongreſſe, wo ſich alle Völker Europen's verſammeln werden, wird Deutſchland den Vorſitz führen.»

«Die Geſchichte Frankreichs und Deutſchlands iſt ſeit Jahrhunderten nur ein beſtändiges Bemühen, ſich zu nähern, ſich zu begreifen, ſich zu vereinigen, ſich in einander zu ſchmelzen, die Gleichgültigkeit war ihnen immer unmöglich, ſie müſſen ſich haſſen oder lieben, ſich verbrüdern oder ſich bekriegen. Das

Schickſal weder Frankreichs noch Deutſchlands, wird nie einzeln feſtgeſetzt und geſichert werden können. — — — »

« Die alterreifen Männer beider Länder ſollten ſich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutſchlands, durch eine wechſelſeitige Freundſchaft und Achtung zu verbinden. Wie ſchön wird der Tag ſeyn, wo die Franzoſen und die Deutſchen, auf den Schlachtfeldern wo einſt ihre Väter ſich unter einander gewürgt, vereinigt niederknieen und ſich umarmend, auf den gemeinſchaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden! »

« Die unwandelbare Freundſchaft und der ewige Friede zwiſchen allen Völkern, ſind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg ſind Träume, aus denen man einſt erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes ſchon der Menſchheit verurſacht! Wie viel hat dieſe lügneriſche Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laſter übertroffen! Iſt der Egoismus eines Landes weniger ein Laſter als der eines Menſchen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu ſeyn, ſobald man ſie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine ſchöne Ehre, die uns verbietet uns gegen unſer Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite ſteht! »

« Ich liebe Deutſchland mehr als Frankreich, weil es unglücklich iſt, und Frankreich nicht; im übrigen bin ich ſoviel Franzoſe als Deutſcher. Was mich betrifft, ſo war ich, Gott ſei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieſer Köder des Ehrgeizes, ſei es der Könige, ſei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen. »

«Das geſellige und geiſtige Leben der Deutſchen leidet an Uebeln und wird von Bekümmerniſſen geſtört, welche die Franzoſen nie gefühlt noch begriffen, oder die ſie nicht mehr fühlen und vergeſſen haben. Dieſer Umſtand könnte unſere Bemühungen zuweilen aufhalten und unſere Lage ſehr peinlich machen. Die Nationen ſind nicht weniger Egoiſten als die Individuen; ſie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker, und langweilen ſich bald bei ihren Klagen. Sie ſind aller Zeit bereit ihre eigne glückliche Lage, ihrem Muthe, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geſchicklichkeit zuzuſchreiben; und das Mißgeſchick der andern Völker, deren Schwäche, Unbeſtändigkeit oder Tölpelei. Vielleicht würde man in Frankreich jetzt veraltet finden gegen den Adel zu eifern oder ſeiner zu ſpotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutſchen, über ihre geheime Criminaljuſtiz, ihre dumme Cenſur, und über die unverſchämten Beleidigungen, welchen ihre perſönliche Freiheit jeden Augenblick bloßgeſtellt iſt, ſehr verdrüßlich finden. Sollte mir das begegnen, ſollte mir unglücklicherweiſe nicht gelingen, die Sympathie der Franzoſen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Egoismus und an ihren Vortheil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unſicher ſind, ſo lange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutſchlands feſtgeſtellt ſind, und daß die Säule der franzöſiſchen Freiheit nicht auf dem Platze der Baſtille, ſondern an den Ufern der Elbe einen feſten Grund finden wird.»

«Deutſchland bildet die Gebirgskette, welche die Civiliſation von der Barbarei, die Franzoſen von den Koſaken trennt

Frankreich liebt die Republik nicht, man ſagt es; aber gewiß liebt es noch weniger die Koſaken, und es hat zu viel Ehrgefühl um nicht ſelbſt die blutige Beredſamkeit eines Danton der unverſchämten Rhetorik eines gekrönten Hettmans vorzuziehen. Nun wohl! Deutſchland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwiſchen dem populären und monarchiſchen Despotismus retten; aber unglücklicherweiſe wurde dieſe Lage der Dinge, von den Franzoſen jeder Meinung und jeder Partei, ſeit faſt funfzig Jahre, verkannt. — — — »

« Frankreich und Deutſchland vereinigt, können alles vollbringen und alles verhindern. Ein Krieg zwiſchen Rußland und England, könnte niemals ernſtlich den Frieden Europens ſtören ſo lange Frankreich und Deutſchland neutral bleiben, und weder England noch Rußland könnten für Frankreich gefährlich werden, wenn ihnen nicht Deutſchland Beiſtand leiſtete. Von der Einigkeit Frankreichs und Deutſchlands hängt alſo nicht blos ihr eigenes Wohl, ſondern auch das Schickſal ganz Europens ab. »

« Frankreich, welches ſich ſeit bald funfzig Jahren beluſtigt, die Welt wie einen Kreiſel umherzupeitſchen, hat wohl das Recht, jedes Volk das ihm ſein Bündniß anbietet zu fragen : Was habt Ihr zu Stande gebracht ? Wozu könnt Ihr uns nützen ? Welche Hülfe bringt Ihr ? Welche Bürgſchaft leiſtet Ihr uns ? In Wahrheit zu reden, Deutſchland hat ſeit dre Jahrhunderten nichts gethan, und es hat alles geduldig ertragen, was ihm Andere haben anthun wollen. Aber eben darum haben Arbeiten, Leidenſchaften und Genüſſe, die jungfräulichen Herzen und die keuſchen Geiſter Deutſchlands noch nicht erſchöpft; ſie bildet die Reſerve der Freiheit und wird ihren Sieg entſcheiden. Sein Tag wird kommen, und, um ihn zu wecken braucht es nur ſehr wenig: Ein Moment guter Laune, ein Lächeln des Zufalls, etwas Himmelsthau, einen Eisbruch, einen Narren mehr oder einen Narren weniger, ein Nichts; das Glöckchen eines Maulthiers iſt genug die Lavine fallen zu machen. Alsdann wird Frankreich, welches ſich über nichts mehr verwundert, dieſes Frankreich, welches in drei Tagen, das mühſame Werk eines Jahrhunderts aus dem Stegreiſe vollbracht, und aufgehört hat ſich über ſich ſelbſt zu erſtaunen — es wird ſich über das deutſche Volk erſtaunen und dieſes Erſtaunen wird nicht blos Ueberraſchung ſeyn, ſondern Bewunderung.»

«Frankreich ſollte endlich Deutſchland, dieſe Quelle ſeiner Zukunft, kennen lernen; es ſollte ſich endlich überzeugen, daß es ſich nicht ſelbſt genug und nicht alleiniger Herr ſeines Schickſals iſt Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei ſeyn, das heißt nur zeigen, daß man der Freiheit würdig ſey. Ein Volk das Tag und Nacht ſeine Freiheit bewachen muß, iſt nicht frei, wie ein Menſch der auf ſeine Geſundheit Acht haben muß, nicht geſund iſt. Frankreich hat in weniger als funfzig Jahren, das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es iſt groß und bewunderungswürdig, aber ſein Ruhm hat keine Früchte getragen.»

«Frankreich hat Deutſchland immer falſch beurtheilt und was ſchlimmer iſt, es hat es gar nicht beurtheilt, es hat ſich nicht darum bekümmert. Deutſchland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum beſſer zu begreifen. Anfänglich war es die Bewunderung, dann der Haß und in der letzten Zeit eine Art höchſt lächerlicher Geringſchätzung, die ſein Urtheil blind gemacht. Die Deutſchen, welche niemals vorwärts gehen, kommen nie in die Lage umkehren zu müſſen, und jetzt werfen ſie den Franzoſen vor, daß ſie ſo oft Rückſchritte machten! — — —»

«Für jeden redlichen Mann iſt es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von ſeinem Vaterlande übel zu ſprechen; die Landsleute, die Fremden ſelbſt ſehen darin nur eine ſtrafbare Verrätherei. Allein hören Freimüthigkeit und Unparteilichkeit auf Tugenden zu ſeyn, ſobald man ſie auf einen Gegenſtand ſeiner Liebe wendet? Die Deutſchen haben, ſeit ſie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine National-Eitelkeit bekommen, von der ſie früher frei waren. Der National-Empfindlichkeit der Franzoſen ging wenigſtens der Ruhm voraus; ohne Zweifel wird der Ruhm auch einſt den Deutſchen nicht fehlen; aber bis heute haben ſie noch nicht genug gethan, um ſich der Zuverſicht hinzugeben, daß man nicht ihr ſtolzes Selbſtgefühl für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich beſiegte, hat Deutſchland nur ein Joch von ausländiſchem Holze, gegen ein Joch von inländiſchem Holze vertauſcht, und den glänzenden Despotismus Napoleons gegen die Scheidemünze ſeiner armſeligen Zwergtyrannen gewechſelt. Und dann, iſt nicht in jeder National-Eitelkeit etwas Kindiſches, ja ſelbſt Unſinniges? Ein einzelner Menſch kann entſchuldigt werden, wenn er gegen das was man von ihm denkt und ſpricht ſich empfindlich zeigt; denn der Einzelne gilt nur ſo viel er geſchätzt wird; da aber der Preis einer Nation immer ihrem wirklichen Werthe gleich kömmt, ſo iſt die Eitelkeit von ihrer Seite ganz nutzlos und nichts als Einfältigkeit. Uebrigens wäre es leicht zu beweiſen, daß oft, was die verſchiedenen Völker Großes gethan, nur durch ihre Fehler zu Stande gekommen, und was andere Völker erduldet, ſie nur wegen ihrer Tugenden erlitten. Es iſt alſo in jedem Lobe eines Volkes etwas ſeine Zufriedenheit zu mäßigen, und in jedem Tadel etwas die Beſchämung zu verſüßen. ———»

« Indem wir Deutſchland und Frankreich zu vergleichen gedenken, haben wir keineswegs die Abſicht die überlegenen oder untergeordneten Eigenſchaften des Einen oder des Andern darzuthun, denn das führte zu nichts. Man hat die Gewohnheit Menſchen und Völkern Moral zu predigen, als wäre ihnen möglich ihren Charakter zu ändern; aber in Wahrheit iſt das unmöglich. Weder die Individuen noch die Nationen können alle Tugenden vereinigen; es giebt Tugenden die unvereinbar, es giebt gewiſſe gute Eigenſchaften die nothwendig mit gewiſſen Fehlern verbunden ſind. Das aber iſt die wahre nützliche Aufklärung die man den Völkern geben kann : ihnen zu zeigen, wie ſie in außerordentlichen Fällen, wo ſie zum handeln oder zum widerſtehen, gute oder ſchlimme Eigenſchaften, die ihnen ſelbſt fehlen, nöthig hätten, dieſelben bei fremden Völkern ſuchen und zum Beſten gebrauchen ſollen. »

« Frankreich und Deutſchland, müſſen um mächtig und unabhängig zu ſeyn, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem andern abhängen. Die Dienſte welche ſie ſich wechſelſeitig zu leiſten haben, ſind leicht feſtzuſetzen. Im Allgemeinen herrſcht bei den Franzoſen der Verſtand (le caractère), bei den Deutſchen der Geiſt vor; es kömmt alſo letztern zu, zu entſcheiden, was man zu thun, den Andern, wie man es zu vollbringen habe. — — —»

— Ein Artikel über Uhland und Béranger enthielt unter andern folgendes.

« Die Deutſchen üben eine edle Gerechtigkeit gegen alles was groß und ſchön iſt, in jeder Gattung, in jedem Lande, und zu jeder Zeit, und ſie theilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwiſchen alle Verdienſte mit einer ſtrengen und bewunderungswürdigen Unparteilichkeit. — — — »

« Wären die Menſchen immer glücklich, dann würde Béranger ihr Apoſtel ſeyn, und deſſen Lieder ihnen zum Evangelium dienen. Wären die Menſchen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Prophet, und deſſen poetiſche Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Luſt und Schmerz gemiſcht iſt, muß man Beranger und Uhland zugleich verehren, ſich abwechſelnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzoſe bald Deutſcher ſeyn, Gott und Liſette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den ſchönen Tagen der erſten Liebe, erſtickt man faſt ein Deutſcher zu ſeyn; aber wenn die Witterung kalt iſt, gewähren euch eure Kamine und eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet Ihr alsdann einen Deutſchen Ofen und ein deutſches Herz finden! — — — »

« Béranger iſt liebenswürdig und Uhland iſt achtungswürdig: ſie ſind von ihrem Lande; die Franzoſen ſind frei und glücklich, und die Deutſchen verdienen es zu ſeyn. Wenn eines

Tages die Deutſchen irre geführt von den Lügen und Ränken ihrer Fürſten, dem kindiſchen Weſen ihrer Poeten und der Unwiſſenheit ihrer Gelehrten, zum zweiten Male ſich mit einem ſelbſtmörderiſchen Haſſe gegen Frankreich begeiſterten, dann würden die Lieder Bérangers ihren Zorn verſtändigen und entwaffnen. Wenn die Franzoſen ſich von ihrer Nationaleitelkeit oder von dem Ehrgeitze eines kriegeriſchen Oberhaupts ſich von neuen gegen Deutſchland treiben ließen, dann mögen ſie Uhlands Lieder leſen, um zu erfahren, daß ein Volk das ſeinen Ruhm in der Gerechtigkeit ſetzt, und dem das Recht als Schild dient, nie unterjocht werden kann, und daß ſeine Freundſchaft vortheilhafter iſt als der Sieg ſelbſt. — — — »

— In einem franzöſiſchen Artikel über Menzels Franzoſenfreſſerei, ſagte ich:

« Wie! Ihr ſeyd ein Volk von drei und dreißig Millionen Menſchen und Ihr beklagt euch von Napoleon beſchimpft und verachtet worden zu ſeyn? Hat Napoleon etwa auch die Engländer und Spanier verachtet, die ſeine Feinde waren? Hat er etwa die Polen verachtet die ſeine Verbündete waren? Aber beruhigt Euch, Ihr unglückſeligen Eunüke der Nationalehre, die nicht Euch gehört und die Ihr nur für den Gebrauch Eurer Sultane bewacht; nicht Euch das deutſche Volk, die deutſchen Fürſten hat Napoleon verachtet, jene Fürſten des Rheinbundes die vor ihm gekrochen, die in ſeinem Vorzimmer wie Bediente Wache gehalten; die um den Titel eines Königs, eines Großherzogs, eines Herzogs, die um die Erlaubniß, ſich der armſeligen Reſte von Freiheit zu bemächtigen, die ihren Unterthanen, von ihrem ganzen Erbe noch übrig geblieben, und um die Nachſicht in ihren Präfekturen die Despoten ſpielen zu dürfen, ihm ihre Völker verkauften und ihm halfen ihre Landsleute zu unterdrücken, und Preußen zu vernichten, das ſie gegen Oeſterreich geſchützt, und Oeſterreich deſſen Vaſallen ſie waren. Dieſe Fürſten waren es welche Napoleon mit Recht, aber zu ſeinem Verderben nicht genug verachtet, denn er hat ſich von ihnen betrügen laſſen.» — — —

«Ergreift die Waffen, Ihr hochherzigen Vertheidiger der Nationalehre, erobert das Elſaß wieder; aber eilt euch, die Sache iſt dringend, bald werden die Feſtungen Spielberg, Ollmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenſtein, Hohenasberg, für die väterlichen Bedürfniſſe Eurer Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Citadelle mehr gäbe, um euren Patriotismus als Prytaneum zu dienen. Allein bevor ihr Euch den Gefahren des Ruhms ausſetzt, fragt die Elſaſſer, ob ſie einwilligen, wieder Deutſche zu werden, ob ſie ſich glücklich ſchätzen würden, ihren König gegen einen der deutſchen Bundesfürſten, ihre Deputirten-Kammer gegen die Frankfurter Bundesverſammlung, die Freiheit der Preſſe gegen die ſchändliche Cenſur, die Nationalgarde gegen die Gendarmerie, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gegen geheime Tribunäle, die Jury gegen abhängige Richter, und die Gleichheit der Stände, gegen den Hochmuth und die Unverſchämtheit des Adels und der Satrapen zu vertauſchen. Fragt ſie das und ſie werden euch antworten: wir ſind die glühendſten und treueſten Patrioten unter allen Franzoſen, gerade weil wir an der deutſchen Grenze liegen. — — — — »

« Geht doch, ihr ſtümpernden Liebhaber der Nationalehre! Es iſt ein Unglück, aber keine Schande von einem fremden Volke beſiegt worden zu ſeyn, das iſt allen Völkern und den tapferſten begegnet; aber es iſt eine Schande in ſeinem Vaterlande Sklave zu ſeyn. Der fremde Sieger macht uns wenigſtens das Recht nicht ſtreitig, ihn zu haſſen und uns an ihn zu rächen; indem er uns unterjocht und niederdrückt, verlangt er nicht zugleich unſere Liebe und unſere Achtung; aber die inländiſchen Tyrannen zwingen uns die Hand zu küſſen die uns züchtigt. Die Ehre eines Volkes iſt, daß es wiſſe frei zu ſeyn, ein Bedientenvolk hat keine Anſprüche auf Achtung zu machen. Was habt Ihr nöthig zwei Jahrhunderte zurückzugehen um im Elſaß Eure Nationalſchande zu ſuchen? Sie liegt Euch unter den Händen, ſie iſt von geſtern. In Spanien, dem Vaterlande der Inquiſition, beſteht Preßfreiheit, und in Deutſchland, dem Vaterlande Luthers, herrſcht die Cenſur! Ihr hungert nach Nationalehre, Ihr füttert Euch mit dem Siege, den vor achtzehn hundert Jahren Arminius über die Römer gewonnen, Ihr ernährt Euch armſelig mit der Aſche Eures Ruhms, und die Varus von Frankfurt beſchimpfen und bedrohen Euch alle Tage! Wiſſet daß dort die Schande iſt und daß auch dort die Ehre könnte ſeyn. — — »

— Ein Artikel über Heine enthielt folgendes:

« Das deutſche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es iſt groß, königlich, die Krone der Erde die mit ihren ewigen Gletſchern ſchimmert. Deutſchland ward das reinſte

Sonnenlicht, den andern Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort ſind die Quellen der großen Ströme der Geſchichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutſchen das Genie, den Franzoſen das Talent; den einen die ſchöpferiſche, den andern die anwendende Kraft. Aus dem deutſchen Boden ſind alle jene große Ideen hervorgegangen, die von geſchickteren, unternehmendern oder glücklichern Völkern ins Werk geſetzt und benutzt worden ſind. Deutſchland iſt die Quelle aller europäiſchen Revolutionen, die Mutter jener Entdeckungen welche die Geſtalt der Welt geändert haben. Das Schießpulver, die Buchdruckerei, die religiöſe Reform ſind aus ihrem Schooſe hervorgegangen — undankbare und vermaledeite Töchter, die Prinzen geheirathet und ihre plebeiſche Mutter verhöhnt haben. ———»

«Die Franzoſen klagen oft und ſpotten zuweilen über den Nebel, der den Geiſt der Deutſchen umhüllt. Aber dieſe Wolken, welche den Franzoſen das Sehen verhindert, ſind nur zu den Füßen der Deutſchen gelagert; ſie ſelbſt ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und ſtrahlende Luft. ———»

Das iſt es was ich den Franzoſen von Deutſchland, was ich den Deutſchen von Frankreich geſagt. Und jetzt betrachte man die Lügenſtickerei mit welcher Herr Menzel meinen guten und reinen Stoff zu bedecken ſuchte.

«Herr Börne giebt in Paris ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes Journal: la Balance, heraus. Im erſten Heft deſſelben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei geweſen ſey. Er ſagt aber kein Wort gegen den franzöſiſchen Patriotismus. Dieſen läßt er gelten. Nur gegen den Deutſchen zieht er, ſelbſt ein Deutſcher, zu Felde und in welchem andern Intereſſe als in dem der Franzoſen.»

Wo findet ſich denn in meinen Worten oder auch nur in meinen Gedanken, daß ich den deutſchen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, den franzöſiſchen aber für Weisheit? Wo ſteht das? Mir braucht Herr Menzel nicht zu ſagen wo es ſteht, ich weiß es — es ſteht in ſeiner Inſtruktion. Er hat ſich darum nicht mit mir zu verſtändigen, ſondern nur mit jenen unſchuldigen und gutmüthigen Leſern, deren es in Deutſchland ſo viele giebt, die zwar als Knaben ſchon den Livius und den Tacitus geleſen, aber nur lateiniſche Vokabeln und Wendungen, nicht aber die uralten Ränke der Ariſtokratie, und die ewigen Tücken des Despotismus daraus gelernt. Gegen jene unwiſſenden Leſer hat ſich Herr Menzel zu rechtfertigen, die von dem Maſchinenweſen der öffentlichen Meinungsfabrik nicht die geringſte Kenntniß haben, und von der Bauchrednerei der politiſchen Gaukler und Taſchenſpieler gar nichts ahnden. Dieſen, nicht mir, zeige er die Stelle wo ſich das findet was er mir zum

Vorwürfe macht. Ich habe nicht den deutſchen Patriotiſmus allein, ich habe auch den franzöſiſchen und jeden Andern verdammt, und ich habe ihn nicht für eine Narrheit erklärt, ſondern für mehr, für eine Sünde. Will Herr Menzel darüber mit mir ſtreiten, ob der Patriotiſmus eine Tugend ſey, oder nicht, ſo bin ich gern dazu bereit.

«Doch es ſcheint, wir müſſen bei Herrn Börne vorausſetzen, er betrachte den Unterſchied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, er halte den Patriotiſmus nicht für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges, ſondern für eine Erfindung, für etwas, das den Völkern aufgeſchwatzt worden ſey, um ſie an einander zu hetzen und ſich wechſelſeitig zu unterdrücken.»

«Wollten wir auch dies Prinzip zugeben, was wir nicht thun, ſo würde doch daraus folgen, daß Herr Börne nicht blos dem Deutſchen, ſondern auch dem franzöſiſchen Patriotiſmus den Krieg ankündigen müßte, wenn er dem Verdacht entgehen will, er wolle nur den Franzoſen und ihren Intereſſen auf Koſten der Deutſchen ſchmeicheln und ſtatt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzoſenthum ausbreiten.»

«Iſt denn aber das Prinzip überhaupt richtig? Kann man ſo in aller Geſchwindigkeit den Patriotiſmus in der Welt ausrotten? und iſt es wahr, daß der Patriotiſmus der Freiheit verderblich ſey? Im Gegentheil. Es giebt gar keine Freiheit ohne Patriotiſmus. Was Herr Börne lehrt, iſt genau dieſelbe

Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Welt-Monarchien, der Hierarchien. Nur dieſe waren es von jeher, welche die Nationalunterſchiede auszurotten und die ganze Menſchheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil ſie wohl wußten, daß ſie die Freiheit auf keine andere Weiſe unterdrücken könnten, als indem ſie die Nationalität unterdrückten. Aus demſelben Grunde, war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welche die Freiheit rettete oder wieder eroberte. Nur deutſcher Patriotismus war es der einſt den Römern ſagte : bis hierher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoraliſation der Sklaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römiſchen Kaiſer-Deſpotie, aufhielt. Nur deutſcher Patriotismus war es, der den Päbſten zurief : bis hierher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutſcher Patriotismus war es, der auch dem weltſtürmenden Corſen zurief : bis hierher und nicht weiter! und dadurch erſt jene neue Baſis ſchuf, auf der ſo viel gebaut wird. Herr Börne ſelbſt müßte vielleicht jetzt als franzöſiſcher Polizeipräfect in ſeiner Vaterſtadt Hauriren und Programme zu kaiſerlichen Namensfeſten ſchreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutſcher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergoſſen hätten, um ihn die Sicherheit zu erobern, in der er jetzt in Paris ſitzt und ſchreibt und die Geiſter der Helden verhöhnt. »

Ich betrachte keineswegs, wie Herr Menzel vorausſetzt, den Unterſchied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, wenigſtens giebt es größere Hinderniſſe die meine Aufmerkſamkeit viel ſtärker in Anſpruch nehmen. Doch was heißt Unterſchied der Nationen? Herr Menzel gebraucht oft Worte, welchen ſich zu widerſetzen eben ſo unmöglich iſt als die Luft durchzuhauen. Ich halte den Patriotismus, ganz wie Herr Menzel, für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges. Er iſt ein angeborner Trieb, und darum natürlich, und darum heilig, wie alles was von der Natur kömmt. Aber welches Heilige wurde nicht ſchon mißbraucht, ja mehr mißbraucht als alle gemeinen Dinge, weil eine ehrfurchtsvolle Scheu jede genaue Unterſuchung zurückſchreckte, und den Schändern des Heiligthums freien Spielraum gab? Was iſt heiliger als Gott, und was wurde mehr mißbraucht? Ich halte den Patriotismus nicht für eine Erfindung der Machthaber, denn dieſe haben nie etwas Gutes erfunden. Aber die Fürſten haben auch das Pulver nicht erfunden, und dennoch gebrauchen ſie es blos zu ihren alleinigen Vortheil und oft zum Verderben ihrer eignen und der fremden Völker. Das Pulver haben die Machthaber den Völkern abgeſchwatzt, und von Patriotismus, von Vaterland haben ſie ihnen eine ganz falſche Bedeutung aufgeſchwatzt, um ſie aneinander *zu hetzen und ſich wechſelſeitig zu unterdrücken.* Das iſt es freilich was ich meine.

Die Neigung, ſtäte Bereitwilligkeit und der unerſchütterliche Muth, für das Glück, die Ehre, den Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit ſeines Landes thätig zu ſeyn, und dabei kein Opfer, keine Anſtrengung zu ſcheuen, ſich von keiner Gefahr abſchrecken zu laſſen: das iſt es was wir Liebe des Vaterlandes nennen. Das Glück, der Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit eines Landes, können von zwei Seiten bedrohet werden, von außen und von innen. Die Uebel die von außen kommen, ſind ſeltener, es ſind gewaltſame Verletzungen und ſie gleichen den Verwundungen des menſchlichen Körpers. Sie ſind ſchmerzlich, aber nicht bösartig und können den ſtärkſten und geſundeſten Staat treffen. Die Uebel die von innen kommen gleichen den Krankheiten, ſie ſind häufiger und bösartiger, denn ſie ſetzen verdorbene Säfte, eine fehlerhafte Conſtitution, oder ungeregelte Lebensordnung voraus. Nun haben aber die Machthaber, welche die öffentliche Meinung, Moral und Erziehung nur zu ihrem eigenen Vortheile lenken, *die* Liebe zum Vaterland, die ſich gegen die innern Feinde hülfreich zeigt, nie als eine Tugend geltend zu machen geſucht, ſondern vielmehr als das größte aller Laſter verdammt, und unter den Namen Landesverrätherei und Majeſtätsverbrechen, durch ihre Geſetze mit den härteſten Strafen bedroht. Diejenigen Bürger haben ſie für die beſten Patrioten erklärt, die ihren unheilbringenden Geſetzen am meiſten Ehrfurcht und Achtung bezeigten, indem ſie nur für ſich und ihre Familie Sorge trugen, ſich aber um die Kränkungen welche ihre Mitbürger und ihr Vaterland erlitten nie bekümmerten. Nur denjenigen Patriotismus, der ſich äußern Feinden des Vaterlands entgegenſetzt, haben ſie als eine Tugend angeprieſen und belohnt, weil er ihnen nützte, weil er ihre Herrſchaft ſicherte, und ſie in den Stand ſetzte, jeden fremden Fürſten oder jedes fremde Volk, die ſie befeinden wollten, als Feinde ihres Volkes darzuſtellen.

Die Liebe des Vaterlandes, ſie mag ſich nach außen oder nach innen offenbaren, iſt eine Tugend ſo lange ſie in ihren Schranken bleibt; darüber hinaus wird ſie ein Laſter. Wenn Herr Menzel ſagt, für das Vaterland handelt man immer ſchön, ſo iſt das eine alberne Floskel, albern und läſterlich zugleich. Nein, man handelt nur ſchön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will; man handelt nur ſchön für das Vaterland, wenn es das Vaterland iſt für das man ſich bemüht, nicht aber ein einzelner Menſch, ein Stand oder ein Intereſſe, die durch Ränke und Gewalt ſich für das Vaterland geltend zu machen wußten. Die Vaterlandsliebe iſt für den Bürger, was die Familienliebe für den Hausvater iſt. Wenn nun Religion und Sittlichkeit den Hausvater lehren: Du ſollſt deinen Nebenmenſchen lieben wie dich ſelbſt, du ſollſt ihn nicht haſſen, nicht kränken; wenn das Staatsgeſetz gebietet: Du ſollſt deinen Mitbürger nicht beſtehlen, nicht berauben; ihn nicht in ſeiner Ehre, ſeinem Rechte, ſeinem Eigenthum kränken und wenn auch dein Weib und Kind vor deinen Augen verhungerten, ſo darfſt du doch deinem reichen Nachbar kein einziges Brot entwenden — wollten ſie damit lehren oder verbieten, daß man ſein Weib und Kind nicht lieben, daß man ſeine Familie verrathen ſollte? Aber was man nicht thun darf für ſeine Familie, darf man auch nicht thun für ſein Vaterland. Das Recht iſt ein unentbehrlicheres Lebensmittel als das Brot, und Tugend iſt ſchöner als Ruhm.

Herr Menzel fragt: Ob man ſo in aller Geſchwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten könne? Es iſt aber nicht die Rede von dem was man kann, ſondern von dem was man ſoll. Vom Ausrotten des Patriotismus iſt gar nicht die Rede ſondern nur von der Vertilgung aller Schändlichkeiten, die der Egoismus der Fürſten und der Völker mit den Namen Patriotismus umſchleierte. Von aller Geſchwindigkeit iſt am wenigſten die Rede. Wir gewähren noch ein halbes Jahrhundert bis die Völker Europens, bis beſonders die Franzoſen und die Deutſchen zur Einſicht gelangen, daß von ihrer Einigkeit ihr Glück und ihre Freiheit abhängen. Ehe das geſchieht werden noch manches Jahr die Koſakenpferde in der Rhone trinken, und mancher deutſcher Dom wird von den Türken unter ruſſiſcher Kriegsführung zum Stalle entweiht werden, und wird ein Meer von Blut das Glück und das Leben von Millionen Menſchen des Feſtlandes begraben.

Die Fürſten ſind einig, aber weil ſie wiſſen, daß die Einigkeit ihrer Völker ihre eigne fruchtlos machen würden, ſuchen ſie dieſe zu verhindern. Kein Fürſt ereifert ſich darüber, wenn ein fremdes Volk ſein eignes anfeindet. Herr Menzel, der in dem ſchulbübiſch cenſirten Deutſchland alle mögliche Freiheit genießt die Franzoſen zu verläſtern, ſie bei den Deutſchen zu verläumden, und dieſe gegen ſie aufzuwiegeln — er verſuche es einmal gegen Louis Philipp, der doch auch ein Franzoſe iſt, ein feindliches Wort zu äußern! Aber ich bin gewiß, daß es Herr Menzel nicht verſuchen wird; denn er weiß *die feinſten Tendenzen ſeiner* Zeit eben ſo gut als der Fürſt von Pückler zu berückſichtigen, der auch von dem Könige der Franzoſen alles mögliche, von deſſen Volke aber gar wenig Gutes zu ſagen wußte.

Was Herr Menzel am angeführten Orte weiter ſagt, fand ich ſo ermüdend dumm, daß ich mich erſt etwas erholen muß, ehe ich darauf eingehe. «Er iſt nicht eitel», rühmt mich Herr Menzel; aber ich muß zu meiner Beſchämung geſtehen, daß ich es manchmal doch bin. So oft ich mich gezwungen ſehe zu ſpießbürgerlichen Erörterungen hinabzuſteigen, regt ſich mein Stolz in mir, und ich erröthe keinen ebenbürtigen Gegner zu haben. Herr Menzel darf es mir glauben, daß er nicht halb ſo viel von Politik verſtehet als meine franzöſiſche Köchin, ob ſie zwar Eulalia heißt und dieſer Name voll Menſchenhaß und Reue, voll Melancholie, Empfindſamkeit, Mondlichtszitterſchein und andern Deutſchthümlichkeiten, die allergrößte Unbekanntſchaft mit Politik, Diplomatik und übrigen Spitzbübereien zu verrathen ſcheint.

Herr Menzel ſagt: was ich lehrte, hätten zu jeder Zeit die Welteroberer gelehrt; dieſe hätten immer um die Freiheit zu unterdrücken, alle Nationalität auszurotten und die ganze Menſchheit in eine Uniform zu zwingen getrachtet. O Geduld! oder hätte ich nur einen einzigen Zoll von einem Welteroberer, daß ich die Geduld entbehren könnte! Wie hätte denn je ein Eroberer entſtehen, wie hätte je der Fürſt eines Landes, ſein Volk ſo dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben ſeiner Raubſucht und ſeinem Ehrgeize zu dienen, wenn er ihm nicht vorher eine falſche Bedeutung des Patriotismus aufzuſchwatzen verſtanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland haſſen, heiße ſein Vaterland lieben? Und wenn die Eroberer auch wirklich darin ihren Vortheil fanden, den Nationalegoismus der von ihnen unterjochten Völker zu unterdrücken, was könnte man damit beweiſen? Die Ehrgeizigen gebrauchen alle Mittel, auch edle, der Zweck heiligt ſelbſt dieſe in ihren Augen. Die Eroberer, die Unterdrücker haben die Nationaleigenthümlichkeiten der von ihnen unterjochten Völker zu zerſtören geſucht, ſo lange ſie glaubten, daß dieſes ihre Herrſchaft erleichtere und ſichere; ſobald ſie aber zu beſſerer Einſicht gekommen, ſobald ſie begreifen gelernt, daß man verſchiedene Völker am ſicherſten beherrſche, wenn man ſie in wechſelſeitiger Eiferſucht, wenn man ihren Patriotismus erhalte, und ſo eines von dem andern bewachen laſſe, haben ſie mit dem größten Eifer alle Nationalverſchiedenheiten zu unterhalten geſucht. In dem Oeſterreichiſchen Staate giebt es, genau gezählt, neun verſchiedene Patriotismen. Die Fürſten Oeſterreichs haben die Nationalverſchiedenheiten und Charakterzüge aller von ihnen beherrſchten Völker, immer mit ſolcher ängſtlichen Sorgfalt unterhalten, daß ſie ſich ſogar geſcheut, die noch hier und da ſich findenden Grabſteine längſtverſtorbener, längſt verfaulter Freiheiten zu zerſtören, ſie, welchen doch immer ſelbſt vor jedem Zeichen der Freiheit ſchauderte? Thaten ſie ſo zum Vortheile der Freiheit oder zum Vortheile des Despotismus? Iſt Oeſterreich ein freier Staat? Möchte Herr Menzel in Wien ſchreiben? Doch wer weiß, vielleicht möchte er es.

Was hat man nicht ſchon den Menſchen als Patriotismus aufgebunden! Die Oeſterreicher ſind ſo treuherzige und gutmüthige Menſchen, daß man unter ihnen findet, was ſonſt nirgends in der ganzen Welt zu finden iſt; nähmlich Polizei-Spione unter den ehrlichſten Leuten. Wenn ein ſolcher ehrlicher Spion ſeinen Nachbarn, ſeinen Freund, ſeinen Bruder verräth, ſchwört er darauf er ſey ein guter Patriot und ſtirbt ſo ſelig wie der heilige Antonius.

Ich könnte dem Herrn Menzel ein großes Geheimniß anvertrauen; ich könnte ihm zeigen, daß die Deutſchen für den Patriotismus gar nicht gemacht ſind, daß ſie darum keinen haben, daß es ihre ſchöne Beſtimmung iſt keinen zu haben, und es daher gut ſei, daß ſie nicht frei ſind, und wie ſich dieſes einſt zum Glücke der Europäiſchen Menſchheit wenden werde. Doch um das alle klar zu machen, müßte ich mich mit Herrn Menzel auf einen hohen Standpunkt ſtellen, und ich fürchte da gäbe er mir Recht, hielte mich feſt, und ließe mich nicht wieder herunter. Man weiß es ja, wie himmliſch wohl es allen deutſchen Gelehrten auf ſehr hohen Standpunkten iſt; denn dort oben in den Wolken giebt es keine Polizei. Darum bleibe ich lieber unten und ſahre in meinen ebenen Betrachtungen fort.

Wenn vielleicht Herr Menzel mir den Arminius, den Luther und den Napoleon an den Kopf geworfen um mit meiner ſchwachen Faſſungskraft zu ſcherzen, die es mir immer unmöglich machte die Herrlichkeit des deutſchen Patriotismus, ja auch nur ſein Daſeyn aufzufinden, ſo laſſe ich mir es gefallen; denn ich kenne und liebe den Scherz. Herr Menzel wollte mich dann nur necken, weil er wußte, daß ich jedesmal toll werde, wenn ich von der Teutoburger Schlacht, und wenn ich jene gar zu jämmerlichen und ungeſchickten Schmeichler höre, die um das deutſche Volk zu loben, das wie jedes Volk des Lobes nie bedarf, ihm nur zwei große Thaten auf achtzehen Jahrhunderte vorzuſchmeicheln wiſſen, und eines neunzehnten Jahrhunderts bedurften, um die dritte That hinzuzufügen. War es aber Herrn Menzel Ernſt mit dem Teutoburger Walde, der Reformation, und dem korſiſchen Tyrannen; waren es nicht blos die alten Poſſen aus der Befreiungs-Komödie, wollte er vielmehr wie viele Andere, und wie befohlen, die Deutſchen damit einſchläfern, und ihnen rathen ſich auszuruhen von den drei großen Werken die ſie in neunzehn hundert

Jahren vollbracht — ſo muß ich es wohl als Ernſt annehmen, und ein Wort darüber ſprechen.

Herr Menzel hat ſelbſt eine Geſchichte der Deutſchen geſchrieben, und zwar mit einem ſo feurigen anachroniſtiſchen Turner-Patriotismus, daß Arminius und Blücher ſich wie zwei Brüder ähnlich ſehen. Ich bitte ihn daher in ſeinem eignen Werke die Kriege der Germanen mit den Römern nachzuleſen, und mir dort eine Spur von Patriotismus aufzuzeigen. Die deutſchen Völkerſchaften kämpften damals weder für ihren Boden, noch für ihre Stammgenoſſen, noch für ihren Nationalruhm, noch für ihre Freiheit. Sie kämpften nur für ihre Führer, und fochten mit gleicher Luſt und Tapferkeit, in der Reihe der Römer gegen ihre Landesleute, wie in der Reihe ihrer Landesleute gegen die Römer. Die deutſchen Häuptlinge und Fürſten ſtritten für ihren Ehrgeitz und ihren Vortheil, und je nachdem dieſe wechſelten, wechſelten ſie mit ihren Verbündeten und ihren Feinden. Bald bekämpften ſie die Römer, bald die Deutſchen. Zwiſchen den deutſchen Fürſten und Völkerſchaften war ſelbſt im eigenen Lande ein unaufhörlicher Krieg. Der Bruder des Arminius kämpfte in den Reihen der Römer, und Arminius ſelbſt wurde, nachdem er Varus beſiegt, von andern deutſchen Fürſten, worunter ſeine eigene Verwandte waren, heimlich todtgeſchlagen. Herr

Menzel ſieht, daß ſchon in uralter Zeit der deutſche Patriotismus einen ſo ſchlechten Lohn fand als in unſern Tagen. Wäre der brave Blücher älter geworden, hätte er vielleicht auf der Citadelle von Magdeburg ſich mit dem Schickſale des Arminius tröſten müſſen, das doch noch trauriger geweſen als ſeines; denn nie hätte er, ob er zwar ſelbſt Huſar war, die jetzige Huſaren-Regierung Preußens gut geheißen.

Die Deutſchen kämpften Jahrhunderte lang die Einen für, die Andern gegen die Macht der Römiſchen Kaiſer, und nicht eher ſahen ſie in den Römern einen gemeinſchaftlichen Feind und verbanden ſich gegen ſie, bis nordiſche Völker kamen, und ſie auf die Römer warfen, ganz ſo wie ſie achtzehn hundert Jahre ſpäter, von den Ruſſen gegen die Franzoſen gedrängt worden.

Stand deutſcher Patriotismus auch nur in der entfernteſten geiſtigen oder Blutsverwandtſchaft, nur in der loſeſten geſchichtlichen Verbindung mit der Reformation? Nein, der Patriotismus war weder Urſache noch Wirkung, weder Vater noch Kind, weder Vorhergegangenes noch Nachfolgendes der Reformation. Im Gegentheil, die Reformation vernichtete allen deutſchen Patriotismus, ſelbſt jenen ſchlechten den Herr Menzel preiſt und den wir verdammen. Die Reformation war die Schwindſucht an der die deutſche Freiheit ſtarb und Luther war ihr Todtengräber. Pfaffentrug hatte den alten guten Glauben mit Aberglauben verfälſcht, ſo daß er geſunden Herzen nicht mehr munden konnte. Da kam Luther, der ſich wie alle deutſche Gelehrte auf einen reinen Wein verſtand, ließ das Faß auslaufen, und bot dem Volke für den verdorbenen Wein des Glaubens, das reine Waſſer der Philoſophie an. Was wurde dabei gewonnen? Der Weſtphäliſche Friede iſt da mit ſeiner Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Reformation. Einige Tauſend Denker erwarben ſich Gedankenfreiheit, und das ganze Land verlor ſeine Lebensfreiheit. An einem Wahne wurde das Volk ärmer und an tauſend Narrheiten, welche die deutſchen Theologen und Philoſophen erſonnen, wurde das Land reicher. Das Papſtthum, dieſer böſe neckiſche Geiſt, doch ohne Körper, der nur Abergläubiſche ſchreckte und von allen Verſtändigen verlacht wurde, das wurden ſie los; dafür aber bekamen ſie zwei handgreifliche ſchwerbewaffnete Völker in das Land, den Franzoſen und den Schweden. Ein Jahrhundert lang erwürgten ſich die Deutſchen unter einander, und um ungeſtört ihre Wunden verbinden, ihre Todten begraben zu können, mußten ſie endlich einen Theil ihres Landes fremden Königen abtreten. Zwanzig Univerſitäten wurden errichtet, um die Gelehrten für ihre Volksverrätherei, für ihre Fürſtendienſte zu belohnen, und tauſend Städte und Dörfer lagen in Trümmer und Aſche und die Gebeine von zehn Millionen Deutſchen bedeckten das verwüſtete Land. Nie haben die deutſchen Fürſten ihren Völkern, nie haben dieſe ſich ſelbſt, nie wurde ihnen vom Auslande mehr Schimpf und Schande angethan als während der Reformation; und das nennt Herr Menzel Patriotismus! Ich habe mich in einem franzöſiſchen Journale über die Urſachen und Folgen der Reformation umſtändlicher ausgeſprochen, und ich will einige hierher gehörige Stellen daraus anführen.

« Die Reformation hat nur den Fürſten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch ſie nichts an ſeinem ſinnlichen Glücke gewonnen, und viel von ſeinem geiſtigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die prieſterliche Macht doch nur eine moraliſche. Die Völker verarmten um die Kirche zu bereichern, wie man ſich um ſeine Geliebte zu Grunde richtet, wenn man zu ſchwach oder zu voller Leidenſchaft iſt, ihrem Schmollen und ihrem Liebkoſen zu widerſtehen. Als aber nach der Reformation die Fürſten ſich der Güter und Einkünfte der Geiſtlichkeit bemächtigt hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben, und die Strafgeſetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegfeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er ſchrieb die Reue vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Reue gebietet ſich nicht. Er verlangte gute Werke ſtatt äußern Gottesdienſtes, aber die guten Werke wurden ſeit dieſer Lehre nicht häufiger.»

«Die Sitten wurden ſtrenger, nach außen war alles rein und fleckenlos; aber es waren nur zurückgetretene Laſter, welche die verborgenen Theile des Staatskörpers verwüſteten. Ränke und Spitzbübereien erſetzten die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen. Die religiöſen Feſte wurden vermindert, die Werktage und hierdurch die Mühen des Volks wurden vermehrt; der Gottesdienſt, während dem Katholizismus der Troſt und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen, wurde in eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen ſich langweilten und einſchliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunſt, wurde eine Wiſſenſchaft, die der Faſſungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feſte mehr für das Volk; man führte keine öffentliche Gebäude mehr auf; der Provinzial- und Haus-Egoismus trat an die Stelle des Nationalgeiſtes; das deutſche Volk, ehemals ſo fröhlich, ſo geiſtreich, ſo kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutſche Leben iſt ein Faſtenleben das ſchon drei Jahrhunderte dauert, und das gute deutſche Volk iſt noch weit von ſeinen Oſtern.»

«Luther war ein großer Mann, aber vor allem war er Menſch, und beſaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieſer unglückſeligen Gattung. Emporgekommener Plebejer, haßte und verachtete er den Stand aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling der Fürſten als der Beſchützer ſeines

Gleichen ſeyn. Die Fürſten ſchmeichelten ihm, weil ſie ihn fürchteten. Luther war ſo gerührt von ihrer Furcht, und ſo betäubt von ihren Liebkoſungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürſten nur aus Ehrgeiz und Habſucht ſeine Lehre angenommen, und daß ſie ſich in ihrem Innern über ſeinen religiöſen und philoſophiſchen Enthuſiasmus luſtig machten. Luther hat ſeinem Vaterlande viel Böſes angethan. Vor ihm fand man bei den Deutſchen nur Dienſtbarkeit, Luther begabte ſie noch mit Dienſtbefliſſenheit. Die ſüdlichen Völker, die katholiſch geblieben, fürchten ihre Gebieter, doch ſie lieben und verehren ſie nicht; ſie bewahren ihre Liebe und ihre Verehrung für Gott und ſeinen Statthalter.»

«Darum haben alle katholiſchen Völker, ſobald ſie ſich gegen ihre Tyrannen ſtark genug gefühlt, ihr Joch abgeſchüttelt, oder wenigſtens mit gutem oder ſchlechtem Erfolge ihre Befreiung verſucht. Aber bei den reformirten Völkern, wo die Fürſten auf den Rath und mit Einwilligung der Reformatoren, die moraliſche Macht der Kirche an ſich gezogen und mit ihrer materiellen Macht vereinigt hatten, mußten die Unterthanen die Liebe und die Verehrung die ſie früher der Kirche geſchenkt, ihren weltlichen Herren als pflichtſchuldige Steuer darbringen. Nur bei den nordiſchen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubiſche Verehrung für die Fürſten, die den Menſchen ſo ſehr entwürdigen, und jene unglücklichen Völker an ihre Sklavenketten ſchmieden. Sie wagen ſie nicht zu brechen, ſie wagen es nicht zu wollen; das vermeintliche ſociale Verbrechen würde ſie nicht zurückſchrecken, aber ſie entſetzen ſich vor der Verletzung des Heiligen. Die katholiſchen Prieſter haben nie den leidenden Gehorſam gepredigt, gleich den reformirten Geiſtlichen, und das angebliche göttliche Recht der Fürſten, ob zwar ſchon früher von ihnen in Anſpruch genommen, wurde doch erſt ſeit der Reformation von den Völkern anerkannt.» — — —

«Luther war das Muſterbild eines deutſchen Philoſophen, mit allen Tugenden und Fehlern ſeiner Nationalität. Von hohem Verſtande, ausgebreiteter Gelehrſamkeit, geiſtreich, mit Adleraugen die Finſterniß ſeiner Zeit durchdringend, ſtandhaft, tugendhaft, unbeſtechlich, den Gunſtbezeugungen der Großen beſſer als ihren Liebkoſungen widerſtehend, wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die koloſſale Macht des Papſtes herauszufordern. Aber er war kein politiſcher Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er verſtand weder die Ränke, die Leidenſchaften und die Halsſtarrigkeit der höhern Stände, der bürgerlichen Geſellſchaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Intereſſen der untern Stände. Er verachtete im höchſten Grade das Volk, das allein gut und tugendhaft, immer ſeine Meinungen in Geſinnungen und ſeine Geſinnungen in Handlungen zu verwandeln ſucht.»

«Luthers Unternehmen war mehr ein Werk des Wiſſens, als des Gewiſſens. Vergeſſend daß Gott ſelbſt, trotz ſeiner Allmacht, eine ſinnliche Welt erſchaffen mußte, um ſeine Göttlichkeit zu offenbaren; vergeſſend daß alle Ideen an einander hängen, daß die moraliſchen und materiellen Intereſſen ſich vermengen, und daß man die einen nicht bewegen könne ohne die andern mit zu treiben; verwünſchte Luther das Volk, weil es die neuen Ideen verkörpern wollte. Der Teufel beſuchte ihn eines Tages in ſeiner Einſamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu ſchrecken; Luther warf ihm das Dintenfaß an den Kopf und der Teufel flüchtete ſich durchs Fenſter. Weil ihm dieſe Art den Krieg zu führen einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Dinte wäre das beſte Wurfgeſchütz gegen die Gewaltthätigkeit, den Despotismus, den Ehrgeiz und die Raubſucht der Mächtigen der Erde. Dieſe Lutheriſche Artillerie iſt ſeitdem nicht vervollkommnet worden und die deutſchen Philoſophen, Moraliſten und Doktoren der Politik begnügen ſich noch jetzt, gegen die Tyrannen zu ſchreiben, welche ſich über ſie und ihre Dintenfäſſer mit Recht luſtig machen.»

Soll ich jetzt der Verlockung des Herrn Menzels folgen, und mit ihm das alte Lied vom weltſtürmenden Korſen in Duett abſingen? Ach nein, es iſt gar zu langweilig. Nur zu oft habt Ihr es gehört, nur zu oft wurde es Euch vorgeſungen. Doch will ich den weltſtürmenden Korſen dazu benutzen, um Herrn Menzel zu zeigen, was der falſche und was der wahre Patriotismus iſt, und wie ſich der Patriotismus der Deutſchen von dem der andern Völker unterſcheidet. Woher kam es denn, daß das ſchwache Spanien dem weltſtürmenden Korſen gleich am erſten Tage ſeines Einfalls zurufen durfte: bis hierher und nicht weiter? Wie gelang es den Spaniern, die Franzoſen in ihrer Siegesbahn aufzuhalten, während das weit mächtigere deutſche Volk ſich zwanzig Jahre lang von ihnen ſchlagen ließ? Es kam daher, weil die Spanier nicht blos für ihren König und ihre äußere Unabhängigkeit, ſondern zugleich für ſich ſelbſt und ihre innere Freiheit die Waffen ergriffen. Es kam daher, weil ſie nicht blos gegen die Tyrannei Napoleons, ſondern auch gegen die ihrer eigenen Fürſten kämpften; darum gelang es ihnen. Und als ſie ihren König zurückgeführt und dieſer ſie betrog wie üblich, da ließen ſie ſich weder täuſchen noch ſchrecken, da verloren ſie nicht den Muth, ergaben ſich keiner ſchnöden Ruhe, ſondern ſie kämpften fort und fort für ihre Freiheit, und wenn überwältigt, kehrten ſie immer von neuem zum Kampfe zurück und heute haben ſie geſiegt für immer. Das iſt der wahre Patriotismus. Und damals fand ſich kein Schriftſteller unter den Spaniern, der ihnen zugerufen: jetzt habt Ihr euren König, jetzt könnt Ihr zufrieden ſeyn; verlangt nicht zuviel, am höchſten Maasſtab des Ideals darf man nie einen menſchlichen Zuſtand meſſen; ſchlaft einen geſunden Pflanzenſchlaf, gedeiht im Stillen, pauſirt gehörig, und legt euch in's Kindbett! Es fand ſich kein ſolcher. Und hätte ſich ein ſolcher Thor gefunden, hätten ihn die ſtolzen Spanier verhöhnt und ihn gefragt: Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Und darum, weil wir der Gedanken ohne Zunge, der Zunge ohne Hände ſpotten, darum weil wir ein Volk, bald beweinenswerth bald lächerlich finden, das ſich noch dümmer fangen läßt als die Fliegen, die man wenigſtens mit Zucker lockt; das ſich fangen läßt mit Schmerzen und Bitterkeiten — darum verhöhnten wir jene tapfern Deutſchen die für ihr Vaterland geblutet, die Geiſter jener Helden, die für ihr Vaterland geſtorben! Wir nicht. Ihr verhöhnt ſie, Ihr beſtochenen Sachwalter, die Ihr durch eure Verfälſchungen, eure Verdrehungen, eure Ränke das deutſche Volk um das Erbe betrügen, das ihnen jene gefallenen Helden hinterließen; Ihr verhöhnt ſie, nichtswürdiges Geſchlecht! Nicht wir verhöhnen die Geiſter jener Helden, wir die wir im Kerker ſchmachten, die wir landesflüchtig werden mußten, weil wir der Freiheit treu geblieben für die jene Helden geblutet; weil wir die Geſinnungen Kund gethan, durch die ſie einſt unſere Fürſten vom Joch Napoleons befreit, und ſie aus Knechten die ſie waren wieder zu Herren erhoben. Wir beweinen das edle fruchtlos vergoſſene Blut jener Helden. Wären ſie ſo weiſe als tapfer geweſen, ſo bedenklich als ſie vertrauungsvoll waren, hätten ſie die Waffen nicht niedergelegt, bis ſie dem Volke die Freiheit geſichert: dann lebten wir im Vaterlande, glücklich und geehrt, und Ihr ſchnöden Helfershelfer der Tyrannei, müßtet in der Welt umherirren bis Ihr einen Winkel ſindet dunkel genug eure Schande zu verbergen.

Wie! Jene tapſern Deutſchen die ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergoſſen, hätten mir die Sicherheit erobert mit der ich in Paris ſitze und ſchreibe und die Geiſter der gefallenen Helden verhöhne! Die Sicherheit *erobert*? *Nöthig gemacht*, hätte Herr Menzel ſagen ſollen. Hätten jene Helden für die Freiheit unſeres Vaterlandes gekämpft und nicht blos für die Freiheit unſerer Fürſten, dann brauchten wir keine Sicherheit in einem fremden Lande zu ſuchen. Und hätten die Franzoſen ſolche bange Sklavenherzen wie die Deutſchen, und wäre ihr König ſo niedrig geſinnt wie die deutſchen Könige, dann gewährten ſie uns keine Freiſtätte in ihrem Lande, ſondern ſie würden uns mit Ketten belaſtet der Rache unſerer Feinde ausliefern.

Freilich würde ich mich ſehr unglücklich fühlen, müßte ich noch in meiner Vaterſtadt als Polizeibeamter Programme zu kaiſerlichen Namensfeſten ſchreiben; aber weil zu *kaiſerlichen*. Ob der Kaiſer Napoleon hieße, oder Ferdinand, oder Nikolas, das wäre mir alle gleich. Und dennoch wollte ich lieber ſo ſchmähliche Programme ſchreiben, als meine Hände beſudeln, wie jetzt alle deutſche Polizei-Präfecten es mit Luſt und Liebe thun: mit Entwürfen zu Inſtruktionen für reiſende Kundſchafter, mit Zuſammenſtellen der Berichte hauſirender Spione, mit Steckbriefen hinter allen Freunden des Vaterlandes, mit Protokollführung über die den gefangenen Patrioten abgemarterte Geſtändniſſe, mit der doppelten Buchhalterei über alles was in den Wirthshäuſern getrunken und geſprochen wird. O tauſendmal lieber! Nie war während der franzöſiſchen Herrſchaft, die deutſche Polizei ſo tief in Koth verſunken als jetzt; nie wurde ihr ſo unmenſchliches zugemuthet; nie wurde das härteſte Verlangen mit ſolcher freudigen Bereitwilligkeit gewährt; nie während der zehnjährigen Herrſchaft der Franzoſen wurde bei der Polizei mit ſolcher ſchadenfrohen Tücke, mit ſolcher Unmenſchlichkeit, und wo die Tücke aufhört, mit ſolcher ledernen, thränendichten Schulfuchſerei der Amtspflicht verfahren, als gleich während dem erſten Jahre der deutſchen Herrſchaft. Ich muß das wiſſen, Herr Menzel, ich war auch dabei. Und ſeitdem iſt das ganze deutſche Volk von ſeiner Ober-Regierung in zwei Klaſſen abgetheilt worden; in die der Spione und die der Spionirten. Außer ihnen nicht Einer mehr. Sey einer brav oder ſchlecht, Menſch oder Teufel, das kümmert ſie nicht; man iſt Polizei-Hund oder Polizei-Wild, Hammer oder Amboß.

« Herr Börne iſt kein Freund der deutſchen Schulphiloſophie und doch verfährt er ganz wie ſie. Er beginnt damit, ſein Object anders haben zu wollen, als es iſt, und da dies nicht gehen will, negirt er es ſchlechtweg. Aber ſo wenig wie die Welt anders wird, wenn die Philoſophen ſie anders machen wollen oder gar negiren, eben ſo wenig ändert ſich das deutſche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negiren. »

Herr Menzel hofft, es werde mir nie gelingen das deutſche Volk zu ändern. Aber was berechtigt ihn mir ein ſo thörichtes Vorhaben anzudichten? Noch keiner hat verſucht ein Volk zu ändern, und nie wäre der Verſuch gelungen. Wir wollen das deutſche Volk nicht ändern, wir wollen es aufwecken, denn es ſchläft. Wir ſind ſeine Fliegen die ihm um die Ohren ſummen und im Geſichte herum kitzeln; ich wenigſtens glaubte nie mehr zu ſeyn. Zwar ſchläft das deutſche Volk einen ſehr feſten Schlaf — wie wäre ihm auch möglich geweſen ſeinen Gelehrten zu widerſtehen, die mit ihren Büchern ſelbſt einen öſterreichiſchen Vorpoſten einſchläfern könnten; zwar ſchläft es einen idealen Schlaf, wie ihn Herr Menzel ſo lyriſch ſchön beſungen, es ſchläft wie ein Veilchen um Mitternacht, wie ein Kind im Schooſe der Mutter; aber wir ſind auch unermüdliche Fliegen. Und weckt es unſer Stachel nicht auf, ſo weckt es einſt der Donner, und thut es der Donner nicht, ſo thut es ein Erdbeben.

Aufwachen, aber nicht ſich ändern. Das verhüte Gott daß je das edle deutſche Volk ſich ändere!

« Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen. Was für eine Freiheit? Er ſagt es uns nicht. Die Republik ohne Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugend-Republik des ſeligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen ſein eignes Genie, um ſich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er iſt den Fünfzigen näher als den Zwanzigen. Die Laſterrepublik des neuetablirten jüdiſchen Hauſes Heine und Compagnie? Herr Börne hat ſie noch vor wenigen Monaten im Reformateur, entrüſtet angegriffen, und wenn er ſie auch im zweiten Heft der Balance wieder in Schutz nimmt, ſo thut er es nicht aus Sympathie für die Laſter, ſondern nur aus Malice gegen Deutſchland. In Frankreich tadelt er die Demoraliſation, in Deutſchland lobt er ſie, nicht weil ſie die Sitten, ſondern weil ſie den Staat untergräbt. Alles iſt ihm recht, was als ein zerſtörendes Element in Deutſchland um ſich frißt. »

« Was iſt nun aber in allen ſeinen Negationen das Poſitive? Was will er für eine Freiheit wenn er weder die Tugend-Republik, noch die Laſterrepublik und auch nicht die conſtitutionnelle Monarchie will, die er mit ſo viel Unrecht auf jede mögliche Weiſe beſchimpft, gegen deren Freunde er die unſäglichſte Verachtung blicken läßt? »

« Er ſagt uns nicht, was er gründen will, wenn er alles zerſtört haben wird. Er denkt, die Franzoſen werden ſchon dafür ſorgen. Man muß nur dieſe Bahn brechen in Deutſchland, den Deutſchen ſelbſt alles Deutſche gehäſſig, verächtlich, lächerlich, alles Franzöſiſche wünſchenswerth machen, und den Franzoſen alle Mittel und Wege zeigen, wie ſie über die Deutſchen Meiſter werden können, erſt durch ein ſchmeichelhaftes Fraterniſiren und dann, wenn gehörig vorgearbeitet iſt, durch die Invaſion.»

Es gab noch keinen diplomatiſchen Lehrjungen, es giebt keinen einzigen Krautjunker in ganz Deutſchland, der nicht einmal über die Tugendrepublick des ſeligen Herrn v. Robespierre geſcherzt hätte. Herr Menzel gehe mit ſeinem ſeligen Herrn v. Robespierre ins Bad Doberan und laſſe ſich präſentiren, oder nach München in den Bocksbierkeller. Dort wird er ohne Zweifel Lachen erregen mit der Tugendrepublik des ſeligen Herrn v. Robespierre; aber mich verſchone er damit. Er wird mich nie demüthig genug finden mit fürſtlichen Lakaien über die Tugend und Seligkeit Robespierres zu ſtreiten; das faßt kein Bedientenherz.

Herr Menzel meint, ich könne in meinem ſo reifen Alter doch unmöglich mehr für die Tugendrepublik ſchwärmen. Die Republik als eine Herrſchaft der Tugend geltend zu machen, um ſie den Menſchen zu verleiden, das iſt der alte wohlbekannte Polizeipfiff. Aber die Republik hat nie das Verſprechen gewagt das Laſter zu zerſtören; ſie verſprach nur deſſen geſetzliche Organiſation aufzulöſen, ihm ſeine Erblichkeit, ſeine angebornen Vorrechte zu entreißen, und die geſchloſſenen Körperſchaften zu trennen, die dem Laſter eine unbeſiegbare Uebermacht über die Tugend geben. Die Staatsverfaſſung keiner Art vermag mehr als das; der Menſch iſt älter als der Bürger, der Menſch muß ſich beſſern, dann folgt ihm der Bürger nach. Und das iſt ein anderer Polizeipfiff, die Liebe zur republikaniſchen Freiheit als eine jugendliche Schwärmerei darzuſtellen. Die Liebe der Freiheit wohnt im Herzen und das Herz altert nicht. Ich kannte achtzigjährige Republikaner, und ich ſelbſt war bis in mein fünf und vierzigſtes Jahr der konſtitutionellen Monarchie zugethan.

Aber wie kömmt die Republik hierher? Habe ich von den Vorzügen der monarchiſchen oder republikaniſchen Regierungsform geſprochen, daß Herr Menzel Anlaß fand darüber mit mir zu rechten? Es iſt nichts als die gewohnte bange Vorſicht des Herrn Menzel. Er fürchtet ſo ſehr die Ueberzeugungskraft meiner Anſicht über die Lage Deutſchlands, daß er ſich ſcheut ihnen nahe zu kommen. Er führt das Volk ſeiner Leſer auf ein Feld von dem ich weit entfernt bin und ruft ihm zu: dort ſteht er, ſchlagt drauf. Und ſie ſchlagen zu, und haben die Luft und das Gebüſch getroffen, mich aber nicht, und

Herr Menzel zieht als ſiegender Feldherr in die Herzen aller Krautjunker ein. Sind Frankreich, England und Belgien Republiken? Sind ſie nicht konſtitutionelle Monarchien? Heißt das die Republik fordern, wenn wir diejenige Ordnung der Dinge, die in jenen Ländern herrſcht, auch für Deutſchland wünſchen? Giebt es aber in Deutſchland konſtitutionelle Monarchien? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie, daß die Volksvertreter das Büdjet anerkennen müſſen, daß ſie nicht ſprechen dürfen worüber ſie wollen, daß ſie ihre Reden nicht bekannt machen, die Protokolle ihrer Sitzungen nicht drucken laſſen dürfen? Gehört die Cenſur zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie, jungen Schriftſtellern von Geiſt und Talent das Schreiben zu verbieten, bloß weil ſie einen guten Styl haben, und man fürchtet das Volk möchte künftig leſen, was früher nur die Gelehrten verſtanden? Gehören die heimlichen Gerichte zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie? Gehört es zum Weſen einer konſtitutionellen Monarchie, daß die von den Fürſten bezahlte Richter allein über Freiheit und Leben derjenigen entſcheiden, die der Beleidigung jener Fürſten angeklagt worden? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie, daß man die Angeſchuldigten, vier, fünf Jahr im Kerker ſchmachten läßt, bis man ſie verurtheilt oder frei ſpricht? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie die Jugend als ein Verbrechen zu beſtrafen und als ein Vergehen jung geweſen zu ſeyn? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie viele hundert Jünglinge, während der Blüthezeit ihres Lebens im Kerker ſchmachten zu laſſen, weil ſie die Freiheit länger geliebt als ihre Fürſten ſie gebraucht? Gehört es zum Weſen einer konſtitutionellen Monarchie, daß man weder die Namen der Eingekerkerten, noch die der Angeſchuldigten, noch das Verbrechen der Verurtheilten bekannt macht? Daß man über die vielen Hunderte, die man zur Zuchtſtrafe verurtheilt, Rechnung ablegt wie über ein Schlachthaus? So viel Ochſen ſind geſchlachtet worden, ſo viel Kühe, ſo viel Hämmel, ſo viel Schweine— das Schlachtvieh hat keinen Namen — ſo viel Theologen ſind verurtheilt worden, ſo viel Juriſten, ſo viel Pfarrer, ſo viel Mediziner, ſo viel Offiziere—ſie haben keinen Namen die Schlachtopfer des Deſpotismus! Gehört es zum Weſen einer konſtitutionellen Monarchie, daß man eine Mutter beſtraft, weil ſie ihren Sohn, eine Schweſter weil ſie ihren Bruder aus dem Kerker zu befreien ſuchte? Gehört es zum Weſen einer konſtitutionellen Monarchie, daß man eine Frau mit Steckbriefen verfolgt wegen geäußerter » Theilnahme an dem Schickſale ihres Mannes» der gefangen ſitzt? Daß man eine Mutter zwingen will die Briefe der Polizei auszuliefern, die ſie von ihrem geflüchteten Sohne erhält? Daß man ein vierjähriges Kind vor Gericht ladet, um ſeiner Unſchuld und Unwiſſenheit ein Zeugniß gegen ſeine eigene Mutter abzulocken? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie, wenn die verſchiedenen Fürſten eines Landes, ſich zum voraus über das Eigenthum und die Nutznießung der geflüchteten Patrioten zanken, die man wieder erwiſchen könnte; daß ſie ſtreiten, wer von ihnen das Recht haben ſolle, ſie zuerſt zu martern; daß ſie einen Vertrag ſchließen, derjenige von ihnen ſolle das Vorrecht haben, der ſich zuerſt gemeldet; daß ſie dann ſich eilen ſich auf die Flüchtlinge zu abonniren, ſich einſchreiben zu laſſen, wie zur Vorſtellung einer Oper? Welch ein jämmerlich ungeſchickter Vertheidiger der in Deutſchland beſtehenden Ordnung der Dinge iſt Herr Menzel, wenn er behauptet, zwiſchen dieſer Ordnung der Dinge und einer Republik läge nichts in der Mitte! Um ſo ſchlimmer wenn nichts in der Mitte liegt; um ſo ſchlimmer wenn keine andere Wahl iſt, als jene Ordnung der Dinge geduldig fort zu ertragen, oder ſich durch die Republik zu retten.

Herr Menzel behauptet, ich hätte die Demoraliſation in Frankreich entrüſtet angegriffen und getadelt, die in

Deutſchland aber gelobt und in Schutz genommen, und er ruft das zweite Heft der Balance, wo ich von Gutzkows Wally geſprochen, als Zeugniß auf. Was gab dem Herrn Menzel die Dreiſtigkeit zu ſolcher Lüge, da ſich doch in der Balance gerade das Gegentheil findet? Die Zuverſicht umpanzert ihn; er weiß daß er meine Gegenwehr verlachen kann, weil ihm ſeine Polizei-Taktik den Sieg ſichert. Er weiß, daß die Balance nur von ſehr wenigen geleſen worden, daß ſelbſt dieſe Wenigen nur mit Zittern weiter erzählen durften was ſie darin angeſprochen, und daß ihre ſchwachen Stimmen von dem Geſchrei des Literaturblattes, der allgemeinen Zeitung, und der hundert andern deutſchen, angſtkeuchenden, bettelnden oder bezahlten Blätter, betäubt und verſchlungen wurden. Aber freilich mein Tadel der Wally hatte einen ganz andern Grund als der des Herrn Menzels. Ich vertheidigte Religion und Sittlichkeit, weil ich in ihnen eine Stütze der Freiheit finde; Herr Menzel aber, weil er in ihnen eine Stütze der Herrſchaft ſieht, der Gunſtſpendenden. Nicht daß ich die Wally gelobt, ſondern daß ich das lächerlich deſpotiſche Verfahren getadelt, welches die deutſchen Regierungen gegen Gutzkow ſich erlaubt, das war es was den Eifer des Herrn Menzels erregte. Aber ganz Deutſchland denkt hierin wie ich. Ueber das was recht und ſittlich ſey, hat die öffentliche

Meinung zu entſcheiden, nicht die Frankfurter Staatsinquiſition, in deren verpeſtetem Luftkreiſe weder Recht noch Sittlichkeit beſtehen können. Und wenn die Moral meine eigne Tochter wäre, ich wollte ſie eben ſo gern in einem Bordell erziehen laſſen, als daß ich ſie der Aufſicht der Polizei anvertraute.

Als Herr Menzel, einſt ein Phariſäer des Liberalismus da zu heucheln noch Vortheil brachte, das junge Deutſchland vor das Gericht des alten zog und es anklagte, an dieſem Tage hatte er ſeine Seele mit blut'ger Unterſchrift dem Böſen zugeſagt, und von einem ſolchen Handel kauft man ſich nicht wieder los, mit aller Reue nicht. Da Chriſtus von Judas verrathen wurde, war er ſchon reif zu ſeiner Herrlichkeit und ſtand als Gott auf, nachdem er als Menſch geſtorben. Wer aber einen Keim des Guten und Schönen erſtickt, iſt ein zehenfacher Judas. Herr Menzel zerriß ſich die Kleider, ſtreute Aſche auf ſein Haupt und flüſterte den Machthabern ins Ohr und heulte auf allen Gaſſen, es werde dem Lande ein Voltaire, ein Rouſſeau geboren werden, ein Meſſias, der das Volk von ſeiner Gedankenfreiheit befreien würde. Darob erſchracken die Herodes Deutſchlands und ſie ſchickten ihre Häſcher aus, die junge gefahrdrohende Brut zu zerſtören. Die Verfolgung des jungen Deutſchlands war ein wahrer bethlemitiſcher Kindermord. Die unſchuldigen Kindlein! Voltaire war nicht unter ihnen. Die dummen Herodes! Wenn dem deutſchen Volke ein Voltaire kommen ſoll, wird er kommen; noch nie wurde ein großer Mann in der Wiege erwürgt.

Ich hätte gegen die Freunde der konſtitutionellen Monarchie in Deutſchland immer die unſäglichſte Verachtung blicken laſſen, ſagt Herr Menzel. Verachtung! nein; denn ſie haben es gut gemeint. Aber angeſtaunt, bedauert habe ich jene Männer, welche die Geſchichte lehren, und doch ſelbſt nichts von ihr gelernt; welche die letzten funfzig Jahre durchgelebt und doch nicht um eine Täuſchung ärmer, nicht um eine Enttäuſchung reicher geworden ſind; welchen die Taſchenſpielerei der Macht ſo fremd wie unſchuldigen Kindern war, ſo daß ſie gar nicht begreifen konnten, wo denn auf einmal die Muſcatnuß, wo die Preßfreiheit, wo die drei Eide hingekommen. Dieſe wenigen, zwar unverſtändigen aber treuen Freunde der konſtitutionellen Monarchie, ſchmachten jetzt im Kerker, oder leben in der Verbannung, oder darben zum Lohne ihrer Vaterlandsliebe, oder zittern unter dem Schwerte der Rache das an einem Faden über ihrem Haupte hängt; denn in Deutſchland athmet man jetzt nur ab instantia frei. Wo ſind aber die übrigen tauſend-Freunde der konſtitutionellen Monarchie hingekommen? Wohin haben ſie ſich verkrochen?

Als die konſtitutionelle Monarchie noch Macht und Einfluß hatte, als zum Volksvertreter gewählt zu werden noch Vortheil brachte, weil es die Gelegenheit verſchaffte, der Regierung ihre Gunſt abzutrotzen; als die konſtitutionelle Monarchie noch Feſte gab, da ſetzten ſich viele Freunde an ihren Tiſch und tranken und ſchwatzten, und ſchwangen den Becher wie ein Schwert, und blitzten und donnerten mit Reden, die doch nur die warme Luft abkühlten, aber niemals einſchlugen. Sobald aber die konſtitutionelle Monarchie ihr Anſehen verloren, da ſchlichen ſich ihre Freunde fort, und wenn ſie die arme zerlumpte Konſtitution auf der Straße begegneten, wendeten ſie das Geſicht von ihr und wurden bleich und roth. Herr Menzel wird uns ſagen, die guten Freunde der konſtitutionellen Monarchie hätten die Erlaubniß nicht mehr frei zu reden; aber wann hatte die Freiheit je die Erlaubniß bekommen frei zu ſeyn? Man nimmt die Freiheit, man empfängt ſie nicht; und wer ſie genommen und dann ohne Kampf zurückgab, der war ein gemeiner Taſchendieb, kein Eroberer, und man hängt ihn mit Recht.

Herr Menzel wird uns ſagen, es wären hier und da in Deutſchland noch koſtbare Reſte von konſtitutioneller Freiheit zu finden. Freilich, gerade ſo viel als Oeſterreich und Preußen brauchen, die Fürſten jener Länder in

Furcht von ihren Ständen, und dadurch von ſich ſelbſt in Abhängigkeit zu erhalten. Jene Trümmer der konſtitutionellen Freiheit ſind es, welche die feſteſten Stützen des Deſpotiſmus bilden.

Wenn man ſich einen Augenblick des Ernſtes und der Trauer erwehren könnte, würde man die deutſche Geſchichte der letzten vierzig Jahre als eine Faſtnachtspoſſe betrachten, von einem komiſchen Engel zur Beluſtigung des himmliſchen Hofes gedichtet. Zwanzig Jahre lang bekriegten die Deutſchen die franzöſiſche Freiheit; zwanzig Jahre lang wurden ſie von den Franzoſen geſchlagen, geplündert und gedrückt, und als ſich nach zwanzig Jahren der Sieg auf ihre Seite gewendet und ſie die Hauptſtadt ihrer Feinde erobert — was thaten ſie, wie rächten ſie ſich? Sie brachten den Franzoſen eine Freiheit wie ſie ſie nie gehabt, einen Wohlſtand den ſie früher nie genoſſen, und die guten Deutſchen kehrten Sieggekrönt, in ihre alte Sklaverei und ihre alte Armuth zurück! Was war's aber? War es Großmuth welche die deſpotiſchen Fürſten des Nordens bewog dem beſiegten Frankreich eine freie Verfaſſung zu gewähren? War es Großmuth daß Ludwig XVIII, der mit allen Vorurtheilen der alten Zeit, und mit einem Haſſe, den zwanzigjährige Verbannung unterhalten, nach Frankreich zurückgekehrt, den Franzoſen die Freiheit ſchenkte?

Nein, es war keine Großmuth; es war die Ehrfurcht, die ein muthiges und beharrliches Volk den Siegern abgedrungen, es war die Furcht die ihnen ein trotziges und drohendes Volk aufgedrungen. So gewannen die Franzoſen durch ihre Niederlage, was die Deutſchen ſich nicht durch ihren Sieg gewinnen konnten.

Iſt das die ſchöne Beſtimmung der edlen Deutſchen, die Polizei von ganz Europa zu machen und aller Orte die Büttel der Freiheit zu ſeyn? Noch heute iſt es deutſcher Einfluß, der in allen Ländern die Gewaltsherrſchaft beſchützt, oder die Freiheit immerfort bedroht und ſtört und ſie nicht zu ruhigem Genuſſe kommen läßt. Dieſer deutſche Einfluß waltet in England, in Frankreich, in Spanien und Portugal, in der Schweiz und in Griechenland. Ein deutſcher Fürſtenknabe, der Sohn eines öſterreichiſchen Vaſallen, wurde nach Liſſabon geſchickt, um dort dem Königskinde zu zeigen, wie man mit Eiden und mit Völkern ſpiele. Mit deutſch-proteſtantiſchem Gelde wird Don Karlos unterſtützt, daß er in Spanien die Ketzergerichte wieder einführe. An der Spitze aller geheimen Verbindungen gegen die Freiheit des brittiſchen Volkes ſteht der Herzog von Cumberland, der in Berlin ſeine Studien gemacht und dem dort die Augen aufgegangen. Als der Sultan Mahmud mit gutem Willen ſeine Völker auf den Weg der Civiliſation führen wollte und bei ſeinen chriſtlichen Freunden Rath und Belehrung ſuchte, ſchickte man ihm von Wien Polizeiverſtändige, um in Conſtantinopel eine geheime Polizei zu organiſiren, als die Elementarſchule der chriſtlichen Civiliſation. Und als der naive Sultan einen Schritt weiter ging, und eine türkiſche Zeitung anordnete, machte ihm das öſterreichiſche Cabinett über das Verderbliche einer ſolchen Neuerung die dringendſten Vorſtellungen und bemerkte: Zeitungen wären noch gefährlicher als Janitſcharen, und vertrügen ſich mit der geheimen Polizei wie Alkalien mit Säuren. In ganz Europa wenden alle Feinde der Freiheit ihre hoffnungsvolle Blicke nach Deutſchland hin. Das deutſche Volk iſt der liebe gute Onkel, der noch immer die Schulden ſeiner Völker-Neffen bezahlt. Doch genug! Herr Menzel bittet uns, nicht ſo laut zu ſprechen, denn Deutſchland, das arme gute Ding, läge in Kindesnöthen und ſeine Wehen wären gar zu ſüß.

Was in allen meinen Negationen das Poſitive ſey, was ich gründen wolle, wenn ich alles zerſtört haben werde; was für eine Freiheit ich denn wolle? frägt Herr Menzel, und antwortet ſich darauf: dafür werden ſchon die Franzoſen ſorgen. Fangt Gimpel, Ihr Finkler der öffentlichen Meinung, daß es euch nicht an Geſellſchaft fehle; aber redet mit menſchlichen Geſchöpfen nicht von Freiheit, die Ihr nicht verſtehet und nicht fühlet. Die Freiheit iſt gar nichts Poſitives, ſie iſt nur etwas Negatives die Abweſenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als ſich ſelbſt, ſie kann und will nichts zerſtören als die Gewaltsherrſchaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, ſie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verſchaffen, die ihm ſeine Natur verſagt; ſie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angebohren, die ſein Klima, ſeine Erziehung, ſeine Geſchichte oder ſein unglückliches Geſtirn verſchuldet; die Freiheit iſt nichts und dennoch alles, denn ſie iſt die Geſundheit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen ſucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr dieſen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt, was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er iſt ein ſchwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er iſt ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er iſt ein Böſewicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Menſchen machen? Er iſt ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geiſt verſchaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Heide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet euch: ich will ihn heilen; wie er dann ſeine Geſundheit benutzen könne, benutzen wolle, das iſt ſeine Sache, das wird ſeine Beſtimmung entſcheiden. So auch ſpricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Geſundheit wieder; doch wie ſie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schickſale überlaſſen. Wie ein geſunder Bettler der an ſeiner ſteinernen Brotrinde kauet, glücklicher iſt als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tiſche ſchwelgt: ſo iſt ein freies Volk und wohnte es am eiſigen Norden, ohne Kunſt, ohne Wiſſenſchaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um ſeine Nahrung kämpfend — ſo iſt es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradieſiſchen Himmel mit tauſend Blumen und Früchten ſchwelgt, die ihm der Boden, die Kunſt und die Wiſſenſchaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menſchheit vorgeſteckt worden. Nur ſie kann die verborgen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren welche ſeiner Gebrechen der Entartung. welche der Natur zuzuſchreiben, und ſeine geſunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Kongeſtionen, geſetzwidrige Anmaßungen eines Organs über das Andere ſind — ſo etwa wie die Häuslichkeit und der Transcendentalismus der Deutſchen.

Ein Volk das nicht frei iſt, das noch in ſeiner Regierung wie ein Fötus im Mutterſchooſe ruhet, iſt gar kein ſelbſtſtändiges Volk; es iſt eine Hoffnung. aber keine Wirklichkeit. Und die Freiheit iſt auch die Ehre der Völker. Selbſt wenn alle Herrſcher das wären was ſie nicht ſind, die Väter ihrer Unterthanen, wenn ſie für nichts beſorgt wären als für deren Glück, für deren Zufriedenheit, ſelbſt dann auch wären jene Völker ohne Freiheit und ohne Ehre bedaurungswürdig. Sie müſſen was ihnen als Recht gebührt als Geſchenk annehmen, zittern bei jeder üblen Laune, bei jeder Leidenſchaft, jeder Trunkenheit ihrer Gebieter; ſie ſind keine Menſchen, ſie ſind nur Sachen, geliebte Kleinodien ihres Beſitzers, ſie ſind keine ſelbſtſtändige Weſen.

Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn ſie gehören zu einem Volk und der Eigennutz iſt ihr gemeinſchaftliches Vaterland. So oft ſie in einem Lande, das eine freie Verfaſſung hat, Mängel ſehen, ſchreiben ſie dieſe Mängel der freien Verfaſſung zu. So oft ſie in einem andern Lande, das unbeſchränkte Herrſcher hat, Vorzüge erblicken, ſagen ſie dieſe Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unbeſchränkten Regierung. Als Herr Menzel in des Fürſten Pückler franzöſiſcher Reiſe las, daß ein Theil der Provinzen Frankreichs ſo öde, ſo leblos, ſo armſelig wäre, was freilich wahr iſt, da jubelle er, und rief: ſeht Ihr's, ſeht Ihr's, Freunde des Franzoſenthums! Was ſollen wir ſehen? Wir wollen Ihren Gedanken ergänzen. Seht Ihr's, das iſt die Folge einer repräſentativen Verfaſſung, das iſt die Folge der Preßfreiheit, das iſt die Folge der Geſchwornengerichte, das iſt die Folge der Oeffentlichkeit, das iſt die Folge der Gleichheit, das kömmt dabei heraus wenn man Staatsverbrecher gleich in den erſten ſechs Monaten richtet und ſie nicht vier Jahre lange im Kerker ſchmachten läßt, das kommt dabei heraus — enfin, c'est la faute de Rousseau, c'est la faute de Voltaire. Aber, mein guter Herr Menzel, wenn die Franzoſen keine Freiheit und keine Geſchwornengerichte hätten, wären dann die Felder beſſer gebauet? Sind perennirende proviſoriſche Gefängniſſe etwa Treibhäuſer, die alle edlen Früchte zur Reife bringen? Iſt die Cenſur ein Dünger der das Land befruchtet? Und ſo oft Sie von den Vorzügen des Geiſtes und des Herzens ſprechen, die das deutſche Volk über das franzöſiſche erheben, möchten Sie dieſe Vorzüge des deutſchen Volkes ſeinen Regierungen zuſchreiben. Aber würden dieſe Vorzüge der Deutſchen, die keiner beſtreitet, ſich vermindern oder zu Grunde gehen, wenn Deutſchland eine freie, ſittliche und chriſtliche Staatsverfaſſung hätte? Würden ſie nicht vielmehr dabei gewinnen, wenn ſie aus der Stille des Gedankens und der Dunkelheit des Gefühls, in das freie helle Leben der Thaten übergingen?

So oft einer ſeinen Blick nach Amerika wendet, kommen gleich alle Feinde der Freiheit herbei und ſchneiden ſpöttiſche Geſichter und ſagen: eine ſchöne Republik, eine ſchöne Freiheit wo die Sklaverei herrſcht! Als wäre die amerikaniſche Sklaverei Folge der Freiheit, als wäre ſie nicht ſchon vor der Republik geweſen! Aber, ſagen Jene, die Freiheit ſollte die alte Sklaverei aufheben wollen und können, und thut ſie es nicht, ſo will ſie oder vermag es nicht. In ihrem Haſſe gegen die Freiheit ergreifen ſie das wunderlichſte Mittel ſie zu verleumden: ſie dichten ihr nämlich eine Vortrefflichkeit und eine Schönheit an, die ſie nie gehabt und nie verſprochen, damit ihr Ideal die Wirklichkeit beſchäme. Die Freiheit ſoll die Menſchen zu Engeln machen, alle Laſter, alle Schwächen ausrotten, einen ſchlechten Boden fruchtbar, einen rauhen Himmel milde machen; ſie ſoll Hagel, Ueberſchwemmungen, Krankheiten beſeitigen, wohl gar den Menſchen unſterblich machen! Es iſt zum Erbarmen was ſie in ihrer Verzweiflung nicht alle reden. Und mit ſolchem erbärmlichen Lumpengeſindel muß man ſich herumſtreiten!

Alſo dieſe eure goldene Freiheit — ſpricht Herr Menzel — ſollen uns die Franzoſen bringen? Wer ſagte das je? Ich? Ein anderer? Herr Menzel nenne uns den Thoren der behauptet, ein Volk könne frei werden indem es ſich erobern laſſe, da doch wie die Weltgeſchichte lehrt, ſelbſt jedes erobernde Volk durch die Eroberung ſeine Freiheit verloren. Nein, nicht bringen ſollen uns die Franzoſen unſere Freiheit, wir ſollen ſie bei ihnen holen. Wir ſollen von ihnen lernen, wie man ſich frei mache, wie es einem endlich damit gelinge, wenn man immer das nämliche wolle; wenn man nie den Muth verliert, und hundert Mal beſiegt, hundert Mal von neuem in den Kampf zurückkehrt. Wir ſollen von den Franzoſen die Formen der Freiheit holen, ihre Inſtitutionen. Es ſind nicht etwa franzöſiſche Erfindungen die ſich für unſer Vaterland nicht paſſen, es ſind deutſche Erfindungen, welche einſt von Deutſchen nach Frankreich und England gebracht worden. Das ſagt Herr Menzel ſelbſt in einem ſeiner dicken Bücher, die das Volk nicht lieſt und die darum von der Polizei weniger ſtreng bewacht werden. Dort ſagt Herr Menzel alles was wir auch ſagen, und ich wollte aus ſeinen dicken Büchern eine magere Chreſtomathie zuſammenſetzen, ſo daß wenn Herr Menzel flüchtig genug iſt den Gendarmen zu entgehen, ich bald das Vergnügen hätte ihn in Paris zu begrüßen. Herr Menzel in des Buches Einſamkeit, ſagt ſelbſt was er mir zum Vorwurfe gemacht es geſagt zu haben: man müſſe zerſtören ehe man baue. Er eifert auch auf lobenswerthe Art gegen die vermaledeite baieriſche Strafgeſetzgebung. Er ſpricht von römiſchen Majeſtätsgeſetzen, von Feuerbach, von Swammerdam, von den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe. Aber was weiß das Volk von Feuerbach und Swammerdam, was verſteht es von römiſchen Majeſtätsgeſetzen und den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe? Hätte Herr Menzel ſchlicht und einfach erzählt: wenn in Baiern ein tugendhafter Bürger von dem Volke zu einem ſeiner Stellvertreter ernannt worden, und nun als ſolcher, ſeiner natürlichen und ſeiner übertragenen Pflicht gemäß, für das Wohl des Volkes beſorgt iſt, wird er auf zwanzig Jahr in's Zuchthaus geſperrt, muß aber zuvor, vor dem Bilde des Königs niederknien, es göttlich verehren, und ihm abbitten, daß er ſich um das Glück ſeiner Mitbürger bekümmert; und ſo iſt es dem braven Bürgermeiſter Behr in Würzburg ergangen — das hätte das deutſche Volk verſtanden. Aber Herr Menzel iſt ein deutſcher Gelehrter!

Der deutſche Gelehrte hat eine gar wohlfeile und bequeme Moral, und der kunſtverſtändigſte Cartouche fände weder gegen deren Preis noch gegen deren Brauchbarkeit etwas einzuwenden. Auch hat das Ruſſiſche Kabinett ſeine ſchmeichelhafte Hochachtung für den deutſchen Gelehrtenſtand in offiziellen Aktenſtücken mehr als ein Mal ausgeſprochen. Der deutſche Gelehrte iſt freiſinnig, tugendhaft, gerecht, menſchenfreundlich, billig; aber was die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Tugend und die Menſchenliebe fordern können, dem allen glaubt er genug gethan zu haben, ſobald er es einmal geſagt, was gut, gerecht und billig ſey; dann glaubt er zu dem ſeligſten Tode ſich chriſtlich vorbereitet zu haben, und ſpricht: dixi et salvavi animam meam. Aber was gut und recht ſey, alle Tage und tauſendmal zu ſagen, bis man es hört; aber es nicht blos in einem ſtillen dunkeln Buche, ſondern unter freiem Himmel zu ſagen; aber es in der Sprache des Volks zu ſagen, und es nicht blos an der Leiche der Theorie, ſondern auch in ſeiner lebenden Anwendung zu zeigen — das kommt dem deutſchen Gelehrten nie in den Sinn. Er ſagt: dixi. Hofft Ihr Thoren, Gott zu betrügen mit euren lateiniſchen Heucheleien? Er wird euch richten am Tage des deutſchen Gerichts, und wehe euch!

Und wie ſie ſich unter einander kennen, ſich verſtehen, einander loben; wie jeder ſeiner eignen Schwäche und Erbärmlichkeit in der des Andern fröhnt! Lobt doch Herr Menzel den Herrn von Raumer, dieſen Menſchen mit der Seele eines Herings — dieſen Narren der rechten Mitte, der wenn zwei ſich ſtritten, ob Berlin unter dem Wendekreiſe des Steinbocks oder dem des Krebſes läge, augenblicklich entſcheiden würde, es läge unter dem Aequator — der, ſobald er dem Reſtaurateur Haller eine Ohrfeige gegeben, dem edlen Bentham auch eine giebt — der die Preßfrechheit einen ſchwer beladenen Giftwagen und zur Entſchädigung die Cenſur ein Heupferd, einen Schröpfkopf, und deſſen rothe Dinte kaltes Fiſchblut nennt — der, wenn er in die eine Schale ſeines Witzes die «radikalen Rübchen» geworfen, in die andere die «konſervativen Rohrſtengel» legt, und mit ſolcher einfältigen Gemüsweiſerpolitik zwei dicke Bände ausfüllt — dieſen lobt Herr Menzel! Es war freilich die beſcheidenſte Art ſich ſelbſt zu loben.

Was uns Herr v. Raumer in ſeinem Buche über England Lehrreiches berichtet, haben wir mit Dank angenommen. Wir erkennen ſein Verdienſt, er hat hinlänglich bewieſen daß er engliſch verſteht, und wir würden ihn jedem Buchhändler zum überſetzen aus dem Engliſchen ins Deutſche empfehlen. Nur davon wollen wir ſprechen, wie ſich Herr v. Raumer in England als Deutſcher gezeigt; davon, daß alles Waſſer der großen Themſe ſeine ſchmutzigen Sklavenfinger nicht zu reinigen vermochten, und ſeine preußiſche Staatsdienerſeele aus der reinen und ſtolzen Luft Englands noch matter heimgekehrt als ſie hingekommen war. Im allgemeinen geht Herr v. Raumer bei ſeinen Urtheilen über die brittiſchen Staatsverhältniſſe, mit ſeiner beliebten Vermittelungsweiſe zu Werke, wodurch er ſich bei Herrn v. Ancillon, dem preußiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geltend machen muß, da dieſer einſt als Pfarrer auch die Extreme zu vermitteln geſucht. Er wendet auf die Whigs und die Torys, den pythagoräiſchen Lehrſatz an; er betrachtet ſie als die beiden Katheten eines rechtwinkligen Dreiecks, verbindet ſie dann durch die Hypotenuſe ſeiner eignen Meinung, und ſchwört darauf das Quadrat ſeiner eignen Meinung ſey für ſich allein ſo groß, als die Quadrate der beiden entgegengeſetzten Meinungen zuſammen genommen. Ich drücke mich hier zum Scherze gelehrt und dumm aus, um den deutſchen Gelehrten zu zeigen, daß ich etwas tüchtiges gelernt habe, und daß wenn ich gewöhnlich klar und vernünftig ſpreche, es nur in der menſchenfreundlichen Abſicht geſchieht, daß mich Jedermann verſtehe.

Herr v. Raumer lobt die Torys aus Staatsdienerpflicht und die Whigs lobt er auch aus Staatsdienerpflicht; denn, wenn er ſich den Whigs feindlich gezeigt, hätte er keine Gelegenheit gefunden das Lager der Feinde ſeiner Regierung auszuſpähen. Nachdem aber Herr v. Raumer die Whigs gelobt, wird ihm dennoch bange; er zittert man möchte in Berlin argwöhnen, er habe die Whigs nicht blos aus Staatsdienerpflicht gelobt, ſondern von Herzen und aus Uebereinſtimmung mit ihren Grundſätzen. Er ſucht alſo dieſen Argwohn durch die feierlichſten Verſicherungen ſeiner Rechtgläubigkeit vorzubeugen. So oft er die engliſche Freiheit lobt fügt er hinzu: Die Freiheit in England ſey alt und aus hiſtoriſchem Boden hervorgewachſen; in Deutſchland aber ſey das Verhältniß ganz anders. Das iſt freilich ſehr wahr und natürlich, denn in Deutſchland konnte die Freiheit nie alt und zur Geſchichte werden, weil man ſie immer ſchon als Keim und im Geſchehen ausrottete. So oft Herr v. Raumer von engliſchen Reformen Gutes ſpricht, eilt er ſich zu bemerken, das Preußen dieſe Reformen ſchon längſt beſäße, und trinkt auf die Geſundheit des *erſten Reformators Europens*, nämlich des Königs von Preußen. Und da einſt ein Engländer, dem grober und freimüthiger Porter in den Adern floß, den König von Preußen einen Despoten genannt hatte, *ſtieg es* dem Herrn v. Raumer wie *ſpaniſcher Pfeffer in die Naſe*. Wie ſchade daß von dieſem ſpaniſchen Pfeffer nicht ein Körnchen in die Briefe des Herrn v. Raumers heruntergefallen iſt! Vielleicht wären die *radikalen Rübchen* und die *conſervativen Rohrſtengel* etwas ſchmackhafter dadurch geworden.

Herr v. Raumer beſuchte O'Connel, den großen Agitator, wie ihn alle Welt ſo ſehr artig nennt, weil er das Glück gehabt nicht ſchon als kleiner Agitator gehängt zu werden. Herr v. Raumer ſchreibt ſeinen Freunden, denen er dieſes berichtete: wie! werdet ihr aufſchreien, du warſt bei O'Connel, du? Nun ja, ich war bei O'Connel und ich lebe noch; denn der Mann war ſo billig mich nicht aufzufreſſen. Bald aber fällt dem Herrn v. Raumer ein, man könnte es ihm in Berlin übel deuten, daß er von O'Connel mit heiler Haut davon gekommen und keinen Menſchenfreſſer in ihm gefunden. Was thut er? Er ſpottet der kleinen Demagogen die in Köpenick und andern preußiſchen Feſtungen eingeſperrt ſind, und ſagt, die wären nur Knirpſe und jämmerliche Wichte mit dem großen Agitator verglichen. Als ließe man in Preußen einen Vertheidiger des Volks zum O'Connel heran wachſen! Als würde, ſtiege durch ein Wunder ein O'Connel vollendet aus der Erde empor, man ihn nicht an den Hörnern des Mondes aufknüpfen! Ja, Herr v. Raumer, der große Aequator, verhöhnt die unglücklichen deutſchen Jünglinge, welche die ſchönſten Jahre ihres Lebens im Kerker verſchmachten müſſen, weil ſie das Wort Freiheit ausgeſprochen oder niedergeſchrieben! Er verhöhnt ſie, daß ſie keine O'Connels geworden! Wie ſoll ich eine ſolche Niederträchtigkeit bezeichnen? Ich könnte ſie eine preußiſche nennen, aber das wäre noch lange nicht genug.

Folgende Stelle wird am beſten den Geiſt des Herrn v. Raumer darthun, und den des Herrn Menzel der ihn begreift.

«Das iſt edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzoſen, Polen, ſo ſtreng ſie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben; daß die Flamme ihrer Begeiſterung ſich in Blicken, Bewegungen, Worten kund giebt, ſobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutſchland allein iſt die Schmach gekommen, daß Deutſche, welche meiſt nur ihre eigne Thorheit aus der Heimath hinwegtrieb, daß dieſe unter andern Völkern umhergehen, und es ſich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredſamkeit hervor, ſondern lediglich Haß, Eitelkeit und Hochmuth. Anſtatt mit ſorgſamer Hand zu leiten, anſtatt mit Aufopferung (zunächſt der eignen Afterweisheit), zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beizutragen, freuen ſie ſich jedes neu hervorbrechenden Uebels und wühlen, den Geiern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden deſſen, der ihnen das Leben gab. — Doch, dieſe ſchlechteſte Klaſſe aller Ultraliberalen iſt ſehr ſelten dem deutſchen Boden entſproſſen; ſie gehören meiſt einem Volke an, was einſt im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward, und welches oft die Verhältniſſe der Familie, der Obrigkeit, der Unterthanen u. ſ. w. lediglich auf der Wage des kalten Verſtandes abwägt, mit anatomiſchen Meſſern zerlegt und mit chemiſchen Säuren auflöſt. »

[*] Die deutſchen Flüchtlinge ſind brave und tüchtige Männer und ſo hoch geſtellt durch die Ehre ihres Betragens, daß die Verläumdungen niedriger Regierungsknechte ſie nicht erreichen können. Sie ertragen die Verbannung aus ihrem Vaterlande und die härteſten Entbehrungen mit tugendhafter Stärke, und friſten ihr Leben durch die Arbeiten ihres Geiſtes oder was noch edler iſt durch ihrer Hände Arbeit. Sie haben ſelbſt in ihrer größten Noth, niemals die Unterſtützung in Anſpruch genommen, welche die Großmuth und Menſchenliebe des franzöſiſchen Volks ſeit ſechs Jahren den Verbannten aller Länder dargereicht. Nach den amtlichen Berichten der franzöſiſchen Regierung, worin ſie von der Verwendung der Millionen die ihr für die Unterſtützung der Flüchtlinge bewilligt worden Rechenſchaft giebt, haben etwa ſieben tauſend Polen, Spanier und Italiener Unterſtützung genoſſen, und unter dieſen ſieben tauſend war nur ein Deutſcher. Und dieſen kennen wir, er iſt einer der bravſten von allen, und nur der Wunſch ſeine Studien zu vollenden, bewogen ihn die Menſchenliebe der franzöſiſchen Regierung nicht zurückzuweiſen.

Es iſt gewiß daß es unter den deutſchen Flüchtlingen auch beſoldete Schurken giebt; aber dieſe ſind nicht vom Auslande, nicht von der franzöſiſchen Regierung, ſondern von den deutſchen Regierungen beſoldet. Das ſind jene, welche die deutſche Polizei *unter der Maske geflüchteter Patrioten*, alle Tage nach Paris, nach London und in die Schweiz ſchickt, um die wahren Patrioten zu bewachen und auszuſpähen, und zugleich durch vorſätzliches Lüften ihrer eignen Maske, auf die wahren Patrioten den Verdacht zu werfen, als wären ſie der Polizei verkauft. Dieſe deutſchen Spione ſind es, die am lauteſten ihr Vaterland verläſtern, und die man am häufigſten in den Bureaus der Pariſer Oppoſitionsblätter findet, wo ſie, um Zutrauen zu erwerben, täglich die ſchmähendſten Artikel gegen die deutſchen Regierungen einliefern.

Ganz mit Recht ruft Herr von Raumer aus: *Ueber Deutſchland allein iſt die Schmach gekommen, daß Deutſche ihr Vaterland anklagen!* Um ſo ſchlimmer. Die vertriebenen Spanier, Franzoſen und Polen haben nicht zu klagen gegen ihr Vaterland, ſondern nur über ihre *Gegner* (wie ſich Herr von Raumer vorſichtig ausdrückt) das heißt gegen ihre Regierungen. Das Volk hielt zuſammen, das ganze Volk kämpfte für ſeine Freiheit, und es konnte nur beſiegt werden, weil ſeine Tyrannen ſich mit fremden Tyrannen verbunden, es zu unterjochen. Aber wie viele waren es die in Deutſchland durch Wort und That für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft? Wurden ſie nicht verlaſſen von ihrem Volke? Standen nicht alle die Tauſenden, ob ſie zwar die Unterdrückung mitfühlten, ſeitwärts, auf den Ausgang wartend, immer bereit die Beute des Sieges aber nie bereit die Gefahren des Kampfes zu theilen? Nicht von ihren Gegnern wurden die deutſchen Patrioten beſiegt, ſondern von der Feigheit ihrer Freunde. Und wenn ſie ſich jedes neu hervorbrechenden Uebels ihres Vaterlandes freuen — hoffend, daß es ihre milchherzigen Mitbürger endlich zur Gährung bringen werde — wenn ſie ſich freuen, daß jene Schwachköpfe, welche nur immer jede Begeiſterung zu mäßigen geſucht, welche die heiße Liebe des Vaterlands in eine kühle wiſſenſchaftliche Liebe zu verwandeln geſucht — daß dieſe für ihren mäßigen Freiheitsſinn ganz ſo hart beſtraft wurden, als ſie ſelbſt für ihren ungeſtimmen; ganz ſo hart für ihre Geduld als ſie ſelbſt für ihre Ungeduld; ganz ſo grauſam gezüchtigt worden für ihre feuerlöſchenden Reden und Schriften, als ſie ſelbſt welche die Waffen ergriffen — ſo iſt dieſe Schadenfreude, den armen deutſchen Flüchtlingen wohl zu gönnen.

Herr von Raumer und Herr Menzel ſtehen unter einer Fahne, und daher iſt ihr Loſungswort das nämliche. Herr Menzel hatte die Parole, jeden deutſchen Schriftſteller, der Anhänglichkeit für Frankreich zeigte oder die deutſchen Regierungen nicht ausgezeichnet liebenswürdig fand, für einen Juden zu erklären, und er ging im Eifer ſeines patriotiſchen Vorpoſtendienſtes ſo weit, daß er das ganze junge Deutſchland, unter dem doch nicht ein einziger Jude war, in Maſſe beſchnitt, und zahlreiche arme Seelen der ewigen Verdammniß übergab. Doch Herr von Raumer treibt es noch weiter als Herr Menzel. Er trommelt aus: der größte Theil der deutſchen Flüchtlinge wäre dem deutſchen Boden nicht entſproſſen, ſondern gehöre einem Volke an, was einſt im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward; das heißt aus dem Kauderwälſch des Verfaſſers der radikalen Rübchen in's deutſche überſetzt: die meiſten politiſchen Flüchtlinge wären Juden. Und es iſt doch nicht ein Jude unter ihnen, nicht ein einziger! Und mit ſolchen unverſchämten Lügen, hoffen ſie die öffentliche Meinung irre zu führen! Aber Herr von Raumer ſollte doch nicht ſo erboßt gegen jenen flachen Kosmopolitismus ſeyn, der die Juden in den deutſchen Boden hineingezwungen, da er ſelbſt von eben jenem flachen Kosmopolitismus in die Häuſer aller der Berliner jüdiſchen Bankiers hineingezwungen wurde, bei denen er durch ſein ganzes Leben ſchmarotzt hat. Wären die hunderte von politiſchen Gefangnen nicht ganz vom Leben abgeſchieden, könnten ſie ein Wort der Klage laut werden laſſen, dann würde man, in der Hoffnung die Theilnahme ihrer Mitbürger mit ihrem unglücklichen Schickſale zu ſchwächen, auch von ihnen die Lüge verbreiten, ſie wären **Juden. O die Elenden !**

Zu jener Stelle aus Raumers Briefen welche Herr Menzel in ſeinem Literaturblatte mittheilt, bemerkt derſelbe: « So iſt das Treiben jener Menſchen die im Sold des Auslandes ihr heiliges Vaterland höhnen, längſt von allen Ehrenmännern in Deutſchland angeſehen worden. » Wenn Herr Menzel ſich und den Herrn von Raumer zu den Ehrenmännern zählt, dann dürfen die deutſchen Flüchtlinge dazu lächeln, daß er ſie vom Auslande gedungenen Schurken nennt.

Wenn ich bemerkt, daß ſich unter den deutſchen Flüchtlingen keine Juden befinden, ſo geſchah es gewiß nicht die Juden darum zu loben; das Gegentheil wäre beſſer. Aber entſchuldigen muß ich ſie. Der Jude kann einmal dumm ſeyn, aber zweimal iſt er es ſelten. Es hatten eine große Menge Juden gegen Napoleon die Waffen ergriffen, und für die Freiheit ihres deutſchen Vaterlandes gekämpft. Doch als ſie unter den Siegern zurückgekehrt, wurden ſie gleich wieder unter die Heloten geſteckt, trotz der gerühmten deutſchen Treue und Rechtlichkeit. Ja man wartete nicht einmal überall bis ſie zurückgekehrt. Es geſchah in Frankfurt, daß während die jüdiſchen Freiwilligen im Felde waren, man ihren Vätern zu Hauſe die bürgerlichen und politiſchen Rechte wieder entzog, die ſie unter dem Einfluſſe der franzöſiſchen Geſetzgebung genoſſen hatten. Damals, da ich noch jung war, und eine größere Lebenszeit zum Hoffen vor mir hatte, kam mir die Sache komiſch vor. Mein eigner Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angſt und Kümmerniß war, ihr geliebter Philipp — ſo heißt er, ich bitte Seine Majeſtät den König von Preußen ganz unterthänigſt um Entſchuldigung — möchte für die deutſche Freiheit todt geſchoſſen werden, entſetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war. Darum haben die leicht gewitzigten Juden an den Freiheitsbewegungen welche nach der Juli-Revolution in Deutſchland ſtatt gefunden, nur geringen Antheil genommen, und durch dieſe ihre Vorſicht hinlänglich gezeigt, daß ihnen die blonde und ächt chriſtlich deutſche Geſinnung nicht ſo fremd iſt als Herr Paulus glaubt. Sie dachten, wir wollen abwarten, was die Sache für ein Ende nimmt; wenn die Freiheit ſiegt, haben wir immer noch Zeit uns als Patrioten zu melden.

Wir wollen jetzt von den Meiſter wieder zu unſerm Lehrjungen des Preußenthums zurückkehren. Herr Menzel läßt uns ſagen, wir wollten uns die Tugendrepublik des ſeligen Herrn v. Robespierres von den Franzoſen in das Land bringen laſſen, zuerſt durch ſchmeichelhaftes Fraterniſiren, dann durch grobes Invaſiren. Wir verrechneten uns aber, die Zeiten hätten ſich ſehr geändert; Frankreich wäre im Sinken und Deutſchland im Steigen. Dieſe Anſicht der Dinge überraſcht mich gar nicht von einem ſo wohlerzogenen deutſchen Unterthanen als Herr Menzel iſt. Deutſche Unterthanen ſehen nie, weder auf die Wagſchale, noch auf das Gewicht, noch auf das Gewogene, ſondern immer nur auf die Zunge der Wage; in allen monarchiſchen Staaten eine ſehr ungetreue Dolmetſcherin. Die Zunge kann ſich auf die eine Seite neigen, und das Uebergewicht dennoch auf der entgegengeſetzten Seite ſeyn.

«Wer immer noch in dem alten Traume der franzöſiſchen Revolution lebt, überſieht ganz, daß die Reproduktion der Zeit den Ort wie die Form gewechſelt hat. Das erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweiſt, wie ſehr dort die Schöpferkraft des Neuen erloſchen iſt, während ſie beinahe in allen Ländern Europa's mächtig ſich regt.

«In dem ruhigen Entwickelungsgange der materiellen und geiſtigen Intereſſen . Deutſchland bereitet ſich eine Weltgeſchichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinſt nur mit Lächeln auf die Leute herabſehen wird, die ſich mit rückwärts gedrehten Hälſen von der Illuſion des Franzoſenthums nicht loszureißen gewußt haben. Daß dieſe Entwicklung vor ſich geht in der monarchiſchen Form und nicht in der republikaniſchen, in einer langſamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker ſie gar nicht begreifen. Aber die Franzoſen ſelbſt ſind nicht ſo fanatiſch, als die deutſchen Franzoſenfreunde. Sie ſehen beſſer, beurtheilen uns richtiger und hüten ſich nur, das gefährliche Wort auszuſprechen. Es iſt gewiß, daß die einſichtsvollen Köpfe und beſten Patrioten in Frankreich ihrer eignen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutſche Volk blicken, von dem ſie wohl wiſſen, daß die nächſten Jahrhunderte ihm gehören werden.»

Die nächſten Jahrhunderte werden weder den Deutſchen noch den Franzoſen, noch ſonſt einem andern Volke oder einem Fürſten gehören; ſondern der Menſchheit. Eine traurige Zeit, wo man durch Schmeicheln nichts mehr wird gewinnen, und durch periodiſches Deſertiren, nicht mehr ſein Handgeld wird vervielfachen können! Aber welcher Schelm von reiſenden Spion, hat dem Herrn Menzel all das närriſche Zeug über Frankreich vorgelogen? Was die Franzoſen vierzig Jahre lang gekäut und wiederkäut, das haben ſie ſeit ſechs

Jahren verdaut, und jetzt gehört es ihnen auf immer. Woran ſie heute kauen, das iſt eine ganz neue Speiſe, wovon Herr Menzel gar nichts zu wiſſen ſcheint. Und dieſes erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweiſt—daß die Franzoſen keine Deutſche ſind; daß ſie keine Kinder ſind, die ſich von den Knecht-Ruprechts und den Schornſteinfegern der Polizei hinter den Ofen jagen laſſen; daß ſie Männer ſind, die was ſie einmal gewollt, einmal verlangt, alle Tage wollen und verlangen; daß ſie immerfort für das nähmliche kämpfen, und ſich durch keine abſchlägige Antwort zurückſchrecken, durch keine Niederlage entmuthigen laſſen. Doch ein deutſcher Gelehrter begreift dieſes Käuen und Wiederkäuen nicht. Ihm iſt die Freiheit, er mag ſie lieben oder ihr abhold ſeyn, nur ein Syſtem der politiſchen Wiſſenſchaft, und er findet daher einen lächerlichen Pleonasmus darin, wenn man, was man geſtern geſagt und hat drucken laſſen, heute ſchon wieder ſagt und drucken läßt, ehe noch die erſte Auflage vergriffen iſt.

Was wäre denn das für ein gefährliches Wort, das die Franzoſen nicht auszuſprechen wagten? das gefährlichſte Wort für die Franzoſen des neunzehnten Jahrhunderts iſt Menzel, und dennoch wollte ich es in allen Städten und Dörfern, auf allen Gaſſen ausſchreien, und es fände ſich in ganz Frankreich kein altes Weib, das Weib und alt genug wäre bei dem Worte zu erſchrecken. Wie! die Franzoſen ſähen ahnungsvoll und bange auf das deutſche Volk? Die franzöſiſchen Patrioten und die Beſten? Vielleicht ſieht der König der Franzoſen mit Furcht auf die deutſchen Fürſten, die einſt unter Rußlands Trommel ihn überfallen möchten. Und er hätte Recht ſich zu fürchten, denn da er jenen vereinten Fürſten nur ſeine eigne Fürſtlichkeit, und nur dieſe entgegenzuſetzen hat, ſo könnte er in einem ſo ungleichen Kampf unterliegen. Aber die Franzoſen? Mit nichten. Das franzöſiſche Volk hat das deutſche, oder braucht es nicht zu fürchten. Werden die Deutſchen frei, dann ſind ſie die beſten Freunde und treueſten Verbündeten der Franzoſen; und bleiben ſie in ihrer gegenwärtigen Erniedrigung, dann werden ſie in jedem Kriege, wie holländiſche Thonpfeifen zerbrochen werden.

Was aber die vom Zaun gebrochene Revolution betrifft, ſo iſt das eben eine Redensart die man hinter allen Zäunen findet. Herr Menzel bewirthe damit ſeinen Freund Raumer, ich will nichts damit zu thun haben.

«Je ſchwärzer Herr Börne die deutſchen Zuſtände malt, um ſo einleuchtender wird die Wahrheit, daß es mit einem Volk, das trotz der Cenſur eine Geiſteskraft und Geiſtesfreiheit entwickelt hat, wie kein anderes Volk ohne Cenſur, eine ganz beſondere Bewandniß haben, daß es unter ganz beſonders glücklichen Sternen geboren ſeyn muß. Ein unparteiiſcher Fremder, der alles lieſt, was Herr Börne von der Erbärmlichkeit der Deutſchen mit der ſchwärzeſten Dinte geſchrieben hat, und der dann uns ſelber kennen lernt, und ein wackeres, in Wohlſtand blühendes, ſittenreines, in ſeiner Nationalbewaffnung furchtbares, doch gemäßigtes, in ſeiner conſtitutionnellen Bildung langſam, aber ſicher reifendes Volk und endlich die unermeßlich reiche und freie Entfaltung unſerer Geiſter in der Literatur findet, der muß wiederholen, was einſt vor anderthalb Jahrtauſenden ein Römer von uns ſagte: «Es iſt ein Wunder, wie die Deutſchen alles ſchon von Natur haben, wozu wir kaum durch die mühſeligſte Staatskunſt gelangen können.»

Es iſt nicht davon die Rede wie die Deutſchen vor funfzehen hundert Jahren waren, ſondern wie ſie heute ſind. Große Ahnen ſprechen die Nachkommen nicht frei von ihrer Schuld, ſie klagen ſie ihrer Erniedrigung um ſo lauter an. Was uns die Natur gegeben, iſt Glück und kein Verdienſt; Verdienſt iſt nur der weiſe Gebrauch des Glückes. Wer unter einem glücklichen Geſtirn geboren und durch ſeine Verbrechen oder Thorheiten, die treuen und feſten Sterne ſelbſt, zum Lügen und zum Wanken brachte, ſo daß ſie ihre Liebe in Haß umgewandelt: der rühme ſich ſeiner Sterne nicht, er ſchweige damit man ſie vergeſſe. Mit einem Volke das trotz ſeiner Geiſteskraft und ſeiner Geiſtesfreiheit, ſich von einer aller Kraft ſpottenden, alle Freiheit zernichtenden Cenſur nicht zu befreien wußte; das ſich denjenigen unterwirft die ſchwach ſind an Geiſt, denjenigen gehorcht, deren Geiſt in Feſſeln liegt; mit einem Volke das trotz ſeines blühenden Wohlſtandes, der aller gemeinen Sorgen des Lebens überhebt; das trotz ſeiner Tüchtigkeit und ſeiner Sittenreinheit, nie das erreichen konnte, was andere Völker ohne Geiſteskraft, ohne Geiſtesfreiheit, ohne Tugend und ohne Wohlſtand zu erreichen wußten; das ſich der ſchmachvollſten Unmündigkeit nicht zu entreißen weiß, wie ein Schwachkopf vor Geſpenſtern zittert oder wie ein Kind vor der Ruthe—mit einem ſolchen Volke muß es eine ganz beſondere Bewandniß haben. Wahrlich Herr Menzel führt die Waffe mit ausgezeichneter Ungeſchicklichkeit; er faßt die Klinge mit der Hand und biethet ſeinem Widerſacher den Griff dar. Nichts iſt leichter als alle ſeine Entgegnungen auf ihn ſelbſt zurückzuwenden.

Gerechter Gott! was iſt das für eine Geiſteskraft die ſich geltend zu machen fürchtet und ſich vor jedem Polizeijungen gleich wie ein Taſchenmeſſer zuſammenlegt und die Schneide in dem hornenen Stiel verſteckt! Und was iſt gar an der Geiſtesfreiheit zu rühmen? Wer iſt nicht Geiſtesfrei? Man iſt es zu jeder Zeit und überall; man iſt es im Kerker, auf dem Scheiterhaufen, in der Wüſte, im Gedränge der Narren und noch am Tiſche eines argwöhniſchen, blutdürſtigen und betrunkenen Tyrannen. Herr Menzel iſt es ſelbſt, und ſeine Gedanken können ſeiner Worte ſpotten.

Mit der unermeßlich reichen deutſchen Literatur mag Herr Menzel noch ein Jahrhundert lang ganz nach Belieben ſchalten; wir haben jetzt auf wichtigere Dinge zu denken, nach hundert Jahren wollen wir darüber rechten. Haben die Franzoſen und Engländer nicht auch eine reiche Literatur, und hat ſie die abgehalten ſich frei zu machen? Jeder Pariſer Handwerker würde den gelehrten Narren verhöhnen, der ſpräche: wir haben Montaigne, Rabelais, Corneille, Racine, Moliere, Descartes, Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau, Diderot, Chateaubriand; wir haben eine königliche Bibliothek von einer halben Million Bänden und achtzig tauſend Manuscripten; wozu braucht ihr Preßfreiheit? Wenn ein unverſchämter Buchknecht in England ſpräche: wir haben Bacon, Shakespeare, Newton, Pope, Milton, Byron, Hume, Gibbon; wozu wollt Ihr noch Parlamentsreformen? würde ihn jeder Londoner Laſtträger an der Bruſt packen, ihn ſchütteln und ihm erwiedern: Ihr ſeyd ihr, und wir ſind wir, und wir ſind mehr als ihr.

Herr Menzel ſagt, die Deutſchen ſchritten langſam und ſicher in ihrer conſtitutionellen Bildung fort. Was die Sicherheit betrifft, ſo wollte ich keinem rathen auf irgend eine deutſche Conſtitution eine Hypothek zu nehmen, denn die deutſchen Conſtitutionen gehören alle zu den Mobilien. Was aber die Langſamkeit betrifft, ſo kömmt es darauf an wie es Herr Menzel verſteht. Ein Büßender der nach Rom wallfahrte, ging nach je zwei Schritten einen zurück, das war langſam, er kam aber endlich dennoch hin. Die Deutſchen aber machen in ihrer conſtitutionellen Bildung nach jedem Schritte zwei Schritte zurück. Heißt das auch langſam und ſicher? Doch vielleicht denkt Herr Menzel man könne auch von der entgegengeſetzten Seite zur Freiheit kommen, weil die Welt rund iſt und ſo will ich es gelten laſſen. Doch was er von der furchtbaren Nationalbewaffnung des deutſchen Volkes ſpricht, kann ich nicht gelten laſſen, weder den Nominativ noch den Adjectiv. War es dem Herrn Menzel Ernſt damit, oder wollte er ſpotten? Kann ich das wiſſen? Kann ich die Schelmereien errathen die ſeine Gedankenfreiheit im ſtillen übt?

Iſt es denn eine Bewaffnung der Nation? Es iſt eine Bewaffnung gegen die Nation. Glaubt Herr Menzel die großen Kriegsrüſtungen welche die deutſchen

Fürſten ſeit ſechs Jahren gemacht, wären gegen Frankreich gerichtet geweſen? Nein, an einem Kriege mit den Franzoſen wagt man bis jezt noch nicht zu denken. Man wollte nur den geſunden Schlaf, die Pauſen und die Mutterwehen des wackern, in Wohlſtand blühenden, ſittenreinen, und an Büchern unermeßlich reichen deutſchen Volks bewachen; dazu waren die Rüſtungen beſtimmt. Und die Furchtbarkeit dieſer Bewaffnung liegt nur in den Papp-Kaſten der Frankfurter Militärkommiſſion und wird ſonſt nirgends zu finden ſeyn. Vereinte Kräfte wirken nur wo Einigkeit herrſcht, und die Einigkeit der deutſchen Fürſten hat ſich bis jezt nur in den Steckbriefen gegen die geflüchteten Patrioten gezeigt. Oeſterreich und Preußen feinden ſich heimlich an und mißtrauen ſich; beide mißtrauen den kleinen deutſchen Fürſten, dieſe mißtrauen einander ſelbſt und alle vereint mißtrauen ihren Völkern und werden gewiß keinen Krieg mit Frankreich anfangen ehe die Ruſſen an der Oder ſtehen und auf die Mäuſe achtgeben während die Katze nicht zu Hauſe iſt. Und das nennt Herr Menzel eine furchtbare Nationalbewaffnung!

« In Deutſchland wachſen im Schatten mehr Früchte als in Frankreich beim hellſten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen, was für ein guter Boden in unſerm Volk iſt, und wenn nur der Boden gut iſt, an der Sonne wird es, obgleich ſie wechſelt, niemals fehlen. Ich ſehe den ſchwarzen Schatten auch, ich gehöre nicht zu denen, die Schlechtes für gut halten und Gutes ſchon für das Beſte, aber eben deshalb kann ich auch nicht blind ſeyn für das wirklich Gute und Große in der deutſchen Natur.

«Erſcheinungen, die bei andern Völkern auf die tiefſte Verſunkenheit der Nation ſchließen laſſen würden, laſſen bei uns keineswegs darauf ſchließen. Die Oberfläche unſeres Daſeyns verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unſer großes Volk iſt gar ſehr auf die Dauer gemacht. Es ſpürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen. Es meint, gleich dem ſchlafenden Rieſen, den der Donnergott mit dem Hammer ſchlug, es ſey nur ein Blatt vom Baum auf ſeine Naſe gefallen.»

Wahrhaftig es giebt Einfältigkeiten die einen ganz aus der Faſſung bringen können. Ich ſtehe verdutzt wie ein Narr mit offenem Munde da und weiß gar nicht was ich ſagen ſoll. Ich, der ich nicht die ſchärfſten Gründe fürchte ſobald das Recht mich deckt, fürchte mich vor den Schneeballen die mir Herr Menzel an den Kopf wirft! So ſah ich einmal ein Volk im Aufruhr den Kugeln trotzen und vor einer Feuerſpritze erſchrocken davon laufen.

Wo nur Herr Menzel alle die Citronen und Zuckerhüte her nimmt! Er iſt ein ſtiller Ozean von Limonade, womit man den franzöſiſchen Nationalconvent zu einem böhmiſchen Landtage hätte abkühlen können. Wie dithyrambiſch er iſt, wenn er die Geduld des deutſchen Volkes verherrlicht! Ein Pindar der Geſchlagenen, ein Homer der Therſiten! Wenn die Torys wüßten welcher einſchläfernde Schwung in den Dichtungen des Herrn Menzel herrſcht, ſie würden ihn eiligſt nach England berufen, um als ein Tyrteus neuer Art, das engliſche Volk zur Feigheit zu begeiſtern. Gewiß haben die Alexanders unter den deutſchen Hofräthen, das Literaturblatt des Herrn Menzel unter ihrem Kopfkiſſen liegen. Ich aber—oder wollte ſich Herr Menzel vielleicht über mich luſtig machen? Nun, dann umarme ich ihn mit Entzücken, denn es iſt ihm herrlich gelungen; er hat mich ganz raſend gemacht.

«Wir haben Zeit die Hülle und die Fülle.» Iſt das nicht ein Sturzbad, womit man ganz Bedlam heilen könnte? Iſt das nicht ein prächtig paar Siebenmeilenſtiefel für ein fliehendes Volk von Haſen? Iſt das nicht ein Spruch, ganz würdig der ſieben Weiſen der Polizei, die in Frankfurt philoſophiren? Doch was helfen alle Gleichniſſe? Herr Menzel iſt unvergleichlich.

Das deutſche Volk «ſpürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden.»

Alſo weil es ein zähes Leben hat, ſoll es jede Wunde ungerochen annehmen? «Es achtet gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen.» Der Löwe verachtet die Maus die in ſeiner Mähne ſpielt, und die Fliege die ihn kitzelt; aber duldet er es ſo lange er lebt, daß ihn ein Eſel mit Füßen tritt, daß ein Tiger ſeinen ſcharfen Zahn in ſein Fleiſch bohrt? Werden die Deutſchen etwa nur von Mäuſen und Fliegen beleidigt? «Er meint, gleich dem ſchlafenden Rieſen den der Donnergott mit ſeinem Hammer ſchlug, es ſey nur ein Blatt vom Baume auf ſeine Naſe gefallen.» Ich kenne den Rieſen nicht von dem hier Herr Menzel ſpricht, aber ich halte nicht viel von ihm. Was wäre denn das für ein Held, der, wenn ihm ſein Feind ein Fauſtſchlag ins Geſicht giebt, dazu lächelte und ſpräche: Ich habe es für einen Naſenſtüber gehalten! Wenn es ein Naſenſtüber geweſen, dann war der Schimpf um ſo größer, und um ſo blutiger hätte er gerochen werden müſſen. Die Ehre ſitzt nicht in der Haut, ſie ſitzt im Herzen. Aber der Rieſe ſchlief und der Donnergott wachte! Es ſey. Ich weiß recht gut aus Hufelands Makrobiotik, daß der Menſch wenigſtens ſechs Stunden; ich weiß aber auch aus der nämlichen Makrobiotik, daß er höchſtens acht

Stunden täglich ſchlafen ſoll. Doch das Rieſenvolk der Deutſchen ſchläft Tag und Nacht, und alle Tage, und das ganze Jahr, und ſchon drei Jahrhundert lang! Das iſt ungeſund, Herr Menzel. Des deutſchen Rieſenvolks Donnergott iſt der Bundestag, der ihm mit dem Hammer ſeiner Ordonnanzen auf den Kopf geſchlagen, und das deutſche Volk gähnte und lächelte dazu, und ſagte: es habe das für ein Blatt—Papier gehalten! Das heißt ſeinen Löwen- und Rieſenſtolz zu weit treiben, und das alles iſt zwar ſehr dythyrambiſch, aber auch ſehr einfältig.

«Herr Börne fühlt es ſehr wohl, daß die Langmuth, mit welcher wir ſeine Beleidigungen hinnehmen, ſeine härteſte Strafe iſt. Er iſt nicht eitel, aber welchem ſterblichen Geiſt würde nicht dennoch der Gedanke ſchmeicheln, ſich einzeln einer ganzen Nation gegenüber im Kriege zu befinden. Aus ſeinem ſichern Verſteck in Paris wirft er alles was ſein Genie von Beſchimpfungen erfinden kann, in unſer Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernſtlich zürnen. Wir ſehen ein, er hat in vielen Dingen Recht, und die vielen andern Dinge worin er Unrecht hat, kann ihm wohl verziehen werden, denn er iſt krank, hat den Spleen im höchſten Grade, quält am Ende ſich mit ſeinen Grillen mehr als Andere, und es würde ſehr ungerecht ſeyn, wenn die große deutſche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mittleid verſagen wollte.»

Glaubt es Herr Menzel ſelbſt oder will er es glauben machen, daß ich mit meinen Geſinnungen dem deutſchen Volke allein gegenüberſtehe? Doch wie es auch ſey, er bitte ſeine Gönner nur auf vier Wochen Preßfreiheit zu bewilligen, und es wird ſich zeigen, daß vielmehr Herr Menzel und ſeine Gönner es ſind, die dem deutſchen Volke allein feindlich gegenüberſtehen. Er ſpricht von meinem ſichern Verſteck in Paris und giebt ſich eine überflüſſige Mühe ſich lächerlich zu machen. Soll ich etwa in Frankfurt ſchreiben? Ich wäre dort verſteckter als ich es in Paris bin, und wenn Herr Menzel mich zu ſprechen wünſcht, wird ihm eine Reiſe nach Paris weit weniger koſten, als es ihm koſten würde meinen Gefangenwärter zu beſtechen. Dieſe Menſchen ſprechen von Verſteck! Ihr ſprecht aus eurem ſichern Verſteck hervor. Nie würdet Ihr wagen die deutſchen Flüchtlinge anzukläffen, wenn Ihr nicht wüßtet, daß die Kette der Cenſur an der Ihr ſelber liegt, und das Gitter der Polizei das euch einſchließt, euch gegen die verdiente Züchtigung ſchützt.

Herr Menzel ſagt, ich hätte in vielen Dingen Recht, in vielen Unrecht; aber er ſagt nicht worin ich Recht, er wagt nicht einmal zu ſagen worin ich Unrecht habe. Er umhüllt alles mit einem blauen Dunſt, verſichert die Welt, dahinter wäre ich verborgen, und ſucht ihr zu erklären woher mir der Dunſt gekommen. Er erklärt meine traurige Phantaſmen aus den Fehlern meiner Leber und aus noch tiefern Fehlern. Keiner wundere ſich darüber hier Verdauung und Religion zuſammengeſtellt zu ſehen; es giebt Menſchen genug welchen ihre Verdauung die einzige Religion iſt, und deren Vorbereitung der heiligſte Gottesdienſt.

Herr Menzel nennt mich einen Ueberläufer und er wagt dieſes Wort auszuſprechen! Wenn er Cenſor wäre, ſollte er es in allen neuen Wörterbüchern durchſtreichen. Ich erinnere mich noch der Zeit, da Herr Menzel mich ſehr geprieſen, da er ſchrieb, Deutſchland wäre meine Braut, und wenn ich es hart anfahre, wäre das nur das Schmollen eines Liebenden. Ich erinnere mich auch daß er geſchrieben, mich zu tadeln käme ihm vor wie von der Polizei zu ſeyn. Habe ich mich ſeitdem geändert? Nein, die Zeiten haben ſich geändert, die Winde, die Aengſte und die Hoffnungen. Damals war Herr Menzel noch nicht in die würtembergiſche Kammer gewählt, und da diente ihm die Maske der Freiſinnigkeit, ſich neben freiſinnigen Männern einen Platz zu gewinnen. Sobald der Freiheits-Carnaval vorüber war, zeigte Herr Menzel ſein wahres Geſicht. Ich nenne ihn keinen Ueberläufer, ſondern einen Ueberſchleicher. Doch er mag ſich noch ſo langſam und vorſichtig umgeſtalten, mich täuſcht er nicht, wie vielleicht viele Andere. Wie er auch ſchlich, ich ging ihm wie ein Minutenzeiger nach, ich weiß wohin er ſchleicht, kenne ſein Ziel und auch die Stunde in der er es erreichen wird.

Hier aber muß ich die Meinung die ich von Herrn Menzel habe ganz ſagen; denn die ſtrengſte Pflicht verbietet mir, der Gefahr eines leichtſinnigen Widerſpruchs beſchuldigt zu werden, auszuweichen. Wenn ich früher von der Inſtruktion des Herrn Menzel geſprochen; wenn ich ihn einen Kothſaſſen der allgemeinen Zeitung, einen Prokurator der deutſchen Bundesverſammlung genannt, ſo bitte ich ihn und bitte jeden meiner Leſer, dieſes ja nicht zu mißdeuten. Ich will nicht damit ſagen, daß ſich Herr Menzel verkauft hat, ich ſage nicht damit daß Herr Menzel ſeiner wahren Meinung entſagt, und falſche heuchelt, um der Macht zu ſchmeicheln; ich ſage es nicht, denn ich denke es nicht. Ich klage nur die Eitelkeit ſeines Herzens, die Schwäche ſeines Gemüths, und ſeinen Unverſtand in politiſchen Dingen an. Menzel iſt der Erſte nicht, der aus einem Freunde der Freiheit, ihr Feind geworden, nicht weil er ſeine Geſinnung gewechſelt, ſondern weil er die Macht nicht mehr hatte der Freiheit nützlich zu ſeyn, oder den Muth verloren ſich öffentlich ihren Freund zu nennen. Es gab ſchon viele ſolcher

Menſchen, die aus der Noth eine Tugend gemacht, die es aber nicht dabei bewenden ließen, was noch verzeihlich geblieben wäre, ſondern die jene erzwungene Tugend ſich ſelbſt als freie Tugendhaftigkeit, die Noth derer aber die ihre Noth treu fortgefühlt, dieſen Andern als Halsſtarrigkeit, Blödſinn oder Ruchloſigkeit angerechnet. Was war es denn ſonſt was in früherer Zeit Görres, Schlegel, Steffens, Zacharias Werner und noch ſo manchen andern edlen Deutſchen, aus dem Reiche des Sonnenlichtes und der Wahrheit in Nacht und Wahn geſtürzt; was ſie aus Adlern zu Eulen, aus Denkern zu Myſtikern gemacht? Die Verzweiflung war es, an ſich, dem Vaterlande und der Welt. Ohnmächtig ſich die Freiheit des Lebens zu gewinnen, flüchteten ſie in die Freiheit des Todes. Um nicht länger Gefangene zu bleiben, wurden ſie Gefängnißwärter und klirrten dann ſo ſtolz mit den Schlüſſeln in ihren Händen, als hätten ſie damit die Wahrheit aufgeſchloſſen und nicht eingeſchloſſen, und dann kamen alle Heuchler und Dummköpfe herbei und küßten die Schlüſſel der Wahrheit und verehrten die heiligen Schlüſſelträger *).

---

*) Wie gut dieſe frommen Leckermäuler es verſtanden haben, ſich eine zugleich heilige und nahrhafte Suppe zu bereiten, indem ſie irdiſches Brot in den himmliſchen Glauben brockten,

Was will denn aber eigentlich Herr Menzel, könnten mich die Leſer fragen, und woher kömmt ihm ſeine wunderliche Idioſynkraſie gegen die Franzoſen? Dieſe Frage

---

davon möge folgendes Beiſpiel zeugen. **Adam Müller**, Preuße, Proteſtant und ſonſt nichts, wurde katholiſch und öſterreichiſcher Staatsbeamter. Als General-Conſul in Leipzig ſchrieb er der Frau von Varnhagen: « Ich bin kein Knecht « der Mächtigen, aber auch kein independenter ſogenann- « ter Staatsbeamter, ſondern ganz einfach der Diener meines « Kaiſers, nächſt Gott, im Leben und Tod; außerdem glühend « für das was von den beſten aller Jahrhunderte Freiheit ge- « nannt werden iſt, für eine galante Freiheit, für eine ſolche, die « ſich nur im Dienſt und in der Hingebung an einen irdiſchen « Herrn zeigen kann, deren Lebenselement das Opfer iſt, die « alſo nur an dem Opfer aller Opfer ihre Flamme entzünden « kann. » Aber Adam Müller war kein Heuchler. Er hatte ſich in den Glauben hineingeglaubt, und ſich an dem Opfer aller Opfer entzündend, ſein Amt und den damit verbundenen Gehalt, als ein ihm auferlegtes Kreuz mit chriſtlicher Ergebung ertragen. Er gehörte zu jenen klugen Amphibien, die ſich vor jeder irdiſchen Noth in den Himmel, und vor jeder himmliſchen Noth ſich auf die Erde flüchten. Sie werden auch ſelig werden, denn der liebe Gott iſt ein gar guter Herr und nimmt es nicht ſo genau; uns aber ſollten dieſe Herren mit ihrer galanten Freiheit nicht zum Beſten haben wollen.

kurz zu beantworten: Herr Menzel iſt der Peter von Stuttgart. Es ſchmerzt ihn, das heilige Grab des Abſolutismus in den Händen der Ungläubigen zu ſehen, und er beſchwört die frommen Deutſchen, Frankreich zu erobern und in Paris ihr Kreuz aufzupflanzen, und für dieſes gottgefällige Werk verſpricht er ihnen Ablaß von allen ihren Sünden und Schwächen. Ich will es euch ſagen was diejenigen wollen, für deren Vortheil Herr Menzel und noch viele Andere ſich öffentlich oder heimlich bemühen. Aber ich will es nicht mit meinen eignen Worten ſagen; denn da käme Herr Menzel wieder und ſpräche: er hat den Spleen, glaubt ihm nicht! Nein, ich will es mit den Worten Derjenigen ſagen, die den Spleen nicht kennen, die, ob ſie zwar ungeheuer viel eſſen, doch nie an Verdauungsſchwäche leiden, weil ſie die Grundbedingung eines guten Magens haben: ein ſchlechtes Herz. Ich will es mit den Worten der Staatsmänner, Diplomaten und Fürſten, dieſer hohen, höchſten und allerhöchſten Perſonen ſagen. Suche ſich der deutſche Leſer die von Kombſt herausgegebene Aktenſtücke des deutſchen Bundes und das in London erſcheinende Portfolio zu verſchaffen *). Dort wird

---

*) 1. Authentiſche Aktenſtücke aus den Archiven

er die Anſichten, Befürchtungen, Hoffnungen und Pläne, welche Rußland, Oeſterreich und Preußen rückſichtlich des deutſchen Volkes haben, klar ausgeſprochen finden. Da mir aber die ungemeine Geiſtesfreiheit die in Deutſchland herrſcht, hinlänglich bekannt iſt, und ich fürchte genannte Schriften möchten dort ſchwer zu haben ſeyn, will ich deren Reſultate ſo kurz als möglich ausziehen.

I.

Preußiſche Stimmen.

Die Denkſchrift eines ungenannten preußiſchen Diplomaten über die Politik Preußens in Bezug auf Deutſchland, enthält unter andern folgendes:

---

des deutſchen Bundes, zur Aufklärung über die hochverrätheriſchen Umtriebe der deutſchen Fürſten. Straßburg 1833.

2. Der deutſche Bundestag gegen Ende des Jahres 1832. Straßburg 1836.

3. Le Portfolio, ou Collection de documens politiques, etc. Traduit de l'anglais. Tome I. n. 2. Mémoire sur l'état et l'avenir de l'Allemagne, écrit sous la direction d'un ministre à St.-Petersbourg, et communiqué confidentiellement à plusieurs gouvernemens germaniques. Paris 1836.

Preußen muß ſuchen: «Einmal gemeinſchaftlich mit Oeſterreich dahin zu arbeiten, daß die nächſte europäiſche Kriſe Deutſchland ſo viel als möglich einig und bewaffnet finde.»

«Ferner dabei, doch allmählig und unter der Hand, den unmittelbaren Einfluß Preußens in Deutſchland wieder herzuſtellen, zu begründen, zu erweitern.»

Das Syſtem Preußens am Bundestage, während der Dauer der öſterreichiſchen Allianz dürfte folgende Zwecke vorzüglich zu befolgen haben.»

A. (Bundes-Militair-Verfaſſung).

B. «Gemeinſchaftlich mit Oeſterreich über die Erhaltung der Ruhe in Deutſchland zu wachen, zugleich das repräſentativ-demokratiſche Syſtem zu bekämpfen.»

C. «(Abwehrung des Einfluſſes fremder europäiſcher Mächte.)»

D. «Dabei aber doch möglichſt alles ſo vorzubereiten, daß wenn einſt eine Trennung Preußens von Oeſterreich erfolgen und demzufolge eine Spaltung Deutſchlands ſtattfinden ſollte, der überwiegende Theil der Bundesſtaaten ſich für Erſteres erklärte.»

«Wenn die Erreichung der Zwecke ad A, B und C ein kräftiges und gleichförmiges Wirken mit Oeſterreich erheiſchte, ſo ſchiene die Rückſicht ad D durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Oeſterreich bei jenem Wirken die von demſelben ſyſtematiſch geſuchte Ausübung der Initiative in ſeinem eignen Namen und die damit verbundene formelle Geſchäftsführung bereitwillig überließe, und nur hinſichtlich der weſentlichen Punkte eine frühere geheime Einverſtändigung zwiſchen Berlin und Wien in Anſpruch nehme. Nach der unveränderlichen Politik der mittleren und kleineren deutſchen Staaten wird ſtets ihre Souverainitäts-Eiferſucht gegen die, die Suprematie in Anſpruch nehmende Macht gerichtet werden, und bei den eben auseinandergeſetzten Verhältniſſen dürfte es vielleicht das einzige Mittel, den Preußiſchen Einfluß wieder in Deutſchland herzuſtellen, ſeyn, jener Souveränitäts-Eiferſucht einen andern Gegenſtand als Preußen zu geben.»

«Mag Preußen dabei eine paſſive Rolle ſpielen, und in manchen Punkten nur der öſterreichiſchen Politik zu folgen ſcheinen; je mehr es jenen Schein zu gewinnen glückt — deſto ſicherer wird ihm einſt die Mehrheit der Bundesſtaaten zufallen, wenn das Aufhören der preußiſch-öſterreichiſchen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfaſſendes Gewicht ausübte, aufhören läßt.»

— «Aus allem Obigem ſchiene, als Rekapitulation, folgende.... Stellung Preußens am Bundestag hervorzugehen. — In den allgemeinen politiſchen Bundesbeziehungen, Ausgleichung der etwaigen Differenzen, direkt zwiſchen Berlin und Wien, aber zu Frankfurt, enges, in der Regel *milderndes Anſchließen* an Oeſterreich, *wobei zuweilen*, aber nicht zu *oft, in populären Gegenſtänden ein berechneter offenſibler und eklatanter Akt von Selbſtän-*

digkeit zu zeigen.... Ein anſcheinend reger Eifer für die Befeſtigung und Entwickelung der Reformen, die unter der Hand aber, mit Ausnahme derjenigen, welche auf die Militär-Verfaſſung und die Stellung des Bundes gegen das Ausland Bezug haben, ſo loſe als möglich zu erhalten wären. — »

« Die Natur der einzigen Regierungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß ſichern kann, ſchließt ſchon, ohne andere Verhältniſſe zu berühren, unwiderruflich die Begünſtigung der demokratiſch-repräſentativen Ideen aus, welche jetzt noch ſo vielen Einfluß in Deutſchland ausüben. — »

« Es ſchiene wünſchenswerth, und ſelbſt beim Feſthalten an der öſterreichiſchen Allianz nicht unerreichbar, daß, wie es vor dem Beginnen der franzöſiſchen Revolution der Fall war, Preußen als der deutſche Muſterſtaat angeſehen, und ſeine Schriftſteller wieder die Tonangebenden in Deutſchland würden, und dieß Reſultat dürfte unvermeidlich ſeyn, ſobald, wie ſchon erwähnt, das demokratiſch-revolutionnäre Treiben und die ſüddeutſche Schein-Konſtitutionalität depopulariſirt worden wäre. Es verdiente dabei eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathſam wäre, ſie gleichfalls nach dem Beiſpiel der engliſchen und franzöſiſchen Regierungen, in ihren Grundſätzen, in ihren Leitern und ihren Organen einer indirekten, aber kräftigen öffentlichen Diskuſſion zu unterwerfen, als es nicht allzuſchwer ſeyn dürfte, gegen jene Grundſätze und Einrichtungen bei den beſonnenen und richtig urtheilenden Deutſchen die National-Eitelkeit und Ehre ins Spiel zu bringen, indem man dieſelbe, von einer nebenbuhleriſchen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend, darſtellte.»

§ — **Graf von der Golz**, ehemaliger preußiſcher Bundestagsgeſandter, macht in einer Denkſchrift an das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten folgende Aeußerung:

«Die Elemente, die ihr (der Bundesverfaſſung) zu Grunde gelegt wurden, mußten von gemeinnützigen und liberalen Ideen ausgehen, weil die Völker, die nur durch den höchſten Grad patriotiſcher Exaltation zu den Opfern vermocht worden waren, durch welche die allgemeine Anſtrengung zur beabſichtigten Befreiung Deutſchlands und Europa's möglich wurde, zu großen Erwartungen im Sinne des ihnen vorſchwebenden übertriebenen Begriffs von Freiheit berechtigt waren; man genügte dieſem Erforderniß des Augenblicks, weil es unerläßlich war.»

— Einer Denkſchrift des preußiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, **Grafen Bernſtorfs**, über die Mittel die Ruhe im Innern Deutſchlands, im Falle eines Krieges mit dem Auslande, aufrecht zu erhalten, entworfen, auf Befehl des Königs im Jahre 1831, ſind nachfolgende Aeußerungen entnommen.

« Wie gegründet indeſſen auch jene Beſorgniſſe ſeyn mögen, ſo rechtfertigen ſie doch keinen Zweifel an dem Vorhandenſeyn und der Wirkſamkeit von Mitteln, dem drohenden Uebel vorzubeugen oder ſeine ferneren Ausbrüche mit Erfolg zu bekämpfen, ſelbſt im Falle eines unvermeidlichen Krieges, unter den Deutſchen eine zuſtimmende Begeiſterung zu entzünden, welche zur Erleichterung der ihnen anzuſinnenden Opfer mitwirke. »

— « Je leichter der natürliche Verſtand einſieht, wie ſehr das Gemeinwohl dabei intereſſirt iſt, daß die Grenze des Staates gegen Angriffe eines auswärtigen Feindes vertheidigt... werde; um ſo wichtiger für ganz Deutſchland ſcheint mir zunächſt die Annahme oder Behauptung einer Politik, welche für den Fall, wenn ein Krieg unvermeidlich ſeyn ſollte, ſicher dahin führt, daß der Uebergang aus dem jetzigen Zuſtande in den Kriegszuſtand unter Umſtänden geſchehe, die eine unbedingte Nothwendigkeit des leztern als evidente Thatſache den Unterthanen aller deutſchen Staaten unabweislich vor die Augen rücken; was nach dem herrſchenden Geiſte unſerer Zeiten nicht etwa bei einem Kriege um Prinzipien, worüber im Innern von Deutſchland ſelbſt Parteien ſich ſtreiten, ſondern nur alsdann ſtatt finden wird, und ſicher erwartet werden darf, wenn ein Angriff von Seiten des Feindes alle Zweifel über jene Nothwendigkeit des Krieges zerſtreut und alle weitern desfalſigen Rechtdeductionen als überflüſſig erſcheinen läßt, deren Unentbehrlichkeit zur Ausführung der Motive des Krieges überhaupt nichts wünſchenswerthes wäre. — »

« Zur Aufrechthaltung, tieferer Begründung des Sinnes für Recht und Ordnung kann ohne Zweifel auch die Preſſe weſentlich beitragen. Es iſt desfalls gewiß ſehr zu bedauern, daß ſich jetzt zu wenige tüchtige Männer erheben, um jene gute Sache des Rechts und der Ordnung gegen die Angriffe, denen ſie beſonders in ausländiſchen Blättern ausgeſetzt iſt, mit Ernſt und Einſicht zu vertreten. Damit die Herausgabe von Zeitungen oder periodiſchen Blättern, welche ſich dieſem Zwecke widmen, nach Möglichkeit gefördert werde, möchte es ſchon jetzt an der Zeit ſeyn, hierzu Schriftſteller von Talent und guter Geſinnung zu gewinnen, bei denen die letztere ſich in der Neigung offenbaren, durch ihre Feder die Löſung der ſchwierigen den Regierungen obliegenden Aufgabe zu erleichtern. Immerhin könnte man ihnen dabei — ſofern ihre Perſönlichkeit hinreichende Garantie gewährt — freieren Spielraum geſtatten, ohne jedoch im Allgemeinen eine weſentliche Veränderung der geſetzlichen Beſtimmungen über die Cenſur eintreten zu laſſen; denn dieſe wird auch im Falle eines Krieges nicht entbehrt werden können, ſo wenig man übrigens der Begeiſterung, welche mit Wort und Schrift die Sache des Vaterlandes gegen den auswärtigen Feind vertheidigen will, Einhalt zu thun haben dürfte. — — »

« Aufgeſtellt in den bezeichneten Gegenden, und nach Umſtänden zu mobilen Colonnen organiſirt, würde dieſe Reſerve (die des Bundesheeres) dem deutſchen Bunde, während ſeine Heere dem auswärtigen Feinde gegenüberſtehen, für die Erhaltung der Ruhe in ſeinem Innern die wirkſamſten Dienſte zu leiſten geeignet ſeyn. — »

« Unter ehrfurchtsvoller Bezugnahme auf jene Vorſchläge glaube ich namentlich in tiefſter Unterwürfigkeit empfehlen zu müſſen :

« Daß E. K. M. allerhöchſte Regierung bei einer Politik beharre, welche den Frieden auf alle mit Preußens Ehre und andern weſentlichen Intereſſen vereinbare, weiſe zu erhalten ſucht, und zugleich — wenn ein Krieg demnach unvermeidlich werden ſollte — den auswärtigen Feind in den Fall ſetzt, ihn durch einen Angriff von ſeiner Seite zu eröffnen. Unternimmt alsdann der Feind einen Angriff, ſo wird E. K. M. landesväterliche Anſprache an das Volk, wie ſie im Jahr 1813 ſtatt fand, gewiß ähnliche Wirkungen hervorbringen und mächtig dazu beitragen, daß der treue Wille allerhöchſt Ihrer Unterthanen, ſich ihres Königs würdig zu bezeigen, allenthalben in That übergehe. — — »

Auf vorſtehenden ausgezogenen Bericht des Preußiſchen Miniſters antwortete der König :

« Was die anderweitigen, Ihrer Darſtellung hinzugefügten Vorſchläge betrifft, ſo iſt zwar rathſam, für die Sache des Rechts und der Ordnung einſichtsvolle Schriftſteller zu gewinnen; bei der anerkannten Schwierigkeit aber, ſolche Schriftſteller zu ermitteln, die mit den erforderlichen Kenntniſſen und

Talenten auch erprobte treue Geſinnungen und den erforderlichen Takt für das Angemeſſene verbinden, wird die Benutzung der Preſſe für den Fall des Krieges vorzubehalten ſeyn. — — »

Der Preußiſche General von Borſtell, in einem Briefe an den General-Adjudanten des Königs, geſchrieben 1832, worin er Vorſchläge macht, wie mit den deutſchen Ständekammern und den deutſchen Revolutionärs zu verfahren ſey, äußerte:

« Staatsſicherheit, nach moraliſchen Grundſätzen feſtgeſtellt, iſt die wichtigſte der Regierungspflichten, ſie wird durch repräſentative Formen oder Volksvertretungen nirgends geſichert, vielmehr durchwegs, wo wir hinblicken, gemißbraucht und gefährdet. »

II.

Oeſterreichiſche Stimmen.

Ein Oeſterreichiſches an das Preußiſche Cabinett gerichtetes Promemoria, über die Publicirung der Bundestags-Protokolle, enthält unter andern folgende Aeußerung:

« Man darf jedoch nicht aus der Acht laſſen, wie es überhaupt mit dem Intereſſe ſteht, welches die deutſche Nation an dem deutſchen Bunde nimmt. »

« Wäre die Bundesverſammlung — wie es in den erſten Jahren ihrer Exiſtenz von der liberalen Partei geglaubt und gewünſcht wurde — eine Art National-Repräſentation, beſtimmt alle Rechte zu ſchützen und in alle das gemeinſame Intereſſe der deutſchen Unterthanen betreffende innere Angelegenheiten kräftig und wirkſam einzugreifen, ſo würde ihr allerdings das allgemeine Intereſſe nicht entgehen, beſonders wenn auch noch die Inſtruktionen der Bundestags-Geſandten in den Ständeverſammlungen berathen würden, wie dies ſchon früherhin und jetzt neuerlich vielfach als unumgänglich nothwendig behauptet und angeprieſen worden iſt. Die Kompetenz der Bundes-Verſammlung iſt aber, ſeit dem Jahre 1820, definitiv und auf eine Art geregelt, welche ihr eine andere Stellung gegeben hat, als die ohnehin nur chimäriſche einer Volksrepräſentation, und es iſt ſehr zweifelhaft, ob ſie unter denen, welche im Volke das große Wort führen, an Popularität und Anſehen durch die Bekanntmachung ihrer Berathungen ſehr gewinnen werde. Nicht durch die Geheimhaltung ihrer Protokolle iſt das Anſehen der Bundes-Verſammlung geſunken. Ehe noch dieſe Geheimhaltung eingeführt war, fingen die Demagogen an die Bundes-Verſammlung zu verſchreien, ſobald ſie ſahen, daß dieſe ihnen nicht als Werkzeug dienen wollte, ſondern ſich vielmehr ihren verbrecheriſchen Abſichten als ein Damm entgegenſtellte; und auch der nicht dämogogiſche, ſondern beſonnene Theil des Publikums verlor nach und nach das früher gehegte Intereſſe am Bunde, ſobald man ſich überzeugte, daß es nicht in der Aufgabe der Bundesverſammlung liege, in den wichtigſten innern Angelegenheiten, namentlich in den Handels- und ſtändiſchen Angelegenheiten, einen entſchiedenen Einfluß zu äußern. Jene anti-demagogiſche Tendenz und dieſe beſchränkte Kompetenz der Bundes-Verſammlung dürften wohl allein als die wahren Urſachen des verminderten Intereſſes an den Verhandlungen deſſelben zu betrachten ſeyn, und ſo lange dieſe wohlbegründeten Urſachen beſtehen, wird auch die Bekanntmachung ihrer Protokolle nicht das Mittel ſeyn, ihr Anſehen zu heben. Niemand wird übrigens glauben, daß die Bundes-Verſammlung darum, weil ihre öffentlichen Protokolle nur weniger bedeutende Gegenſtände betreffen, ſich in ihren geheimen Sitzungen nicht mit wichtigen beſchäftige. Es iſt zwar nicht in Abrede zu ſtellen, daß es wünſchenswerth wäre, wenn die Mehrzahl der denkenden Menſchen in Deutſchland auf den Fortbeſtand des Bundes einen Werth legte; aber die Hauptbürgſchaft ſeiner Dauer wird wohl der deutſche Bund in der Meinung der Regierungen und nicht in der Meinung des Publikums zu ſuchen und zu finden haben. So lange die Regierungen den Fortbeſtand des Bundes aufrichtig wünſchen und wollen, wird derſelbe auch fortbeſtehen, und das Urtheil der Unterthanen wird ihnen hierin kein weſentliches Hinderniß in den Weg legen. ——»

In einem Schreiben des Fürſten von Metternich an den Oeſterreichiſchen Geſandten in Berlin, worin die Anſichten des Oeſterreichiſchen Kabinets, über die neue Badiſche Geſetzgebung ausgeſprochen wird, heißt es:

« Da vielmehr alles, was aus deutſcher Preſſe hervorgeht, ſich ſofort über alle deutſchen Länder verbreitet, und Deutſchland heute einen auf Erhaltung gemeinſamer Ruhe und Sicherheit gegründeten Staatskörper bildet, ſo darf es einzelnen Gliedern dieſes Staats nicht freiſtehen, die große Mehrzahl der andern Staaten mit einem Vorrathe ſchlechter oder gar nicht cenſurirter Schriften zu überſchwemmen. »

« Wir ſehen aber dieſe Frage als eine Lebensfrage für den Bund an, und erſuchen daher den Herrn Grafen von Bernſtorff angelegentlichſt, in dieſer wichtigen Angelegenheit den Ausſpruch beider Höfe vollkommen gleich an den Bundestag treten laſſen zu wollen. — — »

Kurze Zeit nach dem Hambacher Feſte ſchrieb der Fürſt von Metternich an den Preußiſchen Bundestags-Geſandten von Nagler in Frankfurt :

« Das Hambacher Feſt, wenn es gut benutzt wird, kann das Feſt der Guten werden. — »

In einer Inſtruktion des Fürſten von Metternich an den Oeſterreichiſchen Bundestags-Geſandten in Frankfurt, über die Frankfurter Ereigniſſe des 3. Aprils 1833, heißt es :

« Für Deutſchland ginge vielleicht in einem mangelhaften Ausgange dieſer Unterſuchung eine nie wiederkehrende Gelegenheit verloren, auf den eigentlichen Grund des Uebels, welches ſeit Jahren feindſelig auf den Fürſten wie auf den Völkern laſtet, zu kommen. »

III.

Ruſſiſche Stimmen.

(1834).

«Gleich von 1789 an, fanden die Lehren der franzöſiſchen Revolution bei vielen deutſchen Denkern eine günſtige Aufnahme; aber die Maſſe des Volks blieb ihnen um ſo fremder, als ſeine pedantiſch-religiöſe Erziehung (éducation pedantesquement religieuse), es von jeder eigentlich politiſchen Ideen entfernt hielt.»

— «Zwar wußte Napoleon mit ſeinem eiſernen Zeepter alle Aeußerungen feindlicher Geſinnungen gegen die Macht niederzuhalten; doch konnte er nicht verhindern, daß die von der Franzöſiſchen Revolution im Umlauf gebrachten Ideen ſich in Deutſchland ausbreiteten und ſich beſonders in den Univerſitäten und Schulen feſtſetzten. Erſt nach dem Sturze des großen Mannes gewahrte man, welche tiefe Wurzeln jene Ideen ſchon gefaßt hatten. Ihre erſten Früchte waren ſchön und herrlich, denn der Befreiungskrieg gab Gelegenheit die edelſten und reinſten Geſinnungen zu entfalten. Die Begeiſterung des Volks war eben ſo bewunderungswürdig durch ihr erhabenes Ziel, als durch die Mäßigung worin ſie ſich anfänglich zu erhalten wußte; unglücklicher Weiſe zeigten die folgenden

Jahre, daß die Fürſten und Miniſter ſich ſchwer getäuſcht hatten, als ſie den Kampf Deutſchlands unter dieſem einzigen Geſichtspunkt betrachtet. Nach dem Kriege zeigten politiſche Anſprüche die ſich in den meiſten Staaten Kund gaben, augenſcheinlich genug, daß, als die Deutſchen ~~die Waffen ergriffen~~, ſie nicht blos Napoleon, ſondern auch ihre eignen Regierungen treffen wollten.»

— «Da die wahre Religioſität einer der Grundzüge des deutſchen National-Charakters iſt, mußte der Befreiungskrieg hierdurch natürlich eine Art religiöſe Weihe bekommen. Mehrere Staatsmänner ſuchten den öffentlichen Geiſt in dieſer Richtung zu erhalten, und unter andern war der Fürſt Metternich in dieſem Sinne thätig. Indeſſen, ob zwar die Mehrzahl des deutſchen Volkes, zu dem alten öffentlichen Rechte, das ſich auf theologiſche Prinzipien gründet, ſich hinzuneigen ſchien, ſo erklärte ſich doch auf mehreren Univerſitäten, eine ſtarke Oppoſition gegen jene Anſicht. »

— «Preußen allein machte ſich, nach einer doppelten bittern Erfahrung, keine Täuſchung mehr über die Richtung des öffentlichen Geiſtes. Es erkannte mit vielem Scharfſinne, daß die Deutſchen die Polen weniger wegen ihrer ſelbſt, als wegen ihrer Revolution liebten. Deutſchland verdankte 1832 ſein Heil nur dem ernſten und würdevollen Syſtem, welches Preußen in ſeinem friedlichen Betragen gegen die polniſche Revolution leitete. »

— « Alle deutſche Bundesſtaaten, mit Ausnahme Oeſterreichs und Preußens, ſind konſtitutionnelle Staaten, und der freie Austauſch der Ideen durch die Preſſe hat dort beſonders ſeinen Einfluß auf die geſetzgebenden Verſammlungen geübt. So wie einſt in Frankreich, von 1789 bis 1792 die Erörterung allgemeiner Prinzipien, indem ſie die Gemüther von den örtlichen und perſönlichen Intereſſen abzog, überall die Keime der Anarchie von 1793 legte, ſo kann man in den letzten Sitzungen der deutſchen Kammern, beſonders denen der kleinen Staaten, eine ähnliche Richtung erkennen. »

« Hätte nicht die deutſche Bundesverſammlung durch ihre Ordonnanzen vom Juni jener Freiheit der Diskuſſion eine Grenze geſetzt, würde das Uebel, das aus einer ſolchen Quelle kam, die organiſchen Elemente verſchiedener deutſchen Staaten bald erreicht und zerſtört haben. In der That ließ man ſich dort angelegen ſeyn, jede liberale Oppoſition durch eine noch liberalere auszuſtechen; man ging dort eiteln Phantomen mit dem einfältigſten Eifer (niaise ardeur) nach, und gefiel ſich in der dümmſten Oppoſition (l'opposition la plus sotte), gegen die Regierung, ſo daß man die Franzoſen hierin noch übertraf. Daher ſind auch aus der deutſchen Preſſe, der man doch die tiefſinnigſten und ausgezeichnetſten philoſophiſchen Werke der neuern Zeit verdankt, die wunderlichſten und unvernünftigſten Erzeugniſſe hervorgegangen, die nur je aus verrückten Köpfen (cerveaux atteints de folie) gekommen. Man muß hoffen, daß man in der Folge jenen Abſcheulichkeiten (monstruosités) ein Ende machen wird; man muß hoffen, daß man von nun an darauf ſehe, daß in Deutſchland **die wahren Gelehrten und die tiefen Denker nicht blos allein das Wort führen, ſondern ſich auch Gehör verſchaffen können.**»

— «Schon 1819 hatte Oeſterreich den Plan, unter ſeinem Protektorat, für alle in Deutſchland erſcheinenden politiſchen Werke, Journale und Bücher eine **Bundes-Cenſur** zu errichten; doch dieſer Verſuch ſcheiterte an der Oppoſition der Baieriſchen und Sächſiſchen Regierung. Später ließ Oeſterreich, in Leipzig und Frankfurt, periodiſche Schriften erſcheinen, die im Geiſte der Doktrinen, die es geltend machen wollte, geſchrieben waren; allein ſie hatten keinen großen Erfolg, ob ſie zwar von Leuten von Geiſt redigirt worden, und beträchtliche Koſten verurſacht hatten.»

— «Das Syſtem auf dem ſich die Oeſterreichiſche Stabilität gründet, iſt ſehr alt. Man hat nicht vergeſſen, daß ehemals die Ferdinande, zufolge dieſes nämlichen Syſtems, Deutſchland zu unterjochen geſucht. Die ſchönen Maximen haben dem Hauſe Habsburg nie gemangelt; aber wenn ſeine Thätigkeit immer groß war, waren ſeine Thaten dagegen ſelten.»

— «Die Souveraine der kleinen conſtitutionellen Staaten, **durch die Herrſch-Begierde ihrer Kammern aufs äußerſte gebracht,** ſo wie einſt Ludwig XVI durch den National-Convent, erinnern ſich dieſes großen und merkwürdigen Beiſpiels; ſie ſehen ſelbſt ein, daß wenn ſie die Ausgelaſſenheit jener anmaßlichen geſetzgebenden Körper (la licence de ces législatures usurpatrices)] ſich länger gefallen ließen, ſie in ihrer Exiſtenz ſelbſt bedroht wären. Man ſieht ſie alſo jetzt Preußen in allen Maßregeln unterſtützen, die dahin zielen die Rechte der geſetzgebenden Verſammlungen einzuſchränken; man ſieht daß ſie ſich gutwillig allen allgemeinen Beſchlüſſen des Frankfurter Bundestages unterwerfen.»

— «Die ächten deutſchen Grundſätze, was den Austauſch der Ideen betrifft, müſſen immer dahin zielen, vor allem die Lokal-Intereſſen, dann die Provinzial-Intereſſen und zuletzt die eigentlichen National-Intereſſen zu bewahren und zu unterſtützen. Damit das in der angegebenen Reihefolge Statt finde, müßten die Regierungen mit der größten Strenge darauf wachen, daß man gegenwärtig nur die Lokal- und Provinzial-Intereſſen öffentlich verhandle. Es kömmt zuerſt darauf an, jeder Familie, jeder Gemeinde, jeder Provinz, ihre Freiheiten und Rechte zu ſichern; daraus folgt, daß es nicht jedem Profeſſor des öffentlichen Rechts erlaubt ſeyn dürfe, jene Specialfreiheiten den chimäriſchen Ideen von allgemeiner Freiheit und dem Traume der ſogenannten Volksſouverainetät aufzuopfern. Preußen hat ſeines Theils dieſen Geiſt der alten deutſchen Geſetze ſehr gut aufgefaßt, indem es die Reviſion der Stadt- und Dorf-Verfaſſungen anbefohlen; auch hat dieſer Samen gute Früchte getragen.»

— «Man kann jedoch nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe Art zu verfahren, indem man den Familiengeiſt benutzt um nach und nach den Nationalgeiſt zu bilden, nur dann ohne Gefahr angewendet werden konn, wenn der Geiſt und die Liebe der Häuslichkeit (l'esprit, l'amour du foyer), von welcher hier die Rede iſt, tiefe Wurzeln in den Herzen der Bürger geſchlagen hat. Nun aber iſt dieſe Tugend den Sitten und den Charakter der Deutſchen ſo anklebend, daß nur eine ununterbrochene Folge von Plagen und Mißgeſchick deren Wurzeln untergraben konnten. Anders iſt es bei den ſlaviſchen Völkern; ſie kennen weniger jene innige Sympathie, die den Menſchen an ſeinem Geburtsorte, an das Dach, das ihn beherbergt, an die Möbel, die ihm gedient haben, binden. Der Nationalgeiſt des Slaven richtet ſich weniger nach den Sitten des Hauſes und nach der Meinung ſeiner nächſten Nachbarn, als nach der Einwirkung der lebenskräftigen und beweglichen Volksklaſſen, zu denen er gehört, Maſſen die ſeine Sprache reden und ſeine Leidenſchaften theilen. —»

— «Ein Krieg Deutſchlands gegen Frankreich und England hat in unſerer Zeit einen doppelten Charakter..... Es handelt ſich auf der einen Seite die Bajonette und die Kugeln, und auf der andern Seite die Ideen zu bekämpfen; was den materiellen Kampf zwiſchen den Armeen betrifft, ſo iſt er den Wechſelfällen des Krieges unterworfen..... Nehmen wir den Fall an, wo Deutſchland unterliegen ſollte.... So beklagenswerth auch ein ſolches Ereigniß für Deutſchland wäre, kann man es doch nicht mit den traurigen Folgen vergleichen, welche der Triumph der Engliſch-Franzöſiſchen konſtitutionnellen Prinzipien für den deutſchen Bund und für jeden Staat insbeſondere hätte.... Auch müßte Deutſchland, im Falle eines Bruchs mit Frankreich und England, ſeine Hauptaufmerkſamkeit auf den Kampf wenden, den es gegen die Prinzipien ſeiner Feinde zu beſtehen haben wird. Alle Regierungen ſehen heute vollkommen ein, daß die größten Gefahren, die ſie bedrohen, in der That von jener Seite kommen.«

— «Die Fürſten und die Großen im allgemeinen... müſſen vor allen Dingen ſich ſelbſt und ihren Intereſſen (à ce qui leur est le plus cher) treu bleiben. Ihre heiligſte Pflicht iſt ihre Rechte nicht beſchränken zu laſſen.»

— «Das wiſſenſchaftliche Deutſchland hat ſelbſt während der traurigen Tage der fremden Herrſchaft, ſeine Würde zu behaupten gewußt. Auch hat in den Gemüthern der deutſchen Jugend, keine Anhänglichkeit für Frankreich Wurzel faſſen können, obzwar die Ideen des Liberalismus ſie zu ſolchen Gefühlen hätte geneigt machen ſollen. Im Gegentheil, ſie bewahrte immer eine tiefe Antipathie gegen jenen feindlichen Nachbarn, und dies trat nie ſtärker hervor als beim Hambacher Feſte. Dort, ohngeachtet des Schwindels der alle ergriffen, hat man es Börne, der gegenwärtig war und den doch die Demagogen ſo achten, nicht verziehen, um die Gunſt der franzöſiſchen Liberalen niederträchtig gebettelt (bassement mendié) und hierdurch Deutſchland vor ihnen beſchimpft zu haben.»

Das deutſche Volk möge dieſen Koſaken-Katechismus

gut auswendig lernen, damit es an dem Tage, wo es nach dem Rituale der Ruſſiſchen Kirche durch Ohrfeigen ſeine Firmung erhalten wird, vor dem heiligen Czar ehrenvoll beſtehe.

Was der Bericht des Ruſſiſchen Staatsmanns von der feindſeligen Stimmung ſagt, die ſich in Hambach gegen Frankreich laut ausgeſprochen, und was er bei dieſer Gelegenheit von mir erzählt, iſt alles falſch oder gelogen. Eine ſtarke Sympathie für die Franzoſen ſprach ſich dort überall aus; freilich eine Sympathie wie wir ſie verſtehen, nicht diejenige welche die Schriftſteller der Polizei als ſolche darſtellen, um ſie als etwas gehäſſiges erſcheinen zu laſſen. Ich erinnere mich, daß einer der Hambacher Pilger, der mir von früher als ein Preußiſcher Spion bekannt war, in meiner Gegenwart und unter vielen jungen Leuten, mit frommer Begeiſterung von dem Glücke ſprach, das die Rheinprovinzen unter der franzöſiſchen Herrſchaft genoſſen, und wie es zum Heile von ganz Deutſchland führen müſſe, wenn die freien Inſtitutionen Frankreichs wieder bis zum Rheine vorrücken könnten. Aber ſelbſt die unerfahrnen jungen Leute hörten den heiligen Mann mit Kälte an, denn er trug das Kainszeichen auf ſeiner Stirne. Ich ſelbſt hatte in Hambach keinen einzigen Franzoſen geſprochen noch geſehen, ich konnte alſo nicht um die Freundſchaft

Frankreichs betteln. Der muthige, edle und geiſtreiche Wirth war in Hambach der Einzige, der ganz ohne Veranlaſſung über, und mehr aus einem Geiſte des Widerſpruchs, als aus innerer Ueberzeugung gegen die Franzoſen öffentlich ſprach. Dieſes erregte allgemeines Mißfallen und lauten Tadel. Zum Lohne für ſeinen Franzoſenhaß, den Herr Menzel deutſchen Patriotismus nennen würde, wurde der gute Wirth ins Zuchthaus geſperrt und mußte drei Jahre lang die Uniform der Diebe tragen und Strümpfe ſtricken. Dort in dem Kerker, ſtatt ſeinen Haß der Tyrannei zur heiligen Wuth entflammen zu laſſen, dort aus ſeinem ſichern Verſteck hervor, ſchrieb Wirth über Sonne, Mond und Sterne und andere Ewigkeiten, ließ ſich wie ein wahres deutſches Schaf in den Pferch der Wiſſenſchaft zurücktreiben und düngte mit ſeinen philoſophiſchen Erzeugniſſen die Felder der Erbpächter des deutſchen Landes. Und wo Jean Paul lange die Freiheit lehrte, wohnt jetzt der edle Wirth als Mündel der Baieriſchen Polizei, und muß ihr von jedem Schritte den er thut, und von jedem Gedanken, den er ausgiebt, Rechenſchaft geben!

Jeder dem bekannt iſt, daß die Ruſſiſche Regierung in Deutſchland ſo viele Spione hat, daß ſie mit ihnen das Herzogthum Naſſau und das Großherzogthum Heſſen, troz der tapferſten Vertheidigung erobern könnte, wird ſich wundern, daß ſie von dem Geiſte, der in Hambach herrſchte, ſo falſch unterrichtet worden. Dieſes hatte aber ſeine eigne Urſache. Die Hambacher Spione waren in einer bedenklichen Lage und ermangelten jener heitern Gemüthsſtimmung, welche ein Spion, zur Ausübung ſeiner ſchönen Kunſt nach den Regeln der Optik und Akuſtik nöthig hat. Nämlich gleich in der erſten öffentlichen Verſammlung, die in Hambach in einem Wirthshauſe ſtatt fand, und wo mehr geſprochen als gedacht, mehr geſungen als geſprochen, mehr getrunken als geſungen, und mehr ſpionirt als getrunken wurde — war ein Spion ſo naiv, über alles was er gern wiſſen wollte, ſeine Nachbarn rechts und links laut auszufragen. Wie heißt der Herr der jezt ſpricht? Wie der welcher dort ſingt? Wie jener der dort trinkt? Und ſobald er den gewünſchten Beſcheid erhalten, ſchrieb er es ſehr kindlich vor aller Augen in ſein Taſchenbuch ein. Man bemerkte es, fiel über ihn her und wollte ihn prügeln, und die Behörde war genöthigt den ehrlichen Mann zu ſeiner Sicherheit ins Gefängniß zu ſetzen oder ihn im Stillen aus der Stadt zu führen. Hierdurch wurden aber die übrigen Spione ängſtlich gemacht, ſo daß ſie nicht mehr wagten, über das was ſie ſahen und hörten gleich Buch zu führen, und die nöthigen Erläuferungen einzuziehen. Aus dieſem Grunde mochten wohl viele Berichte mangelhaft und falſch geworden ſeyn.

Um dem Herrn Menzel eine kleine Freude zu machen, will ich ihm noch erzählen daß mir damals in Hambach von einem radikalen Barbiergeſellen meine Uhr geſtohlen worden. Ich lief auf der Stelle zur geeigneten Behörde, und forderte deutſchen ſummariſchen Prozeß und daß man ſogleich den wahrſcheinlichen Dieb arretire. Aber die Gerichte lachten mich aus, ob ich zwar einer der Fürſten von Hambach war und ſagten mir: ja, bei euch geht das an, aber bei uns, nach franzöſiſchen Geſetzen, iſt man nicht ſo ſchnell mit dem Arretiren. Damals verwünſchte ich alle franzöſiſche Inſtitutionen und fand es ſehr lächerlich, daß ein Mann wie ich, der eine goldene Uhr trug, nicht jeden armen Teufel, auf den er Verdacht geworfen, ſollte arretiren laſſen können. Ja, der Geiſt iſt ſtark, aber das Fleiſch iſt ſchwach!

Die mitgetheilten Aktenſtücke ſprechen verſtändlich genug, für ſich, und weitere Bemerkungen darüber wären ganz überflüſſig. Doch, da es viele kindiſche Menſchen giebt, die der Erfahrung und eines klaren Blicks ermangeln, würde ich dennoch ad usum delphini noch einiges darüber ſagen, wenn ich nicht fürchtete durch kleine Nutzanwendungen und Puppen-Moralitäten meine vernünftige Leſer zu ermüden. Aus jenen officiellen Aktenſtücken geht das im Allgemeinen hervor, daß die deutſchen Regierungen das deutſche Volk ganz ſo beurtheilen, wie ich es gethan, und daß ſie ſich ſelbſt in dem nämlichen Lichte darſtellen, in welchem ich ſie darzuſtellen geſucht; es geht alſo daraus hervor — daß ich nicht den Spleen habe und kein Bauchredner bin. Es möge daher Herr Menzel künftig mehr auf meinen Kopf und meine Bruſt als auf meinen Unterleib ſehen und ſeine abdomenale Zärtlichkeit einem ſchönern Gegenſtande zuwenden. Was er an mir für den Spleen erkennt, oder vielmehr dafür geltend machen möchte, iſt die splendida, mascula bilis die zu jeder Zeit den Mann geziert, in der unſeren aber noch mehr thut als das; die ihn beſchützt, ihn, ſeine Ehre und ſeine Seligkeit. Wer in dieſer ſchnöden peſtbeherrſchten Welt ſich vor Anſteckung ſichern und geſund bleiben will, muß ſich in Eſſig baden, um alle bleiſüßen Herzen und verbuhlten Lavendelſeelen von ſich entfernt zu halten. Es giebt darum noch brave Leute genug, welche auch die ſaure Hand eines ehrlichen Mannes drücken, und dieſe verſtehen mich und lächeln mir.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Siebzehnter Theil.

Leipzig,
Verlag von Wm. Kori.
1847.

L. Börne's

Franzöſiſche Schriften

und

Nachtrag.

Mit einer Biographie des Verfaſſers.

21 10 13 624

Leipzig,
Verlag von Wm. Kori.
1847.

[illegible] Bibl.
Swain

Vorwort.

Es iſt zu beklagen, daß binnen neun Jahren nicht einmal die in franzöſiſchen Journalen zerſtreuten Artikel unſeres Börne geſammelt erſchienen. Ein Franzoſe, de Cormenin, übernahm theilweis dieſe Mühe, indem er 1842 acht franzöſiſch geſchriebene Artikel aus der Balance und dem Réformateur unter dem Titel: „Fragments politiques et littéraires par Ludwig Boerne,“ herausgab. Durch Uebertragung dieſer Fragments glaube ich meinen Landsleuten einen Dienſt zu erweiſen und vereinige zugleich mit dieſem 17. Bande Alles was bereits gedruckt, noch nicht in ſeine „Geſammelten Schriften“ aufgenommen war. Einige Bruchſtücke der franzöſiſchen Artikel habe ich mit Börne's eigenen Worten, wie ſie im „Franzoſenfreſſer“ ſtehen, wiedergegeben. Ich habe die einzelnen Stücke ſelbſt mit der Bezeichnung ihrer erſten Herausgabe verſehen und glaube, daß ſie am beſten ſich ſelbſt erklären, ohne das unſichre Licht kritiſcher Beleuchtung. Börne bedarf keiner Rechtfertigung; er war weder einſeitig Nationaler, denn er liebte die franzöſiſche

Thatkraft, noch Franzoſenaffe gleich unſern Liberalen, denn ihm genügte nicht das politiſche Gaukelſpiel beider Völker; er war nicht bigott, obgleich er die Paroles d'un croyant überſetzte, denn ſeine Göttin war die Freiheit. In den letzten Jahren behagte ihm die Republik nur als das Mittel, auch die letzten naturwidrigen Unterſchiede von Reichthum und Armuth zu verſchmelzen, d. h. aufzuheben. Nur als geſellſchaftliche Form hatte ſie für ihn Geltung. Dieſe Sammlung mag für meine Behauptungen ſprechen. Die ſpätere Thätigkeit Börne's (1833—37) wird in der folgenden Biographie nur angedeutet: die Belege dazu, ſein wirklicher Nachlaß*) muß noch erwartet werden. Die genannte Biographie eröffnete die von Cormenin edirten Fragments, ſie wird auch hier zunächſt an ihrer Stelle ſein, und einige Anmerkungen werden das Fehlende ergänzen.

---

*) Die 1844 erſchienenen „Nachgelaſſenen Schriften" (Mannheim, Baſſermann) enthalten blos Briefe aus den Jahren 1819—22.

E. Weller.

Inhalt.

Seite
Biographiſche Notiz über L. Börne 1

Franzöſiſche Schriften.

Der deutſche Bauernkrieg, von W. Wachsmuth 23
Ueber Deutſchland, von H. Heine 42
Sitten- und Charaktergemälde aus dem 18. und 19. Jahrhundert, von Mad. A. Thierry 65
Einleitung zur Balance 68
Beranger und Uhland 88
Menzels Franzoſenfreſſerei 124
Dämmerungsgeſänge, von V. Hugo 134
Wally, die Zweiflerin, von K. Gutzkow 144

Nachtrag.

Der allgemeine Anzeiger der Deutſchen 159
Nachträge zum Converſations-Lexikon 172
Der kleine Haman 180
Freiheit und Gleichheit, ohne Revolution 190
Weibliche Beiträge zum Converſations-Lexikon 194
Vertrauliche Briefe 198
Der Mitarbeiter wider Willen 209
An den Herrn Redakteur des ächten Schwarzwälders . 216
Die Kunſt, alt zu werden 219
Ein Brief aus Frankfurt 223

Kritiken.

Die ſpaniſche Johanna, von Schaden 226
Etwas über den deutſchen Adel ꝛc., von Fouqué und Perthes 251
Moſely-Hall, von Cooper 238
Drei Romane von Cooper 243
Taſchenbuch für Schauſpieler und Schauſpielfreunde, von Lembert 247
Materia medica 253

Zeitgeſchichte 258
Sendſchreiben des deutſchen Michels 263
Romane, keine Romane, mehr als Romane 264
Deutſches Kochbuch ꝛc., von Hallberg 275
Moyse, par Lemercier 277
Deutſchland und keine Revolution 284
Souvenirs de la Sicile, par Forbin 286
Abhandlungen aus dem deutſchen Civilprozeſſe, von Goldſchmidt 290
Fragmente und Aphorismen 292
Rettung 329
Fragment über Erziehung 335

Briefe.

Ueber H. Heine 337
An einen Freund 352
An Börne's Erzieher 353
Bittſchreiben 354
Aus Frankfurt 356
An Dr. Stiebel 357
An einen Studenten 360
An R. O. Spazier 361
An den Maler Oppenheim 362
An W. Menzel 364
An den Redakteur des deutſchen Journals 366
An Börne's Schweſter 368
An den Maler Oppenheim 369
An J. Campe 370
An einen deutſchen Buchhändler 372
An Börne's Schweſter 373
An einen Freund 375
An R. O. Spazier 377
An Raspail 378
An eine Freundin 379
An einen Hamburger 380
An Börne's Schweſter 382
An A. Lewald 385
Aus Paris 389
An die Brodhagſche Buchhandlung 389
Börne's letzter Brief 390

Biographiſche Notiz

über

Ludwig Börne.

Ludwig Börne wurde zu Frankfurt am Main den 22. Mai 1786 in einer iſraelitiſchen Familie geboren. Sein Vater, ein ſehr gewandter und mit einer großen Fähigkeit für das diplomatiſche Fach begabter Geſchäftsmann, war in Allem dem Hauſe Oeſtreich ergeben. Er beſaß eine politiſche Ueberzeugung, welche derjenigen ſchroff gegenüber ſtand, zu der ſich einſt ſein Sohn bekennen und die derſelbe vertheidigen ſollte, und vermuthete keineswegs, daß jene Ariſtokratie, die er als die natürliche Stütze der Staaten betrachtete, in ſeinem Sohne einen ſo furchtbaren Gegner finden würde.

Börnes Großvater war Finanzagent an dem ehemaligen kurfürſtlichen Hofe zu Köln geweſen; er wohnte zu Bonn am Rhein. Bei Gelegenheit einer Erledigung des kurfürſtlichen Thrones zu Köln, entwickelte er eine große Thätigkeit zu Gunſten eines Erzherzogs aus dem Hauſe Oeſtreich, und vorzüglich ſeinen Anſtrengungen hatte man es zu danken, daß Dieſer bei der Wahl obſiegte. Maria Thereſia, dankbar gegen Börne's Großvater für den Dienſt, den er einem ihrer Söhne geleiſtet, ließ ihm eine von ihrer Hand unterzeichnete offizielle Urkunde zuſtellen, welche ihm jede Art von Begünſtigung verhieß, in dem Falle, wenn er oder eines ſeiner Kinder ſich in Oeſtreich niederlaſſen würde. Dieſe kaiſerliche Gnade machte den Schmerz noch bitterer, den Börne's Vater empfand, als er ſeinen Sohn eine ganz entgegengeſetzte Richtung verfolgen ſah.

Börne's treffliche Anlagen entfalteten ſich frühzeitig und ſein Vater beſtimmte ihn für die wiſſenſchaftliche Laufbahn; und da die Iſraeliten in Deutſchland vom Staatsdienſt und jedem politiſchen Rechte ausgeſchloſſen waren, ſo wählte er die Medizin. Börne war 14 Jahr alt, als er Frankfurt verließ, um nach Gießen, der Landesuniverſität des Großherzogthums Heſſen-Darmſtadt, zu gehen, wo er in das Haus des Profeſſor Hetzel, eines damals berühmten Orientaliſten, zog. Von Gießen begab er ſich nach Berlin und ſpäter nach Halle, um dort ſeine mediziniſchen Studien fortzuſetzen. Der Aufenthalt auf dieſer letzteren Univerſität hatte in ihm den lebhafteſten Eindruck zurückgelaſſen; in ſeinen Unterhaltungen ſprach er oft mit der ganzen Wärme ſeines Herzens von dieſer glücklichen Zeit ſeiner Jugend, und man findet eine ähnliche Schilderung derſelben in ſeinen geſammelten Schriften.

»Ich erinnere mich mit Entzücken, ſagt Börne, jener akademiſchen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar iſt die Jugend jedem ſchön, wo und wie ſie ihm auch vorüber gehe; aber akademiſchen Jünglingen iſt ſie es doppelt. Es iſt der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernſt begegnen, und die ſchmerzliche Wahl zwiſchen Luſt und Mühe iſt ihnen erlaſſen; die Andern aber ſtehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrſchte damals ein friſches, ſeelenvolles, höchſt bewegtes wiſſenſchaftliches Leben. Göttingen war, was es immer geweſen, was es noch iſt: der Staat des ehrwürdigen, altherkömmlichen Wiſſens, ein hochgeachteter Adelſtand, reich an feſten, ſichern, unveräußerlichen Grundbeſitzungen. In Halle aber herrſchte mehr der bürgerliche Gewerbfleiß, die Geldwirthſchaft des Geiſtes, und die Lehre wie das Gelernte ging raſch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weiſe und gütige Sorgfalt der preußiſchen Regierung hatte einen Verein von akademiſchen Lehrern gebildet, die, ohne ſich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, deſſen Ruhm nicht größer iſt, als deſſen Verdienſt, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie ſie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Chriſt geweſen. In ſeinen Vorleſungen über die Ethik betrachtete er das ſittliche, das wiſſenſchaftliche und das bürgerliche Leben der Menſchen. Sein Hörſaal vereinigte nicht blos die akademiſche Jugend, ſondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Univerſitäts-Prediger, und ſeine Zuhörer wurden um ſo andächtiger, je bedächtiger ſie wurden; denn Schleiermacher ſchiffte, mit dem Compaſſe des Wiſſens verſehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, ſicherer, zweifelloſer Richtung. Reil war als Menſch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von anſehnlicher, Achtung gebietender Geſtalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter ſeinen Schülern, die ihn eben ſo ſehr liebten als bewunderten, ſo konnte man ſich leicht in die Akademie von Athen verſetzen, er wußte ſeinen Kranken und deren Angehörigen ein unerſchütterliches

Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermiſchte ſeine Vorleſungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Goethe, und die köſtlichen Früchte ſeiner Forſchung waren unter Blumen verſteckt. Wer nur den erſten Stunden ſeiner halbjährlichen Vorleſungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Profeſſor der Moral oder der Aeſthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wiſſen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geiſtes ihr ſchwaches Haupt zur Erde niederſenken, und dieſes nothwendigen Naturgeſetzes ſich bewußt — äußerte Reil im engen Kreiſe von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchſt liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geiſtes verlieren. Um ſich gegen dieſen Verluſt zu ſchützen, war er immer darauf bedacht, ſich mit ſtrebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte ſich die Lehren Cuvier's angeeignet, und brachte die Wiſſenſchaft der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geiſtreiche Art mit den unmündigen Geſchwiſtern des Menſchen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menſchlichen Organiſation an den Unvollkommenheiten der thieriſchen nach. Er war ein ſo höchſt beſcheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein ſo lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Reſultate ſeiner Forſchung die Wege und Berechnungen mitzutheilen verſäumte, über und durch welche er zu dieſen Reſultaten gelangt war. Endlich war es Steffens, der die akademiſche Jugend zur höchſten Begeiſterung trieb. Ein Schüler Werners, war er als Profeſſor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturphiloſophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphiloſophie zu lächeln. Es hätte immer geſchehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über ſeine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphiloſophie vergeſſen, wie ſie eigennützig über den ſpendenden Herbſt den Frühling vergeſſen, welcher zugeſagt! Sie denken nicht daran, daß wenn ſie die Naturphiloſophie entbehren gelernt, dieſe ſelbſt es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß ſie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die: daß er ſie des längern Bedürfniſſes der Wohlthaten überhob. Die Naturphiloſophie iſt der Schlüſſel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüſſel für den Schatz genommen und ſtatt Gold Eiſen gefunden — der hat ſich ſelbſt anzuklagen. . . . Steffens iſt ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle ſein Lehramt begann, der deutſchen Sprache, wenigſtens der deutſchen Ausſprache noch nicht ganz mächtig. Dieſes gab ſeinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades ſo wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geſchöpft, reichte er friſch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erſt am Ufer fing er zu überlegen an.

Von ſolchen Lehrern angetrieben, ſtrömte der akademiſchen Jugend das Blut raſcher und feuriger durch alle Adern des Geiſtes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geſelliges Leben war wilder und rauher als es je geweſen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantiſch ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder ſchwarzen Federn geſchmückt, je nach der Landsmannſchaft, der ſie ſich angeſchloſſen. So glichen ſie von oben römiſchen Kriegern und von unten deutſchen Poſtillionen. Brach aber aus dieſer rohen Hülle die wiſſenſchaftliche Begeiſterung hervor, ſo war ſie um ſo rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmauſe, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Geſellen über die Schellingſche Naturphiloſophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten ſie ſich über die Polaritäten verſtändigt, über den Indifferenzpunkt aber ſich entzweit. Der Eine ſagte dem Andern, er habe dumm geſprochen. Das war eine Herausforderung, und zwei Tage ſpäter floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie iſt die deutſche akademiſche Jugend ſo glücklich! Verdorren möge die erſte Hand, die dieſes ſchöne Leben beſchmutzt!«

Nach der Schlacht bei Jena rückte die franzöſiſche Armee in Halle ein; die Studenten zerſtreuten ſich, und Börne begab ſich nach Heidelberg; er war damals zwanzig Jahr alt. In dieſer Zeit entſchloß er ſich die Medizin aufzugeben; ſeine Neigung für die politiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften beſtimmte ihn, die Staatswirthſchaft zu ſtudiren.

Im Jahre 1808 wurde er zum Doktor der Philoſophie auf der Univerſität zu Gießen ernannt, in derſelben Stadt, wo er ſeine akademiſchen Studien begonnen hatte. Einer der Profeſſoren, welcher den Vorſitz bei Börne's Promotion gehabt, ſchrieb ihm damals, daß er der Fakultät verſprochen habe, in der »Germania« genannten Sammlung akademiſcher Schriften, einen Aufſatz aus der gewandten Feder des jungen Doktors abdrucken zu laſſen; was bemerkt zu werden verdient, weil dieſe erſte Arbeit ſchon den Gedanken enthält, daß das Glück Deutſchlands und Frankreichs von ihrer

Vereinigung und ihrer Stellung als befreundete Völker abhänge.

Von 1811 an verwaltete Börne einige Jahre lang das Amt eines Polizeiaktuars zu Frankfurt, unter der großherzoglichen Regierung des Fürſten Primas, und er hat ſich in dieſer Stellung den Ruf der Rechtlichkeit und Sittenſtrenge in jedem Verhältniß erworben.

Im Jahre 1818 nahm er die chriſtliche Religion nach proteſtantiſchem Bekenntniß an und begann ſeine literariſche Laufbahn. Er redigirte nach einander die deutſche Zeitſchrift »Die Wage« genannt, die Wochenſchrift »Zeitſchwingen« und das deutſche Frankfurter Journal. Dieſe Blätter waren entſchieden liberal gehalten und wurden mit der größten Theilnahme aufgenommen; nachdem er aber einen heißen fruchtloſen Streit mit der Cenſur ausgehalten, ſah er ſich genöthigt, die Redaktion abzugeben. In ſeinen geſammelten Schriften befindet ſich ein Artikel mit der Ueberſchrift »Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur.« Der Witz und Geiſt dieſes ſatiriſchen Aufſatzes iſt bewunderungswürdig, Börne geißelt darin mit aller Schärfe die rohe Tirannei der Cenſur.

Aller dieſer Quälereien müde, begab er ſich 1819 zum erſtenmale nach Paris. Da ſein Ruf als patriotiſcher Schriftſteller ihm nach der Hauptſtadt vorausgeeilt war, beſchäftigten ſich die liberalen Journale und ſelbſt der Moniteur jener Tage ſehr lebhaft mit ſeiner Ankunft in Frankreich.

Bei ſeiner Rückkehr nach Frankfurt, ward er feſtgenommen. Ein junger Mann hatte revolutionäre Flugſchriften verbreitet, und da er Börne noch in Paris glaubte, deſſen Namen dabei gemißbraucht. Dieſes Mißverſtändniß zog ihm eine Haft von 15 Tagen zu.

1822 machte er eine zweite Reiſe nach Paris. Die Zeit, die er dort verlebte, wurde zu literariſchen Arbeiten verwendet, unter denen wir ſeine »Schilderungen aus Paris« nicht unerwähnt laſſen dürfen, die in Deutſchland ebenſo geſchätzt werden, als die Mercier's in Frankreich. In andern von deutſchen Journalen veröffentlichten politiſchen Aufſätzen beurtheilte er mit Scharfſinn und tiefem Blicke die Ränke der Ultraroyaliſten. »Nicht die Revolution,« ſagt er am Ende eines Artikels über die Verwaltung des Miniſteriums Villèle, »die Contre-Revolution führt die Anarchie herbei; das ſah man ehemals in Frankreich, das ſieht man gegenwärtig in Spanien. Uebrigens iſt die grammatiſche Liſt, Revolutionair und Mordbrenner als gleichbedeutend darzuſtellen, von keiner Wirkſamkeit mehr. Unſere glorreiche Revolution, ſagen die redlichſten Engländer; es wird eine Zeit kommen, wo die Franzoſen die gleiche Sprache werden führen dürfen.« Dieſe Worte waren im Jahre 1822 geſchrieben.

In der letzten Zeit ſeines Aufenthalts zu Paris ſah ſich Börne lebhaft von ſeinem Vater gedrängt, eine Stelle in der Wiener Staatskanzlei anzunehmen. Dieſer war in beſtändiger Verbindung mit dem Fürſt Metternich geblieben; er hatte für ſeinen Sohn eine der des Herrn von Gentz ähnliche Stelle in Ausſicht und konnte die Hartnäckigkeit nicht begreifen, mit der ſein Sohn ſich weigerte, eine glänzende diplomatiſche Laufbahn mit der unbedeutenden Rolle eines Schriftſtellers zu vertauſchen, welche ihm damals wenig Glück verſprach. Seine Correſpondenz beweiſt, daß ihn ſein Vater unausgeſetzt drängte, wenigſtens die Reiſe nach Wien zu unternehmen. Börne verwarf alle dieſe Vorſchläge, und um ſeinen Vater zu tröſten, erklärte er ihm, daß er mit ſeinem Loos zufrieden ſei.

Nachdem er in Paris zwei Jahre verweilt, kehrte er nach Deutſchland zurück, um ſich nach Baden-Baden zu begeben, er glaubte, daß dieſer Ort für ſeine angegriffene Geſundheit heilſam ſein werde. Diejenige ſeiner literariſchen Arbeiten, welche damals das meiſte Aufſehn erregte, war die »Lobrede auf Jean Paul,« eine Schrift, welche ſich durch Adel der Geſinnung, durch Tiefe des Geiſtes und durch den tiefempfundenen Ausdruck des Schmerzes auszeichnete, welcher den Verfaſſer über den von Deutſchland eben erlittenen Verluſt durchdrang.

1829 gab Börne eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke heraus, welche in acht Bänden erſchien; ſie erlebte ſeitdem drei Auflagen*).

Die Revolution von 1830 machte einen ſo tiefen und lebhaften Eindruck auf ihn, daß er es nicht länger ertrug, ſich von dem Mittelpunkt der Ereigniſſe entfernt zu ſehen. Kaum wiederhergeſtellt von einer ſchweren Krankheit, entſchloß er ſich dennoch nach Paris zu reiſen. Aus dieſer Zeit ſtammen ſeine »Briefe aus Paris**)«, welche in Deutſchland eine ſo große Aufregung hervorriefen und von Seiten übelwollender oder weniger freiſinniger Schriftſteller jenſeits des Rheins eine ſo heftige Polemik veranlaßten.

Man machte ihm den Vorwurf, er habe die Nationalehre beleidigt, und ſuchte die öffentliche Meinung wider ihn aufzuſtacheln. Doch der geſunde, einſichtsvolle und wahrhaft patriotiſche Theil des Landes ließ ſich nicht über die Beſtrebungen dieſer Briefe täuſchen. Dies geht augenſcheinlich aus den zahlreichen Beweiſen von Theilnahme, welche Börne auf einer Reiſe in Deutſchland kurz nach Herausgabe ſeiner Briefe empfing, und aus den begeiſterten Huldigungen, deren Gegenſtand er auf dem Hambacher Feſte und in der Univerſitätsſtadt Freiburg im Breisgau war, hervor. Folgende Stelle aus einem Briefe, den Börne 1832 ſchrieb, zeichnet ſehr gut die damalige Stimmung in Deutſchland:

---

*) Die 3te Auflage erſchien 1840 zu Stuttgart in fünf Bänden. Börne bekam für ein zehnjähriges Verlagsrecht 4000 Thlr.

**) Die beiden erſten der ſechs Bände dieſer Briefe ſind in's Franzöſiſche überſetzt; 1835 erſchien zu Herisau eine neue Ausgabe des Originals.

Neuſtadt an der Hardt (Rheinbaiern), d. 28. Mai 1832 [*]).

» . . . . . . Selbſt wenn ich Zeit hätte, könnte ich Ihnen die Bedeutſamkeit des (Hambacher) Feſtes nicht ſchildern. Nach meiner Art hielt ich mich entfernt und faſt verborgen. Alles das half nichts. Ich wurde als Heros betrachtet. Geſtern Abend brachten mir die Heidelberger Studenten einen Fackelzug und ſtellten ſich vor meiner Wohnung auf, wo ſie die Luft mit ihren Vivats erfüllten. Vorher ſchon war man mir auf der Straße gefolgt mit dem Ruf: Es lebe Börne! es lebe der deutſche Patriot, der Verfaſſer der Briefe aus Paris! Ich habe mich in ein Haus zu Bekannten geflüchtet; man folgte mir, indem man immer denſelben Ruf ertönen ließ. Als ich heute über die Straße ging, ward ich von dem Zuruf der Abreiſenden begrüßt. Dies thun nicht allein Studenten, nein, auch Bürger ehren mich ſo. Die Bewohner dieſes Landes, die Polen, erſchienen Alle vor mir in Deputationen und ließen mich feierlich begrüßen. Geſtern Abend war mein Zimmer angefüllt von Menſchen; man war genöthigt zu ſtehen; die Thür war offen, und die keinen Platz hatten finden können, ſtanden im Vorſaal. Sie ergriffen meine Hand und drückten ſie an ihr Herz wie die Hand eines Freundes! Ich konnte nur mit Mühe meine Rührung bewältigen. Einige junge Leute aus Heidelberg mit blonden Locken, ſchlanker Taille, und ſchön wie Apollo, haben mich faſt bis zu Thränen gerührt, ſo ſehr waren ſie ſelbſt bewegt. — Der Erfolg, den meine Briefe in Deutſchland hervorgebracht, iſt außerordentlich. Viele erklärten, ich hätte die ganze Aufregung der jetzigen Zeit veranlaßt.«

---

[*]) Da uns das Original fehlt, mußten wir uns auf eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen beſchränken.

So lange die Preſſe im Großherzogthum Baden entfeſſelt war, hatte ſich Börne nicht abhalten laſſen, nach Deutſchland zu reiſen: die dringendſten Bitten ſeiner Freunde, daß er ſich der Gefahr einer Verhaftung nicht ausſetzen möge, hatte er mit folgenden Worten erwidert, welche in einem ſeiner Briefe, von Karlsruhe den 13. April 1832 datirt, ſich finden:

». . . . . . Wenn ich auch gewußt hätte, daß man mich hier feſtnähme, ich wäre doch hingegangen. Denn glauben Sie nicht, daß es vergebens ſei, ſeine Freiheit für die gute Sache zu opfern. Das wirkt mehr als ſchreiben. Das vermehrt den Zorn des Volkes, enthüllt die Tyrannei, zeigt ſie in ihrer abſcheulichen Geſtalt und führt zum Zweck. Wer wie ich vorwärts ſchreitet, muß den Graben mit ſeinem Körper füllen, damit die Uebrigen ebenen Weg finden.«

Während der Jahre 1832 und 33 beſuchte Börne zweimal die Schweiz. Seit jener Zeit verließ er Paris nur, um während des Sommers in Auteuil zu wohnen, wo er mit der ganzen Fülle ſeines Geiſtes die »Worte eines Glaubenden« überſetzte, die eben erſchienen waren, und zugleich in einem periodiſchen Blatte einen Artikel über dieſes Buch veröffentlichte (ſ. weiter unten).

Seit langer Zeit hegte er die Idee, eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu ſchreiben; er begann dieſes Werk, hatte aber leider nicht Zeit es zu vollenden.

Seine letzten Arbeiten ſind: erſtens: Artikel in dem Réformateur und in der Balance, einer politiſchen Zeitſchrift, die er auf eigne Koſten herausgab; Artikel, die man in dieſer Sammlung vereinigt findet und welche vom Verfaſſer franzöſiſch geſchrieben wurden; dann »Menzel der Franzoſenfreſſer,« eine im Herbſte 1836 zwei Monate vor ſeinem Tode in deutſcher Sprache verfaßte Schrift. Dieſes Buch wird in Deutſchland als des Verfaſſers vollendetſtes Werk betrachtet, die Deutſchen nennen es Börne's Teſtament[*]).

Börne ſtarb zu Paris den 12. Februar 1837; er ſtarb umgeben von ſeinen Freunden, ſeinen Landsleuten, ruhig und ergeben wie ein wahrer Weltweiſer, und mit der innigen Ueberzeugung, daß Alles, was er ſo heiß erſehnt für das Glück der Völker, in die Wirklichkeit treten werde. Seiner Leiche folgte ein tiefbewegter Trauerzug; man fühlte die ganze Größe dieſes unerſetzlichen Verluſtes. Seit Jean Pauls Hingang hat ſich in Deutſchland kein ſo allgemeiner lebhafter Schmerz kundgegeben, als bei der Nachricht von Börne's Tode; denn die Völker fühlen wohl, daß ihre Bewunderung und ihre Liebe den hochherzigen Männern gebührt, welche ihr Genie, ihr Leben und ihre ganze Thätigkeit dem Ruhme des Vaterlandes und dem Glücke des Menſchengeſchlechts opfern.

---

*) David (von Angers) hatte Börne's Bruſtbild gefertigt; er ſandte es ihm mit folgenden Zeilen:

Dem Manne, deſſen Genie und edlen Charakter ich verehre, widme ich dieſes nach ſeinem Profil gefertigte Medaillon, mit der Bitte, die Verſicherung meiner innigen Hochachtung freundlich aufzunehmen. David.

Paris d. 9. Juni 1836.

Auch das Denkmal Börne's auf dem Kirchhof Père la Chaise iſt von Davids Hand.

Börne iſt aus keiner Schule hervorgegangen; er hat ſich durch ſich ſelbſt gebildet. Seine Werke tragen den Stempel einer tiefen Originalität; aber trotz dieſer ſtark hervortretenden Eigenthümlichkeit ſeiner Schriften, erinnern die Werke dieſes Mannes an J. J. Rouſſeau, Swift und Sterne. Er hatte wenig Gemeinſchaftliches mit Goethe und Schiller; dagegen viel mit Leſſing in dem hohen Standpunkt ſeiner Kritik, der Reinheit ſeiner Sprache und dem Kampfe für den Fortſchritt des Staatslebens, und mit Jean Paul in dem Humor, dem Gefühlvollen, dem tiefen poetiſchen Sinne und der Anhänglichkeit an ſein Vaterland.

Börne beſaß einen feſten energiſchen Charakter, aber ein ſanftes Gemüth und jene Zartheit des Gefühls, die man ſo oft bei großen Männern findet. Wenn man ihn ſprechen hörte, war man überraſcht von der Fülle ſeiner Ideen; er ſprach noch beſſer als er ſchrieb. Nie war ein Menſch mehr frei von Eitelkeit; ſtets einfach, zeigte er oft eine faſt kindliche Naivetät; er kannte den Ehrgeiz nicht, der nur glänzen will, aber er ſuchte ſeinen Ruhm darin, für das Wohl Anderer zu wirken, ein Streben, das allen erhabenen Seelen und großen Charakteren gemeinſam iſt.

Hätte Deutſchland freie Staatseinrichtungen gehabt, wie Frankreich und England, ſo würde Börne, ausgezeichnet durch ſein Genie, ſeine Beredſamkeit und ſeine Bürgertugenden, ſich dem Dienſte ſeines Vaterlandes geweiht haben, als Staatsmann, als Tribun. So hat ſich ſein ganzes Leben auf ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, auf ſeinen Kampf gegen den ſchlechten Geſchmack in den ſchönen Künſten und der Literatur, auf ſein Ringen mit der Cenſur, auf den kraftvollen Widerſtand, mit dem er die Gleichheit vor dem Geſetz und die Preßfreiheit vertheidigte, auf den Krieg, den er mit den großen und kleinen Despoten, mit den Würdenträgern, mit der Tirannei der Beamten und mit der Anmaßung dieſes Standes führte, und auf die muthige Hingebung beſchränkt, welche er, unermüdet in der Vertheidigung der verkannten Rechte der Iſraeliten und in dem Kampf für die Sache aller Unterdrückten, ſelbſt unter ſchwierigen und gefahrvollen Verhältniſſen, bewährte. Man muß ſich wundern, wie Börne bei ſeiner ſo zarten Geſundheit, bei ſeinem ruhigen, friedlichen Sinn, bei ſeinem ſanften und liebevollen Charakter, all' die Kämpfe, in die er verwickelt wurde, hat ertragen können. Um unangefochten eines nie beſtrittenen Ruhmes zu genießen, hätte er ſich nur auf das Gebiet rein literariſcher Thätigkeit, fern von der Theilnahme an öffentlichen Kämpfen, beſchränken dürfen und er würde ungeſtört mitten in der Aufregung der Zeit gelebt haben; dann hätte der Lorbeer ſich ruhig um ſein Haupt gewunden. Doch er verachtete den um ſolchen Preis errungenen Ruhm; er ſagt ſelbſt, daß die Stimme eines beſſern Geiſtes ihn gebieteriſch dränge, ſein geiſtiges Erbe dem Dienſte des Edelſten, das die Menſchheit beſitzt, zu widmen: Gerechtigkeit und Freiheit; ſeine Kunſt nicht darauf zu verwenden, ein morſches Gebäude zu verzieren, ſondern es neu aufzubauen und auf einem neuen feſten Grunde zu errichten.

Börne kann als der einzige politiſche Schriftſteller Deutſchlands betrachtet werden, der, Tiefe des Gedankens mit Eleganz des Stiles verbindend, für alle Klaſſen der Geſellſchaft genießbar iſt. Er hat jene Reform- und Emancipations-Ideen, welche unſere Zeit durchdringen, gewaltig angeregt, und verdient Bewunderung wegen der Offenheit, mit der er unmittelbar ſeinen Zweck verfolgte. Frei von allem Vorurtheil, ſtrebte er einzig nach Wahrheit; ein Mann des Fortſchritts reichte er die Hand denen, die zurückgeblieben. Schon bei ſeinem Leben von der Verehrung Aller begleitet, die ſeinen antiken Charakter zu würdigen verſtanden, wird er in Zeiten, die ſicher nicht fern mehr ſind, den Dank ſeines Vaterlandes ernten.

Mehrere Reden wurden an Börne's Grabe gehalten; wir geben hier die von Raspail wieder:

Ich glaubte, nur meine Thränen würden an dem Grabe fließen, das Sie mit Blumen ſchmückten. Doch die Freundſchaft, deren treue Sorge über die irdiſchen Ueberreſte unſeres großen Schriftſtellers wachte, hat mich aufgefordert, einige Worte der Erinnerung an dem Grabe, das ihn aufnimmt, niederzulegen; in dem Augenblick einer ſo trauervollen Feier ſpricht aus dem Wunſche der Freundſchaft die Stimme des Verklärten: ich folge ihr, meine Herren; Sie werden mir Ihre Nachſicht nicht verſagen, denn dieſes ſo traurige Ereigniß hat mich überraſcht.

Ich habe, meine Herren, die körperliche Hülle des großen Geiſtes, welche ſich in dieſe kalte feuchte Erde ſenkt, wenig gekannt; und ich nenne dies eine Ungunſt meines Schickſals. Doch was den andern, den geiſtigen Theil des Mannes betrifft, jenen Theil, der uns bleibt unvergänglicher als in Erz gegraben, bewahrt in den Herzen der Völker, welchen ſeine Feder ein Troſt war, jenen Theil, ſein unzerſtörbares Weſen, auch ich habe ihn genau gekannt, auch ich habe mich würdig geachtet, ihn zu lieben, und ich kann ſagen, wie Sie, ich habe nicht Alles verloren.

Nicht darf ich es wagen, meine Herren, Ihnen das innere Weſen des Genie's eines Börne zu enthüllen, den Zauber ſeiner Sprache zu erklären, der ihn zu dem volksthümlichſten Schriftſteller Deutſchlands erhob, die Macht jener tiefen Gedanken unter dem Schleier der edelſten Einfachheit zu ſchildern, welche ſo viel zu der geiſtigen Bewegung beigetragen, die Deutſchlands Innerſtes durchglüht. Bei der erſten Zuſammenkunft mit Ihnen würde ich mir es nicht verſagen, dieſer Pflicht gegen den Verklärten zu genügen, wenn die mangelhafte Vorbildung, die Frankreich uns gibt, mir geſtattete, ganz die Schönheiten einer Sprache zu empfinden, welche dem Ohr und dem Herzen ſo wohlthut.

Leſen Sie, leſen Sie, ſage ich, auf Börne's Grabe, wie man den Miſanthrop und den Tartüfe auf dem Grabe Molières las, leſen Sie hier einige der ausgewählten Schriften, welche Deutſchland in funfzehn Bänden geſammelt, eine ſcheinbar umfangreiche Sammlung, die aber dem Leſer ſo kurz erſcheint und, wenn der Tag anbrach ſo viel Lampen nächtlicher Studien hat erlöſchen ſehen. Zeigen Sie hin auf eines jener Bilder, wo Börne mit jedem Zug dem keimenden Despotismus eine Wurzel durchſchnitt, entrollen Sie uns vor Allem an dieſer Stätte der Thränen ein einziges jener tauſend Blätter, auf welchen Börne den Armen Ergebung, den Reichen einen edeln Sinn, den Verbannten Liebe zu einem Vaterlande lehrte, das ſie vergeſſen zu haben ſchien; jene herrlichen Erzeugniſſe, die man bei Ihnen in Paläſten wie in Hütten findet; denn ſie kämpften, eine Zukunft heranzubilden, welche nur eine Art der Menſchen kennt, ſolche, die von Wohlwollen gegen einander erfüllt ſind und ſich die Hand der Unterſtützung reichen. Aber, meine Herren, ohne Ihre Sprache ganz zu kennen, habe ich Börne geleſen und begriffen, und ich hoffe, daß ich ihn ebenſo gut verſtanden habe als Sie. Er willigte eines Tages ein, in Frankreich ſeine Sprache vernehmen zu laſſen, eine Sprache, mit welcher er die deutſchen Herzen ſo bewegt hat, und er verrichtete Wunder; er wurde in Frankreich verſtanden wie in ſeinem Vaterlande, er hatte ſich ſelbſt ins Franzöſiſche überſetzt; und mit ſeinem Auftreten nahm er eine Stelle in den erſten Reihen der Schriftſteller unſeres Landes ein; verzeihen Sie mir eine Aeußerung, die wohl Selbſtgefühl verräth, aber eben ſo viel Anerkennung enthält. In dem Réformateur entfaltete ſich Börne als franzöſiſcher Schriftſteller. Hätte ich vermuthen dürfen, daß ich hier in Ihrer Mitte, meine Herren, das Wort ergreifen würde, ſo hätte ich dieſe trefflichen Fragmente, deren Andenken meinen Schmerz erhöht, mit mir genommen. In ſeinem Stil findet man Beranger und Paul Louis Courier, doch ſeine Anſichten waren um zehn Jahre jünger, und zehn Jahre ſind in der Revolution, die uns Alle bewegt, ein Jahrhundert des Fortſchritts. Sie haben jedenfalls beobachtet, daß ſeine Feder im Franzöſiſchen jenen unbeſchreiblichen Zauber bewahrt, der im witzigen oft ſatiriſchen Stil beginnt und mit einem tiefen Gedanken und einem erhabenen Gefühl ſchließt; ähnlich jenen Früchten des Auslandes, welche zuerſt ſcharf und auffallend, aber voll ſüßen Reizes in ihrem Nachgeſchmacke ſind. Börne, Israelit von Geburt, war in ſeinen Schriften meines Glaubens, des Ihrigen, des Glaubens der Gutgeſinnten aller Länder; er glaubte an den allgemeinen Bruderſinn, an die Gleichheit, die man empfängt und die man nicht aufnöthigt; der Krieg der Völker gegen einander erſchien ihm als ein Verbrechen, vollbracht einzig zum Vortheil der Kronen, die es ausbeuten; der trennende Nationalgeiſt als ein verwerflicher Gedanke, wie der Trotz jugendlichen Uebermuths. Die Natur hatte in ſeinen Augen dem Geſetze der Geſellſchaftlichkeit keine Grenzen in Schwarz oder Roth gezogen; auf der Oberfläche des Erdballs waren ihm die Säulen des Herkules nur Grenzen der Willkühr; er ſah den Koloß des Fortſchritts über die beiden Ufer des Stromes ſich erheben, der Frankreich und Deutſchland ſcheidet, den Völkern beider Geſtade die Hand der Verſöhnung bieten, und ſie daran erinnern, daß ſie Genoſſen deſſelben Geſchlechts und denſelben Pflichten unterworfen ſeien. Und er ſagte dies Alles, ohne zu verletzen, in einem Lande, wo man Euch Gaſtfreundſchaft nur unter läſtigen Bedingungen gewährt und wo man den ſchwachen Sonnenſtrahl, den man Euch gönnt, mit einem Schleier deckt, deſſen kleinſtes Ende Euch nicht geſtattet iſt zu heben. ohne die Gefahr, einen Sturm über Euch heraufzuführen. Es verlangt ein großes Talent, um mitten unter ſo vielen Beſchränkungen einen Schwung der Freiheit zu bewahren und ſo große Gedanken unter der Gewalt ſo kleiner Seelen zu äußern. Dieſes Talent entwickelte Börne in Frankreich in vollendetſter Art. In dieſem zarten leidenden Körper, der mühſam über die Erde dahinzog, wie durch ein fremdes Land, das ihn nicht anſprach, bewahrte er eine für alles Gute glühende Seele, geduldig im Schmerz, kühn im Kampfe für die heilige Sache des Volkes; er war ein ſtilldulbender Kranker, ein ernſter, anſpruchsloſer Schriftſteller, ein Mann von Geiſt, der außerordentlichen Beifall fand und wenig Streben danach zeigte, ein Märtyrer, der zu jedem Opfer bereit war und die drückendſten Verhältniſſe nicht ſcheute; das Bild der Tugenden, die ſein Talent ſchuf, malte ſich in dieſem mit dem Zug des Schmerzes lächelnden Geſicht, in dieſem Anflug des Spottes, über dem der Blick tiefer Gemüthlichkeit glänzte.

Aber Ihre Literatur wird Ihnen Alles dies beſſer ſagen als ich, ich will es nicht unternehmen, das Bild in ſeinen einzelnen Zügen auszuführen. Frankreich, in deſſen Namen ich leider allein ſprechen muß, das aber meine Worte nicht zurückweiſen wird, Frankreich wird Börne Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die bei uns oft erſt ſpät geübt, aber nach dem Tode nie verſagt wird. Börne iſt bei uns weniger gefeiert worden als in ſeinem Vaterlande, weil man, um bei uns gefeiert zu werden, Verbindungen haben muß, und Börne hatte nur Bewunderer. Aber der Tod ſöhnt das Genie und die verſagende Anerkennung aus; unſere Literatur wird, hoffe ich, einen ihrer ſchönſten Kränze auf dies Grab legen, welches die Natur mit jenen einfachen Blumen umgibt, die ſtets das Grab des Armen und des Freundes der Armuth ſchmücken.

Ich aber, der ich nur ein Opfer meines Schmerzes hier darbringen kann, ich grüße Dich, o Börne, nicht in dieſer Gruft, die nach wenigen Augenblicken die Scholle der Erde füllen wird, ſondern in jenen lichtvollen Räumen, wo zahlloſe Welten in nie vernommenen Harmonien über jenem kleinen Hügel ſich bewegen, den wir unſere Welt nennen; ich grüße Dich in jenem allumfaſſenden Verein des Geiſtes, zu dem, ihrem Urquell, Deine Seele ſich emporſchwang. Du empfängſt jetzt unſere Huldigung, nicht als ein Opfer der Sitte, ſondern als den Preis der Gerechtigkeit; Du ſiehſt jetzt Deine Schriften, welche Deine Tugenden waren, in dem Licht, in welchem ſie uns ſtets erſchienen; aufſteigend in das Reich der Wahrheit haſt Du Deine Beſcheidenheit in das Grab der Erde verſenkt; wie glücklich mußt Du Dich fühlen, o Börne, jetzt da Du Dich ſelbſt kennſt! Ach, wenn zwiſchen den Verklärten und den Zurückgelaſſenen ein Band geiſtigen Vereins beſteht, ſo ſende uns aus den Regionen, wo Du wandelſt, auf den Flügeln der Ahnung einige jener tröſtenden Wahrheiten zu, welche Du jetzt in dem offnen Buche der Zukunft lieſt, die uns verborgen iſt. In dem ſtets wachſenden Gewirr allgemeiner Verderbniß und des Verraths der Freundſchaft wird dieſer Traum den Schmerz mildern, der uns niederdrückt, den Schmerz, daß wir Dir noch nicht folgen konnten in das Reich des Lichts.

Franzöſiſche Schriften.

Der deutſche Bauernkrieg

zur Zeit der Reformation,

von

Wilh. Wachsmuth.[*]

Bei dem Ausgange des Mittelalters war die Lage der Bauern in Deutſchland viel beklagenswerther als in den ſüdlichen Ländern Europas. Hier ſeufzten ſie nur unter dem Druck ihrer nächſten Herren, in Deutſchland dagegen, wo das Land unter zahlloſe kleinere und größere Dynaſten vertheilt, Regent und Grundherr oft in Einer Perſon vereinigt war, fühlten ſich die Bauern zwiefach belaſtet und gedrückt, einmal als Leibeigne und dann als Unterthanen des Staats; ſie mußten der Habgier des Grundbeſitzers und der Anmaßung des Landesherrn in gleichem Grade Genüge leiſten. Die Dörfer hingen wie Schwalbenneſter an den Mauern der Schlöſſer und waren beſtändig den Krallen der Geier preisgegeben, welche über ihrem Haupte ſchwebten. Deutſchland war um ein Jahrhundert zurückgeblieben hinter der Civiliſation Frankreichs, gleich wie dieſes zurückſtand hinter der Bildung Italiens. Künſte und Wiſſenſchaften waren bis zu dieſen Grenzen noch nicht vorgedrungen, und die Erſchlaffung der Sitten, welche, indem ſie den Menſchen erniedrigt, zugleich den wilden Sinn roher Naturen bricht, hatte unter den Fürſten und Herren Deutſchlands ſich noch wenig verbreitet. Hier fand man nur Trunkenbolde mit wüſtem Kopfe, die ihr Leben im Krieg, auf der Jagd, bei Zechgelagen und beim Spiel verbrachten. Ihre Vergnügungen verhärteten ſie ebenſo wie ihre Beſchäftigungen, und dies im Verein machte ſie unbändig, grauſam und unzugänglich für jedes ſanftere Gefühl der Menſchlichkeit.

---

*) Stand zuerſt im Réformateur vom 29. April 1835.

Neue Verhältniſſe, die gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts ſich in dem bürgerlichen und ſittlichen Zuſtand Deutſchlands bildeten, erhöhten noch das frühere Elend der Landleute. Kaiſer Maximilian I. gelang, was ſeine Vorgänger fruchtlos verſucht hatten, er hob das Fauſtrecht auf und die Fehden kleinerer Fürſten und Ritter, mit welchen das Land überfüllt war, und zwang ſie ihre Streitigkeiten den zu dieſem Zweck neu errichteten Gerichtshöfen zu unterwerfen. Durch dieſe weiſen Maßregeln gewann die Adelskaſte in Deutſchland Ruhe und Sicherheit. Doch in Betreff der Leibeigenen, der Bauern, fühlte er ſich ebenſowenig wie ſeine Vorfahren gemüßigt, gegen Quälereien, Raub und Gewaltthat der Grundherren Schutz zu gewähren. Man verſagte den Bauern das Recht, ſich vor der rohen Gewalt in die Gerichtshöfe zu flüchten. Nichts wehrte ſo den Herren, die ſich unter die Geſetze des Reiches beugen und dem früheren Fauſtrecht entſagen mußten, den Uebermuth eines müßigen Lebens und die Habſucht gefeſſelter Raubgier unbeſchränkt wider die Sclaven ihres Hauſes zu richten.

Die Rechtsgelehrten jener Zeit waren das, was ſie zu allen Zeiten waren, Prieſter der Ungerechtigkeit, welchen man jene gedankenloſe Verehrung ungerechter Geſetze verdankt, die mehr als Waffen die Macht der Despoten befeſtigt hat. Die Lehrer des römiſchen Rechts, das nach dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften von den Univerſitäten Italiens aus auf den deutſchen herrſchend geworden war, haben nicht wenig dazu beigetragen, jene traurige Lage der Landleute zu verſchlimmern. Sie ſuchten mit all dem blinden Eifer einer neuen Lehre die Grundſätze der Sclaverei des Alterthums auf das ſclaviſche Verhältniß der Bauern überzutragen, ſo daß was nur einzig Folge des Lehnweſens, d. h. des Krieges, der Unterdrückung, der rohen Gewalt war, ſeitdem als durch altehrwürdige Geſetze geheiligt und durch die Sitte des Alterthums in einem edleren Lichte erſchien. Das römiſche Recht und ſeine Lehre üben noch in der Gegenwart auf Deutſchland den traurigſten Einfluß aus. Die Profeſſoren dieſes Rechts auf den Univerſitäten ſind die entſchiedenen Feinde jeder politiſchen Reform, und ſie tragen ihre Anſichten auf ihre Schüler über, aus welchen der Stand der Advokaten, der Richter, der Verwaltungsbeamten, kurz jene Unzahl von Menſchen ſich ergänzt, die man in Deutſchland Staatsdiener nennt, obwol ſie die eigentlichen Herren des Staates ſind. In dieſem unglücklichen Lande hat man noch kein Grab für längſt erſtorbene Sitten, Geſetze und Einrichtungen gefunden. Unter freiem Himmel verweſt hier die Vergangenheit und verbreitet nach ihrem Ableben größere Verheerungen, als in den Tagen ihrer vollſten Kraft.

Zu derſelben Zeit, wo dieſe und mehrere andere nicht bezeichnete Urſachen das Elend der Bauern erhöhten, reizten gewiſſe politiſche Rückwirkungen, eine Folge der neuern

Ereigniſſe, ihre Gemüther auf und ſchärften das Gefühl ihres Elendes. In dem Norden Deutſchlands hatten einfache Landleute ohne Kriegszucht und Heerführer, einzig gekräftigt durch ihre Liebe zum Vaterlande und geleitet von ihrer Tapferkeit, den Einfall des Königs von Dänemark zurückgeſchlagen und ſeine wohlgerüſtete furchtbare Heeresmacht vernichtet. Im Süden erweiterten und befeſtigten die Hirten der Schweiz mit dem glücklichſten Erfolg ihre Freiheit und beſiegten die mächtigſten Fürſten ihrer Zeit. Dies Alles mußte die deutſchen Bauern aus ihrem jahrhundertlangen Schlummer wecken, ſie mit Schmerz erfüllen und zur Nacheiferung reizen. Und in denſelben Tagen erſchien ihnen Hofnung. Die Gelehrten und die Narren, welche damals an den Höfen der Fürſten lebten, hatten ihren Herren gezeigt, daß das Pferd ein widerſpenſtiges Thier, der Menſch aber mehr gelehriger Natur und zum leidenden Gehorſam, dieſer Seele des Kriegs und des Herrſchens, geeigneter ſei: ſie hatten ihnen daher den Rath gegeben, einen Theil der Nation in Uniform zu ſtecken, um ihn einerſeits dem Volk in Lumpen, andrerſeits den Centauren der Ariſtokratie entgegenzuſtellen. Dieſer Vorſchlag gefiel den Fürſten, und um ſich unabhängig von den Reichsdienſten zu machen, welche ihre Vaſallen ihnen in den Kriegen leiſteten, führten ſie unter dem Namen Lanzknechte Fußvolk bei ihren Heeren ein. Dieſe Errichtung von Lanzknechten, die man aus den Bauern wählte, weckte in dieſem unterdrückten Stande neue Anſichten und neue Gefühle; ſie begannen ſich als Menſchen zu fühlen, und einzuſehen, daß die Macht auf ihrer Seite ſei, daß ſie nicht einzig dazu geſchaffen wären, ausgeplündert und zu Tode gequält zu werden, ſondern, daß ſie ebenſo wie ihre vornehmen Herren alle Fertigkeiten beſäßen, um Räuber und Mörder zu werden, kurz ſie fühlten, daß ſie etwas gelten könnten, und dies erhob ihren Muth, den Jahrhunderte lange Sclaverei und Elend gebrochen hatten.

Dazu kam die Reformation Luthers. Man weiß, daß die religiöſe Umwälzung des ſechzehnten Jahrhunderts, wie die franzöſiſche, durch Finanznoth veranlaßt wurde. Dem Papſt Leo X. gebrach es an Geld, um die St. Peterskirche zu vollenden und um die Toilette und die Galanterien einer theuern Schweſter zu befriedigen. Um ſeinen Schatz zu füllen, beraubte er das Fegfeuer und bereicherte das Paradies. Dies war ein ſehr unſchuldiges Geſchäft, das Niemand Schaden brachte. Der Prieſterfürſt ſandte Abgeordnete in alle Länder der Chriſtenheit und vor Allem zu den guten leichtgläubigen Deutſchen; ſie boten Ablaß an für die lebenden Sünder und Gnadenbriefe oder Strafmilderungen für die todten in der Verdammniß. Dieſe Reiſediener waren ſehr gewandte Marktſchreier, ſie prieſen ihre Waare mit unwiderſtehlicher Beredſamkeit an, und alle Beutel öffneten ſich. Sie zogen ungeheure Summen aus Deutſchland, vorzüglich aus Sachſen, Luthers Vaterlande. Dieſe luſtigen Leute beſuchten die Weinhäuſer und ſetzten gegen ein Glas Branntwein die Seelen der Verſtorbenen, um deren Seligkeit die Verwandten derſelben unterhandelten. Den mittelloſen Gläubigen gaben ſie Credit. Die ganze Chriſtenheit war zufrieden mit ihnen. Doch Jupiter Luther runzelte die Stirn und die Welt erbebte; die Völker würgten einander in den ſogenannten Religionskriegen, Ströme von Blut ergoßen 150 Jahre lang ſich über die Erde, und die Könige lachten ſich ins Fäuſtchen.

Die Reformation hat nur den Fürſten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch ſie nichts an ſeinem ſinnlichen Glücke gewonnen, und viel von ſeinem geiſtigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die prieſterliche Macht doch nur eine moraliſche. Die Völker verarmten, um die Kirche zu bereichern, wie man ſich um ſeine Geliebte zu Grunde richtet, wenn man zu ſchwach oder zu voller Leidenſchaft iſt, ihrem Schmollen und ihrem Liebkoſen zu widerſtehen. Als aber nach der Reformation die Fürſten ſich der Güter und Einkünfte der Geiſtlichkeit bemächtigt hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben, und die Strafgeſetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegfeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er ſchrieb die Reue vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Reue gebietet ſich nicht. Er verlangte gute Werke ſtatt äußern Gottesdienſtes, aber die guten Werke wurden ſeit dieſer Lehre nicht häufiger.

Die Sitten wurden ſtrenger, nach Außen war Alles rein und fleckenlos; aber es waren nur zurückgetretene Laſter, welche die verborgenen Theile des Staatskörpers verwüſteten. Ränke und Spitzbübereien erſetzten die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen. Die religiöſen Feſte wurden vermindert, die Werktage und hierdurch die Mühen des Volkes wurden vermehrt, der Gottesdienſt, während dem Katholicismus der Troſt und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen wurde in eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen ſich langweilten und einſchliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunſt, wurde eine Wiſſenſchaft, die der Faſſungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feſte mehr für das Volk; man führte keine öffentlichen Gebäude mehr auf; der enge Provinzial- und Haus-Egoiſmus trat an die Stelle des Nationalgeiſtes; das deutſche Volk ehemals ſo fröhlich, ſo geiſtreich, ſo kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutſche Leben iſt ein Faſtenleben, das ſchon drei Jahrhunderte dauert, und das gute deutſche Volk iſt noch weit von ſeinen Oſtern.

Luther war ein großer Mann, aber vor Allem war er Menſch, und beſaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieſer unglückſeligen Gattung. Emporgekommener Plebejer, haßte und verachtete er den Stand, aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling der Fürſten als der Beſchützer ſeines Gleichen ſein. Die Fürſten ſchmeichelten ihm, weil ſie ihn fürchteten. Luther war ſo gerührt von ihrer Furcht und ſo betäubt von ihren Liebkoſungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürſten nur aus Ehrgeiz und Habſucht ſeine Lehre angenommen und daß ſie ſich über ſeinen religiöſen und philoſophiſchen Enthuſiasmus luſtig machten. Luther hat ſeinem Vaterlande viel Böſes angethan. Vor ihm fand man bei den Deutſchen nur Dienſtbarkeit, Luther begabte ſie noch mit Dienſtbefliſſenheit. Die ſüdlichen Völker, die katholiſch geblieben, fürchten ihre Gebieter, doch ſie lieben und verehren ſie nicht; ſie bewahren ihre Liebe und ihre Verehrung für Gott und ſeinen Statthalter.

Darum haben alle katholiſchen Völker, ſobald ſie ſich gegen ihre Tyrannen ſtark genug gefühlt, ihr Joch abgeſchüttelt, oder wenigſtens mit gutem oder ſchlechtem Erfolge ihre Befreiung verſucht. Aber bei den reformirten Völkern, wo die Fürſten auf den Rath und mit Einwil-

ligung der Reformatoren, die moraliſche Macht der K
an ſich gezogen und mit ihrer materiellen Macht verei
hatten, mußten die Unterthanen die Liebe und die V
rung, die ſie früher der Kirche geſchenkt, ihren weltli
Herren als pflichtſchuldige Steuer darbringen. Nu
den nordiſchen Völkern findet man jene dumme und b
Liebe und jene abergläubiſche Verehrung für die Für
die den Menſchen ſo ſehr entwürdigen, und jene ung
lichen Völker an ihre Sclavenketten ſchmieden. Sie w
ſie nicht zu brechen, ſie wagen es nicht zu wollen; das
meintliche ſoziale Verbrechen würde ſie nicht zurückſchre
aber ſie entſetzen ſich vor der Verletzung des Heiligen.
katholiſchen Prieſter haben nie den leidenden Gehorſam
predigt, gleich den reformirten Geiſtlichen, und das an
liche göttliche Recht der Fürſten, ob zwar ſchon früher
ihnen in Anſpruch genommen, wurde doch erſt ſeit der
formation von den Völkern anerkannt.

Luther hätte den Völkern Europas drei Jahrhun
des Duldens und ein Jahrhundert blutiger Kämpfe
ihre Freiheit erſparen können; wenn er gewollt hätte, n
er es hätte gewähren laſſen, würde Europa ſeit dem ſ
zehnten Jahrhunderte Republik ſein; allein er wollt
nicht, er zog den Ruhm eines Philoſophen, Gelehrten
Schriftſtellers dem Ruhme vor, die Welt erlöſt zu hab

Luther war das Muſterbild eines deutſchen Philoſop
mit allen Tugenden und Fehlern ſeiner Nationalität.
hohem Verſtande, ausgebreiteter Gelehrſamkeit, geiſtr
mit Adleraugen die Finſterniß ſeiner Zeit durchdring
ſtandhaft, tugendhaft, unbeſtechlich, den Gunſtbezeug
gen der Großen beſſer als ihren Liebkoſungen widerſteh
wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die ko

ſale Macht des Papſtes herauszufordern. Aber er war kein politiſcher Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er verſtand weder die Ränke, die Leidenſchaften und die Halsſtarrigkeit der höhern Stände, der bürgerlichen Geſellſchaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Intereſſen der untern Stände. Er verachtete im höchſten Grade das Volk, das allein gut und tugendhaft, immer ſeine Meinungen in Geſinnungen und ſeine Geſinnungen in Handlungen zu verwandeln ſucht.

Luthers Unternehmen war mehr ein Werk des Wiſſens als des Gewiſſens. Vergeſſend, daß Gott ſelbſt, trotz ſeiner Allmacht eine ſinnliche Welt erſchaffen mußte, um ſeine Göttlichkeit zu offenbaren; vergeſſend, daß alle Ideen an einander hängen, daß die moraliſchen und materiellen Intereſſen ſich vermengen, und daß man die einen nicht bewegen könne, ohne die andern mit zu treiben, verwünſchte Luther das Volk, weil es die neuen Ideen verkörpern wollte. Der Teufel beſuchte ihn eines Tages in ſeiner Einſamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu ſchrecken; Luther warf ihm das Dintenfaß an den Kopf, und der Teufel flüchtete ſich durch's Fenſter. Weil ihm dieſe Art den Krieg zu führen, einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Dinte wäre das beſte Wurfgeſchütz gegen die Gewaltthätigkeit, den Despotismus, den Ehrgeiz und die Raubſucht der Mächtigen der Erde. Dieſe Lutheriſche Artillerie iſt ſeitdem nicht vervollkommnet worden, und die deutſchen Philoſophen, Moraliſten und Doktoren der Politik begnügen ſich noch jetzt, gegen die Tyrannen zu ſchreiben, welche ſich über ſie und ihre Dintenfäſſer mit Recht luſtig machen.

Die Bauern, in deren düſtere Gefängniſſe die von der Reformation errungene geiſtige Befreiung das Tageslicht hatte eindringen laſſen, ohne die Pforten derſelben zu öffnen, fühlten ſich, ſeit ſie hell ſahen, weit unglücklicher. Sie machten ihren Unterdrückern Vorſtellungen und ſetzten ihre Beſchwerden mit einer ſeltenen Mäßigung auseinander. Nicht etwa weil ſie die ganze Fülle ihres Rechts vekkannten; ſie wußten recht wohl, daß ſie nach der chriſtlichen Freiheit, ein Ausdruck, mit dem man damals die Menſchenrechte bezeichnete, den Reichen und Mächtigen gleich waren. Aber aus Beſcheidenheit wollten ſie ihre Herren nicht durch das Verlangen eines völligen Erſatzes beläſtigen. So iſt das deutſche Volk. Gut, edelmüthig, großherzig, Beleidigungen leicht vergeſſend, wird es immer verlegen, wenn es mit ſeinen Tyrannen rechten ſoll, und ſobald es, auf's Aeußerſte gebracht, zu den Waffen greift, um ſich ſelbſt Gerechtigkeit zu verſchaffen, ſchämt es ſich faſt eines über ſeine Herren errungenen Sieges, und freiwillig die Hälfte der eroberten Rechte ihnen wiedererſtattend, entzieht es ſich die Macht, welche es zur Vertheidigung der andern Hälfte, die es zu behalten wünſchte, braucht.

Die Fürſten verhöhnten die Vorſtellungen der Bauern. Alsbald erhoben ſich Letztere, ſammelten ſich in Haufen und begannen den Krieg; aber ohne Erfahrung, ohne Mannszucht, ohne Operationsmittelpunkt, und verlaſſen oder verrathen von den Rittern und Herren, die ſich ihnen zu Anführern erboten und die, nur für ihre eignen Intereſſen kämpfend, mit den Fürſten ihren Frieden einzeln abſchloſſen, wurden ſie bald beſiegt.

Die Sieger übten furchtbare Gräuel und Rache an ihnen. Ganze Abtheilungen, die ſich unter der Bedingung, daß man ihr Leben ſchone, ergeben hatten, wurden, nachdem ſie die Waffen abgelegt, ohne Erbarmen niedergemetzelt. Der Fürſtbiſchof von Würzburg ließ 85 ſeiner Unterthanen, welche ihn in kindiſchem Trotz benachrichtigt, daß ſie ihn nicht wieder anſehen würden, die Augen ausſtechen. Andern minder ſtreng Beſtraften ließ er die Finger der rechten Hand abhauen. Mehrere der Inſurgentenanführer wurden lebendig verbrannt. Man band ſie mit langen Ketten an einen Baum, um den man in weitem Kreiſe Holz thürmte, das man anzündete, ſo daß die Unglücklichen langſam geröſtet wurden. Und Heerführer, Herren, ſelbſt regierende Fürſten, brachten auf ihren Schultern das Holz herbei, das zu dieſer Höllenbuße diente! Die früher von den Bauern verübten Grauſamkeiten erreichten bei weitem nicht die Rohheit ihrer Fürſten. Ueberdies haben in dieſer Kette gegenſeitiger Rachethaten zwiſchen Unterdrückten und Unterdrückern, ſtets dieſe letztern den erſten Ring geſchmiedet.

Ein Jahrhundert ſpäter nahmen die Enkel derſelben Bauern das Werk ihrer Vorfahren wieder auf. Unter dem Vorwand der Religion verwüſteten ſie das Land von einem Ende zum andern; ſie plünderten, ſengten und ermordeten ſo viele Menſchen, daß am Ende des Krieges nur vier Millionen von der ganzen Bevölkerung des deutſchen Reichs übrig blieben. Da aber die Bauern damals nicht für ihre eignen Intereſſen kämpften, ſondern auf Befehl und für Rechnung ihrer Herren, deren Livree ſie trugen, nannte man ſie nicht Räuber, ſondern Soldaten; und ihre Anführer, welche Epauletten, Helmbüſche oder Kronen zierten, nicht Anführer von Diebsgeſindel, ſondern Helden. Es waren die Mansfelde, die Braunſchweige, die Tilly's, die Wallenſteine, die Guſtav-Adolfe. Und dieſen Krieg des ſiebzehnten Jahrhunderts nannte man nicht mit Verachtung einen Bauernkrieg, ſondern man gab ihm den ehrlichen Namen des dreißigjährigen Kriegs.

Der Geiſt, in dem Herr Wachsmuth ſein Werk geſchrieben, wenn Geiſt darin, iſt jener blaſſe und markloſe Geiſt eines Stubengelehrten, welcher wohl in den Büchern, aber nicht in den Herzen zu leſen weiß; der nur bemerkt was er ſieht, nur ſieht, was unter ſeinem Fenſter vorgeht, der aber nichts errathen kann. Herr Wachsmuth kennt vollkommen die Vortheile und die Laſt ſeines Standes, der wohlhabenden, gebildeten, bequemen, philoſophiſchen Klaſſe; aber ſein Herz verräth ihm niemals die Freuden und Schmerzen des Volkes. Er fühlt das ganze Unglück eines Menſchen, der ſein Gemüth, ſeinen Glauben und ſeine Einſicht unter die despotiſche Lehre eines Papſtes beugen, der glauben und glaubhaft machen, lernen und lehren muß, was er als falſch oder vernunftwidrig erkennt; aber er hat kein Mitleid mit einem unglücklichen Bauer, dem die Verachtung wie ein Ausſatz anklebt, mit dem Schmerz und der heißen Sehnſucht einer Mutter, die ihre Kinder abgezehrt, barfuß im Schnee laufen ſieht, während die Püppchen des Dorfherrn in Pelzſtiefelchen an ihnen vorübergehn und die leeren Zuckerdüten und Orangenſchalen ihnen an den Kopf werfen.

Wenn nach Jahrhunderten der Unterdrückung, die deutſchen Bauern, auf jene Höhe des Elends getrieben, wo der Menſch nicht mehr die Kraft, es zu ertragen, hat, und aus Schwäche ſtark, aus Verzweiflung muthig wird, zu den Waffen greifen, um von ihren Unterdrückern Gerechtigkeit und Erſatz zu fordern, erſchöpft Herr Wachsmuth gegen ſie das ganze Wörterbuch ſeines Haſſes und ſeines Abſcheus. Er nennt ſie Schurken, Diebe, Räuber, Thoren, Mörder, Mordbrenner; er ſpricht von den wilden Gräueln der Empörung, von der Wuth der Zerſtörung, von den Furien des Aufruhrs, kurz, er läßt uns jene geifernden, ziſchenden Stichworte hören, die den Feinden der Freiheit ſo geläufig ſind. Vorzüglich kann es Herr Wachsmuth den Inſurgenten nicht verzeihen, daß ſie die Keller der Mönche geleert und ſich der Folianten, die ſie in den Kloſterbibliotheken fanden, bedient haben, um ungangbare Wege zu pflaſtern. Ja, er zählt den Verluſt an jedenfalls werthvollen Büchern und Manuſcripten unter die traurigſten Folgen des Bauernkrieges. Herr Wachsmuth ſcheint ſeine Geſchichte nur in der Abſicht verfaßt zu haben, um den Regierungen, Adligen, Reichen und Gelehrten ſeines Landes Haß und Abſcheu gegen das Volk einzuflößen.

Der Verfaſſer macht, indem er von den zahlloſen Frohndienſten ſpricht, welchen die Bauern unterworfen waren, die Bemerkung, daß hierbei das eigentlich Drückende nicht in der Vielartigkeit jener perſönlichen oder realen Feudallaſten, noch in dem *vermeintlich* erniedrigenden und ſchmachvollen Charakter gewiſſer perſönlicher Leiſtungen liege, wie der Verpflichtung während der Nacht in die Teiche zu ſchlagen, um die Fröſche zurückzuſcheuchen, damit ſie den Schlaf des gnädigen Herrn nicht ſtörten, oder der Anſprüche, welche die Herren an der Pforte jedes hochzeitlichen Gemachs erhoben; ſondern das Mißverhältniß liege einzig in der allzuſtarken Anſpannung der Saiten . . . . . Dies eine Probe von der umſichtigen Sprache eines Leipziger Profeſſors, der ohne Gefahr nicht vergeſſen darf, daß in Sachſen ein großer Theil jener Mißbräuche des Mittelalters noch in voller Blüthe ſteht!

Indeß darf man nicht glauben, daß Herr Wachsmuth die Ungerechtigkeiten und Gräuelthaten, die ſich die deutſchen Fürſten gegen ihre Unterthanen zu Schulden kommen ließen, verſchweigt; keineswegs: aber wenn er ſie erwähnt, ſo geſchieht es nur aus Schriftſteller-Eitelkeit. Es wäre eine Schande, in den Verdacht der Unwiſſenheit zu gerathen;

er fürchtet die Vorwürfe einer ſtrengen oder übelwollenden Kritik, daß er nicht alle Thatſachen und Dokumente der Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts kenne und nur ein eleganter oberflächlicher Geſchichtſchreiber ſei, der nicht aus den Quellen geſchöpft habe. So ſpricht der Verfaſſer ferner von der Tyrannei der Fürſten gegen die Bauern, aber er ſpricht davon, wie von einem Ereigniß, das aus der Natur der Dinge hervorging; er tadelt ſie nicht oder tadelt ſie nur im Tone eines Hofmannes. Mit einem Worte, er erzählt die Gräuelthaten der Großen mit kaltem Blute und der Gleichgültigkeit eines Geſchichtſchreibers, der drei Jahrhunderte entfernt von den Ereigniſſen ſteht, während er die Ausſchweifungen der Bauern mit aller Entrüſtung und Parteilichkeit eines Feindes derſelben aus jener Zeit erzählt. Auch iſt Herr Wachsmuth zu klug, um nicht zu begreifen, daß die Geſchichte des Bauernkrieges ein Bild der Gegenwart iſt, und daß ein königlich ſächſiſcher Profeſſor zu unterſcheiden hat zwiſchen dem, was er ſagen darf und dem was er verſchweigen muß. Herr Wachsmuth, ſo ſehr er Lutheraner iſt, hat, Dank ſei es der modernen Bildung, welche Alles glättet und verſüßt, und ſelbſt Beleidigungen überzuckert, nicht ſeinen Herrn und Meiſter in der Wuth gegen die aufrühreriſchen Bauern erreichen können. Nur mit Entſetzen lieſt man von den Verfolgungen, die Luther ergehen ließ, und den wilden Verwünſchungen, die er gegen ſie ausſtieß. Hätte er ſich begnügt, ihren Ungeſtüm zu mäßigen, ihnen Vorſtellungen zu machen, ihnen unbedingte Unterwürfigkeit gegen die Behörden zu predigen, ihnen zu zeigen, daß ſie durch eine Empörung ihre Lage verſchlimmerten, daß ſie, den Fürſten an der Spitze aller egoiſtiſchen Intereſſen des Landes gegenüber, zu ſchwach, zu vereinzelt ſeien; dann würde man Mangel an Muth, Weisheit und ſcharfem Blick, ſeines guten Willens wegen, ihm nicht hoch anrechnen. Aber Luther that nichts von alledem.

Er rief die Fürſten zur Rache auf, er ſagte, es ſeien keine Teufel mehr in der Hölle, alle ſeien in die Leiber der Bauern gefahren, man müſſe ſie wie tolle Hunde todtſchlagen; nicht Langmuth, Gnade und Mitleid geziemten den Fürſten, ſondern Zorn, Schwert und Rache; ſie könnten leichter das Paradies mit Blutvergießen ſich öffnen als mit Gebeten. Als einige wohlgeſinnte Herren Luther um Rath fragten, ob die Frohndienſte und übrigen Auflagen und Verpflichtungen, mit denen ihre Bauern belaſtet waren, nicht den Grundſätzen des Evangeliums zuwiderliefen und ſie demnach dieſelben abſchaffen müßten, erwiderte er ihnen, die Bauern würden übermüthig, ſobald ſie nicht mehr unter den Laſten ſich krümmten; Eſel verlangten Prügel, und das Volk wolle mit Gewalt und Härte regiert ſein. Luther war eines Bauern Sohn und hatte die Uniform der Emporkömmlinge angelegt, damit iſt Alles geſagt.

Die deutſchen Geſchichtſchreiber haben den vernünftigen Grundſatz, die Zeitalter nicht in einander zu miſchen, durch Zuſammenſtellung moderner Inſtitutionen und Sitten mit denen früherer Zeiten; ſie vermeiden ſorgfältig, Gefühle und Meinungen auszuſprechen, die den Zeiten fremd ſind, welche ſie ſchildern. Doch Herr Wachsmuth vergißt ſich zuweilen in ſeinem Werke und verletzt dieſe Regel. Als er erzählt, daß Luther, deſſen Gutachten die Bürger der Stadt Erfurt, im Einverſtändniß mit ihrem Magiſtrat, einen Entwurf zu einer ſtädtiſchen Verfaſſung vorgelegt hatten, in welcher die Rechte der Bürger gegen die Uebergriffe der Behörde geſchützt waren, über die Repräſentativ-Verfaſſung ſpottete, in welcher die Behörde das Zugeſtändniß mache, ſich wie ein Kind überwachen, leiten und tadeln laſſen und ihren Untergebenen von ihren Handlungen Rechenſchaft ablegen zu wollen, äußert Herr Wachsmuth, dieſe politiſche Anſicht Luthers ließe ſich auf ähnliche Verhältniſſe unſerer Tage anwenden. Ein ander Mal, als er von Thomas Münzer, einem der Inſurgenten-Anführer, ſpricht, ſagt er, dieſes Ungeheuer hätte die Gefühle eines Robespierre mit der Sprache eines Marat vereinigt. Herr Wachsmuth opfert ſeinen literariſchen Ruhm ſeinem Egoismus auf. Die deutſchen Schriftſteller, früher ſo ehrlich, ſo offen, ſo gewiſſenhaft, verſuchen jetzt das Unmögliche: die Liebe zur Wahrheit mit der Liebe zu ihrer Ruhe, und die Furcht vor Gott mit der Furcht vor der Polizei zu vereinigen. Sie zittern vor dem Wohlfahrtsausſchuß, der ſich ſeit zwei Jahren in dem Schooße des Frankfurter Bundestags gebildet, obwol in der That deſſen Mitglieder gegen Marat, Danton und Robespierre nur Klappern ſind, um Kinder einzuſchüchtern. Aber dieſe vielſitzenden, hypochondriſchen Gelehrten ſind leicht in Furcht zu ſetzen, und heut zu Tage wagen ſie ſich nie anders, als mit einer weißen Mütze an's Fenſter, um öffentlich ihren Haß gegen die rothe Mütze der Jakobiner und ihre Liebe für die reine, weiße Monarchie zu bezeugen.

Die deutſchen Gelehrten laſſen ſich nicht gern in ihren ſüßen, friedlichen Studien ſtören, und aus dem fernen Perſien und dem ſchönen Zeitalter Alexanders des Großen zurückrufen, um in das neunzehnte Jahrhundert und nach Sachſen, in ihr Vaterland, zurückzukehren. Aus dieſem Grunde haſſen ſie recht von Herzen die Völkerrevolutionen. Nicht weil ſie, die Rechte der Völker und die Pflichten der Regierungen verkennend, den Zweck derſelben verdammen, ſondern ſie verdammen die Mittel. Sie behaupten, die

Vernunft dürfe nie das ruhige Denken verlaſſen und ſich erhitzen, und das Recht dürfe nie ſeine Feder weglegen, um den Degen zu ergreifen. Sie verlangen mit wahrhaft bewunderungswürdiger Naivetät, daß man jede Revolution mit einer Conſtitution einleite, d. h., daß man nie eher den Krieg beginne, als nach dem Friedensvertrag. Sie vergeſſen, daß ein Volk nie den Krieg mit ſeiner Regierung begann, ehe es ihn erklärt hatte; und daß es ihn ſtets erſt nach fruchtloſen Unterhandlungen erklärte, welche Jahrhunderte hindurch gedauert.

Herrn Wachsmuth's Buch, vom Standpunkte der Darſtellungskunſt betrachtet, iſt abſcheulich, d. h. es gleicht allen Geſchichtswerken der Deutſchen. Es gibt nichts Seltſameres in der Welt, als die Art, wie man in Deutſchland Geſchichte ſchreibt. Beſtellt Ihr bei einem Schneider einen blauen oder ſchwarzen Anzug und dieſer bringt Euch ſtatt des blauen oder ſchwarzen Kleides ein weißes Schaffell mit den Worten: Hier iſt das Verlangte; ſo würdet Ihr ohne Zweifel dieſen Menſchen für einen Wahnſinnigen halten, oder glauben, er wolle ſich über Euch luſtig machen. Nun, daſſelbe könnte Euch mit einem deutſchen Geſchichtsſchreiber paſſiren. Verlangt von ihm eine gute ſchön geſchriebene Geſchichte Griechenlands, der franzöſiſchen Revolution, der Reformation, des Bauernkrieges, er führt Euch in ſein weites literariſches Magazin, worin ſich Documente, Protokolle, diplomatiſche Urkunden, Geſetze, Ordonnanzen, Chroniken, Verhandlungen, Manifeſte, Volkslieder, Bruchſtücke von Baudenkmälern, Inſchriften, Münzen, Medaillen aufgehäuft finden, und iſt im Stande, Euch zu ſagen: Hier iſt Ihre Geſchichte, langen Sie zu! Hütet Euch Eure Verwunderung zu verrathen, und ihm zu erwidern:

Aber, mein Herr, dieſe rohen Stoffe können mir nicht genügen, ich verlange eine verarbeitete Geſchichte! Dann ſagt er Euch Bitterkeiten, er nennt Euch einen oberflächlichen Menſchen, der nicht aus den Quellen zu ſchöpfen wiſſe. Aus den Quellen ſchöpfen, iſt der techniſche, abgedroſchene Ausdruck der deutſchen Geſchichtſchreiber. In allen ihren Werken ſind die Noten das Gericht, und der Text iſt die Schüſſel, in der man es aufträgt. Wenige Geſchichtswerke machen eine Ausnahme von dieſer Regel, und wenn dies einmal eintritt, dann iſt es eine Begebenheit, von der man im ganzen Lande ſpricht. Vor vierzig Jahren ſchrieb Schiller ſeine Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs. Sie war lichtvoll, in ſchönem Stil und mit großer Lebendigkeit geſchrieben, kurz, es war ein vollendetes geſchichtliches Gemälde. Die ganze Nation ſtaunte dieſes Phänomen an, und die Naturforſcher wußten nicht, was ſie daraus machen ſollten. Schiller ſelbſt, ganz Dichter wie er war, ſchämte ſich ein wenig, ein lesbares Buch als ein Werk der Gelehrſamkeit und gewiſſenhafter Studien anzukündigen, und ließ es beſcheiden in kleinem Taſchenformat drucken und veröffentlichte es unter dem Titel: Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1791. In jenen Tagen fand man die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, nicht gerade eine zarte Lektüre, in Roſa-Atlas mit Goldſchnitt gebunden, in den Boudoirs aller Damen des heiligen deutſchen Reichs.

Herr Wachsmuth verſpricht uns eine Reihe von geſchichtlichen Skizzen aus dem Zeitalter der Reformation und dann eine andere Reihe, zu welcher die Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution den Stoff liefern ſollen. Aber wir fürchten ſehr, daß wenn der Verfaſſer ſchon in Verwirrung geräth, indem er aus der Ferne das Getümmel des ſechzehnten Jahrhunderts erblickt, er den Kopf total verliert, wenn er ſich auf das Schlachtfeld ſelbſt, mitten in die Revolutionen ſeiner Zeit verſetzt ſieht, und daß dieſe Aengſtlichkeit und dies Erblaſſen über ſeine geſchichtlichen Gemälde ſich verbreiten werde.

Ueber Deutſchland,

von

Heinrich Heine.*)

Alle Schriften Heine's beginnen mit imponirenden und blendenden Vorreden. Diesmal tritt der Verfaſſer auf im Gefolge der Kaiſer Otto und Karls des Großen, zweier Biſchöfe und eines Grafen, einer reſpectablen Geſellſchaft, die aber etwas Störendes mit ſich führt, weil ſie allzuſehr die Aufmerkſamkeit und Neugierde auf ſich zieht. Man glaubt kaum wie ſehr eine ſchöne Vorrede dem Werke, das ſie einleitet, ſchaden könne; es bedurfte des ganzen Talentes von Roſſini, um den glücklichen Erfolg der Gazza ladra zu ſichern, deren Ouvertüre mit einem Trommelwirbel beginnt.

Aus triftigen Gründen will ich bei Heine's Werk nicht auf das Einzelne eingehen; ich will nur den Geiſt deſſelben beleuchten, d. h. den Geiſt des Verfaſſers im Allgemeinen. Erſtens ſind meine Kenntniſſe von der deutſchen Philoſophie und Literatur in ihrem Geſammtinhalt und ihrer geſchichtlichen Entwickelung, ſehr oberflächlich, und obwol ich mich dabei nur durch die Offenheit meines Geſtändniſſes von Herrn Heine unterſcheide, ſo zwingt mich doch das Gewiſſen, meine Unfähigkeit zu einem Richterſpruch in ſolcher Angelegenheit zu erklären. Dann fehlt mir der Muth, in offnen Widerſtand mit der Vorſehung zu treten, welche Herrn Heine, wie er ſelbſt verſichert, Auftrag gegeben hat, Frankreich mit Deutſchland bekannt zu machen. Das wäre ein zu kühnes Wagniß, vorzüglich ſeitdem die Vorſehung des Herrn Heine ſich in den Schutz eines einflußreichen Miniſters begeben; mit ihr will ich mich nicht verfeinden. Wenn Heine von dem Auftrag ſpricht, den ihm die Vorſehung ertheilt, ſo betrifft es, wohlverſtanden, einen Auftrag für Paris; denn einen Auftrag für Frankreich hätte er ſich geſchämt anzunehmen. Er ſpricht ſich hierüber klar aus: »Unter Frankreich, ſagt er, verſtehe ich Paris, nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt, hat eben ſo wenig Bedeutung als was unſere Füße denken. Der Kopf iſt der Sitz unſerer Gedanken.« Jedenfalls hat Herr Heine dieſe hochtrabenden Worte niedergeſchrieben, als er aus einer Abendgeſellſchaft in einem angeſehenen Hauſe heimkehrte und ſeine Glacéhandſchuhe noch nicht ausgezogen hatte. Seine Phraſe hat den unvergleichlichen Duft jenes eau de mille impertinences, mit dem die Salons des Juſte-Milieu einzig parfümirt ſind. Aber wahrhaftig, das iſt zu viel für den Scherz! Iſt alles Große, was Frankreich ſeit funfzig Jahren vollbrachte, von den Pariſern erdacht und ins Werk geſetzt worden? Waren Necker, Mirabeau, Sieyes, Barnave, Camille Desmoulins, Petion, Roland, Robespierre Pariſer? Waren Carnot, Dumouriez, Hoche, Kleber, Moreau, Deſaix, Maſſena, Ney und endlich Napoleon nicht Söhne der Provinz? Nein,

---

*) Aus dem Réformateur vom 30. Mai 1835.

Paris iſt nicht der Kopf, es iſt nur der Hut Frankreichs, und wenn es der Provinz einmal zu warm werden ſollte, ſo würde ſie keinen Augenblick zögern, den Hut abzulegen.

Dürfte man glauben, daß dieſe Glacéphraſe Heine's der treue Ausdruck des Geiſtes der Pariſer wäre, dann wehe ihnen! Es könnte eines Tages den Franzoſen der Gedanke kommen, daß Paris Frankreichs Baſtille ſei, und dieſer Tag würde ein furchtbar heißer Tag ſein. Die Pariſer ſollten dieſe Saite nicht berühren. Sind ſie einmal dahin gekommen, Verſailles und das alte Hofweſen zu erneuern, und die Börſe umzubilden in ein Oeil de Boeuf, ſo ſollten ſie in Ruhe ihre Oberherrlichkeit genießen und ſich nicht laut derſelben rühmen. Schaudern ſie nicht bei dem Gedanken, eines Tages könne man auf dem Grund der Chauſſé d'Antin eine Stange aufgepflanzt ſehen mit der Aufſchrift: Hier weint man? Herr Heine ſpielt in ſeinem franzöſiſch abgefaßten Schriften Frankreich gegenüber den Angenehmen und ſchmeichelt ihm auf eine wirklich wenig ſchmeichelhafte Weiſe. Er behandelt es als eine Coquette und ſagt ihr allerlei ſüße Dinge, ſo ſüß, daß die Lombardenſtraße darauf eiferſüchtig werden könnte. Er ſagt den Franzoſen, d. h. den Pariſern, obgleich ſie keine Heiden mehr wären, verehrten ſie doch nichtsdeſtoweniger die ſchöne Göttin Venus und opferten den Grazien. Er rühmt ihre Höflichkeit und ihre Klugheit; er lächelt ihnen graziös zu; er lobt es, daß ſie weder um Gott noch um den Teufel ſich bekümmerten, und daß ſie nur noch dunkle Vorſtellungen hätten von dieſen beiden Perſonen, welche noch in dem deutſchen Volksglauben lebten. Ich weiß wohl, ein Diplomat muß zu ſchmeicheln wiſſen, allein er muß es ſtets mit Würde thun. Solche Fuchsſchwänzereien ſind eines Miſſionärs der Vorſehung unwürdig; ſie ſind noch weniger der Nation würdig, an die ſie gerichtet wurden und welche Charakter genug beſitzt, um Schmeicheleien zu verachten. Für jeden Mann von Ehre gibt es nur einen einzigen Weg, für die Gaſtfreundſchaft, die ihm eine fremde Nation gewährt, ſich dankbar zu beweiſen, nämlich den, ſich ihrer werth zu zeigen. Ueberdies muß er zuweilen den Muth haben, ſeinen Gaſtfreunden zu mißfallen, und es vorziehen lieber ihren Beifall zu verdienen als ihn zu erbetteln. Uns deutſchen patriotiſchen Schriftſtellern wurde es in der That ſehr leicht, unſern Principien treu zu bleiben, ſo lange wir in Deutſchland lebten. In unſerm Vaterlande hatten wir mit keinen Verführungen zu kämpfen, weder von Seiten der feinen Welt, welche dort noch nicht exiſtirt, noch von Seiten der vornehmen Welt, die uns verachtete, uns nie ihre himmliſche Sphäre betreten ließ, unſern Eifer ihr zu gefallen nie beachtete, und die, ohne ſich im mindeſten um unſere Urtheile zu kümmern, uns durch keine Herablaſſung oder durch noch weſentlichere Mittel zu gewinnen ſuchte. In Deutſchland bedürfen ſie dieſe conſtitutionellen Hilfsmittel nicht: ſie haben die Cenſur, um unſere Zudringlichkeit abzuwehren, und die Gefängniſſe, um dieſelbe zu unterdrücken. Paris hat ſeinen Markt der Unſchuldigen; Wien Berlin, München bedürfen eines ſolchen nicht; hier kauft man die Unſchuld nicht, man ergreift das arme Thier und ſteckt ſie in den Stall.

In Frankreich jedoch ändert ſich unſere Stellung und wird angenehmer und gefahrvoller zugleich. In dieſem Lande gelten die Schriftſteller etwas, und ſie haben lange nicht Herrn Heine's Talent nöthig, um die Aufmerkſamkeit einer Geſellſchaft, ſelbſt in Gegenwart eines deutſchen Diplomaten, zu erregen. In dieſem Lande haben die materiellen Mächte keine Gewalt ohne die geiſtigen, und das

Laſter ſelbſt muß um den Schutz der Tugend betteln. Hier können wir die Tüchtigkeit unſerer Geſinnung und unſern Muth in ihrer Vertheidigung erproben; hier können wir zeigen, daß wir nicht aus perſönlichem Intereſſe für die Freiheit gekämpft. Unſchuldig und ohne Erfahrung in den Strudel von Paris geſchleudert, jener liebenswürdigen und gottvergeſſenen Stadt', dem Paradies der Teufel und der Hölle der Engel, wo man jeder Verderbtheit, ſelbſt der Fäulniß das Widerliche entzogen hat, hier müſſen wir nach dem Ruhme ſtreben, daß unſer Vaterland den Verluſt unſerer Unterſtützung für ein Unglück anſieht.

Unſere Mutterſprache, welche uns Verbannte in ein fremdes Land begleitet, wird ſelbſt als eine geächtete betrachtet und, gleich wie unſere Perſonen, unter die Aufſicht aller Polizeien des Continents geſtellt. Uns iſts verboten zu handeln, ihr iſts unterſagt, zu ſprechen, ſelbſt aus der Ferne gegen Deutſchlands Despoten zu ſprechen. So müſſen wir uns der franzöſiſchen Sprache hingeben, jener ſeit 200 Jahren von den Königen, den Diplomaten und Ariſtokraten ganz Europens verkünſtelten und verdorbenen Sprache; jener gefährlichen Sprache, welche hundert Zungen für die Lüge und nur ein Stammeln für die Wahrheit hat; bei der wir uns nicht genug wahren können, daß die Leichtigkeit des Betrügens in uns nicht die Luſt zum Betrug erwecke.

Im Dienſte der Wahrheit genügt es nicht, Geiſt zu entwickeln, man muß auch ein Herz zeigen. Es iſt nicht genug, dem Frankfurter Bundestage einige bittere Redensarten an den Kopf zu werfen, und von Zeit zu Zeit mit einem zierlichen Compliment der Freiheit Deutſchlands ein Sträuschen zu überreichen; dieſe kleinlichen Spielereien, welche die Eitelkeit der Schriftſteller zu ihrem Vergnügen drechſelt, erquicken unſere unglücklichen Landsleute nicht, welche unter den Bleidächern der deutſchen Inquiſition ſeufzen, und ſind unwirkſam für ihre Sache. In der Verbannung können wir für unſer Vaterland ſtreiten, indem wir das Princip des Böſen bekämpfen, welches in der ganzen Welt daſſelbe iſt, wenn auch mehr oder weniger ſichtbar, je nach den Hemmniſſen, welche die Sitten und politiſchen Inſtitutionen ihm entgegenſtellen. Dieſes böſe Princip iſt die Ariſtokratie, die Verbindung der egoiſtiſchen Intereſſen. Wir dürfen mit dieſen Ariſtokratien keinen Frieden ſchließen, wir dürfen in Frankreich nicht liebkoſen, was wir in Deutſchland verachtet haben. Wahrhaftig, es hätte der Mühe nicht gelohnt, daß wir uns wegen der Kühnheit unſerer Anſichten und wegen der rauhen Offenheit unſeres Freimuths aus unſerem Vaterlande verbannen ließen, um dann in fremden Landen zahm zu werden, gegen die feine Welt den Angenehmen zu ſpielen und unſer Bärenfell mit einer Fuchshaut zu vertauſchen. Das trüge nicht die Reiſekoſten, das entſchädigte nicht für die Mühe, die es fordert, um unſere vaterländiſchen Gedanken und Gefühle in dem heißen Treibhaus einer fremden Sprache zu geſtalten; das wöge nicht unſern Verdruß auf, wenn wir die Comtoirdamen der Leſekabinette und die reizenden Bewohnerinnen des Panoramen-Durchgangs über unſere Germanismen lächeln ſehen.

Der gewandteſten, verſchlagenſten, katzenartigſten Kritik wird es gleichwol nie gelingen Herrn Heine zu faſſen, der eine weit beſſere Maus, als die Kritik eine Katze iſt. Er hat ſich in allen Winkeln der moraliſchen, geiſtigen, religiöſen und ſozialen Welt Löcher offen gelaſſen, und alle dieſe Löcher haben verborgene Verbindungswege. Ihr ſeht Herrn Heine aus einem dieſer Gedankenſchlupfwinkel kriechen, Ihr verfolgt ihn, er zieht ſich wieder zurück. Ihr umzingelt ihn; Ihr täuſcht Euch, ſehet, er entwiſcht in einen ganz entgegengeſetzten Gedanken. Gebt es auf, Ihr verſchwendet Mühe und Liſt. Ihr leſet eine Seite von Heine, wo Ihr eine falſche, abgeſchmackte, lächerliche Anſicht findet, beeilt Euch nicht mit Eurer Widerlegung, wendet das Blatt um, Herr Heine hat ſich auf die andere Seite gewendet, und widerlegt ſich ſelbſt. Wenn Ihr dieſe ſchillernden Geiſter nicht zu ſchätzen wißt, um ſo ſchlimmer für Euch, Ihr ſtehet nicht auf der Höhe der rhetoriſchen Kochkunſt; es gibt nichts Schmackhafteres als dieſes Meinungs-Allerlei.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich gegen das tiefe philoſophiſche Wiſſen des Herrn Heine nicht aufzutreten wage, welches durch den Schutz der Vorſehung noch furchtbarer wird. Aus dieſem Grunde will ich nicht unterſuchen, ob die Darlegung der verſchiedenen Syſteme der deutſchen Philoſophie, welche Herr Heine zum Gebrauch des Opernfoyers entworfen, wahr oder falſch iſt; aber ich kann nicht umhin, etwas über die leichte ſtutzerhafte Art zu bemerken, mit welcher Herr Heine die wichtigſten Gegenſtände behandelt. Dieſer liebenswürdige Schriftſteller ſpricht von Liebe, wenn er von Kant, von Weiberhemden, wenn er vom Chriſtenthum redet, von ſich ſelbſt, bei Allem, was er ſagt. Was mich anlangt, mir gefallen jene Guirlanden von Roſen und Veilchen nicht, mit welchen Herr Heine ſo coquett die kräftige, nahrhafte Tafel der deutſchen Wiſſenſchaft ziert. Dieſer weiche literariſche Brei, dieſer ſüße philoſophiſche Crème, dieſe Beafſtecks mit Vanille ſind nicht nach meinem Geſchmack.

Die Franzoſen dürfen dieſem Gelehrten nicht für die Bemühungen danken, die er zu ihren Gunſten macht, um die Schwierigkeiten wegzuräumen, welche das Studium der deutſchen Literatur begleiten. Indem er die Unebenheiten des Weges entfernt, rückt er das Ziel weiter hinaus, denn nur in der Mühe ſelbſt findet ſich die Belohnung. Man dringt nicht ſo leicht in dies deutſche Leben ein. Die Deutſchen ſelbſt, die gebornen Deutſchen, erfüllen nur nach großer Anſtrengung dieſe Aufgabe ihrer Nationalität und gelangen erſt nach langem Dulden zu jener ſtillen Tiefe der Seele, welche dem Gemüth den Frieden und die Ruhe eines Kirchhofes verleiht, und zu jener Seligkeit des Innern, welche ſie über das Unglück ihrer öffentlichen Zuſtände erhebt.

Das deutſche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es iſt groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletſchern ſchimmert. Deutſchland ward das reinſte Sonnenlicht, den andern Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort ſind die Quellen der großen Ströme der Geſchichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutſchen das Genie, den Franzoſen das Talent; den einen die ſchöpferiſche, den andern die anwendende Kraft. Aus dem deutſchen Boden ſind alle jene großen Ideen hervorgegangen, die von geſchickteren, unternehmenderen oder glücklichern Völkern ins Werk geſetzt und benutzt worden ſind. Deutſchland iſt die Quelle aller europäiſchen Revolutionen, die Mutter jener Entdeckungen, welche die Geſtalt der Erde geändert haben. Das Schießpulver, die Buchdruckerei, die religiöſe Reform ſind aus ihrem Schooſe hervorgegangen — undankbare und vermaledeite Töchter, die Prinzen geheirathet und ihre plebejiſche Mutter verhöhnt haben.

Um dieſen höhern Standpunkt zur Einſicht in das deutſche Leben zu gewinnen, dürft Ihr Euch nicht in bequemer wohlgeſchloſſener Sänfte tragen laſſen, denn dies hieße nur Eure Schlafſtube in Bewegung ſetzen, und Ihr würdet nie über Eure Lebensanſchauung hinauskommen. Man darf die Mühe nicht ſcheuen, man darf nicht ermüden, man muß ſich gegen Kälte, Hitze und Schwindel abhärten. Man muß ſteigen, klettern, ſpringen, ſich einen Weg mitten durch den Schnee bahnen können. Aber ſeid verſichert, die Belohnung für Eure Mühe wird nicht ausbleiben, denn in der Höhe blüht das geiſtige Leben der Deutſchen.

Die Franzoſen klagen oft und ſpotten zuweilen über den Nebel, der den Geiſt der Deutſchen umhüllt. Aber dieſe Wolken, welche den Franzoſen das Sehen verhindern, ſind nur zu den Füßen der Deutſchen gelagert; ſie ſelbſt ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und ſtrahlende Luft. Doch der Tag iſt nahe, noch einige welthiſtoriſche Stunden und jene Nebel, welche zwei Nationen trennen, werden ſich zertheilen. Dann werden wir einander erkennen; die Franzoſen werden hinauf-, die Deutſchen herunterſteigen, um ſich die von Dinte geſchwärzten Hände zu bieten, und dann werden ſie ihre Federn ihren Königen in die gerötheten Hände drücken, um damit an den Ufern des Miſſouri das letzte Kapitel ihrer Herrſchaft niederzuſchreiben.

Die Religion dient Herrn Heine als Schaukel, und das Chriſtenthum iſt ſein Steckenpferd. Er liebkoſt es, er ſchilt, er peitſcht es, er ſtößt es mit den Ferſen; zwar kommt er nie vorwärts, aber will Herr Heine je vorwärts kommen? Er will ſich nur ſchaukeln, er will ſich nur hin und her bewegen. Beleidigt Heine'n nicht, indem ihr ihn einer ernſten

Richtung, eines Glaubens, einer Ueberzeugung für fähig haltet; Herr Heine weiß eben ſo gut wie irgend Einer, daß nichts fürchten, nichts hoffen, nichts lieben, nichts verehren und kein Princip haben, zu den Grundzügen eines großen Charakters gehört.

Doch zum Unglück für die Seelenruhe des Herrn Heine hat ihm der Direktor des Theaters des folies dramatiques, welches wir Welt nennen, zu allen erſten Rollen beſtimmt, ohne ihm einen Stellvertreter zu ertheilen. Das Repertoir Heine's iſt unermeßlich; ein Hundert gewöhnlicher Schauſpieler königlicher Bühnen würde dazu nicht hinreichen. Er ſpielt den Antichriſt, während Voltaire, jener gewaltige Schriftſteller, nur die Rolle Johannes des Täufers, des Vorläufers des Antichriſts, hatte. »Voltaire, ſagt Heine, hat nur den Leib des Chriſtenthums verwundet.« Aber ihm ſelbſt, dem Armen, iſt die mühſelige Arbeit zu Theil geworden, das innere Weſen des Chriſtenthums zu vernichten. »Die Grundidee des Chriſtenthums, ſagt ferner Heine, iſt die Vernichtung des ſinnlichen Lebens.« Er hat aber von der Vorſehung die Sendung erhalten, die Rechte des Fleiſches wieder herzuſtellen. Danken wir der Vorſehung, daß ſie, und zwar ausdrücklich für Herrn Heine einen neuen Lehrſtuhl geſchaffen, um die Rechte des Fleiſches zu verkünden. *)

Aber nicht allein die Rechte des Fleiſches will Herr Heine wiederherſtellen, er iſt auch der Anwalt für die Wiedereinſetzung der Materie in ihre Rechte. Hier ein Stück ſeiner herrlichen Rede:

»Kant hat den Himmel geſtürmt und die ganze Be-

---

*) Im Original: une nouvelle chaire de droits, pour faire l'enseignement des droits de la chaire.

ſatzung über die Klinge ſpringen laſſen. Ihr ſehet die Leibgarde Gottes leblos hingeſtreckt; er ſelbſt ſchwimmt in ſeinem Blute; es gibt kein göttliches Erbarmen, keine Vatergüte, keine zukünftigen Belohnungen mehr für die Entbehrungen der Gegenwart, die Unſterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen, man hört nur Röcheln und Aechzen.

»Die Menſchheit ſehnt ſich nach kräftigern Speiſen als das Blut und Fleiſch Chriſti. Die Menſchheit lächelt mitleidig über die Träume ihrer Jugend . . ., und ſie wird männlich praktiſch. Die Menſchheit opfert heuzutage dem Syſtem irdiſcher Wohlfahrt . . ., und dann muß man noch der Materie große Sühnopfer bringen, damit ſie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre nicht einmal ſo übel, daß man Feſte der Sinnlichkeit anordnete und die Materie für ihre vergangenen Leiden entſchädigte, denn das Chriſtenthum, zu ohnmächtig um ſie zu vernichten, hat ſie bei jeder Gelegenheit geſchmäht. Es hat die edelſten Genüße mit dem Bann belegt, die Sinne wurden zur Heuchelei gedrängt, überall war Lüge und Sünde. Unſere Weiber müſſen weiße Hemden anziehen und alle unſere Gedanken durchräuchert werden, wie nach dem Wüthen einer Peſt.«

Alſo geſchehe es, und die Weißnähterinnen und die Parfümeriehändler mögen ſich freuen! So iſt denn Herr Heine zum Beſchützer der Materie, zum Vormund der unmündigen Materie ernannt. Möge er aber wachen über ſeine Mündel! Die Nacht bringt den Mädchen Rath, und wenn man über die Fünfunddreißig hinaus iſt, dann iſt es gerathener ein Prieſter des Geiſtes als Hüter der Materie zu ſein.

Zu einem gewiſſenhaften Menſchen, der ſich nur auf dem Wege zur Wahrheit verirrt hätte, würde ich ſagen:

Nein, das Chriſtenthum hat die Menſchen nicht unglücklich gemacht, es hat ſie bei ſeinem Erſcheinen ſo vorgefunden und hat ſie in ihrem Elend getröſtet und emporgehoben. Das Chriſtenthum iſt der Arzt der römiſchen Welt geweſen, als ſie durch ihre zügelloſen Leidenſchaften und ihre rohen Ausſchweifungen in Krankheit ſank. Herren und Sklaven trugen daran gleiche Schuld, die einen ſchwammen im Blute, die andern verkümmerten in dem Schlamme der Dienſtbarkeit; das Chriſtenthum reinigte die einen und zog die andern empor. Es ſchlug Allen eine heilſame Diät für Leib und Seele vor; und dieſe ſtrenge Diät hat der Welt das Leben gerettet und ſie geheilt. Das Chriſtenthum hat die Rechte des Fleiſches nicht aufgehoben, es hat nie das Opfer der ſinnlichen Genüſſe gefordert, es hat ſie nur unter die Aufſicht des Geiſtes geſtellt, um ſie reiner und dauernder zu machen. Keine Religion hat je ſo viel Nachſicht gegen die menſchlichen Schwächen gezeigt, wie die chriſtliche.

Der Katholicismus, weit entfernt die Völker entnervt zu haben, hat ihnen die Stärke und die Energie wiedergegeben, die ſie unter der römiſchen Herrſchaft verloren hatten und die Völker der neuern Zeit, welche ſich vom Katholicismus trennten, zum zweiten Male eingebüßt haben. Das einzige Volk im Norden, das ſeit dreihundert Jahren nie aufgehört, ſich für die Freiheit zu erheben, iſt das polniſche, und es blieb katholiſch. Der Katholicismus iſt nicht ein »düſterer, farbloſer Gottesdienſt« wie Heine ſagt, er iſt die heiterſte freudvollſte Religion, die je erſchienen. Nein, die Sinne wurden nicht durch das Chriſtenthum zum Heucheln verdammt, dieſe Religion verlangt nur einen Schleier für die ſinnlichen Genüſſe, ſie fordert nur Verſchämtheit.

Die Scham iſt die einzige Gottheit, welche ſogar die verderbteſten Menſchen nicht zu verläugnen wagen, und über ihren Cultus lächelt Herr Heine wie über einen Aberglauben und nennt dies Sinnenheuchelei. Ich weiß wohl, das iſt nicht ſeine innerſte wahre Meinung, doch ſoweit kann ein anſtändiger freier Mann, wie Heine, der ſich rühmt, nie Cigarren geraucht, noch Sauerkraut gegeſſen zu haben, und der aus dieſen beiden Eigenſchaften die höchſten Anſprüche auf Frankreichs Achtung herleitet, ſoweit kann ihn die unſelige Sucht, Phraſen zu drechſeln, führen. Heine hat die Liebe tauſendmal gefeiert; er hat ſie in Verſen beſungen und in Proſa verkündet; er muß beſſer wiſſen, als irgend Einer, daß das Geheimniß der Gott der Liebe, und daß die Scham ihre Religion iſt.

Iſt es denn ſo ſchwer, ein Chriſt zu ſein? Wenigſtens verlangt es nicht ſo viel, als Herr Heine wähnt. Jeder, der die Liebe hat, iſt Chriſt. Und jeder Menſch muß, ſei es auch nur aus Liebe zu ſich ſelbſt, etwas lieben und verehren, was nicht er ſelbſt iſt. Es iſt ein wohlbegriffener Egoismus, einen Theil ſeines Beſitzes bei dem Allgemeinen niederzulegen, das nicht entwendet werden kann, und ſeine Seele der Ewigkeit zu verſchreiben, welche nie etwas ſchuldig bleibt. Dieſer verehrt die Ehre, Jener den Ruhm, ein Anderer die Tugend oder die Tapferkeit, die Treue oder die Freiheit, die Wahrheit, die Liebe, oder die Freundſchaft. Fürwahr, das Chriſtenthum iſt das Pantheon für alle dieſe göttlichen Kräfte. Tretet ein in den Tempel, knieet hin vor der Ehre oder vor der Freiheit, ihr betet Gott ſelbſt an, ihr ſeid Chriſten.

Man iſt ohne Glauben niemals glücklich, man lebt von ſeinem Tagelohn und ſorgt für den andern Morgen. Der Gläubige wird von der mütterlichen Sorge der Verſehung gepflegt; der Ungläubige iſt ein Bettler, der von dem Almoſen des Glückes lebt. Der Glaube iſt die Wurzel des Wiſſens; getrennt von ihm iſt das Wiſſen nur ein todter Stamm, der weder Blüthen noch Früchte trägt. Ohne Glauben hat man kein Herz; und die großen, die belebenden Gedanken kommen aus dem Herzen. Man kann ohne Herz wol Talente beſitzen, aber das ſind nur getrocknete Früchte, welche nicht den Durſt ſtillen. Man kann wol ohne Herz Geiſt beſitzen, aber das iſt nur plattirter Geiſt, welcher der Witterung nicht widerſteht, und bei dem geringſten Reiben der Kritik roth wird.

»Der Proteſtantismus, ſagt Heine, war für mich mehr als Religion, er war eine Miſſion; und ſeit vierzehn Jahren kämpfe ich für ſeine Intereſſen gegen die Ränke der deutſchen Jeſuiten.« Vierzehn Jahre, das iſt zweimal der ſiebenjährige Krieg, der einen großen König unſterblich gemacht hat. Heine muß ſeines Ruhms müde ſein; möge er ſeinen Hubertsburger Frieden mit den Jeſuiten ſchließen. Hier ſehen wir alſo eine neue Miſſion auf Heine's Schultern geladen; wahrlich, es iſt eine ſchwere Laſt, der Günſtling der Vorſehung zu ſein, und ein Anderer würde es kaum ertragen. Heine ſteht ſeit ſeiner Geburt an der Spitze aller Bewegungen in Deutſchland, er iſt der Tambour-Major des Liberalismus, der Pathe bei den neuen literariſchen Schulen, für die er ſeinen Namen hergibt, der Beſchützer des Proteſtantismus, der Schrecken der Republikaner, Ariſtokraten und Jeſuiten. Er hat Alles vorhergeſehen, Alles vorhergeſagt, Alles geleitet; Dieſes hat er geſagt, Jenes hat er gethan, er, der erſte unter allen Deutſchen. Heine würde bereit ſein, um ein Erfindungspatent auf die Welt nachzuſuchen, wenn unglücklicherweiſe nicht die heilige Schrift exiſtirte mit unzweideutigen Beweiſen, daß die Welt vor Heine's Geburt erſchaffen worden.

Aber was gibt Herrn Heine dieſe Selbſtgenügſamkeit?

Er ſagt es uns ſelbſt: »Wagen iſt das Geheimniß des Sieges in der Literatur wie in der Liebe.« In der Liebe iſt es unglücklicherweiſe wahr, und unſchuldige, unerfahrene Frauen fallen oft einem edlen Vertrauen zum Opfer. Es iſt wol wahr, daß ſie ein einziges Mal nur das Opfer werden, das beſſert aber die Verführer nicht, welche auf das weibliche Schamgefühl der Betrogenen rechnend, ihre Geliebten wechſeln und ſtets von Neuem ihre Netze auswerfen. Kann aber auch in der Literatur Kühnheit die Kraft erſetzen? Das iſt ſchwer zu glauben.

Herr Heine bringt in Alles Liebe, in Wiſſenſchaft, Literatur, Politik, Philoſophie, Theologie, Freundſchaft. Es wäre nichts dagegen zu ſagen, wenn es mit Maaß geſchähe, aber Herr Heine hält kein Maaß. Wir erinnern ihn an jene weiſe Lehre, die ein berühmter Koch ſeinen Zöglingen gab: »Vor Allem, meine Freunde, thut nie allzuviel Pfeffer daran.«

Wie in der Politik ſich Heine in beſtändigem Schwanken zwiſchen entgegengeſetzten Anſichten befindet, indem er auf dem Kampfplatze, der ſie trennt, bald hierhin, bald dorthin läuft, ſich bald dieſer, bald jener nähert; ebenſo vertauſcht er in der Religion abwechſelnd den Deismus mit dem Atheismus. Dies rührt daher, weil Heine blos ein Phraſendrechsler iſt, der zuvorkommend, wie nur je ein Kaufmann, aller Welt ſeine Waare anbietet. Er bekümmert ſich nie um das Recht, um die Gerechtigkeit einer Sache; er ſieht nur auf ſeinen Handel mit Redensarten, und kaum hat ihn die Hoffnung auf Gewinn zu einer Partei hingezogen, als die Furcht vor Verluſt ihn bald wieder zu einer andern Partei hintreibt. Bald würdigt er das Chriſtenthum herab, bald erhebt er es; je nachdem ihm das eine oder das andere eine günſtigere Gelegenheit gibt, ſeine zierlichen Phraſen vortheilhaft anzubringen; denn Himmel und Erde dienen Herrn Heine nur als Canevas, um ſeine hübſchen kleinen Stickereien darauf anzubringen, welche, von vorn betrachtet, ſehr gefallen, aber ihre Schönheit und ihren Werth verlieren, ſobald man ſie umwendet.

Heine würde herzlich lachen, wollte ich ihm ſeinen Unglauben vorwerfen; aber er würde meinen frommen Ermahnungen die vollſte Aufmerkſamkeit ſchenken, wenn ich ihm zu verſtehen gäbe, daß die Gottloſigkeit aus der Mode gekommen, daß es kein Verdienſt mehr ſei, den Aberglauben in der Religion zu bekämpfen, ſeit man nicht mehr für dergleichen Wagniſſe verfolgt wird, und ſeit man die gotteslästerlichen Bücher nicht mehr verbrennt; daß die Holbach's und die Lamettrie's des neunzehnten Jahrhunderts nur die Don-Quixote's des Atheismus ſind; daß die ächten Pariſer nicht mehr den alten Wahlſpruch Voltaire's gebrauchen: Nieder mit dem Ehrloſen, ſondern daß ſie den neuen angenommen: Nieder mit dem Lumpenvolk; kurz, daß alle dieſe Schmähreden gegen das Chriſtenthum ganz entſetzlich Rococco ſind.

Heine behauptet, das achtzehnte Jahrhundert habe den Katholicismus in Frankreich ſo vollſtändig vernichtet, daß er faſt kein Lebenszeichen mehr gäbe. Dieſen Irrthum theilt dieſer Schriftſteller mit vielen andern. Wir hingegen halten dafür, das achtzehnte Jahrhundert habe, weit entfernt, den Katholicismus zu vernichten, ihn vielmehr vor dem Untergang bewahrt. Voltaire und ſeine Schüler haben die Religion gereinigt. Uebrigens kommt wenig darauf an, wohin dieſe Philoſophen geſtrebt; man muß ſehen, was ſie mit ihren Anſtrengungen erreicht haben. Wenn die Vorſehung (Herr Heine verzeihe mir dies Plagiat) einen Plan verfolgt, dann bedient ſie ſich immer ſolcher Menſchen, welche Gegner ihrer Abſichten ſind; das iſt der kürzeſte Weg, um das Ziel zu erreichen. Die Könige legen den Grund zu den Republiken, die Ungläubigen ſtellen die Religion wieder her. Ebenſo hatte die franzöſiſche Revolution nicht urſprünglich die Tendenz, die bürgerliche Geſellſchaft aufzulöſen und die Herrſchaft des Geſetzes zu vernichten, wie die Feinde derſelben wähnen, ſondern dem Staat nur eine beſſere Verfaſſung zu geben: ebenſo hat die ſcheinbar irreligiöſe Richtung des achtzehnten Jahrhunderts nur geſtrebt, die Verfaſſung der Kirche aus einer monarchiſchen in eine volksthümliche zu verwandeln. Sobald es keinen Papſt, keine Biſchöfe, welche den Ertrag des Landes verſchlingen, keine ſtehenden Mönchsheere, keine ſchwarze Gendarmerie mehr gibt, ſobald das Volk ſelbſt ſeine Seelſorger wählt, und die Kirche für und durch das Volk regiert wird, dann wird der Katholicismus ſeinen Glanz und ſeinen früheren Einfluß wieder erlangen.

Die politiſchen und religiöſen Tendenzen des Jahrhunderts halten gleichen Schritt, und nur vereint und zu gleicher Zeit werden ſie an ihr Ziel gelangen. Die Völker müſſen, um frei zu ſein, religiös ſein; die freieſten Völker, die Schweizer, die Engländer, die Nordamerikaner ſind die religiöſeſten Völker. Ihre Religioſität blieb hinter ihrer Freiheit nicht zurück, ſondern ging ihr voran; man fürchte Gott und man wird die Menſchen nicht fürchten.

Wenn man Herrn Heine über die Jeſuiten in Deutſchland ſo verzweifelnd klagen hört, möchte man glauben, ſie beherrſchten das Land; aber dies iſt nicht der Fall. Es iſt wol wahr, daß in Deutſchland, wie überall, wo zwiſchen Despotismus und Freiheit gekämpft wird, die Jeſuiten bei jeder Schlacht ſich zeigen, wie die Raben, welche die Leichname wittern, über den Schlachtfeldern kreiſen; doch dieſe

Raben, welche die Leichname beider Heere ohne Unterſchied verzehren, entſcheiden nicht den Sieg. Die monarchiſchen Jeſuiten thun uns keinen Schaden, ſie ſind zu ſchlau, um nicht das nahe Ende des Königthums vorauszuſehen: vor den liberalen Jeſuiten müſſen wir uns jetzt in Acht nehmen. Ich gebe es gern der Entrüſtung des Herrn Heine zu, daß die Jeſuiten in München großen Einfluß haben, aber der Grund davon iſt, weil der König von Baiern ſelbſt Jeſuit iſt, und ſeine Diener und Schmeichler, wie dies immer ſo geht, die Livree ihres Herrn tragen.

Man darf es dieſem guten König nicht allzuhoch anrechnen, daß er Jeſuit geworden, er hat ſich den Mönchen und Heiligen erſt in die Arme geworfen, nachdem ihn die Götter des Olymps auf die grauſamſte Art verrathen und dem Spott preisgegeben hatten. Zuerſt begeiſterte Apollo den guten König von Baiern zu ſo abſchreckenden Verſen, daß man ſie nicht öffentlich vortragen kann, ohne daß alle Hunde zwei Meilen in der Runde zu heulen anfangen; dann Venus, dann Mercur; kurz, es waren Streiche, die den ſanfteſten Menſchen in Wuth bringen konnten. Auch hat der gute König von Baiern darüber den Kopf verloren, ohne die übrigen Verluſte zu rechnen; und ſeit dieſer Zeit weiß er nicht mehr, was er thut, was er will und was er darf. In dieſem unglücklichen Zuſtand ſeines Gemüths und ſeines Körpers hat er die redlichſten Männer ſeines Königreichs einkerkern laſſen und hält ſie ſeit zwei oder drei Jahren in den elendeſten Löchern gefangen, ohne öffentliche Anklage und ohne Richterſpruch. Dieſer gute König hat ſogar funfzehn Klöſter in ſeinem Ländchen errichtet, und er vermehrt ihre Zahl noch täglich. Die baierſche Regierung iſt eines der Meiſterſtücke der Metternich'ſchen Politik. Dieſer geſchickte Staatsmann hat den König von Baiern überredet, daß er auf ſeinem eignen Gebiet und auf ſeine eignen Koſten eine von Klöſtern gedeckte und von Kapuzinern bewachte chineſiſche Mauer erbaute, um die Grenzen von Oeſtreich gegen die Aufklärung aus dem ſüdlichen Deutſchland her zu ſchützen.

Es iſt derſelbe König von Baiern, den Heine einen der ausgezeichnetſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert, nennt, und dann wirft er ſich, gleichſam um nach ſeinem pindariſchen Schwung ſich zu erholen, mit aller Wucht auf die tiefer ſtehenden Jeſuiten und verſetzt ihnen manchen empfindlichen Schlag. Aber was geht dies Alles uns an? Das iſt eine durchaus perſönliche Angelegenheit zwiſchen Heine und den Jeſuiten, mit welcher das Wohl des deutſchen Volks nichts zu ſchaffen hat; mögen ſie ihren Streit ausgleichen, wie ſie können. Heine beklagt ſich, daß ihm die Jeſuiten in München nachgeſtellt und ihn bis Paris verfolgt hätten; daß ſie hier ihn umziſchen wie die Schlangen, und daß ihn eine dieſer jeſuitiſchen Schlangen in die Ferſe gebiſſen, als er gerade auf dem Boulevard Montmartre ſpaziren ging. Heine ſagt dies nicht gerade beſtimmt; er ſpricht nur im Allgemeinen davon, er ſagt, man könne ganz ruhig auf dem Boulevard Montmartre herumſpaziren und auf einmal in der Ferſe den Biß eines Jeſuiten fühlen. Aber da die Mittheilungen Heine's ſtets geſchichtlich wahr ſind, ſo iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß er von einem Jeſuiten gebiſſen worden iſt.

Herr Heine beruhige ſich, und wenn ich auch die Jeſuiten nicht mehr ſcheue, ſeit ſie ihren Ehrgeiz ſoweit verloren, daß ſie ſich mit der Verfolgung eines unſchuldigen Schriftſtellers begnügen, ſo ſollte es mich doch freuen, Herrn Heine ſiegreich aus dieſem letzten Kampfe hervorgehen zu ſehen.

Vor nicht ganz zwei Jahren hat er ſich über die wüthenden Verfolgungen beklagt, die er von Seiten der gegen ihn verbündeten Ariſtokraten und Republikaner zu erdulden gehabt. In ſeinem letzten Werke ſpricht Herr Heine nicht mehr von Ariſtokraten und Republikanern, ein ſicherer Beweis, daß er ſie vernichtet hat. So wird er auch die Jeſuiten niederſchmettern, und vielleicht iſt der Tag nicht mehr fern, wo Herr Heine ganz in Frieden und Sicherheit auf dem Boulevard Montmartre ſpaziren gehen kann, ohne den Biß eines kleinen baierſchen Loyola fürchten zu müſſen.

Wir ſind mit Herrn Heine nie mehr zufrieden, als wenn er ſich im Irrthum befindet, doch unglücklicher Weiſe tritt dieſer Fall nicht oft ein. Heine befindet ſich ſelten im Irrthum, weil er ſelten die Wahrheit ſucht. Es kümmert ihn wenig, ob er ſich von ihr entfernt oder ſich ihr nähert, ob er ſie findet oder ſie verfehlt. Herr Heine ſucht nur den möglichſt ſchönſten Ausdruck; worüber er ſpricht, iſt ihm gleichgültig. Aber er geſtehe es offen, er erkläre es ein für alle Mal, daß er beim Schreiben keinen andern Zweck habe, als ein Wörterbuch mit ſchönen guten Phraſen, zwei Bände in Lieferungen herauszugeben, — dann haben wir ihm nichts mehr vorzuwerfen. Wir finden es ganz natürlich, daß er das Oui unter dem Buchſtaben O, und das Non unter dem Buchſtaben N aufführt, und daß Gott (Dieu) unter dem Teufel (Diable) ſteht; mit einem Wort, wir geſtehen Herrn Heine gern zu, daß ſchöne Federn ſchöne Vögel machen.

Noch einige Stellen aus Heine's Werke, um es aller Welt deutlich zu zeigen, daß dieſer Schriftſteller nicht mit den Worten, die ihm heilig ſind, ſondern mit den Sachen ſpielt. Er iſt oft ſo ungeduldig, ſo voll Eile, ſich ſelbſt zu widerſprechen, und ſeinen erſten Gedanken zu vernichten, daß er ſich nicht einmal Zeit nimmt, ihn ganz niederzuſchreiben, und ſich ſelbſt unterbrechend, ſogleich eine ganz verſchiedene Anſicht der frühern entgegenſtellt.

»Die Benthamiſten, ſagt Heine, die Prediger des Nützlichkeitsprincips, ſind mächtige Geiſter, welche den wahren Hebel ergriffen, um John Bull in Bewegung zu ſetzen. John Bull iſt ein geborner Materialiſt; ſein Spiritualismus iſt größtentheils eine überlieferte Heuchelei oder ſelbſt nur eine ſtumpfe Hingebung; ſein Fleiſch entſagt, weil ihm der Geiſt nicht zu Hülfe kommt.« Möge Herrn Heine's Geiſt dem Fleiſche John Bull's zu Hülfe kommen, möge er, um ihm Herz und Geiſt zu bilden, eiligſt ſeinen Lehrcurſus über die Rechte des Fleiſches eröffnen; aber er möge nicht John Bull widerſprechende Fehler aufbürden; das Alibi reicht aus, um ſich wegen der einen oder der andern Schuld zu rechtfertigen. Iſt John Bull Materialiſt, ſo kann er nicht zugleich Spiritualiſt ſein, und wenn er aus Heuchelei Spiritualiſt, ſo iſt er es nicht aus Stumpfheit. Wenn Herr Heine ſolche Widerſprüche aufſtellen will, ſo bringe er ſie wenigſtens in alphabetiſche Ordnung, wie wir ſchon geſagt haben.

Und ſehet nur den boshaften Ariſtokratismus Heine's; ſehet nur, wie verächtlich er den ehrlichen John Bull behandelt. Er, als erſter Liebhaber, Anbeter, Vormund, Beſchützer und Profeſſor der Materie, empfindet dabei Mißbehagen, wenn er ſieht, daß ſich das Volk auch mit dem Materialismus befaßt. Welche abſcheuliche Verkehrung der bürgerlichen Ordnung! Ein Plebejer will Wähler ſein und Materialiſt! Man ſollte es kaum glauben, das iſt zu ſtark! Wahrlich, heutzutage muß man ſich auf Alles gefaßt machen; wir werden noch die Zeit erleben, wo die Canaille ihre Schuhe auf den rothen Teppichen der Gänge des italieniſchen Theaters abſtreichen und den Tag nach der Vorſtellung ganz gutmüthig ihren Antheil an den geheimen Fonds der Vorſehung fodern wird! O Zeiten! O Sitten!

An einer andern Stelle ſagt Heine: »Wie man zu Wittenberg in lateiniſcher Proſa proteſtirte, ſo proteſtirte man zu Rom in Marmor, in Farben und in gereimten Stanzen. Sind nicht die kräftigen Bilder des Meiſter Michel Angelo, die heitern Geſtalten des Giulio Romano, und die ſinnliche Glut, die Lebensluſt, welche in den Verſen des Ludovico Arioſto herrſcht, eine proteſtirende Oppoſition gegen den alten, düſtern, farbloſen Katholicismus?«

Ein Raiſonnement, vor dem die verhärtetſten, geübteſten und kühnſten Sophiſten zurückſchaudern könnten! Mit demſelben Rechte kann man das Weiße ſchwarz nennen, indem es ſeine Weiße als eine Proteſtation gegen ſeine Schwärze hervortreten läßt; kann man einen ehrlichen Mann einen Schurken nennen, indem man ſeine Ehrlichkeit als eine Proteſtation gegen ſeine Unehrlichkeit bezeichnet! Wollt Ihr den geheimen Grund dieſer Widerſprüche wiſſen? Herr Heine hatte einige ſchönklingende Worte in ſeiner Feder und konnte es nicht über ſich gewinnen, ſie für eine beſſere Gelegenheit aufzuſparen.

Wenn Herr Heine ſeinem ſeltenen Schreibtalent noch das Talent hinzufügen wollte, ſeine Unabhängigkeit zu wahren, ſelbſtſtändige Anſichten, Urtheile und Gedanken zu haben, eine Ueberzeugung, was für eine es auch ſei, aber eine feſte, unerſchütterliche zu gewinnen, welche den herriſchen Launen der Stürme wie den noch gefährlichern Scherzen der Zephyre gegenüber Stand hielte; wenn Herr Heine ſich nur um die Zuſtimmung der redlichen, aufgeklärten Menſchen und um den Beifall ſeines eigenen Gewiſſens kümmern und nicht Tag und Nacht in den Kaufläden des Ruhmes ſich herumtreiben wollte, dann wäre er ein vollendeter Schriftſteller.

Sitten- und Charakter-Gemälde aus dem 18. und 19. Jahrhunderte,

von

Mad. Auguſtin Thierry.*)

Mit wenigen Fäden und einigen einfachen Farben hat die Verfaſſerin dieſes Buches werthvolle und bewunderungswürdig feine Gewebe geliefert. Es iſt Schade, daß die Erzählungen der Madame Thierry nur den Werken dieſer Art, die noch nicht erſchienen, zum Muſter dienen können. Sie unterſcheiden ſich durch eine edle Einfachheit des Vortrags, durch die Reinheit, man könnte ſagen, Züchtigkeit des Stiles, und durch ſcharf gezeichnete Charaktere, die ſich nie untreu werden. Worte und Handlungen der einzelnen Perſonen beſitzen eine Klarheit und eine Durchſichtigkeit, welche die geringſten Bewegungen ihres Herzens hervorblicken laſſen. Die Verfaſſerin nimmt ihre Zuflucht nie zu jenen unnützen Schnörkeleien und jenen blendenden Farben, welche ſo oft dazu dienen, das Häßliche, Unförmliche in einem Kunſtwerke zu verdecken. Hier ſind ausgeprägte, ungekünſtellte Leidenſchaften ohne jene Verwickelung, welche den geübteſten Beobachter verwirrt, mit klaren, unzweideutigen Merkmalen. Nichts von jenen Seelenkrämpfen, nichts von jenen erheuchelten Schmerzen, welche die Geduld des nachſichtigſten und mitleidigſten Menſchen ermüden. Nichts von jenem reizbaren, wetterwendiſchen Puls, an dem de geſchickteſte Seelenarzt nicht die Krankheit zu erkennen weiß.

---

*) Aus dem Réformateur.

Es liegt indeß Etwas in der erſten Erzählung, was mich für die Verfaſſerin fürchten läßt: drei junge, ſchöne, wohlerzogene Schweſtern, welche die Gewohnheit haben, des Abends vor Schlafengehen niederzuknien und ihr Gebet zu verrichten. Eine kühne Neuerung für unſere Zeit! Doch ich hoffe, daß die beſtürzten Leſer ſich wieder mit Madame Thierry verſöhnen, wenn ſie am Ende erfahren, daſ die drei Schweſtern trotz ihrer Frömmigkeit ihren Leidenſchaften erliegen.

Man trifft gern in den Kunſt- und Geiſtesprodukte der Frauen die friedlichen Empfindungen, die ruhigen Freuden und die gemäßigten Schmerzen, welche ihrem Geſchlech zukommen. Den Männern entſprechen die ſtürmiſchen Leidenſchaften und die Schilderung derſelben. Ihr Gebiet ſe jenes gefahrvolle Element, in dem das Herz Schiffbruch leidet, während es dem Glück nachſtrebt. Von dieſem herben, bittern Meere hat die Natur den Frauen nur Tropfen verliehen: die Thränen; damit ſollen ſie ſich begnügen. Die heftigen Bewegungen, ſo des Gemüths wie des Körpers, entſtellen die Frauen. Das Reiten, die Trauerſpiele, die geſchichtlichen Gemälde, die epiſchen Gedichte, der Zorn, der Ruhm, die Satire, die Politik gehören den Männern. Die Frauen werden hierin nie viel leiſten; und wenn es der Fall wäre, um ſo ſchlimmer für ſie;

wir empfehlen ſie Jedermann zu Gattinen, nur unſern Freunden nicht.

Ihr Frauen! macht, ſchreibt und leſet keine nervenzuckigen, epileptiſchen, herzzerreißenden, beklemmenden, blutigen Romane. Fliehet das Grauſige; quälet Euch nicht, die Räthſel des Lebens zu ergründen, gebet ſolche nur Euern Männern und Euren Liebhabern auf, Sphinxe, die Ihr ſeid. Begebet Euch nicht in Gefahr; wir haben genug für uns ſelbſt zu zittern und zu kämpfen, vermehrt nicht noch unſre Sorgen und laßt es Euch wohlgefallen in Eurer Sicherheit.

Im Intereſſe der legitimiſtiſchen Damen, welche ſeit fünf Jahren Paris verſchmähen und auf dem Lande leben, ſchließe ich mit zwei Lehren, die ich aus dem Buche der Madame Thierry gezogen. Erſtens: man darf ſeine Töchter nie fern vom Verkehr mit Menſchen zu dem Beruf einer Mutter erziehen; zweitens: wenn in Frankreich, wo ſo oft das Volk ſich empört und die Könige zittern, eine Erziehung auf dem Lande nothwendig iſt, ſo darf man doch nie zu ſeinen drei Töchtern in ihrer Einſamkeit nur einen Couſin führen, ſondern ſtets drei Couſins zugleich. Ihr legitimiſtiſchen Mütter, leſet die Erzählung von den drei Schweſtern und fürchtet, daß Ihr treu bleibt und nur Einen Couſin zu Eurer Verfügung habt.

Einleitung.*)

Die Verſchiedenheit der Sprachen iſt eine traurige Folge von dem Fluche des Babyloniſchen Thurmes; was heutzutage Jedermann weiß, ſeit man die heilige Schrift auf Velinpapier gedruckt in periodiſchen Lieferungen und einzelnen Blättern, wie den Charivari und Corſaire, in's Haus ſendet. Gott, der die Centraliſation, die ausſchließlichen Syſteme und Lehren, die monarchiſchen Regierungen in den Lebenskreiſen der Menſchheit nicht liebt, hat die menſchliche Sprache verwirrt, um die Einheit, die Einförmigkeit zu verhindern und um die Menſchen zu nöthigen, ſich über den ganzen Erdkreis auszubreiten, ihn nach allen Richtungen durchzuforſchen und ihr Glück auf verſchiedenen Wegen zu ſuchen. Sobald jedoch die Abſichten der Vorſehung erfüllt ſind, wenn Gottes Werk vollendet iſt, dann werden die Werkzeuge zerbrochen, und wird es nur Eine Sprache in der Welt geben, zu größtem Mißfallen der vereideten Dollmetſcher und des deutſchen Adels, der ſich erniedrigt fühlen wird, wenn er die Sprache der Bürgersleute reden und die Orthographie mit den Plebejern theilen ſoll.

---

*) Dieſer Artikel bildet die Einleitung zur Balance, einer von Börne herausgegebenen deutſch-franzöſiſchen Revue. Paris. 1836.

Die Theilung der Arbeiten, dieſes große Princip der politiſchen Oekonomie, iſt bei den Menſchen ſeit ihrer Erſchaffung zur Ausführung gebracht worden. Die Arbeiten der Menſchheit ſind unter die verſchiedenen Völker und Länder vertheilt worden. Aber es würde ſehr ermüdend ſein, wollte ich dieſen Satz hier weiter entwickeln; wir wollen nicht eine regelmäßige Belagerung unternehmen, ſondern ihn im Sturm erobern.

In den Werkſtätten der Menſchheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorſehung die Aufgabe gemacht zu haben ſcheint, die Arbeiten aller andern Völker zu überſehen und zu leiten, ihnen ihr Tagewerk anzuweiſen und ihren Sold auszuzahlen; es ſind die Franzoſen und die Deutſchen. Den erſteren wurde die Leitung der praktiſchen Arbeiten, der Künſte und Handverrichtungen, den andern die Leitung der theoretiſchen Arbeiten, der Wiſſenſchaften und Speculation anvertraut.

Die Theorie iſt furchtſam und zaudernd, die Ausübung iſt unbedacht und verſchnell; daher die Entzweiung zwiſchen ihnen; daher die Unverträglichkeit des deutſchen Geiſtes und deutſchen Gemüthes mit dem Geiſte und dem Gemüthe der Franzoſen; daher ſind beide Völker, ob ſie zwar mit den Grenzen ſich berühren, doch durch einen unermeßlichen moraliſchen Raum geſchieden.

Es iſt die Aufgabe der Franzoſen, das alte baufällige

Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft zu zerſtören und abzutragen; es iſt die Aufgabe der Deutſchen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird Frankreich immer an der Spitze der Völker ſtehen, aber auf dem künftigen Friedenscongreſſe, wo ſich alle Völker Europens verſammeln werden, wird Deutſchland de Vorſitz führen.

Die Geſchichte Frankreichs und Deutſchlands iſt ſei Jahrhunderten nur ein beſtändiges Bemühen, ſich zu nähern, ſich zu begreifen, ſich zu vereinigen, ſich in einande zu ſchmelzen, die Gleichgültigkeit war ihnen immer unmöglich, ſie müſſen ſich haſſen oder lieben, ſich verbrüdern ode ſich bekriegen. Das Schickſal weder Frankreichs noc Deutſchlands wird nie einzeln feſtgeſetzt und geſichert werden können.

Es kommt darauf an, dieſen dunkeln Inſtinkt beide Nationen aufzuhellen, es gilt zu ſcheinbar einander wider ſprechenden Thatſachen und Meinungen ein Princip z finden.

Deutſchland und Frankreich finden ſich überall vermiſch ohne ſich je zu verſchmelzen. Der wäre ein geſchickter Diplomat, dem es gelänge, den Frieden zwiſchen beiden Nationen zu vermitteln, dadurch, daß man ſie bewegte, ei neues gleichartiges Ganze zu bilden, ohne ihre bezeichnenden Eigenſchaften aufzuopfern.

Die alterreifen Männer beider Länder ſollten ſich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutſchlands durch eine wechſelſeitige Freundſcha und Achtung zu verbinden. Wie ſchön wird der Tag ſei wo die Franzoſen und die Deutſchen auf den Schlachtfe dern, wo einſt ihre Väter ſich unter einander gewürgt, ve einigt niederknien und ſich umarmend auf den gemeinſchaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden.

Die unwandelbare Freundſchaft und der ewige Frieden zwiſchen allen Völkern, ſind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg ſind Träume, aus denen man einſt erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes ſchon der Menſchheit verurſacht! Wie viel hat dieſe lügneriſche Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laſter übertroffen! Iſt der Egoismus eines Landes weniger ein Laſter als der eines Menſchen? Hört die Gerechtigkeit auf, eine Tugend zu ſein, ſobald man ſie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine ſchöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unſer Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite ſteht!

Ich liebe Deutſchland mehr als Frankreich, weil es unglücklich iſt, und Frankreich nicht; im übrigen bin ich ſoviel Franzoſe als Deutſcher. Was mich betrifft, ſo war ich, Gott ſei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieſer Köder des Ehrgeizes, ſei es der Könige, ſei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen.

Das geſellige und geiſtige Leben der Deutſchen leidet an Uebeln und wird von Bekümmerniſſen geſtört, welche die Franzoſen nie gefühlt noch begriffen, oder die ſie nicht mehr fühlen und vergeſſen haben. Dieſer Umſtand könnte unſere Bemühungen zuweilen aufhalten und unſere Lage ſehr peinlich machen. Die Nationen ſind nicht weniger Egoiſten als die Individuen; ſie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker und langweilen ſich bald bei ihren Klagen. Sie ſind aller Zeit bereit, ihre eigene glückliche Lage ihrem Muthe, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geſchicklichkeit zuzuſchreiben; und das Mißgeſchick der andern Völker, deren Schwäche, Unbeſtändigkeit oder Tölpelei. Vielleicht würde man in Frankreich jetzt veraltet finden gegen den Adel zu eifern oder ſeiner zu ſpotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutſchen über ihre geheime Criminaljuſtiz, ihre dumme Cenſur, und über die unverſchämten Beleidigungen, welchen ihre perſönliche Freiheit jeden Augenblick bloßgeſtellt iſt, ſehr verdrüßlich finden. Sollte mir das begegnen, ſollte mir unglücklicherweiſe nicht gelingen, die Sympathie der Franzoſen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Egoismus und an ihren Vortheil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unſicher ſind, ſo lange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutſchlands feſtgeſtellt ſind, und daß die Säule der franzöſiſchen Freiheit nicht auf dem Platze der Baſtille, ſondern an den Ufern der Elbe einen feſten Grund finden wird.

Deutſchland bildet die Gebirgskette, welche die Civiliſation von der Barbarei, die Franzoſen von den Koſaken trennt. Frankreich liebt die Republik nicht, man ſagt es; aber gewiß liebt es noch weniger die Koſaken, und es hat zu viel Ehrgefühl, um nicht ſelbſt die blutige Beredſamkeit eines Danton der unverſchämten Rhetorik eines gekrönten Hettmans vorzuziehen. Nun wohl! Deutſchland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwiſchen den populären und monarchiſchen Despotismus retten; aber unglücklicherweiſe wurde dieſe Lage der Dinge von den Franzoſen jeder Meinung und jeder Partei ſeit faſt funfzig Jahren verkannt.

Deutſchland hat die franzöſiſche Revolution von ihrem Anbeginn bekämpft und Frankreichs Befreiung zuerſt mit Drohungen, dann mit offnem Krieg verhindert. Deutſchland hat das Haupt eines wohlwollenden Königs auf das Schaffot getragen; es hat die Franzoſen zu Verbrechen genöthigt und war entweder der Vorwand oder die Entſchulbigung der Schreckenszeit. Napoleon erlag und zog Frankreich mit in ſeinen Fall, weil er Deutſchland falſch beurtheilte, weil er die Herrſchwuth und feile Anhänglichkeit ſeiner Fürſten für Enthuſiasmus gegen ſeine Perſon nahm und weil er ſpäter in dem Enthuſiasmus des deutſchen Volkes für die Unabhängigkeit ſeines Landes nur Empörungswuth erblickte. Er wußte nicht, daß Deutſchlands Fürſten nicht durch ſich ſelbſt regieren, daß ſie nur der Ariſtokratie zum Spielball dienen, und von ſolchem Irrthum geblendet, ließ er ſich in eine verhängnißvolle Sicherheit durch Oeſtreichs Bündniß einwiegen, deſſen Oberhaupt er ſich geneigt glaubte, indem er ſich den Vater ſeiner Gemahlin geneigt machte.

Die Reſtauration ſtand immer unter dem Schutze Deutſchlands, und die Geſchichte wird eines Tages unſern Neffen erzählen, wieviel Antheil die Drohungen, Verſprechungen und Ränke der deutſchen Kabinette an der contrerevolutionären Haltung Karls X gehabt haben. Sicherlich hätte nie dieſer unglückliche König die Juli-Ordonnanzen gewagt, wenn er nicht auf die Zuſtimmung und den Beiſtand der deutſchen Fürſten gezählt hätte.

Das monarchiſche Deutſchland iſt der Vortrab Rußlands gegen Frankreich, und das populäre Deutſchland iſt der Vortrab Frankreichs gegen Rußland. Die deutſchen Fürſten haben in der That keine perſönliche Zuneigung für den moscowitiſchen Czar; denn ſie haben nicht das tiranniſche Weſen, ſie ſind zu aufgeklärt und menſchlich dazu. Es läßt ſich ihnen nichts zum Vorwurf machen als jener väterliche Despotismus, der nicht für ihr Alter noch für die männliche Kraft ihrer Völker paßt. Aber dieſe Staatsallmacht, dieſe alte Gewohnheit eine unbeſtrittene Herrſchaft zu genießen und immer blindem Gehorſam zu begegnen, das iſt die ſchwache Seite der deutſchen Fürſten, auf welcher die

Adelsariſtokratie ſie faßt und leitet. Sie iſt es, dieſe übermüthige, unwiſſende Ariſtokratie, welche an dem deutſchen Volke die Schmach und den Verluſt, die ſie in der franzöſiſchen Revolution erlitten, rächen wollte; ſie wird beſtändig die deutſchen Fürſten zu dem Bündniß mit Rußland verleiten, ſo lange das deutſche Volk zu ſchwach oder zu muthlos ſein wird, um ſeinen Einfluß auf die Regierungen nicht ins Gegenwicht zu ſtellen.

Frankreich und Deutſchland vereinigt, können Alles vollbringen und Alles verhindern. Ein Krieg zwiſchen Rußland und England könnte niemals ernſtlich den Frieden Europens ſtören, ſo lange Frankreich und Deutſchland neutral bleiben, und weder England noch Rußland könnten für Frankreich gefährlich werden, wenn ihnen nicht Deutſchland Beiſtand leiſtete. Von der Einigkeit Frankreichs und Deutſchlands hängt alſo nicht blos ihr eignes Wohl, ſondern auch das Schickſal ganz Europens ab.

Frankreich, welches ſich ſeit bald funfzig Jahren beluſtigt, die Welt wie einen Kreiſel umherzupeitſchen, hat wohl das Recht, jedes Volk, das ihm ſein Bündniß anbietet, zu fragen: Was habt Ihr zu Stande gebracht? Wozu könnt Ihr uns nützen? Welche Hülfe bringt Ihr? Welche Bürgſchaft leiſtet Ihr uns? In Wahrheit zu reden, Deutſchland hat ſeit drei Jahrhunderten nichts gethan, und es hat Alles geduldig ertragen, was ihm Andere haben anthun wollen. Aber eben darum haben Arbeiten, Leidenſchaften und Genüſſe die jungfräulichen Herzen und die keuſchen Geiſter Deutſchlands noch nicht erſchöpft; es bildet die Reſerve der Freiheit und wird ihren Sieg entſcheiden. Sein Tag wird kommen, und um ihn zu wecken, braucht es nur ſehr wenig: Ein Moment guter Laune, ein Lächeln des Zufalls, etwas Himmelsthau, einen Eisbruch, einen

Narren mehr oder einen Narren weniger, ein Nichts; das Glöckchen eines Maulthiers iſt genug die Lawine fallen zu machen. Alsdann wird Frankreich, welches ſich über nichts mehr verwundert, dieſes Frankreich, welches in drei Tagen das mühſame Werk eines Jahrhunderts aus dem Stegreife vollbracht, und aufgehört hat über ſich ſelbſt zu erſtaunen — es wird über das deutſche Volk erſtaunen, und dieſes Erſtaunen wird nicht blos Ueberraſchung ſein, ſondern Bewunderung.

Frankreich ſollte endlich Deutſchland, dieſe Quelle ſeiner Zukunft, kennen lernen; es ſollte ſich endlich überzeugen, daß es ſich nicht ſelbſt genug und nicht alleiniger Herr ſeines Schickſals iſt. Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei ſein, das heißt nur zeigen, daß man der Freiheit würdig ſei. Ein Volk, das Tag und Nacht ſeine Freiheit bewachen muß, iſt nicht frei, wie ein Menſch, der auf ſeine Geſundheit Acht haben muß, nicht geſund iſt. Frankreich hat in weniger als funfzig Jahren das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es iſt groß und bewunderungswürdig, aber ſein Ruhm hat keine Früchte getragen.

Frankreich hat Deutſchland immer falſch beurtheilt, und was ſchlimmer iſt, es hat es gar nicht beurtheilt, es hat ſich nicht darum bekümmert. Deutſchland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum beſſer zu begreifen. Anfänglich war es die Bewunderung, dann der Haß und in den letzten Zeiten eine Art höchſt lächerlicher Geringſchätzung, die ſein Urtheil geblendet. Die Deutſchen, welche niemals vorwärts gehen, kommen nie in die Lage umkehren zu müſſen, und jetzt werfen ſie den Franzoſen vor, daß ſie ſo oft Rückſchritte machten! Wenn die Franzoſen die Deutſchen falſch beurtheilen, ſo iſt die Stetigkeit ihres Wiſſens, die Unkenntniß neuer Thatſachen Schuld daran; wenn die Deutſchen die Franzoſen falſch beurtheilen, ſo iſt die Stetigkeit ihrer Empfindungen, deren ſie ſich nicht gern entäußern, um ſie durch neue Eindrücke zu erſetzen, Schuld daran.

Für jeden redlichen Mann iſt es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von ſeinem Vaterlande übel zu reden; die Landsleute, die Fremden ſelbſt ſehen darin eine ſtrafbare Verrätherei. Allein hören Freimüthigkeit und Unparteilichkeit auf, Tugenden zu ſein, ſobald man ſie auf einen Gegenſtand ſeiner Liebe wendet? Die Deutſchen haben, ſeit ſie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine National-Eitelkeit bekommen, von der ſie früher frei waren. Der National-Empfindlichkeit der Franzoſen ging wenigſtens der Ruhm voraus; ohne Zweifel wird der Ruhm auch einſt den Deutſchen nicht fehlen; aber bis heute haben ſie noch nicht genug gethan, um ſich der Zuverſicht hinzugeben, daß man nicht ihr ſtolzes Selbſtgefühl für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich beſiegte, hat Deutſchland nur ein Joch von ausländiſchem Holze gegen ein Joch von inländiſchem Holze vertauſcht, und den glänzenden Despotismus Napoleons gegen die Scheidemünze ſeiner armſeligen Zwergtirannen eingewechſelt. Und dann, iſt nicht in jeder National-Eitelkeit etwas Kindiſches, ja ſelbſt Unſinniges? Ein einzelner Menſch kann entſchuldigt werden, wenn er gegen das was man von ihm denkt und ſpricht, ſich empfindlich zeigt; denn der Einzelne gilt nur ſo viel er geſchätzt wird; da aber der Preis einer Nation immer ihrem wirklichen Werthe gleich kömmt, ſo iſt die Eitelkeit von ihrer Seite ganz nutzlos und nichts als Einfältigkeit. Uebrigens wäre es leicht zu beweiſen, daß oft, was die verſchiedenen Völker Großes gethan, nur durch ihre Fehler zu Stande gekommen, und was andere Völker erduldet, ſie nur wegen ihrer Tugenden erlitten. Es iſt alſo in jedem Lobe eines Volkes etwas, ſeine Zufriedenheit zu mäßigen, und in jedem Tadel etwas, die Beſchämung zu verſüßen.

Die Freimüthigkeit iſt nicht allein ein Recht, ſie iſt auch eine Pflicht; aber wenn ſie ſelbſt nur ein Recht wäre, ſo ſollte uns doch keine Bedenklichkeit abhalten, uns deſſelben in vollem Maße zu bedienen. Die Menſchen, welche ihre geheimen Gedanken auszuſprechen fürchten, ſind gewöhnlich ſolche, die von ihrer Wichtigkeit und Geiſtesüberlegenheit eingenommen ſich für die einzigen Bewahrer gewiſſer Wahrheiten halten. Aber Leute, welche beſcheidener oder klüger ſind, begreifen, daß ſie nicht ausſchließend die Wiſſenſchaft des Wahren beſitzen, daß noch viele Andere daran Theil haben; ſie haben alſo den Muth der Freimüthigkeit, in dem Bewußtſein, daß ihre Meinung von Vielen getheilt wird und daß es ihnen in dem Kampfe gegen entgegengeſetzte Meinungen nicht an Beiſtand fehlt.

Indem wir Deutſchland und Frankreich zu vergleichen gedenken, haben wir keineswegs die Abſicht die überlegenen oder untergeordneten Eigenſchaften des Einen oder des Andern aufzuzählen, denn dies führte zu nichts. Man hat die Gewohnheit Menſchen und Völkern Moral zu predigen, als könnten ſie ihren Charakter ändern; aber in Wahrheit iſt das unmöglich. Weder die Individuen noch die Nationen können alle Tugenden vereinigen; es gibt Tugenden, die unvereinbar, es gibt gewiſſe gute Eigenſchaften, die nothwendig mit gewiſſen Fehlern verbunden ſind. Das aber iſt die wahre nützliche Aufklärung, die man den Völkern geben kann: ihnen zu zeigen, wie ſie in außerordentlichen Fällen, wo ſie zum Handeln oder zum Widerſtehen, gute oder ſchlimme Eigenſchaften, die ihnen ſelbſt fehlen, nöthig hätten, dieſelben bei fremden Völkern ſuchen und zum Beſten gebrauchen ſollen.

Frankreich und Deutſchland müſſen, um mächtig und unabhängig zu ſein, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem andern abhängen. Die Dienſte, welche ſie ſich wechſelſeitig zu leiſten haben, ſind leicht feſtzuſetzen. Im Allgemeinen herrſcht bei den Franzoſen der Verſtand, bei den Deutſchen der Geiſt vor; es kömmt alſo letztern zu, zu entſcheiden, was man zu thun, den Andern, wie man es zu vollbringen habe.

Der treueſte und vollſtändigſte Ausdruck des geſellſchaftlichen, moraliſchen und geiſtigen Zuſtandes jeder civiliſirten Nation gibt ſich in ihrer Literatur, welche das Blut ihres Herzens und ausdrucksvoller als ſelbſt ihre Geſchichte iſt, denn letztere zeigt nur, was eine Nation geweſen, ſie berichtet das Vergangene und das Vollendete, während die Literatur, zugleich Wurzel und Frucht, uns lehrt, zugleich was ſie war und was ſie werden kann. Die Literatur iſt der vollſtändigſte Geſammtbegriff aller Verſchiedenheiten, durch welche die Völker ſich von einander trennen. Sie iſt das Meer, welches die Länder zugleich trennt und vereinigt. Die politiſche Geſchichte eines Volkes iſt die Biographie ſeines Egoismus, ſeine Literatur aber iſt die Geſchichte ſeines ganzen menſchlichen Daſeins. Sie achtet weder die Schlagbäume noch die Grenzſteine der Völker, ſie hebt über Geſetze, Verträge, Grenzſperren, Haß und Vorurtheile ſich empor.

Deutſchland Frankreich näher zu bringen, iſt unſere Aufgabe, und die Vergleichung der franzöſiſchen Literatur mit der deutſchen unſer Ausgangspunkt. Die Wahl dieſes Ausgangspunktes iſt in Bezug auf Frankreich eine willkürliche, in Bezug auf Deutſchland aber eine nothwendige.

Die Franzoſen ſind ein thatkräftiges Volk; ihre Literatur iſt die Frucht ihres Thatlebens, und dieſe Frucht umſchließt den Samen, der die National-Thätigkeit weiter entwickelt. Um Frankreich zu charakteriſiren, ſteht es uns frei von der Wurzel zu den Früchten aufzuſteigen, oder von den Wirkungen zu den Urſachen hinabzuſteigen. Doch die Deutſchen ſind ein thatloſes Volk; ihre Literatur iſt ein Baum, der eines Tags Thaten erzeugen wird, aber ſeine Früchte ſind noch nicht reif. Um Deutſchland kennen zu lernen, gibt es alſo kein anderes Mittel als ſich von der Urſache zu den Wirkungen emporzuſchwingen, d. h. ſeine Literatur zu charakteriſiren. Doch dieſe Thatloſigkeit der Deutſchen iſt an ſich etwas Weſentliches, Wichtiges, was nicht allein auf die Stellung Deutſchlands, ſondern auch auf die Frankreichs und ganz Europens, den größten Einfluß übt.

In Deutſchland hat die Literatur ſtets der Politik als Luftloch gedient; Frankfurts Baukünſtler gehen jetzt damit um, auch dieſe einzige Oeffnung zu ſchließen, um dem Lande alles Athemholen unmöglich zu machen. Wir werden dann ſehen, wie viel die Deutſchen ertragen können, und ob ſie es vorziehen unter der Todesqual des Erſtickens oder in raſchem Gewehrfeuer zu ſterben.

Die Deutſchen bilden eine Nation nur durch ihre Literatur, welche ſeit drei Jahrhunderten der einzige Ausdruck ihres öffentlichen Lebens iſt, und all ihre Lebensäußerung beſteht in der Kritik. Jeder Menſch iſt ein geborner Kritiker. Urtheilen heißt aus ſich herausgehen, die Gedanken Anderer mitdenken, das Leben Anderer mitleben. Urtheilen und beurtheilt zu werden iſt des Menſchen Beſtimmung. Aber was ſollen die Deutſchen beurtheilen als Bücher und deren Verfaſſer, Künſtler und deren Werke, die dramatiſche Literatur und das Spiel der Darſteller. Die Beſprechung der öffentlichen Angelegenheiten iſt ihnen verboten. Sie zahlen Abgaben, ſie opfern »ihrer Söhne Schaar, auf des Vaterlands Altar«, wie die Dichter ſingen, aber das geht ſie nichts an, das iſt Politik. Man kerkert ſie ein, ſie, ihre Väter, ihre Söhne, ihre Brüder, für ſogenannte Staatsverbrechen; man martert ihnen Leib und Seele durch Mißhandlungen und Entbehrungen, bis ſie endlich den Geiſt oder das Leben aufgeben; man verweigert den kranken Gefangenen hartherzig den Troſt, ihre Verwandten vor ihrem Tode zu ſehen; verzweifelnd hauchen ſie ihr Leben aus, und man läßt ſie vor Sonnenaufgang von Sbirren und Kerkersknechten einſcharren. Man inquirirt ſie und richtet ſie im Geheimen, man ſpricht ihr Endurtheil nicht aus und verurtheilt ſie zu lebenslänglicher Unterſuchung; aber das geht ſie nichts an, das iſt Politik. Man ſtiehlt ihre Gedanken, man mordet ihre Gefühle, man mäſtet mit dem Schweiß ihrer Hände gierige Spione, die man nach Frankreich und in die Schweiz ſendet, auf der Spur ihrer verbannten Landsleute; aber das geht ſie nichts an, das iſt Politik. Wie oft haben nicht deutſche Gelehrte ein unſchuldiges Buch und deſſen noch unſchuldigeren Verfaſſer heruntergeriſſen, nur um ſich den Ekel zu vertreiben, den ihnen ihre thörichten Herren einflößten, um ihren Zorn auszulaſſen! Nehmt den Deutſchen die Kritik, und ihr nehmt ihnen das Leben.

Die Deutſchen ſind große Meiſter in der Kritik; ſie dienen bei Allem, was in der Welt gedruckt wird, als Advokaten oder Schiedsrichter; ihre Originalwerke ſelbſt ſind oft nur Vertheidigungsreden oder richterliche Aktenſtücke. Wie ſie die Buchdruckerkunſt erfunden haben, glauben ſie auch das Recht zu beſitzen den von ihr zu machenden Gebrauch zu überwachen. Sie ſind Rechtskundige, welche die

Geſetze und das Herkommen, unter welchen die Wiſſenſchaften und Künſte in allen Ländern ſtehen, und die Veränderungen, welche dieſe Geſetze und dieſes Herkommen im Lauf der Jahrhunderte erlitten, von Grund aus kennen. Sie entwickeln in ihrer Kritik viele Strenge, aber zugleich große Gewiſſenhaftigkeit. Wenn es ſich trifft, daß ſie falſch urtheilen, ſo geſchieht es eher aus Starrſinn, als aus Unwiſſenheit oder Parteilichkeit. Indeß muß man zugeben, daß die Strenge, welche die Deutſchen in ihrem literariſchen Urtheil zeigen, zuweilen verletzend iſt, daß die kritiſchen Schriften wie Werke der Scharfrichter ſich ausnehmen und ihre Verfaſſer den Henkern gleichen. Wenn die Franzoſen zufällig einen jener gewaltigen unbarmherzigen Artikel läſen, ſie würden erſchrecken; ſie würden den Verfaſſer für einen blutdürſtigen Menſchen, für einen abſcheulichen Tirann, einen wahren Raoul Blaubart halten. Aber nichts weniger, es iſt der ſanfteſte, beſcheidenſte, höflichſte, ſelbſt furchtſamſte Menſch. Macht mit ihm Bekanntſchaft, tretet in ſeine Familie, fragt ſeine Frau nach dem Charakter ihres Gatten, und ſie wird euch lächelnd von einigen beſondern Eigenthümlichkeiten ſeines Charakters unterhalten, die euch ſelbſt ein Lächeln abnöthigen, und ihr werdet nicht wieder aus ſeinem Hauſe gehen, ohne dem braven Manne die Hand gedrückt zu haben.

Die Franzoſen müſſen dies erfahren, um die Urtheile, welche die deutſchen Gelehrten von Zeit zu Zeit über ihre eigne Literatur wie über die Literatur und die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs fällen, gehörig zu würdigen. Wenn der Tadel nicht immer von unpaſſenden Ausdrücken frei iſt, wenn er eine gewiſſe beleidigende Härte enthält, ſo iſt dies nicht die Folge eines Mangels an perſönlicher Achtung oder das Zeichen einer gehäſſigen Geſinnung, es iſt die kalte Unbarmherzigkeit eines Beamten, der von ſeinem curuliſchen Stuhle herab ſpricht.

In Frankreich hat ein Mann von Geiſt den Geiſt aller andern Männer von Geiſt, und ein Narr die Narrheit aller übrigen Narren. Wenn man irgend ein franzöſiſches Werk lieſt, welches es auch ſei, ſo glaubt man es ſchon geleſen zu haben. Dies kommt daher, weil in Frankreich der Geiſt geregelt iſt, er bildet einen geſellſchaftlichen Körper, der ſeine Geſetze, ſeine Verwaltung, ſeine Rechtspflege hat; die Narrheiten ſind Vergehen und die Ausſchweifungen der Phantaſie Verſtöße gegen die Geſetze des guten Geſchmacks. In Deutſchland verhält es ſich ganz anders. Hier herrſcht in der Literatur wie im geſelligen Leben eine unumſchränkte Demokratie, und die Feinde dieſer Regierungsform haben, wenn jemals, gewiß hier das Recht ſie Anarchie zu nennen. Jeder iſt da geiſtreich oder einfältig nach ſeiner eigenthümlichen Art. Die Deutſchen werden leicht mißmuthig über literariſches Königthum, ſie verhöhnen die Höflinge des guten Geſchmacks und gehen der Geiſtesariſtokratie keinen Schritt aus dem Wege. Nicht, daß die großen Schriftſteller, die Philoſophen, Dichter und Künſtler erſten Ranges nicht alle Achtung genöſſen, welche ihrem Verdienſt gebührt und daß ſie in der geiſtigen Welt ohne Einfluß wären, keineswegs; aber die ihnen erwieſene Huldigung iſt nur eine freiwillige und vereinzelte, und man unterwirft ſich ihrer Oberhoheit nur auf Bedingung und auf Zeit. Man erkennt ihnen kein Recht, keine Macht geſetzlich zu. Wenn Goethe ſchlechte Bücher geſchrieben, kritiſirte man ſie ohne Zögern und ohne das mindeſte Bedenken. Die Werke großer Schriftſteller ſtehen nicht in erblicher und pflichtſchuldiger Gunſt; jedes Werk wird an ſich geprüft und deſſen Werth beſtimmt, und der berühmte Name eines Schriftſtellers entſcheidet nie über das Loos ſeiner Leiſtungen.

In Frankreich, wo der geiſtige Zuſtand beſtändig einen ariſtokratiſchen Charakter bewahrt hat, wird man ſich von einer geiſtigen Geſellſchaft, wie ſie in Deutſchland exiſtirt, ſchwerlich einen richtigen Begriff machen. Stellt euch eine Demokratie vor, aber wie nie eine beſtanden, weder in den Tagen des Alterthums noch in den neuern Zeiten, eine Demokratie, wo nicht allein die Souveränität, ſondern auch die geſetzgebende und richterliche Gewalt in dem Volke ruht, und zwar nicht allein in der Geſammtmaſſe, ſondern in den Einzelnen ohne Unterſchied des Vermögens, der Erziehung, des Alters und des Geſchlechts, kurz, wo es keine Geſetze gibt, wo Jeder thut, ſpricht und ſchreibt was er will und wie er es verſteht: das iſt der Zuſtand der Literatur in Deutſchland. Um ſie ganz zu würdigen, iſt es nicht genug die berühmten Verfaſſer und die ausgezeichneten Werke zu kennen, man muß ſich auch mit der gemeineren Literatur vertraut machen, man muß die literariſchen Märkte beſuchen und ſich unter die Menge der Schriftſteller letzten Ranges miſchen. Nur hier findet man den National-Charakter der deutſchen Literatur und jene Originalität, jenen Stolz und jene Unabhängigkeit, welche ſie von allen Literaturen der Welt unterſcheiden.

In Deutſchland fehlt es nicht an großen mit Recht gefeierten Schriftſtellern, aber ſie ſind daſelbſt nicht ſo zahlreich als in mehreren andern Ländern. Das Verdienſt und der Ruhm Schiller's und Göthe's kommen nicht dem Shakeſpeare's, Calderon's, Dante's, Voltaire's und Rouſſeau's gleich. Es iſt ganz unmöglich, daß ſich in Deutſchland je Schriftſteller von dieſer umfaſſenden und bleibenden Bedeutung erheben. Voltaire und die übrigen genannten

Schriftſteller waren gleichſam die Brennpunkte, in denen ſich alle Lichtſtrahlen ihres Jahrhunderts vereinigten; ſie waren nicht allein reich an eignem Geiſt, ſondern auch am Geiſt ihres Landes; ſie waren Könige, welche die geiſtige Gemeinſchaft repräſentirten. In Deutſchland jedoch, wo vor dreihundert Jahren die Reformation alle Geiſter frei gemacht, das Gebiet der Wiſſenſchaft geebnet und die Güter des Geiſtes in kleine Stücke zertheilt hat, können ſich die literariſchen Größen nicht mehr zu einer beträchtlichen Höhe erheben, große Reichthümer des Geiſtes können ſich nicht leicht mehr aufhäufen und bleiben nicht lange Zeit vereinigt. Man rechnet den großen Schriftſtellern nur das ihnen eigne Verdienſt an, man bewilligt ihnen nicht einen Ruhm, der den Ruhm Anderer in ſich ſchließt, und ſelbſt wenn ſie der Wiſſenſchaft und Kunſt neue Bahnen eröffnet, vergißt man ihr Verdienſt, ſobald dieſe neuen Bahnen allgemein zugänglich geworden ſind.

Der Geiſt hat in Deutſchland keine Reſidenz, es gibt da keine geiſtige Hauptſtadt, wie ſie Frankreich zu ſeinem Unglück hat. Alle wiſſenſchaftlichen Anſtalten, die Akademien, die Univerſitäten, die Buchhandlungen, die Journale, die kritiſchen Inſtitute ſind im ganzen Lande verbreitet. Die Mehrzahl der Gelehrten und Schriftſteller erſten Ranges wohnen in kleinen Städten. Gewöhnlich kennen ſi einander nicht, was zwar nicht gerade allen Brodneid fern hält, was aber wenigſtens die perſönlichen Einflüſſe und jene gegenſeitigen Rückſichten der Schriftſteller nicht wirken läßt, welche aus Höflichkeit oder aus Begünſtigung eines Einzelnen die ganze Welt täuſchen und die Wahrheit verletzen.

Dieſe tauſendfachen geiſtigen Brennpunkte, dieſer Mangel an Centraliſation geben der deutſchen Literatur eine Regſamkeit voll Leben und bewahren ſie vor jener Einförmig keit und Gleichmäßigkeit, welche aus jeder monarchiſchen Herrſchaft unvermeidlich hervorgehen. Selbſt die geringere Literatur iſt nicht ohne Intereſſe und Bedeutung, wie nichts von dem, was aus der Freiheit entſpringt und ſie erhält, gleichgültig iſt. In Deutſchland überwachen die ſchlechten Schriftſteller die guten und hindern ſie ihren Einfluß zu mißbrauchen und despotiſche Gewalt ſich anzumaßen. Ueberdies wiſſen alle denkenden Menſchen die ſchlechten Bücher zu würdigen, denn ſie fühlen, wie viel Unterhaltung man darin findet und wie belehrend die Verirrungen des Geiſtes ſind.

Man langweilt ſich an den ſchlechten franzöſiſchen Werken, es trifft ſich ſelbſt, daß man ſich an den guten langweilt: wer in Frankreich hätte nicht Geiſt? Doch die Männer von Geiſt haben eine ſo regelrechte, ſo gerade, ſo zierliche Art zu denken, daß man zuweilen ihrer Geſtaltung, die, wenn ſie nur nicht ſchwerfällig iſt und nicht die Hülfe der Orthopädie braucht, weder für den Geiſt noch für den Körper ohne Reize iſt, einige Unregelmäßigkeiten wünſchen möchte. In Frankreich erſcheinen und verſchwinden die ſchlechten Bücher in der Verborgenheit und finden ein gemeinſames Grab. Es gibt in Paris literariſche Vorſtädte, wo eine ganze Bevölkerung von ſchriftſtellernden Tagelöhnern kümmerlich das Leben friſtet. In Deutſchland hat jeder unbedeutende Schriftſteller ſeine kleine Stadt, deren Voltaire er iſt, und es gebricht ihm weder an Achtung noch an Brod. Er hebt ſein Haupt ſtolz empor und lebt in glücklichem Vertrauen auf ſich ſelbſt, denn er fühlt ſich als einen Ebenbürtigen Goethe's und Schillers, nicht der That, ſondern dem Rechte nach; er gehört zu den Geſchwornen und ſitzt zu Gericht über die großen Schriftſteller.

Dieſe originellen Narren, die man in Frankreich nur in

Irrenhäuſern findet, trifft man in Deutſchland in den kleinen Städten an*). Die Narrheit iſt da oft Kammerzofe der Philoſophie und kennt alle verborgenen Gebrechen und alle Toilettengeheimniſſe ihrer erhabenen Gebieterin. Wenn man der hohen Dame überdrüſſig iſt, erholt man ſich in Plaudereien mit ihrer hübſchen Begleiterin. Wie angenehm und erquickend iſt das nicht! Wie oft hat mir, ſeit ich in Paris lebe, der Ekel vor dem guten Geſchmack nicht allen Appetit zum Leſen und zur Unterhaltung verdorben! Wie oft habe ich mich dann nicht nach einer friſchen, ſaftigen deutſchen Albernheit geſehnt! Ich erinnere mich, daß ich in einer der feinſten Abendgeſellſchaften, wo man vor Vergnügen, Durſt, Hitze und Politik erſticken kann, bleich und ermattet mich in einen Stuhl warf und durch ein Stück Gerſtenzucker, das ich mitgebracht, und durch die Erinnerung an ein kurz vorher geleſenes Werk eines Halliſchen Profeſſors, worin der Gelehrte die drohenden Folgen einer ſtets wachſenden Bevölkerung beklagt und zur Abhülfe dieſes öffentlichen Unglücks einige zugleich einfache und ſinnreiche Mittel vorſchlägt, zu erquicken ſuchte. Ich brach mitten in einem Contretanz in ein Gelächter aus, und hatte die Seelenſtärke, der hübſchen Frau vom Hauſe das Geheimniß meiner großen Heiterkeit zu verſchweigen.

In dem Artikel, deſſen Schluß wir zueilen, wollten wir nur einige Hauptſätze andeuten, welche in einer Reihe von Betrachtungen über die vorzüglichſten Werke der deutſchen und franzöſiſchen Literatur ſich von ſelbſt herausſtellen. Aber nicht Alles hängt von uns ab; es iſt zuweilen ſchwerer, gewiſſe Bedürfniſſe fühlbar zu machen, als ſie zu befriedigen. Es iſt beſſer, den Samen von Wahrheiten, die man für nützlich hält, auszuſtreuen, als ſie mit ihren Wurzeln in die Erde zu pflanzen; es iſt beſſer, Ideen ſich bilden zu laſſen, als ſie ſchon gereift der Welt darzubieten. Man muß mit der Unterſuchung beginnen, ob das Erdreich für ſolche Anpflanzung tauge oder nicht. Ein Journal iſt kein Selbſtgeſpräch, es iſt eine gegenſeitige Unterhaltung und Belehrung; der Schriftſteller muß den erſten Schritt thun, die Leſer aber müſſen ihm entgegen kommen; wenn er ſieht, daß ſie ihm ſich nicht nähern, muß er ſeine Schritte anhalten. Die Sympathie gibt ſich freiwillig, man gewinnt ſie nicht mit Gewalt. Bei dem Erſcheinen der Balance wollten wir nur ihr Daſein ankündigen, ihre erſten Lieferungen werden als Proſpektus dienen. Wir hoffen, zur Fortſetzung von Seiten der Franzoſen ſowie von Seiten unſerer Landsleute ermuthigt zu werden; ſollte uns aber, was wir nicht fürchten, dieſe Ermuthigung nicht zu Theil werden, dann wäre nicht unſere Eigenliebe in ihrer Erwartung getäuſcht, ſondern unſere Liebe zum Vaterlande, welche eins iſt mit unſerer Liebe zu Frankreich, und wir würden glauben müſſen, die Anſicht — ſie ſei wahr oder falſch — daß den Ruhm und das Glück beider Länder ein unauflösliches Band vereine, ſei einzig unſere Ueberzeugung, und werde weder von Franzoſen noch von Deutſchen getheilt.

---

*) Im Original: Les fous originaux, qu'on ne rencontre en France que dans les petites maisons, on les rencontre en Allemagne dans les petites villes.

Beranger und Uhland.*)

Man hat geſagt und es oft wiederholt, daß die Literatur der Ausdruck der öffentlichen Meinung ſei; doch könnte man dies noch in Frage ſtellen. Unſerer Meinung nach iſt die Literatur der Ausdruck der Vergangenheit oder der Zukunft, d. h. der öffentlichen Meinung früherer Tage oder der, die ſich erſt bildet, aber nie drückt ſie die öffentliche Meinung der Gegenwart aus. Und dies aus folgendem Grunde. Die öffentliche Meinung, die in den Gedanken und Geſinnungen der Mehrzahl einer Nation beruht, liegt in beſtändigem Kampfe mit der Einzelmeinung, welche die Gedanken und Geſinnungen der Minderheit bilden. Auf Seite der einen ſteht die Uebermacht, auf Seite der andern die Kraft. Indem die Minderheit ihre Schwäche fühlt, ſucht ſie dieſelbe durch die Aſſoziation, Organiſation und Ordnung zu erſetzen; ſie hat ihre beſondere Sprache, ihre Stichworte, ihre Erkennungszeichen, ihre Vereinigungspunkte; ſie ſteht auf dem Kriegsfuß. Dies Alles fehlt der Mehrzahl und wird ihr immer fehlen. Dieſe kann ſich nie aſſoziiren und ordnen, weil es ihr an einem feſten dauerhaften Bande fehlt. Die Minderheit erfüllt eine mächtige Selbſtſucht, ſtark genug, um die Stimme des Gewiſſens zu erſticken, welches Jeden zur Liebe gegen den Nächſten verpflichtet: das Streben, die Mehrzahl zu unterjochen, d. h. auf ihre Koſten zu leben und zu genießen. Die Mehrzahl hingegen kann ein gleiches Intereſſe nicht haben, denn die Beute der Minderheit, unter Millionen Menſchen vertheilt, würde einem Jeden von ihnen einen zu geringen Antheil gewähren. Folglich wird die Mehrzahl bis zu der fernen Zeit, wo ſie in Einigkeit der Geſinnung ſich auflöſt, wo alle Forderungen der Menſchheit befriedigt ſind, ſtets gegen die Minderheit kämpfen müſſen.

---

*) Aus der Balance, Januar. 1836.

Nun hat aber die Mehrzahl der Schriftſteller weder die nöthige Luſt noch Ruhe des Geiſtes; um mit Erfolg Literatur und Kunſt zu pflegen; denn Vertheidiger und Verkündiger der öffentlichen Meinung müſſen ſie zugleich als Führer und als Mitſtreiter den Krieg gegen den gemeinſamen Feind führen. Aus dieſem Grunde haben ſich die Schriftſteller und Künſtler erſten Ranges zu allen Zeiten unter den Mitgliedern der Minderheit, unter den Anhängern der Gewalt befunden, welche in der Ruhe des Friedens ſchwelgend, ſich bei der ſtillen Pflege ihrer Talente durch keine Bewegungen, keine Unternehmungen und Leidenſchaften wollten ſtören laſſen, die ihren Studien fremd waren.

Doch wenn die Literatur auch nicht der öffentlichen Meinung der Gegenwart angehört, ſo hat es doch ſtets zum Heile und zum Troſte des Menſchengeſchlechts einzelne Schriftſteller gegeben, welche der Spiegel ihrer Zeit waren und die Wünſche, die Freuden und Leiden derſelben in treuem Bilde zeigten. Wenn dieſe Schriftſteller einen edlen Charakter mit einem ſchönen Talent verbinden, dann ſind es Halbgötter, Heroen und Befreier ihres Landes; ſie ſind die

Hohenprieſter eines Tempels, in welchen ein ganzes Volk zuſammenſtrömt, um dem Himmel ſeine Beſorgniß und ſeine Hoffnung vorzutragen, und wo die Unterdrückten mit Entzücken den Hauch der Freiheit athmen und fröhliche Lieder in das Geklirr ihrer Ketten miſchen.

Unter dieſen glückſeligen Sterblichen ſteht Beranger auf dem höchſten Gipfel des Glückes, und man weiß nicht, ſoll man mehr ſein Geſchick beneiden oder das Glück Frankreichs, einen ſolchen Mann unter ſeine Kinder zu zählen. Nein, die Freiheit wird in Frankreich nie untergehen; Beranger iſt der Regenbogen, den Gott nach der Sündfluth der Reſtauration als Zeichen ſeines ewigen Bundes in die Wolken geſtellt.

Da der edle und ausgezeichnete Dichter Uhland in Deutſchland eben ſo beliebt und volksthümlich iſt als Beranger in Frankreich, ſo dürfte eine Vergleichung dieſer Nationaldichter den Unterſchied zwiſchen der öffentlichen Meinung, dem Charakter und dem geſellſchaftlichen Zuſtand der deutſchen und der franzöſiſchen Nation in ein helles Licht ſtellen. Jedoch wenn man die Volksthümlichkeit Uhland's mit der Beranger's zuſammenhält, ſo ergibt ſich bei dem erſten Blick ein bemerkenswerther Unterſchied zwiſchen beiden Ländern. Die Volksthümlichkeit iſt in Deutſchland eine ganz andere als in Frankreich; ſie hat weniger Ausdehnung und weniger Tiefe. Die Deutſchen üben eine edle Gerechtigkeit gegen Alles, was groß und ſchön iſt, in jeder Gattung, in jedem Lande und zu jeder Zeit, und ſie theilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwiſchen alle Verdienſte mit einer ſtrengen und bewunderungswürdigen Unparteilichkeit. Aus dieſen Gründen muß die Volksthümlichkeit, beglücke ſie, wen ſie wolle, eine beſchränkte ſein. Die Franzoſen tragen gern ihre Huldigungen auf eine einzige Perſon über, und man möchte ſie wahrhaftig in Verdacht haben, daß ihr Herz und Geiſt ganz monarchiſch geſinnt ſei. Dann hat das, was man in Frankreich das Volk nennt, eine ganz andere Bedeutung als in Deutſchland. Das Volk in Frankreich iſt, bis ein zweiter Sieyes es für die Nation erklärt, der vierte Stand; es zählt in der letzten Reihe, aber es zählt doch; man achtet ſeinen Willen nicht, aber man fragt doch nach ihm und fühlt ihm gegenüber ſich in Beſorgniß. In dieſer Bedeutung aber gibt es in Deutſchland noch kein Volk. Hier iſt das Volk der dritte Stand, der nicht einmal bis zu den geringeren Geſchäftsleuten reicht, welche in Frankreich die Grenzmauer des Bürgerthums bilden.

Uhland hat weniger Leſer als Beranger, obwol die Bildung in Deutſchland eben ſo verbreitet iſt und tiefer eindringt, als in Frankreich. Aber dort ſchreibt man noch nicht für das Volk. Schriftſteller wie Dichter haben weder den guten Willen noch das Talent, die untern Klaſſen aufzuklären oder zu ergötzen; ſie ſuchen nur die Klaſſen zu bilden, die ſchon Bildung haben, und jene vornehme Welt zu unterhalten, welche an Mitteln der Zerſtreuung bereits Ueberfluß hat.

Uhland's Geſänge ſind für die Augen, die Geſänge Beranger's für die Ohren.

Vos orateurs parlent a qui sait lire,
Toi, conspirant tout haut contre les rois,
Tu marias, pour ameuter les voix,
Des airs de vielle aux accens de ta lyre. *)

Der franzöſiſche Dichter wird alſo mehr Hörer haben

---

*) Eure Redner ſprechen zu Jedem, der leſen kann; mit lautem Schwur wider die Könige vermählteſt du, damit das Volk ſich empöre, der Cyther Klang mit deiner Lyra Tönen.

müſſen, als der deutſche Dichter Leſer. Der Geiſt der Gebildeten iſt in ihren Augen, der Geiſt der Männer aus dem Volk in ihren Ohren. Die erſteren beurtheilen nach dem Anblick, was ſie gehört, die anderen ſehen nur das gut, was ſie hören, ſie erſchrecken nur vor dem Donner, ſie wiſſen nicht, daß der Blitz es iſt, der zündet.

In Uhland's und Beranger's Dichtungen zeigt ſich die höchſte Ausbildung beider Sprachen, der franzöſiſche Dichter läßt ſich nicht von jenen höflichen Phraſen und durch jene ſteife Förmlichkeit der Rede bewältigen, die in Frankreich oft die edelſten Gedanken und reichſten Gefühle zurückweiſen, wenn ſie nicht nach der Mode gekleidet ſind. Das Gewand, welches Beranger ſeinen Empfindungen gibt, iſt nicht eng, es iſt dem Höhepunkte der Gefühle angemeſſen, und zeigt jene ungezwungene Anmuth, welche nicht von den Launen einer Modehändlerin abhängt und die man nicht im Longchamps der Poeten findet.

Die Franzoſen, die ſich mit Uhland's Gedichten bekannt machen, werden eine Sprache lieben lernen, für welche ſie bisher vielleicht kaum ein Intereſſe aus Neugierde hegten. Von dem Stammeln eines Kindes bis zur Durchbildung eines Redners, von dem einfachen Ausdruck eines jungen Landmädchens bis zu den leidenſchaftlichen Worten einer erzürnten Königin, von den rauhen Klängen des Mittelalters bis zu dem runzelvollen Stil der neuern Zeit vereinigt Uhland in ſich Alles, was die deutſche Sprache in allen Jahrhunderten Schönes, Reiches und Großes gehabt hat. Anmuth, Gewandtheit, Zartheit, Kraft, Erhabenheit, Tiefe, mit einer ſchrankenloſen Freiheit vermählt, dies Alles findet ihr in der Sprache, welche Uhland eigenthümlich iſt; weder Goethe noch Schiller genügen, um den Ausländern die Freiheit und den Reichthum der deutſchen Sprache zu veranſchaulichen. Goethes Stil iſt kalt, marmorartig, er iſt nicht maleriſch. Goethe ſieht es nicht gern, daß man ſich zu vertraut mit ihm mache: er läßt euch nicht vor ſich in der heitern Aufwallung des Herzens, die von der wahren Poeſie ſtets erregt wird. Man ſieht ſich im Pallaſt des Dichterfürſten verſammelt, wie der Pariſer im Theater; der Strom eurer Empfindungen wird in enge von ſchweren Balken getragene Gallerien eingezwängt; ſie ſtehen zu zwei und zwei, Gendarmen bewachen ſie, und dann treten ſie eine nach der andern ein. Ruhe und dichteriſche Ordnung iſt Goethe's Wahlſpruch, auch hat ihn die Nationalgarde der bürgerlichen Literatur zu ihrem Commandanten ernannt. Schiller's Stil hat den entgegengeſetzten Fehler, er iſt zu philoſophiſch, zu ſehr in ſich verſunken, ſeine Zeichnung entbehrt oft der Genauigkeit. Goethe und Schiller ſind Dichter von umfaſſenderm Genie als Uhland; aber in ſeiner Art iſt Uhland größer als Beide.

Beranger gefällt dem Volke, obgleich er erhaben iſt. Ich drücke mich ſo aus, um von Jedermann verſtanden zu werden. Wenn dem nicht ſo wäre, ſo würde ich ſagen: Beranger gefällt dem Volke, weil er erhaben iſt. Uhland hat nicht jene Höhe des Geiſtes, die wie der Himmel Alles umgibt, was über unſern Häuptern und zugleich Alles, was uns zu Füßen liegt. Seine Gedanken und Bilder ſind glänzender, als die des franzöſiſchen Dichters; aber in dieſem Glanz iſt etwas von falſchen Diamanten und in dieſem Adel viel von Geburtsadel. In Deutſchland haben gewiſſe Ideen und Gefühle erbliche Gewalt; ſie imponiren uns, ſie reißen uns mit ſich fort, wir achten ſie und gehorchen ihnen aus Gewohnheit. Doch wenn wir ihre Rechte und eigentliche Stärke prüfen, ſo ſchämen wir uns ein wenig unſerer Schwäche, unſerer Furchtſamkeit und unſeres Aberglaubens. In Uhland's Geſängen gibt es viel erkünſtelte Leiden und Freuden, gibt es allzu geſuchte Empfindungen und eine Ueberſchwenglichkeit des Herzens, welche das Gemüth erſchöpft. Alles dies iſt angenehm, ſeidenweich, hat aber doch ein kränkelndes Anſehn. Alle Bilder des Dichters haben etwas Engelartiges, das uns zwar mit heiligem Schauer erfüllt, aber zugleich auch Furcht einflößt, und wir befinden uns erſt wieder wohl, wenn ein Hund bellt oder wenn unſer Nachbar im Vorübergehen guten Abend zu uns ſagt.

Beranger ſingt wie eine Lerche, welche die erſten Sonnenſtrahlen begrüßend, die Menſchen mit ihren muntern Tönen erweckt und ſie zu Arbeit, Kampf und Vergnügen ruft. Uhland ſingt wie eine Nachtigall im Schatten der Gebüſche, die uns zur Ruhe und zu Träumen ladet: eine ſüße Mattigkeit umfängt unſere Sinne, und wir möchten ſchlummern, ewig ſchlummern. Beranger's Lieder erwecken, Uhland's Lieder ſchläfern ein.

In Beranger's Liedern iſt der Schmerz voller Leben, denn er iſt voller Hoffnung; ſelbſt in die tiefſte Schwermuth miſcht ſich noch etwas Heiterkeit. Beranger iſt ein heidniſcher Dichter, Uhland ein chriſtlicher; bei Letzterem hat ſelbſt die Luſt etwas Niedergedrücktes; es ſind die Freuden einer Mutter, welche die Wehen empfindet. Mozart's himmliſche Muſik hat euch oft bezaubert; in ſeinen fröhlichen Weiſen tönt nicht irdiſche Freude wider, es iſt die Luſt und der Scherz eines Engels. Wenn Don Giovanni, trunken von Wein, Liebe und Fröhlichkeit muthwillige Lieder ſingt, fühlen wir da nicht eine Schwermuth des Herzens, die wir durch Thränen erleichtern möchten? Ebenſo entzückt uns Roſſini's Muſik; wenn man ſeine Klaggeſänge über unglückliche Liebe oder ſeine Heldenlieder von Kampf und Schlachten hört, erfüllen ſie uns mit Traurigkeit oder mit Schrecken? Nein, unſer Herz erbebt nicht, es tanzt; wir können nicht weinen, wir lachen vor Luſt. Wenn Beranger weint, ſo iſt er Roſſini, wenn Uhland lacht, ſo iſt er Mozart ähnlich.

Die Menſchen Beranger's ſind voll Heiterkeit und Hoffnung, es ſind Titanen, welche mit Freudengeſchrei den Himmel ſtürmen. Die Menſchen Uhland's ſind voll Schwermuth und Verzweiflung, es ſind gefallene Engel, welche das verlorne Paradies beweinen. Der deutſche Dichter ſpeiſt ſein ahnengieriges Volk mit Erinnerungen des Mittelalters. Das Mittelalter war die Jugend der Deutſchen wie aller Völker der neueren Zeit, doch die Völker ſind jetzt älter, und vor zwanzig Jahren, als man die Deutſchen nach ihrer Befreiung von der franzöſiſchen Herrſchaft ſich an das Mittelalter anklammern ſah, war man oft verſucht, dieſes junge Volk von Ehemals zu verhöhnen, wie man den jungen Mann von Ehemals auf der franzöſiſchen Bühne verhöhnt.

In den Augen der Franzoſen und ihres Dichters iſt Alles irdiſch: der liebe Gott ſelbſt iſt unſer Nachbar, und ſeine Engel ſind unſere Spielkameraden. In den Augen der Deutſchen und ihres Dichters iſt Alles himmliſch, Alles heilig. Uhland beſingt die Heiligkeit der Jugend, des Frühlings, des Weins, der Liebe und der Frauen. Für die Franzoſen iſt die Liebe eine Beluſtigung, für die Deutſchen iſt ſie ein Gottesdienſt, und die Küſſe ſind Gebete. Die Gottheit Uhland's iſt die Treue, die heilige Treue; die Gottheit Beranger's iſt die Untreue.

Wären die Menſchen immer glücklich, dann würde Beranger ihr Apoſtel ſein, und deſſen Lieder ihnen zum Evangelium dienen. Wären die Menſchen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Prophet, und deſſen poetiſche Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Luſt und Schmerz gemiſcht iſt, muß man Beranger und Uhland zugleich verehren, ſich abwechſelnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzoſe, bald Deutſcher ſein, Gott und Liſette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den ſchönen Tagen der erſten Liebe erſtickt man faſt, ein Deutſcher zu ſein; aber wenn die Witterung kalt iſt, gewähren Euch Eure Kamine und Eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet Ihr alsdann einen deutſchen Ofen und ein deutſches Herz finden!

Die deutſche Jugend ſollte Beranger's, die franzöſiſchen Alten ſollten Uhland's Lieder leſen.

Beranger iſt liebenswürdig und Uhland iſt achtungswürdig: ſie ſind von ihrem Lande; die Franzoſen ſind frei und glücklich, und die Deutſchen verdienen es zu ſein. Wenn eines Tages die Deutſchen irregeführt von den Lügen und Ränken ihrer Fürſten, dem kindiſchen Weſen ihrer Poeten und der Unwiſſenheit ihrer Gelehrten, zum zweiten Male ſich mit einem ſelbſtmörderiſchen Haſſe gegen Frankreich begeiſterten, dann würden die Lieder Beranger's ihren Zorn verſtändigen und entwaffnen. Wenn die Franzoſen ſich von ihrer Nationaleitelkeit oder von dem Ehrgeize eines kriegeriſchen Oberhaupts ſich von neuem gegen Deutſchland treiben ließen, dann mögen ſie Uhlands Lieder leſen, um zu erfahren, daß ein Volk, das ſeinen Ruhm in die Gerechtigkeit ſetzt, und dem das Recht als Schild dient, nie unterjocht werden kann, und daß ſeine Freundſchaft vortheilhafter iſt, als der Sieg ſelbſt.

Der deutſche Wein iſt ſchwer, kühl und herbe; er lächelt nicht; aber unter ſeinem ſtrengen Aeußern verbirgt ſich ein feuriger Charakter. Es iſt gerade kein Genuß, deutſchen Wein zu trinken, aber man fühlt ſich ſelig, nachdem man ihn getrunken. Der franzöſiſche Wein iſt geſchwätzig, liebenswürdig, einſchmeichelnd, aber ohne Wahrheit und Ausdauer. Trinken iſt für die Deutſchen ein Geſchäft, ein Studium, ein Gottesdienſt; für die Franzoſen iſt es ein Vergnügen, eine Beluſtigung. Der Franzoſe verſteht es, in dem Wein zu ſchwimmen, der Deutſche vermag dieſes nicht, und wenn die Flaſche tief iſt, ertrinkt er leicht. Der trunkene Deutſche verliert den Kopf, der trunkene Franzoſe den Charakter. Die Trunkenheit, welche die Deutſchen düſter und ſtörrig macht, macht die Franzoſen ſanft und nachgie- ig. Wenn der Deutſche viel getrunken, dann hat er ein Vaterland und eine öffentliche Meinung; die alten Deut- chen hielten ihre Volksverſammlungen im Zuſtande der Trunkenheit. Wären alle Deutſchen einmal drei Tage hin- ereinander betrunken, ſo wären ſie frei für immer, wären s dagegen die Franzoſen drei Tage lang, ſo würden ſie ihre reiheit auf lange Zeit verlieren. In der Trunkenheit ver- eſſen die Deutſchen ihre Liebe zu ihren Fürſten, und die ranzoſen ihren Haß gegen ſie.

Die Trinklieder beider Nationen unterſcheiden ſich wie re Weine. In denen der Deutſchen ſpricht ein Menſch, r ſchon trunken iſt, in denen der Franzoſen einer, welcher inkend ſein Lied anſtimmt. Singt ein Deutſcher: Schen- t ein! ſo hat er ſchon zu viel getrunken. Beranger's lymp iſt ein Keller, ſelbſt die Luft darin iſt trunken; doch e Götter, an dieſe Atmosphäre gewöhnt, wanken nicht d ſind immer freundlich. Beranger's »Bachantin« ſelbſt nicht trunken, ſie ſtellt ſich nur ſo, um einen Vorwand d eine Entſchuldigung für ihre verliebten Wünſche und chtfertigkeiten zu haben.

Uhland's Poeſien enthalten nur zwei Trinklieder. Das eine iſt herbe wie der Wein, der es eingegeben, das andere iſt voller Gluth, aber wild. Freiheit, Vaterland, Ehre, Kampf, Meeresſtürme, rauſchende Jagdluſt, der jüngſte Tag, die Auferſtehung und ein Gewirr von Tugend und Sinnenluſt, männlich kraftvoll und chriſtlich zugleich, tönen darin wider und verurſachen ein entſetzliches Geräuſch. Doch man ſoll nicht trinken, um ſich als Menſch zu fühlen, man ſoll trinken, um zu vergeſſen, daß man ein Menſch iſt.

Von der Liebe zum Wein bis zur Liebe zu Gott iſt kein ſo ungeheurer Schritt, als man glauben mag. Der Wein befreit den menſchlichen Körper von ſeiner Schwere, er bricht die Ketten der Perſönlichkeit; die Religion öffnet der menſchlichen Seele den Kerker ihrer Vereinzelung, ſie führt ſie ins Freie und in das Licht des Unermeßlichen.

Wenn Beranger der treue Spiegel der öffentlichen Meinung ſeines Vaterlandes iſt, ſo muß man eingeſtehn, daß es in Frankreich faſt keine Religion mehr gibt. Voltaire's philoſophiſche Schule, in welcher die höheren Klaſſen ſeiner Zeit ihre irreligiöſen Anſichten gewannen, iſt ſtufenweiſe herabgeſtiegen, bis ſie zur Elementarſchule ward, in welcher das Volk des neunzehnten Jahrhunderts Unterricht empfängt. Jeder Freund Frankreichs muß über dieſe Wahrnehmung trauern. Das häusliche Glück iſt der Grundſtein des öffentlichen Wohls; doch ohne Religion gibt es kein häusliches Glück. Daſſelbe Band, das den Menſchen an den Himmel knüpft, knüpft ihn an ſeine Familie. Doch indem wir dieſes öffentliche Unglück Frankreichs beklagen, tröſtet uns der eine Gedanke: Religion wäre bei einem ſo wenig gebildeten Volke, wie das franzöſiſche, nur Aberglaube, der dem geiſtlichen und dem weltlichen Despotismus gefährliche Werkzeuge in die Hände liefern würde. Es iſt immer beſſer, ohne Religion, als ohne Freiheit zu ſein.

Die deutſche Nation iſt ausnehmend religiös, und man findet in Uhland jene ſanfte, liebenswürdige Frömmigkeit, welche die Freundin des Vergnügens und die Vertraute der Liebe iſt. Wie die Geſetze in den Staaten, wo die Gerechtigkeit nicht durch Menſchen vertreten wird, am meiſten Achtung genießen, ebenſo wird die Religion in den Ländern am höchſten verehrt, wo Gott nicht durch Menſchen vertreten wird. Bei allen Völkern Europens ſteht der Eifer für die Religion mit der Entfernung der verſchiedenen Länder von Rom in gleichem Verhältniß.

Beranger war der Enkel und Zögling eines Schneiders, er ſtammt aus dem Volk und erinnert ſich mit gerechtem Stolz ſeiner edlen Herkunft. In dem Vaterlande und während der Jugend des Dichters war das Volk König und machte das Volk der Könige erzittern. Wie Franklin widmete ſich Beranger der Buchdruckerkunſt und lernte jenes Blei kennen, das den Tirannen und ihren Ränken ſo verderblich iſt. Uhland iſt im Wohlſtand geboren; er war der Sohn eines Gelehrten, widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft und ward Advokat. In dem Vaterlande des deutſchen Dichters ſind die Großen Alles, das Volk gilt Nichts, und der Bürger nur wenig. Aber da das Etwas dem Alles näher ſteht, als dem Nichts, ſo hält ſich der Mittelſtand in Deutſchland mehr zu den höheren, als zu den niederen Klaſſen, und zeigt eben ſo viel Kälte und Verachtung gegen letztere, als Liebe und Verehrung gegen erſtere. Uhland hat, obſchon er ein großer Dichter iſt, doch ſehr proſaiſche Geſinnungen. Das Volk iſt die unerſchöpfliche Quelle aller Poeſie, denn es ſtellt die reine Natur im künſtlichen Geſellſchaftszuſtande dar, es lebt in ewiger Jugend, während der

Staat ſchwerfällig und alt wird. Wenn man das Volk nicht begreift und nicht liebt, ſo kann man vielleicht ein ehrenwerther und von ſeinen Zeitgenoſſen geachteter, aber nie ein unſterblicher Dichter ſein.

In Beranger's und Uhland's Poeſien tönen die Lieder nach, mit denen man ſie in ihrer Kindheit eingewiegt. Der Sohn des Schneiders ſingt an der Schwelle der Hütten:

Ma muse et moi, nous portons pour devise:
Je suis du peuple ainsi que mes amours. *)

Er ſingt für die Armen, die Kleinen, die Bettler, er lacht und weint mit ihnen. Er tröſtet, liebkoſt, erheitert ſie.

Au toit du pauvre il répand l'allegresse. **)

Er ſchmeichelt ihnen in ihrem Elend und ſelbſt in ihren Laſtern. Sind des Volkes Laſter nicht eine Folge ſeines Elends? Sind ſeine Verbrechen nicht der Reichen Werk? Wird Diebſtahl, Raub, Mord nicht von dem fleiſchloſen Arm der darbenden Unglücklichen verübt? Und wird ſich das auf den Schaffoten vergoſſene Blut nicht mit dem im Schatten der Nächte und Wälder vergoſſenen miſchen, um Rache zu fordern von der ewigen Gerechtigkeit wider die Gerechtigkeit der Menſchen? Der edle Beranger iſt Freund des Wildſchützen, des Schmugglers, er weint mit der Wittwe des armen Jakob; aber er vergießt nicht allein Thränen des Mitleids, auch Thränen des Zornes über die Fühlloſigkeit der Reichen und Mächtigen.

Uhland, der Sohn des Gelehrten, beſingt die Sonne, die Könige und die Helden, jeder König iſt eine Sonne ohne Flecken, und jeder Held ein König ohne Krone. Er wird

---

*) Meine Muſe und ich, wir führen den Spruch:
Ich ſtamm' aus dem Volke ſowie meine Liebe.

**) Unter des Armen Dach verbreitet er Fröhlichkeit.

nicht müde, die Heldenthaten der Fürſten und edlen Ritter zu verherrlichen, er beſingt ihre Luſt, ihre Liebe und legt ihnen die herrlichſten Reden, die feinſten Scherze in den Mund. Unglücklicherweiſe iſt Uhland nicht immer der Homer der Achille, der Hektor's und der Agamemnon's; zuweilen gleicht er einem Hofpoeten und zeigt uns die aufrichtige, aber knechtiſche Begeiſterung eines begünſtigten Höflings für ſeinen Herrn. Alle dieſe Fürſten ſind ſo menſchlich, ſo ausgezeichnet, ſo majeſtätiſch, daß man ſich auf die Erde werfen möchte, um den Weg zu küſſen, den ein König betrat. Selbſt die Tirannen ſind großartig. Die Fürſtinnen gleichen den Perlen und verbreiten ein ſanftes Licht, gleich dem Mond; die Fürſten gleichen Rubinen, und ihr Glanz iſt ſchreckend, wie der des Nordlichts.

Alle Geſtalten des deutſchen Dichters, die nicht Fürſten oder Edelleute ſind, haben ein armſeliges, lächerliches Aeußere; ſie ſind gemein, ſehr gemein; und wenn ſie unglücklich ſind, ſo erfüllt ſie ein Lebensüberdruß, eine Schlaffheit, eine feige Verzweiflung, welche das Herz gegen ſie erkältet und das Mitleid zurückdrängt. Vergleicht das »Lied eines Armen« von Uhland mit dem »Jakob« von Beranger. Der franzöſiſche Arme verwünſcht die Unerſättlichkeit der Steuer, die Auflagen auf Wein, Fleiſch, Salz, die ihn ins Elend geſtürzt. Der deutſche Arme fühlt ſein Unglück nicht minder und beklagt es ſchwer; doch er trocknet ſeine Thränen und preiſt Gott für alles Gute, das er ihm gewährt, das heißt: die Kirche, die dem Armen wie dem Reichen gehört; Sonne, Mond und Sterne, welche dem Bettler wie dem König leuchten; das Grab, jenen gemeinſamen Ruheort; und endlich das Paradies. Und dieſer gute deutſche Arme iſt ſo freundlich, daß er die Reichen nicht einmal vom Paradies ausſchließt, welches ihnen doch von unſerm mitleidigen Herrn verſagt wurde. Dieſe ſtumpfſinnige Ergebung ſaugt wie ein Vampyr das Blut und den Muth der Deutſchen aus, während ſie ſchlafen und träumen. Der kraftloſe Bettler iſt ſo glücklich mit ſeiner Kirche, ſeinen Sternen, ſeinem Grabe und ſeinem Paradies, daß man ihm kaum ein Almoſen zu reichen wagt, aus Furcht, ſeine Glückſeligkeit zu ſtören.

Uhland, der ſeine Begeiſterung aus der Geſchichte und den Sitten des Mittelalters ſchöpft, und der auf ſeinem Banner mit goldenen Buchſtaben und Perlen: Lehnsherrſchaft und Treue, trägt, kann ſich nichts Schönes und Großes denken, das nicht mit einem Fürſten oder Helden in Verbindung ſtände. Wahrlich, wenn man Plebejer iſt und ſich als Sproß des Volkes fühlt, ſo kann man nicht ohne Widerwillen und Verdruß den Dichterfürſten der Gegenwart all ſeine Gunſt und den ganzen Reichthum ſeiner glänzenden Phantaſie über die Edelleute und ihre Umgebung ausſchütten ſehen. Nicht ein Tropfen, nicht der kleinſte Tropfen bleibt übrig, um uns zu beglücken in unſerem bürgerlichen Nichts. Hat das deutſche Volk des Mittelalters, hat kein Plebejer je etwas Großes vollbracht, das beſungen und gefeiert zu werden verdient?

In Uhland's Dichtungen iſt viel Liebe und Familienleben, aber die Herzen haben immer vorſichtig gewählt; nie gibt es eine Mißheirath, um die traurige Einförmigkeit der Etikette zu unterbrechen. Ein einziges Mal hoffen wir uns in dem unbeugſamen Ariſtokratismus des Dichters zu täuſchen und ſind bereit, ihm unſern eiferſüchtigen Argwohn abzubitten. Dies iſt in dem Liede »Der junge König und die Schäferin«, in jenem herrlichen Liede, das den ſüßeſten Duft der Liebe athmet und das wir an unſere Lippen drücken möchten. Alles iſt hier Wonne und Seligkeit. Aber ach; ihr heitern Franzoſen, ihr habet weder dieſe Worte in eurer Sprache noch dieſe Gefühle in euern Herzen. Gott ſegne euch und verleihe euch bald die einen wie die andern!

Herr Goldmar ritt in Freuden
Vor ſeinem ſtolzen Zug,
Einen rothen Mantel ſeiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da ſprang vom Roß geſchwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schaar voran.

Es war ein friſcher Bronne
Dort in den Büſchen kühl;
Da ſangen die Vögel mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum ſie ſangen ſo helle?
Warum ſie glänzten ſo baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die ſchönſte Schäferin ſaß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Er rauſchet durch das Grün;
Die Lämmer drob erſchrecken,
Zur Schäferin ſie fliehn.

„Willkommen, Gottwillkommen!
Du wunderſchöne Maid!
Wärſt du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es wahrlich leid.“

„Bin wahrlich nicht erblichen,
Als ich dir ſchwören mag,
Ich meint', es hab' durchſtrichen
Ein loſer Vogel den Hag.“

„Ach! wollteſt du mich erquicken
Aus deiner Flaſche hier,
Ich würd' es ins Herz mir drücken,
Als die größte Huld von dir.“

Zu ſchöpfen ſie ſich bücket,
Aus der Flaſch' ihn trinken läßt,
Gar zärtlich er ſie anblicket,
Doch hält ſie die Flaſche feſt.

Er ſpricht, von Lieb' bezwungen:
„Wie biſt du ſo holder Art!
Als wäreſt du erſt entſprungen
Mit den andern Blumen zart.“

Seinen Mantel legt er der Holden
Um ihren Nacken klar,
Er ſetzet die Krone golden
In ihr nußbraunes Haar.

Und als den Schmuck ſie wieder
Ihm beut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnens klaren Grund.

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wiederſchaue
Nach manchem harten Stand.

„Ein König liegt gebunden
Schon ſechszehn lange Jahr',
Sein Land iſt überwunden
Von böſer Feinde Schaar.

„Ich will ſein Land erretten
Mit meinen Rittern traut,

Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling ſchaut.

„Ich ziehe zum erſten Kriege,
Mir werden die Tage ſchwül.
Sprich! labſt du mich nach dem Siege
Hier aus dem Bronnen kühl?"

„ „Ich will dir ſchöpfen und langen
So viel der Bronnen vermag.
Auch ſollſt du die Kron' empfangen
So blank, wie an dieſem Tag." "

Das iſt doch einmal ein König, der menſchlich fühlt, er ſich vor der Majeſtät der Unſchuld beugt, und der ſich gegen eine Tochter des Volks nicht ehrlos benimmt! Das ſt doch einmal eine Schäferin, die nicht vor dem Anblick und den Worten eines Fürſten erſchrickt und die mit ſeiner Krone ſpielt! Dank dir, guter lieber Dichter!

Er war der erſte der Helden,
Wie bei Frauen, ſo in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme,
Steckt' auf ſein Siegspanier;
Da ſtieg aus tiefem Thurme
Der alte König herfür.

Mit reichem Glanz und Schalle
Das Siegesfeſt begann.

Da thät zu Goldmar ſprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein Lanzenbrechen,
Was ſetz' ich euch zum Preis?"

„Wohl ſetz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,

Ich ſeh' euch meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand."
Herr Goldmar warf ſie all.
„Keine Königin ſoll mich gewinnen,
Und keiner Krone Strahl,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal."

Ein treuer König! Eine Schäferin, welche über eine Königin ſiegt! Dank dir, guter lieber Dichter!

Da rief eine Stimme ſo helle,
Und ihm ward mit einem Mal,
Als ſängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Vögel im Thal.

Ach! der Himmel wollte ſein Opfer belohnen, indem er es nicht annahm.

Die Augen thät er heben,
Die Schäferin vor ihm ſtand,
Mit reichem Geſchmeid umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand.

„Willkommen, du viel Schlimmer,
In meines Vaters Haus!
Sprich! willſt du ziehn noch immer
In's grüne Thal hinaus?

„So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir ließeſt zum Pfand!
Mit Wucher ich dir lohne,
Sie herrſcht nun über zwei Land."

Welcher Mißgriff! Welche Enttäuſchung! Gott verzeihe dir, edler Dichter!

Uhland's Muſe hat ſich ein einziges Mal vergeſſen, indem ſie einen edlen Ritter mit einem Bürgermädchen ver=

heirathete, doch der Dichter hat dieſes große Unglück nach Möglichkeit wieder gut gemacht. Sehen wir zu.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein:
„Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt doch Du, Helene,
Mein theures Töchterlein!“

Ein ſchmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war allein,
An ihren Arm den Kranz.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Krönlein tragen ſoll.
Ach! ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
„O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war allein,
Es halb ans Fingerlein.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach! ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut';
„Du haſt, o lieber Goldſchmied mein!
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüße Braut.

Doch daß ich wiſſe, wie ihr's ſteh',
Tritt, ſchöne Maid, herzu!
Daß ich an dir zur Probe ſeh'
Den Brautſchmuck meiner Liebſten,
Sie iſt ſo ſchön, wie Du.“

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hatt' die ſchöne Maid
Heut angethan mit ſondrer Müh,
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz,
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſetzt' ihr auf den goldnen Kranz,
Er ſteckt' ihr an das Ringlein,
Dann faßt' er ihre Hand.

„Helene ſüß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.

Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,

Das ſollte dir ein Zeichen ſein,
Daß zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir.“

Blume der Ritterſchaft! ſehr edler, ſehr ſcherzhafter Herr! Beranger's Liſette hätte euch ins Geſicht gelacht und ſich über die »hohen Ehren«, die ihr mit eurer Heirath ihr anbietet, luſtig gemacht.

Die Franzoſen haben das Vaterland in ihrem Hauſe; ihre häuslichen Gefühle verſchmelzen ſich mit ihren patriotiſchen Gefühlen, und dieſelben Lieder begeiſtern ſie bei Tiſche wie auf dem Schlachtfelde. Das Vaterland der Deutſchen iſt auf der Straße; der Patriotismus iſt für ſie ein Geſchäft; und nach Hauſe zurückgekehrt, iſt der Deutſche nicht mehr Bürger, er iſt Familienvater. Da der Vater, der Gatte, der Liebhaber nichts mit dem Bürger gemein hat, ſind die patriotiſchen Geſänge der Deutſchen kalt und trocken, es iſt der officielle Theil einer Staatszeitung, den ein fürſtlicher Kapellmeiſter in Muſik ſetzte und Hofräthe abſingen.

Ruhm, Vaterland, Freiheit, dieſe ernſten düſteren Gottheiten, welche von Denen, die an ihren Altären beten, blutige Opfer verlangen, hat ſie der Zauberer Beranger nicht in lächelnde Grazien verwandelt, die von ihren Verehrern keine andern Gaben fordern, als Geſang, Tanz und Blumen? Ja gewiß, der liebenswürdige Dichter hat Frankreich geſchmeichelt; aber er hat ihm nur im Unglück geſchmeichelt. Er hat nicht das ſiegreiche herrſchende Frankreich, nicht die nach Blut dürſtende Freiheit, nicht das übermüthige, ſelbſtſüchtige Vaterland gefeiert; er beſingt die Tapferkeit ohne Glück, die Freiheit im Trauergewande und das Vaterland in ſeiner Erniedrigung.

In Uhland's Dichtungen ſind Ruhm, Vaterland und Freiheit ernſte, bekümmerte, finſterblickende Gottheiten. Man könnte ſich ihnen zu Füßen werfen, um den Saum ihres dunkeln Gewandes zu küſſen; aber nie dürfte man Luſt und Muth haben, ſie zu umarmen. Die Freiheit iſt ein wurmſtichiges Pergament, das alte gute Recht; Ruhm iſt Gerechtigkeit, Geſetzlichkeit, ſtumme Unterwerfung unter blinde Geſetze; Vaterland ..... Doch was iſt das Vaterland des deutſchen Dichters? Bald iſt es das kleine Königreich Würtemberg, welches kaum zwei Millionen Einwohner enthält, bald iſt es Karls des Großen Reich, bald, und zwar in Folge neuer Verträge, iſt es das alte deutſche Reich, zu dem Elſaß, Lothringen und Burgund gehörten. Man muß die Geſchichte und Geographie des Mittelalters gründlich kennen, um nach Uhland ein guter deutſcher Patriot zu ſein.

In Frankreich iſt der Ruhm bürgerlich, das iſt der ſchöne ſtolze Widerhall aller Lieder Beranger's. Napoleon war nur der Erſte unter einem Volke von Helden, mit dem er die Ehre des Siegs als Beute theilte. In Deutſchland iſt der Ruhm ein Regal, das Uhland heilig achtet. Wenn das deutſche Volk tapfer mit Frankreich geſtritten, ſo geſchah es, um die Schmach ſeiner Fürſten zu rächen. Man wehrt ihm nicht dem Siegesfeſte beizuwohnen und ſich im Stillen an dem königlichen Schauſpiel, wo es den Einlaß mit ſeinem Blute zahlte, zu ergötzen, aber nie tritt es ſelbſt auf der Triumphbühne auf.

Die Nationaleitelkeit der Franzoſen iſt: die Macht zu beſitzen; die Nationaleitelkeit der Deutſchen iſt: das Recht auf ihrer Seite zu haben. Wenn Beranger in ſeinen rührenden Elegieen die Niederlage der Franzoſen nach dem Falle des Kaiſerreichs beklagt, ſo iſt er doch zu ſtolz, die Uebermacht der Feinde, das Bündniß aller Fürſten Europens wider Frankreich als die Urſache des traurigen Ausgangs gelten zu laſſen. Er ſchiebt es lieber auf den Zorn des Himmels, auf Verrätherei, auf engliſches Gold:

L'or que pour vaincre ont mendié les rois.*)

Die Deutſchen dagegen ſprechen, wenn ſie ſich ihrer Siege über die Franzoſen rühmen, gern von der Gerechtigkeit ihres Kriegs und machen ſich ein Vergnügen daraus alle Völker, die von dieſer Gerechtigkeit überzeugt, ſich ihrer Sache angeſchloſſen und ſie gegen Napoleon unterſtützt haben, aufzuzählen. Sie denken nicht daran, daß ſie ihren eigenen Ruhm ſchmälern, indem ſie die reiche Zahl ihrer Verbündeten aufführen. Gerecht bis zur Ungerechtigkeit, iſt der Wahlſpruch dieſer ehrlichen Deutſchen. Ja ſelbſt, wenn alle ihre Fürſten Frankreich verrathen, indem ſie ihr Bündniß während des Kriegs brachen, und wenn mehrere von ihnen die franzöſiſchen Fahnen ſelbſt auf dem Schlachtfelde verlaſſen haben, ſo finden ſie darin nichts Tadelnswerthes.

In dem Gedicht »Vorwärts«, einem jener ſogenannten patriotiſchen Lieder, in welchem die kindliche Hingebung gegen die Gewaltigen der Erde, mehr noch als die Scheere der Cenſur, der Phantaſie des Dichters die Flügel verſchnitt, hatte Uhland jenen kriegeriſchen Ton, jenen Lärm- und Schlachtruf, den alle Völker Europens nach einander wider die franzöſiſche Herrſchaft erhoben, angeſtimmt. Die Lawine, welche ſich von den ruſſiſchen Eisſteppen losgeriſſen, wälzte ſich von Land zu Land, bis ſie in ihrem Fall das Kaiſerreich zerſchmetterte. Der Ruf: Vorwärts! tönte von einem Volke zum andern, wurde aus einer Sprache in die andere übertragen, Uhland, obgleich ein Deutſcher, überläßt Rußland den Ruhm zuerſt ihn erhoben zu haben. Das iſt nur Gerechtigkeit, denn in der That war Rußland nächſt Spanien das erſte Land, welches das Beiſpiel eines Volksaufſtandes gegen den Anfall eines fremden Fürſten gab. Aber Uhland hätte Deutſchland nicht daran erinnern ſollen, daß es ſich ſelbſt nicht genug geweſen ſei. Es iſt ſchön gerecht zu ſein, aber die Gerechtigkeit ziert nur ein kräftiges, freies, unabhängiges Volk, welches die Macht beſitzt ungerecht zu ſein.

---

*) Das Gold, das für den Sieg die Könige erbettelt.

Uhland ſingt:

Vorwärts! Fort und immerfort;
Rußland rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!
Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort;
Vorwärts!

So entſendet der Dichter dieſes Wort von Volk zu Volk, bis es endlich zu den Spaniern und Engländern kommt.

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Ueberſeht nicht dabei, daß der Dichter ſich nicht an die Deutſchen als Nation wendet, ſondern nur an die einzelnen Völker, welche die Nation bilden; und daß er ſich nicht einmal an dieſe Völker wendet, ſondern nur an ihre Provinzen. Er ſagt nicht: die Preußen, Oeſtreicher, Sachſen, Baiern, ſondern: Preußen, Oeſtreich, Sachſen, Baiern. Aus dem Grunde, weil in ſeinen Augen die Völker nur durch ihre einzelne monarchiſche Exiſtenz Geltung haben.

Uhland läßt den Kriegsruf Vorwärts ſogar an das Elſaß, an Lothringen und Burgund ertönen. Das war vor zwanzig Jahren die Narrheit der Deutſchen, welche damals leidenſchaftliche Alterthümler waren. Das Volk wurde ſeitdem von dieſer Narrheit geheilt; aber in den düſteren Gemächern der kindiſchen Diplomatie ergötzen die Schattenbilder dieſer albernen Hirngeſpinnſte noch heutzutage den Haß der nordiſchen Fürſten gegen Frankreich und ihren Neid über ſeine Freiheit und ſein Glück.

In einem andern patriotiſchen Gedichte »Der achtzehnte Oktober« wollte Uhland den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig feiern. Dieſer Tag von Leipzig galt ehedem den Deutſchen als ihr vierzehnter Juli, als ihr Sieg über die Baſtille. In jener Zeit träumte Jedermann von Freiheit. Die Männer der Wiſſenſchaft und des Forſchens, welche die Gewohnheit haben, zeitig aufzuſtehen, wurden bald nach Mitternacht durch Hahnenſchrei aus ihren Träumen geweckt; die Langſchläfer erwachten etwas ſpäter bei dem Lerchenſang. Jetzt träumt Keiner mehr in Deutſchland. Das Lied vom 18. Oktober beginnt mit folgender Strophe, deren Kraft eine matte Ueberſetzung nie ganz wiederzugeben vermöchte.

Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der ſänge wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied, wie Schwertesſtreich,
Nicht ſo wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich.

Nun wohl! der Dichter, der ſich von ſo himmliſcher Eingebung beſeelt fühlte, hatte nicht den Muth ſeine göttliche Sendung zu erfüllen und all ſeine Gedanken zu offenbaren. Er läßt die Flügel ſinken und ſagt mit thränenweicher Stimme wie vom Kanzelſtuhle zu den deutſchen Fürſten:

Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker löſten,
Wenn ihre Treue ſie erprobt,
So iſt's an euch, nicht zu vertröſten,
Zu leiſten jetzt, was ihr gelobt.

Doch nicht in dieſer Weiſe muß man zu den Mächtigen ſprechen, wenn ſie ungerecht ſind; dann muß man gar nicht mit ihnen ſprechen, man muß ihnen imponiren und ſie ſchrecken, denn Furcht iſt ihre einzige Gerechtigkeit, und Angſt ihre ganze Moral.

Und nachdem er ſo die Fürſten zurecht gewieſen, die ihr Wort vergeſſen, ſagt Uhland auch dem Volke die Wahrheit. Es iſt das bei der Mehrzahl der liberalen Schriftſteller in Deutſchland beliebte Schaukelſpiel. Sie halten mit zitternder Hand die Wage der Unparteilichkeit zwiſchen der Gewalt und dem Volk; aber nur die Furcht, der erſteren Unrecht zu thun, macht ſie zittern. Aus dieſem Grunde werfen ſie, ſobald ſie in die Schale der Souveräne eine Handvoll Wahrheiten geworfen, alsbald eine andere in die Schale der Unterthanen. Dieſe guten Leute vergeſſen, daß, weil das Gewicht zwiſchen beiden gewöhnlich nicht gleich, das Gleichgewicht nie durch eine gleiche Vertheilung der Vorwürfe und Verweiſe wiederhergeſtellt werden kann.

Die Franzoſen haben ihre Könige ſelten gehaßt, aber zu allen Zeiten haben ſie dieſelben mit Spott verfolgt, ſelbſt die, welche ſie liebten. Dieſe Spottluſt iſt ſowol für die Regierung wie für das Land ein nicht zu verachtendes Schutzmittel. Iſt die Regierung eine gerechte, ſo kräftigt ſie die Satire, wie die ſcharfe Luft die geſunden Körper noch mehr ſtärkt; iſt ſie eine ungerechte, ſo macht der Spott ſie vorſichtig und weckt ihre Beſonnenheit. Die Deutſchen verſpotten ihre Herren nie, ſelbſt wenn ſie dieſelben haſſen; denn in den Augen der Deutſchen iſt jede Autorität ein Ausfluß der Gottheit, etwas Heiliges, und ſelbſt der Haß gegen die Autorität hat etwas Religiöſes, das allen Scherz verbietet. Uhland ſingt:

Der Deutſche ehrt zu allen Zeiten
Der Fürſten heiligen Beruf.

In deutſcher Sprache macht ſich das ſchön, in der franzöſiſchen klingt es lächerlich, und dürfte allenfalls zu Bonbonsdeviſen verwendet werden.

Dieſer Mangel an heiterem Scherz in den politiſchen Aeußerungen des deutſchen Volks kann einſt die Lage ſeiner Fürſten ſehr gefahrvoll machen. Da es zwiſchen Mißfallen und entſchiedenem Haß keinen beſtimmten Uebergangspunkt gibt, da man die Regierung erſt lächerlich findet, wenn man ſie haſſen gelernt, ſo wird auch die Gewalt einſt durch ein allgemeines unbeſiegbares Mißvergnügen ſich überraſcht ſehen, das kein Zeichen vorher verkündigte.

Die Deutſchen lieben demohngeachtet den thatloſen Scherz; ſie verhöhnen ihre Unterdrücker nicht, aber ſie ſpotten über ſich ſelbſt und ihr Unglück. Sie ſind nie heiterer, als wenn ſie nach einer Ungezogenheit von ihren Herren tüchtig geknutet worden ſind. Man hüte ſich indeß darin ein Zeichen von Verzagtheit zu erblicken; es iſt im Gegentheil einer der rührendſten, edelſten Züge in dem deutſchen Charakter. Die Deutſchen ſind ſo fromm und ſo von Herzen demüthig, daß ſie bei Widerwärtigkeiten eher ihr Ungeſchick als die Ungerechtigkeit des Himmels anklagen.

Die Deutſchen haben, wenn ſie von der Willkür und der Gewaltthätigkeit ihrer Herren gereizt worden, mehr Muth gegen ſie zu handeln als zu ſprechen. Die Erbitterung bewegt eher ihren Arm als ihre Zunge. Iſt es nich merkwürdig, daß die Deutſchen, ſo tapfer auf dem Schlachtfeld als je ein Volk der Erde, welche die Muthigſten als Zeugen ihres Muthes aufrufen könnten, ſo ſchüchtern vor ihren Großen ſind und ſich ſo ſcheuen ihren Vorgeſetzten gegenüber ſich als Männer von Herz zu zeigen?

Alle früher von den alten germaniſchen Völkern eroberten Länder, England, Frankreich, Spanien, haben nach und nach ihre Ketten zerbrochen, die ſchmählichen Zeichen ihrer Knechtſchaft verwiſcht und ſich ihre Freiheit wiedererrungen. Aber die Eroberer ſelbſt, die germaniſchen Völker, ſind bis auf den heutigen Tag unter unbeſchränkter Herrſchaft geblieben. Italien hat in unſerer Zeit ſeine Befreiung wenigſtens verſucht, und es läßt ſich vorausſehn, daß es eher als Deutſchland frei wird. Woher kommt es nun, daß das Volk, welches das römiſche Weltreich ſtürzte und die damals bekannte Welt ſich unterwarf, die auf ihm ſelbſt laſtende Tirannei nicht zu bewältigen vermag und in ſeinem eignen Lande ſich hat unterjochen laſſen?

Montesquieu ſagt, die Freiheit ſei aus Germaniens Wäldern hervorgegangen, das iſt wahr, aber ſie iſt ſeitdem nicht wieder dahin zurückgekehrt. Ein alter Chronikenſchreiber, den Thierry in ſeiner trefflichen Geſchichte der Eroberung Englands anführt, macht eine überraſchende Bemerkung, die ſich auf unſern Gegenſtand bezieht. »Alle Gallier ohne Ausnahme, ſagt dieſer Geſchichtſchreiber, ſelbſt in den unterſten Klaſſen, haben von der Natur eine gewaltige Zungenfertigkeit und ſprechen vor den Fürſten und Großen mit der höchſten Entſchiedenheit; die Italiener und die Franzoſen ſcheinen dieſe Eigenſchaft noch zu beſitzen, aber man findet ſie weder bei den eingebornen Engländern, noch bei den Sachſen in Germanien, noch bei den Deutſchen. Man wird als Grund des Mangels an Freimuth bei den Engländern ohne Zweifel ihre gegenwärtige Knechtſchaft nennen, aber dies iſt nicht die wahre Urſache dieſes Unterſchiedes, denn die Sachſen auf dem Feſtlande ſind frei, und man bemerkt an ihnen dieſelbe Schwäche.«

Wir glauben in folgender Weiſe dieſe Frage löſen zu können, welche, wie wir geſehen, ſchon den Scharfſinn eines Beobachters aus dem Mittelalter beſchäftigte. Die Völker unterjochter Länder müſſen naturgemäß ihre Unterdrücker haſſen. Nun gibt aber der Haß Beredſamkeit, und um ſo mehr wenn ihm die Macht zu handeln und ſich zu rächen fehlt. Aber dieſe Beredtſamkeit eines unterdrückten Volkes bildet eine furchtbare Vereinigung und Zuſammenhäufung aller Gedanken, Schmerzen und Klagen der Einzelnen, welche mit der Zeit zu einem thätlichen Ausbruch ſich geſtalten muß. Wenn dann der Widerſtand eines unterdrückten Volkes ganz erloſchen, wenn die Ruhe in den eroberten Ländern wiederhergeſtellt, wenn der Raub verzehrt iſt, dann wenden die Gewaltthätigkeit, die Raubſucht und die Herrſchbegierde der Eroberer, in Ermangelung anderer Opfer ſich gegen die Eroberer ſelbſt. Der König beugt die hohen Barone, die Barone unterdrücken ihre Vaſallen, und jeder Niedere wird von dem Höherſtehenden gemißhandelt. Dann machen die Ohnmächtigen, die Unterdrückten aus dem Eroberervolke mit den Unterjochten des beſiegten Volkes gemeinſchaftliche Sache, und verbinden ſich mit den alten Einwohnern des Landes zum Widerſtand gegen die Tirannei. Das iſt in England geſchehen, wo die Barone, d. h. die alten Eroberer, ſich mit den Gemeinen, d. h. mit den

Abkömmlingen des unterjochten Volkes verbanden, um die königliche Gewalt zu beſchränken.

Bei den Eroberervölkern in ihrem eignen Lande aber, iſt der Gehorſam das einzige Band, welches den Einen mit dem Andern, die Niederen mit den Höheren und dieſe mit ihrem Heerführer verbindet, und der Gehorſam iſt ſtumm. In einem ſolchen Lande kann der Despotismus Alles wagen, denn die Unterdrückten, an einen ſchweigenden Gehorſam gewöhnt, ſehen ſchon in der Klage eine Empörung. Dort nennt man den Gehorſam Treue. Selbſt wenn die Unzufriedenheit allgemein würde, könnte es zu keinem Ausbruch kommen, denn da die Bürger nie öffentlich ſprechen und klagen dürfen, ſo hält ſich Jeder für den einzigen Mißvergnügten und erfährt nie, daß ſeine perſönliche Anſicht die allgemeine iſt. Außerdem finden hier die Unzufriedenen nicht, gleich den Eroberern in den beſiegten Ländern, in den unterjochten früheren Bewohnern des Landes Verbündete, und da es ihnen ſo an Herz und an Ermuthigung gebricht, vermögen ſie ihr Joch nicht abzuſchütteln.

In dieſem Fall befinden ſich die Deutſchen der Gegenwart. Es ſind zwar alte entlaſſene Soldaten, aber noch gewöhnt an die Kriegszucht. Wenn ein alter Soldat, der längſt in den Bürgerſtand zurückgetreten, einen Offizier vorübergehen ſieht, ſo richtet er ſich auf und grüßt ihn ohne es zu wollen, nach militäriſcher Art. Jeder Deutſche ſieht in ſeinem Oberen einen Offizier. Er könnte ihn im Zorne tödten; aber nie wird er ſich einen Scherz der Vertraulichkeit gegen ihn erlauben.

Uhland ſelbſt iſt dieſer traurigen Verblendung deutſcher Gemüther unterworfen. Er fühlt nicht, daß er, indem er beſingt, was er Treue nennt, nur die gewaltſam auferlegten, niederdrückenden und aller Poeſie fernen Pflichten militäriſcher Zucht beſingt.

Wie müſſen Berangers Lieder die franzöſiſchen Verbannten in fremdem Lande erquickt haben! Wie müſſen ſich nicht dieſe an fernem Geſtad gefreut haben, als ſie ihre verworfenen und geiſtloſen Feinde dem Hohne aller Völker vom gewichtigen Geſetzgeber bis zum Pariſer Gaſſenjungen ausgeſetzt ſahen! Doch die Ungunſt des Himmels hat dem Schmerz der geächteten Deutſchen dieſes Linderungsmittel verſagt. Ihre Landsleute, widerſpenſtige Rekruten der Freiheit, welchen jedoch die Beute des Sieges gefällt, flüchten ſich nach Nordamerika oder ſchmachten nach dem Monde, wo ſie nach ihrem Tode die größte politiſche Glückſeligkeit zu erlangen und die Süßigkeiten der Preßfreiheit mit Sang und Klang zu genießen hoffen. Es fehlt ihnen an Muth oder an Luſt, um kühne Männer, die nur für ihre Liebe zu ihren undankbaren Mitbürgern leiden, in ihrem Unglück aufzurichten.

Beranger beſingt die Unglücklichen und die Beſiegten, und wenn er den Sieg beſingt, ſo iſt es ein Triumph, den die Freiheit errang. Uhland beſingt Helden und Sieger, aber nur die Siege der Könige. Meint jedoch nicht, dies geſchehe aus Mangel an hochherzigem Gefühl, an dem Niemand reicher iſt als Uhland, oder es ſei eine niedere Schmeichelei und feile Selbſtſucht; keineswegs. In Deutſchland iſt das Genie rein und tugendhaft, und man beſticht nur die Schriftſteller, bei denen es nicht den Preis der Verführung lohnt. Uhland aber und mit ihm die Mehrzahl der Geiſter erſten Ranges in Deutſchland, finden nur das groß und bewunderungswürdig, was ſeit Jahrhunderten groß war und was eine Reihe von Geſchlechtern bewunderte. Alles Neuere verachten ſie als vorübergehend; und wären ſie bei der Erſchaffung der Welt zugegen geweſen, ſo würden ſie die Werke Gottes als eine Neuerung, eine Mode des Tages belächelt haben. Sie verehren nur die alte, ererbte Größe und den alten Ruhm, und ſelbſt die Freiheit hat keinen Werth in ihren Augen, wenn ſie nicht überliefert ward. Es iſt vergeblich ihnen zu zeigen, daß die erhabenen Gegenſtände ihrer Verehrung entblätterte, entlaubte, durch die Zeit und die Stürme zerſtörte Eichen, daß ſie erſtorben ſind, ſie ſchütteln den Kopf, deuten auf ihre tiefen, weitverbreiteten Wurzeln hin, und rühmen uns den feſten Grund eines längſt eingeſunkenen Gebäudes.

Die bezeichneten Dichter und Schriftſteller üben einen beklagenswerthen Einfluß auf den Nationalgeiſt des deutſchen Volkes. Sie begreifen nicht ihre erhabene Aufgabe an der Heranbildung des Volkes zu arbeiten und es vorzubereiten für das Leben der Zukunft. Sie nehmen an ſeinen kindiſchen Spielen Theil, ſie lachen und weinen mit ihm; aber ſie lachen wie Narren und Kinder und weinen wie Weiber. Leute von tüchtiger Geſinnung dürfen in dieſem ernſten Jahrhundert nicht ſpielen, in ſo trauriger Zeit nicht lachen; ſie dürfen nur weinen vor Zorn und nicht in ſüßen Thränen poetiſcher Rührung zerfließen.

Die Zeiten von ehemals, deren Geiſt Beranger und Uhland in ihren Dichtungen widerſpiegeln, ſind vorüber. Die Franzoſen zehren noch, aus Mangel an Befriedigung, in der Gegenwart an den Hoffnungen, die ihnen Beranger gereicht; die Deutſchen ſchwelgen, aus Mangel an Hoffnungen, noch in den Erinnerungen, welche ihnen Uhland bietet. Doch in Deutſchland hat man kein Herz für das Mittelalter, und in Frankreich haßt man die Jeſuiten und »Mirmidonen« nicht mehr; dort hat die Liebe, hier der Haß ſeinen Gegenſtand gewechſelt.

In ſeinen Balladen und Romanzen wird Uhland von keinem Dichter Deutſchlands übertroffen, und nur Goethe kommt ihm gleich, aber auch nicht immer. Die Worte ſind ſo ſchön, die Verſe ſo melodiſch, daß man ſie beim Leſen faſt ſingen möchte. Die Saiten der Leier, denen dieſe unvergleichlichen Verſe entſtrömen, gleichen den goldenen glühenden Strahlen der Juliſonne. Beſäße die deutſche Literatur einzig nur Uhlands Gedichte, ſelbſt dann würde die Mühe, eine Sprache zu ſtudiren, welche der glänzendſten Phantaſie und der Fülle des edelſten der Herzen genügt, immer noch reichlich belohnt ſein. Man ſollte eine ſeiner herrlichen Balladen überſetzen, nicht in der Hoffnung ein treues Bild davon zu geben, ſondern einzig als Verſuch, als Probe, um die Franzoſen anzuregen, ſie im Original zu leſen.

Des Sängers Fluch.

Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß, ſo hoch und hehr,
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin ſprangen friſche Bronnen in Regenbogenglanz.

Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich,
Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter nnd ſo bleich:
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wuth,
Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte ſprach zum Jungen: „nun ſei bereit, mein Sohn!
Denk' unſrer tiefſten Lieder, ſtimm' an den vollſten Ton,
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs ſteinern Herz."

Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal,
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blutger Nordlichtſchein,
Die Königin, ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll,
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwiſchen, wie dumpfer Geiſterchor.

Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Die Höflingsſchaar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs trotzige Krieger, ſie beugen ſich vor Gott,
Die Königin zerfloſſen in Wehmuth und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet, verführt ihr nun mein Weib?"
Der König ſchreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft ſein Schwert, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
Draus, ſtatt der goldnen Lieder, ein Blutſtrahl hochauf ſpringt.

Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm,
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie aller Harfen Preis,
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt,
Dann ruft er, daß es ſchaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr ſtolzen Hallen! nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Geſang,

Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieſes Todten entſtelltes Angeſicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen verſteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umſonſt ſei all' dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name ſei vergeſſen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen ſind zerſtört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verſchwund'ner Pracht,
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.

Und rings, ſtatt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,

Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Verſunken und vergeſſen! das iſt des Sängers Fluch.

— Diejenigen von Uhlands Leſern, welche der unbefleckten Muſe des Dichters vielleicht müde ſind, können ſich durch die Romanze: »Der Graf von Eberſtein« erholen. Nachdem ſie dieſelbe geleſen, werden ſie ſagen: aber er gehört doch zu uns!

Menzels Franzoſenfreſſerei.*)

Herr Menzel in Stuttgart iſt einer der ausgezeichnetſten Schriftſteller Deutſchlands. Ohne einige mit Recht geſchätzte dichteriſche Werke in Anſchlag zu bringen, hat er ſich durch die Herausgabe einer »Geſchichte der Deutſchen« und einer »Geſchichte der deutſchen Literatur« verdienten Ruf erworben. In der erſteren hat der Verfaſſer bewieſen, daß er einen ſpröden Gegenſtand zu bewältigen und zerſtreuten Ereigniſſen und zuſammenhangsloſen Epochen eine epiſche Einheit zu geben wiſſe. Zugleich beſitzt er die Kunſt, durch eine klare, anziehende und oft glänzende Darſtellung das Reſultat dieſer ermüdenden, kleinlichen und trockenen Forſchungen, die man in Deutſchland unerbittlich von jedem Geſchichtsſchreiber verlangt, zu beleben. Auch iſt ſein Buch das volksthümlichſte und verbreitetſte von allen Geſchichtswerken Deutſchlands. Mit ſeiner »Geſchichte der deutſchen Literatur« hat Herr Menzel einem allgemein gefühlten Bedürfniß abgeholfen, und mit ſo viel Erfolg, daß er einen Nebenbuhler, den er übrigens nie gefunden, nicht hätte fürchten dürfen. Alle andern Werke über dieſen Gegenſtand ſind entweder unvollſtändig, da ſie nur einzelne Epochen oder einzelne Zweige der Literatur behandeln, oder nur chronologiſche Abriſſe ohne Geiſt und Leben. Herr Menzel iſt der erſte geweſen und bis auf den heutigen Tag der einzige geblieben, welcher ein lebensvolles Bild der Literatur ſeines Vaterlandes, in dem die deutſche Nationalität ſich treu wiederſpiegelt, aufgeſtellt hat. Jeder Fremde, der ſich mit der deutſchen Literatur befaßt, muß das ausgezeichnete Werk Menzels, von dem vor Kurzem eine neue Auflage erſchien, leſen und ſtudiren.

---

*) Aus der Balance, Januar. 1836.

Derſelbe Schriftſteller redigirt ſeit einigen Jahren ein »Literaturblatt«, das einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübt und oft über das Schickſal der Schriftſteller und ihrer Werke entſcheidet. Die Kritik befindet ſich in Deutſchland ſeit dreißig Jahren entweder in den Händen des literariſchen Pöbels, der ſich den Buchhändlern verkauft und ohne Bildung, ohne Geſchmack und ohne Gewiſſen mit Schimpfreden oder mit gedankenloſem Beifallsgeſchrei jede neue Erſcheinung empfängt und ſie nach dem Gefallen ſeiner Laune oder Leidenſchaft beurtheilt; oder ſie befindet ſich in den Händen der hohen Barone der Literatur, welche mit offizieller Herzloſigkeit und diplomatiſcher Kälte keinen Sinn dafür haben, Kenntniſſe zu verbreiten, ſondern ſie allein für ihren engen Kreis zu ſammeln und in die beſchränkte Sphäre der Gelehrten zu bannen ſuchen. Dieſe ariſtokratiſche Kritik ſchreibt über große unverſtändliche Bücher kleine noch unverſtändlichere Abhandlungen; weit entfernt das Urtheil der Leſer richtig zu leiten, dient ſie nur dazu, daſſelbe zu verwirren; ſie raubt den ungebildeten Klaſſen den Geſchmack an den Studien und bereichert die geiſtigen Güter des Landes nicht. Dieſe großen Literaturrichter legen nie ihre Doktormiene ab und ſprechen ſelbſt von einem Roman nur im Kanzleiſtile.

Mit ſeinem Literaturblatte hat Herr Menzel die Geſtalt der Kritik in Deutſchland geändert. Indem er Gelehrſamkeit mit dem feinen Geſchmack eines gebildeten Mannes und der Sprache eines Dichters verband, hat er einer großen Zahl von mehr oder minder glücklichen Nachahmern als Vorbild gedient. Seitdem ward die Kenntniß der Geſetze des Schönen und Wahren, welche bei literariſchen Urtheilen ſtets die Entſcheidung gaben, die aber der Fachſtil für die Mehrzahl der Leſer ganz unverſtändlich gemacht hatte, allgemein zugänglich. Herr Menzel gab zugleich ein ſeltenes Beiſpiel von Unparteilichkeit. Nie hat er ſeine Stellung und ſeinen Einfluß gemißbraucht, nie hat er ſeine Freunde geſchont oder ſeine Gegner verfolgt; Gerechtigkeit, oder was ihm als ſolche erſchien, hat ihn ſtets bei ſeinen Urtheilen geleitet.

Wenn wir bis jetzt nur von Herrn Menzel's Verdienſt redeten, ſo wollten wir einzig darauf hindeuten, welchen Einfluß die Urtheile eines Gelehrten dieſer Art auf ſeine Landsleute ausüben müſſen, wir wollten zeigen, daß wir uns zu ſeinen Verehrern zählen und daß wir ihm nur ungern Fehler vorwerfen, welche ſeine rühmlichen Eigenſchaften zwar nicht aufheben, aber einen großen Theil in ihrer Wirkung ſchwächen. Wir meinen ſeinen blinden Franzoſenhaß, jene unglückliche Leidenſchaft, die ſeinem glänzenden Geiſt einen leichten Anſtrich von Albernheit gibt. Nur in Deutſchland findet man ſolche Menſchen, die geiſtreich und ſchwachſinnig zugleich ſind.

Wäre dieſe widerliche Leidenſchaft des Herrn Menzel nur ein politiſcher Haß, ſo hätte man nicht nöthig, wenigſtens keine Eile, ſie zu bekämpfen. Jedermann hat ſeit vierzig Jahren die Wirkung beobachten können, welche der Parteigeiſt auf die Anſichten ſelbſt der redlichſten Menſchen ausübt. Aber Herrn Menzel's Haß iſt eine wiſſenſchaftliche, philoſophiſche, religiöſe und ſogar myſtiſche Leidenſchaft, um ſo gefährlicher, als der Mann, den ſie erfüllt, ein reines Gewiſſen und keine Ahnung davon hat, man werde ſeine Lehre zu Zwecken benutzen, die ſeinem Vaterlande Verderben drohn.

Herr Menzel iſt, wenn er über Frankreich urtheilt, zwanzig Jahre in Hinſicht auf die ſozialen Zuſtände dieſes Landes und was den moraliſchen betrifft, um ein halbes Jahrhundert zurück. Er kennt kein anderes politiſches Frankreich, als das des Kaiſerreichs, und keinen andern geiſtigen Standpunkt Frankreichs, als das Zeitalter Voltaire's. Wir glauben gern, daß dieſe Unwiſſenheit ſeine Gewiſſenhaftigkeit täuſcht. Aber ſeine Verblendung iſt ſo groß, daß er es ſelbſt wohl kaum gefühlt hat, daß ſein Haß gegen Frankreich es war, der ihn in ſeinem heftigen, ungerechten und unſinnigen Streite gegen das »junge Deutſchland« geleitet. Dieſe Erſcheinung, das »junge Deutſchland« iſt eines der bedeutſamſten, merkwürdigſten Ereigniſſe, die ſeit zwanzig Jahren ſich in Deutſchland zugetragen. Sobald dieſe politiſche Poſſe zu einer gewiſſen Entwickelung gediehen, wollen wir in einer unſerer ſpäteren Lieferungen ausführlich darüber ſprechen. Die franzöſiſchen Journale haben ſich mit ihr beſchäftigt, und bei dieſer Gelegenheit war unſer Erſtaunen groß, als wir ſahen, daß ſelbſt die gegen die Regierungen ſo mißtrauiſchen Journale, welche die verſtellte Sprache der Polizei aller Länder kennen mußten, blos die cenſirten deutſchen Blätter abſchrieben und ihren Leſern erzählten, das »junge Deutſchland« ſei eine geheime Verbindung. Dies iſt ganz unbegründet. Wenn in Deutſchland drei Perſonen dieſelbe Meinung äußern, ſo ergreift alsbald Schrecken die 34 Fürſten und 90 Miniſter, mit denen Gott dieſes Land geſegnet, ſie träumen von Verbindung, Verſchwörung, Revolution und Umſturz, und waffnen ſich mit aller Macht, um die gefährliche Dreieinigkeit aufzulöſen. Herr Menzel darf ſich ſeines über das »junge Deutſchland« errungenen Sieges nicht rühmen, die Denunziation des unbedeutendſten Polizei-Agenten hätte hingereicht, um den Verdacht dieſer armſeligen Feiglinge zu erwecken, die das Bewußtſein ihres Verraths und ihres Meineids nie ruhig ſchlafen läßt.

Wir wollen von Herrn Menzel's Grundſätzen und ſeiner Manier, die ſozialen Verhältniſſe zwiſchen Deutſchland und Frankreich aufzufaſſen, einige Pröbchen anführen. Wir entlehnen ſie dem von ihm redigirten Literaturblatt. Doch müſſen wir vorausſchicken, daß wir ungewiß ſind, ob Herr Menzel der Verfaſſer der betreffenden Artikel iſt. Sie haben den Stempel ſeines Talents nicht; da ſie aber das Gepräge ſeiner Anſichten tragen und Herr Menzel für ſeine Mitarbeiter verantwortlich iſt, ſo ändert es nichts in der Sache, ob er dieſe Artikel geſchrieben hat oder nicht.

Es handelt ſich um zwei poetiſche Produkte, das eine vom Baron Gaudy, einem Deutſchen, das andere von Dietz, einem Elſaſſer, aber gleichfalls in deutſcher Sprache verfaßt. Das erſte beſingt die Heldenthaten Napoleons, das zweite den Ruhm Frankreichs. Wir haben dieſe Schriften nicht geleſen, und die Kritiken des Literaturblattes haben uns nicht mit ihnen vertraut gemacht. Sie haben Herrn Menzel oder einem ſeiner Schüler nur als Mittel dienen müſſen, um die fremdartigſten Anſichten über die Nationalehre der Deutſchen und über ihre religiöſe und politiſche Pflicht, Frankreich zu haſſen, an den Tag zu fördern.

Folgendermaßen kündigt man Gaudy's Schrift an:

»Da beſingt ein deutſcher Freiherr den Napoleon. Iſt das auch Recht? Sind wir ſo unglücklich, keinen ſo großen Mann unter uns zu erzeugen, wie Napoleon war, wohlan, ſo laßt uns die Franzoſen beneiden. Nur geben wir uns nicht dazu her, den Triumph der Franzoſen noch durch unſer unwürdiges Zujauchzen zu vermehren. Dieſer Napoleon hat uns entehrt. Völker aber, welche jauchzen, wenn man ſie entehrt, ſind feile Hetären. Iſt denn in dieſem deutſchen Volk, iſt denn unter unſern Dichtern kein jungfräuliches Gefühl, das dieſem Zujauchzen widerſtrebt? Wer ſich in die Liebenswürdigkeit Napoleons vergafft, der folge ihm auch nach ſeinem Paris, wie es Heine gethan hat; aber auf deutſcher Erde iſt mit blutiger Schrift der Fluch der eiſernen Völkertyrannen eingeſchrieben, und Fluch dem deutſchen Sänger, der ſeine Laute entehrt, indem er den Tyrannen, den Schänder unſerer Ehre, nicht unſern größten Feind nur, nein, auch unſern größten Verächter zu beſingen ſich nicht ſchämt.«

Wie! Ihr ſeid ein Volk von 33 Millionen Menſchen, und Ihr beklagt Euch, von Napoleon beſchimpft und verachtet worden zu ſein? Ihr ſeid wahrlich allzu beſcheiden. Hat Napoleon etwa auch die Engländer und Spanier verachtet, die ſeine Feinde waren? Hat er etwa die Polen verachtet, die ſeine Verbündete waren? Aber beruhigt Euch, Ihr unglückſeligen Eunuchen der Nationalehre, die nicht Euch gehört, und die Ihr nur für den Gebrauch Eurer Sultane bewacht; nicht Euch, das deutſche Volk, die deutſchen Fürſten hat Napoleon verachtet, jene Fürſten des Rheinbundes, die vor ihm gekrochen, die in ſeinem

Vorzimmer wie Bediente Wache gehalten, die um den Titel eines Königs, eines Großherzogs, eines Herzogs, die um die Erlaubniß, ſich der armſeligen Reſte von Freiheit zu bemächtigen, die ihren Unterthanen von ihrem ganzen Erbe noch übrig geblieben, und um die Nachſicht, in ihren Präfekturen die Despoten ſpielen zu dürfen, ihm ihre Völker verkauften und ihm halfen, ihre Landsleute zu unterdrücken und Preußen zu vernichten, das ſie gegen Oeſtreich geſchützt, und Oeſtreich, deſſen Vaſallen ſie waren. Dieſe Fürſten waren es, welche Napoleon mit Recht, aber zu ſeinem Verderben nicht genug verachtet, denn er hat ſich von ihnen betrügen laſſen.

— Jetzt zu Herrn Dietz:

»Dieſe Gedichte ſind urſprünglich deutſch geſchrieben, ſie ſind keine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, und doch verſteht Herr Dietz unter dem Vaterlande, auf deſſen Weihaltar er ſeine Opferflammen*) lodern läßt, nicht das Land ſeiner Mutterſprache, ſondern Frankreich. Ein deutſcher Dichter beſingt in deutſchen Verſen ſein Vaterland, und dieſes Vaterland iſt nicht Deutſchland. Braucht es mehr, um unſere tiefſte Verachtung zu erwecken? Wir haben oft den Hohn der Franzoſen ertragen müſſen. Nun wohl, es ſind Franzoſen, es ſind unſere Erbfeinde, ſie haben ein Recht, ſich zu freuen, wenn ſie uns unterdrücken können. Wir wundern uns darüber nicht. Aber das iſt entſetzlich, daß Deutſche, die durch ſchändliche Liſt und Gewalt unter die franzöſiſche Herrſchaft gebracht worden ſind, ſich ſofort ohne alles Bedenken für Franzoſen nicht nur ausgeben, ſondern ſogar halten und in deutſcher Zunge ein fremdes

---

*) Der Titel heißt: „Opferflammen auf des Vaterlandes Weihaltar.

Vaterland preiſen. Eine ſolche Niederträchtigkeit iſt in der Geſchichte der Völker unerhört. Noch nie war ein Volk in ſeiner Selbſtachtung ſo tief geſunken. Dieſer Elſäſſer Poet hat jedes Gefühl für Scham verloren, es fällt ihm gar nicht ein, welche furchtbare Schmach er auf den deutſchen Namen häuft, indem er in deutſcher Zunge ſein franzöſiſches Vaterland preiſt. Eine Menge Elſäſſer haben ſich im Dienſt der franzöſiſchen Republik und Napoleons Ruhm erworben. Dieſer Ruhm war in Wahrheit eine Schande, denn ſie ſtritten, geborne Deutſche, gegen Deutſchland. Aber ſie verleugneten wenigſtens ihre Nationalität, ſie hatten ſo viel Takt, wenigſtens nur franzöſiſch ſprechen, leben und ſein zu wollen. Man kann ihnen ihr Verbrechen gegen das Vaterland verzeihen, weil ſie Schicklichkeitsgefühl genug hatten, dieſe Verbrechen unter dem Namen von Franzoſen zu begehn. Aber dieſer Elſäſſer Poet unterſteht ſich, als Deutſcher in deutſcher Sprache von ſeinem Vaterlande zu ſprechen, und dieſes Vaterland iſt Frankreich! Eine ſolche Dummheit iſt unerhört, iſt nie dageweſen, und wir würden ſie gern nur lächerlich finden, wenn ſie uns nicht als eine Selbſtentehrung der Nation erzürnen müßte. Wie muß ein echter Franzoſe lachen, wenn er die ſervile Kriecherei ſolcher Deutſchen ſieht, die ſich ihm gern anvettern möchten. Aber eben weil der Franzoſe darüber lachen kann, ſollten wir darüber weinen, oder, da weinen weibiſch wäre, zürnen.«

Recht ſchön! Weinet nur nicht, denn weinen iſt weibiſch, aber ſeinem Zorn in Schimpfreden Luft machen, iſt nicht minder weibiſch. Ereifert Euch wie Männer, wie Helden. Ergreift die Waffen, Ihr hochherzigen Vertheidiger der Nationalehre, erobert das Elſaß wieder; aber eilt Euch, die Sache iſt dringend, bald werden die Feſtungen Spielberg, Ollmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenſtein, Hohenasberg für die väterlichen Bedürfniſſe Eurer Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Citadelle mehr gäbe, um Eurem Patriotismus als Prytaneum zu dienen. Allein bevor Ihr Euch den Gefahren des Ruhms ausſetzt, fragt die Elſäſſer, ob ſie einwilligen, wieder Deutſche zu werden, ob ſie ſich glücklich ſchätzen würden, ihren König gegen einen der deutſchen Bundesfürſten, ihre Deputirtenkammer gegen die Frankfurter Bundesverſammlung, die Freiheit der Preſſe gegen die ſchändliche Cenſur, die Nationalgarde gegen die Gendarmerie, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gegen geheime Tribunäle, die Jury gegen abhängige Richter und die Gleichheit der Stände gegen den Hochmuth und die Unverſchämtheit des Adels und der Satrapen zu vertauſchen. Fragt ſie das, und ſie werden Euch antworten: wir ſind die glühendſten und treueſten Patrioten unter allen Franzoſen, gerade weil wir an der deutſchen Grenze liegen.

Iſt der Elſäſſer Poet Dietz oder einer ſeiner Vorfahren für den Weſtphäliſchen Frieden verantwortlich? Hat Einer von ihnen als Bevollmächtigter dem Congreß zu Münſter beigewohnt? Haltet Euch an die Ahnherrn Eurer Fürſten, die für elende Sonderintereſſen in die Zerſtückelung des deutſchen Reichs gewilligt, einen Theil deſſelben an Frankreich, einen andern an Schweden abgetreten, und die, um unumſchränkte Herren ihrer Unterthanen zu werden, es nicht verſchmäht haben, zu fremder Herren Unterthanen ſich herabzuwürdigen. War es eine Niederträchtigkeit von Seiten Frankreichs, das Elſaß anzunehmen? Stiehlt man Völker und Provinzen ſchimpflicherweiſe wie ein Schnupftuch? Wenn es eine Schmach iſt, verkauft und vertauſcht zu werden, wie eine Heerde Vieh, ſo fällt die Schmach nicht auf Die zurück, welche ſie kaufen, ſondern auf Die, welche ſie verkaufen, und mehr noch auf die ſchafartigen Völker, welche ſich verkaufen laſſen.

Geht doch, Ihr ſtümpernden Liebhaber der Nationalehre! Es iſt ein Unglück, aber keine Schande, von einem fremden Volke beſiegt worden zu ſein, das iſt allen Völkern und den tapferſten begegnet; aber es iſt eine Schande, in ſeinem Vaterlande Sklave zu ſein. Der fremde Sieger macht uns wenigſtens das Recht nicht ſtreitig, ihn zu haſſen und uns an ihm zu rächen; indem er uns unterjocht und niederdrückt, verlangt er nicht zugleich unſere Liebe und unſere Achtung; aber die inländiſchen Tirannen zwingen uns, die Hand zu küſſen, die uns züchtigt. Die Ehre eines Volkes iſt, daß es wiſſe, frei zu ſein, ein Bedientenvolk hat keine Anſprüche auf Achtung zu machen. Was habt Ihr nöthig, zwei Jahrhunderte zurückzugehen, um im Elſaß Eure Nationalſchande zu ſuchen? Sie liegt Euch unter den Händen, ſie iſt von geſtern. In Spanien, dem Vaterlande der Inquiſition, beſteht Preßfreiheit, und in Deutſchland, dem Vaterlande Luthers, herrſcht die Cenſur! Ihr hungert nach Nationalehre, Ihr füttert Euch mit dem Siege, den vor achtzehnhundert Jahren Arminius über die Römer gewonnen, Ihr ernährt Euch armſelig mit der Aſche Eures Ruhmes, und die Varus von Frankfurt beſchimpfen und bedrohen Euch alle Tage! Wiſſet, daß dort die Schande iſt und daß auch dort die Ehre könnte ſein.

Dämmerungsgeſänge,

von

V. Hugo.*)

> Was ſie den Geiſt der Zeiten nennen,
> Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
> In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.
> Fauſt.

Wenn die Poeſie die allgemeine Geſchichte des menſchlichen Herzens iſt, ſo iſt die lyriſche Poeſie deſſen Chronik und Tagebuch. Sie umfaßt nicht die Jahreszeiten und die ſtarken Erſchütterungen der Seele, ſie berechnet nicht den Planetenlauf menſchlicher Schickſale, aber ſie beobachtet die wechſelnde Temperatur der Gefühle, ſie beſingt die Hoffnung des Morgens, die Schwüle des Mittags und die Traumbilder des Abends, ſie zählt die Schläge des Herzens, jene Nadelſtiche, jene himmliſchen Augenblicke, welche oft zwiſchen zwei Athemzügen das Leben aus einem Paradies in eine Hölle, oder aus einer Hölle in ein Paradies verwandeln. Man verlangt von dem lyriſchen Dichter keinen erhabenen Gleichmuth, kein immer heiteres Auge, keine unerſchütterlichen Grundſätze, keine Unwandelbarkeit der Anſichten oder gefaßter Geſichtspunkte. Nein, er nehme an allen Thorheiten Theil, er verliere ſich in alle Schwächen, Leiden und Freuden des kindlichen Menſchen, er verirre ſich mit den Verirrten, er weine mit den Betrübten, er theile ihre Beſorgniſſe und ihre Hoffnungen. Doch wenn er den Wankenden ſeine Hand reicht, darf er ſelbſt nie das Gleichgewicht verlieren, noch ſeine Freiheit aufgeben, wenn er ſich zu den Sklaven ihrer Leidenſchaften geſellt. Er beuge ſich, wie eine Mutter, die ihr Kind auffangen will, das ihre Arme zu erreichen ſucht, ſich dann wieder erhebt und das Kind an ihr Herz drückt; aber er beuge ſich nicht, um in dieſer Stellung zu verharren und ſich den Zwergverhältniſſen anzubequemen.

---

*) Aus der Balance, März. 1836.

Der wahre Dichter, der nicht blos ein poetiſcher Menſch iſt, wird nie von den Uebeln, die er heilen, noch von den Seelenſchmerzen, die er tröſten will, ergriffen. Aelter, als die Vergangenheit und jünger, als die Zeit, in der wir leben, ein Ebenbild Gottes und ein Zifferblatt der Ewigkeit, wird er nie ungeduldig und verzweifelt er nie. Erliegt er ſelbſt den Schwächen, aus welchen er Andere emporheben ſoll, ſo wird er vergebens die ſeinigen zu erklären und zu entſchuldigen ſuchen; Könige und Dichter, die ſich erklären und entſchuldigen, entſagen ihrer Würde und unterwerfen ihre Kronen und Lorbeeren dem launenvollen Urtheile der Menge.

Doch wahrlich, wir ſchämen uns, Frankreichs erhabenſtem Genie gegenüber ſo zu ſprechen, das wir mit all ſeinen Fehlern bewundern und lieben. Geziemt es uns ſchlichten Leuten der Proſa, die ſchlummernde Phantaſie eines großen Dichters zu wecken, der am Morgen die Folgen eines Rauſches fühlt? Ohne Zweifel, nein. Aber es handelt ſich hier weder um den Dichter noch um uns: es handelt ſich um etwas Anderes. Dieſe Dämmerungsgeſänge ſind Kinder der letzten Revolution, und ſie haben alle Züge ihrer Mutter; die Wirklichkeit war ſtärker, als die Phantaſie, der Dichter iſt dem Menſchen und der Menſch ſeiner Zeit erlegen. Victor Hugo hat ſeine Zeit gerichtet, wir beurtheilen ſeinen Richterſpruch: darum handelt es ſich.

Was erblicken wir in dieſem neuen Produkte Victor Hugo's? Die Gluth des Genie's oft verdunkelt von dem Rauche des Kummers; eine unruhige Haſt, als wenn das nahe Ende der Welt den Vers zwiſchen zwei Reimen abzubrechen drohte; den Dichter unſicher, nicht wiſſend, wohin er geht, woher er kommt, was er will und weil ihm der Grundgedanke fehlt, viele Gedichte ohne Titel laſſend, die ſo ohne Namen Findelkindern gleichen; eine ermattete, vor Langeweile gähnende Phantaſie, welche zwiſchen Wachen und Schlafen, zwiſchen Poeſie und Proſa ſchwankt. Worte, Ideen, die an poetiſche Ordnung gewöhnt, ſich ohne Commando von ſelbſt in metriſche Linien reihen; einen mit düſterem Zorn auf einen unglücklichen Selbſtmörder geſchleuderten wilden Fluch, der uns mehr erſchreckt, als der häßliche Leichnam, über den er ſich entladet. Wer den Todten nicht verzeihen kann, wird der je den Lebenden verzeihen können?

Le poète, en ses chants où l'amertume abonde,
Reflétait, écho triste et calme cependant,
Tout ce que l'ame rêve et tout ce que le monde
Chante, bégaie ou dit dans l'ombre en attendant! *)

---

*) Der Dichter hallte in ſeinen Geſängen voll überfließender Bitterkeit, ein trauriges und doch ruhiges Echo, Alles

Aber wie, wenn der Dichter voll Bitterkeit, wenn er krank wäre? Wenn er durch ſeine eigene Heilung die ganze Welt heilte? In düſterer Trauer über dieſen ſeltſamen dämmernden Zuſtand der Seele und der Geſellſchaft in dem jetzigen Jahrhundert, erklärt er nicht zu wiſſen, ob es ein ſcheidender oder ein beginnender Tag ſei. Aber im Reiche der Dichtkunſt geht die Sonne nicht unter; die Welt der Dichtkunſt iſt von Kryſtall, durchſichtig, und der Dichter braucht nicht um ſie herum zu wandern, um die andere Hemiſphäre zu erreichen, um in der Zukunft zu leben. Der gewöhnliche Menſch heirathet die Hoffnung, die Mutter der Verzweiflung; doch dem Dichter und dem Propheten geht die Gewißheit zur Seite.

Wir müſſen den Dichter auf den Rath verweiſen, den er uns gibt, den er aber ſelbſt nicht benutzt:

Marchons les yeux toujours tournés vers le soleil,
Nous ne verrons pas l'ombre! *)

Wir wenden auf ihn folgende Verſe an, obwol er ſie ganz anders gedeutet:

Ils tombent comme nous, malgré leur fol orgueil
  Et leur vaine amertume;
Les flots les plus hautains, dès qu'il vient un écueil,
  S'écroulent en écume. **)

---

wider, was indeß die Seele träumt und was die Welt im Schatten ſingt, lallt oder ſpricht.

*) Schreiten wir hin, das Auge zur Sonne gewendet,
  So werden wir keinen Schatten ſehn!

**) Sie fallen wie wir, trotz ihres thörichten Stolzes und ihrer eitlen Bitterkeit; die höchſten Wogen zerſprühen an der nächſten Klippe in Schaum.

Früher Gefangener der klaſſiſchen, jetzt Schließer der romantiſchen Schule, habt Ihr beträchtlich an Unbefangenheit verloren und wenig an Freiheit gewonnen. Wäre die Poeſie eine Gemüthskrankheit, ſo verdienten die klaſſiſchen Leiden einen großen Vorzug vor den romantiſchen. Jene ſind einfach, wenig verwickelt, leicht erkennbar und leicht zu heilen. Liebe, Haß, Eiferſucht, Ehrgeiz und Fanatismus, das iſt faſt die ganze Krankheitslehre eines klaſſiſchen Hospitals. Doch welches Mittel ſoll man gegen ein Uebel anwenden, das ſich in jeder Viertelſtunde nach allen Weltgegenden dreht? Wie Euch tröſten, wenn Ihr ſelbſt nicht wiſſet, worüber Ihr Euch zu beklagen habt? Nein, die Poeſie iſt die Geſundheit des Gemüths, Ihr haltet Euch für krank, Ihr ſeid es nicht: Ihr ſeld ſchwermüthig. Sprechen wir weiter hierüber; wir kennen dieſen Zuſtand.

Die Beſchäftigung fehlt Euch, Ihr gönnt Euren Gemüthern nicht die nöthige Bewegung. Ihr geht aus der Chauſſee d'Antin durch das Palais royal nach den Tuilerien, und dann verlaßt Ihr die Tuilerien, um auf demſelben Wege in die Chauſſee d'Antin zurückkehren. Und dann ſeid Ihr innerlich Gefangene Eurer niedlichen kleinen Sprache, die Euch lächelnd in einem Seidennetz fängt, wo Ihr von Maſche zu Maſche ſpringt und Euch über andere Leute ärgert, die ſo hart, ſo rauh, ſo hölzern und ſteinern ſind. Wagt Euch zu befreien, ſucht das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie zu vergeſſen und fremde Sprachen zu erlernen. Verlaſſet Paris, geht auf Reiſen, aber reiſet nicht wie Ihr gewöhnlich zu thun pflegt, auf dem Rückſitz, den Blick beſtändig nach Paris gerichtet. Wenn Ihr im Mittelmeere Begeiſterung ſchöpft, nur um die Planken des Thores St. Martin damit zu benetzen; wenn Ihr auf dem

Oelberg oder am Rande des Aetnakraters blos Gedanken à la Renduel habt, dann könnt Ihr lieber zu Hauſe bleiben.

Wir, die wir älter ſind und doch die Menſchheit achten und lieben, müſſen über dieſe jungen romantiſch-philoſophiſchen Dichter erſtaunen, die mit dreißig Jahren ſchon den Winter im Herzen haben und ſich in ihre Menſchenverachtung wie in einen Pelz einhüllen. Nein, jene drei Arrondiſſements von Paris, die Eure Welt bilden, ſind nicht Paris, und Paris iſt nicht Frankreich, und Frankreich iſt nicht die Welt. Wir, die wir nicht an der Scholle dieſes oder jenes Viertels kleben; wir, die wir uns in den Dienſt keiner Revue, keines Feuilletons begeben, wiſſen, daß es noch Tugenden gibt unter den Menſchen, noch Sitte, noch Uneigennützigkeit, Aufrichtigkeit, Freimüthigkeit, Treue, Ueberzeugung, Freundſchaft und Glück. Auch wir zweifeln öfters, aber der Zweifel dünkt uns nicht eine »abſcheuliche Hefe«, welche die Ueberzeugung in allen Gemüthern zurückläßt: wir betrachten ihn wie eine Wolke, die einige Zeit das Licht verdunkelt und dann als Regen niederfällt, um den Boden der Wahrheit zu benetzen und zu befruchten. Ihr verzweifelt in der ruhigen Zeit, in der wir leben, was werdet Ihr erſt thun, wenn der Sturm ausbricht? Wenn Ihr nicht Euer Glück ertragen könnt, wie werdet Ihr das Unglück ertragen? Das ſoziale Leben vergiftet Euer häusliches Leben; was iſt aber ſoziales Leben? was iſt die Stadt? Die Familienväter bilden die Gemeinden, die Häuſer bilden die Straße, und Ihr ſelbſt erklärt:

Il est plus difficile, et c'est d'un plus grand poids,
De relever les moeurs que d'abattre les rois. *)

---

*) Viel ſchwerer iſts und von weit größerem Gewicht, die Sitten zu heben als die Könige niederzuſchmettern.

Wenn Ihr nicht mit dem Erbe, das Eure Väter Euch hinterlaſſen haben, Euch begnügt, ſo ſeid Ihr Undankbare. Dieſes Erbe, das Euch im Schlafe gekommen, iſt gleichwol reich genug; wenn es Euch nicht genügt, wohlan arbeitet, wie Eure Väter gethan, und dann, wenn Euch der Himmel Euern Lohn vorenthält, aber nur dann, habt Ihr das Recht mit ihm zu grollen.

Wenn Ihr in der Einſamkeit Eurer Gedanken Euch fragt: Warum iſt es uns nicht gelungen? warum waren ſo große Anſtrengungen vergebens? warum haben ſuns ſo viel Hoffnungen getäuſcht? dann wird Euch die Stimme des Gewiſſens, welche das Geräuſch der Welt lange Zeit erſticken und unterdrücken kann, die aber, wenn ſie ſpricht, niemals lügt, antworten: Ihr habet kein Recht Euch zu beklagen. Nein, alle Verſprechen ſind erfüllt, keine Eurer Hoffnungen hat Euch getäuſcht, Ihr habt das Ziel erreicht, das Ihr Euch im Anfang geſteckt; wenn Ihr aber auf dem halben Wege das Ziel geändert, ohne den Weg zu ändern, und es dann verfehlt habt, ſo müßt Ihr nicht Euer ungünſtiges Geſchick, ſondern Euch ſelbſt anklagen. Blos wünſchen, iſt nicht wollen: wollen iſt können. Jeder Menſch, und mit weit größerem Recht jedes Volk, vermag was es will. Das Glück weiſt die Bettler ab, aber es bewilligt Alles, was man gebieteriſch von ihm fordert.

Das achtzehnte Jahrhundert hat das neunzehnte nicht belogen, es hat alle ſeine Verpflichtungen erfüllt: Ihr habt von ihm nichts mehr zu fordern. Sein gigantiſches Programm hat ſich vor Euren Augen bis zum letzten Blatt feierlich entrollt. Die Literatur von damals hat ihre Wirkung gehabt; wenn Ihr Euch nach andern Früchten ſehnt, bedarf es neuer Saat und neuer Arbeit. Voltaire's Philoſophie, dieſe Quelle der Zeitgeſchichte, iſt erſchöpft, ſie iſt auf dem Trocknen. Die Schüler des Verfaſſers der Pucelle haben geſiegt, die Aktionnäre der Encyklopädie haben ihr Geſchäft vollzogen; worüber klagt Ihr? Wenn es Verluſte gibt, die nicht in unſerer Zeit begründet, welche alt ſind, ſo rührt dies daher, daß es Täuſchungen gibt, die ſchon alt ſind. Es iſt wol wahr, daß gewiſſe ſoziale Bedürfniſſe, welche noch jetzt ihre Befriedigung erwarten, in den erſten Zeiten der Revolution ſich ſchon fühlbar machten; aber damals wie heute war es nur die Begeiſterung hellſehender prophetiſcher Geiſter, das Aufwallen edler Herzen, war es nur Schaum, waren es nur Seifenblaſen. Der wahre Enthuſiasmus, der alle Hinderniſſe überwältigt, iſt das Austreten der Ueberzeugungsfluthen der ganzen Welt; doch es bedarf eines langen Ringens, bis die Meinungen Einzelner die Meinungen der Nationen werden, bis dieſe Meinungen ſich in Ueberzeugungen verwandeln und dieſe ihre Dämme durchbrechen.

Wie viel Anhänger zählen die Anſichten, welche über den beſtehenden Zuſtand hinausgehen? Sehr wenig; und wenn ſie viel zählten, ſo wäre es um ſo ſchlimmer, denn alsdann könnte man leicht beweiſen, daß die Vertheidiger der über ihre Zeit hinausragenden Ideen ſelbſt die Zahl und Stärke ihrer Partei nicht kennen, weil ſie nicht übereinſtimmen, weil ſie ſich nicht gezählt. Wären ſie einig und fühlten ſie ſich ſtark, warum wären ſie ſo verzagt! Wir würden dieſe Erklärung gewiſſer Verhältniſſe unſerer Zeit nur ungern für wahr erkennen.

Der Stand der Schriftſteller war ehedem ein prieſterlicher; heute iſt es ein Handwerk. Die Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts jagten nicht dem Glück nach, das Glück ſuchte ſie auf. Als die Vertreter der Humanität noch im Dachſtübchen wohnten, beſuchten ſie die Könige; ſeit ſie Staatszimmer gemiethet, kommen nur noch Bedient zu ihnen, um ihnen Einladungskarten zu überreichen, di für alle Welt lithographirt, nach Gutdünken mit dieſen oder jenem Namen ausgefüllt werden. Die Gelehrten ſind, als ſie die Treppen hinunterſtiegen, von ihrem Ruhm herabgeſtiegen. Als ſie noch arm waren, bettelten die Könige um ihren Beifall und erkauften ihn nicht. Wenn vormals ein ausgezeichneter Gelehrter in eine Geſellſchaft der vornehmen Welt trat, ſo war dies ein Ereigniß, das den Gang des Geſprächs und der Unterhaltung veränderte; heute wendet eine Frau nicht einmal den Kopf um, wenn man den Namen eines berühmten Dichters nennt, und Niemand läßt ſein Gefrornes ſchmelzen, um die Orakelſprüche des erſten Philoſophen ſeines Vaterlandes zu hören.

Im achtzehnten Jahrhundert nahmen die Gelehrten einen ſo hohen Rang in der Achtung ihrer Zeitgenoſſen ein, daß ſie nur ihre Aeußerungen fallen zu laſſen brauchten, und Jedermann beeilte ſich um die Wette dieſelben aufzuheben. Jetzt wo ſie ſich mit Jedermann auf gleiche Stufe geſtellt, verbreiten ſich ihre Lehren langſam von Haus zu Haus und erheben ſich nur mühſam bis zu den höhern Klaſſen, welche ſchon ihrer Stellung halber ſie nicht begünſtigen dürfen und die ſie gewöhnlich mit Verachtung von ſich weiſen. Vormals riß man ſich alle neuen Schriften eines ausgezeichneten Schriftſtellers aus den Händen, heute braucht man Prämien von 75000 Franken, um die Welt zum Leſen von Meiſterwerken zu bewegen. In Lotterien ausgeſpielt zu werden iſt eine verdiente Erniedrigung und Strafe für Menſchen, welche dem Glücksrade nachlaufen.

Die Gelehrten ſollten darnach ſtreben, ihre alte Macht wieder zu gewinnen, dadurch daß ſie ihre alte Unabhängigkeit wieder erlangten; wenn man von ſeinen eigenen Leidenſchaften gemeiſtert wird, ſo iſt es eine lächerliche Anmaßung, die Könige meiſtern zu wollen. Ueberlaßt das Feld der Politik den verderblichen Anſchlägen der Feinde des Fortſchritts; ihre Stärke entſpringt aus ihrer Einheit, und ihre Einheit entſpringt aus Eurem Widerſtand. Seit zwanzig Jahren hat Eure drohende Haltung den Ausſaugern der Menſchheit gegenüber dieſe gezwungen, vereinigt in Frieden zu leben, einander zu ſchonen und in ihren gegenſeitigen Anſprüchen eine Mäßigung zu zeigen, welche in der Geſchichte ohne Beiſpiel iſt. Zieht Euch zurück, um ſie ihren eignen Klauen zu überlaſſen, und der Sieg wird ohne Kampf der guten Sache zufallen. Verjüngt Eure Herzen durch neue Hoffnungen, ſtählet Eure verweichlichten Seelen durch ernſte gründliche Gedanken. Der Geiſt kann ſich im Verkehr mit der Welt bilden, aber das Gemüth bildet ſich nur in der Einſamkeit; die Philippiken der modernen Demoſtheneſſe riechen nach der Lampe, daher verfehlen ſie ihre Wirkung.

Glaubet, arbeitet und hoffet! und wenn Ihr nicht auf die Zukunft warten wollt und nicht glauben könnt, ſo liebet unterdeſſen.

Heureux qui peut aimer, et qui dans la nuit noire,
Tout en cherchant la foi, peut rencontrer l'amour!
Il a du moins la lampe en attendant le jour.
Heureux ce coeur! Aimer, c'est la moitié de croire.*)

---

*) Wohl dem, der lieben und der in düſtrer Nacht, wenn er den Glauben ſucht, die Liebe treffen kann! Er hat zum wenigſten die Leuchte bis zum Anbruch des Tages. Wohl dieſem Herzen! Lieben iſt halb glauben.

Wally, die Zweiflerin,

Roman von K. Gutzkow.*)

An einem ſchönen Sommermorgen ritt eine ſtolze ſchwäbiſche Amazone, mit einem zahlreichen Gefolge von Anbetern in dem Luſthölzchen einer kleinen deutſchen Reſidenz ſpazieren. Ein junger Mann, der zu Fuß durch das romantiſche Wäldchen ging, um friſche Luft zu ſchöpfen, ſah mit neidiſchen Seufzern den Zug vorüberſprengen. In dem Augenblick, wo ſeine Augen dem Blicke der Amazone begegneten, verſetzte dieſe ihrem Zelter einen kleinen Hieb und ließ zu gleicher Zeit etwas Glänzendes in das Gras herunterfallen. Der junge Wanderer bückte ſich und hob es auf. Eins, zwei, drei, vier, fünf: fünf goldne Ringe waren es, nicht mehr und nicht weniger. Die Dame hielt an, in der Erwartung, daß man ihr die Ringe zurückgeben werde; doch der junge Herr, der nicht mehr Gewiſſen hatte als eine diebiſche Elſter, ſteckte ſie in die Taſche und ging weiter. Der ausgezeichnete junge Mann war durch ſeinen Namen dazu beſtimmt, zu ſtehlen, ohne gehenkt zu werden, d. h. zum Eroberer. Er hieß Cäſar, die Dame Wally.

---

*) Aus der Balance, März 1836.

Wally legte jedem ihrer Liebhaber der Reihe nach den monatlichen Tribut eines goldnen Ringes auf, und ſie hatte die Gewohnheit, dieſe Zinsringe an ihre Reitgerte anzureihen. Sie war Atheiſtin, übrigens ein liebenswürdiges Geſchöpf und erträglich geiſtlos. Sie ſpielte Pharo und hatte keine Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, kein Gefühl für die Blumen, die ſie unbarmherzig zerpflückte, wenn ſie ihr in die Hände fielen: Sie ſagte: Was Religion! Was Weltſchöpfung! Was Unſterblichkeit! Roth oder blau zum Kleide, das iſt die Frage. Obs beſſer iſt, die Haare zu tragen à la Madelaine, oder ſie zuſammenzukämmen zu chineſiſchem Schopfe?

Cäſar war nach dem maleriſchen Ausdruck des Herrn Gutzkow in das zweite Drittel ſeiner Zwanziger getreten, was nach gewöhnlicher arithmetiſcher Rechnungsweiſe ſoviel bedeutet, daß er 24 Jahr alt war, oder doch ziemlich ſo alt. Aber trotz ſeiner Jugend war Cäſar ein vollendeter Mann. Seine Stirn war von Runzeln gefurcht, worin Erfahrung und Weisheit ihren Samen ausgeſtreut. Sein vergangenes Leben war ein mit todten Phantaſiegebilden bevölkerter Kirchhof. Er hoffte und fürchtete nichts mehr, er liebte nur ſich ſelbſt und haßte nur Gott.

Cäſar und Wally verſäumten nicht Bekanntſchaft mit einander zu machen, aber auf eine Art, wie ſie ſich für ſo Weiſe ſchickte. Sie ſetzten ſich über die ſechs Tage hinweg, die Voltaire in ſeiner Pucelle ſo nachſichtsvoll dem letzten Kampf weiblicher Tugend zugeſtanden: ſie begannen ihre Liebeswoche mit Sonnabend. Wozu, ſagten ſie, all dieſe Umſtände, all dies lächerliche Zaudern? Sind wir nicht alle mit einander menſchliche für das Glück geborne Weſen? bin ich nicht dein Bruder, biſt du nicht meine Schweſter? Hat uns die Natur nicht die heiligen Rechte

des Fleiſches verliehen? Wohlan denn! Tod der Scha
es lebe der König der Wüſtlinge!

Aber ach! wie furchtſam ſind noch die muthigſten Fraue
wie ſchwach ſind noch die ſtarken Geiſter unter ihnen! Wa
ſelbſt mit all ihren trefflichen Eigenſchaften, Wally,
Pharo ſpielte, die weder an Gott noch an Tugend glaub
die über die Scham, die Ehre der Frauen ſpöttiſch lächel
ſah ſich einige Mal genöthigt, ihrem ſtörrigen Gewiſſ
Gertenhiebe zu geben, und ohne Cäſars Hülfe wäre es i
vielleicht nicht gelungen es in Trab zu ſetzen. Wie glückli
iſt ein Weib in ſolcher Lage, daß ſie einen ſo gewandt
Stallmeiſter wie Cäſar hat, der ihr die Feinheiten des R
tens und die Kunſt lehrt, die eigenſinnigſte Tugend in G
lopp zu bringen. Wir wollen von der Gewandtheit und de
Verfahren des deutſchen Lovelace ein Pröbchen mittheile

Wally ſtand im Begriff eine längere Reiſe zu unterne
men, als Cäſar bei der letzten Zuſammenkunft, die er m
ihr hatte, ſie um ein kleines Andenken als Zeichen ih
Achtung und Freundſchaft bat. Da gibt es, ſagte er, e
reizendes Gedicht des deutſchen Mittelalters, den Titur
in welchem eine bezaubernde Sage erzählt wird, von Tſchi
tulander und Siguna, zwei jungen Leuten verſchieden
Geſchlechts, die ſich einander lieben und anbeten. Tſchi
tulander bat eines Tages, bevor er in den Krieg zog, S
guna, ſich vor ihm zu entkleiden, um ihn unverwundb
zu machen. Die ſanfte Siguna willigte ohne Widerſtreb
ein, dem ſicambriſchen Achilles als Styx zu dienen, u
Tſchiotulander verſenkte ſich in ihre Reize und ging unve
wundbar von dannen. Da nun Cäſar nichts köſtlicher fan
als unverwundbar zu ſein, weil man ſo kein Held zu ſe
braucht, und genau in derſelben Lage war wie Tſchiotula
der, weil er in das Bad von Schwalbach reiſen wollte, n

die Gefahr, im Herzen verwundet zu werden, ſehr nahe liegt, ſo wagte er Fräulein Wally zu bitten, daß ſie ſich ihm ganz nackt zeige, um ſeine Augen zu erfreuen und ſeine Phantaſie für die ganze Zeit der langen Trennung mit Vorrath zu verſehen.

»Wally betrachtete Cäſar einen Augenblick. Dann erhob ſie ſich ſtolz und verließ, ohne ein Wort zu ſprechen, das Zimmer. An ihre Rückkehr war nicht zu denken.

Cäſars Antlitz zeigte einen ſchmerzhaften Ausdruck. Er hatte das Höchſte bewieſen, deſſen ſeine Seele fähig war, die kindlichſte Naivetät, eine rührende Unſchuld in einer Forderung, die empörend war; aber die Scham, die erſt in ihm aufglühte, verſchwand vor ſeinem Stolze, ſo edel und rein erſchien er ſich.

Sie iſt ohne Poeſie, ſie iſt albern, ich haſſe ſie, ſtieß er heftig heraus, trat zornig mit dem Fuße auf, ſie hat nicht mich, ſie hat die Poeſie beleidigt. Sie ekelt mich an. Er ſchwur ihr Hotel niemals wieder zu betreten.«

Wir möchten Fräulein Wally Glück wünſchen, daß ſie der Descamiſada-Poeſie des naiven, unſchuldigen, hochherzigen Cäſar zu entfliehen wußte; aber ach, ſie wurde bald beſiegt.

Kaum hatte ſie ſich entfernt, als ſie ſich mit ihrer Tugend recht albern vorkam. »Sie fühlte, daß das wahrhaft Poetiſche unwiderſtehlich iſt, daß das Poetiſche höher ſteht, als alle Geſetze der Moral und des Herkommens. Sie fühlte auch, wie klein man iſt, wenn man der Poeſie ſich widerſetzt. Ach das quälte ſie untergeordnet zu ſein und weniger unſchuldig im Grunde, als die Poeſie die Menſchen braucht und ſchildert. Sie erſchien ſich ſelber verächtlich, ſeit ſie ſich geſtehen mußte, daß ſie nicht für die höhere Poeſie geſchaffen war. Wie oft war ſie Cäſar'n begegnet! Er blickte ſtolz! Er hatte eine Moral, die über der ihren war! Er konnte das Auge erheben, das Ideale hub es in ihm! Wally konnte nicht ſtolz ſein. An ihr ſchien die Reihe der Scham zu ſein. Sie fürchtete ſich vor Cäſar. Ihre ganze Tugend war armſelig, ſeitdem ſie ihm gleichſam geſagt hatte, die Tugend könne nur in Verhüllung beſtehen, die Tugend könne nicht nackt ſein. Cäſar hatte an ihr den poetiſchen Reiz verloren.«

Wally von rührender Reue und wahrer aufrichtiger Herzenszerknirſchung bewegt, entſchloß ſich ihren Fehler wieder gut zu machen, wegen ihres Verſtoßes gegen die Poeſie um Verzeihung zu bitten und ſich ihres proſaiſchen Hemdes zu entledigen. Sie ſchrieb daher an Cäſar folgendes reizende Billet:

»Ich habe Sie beleidigt, Cäſar. Morgen um zehn Uhr Abends beſuchen Sie das Hotel des ſardiniſchen Geſandten. Sie werden von meiner Zofe, die Sie dort erwartet, an einen Ort geführt werden, den ſie nicht verlaſſen dürfen. Schwören Sie mir, hinter dem Vorhang, den Sie zehn Minuten nach Zehn gütigſt zurückziehen wollen, nicht hervorzutreten! Cäſar, ſchwören Sie mir! Ich ſchäme mich vor Ihnen, daß ich Scham hatte.«

Cäſar verfehlte nicht ſich einzuſtellen. Am Tage der Hochzeit des ſardiniſchen Geſandten begab er ſich in das Hotel des Diplomaten, und gerade um 10 Uhr 10 Minuten zog er den Vorhang und hatte das Glück Wally's Tugend ohne den ſchlechten Aufputz zu erblicken. Der moderne Tſchiotulander wankte ganz trunken von Begeiſterung nach Hauſe. Hierauf kam der ſardiniſche Geſandte, der ſein junges Weib umarmte, ohne ihr das kleinſte Bändchen zu zerknittern: der gute Mann, der von Titurel nie etwas gehört, hatte von Allem keine Ahnung. Man bewahrte das Geheimniß.

Nachdem Wally nach den Geſetzen des Fleiſches gelebt und ihre Leſer mit Langeweile faſt todtgequält, läßt ſie ſich ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren, indem ſie ihr Leben mit einem Selbſtmord beſchließt. Es wäre ein großes Glück, wenn das Laſter nie liebenswürdiger und der Unglaube nie geiſtreicher wäre, als ſie ſich in Wally's und Cäſar's Worten und Meinungen offenbaren. Dieſer langweilige Roman hätte genügt, um Voltaire fromm und alle galanten Frauen des ancien régime zu Spröden zu machen. Mit Ausnahme der Kritiker, welche wie Geier und Raben über das Aas herfallen, wird Wally Jedermann Ekel verurſachen.

Wir würden uns ſchämen uns mit Cäſar in ein ernſtes Geſpräch über ſeine moraliſch-religiöſen Anſichten einzulaſſen. Er iſt ungläubig aus Windbeutelei und laſterhaft um die Sitten der großen Welt nachzuäffen; aus Broſamen, die von Voltaire's Tafel gefallen, hat er ſich eine kleine Lehre vom ſchlechteſten Geſchmack zuſammengemengt; er glaubt Philoſoph zu ſein, er iſt nur lächerlich.

Und das iſt der berüchtigte Roman, der dem Frankfurter Bundestag als Fieſchi-Attentat gedient, der ihm einen Vorwand lieferte, gegen die Preſſe längſt vorbereitete Maßregeln auszuführen! Aber glaubt nicht, daß man ſich begnügt hat, die Einſchüchterungsgeſetze nachzuäffen: der durchlauchtigſte Bundestag würde vor Scham erröthen, wenn er ſeine Originalität in Betreff des rohen Despotismus beſtritten ſähe! Er hat ſich über die franzöſiſchen Einſchüchterungsgeſetze hinweggeſetzt, die er mitleidig als Aufregungsgeſetze betrachtet; er hat ſie nicht nachahmen, ſondern lächerlich machen wollen, indem er zeigte, wie armen und beſchränkten Geiſtes die Urheber derſelben ſeien und wie ſehr ſie den Frankfurter Geſetzgebern nachſtänden, welche allein dem Volke gegenüber jene Kühnheit und Rückſichtsloſigkeit beſitzen, die den wahren Staatsmann bezeichnen.

In Frankreich, wo der Baſtillenſturm und die Marſeillaiſe die Menſchheit etwas ſchwerfälliger zum Verſtändniß ſolcher Dinge gemacht hat, wird man kaum begreifen, welchen neuen Verfolgungen die Preſſe in einem Lande wie Deutſchland, wo die Cenſur ſtets ebenſo die Literatur wie die Politik, ebenſo die Bücher wie die Journale betroffen, ausgeſetzt ſein könne. Ihr könnt nie die Verantwortlichkeit eines Verfaſſers mit der vorhergehenden Cenſur ſeines Werkes vereinigen. Zerbrecht Euch den Kopf nicht, um in dieſe Feinheit teutoniſcher Rechtsgelehrſamkeit einzudringen: das Quartier latin zuſammen würde ſein Latein daran verlieren. Ich erinnere mich, daß ich ſelbſt ſchon vor mehreren Jahren zu einer Geldbuße wegen eines cenſirten Journalartikels verurtheilt wurde, den man erſt ſechs Wochen nach ſeinem Erſcheinen ſtrafbar gefunden. Als ich in Betracht dieſer Umſtände der Verantwortlichkeit zu entgehen ſuchte, ſo erwiderte man mir, ich ſei doppelt ſtrafbar: erſtens wegen der Unangemeſſenheit des beſchuldigten Artikels, und dann noch weil ich den unſchuldigen Cenſor in Verſuchung geführt. Iſt der Ausdruck nicht allerliebſt?

Der Fall mit dem Verfaſſer der Wally war genau derſelbe. Das Werk war mit Bewilligung den Cenſur erſchienen und ſeit mehreren Monaten im Buchhandel, als auf einen von Herrn Menzel ausgeſtoßenen Angſtſchrei, der in dieſem Roman einen furchtbaren Brander erblickte, welcher die franzöſiſche Revolution durch Ebbe und Fluth nach dem Schwarzwald bugſirte, die Regierung des Königs von Baiern, dieſes Modeneſerherzogs Deutſchlands, in Aufruhr gerieth und ſich an die Weisheit und Gewalt des Frankfurter Bundestags wandte. Dieſer demaskirte alsbald eine ſeiner geſetzgeberiſchen Reſerve-Batterien und ließ das grobe Geſchütz auf die arme kleine Wally und ihren Liebſten, den naiven Tſchiotulander, ſpielen. Herr Gutzkow wurde nach proviſoriſcher Haft zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt und ſein Roman confiscirt. Doch der Bundestag begnügte ſich nicht mit dieſer gewöhnlichen Juſtiz. Alle andern Werke des Verfaſſers der Wally, ſowol die ſchon veröffentlichten als die, welche er einſt zu veröffentlichen die Abſicht haben könnte, worunter wahrſcheinlich ſein Nachlaß mitbegriffen, ſind auf ewige Zeit verboten worden. Dieſelben Maßregeln wurden auf vier oder fünf andere Schriftſteller ausgedehnt, denen man vorher nie einen Vorwurf zu machen gedacht hatte, und deren ſeit mehreren Jahren veröffentlichte Werke mit Bewilligung der Cenſur erſchienen waren. Auf dieſe Weiſe hat der Frankfurter Bundestag für den Schriftſtellerſtand ein bürgerlich-politiſches Recht fabrizirt und das Strafgeſetzbuch mit der literariſchen Hinrichtung bereichert. Hänge Dich, Figaro, daran haſt du nicht gedacht!

In der That muß jeder Fremde, welcher politiſchen Anſicht er auch huldigt, über dieſe Geſchichte erſtaunt ſein. Niemand begreift, wie im neunzehnten Jahrhundert ein eben ſo lächerlicher als roher Despotismus ſich mit dieſer Stirn vor Frankreich, England, der Schweiz und Belgien hinzuſtellen wagt. Man wird fragen, ob der Frankfurter Bundestag, indem er den Deutſchen ſelbſt die gemäßigſte Preßfreiheit verweigert, ſie hat erinnern wollen, daß dieſe Völker die Preßfreiheit nicht eher genießen können, als bis ſie eine Revolution gemacht und ihre Könige verjagt haben. Man wird fragen, ob der durchlauchtigſte Bundestag den Verſtand verloren. Hierauf erwidern wir, die Leidenſchaft hat keine Vernunft, unter allen Leidenſchaften iſt die Furcht die unvernünftigſte. Die heldenmüthigen Fürſten des deutſchen

Bundes haben drei Jahre lang an dem Schrecken krank gelegen, den ihnen der Zorn des franzöſiſchen Volkes einflößte, der doch nur drei Tage gedauert. Seit Frankreich nicht mehr grollt, haben ſie ſich von ihrem Schrecken erholt und das Vergeltungsrecht geübt. Die Feigen ſind ſtets in der Rache am grauſamſten. Nach der Revolution von 1830 gab es einen Hof in Deutſchland, wo man jede Stunde einen Volksaufſtand befürchtete und wo man alle nöthigen Vorbereitungen zu ſofortiger Flucht getroffen hatte. Die werthvollen Sachen waren eingepackt zum Transport außer Landes; die Reiſekutſchen ſtanden bereit; hohe Perſonen hatten ſich auf alle Fälle mit Päſſen auf falſche Namen verſehen: man war Tag und Nacht auf ſeinem Poſten. Geſchah es zu jener Zeit, daß Betrunkene des Nachts auf der Straße Lärm machten, ſo erzitterten der Fürſt und ſeine Räthe, ſeine Gemahlin und ihre Kammerherren fielen in Ohnmacht, und die Prinzeſſinnen fingen an zu weinen. Sie glaubten, die Revolution ſei im Anrücken, und Piken und rothe Mützen würden bald zum Vorſchein kommen. Erſt nach Polens Fall legte ſich der Schrecken dieſer Höfe, und ſeitdem erſchöpft ſich der Frankfurter Bundestag in geſetzgeberiſchen und ſtrafrechtlichen Galanterieen, indem er die unglücklichen Bürger dafür beſtraft, daß ſie die ſchönen Prinzeſſinnen und ihre zierlichen Kammerherren in Schrecken verſetzt haben.

Der Vorwurf, den man Herrn Gutzkow und den übrigen unter dem Namen des jungen Deutſchlands begriffenen Schriftſtellern macht, daß ſie den chriſtlichen Glauben untergraben und die Sitten verderben, iſt nur ein Vorwand und eine Maske. Die einflußreichen Staatsmänner des deutſchen Bundes ſind im Herzen Juden; ſie haben keinen andern Gott als das Gold und keinen andern Herrn als den König Salomo: ſie machen ſich über das Chriſtenthum luſtig. Sie wären alle froh, wenn ſie die Sitten der Jugend verweichlicht ſähen; die Sittenverderbniß wäre ihnen ein koſtbares Unterpfand für jene Dienſtbefliſſenheit, die man im Volke zu bewahren und zu verewigen ſtrebt; ſie würde die Staatsreligion Oeſtreichs, die geheime Polizei, unter jener großen Anzahl Deutſcher, welche bis auf den heutigen Tag noch Heiden ſind und nicht an die Heiligkeit der Offenbarungen glauben, verbreiten und befeſtigen. Es handelt ſich hier aber weder um Religion noch um Moral; wäre es nur dies, ſo hätte die Cenſur hingereicht, um gefährliche oder angeblich gefährliche Lehren zu unterdrücken. Die Verfolgungen gegen die Schriftſteller des jungen Deutſchlands haben einen ganz andern Grund. Es liegt dem Frankfurter Bundestag daran das zu erdrücken was kein Cenſor in der Welt je vernichten konnte: den Geiſt. Die mit dem Bann belegten Schriftſteller haben Geiſt und vor Allem einen ſchönen Stil: das iſt ihr ganzes Verbrechen. Dieſe Erklärung muß den Ausländern ſehr lächerlich vorkommen; aber für die Deutſchen, welche die Manier ihrer Regierungen kennen, iſt das Lächerliche ihrer Erkläklärung ein Grund mehr, um ſie anzunehmen. Sehen wir zu, was dran iſt.

Im ſechzehnten Jahrhundert hatte Luther für die deutſchen Fürſten gethan, was 100 Jahre ſpäter der Cardinal Richelieu für die Könige von Frankreich that. Der Eine wie der Andere ſind in ihren Ländern die Begründer der monarchiſchen Gewalt geweſen, dadurch daß ſie das Gegengewicht das in Deutſchland die Geiſtlichkeit, in Frankreich der Adel, dem Abſolutismus der Fürſten entgegengeſtellt hatte, vernichteten. Richelieu beſiegte den Adel mit Schwert und

Kerker, Luther die Geiſtlichkeit mit der Wiſſenſchaft und Philoſophie. Seitdem iſt der Unterricht in Deutſchland ein mächtiges Werkzeug für die Regierungen geworden, und er hat den proteſtantiſchen Fürſten weit bedeutendere Dienſte geleiſtet, als die Unwiſſenheit den katholiſchen. Es gibt nichts Seltſameres als die wahre Künſtlereiferſucht, welche immer zwiſchen Oeſtreich und Preußen herrſchte, wegen der Uebermacht ihrer reſp. Regierungsweiſe. Preußen an der Spitze des Proteſtantismus vertheidigte die Vorzüge des Unterrichts, Oeſtreich an der Spitze des Katholicismus die der Unwiſſenheit; aber beide hatten denſelben Zweck: Despotismus. In den proteſtantiſchen Ländern war die Wiſſenſchaft die zweite bewaffnete Macht: man legte ſie als Beſatzung in die feſten Plätze, Univerſitäten genannt. Die Profeſſoren waren die Offiziere, die Studenten die Soldaten. Der Unterricht hatte keinen andern Zweck als Staatsdiener zu bilden, wie man in Deutſchland ſehr fein die Diener der Fürſten nennt.

Vor Luther waren alle Bücher lateiniſch geſchrieben; ſeitdem begannen die Schriftſteller ſich der Landesſprache zu bedienen, was die despotiſchen Abſichten der Fürſten ſehr begünſtigte, indem es die Wiſſenſchaft und die Literatur in die Gelehrtenkaſte einzwängte und ſo ihre Verbreitung hinderte. Hätten die Schriftſteller fortgefahren lateiniſch zu ſchreiben, ſo wären ſie mit der Zeit mit den Freunden des Volkes zuſammengetroffen, welche die lateiniſchen Bücher für deſſen Gebrauch überſetzt hätten; doch als die Profeſſoren deutſch, d. h. ein offizielles abſcheuliches Deutſch, ſo unverſtändlich wie das Hebräiſche, ſchrieben, das Niemand aus dem Deutſchen ins Deutſche überſetzen wollte, blieben Lektüre und Unterricht ſtets dem Volke fern, und die Regierungen hatten keine weitere Beſorgniß wegen der Fortdauer ihrer Allmacht, welche durch die allgemeine Entwaffnung der Volksbildung geſichert war.

Wir kommen zu unſerem Gegenſtand. In der neueſten Zeit unternahmen es geiſt- und gemüthvolle Schriftſteller, die des jungen Deutſchlands, die Wiſſenſchaft, Philoſophie, Moral, Politik zu verbreiten, indem ſie dieſelben aus dem Gelehrtendeutſch in das gewöhnliche Deutſch überſetzten. Die proteſtantiſchen Regierungen erſchraken hierüber; je weiter ſich die Aufklärung fortpflanzt, um ſo mehr verlieren ſie ihr mächtigſtes Werkzeug des Despotismus und zugleich ihre Uebermacht über die katholiſchen Staaten, und fühlen, daß es zu ſpät iſt das Wiſſen mit der Unwiſſenheit zu vertauſchen. Preußen hat der Macht Oeſterreichs, das die Unwiſſenheit ſeiner Völker furchtbar macht, kein Gegengewicht mehr entgegenzuſtellen, und dieſes gewinnt die Oberhand.

Die Verfolgung, welche man gegen die Schriftſteller des jungen Deutſchlands anſtellt, hat noch einen zweiten Grund. Bis in die letzte Zeit hat ſich die periodiſche Literatur in Deutſchland mit wenigen Ausnahmen in den Händen der Schriftſteller des letzten Ranges befunden. Die ausgezeichneten Schriftſteller, die wahren Gelehrten, hielten es unter ihrer Würde an der periodiſchen Literatur Antheil zu nehmen, wie ehemals der Adel ſich etwas zu vergeben glaubte, wenn er ein Gewerbe trieb. Die Schriftſteller des jungen Deutſchlands haben einige geachtete Literaturorgane gegründet, und ſie gehen damit um deren noch mehrere zu gründen. Einige ausgezeichnete Profeſſoren hatten ſich von dem Geiſt dieſer jungen Schriftſteller verleiten laſſen, als Mitarbeiter an ihren Journalen einzutreten. Die preußiſche Regierung erſchrak über dieſe Neuerung als über den Anfang zu einer Zerſtückelung des Grundbeſitzes der Wiſſenſchaft. Deshalb wurden Herr Gutzkow und ſeine des ſchönen Stiles Mitſchuldigen mit dem literariſchen Tode beſtraft; ich muß geſtehen, nun iſt es euch erſt dunkel, denn in der That verzweifle ich daran, daß ich den Franzoſen das politiſch-literariſche Kauderwelſch des durchlauchtigſten Frankfurter Bundestags deutlich erklärt habe.

Nachtrag.

Der allgemeine Anzeiger der Deutſchen.*)

(1822.)

In welchem Alter iſt der Mann am liebenswürdigſten? Nicht blos Frauen, ſondern auch die Männer ſelbſt werden, ohne ſich zu beſinnen, antworten: in den Jünglingsjahren. Ohne ſich zu beſinnen — denn hätten ſie es, würden ſie anders ſprechen, ſie würden ſagen: in ſeinen reifern Jahren iſt der Mann am liebenswürdigſten. Der Geiſt, ungleich den Pflanzen, trägt eher Früchte als Blüthen, und nur wenn der Ernſt feſt gewurzelt ſteht im Herzen, kann der Scherz unſchädlich durch ſeine Wipfel ſpielen. Erſt in der Mitte, auf dem Gipfel des Lebens, erlangen wir die freie Ausſicht, welche uns die Dinge der Welt in ihrer Ausdehnung, in ihrer Beſchränkung und in ihrem Zuſammenhange zeigt. Da verlernen wir, zu verachten, zu tadeln, zu bewundern, und da gefallen wir jedem, weil uns keiner mißfällt. Der hinaufſteigende Jüngling ſieht die Welt nicht, die vor ihm liegt, der herabkommende Greis die rückgelegene nicht mehr. Den Blick nur nach einer Seite frei, iſt ihnen die halbe Welt fremd, und darum werden ſie es ihr. Die Jugend iſt zu rührend, um liebenswürdig zu ſein, denn nichts, was rührt, gefällt; weil nur ein Zephyr, der die Empfindung kräuſelt, willkommen iſt, nicht aber der Sturmwind, der das Herz in ſeinen Tiefen aufwühlt. Die Jugend iſt rührend, denn das Heranwachſen zum Leben iſt eine Auferſtehung aus dem Tode, ein Glied bewegt ſich nach dem andern, ein Sinn erwacht nach dem andern, und wie die Morgenröthe, der Abendröthe gleich, an die Nacht gränzt, ſo gränzt die Jugend, dem Alter gleich, an den Tod. Der Jüngling träumt, ſchwankt, liebt und haßt, und Liebe und Haß ſtören, denn ſie machen ſtörrig? Es gibt Tugenden, die nur ſchön ſind, wenn ſie angeboren; es giebt andere, die es nur ſind, wenn ſie erworben. So die Mäßigkeit, ſo die Sparſamkeit, ſo auch die feine Weltſitte, wodurch man gefällt. Wer die Kunſt zu gefallen ſchon als Jüngling kennt und übt, den hat die Natur nur gering begabt, und mit der Blüthe der Jugend wird ſein ganzer Werth verduften.

---

*) Alle folgenden Artikel ſind in den „Modernen Reliquien" (Berlin, 1841) geſammelt enthalten.

Leſerinnen werden meinen, das verſtünden ſie beſſer und darüber lachen, daß ich die Liebenswürdigkeit ſo ſchwerfällig behandelt, und gleich jener Bäuerin aus dem feinſten Karavanen-Thee ein fettes Gemüſe gekocht. Das muß ich geduldig über mich ergehen laſſen, denn ich kann mich nicht rechtfertigen. Ich habe den Faden meiner Gedanken verloren und begreife ſelbſt nicht, wie ich dazu kam, von der Liebenswürdigkeit zu ſprechen, da ich mir doch vorgeſetzt, von dem allgemeinen Anzeiger der Deutſchen zu reden. Da aber Frauen nur ſolche Feſſeln lieben, die ſie ſelbſt angelegt, ſo werden ſie, wenn ich ſie darum bitte, ſich willig zeigen, mich von den Banden der Logik frei zu machen.

Vielleicht lag mir Folgendes im Sinn. Wird der Allgemeine Anzeiger der Deutſchen, den ich in die weibliche

Leſewelt einführen will, auch dort willkommen ſein? Er gleicht einem bejahrten Manne, iſt gar nicht flink, vielmehr vierſchrötig zu nennen, trägt eine Perrücke, iſt ſchlicht in ſeinem ganzen Aeußern und ſieht nach der Uhr, ob es Zeit zu lächeln ſei. Werden ſich die Leſerinnen nicht mit Kichern von ihm abwenden, ihn ſtehen laſſen, und zu ihren ſüßen, ſchmeichelnden, flatterhaften und tändelnden eleganten Blättern, zu ihren muthwilligen und zierlichen Geſellſchaftern zurückkehren? Wagt es mit ihm, rufe ich den ſchönen Abgeneigten zu. Er reizt nicht, daß man ſich ihm nähere, feſſelt aber Jeden, der ſich ihm genaht. Er kann auch gefallen, aber nur den Verſtändigen, denn er will belehren, indem er unterhält. Er kann auch witzig ſein, wirft aber die Pfeile ſeines Witzes nicht in die blaue Luft, nur um zu zeigen, wie hoch ſie fliegen, ſondern nach einem vorgefaßten würdigen Ziele .... wagt es mit ihm!

Nur vier Wochen von den Blättern des allgemeinen Anzeigers liegen vor mir, aber des Lieblichen und Scherzhaften iſt ſo viel darin enthalten, daß ich nur einen Theil davon den Leſerinnen darbieten kann. Freilich mußte ich, um zu dieſen Roſen zu gelangen, mich durch einen Wald von Dornen winden, die mir Geſicht und Hände blutig ritzten — durch Ziffern, Steckbriefe, Verpachtungen, Kleeſaamen, Verſchollenheits-Erklärungen, Ediktal-Ladungen, Präcluſiv-Beſcheide, Mittel gegen die Klauenſeuche, Anerbieten von Apothekerſchachteln und Todesanzeigen — aber im Dienſte der Frauen darf man nicht ermüden.

1.

Drei Männer ſuchen drei Frauen, um ſie zu heirathen, nämlich jeder eine. Da der Dritte der Suchenden ein ſehr vornehmer Herr iſt, der mit den beiden andern Bürgern ſchicklicherweiſe nicht zuſammengeſtellt werden kann, ſo ſoll von ihm an einem beſondern Orte die Rede ſein. Ich geſtehe, daß, wenn ich eine Tochter hätte, ich dieſe Gelegenheit benutzen würde. Die Jünglinge unſerer Zeit lieben zu rein, zu uneigennützig, und der baare Vortheil des Heirathens kommt ihnen bei ihren Bewerbungen niemals in den Sinn. Läßt die Mutter der Geliebten nur das leiſeſte Wörtchen von ehelicher Verbindung fallen, erzürnt ſich der edle Anbeter, ſpricht mit aufgeregter Empfindſamkeit: Madame, das habe ich nicht verdient, Sie verkennen mich — geht fort, und läßt ſich nicht wieder ſehen. Findet ſich nun ein ſeltener junger Mann, der weniger zarte Geſinnungen hat, dann ſollte man eilig zugreifen. Ich kann die beiden Bewerber, von welchen hier die Rede iſt, mit gutem Gewiſſen emfehlen. Doch wir wollen ſie ſelbſt hören. »Ein gebildeter junger Mann, 33 Jahr alt, von geſundem Körperbau und gutem ſanften Charakter, in ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften geübt, wünſcht ſeinem heißen Verlangen gemäß, eine treue Freundin und Lebensgefährtin baldigſt zu heirathen. Er beſitzt zwar nur weniges Vermögen, treibt aber ein einträgliches, ehrenvolles Geſchäft. Sollte ein Mädchen oder eine junge Wittwe, welche 2 bis 3000 Rthlr. im Vermögen hat, geneigt ſein, hierauf Rückſicht zu nehmen, ſo wird ſie ergebenſt gebeten, die dießfallſige Nachricht an die Expedition des Allgemeinen Anzeigers der Deutſchen in Gotha franco einzuſenden. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die heiligſte Verſchwiegenheit beobachtet wird.« Der Bewerber hätte gar nicht nöthig gehabt, zu bemerken, daß er einen guten und ſanften Charakter habe; denn da er in ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften geübt iſt, ſo verſteht ſich das von ſelbſt. Er ſagt geübt, nicht bewandert, alſo iſt er ausübender Künſtler. Er ſpielt Klavier, zeichnet wohl auch und macht ohne Zweifel Verſe; denn heißes Verlangen iſt unſtreitig Bruchſtück eines Gedichts. Nicht genug zu loben iſt die ſtiliſtiſche Zartheit, mit welcher er zu verſtehen gibt, daß er von einer jungen Wittwe 1000 Thaler mehr fordert, als von einem Mädchen; denn ſo meinte er es eigentlich. Wäre er grob geweſen, oder ein Kanzlei-Stiliſt, hätte er geſagt: »ein Mädchen, oder eine junge Wittwe, welche respective 2 und 3000 Thaler hat.« Daß er ſich die brieflichen Anträge franco erbittet, zu welchen traurigen Betrachtungen gibt dies nicht Anlaß! Als Künſtler kann er unmöglich ſo geizig, als ein Mann mit einem einträglichen Geſchäfte nicht ſo unbemittelt ſein, daß er das Porto für einige Dutzend Briefe nicht ſollte beſtreiten wollen oder können. Aber nicht unbekannt mit dieſer lieb- und männerloſen Zeit, mußte er auf einige hundert Briefe gefaßt ſein und ſich vorſehen. — Der zweite Freier ſpricht aus einem ganz andern Tone. Auch iſt er reicher und zehn Jahre jünger als der vorige. Heilige Verſchwiegenheit gelobt er keineswegs, macht aber auch das Frankiren der Briefe zur Bedingung. Er bittet nicht ergebenſt, ſondern ſagt kurz: »man beliebe ſich zu wenden.« Er ſchildert ſich, wie folgt: »Ein junger, wohlgebildeter Mann, ſchöner Statur und Anſehens (ſchönen Anſehens) von 23 Jahren und anerkannt gutem Charakter, welcher einen bedeutenden ſehr beſuchten, wohl eingerichteten Gaſthof nebſt Grundſtücken, gerichtlich zehntauſend Reichsthaler taxirt, in einer der ſchönſten Städte des Herzogthums Sachſen ererbt hat, ſucht eine Perſon von gleichem Alter, auch wohl jünger, zur Frau, welche ſechstauſend Reichsthaler Vermögen mitbringt, um ſich mit den Geſchwiſtern gänzlich auseinander zu ſetzen und noch einige Verbeſſerungen zu machen.« Gewiß nicht aus abgeſchmackter

Kleinlichkeit habe ich die zwei eingeklammerten Worte verbeſſernd hinzugefügt, ſondern nur, um zu zeigen, wie beſucht ein Gaſthof ſein müſſe, deſſen Wirth nicht Zeit hat, ſeine Handſchrift noch einmal zu überleſen, um die etwa eingeſchlichenen grammatiſchen Verſehen daraus zu vertreiben. Ich glaube, Sachkenner werden dieſem Bewerber den Vorzug geben; er iſt nicht ſo liebenswürdig, aber dauerhafter als der andere. Er ſpricht nicht von heißem Verlangen, ſondern geſteht offenherzig, daß er eine Frau ſuche, um vermittelſt ihrer noch einige Verbeſſerungen in ſeinem Gaſthofe anzubringen. Schwäbiſche Mädchen, in deren Landen man nach Gulden rechnet, danken es mir gewiß, daß ich für ſie herausgebracht, wieviel 6000 Rthlr. Gulden machen; nämlich: 10,800. Allerdings viel Geld!

2.

»Aber du haſt ja keinen Biſſen gegeſſen! Was fehlt dir, Alter, was geht dir im Kopfe herum? Haſt gewiß wieder Verdruß mit dem Superintendenten gehabt.« Der gute Pfarrer von Grünau ſchweigt, ſeufzt und geht mit großen Schritten das Zimmer auf und ab. Am andern Morgen bringt der Bote den Allgemeinen Anzeiger aus der Stadt, mit heißhungrigen Blicken durchfliegt ihn der Pfarrer, ſtutzt, lächelt, Eßluſt und Heiterkeit kehren ihm zurück, und noch nie war er freundlicher gegen ſeine Confirmanden geweſen, als an dieſem glücklichen Tage .... So male ich mir die Sache aus. Ich denke mir eine ſtille Pfarrwohnung, die leeren Stunden darin und den glücklichen Bewohner des Hauſes, der ſeit dreißig Jahren an einer lyriſchen Anthologie ſammelt, oder an einem Verzeichniſſe ſämmtlicher deutſcher Dichter und ihrer Werke. Jetzt findet er ein Lied, deſſen Verfaſſer er nicht weiß. Keines ſeiner Bücher löſ't das

Räthſel, er wird unruhig und frägt im allgemeinen Anzeiger: »Von welchem Dichter mag das alte Lied ſein:

Ich liebte nur Ismenen,
Ismene liebte mich —?«

Nach vierzehn Tagen kommt die Antwort, und — nicht die Moldau und Wallachei, nicht das Ultimatum, nicht der Freiſchütz, nicht Herr Puſtkuchen und die falſchen Wanderjahre kümmern ihn; er weiß jetzt, von wem das Lied iſt: »Ich liebe nur Ismenen« — er iſt glücklich.

3.

Der edle Fouqué wird ſchaudern, wenn er Folgendes lieſt. Der Pfarrer von Bardewitz bei Treuenbritzen kaufte ſich auf dem Jüterbogker Markte eine Stute ſammt Fohlen, aus einem von dort vier gute Meilen entfernten Orte gebürtig, und nahm ſie in ſeinen von Fichtenwäldern umgebenen Wohnort mit. In der darauf folgenden Nacht, während der Pfarrer im Bette lag und an nichts Böſes dachte, machte ſich die Stute mit ihrem Jungen aus dem Staub, um in ihre Heimath zu ihrem angeſtammten Herrn zurückzukehren: ſchlug aber nicht den gebahnten Weg ein, den ſie hergekommen, ſondern nahm durch Gräben, Wieſen und Fichten die richtige von ihr noch nie betretene Seitenſtraße, auf der ſie in der kürzeſten Zeit zu ihrem Geburtsorte gelangen konnte, und ſie hätte auch dieſen wirklich erreicht, wäre ſie nicht eine Stunde davon angehalten worden. »Die heutige Naturphiloſophie (ſagt der Maler dieſes Pferdeſtückes) findet hier ein reiches Feld.« Allerdings! Aber Staatskunſt ein noch reicheres, wenn auch nur trauriger Betrachtungen. War es ein Ritterpferd, das ſo ſchöne Treue und heilige Ehre gezeigt? Ach nein, es war nicht einmal ein Bürgerpferd. Es war das Pferd eines Baumanns der Aehren, das ſich herausgenommen, ſo viel Verſtand zu haben! Und ſo wuchern die Lehren, welche jene gottvergeſſenen Menſchen ausſtreuen, die ſich Liberale nennen! Und ſo ſtürzen die Scheidewände ein, welche die weiſe Natur zwiſchen Ritter-, Bürger- und Bauernpferden aufgerichtet! Und ſo darf der Franzmann hohnlächelnd nach Jüterbogk weiſen und ſagen: das auch haben wir gethan!

4.

»Ein Frauenzimmer von guter Herkunft und nicht vernachläſſigter Erziehung wünſcht, nachdem ſie bereits in mehrern herrſchaftlichen ſowohl als bürgerlichen Häuſern Gelegenheit gehabt, ſich auszubilden und ihren Grundſätzen Feſtigkeit zu geben, eine möglichſt dauernde Anſtellung.« Wer ſich nur etwas auf Menſchen und ihre Sprache verſteht, erräth leicht, daß das ungenannte Frauenzimmer, welches ſich hier als Geſellſchafterin anbietet, niemand anders iſt, als die bekannte konſtitutionelle Dame in Berlin.*) Ihre demokratiſche Geſinnung und Abneigung gegen die höhern Stände ſprechen ſich deutlich genug aus. Sie ſagt, ſie wäre von guter Herkunft und nicht vernachläſſigter Erziehung. Sind denn die Leute von guter Herkunft etwa gewöhnlich vernachläſſigter Erziehung, daß es dieſer ausdrücklichen Bemerkung bedurfte? Ihr ironiſches Vorhaben bringt die konſtitutionelle Dame in der Aeußerung, daß ſie ſowohl in herrſchaftlichen als bürgerlichen Häuſern Gelegenheit gehabt, ihren Grundſätzen Feſtigkeit zu geben, noch offener an den Tag. Denn natürlich hat ſie damit ſagen wollen, daß ſie Gelegenheit gehabt, die Feſtigkeit ihrer Grundſätze zu erproben. Das Frauenzimmer, wie man ſieht, hat gute Laune und wäre eine vortreffliche Geſellſchafterin auf Reiſen — nur nicht nach Italien, wegen ihrer höchſt wahrſcheinlichen carbonariſchen Verbindungen.

---

*) Eine fingirte Perſon in den damaligen Theaterkritiken Müllner's.

5.

Neid, hungriger Rabe! . . Doch ſtill. Wer nicht hat Shakeſpeare's Aug', oder Buonarotti's Farben, oder Mozart's Töne — der kann den Neid nicht ſchildern. Ich hätte weinen mögen vor Schmerz und Zorn, als ich es las. Da liegt im Königreiche Sachſen ein Städtchen, Schirgiswalde genannt, und glückliche Menſchen leben darin. Väter, Mütter, Kinder, Brüder und Schweſtern ſcheinen ſie alle zu ſein, denn ſo ſtark wie ein verwandtſchaftliches hält ſie das Band der Liebe und Freundſchaft umſchlungen. Dort theilt der Reiche mit dem Armen, Mangel hilft dem Mangel, Ueberfluß wird gegen Ueberfluß getauſcht. Auch der fremde Bettler verläßt freundlich begabt das Städtchen, denn kein hartes Geſetz verbietet, hungrig und menſchlich zu ſein. Die Treue iſt dort zu Hauſe, kein Notar unterzeichnet die Verträge. Streit um Recht und Beſitz, Betrug, Uebervortheilung, Verweigerung des Schuldigen, das Alles iſt ihnen unbekannt. Nur der Tod, nicht der rauhe Spruch des Richters ſcheidet Gatten. An Feſttagen, wenn Tanz und Wein das Blut erhitzen, geſchieht es nie, daß die Luſt in Zank und blutigen Streit ausarte . . . . Ich weiß es nicht, ob die Bewohner von Schirgiswalde ſo glücklich leben, ich hörte es nicht erzählen, aber wie kann es anders ſein? Wäre nicht Frieden unter ihnen, kennten ſie Haß, Zank, Betrug, Rechtsſtreit, blutige Händel, würden ſie der Häſcher, Gefängniſſe, Richter und Amtleute nicht entbehren können. Aber ſie haben das Alles nicht, ſie leben ſchon dreizehn Jahre ohne Obrigkeit. Ja, ſo iſt es! Im Jahre 1809 kam das Städtchen Schirgiswalde durch den Wiener Frieden von der böhmiſchen Krone an das Königreich Sachſen, und die ſächſiſche Regierung vergaß, es in Beſitz zu nehmen. Doch vergaß ſie es wohl nicht, ſie wollte vielleicht den verwöhnten Menſchen zeigen, daß das Herz auch ein Geſetz, daß Liebe ſo ſtark ſei wie ein Schwert, und Treue ſo richtig als die Wage der Gerechtigkeit. Wenn der Herr des Landes zur Freiheit von Schirgiswalde ſchwieg, wer hätte ſonſt noch das Recht, dagegen zu ſein? Wer dürfte jene Menſchen in ihrem Glücke ſtören? Aber da tritt ein Ungenannter im Allgemeinen Anzeiger tückiſch und giftig auf, der ſpricht ein Langes davon, »daß dieſer Ort weit und breit der einzige iſt, der keine Landesobrigkeit hat und keine Landesabgaben zahlt ....« daß dieſes auf die Umgegend nachtheilig wirke, und beſonders die liebe Polizei gar ſehr dadurch gekränkt werde. Er endigt ſeine Verrätherei mit den Worten: »es würde gewiß Vielen angenehm ſein, von Sachkundigen durch dieſe Blätter zu erfahren, was es mit dem politiſchen Verhältniſſe des Städtchens Schirgiswalde für eine Bewandtniß habe?« — — Frauen ſollen nicht haſſen, aber dieſen böſen Mann haßt nur. Kein Blick, kein Lächeln, kein freundliches Wort werde ihm zugewendet. Nicht zum Altare, nicht zum Tanze reiche ihm Eine ihre Hand. Verſchmäht und vergeſſen werden, das ſei ſein Loos, bis er etwa erkrankt und hülflos wird. Dann wartet ihn ſchweſterlich, damit er beides erfahre: wie wehe Liebloſigkeit und wie wohl die Liebe thue.

6.

Gleich Taſchenſpielern, Seiltänzern und Kunſtreitern producire ich mein ſchönſtes Stück am Schluſſe der Vorſtellung, damit ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum mitten in der Verwunderung nach Hauſe gehen und das nächſte Mal wiederkommen. Denn allerdings ſollen dieſe Auszüge des Allgemeinen Anzeigers, wenn ſie Beifall finden, fortgeführt werden. Die Sache, von der hier geſprochen werden ſoll, iſt ernſthaft, doch heiter zugleich. Man höre: »Ein Edelmann, aus einem altadeligen Geſchlechte, in einem der größern Staaten Deutſchlands, fühlt ſich in den Verhältniſſen, in denen er gegenwärtig lebt, durch unverſchuldete Zurückſetzung gekränkt und hegt daher den Wunſch, ſeine dermalige Lage mit einem andern, anſtändigen Geſchäftskreiſe zu vertauſchen. Die Verwaltung des Hofſtaates und der Kammer eines fürſtlichen oder andern vornehmen Hauſes, wobei er auch die Stelle eines Kavaliers zu bekleiden ſich vermögend fühlt, die Intendantur und Aufſicht über Schlöſſer, Domainen und andere Beſitzungen, die Begleitung hoher Perſonen auf Reiſen würden ſeinen Wünſchen, vor allen andern Anſtellungen, entſprechen. Zeugniſſe ſeines bisherigen Wohlverhaltens, ſeiner Pünktlichkeit und Ordnungsliebe und ſeines ganz arrangirten Etats dürften ihm nicht ſchwer fallen, von ſeinen zeitherigen Vorgeſetzten beizubringen. Portofreie Briefe unter der Adreſſe: 6×7=42 nimmt die Expedition dieſer Blätter zu weiterer Beſorgung an.« Schon oft habe ich gewünſcht, acht Tage in jedem Jahre ein Hofmann zu ſein. Zu denken, zu fühlen, zu wollen, zu handeln — man wird es müde. Und warum ſollten Geiſt und Herz nicht auch ihren Sabbath haben, an dem ſie ausruhen? Warum ſoll der Menſch, um in der Unthätigkeit neue Thatkraft zu ſammeln, nicht von Zeit zu Zeit hinabſteigen dürfen, in das Reich des Schlafes, zu Pflanzen und Steinen, die ſo glücklich ſind, weil ſie ſorglos, und ohne Sorgen, weil ſie keinen Willen haben? Ja, ich ſchmeichelte mir, als Hofmann meine Sache vorzüglich gut zu machen. Ich lächelte wie eine Frühlingslandſchaft von Claude Lorrain; möchte es ſchneien oder blitzen, Winter oder Sommer ſein, ich bliebe Mai und lächelte. Ich wäre noch geſchmeidiger als ein Handſchuh, denn ich paßte zu beiden Händen, und ſo ſchnell ſollte mein lederner Daumen in einen Ohrfinger zuſammenſchrumpfen, daß es das ſchärfſte Auge nicht wahrnehmen ſollte. Ich rankte mich an den Nerven meines Gebieters hinauf, bis ich in ſein Gehirn, und kröche durch die Höhlen ſeiner Adern, bis ich in ſein Herz gelangte. Ich hätte nur ein Wort für Ja und Nein, und hundert Worte für jede Gleichgültigkeit. Ich wäre ein gutes Waſſer, ohne Geſchmack und Geruch, und hätte keine andere Geſtalt und Farbe, als die mir mein Gefäß gäbe. Auf dieſe Weiſe würde ich mich acht Tage behaupten, und mein Gebieter würde früher ſeinen Günſtling, als dieſer die Gunſt ſeines Gebieters verlieren. Ich wartete nicht, wie unſer Edelmann, bis ich gekränkt und zurückgeſetzt würde. Aber aus deſſen klagender Bekanntmachung ſieht man doch, wie Zeiten und Menſchen ſich gebeſſert haben. Die Hofliſt ſchleicht nicht mehr im Verborgenen, ſie ſpricht ſich frei und offen im Allgemeinen Anzeiger aus. Welcher kühne Sprung aus einer Antichambre in eine Wirthsſtube! Was mit der Stelle eines Kavaliers für Geſchäfte verbunden ſind, iſt mir nicht bekannt, doch muß viel dazu erforderlich ſein, denn der Edelmann drückt ſich mit faſt ängſtlicher Beſcheidenheit aus, daß er ſich dazu vermögend fühle. Aufſicht über fürſtliche Schlöſſer, wenn ſie in einer reizenden Gegend liegen und eine Gemäldeſammlung beſitzen, möchte ich wohl ſelbſt haben. Was ein ganz arrangirter Etat heißt, weiß ich nicht; ich denke mir zehn verſchiedene Dinge darunter, und vielleicht iſt keines das rechte. Aber an der Feinheit der angegebenen Adreſſe: $6 \times 7 = 42$, wird jeder den gewandten Hofmann erkennen. Wegen der Leſerinnen, die oft große Kenntniſſe haben, aber ſelten kleine, iſt es nöthig zu bemerken, daß jene Zahlen, aus der algebraiſchen Sprache in die arithmetiſche überſetzt, ſo viel heißen ſollen, als: 6 mal 7 iſt 42. Nicht bloß zufällig wurde dieſe Adreſſe gewählt; der gekränkte Edelmann wollte vielmehr dadurch zu verſtehen geben, daß er 42 Jahre alt ſei. Sein Alter anzugeben, ſchien ihm nothwendig, weil er, wenn er keine Anſtellung finden ſollte, nicht abgeneigt wäre, »eine Parthie einzugehen.« Dieſer Herr nämlich iſt einer jener drei Heirathsluſtigen, von welchen oben die Rede war, ſeine angeführte Bekanntmachung hat noch einen andern Theil. Darin erklärt er, daß er im Genuſſe einer vollkommenen Geſundheit ſtehe, daß ſeine Perſönlichkeit nicht unter die unangenehmen gezählt werden, und er überdieß auch von ſich ſelbſt überzeugt ſein dürfe, ohne den Grenzen der Beſcheidenheit zu nahe zu treten, daß eine Frau, die keine überſpannten Forderungen an einen Mann mache, durch ihn gewiß nicht unglücklich werden könnte. Briefe werden portofrei erbeten.

Nachträge zum Conversations-Lexikon.

1819.

Hogarth.

Er war ſo kunſtgeübt, daß er die Lächerlichkeiten, die er in Geſellſchaften wahrnahm, auf ſeinem Fingernagel unbemerkt ſcenirte, und mit nach Hauſe trug, um dort die entworfene Zeichnung zu vollenden. Wenn Hogarth zu unſerer Zeit lebte, und in ſolchen ſatiriſchen Abſichten manche geſetzgebende Verſammlung beſuchte, ſo müßte er ſich die Nägel unausſtehlich wachſen laſſen.

Inquiſition.

Die ſinnloſe alphabetiſche Weltordnung hat den unſchuldigen, liebenswürdigen Inſekten im Wörterbuche den nächſten Platz nach der Inquiſition angewieſen. Aber ſie ſind glücklich, denn ſie fühlen ihre Schande nicht. Wir aber, wir dulden ſie neben uns! Vater des Alls! Deine Kriege, deine Peſten, deine Gifte, deine Kindermorde begreife ich; aber deine Inquiſition erfaſſe ich nicht. Auch die Fürſten und ihre Räthe, auch die Genoſſen des heiligen Bündniſſes verſtehe ich nicht. Wo liegen die Florida's? Wo liegt die Inſel Cuba? Fraget Millionen Deutſche, Franzoſen, Ruſſen, und ſie wiſſen es nicht. Und dennoch kann es dahin kommen, daß ſie Heerd, Weib, Kind und Vaterland verlaſſen, und wegen jener ungekannten Dinge ihr Blut verſprützen müſſen! Aber um die ruchloſe Inquiſition bleiben ſie unbekümmert; es wird geduldet, daß ſie die Menſchheit ſchände und die Majeſtät des deutſchen Volkes beleidige. Wir haben geleſen, daß ſie ſo ſchamlos war, der badiſchen Regierung kund zu thun, ſie habe den Hauptmann Rutſchmann im Bilde verbrannt; und keine diplomatiſche Feder von Liſſabon bis nach Stockholm, ob ſie zwar noch alle naß und gerüſtet ſind, wegen der Mediatiſirten und der Florida's, wird jenen Schimpf rächen! Noch einmal, ich begreife ſie nicht, die Gewaltigen dieſer Erde. Sie ſehen, daß die Pulvermine Spanien ſich täglich furchtbarer ladet, und ſie bleiben ruhig. Aber wenn ſie ſpringt, dann berſten die Pyrenäen, dann wird verſchüttet die Meerenge von Gibraltar und die ungeheuern Trümmer ſtürzen auf die Bewohner zweier Welttheile zermalmend herab.

Correggio.

Man erfährt doch mancherlei, wenn man mancherlei lieſt. Noch vor zwei Monaten wußte ich nicht, was ich jetzt weiß, nämlich Folgendes: Was hat ein kuhſchnappler Cenſor Aehnliches mit dem Maler Correggio? — »Sie ſind beide Meiſter in Verkürzungen.«

Gerichtsverfaſſung.

»Vermummte Vehmſchöffen,« werden gewiſſe deutſche »Urtelsverfaſſer« genannt. Aber in dieſem

Ausdrucke iſt mehr Bosheit als Wahrheit. Es g
Deutſchland mehrere Gerichte, bei welchen die Oeffe
keit durch Angabe der Entſcheidungsgründe ſo weit
ben wird, daß man nicht bloß dieſe, ſondern au
nichtentſcheidenden Gründe mittheilt, und ni
lein das begangene Verbrechen genau angibt, ſondern
bemerkt, wenn ein Beklagter blos wegen Verdacht
urtheilt worden iſt. Auch ſind die Abſchriften der
kolle gegen die Bezahlung der Gebühren zu jeder Z
ihnen zu haben. Iſt das nicht Oeffentlichkeit genu
mehr als gut iſt — für die Gerichte?

Käſtner.

Es wird von ihm erzählt, daß, je größere Fortſ
er in der Mathematik gemacht, je ſchwerer ſei ih
Addiren und das Einmal Eins gefallen. Jetzt begrei
warum große politiſche Köpfe das kleine tägliche Re
nicht verſtehen; und wenn mir ferner ungerechte R
ſprüche vorkommen, werde ich ſchließen, daß dere
faſſer große Juriſten waren.

Falſche Rechnung.

Ein Schreiben aus Paris, welches die Zeitu
freien Stadt Frankfurt vom 29. Juni mittheilt, e
den Satz; »Die Miniſter fühlen und wiſſen, daß
»königliche Gewalt auf's Spiel ſetzen, dächten ſie
»die Nation um dreißig Jahre zurückführen zu w
Hierzu macht die genannte Zeitung folgende Note:
»rückführen? Was das Zurückführen betrifft, ſo get
»wir eine Wette einzugehen, daß wir, Umfrage von
»zu Haus, von Dorf zu Dorf haltend, immer unte
»Stimmen wenigſtens ſieben für den Zuſtand vor

»Jahren, im Vergleiche mit der Gegenwart, finden woll»ten.« — Wie gut wäre es, wenn allen falſchen Anſichten, ſo wie hier, ein mathematiſcher Ausdruck gegeben würde; deren Widerlegung zum Frommen der Blödſinnigen wäre dann ſehr leicht. Nun wohl, ich nehme die Wette an, und erſuche den Herrn Bemerker, die Umfrage in ganz Frankreich, ſobald als möglich, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus anzuſtellen. Natürlich nehme ich dabei aus, daß die fünfzigjährigen Franzöſinnen nicht über die Sache befragt werden, denn es läßt ſich leicht denken, daß dieſe den Zuſtand vor dreißig Jahren, wo ſie noch jung waren, dem jetzigen vorziehen müſſen. Was aber die übrigen Einwohner betrifft, ſo will ich die Wette verloren haben, wenn ſich unter Tauſenden mehr als Einer findet, der die Baſtille der Oeffentlichkeit der Gerichte, die Lettres de Cachets der Jury, ein Jeſuitencollegium dem wechſelſeitigen Unterrichte, eine Maitreſſenregierung der Geſetzgebung der Kammern, und die Feudalität der Gleichheit vorziehe. Die Ultras und ihre Söldlinge, die Miſſionäre machen gewiß nicht ſieben Zehntheile der franzöſiſchen Bevölkerung aus. Wäre dieſes, dann müßte ja durch eine ſolche überwiegende Mehrzahl nothwendig der Zuſtand vor dreißig Jahren wieder herbeigeführt werden.

Klubbs.

Im vorigen Jahrhunderte gab es in London mehrere Klubbs von ſehr ſonderbarer Beſtimmung. Da war einer, deſſen Mitglieder nur aus dicken Perſonen beſtanden. Das Zimmer, in welchem die Geſellſchaft zuſammenkam, war ſehr geräumig und hatte zwei Eingänge, von welchen der eine von mittelmäßiger Größe, der andere aber ſehr breit war, und aus zwei Flügelthüren beſtand. Konnte ein

Kandidat dieſes korpulenten Klubbs durch die erſtere Thüre hereinkommen, ſo ward er als untauglich verworfen; blieb er aber ſtecken, und konnte den Durchgang nicht erzwingen, dann öffneten ſich ihm die Flügelthüren zu ſeinem Empfange, und er ward als Bruder begrüßt. — Ein anderer Klubb beſtand blos aus mageren Perſonen. Unter der Regierung Karls II. ward der Klubb der Duelliſten errichtet, deren Mitglieder Jemanden im Duell umgebracht haben mußten. Für die, welche nur erſt Blut abgezapft hatten, war einſtweilen ein Seitentiſch beſtimmt.

Heroſtratus.

Wollt ihr Heroſtrate bilden, ſo feſſelt nur die Kraft des Genius und verſchließet ihm die Bahn des Ruhmes. Schnell trifft des Henkers Beil und die Nachwelt flucht keiner Aſche. —

Komet.

Die abſcheulichen Philoſophen haben ſogar die Sterne vom Himmel verführt, ſo daß man ſie zu keinen guten Werken mehr gebrauchen kann. Die ſonſt ſo gottesfürchtigen Kometen ſind von der Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts angeſteckt worden. Früher waren ſie wohlthätige Vorboten von Hungersnoth, Krieg und Peſt, und ihr langer Schweif diente der Geiſtlichkeit und den Gewaltsherrſchern zur Zuchtruthe, womit ſie das kindiſche Volk wegen ſeiner Unarten abſtraften und auf viele Jahre ſchreckten. Jetzt aber ſind die Kometen nichts ſchlimmeres als Feſtprogramme. Der gegenwärtig ſichtbare verkündet der frohen Erde und den Millionen anderer Weltkörper, denen er ſich zu erkennen gibt, die Geburt eines franzöſiſchen Prinzen. Dieſe aſtronomiſche Belehrung gibt der

Mémorial Bordelais vom 4. Juli des 19. Jahrs des 19. Jahrhunderts. Dort heißt es wörtlich: »Geſtern und vorgeſtern zeigte ſich ein hellſtrahlender Komet am Himmel. Das Volk, gewohnt ſolche Erſcheinungen als glückliche Vorbedeutungen anzuſehen, ſieht den Kometen als den Boten an, welcher ihm die Erfüllung ſeiner Wünſche für die Geburt eines Herzogs von Bordeaux verkündigt.« Das ſind doch wieder einmal ächte, legitime Kriechereien aus den ſchönen Zeiten Ludwigs XIV. Es iſt aber ſehr zu bezweifeln, ob es dem Herzoge von Berry willkommen ſein möchte, daß ihm ein Sohn und künftiger König der Franzoſen von Sternen verkündigt werde, die, wie das Converſations-Lexicon ſagt, »gemeiniglich nur ein ſchwaches Licht haben und in eine Art von Nebel eingehüllt ſind.«

Lit de Justice.

Das Bett der Gerechtigkeit. Der ſchwierigſte Philolog muß bekennen, daß dieſe, obzwar ſklaviſche Ueberſetzung, dennoch ſchöner ſei, als das ehrſame, gepuderte und publiciſtiſche Original. Im alten Franzöſiſchen bedeutete daſſelbe Wort: Bett und Thron. Aber die Franzoſen, dieſe Vandalen, haben ihre ſchönſten Alterthümer zerſtört. Wir Deutſche ſind antiquariſcher geſinnt. Napoleon ſelbſt hatte alle Eiderdunen aus den Thronpolſtern geſchüttet, (»damit ſich kein Weichlicher darauf ſetze«), und geſagt: ein Thron ſei nur ein Stückchen Holz mit rothem Sammt überzogen. Aber Wir? Im alten Frankreich war der Bett-Thron oder das Thron-Bett, im ſchlimmſten Falle, ein zweiſchläfriges Graham-Bett, und die Sache erträglich. Aber die 39 Krankenſtuben des deutſchen Hospitals ſind voller Betten der Gerechtigkeit, wo das leidende Recht ſchläft und phantaſirt. Wir haben 7ſchläfrige, 42ſchläfrige, ja 85ſchläfrige Betten ſolcher Art. Ein Jahr vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution hatte Ludwig XVI das letzte Lit de Justice gehalten; aber jeder Tag des Menſchen kann der letzte ſeines Lebens, jede Handlung ſeine letzte ſein. Daran ſollten auch Fürſten denken.

Aix.

Im Departement der Rhone=Mündungen, ehemals Hauptſtadt der Provence. Es macht mir herzlichen Verdruß, daß dieſer Artikel gar nicht im Converſations=Lexicon ſteht. Stünde er darin, ſo könnte ich ohne Weiteres folgenden Nachtrag dazu machen; jetzt aber werden ſie ſagen, ich ſuche Händel und wäre ein böſer Menſch.

Daß das Senkenbergiſche Hospital zu Frankfurt am Main, nach dem Willen ſeines Stifters, nur zur Aufnahme kranker Bürger beſtimmt iſt, kann freilich nicht gelobt werden. Aber der menſchenfreundliche Trieb und die wohlthätigen Folgen des Vermächtniſſes läßt uns das erwähnte Gebrechen leichter verzeihen. Auch hat dieſe Einrichtung wenigſtens die gute Folge, daß, da die Zahl der Kranken auf eine kleinere Zahl beſchränkt bleibt, die Pflege, die ihnen zu Theil wird, um ſo aufmerkſamer und vollſtändiger ſein kann. Wenn aber auch das Spital für Dienſtboten zu Frankfurt, eine Wohlthätigkeitsanſtalt, welche von der Regierung verwaltet wird, die jüdiſchen Dienſtboten ausſchließt, was ſoll man alsdann ſagen? Man ſoll ſagen: bei den gigantiſchen Fortſchritten, welche der koloſſale Frankfurter Geiſt zur menſchlichen Verſittlichung macht, läßt ſich erwarten, daß in der kurzen Zeit von fünf bis ſechstauſend Jahren dieſe Verhöhnung der kranken Judenmägde aufhören werde. Aber, wenn man nicht blos dieſen letzteren, ſondern den chriſtlichen Mägden, wenn ſie bei Juden dienen, in Fällen der Erkrankung die Aufnahme in das genannte Spital verweigern wollte, was ſoll man alsdann ſagen? Dann ſoll man dulden, weinen, verzeihen, hoffen und — ſchweigen? — Nein, man ſoll nicht ſchweigen; man ſoll reden, laut, oft, beſtimmt, zu aller Welt, und ohne Scheu, damit die öffentliche Meinung, die Königin der Welt, richte, urtheile, ſtrafe und beſchäme.

Aber meinen verſprochenen Nachtrag zu Aix darf ich nicht vergeſſen. In dieſer Stadt iſt ein Krankenhaus, welches im Jahre 1516 von einem dortigen Einwohner, Namens La Roques, geſtiftet worden. Der Stifter hatte in ſeinem Teſtamente verordnet, daß »jeder leidende Menſch, welchen Glauben er auch habe, etiam diabolus (der Teufel ſelbſt) — das ſind ſeine eigenen Ausdrücke — in das Hospital aufgenommen werden müſſe.« Er hat ferner erklärt, daß es ſein Wille ſei, daß man zu den Verwaltern des genannten Hospitals niemals »irgend einen Geiſtlichen, welchen Rang er auch in der Kirche habe, etiam Papa (und wäre er Pabſt) nehme.« — „Cet homme là connaissait son monde,“ ſagt Jouy, der im Erémite en Province Vorſtehendes erzählt.

Aber was thut ein ächter Frankfurter Judenhaſſer, nachdem er dieſes geleſen, und ſich zwei Viertelſtunden auf einen derben Einfall beſonnen? Was er thut? Ich ſehe ihm in ſein gutes Herz; er iſt im Stillen witzig und denkt: »Und wenn auch; ein Jude iſt ärger als der Teufel, und er kömmt doch nicht hinein!«

Der kleine Haman.

(1819.)

In dem vorigen Blatte der Zeitſchwingen, ſtand ein an mich gerichtetes Schreiben, welches von kranken Juden und ungeſunden Chriſten handelte. Ich hatte verſprochen, darauf zu antworten, und will jetzt mein Wort löſen. Anfänglich gedachte ich, bei dieſer Gelegenheit mein ganzes Herz auszugießen, das voller Spott und Trauer iſt, wegen einiger verſtockten Narren, welche die friedlichen Gaſſen meiner Vaterſtadt beunruhigen. Aber bald fiel mir ein, daß man ſchwache Köpfe und Magen ſchonen müſſe, und ihnen bittere Arzneien, auch wenn ſie heilſam ſind, nur in kleinen Gaben reichen dürfe. Darum will ich jetzt nur ſagen, was für den Augenblick Noth thut.

Der Frankfurter Briefſteller beginnt ſein Schreiben mit der Behauptung: in dem was ich über die Krankenanſtalten geſagt, ſei »viel Unwahres« enthalten; dieſe Behauptung iſt unwahr. In einem einzigen Punkte habe ich mich geirrt, und ich bekenne es offen. Darin nämlich: Am Schluſſe des Artikels »Aix« ſagte ich: »Aber was thut »ein ächter Frankfurter Judenhaſſer, nachdem er dieſes

»geleſen, und ſich zwei Viertelſtunden auf einen der»
»ben Einfall beſonnen? Was thut er? Ich ſehe ihm in ſein
»gutes Herz; er iſt im Stillen witzig und denkt:
....« Aber der kleine Haman, der mir gegenüberſteht, hat ſich acht Tage beſonnen, war vorlaut unwitzig, und ſchrieb ohne zu denken. Was ich ſonſt behauptet, iſt wahr, und wird ja von dem Briefſteller ſelbſt eingeſtanden. Ich hatte geſagt: chriſtliche Mägde, welche bei Juden dienten, würden in das Spital nicht aufgenommen, und mein Gegner läugnet dies nicht. Gegen Bezahlung werden ſie vielleicht aufgenommen, doch die Dienſtboten der chriſtlichen Einwohner finden unentgeltliche Pflege, und das eben iſt die Härte und Ungerechtigkeit, worüber ich Klage führte. Ich hatte ferner geſagt: jenes Spital würde von der Regierung verwaltet. Natürlich wollte ich nichts anderes damit ausdrücken, als daß, da es der Regierung frei ſtehe, dieſe Wohlthätigkeitsanſtalt, nach den Regeln der Menſchlichkeit, zum allgemeinen Beſten zu leiten, dieſes auch ihre Pflicht ſei. Daß dieſes Spital ſein eignes Vermögen habe, war mir wohl bekannt, mein Gegner geſteht, der Staat habe die obervormundſchaftliche Aufſicht. Hatte ich etwas Anderes behauptet, und iſt der Staat dieſer Aufſicht zu Folge nicht berechtigt, auch die unentgeltliche Heilung des kranken Geſindes der Juden zu fordern? Unter der großherzoglichen Regierung hatten die Juden auch hierin gleiche Rechte und erſt nach der Schlacht von Hanau wurden die geflüchteten und ſieben Jahre lang verborgen gehaltenen politiſchen Reliquien wieder herbeigeholt, und der alte abergläubiſche Bilderdienſt dem Volke von Frankfurt, das den wahren Gott der Milde kennen und anbeten gelernt hatte, von Neuem aufgedrungen.

Haman, der Kleine, findet etwas darin, daß die Juden mit den hohen Herrſchaften und Poſtillonen gleiches Recht hätten, ihr Geſinde gegen Vergütung in das Spital zu ſchicken. Er ſagt: »doch das iſt dem Judenfreunde in »Num. 57 der Zeitſchwingen nicht genug, er möchte in »lebendiger Betriebſamkeit überall gern ärnten und mit»theilen, auch da, wo er nicht ſäete, auch da, wo er nicht »mitgründen und erbauen half.« — Zuvörderſt bin ich kein Judenfreund, ich bin der Freund aller Menſchen, ja ſogar ſolcher, die dem Briefſteller gleichen. Denn nach meinem Syſteme von der beſten Welt weiß ich auch, wozu böſe Narren darin dienen; doch rede ich nicht davon, damit mein Gegner nicht ſtolz werde über ſeine hohe Beſtimmung. Ferner erſcheint es mir nicht als etwas Beſonderes, daß man in Frankfurt außer Verſtand für Geld Alles haben könne. In einer Handelsſtadt iſt dieſes ganz in der Ordnung. Die Juden in Frankfurt ſollen und wollen nicht ärnten, wo ſie nicht geſäet haben. Da ſie aber ſo reichlich als die chriſtlichen Einwohner ihr jährliches Saatkorn in Abgaben und Steuern entrichten, ſo haben ſie auch ſo viel als jene auf alle öffentlichen Einrichtungen Anſprüche zu machen, die im Staate zum allgemeinen Nutzen beſtehen, und ſie ſollten nicht nöthig haben, den einzelnen Gebrauch derſeben beſonders vergüten zu müſſen. Der ironiſche Briefſteller will mich ärgern und ſchreibt: »Rechte, bei denen eine Zahlung ſtattfindet, ſcheinen den wahren Judenfreunden keine Rechte zu ſein.« Der kleine Haman, wie es ſcheint, iſt ein großer Freund vom Bezahlen und Erkaufen; ich bin es nicht. Denn ich weiß aus Erfahrung, daß dort, wo das Recht bezahlt werden muß, auch das Unrecht erkauft werden kann.

In's Irrenhaus zu Frankfurt werden, wie der Briefſteller verſichert, die Juden aufgenommen, und dieſes iſt die einzige öffentliche Anſtalt, von der ſie nicht ausgeſchloſſen ſind. Es iſt doch ſonderbar, daß die Juden erſt wenn ſie Narren geworden, gleiche Rechte mit den Chriſten genießen. Wenn ihnen keine andere, als eine ſolche Befähigung zum Genuſſe des Frankfurter Staatsbürgerrechtes mangelt, ſo liegt doch viel Tröſtliches in ihrer Zurückſetzung.

Der kleine Haman kam erſt nach großen Ausſchweifungen (Digreſſionen) in die Krankenanſtalt hinein, (ſolcher Weg führt oft zu ſolchem Ziele.) Junge Leute verführen ſich wechſelſeitig durch ihre Ausſchweifungen; ich erfahre es jetzt, denn ich werde auch ausſchweifen. Der Briefſteller vermuthet, daß dasjenige, was ich über den betreffenden Gegenſtand geſagt, »den Herrn Redakteur nicht zum Verfaſſer habe, da ihm die Verhältniſſe der Frankfurter chriſtlichen und jüdiſchen Hoſpitäler bei mehrjährigem Functioniren auf der Polizei, wohl bekannt ſein können.« Der Briefſteller hat falſch vermuthet. Der Verfaſſer des betreffenden Aufſatzes und der Redakteur der Zeitſchwingen ſind eine und dieſelbe Perſon. Aber es iſt mir nicht gezeigt worden, daß mir die Verhältniſſe der Frankfurter Spitäler unbekannt wären. Weil meine ehemalige Anſtellung bei der Polizei zur Sprache gekommen, ſo will ich einer hierher gehörigen andern Erfahrung erwähnen, die ich während meiner Amtsführung gemacht habe. Nämlich, daß die Stimmung des Haſſes, die gegen die Frankfurter Juden ſich ausſpricht, nur eine erkünſtelte, ſcheinbare iſt, welcher die eigentliche Geſinnung der dortigen chriſtlichen Bürgerſchaft gar nicht zuſagt, und die nur von einigen Reglerlingen aus Herrſchſucht, und von einigen Krämern aus Habgierde bauchredneriſch hervorgebracht, und als die Sprache Vieler ausgegeben wird. Man hat nirgends beſſere Gelegeit als bei Polizeiſtellen, die Gemüthsart eines Volkes, ſeine Leidenſchaften, Neigungen und Abneigungen kennen zu lernen; weil dort dieſes Alles in hundert Ausbrüchen, täglichen Zänkereien und Händeln ſich offenbart, und zur gerichtlichen Unterſuchung kömmt. Aber während meiner dreijährigen Amtsführung iſt mir weder in meinem eigenen Geſchäftskreiſe, noch in dem der übrigen Angeſtellten auch nicht ein einziges Beiſpiel vorgekommen, wo Juden und Chriſten als ſolche einander feindlich geſinnt ſich gegenüber getreten wären. Der Frankfurter Bürger des Mittelſtandes (und nur letzterer allein bildet den eigenthümlichen Geiſt einer Volksgemeinde; denn der ungeſchliffene Pöbel und die abgeſchliffenen Vornehmen ſind überall ſich gleich) erſchien mir zwar raſch und auffahrend, aber auch gutmüthig, edelſtolz, ohne Falſch und Gleisnerei, und rechtſchaffen im ſtrengſten Sinne des Wortes. Dieſe ſind es nicht, welche die Juden verfolgen; aber man läßt ſie nicht zu Worte kommen, und ſucht ſie über dieſen Punkt, ſo wie über manchen noch wichtigern des Frankfurter Gemeinweſens zu täuſchen.

Ich kehre zu meinem kleinen Haman zurück; er wird unterdeſſen gewachſen ſein. Er ſagt, die Tendenz meiner, in dem betreffenden Gegenſtande geführten Klage gehe offenbar dahin, »bei den Juden Haß, Anmaßung, Grimm zu reizen und zu ſchärfen — ſo wird den Juden nicht geholfen.« Die Juden haben wohl das Recht, ihre Unterdrücker zu haſſen, und man braucht ſie nicht erſt dazu aufzureizen. Sie maßen ſich nichts an, ſie fordern nur die Rechte, die jeder Menſch in der bürgerlichen Geſellſchaft hat, und die man weder zu verdienen braucht, noch verſcherzen kann. Grimmig ſind ſie gar nicht; aber der kleine Haman iſt grimmig, und das nimmt ſich ga. zu närriſch aus. Aber geholfen wird ihnen auf jeden Fall durch öffentliche Rede.

Es kömmt nur darauf an, die Mehrzahl der chriſtlichen Bürger zu enttäuſchen, ihre Menſchlichkeit aufzuregen, und wo dieſes nicht gelänge, wenigſtens zu zeigen, wie ſie durch Unterdrückung der Juden und Einſchränkung ihrer bürgerlichen Verhältniſſe ihrem eigenen Vortheile in dem Wege ſtehen. Dieſen Zweck zu erreichen iſt leichter, als der kleine Haman denkt. Es haben mich mehrere ſehr achtungswerthe Mitglieder des Senates und des geſetzgebenden Körpers verſichert, daß dieſe beiden Staatskorporationen wohl fühlten, wie Unrecht ſie den Juden thäten, und daß ſie ſelbſt nicht hofften, ihre Abſichten mit ihnen durchzuſetzen: *daß ſie ſich ſchämten, die neue Judenordnung, die ſie der Bundesverſammlung vorgelegt, durch den Druck bekannt zu machen*, und daß manche Mitglieder des geſetzgebenden Körpers jenem Regulative nur darum ihre Beiſtimmung gegeben, weil ſie hofften, daß in ſolcher grellen Feindſeligkeit abgefaßt die Bundesverſammlung daſſelbe ganz verwerfen werde. Und dieſes ſei ihr Wunſch, den ſie aber, offen verfolgt, nicht erreicht haben würden.

Es iſt nichts lächerlicher als das Schreckbild, welches der kleine Haman den Juden vorhält, indem er ihnen Verderben droht, wenn ſie in ihrem Streben nach Freiheit glücklich wären. Er ſagt: dieſes führe »zu einem entſcheidenden Kampfe.« Ferner: »jede neue Hingabe von Rechten iſt nur ein neuer Sporn, die blutige Entzweiung in den Staaten früher herbeizuführen.« Man möchte des Teufels werden und ſich todt lachen (nämlich nach Umſtänden eins von beiden), wenn man dieſe Spießbürger ſieht, wie ſie ihre kleine brabanter Elle an die großen Verhältniſſe der Zeit legen, und mit ihrem Lothgewichte Pfeffer und Weltereigniſſe abwägen. Sie ſind ſo verrückt, daß ſie ganz im Ernſte glauben, es würde Europa in Flammen ſetzen und die Staaten zur blutigen Entzweiung führen, wenn die Juden Eckhäuſer kaufen dürfen. Es giebt in Frankfurt Narren, die einen leiblichen Eid darauf ſchwören, Napoleon wäre von Gott aus keinem andern Zwecke vernichtet worden, als damit die Juden von der Schnurgaſſe der großen Stadt Frankfurt verjagt würden; und wenn ihnen ein billiger Mann ſagte: »Meine Herren, Sie haben in der Hauptſache Recht, der Brand von Moskau und die Leipziger Schlacht mußten ſtatt finden, damit die Schnurgaſſe der großen Stadt Frankfurt von den darin wohnenden Juden geſäubert würde; aber vielleicht hat die Vorſehung noch ihre kleinen Nebenabſichten dabei gehabt«, ſo würden ſie ihn auslachen und ſagen: Das müßten ſie beſſer verſtehen.

Der kleine Haman haßt die Juden vorzüglich darum, weil ſie mit den Chriſten nicht eſſen und weil ſie die Ehe mit den Chriſtinnen verbieten. Ich will ihm hundert Juden in's Haus ſchicken, die täglich mit ihm eſſen und nach Tiſche ſeine Töchter zu Frauen fordern ſollen (vorausgeſetzt nämlich, daß ſie hinreichende Ausſteuer erhalten), und jetzt frage ich ihn: ob er dieſen Juden Bürgerfreiheit will gewähren laſſen? Ich frage ernſtlich und erwarte ernſte Antwort. Keine Ausflüchte, keine altherkömmlichen Redensarten! — Mein Gegner klagt: die Juden iſolirten ſich durch Gebräuche und Geſetze. Er ſagt: »Wenn die Juden ihr iſolirtes Syſtem verlaſſen, als Brüder zu uns treten, ſo wird die Geſammtheit die Aufnahme, die Rechte, die Auszeichnungen erhalten, die vielen Einzelnen, die ſich zu uns geſellten, von allen Seiten zu Theil wurden.« Er erkläre mir auf eine unzweideutige Art, was die Juden zu thun haben, um ihr iſolirendes Weſen aufzugeben, auf welche Weiſe ſie ſich den Chriſten als Brüder zu erkennen geben ſollen, und man ihnen, wenn ſie es thäten, oder denjenigen unter ihnen, die es thun, Bürgerfreiheit geben wolle. Er erkläre mir ferner, ob es keine Juden in Frankfurt gäbe, welche jene Forderungen bereits erfüllten, und wenn es ſolche giebt, warum man ſie vor den übrigen nicht auszeichne. Aber noch einmal, ich erwarte Antwort in beſtimmten Ausdrücken, und wir wollen dieſe wichtige Sache vor dem Gerichtshofe der öffentlichen Meinung, als redliche Männer und im Vertrauen auf unſer Recht, mit aller Kraft vertheidigen.

Aber ich weiß es vorher, daß ſich der Gegner der Juden und der meinige zurückziehen, oder wenigſtens hinter die Hüllen altherkömmlicher Redensarten, die wegen ihrer dunſtigen Beſchaffenheit gar nicht zu zerreißen ſind, weil ſie immer wieder zuſammenfließen, verſtecken wird. Und wer iſt dieſer Gegner? Etwa ein handelsneidiſcher Krämer? Oder ein bigotter Chriſt? Oder ein unerfahrener, im Aberglauben auferzogener Menſch, der nie Juden geſehen und glaubt, ſie wären eine Art Teufel mit Hörnern und Bocksfüßen? Nein, der Verfaſſer jenes Schreibens iſt ein ſogenannter gebildeter Mann, ein Mann, der recht gut weiß, daß den Juden Unrecht geſchieht, ein Frankfurter Arzt. Wie, ein Arzt? Ein Mann, der da weiß, daß ein neu gebornes Judenkind weint und begehrt, wie und was die andern; ein Mann, der die Nieren kennt, und das Herz und die Sinne, und weiß, wie ſie bei Juden und Chriſten gleich gebildet, und daß die Natur keinen Unterſchied gemacht; ein Mann, der am Krankenbette ſitzt und wahrnimmt die mannichfaltigen Schmerzen und Leiden des ſchwachen, leicht verletzlichen Menſchen, und begreift, daß er des Beiſtandes bedarf, und der Liebe ſeiner Mitgeſchöpfe, ein Mann, der Sterben ſieht und die Vergänglichkeit des

Lebens, und wie es zu kurz ſei ſelbſt zur Liebe, geſchweige zum Haſſen, und ſieht wie der höhniſche Tod des menſchlichen Hochmuths ſpottet, und daß die Würmer den Leib des Bürgers ſo frech zernagen, als den des Schutzjuden und des Beiſaſſen — ein ſolcher Mann ſollte befangen ſein von den wahnſinnigen Begriffen beſinnungsloſer Menſchen? Nimmermehr. — Doch ich will Großmuth üben, und lieber an ſeinem Kopfe zu zweifeln ſcheinen, als den Zweifel an ſeinem Herzen verkünden.

Nachtrag.

Herr Dr. **Varrentrapp** hat in einem, mir zugeſendeten und mit ſeinem Namen unterzeichneten Schreiben dasjenige zu widerlegen geſucht, was ich in einem frühern Blatte der Zeitſchwingen unter der Aufſchrift: »**Der kleine Haman**«, geſagt habe, und er forderte, daß es abgedruckt werde. Das Verlangen war billig und es wäre meine Pflicht geweſen, es zu erfüllen. Aber der Verleger der Zeitſchwingen weigerte ſich ſtandhaft, das Schreiben aufnehmen zu laſſen, und zwar aus dem Grunde, weil es zu lang ſei, und ſich die auswärtigen Leſer mit Recht darüber beſchweren könnten, daß man ihnen einen Gegenſtand, für den ſie keine Theilnahme haben, wiederholt und breit aufdringe. Das Einzige, was ich daher thun kann, und welches wahrſcheinlich dem Herrn Einſender genug iſt, beſteht darin, daß ich die in dem Briefe mir gemachten Vorwürfe ausziehe und mittheile. Das ganze Schreiben iſt ein Wermuthaufguß; wenn ich nun das Waſſer wegſchütte und die Bitterkeiten trocken hinabſchlucke, ſo zeige ich mich hinlänglich als ein tugendhafter Mann. — Folgendes wird mir eingegeben.....

Ich hätte mich gemeiner Schimpfreden bedient. — Unter deutſch verſtünde ich, was der Pöbel darunter verſteht, dem grob und deutſch ſynonym wären. — Ich ſei nicht werth den Namen eines Deutſchen zu führen. — Ich wäre kein Deutſcher, ſondern ein Fremdling, ohne Heimath, ohne Heerd, von jedem patriotiſchen Gefühle entblößt und leer. — Ich hätte die Cardinal-Untugend der Juden, den Eigenſinn. — Ich wäre ein falſcher Freiheitsapoſtel. — Ich hätte mich in meiner Blöße und Nichtigkeit gezeigt. — Ich geberdete mich wie ein Geſetzgeber und wäre doch keiner. — Es wäre von mir am erſten zu erwarten, daß ich eine Chriſtin heirathete, wenn ſie Geld hätte. — Ich hätte, um den Chriſten meine Abſtammung zu verbergen, meinen Namen Ludwig Baruch in Dr. Börne verwandelt. — Aber »nicht die Aenderung des Namens, die aufrichtige, redliche Geſinnung ſei es, die die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens hat. — Ich ſollte mich unter eine freiwillige Cenſur ſetzen, denn ſo lange ich unter einem Cenſor geſtanden, hätte ich einen blühenden Stil und Witz gehabt, jetzt aber ſei es nicht mehr ſo« . . . Aus dieſem Allen geht klar hervor, daß ich Unrecht gehabt, zu behaupten, es ſei hart, daß chriſtliche Mägde, welche im Falle der Erkrankung im heil. Geiſt-Spitale unentgeldliche Pflege und Heilung finden, dieſe Anſprüche verlieren, ſobald ſie bei Juden in Dienſt treten.

Freiheit und Gleichheit, ohne Revolution.

(1819.)

Das kurheſſiſche Dorf *Bockenheim*, deſſen Häuſer eine halbe Stunde von Frankfurt entfernt liegen, und deſſen Weichbild noch um die Hälfte näher reicht, iſt zur Stadt erhoben worden. Dort ſollen alle Einwohner ſich gleicher Rechte erfreuen, und die Fremden, welche dahin ziehen, ohne Unterſchied der Religion, *auch die Iſraeliten*, gleiche Freiheiten mit den alten Einwohnern genießen. So hat denn auch hier die gütige Natur neben der giftigen Wurzel das Heilkraut tröſtend erſtehen laſſen. So iſt dem verfolgten, geſchändeten, mit Füßen getretenen Rechte eine Freiſtätte geöffnet, wohin es ſich flüchten und wo es gedeihen kann. So können die *Juden zu Frankfurt*, die von ihren chriſtlichen Mitbürgern mißhandelt werden, den Sitz ihrer Sklaverei ohne Zerſtörung ihres Wohlſtandes verlaſſen und in Bockenheim endlich ein Vaterland finden; ſie müßten denn durch lange Knechtſchaft ſo verknechtet worden ſein, daß ſie um wenige Jahre etwa geringern Handelsgewinnſtes ihre Freiheit nicht erkaufen wollen.

Es iſt bekannt, daß die chriſtliche Bürgerſchaft zu Frankfurt (oder vielmehr diejenigen, welche ſich das Wort für ſie angemaßt; denn die Mehrzahl der Einwohner iſt gut geſinnt und verabſcheut den Geiſt der Verfolgung), gleich nachdem ſie das wiedererlangt, was ſie die Freiheit ihrer Stadt nannte, dieſe Freiheit dadurch mißbrauchte, daß ſie den Juden die bürgerlichen Freiheiten entzog, welche dieſe unter der großherzoglichen Regierung genoſſen. Seitdem führen dieſe beiden Religionspartheien einen Rechtsſtreit, der von der Bundesverſammlung entſchieden werden ſoll. Kürzlich hat der geſetzgebende Körper in Frankfurt ein Regulativ entworfen, enthaltend die Rechte, welche künftig den Juden eingeräumt werden ſollen, und dieſen Geſetzesentwurf der Commiſſion der Bundesverſammlung, welche mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt iſt, überreicht. Ich werde darauf zurückkommen und das Regulativ den Leſern mittheilen. Bis dahin mögen ſie mich einen Verläumder ſchelten, wenn ich ſage, daß Alles darin zuſammengehäuft iſt, was nur der Uebermuth der Macht Grauſames, und der ſpießbürgerliche Gewaltdünkel Lächerliches hat. Rechte der Natur und des Staates ſind darin auf's Grauſamſte verhöhnt und verletzt. Die alte pharaoniſche Polizei, die Bevölkerung der Juden zu vermindern, wird von Chriſten nachgeahmt. Kein Jude ſoll vor dem fünf und zwanzigſten Jahre heirathen dürfen. Zu ihrem Handel ſind ihnen einige der engſten, dunkelſten Gaſſen angewieſen. Der Handelsmann, deſſen Haus zwei Seiten oder Ausgänge hat, der darf nur an der einen Thüre Verkehr treiben. In den Straßen, worin die Juden Läden beſitzen, dürfen ſie keine Eckhäuſer haben; und dergleichen Narrheiten mehr. Ich bin ganz luſtig geworden über dieſe Krähwinkelſtreiche. Anfänglich war mir das Herz zuſammengepreßt, da gedachte ich der lächerlichen

Wuth, mit welcher Menſchen ſich verfolgen, die dieſes kurze Gaſthausleben nur auf wenige Minuten zuſammenführt.

Ziehet nach Bockenheim, Kinder Iſraels. Nehmet Euer Geld mit, aber Euern Eigenſinn und manches Andere laßt in Frankfurt zurück. Und wenn Ihr zu Macht kommt, ſo mißbraucht ſie nicht, und erinnert Euch, wie Unterdrückung ſchmerzt.

Wahrſcheinlich iſt es einer der getreuen Bornheimer Nachtarbeiter, (denn er ſpricht mit großer Sachkenntniß von Schmutz und Ekel), der in der Aarauer Zeitung vom 18. Auguſt einen Bericht über die zu Frankfurt ſich ereignete Judenverfolgung eingeſchickt hat. Ich thue deſſen Erwähnung, nicht um ihn zu widerlegen, ſondern aus national-ökonomiſchen Gründen. Der Erzähler hat Tadel verdient, daß er für die Erzeugniſſe ſeines Fleißes einen ausländiſchen Markt geſucht, und er verrieth hierdurch wenig vaterſtädtiſche Geſinnung. Die Witz-Ausfuhr von Frankfurt ſollte ſtreng unterſagt ſein, und jene ſchändlichen Wucherer, die aus der Noth ihrer Mitbürger einen Gewerbszweig machen, müſſen gehängt oder gehenkt werden. Jener Bericht ſchließt mit den Worten: »Möge daher dieſer Vorfall die hieſige Judenſchaft belehren . . . ſonſt würden ſie beſſer thun, dem Rathe ihres Fürſprechers, Dr. Baruch, genannt Börne, recht bald zu folgen, und von hier nach der neuen Stadt Bockenheim in Frieden abzuziehen.« . . . Dieſen närriſchen Refrain habe ich ſchon einige Mal in öffentlichen Blättern von den Ufern des Mains her ſingen hören. Meine Herren Feinde, denen das kritiſche Schießpulver ausgegangen, drehen ihr Gewehr um und gehen mit dem Flintenkolben auf mich zu; aber ich weiche ihnen geſchickt aus, denn ſolch ein blaues Vergnügen iſt meine Sache nicht. Dieſe beſcheidenen Menſchen bilden ſich nämlich ein, ich hätte, um neuteſtamentariſch zu erſcheinen und mit ihnen verwechſelt werden zu können, meinen Namen verändert. Sie irren ſich ſtark. Die Maskenfreiheit des Frankfurter Chriſtenthums iſt zwar nicht ohne Luſt, da ſie das Recht gibt, tauſend Thorheiten zu ſagen und zu begehen; aber für mich iſt die dortige Faſtnacht des Geiſtes zu lang und zu toll, und ich meide gern ihren Jubel. Weit entfernt, nach dem Scheine einer Aehnlichkeit mit ihnen zu ſterben, würde ich ſelbſt diejenige, die ich wirklich mit ihnen haben könnte, ſorgfältig zu verbergen ſuchen, weil ich mich der Geſellſchaft ſchämen müßte.

Seid boshaft, Kinder! das ſchärft zuweilen den Stumpfſinn; aber ſeid nicht abgeſchmackt!

Weibliche Beiträge zum Converſations-Lexicon in alphabetiſcher Unordnung.

(1818.)

Nicht wegen ihrer Unordnung, oder weil ſie etwa für das weibliche Geſchlecht allein beſtimmt wären, nenne ich dieſe Beiträge weiblich, ſondern, damit ich eingedenk bleibe, ſtets mild und lieblich zu ſchreiben. Die Erinnerung iſt nicht zu entbehren. Als ehemaliger Zeitungs-Frühprediger führte ich eine männliche, von verzärtelten Philoſophen hart genannte Sprache. Ich bediente mich ihrer, nicht aus Mangel an Erziehung, ſondern aus Grundſätzen. Wenn das Saatkorn, dachte ich damals, zu feinen Zuckerbäckereien verbraucht wird, dann werden unſere Kinder Hungers ſterben. Die Staats-Landwirthſchaft wird mit groben Werkzeugen getrieben, mit Pflugſcharen, Senſen, Dreſchflegeln und Mühlengeklapper. Die ſchmucken brabanter Spitzen, die unter der Erde geklöppelt werden, damit kein Lüftchen die zarten Fäden auseinander hauche, kämen ſie je zu Stande, wenn nicht zuvor der Flachs ſcharf gehechelt würde, und ſind nicht die ſchönſten, feinſten Toilettenkünſte alle bäuriſcher Abkunft? Aber der Menſch, beſonders der philoſophiſche, ändert ſeine Grundſätze nie lieber als ungern, nämlich wenn er muß. Ich und Andere mußten zu unſerm Glücke. Unſere Feldgüter wurden in Erbpacht genommen, und wir leben von dem Pachtzinſe gemächlich in der Stadt. Jetzt iſt es Zeit, das Leben zu genießen und artig zu werden. Aber die Gewohnheit, dieſe ſtrenge Gebieterin, gibt uns nur langſam frei, man muß ſich ihr gewaltſam zu entreißen ſuchen, und welche Hände ſind behülflicher darin, als ſchöne?

In den Zuckerplantagen der Almanache werden die Autoren leicht ſüß. Ich habe aber nie daran gearbeitet. Eine Artigkeit zu ſagen fällt mir nur etwas weniger ſchwer, als eine zu denken. Die Aufſicht des ſchönen Geſchlechts iſt mir daher unentbehrlich; ich bitte darum, und um Vertrauen auf meine Dankbarkeit. — Mit letzterer fange ich ſogleich an, indem ich höflich behaupte, daß es in dieſer Stunde mehrere hundert ſchöne Mädchen giebt, die alle gelehrter ſind, als ich. Die Leſer werden ſich wundern, ſowohl über mein Geſtändniß, als über die Sache ſelbſt. Aber es iſt nicht anders. Jene beſitzen die ältern vollendeten Ausgaben des Converſations-Lexicons, und alles, was zwiſchen den Polen des A und Z liegt, iſt ihnen gehörig bekannt. Ich aber bediene mich der neueſten Auflage des Buches, deſſen achter und jüngſter Band mitten im S ſtehen bleibt; daher all mein Wiſſen, ungleich den Engländern, nicht über das Seerecht hinausgeht. Dieſe gelehrten Beiträge können ſich daher nicht weiter erſtrecken, als über $^4/_5$ Theile des Gebietes menſchlicher Erkenntniß, womit man ſich einſtweilen begnügen muß.

Die alphabetiſche Ordnung des Plauder-Lexicons werde ich aus zwei Gründen nicht befolgen. Erſtens iſt jene Rangordnung für die mich beſchützende ſchönere Hälfte des leſenden Geſchlechts ganz ohne Nutzen. Frauenzimmer haben ſehr oft große Kenntniſſe, aber ſelten kleine. Die Wenigen unter ihnen, die ſich auch in letztern auszeichnen, wiſſen zwar, wie die Buchſtaben auf einander folgen, aber doch nur dann, wenn ſie vom A zu zählen anfangen und die ganze Buchſtabenleiter, Sproſſe nach Sproſſe, hinabſteigen. Von der Mitte des Alphabets ausgehend, etwa vom Q, findet keine den Weg, und es iſt zu wetten, daß auch die Behendeſte nicht zu antworten weiß, wenn man ſie mit der Frage überraſcht, auf welchen Buchſtaben das X folgt. Ich kann es beſchwören, was ich erzählen will, daß ich ſah, wie ein Frauenzimmer zwölf Bände des Conversations-Lexicons, alſo zwei mehr, als es hat, in die Hand nahm, um ein Wort vergebens darin zu ſuchen, das ſie erſt im dreizehnten fand. Aber das Wort war auch erſtaunlich ſchwer, ein ſtockfinſteres, orthographiſches Räthſel und Casse-tête chinoise, nämlich: Czerny Georg, der Serbier. Zweitens iſt die alphabetiſche Ordnung der Converſations-Wiſſenſchaften ungemein ſchädlich. Dinge, die getrennt gar nicht zu gebrauchen ſind und ſo nothwendig zuſammengehören, wie Suppe und Löffel, werden zu verſchiedenen Zeiten dargeboten. Ein Mädchen lernt im Converſations-Lexicon die Ehe kennen, ehe ſie noch weiß, was Liebe iſt, und erſt nach vielen Leipziger Oſtermeſſen unterrichtet ſie ſich über die Treue. Bei den gelehrten Männern, die ihre Kenntniſſe aus der Quelle ſchöpfen, iſt dieſes ganz anders, und wenn ſie zur Ehe ſchreiten, ſind ſie über Liebe und Treue ſchon längſt hinaus. Letztere werden den gegebenen Wink verſtehen, und keine Frau von der neueſten Converſation heirathen. Andere Gründe gegen die alphabetiſche Ordnung, wie der: daß Dinge, die gar nicht zu einander gehören, neben einander zu ſtehen kommen, z. B. Canonen und Canonicus, Ananas und Anarchie, Biscuit und Biſchof, übergehe ich, weil ich mich eile, dieſen voralphabetiſchen Artikel zu ſchließen, da ich es gar nicht erwarten kann, mich bei den Weibern einzuſchmeicheln.

Vertrauliche Briefe.

(1822.)

1.

Ich habe Ihnen Alles auf das ſchönſte beſorgt, und Sie werden Ihren Diener loben. Doch nein, nicht Alles, Oblaten von der Kleinheit, wie Sie ſie wünſchen, waren nicht zu haben. Vielleicht ſuchte ich auch nicht emſig genug, denn es war gerade kein Geſchäft, das mich erquickte. Zwanzigmale fragte ich mich auf dem Wege zum Papierladen: Für wen mögen ſie wohl beſtimmt ſein? Das ſind ja die größten Geheimniſſe, die man mit den kleinſten Oblaten verſiegelt. Und da ſchwebte mir Ihr Onyx vor, der auch klein, und worauf, ich weiß nicht, welches Kind eingegraben iſt; ich glaube, Ihr Brüderchen. Daß ſie mich zu Ihrem Literatur-Miniſter ernannt haben, machte mich ſehr lachen. Sie ſind doch immer neu! Welcher Menſch hat ſich je an einen Kriminalrichter gewendet, daß er ihm einen treuen Bedienten verſchaffe? Und ich ſoll Ihnen gute Bücher empfehlen? Ich, ein Buchrichter, ich, ein Blutmenſch? Was kümmern mich die guten Werke der Leute! Nicht ihnen verdanke ich Amt und Brod. Alle Fehler Goethe's und Jean Paul's ſtehen in meinem Regiſter verzeichnet, aber von dem, was ſie Edles haben, erfährt nur mein Herz, in den ſeltenen Stunden der Rührung. Doch es ſoll geſchehen. Ich will meine Gerichtsferien benutzen, Leſeproben für Sie zu halten. Sein Sie aber dankbar, und wenn ich einſchlafe, entſchädigen Sie mich mit angenehmen Träumen.

Haben Sie den Freiſchütz gehört und geſehen? Ich glaube geleſen zu haben, daß man Euch dieſe Oper verkündigt. Hier wurde ſie ſeit vierzehn Tagen dreimal aufgeführt. Die guten Leute waren entzückt davon, und das hat mich etwas ängſtlich gemacht; denn wenn man berauſchte Menſchen vor ſich ſieht, bedenkt man ſich, auch nur zum mäßigen Genuſſe, das Glas in die Hand zu nehmen. Ich habe aber doch getrunken, und den Wein feurig genug, lieblich, und ganz rein und zuträglich gefunden. Das iſt ein ächt deutſcher Rebenſaft, wie ihn nur der alte Vater Rhein ſchenkt; das iſt — doch ich kann es vor Lachen nicht vollenden; nachher mehr davon, wenn ich wieder vernünftig geworden bin.

Wenn etwas, ſo iſt es die Muſik, worin die Gemüthsart eines Volks ſich ausdrückt, und behaupten, daß wir eine deutſche Muſik gar nicht haben, das heißt behaupten, daß das deutſche Volk gar keinen Charakter habe. Und ſo iſt es auch. Weber gab uns in ſeinem Freiſchützen die erſte deutſche Oper, und weil ſie ſein iſt, haben wir durch ſie noch mehr gewonnen als ſie allein; ein ſchönes Zeichen einer ſchönern Sache. Ich bin eigentlich kein Muſik-Kenner, ich vermag für die Wahrheit meiner Gefühle keine gerichtliche Beweiſe darzubringen, aber ich weiß, Sie vertrauen mir. Denken Sie ſich einen deutſchen Don Juan, aber Einen, der nicht Champagner trinkt und Donnas liebt, ſondern Landwein und Landmädchen — ſo iſt dieſer Freiſchütz. Die Ouvertüre iſt in einem ſehr edlen Stile gedichtet, und auch der Scherz darin, wie in allen Stücken der Oper, mit dem feinſten Anſtande durchgeführt. Das Schelmlied, welches der böſe Jäger ſingt, wird Ihnen gefallen; die Pickelpfeifen ſchreien ſo frech heraus — ein ſehr guter Einfall. Ach, und das Brautlied! Man möchte verſchmelzen vor Luſt. Unſere jungen Mädchen huſten ſchon vierzehn Tage, und können die Kehle nicht frei bekommen von dem ſüßen Liede: »Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide.« Welch ein Zauber in dieſem veilchenblauer Seide, man könnte einen Simſon damit binden! Den Jägergeſang im dritten Akte hört gewiß Jeder, vornehm oder gering, mit großem Vergnügen. Die genannten Muſikſtücke ſind vielleicht nicht die beſten der Oper, aber ſie ſind die liebenswürdigſten, die ſich durch Einſchmeicheln vordrängen. Der Geiſterchor vor der Erſcheinung der wilden Jagd, und der dieſen begleitende furchtbare Geſang, ſind von großer Wirkung; doch iſt mir dieſer Theil der Muſik noch nicht recht klar geworden, weil die Aufmerkſamkeit durch die mannigfaltigen Scenerien, die das wilde Heer darbietet, abgelenkt und das Ohr betäubt wird. Liebe Freundin, welch ein Toſen, welch ein Grauſen, welch ein furchtbarer Anblick! In Kaſſel iſt ein armer Menſch darüber verrückt geworden, ſo daß man ihn in's Tollhaus bringen und feſſeln mußte. Hier aber iſt ſo etwas nicht geſchehen. —

Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.

Aber nicht alle in den Schooß. Mehrere Schönen haben den Kopf abgewendet, und andere in der höchſten Angſt und Verzweiflung recht ſtarr in das Entſetzliche hineingeſehen.

Einige Muſikfreunde wollen bemerkt haben, daß Weber in ſeiner Oper ſich manches ihm nicht Zugehörige angeeignet habe; aber vielleicht täuſchten ſie ſich hierin. In jedem

Werke deutſchen Geiſtes muß ſich Bekanntes finden; denn das iſt ja eben die Art der Deutſchen, daß ſie die Farben der Kunſt und Wiſſenſchaft, worin das Völker-Prisma ſich getheilt, wieder verſammeln, um das reine Licht der Erkenntniß darzuſtellen. Doch das heißt nicht, ſich Ungebührliches zuwenden, denn Farben ſind ja die Töchter des Lichts. ... Sie werden ſich langweilen bei meinem Prisma, und wiſſen wollen, wie unſere Herren und Damen geſpielt und geſungen, dann ſind Sie auch eins von den neugierigen Kindern, die nicht einſchlafen können, wenn ſie nicht alle Tage erfahren, wie jede Mad. Müller in ganz Deutſchland jeden Abend geſungen, und ob ſie herausgerufen worden. Die Oper wurde trefflich aufgeführt. Die Intendanz, welcher die Leitung des Ganzen oblag, der Kapellmeiſter, der die Oper einſtudirt, alle Sänger und Sängerinnen, verdienen wegen ihrer Leiſtungen großes Lob, unter den Sängerinnen vorzüglich diejenige, welche die Rolle der Agathe hatte. Auch der Maſchiniſt, der ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr lächerlich hätte machen können, hat ſich mit Ehre aus der Teufelsverwirrung gezogen. Nur um von der Hahnenfeder eines Kritikers das Spitzchen zu zeigen, bemerke ich, daß, wie mir ſchien, das Lachchor mit zu vieler Bosheit zu Werke gegangen, welches beſonders bei den Lacherinnen auffiel. Max hat zwar ſchon eine Braut, aber er bleibt doch immer ein ſchmucker Menſch, und ſpäter erfährt man ja, daß ihn alle Welt geliebt. Warum ihn ſo giftig necken in ſeinem gerechten Verdruſſe? Ferner glaube ich, daß das Tempo des Jägerliedes zu ſchnell genommen worden iſt. Fragen Sie mich aber nicht, was ich von dem poetiſchen Theile der Oper halte. Ich will meine Gerichtsferien genießen, und es mir ſo bequem als möglich machen. — —

Warum ich vorhin ſo gelacht habe? Wie ſollte ich nicht! Bin ich ja recht in's Deutſchen hineingekommen, wie die Andern. Hat es mich endlich auch erwiſcht! Aber bei mir iſt es ein Fieber, das vorübergehen wird, bei den Andern iſt es ein ſchleichendes Uebel. Die guten Leute ſind zu bedauern und nicht zu tadeln. Voltaire hat geſagt: »wenn es keinen Gott gäbe, müßte man Einen erfinden.« So könnte man ſagen: wer kein Vaterland hat, erfinde ſich Eins. Die Deutſchen haben es verſucht auf allerlei Weiſe, ſie haben es mit deutſchen Röcken, mit den Nibelungen, mit der deutſchen Malerſchule verſucht, und ſeit dem Freiſchützen thun ſie es auch mit der Muſik. Sie wollen einen Hut haben, unter den man alle deutſche Köpfe bringe. Man mag es den Armen hingehen laſſen, daß ſie ſich mit ſolchen Vaterlandsſurrogaten gütlich thun. Nur ſollten ſie nicht vergeſſen, daß es nicht Tugenden, ſondern Fehler ſind, die jedem Volke diejenige Eigenthümlichkeit geben, die es vor andern Völkern auszeichnet. Die Tugend iſt das Gemeingut Aller. Sie ſollten nicht von deutſcher Treue, von deutſcher Beharrlichkeit, von deutſchem Fleiße ſprechen; das iſt höchſt lächerlich und gottvergeſſen.

Welch ein ohrenzerreißendes Jubelgeſchrei haben ſie nicht über dieſen Freiſchützen erhoben, blos weil er ein deutſches Werk iſt. Kann es Weber ſchmeicheln, wenn man ihn am meiſten wegen ſeiner geographiſchen Verdienſte lobt? Da haben ſie geſchrieben: von der Sehnſucht, »den Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, deſſen herrliches Talent unſerer in Nacht gehüllten Tonkunſt eine neu aufgehende Sonne verſpricht.« Ein Anderer ließ ſich vernehmen: »Zur Ehre Deutſchlands iſt es nun endlich einem Deutſchen gelungen, die Parteien, die ſich ſo lange leidenſchaftlich befehdeten, unter dem Panier der einſachen Natur und Wahrheit zu vereinen.« Ein Dritter ſchrieb: »*Die Nation blickt auf ihn mit Stolz und Freude.*« Von Wien aus melden ſie: der Freiſchütz habe »einen Enthuſiasmus hervorgebracht, der bei jeder Wiederholung gleich der in's Thal rollenden Lawine ſich vergrößert.« (Das wäre alſo gefrornes Feuer!) Am lauteſten aber hat die kleine Abendzeitung geſchrieen, die, wie gewöhnlich, nicht im langſamen Wege der Natur, ſondern auf egyptiſche Art im Backofen ihre Lobſprüche ausbrütet. Unter Anderm enthält ſie folgendes Sonett an *Maria von Weber*.

Der freie Schütze hat in's Ziel geſchoſſen —
Es war ſein raſtlos, eifriges Beſtreben,
Des *Denkens Muth*, was ihm das Ziel gegeben —
Ein Gott hat mächtig ſeinen Pfeil gegoſſen.

Er drang durch Wolkenſchleier unverdroſſen;
Ein Zauberſchlag — erweckt' er neues Leben,
Zum Sinn der Töne Chaos zu erheben,
Das Joch zu brechen deutſcher Kunſtgenoſſen.

Es ſoll alſo ein muſikaliſcher Befreiungskrieg geführt werden, um den Tyrannen Roſſini zu ſtürzen. Daß es ihnen nur nicht ergehe wie mit Buonaparte — »den Böſen ſind ſie los, *die* Böſen ſind geblieben« ... Das Sonett fährt fort:

Wohl uns, wir dürfen einen Meiſter loben,
Mit Stolz ein deutſches Kunſtwerk nun betrachten,
Die Mutter preiſen, ob des Hochgeboren!

Doch iſt es *Deutſch* — den Edlen auserkoren,
Den Vater ſchweigend gleichſam zu verachten?
Ein Kind hat dich, *Maria*, hoch erhoben. —

An Brennholz hat es uns Deutſchen nie gefehlt, aber an Feuer. Nun, da es flammt, werden die lieben Leute alle herbeigelaufen kommen, um ihren Reisbündel hineinzuwerfen. Der Himmel ſei uns gnädig! Doch genug vom Freiſchützen. — Laſſen Sie ſich nur noch erzählen, daß Weber mit der Kompoſition zweier neuer Opern beſchäftigt iſt, mit einer ernſten, Namens Euryanthe, von Frau von Chézy, die ſchon die Wiener Cenſur paſſirt hat, welches ſehr ſchmeichelhaft iſt, ſowohl für die Dichterin, als für die ganze deutſche Nation: und mit einer komiſchen: »Die beiden Pinto's«, von Th. Hell gedichtet. Man ſchrieb mir aus Dresden, der vielliebe Liederkreis dort habe ſich in einen Opernkreis verwandelt, und die Mitglieder alle würden, Einer nach dem Andern, ächt deutſche Opern anfertigen, um »das Joch zu brechen deutſcher Kunſtgenoſſen.«

Leben Sie wohl, ſchönes Frauenzimmer . . . aber bald hätte ich es vergeſſen. Schon vor ſieben Briefen haben Sie mich gefragt, für wie alt ich Sie hielte. Sie wollten wahrſcheinlich meinen Witz auf die Probe ſtellen. Freilich, ſo ſchnell iſt er nicht, wie der der indiſchen Gymnoſophiſten, die dem großen Alexander Rede ſtanden. Ich habe mir dieſe wichtige Sache drei Monate lang reiflich überlegt. Ich habe Cheſterfield's Briefe, Knigge's Umgang mit Menſchen und Wenzel's Mann von Welt zu Rath gezogen. Ich habe mehrere alchymiſtiſche Bücher geleſen, um daraus die gehörige Miſchung von Grobheit. Feinheit und Wahrheit zu lernen — und ich habe endlich Folgendes zu Stande gebracht! »An Verſtand, Orthographie und Blüthe der Schönheit gleichen Sie einem ſechzehnjährigen Mädchen; Sie mögen aber ſchon fünf und zwanzig Jahre und mehr alt ſein, ſonſt wäre Ihnen eine ſolche Frage gar nicht in den Sinn gekommen.« — Das für die kleinen Oblaten!

2.

Zwei Wochen und zwei Tage haben Sie mich auf Ihren Brief warten laſſen; Sie haben ein gepflaſtertes Herz. Jetzt auf dem Lande, was machen Sie denn nur mit all Ihrer eingewickelten Ewigkeit? . . . Sie wiſſen nicht, was eingewickelte Ewigkeit heißt? Sie wiſſen aber auch gar nichts. Eingewickelte Ewigkeit heißt: Zeit. »Die Zeit iſt eine eingewickelte Ewigkeit, und die Ewigkeit eine ausgewickelte Zeit« — hat kürzlich ein Marodeur in Freimüthigen geſagt. Seien Sie brav, prägen Sie ſich das ein, lernen Sie es auswendig, damit es Ihnen wohl ergehe. Was iſt die Zeit? — eine eingewickelte Ewigkeit. Was iſt die Ewigkeit? — eine ausgewickelte Zeit. Gut geantwortet, Sie ſind ein feiner Kopf, Sie könnten Profeſſor werden. Weil Sie ſo gelehrig ſind, will ich auch von Büchern mit Ihnen ſprechen.

Ich habe wegen Ihrer ein neues Werk von Fouqué geleſen: Der Verfolgte, eine Ritterſage. Aber darf ich auch davon ſprechen? Man kann nicht lieben, was man nicht begreift, und ein redlicher Menſch mag nur ſeine Freunde tadeln. Wie könnte ich nun Fouqué's Werke lieben, wie könnte das ein geborner Bürger, oder ſonſt jeder andere, dem nur ein Herz ſchlägt für Freiheit und Recht, und der diebiſch-falſches oder ungleiches Maaß weder giebt noch annimmt? Wie zwerghaft ſchrumpfen wir zuſammen, neben Fouqué's Rittern; wie erbärmlich quieken unſere Stimmchen zu jener herrlich feſten Stimme; wie plump erſcheinen wir zur Seite zierlicher Ritterſitte; wie mattherzig iſt unſere Luſt, während jene mit einem Zuge den Becher leeren; und wenn ſie mit Schwungeskraft ihr gutes Schwert führen, wie ohnmächtig iſt unſer Arm dagegen! Sogar ein Ritterpferd hat mehr Verſtand wie Unſer Einer, und man gäbe froh ſeine Menſchlichkeit für ihr Pferdethum. Ja, Verſtand haben ſie! Fouqué ſagt es in allen ſeinen Büchern, centauriſch ſind ſeine ſämmtlichen Romane. Dieſer gegenwärtige iſt es auch. Mit welcher Freundſchaft und Hochachtung wird vom Grauroß geſprochen, vom Rothroß, vom Braunroß, vom Silberrößlein, von Karol's Schimmel und vom treuen Roſſesherzen! Und weil ſie Verſtand haben, die Pferde, können ſie ihn auch verlieren. Ein ganzes Kapitel handelt »von dem raſenden Pferd.« Es kommt mit geflügelten Schritten den Berg herabgeſtürzt. Das gemeine Volk entſetzt ſich und flieht. Stellt Euch nur hinter mich, Ihr widrig furchtſamen Leute, ſpricht der Ritter und zieht ſein gutes Schwert. Das raſende Pferd, alſobald es ihn gewahrt, bleibt in ehrfurchtsvoller Entfernung ſtehen, worauf der Ritter ruft mit herrlich feſter Stimme: »Nun Rothroß, ſo komm denn nur vollends heran. Was willſt du denn eigentlich von mir?« Und das Rothroß kam und erkannte ſeinen verlornen Herrn, und da kam ihm auch die Vernunft zurück, und es ſchmiegte ſein treues Roſſesherz an die edle Bruſt des Gebieters.

»Die heilige Ehre« — Fouqué's Göttin. Wie kann heilig ſein, was geboren, was nicht immer war? Curtius, Leonidas, Brutus, Cäſar auch, waren ſo ehrenwerthe Männer als Bayard, Guesclin und der Vendéer Jaquelin; aber die heilige Ehre war ihnen fremd. Sie ſtarben für das Vaterland und ſtreckten nicht den geduldigen Hals auf die Schlachtbank der Laune und der Herrſchſucht nieder. Schön und groß war der Tod des Einen, welcher ſtarb für Alle, und weil er ſtarb für Alle, wird er ewig leben. Klein aber und häßlich iſt der Tod Aller für Einen, und ſie werden vergeſſen werden, die, welche ihn ſtarben.

Wie uns der Himmel nur blau erſcheint, weil wir tief unter ihm ſtehen, ſo erſcheint uns die Zeit des Mittelalters romantiſch, nur weil ſie vergangen und entfernt iſt. Sie war es nicht für die, welche darin lebten. Das iſt der lächerliche Irrthum Fouqué's und Aller, welche dichten wie er, daß ſie ihre Wehmuth und ihre Sehnſucht in das Herz jener kräftigen Menſchen hineinlügen, die ſtark waren, klar, lebensfroh, und weder rückwärts noch vorwärts ſahen, gleich den Griechen und Kindern. Selbſt die Frommheit jener Tage war nur im Volke, welches troſtbedürftig, und in den Weibern, welche einſam waren; in den Rittern war ſie nicht.

Wollen Sie den geſchichtlichen Inhalt der Ritterſage wiſſen? Siegaminne, ein Rittertöchterlein, wird in ihrem ſechsten Jahre vom Saſſenritter Engelſchall aus räuberiſchen Händen befreit und dem Vater zurückgebracht. Das Kind hat herrlich blaue Augen und kann ſchon reiten. Der Ritter zieht auf Thaten aus. Unterdeſſen wächſt das Mädchen zu achtzehn Jahren, das Buch zu drei Bänden heran, und endlich heirathen ſich die Liebenden, wie wir gemeine Bürgersleute es auch machen. Nur daß ſich vor der Kapelle, worin getraut wird, die lieben Unterſaſſen verſammeln, und froh durch die geöffneten Thüren hineinſchauen. Später bekommen ſie Wein und Kuchen. —

Ein junges Frauenzimmer aus Karlsruhe, »welches Caroline Schleicher geheißen iſt« (ſo würde Fouqué ſchreiben), hat ſich vor einigen Tagen auf der Klarinette und der Violine hören laſſen. Ich war ſehr begierig, zu ſehen, wie ſolche Inſtrumente als Kunkel-Lehen verwaltet werden. Aber die Künſtlerin hat ſich gut aus der Sache gezogen; den männlichen Theil der Klarinette ließ ſie liegen und hielt ſich blos an den weiblichen. Mit der Violine machte ſie es ebenſo, doch war ihr Bogenſtrich muthig und kräftig genug.

Morgen werden wir den erſten Maitag ganz herrlich feiern. Der Brunnen der Luſt ſoll aus hundert Röhren ſpringen. Wenn Sie mir recht bald ſchreiben und mich artig bitten, erzähle ich Ihnen auch ganz genau, wie es wird hergegangen ſein; die Farbe keines Bandes ſoll mir entgehen. Dafür quälen Sie mich auch nicht mehr mit dem Andern. Schelten Sie mich nicht leichtſinnig. Schelten! Ach! daß ich es noch wäre! So ſchön iſt die Jugend, daß, hat man ſie verloren, es noch ein Troſt iſt, wenn uns eine ihrer Schwächen bleibt. Aber ich bin es nicht mehr. Ich habe alles bis auf den kleinſten Bruch berechnet. Reden Sie mir nicht von Glück. Frei ſein, nur das allein heißt glücklich leben. Der Tod iſt unſer Aller König, ich brauche keinen anderen. Thoren, welche zweimal ſterben!

Der Mitarbeiter wider Willen.

1.

Schreiben an den Herausgeber der Wage.

Ew. Wohlgeb.

Ihr zweites Heft der Wage enthält in der Kritik der Eliſe von Walberg eine Bemerkung über mich als Hofjunker v. Kälen, die bei einer genauen und ſtrengen Zergliederung eine offenbare Injurie iſt. Die Worte: »Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeſchaffen als auf der Bühne«, laſſen ſich auch bei jeder andern Meinung leicht ſo deuten, als ob der Einſender einer Verläumdung Glauben beigemeſſen, nach welcher ich ſchlecht genug geweſen, durch irgend eine Verführung der Rechtſchaffenheit entſagt zu haben. Dieſe beleidigende Bemerkung iſt mir und vielen andern rechtſchaffenen Menſchen dergeſtalt aufgefallen, daß ich Sie oder den Einſender des pasquillähnlichen Ausdrucks um die wahre Meinung fragen muß; denn entweder hat ſie das Anſehen einer vorſätzlichen Beleidigung, oder ſie iſt gelinde ausgedrückt unüberlegt zu nennen. In beiden Fällen verlange ich von ihrer Wage, die ich ſo gerne die gerechte nennen möchte, im erſten Falle Widerruf, im zweiten Anerkennung Ihrer Uebereilung. Wer Anderer Fehler rügen will, die ſo oft nur Fehler ſeiner Anſichten ſind, wie hier wirklich der Fall iſt, *weil ein feiner Hofmann ſeine Intrigue mit höfiſcher Anſtändigkeit und kalter Beſonnenheit ſpielt, ohne ſich bei ſeinen Umgebungen höhern Ranges als ein wirklicher Böſewicht zu zeigen, was ein jeder eingeſtehen muß, der den Hof kennt*, muß ſich auch nicht ſchämen, zu geſtehen, daß er auch gefehlt habe, wenn er nicht als ein boshafter Menſch will angeſehen, und im wiederholten Falle das erwarten will, was man von einem beleidigten Ehrenmanne zu erwarten hat.

Mein ehrlicher Name iſt mein Stolz, den ich mir, ich kann es ſagen, durch mein tadelloſes Betragen von jeher erhalten, den ich mir von Niemand ungeſtraft antaſten laſſe. Die allgemeine Achtung, in der ich ſtehe, ſpricht für mich, aber ich könnte doch, was mir eben ſo wenig gleichgültig iſt, Gefahr laufen, durch ſolche Bemerkungen das unſchätzbare Gut, die Achtung der Leichtgläubigen, dadurch ſich vermindern ſehen, wenn ich ſchweige.

Das empfindlichſte von Allem iſt, daß Ihr Blatt nicht allein hier geleſen wird, weshalb ich meine Forderung wiederhole, und Ihnen den Rath gebe, überhaupt mit Ihrem Urtheil vorſichtiger zu verfahren, wenn Sie ſich für die Folge keine Unannehmlichkeiten zuziehen wollen.

Frankfurt, den 21. Auguſt 1818. *Urſpruch.*

2.

An Herrn Urſpruch, Schauſpieler dahier.

Ew. Wohlgeb.

Können darauf rechnen, daß ich in dem nächſten Hefte der Wage meinen Aeußerungen über Ihr Spiel jede

Zweideutigkeit benehmen werde. Wenn Sie es erlauben, werde ich Ihren Brief wörtlich abdrucken laſſen; dies iſt der beſte Weg, der gerechten Sache den Sieg zu verſchaffen.

Ihr ergebenſter
Dr. Börne.

3.

An den Herausgeber.

Ich erwarte alſo Ihrem Verſprechen gemäß, daß Sie in Ihrem nächſten Hefte den bewußten Aeußerungen jede Zweideutigkeit benehmen werden, jedoch nicht mit beleidigendem Witze, den Jeder ebenfalls anwenden könnte, wenn er ihn nicht unter ſeiner Würde hielte; in dieſem Falle müßte ich, ſo ungern ich's thäte, öffentlich gegen Sie auftreten. Wenn Sie an meiner Frau und mir, die wir nun ſchon 23 Jahre der hieſigen Bühne mit Ehre dienen, nichts loben können, noch wollen, ſo erſuche Sie, unſerer lieber gänzlich zu vergeſſen. Eine belehrende, unpartheiiſche, in den Grenzen der Anſtändigkeit bleibende Kritik wird jeder, der ſeine Kunſt liebt, mit Vergnügen leſen und mit Dank erkennen. Direktion, Künſtler und Publikum, jedes mag nach ſeiner Art einer Zurechtweiſung bedürfen, aber auf eine geziemende Weiſe, wenn die Saat des vernünftigen Kritikers reife Frucht bringen ſoll. Wenn Ihre Kritik nach den Wünſchen der gerechten Kunſtrichter, die mit allen Verhältniſſen unſerer Bühne bekannt ſind, wie es höchſt nöthig iſt, abgefaßt wäre und wir uns dann beklagen wollten, ſo könnten **Lichtenberg's** gute Bemerkungen in dem Oppoſitions-Blatt Nr. 195 die Antwort für uns alle ſein; aber Ihre Bemerkungen ſind ſubtiler Mord, die man auch, ohne Eigenliebe zu haben, nicht länger ertragen kann, und die, wie ich ſchon einmal geſagt, Ihnen nur unangenehme Auftritte bereiten. Sie gehen mit Ihren Bemerkungen überhaupt ſehr unvorſichtig zu Werke, wie Ihre ſchüchternen Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen beweiſen. Ein Mann, der von einem Volke abſtammt, das in gegenwärtigem Augenblick bei dem Bundestage die ihm gebührenden Rechte der Menſchheit in Anſpruch nimmt, ſollte nach meiner Meinung aus Liebe zu ſeinem Volke anders verfahren. Wenn das Ihre ſchüchternen Bemerkungen ſind, dann möchte ich erſt Ihre freimüthigen kennen lernen.

Ich erlaube Ihnen, meine zwei Briefe Wort für Wort Ihrer Wage einzuſchalten; fehlt aber ein Wort an dieſen zwei Briefen, ſo ſeien Sie verſichert, daß ich das Fehlende bekannt zu machen nicht unterlaſſen werde.

Urſpruch.

4.

Das Ende vom Liede.

Herr Urſpruch ſieht nun, daß ich ihm die Einrückungsgebühren habe erſparen wollen, und die verſchiedenen Grobheiten, die er mir geſagt hat, in meine Zeitſchrift aufgenommen habe. Dieſe Briefe ſind ſeinem Wunſche gemäß wörtlich abgedruckt worden, doch hoffe ich, daß er für die darin fehlenden Fehler und manchen hinzugefügten ſchönen Buchſtaben mir danken wird. Noch eine andere Veränderung habe ich mir zu machen erlaubt. Herr Urſpruch hatte nämlich, aus Geringſchätzung, alle Stellvertreter und Lohnwächter meines, zum Schildwacheſtehen berufenen Namens (in der Sprachlehre *Fürwörter* genannt) mit kleinen Anfangsbuchſtaben, *ſie*, *ihr*, *ihnen* geſchrieben; ich habe ſie jedesmal groß gemacht, weil nicht einmal ein Menſch, geſchweige ein Schriftſteller, ſich ſelbſt zu verachten braucht. Ich will Herrn Urſpruch, ſo viel es mir möglich iſt, zufrieden ſtellen; aber wer die ſchlafloſen und ſorgenvollen Nächte kennt, die ein armer Journaliſt darüber hat, wie er zur gehörigen Zeit die verſprochene Bogenzahl Gedrucktes abliefere, wenn es ihm nicht gegeben iſt, ſein bischen Wiſſen und Fühlen breitzuſchlagen, und wenn ihm die zugeſagten Beiträge meiſtentheils ausbleiben: wer dieſes zu fühlen weiß, der kann ſich denken, wie vergnügt ich bin, daß mir ein vernünftiger Mann und guter Kopf gratis in die Falle gegangen iſt. Solcher Mitarbeiter wider Willen werden ſich noch mehrere einfinden, da die *gegenwärtige* Veranlaſſung hierzu ſich nothwendig wiederholen muß. Doch zur Sache, nämlich zur Ehrenerklärung.

Einer Erklärung bedarf, was unverſtändlich iſt, wie kann aber Herr Urſpruch ſo unbillig ſein, zu verlangen, daß *ſeine* Ehre *ich* erklären ſoll? das iſt ſeine eigne Sache. Ich habe es nur mit dem Schauſpieler zu thun, der Menſch in ihm intereſſirt mich gar nicht. Ich erkläre dennoch, um zu zeigen, welch eine gute Seele ich bin, feierlich vor aller Welt, daß ich nicht habe ſagen wollen, daß Hr. Urſpruch im Leben ein Spitzbube, ſondern nur, daß er auf der Bühne *keiner* ſei. Dieſer Vorwurf gereicht ihm zum höchſten Ruhme, indem dadurch zu verſtehen gegeben wird, daß es ihm unmöglich falle, ſeine tugendhafte Natur zu verläugnen. Uebrigens werde ich mich durch nichts abhalten laſſen, die ſchauſpieleriſchen Darſtellungen noch ferner nach meiner Einſicht zu beurtheilen, auch wenn ich mir die Unannehmlichkeiten, die mir im Hintergrunde gezeigt werden, wirklich zuziehen ſollte: es hat jeder Stand ſeine Plagen, und die größte Unannehmlichkeit habe ich gewöhnlich ſchon überſtanden, ſobald ich das Schauſpielhaus verlaſſe. Die Drohung, daß ich im wiederholten Falle zu erwarten habe, »was man von einem *beleidigten Ehrenmanne* zu erwarten hat,« macht mich durchaus nicht bange, und zwar aus zwei Gründen nicht, von welchen ich einſtweilen nur einen ſagen will: nämlich weil Hr. Urſpruch wird einſehen lernen, daß er gar nicht Urſache hat, ſich beleidigt zu fühlen. Er ſagt, ſein ehrlicher Name ſei ſein Stolz, und hat ſehr Unrecht darin; einen ehrlichen Namen muß jeder haben, es iſt dabei nichts, worauf man ſtolz ſein könnte.

Ich habe mit Vergnügen aus den Briefen des Herrn Urſpruch erfahren, daß er und ſeine Gattin ſchon in zwei Jahren die ſilberne Hochzeit ihrer Kunſtehe feiern werden, und ich bleibe gewiß nicht zurück, an der Freude dieſes Tages einſt Theil zu nehmen. Damit aber keine unangenehme Rückerinnerung jenes Feſt ſtören möge, ſo rathe ich Herrn Urſpruch, behutſamer zu ſein in ſeinen Aeußernngen, damit er nicht zu Schaden komme. Er geht in ſeinen Bemerkungen überhaupt ſehr unvorſichtig zu Werke, wie ſeine Bemerkung beweiſt: daß wer den Hof kenne, wiſſe, wie man einen Spitzbuben zu ſpielen habe. Wer zu einem Volke gehört, das in gegenwärtigem Augenblicke an den meiſten Orten von Hofbeamten ſeine ihm gebührende Beſoldung in Anſpruch nimmt, ſollte nach meiner Meinung aus Liebe zu ſeinem Volke anders verfahren. Herr Urſpruch ſpricht immer von Bemerkungen, die »in den Gränzen der Anſtändigkeit« bleiben ſollen, wenn aber das ſeine anſtändigen Bemerkungen ſind, ſo möchte ich erſt ſeine unanſtändigen kennen lernen.

Herr Urſpruch hat ſich wirklich als ein Mann gezeigt, der den Hof kennt, da er ſo ſtaatsklug war, mit Oeſtreich und Preußen ein Bündniß gegen mich zu ſchließen. Er würde mich ſehr verbinden, wenn er mir ſagen wollte, wovon er gewiß ſehr genau unterrichtet iſt, was ſeine guten Freunde eigentlich in Aachen zu thun haben; ich möchte gar zu gern etwas Mehreres darüber drucken laſſen, als in andren Zeitſchriften ſteht, um ein Sternchen davor ſetzen zu können, nach welcher ehrenvollen Auszeichnung ich ſchon längſt vergebens geſtrebt habe. Dieſes enge Freundſchaftsband, in welchem Herr Urſpruch mit den erſten Fürſten Europens ſteht, würde mir wirklich Angſt machen, wenn ich mich nicht damit tröſtete, daß, da ſeit dreißig Jahren ſich ſo vieles Wunderbare ereignet hat, es auch nicht unmöglich iſt, daß der Kaiſer von Oeſtreich und der König von Preußen gar niemals erfahren möchten, was in dem zweiten Hefte der Wage von ihnen abgehandelt worden iſt. Endlich bitte ich Herrn Urſpruch, daß, ſollte er mich mit ſeinem Briefwechſel ferner beehren, er die Anwendung einigen Witzes nicht unter ſeiner Würde halten möge. Den Leſern iſt es ſehr gleichgültig, ob Hr. Urſpruch ſeinen Spitzbuben auf der Bühne gut oder ſchlecht gemacht, ob er oder ich recht habe, ſie wollen aber nicht, daß man ſie gähnen mache.

An den Herrn Redakteur des ächten Schwarzwälders.

St. Blaſien, den 16. Juli 1832.

Vorgeſtern, Samſtag, übernachtete ich in einem Gaſthauſe des Schwarzwaldes, wo zwar ſonſt alles gut, das Bett aber ſo lakoniſch war, daß es für mich, einen der kleinſten aller Deutſchen, nicht hinreichte. Dieſes nöthigte mich, beim Schlafen die Lage eines Kindes im Schooße ſeiner Mutter anzunehmen — eine Lage, die für einen alten Mann zwar viel Rührendes hat, weil ſie ihn in die erſten dunkeln Zeiten ſeines Daſeins zurückführt, die aber ungemein anſtrengend iſt. Hier in St. Blaſien aber fand ich ein ganz vortreffliches Bett von angemeſſener Länge und ich konnte mich von der Ruhe der vorigen Nacht ausruhen. Dieſes wohlbehagliche Gefühl ſtimmte mich heute Morgen ſehr heiter, ſo daß ich beim Frühſtücke guter Dinge war. Da trat der Wirth in mein Zimmer, hielt mir ein Zeitungsblatt — es war der ächte Schwarzwälder vom 11. Juli — unter die Augen, und ſprach mit Hohn und Erbitterung: Sehen Sie, mein Herr, das ſind die ſchmackhaften Früchte unſerer Preßfreiheit! Ich ward roth; denn ſeit funfzehn

Jahren kämpfe ich mit für die Freiheit der Preſſe, und ich hoffte, wir würden endlich die ſüßen Aepfel der Hesperiden, und kein bitteres Obſt gewinnen. In der erwähnten Nummer Ihres Blattes heißt es von dem Gaſthauſe, in dem ich dieſes ſchreibe: es ſei »das Schlechteſte in einem Umfang, welchen ein Haas in ſieben Tagen kaum durchſpringen kann.« Ihr Correſpondent hatte gewiß keine üble Abſicht, als er dieſes ſchrieb, ließ ſich aber von einem Gerüchte irre führen, das böſer Wille geſchickt zu verbreiten wußte. Ich bin etwas verwöhnt und auf Reiſen anſpruchsvoller als löblich iſt, und Sie dürfen daher meiner Verſicherung glauben, daß ich in dem Gaſthauſe von St. Blaſien alles ohne Ausnahme, Zimmer, Bett, Eſſen, Bedienung ſehr gut, ſogar beſſer als in manchen Städten gefunden. Ja, ſelbſt den einzigen Fehler, den oft die beſten deutſchen Gaſthöfe haben, und der mich immer in die größte Wuth verſetzte: der nämlich, daß die gedankenloſen Stubenmädchen den Stiefelknecht ſo weit nnter das Bett ſchieben, daß man ein Dachshund ſein müßte, ihn hervorzuholen — ſelbſt von dieſem iſt das hieſige Gaſthaus frei. Der Stiefelknecht war zu ſehen und dem kürzeſten Arme erreichbar.

Indeſſen ich Sie nun bitte, mein Herr, zur Genugthuung eines in ſeinem Rufe gekränkten Mannes meine Erklärung in Ihrem Blatte aufzunehmen, erlauben Sie mir noch eine Bemerkung, die wichtiger iſt, als der Gegenſtand, der ſie herbeigeführt. Ich glaube, daß ein Journaliſt weder die Pflicht noch das Recht hat, ſelbſt die bewieſenen Fehler eines Einzelnen, oder die Ungebührlichkeiten, die eine geſchloſſene Häuslichkeit nicht überſchreiten, vor die Schranken der öffentlichen Meinung zu bringen. Nur in dem Falle, wo man den Menſchen nicht von dem Bürger trennen kann, wie es bei Regierungs-Beamten eintritt, nur da kann ein Journaliſt in die ſchmerzliche Nothwendigkeit kommen, wegen des Bürgers den Menſchen nicht ſchonen zu dürfen. Durch ſolchen Mißbrauch der freien Rede wird den zahlreichen, ſo erbitterten Feinden der Preßfreiheit eine Schadenfreude gebracht, die ſie mit all ihrem Golde erkaufen würden, gäbe es nicht gedankenloſe Menſchen, die ſie ihnen ſchenken. Glauben Sie es meinem Beobachten und Erfahrungen: die Feinde der freien Preſſe, wie jeder Volksfreiheit, benutzen nicht blos ſolche Ausſchweifungen, in welche oft ſelbſt die gutmeinendſten Journaliſten verfallen, ſondern ſie wiſſen auch auf heimlichen Wegen liſtig dazu aufzuregen, um dem Gegenſtande ihres düſtern Haſſes auch eine Verachtung zuzuwenden, die ihm gefährlicher iſt, als alle Gewalt, und verderblicher als die Feindſchaft der Mächtigſten.

Die Kunſt, alt zu werden.

(1822.)

Was iſt der Tod? Ein ſanfter Schlummer — wird in verſchiedenen Opern geſungen. Aber ach, dieſer Schlummer iſt nur gar zu ſanft: von einigen Träumen ließe man ſich im Grabe wohl gern beunruhigen! Der Tod wäre das größte Uebel, wenn die Todesfurcht nicht wäre. Die Männer ſprechen vom Tode, aber nur die Frauen verſtehen ihn. Sterben iſt viel, aber geſtorben ſein, das iſt mehr. Von dem Leben nur die Erinnerung übrig behalten, ſeinen eignen Tod überleben, das iſt ſchrecklich. Nicht mehr lieben, heißt krank ſein bei den Weibern, nicht mehr geliebt werden, heißt ſterben. Die Sonne der Jugend von ihrer Mittagshöhe ſinken zu ſehen, unaufhaltſam, immer tiefer und tiefer hinab, einen langen ſchwülen Nachmittag; und dann von einer ſchleichenden Abendröthe der Schönheit noch grauſam hingehalten zu werden; und dann in das Alter langſam hineinzudämmern — ahnet ein Mann dieſen Schmerz? Glücklich, daß er kein Weib iſt, glücklich das Weib, das ſich ermannt. Die Kunſt, alt zu werden, iſt die ſchönſte und ſchwerſte, die eine Frau erlernen kann; auch beſitzen ſie wenige. Selten giebt es eine Cäſaria, die vorzieht, die Jüngſte unter den Alten, als die Aelteſte unter den Jungen ihres Geſchlechts zu ſein. Das iſt das ganze Geheimniß! Man höre, wie die berühmte Schauſpielerin Clairon davon ſpricht.

»Meine liebe Pauline, Sie ſtehen von der betrübten Zeit, wo wir uns nicht länger verhehlen können, daß alles vergänglich iſt, noch weit entfernt, aber Ihre Tochter wird, indem ſie heranwächſt und die Blicke auf ſich zieht, Ihren Anſprüchen eine Grenze ſetzen und das Taufregiſter werden, wo man Ihr Alter nachſchlägt. Aus dem, was Sie über andere Weiber ſprechen hören, lernen Sie, was man einſt von Ihnen ſagen wird. Damit Sie ſich auf dieſe entſcheidende Stunde um ſo beſſer vorbereiten können, will ich Ihnen erzählen, wie ich ſelbſt mit ihr zuſammentraf.«

»Ich hatte mein vierzigſtes Jahr erreicht, ohne die geringſte Veränderung in meinem Aeußern bemerkt zu haben. Sei es, daß der ungewöhnliche Putz, den meine Rollen erforderten, oder die Verſchiedenheit der Perſonen, die ich darſtellte, die Täuſchung bei Andern begünſtigte, ſei es, daß die Leidenſchaften, die ich treffend zu malen mich bemühte, oder die Lichttäuſchungen der Bühne ihren Zauber übten — alle meine Freunde fanden mich reizend, und mein Liebhaber war in mich vernarrt; kurz ich dachte an nichts. Eines Tages wollte ich, von dem Wunſche zu gefallen, mehr als je beſeelt, zu meinen Reizen die Hülfe jener zierlichen Putzwerke herbeirufen, die wir immer im Hinterhalte haben, und die, wenn wir erſcheinen, ein ſchmeichelndes Ach hervorziehen. Indem ich mich unaufhörlich im Spiegel betrachtete, um zu ſehen, ob mir meine Haare gut ſtänden, ſchien es mir, daß meine Kammerfrau ſich nachläſſig gezeigt, daß ſie die Tonart meines Geſichtes nicht beachtet, oder gar die Abſicht gehabt, mich dieſen Tag minder ſchön als gewöhnlich erſcheinen zu laſſen. Indeſſen verlangte ich mit Zuverſicht die herrliche Haube, die alles überbieten ſollte, aber wie ich ſie auch ſetzen mochte, ich blieb unzufrieden, warf ſie weg, ließ mir zwanzig andere geben, und, höchſt verwirrt keine zu finden, die mich nach Wunſche kleidete, ſtellte ich gewiſſenhafte Unterſuchungen mit mir ſelbſt an. Die Naſe auf dem Spiegel, von dem hellſten Tag beſchienen, entdeckte ich mehrere Runzeln auf meiner Stirne, in den Winkeln meiner Augen, in den Beugungen meines Halſes! Meine Zähne waren nicht mehr ſo glänzend weiß als ſonſt! Meine Lippen weniger friſch, meine Augen minder lebhaft, und zu meinem Jammer fühlte ich mich ſo geſund an dieſem Tage! . . . Genöthigt, einzugeſtehen, daß der Fehler nicht an meiner Kammerfrau, noch an meinen Hauben liege, ſondern daß ich ſelbſt nicht mehr die nämliche ſei, zerfloß ich in Thränen! Welche Schwachheit! werden Sie ſagen. Ach, ich liebte! Um glücklich zu ſein mußte ich gefallen, und meine Vernunft gebot mir, nicht länger daran zu denken. Dieſer Augenblick war fürchterlich; mein Schmerz dauerte faſt ſechs Monate, und war um ſo peinlicher, da ich ihn verhehlen mußte, um deſſen Grund nicht einzugeſtehen. Aber von dem erſten Augenblicke dieſer traurigen Entdeckungen ergab ich mich der größten Einfachheit. Ich ſchmeichelte mir, den zergliedernden Blicken zu entgehen, wenn mein Putz nicht mehr die Augen auf ſich zöge, da Neid und Tadel wenigſtens von ſolchen ſchweigen, die ſich ſelbſt gerichtet. Ich verlangte nichts mehr, und indem ich die Bemühungen der Liebe verdoppelte, redete ich ihre Sprache nicht länger, bald unterdrückte ich auch ihre Begehrungen. Mein Betragen fiel auf, man bat mich um

Erklärung, und war gerührt von der, die ich gab. Auf dieſe Weiſe gelang es mir, noch fünf Jahre ein Herz zu feſſeln, das viele Frauen mir abzuſtreiten ſuchten, und das mir nur erſt durch Verführungen großer Glücksgüter unwiederbringlich verloren ging.«

Ein Brief aus Frankfurt.

Im Auguſt 1821.

Ein Fremder, der am 13. Auguſt nach Frankfurt gekommen wäre und geſehen hätte die wogende Menſchenmenge auf einem der größten und ſchönſten Plätze der Stadt, das lebendige Mienenſpiel der Gruppen, alle Fenſter mit vergnügten und neugierigen Geſichtern umſtellt, die hundertfüßige Polizei ungemein beſchäftigt, und was ſonſt bei großen Volksverſammlungen erſcheint — Er hätte vielleicht gedacht: »Sollte ich etwa im Tage irren? Wäre heute der 15. Auguſt und man feierte hier immer-noch, wie vormals ganz Europa, den Geburtstag des großen Mannes, der kürzlich und nach dem Ausſpruche der engliſchen Rechtsgelehrten am Fideikommiß-Uebel ſeiner Familie, am Magenkrebſe geſtorben iſt? Wahrlich, Liebe und Ehrfurcht, als Zeichen eines empfänglichen Gemüths, rühren immer, und das Frankfurter Volk iſt ſo gut als erhaben.«

Aber dos iſt es nicht — ich meine, das iſt der Anlaß der allgemeinen Bewegung nicht. Der Fremde befand ſich auf dem Platze des Komödienhauſes, das heute eine Stunde früher geöffnet und zwei Stunden früher angefüllt war als gewöhnlich. Denn Jeder, der ein vaterſtädtiſches Herz im Buſen trug, drängte ſich herbei, um den alten Bürger-Capitain zu ſehen, »ein Frankforter heroiſch-borjerlich Luſtſpiel in zwei Aufzügen«, das zum erſten Male gegeben wurde. In Paris, Wien, und wahrſcheinlich auch in andern großen Städten, geſchieht es oft, daß Scenen aus dem öffentlichen und Familien-Leben dieſer oder jener Klaſſe der Ortsbewohner an einander gereiht und auf die Bühne gebracht werden. Bei uns hat das noch kein Dichter gewagt, ob wir zwar Spaß verſtehen und an Stoff zu Luſtſpielen gar keinen Mangel haben. Herr Malß, einer der hieſigen Theater-Directoren, iſt Verfaſſer des genannten Stückes. Das, worauf hier am meiſten ankömmt, die Portrait-Aehnlichkeit, iſt ihm in hohem Grade gelungen. In einem ganzen Jahre mag vielleicht in Frankfurt nicht ſo viel gelacht werden, als während der Aufführung des Bürger-Capitains geſchah, und das war nicht blos das Verdienſt der Neuheit und der Ueberraſchung, denn das Stück iſt ſchon längſt gedruckt und bekannt — es war das Verdienſt der naturgetreuen Darſtellung desjenigen, was in Sprache, Geſinnung und in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen des Frankfurter Klein-Bürgers Launiges enthalten iſt.

Was unſer Schauſpiel im Allgemeinen betrifft, ſo iſt es immer noch, wie es war, doch haben ſich einige leichte Anwandelungen von Reue und Beſſerung von Zeit zu Zeit bemerklich gemacht. Der Stillſtand eines Uebels iſt oft ein gutes Zeichen. Aber die Oper hat eine ganz neue Richtung genommen, ſeitdem ſie von Herrn Kapellmeiſter Guhr geleitet wird. Herr Guhr beſitzt alle Gaben, die zu einer ſolchen Stelle erforderlich ſind, Kunſtſinn und Kunſtfertigkeit, Ausdauer, Ernſt und Gewandtheit, und bei dem Allen auch jenen Schein, womit man die unkundige, ungelehrige und launiſche Menge leitet, blendet und verführt, jenen Schein, der nur von ſolchen Menſchen nicht geachtet wird, die es nicht wiſſen, daß ſelbſt die größten Männer der Geſchichte ihn bedurften, um ihre Zwecke zu erreichen.

Aus öffentlichen Blättern iſt bekannt, daß in dem uns nahen Offenbach deutſche Männer ſich verſammeln, um nach Griechenland zu ziehen. Wir beſuchen täglich dieſes angenehm gelegene Städtchen, aber nur um Pfeffernüſſe zu kaufen; es hat ſich noch keiner von uns anwerben laſſen. Man glaube darum nicht, daß wir keiner Begeiſterung fähig wären; wir haben nur unſere eigenen Waffen, mit denen wir für die gute Sache ſtreiten. Die türkiſche Regierung wird gewiß bald eine Anleihe ſuchen, und dann wollen wir ihr ſolche Bedingungen machen, daß das osmaniſche Reich unausbleiblich dabei zu Grunde gehen ſoll. Bis dahin verhalten wir uns ruhig.

Kritiken.

I.

Die Spaniſche Johanna. Ein Original-Roman, als Gegenſtück zum Deutſchen Don Juan; von Adolph v. Schaden. Berlin, 1820.

Eine ſpaniſche Jungfrau von Orleans! Das Buch iſt wohl mehr als ein Roman, es mag ihm eine wahre Geſchichte zu Grunde liegen; denn im Befreiungskriege gegen die Franzoſen mochte manches ſpaniſche Weib es der galliſchen Heldin gleich gethan haben. Ihr irrt, Leſerinnen. Die ſpaniſche Johanna nimmt zwar eine kurze Zeit an den Zügen der Guerillas Theil, aber ohne Anſprüche auf Heldenmuth, es iſt nur Nebenſache. Ihre Schickſale, acht an der Zahl, ſind folgende: Da ſie ihre Laufbahn begann, hatte Iſabella (ſo heißt die Original-Roman-Heldin) erſt vierzehn »Lenze« mit den dazu gehörigen Wintern. »Allein — früher reift die üppige, tropiſche Pflanze, denn der karge, nordiſche Kohl« — (die Landsmänninnen des Hrn. v. Schaden, die Berlinerinnen, mögen mit ihm rechten, daß er ſie karger, nordiſcher Kohl geſcholten). 1ſtes Schickſal. Die ſchöne Iſabella verliert unter Donner und Blitz das Herz an ihren Stallmeiſter Karlos in einer Felſenhöhle. 2tes Schickſal. Karlos ſteigt Nachts auf einer Leiter in ihr Fenſter. 3tes Schickſal. Sie ſchießt aus Eiferſucht den Stallmeiſter todt, nebſt dem Mädchen, in deſſen Armen ſie ihn findet. 4tes Schickſal. Sie ſtößt einem ihrer Anbeter, der ſie muthwillig im Bade überraſcht, ein Schwert in die Bruſt. 5tes Schickſal. Sie verliebt ſich in einen ſchweizeriſchen Offizier, wird von ihm verlaſſen, und ſtürzt ſich bei Straßburg in den Rhein. Doch wird ſie gerettet. 6tes Schickſal. Sie reiſt nach der Schweiz, um den Hrn. v. Aspern aufzuſuchen, dem ſie als ihrem natürlichen Vater das Daſein verdankt; ſie will die Verführung ihrer Mutter blutig an ihm rächen. Sie findet ihren Vater als General im Feldlager, dringt ſich ihm als Maitreſſe auf, und da er, ein luſtiger Mann, ſich in ſeinem Zelte mit ihr zu wohl ſein ließ und eben warm werden wollte, ſtößt ſie ihm den Dolch in's Herz. 7tes Schickſal. Nach der Schlacht von Aspern geht ſie weiter, um auch den ſchweizeriſchen Offizier, der ſie treulos verlaſſen, aufzuſuchen und ihm den Garaus zu machen. Sie trifft ihn, an die Tochter des Generals von Aspern, ihre Halbſchweſter, verheirathet, und ſticht ihn todt. 8tes und letztes Schickſal. Die ſpaniſche Johanna ſtirbt durch Selbſtmord.

Hr. v. Schaden erzählt umſtändlich die »Veranlaſſung, welche das Schauergemälde in's Daſein rief«, denn er durfte vermuthen, daß die Leſer des Romans begierig ſein werden, die Urſache ihrer Gänſehaut zu erfahren. Da iſt ſie: »Auf einer meiner einſamen Wanderungen durch die herrlichen Hochgebirge und die lachenden Thäler Helvetiens zur Zeit des Lenzes, im Jahre 1814, hatte ich das kleine Unglück, die ſchmale Bahn zu verlieren und mich zu verirren.« Das Unglück war wohl nur für den Verfaſſer klein, denn ſeiner Verirrung haben wir die ſpaniſche Johanna zu verdanken. Er tritt nämlich in einen Schloßgarten, wo er ein Grabmal ſieht, das höchſt poetiſcher Weiſe den griechiſchen Rachegöttinnen geweiht iſt, wie die Inſchrift zeigt. Darauf ſieht er ein junges Frauenzimmer herbeiwanken, die weiß wie eine Nonne gekleidet iſt. Dieſe ſpricht allerlei wahnſinniges Zeug: *Blutige Rächerin .... peinige .... quäle .... ewig .... ewig .... ewig ....* Beſonders ſchrecklich tönte dem Hrn. v. Schaden »das gellende, mit geſteigerter Stimme gerufene dreimalige *ewig*.« Jetzt kommt ein alter brummiger Kaſtellan in den Garten, ſchnauzt den Hrn. v. Schaden an und fragt ihn: was er hier zu ſuchen habe? Allein bald ergiebt ſich, daß die beiden Herren leibliche Vettern ſind. An Fortgehen war jetzt nicht mehr zu denken. Der Vetter erzählt dem Vetter: er befinde ſich auf *Eberſtein*, dem Stammſchloſſe einer alten deutſchen reichsgräflichen Familie gleichen Namens. Das wahnſinnige Frauenzimmer ſei Mathilde, die Wittwe jenes von der ſpaniſchen Johanna gemordeten ſchweizeriſchen Offiziers. Hr. v. Schaden reiſt nach Berlin zurück und läßt in der Schüppelſchen Buchhandlung Alles drucken, was er gehört. Dem Werke ſchickt er ein »*Poetiſches Stimmhämmerlein in Sonnettenform*« voraus, denn, ſagt er: »Bevor der Künſtler kühn in ſeine güldene Saiten greift, des Hörers Ohr durch herrliche Accorde und ſüße Harmonien zu entzücken, erprobt er klug mit ſeinem Stimmhämmerlein: ob auch der Ton der Saiten rein? Wohl nöthig iſt es oft, des Leſers innerſtes Gemüth zu ſtimmen und zu proben — o möchte doch das Mittel diesmal ſeinen Zweck verfehlen nicht!« — *verfehlen nicht* — wie gemüthlich! ein roher Menſch hätte geſagt: *nicht ver-*

fehlen. Aber diesmal ach, Mittel, das verfehlet hat, Zweck ſeinen.

Herr v. Schaden erzählt allerlei von ſich ſelbſt, was eben ſo merkwürdig iſt, als das Uebrige: er habe den Ovid zum Vorbilde gewählt, was er nicht läugnen wolle; er habe vor einem Jahrzehend aus dem kleinen, niedlichen Schuh eines geliebten Mädchens gar manchmal getrunken; Gall habe ſeinen Schädel befühlt und den Ortsſinn daran gefunden, weswegen er, der »Schriftner,« auch überall zu Hauſe ſei. Wie der Verfaſſer in der guten Schreibart zu Hauſe ſei, zeige folgende Stelle: »die ungebändigte Laune des Weibes gleicht einer fabelhaften Rieſin, deren Höhe mit jedem Augenblicke in einem geſteigerten Verhältniſſe zunimmt, bis ſie, nicht mehr im Stande das Gleichgewicht ihrer eigenen unnatürlichen Geſtalt zu halten, endlich in ſich ſelbſt zuſammenſtürzt; und wehe dem Armen, den ſein Schickſal in den Dunſtkreis des Monſtrums nur bannt, deſſen Stolz auch ihn nothwendiger Weiſe vernichten muß, wie dem Erdball geſchehen würde, wenn einer ſeiner Pole ſich vom Schweife eines in ungeregelter Bahn wild dahin eilenden Kometen geküßt ſähe.« O ihr Mächte des Himmels, dieſer Unſinn gleicht einem fabelhaften Rieſen, deſſen Höhe mit jedem Worte in geſteigertem Verhältniſſe zunimmt! Doch ſei dieſer Unſinn dem Verfaſſer verziehen. Es ſei ihm vergeben, daß er die ſiebzehn unſchmackhaften Kapitel-Schüſſeln ſeines Romans noch mit der Peterſilie ſeiner Poeſie umrändert hat. Es ſei ihm nachgeſehen, daß er ſtatt: *ſolcher, ſolche, ſolches,* immer *ſothaner, ſothane, ſothanes* ſagt — als Edelmann mag er in Ermangelung anderer Lehnsherrlichkeiten ſich an der Benutzung eines alten Feudal-Stils erfreuen! Aber daß er mit ſo vieler Schamloſigkeit eine deutſche Schriftſtellerin unter dem durchſichtigen Namen: **Frau Helmina Aetherſchein, geborne v. Gůldenblut**, in ihrem Privatleben angreift, daß er die ſchändlichſten Handlungen von ihr erzählt oder ihr andichtet, daß er ein wehrloſes Weib verläſtert und beſchimpft, und dieſes Alles aus keinem andern Grunde, als weil ſie wohl einmal eine ſeiner Schriften öffentlich getadelt haben mag, wie man auf Seite 226 deutlich merken kann — das iſt unverzeihlich, denn es iſt niedrig und gemein.

Liebe Mädchen, und Ihr, o Handlungsbefliſſene! Wenn Ihr Samſtags Abend in die Leihbibliothek geht, Euch auf den Sonntag zu verſehen, nehmt ja das ſchlechte Buch: die ſpaniſche Johanna, nicht mit. Laßt Euch Romane von **Walter Scott** geben, die ſind ganz herrlich.

II.

Etwas über den deutſchen Adel, über Ritter-Sinn und Militair-Ehre; in Briefen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Friedrich Perthes. Hamburg, 1819.

»Der Ertrag dem Armen-Arbeitshauſe des Herrn Baron von Kottwitz in Berlin« ſteht auf dem Titelblatte. Alſo wieder ein ſchöner Beitrag zur Teleologie, und ein ſtarker Beweis, daß die Vorſehung Alles zum Guten lenkt. Sitzen etwa Rezenſenten im Berliner Arbeitshauſe und leben von ihren Händen kümmerlich, ſo werden ſie das Werk gewiß loben, damit es gekauft werde; ich aber kann es nicht.

Es werden darin etwas langweilige Schriften gewechſelt. Fouqué ſchreibt an Perthes für den Adel; Perthes replicirt; ein Dritter, und Beider Freund, kömmt und legt ſein Rechtsgutachten ab; Fouqué duplicirt; Auszüge aus Moſer's, von Haller's und Rehberg's Schriften liegen als Aktenſtücke bei. Der herzinnigen, fettgeſalbten, demüthigen und wehmüthigen Sprache Fouqué's, düſternd wie das Licht, das durch gemalte Kirchenfenſter fällt, aller Lebensfriſche entbehrend und Grabesſehnſucht erweckend, ſolcher Sprache begegnet man auch hier wieder, ungern, ja ärgerlich. Er ſchreibt an Perthes:

»Lieber Perthes!

Als wir einander im Jahre 1815 die brüderliche Hand darreichten zum feſten Bunde für's Beſtehen in allem Guten und Schönen, vor jedem andern Dinge, aber zum Beſtehen in Gott, — da kam natürlich auch die Zeit, wie ſie in unſrer großen, allgemeinen Errettung ſich geſtaltet habe und auch fürderhin ſich geſtalten werde, oftmalen zur Sprache, und wir Beide hegten ausnehmend verſchiedene Anſichten darüber. Du nämlich meinteſt, nun der äußere Kampf gegen den Unterdrücker beſeitigt ſei, hebe der innere Kampf der Geiſter erſt an, und man werde gar tüchtige, — auch wohl mitunter gar ſaure Arbeit haben, um ſich zu dem erſehnten Ziele durchzuringen im ſeltſamlichen Gedränge zwiſchen Freund und Feind. Ich hingegen ſahe das Ding ganz anders.« Nämlich, da nun das ausländiſche Joch ruhmvoll gebrochen ſei, ſo könne es keinem ächt-deutſchen Herzen »an dankbarer, gottverherrlichender Freude fehlen.« Die Hauptſache ſei ſchon gethan »durch Wiederherſtellung des erſehnten, von den Ausländern als altmodiſch verſpotteten Rechtsſtandes.« Fände ja hier und da noch einige wenige Unzufriedenheit Statt, ſo hätte das nichts zu ſagen; »jede augenblickliche Irrung könne nur feſter ſchürzen das liebe, heilige Band einer von Thron zu Burg, Haus und Hütte (man ſieht, Hr. Ritter v. Fouqué liebt die vierſtöckigen Gebäude,) und ſo auch wieder hinaufreichenden unausſprechlichen, ja — ſo weit ſich das für unſre arme Erde nur irgend denken läßt, — ſeligen Liebe.« —

Der Leſer kann ſchon vermuthen, daß dieſe Liebespredigt Alles eher, als den 13. Artikel der Bundesakte zum Texte haben werde. Hr. v. Fouqué fordert ſeinen Freund Perthes zu einer Disputation heraus; er wirft, »der Ritter dem *Bürger*«, den Handſchuh hin zum *Ernſtkampfe*. Den Adelſtand vertheidigt er als das Nothwendigſte und Herrlichſte in der Welt. Ihm in allen ſeinen Behauptungen Schritt vor Schritt nachzugehen und ſie zu bekämpfen, iſt unmöglich und unnöthig. Unmöglich: denn der Verfaſſer ſpricht ſelbſt von ſeiner *Unfähigkeit für klar wiſſenſchaftliches Ausſprechen innerer Geſichte*. Unnöthig: denn Perthes hat es gethan, recht verſtändig und oft mit feiner, doch, weil er ihm befreundet, gutmüthiger Ironie. *Mein Freiherr!* nennt er ihn, welches neben dem *Du*, deſſen ſie ſich wechſelſeitig bedienen, ſich gut ausnimmt. Den Hochmuth der Ariſtokratie muß man in dieſem Werke ſtudieren; er zeigt ſich darin nackter als irgendwo. Denn deſſen Verfaſſer kämpft nicht, gleich Andern, mit Scheingrundſätzen für ſeine Neigung (dieſe verbergend), ſondern ſpricht ſeine Empfindung und ſeinen feſten Glauben an die Göttlichkeit des Adelsrechts unverholen aus. Ein Rittergeiſt, ſchauerlich für Furchtſame, lächerlich für muthige Menſchen, ſpukt herum und bittet, nicht um Erlöſung (was verzeihlich wäre), ſondern um Wiederauferweckung von den Todten.

Nur die Klangnoten auf dieſer zerbrechlichen Glastafel Fouqué's will ich bezeichnen, das dazwiſchen Liegende nicht beachtend. *Deutſchheit* iſt ihm »das folgerechte, unter göttlichem Schutze naturgemäß aus der Wurzel hervorwachſende Leben«, *Franzthum* aber »das überhinfahrende, aus Worten in Worte übergehende, von Sprüngen zu Sprüngen forthüpfende Experimentiren mit den wichtigſten Angelegenheiten dieſer Welt.« (Das heißt: die Deutſchen werden von Gottes Gnaden, die Franzoſen aber durch eine Charte regiert.) Doch glaube er nicht, »Gott habe ein Volk verworfen, das er noch beſtehen läßt.« Wehmuth ergreiſe ihn bei dem Andenken an das unglückliche Land, weil es das Land ſeiner Väter ſei. Doch verſtehe es ſich von ſelbſt, daß er die Helden der Vendée nicht verkenne .... Es gäbe nichts Glückſeligeres auf der Welt, als ein brandenburgiſcher Bauer, der von einem Gutsherrn ritterlich regiert werde, und Spann- und Handdienſte wären die natürlichſte und leichteſte Art von Abgabe, die ſich für den Ackermann erſinnen läßt. »Ich denke, lieber Perthes, du läſſeſt mir dieſe Bauern für freie Männer gelten, und erkennſt die Schutzherrſchaft, welche der Edelmann über ſie auszuüben hat, nicht nur vom erſten Beſitzſtande als Recht, ſondern auch, wie freilich jedes Recht es an der Art hat, als etwas den Untergebenen ſelbſt Heilſames und Förderliches, willig an.« (Was Herr Perthes etwa aus Freundſchaft bewilligen möchte, wird hoffentlich in der künftigen preußiſchen Conſtitution nicht als Regel aufgenommen werden.) .... Das Wort Volk käme von Gefolg, welches die Menſchenmaſſe andeutet, die ſich um einen Edeling verſammelt. (Wahr iſt's, es gab eine Zeit, wo das Volk nicht mehr als ein Schleppkleid der Großen war und ihnen im Staube nachzog.) .... Der Bauernſtand ſei dem Adel viel mehr verwandt als der Bürgerſtand. (Ueber dieſen Satz mögen die ſchönen Bäuerinnen mit ihren gnädigen Junkern rechten.) .... Der Bürgerſtand wäre das Anregende im Staate, die Unruhe in der Uhr (der Adel betrachtet ſich wahrſcheinlich als die Kette der Uhr, daher die Adelskette in Klüber's Aktenſtücken des Congreſſes).

Herr Ritter von Fouqué gibt eine beſcheidene Schilderung von dem Weſen des gerühmten Rittergeiſtes. Er ſei etwas »Schönes und Erhabenes«, ein zartes Weſen, »faſt eben ſo zart, als die jungfräuliche Unſchuld;« deren

Reinheit zu bewahren, beſtrebe er ſich nach Kräften, ſowohl im Leben, als in ſeinem ſchriftſtelleriſchen Berufe.... Ueber den Werth des Adels zu ſprechen, komme ihm zwar nicht zu — »Ich ſtehe zu ſehr in dem zu unterſuchenden Felde mit drinnen, ſelbſt eine Aehre des Saatfeldes, über deſſen Körnergehalt ein Urtheil gefällt werden ſoll, als daß ich zur Abſchätzung mein Wort eingeben dürfte.« — Aber ſo viel könne er verſichern, daß in ganz Deutſchland ſeine Wünſchelruthe nur ſelten regungslos blieb, wenn er nach dem echten Golderze ritterlicher Geſinnung forſchte.

Nachdem Fouqué ſo geſprochen, antwortet ihm Perthes, und das manchmal tüchtig. Manchmal, nicht immer. »Die Liebe zur Verfaſſung eines Staates, einer Gemeinde, iſt alt und abſtrakt im Vergleich zu der für den Fürſten, und beſonders für die Fürſten-Kinder. (Nicht ich habe dieſe Worte herausgehoben, ſie ſtanden ſo.) — Dieſes zarte Band des Herzens war immer unter uns Deutſchen, und wir werden nie es entbehren wollen.... Fouqué's hoher Beruf iſt, auf die edlere deutſche Jugend zu wirken zur Erregung frommer, tiefer Lebensanſicht und Nationalität. Dieſer Beruf muß ihm nicht verkümmert werden durch oberflächliche Beurtheilung von Menſchen, die das Echt-chriſtliche und Hiſtoriſch-deutſche nicht leiden mögen.« So urtheilte ein Freund Fouqué's, und Perthes fährt in ſeinem Schreiben folgendermaßen fort: »Wird denn aber dieſer Beruf dir verkümmert? Durch öffentliche Kritiken nicht, man iſt ſogar galant gegen dich. Zwei Ausnahmen ſind mir bekannt: einmal wirſt du, wahrſcheinlich böswillig, mit einem unſerer Schriftſteller verglichen, deſſen Quelle unerſchöpflich fortfließt, deſſen Dichtung höchſter Gipfel die Hochzeit iſt. (Lafontaine?) .... Wahr iſt's, deine Schriften werden jetzt weniger, wie vor einigen Jahren, geleſen; ſie waren eine Zeit lang in der Mode — dieſe aber dauert nie lange. Selbſt Klopſtock erfuhr Aehnliches, und Jean Paul auch; welchen Eintrag thut dies aber dem hohen, dem reichen Geiſte? Im Gefühl dieſes Berufs wollteſt du Viel wirken, ſchriebſt daher Vieles — dies allein ſchon iſt hinreichend, um nicht in Mode zu bleiben. Das deutſche Publikum verlangt, daß man ſich rar mache .... Faſſe dich in Geduld!« (Das nenne ich mir einen freundſchaftlichen Rezenſenten!)

Aus dem der Schrift beigegebenen Stücke aus Juſtus Möſer's patriotiſchen Phantaſien erfährt man unter Andern, wie der Babelsthurm des menſchlichen Hochmuths immer höher und höher hinaufgebaut worden, wie man mit freigeborn den Grund gelegt, und nach und nach Edelgeborn, Wohlgeborn, Hochwohlgeborn, Reichsfrei, Hochwohlgeborn, und zuletzt Hochgeborn angeſetzt habe. Die Stufen der Menſchheit ſtehen nach Möſer wie folgt: a) Rittereigen, b) Hörige nach Hausgenoſſenrechte, c) freie Hausgenoſſen, d) Freie unter Amtsſchutze, e) Freie unter Bürgerſchutze, f) Freie Kanzleiſäſſige. (Das iſt eine bequeme Treppe, auf der man gewiß nicht den Hals bricht.) Wenn ein Edelgeborner — ſagt Möſer — Handlung und Gewerbe treibt, und ſich ſolchergeſtalt in das Meer der Menſchheit herabſtürzt, ſolle man ihn ganz darin untergehen laſſen (er verdient das Leben nicht). Ferner iſt ein Landes-Heroldsamt, unter der Aufſicht des Adels, das mit einem allgemeinen Reichs-Heroldsamte korreſpondire, und vor dem jedes Kind des Adels, ſobald es das väterliche Haus verläßt und einen andern Stand erwählt, ſeinen Namen und Wappen eintragen laſſen müſſe, um ihm die Rechte ſeiner

Geburt unter allen Vermiſchungen zu erhalten, die allernöthigſte Sache von der Welt. »Ich ſehe nicht ein,« ſagt unſer Publiziſt hitzig, »ich ſehe nicht ein, warum wir nicht eben wie in Rußland mehrere Klaſſen von Menſchen haben, und dabei feſtſetzen könnten, wie weit ſich Einer aus den höhern in die niedrigen vertiefen könnte, ohne den Rückweg zu verlieren!« (Die Herren Perthes und Beſſer haben ſich um die liebe deutſche conſtitutionelle Jugend ſehr verdient gemacht, indem ſie die ſoliden Wiſſenſchaften des vorigen Jahrhunderts wieder haben abdrucken laſſen.)

Auch mit einer Schüſſel aus der berühmten Reſtauration des Hrn. v. Haller iſt dieſer reiche Adelstiſch verſehen. Da offene Tafel gehalten wird, ſo wollen wir etwas davon koſten. »Der Adel iſt ein Produkt der Natur. Es gibt verſchiedene Arten des Adels. 1) Land- oder gutsherrlicher Adel, 2) hoher oder Dynaſten-Adel, 3) Dienſt- oder Miniſterial-Adel, 4) militairiſcher Adel, 5) Kirchen-Adel, 6) patriotiſcher Adel, 7) Kaufmanns-Adel, 8) Gelehrten-Adel, 9) Dorf- und Hirten-Adel, 10) Geld-Adel, 11) Brief-Adel.« (War das Dutzend nicht voll zu machen?) »Die heutigen Philoſophen wollen einen, wie ſie ſich gnädigſt ausdrücken, noch perſönlichen Adel gelten laſſen, aber der Erb-Adel ſoll nach ihrer Meinung wegfallen«; das entſpringe aber nur aus Neid. »Man begünſtige anſehnliches und fortdauerndes Grundeigenthum, ſtatt daß der Zeitgeiſt Alles zerſplittern, Alles gleich arm und ſchwach machen will.«

Der Auszug von Rehberg's vortrefflicher Schrift über den deutſchen Adel ſteht hier in ſo ſchlechter Geſellſchaft, daß ich aus Achtung mich anſtellen will, als bemerkte ich ihn nicht.

III.

Moſely-Hall, oder die Wahl des Gatten. Roman von Cooper, dem Amerikaner. Bearbeitet von Richter. 6 Theile. Leipzig, 1826.

Die »Wahl des Gatten«, die doch ſonſt nur junge Mädchen und ihre Mütter in Gedanken verſetzt, hat dieſesmal ſogar einen Rezenſenten ſtutzig gemacht. Wie! dachte er — nämlich ich — wie konnte Cooper einen ſolchen Fehler begehen? Wie mochte er ſo muthwillig alle Perſpective zerſtören, ſo unbeſonnen alle Erwartung abſpannen, wie mochte er den Roman in ſeiner Wiege tödten, indem er ſein Leben ſchon auf dem Titelblatte beſchreibt? Zwar werden Fürſtenkinder, deren Beſtimmung iſt, Liebe oder eine Krone zu erwerben, manchmal Dieudonné oder Conſtantin getauft; aber ſolche biographiſche Namen ziemen Bürgerkindern nicht, und Büchern noch weniger. Ich dachte ferner: Wie! Cooper, in dem Lande unermeßlicher Wälder, ungeheurer Seen und Ströme geboren, wie mochte er ſich dazu verſtehen, Sandgärten mit geraden Baumgängen, Treibhäuſern und künſtlichen Hecken zu malen? Der Roman ſoll uns zeigen der Menſchheit Anhöhen, des Lebens große, oder ſteile, oder verworrene, oder verborgene Wege — und Cooper führt uns nur den bekannten ſchmalen Weg, der zur Vermählung führt!

Nachdem ich mich über den Titel ſatt gewundert, las ich die Vorrede des Ueberſetzers und ſchüttelte den Kopf von Neuem. Der Ueberſetzer ſagt in Beziehung auf Cooper: „Die Kritiker finden an ihm die Breite der Erzählung auszuſetzen, inſofern er ſich durch allgemeines Reflectiren unterbricht, dem er ſich nur allzugern ergiebt. Dem Ausſpruche der Kritik zufolge glaubte ich dieſes üppige Sprudeln des Geiſtes mäßigen zu dürfen. Verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nur allgemeine Reflexionen auszulaſſen mich unterfing, und mich ſorgfältig hütete, einen Charakter zu verletzen, wo ein ſolcher ſich reflectirend darſtellen ſoll. So wird der Leſer keine Schönheit des Dichters vermiſſen, wie ich hoffe, indem ich den Forderungen der Kritik ebenfalls nachkam. Auch dem Käufer gereicht es zum Vortheil, einen guten Roman, trotz der mindern Bogenzahl, dennoch vollſtändig für einen geringen Preis zu empfangen". Cooper's Darſtellung iſt nun allerdings etwas umſtändlich. Cooper hat einen breiten, holländiſchen Mund — vielleicht daß holländiſches Blut in den Adern des Amerikaners fließt; aber er iſt tüchtig und ſolid, und ſteht feſt auf den Füßen, und dieſes iſt auch eine Art zu ſein, die man achten ſollte. Der Schriftſteller iſt ja ſelbſt ein Theil ſeines Werkes, und zwar ein ſehr wichtiger, und mit dieſem wichtigen Theile ſollte man nicht ſo nach Belieben verfahren. Mag man immerhin aus einem wiſſenſchaftlichen oder geſchichtlichen Werke in der Ueberſetzung Alles weglaſſen, das, weil es falſch oder unbedeutend, oder überflüſſig iſt, oder weil es als bekannt vorausgeſetzt werden darf, nicht zur Belehrung dient. Aber bei dem eines Dichters darf dieſes nicht geſchehen. An einem Kunſtwerke iſt die Form nicht von dem Weſen zu trennen, und es kann das eine nicht ohne die andere verletzt werden. Zumal mit Romanen muß man ſchonend umgehen. In einem Roman iſt nicht, wie im Drama, die Handlung Zweck, ſondern das Handeln; darum ſoll die Geſinnung hervortreten, ſich zeigen, ſich ausbreiten, und der langſame Gang allmähliger Entwicklung iſt hier oft dem Witze vorzuziehen, welcher ſpringt. Es iſt nicht jedem mit der Deſtillation der Geſinnung, mit Sentenzen — es iſt uns nicht immer mit Roſenöl gedient; wir wollen die Roſen ſelbſt haben, mit ihren Stengeln, ihren grünen Blättern, ihrer Friſche, wenn auch mit ihren Dornen. Zwar ſagt der Ueberſetzer: er habe ſich ſorgfältig gehütet, einen Charakter zu verletzen, wo ſich ein ſolcher reflectirend darſtellt, er habe nur allgemeine Reflexionen ausgelaſſen. Er verſteht darunter: Reflexionen des Verfaſſers. Wenn aber ein Romandichter es für gut findet, ſich ſelbſt unbekannt unter die Perſonen ſeines Romans zu miſchen, wenn er ſich als Zuſchauer mitten hineinſtellt, und über Perſonen und Verhältniſſe ſeine eigene Meinung ſagt — darf man ihn ſchweigen heißen? Darf man dem Herrn des Hauſes die Thüre zeigen? Auch entſchuldigt es den Ueberſetzer gar nicht, daß durch ſeine Abkürzungen das Buch wohlfeiler geworden. Es iſt nur eine täuſchende Wohlfeilheit, wenn mit dem Preiſe zugleich Maaß und Gewicht der Waare verringert wird. Uebrigens hat der Ueberſetzer nicht immer mit Geſchicklichkeit verkürzt; er hat einigemal vergeſſen, die Spuren der Entwendung zu verbergen, und hat die Gabel zum geſtohlnen Meſſer zurückgelaſſen. So kömmt gleich im Anfange des Romans ein Gaſtmahl vor, und es wird bemerkt: »Dieſe Stimmung, ſolche Geſpräche würzten das Mahl. Man ging endlich auseinander.« Die Geſellſchaft ſaß keine ſechs Zeilen lang bei Tiſche, und der Ueberſetzer hatte wahrſcheinlich nicht mehr daran gedacht, daß er die Stimmung und alle Gewürze bei Seite geſchafft hatte. Ueberhaupt nehmen ſich die Herren Ueberſetzer oft Freiheiten, die gar nicht zu verzeihen ſind; ſo erinnern wir uns, das Leben der engliſchen Romandichter von Walter Scott in der Ueberſetzung des Herrn Döring geleſen zu haben, in welcher Alles ausgelaſſen iſt, was ſich auf die Charakteriſirung und Beurtheilung der Werke jener Dichter bezog, und was doch aus Walter Scott's Munde gar nicht zu verſchmähen geweſen wäre. Auch geſteht Herr Döring mit der kindlichſten Unbefangenheit ein, daß er es gethan, und daß es ihn ſein Verleger ſo geheißen. Aber, guter Gott, wenn man aus der Lebensbeſchreibung eines Schriftſtellers deſſen Werke ausläßt, was bleibt dann noch übrig? Eſſen, trinken, ſchlafen, heirathen, Geld oder nicht Geld, nichts als Dinge, die tauſend andern Menſchen auch begegnen, und hätten ſie nie ſchreiben und leſen gelernt.

Nachdem ich mit der Vorrede endlich fertig geworden, fing ich das Buch zu leſen an. Ich war ſehr begierig auf die »Schönheit« des Dichters und auf das »üppige Sprudeln des Geiſtes,« welches ſo ſtark geweſen, daß es der Ueberſetzer glaubte mäßigen zu müſſen. Aber, wie erſtaunte ich! An dem Roman fand ich nichts ſchön als ſein Ende, und nichts ſah ich ſprudeln, als die kühlſte Langweiligkeit. Eine ſolche ſchlechte Schreiberei hätte man gar nicht nöthig gehabt, erſt von England herüberzuführen, unſer eignes Land bringt Erzeugniſſe ſolcher Art genug hervor. Der Roman hat keine Haltung und keine Farbe, keinen Vorgrund, keinen Hintergrund und keinen Mittelpunkt, er hat keinen andern Helden als ſeinen Leſer. Die Perſonen ſind aneinander gereiht wie geröſtete Kaſtanien, die nichts Gemeinſchaftliches haben, als den Faden und den Käufer. Sie liegen in den wunderlichſten Stellungen übereinander geworfen, als wären ſie vom Dache gefallen. Die Genealogie der Verhältniſſe iſt gar nicht zu entwirren. Meiſtentheils ſind es Mütter und ihre Töchter, und die Mütter ſuchen die Töchter an den Mann zu bringen, welches ihnen, früher oder ſpäter, mehr oder weniger gelingt. Man glaubt einen Hof voll Kälber zu ſehen, die alle, eines nach dem andern, weggeführt und abgethan werden. Sehr komiſch iſt es, daß die Perſonen ſelten zu Hauſe, daß ſie immer auf Reiſen ſind, aneinander verbeifahren und ſich im dicken Staube der Landſtraße mit Mühe erkennen. Es iſt wahr, ſie reiſen prächtig in den ſchönſten Wagen, und von vier, oft von ſechs herrlichen Pferden gezogen! Man möchte ſie lieber begleiten als leſen. Das alſo iſt der Cooper, den wir und Andere ſo ſehr geprieſen! Oder ſollten wir uns getäuſcht haben? Sollten Cooper's frühere Romane den Beifall, den ſie uns abgewonnen, ihrem Schauplatze allein zu verdanken haben? Sollten die Werke des Amerikaners nur die Vorzüge angenehmer Reiſebeſchreibungen beſitzen? . . Ich wußte mir nicht zu helfen. — Da hatte ich einen kühnen Gedanken, der mich und Cooper aus unſerer ſchlimmen Lage zog: — Der Roman Moſely-Hall iſt nicht von Cooper!

IV.

Drei Romane von Cooper.

Der Lootſe. — Schauplatz: Englands nördliche Küſte. Zeit: die des amerikaniſchen Freiheitskrieges. Held: Paul Jones, eine geſchichtliche Perſon, unter dem Namen Gray auftretend; es iſt der Lootſe. Handlung: eine amerikaniſche Fregatte kreuzt an der engliſchen Küſte, um, Wiedervergeltung übend, einige angeſehene Einwohner als Geiſeln wegzuführen. Der Zweck wird erreicht. Ein Oberſt Howard wird mit den Seinigen gefangen. Es konnte nicht fehlen; denn ſeine Töchter und Nichten waren mit den Offizieren der Fregatte, ihren transatlantiſchen Liebhabern aus früherer Zeit, da ſie mit dem Vater und Onkel in Amerika gewohnt — ſie waren mit ihnen einverſtanden; ſie gaben ihnen telegraphiſche Zeichen, ließen ſich holen und heirathen, und des Oberſten Loyalismus wich in der Todesſtunde, wo alle Täuſchungen ſchwinden, dem Vaterherzen, und ließ ſich Rebellen als Schwiegerſöhne gefallen. Der Lootſe, geheimnißvollen Treibens in England geboren und wohnend, doch die Freiheit mehr liebend als ſein Vaterland, führt mit geübtem Blick und kühner Hand das Schiff durch Sturm und

Klippen aus und ein. Der Roman endet, wie jeder endigen ſollte, ſich, gleich einem engliſchen Garten, unmerklich in's Freie verlierend. Die Schilderungen des Seelebens ſind höchſt anziehend. Man lernt es lieben, fürchten und bewundern. — Lieben wegen der Freiheit, fürchten wegen der Gefahr, bewundern wegen des ordnenden Verſtandes. Tod und Leben, Liebe und Haß, Freiheit und Knechtſchaft, alles in dem engen Raume eines Schiffes, und darunter und umher das alle verſpottende, alle bedrohende Meer. Es fehlt an nichts. Seegefechte, Untergang eines Schiffes, Wallfiſchfang, Sturm und Windſtille, Klippen und Sandbänke. Man wird ſeekrank vom Leſen. Doch wie auch die Brandung tobe, das Geſchütz donnere und der Wind heule, es geht dabei ſehr bürgerlich her. Es ſind nicht, wie in Fouqué's Romanen, hochadelig ſchäumende Wogen, über welche, auf geſpenſtigem Kiel, nordiſche Seeritter und Meerfräulein dahin brauſen, nebelumgürtet, nebelumſchleiert; man weiß nicht, woher ſie gekommen, man weiß nicht, wohin ſie gehen; wie die höhern Götter fröhnen ſie nur der Kampfesluſt, nicht Beute, nicht den Hafen ſuchend, Freiheit nicht bringend, nur holend, und die Delphinen des Meers, als gehorſame Knappen, umlagern das Schiff, und ſtaunen hinauf, bis es die Wolken dichter und dichter umhüllen; jetzt ſieht man nichts mehr, man fällt am Strande nieder und betet an .... ſo iſt es hier nicht. Es geſchieht Alles hinüber und herüber mit der baaren Münze brauchbarer Wirklichkeit, und in den Friedensverträgen iſt es ſchwarz auf weiß zu leſen, was dabei herausgekommen. —

Die Anſiedler. — Man könnte dieſen einen geographiſchen Roman nennen. Die Natur des Familienlebens, die häuslichen Einrichtungen, die geſelligen Sitten, der Gottesdienſt, die Geſetze und deren Ausübung in jenem

Lande werden hier geſchildert. Menſchen aller Völker, die das enge Europa ausgeſtoßen, oder die ſich aus der erſtickenden Luft der alten Welt gerettet, finden ſich in jener Freiſtätte des Unglücks und oft des reuigen Verbrechens zuſammen. Ein franzöſiſcher Emigrant, ein deutſcher Major, ein irländiſcher Handelsmann, ein alter Indianerhäuptling mit ſeinem Oſſian'ſchen Trauergeſange und Andere — ſie kamen alle mit den Tugenden, Eigenheiten und Schwächen ihres Geburtslandes, aber ſie leben verträglich; denn überall übt der Menſch Duldung, wo er ſie findet. Die Handlung beginnt mit Liebe und endigt mit einer Heirath; denn im Lande der Freiheit erkennt man außer der Herrſchaft des Geſetzes auch, aber nur noch, die der Liebe an.

Der Spion. — Es iſt ein Kriegsſpion, der die Gefahr ſucht, kein Friedensſpion, der ſie nur bringt. Die Handlung ſpielt in den Vereinigten Staaten, zur Zeit des Freiheitskrieges. *Birch*, ein herumziehender Krämer, ſpäht umher zum Vortheile der Engländer. Mit ſeinem Waarenballen auf dem Rücken, wandert er keuchend durch das Land, durch das Heer der Amerikaner, Kundſchaft holend und bringend. Er wird oft gefangen, ſteht einige Male am Fuße des Galgens; aber immer weiß er ſich zu retten, nicht ſelten auf eine räthſelhafte Weiſe. Der Krieg und der Roman endigen, der Krämer verſchwindet. Drei und dreißig Jahre ſpäter, als der Baum der Freiheit ſchon dichtere Schatten warf, ſtirbt an der Gränze Canada's ein armer, alter Mann, indem er ſich edelmüthig aufopferte, das Leben eines Andern zu vertheidigen. Es war der Krämer Birch. Auf ſeiner Bruſt, in einer blechernen Büchſe, fand man eine Schrift von Waſhington, worin dieſer bezeugt: Birch ſei ein edler Menſch geweſen, ein Freund ſeines Vaterlandes, ein Verächter des Geldes, und er habe, um der Freiheit beſſer zu dienen, den Kundſchafter Englands geſpielt. Auch nach dem Frieden habe das Geheimniß der Liſt verſchwiegen werden müſſen, um diejenigen nicht aufzuſchrekken, welche Birch unter den Landeseinwohnern als ächte Kundſchafter der Engländer kennen gelernt. — Der Roman, gut erzählt, iſt anziehend; der Stoff freilich war zu gut, als daß ihm die Behandlung hätte gleich kommen können. Der ältere Brutus trug für die Freiheit den Schein des Blödſinns, den er endlich abwarf; der Krämer Birch trug für das Vaterland den Schein der Verworfenheit, und nahm ihn mit in's Grab . . . . Weil wir von Spionen ſprechen, ſagt mir: warum hängt Ihr im Kriege die Spione, die Ihr erwiſcht? Sie ſind doch nützlich, denn indem ſie der Liſt den Vortheil über die Gewalt verſchaffen, vermindern ſie das Blutvergießen. Ihr antwortet vielleicht: man muß ein abſchreckendes Beiſpiel geben; denn ließe man den Spionen das Leben, dann würde der Feind deren eine größere Zahl zu ſeinem Dienſte nehmen. Allein Ihr hättet den nämlichen Vortheil, das Gleichgewicht bliebe, und das Völkerrecht könnte immer, unbeſchadet des Vortheils der Herrſcher, ein Gebot der Menſchlichkeit mehr erfüllen.

V.

Taſchenbuch für Schauſpieler und Schauſpielfreunde, auf das Jahr 1821. Herausgegeben von Lembert. Wien.

Ja, wenn unter dem Eingange der Bude ein ſchönes Mädchen ſteht, dann tretet Ihr wohl gern hinein, und ſchaut Euch um, und kauft; aber Ihr möget den ganzen Weihnachtsmarkt der Almanache auf- und abwandern, es lockt Euch keiner ſo lächelnd als — Grillparzer, der mit »Expoſitions-Scenen aus der dramatiſchen Dichtung: des Lebens Schattenbild« das genannte Taſchenbuch beginnt. Zwar kann man aus dieſen erſten Schritten das ganze Leben der Dichtung und ihren Weg noch nicht ſehen, aber die Lebenskraft darin quillt reich hervor, und verſpricht, daß eine ſo ſchöne Quelle in einen ſchönern Strom ſich ausbreiten werde. Grillparzer's Dichtungen gleichen weder tauben Blüthen, die ſpurlos vorüber welken, noch dem ungeſchmückten Herbſte deutſchen Obſtes. Sie ſind, wie die Gewächſe des ſüdlichen Himmels, die Blüthe und Frucht auf einem Zweige tragen. Das Herz ſpricht verſtändig und der Verſtand herzlich. Dort iſt keine Dichtkunſt, ſondern ein Dicht-Handwerk, wo Kraft von Kraft und Arbeit von Arbeit getheilt erſcheinen, und Ueberlegung und Empfindung getrennte Zünfte bilden. Da giebt der Geiſt kaltes Licht, gleich faulem Holze, und das Gefühl dunkle Gluth wie heißes Waſſer. Eines möchte ich in der Anlage dieſer dramatiſchen Dichtung tadeln; es iſt ihr Name: *Des Lebens Schattenbild*. Ein Drama iſt keine Fabel, die gebraten aus der Pfanne kömmt, und als Nutzanwendung verſpeiſt wird, es iſt ein *Schaugericht*, nicht beſtimmt, von den Kinnbacken zermalmt zu werden. Und wäre es auch eine Fabel, ſo dürfte die Nutzanwendung nicht *vorausgehen*, ſie müßte *folgen*. Dieſen Fehler, eine Lehre der Weisheit ſinnbildlich auszudrücken, und das Gemälde als Schild über der Thüre der dramatiſchen Dichtung zu hängen, haben auch Andere begangen; wie Müllner in der *Schuld*, (aber *nicht* Calderon im: *Leben ein Traum*, denn dort iſt die Lehre nicht geiſtig abgezogen, ſondern *perſonifizirt*). Es iſt dies Verfahren nicht blos unkünſtleriſch, ſondern auch unwiſſenſchaftlich; denn es wird von der abweichenden Philoſophie des Hörers oder Leſers abhängen, *welche* Lehre er ſich aus einem Drama entnehmen wolle. Dem Einen beweiſt das Leben und Handeln einer dramatiſchen Perſon, *das Leben ſei ein Schattenbild*, dem Andern (wie mir) das Gegentheil. — —

Da wir nun einmal in den Kramladen eingetreten ſind, ſo wollen wir uns auch das Uebrige anſehen, auch wenn wir nichts davon kaufen. Nach Grillparzer folgt *Weſt*, mit dem erſten Akte des Trauerſpiels *Adoſinda*. Das iſt nun freilich eine gefährliche Nachbarſchaft, aber in einer Stadt können nicht alle Häuſer Paläſte ſein. Glänzt in *Adoſinda* nicht lauter Gold und Edelſtein, ſo täuſcht auch keine falſche Vergoldung und kein Schimmer geſchlifſenen Glaſes, und das Silber iſt echt. Den duftenden Blumenflor Grillparzer's findet man nicht darin, aber noch weniger die mit künſtlichen Wohlgerüchen beſprengten Papierblumen, die wir jetzt beſſer machen als die Franzoſen, und die, weil ſie wohlfeil zu haben ſind, ſo ſehr geprieſen werden. — Ueber die Ausdrücke, Methode und Kunſt, angewendet auf die Leiſtungen dramatiſcher Sänger, ſtellt J. F. von Moſel eine lehrreiche Betrachtung an. Dieſer Schriftſteller beſitzt, wie anerkannt, die vollgültigſte Stimme in muſikaliſchen Dingen. — Der Herausgeber des Taſchenbuchs erzählt das Leben des Schauſpiel-Direktors von Holbein in Prag, des Regiſſeurs des Hoftheaters, Koch, und des Hofopernſängers Vogl in Wien. Aus dieſen Lebensbeſchreibungen wird man mit Verdruß daran erinnert, daß kein Schauſpieler zu ſeiner Kunſt erzogen wird. Es iſt jeder ſein eigner Lehrling. Sie waren alle verlorne Söhne, Robinſone, die bei ihrer erſten Fahrt auf dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten, und auf die Bühnen-Inſel ausgeworfen worden. Die Verunglückten von Geiſt, Muth und Stärke wußten die ihnen mangelnde Erfahrung zu erſetzen, ſie machten ſich heimiſch auf ihrer Inſel, und beherrſchten ſie. Die Uebrigen gingen unter, oder führten ein ſchwaches, ängſtliches, entbehrungsvolles Leben. Von Holbein, ehe er ſich der Schauſpielkunſt ergab, war Lotto-Beamter, dann erwarb er ſich ſeinen Unterhalt durch Muſik- und Sprach-Unterricht, Koch ſtudierte Kameral-Wiſſenſchaften und war im Preußiſchen bei der Bergwerks-Adminiſtration angeſtellt. Vogl ſtudierte die Rechte und praktizirte beim Wiener Stadt-Magiſtrat. Männer ſolcher Art konnten nun freilich frühere Bildung zu ihrer ſpätern Kunſt mitbringen; aber wie viele Haarkräusler, Schneidergeſellen und Studenten mögen ſich zu Helden und Königen hinaufgeſchwungen haben! — Der Soldat, ganz allein, komiſches Zwiſchenſpiel in einer Scene von Caſtelli. Herbei, eilig herbei, ihr armen, verlegenen Theater-Direktionen! Das iſt ein prächtiges Stück, das viel einbringt und gar nichts koſtet, es iſt ſowohl komiſch als ökonomiſch. Nicht etwa ein langweiliges Monodrama, welches eine Hölle iſt für das Paradies; nein, ein ganzes Regiment ſpielt mit — Schlachtfeld — Kanonen — Flintenſchüſſe — Trompeten — Belagerung — Kriegslieder — Trommeln — Parlementäre — Hurrah-Rufen — Siegesgeſchrei — Patrouille — Te Deum — und doch gehört nur eine Perſon dazu. Keine theuern Statiſten, keine neue Garderobe, keine vielen Proben, keine Rollen-Vertheilung, und kein Couliſſen-Krieg darüber. Das Stück kann vortrefflich beſetzt werden, das Zuſammenſpiel wird nichts zu wünſchen übrig laſſen. Gebet uns dieſes artige Stück recht bald! — — Die Bemerkungen eines Schauſpielfreundes über den Verfall der dramatiſchen Kunſt, enthalten vortreffliche Gedanken, die, wenn auch ſchon früher gedacht, doch noch immer nicht beherzigt worden ſind. Aber auf eine falſche Anſicht des Verfaſſers, unter den übrigen wahren, auf einen verderblichen Wunſch unter den guten, muß ich noch aufmerkſam machen. Er ſagt: »Iffland, beſonders aber Kotzebue ließ ſich, um den Beifall der Menge zu erringen, verleiten, dem frivolen Zeitgeſchmack zu huldigen und ihm die gute Sache aufzuopfern.« Dieſe Behauptung iſt in ſo fern falſch, als ſie jenen dramatiſchen Dichtern ein vorſätzliches Beſtreben zuſchreibt. Iffland und Kotzebue haben nicht dem Zeitgeſchmack gehuldigt, man hat ihnen gehuldigt, weil ihr Geſchmack mit dem der Zeit übereinſtimmend war. Sie redeten die Sprache ihres Geiſtes, ſie heuchelten nicht aus Gefälligkeit. Tadelt der Verfaſſer jenes

Gleichgefühl zwiſchen Volk (es iſt die Zeit) und Dichter, ſo wird um ſo befremdender, was er fortfahrend ſagt:

„ . . . unſere wenigen vorzüglichen Schauſpieldichter verſchmähen es dagegen, dem Geſchmack und der Faſſungsgabe der Menge nachzugeben, und bieten das Höchſte, was ſie zu bieten vermögen, unbekümmert, ob das Publikum im Stande ſei, dem Fluge ihres Geiſtes zu folgen. — Wäre es nicht wohlgethan, wenn Jeder, dem die Muſen huldreich gelächelt, ſich entſchlöſſe, von der Höhe, worauf ihn Geiſt und Bildung ſtellten, herabzuſteigen, in die Anſichten der Menge, ohne die gute Sache aus den Augen zu verlieren, einzugehen, um ſie ſo unvermerkt von Stufe zu Stufe zu ſich zu erheben; ſtatt jetzt auf der ſteilen Höhe, von Wenigen bewundert, von den Meiſten nicht verſtanden und deshalb auch nicht erkannt, allein zu ſtehen?“ —

Nein, wahrlich, das wäre nicht wohlgethan. Wer ſich dazu verſtehen kann, hinabzuſteigen, der braucht nicht erſt hinabzuſteigen. Der ſchöpferiſche Geiſt ſtellt ſeine Werke hin, wie die Natur die ihrigen, — genieße, wer da mag und kann, nicht Alles iſt für Alle geſchaffen. Nicht die Behandlung, die Art des Stoffes macht ein dramatiſches Kunſtwerk auch für Menſchen auf einer niedrigern Bildungs-Stufe brauchbar. Aber nicht der Stoff, deſſen Bildung macht den Meiſter. Man kann als Luſtſpiel-Dichter ſo groß ſein wie als Tragödien-Dichter, und wer es in beiden iſt, der mag der Menge zu gefallen die Geſtalten, aber nicht die Farben wählen. Den übrigen Behauptungen des Schauſpielfreundes wird Jeder beiſtimmen. —

Weiter folgt: Die Geheimniſſe, Luſtſpiel in einem Akt, nach Melesville, von Lembert. Nicht übel! man muß ja jetzt zufrieden ſein, wenn der Witz nach der Pharmacologie des Dr. Hahnemann eingegeben wird, $^1/_{10}$ Gran in vielem Waſſer. — Das Verzeichniß der lebenden dramatiſchen Schriftſteller, enthält — rathet, wie viele? Hundert drei und neunzig Mann, richtig gezählt. Wenn dieſe Unſterblichen einſt ſterben, hat denn der Olymp Platz genug für ſie? Unter dieſen 193 ſind 6 weibliche und 50 adeliche Dichter, welches letztere ich mit dem größtem Vergnügen bemerke und mittheile. Denn beweiſt dieſes nicht, daß in Deutſchland entweder der Adel Verdienſt habe, oder das Verdienſt geadelt werde, oder beides zugleich? — Ein Verzeichniß der deutſchen Theater und ihrer Mitglieder, füllt die zweite und größere Hälfte des Taſchenbuchs aus. Fünf und vierzig deutſche Bühnen, eigentlich 46; denn der Frankfurter Bühne wird nicht gedacht. Warum nicht? Das iſt eine unverzeihliche Geringſchätzung, die meinem vaterſtädtiſchen Herzen wehe thut. Ich fordere den Herrn Herausgeber edictaliter auf, ſich darüber zu erklären.

VI.

Materia medica.

In einer beſſern Abſicht als Sprache ſetze ich dieſe Ueberſchrift. Der Fahne dürfen Alle folgen, ſowohl die Anbeter als die Verläugner des Fürſten von Hohenlohe; denn Materia medica kann beides ausdrücken: Mittel und Gegenſtand der Heilung, wenn auch letzteres nicht im beſten Latein. Vorſichtige deutſche Schriftſteller aber ſind mäßig, und verderben es lieber mit der Wahrheit, als mit einer Partei. Darum ſage ich: das größte aller Wunder iſt, in unſerer Zeit für Wunder Glauben zu finden, und da dieſes größte aller Wunder vor ganz Deutſchland geſchah, ſo ſind es nur kindiſche, eigenſinnige Menſchen, welche die übrigen weit kleinern Wunder abläugnen, die der Herr Fürſt zu Würzburg von dem 20. Juni bis zu den Hundstagen verübt hat, und worüber nachfolgende Schriften treuen Bericht erſtatten — — ich ſage, ſie ſind dumm.

I. Wahre und kurze Beſchreibung der merkwürdigen Ereigniſſe und wohlthätigen heiligen Handlungen Sr. Durchlaucht des Herrn Fürſten Alexander's von Hohenlohe u. ſ. w. während ſeiner 24 tägigen Anweſenheit in der Kreishauptſtadt Würzburg.

Dargeſtellt in XII vertrauten Briefen u. ſ. w. von Franz Nikolaus Bauer, des ehemaligen hohen Domſtifts zu Würzburg Vikar und Dominicalis major. 1821.

Der Herr ehemalige Domvikar beginnt entſchuldigend: »Wenn dieſe vertrauten Briefe in keiner Dichterſprache erſcheinen, ſo liegt es« . . . . an der Schnelle, mit welcher die Würzburger Wunder auf einander folgten, und wodurch daher die geſchichtſchreibende Feder zu gleicher Eile genöthigt ward. Aber Herr Bauer iſt zu beſcheiden. Sein Büchelchen lieſt ſich wie ein Gedicht, da das Gereimtſein durchaus kein nothwendiges Erforderniß poetiſcher Werke iſt. Der Briefe ſind zwölf, um von der apoſtoliſchen Natur ſogar die Zahl zu entlehnen. Daß Herr Bauer den Herrn Fürſten von Hohenlohe einen »Göttermann« nennt, muß chriſtliche Leſer überraſchen; man hat doch früher nie gehört, daß Dominicales majores im Würzburgiſchen eine griechiſche Erziehung genoſſen. Der Herr Fürſt trat zuerſt mit zwei rührenden Predigten auf; »Wie ſehr ein Mann von ſolcher Würde und (ſolchem) Stande auf Menſchen wirken kann, davon hatte man den augenſcheinlichſten Beweis; denn ſehr viele Stellen in ſeinen heiligen Reden entlockten vielen Zuhörern Thränen.« Wen wird dieſes wundern? Schon viele andern Fürſten haben verſtanden, die Menſchen weinen zu machen, Thränen zu trocknen nur Wenige. Jetzt wurden Wunder gemacht bis zum 17. Juli, ungefähr fünf Dutzend. Blinde, Taube und ſonſtige ſinnloſe Menſchen wurden geheilt. Die Fürſtin von Schwarzenberg war, wie bekannt, die Erſte, welche durch »unmittelbares Einwirken« der Gottheit von ihrer Lähmung befreit wurde, in der reinen und einzigen Abſicht, damit »der in unſern Tagen ſo ſehr geſunkene Glaube an die Gottheit Jeſu wieder neu belebt werde.« Neun Jahre, ſeit dem achten ihres Alters, war die Fürſtin lahm.“ Die geſchickteſten Aerzte Frankreichs, Italiens und Deutſchlands hatten ſich an ihr verſucht, 80,000 Thaler wurden verwendet. Vergebens. Am 20. Juni, zwiſchen 10 und 11 Uhr, präcis, ſprang ſie auf das Geheiß des Fürſten von Hohenlohe aus dem Bette, ging die Treppe auf und ab, und war geſund. Eine Stunde ſpäter brachte der geſchickte Herr Maſchiniſt und berühmte Inſtrumentenmacher Heine der Fürſtin, welche er ſeit zwei Jahren behandelte, »eine ſtählerne Schraubmaſchine, an Werth von 200 fl., die ſie aber, als geheilt, nicht mehr brauchen konnte. Unſern lieben Herrn Heine überraſchte dieſe unerwartete Erſcheinung und göttliches Einwirken dergeſtalten, daß er mit ſtummen Staunen und Todtenbläſſe die Prinzeſſin verließ. Doch ſcheint er ſich wieder in etwas erholt zu haben, denn nun ſpricht er: Gott und Ich haben die Prinzeſſin geſund gemacht. Dixi et salvavi animam meam.“ Die milde Weiſe des Herrn Domvikars tritt in dieſer Erzählung deutlich hervor. Auch erinnert er wohlmeinend, »es könnte in dieſer Sache ein Dritter als Columbus auftreten,“ wie er ſich vor Ferdinands Hofe mit der Aufgabe, ein Ei auf einen Teller zu ſtellen, rechtfertigte.« Nicht ganz richtig wird hier der Fürſt von Hohenlohe mit Columbus verglichen. Der Letztere entdeckte ein ganz unbekanntes Land; der Erſtere aber hat nur ein verlorenes Potoſi wieder aufgefunden.

Um zu zeigen, daß die 1821ger Würzburger nicht die erſten klugen Menſchen ſind, ſondern daß es früher ſchon Leute gegeben, die Verſtand gehabt, zieht Herr Domvikar Bauer viele Wundergeſchichten an, die der heilige Auguſtinus in ſeinem Buche de civitate dei erzählt. Dieſer heilige Scribent ſagt ſehr treffend am Schluſſe ſeiner Wunder-Erzählungen: »Wer die Wunder noch unterſucht, iſt ſelbſt ein Wunder, welcher nicht glaubt, was die ganze Welt glaubt.«

Sollten ſich aber Ungläubige finden, die Herrn Bauer zu bekriegen geſonnen ſind, ſo wird ihnen das freundſchaftlich abgerathen. Alle ihre Tapferkeit würde fruchtlos ſein, denn der Domvikar hat ſich mit einer Bibelfeſtung umgeben, die auch ein Vauban nicht erobern könnte.

II. Briefe aus Würzburg über die dortigen wichtigen Ereigniſſe im Monate Junius 1821. Erſte und zweite Lieferung. 3te verbeſſerte Auflage. Würzburg, 1821.

Dieſer Herr Lieferant iſt ſehr gemüthlich; auf jeder Seite ſeiner Briefe ruft er einigemal o Freund aus. Dabei iſt er uneigennützig, was Lieferanten ſelten ſind; denn hätte er ſich auf ſeinen Vortheil verſtanden, würde er nicht haben drucken laſſen: verbeſſerte Auflage, da ſeine Wunder-Erzählungen hierdurch an ihrer Glaubwürdigkeit verlieren müſſen.

Aus dieſen Briefen erfährt man zu dem, was Herr Bauer in den ſeinigen berichtet, noch Folgendes: Der Herr Fürſt von Hohenlohe ſtieg nach ſeiner Ankunft in Würzburg beim Stadtpfarrer Herrn Depiſch ab. »Mit dieſem Biedermanne befreundet ihn ein gleicher löblicher Eifer für die Emporhebung der leider! in unſern Tagen ſo tief geſunkenen und ſo gewaltiglich angefeindeten chriſtkatholiſchen Religion«.... Der Herr Fürſt hat am Sitze des katholiſchen Kirchenoberhauptes — in Rom — acht Monate hindurch mit Eifer die Lehren der katholiſchen Kirche und *die Pflichten des geiſtlichen Standes* ſtudirt« .... Ferner: Man erzählt, »daß die Fürſtin von Schwarzenberg des Nachts, wenn ſie zufällig vom Schlaf erwacht, oft freudig aus dem Bette zu ſpringen pflege, um zu verſuchen, ob ſie noch gehen könne, und alſo die Heilung Beſtand halte.« (Wenn ihr nur der Unglaube nicht die Strafe eines Rückfalles in ihre Krankheit zuzieht! Im Juliusſpitale hat der Herr Fürſt an 18 Individuen ſeine Hülfe verſucht, jedoch »*aus unbekannten Gründen*« ohne günſtigen Erfolg.

Den letzten Brief, worin die Abreiſe des Herrn Fürſten von Hohenlohe nach Bamberg berichtet wird, beginnt der Herr Lieferant mit den Worten: »*der Vorhang iſt gefallen*,« welches keineswegs gleichbedeutend iſt mit: »*die Komödie iſt aus*,« wie Spötter etwa glauben können.

Erſchütternd iſt ein Nachtrag zu dieſen Briefen, worin der Verleger derſelben ſich beſchwert, daß ſein Verlagswerk von Mehreren nachgedruckt worden ſei. Er nennt dieſe Nachdrucker vorläufig »*Scheuſale*«. Eine Bittſchrift an die hohe Bundesverſammlung gegen den Nachdruck, in *ſolchen Ausdrücken* abgefaßt, könnte ihre Wirkung verfehlen. Die Herren Geſandten würden zurückfahren, was ſehr zu wünſchen wäre.

VII.

Heilgeſchichte.

An authentic narrative of the extraordinary cure, performed by prince Alexander *Hohenlohe*, on Miss Barbara O'Connor, a nun, in the convent of New-Hall etc. etc.

Authentiſcher Bericht von der wunderbaren Heilung, welche der Prinz Alexander Hohenlohe an der Miß Barbara O'Connor, Nonne des Kloſters New-Hall bei Chelmsford, bewirkt hat; nebſt einer vollſtändigen Widerlegung der vielen Unwahrheiten und irrigen Gerüchte, die in dieſer Stadt im Umlauf waren. Von Dr. *Badeley*, Proteſtant, Arzt im genannten Kloſter. London, 1823. (Ein Band in 8. in engliſcher Sprache.)

Das muß ein höchſt vortreffliches Werk ſein, das ſchon auf dem Titelblatte belehrend iſt! Aus dieſem Titel aber iſt Einiges zu lernen. *Erſtens* erſieht man daraus, daß das Waſſer ein *Wunderleiter* iſt, da der Fürſt von

Hohenlohe, ohne ſich einer gefährlichen See-Reiſe auszuſetzen, vermochte, ſeine Wunderthätigkeit nach Irland hinüber wirken zu laſſen. Dieſes führt zu dem Schluſſe, daß die Wunderheilkraft mit der Electricität eine große Aehnlichkeit hat, eine Aehnlichkeit, die zu der angenehmen Hoffnung berechtigt, daß, ſo wie es Electriſir-Maſchinen giebt, man auch einſt noch Wunder-Maſchinen erfinden werde, die in Spitälern große Dienſte leiſten müſſen. *Zweitens* zeigt der Titel, daß in Irland ein Proteſtant Arzt eines Nonnenkloſters iſt, welches auf Eintracht zwiſchen beiden Religionspartheien hindeutet. Was nun das Werk ſelbſt betrifft, ſo werde ich es nicht beurtheilen. Nicht darum enthalte ich mich deſſen, weil mir das Buch gar nicht vor Augen gekommen, ich es alſo nicht habe leſen können — ein geübter Recenſent muß auch Werke zu kritiſiren verſtehen, die er nicht geleſen — ſondern ich unterlaſſe es, weil es überflüſſig wäre, da ſich eine Kritik des Buches ſchon in einer franzöſiſchen Zeitſchrift findet, die ich alſo bloß zu überſetzen brauche. Was könnte auch ein Deutſcher Beſſeres ſagen? In Sachen des Unglaubens muß man ſich mit keinem Franzoſen meſſen: darin ſind ſie Meiſter. Meiſter Franzoſe ſagt was folgt:

»Zu dieſer Zeit lebte nahe bei der Stadt Chelmsford eine Nonne, die einen böſen Finger hatte. Nichts konnte den Zeigefinger der Nonne vor jeglicher menſchlichen Verderbniß bewahren. Miß Barbara O'Connor (dieſes war auf Erden der Name der Heiligen) verſuchte, vom 7. des Monats Dezember 1820 bis zum Monate Januar des folgenden Jahres vergebens, aus ihrem Finger das Uebel zu vertreiben, das ſich dort unverſehens eingeſchlichen hatte; Reibungen, Bähungen, Einſchnitte, Salben, Balſame, Elixire, Aufſchläge, Einſpritzungen — nichts ſchlug an.

Der Daumen (ich irre mich, es war der Zeigefinger), der Zeigefinger der Miß Barbara blieb lange Zeit in dieſer traurigen Lage. Alle Apotheker des Shyre's (des Cantons) unterſuchten und behandelten ihn, ohne ihn heilen zu können. Herr Barlow ſetzte Blutigel an; die Blutigel wollten nicht anbeißen. Herr Carpue machte Einſchnitte, um etwas eiterige Materie ausfließen zu laſſen, aber die eiterige Materie floß nicht. Man trieb es bis zu Merkurial-Einreibungen; dieſes ſo wirkſame Mittel blieb ohne Erfolg. Ein Jahr verſtrich. Der Finger Gottes ruhte ſchwer auf dem Daumen oder Zeigefinger der Miß Barbara. Endlich (o himmliſche Eingebung!) kam es in die Seele der Hochwürdigen Madame Gerard, Superiorin des Kloſters, den guten Fürſten Hohenlohe, deſſen Wort ſchon ſo viele Gelähmte geheilt, und ſo vielen Blinden das Geſicht wiedergegeben hatte, um die Heilung des unheilbaren Zeigefingers anzuflehen. Man ſchreibt, man giebt genaue Auskunſt über das ſchreckliche Uebel des Fingers, und man erhält folgende Antwort:

Daß der Fürſt am 3. Mai, um 8 Uhr, ihrem Verlangen gemäß, für ihre Heilung beten werde. Um dieſelbe Stunde ſoll denn auch ſie ihre Gebete verrichten.

Am dritten des beſtimmten Monats, nachdem Miß Barbara eine andächtige Stunde betend zugebracht und wohl auch zu Bamberg für ihren Finger gebetet worden war, bekömmt dieſer Daumen oder Zeigefinger ſeine natürliche Geſundheit wieder. Kein Uebel mehr am Finger; auch nicht eine Spur mehr. O Wunder!

Das iſt das wichtigſte von den wunderbaren Begebenheiten, die von dem Herrn Dr. Badeley in dem Buche, das vor mir liegt, ſehr umſtändlich und ernſthaft berichtet werden. Das Buch iſt ohne Zweifel eines der merkwürdigſten, die in unſerer Zeit erſchienen ſind; nicht daß es mit Geiſt und Anmuth geſchrieben wäre, ſondern wegen des Intereſſes des Schauſpieles, und wegen der ſeltenen Naivetät, mit welcher der Doktor den Daumen oder Zeigefinger, Madame Gerard, Miß Barbara, die ſechs Apotheker des Cantons, ſich ſelbſt, und den Daumenheiler auftreten läßt. Es iſt jetzt noch eines kleinen Neben-Umſtandes zu gedenken; daß nämlich der gute Doktor, der jene merkwürdige Begebenheit bezeugt, darauf bedacht iſt, uns ſelbſt zu unterrichten, daß die Wahrheit der Thatſache ihm ganz unbekannt iſt. Dieſer treue, einfache und naive Schriftſteller (Schriftſteller, wie man keinen mehr ſieht) geſteht S. 19 und 20, daß der Daumen oder Zeigefinger ihm erſt gegen die Mitte des Mai gezeigt worden iſt. Nun muß aber der gute und treuherzige Herr Badeley bedenken, daß die plötzliche Heilung am 3. Mai, worauf das ganze Wunder beruht, keinen andern Zeugen als Miß Barbara ſelbſt, und kein anderes Zeugniß als ihr Wort hat, welches übrigens in Zweifel zu ziehen die Heilige keine Veranlaſſung giebt. Der geneigte Leſer kann alſo, ohne ſich um das Zeugniß des Herrn Badeley zu bekümmern, an den Daumen der Miß Barbara glauben oder nicht glauben. Herr Badeley hat ſich ſelbſt aus der Sache gezogen, indem er geſagt: Meine Herren, ich bezeuge es, aber ich weiß nichts davon.« —

Die menſchliche Leichtgläubigkeit iſt eine reiche Mine, welche den geſchickten Leuten, die ſie bearbeiten wollen, immer offen ſteht. Von den ägyptiſchen Prieſtern bis Meſmer, von Apollonius von Thyana bis zu den hochſeligen Leiden der Nonne, die, während das Blut von ihr herabrieſelte und die Wolken des Todes ihre Augen bedeckten, ſchrie: Herz-Papa, ich will Dode machen, hat der

Menſch immer das Unmógliche geliebt, und immer hatte man die Geſchicklichkeit jene Neigung durch Wunder zu befriedigen. Wir wollen nicht behaupten, daß die Geſchichte von dem Daumen der Miß Barbara kúnſtlich verfertigt worden ſei; aber indem wir ihr Glúck wúnſchen, den Gebrauch ihrer drei koſtbaren Fingergelenke wieder erlangt zu haben, laden wir ſie ein, wenn ihr das námliche Unglúck an der linken Hand begegnete, nach Paris zu reiſen, und Seine Durchlaucht ja durch den Doktor Dúbas zu erſetzen.

VIII.

Sendſchreiben des Deutſchen Michels an S. T. Herrn John Bull in London. Buxtehude, 1819.

Ich liebe ſehr ſolche leicht-fertige Drucke, weil ſie nicht, gleich den Linientruppen der Tagesblätter, von dem Cenſorenheere geſchlagen werden können, ſondern als Plänkler überall und nirgends ſind, und der guten Sache gute Dienſte leiſten. Darum habe ich dieſes Schriftchen von 16 kleinen Seiten, früher gelobt, als geleſen. Ich thue es auch ſpäter. »An Salvo Titulo Herrn John Bull,« iſt gut geſagt und redlich gemeint. Dieſes herrliche S. T., als das wohlbekannte deutſche Apothekermittel gegen die Gedächtnißſchwäche der Höflichkeit, das wir ſchon ſo häufig gegen Einzelne gebrauchen, deren Titel wir doch auswendig wiſſen, ſollte man, wenn man mit John Bull ſpricht, deſſen Würden ja gar nicht zu erſchöpfen ſind, um ſo weniger anzuwenden verſäumen. Dem S. T. engliſchen Volke wird nun in dieſem Werkchen kurzer Bericht erſtattet über Verſchwörungen, die man durch den Kaiſerſchnitt an Tages Licht gebracht, über Zeitungs-Rekrutenmaaß, (wobei, entgegengeſetzt dem ſoldatiſchen, die Hohen ausgeſondert werden) u. dergl. m. Ich ſage: und dergleichen mehr; denn wenn ich bedenke, wie lange ſich ſchon die Bundesverſammlung mit einem Geſetze gegen den Nachdruck beſchäftigt, ohne mit dieſer Arbeit wegen ihrer Verwicklung fertig werden zu können, ſo mag ich die dabei obwaltende Mühſeligkeit nicht durch den neuen Fall vermehren, daß ein Spitzbube, unter dem Vorwande, ein Werk zu recenſiren, es ganz abdruckt.

IX.

Romane, keine Romane, mehr als Romane.

Wem ſollte nicht ſchaudern, wenn er gewahrt, wie die finſtern Wolken der *negativen* Literatur immer drohender, immer näher heranziehen? *Eine* Gefahr, ein Schrekken giebt es, der auch das kühnſte Herz erbeben macht — es iſt jenes furchtbare unbekannte X; Grab und Wiege aller Dinge, die da ſind und ſein werden. Die Lichtverdunkelnden Heuſchreckenzüge der *Romane* hat noch kein Sterblicher ermeſſen; aber der Herr der Heerſchaaren kennt ihre Zahl und läßt ſie nicht überwachſen. Doch die *Keine-Romane* und die *Mehr-als-Romane*, die man jetzt ſchreibt, wo endigen ſie, im Raume oder in der Zeit? Da alles in Nichts zurückkehrt, ſo entſpringt alles *aus* Nichts, über das Nichts aber hat ſelbſt Gott keine Gewalt. Uns eitlen Thoren dünkte, die Romanſchreiberei habe die höchſte Vollkommenheit erreicht, und jetzt kommen kühne Schiffer, die ſich hinauswagen in das grenzenloſe Meer der Keine-Romane und Mehr-als-Romane, und zeigen uns, daß wir bisher nur feige Küſtenfahrt getrieben. Niemand iſt mehr zu bemitleiden bei dieſer deſtillirten Peſt, als die hinkenden Ergänzungsblätter der Halliſchen Literatur-Zeitung, dieſe löſchpapiernen Todtengräber der Bücher. Sie konnten ohnedies kaum fertig werden mit dem Einſcharren der verſtorbenen Romane; die Keine-Romane und Mehr-als-Romane werden um ſo gewiſſer kein kritiſches Grab erlangen, und auf Leipzigs Roſen- und Lerchengefilden den Raben zur Beute werden. Eine Hoffnung bleibt uns noch. Der heiße ausbrütende Sommer der Keine-Romane iſt noch fern, wir müſſen die junge Brut zerſtören, wir müſſen die Raupenneſter und Ameiſen-Eier verbrennen, ehe es warm wird. Aber wie unterſcheidet man die Keine-Romane und Mehr-als-Romane von den eigentlichen Romanen? Ja, das eben iſt der Jammer! Da es auch Romane giebt, die keine Romane ſind, ſo haben die Keine-Romane eine große verwirrende Aehnlichkeit. Es bleibt mir nichts anders übrig, als daß ich poſitive Romane mit Plus- und Minus-Romanen zuſammenſtelle; der Leſer mag dann zuſehen, wie er durch Hülfe der Regel de Tri das Facit finde.

1. Poſitive Romane.

Wintergrün von Georg Lotz. Hamburg bei Hoffmann und Campe. 1821.

Die drei Erzählungen, welche dieſes Buch enthält, ſind mit ſo vieler Kunſt als Natur vorgetragen. Sie erheitern und belehren zugleich. Man darf ſie der Schuld wie der Unſchuld in die Hände geben — jener, um Reue zu befördern, dieſer, um Reue zu verhindern. — Der Schwur. Die Wiederbelebung eines ſcheintodten Glückes überraſcht froh. Der Erzähler verbirgt das Erröthen der gefallenen Unſchuld barmherzig hinter einen Schleier, und giebt es nicht gleich Andern, unter dem betrüglichen Vorwande heilſamer Warnung, nackt dem Auge preis. — Eliſens Prüfungen. Endlich bezahlte Tugend, nach langer Zögerung des ſaumſeligſten aller Schuldner, des Schickſals. Die Handlung raſch; nicht jener langweilige Minutenzeiger jedes Seufzers und jedes Kuſſes, nur auf die Stunden der Empfindungen wird hingewieſen. — Die Abentheuer einer Nacht. Gut erzählt; aber auch die längſte Nacht iſt zu kurz, um eine ſo große Reihe von Begebenheiten auszumeſſen. Dieſe Geſchichte iſt nicht blos unmöglich, ſie iſt mehr als das, ſie iſt unwahrſcheinlich. Einem Schriftſteller, der auf das Herz zu wirken ſucht, muß die Empfindung des Leſers, welche zweifelt, unwillkommner ſein, als ſelbſt die Empfindung, welche verneint.

Bilder aus dem Leben, gezeichnet von einem Blinden. Altona, bei J. F. Hammerich, 1820.

Der Verfaſſer dieſes Buches iſt Einer mit dem des Vorigen. Er hat das Licht der Augen verloren, welches den Schein der Dinge beleuchtet. Beſchäftigung giebt ihm Troſt gegen ſein Mißgeſchick, und Muth, das untröſtbare zu ertragen. Möge ſeine Kunſt ihm ſelbſt die Heiterkeit gewähren, die ſie den Leſern ſeiner Schriften gewährt! Die acht Erzählungen, welche hier mitgetheilt werden, verdienen gleiches Lob mit dem vorigen Werke. — Geſchichten, worin Scherz mit Ernſt wechſelt, ſittlich belehrend, überraſchender Entſcheidung, gut, oft rührend, immer Naturtreu erzählt.

Iduna, Schriften deutſcher Frauen, gewidmet den Frauen. Herausgegeben von einem Verein deutſcher Schriftſtellerinnen. Erſten Bandes erſtes Heft (und alle noch ungeſchrie-

benen und ungeleſenen Hefte). Chemnitz, 1821. Kretſchmar.

Für Frauen, das laſſe ich mir gefallen; aber von Frauen, das kann ich unmöglich zugeben. Doch, daß ich es nicht vergeſſe! Ich rechne aus keinem andern Grunde dieſe Schriften deutſcher Frauen zu den Romanen, als weil der weibliche Geiſt der Roman des männlichen iſt. »Der Frauen himmliſcher Antheil iſt die Liebe, ihr höchſtes Glück erblüht aus Entſagung, Aufopferung und Schmerzen.« Nicht ein Mann, ein Weib hat dieſes geſagt. Aber ſie ſollen auch thun nach ihren Reden, ſie ſollen entſagen der Luſt zu glänzen, ſie ſollen aufopfern die Kraft zu glänzen, und ſie ſollen dieſe Lehre willkommen heißen, auch wenn ſie ſchmerzt. »Wenn Gott, als etwas Perſönliches gedacht, in dem männlichen Geſchlecht ſeinen Verſtand abdrücken wollte, ſo hat Er ohne Zweifel das weibliche als Sinnbild ſeines Herzens erwählt.« Auch dieſes ſind Worte einer Frau, und ſie ſind wahr oder falſch, je nachdem ſie gedeutet werden. Der Geiſt iſt Sonne, das Herz Erde des Erkennens; der Strahl leuchtet, aber nur der Rückſtrahl erwärmt. Die Sonne erzeugt, die Erde empfängt, und ſo wurde dem weiblichen Herzen die Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute gegeben, aber mit dem Geiſte wurde den Frauen auch jede Zeugungskraft verſagt. Sie ſind die Monde des Himmels, in der dunkeln und ſtillen Nacht iſt ihre Zeit und ihre Herrſchaft. Sie ſollen leſen, aber niemals ſchreiben, und wenn ſie glauben, im Lande des Gefühls kennen ſie alle Wege beſſer als Männer, ſo iſt dieſes nur ein Wahn mehr. Frauen haben niemals gerührt in ihren Schriften, weil ſie über das Herz, aus dem Herzen reden. Wer bewegen will, muß ſeine eigene Empfindung handhaben, wer ſeine Empfindung handhaben will, muß außer ihr ſtehen, aber dieſer Punkt außer dem Gefühle iſt der Verſtand, und der Verſtand mangelt den Frauen, wie ſie ſelbſt geſtehen. Und wenn eine Staël ſelbſt dieſe »Schriften deutſcher Frauen« ſammelte, ich würde ihr ſo keck entgegentreten als dem ärmſten Mädchen, das um Tagelohn Sonette näht. Wie wollte die große Frau ſelbſt mit dem kleinſten aller Lateiner fertig werden, wie wollte ſie ſich retten, wenn ich ſo grauſam wäre, nachfolgende catilinariſche Rede nicht überſetzt, ſondern, wie es mit den erſten Zeilen geſchah, in der Urſprache vorzutragen?

Matres conscriptae! *)

Quousque tandem abutere, matrona, patientia nostra? **) In zehn Gleichniſſen werde ich nur dunkel ſagen können, was ich einem Manne in zwei Worten verſtändlich gemacht hätte — ſo ſehr hindert mich die pflichtmäßige Artigkeit gegen das weibliche Geſchlecht. Seit zwanzig Jahren, ſchöne Frauen, küſſe ich Ihnen bei jeder Gelegenheit auf's Zärtlichſte die Hand, ſie mag ſtricken oder ſpinnen, oder ſüße Kinderlippen tränken, oder wie eine Biene die Blüthen eines Buchs durchblättern; aber ſchon meiner Wärterin habe ich nach dem Finger geſchnappt, weil ein garſtiger Dintenfleck daran mich ungemein verdroß. Und doch war die gute Anna ſo mannichfaltig beſchäftigt, mit der Wirthſchaft und mir! Um wie viel ſchwärzer mögen daher die ſchwarzen Blutflecken der Feder auf einer Lilienhand erſcheinen! Penelope hatte große Langeweile und duldete keine

---

*) Ich will großmüthig ſein, d. h. auf deutſch: Zuſammengeſchriebene Weiber!

**) Wie lange noch, edle Frau, willſt du unſere Geduld mißbrauchen?

Anbeter, aber dennoch ſchrieb ſie nicht, ſondern webte. Sie aber, Holde, haben weniger Grauſamkeit nnd mehr Kurzweile, und dennoch ſchreiben Sie Bücher. Ihr literariſcher Frauenverein hätte nicht Chemnitz zum Sammelplatze wählen ſollen; denn dieſer Fabrikort iſt berühmt wegen ſeiner Bleichen und Strumpfwirkereien, und erinnert daher an Ihre Pflicht und deren Uebertretung. Männer brauchen nicht gut zu ſchreiben, um ſchreiben zu dürfen; die Schriftſtellerei hat eine ganz andere Bedeutung, als man gewöhnlich glaubt. Das Schreiben erſetzt die Stelle des öffentlichen Redens, das in den Staaten des Alterthums gefordert und bewilligt ward. Jeder Bürger darf und ſoll ſeine Meinung ſagen, wie ſie auch beſchaffen ſei. Frauen aber haben weder Bürgerpflichten, noch Bürgerrechte; ſie werden erſt auf dem Markte geduldet, ſeitdem wir Männer Marktweiber geworden ſind. Sie müſſen ſich ändern, wie wir uns. Auch als Gewerbe dürfen Männer ſchreiben, Weiber aber nicht; ſie haben den Reichthum nur zu erhalten, nicht zu vermehren. Jaſon ſchiffte auf dem ſchwarzen Meere, um das goldne Vließ zu gewinnen; aber der Frauen goldnes Vließ iſt das natürliche Schaffell, und nicht in Kolchis dürfen ſie es holen; denn voller Klippen, Stürme und anderer Gefahren iſt das ſchwarze Dintenmeer. Wiſſen ſie durch ihre Reize, gleich den Frauen aus Lemnos, uns Argonauten zu feſſeln — das mögen ſie! Iduna reichte den Helden in Walhalla die Aepfel der Unſterblichkeit, aber ſie ſelbſt durfte nicht davon naſchen. Die Iduneſinnen mögen zürnen und weinen, wir kritiſchen Huſſiten ſind nicht ſo leicht gerührt, wie jene vor Naumburg; kommen uns Weiber mit ihren Geiſteskindern entgegen und betteln um Barmherzigkeit, ſo drücken wir die Augen zu und gebrauchen die Lanze. Die Amazonen verbrannten ſich die Bruſt, bei den literariſchen Amazonen findet ſich auch oft das Herz ausgebrannt. Uebrigens kann ich dieſe Schriften deutſcher Frauen nicht tadeln — ich kann es nicht, ſonſt thät' ich es recht herzlich gern. Das Beſſere und minder Gute darunter auszuzeichnen, davor hüte ich mich. Ich theile den Apfel in neun Theile, lege die Stücke auf den Teller und eile davon. Die neun Iduneſinnen mögen zugreifen.

2. Plus-Romane.

Der Selbſtmörder. Mehr als Roman. Nach dem Franzöſiſchen. Leipzig, **1820.**

Leihbibliothekare, die auf meine Waage Gewicht legen, werden verdrießlich ſein, daß ich den Verleger dieſes Werkes nicht genannt; denn jetzt wiſſen ſie nicht, wo ſie es zu beſtellen haben, wenn ich es loben ſollte. Sie verlieren aber nichts dabei; denn ich werde es nicht loben. Darum verſchwieg ich aber auch den Namen des Verlegers. Die Erfahrung hat mir hierüber eine ſtrenge Lehre gegeben. Ein Buch, das ich vor einiger Zeit getadelt, hat mir die Feindſchaft deſſen Verlegers, des Herrn Ernſt Klein, zugezogen, der geſpreizter als der Koloß zu Rhodus, mit einem Fuße in Leipzig und mit dem andern in Merſeburg ſteht. Dieſer Feind verfolgt mich von Morgen bis Abend, nämlich von dem Morgenblatte durch alle Tagesblätter, bis zur Abendzeitung. Noch nie hat ein Verſchwender einen ſolchen Luxus der Rache getrieben, als Herr Klein; die Inſerat-Gebühren ſind gar nicht zu berechnen. Hierbei wieder einmal hat mich die Güte der waltenden Vorſehung gerührt, die wir kindiſche Menſchen ſo oft verkennen. Wie thöricht habe ich über die Beſchränkung der Preßfreiheit gemurrt, der ich doch allein mein Leben verdanke. Wenn der Rheiniſche Merkur, die deutſchen Blätter, der hanſeatiſche Beobachter, die Nemeſis, das Oppoſitions-Blatt, die Zeitſchwingen, die Rheiniſchen Blätter noch beſtünden, und durch ſo viele Trompeten mehr mein Feind gegen mich blieſe, dann wären die Jericho-Mauern meines guten Namens ſchon längſt eingeſtürzt. Durch dieſe meine Leiden gewarnt, habe ich mir vorgenommen, künftig die Verleger ungünſtig beurtheilter Werke zu verſchweigen. Auch ſetzt mich dieſes in den Stand, die kürzeſten und bündigſten Rezenſionen zu ſchreiben; ich brauche von allen Werken nur die Titel hinzuſetzen, da die Bemerkung oder Auslaſſung des Verlegers Lob oder Tadel gehörig bezeichnet. Nur mit dieſem Selbſtmörder will ich eine Ausnahme machen, und einige Worte darüber ſagen, weil es der erſte Hyper-Roman iſt, der mir unter die Augen kömmt. Es iſt ſehr traurig, daß der Menſch erſt in den Jahren der Vernunft unvernünftig wird und ſich todt ſchießt. Wenn ſchon Säuglinge ſich entleibten, ſo würden die wenigen Tage ſolcher Selbſtmörderchen nur niedlichen Stoff zu kleinen Romanen geben, der aber zu großen und langweiligen nicht hinreichte. Doch jetzt muß man zwanzig Jahre warten, bis der Narr Feuer giebt, ſo daß ein Lamm darüber die Geduld verlöre. Von dieſem Selbſtmörder nach dem Franzöſiſchen gedenke ich den Leib nur wenig zu berühren, mehr aber Kopf und Schwänz, welche Theile, ungleich an Heringen, an ſchlechten Romanen die beſten ſind. Kopf — Ich meine das antititulariſche und antidiluvianiſche Kupfer. Ein junger Mann und ein junges Frauenzimmer halten ſich Piſtolen entgegen. Er zielt nach ihrem Herzen, ſie nach ſeinem Kopfe, beide wechſelſeitig dahin, wo bei Mann und Weib das Leben ſitzt. Es kömmt aber nicht zum Bluten. Ueber der Scene ſitzt eine Nachteule auf einer Sanduhr und hält eine Senſe in den Krallen. Aus einem länglichen Gefäße, das ausſieht wie ein hohler Scepter, kömmt Rauch hervor. Unter der Scene iſt eine ganze myſtiſche Teufelei: Grabſtein, Spaten, Lilie, Roſe, Todtenkopf, Urne, Eidechſe, Kette — man kann nicht recht klug daraus werden. Leib — wie verſprochen, nur ein Bischen. Ich mache aufmerkſam auf Seite 157 und flg., wo auf fünf Seiten von den Geſängen Philomelen's die Rede iſt, und der Generalbaß der Nachtigall-Muſik gründlich gelehrt wird. Schwanz — delikat. Gewöhnlich ſchreiben die Selbſtmörder ihre letzten Briefe bei geſundem Leibe, und erſt wenn ſie damit fertig ſind, machen ſie die Anſtalten zum Tode. Unſer Selbſtmörder aber will, wie ein Held, mit der Feder in der Hand ſterben. Er nimmt Opium, ſetzt ſich in ein warmes Bad, läßt ein ſchwimmendes Pult aus Korkholz in die Wanne legen und ſchreibt dann mit naſſen Fingern, bis ihm der Athem ausgeht. Natürlich mußte durch das unvermeidliche Plätſchern der Brief etwas wäſſerig werden. Der Philopiat endet ſein Leben und Schreiben mit folgenden Worten: „Freund, ich fühle, es geht zu Ende. Mein Kopf wird ſchwerer, meine Arme, meine Füße erſtarren; der Schlaf überwältigt mich. Noch einige Worte will meine kraftloſe Hand niederzeichnen. Delive . . . . ich liebe dich unaufhörlich . . . . Gott iſt gnädig . . . . Meine Mutter . . . . mein Vater . . . . Eliſe, Eduard . . . . Delive! . . . . O die Wonne . . . .« Das heißt wahrlich mit Geiſtesgegenwart den Geiſt aufgeben! — — Man muß ſich zum täglichen Umgange nur gute Bücher und gute Menſchen wählen. Wer aber die ſchlechten Bücher und ſchlechte Menſchen durchaus meidet, der bleibt ſo fremd in der wiſſenſchaftlichen, wie in der geſellſchaftlichen Welt.

3. Minus-Romane.

Erna. Kein Roman. Herausgegeben von C. Altona, bei Hammerich. 1820.

Hätte ich es auch nicht aus einer andern Rezenſion erfahren, ſo würde ich doch bald gemerkt haben, daß dieſer Kein-Roman von einer Frau geſchrieben iſt. Die Sorgfalt, mit welcher das C. ſich über Männerſchönheit und Weiberputz verbreitet, verrieth mir ſein Geſchlecht. Es macht mir vielen Kummer, daß ich weder Stoff noch Bildung dieſes Kein-Romans loben kann. Die Hand *Erna's*, eines funfzehnjährigen Mädchens, iſt für *Alexander*, einen zwanzigjährigen Jüngling, beſtimmt; beide Familien ſind darüber einverſtanden. Sie lernen ſich kennen. Er gefällt *ihr* und *flößt* ihr heftige Liebe ein, aber *ſie* gefällt *ihm* nicht, er findet ſie zu blaß, zu ſchmächtig, zu fromm. Doch iſt er leichtſinnig genug und ſchmeichelt ihrer Neigung. Nachdem er ſeine Eitelkeit geſättigt, ſucht er von ihr loszukommen, indem er ſich ſelbſt als einen Taugenichts ſchildert, mit dem keine Frau glücklich leben könne. Er verläßt ſie und ſtürzt ſich in den Strudel der Welt. Um Erna's Gram zu heilen, macht ihre Mutter eine Reiſe mit ihr durch verſchiedene Länder. Nach fünf Jahren wird Alexander eines Tages zu einem Balle eingeladen. Im Saale gewahrt er ein Frauenzimmer, ſchön wie Venus, hochblühend, königlicher Geſtalt, alle Blicke, alle Bewunderung, alle Herzen auf ſich ziehend — es iſt Erna, die einſt Verſchmähte, die er aus dem Geſichte und ganz aus dem Sinne verloren hatte. Die Reihe zu lieben kömmt jetzt an ihn, die Reihe zu verſchmähen an ſie, nun verzweifelt er und durchreiſt Europa, um vor ſeinem Schmerze zu flüchten. Nach abermals fünf Jahren kehrt er zurück und findet abermals

Erna, zwar etwas blaß geworden, doch um ſo reizender, da ſie ganz für ihn verloren iſt; denn er findet ſie verheirathet und ſchon im Kreiſe holder Kinder. Dieſes Mal erneuert ſich in Beiden zugleich alte Liebe und alter Schmerz. Erna's Ehe war lau, und ward kalt, als der Freund ſchönerer Tage den Winter des Herzens fühlbar machte. Zwar hielt ſie den Freund und ſich in den Schranken der Pflicht zurück, doch unterlag ſie dem Kampfe und ſtarb .... Dieſer Liebe, die durch funfzehn Jahre fließt, und wie gewiſſe Ströme ſich bald in den Sand verliert, bald wieder zum Vorſchein kömmt, fehlt es an Einheit, um guter romantiſcher Art zu ſein. Sie iſt eine Drei-Liebe: Erna das Kind, Erna die blühende Jungfrau und Erna die Gattin ſind verſchiedene Gegenſtände wandelbarer Neigung, und nur der *Zufall* hat Alexander's dürſtendem Herzen abgewechſelte Tränke in dem nämlichen Becher gereicht. Die Behandlung wie die Wahl des Stoffes iſt mißlungen, und ſie *konnte* nicht gelingen, weil eine Frauenhand den Pinſel führte. Frauen malen mit Paſtellfarben; der leiſeſte Athemzug verhaucht die Farben und das nackte Papier tritt hervor. Ueberhaupt haben Männer auch einen Vorzug vor Weibern, daß ihre Schriften, wenn ſie ſchlecht ſind, doch nie gewöhnlich ſind. Ein ſchlechter Roman iſt die Parodie ſeines beſſern Vorbilds, ſo daß ein verſtändiger Geiſt wohl ſeine Luſt dabei finden mag. Frauen aber ſind zu zart, um poſſirlich zu ſein, und da ihre Schriften mit Anſtand langweilig ſind, werden ſie um ſo läſtiger. — Das iſt es.

Deutſches Kochbuch für Leckermäuler und Guipées, von den Brüdern Freiherren von Hallberg. 3. Auflage. Düſſeldorf 1819.

Die zwei früheren Auflagen waren am Rhein verbraucht, ja verſchlungen, ehe dieſe dritte weiter und auch nach Frankfurt kam. Wieder einmal ſieht man mit Freude, daß die geiſtreichen Deutſchen ihrer garſtigen Knickerei entſagen, und ihr Vermögen unter die Leute bringen, um den armen Leuten aufzuhelfen. Gewechſelter Verſtand, bequem zum Verkaufe, neben Gold auch Silber- und Kupfermünze, bis zum kleinſten Deut herab, findet man in dieſem Werke. Es beſteht aus kleinern und größern Sätzen, worin Sittenſprüche, Betrachtungen, ſinnreiche Einfälle und Anekdoten mit einander abwechſeln; es iſt das anmuthigſte Gemengſel von der Welt. Um koſtbare aber verbotne Waaren leichter einzuſchmugglen, hat ſie der Verfaſſer zuweilen mit groben Stoffen umwickelt. Vorzüglich gegen die Verwaltung am Rhein, gegen Finanzdruck, das Beamten-Heuſchreckenheer, das Nichterfüllen aller, in Zeiten der Noth gegebenen Verſprechungen ſind viele, mit ſtatiſtiſchen Notizen gewaffnete Bemerkungen gerichtet. Dabei vermochte der Verfaſſer ſeine perſönliche Unzufriedenheit freilich nicht zu verbergen, auch ſchien er es nicht zu wollen. Der Staatskanzler hatte ihn offiziell einen exzentriſchen Kopf genannt. Die gemachten Vorwürfe werden dadurch erhärtet, daß das Buch innerhalb weniger Monate drei Auflagen erhielt, und dadurch geſchwächt, daß es mit Cenſur gedruckt werden durfte. Der Verfaſſer zeigt ſich als ein rückſichtsloſer Feind aller franzöſiſchen Einrichtungen. Er eifert gegen das öffentliche gerichtliche Verfahren, das bei ſchlechten Geſetzen nichts fruchte, aber wird eben eine ſchlechte Geſetzgebung, und werden verderbte Richter durch Heimlichkeit nicht noch gefährlicher gemacht? Der unbekannten Geſchichten eine große Menge, beſonders aus dem ſpaniſchen Kriege (von der Hochherzigkeit des ſpaniſchen Volkes und Heeres ſpricht der Verfaſſer mit Ehrfurcht und Liebe) enthält das Buch. Wehe ihm, wenn der Anekdoten-Räuber Müchler dahinter kömmt!

Spashaft war, daß man das Werk, als es unter ſeinem Namen angekündigt ward, wirklich für ein Kochbuch hielt, und daß die bürgerlichen Gelehrten darüber ſatyriſch ſprachen, wie doch der deutſche Adel ſich herausmache und auch einmal eine Feder-Lanze breche.

XI.

Moyse, poème en quatre chants, par L. **Lemercier**, de l'Académie française. Paris 1823.

Der Verfaſſer — ſo muß er genannt werden, denn zwiſchen Verfaſſer und Dichter iſt ganz ſo zu unterſcheiden, wie zwiſchen Handwerker und Künſtler — hat ſeinem Werke viele und blätterreiche Beilagen gegeben: Zeugenausſagen, Protokolle, Berichte der Kunſtverſtändigen und andere ehrwürdige Aktenſtücke, die alle beweiſen ſollen, daß er, ſo wie er gedichtet, hat dichten müſſen, und daß das Gedicht recht gedichtet. Das alles war aber vergebene oder überflüſſige Mühe. Es giebt für das Thun jedes Dichters nur eine Rechtfertigung; aber dieſe reicht hin. Er muß beweiſen, daß er zum Dichten gezwungen worden iſt; das Nothrecht muß ihn entſchuldigen. Doch Herr Lemercier war offenbar der angreifende Theil, und die ſchuldloſe Muſe hat ſich nur gewehrt, ſo gut ſie konnte.

In der Vorrede ſagt der Verfaſſer: »Die Geſetzgebung, die Kriegskunſt, die Poeſie, der ſchönen Künſte Quelle, und die Naturwiſſenſchaften ſind die vier unterſchiedenen Hauptbeſtandtheile alles deſſen, was wir die Größen des menſchlichen Geiſtes nennen. Von ihrem gleich ſtarken, doch verſchiedenartigen Glanze ſchon in meiner Jugend getroffen, unternahm ich, ſie in vier abgeſonderten Gedichten darzuſtellen, und Moſes, Alexander, Homer und Newton zu ſchildern, die, unſtreitiger Ueberlegenheit, Jeder auf ſeiner Geiſtesbahn voranſchreiten. Es ſcheint mir, daß ſich an die Perſon jener Gründer der Dinge leicht die Typen der idealen Vollkommenheit knüpfen ließen, deren erſte Muſterbilder ſie waren, und ich wollte unter ihren Zügen ein vollſtändiges Gemälde der Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes aufſtellen . . . . Es iſt mir nicht überflüſſig, meine Richter zu verſichern, daß ich mir viele Mühe gegeben, mich ihrer Kritik würdig zu machen. Ich habe die vier Theile, aus welcher mein Werk beſteht, den Gelehrten, den Geſetzkundigen und den bedeutendſten Philoſophen vorgelegt, in ſo weit darin die Theorien der Geſetze und der Literatur in Betracht kamen; dem größten Krieger (Buonaparte), ſo viel die Kriegskunſt, und den ausgezeichnetſten Naturforſchern, ſo viel die Newton'ſche Philoſophie und die Naturwiſſenſchaften unſerer Zeit angeht.« Das war Allen Recht gethan. Doch hätte der Verfaſſer ſeine Werke auch dem Apollo vorlegen ſollen, der in ſolchen Prozeſſen Referent iſt. Von den andern Gedichten nicht zu ſprechen, iſt doch wenigſtens der Moſes ein epiſches und kein didaktiſches Gedicht, und der Marmor iſt es nicht, auch der beſte, der das Bildwerk, das Bildwerk iſt es, das den Marmor, auch den geringſten, adelt.

Unter den Geſetzgebern, die ſich zur Behandlung dargeboten, wurde Moſes gewählt, weil ihn der Verfaſſer, nach den Ausdrücken Macchiavelli's, »für den größten aller Geſetzgeber erklären würde, hätte er nicht Gott ſelbſt zum Lehrer gehabt.« Macchiavelli und Lemercier haben Recht, und es wäre gut, wenn die deutſchen Freiſtädter, in deren Waaren-Lexikon der Artikel Ontologie nicht ſteht, ſich dieſes merken wollten. Sie wundern ſich, ſchon tauſend Jahre lang, daß ſie ihre Juden, die den Handel ſo ſchrecklich verderben, nicht los werden können, ungeachtet dieſe in ungeſunden Gaſſen wohnen, erſt im 25ſten Jahre und nur periodiſch in gewiſſer Anzahl heirathen dürfen, und ungeachtet vieler andern pharaoniſchen Diminutive. Jetzt erfahren die Freiſtädter, woher die Unvertilgbarkeit der Juden kömmt. Moſes hat ſein Volk ſo in die Erde gekittet, daß es nur mit dieſer ſelbſt zerſtört werden kann. „En outre — ſagt Lermercier — j'ai pensé, qu'il serait utile d'offrir le simulacre le plus frappant de la conservation constante d'une loi jurée, au peuple français, de qui le naturel n'est que trop inconstante à tout ce qu'il veut fonder.“ (Den Sack ſchlägt man, den Eſel meint man!)

Ferner ſagt der Verfaſſer, er habe ſich bemüht, in ſeinem Gedicht der franzöſiſchen Sprache „le tour elliptique et figuré dont les hardiesses caractérisent les écrits bibliques et la concision orientale“ — zu geben. Denn: „Tout dans la bonne poèsie est circonscrit par des limites marquées.“ Inspiration iſt ihm nichts anderes, als „la sublimité de la raison même, et malheur à tout écrivain qui prend l'extravagance pour l'inspiration. Herr Lemercier ſpricht zu vernünftig für einen berauſchten Menſchen, und berauſcht muß doch ein Dichter ſein, ſonſt iſt er keiner. In dieſem Zuſtande mag er ſich wohl von einer beſonnenen Freundin führen laſſen, von irgend einer Regel, daß er nicht falle; aber gerade gehen darf er nicht, und allen Gaſſen-Regeln ausweichen darf er auch nicht; dieſe müſſen ihm ausweichen — ſpottend, immerhin. Weil aber Lemercier ſpricht wie ein vernünftiger Menſch, iſt auch ſein Gedicht nicht gut geworden. Nur einen einzigen ſchönen Vers fand ich darin. Es iſt folgender, der die Zwangsarbeiten der Hebräer in Egypten ſchildert:

A ſonder des tombeaux ils consumaient leur vie.

Doch haben die Verſe alle etwas Rauhes und Barſches, das, lernte man ſie nicht näher kennen, Zutrauen einflößen würde. Denn man ſieht es ihnen mit Wohlgefallen an, daß ſie nicht in der poetiſchen Reſidenz der Franzoſen, die jede Kraft bis zur Flachheit abſchleift, aufgezogen worden.

Das Gedicht beginnt mit der Rückkehr der zwölf Spione, die Moſes in das gelobte Land geſchickt. Die Kunſt war damals noch in den Jahren jungfräulicher Schüchternheit, und die naiven Spione, ſtatt in Canaan zu ſehen, was man ihnen zu berichten aufgetragen, berichten nur, was ſie wirklich geſehen, und erzählen: das Land wäre herrlich, aber mit deſſen Bewohnern wäre nicht zu ſcherzen, ſie würden ſich hartnäckig vertheidigen. Die Israeliten, als ſie dieſes hören, erſchrecken und empören ſich gegen Moſes, der ſie ihrem gewiſſen Verderben zuführen wolle. Moſes tritt unter die Meuterer:

Il présente, au mépris du tumulte orageux,
De ses traits de lion le calme courageux.
Son visage n'a point cette maigreur livide
Qui, d'un fiel dévorant, est une empreinte aride;
La force, en tout lustre y portant sa couleur
De son généreux sang fait briller la chaleur.

Der herausgehobene Vers zeigt, was auch noch mehrere Stellen darthun, daß ſich der Verfaſſer vor anachroniſtiſchen Bildern und Gefühlen nicht zu bewahren verſtand. Wen wollte er mit maigreur livide bezeichnen? Einen chriſtlichen Miſſionair? Oder wohl gar Napoleon? Das Echo ſoll nur erzählen, was geſchehen iſt, nicht, was nicht geſchehen iſt. — Satan erſcheint, in ſeinem Gefolge die Anarchie, das aufrühriſche Lager in noch größere Verwirrung zu bringen. Lemercier malt die Anarchie (wie er in der Vorrede bemerkt) nach der Natur, ſo wie ſie ihm 1794 erſchienen. Endlich wird die Rebellion gedämpft. Es kömmt Hiob aus Arabien, ſeinen Jugendfreund Moſes zu beſuchen. Als er in deſſen Zelt kömmt, und Sephora, Moſis Gattin, erblickt, iſt er galant, und fragt Aaron;

Où put naitre . . . cette beauté si rare,
Dont Moyse, ton frère, est l'époux révéré?
Son éclat par les ans est à peine altéré.

Aaron erzählt, wie ſich Moſes und Sephora am Brunnen kennen gelernt. Hiob geht zu Bette. Sein Schlafzelt iſt mit herrlichen Gobelins, vormoſaiſche bibliſche Geſchichten darſtellend, geſchmückt, woraus Lemercier Gelegenheit nimmt, dieſe Geſchichten zu erzählen.

Im zweiten Geſange erzählt Moſes ſeinem Gaſte den Hergang der ihm gewordenen Offenbarung und göttlichen Sendung. Von jener Zeit, da er noch ein Hirte war, ſagt er:

J'interrogeai les lieux d'un oeil observateur,
L'art des bergers m'apprit l'art du législateur:
Leur sceptre pastoral, la nation bêlante,
De ses chiens aguerris, la vertu vigilante,
Les saisons, les climats gouvernans, ses humeurs,
Ses haines, ses amours, et ses craintives moeurs,
Tout offre en son instinct, sous mille traits ensemble,
Un peuple que conduit la loi qui le rassemble.

Wer in ſolcher Schule die Regierungskunſt lernt, der wird freilich das Geſetz zum zauſenden Hunde, und das Volk zum blökenden Viehe umſchaffen; das war aber eine ganz andere Schule, die Moſes belehrt. — Moſes bricht ſeine Erzählung ab, ſeine beiden Söhne und Aaron ſingen einen

Wechſelgeſang zur Laute. Hiob beſchenkt die Kinder und lobt Aaron.

Im dritten Geſange endigt Moſes ſeine Erzählung. Der Aufruhr im Iſraeliten-Lager dauert fort. Die Moabiter ſchicken ihre Mädchen unter die Iſraeliten, ſie zu verführen. Zambri, ein junger Iſraelit, läßt ſich von einer Moabstochter verlocken und fällt von ſeiner Religion ab. Phinä, ſein Buſenfreund, tödtet aus Glaubenseifer ihn und ſeine Geliebte durch einen Pfeil. Die Niedermetzlung der Strafbaren ſtillt den Aufruhr.

Der vierte Geſang berichtet die Verſchwörung und den Untergang Corah's. Das Lager theilt ſich in zwei feindliche Maſſen, für die Satan und der Engel Gabriel Parthei nehmen. Nachdem der Letztere geſiegt, erſcheint er Moſes in der Stiftshütte, deckt ihm Vergangenheit und Zukunft auf, und zeigt ihm die Reihefolge der religiöſen und politiſchen Geſetze der Reiche, von der Republik Samuels an, bis zur Monarchie des heiligen Ludwigs und Heinrichs IV.; „et jusqu'à la nouvelle ère philosophique du dix-huitième siècle“ — ſagt Lemercier im Inhaltsverzeichniß dieſes Geſanges. Vom Plato ſagt der Engel Gabriel:

Le voilà, ce mortel dont les rêves sublimes
Habillent mille erreurs d'éloquentes maximes,
Qui partage entre tous les femmes et les biens,
Croit en rompant leurs noeuds unir les citoyens,
Détruit le nom de père et l'heureuse industrie
Et veut que sans famille on aie une patrie.
Son nom pourtant célèbre est monté jusqu'au ciel.

Herr Lemercier hat vergeſſen, daß Plato tauſend Jahre ſpäter gelebt als Moſes, daß alſo der Engel Gabriel, wenn auch immer vorherſehend, nicht hat ſagen können, Plato's Ruhm iſt gegen den Himmel geſtiegen. Auch iſt es nicht ſein, einem Engel moderne, national-ökonomiſche Geſinnungen zu leihen, und ihn von Induſtrie ſprechen zu laſſen. Ueberhaupt ſpricht der Engel Gabriel gar nicht wie ein Engel, ſondern wie einer der Publiziſten, die nichts von engliſcher Natur an ſich haben. Lemercier legt ihm ſogar in den Mund, daß ein Staat ohne Oppoſitionsparthei zu Grunde gehen müſſe!

In den Beilagen zu ſeinem Werke theilt der Verfaſſer Bruchſtücke (aber ſehr große) aus ſeinen ältern epiſchen Gedichten Homère, Alexandre und l'Atlantiade, in der Abſicht mit, die in ihnen vorherrſchenden verſchiedenen Farbentöne bemerklich zu machen. Das Fragment von Homer beginnt:

La nuit couvre les flots, Homère en paix sommeille.

Der ſchlafende Homer beginnt bedenklich eine Epopee. Homer ſieht im Traume die Dichter aller kommenden Jahrhunderte. (Schrecklicher Traum! Armer Homer!) Da heißt es unter Anderm: Lafontaine, der Fabeldichter,

Abreuve agneaux et loups à l'eau de l'Hippocrène,

(Poetiſche Lämmer ließe man ſich gefallen, aber vor begeiſterten Wölfen mag uns der Himmel bewahren) und von Racine wird geſagt:

Melpomène veuve en pleure la mémoire

(Wittwe von Epheſus! Hat ſeitdem wieder geheirathet.) Endlich theilt Lemercier ein Geſpräch mit, das er im Jahre 1800 mit dem erſten Conſul Buonaparte bei Gelegenheit der Ueberreichung ſeines Alexanders gehabt.

XI.

Teutſchland und keine Revolution, ode einſame Gedanken über das Herkommen des dema gogiſch-erzentriſchen Unweſens des Zeitalters, un die wahren Abhilfmittel von demſelben. Coblen und Hadamar. 1820.

Mit der Dunkelheit kommen die Fledermäuſe, das iſt i der Ordnung; und auch die Art iſt bekannt, wie man ſi verjagt — man bringt ein Licht herbei. Aus dieſem Grund allein mag man ſolche Nachtvögel beleuchten; denn ſonſ verdienten ſie den Aufwand des Schwefelhölzchens nicht, das man zum Lichtanzünden verwendet. Man leſe nur di Aufſchrift dieſes Büchelchens, das iſt wenigſtens kein prahleriſches Schild! Der Verfaſſer iſt ein ehrlicher Krämer, der ſeine Waare nicht herausſtreicht, er läßt ſie für ſich ſelbſt ſprechen. Dieſe zahme Gans von Flugſchrift iſt flügellahm, ſie kann ſich über keine Hof-Mauer erheben, ſie ſchnattert auf ebener Erde und mühſam; denn ſie hat den Pips und kann die Zunge nicht gebrauchen. Auf der Stirne des Büchelchens iſt folgender Denkſpruch zu leſen: »Die Tage ſind bös (nicht golden und nützlich aufgeklärt), Paulus an die Epheſer am 5.; darum ihr, die ihr auf Erden richtet, verſtehet es wohl; nehmet die Züchtigung zur Hand (nicht liberale, ſondern ſtrenge Grundſätze gegen die unlöbliche Seite der menſchlichen Natur), damit der Herr nicht etwa zürne (ſtrafe), und ihr vom rechten Wege zum Untergang gerathet. Pſ. 2.« Der Verfaſſer nennt ſeine Abhandlungen klein aber nicht unbedeutend. Das ſind ſie auch nicht; denn der Werth der guten Sache zeigt ſich an dem Unwerthe der ſchlechten, und dieſer an dem ihrer Anhänger. Solche Schriften darf man ja nicht vertilgen, ſie ſind Schmarozzer-Pflanzen, welche die großen Bäume, die ſie ſchmeichelnd umſchlingen, ausſaugen und zerſtören.

XIII.

Souvenirs de la Sicile, par le Comte de Forbin. Paris, 1823.

Graf Forbin, General-Direkteur aller Muſeen in Frankreich, iſt als Kunſtkenner und auch als Künſtler geachtet. Ob das Buch leiſtet, was von einem ſolchen Manne mehr als Gewöhnliches erwartet werden darf, iſt ſchwer zu beſtimmen. Sicilien iſt ein ſo ſchöner Stoff, daß das Schöne, was die Bildung hinzuthut, ſich oft verliert. Doch wird die Stimme des Verfaſſers, wo er von archäologiſchen Dingen ſpricht, gewiß Berückſichtigung erhalten. Einige Stellen mögen von ſeiner Gefühlsweiſe und Darſtellungsweiſe Rechenſchaft geben. Er landete in Civita-Vecchia. »Aber das Fieber verheerte dieſe ſchönen Gegenden; man möchte ſagen, daß die Römer nur durch das Fieber ihr Leben fühlen. Zu Monterana, zwiſchen Civita-Vecchia und Rom, ordnete das Tertianfieber den Dienſtwechſel der Poſtillione; nach dieſem unſeligen Kalender zählten dieſe ihre traurigen Tage ab. Sterbende führten uns durch die herrliche Landſchaft; der Himmel ſchimmerte von Lichtern, die Gebüſche waren von Vögeln bedeckt, und wir rollten über die alte römiſche Straße. Mit Verdruß verläßt man ſie: denn der päpſtliche Weg iſt nur ein Sumpf. Keiner hat ein größeres Recht als der Papſt, mit Jeſus Chriſtus zu ſagen: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Bei jedem Schritte, den man im Gebiete des heiligen Vaters macht, begegnet man nur Elend und Jammer. Regſamkeit und Bewegung fand ich hier nur im Prediger-Stuhle. Die Prediger zerarbeiteten ſich; im Schweiße ihres Angeſichtes bauen ſie den Weinberg des Herrn, während der Landmann in der tiefſten Faulheit ſchläft.« — Solche Klagen hat man ſchon von vielen Reiſenden gehört; aber ſie mögen ſagen, was ſie wollen, die Welt iſt doch die beſte; Gutes und Schlimmes gleichen ſich überall aus. Hat man in Rom das Fieber, ſo hat man doch auch Freiheit. Manchem Volke kommen Induſtrie und blühende Landwirthſchaft theuer zu ſtehen; die Herren, die den Ackerbau begünſtigen, wollen dafür auch das Gras wachſen hören, und immer noch lieber Aria cattiva, der man ſchon in Albano, als gute Polizei, der man erſt in den Vereinigten Staaten ausweicht.

Ueber die gegenwärtige Beſchaffenheit der Kunſt in Rom ſprechend, ſagt der Verfaſſer von den dortigen deutſchen Künſtlern: „Les Allemands qui habitent Rome, et qui reprennent l'art à sa source, ne trouvent de vérité, d'élevation, que dans les Giotto et dans les Cimabué. Ils sont intimement persuadés que l'école italienne a été égarée sans retour par la dernière manière de Raphaël.“ — Der Verfaſſer war in Meſſina, als dort im Jahr 1820, am Tage des Roſalienfeſtes, die Revolution ausbrach. Er ſpricht von dem Ereigniſſe und deſſen Quellen mit vieler Unbefangenheit, die Revolution faſt beſchönigend. Recht oder nicht — bedenkt man aber, daß der Verfaſſer, als General-Direktor aller Muſeen, eine Art Hofſtelle bekleidet, daß er mit Empfehlungen der Herzogin von Berry, der

Enkelin des Königs von Neapel, begünſtigt, in Sicilien reiſte, und daß die Reiſebeſchreibung in der königlichen Buchdruckerei, auf Koſten des Königs, gedruckt iſt, ſo gereicht ſolche Aufrichtigkeit dem Grafen Forbin und ſeiner Regierung zur großen Ehre. Zum Vortheile mag dem Grafen Forbin ſeine Denkart nicht immer gereicht ſein; dieſes verräth folgende Stelle aus der Vorrede: „Man kann nie in Verlegenheit ſein, den Bewegungsgrund zu einer Reiſe anzugeben, wie die iſt, die ich in Sicilien gemacht. Außer dem Wunſche, eine löbliche Wißbegierde zu befriedigen, würde ſich der natürlichſte Grund in der gegenwärtigen Lage der Geſellſchaft ſuchen laſſen. Dieſe Lage iſt unglücklicherweiſe feindlich; das Leben wird mit jedem Tage dorniger; es iſt eine ſauere Arbeit, unter den Menſchen zu leben; man kann alſo eine Reiſe als einen Waffenſtillſtand mit ihnen anſehen. Die Abweſenheit ſchläfert Feindſeligkeiten ein; bei der Rückkehr findet man ſie von alten Verfolgungen abgewendet, und, ihre Zeit nützlich zu verwenden, neue Angriffe nach einer andern Seite richtend.“ —

XIV.

Abhandlungen aus dem deutſchen gemeinen Civilprozeſſe, von Dr. C. L. Goldſchmidt. Frankfurt, 1838.

Wer im Innern eines Hauſes ſich umzuſehen die Neigung oder das Recht nicht hat, weil deſſen Bewohner ihm unbekannt ſind, der mag doch gerne vor deſſen Außenſeite weilen, wenn die Bauart etwas Anziehendes enthält. Eine ſolche öffentliche Seite hat manches Buch für Viele, welchen ſonſt der Inhalt fremd iſt, und dieſe des angezeigten Werkes will ich meinen Leſern zuwenden. Glücklich ſind diejenigen, welche dabei ſtehen bleiben dürfen, und nicht in Gefahr kommen, in dem Labyrinthe des Rechts von dem Minotaur des Prozeſſes verſchlungen zu werden. Man kann eine Stelle aus Schiller's Taucher ohne alle Bosheit ſo parodiren:

> — Der Menſch befrage die Richter nicht
> Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
> Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Der ſcharfſinnige und kenntnißreiche Verfaſſer dieſer Abhandlungen bezweckte, außer der Aufklärung, welche er in einige Lehren des ſogenannten gemeinen deutſchen Prozeſſes bringen wollte, vorzüglich die Verkehrtheit unſeres gerichtlichen Verfahrens darzuſtellen. Es wird gezeigt, wie großartig und herrlich die Geſetzgebung des freien Roms, welche ſo einfach war und die Freiheit des Bürgers nicht in Feſſeln ſchlug, neben der unſrigen erſcheine, und wie im Verlaufe der Jahrhunderte Unverſtand und Gewohnheitstrieb das öffentliche Verfahren, Willkühr und Herrſchſucht das Geſchwornengericht verdrängt habe. Warum der heutige Prozeß ſo aller eigenthümlichen Form verluſtig und buntſcheckig werden mußte, erklärt der Verfaſſer genügſam. »Dieſer, in einem Freiſtaate geboren und erblüht, auf eine Monarchie übergegangen, aus ihr in eine Hierarchie verpflanzt, und von da für einen monarchiſch-republikaniſchen Staatenbund entnommen, muß, ſeiner Natur nach, von der Staatsverfaſſung abhängig, an urſprünglicher Geſtaltung nothwendig, wo nicht dieſe ganz verloren haben.«

»Als das Recht noch auf freiem Markte und in freier Rede lebte und wirkte, half es die Zeit bilden; ſeit es begraben in verſchloſſener Kammer und gebundner Schrift, bequemt es ſich nach der Zeit und ihren Bequemlichkeiten.«

»Unglückſelige Zeit, die ſich hellſehend wähnt und blind iſt, die frühere Mängel entdeckt, welche nie waren und blind eigene Gebrechlichkeit nicht ſieht, welche noch iſt. Dreimal unglückſeligeres Recht, wie iſt gebrochen deine herrliche Kraft, und entſchwunden dein freies Leben, wie biſt du ſo gar zur wiſſenſchaftlichen Mumie eingetrocknet, und welch kleinliches Räderwerk ſoll Freiheit und Leben dir erſetzen. Legislation der heutigen Politik, die nur Staaten anerkennt und kein Volk, wird zur Politik der Legislation, und ſelbſt Viele, die das Gute wollen, verfechten unbewußt das Arge.«

Der Verfaſſer verdient in ſeinen Behauptungen um ſo mehr Vertrauen, da er als Advokat alle die gerichtlichen Wege und Umwege aus der Erfahrung und nicht blos aus den Beſchreibungen Andrer kennt.

Fragmente und Aphorismen.

1.

Ein Rezenſent meiner Schriften im Berliner Converſationsblatte hat geſagt: ich ſolle nur nicht ſo ſtolz ſein; der Feldmarſchall Blücher habe vielleicht mehr gethan für Deutſchlands Befreiung als ich. Das ſoll mir der böſe Mann beweiſen. Ach, der Gerechte muß viel leiden in dieſem Jammerthale! Aber der Gerechte kennt die Furcht nicht. Er geht nach Oſten ſo lange der Tag ſteigt, nach Weſten wenn er ſinkt, hat nie die Sonne im Rücken, und folgt niemals ſeinem Schatten. Am Ende findet er für ſein Bemühen Liebe zum Lohne.

Mit dem Confecte und dem Likör der Schmeichelei verdirbt man Völker wie Fürſten. Brod und Wahrheit, Waſſer und Klarheit — das iſt mein Spruch. Vorwärts!

2.

Mehrere Abgeordnete der Badiſchen Ständeverſammlung haben geheimnißvolle Briefe erhalten, worin man ihnen mit dem Tode droht, wenn ſie darauf beharrten, gewiſſe Mißbräuche in der Verwaltung umſtoßen zu wollen. Es gehört nicht einmal Muth, nur einiger Verſtand dazu,

19*

um ſolche Drohungen zu verachten. Wer mordſüchtig iſt, der ſchreckt nur durch die That, nicht durch Worte. Jene Briefe kommen von einer ganz andern Seite her, als man gern zu verſtehen geben möchte; die ſie geſchrieben, haben ſammetne Herzen und können kein Blut ſehen. — 1819.

3.

Philoſophen ſind nicht mehr als die Schmiede, die den Pflug verfertigen. Da muß noch gar Vieles geſchehen, bis man das Brod an den Mund bringen kann.

4.

Kraftmenſchen, Menſchen von Stahl und Eiſen, die den Blitzen des Neids und der Verläumdung mehr als andere ausgeſetzt ſind, müſſen ſich mit Spottableitern bewaffnen; dann wird der Wetterſtrahl, ſtatt ſie zu beſchädigen, ihnen zur Glorie dienen. So kaufte Alkibiades den ſchönſten Hund um 1000 Drachmen, ſchnitt ihm den Schwanz ab, und ließ ihn durch die Gaſſen Athens laufen. Das Volk lachte und verſöhnte ſich mit dem gefürchteten Manne, weil er doch auch ſo närriſch ſein konnte.

5.

Aus Paris vom 9. Auguſt, 1819. — Ein achtungswürdiger deutſcher Gelehrter in Paris ſchreibt: »Seit einiger Zeit werden wir hier in Paris mit frankirten und unfrankirten, mit geſchriebenen und lithographirten, mit deutſchen und franzöſiſchen Briefen der Haupt- und Unter-Lotterie-Collecteurs der freien Stadt Frankfurt beläſtigt. Dieſe Herren müſſen ein vorzügliches Wohlwollen gegen die Pariſer hegen; denn ſie verſichern jedesmal in ihren Briefen, ſie hätten dieſe und jene Nummer mit beſonderer Sorgfalt ausgeſucht, und zweifelten ſie nicht, daß dieſelbe ein glückliches Loos treffen werde.« Und ſo geht die Klage noch weiter fort. Die Herren Franzoſen mögen es nicht übel nehmen, aber ich bin der Meinung, es ſei billig, daß ſie etwas an ſich verdienen laſſen. Zwanzig Jahre lang haben wir Frankfurter in ihre große Revolutions-Lotterie eingeſetzt, ihre Ober- und Unter-Collecteurs haben uns, mit vorgeſtrecktem Bajonette, den Einſatz in Contributionen, Einquartierungen, Todesängſten und Kriechereien abgefordert, und nie bis auf den heutigen Tag iſt uns der geringſte Treffer zugefallen. Alle die großen Gewinnſte ihrer Lotterie: Unabhängigkeit des Staates von Außen, Freiheit und Gleichheit im Innern, wahre Volksvertretung, Oeffentlichkeit und Unabhängigkeit der Juſtiz, Geſchwornengerichte, Freiheit der Preſſe, und die übrigen größern und kleinern Prämien der Revolution haben andere gewonnen. Wir Frankfurter haben nichts von dieſem Allen, nicht einmal die Hoffnung dazu. Nieten, nichts als Nieten! Darum misgönne man uns nicht unſere Klaſſen-Lotterie. Und wenn unſere Collecteurs die *mit beſonderer Sorgfalt ausgeſuchten* Nummern nach Paris ſchicken, und ſie nicht eher ihren Mitbürgern überlaſſen, ſo iſt dieſes eine Großmuth, welche die Franzoſen nicht um uns verdient haben.

6.

Nur die Freiheit des Preßbengels kann gegen die Frechheit der Volksbengel ſchützen.

7.

Der Himmel heile die armen kranken Rezenſenten, die in ihrem Fieber eine Literaturzeitung für ein Schlachtfeld anſehen, und ihre Federn für Dolche, und die Schriftſteller für Spione, und deren Werke für literariſche Bülletins!

Sind ſie einmal wieder geſund, dann kehrt auch ihr friedliches Hammelherz zurück; dann fallen ſie wieder in Ohnmacht, wenn ſie Blut ſehen, und gebrauchen keine andere Waffen, als ein (sic!) zwei?? und drei!!! — Habt Geduld mit ihnen.

8.

Das Studirzimmer eines Gelehrten gleicht oft der Kindbettsſtube einer Wöchnerin. Das Weinen und Schreien der neugebornen, unſaubern Gedankchen iſt Jedem, nur nicht dem Vater zuwider. Darum ſoll ein Gelehrter, wenn er Beſuch erwartet, erſt die Wiege wegtragen laſſen, und ſeinem Gaſte blos die erwachſenen Kinder präſentiren.

9.

Höflichkeit iſt ein Regen- und Sonnenſchirm. Sie ſchützt vor Näſſe und Wärme; aber ſie macht weichlich.

10.

Vor Kurzem erklärte ein franzöſiſcher Schriftſteller öffentlich, daß er gegen einen genannten Journaliſten eine Injurienklage anſtellen würde, weil ihn dieſer einen *Anhänger der Miniſter* geſcholten habe. Es iſt ein Gegenſtück dazu, daß Chateaubriand in ſeiner neueſten Druckſchrift den *Königlichen* Ordonanzen vorwirft, ſie enthielten antimonarchiſche Grundſätze. Ich glaube, daß ſolche Reden Beweiſe wahrhafter Freiheit ſind. Haben wir es einmal in Deutſchland ſo weit gebracht, dann wollen wir aus unſern Dintengläſern Wein trinken, und friedlich ſpazieren gehen. Aber bis dahin wollen wir ſchreiben. — 1819.

11.

Wenn die Miniſter Gewaltſtreiche begehen, um ihre

Macht zu zeigen, zu ſchrecken und hierdurch Einfluß zu erlangen, ſo mag man es dabei bewenden laſſen, ihren böſen Willen zu tadeln. Wenn ſie ſich aber geſetzwidrige Handlungen erlauben, um ihre Schwäche zu zeigen, ſo ſtellen ſie auch ihre mangelhafte Einſicht der Beurtheilung Preis, und man kann ſich über ihre Verblendung nicht genug wundern. Hofleute haben unter allen Geiſtesgaben nur noch die Schlauheit zu verzehren; ſie ſollten darum haushältiſcher verfahren.

12.

Die franzöſiſche Akademie hat das Lob der Jury zum Inhalte der poetiſchen Preisbewerbung gewählt. Hätten manche deutſche Gerichtshöfe nur das Talent, ihre Urtheilsſprüche in Verſen abzufaſſen, ſo gäbe dieſes die gelungenſte Verherrlichung der Geſchwornengerichte, und kein Goethe könnte ihnen den Preis ſtreitig machen.

13.

Kürzlich fragte mich ein Miniſter: Warum wir Journaliſten immer nur zu tadeln fänden, nie etwas zu loben, wozu doch Stoff genug da ſei, wie zum Beiſpiel dasjenige, was die ſüddeutſchen Regierungen für das Volk gethan? Ich hatte nicht Geiſtesgegenwart genug ihm Folgendes darauf zu antworten: Eine gute Sache zur Hälfte thun, iſt oft ſchädlicher und darum auch tadelnswerther, als ſie ganz unterlaſſen. Wo Stände noch nicht eingeführt ſind, da kann man ſich damit tröſten, daß die Machthaber das Recht des Volks, ſolche zu fordern, noch nicht anerkannt haben, und daß ſie ihre Pflicht erfüllen würden, ſobald ſie zur Einſicht derſelben gelangt ſein werden. Wenn aber, wie in Baiern und Baden, durch Einführung der Stände gezeigt worden, daß man die Rechte des Volkes nicht verkenne, dabei aber die Berathungen und Beſchlüſſe der Deputirten unbeachtet ließ, worauf ſollen wir alsdann noch unſere Hoffnung bauen? — 1819. —

14.

Wenn man bedenkt, wie viel bequemer es iſt, zu lieben als zu haſſen; ſo muß man eingeſtehen, daß die meiſten Menſchen aus langer Weile Böſes thun.

15.

Wie unterſcheidet ſich der beſcheidene Mann vom Eiteln? Wie ſich der Reiche vom Armen unterſcheidet. Während jener die einzulaufenden Zinſen ſeines Ehrenkapitals ruhig und gelaſſen abwartet, lebt dieſer vom Tagelohne ſeiner Ehrenjagd. Wenn der erwartete Gewinnſt ausbleibt, muß er hungrig zu Bette gehen.

16.

Das Kriminalgericht in Berlin hat den Profeſſor de Wette um »das blaue Vergnügen« befragt, und wollte es ausgeliefert haben; gewiß nicht um den Zeug roth zu färben, ſondern nur um deſſen Gewebe kennen zu lernen. Wahrhaftig, es kömmt noch dazu, daß man ſich auf dem Markte nicht die Naſe wird ſchneuzen dürfen, ohne zu befürchten, ein geheimer Polizei-Kommiſſär ſpringe hinzu, betrachte den gezeichneten Zipfel, und frage, ob das keine Verſchwörungs-Chiffre und Bundes-Zeichen ſei. Die in Deutſchland eingeführte peinliche Halsgerichts-Unordnung kann ein Kind im Mutterleibe zittern machen. Selbſt der ſehr unſchuldige Verfaſſer dieſer Notiz wurde auf Begehren der Gerichte zu Wiesbaden von der Frankfurter Polizei befragt, ob er den todten Löning nicht gekannt, da er noch lebte? Man hatte nämlich unter ſeinen Papieren einen von mir an einen Dritten geſchriebenen Brief gefunden. Wenn man auf dieſe Weiſe verfährt, ſo kann man alle Europäer in jede Mord- und Räubergeſchichte verflechten, da ſie ſämmtlich, mittel- und unmittelbar, in Briefwechſel mit einander ſtehen. Es iſt mir freilich Beruhigung genug, daß ich der Frankfurter Polizei dieſes Mal keine Unterſuchungskoſten werde zu bezahlen haben; aber welche Regierung vergütet mir meinen Schrecken? Der arme Paſtor Schmelzle, lebte er noch, hätte jetzt eine Höllenzeit; ich wollte, Jean Paul beſchriebe ſie. — 1819. —

17.

Ernſthafte Weiber gleichen einem leeren Koffer mit ſieben Schlöſſern.

18.

Selten bewohnt der Architekt ein Haus, das er ſelbſt gebaut. — Er gleicht den modernen Philoſophen.

19.

In der Welterſchaffung offenbart ſich die Eigenliebe Gottes.

20.

Alle Turnübungen werden unterdrückt oder beargwöhnt, nur das Schwimmen nicht, und der Unterricht in dieſer Kunſt wird von den Regierungen gebilligt und befördert. Wahrſcheinlich denkt man, dieſe Uebung ſei geeigneter, die jungen Gemüther abzukühlen, als ſie zu erhitzen. Aber ich könnte eine Rede des Caſſius aus Shakeſpeare's Julius Cäſar anführen, aus welcher deutlich hervorginge, daß trotzige Republikaner auf Fertigkeit im Schwimmen einen großen Werth ſetzen. — 1819. —

21.

Deutſcher Handel. — Man muß die deutſchen Herren, welche den Handels- und Gewerbs-Verein geſchloſſen haben, ihren Weg fortgehen laſſen, und ſie aufmuntern; er führt zum Guten, ob zwar die, welche darauf wandern, nicht wiſſen, was ſie wollen. Sie führen einen Rechtsſtreit um Baumfrüchte, aber um den Baum, worauf dieſe wachſen, und um den Boden, in dem der Baum wurzelt, ſind ſie unbekümmert. Was werden ſie gewinnen, ſelbſt wenn ſie glücklich ſind? Ihre Noth kehrt mit jedem Jahre zurück; oder wenn ſie hier verſchwindet, erſcheint ſie dort. Keine Freiheit des Eigenthums ohne Freiheit der Perſon. Letztere zu erringen oder zu erbetteln, das ſei der Deutſchen Streben. Es weiß Jeder genug, was ſein eigener Vortheil iſt, ſobald ihm verſtattet wird, alle ſeine Kräfte zu gebrauchen, wann und wozu er will. Eine Volksvertretung aller Deutſchen, und das Uebrige ergiebt ſich dann von ſelbſt! Aber wir haben mehr Habſucht als Bürgerehre, unſer Vortheil liegt uns näher am Herzen als unſere Freiheit. Doch da erſterer nicht erreicht werden kann ohne letztere, ſo wird der deutſche Handelsverein, trotz der Aengſtlichkeit, mit welcher ſich deſſen Stifter gegen die Zumuthung politiſcher Zwecke verwahrten, allgemeine und wichtige politiſche Folgen haben. — 1819. —

22.

Die franzöſiſchen Feudal-Invaliden, die es in dem preßfreien, papiernen Frankreich friert, ſollten ſich in Deutſchland niederlaſſen. Dort wird vornehmen Leuten noch mit der gehörigen Unterthänigkeit begegnet; das würde ihren alten Gliedern wohl thun. Der Tod des Kindes eines franzöſiſchen Generals wird in einer deutſchen Stadt folgendermaßen angezeigt: »Des S. T. Hrn. Barons N. N., General-Lieutenants der Königl. Franzöſiſchen Armee, Hoch- und Wohlgeborn eheliches Söhnlein.«

23.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Juni enthielt einen Brief aus Rom, worin von dem dortigen Kunſtleben geſprochen wird. Unter Anderm wird geſchrieben: »Bei mehreren franzöſiſchen Landſchaftsmalern ſieht man jetzt Bilder in großem Format, auf Befehl des Königs Ludwig XVIII. verfertigt; wie z. B. bei Herrn Coignet eine Königin (der erſten Race), die auf Befehl eines Uſurpators in einen reißenden Strom geſtürzt wird.« Das Wort Race, von einer Königin gebraucht, fiel dem Cenſor der Zeitung, der von dieſem Ausdrucke eine viehiſche Vorſtellung hatte, auf, und er bemerkte am Rande des Blattes: »Muß vermuthlich heißen: des erſten Ranges.« — Sollte man denken, daß ſo etwas in Frankfurt, das doch ſeinen berühmten Meidinger beſitzt, ſich ereignen könnte? Und der öffentliche Geiſt muß ſich der Leitung ſolcher Männer unterwerfen! — 1819. —

24.

Das Wiſſen iſt das Blut unſeres Geiſtes, das ihn nährt und erhält.

25.

Es giebt Sonnen- und Mondfinſterniſſe in der Geſchichte wie in der Natur. Die unkundige Menge erbebt bei ihrem Anblick, und wähnt, es ſtünde der Welt ihr Untergang bevor. Der Weiſe lächelt, und weiß, daß ſie vorübergehen.

26.

Ich fragte einen Freund, ob er nichts Näheres wiſſe von der großen Verſchwörung, ob er nicht ſelbſt darin verwickelt ſei, und wie die deutſche Republik habe eingerichtet werden ſollen? Er antwortete mir, er ſei kein Verſchwörner, aber von der Republik wiſſe er Manches. Nämlich: Deutſchland habe in 20 Gaue eingetheilt werden ſollen .... Gaue? fiel ich ihm ſchnell in die Rede. Ich mag nichts weiter hören, ich durchſchaue ſchon die ganze Poſſe. Geſpenſtergeſchichten aus dem Mittelalter — Ritterromane — der ganze Spieß und Veit Weber. Hätten ſie geſagt: In Provinzen, hätte ich ihnen geſagt: Ihr ſeid ruchloſe, gottvergeſſene Menſchen. Da ſie aber ſprachen von Gauen, ſage ich ihnen: Ihr ſeid altdeutſche Narren! — 1819. —

27.

Eine Vormundſchaft dulden iſt lange nicht ſo ſchimpflich, als ſie verdienen.

28.

Die Fehler mancher Schriftſtellerin ſind ihre Vorzüge als Weib.

29.

In der Rede, womit der preußiſche Juſtiz-Miniſter kürzlich den für die Rheinprovinzen in Berlin errichteten Reviſions-Kaſſationshof einſetzte, geſchah des öffentlichen und mündlichen gerichtlichen Verfahrens Erwähnung, als ſolcher Inſtitutionen, »welche dem nächſten und letzten Zwecke der Rechtsverwaltung am meiſten entſprechen.« Von dem Gericht der Geſchwornen war keine Rede, woraus man den traurigen Schluß ziehen kann, daß die Rheinländer dieſe feſteſte Stütze aller bürgerlichen Freiheit verlieren werden. Für die übrigen deutſchen Staaten wäre Oeffentlichkeit und mündliches Verfahren allein, auch ohne Geſchwornengericht, ſchon ein großer Gewinn. Dem taubſtummen deutſchen Volke wäre hierdurch wenigſtens das Gehör und hierdurch die Möglichkeit wieder gegeben, auch die Sprache zu erlangen. — 1819. —

30.

In der Politik werden eben ſo wenig, wie in der Medicin, alle Rezepte der Aerzte auch von den Patienten wirklich eingenommen.

31.

Wir haben keine Tarpejiſche Felſen, die Volksverräther hinabzuſtürzen, wir haben nur Fenſter, ſie hinauszuwerfen; aber dieſe Todesart iſt gar zu proſaiſch — man muß auf eine andere Strafe bedacht ſein. Die zweckmäßigſte Züchtigung für einen treuloſen Beamten wäre wohl die, daß man ihn in die Lage ſetzte, von einem Beamten, der ihm gleicht, ſelbſt amtirt zu werden.

32.

Ein alter griechiſcher Dichter, den Plutarch im Leben des Demoſthenes anführt, ſagte: das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen iſt, in einer berühmten Stadt geboren zu ſein. Mir iſt das Buch jetzt nicht zur Hand, ich kann mich nicht überzeugen, in welchem Sinne Plutarch dieſen Spruch aufgefaßt, wie er ihn gedeutet und angewendet hat. Aber, wenn ich mich recht erinnere, war es ſo geſchehen: daß, um es in Freiſtaaten weit zu bringen, es förderlich ſei, eine berühmte Vaterſtadt zu haben, weil dieſes als eine Art adelige Geburt angeſehen wird, welche die Bahn der Ehren kürzer und leichter macht. Dieſer Satz des griechiſchen Dichters gilt auch uns noch, wenn auch mit verſchiedener Anwendung. Wer im alten Griechenlande nach bürgerlicher Auszeichnung ſtrebte, der mußte alle ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte gleichmäßig ausbilden und ſie zur möglichſt vollkommenen Entwickelung zu bringen ſuchen. Wer aber in unſern Tagen fortkommen will, der muß ganz entgegengeſetzt verfahren; er darf ſich nur einſeitig, nur dieſe oder jene Kraft ausbilden, und muß alle übrigen ſchönen Anlagen, die ihm die Natur gegeben, zerſtören oder ſie in ſchmachvoller Unterdrückung halten. Da aber glücklich ſein, und ſein Glück machen, ſo ſehr verſchiedene Dinge ſind, daß gewöhnlich Eines das Andere ausſchließt, und da, wo Lohn mit dem Verdienſte ſich nicht vereinigen läßt, kein edler Mann ſich bedenkt, ob er den Lohn oder das Verdienſt aufopfern ſoll, ſo bleibt es auch für unſere Zeit wahr, daß man, um glücklich zu ſein, in einer großen Stadt leben müſſe, weil man nur da allein ſeine Kräfte muſikaliſch ausbilden kann und ſie concertirend gebrauchen darf.

33.

Man hat Friedrich dem Großen viele Lobſprüche über ſeine Mäßigung gemacht, daß er bei ſo vieler Heldenſtärke doch ſo wenig eroberungsſüchtig war. Ich glaube nicht, daß er dieſes Lob verdient hat, da es nicht in ſeiner Gewalt ſtand, es anders zu machen. Die Natur hatte ihn eben ſo ſehr zum Philoſophen, als zum Helden gebildet, daher würde ihm die Philoſophie immer im Wege geſtanden haben, wenn er ſeinen Heroismus hätte geltend machen wollen. Ich bin überzeugt, hätte Friedrich keine Verſe gemacht und wäre er weniger witzig geweſen, dann würden wir Napoleon 50 Jahre früher kennen gelernt haben, — oder gar nicht.

34.

Das Genie bildet die Welt aus ſich heraus, der Held bildet ſie in ſich hinein.

35.

Wellington iſt jetzt Feldmarſchall von England, Spanien, Portugal, Rußland, den Niederlanden, Preußen und Oeſtreich. Es liegt etwas Geſpenſtiges hierin, das Einen frieren macht. Man kann ſich keine Rechenſchaft davon geben, aber es iſt ſo. Die Schrecken der Zeit haben uns arme Menſchlein ſchreckhaft werden laſſen. Es hatte Jemand einen böſen Traum von einem Befehlshaber der europäiſchen Gensd'armerie und von einem Grand-Prévôt de la Sainte-Alliance. Der edle Lord hat jetzt kein Vaterland mehr, denn die Grundſätze, die er im dreijährigen Vierherrendienſte eingeſogen, mußten ihn der freien, glücklichen Inſel entfremden. Es giebt keine Hofgunſt für ihn, die er noch zu erbuhlen hätte. Es bleibt für ſeine Ruhmbegierde nichts übrig, als der Vormund zu ſein jeder unmündigen Legitimität, der Pfleger aller ſchwachen und der Rechtsbeiſtand aller weibiſchen Regierungen, ſowie der Knecht Ruprecht der unartigen und wilden Kinder unter dem Volke. Es könnte ihm auch die Ober-Aufſicht über die künftige deutſche Occupations-Cenſur anvertraut werden. — Ich weiß recht gut, es iſt Alles nicht ſo; die Furcht liegt nur in unſern ſchwachen Nerven. Aber auch mit einer krankhaften Einbildungskraft muß man Nachſicht haben. — 1819.

36.

Die Menſchen ſind Gedanken der Erde.

37.

Aus Frankfurt. 1820. — Seit ich die europäiſchen Angelegenheiten nicht mehr zu leiten habe, kommen mir die rührendſten Gedanken in den Sinn, und von dort durch das Herz in die Feder. Glücklich der Journaliſt, der vorſichtig war und in ſeiner Jugend etwas Weniges geliebt hat; das kommt ihm jetzt zu Statten. Ich denke, von heute dem 4. Juli an, mit meinem Vorrathe noch 4 Jahre 2 Monate und 16 Tage auszureichen. Die Leſer mögen nicht murren über ſolche Faſtenſpeiſen. Seht doch nur unſere Bühne, die liebe, gute alte Frau, ſie genießt das ganze Jahr nichts Anderes, als Milch-, Mehl- und Eierſpeiſen, und bleibt fröhlich und geſund dabei. Die hundert üppigen Schüſſeln, woraus die andern Bühnen ſchwelgen, bleiben von ihrem Tiſche entfernt. Aus dem großen Kochbuche der Pſychologie, mit ſeinen überwürzten, heißen Leidenſchaften, Tugenden und Schwächen, benutzt ſie nur die Eiferſucht für ihre Küche, und weiß ſie alle Tage auf eine neue, ſchmackhafte Art zuzubereiten. Heute wird ſie beſchämt, morgen beſtraft, übermorgen verziehen, am vierten Tage gerechtfertigt, am fünften getheilt. So wird die Eßluſt immer munter erhalten, ſo daß die eiferſüchtige Frau und die beſchämte Eiferſucht, dieſe das Geſtändniß und dieſes den verbannten Amor nicht überdrüßig macht. Aber wenn die liebe Frau ſo lecker iſt auf Eiferſucht in allerlei Geſtalten, warum nicht den Shakeſpeare, warum nicht den Othello? Ja, das kann ich mir freilich auch nicht erklären! Nur ein einziges ſchwarzes Geſicht erſcheint auf unſerer Bühne — das der Mohrin des genialen Ziegler.

38.

Das nächtliche Luſtſeegefecht bei St. Helena, von dem die engliſchen Blätter erzählten, ſoll eine Liſt geweſen ſein, um die Gemüther der dortigen Einwohner zu erforſchen. Auch, ſagen ſie, habe Mancher die Maske fallen laſſen. Die

Polizei, man kann es nicht läugnen, iſt die Herkules-Säule des menſchlichen Witzes, und die gläubigen Anbeter derſelben ſollten ſich als Säulen-Heilige mit einem Beine hinaufſtellen: das wäre ſehr erbaulich. Schöne pſychologiſche Experimente! Ich will einige Gleichniſſe herſagen, aber ſie malen die große Thorheit nur ſtümperhaft. Ihr werft mit aller Macht ein zerbrechliches Glas auf die Erde, um zu erproben, ob es aushält, und wenn es bricht, ſeiner Natur nach, zerſtampft ihr die Scherben wüthend und racherfüllt. Ihr ſteckt einem hungrigen Löwen die Hand in den Schlund, um zu ſehen, ob er fromm ſei. Ihr ſchneidet dem Volke die Bruſt auf, um zu erforſchen, ob das Herz geſund iſt. — Neckt euch nur ſo fort mit der Gefahr, fordert ſie heraus; es mag euch wohl bekommen. — 1819. —

39.

Man findet oft ſtarken Willen mit ſchwachem Verſtande, und eine ſchwache Gemüthsart mit ſtarkem Geiſte vereinigt. Das kommt daher, weil dort die verſchiedenen Seelenkräfte, wegen ihrer niedrigen knechtiſchen Natur, *einer* unter ihnen, welche die ſtärkſte iſt und ſie zu beherrſchen vermag, willig gehorchen: es iſt dieſes die Einheit und Macht eines *despotiſchen Staates*; und weil hier die mehr ſelbſtſtändigen und eigenwilligen Seelenkräfte keine Alleinherrſchaft dulden: es iſt dieſes die Unordnung und Schwäche einer *Republik*. Der Geiſt des Menſchen hat die geſetzgebende, ſein Charakter die ausübende, ſein Herz die richtende Gewalt, und nur wo dieſe Gewalten im gehörigen Verhältniſſe ſtehen, iſt der Menſch vollkommen.

40.

Von Würzburg wird geſchrieben, wie erbaulich die durchreiſende Königin von Spanien ſich dort benommen, und in welche Verlegenheit die Geiſtlichen beim Gottesdienſte gerathen, weil es ihnen an Uebung im Singen gefehlt. Die ununterbrochene Frömmigkeit des ſächſiſchen Fürſtenhauſes wird angerühmt, und gefragt: »Würde überall Alles ſo ſein, wie es iſt, wenn dieß auf allen Fürſtenthronen Europa's gleichförmig eben ſo Statt gehabt hätte?« Wie wahr! Wenn die Geiſtlichkeit wieder einmal ihre alten Lieder ſingt, dann kehrt gewiß die ſchöne gute Zeit zurück. Hoffentlich wird Weitzel in der zweiten Auflage ſeines Buches: Hat Deutſchland eine Revolution zu fürchten? jene gründliche Bemerkung dankbar benutzen. — 1819. —

41.

Sand's That iſt abſcheulich; Sand's Zweck iſt ganz unvernünftig; ſo weiſ't jede Erörterung der That auf einen hohen Grad der Schwärmerei des Thäters. Aber hiermit ſoll die Verhandlung nicht geſchloſſen ſein; die Anhänger der Kotzebue'ſchen und Stourza'ſchen Mordplane gegen den Zeitgeiſt ſchreien in abwechſelnden Tönen, und ihre Jammerlieder enden immer: man muß der Aufklärung Zaum und Zügel anlegen; Deutſchlands Vernunftweſen ſteht auf einer fürchterlichen Höhe; der Glaube an die Rechtmäßigkeit der Alleingewalt muß hergeſtellt werden, wie es die Weiſen aus den ruſſiſchen Steppen gelehrt haben.— 1819.—

42.

Kotzebue hat geirrt; er hat für Vaterland, Freiheit, Schule und Wiſſenſchaft erſprießlich geachtet, was ihnen verderblich war. Allein mußte er darum ein Verräther geweſen ſein? Ihr ſagt, er habe der ruſſiſchen Regierung Berichte über den Geiſt, die Stimmung und Wiſſenſchaft

Deutſchlands erſtattet. Iſt dieſes ein Verbrechen? Das Volk ſollte ſich wegen dieſer offnen Anerkennung ſeiner Wichtigkeit vielmehr geſchmeichelt fühlen. Es war eine Zeit, wo man ſich wenig um die Geſinnungen der Völker bekümmerte, und aller diplomatiſche Forſchungsgeiſt nur die Abſichten der Höfe, die Meinungen der Fürſten und die Launen ihrer Maitreſſen zum Ziele hatte. Wenn man jetzt das Volk ausſpioniren läßt, ſo iſt dieſes wahrlich ein gutes Zeichen der Zeit. Ihr ſagt: Kotzebue habe falſch berichtet; aber wenn auch, glaubt Ihr, eine ſo kluge Regierung, wie die ruſſiſche, werde ihre Anſichten und Schlüſſe allein nach Kotzebue's Geſchwätz richten? Ihr ſagt: er habe das deutſche Volk verläumdet? Ein Volk verläumden! wie lächerlich! — 1819. —

43.

Rehfues in ſeinen Briefen aus Italien erzählt: daß auf dem Kapitol die Statuen aller Provinzen des römiſchen Reichs geſtanden, deren jede eine Glocke am Halſe hängen hatte, welche vermöge ihrer magiſchen Kraft ſogleich von ſelbſt läutete, wenn in ihrer Provinz etwas gegen die römiſche Regierung unternommen wurde. Solche Statuen ſind eben ſo nützlich, als unſre Polizei-Spione, und koſten weniger. Man ſollte ſie einführen.

44.

Ich habe mir den Spaß gemacht, im Namen einiger europäiſchen Großmächte Kriegsmanifeſte zu verfertigen, und habe ſie verſiegelt in mein Pult gelegt. Sollte das bejammernswürdige Schickſal eintreten, dann werde ich ſie öffnen, meinen Freunden zeigen, und dieſe ſollen erſtaunen, wie genau ich Alles vorher gewußt habe, was man dem

Feinde Grobes und den eigenen Unterthanen Süßes ſage wird. Alles ganz natürlich.

45.

Wenn man zur Unterſuchung eines Vergehens ſogenannte beſondere Commiſſionen ernennt, ſo beweiſ't dieſe von zweien Dingen eins: entweder man fürchtet die gewöhnlichen Beamten, oder man wünſcht, die außerordentlichen möchten ihre Pflicht nicht thun. Man will dann ein Zulegemeſſer, das ſich in der Taſche nachführen läßt zum Schwerte der Gerechtigkeit brauchen.

46.

Die Preßfreiheit zu erlauben, aber Alles ſo zu lenken daß Niemand mehr den Preſſen etwas zu geben Luſt und Muth haben könnte! Dieß, o Ihr Räthe der geheimen Polizei, dieß wäre die ſublimſte Aufgabe, welche durch eine geſchickte Geſetzmunkelei zu löſen Ihr den Augenblick benutzen ſolltet! — Wohlan! ſchneidet nur der ſelbſtforſchenden, ſelbſtthätigen Gelehrſamkeit alle Aufmunterung ab; drückt das ächte Gelehrtwerden als unnütz nieder, haſſet es tödtlich als furchtbar und ſtörend für Eure gebieteriſche Rechthaberei. Aber erwartet dann auch, was aus Euren bloßen Praktikern, aus Euren Routiniers werden wird. Zur Maſchinenarbeit taugen Hunderte, Tauſende. Aber wird ihnen nicht auch Geiſt, Selbſtforſchung eingeflößt, ſo viel jedem jener Handarbeiter, als er zur Leitung ſeiner Praxis in ſich aufzunehmen und zu faſſen vermag, dann erwartet, welche Geſchäfte gemacht, welche Regierungswunder geſchaffen werden können durch die lautere vis inertiae oder durch ungeregelte Genie-Einfälle von Arbeitern, in denen nichts wiſſenſchaftlich durchgearbeitet iſt. — **1818.** —

47.

Man muß das Geſchwür reif werden laſſen, ehe man es ausdrückt. Ihr hättet es zertheilen können, habt aber zu lange damit gewartet. Jeder Schinder und Schäfer verſteht mehr von der Staats-Wundarzneikunſt, als Ihr.

48.

Scherzburger Aktenſtücke. — Daß in Deutſchland Schriften dieſer Art immer noch ohne Namen des Verfaſſers und des Druckorts erſcheinen müſſen, beweiſ't mehr als Alles, wie Noth ſolche thun und wie erſprießlich ſie ſind. Aber das Glänzende verbirgt keine Dunkelheit, darum wird man in dieſem Werkchen den Verfaſſer der »Reiſe nach Hammelburg« bald errathen. Er fährt hier fort — und jeder Freund des Vaterlandes drückt ihm die Hand dafür — die Maskenfreiheit des Scherzes zu benutzen, um den großen Herren, und was noch nöthiger und gefährlicher iſt, den kleinen, die Wahrheit zu ſagen und ſie dabei vertraut zu duzen. Was wir hierbei lernen, iſt nicht minder werth, als was wir lehren — muthig ſein und ſprechen. — 1818. —

49.

Im menſchlichen Organismus unterſcheiden wir drei Reiche: das Reich des Magens, das Reich des Herzens und das Reich des Gehirns. Der Magen feſſelt uns an die Erde; das Herz verbindet uns mit dem Menſchen; durch das Gehirn hängen wir mit der Sonne zuſammen.

50.

Das Leben iſt allen Thieren gemein, aber ſterben kann nur der Menſch.

51.

Adels- und Geldſtolz. — Gerecht iſt weder der eine noch der andere; es frägt ſich nur, welcher der unerträglichſte iſt. Ich ſtimme für den Adelſtolz. Der Geldſtolz iſt weniger läſtig, weil er lächerlicher, daher komiſcher, daher unterhaltender iſt, und weil er dem Gedemüthigten die Hoffnung läßt, ſich durch Erwerbung von Reichthümern zu erheben und der Geringſchätzung zu entgehen. Der Adelſtolz iſt herablaſſender als der Geldſtolz, und darum beleidigender; denn die Größe der Herablaſſung iſt das Maß der Höhe, auf welcher der ſich Herablaſſende zu ſtehen glaubt.

52.

Die Ariſtokratie des Geiſtes iſt die einzig natürliche und dem Staate nützliche. Sie kann weder verliehen, noch geſchenkt, noch ererbt, noch geheuchelt werden. Sie iſt die wahre Herrſchaft von Gottes Gnaden und die ganz unantaſtbare Legitimität, weil ſie nicht allein das Recht, ſondern auch die Kraft hat, Alles erreicht, was ihr gebührt, und nicht erlangt, was ihr nicht gebührt. Sie verlangt nicht Beförderung, nur Freiheit, um ihre Zwecke zu erreichen.

53.

Wie wahr iſt die Bemerkung, daß bei allem Reichthum von Weisheit, den die Menſchheit beſitzt, die Menſchen dennoch darben, weil es der Genius verſchmäht, ſeine große Lehre durch Zertheilung mehr auszubreiten und faßlicher zu machen, da ja doch die Sonne ſelbſt ihr erhabenes Licht in Millionen kleine Strahlen ausſendet, und nur ſo allein die Welt erwärmt und beleuchtet. Es wäre zu wünſchen, die ausübende Weisheit zeigte ſich auf dem Markte, und die belehrende in Kochbüchern, Wandkalendern und in dem

Intelligenzblatte; der Mann ſollte ſich, um von Männern verſtanden zu werden, dem Weibe verſtändlich zu machen ſuchen. — Im Kampfe um die Wahrheit reicht die Kraft des Mannes nicht zu ſeinem Muthe hin, und der Muth des Weibes nicht zu ſeiner Kraft; darum erreicht jener nie vollkommen ſein Ziel, dieſes aber immer mehr, als es gehofft und gewünſcht, ſobald es nur ſtrebt. Das andere Geſchlecht tritt überall zu furchtſam zurück. Wiſſenſchaft und Kunſt ſind Tempel, die, ſind ſie zwar von Männern allein gegründet und aufgebaut, doch auch Frauen mit gleichen Anſprüchen auf Vortheil und Genuß bewohnen dürfen und ſollen, auch geſchieht's. Die Frucht iſt willkommen, weil ihr Mangel ſchmerzt. Die Blüthe iſt durch ſich ſelbſt erfreulich. Den männlichen Geiſt ernährt, den weiblichen ſchmückt die Wiſſenſchaft. Welches iſt das ſchönere Loos? Und glaubet ja der Lüge nicht, daß nur der Muſen Kindergärtchen, nicht der ernſte Hain Apoll's, Euch Schweſtern aufgeſchloſſen ſei. Der düſtere Ernſt mancher Kenntniß liegt nur im trüben Blicke des Forſchers; nahen ſich die Grazien, dann erheitert ſich die Wiſſenſchaft. Verſucht es nur mit jeder, ſelbſt die Logarithmenlehre lächelte Euch zu. Logarithmen! Was heißt das, wie verhält es ſich damit? O ſtille, man ſpricht nicht gern davon.

54.

»Man wird es kaum glauben, aber der Abbé Vittorio Siri, ein gleichzeitiger, ſehr unterrichteter Schriftſteller, erzählt es: daß Ludwig XIII. von ſeiner Kindheit an den Beinamen des Gerechten führte, weil er — unter dem Zeichen der Waage geboren war.« (Voltaire, siècle de Louis XIV.) — Voltaire ſcheint dieſes lächerlich zu finden; aber wie oft müßte der menſchliche Verſtand über die Deutung unbegreiflicher Geſchichten verzweifeln, wenn er nicht den Ausweg der verhängnißvollen Geſtirne hätte! Wie könnte man das Ereigniß mit Oken anders erklären, als daß die weimariſche Conſtitution unter dem Zeichen des Krebſes zur Welt gekommen! — 1819. —

55.

Gleichzeitige Ereigniſſe: Oken's Dienſtentſetzung .... Mordverſuch gegen Ibel .... Aufruhr der Studenten in Paris .... Verſchwörung in Berlin .... Rußlands Kriegsrüſtungen. Da bei den freundſchaftlichen Verhältniſſen, in welchen alle Fürſten Europa's leben, kein anderer Krieg denkbar iſt, als einer gegen die Türken, ſo wäre es doch ſehr traurig, wenn Unruhen im Innern Frankreichs und Deutſchlands dieſe Staaten verhinderten, den Krieg gegen die Türken mit Nachdruck zu führen. Der Himmel bewahre uns vor einem Beſuche der Janitſcharen, mit ihren langen Piken — oder Säbeln .... Ich habe den Inhalt der Geographie etwas vergeſſen. — 1819. —

56.

Ich würde die Liebe allmächtig nennen, könnte ſie ſich ſelbſt bezwingen.

57.

Schmerz iſt der Sauerteig des Lebens, der es erſt ſchmackhaft und genießbar macht.

58.

Giebt es Krieg, wie es faſt etwas zu ſcheinen ſcheint, dann werden die Leute ſagen: »Da ſeht, das ſind die Früchte der heiligen Allianz« Wie dumm! wachſen nicht Früchte, die eine grüne, bittere Schale haben und darunter eine harte, und zuletzt kömmt die eßbare Süßigkeit? Erſt geſchält, dann die harte Nuß aufgeknackt, und dann liegt inwendig das heilige, chriſtliche Bündniß. — 1819. —

59.

Wieder einige Tauſend Auswanderer aus der Schweiz ſchifften den Rhein entlang nach Braſilien hinüber. Wir ſenden den Amerikanern Piloten entgegen, die ſie recht bequem und ſicher in unſere Häfen einführen, wenn ſie einſt Luſt bekommen, ihre Freiheitsgeſinnungen über Europa zu verbreiten und an ſeinen Ufern zu landen.

60.

Diejenigen Fürſten, ſagt *Gibbon*, denen *Rom* aus ruhmrediger Dankbarkeit oder Großmuth verſtattet hatte, eine Zeitlang ungewiß die Scepter zu führen, wurden von ihren Thronen verſtoßen, ſobald ſie ihre Beſtimmung erfüllt — *die überwundenen Völker an das Joch der Sieger gewöhnt hatten.*

Die freien Staaten und Völker — hatte ihre Erklärung zu Gunſten der Republik gelautet — beehrte man eine Zeitlang mit der Benennung: Römiſche Bundesgenoſſen, bis dieſer Titel auch endlich unvermerkt in eine wirkliche Knechtſchaft ausartete.

Mit griechiſcher und römiſcher Geſchichte ſtieg Napoleon zum Imperator hinauf. Aber fallen mußte er ſo tief, als er gefallen, ſo wie dem *Kaiſer* das Buch der Geſchichte aus der Hand fiel. Sein Zug nach *Rußland* wäre vielleicht unterblieben, wenn er ſich an *Darius den Achämeniden* hätte erinnert; und ſein Thron ſtünde noch, wenn er hätte bedenken wollen, daß nur *Liebe und Vertrauen der Völker* unüberwindlich macht.

Wer die Geſchichte ſtudirt und die Menſchen der Mitwelt mit den Menſchen der Vorwelt vergleicht — kann als Prophet in die Zukunft ſchauen!

Zu viel Regieren iſt ſchädlicher als zu wenig Regieren. Ein Text für eine Predigt, in einer kleinen Republik zu halten.

61.

Albrecht der Unartige hieß ein gewiſſer Landgraf von Thüringen. Das waren doch noch gute Zeiten, wo man ſelbſt Fürſten bei ihrem rechten Namen nannte, und das war gewiß ein guter Fürſt, von dem man nichts Schlimmeres zu ſagen wußte, als daß er nicht artig ſei!

62.

Zur Feier des Geburtstages des Königs von Preußen wurde zu Berlin eine öffentliche Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften gehalten, in welcher Herr Erman eine Abhandlung über eine eigenthümliche Wechſelwirkung der zwei elektriſchen Thätigkeiten vorlas. Was dieſer Gegenſtand mit der Feier des Tages gemein hat, iſt ſchwer zu ermitteln, es müßte denn zur Sprache gekommen ſein, wie man das Volk mit Liebe für König und Vaterland elektriſire. Jetzt ſage noch Einer, daß in Deutſchland nicht Wiſſenſchaft und Staatsleben ineinander greife, und daß die Gelehrten revolutionirten!

63.

In einem Berichte über den Verkehr auf der Leipziger Oſtermeſſe heißt es: Tüchtiges Sohlenleder iſt eine wahre Seltenheit. Der Freiheitskampf im ſüdlichen Amerika verſperrt noch immer die Zufuhr echter Buenos-Ayres-Häute.« Wenn wir Europäer noch einſt wegen Amerika barfuß gehen müſſen, ſo iſt der Mangel an Sohlleder gewiß nicht der einzige Grund. Aber welche bewunderswürdige, kunſtreiche Kette zieht durch den ganzen Erddiameter, von unſern Füßen bis zu den Köpfen und Herzen der Amerikaner hin! Wenn wir wollten, ſo könnten unſere Köpfe nicht weniger als unſere Füße, Vortheil von ihnen ziehen. — 1819. —

64.

In der letzten Sitzung der Bairiſchen Volksvertreter hat der Abgeordnete Behr mit einer Arie aus der Zauberflöte geſchloſſen: »In dieſen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht.« Das müßte ein großer Spötter ſein, der deswegen ſagen wollte, Herr Behr hätte nicht daran erinnern ſollen, daß die Sache eine Komödie war. Denn wahrlich, das war ſie nicht. Hält man ſich an das Körperliche, Sichtbare, Ergreifliche, ſo iſt bei der Bairiſchen Ständeverſammlung freilich nicht viel geſchehen. Aber dieſes iſt der Gang der Natur. Eine jugendliche Seele darf ſich nicht allzufrüh in ſchroffe Anſichten, feſte Grundſätze und eigenſinnige Beſchlüſſe verknöchern, damit ſie ſich frei entwickeln könne. Ein großer ſchöner Geiſt hat ſich im Bairiſchen Volke entfaltet. Der Boden des Landes iſt kräftig und tief aufgewühlt und durchackert worden. Der nächſte Jahreswechſel bringt die Saat, die dann folgende die Aernte. Und wiederum hat ſich gezeigt, wie ruchlos die Verläumder des deutſchen Volkes ſind. Wo Ruhe iſt, da iſt Kraft; wo Wärme, da iſt Licht; wo Stille, da iſt Aufmerkſamkeit und Lernbegierde; und dieſes Alles hat ſich in dem Wirken der Baieriſchen Ständeverſammlung ſo ſchön offenbart. — 1819. —

65.

Das Franzöſiſche Sprechen. — Man hat den Witz eines Voltaire, eines Jean Paul, eines Swift, eines

Cervantes — jene Lächerlichkeit des Franzöſiſch-Sprechens ſteht zu hoch, keine ſatiriſche Züchtigung vermag ſie zu erreichen. Das Herz ergrimmt in der Bruſt, zum Kampfe ballt ſich die Fauſt, wenn uns eine ſolche Albernheit in den Weg tritt. Unter allen Gründen, warum die höhern Stände in Deutſchland die Franzoſen gehaßt haben, ſteht die Furcht, ihre Götter-Sprache möchte hierdurch zu bürgerlich werden, gewiß oben an.

66.

Oeffentliche Blätter erzählen: Die Aufführung Wilhelm Tell's werde in Deutſchland verboten werden. Das hieße ja verblümt, wir hätten auch unſere Geßler. Das war ein guter Schütze, der dieſen Pfeil des Spottes abgeſchoſſen! Schlafen die Cenſoren? — 1819. —

67.

Für die Juden. — Die neapolitaniſche und die päpſtliche Regierung haben oft ſonderbare Mittel ergriffen, die öffentliche Sicherheit zu erhalten: ſie haben mit den Räuberhauptleuten Verträge geſchloſſen. Doch nie hat man gehört, daß ſie, um Reiſende vor Straßenräuberei zu ſchützen, das Reiſen verboten hätten, das hieße ja Zahnſchmerzen durch Kopfabhacken heilen. Die Frankfurter Polizei hat dieſen Zweig der Verwaltung vervollkommnet. Einige Tage nach dem Volksauflaufe, der gegen die Juden gerichtet war, ging ein jüdiſcher Hühneraugenſchneider nach dem Dorfe Bornheim, wo er ſeit vielen Jahren als unausbleiblicher Sonntagsgaſt bekannt iſt. Da das Wirthshaus, wo er einkehrte, nur von dem gebildeten Bürgerſtande und von keinen fremden Handwerksburſchen beſucht wird, die ja, wie Jedermann weiß, allein an den Unruhen Theil genommen, ſo blieb unſer iſraelitiſcher Fußarzt ungeneckt, trank ruhig ſeinen Wein und begab ſich hierauf nach Hauſe. Auf dem Rückwege begegnete ihm ein reitender Polizei-Beamte, der ihm befiehlt, ſich den folgenden Tag auf dem Amte einzufinden. Dort erſchienen, wird ihm ſein Leichtſinn, ſich unter Chriſten zu miſchen, vorgehalten, und ihm, damit Reibungen verhütet werden mögen, der Beſuch Bornheims unterſagt. Einen Tag ſpäter begegnet unſer Jude dem nämlichen Polizei-Beamten in der Stadt, und ſagte demſelben (nämlich wie der Polizei-Beamte behauptet), er werde doch wieder nach Bornheim gehen. Vorladung den andern Tag — auf's Polizeiamt? Nein, auf's Polizeigefängniß. Dort wird ihm verkündigt, er müſſe 24 Stunden eingekerkert bleiben, zur Strafe, daß er geſagt, er werde dem Befehle, Bornheim zu meiden, nicht gehorchen. Das Urtheil ward auch ſogleich vollſtreckt. —

Ueber dieſes Verfahren tadelnd zu reden, iſt vielleicht ganz fruchtlos; denn an Orten, wo ſich Beamte ſolche ſchwere Verletzungen der perſönlichen Freiheit erlauben dürfen, da liegt die Wurzel des Uebels tief, und das Abſchneiden eines Zweiges deſſelben zerſtört den Giftbaum nicht. Die Juden von chriſtlichen Verſammlungen entfernt zu halten, um ſie gegen Beleidigungen zu ſchützen, iſt ein Mittel, das eben ſo unklug, als ungerecht iſt. Es iſt unklug, weil durch eine ſolche geſellige Excommunikation die leidenſchaftliche Abneigung gegen die Juden nur genährt wird; es iſt ungerecht, weil man keinem Bürger ſeine geſetzliche Freiheit beſchränken darf, um ihn einer ungeſetzlichen Verfolgung zu entziehen. So weit betrifft dieſe Sache den »Juden«, und wird daher bei manchem Leſer keine Theilnahme finden. Wenn aber Jemand, der ſich eine Polizeiübertretung hat zu Schulden kommen laſſen, ſtatt vor das

Polizeigericht geladen, dort vernommen, und darauf nach Recht und Form verurtheilt zu werden, gleich auf's Gefängniß citirt, und ihm, ohne Vernehmung, ohne vorläufige Protokollführung, und ohne Richterſpruch, Kerkerſtrafe auferlegt wird, ſo liegt doch vielleicht etwas hierin, was auch das Gefühl der Judenhaſſer empören kann. Und darum — ich komme immer darauf zurück — und darum haben wir das Fegefeuer der Franzoſen ausgeſtanden, um nach der Erlöſung nicht ins Paradies, ſondern in die Hölle zu kommen. — 1819. —

68.

Bei der auch in Heidelberg Statt gefundenen Juden-Verfolgung wurden drei Häuſer ganz ausgeplündert. Die Studenten, mit den Profeſſoren Daub, Thibaut und Andern an ihrer Spitze, ſtellten die Ruhe wieder her, und ihnen allein haben die Juden ihre Rettung zu verdanken. Die Polizei, welche, wie in vielen deutſchen Staaten, behender iſt, ruhigen Bürgern den Frieden zu nehmen, als ihn beunruhigten zu geben, hatte auch dort wenig gethan und ſich kaum ſehen laſſen. Man ſollte alle Polizeien zwar für die guten Dienſte, die ſie während der herrlichen napoleoniſchen Zeit geleiſtet, belohnen, aber ſie außer Dienſt ſetzen und in einem Invalidenhauſe zu Tode füttern laſſen. Sie ſind eben ſo gefährlich, wie die geläuteten Glocken bei einem Gewitter, die den Blitz nur anziehen. Die Heidelberger Studenten haben durch ihr Verfahren gezeigt, daß ſie den wahren Geiſt der Freiheit nicht verkennen. Ihre unabänderliche Beſtimmung iſt und bleibe, ſich der Philiſterei entgegenzuſetzen, mag dieſe nun hinkend oder mit Bocksſprüngen ſich zeigen. Der deutſche Philiſter iſt gleich abgeſchmackt als despotiſirender Beamte und als demokratiſirender Spießbürger; er wechſelt nur zwiſchen dürrer Nüchternheit und dämiſchem Bierrauſche. — 1819. —

69.

Wer im Unglücke ſtolz bleiben kann, der hat das Unglück nicht oder nicht ganz verſchuldet.

70.

Man ſpricht von einer Central-Polizei der deutſchen Bundesſtaaten, die an einem im Mittelpunkte Deutſchlands gelegenen Orte errichtet werden ſoll. Ueber ihren Zweck weiß man nichts Näheres; wahrſcheinlich will ſie gleiches Maaß und Gewicht im Gedanken-Verkehr einführen.

71.

Ein griechiſcher Philoſoph hat geſagt: Die Reitkunſt iſt das Einzige, was die jungen Fürſten genau lernen; ihre andern Lehrer ſchmeicheln ihnen; die mit ihnen kämpfen, laſſen ſich hinwerfen; aber ein Pferd wirft jeden Ungeſchickten ab, ohne den Armen oder Reichen, den Herrn oder Knecht zu unterſcheiden.

72.

Die ſpaniſchen Granden haben das Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Könige zu erſcheinen. Daher kömmt wahrſcheinlich die auch an manchem deutſchen Hofe herrſchende Sitte: Den Kopf nicht ſehen zu laſſen.

73.

In Bonn wird auch die ruſſiſche Sprache gelehrt, und den Rheinländern hierdurch Gelegenheit gegeben, den Monteſquieu, den Rouſſeau und den Voltaire der Koſaken verſtehen zu lernen.

74.

Henriette Sontag in Frankfurt.[*] — Wir mögen lachen, doch erboßen wollen wir uns nicht über dieſes ſeifenblaſige Entzücken einer grauen Zeit, welcher der Ernſt gebührte. Die guten Deutſchen loben ſo gern — nach, daß ſie niemals die Geduld haben zu warten, bis ihr Lob kühl, klar und zu Zucker geworden, ſondern es ſchon als Syrup verbrauchen und in anwidernden Lebkuchen ſpenden. Henriette Sontag — dieſes rühmen Alle, die ſie auch außer der Bühne kennen, ſoll ſolche bald vierſchrötige, bald ſchwindſüchtige Schmeicheleien mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit aufnehmen und ſo gutmüthig ſein, nicht einmal darüber zu lachen. Möge ſie dieſen reinen Sinn auch in Paris bewahren! Doch ſollte ihr etwas Verzeihliches begegnen, ſollten ihr die gewürzteren Schmeicheleien der franzöſiſchen Küche das Herz verderben, dann eile ſie ſchnell nach Frankfurt zu unſerer Theaterdirektion, und dieſe Hungerkur wird ſie gewiß bald wiederherſtellen. Sie hat das ſchon erprobt. Das gute Kind, gewöhnt, überall als ein Schmuck mit Baumwolle umwickelt zu werden, hat die packtuchene Berührung unſerer kaufmänniſchen Theaterdirektion ſehr rauh gefunden, und hat empfindlich darüber geklagt. Man hat ihr mit dem größten Eigenſinne Rollen aufgedrungen, die ihr nicht lieb waren, und die ihrer Wahl zurückgewieſen, und man hat ſie bei der Bezahlung — ich ſage, um mich nicht lange zu beſinnen: geprellt. Als ſie ein früheres Mal hier auftrat, bekam ſie bei verdoppelten

---

[*] Nachtrag zu dem bekannten Aufſatze, der zuerſt vollſtändig im Morgenblatte für 1827 erſchien, ohne den hier mitgetheilten Schluß aber im erſten Theile der dritten Ausgabe von Börne's Schriften ſteht. Anm. v. A. M.

Eingangspreiſen die halbe Einnahme. Sie erbot ſich diesmal in Briefen aus Berlin, unter gleichen Bedingungen zu ſingen. Man ſchrieb ihr aber zurück: dieſes ſei durchaus nicht thunlich, man dürfte es nicht zum zweiten Male wagen, die Eingangspreiſe zu verdoppeln, denn das Publikum ſei ſchon das erſte Mal über dieſe Neuerung ſehr aufgebracht geweſen; man wolle ihr dagegen für jede Vorſtellung fünfzig Louisd'ors geben. Fräulein Sontag ging dieſes ein. Als ſie aber hierher kam, verdoppelte man die Eingangspreiſe doch, und wollte von dem Vertrage nicht abgehen, und als es zur Ausbezahlung der bedungenen fünfzig Louisd'or kam, gab man ihr ſtatt Louisd'or Friedrichsd'or; nämlich die Sontag, die als eine Berlinerin ihren Friedrich im Herzen hatte, ſchrieb: »Ja, ich bin es zufrieden, ich will für jede Vorſtellung fünfzig Friedrichsd'or nehmen.« Aber dieſes war offenbar nur ein Schreibfehler, der aus einem ſchönen Patriotismus entſprungen, und es läßt ſich gar nicht denken, daß ſie ſich zu weniger verſtanden, als man ihr angeboten. Doch unſere Theaterdirektion, welcher die vier Vorſtellungen der Sontag fünftauſend Gulden reinen Vortheil gebracht, hielt ſich an den Schreibfehler, und durch dieſe Rabuliſterei verdiente ſie noch zwei bis dreihundert Gulden mehr. Fräulein Sontag hätte klagen ſollen; der Gemahl der Theodora hätte gewiß nicht gegen ſie entſchieden. Auch wollte unſere Sängerin, größtentheils zum Vortheile der Wittwe eines hieſigen Kapellmeiſters, der viele Jahre die Oper geleitet, und welchem unſer Orcheſter ſeine ganze Vortrefflichkeit verdankt, im Schauſpielhauſe ein Konzert geben; aber das Haus wurde ihr verſagt, ob es zwar für einen Tag gefordert wurde, wo keine Vorſtellung war. Der Direktor des Theaters ſoll ſie bei dieſer Gelegenheit ſehr rauh und barſch behandelt haben. —

Gegen dieſen Präſidenten werden ſeit undenklichen Zeiten Klagen geführt, und dennoch wird er alle Jahre von den Unzufriedenen freiwillig wieder zu dieſer Stelle gewählt. Der Mann muß doch ſeine Verdienſte haben, er muß unentbehrlich ſein. Auch weiß er das, und er hat geſchworen, man ſolle ihn nur todt aus dem Theater tragen.

75.

Friedrich der Große ſagte: »wenn ich eine Provinz züchtigen wollte, ſo würde ich ihr Gelehrte zu Beamten geben.« Dieſe Anſicht des großen Königs iſt in Deutſchland noch ſtark herrſchend, und die meiſten Provinzen werden väterlich, das heißt von Ungelehrten regiert.

76.

Man würde mich ſteinigen, ſchreibt Amelot, wenn ich hundert herrlich blühende Familien nennen wollte, die alle ihre Größe der Verrätherei des Vaterlandes zu verdanken haben.

77.

Wenn man »Bahrdt mit der eiſernen Stirne« geleſen, ſo begreift man kaum, wie die höheren Stände noch mit einem Manne, wie Kotzebue, eine nähere Verbindung unterhalten konnten, da er doch ein ſo durchaus ſchlechter und geſinnungsloſer Menſch war. Vielleicht wird die Sache dadurch erklärlich, daß ſie auf Polizeiſpionerie eine größere Wichtigkeit legen, als billig — weil ſie der Meinung ſind, daß ſich die Welt durch Polizeiſpionerie regieren laſſe, indem, wenn man Alles wiſſe, man auch Alles vorſehen könne.

78.

So viel Tauſend Vögel, ſagt Fontenelle, ſind ſchon in

Netzen gefangen worden, und werden noch täglich darin gefangen, keiner flieht die Stricke, die ſeinen Voreltern tödtlich waren. Das iſt die wahre Geſchichte des Verſtandes der Menſchen. Es ſteht immer wieder eine neue Welt auf, die eben ſo vernünftig ſein will, als die alte; der Menſch wird nie durch alte, der Menſch wird nie durch Anderer Fehler klug. Er will es auf eigene Gefahr und Koſten werden.

79.

Die Erfahrung Anderer kann wohl dazu dienen, unſere eigene zu ordnen und in Regeln zu bringen; aber ſie macht uns eben ſo wenig klüger, als wir ſatt werden von dem, was unſer Nachbar gegeſſen hat. Wir glauben wohl Jedem gern, der uns ſagt: morgen oder in zwanzig Jahren werde ein Komet erſcheinen; aber wo Leidenſchaften und Abneigungen ſich einmiſchen, da wird eine Brille unſere falſche Anſicht nur vergrößern. Möchten ſich dieſes die Altklugen merken, und zur Belehrung der Unbeſonnenen nicht immer Exempel auf Exempel häufen. Man lernt fremde Weisheit alsdann erſt ſchätzen, wenn man ihrer nicht mehr bedarf.

80.

Endlich iſt der Berg in's Kindbett gekommen und hat ein weißes Mäuschen geboren. Es war eine ſchwere Zangengeburt, aber die Farbe iſt die der Unſchuld und erfreulich. Die Allgemeine Zeitung enthält ein Schreiben aus Berlin vom 28. Auguſt, eine Fortſetzung des Verſchwörungs-Traumbüchleins (gedruckt in dieſem Jahr), und ſolchen Inhalts, daß man wohl merkt, nicht ein wiſſenſchaftlicher Drang allein habe es veranlaßt. Die darin enthaltene Darſtellung iſt dreiviertel-offiziell. Es wird erzählt, daß die feſtgenommenen Verſchwornen unſchuldig befunden und frei gelaſſen werden — müſſen. Indeſſen ſei, was man gethan, wohl gethan geweſen. Der pedantiſchen Gerechtigkeit, welche nur auf Beweiſe ſehe und höre, habe man ſolche Unterſuchungen nicht anvertrauen dürfen, ſondern der flinken Polizei, die, wenn ſie ſich geirrt, ein Schnippchen ſchlägt und immer munter bleibt. Dann wird ſehr vernünftig geſprochen über die Zeit, wenn die Regierung an die Jünglinge kömmt, welche daher mit Verſtand zu erziehen ſeien. Endlich wird bemerkt, daß eine Verfaſſung das Hauptmittel wäre, allen Unruhen ein Ende zu machen. Wenn die traurige Erfahrung, daß man von einer Verſchwörung nichts erfahren, endlich zu dieſer Einſicht geführt, ſo war die Kenntniß ſelbſt mit einigen Gewaltthätigkeiten nicht zu theuer bezahlt. Auch die Jünglinge und Männer, welche ihr Blut für das Vaterland ſchon früher vergoſſen, werden die allgemeine Freiheit mit der kurzen Entbehrung der Ihrigen nicht zu theuer erkauft achten. — 1819. —

81.

Als Heraclius nach einem glücklichen Feldzuge gegen die Perſer mit vier Elephanten und dem von den Feinden zurückgegebenen Kreuze triumphirend in Conſtantinopel einzog, verglichen die geiſtlichen Herren den Kaiſer mit Gott dem Allmächtigen, daß, ſo wie Jehova in ſechs Tagen die Welt geſchaffen und am ſiebenten geruhet, ſo auch Heraclius ſechs Jahre mit den Perſern Krieg geführet und im ſiebenten des Friedens genoſſen habe. — Wäre aber nur Heraclius im achten Jahre zu Hauſe geblieben! So aber zog er mit dem Kreuz nach Jeruſalem, nahm zu Edeſſa den Neſtorianern ihre Hauptkirche ab und gab ſie den ſogenanten Orthodoxen, hob die Duldung, welche die Perſer überall eingeführt gehabt, ſchonungslos auf, jagte die Juden, die ſich nur auf 3000 Schritte der heiligen Stadt nähern durften, aus Jeruſalem, und bahnte durch dieſes Regulativ den von ihrer neuen Religion begeiſterten Arabern den Weg in's Herz von Aſien!

82.

Ich habe vor länger als zwanzig Jahren eine Art Tragödie, betitelt: der habſüchtige Erbe, geleſen. Das Stück war zur Zeit Ben-Johnſon's geſchrieben und, wie viele Werke jener Zeit, im höchſten Grade geſchmacklos; aber es war ein Gedanke darin, der mir im Gedächtniſſe eingeprägt geblieben iſt. Dieſer Erbe vergiftet im erſten Akt einen Anverwandten, nach deſſen Vermögen er gierig iſt; und er vergiftet ihn auf eine ſonderbare Weiſe. Er hat ſich als Arzt verkleidet. Sein alter Anverwandter iſt krank, weil er ſein ganzes Leben lang ſtarke Getränke im Uebermaße genoſſen hat; und jedes Mal, daß er den angeblichen Arzt fragt, welche Mittel er gebrauchen ſoll, verordnet ihm dieſer, nachdem er ihn ausgefragt, was ihm am meiſten geſchadet, die Doſis zu verdoppeln. Es iſt etwas Traurigkomiſches in dem Erſtaunen des Alten, der bei jeder Verordnung die Augen auf ſeinen Aesculap heftet, dann ſich ſeufzend unterwirft, und endlich als Opfer ſeiner Folgſamkeit ſtirbt.

Indem ich ſeit zwei Tagen über die Lage Europa's nachdachte, hat es mir geſchienen, daß es heute von der engliſchen Trauer-Komödie eine Vorſtellung im Großen giebt. Die Regierungen haben die Rolle des Kranken, die Privilegirten die des Erben genau übernommen; die vergifteten Heilmittel, welche Letzterer vorſchreibt, das iſt die Willkühr.

Bei jedem traurigen Vorfalle, welchen die Tirannei, das gebrochene Wort, die despotiſchen Maßregeln verurſachen, glaube ich den verſtellten Arzt dem Alten zurufen zu hören; verdoppelt die Doſis! Die Doſis iſt verdoppelt und das Uebel wird ſchlimmer. Wird man die Doſis verdoppeln, bis der Tod erfolgt? Das iſt die Frage. — 1819. —

83.

In London hat man eine Schrift aus China erhalten, die, wie man ſagt, von dem Reichs-Cenſor Yu-She verfaßt iſt. Es iſt bemerkungswerth, daß darin dem Volke geſagt wird: Die Regierung allein ſei die Urſache der Empörungen. — Es verſteht ſich, nur in China, bei uns iſt das anders.

84.

Die böſen Handlungen einer Regierung wirken raſch, weil ſie die Unterſtützung aller Derer genießen, die daraus Vortheile ziehen; die guten aber wirken nur langſam, weil ſie Hinderniſſe, wenigſtens keine Beförderung finden.

85.

Wie wenig noch die Deutſchen politiſch aufgeklärt ſind, wie klein ihre Vaterlandsliebe, wie matt ihr Freiheitsgefühl ſei, dieſes zeigt ſich unter Anderm auch, wie Journale geſchrieben und geleſen werden. Schriftſteller und Leſer befriedigen dabei nur einen wiſſenſchaftlichen Trieb. Daher bei dieſen nur der Wunſch, Unterhaltung zu finden. Daher bei jenen nur das Bemühen originell und mannigfaltig zu erſcheinen. Die wiederholte Unterſuchung über den nämlichen Gegenſtand, und ſei er noch ſo wichtig, wird weder gefordert noch zugeſtanden. Die franzöſiſchen Schriftſteller werden nicht müde, über das, was ihnen wichtig dünkt, das ganze Jahr zu reden. Die Deutſchen haben oder machen ſchon Langeweile bei der dritten Wiederholung. Unter manchen ſchlechten Quellen, aus welchen dieſe Zerſtreuungsſucht entſpringt, iſt freilich auch eine reine. Nämlich der Deutſche iſt ſo treu und ſo ehrlich, daß er meint, alle Fehler der Regierungen entſtünden nur aus einer mangelhaften Einſicht, und es bedürfe blos eine Aufklärung dieſer, um jene verſchwinden zu machen; dazu wäre aber hinreichend, daß zwei- oder dreimal eine Sache gerügt werde. Geſchieht es nun öfter, ſo haben ſie gleich Mitleiden, werden verdrüßlich und ſagen: es ſei genug davon geſprochen, und man möge aufhören. Sie begreifen nicht, daß alle Untugenden aus dem Herzen entſpringen, und daß man, um auf dieſes zu wirken, gar nicht ablaſſen müſſe mit dem Bemühen; ja daß, wenn auch endlich ein fehlerhaftes Verhältniß im Staate in die gehörige Ordnung gebracht, man dennoch fortfahren müſſe, um es darin zu erhalten. So habe ich mehreremale hintereinander von der deutſchen Preßfreiheit geſprochen, weil mir dieſe bei der jetzigen Lage der Dinge als das Wichtigſte erſchien. Nicht als wäre mit ihr das Glück des Vaterlandes vollendet, denn man kann die Freiheit haben den Mund zu öffnen, und doch Hungers ſterben, aus Mangel an Nahrung; aber auch beim reichlichſten Eſſen ſtirbt man Hungers, wenn einem der Mund verbunden wird. Dann habe ich öfter gegen die Judenverfolgungen geeifert, weil ich mir keine Freiheit denken kann ohne Gleichheit, und weil ich der Richtigkeit meiner Anſicht um ſo mehr trauen durfte, da ich an den Juden keine hinreißende Liebenswürdigkeit finde, die mein Urtheil zu ihrem

Beſten hätte beſtechen können. Da ich mich nun in dieſen beiden Gegenſtänden wiederholt hatte, fielen Freund und Feind über mich her, und waren toll, daß des Geredes gar kein Ende nehme, und verlangten Miscellen. Doch werde ich mich nicht darum bekümmern; ich kenne keine Wahl zwiſchen Nutzen und Gefallen.

Rettung.*)

Es war im Mai, an einem jener ſchönen Tage, wo der Menſch und die Natur ihre Schwüre wechſeln, und die geſchmückte Braut uns mit tauſend Reizen umſchlingt, und die Sorgen von der Stirne, den Kummer aus dem Herzen ſchmeichelt, und unſere Vergangenheit mit einem Schleier bedeckt und mit Blumen unſere Zukunft. Jeder Athemzug iſt ein Kuß, zurückgegeben vom Balſamhauch der Luft. Der Himmel regnet ſein Licht herab und die warmen goldnen Tropfen fallen von den Bäumen auf die Erde nieder, und tauſend Gräſer und Würmchen, tauſend Käfer und Blumen laben ſich daran.

Ich ſaß unter einer Eiche im Gehölze von Boulogne. Der alte Baum, ein erfahrener geſchwätziger Neſtor, ſagte mir viele weiſe Dinge und erzählte mir viele traurige und luſtige Geſchichten, von andern Menſchen, die zu ſeinen Füßen gelegen, geliebt und geſcherzt, geweint und geſungen, und von einem Betteljungen, der in ſeinem Schatten jauchzend einen gefundenen Pfefferkuchen verzehrt, und dann

---

*) Aus der von J. Venedey 1834 zu Paris herausgegebenen Monatsſchrift „Der Geächtete.“

König geworden, und ſorgenvoll von goldnen Schüſſeln geſpeiſt. Ich horchte der Weisheit und der Erfahrung. Aber die Nachtigall im Gebüſche ſpottete bald mit ihren blühenden Liedern die welke Vergangenheit fort, und ich verließ die Weisheit und die Erfahrung, und folgte der Schönheit und der Hoffnung.

Kinder mit roſenlächelndem Geſichte ſpielten in meiner Nähe zu den Füßen ihrer Mütter, Wanderlehrlinge, und ſo oft ſie ihre kleinen Schritte ſchwankten, war es wie Blumen, die der Wind bewegt.

Jetzt jagen ſchöne ſtolze Frauen auf muthigen Pferden, von huldigenden Männern begleitet durch den Wald. Reitet ſchnell, denn die Freude iſt noch ſchneller als das Pferd; bald überholt ſie euch!

Aber ein altes dürftiges Weib ſah den Reitern mit ihren angelaufenen gläſernen Augen nach und ſeufzte. Sie ſaß auf einem Erdhügel vor dem großen Kamine des Frühlings, in dem die Sonne brennt — ſeit ſechs Monaten das erſte Feuer, das ſie nicht mit Hunger bezahlt. Ach! ſo lange die armen Leute ihren Froſt ſtillen, ſchreit ihr Hunger; ſie verbrennen Brod die armen Leute! Muß denn das ſo ſein?

Muß denn das ſo ſein? .... Ich hob das Buch von der Erde auf, das meinen Händen entfallen war, ein neues Buch, erſt an dieſem Tage erſchienen, das man mir aus der Stadt geſchickt. Und indem ich beſchäftigt war, ſeine Blätter aufzuſchneiden, kam mir etwas in den Sinn, das zugleich lächerlich und traurig war. So ſitzt der Menſch auf der Erde, mit dem Buche des Schickſals in ſeinen Händen, das am erſten Tage der Schöpfung ſchon geſchrieben war. Und der Menſch trennt deſſen zuſammengefaltete Blätter und lieſt darin, und jede Seite iſt ihm ein Jahr, jeder Band ein Jahrhundert, und was er geleſen, iſt ſeine

Vergangenheit, was noch nicht, ſeine Zukunft. Und leſen nennt er leben, und das Buch glaubt er ſelbſt geſchrieben, die Geſchichten darin ſelbſt gethan zu haben; und er iſt ſtolz, und dünkt ſich groß, und dünkt ſich weiſe, weil er — leſen gelernt. Es wäre kindiſch; aber ach! das Buch iſt mit Blut geſchrieben, und das Schneidemeſſer ein Schwert, und der Menſch iſt ein Teufel.

Wie gütig iſt die Natur, wie kurz ihr Zorn, wie ſchnell ihre Verſöhnung! Und ſie zürnt nur um ihre Liebe zu würzen. Wie bald ſchmilzt ihr rauher Froſt in den Thauthränen des Frühlings hin! Es ſind wenige Tage, da ſtürmte noch der Himmel und fuhr die Menſchen hart an; und jetzt lächelt er ihm wieder und bittet dem Menſchen alle Kränkungen ab, die er — von ihm empfangen!

Aber der Menſch! Wann kömmt der Mai der Völker? Hier zürnt ein König ſchon viele Tage, und immer düſterer wird der Himmel, immer nächtlicher der Tag dieſes Landes. Dort geifern erboßte Fürſten ſchon fünf Jahreszeiten, und ſie drohen immer noch, ſtrafen immer noch nicht, froh ihrer ſchleichenden Rache, froh der langen Erwartung. Und ſie wetzen immer noch ihren Haß, und finden ihn immer noch nicht ſcharf genug.

Der Himmel, auch wenn ſein Herz erkaltet, ſchneit ſeine leichte Flocken, eine nach der andern auf die Erde nieder, daß er ſeinen Menſchen nicht zu wehe thue; aber die Fürſten, dieſe Affen des großen Gottes, häufen tückiſch Flocke auf Flocke, bis ſie zur Lawine werden, dann ſtürzen ſie ihren Zorn herab, und Völker werden darunter begraben.

Wende deinen unſchuldsvollen Blick von mir, du holdes Kind; ich kann nicht mehr lieben, noch nicht. Ihr Nachtigallen ſingt dem Schäferknaben; eure goldnen Töne finden keinen Wiederklang in meinem Ohr; es horcht nach dem Donner der Schlacht. Säuſelt mir keine Ruhe herab, ihr Wipfel! Ich kann nicht raſten, ich habe keinen Frieden, ſo lang die Würger der Menſchheit aufrecht ſtehen.

Dort auf der Landſtraße kommen von St.-Cloud her des Königs rothe Lanzenreuter. Staubwolken umwirbeln den langen Zug, und wenn durch eine geöffnete Wolke der rothe Schein der Röcke dringt, iſt es wie der Blitz des Geſchützes durch Pulverdampf. Nebel und Blut, Trug und Gewalt!

Im Frühlinge werden alle Söldlinge in den Waffen geübt und gemuſtert. Die Fürſten wiſſen, es wird eine Zeit kommen, wo ſie wieder haſſen und morden — ſie kennen ihr Herz. Königen blüht kein Frühling, ihnen ſingt keine Nachtigall, ſie haben keine Kinder, ſie haben nur Erben und Sklaven.

Wann kömmt der Mai der Völker? Wie lange noch wird ihr Winter dauern?

Ich verzweifle nie, zweifle ſelten. Nie läſterte ich, wie viele: es iſt keine Hülfe! Nie fragte ich: wird Hülfe kommen? Aber ich fragte oft: woher kömmt uns Hülfe? Auf welchem Wege naht ſie uns?

Und ſie kam, die Hülfe, und der Weg ward mir gezeigt, auf dem ſie nahte, und ſchon ihr fernes Licht erwärmte mich, und mein Herz jubelte Maitrunken. Und ich küßte das Buch, das uns Gott geſandt: De La Mennais' Worte eines Glaubenden, und der Zeiten gedenkend und der Zeit vergeſſend, las ich das Buch zu Ende. Die Sonne ſank, der Abend dämmerte, und je tiefer die Sonne ſank, je höher ſtieg meine Hoffnung, und je dunkler der Abend dämmerte, je heller ward es in mir.

Die Wehen der Zeit wurden immer ſtärker, und als es

Noth war, daß ein Geburtshelfer käme, ſchickte ihn uns der Himmel.

Wahrlich, dieſes Buch iſt ein goldner Schlüſſel, der tauſend ſtillſtehende Herzen in Bewegung ſetzen, tauſend abgelaufenen Geiſtern wieder Leben geben wird. Und was edle Menſchen geträumt, werden ſie erwachend als wahr erkennen und es faſſen. Und was gute Menſchen geglaubt, wird ihnen zum Wiſſen, und mit Zahlen, Maas und Gewicht, ihr beſtimmtes, ſicheres, zu ſchätzendes Eigenthum werden. Und das kalte, bleiche, todte Wiſſen der Schriftgelehrten, wird ſich aus ſeinem Buchſarge erheben, und von der Liebe angehaucht zu Fleiſch und Blut werden, und lebend unter den Lebendigen umherwandeln und nicht länger als ein Geſpenſt die Unwiſſenheit und den Aberglauben erſchrecken.

Geprieſen ſei de La Mennais, der uns den Nervenlauf der menſchlichen Leiden gezeigt, und den kranken Völkern eine weiſe Lebensordnung vorgeſchrieben. Geprieſen ſei er, daß er uns die liſtigen Geheimniſſe des großen Schachſpiels aufgedeckt, und das Volk belehrt, wie es nur eines leichten Griffes mit ſeiner breiten Hand bedürfe, das todte Königsſpiel über den Haufen zu werfen, und dann auf befreiten Feldern Korn, Früchte und Blumen zu ſäen.

Jetzt faßt nur eure gewaltigen Beſchlüſſe, ihr weiſen Fürſtenräthe in Wien! Mit der Vollmacht des Himmels in der Hand, werden wir mit euch rechten, und mit unſerm Rechte in der Hand gegen euch kämpfen. Ihr habt des erſten und des zweiten Teſtaments geſpottet, dieſes dritten lacht ihr nicht.

Das aber wird das Schickſal dieſes Buches ſein, und ſo wird es kommen. Wenn ſein Licht in die dunkeln Gewölbe der Klöſter, zwiſchen die Mauern der lichtkargen

Kirchen, in die Schlafzimmer der Fürſten und Staatsmänner bringt, werden die Fledermäuſe und Eulen aufflattern, und die ſchlafenden Völkerwächter werden erwachen, und erboßt ſein, daß man ſie aus dem Schlafe geweckt. Dann werden ſie nach ihren Nachtwächtern ſenden, daß ſie das ruheſtörende Buch gefangen nehmen. Die Mächtigen und die Reichen, die das Buch geleſen, werden es verwünſchen. Der Adel der Gelehrten wird es verſpotten. Manchen unter den Gebildeten würde es gefallen, wäre nur keine Religion darin; aber mit etwas Glauben iſt ihnen auch das koſtbarſte Wiſſen zu theuer bezahlt. Nach einiger Zeit wird man nicht mehr von dem Buche ſprechen, und es vergeſſen. Und jetzt beginnt ſeine Wirkung. Es wird in das Volk dringen, ſich unter dem Volke verbreiten, von Hütte zu Hütte, von Hand zu Hand. Und ſein Wort wird von Mund zu Mund, ſeine Lehren von Ohr zu Ohr, ſein Licht von Aug' zu Auge wandern. Und Millionen werden erſtaunen, daß ſie erſt jetzt erkennen, was ſeit Jahrhunderten unter ihren Augen geweſen. Und Millionen werden erſtaunen, daß ſie erſt jetzt bedenken, was ſie ſchon längſt gewußt. Und dann wird ſich ein Herz an das andere, eine Hand an die andere ketten. Und die Kette wird immer länger und länger werden, bis das Volk ſeinen Rieſen-Kreis geſchloſſen, und Ihr umringt ſeid. Dann rettet nichts mehr: —

»Das Thier, das von Fleiſch und Blut lebt.« Und die Welt athmet frei.

Fragment über Erziehung.

Ich kenne nichts Heiligeres als das Geſchäft eines Erziehers, und nichts Erbärmlicheres als die Art, wie es die Meiſten treiben. Wie es Alle treiben, will ich ſagen, und es kann nicht anders ſein. Denn da alles Handeln Objektivirung der Idee iſt, ſo iſt jede Handlung ein ſeelenloſer Leib, der keine Idee als Vorbild beiwohnet. Der Begriff, den man gewöhnlich von der Pädagogik aufſtellt, iſt ein ſolcher, der ſeiner ſelbſt ſpottet. Wenn die Idee, die wir von der Erziehungskunſt geben wollen, die wahre iſt, dann wird von ſelbſt aus ihr folgen, daß jede Erziehung undenkbar ſei, wenn nicht eine nationale. Dem die Offenbarung des lebendigen Ineinandergreifens aller Dinge und der ewigen Harmonie zu Theil geworden iſt, für den hat nicht jede Unterſuchung ihren eignen Standpunkt, von dem ſie ausgehen muß. Dem iſt nur einer gegeben, an den er Alles anreiht, der des Abſoluten und der innern Anſchauung. — Handeln heißt ſchaffen, erziehen heißt zum Handeln beſtimmen. — Es iſt die lächerlichſte aller Lächerlichkeiten zu behaupten, die Ideen ſeien angeboren, weil man dadurch zu erkennen gibt, daß man wohl anders denken könne. Auch iſt Handeln nicht Zweck des Erkennens, das Erkennen iſt Zweck der Handlung. — Wenn die Zweckmäßigkeit einer

Handlung den Maßſtab ihres Werthes abgibt, ſo iſt dieſes nicht ſo zu verſtehen, als wenn die Güte der Handlung de Güte des Zweckes parallel ginge, ſondern wir nennen ein Handlung zweckmäßig, die ihren Zweck wirklich erreicht, oder ſo beſchaffen iſt, wie ſie ſein muß, um ihren Zweck zu erreichen, welches auch ſchon im Worte liegt. Daher müſſen wir auch in unſerm Urtheil über die heutige Pädagogik uns nicht beſtimmen laſſen von der Vortrefflichkeit ihre Principien, ſondern von der Art, wie dieſen Principien gemäß gehandelt wird — die Menſchen können irren, de Menſch irrt nie.

Briefe.

Ueber H. Heine.

Aus den Pariſer Briefen. *)

Paris, Sonntag, den 25. September 1831.

— — — Geſtern Abend um 10 Uhr bin ich hier angekommen. — Ich logire im Hotel de princes, eigentlich in dem nebenbei liegenden dazugehörigen Hotel de l'Europe, rue Richelieu. — — Als ich geſtern in's Haus trat, zeigte mir der Wirth das Verzeichniß der im Hotel logirenden Fremden, um zu ſehen, ob keine Bekannten darunter wären. Und da fand ich den Michel Beer und Heine. Aber meine Freude wegen des Letztern ſollte nicht lange dauern. Er hat geſtern gerade das Haus, und wie ich fürchte, Paris verlaſſen. Die Sache iſt mir noch dunkel. Der Wirth ſagt, Heine habe ſeinen Koffer zu Fuld bringen laſſen. Er wiſſe aber nicht, um auf des Fuld's Landhaus oder ganz weg zu reiſen. Den Michel Beer habe ich noch nicht geſprochen,

---

*) Dieſe Auszüge, außer dem vom 12. Okt. 31., der uns von Gutzkow mitgetheilt wird, wurden zuerſt in einer Broſchüre veröffentlicht, welche als „Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine" bei Sauerländer in Frankfurt a. M. im Jahre 1840 erſchien.

vielleicht erfahre ich von ihm, wie es ſich mit Heine verhält. — — Ich habe den Beer geſprochen, mit dem Heine iſt es anders. Der, welcher im Hauſe gewohnt, iſt ein Vetter von ihm. Der rechte Heine iſt in Boulogne, wird bald zurückkommen und den Winter hier bleiben.

Paris, Dienſtag den 27. September 1831.

— — Meine erſte Frage an Madame .... war, wie ihr Heine gefalle? Nun hat dieſe Dame etwas von Ihrer Art, nicht gerne Böſes von den Leuten zu ſagen, ich merke ihr aber doch an, daß er dort im Hauſe *nicht* gefallen. Doch tadelte ſie blos, *er ſpräche ſo ordinär*, und von einem Schriftſteller erwarte man doch auch in der Unterhaltung gewählte Worte. — — — Geſtern Vormittag kam ein junger Mann zu mir, ſtürzt freudig herein, lacht, reicht mir beide Hände — ich kenne ihn nicht. Es war *Heine*, den ich den ganzen Tag im Sinne hatte! Er ſollte ſchon vor acht Tagen von Boulogne zurück ſein, aber »ich war dort krank geworden, *hatte mich in eine Engländerin verliebt*« u. ſ. w. Man ſoll ſich dem erſten Eindruck nicht hingeben; aber mit Ihnen brauche ich mich nicht vorzuſehen, das bleibt unter uns, und wenn ich meine Meinung ändere, ſage ich es Ihnen. Heine gefällt mir *nicht*. Sollten Sie wohl glauben, daß, als ich eine Viertelſtunde mit ihm geſprochen, eine Stimme in meinem Herzen mir zuflüſterte: »*Er iſt wie Robert, er hat keine Seele?*« Und Robert und Heine, wie weit ſtehen die auseinander! Ich weiß ſelbſt nicht deutlich, was ich unter *Seele* verſtehe; es iſt aber etwas, was oft gewöhnliche Menſchen haben und bedeutendere nicht, oft böſe und nicht gute, beſchränkte und nicht geiſtreiche Menſchen. Es iſt etwas Unſichtbares, das hinter dem Sichtbaren anfängt, hinter dem Herzen, hinter dem Geiſte, hinter der Schönheit, und ohne welches Herz, Geiſt und Schönheit nichts ſind. Kurz, ich weiß nicht. Dem . . . traue ich Seele zu und dem Heine nicht! und Sie wiſſen doch, was ich von . . . 's Herzen halte! Es iſt aber etwas dahinter. Ich und meines Gleichen, wir affektiren oft den Scherz, wenn wir ſehr ernſt ſind; aber Heine's Ernſt ſcheint mir immer affektirt. Es iſt ihm nichts heilig, an der Wahrheit liebt er nur das Schöne, er hat keinen Glauben. Er ſagte mir offen, er wäre vom Juste milieu, und wie nun alle Menſchen ihre Neigungen zu Grundſätzen adeln, ſagte er, man müſſe aus Freiheitsliebe Deſpot ſein, Deſpotismus führe zur Freiheit, die Freiheit müſſe auch ihre Jeſuiten haben. Recht hat er, aber der Menſch ſoll nicht Gott ſpielen, der nur allein verſteht, die Menſchen durch Irrthümer zur Wahrheit, durch Verbrechen zur Tugend, durch Unglück zum Heile zu führen. Wie ich hier von Mehreren gehört, ſoll Heine ſich gefallen, eine Melancholie zu affektiren, die er gar nicht hat, und ſoll grenzenlos eitel ſein. Herrliche Einfälle hat er, aber er wiederholt ſie gern, und belacht ſich ſelbſt. Heine ſoll gemein liederlich ſein. Er wohnt am Ende der Stadt, und ſagt mir oft, es geſchähe um keine Beſuche zu haben. — — Sonderbar — geſtern Abend hörte ich bei . . . wiederholt etwas darüber ſpötteln: Heine ſpräche ſo oft und ſo viel von ſeinen Arbeiten. Was doch die Naturen verſchieden ſind! Wenn ich etwas in der Arbeit habe, iſt mir unmöglich, irgend einen außer Ihnen zum Vertrauten meines Geheimniſſes zu machen; mich hält eine gewiſſe Scham davon zurück.

Paris, Freitag den 30. September 1831.

Heine habe ich ſeitdem nicht geſehen. Was ich von ihm höre, gibt mir von ſeinem Charakter keine gute Vorſtellung. Es iſt doch ſonderbar, daß ich immer eine Ahnung davon gehabt, und daß ich in ſeinen Schriften, ſo ſehr ſie mir auch gefielen, die unverkennbarſten Zeichen von Charakterſchwäche gefunden. Und Charakterſchwäche iſt das Gefäß für alle Leidenſchaften, und es wird von den Verhältniſſen, dem Zufalle, dem Temperamente abhängen, was alles hineinkömmt. Er ſoll von grenzenloſer Eitelkeit ſein. Er ſpielt und er konnte nichts thun, was mir größeres Mißtrauen gegen ihn einflößte. Er hat ſchon einmal 50 Louisd'or auf einmal verloren. Den etwas bornirten . . . ſcheint er als ſeine Lobpoſaune zu gebrauchen, welches ich dieſem in Baden ſchon angemerkt.

— — — Heine hat mich dieſen Vormittag beſucht. Er hat ſich nach Ihnen erkundigt und geſagt, Sie wären eine ſehr liebe Frau. Es iſt merkwürdig mit dem Heine und mir. Der erſte Eindruck, den er bei mir gemacht, verſtärkt ſich immer mehr. Ich finde ihn herzlos und ſeine Unterhaltung ſelbſt geiſtlos. Es ſcheint, er hat ſeinen Geiſt nur in den Schreibfingern. Er ſpricht kein vernünftiges Wort und weiß aus mir kein vernünftiges Wort hervorzulocken. Er affektirt Menſchenhaß und Verachtung. Gegen öffentliche Kritik ſeiner Schriften iſt er ſehr empfindlich. Er ſagt mir ſelbſt, er ginge am liebſten mit unbedeutenden Menſchen um. Er iſt ſehr verdroſſen und unheiter. Ich ſah es ihm deutlich an, daß er keine rechte Geduld bei mir hatte und nicht erwarten konnte, bis er fort käme. Auch war ich froh, als er ging, denn er hatte mich ennuyirt.

Paris, Samſtag den 8. October 1831.

— — Ja, mit dem Heine iſt es merkwürdig, wie ich
nich getäuſcht habe. Ich werde Ihnen etwas von ihm
agen, was Sie wundern wird. Heine iſt ein vollkommner
Zacher! wie er das geworden, oder vielmehr als geborner
Jude geblieben, iſt mir ganz unerklärlich. Er hat die
egelmäßige Erziehung und einen viel geordnetern Schul-
nterricht genoſſen, als ich ſelbſt. Er hat ganz die jüdiſche
rt zu witzeln, und opfert einem Witz nicht blos das Recht
nd die Wahrheit, ſondern auch ſeine eigne Ueberzeugung
uf. Dann höre ich überall, er ſei von grenzenloſer Eitel-
eit, und ſolchen Menſchen iſt nicht zu trauen. Sie wechſeln
ie Grundſätze wie die Kleider, um mit der Mode fortzu-
gehn. Seine Neigung zur perſönlichen Satire, ſowohl im
Schreiben als im Sprechen, iſt mir auch zuwider. Sein
Spott iſt ſehr bösartig, und man muß ſich ſehr vor ihm
hüten, daß man in ſeiner Gegenwart von Keinem etwas
erzählt, was er brauchen kann. So erzählte ich einem ge-
neinſchaftlichen Bekannten von uns Beiden, Robert in
Baden jammere, daß in dieſer Zeit ſein Talent zu Grunde
ginge. Einen Tag darauf kömmt Heine zu mir und ſagt,
r habe das erfahren und werde es bei nächſter Gelegenheit
drucken laſſen; aber nicht von Robert, von dem er gut
Freund ſei, ſondern er wolle es erzählen, als habe das
Raupach geklagt.

Paris, den 12. October 1831.

— Bei Heine, den ich übrigens wenig ſehe, habe ich
nichts von dem Eifer für die gute Sache gefunden, den ich
ihm zugetraut. Er hat ihn nicht oder verbirgt ihn, was mir
aber in Beziehung auf mich unerklärlich wäre, da er mich

als einen Gleichgeſinnten kennt, mit dem er nicht zurückzuhalten braucht.

Paris, Donnerſtag den 13. October 1831.

— — Es hat mir Jemand verplaudert, daß ihm Heine unter Gelobung der ſtrengſten Verſchwiegenheit, beſonders gegen mich, anvertraut, er arbeite an einem Werke, ſo etwas über die franzöſiſche Revolution. Er fürchte meine Concurrenz. Was mir dieſe Art mißbehagt, kann ich Ihnen gar nicht genug ausdrücken. Wie iſt es möglich, daß ein Mann wie Heine, von anerkannten großen Verdienſten, ſo kleinlich eitel ſein kann? Geſtern traf ich ihn bei Tiſche. Er verrieth mir, ohne es zu wollen, mit welchen literariſchen Arbeiten er jetzt beſchäftigt iſt. Er fragte mich: was ich von Robespierre halte? ich antwortete ihm: Robespierre und Lafayette ſind die einzigen ehrlichen Menſchen in der franzöſiſchen Revolution. Das ſchien ſeine Meinung auch zu ſein, er wollte mich aushören. So ein kleinliches Weſen kann mich ganz maliziös machen, und ich wäre im Stande, wenn ich einmal erführe, worüber Heine ſchreibt, den nämlichen Stoff zu behandeln, nur um ihn zu ärgern. — — —

Ich komme wieder auf Heine. Sie müſſen aber nicht etwa denken, daß es mir Vergnügen macht Böſes von ihm zu reden, das nicht. Aber er intereſſirt mich als Schriftſteller und darum auch als Menſch. Ich ſammle Alles, was ich von Andern über ihn höre, und ich ſelbſt über ihn beobachte. Da es mir nun langweilig iſt, für mich allein Buch und Rechnung über Heine zu führen, lege ich Alles, was mir von ihm zukömmt, nach und nach in meine Briefe an Sie nieder. Ein ſchwacher Charakter wie Heine's, wie er mir ſchon aus ſeinen Schriften hervorleuchtete, muß in

Paris völlig ausarten. Ich ſehe ihn auf böſem Wege, und werde aus hiſtoriſchem und anthropologiſchem Intereſſe ſeiner Spur nachgehen. So müſſen Sie das anſehen. Geſtern Abend war bei .... von .... neuer Tragödie die Rede, die er in Baden meinem Urtheil unterworfen. Auf Verlangen ſagte ich meine aufrichtige Meinung davon. Madame .... ſagte mir: Vormittag ſei Heine bei ihr geweſen und habe das Drama gelobt. Darauf bemerkte ich: Dann habe Heine geheuchelt, denn er verſtehe das ſo gut als ich. Madame .... erwiderte: ja, wenn man dem Heine 1000 Franken gibt, lobt er das Schlechteſte. Ich: das möchte ich nun gerade nicht glauben, Madame .... Sie können es glauben, ich weiß es. —— Ein Deutſcher erzählte mir, Heine habe ihm geſagt: .... könnte mich nur auf eine Art erkaufen; wenn er mir alle Mädchen von Paris gäbe. (Ich ſage Mädchen; Heine aber gebrauchte den gemeinſten Ausdruck dafür.) Er hat eine Art von Lüderlichkeit, die mir nie weder in Büchern, noch im Leben vorgekommen iſt, und die ich mir pſychologiſch gar nicht erklären kann. Gemeine Sinnlichkeit trifft man häufig; aber doch ſelten wird ein junger Menſch von ſeinen gemeinen Ausſchweifungen, als von etwas Schönem, öffentlich ſprechen. Romantiſche Liebe iſt immer verſchämt und verſchwiegen. Heine aber läuft den gemeinſten Straßendirnen bei Tag und Nacht nach, und ſpricht in einem fort von dieſer häßlichen Gemeinheit, in welcher er ein äſthetiſches Vergnügen findet. Neulich kamen wir Abends vom Eſſen. Er ſagte mir, er ginge in den passage des panoramas — was er dort zu thun habe? — Ich will ſehen, ob keines von den Mädchen, die ich kenne, ein neues Kleid anhat — Heine iſt doch ſchon 30 Jahre alt.

Samſtag den 22. October 1831.

— — Heine war bei mir und hat mir aufgetragen Sie zu grüßen. Er fragte mich, wie oft ich Ihnen ſchriebe, und als er hörte, wöchentlich zweimal, war er ſehr darüber erſtaunt. — — Höchſt bedauernswürdig iſt der Heine, aber nicht bloß zu beklagen, ſondern auch anzuklagen, wegen ſeiner Geſundheit, die er durch Ausſchweifungen zerrüttet und täglich mehr verdirbt. Er hat ſich durch ſein liederliches Leben ſolche Uebel zugezogen, welche die Nerven und den Kopf endlich ganz zerſtören, ſo daß dieſer ſo geiſtreiche Menſch, noch einmal dumm, ja wahnſinnig werden kann, wenn er nicht ſo glücklich iſt, früher das Leben zu verlieren. Er iſt ſo erſchöpft, und das iſt der Ausdruck, womit er gewöhnlich ſelbſt klagt, daß er Abends 9 Uhr zu nichts mehr, nicht zur leichteſten Unterhaltung mehr zu brauchen iſt, und ſich zu Bette legen muß. Er leidet beſtändig am Kopfe. Als er mir heute ſeine Uebel klagte, mochte ich ihm freilich die gefährlichen Folgen derſelben, die er nicht kennt, nicht aufdecken, aber ich gab ihm mit dem wärmſten Eifer die beſten Verhaltungsregeln, wie er ſeine Lebensart einzurichten und ſich zu heilen habe. Es iſt aber nicht daran zu denken, daß er ſie befolgt; denn ſein Charakter iſt zu morſch, er hat nicht die geringſte Willenskraft mehr.

Paris, Donnerſtag den 27. October 1831.

— — Vorgeſtern war die Trauung von Dr. S . . Ich bald geſtorben vor Ungeduld. Das ſoll mir aber zur Warnung dienen. Wenn ich das ſo langweilig an einem Fremden fand, wie unerträglich müßte mir erſt ſein, wenn ich ſelbſt heirathete. Von zehn bis zwei Uhr haben mich die beiden Trauungen auf der Mairie und in der Kirche hingehalten. Ich und Heine waren Zeugen und mußten die Protokolle des Civilſtandes und des Kirchenbuches unterſchreiben. Als der Secretair Heine fragte, wie ſein Name geſchrieben werde? antwortete er: mit einem **Hache**, ſtatt zu ſagen mit einem **Asch** (**H**). Darüber wurde er von S. und H. ausgelacht, was ihn in die größte Verlegenheit ſetzte, denn ſo gern und oft er ſpottet, ſo wenig kann er doch ſelbſt Raillerie ertragen. — — Bei dieſer Heiraths-Gelegenheit, wo ich mit Heine drei Stunden beiſammen war, konnte ich ihn recht gut beobachten und kennen lernen. Nie iſt mir eine feigere Seele vorgekommen, die ſich mit ſolcher Geduld von ihrem Körper tyranniſiren läßt. Er iſt ſo herunter, ſo morſch, ſo bettlägrig in ſeinem ganzen Weſen, daß ich mir im Stillen überlegte, ob er mehr zu verachten oder mehr zu bedauern ſei. Wenn einer mit einem ſolchen unglückſeligen Zuſtande Nachſicht hat, ſo habe ich ſie, denn ich brauche ſie ſelbſt für mich. Ich habe doch auch ſeit meiner früheſten Jugend an Krankheiten gelitten, die mein Gemüth beunruhigten, aber völlig beherrſchen und umwerfen konnten ſie mich doch nie, und mein Stolz ſiegte immer noch über meine Nerven. Heine aber verſuchte nicht den geringſten Widerſtand, und wie eine Wetterfahne gibt er jeder Laune des Windes nach. Zerriſſen, ausgefaſert, wie ein alter Weiberrock, verdroſſen, niedergebeugt, wehmüthig, wie einer der den Katzenjammer hat — ich möchte ſo nicht leben. Sollte einmal in Deutſchland eine politiſche Revolution eintreten, ſo würde Heine eine zwar kurze, aber für ihn und die Welt höchſt verderbliche Rolle ſpielen. Er wäre wie alle ſchwache Menſchen, der blutigſten Grauſamkeit fähig. Er iſt von der größten Feigheit, und er hat mir offen geſtanden, daß er in Italien mit Florenz ſeine Reiſe beſchloſſen, weil er ſich gefürchtet nach Rom zu gehen, denn er hat Feinde dort, die ihn gewiß hätten ermorden laſſen (wahrſcheinlich Graf Platen). Chriſtenthum, Religion überhaupt, iſt ihm nicht blos ein Gräuel, es iſt ihm ein Ekel. Und als er unter ſolchen Geſprächen mich auf der Straße verließ und ich ihm eine Weile nachſah, kam er mir vor wie ein welkes Blatt, das der Wind umher treibt, bis es endlich durch den Schmutz der Erde ſchwerer geworden, auf den Boden liegen bleibt, und ſelbſt zu Miſt wird. — —

Paris, Mittwoch den 2. November 1831.

— — — Sonntag habe ich mit Heine bei . . . zu Mittag gegeſſen. Wir trafen uns zufällig vor dem Hauſe und traten zugleich ein. Als wir in's Zimmer kamen, fragte ich Madame . . . ., iſt denn der Boden ſtark genug, kann er zwei große Männer wie wir zugleich tragen? Es war das erſte Mal, daß ich mit Heine in Geſellſchaft war. Mit mir ſprach er wenig, ja er blieb immer von mir entfernt, und ſuchte ſich einen eignen Mittelpunkt. Abends, da mehrere Leute zur gewöhnlichen Sonntags-Geſellſchaft kamen, bemerkte ich, daß Heine mit keinem der bedeutenderen, gebildeteren ſprach, ſondern ſich gerade mit dem Jüngſten in der Geſellſchaft, faſt noch ein Knabe, zur Seite ſetzte, und ſich mit ihm unterhielt. Er war gerade bei beſſerer Laune als gewöhnlich, ich kann ihn alſo nicht einmal mit ſeiner Hypochondrie entſchuldigen. Seit Kurzem iſt eine Schauſpielerin vom dritten Range, mit ihrem Manne, einem Theaterdichter hier. Bei dieſen Leuten iſt Heine zu allen Zeiten des Tags. Und das ſind nicht etwa genialiſch — joviale — lebensluſtige Menſchen, ſondern ganz ſolid — bürgerliche, aber auch ſehr gewöhnliche Menſchen. Was halten Sie von einem ſolchen eitlen Charakter, immer gemeine Umgebung zu ſuchen, um überall der Erſte zu ſein? Man merkt es dem Heine deutlich an, wie er immer gern was beſonderes Auffallendes ſagen möchte, und lieber ſchweigt, als etwas Gewöhnliches ſpricht. Beſonders ärgert mich ſeine Sucht immer Lachen zu erregen. Lachen iſt eine der unterſten Seelenbewegungen, und ein Mann von Geiſt ſollte auf höhere Wirkung ausgehen. Er hat mir neulich geſagt, daß er ſpiele, und ich habe ihm ganz freundſchaftlich den Text darüber geleſen. Was ich gegen das Spiel vorgebracht, ſchien ihm alles neu zu ſein. Ueberhaupt mag er ſich um die Moral nie viel bekümmert haben. Der arme Heine wird chemiſch von mir zerſetzt, und er hat keine Ahnung davon, daß ich im Geheim beſtändig Experimente mit ihm mache. — — Philoſoph iſt Heine nicht, und wird nie einer werden, und da bedenke ich dann trotz meines argen Tadels, daß wenn man Heine ſeine Täuſchungen, ſeine Verirrungen, ſeine Gedankenloſigkeit nehme, der Duft und Nebel, der ſo reizend und zauberiſch über ſeine Schriften verbreitet iſt, ſchwinden, und dann wenig an ihnen und an ihm ſelbſt übrig bleiben würde. — — —

Paris, Donnerſtag den 8. December 1831.

— — — Heine ſaß in Hiller's Concert neben mir. Der iſt ſo unwiſſend in Muſik, daß er die vier Theile der großen Symphonie für ganz verſchiedene Stücke hielt, und ihnen die Nummer des Concert-Zettels beilegte, wie ſie da auf einander folgen. So nahm er den zweiten Theil der Symphonie für das angekündigte Alt-Solo; den dritten Theil für ein Violoncelle-Solo, und den vierten für die Ouvertüre zum Fauſt! Da er ſich ſehr langweilte, war er ſehr froh, daß Alles ſo ſchnell ging, und ward wie vom Blitz gerührt, als er von mir erfuhr, daß erſt Nr. 1 vorbei ſei, wo er dachte ſchon 4 Nummern wären ausgeſtanden. — — — Als ich dem Heine erzählte, der Artikel aus der Börſenhalle ſtünde auch in der Frankfurter Poſtzeitung, war er wie erſtarrt vor Erſtaunen und Schrecken. Er ſagte, das ſei nicht möglich, daß Rouſſeau etwas habe drucken laſſen, worin er Heine beleidigt wäre, denn er kenne ihn ſeit zwölf Jahren. Auf jeden Fall wären die Stellen, die ihn beträfen, gewiß im Artikel weggeblieben. Leſen Sie ihn doch in der Poſtzeitung, und ſchreiben Sie mir, ob ſich das wirklich ſo verhält. Wenn der Heine nur halb ein ſolcher Schuft iſt, als er freiwillig bekennt, dann hat er ſchon fünf Galgen und zehn Orden verdient. Schon zwanzigmal geſtand er mir, und das ganz ohne Noth, dem Argwohn zuvorkommend: er ließe ſich gewinnen, beſtechen, und als ich ihm bemerkte: er würde ſeinen Werth als Schriftſteller verlieren, erwiderte er: keineswegs, denn er würde gegen ſeine Ueberzeugung ganz ſo gut ſchreiben als mit ihr. Und glauben Sie nicht, daß das Scherz ſei; es beweiſt nur, daß Heine ſchon iſt, was werden zu können er nicht läugnet. Daß er offen und freiwillig von ſeiner Verderbenheit ſpricht, beweiſt nichts gegen den Ernſt; das iſt die alte bekannte Liſt, durch Selbſtanklagen der Ueberraſchung ſeiner eigenen Vorwürfe und der Andern keck in den Weg zu treten. Es ſind Ausfälle aus der Feſtung des Gewiſſens, um die Belagerung zurück zu drängen. — — Schade iſt es um Heine, daß ſeine ſchönſte dichteriſche Begeiſterung ihm aus dem Tranke ſinnlicher Liebe kömmt, und ich habe ihm das geſtern ſelbſt geſagt. Zehn Jahre reifern Alters werden ihm viel von ſeinem Werthe nehmen. Zwar ſind Heine's erotiſche Poeſien mehr Eingebungen einer nach- und vorſchwelgenden Phantaſie, als eines gegenwärtigen Genuſſes, mehr Papiergeld als baare Münze der Liebe; aber mit den reifern Jahren verliert man zugleich mit dem Credit, auch die Kraft zu heucheln, und dann wird Heine's Strom ſeichter und niedriger fließen. Mir fiel das ein bei ſeinen Betrachtungen, die er über ein Gemälde von Judith und Holofernes machte, und die er mit den Worten endigte. »Ihr Götter, ſoll ich ſterben, laßt mich wie Holofernes endigen.« —— Heine iſt ein Narr mit ſeinem Rembrandt. Rembrandtiſches hat er nun gerade am wenigſten. Sein Aeußeres wie ſein Inneres, ſeine Natur und ſeine Kunſt, ſind ganz paſtellfarbig — blumenſtaubig — es mit verdientem Lobe auszuſprechen. Weder Oel noch Finſterniß in ihm.

Paris, den 24. December 1831.

—— Heine's Charakter als Menſch und Dichter ſehr bezeichnend, iſt die Bemerkung, die er mir gemacht: daß er den Muth bewundere, mit welchen ich meine Blutigel-Geſchichte in Dormans erzählt (die ihm übrigens ſehr gefallen). Er hätte es nie gewagt, ſich ſo der Gefahr lächerlich zu werden, auszuſetzen.

Paris, Montag den 5. März 1832.

—— J . . . ſind hier angekommen, und haben mir alles Mitgegebene eingehändigt. Wir haben noch jeden Tag mit einander gegeſſen im Palais royal, wo auch Heine und Andere hinkommen. Geſtern beim Eſſen haben ſie es mit angehört, wie ich dem Heine, was ich oft thue, die Wahrheit geſagt, und das etwas barſch. Gewöhnlich iſt ſeine elende Feigheit der Text, über den ich leſe. Aber unter dieſer Feigheit verſteckt ſich noch etwas Schlimmeres, eine niederträchtige Geſinnung. Das jetzige Treiben der Deutſchen, die Aſſociation, das kömmt ihm alles lächerlich vor, und doch hat er ſich unterſchrieben! und das blos aus Feigheit, wie er ſich ſelbſt eingeſteht. Er hat Furcht von den deutſchen Patrioten Prügel zu bekommen. Nein, ſo eine Feigheit iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Es iſt ein Ekel, wie meine Rezenſenten ſagen. —

Paris, Mittwoch den 9. Januar 1833.

Das Buch von Heine iſt noch nicht hier. Daß er ein Ariſtokrat werden würde, ſah ich voriges Jahr ſchon kommen. Er iſt es geworden aus Furcht, aus Eitelkeit und aus Eigennutz. Ich bin überzeugt, daß er Geld bekommen. Er iſt der unglücklichſte Menſch von der Welt, dem die Eitelkeit das Leben verbittert. Da er keinen Glauben und keine Liebe hat, und nur um den Beifall ſchreibt, hängt er ganz von dem launiſchen Urtheile der Menſchen ab. Ich war zugegen, als ihm Dr. . . . . . (aus der Leipziger Zeitung) von dem Erſcheinen meiner Briefe ſprach. Er, wie Keiner hier, wußte ein Wort davon, denn ich hatte mit Niemand ein Wort davon geſprochen. Als Heine das hörte — er war eben im Lachen begriffen — zog ſich plötzlich eine dicke finſtere Wolke um ſein Geſicht. Da bekam er nun Furcht, die gleichzeitige Erſcheinung unſerer Werke möchte ihm ſchaden, es möchte weniger von ſeinem Buche geſprochen werden.

Paris, den 19. November 1833.

— — Der Heine über ſein Buch wird ſehr von mir heruntergemacht werden; haben Sie denn beim Leſen gar nichts Dummes, Anmaßendes und Lächerliches gefunden?

Paris, Freitag den 15. März 1833.

— — — Es läge mir erſtaunlich viel daran, Alles abgeſchrieben zu haben, was ich ſeit drei Wintern über Heine geſchrieben, und nicht gedruckt worden. Wie aber das machen? Alle Briefe durchleſen und abſchreiben würde zu große Mühe machen. Es bleibt alſo nichts übrig als ſie mitbringen. Wollen Sie das thun? Es liegt mir ſehr viel daran. Ich komme beſtimmt mit dem Heine früher oder ſpäter öffentlich in Streit, und da kann ich es benutzen. In die neue Zeitung l'Europe, die ſeit Anfang März erſcheint, ſchreibt er lange Artikel über die deutſche Literatur, wo ſeine niederträchtige Geſinnung »gräulich« hervortritt. Wie er mir ſelbſt früher in ſeiner lächerlichen Eitelkeit ein gefährlicher Menſch und Schelm ſein zu wollen geſtanden, will er das Blatt benutzen ſeinen Freunden zu ſchmeicheln und ſeine Feinde zu verläſtern, und ſo ſpricht er gegen ſein eignes beſſeres Wiſſen und urtheilt über Literatur und Schriftſteller. Göthe, den er ſo wenig achtete wie ich, ſtreicht er heraus, um den Berlinern den Hof zu machen. — Auf mich wird er wohl noch kommen, doch ſagt er im letzten Blatte, wo von Goethe's Gegnern die Rede iſt, in Bezug auf mich: „un enragé sansculotte lui présentant la pointe de sa pique." Kurz es juckt mich, mit ihm anzubinden, und ich muß doch mein Wort halten, denn ich habe ihm in meinen Briefen gedroht: »Die Wahrheit wird ihn treffen wie die Andern auch, nur tödtlicher.« Da in der Europe nicht von Politik geſprochen werden ſoll, glaubt Heine in der Literatur ſeine politiſche Apoſtaſie und Kriecherei gegen die Diplomaten, verbergen zu können. Ich muß ihn entlarven. Stellen Sie ſich vor, daß er den .... lobt! Kurz er iſt ohne alle Scham.

Paris, Freitag den 22. März 1833.

— — — Wie können Sie nur glauben, daß ich mi Leidenſchaft gegen Heine verfahren werde? Es iſt mir nu darum zu thun, den lächerlichen Plan der Ariſtokraten (un es iſt eine förmliche Verſchwörung gegen mich) zu vereiteln Und das bringe ich zu Stande. Dazu bin ich ganz de Mann. Die Lacher werden auf meiner Seite ſein. — Ver laſſen Sie ſich übrigens auf mich, ich werde ſchon wiſſen was ich mit Heine zu thun habe. Ich muß ihm nicht Zei laſſen, mich anzugreifen, da er im Vertheidigungskrieg ſehr ſchwach iſt, und alſo der Vortheil auf meiner Seit iſt. Uebrigens iſt es nur meine Abſicht, die Liberalen vo Heine zu warnen. Wenn ſie einmal wiſſen, was er für ei Schuft iſt und ihm nicht mehr trauen, laß ich ihn gehe und ſchreiben, was er will.

An einen Freund.*)

Jena, den 30. März 1801.

Ich komme ſo eben von einer Wanderung zurück, d ich durch die Stadt gemacht habe. So weit ich gekomme bin, haben die Straßen eine gar klägliche Phyſiognomi oder vielmehr gar keine. Die Häuſer ſtehen alle ſo jämme lich da, wie Dintenklekſe, einem zum Aerger und Verdruſ Es herrſcht eine langweilige Stille umher, und das bische Geräuſch dient nur dazu, ſie noch zu vermehren. Kei freundliches Geſicht iſt mir aufgeſtiegen, und kein einzig Conditor taugt was. Vor und nahe bei der Stadt liege Berge, die ragen hoch empor. Ich kann ſie aus meine Fenſter ſehen. Wie ich ſie ſo anſah, kam es mir vor, a ſchauten ſie ſpottend hinab in die finſtern dumpfen Löcher, und redeten die Menſchen an, und ſprächen: O Ihr dummen Thiere, was ſperrt Ihr Euch ein da unten in Eure finſtern Hütten und raubet Euch die Luft einander, kommt herauf; ſeht, wir reichen Euch gerne unſern Rücken, kommt und lagert Euch näher den Sternen! Wohl, Ihr Berge, hört mancher Eure ſtummen Töne, doch keinen locken ſie hinauf. Doch wenn Ihr Gold berget in Eurem Schoße, dann würden ſie kommen, und ſchaarenweiſe ſtrömen und graben in Eure Eingeweide, ach, zerwühlend ſich ſelbſt.

---

*) Nachſtehende Briefe aus „Börne's Leben" von K. Gutzkow

An Börne's Erzieher.

Heidelberg, den 16. Juli 1807.

Mein lieber Herr Sachs!

Sie erhalten hiermit einen Brief von Groſſing*). Er iſt mir ſchon vor einigen Tagen zugekommen, und es wäre freilich artig geweſen, ihn Ihnen gleich zu ſchicken, ... aber wie haben Sie auch auf den Gedanken kommen können, dem Groſſing eine ſolche Bedingung vorzuſchreiben als die iſt: wenn er einſt aus Ihrem Dienſte heraustrete, ohne Ihre Erlaubniß**) in Frankfurt keine Stunden zu geben? Ich glaube, Sie hätten ihm jährlich können tauſend Thaler bieten, ohne Ihre Erlaubniß keine Kirſchen zu eſſen, und er hätte ſich nicht dazu verſtanden, oder wäre unwürdig geweſen, mein Freund zu ſein. Mein Gott, welcher Menſch von Kraft und Geiſt wird ſich denn ſeinen Willen binden laſſen? Es hat mir gleich geahndet, daß die Negoziation kein günſtiges Ende nehmen würde, als ich in Ihrem Briefe die Worte las: »Ich werde Groſſing noch heute *Ordre* geben abzureiſen.« Wahrſcheinlich waren Sie beſonnen genug, gegen ihn ſelbſt dieſen Ausdruck nicht zu gebrauchen, denn das wäre ihm begreiflicherweiſe ſchon Urſache genug geweſen, die Ordre *nicht* zu pariren. Es thut mir leid, daß Nichts daraus wird .... Da dieſer Brief keinen andern Zweck hat, als den ich erreicht zu haben meine, ſo nenne ich mich ſchließlich den Ihrigen

---

*) Einer von Börne's akademiſchen Freunden.

**) Sachs hatte ein Erziehungsinſtitut gegründet.

Louis Baruch.

Bittſchreiben.

Hochlöbliche Verwaltungsbehörde!

Dem Vernehmen nach ſucht eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde der iſraelitiſchen Gemeinde die Stelle eines Aktuars in ihrer Mitte, deren Erledigung bevorſteht, von neuem zu beſetzen. Mehrere ihrer verehrten Mitglieder, bei denen ich meinen Wunſch, jenes Amt zu erhalten, mündlich äußerte, haben mir die gütige Zuſicherung gegeben, bei dem ſich ereignenden Falle ſowohl ſelbſt auf mich Rückſicht zu nehmen, als auch zu meiner Empfehlung ſo viel als möglich beizutragen. Auf dieſe Verſicherung und noch auf andere Gründe geſtützt, die, wie ich mir ſchmeichle, geeignet ſind, mir das Vertrauen und die Gunſt einer hochlöblichen Behörde zu verſchaffen, wage ich es daher, mein Geſuch um das erledigt werdende Amt hiermit ſchriftlich gehorſamſt vorzubringen.

Ich darf hoffen, daß meine Befähigung zu jener Stelle nicht werde in Zweifel gezogen werden, da ich ſchon vier Jahre lang ein öffentliches Amt, nämlich das eines Aktuars bei der hieſigen Ober-Polizei-Direktion, bekleidet habe. Wenn ich daſſelbe im vorigen Jahre verlor, ſo geſchah dieſes, wie bekannt, aus keinem andern Grunde, als weil ich mich zur iſraelitiſchen Religion bekenne. So ſchmerzlich mir auch der Verluſt meines Dienſtes und des damit in Verbindung ſtehenden Gehaltes war, ſo gereichte es mir doch zu einer großen Beruhigung, daß damals meine Vorgeſetzten ihre Zufriedenheit, die ſie mir früher ſtets wegen meiner Geſchäftsführung bezeigt hatten, beſonders bei dieſem Anlaß lebhaft äußerten und mir ihr Bedauern zu erkennen gaben, daß ſie dem Drange der Umſtände nachzugeben, auch rückſichtlich meiner ſich genöthigt ſähen.

Da nun bei Beſetzung derjenigen Stelle, um welche ich ergebenſt bitte, meine Religion kein Hinderniß iſt, ſo hoffe ich, daß eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde darum ſo geneigter ſein werde, mir durch Ertheilung derſelben einen Verluſt zu erſetzen, der als ein von meinem Glauben gefordertes Opfer angeſehen werden muß. Ich werde durch ununterbrochenen Eifer mich einer ſolchen Gunſt werth zu machen und einen Beifall von neuem zu verdienen ſuchen, den ich in meinen früheren Amtsverhältniſſen erworben zu haben mir ſchmeicheln darf.

In Erwartung einer geneigten Willfahrung meiner gehorſamſten Bitte verharre ich verehrungsvoll

Frankfurt, den 28. November 1816.

Einer hochlöblichen Verwaltungs-Behörde
ganz ergebenſter
Dr. Baruch.

Aus Frankfurt.

den 17. Mai 1818.

1.

Mein theuerſter Juſtizrath [*])!

Sie ſind ein miſerabler Menſch, daß Sie allen Ihre Freunden, nur mir allein nicht geſchrieben haben, Si Sportelnkäfer! Ich ſchicke Ihnen hiermit eine Ankündigung zu meiner Zeitſchrift, die hoffe ich früher als der Meſſias kommen wird. Ich ernenne Sie zu meinen Correſpondenten für Ihre Reſidenz. Schaffen Sie mir nur viel Abonnenten in Ihrer Gegend. Ihr gnädiger Herr ſoll 2 Dörfer haben, und jedes derſelben könnte wenigſtens Exemplare nehmen. Ich werde viel von der Landwirthſchaft ſchreiben, vorzüglich von den Kirchweihfeſten, die i zum Gegenſtand der genaueſten Unterſuchung gemacht hab Hier in Frankfurt habe ich ſchon 8096 Abonnenten, jed Einwohner hat 2 genommen, und das Kind im Mutterleibe ſowie die Todten im Grabe leſen meine Ankündigungen mit dem größten Vergnügen. Wie geht es Ihnen Theuerſter? Schreiben Sie mir doch bald. Ihr ewige Freund

Dr. Börne.

2.

Ew. Wohlgeboren.

Ich erlaube mir, mich an Sie als einen der Vorſtehe der hieſigen Leſegeſellſchaft zu wenden. Es iſt mein Wunſch derſelben als Mitglied*) beizutreten. Zwar haben mich Freunde verſichert, daß ich Hinderniſſe finden würde, wegen meiner Abſtammung von einem, ich weiß nicht welchem, der zwölf Stämme Iſraels; indeſſen ſchmeichle ich mir, daß Sie meine herzliche Bitte berückſichtigen und mit Theilnahme für mich reden werden. Es iſt mir nicht blos darum zu thun, den Vortheil und den Genuß einer Anſtalt, die ſonſt jedem wohleingerichteten Menſchen offen ſteht, auch mir zuzuwenden; dieſes allein würde meine Abneigung, in eine Geſellſchaft einzutreten, wo auch nur zwei mich ungern ſehen, nicht haben überwinden können. Aber die Leſe-Anſtalt iſt mir unentbehrlich, da ich Herausgeber einer Zeitſchrift bin (der Wage) und wir Journaliſten, wie Sie wiſſen, weder Honig, damit zu erquicken, noch Wachs, damit zu leuchten, machen können, wenn wir nicht auf den literariſchen Wieſen, bald dieſe bald jene Blume ausſaugen. Man hat mich verſichert, daß Sie, wertheſter Herr, die Gefälligkeit ſelbſt wären, und ſich gewiß bemühen würden, meinen Wunſch in Erfüllung zu bringen.

---

[*]) Wahrſcheinlich Hoffmann in Rödelheim.

Ich habe die Ehre, hochachtungsvoll zu unterzeichnen

Ihr ergebenſter

Dr. Börne.

Frankfurt, den 12. November 1818.
(Im Johaniterhof auf der Fahrgaſſe.)

---

*) Dieſes Geſuch wurde ihm, obgleich er bereits Chriſt war, abgeſchlagen.

An Dr. Stiebel.

Im März 1820.

1.

Lieber Freund!

Geſtern Abend, da ich nach Hauſe kam, bin ich von der Polizei arretirt und nach Verſiegelung meiner Papiere auf die Hauptwache gebracht worden, wo ich dieſe Nacht zugebracht habe. Laſſen Sie dieſes doch meiner Mutter wiſſen. Ihr könnt ganz ruhig ſein.

Dr. Börne.

2.

Lieber Freund!

Sie wiſſen, daß es nicht meine Schuld war, die Mozart'ſchen Briefe ſo lange zurückbehalten zu haben. Meine Papiere ſind mir verſiegelt und jede Correſpondenz mir verſagt worden. Können Sie mir Ihre Meinung über das Wunderglöckchen ſchriftlich geben? Sie brauchen ſich nicht zu fürchten, mit mir zu thun zu haben, meine Quarantaine iſt zu Ende und die Staatsärzte haben erklärt, ich ſei vom preußiſchen Tertianfieber nie angeſteckt geweſen.

Stuttgart. (Im Jahre 1824.)

3.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihr mediziniſches Gutachten. Wegen der Aloe haben Sie ſehr Recht, und ich habe das Mittel ſogleich eingeſtellt, nachdem ich es jetzt ſchon vierzehn

Tage gebraucht hatte. Die erhitzende Eigenſchaft der Aloe war mir bekannt, nur hatte ich nicht den Muth, meinem hieſigen Arzt zu widerſprechen. Es iſt wahr, daß ich Erleichterung dadurch gewann, ich rede mir aber ein, daß es Schuld an dem ſtärkern Ohrenbrauſen iſt (im ſchwächern Grade habe ich es immer), woran ich gegenwärtig leide. Mein Uebel, meine ich, müſſe jedem Arzte ſehr klar ſein, es kömmt nur darauf an, das rechte Mittel dagegen zu finden. Es iſt offenbar eine Blutergießung in den Unterleibs-Eingeweiden, die ſich durch die Bruſt entleert hat. Wie iſt dem vorzubeugen? Diät allein hüb' es wohl nicht. Ich habe ſeit 6 Monaten die ſtrengſte Diät geführt, gar keinen Wein getrunken, und mir viel Bewegung gemacht, der Blutauswurf hat ſich aber doch wiederholt. Es iſt freilich wahr, daß ich das letzte Mal, meinen Schrecken ausgenommen, gar kein Uebelbefinden dabei hatte, das erſte Mal aber war ich ſehr krank, vielleicht, weil unordentliche Lebensart vorhergegangen war. Bei meinem neulichen Anfall hatte ich ſehr ſtark Schmerzen, auf der rechten Seite unter den Rippen, wahrſcheinlich von der Leber herrührend. Ich meine, dieſes wäre ſehr bezeichnend. In Schwefel ſetze ich großes Zutrauen. Schon vor 18 Jahren verſchrieb es mir Reil gegen irgend ein großes Uebelbefinden. Ich erinnere mich, damals Schmerzen im Rückgrade gehabt zu haben, und daß Reil geſagt, es wären Hämorhoidal-Dispoſitionen. Der achttägige Gebrauch des Schwefels gab damals meinem Geſundheitszuſtand eine ganz andere Richtung. Ich wollte, Sie ſchickten mir ein ſolches Rezept, mit der vorgeſchlagenen Miſchung von Taraxacum oder andern bittern Mitteln. Datiren Sie das Rezept auf den März vorigen Jahrs zurück, damit ich es meinem Arzte als ein früher gebrauchtes vorzeigen könnte.«

Sie ſind zu beſcheiden, wenn Sie meine Rezenſion von Windiſchmann*) fürchten, oder Sie wollen ſich über mich luſtig machen. Sie wiſſen, daß ich von ſolchen Dingen nichts verſtehe, und ſelbſt in der einſeitigen Art, in welcher ich ſolche Sachen zu behandeln weiß, iſt es mir dieſesmal mislungen, ſo daß es mir lieb wäre, wenn die Rezenſion gar nicht gedruckt würde, wie ich es faſt erwarte, weil Anſtößigkeiten gegen die Geiſtlichkeit darin vorkommen. Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir durch Gelegenheit (etwa wenn Louis Ochs hierher reiſt) Ihre Artikel von Windiſchmann, und andere Ihrer Rezenſionen und Schriften, mittheilen möchten. Ich würde Ihnen die Sachen gut aufbewahren und zu ſeiner Zeit zurückſchicken.

An einen Studenten.

Ich zähle Sie und Ihre Freunde nun auch zu den Meinigen, denn ſicherer als die Gewohnheit des Umgangs, bindet die Gleichheit der Geſinnung. Ich habe ſo wenig ein Eigenthumsrecht an meine Rede anzuſprechen, als mir die Liebe für den herrlichen Jean Paul ausſchließlich zugehört, ja es hätte mir nichts Erfreulicheres begegnen können, als die Verbreitung der Rede, die Sie durch Ihren Abdruck veranſtalteten.

Ich hatte den Gedanken, Deutſchland zu Beiträgen für ein Denkmal Jean Pauls aufzufordern. Nein, den Gedanken hatte ich nicht, ich hatte den Trieb des Herzens es zu thun, aber als ich es bedachte, unterließ ich es. Was hätte es gefruchtet, in dieſem kalten Lande gefriert Alles, ſelbſt die Thräne im Auge. Sind wir auch warm in der Einſamkeit, iſt es doch draußen Winter, und unſere Hoffnungen und Wünſche geſtalten ſich zu Eisblumen an Fenſterſcheiben. Mit dieſer düſtern Ofenwärme und dieſer jämmerlichen Stubenflora müſſen wir uns begnügen, bis der Frühling kommt. Daß dieſer näher iſt, als die Einen hoffen, die Andern fürchten, dafür bürgen auch Sie und Ihre Freunde.

---

*) „Ueber Etwas, das der Heilkunſt Noth thut.“

Die Exemplare der Denkrede, die Sie mir zugedacht, werde ich mit Vergnügen annehmen. Unter der gebrauchten Adreſſe wird mir Alles richtig zukommen; die Bezeichnung als Mitglied des Muſeums iſt nicht nöthig. Ich grüße Sie herzlich.

Frankfurt, 7. Jan. 1826. L. Börne.

An R. O. Spazier in Baireuth.

Frankfurt, 8. Januar 1826.

Nach meiner Rückkehr von einer Reiſe habe ich Ihren lieben Brief vorgefunden, und ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie ſehr er mich gefreut. Auch von vielen Andern iſt meiner Denkrede auf Jean Paul freundliche Zuſtimmung geworden. Erlanger Akademiker haben ſie abdrucken laſſen, um ſie als Neujahrsgeſchenk zu verbreiten. Es iſt mein Glück, nicht meine Kunſt, daß ich eine Saite berührt, die durch viele Herzen zieht. Doch erquickte mich die Schadenfreude, daß ohne Erlaubniß der hohen Polizei viele Deutſche in einer Empfindung zuſammengekommen.

Ich habe nicht gut verſtanden, was Sie in Ihrem Briefe angedeutet. Weinen Sie, weil Sie noch Jüngling ſind, einſt werden Sie lachen, wie ich; man wird ſchlecht dabei, aber fett.

Ich vierzigjähriges Kind hatte den Einfall, zur Errichtung eines Denkmals für Jean Paul aufzufordern; aber in dieſen Jahren der Enttäuſchung ſind nur ſchöne Irrthümer von kurzer Dauer. Ich beſann mich. Wir hätten keine tauſend Gulden zuſammengebracht. Und zu welcher Verwendung hätte man uns genöthigt? Vor zwei Jahren hatte ein ſentimentaler Herr in Heilbronn die Laune, das alte Geſchichtchen von den treuen Weibern zu Weinsberg zu verewigen. Auch bettelte er wirklich einiges Geld zuſammen. Doch was that er dafür? Er ließ dort das Standbild von Erz des Kaiſers Conrad aufrichten, desjenigen Kaiſers, der Weinsberg belagert und die allerhöchſte Gnade gehabt, die treuen Weiber mit ihrem Gepäcke nicht in den Neckar werfen zu laſſen, ſondern ihnen zu verzeihen. Ein anderer empfindſamer Stadt-Phyſikus in dem Orte, wo Leſſing geboren, machte den Vorſchlag, ſeinem großen Landsmann zu Ehren ein Spital bauen zu laſſen. Der Vorſchlag wurde mit allem Beifall aufgenommen, und ſie bauen jetzt. Den frohen Leſſing, den Trinker, den Spieler, der an lauter Leben ſtarb, durch ein Spital verewigen! Hätte ich den Vorſchlag machen mögen, zum Andenken des edlen Jean Pauls in Baireuth ein Zuchthaus errichten zu laſſen, ich glaube, ich hätte es durchgeſetzt mit dem Denkmal. Doch ich mochte nicht ſcherzen in einer ſo betrübten Sache. Denken Sie von Zeit zu Zeit an Ihren Freund

L. Börne.

An den Maler Oppenheim.

1.

Unſere Freunde finden das Bild ähnlich, und doch ſchön: ein Geheimniß Ihrer Kunſt, das mir unerforſchlich bleibt. Wenn die Stellung, die Sie dem Bilde*) gegeben, Ihre Wünſche für mich ausdrücken, dann habe ich Ihnen viel zu danken: umringt von gefälligen und geduldigen Büchern, die ich wie gelaunt öffnen und ſchließen, ſtellen, legen und ordnen, ja deuten kann, wie ich will, und die ich, wenn ſie unartig ſind, mir widerſprechen, einſperren kann, und im warmen Schlafrocke der Stürme dieſer Zeit ſpottend und ihre Tücken verlachend, das iſt ein ſchönes, ein königliches Leben! — Aber warum haben Sie mir den »Staatsmann«**) in die Hände gegeben? Warum dieſen ſteinernen Gaſt mir kalt und unbeweglich vor die Augen geſtellt? Vielleicht ſollte ich Ihnen nicht dieſen Vorwurf machen, vielleicht iſt es undankbar zu zeigen, daß ich Ihnen etwas zu vergeben habe, aber ich theile nur meine Trauer mit Ihnen, um auch meinen Troſt mit Ihnen zu theilen. — Von Offenbach kommt der »Staatsmann«, von Offenbach kommen auch die köſtlichen Pfeffernüſſe, ich ſchicke Ihnen eine Düte von jenem angefüllt mit dieſen. Das iſt ein Bild des menſchlichen Lebens, wie man es ohne Ihre Farben malen kann. Jetzt beten Sie aber auch für mich und ſich, daß ich am Ziele meiner Tag durch keinen andern Richterſpruch ſterbe, als durch den der Natur — damit es Ihnen nicht wie dem armen Maler Spinaroſa in Houwalds Bild ergehe. — Entwiſcht ich auch, wie er, der Gerechtigkeit, würde mich, wie ihn, das Bild ausliefern, und meine Freunde, die, wie ich mir ſchmeichle, der Schmerz närriſch machen würde, könnten ſagen:

...... ſolch ein Bild mit dieſem Fleiß und dieſer

---

*) Börne hatte ſich von Moritz Oppenheim malen laſſen.

**) Von Pfeilſchifter in Offenbach.

Schönheit zu malen — ſei nur das Werk der ſchändlichſten Verrätherei.

Geſchieht ſo etwas, dann mögen Ihnen dieſe Zeilen zur Rechtfertigung dienen.

Börne.

Frankfurt, 1. April 1827.

2.

Lieber Freund!

Jetzt, da ich das Gemälde in meinen Händen habe, lache ich Sie aus. Sie haben es um eine Million weniger fünf Carolin zu wohlfeil hingegeben. Eine halbe Million rechne ich für den Stoff des Bildes, eine halbe für die Arbeit daran. Aber Sie brauchen ſich darum nicht zu ſchämen. So, ſo beſcheiden war ich auch in meiner Jugend; aber das verliert ſich, und lernt endlich ſich ſchätzen und überſchätzen, wie Sie an mir ſehen. Vielleicht ſind Sie begnadigter als Andere, und lernen es nie. Horchen Sie meiner Weisheit! Reichthum iſt ein Fels, Armuth eine Sandbank des Lebens. Vor der letztern kann uns eigne Kraft bewahren, vor dem andern nur Gottes Gnade. Er ſchütze Sie. Es iſt ein Fluch im Gelde. Danken Sie mir, daß ich Ihnen ſo mäßig gefluchtt. Ihr Freund

Frankfurt, 25. April 1827. Börne.

An Wolfgang Menzel.

den 13. Juli 1827.

Verehrteſter Herr Doctor!

Um über Walter Scott's neues Werk zu ſprechen, müßte ich dem großen Napoleon eine Schlacht liefern und mich vielleicht von ihm ſchlagen laſſen — ein Regal, das nur fürſtlichen Perſonen zukömmt. Ich bin nämlich ein kleiner aber erbitterter Feind des großen Napoleons. Ich liebe ihn und bewundere ihn nicht, und das ganze Herrengeſchlecht iſt mir verhaßt, ſo bald es aufhört mir gleichgültig zu ſein. Ich berechne immer, daß eine Million kleiner Menſchen dazu gehört, einen einzigen großen zu bilden, eine Art der Beſteuerung, die mich am meiſten ärgert, weil ſie die Aermſten am Meiſten trifft. Der gute Napoleon hat nichts gethan, das verzeih ich ihm, das könnten wir nachholen; aber er hat nicht genug zerſtört und nicht genug todtgeſchlagen, und hat todte Verhältniſſe einbalſamirt und über der Erde gelaſſen, ſo daß ſie uns den Platz wegnehmen — und das verzeih ich ihm in meinem Leben nicht. Kurz, ich würde ſo ungebührliche Reden führen, daß ſie Ihr Cenſor ſtreichen müßte, er wäre denn mein Feind, der Luſt hätte, mich an den Galgen zu bringen. Ich bedaure alſo Ihrem Wunſch nicht entſprechen zu können, doch danke ich Ihnen, daß Sie ſich meiner erinnert, und ich werde Ihnen, mich in Ihrem Andenken zu erhalten, nächſtens einige Artikel ſchicken.

Ich freue mich ſehr auf Ihr Werk über die deutſche Literatur. Lieſching hat mir ſchon im vorigen Jahre viel Gutes davon erzählt. Ich wundere mich jetzt ſchon, wie Sie ein Buch über eine Sache haben ſchreiben können, die gar nicht exiſtirt; denn die deutſchen Bücher bilden ſo wenig eine Literatur als die Deutſchen ein Volk, ob es zwar mehrere gute Bücher und 30 Millionen Deutſche giebt. Ich grüße Sie herzlich.

An den Herrn Redakteur des deutſchen Journals.

Ich hoffe, Sie werden ſo gutmüthig ſein, dieſe Zeilen aufzunehmen ſelbſt wenn die Vorwürfe, die ſie enthalten, auch Sie erreichen ſollten. Es war wenigſtens meine Abſicht nicht, daß der ausgeſprochene Tadel Sie treffe, denn ich bin kein regelmäßiger Leſer Ihres Blattes, und kenne es nicht genug, es beurtheilen zu dürfen. Ich weiß nur, daß Ihr Journal in ganz Deutſchland viel und gern geleſen wird, und ich habe keinen Grund zu zweifeln, ob es den Beifall, deſſen es ſich erfreut, auch verdiene.

Die deutſchen Blätter, die politiſchen ſowohl als die nicht politiſchen, ſind, wenige ausgenommen, ganz unbeſchreiblich abgeſchmackt. Die Armuth hat doch ſonſt etwas Romantiſches, die Bettelei etwas Rührendes; aber die deutſchen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, von der Bettelei nur das Unausſtehliche. Ich will dieſen Gegenſtand hier nicht umſtändlich abhandeln, ich dürfte doch nicht Alles ſagen, was ich denke. Nur eines will ich berühren. Alle Zeitungen ſind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauſpieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unſere Blätter leſen — zu unſerm Glücke verſtehen ſie kein Deutſch — müſſen denken, daß 30 Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten, als ſpielen und ſingen und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Geſang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauſpiel und die Oper ſeines Orts beſprechen; geſchieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch ſein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Frankfurter daran gelegen ſein, wie Herr der in München den Franz geſpielt, wie Frau die in Berlin die Donna Anna geſungen hat? Schon einige

Wochen lang ſind unſere hieſigen Blätter mit Berichten angefüllt, wie Demoiſelle Heinefetter da, wie Demoiſelle Bamberger dort geſungen habe. Und was noch am lächerlichſten iſt, dieſe Singgeſchichten ſtehen nicht in dem belletriſtiſchen Theil der Zeitungen, ſondern vermiſcht mit den politiſchen Nachrichten, ſo daß der Leſer alles Maaß verlieren muß, und endlich nicht mehr wiſſen wird, was wichtiger ſei, Demoiſ. Heinefetter oder Griechenland, Demoiſ. Bamberger oder Spanien. In einem der hieſigen Blätter kommt heute gleich hinter der Nachricht, daß in der Kurmark die Eröffnung des Landtages bevorſtehe, die andere: daß Demoiſ. Sonntag morgen als Donna Anna auftreten werde. Ich habe nichts dagegen — Heil dem, der Demoiſelle Sonntag ſingen hört; aber was nützt es dem Frankfurter Leſer am 4. October zu erfahren, daß am 29. September Demoiſ. Sonntag in Berlin die Donna Anna ſingen werde? Hat er denn Zeit nach Berlin zu reiſen, um der Vorſtellung des Don Juan beizuwohnen? Es iſt eine Schmach! Man glaubt ſich in die Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs zurückverſetzt, wo entartete Völker und entartete Kaiſer vom Schlamme der Lüſte über und über bedeckt, mit heißdürſtigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachſahen und überhörten, daß die Barbaren ſchon die Thore ſtürmten.

Jedes Blatt ſoll ſeine örtlichen Verhältniſſe beſprechen, und werden dieſe Oertlichkeiten nur gehörig behandelt, dann verdienen und gewähren ſie allgemeine Theilnahme. Aber hier in Frankfurt iſt Alles (daß es ja nicht beſtäubt werde) mit dem Packtuche des Geheimniſſes bedeckt, ob man zwar in nicht politiſchen Dingen ſchreiben darf, was man will.

Hat man ja in den hieſigen Blättern ein Wort über den Prozeß des Städel'ſchen Kunſtmuſeums geleſen, der nun ſchon zehn Jahre dauert und ganz Frankfurt angeht?*) Wurde je ein Wort über die neuen öffentlichen Gebäude, über die Bibliothek, das Waiſenhaus, den Kirchhof geſchrieben? Seit mehreren Wochen ſind die Gemälde der verſtorbenen und lebenden Frankfurter Maler öffentlich ausgeſtellt, und keine Stimme läßt ſich darüber vernehmen; man findet das der öffentlichen Verhandlung unwürdig, während man uns von dem Leben und Treiben der Demoiſ. Bamberger in Berlin täglich die umſtändlichſten Berichte mittheilt.

Frankfurt, den 4. October 1827.

An Börne's Schweſter.

Wiesbaden, den 20. April 1829.

Liebe Schweſter!

Dein Brief hat mir ſehr viel Freude gemacht und ich danke Dir herzlich dafür. An der Verheirathung Deiner Kinder und Deiner Zufriedenheit nehme ich den brüderlichſten Antheil. Ich grüße Deine Töchter und Schwiegerſöhne von ganzem Herzen. Die gute Thereſe ſoll mit mir zufrieden ſein. Es braucht gar keiner Verſöhnung und einer feierlichen Bezeugung derſelben. Wenn wir uns treffen, ſoll es ſein als wäre nichts vorgefallen.

Ich wünſchte auch ſehr Dich vor Deiner Abreiſe nach München zu ſprechen. Aber nach Frankfurt kann und mag ich nicht kommen. Ich habe ſehr dringende literariſche Arbeiten, muß nachholen, was ich durch ein dreiwöchentliches rheumatiſches Fieber verſäumt habe, und Frankfurt würde mich zu ſehr zerſtreuen. Auch iſt mir der Aufenthalt dort immer unangenehm geweſen. Es wäre mir daher ſehr erfreulich, wenn Du ſo gut wäreſt, mit mir an einem dritten Orte zuſammenzukommen. Aus Gründen, die ich ſchriftlich nicht mittheilen kann, wünſchte ich nicht, daß Du hierherkämſt, lieber wäre mir, wir träfen uns in Mainz. Ich bleibe bis Anfang Juni hier, Du kannſt alſo nach Belieben den Tag beſtimmen. Schreibe mir dann, an welchem Tage Du dort ſein willſt und in welchem Wirthshaus Du einkehrſt. Du mußt aber Dich genau verſichern, wann Dein Brief hier in Wiesbaden anlangt, daß ich ihn etwa nicht zu ſpät bekomme.

---

*) Die geſperrten Stellen waren damals vom Cenſor geſtrichen worden.

Ich freue mich ſehr die jungen Weiber zu ſehen. Willſt Du eine Nacht in Mainz bleiben, wäre es um ſo ſchöner. Wir könnten dann länger beiſammen bleiben. Es wird mich ſehr intereſſiren, mit Dir von Deinem Louis zu ſprechen, aus dem ich in Berlin eigentlich nicht recht klug werden konnte. Aber er gefiel mir übrigens ſehr. Herzlichen Gruß an Alle.

Dein Dich liebender Bruder
Börne.

An den Maler Oppenheim.

Baden, den 8. September 1831.

Lieber Freund!

Mit dem größten Vergnügen will ich Ihnen mein Bild überlaſſen, ſo lange Sie es brauchen. Das alte Fac-simile wie auch den Pfeilſchifter bitte ich Sie wegzulaſſen. Iſt es nicht beſſer gar kein Fac-simile zu machen? So etwas und zu dieſer Beſtimmung erſt geſchrieben, wird immer affektirt, wenigſtens erſcheint es ſo. Wenn ich auch, wie ich gewohnt bin, nur immer ausſpreche und niederſchreibe, was und wie ich es gerade auf dem Herzen habe, ſo kann man doch in wenigen Worten ſeine Geſinnung und ſein Gefühl und deren Aufrichtigkeit dem Leſer nicht klar machen. Muß ich denn etwas in der Hand haben? Ein Stück Zwetſchenkuchen wäre mir am liebſten. — Als vorigen Sommer die Juli-Ordonanzen kamen, welche die ganze Welt aus ihren Fugen riſſen, rief ich vergnügt aus: Und Gott ſprach: Es werde Licht! Wollen Sie das als Fac-simile gebrauchen? Dann könnten Sie mir den Moniteur 26. Juillet 1830 in die Hand geben. Aber das bleibt Ihrem Urtheil überlaſſen. Ich kann meinem Takte hierin nichts zutrauen. Auf jeden Fall lege ich das Zettelchen bei. Börne. — P.S. So eben bemerkt mir Madame * * *, wenn unter meinem Bilde ſtünde: Gott ſprach, es werde Licht, könnten die Leute denken, das bezöge ſich auf mich. Ich glaube, ſie hat Recht. Ueberlegen Sie's.

An Julius Campe.

Freiburg (im Badiſchen) den 13. Juli 1832.

— — — Welchen moraliſchen Eindruck meine Pariſer Briefe in Deutſchland hervorgebracht, glauben Sie kaum. Ich habe es ſelbſt nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken laſſen, ich würde aus jeder honetten Geſellſchaft geworfen werden. Das ſind Propheten! Seit ich in Deutſchland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung, nicht bloß von Einzelnen, ſondern von ganzen Maſſen, ſo daß ich, der immer Stille und Zurückgezogenheit geliebt hat, mir oft vor Angſt nicht zu helfen weiß.

Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für all die Menſchen, die mich beſuchen. Ich war auf dem Hambacher Feſte. Das ganze Land hat mich faſt beſucht, ſo daß ich krank von der Laſt geworden bin. Wenn ich in Neuſtadt über die Straße ging, erſchallte es aus den Wirthshäuſern, aus den vorüberfahrenden Kutſchen: Es lebe Börne, der Verfaſſer der Briefe aus Paris. Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze ſtehen, Wirth u. ſ. w. erklären, mir hätte man die vaterländiſche Bewegung in Deutſchland zu verdanken, die andern wären erſt nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich Viele an ihre Bruſt gedrückt und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es eben ſo. Die Studenten ſind Abends, als ich ſchon im Bett lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: Es lebe der Vertheidiger der deutſchen Freiheit! Selbſt die hieſigen Bürger, die einige Tage ſpäter einem liberalen badiſchen Deputirten, der in meinem Wirthshauſe wohnt, ein Ständchen gebracht, haben mich auch hinein gemiſcht und gerufen: es lebe der deutſche Patriot Börne! Was werden meine Rezenſenten dazu ſagen, die mich für einen ſchlechten Deutſchen erklären? Die öffentliche Meinung läßt ſich nicht irre führen. Aber ſo verblendet ſind die Ariſtokraten, ſolches närriſche Vertrauen ſetzen ſie in ihre alten Polizei-Pfiffe, daß ſie nach dem Hambacher Feſte in einigen Zeitungen haben drucken laſſen: Die Heidelberger Studenten hätten mir in Neuſtadt ein Charivari gebracht! Und tauſende waren dort, die das Gegentheil wiſſen. Bei den Profeſſoren habe ich die ſchmeichelhafteſte Aufnahme gefunden. So auch bei den vielen Freunden aus allen Gegenden, die ſich in Baden zuſammengefunden, wo ich mich ſeit der

Mitte April aufgehalten. — Meine Rezenſenten, ſo viele mir von ihren Kritiken bekannt geworden, habe ich in meinen neuen Briefen nach Verdienſt heruntergemacht. Meyer und Wurm kommen noch am beſtenweg. Aber Hering und Andre werden an mich denken. Aus Hering und einigen ſeiner Geiſtesverwandten habe ich einen eignen Artikel unter dem Titel: *Herings-Salat* geſchrieben, der als Beilage hinter einem Brief ſteht. Einer meiner (anonymen) Rezenſenten, (Ludwig Robert) dem ich auch den Kopf gewaſchen, hat mir vor einigen Tagen den boshaften Streich geſpielt und iſt geſtorben, welches mich ſehr genirt, da ich manches über ihn geſagt, was man gegen Einen, der ſich nicht wehren kann, ſchicklicherweiſe nicht ſagen ſoll. Da muß ich denn manches weglaſſen. Auch bete ich jetzt täglich zu Gott, er möge meine Rezenſenten bei Leben erhalten. Wenn mir der Hering auch ſtürbe, ehe meine Briefe gedruckt ſind, ich würde mich aus Verzweiflung in's Waſſer ſtürzen.

Ich grüße Sie, Ihr ganz ergebener
Börne.

Ich bleibe bis zum Herbſte in der Schweiz und reiſe dann über das ſüdliche Frankreich nach Paris zurück. Wenn ich einen verträglichen Buchhändler finde, will ich nächſten Winter die Pariſer Briefe heftweiſe herausgeben.

An einen deutſchen Buchhändler.

1833.

Ich habe ſchon von mehreren Seiten gehört, Sie wären ein junger und unternehmender Buchhändler. Die Leute ſagen: *Zwar jung, aber unternehmend.* Aber auf Ihre Jugend ſetze ich großen Werth. Die Art, wie Ihr

Geſchäft von den alten Buchhändlern getrieben wird, kam mir immer unleidlich perückenartig vor, und funfzigjährige Revolutionen in allen menſchlichen und bürgerlichen Verhältniſſen haben dem faulen deutſchen Buchhandel noch nicht die kleinſte wohlthätige Erſchütterung geben können. Ich denke, daß Sie einer neuern beſſern Generation angehören und ein revolutionärer Buchhändler ſind.

An Börne's Schweſter.

1.

Paris, den 2. December 1834.

Liebe Schweſter!

Es thut mir leid, Dir melden zu müſſen, daß ich den bisherigen Beitrag für * * * für jetzt nicht länger entrichten kann. Ich hatte früher durch meine Schriftſtellerei ſo viel Geld verdient, daß es mir nicht ſchwer fiel jene Summe zu entbehren. Jetzt aber hören dieſe Verdienſte auf, da bei der jetzigen Lage der Dinge Niemand in Deutſchland wagt, etwas von mir drucken zu laſſen. Ich habe ſeit einem Jahre mich ſehr viel einſchränken müſſen, um nur zu beſtehen. Sobald ich wieder etwas erwerbe, was früher oder ſpäter geſchehen wird, werde ich das Verhältniß wieder eintreten laſſen und das Verſäumte nachholen.

Dein Louis*), wie ich höre, iſt wieder in Berlin. Das iſt ein glücklicher Menſch, dem dort Alles gefällt! Ich glaube, er iſt ein Myſtiker, der es für gottgefällig hält, ſeinen Hals ohne Murren unter jedes Joch zu beugen. Wir haben doch eine merkwürdige Muſterkarte von allerlei Menſchen in unſerer Familie! Wenn ich oder Dein Louis einmal in Gefahr kommen gehängt zu werden, was zu verſchiedenen Zeiten uns Beiden recht leicht begegnen kann, kann einer dem andern beiſtehen. Das iſt ſehr beruhigend.

---

*) Der Hegelianer.

2.

den 22. December 1834.

Liebe Schweſter!

Ich danke Dir für die ſchnelle Beſorgung meines Auftrags. Aber um Gottes Willen, wo denkſt Du denn hin, daß ich in Noth ſein ſoll? So habe ich es nicht gemeint. Ich habe nur für jetzt keinen Ueberfluß mehr. Die letzten drei Jahre hatte ich jeden Winter das Honorar für meine Briefe aus Paris. Dieſes Einkommen hört jetzt auf, weil ſolche Sachen nicht mehr gedruckt werden dürfen. Aber von Noth iſt keine Rede, und von Sorgen gewiß nicht, denn meine glückliche Natur kennt die nicht. Meine Verhältniſſe ſind alſo jetzt nur darin anders, daß ich an Sachen arbeiten muß, die länger dauern und ſpäter Geld einbringen. Von meinen Intereſſen allein könnte ich hier nicht leben.

Ich war dieſen Sommer nicht verreiſt, ſondern lebte in einem Orte nahe bei Paris, wo wir auch nächſtes Frühjahr wieder hinziehen. Mit meiner Geſundheit geht es ſeit einigen Monaten ziemlich gut, nachdem ich 1½ Jahr lang ſehr gelitten hatte. Aber ich hatte den glücklichen Entſchluß gefaßt, bei keinem Uebel je wieder einen Arzt zu gebrauchen, und das, wie die Oertel'ſche Kaltwaſſerkur, die ich ſeit Anfang vorigen Sommers gebrauche, hat mich ſehr gebeſſert und wird mich hoffentlich noch weiter bringen. Jeden Morgen gleich nach dem Aufſtehen waſche ich mich am ganzen

Körper mit kaltem Waſſer, bei jeder Witterung und im kalten Zimmer. Es iſt merkwürdig, was das gut thut. Dabei trinke ich den Tag über viel kalt Waſſer und ſonſt nichts.

Es ſoll mich freuen, wenn Dein Louis Aehnlichkeit mit mir hat, nur wünſche ich, daß er keine in ſchlimmen Dingen mit mir habe. Ich fürchte aber ſehr, daß er die unglückſelige Hypochondrie mit mir gemein hat, die mir den größten Theil meines Lebens verbittert, und ich fürchte ſogar, daß bei ihm das Uebel ärger iſt als bei mir. Bei mir lag die Hypochondrie nur im Körper, bei Louis aber liegt ſie im Gemüthe. Da wird der arme Menſch viel zu leiden haben, und das iſt ein Leiden, das Keiner begreift, wer es nicht ſelbſt gehabt. Vielleicht hätte Louis beſſer gethan, nach Zürich als nach Berlin zu gehen. Er kann das ſpäter noch bedenken. In Berlin iſt die Concurrenz ſelbſt von talentreichen Menſchen zu groß, in der Schweiz iſt das nicht der Fall. Gruß an Alle. Dein Dich liebender Bruder Louis.

Genire Dich nur nicht wegen des Porto's, mir zu ſchreiben. Ich habe noch Geld für tauſend Briefe.

An einen Freund.

1.

den 31. December 1834.

Ich ſchicke Ihnen mit Dank Ihre Bücher zurück und bitte auf ganz kurze Zeit um das Morgenblatt.

Mit der hier beifolgenden Speiſekammer, die ich für Sie und Herr .... eigens habe bauen laſſen, hoffe ich Sie angenehm zu überraſchen, und noch mehr mit dem Verſprechen, ſie vom neuen Jahre an jeden erſten des Monats mit friſcher Chokolade und andern ausgewählten Eßwaaren zu füllen.

Eugen Sue hat mich nicht erquickt. Er hat alle Meere beſchifft, fremde Welttheile geſehen und iſt doch nicht aus Paris herausgekommen. Von den Bemerkungen, die ich bei Gelegenheit des Atar-Gull niedergeſchrieben, theile ich Ihnen folgende mit, weil ſie meine Anſicht von der unglückſeligen Pariſer Romanſchriftſtellerei ausdrückt und die Unerquicklichkeit, die ich ihr vorwerfe, zugleich erklärt und entſchuldigt.

Das moraliſche Klima, das ſeit funfzig Jahren in Frankreich herrſcht, hat ganz die nämliche Wirkung, welche das phyſiſche in den heißen Weltgegenden hat; es reift die Menſchen früh und altert ſie ſchnell. Die talentvollſten franzöſiſchen Schriftſteller, faſt alle dem jüngern Geſchlecht angehörend, ſind mit jenem Fluche der Frühreife belaſtet. Sie erwachen ſchon um Mitternacht aus ihren Jugendträumen und ſpotten derſelben, ehe der Hahn kräht. Die Erfahrung und die Weisheit, die Andere vom Sonnenlicht erhalten, gewinnen ſie beim Scheine der Kerzen, und ſo ſind ſie lebensmüde, wenn der Tag anbricht, und die Morgenröthe wird ihre Abendröthe. Gewiß ſind die unglücklich zu nennen, die alle ihre Jugenderinnerungen ſchon als Trauben verzehrt; ſie werden keinen Wein keltern für das Alter, und wenn der Winter des Lebens kommt, werden ſie kaltes Waſſer trinken müſſen, und es wird ſie fröſteln.

Ihr Börne.

2.

den 5. Februar 1835.

Ich bin jetzt in die Lage gekommen, über die Schweizer

Ausgabe meiner Ueberſetzung von Lamennais frei ſchalten zu können, und wie ich gleich anfänglich beabſichtigt, wünſche ich Ihnen eine Partie davon zu überlaſſen, um ſie unter die deutſchen Handwerker zu vertheilen, ſei es ganz unentgeltlich oder gegen eine geringe Vergütung für wohlthätige Zwecke, welches Ihrer Beſtimmung überlaſſen bleibt.

An R. O. Spazier.

1835.

. . . . Ich habe mich ſo manchmal lächerlich gemacht und dazu gelacht, es thäte mir aber leid, wenn das Journal*) lächerlich würde. Die Tiek'ſchen Novellen zu überſetzen finde ich durchaus zweckwidrig, abgeſehen davon, daß ſie ganz unüberſetzbar ſind, und den Franzoſen ſchmecken würden wie gekochte Roſen. Wir dürfen nicht mit den Franzoſen als ſchöne Geiſter wetteifern, ſondern als denkende, freie republikaniſche Geiſter, während ſie — die Vornehmen unter ihren Schriftſtellern, ariſtokratiſche, die Gemeinen, Höflinge und lakaienartige ſind, und das durch und durch trotz ihrer Conſtitution.

Wenn ich eine Stimme bei der Redaktion des Journals gehabt hätte, würde ich nicht zugegeben haben, daß ein Unternehmen, wobei deutſcher Geiſt und Charakter ſich geltend machen ſoll, von einem Franzoſen (**Philarète Châsles**) eingeleitet würde, das hieße, in einer Schlacht den Vorpoſten-Dienſt gefangenen feindlichen Soldaten anvertrauen. Die Franzoſen, welche die deutſche Literatur lieben, ſind bis jetzt doch nur wie unſere Gefangene; in einem Kriege gegen ihr eignes Volk iſt ihnen nicht zu trauen. Und Krieg müſſen wir führen. Das iſt Ihre Meinung nicht. Sie wollen politiſch verfahren. Aber unſre einzige Politik muß ſein keine zu haben. Wenn wir den Franzoſen gefallen wollen, müſſen wir damit anfangen ſie zu beleidigen, wenn wir auf ſie wirken wollen, dürfen wir ihnen nicht gefallen. Nur ihren Geſchmack müſſen wir ſchonen, denn darüber läßt ſich nicht ſtreiten, die Mode hat immer Recht ...... Es iſt durchaus nöthig, daß im Journal Deutſche ſich über die franzöſiſche Literatur ausſprechen, weil es kein beſſeres Mittel giebt, die Eigenthümlichkeit des Geiſtes und der Literatur der Deutſchen zu charakteriſiren, als wenn man ſie der franzöſiſchen gegenüberſtellt. Und hierbei darf nicht zaghaft verfahren werden. Wer nicht an ſein Recht glaubt, dem wird es nie gelingen ſich Recht zu verſchaffen ....

---

*) Börne war zur Theilnahme an der Revue du Nord eingeladen.

L. Börne.

An Raspail, Herausgeber des Réformateur.

Mein Herr! *)

Ich erlaube mir, Ihnen hiermit einen Artikel für den Réformateur einzuſenden, wobei ich Ihnen noch beſtens für Ihre Güte danke, die mir alle Tage eine ſo intereſſante Lektüre verſchafft. Ich ziehe Ihr Journal allen andern Pariſer Journalen vor, weil es mich zugleich belehrt und unterhält. Ich bin überzeugt, der Réformateur wird binnen zwei Jahren an der Spitze der periodiſchen Preſſe ſtehen, und ganz Frankreich wird die großen Dienſte zu würdigen wiſſen, welche er dem gemeinen Beſten erwieſen.

---

*) Dieſer Brief iſt urſprünglich franzöſiſch geſchrieben.

Was meinen Artikel betrifft, es iſt mein erſter Verſuch, franzöſiſch zu ſchreiben. Sehen Sie zu, ob er einer Ausbeſſerung fähig iſt. Sollte Ihnen der Artikel wegen ſeiner Länge, ſeiner Haltung oder irgend einer andern Urſache nicht zuſagen, ſo bitte ich Sie, ihn nicht abzukürzen noch anderweit zu verändern, ſondern ihn vollſtändig zurückzulegen. In dieſem Falle will ich das nächſte Mal einen beſſern Verſuch wagen. Doch müßte dies vom Zufall abhängen. Ich weiß wohl, daß jedes Journal außer ſeinen leitenden Grundſätzen noch gewiſſe Verhältniſſe hat, an die es ſich genau halten muß, und ich ſehe die Nothwendigkeit davon ein. Mir iſt es aber ſtets unmöglich geweſen, mich unter ſolche Verhältniſſe zu beugen. Wenn mir beim Schreiben der Gedanke an eine Beſchränkung in den Sinn kommt, iſt mir der Kopf wie zuſammengepreßt, und ich kann nicht weiter. Nur die unbedingte Freiheit kann meine unzureichende Talente etwas ergänzen.

Genehmigen Sie die aufrichtigſte Verſicherung der größten Hochachtung, mit der ich bin Ihr ergebenſter

L. Börne.

Auteuil, 28. April 1835.

An eine Freundin.

1835.

1.

Ich habe die Ehre, Ihnen beifolgend einen kleinen Artikel im Réformateur mitzutheilen, den ich über einen Band Novellen einer Dame*), die zum Erſtenmale als Schrift-

---

*) Mad. Thierry. S. die „Franzöſiſchen Schriften.“

ſtellerin auftritt, gemacht habe. Sie werden daraus erſch
daß ich nicht blos grob ſein kann, ſondern auch gala
wenn es nöthig iſt. Das Buch iſt aber wirklich vortreffli
und ich empfehle es Ihnen. Es that mir leid, Ihnen m
Exemplar nicht mittheilen zu können, ich mußte es gle
zurückſchicken. Ich werde mir heute Abend das Journ
wieder ausbitten.

2.

Mein Appetit iſt herrlich, ich bleibe vor jeder Boutiq
de comestibles wie angewurzelt ſtehen; ſo habe ich he
eine Viertelſtunde lang vor Chevets Thüre geſchmauſt u
mir den Magen verdorben. Ihn wieder herzuſtellen, m
ich wenigſtens drei Tage faſten, und da mir dieſes an I
rem Sybariten-Tiſche zu ſchwer fiele, wie ich neulich erf
ren, kann ich Sonntag nicht zum Eſſen kommen, ſo ge
ich auch möchte. Aber nach Tiſche will ich mich einfin
und meine fünfzigjährige Liebenswürdigkeit mitbring
Ich küſſe Ihnen die Hand . . . Auf Sonntag aber will
mich rüſten.

An einen Hamburger.

den 18. November 1835

Lieber Freund!

Ich bitte Sie, dem edlen Conditor, der, wie ich erf
ren, bekannt gemacht, er nähme von Juden eben ſo
als von Chriſten Beſtellungen auf Torten an, meine V
ehrung und Bewunderung zu bezeigen. Doch iſt es ni
die einzige Urſache, weswegen ich Ihnen ſchreibe, auch n
ich kein Rauchfleiſch haben, ſondern eine andere Gefäll

keit. Vom nächſten Januar an werde ich hier eine franzöſiſche Zeitſchrift in monatlichen Heften herausgeben. Sie iſt hauptſächlich beſtimmt, die Franzoſen mit der deutſchen Literatur und dem deutſchen Leben bekannt zu machen. Eigentliche Politik bleibt ausgeſchloſſen. Aber Dummheiten anderer Art ſollen darin mit dem Geiſte und dem Feuer eines Meidinger beſprochen werden, z. B. die Judenverfolgungen, wie ſie neulich in Hamburg vorfielen u. ſ. w.

Ich laſſe die Monatsſchrift auf meine eigenen Koſten drucken, mit Buchhändlern werde ich in keine Verbindung treten. Meine Freunde in verſchiedenen Gegenden werden mir, wie ich hoffe, zu Sammlung von Abonnenten behülflich ſein. Darf ich auf Sie auch rechnen? In dieſem Falle erſuche ich Sie, in dem Kreiſe Ihrer Bekannten eine Subſcriptionsliſte, welche anliegende Notiz abſchriftlich an Ihrer Spitze trägt, circuliren zu laſſen. Wenn Sie eine gewiſſe Zahl beiſammen haben, bitte ich Sie, die Abonnementsgelder zu ſammeln und mir hierher anzuweiſen. Die erſcheinenden Hefte werden Ihnen oder einer andern von Ihnen beſtimmten Perſon zugeſchickt, und von dieſer unter die Abonnenten vertheilt. Ich wünſchte von dem Erfolg Ihrer Bemühungen ſobald als möglich unterrichtet zu ſein, damit ich beſtimmen kann, wie ſtark die Auflage gemacht werden muß. — Ferner bitte ich Sie, ſich doch im Stillen umzuhören, ob ſich nicht in Hamburg eine Perſon finde, die mir zum Correſpondenten dienen könne, Jemand, der mit Geiſt und Witz das dortige Leben zu ſchildern verſteht. Im Vertrauen, halten Sie * * * dazu fähig? Sie wiſſen, die Pariſer wollen amüſirt ſein. Es liegt ihnen nichts an der Sache, ſondern an der Art, wie es dargeſtellt wird. Es liegt ihnen z. B. wenig daran, ob die Hamburger Juden Prügel bekommen, denn ſie haben mit den Prügeln zu

thun, die ſie ſelbſt bekommen, es kömmt ihnen nur dar
an, wie die Sache erzählt wird. Giebt es nun ſolche Le
in Hamburg, die Banko Witz haben und die mir inte
ſante Berichte für mein Journal liefern können? Ich wü
ſie gut bezahlen. Es brauchte kein Schriftſteller von P
feſſion zu ſein. Ein gebildeter Mann, ein geiſtreiches Frau
zimmer aus den gebildeten Ständen, ſind oft viel geeign
zu ſolchen Arbeiten.

Dies iſt es, lieber Freund, was ich von Ihrer Gefäll
keit erwarte, übrigens bin ich zu jedem Gegendienſte
Zeit bereit. Wenn Sie z. B. einmal Luſt haben, in
Alſterhalle*) Kuchen zu eſſen, will ich Ihnen meinen Ta
ſchein dazu leihen.

An Börne's Schweſter.

1.

Paris, den 2. Dezember 1835

Liebe Schweſter!

Da Du Dich erboten haſt, mir ferner meine klei
Commiſſionen zu beſorgen, ſo will ich Deinen guten W
len wieder in Anſpruch nehmen.

Erſtens bitte ich Dich, inliegende Inſerate in die Fra
furter Poſtzeitung, das deutſche Journal und das Jour
de Francfort einrücken zu laſſen. Den Koſtenbetrag ſt
mir in Rechnung.

Wie geht es denn dem Louis in Trier? Wenn Du Na
richten von ihm haſt, theile mir ſie mit. Profeſſor Gan

---

*) Wo die Juden keinen Zutritt hatten.

der neulich hier war, klagte mir, der Louis wäre ſo menſchenſcheu. Das muß er ſich abgewöhnen.

Mein Journal iſt eine Finanzſpeculation. Ich will einmal ſehen, ob ich reich dabei werde.

Sage mir doch, auf welche Art hat denn der *** in ... ſo ſchnell ſein Glück gemacht? Er iſt Profeſſor, Geheimrath, Leibarzt, geadelt! Mit Verdienſten erreicht man ſo etwas nicht, wahrſcheinlich iſt er Jeſuit. Er hatte Anlage dazu.

Ich bitte alle die Unſrigen herzlich von mir zu grüßen. Frage doch bei B. an, ob ihm nicht Gutzkow ein Paquet für mich gegeben, oder wenn Du Gelegenheit haſt, erkundige Dich bei Gutzkow ſelbſt darnach. Er ſchrieb mir ſchon vor einigen Monaten, er hätte B. Bücher für mich gegeben.

Dein Dich liebender Bruder
Louis.

2.

Paris, den 30. Dezember 1835.

Liebe Schweſter!

Deinen Verdruß über Louis mußt Du Dir aus dem Kopfe ſchlagen, es geht doch Alles, wie es gehen ſoll und daran läßt ſich nichts ändern. Man darf nichts gegen ſeine Natur thun, auch nichts gegen ſeine angebornen Fehler, man ſetzt es doch nicht durch und verliert nur Zeit dabei. Mir iſt es trotz großer Mängel, die ich in meinem Charakter habe, immer im Leben noch ziemlich gut gegangen, weil ich mir immer treu geblieben bei meinen guten Seiten und meinen Schwächen, und mir nie etwas vorgeſetzt habe, wozu ich nicht gut oder nicht ſchlecht genug war. Dein Louis ſcheint für ein beſchauliches Leben, zum Stubengelehrten,

von der Natur beſtimmt zu ſein, und zu irgend einer p
tiſchen Laufbahn weder Neigung noch Talent zu ha
Zwiſchen einem Staatsdienſt und einer unabhängigen
als Advokat iſt keinen Augenblick zu ſchwanken. Dein L
wird mit ſeiner ehrlichen Natur nie in einem Staatsdi
Glück machen. Er glaube doch nicht, daß Talente b
dern; wer nicht intriguiren kann, bleibt immer zurück.
Gegentheil, ausgezeichnete Fähigkeiten hindern nur
Fortkommen, denn wenn ein Chef einen geſchickten Arb
in ſeinem Bureau hat, verliert er ihn nicht gern und
ſich ſeiner Beförderung in den Weg. Louis ſoll in Fr
furt bleiben. Seine praktiſchen Geſchäfte werden ihm
mer noch Zeit laſſen, ſich zum Schriftſteller auszubil
Die Hauptſache iſt, daß man ſich einen Erwerb ſichert,
unabhängig zu werden; man wird dann immer noc
genug, um endlich ſeine Lieblingsneigungen zu befriedi
Ich z. B. ſo wie ich bin, würde zwar nie um Geld zu
dienen, etwas gegen meine Anſicht thun, aber das fiele
ſehr leicht, um des Erwerbs willen ein langweiliges
ſchäft zu treiben und wenn es auch nur copiren wäre.
Louis ſich nicht entſchließen kann, etwas Kleines zu ſc
ben, ſondern mit einem großen Werke aufzutreten, da
eine Art Faulheit, weil kleine Werke mehr Mühe ko
als große.

Ich ſehe nicht ein, warum es Louis nicht zum Sen
ſollte bringen können. Vielleicht nicht durch ſeine guten
genſchaften, aber doch durch ſeine Schwächen. Es gieb
Frankfurt eine mächtige Partei, bei der ihn ſeine F
empfehlen können. Und dann braucht man ja nicht g
Senator zu werden, es giebt ja auch noch andere St
Wenn Louis durch irgend eine Schrift ſich bekannt gem
hätte, könnte ich vielleicht etwas dazu thun, ihm in Z

oder Bern eine Profeſſur zu verſchaffen, da ich die einflußreichſten Perſonen der dortigen Regierungen kenne. Vielleicht wäre in der Zukunft daran zu denken.

Vielleicht haſt Du Dich gewundert, daß ich in meinem Vorigen, und überhaupt nichts von dem Schreiben geſprochen, das Du der Madame *** für mich mitgegeben. Dies habe ich aber erſt vor 14 Tagen erhalten. Du ſiehſt, daß es mit der Liebe der Mademoiſelle *** für mich nicht ſo gefährlich war; ſie iſt ſchon Monate hier und hat ſich nicht bei mir gemeldet. Die Madame *** habe ich zufällig vor Kurzem in einer großen Abendgeſellſchaft bei Cremieux geſehen.

Ich grüße Dich herzlich. Dein Dich liebender Bruder
Louis.

An A. Lewald.

1.

Auteuil bei Paris, den 25. April 1836.

— — — Die Brodhag'ſche Buchhandlung hat mir Lenau's Fauſt geſchickt. Ich erſuche Sie, derſelben für mich zu danken, aber zugleich den Herren zu bemerken, ſie möchten mir doch künftig keine Bücher durch die *Poſt* ſchicken. Ich habe 4½ Fr. Porto für den Fauſt zahlen müſſen, wahrſcheinlich beträgt der Ladenpreis des Werkes nicht mehr. Solche Zuſendungen pflegt man nur durch Fuhre zu machen. Auch durch die Buchhändler — — kann ich nichts annehmen, die prellen ganz infam. Für ein kleines Paquet Bücher, die mir Brodhag geſchickt, ließ mich der Spitzbube *** 9 Francs Porto bezahlen. Ich möchte wiſſen, ob der Artikel *Börne und der Patriotismus* von Menzel nur mir ſo abgeſchmackt vorkömmt, weil er gegen mich gerichtet iſt, oder ob er wirklich dumm? Sagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber. Der Teufel iſt ja in die ehemaligen liberalen Schriftſteller gefahren, und zwar ein recht langweiliger. Wenn ich aufhöre, mir ſelbſt zu gefallen, und davon bin ich gar nicht weit mehr entfernt, gefällt mir auch nicht ein Schriftſteller mehr. Heine, der mich früher zuweilen entzückt hat, ennuyirt mich ſchrecklich. Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mir gelegentlich Ihr Gemälde von München und ein Paar Hefte Europa ſchickten. Lenau wünſcht, ich möchte ſeinen Fauſt in der Balance kritiſiren, das kann ich aber nicht. Erſtens werde ich wahrſcheinlich die Balance nach Erſcheinung des dritten Heftes wieder aufgeben. Ich bin darin in meinem Ideengang zu ſehr geſtört. Hundert Dinge kann man im Franzöſiſchen gar nicht ſagen. Dann möchte ich bei Gelegenheit des Lenauiſchen Fauſt auch vom alten Göthe'ſchen ſprechen, gegen welchen letzteren ich Vieles einzuwenden habe. Es iſt aber gegen mein Gefühl, in franzöſiſcher Sprache etwas gegen Göthe zu ſagen und die Hochachtung, welche die Franzoſen vor ihm haben, zu ſtören. Ich will lieber den Lenau in einem deutſchen Artikel beſprechen.

Ich grüße Sie herzlich.

Ihr ergebenſter
L. Börne.

2.

Auteuil, den 5. Juni 1836.

Verehrter Herr!

Zum Tod hat mich Ihr Brief erſchreckt, den ich zu beantworten eile. Denkt denn Herr ***, daß ich ſolch ein niederträchtiger Menſch wäre, mich der Cenſur zu unterwerfen? Er könnte mir ſein ganzes Vermögen für meine Werke geben, unter ſolchen Bedingungen verkaufe ich ſie ihm nicht. Er hat gar nicht mehr an die Sache zu denken. Ich bitte Sie zu meiner Beruhigung mir gleich zu antworten, und mich zu verſichern, daß Herr — — durchaus keinen Schritt mache, der mich beſchimpfen würde.

Den Artikel über Lenau würde ich Ihnen, um mich Ihnen gefällig zu bezeigen, mit dem größten Vergnügen mittheilen, aber ich ſchreibe ihn nicht. Es Ihnen im Vertrauen zu ſagen, Lenaus Fauſt hält die Kritik nicht aus. Bei meiner gewohnten Aufrichtigkeit wäre ich gezwungen ihn mehr zu tadeln als zu loben.

Sie haben ja mit Ihrer Europa merkwürdiges Glück. Sie können die fünf angeſehenſten Pariſer literariſchen Journale zuſammennehmen, und Sie haben alle zuſammen gewiß nicht ſo viel Abonnenten als Ihre Europa. Die Generoſität der deutſchen Buchhändler iſt mir hinlänglich bekannt. Vor einigen Jahren beſtürmte mich ***, ich möchte doch mitarbeiten, bot mir 30 Thlr. für den Bogen und bat mich um Gottes Willen, ich möchte es ja Keinem ſagen, es würde alle deutſche Schriftſteller in Aufruhr bringen. Ein anderes Mal, zu einer Zeit, da ich der Politik ſo überdrüſſig war, wie ich es jetzt wieder bin, bot ich einem Leipziger Buchhändler eine literariſch-aeſthetiſche Monatsſchrift an, die ich redigiren wollte. Sein Anerbieten war bis zu 1500 Exemplare Abſatz 20 Thlr. für den Bogen, und weiter 25 Thlr. Iſt das nicht eine merkwürdige offenherzige Prellerei? Als wenn man nicht berechnen könnte, daß dem Verfaſſer bei 1500 Exemplaren Abſatz mehr als 20 Thlr. für den Bogen gebührt. Ich begreife nicht, wie ſie das hier machen. Es iſt beſtimmt nicht ein literariſches Blatt in Paris, das ſo viel Abonnenten hat als Ihre Europa, das geleſenſte, die Revue des deux Mondes, hat noch lange keine

1000. Und doch wird von dieſem Journale dem alle wöhnlichſten Schriftſteller, der ſeine Arbeiten hineinbe 150 Francs für den Bogen bezahlt, den angeſeheneren Francs, den vom erſten Range noch weit mehr. Ich nie an hieſigen Monatsſchriften gearbeitet, und werd auch nie, weil die Rückſichten der Camaraderie, die m hier nehmen muß, mir ebenſo verhaßt ſind als die Pol Cenſur. Nur im Réformateur ſchrieb ich einige Male. ich anfing, kannten mich die Redakteurs noch gar ni ſie hatten mich auf die Empfehlung eines Deutſchen en girt; und doch gaben ſie ungefordert 240 Francs für Bogen. Nachdem der erſte Artikel von mir erſchienen und ſie ſahen, daß er großes Aufſehen gemacht, ſagten mir von freien Stücken, mir gebühre eine beſſere Bez lung, und ich ſolle fordern was ich wollte. Aber ich ſchä mich Eigennutz zu zeigen, weil das Blatt arm war, ſämm liche Mitarbeiter unentgeltlich aus Eifer für ihre Gru ſätze ſchrieben, und der Redakteur ſelbſt, der edle Raſp der mit dem Blatt jede Nacht bis 3 Uhr beſchäftigt w nur 300 Francs monatlich nahm.

Wieviel bekommen Sie für die Redaktion der Europ Sie brauchen mir es nicht zu ſagen, ich kann es ohngef errathen. Wenn Sie hier ein Blatt redigiren, das Sie ſo kurzer Zeit auf 2300 Exemplare gebracht, würden S monatlich 1000 Francs für die Redaktion bekommen. will mich von keinem deutſchen Buchhändler mehr prel laſſen.

Ich bitte Sie noch einmal, wenn Sie mich nur bischen lieb haben und achten, den * * * abzuhalten, d er einen Schritt thue, der mich mehr als je etwas ſchmerz würde. Wenn Sie mich lebend vom Galgen abſchnitten, könnten Sie mir keinen größern Dienſt erzeigen.

Herzlich der Ihrige
Börne.

Aus Paris.

den 20. Juli 1836.

Haben Sie in Hamburg, oder ſonſt wo, nicht einen verſtändigen Literaten unter Ihren Bekannten, der aus Freundſchaft für einen Collegen mir einen kleinen Bericht über das junge Deutſchland macht? Seine eigne Meinung über das junge Deutſchland zu haben, daran liegt mir wenig; denn ich bin gewohnt meine Anſicht auf das Studium der Quellen zu gründen. Ich möchte nur einen hiſtoriſchen Bericht über die Schriftſteller haben, die man zum jungen Deutſchland zählt, ein genaues Verzeichniß ihrer Schriften und den Eindruck, den ſie auf die öffentliche Meinung gemacht. Der unbekannte Freund, der mir darüber berichten ſoll, dürfte aber nicht unter ſolchen genommen werden, die ſelbſt über oder gegen das junge Deutſchland geſchrieben, denn ſonſt könnte geſchehen, daß ich zum Danke für ſeine Gefälligkeit ſpäter über ihn ſelbſt herfiele, da ich alles was ich bis jetzt von den Gegnern des jungen Deutſchlands geleſen, höchſt erbärmlich gefunden.

An die Brodhag'ſche Buchhandlung.

Paris, 15. Dezember 1836.

Es kann leicht ſein, daß Sie Recht haben, und daß der betreffende Punkt in meinem Vertrage mit Campe zweideutig iſt. Es war aber in meinen mündlichen Unterhandlungen mit Campe (ich war damals ſelbſt in Hamburg) be-

ſtimmt feſtgeſetzt worden, daß nach Verlauf der 5 Ja
der Reſt der Exemplare nicht verkauft werden dürfe. J
deſſen glaube ich, daß dieſe Concurrenz der neuen Aufla
nicht vom geringſten Nachtheile ſein werde, ſobald ſie v
ändert und wohlfeiler erſcheint.

Die neue Auflage wird ſich von der alten dadurch unt
ſcheiden, daß Artikel, welche die frühere nicht enthielt, dar
aufgenommen werden. Erſtens ſolche, die damals no
nicht erſchienen waren; dann ſolche, die ich zufällig ni
hatte, als ich meine zerſtreuten Aufſätze ſammelte. Ich wer
Ihnen zu ſeiner Zeit dieſe Artikel bezeichnen, und Sie we
den dann auf dem Geſchäftswege dieſe leicht herbeiſchaff
können.

Was die Reviſion der alten Artikel betrifft, ſo verſte
ich mich zwar dazu wegzulaſſen, was ich in literariſch
Beziehung unnütz finde. Aber Ihr Ausdruck: »was e
nen bedeutenden Anſtoß finden könnte« zu u
terdrücken, ſcheint anzudeuten, daß Sie darunter Mi
fälliges in politiſcher Beziehung verſtehen. Geg
dieſe Zumuthung muß ich freilich proteſtiren. Ich wer
dergleichen nicht auslaſſen, auch nicht ein einziges Wo
und ich würde in unſerm Vertrage es zur ſtrengſten B
dingung machen, daß Sie daran nicht rühren dürfen.

Zu den neuen (das heißt ungedruckten) Artikeln, die i
etwa hinzufüge, würde ich aber nur ſolche Gegenſtän
wählen, die jede Verdrießlichkeit entfernt hielten. —

Börne's letzter Brief.

Meine lieben Freundinnen!

Ich bin ſchon vierzehn Tage krank und ſophalägerig, be eigentlich nur acht Tage; denn da ich Nachts im Bette liege und ſchlafe, bin ich zu dieſer Zeit ſehr geſund. Nur das ertrage ich ſchwer, daß ich heute nicht zu Ihnen kommen kann, um Ihnen Glück zu wünſchen, daß Sie ein Jahr älter geworden. Ich kann es nur ſchriftlich thun. Auch Herrn * * * und * * * meine beſten Wünſche.

Herr * * * kam geſtern Abend noch vor mein Bett, weckte mich auf und erzählte mir von Lady Stanhope, Karl dem Großen und Dr. * * *, was mich alles ſehr amüſirte.

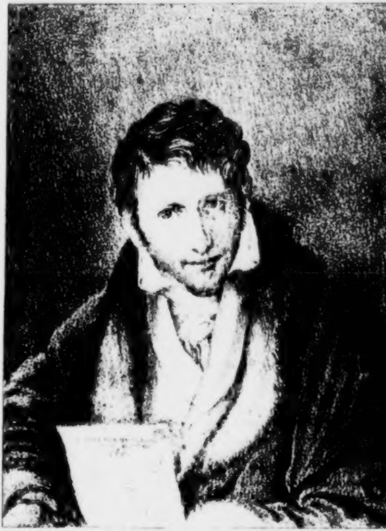
Die beiden Bonbonièren voll der herrlichſten Chocoladenbonbons ſind für Madame L. Da ich nicht weiß, ob Madame B. ſie liebt, habe ich nicht gewagt, ihr welche anzubieten. Für wen die Spielzeuge beſtimmt ſind, werden Sie leicht errathen. Der Schmetterlingskäfig kömmt von Madame S. Ich hatte ſtatt der Orangenhändlerin früher einen ſchönen Marquis ausgewählt, aber Madame S. rieth mir davon ab und bemerkte, ich könne ja nicht wiſſen, ob Sie nicht ſchon andere Abſichten mit Ihrer Tochter hätten. Noch einmal meine herzlichſten Grüße an Alle.

Paris, den 1. Januar 1837. Ihr Börne.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druckfehler.

Seite 44 Zeile 16. Statt ſeinem lies ſeinen.
= 72 = 23. = den l. dem.
= 81 = 16. = Tirann l. Tirannen.
= 96 = 25. = ſich von neuem l. von neuem
= 138 = 1. = Gefangener l. Gefangene.
= 149 = 21. = vorbreitete l. vorbereitete.
= 153 = 21. = ihrer Erklärung l. dieſer Er
klärung.
= 159 = 21. = 1844 l. 1845.
= 161 = 29. = deri l. drei.
= 183 = 32. = Gelegeit l. Gelegenheit.
= 193 = 10. = ſterben l. ſtreben.
= 264 = 5. = ein l. einen.
= 320 = 2 u. 9. = Sentag l. Sonntag.



LUDWIG BÖRNE.

Ludwig Börne

in

ſeinem literariſchen Wirken,

oder

Reſultate meiner Kritik

über

Börne's Schriften.

Ein

Supplement zu Börne's ſämmtlichen Werken

von

Ferdinand Backhaus.

Zittau und Leipzig,
Verlag von D. M. Nauwerck.

1837.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorrede.

Schon ſehe ich im Geiſte, wie man dieſes Schriftchen von vielen Seiten anfeinden, lobhudeln, tadeln, vielleicht auch loben wird. Aber weder Lob noch Tadel ſollen bewirken, mich auf irgend eine Erwiederung einzulaſſen, da ſolche Raiſonnements weder zu etwas führen, noch das erſchienene Werkchen ändern. Wie es iſt, ſo muß es bleiben, meine einmal ausgeſprochene Meinung wird nie von mir zurückgenommen, oder geändert werden. Alles was ich geſagt, iſt meine Ueberzeugung, die niemals eine andere werden ſoll. Eben ſo wenig werden hoffentlich gewöhnliche Recenſionen auf das Publikum einigen Eindruck machen, da es nur zu gut weiß, wie in ſolchen Recenſionsfabriken verfahren und verhandelt wird.

Von demſelben Verfaſſer über *ein und daſſelbe* Werk doppelte Urtheile zu leſen, dar nicht befremden.

Der Vorwurf, den man mir mache wird, einen Mann wie B. angegriffen z haben, wird ſtets nur ein ungegründete ſein und bleiben. Die Gründe meiner Handlungsweiſe finden ſich in dem Schriftchen ſelbſt. So wie ich denke, denken Viele, wie B. gedacht und geſchrieben, vielleicht Mehrere, die Meiſten aber-ſtimmen gewiß darin mit mir überein, daß ſeine Art und Weiſe zu ſchreiben in vieler Hinſicht zu mißbilligen war.

Allzuungeſtümes Weſen kann nur ſchaden, bedachtſam zu Werke gehen, nur Vortheil bringen, der Bedachtſame braucht deshalb nicht langſam zu ſein. Alle Reformationen zu Gunſten eines Landes müſſen auch von dem Reformator in dem Lande ſelbſt beginnen und vollendet werden, für das ſie beſtimmt ſind. Jedes Einwirken von Außen iſt geſetz- und regelwidrig.

Mehr wie einmal habe ich mich in meinem Werkchen darüber ausgeſprochen, wie hoch ich B. wegen ſeines Geiſtes achte, mein Tadel gilt einzig und allein nur den Stellen in ſeinen Schriften, in welchen er dem Vaterlande ungerechter Weiſe zu nahe tritt. Es wär Thorheit die Mängel deſſelben überſehen oder ganz wegläugnen, es wär aber auch eine unverzeihliche Gleichgültigkeit die Uebertreibungen mit kaltem Blute anſchauen und ungerügt hingehen laſſen zu wollen.

Börnes Wuth ein Volk zu geißeln, das ſo hoch daſteht, als nur irgend eines in der gebildeten Welt, verdiente mit noch ſtärkerer Wuth zurückgewieſen zu werden, dieſe Züchtigung überlaſſe ich jedoch einer ſchärferen Feder. Das Lob und die gerechte Würdigung des Vaterlandes muß zwar Jedem gleich ſtark am Herzen liegen, die Vertheidigung deſſelben kömmt aber dem am meiſten zu, der mit den Verhältniſſe und Einrichtungen auch am genauſten bekannt iſt.

Eben ſo eine unverzeihliche und falſch Maxime iſt es mit Stillſchweigen zu ſtrafen, oder durch dieſes Verachtung an de Tag legen zu wollen. Das Schweigen au edlem Stolze bewirkt nur zu oft die Betäubung der Menge durch die Schreier Das dem Publikum Preisgegebene muſ auch öffentlich verhandelt werden, das Publikum wiederum Richter ſein. Es wirk einem Jeden recht wohl einleuchten, wi nachtheilig falſche Berichte auf das Ausland wirken. Das Ausland muß eines Beſſern belehrt werden.

Wie können wir aber eine gerechte Würdigung vom Auslande verlangen, wenn die Söhne des Inlandes ſelbſt verläumderiſch zu Ungunſten deſſelben ſprechen, die Induſtrie und die Wiſſenſchaften herabſetzen und den Gelehrten die Verdienſte abſprechen, auf die wir ſtolz ſind. Falſche Berichte ſind eine Infamie und beflecken mehr oder weniger den Charakter des Mittheilenden, ſelbſt wenn ſie auf irrigen oder falſchen Gerüchten beruhen. Wer gefliſſentlich übertreibt ſtempelt ſich zum Lügner und in ſo fern wird auch ſtets ein unvertilgbarer Makel auf Börne's Charakter haften.

Stets muß das Vaterland zu hoch für den Hohn, Witz und die Satyre ſtehen, es iſt die Mutter die uns geſäugt, — wer ſich an ihr vergreift belaſtet ſich mit Fluch!

Da mir nun nichts mehr am Herzen liegen kann, als meine Würdigung eben ſo vielfach wie B's. Schriften verbreitet zu ſehen, ohne Glück aber mein Wunſch ſtets ein vergeblicher ſein würde, ſo wünſche ich hiermit meinem kleinen Werke aus vollem Herzen das meiſte Glück.

Sollte leider der entgegengeſetzte Fall eintreten, ſo wird mich die ſchon oft beſtätigte Erfahrung, das ja oft das Schönſte und Gelungenſte (ich bin übrigens weit entfernt dieſes Schriftchen für das gelungenſte zu halten), kaum dem Namen nach bekannt wurde, oder ſeine Geburt überlebte, hinlänglich tröſten.

Börne ſelbſt ſagt in irgend einer Stelle ſeiner Schriften, daß kein Werk ſo geringfügig ſei, daß es nicht einiger Berückſichtelgung verdiene, — um ſo mehr hoffe ich, daß dieſes Buch Vielen von Intereſſe ſei.

D. Verfaſſer.

I.

Notizen und Mittheilungen

über Ludwig Börne.

> Vieles, was dem menſchlichen Herzen zuwider iſt, darf die Geſchichte auf die Verhältniſſe werfen, damit der Menſch dem Menſchen befreundeter bleibe; aber Dinge, die nicht in der Nothwendigkeit der Verhältniſſe gegründet ſind, ſollen niemals entſchuldigt werden.

Ludwig Börne,

geboren zu Frankfurt am Main im Jahre 1784, blieb bis zu ſeinem 33ſten Jahre der Religion ſeiner Väter, d. h. dem jüdiſchen Glauben, getreu. Im Jahre 1817 jedoch vertauſchte er ſeinen iſraelitiſchen Glauben ſowohl als ſeiner Väter Namen, Baruch, in Börne und ging zur evangeliſchen Kirche über. Durch wen und wo er ſeine erſte Bildung erhielt, übergeht er mit Stillſchweigen, erwähnt aber dagegen, daß er in Halle und Göttingen ſtudirt, cf. Börne B. 3, „die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens.“ Mit welchem Erfolge er ſeinen Studien obgelegen, beweiſen ſeine ſämmtlichen Werke, und es dürften ihm vielleicht nur

Wenige an die Seite geſetzt werden können, die auf eine ſo allgemeine und vielſeitige Kenntniß und Bildung Anſprüche zu machen berechtigt wären.

Dankbarkeit gegen ſeine früheren Lehrer war ihm in hohem Grade eigen, und der gelehrte Mann ſchämte ſich nicht einzugeſtehen, was er als Jüngling von ihnen gelernt.

Seine ſpätere Laufbahn im praktiſchen Staatsdienſte des ehemaligen Großherzogthums Frankfurt ward durch die Ereigniſſe der welthiſtoriſchen Kriegsjahre 1813 — 1814 unterbrochen. Als Herausgeber des Frankfurter „Staats-Riſtretto,“ dann der „Zeitſchwingen“ und der „Waage“ 1818 — 1819 erwarb er ſich einen Namen, den er durch ſeine ſpätern Schriften unſterblich machte.

Schon längſt beſchäftigte mich die Idee einer Charakteriſtik über Börne und einer Kritik ſeiner Schriften; jetzt da ſie begonnen, entreißt der unerbittliche Tod dieſen Mann der literariſchen Welt und dem geſammten Deutſchland. Dies ändert die Ausführung der Idee. Wäre der Monat Februar († 13. Febr. 1837) nicht die Grenze ſeines Lebens geworden, ich würde anders, — als Lebender zu dem Lebenden, als Deutſcher zu dem Deutſchen, nicht als Chriſt zu dem ehemaligen Juden, — denn ich kenne keinen Unterſchied der Menſchen, — offen und frei, wie er es im Leben zu thun gewohnt war, kurz ohne alle Rückſicht der Verhältniſſe mit ihm geſprochen haben.

Jetzt da ſein prophetiſcher Mund verſtummt, ſein Leib der Erde übergeben worden iſt, begleitet und betrauert von ſeinen Landsleuten hier und in Frankreich, gebietet mir die ſchuldige Achtung vor dem Todten, zu ſchweigen, ſeiner nur in Liebe zu erwähnen, und ſtets des wahren Satzes: de mortuis nil nisi bene eingedenk zu ſeyn. *)

---

*) Die Angriffe und Widerlegungen vieler von ihm ausgeſprochenen Meinungen und Anſichten können natür-

Wäre die Hand nicht erkaltet, die noch vor kurzer Zeit das ſchrecklichſte Schwert die „Feder" ſo männlich geführt, ich würde ihm den Fehde-Handſchuh hinwerfen, der ritterlichen Aufnahme von ſeiner Seite überzeugt, — jetzt werde ich mich damit begnügen müſſen die Fragen aufzuwerfen:

Hat B. ſtets nur ſeine wahre, innere, heilige Ueberzeugung ausgeſprochen? War es ſeiner würdig, einer ganzen Nation zu ſchelten, weil Einzelne ihn verkannt und gekränkt? Warum entblödete er ſich nicht, einem Volke Charakter und Nationalität abzuſprechen, weil auf ſeinen Thronen mehrere Fürſten ſitzen? Durfte er es wagen, demſelben Lächerlichkeiten aufzubürden, die in der That weder Lächerlichkeiten noch Fehler zu

---

lich nicht mit ſeiner Perſon in Berührung gebracht werden.

nennen ſind? Warum tritt er ein Volk mit Füßen, bei dem er aufgewachſen, dem er ſeine Bildung, den gerechten Stolz dieſer Nation, verdankt?

Faſt klingt es wie Undank und die Vorwürfe, die er über daſſelbe ausgegoſſen, treffen ihn mit. Kann den das Lob einer gebildeten Nation treffen, der es ungeſtraft wagen durfte, und eben deshalb wagte, die ſeinige in den Staub zu ziehen?

Dieſe Fragen bedürfen keiner Antwort, ſie erledigen ſich ſelbſt, Jahrhunderte haben ſie beantwortet und immer mit derſelben Antwort. Undankbar gegen ſein Vaterland möchte ich ihn nennen, und doch vermag ich nur das Wort unglücklich hervorzubringen, ſo liebe ich ihn, ſo alle Deutſche, ſo das ganze von ihm verſchmähte und verachtete Deutſchland. Der Menſch kann mit ſich ſelbſt zerfallen, ob er es gleich nicht ſollte, er kann

Menſchen verachten, aber er ſoll die Menſchheit ehren, — das Vaterland zu verachten, iſt Bosheit. Weil ihn Einzelne betrogen, flucht er der Welt; weil der brauſende Sturmwind ſeine warnende Stimme übertobt, hadert er mit den Göttern; weil nicht alle Menſchen einer Meinung mit ihm ſind, möchte er ſie zertreten. Aber ſo iſt Börne nicht allein, ſo ſind ſie faſt alle — Egoiſten. Als Heine, ſeinem Genius folgend, daſſelbe Schlachtfeld betrat, auf dem Börne ſchon rieſig kämpfte, ſprach er da nicht, nachdem er deſſen 4ten Band geleſen hatte: „Das Buch hat mich „gelabt, wie das Murmeln einer „Quelle in der Wüſte, es hat mich „entzückt, wie eine Menſchenſtimme „von oben, wie ein Lichtſtrahl den „lebendig Begrabnen entzückt?"*) und dennoch ſtehen ſich beide in einer Meinung ſo ſchroff gegenüber, als nur jemals Cäſar und

---

*) Siehe Börnes Briefe aus Paris Band II, Seite 63.

Antonius, der Papſt und Luther ſich gegenüber geſtanden haben können. Napoleon, dem Einen ein Gott, dem Andern ein Würgengel; Friedrich d. Gr., dem Einen das unerreichbare Ideal, dem Andern ein Teufel; und doch zürnt er, daß nicht alle denken wie er? *) Jemehr ich darüber nachdenke, deſto mehr überzeuge ich mich, daß unglücklich das rechte Wort iſt, das man ſeinem gefeierten Namen unzertrennlich verbinden muß. Peter der Große riß zukünftige Jahrhunderte an ſich, und war er glücklich? Börne wollte Jahrzehnte überſchreiten, und die am Fuße eines Berges gelagerte Nation mit einem Stoße auf denſelben heben, — er erlag der Anſtrengung; durfte er ſich glücklich nennen? Als er dem Zeitgeiſte Flügel und ſeinen Landsleuten die Anſichten, mit denen

---

*) Was mich aber eine Welt weit von Heine trennt, iſt ſeine Vergötterung Napoleons. — Ebendaſelbſt, S. 65.

er zum Manne reifte, aufbürden wollte, viel Widerſtand und im Anfang wenig Gehör fand, da entbrannte er im Zorne, wie ein rüſtiger Kämpfer; mit der Gefahr wuchs ihm der Muth, den Muth begünſtigte das Glück, dieſem ſchloſſen ſich Schaaren als Verbündete an; aber die Verbündeten waren ſelbſt wankelmüthig wie das Glück, und dem einzigen, unerſchrockenen Kämpfer blieben nur mächtige Feinde. Er zog ſich zurück; aber ſiegend. Wohl kann der Held fallen, doch nie mit Schmach. Der Weiſe kann ſich irren, braucht ſich aber des Irrthums nicht zu ſchämen. Börne war Weiſer und Held, dem Vaterland fiel er ein Märtyrer zum Opfer. Als Weiſer konnte er irren und hat ſich geirrt; den bittern Kelch, den er dem Vaterlande darreichte, füllte er mit gerechtem Zorne, — als Jude!

Mag immer die chriſtliche Kirche ihre Gleichheit vor Gott predigen, die Welt weiß nur zu gut, daß ſie lügt. Proteſtant und Katholik, Jude und Heide, alle ſtehen ſich erbittert gegenüber; und ſo lange nicht ein Bruderband die Menſchheit umſchlingt, ſo lange wird blutige Fehde und irriger Meinungskrieg fortbeſtehen, und Jahrtauſende werden noch dieſelben Schwächen beweinen, die ſchon Jahrtauſende beweinten, und die Kirchenſtühle eben noch ſo verſchachert werden, wie heut zu Tage und zwar nur bei — Chriſten. Vor Gott und dem Geſetze ſind alle gleich; — aber von Emancipation des Juden kann keine Rede ſein; man will ſie zu Menſchen machen, und ſtößt ſie aus der menſchlichen Geſellſchaft. Wahrlich, ſo muß man es anfangen, um ganze Geſchlechter zu ruiniren, Haß zu erregen und das Genie wider ſich aufzubringen. Erregten ſchon im Anfange ſeines literariſchen Strebens ſeine Schriften leider zu ſeinem Unglücke Aufmerkſamkeit, ſo vergalt er ſpäter nur durch kühnere Schilderungen der ſogenannten Regierungsmängel dieſe Verfolgung, ja er ſteigerte freiwillig dieſelbe zu einem ſolchen Grade, daß nicht ſelten eine wahre Verachtung des ganzen Menſchengeſchlechtes daraus hervorleuchtet. Alle Leidenſchaften, welche nur irgend das menſchliche Gemüth in Bewegung zu ſetzen vermögen, ſind wechſelſeitig bemüht, ſeine Feinde, leider nur ſeine Landsleute, zu verwunden. Rückſichtslos, vielleicht oft wider ſeinen Willen, war in gewiſſen Fällen ſelbſt die Behandlung ſeiner Freunde, und kleidete an ſeiner Bruſt die Liebe nur gar zu oft in das Gewand des Haſſes und des Hohnes. *) Wär dies nur ſein einziger Fehler geweſen, ſo würde ich ihn einen Engel genannt haben. Was ſind alle Verbrechen gegen die Treuloſigkeit eines Freundes? Infuſionsthierchen gegen Elephanten. Wen ſie nicht erbittert, kann nicht haſſen, aber auch nicht lieben, kurz nicht einmal empfinden. Gut für ihn, daß er dahin iſt, ſchon ſah ich im Geiſte den bravſten Mann als den fürchterlichſten Men-

---

*) Lpzgr. Zeitung, 24. Febr. 1837.

ſchen einherſchreiten, als — Menſchenfeind. Die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen iſt ſeine Decke. Friede ſeiner Aſche! —

II.

Ueber Börne's dramaturgiſche Blätter.

Kritik und Antikritik.*)

Da Börne's dramaturgiſche Schriften ausſchließlich Kritiken ſind, ich mir aber wiederum die Freiheit nehme, Einiges über dieſelben zu bemerken, ſo wird aus dieſem Grunde der Leſer meine Ueberſchrift gewiß nicht unpaſſend finden. Wenn der Geneſene zum erſte Male freier athmend in friſcher Luſt eingeſteht, daß er ſich wohler fühle, ſo wird auch der Leſer von Börne's Schriften offen und ohne Rückhalt bekennen, daß er begieriger die dramaturgiſchen Blätter geleſen, und durch ſie genügender belohnt wurde, als durch deſſen Briefe. Warum? Keine Politik! Keine Einſeitigkeit! Darinnen liegt es. Alles was B. in dieſen Blättern ſagt, verwerfend oder lobend, trägt den Stempel des gediegenſten Wiſſens, findet ſich auch mitunter etwas, das Anderer Anſichten zuwider ſtreitet, ſo iſt es dennoch darum nicht weniger lobenswerth.

---

*) Alles, was ſpäter über das Drama geſagt wird, gilt natürlich nur dem Klaſſiſchen.

„Ich war," ſagt B. unter andern in ſeiner Vorrede zu dieſen Blättern und zwar p. 10 sqq. „ein Naturkritiker, in dem „Sinne, wie man einen Bauer vor zwan„zig Jahren, — ich glaube er hieß Maus — „der Gedichte machte, einen Naturdich„ter genannt hatte. Die Katze Kritik ging „damals ſehr ſchonend um mit jener Maus, „zog ihre Krallen ein und liebkoſte ſie. Eine „gleiche Nachſicht fand ich auch, wahrſchein-

„lich aus gleichem Grunde: weil man
„gewiſſe bäuerliche Natürlichkeit an m
„merkt ꝛc. ꝛc. Meine Kritiken fanden
„Beifall, ſogar Kotzebue lobte mich.
„wüthend war ich über Sand, als e
„meinen lieben guten Kotzebue umgeb
„der mich gelobt hatte. Es war H
„der Polonius erſtach, Rattengift —
„mes Volk!"

Nichts iſt intereſſanter, als einen ſcha
nigen, geiſtreichen Mann die Geißel ſchw
zu ſehen. Er trifft Kopf und Rücken zu
und mit der blutigen Schwiele vereinigt
heilende Salbe. Treffender und kürzer
Niemand die deutſche Unſitte, alles mit
tur zu verbinden, ahnden und bloßſtellen.
ſoll das Wort „Naturdichter" auf de
tel einer Gedichtſammlung bezeichnen,
Dichter der die Natur beſingt oder
Menſchen den die Natur zum Dichte
macht? Ich kenne wohl den alten Satz „

nascitur, orator fit,“ umgedreht habe ich ihn jedoch noch nie beſtätigt gefunden. Nennt ſich B. ſelbſt nur ſcherzweiſe einen „Natur-Kritiker“, ſo laß ich dies ſchon eher gelten, dann weiß ich, daß dies ſo viel heißen ſoll, als: ſo mußte ich meine Kritiken ſchreiben, weil ſie ſo und nicht anders nur meine natürliche Ueberzeugung enthalten.

Weiter unten dagegen ſagt B.: „Der „Kritiker befördert ſo wenig die ſchöne Kunſt, „als der Scharfrichter die Tugend befördert. „Beide ſchrecken nur von Vergehungen ab, beide „beſtrafen ſie nur ꝛc.: —

Ein Kerl, der kritiſirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.“

Mit dieſem Satze mag einverſtanden ſein, wer da will, ich bin es nicht. Das Erſte iſt durchaus nicht wahr, das Zweite dagegen unbedingt wahr. Der Kritiker beſtraft und

ſchreckt ab, und vertilgt mithin die noch v
handenen Fehler. — Der denkende Künſ
wird eine gute Kritik nie unberückſichtigt l
ſen. Wollte man Börne's Ausſpruche un
dingt glauben, ſo wären ja eben ſo we
Kritiker als Kritiken nothwendig.

Vorurtheile können das einmal vorhand
Gute nicht umſtoßen, darum wird es B. a
niemals zu beweiſen gelingen (und dies möc
er doch ſo gern), daß die Deutſchen niem
ein Theater haben könnten. Dieſe Behau
tung iſt geradezu eben ſo lächerlich, als G
the's Worte: „Nur wenn ich todt b
wird man erfahren, was ich mit m
nem Fauſt gewollt.“ Schrieb Göthe ſ
überirdiſche Weſen, und kömmt Börne n
allein ein Urtheil über Theater zu? Was hi
den Deutſchen die überzuckerte Pille: „d
franzöſiſche Schauſpiel, das klaſſ
ſche zumal iſt mir weit mehr zuwid
als das deutſche; aber nur wenn i

es leſe, nicht wenn ich im Lande es darſtellen ſehe." Warum? „Weil die Gebrechen der Franzoſen Gebrechen der Nationalität, die der Deutſchen der Unnationalität ſind." Das klingt allerdings recht gefährlich, iſt es aber nicht. Sind die Gebrechen der Franzoſen die der Nationalität, ſo ſind ſie auch univerſell, Gebrechen der Unnationalität in Bezug auf Darſtellung und Dichtung iſt Unſinn. Beides den Deutſchen abſprechen zu wollen, — der größte. Mag er immer die deutſche Nation eine mollige nennen, — ſie verzeiht, weil das gekränkte Selbſtgefühl aus ihm ſpricht, gerechter Grimm eines braven aber oft verblendeten Mannes. Wenn ich Börne's Schriften leſe, ſo bin ich entzückt, weil ſie ein Deutſcher geſchrieben, übergehe gern „das Nationelle der Unnationalität, den Charakter der Charakterloſigkeit" mit Stillſchweigen. Wer den Deutſchen Nationalität und Charakter abſpricht, gehört in das Irrenhaus. Gut daß B. todt iſt. Auf ſo eine Idee kann nur ein ſpleenbehafteter Engländer oder haſenfüßiger Franzoſe gerathen. Des Deutſchen Charakter iſt unübertroffene Herzensgüte und Moralität. Weil er ſeine Mitmenſchen liebt wie ſich ſelbſt, darum wird er verlacht, darum weil er moraliſch höher ſteht und den Polizeigrundſatz quisque malus, nisi contrarium probetur nicht kennt, verhöhnt, doch Jedermann reitet ſein Steckenpferd, Börne liebt die Wortſpiele, — daß er aber von dem großen Maule der Deutſchen am Schreibtiſche ſpricht, darüber muß ich weinen; denn ich kannte nur eines, ein unverbeſſerliches, und das liebte ich. Ich kenne nur eine charakterloſe Nation und dieſe iſt die franzöſiſche. Behält ſie auch ihre Manieren in fremden Ländern länger bei als die deutſche, ſo wird ſie doch ſchon beim Uebertritt über die Grenze die Nation zu loben anfangen, deren Gebiet ſie betritt, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht. Iſt das Charakter? Dieſe Manier nun iſt es, welche auch Börne angenommen hat, ſo lange er in Frankreich wohnt. Bei ihm iſt es jedoch — Politik! Faſt bin ich überzeugt Börne hätte die Keckheit gehabt, wie der franzöſiſche Zeitungsſchreiber nach dem letzten Attentate mit der Höllenmaſchine auf L. Philipp, „die franzöſiſche Nation freue ſich in der That, daß der Erfinder nur kein Franzoſe geweſen ſei,“ zu behaupten. Wer war denn der Erfinder der erſten Höllenmaſchine, wenn ſie auch anders conſtruirt war? Vielleicht ein Deutſcher? Und wer war der Erfinder der letzten, vielleicht auch ein Deutſcher, oder iſt Corſika keine franzöſiſche Provinz mehr? Und Höllenmaſchine muß dieſes Ding wohl heißen, weil damit auf ein geſalbtes Haupt geſchoſſen wurde?

Noch weiter unten heißt es in derſelben Vorrede, „im Leben und im Drama kömmt es darauf an, Recht zu behalten, dem ehrlichen

Deutſchen aber liegt daran, Recht zu haben.“

Welchem ehrlichen Manne muß abe nicht daran liegen, Recht zu haben, ſchöne iſt jedenfalls Unrecht leiden als Unrecht thun übrigens wird auch der nach meiner Einſich Recht behalten, der es hat, es ſei denn, daß die Geſetze oder die Richter ſchlech wären, und dieſe letztern ſind es leider of hauptſächlich in Bezug auf das Drama. Un wer ſind dieſe competenten Richter in Bezu auf das Drama, — die Zuſchauer, und wi vielen kömmt von Hunderten ein Urtheil zu Einem! *) Und iſt darum das deutſche Schauſpiel langweilig, weil die Meiſten ſcheinba theilnahmlos ſind, oder hat es darum weniger Kunſtwerth? Durchaus nicht, die meiſten Zuhörer ſchweigen, weil ſie wohl ihre Schwächen kennen, aber die Schönheiten des

---

*) Und wie oft iſt der Eine ein Partheiiſcher, Ignorant oder ein Erkaufter.

Drama's empfinden ſie darum nicht weniger als andere Nationen, und darum wage ich ſelbſt B. zum Trotze die Behauptung:

> „daß nur der Deutſche zu walzen, ſelbſt mit der Zeit zu walzen, der Engländer und Franzoſe dagegen, nur zu ſpringen verſtehe;"

aber eben darum bitte ich ſie deſto herzlicher, ſich um ſo mehr vor Ausſpringen oder Verrenkungen der Füße zu hüten.

Iſidor und Olga.

v. Raupach.

Unter allen Kritiken, die ich geleſen, behaupten die von Börne ſtets den erſten Rang, kommen auch dann und wann Stellen vor, die meinen Anſichten geradezu ſchroff entgegenſtehen, ſo haben ſie deſſenungeachtet doch nicht weniger Werth als ſeine übrigen Sachen. Ein ſolcher Satz nun iſt der von ihm in Iſivor und Olga aufgeſtellte. „Ein Kritiker iſt nur Richter, nicht Geſetzgeber; er darf nicht ſeiner Neigung folgen.“ Mit des Satzes letzter Hälfte bin ich vollkommen einverſtanden, nicht ſo mit der erſten, der Kritiker iſt nicht Richter, ſondern Geſchworner; denn nur ſeine heilige, innere Ueberzeugung auszuſprechen, iſt ihm erlaubt. In wie vielen Fällen ſtehen aber einem Richter arbitraire Entſcheidungen zu.

„Ein Sclave iſt, dem die Freiheit abgehandelt, nicht dem ſie geraubt worden,“ dieſe Worte zerfallen in ſich ſelbſt, da ſie weder juriſtiſch noch hiſtoriſch wahr ſind, in Börne's Beziehung können ſie vollends keine Anwendung finden. B. geht es hierin wie dem Oſſip, „ihn adelt was jeden Menſchen erhebt, den Unglück und Zufall erniedrigt, — der Schmerz der Erniedrigung;“ *) denn iſt es nicht

---

*) cf. Dr. Wl. Iſid. und Olga, p. 11.

ein Unglück und Zufall, in unſern Tagen ein Jude zu ſeyn?

Ferner: „Und was iſt der König? Ein hölzern Ding wie Alle... Daraus läßt ſich nichts Vernünftiges machen, höchſtens ein Luſtſpiel." — Müſſen denn alle Luſtſpiele abſolut unvernünftig ſein, und iſt es vernünftig, ſelbſt nur politiſch, ſo von Königen zu ſprechen?

Der Lorbeerkranz v. Ziegler.

So muß es kommen, ſo wie Börne, muß man Alle lächerlich machen, die keine Worte finden können, wenn ſie von einer Majeſtät, von einer Durchlaucht ſprechen. Solchen Speichelleckern kann nie zu viel und nie zu wenig geſagt werden. Das Heilſamſte für die Monarchen wär, ſolche Menſchen zu exiliren; denn nur dieſe ſchaden dem Anſehen ihrer Perſonen, und zwingen andere, ſie mit lächerlich zu machen, ſo lange ſie denſelben Gehör geben Hätte B. nicht ſchon mehr als zu viel übe Hrn. Ziegler geſagt, ſo würde ich noch ei Uebriges gethan haben, und füge nur noch der Schlußbemerkung Börne's, die aus Zieglers eigenen Worten beſteht und alſo lautet „Subordination iſt ein großes Wort," die Bemerkung hinzu, daß es aus 6 Sylben beſteht.

Agnes van der Lille.

Schauſp. v. Fr. v. Weißenthurn.

So geradezu und luſtig ich auch immer bin, ſo darf man mich doch nicht der Schadenfreude beſchuldigen, ſelbſt dann nicht, wenn man die wenigen Worte, die ich der Kritik Börne's über das oben angekündigte Stück hinzuzufügen wage, durchgeleſen haben wird.

So keck und kernig Börne auch in allen ſeinen Aeußerungen und Behauptungen iſt, und zwar mit Recht, ſo darf man ihm dennoch durchaus nicht eine gewiſſe ritterliche Galanterie gegen Damen abſprechen, weder im Zorne, noch im Tadel. Hätte ich dagegen mein Urtheil über dieſe Agnes ausſprechen ſollen oder wollen, ſo wär es gewiß mit einer Reit- oder Tanzmeiſter-Grobheit geſchehen. Ich kann nun einmal keine verſelnde Frau, eben ſo wenig, wie eine gekrönte leiden; der einen würde ich die Flügelthüren des Muſentempels vor der Naſe zu-, der andern die des Pallaſtes aufmachen, jene um ſie nie hinein, dieſe nie wieder heraus zu laſſen. Die meiſten, ſolcher Weiberſchriften haben ſo wenig genützt, als die regierenden Frauen, und mich wundert nichts mehr, als daß nicht öftere Saatſprünge wie bei Weißenfels vorkommen.

Daß ihr Johann, Herzog von Finnland, etwas gelungener iſt, als ihre Agnes, berechtigte ſie durchaus noch nicht zu fernerweiten Dichtungen; ja liegt ihr nur Einiges an ihrer weiblichen Liebenswürdigkeit, ſo iſt ſie es ſich ſogar ſchuldig, davon abzuſtehen. Wär ich ein Verläumder, ſo würde ich geradezu behaupten, die Urſache, daß Johann beſſer gelungen als Agnes, liege in der Liebe zum Geſchlechte; aber Gott behüte mich vor bloßen Muthmaßungen. Der F. v. Weißenthurn drittes Stück in B. dramaturgiſchen Blättern iſt die ſogenannte „beſchämte Eiferſucht.“ Ich ſage ſogenannte, weil B. zu ſchön dargethan hat, daß hier von einer beſchämten Eiferſucht gar nicht die Rede ſeyn kann. An dem ganzen Stücke iſt auch nicht eine gute Faſer, von der falſchen Ueberſchrift bis zum letzten Punkt. Sind alle Kritiken bis jetzt nicht vermögend geweſen, die gnädige Frau von ihrer unglücklichen Schriftſtellerwuth zu heilen, ſo werden dies nun hoffentlich Börne's Kritiken bewirkt haben. Wo nicht, ſo ſei ihr hiermit von mir die Herausforderung zugeſchickt.

Le Corrupteur, comédie par Lemercier, — L'ecole des Vieillards p. Delavigne, — Pierre de Portugal, tragédie p. Arnault.

Alle drei Stücke mir gänzlich unbekannt; vernünftiger Weiſe ſollte ich ſie daher mit Stillſchweigen übergehen; aber ich thue es nicht, um ſo weniger, da ſie B. der Erwähnung werth gehalten. Von dem Inhalte und der Handlung im Allgemeinen kann natürlich von meiner Seite nicht die Rede ſeyn, wohl aber von der Handlung, d. h. den Leiſtungen der Perſonen.

Verwirft ſie B. auch ſämmtlich, d. eine immer mehr als d. andere, ſo überzuckert er doch immer ſeine Pillen; tadelt er die Dichtung, ſo lobt er doch ſtets die Aufführung. Warum? Weil er ſie von Franzoſen geſehen. Ungerecht kann bisweilen auch der Redlichſte ſeyn; aber niemals darf er es auf Koſten einer Nation werden. „*Selbſt gute dramatiſche Dichtungen verderben deutſche Künſtler, in ſchlechte franzöſiſche wiſſen ſelbſt franz. Künſtler etwas zu legen.*“ Eine ſchönere Folie erfand gewiß noch Niemand für franz. Schauſpieler. Wenn das ſich nicht in Sophiſtereien verlieren heißt, ſo möchte ich wohl den andern Ausdruck kennen lernen, mit dem man dieſe Art und Weiſe zu ſchreiben belegen ſoll. Heißt es nicht die Keckheit zu weit treiben, wenn er ſagt: „*der deutſche Schauſpieler, ſelbſt wenn man die 203 guten, die Deutſchland haben ſoll, zuſammennähme, würden nicht gut ſpielen;*“ denn, fährt er fort, die deutſchen Charactere *haben nur*, was ſie *ſeyn ſollten*. Die Perſonen *haben* Witz und ſind *nicht* wizzig. Theilweiſe zugeſtanden! Dies iſt ein Gebrechen aller Nationen, ſelbſt nicht die franz. und engl. ausgenommen. Das wird uns Börne doch hoffentlich nicht weiß machen wollen, daß eine Nation, die in geiſtiger Hinſicht am höchſten ſteht, nicht im Stande ſei, den Charakter, den ſie aufzufaſſen im Stande war, darſtellend wiedergeben zu können? Welche Künſtler haben in neueſter Zeit in allen Ländern Aufſehen erregt und Alle entzückt, welche brachten auch die ſtrengſten Kunſtrichter zum Schweigen? Deutſche! Wie heißen aber die Namen der Ausländer, die daſſelbe gethan? Talma, Garrik und Andere, wird man mir erwiedern. Mit nichten! Sie wurden in ihrem Lande anerkannt, das Ausland glaubt es aus Artigkeit. Schon weil der Deutſche aufrichtiger iſt, ſteht er höher als Engländer und Franzoſen. Was nicht aus ihren Ländern iſt, wird nur ſelten gelobt, der Deutſche ſchätzt und preiſt was ſich bewährt. Anders verhält es ſich mit Sängern und Sängerinnen, namentlich der Concerte. Hier fällt die Handlung weg, und ſie haben deshalb ſchon viel für ſich. Wen hat uns denn in jüngſter Zeit, Italien, Spanien, Dänemark, Holland u. a. Länder als großen dramatiſchen Künſtler (Sänger oder Sängerin) geliefert? Frankreich hat die Malibran, und dieſer Malibran geſchieht zu jeder Minute, bis zum Ueberdruß, Erwähnung. Sind nicht alle dieſe Künſtler ſo, wie ſie ſein ſollten, ſo liegt dies nur, wie B. ganz richtig bemerkt hat, daran, daß die Schauſpieldirectionen zu wenig für ihre Anſtalten thun. Ich gebe zu, daß es Schauſpieler giebt, die nicht richtig leſen können, ſonſt würden ſie leider nicht nur zu oft falſch accentuiren; aber dieſe Schuld trägt einzig und allein die Direktion. Anerkannte Dramaturgen ſollte jede bedeutende Bühne beſitzen. Falſche Declamationen und Carrikaturen würden von ihnen verſchwinden; eben ſo gut, als unglückliche Produkte, die nur zu oft das Repertoir verumglimpfen. Keinen größern Unſinn, und darin ſtimme ich mit B.

ganz überein, als ſogenannte Soldatenſtücke. Nichts als Puppen, lauter homines, keine personae. Was haben ſolche Geſchöpfe im Drama zu ſchaffen? Leute ohne freien Willen können nicht handeln, ſie ſind unzurechnungsfähig, wie die Wahnſinnigen. Meiſtens treten ſie als Verbrecher auf. Deſertionen, Duelle und ewig ſolcher Larifari. Dramatiſch müßte das finale Feſtung oder Fuſſilade ſein, und in der Regel giebt es Hochzeit. Gott ſei Dank, daß es in der Wirklichkeit anders iſt, ſonſt ſtänd es ſchlecht um Legitimität, Armeen und Subordination.

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell.

> Es liebt der Menſch das Glänzende zu ſchwärzen,
> Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n. —

So ſagt Schiller, und er hat Recht. Nicht Wenige dürften vielleicht daſſelbe von Börne's Anſicht über den Charakter des Wilhelm Tell ſagen, doch wenn ihre Zahl auch Legion wä hierin könnte ich ihnen nicht beiſtimmen, o gleich es ſich hier um eine der gediegenſt Leiſtungen Schillers handelt. Hier iſt von ke ner Subjektivität, von nichts Ideellem, we ches man Schiller und zwar mit Recht zu Vorwurf macht, die Rede, ſondern in manche Stellen leider nur zu viel von der nakte Wirklichkeit. Sind Börne's Worte auch z ſehr mit attiſchem Salze vermengt, ſo ſin ſie doch nichts deſto weniger wahr und tre fend, ſo wenig auch die Erziehung von Tell Kindern mit einer Salzmann'ſchen Erziehun in Einklang zu bringen ſein dürfte, obgleic ihnen das gemein iſt, daß ſie beide in de Schweiz gehandelt und gewirkt haben.

So oft ich auch den Tell geleſen, ſo o ich ihn auch aufführen ſah, ſtets wurde ic von einem Etwas unangenehm berührt, da ich nicht aufzufinden wußte. Börne hat e mir enthüllt, und ſo wird es vielen von mei nen Landsleuten, wenn ſie anders aufrichtig ſein wollen, ergangen ſein. „Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtſeyn körperlicher Kraft giebt; doch nicht den ſchönen Muth des Herzens, der, ſelbſt unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet,“ u. ſ. f. — Darin liegt das Geheimniß, jetzt weiß ich was mir an dem Tell mißfällt. Hätte Schiller weniger nach Effect gehaſcht, er würde klüger gehandelt, dem Drama den höchſten Stempel aufgedrückt haben. Das Vaterland mußte über dem Sohne, das Leben des Sohnes über der Willkühr des Tyrannen und der Eitelkeit des Vaters ſtehen, es mußte der Schuß nach dem Apfel und der Vers

„der Starke iſt am mächtigſten allein“

durchaus wegbleiben.

Ich habe irgend einmal Tell's That mit der von Sand vergleichen hören, und wirklich iſt dieſe Zuſammenſtellung gar nicht ſo unerhört;

beide übten — Meuchelmord. Beide aus Liebe zum Vaterland. Die That des Erſtern, wie er ſie vollbracht, iſt gar nicht zu entſchuldigen, Letzterer war ein verblendeter Jüngling, deſſen That aus irrigen Meinungen entſprang. Er bleibt liebenswürdig trotz ſeiner häßlichen That, und Schillers Tell trotz ſeiner Mängel. — — Jener Erfurter Student, der den Mann des Jahrhunderts im Angeſichte ſeines Heeres umbringen wollte, wurde auf deſſen Geheiß erſchoſſen, Sand hingerichtet; beide fanden den Tod in der Liebe zum Vaterlande. *Hofern* ehrt ein Menkmal, dieſer Erſtere, der, gelang die That, hundert Tauſende von Jünglingen dem Vaterlande erhalten haben würde, ſchwimmt ſchon im Meere der Vergeſſenheit. —

„*Aus Ehrſucht hat er freilich den Landvoigt nicht getödtet, — doch mit Nothwehr — ſollte dieſe ja gegen eine rechtliche Obrigkeit je rechtlich ſtattfinden können, — kann e* ſich nicht entſchuldigen.“ So Börne. Nun ſag mir noch einer, B. ſei ein Demagoge geweſen. Ein Demagoge kennt keine rechtliche Obrigkeit, überhaupt gar keine Obrigkeit. Dieſe iſt bei ihm nur das Volk und nur dieſes allein. Trügen freilich alle Obrigkeiten ſo wenig Bedenken, als ſie Napoleon getragen, ſo hätte ſein Aufenthalt in Frankreich gewiß nur kurze Zeit gedauert; denn mit leichterer Mühe dürfte er von Paris nach Deutſchland, als der Prinz von Enghien von deutſchem Gebiete nach Strasburg zu transportiren geweſen ſeyn. Wurde doch ein kluger Kopf, mitten im tiefſten Frieden, von einer ſtädtiſchen Obrigkeit aus England nach Deutſchland gelockt. Ich finde daher die in Börne's „über den Charakter Tells“ angeführten ſpitzigen Worte „rechtliche Obrigkeit“ eben ſo rückſichtslos und undelikat ausgeſprochen, als die jener deutſchen in Strasburg angekommenen Studenten „in Nürnberg hängt man den Dieb nicht eher als bis man ihn hat," über welche er doch giftig herzog, warum? weil ſie Deutſche waren. Und hatte er vor einigen Jahren nicht denſelben Fehler begangen. Sein eigenes Urtheil über ſein Haupt! Nun glaube ich faſt, daß franzöſiſche Luft eben ſo leicht berauſcht, als franzöſiſche Weine.

Eliſa von Valberg.

Ich würde dieſer Eliſa gar keiner Erwähnung thun, wenn nicht folgende von V. in allem Ernſte ausgeſprochene Stelle darin vorkäm: „Eine geſtrenge Obrigkeit ſollte gar nicht dulden, daß allerhöchſte Perſonen ſo lächerlich gemacht werden." Mögen dieſe Worte aus V. Feder auch noch ſo ſehr den Stempel der Ironie tragen, hier ſind ſie (ſelbſt wenn er es nicht geſtand,) ernſt gemeint, ernſt, weil er ſich derſelben in ſeinen Kritiken bedient. Nächſt ſeinen politiſchen Anſichten hatte gewiß nichts mehr Wichtigkeit für ihn, als dramatiſche Werke. Seine Urtheile über ſolche ſind ſeine heilige, innere Ueberzeugung. Wenn iſt aber ein dramatiſches Produkt zu verwerfen? Wenn der Zweck oder wenn der Stoff verfehlt wird? Ich glaube in beiden Fällen. Hier kann nicht von einem Zwecke, ſondern blos von dem verarbeiteten Stoffe die Rede ſeyn. B. thut es. Das Stück hat gar keinen Zweck, und die Perſonen ſind lächerlich durcheinander geworfen, eine ſolche Zeichnung von Charakteren gehört in kein Drama. Den Grund hat B. in den oben angeführten Worten angegeben.

Opern.

„Ich bin weder muſikaliſch noch Muſikkenner," ſagt B. irgendwo einmal von ſich ſelbſt, und doch entblödet er ſich nicht in ſeinen dramaturgiſchen Blättern über die Veſtalin, den Bergſturz, Saul, die Schweizerfamilie, die Entführung aus dem Serail, Nachtigall und Rabe, Tankred und die Leiſtungen der Henriette Sontag in Frankfurt, Urtheile zu fällen, wie ſolche, natürlich nur in Bezug auf Muſik wahren Tonkünſtlern zukommen. Urtheile ſind Jedem erlaubt, auch dem Laien, von den Wirkungen der Muſik darf Jeder ſprechen, aber nur wie ſolche auf ſein Gefühl gewirkt, andere, die außerhalb dieſer Grenze liegen, ſind anmaßend, und für den Kunſtrichter unzureichend, mithin als Kritiken ganz verloren. Dies wußte Börne auch recht gut. *) Ich frage einen jeden Unpartheiiſchen, ob in B.

---

*) Briefe aus Paris Bd. II., S. 99. ſagt er ebenfalls: Man gab Zelmire, eine tragiſche Oper von Zelmire. Nach meinem Gefühle (denn Urtheil habe ich freilich keines in der Muſik) Roſſini's beſte Oper, wenigſtens unter allen die mir bekannt ſind.

Kritik über Saul, Muſik v. Kapellmeiſter Seyfried, etwas vorkömmt, was den Namen einer Recenſion verdient. Zum Beweiſe mögen ſeine eigenen Worte hier angeführt ſtehen:

„Seyfrieds Muſik hat herrliche, ergreifende Stellen. Sie iſt höchſt maleriſch und ausdrucksvoll, und der Handlung, wie deren Zeit und Gegend angemeſſen.“ Ich finde nichts Auffallendes darin als, „wie deren Zeit und Gegend.“ War B. vielleicht in dieſer Gegend? Gewiß nicht, vielleicht ſeine Urgroßältern, und die Tradition der Familie müßte ſie immer dem Gedächtniſſe zu erhalten gewußt haben. B. überſah nichts, mithin darf ihm auch nichts überſehen werden.

Wie ganz anders dagegen iſt das Urtheil über die Geſänge des Osmin in der Entführung aus dem Serail. Dieſes iſt aus dem Herzen, aus dem Gefühle entſprungen; denn das Rohe, das Ungehobelte in Osmins Geſängen iſt ganz dem Charakter dieſes groben Geſellen entſprechend, und B. hat vielleicht nicht ganz unrecht, wenn er behauptet, daß dieſelben minder unnachahmlich ſind, als die Singſtücke der Conſtanze, der Donna Anna, und das furchtbare Auftreten des ſteinernen Gaſtes. Solches kann auch der Laie empfinden und darf es ausſprechen.

Wieder anders verhält es ſich mit den Texten. In deren Beurtheilung kann man nicht ſchonungslos genug ſein. Solcher Unſinn, der oft in ihnen aufgehäuft wird, zerrüttet das Gehirn, und man begreift nicht, wie ein Componiſt nach ſolchem wahnſinnigen Zeuge noch ſo Herrliches zu ſchaffen vermag. Ich nenne einen Freiſchütz, Precioſa, Don Juan u. a. m. Faſt möchte ich denen beiſtimmen, welche die Dichtung eines Operntextes für ſchwieriger halten, als die Compoſition dazu. Kein Volk hat ſchönere, großartigere, gediegenere Muſik; aber gewiß auch keine ſchlechteren Texte zu ihren Compoſitionen aufzuweiſen als die Deutſchen. Krieg daher dieſen Operndichtern, bis ſie Vollkommenes leiſten. — Was B. über die Henriette Sontag in Frankfurt geſagt, kann, ungeachtet der dieſem Kapitel gegebenen Ueberſchrift, nicht als ein muſikaliſches Urtheil betrachtet werden, vielmehr iſt es eine gerechte Züchtigung jener Schriftſteller zu nennen, die aus Liebedienerei nicht mehr wiſſen, was ſie den ſchönen Damen für Namen geben, und was für Unſinn ſie ſchreiben ſollen. *)

---

*) Leider iſt B. in ſeinen Briefen ſelbſt einmal in ſolchen Unſinn verfallen, ſiehe den neun und zwanzigſten Brief, in welchem B's. Urtheil über die Malibran enthalten. —

Ueber Börne's geſammelte Schriften.

Soll das Drama das Leben treu wiedergeben, ſo muß auch das Urtheil über das Drama, wie über das gewöhnliche Leben, ein und daſſelbe ſein. Und doch hat B. dagegen verſtoßen. Wer erinnert ſich nicht ſeiner Worte über den Character des Wilhelm Tell, in welcher Schilderung er Schiller, ſeinem Tell die Worte:

„der Starke iſt am mächtigſten allein,“

in den Mund gelegt zu haben, zum Vorwurf gemacht hat; und doch läßt in ſeiner Erzählung „der Narr im weißen Schwan“ ſeinem Waller ziemlich daſſelbe nur mit andern Worten ſagen, nämlich: „Gerechtigkeit iſt die Tugend der Schwachen, ihnen liegt am meiſten daran, daß ſie geübt werde, der Starke ſchützt ſich ſelbſt.“ Solche Inconſequenzen ſollten eigentlich nicht vorkommen, ſind aber verzeihlich; der Menſch begeht ſie im Leben, der Dichter im Drama.

B. ſind ſie in ſo fern unverzeihlicher, weil er Seite 322 in derſelben Erzählung ausdrücklich alſo geſchrieben: „So vieles Gute, was euch die Heimath gewährte, werdet ihr dort vermiſſen, und ſelbſt des Schönen, das euch in der Fremde neu erſcheint, könnt ihr nur darum genießen, weil ihr Deutſche ſeid, weil euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Britte iſt nur Britte, der Spanier nur Spanier, der Franzoſe nur Franzoſe, Menſch iſt der **Deutſche allein.**“ Dieſe Worte führen mich noch einmal unwillkührlich auf ſeine dram. Blätter zurück. Alles was

Deutſche gethan, was Deutſchland geliefert, was die darſtellende Kunſt liefert, iſt nichts, und ſein Grund, nicht ſeine Ueberzeugung, — ſondern weil es das Ausland ſagt. Ein ſchlechtes Schauſpiel nämlich, ein franzöſiſches iſt erträglich, weil nach ſeiner Meinung die Aufführung des Dichters Schwächen verbirgt. Das iſt auch nichts geſagt. Die Haupturſache iſt der innere Gehalt; übrigens wiſſen die Deutſchen nur zu gut, daß der Franzoſe Alles bis zur Unnatur verzerrt. cf. Dr. Seyffarth Reiſen durch Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutſchland, 2ter Theil.

Welche enge Grenzen zwiſchen dem Pasquill und der Satyre gezogen ſind, weiß B. gewiß, ſeine Verſtöße gegen die letztere dürfen daher auch nur als abſichtlich angenommen werden. Wenn er, wie er gethan, ſeinen Zahn an den Thorheiten der Menſchheit, und zwar ſo lange bis ſie nakt daſtand, nagen und ziehen ließ, ſo handelte er vollkommen recht, ſobald er aber Einzelne angriff, ſo wurde die Schrift ein Paſquill, und er handelte unrecht. Jedenfalls war es ihm erlaubt, die Gebrechen der Menge aufzudecken und ſie lächerlich zu machen, z. B. die Albernheiten und den Unſinn der Titelſucht durchzuhecheln; — daß bis dato noch nicht Frau Nachrichterin geſagt wird, wundert mich ſelbſt, und ich begreife nicht, warum man auf Ehrentitel weniger giebt, als auf die durch Kenntniſſe oder Verdienſte erworbenen. Individuen und gewiſſe Behörden dürfen jedoch nie ſpeciell angegriffen werden. So geiſtreich daher auch immer ſeine Worte „über die Freiheit der Preſſe in Bayern 1818 und die Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur 1819“ niedergeſchrieben ſein mögen, ſo ſind ſie doch durchaus zu mißbilligen und zu verwerfen. So darf kein Reformator beginnen, ſo ſein Gebäude nicht aufführen. Wer das Dach früher aufführt, als den Grund, der wird ſtets ein ſchlechtes Haus zu Stande bringen.

Ueber den kritiſchen Lakonismus.

Für manchen Leſer dürfte dieſe Ueberſchrift gewiß ein höchſt kritiſcher Fall geweſen ſein, und ich geſtehe, daß ſie mich ſelbſt auf eine Minute in Verlegenheit gebracht hat.

Wer mit Bedacht und Nachdenken dieſen Aufſatz geleſen, wird nicht lange über das Wort „kritiſch," wohl aber ſchon wegen der Zuſammenſtellung, über „Lakonismus" in Zweifel und Verlegenheit geweſen ſein. Hätte ich den Ausfall auf die Cenſur „Schriftſteller haben in unſern Tagen gar nicht nöthig, ſo ängſtlich auf Kürze bedacht zu ſein," nicht darinnen gefunden, ſo würde ich dieſen Artikel für B's. gerechteſten und beſcheidenſten erklären. Die Wahrheit, mit welcher er die Schwächen und Pebanterieen der Cenſoren und Correktoren angreiſt, verdient alles Lob. Wie oft wird ſchon mancher Verfaſſer über allzufreie Eingriffe in ſein Machwerk erboßt ſein, namentlich in Bezug auf Interpunktion. Alle bis jetzt beſtehende Regeln für dieſe ſind unzureichend. B. bemerkt ganz treffend (zu Nutz und Frommen der Redacteure), daß man nicht ſchreiben könne: „der korſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreitet ſie;“ dieſe zweideutige (richtiger, falſche) Interpunktion kömmt weder dem Redakteur, noch dem Schriftſteller zu. Der Zweck, dem Satze dadurch keinen andern Sinn unterzulegen, wird zwar theilweiſe erreicht; aber dieſe Zweideutigkeit (Lakonismus) iſt ſchlecht.

Wer von ſeiner Meinung überzeugt iſt, darf nicht Anſtand nehmen, ſie unumwunden auszuſprechen. Börne iſt zwar geſtorben, aber nicht am Herzdrücken. Giebt das nicht Muth? Durch die Interpunktion einen andern Sinn als den niedergeſchriebenen andeuten zu wollen, iſt und bleibt Spielerei, eine erlaubte Erbärmlichkeit der Zeitungsſchreiber.

Ueber die Schilderungen aus Paris.

V. Band.

Fanden die Regierungen die Confiskation der B. Schriften ſo wie die Publikation dieſes Verbotes nothwendig, ſo dürfte es nicht weniger der Mühe werth geweſen ſein, die Strafe des Verbreiters (oder vielmehr der Verbreiter) dieſer Schriften ebenfalls bekannt zu machen. Warum aber ſeine dramaturgiſchen Blätter und ſeiner Werke V. Band das Geſchick ihrer Brüder theilen mußten, bedurfte einer genauern Auseinanderſetzung der Gründe. — Weder in ſeiner Abhandlung über die „franzöſiſche Sprache“ iſt etwas Anſtößiges zu finden, vielleicht außer der Stelle, in der er die Frage aufwirft, warum die franz. Sprache in den höhern Ständen allgemein die Umgangsſprache geworden, und in welcher er behauptet: „nur darum, weil ſie für den Mittelſtand des Geiſtes gerade ausreicht,“ — noch in den nachfolgenden Artikeln, aus denen der ganze V. Bd. beſteht.

Der Greve-Platz. Dieſe ſchöne Viſion kann unmöglich ein Stein des Anſtoßes ſein. Gedanken ſind nie Verbrechen, mögen ſie Polizei- und Criminalgeſetze immerhin verdammlich nennen. Thaten ſind nicht wegzuläugnen, nur dieſe können ermeſſen und beſtraft werden. Das Wort, wenn es erlogen, zerfällt in ſich ſelbſt.

„Die Wahrheit und Gottes Wort werden ewig beſtehen, das Falſche dagegen von ſich ſelbſt vergehen.“

So ſprach ſchon vor drei Jahrhunderten der große Reformator. Die Vergangenheit läßt ſich nicht wegläugnen, ihre

Gebrechen laſſen ſich nicht verwiſchen. Alle die hiſtoriſchen Wahrheiten, die die Welt in Schrecken ſetzten, von dieſem Platze ausgehend, ſind dauerhaftere Monumente als die Pyramiden. Sind dieſe verſunken, wird man Jahrtauſende von ihnen ſchweigen, bis man endlich wieder zufällig auf ſie ſtößt, wie auf Pompeji und Herkulanum. Die unſichtbaren Monumente des Greve-Platzes dagegen, ſind unſterblich wie die Seelen. Jeder Windzug weht ſie in die Herzen der Menſchen und des Vaters letzter Athemzug ſtirbt erſt in dem einziehenden des fortlebenden Sohnes. So gründet ſich die Geſchichte ihre Denkmäler, unantaſtbar ſowohl den Elementen, als den Händen der Menſchen. Weder Aberwitz, noch höfiſche Schmeichelei, noch die Zeit wird Carls IX. Verbrechen und das Andenken an die Bartholomäusnacht im ewigen Dunkel begraben. Seit 1310 ertönt noch Margarethen Porett's Stimme, Cadoudal's Blut und aller hier gebliebenen und der gemißbrauchten Gewalt gefallenen Bürger Seelen erfüllen noch die Luft mit Rachegeſchrei und das **höchſte Weſen** deſſen man in vielen Jahren nicht gedachte, hat ſich ſeit d. 26. Floreal des Jahres 1804, wo man wieder anfing an dasſelbe zu glauben, noch nicht verſöhnen laſſen. Napoleon und Ludwig XVIII. ſind längſt dahin, Philipp thront noch in voller Majeſtät, aber Ludwigs XVI. Geiſt wird mahnend einſt an ſeiner Seite ſtehen! Meere, Berge und Städte verſchwanden, auch der Greve-Platz wird ſeinen Namen vertauſchen, doch die Erinnerungen werden ſich an den neuen knüpfen. Dieſer Aufſatz kann nicht anſtößig ſein, — Wie, lag vielleicht gar der Grund in den Erzählungen: „der Garten der Tuillerien, Verſailles, den Schwefelbädern von Montmorenci oder der Vendome-Säule?“ Nimmermehr! So kleinlich iſt keine Regierung, gerechte Rügen über die Gebrechen der Menſchheit ungerecht zu finden. Was kann B. für ſein warmes Gefühl, für ſein großes Herz! Wer wär berechtigt ihn zu verdammen, weil die Natur verſchwenderiſch ihn begabt? Alles was er ſo ſchön in dieſem Bande ſagt, ſollte zur Beherzigung empfohlen werden. Nur in dieſem einen Bande läßt er den Deutſchen und ihrem Vaterlande Gerechtigkeit wiederfahren, ihrer Sprache, ihrem Kunſtſinn, ihrem Herzen. In dieſem Bande nur allein ſpricht er, wenn auch oft verſtohlen, der Deutſchen Charakter, — Treue, Unpartheilichkeit und Redlichkeit — aus! Der Regierungen wird nicht gedacht. Soll man ſich darüber freuen oder grollen. Ich bin betrübt, weil er Sachſen nirgends erwähnt. Daß er es nicht erwähnt, beweiſt mir, wie hoch er es ſtellt, gern hätte ich ein Lob meines Vaterlandes aus dieſem Munde gehört.

„Der Garten **der Tuillerien.**“ Dieſe ſo treffende einfache Beſchreibung der unzähligen Volksmenge von Paris, ihr Thun und Treiben, ihre Spekulationen im Kleinen, ihr Raffinement, alles dieſes geht nur dem Volke, nicht der franz. Regierung, am allerwenigſten der jetzigen an. Was er über die beordensbänderten Menſchen ſagt iſt ſogar für die jetzige eine Lehre nicht ſo verſchwenderiſch mit dergleichen Gnadenzeichen umzugehen. Wie viele von dieſen werden ſich denn um das Vaterland weſentlich verdient, wie viele der Regierung dafür dankbar bewieſen haben. Bei Gott, hätten ſie es treu mit ihrem Fürſtenhauſe gemeint, es wär an keine Revolution, noch weniger aber an eine Entthronung zu denken geweſen. — —

„**Verſailles**“ kann auch kein Anſtoß ſein. Nicht daß das Schloß zerſtört, nicht daß es ſo viel zu bauen gekoſtet, nicht daß es nach und nach wieder hergeſtellt werden ſoll, daß B. dieſes berichtet, kann der jetzigen Regierung Frankreichs, noch denen anderer Länder, unangenehm ſein. Ha, wie wohl muß ſich Philipp fühlen, wenn er ſein Volk frank und frei in den Gemächern ſeiner ehemaligen Vorgänger herumſpazieren, alle Volksklaſſen unter einander gemiſcht, ſich darin bewegen ſieht. So lange ein ſolches Verhältniß im Volke beſteht, kann er ruhig ſein. Was erſchütterte die Throne? Der beleidigte Stolz des Volkes, die ihm zugefügte Zurückſetzung. Die Zeitgenoſſen des Mittelalters waren klüger, ſie ſtützten ihre Kraft auf die unerſchütterliche der Bürger, des Volkes! Sie brachen den Muth und die Anmaßungen des Adels, weil ſie recht gut wußten, daß nur dieſer allein gefährlich ſei. Iſt Polen etwa noch nicht ſprechender Zeuge genug? Die tauſendköpfige Hyder der Staaten ſind die überſpannten Forderungen des Adels. Ein abgeſchlagener Kopf wächſt bald wieder, ſind alle vernichtet, — liegt der Körper ruhig.

„Die Vendôme-Säule.“ Würde

man die Frage aufſtellen: Was, da Napoleon von derſelben herunter geſägt, würde am paſſendſten wieder darauf geſetzt werden können; ſo, gält die Frage mir, wüßte ich nichts Beſſeres zu antworten, als — einen Satyr. Die Säule zu Ehren der franz. Nation errichtet, konnte keinen würdigeren Endpunkt erhalten, als den Beſieger Europa's. Alles was Frankreich noch Schönes hat, iſt nur der Abglanz von den Einrichtungen des größten Kaiſers unſers Jahrhunderts. Europa duldete ſeine Aſche nicht in vaterländiſcher Erde, Frankreich fürchtet noch ſein ehernes Ebenbild. Selbſt B. Napoleons ärgſter Feind findet dieſes Benehmen tadelnswerth, dies iſt der ſchönſte Beweis für eine ſchreiende Ungerechtigkeit. Das Vaterland hat ſeinen größten Mann, die Zeitgenoſſen das erhabenſte Genie geläſtert — die ſpäte Nachwelt wird dieſes Verſchulden wieder gut machen und ihm Altäre bauen. Der Tod löſcht alle Zornesflammen aus.

Nur politiſche Sünden und Vergehen ſcheinen davon ausgenommen zu ſein. Wie kömmt es daher, daß man im Auslande jenen Marſchällen und großen Kriegern Ruhe vergönnt, die eben ſo viel Schuld als jener Einzelne trugen, ja oft — als Vollſtrecker der Befehle, — noch mehr. Das Ausland iſt alſo gerechter. Mehr oder weniger leiden aber alle Länder an dieſem Fehler. Grobheit kann Jeder, ſogar der Dichter ſagen: „Und er wirft ihr den Handſchuh in's Geſicht,“ recht ſo, die Dame war unverſchämt in ihrer Forderung, der Dichter darf auch unverſchämt handeln, aber das Mitglied einer Geſellſchaft, ein Staatsbürger nie; — denn „Gehorſam iſt die erſte Pflicht.“ Wer gegen die Pflichten ſündigt, iſt ungehorſam, — ſtrafbar, darum dürfte auch früher oder ſpäter der Taucher, Gedicht von v. Schiller confiscirt werden; ein Dichter darf nie einem Könige widerſprechen, auch nicht in einem Gedichte mit einer Krone, dieſem königlichen Embleme ſcherzen; iſt Hochverrath. —

Wie ſollte der Grund gar ſchon in einigen Erzählungen des IV. Bandes ſein, vielleicht wegen der gar zu getreuen Schilderung der Grobheiten deutſcher Unterbeamten, der Erzählung „Faſtenpredigt über die Eiferſucht?“ Ueber dieſen ſchrecklichen Gemüths- und Seelenzuſtand kann nie genug geſchrieben werden. Stets ſollte eine warnende Stimme an die Ohren derjenigen tönen, die ſie aus Tändelei oder Eitelkeit hervorriefen oder aus unverzeihlichem und unerlaubtem Benehmen wirkliche Veranlaſſung gaben. Unerhört wo ſie nicht ohne Grund entſtand, ſchrecklich, wenn ſelbſt die Einbildung nur ihren Urſprung gebar! Und immer noch muß dieſe unglückſelige Leidenſchaft, eigentlich nur für das Trauerſpiel geeignet, leider den Stoff für das Luſtſpiel hergeben. Als wär es kein Verbrechen das Glück einer Ehe, einer ganzen

Familie zu ruiniren. Um die ganze Welt würde ſich Börne verdient gemacht haben, hätte er mehr ſolche, als politiſche Stoffe behandelt, ſchöner kann Niemand ſchildern, kräftiger nie zu den Herzen reden. In ſolchen Gemälden hat ihn noch Niemand übertroffen. — Wenn er die Freiheit der Preſſe in Baiern angreiſt, und ſeine Farben etwas zu ſtark aufträgt, ſo darf dies um deswillen ihm nicht zu hoch angerechnet werden, weil er von einer Zeit ſpricht, über die ſchon zwei Jahrzehnte gerollt ſind und von einem Lande, deſſen Thron ein anderer Herrſcher ziert, der in dieſem Zweige der Verwaltung und Geſetzgebung manches anders und vollkommener eingerichtet hat. Vor ſeinem Ende dürfte er wohl anderer Sinnesmeinung geweſen ſein.

Eben ſo dürfte es ſich mit den „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur“ verhalten. Die von ihm angeführten darauf Bezug habenden Mittheilungen fielen ein Jahr ſpäter, nämlich in d. Jahr 1819. Ich will nicht die Frankfurter Cenſur, nicht B. vertheidigen, ſoviel ſteht aber feſt, daß einem verantwortlichen Redacteur mehr Freiheit geſtattet werden konnte, als ihm geſtattet wurde. Soll Jemand Geſetzen nachkommen und Vorſchriften befolgen, ſo müſſen ſolche auch deutlich und genügend, Alles umfaſſend geſchrieben ſein. Wird dem Untergebenen ein Spielraum gelaſſen, ſo füllt ihn jeder nach ſeinem Gutdünken aus. B's. Geduld war groß! Andere wären in dieſem Falle noch anders, wer weiß, ob nicht noch ſtärker aufgetreten. Ein Gutes hat dieſes Verfahren aber dennoch zur Folge gehabt, nämlich einen geſteigerten Preis der Zeitſchwingen für die Herren Buchhändler. Buchhändler ſollten eigentlich nur ein Wort kennen das ſie verehren und mit Gold einfaſſen, nicht Verlag, Preßbengel, Glück, nein, Confiskation! Schöner rentiren weder Actien, Staatspapiere noch Verrath.

Anders verhält es ſich mit der Interpretation eines Artikels aus der Preuſſiſchen Staatszeitung von 1819, von B. unter der Ueberſchrift „die große Verſchwörung," behandelt. Iſt es nicht erlaubt Artikel aus Staatszeitungen zu interpretiren, ſo ſollte der Staat ſelbſt ſeine Ausleger in Sold nehmen. Periodiſche Schriften, mithin alle Journale, ſie mögen Namen haben, welche ſie wollen, ſind für das Volk, alſo ohne Berückſichtigung irgend eines Standes geſchrieben. Wie kann man aber von einem jeden rechtſchaffenen Manne verlangen, Alles zu verſtehen, was von irgend einem Gelehrten geſchrieben? Und dem Gelehrten kann man doch nicht zumuthen, ſeinem Geiſte ununterbrochen Zügel anzulegen und ſtets populär zu ſchreiben? Keiner iſſt ſtets eine und dieſelbe Speiſe, ſie würde am Ende Ekel erregend, dem Magen unverdaulich werden.

Wer wollte ihm verargen, ſelbſt ein geborner Jude nicht zu Gunſten derſelben Einiges zu ſagen? Der Türke haßt den Chriſten, der Götzendiener alle Anderen, der Katholik verbrannte den Ketzer und der Proteſtant mordete den Papiſten. Was that dagegen in unſern Jahrhunderten der Jude? Nichts! Er befeindete weder den Chriſten noch die Staaten, noch deren Geſetze! Kein Jude ſteht einen Chriſten; aber die Chriſtenheit ſo ſcheint es wenigſtens kann nicht ohne Juden beſtehen. Wann endlich wird die Streitfrage über die Emancipation der Juden entſchieden ſein? Zu Lebzeiten des Heilandes wurden die Wucherer und Händler aus dem Tempel gejagt, wenn wird bei uns der Schacher um die Kirchenſtühle aufhören? Kann ein Jude chriſtliche Orden tragen, warum ſollte er nicht berechtigt ſein Ehrenämter zu bekleiden und Grundeigenthum in einem Lande zu erwerben? „Ich habe nie gehört daß ein Menſch mit Stiefeln und Sporen und einem

Adelsdiplom in der Taſche auf di
Welt gekommen wäre," ſprach Napoleo
nur das Verdienſt allein adelt. Kann ei
Jude keine Verdienſte haben? Und hat er ſo
che geleiſtet wird ihm der Titel Baron. U
ber den gewöhnlichen Bürgerſtand durch de
Titel erhoben, ſollte er da nicht auch m
vollem Fuge und Ernſte „Heimathsrechte
fordern können? Wer die Laſten träg
muß auch den Vortheil genießen und i
ſtaatsbürgerlicher Hinſicht wie in de
Kirche müſſen alle Staatsbürger gleich
Rechte haben. Der Islam darf in Rußlan
der Proteſtant bei dem Katholiken und umge
kehrt, der Jude bei allen beten, den Grie
chen iſt kein Land verſchloſſen und immer noc
will man den Juden gewiſſe Rechte vorenthal
ten? Gott ſchuf die Menſchen und legte i
ihre Bruſt den Glauben, Menſchen ſchufen di
Religionen, durch kirchliche Toleranz adelt
ſich die Menſchheit, wo bleibt die Toleran

in bürgerlicher Hinſicht? Doch hinweg von dieſen Betrachtungen, ſie ſind nur betrübend.

Werfen wir daher noch einen Blick zurück auf ſeine geſammelten Schriften und überſchauen noch einmal ruhig das Ganze, ſo werden wir leicht erſehen, wie ſie alle unleugbar voll Geiſt, bisweilen aber auch leider die Mängel in den Verhältniſſen des Beſtehenden zu ſtark gerügt. Uebertreibung iſt jedoch nur Entſtellung des Wahren, durchaus aber keine Lüge im vollſten Sinne des Wortes. Die Feinde die er ſich namentlich in politiſcher Hinſicht zuzog, hätten freilich klüger gethan ſeinen Zorn zu entwaffnen, als anzuregen. Großmüthig iſt der ungereizte, nie verſöhnlich der angeſchoſſene Löwe.

Darin ſind des Verſtorbenen Freunde und Feinde übereinſtimmend, daß er wohl im Stande war ſittliche und moraliſche Zuſtände zu übertreiben, nie aber Etwas aus der Luft zu greifen. Börne und Heine, Beide ſind

Publiciſten, Beide haben nur einen Zweck, das Veraltete und unſerm Zeitalter nicht mehr Anpaſſende aus dem Vaterlande zu vertreiben, den vaterländiſchen Boden von Unkraute zu reinigen. Heine iſt die feine unter ſchönen Pflanzen verborgene Schlange, unſern Augen noch unſichtbar hat ſie ſchon den tödtlichen Stich geführt, Börne der gewaltige Rieſe, der mit gewichtiger Keule den Todbringenden Streich verſetzt. Jener wollte nur auf den gebildeten Stand, dieſer auf das Volk wirken. Beiden iſt ihre Abſicht gelungen. Wer von ihnen das größte Verdienſt hat, wage ich nicht zu entſcheiden. Sie ſind Zwillingsbrüder von einer Mutter geſäugt, von einer Speiſe genährt, wie, könnten ſie unter ſolchen Umſtänden wohl nach verſchiedenem Ziele ſtreben? Wer die Wahrheit nicht von der Uebertreibung zu ſondern verſteht, für den ſind Börne's Schriften verloren, wer es verſteht, weiß was er zu glauben, was er zu bezweifeln, was er ganz zu verwerfen hat.

Anhänger und Beförderer der neuen romantiſchen Schule oder der ſogenannten jungen Literatur zu ſein, kann Niemandem als Fehler vorgeworfen werden, man kann ihr huldigen ohne Perſonen zu verletzen oder den Geſetzen zu nahe zu treten. Wer ſelbſtändig aufzutreten wagt, beweiſt ſeine Selbſtändigkeit. Trat B. Individuen oder ganzen Staaten zu nahe, ſo that er es als Gereizter. In einem ſolchen Zuſtande konnte er nicht beleidigen und man mußte ihn den Unzurechnungsfähigen gleich ſtellen.

Ständen wir noch auf der niedern Stufe auf die er uns ſtellt, ſo verdiente Deutſchland unterzugehen wie Sodom und Gomorrha oder B. hätte ein eifriger Patriot! aus gerechtem Zorn oder Schaam ſich ſchon längſt dem Vaterlande zum Opfer bringen müſſen, wenn er ſah daß keine Rettung für daſſelbe mehr möglich ſei.

Selbſttäuſchung.

Es iſt eine ganz auffallende Erſcheinung daß ſelbſt die gelehrteſten Männer, die im reifen Alter über die Vorurtheile der Welt erhaben, ſpäterhin oft entweder, dem gekränkten Ehrgefühl, dem Ehrgeize, oder überhaupt irgend einer Leidenſchaft unterliegen, wodurch ſie, und ſie wiſſen es recht wohl, nur in der allgemeinen Achtung verlieren können. Hauptſächlich iſt dies bei dem Wechſel der Religion der Fall. Wer zur beſſern Ueberzeugung gelangt mag ihr folgen, in der Religion darf ſie ſich jedoch meines Erachtens nur in dem nachfolgenden Geſchlechte kund thun. Renegaten werden bei ihren Lebzeiten ſtets, wenn auch nur heimlich, verachtet werden, die Ehre die man ihnen erzeigt iſt geheuchelt, die Erfahrung hat dies beſtätigt und wird es ewig beſtätigen, dies gilt von den Chriſten, wie von den Juden und Türken. Ein Mann der im Stande war zu ſchreiben: „Dienen aber ſoll man nur Gott, das heißt: Allem, Allem, und ſich ſelber; denn Alles, Alle und wir ſelbſt, ſind in Gott, und Gott iſt in Allem, in Allen und in Uns. Gott iſt überall und für jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch keiner;*) denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht ſieht. Unter Menſchen giebt es Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter die ihre Kinder verlernet, Gott aber kennt und liebt alle ſeine Kinder, auch die Verlornen.“ **)

Wär B. verheirathet geweſen und hätte er Familie gehabt, ſo würde er klug und politiſch gehandelt haben, ſeine Kinder taufen

---

*) Worin ſuchte Lalande ſeinen größten Ruhm?
Anm. d. Verf.

**) Band III. S. 28.

zu laſſen. Er hatte es nicht nöthig. Sein Vaterland kannte und wird immer nur ſeinen Namen kennen, ſeine Perſon war ihm entfremdet. Seinen Kindern hätte der Rückweg offen geſtanden, ohne Emancipation hätten ſie zu keinen hohen, zu keinen Staatsämtern, ohne den chriſtlichen Glauben gelangen können.

Auf zweierlei Weiſe ſagt B. zerfällt der Menſch mit ſich ſelbſt; entweder er entzweit ſich in ſich ſelber oder die Zeit zerfällt mit ſich und theilt die Unentſchloſſenen, die nicht wiſſen, ſollen ſie drüben bleiben, ſollen ſie herüber kommen. —

Was er gewollt, war ihm ſtets klar, daher darf man auch wohl kühn behaupten, daß er zur erſtern Klaſſe gehörte. Er ſtand weder mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, noch mit dem andern in der Gegenwart. Den Ausdruck Jude wollte er nicht mehr hören und feſt nur in die Zukunft war ſein

Blick gerichtet. Um unpartheiiſch zu ſcheinen, mochte er nicht als Jude für ſeine Glaubensgenoſſen wirken, als Chriſt für die Juden zu kämpfen, entfernte der Gegner Angriffe und das perſönliche Intereſſe. Glaubte B. die Zeitgenoſſen mit ſeiner Abſicht täuſchen zu können, ſo hat er geirrt und ſeine Handlung war einzig und allein nur eine — Selbſttäuſchung.

Die Göttinger Unruhen.

1818.

Bei der Bearbeitung einer neuen Ausgabe ſeiner Werke hätte B. beſſer gethan, dieſe Abhandlung wegzulaſſen. Was er 1818 geſagt, paßte ſchon durchaus nicht mehr für 1829, für das Weltjahr 1830 hat es gar kein Intereſſe mehr, und 1831 wär er gewiß froh geweſen, dieſen Artikel gar nicht verfaßt zu haben. Das einzig Wahre darin iſt die Zuſammenſtellung des Deutſchen und de Natur, freilich nicht in ſeinem Sinne. Beid ewig, ſtets kräftig und jung! Der Vorwurf der Deutſche denke nur und handl nicht, iſt nicht mehr auf unſer Zeitalter anwendbar. Ein Jahr gebar die That und di Frucht war des reifen und langen Nachdenkens werth. Hätte B. doch dafür lieber ein Vertheidigungsrede geſetzlicher, akademiſche Freiheit geſchrieben, zu Gunſten ſeiner ehemaligen Comilitonen mit denen er einſt glücklich war. Wir haben keine Verhaltungsregeln *) von einem engliſchen Ex-Miniſter nöthig, unſere Lehrer und wi ſelbſt wiſſen am Beſten was uns frommt. Ich beklage die unglücklichen Jünglinge, die ein Opfer ihrer Meinungen und Anſichten fielen; aber ſie hätten auch bedenken ſollen, daß Göttingen in Hannover liegt und Hannover zu

---

*) Die Rede an die Studierenden zu Glasgow — von Peel — gehalten. —

England gehört, wo man ungeſtraft ſechs Tage lang König und Gott läſtern darf; aber wegen Frohſinns am ſiebenten Tage körperliche Züchtigung erhält.

Ueber die angekündigten Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik,

herausgegeben von der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zu Berlin, 1826.

Schon weiter oben habe ich B. eigene Worte: „Ein Kerl der kritiſirt“ u. ſ. w. angeführt. In dieſer Stelle vergleicht er den Kritiker mit einem Thiere, von einem böſen Geiſte im Kreiſe auf dürrer Haide herumgeführt; die Recenſion alſo mit einer dürren Haide, in dieſer Abhandlung dagegen mit dem Löſchpapiere auf die ſie gedruckt iſt, beide Anſichten mögen daher wenigſtens in ſo fern gelten, als ſie das Einſaugen gemeinſchaftlich haben, erſtere müßte denn genug gewäſſert und letzteres ſattſam geleimt ſein, dann wären aber auch beide Vergleiche falſch. — Doch kommen wir auf das eigentliche Thema zurück.

Hätte B. nur ſeine Abſicht vor Augen gehabt, nämlich: in wie fern kann eine Societät für wiſſenſchaftliche Kritik weſentlichen Nutzen ſtiften, und wäre er von dieſem Punkte nicht abgewichen, ſo würde er etwas Vollkommenes geliefert und ſeinen Zweck erreicht haben, da ihn aber ſein immer unruhiger, unermüdlicher Geiſt, ſein Ziel unverrückt zu verfolgen, nicht zuläßt, ſo verfällt er oft aus dem Einen in das Andere, und er geräth auf Nebenwege, die er erſt nicht zu betreten beabſichtigte. So auch in dieſer Bearbeitung. Von der Berliner Societät kömmt er auf Recenſionen und Kritiken im Allgemeinen, von dieſen fällt er wieder in Parallelen zwiſchen Deutſche und Franzoſen, und ſinkt darin leider zu jener Mittelmäßigkeit ſelbſt herab, di er ſo ſehr verabſcheut und verdammt. Nach ihm ſind nun einmal die Deutſchen blos zum Denken, die Franzoſen dagegen nur zum Schreiben berechtigt. Nach ſeiner Anſicht machen ſich ſogar in Frankreich die Bettlergedanken ſchön und finden überall Zutritt, die reichſten deutſchen Geiſter dagegen erſcheinen in Lumpen und finden alle Thüren verſchloſſen. Wo bleibt denn der Beweis? Und worin liegt denn der Nachtheil der Deutſchen, vielleicht in der franzöſiſchen Falſchheit, die die Perſonen anders ſcheinen läßt, als ſie ſind? Hätte ſich B. wie geſagt nur darauf beſchränkt das Unzuläſſige und Ungenügende einer ſolchen Societät darzuthun, und hätte ohne Abſchweifungen die Gründe angeführt die er angeführt hat, ſo würde er ſich ein Verdienſt um die deutſchen Gelehrten und alle Deutſchen zu Dank verpflichtet haben, ſo hat er ſich neue Gegner geſchaffen.

Ich finde und ſo geht es gewiß Jedem,

eine polytechniſche, eine Geſellſchaft zur Erweiterung und Vervollkommnung der vaterländiſchen Sprache, Geſchichte u. ſ. w., ganz in der Ordnung; eine Geſellſchaft für Kritik iſt Unſinn und zwar aus den von B. angeführten Gründen, ſie iſt ein Hemmſchuh für junge Gelehrte. Der Schüchterne wird nur noch zaghafter, der Beſcheidene nur noch ſchwankender gemacht.

Eben ſo verwerflich iſt die Behauptung, daß gelehrte Geſellſchaften nur immer Schaden gebracht. Was für Schaden oder Nachtheile ſind denn aus den von mir angeführten Geſellſchaften hervorgegangen? Sind denn die Mitglieder aller dieſer Geſellſchaften nur Gelehrte? Und womit haben ſie die Wiſſenſchaften aufgehalten? Billige ich auch nicht Alles was B. geſagt, ſo finde ich doch eine ſolche Geſellſchaft eben ſo verwerflich wie er.

Jeder ſpeiſt und ſchläft für ſich, nun ſo denke und ſchreibe auch jeder für ſich, jedoch nur in der Abſicht andern zu nützen.

Poſtſchnecken — Hyperbeln.

Jeder Schriftſteller wird wohl daran thun alles Politiſche zu meiden, mit der Mutter die uns geſäugt, ſoll und darf man Worte wechſeln, aber nicht hadern, noch weniger ſie befehden. Zwar iſt nichts lockender als das Verbotene, nichts ſchöner als das Gewagte, nichts wohlſchmeckender als das Genaſchte, — nichts findet aber auch für den Augenblick wenigſtens leichter Anklang als die Uebertreibung. Der Grund liegt theils in der Kraft der Satyre, theils in dem Reiz des Lächerlichen, was wohlthätig das Zwerchfell erſchüttert. Ihre Schnelligkeit gleicht dem Taubenfluge. Wie ein Echo von Ohr an Ohr ſchlagend, durchfliegt ſie das All, — verhallt aber auch eben ſo leicht wie jenes. Es wird Niemand wagen, der „Monographie der Deutſchen Poſtſchnecke“ ſeinen Witz abzuſprechen, was aber 1821 zum Theil wahr geweſen, iſt es jetzt nicht mehr, — ſondern nur noch Hyperbel. Wahls unvergleichliche Naſe mochte Stoff zu 200 Hyperbeln geben, unſere jetzige Poſteinrichtung iſt in jeder Hinſicht befriedigend. Das Aergerniß der gelben Kutſche iſt beſeitigt, die Poſthäuſer ſind oder werden theils von unpaſſenden Orten entfernt, und der Transport von Perſonen und Waaren geſchieht ſo ſchnell, als nur immer möglich. Giebt es erſt in Deutſchland ſo viel Vollblutpferde als in England, und eben ſo viel bluttriefende Mäuler; dann dürften ſie freilich noch ſchneller gehen. Ich habe in keinem Bande ſeiner Schriften jemals von ihm aufbemerkt gefunden, daß er Fliederthee getrunken hätte, Wein, ſtets Wein, dafür iſt er aber auch im Weinlande geboren, und es ſollte ihn füglich der Wein nicht in Schweiß bringen, ja es liefert ſeine Monographie den beſten Beweis daß der Wein bei den Süddeutſchen nicht diejenige Wirkung hervorbringt, welche der Norddeutſche vorausſetzt. Eben ſo verhält es ſich in Südfrankreich; ſchlechtere Wege und Poſteinrichtungen giebt es nirgends. cf. Dr. Seyffarth Reiſen. Wie kömmt es daher daß die Poſten in Süddeutſchland langſamer fahren, als im Schnaps- und Bier-Norden?

Seine Schilderungen ſind unvergleichlich, aber das Schöne zerſtören ſeine Flüche. Iſt vielleicht B. bemüht durch ſein unſinniges Fluchen ſeine Abſtammung zu bemänteln? dann darf er aber auch nicht ſchreiben: „Ich gehe zu ſtreiten für die gute Sache.“ S. 318. 3. B.

Alles Periodiſche ſollte daher nach meiner Anſicht nach einigen Jahren einer ſtrengen Reviſion, entweder von Seiten des Verfaſſers oder des Staates unterworfen werden. —

Uebelſtände.

Schon von allem Anfange herein habe ich geſagt wie hoch ich B. ſtelle, deſſenungeachtet wiederhole ich hiermit nochmals, daß ich nicht Alles billige was er geſchrieben, nicht mit Dem ſo einverſtanden bin wie er, was ich mit Stillſchweigen übergehe, doch deſſenungeachtet ſtets ein Verehrer ſeines Geiſtes ſein werde, obgleich dieſe wenigen Bogen mehr gegen, als für ihn ſprechen.

„Man kann von dem Schriftſteller nicht fordern, daß er ohne Haß und ohne Liebe ſei, und über alle Wolken der Selbſtſucht erhaben, die Gewitter nur unter ſich wahrnehme.“ Nach ihm heißt dies weiter nichts, als: es muß wenn auch nur bisweilen, dem Schriftſteller erlaubt ſein auf Vorgeſetzte und Geſetze ſeinen Groll, ſeine Liebe, Haß, Laune, kurz ſeine Leidenſchaften ausſchütten zu dürfen, je nachdem es ſeine Stimmung verlangt. Wie unzuläſſig dieſe Forderung iſt, wird jeder kaltblütig Ueberlegende auf den erſten Blick einſehen. Dieſes ſein Verlangen iſt eine Petition für die Anarchie. Der Bittſteller einer ſolchen Petition wird ſtets und in allen Ländern zurückgewieſen werden. Richtig iſt jedoch der Satz, wenn man ihn folgendermaßen auslegt. „Jeder Schriftſteller iſt Menſch, und weder frei von Leidenſchaften noch von andern menſchlichen Zufällen, ob es ihm gleich mehr als andern Menſchen heilige Pflicht ſein muß, ſie zu unterdrücken, um mit ruhigem Blicke die Gebrechen der Menſchheit, die beſtehende Ordnung und Alles was ſtörend in dieſe, oder in die Rechte der Menſchheit eingreifen könnte, beobachten und den Urſprung **deſſelben** entdecken zu können. Wer ein Uebel von Grund aus zerſtören will, muß es nach **Oben** verfolgen, d. h. bis auf den Urſprung verfolgen.“ Man braucht nicht blos die Gewitter unter ſich wahrzunehmen, man darf auch nach den Wolken und über ſie hinaus ſchauen, ohne deshalb mit dem Himmel hadern zu müſſen.

„Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch ſie vermeiden iſt gut, ſie entſchuldigen iſt beſſer, und das Beſte ſie ganz unſchuldig finden." Wer mag wohl das Wort Preßfreiheit erfunden und zuerſt als Schriftſteller, wer dagegen zuerſt als Diplomat angewendet haben. Beide verdienen wenigſtens eine Schellenkappe. Preßfreiheit iſt das lächerlichſte Wort was ich je gehört. Wer nach des Cenſors Meinung ein wenig zu frei ſchreibt, mißbraucht die Preßfreiheit, wer das Verbrechen aufdeckt und das Laſter blosſtellt, weicht aus dem Gleiſe der Preßfreiheit in das der Preßfrechheit. Wer wird aber recht ſchnell einen Mittelweg erfinden? Was hilft der ſchöne

Gedanke, wenn ich ihn in der eignen Bruſt begraben ſoll? Frei muß die Preſſe ſein, aber ſie darf nicht Flegeljahre haben, wie das unartige Kind! Flegeljahre und Unarten müſſen vermieden, kaum entſchuldigt, nie aber unſchuldig befunden werden. Nur Gebildete und Gelehrte beherrſchen die Preſſe, ſie iſt der Lehrer des Volkes. Der Vater der ſeine Kinder liebt, wird ihnen ſtets mit einem guten Beiſpiele vorangehen. Einmal kann Jeder fehlen, zweimal denſelben Fehler begehen, ſetzt Geiſtes- oder Körperſchwäche voraus.

Weg darum mit Preßfrechheit, aber auch fort mit ſolchen Unarten die die Preſſe entehren und den Gelehrten ſelbſt herabſetzen. Sie ſind Uebelſtände, von denen wir uns mit Abſcheu hinwegwenden, die das Gute untergraben und den leichten Sieg erſchweren.

Wie der Handel zwiſchen zwei Juden, — jeder geht auf Betrug aus, der Handel wird geſchloſſen, triumphirend im Innern ſcheidet Jeder. Wer iſt der Betrogene? — ſo iſt es mit der Diplomatie. Sie iſt ſo lächerlich wie ein ewiger Friede.

So wie Zimmermann für die Einſamkeit, ſo ſchrieb B. dagegen. Jedem ſtand es zu ſeine Meinung zu ſagen und zu vertheidigen; aber es können Fälle eintreten, die Beide nicht berückſichtigt, der Menſch kann unter den Menſchen allein und der Einſame bei den Menſchen ſein, der Erſte iſt mit ſich zerfallen, der Letzte liebt die ganze Menſchheit. Welcher von ihnen iſt der Beſſere? Wer die Menſchen flieht iſt ohne Herz und Gemüth, wer allein ſtehend noch das Beſte ſeiner Mitmenſchen will, hat ein großes Herz und ſein Glück iſt dauerhafter als das durch Andere bereitete. Wahrhaft unglücklich iſt nur der Menſchenfeind zu nennen. Börne ſelbſt ſtarb zur rechten Zeit, er war auf dem traurigen Wege die Menſchheit gering zu ſchätzen ſchon ziemlich weit vorgeſchritten. Wem nur noch eine Thräne fließt, darf ſtolz darauf ſein.

Angenehm überraſchend und doppelt ſchön iſt es nach langem vergeblichen Suchen auf einen Theilnehmenden, einen Gleichgeſinnten zu ſtoßen. Iſt man nur gewohnt Verächtliches von Jemand zu hören, ſo erfreut deſſen Zuſichkommerk um ſo mehr, dieſer Fall findet in B. 7. Bde. unter dem Abſchnitte: „Zeitgenoſſen. Heft X. Leipzig bei Brockhaus 1818" ſtatt. Dieſe Rede erquickt wie der labende Quell in blumiger Aue nach langem Entbehren. Ja nur der Deutſche verſteht zu dem Herzen zu ſprechen, in ſeiner Rede iſt nicht das Berechnete des Engländers, nicht das Flittergold des Franzoſen, noch das Effekthaſchen des Italieners, es iſt des Vaters wohlgemeinte Stimme an ſeine Kinder gerichtet, — nie ohne Wirkung, ſtets von gutem Erfolge. Mag daher auch B. immerhin an einem andern Orte ſagen: „Aus Furcht mißverſtanden zu werden, ſind die **deutſchen politiſchen** Schriftſteller oft unverſtändlich; nicht an Geiſt fehlt es Ihnen aber an Muth. Sie fechten eigentlich nicht, ſie rappieren blos, und die Spitze ihres Eiſens iſt aufs vorſichtigſte mit einem ledernen Wulſt umgeben.“ Er ſpricht wider ſeine Ueberzeugung. Die Fälle in denen der Menſch aus Grundſatz gegen ſeine eigenen (guten) Grundſätze handelt, entſpringen aus unedeln Beweggründen, wer ſich von ihnen hinreißen ließ, ſollte ſich nie ſchämen ſie zu wiederrufen. Es giebt Fälle in denen ſich der Mann der Thränen nicht zu ſchämen braucht, der Rückſchritt vom Böſen zum Guten iſt nur einem kräftigen Gemüthe möglich. Hat B. das Meiſte auch in Paris geſchrieben, ſo ſchrieb er doch ſtets zu den Deutſchen als

Deutſcher, konnte er glauben nicht verſtanden worden zu ſein? Zeigt Heine Furcht? Und ſind Rottek und Welker nicht etwa kräftig und kühn aufgetreten? Vor welchem Gegner hätten ſie ihr Auge geſenkt und wer hätte es ungeſtraft wagen dürfen, ihnen zu nahe zu treten. Konnte B. je verlangen daß ſich vielleicht die Deputirten des Volkes, gleich jenen Frankreichs im Angeſichte des Volkes ſo weit vergeſſen ſollten, ihrer Stellung und ihrer Würde uneingedenk zu ſein und wegen perſönlicher Ausfälle zu den Waffen zu greifen? Wo es ſich um das Wohl des Staates handelt, darf auch nur die Stimme des Staates und die Stimme des Gegners nur in ſo weit gehört werden, als ſie Bezug auf denſelben hat. Privatintereſſen ſind unter vier Augen zu ſchlichten, für ſie giebt es keinen Maaßſtab, kein ſpezielles Geſetz, der perſönliche Werth, den ſich Jeder ſelbſt beilegt, darf hier auch nur den Ausſchlag geben. Die Ehre durch den

Staat, mag auch der Staat dem Verliehenen aufrecht zu erhalten ſuchen, die poſitive, individuelle ſchlägt ein Jeder nach ſeinem Maaßſtabe an. So viel Sinne, ſo viel Köpfe, ſo viel Staaten, ſo viel verſchiedene Geſetze, welchem Staate aber iſt es bis jetzt gelungen die Selbſthülfe wegen beleidigter Ehre abzuſchaffen. Nicht der Tod, nicht Herabſetzung, nicht das Tollhaus vermochten dieſes Gefühl aus der Menſchen Bruſt zu reißen.

Dies zugleich mit als Anhang an B. Worte in Bezug auf die Duelle. —

Achter Band.

Bis jetzt habe ich immer geglaubt als Deutſcher meine Mutterſprache zu verſtehen, B. hat mich eines Beſſeren belehrt. Mehr wie einmal habe ich ihn meiner Ueberzeugung nach recht ruhig, ich wollte ſagen, mit recht ruhigem Blute geleſen. Haben mich meine

Augen, mein Kopf verlaſſen? Verſtehe ich den achten Band oder der achte Band mich nicht, ich kann darüber mit mir ſelbſt nicht in das Reine kommen. Will er in dieſem Bande nur die Deutſchen blos weil ſie Deutſche ſind lächerlich machen? Wer hilft mir aus dieſer Verlegenheit. Wahrheitsliebe iſt die ſchönſte Zierde der Menſchen, darum will ich auch diejenigen Stellen die ich verſtanden habe hiermit wörtlich aufführen. Das Nichtaufgeführte blieb mir fremd, und ſo wird es gewiß noch Vielen gehen, ich erwähne dies nur darum weil ich glaube, vielleicht einen andern auf die Idee zu bringen, den achten Band zu erläutern und zu erklären. Oft ſucht man, was vor den Füßen liegt, ich brauche mich daher dieſes Geſtändniſſes nicht zu ſchämen.

Bevor ich noch die von mir verſtandenen Stellen anführe, nur ſo viel daß B. im Jahre 1819 nach Frankreich gereiſt. Näheres berichtet vielleicht ein Blatt des Journal des Debats beſagten Jahrganges.

Verſtandene Stellen.

„Ich habe die Franzoſen urban, immer menſchlich gefunden — menſchlich im ſchönſten Sinne des Wortes. Das iſt nicht allein Menſchlichkeit, daß man jedem in ſeiner Noth, ſobald er klagt, zu Hülfe komme etc., ſondern daß man menſchlich fühle und eines Jeden Noth errathe und verſtehe. Das vermögen die Franzoſen, denn ſie ſind Totalmenſchen; das vermögen aber die Deutſchen nicht, die nur Stückmenſchen ſind und, kleinſtädtiſch ſelbſt in großen Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenoſſen verſtehen.“ —

In dieſem Satze zeigt B. daß er einzig iſt; denn 40 Millionen Menſchen des geſammten Deutſchlands haben bis jetzt immer geglaubt und glauben noch, daß der Deutſche immer mit der That, der Franzoſe nur mit Rath und Complimenten Unglücklichen zu Dienſten ſtände. Die Behauptung Börne's auf einen Fall als Beweis geſtützt, beweiſt nichts. Darum bleibt er die Ausnahme von der Regel.*)

„Witz“ iſt das demokratiſche Prinzip im Reiche des Geiſtes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, ſagt: „ich will nicht.“

„Verſtand“ iſt Brod, das ſättigt; der Witz iſt Gewürz, das eßluſtig macht. Der Verſtand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält ſeine Kraft für alle Zeiten; etc. Die Geſchichte zählt große Menſchen, die ſind Regiſter der Vergangenheit: ſo Göthe und Schiller. Sie zählt wieder andere, die ſind Inhalts-Verzeichniſſe der Zukunft: ſo Voltaire und Leſſing. — Dieſe Sätze bedürfen keiner Erklärung, ſind aber wichtig, da ſie als Beitrag und B's. Meinungsanſicht über Schiller und Göthe, — Objectivität und Subjectivität — gelten können.

---

*) Vergleiche weiter unten Inconſequenz.

„Daß der König von Preußen ſtrenge Gerechtigkeit übt, das weiß und preiſt das deutſche Vaterland;" etc.: Seite 88. — Dieſe in vorurtheilsfreier Stunde geſchriebenen Zeilen bilden W's. gediegenſten Satz, zeigen von Nationalität und ſeiner deutſchen Abſtammung. — Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit! —

Wer Göthes Biographie in gedrängteſter Kürze leſen will, durchfliege den letzten Satz der 93. Seite. Inconſequenz. „Die großen Vorzüge, welche wir den Franzoſen gegenüber haben: der freie Sinn, der fromme Glaube, die Gerechtigkeit und allgemeine Menſchenliebe ſind innere Güter, etc. —

„Ein Volk iſt wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es ſchelten, ſtrafen; doch ſoll man nur ſtreng ſcheinen nicht es ſein; man ſoll den Zorn auf den Lippen haben, und Liebe im Herzen."

Hat Bezug auf den Text: Thut nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken. Wären B. dieſe Worte Ernſt geweſen, hätte er Deutſchlands Zurechtweiſer, nicht deſſen Zuchtruthe ſein müſſen. Ein Neutraler ſagt B. iſt ein Niederträchtiger, er liebte weder das Volk, noch die Regierungen. Auch in dem Schafpelze erkennt man den Wolf.

Wen Göthes Biographie intereſſirt, für den dürften auch B's. Anſichten über deſſen Schriften Intereſſe haben, ſiehe daher Seite 120 u. ff.

Jemand lieb' ich, das iſt nöthig;
Niemand haſſ' ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen. —

So Börne. Ende gut, Alles gut. Der letzte Vers der wahrſte.

Inconſequenzen und Aphorismen.

Wie oft hat B. geſagt, der Deutſche könne nicht ſchreiben, ſondern nur denken. Warum ſagt er an einer andern Stelle: „Der wiſſenſchaftliche Reichthum der Franzoſen iſt vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutſchen; er wirkt aber eben ſo ſtark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgeſetzt wird, geſchieht es in Deutſchland nur einmal. Der Franzoſe weiß freilich nicht mehr was er geſagt und geſchrieben; aber Alles was er weiß, ſagt und ſchreibt er, und wiederholt es jeden Tag. — In Deutſchland darben wir aus lauter Ueberfluß.“ Darf und kann der Deutſche nicht ſchreiben, ſo ſollte es Börne am Wenigſten fordern, da er es behauptet. Wirkt der Franzoſe aber nur eben ſo ſtark, was hat er vor den Deutſchen voraus? III. B.

—

Ein anderes Mal ſpricht er ihnen geradezu die Kunſt der Kritik ab, — und doch geſteht er daß ein deutſcher Kritiker von Paris aus auf ganz Europa wirken würde, freilich ſagt er zu gleicher Zeit, im erſten Jahre würde man ihn umbringen, oder käm er davon im zweiten verhungern müſſen, doch bliebe er auch in dieſem noch beharrlich (wahrſcheinlich ſpricht B. von reichen Schriftſtellern; denn der Menſch lebt nicht von ſeinem eigenen Fette wie der Dachs,) ſo würde er ganz gewiß im dritten Aufſehen erregen und ſeinen Zweck erreichen. Warum erwarb er ſich kein Verdienſt um Europa, indem er nur Kritiken ſchrieb? Er ſpricht in ſeinen geſammelten Schriften von Connexionen mit Banquiers und von ſeinen Wechſeln. Er hat ſeine 7 magern und 7 fetten Jahre glücklich in Paris überſtanden. Man weiß von keinem Mordanfall auf ihn, von keiner Hungersnoth, er ſchweigt wenigſtens kluger Weiſe davon und Horaz nachahmend, der von ſich ſelbſt ſprechend der Nachwelt hinterließ, daß er trieſige Augen gehabt, — geſteht er nur daß er ein 120 Pfund ſchwerer Doktor geweſen ſei.

„Was die Schweiz in geologiſcher und politiſcher Beziehung für unſern Welttheil iſt, — der feſte Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberſchwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrſchaft ſichert — das iſt Deutſchland für Europa in ethiſcher Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der Beweglichkeit des Südens ab.“ — Ich möchte wohl wiſſen, ob damit auch die der ſüddeutſchen Pferde, der ſchlafenden Conducteurs und Poſtillone gedacht ſein ſoll, oder gilt dies nur den öſtreichiſchen Weinbauern?

„Es giebt zwei Mittel den Einfluß der klaſſiſchen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenoſſen zu vermehren: Ueberſetzungen und Kritik. Durch jene wird für die Kenntnis des Alterthums in der Breite, durch dieſe in der Tiefe gewonnen," etc. Zu den Ueberſetzungen müſſe ſich die Kritik geſellen, welche die Aufmerkſamkeit des lebenden Geſchlechts zu den alten Schriftſtellern hinleitet und deren Werth beſtimmt und zwar in der Münze unſerer Zeit berechnet. Durch eine ſolche Kritik würde nicht blos die klaſſiſche Literatur zu allgemeiner Kenntnis gebracht, ſondern es würde auch noch etwas anderes dabei gewonnen werden. —

Was würde B. nun darauf antworten, wenn ich ihn fragte, welcher Satz ſoll gelten, der hier angeführte, oder der:

Ein Kerl, der kritiſirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.“

oder der, wo die Kritik mit dem Löſchpapiere verglichen, auf welches ſie gedruckt wird. Und nun frage ich noch einmal wie es kömmt, daß der Deutſche nicht zu ſchreiben verſteht, da er doch mehr als jedes andere Land gute Kritiken und Ueberſetzungen hat.

„Wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnſinn ſteigert, daß er, um aller geſelligen Bande los zu ſein, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geſchick.“ Hätte B. dieſen Satz über ſeine Thüre geſchrieben, er wär kein politiſcher Schwärmer geworden und ſeine Freiheitspredigten würden ohne Groll von größerer Wirkung geweſen ſein. So ſind ſie wie die Seifenblaſen von ſchöner Farbe, aber nur von kurzer Dauer geweſen.

„Jede Kritik der Zeitgenoſſen oder gleichzeitig geltender Anſichten muß nothwendig perſönlich in der Art werden, daß die Perſönlichkeit des Kritikers zum Vorſchein kömmt.“ In Bezug auf Kritiken muß es B's. eifrigſtes Beſtreben geweſen ſein, ſich ſtets durch einen vervielfältigenden Spiegel und in andern Geſtalten zu zeigen. — Nur Natur, Treue und Selbſtändigkeit gefallen, Zweideutigkeit ſchreckt ab.

„Dort oben giebt es keine Fiskale und Verräther und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen ſich ſelbſt gewendet.“ Obgleich ich alle ſtrengſitzenden Beſchäftigungen verabſcheue, weil ſie mein Körper nicht verträgt, ſo hätte ich doch von 12. — 14. Febr. 1837 Regiſtrator oder Protokollant des Himmels ſein mögen. Hier ſchloß er nur den Mund, dort öffnete ſich die Bruſt.

IV.

Ueber
Börne's Briefe aus Paris.

Beurtheilt es, aber beurtheilt Euch mit, daß Ihr es nicht falſch beurtheilt.

B's. Briefe. Band 4. Brief 26. Seite 206.

Einleitung.

Schon in ſeinen dramatiſchen Blättern kommen Andeutungen, in ſeinen geſammelten Schriften politiſche Aeußerungen, in ſeinen Briefen aus Paris aber ſolche Ausfälle vor, die uns in jeder Poſition den Fechter auf Leben und Tod zeigen. Keine Schonung! Keine Parade! Mithin Lebensüberdruß. — Man kommt wirklich in Verſuchung ob man B's.

Beharrlichkeit ſeiner Raiſſonnements oder die Geduld der franzöſiſchen Regierung mehr bewundern ſoll. Ich glaube letztere und vielleicht nur aus dem Grunde, weil ſie es ſich zum Grundſatze gemacht zu haben ſcheint, nachſichtiger gegen Fremde und Ausländer als gegen die Landeskinder (Unterthanen möchte die franzöſiſche Nation beleidigen) zu ſein. Vergeht wohl eine Woche in Paris wo nicht irgend ein Redacteur einer Zeitſchrift in eine anſehnliche Geldbuße verurtheilt worden wär, ich habe aber nirgends bemerkt gefunden, daß B. je einmal vor den Schranken der Aſſiſſen geſtanden hätte. So geht es. Ein Staat rädert, ein anderer hängt, ein dritter iſt wegen der Todesſtrafe mit ſich ſelbſt noch nicht einig, ein vierter deportirt u. ſ. w. Doch ich weiche ab.

Als B. im Jahre 1819 den franzöſiſchen Boden betrat, geſchah es nach ſeinem eigenen Geſtändniß als politiſcher Flüchtling, als Fremdling betrat er den gaſtlichen Boden Frankreichs, Dankbarkeit hätte ſein erſter ſein letzter Gedanke ſein ſollen, auf ſein Vaterland durfte er nur mit Blicken des Mitleids zurückſchauen. Aber nur zu ſchnell vergißt der Menſch in der Lage des Glückes die ehemalige des Mißgeſchicks, gleichviel ob mit Schuld, ob ohne Schuld daſſelbe herbeigeführt wurde. Die Sicherheit und Unabhängigkeit gab ihn den Muth ſeine Blicke nach allen Richtungen hinſchweifen zu laſſen, die erſpähte Blöße Stoff ſeinem gekränkten Ehrgefühle Luft zu machen. Ununterbrochen war ſein Auge über den Rhein gerichtet, jede Gelegenheit benutzte er zu einem Gruße an daſſelbe, jedoch nicht zu einem freundlichen, nein zu einem ſchreckenden, der daſſelbe ſtets noch an ſein Daſein erinnere, an ein Daſein der Rache.

Polen beklagt er und an ſeine Bruſt zieht er die Verſprengten, Italienern naht er koſend und ſingt mit ihnen in ihrer melodiſchen Sprache, mit ſeinen Landsleuten grollt er, ſelbſt noch in der Ferne. Den Geſunkenen hebt er nicht auf und für den Heimathloſen hat er kein Obdach. Den Nachkommen Kosciusko's tönen ſeine Lieder, der Theilung dieſes Landes fließen ſeine Thränen, für die Sachſen hat er kein tröſtendes Lied, obgleich die Treue für die Nation die ihn aufgenommen, die Hälfte ihres Landes koſtete. Holland erwähnt er nicht und daß es ehemals ſeine überſeeiſchen Beſitzungen für das nun verlorne Belgien hingegeben, hat er auch vergeſſen.

Alles außer Frankreich gebührt nach ihm nur Tadel, Frankreich iſt ſeine Braut, für ſie nur glüht er, daß ſie aber falſch, bemerkt er nicht, weil er verliebt, daß ſie den frühern Bräutigam (Polen) betrogen, hält er für Verläumdung, weil er in ihrem Schooße ruhen darf.

Hätte er es mit ſeinen Briefen, wenigſtens mit denen, deren Inhalt politiſcher Tendenz war, redlich gemeint, ſo hätte der Styl mehr freundſchaftlicher, ermahnender, überhaupt ruhiger geſchrieben ſein müſſen, als er es war. Dem verirrten Flüchtling, ich meine den deutſchen, gleichviel aus welchem Grunde er ſolcher wurde, mußte er ſagen, daß er nicht nöthig habe zu verzagen, da er ſtets ſein unveräußerliches Capital, Kopf und Hand, bei ſich habe; aber anſtatt ihn darauf aufmerkſam zu machen, zeigt er ihm, wie viel ihm fehle. Leicht iſt es den Gebeugten noch niederzudrücken, ſchwer aber ſchön und edel den Geſunkenen emporzuheben.

Doch gehen wir ſeine Briefe genau durch und überzeugen uns ſelbſt wie er hätte verfahren, wie handeln und ſich ausdrücken ſollen, und unterſuchen ob die Art und Weiſe wie er ſich ausgedrückt hat, zu billigen oder zu rechtfertigen iſt.

I. Band.

Dritter Brief.

Mit dem Uebertritte B's. über die franzöſiſche Grenze, ſcheint auf einmal ein ganz anderer Geiſt in ihn gefahren zu ſein. Sein politiſcher Charakter nimmt eine andere Wendung, er wird ſchroffer, abſtoßender, bisweilen ſcheint er ſelbſt nicht zu wiſſen, was er will. Abſtrahirt man jedoch ganz von der Politik und nimmt die Briefe als Schilderungen, ſo verſöhnen ſie in jeder Hinſicht.

Die Wuth B's. in Allem und Jedem etwas zu ſuchen, wo eigentlich gar nichts gefunden werden kann, iſt läſtig und bisweilen kaum zu ertragen. Nach ſeiner unglückſeligen Meinung kann nur der Franzoſe Alles, nicht einmal „Ueberſetzen" kann nach ſeiner Anſicht der Deutſche. Wie würde ſo fragt B. in dieſem der Deutſche wohl à bas la noblesse! geben? Pereat iſt ſeine Antwort. Hat B.

ſeinen Zweck den er erreichen wollte, nich ganz erreicht, ſo kömmt dies aus ſeiner Ma nier alles Deutſche lächerlich zu machen. Auc den Unpartheiiſchſten, den Vorurtheilsfreiſte muß dies empören. „Nieder mit dem Adel klingt meines Erachtens eben ſo kraftvoll al à bas la noblesse.

Vierter Brief.

Soll man lachen, ſich ärgern oder weinen, wenn man B's Epiſtel über die Geduld lieſt? Ich glaube ihn bemitleiden. B's. Definition derſelben, die ich hiermit wiederhole, mag entſcheiden.

„**Geduld**, ſanfte Tochter des grauſamſten Vaters; Schmerzerzeugte, Milchherzige, weichliſpelnde Göttin; Beherrſcherin der Deutſchen und der Schildkröten; Pflegerin meines armen kranken Vaterlandes, die du es warteſt und lehreſt warten u. ſ. w."

Wem freilich die unüberlegte Hitze der Jugend mehr werth iſt, als die ruhige und reife Ueberlegung des geſetzten Mannes, der thut freilich beſſer Deutſchland zu verlaſſen und es mit Frankreich zu vertauſchen. Was haben denn aber die Franzoſen mit ihrer Eile bewirkt? Nichts! Die Perſonen auf dem Throne vertauſcht. Iſt vielleicht die Preſſe jetzt freier als unter Carl? Mit nichten. Um Eines nur ſind ſie reicher geworden, um eine ausgedehntere Polizei. Die Deutſchen hingegen haben Conſtitutionen, Volksvertretungen erhalten, die ſie bis jetzt nicht hatten. Mögen ſie auch noch Mängel haben, Vollkommenes giebt es nirgends. War vielleicht eine Charte oder eine Conſtitution Frankreichs erſchöpfend? Warum aber alsdann immer Abänderungen? Streiten ſich etwa die Spanier nicht ebenfalls noch um Kaiſers Bart?

Der franzöſiſchen Poſten iſt ſchon Erwähnung gethan, darum kein Wort mehr von ihnen.

Nie iſt und wird der Fall in Deutſchland vorkommen, daß Paſſagiere Tage lang wegen Aufnahme oder Mangel irgend eines Platzes liegen bleiben müßten. *)

Sechſter Brief.

„Hätte Karl geſiegt, wie er beſiegt worden, wär das fröhliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen.“ etc. Seit Ludwig Philipp König haben die Hinrichtungen, ſo wie die Angriffe auf ſein Leben nicht aufgehört. Iſt wie uns B. nur zu häufig weiß machen will nur eine Stimme in dem franz. Volke, wer wär denn da mit des Bürgerkönigs Regierung zufrieden? Niemand hat mehr Rückſichten zu nehmen und Schonungen auszuüben nöthiger, als er. Wer hat den Geiſt der Re-

---

*) Nur unerhörter Schneefall oder großes Waſſer können in Deutſchland einen ſolchen Aufenthalt verurſachen. —

volution genährt, wer ſie mitgeleitet? Er! Der Lehrer, der des Schülers Handeln verdammt, das er ihm gelehrt, muß ſeinen Verſtand verloren haben, oder ein großer Heuchler gewesen ſein. Ein dritter Fall iſt nicht denkbar. Ein Volk, was nicht weiß was es will, iſt wie ein launiges Kind, beide werden ſtets der Zuchtruthe ihres Erziehers unterworfen ſein.

Achter Brief.

B's. Körperbeſchaffenheit, ſo wie ſein Hang zur Hypochondrie iſt uns aus ſeinen Schriften längſt bekannt, daß er aber in jenen heißen Tagen mitgefochten, erwähnt er nirgends und doch ſchreibt er „unſern König, den wir gemacht haben. Es wird ſich zeigen ob wir geſchickter ſind als Gott, der die frühern Könige gemacht hat, wie Kunſtkenner behaupten.“ — Man muß ſich wirklich wundern wie ein Mann

v. B's. Geiſte ſich zu ſolchen Anſpielungen auf das von „Gottes Gnaden" herablaſſen konnte, was tauſend erbärmliche Schreiber als einen Gegenſtand zu ihren Witzeleien gemacht haben. Freilich ſind ſeine Anſpielungen pikanter, die Wirkung bleibt aber immer dieſelbe, ſie bereitet Uebelkeiten. Neues, ſelbſt Unſchmackhaftes wird immer den Reiz der Neuheit für ſich haben. Das ewige Einerlei erzeugt Ekel. Der Conditorjunge ſehnt ſich nach Brode, der Arme nach Bisquit. Doch wer könnte Allen Alles recht machen, ſchon Horaz ſagt: optat ephippia bos, piger optat arare caballus.

Zwölfter Brief.

Gewiß iſt es eine höchſt merkwürdige Erſcheinung einen Mann von B's. Geiſte und Talenten, einen Mann, dem nichts mehr als das Wohl ſeines Vaterlandes am Herzen zu liegen ſcheint und über nichts mehr klagt als über die Unnationalität der Bewohner deſſelben, — ſo für ſich eingenommen zu finden, daß er ſelbſt gar nicht bemerkt, wie er ſo eingefranzoſt iſt, daß ihn ſchwerlich ein Ausländer, wenn er nämlich nicht deutſch ſpräche, für einen Deutſchen halten würde. Nie habe ich es glauben wollen, daß ein Lügner ſich endlich ſelbſt belügen könne, jetzt glaube ich es; denn gewiß ein noch ſtärkeres Stück iſt es, ſein Vaterland und ſeine Abſtammung zu vergeſſen. Und dies thut Börne. „Schikken ſie mir doch einmal eine Schachtel voll deutſcher Erde, daß ich ſie hinunterſchlucke. Sie iſt ohnedies gut gegen Magenſäure, und ſo kann ich das verfluchte Land doch wenigſtens ſymboliſch vernichten und verſchlingen.“ So B. von Deutſchland. Nun weiß zwar Jeder recht wohl wie dies gemeint ſei, und daß alle ſeine Briefe in jener heilloſen Satyre geſchrieben ſind, die ſelbſt das

Heiligſte nicht verſchont; ſolcher Ausdrücke kann ſich aber nur ein Raſender bedienen, und iſt es wahr, daß wie er ſelbſt ſagt, „er nicht wie andere mit Tücke und Worten, ſondern mit dem Blute ſeines Herzens und dem Safte ſeiner Nerven ſchreibt,“ *) ſo kann ein ſolcher Mann als Menſch, nur unſere Achtung verlieren. Der Schriftſteller darf nie den Menſchen aus den Augen laſſen. Kopf und Herz müſſen Antheil an ſeinen Schriften haben. Der Menſch der rückſichtslos ein ganzes Land verdammt, welches alle Stände in ſich ſchließt, und in welchem Lande wär dies nicht der Fall, meint es mit keinem Stande, mit keiner Volksklaſſe gut, und wenn er tauſendmal ſchriebe: „wem der Kopf nur die Pairskammer iſt, das Herz aber die volksthümlichere Deputirtenkammer, der kann ſich nicht in Geſellſchaften behaglich füh-

---

*) Siehe die Nachträge.

len, wo der ariſtokratiſche Geiſt allein Geſetze giebt,“ ſo wird deſſenungeachtet ein Jeder leicht einſehen, daß dies nur Worte ſind, die ihm nicht aus dem Herzen kommen, obgleich er bemüht iſt, uns dies glauben zu machen.

Fünfzehnter Brief.

Unter allen Menſchen giebt es keinen der unleidlicher wär, als der Egoiſt. Dem Stolze, dem Hochmuthe, der Dummheit, allen dieſen Eigenſchaften kann man begegnen, mit den Egoiſten iſt niemals auszukommen. Der ewige Wechſel ihrer Laune, ihre Anmaßungen, ihr Dünkel werden ſelbſt den Leidenſchaftloſeſten über kurz oder lang den Beweis geben, daß nur ſie allein es ſind, denen man nie genügen wird. Der große Künſtler, der Gelehrte, ſie werden ſtets recht wohl wiſſen, wie hoch ſie ſich anzuſchlagen haben und wie weit ſie gehen dürfen, ohne befürchten und riskiren zu müſſen, durch einen Schritt zu weit, — ihre Perſon und ihren Ruf in ein nachtheiliges Licht zu ſetzen. Nur der Egoiſt kennt keine Schranken und raubt ſich dadurch die Achtung Anderer, auf die er die gerechteſten Anſprüche zu machen befugt iſt. Ein ſolcher Egoiſt iſt Börne. Von allen ſeinen Briefen kann der 15te unſtreitig der ſchlechteſte genannt werden. Nicht nur einmal, weil er uns in demſelben mit einer Erzählung über franzöſiſche Schriftſteller und einer Ueberſetzung des Makbeth von einem ſolchen, auf das Schrecklichſte langweilt, ſondern auch ganz vorzüglich darum, daß er ſich nicht entblödet, von Schriftſtellern und Dichtern, auf die Deutſchland ſtolz ſeyn muß, geringfügig zu reden, ja ſie ſo weit herunterzuſtellen, als wären ſie gar nicht der Erwähnung werth, oder als hätten dieſelben nicht je einen Augenblick Aufſehen erregt. Nach der Vorleſung des in das Franzöſiſche überſetzten Makbeth (die Ueberſetzung nennt er eine gelungene) kam auch die Rede auf Göthe und Schiller. Nichts als Göthe und Schiller. Bagatell! Unter Andern wird er auch nach Klopſtock, Kleiſt und Ramler gefragt. Dieſe kennt er nicht. Bravo! Jeder Schulbube kennt dieſelben, und verſtehen ſie dieſe auch noch nicht zu würdigen, ſo wird ſich ihnen früher oder ſpäter ihr Werth von ſelbſt aufdringen. Ich glaube nicht daß es Einen gebildeten Deutſchen giebt, dem dieſe Namen unbekannt wären, aber von hundert Gebildeten kennen vielleicht nur zehn den Namen Börne. So gelehrt B. auch war, ſo kommen ihm ſolche Aeußerungen dennoch nicht zu und ſolche Arroganz verdient kaum einer Erwiederung. Weder England noch Frankreich werden gelehrtere Männer aufzuweiſen haben als Deutſchland und alle werden die Gelehrten ihres Landes zu würdigen wiſſen. Deutſchland war in Betreff der Seinigen nie in Zweifel und zu dieſen gehören auch Klopſtock, Kleiſt und Ramler. Die Verdienſte des erſten um die deutſche Poeſie, ſo viel ſchlechte Verſe auch in ſeinen Dichtungen vorkommen mögen, ſind ſo unſterblich wie ſein Name. Dem Sänger des Frühlings huldigt alljährlich von Neuem die Natur und Ramlers Schriften galten nur dem Zeitalter und ſeinen Genoſſen. Haben ſie ihren Werth verloren, ſo haben ſie nur das Glück vor denen Börne's voraus, daß ſie ſchon das überſtanden, was jene noch zu erwarten haben, — d. Aufhören des fortwährenden Intereſſe, Vergänglichkeit. —

Wie kann es einen Deutſchen kümmern, wie jene Franzoſen ihr Zimmer geſchmückt, als ſie ihren Makbeth vorlaſen. Einen höhern Werth kann dies dem Werke nicht verleihen, höchſtens nur beweiſen, daß ſie wohlhabend waren. Fallen die franzöſiſchen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen eben ſo aus, als die aus dem Deutſchen, ſo können ſie durchaus nichts taugen. Die Ignoranz der Franzoſen in Bezug auf ausländiſche Literatur und Sprachen, überſteigt alle Grenzen. Kaum ein Menſchenalter reicht hin, ſie mit einer fremden Sprache bekannt und vertraut zu machen. Jeder deutſche Handwerksgeſelle wird nach einem Aufenthalte von einigen Jahren in Frankreich, ziemlich geläufig ſprechen, ein franzöſiſcher Gelehrte braucht wenigſtens zehn Jahre um zwölf deutſche Worte vernünftig zuſammenſtellen zu lernen. Die hingeworfene Frage in welcher Stadt Deutſchlands träf man wohl mit 32 Schriftſtellern zuſammen läßt ſich wohl am Beſten damit beantworten, daß man dem Schreiber die Million in das Gedächtniß zurückruft, welche in den Mauern von Paris lebt. Doch genug die Wolke die ſo maleriſch aus dem Kamine aufſtieg, hatte jedenfalls auch ſein Gehirn umnebelt.

II. u. III. Band.

Neun und zwanzigſter Brief.

„Eine Krone muß man rauben oder ſie annehmen aus Barmherzigkeit.“

So B. im 29. Briefe. Gut! Warum aber, wenn eine Krone zu rauben erlaubt iſt, wird Napoleon von ihm ſo angegriffen? Er, der ſie um Frankreich verdient, ſich dieſelbe durch ſo viele Siege errungen hat. B. mag uns ja nicht den republikaniſchen Sinn der Franzoſen weiß machen wollen. Ein Volk das die Freiheit errungen, und ſie nicht zu behaupten weiß, bedarf keiner Freiheit in dieſem Sinne. Wo ſind denn nun die Früchte ihres Blutvergießens, was haben denn die Vendeerkriege bezweckt und hat Philipp vielleicht die Krone aus Barmherzigkeit angenommen? Das franz. Volk hat ſie ihm hingeworfen, ſo wie ſie ſie Napoleon aufzwang mit demſelben Leichtſinn, mit welchem ſie dieſelbe Karl raubte. „Frankreich wird Belgien ganz gewiß bekommen, oder doch den größten Theil davon.“ So kannegießerte in Deutſchland jeder Spießbürger, iſt dieſe Prophezeihung in Erfüllung gegangen? Nichts iſt es mit ſeiner Sehergabe, es geht ihm wie der unglücklichen Kaſſandra, er hat bisweilen Recht; aber man glaubt ihm doch nicht, er iſt in demſelben Sinne infallibel, in welchem es der Papſt iſt. Dieſer Brief ſetzt ſeinen Raiſſonnements die Krone auf. Sein grundloſes Herabwürdigen erhebt den Geſchmähten nur deſto höher. Eine größere Lächerlichkeit wird nicht gefunden, als die Ruſſen und ſogar die Italiener über die Deutſchen zu ſtellen, dieſe feigſte, entnervteſte aller Nationen, die das Kämpfen verlernt hat, und erbärmlicher iſt als die Portugieſen, die ſeit ihrem Verfall (von vor der Zeit des erſten Triumvirats immer noch tiefer ſank, was man von dieſer Zeit an ſchon für unmöglich hielt) immer noch tiefer fiel, wahrlich dieſer Ausſpruch iſt kaum einer Erwiederung werth. *)

---

*) Ich beziehe mich auf Börne's eigene Worte. Siehe Seite 81. „Einmal Muth hat auch der feigſte Menſch etc." Aber ſeit 1000 Jahren hat der Italiener auch nicht einmal Muth gehabt.

Was ſein Urtheil über die Malibran (in demſelben Briefe) anbelangt, ſo erſuche ich meine geehrten Leſer, daſſelbe denen von der Sontag über die ſich B. ſelbſt luſtig gemacht hat, gefälligſt anzureihen, das Uebrige findet ſich.

Dreißigſter Brief.

In dieſem macht er ſich über den Artikel in der heſſiſchen Conſtitution, „das Briefgeheimniß iſt unverletzlich,“ ſo wie über mehrere andere luſtig, das muß um ſo mehr auffallen, als man in Frankreich, die Unverletzlichkeit der Briefe zu keiner Zeit gekannt hat; und jeder franz. Polizeiminiſter könnte darüber eine Brochüre ſchreiben. Eben ſo lächerlich iſt ſeine Wuth über die Züchtigung der Göttinger; geſchah denn dieſem Zwittervolke nicht etwa Recht? Werden doch in England die Studenten wie Schulbuben behandelt, die Soldaten mit Stockſchlägen regalirt und die

Schuljugend, iſt ſie des Sonntags luſtig, in den polniſchen Bock geſpannt, um ihn gelähmt nur zu verlaſſen. England, China und die Türkei, die nenn' ich Brüderſtaaten, Bambusſtockſchläge, Köpfen und Hängen! Alle Menſchen haben zwei Dinge zum Leben nöthig, Nahrung und Luft, nur B. machte eine Ausnahme, Frankfurt am Main und Polen, dieſe beiden erhielten ihn. Wahrlich dieſes immer wieder Zurückkommen auf dieſe zwei Gegenſtände, iſt ſo Ekelerregend, wie täglich gleiche Nahrung.

Ein und zwei und dreißigſter Brief.

Das größte Glück für Europa iſt unſtreitig das, daß B. nicht König von Frankreich geworden iſt; denn ſeine ewigen Kriegsprophezeihungen laſſen auf ſeine Kriegswuth ſchließen. Was würde er Alles mit ſeinen Franzoſen auszurichten im Stande ſein, mit Menſchen die ſtets nur was Edles in Bewegung ſetzt,

deren Bewegung ſtets zu loben iſ
ſelbſt wenn dieſe im Gange unrege
mäßig wird.

Krieg iſt nun allerdings; er wurde ab
ſchon vor der Revolution und vor Louis Ph
lipp begonnen, — in Afrika, mit einigen Ar
berſtämmen, die zu unterjochen der franz. Na
tion bis auf den heutigen Tag noch nicht g
lungen iſt. Wenn waren die Franzoſen grö
ßer und unbezwinglicher unter Heinrich un
Napoleon, oder als Republikaner? Fa
ſange ich an zu glauben, daß die franz. Na
tion die von Gott geliebteſte iſt, ſie kann g
nicht ſündigen, die deutſche ſündigt, wenn ſie
Maul aufthut. cf. Seite 57. „in Nürnber
henkt etc.“

Ich möchte wohl wiſſen, wenn es ei
Staatsgeſetz in Frankreich gäbe, welches alſ
lautete: „Der Hochmuth ſoll Manu
ſcript bleiben, nicht gedruckt werden,
welches Manuſcript die Geſchwornen zum Druck

zulaſſen würden, das von Börne, oder das vom Fürſt Pückler-Muskau. Darüber wünſchte ich wirklich die Urtheile einiger Unpartheiiſchen zu hören.

Drei und dreißigſter Brief.

Ich gehe nun einmal von der Anſicht aus, Erklärungen können nicht ſchaden, wie wollten auch ſonſt die armen Philologen zurechtkommen, wovon leben, da kein Manna mehr vom Himmel fällt. Ich nehme mir daher die Freiheit, die Worte welche Heine und dann auch Börne, jedenfalls auch tauſend andern und ſelbſt mir gefielen, nämlich: „Der Engländer liebt die Freiheit wie ſeine Frau; der Franzoſe wie ſeine Braut; der Deutſche wie ſeine Großmutter!“ alſo zu interpretiren: Der Deutſche liebt ſie ehrwürdig, betaſtet ſie nie ſchonungslos, weil ſie ihm angeſtammt von je, der Franzoſe flatterhaft, mit ihr wechſelnd, wie mit Bräuten, der Engländer wie ein Türke oder ein Lümmel, er verkauft ſie wie ſein Weib.

Vier und dreißigſter Brief.

Wie oft haben uns viele glauben machen wollen, die Franzoſen wären jetzt ein ganz anderes Volk als damals, da ſie dekretirten: es giebt keinen Gott mehr! Sie ſind noch ganz dieſelben, das wiſſen wir recht wohl und werden es auch nicht vergeſſen. Sie betragen ſich heut zu Tage noch eben ſo unklug wie vor 50 Jahren, und um kein Haar beſſer als unſer Pöbel, der auch in jenen Tagen der Exceſſe die Möbel zu den Fenſtern heraus und in den vorbeifließenden Fluß warf, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe aus Bordells, jene der Franzoſen aus biſchöflichen Palläſten geholt wurden, cf. Seite 89, wo es ſo heißt: „Die Seine hinab ſchwammen die Möbel und Bücher des Erzbiſchofs, das Waſſer war weiß von Bettfedern. Auf der einen Seite des Stromes trug das Volk in Prozeſſion das Bild des Erzbiſchofs und beräucherte es aus Spott mit Kirchengefäßen, auf der andern jubelte der Zug des Boeuf gras vorüber, umringt von Amoretten, Göttern und Narren.“ Habe ich Recht oder Unrecht wenn ich ſie noch dieſelben nenne, — es iſt noch dieſelbe Nation, die die Künſtler während ihrer Lebzeit vergöttert, nach ihrem Tode aber ihnen einen Ruheplatz mißgönnt, weil ſie — Proteſtanten oder Künſtler waren. Nun B. hätte wirklich nicht klüger handeln können, als ſich zu den Franzoſen zu begeben; denn wer ſich nicht zu ſchreiben ſchämt: „ich wollte es gäb mir einer die drei Louis'dor zurück, die ich für mein Chriſtenthum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauſt und es hilft mich nichts. Drei Louis'dor für ein Plätzchen im deutſchen Narrenhauſe! Es war eine thörigte Verſchwendung;" *) der braucht ſich auch nicht zu ſchämen Pöbeltollheiten mit zu begehen, und denen eine Apologie zu halten, die der Verſtändige und Gutgeſinnte verachtet.

Sechs und dreißigſter Brief.

B. würde bisweilen viel klüger gehandelt haben, wenn er einige ſeiner Briefe als Correſpondenz-Artikel oder uns in ſeinen dramaturgiſchen Blättern mitgetheilt hätte; denn dahin gehören meines Erachtens Rezenſionen. Dieſer Brief iſt weiter nichts als ein Correſpondenzartikel und eine wiedergegebene Rezenſion. Das kindiſche Gebehrden im Eingange dieſes Briefes über die noch kindiſchere Revolution in Italien iſt wirklich zum Lachen.

---

*) Siehe Theil III., Brief 15, Seite 319 u. 20.

Schade daß B. nicht viele Briefe aus Italien geſchrieben hat, wie würde ihn erſt der italiſche Himmel entzückt und begeiſtert haben, da ſchon der franz. ſolche Wunder bewirken konnte.

Deſſenungeachtet iſt dieſer Brief für die Deutſchen von ungemeiner Wichtigkeit, denn er iſt der einzige in dem er uns zugeſteht, daß wir etwas zu vertheidigen wiſſen, nämlich — die Muſik. Ich freilich hätte mir gar nicht die Mühe genommen, dies zu erwähnen; denn den dummen Franzoſen etwas von Muſik vorreden, heißt tauben Ohren predigen. Haben ſie doch, wie uns B. ſelbſt erzählt, unſern Carl Maria v. Weber für eine Frau gehalten. Eines habe ich jedoch aus dieſem Briefe gelernt, daß nämlich die franz. Zeitungen eben ſo ſchlecht und unzuverläſſig wie unſere deutſchen ſind. „Aber jedes Wort, das in den Salons geſprochen wird, beſonders über Politik, kommt den folgenden Tag in die öffentlichen Blätter, da die Redacteure überall ihre Agenten haben, die ihnen alles berichten.“

Acht und dreiſſigſter Brief.

Wenn alle Wünſche lebender Perſonen nur zum zehnten Theile in Erfüllung gingen, ſo müßte es um das gute Oeſtreich ſchon längſt geſchehen ſein. Ich habe ſchon oft von einem Gereizten einem Andern den Teufel auf den Hals wünſchen hören, wenn aber bei B. von Oeſtreich die Rede iſt, ſo handelt es ſich allemal um eine Million. Er iſt in ſeiner Liebe wie in ſeinem Haſſe, mit Kleinigkeiten kann er ſich nicht befaſſen. Was ihn aber in dieſem Briefe ſo ungeheuer gegen Oeſtreich aufbringt, iſt die Erzählung des Italieners Maronelli. Armer Börne! Italiener und Wahrheit, wie paßt das zuſammen, Italiener, Dolch und Gift, läßt ſich hören, aber Italiener und Wahrheit, klingt wie Aberwitz, nur ausnahmsweiſe kann die Zuſammenſtellung ſtattfinden. Hätte B. irgend eine Fabel gedichtet, man würde ihm geglaubt haben, ſolche Mittheilungen ſind jedoch nur für Kinder berechnet. Wir in Deutſchland wiſſen es beſſer, daß gerade die politiſchen Verbrecher, alſo die Staatsgefangenen, in Oeſtreich am beſten gepflegt werden, daß es eine alte Maxime iſt, ſolche Verbrecher am glimpflichſten zu behandeln. *)

Das Finale dieſes Briefes iſt folgendes: „Wehe dem armen Deutſchland, wenn die Ruſſen ſiegen.“ Nun die Ruſſen haben geſiegt, was hat ſich geändert? Hätte Polen geſiegt, würde das wortbrüchige Frankreich eben ſo unthätig geblieben ſein, als es jetzt noch iſt.

Ganz in demſelben Geiſte iſt des III. B.

---

*) Man erinnere ſich des penſionirten Militair, welcher ein Attentat auf einen öſtr. Prinzen beging, und der Deportation der politiſchen Verbrecher in neuerer Zeit über Italien nach Amerika. — D. V.

zweiter Brief, nur daß er nicht von Politik, ſondern von der Cholera handelt. Wo wär die Cholera nicht geweſen, wo hätte ſie theils ſchwächer, theils heftiger nicht gewüthet? Vielleicht nirgend ſo bösartig wie gerade in Paris und London, ſchon die Grippe hat ſo entſetzlich in erſterer Stadt gehauſt, daß nach franzöſiſchen Zeitungen die Hälfte der Einwohner daran niedergelegen haben ſoll, iſt dem nicht ſo, nun ſo waren entweder die Pariſer Aerzte Lügner oder Charlatans oder die franz. Zeitungen ſind noch unzuverläſſiger wie unſere deutſchen; — deſſenungeachtet muß ſie aber nach Börne's Ausſage in Wien ſo arg geherrſcht haben, als nirgend in einer Stadt, blos um wieder auf die öſtreichiſchen Behörden ſchimpfen zu können, die aus zu lobender Klugheit die Bekanntmachung und Oeffentlichkeit mieden. Welche Wirkung die Furcht vor Anſteckung hat, weiß jeder Menſch. Vernünftiger iſt es jedenfalls anſteckende Krankheiten ſo viel als möglich zu verſchweigen, als ſie durch ein Sprachrohr auszupoſaunen, um damit ſie ſchlimmer erſcheinen mögen, als ſie wirklich ſind. Haben denn Grenzſperren, Sicherheitskarten, Räucherungen etwas geholfen? Nichts! Eine ſolche Vorſichtsmaßregel als verderblich anzuführen, heißt die Gelegenheit zu Verunglimpfungen bei den Haaren herbeiziehen. Ach hätte ich nur recht ſchimpfen gelernt, doch ich will mich tröſten, vielleicht giebt dieſer Brief einem Andern Gelegenheit dazu, und was noch nicht iſt, kann noch werden.

Dritter Band, dritter Brief.

Auf der zwei und zwanzigſten Seite dieſes Bandes erzählt uns Dr. B. daß in Berlin ein junger Referendar wegen der Ueberſetzung eines Artikels des Meſſager gegen die Preußiſche Regierung zu einjähriger Feſtungsſtrafe, „weil er verſucht Mißvergnügen gegen die Regierung zu erregen," verurtheilt worden ſei. Als wär dies nicht ganz natürlich, einmal weil man ſich denken kann, wie von einem Franzoſen gegen Preuſſen geſchrieben geweſen ſein mag, dann weil ein Referendar hätte klüger ſein ſollen und drittens darf es um ſo weniger befremden, weil dieſe Strafe überhaupt noch glimpflich iſt. Wenn uns B. nur nicht weiß machen wollte, in Frankreich könne man Alles ſchreiben was man dächte. Wie kommt es denn, daß man alle Wochen in allen öffentlichen Blättern lieſt: „Hr. N. N. Redacteur der und der Zeitung iſt wegen eines Artikels gegen Louis Philipp, oder gegen die Regierung zu ſo und ſo viel tauſend Francs und zu einem oder zwei Jahren Feſtung verurtheilt," ohne noch des Verluſtes der Redaction zu erwähnen.

Deſſelben Bandes fünfzehnter Brief.

(Seite 283 und 325.)

In der Nürnberger Zeitung die Börne ein Unter-Blättchen nennt findet ſich eine Bemerkung über ſeine Briefe aus Paris. Sie iſt allerdings nichtsſagend, aber auch nicht in einem Bettelvogt-Style geſchrieben, wie B. meint, hätte der Verfaſſer jenes Artikels, ſo wie Menzel über jene Briefe geurtheilt, ſo würde ſein Machwerk zuverläſſig den Titel einer Bettelvogtarbeit nicht bekommen haben. Zum Beweiſe führe auch ich hiermit Menzel's Kritik mit denſelben Worten hier an, wie ſie B. am Ende ſeines dritten Bandes wiedergiebt.

„Sie werden meine in dieſen Tagen er„ſchienene Kritik der Börneſchen Briefe er„halten. Kein Verbot, keine Winkelkritik, „wird je im Stande ſein, Börne den wohl-

„verdienten Lorbeerkranz zu entreißen. Sein Genie ſichert ihm für alle Zukunft eine der ehrenvollſten Stellen unter den erſten unſerer Literatur. Sein edles Zornfeuer macht ihn jeden wahren Patrioten im höchſten Grade achtungswerth. Selbſt das frivole Hundegebell, das ſich gegen ihn erhebt, ehrt ihn, und die Nachwelt wird es erkennen."

Schade daß ich Menzels Kritik über B's. Briefe nicht geleſen, vielleicht hätte ich manches anders aufgefaßt; das Fleiſch iſt nun einmal ſchwach. Freilich wird Hr. Menzel vielleicht auch meine Schreiberei (nach ſeinem Ausdruck Hundegebell) kaum der Beachtung werth halten, doch hoffe ich er wird es darum mit mir glimpflich machen, weil ich ihm hiermit das Verſprechen gebe, ſeine Kritik und überhaupt alle ſeine Werke noch zu leſen. Ich geſtehe ein, daß es mir noch an Kraftausdrücke gebricht; aber nach ſolchen Muſtern kann man es hoffentlich noch zu etwas bringen. Dieſes Studium, und ich fühle es recht wohl, iſt ſchon darum um ſo nöthiger, weil nur durch ein ſolches der Verzagte ſeine Meinung auszuſprechen abgehalten werden kann. — Die wahren Patrioten möchte ich gern wiſſen, die ſich B. durch ſein edles Zornfeuer im höchſten Grade zu gewinnen gewußt hat, ich halte mich grade auch nicht für den ſchlechteſten Patrioten und viele meiner Freunde ſind auch der Anſicht und ſtimmen darin doch nicht mit Menzel überein. Wer ſollte nicht gern Börne's Geiſte die verdiente Hochachtung zollen, wer ſäh aber auch nicht ein daß B's. edles Zornfeuer ihn nicht zur ſchönen, männlichen That, — ſondern zur unverzeihlichen Tollkühnheit geführt hat?

Börne's und aller ſeiner Freunde ironiſche Anſpielungen auf die Eiſenbahnprojekte Frankreichs mit Deutſchland *) (mögen es auch im-

---

*) Dritter Band.

mer nur Projekte bleiben) wird Jeder durc ſchauen, der nur einiges Gefühl im Buſen und dem das Wort Vaterland, nicht blo ein leerer Schall iſt. Könnte der Menſch nu dem Menſchen in das Innere ſchauen, da hätt gewiß mit Flammenzügen geſtanden: „könnt ich noch einmal dich durchwandern, Land meiner Geburt.“ Aber dies iſt unmöglich, und warum? Weil der freche Jugendmuth die Grenze unüberſteiglich gemacht. Pfiffig ſind freilich die Herren daß ſie es nicht geſtehen, geſtänden ſie es, was könnte ihnen anders übrig bleiben, als Gelächter oder Mitleid. So klug war Reinecke der Fuchs auch, die Weintraube die ihm zu hoch hing, ſchalt er ſauer.

Vierzehnter Brief.

Haben Sie den funfzehnten Brief geleſen, darf ich dies auch vom vierzehnten annehmen. In dieſem werden ſie nun Seite 277 folgende

Stelle finden: „Man will ſie (die Polen nämlich) an das Mittelländiſche Meer führen, um ſie dann bei Strafe des Hungertodes zu zwingen, unter den Truppen von Algier Dienſte zu nehmen. Afrika oder Sibirien — dieſe Wahl giebt ihnen Louis Philipp! Um dieſen Preis erkauft ſich der Krämer Perrier den Bruderkuß des Grafen von Neſſelrode.“ So ſchreibt B. in einem Lande das ihn gaſtlich aufgenommen, freilich von Perrier nachdem er geſtürzt, — von Louis Philipp hat er nichts zu fürchten. Wo iſt denn nun die Nation, von der B. ewig ſingt, ſie ſei die einzige, die unübertreffliche, wo bleibt denn nun die Kühnheit des Volkes, einem Könige den Purpur wieder abzunehmen, den er mehr an ſich geriſſen als bekommen hat? Warum ſtellt ſie ſich nicht der Regierung entgegen und zwingt ſie, das heilige Recht der Gaſtfreundſchaft zu ehren, nein! mehr als dieſes, ſie hat die Polen eingeladen, ſie kamen weder unerwartet noch ungeladen.

Wir Deutſchen ſind doch beſſer, machen wir auch nicht ſo viel Gerede von unſern Wohlthaten, ſo werden es doch jene Polen am beſten wiſſen, wie ſie bei ihrer Durchreiſe von uns aufgenommen wurden, und wer im Verhältniß mehr gethan, wir ſtillen Deutſchen, oder jene prahlenden Franzoſen, die alles nur mit Worten zahlen. Worte ſtillen den Hunger nicht und Sibirien und Algier ſind für den Polen kein ganz ungleicher Tauſch. Man frage den Polen, ob er in erſterem Lande frei, oder in letzterem dienend leben wolle, aus der Antwort wird man den Polen erkennen.

So viel vom zweiten und dritten Bande. Uebrigens bitte ich meine Leſer recht herzlich B. III, Brief 8 zu leſen, daſelbſt finden ſie Seite 133 die einzige Stelle wo Börne von ſeinem Patriotismus ſpricht. — Sie werden ſie zu würdigen wiſſen. Und wollen ſie erfahren welche Vortheile nach Börnes Anſicht Deutſchland durch die Conſtitution erhalten habe, ſo leſen Sie Seite 139.

Die übrigen Briefe handeln mehr oder weniger über Kunſtleiſtungen, Concerte und Theater, und hierin unterwerfe mich gern in vielen Stücken ſeiner Meinung.

Vierter Band.

Kaum haben Sie dieſen Band ſeiner Briefe aufgeſchlagen, ſo finden Sie auch ſchon wiederum von ihm eines Andern Urtheil ſchriftlich ſeinen Leſern mitgetheilt. *) Viele werden erſtaunen, an ſich ſelbſt irre werden und dieſe Offenheit einer Erhabenheit ſeiner Seele über gewöhnliche Schwächen zuſchreiben; — aber Alle die ſo denken, irren. Glauben Sie mir dieſe Mittheilungen freſſen wie ein Krebsſcha-

---

*) Seite 3.

den an ſeiner Seele, die Verachtung ſeine Gegner, die er dadurch bezwecken will, iſ geheuchelt und wird blos darum von ihm angewendet, noch Andere von fernerweiten Urtheilen abzuhalten. Das beleidigte Ehrgefühl muß ſich auf irgend eine Art Luft machen, B. hat die unglücklichſte und unpaſſendſte Weiſe gewählt. Der Schein der Empfindungsloſigkeit, den er für ſich gewinnen will, wird dadurch am allerwenigſten hervorgebracht. Ihm gerade müſſen ſolche Urtheile doppelten Aerger verurſachen, da ihm die Gelegenheit benommen iſt, ſeiner Wuth Luft machen zu können. Feindlichgeſinnte in einem Lande können ſich doch ſchlagen, B. ſteht dies zwar auch frei, aber nicht mit ſeinen Feinden, ſondern nur mit ſeiner eigenen Hand vor den Kopf. Doch halt! Was ſage ich, ſchlagen! Nein B. ſchlägt ſich nie, bei ihm iſt ja die „ſogenannte „Ehre nichts als die falſche Münze „der Tugend, ein kindiſches und

„nichtswürdiges Ordensbändchen, das
„ſich der Hochmuth der Ariſtokratie
„erfunden, damit ihre Verdienſtloſigkeit
„zu ſchmücken. Aber Duelle aus
„politiſchen Gründen preiſt er. Man
„ſtirbt für die Freiheit ſo ehrenvoll
„in einem Zweikampfe und auf dem
„Schafotte, als auf dem Schlachtfelde." *)

Wie gefällt ihnen dieſes Glaubensbekenntnis, kömmt es ihnen nicht vor wie ein ſchöner Deckmantel der Feigheit? Aus politiſchen Gründen darf man ſich ſchlagen, gut! Dann hätten ſeine Duelle aber nicht aufhören dürfen. Konnt' ich denn ſo wird er uns antworten, ſind meine politiſchen Feinde nicht in Deutſchland, das ich nicht betreten darf? — Dann durfte er auch nicht reizen, für den Unerreichbaren darf man keinen Zorn und Haß haben. Für die ſogenannte Ehre ſich zu

---

*) Band 6, Seite 98.

ſchlagen iſt Wahnſinn. Warum vertheidigt denn B. jene franz. Deputirten, die wegen eines erbärmlichen, nichtsſagenden Wortes, ſtets feindlich im Boulogner Hölzchen auf einander treffen? Erbärmlichkeit! Weil der Eine ſeinen Fuß früher als der Andere auf die erſte Stufe der Tribüne geſetzt, iſt ein Zweikampf durchaus unerläßlich. Iſt dies nicht eine allerliebſte Conſequenz? Habe ich Unrecht ſo ſagen Sie mir warum.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Von den vielen Urtheilen über B., die ich Ihnen mitgetheilt habe und noch mittheilen werde, hätte ich beinahe die von Heine, die er einem Frager was er von Börne halte, zur Antwort gegeben, zu erzählen vergeſſen, ſie heißt ſo: „Ich bin eine gewöhnliche Guillotine und Börne iſt eine Dampfguillotine." Wie gefällt Ihnen dieſe Antwort? Allerliebſt! Mir auch, doch muß ich geſtehen, daß ich den feinen Heine für artiger, beſcheidener gehalten hätte. Wiſſen Sie denn was das heißen ſoll eine Dampfguillotine? Nein! Hören Sie. Nichts anderes als: „ich laſſe die Leute, die Opponenten ruhig glimpflich, mit einem Worte fein, Börne dagegen mit Geſtank, unartig, ſchneller als es ſich gehört, ablaufen.“ Ich würde dieſer Antwort gar nicht Erwähnung gethan haben, glaubte ich nicht, Sie dadurch zu überführen, daß ich in meiner Vorrede Recht gethan, Heine die Schlange, Börne den ungehobelten Rieſen zu nennen.

Perriers Ball hat B. verſchmäht, „weil er nicht wandeln will, wo Sünder gehen, und ſich nicht ſetzen, wo Spötter ſitzen.“ — Dieſer Satz hat halb ſeine vollkommene Richtigkeit, iſt aber nicht auf Perriers Ball allein zu beziehen, wer es räth, der weiß es, wer es nicht räth, braucht es nicht zu wiſſen. Dabei bleibt es.

Sechs und zwanzigſter Brief.

In ihm ſpricht ſich B. in Etwas über die Todesſtrafe aus, und ich ergreife dieſe Gelegenheit um nur einen kleinen Satz, von dem ich glaube daß er nicht ſo ganz ſchlecht ſei, anzubringen. Börne's Aeußerungen über dieſelbe mit Rückſicht auf Zeit und Umſtände laſſe ich ganz unberührt, ſondern frage blos an, und dieſe Frage muß mir erlaubt ſein; da ich auf dieſelbe blos durch B's. Schriften geführt werde und der Titel meines Buches „Reſultate meiner Kritik" lautet. Ich frage alſo war die Todesſtrafe je von Wirkung und hat ſich der Staat dadurch genützt oder geſchadet? Geſchadet! Weil man durch ſie unmittelbar auf die Idee geleitet wird zu fragen, wer lügt? Die Geiſtlichkeit oder das Geſetz? Das Geſetz ſagt, der Tod ſei Strafe, die Geiſtlichkeit dagegen, das größte Glück; denn nach dem Tode gelangten wir zur ewigen

Glückſeligkeit. So ſteht ſich Staat und Kirche gegenüber, doch ich will weiter nichts ſagen. Denken Sie darüber nach und glauben Sie was Sie wollen, nur das Eine nicht daß ſich Börne ſeit ſeinem Aufenthalt in Frankreich für einen Deutſchen gehalten. Schreibt ers auch, wir glaubens nicht und wenn fünfzig mal da ſtände: „Austauſchen, nicht tauſchen wollen wir mit Frankreich," *) u. ſ. w. Sind dieſe Worte auch Ironie, ſo wünſcht er doch, daß wir es glauben möchten.

Und hiermit ſchlöß ich denn mit dieſen wenigen Bemerkungen die Briefe des vierten Bandes. Hätte ich mich erwiedernd auf Alles einlaſſen wollen, was B. in ihm anregt und berührt, ſo hätten dieſelben eben ſo umfangreich ausfallen müſſen, als dieſer vierte Band ſelbſt. Doch wozu hätte das führen ſollen.

---

*) Seite 203.

Das beſtändige Erwähnen der Unterſtützungen Polens von Seiten Frankreichs, das Uebertreiben derſelben, könnte ja nur durch das Aufzählen ebenderſelben von Seiten Deutſchlands geſchwächt und widerlegt werden. Und wer wollte ſich mit dieſer undankbaren Arbeit befaſſen? Um wie viel klüger würde Börne gehandelt haben, hätte er dieſe Saite gar nicht berührt; denn er hat ja ſeinen geliebten Polen nur dadurch geſchadet. Wer ſoll denn auch ferner eine Nation unterſtützen, die ſich entweder ſchämt der empfangenen Wohlthaten eingedenk zu ſein, oder ein Organ wählt, das die Beiträge einer Nation ſeit dem Anfange jenes unglückſeligen Krieges für gering erklärt, oder der Erwähnung gar nicht werth zu halten ſcheint! Von den 40,000,000 Menſchen die das heutige Deutſchland bewohnen, ſcheint B. der einzige, der nicht weiß, was die Völker Deutſchlands für Polen gethan haben. —

Seine perſönlichen Angriffe erwiedere ich nicht, ſie ſind die Producte perſönlichen Haſſes. Als Entgegnung derſelben bediene ich mich einzig und allein nur Franz Horns Worte. *)

„Wir ſollten, dünkt mich, der Zungenfrechheit als ſolcher nie die Ehre anthun, ſie bedeutend zu finden, denn nur dadurch, daß wir ſie lediglich für jämmerlich erklären, können wir ſie am beſten zum Schweigen bringen.“ Und weiter unten, unter Nummer 7. „Convulſiviſche Scribenten,“ ſagt er:

„Wir haben in neueren Zeiten einige Schriftſteller bekommen, die ſich ordentlich deſperat anſtellen, und wie zähneknirſchend Gott und Unſterblichkeit leugnen, Tugend, Liebe, Vaterland u. ſ. w. ſchmähen und höchſtens dem Teufel etwas Weihrauch ſtreuen. Gelegentlich thun ſie wohl auch recht luſtig dabei, und verſichern, dergleichen ſei eben die wahre Genialität und Lebensweisheit. Sie hoffen, es nehme ſich das Alles im Drucke recht hübſch

---

*) Fortepiano, — heitere Spaziergänge, Heft III.

und vornehm aus, und es gelingt ihnen wohl gar, mit dergleichen konvulſiviſch lachender Raſerei den Schwachen zu imponiren.

Aber auch außer dieſen Schwachen giebt es noch manche ſehr gute, nur ein wenig zur Sorgloſigkeit geneigte Menſchen, die ſich dergleichen Witzbolderei zu ſehr zu Herzen nehmen. Traurig iſt ſie freilich genug, nur hütet euch ja, ihr Guten, in dieſer Stimmung mit oder zu dergleichen Leuten zu reden, ſondern laßt ſie lieber ein wenig ſchnurren; ſie werden ohnehin bald müde, und fallen dann, wie Kräuſel ermattet, in irgend einem Winkel um. Sie möchten gar zu gern, daß man ſie anrühre, um von neuem ſchnurren zu können; das aber darf ihnen nicht gewährt werden."

„So ruchlos und entſetzlich ſich übrigens einige jener Geſellen auch auf dem Druckpapier anſtellen, ſo ſind ſie doch innerlich nicht ſonderlich feſt; und wenn ſie einmal eine tüchtige Migräne bekommen, ſo wird ihnen bei dem verordneten Camillenthee ſehr bang ums Herz. Sie greifen dann wohl zum Porſt'ſchen Geſangbuch und ſchlagen ein altes ehrliches Bußlied auf. Vielleicht hilft es.

Fünfter Band.

Alle Schlechtigkeiten die ein Staatsbürger gegen den Staat und deſſen Einrichtungen nur begehen kann, ſind in ihm aufgehäuft. Nichts iſt ihm heilig und was Andere kaum zu denken wagen, ſpricht er mit Ruhe aus, als beträfen ſeine Worte häusliche Einrichtungen.

Mit welchem Hohne ſpricht er ſich gleich im erſten Briefe über die verdienſtvollen Profeſſoren Rotteck und Welcker aus. Wie wundert er ſich über deren „Schaafs-Gutmüthigkeit," daß ſie ihre Abſetzung ſo ruhig haben hingehen laſſen. Als ließ ſich etwas mit offner Gewalt gegen den Ausſpruch des

Fürſten thun, als könnten Männer wie Rotteck und Welcker ſich ſo weit erniedrigen und vergeſſen, dem Volke mit dem ſchlechteſten Beiſpiele voranzugehen.

Und worauf ſtützt W. die Rechtmäßigkeit ſeiner Meinung, wodurch ſucht er zu beweiſen daß es dem Unterthan erlaubt ſei, gewaltthätig gegen ſeinen Fürſten aufzutreten? Durch nichts anderes, als durch folgenden Satz, der ſeinem Verfaſſer Ehre macht, er heißt:

„Wann ein Hund von ſeinem Herrn geprügelt wird, ſo iſt es doch ein höheres Weſen, das ihn beherrſcht; der Menſch iſt der Gott des Hundes, es iſt ſeine Religion ihm treu und gehorſam zu ſein. Läßt ſich aber je ein Hund von einem andern Hunde beiſſen ohne ſich zu wehren? Oder hat man je geſehen daß tauſend Hunde einem Einzigen gehorchen? Der Menſch aber läßt ſich von einem andern Menſchen prügeln; ja tauſend Menſchen erdulden es von einem Einzigen und wedeln dabei mit den Schwänzen!"

Sind das nicht die verdammungswürdigſten Predigten und Grundſätze, die ein Mann einem Volke halten kann? Heißt das nicht das Heiligſte in den Staub treten und Anarchie hervorrufen? Hinweg von ſolchen Bildern, ſie trüben des Lebens reines Waſſer und erregen Ekel.

Weder Staaten noch Völker genügen B's. Haſſe, auch an Einzelnen muß er ſich auf die ſchonungsloſeſte Art vergreifen. Ordentlich ſyſtematiſch geht er dabei zu Werke, Jemand zu ruiniren, und was dem Einzelnen nicht gelingen ſollte, das muß das Bündnis erreichen. *)

---

*) 1. Brief, S. 6.

Zweiter Brief.

Was ich als ganz gewiß in meinen Nachträgen erwähnt, nämlich daß B. eine Geſchichte der franz. (neuſten) Revolution verfaßt, war längſt ſchon ſein Entſchluß, wie hinlänglich aus dieſem Briefe hervorgeht. Doch wie er dieſes Umſtandes Erwähnung thut, muß von einem Jeden in dieſem Briefe geleſen werden, nicht weil man daraus lernen kann, wie man es anzufangen hat und wie man erſt von ſich ſelbſt ſprechen muß, bevor man etwas herausgiebt, — ſondern auch wegen der von ihm aufgeſtellten Behauptung, „daß die gefährlichſte Klippe einer Geſchichte der franz. Revolution die ſei, daß dieſe noch nicht geendigt, ihr Ziel noch nicht erreicht habe.“

Wohl mochte er, als er dieſen Brief ſchrieb, nicht ganz Unrecht haben, doch in jüngſter Zeit hat ſich zu viel geändert, als daß man nöthig hätte, auf die meiſten Prophezeihungen B's. nur noch einiges Gewicht zu legen. Als Beleg mag folgendes kleines Sätzchen gelten.

„Gleich ſchwach und verächtlich wie heute, war Frankreich unter den Direktoren; aber die Ohnmacht damals war zu entſchuldigen, ſie war Erſchöpfung nach einem ungeheuern Tagewerke. Die jetzige Regierung aber iſt ſchwach und ſchlaff von vielem Schlafen." Nun ich dächte doch eine ſolche Regierung könne man keine ſchwache nennen, die der offnen Volkswuth und dem Meuchelmorde Trotz bietend, ſich aufrecht zu erhalten weiß und ihrer Würde nichts vergiebt. Das franz. Volk iſt ſchwach, aber nicht die Regierung.

Börne iſt die unheilverkündende Krähe, aber das Unheil ſelbſt bricht nicht herein, ich wollte B. lebte und zwar nach hundert Jahren noch, wie würde er da über ſich ſelbſt raiſonniren und ſeine falſchen Prophezeihungen verwünſchen, die dann eines größeren Umfanges und längeren Berichtigung nöthig hätten, als jetzt ſeine ſämmtlichen Schriften umfaſſen; denn wie wollte er ſeinen zu Bergen aufgehäuften Tadel gegen Deutſchland und die Deutſchen wieder gut machen? Kaum würde es ihm gelingen, da er kein Recht zum Tadel hatte; „nur der Deutſche darf tadeln, ſagt Franz Horn,*) der ſich einer reinen Erkenntniß und Liebe für Deutſchland bewußt iſt, der darf ſeinen Zorn und Tadel über ſo manches mit Recht Mißfällige im deutſchen Thun und Treiben — in welcher edeln Form er will — mittheilen. Er ſoll es jedoch nur den Deutſchen gegenüber thun, aber in Gegenwart von Fremden verhülle er mit ſorgfältiger Pietät die Schwächen der alten Mutter, und vertheidige ſie wie Hektor die Burg ſeiner Väter, obwohl in dieſer Burg manches ihm ſelbſt Mißfällige vorfiel. Ueberhaupt iſt faſt Alles, was vom Auslande her über Deutſchland geſprochen wird, ohne Gehalt, ja es geht meiſtens in das Leere hinein, da den Fremden gewöhnlich die eigentliche Handhabe fehlt, mit der man allein Deutſchland erfaſſen kann u. ſ. w.“

---

*) Fortepiano, Thl. 3. S. 193.

Fünfter Brief.

Es iſt wirklich eine ganz eigene Sache um die Juden, ich glaube es wird nicht einer geboren, der nicht gleich als wahres Zahlengenie auf die Welt käm. Dies wiſſen ſie auch überall anzubringen, ſie mögen nun werden was ſie wollen. Auch B. iſt es ſogar gelungen den Muth auszurechnen, *) das muß man wirklich geſtehen, die Natur allein verſteht zu entſchädigen. Der Elephant bekömmt den Rüſſel, das Pferd den Huf, der Floh den Stachel, der Jude die Kunſt zu rechnen. Er hat die ſchönſte Waffe erhalten. Wie glücklich iſt

---

*) Seite 50.

doch der Menſch der ſein Thun und Treiben berechnen kann.

Sechster Brief.

Ich würde ihn ganz mit Stillſchweigen übergehen, wenn er in demſelben, den ſo oft erwähnten öſtreichiſchen Regierungsrath Dr. Jarke, nicht ſo hämiſch angriff, ich erwähne deſſen nicht, um den Vertheidiger deſſelben zu ſpielen, denn dies iſt ganz unnöthig, ſondern nur um auf die falſche Richtung der Börn'ſchen Polemik aufmerkſam zu machen. Alles Polemiſiren iſt meines Erachtens nur dann angebracht, wenn ſie der Kunſt und den Wiſſenſchaften wahrhaften Gewinn bringt, Rohheiten können dies nie bewirken und nie darf man ſich von der Leidenſchaft überwältigen laſſen. Alle Polemik ſei daher rein wiſſenſchaftlich oder künſtleriſch, dabei aber immer ſo kurz als möglich, und ſtets gelte ſie nur den Ideen, nie aber ſo der Perſon, daß ſie in Gemeinheiten ausarte.

Freilich iſt es eine undankbare Arbeit gegen Menſchen zu ſchreiben, denen dieſes zur zweiten Natur geworden; deſſenungeachtet darf man ſich aber nicht abſchrecken laſſen, und je ſchwieriger ſie war, deſto herrlicher und belohnender iſt der Sieg. Zwar hilft oft das ſtärkſte und klügſte Wort nicht das Mindeſte, doch welcher Redlichgeſinnte ließ ſich deshalb vor einem Verſuche zurückſchrecken? Zu dieſer Gattung von Menſchen gehören ganz vorzüglich „dieſe Recenſenten, die wie Holzdiebe von der Schänderei edler Bäume leben, und dabei das Publikum glauben machen wollen, ſie könnten ſelbſt etwas Tüchtiges hervorbringen.“ Fragt dann der Leſer: „„was haſt Du denn zu Tage gefördert, und zwar aus Deiner eigenen Bruſt?““ was bekommt er dann zu ſehen? Elende Sudeleien, für die unſere alten edelderben Maler die käferartig kecken Leute auf die Finger geſchlagen haben würden, traurige Zeichen des äſthetiſchen Eunuchismus, der ſich aber eben deßhalb in der Kritik deſto bocksartiger gebehrdet, oder er hört ein läſtige Sperlingsgezwitſcher und unartiges Kälbergeblöck.“ — *)

Alles bis auf den fünfzehnten Brief iſ weder von Intereſſe, noch einer beſondern Beachtung werth, es müßte denn Jemand geradezu die lächerlichmachenden Anſpielungen au die Verleihungen von Hofchargen ergötzlich finden, oder ſich über ſchlechte Vergleiche freuen als z. B. folgender iſt: „es kömmt mi manchmal vor, als wär die Erde ei großer Pfeifenkopf, aus dem Got raucht und Deutſchlahd wäre de Waſſerſack der Pfeife, beſtimmt um dieſe rein zu erhalten, allen Schmutz, alle ſtinkenden Säfte aufzunehmen.“

Doch dies kann ich nicht glauben und glaube es um der Ehre der Deutſchen Willen nicht, ſie wiſſen beſſer welchen Rang Deutſchland un-

---

*) Franz Horn, ebendaſelbſt. Seite 135.

ter den europäiſchen Staaten einnimmt, und welches Land der eigentliche Schmergelſack (ſo derb hätte ſich der derbe B. ausdrücken müſſen) Europa's iſt. Alles was Polen, Deutſchland, Italien, Spanien, kurz alle übrigen Länder an Auswurf von Tagedieben und charakterloſen Menſchen hatte, welches Land nahm ſie auf? Frankreich! Der unglückliche Flüchtling, der politiſch Verfolgte hatte nur einen Platz in dieſem Lande der Gräuel, und dieſer war an der Seite jeglicher Verbrecher. So weiß Frankreich den Unglücklichen von dem Schlechten zu unterſcheiden. Nur darin zeichnet ſich das cultivirte Frankreich vor allen andern Ländern aus.

Fünfzehnter Brief.

Haben Sie ihn geleſen, ſo werden Sie erſtaunen über die Gemeinheit, deren ein Gelehrter einem andern gegenüber fähig iſt. Ich werde weder des Namens des verdienſtvollen

Lehrers an der Leipziger Hochſchule, noch der Schimpfreden erwähnen, welcher ſich B. gegen ihn bedient und warum? Weil er nicht ſeiner Meinung in Bezug auf Polen iſt. Kann es eine größere Erbärmlichkeit geben, als Jemanden anzufeinden, weil er nicht wie wir denkt, weil er eine Sache aus einem andern Geſichtspunkte betrachtet, weil er als ruhiger Mann anders empfindet als ein Hitzkopf? Ich erkläre ein für allemal daß ich als Keines Vertheidiger auftrete, und wie könnte ich Schwacher auch der Defenſor eines Stärkeren werden; aber ich erwähne dieſes Umſtandes nochmals, um wiederum darzuthun, daß dem Manne von Ehre nichts leichter ſein kann, als die Schmähungen eines in blinder Wuth Befangenen zu ertragen. Was würde eine Erwiederung zur Folge haben? Eine andere in folgendem edlen Style geſchriebene: „Ein deutſcher Eſel in London hat in einem engliſchen Journale von meinen Briefen geſprochen; ein deutſcher Eſel in Leipzig hat das im literariſchen Converſationsblatt überſetzt und ein deutſcher Eſel in Paris hat mir den Artikel zu leſen gegeben und darauf geſchworen, ein Engländer habe das gemacht.“

Und was würde ein Erwiedern alſo anders bezwecken, als eine immerwährende Eſelei, und ich meines Theils verzichte auf ſie.

Wie viel Ergötzliches würde für uns ganz verloren gegangen ſein, wär der dankbare B. nicht darauf bedacht geweſen, es uns zu erhalten, dahin gehört auch folgendes Dyſtichon:

Gefährlicher Bund.

„Schmul und Heyum ſie ſchreiben als deutſche Männer für Freiheit,
Kommt noch der Itzig dazu, ſtürzen die Fürſten vom Thron.“

Ich kenne zwar den Verfaſſer nicht, aber dies thut auch nichts, herrſcht doch in dieſem gefährlichen Bunde eine Ideenverbindung mit mir. Freilich wird ſie für mich auch von ſolchen Folgen ſein, aber andere haben ſie überſtanden, — ich werde ſie überſtehen. Vielleicht etwas leichter, weil von dem ganzen Bunde nur noch einer übrig iſt, und ein dritter (jetzt abermals zweiter) ſich noch gar nicht gefunden hat.

Sechſter und letzter Band.

So wie die Freude auf das Gemüth, ſo wirkt nach langem Aerger die letzte Hälfte dieſes Briefes auf den Leſer. Der grämliche, immer zankende Börne wird liebenswürdig, ſobald er die Maske der Politik von ſich wirft und ſein Herz auf die Begebenheiten richtet, die um ihn herum vorgehen, ſein Auge und ſein Kopf faſſen ſchneller auf als die der geübteſten Zeichner und ſeine Hand entwirft ſchneller und richtiger.

Frankreich, dieſer Perpendickel Europa's wird ſich ſo lange bewegen, bis er ſich ſelbſt abgenutzt, als untauglich niederfällt. Alles was ihm heilig, tritt es mit Füßen, — gleich einem unvernünftigen Thiere ſchreitet es über Throne und Altäre. Die Religion iſt ihm längſt ſchon nur ein leeres Wort. Der Papſt, Luther, Calvin, Chatel, Enfantin! Keiner darf ſich rühmen eine größere Macht auszuüben oder allein ausgeübt zu haben. Frankreich wechſelt mit der Religion, wie die Schlange mit ihren Häuten. Heute dieſe, Morgen jene, Uebermorgen gar keine, ſo verlangt es ſein abwechſelndes, vernunftwidriges Treiben, und ſcherzte Börne nicht ſelbſt über die Religion, ſo verdiente er um des edeln Zornfeuers in dieſem Briefe über die Intoleranz der franz. katholiſchen Geiſtlichkeit von uns allen geliebt zu werden. In ſolchen Ausbrüchen gerechten Zorns funkelt ſein fühlendes Herz, wie ein geſchliffener Diamant.

Wenn hätte man je gehört daß man i
einem andern Lande, einen Künſtler, der b
ſeinen Lebzeiten nur bemüht war, ſeinen Zeit
genoſſen Freude zu bereiten, ein ehrliches Be
gräbniß verweigert hätte. Mochte er immer
hin einer andern Religion angehören, di
Trauer nach ſeinem Tode war überall de
Liebe während ſeines Wirken gleich. Nur da
aufgeklärte Frankreich klebt noch wie ein Kin
oder ein altes Weib an veralteten Vorurthei
len. O vorurtheilsfreies Frankreich!

Vier und zwanzigſter Brief.

Wenn es ſich um wiſſenſchaftliche Gegen
ſtände und deren Beurtheilung handelt, ſ
dürfte wohl nicht leicht B. Jemand gleich z
ſtellen ſein. Sein Scharfſinn iſt ein richtige
Wegweiſer, wer ſeiner Richtung folgt, geh
gewiß ſelten irre, er müßte ſich denn träu
mend und willenlos nur ſeinen Füßen übe
laſſen. Zum Beweiſe werde ich eine Stell

aus dem obengenannten Briefe anführen, möchte ſie zu gleicher Zeit ein Wink für jenen Herausgeber und Verleger der neulich annoncirten Judenzeitung ſein. Sie heißt ſo:

„Was nützt ein eignes Journal für die „Juden? Ihre Freunde brauchen es nicht, „denn ſie bedürfen keiner Zuſprache; ihre „Gegner nehmen es gar nicht in die Hand. „Um ihnen zu helfen, muß man ihre Sache „mit dem Rechte und den Anſprüchen der „allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen. „Man muß nur immer gelegentlich, unerwartet von ihnen ſprechen, damit der ungeneigte Leſer gezwungen werde, ſich damit zu beſchäftigen, weil es auf ſeinem „Wege liegt.“

Alles was er noch weiter ſagt, laſſe ich, um nicht weitläuſig zu werden, unberührt, deſtoweniger kann ich aber umhin, auf den Zuſtand der Juden ſelbſt zu kommen. Dieſer in der jetzigen Zeit überall beregte Gegenſtand, über den man, freilich noch faſt ohne alles Reſultat, eben ſo viel dafür als dagegen geſprochen hat, und der in der That die Aufmerkſamkeit Aller in Anſpruch zu nehmen berechtigt iſt, verdient die größte Berückſichtigung und B's. Winke und Worte dürften um ſo mehr zu erwägen ſein, als man überzeugt ſein darf, wie ſehr er in den Geiſt ſeiner früheren Glaubensgenoſſen eingedrungen war. Hat er auch manches zu ſtark und zu ſehr zum Nachtheile der Chriſten berührt und das Vorhandene oft von einem falſchen Geſichtspunkte betrachtet, ſo wär es doch ſehr zu wünſchen, daß alles das, was er über das Judenthum geſprochen, in einer beſondern Brochüre gedruckt und vielfach vertheilt würde. —

Fünf und zwanzigſter Brief.

Haben Sie mein Büchelchen mit Bedacht geleſen, ſo werden Sie ſich noch der Stelle erinnern in der ich ungefähr ſo ſage: Und wie können B's. Nachrichten über Deutſchland zuverläſſig ſein, da er ſie doch auch nur aus Zeitungen und Correſpondenzen geſchöpft hat. Ob ich recht habe, mag folgende Stelle dieſes Briefes entſcheiden:

„Auch iſt in dieſen Tagen ein Bierbrauer „aus Leipzig hier angekommen, der zu 15-„jähr. Zuchthausſtrafe verurtheilt war. Er „ſaß ſchon lange in Pirna feſt, als es ihm „gelang ſeinen Kerker zu durchbrechen um „den weiten Weg durch Deutſchland, nicht „unerkannt, aber unverrathen zurückzulegen."

Haben Sie nun genug an ſolchen Mittheilungen, zehn Jahre wachſen zu funfzehn, Waldheim wird zu Pirna und das durch einen glücklichen Zufall begünſtigte Entſpringen zum Durchbrechen. Das nenne ich doch getreu referiren.

Nutzanwendung. Wie viel iſt nun von Börnes Mittheilung, die Behandlung der öſtreichiſchen Staatsgefangenen betreffend, zu glauben? — Kaum der dritte Theil; — denn der Berichterſtatter war ein Italiener.

Werden Sie nun offen geſtehen ob ich oder Börne recht hat, jedenfalls er; in ſeinem ſieben und zwanzigſten Briefe ſchreibt er ja: Mündlich kann ich lügen wie gedruckt, gedruckt aber oder ſchriftlich lüge ich nie." Wer könnte nun noch in Schwanken gerathen, wem zu glauben iſt?

Bevor ich zu dem Schluſſe meines kleinen Werkchens ſelbſt ſchreite, ſei es mir vergönnt nur einige Worte noch zu meiner Beruhigung hinzuzufügen. Ich bin weit entfernt dadurch meine Gegner für mich glimpflicher zu ſtimmen, ſondern ihnen nur dadurch zu ſagen daß ich mich ebenſo leicht tröſten werde, als der Profeſſor Wolf in Jena, deſſen ausgeſprochene Meinung in dieſem Bande Seite 60 Börne ſelbſt mittheilt. Uebrigens führe ich zu meiner Vertheidigung gegen Börne deſſen auf Seite 196 gegebene Worte an, welche ſo lauten:

„Wo giebt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre?“

Für meine Behauptung daß noch Viele ſo denken wie ich, ſpricht das, Band 4, Seite 360 von Börne ebenfalls mitgetheilte Lied, es heißt:

Iſt der ein Deutſcher, der mit frechem Hohne
Den deutſchen Namen ſchändet, ihn entehrt,
Was Deutſchen heilig iſt, giftig zerſtört,
Es richtend nicht, hinrichtend gleich dem Frohne! —
Schütz Himmel uns vor dem verworfnen Sohne
Des Vaterlands, der Jud' und Chriſt empört,
Der Lug und Trug zu lehren nur begehrt,
Sich ewig flechtend ſelbſt der ew'gen Schande Krone! —
Du wähnſt Dich ſicher im Aſyl der Franken,
Und nicht zu Deutſchen, nicht in deutſche Schranken,
Entwichner Wechſelbalg, kehrſt Du zurück!
Doch wohin Dich die flücht'gen Sohlen tragen,
So lang im Buſen deutſche Herzen ſchlagen,
Iſt auch Verachtung Dein gerecht Geſchick! —

Freilich iſt dieſes Gedicht ſtark, zu ſtark,

und gebraucht auch Börne ſtarke Worte, ſ
hätte doch die Erwiedrung glimpflicher ſei
müſſen. Jedenfalls hat aber der Verfaſſer au
B's. ſtarken Magen Rückſicht genommen. — *

Und ſo nahe ich mich dem Ende mit Bör
nes „einzigem Rathe den man ehrli
chen Leuten geben kann, ſich zu wah
ren, er iſt: ſeid ſtolz! Bedenkt
daß ihr es mit Menſchen zu thun habt
die ihr verachtet, und die euch ver
ächtlich machen wollen, damit ih
das Recht verliert, ſie zu verachten
Bleibt fern von ihnen. Und wei
man euch nur für ſtark hält, ſo lan
ge ihr brüllt wie die Löwen — ſ
brüllt!“

Und ich werde brüllen, ſo lange es meine
Lunge geſtattet.

---

*) Brief 25, Seite 159. — Zum Glücke habe ich eine
gute Natur. —

Schluſs.

Erwägt man welch ungeheures Aufſehen Börnes Schriften, namentlich ſeine politiſchen Raiſonnements gemacht haben, ſo wird es um ſo begreiflicher ſein, wie nachtheilig alle übertriebenen Mittheilungen auf das Volk wirken und wie es um ſo nothwendiger iſt, ſolche Werke der ſtrengſten und genaueſten Durchſicht zu unterwerfen. Woher aber kann B. in der letzten Zeit ſeine Nachrichten über Deutſchland anders geſchöpft haben, als aus Zeitungen oder Correſpondenzen. Auf die erſten iſt aber darum um ſo weniger etwas zu geben, als er dieſelben faſt alle für erbärmlich und unzuverläſſig erklärt und die andern jedenfalls aus ſolchen Händen empfangen hat, deren Verfaſſer gewiß nicht in der geringſten Verbindung mit Perſonen geſtanden haben, welche nur einigen Einfluß auf die Staatseinrichtungen ausüben; wahrſcheinlich alſo von Perſonen herrühren, deren Geſinnungen an und für ſich ſchon für zweideutig zu erklären ſein dürften. Ganz anders wird es ſich dagegen mit ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution (wahrſcheinlich der letzten) mit deren Ueberſetzung wie man ſagt, Cormenin beſchäftigt iſt, verhalten. Seinem Scharfſinne und Geiſte muß man allerdings was Gediegenes zutrauen und was er als Zeitgenoſſe und Theilnehmer ſelbſt beobachtet, berechtigt, von ihm wiedererzählt, zu der Erwartung des Vollkommenen, und dies um ſo mehr, da es die Begebenheit eines Landes umfaßt, das er mehr als ſein Vaterland geliebt zu haben ſcheint.

Daß Börne's Schriften weit über denen Menzels ſtehen, bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß allen aber das innere Bewußtſein oft geſagt haben mag „du haſt dich an dem Vaterlande verſündigt, läßt ſich aus Vielem, vorzüglich aber aus Heine's Worten: „bevor ich nach Deutſchland zurückkehre, muß ich erſt mit allen Feſtungen kapituliren und dieſelben in meiner Gewalt haben," mehr als nöthig ſchließen. Wer nichts verbrochen hat, braucht nichts zu fürchten. Dieſer Satz bewährt ſich wenigſtens in unſerem Zeitalter, als eine unumſtoßliche Wahrheit. Auch mir ſoll er ein Schutz- und Beruhigungsmittel gegen die Angriffe meiner Widerſacher ſein, ihr Anathema verlache ich im Voraus, weil ich ihre Maximen kenne und ſo hoffe ich denn mich für ſicher halten zu dürfen, weil es vielleicht keinem Zweiten nach B's. Tode einfällt einem Freunde von Frankreich aus nach Deutſchland zu ſchreiben: „Lieber Freund ſchreiben Sie mir doch etwas Näheres über N. N. etc. und haben Sie die Güte ihn zu ruiniren." —

V.

Nachträge.

Die letzten Tage ſeines Lebens. Sein Tod. Sein Begräbniß. [*]

Die Brochüre B's. gegen Menzel, Raumer und d. Fürſten Pückler-Muskau beginnt alſo: „Freunde und Gleichgeſinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich ſo wenig ſchreibe, für das taubſtumme Vaterland ſo ſelten das Wort ergreife. Ach! ſie glauben, ich ſchriebe wie die Andern, mit Tinte und Worten; aber ich ſchreibe nicht wie die Andern, ich ſchreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir ſelbſt Qual anzuthun, und nicht die Kraft, es lange zu ertragen.“ Und wirklich ging B. an ſeine Arbeiten auf eine ganz andere Weiſe heran, als ſonſt Schriftſteller zu thun pflegen. Es lebte in ihm ein Geiſt, der zu gewaltig, zu regſam für ſeinen kleinen, gebrechlichen Körper, und der ſich empörte, wenn er ihn in eine Form zwingen wollte. B. ſah dem Kampfe nicht zu, er war nicht ſein Geſchichtſchreiber, ſondern er ſtürzte ſich mitten hinein und bot ſich den Pfeilen Preis, und erſt verwundet, wurde er ſelbſt kampfmutbig und dann ein gefährlicher Feind, der nicht ſcheute, den Wurf zu wagen, ob auch der Pfeil auf ihn zurückfliegen könne.

---

[*] Zeitung für d. elegante Welt. Nr. 42.

Doch es iſt nicht meine Abſicht, ſein Weſen und ſeine Schriften zu charakteriſiren, und nur in ſo weit ſein letztes Büchlein mit ſeinen letzten Tagen, ſeinem Streben und ſeinem Tode im Zuſammenhange ſteht, ſoll davon die Rede ſein.

Nachdem ich dieſe Mittheilung bis hierher geleſen, war ich überzeugt, daß dieſer ganze Aufſatz meinen Leſern willkommen ſein dürfte und ich trage um ſo weniger Bedenken ihn hier mitzutheilen, einmal weil ich bisher noch nicht Gelegenheit gehabt habe, ſein letztes Bändchen in meine Hände zu bekommen und dann, weil es lächerlich ſein würde, von ſeinen letzten Lebensmomenten zu ſprechen, von denen weder ich, ſo wie überhaupt nur wenige Zeuge waren. St., ſo nennt ſich der Verfaſſer dieſes Artikels, fährt ſo fort:

„Das ganze Schriftchen iſt im Gefühle, oder auch nur in der unerkannten Ahnung, daß es ſein letztes ſein werde, geſchrieben. Er hat in demſelben mit ſeinen Gegnern und der ganzen Welt abgerechnet, und die Rechnung geſchloſſen. Es herrſcht in ihm, wenn auch B's. Eigenthümlichkeiten hervortreten, ein ganz anderes Weſen, als in allem, was er ſonſt geſchrieben hat. Er iſt ernſter, ruhiger und ſeine Satyre iſt meiſt eher wehmüthig als bitter zu nennen. Dann aber hat er in demſelben klarer als ſonſt je geſagt, was er gewollt, oder beſſer, was er nicht will, und warum er eben mit dieſem negativen Reſultate deſſen, was er nicht will, zufrieden, und nur dies verlangt.“

„Ich möchte dies Buch ſein Teſtament nennen, und er ſelbſt, wie geſagt, ſeinen Tod ahnend, oder nur unter dem Einfluſſe des Unausbleiblichen, ſelbſt ohne es zu ahnen, ſchreibend, hat es als ein ſolches bezeichnet, als er ſagte: „„Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöſe und für mein Vaterland das Wort führe, ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund, und möchte Florentiniſche Nächte ſchreiben.““ Wehmüthig, wie dieſer Seitenhieb gegen Heine, ſind die meiſten ſatyriſchen Stellen dieſes Werkchens."

„B. hat dieſe letzte Gabe ſeines Geiſtes mit mehr Leichtigkeit als beinahe alle frühern ausgearbeitet, und man ſah ihm in den nächſten Tagen, nachdem das Buch beendigt, an, daß er ſich einer großen Laſt entladen fühlte. Er war lebendiger, geſunder und frohern Muthes; und ſeit Jahr und Tag ſahen ihn ſeine Freunde nicht in ſo heiterer Laune. Aber dennoch hat das Werk ſicher ſeine Auflöſung beſchleunigt, denn es iſt mehr als eine Formel, wenn er ſagt, daß er mit dem Blute ſeines Herzens ſchreibe. Seit Jahr und Tag hatte er den Stoff zu dieſer letzten Arbeit mit ſich herumgetragen, ihn verarbeitet, ihn gepflegt und gehegt und krank, wie er ſeit lange war, fraß dieſe ewige Aufregung wie ein ſtiller Wurm um ſich, und die Ruhe und Freudigkeit, die, nachdem die Geburtswehen überſtanden waren, ſich bei ihm einſtellten, waren nur die Vorläufer der nahen Auflöſung. B. war ſeit Jahren beſtändig unwohl. Vor etwa einem Monate ſtellte ſich eine Entleerung ein, und von dieſem Augenblicke nahmen ſeine Kräfte zuſehends ab. Sein langes Unwohlſein hatte ihn zum Hypochonder gemacht, und ſeine Bibliothek beſteht zum Theil aus medicinischen Werken. Unter allen Heilarten der Medicin, die er nach und nach durchgegangen, war er der Waſſerkur am längſten treu geblieben. Ob es ihm genutzt oder geſchadet haben mag, wenn das ſchwächliche gebrechliche Männchen, das ſich, bevor es zu dieſer Cur überging, durch Flanell vor jedem Lüftchen ſchützte, auf einmal nun Waſſer trank, ſich den ganzen Leib Sommer und Winter nur mit kaltem Waſſer wuſch, und Abends beim Schlafengehen ſich ein naſſes Tuch auf den Kopf legte, mögen die Aerzte entſcheiden."

„Erſt in den letzten drei Wochen konnten B's. Freunde ihn bewegen, ärztlichen Rath anzunehmen. Dr. Sickel, der mit ihm ſeit lange in freundſchaftlichen Verbindungen ſtand, behandelte ihn von da an, bis zu ſeinem Ende, und in den letzten Tagen wurden noch mehrere andere Aerzte zur Conſultation hinzugerufen. Unterdeß ſcheint es, als ob B. hierin mehr ſeinen Freunden nachgegeben, als ſeine Anſicht über die Medicin und ihre Adepten geändert, denn er ſprach von Anfang der Krankheit bis zum letzten Augenblicke ſehr oft die Ueberzeugung aus, daß er ſterben werde."

„Mit der höchſten Seelenruhe, mit ſtoiſcher Ergebenheit ſah er ſeinem Tode entgegen, denn ſein Verſtand ſagte ihm, daß er ſeinem Ende nahe. Aber ſein Gefühl flüſterte ihm dennoch mitunter eine Hoffnung zu, und er täuſchte ſich dann ſelbſt auf Augenblicke. Es giebt kaum einen ſchönern Tod, als den, den er geſtorben, und nur vielleicht der auf dem Schlachtfelde könnte dem ſeinigen vorzuziehen ſein. Wem dieſer aber nicht werden kann, dem wünſche ich zu ſterben, wie B. ſtarb. Mit Ruhe dem Tode entgegenſehen, ihn erwarten, ſeiner gewiß ſein, und dennoch hoffend am Leben feſthaltend, bis der letzte Athemzug ſchwindet, das iſt der Tod eines Weiſen, der mit dem Leben abgerechnet, ihm nichts mehr ſchuldig und getroſt vor ſeinen Richter treten kann.“

„Bis auf die letzten Augenblicke war B. Herr und Meiſter ſeines klaren Verſtandes, und noch in den letzten Tagen zeigte er, daß ihn ſelbſt ſeine kecke Satyre nicht verlaſſen. Am Tage vor ſeinem Tode fragte ihn ſein Arzt Herr Sickel: ob er etwa einen ſchlechten Geſchmack habe? und ſeine Antwort war: „„Gar keinen, wie die deutſche Literatur!““ — —“

„B's. Landsmann, der junge Arzt Dr. Hörle aus Frankfurt, wachte die letzte Nacht bei ihm. B. ſprach in dieſer Nacht noch ſehr viel, und alles, was er ſagte, bekundete die ungetrübte Klarheit ſeines Geiſtes. Oft ſprach er über ſeinen Zuſtand, ob nicht vielleicht ein Brechmittel vortheilhafte Wirkung haben könne, und als Hr. Hörle ihn darauf aufmerkſam machte, daß bei ſeiner Schwäche ein ſolches gefährlich ſein würde, ſchwieg er eine Weile, dann ſagte er: „„Geben Sie die Medicin auf, es iſt doch gar nichts mit ihr, Sie tappen dabei immer im Dunkeln herum."" Und ſo ſprach er von halber zu halber Stunde die ganze Nacht durch, und ſchlief nicht einen Augenblick."

„Am andern Morgen, dem Tage, an welchem er um 10 Uhr Abends ſtarb, ſtellten ſich Gelüſte bei ihm ein, wie ſie oft die Vorboten des Todes ſind. Er verlangte nach einer Priſe Tabak, den er ſeit etwa 6 Wochen aufgegeben hatte. Dann wünſchte er friſche Blumen zu haben, und freute ſich, als dieſe endlich gebracht wurden an ihrem Anblicke und an ihrem Geruche."

„Noch gegen Abend, drei Stunden vor ſeinem Tode, wo er ſchon ſo ſchwach war, daß er nur noch ganz leiſe ſprechen konnte, wollte ihn ein Arzt, der neuerdings von den andern Aerzten hinzugerufen war, beſuchen. Aber B. widerſetzte ſich, daß derſelbe zu ihm gelaſſen werde, wurde ordentlich hitzig und ungeduldig und erklärte, daß derſelbe überflüſſig ſei, und er keines Arztes mehr bedürfe. Nur mit Mühe konnten ihn ſeine Freunde bewegen, denſelben vorzulaſſen.“

„Zwei Stunden vor ſeinem Tode wurde er endlich wieder beſſer, fühlte ſich auf der Bruſt erleichtert, ſprach zwar ſehr leiſe, aber ohne alle Anſtrengung; in dieſer Veränderung wollten wir noch einen letzten Hoffnungsſtrahl ſehen. Dann aber zeigte ſich bald, daß das Licht nur noch einmal aufgeflackert, um dann ſtill und langſam zu verlöſchen, wie ein Müder am Abende eines rüſtig durcharbeiteten Tages einſchläft.“

„Die Frau und Herr Strauß, bei welch
B. wohnte, Dr. Hörle und der treue Conr
(Ulrich), von dem B. oft in ſeinen Brief
und in ſeinen letzten Werken ſprach, ſtand
um den Hinſchlummernden und hielten jed
Athemzug zurück, um nicht einen von den le
ten ihres Freundes zu verlieren. In dieſe
Augenblicke fiel der Lichtſchirm, den man, u
dem Sterbenden Schatten zu geben, vors Lich
geſtellt, ohne daß Jemand ſich in der Stub
gerührt hätte, um und vom Kamin herab, un
es durchfuhr alle Anweſende ein innerer Schaue
— Auch ich nenne ſolche Zufälle nur Zufälle
Aber ich freue mich, wenn ich ähnlichem i
Leben begegne, denn ſie erlauben uns in De
muth zu ahnen, wo wir nicht begreifen kön
nen, ſie erlauben uns eine Wechſelwirkung zwi
ſchen dem Geiſterreiche und dem Reiche de
Materie zu unterſtellen, und werden nur lä
cherlich, wenn man ſie auf Theorieen bauen
will.“ —

„Den Eindruck, den B's. Verſcheiden auf die ihm zunächſt Stehenden gemacht hat, würde ſchwer ſein zu beſchreiben. Seine nächſten Freunde Herr und Frau Strauß und Conrad waren vernichtet, und alle ſeine Bekannte waren aufs Tiefſte getroffen. Ich glaube nicht, daß B. als Menſch viel Freunde hatte; er war zu kalt, zu klarer Verſtandesmenſch, und das Gemüth trat meiſt bei ihm in den Hintergrund, wenigſtens im äußern Leben. Aber er übte einen unwiederſtehlichen Einfluß auf Jeden, der ihm nahe trat, und ſeine nächſte Umgebung verehrte ihn mit einer Hingebung, die eine Art Cultus wurde."

Börne's Leichenbegängniß war würdig und feierlich. Ein Paar Hundert Deutſche und mehrere fr. Schriftſteller hatten ſich in ſeiner Wohnung, Rue Lafitte No. 44, verſammelt, und von hier aus ging der Zug über die Boulevards dem Père Lachaiſe zu. Rührend war es, den alten treuen Conrad *) allein vor allen andern dem Leichenwagen folgen zu ſehen, und ich glaube nicht daß ich ihm zu nahe trat, wenn er mich an jenen Hund erinnerte, der der Leiche ſeines Herrn zum Grabe nachzieht; denn leider iſt die Treue eine Tugend, in der der Hund ein Muſter für die Menſchen ſein kann. — Der folgende Zug beſtand zum Theil aus Schriftſtellern, Kaufleuten und vielleicht 100 Arbeitern. Auf dem Père Lachaiſe wendete ſich der Zug in dieſer gewaltigen Todtenſtadt rechts, und oben hoch, wo man die Stadt und Umgegend von Paris überſieht, war das Grab bereitet, das ihn aufnehmen ſollte. Hier trat denn zuerſt Herr Venedey auf und hielt eine Rede, in der er ſchließlich darauf hindeutete, daß einſt eine Zeit kommen werde, wo die Söhne Deutſchlands nach Frankreichs Hauptſtadt pilgern würden, um, ohne auf die Rieſenmonumente der Geſchichte, die Notre-

---

*) Briefe I. B. Seite 30.

dame und die Vendomeſäule, zu merken, den kleinen Stein auf B's. Grab zu küſſen. Dann ſprach Herr Börli aus Frankfurt etliche Worte, worauf endlich Raspail, früher Redacteur des Reformateur, im Namen der franz. Patrioten eine ſchöne kräftige Rede hielt. Da dieſelbe improviſirt war, ſo kann ich nur Einzelnes aus dem Gedächtnis anführen. Er ſagte: B. würde wenn er in Verſen geſchrieben hätte, der Beranger ſeines Volkes geworden ſein, und da er in Proſa geſchrieben, ſei er ſein Paul Louis Courrier, und ſeine Werke würden wie die des letztern wirken. Raspail ſprach ſeine Bewunderung aus, daß ein Fremder, wie B., in einer fremden Sprache ſo hätte ſchreiben können, daß ſeine Arbeiten Muſterwerke der fr. Literatur ſeien; dann kam er auf B's. Judenthum und ſagte, er ſei ein Weltbürger geweſen, der jedes Volk gehrt, zu dem er gehört habe. Er nahm dann Abſchied von der Hälfte B's, die wir der Erde nicht vorenthalten konnten und ſagte: daß die andere Hälfte die unzerſtörbar, unter uns fortleben und fortwirken werde, und ſchloß damit, daß er ausrief: „„Wenn wir hier am Grabe B's. Etwas zu betrauern haben, ſo iſt es nur, daß wir nicht mit ihm hinabſteigen können, um eine Welt zu verlaſſen, die im Egoismus und in Schmach zu ſchwelgen ſcheint."" — *)

„Am Grabe B's. wurde dann eine Sammlung für den Frankfurter Gefangenwärter gemacht, worauf ſich ſeine Freunde trennten." —

„Freunde und Feinde aber werden zugeſtehen, daß an jenem Tage einer der ausgezeichnetſten Deutſchen der Erde ihren Zoll gezahlt hat." —

Paris. St.

---

*) Siehe Börſenliſte, woſelbſt die ganze Rede ſich gedruckt befindet. —

Börne's Tod

von

Rudolph v. Groszreutz.

Schon habe ich ziemlich meine kleine Broſchüre beendigt, als mir zufällig noch ein Artikel *) mit der von mir eben wiederholten Ueberſchrift in die Hand fällt. Ich nehme um ſo weniger Anſtand denſelben wörtlich wiederzugeben, da er in meinem Sinne ebenfalls von einem Verehrer Börne's geſchrieben iſt, obgleich derſelbe, wie ich ihm deſſenungeachtet nicht in allen Stücken beipflichten konnte. — Er lautet folgendermaßen:

„Als vor fünf Jahren der Mann dahinſchied, den man den König der Dichter nannte, da glaubten die Notabilitäten unſerer Literatur Hoftrauer anlegen zu müſſen. Die Herren gingen ſchwarz mit blau angelaufenen Degen-

---

*) Zeitung für d. elegante Welt. Nr. 45.

ſchnallen und die Damen erſchienen ebenfalls ſchwarz. Die Zeit der ganzen Trauer verging und die der halben begann, welche ebenfalls verſtrich. Mich dünkt es war von Haus aus nur eine halbe Trauer.

Jetzt iſt B. geſtorben, er iſt in Paris in halber Verbannung geſtorben und man wird keine Hoftrauer für ihn anlegen. Wer wird um B. trauern? Ich ſage: Alle diejenigen, welche ihn gekannt, nicht perſönlich gekannt, die, welche ihn unbefangen gewürdigt.

Es kann meine Abſicht nicht ſein, für B's. Meinungen in die Schranken zu treten, die den meinigen ſchnurſtracks entgegenlaufen. Aber was er immer ſchrieb, er glaubte es, was er immer lehrte, er that es aus Ueberzeugung, de bonne foi; er wär nie ein Judas Iſcharioth geworden an den ihn durchdringenden Ideen. Wir haben Fälle erlebt, daß es anders ſein kann.

B. mußte ſo weit kommen, als er kam;

es hing mit nichten von ihm ab, einen andern Weg zu gehen. Schon ſeine Geburt hatte ihn mit der umringenden Welt in Oppoſition geſetzt, und dieſe Oppoſition hatte er durchgeführt als ein Mann — vielleicht mit zu viel Trotz, zu viel Hartnäckigkeit. Es ſei! Aber er ſtand ihm wohl an dieſer Trotz, ſie kleidete ihn ſchön dieſe Hartnäckigkeit! Wie viel Charaktere haben wir denn von dieſem Stahl? Der müſſige B. war mehr werth, als tauſendfingerige Buchmacher.

Er war ein Mann, ein Lob, welches man nur wenigen von unſern Schriftſtellern geben kann.

Der Witz, dieſe glänzende, aber wo ſie nicht mit Charakter verbunden, gefährliche, oft degradirende Gabe, hat ihn nie verleitet, untreu zu werden an der Wahrheit — an der individuellen Wahrheit, an der Wahrheit, wie er ſie erkannte.

B. iſt zuweilen bitter geworden, ſehr bitter, denn er verſtand es zu ſein. Aber die Süßlinge, ſeine Gegner, haben kein Recht, es ihm vorzuwerfen. Wir wollen darüber ſchweigen.

B. gehörte nicht zu jenen Lanzenknechten der Literatur, die ſich dem verdingen, welcher den beſten Sold zahlt. Er hätte ſonſt ein beſſeres Glück machen können.

De mortuis nil nisi bene *) iſt eine ſchlechte Maxime, und B. ſelbſt würde eine Parentation an ſeinem Grabe — aus dieſem Geſichtspunkte gehalten — abgelehnt, ſehr beißend abgelehnt haben. Er hatte ſeine Fehler, und der Hauptfehler war, wie ſchon geſagt und entſchuldigt wurde, daß er im Aerger getäuſchter Hoffnungen, Alles und Jegliches auf die Spitze trieb und nicht mehr anders ſpielen konnte, als va banque. **)

---

*) Meiner Anſicht nach eine eben ſo richtige als alte Maxime. —

**) Dieſen ganzen Satz kann ich weder billigen, noch

Der Tod hat ihn vor dem Banquerott gerettet. Man wird mich nun vielleicht fragen, wie ich dazu komme B. eine Leichenrede zu halten?

Die deutſchen Arbeiter ſind in Paris mit ihm zu Grabe gegangen.

Ich nehme in der Literatur keinen niedrigern Rang ein, als jene Männer in der Geſellſchaft.

Ich will B's. Leiche mit beſtatten helfen."

Potsdam.

So Herr Rudolph v. Groscreutz. Die Abſicht deſſelben mag recht gut geweſen ſein, die Charakterſchilderung iſt jedoch zu kurz und zu unzureichend ausgefallen, der Satz in welchem er berichtet B. ſei bisweilen bitter, ſehr bitter geworden, doch hätten darum die Süßlinge, ſeine Gegner kein Recht

---

B. deshalb entſchuldigen, aus Aerger Alles auf die Spitze getrieben zu haben. Ein wahrhaft großer Mann muß Meiſter ſeiner Selbſt ſein.

es ihm vorzuwerfen, iſt durchaus falſch. Ich möchte doch wiſſen, ſeit wenn es einem Gegner nicht erlaubt wär ſeinem Widerſacher die Spitze zu bieten.

Ein kurzes in ſeiner gewohnten ſcharfen und ſchneidenden Manier geſchriebenes Urtheil über die Herren Buchhändler finden ſeine Verehrer in der Monatsſchrift Europa, Aprilheft, in zwei Briefen, welche demſelben als facsimile beigefügt ſind, aufbewahrt.

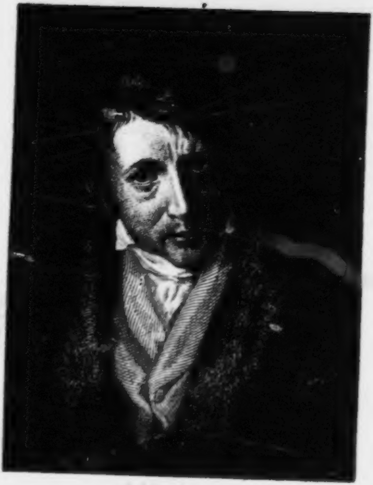
Literariſche Anzeige.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Platner, Ernſt, weil. Hofrath, Prof. ꝛc. Vorleſungen über **Aeſthetik**. In treuer Auffaſſung wiedergegeben vom M. M. E. Engel. 8. geh. 1836. Preis 1 Thlr.

Förſter, Carl, Profeſſor ꝛc. in Dresden. Kurzer Abriß der **Literaturgeſchichte** von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage. 1s. bis 4s. Bdchn. in 6 Abtheilungen. 8. geh. 1828 bis 33. Früher 2 Thlr. 6 Gr., jetzt 1 Thlr.

(Wird fortgeſetzt und beſchloſſen.)



Börne

Börne's Leben.

Von

Karl Gutzkow.

Mit Börne's Bildniß in Stahl geſtochen und einem Facſimile.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1840.

KÖNIGL. UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Ludwig Börne's

geſammelte Schriften.

Supplementband. [8.]

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1840.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Vorrede.

Dies Buch ſollte zunächſt die Einleitung zu einer neuen Ausgabe der in den deutſchen Bundesſtaaten erlaubten Schriften Börne's ſein. Das Unternehmen gerieth jedoch in Stocken und die Biographie Börne's, ſchon im Herbſt vorigen Jahres vollendet, wurde unter dieſen Umſtänden in ihrem Erſcheinen länger hingehalten, als die zunächſt daran betheiligten Freunde Börne's wünſchen mußten.

Ueber eine kurze Charakteriſtik, welche ich erſt nur zu geben bezweckte, wuchs das ſich anhäufende Material hinaus, von allen Seiten trug mir die Gunſt des Zufalls Blätter und Zweige zu dem Ehrenkranze, den ich einem Todten winden wollte, heran, ich wurde Biograph des Verfaſſers der „Briefe aus Paris,“ ohne es zu wollen.

Wenn ich auf dem halben Wege, wo ich mich entſchließen mußte, vor- oder rückwärts zu gehen, mich zum erſteren entſchloß, ſo geſchah es, weil ich unter den jetzt wirkenden Schriftſtellern wohl einer der wenigen bin, die zu einer Entwickelung der Lebens- und Autorenmomente Börne's einen gewiſſen Beruf haben. Wenn ich, auch jetzt noch ſchwankend, mich endlich wirklich entſchloß, an das ſchwierige Werk zu gehen, ſo gab den letzten Ausſchlag meine durch theure Familienbande erleichterte Kenntniß des Bodens, auf welchem Börne wuchs und reifte. So wie man Goethe's Jugend und in ihrem ganzen Daſeyn Bettina und Clemens Brentano nicht ohne Kenntniß der Frankfurter Lokalitäten innigſt verſtehen kann, ſo muß man auch für die richtige Auffaſſung Börne's auf einem Terrain heimiſch ſein, das für Poeſie und Verſtändniß des öffentlichen deutſchen Lebens voll der eigenthümlichſten Anregungen iſt.

Ein mißlicher Umſtand hätte mich freilich zurückhalten können: Ich habe Börne nicht gekannt. Manche ſeiner nähern Freunde, die mir mit Rath und That beiſtanden, haben dies oft bedauert. Indeſſen beruhigt es mich, daß ich ſeine nächſten Freunde, die mit ihm gelebt, doch oft auch darauf ertappte, daß ſie mit ihm nicht auch empfunden hatten. Ihre Urtheile über den Verſtorbenen widerſprachen ſich. Sie hielten mit verzeihlicher Täuſchung allzuſehr am Menſchen feſt und wußten für jede geiſtige Lebensfunktion des Freundes Gründe, die von den Andern wieder beſtritten wurden. So konnt' ich, wenigſtens ſchien es mir ſo, vielleicht beſſer in die Wahrheit dringen, als wenn ich durch perſönliche Bekanntſchaft wäre mit in dieſen Strudel von Widerſprüchen gezogen geweſen. Das unmittelbare Leben iſt ſelten ohne Verſtimmungen. Wir ſind nie in dem Grade frei von unſerm eignen Intereſſe, daß wir bei perſönlichen Colliſionen ſtets den Blick ungetrübt und das Vorurtheil unbefangen erhielten.

Von früh an hab' ich die Neigung gehabt, mich in fremde Individualitäten hineinzuleben. Die beſten Menſchenkenner ſind die, welche von den Tugenden und Schwächen der Andern Vortheile zu ziehen wünſchen; die ihnen zunächſt kommen, die, welche einen Fanatismus daraus machen, gegen Jedermann gerecht zu ſein. Ich bin immer erſchrocken, wenn ich irgend Einen unbedingt verurtheilen hörte; denn meine eigene Lebensentwickelung zeigte mir nur zu ſehr, daß wir in unſerm Gemüth von der ganzen Welt abweichen können, ohne deßhalb Urſache zu haben, uns weniger gut und gerecht zu erſcheinen. Was ich mir ſelbſt geſchenkt wiſſen wollte, dies Vertrauen auf die individuelle Selbſtgerechtigkeit des Menſchen, hab' ich andern nie entzogen, ja mit Leidenſchaft mir darin gefallen, mich in die Denk- und Fühlweiſe Anderer hineinzuleben, Adern und Geflechte in fremden Seelen tief zu verfolgen und die Menſchen von innen heraus zu beurtheilen. Was mich in der Poeſie zum Dramatiker, mußte mich in der Proſa zum Biographen machen.

Ich zweifle nicht, daß dieſem Buche viel Berichtigungen und Erweiterungen bevorſtehen. Erſt wenn viele perſönliche Freunde Börne's leſen werden, wie ſich in ſeinem Leben eine gewiſſe Ordnung nachweiſen läßt, werden ſie ſich angeregt fühlen, dieſe Ordnung zu vervollkommnen. Es werden ſich Anekdoten mancherlei Art an das nun vorerſt einmal Gegebene anſetzen. Ich zweifle auch nicht, daß die Auffaſſung, die in dieſem Buche herrſcht, nicht allſeitig genügen wird. Es war mir nicht möglich, mit den Lebensmomenten eines ſo merkwürdigen Mannes, wie Börne war, erſt ein polizeiliches Verfahren anzuſtellen. Sollt' ich zu Gericht ſitzen und von einem abgekühlten Standpunkt herab in Börnes Leben ſichten und ſcheiden, hier einräumen, dort verdammen und aus einer Charakteriſtik eine gerichtliche Anatomie machen? Es ging nicht. So wenig die Meinungen Börne's von ſeiner Zeit, der rückſichtsloſe Ton in dem er ſie vortrug, von den Gährungen der Julirevolution zu trennen ſind, ſo wenig mocht' ich von der einfachen Erzählung ſeines Lebens das hingebende, enthuſiaſtiſche Colorit entfernen, welches ſein ganzes Leben ausſtrömte. Ein Biograph ſoll ſeinen Gegenſtand mitdurchleben und in ihm mit ſo viel warmer Toleranz aufgehen, daß ſogenannte „Rettungen," wie ſie der gute, menſchenfreundliche Leſſing von verkannten Geiſtern der Vorzeit ſchrieb, von vornherein niemals nothwendig werden.

Freunde und Bekannte des Verſtorbenen haben mich mit Bauſteinen zu dieſem Gedächtnißtempel unterſtützt. Ihnen meinen Dank! Viele, die dem Verſtorbenen nahe ſtanden, fürchteten ſich, ihrer Beziehungen zum „Römer" wegen, mit ihm zuſammen genannt zu werden, oder hielten ſich im Stillen für zu unbedeutend, die Aufmerkſamkeit des deutſchen Bundes zu erregen. Manchen ging es aber noch eigner. Sie hatten mit Börne gelebt und wußten nichts von ihm. Sie hatten mit ihm gegeſſen und getrunken und kein Wort, was er geſprochen, war ihnen im Gedächtniß geblieben.

Es waren dies Männer, welche ſich ſelbſt auszeichneten. Feiner atomiſtiſcher Staub des Egoismus, der in menſchlichen Seelen zerſtreut iſt! Sie leben mit Geräuſch, jeder ihrer Tritte macht ein Echo, ſie haben nie den Mund geſchloſſen, ſie leben mit Händen und Füßen und was um ſie vorgeht, für den Herzensſchlag in der Bruſt eines Nebenmenſchen haben ſie kein Ohr. Einen Augenblick zu ſchweigen und den Andern reden zu hören, wär' ihnen ſonderbar. Nach zehn Jahren iſt der Andre eine europäiſche Berühmtheit und ſie müſſen ſich ſchämen, daß ſie mit ihm lebten, ohne von ihm Eindrücke empfangen zu haben.

Freilich kann hier eine Entſchuldigung eintreten. Börne gab ſich nicht, ſondern er wollte genommen ſein. Es fehlte ihm das Talent, mit ſich ſelbſt Komödie zu ſpielen, ſich als der, der er war, auch in Scene zu ſetzen und ſich jene Ruhe um ihn her zu erzwingen, die man braucht, um gehört zu werden. So haben viele ſeiner Freunde einen unbeſtimmten Erinnerungsdämmer von ihm, ein lachendes, wohlthuendes Flimmern des Gedächtniſſes, darin aber nichts Beſtimmtes, nichts, was beſonders des Notirens ihnen denkwürdig erſchienen wäre. Auch dieſe Erſcheinung hab' ich zur Charakteriſtik Börne's zu verwenden geſucht und ich hoffe, die Folgerungen, die daraus in meinem Buche gezogen ſind, wird man nur billigen können.

Bücher, die ich benutzen konnte, hab' ich an den betreffenden Stellen angezogen. Hauptquelle waren Börne's eigne Schriften und die Blätter der Geſchichte, wie ſie ſeit der Scene im Ballhauſe von Verſailles bis zum Jahre 1837, wo Börne ſtarb, vor uns aufgeſchlagen liegen. Wo ich Lücken in Börne's Lebensmomenten fand, hab' ich ſie getreſt durch die Geſchichte ergänzt; denn man kann annehmen, daß ſein innerer Menſch von Ebbe und Fluth in der Politik immer bedingt war. Sogar auf ſeinen Körper wirkten die Ereigniſſe, wie bei uns Andern nur die Einflüſſe der Atmoſphäre. Wenn er Gichtſchmerzen hatte, konnte man annehmen, daß ſich das politiſche Wetter ändern würde. Papierſpekulanten hätten größere Stücke auf ihn halten ſollen. Denn wenn ihm das Eſſen nicht ſchmeckte, ſtak ſicher ein Congreß in der Luft.

Das überlang verzögerte Erſcheinen dieſes Buches erlaubte, daß ich erſt noch die Schrift leſen konnte: „Heinrich Heine über Ludwig Börne.“ Sie iſt vor einigen Tagen erſchienen und ſcheint den Zweck zu haben, die in Deutſchland herrſchende verſöhnte Stimmung über den vielverkannten, ungeſtümen, aber edlen Todten wieder zu zerſtreuen, meiner Biographie deſſelben im Voraus jeden Glauben zu nehmen und um einen Namen, von dem allmählig der irdiſche Dunſt des Vorurtheils ſich zu verziehen anfing, wieder auf's Neue einen Geſtank von Perſönlichkeiten zu verbreiten, der jede Beſchäftigung mit ihm widerlich machen muß, ſei's auch zum Theil auf Koſten deſſen, der dieſen Unrath in die Oeffentlichkeit auf ſeinen Schultern hineinträgt! Wer die Schrift von Herrn Heine geleſen hat, und an Börne kein tieferes Intereſſe nimmt, wird ſagen: Seht, da reiben ſich die beiden undeutſchen Menſchen gegen einander auf, der Todte an dem Verweſenden, der

Jakobiner am Narren, die Revolution an ihren eignen Excrementen! Dieſe Schrift des Herrn Heine iſt eine große Unannehmlichkeit für Börne, ein Unglück für den, der ſie ſchrieb, und faſt ein Todesurtheil für die Sache, der beide gedient haben.

Ich werde nie meine Feder eintauchen, um gegen Herrn Heine zu ſchreiben. Wir tauchten ſie ja in unſer eignes Blut! Es giebt viele Freunde der neuern Literatur, die es ſchmerzlich bedauern, daß unter den Gliedern derſelben keine Einigkeit herrſcht. Sie wollen für Ideen ſtreiten, ſagen ſie, und ſchlachten ſich der eignen Eitelkeit! Ich weiß es, daß dieſe Selbſtbefehdungen der jüngern Literatur den Feinden derſelben ein großes Vergnügen gewähren und würde mich nie dazu verſtanden haben, über Herrn Heine auszuſprechen, was ich über ihn ſeit Jahren empfinde. Aber hier gilt es einer höhern Pflicht. Er hat durch ſeine in ihrer Veranlaſſung ganz unerklärliche Schrift auf die Bahn, die mein Buch über Börne zurücklegen ſollte, ſo viel Hinderniſſe geſtreut, er hat auf die

Region, in der ſich mein Buch bewegt, ſo vielen widerlichen Hautgout ausgedunſtet, daß ich gezwungen bin, im Intereſſe Börne's und ſeiner Freunde gegen ihn aufzutreten. Ohne Beziehung zu Börne hätt' ich Herrn Heine's Buch bemitleiden können; als Biograph des Angegriffenen werd' ich es widerlegen müſſen.

Deutſchland wird nicht begreifen, was Herr Heine mit ſeiner Schriſt eigentlich bezweckte. Der Titel: Heine über Börne, verräth allerdings deutlich, daß das ganze Buch der Selbſtüberhebung gewidmet iſt und der Gegenſtand deſſelben das Axiom ſein ſolle: Heinrich Heine geht doch über L. Börne, ein Axiom, das in lapidarer Kürze allerdings den Titel abwerfen kann: Heinrich Heine **über** Ludwig Börne! Aber warum bleibt dieſe Entſcheidung nicht der Kritik, nicht den Zeitgenoſſen oder der Nachwelt überlaſſen? Wem ſind dieſe Rangſtreitigkeiten nicht ſchon bei größeren Namen, wie Schiller und Goethe, zuwider geweſen? Würde Goethe je ein Buch ſich nur haben denken können: Goethe supra Schiller! Ich ſage supra;

denn daß Herr Heine an de dachte, möchte ich zu ſeiner Ehre nicht glauben. Supra iſt nur kindiſch und eitel, de aber wäre lächerlich und anmaßend.

Die Schrift des Herrn Heine kommt in vieler Hinſicht zu ſpät. Zu ſpät — weil Börne todt iſt und man ſolche Verläumdungen, wie ſie hier gedruckt ſind, nur von einem Lebenden ſollte auszuſprechen wagen. Zu ſpät — weil Börne's Grab längſt ſo dicht mit der freundlichen, verſöhnten Anerkennung der deutſchen Nation bewachſen iſt, daß die Brenneſſeln des Herrn Heine auf dem geweihten Platze keinen Raum übrig finden. Zu ſpät — weil Herr Heine die deutſche Nation wegen einer Frage beunruhigt glaubt, die uns dieſſeit des Rheins ſehr gleichgültig iſt. Herr Heine weiß nicht, daß man ſich jetzt in Deutſchland mit den wichtigſten Erörterungen über Kirche und Staat, mit den Unterſuchungen über Proteſtantismus und jeſuitiſche Reaktionen, über Preußens und Rußlands Zukunft, über hundert wichtige Culturfragen, nur nicht mehr mit ſeinen „Reiſebildern“ beſchäftigt.

Es hat etwas Rührendes! Herr Heine ging vor zehn Jahren nach Paris und bildet ſich ein, daß Deutſchland noch immer auf Vollendung des Perioden harrt, den er grade angefangen hatte, als ſein Fuß das Hamburger Dampfſchiff betrat, welches ihn nach Havre transportirte. Er glaubt, wir knusperten noch immer an den kleinen Gedichten und Novellen der damaligen Taſchenbücher, an ſeinem Streit mit Platen, an ſeinen Salonwitzen, an einem Bilde, das er von Herrn von Raumer brauchte und ähnlichen, großartigen Leiſtungen, von denen er (S. 363) ſagt: „Meine Leiſtungen ſind Monumente, die ich in der Literatur Europa's aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutſchen Geiſtes." Weil Herr Heine glaubt, daß wir um dieſe Monumente wie die Zwerge noch immer mit ſtaunender Bewunderung herumgingen, ſo hielt er eine Schrift über ſeine perſönlichen Differenzen mit Börne für ein Unternehmen, deſſen Erſcheinung man nicht zu motiviren brauche.

Ob ſich Herr Heine für witziger, poetiſcher, unſterblicher als Börne hält, kann dem Biographen des letztern gleichgültig ſein. Immerhin mag er ein Buch ſchreiben, deſſen Thema in folgenden Worten (S. 240) ausgeſprochen liegt: „Börne's Anfeindungen gegen mich waren am Ende nichts anders, als der kleine Neid, den der kleine Tambourmaitre gegen den Tambourmajor empfindet: er beneidete mich ob des großen Federbuſches, der ſo keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reich geſtickten Uniform, woran mehr Silber, als er der kleine Tambourmaitre mit ſeinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geſchicklichkeit, womit ich den großen Stock balanzire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwiedre!“ Allein dieſe Schilderung der eignen Liebenswürdigkeit, des „fetten Hellenismus“ ſeiner ſchönen Geſtalt, der Liebesblicke, die ihm die jungen Dirnen des Palais Royal zuwerfen, mußte nicht auf Koſten eines Mannes geſchehen, deſſen ſittliche und politiſche Bedeutung, publiziſtiſche

Tiefe und römiſche Charakterfeſtigkeit, deſſen ſchönes edles Gemüth und zarte Hingebung an Schmerz und Unglück, deſſen Herz in allen ſeinen Lebensfunktionen ihn gegen Herrn Heine als einen Rieſen erſcheinen läßt, der ganz ruhig die Hand auf die „europäiſchen Monumente“ des Herrn Heine legen und ſagen kann: „Siehſt Du, ich bin doch größer als Du!“

Herr Heine erzählt uns ſeine Berührungen mit Börne. Er erzählt, wie er ihn gefunden, im ſeidnen Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, ſchwerhörig, heute krank, morgen geſund. — Auch dieſe Beſchreibungen ſind zum Theil wahr, theils ergötzen ſie, weil ſie aus dem Beſtreben hervorgehen, zu zeigen, daß Herr Heine ſchöner gebaut, corpulenter, liebenswürdiger, kurz ein Menſch wäre, den man mit Börne gar nicht vergleichen könne. Mißlich aber iſt es mit den Aeußerungen, die er Börnen in den Mund legt. Dieſe füllen oft in einem Zuge mehr als ſechs bis ſieben Seiten. Sollte Herr Heine ſchon vor zwanzig Jahren die Abſicht gehabt haben, ſeine Memoiren zu ſchreiben und über die Aeußerungen der Menſchen, mit denen er umgeht, ſchon ſo lange Buch führen? Nein, es iſt unmöglich. Dieſe langen Tiraden, die oft witzig, oft durch ihre Länge ungenießbar ſind, kann Börne nicht geſprochen haben. Herr Heine, der ein ſo ſchwaches Gedächtniß hat, daß er ſogar dasjenige, was ihm das Theuerſte war, ſeine Grundſätze, mit der Zeit vergaß, Herr Heine ſollte den Kopfrechner Daſe an Intenſität des Erinnerungsvermögens übertreffen? Gegen die Aechtheit dieſer Diatriben müſſen wir alſo von vornherein proteſtiren. Sie ſind ohne Zweifel durch einen ſchlagenden Einfall Börne's angeregt, aber in dieſer Form ohne Widerrede von Heine eben ſo erfunden, wie die Reden, die Cornelius Nepos Imperatoren halten läßt, die auch größer waren als er.

Alle Welt wird mit mir darin übereinſtimmen, daß das, was Börne bei Herrn Heine redet, ihn eben nicht im liebenswürdigſten Lichte erſcheinen läßt. Nicht nur, daß er ſich wie ein unſinniger Coupe tête in ſeinem politiſchen Fanatismus gebehrdet, er iſt auch lasciv, gewöhnlich und nicht ſelten beinahe gemein. Dieſe Lüge in dem Buche des Herrn Heine hat mich — nächſt der empörenden Mißhandlung eines edlen weiblichen Gemüths — am tiefſten gekränkt, hat mich um ſo mehr gekränkt, als vielleicht Börne ſich wirklich gehen ließ, wenn er mit der ſaloppen Geſinnungsloſigkeit, der witzelnden Blaſirtheit und dem bekannten bauchgrimmenden Ennui des Herrn Heine zuſammen kam. Wir ſind Menſchen und Börne war ſogar ein guter Menſch. Wenn er in Herrn Heine's Gegenwart manches Lascive und Triviale ſprach, ſo that er es aus Gefälligkeit gegen den Mann, der ihn beſuchte. Er war zu gutmüthig, um Herrn Heine eine andere Sprache vorzuſchlagen, als welche dieſer in ſeiner Unterhaltung gewohnt iſt. Es ſind wahrhaft häßliche Dinge, namentlich über Chriſten- und Judenthum, die Herr Heine Börne'n in den Mund legt. Wenn ſie nicht ganz erfunden ſind, ſo beweiſen ſie nur, wie freundlich Börne in ſeinem Weſen war, wie wenig er den Streit liebte und mit wie zarter Aufmerkſamkeit er denen entgegenkam, die ihn beſuchten. Womit ſollte er Herrn Heine unterhalten? Er ſchätzte den jungen Mann, er ſetzte große Hoffnungen auf ſeinen Styl, er glaubte ihn aufmuntern zu müſſen und ging harmlos auf die albernen Talmudwitze ein, an denen Herr Heine mehr ſeinen Humor genährt hat, als an unſerm großen Jean Paul, den er in dieſem Buche einen „confuſen Polyhiſtor“ nennt! Ja, um die Wahrheit ganz zu ſagen, man muß wiſſen, daß zwei getaufte Juden von ſo lachluſtiger Natur, wie Börne und ſein Schatten, tauſend Gelegenheit finden, an den drolligſten Vorkommniſſen innerhalb der Synagoge und des Ghettos ihren Witz zu üben. Es iſt recht betrübend für mich, daß ich manchem Israeliten vielleicht weh thue, wenn ich bekenne, daß mir nichts Ungezügelteres vorgekommen iſt, als wenn zwei jüdiſche aufgeweckte Köpfe ſich gegenſeitig in witzigen Einfällen zu überbieten ſuchen. Der arme Börne (Herr Heine nennt ihn in ſeinem ganzen Buche nicht anders) ließ ſich vor dem jungen Manne, der ihn beſuchte, mehr als billig gehen und dieſer benutzt jetzt deſſen problematiſche Äußerungen, um über Börne einen häßlichen gelben

Nebel zu verbreiten. Möchte dieſe Aufklärung des wahren Sachverhältniſſes ihn von dem Andenken des trefflichen, grade in ſeinem häuslichen Geſpräche immer gewiegten und beſonnenen Mannes für immer verſcheuchen!

Der politiſche Theil der mit Börne gepflogenen Unterredungen des Herrn Heine bezweckt, Erſteren als einen republikaniſchen Narren, Letzteren als einen Royaliſten, oder wie man es von den ausgeſöhnten Legitimiſten in Frankreich nennt, als einen Ralliirten hinzuſtellen. Börne iſt nach Herrn Heine ein Sansculott, er dagegen nur ein philoſophiſch-gemüthlicher Beobachter des Laufes der Begebenheiten, Börne gehört zur Parthei des Berges, Herr Heine zur Parthei des „Sumpfes.“ Ich habe die zahme, royaliſtiſche Widerrufs-Politik des Herrn Heine mit Vergnügen geleſen, denn ſie läßt hoffen, daß man die Polizei-Aktuarſtelle, welche Börne früher in Frankfurt bekleidete, vielleicht ihm überträgt, und ihm dadurch Gelegenheit verſchafft, ſich im Vaterlande von dem geringen Gewicht, das man noch auf ſeine Worte legt, ſelbſt zu überzeugen. Allein man bedenke: die erwähnten Geſpräche mit Börne ſind alle zu einer Zeit gehalten, wo Herr Heine ſelbſt einer der unternehmendſten Jakobiner war, zu einer Zeit, wo ſeine Schriften mit der Marſeillaiſe begannen und der Pariſienne aufhörten; zu einer Zeit, wo ſeine Pamphlets nur verſtümmelt erſcheinen konnten, weil kein deutſcher Druckherr wagte, ſeine Finger zum Aufbau all der ſtaatsgefährlichen Mausfallen und Guillotinen, die in dieſen Räſonnements drohten, herzugeben. Nun iſt nicht zu läugnen, (und mein Buch wird darüber mit Ernſt und Aufrichtigkeit urtheilen) daß Börne in den Tagen nach der Julirevolution ſich der Hoffnung auf einen gewaltſamen Umſchwung der Begebenheiten mit rückſichtsloſer Leidenſchaft hingab; allein was iſt edler, wahrer und redlicher: dieſe Anſichten auch innerhalb ſeiner vier Wände vertheidigen, oder ſie, wie es bei Herrn Heine der Fall war, nur zur intereſſanteren Drapperie ſeines Styles zu benutzen und nach einigen Jahren in Hoffnung auf die Frankfurter Polizei-Aktuarſtelle, ſie als nie dageweſen läugnen? Das dritte Wort in Herrn Heine's „franzöſiſchen Zuſtänden“ iſt die Tricolore, die Guillotine, das Ça ira u. ſ. w., bei Börne war es auch das dritte Wort in der Converſation. Geſetzt, ſie wären Beide in einem betrübten Irrthum befangen geweſen, wer war redlicher, Börne oder ſein Judas?

Herr Heine hat die Abſicht, die patriotiſchen Erhebungen ſeit 1830 als lächerlich hinzuſtellen. Große Anfänge, die klein enden, fordern leicht den Witz heraus. Allein auch hier muß der Spötter Berechtigung haben und Herr Heine, der Jahrelang um die Gunſt der republikaniſchen Parthei in Paris buhlte, hat dieſe nicht. Wenn über das Mißlingen des Hambacher Feſtes ein Mann von deutſchem Gefühl, Sinn für Gemeinwohl, ein Freund geſetzmäßiger Freiheitsentwickelung frohlockt, ſo wird man ihm vielleicht mit getheilter Empfindung zuhören; allein Herr Heine ſollte ein Recht haben, die süddeutſche politiſche Bewegung, die Vorfälle in Rheinbayern und das Aſſociationsweſen der deutſchen Handwerker zu beſpötteln?

Er hat es einmal deshalb nicht, weil er früher ſeine Schriften mit den grellſten revolutionären Farben überpinſelte, und zweitens auch darum nicht, weil ein Herz ohne Gefühl, ein Charakter ohne Stetigkeit, ein Streben ohne Geſinnung überhaupt nicht berufen iſt, in ernſten Fragen, die das Gemeinwohl berühren, eine Anſicht für oder gegen auszuſprechen. Wer ſo tief, wie Herr Heine, im Irdiſchen, Materiellen, in der Blaſirtheit des Jahrhunderts verkommen iſt, dem kann nicht einmal das Frohlocken über eine geſcheiterte Unbeſonnenheit geſtattet werden. Alle deutſchen Ehrenmänner, die den Gang der Begebenheiten ſeit 1833 billigen, werden darin einig ſein, daß ſie nimmermehr zum Organ dieſer Billigung Herrn Heine wählen möchten. Der deutſche Sinn iſt einmal ſo. Börne mit ſeiner Übertreibung ſteht uns immer noch ehrenwerther da, als Herr Heine mit ſeinem Widerruf.

Die gänzliche Unfähigkeit unſeres leidigen Gewährmannes, ſich in die Tiefe eines edlen Gemüthes zu verſenken, beweiſen die ſchnöden Trivialitäten, die Herr Heine über die religiöſe Stimmung, die Börne'n am Abend ſeiner Tage für vieles Geſcheiterte tröſtete, ſich erlauben zu dürfen glaubt. Auch über dieſe Erſcheinung werden nachſtehende Blätter ſich wahrer ausſprechen, ſo wie denn überhaupt mein Buch auch die einzig als wahr annehmlichen Aufſchlüſſe über das Zerwürfniß zwiſchen Börne und Herrn Heine enthalten dürfte. Herr Heine hat der Wahrheit durch ſeine Schrift zuvorkommen wollen; aber ich denke, da jene nach der Lüge erſcheint, wird ihm das Aufräumen der Gegnerin um ſo leichter werden.

Ich geſtehe, daß ich für das Unterhaltende und Witzige in der Schrift des Herrn Heine nicht unempfindlich bin. Er wird für das Formelle in ſeinen Büchern wenig ſo dankbare Leſer haben, wie mich. Herr Heine iſt ein muntrer Kopf, der, ohne wiſſenſchaftliche Bildung, mit einer, weniger poetiſchen, als poetiſirenden Gabe ausgeſtattet iſt, die ihm erlaubt, an den Dingen mehr Seiten wahrzunehmen, als ſich der Beobachtung des Verſtandes auf den erſten Blick darbieten. Weniger

Poet, als poetiſcher Dilettant aus der romantiſchen Zeit, weiß er den Gegenſtänden ſeiner Beobachtung eine phantaſtiſche Appretur zu geben, die von einem angebornen Sinn für das Naive, das Detail, das Unweſentliche, Specielle unterſtützt wird. Ohne ſittliche Selbſterziehung, von den Schmeicheleien ſeiner Umgebung früh gehätſchelt, angewieſen auf Lebensernten, die er nicht zu ſäen brauchte, ein verwöhntes Kind der Familiencoterie, ſchlenderte er mit nachläſſiger Indifferenz durch ein menſchliches Daſeyn, das ihm der Zufall ſanft genug bettete, blieb bei jeder Albernheit, die ihm das Leben der Straße bot, ſtehen und gloſſirte die Menſchen, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihre Schickſale, ihren Glauben. Nie hat Herr Heine aus dem Kreiſe des kleinlichſten Egoismus heraustreten können, nie empfand er für das, „Was, wie Goethe ſagt, der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt.“ Zieh man ihn der Unwahrheit, nannte man ihn geſinnungslos, häufte man Vorwurf auf Vorwurf, — es ließ ihn gleichgültig, wenn man ihm nur — den Witz einräumte! Und in der That, das Talent, ſich im fernen Paris in eine dunkle, verſteckte Stube einzuſchließen und von dort aus über die Lächerlichkeiten von tauſend Menſchen, denen er im Leben begegnete, ſpottend nachzugrübeln: dies Talent beſitzt er meiſterhaft. So muß ich geſtehen, hab' ich Vieles in ſeinem Buche über Börne belacht. Aber nun denke man ſich, wenn man gezwungen werden ſoll, auf Koſten edler Menſchen zu lachen! Wenn man mitten in einem ſpaßhaften Satze vor der beleidigenden Wendung deſſelben erſchrickt und für einen Autor erröthet, der nicht mehr erröthen zu können ſcheint! Als ich von Herrn Heine's Witz gebrandſchatzt wurde, auch über Edle zu lachen, da war es mir, als bekäme man von einem Restaurant eine Fleiſchſpeiſe mit pikanter, appetitreizender Sauçe, ſtriche dieſe mit dem Meſſer fort und würde dann plötzlich von einem infamen Faulgeruch angedunſtet, den die Cappern und Champignons verdecken ſollten, oder man nähme einen Biſſen in den Mund und müßte ihn aus Schreck über ein langes, durchſichtiges, rothes Haar an der Gabel wieder fallen laſſen! Solche Schrecken bietet faſt jede Seite der Schrift des Herrn Heine dar.

Auch ohne meine Rüge wird man die Mißhandlung einer edeln gebildeten Dame, die Börne'n in treuer Anhänglichkeit ihr Leben gewidmet hat, empörend finden. Das Verhältniß Börne's zu Madame W. (es iſt in meinem Buche thatſächlich dargeſtellt) gehört zu jenen ſchönen Begegnungen edler Seelen, die zum Glück der Dichter und Weiſen nicht bloß von ihnen nur zum *Gegenſtand* ihrer Schöpfungen gewählt wurden, ſondern die oft ſie *ſelber* beglückten und ihnen ein einſames Daſeyn verſchönerten. Ganz Frankfurt, hierüber gewiß kompetent, ſtimmt darin überein, das Börne's Verhältniß zu Mad. W. ein ebenſo wohlthätiges für den verlaſſen und einſam in der Welt ſtehenden Unverheiratheten, wie ſeiner Natur nach rein und ſittlich war. Herr Heine wahrlich ſollte einer der Erſten ſeyn, der das Poetiſche einer ſolchen Beziehung mehr, als Andere, zu würdigen wüßte. Statt deſſen bringt er dieſe Dame an den Pranger der Publicität. Er entwürdigt ihr Leben, er bezweifelt ihre Sittlichkeit, er ſchändet ſie mit der Lascivität ſeines gemeinen Witzes. Eine Frau, die ihn durch Nichts gekränkt haben kann, als durch ihre liebende Verehrung für Börne, ihr Gatte, der der dritte in einem Seelen-Bunde war, für deſſen Verſtändniß die alltäglichen Begriffe unſeres Lebens nicht ausreichen, alle dieſe Beziehungen werden hier von dem frechen Spott des Herrn Heine ſo beſudelt, daß ſie wie die Cloake eines eben ſo unſittlichen Verhältniſſes ausſehen, als in dem Herr Heine, Zeitungsnachrichten zufolge, ſelber leben ſoll. O wie tief iſt die Würde unſerer Literatur geſunken! Ein Schriftſteller, der ſich einbildet, „europäiſche Monumente“ errichtet zu haben, kann ſich darin gefallen, kleine Kothhaufen aufzubauen, wie die Gamins der Straße! Wenn dieſer zügelloſe Mißbrauch der Preſſe fortfrißt, welches ſittliche weibliche Gefühl wird nicht zittern vor einer Berührung mit Dichtern und Schriftſtellern? Hingebungen, wie ſie Goethe, Bürger, Tieck, Schlegel fanden, werden aus Furcht, öffentlich gebrandmarkt zu werden, ausſterben und der Poet wird auch darin der ärmſte werden, daß kein Frauenherz mehr ſeinem Frieden traut, und ihm, wie Herrn Heine's, des großen Sittenrichters, Beiſpiel lehrt, nichts übrig bleibt als eine Wahl unter den Nachtvögeln des Palais Royal.

Ich bin zu Ende. Herr Heine ſchließt ſein Buch mit einer von ihm ſchon abgenutzten Allegorie faſt wie ein Teſtament. Er ſagt: „Ich werde dick und fühle eine ſonderbare Müdigkeit des Geiſtes.“ So wird auch bald, nach ſolchen Büchern, der ſchöne Ruhm, den er in der Literatur des Tages behauptete, ſein Auge ſchließen und von Herrn Heine nichts mehr übrigbleiben, als ein ödes, nur mit ſpärlichem Grün bewachſenes Geweſen! Börne's letzte Schrift zeigte ihn uns edler, verklärter, als je. Selbſt ſeine Feinde gewannen ihn lieb, als er ſein letztes kleines Buch geſchrieben und ſtarb. Herrn Heine's letzte Schrift aber zeigt ihn uns vollkommen in einer moraliſchen Auflöſung. Börne war kein Dichter und ſchrieb wie ein Prophet. Herr Heine affektirt, ein Dichter zu ſein und ſchreibt wie ein Gamin. Börne war nicht frei von Irrthümern, aber im Feuer ſeiner Überzeugung härtete ſich ein ſtählerner Charakter. Herr Heine ſchwimmt im Meer der Lüge und wird ſich allmälig ganz verdunſten in das „goldne Nichts“ der Eitelkeit. Börne ſtritt gegen die Lebenden und verſöhnte ſich mit den Todten. Herr Heine fürchtet die Lebenden und erſt, wenn ſie ſterben, bekämpft er ſie. Börne griff ſeine Feinde an: Herr Heine nur die Gattinnen und Freundinnen ſeiner Feinde. Börne ſtritt, als er noch lebte, gegen Herrn Heine: Herr Heine wartete und antwortete dann erſt, als Börne geſtorben war!

So mögen dieſe Blätter hingehen und für das Leben eines merkwürdigen Mannes ein beſſeres Zeugniß geben, als die Lügenſchrift ſeines Rivalen, der ihn um den Ruhm einer edlen Geſinnung und den Vorſprung eines gediegenen Charakters beneidete! Wenn Herr Heine beabſichtigte, meinem Buche von vornherein beim deutſchen Publikum die Glaubwürdigkeit abzuſchneiden, ſo denk' ich nicht, daß nach dem Inhalt dieſer zu meiner Schrift nothwendig gewordenen Vorrede ihm ſein ſchnöder unedler Zweck gelungen iſt.

Geſchrieben in Hamburg,
den 10. Auguſt 1840.

K. G.

Börne's Leben.

Es iſt nichts leichter, als von achtbaren Eltern geboren werden, einen guten Schulunterricht genießen, mit viel Sittſamkeit die Hochſchule beziehen, mit viel Anmaaßung ſie verlaſſen, im ſchwarzen Frack die Runde bei den Staatsmännern machen, die ein Amt zu vergeben haben, es glücklich erhalten, den Eid der Treue ſchwören, wirklich treu ſein, treu dem Fürſten, treu den Grundſätzen unſrer Vorgeſetzten, treu dem Geiſte, in welchem uns unſer Gehalt vierteljährlich von der Landeskaſſe ausgezahlt wird, funfzig Jahre in dieſem Geiſte verharren, ſteigen bis zum wirklichen geheimen Rath und mit Orden bedeckt, von Kindern und Enkeln umringt, ein ehrlich erworbenes kleines Vermögen hinterlaſſend, endlich das Zeitliche ſegnen. Und noch mehr! Du kannſt dir wirklich manches Verdienſt um deine Mitmenſchen erworben haben und die Medaille mit Recht anſprechen dürfen, welche in der fürſtlichen Münze auf dein Andenken geſchlagen wird! Du kannſt die Reſidenz deines Landesherrn mit einer hübſchen Pappelallée geziert und für Brunnen geſorgt haben, die deinen Mitbürgern ein beßres Trinkwaſſer geben! Du kannſt eine Rentenanſtalt begründet, die Lotterie abgeſchafft, eine beßre Verwaltung des Armenweſens nach neueren Theorien eingeführt haben! Du haſt die Landwirthſchaft deiner Provinz gehoben, indem du Wettpreiſe für den beſten Flachs, das beſte Obſt ausſetzteſt; die Pferdezucht, die Schaafveredlung, die Schulanſtalten und ſogar die Landesbibliothek, Alles kann durch dich gehoben, verbeſſert, neu begründet ſein; und doch war dein Leben ſo, wie der Wind vorüberfährt. Was du thateſt, that dein Amt, deine bürgerliche Stellung, deine nächſte äußerliche Pflicht: Du hätteſt auf dieſe Art die Welt erobern können und doch nicht nöthig gehabt, dabei dein Bett zu verlaſſen. Man kann ſterben und drei Tage lang von einem ganzen Lande mit Läuten der Glocken, angelaufenen Degen und Florbinden betrauert werden, und hat doch nicht wahrhaft menſchlich gelebt.

Menſchlich leben? O das heißt mehr, als ein guter Vater, glücklicher Gatte, treuer Unterthan ſein. Menſchlich leben heißt ein Engel ſein, der vom Himmel abkömmt und ſich in dieſe Welt verfliegt, und irrend umherflattert, nicht wiſſend, wo er ein Thor finden ſoll, um in ſeine Heimath wieder zurückzukehren. Menſchlich leben heißt nicht, wachen am Tage oder träumen in der Nacht, ſondern: träumen am Tage, wachen in der Nacht; und vor allen Dingen heißt menſchlich leben unglücklich ſein, verkannt werden, in ſeinem heiligſten Glauben mißverſtanden, in ſeinen Hoffnungen von einer ſchadenfrohen Wirklichkeit verſpottet werden, geäfft von dem Echo der Ohnmacht, wenn wir ſtolze und erhabene Wünſche mit donnernder Stimme in die Welt hineinrufen, betrogen von dem Nächſten und Entfernteſten, verfolgt vom Feinde und noch mehr ſogar belächelt und bemitleidet werden vom Freunde, der uns nicht verſteht. Seht, ſo zwängt ſich der Eine mit zuſammengedrückten Schultern, gebognem Rücken und geſenktem Kopf durch alles das hindurch, was das Leben an guter Ordnung, friedlicher Sicherheit und nettem Ertrage uns darbietet; der Andre ſucht grade die Widerſprüche unſres Daſeins auf, will ſie verſöhnen und geräth zwiſchen die Räder einer Bewegung, die er zum Wohl des Ganzen hemmen wollte. Er ſucht die ungebahnten Straßen, die verſteckten Winkel des Lebens auf, bis in welche der Lärm eines gewiſſenloſen, ſcheinbar glücklichen In-den Tag-Hineinlebens nicht gedrungen iſt, er denkt an den Winter, während Jene ſich im Sommer ſonnen. Und nun bricht meinem Menſchenfreunde eine Sproße der Leiter, die er anſetzte, um eine köſtliche Frucht für uns Alle zu holen, — die Menge lacht. Er wendet ſich zu ihr mit geiſtvoller ſchwärmeriſcher Rede, ſie findet beim Einen Anklang, aber beim Andern Widerſpruch und beim Dritten verläumderiſche Entſtellung. Nun werfen ſie ſich ſein Herz mit den innerſten ſeligſten Geheimniſſen deſſelben wie einen Spielball zu, ſuchen in großen Zwecken, die dem Allgemeinen galten, kleine auf, die ſich die Perſon vorbehielt, ſtellen die Abſichten und die zu ihrer Durchſetzung aufgewandten Mittel in einen lächerlichen Contraſt und machen aus dem Erhabenſten etwas Gemeines: — ſeht, das heißt menſchlich leben!

Ich las, daß ein geiſtvoller Denker einſt ſagte: „Die Möglichkeit, daß noch einmal ein Meſſias erſcheine, iſt für unſre Zukunft noch nicht abgeſchnitten.“ Ich mußte lachen. Ja, ein Meſſias kann erſcheinen; wenigſtens bedürfen wir ſeiner; um ihn aber anerkannt zu wiſſen, nimm uns erſt die kleinliche Genußſucht unſrer Zeit, nimm uns die hämiſche Begrüßung des Außerordentlichen, dies Produkt unſrer frivolen Ohnmacht, nimm uns jene ſogenannte Civiliſation, die uns in den Ketten und Banden einer ſcheinbaren bürgerlichen Ordnung hält, nimm uns dieſe fürchterliche Controlle unſrer nächſten unſchuldigſten Lebensäußerungen, und dann denke an deinen Meſſias! Oder glaubſt du, der Sohn Gottes hätte in einem Jahrhundert der Gensd'armen und der Päſſe in die Welt kommen können? Warum nicht? Wirſt du antworten. Zum Gekreuzigt werden haben wir Pilatuſſe und Golgathas genug. Nein, der ächte Menſch, der, welcher ſeinen Urſprung vom Himmel nicht vergißt, der die Aufgabe des Lebens darin findet, daß er dem Unterdrückten beiſteht, der nur das Edle und Große will, nur die Liebe für das einzige Band unſrer irdiſchen Verhältniſſe anerkennt, dieſer ächte Ecce Homo kommt auch nicht einmal mehr dazu, gekreuzigt zu werden. Man würde ihn tödten; o ja! aber durch Nadelſtiche; durch tauſend kleine Qualen ſchürte man ihm ein Feuer unter einem Roſt, auf dem er langſam und ſchmerzlich ausathmete; nicht den Körper, das Gemüth tödteten ſie ihm. Das iſt der große Muth, den das Genie in unſerem materiellen Jahrhundert haben muß, — lächerlich zu erſcheinen; der Muth, entſtellt zu werden, mit ſeinen perſönlichen Verhältniſſen an's Tageslicht geriſſen, gekränkt in Vater und Mutter, Schweſter und Gattin, geärgert von der rothwangigen Genügſamkeit, die ſeinem Treiben mit einer Art von Mitleid zuſieht, verzerrt zu werden in eine Carrikatur und als ein Märtyrer für etwas zu fallen, das ſelbſt die nicht einmal anerkennen, denen zu Liebe es erſonnen und mit dem Tode beſiegelt wurde!

Und wenn ich den edlen Mann nenne, welcher dieſe Betrachtungen bei mir weckte, Ludwig Börne, ſo geſellt ſich zu ihnen noch eine andre hinzu, von der ich nicht weiß, ſoll man ſie eben ſo ſchmerzlich oder einen Troſt nennen? Kaum war die Kunde von Börne's Tod erſchollen, ſo war das Urtheil der entgegengeſetzteſten Partheien verſöhnt. Was man dem Lebenden nicht einräumte, räumte man dem Todten ein. Als man ihn beſtattete, ſenkten alle Prinzipien ihre Fahnen und ſagten: Es war ein Charakter! Den Werth der Ideen, für die er gelebt hatte, ließ man unentſchieden; man bewunderte wenigſtens, daß er auch mit ihnen geſtorben war. Er hatte nichts widerrufen, er hatte keinen Prieſter an ſein Bett kommen laſſen, um ihm einen Brief zu diktiren, den er an den frankfurter Senat ſchreiben ſollte, er hatte Wolfgang Menzel nicht deshalb geſchont, weil er ihn einmal gelobt, Heine nicht deshalb doch geduldet, weil dieſer ſich ja nach ihm gebildet hatte, er nahm weder ſeine Pariſer Briefe noch ſeine Satyre auf die Schnelligkeit der Thurn- und Taxis'ſchen Eilwägen zurück, weder den Narren im weißen Schwan, noch einen Paragraphe ſeines politiſchen Glaubensbekenntniſſes, es wurde nichts bekannt von Penſionen, die er etwa bezogen hätte, im Gegentheil erfuhr man, daß er ſeiner Liebe zur Freiheit die uneigennützigſten Opfer zu bringen pflegte — da konnte man die Bewunderung nicht mehr zurückhalten. Unſre Zeit, ſo ſchwach! und doch war Einer ſtark geweſen.

Seht die einzige Art, wie man ſich mit Euch verſöhnen kann! Man muß nur feſt bleiben in dem Unglück, das dieſe Welt über uns verhängt, muß nur nicht weichen links oder rechts, wenn man mit Koth beworfen wird, muß erhaben lächelnd durch Eure Irrthümer und Täuſchungen, durch Eure Schwäche und Euren Eigenſinn hindurchgehen; darüber erſtaunt man in einem Zeitalter, wo ſelbſt ein Talleyrand ſo ſchwach wurde, in der letzten Stunde dem Papſt ſein ganzes Leben abzubitten. Soll man nun an dieſer Verſöhnung, mit der ſeit Börne's Tod ſein Name genannt wird, Freude haben? Soll man ſagen: die Menſchen ſind ſo kindiſch und ſo feig, daß ſie nur durch ein Schauſpiel, das vor ihnen aufgeführt wird, erſchüttert werden können; oder ſoll man doch noch Vertrauen zu unſerer Zeit ſchöpfen und denken: Es liegt doch noch etwas Edles in den Gemüthern verborgen, der Quell der Tugend iſt nicht ganz verſiegt und es iſt immer möglich, daß Staatsmänner über das, was ſie am Tage Böſes wirken, des Nachts bittre Thränen der Reue vergießen? Ich geſtehe — hier verläßt mich die Kenntniß meiner Zeit, und ich begnüge mich mit dem an ſich erfreulichen Reſultat, daß Börne's Charakter jetzt nicht mehr dem Mißverſtändniſſe ſo ausgeſetzt iſt, wie zu ſeinen Lebzeiten, daß ſich die Urtheile über ihn auffallend berichtigt haben, und dem Menſchen in ihm ſchon dieſelbe Genugthuung widerfährt, die der Schriftſteller Börne, der witzige, ſinnreiche Kopf, der geſchmackvolle Styliſt und ſcharfſinnige Kritiker zu allen Zeiten gefunden hat.

Eine Rettung in der Art, wie ſie Leſſing von Horaz und minder bedeutenden Namen ſchrieb, würde bei Börne nun nicht mehr nöthig ſein. Wohl aber hat ſein Leben Aehnlichkeit mit den Charakteren der franzöſiſchen Revolution, von denen mancher allerdings bis auf den heutigen Tag unverantwortlich geblieben iſt, mancher aber auch durch den im Verlauf der Zeit ſich mildernden Geiſt der Beurtheilung aus einem Ungeheuer allmälig ſich in einen ſonſt trefflichen, biedern Mann verwandelt hat, den nur die fürchterlich beengenden Umſtände der Revolution zu Handlungen zwangen, die ſeinem Gemüthe urſprünglich völlig fremd waren. Wer ſich auch bei Börne durchaus von dem Gedanken nicht trennen kann, daß ſeine Briefe aus Paris Anſichten und Redewendungen enthalten, die ſich von einem unmittelbaren Standpunkte nicht vertheidigen laſſen, dem wollen wir nicht vorgreifen, wenn er die Geſchichte unſrer Zeit zur Hülfe nimmt und ſich durch die Gährung und Verworrenheit derſelben erklärlich macht, was er ſonſt nicht würde verziehen haben. Börne beſchäftigte ſich viel, wenn auch nicht, wie es hieß, mit einer Geſchichte, doch mit Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution; es war ſeine Abſicht, einzelne Charaktere derſelben durch den Pragmatismus der damaligen Begebenheiten zu erklären und in der Möglichkeit, ja Nothwendigkeit ihrer extremen Handlungen zu entwickeln. Der ſittliche Leumund, der dem Privatcharakter einiger dieſer Männer nachtönte, beſtimmte ihn, ihr Wirken genauer zu prüfen. Eine mißliche That wird uns gleich verzeihlicher erſcheinen, wenn wir erfahren, daß bei ihr kein Vortheil im Hintergrunde ſtand. So feindſelig für Börne's Gemüth und Sinnesweiſe z. B. die Beſtechlichkeit eines Mirabeau, die geniale Unſittlichkeit eines Danton wirken mußten, ſo ſehr zog ihn im Gegentheil alles an, was man über Robespierre's häusliches Leben erfahren hat, die Armuth, in der er ſtarb, die Einfachheit ſeiner Lebensweiſe, ja, um noch eins zu nennen, was für Börne's Seelenleben entſcheidend iſt, die Kunde von Robespierre's Hypochondrie und Schüchternheit im Umgang; der Menſchenhaß, den man bei dieſem dunkeln Charakter gewöhnlich als die Urſache ſeiner Grauſamkeit anzunehmen pflegt, ſchien Börne eher ein Unglück, als eine Leidenſchaft zu ſein. Je mehr er in Erfahrung brachte, daß Robespierre im Leben linkiſch war, nicht reden konnte, ſparſam lebte, an Hypochondrie litt, in einem kleinen Hauſe ſtill und traulich bei ſeiner Schweſter wohnte, endlich für Geld und Sinnlichkeit unempfänglich war, deſto gerechtfertigter wurde ihm die hiſtoriſche Erſcheinung und fürchterliche Stellung deſſelben zur Geſchichte. Wenn ſich Börne geirrt hätte, ſo beweiſt dieſe Art des Irrthums doch die Tiefe ſeines Gemüths und einen ſittlichen Ernſt, der in der That auch ſein ganzes Leben verklärte.

Das Leben Börne's iſt, abgeſehen von dem perſönlichen Intereſſe, welches die Neugier daran nehmen kann, noch in manchen Beziehungen merkwürdig. Angedeutet iſt ſchon, wie es uns die Stellung des Genies und des Charakters zu unſrer Zeit verſinnlicht. Auch in Börne's Stellung zur Literatur, wie dieſe ſich allmälig ergeben hat, liegen Gedankenreihen, die man an ihn zuerſt anknüpfen muß, und die in der bisherigen litterariſchen Erfahrung zu bilden gar nicht möglich war. Außer dem denkwürdigen Einfluſſe, den Börne auf die politiſche Bildung des deutſchen Volkes hatte, gewann er, da er dieſen Einfluß grade in ſo geiſtreicher Form und Sprache geltend machte, noch im beſondern zur Literatur eine Stellung, die, man kann wohl ſagen, epochemachend geweſen iſt. Nun war es aber die harmloſeſte Art, wie Börne zur Literatur kam, die unbewußteſte. Bisher ſind wir gewohnt geweſen, daß Beamte oder Gelehrte in ihren Mußeſtunden in die Leier griffen und das Lob der Frauen, des Frühlings und des Weines ſangen; junge Studenten dichteten Dramen, verſäumten, ſich die Antworten einzulernen, welche ſie einſt auf die in den Staatsprüfungen vorgelegten Fragen zu geben hatten, erwählten den Dichter und Schriftſtellerberuf als einen ausſchließlichen, indem ſie Zeitungen, Almanache und literariſche Genoſſenſchaften begründeten, alle hatten ſie von Goethe herab bis zum gewöhnlichſten Taſchenbuchsnovelliſten ein beſtimmtes nur in den bisher der Literatur abgeſteckten Grenzen liegendes äſthetiſches Ziel. Seit den Befreiungskriegen traten freilich ſchon Männer auf, die, ohne *ſpeciell* für die Literatur als ſolche zu ſchreiben, doch tiefe Furchen ſogar in den Prinzipien derſelben zogen und jedenfalls ihre Gränzen erweiterten; Arndt z. B. Görres, Steffens und Andre. Doch zogen ſie ſich meiſt auf die Geſchichte oder Philoſophie oder ſonſtige wiſſenſchaftliche Einzelgebiete wieder zurück, oder beſaßen in Styl und Vortrag nicht jene Saatkeime, die in eine neue Epoche für die Literatur aufſchießen konnten. Börnen jedoch gelang es, *ohne es zu wollen*, ein deutſcher Claſſiker zu werden. Dasjenige, woran er am wenigſten gedacht hatte, fiel ihm am erſten zu. Er beurtheilte die Dichter, die Schauſpieler, die Philoſophen, die Publiziſten ſeiner Zeit: er machte aus dem Jean-Paulismus etwas Klares, Durchſichtiges, ſchrieb Satyren aus äußern Zwecken, trieb die ſchöne Literatur nur, um die Politik in ein erlaubtes Gewand zu hüllen, ſprach von Schiller und Goethe und dachte dabei an

Montesquieu und Metternich, ſchrieb faſt immer nur auf äußre Veranlaſſung, getrieben durch eine herausfodernde Gelegenheit — und doch iſt auch dieſem Zufälligen etwas Nothwendiges gewachſen: die Zuſammenſtellung ſeiner vereinzelten Thätigkeit machte Epoche, er wirkte nicht bloß auf Miniſter und Landſtände, wie er faſt allein zu wollen ſchien, ſondern auf den ganzen Verlauf unſrer Literaturentwickelung, auf unſre Dichter, unſre Styliſten.

Wäre Leſſing nicht noch Dichter geweſen, ſo würde die Art, wie er ſich zur Literatur ſeiner Zeit anregend und umwälzend verhielt, mit der, wie Börne auf die unſrige wirkte, durchaus zuſammentreffen. Börne wie Leſſing, beide waren bei ihren kritiſchen Abhandlungen immer nur vom Stoff beherrſcht; und grade dieſer verflüchtigte ſich vielleicht zuerſt und ging mit dem Augenblick verloren, die Form aber blieb und befruchtete die Thätigkeit der Andern. Leſſings Dramaturgie war längſt vergeſſenen franzöſiſchen Dramen gewidmet, deren übergroße ſteife Regelrichtigkeit er der Natur gegenüber erröthen machte; die Stücke und Verfaſſer intereſſiren uns jetzt nur wenig; aber die Behandlungsweiſe Leſſing's hat ſich erhalten. So wird man auch von Börne mit innigſtem Vergnügen ſeine

Theaterkritiken in der Waage leſen, die er nur zum Theil in ſeine „Geſammelte Schriften“ aufnahm; ſie ſind alle würdig, erhalten zu werden; denn wenn auch die Herren Heigel, Otto, Urſpruch, die Damen Buſch, Pazlowska vergeſſen ſind, ſo iſt doch die Art, wie Börne die flüchtigen Leiſtungen derſelben fixirte, ſo fein, witzig und muſtergebend, daß ſich die Belege derſelben daurend erhalten werden. Große Genien ſind in ihren Schöpfungen harmlos, und was wir am meiſten an ihnen bewundern, ſchenkte ihnen der Zufall vielleicht im Spiele.

Das Leben Börne's iſt durchaus nicht reich an überraſchenden Motiven. Man würde kein Melodrama daraus machen können; weit eher eine Idylle. Er bedurfte der Einſamkeit, um ſeinen Träumen über das Wohl des Vaterlandes nachzuhangen, er bedurfte des Umgangs weniger Menſchen, weil ein Mann, deſſen Leben nach innen gerichtet iſt, nicht mit vollen Händen Anregungen ausſtreuen, noch weniger zu viel Eindrücke in ſich aufnehmen kann. Es wird ſich ein reiches herrliches Seelenleben in dem nachfolgenden Gemälde vor uns ausbreiten; aber grelle Tinten, überraſchende Schlagſchatten erwarte man nicht! das Meiſte, was Börne perſönlich erlebte, gab er ſich ſelbſt; von

Außen her empfing er nur jene Eindrücke der Zeit, die in ihm Gemüthsumwälzungen und Gedankendurchbrüche schufen, welche wohl von einer innern, seeliſchen Tragödie beim Leben dieſes Mannes ſprechen laſſen. Ein Zeitungsartikel, der ihm eine längſt gefürchtete Nachricht beſtätigte oder die Kunde eines irgendwo ausgebrochenen unverhofften Ereigniſſes gab, konnte ihn in die lebhafteſte Aufregung bringen und ihn in Stimmungen verſetzen, welche die Andern nur kennen, wenn ſich das Schickſal mit Gunſt oder Ungunſt ihren perſönlichen materiellen Intereſſen nähert. Um Börne's Leben ganz zu erſchöpfen, müßte man die Zeitgeſchichte von dem Augenblick an, wo ihm das Verſtändniß derſelben als Jüngling aufgieng, bis zur Ueberantwortung der Juli-Revolution an die Stock-Jobberey der Börſe wieder erzählen; ja man müßte ſie nicht bloß ſo darſtellen, wie ſie jetzt allmälig aufgeklärt und möglichſt durchgeſichtet, vor uns liegt, ſondern ſo trüb und verworren, wie ſie ſich im Augenblick darſtellte, wo auf eine ſichre Nachricht noch hundert falſche Gerüchte kamen, von denen jedes in andrer Art die Nerven eines Gemüths erſchütterte, welches mit ſeinen geheimſten Fäden an das Geflecht der Geſchichte angeſponnen ſchien und in jedem kleinſten Ereigniſſe nach dem Glück oder Segen fragte, der daraus der Menſchheit, dem Vaterlande erwachſen würde. Allgemeine Andeutungen müſſen hier den Biographen von der Unmöglichkeit, das Einzelne richtig und erſchöpfend zu treffen, loskaufen. Ich muß darauf rechnen, daß ſinnige Leſer ſich durch ein empfängliches Studium der Schriften Börne's die Züge, die ſich angeben laſſen, ergänzen werden. Denn auch darin ſind ja dieſe Schriften ſo groß, daß ſie überall es nicht bis zu jener ungeheuern Abtödtung der Subjektivität gebracht haben, welche den Goethiſchen Gebilden ihre ſtarre Ruhe gab; ſondern Börne mag behandeln, welchen Gegenſtand er will, immer ſpiegelt ſich in der kryſtallnen Klarheit ſeiner Darſtellung ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit, ſein eignes für Freud und Leid der Geſchichte empfängliches Gemüth. Dieſe Empfänglichkeit für die Intereſſen der Außenwelt, welche ſich in der Stimmung ſeiner größern oder kleinern Aufſätze leicht erkennen läßt, giebt ſeinen Schriften auch noch den Werth, daß ſie als eine gleichzeitige Quelle wenn nicht für eine Geſchichte der Ereigniſſe, doch für eine Geſchichte der öffentlichen Meinung benutzt werden können.

Ludwig Börne wurde als Löb Baruch den 22. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdiſchen Eltern geboren. Dieſe Abſtammung Börnes iſt für ſeine ſpätre Geiſtesbildung zu entſcheidend geweſen, als daß wir uns über ſie nicht gleich an der Schwelle ſeines Lebens verſtändigen ſollten. Börne war Jude Seine Feinde haben dies oft genug geltend gemacht, entweder um ſeine angeblichen Verirrungen zu erklären oder ſie mitleidig damit zu entſchuldigen. Die Einen, die Germaniſchen, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen unmittelbar von den Eicheln der altdeutſchen Urwälder abzuſtammen vorgeben, haben darum Börnen nie recht an ſich herankommen laſſen, haben ſich ſeines Geiſtes, ſeiner Geſinnungen erwehrt, ſelbſt wenn dieſe, wie früher z. B. bei Goerres mit der Tendenz des Herausgebers der Waage im Allgemeinen übereinſtimmten. Die Andern, boshafter, als jene Phantaſten, haben grade den verbiſſenen Groll eines nicht emanzipirten Juden geltend gemacht, um Börne's uneigennützige Liebe zur Freiheit zu verdächtigen, haben das Häßlichſte, was man nur im Durchſchnitt vom jüdiſchen Charakter zu behaupten pflegt, in das Gemüth Börne's ob er gleich Chriſt geworden, zurückzuleiten geſucht und ihm jene Liebloſigkeit, jenen zerſetzenden Verſtand angedichtet, welchen man gern für das Erbtheil der Juden ausgiebt. Die Wahrheit iſt aber die, daß allerdings die jüdiſche Abſtammung auf Börne's Sinnes- und Denkweiſe von großem Einfluß war, daß ihm aber dieſe Abſtammung noch um ſo mehr den Beruf gab, für die Freiheit Aller aus dem tiefſten Bedürfniß derſelben zu wirken.

Es iſt wahr, Börne hat erzählt, daß ihn der Juif de Francfort, welchen die Frankfurter Polizey einſt in ſeinen Paß ſchrieb, bitter gekränkt und geſtachelt hätte, ſich einſt dafür zu rächen. Aber woran hat er ſich gerächt? Warlich nicht an etwas, das er um ſeinen Zorn zu kühlen, erfand, ſondern an dem ganzen Zuſammenhang jener thatſächlichen politiſchen Zuſtände, die es mit ſich bringen, daß wir die Leibeignen unſrer Herrſcher und die Juden wieder die Leibeignen unſrer Herrſchſucht ſind. Er fand, als ihm die Dinge und Menſchen klar wurden, daß dieſer Juif de Francfort nicht allein daſtand, ſondern daß eine und dieſelbe Kette, die den Juden in ſchimpflicher Abhängigkeit hält, ihre Fortſetzung hat auch in die größten und kleinſten Kreiſe der chriſtlichen Exiſtenz. Das Eine verſchmolz ihm mit dem Andern; es führten die Leiden alle zurück auf dieſelbe Quelle.

So wie die Lage der Juden in Deutſchland war und noch iſt, muß es ein unſeliges Gefühl ſeyn, unter ihnen geboren zu werden. Schon das Spiel des Kindes hat ſeine Gränze; denn was der chriſtliche Knabe nicht durch ſein eignes unſchuldiges Herz zu haſſen und zu verſpotten lernt, lehrt ihn der Haß und der Spott ſeiner Eltern. Eingepfercht in häusliche Gewohnheiten, religiöſe Sitten, für welche dem jüdiſchen Knaben das tiefe Verſtändniß abgeht, oder das er doch verliert, wenn die Bildung, die ſeinen Geiſt mit chriſtlichen Stoffen ſchwängert, über ihn kömmt, ausgeſchloſſen von den Bahnen, welche chriſtliche Geſpielen und Schulfreunde für ihre Zukunft einſchlagen, gefeſſelt an eine Geſellſchaft, die in ihrer Abgeſchiedenheit gar zu ſehr in grelle Einſeitigkeiten und wunderliche Richtungen verfällt, die der reifere Verſtand bald durchſchaut, ausgeſetzt endlich den zahlloſen Gehäſſigkeiten, welche ſich die Chriſten im bürgerlichen Verkehre, in der Geſellſchaft, in lokalen Beziehungen gegen die Juden erlauben — o das muß tief in ein edleres Gemüth einſchneiden und Wunden hinterlaſſen, die, da der Zuſtand der Juden ſich immer noch nicht beſſern will, nie vernarben können. Der jüdiſche Kaufmann zerſtreut ſich vielleicht durch den glücklichen Erfolg ſeines Gewerbes; aber der jüdiſche Gelehrte iſt auf die traurigſte Vereinſamung mit ſeinem Schmerze angewieſen. Hat er die Jugend mit den Nadelſtichen für ſeinen Ehrgeiz hinter ſich, ſo iſt ihm nun die ganze Zukunft verſperrt. Er hat die Früchte der Wiſſenſchaft und Kunſt brechen gelernt ſo wie wir, aber er darf ſie nicht genießen. Alle Vorausſetzungen der Bildung ſind bei ihm dieſelben wie beim Chriſten, ja er kann durch wiſſenſchaftliche Einſicht ſogar vom Chriſtenthum eine höhere Idee haben, als mancher chriſtliche Gelehrte ſie hat, und doch bleibt er ausgeſchloſſen von einer Wirkſamkeit für das Allgemeine, und muß, beſchränkt auf ſeine Glaubensgenoſſen, eine Bitterkeit nähren, die ſeinem verſöhnlichen Herzen ſonſt vielleicht ganz fremd geblieben wäre.

Aber Börne war noch unglücklicher als ein Jude; er war ein Jude in Frankfurt am Main! Ueberall pflegt doch wenigſtens die Bildung den Juden für den Umgang in der Geſellſchaft zu emanzipiren; in Berlin und Wien findet unter dieſen Umſtänden kein Unterſchied mehr zwiſchen den Bekennern beider Religionen Statt. Aber in Frankfurt iſt die Schranke für das ganze Leben gezogen; denn ſelbſt in Hamburg tritt die Großartigkeit des Weltverkehrs und der rein unternehmende Charakter des dortigen Handels immer wieder bindend zwiſchen zwei Bereiche, die in der Geſellſchaft ſich allerdings auch dort wechſelſeitig ausſchließen. In Frankfurt iſt der Judenhaß bei den Chriſten eine aus den älteſten Zeiten überkommene Umgangstugend, eine Art faſhionabler Sitte, von der ſich weder der junge Elegant noch die junge Schöne ausſchließt: ſelbſt Bettina verräth in ihrem Briefwechſel, daß ſie zum Judenhaß erzogen wurde. Der alte reichsſtädtiſche Uebermuth erprobte ſeine Kraft von jeher an der Hülfloſigkeit der Juden, wofür nicht nur in Frankfurt Gemälde zeugen, die früher dort an öffentlichen Gebäuden die Unterdrückung der Schutzbürger verſinnlichten, ſondern noch eine Menge von Sitten und Rechten, die, da ſie geſetzlich nicht aufgehoben ſind, jeder Chriſt gegen einen Juden in Anwendung bringen dürfte, wenn ſie durch die fortſchreitende Bildung der Zeit nicht in Vergeſſenheit gekommen wären. Zu Börne's Jugendzeit wurden noch die Juden um eine beſtimmte Stunde der Nacht in ihrem traurigen Quartier, der von Spindler zum Schauplatz eines Romans gewählten Judengaſſe, eingeſchloſſen; auf ihren Spaziergängen um den Wall durften ſie nur den Fahr- nicht den Fußweg betreten; das Mach Mores, Jud! hat bekanntlich

Börne ſelbſt ſehr witzig auf den frankfurter Senat angewandt, der nun auch vor den fremden bei ihm eingelegten Garniſonen Mores machen müſſe. Die vierzehn nur erlaubten jährlichen Ehen ſind zwar der Aufklärung der Zeit gewichen; ſogar einige der reichſten Banquiers ſind in das chriſtliche Caſino aufgenommen worden; aber ſonſt dauert die Abneigung und die Trennung immer noch fort. Der jüdiſche Knabe iſt in der kecken Sprache der Stadt ein „Juddebub“; die Caſinos und die Geſellſchaften vermiſchen ſich nicht, die jungen noch ſo reichen und höchſt gebildeten jüdiſchen Damen kommen mit den weiblichen Sprößlingen der ſtolzen Patriziergeſchlechter in keinerlei Berührung; nur im Theater und Conzert läßt ſich die Begegnung nicht vermeiden; ſogar die Freimaurerlogen, die doch der Bruderliebe und dem Gott, der das „höchſte Weſen“ iſt, mag er nun Brahma, Allah, Jehova oder Chriſtus heißen, gewidmet ſind, ſelbſt dieſe ſchließen ſich einander aus und mauern, jede nach ihrem eignen Religionsbekenntniſſe. Wenn ſich auch hier wohl Manches zur Entſchuldigung der Chriſten ſagen ließe, und die Abſondrung, deßwegen, weil die Juden meiſt ſehr wohlhabend ſind, und immer den Chef von Frankfurt, Rothſchild, an ihrer Spitze haben, öfters beinahe wie eine Farce herauskömmt, ſo kann ſie doch für ein tieferes Gemüth nur verletzend wirken. Bei Börne war dies ſicher der Fall; wenn ihm auch ſein Talent, aus dieſem ganzen Wuſt die Philiſterey herauszuerkennen, davon eine mehr heitre, als trübſinnige Auffaſſung geſtattete.

Ueberhaupt irrt man ſehr, wenn man bei Börne in Betreff ſeiner jüdiſchen Herkunft jene übergroße Empfindſamkeit vorausſetzt, die jetzt in der Behandlung der Emanzipationsfrage Sitte geworden iſt. Freilich, da er früh Chriſt wurde, mag in ihm dieſe Stimmung auch ſchon allmälig verklungen ſeyn; in der Weiſe, wie ſie ſich z. B. in „den trauernden Juden vor Babylon“ und ähnlichen Verſinnlichungen des Judenſchmerzes ausſpricht, kam ſie entweder bei ihm nicht mehr auf oder hielt nicht lange an. Um aufrichtig zu ſeyn, Börne verhielt ſich weniger emphatiſch zu den neuern Verſuchen für die Judenemanzipation, als manche ſeiner frankfurter Freunde gern geſehen hätten. Es ſtörte ihn theils die Einſeitigkeit einer ſolchen Freiheitserklärung, die gleichſam nur für eine Claſſe von Menſchen faſt ariſtokratiſch erfolgen ſollte, während er die ganze Menſchheit in Feſſeln und Banden ſah; theils kannte er die innere Organiſation der jüdiſchen Geſellſchaft zur

Genüge, um nicht zu fürchten, daß der Geiſt der Geldſucht, die rein materielle Richtung der meiſten Juden ſich mit den Drängern der Menſchheit verbinden und ſich auf die Maſſe des ganzen Volkes werfen würde. Deßhalb wünſchte er, daß ſich die Rothſchilds taufen ließen. Wenn er auch in ſeinen Briefen dagegen proteſtirt, daß er die Rothſchild's haſſe, ſo entſetzte er ſich doch vor der politiſchen Stellung, die die vorzugsweiſe jüdiſche Börſe im modernen Europa einnahm, vor dieſem Geiſt der Anleihen und der Papierſpekulationen, wo mit den Thränen und dem Blut der Völker die Courſe der Staatseffekten notirt werden. So viel Mitleid er mit dem armen Manne hatte, der durch die Straßen ſeinen Zwerchſack trägt und nach den Fenſtern der Häuſer Handle! hinaufruft, ſo abſcheulich war ihm der Vorſchub, den die reiche Judenſchaft der weltlichen Tyrannei leiſtet, ſo widerlich war ihm der Ehrgeiz der reichen Judenfamilien, wenn ſie des Umgangs mit der chriſtlichen Ariſtokratie ſich rühmten und glücklich waren, ihre Töchter auf dem Ball eines Geſandten tanzen zu ſehen. Börne hatte auch kein Intereſſe an der neuerdings üblichen zu übertriebenen Herausſtellung der Nationalität und der ſittlichen Sonderung, ſondern wünſchte eine Verſchmelzung, eine völlige Germaniſirung des Judenthumes; wenigſtens laſſen ſich die Stellen in ſeinen Briefen, wo er den ihm werdenden Mahnungen, ſich der Judenſache beſſer anzunehmen, ausweicht, nicht anders erklären; vor allen Dingen war ihm dieſe Sache keine Frage für ſich, ſondern ſie hieng ihm mit den Hoffnungen des ganzen deutſchen Volkes, mit der Freiheit der ganzen Menſchheit zuſammen.

Börne's Großvater war Finanzagent am ehemaligen Kurfürſtl. Cöllniſchen Hofe und wohnte in Bonn. Wer von ihm erzählt, nennt ihn einen „*feinen Mann*,“ worunter ein ſicheres Auftreten in der Geſellſchaft, ein rückſichtsvolles Benehmen gegen Vornehme und Niedre, gelernt in der Schule des Hofes, zu verſtehen iſt. Er ſoll bei einer Vakanz des kurfürſtlichen Stuhles für einen öſterreichiſchen Erzherzog ſich ſehr thätig bewieſen und ihm die Mehrzahl der Wahl-Stimmen am Capitel zugewandt haben, woraus ſich zum Theil die freundlichen Beziehungen deſſelben und ſpäter ſeines Sohnes zum Wiener Hofe erklären laſſen. Maria Thereſia bekannte ſich als ihm für dieſen, einem ihrer Söhne geleiſteten Dienſt dauernd verpflichtet und gab ihm die Verſicherung, daß er und ſeine Kinder zu allen Zeiten in Oeſterreich jeglichen Vorſchub für ihre Unternehmungen finden würden. Im ererbten Beſitz eines ſolchen Gelöbniſſes mußte es Börne's Vater allerdings ſchmerzen, ſeinen Sohn auf ſo politiſch unpraktiſchen Wegen wandeln zu ſehen, als er ſpäter einſchlug. Der Großvater kam öfters nach Frankfurt und beredete mit ſeinen Söhnen die Ausführung großer Aufträge, die er von ſeinem Hofe, von dem reichen Adel dortiger Gegend empfing. Im Revolutionskriege beſorgte er für die belgiſch-öſterreichiſchen Stände Lieferungen und machte dadurch, daß auch Börne's Vater wenig an ſeine häusliche Einrichtung gefeſſelt blieb, ſondern faſt immer auf Reiſen war. Das Verhältniß des jungen Börne und ſeiner Geſchwiſter zum Großvater war ſtreng patriarchaliſch. Sie waren gelehrt, ihn für einen außerordentlichen Mann zu halten und ſtanden in ehrbietiger Entfernung, wenn ſie den Gaſthof zum weißen Schwanen beſuchten, wo der Hofagent einzukehren pflegte. Der junge Börne, ſchüchtern und ſeiner Schweigſamkeit wegen von ſeinen Geſchwiſtern geneckt, hatte ſich bei einer ſolchen Gelegenheit einmal des in der Familie wie ein heiliger Seherausſpruch verehrten Wortes vom Großvater zu erfreuen: „Laßt mir den Jungen gehen; das giebt noch einmal einen großen Mann!“ Dieſe Prophezeihung wurde in der Familie oft wiederholt und Börne kam wohl im vertrauten Kreiſe nicht ohne Humor ſelbſt darauf zurück.

Börne's Vater war ein ſtrenger, verſchloſſener Mann, der, ſelbſt gegen ſeine Eltern im Verhältniß der Abhängigkeit, ein gleiches bei ſeinen eignen Kindern vorausſetzte. Er beſaß Weltbildung genug, um die Verhältniſſe des Lebens mit Leichtigkeit zu überſehen, und Formen für den Umgang, ſich in ſie bald hineinzudenken. Er würde mit ſeinen eignen Talenten mehr hervorgetreten ſeyn, hätte er ſich in einer ſelbſtſtändigeren Lage befunden. So aber zwang ihn die Beziehung zu ſeinen Eltern, Anſichten und Pläne zu verfolgen, die ſeiner eignen Bildung und ſeinen eignen Wünſchen ſchwerlich immer entſprachen. Um dem Ehrgeiz ſeines Vaters zu ſchmeicheln, bemühte er ſich, Vorſteher der jüdiſchen Gemeinde in Frankfurt zu werden, eine Ehrenſtelle, die nur durch den äußren Schein der ſtrengſten Anhänglichkeit an das jüdiſche Geſetz erreicht und behauptet werden konnte. Das Vertrauen ſeiner Glaubensgenoſſen zeichnete ihn auch in der That auf mannichfache Weiſe aus. Er wurde Vorſteher und Mitglied vieler Ausſchüſſe, die bei außerordentlichen Gelegenheiten zu Nutz und Frommen der Gemeinde niedergeſetzt wurden. Er war Mitglied jener Botſchaft, welche die Frankfurter Juden auf den Wiener Congreß ſchickten, um ihr wohlerworbenes Bürgerrecht gegen die Eingriffe der Reſtauration zu ſichern. Ein ihm dafür von der Gemeinde angebotenes Geſchenk von Fl. 8000. wies er zurück *). In ſeiner Häuslichkeit war Börne's Vater nicht ohne Liebe; aber er hatte den Grundſatz, daß man ſeine Liebe verbergen müſſe: er gab ſich den Schein der Strenge, ohne deßhalb verhindern zu können, daß ſich die Kinder an die Maske, nicht an das, was dahinter ſteckte, gewöhnten. Börne ſagte einmal von ſeinem Vater: „Er hat zu viel Verſtand für ſeine Stellung" und ſchien damit ausdrücken zu wollen, daß er ſich den Umſtänden unterzuordnen pflegte; eine Tugend, die er ſogern auch bei ſeinem Sohne ausgebildet hätte. Es gelang ihm nicht und daher die fortdauernde Spannung zwiſchen beiden. Die politiſchen Grund-

---

*) Börne's Familie bezieht noch jetzt von der jüdiſchen Gemeinde in Bonn eine Geldſteuer von nicht viel mehr als jährlich einen Gulden. Sie ſoll den Dank verſinnlichen, die ſie für eine vom Großvater geleiſtete Gefälligkeit ihm und ſeinen Nachkommen ſchuldig iſt.

ſätze, für welche Börne ſpäter auftrat, hatte ſein Vater Verſtand genug, als ſolche zu billigen, aber er fand es unbeſonnen, ſie auszuſprechen. Ich leſe, ſagte er einmal, ich leſe gern, was in ſeinen Schriften ſteht; aber ich wünſche nicht, daß es mein Sohn geſchrieben. Hätte Börne den Empfehlungsbrief von Maria Thereſia genommen, wäre nach Wien gereiſt und hätte ſich im öſterreichiſchen Cabinet anſtellen laſſen, ſo würde er grade Dasjenige getroffen haben, was ihm mit ſeinem Vater hätte ausſöhnen können. — Börne's Mutter war eine einfache Frau, die ohne weſentlichen Einfluß auf Börne's Gemüthsentwickelung geblieben iſt. Von ſeinen Geſchwiſtern liebte er beſonders zärtlich eine Schweſter (jetzige Madame Spiro in Frankfurt) und einen zu früh verſtorbenen, ſehr talentvollen jüngern Bruder. Zwey andre Brüder leben noch gegenwärtig in Frankfurt am Main.

Jacob Sachs, ein um die Fortſchritte der Erziehung in Frankfurt a. Main verdienter Pädagog, wurde als junger Mann von dem grade in Lüttich abweſenden Vater Börne's aufgefordert, die Erziehung ſeiner drei Söhne zu übernehmen und zu dem Ende das in der Judengaſſe belegene Baruch'ſche Haus zu beziehen. Die Bedingung, welche Herr Baruch machte, konnte für den jungen Pädagogen nicht erfreulich ſeyn. Dieſer, von den aus Berlin ſtrömenden Reformationsideen eines Mendelsſohn und Friedländer fortgeriſſen, erhielt hier die ſtrengſte Anweiſung, ſeine Erziehung lediglich auf die jüdiſch-herkömmliche zu beſchränken und auf die gewiſſenhafteſte Beobachtung des Ceremonialgeſetzes zu ſehen. Die Kinder des Herrn Baruch ſollten religiös d. h. orthodox erzogen werden. Sie ſollten zwar die Bibel nach der ſchon üblichen Mendelsſohn'ſchen Ueberſetzung verdeutſchen lernen, zu gleicher Zeit aber auch in den Satzungen des Talmud heimiſch werden und ſtreng befolgen, was dem frommen Juden die Sitte ſeiner Väter zu thun befiehlt. Der Vater, der ſonſt für einen aufgeklärten Mann galt, der ſich auch in ſpätern Jahren allmälig mehr von dem Gewiſſenszwang der Cermonie losſagte und ſchon damals, auf ſeinen vielfachen Reiſen wenigſtens, ſich nicht ſcheute, die Bequemlichkeit der chriſtlichen Gaſthöfe wie ein jeder Andre zu genießen, ſtellte doch den Grundſatz auf, daß ſich für die Jugend Gehorſam unter das Geſetz zieme. Er wollte, daß die ſpätre moraliſche Freiheit ſeiner Kinder ſich wenigſtens aus einer poſitiven Grundlage ſelbſt hervorbilde. Verwandſchaftliche Rückſichten kamen hinzu. Man muß wiſſen, daß damals die Orthodoxie unter den Juden noch die Regel, die Aufklärung eine Ausnahme war, daß unter den Juden, ihrer Vermögensverhältniſſe wegen, viel Nachgiebigkeit gegen die Vorurtheile der Großeltern und andrer Verwandte zu herſchen pflegte und eine gewiſſe Verketzerungsſucht denjenigen das Leben ſauer machte, die ihre Kinder etwa freier erziehen ließen, als es Tanten und alte reiche Oheime wiſſen durften. Bei Börne's Vater kam ſogar ordentlich eine philoſophiſche Maxime den äußern Rückſichten, die er zu nehmen hatte, zu Hülfe. Die Kinder ſollten orthodox erzogen werden.

Der neue Lehrer betrat das in der Judengaſſe belegene Haus des Herrn Baruch. Man weiß, daß alle Juden damals in jener ſchmutzigen Gaſſe wohnen mußten, die ſich urſprünglich bis zu der Einmündung in die Fahrgaſſe erſtreckte, wo jetzt Rothſchild wohnt. Ein Brand war mitleidiger als der Senat Frankfurts. Er zerſtörte einen Theil der finſtern Gaſſe — die Juden mußten ein neues Quartier haben und kehrten nicht mehr in ihren Ghetto zurück. Vordem aber mußten ſelbſt die reichſten Familien ſich in den engen kleinen Häuſern behelfen. Das Baruch'ſche Haus, winklig, eng, mag jetzt keine tauſend Gulden werth ſeyn; damals bei noch größerem Werthe des Geldes mochte es gut und gern 20,000 gelten. In dieſen kleinen Zimmern konnte von Pracht und Geſchmack des Ameublements nicht die Rede ſeyn, wenn auch wohl ein gewiſſer Comfort der Wohlhabenheit nicht fehlte. Börne's Vater hatte einmal die Abſicht, nach Bonn zu ſeinem Vater zu ziehen und kaufte eine ſehr geſchmackvolle Einrichtung. Als ſich der Plan zerſchlug, mußten die Möbel verkauft werden; in der Judengaſſe war kein Raum und zu wenig Licht dafür.

Der Lehrer betrat das Haus und glaubte, ihm würde nur über zwei Knaben die Sorge anvertraut werden oder der dritte wäre wenigſtens nicht ein Kind vom Hauſe. Zwei Knaben waren beſtändig um die Mutter; einer ſtand abſeits, nahm an dem, womit ſich die Andern beſchäftigten, wenig Theil und ſchien fremd oder eingeſchüchtert zu ſeyn. Es war der künftige Börne. Iſt das ein angenommenes Kind? fragte der Lehrer bei einem vorläufigen Beſuche. Die Mutter lachte und bemerkte, es wäre ihr zweiter Sohn, Löb. Er war der Geſtalt nach unanſehnlicher als die beiden andern Brüder; ein Flecken auf dem Auge gab ſeinem Blick etwas Unſichres und Abgewandtes. Bald entdeckte der Lehrer, daß ſich der Knabe nicht ganz aus freiem Antriebe ſo zurückgezogen hielt: er fand, daß er zwar dem Herzen der Mutter nicht fremd war, daß aber ein regierender Hausgeiſt es gern dahin gebracht hätte. In jüdiſchen Familien fand man vor etwa dreißig Jahren noch oft einen ältern weiblichen Dienſtboten, der von einer Generation zur andern hinüber vererbt wird und eine Herrſchaft im Hauſe führt, der ſich oft die Brodherren ſelbſt nicht zu widerſetzen wagen. Dieſe alten Rebecken, Rachel, Roſinen, Täubchen u. ſ. w. haben ſchon die Eltern auf dem Schooß getragen, wie viel größer iſt ihre Macht über die Kinder und die Enkel! Sie lenken die Ordnung des Hauſes, ſie paſſen dem übrigen Geſinde auf den Dienſt, ſie wachen, daß bei der Zubereitung und Auswahl der Speiſen nichts dem Geſetz Zuwiderlaufendes vorkommt. Sie ſorgen dafür, daß ſich die Kinder den religiöſen Vorſchriften in keinem Falle entziehen dürfen und nehmen die Angebereien gerne an, wenn eines das andre verklagt, daß dieſer am Sabbath ſich den Rock gebürſtet, jener von einer unerlaubten Speiſe gegeſſen oder an einem Faſttage heimlich genaſcht hätte. Ein ſolcher höchſt ſtreng und eigenmächtig waltender Hausgeiſt war in der Baruch'ſchen Familie die alte Elle. Sie hatte wenig Neigung zu dem mittleren, minder hübſchen und verſchloſſenen Knaben. Gab es eine Näſcherei, ſo wurde ſie in ungleiche Theile gelegt; Löb bekam den ſchlechteren. War eine Unordnung vorgekommen, wer konnte die Urſache anders geweſen ſeyn, als Löb? Sie verfolgte das Kind mit einer Abneigung, die ſich ſelbſt der Mutter hätte mittheilen können (der Vater war meiſt immer auf Reiſen) wenn nicht glücklicher Weiſe der neue Lehrer dazwiſchen getreten wäre und den armen Knaben mit ſeinen Brüdern in gleiche Rechte eingeſetzt hätte.

Es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe eigenthümliche Stellung, die Börne als Kind in ſeinem elterlichen Hauſe hatte, beſonders die ungerechte und hartherzige Verfolgung der alten Elle viel zur Entwickelung ſeines ſpätern Charakters beigetragen hat. Indem er ſich zurückgeſetzt fühlte, lockerte ſich das Band, welches ihn an ſeine Umgebungen feſſelte. Eine gewiſſe Gleichgültigkeit beſchlich ſein Gemüth, er wurde minder reizbar für Freud und Leid, und gewöhnte ſich, fremde Intereſſen mit einer Ruhe zu beobachten, die man ihm in ſpätern Jahren mit großem Unrecht oft als Herzloſigkeit ausgelegt hat. Zu gleicher Zeit fieng der Knabe ſchon früh an, ſich gegen die Unbill namentlich der alten Elle mit den Waffen der Satyre zuvertheidigen. Er gab, da er ohnehin in ſeinen glücklichen Geiſtesgaben bald von ſeinem Lehrer anerkannt und nach Verdienſt bevorzugt wurde, gewöhnlich ſo treffende Antworten, daß er die ihm feindlichen Elemente des Hauſes zum Lachen zwang und dadurch allmälig mit ſich ausſöhnte. Die Mutter, der, wie man ſich wohl denken kann, der Witz und der Verſtand des Knaben ſchmeichelte, bezeichnete ihn mit dem ihm von der Elle gegebenen Namen Katev (Witzbold), mit dem er ſpäter lange Zeit im Hauſe gerufen wurde. Beſonders mußte, je älter der Knabe wurde, die alte Elle ſeine Satyre erfahren. Sie ſuchte zwar, da ſie über ihn lachen mußte, ſeine Ausfälle zu erwiedern, aber er blieb keine Antwort ſchuldig, und griff zuletzt nicht ſelten zur Malice. Sie ſagte ihm z. B. einmal: „Wirſt du Rabbi, ſo läßt ſich die ganze Gemeinde taufen.“ „Nun,“ antwortete er, „ſo bleib’ ich der einzige Jude und verderbe deinen beiden Söhnen (ſie hatte zwey und ſorgte ängſtlich für deren Wohl) ihren ganzen Handel.“ „Du kommſt gewiß in die Hölle;“ ſagte ſie ihm ein andermal. „Das thut mir leid entgegnete er, ſo hab’ ich auch noch im Jenſeits keine Ruhe vor dir.“

Ungeachtet der Lehrer alles aufbot, zwiſchen ſeinen drei Zöglingen jeden Unterſchied der Bevorzugung aufzuheben, ſo gelang es ihm doch nicht, dem Knaben die Neigung zum Iſoliren und Entferntſtehen, die einmal in ihm vorherrſchte, gänzlich zu nehmen. Ungern ſchloß er ſich anderen Knaben an; ſelten, daß er Theil an ihren Spielen nahm. Er hatte keinen Sinn dafür; kaum, daß man ihn bewegen konnte, auf der Pfingſtweide vor den Thoren Frankfurts ſo wie andre Knaben ſeinen Drachen ſteigen zu laſſen. Er wurde des Spieles bald überdrüſſig und begnügte ſich, zuzuſehen oder mit ſeinem Lehrer ſich zu unterhalten. Seine Wißbegierde und Aufmerkſamkeit war muſterhaft. Eben ſo glücklich war er im Auffaſſen; doch gieng die geiſtige Selbſtthätigkeit bei ihm etwas langſam von Statten; dafür haftete das einmal Erfaßte deſto dauernder und diente wirklich dazu, ſeine Denkkraft zu ſtärken. Sein Lehrer konnte früh abnehmen, daß unter den drei Brüdern der mittlere den meiſten Beruf zum einſtigen Gelehrten haben würde.

Bei dieſer Wahrnehmung mußt' es Jacob Sachs nur um ſo ſchmerzlicher ſein, daß der Vater den Umfang ſeines Unterrichts nur auf den Bereich des jüdiſchen Wiſſens ausgedehnt hatte. Man denke ſich einen

Erzieher, der mit heiligem Eifer für die damals namentlich von Berlin ausgehende Idee einer Reformation des Judenthums auf dem Wege der Jugendbildung ſchwärmte, der, ſelbſt noch jung, ſo gern Gelegenheit gehabt hätte, durch die Verpflichtung, in den Realfächern zu unterrichten, ſich ſelbſt noch zur weitern Ausbildung geſpornt zu ſehen, denke ſich einen Erzieher, der im Grunde ſeines Herzens an dem ganzen Wuſt der talmudiſchen Gelehrſamkeit und des Ceremonialheuchelgottesdienſtes einen Ueberdruß hatte: wie mußt' er bei den ewigen Vorſchriften des Vaters leiden: Ueberſchreiten Sie die traditionelle Erziehung nicht! [Die Kinder erhielten von einem Lehrer, der in's Haus kam, mangelhaften Unterricht im Deutſchen; der Hauslehrer mußte dagegen Hebräiſch mit ihnen treiben.) So viel wie möglich ſuchte er auch hier dem neuen Geiſte der Zeit zu huldigen; er las mit ſeinen Zöglingen Stücke aus dem hebräiſchen Kinderfreund, dem Aſtalgon von Wolfſon (dem Lehrer Michel-Wilhelm- und Meyerbeer's). Er erklärte ihnen nach Friedländer das jüdiſche Gebetbuch und ließ ſie die wichtigſten Stücke desſelben auswendig lernen. Er begleitete ſie in die Synagoge, welche die Kinder täglich Morgens und Abends beſuchen mußten.

Alle dieſe Unterweiſungen und religiöſen Anleitungen nahm der junge Börne nur mechaniſch auf. Möglich, daß ſeine Klugheit bald dem Lehrer abmerkte, mit welchem Widerwillen dieſer die Zeit auf unnütze, ſpäter doch der Vergeſſenheit anheim fallende Dinge vergeudet ſah, während er lieber, auch zu ſeiner eignen Anregung, in Geographie, Arithmetik, in deutſcher Sprache und Grammatik ſeine Zöglinge unterrichtet hätte. Die Lektüre der religiöſen Schriften der Juden ließ den Knaben eben ſo kalt, wie der Beſuch der Synagoge. Alles, was an den Gebeten der Juden eine poetiſche Färbung trug, gefiel ihm wohl; andres kam ihm dagegen eher lächerlich, als erbaulich vor. Es gefiel ihm, daß man betete für die Wiederherſtellung des Tempels und die Rückkehr der Juden in ihr Vaterland; es mißfiel ihm aber, daß auch die Opfer wieder hergeſtellt werden ſollten. Die Wendung, die ihm ſehr geläufig war: das iſt dumm! kam hier oft vor. Viele religiöſe Vorſchriften und Gebote, z. B. das Gebot: halte richtiges Maaß und Gewicht — im Naſſen und Trocknen! ſchienen ſich ihm von ſelbſt zu verſtehen. Mit einem Worte das ganze Weſen ſprach ihn nicht an.

Obgleich der Knabe von der größten Ehrfurcht von den Büchern des alten Bundes durchdrungen war und in ihnen eine unmittelbare Offenbarung Gottes zu ſehen gelernt hatte, ſo regten ſich doch bei ſeinem zur ſtillen Reflexion geneigten Verſtande ſchon frühe mancherlei Zweifel. Schillers Sendung Moſis fiel ihm in die Hände. Er fand hier, daß der Erzählung von dem großen Geſetzgeber ſeines Volkes Alles Mythiſche und Wunderbare genommen war und erſtaunte darüber um ſo mehr, als ihn ſein Lehrer bedeutet hatte, daß die Chriſten ſich zum alten Teſtament mit derſelben Ehrfurcht verhielten, wie die Juden. Auch die jüdiſchen Briefe des Marquis d'Argens kamen ihm in einer deutſchen Ueberſetzung zur Hand. Der Lehrer nahm ſie ihm fort, ehe er ſich über ſie noch ein anderes Urtheil gebildet hatte, als daß er ſeine Verwunderung ausdrückte, wie ein Chriſt zu ſo viel hebräiſcher Gelehrſamkeit käme! Bei dem Allen mußte er die Vorſchriften des Geſetzes genau beobachten, durfte nie Brot eſſen, ohne ſich die Hände gewaſchen zu haben und begann auch ſchon, an den Faſttagen Theil zu nehmen. Ein alter Geiſtlicher, Rabbi Joſeph, kam wöchentlich ins Haus, um in religiöſen Dingen nach dem Rechten zu ſehen, eigentlich aber wohl nur, da er ſehr beſchränkt war, um ſich ſeinen Almoſen zu holen.

Der Lehrer gab ſich alle Mühe, die aufſtrebende Zweifelſucht des Knaben niederzuhalten; beſonders aber ſuchte er ihn von einer bittern Beurtheilung des Verhältniſſes der Juden zu den Chriſten abzubringen. Vergebens. Der Knabe grübelte fortwährend über die ſchimpfliche Zurückſetzung ſeiner Glaubensgenoſſen und bedrängte ſeinen Lehrer mit Fragen, auf welche ſich nur eine ſeufzende Antwort geben ließ. Der Lehrer ſagte ihm: Siehſt du nicht, auch die Katholiken ſind in Frankfurt zurückgeſetzt und können nicht der gleichen Rechte mit den Proteſtanten ſich rühmen? Börne fand dies noch um ſo auffallender, als ja der Kaiſer ſelbſt katholiſch wäre. „Kaum, bemerkte er, haben ſie Den kürzlich mit großem Gepränge gekrönt, und wollte er hier bleiben und in Frankfurt anſäſſig werden, ſo könnte er ja nicht einmal Thorſchreiber werden!“

Das erſte Mal, wo er auf die Lage der Juden zu ſprechen kam, war bei einem Spaziergange um die Thore Frankfurts. Es regnete ſtark und der Fahrweg war durch Koth faſt unwegſam. Wir wollen hinüber gehen in den Fußweg, ſagte Börne zu ſeinem Lehrer. Weißt du nicht, antwortete dieſer, daß uns der Fußweg verboten iſt? Die Antwort des Knaben, die hierauf erfolgte: Es ſiehts ja Niemand! nahm der

Lehrer zum Anlaß moraliſcher Beherzigungen und ſprach von der Heiligkeit des Geſetzes. „Ein dummes Geſetz! fiel der Knabe ein; wenn es nun dem Bürgermeiſter beikäme, daß wir Winters kein Feuer machen dürften, würden wir da nicht erfrieren?“ Als einige fremde jüdiſche Bettelknaben von vorübergehenden Chriſtenknaben mit Koth beworfen wurden, wunderte er ſich erſt, wie man darauf käme, das Wort Jude als Schimpfname zu gebrauchen und ſagte dann: „Sie lehren mich immer, die Chriſten hielten auch etwas aufs alte Teſtament; aber ſteht denn nicht im alten Teſtamente: Du ſollſt den Fremden nicht kränken; denn einſt warſt du auch ein Fremder im Lande Egypten?“

Der Lehrer, obgleich tief die Wahrheit dieſer Aeußerungen mitfühlend, hüthete ſich doch, die Erbitterung des Knaben zu nähren und war unermüdlich, ihm Beiſpiele der Toleranz zu erzählen, ihm die Geſinnungen beſſrer Chriſten ſeiner Bekanntſchaft zu ſchildern. Aber auf Schritt und Tritt begegneten ſie ja immer wieder einer neuen Beleidigung der im Juden nicht geachteten Menſchenwürde! Wurden öffentliche Beluſtigungen vor dem Thore angeſagt, kein Jude durfte hinaus. Blanchard ſtieg zum erſten Male in Frankfurt mit einem Luftball in die Höhe, die Juden durſten den Segler nur aus ihrem Quartier verfolgen. Reiſten hohe Herrſchaften durch die Stadt und wurden mit Feſtlichkeiten geehrt, ſo ſchloß man die Juden in ihrer Gaſſe ab oder fieng ſie auf, wie bei der Krönung Leopold des Erſten, wo die angeſehnſten Mitglieder der jüdiſchen Gemeinde auf der Straße arretirt und in die Hauptwache geführt wurden. Die meiſten Gaſthäuſer waren ihnen unterſagt. Auf dem jetzt eingegangenen Schneidewall, im Roß, auf dem Römerberg an der Seite des Römers, in der Allée, durfte kein Jude ſich betreffen laſſen; man hatte den Grundſatz: „wo ein grüner Raum kein Jude!“ Jeden Sonntag, um 4 Uhr Nachmittags, wurden die Thore der Judengaſſe verſchloſſen und nur derjenige wurde aus- und eingelaſſen, der einen Brief zur Poſt oder ein Rezept in die Apotheke trug. Wache ſtand am Thore, und finſter ſagte einmal der Knabe Börne: „Ich gehe bloß nicht hinaus, weil der Soldat da ſtärker iſt, als ich!“ Und doch konnte ſich der Knabe, der ſchon frühe großen Hang zur Wohlthätigkeit zeigte, entſchließen, als er von zwei Bettelknaben, einem jüdiſchen und einem chriſtlichen, angeſprochen wurde, ſeinen Almoſen dem letztern zu geben. Warum giebſt du deinem Volke nicht den Vorzug? fragte der Lehrer, verwundert und faſt unwillig. Haben wir nicht geſtern, antwortete der Knabe, Sprüche Salomonis geleſen, du ſollſt glühende Kohlen auf das Haupt deines Feindes ſammeln? Der Lehrer war aber ſo gewiſſenhaft, daß er dies ſchöne Gefühl deßhalb nicht aufkommen ließ, weil es auf einer irrthümlichen Vorausſetzung beruhe, nämlich der, daß die Chriſten die Feinde der Juden wären. So bekam Börne eine Richtung, die die verbiſſenen rückhaltigen Gefühle des Grolles unterdrücken ſollte, eine Richtung, die ihn in ſeinem ſpätern Leben auch ſo ſehr beherrſcht hat, daß er von dem ingrimmigen Gefühl der Rache gänzlich frei war und die Lage der Juden rein nach Vernunftgrundſätzen, nicht aus einem verletzten Ehrgefühl beurtheilte. Sein Witz war ihm ſchon früh ein Hülfsmittel, ſich aus widerwärtigen Stimmungen zu befreien. Als der Lehrer ihm erzählte, aus der Gefangenſchaft in Babylon wären nur 40,000 Juden wieder nach Paläſtina zurückgekehrt, ſagte er: „Wenn wir wieder nach Paläſtina zurück dürfen, gehen die franzöſiſchen Juden gewiß nicht hin; die Frankfurter aber ganz gewiß.“

Die gleichzeitigen Vorgänge der franzöſiſchen Revolution blieben zwar in ihren Hauptmotiven dem Knaben unverſtändlich; aber einige Begriffe davon wurden ihm um ſo eher klar, als ſein Lehrer bekennt, mit vielen andern jungen Leuten von den ſchönen Hoffnungen, die man damals an die Erklärung der Menſchenrechte knüpfte, ſelbſt mit fortgeriſſen geweſen zu ſein. Die jungen Leute bildeten auch in der Frankfurter Judengaſſe einen Clubb, in welchem ſie Anſichten und Neuigkeiten austauſchten. Man nannte die Theilnehmer, um ſie ſchnell mit einem Wort bezeichnen zu können, Jakobiner. Der Lehrer Börnes nahm gewöhnlich die Kinder mit in dieſen Klubb. Während ſeine Brüder mit andern Knaben ſpielten, hörte Börne nicht ſelten den Erörterungen der jungen Freiheitsfreunde zu. Die häufige Erwähnung des Adels beſtimmte ihn eines Tages, ſeinen Lehrer nach der Bedeutung dieſes Ausdrucks zu fragen. Die Erklärung eines gegen unſer natürliches Gefühl ſich richtenden Inſtituts war ohne Bitterkeit nicht leicht. Gleich die erſte Vorausſetzung, daß ein Sohn von den Vorzügen ſeines Vaters eine Auszeichnung in der Geſellſchaft anſprechen dürfe, prallte an dem geſunden Verſtande des Knaben ab. Daß der Adlige auch mehr Sorge dafür trage, ſeine Kinder, des Adels würdig, zu erziehen, beſchwichtigte ihn nur für einige Zeit. Er wollte den Adel als Titel nicht gelten laſſen; wie brauſte er erſt auf, als er hörte, daß der Adel ein Privilegium wäre! In ſeinem zwölften, dreizehnten Jahre ließ er ſich von ſeinem Lehrer über nichts mehr, was ihm unklar war, obenhin beſchwichtigen. Er hatte die Art, oft Tage lang über eine ihm gegebene Antwort und Bedeutung zu ſchweigen und dann plötzlich, wo der Lehrer längſt den Gegenſtand vergeſſen glaubte, mit ſeinen Bedenken hervorzubrechen. Der Schmerz, den man allgemein über die Hinrichtung Ludwig XVI. ausſprach, theilte ſich ihm ſelbſt mit; er begriff nicht, wie man auf der einen Seite tugendhaft und ſo unglücklich ſein könne, auf der andern, wie ſich die große Idee der Freiheit von einem ganzen Volke ſo misbrauchen ließe! Die Löſung dieſer beiden Widerſprüche gelang Börnen erſt im gereiftern Alter; wer weiß, ob nicht erſt nach der Julirevolution!

Die Leſeſucht, ein ſelten trügendes Wahrzeichen talentvoller Kinder, ergriff auch den Knaben Börne mit ſolcher Gewalt, daß er zehn Stunden lang ſich in ein Buch vertiefen, Eſſen und Trinken darüber vergeſſen und ſeiner Umgebungen nicht gewahr werden konnte. Der Büchervorrath des Vaters und ſeines Hauslehrers bot wenig Abwechſelung dar. Er las oft in einem Werke, welches Aphorismen über Staat, Kirche und vermiſchte Gegenſtände enthielt, aus dem Franzöſiſchen des Bergue, er las Schröckhs Weltgeſchichte, Schillers Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Alte Memoiren wechſelten mit Blumauers traveſtirter Aeneide, Schubarts, des Patrioten, Gedichte mit den alten Jahrgängen der Neuwieder Zeitung, welche in den neunziger Jahren wegen ihres Witzes und Freimuths ſehr beliebt war. Seinen eigenen ſpätern Aeußerungen zufolge las er (vielleicht erſt ſpäter in Gießen) heimlich viel Romane von Lafontaine, die er ſich ohne Vorwiſſen ſeines Lehrers zu verſchaffen wußte. Jeder gedruckte Buchſtabe ſchien ihm leſenswerth, ſo daß er ſich ſogar in Bücher vertiefte, die ihm auch nicht das geringſte Intereſſe gewähren konnten.

Auf den Unterricht ſeiner Kinder verwandte Herr Baruch viel Sorgfalt. Da er ſie nun feſt glaubte in der Kenntniß des Hebräiſchen und der Religion, ſo räumte er auch eine weitre Ausbildung in Sprachen und Realwiſſenſchaften ein. Ein Hauptgegenſtand des Unterrichts war die deutſche Sprache. Obgleich die Kinder keinen Umgang mit gewöhnlichen Judenknaben und dadurch ſich ein fehlerhaftes Gewälſch in der Sprache anzugewöhnen Gelegenheit hatten, ſo bot doch ſelbſt das eigne Haus nicht die ſicherſte Sprachſchule dar und der Hauslehrer ſelbſt geſteht, über die grammatiſchen Gründe und Regeln der deutſchen Sprache damals nicht ganz taktfeſt geweſen zu ſeyn. Wie daher Sachs ſeinen Unterricht dazu benutzte, ſich ſelbſt noch auszubilden und mit ſeinen Zöglingen zu lernen, ſo bot auch der Unterricht in der deutſchen Sprache um ſo größre Schwierigkeiten dar, als ſich der Lehrer in der Auswahl einer paſſenden Grammatik vergriff und dem Unterrichte gleich die philoſophiſche Sprachlehre Adelungs zum Grunde legte. So dunkel und abſtrakt nun auch die einzelnen Paragraphen derſelben waren, ſo ſehr ſich auch der Lehrer ſelbſt Mühe geben mußte, ſie immer zu begreifen; der junge Schüler ließ ſich dieſe Mühe nicht verdrießen, ſondern dachte ſich langſam, aber gründlich und völlig bewußt in die Schwierigkeiten dieſes übel gewählten Leitfadens hinein. Früh war bei ihm eine Anlage zu eigenthümlicher Ausdrucksweiſe bemerkbar; aber in der grammatiſch-orthographiſchen Regelrichtigkeit blieb der Knabe noch ſehr zurück, um ſo mehr, als ihm durch ſeinen Umgang nicht möglich wurde, immer ein gutes und gebildetes Deutſch zu hören. Der Hauslehrer räumt ein, daß Börne die Grundlage der Grammatik erſt bei ſeinem ſpätern

Gießner Lehrer Dr. Schapper legte, ja er will behaupten, daß Börne ſelbſt ſpäter als Schriftſteller nicht frei von Incorrektheit geblieben ſey. Wenigſtens iſt ſo viel wahr, daß allerdings die frühſten Manuſcripte Börne's mit einer etwas unſichern Orthographie geſchrieben ſind.

Für die Erziehung und den Unterricht ihrer Jugend hatte damals die jüdiſche Gemeinde in Frankfurt noch wenig gethan. Nur zwei Lehrer gab es, die die Häuſer der reichern Juden beſuchten und dem immer dringender werdenden Bedürfniſſe nach Bildung allein nicht abhelfen konnten. Chriſtliche Lehrer giengen nicht in die Judengaſſe, um dort zu unterrichten. So fieng man denn an, die Knaben den chriſtlichen Lehrern ins Haus zu ſchicken. Der junge Börne ging zu ſeinem Schreiblehrer Ernſt um ſo lieber, als er dort mit Toleranz und Schonung behandelt wurde und ſich keiner Zurückſetzung gegen chriſtliche Kinder verſehen durfte. Als ſpäter die Emigrirten in Frankfurt einzogen und ſich theilweiſe durch Lektionen ernähren mußten, boten ſich den Juden beſſre Ausſichten für ihre Kinder dar. Der Klavierlehrer der Familie war ein kurkölniſcher Emigrant, Namens Buchwieſer. Abbé Marx aus Nancy gab den Unterricht im Franzöſiſchen. Die feinen und artigen Manieren dieſes Mannes machten auf den Knaben einen ſo günſtigen Eindruck, daß er in ſeinem Vorurtheil gegen die Chriſten beinahe wankend geworden wäre, wenn er ſich nicht damit geholfen hätte, daß er ſagte: „Herr Marx iſt ja ein Franzoſe und die Franzoſen ſind keine Chriſten mehr.“ Als ihn ſein Lehrer bedeutete, daß der Pfarrer Hufnagel der freundlichſte Mann und den Juden innigſt zugethan wäre, antwortete er: „Nun, er iſt kein Frankfurter.“ Um alles zu erwähnen, iſt auch noch zu bemerken, daß Börne gelernt hat die Flöte blaſen.

Nachgrade war es die Pflicht der Eltern und des Lehrers, die künftige Beſtimmung des Knaben zu berathen. Die ſchwächliche Geſundheit und die geiſtigen Anlagen Börne's führten darauf hin, ihn ſtudiren zu laſſen. Dem Vater war jedoch dieſer Plan nicht genehm. Er hatte viel dagegen einzuwenden, brach die Unterhandlungen mit dem Lehrer oft ab, bis dieſer wohl merkte, welches der eigentliche Grund ſeiner Weigerung wäre. Der Knabe mußte, wollte er ſtudiren, lateiniſch lernen und lateiniſch ließ ſich nur vom Gymnaſium holen. Wie ſollte Herr Baruch dieſen Schritt vor dem Hofagenten in Bonn entſchuldigen?

Wo blieb bei dieſer Berührung mit Chriſten-Knaben die Garantie, daß Löb nichts Anſtößiges aß, die Faſten beobachtete und ſich in ſeinem Weſen überhaupt rein und religiös untadelhaft erhielt! Da aber der Vater dem Plane, ſeinen Sohn Arzt werden zu laſſen (denn dies nur konnte er werden) im Grunde nicht grade abgeneigt war, ſo ſann der Hauslehrer auf eine Auskunft. Er machte ſich anheiſchig, Moſche, den Rektor, des Gymnaſiums, zu überreden, daß er dem Knaben im Lateiniſchen Privatunterricht gäbe. Darauf ging der Vater ein. Moſche erklärte ſich bereit und begann ſeinen Unterricht, in dem ſich Börne als fleißigen und gelehrigen Schüler bewies. Auffallend aber, daß dem Knaben ſelbſt die Beſtimmung ſeines künftigen Schickſals ganz gleichgültig war. Er wäre mit derſelben Bereitwilligkeit Kaufmann geworden, wie er es aufnahm, daß er ſtudiren ſollte. Dieſen Umſtand gänzlich aus ſeinem Gemüth zu erklären, möchte nicht ganz richtig ſeyn. Es iſt wahr, Börne's Jugend war im Allgemeinen ſo freudlos und unbehaglich, daß ſich früh eine gewiſſe trübe Theilnahmloſigkeit ſeines Innern bemächtigt hatte, er war gewohnt, keinen Willen zu haben und vermißte auch wohl in ſeiner ganzen Exiſtenz die gemüthlichen, ſein innerſtes Weſen wohlthätig anſprechenden und befreienden Anknüpfungspunkte. Dazu kommen aber noch zwei Umſtände. Einmal war der einzige Ausgangspunkt des Studiums für ihn der wahrlich nicht beneidenswerthe Beruf des Arztes, und zweitens konnte in Börne durch ſeine iſolirte Erziehung nicht im mindeſten Ehrgeiz und Sucht nach Auszeichnung geweckt werden. Durch die Rangordnung und das Claſſenweſen in der Schule, durch Prämien und Zeugniſſe werden frühe in uns die unruhigen Geiſter des Ehrtriebes heraufbeſchworen. Börne beſuchte aber keine Schule, brachte keine Cenſur nach Hauſe, keine öffentliche Belobung, keine Prämie; ſo blieb er zum Glück für ſeine ſpätre Laufbahn vor einer Leidenſchaft bewahrt, die ihm in den Verfolgungen, die er wegen ſeiner Pariſer Briefe auszuſtehen hatte, eine leidige Tröſterin geweſen wäre. Freilich hätte aus dies brennende Verlangen nach Auszeichnung einen noch größern Schriftſteller in ihm entwickelt, aber wie leicht hätte die Größe ſeines Charakters darunter leiden können! Er beſaß allerdings nicht die ſchönen Eigenſchaften des Ehrgeizes, aber auch die häßlichen nicht. Er machte ſich wenig aus dem Urtheil der Welt. Sein eignes Bewußtſein genügte ihm.

Ueberhaupt ſcheint die Gemüthsentwickelung des Knaben auf den erſten Blick ein Räthſel zu ſeyn. Es ſind ſo viel Beweiſe vorhanden, daß Börne der zarteſten Empfindungen fähig war und doch könnte eine gewöhnliche Beurtheilung ſehr leicht an ihm irr werden. Immer verſchloſſen, ſchien der Knabe nicht bloß lebhafter Gefühle, ſondern ſelbſt lebhafter Mitempfindung und Theilnahme unfähig zu ſeyn. Was Andre erregte, ließ ihn kalt. Der Maaßſtab ſeines Urtheils über Menſchen und Begegniſſe war nie das Gemüth, ſondern der Verſtand. Was ihm mißfiel, nannte er nie ſchlecht, ſondern immer nur dumm. Dieſe Auffaſſungsweiſe blieb ihm für ſein ganzes Leben. Er empörte ſich weniger über die Schlechtigkeit, als über die Albernheit der Menſchen. Wie oft hat er nicht von ſeinen und den Gegnern des Menſchenwohls ausgerufen: Wenn ſie nur klüger wären! Selten, daß er als Knabe ſich über irgend etwas grenzenlos freute oder grenzenlos erzürnte. Thränen waren ihm nicht geläufig. Leidenſchaft kam nur über ihn, wenn es ſich um Unrecht, um Unterdrückung handelte. Dann wurden ſeine Aeußerungen heftig, ſeine Gefühle rückſichtslos. Man ſieht, daß es ſeinem Gemüth nicht an Lebhaftigkeit fehlte, nur wurde es auf andre

Art, als gewöhnlich, entzündet. Von Schaalkheit und ſehr viel Albernheit, die er früh durchſchaute, umgeben, mußte ſein Verſtand früh zum überwiegenden Lenker ſeiner innern Thätigkeiten erhoben werden. Man machte ihm die Zumuthung, ſich für Dinge zu erwärmen, die ihn geiſtig nicht anregen konnten; kleinliche Familienereigniſſe traten mit Anſprüchen auf ſeine Theilnahme auf, die er nicht erwiedern konnte. So bekam er früh ſein eignes apartes Weſen, trennte ſich von ſeinen Umgebungen los und lebte ſich in Gedankenreihen und Gemüthszuſtände hinein, in welche ihm Niemand folgen konnte. Es bedurfte der Verpflanzung in einen ganz neuen Boden, um eine geiſtige und gemüthliche Selbſtſtändigkeit in ihm zu wecken und ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß das Leben für Jedes und Alles, was es bietet, ein Urtheil, einen Willen, ein Gefühl verlangt. Im Hauſe ſeiner Eltern befand ſich ſein ganzes geiſtiges Leben noch in chaotiſcher Unordnung.

Es iſt wahr, zu den meiſten im ſpätern Alter in uns aufknospenden Gefühlen und Stimmungen müſſen wir ſchon in der Jugend den Saamen geſtreut haben. Die beſeligendſten Gefühle des Alters ſind die der Rückerinnerung an die Jugend. Eine Empfindung höherer Art wird uns dann erſt recht glücklich machen, wenn ſie uns in eine verwandte Stimmung unſerer Kindheit zurückverſetzt und dasjenige klarer ausſpricht, was wir ſchon bei unſern Spielen ahnten. So ſeh' ich mich in Börne's Jugend nach den erſten grünen Keimen jener zarteren Blüthen ſeiner Schriften um, die uns in ihm den Mann von Herz und ſo viel verſteckter gebundener Poeſie verrathen. Wie hat ihn nicht Jean Paul ſo tief ergriffen! Wie gemüthlich hat er nicht grade deſſen idylliſche Elemente, ſeine zarte bürgerliche Beſchränktheit mit ihren poetiſchen kleinen Freuden und großen Entſagungen in ſich aufgenommen! Wie rührend ſchildert er den erſten Frühlingseindruck, den Lamennais Worte eines Gläubigen grade auf ſein krankes, der erſten Geneſungswonne entgegenſchlagendes Herz hervorbrachten! Nun, wo iſt in der frankfurter Judengaſſe der grüne Fleck, an den er ſich bei ſolchen Stimmungen erinnert fühlen konnte? Wo iſt überhaupt in ſeiner frühſten Jugendzeit etwas gemüthlich, poetiſch und idylliſch ihn Anregendes, ein Element, für welches er ſich doch ſpäter ſo empfänglich zeigte? So tragen wir doch Alle eine Erinnerung in uns von jugendlicher Pfingſtwonne und Weihnachtsfreude, von den erſten Beſcheerungen, die uns gute Eltern auf den grünen Teppich unſrer Kindheit legten, von unſern erſten Träumen auf dem Raſen unſrer Spielplätze: — Börnen, dem Judenknaben, wurde wenig davon geſchenkt und doch lag es in ihm, die Sehnſucht darnach fühlte er ſchon im väterlichen Hauſe, und darum, weil er ſo wenig davon gehabt hatte, rührte ihn ſo ſehr die Welt Jean Pauls. Schaal und alltäglich waren ſeine Jugendeindrücke, die Eltern kalt, jeder grüne Fleck verpönt, um ihn her nur niedrige Beſtrebungen nach zeitlichem Gewinn, Furcht, die kriechenden Laſter, die die Unterdrückung erzeugt, wenig oder gar keine bedeutenden Einſchnitte merkwürdiger Erlebniſſe, keine Zerſtreuung und Anregung des muntern Knabenſinnes in der Schule oder im Umgang mit Spielgenoſſen — Alles das zuſammengenommen iſt der beſte Schlüſſel, um das Räthſel des in trüber Gleichgültigkeit hindämmernden Knaben Börne zu löſen. Es zitterte die Ahnung eines bunteren, blüthenreicheren Jugendlebens in ihm, als es ihm zu Theil ward. Er war unglücklich, ohne es zu wiſſen.

Die erſte maaslos freudige Aufregung, die Börne empfand, war in der That auch die, als er das väterliche Haus verlaſſen durfte und plötzlich in einen ganz neuen Lebenskreis verſetzt wurde. Als er nämlich ſein 14tes Jahr erreicht hatte (1800) verlautete von einer Erziehungsanſtalt, die in Gießen vom Profeſſor Hetzel errichtet, in ihrer Art Ausgezeichnetes leiſten ſollte. Wenigſtens hatte der Vorſteher des Inſtituts, der bekannte Orientaliſt Hetzel, ein Programm erſcheinen laſſen, worin er ſeine Schöpfung etwas marktſchreieriſch als die Pforte zum Tempel alles Wiſſens dargeſtellt hatte. Hetzel war als Gelehrter anerkannt, als Menſch ließ er ſich durch die Folgen eines unordentlichen Haushalts zur Deckung der ihn fortwährend quälenden Verlegenheiten zur Projektenmacherei hinreißen. Sein Inſtitut ſtand, als er es ſchon in ſeiner Blüthe ankündigte, erſt noch auf dem Papiere. Der Hauslehrer, der hievon nichts wußte, beſtärkte den Vater, ſeinen zum Studium beſtimmten Sohn in dieſe Penſion zu geben; hier würde er eine hinlängliche Vorbereitung zur Univerſität finden und zu gleicher Zeit vor den Gefahren ſicher ſeyn, denen die Großeltern in Bonn ihren Enkel nicht ausgeſetzt wiſſen wollten. Ein Hauptgrund, warum ſich Herr Baruch entſchloß, auf dieſen Vorſchlag einzugehen, war auch in der That der, daß ſich mit Hülfe einer in Gießen lebenden entfernten Verwandtſchaft Vorkehrungen treffen ließen, daß der Knabe nicht nöthig hatte, mit ſeinen chriſtlichen Mitpenſionairen zu eſſen, ja ſogar Gelegenheit fand, bei einem dortigen Unterrabbiner die religiöſen Studien fortzuſetzen. Er ſollte bei jenem Verwandten zu Tiſch gehen und dieſer Geiſtliche ſollte ihn die Woche einigemal zum Religionsunterrichte beſuchen. Der Knabe war glücklich, endlich in neue und freiere Beziehungen zu kommen. Denn auch ſein Verhältniß zum Vater fing ſchon an, auf den Grund abweichender Anſichten, manche Störung zu erleiden. Herr Baruch wollte die Grundſätze nicht billigen, die ſich ſein Sohn aus dem allmäligen Verſtändniß der franzöſiſchen Revolution entnommen hatte. Er äußerte ſchon damals oft, daß die hergebrachte Ordnung der Dinge in der Natur begründet wäre, daß, ſo wie es Kinder und Eltern gäbe, es eben ſo auch Herr und Diener, König und Unterthan geben müſſe und ähnliche Gemeinplätze mehr, deren öftere Wiederholung dem Vater für die drohende gefährliche Ideenrichtung ſeines Sohnes ſehr nothwendig ſchien. Doch waren dergleichen Befürchtungen noch nicht ernſterer Natur.

Gießen iſt von Frankfurt eine Tagereiſe entfernt. Der Weg führt durch die fruchtbaren Thäler und anmuthigen Berge der Wetterau. Sachs, der Hauslehrer, begleitete den vierzehnjährigen Knaben, der glücklich war, eine ſo heitere Veränderung ſeines bisherigen Lebens zu erfahren. Auf dem Poſtwagen geſtand eine junge Dame aus der Umgegend, daß ſie zuweilen an einem Liebhabertheater mitſpiele, was dem Knaben Veranlaſſung gab, über dieſen Beruf mit ihr recht heiter zu ſcherzen. Börne beſuchte im Hauſe ſeiner Eltern regelmäßig alle vier Wochen das Frankfurter Theater, deſſen Mitgliedern er in ſpätern Jahren durch ſeine Kritiken ſo furchtbar werden ſollte. In Gießen ſtiegen ſie im Gaſthof zum Einhorn ab.

Gleich beim erſten Beſuche im Hauſe des Profeſſors Hetzels wurde dem Erzieher klar, daß die Anſtalt des Mannes bis jetzt noch eine Phantaſie war. Sie exiſtirte nur in ſeinem Proſpektus. Durch die pomphafte Ankündigung hatte Prof. Hetzel bezweckt, erſt zu ſchaffen, was er als ſchon vorhanden ſo geprieſen hatte. Das Ganze war ein Experiment, auf den Erfolg berechnet. Indeſſen wußte ſich Prof. Hetzel zu helfen. Er wies nach, daß bis da und dorthin dieſer Schüler, jener Lehrer eintreffen müſſe, wenn auch vorläufig Börne erſt der zweite Penſionair der Anſtalt wäre. Namen geachteter Schulmänner wurden genannt, die den Unterricht leiten würden, ja es dauerte auch nicht lange, ſo war in der That die kleine Erziehungs-Maſchiene in Bewegung geſetzt. Vorläufig wurde der Knabe ſogleich als Student bei der Univerſität immatriculirt. Der Lehrer fand dies auffallend; aber Prof. Hetzel hatte ſeine Gründe, dies für beſſer auszugeben. Wir kennen ſie nicht.

Ein Examen, welches der Orientaliſt mit dem jungen Akademiker anſtellte, zwang ihm vor den hebräiſchen Kenntniſſen deſſelben viel Hochachtung ab. Der junge Börne überſetzte die Pſalmen mit einer Geläufigkeit, daß ſich Profeſſor Hetzel die Angabe der Methode erbat, nach der ein ſo junger Menſch ſchon eine ſolche Sprachfertigkeit erlernen konnte. Es war eine Art hamilton'ſcher Methode, nach der Börne unterrichtet geweſen war. Es ſcheint aber doch, als wenn dieſe Kenntniß erſt durch ſpäteres gründlichſtes Studium der Grammatik hätte müſſen befeſtigt werden; denn Börne vergaß in ſpätern Jahren in dem Grade ſein Hebräiſch, daß er nicht die kleinſte Stelle des Alten Teſtaments im Urtexte mehr verſtehen konnte. Er begriff oft nicht, wie Heine ſich in ſeinen Schriften als einen ſo geläufigen Hebräer bewähren und noch immer auf ſo viel jüdiſche Ausdrucksweiſen anſpielen konnte. Er hatte in ſeinen ſpätern Jahren Alles vergeſſen, ſelbſt jüdiſche Gebräuche, die er ſich als ihm ganz neu mußte wiedererzählen laſſen und deren oft recht ſinnige Bedeutung ihn wohl anſprach.

Die Lebensweiſe im Hauſe Hetzels war Börnen ganz neu. Einen ſo freien behaglichen Genuß des Daſeins, wie er hier traf, hatte er ſich in dem Zwang ſeiner häuslichen Verhältniſſe nie möglich gedacht. Da gab es Beſuche, feine Manieren, heitere Unterhaltung, Abendgeſellſchaften, geſellige Spiele. Gleich die erſte Soirée, die Hetzel, ein Lebemann, veranſtaltete, regte ſeine Phantaſie wunderbar an. Von dem Eſſen bei ſeinem jüdiſchen Anverwandten war keine Rede mehr. Der Unterrabbiner erhielt ſeine Bezahlung, ohne daß er das Hetzel'ſche Haus je betrat. Die Lehrer Dr. Schapper, Keppel und Andre waren unterrichtete Männer, bei welchen er ſich freute, ſeinen Geiſt gründlich vervollkommnen zu können. Er ſchrieb nach Frankfurt die heiterſten und wirklich leſenswerthe, gutgeſetzte Briefe, die ein untrüglicher Gradmeſſer ſeiner zunehmenden geiſtigen Bildung waren.

Je mehr nun Börne dem Jünglingsalter entgegenreiſte, deſto mehr veränderte ſich ſeine Stellung zur Welt, ſeine Auffaſſung der Menſchen, ſein Urtheil über näher oder entfernt Liegendes. An die Ordnung ſeiner neuen Lage ſich bald gewöhnend, gewann er auch über ſie bald ein reiferes Urtheil und verhehlte ſich und den Seinigen nicht die Mängel derſelben. Bei ſeinen jährlichen Beſuchen in Frankfurt ſprach er ſich offen über den Gang des Unterrichtes in Gießen aus und ſagte z. B. einmal von dem Geſchichtsunterricht, den er empfing, mit einer Wendung, die dem ſpätern Schriftſteller ſchon anzugehören ſcheint: „Der Vortrag des Mannes hat den Kopf eines Rieſen und die Hand eines Zwergen.“ Er meinte damit das Unebenmäßige ſeines Aufriſſes, indem er Unwichtiges gründlicher behandelte, als das Wichtigere. Sein Lehrer Schapper, der ihn einmal nach Frankfurt begleitete, wollte in ihm nicht viel erkannt haben. Er äußerte: Er hat zwar Anlage zum ſchriftlichen Ausdruck, ſonſt aber wenig Kopf. Börne's Erzieher war durch deſſen Briefe jedoch ſchon mit dem Unterrichtsgang in Gießen bekannt genug, um darauf mit Feuer erwiedern zu können, daß daran lediglich die trockne, höchſt langweilige, grammatikaliſche Methode des Mannes ſchuld ſey. Schwerer zu beſeitigen war der Einwand, daß der junge Akademiker nicht beſonders fleißig wäre. Wie dieſe Urtheile nun aber auch immer ausfielen, (ungerecht wenigſtens auch in ſo fern, als Börne's ſchwächliche Geſundheit dabei nicht berückſichtigt wurde) darüber blieb man einig, daß man dem jungen Mann eine gewiſſe Originalität, etwas Apartes in ſeiner Art unbedingt zuerkennen müſſe.

Inzwiſchen wurde Profeſſor Hetzel durch ſeine häuslichen Verhältniſſe veranlaßt, einen Ruf nach Dorpat anzunehmen, wo er ſich eines bedeutenderen Einkommens zu erfreuen hatte. Seine Anſtalt überließ er dem Statiſtiker Crome, einem Gelehrten, der noch in ſpäterer Zeit ſich Börnen mannichfach gefällig bewies. Hetzel und ſeine Familie ließen in dem Stammbuche des Zöglings freundliche Erinnerungszeilen zurück. Wenn man überhaupt den Verſicherungen der Stammbücher trauen dürfte, ſo hätte Börne damals in einem trauten Kreiſe älterer und jüngerer Bekanntſchaften gelebt; wenigſtens finden ſich eine Menge von Schwüren und Freundſchaften verzeichnet, die noch über dem Grabe fortdauern ſollten. Bei einigen Namen hat Börne ſpäter das Zeichen des Kreuzes gemacht. Sie waren nach Jahr und Tag geſtorben.

Jetzt war es Zeit, daß Börne, oder wie er damals hieß Louis Baruch, bisher nur dem Namen nach Student, es wirklich wurde. Auf Gießen, als eine Gelegenheit, gründlich Medizin zu ſtudieren, ſetzte man in Frankfurt kein Vertrauen. Bei jeder andern

Univerſität war dem Vater die Selbſtändigkeit ſeines noch ſo jungen Sohnes peinlich. Da kam man auf einen Mittelweg. Man ſcheute die außerordentlichen Koſten nicht, um den angehenden Mediziner einem Manne anzuvertrauen, der in der gelehrten und praktiſchen Welt einen berühmten Namen hatte, in der Geſellſchaft eine ausgezeichnete Stellung einnahm und durch ſeinen jüdiſchen Urſprung den Sympathieen der Familie Baruch näher ſtand, als irgend ein Anderer — Marcus Herz in Berlin. Man wußte, daß Herz außer der raſtloſen Thätigkeit, der ſich dieſer Arzt in Berlin widmete, ſich auch noch die Laſt auflud, in ſein Haus junge Leute aufzunehmen, die unter ſeiner Leitung in Berlin, welches damals noch keine Univerſität, ſondern nur Kliniken berühmter Aerzte hatte, ihren mediziniſchen Kurſus begannen. Herz war Arzt am jüdiſchen Krankenhauſe und hielt Vorleſungen, die für ein größeres Publikum berechnet waren. Die Beſorgniß, den jungen Börne an einen ſittlich ſo verrufenen Ort, wofür beſonders damals Berlin galt, zu ſchicken, wurde durch die Beruhigung gemildert, daß er doch in dem Hauſe ſeines Lehrers dann noch immer unter einer Art Aufſicht ſtehen würde. Dieſe Penſion koſtete 100 Louisd'ors.

Auf Louis Baruch wirkte die Ausſicht, nach Berlin zu kommen, ungemein erfreulich. Für ihn war damals Berlin, was dem Franzoſen der Provinz Paris. Berlin war damals noch die Hauptſtadt des unüberwindlich ſcheinenden Preußens, welches ſich die Miene geben durfte, zu der anſchwellenden Lawine der Napoleoniſchen Herrſchaft zu ſagen: **Bis hieher und nicht weiter!** Berlin war der Sitz der feinſten Sitte, der Haupttummelplatz der bedeutenderen Geiſter der Nation; Fichte, Schleiermacher, die Schlegel, Johannes von Müller wirkten von dort aus. Man braucht nur die Briefe der Rahel zu leſen, um ſich recht lebhaft in die frivol-geniale Geſelligkeit jener Kreiſe hineinzudenken, in welchen namentlich die Sprößlinge reicher jüdiſcher Familien eine nicht unbedeutende Rolle ſpielten. Und vor allen glänzte grade die Frau Marcus Herzens als ein Phänomen erſter Größe. Das Haus dieſer Dame, deren Ehegemahl ihr an Jahren weit voraus war *), galt für das Stelldichein aller bedeutenden Köpfe Berlins; für den Penſionär eröffnete ſich eine glänzend heitre Ausſicht. Börne hat auch in ſpätern Jahren nie aufgehört, von Berlin einzugeſtehen, daß er es wohl leiden möge. Selbſt zuletzt, als das öffentliche Geſpräch in Berlin ſich nicht mehr um die Fragen der Politik und Literatur drehte, ſondern wie er ſelbſt ſagt, um die Tänzerinnen der Oper und die Prinzen des Königlichen Hauſes, machte er ſich anheiſchig, vier Wochen in Berlin mit der größten Befriedigung auszudauern. Dazu kam, daß Börne ſogar von den Heiligthümern Preußens Eines verehrte, wie keines vom gleichen Range, nämlich Friedrich den Großen. Noch ſpäter, als er ſchon die Pariſer Briefe geſchrieben hatte, hörte er im Geſpräch nicht auf, von den klaren, blauen Augen dieſes Berliner Friedrichs zu reden, von ſeiner Enthaltſamkeit, Mäßigung, von ſeinem Esprit, von ſeiner Achtung vor berühmten Männern, und dem Ehrgeize, mit ihnen umzugehen. Friedrich der Große und Heinrich IV. von Frankreich waren die einzigen Könige, von denen Börne mit gemüthlicher Theilnahme ſprach.

---

*) Börne bewunderte ſpäter oft, wie trefflich ſich hier eine junge Frau in das Weſen eines älteren Mannes zu ſchicken wußte.

Von den mediziniſchen Studien ſcheint indeſſen in Berlin nicht viel geworden zu ſein. Marcus Herz war mit ſeiner Praxis übermäßig beſchäftigt. Die Beziehungen des Hauſes, die häufigen Geſellſchaften, ſchufen Zerſtreuungen, welche den Studien nicht günſtig ſein konnten. Es iſt unzweifelhaft, daß Börne die Zeit ſeines Berliner Aufenthaltes weit mehr zur Cultur ſeines innern und äußern Menſchen, als zur Erlernung der Arzneikunde verwandte. Er wird viel geleſen, viel aus der bewegten Geſchichte der damaligen Zeit in ſich aufgenommen haben. Daß ſich die Wärme ſeines Herzens regte und zartere geſchlechtliche Neigungen ausbrütete, iſt ohne Zweifel anzunehmen, wenn man auch darin übertreibt, daß man ihm hoffnungsloſe Liebe zu der geiſtvollen und ſchönen Herrin des Hauſes, in dem er gaſtlich lebte, zuſchreibt. Er hatte zu Madame Herz die Neigung eines jungen Mannes, deſſen erſte herzinnigeren Regungen kein glücklicheres Schickſal haben können, als wenn ſie ſich einem uns entfernt und unerreichbar ſtehenden weiblichen Weſen von höherem Werthe anſchließen. Als Börne nach dem plötzlichen Tode Marcus Herzens das Haus verließ, hörte er nicht auf, mit der von ihm hochverehrten Frau deſſelben in brieflicher, (wenn auch oft geſtörter und unterbrochner, doch nach einigem Verlauf immer wieder aufgenommener) Verbindung zu bleiben. Es iſt unendlich zu beklagen, daß die noch lebende würdige Matrone ihre Correſpondenz mit Börne den Flammen übergeben hat. Einige indiscrete Veröffentlichungen von Privatverhältniſſen, die grade aus Berlin in neueſter Zeit gekommen ſind, hatten ihr einen ſolchen Widerwillen gegen das Herausgeben von vertraulichen Briefen eingeflößt, daß ſie noch bei ihren Lebzeiten glaubte, ihren gewiß ſehr reichen Schatz von ſchriftlichen Beziehungen zu berühmten Männern und Frauen zerſtören zu müſſen. Man kann die Gründe dieſes Schrittes ehren, muß aber doch geſtehen, daß viel Entſchloſſenheit dazu gehört, ihn auszuführen.

Madame Herz war es ſelbſt, die den Eltern Börnes vorſchlug, ihren Sohn nach Halle zu ſchicken und ihn dort der Aufſicht des Reil'ſchen Hauſes anzuempfehlen. Reil, der geiſtreiche Begründer einer neuen Fieberlehre, war ein Name, deſſen Berühmtheit den Wünſchen der Eltern vollkommen genug that. 1804 gieng Louis Baruch von Berlin nach Halle. Er hatte jetzt den feſten Vorſatz, die medizinischen Studien mit Eifer zu erfaſſen.

Der achtzehnjährige Student bezog das Reil'ſche Haus ſelbſt. Freundlichſt aufgenommen, fand er hier einen andern Ton, wenigſtens eine andre Atmosphäre, als die in Berlin geweſene war. Die Geſelligkeit war eben ſo lebendig, aber mehr nach Innen zugekehrt, mehr auf die allerdings nicht ſchroff gezogenen Gränzen der Familie ſich beſchränkend. Liebenswürdige Töchter gaben dem Hausweſen ein freundliches, der Phantaſie wohlthuendes Relief. Reil ſelbſt, ſein ſanfter ſeelenvoller Blick, ſein anregender Umgang, ſeine geiſtvollen, über das Gebiet der Medizin weit hinausgehenden Bemerkungen konnten nie genug von Börne geprieſen werden. Reil's Vortrag war ſo gebildet-allumfaſſend, daß man ſeine Einleitung in die Zweige der Arzneiwiſſenſchaft eben ſo gut für eine Einleitung in einen Vortrag über Politik, Moral oder Aeſthetik hätte halten können. Es iſt auch nicht zu verkennen, daß die philoſophiſchen Anſichten Reil's, ſein halber Brownianismus ſowohl, wie ſeine allgemeinen Begründungen der Lehre vom Menſchen ſich für Börne in Denkfaktoren verwandelten, mit denen er ſich auch ſpäter die meiſten Begriffe regelrecht geſtaltet hat. Seine erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche, die ſich im Gebiet der theoretiſchen Politik und beſonders der Cameraliſtik bewegten, ſind ganz auf Reil'ſche Prinzipien begründet. Börne beſuchte gleich anfangs ſehr fleißig ſeine Vorträge über Anatomie und ſtand um vier Uhr des Morgens auf, um ſich auf die Clinik vorzubereiten.

Ueber das geſellige und wiſſenſchaftliche Leben des damaligen Halle hat ſich Börne in dem Aufſatze: „Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens“ ſelbſt ſehr warm und erinnerungsfroh ausgeſprochen. Es iſt dies einer der wenigen Aufſätze, in welchem er uns ſelbſt Materialien zu ſeiner Biographie darbietet. Bei F. A. Wolf hörte er wahrſcheinlich über die griechiſchen Lyriker und Homer, von Schleiermacher ſagt er, er hätte die Theologie ſo vorgetragen, wie ſie Sokrates gelehrt haben würde, wäre er Chriſt geweſen. Von Reil rühmt er die ſtete Jugendfriſche, die ſogar aus der Beſorgniß zu veralten entſtanden wäre. Reil hätte abſichtlich nach dem Umgang mit ſtrebenden Jünglingen und neuen Büchern verlangt, um nicht die Jugend des Geiſtes zu verlieren. An Horkel rühmt er ſein emſiges Studium und ſeine Beſcheidenheit, ganz beſonders aber theilt er den Enthuſiasmus, den damals Steffens für Naturphiloſophie und was damit zuſammenhing, in der akademiſchen Jugend zu entzünden wußte. Zwölfhundert Studenten waren damals in Halle beiſammen, recht als ſollte dieſe Univerſität ihren ſchönſten Triumph kurz vor ihrem Falle, (den ſpäter Napoleon beſchloſſen hatte) feiern. „Sitten, Sprache, Kleidung, ſagt Börne von den damaligen Studenten, alles war an ihnen ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen oder ſchwarzen Federn geſchmückt, je nach der Landsmannſchaft, der ſie ſich angeſchloſſen. So glichen ſie von oben römiſchen Kriegern und von unten deutſchen Poſtillonen.“ Börne war ſpäter einſichtsvoll genug, die Nachtheile zu durchſchauen, welche unſerer politiſchen und geſellſchaftlichen Bildung aus den Eigenthümlichkeiten des deutſchen Studenten-Leben erwachſen ſind; aber an ſeine Studienzeit in Halle dachte er gern zurück.

Von Halle aus wurden kleine Ausflüge in die nähere und entfernte Umgegend gemacht. Schon in den erſten Ferien beſuchte er mit einem akademiſchen Freunde, Namens Groſſing, das ſächſiſche Erzgebirge und befuhr einige der bekannteſten Stollen deſſelben. Des Winters wurden Ausflüge nach Deſſau und Leipzig, oft zu Schlitten und im Maskenaufzug unternommen. Beſäßen wir von Börne über ſein Leben Geſtändniſſe, ſo würde gewiß in dieſe Periode die Schilderung eines immer klarer werdenden Seelenlebens fallen. Börne wird damals die erſten Blicke in ſeine Zeit geworfen, die erſten Verſtändigungen über Menſchen und Bildungsrichtungen, über Syſteme und Bücher in ſich erfahren haben. Die große Gährung der Geiſter, welche grade in jene politiſch für Deutſchland ſo unglückliche Zeit fiel, kann an ihm nicht ſpurlos vorübergegangen ſeyn, wenn ihn auch ſeine angeborne Verſtändigkeit, ſeine ſatyriſche Laune und die beſondern Einflüſſe ſeiner Nationalität vor jener flammenden Ueberhitzung bewahrten, die damals oft die beſten Köpfe mehr verſengte, als erleuchtete. Den lebhaften Debatten, womit die jungen Studenten oft glaubten die Speiſen der Reil'ſchen Tafel würzen zu müſſen, (Reil war ſehr gaſtfrey) hörte er mit ruhiger Enthaltung zu, gab aber zuweilen ſo treffende Zwiſchenbemerkungen, daß man auf den kleinen, zuſammengedrückten, ſchweigſamen jungen Mann um ſo mehr aufmerkſam wurde, als man ihn von Reil mit einer gewiſſen ſorgſamen Theilnahme behandelt ſahe.

So vergingen beinahe drey Jahre in heiterer Geſelligkeit und gewiſſenhaften wenn auch nicht übermäßigen Studien. Da kam die geſchichtliche Umwälzung der damaligen Zeit dem Preußiſchen Staate immer näher und eins der erſten Opfer, das fallen mußte, war der Halliſche Muſenſitz in ſeiner augenblicklichen Verfaſſung. Der Lärm der Waffen verſcheuchte die Eule Minervens.

Wer ein leichtes Gepäck hatte, wartete das fernere Geſchick der Univerſität nicht ab.*) Auch Börne nahm von dem ihm ſo lieb gewordenen Tummelplatz ſeiner erſten im volleren Jünglingsbewußtſeyn verlebten Jahre Abſchied und wandte ſich nach der Univerſität Heidelberg, die ſein Vater weit lieber mit Gießen vertauſcht geſehen hätte. Auf dem Wege von den Ufern der Saale an die reizenderen des Neckar müſſen ſich in Börne's Innern eigne Gedankenreihen entſponnen haben. Es reifte in ihm der Entſchluß, ſich von der Medizin loszuſagen. Was ihn hiezu beſtimmt haben mochte, iſt zu enträthſeln nicht ſchwer. Er hatte den medizinischen Beruf ohne Wahl ergriffen, er war der einzige, der ihm bei ſeinem Glaubensbekenntniſſe in ſpätern Jahren eine ſeinen Studien angemeſſene bürgerliche Stellung möglich machte. Dieſe Rückſicht hatte ſich aber verändert. Die freie Reichsſtadt Frankfurt hatte ſich in ihren alten Spinnweben von Geſetzen und Vorurtheilen müſſen lüften und ausfegen laſſen; die

---

*) Erſt 1813 hob ſie Napoleon auf, da er den auch von den Univerſitäten drohenden jungdeutſchen Geiſt bei Bautzen und Groß Görſchen zu fürchten gelernt hatte.

Reſultate der franzöſiſchen Revolution hatten Kaſtengeiſt und Privilegienunbill aus den Thoren vertrieben. Frankfurt hatte mit ſeiner Selbſtſtändigkeit auch das Recht der Tyranney gegen die Juden verloren. Dieſe erhielten vom Fürſten Primas, dem Großherzoge von Frankfurt — (auch eine eigne Art von Emanzipation) — für eine ſehr bedeutende Summe das Recht, ſich frei zu kaufen. Somit eröffnete ſich den ſtudirten Söhnen der Juden die Ausſicht einer andern als nur mediziniſchen Wirkſamkeit. Börne dachte ſogleich an Jurisprudenz, ging aber auch von dieſer, da der Beruf eines Advokaten ihn nicht reizen mochte, allmälig ab zur Cameraliſtik, die ihm eine Anſtellung im Regierungsorganismus erwerben durfte.

Zu dieſen Erwägungen mochte die Selbſterkenntniß kommen, daß ein Arzt zu ſein von einer ganz andern Vorliebe für dieſen Stand bedingt werden müſſe, als ſie Börne beſaß. So ſehr ſeinen höhern Erkenntnißſinn die aus der Philoſophie und allgemeinen Naturkunde hergeleiteten Heiſcheſätze der mediziniſchen Propädeutik anſprechen mußten, ſo wenig fühlte er ſich in der Medizin heimiſch, wenn er den Vorhof verließ und das innere Heiligthum jener Kunſt ſelbſt betrat. Seine zarten Nerven gewöhnten ſich ſchwer an den

Anblick von Leidenden, ja ein gewiſſes Vorgefühl mochte ihm wohl ſagen, daß er in ſeinem künftigen Leben die Beſtimmung hätte, ſich zur Medizin mehr als Patient, denn als Arzt zu verhalten. Wenn man ſeinem ſpätern Mistrauen gegen die Arzneiwiſſenſchaft, das er oft genug ausſprach, folgen darf, ſo fühlte er ſich auch durch die Unſicherheit ihrer Prinzipien bei ſeinem ernſten, wahrheitſuchenden Sinne nicht befriedigt. Er beſaß nicht den Muth, mit der leidenden Menſchheit Experimente zu machen. Das mochte vollends den Ausſchlag geben, ſich von einer Wiſſenſchaft zu trennen, deren praktiſche Ausübung ihm keine Zukunft mehr vorſpiegelte die ihm erwünſcht und willkommen geweſen wäre.

Man kann ſich denken, wie misliebig der Vater dieſe Erklärung ſeines Sohnes aufnahm. Die außerordentlichen Summen, die er bisher für die Ausbildung des künftigen Arztes aufgewandt hatte, die drei Jahre eines wie er gehofft hatte, gründlichen und gewiſſenhaften Studiums ſah er für unerſetzlich verloren an. Und dennoch überraſchte ihn die plötzliche von den Zeitläuften geſchenkte Möglichkeit, ſeinen Sohn ſich in einer offiziellen Laufbahn bewegen zu ſehen, ſelbſt ſo ſehr, daß er ſich dem veränderten Entſchluſſe nicht grade widerſetzte, wenn er ihn auch nicht vollkommen billigte. Dabei hatte er noch immer nicht den Muth, ſeinen Sohn ihm ſelbſt zu überlaſſen. Er beauftragte den Profeſſor Martin, ihm in Heidelberg einige, ſein Betragen regelnde Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Börne fühlte ſich durch dies ewige Bevormunden unangenehm berührt. Es war ihm unerträglich, daß, wenn er die übrigen Studenten in freier Selbſtſtändigkeit ſich tummeln ſahe, man bei ihm immer die Drathfäden der väterlichen Wachſamkeit bemerken mußte. Er lebte allerdings in Heidelberg ausſchreitender, als bisher. Man ſah ihn öfter im Mannheimer Theater, als im Collegio. Er ſchloß ſich großen Parthieen in die herrlichen Umgegenden Heidelbergs an, ſchaukelte ſich lieber auf den Wellen des Neckar, den er zu befahren liebte, als auf den Titeln der Pandekten; auch koſtete dies mehr Geld, als ihm von Hauſe bewilligt war. Er machte Schulden, ein Schritt, der wie er ſich ſpäter noch manchmal ſcherzhaft äußerte, grade in Heidelberg nicht ſo unerhört war. Nun kam aber der Vater und ſchlug einen Lärm, als wäre ſein Sohn der ungerathenſte Verſchwender und das unartigſte Kind, das es vielleicht in ganz Heidelberg gäbe. Dieſes Zurückdrängen in eine kindiſche Sphäre verletzte ihn bitter. Er ſchämte ſich in die Seele ſeines Vaters, daß Der ſo wenig vom Univerſitätswesen verſtände und die ſoliden Grundſätze ſeines Frankfurter Handelsverkehrs auf ein durchaus freies und von vornherein bürgerlich unzurechnungsfähiges Leben übertrug. Er ſagte ſpäter noch oft mit Beſchämung: Was werden die Profeſſoren über dies philiſterhafte Verfahren meines Vaters gelacht haben! Herr Baruch hatte in der That von den Schulden ſeines Sohnes in Heidelberg ein Aufſehen gemacht, als handelte es ſich um eine Falliterklärung an der Frankfurter Börſe.

Börne hätte ſo gern ſein neues Studium der Cameraliſtik in Heidelberg zu Ende gebracht, aber der Vater, der ihn durchaus mehr in der Nähe und im Zwange haben wollte, drang darauf, daß er nach Gießen ging. Im Jahre 1808 ſah Börne einen Ort wieder, der ihm die erſte freundliche Ausſicht in die Welt geboten hatte. Es war die Macht der Gewohnheit, daß er Gießen nicht ſehen konnte, ohne zum Fleiß gemahnt zu werden. Mit dem Vorſatz, gründlich ſein neues Ziel zu verfolgen, kam er diesmal hin, mit dem Bewußtſein, ſeinem ſich ſelbſt gegebenen Worte treu geweſen zu ſeyn, verließ er es. Auch bot Gießen zu wenig Zerſtreuungen dar, die ihn in ſeinem Eifer hätten erkalten laſſen. Eine Parthie Piquet mit Herrn von Meſeritz, dem jetzigen Verfaſſer der in unſern Zeitungen ſpukenden bekannten Tendenz-Berichte von der ruſſiſchen Gränze, damaligem Leutenant, war vielleicht Alles, was ſich Börne erlaubte. Er verabredete mit dem durch gleiche Studien und das frühere Penſionatsverhältniß ihm doppelt nahe ſtehenden Profeſſor Crome ſein baldiges Gelangen zur philoſophiſchen Doktorwürde. Er wurde noch in demſelben Jahre, als er nach Gießen kam, den 8. Auguſt 1808 Doktor der Philoſophie.

Vorher ſchrieb ihm Crome:

Carissime et honoratissime

Domine Doctorande!

Ihr Geſuch um die Ertheilung der philoſophiſchen Doctorwürde, habe ich mit meinem Bericht darüber, und mit Beiſchluß der beiden, von Ihnen eingereichten Abhandlungen, der philoſophiſchen Facultät zum Votiren vorgelegt.

Dieſelbe hat einmüthig beſchloſſen, daß Ihr Wunſch erfüllt werde, und Ihnen das ehrenvolle Diplom der philoſophiſchen Doctor-Würde ertheilt werden ſolle, und zwar in Hinſicht der manigfaltigen ſchätzbaren Kenntniſſe, die Sie in den obengenannten beiden Abhandlungen ſowohl, als auch ſonſt bei mir und bei mehreren meiner Herren Collegen, an den Tag gelegt haben, ohne weitere Examen und Disputation.

Doch habe ich dabei der philoſophiſchen Fakultät verſichert, daß einer oder der andre von Ihren Aufſätzen in unſer Journal Germanien unter Ihrem Namen ſolle abgedruckt werden.

Hochachtend unterzeichne ich mich

Dr. Aug. Fried. Wilhelm Crome

Facultatis philosoph. Decanus.

Von den beiden in dieſem Schreiben erwähnten Abhandlungen iſt die eine, ein Jahr ſpäter, gedruckt worden *). Sie führt den Titel: Ueber die geometriſche Vertheilung des Staatsgebiets und iſt höchſt wahrſcheinlich Bruchſtück eines größern Werkes, welches Börne damals entworfen hatte und zum Theil auszuführen begann. Crome macht in ſeiner Zeitſchrift dazu folgende verbindliche Anmerkung:

„Nachſtehender Aufſatz wurde der hieſigen philoſophiſchen Facultät, unter mehreren Probeſchriften, von dem hier ſtudirenden jungen Iſrae-

---

*) Crome's Germanien. Band III.

liten, Herrn Dr. Louis Baruch, aus Frankfurt a. M., übergeben, wie derſelbe auf der hieſigen Univerſität im vorigen Jahre die philoſophiſche Doktor-Würde erhielt. Sie wurde damals gleich zum Druck beſtimmt, da ſie von den Talenten dieſes jungen Mannes zeugt, der bei uns die Staats- und Cameral-Wiſſenſchaft mit dem glücklichſten Erfolg ſtudirte. Wir hoffen daher, das Publikum ſowohl als der Herr Dr. Baruch ſelbſt, werden den Abdruck dieſer Schrift in unſerm Journal mit Vergnügen bemerken, und letzterer unſere Zeitſchrift noch mit mehreren Aufſätzen aus ſeiner geſchickten Feder beſchenken.“

Dr. Crome.

Jenes umfaſſende Werk ſollte, auch ſeinem Titel zufolge, über den Nutzen der Staatswiſſenſchaften für die Beamtenwirkſamkeit handeln. In den davon gedruckten Bruchſtücken erſtaunt man, auf eine Idee zu ſtoßen, die Börne's ganze ſpätre politiſche Wirkſamkeit ſchon zuſammenfäßt. Er ſpricht von der natürlichen Arrondirung der Staaten, kommt auf die damals grade tauſend Jahr alte Trennung Deutſchlands von Frankreich durch den Vertrag von Verdün, und behauptet, daß beide Länder in ihrer Vereinigung das Geſchick der Welt entſcheiden würden. Eine ſolche Idee war damals, als Napoleon Staaten ſchuf und zertrümmerte, keine Chimäre. Die Entwickelung des Gedankenganges, ſogar der Styl, alles trägt in dieſen, beſonders den noch ungedruckten Fragmenten, ſchon das Gepräge des ſpätern Börne'ſchen Charakters. Er entwirft ein lebhaftes Bild von der Lage Preußens vor der Schlacht bei Jena. Er nennt es den Geiſt der Mittelmäßigkeit was damals regiert hätte; nur durch ſeine Gewöhnlichkeit hätte man ſich in der preußiſchen Verwaltung pouſſiren können. Seine Definition des Staates als eines umfaſſenden Bandes für jede freie menſchliche Thätigkeit entſpricht vollkommen den ſpäter von ihm vertheidigten Anſichten. Doch iſt ſeine Polemik noch harmlos, ſeine Satyre noch in der Freude über die originelle Art, wie ſie im Styl herausträtt, befangen. Vom Adel redend, ſagt er: „die Deutſchen werden regirt von Menſchen, die es ſich zur Ehre anrechnen, von Wegelagerern abzuſtammen.“ Er dringt darauf, daß „die Fürſten ſich mit den Philoſophen befreundeten,“ für welche harmloſe Bundesgenoſſenſchaft die ſpätre Aufregung das Wort: „Geiſt der Zeit,“ ſubſtituirte. Manche Bilder verrathen den noch nicht ganz vergeſſenen Mediziner. „Das Leben,“ ſagt er, „liegt nicht in den Nerven, nicht im Blut, nicht im Gehirn u. ſ. w., ſondern in Allem liegt etwas davon.“. Ein andermal heißt es: „Wozu klagt man über die Unzuläſſigkeit der Heilmethoden und vergißt dabei, daß man ſo leben ſolle, der Aerzte gar nicht zu bedürfen!“ Indeſſen verrathen dieſe Aufſätze noch nirgends das Selbſtbewußtſein und Intereſſe am Formellen eines werdenden Schriftſtellers; der Stoff iſt es, der allein in ihnen nach Klarheit ringt.

Als Börne wieder nach Frankfurt zurückkehrte, wurde er in ſeinen nächſten Umgebungen mit Aufmerkſamkeit, in entfernteren nicht ohne Mistrauen aufgenommen. Seine Unſtätigkeit, ſein planloſes Studium, die Zwiſtigkeiten mit dem Vater hatten ihm einen Ruf gemacht, als Wankelmüthiger und Unzuverläſſiger. Die großartigeren Verhältniſſe, in denen er bisher gelebt hatte, mochten ihm ſelbſt die Anknüpfung an die zum Theil doch ſehr kleinſtädtiſchen Rückſichten Frankfurts wohl erſchweren. So kam er früh mit manchen, die ſich nicht die Mühe gaben, ihn genauer zu prüfen, in ein ſchiefes Verhältniß. Aeußre Auszeichnungen, die er erhielt, (z. B. wurde er den 5. November 1809 correſpondirendes Mitglied der cameraliſtiſch-ökonomiſchen Sozietät in Erlangen) *) war er nicht der Mann herauszukehren; ſich mit vermeſſener Selbſtſchätzung geltend zu machen, gelang ihm eben ſo wenig. Ob ſeine um das Jahr 1811 erfolgte Anſtellung im Polizeiſache die Frucht ſeiner eignen Bemühungen war, iſt ſehr zu bezweifeln. Der Vater, in der Weiſe ſeiner Glaubensgenoſſen, viel auf Verbindungen mit einflußreichen Männern haltend, wird wahrſcheinlich die Haupttriebfeder dieſer einſtweiligen Verſorgung ſeines Sohnes geweſen ſein. Man nennt den damaligen Polizeidirektor von Itzſtein als den Vermittler der Anſtellung des jungen Doktor Baruch.

Zu den humoriſtiſchen Widerſprüchen, die uns die Geſchichte in ihrer Luſt an grellen Contraſten öfters aufzuſtellen pflegt, gehört auch der Frankfurter Polizei-Aktuarius Börne. Man giebt ſeiner Phantaſie ein Räthſel zu löſen auf, wenn man ſich den Verfaſſer der Briefe aus Paris in den finſtern Aktenſtuben des Frankfurter Amthauſes, des Römers, denken ſoll,

---

*) In das Journal dieſer Geſellſchaft, Harls Cameralcorreſpondent, 1809 Dezember, ließ er eine Abhandlung über das Geld einrücken.

wie er Päſſe viſiert, Wanderbücher prüft, Protokolle aufnimmt, und in Uniform und Degen bei feierlichen Anläßen die Würde der Polizei vertritt. Es wäre überdieß irrthümlich anzunehmen, daß Börne hier nur eine Rolle geſpielt hätte, über welche ſeine Wünſche und Anſichten hinaus geweſen wären. Börne hatte damals nur theoretiſche Begriffe vom Weſen der Staatsverwaltung und beſchränkte ſich in ſeinen politiſchen Meinungen, wie alle ſeine Zeitgenoſſen damals, auf die Beurtheilung Napoleons. Börne bewunderte ihn, ohne in ihm ſeinen Lieblingshelden zu ſehen. Börne ſtrebte ſogar nach dem Ruhm, in ſeiner Art ein tüchtiger Beamter zu ſein. Er war einer der fleißigſten und unverdroſſenſten Arbeiter im Römer, und zeichnete ſich durch friedfertige Duldung ſeiner an Geiſt und Kenntniſſen oft tief unter ihm ſtehenden Collegen und durch freundliche Zuvorkommenheit gegen die Bürger aus. Der Einſicht des nachmaligen Polizei-Direktors von der Thann gereicht es zur Ehre, daß er Börnes Fähigkeiten zu würdigen wußte und ihm ſchwierigere Arbeiten faſt ausſchließlich anvertraute, die dann nicht ſelten unter fremdem Namen gingen und Andern die Ehre brachten. Den Ruf der Unbeſtechlichkeit erwarb ſich Börne bei vielen Gelegenheiten, wo ihm von ſtreitenden Partheien, Grund- und Gerechtigkeitsbeſitzern und ähnlichen Petitionären Anerbietungen zu Gewinntheilungen und dergleichen maskirten Unredlichkeiten gemacht wurden. Daß ihm das häufige Annehmen der wichtigthuenden Amtsmiene bei ſeinen Collegen zuwider war, bezeugt der Unwille, den er ſpäter oft genug über die Brutalität der Polizei ausſprach. Doch legte er auch, wo ſie nöthig wurde, Proben von Geiſtesgegenwart ab. Als baierſche Soldaten, im Jahre 1813, bei ihrem Einrücken in Frankfurt, Plünderungsverſuche machten, ſah man ihn neben andern Polizeibeamten dieſem Beginnen mit gezogenem Degen Einhalt thun. Es iſt dies wohl derſelbe Degen, den einſt in ſpätern Jahren noch ein Freund bei ihm in der Ecke ſtehen ſah. „Fürchten Sie ſich nicht vor ihm.“ ſagte Börne, „es klebt kein Blut daran.“

Die erſte Anerkennung ſeiner geiſtigen Gaben verſchaffte ſich Börne durch ſeine Vorträge in der jüdiſchen Maurerloge „zur aufgehenden Morgenröthe.“ In einem Gedenkbuch, welches dieſe Loge 1833 für Brüder herausgab, iſt einer derſelben mitgetheilt, den er im Jahre 1810 hielt. Friede und Liebe iſt der Athem, der durch dieſe geiſtvolle Arbeit weht. Mit ergreifender Wahrheit wird darin das Thema umſchrieben:

Woher kömmt es, daß der Geiſt der Logen, die Humanität, das Verborgene aufſuchen muß, um an ſeiner Vollendung zu arbeiten? Wer erkannte hier nicht ſchon die Keime der künftigen Enwickelung Börne's, eben ſo wohl, wie das Verhältniß, in welchem er ſich zur Freimaurerei fühlte? So leidenſchaftlich er früher für den Zweck derſelben glühte, ſpäter erkaltete er. Das Particuläre ſtörte ihn. Unter ſeinen Papieren befindet ſich eine Zuſchrift der Loge von Mannheim, die ihm unter dem 10. Jan. 1810 für eine Abhandlung dankte, deren Gedankengange ſie trotz der aufgewandten geiſtvollen Mittel des Verfaſſers doch nicht folgen könne. Er hatte darin gewiſſen Farbenſymbolen eine Deutung gegeben, die der Mannheimer Loge nicht zureichend erſchien. Dieſe Abhandlung müßte ſich gewiß im Archiv der letzteren auffinden laſſen. Aus Börnes ſpätrer Zeit verdient hier zuletzt noch angeführt zu werden, daß er einmal die Beſchränktheit einer der chriſtlichen Frankfurter Logen ſehr witzig widerlegte. Als die Rede davon kam, daß die Loge Sokrates zur Standhaftigkeit keine Juden zuließ, ſondern die Frage vorlege: Biſt du ein Chriſt? bemerkte Börne, daß in dieſem Falle der eigne Schutzpatron der Loge, Sokrates, an der Pforte würde abgewieſen werden müſſen.

Börne dachte damals noch immer nicht an ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, wohl aber mochte ihn dazu öfters ein Reiz überſchleichen, wenn er die Ergebniſſe ſeiner ſehr umfaſſenden Lektüre überſah und ſich der Vorzüge ſeiner Lieblingsſchriftſteller recht bewußt wurde. Dieſe waren damals Johannes von Müller und Voltaire. Bei Jenem zog ihn die gedrungene Tacitëiſche Ausdrucksweiſe, der lapidare Charakter ſeines jetzt uns weit mehr, als früher, erzwungen und gekünſtelt ſcheinenden Styls an; bei dieſem die Grazie, die Voltaire über die Behandlung ernſter Gegenſtände zu hauchen wußte, ſein Witz, ſein freimüthiges, wenn unbeſtochnes Urtheil. Die erſten publiziſtiſchen Arbeiten, mit denen Börne auftrat, tragen unverkennbar das Gepräge eines ſich an dieſen beiden Muſtern heranbildenden Studiums. Sie ſind durch den Einfluß Johannes von Müllers nicht ſelten ſchroff und ſogar unklar. Dr. Stifel, damals Redakteur des Frankfurter Journals, würde wohl im Stande ſeyn, die ſeit dem Aufſtand gegen Napoleon in jener Zeitung von Börne herrührenden anonymen kleinen Artikel näher zu bezeichnen. Sie tragen ganz den Stempel der fiebernden Zeitaufregung, ſind von einer lebendigen Vaterlandsliebe eingegeben, ſprühen einen tödtlichen Haß gegen Frankreich und Napoleon aus und würden eine größere Wirkſamkeit gehabt haben, wenn ſie jenen rhetoriſchen Abandon beſeſſen hätten, durch welchen Görres im rheiniſchen Mercur ſo große Wunder that.

Börne, der den Aufſchwung des Vaterlands mit allen Pulſen ſeines innerſten Menſchen mitempfand, ahnte nicht, daß er eines der erſten Opfer des Sieges ſeyn ſollte. Kaum war die franzöſiſche Herrſchaft in Frankfurt gebrochen, ſo trat wieder die alte freiſtädtiſche Verfaſſung hervor. Der Senat nahm von ſeiner Souverainität Beſitz, die Anſtellung eines Juden hob ſich von ſelbſt auf. Börne erhielt, jedoch nicht ſogleich, ſeine Entlaſſung. Man glaubte ihn zuerſt durch Zurückſetzungen zu bewegen, ſie ſelbſt zu nehmen. Man überwies ihm geiſttödtende Regiſtraturarbeiten, doch ſchlugen dieſe Berechnungen fehl. Börne that, was man ihm übertrug und ſah den Intriguen mit ruhiger Gelaſſenheit zu. Endlich, da man einen Juden nicht länger mehr im Amt laſſen wollte, entſchloß man ſich, ihn zu entfernen, konnte ihn jedoch vermöge einer Beſtimmung der Congreßakte hinſichtlich der Großherzoglich Frankfurtiſchen Staatsdiener die Penſion nicht entziehen. Börne nahm auf das ängſtliche Betreiben ſeines Vaters dieſe mit 400 Gulden an, die er leicht auf das Doppelte erhöht bekommen hätte, wenn ihn nicht ſein eingeſchüchterter Vater von einem ernſtlicheren Widerſtande gegen die Unbill der Reaktion zurückgehalten hätte.

Man nimmt gewöhnlich dieſe bittere Erfahrung, die Börne in den Jahren der Befreiung machte, als den Wendepunkt ſeiner politiſchen Bildung an. Man hat aber Unrecht, wenn man glaubt, daß ihm perſönlicher Groll oder gekränkte Eitelkeit die neue Richtung ſeiner Ideen gezeichnet hätte. Einmal war Börne durch ſeine Bildung und ſeinen Umgang darüber hinaus, daß ihm grade die Erinnerung an ſein Judenthum hätte beſonders empfindlich ſeyn ſollen; ſodann war er zu edel und unbefangen, um ſich eine Weltanſicht aus perſönlichem Mißgeſchick zu bilden. Das aber war der Sonnenblick, an dem ſich ſeine politiſchen Begriffe aufhellten: Der Zuſammenhang, in dem ſein eignes Erlebniß mit dem ſtand, was ſich mit dem Jahre 1815 nun ringsum ihn her zu offenbaren anfing. Deutlich genug ſah er, daß ſich eine ihm widerfahrene kleine Ungerechtigkeit an große Tendenzen lehnte, die immer offner hervortraten. Mit den entarteten Söhnen der Revolution wollte man auch die großen Wahrheiten umſtürzen, die die Revolution gezeitigt und den Lauf um die Welt zu machen geheißen hatte. Die Couriere, welche zwiſchen Wien und jenen Städten, in welchen die berühmten Reaktionscongreſſe gehalten wurden, hin und herflogen, riſſen Furchen in das blutgedüngte Vaterland, in die man den Samen veralteter Meinungen und Vorrechte wieder zu ſtreuen wagte. So Vieles, was uns die Reſtauration brachte, ging aus den edelſten Stimmungen des Zeitgeiſtes, aus einer ſchwärmeriſch erwachten Liebe zum Vaterlande, zur Mutterſprache, zum Chriſtenthume hervor; aber die Intrigue benutzte dieſe Gefühle, um in ihrer trüben nebelhaften Dämmerung die eignen Vorrechte ſicher zu ſtellen. Viele ſonſt beſonnene Männer hatten das Unglück erſt ſpäter das falſche Spiel zu durchſchauen und es unbewußt, nicht ſelten zum eignen Verderben, in gutem Glauben mitzumachen; andere überblickten ſchon früher den Gang, den die Ereigniſſe nehmen würden, befreiten ſich von jenen an ſich ſchönen Täuſchungen und Spiegelbildern eines neu erwachten Volksthums und bildeten ſich jene Theorie allmälig aus, welche unter dem Namen des Liberalismus bald eine Parole des Partheiweſens werden ſollte. Börne, keiner der ſchönen Ideen vom Vaterland, von deutſcher

Einheit und Würde, von Volkserziehung und ſittlich religiöſem Ernſte fremd, ahnte doch früh, wozu dieſe ſchönen Namen würden misbraucht werden und reifte in der Schule ſich drängender, wirrer Ereigniſſe, die dem Siege von 1815 folgten, zu einer politiſchen Intelligenz, wie ſie damals nur Wenige in Deutſchland beſaßen. In kleinen anonymen Artikeln, die er dem Frankfurter Journal überließ *), bildete er ſeine Darſtellungsgabe und das Talent, unter ſchwierigen Verhältniſſen die Wahrheit wenn nicht zu ſagen, doch errathen zu laſſen. Er widerſetzte ſich der zu großen Ausdehnung, welche man der Reaktion geſtattete und trat als Anwald mancher guten Neuerung auf, die wir behalten ſollten, ungeachtet wir ſie der Fremdherrſchaft zu verdanken hätten.

Börne's Charakter war zu harmlos, als daß er durch ſeine Amtsentſetzung ſich hätte einem Abgrunde gegenüber fühlen ſollen, einer dunkeln Zukunft, die er durch irgend einen Entſchluß ſich erleuchtet hätte. Es wäre allerdings leichtſinnig geweſen, hätte er ſich vom

---

*) Doch wurden nicht alle gedruckt. Ihre Länge geſtattete in dem damals ſehr kleinen Blatte die Aufnahme nicht.

Zufall nur ſo fortſtrömen laſſen, er mochte wohl auf Pläne und Entſchließungen mancherlei Art ſinnen; aber mit einer gewiſſen Elaſtizität das Ruder ſeines Schickſals zu ergreifen, dazu fehlte ihm das ſanguiniſche Temperament. Auch waren die Bedingungen, von denen ſeine Zukunft abhing, unter allen Umſtänden ſehr ſchwierig. Was blieb ihm als Juden offen? Sich taufen laſſen — der Entſchluß keimte; aber es gehört in einem gefühlvollen Herzen Zeit dazu, bis er reif wird. Rückſichten auf Eltern und Verwandte traten ebenfalls hindernd dazwiſchen. Zunächſt konnte noch einige Hoffnung ſeyn, daß das Benehmen der neuen Frankfurter Regierung gegen die Juden in Wien oder vom Bundestage könnte caſſirt werden; denn es widerſprach aller Billigkeit. Die Judengemeinde in Frankfurt hatte ſich durch die Summe von 440,000 Gulden das Bürgerrecht erkauft; Preußens und Oeſterreichs Staatskanzler, die Fürſten Hardenberg und Metternich, verſicherten ſie ihrer thätigſten Verwendung und richteten ſelbſt Zuſchriften an den Frankfurter Senat, um dieſen zu einer billigen Ausgleichung zu bewegen. Die Gemeinde ſchickte Börne's Vater, J. Gumprecht und G. G. Uffenheim zum Wiener Congreß, die Akte des Congreſſes wahrt im Artikel 46 die Rechte der Juden in Frankfurt; dennoch wurden auf den Grund des Ausdrucks: Les institutions seront basés sur le principe d'une parfaite egalité der Zukunft, die nähern Beſtimmungen anheim gegeben, einer Zukunft, die Alles beim Alten ließ. Am liebſten hätte man wieder ſämmtliche Juden in die Judengaſſe eingeſperrt. Börne beſorgte damals im Auftrage der Gemeinde eine lichtvolle Zuſammenſtellung der Aktenſtücke, welche dieſe Frage erläutert; ſie erſchien 1816 unter dem Titel: „Aktenmäßige Darſtellung des Bürgerrechts der Iſraeliten in Frankfurt am Main.“

Börne's Vater, der nicht umſonſt in Bonn mit dem nachmaligen Fürſten Metternich zuſammen in die Schule gegangen war (wenigſtens erzählt man es in Frankfurt) war ein halber Diplomat. Er hörte zwar nicht auf, mit Eifer für die rechtliche Gleichſtellung der Juden zu wirken, ſah aber auch mit Schrecken, daß die Fürſten und ihre Rathgeber den erwachenden und von manchen Ideologen, wie Rühs, Fries und Anderen genährten Judenhaß theilten. So veranlaßte er zwar ſeinen Sohn, eine Brochüre zu ſchreiben: „Die Juden und ihre Gegner;“ erſchrak aber, als ſie ſchon gedruckt war, ſo ſehr vor dem böſen Blute, das dieſe Schrift ſetzen konnte, daß er ſie ſelbſt unterdrückte;

Gewiſſenhaft genug muß er dies betrieben haben; denn man möchte ſchwerlich von dieſer Schrift noch ein Exemplar aufzutreiben im Stand ſein. Eine kleinere Flugſchrift von Börne unter dem Titel: Für die Juden, erſchien auf Veranlaſſung der Poſſe: Unſer Verkehr, in der damals der Schauſpieler Wurm die gemeine jüdiſche Nationalität täuſchend lächerlich wiedergab. Sie wurde wenig verbreitet und iſt ihrem Hauptinhalte nach in die „Geſammelten Schriften“ aufgenommen.

Natürlich mußten dieſe verſchiedenen Federproben in Börne den Gedanken, als Schriftſteller zu wirken, immer klarer ausbilden. Nur Mistrauen in die eigne Kraft, vielleicht auch Mangel an Aufmunterung hielten ihn noch immer zurück, ihn mit Lebendigkeit zu erfaſſen und durchzuführen. Er hatte der Welt in der Richtung, die ſie zu nehmen anfing, ſo unermeßlich viel zu ſagen und grade weil er das Ende nicht abſah, wußte er noch immer nicht den Anfang zu finden. Schon im Jahre 1815 hatte er auf einer Vergnügungsreiſe nach Stuttgart Gelegenheit, den berühmten Buchhändler Cotta, der als ein Anhalt aller Talente bekannt war, zu ſprechen; doch erfolgte noch keine nähere Verbindung. Cotta bot dem Dr. Baruch die Spalten ſeiner Zeitſchriften an, die erſt in ſpäterer Zeit beſtimmt waren, von ſeinen geiſtreichen Aufſätzen geziert zu werden. Die Unentſchloſſenheit des angehenden Schriftſtellers wurde noch durch die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er arbeitete, vermehrt, zum Theil auch wohl durch den Mangel an Routine, der ihn bis an ſein Ende nicht verließ. Er ſchrieb zwar leicht nieder, aber die Gedanken mußten ſich vorher im Kopfe ſchon gerundet haben, ſie mußten fertig auf das Papier kommen. Dazu war Börne im Ausdruck wähleriſch, ein fehlendes Bild ſtörte ihn lange und hatte er es, ſo ſann er wieder auf die paſſendſte Art, es anzubringen. Es war ihm die Haupttriebfeder des Schriftſtellers, Ehrgeiz, gänzlich fremd; Neuerungsſucht in dem Sinne, andre Menſchen verbeſſern zu wollen, große Umwälzungen zu veranlaſſen oder wenn nichts, doch wenigſtens Aufſehen zu erregen, kannte er nicht. Wenn er auch in ſeinem ſpätern ſchriftſtelleriſchen Wirken von der Anſicht ausging, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth wäre, ſo konnte ihn doch Ausſicht auf Gewinn eben ſo wenig locken. So gingen denn einige Jahre in planloſer Zerſtreuung hin. Seine Lieblingslektüre war um dieſe Zeit Jean Paul. Er las in den Häuſern, die er am liebſten beſuchte, bei Stiebel, Ochs, bei Reis zuweilen den Frauen, deren Umgang er vorzugsweiſe liebte, vor, ließ ſich aber von dem eignen Intereſſe, das er an dem Dichter nahm, ſo bewältigen, daß z. B. über den Feldprediger Schmelzle ſein Vortrag im unauslöſchlichen Lachen, das er ſelbſt nicht zurückhalten konnte, erſtickte.

Dr. Stifel hatte im Jahre 1817 die Abſicht, eine Zeitung im conſtitutionellen Sinne, aber zu Gunſten der Regierung herauszugeben. Freiherr von Otterſtedt, der Preußiſche Geſandte, ermuthigte ihn dazu, Cotta erbot ſich zum Verlag. Börne ſollte für dieſe unter dem Namen Miniſterialblatt projektirte Zeitung gewonnen werden. Stifel und Börne reiſten nach Stuttgart, konnten ſich aber mit Cotta nicht einigen. Der Plan ſchlummerte ein und erſparte Börne die Verlegenheit, ſich in ein Unternehmen eingelaſſen zu haben, das zwar Freimüthigkeit im Schilde führte, ſeinen Anſichten aber auf die Länge großen Zwang angelegt haben würde. Börne erntete von dieſer Reiſe nichts, als den Stoff zu ſeiner Monographie der deutſchen Poſtſchnecke.

Im Juli 1817 verlebte Dr. Stifel mit Börne in Rödelheim bei Frankfurt einige ſehr angenehme Wochen. Sie beſorgten dem Rath Schloſſer (Göthe's

Schwager) die Correctur einer dort gedruckten Denkſchrift für die Juden. Beide kamen ſie bei einer Waſſerfahrt auf der Nied beinahe einmal in Lebensgefahr.

Den 5. Juni 1818 that Börne einen Schritt, der ihm für ſein ferneres Wirken unerläßlich ſchien. Er trat zum Chriſtenthum, lutheriſcher Confeſſion, über. Er war damals 32 Jahr alt. Pfarrer Bertuch in Rödelheim bei Frankfurt übernahm die geiſtliche Handlung, an der deſſen Sohn, der damalige Handelsbefliſſene Bertuch (jetzt in Italien) als Taufzeuge theilnahm. Von dieſem Pathen nahm Börne noch den Namen Karl an, ſo daß er jetzt eigentlich Karl Ludwig Börne hieß. Wie er auf dieſen letztern Eigennamen kam, ob er ihn ſich ſelbſt zuſammenſetzte oder irgend woher entlehnte, iſt unbekannt und wird am wenigſten durch ſeinen humoriſtiſchen Stammbaum in den Pariſer Briefen, wo er ſich vom großen Bör ableitete, klar werden. Lange blieb Börne's Religionswechſel unbekannt; ſelbſt ſeine nächſten Bekannten, ſein eigner Vater, der es auch ſpäter lange nicht glauben wollte, wußten nichts davon. Ein Beweis, wie wenig er dadurch auf die Erlangung äußerer Vortheile oder eine Veränderung ſeiner geſellſchaftlichen Stellung gerechnet hatte, iſt ſein wunderliches Verhalten, als er ſich im Winter deſſelben Jahres zur Aufnahme in die Frankfurter Leſegeſellſchaft meldete. Als Herausgeber eines Journals, (es waren die erſten Hefte der Wage erſchienen) ſchrieb er damals an einen der Vorſteher jener Anſtalt, wäre ihm die Zeitungslektüre ſo ſehr Bedürfniß geworden, daß er ſich gern unter den Mitgliedern jener Geſellſchaft befände. Der Brief lautet:

Ew. Wohlgeboren.

Ich erlaube mir mich an Sie als einen der Vorſteher der hieſigen Leſegeſellſchaft zu wenden. Es iſt mein Wunſch, derſelben als Mitglied beizutreten. Zwar haben mich Freunde verſichert, daß ich Hinderniſſe finden würde, wegen meiner Abſtammung von einem, ich weiß nicht welchem, der Zwölf Stämme Iſraels; indeſſen ſchmeichle ich mir, daß Sie meine herzliche Bitte berückſichtigen und mit Theilnahme für mich reden werden. Es iſt mir nicht blos darum zu thun, den Vortheil, und den Genuß einer Anſtalt, die ſonſt jedem wohleingerichteten Menſchen offen ſteht, *) auch

---

*) Börne tadelte ſpäter oft, daß von dieſer Leſegeſellſchaft der Handwerker ausgeſchloſſen iſt.

mir zuzuwenden; dieſes allein würde meine Abneigung in eine Geſellſchaft einzutreten, wo auch nur zwei mich ungern ſehen, nicht haben überwinden können. Aber dieſe Leſe-Anſtalt iſt mir unentbehrlich, da ich Herausgeber einer Zeitſchrift bin (der Wage) und wir Journaliſten, wie Sie wiſſen, weder Honig, damit zu erquicken, noch Wachs, damit zu leuchten, machen können, wenn wir nicht auf den litterariſchen Wieſen, bald dieſe bald jene Blume ausſaugen. Man hat mich verſichert, daß Sie, wertheſter Herr, die Gefälligkeit ſelbſt wären, und ſich gewiß bemühen würden, meinen Wunſch in Erfüllung zu bringen.

Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu unterzeichnen

Ihr ergebenſter

Dr. Börne.

Frankfurt, den 12. November 1818.

(Im Johaniterhof auf der Fahrgaſſe.)

Man ſchlug ihm ſein Geſuch ab, weil die Geſetze der Anſtalt Iſraeliten ausſchloſſen. Nun war er doch Chriſt und konnte ſich als ſolcher geltend machen! Dies verſchmähte er. Man erfuhr ſeine Religionsänderung erſt, als er einige Jahre ſpäter einen verdrießlichen Handel mit der Polizei hatte, der ihn auf mehre Tage, wegen eines Mißverſtändniſſes, auf die

Hauptwache brachte. Der Aktuar wollte damals zur Einleitung des Verhörs, Namen, Stand, Religion u. ſ. w. aufſchreiben, hatte ſchon die Rubrik Religion mit: Iſraelitiſch ausgefüllt und hörte zu nicht geringer Verwunderung, daß Beklagter Chriſt war.

Börne's Uebertritt wurde zwar zunächſt nur durch das gleichzeitige Erſcheinen ſeiner berühmten Zeitſchrift: „Die Wage“ veranlaßt; indeſſen mochte ihn doch vielleicht außer dem bloß politiſchen Grund zu dieſem Schritt auch der Umſtand beſtimmen, daß er dem Judenthum, ſeinen Gebräuchen und Lehren, völlig fremd geworden war. Er wollte von ſeiner einſeitigen Stellung zu ſeinen Glaubensgenoſſen frei werden und ſich zu einem überſichtlichen Höhepunkt aufſchwingen, von dem aus er alle Intereſſen Deutſchlands mit gleichem Scharfblick überſchaute. Der Einwand, daß er an dieſen als Jude gar nicht betheiligt ſeyn könne, mußte zuerſt zurückgewieſen werden. Der Gedanke, als Publiziſt zu wirken, war jetzt zu lebendig in ihm aufgegangen.

In den geſelligen Kreiſen, wo Börne zu verkehren pflegte, hatte man ihn oft über den jämmerlichen Zuſtand der deutſchen Tagesblätter klagen hören. Es fehle ihnen Taktik, Geiſt, Styl, alles, womit ſich die

Ideen eine ſchlagendere Wirkung erobern könnten. Man ermunterte ihn, doch ſelbſt mit einem Journal aufzutreten. Ich werd' es auch! ſagte er mit einem Ausdruck, der ſeine Beſcheidenheit verrieth; denn daß man ihn aufforderte, machte ihm den Entſchluß ſchon um Vieles leichter. Wie erſtaunte man, als Börne, an dem man ſchnelles Auffaſſen eines Planes und langſames Ausführen gewohnt war, in der That nach einiger Zeit erſchien und einem vertrauten Kreiſe ſeinen Proſpektus zur Wage vorlas! Er gefiel allgemein und bald trat das erſte Heft der neuen Zeitſchrift ans Licht. Sie ſollte in zwangloſen Heften erſcheinen und bandweiſe bezahlt werden. Börne, der damals im Johaniterhof auf der Fahrgaſſe (öſterreichiſches Beſitzthum) wohnte, nahm ſelbſt die Beſtellungen an, wandte ſelbſt die erſten Ausgaben an ſeine Unternehmung und hatte bald einen ſo guten Erfolg, daß er das erſte Heft neu auflegen mußte. Geheimerath Willemer beſuchte ihn ſogleich nach Erſcheinen deſſelben; von allen Seiten kamen Briefe und ermunterten den noch ängſtlichen Redakteur, in ſeinem Wirken fortzufahren. Wie, ſagten die, die früher nichts Beſonderes in ihm geſehen hatten, das wäre dieſer Doktor Baruch, der auf dem Römer nie ein ordentliches Protokoll abfaſſen konnte? Die Wage verbreitete ſich zwar nicht in Maſſen, aber doch überall dorthin in Deutſchland, wo Urtheil genug vorhanden war, den Geiſt derſelben zu würdigen. Wie viel Aufſehen ſie in Wien machte, beweiſt die ſehr günſtige Meinung, welche Gentz über den Herausgeber zu Rahel Varnhagen ausſprach. Dieſe ſchrieb im Jahre 1819: „Dr. Börne ſchreibt ein Journal: Die Wage. Mir empfahl es Gentz als das Geiſtreichſte, Witzigſte, was jetzt geſchrieben würde, er empfahl es mir mit enthuſiaſtiſchem Lobe; ſeit Leſſing, ſagte er mir, — er meinte einen beſtimmten Artikel darin — ſeyen ſolche Theaterkritiken nicht erſchienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk ſein Lob an Witz, ſchöner Schreibart. Es iſt ſcharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodiſch, ganz neu, gelaſſen wie einer der guten Alten, empört, wie man ſoll, über Schlechtes in der Kunſt. Und ſo gewiß ich lebe, ein ſehr rechtſchaffener Menſch! Wenn Sie ſeine Theaterkritiken leſen und nie die Stücke geſehen haben, ſo kennen Sie dieſe, als hätten Sie ſie vor ſich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie ſeine Kritiken leſen. Sie lachen ſich geſund! Anderes von ihm kenn' ich nicht. Gentz tadelte ſtark ſeine politiſchen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er ſie hätte.*)“

Daraus, daß die Regierungen auf die Wage aufmerkſam wurden, erſieht man wohl, wie ſehr man den leitenden Gedanken Börne's, die Politik, verſtand. So wie ſich ihm die politiſchen Ideen als Rektificationsmittel der trüben Luft, die ſich in unſern äſthetiſchen, moraliſchen, geſelligen Beziehungen angehäuft hatte, erwieſen und er jene zu vertreiben ſuchte, daß er den Eſſig ſeiner Satyre auf den heißen Stein der mißlichen politiſchen Verhältniſſe goß, eben ſo konnt' er auch äußerlich nicht unterlaſſen, ſeine Bilder aus politiſchen Regionen herzunehmen und in der ganzen Färbung ſeines Ausdruckes zu verrathen, daß ihm die

---

*) Später wurde Rahel ſogar Mitarbeiterin der Wage. Das letzte Heft derſelben bringt Briefe, die zum Theil durch mancherlei Perſönlichkeiten unklar ſind, zum Theil aber auch ſehr feine Aperçus und Apprehenſionen (dies wird wohl der beſte Ausdruck für ihre Art ſeyn) über damals geleſene und noch jetzt werthvolle Bücher bringen. Unter Anderm ſagt ſie: „Wenn Fichtens Werke Frau Fichte geſchrieben hätte, wären ſie ſchlechter? Oder iſt es aus der Organiſation bewieſen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann?“

Politik immer gegenwärtig war. Sie ſchimmerte wie ein ſeidnes Unterkleid durch einen Gaze-Ueberwurf immer wieder hervor. Konnt' er doch ſelbſt z. B. bei ſeinen Theaterkritiken nicht unterlaſſen, einmal von einer an der Frankfurter Bühne gaſtirenden Dame vom ſtändiſchen Theater in Grätz zu ſagen: Wenn die Stände in Grätz ſo leiſe ſprächen, wie dieſe Dame, dann müſſe es um die Freiheit Steyermarks ſehr ſchlimm ſtehen. Börne hatte keine Vorſtellung davon, wie manche zahme Journaliſten eine neu begründete Zeitung mit der Bemerkung ankündigen konnten: „die Politik iſt gänzlich ausgeſchloſſen“ oder um es richtiger zu ſagen, Börne hat oft gerathen, allerdings ſolche, die Machthaber täuſchende Erklärungen zu geben, aber er konnte nicht begreifen, wie ſie ſich halten ließen. Er rieth den Freunden der Freiheit oft, Jeſuiten zu werden; wo keine freie Einfuhr erlaubt ſey, lieber zu ſchmuggeln; aber das einfältige Einhalten einer ſolchen Proſpektusverſicherung war ihm den zu bekämpfenden politiſchen Zuſtänden gegenüber, unerklärlich. In Paris vollends ſchien ihm auch eine ſolche Erklärung verdammungswürdig. Die kurz nach der Julirevolution geſtiftete Europe littéraire, die dem Gedanken Goethes von einer Weltliteratur großen Vorſchub hätte leiſten können, aber bald der zu koſtſpieligen Begründung wegen eingehen mußte, hatte, um in Deutſchland Eingang zu finden, erklärt: Die Politik bleibt von unſern Spalten ausgeſchloſſen. Dies ſchien Börne ſchimpflich: denn eine Freiheit haben und ſie nicht benutzen, war ihm noch mehr als eine Thorheit. In Deutſchland entſchuldigte er die Wendung, wenn er auch nicht geſchaffen war, ſie einzuhalten. Ich mußte lachen, als mir Börne Ende des Jahres 1836 von Paris aus ſagen ließ, er wolle zu der in Frankfurt damals erſcheinenden „Börſen-Zeitung“ eine Sonntagsbeilage ſchreiben, ganz „mit Ausſchluß der Politik.“ Ich wußte recht gut, daß Börne nur über die Taglioni und die Malibran zu ſchreiben brauchte und darum doch ſtaatsgefährlich bleiben würde.

Wir müſſen hier gleich an der Schwelle der Betrachtungen über Börne als Schriftſteller einen Punkt erwägen, der bedenklich ſcheinen könnte. Börne ſprach in ſeiner Wage über Kunſt, Literatur, Geſellſchaft und hatte dabei immer nur den Maaßſtab der Politik. Es iſt nun aber in neuerer Zeit zu einem ſehr folgenreichen Streite über die Frage gekommen: In wie fern politiſche Maaßſtäbe zur Beurtheilung dichteriſcher Eigenthümlichkeiten ausreichen? Daß man ſie anlegte, war gewiß eine Nothwendigkeit, die einmal in der Zeit lag. Unſre Literatur hat ſich während der ſchönſten Zeit ihrer Blüthe nur in Zuſtänden heimiſch gefühlt, welche dem unmittelbaren Bewußtſein der Gegenwart fern lagen. In Griechenland, Rom, im alten Germanien, in den Nebeln des Nordens bewegten ſich die Anſchauungen der Dichter und die Philoſophen beſchäftigten ſich eher damit, das Räthſel der Weltſchöpfung zu löſen, als eine ſchwebende Frage der Zeit. Jedenfalls mußte gegen dieſe idealiſche Welt eine Reaktion ſtatt finden, die um ſo gewaltiger war, als ſie mit den Stürmen der politiſchen Erlebniſſe ſelbſt heraufzog und ſich nach und nach ſogar mit Geiſtesrichtungen und Dichtern verbinden konnte, welche die Stimmungen des nächſten Moments der Zeitgeſchichte wiedergaben und die Leier nur zu vaterländiſch-freiſinnigen Geſängen ſtimmten. Die Fürſten hatten an dem Aufſchwung unſrer klaſſiſchen Literaturperiode einen Antheil gehabt, den ihre Söhne an dem ihr folgenden ſilbernen Zeitalter nicht mehr nehmen wollten, weil ſie vor dem neuen Geiſt der Dichter und Schriftſteller erſchraken. Diejenigen Heroen der literariſchen Vergangenheit, welche in die neue Gegenwart noch hinein lebten, konnten ſich in dem Weſen derſelben nicht zurecht finden und Goethe zeigte ſogar unverholen, daß ihm das Studium der Gall'ſchen Schädellehre mehr Intereſſe gewähre, als die Neuerungen unſres öffentlichen Geiſtes ſeit dem Sieg über Napoleon.

So lange ſich der patriotiſch-freiſinnige Zeitgeiſt gegen jene Thatſache entrüſtete, war er ohne Zweifel in dem vollen Recht, das die Gegenwart an ſich ſelbſt hat; das Fehlerhafte fing nur an, als man über dieſe Thatſache als ſolche hinaus ging. Nicht genug, daß man die vorzugsweiſe ariſtokratiſchen Ueberlieferungen der klaſſiſchen Periode mit jener Sprödigkeit ablehnte, die der aufgeregten Stimmung nicht verdacht werden konnte; man dehnte ſeine Oppoſition auch über die Gegenwart aus, und übertrug ſie in eine Vergangenheit, die ſich unter Umſtänden entwickelt hatte, welche ſie in politiſcher Hinſicht von vornherein unzurechnungsfähig machten. Von den Geſinnungen ſtürmte man zum Talent ſelbſt über und glaubte, nachdem erwieſen, daß Goethe ein Ariſtokrat war, auch erweiſen zu können, daß er kein Genie hatte.

Börne hat ſich bei dieſer Bilderſtürmerey indeſſen nie von dem Fanatismus fortreißen laſſen, den Wolfgang Menzel zur Schau trug. Börne empfand die vornehme Excellenza Göthes ſchmerzlich genug, er geißelte die ariſtokratiſche Ruhe dieſes Ueberglücklichen mit mehr als bloß kaltem Spott, er geißelte ſie mit glühendem Zorn und nicht verhaltener tiefſter Erbitterung; über die Geſinnung ging er aber kaum hinaus, ſich anmaaßend, dasjenige, was er verderblich nannte, auch ſtümperhaft zu nennen. Börne trat auch nicht wie Menzel im Intereſſe andrer Richtungen, z. B. der Romantik auf, welcher die Goethen abgeriſſene Pracht und Herrlichkeit angeflickt werden ſollte, ſondern es war ein urſprüngliches, rein menſchliches Gefühl, welches er durch Goethes Stellung in Deutſchland an ſich verletzt ſahe. Er verlor ſich nicht ſo wie Menzel in die frühſten Anfänge des Dichters, zergliederte nicht Goetz, Werther und Egmont ſchon in dem Geiſte von 1819, ſondern eben weil er dieſe Größe Goethen laſſen mußte, war es ihm um ſo ſchmerzlicher, ihn nicht lieben zu können. Erſt in der heftigen Aufregung, in die ihn die gehäſſige Aufnahme ſeiner erſten Pariſer Briefe verſetzte, ließ er ſich gegen Goethe zu offenbaren Ungerechtigkeiten hinreißen. Die Kritik der Goethiſchen Tag- und Jahreshefte im dritten Band der Pariſer Briefe iſt nicht frei davon. Sie verwandelt das, was man an Goethe bemitleiden muß, in offenbar Haſſenswürdiges; ſie macht aus dem, was

Goethe nach dem ganzen Verlauf ſeiner Bildung nicht leiſten konnte, etwas, das er ſeiner argen Natur nach nicht leiſten wollte.

Um die Stimmung, die Börne gegen Goethe empfand, hier gleich vollends zu würdigen, muß man wiſſen, daß ſie beide Landsleute waren. Börne konnte den ganzen Bildungsgang der Goethiſchen Jugend verfolgen; er wurde, ſo oft er von der Zeil und dem Türkenſchuß nach dem Eſchenheimer Thore in Frankfurt einen kürzern Weg nehmen wollte durch die ſchlimme Mauer, den Schauplatz des von Goethe erzählten Knabenmärchens, an den vornehmen Geheimrath in Weimar erinnert. Er kannte die patriziſchen Einflüſſe, die auf Goethes Jugend gewirkt hatten, er wußte das eigenthümlich Hochfahrende und ächt Frankfurteriſche in der Frau Rath genugſam zu würdigen, um ſich Goethe in ſeiner gemüthlichen Erſcheinung ganz klar zu machen. Die Abneigung Goethes gegen das Judenthum, eingeimpft ſchon durch die Geburt, anerzogen durch die Frankfurter Sitte, mochte nicht wenig zu ſeiner Verſtimmung gegen Goethe beitragen. Und ſoll ich ganz ſagen, was ich denke, ſo iſt es mir oft, als hätte Börne darauf gerechnet, daß Goethe irgend wie ſeine Aeußerungen über ihn erfahren würde; nicht als hätte ihn Eitelkeit dies wünſchen laſſen, wohl aber gönnte er ihm in ſeiner vornehmen Abgeſchiedenheit, in dem Schooß jener künſtlich arrangirten Glückſeligkeit, wo weibliche Sorgfalt jede Unannehmlichkeit von ihm abzuhalten ſuchte, einmal den Einblick in Meinungen und Urtheile über ihn, die von den aus Berlin jährlich zum 28. Auguſt ankommenden Weihrauchopfern ſehr verſchieden waren. Er gönnte ihm, daß er noch vor ſeinem Tode erführe, wie ihn die neue Zeit faſſe, und wie ihn nichts retten könne vor der Verurtheilung, die der erzürnte Genius des Vaterlandes, die beleidigte Göttin der Freiheit über ihn verhängt hätte.

Sonſt wüßten wir nicht anzugeben, daß Börne je etwas Geiſtloſes und Gewöhnliches deshalb angerühmt hätte, weil es patriotiſch und liberal war, wie es Menzels Sitte; im Gegentheil konnte ihn nichts tiefer ſchmerzen, als Geiſt mit ſchlechten Geſinnungen vereinigt und bei guten mangeln zu ſehen. Seine Briefe aus Paris verrathen ſpäter oft das unheimliche Gefühl, daß ihn beſchlich, wenn er enthuſiaſtiſche Aeußerungen freier Ideen hörte und doch an dem, der ſie ausſprach, nichts fand, was ihn feſter hätte anziehen können. Er hat ſeinen Ueberzeugungen nie den Geſchmack geopfert. Er hat ſich nie entſchließen können, einen gewiſſen äſthetiſchen Ariſtokratismus an ſich zu unterdrücken. Man kann Jemandes beſter Freund ſein und ſich doch nicht entſchließen, mit ihm in einem Bette zu ſchlafen.*)

Die Liebe zur Freiheit iſt wie jede edle Leidenſchaft oft ungerecht, öfters aber noch unausſprechlich. Zuweilen iſt ſie auch nur deßhalb ungerecht, weil ſie ſich nicht ausſprechen läßt. Börne kam hier zuweilen in verwickelte Colliſionen ſeines Geſchmacks für das Schöne und ſeiner Sympathie für das Richtige. Aus dieſem Geſichtspunkt war mir aus ſeiner ſpätern Zeit immer ſeine Beurtheilung des „Trauerſpiels in Tyrol“ von Immerman intereſſant. Es ſtörte ihn etwas an dieſer Dichtung und doch zog ſie ihn an. Er fühlte an dieſem Werke etwas, das ihn lähmte, kann es nicht recht ausdrücken und wiedergeben, hundert Gedanken laufen ihm queer über den Weg, keiner iſt der rechte und doch will jeder erwogen ſein. Er räumt dem Dichter alles ein und ſagt zuletzt: Nein, es iſt doch, doch etwas darin, was mir fremd iſt und bleiben wird. In einer ſolchen Stimmung greift er wohl zur Dialektik, die er denn auch gegen Immermanns Hofer ſcharfſinnig genug in Anwendung gebracht hat.

---

*) Börne achtete die Form zu wenig, um von dem Studium Goethes beſonders angeſprochen zu werden. Er ſagte oft, wenn er ein Buch von ihm las, während des Leſens: »Ich weiß nicht, mir wird ganz dumm im Kopfe.« Jean Paul dagegen rege ihn ſo gewaltig an, das er ſich von einem ganzen Heere von Ideen umſchwirrt fühle, er könne nur zugreifen und hätte immer etwas Bedeutendes. Börne hatte die Abſicht einmal noch gegen den Fauſt zu ſchreiben. Doch hintertrieb er es, daß ſeine Urtheile über Goethe in's Franzöſiſche überſetzt würden. Es war ein vaterländiſcher Stolz, der ihn beſtimmte, die Franzoſen nicht einen Geiſt mißachten zu lehren, deſſen Tiefe ſie ſchon an und für ſich nicht zu begreifen verſtanden. Börne war einmal nahe daran, Goethen in Weimar vorgeſtellt zu werden; von Holtei wollte ihn einführen. Doch ſchlug es Börne aus.

Wenn bei Börne Fälle eintraten, wo die Idee der Freiheit mit dem Geſchmack collidirte, ſo wird man nach dem Vorhergehenden nicht zweifelhaft ſein, daß er der erſten das Vorrecht einräumte. Er ging wie man an dem vorigen Beiſpiel ſehen konnte, hart daran; „aber,“ ſagt er, „in einer wüſten, kahlen, menſchenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es ſich nur fülle, daß es nur fortbeſtehe.“ Indeſſen gab es doch einen Maaßſtab, der ihm noch höher ſtand, als der politiſche; das war der moraliſche. Man verſtehe mich recht! Die moraliſchen Maaßſtäbe ſind in Verruf gekommen, ſeitdem ſie von der Prüderie und der Scheinheiligkeit angelegt wurden. Börne's moraliſcher Maaßſtab war ein weit höherer; es war das Maaß des Gemüths und der Ehre. Das Malhonnette, Unhonorige war ihm tief verhaßt. Wir werden ſpäter, bei Entwickelung ſeines Charakters, auf dieſen Adel des Herzens und eine ganz eigenthümliche Form, in der er ſich bei ihm ausſprach, zurückkommen; hier intereſſirt uns nur die Anwendung deſſelben auf ſeine Kritik. Börne verachtete z. B. den Schiller'ſchen Wilhelm Tell. Dieſer geprieſene Held der ſchweizeriſchen Freiheit war ihm ſchon in ſeiner Wage, nicht nur ein Philiſter, ſondern ſogar ein ſchlechter, unedler Menſch. Börne konnte entſchuldigen, daß Jemand für die Freiheit ſeines Vaterlandes vielleicht einen Mord beging, vielleicht einen falſchen Eid ſchwor; aber er konnte nicht entſchuldigen, daß Jemand, um Allen dienlich zu ſein, ſein Kind opfert. Daß Tell den Apfel vom Haupt ſeines Kindes ſchoß, empörte ihn; er ruft aus: „Tell hätte nicht auf ſeinen Sohn ſchießen dürfen und wäre aus der ganzen ſchweizeriſchen Freiheit nichts geworden!“ Etwas Trübes liegt, genau geprüft, allerdings auch in dieſer Ideenverbindung, doch hängt ſie mit andern dunkeln Gemüthsſtimmungen zuſammen, die wir ſpäter entwickeln werden; wenigſtens beweiſt dieſer Ausſpruch, daß Börne kein ſtarrer Begriffsmenſch war, kein kalter Terroriſt, wie man ihn zu ſchildern pflegt, ſondern ein ſanftes Gemüth, dem die Liebe eines Vaters zu ſeinem Kinde noch höher ging, als die Liebe zur Freiheit.

Will man Börne's politiſche Ideen darſtellen, ſo muß man ſie von der praktiſchen und theoretiſchen Seite auffaſſen. Jene ſind die ſichtbaren blauen Adern, die ſich auf der ſchönen Haut ſeiner Schriften ſchlängeln, dieſe die tiefer liegenden Muskeln. Um jene zu ſchildern, muß man das Gemälde der politiſchen Lage Deutſchlands aufrollen und die Geſchichte erzählen, wie ſie ſeit dreißig Jahren, von Napoleons Invaſion bis zu der Ohnmacht der deutſchen Ständekammern geworden. Börne ergriff als Publiziſt die Feder kurz nach dem Sturze Napoleons; die Abneigung gegen Napoleon, den Teſtamentsverfälſcher der Revolution, verließ ihn nimals. War Börne nicht edel? Das Ende der franzöſiſchen Herrſchaft in Deutſchland nahm ihm eine achtbare Stellung, die er auf der Frankfurter Polizei bekleidete, und doch erfüllt ihn der Gedanke an die Schmach des Vaterlandes ſtets nur mit Grauen.

Er hat nie die Vorſtellung jenes Napoleon verlieren können, der die Revolution nur deßhalb bändigte, um ſie zu ſeinem Pudel abzurichten; jenes Napoleon, der alle Traditionen derſelben abſchwor, nur um ſeine erzwungene Herrſchaft mit der Legitimität, der kirchlichen und weltlichen, auszuſöhnen. Er haßte die Verwaltungsgrundſätze Napoleons, ſeinen Verrath an der einzigen Frucht, die am Baume der Revolution zur vollendeten Reife gekommen war, der conſtitutionellen Freiheit, er haßte ſeine Kriege, weil ſie die leichtſinnige Vergeßlichkeit der Franzoſen ſchüren und ihre Gedanken von Dem ablenken ſollten, was ihnen Napoleon genommen hatte. Den Hoffnungen, die der Sturz des Corſen nährte, entzog ſich Börne nicht. Er war wirklich keiner von den Klugen, die nur deßhalb, weil ſie des Enthuſiasmus nicht fähig ſind, ſchon damals geſagt haben wollen: ich ſah das alles voraus. Aber um ſo bittrer mußte Börne's Enttäuſchung ſein. Die feierliche Ankündigung der heiligen Allianz, der das einzig freie Volk Europas, England, nicht beitrat, weckte ſeine Beſorgniß; die Verhandlungen des Wiener Congreſſes beſtätigten ſie. Die alte Zerſtümmelung des Vaterlands blieb, aber noch konnte man hoffen, der Bundestag würde mehr als eine bloß diplomatiſche

Repräſentation werden. Männer, die für Patrioten galten, bildeten damals noch einen Theil dieſes Areopags; aber bald wurde er, wie die großen Mächte ſagten, epurirt. Jene Reaktion, deren ariſtokratiſchen, hierarchiſch-jeſuitiſchen, abſolutiſtiſchen Zwecke von einer beſtens organiſirten Polizei ſchnell ins Werk geſetzt wurden, trat auf den Congreſſen in Aachen, Carlsbad, Verona immer unverholener hervor, die freiſinnigen Staatsmänner, welche mit dem Volke glaubten, die letzten Kriege ſollten uns nicht bloß von den Franzoſen, ſondern auch von jenen politiſchen Uebeln befreit haben, die jene ſo leicht zu Siegern über uns gemacht hatten, wurden genöthigt, ihren Abſchied zu nehmen und traten zum Theil ſogar in die Reihen der Oppoſitionen ein, die ſich bei den in aller Eile gegebenen Verfaſſungen von ſelbſt bilden mußten. Einzelne befangene, irrende oder beſtochene Köpfe mißbrauchten ihr größres oder geringeres Talent, um gleichſam a priori ſolche politiſche Theorieen aufzuſtellen, die doch nur erfunden waren, um die Anſprüche der Ariſtokratie ſcheinbar rechtlich zu begründen; ſelbſt die Religion, die chriſtliche Religion, die Religion der Freiheit, wurde gebraucht, um die Unterthänigkeit des Volkes zu lehren. Freiſinnige Lehrer der Jugend wurden verdächtigt. Viele ihrer Stellen entſetzt, manche eingekerkert. Die Reaktion lockte natürlich etwas von einer Revolution hervor. Da man die Freiheit und die Nationaleinheit in der Idee, die das deutſche Volk damit verband, bedroht ſah, bildeten ſich, ſie zu ſchützen, geheime Vereine. Sie wurden entdeckt und die Gefängniſſe füllten ſich mit jungen Männern, deren Schickſal doch nicht hindern konnte, daß andre immer Das wieder aufnahmen, was die Vorhergegangenen verloren gegeben hatten. Um das Volk zu verwirren, wirkte man auf die ſchlechten Leidenſchaften der Maſſe, auf den Zunftgeiſt, den Religionshaß; man ließ die Juden die Heloten der Neuerungsluſt werden, wenigſtens behaupteten die Juden, daß ſie in den freien Städten bei den Behörden einen für ihre bedrängte Lage unverhältnißmäßig lauen Schutz fanden. Es kam den Intriguanten damals alles darauf an, daß die Begriffe von Freiheit und bürgerlichen Rechten dem Volke ſelbſt verdächtig würden. Börne faßte auch in der Wage dieſe Verfolgungen der Juden vortrefflich auf. Nicht wie Andre wandte er ſich mit bittern Vorwürfen an die Chriſten, nicht wies er ſatyriſch, wie das leider nur zu ſehr bei den Emanzipationsſchriftſtellern Sitte iſt, auf die „Religion der Liebe“ hin; ſondern er bemitleidete die Maſſe, die nur einem falſchen Wahne, auf fremde Verführung, folgte. Er verglich noch ſpäter dieſe Judenverfolgungen mit der indiſchen Schlangenjagd. Um die Schlange zu erlegen, jage man ihr einen Ochſen in den Rachen; ſie freſſe ſich ſatt und läge dann unbehülflich da, jedes Kind könne ſie tödten. Börne kannte den Charakter der Deutſchen. /Eine Heldenthat, die Niemanden von den Angreifenden etwas koſtete, nicht einmal Blut, viel weniger Geld, hält lange im Bewußtſein der Deutſchen vor: ſie ſprechen hundert Jahre davon und wiſſen ſich mit ihr für tauſend Niederlagen zu tröſten.

Mitten in der vollen Thätigkeit dieſer rings um Deutſchland beveſtigten reaktionären Schrauben, die alles politiſche Leben hemmten und eine Freiheit nach der andern erdrückten, verſuchte Börne, in ſeiner Wage über die Politik des Tages zu ſchreiben. Er griff die Geſetze, welche zur Beſchränkung der Preßfreiheit gegeben wurden, behutſam, aber deſto treffender an. Er ſchrieb ſeine geiſtvollen „Schüchternen Bemerkungen über Oeſterreich und Preußen," in welchen er das Weſen beider Staaten in ihrer wechſelſeitigen Ergänzung darſtellte, wohl aber auch mehr als ahnen ließ, wie gefährlich für Deutſchland dieſe Ergänzung werden müßte, wenn beide Staaten auf eine Gattung ihrer Stellen entſetzt, manche eingekerkert. Die Reaktion lockte natürlich etwas von einer Revolution hervor. Da man die Freiheit und die Nationaleinheit in der Idee, die das deutſche Volk damit verband, bedroht ſah, bildeten ſich, ſie zu ſchützen, geheime Vereine. Sie wurden entdeckt und die Gefängniſſe füllten ſich mit jungen Männern, deren Schickſal doch nicht hindern konnte, daß andre immer Das wieder aufnahmen, was die Vorhergegangenen verloren gegeben hatten. Um das Volk zu verwirren, wirkte man auf die ſchlechten Leidenſchaften der Maſſe, auf den Zunftgeiſt, den Religionshaß; man ließ die Juden die Heloten der Neuerungsluſt werden, wenigſtens behaupteten die Juden, daß ſie in den freien Städten bei den Behörden einen für ihre bedrängte Lage unverhältnißmäßig lauen Schutz fanden. Es kam den Intriguanten damals alles darauf an, daß die Begriffe von Freiheit und bürgerlichen Rechten dem Volke ſelbſt verdächtig würden. Börne faßte auch in der Wage dieſe Verfolgungen der Juden vortrefflich auf. Nicht wie Andre wandte er ſich mit bittern Vorwürfen an die Chriſten, nicht wies er ſatyriſch, wie das leider nur zu ſehr bei den Emanzipationsſchriftſtellern Sitte iſt, auf die „Religion der Liebe“ hin; ſondern er bemitleidete die Maſſe, die nur einem falſchen Wahne, auf fremde Verführung, folgte. Er verglich noch ſpäter dieſe Judenverfolgungen mit der indiſchen Schlangenjagd. Um die Schlange zu erlegen, jage man ihr einen Ochſen in den Rachen; ſie freſſe ſich ſatt und läge dann unbehülflich da, jedes Kind könne ſie tödten. Börne kannte den Charakter der Deutſchen. Eine Heldenthat, die Niemanden von den Angreifenden etwas koſtete, nicht einmal Blut, viel weniger Geld, hält lange im Bewußtſein der Deutſchen vor: ſie ſprechen hundert Jahre davon und wiſſen ſich mit ihr für tauſend Niederlagen zu tröſten.

Mitten in der vollen Thätigkeit dieſer rings um Deutſchland beveſtigten reaktionären Schrauben, die alles politiſche Leben hemmten und eine Freiheit nach der andern erdrückten, verſuchte Börne, in ſeiner Wage über die Politik des Tages zu ſchreiben. Er griff die Geſetze, welche zur Beſchränkung der Preßfreiheit gegeben wurden, behutſam, aber deſto treffender an. Er ſchrieb ſeine geiſtvollen „Schüchternen Bemerkungen über Oeſterreich und Preußen,“ in welchen er das Weſen beider Staaten in ihrer wechſelſeitigen Ergänzung darſtellte, wohl aber auch mehr als ahnen ließ, wie gefährlich für Deutſchland dieſe Ergänzung werden müßte, wenn beide Staaten auf eine Gattung von Politik hinarbeiteten, an der ſich damals noch zweifeln ließ, da ihre Werke noch nicht für ſie zeugten. Zuweilen gab Börne Überſichten über die damalige politiſche Lage, aus denen das Zuſammenwirken einer und derſelben feudaliſtiſchen Parthei in Spanien, Italien, Frankreich und Deutſchland hervorging; er theilte die Anſichten ausländiſcher Publiziſten über Deutſchland mit. Aphorismen griffen kleinere Ereigniſſe aus der Tagesgeſchichte auf und brachten ſie unter den allgemeinen Geſichtspunkt ſeiner leitenden politiſchen Gedanken.

Als Börne das erſte Heft ſeiner Wage dem ihm befreundeten Schauſpieler Weidner, einem denkenden Künſtler, überſandte, ſagte er in dem Begleitungsſchreiben: „Für Sie ſind die Theaterkritiken meines Journals nicht; ſie ſind nur für ſolche Leſer, die einer Lockſpeiſe bedürfen, um auch das Uebrige zu leſen.“

Börne hat ſpäter oft die Strenge ſeiner dramaturgiſchen Urtheile bereut. Er ſagt ſelbſt, daß er die Anforderungen, die er als Herausgeber der Wage an die Leiſtungen des damaligen Perſonals der Frankfurter Bühne machte, niedriger geſtellt haben würde, wenn er ſich ſchon damals überzeugt hätte, daß auf den meiſten deutſchen Theatern nicht beſſer geſpielt wird, als es damals in Frankfurt wurde.

Börne ging an ſeine Theater-Kritiken mit außerordentlich viel Gewiſſenhaftigkeit. Er ſuchte ſich vor der Aufführung immer erſt mit dem Stücke ſelbſt, falls es gedruckt zu haben war, bekannt zu machen; ſo konnte er ſeine Aufmerkſamkeit allein auf das Spiel richten und gerieth nicht in Gefahr, vom Intereſſe der Fabel ſo beſchäftigt zu werden, daß er darüber die Mängel ihrer Darſtellung überſah. Er ſtellte an die Schauſpieler die Anforderung, daß ſie ihm die Wirklichkeit täuſchend wiedergäben und uns die Illuſionen des Theaters vergeſſen ließen. Statt deſſen fand er meiſt, daß die ſogenannten Künſtler ihr Spiel grade nur für das Theater berechneten und ſelten in den Rollen die ſie wiederzugeben hatten ganz aufgingen. Wer den Böſewicht ſpielen ſollte, fürchtete ſich, ſeine Gutmüthigkeit ganz zu verläugnen; wer von den Damen alt ſein ſollte, hüthete ſich wohl zu verbergen, daß ſie noch um einige Jahre jünger wäre, als ihre Rolle. Börne, ein feiner Beobachter des menſchlichen Gemüths, in unſern geſellſchaftlichen Begegnungen ſehr empfänglich für den Anſtand, war fortwährend auf der Folter, wenn er dieſe gänzliche Ermangelung aller pſychologiſchen Wahrheit ſich ſpreizen, im Lehnſtuhl hin und her werfen, in leidenſchaftlichen Momenten ſtöhnen und tragiren ſah. Er kannte den Hof nicht, aber er wußte, daß kein Fürſt mit ſeiner Frau ſo ſpricht, wie Clauren im Hotel de Wiburg einen ſprechen läßt und der Schauſpieler, nun gar noch outrirend, es wiedergiebt. Man hat gut ſagen, daß Börne ſein Urtheil milder hätte ausſprechen ſollen! Einem Mann von Urtheil und Geſchmack iſt nichts ſo peinigend, als der Beifall, der den Fehlern der Schauſpieler geſpendet wird. Wer eine Zeitſchrift herausgiebt, die das Schauſpiel einmal in den Kreis ihrer Beſprechungen gezogen hat, kann ſo wenig wie die Satyre, ſo wenig ſeine wahre Meinung über den geſtrigen Theaterabend unterdrücken Wer keine Rückſicht auf ein Freibillet nimmt, von den Schauſpielern bei ihren Beneſizen kein Prozent von der Einnahme erwartet, durchreiſenden Schauſpielern ſich verläugnen läßt, und die Empfehlungsbriefe, die ſie mitbringen, uneröffnet in den Papierkorb wirft, wer nicht das Caffêhaus beſucht, wo ſich die Mitglieder des Theaters zu verſammeln pflegen und ſich abſtumpft gegen jede auch noch ſo lockende Gelegenheit, die nähere Bekanntſchaft der erſten Liebhaberin zu machen, und dabei den Geiſt, die Kenntniſſe und den Geſchmack

Börnes beſaß, konnte nicht anders urtheilen, als er urtheilte. Einem freien Kritiker ſcheint an der Ordnung der Dinge etwas verrückt zu ſein, wenn die Intenſion eines Dichters von einem Schauſpieler nicht verſtanden oder aus übermäßigem Verſtändniß verzerrt wird. Er hat nicht eher Ruhe, bis dem Dichter, bis der Natur wieder ihr Recht geſchehen und man möchte, wenn es auch lächerlich klingt, faſt ſagen, die Lücke in der Weltordnung compenſirt iſt.

Börne war aber nicht bloß ſtreng gegen die perſönliche Leiſtung des Schauſpielers, ſondern eben ſo gegen den Regiſſeur. Da er die Wiedergabe der Wirklichkeit täuſchend verlangte, ſo konnte ihn im Arrangement der Stücke, ihrer Scenerie, namentlich aber in der Comparſerie nichts ſo ſehr verletzen, als was den Theaterplunder zu grell herausſtellte, die nachgiebige Phantaſie und Ergänzungskraft des Zuſchauers zu ſehr in Anſpruch nahm. Ein bürgerliches Zimmer, das zu koſtbar, ein Prunkgemach, das zu einer Bürgerwohnung gehören ſollte, beleidigte ihn. Durchaus komiſch ſind in ſeiner Dramaturgie die ewigen Klagen, daß für die Hölle, z. B. im Don Juan, viel zu wenig Feuerwerk verwandt wird, daß nicht genug Schwärmer praſſeln und alles nur auf eine jämmerliche Komödie berechnet wäre. Namentlich ärgerte ihn der geringe Aufwand, mit welchem die damalige Frankfurter Bühne Schlachten und Gefechte aufführen ließ. Sechs Mann von der Stadtmiliz ſollten nicht ſelten ein ganzes Arméecorps vorſtellen, und durch das Zuſammenſchlagen zweier blecherner Gefäße verſuchte man, ein Gefecht hinter der Scene anſchaulich zu machen. Wenn es hieß: Bauern, Volk, Soldaten u. ſ. w. ſo war die Anzahl, die davon zu ſehen war, Börnen immer zu gering und er ſpottete mit ſchlagendem Witz, ob ſich wohl eine Räuberbande durch fünf ſolcher Landdragoner gefangen nehmen ließe u. ſ. w. Er hatte dabei den eignen Ausdruck, daß er, auf dergleichen Mißſtände kommend, fragte: „Und was war denn das da wieder“ z. B. mit den drei bis vier Verſchwornen, die einen ganzen Staat ſtürzen wollen? u. ſ. w. Um Börnes Gedanken hiebei ganz richtig zu treffen, müſſen wir hinzuſetzen, daß er in dergleichen Armſeligkeiten eine gewiſſe kleinſtädtiſche und ſpießbürgerliche Hungerleiderei erblickte, und ſich, man ſollte es kaum glauben, wirklich darüber ärgerte. Er verband damit die Vorſtellung von der ganzen knappen Engherzigkeit unſrer Unternehmungen, von einer gewiſſen reichsſtädtiſchen Krähwinkelei, von der leeren und nüchternen Spiegelfechterei, mit der man da wage, und wie Kindern ein bischen Lärm vorzuraſſeln und uns durch ein Dutzend Schwärmer Furcht für Hundert einzujagen; denn auch die Ritterlichkeit ſeines Charakters ſträubte ſich gegen ſolche, rein auf Verblüffung angelegte Zumuthungen.

Wie empfänglich ſein in ſpätern Jahren leidendes Ohr für die Reize der Muſik war, hat Börne in den Pariſer Briefen durch die Bewunderung, die er vor der Malibran hegte, genug ausgeſprochen. Es war nicht das meiſterhafte Spiel dieſer Sängerin, das allein ihn ſo ſehr in Anſpruch nahm, ſondern er war Kenner des Geſanges, ſo weit es ſich um den Eindruck der Compoſition, um den Eindruck des Vortrages handelte. Die Mozart'ſchen Opern hatte er ſo in ſich aufgenommen, daß er mit wahrem Schmerz fühlte, wie bei ihrer Aufführung in Frankreich der eigentliche Duft von ihnen weggeweht ſchien und es zwar die alten, ihm ſo vertrauten Töne noch waren, aber im Munde der Italiäner, auf den Saiten der Franzoſen, nicht mehr der ächte claſſiſche Geiſt derſelben. Früher hatte Börne auch in der vor Zeiten ausgezeichneten Darmſtädt'ſchen Oper, welche die Frankfurter häufig zu beſuchen pflegten, Gelegenheit, ſein muſikaliſches Urtheil zu bilden. Die Töne aus der Haydn'ſchen Schule wirkten auf ſein Herz am einſchmeichelndſten: er war glücklich nach einer Oper von Roſſini einmal wieder die rührenden Töne der Schweizerfamilie zu hören, wenn er auch Weigls Tonmalerei in Nachtigal und Rabe für kindiſch erklärte. Was mußte er ſpäter Roſſini ſchätzen lernen, als erſt jene weichlichen Cantilenen von Bellini und Donizetti aufkamen, welche nur für die Erſchlaffung der Gemüther berechnet ſcheinen! Sein Aufſatz über die *Sonntag*, der ihm in Berlin ſo viel Bewunderer ſeines *Talents der Bewunderung* verſchaffte, darf in dieſer Verbindung nicht unerwähnt bleiben.

Für Börne's unmittelbar die Poeſie mit dem Leben verbindende Prinzipien mußte der dramatiſche Dichter am höchſten ſtehen. Je größer ihm der ächte Genius erſchien, der das Leben, erfaßt in ſeinen tiefſten Räthſeln, die Menſchen in ihrer Wirklichkeit, das Erhabene in ſeiner unverkürzten Größe auf die Bühne bringt zur Erſchütterung der Tyrannen, zum Beiſpiel der Nacheiferung für die Menge; ſo verächtlich und gefährlich erſchien ihm der dramatiſche Stümper, der die gemeinen Sitten des Tages, die Lüge und die Verworfenheit unſrer Standesbeziehungen ohne eine höhere ſittliche Verklärung wiedergab, erſchien ihm der Anmaaßliche, der ſich die Miene giebt, das Erhabene ſchildern zu wollen und doch nur eine Karrikatur dafür ausgiebt, der für etwas Gewöhnliches und Schwächliches unſre tiefſten Gemüthserregungen in Anſpruch nimmt. Man muß ſich die dramatiſche Literatur der Reſtaurationsperiode von 1815 bis beinahe 1830 vergegenwärtigen, um den günſtigen Boden auszumeſſen, auf dem ſich Börne mit ſeiner edlen Entrüſtung und mit ſeiner Satyre tummeln konnte. Seitdem Schiller todt war, hatte man den Kothurn ihm nicht mit ins Grab gelegt; ſondern ſeine Nachfolger wagten es, ihren kleinen Fuß auf ihm anſchnallen zu laſſen und nun mit lächerlichem Pathos, ohne innre ſittliche Würde, ohne den ächten Schwung der Phantaſie, auf ihm herumzuſchlorren. So ſehr ſich Börne vom Dichterfeuer eines Grillparzer erwärmen ließ, ſo fröſtelte ihn bei der dürftigen Armuth eines Houwald. Mit dem Schweiß des Angeſichtes kitteten dieſer und ihm ähnliche ihre papierne Welt wie Kartenhäuschen zuſammen. Weil man das Erhabene nicht mehr aus ſeinen eignen Combinationen zu ſchaffen wagte, ſo erfand man ſich einen Spukbegriff, der jenen Puppen einer armſeligen Erfindung etwas Schauerliches geben ſollte, die Schickſalsidee. Dieſe polterte wie ein Juſtinus Kerner'ſcher Geiſt aus dem Zwiſchenreich hinter den Couliſſen der

Bühne und langte zuweilen geiſterhaft eine dürre Geſpenſterhand von oben herab, die den Drath verrieth, an welchem die Figuren gelenkt wurden. Zuweilen ſchlich die Schickſalsidee, in Geſtalt einer Ahnfrau, in langem, ſchwarzem Kleide über die Bühne und ächzte wie ein Jahrtauſendjähriges Verbrechen, das auf Erlöſung harrt. Bald hockte der Kobold an der Schwelle eines „Leuchtthurms,“ bald hinter einem „Bilde,“ bald begleitete er einen armen zum Tode geweihten Hungerleider von Helden auf der „Heimkehr“ in eine Förſterswohnung. Börne hatte gegen dieſe Schickſalstragödien, die aber weit mehr Zufallstragödien waren, unaufhörlich zu kämpfen; er geſteht ein, dies tragiſche Schickſal nicht begreifen zu können. „Was ſie unter Schickſal verſtehen,“ ſagte er, „hab' ich nie verſtanden; ich habe nie verſtanden dieſe Miſchung von antiker und romantiſcher Denkweiſe, dieſes chriſtliche Heidenthum. Entweder iſt der Tod ein liebender Vater, der ſein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann iſt es untragiſch; oder es iſt der menſchenfreſſende Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, und dann iſt es unchriſtlich. Euer Schickſal iſt ein Zwitter, unfähig zum Zeugen, wie zum Gebähren.“ Die Börne'ſche Analyſe der Dramen, welche damals auf die Schickſalsidee gebaut wurden, ſind Meiſterſtücke der feinſten und ſcharfſinnigſten Kritik. Man machte ihm eine gewiſſe Neigung zu Conſequenzen zum Vorwurf; Müllner ſogar, den Börne, auffallend genug, ſchonte, wollte in einer Kritik der Wage gleichſam ſagen, der Verſtand könne alles lächerlich machen; aber die Fabel z. B. der Houwald'ſchen Stücke war doch meiſt ſo widerſinnig zuſammengeſetzt, daß ſie keine andre Kritik, als die der geſunden Vernunft verdiente. Von der Begeiſterung, die dieſe Pſeudo-Dichter ſelbſt empfanden, ſetzten ſie voraus, müſſe auch der Zuſchauer angeſteckt ſein, während ihre Gebilde auf dieſen keinen andern Eindruck hervorbrachten, als den des Zweifels und der Verwunderung. Die beſonnene Kritik konnte von den Strömen von Thränen, die um Houwalds Bild floſſen, nicht fortgeriſſen werden.

Zu dieſen Erzeugniſſen einer verſpäteten und forcirten Romantik geſellten ſich alle die abgeſtandenen Reſte des Repertoirs von ehemals. Iffland ſchilderte deutſche Duodezzuſtände an den Höfen, die veraltet waren und ganz neuen Untugenden und Umtrieben der Fürſten und Beamten Platz gemacht hatten. Dieſe *edlen* Juſtizräthe und Präſidenten paßten wenig für eine Zeit, in welcher die Unterſuchungscommiſſionen über demagogiſche Umtriebe niedergeſetzt wurden. Dann brachte das neue Repertoir die patriotiſchen Stücke, in welchen die Begeiſterung von 1813 und der Triumph von 1815 kein Ende nehmen wollte, Stücke, wo alle Perſonen die Kokarde trugen und jeder junge Liebhaber früher freiwilliger Jäger geweſen war und Anſpruch auf das eiſerne Kreuz hatte. Die Koſaken wurden in dieſen Stücken noch immer als Brüder behandelt und freiſinnige Idealiſten als Projektenmacher, von denen im letzten Act herauskam, daß ſie ſchon einmal geſtohlen, oder ſie wurden als vierſchrötige Turner ausgelacht. Die militairiſchen Spektakelſtücke löſten die alten Ritterſtücke ab. An die Stelle Wallenſteins oder Ottos von Wittelsbach kamen der alte Deſſauer, Friedrich der Große, wunderthätige Feldmarſchälle, die das tragiſche Schickſal in der Patrontaſche trugen und es als Tags- oder Militairbefehl austheilten. Wachtparaden zogen in den Stücken auf, Trommeln wirbelten, Kanonen wurden abgefeuert, Bivouaks gehalten, kurz es war alles auf den Landſturm und die Einführung der allgemeinen Militairverpflichtung berechnet. Und trotz dieſer erbärmlichen Richtung, die bald von der noch ſchlechtern der Vaudeville-Ueberſetzer, mit welcher Angely und die Sieben

Mädchen in Uniform aufkamen, abgelöſt werden ſollte; trotz dieſer Unſumme von Trivialität war Börne kein Rigoriſt. Wo ihm eine natürliche, wenn auch noch ſo leichte Erfindung Lachen entlockte, da gab er ſich harmlos hin und ſelbſt von Kotzebue ſagte er: Da haben ſie mir meinen allerliebſten unerſetzlichen Kotzebue todt geſtochen! — Börne war beſonnen genug, die Vielſeitigkeit ſeines Talentes anzuerkennen, wenn er ihn auch mit der bitterſten Lauge übergoß, wo er ſich herausnahm, von uns für ſeine erlogenen Thränen Mitgefühl zu fordern. So oft die Gemeinheit eines Kotzebue erhaben werden will und ſeine Laſterhaftigkeit empfindſam, iſt er auch ihm unerträglich. Von Raupach, der ſich damals erſt entwickelte, hatte Börne ein wenig ſchmeichelhaftes Vorgefühl. Doch ſoll er ſpäter einige ſeiner Dramen; z. B. Taſſos Tod nicht ohne Intereſſe geleſen haben.

Der rein politiſche Maaßſtab, angelegt an die Kunſt, hätte Börne zu jenen Einſeitigkeiten führen können, denen z. B. W. Menzel in ſeiner Kritik ganz anheimgefallen iſt. Börne unterſchied ſehr wohl den praktiſchen Geſichtspunkt von dem theoretiſchen. In Dem, was ihm praktiſch verwerflich ſchien, hat er ſicher auch immer das Rechte getroffen. So empörte ihn in unſrer dramatiſchen Literatur dieſes Element des Allerunterthänigſten, empörten ihn dieſe Katzenbuckel, welche der Bauer vor dem Schulmeiſter, der Schulmeiſter vor dem Paſtor, der Paſtor vor ſeinem Patronen macht. Der Einwand, daß in dieſen häßlichen Beleidigungen der Menſchenwürde doch unſre Sitten getroffen würden, genügte ihm nicht. Iſt dieſe Hundedemuth da, ſo iſt das Mittel, ſie auf der Bühne lächerlich zu machen, noch immer nicht wirkſam genug, ſie auszurotten. Börne tadelte, daß unſre gehorſamen Diener von Dichtern die Fürſten immer edel und gut auftreten laſſen oder, wenn ſie doch nicht gut und edel handeln, die Schuld auf ihre ſchlechte Umgebung werfen. Die Unſchuld, in der z. B. Leſſing ſogar in der Emilia Galotti den Fürſten erſcheinen läßt, mußte ihm um ſo bedenklicher vorkommen, als die Harmloſigkeit eines Fürſten bei einem ſo notoriſch ſchlechten Untergebenen, wie Marinelli einer iſt, unglaublich wird. Freilich war es die Weiſe des 18ten Jahrhunderts, die Fürſten zu ſchonen und nur die Miniſter anzugreifen; erſt im 19ten Jahrhundert wagte man ſich an die Fürſten ſelbſt heran.

Börne bemerkt ſehr richtig, daß die Luft, in der allein ein dramatiſches Talent gedeihen kann, politiſche

Freiheit iſt. Wo kein öffentliches Leben herrſcht, muß nicht nur der dichteriſche Ausdruck ſeiner natürlichen Kraft beraubt werden, ſondern die Geſtalten werden auch nicht den freien Geiſt ureigenſter Perſönlichkeit athmen; Rückſichten entnerven die Sprache, und laſſen die Malerei des Lebens ſich nur in dämmernden Andeutungen ergehen. England, ſo groß durch ſeine dem Einzelnen geſtattete politiſche Freiheit, hat darum auch nie aufgehört, ſelbſt beim unläugbar dort herrſchenden Verfall der dramatiſchen Kunſt Stücke zu zeitigen, die eine feine Charakteriſtik, eine tiefe Menſchenkenntniß verrathen. Börne bemerkt dies ſelbſt bei Gelegenheit des Cumberland'ſchen Juden und des Grafen von Eſſex. Ein Engländer kann in ſo nebelhafte Allgemeinheiten und unmögliche Spezialitäten, wie ſie die deutſche Bühne ſchildert, nie gerathen, weil ihn der freie Gebrauch ſeines Daſeyns das menſchliche Daſeyn überhaupt richtiger verſtehen lehrt. In neueſter Zeit iſt das Drama in England durch den vorherrſchend epiſch-lyriſchen Charakter ſeiner Dichter ſehr geſunken und dennoch was wir von Engliſchen Stücken überſetzen zeichnet ſich doch immer noch durch eine klare und täuſchende Lebenswahrheit aus, ſo die Gebrüder Foſter, der Bucklige, Bulwers neueſte Dramen und manches Andre, deſſen die Ueberſetzer ſich nur allzuraſch bemächtigen. Wie wäre in Frankreich dieſe ſchnell aufſproßende Blüthe des Theaters in neueſter Zeit möglich geweſen, wenn ſich nicht die Franzoſen einer politiſchen Freiheit rühmen dürften, die ihnen die ängſtliche Scheu deutſcher Dichter, die von hundert Süjets nicht zehn auf die Bühne bringen dürfen, benimmt? Unſre Dramen bewegen ſich meiſt in einer fictiven Welt, ſogar die Sitten und Charaktere der Luſtſpiele ſind nicht ächt und wahrhaft aus dem Leben gegriffen. Die Theatertradition ſchafft dieſe Huſarenoberſten und Rittmeiſter, dieſe Herren von Lammersdorf und von Saldern, dieſe Wirthſchaftsinſpectoren, dies ganze ſtehende Perſonal unſrer heitern Familiengemälde. Sie ſind aus alter Zeit überliefert, haben wohl Zopf und Perücke, Manſchetten und ſeidnen Rock abgelegt, wiederholen aber immer noch ihre alten Abentheuer vom Jahre 1790; ſelbſt der Dialog hat ſich wenig verändert. Man muß die ſeltſame Spannung auf dem Antlitz des Zuſchauers beobachten, wenn einmal eine Thorheit oder Mode des Tages, z. B. die Homöopathie, die Waſſerkuren oder dergleichen in unſern Dramen erwähnt werden, um zu wiſſen, daß dieſe Neugier wie aus dem Reiz nach Verbotenem entſteht. Unſer Theater kann nicht aufblühen, ſo lange ihm die Lebensluſt der Freiheit fehlt.

Börne hatte immer Gelegenheit, ſich in ſeinen Kritiken über den Mangel an Lebenskenntniß bei unſern Bühnendichtern zu entrüſten. So wie ein Fürſt oder Miniſter auftrat erſchrak er, weil er wußte, daß ſie — hundert gegen eins — ſo ſprechen würden, wie Fürſten und Miniſter nicht ſprechen. Die Situationen, in welche wir die verſchiednen Grade der Geſellſchaft bringen, ſind faſt immer unnatürlich. Was bei uns auf der Bühne die Soldaten thun, entlehnen die Dichter von den Studenten, was die Studenten, nicht ſelten von Philiſtern.*) Eine ächte wahre Charakter- und Situationen-Färbung wenn auch nur im Geiſt der Genremalerei, beſitzen wir nicht. Es finden da immer zwei Fälle ſtatt; entweder kennen wir die Lebensäußerungen der Stände nicht oder wir dürfen ſie nicht wiedergeben; Beides gleich nachtheilig für die Wahrheit der Bühne. Jetzt, um die Verſchleierung des Lebens bis zu völligem Dunkel auf der Bühne zu heben, erleben wir nun gar die Erſcheinung, daß eine Prinzeſſin für ſie ſchreibt. Gäbe ſie uns das Leben der höchſten Geſellſchaft, des Hofes und der Ringe, die ſich um ihn ziehen, ſo würden wir für ihre Bemühung, uns durch Luſtſpiele zu erheitern, dankbar ſeyn; allein die Prinzeſſin Amalie von Sachſen ſchildert uns das Bürgerleben, das Daſeyn kleiner beſcheidner Familien, das Leben der Landedelleute, die, um zu Geld zu kommen, ſich mit Bürgerlichen verſchwägern; ſie ſchildert uns Aerzte, Landwirthe, Geiſtliche; kann ſie dieſe Erfahrung anderswo her haben, als aus Büchern? Es iſt nicht bekannt, daß ſie wie Louis Philipp und ſeine Familie im Exil lebte, angewieſen auf bürgerlichen Erwerb und Umgang; woher ſollte ſie den Stoff zu dieſen ſich ſogar als Sittengemälde ankündigenden Schilderungen anders entnommen haben als aus Büchern!

---

*) Kann Jemand handwerksburſchenartiger auftreten, als Maltitzen's alter Student?

Indeſſen hielt ſich Börne's Kritik in der Wage nicht immer bloß an dieſe mehr allgemeine Betrachtung der Bühnenſtücke, ſondern ſeine dramaturgiſchen Leiſtungen ſind auch voll der feinſten Sonderbemerkungen, in denen er eben ſo viel Geſchmack als Menſchenkenntniß entwickelte. Ich mache beſonders auf ſeine Erörterung über phyſiſche Gebrechen auf der Bühne aufmerkſam. Müllner wollte damals im Morgenblatt beſtreiten, daß Börne die Blindheit der

Camilla in Houwalds Bild mit Grund getadelt und als nicht gemacht, um unſer Mitleid zu erregen, dargeſtellt hätte. Börne entgegnete ſehr wahr, daß phyſiſche Gebrechen uns im Leben das größte Mitleid abgewinnen könnten, auf der Bühne uns aber kalt laſſen. Er erwiederte ſchlagend, daß das von Müllner angeführte Beiſpiel des blinden Oedipus den vorliegenden Fall nicht träfe. Oedipus iſt blind geworden vor unſern Augen, wir kennen die Urſache derſelben und empfinden dieſe Blindheit durchaus als ein zur Handlung gehörendes tragiſches Motiv. Eine unmotivirte Blindheit aber, ein phyſiſches Leiden a priori, das außer dem Zuſammenhang der entwickelten Fabel liegt, nimmt, auf der Bühne wenigſtens, neben der geſchilderten Handlung kein beſonderes Intereſſe in Anſpruch. Börne hätte noch hinzufügen können, daß grade in dieſer Zumuthung Müllner's und Houwald's, uns für eine unmotivirte Blindheit einer ihrer dramatiſchen Figuren zu intereſſiren, die Grundſchwäche der dramatiſchen Leiſtungen dieſer Dichter erkennbar iſt. Sie ſetzten Novellen in Scene, aber keine Handlungen. In der Erzählung kömmt uns allerdings durch die Notiz, daß dieſe oder jene geſchilderte Perſon, auch noch blind ſey, noch ein eignes Intereſſe zu ihrer ſonſtigen Stellung in der Fabel hinzu; im Drama nicht. Müllner und Houwald verwechſelten das Dramatiſche mit dem Novelliſtiſchen; ihre Stücke ſind dramatiſirte Erzählungen, deren hauptſächlicher Fehler in dem Mangel aller Charaktere liegt. Ihre Charaktere können außerdem, was ſie in jenen Stücken ſind, nichts weiter ſeyn, ſie dauern über den Theaterabend, über die Fabel des Ganzen, dem ſie eingefugt ſind, nicht hinaus.

Zwey der berühmteſten Kritiken Börne's ſind aus dem Innerſten ſeines Gemüths gefloſſen, die Beurtheilung des Tell von Schiller und die des Hamlet. Eine genügende Wiederlegung der geiſtvollen und überraſchenden Analyſe, die Börne von dieſen beiden berühmten Dramen gab, iſt mir nicht bekannt. Börne traf hier ſicher das unwiderleglich Richtige, wenn auch mit dem Unterſchiede, daß Schiller durch die Analyſe allerdings verlor, Shakeſpeare durch die Zergliederung ſeines Hamlet nur um ſo mehr gewinnen mußte. Die Feigheit und Großſprecherei, die Börne dem Tell nachwies, kam aus Schiller's falſchen Begriffen vom ſchlichten Biederſinne ſeines Helden, er machte eine Art Hofer aus dem Tell, er legitimiſirte ihn. Bei Börnes Kritik über Hamlet, ſo geiſtreich und wahr ſie iſt, habe ich immer den Dichter nur um ſo mehr bewundern müſſen, daß er Geſtalten hinſtellen konnte, denen Börne ordentlich Vorwürfe macht, nicht als wären es Schöpfungen des Dichters, ſondern wirklich lebende, für ſich verantwortliche Perſonen. Denn daran dachte doch wohl Börne nicht, Shakesſpearen die Unentſchloſſenheit Hamlets zuzurechnen; im Gegentheil, Shakesſpeare hat ſich wohl ein Bewußtſein darüber erhalten, wenn auch nicht mit den Nebenbegriffen, die Börne mit dem Charakter des Hamlet verband. Aber Börne putzt die Figuren dieſes berühmten Dramas ordentlich herunter wie unartige Buben, denen man einmal die Lektion leſen müſſe. Kann etwas das Genie eines Dichters größer herausſtellen, als wenn die Geſtalten, die er uns vorzaubert, in dieſem Grade Fleiſch und Bein haben, eine Wirklichkeit erreichend, die bei Weitem größer iſt als die täuſchende Aehnlichkeit jener gemalten Weintrauben, an welchen die Vögel pickten?

Da Börne nicht nöthig hatte, ſeine Theaterkritiken gleich am Morgen nach der Vorſtellung herauszugeben, ſo konnte er an ſie dieſelbe Feile legen, die allen ſeinen Arbeiten auch die geſchmackvolle Vollendung des Styls gab. In monatlichen Berichten faßte er ſein Theater-Tagebuch zuſammen. Börne hat nur wenige davon der Aufbewahrung für würdig gehalten, aber jetzt, wo wir das ganze Verſtändniß ſeines reichen Geiſtes beſitzen, iſt uns auch das noch ſo ſehr an den Moment geknüpfte, in der Art, wie er es zu feſſeln wußte merkwürdig. Kann wohl eine Kritik geiſtreicher ſeyn, als die folgende:

„Am 28. Juli 1819. — Die Roſen des Herrn von Malesherbes, von Kotzebue. Demoiſelle Lindner, Suſette; Herr Otto, Malesherbes; Herr Schmitt, Peter; — Keine Roſe ohne Dornen. Demoiſelle Lindner war die Roſe.“

So ſinnig, kurz und treffend, wie ein Epigramm.

Den Frankfurter Schauſpielern jagte Börne durch ſeine Kritiken keinen geringen Schrecken ein. Die gefeiertſten Helden kamen in Gefahr, ihren Ruf zu verlieren. Das Lampenlicht verlor ſeine auch das Urtheil blendende Wirkung. Es fehlte nicht an Drohungen und dunkeln Gerüchten von Mord und böſem Hinterhalt, Börne hielt ſtandhaft aus und ſchaffte ſich ein paar Piſtolen an, um auf alle Fälle gefaßt zu ſein. Von ſeinen Freunden lachten einige, Andre vermehrten ſeine Beſorgniß und riethen ihm von der Fortſetzung ſeiner Kritiken ab. Er ließ ſie nicht; ſie waren ihm ein

Mittel, Dinge auszuſprechen, die in andrer Form ſich nicht ſagen ließen. Er durfte ſtets auf ſeine Beſonnenheit, im äußerſten Falle auf ſeinen Muth rechnen. Man erzählt ſich von einem gewaltthätigen Angriffe, den ſich der von Börne allerdings für immer von der Bühne weg recenſirte Schauſpieler Heigel auf offner Straße gegen den Herausgeber der Wage erlaubt hätte. Es iſt nichts Wahres daran. An Drohungen von dieſer Seite fehlte es nicht und nur ſo viel wird von ſeinen Freunden zugeſtanden, daß Börne allerdings damals nur mit Sackpiſtolen ausging. Ob ſie geladen waren, wird nicht geſagt.

Eine kleine Fehde mit dem Schauſpieler Urſpruch gab Veranlaſſung zu einem intereſſanten Briefwechſel. Im zweiten Heft der Wage ſagte Börne bei Gelegenheit der Eliſa von Valberg Folgendes: „Herr Urſpruch, Hofjunker von Külen. Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeſchaffen, als auf der Bühne.“ Herr Urſpruch fand dieſen Satz ſo auf Schrauben geſtellt, daß er ſeinen bürgerlichen Ruf dadurch beleidigt glaubte. Er forderte Börne auf, ſich deutlicher zu erklären. Als ihm Börne darauf eine zwar nicht abweiſende, doch ſehr kühle Antwort gab, wiederholte er ſein Verlangen in einem

Briefe, der nicht ohne Drohungen und Unarten war. Börne replizirte in der Wage ſehr witzig. Er erklärte den Sinn ſeiner Worte dahin, daß er von Herrn Urſpruch hätte ſagen wollen, auf der Bühne wolle ihm die Schuſterei nicht gelingen, ohne daran zu denken, als wäre er im Leben darin glücklicher. Dann griff er die kleinen Drohungen des Mimen wie Fangbälle auf, mit denen er artig ſpielte; und in der That ſind ſeine ſpäteren Urtheile über Herrn Urſpruch milder, woran freilich der Umſtand Schuld ſein mag, daß Betty Urſpruch, die Tochter „des Mitarbeiters der Wage wider Willen,“ wie ihn Börne genannt hatte, ihr theatraliſches Debüt und auf Börne eine Wirkung machte, von der man in Frankfurt behaupten wollte, daß ſie mehr als artiſtiſch ſei. Indeſſen alle Stimmen kommen darin überein, daß Betty Urſpruch (ſie lebt noch als ein bedauerlicher Schatten ihrer Vergangenheit) die großartigſte Zukunft verſprach. Börne tadelte ſie zuweilen, aber faſt mit dem Schmollen eines Verliebten; er ſagte ihr die ſchönſten Regeln, gleichſam in der Vorausſetzung, als wäre er der Mann, der aus ihr etwas machen könne. Sie ſolle nur nicht übermüthig werden, ſie ſollte ſich's nur nicht zu leicht machen, zürnte er ihr. Rühmte Börne, ſo entdeckte er ſelbſt im Unweſentlichen bei Betty Urſpruch Schönheiten. Sie hatte in: Die Waiſe und der Mörder Friederiken geſpielt. „Unübertrefflich wahr und rührend“ ſagte er, „erſchien Demſ. Urſpruch in der Scene, da ſie zur Rettung des in's Waſſer gefallenen Viktorin nach Hülfe rief. Es wäre gut, wenn mehre unſrer Schauſpieler bei dieſem jungen Frauenzimmer in die Schule gingen, um unter andern zu lernen, wie man mit Natur und Anſtand die Stimme bis zum Schreien erhebe.“ Und in der That, von Stund an, fingen die Damen des Perſonals, denen an dem Urtheil der Wage viel gelegen war, an, der jungen Urſpruch dieſen inzwiſchen berühmt gewordenen Schrei nachzurufen. Theaterbeſucher von damals verſichern, es wäre nicht mehr auszuhalten geweſen, wie ſich damals alles bemüht hätte, kunſtgerechte Schreilaute auszuſtoßen. Alles wollte, zum Wohlgefallen des Dr. Börne, wie die Urſpruch ſchreien.

Daß es Börne mit ſeinen Kritiken viel zu gewiſſenhaft nahm und darüber oft grauſam wurde, iſt unzweifelhaft. Was ihn ſtachelte, war die erſte Begeiſterung ſeiner methodiſchen journaliſtiſchen Wirkſamkeit, es war der hohe Begriff, den er mit ſeiner Aufgabe verband, unverkennbar auch die glänzende Gelegenheit, die die Schwächen des Schauſpielers dem Witze boten. Börnen war die Autorſchaft damals noch ſo neu, daß er eines guten Einfalls wegen ſein Urtheil nicht gern unterdrückt hätte. Wenn ihn ein fremder oder ein heimiſcher Künſtler beſuchte, ſo zeigte er es im nächſten Hefte der Wage an und ließ ſeine Leſer über Wendungen, wie die folgende, lachen: „Herr Keller war bei mir, um mich zu beſtimmen, ſeine Frau in der Rolle der Emma von Falkenſtein zu ſchonen. Ich thue es hiemit.“ Er warnte alle Schauſpieler ihn zu beſuchen. Es würde ihnen das nichts helfen, da er nicht weichherzig genug wäre, die Leſer ſeines Journales zu betrügen. Von den Schauſpielern übertrug er ſeinen Zorn zuweilen auf die Regie, auf die Direktion. Er machte ihr die bitterſten Vorwürfe über ihr ſchlechtes Repertoir: „Alle Tage derſelbe abgeſchmackte Jammer, derſelbe abgeſchmacktere Spaß. Es iſt nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererey, es iſt Ernſt und Wahrheit, wenn ich meine Leſer verſichere, daß mich die Vorſtellungen auf unſrer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Bruſt beklommen iſt, wenn ich an den Theater-Abenden dieſe fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe.“ Bald verging auch dem gewiſſenhaften Dramaturgen die Luſt. Die Hefte der Wage verſpäteten ſich Monate- und Jahrelang und die beiden letzten, die in Tübingen 1821 erſchienen, ließen das Theater ganz bei Seite liegen.

Der ruhmvolle Name, den ſich Börne ſchon durch die erſten Hefte der Wage erwarb, beſtimmte den Buchdrucker Wenner in Frankfurt, ihm die Redaktion einer Zeitung anzuvertrauen. Das ſehr zurückgekommene Staatsriſtretto ſollte unter dem Titel einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt wieder in Aufſchwung kommen und Niemand wäre auch zu dieſer Wiederbelebung geſchickter geweſen, als Börne, wenn es keine Cenſoren gegeben hätte. Vier Monate lang vom 1. Januar 1819 bis in den April hielt Börne dieſen kleinen Guerillakrieg mit dem ſcheerenbewaffneten Cenſor (noch dazu ſeinem ehemaligen Collegen von der Polizei, einem gewiſſen Severus) aus; er iſt in ſeinem „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur" ſelbſt der Hiſtoriograph dieſer, trotz einer Schlacht ermüdenden Scharmützel geworden. Eingekeilt zwiſchen hundert Rückſichten auf Diplomatie und Senat wurde ſeine ganze Thätigkeit auf das Unbedeutende herabgeſchraubt; er ſah ein, daß in der flachen Weiſe, wie in Frankfurt (noch jetzt) Zeitungen nur erſcheinen dürfen, jeder Andre dem Buchdrucker ſein Blatt eben ſo gut und noch mit weniger Koſtenaufwand für dieſen redigiren würde und gab es ab. Dieſe vier Monate hatten ihm Nachtwachen, Geldſtrafen, die witzigſten Gedanken und treffendſten Wahrheiten gekoſtet und nichts eingetragen, als die Ueberzeugung, daß man unter dem Damoklesſchwerte der Cenſur höchſtens für ſeinen Styl manche Feinheiten, manche diplomatiſche Unbeſtimmtheiten und graziöſen Zweideutigkeiten lernen könne. Börne ſagte oft ſcherzhaft und ließ es drucken, daß man mit Einführung der Preßfreiheit auch der Ausbildung des deutſchen Styls ſchaden würde; fein, witzig, behutſam und graziös ließe ſich nur ſchreiben, wenn mit uns die Katze Cenſur ſchäkerte. Nach Börne verſuchte es Friedrich Murhard eine Zeitlang, in Frankfurt den Poſtillon der Geſchichte zu ſpielen; aber auch er ward es bald müde. Die ſtolze Poſaune der Fama bekömmt in Frankfurt ſo viel Beulen, daß ſie einen ſo kläglichen Ton wie eine Nürnberger Kindertrompete von ſich giebt. Uebrigens blieb das Wenner'ſche Haus für Börne ein Ort, den er um ſich zu erholen, gern aufſuchte. Mad. Wenner, die Schweſter des bekannten witzigen Lokaldichters Malß, veranſtaltete Leſeabende, an denen Börne Theil nahm und die in andern Kreiſen, in denen er zu verkehren pflegte, nachgeahmt wurden. Börne's Freunde, die Doktoren Goldſchmidt, Stiebel, Reis, gebildete Kaufleute wie Elliſen und Andre rückten damals oft zu geiſtreicher Unterhaltung zuſammen, an der Börne, in ſeiner Art, einfach und gemüthlich Theil nahm. Es fehlte nicht an harmloſen Scherzen, nicht an den lebendigſten Erörterungen der Tagesereigniſſe. Frankfurt ſelbſt mit ſeiner Tageschronik lieferte den meiſten Stoff. Börne ließ z. B. damals einen kleinen Zettel drucken, auf dem er einen durchreiſenden Zahnarzt, der ſich etwas pomphaft angekündigt hatte, ſehr witzig in einer Weiſe, die an Lichtenbergs berühmte Parodie der Anſchlagzettel Philadelphias erinnert, perſiflirte.

Die Herausgabe der in Offenbach gedruckten Zeitſchwingen war in demſelben Jahre 1819 ein journaliſtiſcher Verſuch, den ſchleppenden Gang einer Monatsſchrift durch wöchentliches Erſcheinen zu beſchleunigen und ſchneller mit dem Tage fortzugehen. Gleich die erſten Nummern fanden eine lebhafte Theilnahme, der Verleger Fr. Wilmans in Frankfurt war glücklich, ein gutes Geſchäft zu machen, ein Artikel: Der kleine

Hamann (gegen den Phyſikus Varrentrapp) hatte beſonders lokales Intereſſe erregt, als plötzlich das fernere Erſcheinen der Zeitſchrift in Offenbach verhindert und Börne auf Großherzogliches Heſſiſches Anſuchen gefänglich eingezogen wurde. Man überraſchte ihn in ſeiner Wohnung, nöthigte ihn ſeine Papiere zuſammenzuraffen, (Bindfaden und einen Geldſack gab er in aller Gemüthlichkeit ſelbſt dazu her) und führte ihn auf die Hauptwache. Die Kunde verbreitete ſich ſchnell. Man zweifelte nicht, daß Börne ſeiner politiſchen Lehren wegen oder wohl gar als heimlicher Demagog in Unterſuchung gekommen wäre. Seine Familie, mit der den Israeliten (freilich aus guten hiſtoriſchen Gründen) übermäßigen Aengſtlichkeit, verbrannte einen ganzen Koffer voll alter Scripturen Börne's, unter welchen manches für ihn ſelbſt ſehr werthvolle Document ſeiner Lebensgeſchichte verloren ging.

Inzwiſchen vernahm Börne die Veranlaſſung dieſes plötzlichen Ueberfalls. Er war beſchuldigt, aufrühreriſche Schriften verfaßt zu haben, die ein gewiſſer Sichel aus Frankfurt ſich das Vergnügen gemacht hatte, in Darmſtadt auf heimlichen Wegen, im Schloßgarten und ſonſt, unbemerkt auszuſtreuen. Börne fiel aus den Wolken. Er war froh, Manuſcript genug für ſeine Zeitſchriften zu haben; nun ſollte er ſogar aufrühreriſche Flugblätter in den Wind ſtreuen und, um eine Revolution zu ſtiften, mit Darmſtadt angefangen haben? In der That war es ein guter Glücksfall, daß ſeine Unſchuld bald an den Tag kam. Dieſer gute Herr Sichel hatte geglaubt, einen Theil ſeiner Schuld dadurch von ſich abzuwälzen, daß er die Autorſchaft der von ihm ſo unbehutſam verbreiteten Placate einem Manne zuſchrieb, dem er ohnehin nicht zu ſchaden glaubte; er hatte für ganz gewiß gehört, Börne wäre nach Paris gereiſt, ohne wiederkommen zu wollen. Es iſt wahr, Börne hatte ſich dahin längſt geäußert, er hatte eine Verbindung mit dem Buchhändler Cotta angeknüpft, die ihn dauernd an Paris würde gefeſſelt haben; und ſo kam er dazu, der Sündenbock Sichelſcher Thorheiten zu werden. Und doch mußte er vierzehn Tage auf der Hauptwache ausdauern, bis ſeine Unſchuld erwieſen war. Man hielt ihn ſehr ſtreng, nahm ihm, um etwaigen Selbſtmord zu verhindern, jedes ſchneidende Inſtrument; man ſchmeichelte ſich wirklich, von ihm den wahren Zuſammenhang des ganzen Europäiſchen Carbonarismus zu erfahren. Die Tochter eines Hauſes, wo er gern verweilte Röschen D. ging des Tages zehnmal an der

Hauptwache vorbei und als ſie einmal ſo glücklich war, ihn am Fenſter ſeines Gefängniſſes zu erblicken und ihm freundlich zunickte, wurde ſie von dem „rauhen Krieger,“ der auf Schildwache ſtand, bedeutet, dergleichen ja unterwegs zu laſſen. Börne's kränklicher Körper litt in dieſer Zeit ſo ſehr, daß er ſich wirklich unglücklich fühlte. Er äußerte ſpäter noch oft die Abſicht, einmal dieſe Geſchichte ſeines Gefängniſſes zu ſchreiben. Es würden ſicher ſehr humoriſtiſche Mi prigione geworden ſeyn.

Es konnte nicht fehlen, daß ein ſo umſichtiger und gebildeter Buchhändler, wie Cotta, auf das Talent Börne's aufmerkſam wurde. Mit einer Handſchrift, deren Unleſerlichkeit Börne bei ſpäterer Correſpondenz zwiſchen beiden oft verwünſchte, machte er ihm im Intereſſe ſeiner Zeitſchriften Vorſchläge, die für Börne eben ſo ehrenvoll wie äußerlich vortheilhaft waren. Um den Zwecken des Buchhändlers aber wahrhaft dienlich zu ſein, mußte ſich Börne auf einem andern Terrain befinden. Von Paris aus konnte er der allgemeinen Zeitung politiſche Berichte, den politiſchen Annalen zuſammenfaſſende Ueberſichten, dem Morgenblatt Sittenſchilderungen und Genreſkizzen aller Art überſenden. Börne, von den Beſchränkungen, welche für die deutſche Preſſe immer läſtiger wurden, angewidert, mißgeſtimmt durch das neuſte polizeyliche Begegniß, mit ſeinem Vater in einem fortdauernden Mißverſtändniß, von der Einförmigkeit des Frankfurter Lebens*) gelangweilt, entſchloß ſich, nach Paris zu reiſen.

Hatte man doch in Frankfurt nicht einmal Sinn genug, ſeinen Spaß zu verſtehen! Seine Monographie der deutſchen Poſtſchnecke war im Jahre 1821 in den verſpäteten Heften der Wage erſchienen, als ihn eines Tages ein Poſtcondukteur beſuchte und ihm das Unglück klagte, das er über ihn herausgeſchrieben hätte! Seine Vorgeſetzten hätten nachgeſchlagen, wer an dem Tage, als Dr. Börne nach Stuttgart fuhr, den Dienſt am Eilwagen verſehen, wer ſich erlaubt hätte, wie es dort geheißen einen blinden Paſſagier mitzunehmen! Der arme Mann würde ſeines Poſtens entſetzt worden ſein, wäre nicht Börne zur Poſtdirektion gelaufen und hätte dieſe verſichert, daß ſeine Aufnahme eines blinden Paſſagiers in die Poſtſchnecke lediglich eine dem Humoriſten wie Dichter geſtattete Licenz wäre, deren Strafbarkeit ihn nur allein treffen dürfte.

---

*) Er ſchrieb mir im Jahre 1835 aus Paris, das es ihm in Frankfurt eigentlich nur Donnerstags gefallen hätte, wenn es im »weißen Schwan« ſo vortreffliches Sauerkraut gab.

Es iſt Zeit ein Verhältniß zu berühren, welches durch die Adreſſe, an die Börne ſeine Briefe aus Paris richtete, über das Weichbild Frankfurts hinaus ſchon bekannt geworden iſt. Es war im Winter von 1816 auf 1817, als Börne im Hauſe der Schwiegereltern ſeines Freundes Stiebel eine junge Dame kennen lernte, die in ſein ganzes ſpätres Leben auf höchſt eigenthümliche Weiſe verflochten werden ſollte. Madame W. war ſo eben aus einem ehelichen Verhältniß geſchieden, daß ihrer Neigung ſo wenig wie ihren höhern, geiſtigen Bedürfniſſen zugeſagt hatte. Freundin künſtleriſcher Unterhaltung und anregenden Geſprächs gerieth ſie mit den Lebensanſichten ihres Mannes in einen Widerſpruch, der nur mit dem Bande, das ſie beide vereinigt hatte, ſelbſt gelöſt werden konnte. Eine aus ſolchen Urſachen geſchiedene Frau iſt für einen Mann von Phantaſie ſchon an ſich intereſſant, ſelbſt wenn ſie jene äußern und geſelligen Reize nicht beſeſſen hätte, durch welche Männer zunächſt gefeſſelt werden. Eine förmliche Erwägung ſolcher nothwendig zu einem Ehebunde führenden Umſtände fand zwiſchen

Mad. W. und Börne nicht einmal Statt. Das Intereſſe, welches ſie aneinander nahmen, war nicht die Folge einer plötzlichen Ueberraſchung und Eingebung, ſondern einer längern gemüthlichen Gewöhnung, einer ſittlich reinen Freundſchaft. Börne verkehrte in der Familie, wo ſie wohnte, als täglicher Gaſt. Seine Pläne und Ausſichten fanden bei den jungen weiblichen Mitgliedern derſelben freundlich rathenden Vorſchub, man ermunterte ihn, man genoß ſeinen geiſtreich anregenden Umgang. Mad. W. und Börne rückten zum Einverſtändniß über viele eigne Leiden und Begegniſſe zuſammen, die man ſich nicht geſtehen kann, ohne mit dem Bewußtſein, ein Geheimniß zu haben, auch den Anſchein einer innigeren Vertraulichkeit vor der Welt zu gewinnen. So feſſelten ſich beide immer mehr zu einer Freundſchaft, die, von jedem geſchlechtlichen Bewußtſein entfernt, ein ſeltnes Beiſpiel, bis über das Grab hinausdauerte.

Dies wunderbare Verhältniß erprobte ſich aber nicht bloß bei perſönlichen Begegniſſen und im Briefwechſel, ſondern die Beziehung war geſellig faſt ſo eng wie die Ehe. Börne traf mit ſeiner Freundin auf Reiſen zuſammen, wohnte in ihrer Nähe, miſchte nicht ſelten die beiderſeitigen Exiſtenzmittel zu einer gemeinſchaftlichen

Kaſſe und entbehrte, wenn ihn ſein kranker Körper an das Zimmer oder Bett feſſelte, keinerlei liebevoller Handreichungen, grade ſo, wie ſich nur die Ehe in ſolchen äußerſten Lagen als eine milde Wärterin und Tröſterin zu bewähren pflegt. Börne war nachgrade in die Jahre gekommen, wo man ſich nach einem trauten Umkreis behaglicher Häuslichkeit ſehnt. Es iſt ein ſo ſchöner Troſt, Herzen zu wiſſen, die den Pulsſchlag unſrer eignen Stimmung mitempfinden und ſich ein Gewiſſen daraus machen, auf unſrer Stirn zu leſen, Wünſche von unſern Lippen zu ſtehlen. Und die, welche mit der Welt in Hader leben, werden das Bedürfniß, einen felſenfeſten Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Geſinnungen zweifelhaften Geſellſchaft zu haben, nur um ſo dringender empfinden. Es muß Herzen geben, die die geheime Werkſtatt unſres Innern kennen und auf uns ſchwören, ſelbſt wenn die ganze Welt uns verläßt. Dies war der Reiz, der Börne an ſeine Freundin feſſelte. Sie wußte um ihn die trauliche Atmoſphäre einer Familie, die ſtärkende Luft einer Freiſtatt, den Troſt einer Heimath zu verbreiten. Daß es an vielen klugen Beurtheilungen dieſes Verhältniſſes nicht fehlte, verſteht ſich bei einer, von dem Gewöhnlichen abweichenden

Thatſache, von ſelbſt. Die Redlichſten waren noch die, welche aus Rückſicht auf die Unredlichen einen legitimen Abſchluß dieſes Verhältniſſes mit der Ehe wünſchten. Indeſſen waren Börne und ſeine Freundin grade hievon am allerentfernteſten. Eine offenſtehende Thür, die zu betreten verboten iſt, iſt viel räthſelhafter und feſſelnder, als eine geſchloſſene. Das beſeligende Bewußtſein dieſes Bundes — wer weiß, ob es nicht grade in der Entfernung jeder äußern Verpflichtung lag? Weibliche Unentſchloſſenheit, Börne's zunehmende, oft höchſt bedenkliche Kränklichkeit kamen hinzu und den Ausſchlag gab vorläufig, daß Mad. W. durch Rückſicht auf eine ſtreng altgläubige Mutter verhindert wurde, ſich taufen zu laſſen, was zur Verbindung mit dem Chriſten Börne unerläßlich geweſen wäre. Andere Beurtheiler zogen den wohlthätigen Einfluß des Verhältniſſes auf Börne in Zweifel und ſtützten ſich dafür auf den allerdings richtigen Satz, daß geliebt zu werden meiſt eine große Seligkeit, zuweilen aber auch eine große Qual ſein kann. Nun würde es gewiß ungebührlich ſein, wollte man behaupten, daß Börne immer nur die Roſen, nicht auch die Dornen dieſer Freundſchaft geärndtet hätte; aber es würde wohl den größten Egoismus bei Jemanden vorausſetzen heißen, wenn man annähme, Börne hätte von einem Weſen, das ihm ihr ganzes Leben widmete, nur ein ihm zu Gute kommendes Ausſtrömen von Aufopferung verlangt und nicht auch die in der Natur begründete Erſchöpfung in Kauf genommen, die überall eintritt, wo das Maaß menſchlicher Kräfte waltet. Unentſchloſſenheit, Furcht, tauſenderlei Bedenklichkeit iſt einmal das Erbtheil der Frauen, eine Schaale, die hier den köſtlichen Kern einer ſteten unermüdlichen liebenden Einwirkung auf Börne's Thun und Schaffen einſchloß. Seine Freundin hielt mit einem den Frauen eignen Ueberblick in ihm nicht ſelten das Bewußtſein ſeiner literariſchen Stellung aufrecht; ſie ſchürte ſeinen Ehrgeiz, ermunterte ſeinen Schaffenstrieb und war ihm, wie jenen andern berühmten Schriftſtellern ein Maaß deſſen, was ſich verſtehen ließ, ein Maaß des Styls und der Darſtellung. Hätte Börne's leidende Geſundheit es geleiſtet, ſeiner Freundin würden wir einen weit umfaſſenderen Umfang an Schriften verdanken. Ließ er einen Wunſch, Dies oder Jenes ſchreiben zu wollen, fallen, ſie ging darauf ein, brachte ihn zum Beginn und kam, wenn es liegen blieb, immer wieder darauf zurück. Sie ermunterte ihn ſpäter ſein Leben zu ſchreiben, früher, ſich im Roman zu verſuchen, zu dem er oft anſetzte. Er geſtand ihr, daß er ſchon früher eine Erzählung an das von Thereſe Huber geleitete Morgenblatt geſandt hätte, ohne etwas vom Schickſal derſelben zu wiſſen. In Paris wollte er ein Leben Rouſſeau's, dann über deutſche Literatur ſchreiben und war ſchon in vollem Zuge, die Werke Hamanns, mit dem er zu beginnen dachte, zu ſtudiren; aber ihre Ermunterungen ſcheiterten an ſeinen körperlichen Leiden. Er ſchien beſtimmt zu einem Autor, der wie er ſelbſt ſagt, Bücher macht, nur indem er Blättchen auf Blättchen legte.

Die Reiſe nach Paris verabredeten Börne und ſeine Freundin, gemeinſchaftlich zu machen; um aber das Aufſehen zu vermeiden, beſchloſſen ſie, ſich erſt in Heidelberg zu treffen und von dort weiter zu reiſen. Mad. W. war von der nachmaligen Gattin des Dr. Reinganum begleitet, der dieſe in Paris bei einem Beſuch erſt kennen lernte. Börne gieng mit einer ſehr gründlichen Kenntniß des Franzöſiſchen ausgeſtattet; umſonſt war er nicht des Morgens im Winter mit einer Laterne zu Herrn Prevot gegangen, um ſich im Franzöſiſchen zu vervollkommenen! Und doch hielt ihn ſeine mangelhafte Ausſprache im Comtoir bei dem Banquier, auf den er angewieſen war, ungebührlich lange auf; man verſtand nicht, daß ſein Name Börne mit einem B geſchrieben würde und ſchlug im Regiſter der Contobücher immer im Buchſtaben P herum. Jn Paris hin- und herlaufen, um alle Merkwürdigkeiten zu ſehen, war des Ankömmlings Sache nicht. Den Zeitgeiſt, den Stand der Partheien, die Menſchen und die Dinge, wie die Franzoſen ſagen, wollte er kennen lernen. Er war mehr, als ſich für einen Fremden gebührt, auf ſeinem Zimmer, und ſiehe da! in ſechs Wochen hatte er Heimweh. Er vermißte hundert kleine Bequemlichkeiten, die ihm ſchon Bedürfniß geworden waren. Hätte er nicht die Verpflichtung mit Cotta gehabt (für jährlich 6000 Franks), er würde abgereiſt ſein. Man kennt die claſſiſchen Reſultate dieſes Pariſer Winters aus dem fünften Theil der „geſammelten Schriften.“ Dieſe Schilderungen aus Paris ſind doch noch immer das Lebenvollſte und Geiſtreichſte, was wir über die franzöſiſche Hauptſtadt beſitzen. Sie ſind auch von dem, was Börne geſchrieben, das bei Weitem Gerundetſte und ſo fein ausgearbeitet wie ein Stahlſtich. Es iſt hier wohl am Ort, bei dieſer Gelegenheit überhaupt über den künſtleriſchen Werth der Schriften Börne's einige Andeutungen zu geben.

Börne's Schriften tragen ein charakteriſtiſches Gepräge, deſſen Merkmale, obgleich meiſtentheils die Folge ſeiner konſequenten Geſinnung, doch durch ſie nicht allein erſchöpft werden. Börne's Ausdruck und Behandlungsweiſe ſeiner Artikel, ſein Ton, ja wenn man ſagen will, ſeine Manier, laſſen ſich auf Muſter, nach denen er ſich gebildet hat, allerdings zurückführen; doch verhärteten ſich die ihm von außen kommenden flüſſigen Stoffe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bildung erſt in ſeinem eignen Feuer zu der bronzenen Feſtigkeit und Sicherheit, die wir an ſeiner ſchriftſtellernden Weiſe bewundern. Börne wie Leſſing ſollten es für alle Phaſen unſrer Literatur beweiſen, daß, um Schriftſteller der Nation zu ſein, der Gedanke und die Geſinnung zwar den Ausſchlag geben, aber allein dafür nicht ausreichend ſind. Der feurige, edle Wein des Geiſtes will nicht aus bleiernen Deckelkannen genoſſen ſein, ſondern aus kunſtvollen Pokalen, wo das Gefäß den Inhalt ehrt. Börne's Styl und Darſtellungsweiſe war dem Spruch gewidmet: Im ſchönen Leib die ſchöne Seele!

Man kann über die Kunſt in Börne's Schriften nicht ſprechen, ohne den Antheil zu beſtimmen, den daran Jean Paul hat. Börne war nicht bloß der

Geſinnung und der gemüthlichen Weltauffaſſung dieſes Dichters aufs Innigſte zugethan, ſondern auch den Wendungen und dem Style deſſelben. Die erſte Sympathie hat er durch ſeine Denkrede auf Jean Paul gefeiert, die zweite durch alle ſeine Schriften. Ihm behagte an Jean Paul deſſen kindliche Unſchuld, deſſen edle unverkünſtelte Natureinfachheit, ſein warmes ſchwärmeriſches Herz, das uns den Adel der Jugend in weit herrlicheren Idealen noch, als Schiller gemalt hat, ſeine eigenthümliche Auffaſſung der Frauen von einer durchaus gemüthlichen Seite, wo uns die Frauen als gute Wirthſchafterinnen und Engel zu gleicher Zeit erſcheinen; ihn feſſelte Jean Pauls Ironie, wenn er Fürſten und die vornehme Welt zu ſchildern hatte, ſeine Satyre auf Deutſchlands politiſche Zuſtände, ſein Freimuth über die Religion und doch dabei ſeine innige Liebe zu allem Tiefen, endlich ſeine Scheu vor dem Geheimnißvollen. Mit dem Kindlichen und Erhabenen in Jean Paul zog auch die Luſt an ſeiner Ausdrucksweiſe bei ihm ein. Die Fülle der Bilder beſchäftigt unſre Phantaſie, ihre Beziehung auf das, was ſie erklären ſollen, unſern Verſtand. So ſind wir bei Jean Paul immer in einer doppelten Geiſtesthätigkeit, indem wir theils die uns gemachten Mittheilungen in uns aufnehmen, theils aber auch an der Art, wie ſie der Dichter uns recht vergegenwärtigen will, mitſchaffen und unſer eignes, kleines Schöpfungsvermögen anſtrengen müſſen. Indeſſen hat Börne etwas voraus. Er vermied die Fehler ſeines Lehrers. Ob ihm dies der Geſchmack eingab, oder ob ihm der übergroße Reichthum an Phantaſie, in dem grade Jean Pauls Fehler liegt, mangelte, oder ob ihn ſeine entſchloſſene Geſinnung zwang, immer den Leſer en face anzuſehen und ſein Viſier, nicht einmal mit Blumen, zu verhängen: er vermied dasjenige, was die Art Jean Pauls nur zu ſehr zur Manier gemacht hat. Er ſelbſt ſagt von den jean-pauliſirenden Nachahmern ſeines Meiſters: „Sie dünken ſich frey, weil ſie mit ihren Ketten raſſeln, kühn, weil ſie in ihrem Gefängniſſe toben, und freimüthig, weil ſie ihre Kerkermeiſter ſchelten. Sie ſpringen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — ſie ſind hier oder dort; aber der Abgrund iſt geblieben; ſie verſtanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung iſt ihnen Gewandheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Geſichts, ſie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldſtücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wiſſen ſie es nicht ſchicklich zu gebrauchen und man ſieht ſie gleich jenem Häuptling der Wilden ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.“

Börne hat zunächſt nichts von dem Style Jean Pauls angenommen, als was deſſen großes und befruchtendes Prinzip für die ganze neuere Literaturrichtung iſt, die Unmittelbarkeit und die Subjektivität. Der Styl, in welchem Goethe ſchrieb, war nicht Goethe ſelbſt. Man leſe die früheſten Briefe Goethe's, z. B. die an die Gräfin Stollberg, welche kürzlich erſchienen ſind, und man wird erſtaunen über die Unregelmäßigkeit ſeiner Schreibart. Eine Parthie ganz unmittelbar, wie ihm der Styl aus der Seele quillt — und plötzlich eine angeeignete Periode, eine ſchriftſtelleriſche Paſſage, die ihm zwar auch innerlichſt gehörte, aber doch mit Rückſicht auf den Leſer gebildet war. In ſpätern Jahren ſteigerte ſich bei Goethe dieſer Zwieſpalt ſo ſehr, daß ſeine Wahlverwandtſchaften und ſpätern proſaiſchen Leiſtungen in einem eignen Kunſtſtyle geſchrieben ſind, der immer in einer gewiſſen Diſtanz von dem unmittelbaren Entſtrömen des Gedankens aus dem Herzen entfernt lag. Dieſe Weiſe kannte Börne nicht. Seine Briefe an die vertrauteſten Freunde ſind alle in derſelben Manier, in der er drucken ließ, abgefaßt, kurze Sätze, treffende Bilder, naive Wendungen, ſicher und feſt ſich in der kleinen originellen Handſchrift ausprägend. Börne war demnach ein urſprünglicher Künſtler im Style. Sein Gedanke formte ſich von ſelbſt, er kam gleich in ſeiner angemeſſenen Tracht auf die Welt; Börne konnte nicht anders denken, als wir ihn in ſeinen Schriften gewöhnt ſind, ſprechen zu hören. Was er nun dabei von Jean Paul hat, iſt außer mancher naiven Redewendung die Vorliebe für Bilder und Allegorien. Da er ſich aber nicht ſcheute, auch ohne Bild zu ſprechen, ſo hat er vor Jean Paul, der nichts ohne Bild ausdrücken konnte, den Vorzug, daß jedes ſeiner Bilder zutreffend iſt. Er zwang nie, wie Jean Paul öfters gethan zu haben ſcheint, einem fertigen Bilde einen noch nicht fertigen Gedanken auf, ſondern hatte erſt den Gedanken und brauchte dann das Bild nur, um ihn deutlicher auszudrücken oder ihn zu verſchönern. Bei Börne erhob ſich der Jean Paulismus zu einer durchſichtigen, klaren und ebenmäßigen Methode. Da drängt ſich keine Wendung ungebührlich vor, da duften nicht ganze Wälder von Blumen betäubend auf uns ein, wo ein einfaches Veilchen oder gar nur ein grünes Blatt als Folie genug war. Börne beſaß in ſeiner frühern

Bildung ein Gegenmittel gegen die zu üppige Manier Jean Pauls. Es war dies von Voltaire und Johannes von Müller her ſeine Neigung zur Aphorisme, zur Sentenz, zur Antitheſe. Börne hatte ſogar großes Talent zum Franzöſiſchſchreiben; nur jener rhetoriſche Abandon, der das eigentliche Geheimniß des franzöſiſchen Styls iſt, mochte ihm fehlen; das Talent der Antitheſe beſaß er im höchſten Grade. Börne mochte dies fühlen und darum von dem Wunſche, franzöſiſch zu ſchreiben, ſo oft heimgeſucht werden. Er hatte Ausſicht, in Frankreich mit ſeinem Style (es war ihm aber mehr um die Ideen zu thun) weit heimiſcher zu werden, als Heine, deſſen Manier in Frankreich nicht verſtanden wird. Es finden ſich Stellen bei Börne, die, wenn ſie wörtlich ins Franzöſiſche überſetzt würden, dort das größte Glück machen müßten; z. B. iſt folgende in ſtyliſcher Hinſicht durchaus franzöſiſch gedacht: „Mirabeau war der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu ſpielen verſtand. Doch Mirabeau als Menſch und Bürger war ſchlechter, als Robespierre. Dieſen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ ſich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbeſtechlich und erwürgte, Mirabeau hat Geld genommen und ſchonte. Wer ſich zu einer Miſſethat beſtechen läßt, der geſellt nur Unreines zum Unreinen, wer ſich aber zum Guten beſtechen läßt, der beſudelt das Reine. Mirabeau nahm Geld vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: Das war ein Fehler ſeines Herzens. Er glaubte die Revolution leiten zu können: Das war eine Schwäche ſeines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künſtler war und zu reden verſtand; die Natur in ihm war ſchlecht.“ *)

Das Vorbild Jean Pauls tritt uns wieder in den kleinern humoriſtiſchen Aufſätzen mehr entgegen. Börne bewegte ſich hier ſogar in der komiſchen Topographie Deutſchlands, die Jean Paul erſonnen hatte, in Kuhſchnappel und Flachſenfingen. Doch brachte er in dieſe Gegenden immer wieder eine ſatyriſche Bevölkerung, die Jean Paul ſpäter nicht mehr mit dieſer Umſicht und Freimüthigkeit aus den Zuſtänden des deutſchen Vaterlandes auszuheben wußte. Jean Paul ſpricht vom Nürnberger Poſtreuter, Börne von der Thurn- und Taxiſchen Poſt, Jean Paul vom Kammergericht in Wetzlar, Börne vom Bundestag.

---

*) Geſammelte Schriften. Theil VII. S. 200.

Jean Paul vom Allgemeinen Anzeiger in Gotha, Börne vom Oeſterreichiſchen Beobachter. Die Satyre, in der Jean Paul gegen das deutſche Reich vor dem Deputationshauptſchluſſe ſo treffend war, übertrug Börne auf die neueſten Verhältniſſe, bei welchen Jean Paul, ſo oft er ſie in den Jahren bis zu ſeinem Tode erwähnte, ſich auf allgemeinere Andeutungen beſchränkte. Selbſt die mehr dichteriſchen Verſuche Börne's, in welchen er gänzlich der Form Jean Paul's verfallen ſcheint, z. B. in der Allegorie: Honeſtus, iſt Anwendung des Bildes, Situation und Moral doch immer die Frucht einer Börne eigenthümlich angehörenden Kenntniß ſeiner Zeit. Jean Paul iſt allgemeiner, Börne treffender. Eine Gattung in der ſich Börne nicht weniger verſuchte, die Novelle findet ſich bei Jean Paul gar nicht. Wir meinen jenes aus tiefſtem Schmerz geborne Lebensbild: Der Roman, in welchem Börne in kurzen, aber kräftigen Zügen das geſellſchaftliche Leid der gebildeten Juden ſchildert.

Wenn man von Börne's Kunſt ſpricht, darf man nicht vergeſſen, zu bemerken, daß er ſie nie zum Selbſtzweck erhob. Wir beſitzen ausgezeichnete Schriftſteller, denen wir es nachſehen müſſen, wenn ſie in den Becher der Form, iſt ihnen der Wein der Ideen ausgegangen, die Würfel des Zufalls werfen und blind mit ihrem Talente ſpielen. Börne brauchte das Roß ſeiner Kunſt immer nur zum Tragen oder zur Erreichung eines Zieles, nie um damit Parade zu machen. Hat es in ſeinen kleinern humoriſtiſchen Aufſätzen je einmal den Schein, als lahme der Gedanke der vorausſpringenden Form hinterher oder als überſchleiche ihn die bloß äußerliche Formbildung, ſo ſetzt er ſchnell die Sporen ein oder öffnet eine Schleuſe ſeines Herzens, dreht an einem Hahne ſeines Gemüths, um gleich die belletriſtiſche Weichlichkeit durch unmittelbares, reines Quellwaſſer der Ueberzeugung wieder anzufriſchen. Er ſpringt ſchnell aus dieſer Traumhaftigkeit auf den reellen Boden der Wirklichkeit zurück. Auch ſeinen Witz ließ er nicht frei herumwandeln, ſondern, wenn er nicht auf der Jagd war oder des Nachts das Haus bewachen mußte, lag er an der Kette. Sein Witz war wohlgezogen; er fiel niemanden an, auf den Börne ihn nicht gehetzt hätte. Er hatte nicht die Art des Witzes bei andern Humoriſten, die wie kleine Kläffer jeden Vorübergehenden, jeden Wagen, jedes Pferd anbellen und ihren Herrn in tauſend Unannehmlichkeiten verwickeln. Börne hatte nie die Prätenſion, witzig zu ſeyn. Man konnte ihn nicht einladen und annehmen, er würde gleich, noch ehe er der Geſellſchaft vorgeſtellt wäre, mit einem Witz über die Schwelle ſtolpern. Das hat viele Leute ſo gewundert, in Börne beim Umgang einen ſo ſtillen, harmloſen Mann zu finden, der keineswegs mit Bonmots und Calembourgs um ſich warf und bei dem geſellſchaftlichen Rundſpiele: „Die Leber iſt von einem Hecht“ boshafte Malicen anbrachte. Börne hielt weder Reden, noch konnte er witzig auf Beſtellung ſeyn. Er mußte eben ſo auch in ſeinen Schriften Stoff und Veranlaſſung zum Witze haben, und um recht witzig zu ſeyn, mußte er aus dem Vollen greifen, wie ſeine „Schilderungen aus Paris“ beweiſen, die unter allen ſeinen Schriften noch immer für das ſchlagendſte Zeugniß ſeiner feinen Beobachtungsgabe und ſeiner geiſtreichen Satyre gegolten haben.*)

---

*) Man hat den Styl Börne's öfters nicht ganz correkt finden wollen. Herr Theodor Mundt in Berlin hat ſich unter Andern die Mühe gegeben, beweiſen zu wollen, daß Börne kein Deutſch ſchreiben könne. Es hat damit gute Wege. Einige Abweichungen ſeines Ausdrucks vom gewöhnlichen ſind Provinzialismen. Eine wunderliche Art von Inverſion in ſolchen Fügungen wie: „Die Treue,

Börne konnte damals, als er zum erſten Male in Paris lebte, die jeſuitiſch-ariſtokratiſche Reaktion ganz in der Nähe beobachten. Wie wenig ſich die Bourbonen beveſtigt hatten, beweiſt die ſpätere Möglichkeit der Julirevolution. Sie fühlten ſich auf einem unſichern Boden, der unter ihren Füßen wankte, und den ſie zu ſtützen glaubten, indem ſie ſich blind der eiſernden Ultrapartei in den Kammern überließen, rachgierigen Emigranten, die Frankreich wieder in die Tage Ludwigs XV. zurückverſetzen ſollten. Villèle hatte ſo eben das Staatsruder ergriffen und arbeitete an der Aufgabe, ſich ſo unpopulär wie möglich zu machen, mit großem Talente. Aus jener Zeit reihen wir hier einige Brieffragmente an, die aus Börne's Verkehre mit Friedrich Murhard in Kaſſel ſtammen, einem Publiziſten, der ihm nicht bloß als Herausgeber der politiſchen Annalen,*) ſondern auch aus näherm Zuſammentreffen in Frankfurt befreundet war.

---

die das Band ſollte ſeyn, fehlte" iſt das Auffallendſte davon.

*) Siehe den achten Jahrgang der Annalen.

Paris, den 10ten Februar 1822.

Frankreich iſt das Zifferblatt Europa's; hier ſieht man, welche Zeit es iſt, in andern Ländern muß man die Uhr erſt ſchlagen hören, um die Stunde zu erfahren. Man verhört ſich aber leichter als man ſich verſieht. Ich habe mir vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Weſen unſerer Zeit aus ihren Zeichen zu erforſchen und meine Beobachtungen Ihnen, mein Hochverehrteſter unter allen meinen Freunden, auf deſſen Urtheil ich ſtets ſo hohen Werth legte, mitzutheilen. Eine ſo eben hier erſchienene Flugſchrift zur Apologie des Miniſteriums Villèle kommt mir ſehr willkommen in den Weg, meine Betrachtungen daran zu knüpfen, denn wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich iſt, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, iſt es in Meinungsſtreitigkeiten immer räthlich, ſich auf den Standpunkt zu ſtellen, den ſich der Gegner gewählt. Die Leſer jenes Pamphlets, von welcher Partei ſie auch ſein mögen, Ariſtokraten oder Demokraten, werden über die Naivität lächeln, mit welcher man darin gewiſſe Grundſätze, Anſichten und Zwecke öffentlich bekennt und über Mittel und Wege unverholen ſpricht. Des Königs geſchieht zwei- oder dreimal Erwähnung, der Ariſtokratie wird oft gedacht, unaufhörlich aber iſt davon die Rede, was Herr von Villèle oder jeder andre Miniſter jetzt nothwendig thun muß, um ſeine Stelle zu behalten. Von den Forderungen der Franzoſen aber, von den Bedürfniſſen und dem Wohle Frankreichs, wird auch nicht das kleinſte Wörtchen geſprochen. Eine jener Ungeſchicklichkeiten, die unvermeidlich zum Vorſchein kommen, ſobald die Gewalt — ſpricht, zeigt ſich in der ganzen Schrift. Die Freiheit kann reden, denn ihr iſt das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber iſt verloren ſobald ſie anfängt ſich zu rechtfertigen, auf eine Weiſe wie hier geſchieht! Ich füge die Schrift ſelbſt, von mir verdeutſcht und mit Randgloſſen begleitet bei. Machen Sie Gebrauch davon für die Allgemeinen politiſchen Annalen!

Paris, im März 1822.

Möchten ſich die Herren Miniſter in konſtitutionellen Monarchien doch endlich des Diplomatiſirens und Intriguirens entwöhnen! Aber der öffentliche

Markt iſt ihnen nur eine größere Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof und die öffentliche Meinung das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine geſpielt. Sie ziſcheln hier wie dort, ſind ſchlau jetzt wie vordem und ſchlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen, wenn ſie nur weiter einheizten, damit könnten ſie den Frühling abhalten. Die heutigen franzöſiſchen Miniſter ſind viel zu klug, als daß ſie hoffen dürften, ihre Abſichten durchzuſetzen. Zu gewiſſen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es iſt nicht Jeder dumm, der will. Giebt's eine Eigenſchaft der menſchlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren ſein muß, ſo iſt es die Dummheit. Es giebt für jeden franzöſiſchen Miniſter nur Ein Mittel, ſich durch die Gefahren zu ſchlagen, welchen er begegnet, wenn er Frankreich nach den Wünſchen der Ariſtokratie beherrſchen will — er darf dieſe Gefahren nicht ſehen. Sein Syſtem, wenn er ein ſolches hat, offen darzulegen, wäre unter dieſen Umſtänden in ſeiner Stellung viel zu gefährlich für ihn. Darum bedient er ſich der Journale des Auslandes, um ſeine Anſichten und Grundſätze zu rechtfertigen und Andere läßt er dann hinterher als deren Vertheidiger auftreten. So wählte

Villèle den miniſteriellen engliſchen Courier zur Schaubühne einer Correſpondenz. Ich ſage Schaubühne, denn der Urſprung wie der Zweck jener Correſpondenz iſt das Geheimniß der Komödie. Decazes hatte zur Zeit ſeiner Herrſchaft auch ſeine maskirte Correſpondenz; er iſt aber doch vorübergegangen und ſo wird auch Villèle bloß eine vorübergehende Rolle ſpielen.

Villèle ging bei der Verfolgung des Reaktionsſyſtems der Ariſtokratie viel zu langſam zu Werke. Die Ultras ſprechen ſort und fort von der Nothwendigkeit, den Eifer, die Treue, die Ergebenheit belohnt zu ſehen. Ein Vertheidiger des von Villèle befolgten Syſtems fand es darum für nöthig zu bemerken, daß die Worte: Treue, Ergebenheit, Eifer, ſo achtungswerth ſie auch ſeien und ſo gewiß Herr von Villèle nichts mehr verlange als alle dieſe Dinge zu belohnen, da er ja ſelbſt ſeinen Theil vom Lohn in dieſer Beziehung fordere, doch keinen Talisman gewähren könnte, der die, während einer 25jährigen Revolution entſtandenen Intereſſen und aufgekommenen feierlich anerkannten Meinungen plötzlich verſchwinden mache. Alſo mit dem Verſchwindenmachen wäre man einverſtanden, nur daß es allmählig geſchehe, und man hierbei mit Frankreich fortfahre wie jener gutherzige Lakai mit dem Pudel ſeines Herrn gethan, dem er die Ohren abſchneiden ſollte, ihm aber vorerſt nur ein Endchen davon abſchnitt, um dem armen Thiere nicht auf einmal ſo wehe zu thun! Dabei werden die plebejiſchen Intereſſen, die ewig beſtanden, als in der franzöſiſchen Revolution erſt entſtanden ausgegeben, um ſie revolutionär ſchelten zu können.

Wenn die rückgekehrten Emigranten Frankreich regieren wollen, ohne deſſen Lage und Sitten zu kennen, ſo verdienen ſie nur die Hälfte des Vorwurfs, den ſich Villèle ganz zugezogen. Dieſer kennt den Boden, auf dem er wandelt, die Luft, die ihn umgiebt und dennoch glaubt er, Frankreich in die alte Lage zurückregieren zu können, aus der es ſich durch die Revolution geriſſen. Er verfolgt das nämliche Ziel wie die Ultras und auf dem nämlichen Wege, nur will er langſamer gehen. Das iſt dieſelbe

Barmherzigkeit, die man gegen einen Verurtheilten ausübte, wenn man ihn mit kleinen Schritten zum Schaffot führte.

So lange Hr. v. Villèle die Ultrapartei gebraucht hat, ſchmeichelte er ihren Leidenſchaften; jetzt da er erſter Miniſter geworden, wendet er, wie üblich, den Leuten den Rücken zu. Er thut, was jeder ſeiner Freunde auch thun würde, ſobald er Premier-Miniſter geworden wäre. Als ſolcher würde es ſelbſt Herr v. Peyronnet nicht beſſer, das heißt hier, nicht ſchlimmer machen als Hr. v. Villèle. Denn einmal auf den Gipfel der Verwaltung gekommen, von wo man alle Verhältniſſe überſchaut, einmal diejenige Macht und dasjenige Anſehen erlangt, welche den höchſten Ehrgeiz befriedigen, lernte noch jeder Staatsmann bald einſehen, daß Frankreich in ariſtokratiſchem oder in der Canzeleiſprache der Heuchelei zu reden, in royaliſtiſchem Sinne nicht mehr regiert werden könne, und daß, würde es verſucht, nicht bloß Frankreich, welches eine Nebenſache iſt, ſondern auch der Waghals, der es verſuchte, darüber zu Grunde gehen müſſe.

Herr v. Villèle giebt den Ultras, die ihn zur Macht geführt und denen er es jetzt als Miniſter nicht recht machen kann, zu verſtehen, daß es ja offenbar auch ſein Intereſſe ſei, die ariſtokratiſchen Principien der Charte zu begünſtigen. Es kann wohl Frankreich wie ganz Europa ſehr gleichgültig ſein, was der jetzige franzöſiſche Principalminiſter für ſein Intereſſe anſieht. Ueber das kindiſche Weſen der großen Leute, welche feſt daran glauben, der liebe Gott habe um des beliebten Kaviars willen den Ozean geſchaffen, wird ſich ein vernünftiger Menſch nimmer und nimmer ſatt lachen. Es handelt ſich in unſerer Zeit um andre Dinge als um das Intereſſe des Herrn von Villèle und den Kaviar der großen Leute.

Chateaubriand, der heftigſte aller Ariſtokraten, ſagt es ſelbſt: les idées du siècle sont republicaines und dennoch glaubt Ihr, die Welt ändern zu können? Man bekommt den Schwindel, wenn man ſieht, zu welchen Höhen menſchlicher Hochmuth hinauf zu klettern wagt. Die öffentliche Meinung iſt die See, in der man das Staatsſchiff ſteuert, und man behandelt ſie wie eine Suppe Décazes hat ſie zu ſehr geſalzen, Villèle will ſie milder kochen — Kinder werden darüber lachen!

Der Irrthum ſo vieler politiſcher Steuerleute unſrer Zeit iſt, daß ſie die Demokratie für die Klippe und die Ariſtokratie für den Hafen anſehen, da doch umgekehrt die Ariſtokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen iſt. Weſſen Schuld iſt es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer ſcheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es iſt die Schuld derer, die es nicht dahin gelenkt.

Das iſt die ewige Verblendung der Ultraariſtokraten, daß ſie es fort und fort nur mit Demokraten zu thun zu haben glauben. Sie verſtehen ſich nur auf Menſchen, nicht auf die Menſchheit und verwechſeln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereigniſſe, meinen ſie, entſpringen aus kleinen Quellen, die man nur zu verſtopfen brauche, um der Geſchichte ein Ende zu machen. Von den Schlüſſen des Himmels haben ſie keine Ahnung und käme zum zweiten Male eine Sündfluth über die Welt, würden ſie ſagen: Das iſt eine Intrigue, und hingehen ihrer Quelle nachzuſpüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber in Paris ausbräche und Conſtant, Foy, Lafitte, Ternaux und die übrigen Häupter der Gegenpartei ſtürben daran — die Ariſtokraten würden ſich die Augen reiben und ſagen: Gott ſey Dank, es war alles nur ein Traum, heute iſt Hirſchjagd im Walde von St. Germain.

Als Börne im Jahre 1822 Paris verließ, kehrte er nicht ſogleich nach Frankfurt zurück, ſondern lebte eine Zeitlang in Geſellſchaft ſeiner Freundin in Heidelberg. Hier war es, wo zum erſten Male ſein fortwährendes körperliches Leiden zu einem ſehr bedenklichen plötzlichen Ausbruch kam. Er wurde von einem heftigen

Blutſturz befallen, und dadurch ſo geſchwächt, daß man für ſein Leben mußte beſorgt werden. In dem hierauf folgenden langen Krankenlager widmete ihm Mad. W. die liebevollſte Pflege. Langſam erholte er ſich. Sein Lungenleiden ſchien ihm nun erwieſen und er ging viel mit fremden und ihm befreundeten Aerzten zu Rathe. Später, ſeit 1821 beſuchte er faſt jedes Jahr Ems. Ein deutliches Bild ſeines körperlichen Unbehagens, zu dem ſich noch eine zunehmende Schwerhörigkeit geſellte, giebt ein aus Stuttgart datirter Brief an ſeinen Freund Dr. Stiebel in Frankfurt. Er ſchrieb ihm:

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihr medizinisches Gutachten. Wegen der Aloe haben Sie ſehr Recht, und ich habe das Mittel ſogleich eingeſtellt, nachdem ich es jetzt ſchon faſt 14 Tage gebraucht hatte. Die erhitzende Eigenſchaft der Aloe war mir bekannt, nur hatte ich nicht den Muth, meinem hieſigen Arzt zu widerſprechen. Es iſt wahr, daß ich Erleichterung dadurch gewann, ich rede mir aber ein, daß es Schuld an dem ſtärkern Ohrenbrauſen iſt (im ſchwächern Grade habe ich es immer) woran ich gegenwärtig leide. Mein Uebel, meine ich, müſſe jedem Arzte ſehr klar ſeyn, es kömmt nur darauf an, das rechte Mittel dagegen zu finden. Es iſt offenbar eine Blutergießung in den Unterleibs-Eingeweiden, die ſich aber durch die Bruſt entleert hat. Wie iſt dem vorzubeugen? Diät allein hüb' es wohl nicht. Ich hatte ſeit 6 Monaten die ſtrengſte Diät geführt, gar keinen Wein getrunken, und mir viel Bewegung gemacht, der Blutauswurf hat ſich aber doch wiederholt. Es iſt freilich wahr, daß ich das letzte Mal, meinen Schrecken ausgenommen, gar kein Uebelbefinden dabei hatte, das erſte Mal aber war ich ſehr krank, vielleicht weil unordentliche Lebensart vorhergegangen war. Bei meinem neulichen Anfall hatte ich ſehr ſtark Schmerzen, auf der rechten Seite unter den Rippen, wahrſcheinlich von der Leber herrührend. Ich meine, dieſes wäre ſehr bezeichnend. In Schwefel ſetzte ich großes Zutrauen. Schon vor 18 Jahren verſchrieb es mir Reil gegen irgend ein chroniſches Uebelbefinden. Ich erinnere mich damals Schmerzen im Rückgrade gehabt zu haben, und daß Reil geſagt, es wären Hämorrhoidal-Dispoſitionen. Der achttägige Gebrauch des Schwefels gab damals meinem Geſundheitszuſtand eine ganz andere ausdauernd beſſere Richtung. Ich wollte, Sie ſchickten mir ein ſolches Rezept, mit der vorgeſchlagenen Miſchung von Taraxakum oder andern bittern Mitteln. Datiren Sie das Rezept auf den März vorigen Jahres zurück, damit ich es meinem Arzte als ein früher gebrauchtes vorzeigen könnte.

Sie ſind zu beſcheiden, wenn Sie meine Rezenſion von Windiſchmann fürchten, oder Sie wollen ſich über mich luſtig machen. Sie wiſſen, daß ich von ſolchen Dingen nichts verſtehe, und ſelbſt in der einſeitigen Art, in welcher ich ſolche Sachen zu behandeln weiß, iſt es mir dieſesmal mislungen, ſo daß es mir lieb wäre wenn die Rezenſion gar nicht gedruckt würde, wie ich es faſt erwarte, weil Anſtößigkeiten gegen Geiſtlichkeit darin vorkommen. Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir durch Gelegenheit (etwa wenn Louis Ochs hierher reiſt) Ihre Artikel von Windiſchmann, und andere Ihrer Rezenſionen und Schriften, mittheilen möchten: Ich würde Ihnen die Sachen gut aufbewahren und zu ſeiner Zeit zurückſchicken."

Das Siechthum Börne's hielt ihn von ſeinen meiſten literariſchen Unternehmungen ab und beſchränkte ſeine Thätigkeit nur auf kleinere Aufſätze, die er ab und zu dem Morgenblatt ſchenkte. Natürlich mußte hiedurch der Rückhalt, den er für ſeine Exiſtenz von

Cotta hatte, wanken, und die Beziehung zum Vater, wie läſtig ſie auch für Börne unter dieſen Umſtänden war, wieder angeknüpft werden. Börne war kein großer Finanzier. Ohne Verſchwender zu ſein, ohne ſelbſt von dem vielen Gelde, das er brauchte, einen rechten Genuß zu haben, war er doch immer in einem Mißverhältniße ſeiner Einnahmen und Ausgaben. Er hatte Liebhabereien, die nicht wohlfeil waren. Er kaufte gern Bücher, hielt ſich Vögel, verſchwendete viel mit Blumen; eine Liebhaberei, die er von ſeinem Vater geerbt zu haben ſchien; denn dieſer pflegte zu Geburtstagen ihm befreundeter Perſonen mit ganzen Blumenbeeten aufzuwarten. Börne war Freund eines behaglichen Comforts, den ſein leidender Körper ſchon um ſo mehr in Anſpruch nehmen durfte, als er ſich ſonſt ſo Vieles ſeiner Geſundheit wegen verſagen mußte. Er liebte Teppiche, Vorhänge, faſhionable Lage ſeiner Wohnungen, bequeme Bedienung. Wie man Talglichte brennen könne, begriff er nicht. Gern reiſte er in ſeinem eigenen Wagen, ſchon der geiſtigen Anregung wegen, die ihm unterwegs immer am mächtigſten zuſtrömte. Er war kein Elegant, weil ihm Körper-Haltung und Eitelkeit dazu fehlten; nur die Elemente der Eleganz liebte er, feines Tuch, weiße Wäſche, geſchmackvolle Muſter zu Weſten, ſaubre Handſchuhe. Er hatte eine Art komiſcher Freude daran, ſich den Knoten ſeines Halstuches ſo zu binden, wie es die neueſte Mode verlangte und mit einem gutmüthigen Selbſtgefühl, wenn er auf einen Ball ging, den, der ihn muſterte, zu fragen: Wie gefall' ich Ihnen? Boten ſich Kunſtgenüſſe im Theater oder Conzert dar, ſo war er nicht geneigt, ſie ſich zu verſagen. Er liebte es, durch Geſchenke zu überraſchen; kurz er war eine Lebensweiſe gewohnt, die ſich weit über die Decke ſeiner Einnahme hinausſtreckte, und ſelbſt wenn Plus und Minus mit einander geſtimmt hätten, ſo war er kein Oekonom. Zu dieſer faſt ariſtokratiſchen Behandlungsweiſe des Lebens hatte ihn wahrſcheinlich ſeine Penſionszeit in Gießen, Berlin und Halle verführt.

Unter dieſen Umſtänden konnte Börne nie von ſeinem Vater unabhängig werden. Er mußte ſich, da er ſeiner nicht entbehren durfte, die Launen deſſelben gefallen laſſen. Die Rückſicht auf die Geſchwiſter, die ſchon ſelbſtſtändig wurden, erzeugte manches Mißverhältniß; ja, ohne Vermittelung der Freunde Börne's, die auf den Willen des Vaters zu wirken ſuchen mußten, wäre für ihn nichts mehr durchzuſetzen geweſen. Ging nun ein ſolcher Vermittler zum alten Baruch, ſo traf er einen wohlbeleibten Herrn, nicht groß, aber fein und zierlich gebaut, mit kleinen Füßen und ſorgfältig gepflegten zarten Händen. Seine Kleidung war ſauber gebürſtet, kein Stäubchen durfte darauf ſitzen, feinſte, blendendweiße Wäſche mußte auf der Bruſt ausgelegt ſein, Gang und Benehmen waren gemeſſen. Ohne allen jüdiſchen Accent ſprach er ein wohlgeſetztes Deutſch, langſam, als wenn er das Gewicht jedes Wortes prüfen wollte, mit weichem Organe, wie ſein Sohn. Seine Umgebungen zeigten Geſchmack und Sinn für Eleganz, die Schnelligkeit, mit der ſeinen Winken gehorcht wurde, verrieth die patriarchaliſche Strenge, mit der er in ſeinem Hauſe waltete. Nur war es bedenklich, bei ihm die Saite ſeines Sohnes, des Schriftſtellers, anzuſchlagen. An ſeinen übrigen Kindern, die in der Welt „was vor ſich brachten," erlebte er Freude; der Doktor hatte ihm 20,000 Gulden, wie er behauptete, gekoſtet und war nichts geworden, als Verfaſſer von Schriften, die nun einmal bei ſeinem Jugendfreunde, dem Fürſten Metternich in Wien, durchaus keine Billigung fänden. Was wolle er in der Welt mit den liberalen Verkehrtheiten? Sich Feinde machen! Die Großen angreifen! Paßt für ſeine Stellung gar nicht.

Was iſt er denn in der Welt, daß er ſich erlaubt, ſo ein Wort zu führen? Jetzt könnt' er Arzt und Accoucheur ſein, könnte eine reiche Praxis haben, bekäme in jeder Meſſe ſeine Rechnung bezahlt. Gut, nun iſt er Juriſt geworden. Warum ſieht man ihn nicht als Advokaten? Er könnte noch auf den Römer gehen, könnte Eingaben machen, könnte dem Rothſchild ſeine Prozeſſe führen. Statt deſſen ſchreibt er Bücher, verreiſt das bischen Geld, was ſie ihm einbringen und verſperrt ſich durch ſeine gottloſen Bemerkungen über die Großen auch jede Gelegenheit, es in der Welt noch einmal zu etwas zu bringen.

Nun wehe aber dem, der auf dieſe Klagen des Herrn Baruch eingegangen wäre! Dieſe Vorwürfe wollte er dem nur geſtattet wiſſen, der unter dem Gegenſtand derſelben zu leiden hatte. Die einzige Wendung, die ihm auf dieſe Aeußerungen von einem Dritten recht war, durfte nur dahin lauten; daß es Schade um die großen Talente des Sohnes wäre! Man würde ſich ſehr irren, nähme man an, Börnes Vater hätte die Gaben des Schriftſtellers nicht zu ſchätzen gewußt; er beklagte nur, daß er von ihnen nicht den rechten Gebrauch machte. Syſtem, Geſinnung — nein in der That, auch das war für Herrn Baruch kein

Larifari; aber wer verlangt das von meinem Sohn? Was braucht der in ſeiner Lage Geſinnungen? Solche Chimären! Wir Juden haben in der Welt eine ganz andre Stellung, als ein großes Wort zu führen. Wir werden doch wahrhaftig den Weltlauf nicht ändern! Er ſchadet uns nur; er bringt uns in unſren Intereſſen zurück und ich ſchäme mich, wenn ich nach Wien komme, und bei unſern langjährigen Verbindungen mit dem öſterreichiſchen Hofe einen ſolchen Sohn haben muß!

Herr Baruch war Kenner der Politik genug, um zu wiſſen, daß ſein Sohn auch immerhin kein Arzt, kein Advokat zu ſein brauchte und doch eine einträgliche Sellung haben könnte. Nur mußte er kein Syſtem, keine Geſinnungen haben! Hatte doch Herr von Gentz längſt deſſen Styl, Fürſt Metternich deſſen politiſche Kenntniſſe gelobt! Herr Baruch wußte, wofür Gentz, Friedrich von Schlegel, Pfeilſchifter und Andere ihre Wechſel bezogen, er wußte, daß deren ganzes Talent darin beſtand, aus gegebenen Materialien einen hübſchen Zeitungsartikel zuſammenzuſetzen. Man erzählt ſich, daß er, unbekümmert um ſeinen Sohn, in Wien daran gearbeitet hat, ihm eine Stellung zu verſchaffen. Er wollte ſeinem Talente eine metallene Bahn brechen und ſchrieb ihm von Wien aus, als ſich Börne von Stuttgart nach München begeben hatte, er ſolle nun kommen und in Wien unter Aufſicht gewiſſer hoher Perſonen etwas Ordentliches werden. Als Börne die Zumuthung abwies, fuhr der Vater nicht gleich in Harniſch, ſondern bot, da dieſe Frage ihm zu wichtig für des Sohnes ganzes Lebensglück ſchien, jedes beſonnene Mittel auf, ihn zur Reiſe zu bewegen. Da er wohl wußte, daß Sanftmuth hier mehr wirken würde, als Zorn, ſo befleißigte er ſich aller Künſte der Ueberredung, ſprach zum Herzen des Sohnes, als Vater, als Freund. Nein. Nun denn, ſchlug er ihm vor, ſo ſolle er wenigſtens erſt einmal nach Wien reiſen, um zu ſehen, wie es ihm dort gefallen würde; gefiele es ihm nicht, ſo blieb' es ihm ja unbenommen, wieder abzureiſen. Um wenigſtens für dieſen Vorſchlag den Sohn ganz gewiß zu haben, ſchickte er ihm nach München eine bedeutende Summe als Reiſegeld. Börne nahm das Geld, beſtellte Poſtpferde und reiſte über Augsburg — wieder nach Stuttgart zurück. Es läßt ſich nicht läugnen, daß dies von Börne noch ein alter Hallenſer Studentenſtreich war. Der Vater war empört und wollte lange Zeit von dem ungerathenen Demagogen nichts wiſſen. Es erbitterte ihn tief, daß er obenein mit jener Geldſumme ordentlich noch wie in eine Falle gegangen war.

Börne pflegte ſich über dies Wiener Projekt ſo zu äußern: Meine Geſinnung kann und werde ich nie, um keinen Preis, ändern. Geſetzt aber auch, ich hätte es gewollt oder gekonnt, ſo würde ich grade dadurch allen Einfluß verloren haben und ganz in die Kategorie jener verkauften Publiziſten geſunken ſein, denen, ſie mögen behaupten, was ſie wollen, von Niemanden geglaubt wird. Daß ich lieber gar nicht nach Wien erſt hingieng, ſagte er zu ſeinem Freunde Stiebel, das war ich meiner eignen Vorſicht ſchuldig. Ich bin ſchwach; wozu ſich da einer Verführung ausſetzen? Wer weiß, womit ſie mich gefeſſelt hätten! In meine eigne Schwachheit, die ſie bald ausgemittelt hätten, würden ſie mich verſtrickt haben.

Als Börne wieder nach Frankfurt zurück kehrte, freute er ſich, im dortigen Polizeiweſen manche Verbeſſerungen, in dem Aeußern der Stadt manche Verſchönerungen anzutreffen. Gleich bei ſeinem erſten Spaziergange durch die freundlichen Anlagen, von denen Frankfurt umgeben iſt, lächelte er wohlgefällig über den höflichen Styl, in welchem die Polizei auf den Warnungstafeln mit dem Publikum ſprach. Da hieß es nicht mehr: „bei fünf Thaler Straſe darf hier Niemand den Raſen betreten!“ oder dergleichen; ſondern er las zu ſeiner Verwunderung: „Dieſe Anlagen ſind der Sorgfalt des Publikums empfohlen.“ Er glaubte ſich nach Paris verſetzt. Ein ſo kleiner Fortſchritt in der Cultur konnte ihn einen ganzen Tag glücklich machen. Für die Frankfurter Theaterverhältniſſe bewahrte er noch immer viel Theilnahme; und in mancher Correſpondenz, die er an das Morgenblatt einſandte, machte er ſeinen gepreßten kunſtrichterlichen Empfindungen Luſt. Noch immer wog er in dieſem Bereich die Worte nicht. Es war ihm eine Kleinigkeit, den damaligen Chef der Theateroberdirektion, den Banquier Leerſe, einen Tyrannen zu nennen, wofür ihn dieſer zu verklagen drohte. Eine kleine Brochüre gab er bei Gelegenheit der Ankündigung der Berliner wiſſenſchaftlichen Jahrbücher für Kritik heraus. Er ahnte ſchon 1826 die vielen Einſeitigkeiten, mit welchen dieſes Inſtitut in der That gleich begann, und die Anarchie, in die es ſich jetzt aufgelöſt hat. Manche ſeiner Befürchtungen waren jedoch ſehr in ſeiner Abneigung gegen die Philoſophie als Wiſſenſchaft begründet. Der Literaturbeilage des Morgenblattes, die ſeit 1828 von W. Menzel redigirt wurde, ſandte er die gründlichſten und geiſtreichſten Kritiken über Schriften, welche grade an der Tagesordnung waren. Aufgefordert, eine Beurtheilung des „Leben Napoleon's“ von Walter Scott einzuſenden, antwortete er in einem noch unter ſeinen Papieren befindlichen, wahrſcheinlich nicht abgeſchickten Briefe, daß ihm Verfaſſer und Gegenſtand dieſes Buchs gleich wenig genehm wären. Das Muſeum, eine der höhern Unterhaltung gewidmete Geſellſchaft in Frankfurt, bedachte er mit ſeiner geiſtvollen Denkrede an Jean Paul; lieferte auch manches für die Iris, eine Zeitſchrift, die Berly, in deſſen Hauſe Börne gern verweilte, herausgab. Die Unterhaltung eines ſo beleſenen Weltmannes, wie Berly, einer liebenswürdigen Tochter und einer Hausfrau, die mit klugem Urtheil jedem Ding ſchnell ſeine praktiſche Seite abgewann, feſſelten ihn eben ſo ſehr, wie die häufigen Gelegenheiten, die ſich in dieſem Hauſe zu intereſſanten Bekanntſchaften darboten, von welchen wir nur die des Grafen Bentzel-Sternau, dieſes merkwürdigen Beiſpiels, wie ſich die klarſten Gedanken im unklarſten Styl ausdrücken laſſen, nennen wollen. Jeden Dienſtag kam er bei Berly zum Thee und war dann immer launig, geſprächig und aufgeweckt, beſonders mit der Jugend und den Frauen. Die Ankunft der

Sonntag begeiſterte ihn zu ſeinem berühmten Artikel über ſie, der ihm in Berlin ſo viel Freunde machte. Ja das Intereſſe, welches Börne an dieſer Sängerin nahm, war ſo lebhaft, daß er ſich ſogar in eine Fehde über die Frage einließ: Ob ein Louisd'or zehn oder eilf Gulden gälte? Die jetzige Gräſin Roſſi hatte nämlich mit der Theaterdirektion auf ein in Louisd'oren ausgeſprochenes Honorar unterhandelt. Gute Rechner und Enthuſiaſten hinterbrachten ihr, daß man in Frankfurt unter Louisd'ors nicht Friedrichsd'ors à 10 Gulden, ſondern Carolin à 11 Gulden verſtehe. Die Gräſin Roſſi war auf einem Handelsplatze, wo es Sitte iſt, ſich an den Cours zu halten. Sie verlangte Goldſtücke zu eilf Gulden. Nun gab dies Mißverſtändniß eine Fehde, deren Schauplatz die Iris und einige andre Frankfurter Blätter wurden. Börne war ein ſolcher Sonntags-Enthuſiaſt, daß er zum Nachtheil der Theaterdirektion darauf beſtand, ſie ſolle feſt dabei bleiben: Unter eilf Gulden thät' ſie's nicht. Von Vereinen beſuchte Börne den ſogenannten Gelehrtenklub, wo es ihm jedoch durch ſeine zunehmende Schwerhörigkeit gar oft an Empfänglichkeit und Mittheilſamkeit zu fehlen ſchien. Nur im engern Kreiſe entfaltete er die Liebenswürdigkeit ſeines Umganges.

Durch den 1827 erfolgten Tod ſeines Vaters wurde Börne's äußre Lage günſtiger geſtellt. Zwar war das Vermögen des Vaters von den Unfällen, welche damals öfter der Papierhandel erlitt, nicht verſchont geblieben, zwar ſchien er im Teſtament gegen die übrigen Geſchwiſter auffallend zurückgeſetzt, doch kamen noch immer 22000 Gulden auf ſein Theil, die ihn mit Einſchluß einer Rente, durch welche er den künftigen Anſprüchen an das Vermögen der Mutter entſagte, mit Einſchluß ſeiner Frankfurter Penſion von jetzt an auf ein jährliches ſichres Einkommen von etwa 1200 Gulden rechnen ließen. Dieſe Selbſtſtändigkeit war für die Ruhe, mit der er die politiſchen Ereigniſſe betrachtete, durchaus nicht unweſentlich. Ein Prozeß mit ſeinen Brüdern wurde von ſeinem Freund und Anwald, Dr. Goldſchmidt, gütlich ausgeglichen; doch blieb zwiſchen ihnen eine Verſtimmung zurück, die ſich erſt in ſpätern Jahren verlor. Als ihn ſein älteſter Bruder nicht lange vor ſeinem Tode in Paris beſuchte, bot er alles auf, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Er wurde ſo lebendig, wie lange nicht zuvor, ſprach viel von vergangenen Zeiten und verrieth wohl, daß ſein Herz zu weich war, um lange einen Groll zu nähren. Das Verhältniß zu ſeiner Schweſter blieb ungetrübt.

Er ſchätzte ſie hoch und nahm an ihren Kindern einen innigen Antheil. Sein Neffe, der leider zu früh geſtorbene junge Dr. Spiro, zog ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade an ſich, er verfolgte deſſen Studiengang und konnte nur bedauern, daß dieſer in Gebiete ſich verlor, wo Börne gewohnt war, nichts als Untiefen und Fallеiſen zu ſehen. Börne's talentvoller Neffe war Hegelianer.

Im Winter nach dem Tode ſeines Vaters führte Börne einen längſt gehegten Lieblingsplan aus. Er wollte wieder einmal Berlin ſehen. Berlin hatte nie aufgehört, ihn anzuziehen; die großartigſten Eindrücke waren ihm von da geblieben, und wenn er auch wußte, daß ihn die ganze Richtung dort nicht anſprechen würde, ſo wußte er ſich doch von dem Vielen, was dort geboten wurde, Einzelnes herauszuleſen, das ihn allerdings feſſeln konnte. Er ſah Mad. Herz wieder, Varnhagen und Rahel waren ihm von Frankfurt her bekannt und zugethan. Empfehlungen nahm er mehr mit, als er abgab. Er reiſte in ſeinem eigenen Wagen. Die Parade, die Willibald Alexis und Ludwig Robert mit ihm in der Mittwochsgeſellſchaft machten, hat er ſelbſt beſchrieben. „Hofrath — Börne — Sonntag — göttlich!“ war der Refrain, den er des Tages hundertmal hörte. Jedenfalls meinte man es gut und herzlich mit ihm. Die Berliner Belletriſtik war damals noch nicht in dem Grade von allem Anſtand, aller ächten Begeiſterung entblößt, wie jetzt, wo die Eckenſteherwitzlinge daſelbſt das große Wort führen und einige trockne Epigonen von den hinterſten Reihen der Hegelſchen Schule den Ton angeben. Die Anbetung Goethes, die damals in Berlin Mode war, gab dem ganzen Weſen etwas Geordnetes, Enthaltſames; Niemand drängte ſich vor; Alle waren ſie nur die Geſellen eines einzigen unſichtbaren Meiſters. Börne mit ſeiner ſüddeutſchen Nachläſſigkeit, mit ſeiner politiſchen Terminologie, mit ſeiner Schweigſamkeit, hinter deren lächelnder Auſſenſeite ſo viel wichtiger gedankenſchwerer Ernſt verborgen ſein mußte, erſchien in dieſem Kreiſe als ein völlig Fremder; jeder mußte ſich erſt ſeine eigne Brücke bauen, um zu einem Verſtändniß dieſes kleinen unſcheinbaren, kränklichen Mannes heranzukommen. Die meiſten begegneten ihm von der dramaturgiſchen Seite, die ja nichts Verpöntes hatte. Daheim, er wohnte eine Zeit lang in der Friedrichsſtraße im Hauſe des Buchhändlers Logier, traf man ihn nur in dicke Tabackswolken eingehüllt, im langen Schlafrock und ein rothes Jakobinerkäppchen auf dem

Haupte. Dieſes Käppchen beſtärkte manchen Verdacht, der gegen den Fremdling laut wurde. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß es gewiſſe Augen gab, die ihm, wie der preußiſche Gensdarmenausdruck iſt, damals „auf den Dienſt paßten.“ Der Buchhändler Logier war aber außer ſich über den Tabacksrauch, den Börne in ſeinem Hauſe verbreitete. Seiner Geſundheit und vieler Zahnſchmerzen wegen ſchien er eine wahre Rauchkur zu gebrauchen. Hr. Logier bat ihn, unter dieſen Umſtänden auf die Ehre ihn länger in ſeinem Hauſe zu haben, verzichten zu dürfen. Wenn ſich übrigens Mad. W. entſchließen wird, Börne's vertrauten Briefwechſel mit ihr herauszugeben, ſo dürften grade die aus Berlin damals von ihm gekommenen Nachrichten ſehr denkwürdig ſein.

Als Börne nach Frankfurt wieder zurückkehrte, gieng er ſchon ernſtlich mit einem Plane um, zu deſſen Ausführung man ihn in Berlin wahrſcheinlich eifrig ermuntert hatte. Schrieb ihm doch Hitzig, er wolle Haus für Haus auf ſeine Schriften collektiren gehen! Er wollte die hie und da zerſtreuten Denkſteine ſeiner literariſchen Thätigkeit zu einem einzigen Gebäude zuſammentragen. So oft ſeine Beſcheidenheit ihm dagegen einen Einwurf machte, ſo zweifelte er doch nicht, daß es ſinnigen Leſern gelingen würde, aus den Fragmenten, die er nur bieten konnte, ſich eine ernſte, das Beſte des Vaterlandes wollende und den innern Beruf des Wortes tragende Perſönlichkeit zuſammenzuſetzen. Er knüpfte deßhalb eine Verbindung mit dem Buchhändler Campe in Hamburg an, der ſich durch einige freimüthige Verlagsartikel damals den Ruf eines unternehmenden, wagluſtigen und geſinnungsfeſten Verlegers erworben hatte. Trotz vieler Debatten über die Bedingungen dieſer Ausgabe kam es zuletzt in Hamburg ſelbſt zu einem definitiven Abſchluß über acht Bände „Geſammelter Schriften von Ludwig Börne.“ Börne erhielt für eine zehnjährige Entäußerung ſeines Verlagrechtes 4000 Thaler. Ein witziger Proſpektus lud das Publikum zur Subſcription ein.

Auf der Reiſe nach Hamburg im Jahre 1828 begleitete Börne bis Hannover ſeine Freundin. Dieſe blieb hier bei der ihr verwandten Familie des bekannten Componiſten Aloys Schmitt, der damals Capellmeiſter der Herzogin von Cambridge war, zurück. In Kaſſel war für Börne hauptſächlich Murhard ein befreundeter Anlehnungspunkt. Murhard, deſſen Geſpräche ſich am liebſten mit Politik beſchäftigten, rühmt Börne's treffende Aeußerungen über die damalige Zeitgeſchichte und die Ruhe, mit der er abweichende Anſichten aufnahm. Börne war kein Proſelytenmacher. Er haßte es, über Anſichten zu ſtreiten, die ſich nicht demonſtriren ließen, ſondern nur aus innerer Ueberzeugung geboren würden. In Kaſſel erlebte Börne einen heftigen Rückfall ſeiner körperlichen Leiden. Er mußte, von Dr. Harnier behandelt, länger dort bleiben, als er gewünſcht hätte; denn Kaſſel war ihm ein todter und ängſtlicher Ort. Um Murhard zu beweiſen, wie groß die Einſamkeit Kaſſels wäre, erzählte er ihm, er hätte auf einer Bank in der Carlsau (einem reizenden Park bei Kaſſel) einen Sechsbätzner zurückgelaſſen, um zu ſehen ob Jemand in drei Tagen an den Ort würde gekommen ſein. Er kam nach drei Tagen und ſiehe! er fand das Geldſtück noch auf derſelben Stelle, wo er es hingelegt hatte.

Damals nahm Börne in Kaſſel ſeinen Konrad in Dienſt, den treuen Konrad, der in den Pariſer Briefen ſo oft die Scene erheitert, ſeinem Herrn Gelegenheit zu ſo vielen humoriſtiſchen Einfällen giebt und ihm ſeine phyſiſchen Kräfte anbietet, falls er ſich an ſeinen Feinden wolle nachdrücklich gerächt ſehen. Konrad ſchien beſtimmt zu ſein, nur der Literatur die Kleider auszuklopfen und die Schuhe zu reinigen. Konrad war ſchon in Kaſſel in einer Druckerei, beim Redakteur der Kaſſeler Zeitung, Dr. Pinhas Auslaufer geweſen. Konrad machte ſogar Verſe und erfreute damit ſeinen Herrn. Konrad ſchrieb Briefe, die würdig waren, gedruckt zu werden. Börne hätte oft gewünſcht, Konrad wäre weniger geiſtreich, und dafür geſchickter und flinker auf den Beinen geweſen. Dieſer Bediente war in Allem eine treue deutſche ehrliche Seele, auch darin, daß er hundertmal etwas fallen ließ, das er nicht bezahlen konnte, daß er gar nicht gemacht ſchien, mit ihm Staat zu machen und weit öfters ſelbſt unbequem, als ein Hülfsmittel zur Bequemlichkeit war. Konrad war ehrlich, aber auch gewiſſenhaft; er war gewiſſenhaft aber auch pedantiſch. Er würde ſich in einem Luſtſpiel oft weit beſſer ausgenommen haben, als im wirklichen Leben. Dort hätte man doch wenigſtens über das lachen können, worüber man hier zuweilen hätte weinen mögen. Und grade mit allen dieſen böſen Tugenden und glänzenden Laſtern wurde er für Börne ein Bedürfniß. Er hieng mit gränzenloſer Liebe an ſeinen Herrn und lebte ſich ſo in ihn hinein, daß er durch Börne's Tod ganz vereinſamt daſtand. Er begleitete einen Reiſenden nach Italien, ſchrieb von dort aus ſehr originelle Briefe und iſt jetzt bei Meyerbeer in Dienſten. Vielleicht iſt dieſer ſo gefällig, einige ſeiner Gedichte in Muſik zu ſetzen.

Nach einer gemüthlichen Aufregung, die Börne in Hannover erlebte, und deren nähern Zuſammenhang zu lüften einer ſpätern Zeit überlaſſen bleiben muß, reiſte er allein nach Hamburg. Der großartige Weltverkehr dieſer Stadt überraſchte ihn. Seeweſen war ihm etwas Neues, er fühlte, daß ſich in dieſer Fülle von Zerſtreuungen und lebendigen Anregungen auch ohne Empfehlungsbriefe auskommen ließe und gab die wenigſten der Vielen, die er hatte, ab. Seine Wohnung, die er im Hotel Belvedère nahm, geſtattete ihm einen freien Blick auf die ſchön und voll ſich ſchaukelnde Waſſermaſſe des Alſterbaſſins. Der bedeutende Buchvertrieb in der Handlung, die ſeine „geſammelten Schriften“ verlegen ſollte, ſprach ihn an. Er ließ ſich die großen Vorräthe derſelben zeigen und äußerte beſorglich: Wenn hier eine Feuersbrunſt auskäme? Da er einige Titel der aufgeſtapelten Bücherballen las, verbeſſerte er ſich und ſagte: „Es iſt wahr, Feuer kann ihnen nichts thun; es iſt zuviel Waſſer darin!“ In dem Dramaturgen Zimmermann fand Börne einen begeiſterten Verehrer. Zimmermann iſt einer der ſeltenen Beweiſe, daß ſich die gründlichſten philologiſchen Kenntniſſe und ein gelehrter Beruf (er war Profeſſor am Gymnaſium) mit geſchmackvoller Beurtheilung der neuern und neuſten Literatur, mit aufopfernder Hingebung an die Kunſt und ſelbſt ihre flüchtigſten Entfaltungen am Theaterabende wohl vereinigen laſſen. Zubedauern iſt nur, daß ſeine ſittliche Kraft nicht ausreichte, um dieſe beiden Elemente ſeiner Bildung im ſchönen Gleichgewichte zu erhalten, und daß bei ihm zuletzt der Menſch dem Genius unterlegen iſt. Wie Börne dieſen gründlichen Kunſtkenner damals noch antraf, war er zum Umgange wohl noch verwendbar. Er wurde des von ihm hochverehrten Schriftſtellers Cicerone, machte ihn mit Hamburg's Natur und Menſchen, mit Hamburg's Sitten und Unſitten bekannt. Wer könnte Hamburg verlaſſen, ohne ſeine Menſchenkenntniß in allen Winkeln dieſer Seeſtadt zu vervollſtändigen und ſeine Beobachtungen ſelbſt da anzuſtellen, wo das Laſter ſeine Orgien feiert? Mit ſcheuem Erſtaunen blickte Börne in jene Tummelplätze der entfeſſelten Sinnlichkeit, die man in Hamburg mit dem dort für die diplomatiſche Welt verlornen Namen Salons bezeichnet. Mit launiger Gutmüthigkeit näherte er ſich einem der weiblichen Geſchöpfe, die bei

Peter Ahrens ihre (bei einer jammervoll ſchlechten Tanzfertigkeit) entfalteten käuflichen Reize zum Köder der Verführung machen, und reichte ihr, um ihren geiſtigen Bildungsgrad zu erforſchen, ſein Portefeuille, um ihm etwas hineinzuſchreiben. Es wäre bei der ſchrecklichen Ideenverwirrung dieſer Weſen gar nicht auffallend, wenn ſie ihm eine ſentimentale Stelle, etwa aus Tiedge's Urania eingezeichnet hätte; doch war das, was Börne zu leſen bekam, zufällig etwas unſinnig. Wie erfreulich iſt es doch, mit einem Philologen umzugehen! ſagte Börne, als Zimmermann den Verſuch machte, in das Gekritzel des Frauenzimmers, wie in eine Attiſche Inſchrift, wirklich einen vernünftigen Zuſammenhang zu bringen.

Im October 1828 reiſte Börne ſchnell von Hamburg wieder nach Hannover zurück. Hier begab er ſich nun ſogleich mit einem ungewohnten Fleiß an die Redaktion ſeiner geſammelten Schriften, an die Abfaſſung eines Proſpectus, an neuere Aufſätze, die den alten ſchon gedruckten als Ergänzung dienen ſollten. Die Sorge über gutes Papier, geſchmackvolle Lettern, Correktheit des Drucks, die Sorge um das Format, die Cenſur, die Verſendung ſeiner Schriften machte ihm viel unruhige Stunden. Wo ſoll ich all das Zeug zu 120 Bogen hernehmen? ſeufzte er oft, wenn ihm das Format zu groß ſchien. Campe in Nürnberg druckte die Schriften mit einer Eleganz, die dem Verleger, der die Koſten nicht ſcheute, Ehre machte; fünf lange Wintermonate arbeitete Börne in Hannover mit dauerndem Eifer. Hannover, ſchreibt er ſeinem Verleger, iſt ein Ort, wo man nur die Wahl hat, zu arbeiten oder an Langerweile zu ſterben. Ich habe gefunden, ſchreibt er ein ander Mal, daß Hannover doch noch langweiliger iſt, als mir meine Werke vorkommen. Dabei beobachtete er den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten in dieſem Lande und äußerte ſich: „Ich denke dieſem guten Hannover früher oder ſpäter ein Ehrendenkmal zu ſetzen. Einen ſolchen Ort ſuch' ich mir ſchon lange.“ Einige der vorzüglichſten Artikel Börne's ſind aus dieſer Zeit, z. B. ſeine Kritik des Immermann'ſchen Hofer, an der er vierzehn Tage lang gearbeitet zu haben erklärte. Aufgefordert, Immermann's Friedrich II. zu beurtheilen, wies er es ab, weil er nicht Zeit hätte, jetzt die ſechs Bände von Raumers Hohenſtaufen durchzuleſen. Schon damals beſchäftigte ihn lebhaft der Gedanke, über Frankreich etwas Zeitgemäßes und in periodiſcher Form zu ſchreiben. Er wollte nach Waiblinger's Art einen

Almanach aus Frankreich mit Kupfern herausgeben. Doch ſtand er davon ab, als ihm der Verleger den Ueberſchlag der Koſten machte. Damals erhielt er die Abrechnung über die kleine Brochüre, die er gegen die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik in Heidelberg herausgegeben hatte. Vier Thaler ſechszehn Groſchen kamen auf ſein Theil. Das reicht grade zu meinen Kirſchen für den nächſten Sommer! ſchreibt er. Dieſen Sommer aber von 1829 ſollte er wenig Kirſchen eſſen. Gleich bei ſeiner Ankunft in Wiesbaden wurde er heftig krank und blieb es, als er Wiesbaden ſpäter mit Ems vertauſchte. Er blieb leidend bis zur Julirevolution und ſchien damals Allen dem Tode nahe.

Die erſten etwas langſamen*) Erfolge ſeiner geſammelten Schriften wartete Börne in Frankfurt ab. Kritiſch wurden ſie beſonders in Berlin mit freudiger Anerkennung, namentlich ihrer formellen Reize, begrüßt. Den Inhalt und beſonders die politiſchen Theorieen, die durchſchimmerten, mußten die äſthetiſchen Beamten, welche wie der Intendanturrath Neumann die Schriften beurtheilten, ſehr in Abrede ſtellen. Auf die Jugend machte dieſe Erſcheinung einen bezaubernden Eindruck. Dieſe Friſche, dieſer Witz, dieſe großartige Perſpektive in Welt- und Zeitanſchauungen, die man auf der Schule kaum ahnte und die auf der Univerſität zu dem Verbotenen gehörte! Von den Feſſeln des Syſtems ſah man ſich erlöſt; die freiſte Ungebundenheit war doch zugleich zu einer in bunten Farben ſchimmernden Cryſtalliſation der Darſtellung kunſtvoll verhärtet. Alle Formeln und Geſetze löſten ſich hier vor der freien Geſetzgebung eines mächtigen Individuums auf, das nicht aus dem Hörſaal, ſondern aus dem grünen Walde der Erfahrung und der Geſchichte heraustrat. Verklungene Debatten ſah man hier wieder aufgenommen, ein patriotiſch freier Sinn reagirte gegen die äſthetiſche Verflachung, in welche wir gegen die Zeit hin, wo die Julirevolution ausbrach, uns zu verlieren fürchten mußten. Es waren nicht goldne Aepfel in ſilbernen Schaalen, ſondern friſche, natürliche, den Reif des Gartens tragende Früchte in cryſtallenen Schaalen.

---

*) Sollte man glauben, daß der erſten Aufforderung zur Subſkription kaum mehr als nur 150 Unterſchriften gefolgt waren!

Börne wurde jetzt in Frankfurt immer mehr ein berühmter Mann, dem der durchreiſende Dilettant und Kunſtfreund ſeine Aufwartung machte. Auch das Handwerk ſprach an. Heine, Saphir, viele Berühmtheiten des Tages beſuchten ihn. Um Heine war Börne eifrigſt beſorgt. Er ſchätzte ihn von den gleichzeitig Strebenden am höchſten. Er wurde in Frankfurt der Colporteur des jungen knospenden Ruhms der Heine'ſchen Muſe, empfahl Heine's Schriften und ehrte ihn ſelbſt in ſeiner Perſönlichkeit, ohne künftige Zerwürfniſſe zu ahnen. Leider ſtörte ihn oft mitten im Genuß ſolcher für ihn feſtlichen Augenblicke ſein Körperleiden. Als Saphir, Schnyder von Wartenſee und Andre eines Abends bei ihm eingeladen waren, trafen ſie ein dunkles Zimmer, nirgends eine Vorbereitung, Mad. W. kam ihnen verſtörten Blicks entgegen, Börne war ſo eben wieder vom Blutſturz befallen. Um Alles zu verſuchen bezog er im Sommer 1830 das bei Frankfurt gelegene Bad Soden, das ihm die Aerzte angerathen hatten.

Das Tagebuchs-Idyll, welches den achten Band ſeiner Schriften bildet, ſchildert einen Theil ſeines Sodener Aufenthalts. Mad. W. war ſeine Nachbarin. Börne holte ſich weniger an den neunzehn Quellen dieſes Bades, als aus der freien Natur, aus den Feſſeln einer idylliſchen Langenweile, und den kleinen Zerſtreuungen, zu welchen ſich die Badegäſte vereinigten, eine Stärkung ſeiner Geſundheit. Börne liebte den Umgang mit Frauen; hier war er in einem Frauenbade. Sie berichten auch von ihm, daß er an allen Geſprächen harmlos Theil nahm, ſich nie vordrängte, ſondern in einer ſolchen Zurückgezogenheit hielt, daß man ihn aufſuchen mußte um ſeinen Geiſt recht zu erkennen. In ſeiner freundlichen und ſtill ſinnenden Weiſe ſchloß er ſich jedem gemeinſchaftlichen Vergnügen an, und hatte ſeine große Freude an jedem kleinen Erlebniß der Umgegend, mochte es auch nur eine nach altem Ritus gefeierte Judenhochzeit ſein, bei der er die ſchöne Bedeutung der wunderlichſten Ceremonien mit Aufmerkſamkeit verfolgte. Bei einer frühen Morgenwanderung auf den Dachberg gieng er mit der Laterne voran, ein Kreis von Badgäſten hinterher. Und was ihn über ſein gewöhnliches Maaß hier vollends hinaushob, war die Nachricht von der Julirevolution. Mit Ungeduld harrte er auf die Stunde, wo die Zeitungen ankamen. Er ging auf die Landſtraße hinaus und ſpähte nach der Ankunft des Boten, der ſie von Höchſt bringen mußte. Dauerte es ihm zu lange, ſo gieng er ſelbſt nach Höchſt, um die wunderbare Begebenheit zu verfolgen. Lange hielt er es nun auch in Soden nicht mehr aus. Er kehrte nach Frankfurt zurück und ſetzte Alles durch das elektriſche Feuer, das aus ihm ſprühte, in Erſtaunen. Im Gelehrtenverein erkannte man den früher ſo ſchweigſamen leidenden Börne nicht wieder. Es ſchien ein Wunder mit ihm vorgegangen.

Verſetzen wir uns jetzt wieder in Börne's politiſche Geſinnungen, ſo liegt der Gegenſatz ſeiner Stimmung wie ſie ihn kurz vor der Julirevolution und unmittelbar nach ihr beherrſchte, in den Pariſer Briefen und dem Tagebuch ſeines Aufenthalts in Soden klar ausgeſprochen vor. Hier zeigte ſich der Grad, bis zu welchem ſeine Hoffnungen vor dem July 1830 erloſchen, ſeine Wünſche verſtummt waren. Er hatte keine einzige ſeiner Ueberzeugungen aufgegeben, aber die Welt war mit Schleiern verhängt; nur noch den Blüthenbäumen am Fuß des Taunusgebirges vertraute er ſeine Gedanken, nur noch mit den Najaden der wunderthätigen Quellen in Soden plauderte er über Politik. Sein Tagebuch zeigt ihn uns, wie er nicht mehr Fürſten und Diplomaten, ſondern die Gänſe und Hühner im Gaſthaus zum „Frankfurter Hof“ beobachtet und ſich aus ihrem Treiben an den Lauf der Welt draußen erinnern läßt. Er ſpricht über Schiller und Goethe, über die ſorgloſen Träumereien und Zerſtreuungen, denen ſich die letzte Zeit der Reſtaurationsperiode hingab. Da endlich bricht die Julirevolution aus. Alle ſeine alten Gedanken ſpringen plötzlich wie niedergehaltene elaſtiſche Federn auf. Seine Pariſer Briefe zeigen ihn uns wieder mitten in den Fragen der Zeitgeſchichte, er ſieht das, was er längſt behauptete, bewieſen, was er vorherſagte, eingetroffen. Er verfolgte, im ſchönſten Vertrauen auf eine muthige Erhebung der politiſchen Begriffe, die ſich auch der Deutſchen bemächtigt zu haben ſchien, den Verlauf der Ereigniſſe, wie ſie auch bei uns nach und nach das Losſchlagen einer vom Zeitgeiſt geheim gelegten Mine waren. Er mußte ſeinen Blick auf England, Belgien, Italien, Polen richten; denn alles traf wie mit einem Zauberſchlag zuſammen. Die Bitterkeit der darauf folgenden Pariſer Briefe iſt aber weniger die Folge ſeiner übermüthigen Freude, als des Schmerzes, daß der Freiheit ihr Sieg verloren gehen könne. In Deutſchland hatte ſie ihn, er ſah es bald, nicht vollſtändig errungen, in Frankreich wurde ſie darum betrogen. Die Freiheit hatte gleichſam eine große Erbſchaft gemacht, aber der Banquier, bei dem ſie ſie ausgezahlt erhalten ſollte, Louis Philipp fallirte böswillig. Börne hatte ein ſcharfes Auge, dieſe Umtriebe zu durchſchauen. Er konnte hier ſeine Erfahrungen aus den Zeiten der Wage und der Carlsbader Beſchlüſſe wieder aufnehmen; daß er es mußte, daß ihn die Wendung, die die Erfüllung ſeiner Hoffnungen nahm, dazu zwang, gab ihm jenen Unmuth, der in den Pariſer Briefen Dinge ausſprach, die ſelbſt manchen ſeiner Freunde verletzt haben.

Die praktiſchen politiſchen Ideen Börne's blieben auch damals immer dieſelben. Er wollte ein einiges Deutſchland, das von der Vielherrſchaft ſeiner Fürſten dadurch befreit wäre, daß keiner ſeine Souveränität dem Wohl des Ganzen gegenüber geltend machen dürfe. Er verlangte von Preußen, daß es ſeinen Schwerpunkt nicht in Rußland, ſondern in Deutſchland ſuche; er verlangte von Oeſterreich, daß es ſeiner Politik des Stillſtandes und ſeinen aufhaltenden Einflüſſen auf die ſüddeutſchen Höfe entſage; er verlangte von dieſen ſelbſt und von den Schirmherren, Oeſterreich und Preußen, die freieſte Entfaltung des conſtitutionellen Syſtems. Erſt wenn für dieſe Hoffnungen ſich durchaus kein guter Wille bei den Fürſten zeigen wolle, dann war ihm die Republik lieber, als jede andre Verfaſſung, die dem Bürger nicht geſtatte, für ſein irdiſches Wohlergehen nach freieſtem Menſchenrechte zu ſorgen. Es iſt kein Zweifel, daß dies Börne's politiſches Glaubensbekenntniß von ſeiner praktiſchen Seite war.

Ueberhaupt ſtimmt Börne's Theorie von Staat und Bürgerthum mit Roſſeau's Contract Social zuſammen. Sein Gefühl ließ ihn, um das Weſen des Staates zu beſtimmen, von Nichts anderm ausgehen, als von den Menſchenrechten. Sein politiſcher Grundgedanke war der, daß ihm die Gleichheit noch höher ſtände, als die Freiheit. Börne hielt dieſe Ueberzeugung für ſo tief in der Menſchenbruſt begründet, daß er daraus den Grund herleitete, wie Napoleon die Franzoſen faſt zwanzig Jahre hindurch beherrſchen konnte. Napoleon nahm ihnen die Freiheit, aber er ließ ihnen die Gleichheit. Er ſchuf zwar einen neuen Adel, aber jeder konnte in ihn aufgenommen werden. Die Franzoſen hatten zwar keine andere Rechte mehr, als das eine, Soldat zu werden und ſich für den Kaiſer erſchießen zu laſſen; aber wenn dies Recht mehr für eine Pflicht angeſehen werden ſollte, ſo traf ſie als ſolche alle. Eine Sklaverei wird leichter vergeſſen, wenn Niemand von ihr ausgenommen iſt.

Manche theoretiſche Behauptung über den Staat in Börne's frühern Schriften wird man weit gemäßigter finden, als man einem Manne zutrauen ſollte, der allerdings mit der Ueberzeugung ſtarb, daß die Republik die einzige Geſellſchaftsverfaſſung wäre, bei der ſich ein geſunder Kopf und ein geſundes Herz beruhigen könne. Von der Volksſouveränität, dieſer Parole des Streits der politiſchen Doktrinen, ſagt er (Bd. VII. S. 35.) „Diejenigen, welche für die Volksſouveränität ſtreiten, welches wünſchenswerthe Gut erwarten ſie von dem Siege? Soll Herrſchaft ſein, iſt es beſſer, ſie iſt in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, beſſer, ſie iſt unwandelbar, als daß ſie wechsle. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht geſichert. Es kann das Volk ſein eigner Tyrann ſein und es iſt es oft geweſen.“ Börne giebt in dem Aufſatz, dem dieſe Stelle entnommen iſt, ferner ſeine politiſche Meinung deutlicher an. Er ſagt, es handle ſich eigentlich gar nicht um Monarchie oder Republik, nicht um abſolut oder conſtitutionell, ſondern um dasjenige, was in einem Staate als das Urſprüngliche geſetzt wird. Er ſagt, darum handl' es ſich: „iſt der Menſch frei geboren und die bürgerliche Geſellſchaft nur eingeführt worden, daß ſie die Freiheit wahre und ſchütze, wie der Becher den Wein: oder iſt der Menſch zur Dienſtbarkeit geboren und darf ihm nur ſo viel Freiheit verſtattet werden, als er bedarf, ſeine Kräfte für den Dienſt der Geſellſchaft auszubilden und dazu verwenden? Kurz, es iſt die Frage: iſt der Staat Zweck, oder der Menſch in ihm?“ Nicht das, fährt Börne fort, wäre an Ludwigs des Vierzehnten Ausſpruch: Der Staat bin Ich! ſo gefährlich geweſen, daß er ſich zur Hauptſache, ſondern den Staat überhaupt zur Hauptſache gemacht hätte. „War Lykurg beſſer, als Robespierre?“ frägt Börne. „Er war ſchlimmer. Robespierre opferte die Menſchen. Lykurg die Menſchheit. Robespierre opferte ſie, er ſchlachtete ſie nicht. Er war kein Menſchenmetzger, wie alte Weiber und kindiſche Männer glauben: er war ein guter Bürger, im Sinne der reinſten Glaubenslehre. Der Staat war ſein Gott, ſein Staat, der republikaniſche — gleichviel. Er war ein Abſolutiſt wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, ſich zu bekehren, um ein guter Royaliſt zu werden; der Royaliſt braucht ſeinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Beſſières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand ſie ſich auch befinde; beide ſtreiten gegen die Freiheit, wer dieſe auch geltend zu machen ſtrebt, ſei es das Volk, ſei es der Fürſt.“ Indem wir dringend auf jene Abhandlung hinweiſen, bemerken wir, daß ſie Börne's politiſche Philoſophie am deutlichſten entwickelt. Sie iſt ſo frei von Partheileidenſchaft, daß Börne ſogar die von der Oppoſition in Frankreich ſo heftig angegriffene Milliarde, die Entſchädigung der Emigrirten, aus Gründen der Billigkeit vertheidigt. Börne's adminiſtrativer Grundſatz war: Il ne faut pas trop régner. Das Zuvielregieren, mochte es nun von einem Robespierre oder Ferdinand VII. kommen, war ihm verhaßt; denn es öpfert den Menſchen der Maſchiene, den Bürger dem Staat, es tödtet die freie harmloſe Benutzung unſres Daſeins, das uns von Gott nicht gegeben wurde, um nichts als die Erbärmlichkeit unſrer ſogenannten polizirten Geſellſchaftsverfaſſung zu genießen, d. h. zu erdulden, ſondern, um uns für eine höhere Weltordnung geiſtig und ſeeliſch vorzubereiten. Er haßte dies ewige Bevormundetwerden, die Controlle, die Beamtenarroganz, die Demuth, die uns dem verkörperten Geſetz gegenüber zugemuthet wird, die polizeiliche Schinderei, der wir ausgeſetzt ſind, wenn wir nur den geringſten Schritt aus unſerer Häuslichkeit herauswagen; z. B. eine Reiſe machen wollen. Humanität, ächte Philanthropie, Friede, Liebe und Glückſeligkeit, dafür ſchwärmte Börne's edler Geiſt und hat in dieſem Sinne allein alles ausgeſprochen, was an politiſchen Maximen und Urtheilen je nur in ſeinem ſchaft auszubilden und dazu verwenden? Kurz, es iſt die Frage: iſt der Staat Zweck, oder der Menſch in ihm?“ Nicht das, fährt Börne fort, wäre an Ludwigs des Vierzehnten Ausſpruch: Der Staat bin Ich! ſo gefährlich geweſen, daß er ſich zur Hauptſache, ſondern den Staat überhaupt zur Hauptſache gemacht hätte. „War Lykurg beſſer, als Robespierre?“ frägt Börne. „Er war ſchlimmer. Robespierre opferte die Menſchen. Lykurg die Menſchheit. Robespierre opferte ſie, er ſchlachtete ſie nicht. Er war kein Menſchenmetzger, wie alte Weiber und kindiſche Männer glauben: er war ein guter Bürger, im Sinne der reinſten Glaubenslehre. Der Staat war ſein Gott, ſein Staat, der republikaniſche — gleichviel. Er war ein Abſolutiſt wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, ſich zu bekehren, um ein guter Royaliſt zu werden; der Royaliſt braucht ſeinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Beſſières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand ſie ſich auch befinde; beide ſtreiten gegen die Freiheit, wer dieſe auch geltend zu machen ſtrebt, ſei es das Volk, ſei es der Fürſt.“ Indem wir dringend auf jene Abhandlung hinweiſen, bemerken wir, daß ſie Börne's politiſche Philoſophie am deutlichſten entwickelt. Sie iſt ſo frei von Partheileidenſchaft, daß Börne ſogar die von der Oppoſition in Frankreich ſo heftig angegriffene Milliarde, die Entſchädigung der Emigrirten, aus Gründen der Billigkeit vertheidigt. Börne's adminiſtrativer Grundſatz war: Il ne faut pas trop régner. Das Zuvielregieren, mochte es nun von einem Robespierre oder Ferdinand VII. kommen, war ihm verhaßt; denn es opfert den Menſchen der Maſchiene, den Bürger dem Staat, es tödtet die freie harmloſe Benutzung unſres Daſeins, das uns von Gott nicht gegeben wurde, um nichts als die Erbärmlichkeit unſrer ſogenannten polizirten Geſellſchaftsverfaſſung zu genießen, d. h. zu erdulden, ſondern, um uns für eine höhere Weltordnung geiſtig und ſeeliſch vorzubereiten. Er haßte dies ewige Bevormundetwerden, die Controlle, die Beamtenarroganz, die Demuth, die uns dem verkörperten Geſetz gegenüber zugemuthet wird, die polizeiliche Schinderei, der wir ausgeſetzt ſind, wenn wir nur den geringſten Schritt aus unſerer Häuslichkeit herauswagen; z. B. eine Reiſe machen wollen. Humanität, ächte Philanthropie, Friede, Liebe und Glückſeligkeit, dafür ſchwärmte Börne's edler Geiſt und hat in dieſem Sinne allein alles ausgeſprochen, was an politiſchen Maximen und Urtheilen je nur in ſeinem

Munde ſo bedenklich erſchienen iſt. Er verlangte nichts, als daß die Beamten höflich ſind, die Collegien minder impertinent, die Polizeicommiſſäre minder patzig (wie man in Berlin ſagt), er verlangte, daß jeder Bayer vom Amtsſchreiber Herr angeredet und Jedem, der, ohne ein Dieb zu ſein, auf der Amtsſtube erſcheinen muß, ein Stuhl angeboten wird; er verlangte, daß der vornehme grobe Staat ſich zu uns verfügt, wenn wir ihn nicht anſuchen; er haßte die Frechheit der Offiziere, die Dreiſtigkeit der Adligen, die übermenſchliche Einbildung der Fürſten, — da liegt der Punkt, wo ſich ein ſo harmloſes Gemüth, wie das eines Börne, entzündete und in Flammen auflodern konnte, die gefährlich waren. Hätten wir in unſerm politiſchen Leben Edelmuth, Offenheit, liberales Zuvorkommen, bei den Fürſten ächte Menſchlichkeit, Achtung vor dem Gemeingeiſte und dem öffentlichen Urtheil, Zartheit in allen Berührungen, Biederſinn in dem, was man thut, und Milde in dem, was man verbietet; wie ſicher würden wir einer Beruhigung der politiſchen Leidenſchaften entgegengehen, wie ruhig unſre beſten und edelſten Geiſter ſich mit den herrſchenden Verhältniſſen über das, was ſich nicht in einer Sommernacht ändern läßt, verſtändigen ſehen!

Im Spätherbſt des Befreiungsjahres reiſte Börne nach Paris. Es ließ ihm in Deutſchland keine Ruhe mehr. Er wollte dem Heerde der Ereigniſſe nahe ſein und ſie nicht von der Peripherie, ſondern dem Centrum aus beobachten. Die beiden erſten Bände ſeiner Briefe geben über alle ſeine perſönlichen Begegniſſe auf der Reiſe und den Winter über in Paris den vollſtändigſten Aufſchluß; denn ſie ſind ein Tagebuch, ein zuſammengeheftetes Journal, eine Art Zeitſchrift, die alle Reize und alle Nachtheile der periodiſchen Literatur vereinigt. Friſch, lebendig, aber auch voller Widerſprüche und ohne eine andre Einheit, als die einer geiſtreichen, glühend hoffenden Perſönlichkeit. Ueberhaupt iſt der richtigſte Geſichtspunkt, um Börne's ſechs Bände Pariſer Briefe zu beurtheilen, der, daß man ſie eine zuſammengeheftete Zeitſchrift nennt, mit allen Tugenden und allen Fehlern des Journalismus. Sie gaben Nachrichten, die nicht ſelten ſehr begründet, nicht ſelten aus der Luft gegriffen ſind; ſie bauen Schlußfolgerungen auf, die ſchon vom nächſten Tage widerlegt werden; ſie ſind abgeriſſen im Styl, im Gedanken, ſie wollen nichts ſein als das Echo des Tages, aufgefangen in einer Menſchenbruſt, die vor Freude und Zorn, vor Liebe und Haß, vor Hoffnung und Verzweiflung zu zerſpringen droht. Man iſt in dieſen wunderbaren Briefen nie auf ſicherm Boden, man wandelt wie über glühende Kohlen; Irrlichter locken uns in finſtre Moorgründe; freundliche weiße Engelsgeſtalten winken uns hinter den Büſchen wieder heraus. Nicht einmal als Barometer der perſönlichen Temperatur Börne's möchte man dieſe Briefe gelten laſſen; ſie ſind eine Zeitſtimmung, ſie ſind ein Daguerrotyp dreier fiebernder Jahre, hier zierlich das Kleinſte wunderbar wahr treffend, dort alles wie in ſchwarze Tuſche verwiſchend, ohne bunte Lichtübergänge, ſchwarz und weiß, je nach der Parole des politiſchen Glaubensbekenntniſſes. Noch ehe ſich Börne an die Abfaſſung dieſer Briefe begab, ſchrieb er bei der Nachricht von den in Deutſchland ausbrechenden Tumulten am 22. Sept. 1830 aus Paris an einen Freund. „Offen geſagt, ich freue mich nicht über das revolutionäre Weſen in Deutſchland. Gewonnen wird doch nichts dabei; Nichts durch Gewalt; denn die iſt noch nicht auf Seiten des Volkes; Nichts durch Belehrung unſrer Staatsmänner; denn die ſind nicht zu beſſern. Dies alles wird keine andre Folge haben, als daß die Seiler in Flor kommen: denn, ich bin gewiß, es wird viel gehängt werden.“ Der Gedanke, ein Journal, etwa mit Heine in der Schweiz, herauszugeben, beſchäftigte ihn lebhaft. „Daß man jetzt arbeitet,“ ſagte er, „iſt nicht mehr Sache des Schriftſtellers, ſondern des Bürgers.“ Er hätte ſo gerne mit Heine eine eigne Art Quartalſchrift, nämlich eine wirklich zwiſchen ihnen unterhaltene Correſpondenz, herausgegeben. Heine hatte keine Luſt dazu. Börne kam ein Jahr ſpäter wieder auf dieſe Idee zurück und äußerte ſich unterm 12. Octb. 1831: „Bei Heine, den ich übrigens wenig ſehe, hab' ich nichts von dem Eifer für die gute Sache gefunden, den ich ihm zugetraut. Er hat ihn nicht oder verbirgt ihn, was mir aber in Beziehung auf mich unerklärlich wäre, da er mich als einen Gleichgeſinnten kennt, mit dem er nicht zurückzuhalten braucht.“

Börne kam im Frühjahr 1831 nach Deutſchland zurück. Er fand, daß dem Aufſchwunge der Deutſchen unzählige Niederſchläge drohten, daß aller Orten Fallen für die „jungen Füchſe der Demagogie“ geſtellt waren, aber noch ſchien ihm nichts verloren, noch konnte dem wild gewordenen deutſchen Ackergaul durch Pfeifen und Rufen wieder Muth gemacht werden. Ein ſolcher Zungenſchlag, womit der Reuter ſeinem Roſſe die Ohren ſpitzt und es in beſſern Trab bringt, ſollten ſeine Briefe ſein. Daß er darin Dinge gab, die ſich nicht vor der Vernunft verantworten ließen, wußte wohl Börne recht gut; aber gerade durch dieſen pikanten Sauerteig ſollte das noch etwas fade Gebäck des erwachten Volksgeiſtes ſchmackhaft gemacht werden. Börne hätte das Alles beſchwören ſollen, daß er die Deutſchen verachte, daß er ihnen auf der Kehler Brücke ſeinen Rücken und noch mehr zeigte, daß man Könige ihrer Naſe wegen verjagen dürfe u. dergl.? Gewiß nicht; aber er dachte: Es iſt gut, wenn Einer kommt und ſo das Aeußerſte ſagt; das bringt ſie in Harniſch, hurtig, flink! das bringt Leben in die Sache — und darum ließ er dieſe Lachtauben ausflattern. Daß ſie ihm hernach kamen und alles bewieſen haben wollten, daß ſie Abhandlungen über jene Naſe, Abhandlungen über das Verbrennen der Göttinger Bibliothek ſchrieben, daß ſie alles buchſtäblich nahmen und in dem Buche alles, nur nicht das, was es ſein ſollte, einen elektriſchen Leiter, ſahen, das empörte ihn und gab ihm die Erbitterung, die in den folgenden vier Bänden allerdings methodiſcher, überlegter und unverſöhnlicher auftrat. Börne war den Sommer 1831 über in Baden, wo er mit Männern freundlich umging, von denen er nicht ahnte, daß ſie ſich bald in ſeine widerwärtigſten Feinde verwandeln ſollten. Die Briefe erſchienen endlich, ohne Cenſur, im Spätherbſt deſſelben Jahres, als ſchon Warſchau gefallen war und die Polen ihre Durchzüge durch Deutſchland begannen.

Es iſt wahr, Börne's Briefe aus Paris fanden mehr Widerſpruch als Anklang. Sie konnten nicht nur von der Parthei des Widerſtands als ſchlagendes Beiſpiel benutzt werden, wohin wir mit den demokratiſchen Ideen kommen würden, ſondern ſelbſt die liberale Parthei, welche bei ihrem Erſcheinen in den Kammern, in Volksverſammlungen und Zeitſchriften im Vortheil war, konnte ihre geſetzmäßigen Fortſchritte durch die Verwahrung geltend machen, daß man zwar auf Freiheit drang, aber die Zügelloſigkeit eines Börne verabſcheute. Seine Briefe ließen ſich als eine Befürchtung und als eine Drohung citiren. Sie gaben ein Beiſpiel für das, was man gewärtigen konnte, und ein anderes für das, was man vermeiden wollte. Zwiſchen beiden Partheien ſtanden noch jene literariſchen Halblinge, deren Beruf es zu ſein ſcheint, allen originell ſich entwickelnden ſchriftſtelleriſchen Perſönlichkeiten das Leben zu verkümmern, Jedes zu bemäkeln und den Satz aufrecht zu erhalten, daß ſelbſt das Ausgezeichnetſte in der Welt nicht ohne Widerſpruch ſein dürfe. Ohne von der politiſchen Strömung erfaßt zu ſein, kamen meiſt aus Berlin, Leipzig und zum Theil aus Hamburg, überhaupt aus der Gegend hinter der Elbe dieſe retardirenden, gewöhnlich vom Ei beginnenden Einſprüche. Es iſt das eine alte Erfahrung bei uns. Es kann einer eine fertige, abgerundete Phyſiognomie in der Literatur längſt nach allen Seiten hin gezeigt haben, ſo kommt gewöhnlich von dorther noch immer Einer und fragt: Womit vertheidigſt du deine Exiſtenz? Wer biſt du und auf weſſen Namen biſt du getauft? Paſſeſt du in die Definition, die ich von dir, noch ehe du warſt, ſchon zu geben wußte? Und dieſe waren es auch, (z. B. in den Brockhaus'ſchen Blättern für literariſche Unterhaltung) deren Einſpruch Börnen am meiſten verletzte; denn eigentlich ſind dieſe Leute unwiderlegbar; die einzige Verſtändigung, die mit ihnen möglich iſt, bleibt die, bei ſeinem Weſen und in ſeinen Behauptungen zu verharren. Conſequenz iſt noch das Einzige, das auf die Phantaſie dieſer Doktrinäre Eindruck macht.

Unſtreitig hat der ſpäter ſo treuloſe W. Menzel das Verdienſt, die erſten Bände der Briefe aus Paris am richtigſten gewürdigt zu haben. Er ſah in dem, was ſich in ihnen wohl nachempfinden ließ, aber mißlich auszuſprechen und am wenigſten öffentlich zu billigen war, Börne's als Krankheit zurückgetretene Liebe zum Vaterlande. Die ſchönen patriotiſchen Huldigungen, welche unſern Schriftſtellern immer ſo bequem im Munde liegen, ſind ja meiſt immer nur die Eingebung einer Liebe, die ſich nicht auf Proben ſtellen läßt und, ſtellte man ſie, nicht beſtehen würde. Schmachtende Vaterlandsliebe kannte Börne nicht, ſondern nur jene, die auch grollen kann, die Liebe, welche erhebt und beſſert, nicht die, welche einſchläfert und in Küſſen begräbt. Wir haben noch viele ſolcher Schwärmer, die mitten in den zahlloſen Gebrechen unſrer geſellſchaftlichen Beziehungen, einer Nation, die ſich dieſe gefallen läßt, ſchmeicheln zu müſſen glauben. Börne würde gern geliebt haben, hätte er gedurft. Seine Liebe war nicht mondſcheinblaſſer Natur, ſondern vollblutig, leidenſchaftlich, eine Liebe, von der man ſagen durfte, ſie hat Temperament. Wenn er die Deutſchen ſchmähte, ſo iſt es möglich, daß er die Lage nicht berückſichtigte, welche uns hinderte, die Urſachen ſeines Tadels ſo ſchnell wegzuräumen; aber er ſchmäht nicht aus Haß, ſondern wo er zu haſſen ſcheint, ſieht man nur einen ſolchen Haß, der, wenn er gedurft hätte, ſich bald würde in Liebe verwandelt haben. In keinem Lande wird mehr über die Vaterlandsliebe, von der Schule an bis ins Leben, deklamirt, als bei uns und doch trägt ſie uns weit weniger Früchte ein, als in Ländern, wo ſie ein unmittelbar im Nationalegoismus vorausgeſetztes, mit der Muttermilch eingeſognes Gefühl iſt und weit weniger beſprochen wird. Börne durfte nur wieder in Paris ſein, um ſogleich ſein deutſches Heimweh zu bekommen. Er pflegte im Umgang nie anders, als mit der größten Verehrung vom Vaterlande zu ſprechen. Er haßte Goethe, aber die Franzoſen ſollten ja nichts davon erfahren, daß wir Deutſche unſre großen Genien haſſen müßten. Hatte er etwas Tiefes in einem deutſchen Schriftſteller geleſen, ſo ſagte er oft: „Die Deutſchen ſind doch die erſte Nation.“ Er ſuchte ſeiner Freundin dieſen Ausſpruch oft ſogar zu *beweiſen*, er führte ihr die Grundelemente des deutſchen Weſens vor und ſchloß dann mit Schmerz, daß unſre politiſchen Verhältniſſe uns, die wir die Herren der Geſchichte ſein könnten, leider nur zu ihren Sklaven gemacht hätten.

Einige der Gegner, auf welche Börne ein Gewicht legen zu müſſen glaubte, hat er in der Fortſetzung ſeiner Briefe ſelbſt widerlegt. Da ſie meiſt böswillig waren, ſo durfte er die Waffe des Spottes nicht verſchmähen. Auch ſelbſt auf grobe Keile ſetzte er nicht gröbere, ſondern ſeine Polemik, wie gegen W. Alexis, L. Robert, E. Meyer in Hamburg, iſt immer fein, witzig, unterhaltend. Vielen ſeiner damaligen Gegner, die da glaubten, Vaterland und Vernunft gegen ihn vertreten zu müſſen, mag wohl jetzt ihr Zorn verraucht ſein. Um ſo widerwärtiger iſt es, wenn ein Literarhiſtoriker wie Gervinus, in ſeinen „Geſammelten hiſtoriſchen Schriften“ das ganze Wörterbuch leerer Beſchuldigungen, die jemals gegen Börne ausgeſprochen ſind, wieder aufſchlägt und mit ſelbſtzufriedenem, ſcheinbar wiſſenſchaftlichem Ernſte darin herumblättert. Es könnte auch dieſes Urtheil über Börne's Pariſer Briefe unerwähnt bleiben und zu den übrigen geworfen werden, wenn nicht Gervinus ſich die Miene gäbe, der Ausdruck wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit und einer von Profeſſorenvorurtheilen unabhängigen Unpartheilichkeit zu ſein. Darum hier über ihn einige Worte!

Ein von Hauſe aus mit Schematismen, mit Parallelen, Maximen, Aperçüs, verworrener Lektüre und andern vorgefaßten Bildungselementen ausgeſtatteter Kopf wie Gervinus iſt unfähig, die freie Selbſtſtändigkeit einer literariſchen Perſönlichkeit zu entwickeln. Von hundert aus der vergleichenden Geſchichtsmethode entnommenen halben Wahrheiten her, fallen ihm auf die

Perſonen und Leiſtungen, die er zu beurtheilen hat, Schlagſchatten, die ihn das Meiſte in einer falſchen Beleuchtung ſehen laſſen. Gervinus iſt kein Literarhiſtoriker, bei dem die Dichter und Denker ſelbſt reden. Er gruppirt ſie dahin, wo er einen Schloſſerſchen Erfahrungsſatz für ſie hat; er iſt ein wiſſenſchaftlicher Dilettant, über deſſen Kenntniſſe man eben ſo erſtaunt, wie über den falſchen Gebrauch, den ihn ſein übergroßes Selbſtvertrauen und eine gewiſſe laienhafte und exoteriſche Leidenſchaftlichkeit von ihnen machen läßt. Gervinus hat den Heißhunger, alles Originelle um ſich herum abzugraſen, weil ihm das Bedeutende nur in der Form einer ſehr endlichen und vorgefaßten Nothwendigkeit geſtattet ſcheint. Er erſchrickt vor keiner neuen Erſcheinung. Jede muß etwas beweiſen, das er auf anderem Wege ſchon früher gefunden hatte. Wo bleiben da die Genien? Wo bleiben da ſelbſt die Individuen?

Wenn man ſagt, daß Börne's Pariſer Briefe ein oberflächliches Gemengſel von Tollheiten und Verbrechen ſind, (Gervinus ſagt dies) ſo iſt ein ſolches Urtheil eben ſo lieblos, wie unwiſſenſchaftlich. Das letztere, weil es dieſe Briefe ganz aus dem Zuſammenhange mit der Zeit, das erſtere, weil es ſie ganz aus dem

Zuſammenhange mit Börne als Menſchen lostrennt. Wer die Aufregung der Zeit kannte, wird den Ton dieſer Briefe zu würdigen wiſſen; wem auch dann noch Räthſel übrig bleiben, der gehe an die Quelle ſelbſt, an das Gemüth des Autors, und überzeuge ſich, ob es geſund oder krank, und warum es krank iſt. In Büchern nichts als den Inhalt ſehen; das ſoll allerdings die Aufgabe der Kritik ſein. Aber die Literarhiſtorie würde wenig Achtbares zu verzeichnen haben, wenn es nicht auch Bücher gäbe, die ſich nur um ihres Autors willen erhielten. Gervinus iſt ſchon deßhalb ein Feind dieſer Briefe, weil ſie keine Abhandlungen enthalten.

Gervinus benimmt ſich gegen die Perſönlichkeiten der Literargeſchichte faſt immer wie ein Inquirent, der einen Inculpaten zu Protocoll zu nehmen hat. Aber nicht einmal einen denkenden Juriſten würde er vorſtellen. Ein Richter, der den Thatbeſtand eines Verbrechens aufnimmt, der ſich das geiſtige Signalement des Thäters entwirft, wird vor der kleinſten Anomalie ſeines Urtheils ſtutzen und den kleinſten ihm auffallenden Zug feſthalten, um vielleicht von dieſem aus über die Natur des Angeklagten völlig ins Reine zu kommen. Gervinus räumt Börnen ſeine Uneigennützigkeit ein.

Himmel, iſt das eine ſolche Kleinigkeit, in einer Zeit, wo alles käuflich iſt, Seele und Leib, Feder und Gedanke? Hier ſollteſt du nicht ſtehn bleiben, ſollteſt nicht weiter forſchen und deinen Charakter nicht von innen heraus zu erfaſſen ſuchen? Gervinus wirft dieſes Zugeſtändniß ſo hin und vergißt, daß es die meiſten ſeiner pedantiſchen Anſichten über Börne ſchon an und für ſich verdächtig macht. Das Verdächtigſte aber iſt, das Gervinus hiedurch beweiſt, wie wenig er Sinn für Individualität, für Charakter hat. Dieſer Literarhiſtoriker ſcheint in der That völlig unfähig, ſelbſtſtändige Erſcheinungen unter der Beleuchtung ihrer ſelbſt aufzufaſſen. Von Börne ſpringt er z. B. gleich auf Byron. Sie haben gewiß manches gemein, und doch wie iſt jeder ſo ganz ein Anderer! Das kümmert dieſen Kritiker nicht. Er macht den Einen für den Andern verantwortlich, macht ſie beide zu zwei Stationen derſelben Richtung, nimmt, um eine Thatſache zu beweiſen, die Arme von Byron, die Füße von Börne, den Kopf von Victor Hugo, den Rumpf von Chateaubriand, gleichſam als hätte hier eine Verabredung ſtattgefunden. Freilich, wenn man aus einem Menſchen immer gleich ganze Richtungen herleiten, aus einem Uebelthäter gleich ganze Verbrechercolonien machen will, ſo läuft das Alles freilich ſehr angenehm in die Breite und ins Deklamatoriſche, worin Gervinus und ſein ſonſt trefflicher Meiſter Schloſſer ihre Hauptſtärke haben.

Alle die lächerlichen Theorieen, die Gervinus aus Börne's Briefen herleiten will, zu widerlegen, würde vergebliche Mühe ſein. Was er über die von Börne bezweckte Geſetzloſigkeit ſagt, beweiſt, daß er nicht die Anfangsgründe der politiſchen Theorie kennt, die in Börne's Schriften zerſtreut liegt. Man kann dieſe Irrthümer und falſchen Beſchuldigungen des Profeſſors nur dadurch widerlegen, daß man von ihm ſelbſt die Thatſache feſtſtellt, wie wenig er fähig und geneigt iſt, Börnen zu begreifen. Gervinus iſt ein Philiſter. Früher Commis, iſt er ungemein ſtolz auf die Kenntniſſe, die er ſich erworben, die tauſend Bücher, die er geleſen hat. Er hat eine angeborne Feindſchaft gegen alles das, was ſich durch ſich ſelbſt auszeichnet und in der Welt nicht übermäßig fleißig zu ſein braucht, um dennoch eine Geltung anzuſprechen. Er ärgert ſich über geniale Ausdrücke. Er hat ordentlich einen Fanatismus der Solidität, einen Heroismus für das Bürgerliche, als wollte er ſagen: das grade iſt das Geniale, häuslich zu ſein; das iſt das Excentriſche, ſich ſeiner Nachtmütze nicht zu ſchämen und ſelbſt auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, um neun Uhr zu Bette zu gehen! Daher der Haß gegen alles Phantaſtiſche und Ureigne, daher die Neigung, für Außerordentliches gewöhnliche Urſachen aufzufinden. Behauptet er doch in dem Artikel über Börne: Die Neuerungsſucht bei der Jugend käme doch im Grunde nur daher, daß die jungen Leute nur Furcht vor dem Examen hätten! Füg' ich nun zu einer ſolchen Trivialität noch hinzu, daß Gervinus ſagt, Börne könne nicht ſchreiben, weil „in den ſechs Bänden Pariſer Briefe auch nicht ein einziger Periode zu finden“ wäre, hinzu, daß die Wendung: „Börne könne nie ſein Frankfurt vergeſſen,“ den Darmſtädter verräth, der von Hauſe aus mit neidiſchem Aerger an eine Stadt denkt, wo die Darmſtädter, weil ſie den Buchſtaben R. nicht ausſprechen können, nur Gegenſtand des Spottes ſind: ſo haben wir das Bild dieſes Kritikers vollſtändig und wiſſen, warum er unfähig iſt, Börnen zu würdigen. Dieſer Eine ſei nur ein Beiſpiel der Uebrigen.

Schmerzlicher mußte es für Börne ſein, daß auch Freunde, die ihn kannten, an ihm irr wurden. Den Abſagebrief eines Carové ertrug er mit lachendem Muthe. Empfindlicher war ihm das Urtheil der näher Befreundeten. Börne iſt toll geworden! das ließ ſich noch hören; aber wenn ihn andere entſchuldigen wollten, mit Gründen, die er, als künſtlich erſonnen, gleich erkannte, das that ihm weh. Die Einen kamen zu ihm: Daß die Leute nicht den Humoriſten in Ihnen ſehen! Sie haben uns zum Lachen bringen wollen, was iſt da weiter? Die Andern ſagten: Börne iſt von Natur ſchwach; aber er fürchtet, es zu ſcheinen. Um dieſen Schein zu vermeiden, übertreibt er; gleichſam wie Marat ſeine eigene Furcht dadurch vertrieb, daß er Andern welche einjagte. Am meiſten verlegen waren wohl die, welche gern dieſelben Zwecke mit Börne verfolgten, das Mittel einer Verſpottung der Deutſchen aber zu unvorſichtig gewählt fanden. Die Deutſchen ſind gewohnt, ſich ſelbſt ſtark zu rühmen und viel an ihre Vergangenheit erinnert zu werden. Das zu thun hatte Börne unterlaſſen. Er hatte im Gegentheil ſich eine größere Wirkſamkeit auf den Ehrgeiz der Deutſchen verſprochen, wenn er ihnen recht ſtark die Wahrheit ſagte. Läſtig waren Börnen die Einwendungen ſeiner doktrinären Freunde. Dieſe räumten den Franzoſen nur die Initiative der Freiheit ein, den Deutſchen aber ſprachen ſie eine organiſche Begründung derſelben zu. Bei uns müſſe alles nach dem Maaß gegebener Zuſtände, auf dem Wege wiſſenſchaftlicher Erörterung und allmäliger hiſtoriſcher Heranbildung gezeitigt, nicht aber übereilt und am wenigſten durch unzeitige Einſchüchterung der Fürſten verdorben werden. Börne hatte mit jeder dieſer Einwendungen ſeine Noth. Eine ſolche Verwirrung der Urtheile hätte er ſeinen Briefen nicht zugetraut. Der Erfolg derſelben übertraf auch in dieſer Hinſicht ſeine Erwartung.

Da das kurze politiſche Leben, zu dem ſich Süddeutſchland aufgeſchwungen hatte, bald von Einkerkerungen und Prozeſſen abgelöſt zu werden anfieng, ſo dachten auch die Lenker der Stadt Frankfurt daran, Börne für den Hohn, den er den deutſchen Verhältniſſen ſprach, zu ſtrafen. An Leib und Leben vorläufig unerreichbar, ſollte er an Haab und Gut die Folgen ſeiner Unbeſonnenheit fühlen. Man machte Miene, ihm ſeine alte großherzogl. Penſion zu entziehen. Sie dürfe nur in Frankfurt verzehrt werden, behauptete man, ohne ſchwerlich darauf zu rechnen, daß Börne Thor genug wäre, wirklich zu kommen. Börne bevollmächtigte ſeinen Freund Reinganum, einen rechtsgewandten Anwald, auf dem Römer ſeine Sache zu führen. Es gelang auch dieſem ſehr bald, die Nichtigkeit der geſtellten Bedingung zu erweiſen und Börnen eine Hülfsquelle zu ſichern, deren Urſprung ſich in

Zeiten und Verpflichtungen verlor, über welche ſich die Frankfurter Behörden nicht hinwegſetzen durften. Man beharrte auch nicht länger auf jener Bedingung, weil die Sache dann leicht hätte an die Bürgerſchaft kommen und Gelegenheit zu anzüglichen Erörterungen geben können. Reinganum fand in den Aktenſtücken, die Börne einſandte, die Abweichung, daß ſtatt des Ausdrucks les serviteurs du Grand Duché de Francfort, wie in der Wiener Akte die Beamten des ehemaligen Fürſten Primas genannt waren, Börne oder ſein Pariſer Notar geſetzt hatten: les fonctionnaires. Börne hatte bei der Abſchrift ſich wohl geſchämt, einen Franzoſen wiſſen zu laſſen, daß man in Deutſchland die Beamten des Staats serviteurs nenne!

Börne begriff nicht, wie ihm ſeine Freunde ſo dringend abrathen konnten, wieder nach Deutſchland zurückzukehren. Man warnte ihn von allen Seiten. Er zweifelte nicht, daß man ihn für ſeine Pariſer Briefe gefänglich einziehen könne, aber er rechnete auf eine Theilnahme, die der Sache, welche jene Briefe vertheidigten, nur nützen könne. Er rechnete, wenn er in's Badiſche oder Rheinbaierſche reiſte, auf öffentliche Verhandlung ſeines Prozeſſes und verſprach ſich von den Debatten, wie von dem ihm günſtigen Urtheil der Geſchwornen (in Rheinbayern) einen in vieler Hinſicht wichtigen Erfolg. Zu Pfingſten 1832 war er auf dem groſſen Hambacher Feſte. Die Frankfurter, welche dem Dr. Wirth einen Ehrenſäbel *) brachten, mußten ihm vom Römer erzählen, von den Verſammlungen im „König von Preußen," von Adreſſen, Polenbewillkommnungen, von liberalen Gattinnen illiberaler Senatoren, von hundert Familienzwiſten, wo der Sohn nicht mehr die Meinung des Vaters, der Schüler die des Lehrers theilte. Börne war von dem politiſchen Leben um ihn her ſo überraſcht, daß er eine Erhebung der Deutſchen in Maſſe damals wirklich für nahe bevorſtehend hielt. Den augenſcheinlich hinfälligen Körper hielt die Hoffnung, dies zu erleben, die Enttäuſchung über ſo vieles, was ihm früher an den Deutſchen unglaublich geſchienen hatte, wunderbar aufrecht. Börne miſchte ſich in die dichteſten Haufen, ſchloß ſich Prozeſſionen an, hörte die Reden in dem

---

*) Als König Ludwig von Bayern ſpäter einmal Frankfurt beſuchte, zeigte er in einem Laden auf einen hölzernen Nürnberger Kinderſäbel und fragte: Iſt das ſo ein Säbel, wie Ihr dem Wirth einen nach Hambach geſchickt habt?

geſchloſſenen Cirkel des engeren Ausſchuſſes. Mitten unter dem Jubel über das wiedererſtandene Vaterland, mitten unter den aufrichtigſten Huldigungen, die ihm die Patrioten darbrachten, wurde Börne plötzlich — ſeine Uhr geſtohlen. Wenn ihn hier etwas ärgerte, ſo war es, daß der ſich fühlende Volksgeiſt eben keinen ſchönen Anfang gemacht hatte. Der Thäter wurde aber bald entdeckt; es war Börne's Barbier, der beim Weggehen die Uhr heimlich zu ſich geſteckt hatte.

Da trotz der Junibeſchlüſſe des Bundestages die liberale Sache im Badiſchen noch immer im Vortheil war, ſo wagte es Börne, wie der Erfolg zeigte, ungehindert, das Großherzogthum zu durchreiſen. Er brachte wieder einige Zeit in Baden zu, wo gewöhnlich Dr. Kramer ſein Arzt war und reiſte dann nach Freiburg, wo ihm Profeſſoren und Studenten huldigten.

Im Allgemeinen hatte er wenig Freude an einem Liberalismus, deſſen Cultus in dieſer Gegend nicht ganz ohne Eitelkeit getrieben wurde und der, um ſich recht lange die Gelegenheit zu ſchönen Reden zu erhalten, einen Badiſchen Separatliberalismus ſtiftete, in deſſen Intereſſe man durch Schmeicheleien und Conzeſſionen mancher Art den bürgerfreundlichen Großherzog Leopold zu ziehen ſuchte. Börne fürchtete, daß von dieſer ſich mit dem Deckmantel der Loyalität ſchützenden liberalen Schönrednerei für das Ganze nicht viel Gutes kommen würde. Er zog ehrenvolle Niederlagen zweckloſen Vermittelungen vor. Es iſt doch noch beſſer, daß die Wahrheit unterliegt, als daß ſie entſtellt wird.

In Baden ſtarb damals L. Robert, den er bedauerte in ſeinen neuen Pariſer Briefen heftiger, als für einen Todten ziemlich, angegriffen zu haben. Aus Freiburg, wohin er im July reiſte, ſchrieb er damals an einen Freund: „Welchen moraliſchen Eindruck meine Pariſer Briefe in Deutſchland hervorgebracht, glauben Sie kaum. Ich habe es ſelbſt nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken laſſen: ich dürfte mich in Deutſchland nicht mehr ſehen laſſen, ich würde aus jeder honetten Geſellſchaft geworfen werden. Das ſind Propheten! Seit ich in Deutſchland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung, nicht bloß von Einzelnen, ſondern von ganzen Maſſen, ſo daß ich, der immer Stille und Zurückgezogenheit geliebt hat, mir oft vor Angſt nicht zu helfen weiß. Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für all die Menſchen, die mich beſuchen. Ich war auf dem Hambacher Feſt. Das ganze Land hat mich faſt beſucht, ſo daß ich krank von der Laſt geworden bin. Wenn ich in Neuſtadt über die Straße gieng, erſchallte es aus den Wirthshäuſern, aus den vorüberfahrenden Kutſchen: Es lebe Börne, der Verfaſſer der Briefe aus Paris. Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze ſtehen, Wirth u. ſ. w. erklärten, mir hätte man die vaterländiſche Bewegung in Deutſchland zu verdanken, die andern wären erſt nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich Viele an ihre Bruſt gedrückt und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es eben ſo. Die Studenten ſind Abends, als ich ſchon im Bette lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: Es lebe der Vertheidiger der deutſchen Freiheit! Selbſt die hieſigen Bürger, die einige Tage ſpäter einem liberalen badiſchen Deputirten, der in meinem Wirthshauſe wohnt, ein Ständchen gebracht, haben mich auch hinein gemiſcht und gerufen: es lebe der deutſche Patriot Börne! Was werden meine Rezenſenten dazu ſagen, die mich für einen ſchlechten Deutſchen erklärt? Die öffentliche Meinung läßt ſich nicht irre führen. Aber ſo verblendet ſind die Ariſtokraten, ſolches närriſche Vertrauen ſetzen ſie in ihre alten Polizey-Pfiffe, daß ſie nach dem Hambacher Feſte in einigen Zeitungen haben drucken laſſen: Die Heidelberger Studenten hätten mir in Neuſtadt ein Charivari gebracht! Und Tauſende waren dort, die das Gegentheil wiſſen. Bei den hieſigen Profeſſoren hab' ich die ſchmeichelhafteſte Aufnahme gefunden. So auch bei den vielen Freunden aus allen Gegenden, die ſich in Baden zuſammengefunden, wo ich mich ſeit der Mitte April aufgehalten. — Meine Rezenſenten, ſo viele mir von ihren Kritiken in Paris bekannt geworden, habe ich in meinen neuen Briefen nach Verdienſt heruntergemacht. Meyer und Wurm kommen noch am beſten weg. Aber Hering und Andre werden an mich denken. Aus Hering und einigen ſeiner Geiſtesverwandten habe ich einen eignen Artikel unter dem Titel: Herings-Salat geſchrieben, der als Beilage hinter einem Briefe ſteht. Einer meiner (anonymen) Rezenſenten, (Ludwig Robert) dem ich auch den Kopf gewaſchen, hat mir vor einigen Tagen den boshaften Streich geſpielt und iſt geſtorben, welches mich ſehr genirt, da ich manches über ihn geſagt, was man gegen Einen, der ſich nicht wehren kann, ſchicklicherweiſe nicht ſagen ſoll. Da muß ich denn manches weglaſſen. Auch bete ich jetzt täglich zum lieben Gott, er möge meine Rezenſenten bei Leben erhalten. Wenn mir der Hering auch ſtürbe, ehe meine Briefe gedruckt ſind, ich würde mich aus Verzweiflung ins Waſſer ſtürzen.“ Darauf reiſte Börne in die Schweiz und verweilte mehre Wochen bei Zürich auf dem Gute des Grafen Bentzel-Sternau, Mariahalden. Er weiß in ſeinen Briefen nicht Rühmens genug über die Aufnahme und Behaglichkeit, die er dort gefunden.

Es verdient hier wohl bemerkt zu werden, daß die erſten Bände der Pariſer Briefe rein aus einer Art Verlegenheit entſtanden ſind. Börne war nämlich den Abnehmern ſeiner geſammelten Schriften noch einige Bogen ſchuldig, die der Verleger gern zu einem Bande ausgedehnt geſehen hätte. Börne wußte nicht, wie er die dringenden Mahnungen anders befriedigen ſollte, als daß er ſich entſchloß, das Anziehendſte aus ſeiner Correſpondenz mit Madame W. ausziehen zu laſſen und dies dem Tagebuch aus Soden als Ergänzung zu einem Bändchen beizufügen. Als er die Hälfte der Briefe ſchon in aller Vertraulichkeit geſchrieben hatte, fiel ihm dies erſt ein, ſo daß man erſt von den Briefen des ſpätern Datums annehmen darf, ſie waren zum Druck beſtimmt. Börne beauftragte nun ſeine Freundin von Paris aus, in Frankfurt eine Abſchrift des Intereſſanteſten aus ſeinen Briefen fertigen zu laſſen. Dieſe aber, alles hoch und theuer achtend, was aus Börne's Feder kam, ſtellte ein ſo großes Convolut von Auszügen her, daß Börne ſelbſt über die Reichhaltigkeit ſeiner Mittheilungen erſtaunte und mit ſeinem Verleger über die beſte Art der öffentlichen Benutzung zu unterhandeln anfieng. So ergab ſich zuletzt die geſonderte Erſcheinung derſelben.

Als Börne wieder in Paris war, erſchien die zweite Sammlung ſeiner Pariſer Briefe. Obgleich größtentheils der Bekämpfung ſeiner Gegner gewidmet und wiederum nur ſprungweiſe den Tagesgerüchten folgend, enthalten ſie doch Parthieen von dauernderer Bedeutung. Die Urtheile über literariſche Erſcheinungen der Pariſer Winterſaiſon von $18^{31}/_{32}$ erinnern an die feinſten und gediegenſten Urtheile der frühern Epoche Börne's. Einige dramaturgiſche Zergliederungen ſind Meiſterſtücke, wenn auch das z. B. Victor Hugo geſpendete Lob zum Theil von der Vorliebe für alles Neue und Kämpfende, der ſich edle Gemüther nie entziehen können, eingegeben iſt. Ueberraſchend waren die Bemerkungen über einige neue Schriften von Heine, dem Verfaſſer der Reiſebilder. Er nannte ihn einen Knaben, der auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen haſche. Er warf ihm Wankelmüthigkeit und Egoismus vor. Er mahnte ihn, von ſeinem dichteriſchen Talente einen edleren und ſeiner eignen Vergangenheit würdigeren Gebrauch zu machen. Die ſelbſtgefällige Art, mit der Heine in den franzöſiſchen Zuſtänden die wichtigſten Ereigniſſe nur zur Folie ſeiner ſcherzhaften Einfälle machte, hatte ihn empört. Dem Style opfere er die Ueberzeugung. Als das Verhältniß ſchon zum völligen Bruche gekommen war, äußerte Börne einmal: „Es iſt Heinen ganz einerlei, ob er ſchreibt: Die Republik iſt die beſte Staatsform oder die Monarchie. Er wird immer nur das wählen, was in dem Satz, den er eben ſchreiben will, grade einen beſſern Tonfall macht.“

Börne war Heinen, ſeitdem er deſſen literäriſche und perſönliche Bekanntſchaft machte, immer freundlichſt zugethan. Er ſprach ſogar mit Liebe von ihm. Ein Beſuch Heine's in Frankfurt konnte ihn in große Aufregung bringen. Als er ihn in Paris wiederſah, war er für Einflüſterungen und Zuträgereien über den Charakter Heine's unempfänglich. Die Vergleichungen, die man zwiſchen ihnen beiden zog, ſtörten ihn nicht; er ließ, ſo lange nicht böſliche Abſicht oder gefährliche Entſtellung wichtiger Partheifragen verlautete, dieſem das vollſte Recht ſeiner Selbſtſtändigkeit. Heine, jünger, weniger Meiſter ſeiner Leidenſchaften, viel auf äußern Erfolg im Publikum gebend, mochte vielleicht nicht ganz unbefangen bleiben über das Aufſehen, das die Pariſer Briefe machten. Nun kam über die in Paris wohnenden Deutſchen außerdem noch das Aſſociationsfieber. Die zahlreichen deutſchen Handwerker, Commis, Gelehrte, die in Paris wohnten, wollten durch Adreſſen und öffentliche Erklärungen die überrheiniſche Sache unterſtützen; man ſchrieb Verſammlungen aus und bezeichnete die, welche von ihnen fortblieben, mit Namen, die vom Verdacht in Zeiten politiſcher Aufregung bald erfunden ſind. Heine, der nur Begriffe von kleinen literariſchen Bundsgenoſſenſchaften hat, erſchrak vor dieſen maſſenhaften Verbrüderungen und fühlte ſich von allen den demokratiſchen Zumuthungen, die grade an ihn als einen Freiheits-Dichter ergingen, höchſt beläſtigt. Aus frühern Lebensverhältniſſen her, als gelernter Kaufmann, war er gewohnt, ſich bei Namensunterſchriften ſehr ſchwierig finden zu laſſen; da ſollte nun alle Tage vermittelſt einer Adreſſe ein Fürſt vom Thron geſtoßen werden, oder durch Subſcriptionsliſten für hunderttauſend kleine politiſche Zwecke gewirkt werden, und immerzu die

Feder in der Hand und ſeinen Namen da hinzuſchreiben, — daß war ihm wirklich ſehr unangenehm. Gern hätte er die von den Fäuſten der Handwerker ganz ſchmutzigen Subſcriptionsbögen unter ſeinen glacirten Händen durchſchlüpfen laſſen, aber einige Terroriſten paßten auf und drohten nicht undeutlich mit der Guillotine, die vielleicht über Nacht die Ordnung des Tages werden konnte. Beſonders ärgerte es Heinen, daß Börne, der kränkliche Menſch, ſo einen fanatiſchen Königsfreſſer ſpielte und das ganze Ding mit der Revolution, das ſich nur gedruckt, in Vorreden, datirt „Paris am Tage der Baſtille“ hübſch machte, ſo ernſt nahm und jede Tollheit, die Einer auf's Tapet brachte, mitunterſchrieb. Börne und Heine aßen zuſammen an einem Orte, wo viele deutſche Handwerker verkehrten. Zwiſchen der Suppe und dem Rindfleiſch kam regelmäßig eine ſchmutzige Subſcriptionsliſte den Tiſch herunter. Heine war in Verzweiflung. Er wartete die Gelegenheit ab, wo er losbrechen konnte und ergriff dieſe endlich, als die Liſten ſich unter anderm einmal auch gegen den Papſt und deſſen politiſches Verfahren in der Romagna ausſprachen. Was ſie der Papſt angienge erklärte er unwillig und unterſchrieb ſich nicht mehr. Man kann nicht läugnen, daß Heine's Benehmen hier von vielem Verſtande zeugte. Nur hätte er ſich dann von dem Umgang mit ſo erhitzten Gemüthern ganz zurückziehen und nicht nach dem Ruhm einer Popularität bei den Handwerkern ſtreben ſollen. — Da erſchienen der dritte und vierte Band der Briefe aus Paris und in ihnen Börne's ſtrenges, aber durchaus nicht feindſeliges Urtheil über Heine's franzöſiſche Zuſtände. Die Folge war ein offenbarer Bruch, den natürlich die Zwiſchenträger nur noch erweiterten, und unheilbar machten. Heine ſollte Drohungen ausgeſtoßen haben; Börne, wie immer tapfer bis zum Drolligen, bemühte ſich, ſeine Furchtloſigkeit zu zeigen und ſogar recht zur Schau zu ſtellen. Heine, der Börnen zu vermeiden ſuchte, kam in die größte Verlegenheit, weil Börne grade alles aufbot, daß ſie ſich begegnen mußten. Börne, der nie begreifen konnte, wie in Heine's Salon die Schlußfigur des kleinen Simſon ſich auf ihn beziehen ließ, kundſchaftete die öffentlichen Orte aus, wo er Heinen treffen konnte. Wo Heine aß, wollte er auch eſſen. Seine Umgebungen hatten Mühe, ihn von dieſer förmlichen Hetzjagd, die er auf Heinen anſtellte, zurückzuhalten. Später begegneten ſie ſich noch oft in Soiréen, die die Mutter des Componiſten Hiller gab. So unbefangen ſich Börne zeigte, ſo nahm er es doch übel, wenn Mad. W., von Heinen angeredet, dieſem nicht den Rücken kehrte. Wie Sie mit meinem Feinde ſprechen können, begreif' ich nicht —" ſagte er unwillig zu ſeiner Freundin, die nicht wußte, wie ſich hier Börnen und zu gleicher Zeit dem Anſtande willfahren ließe. Eine weitere Schilderung dieſes ſehr beklagenswerthen Mißverhältniſſes zwiſchen Börne und Heine wünſchten wir durch eine von Heine verſprochene Darſtellung deſſelben nicht hervorgerufen zu ſehen. Sie kann für das Publikum nur von geringem Intereſſe ſein.*)

Auf die letzte Sammlung Pariſer Briefe (deren buchhändleriſcher Vertrieb mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden war) wandte Börne nicht grade eine größre Sorgfalt als auf die frühern; aber ſchon die beruhigtere Stimmung, in der ſie geſchrieben wurden, brachte es mit ſich, daß ſie gerundeter und reifer ausfielen, als die früheren. Da der revolutionären Vorſprünge, welche der Liberalismus hie und da gehabt hatte, immer weniger wurden, ſo fehlte es für Börne's „Feuerwerkerey" an Zündſtoffen. Die Anknüpfung wurde ſchwieriger, weil in den Deutſchen das Geſetz der Trägheit (vis inertiae) wieder präponderirte. Börne hatte ſich ſehr geirrt, wenn er glaubte, das jährliche Erſcheinen ſeiner Briefe würde immer die gleiche Wirkung haben: geirrt, wenn er dem Buchhändler Brünet, jenem räthſelhaften Unbekannten, der ſeine ſpätern Briefe verlegte, ſagen ließ, er möchte das Erſcheinen der Briefe immerhin verzögern, es wäre beſſer, die Deutſchen würden erſt recht ſchlaff, damit ſie dann durch ihn wieder lebendig würden. Iſt der Rauſch vorüber, dann ſind die Deutſchen auch nüchterner, als irgend eine Nation. Börne's letzte Briefſammlung iſt unſtreitig ſtyliſtiſch genommen, die vollkommenſte; ſie kam aber wenig unters Volk und wurde dafür mehr von denen gewürdigt, die in Börnen den Schriftſteller lieber hatten, als den Charakter.

---

*) Siehe die Vorrede.

Obgleich faſt immer leidend, vermochte ſich doch Börne von dem Gedanken einer durchgreifenden Wirkſamkeit nicht zu trennen. Er dachte daran, ſeine Wage wieder erſcheinen zu laſſen; aber die Menge der Stoffe, die darin gewogen werden ſollte, beunruhigte ihn; das Material wuchs ihm über den Kopf. Dann wollte er die Politik einmal ganz von ſich abwerfen und ſchrieb am Schluß des Jahres 1832 an einen Freund: „Hören Sie, ich will Reiſebilder à la

Heine ſchreiben und da hab' ich einen fürchterlichen Eyd geſchworen, es ſoll kein Wort Politik hinein. Ich führe jetzt funfzehn Jahre Krieg, ich will mich einmal ausruhen und wie ein Schäfer ſchreiben. Es müßte denn Krieg oder eine Revolution ausbrechen; dann iſt es freilich ein Anderes.“ Das allmälige Abſterben aller Hoffnungen, die man noch kurz vorher auf die Mündigkeitserklärung der Völker ſetzen konnte, machte ihn ſehr unglücklich. Mit der verſchwindenden Elaſtizität ſeiner geiſtigen Aufregung brach auch die Körperkraft immer mehr zuſammen und es war die höchſte Zeit, daß ſeine Freundin, die ſich inzwiſchen verheirathet hatte, nach Paris zog und in ihrer unmittelbaren Nähe ihm die Beruhigung und ſorgſame Pflege ſchenkte, deren er von jetzt an nur allzubedürftig werden ſollte.

Dieſe behagliche Einfriedigung und Waffenruhe führt uns in das Innere Börne's zurück. Wir haben den raſtloſen Schriftſteller verfolgt, bewunderten den Muth des hoffnungstrunkenen Vaterlandsfreundes, erfreuten uns an dem rüſtigen Eifer, auf den Freund und Feind in den Jahren des Sturmes bei Börne rechnen konnte, und kehren nun in die traute Klauſe ein, die uns wieder den Menſchen Börne näher beobachten läßt. Möge hier eine Entwickelung der gemüthlichen Stimmung, die Börne während ſeines ganzen Lebens beherrſcht hat, um ſo mehr eingeſchaltet werden, als ſie uns zu einer tieferen Kenntniß der Seelenzuſtände führen wird, die Börnen, im Schmerz über ſo viel Enttäuſchungen, im Vorgefühl des nahen Todes von jetzt ab ſichtbarer zu beherrſchen anfiengen, als früher. Es brach die letzten Jahre vor ſeinem Tode ein tieferes gemüthliches Bewußtſein in ihm hervor, das wir ohne Schilderung der ganzen Innerlichkeit des Vollendeten, nicht würden vollkommen erklärlich machen können.

Sanftmuth und Adel waren die Grundzüge des Börne'ſchen Gemüthes. Der Charakter offenbart ſich bekanntlich in Kriſen, und eine ſolche kann man wohl den Augenblick nennen, wo Börne, ſelbſt betroffen über die Wirkung ſeiner Pariſer Briefe, von allen Seiten die bitterſten Verletzungen ſeines Herzens und Ehrgefühls zu erfahren hatte. Es ſind nicht die ſchlechteſten Geiſter geweſen, die in einem ſolchen Augenblick die geheimen und verſteckten Dämonen ihres Gemüths entfeſſelten, ſich mit kalter Liebloſigkeit am Feinde rächten und um nur aufrecht zu ſtehen, ſich an Mittel hielten, die ihrem Charakter keine Ehre machten. Börne war ein ſo harmloſes Gemüth, daß ihm, um ſein verletztes Innere zu heben und ſich ſelbſt nicht zu verlieren, ſolche Aeußerungen nie beikamen. Er griff ſeine Gegner mit Spott an und wählte keine andre Waffe, als die, ſie lächerlich zu machen. Er that dies aber weder auf Unkoſten der perſönlichen Stellung ſeiner Gegner, noch auf Unkoſten der Wahrheit. Jeder Andre würde in der Stimmung, die in Börne die Aufnahme ſeiner Pariſer Briefe bei den Kritikern hervorrufen mußte, in ſich vor Zorn verkohlt ſein, würde ſich in den ausſchweifendſten Wiedervergeltungen überboten und erſchöpft haben; Börne ertrug die Unbill ſicher nicht ohne tiefſte Verſtimmung des Gemüths, aber ſein edler Zorn löſte ſich bald in eine Wehmuth auf, die über das irdiſche Treiben lächelte und ihn nicht an erſticktem Grimme, ſondern am gebrochnen Herzen ſterben ließ.

Alle Berichte ſtimmen darin überein, daß Börne's Gemüth ſeinen Verſtand beherrſchte, ſo freilich, wie eine zarte ſchwache Gattin ſelbſt einen Helden feſſeln kann durch ihre Sanftmuth und Beſonnenheit. Gemüth und Verſtand führten bei ihm eine glückliche, ſorgloſe Ehe. Theilnehmend erwies ſich Börne dem Freunde, rathgebend dem, der ſeinen Rath begehrte, gefällig und hülfreich kam er jedem entgegen, der ſeiner oder überhaupt fremder Hülfe zu bedürfen ſchien. Selbſt der finſtre meiſt zornige und unnahbare Wolfgang Menzel geſtand mir einſt: „Sie können nicht glauben, was Börne, als ich ihn zum erſten Male ſah, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Ein kleiner ſchmächtiger Mann, ſanft und harmlos, leidend der Farbe des Geſichts nach, aber Augen, ſo ſeelenvoll, wie ich noch nie welche geſehen habe.“ Wie müſſen W. Menzeln, als er ſich ſpäter in den Franzoſen freſſenden Grimm forcirte, in ſeiner Erinnerung dieſe klaren Augen gequält haben!

Börne's Schriften beſtätigen, was die, die ihn kannten, von ihm als Menſchen erzählen. Er hatte die Waffen, um verheerend zu wirken, er hatte Witz und Satyre genug, um unter Vorausſetzung der deutſchen Verhältniſſe, mit Voltaire zu wetteifern, aber ſein Gemüth zog ihn zu Rouſſeau hin, dem er auch in dem edlen Gebrauch des Spottes, als der letzten Waffe der Indignation über böſen Willen und böſe That, ähnlich iſt. Jede Zeile ſeiner Schriften verräth den Menſchenfreund, der, entfernt von Eitelkeit oder ſelbſtſüchtigen Zwecken ſein großes Talent nur unter der Form des Berufes kannte. Er wollte die

Menſchen aufklären und glücklich machen. Daher auch dieſe moraliſche Kraft ſeines Wortes, die überzeugende Klarheit ſeiner Auseinanderſetzungen, dieſe Treue und Glaubhaftigkeit ſeiner Verſicherungen. Diejenigen Schriftſteller, die er die Uebermacht ſeines Geiſtes, ſeines Witzes fühlen ließ, z. B. Ludwig Robert, W. Alexis, wurden nur bemitleidet; die aber, welche er mit der Wucht ſeiner moraliſchen Kraft, mit ſeinem Gewiſſen und ſeiner Ehre erdrückte, werden ſich nie wieder erheben können.

Daß Börne zur Hypochondrie geneigt war, werden die unter ſeinen Gegnern, die ihn vielleicht entſchuldigen möchten, am erſten zugeben. Sie werden ſeine Schriften aus den krankhaften Störungen des Unterleibes zu erklären ſuchen und alles das, was ſie an dem trefflichen Mann für excentriſch halten, mit ſeinen Ganglien in Verbindung bringen. Dieſe Betrachtungsweiſe über Börne iſt durchaus verwerflich. Börne würde auch bei weniger körperlichen Leiden, bei beſſerm Appetite, beſſerer Verdauung nie geträumt haben, daß man das Leben nehmen müſſe, wie es iſt, und Gott, wie ſie ſagen, einen guten Mann ſein laſſen! Börne würde, körperlich ganz frei und in ſeiner Thätigkeit durch Leiden nicht behindert, im Gegentheil nur um ſo rüſtiger geweſen ſein, für ſeine Ueberzeugungen zu kämpfen. Er würde uns mehr Werke, als wir jetzt von ihm beſitzen, hinterlaſſen haben und vielleicht ſich darin nur von dem Börne, der dageweſen iſt, unterſchieden, daß er die nächſte Zukunft weniger trüb geſehen und über ſeinen Unmuth ſich leichter getröſtet hätte.

Es bieten ſich für den tiefern Forſcher in Börne's Schriften mancherlei kleine Züge dar, die, mögen ſie nun von einem Hypochonder kommen oder nicht, jedenfalls dazu beitragen, uns das Bild des Vollendeten recht in die Nähe zu rücken. Es giebt in Börne's Schriften gewiſſe Wendungen, die öfters wiederkehren und für die Richtung ſeines Gemüthes ſehr bezeichnend ſind. Mögen hier einige dieſer eigenthümlichen Lichter auf Börne's Antlitz und unſer Gemälde ſeines Lebens rückſtrahlen!

Börne war unverheirathet. Wär' er es geweſen, ſo würde ihn wohl die Liebe zu ſeiner Frau auch beſtimmt haben, an ſie zu glauben, und er vielleicht der Eiferſucht nicht fähig geweſen ſein. Seine Schriften indeſſen verrathen, daß er ſich die Qual eines Eiferſüchtigen mit ſo glühenden Farben, wie nur ein Hypochonder, malen konnte. Die Eiferſucht kehrt in verſchiednen Beziehungen oft in ſeinen Kritiken und kleinern Aufſätzen wieder und es iſt leicht möglich, daß Börne annahm, wahre Liebe könne ſchwerlich ohne Eiferſucht gedacht werden. Einigemale ſpricht er von der Eiferſucht als dramatiſchem Motive. Er ſagt: „Die Eiferſucht in ein Luſtſpiel? Die ſchrecklichſte aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grauſen erfüllt, uns erſchüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenſchaft herbeiführt? Nein, es iſt dieſe Leidenſchaft ſelbſt, die Shakesſpeare ſo naturtreu dargeſtellt, ſo durchſichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinthes erkennen, in das die Liebe hineinfährt, nur ohne rettenden Faden. Woher geſchiehts, daß dieſer höchſt tragiſche Stoff gewöhnlich zu Luſtſpielen vertändelt wird? Was iſt doch der Menſch für ein ſonderbares Geſchöpf! Aber gut, daß er ſo iſt, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine poſſierliche Grimaſſe, der furchtbarſten Leidenſchaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen verſteht. Dieſes iſt die Kühlung, womit das nahe Meer ein [illegible]ßes, dürres Land erfriſcht.“ Börne kommt in dieſer Weiſe noch öfters auf die Eiferſucht zurück.

Wenn es ein durchgehender ſchöner Zug im Gemüthe Börne's iſt, daß er ſich unter allen Umſtänden des unterdrückten Theiles annahm, so iſt dies keineswegs blos die Folge ſeiner politiſchen Gewöhnung, die ihn zur Zeit das Unterdrückte noch immer als das Beſſere zu betrachten lehrte, ſondern dieſe Theilnahme war eine urſprüngliche Stimmung ſeines Herzens. Daß ſie dies war, beweiſen manche Fälle, wo ſein Mitleid mit ſeiner politiſchen Ueberzeugung collidirte und er ſelbſt dem Feinde Achtung und menſchliche Schonung gewährt wiſſen wollte. Die Art und Weiſe z. B. wie Wilhelm Tell den Geßler mordet, fand Börne empörend. Schon von dem Sturm auf dem See ſagte er: „Iſt es nicht Verrath, iſt es nicht ein ſchlechter Streich, wenn Tell, als der Landvoigt ſich auf dem See ſeiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entſpringt, es in die Wellen zurückſtößt und wieder dem Sturme Preis giebt?“ Von dem Morde ſagte er: „Ich begreiſe nicht, wie man dieſe That je ſittlich, je ſchön finden konnte? Tell verſteckt ſich und töotet, ohne Gefahr, ſeinen Feind, [illegible] ſich ohne Gefahr glaubte.“ Es wäre nicht unmöglich, daß dieſe Art Kritik ſich in Börne wirklich auf eine hypochondriſche Quelle zurückführen ließe. Börne verſtand in gewiſſen Dingen keinen Scherz und war mißtrauiſch und argwöhniſch, wo ihm eine Abſicht nicht recht geheuer ſchien. Jemandem, der ſich ſetzen will, hinten den Stuhl fortziehen, iſt ein dummer Streich, aber Börne hätte ihn auch für einen böſen Streich genommen und wäre über eine ſolche Handlung nicht wieder zu beſänftigen geweſen. Es iſt im Hypochondriſchen immer das Gefühl einer gewiſſen Unbequemlichkeit und Beklommenheit im Zuſammenleben mit Andern; durch die an einander vorüberſtreifenden Intereſſen und rohen Sitten wird man nur zu leicht verletzt. Börne konnte gewiſſe Neckereien im Leben und auf der Bühne nicht ausſtehen; er würde z. B. bei der Beurtheilung des Gamin de Paris den Dichter über die Rolle, die er den Pere Bizot darin ſpielen läßt, ſehr getadelt haben. Er würde geſagt haben: darum, daß Bizot ein pedantiſcher alter Mann iſt, der es in ſeiner Art gut mit dem Gaſſenjungen im Sinne habe, darum ſoll ihn dieſer lächerlich machen, ihn mit Papierkugeln werfen und ähnliche Streiche mehr an ihm verüben? Am ſchönſten und rührendſten kömmt dieſe edle Richtung des Börneſchen Gemüths in ſeiner Beurtheilung des Immermann'ſchen Hofer zum Vorſchein. Sein Eifer für das Rechtliche und Gewiſſenhafte reißt ihn hier faſt über das Poetiſche hinaus; wenigſtens würde man aus romantiſchen Gründen hier leicht Dinge entſchuldigen dürfen, die Börne aus einem ganz bürgerlichſoliden Geſichtspunkte beurtheilt. Z. B. heißt es: „Als Lacoſte (ihr treuloſer Verführer) ſchläft, legt Elſi Feuer an und verbrennt das Haus und ihren alten Freund. Dann ſtürzt ſie ſich in einen Abgrund. . . . Das iſt ein niederträchtiger Mord! Glaube Elſi ja nicht, uns mit ihren ſchönen Reden zu täuſchen. . . . Das, was Elſi gethan, war kein gerechter Aufſtand gegen die Franzoſen, das war freche Empörung gegen die Natur.“ Ueberhaupt zeigt ſich Börne in ſeiner Theilnahme für die Franzoſen bei Beurtheilung des „Trauerſpiels in Tyrol“ von der edelſten Seite und dies nicht aus politiſchen, ſondern rein menſchlichen Gründen. Er kann es dem Dichter nicht vergeben, daß er die Hinterliſt der in ihren Schluchten verſteckten Tyroler gegen die armen im Thale hinziehenden und von herabgerollten Felsblöcken zerſchmetterten Franzoſen ſo harmlos und con amore ausmalt. Er ſagt: „Wir bemit[illegible]den die Franzoſen und ich wette, da geſchähe, wenn dies Trauerſpiel von der Treue de Tyroler, durch die Aufführung uns recht lebendig vo die Augen träte. Die Franzoſen ſtreiten mit ihre gewohnten Tapferkeit, die Tyroler von ihren unerreich baren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felſen hervor. Wir ſind keine ritterliche Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tyroler in der Geſchichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzoſen mit Ruhm zu beſiegen; aber die Tyroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unſre Herzen zu beſiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht.“

Wo ſich ein edles Gemüth mit freien Begriffen verbindet, muß das religiöſe Bedürfniß in einer ganz eignen Form hervortreten. Man will in Börnes letzten Schriften eine eigne religiöſe Wärme entdeckt haben. Mich wundert aber nur, daß man ſie nicht ſchon in ſeinen frühern Schriften fand. Es iſt nicht die Rede von einem beſondern Verhalten zur chriſtlichen Religion, er begnügte ſich mit einer allgemeinen religiöſen Stimmung, die er ſelbſt in den verſchiedenſten Offenbarungen an fremden Gemüthern ehrte. Börne's innerer Menſch war zu ſehr von ſeinen politiſchen Ideen beherrſcht, als daß [illegible] allgemeinere Philoſopheme und ein beſtimmtes religiöſes Glaubensbekenntniß in ſich hätte ausbilden ſollen; aber ſchon die Art, wie er den politiſchen Gedanken erfaßte, die Freiheit, wie und worauf er ſie bezog, können beweiſen, daß er die Menſchen für Fremdlinge aus einer höhern Heimath anſah. Die Freiheit, die er ſeinen Brüdern erkämpfen wollte, ſchien ihm das unveräußerliche Erbtheil Gottes, das wir unmittelbar aus ſeinen Händen einſt empfingen und welches von den Machthabern und Privilegirten nur als ein Fideicommiß untreu verwaltet werde. Börne's politiſche Ideen waren nicht deſtruktiver, ſondern organiſcher Art; wofür, wenn nicht ſchon Alles Andre, ſo doch ganz gewiß ſeine Theilnahme für Lamennais zeugt.

In dem auch philoſophiſch tiefſinnigen Aufſatze: „Die Neophyten des Glaubens und die Apoſtaten des Wiſſens“ verräth Börne eine Milde in der Beurtheilung religiöſer Ueberzeugungen, die zugleich ein Beweis für ſeine Achtung vor jedem auch noch ſo verſchiedenartig beſtimmten Hinblick auf das Jenſeits iſt. Statt die Apoſtaten ihres alten Glaubens, einen Z. Werner, Schlegel und Andere in Kürze zu verurtheilen, als entnervte Sinnenmenſchen, die ermattet an der Pforte eines katholiſchen Domes zuſammenknickten, oder als Heuchler, die durch die Maske der Religion ihr geld- und ehrſüchtiges Buhlen mit gewiſſen politiſchen Tendenzen zu verbergen ſuchten; folgt er mit milder Zurückhaltung und Schonung dem labyrinthiſchen

Wandel dieſer Männer und nennt ihr Ziel nicht einmal Verirrung. Er wünſcht ihnen nichts, als daß ſie Ruhe finden möchten, und behält ſich nur das Eine vor, zu bezweifeln, daß ſie ſie finden würden. Die Myſtiker und Pietiſten verdammte Börne auch nicht deßwegen, weil ſie es von vornherein verdienten, ſondern weil ſie das Gute, das man ihnen einräumen müſſe, an ſich entſtellten. „Was uns gegen die Myſtiker, ſagt er, ſo erboſt macht, iſt nicht das Falſche in ihrer Lehre, ſondern das Wahre darin. Nämlich das wahre Tüchtige darin, welches ſie aus Eitelkeit überflittern; die ſonnenklare Wahrheit, die ſie aus Nervenſchwäche mit Mondſcheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die ſie aus Zahnloſigkeit verdünnen, daß ſie uns durch die Finger läuft; die friſche trinkbare Wahrheit, die ſie an ihrer Herzensbrunſt verdünſten, damit der Dunſt aufſteige und Wolken bilde, und ſie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und ſagen können: auf Erden ſei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar.“ Börne hatte mit ſeiner politiſchen Reform ſo viel zu thun, daß er einer kirchlichen nur in ſofern nachhieng, als ſich die politiſche Tyrannei nicht ſelten auf eine falſche Auslegung der Religion ſtützte und die Religion ſelbſt, ihre Würde verkennend, nur allzubereitwillig den weltlichen Verhältniſſen die Lehre zu Füßen legte, daß wir uns in eine böſe Welt ſchicken und unterthan ſein müßten der Obrigkeit. Wenn Börne dem katholiſchen Prinzip in der Kirche vor dem lutheriſchen den Vorzug gab, ſo war es wohl nur daher, daß dieſes ſeine Stütze einſt in den Fürſten fand, jenes einen eignen Schwerpunkt anſpricht und, wie die neueſten Zeiten genugſam beweiſen, nicht ſcheut, den Großen der Welt zu mißfallen. Börne würde ſicher, hätte er die neuſten Ereigniſſe erlebt, in der Sache vielleicht für Preußen, in der Form wohl für die Biſchöfe geſtimmt haben. Die neure ſoziale Bewegung der ſogenannten jüngern Literatur, das Leben Jeſu von Strauß nahm er mit ſehr getheilter Empfindung auf. Alles, was er gegen erſte geſchrieben, und gegen letzteres geſagt haben ſoll (Siehe die Schrift von E. Beurmann: Ludwig Börne, als Charakter und in der Literatur) hat wohl hauptſächlich den Rückhaltsgedanken, daß durch eine ſolche Wendung des Neuerungsgeiſtes die Sache der Freiheit verallgemeinert und der Widerſpruch gegen die herrſchenden Thatſachen auf ein Gebiet geſpielt wird, wo über dem Streben nach dem Ganzen vielleicht das Einzelne verloren gehen könnte. Es war ihm lieber, einen Sperling in der Hand, als Hundert auf dem Dache zu haben. Doch auch von dieſer mehr äußern Berechnung abgeſehen, zu der ſich allerdings die Beſorgniß geſellte, das Volk könne durch dieſe Ausdehnung der Oppoſition auch auf kirchliche Gegenſtände gegen die Neuerung mißtrauiſch werden — mochte ſeinem Gemüth eine Richtung nicht zuſagen, die für das Zerſtörte nicht ſo ſchnell wieder etwas Neues zu geben hatte. Vollends empörte er ſich gegen das, was ihm in der neuern Richtung zum Theil wohl mit großem Unrecht als unſittlich erſchien, wie ſeine Feuilletons im Reformateur und der Balance beweiſen. Obgleich an dieſem Mißverſtändniße ſelbſt betheiligt, werd' ich jene religiöſe Verklärung Börne's, die in den letzten Lebensjahren über ſein leidendes und vom Schmerz über das Vaterland zerriſſenes Gemüth kam, nie verdächtigen oder die Spöttereien billigen, die ſich Heine gegen den „kleinen Simſon," der den Namen Herr! Herr! nicht geläſtert haben wolle, erlaubte. Schon die Pariſer Briefe verrathen eine für Börne's innerſte Seelenſtimmung ſehr merkwürdige Stufenfolge. In den erſten Bänden der wilde Freiheitsjubel, der Uebermuth eines Geneſenden, der ſich zum erſten Male wieder einen Trunk Weins geſtattet;

in den ſpätern weit mehr Wehmuth und Schmerz. Er wendet ſich von dem concreten Einzelnen zur Betrachtung abſtrakter Allgemeinheiten. Er wendet ſich von den Adreſſen, Ständekammern, Zeitungsartikeln zum St. Simonismus, deſſen Lehre er unhaltbar findet, ſie aber doch mit dringlicher Aufmerkſamkeit prüft. Vom Politiſchen ſcheint er ſich in das allgemein Menſchliche zu flüchten, wie ihm denn die Erſcheinung La Mennais in einer eignen Glorie aufgieng; denn ſie brachte ihm Freiheit, Religion und Poeſie. Alſo weit entfernt, daß Börne in ſeinen letzten Lebensſtunden frömmelte; es hatte ſich nur eine heilige Dämmerung auf und in ihn herabgeſenkt, ein frommes, wenn nicht in Gott, doch in Göttliches ſich verſenkendes Schauen, ein friedvolles Träumen von einer beſſern Welt, wo uns Gott das Räthſel löſen wird, warum er die Menſchen frei erſchuf und ſie es hienieden doch nicht werden ließ!

Die Nachricht von einem „jungen Deutſchland“ regte Börne mächtig an. Getrennt vom Vaterlande, ohne zuverläſſige Briefſteller, ohne Gelegenheit, ſich die neuen literariſchen Erſcheinungen anzuſchaffen, combinirte er ſich unter jenem Begriff bald ſchädliche, bald ſehr lobenswerthe Tendenzen. Unter dem 20 Juli 1836 ſchrieb er nach Hamburg: „Haben Sie in

Hamburg, oder ſonſt wo, nicht einen verſtändigen Literaten unter Ihren Bekannten, der aus Freundſchaft für einen Collegen mir einen kleinen Bericht über das junge Deutſchland macht? Seine eigne Meinung über das junge Deuſchland zu haben, daran liegt mir wenig; denn ich bin gewohnt, meine Anſicht auf das Studium der Quellen zu gründen. Ich mögte nur einen hiſtoriſchen Bericht über die Schriftſteller haben, die man zum jungen Deutſchland zählt, ein genaues Verzeichniß ihrer Schriften und den Eindruck, den ſie auf die öffentliche Meinung gemacht. Der unbekannte Freund, der mir darüber berichten ſoll, dürfte aber nicht unter ſolchen genommen werden, die ſelbſt über oder gegen das junge Deutſchland geſchrieben, denn ſonſt könnte geſchehen, daß ich zum Danke für ſeine Gefälligkeit ſpäter über ihn ſelbſt herfiele, da ich alles was ich bis jetzt von den Gegnern des jungen Deutſchlands geleſen, höchſt erbärmlich gefunden.“ Eine nähere Verbindung Börne's mit den Mitgliedern dieſer Schule, wenn man das Phantom einer Verbrüderung ſo nennen will, fand nur Bruchſtückweiſe ſtatt. Laube ſchrieb ihm öfter, kränkte ihn aber durch die Clauren'ſche Anrede: „Lieber Revolutions-Hofrath!“ Dem Verfaſſer dieſes Erinnerungs-Denkmals und L. Wienbarg ſagte Börne mit viel Bereitwilligkeit ſeinen Antheil an einer im Jahre 1835 bezweckten „Deutſchen Revue“ zu.

Die Erſcheinung der Paroles d'un Croyant von La Mennais hatte ſchon im Jahre vorher einen erſchütternden Eindruck auf Börne hervorgebracht. Er konnte, da er das Buch in den Zeitungen angekündigt und beſprochen ſahe, nicht die Zeit erwarten, bis er ein Exemplar davon erhielt. Kaum hatte er es geleſen, ſo ſchickte er ſich zu einer Ueberſetzung ins Deutſche an. Den profetiſchen Styl, die Salbung und bibliſche Spruchweiſe traf er um ſo glücklicher, als die deutſche Sprache dafür überhaupt mehr Anlage, als die franzöſiſche hat. Er ließ das kleine Buch auf ſeine eigne Koſten drucken und hatte die Freude, faſt die ganze Auflage in Frankreich und der Schweiz abgeſetzt zu ſehen. Nur ein einziger Buchhändler in Leipzig wagte es, in Deutſchland damit Geſchäfte zu machen. Er kaufte Börnen aber auch gleich 500 Exemplare baar ab.

Es iſt keine Frage, das Börne das poetiſche Colorit dieſes Buches zu hoch angeſchlagen hat. Das Partheiintereſſe beſtach den äſthetiſchen Geſchmack. Man kann rhetoriſche Ergüſſe dieſer Art mit einer fremdher entnommenen poetiſirenden Ausdrucksweiſe nicht füglich Poeſie nennen. Richtiger iſt der demokratiſche Geſichtspunkt, aus welchem Börne die berühmte Schrift La Mennais, beurtheilte und der beſonders für Deutſchland noch beachtungswerther, als für Frankreich ſchien. Die Revolution war hier zur Pflicht der Religion gemacht; den Königen war die Anlehnung an die Bibel genommen. Börne kannte z. B. aus den Bauernkriegen die Deutſchen genug, um zu wiſſen, daß ſie im erträumten Bunde mit dem Himmel der größten Dinge fähig ſind. Worauf konnten ſich bisjetzt die Gegner der Revolution berufen? Auf ihren Urſprung, auf die Sittenloſigkeit der „ſtarken Geiſter“ des vorigen Jahrhunderts, auf die Abſchaffung Gottes in der franzöſiſchen Revolution, auf das allgemeine Schwanken in Sitte und religiöſer Ueberlieferung, das von einer politiſchen Umwälzung in ihren erſten Stadien nie entfernt bleiben kann und das in ſo vielen Erſcheinungen, auch der neueſten Zeit, nothwendig hervorzubrechen drohte. La Mennais hatte nun dieſe Anklage umgekehrt. Er hatte die Republik zur Ordnung des Himmels, die Monarchie zur Ordnung der Hölle gemacht; die glühendſten Farben und Bilder der Bibel malten dieſen Gedanken zu einer Anſchaulichkeit aus, von der Börne gehofft hatte, daß grade die Phantaſie der **Deutſchen** ihr nicht widerſtehen würde. Börne vergaß, daß zwiſchen den Katholiken und den proteſtantiſchen Pietiſten, auf welche allerdings Beweisführungen dieſer Art nicht ohne Eindruck würden geblieben ſein, in der Mitte die Indifferentiſten liegen, welche die große Mehrzahl bilden.

Börne hatte ſelbſt vor La Mennais **Perſon** eine faſt religiöſe Verehrung. Nur einmal ſah er ihn bei dem Bildhauer David. Börne war körperlich zu leidend, um eine nähere Verbindung anzuknüpfen; aber er bildete dafür im Stillen die Theorie jenes demokratiſchen Prieſters weiter aus, und kam auf dieſem Wege zu einer Anſicht über den Katholicismus, die ihn dieſe Confeſſion in einem ehrwürdigeren Glanze erblicken ließ. Hier war doch die Selbſtſtändigkeit einer ſich gegen den Staat waffnenden Macht möglich, die menſchlichen Gemüther wurden an eine Ordnung des Himmels gebunden, deren irdiſches Abbild in der That die Hierarchie in ihrer ſchöneren Bedeutung war. Seit damals bekam er jene Richtung, die ihm ein unbedingtes Negiren aller hiſtoriſchen Vergangenheit verhaßt machte. Er wollte mit der Revolution die ſittlichen und religiöſen Güter des Volkes nicht verletzt ſehen und mistraute dem Umſchwung der philoſophiſchen Begriffe ſo ſehr, daß er nicht bloß gegen Heine's Salons-Philoſophie, ſondern auch gegen Strauß' Leben Jeſu ſich verſtimmt fühlte. Er ſah voraus, daß durch dieſe neuern ſozialphiloſophiſchen Debatten die Frage der politiſchen Wiedergeburt verallgemeinert werde, und die Schaaren der bisherigen Oppoſition ſich auffallend lichten würden. Doch die angeborne Sympathie, die Börne für alles Neue, Angegriffene, für alles in der Minorität Befindliche hatte, ließ ihn hier dennoch zu keinem feſten Abſchluſſe kommen. Es ſind wirklich tiefgemüthliche Widerſprüche, die in den letzten Tagen ſeines Lebens ihn beſtürmten, die ihn aber zu gleicher Zeit auch eine Erhöhung ſeiner Dentthätigkeit und Auſchauungsweiſe gaben, bis zu der er ſich früher nicht aufgeſchwungen hatte; ſeine nächſten Umgebungen bedauerten grade auch darum ſeinen Tod ſo ſchmerzlich, weil in dem Augenblick, wo ſein Körper den Dienſt zu verſagen begann, in ſeinem Geiſte eine ganz neue Gährung ausgebrochen war.

In Venedey's „Geächteten“ ließ Börne eine wehmüthige Phantaſie über La Mennais Worte eines Gläubigen einrücken. Er nannte ſie „Rettung.“ Er hätte ſie Geneſung nennen ſollen; denn es iſt der ſtille Jubel eines Kranken, der nach langem Verſchluß auf ſein Zimmer, zum erſten Male wieder die warmen, linden Frühlingslüfte begrüßen darf und jede Knospe in der ſproßenden Frühlingswelt küſſen möchte. Börne bewahrte ſeine Theilnahme für La Mennais bis an ſein Ende. Der Verfaſſer der „Erinnerungen an Börne“ *) erzählt: „Der Eintritt La Mennais' in die politiſche Tagspreſſe intereſſirte Börne ungemein. „Sehen Sie,“ ſagte er, als die Journale angekündigt hatten, daß La Mennais die oberſte Leitung des Monde übernehmen werde, „ſehen Sie, das möchte ich noch mit erleben, wie ſich die Preſſe unter La Mennais Impuls geſtalten wird; aber mit mir wird's bis dahin zu Ende ſein.“ Börne ging im Zimmer auf und ab; wir hatten uns auf den Kaminmantel gelehnt; bei den letzten Worten hielt er den Schritt an und ſtellte ſich uns gegenüber; der Blitzſtrahl ſeines Auges durchzuckte unſer Inneres, wir fühlten uns bewegt und mußten alle Faſſung aufbieten, die Frage an ihn zu richten, ob wir den deutſchen Recenſenten glauben ſollten, daß er Hypochonder ſei? Noch ſehen wir Börne an jenem Abende vor uns ſtehen; der Glanz ſeines Auges ſtralte wie

---

*) Telegraph. 1838. Seite 707.

immer; aber ein unendlich tiefes Weh, das wir früher nie bemerkt, lag um ſeine Mundwinkel eingegraben; ſeine ganze Geſtalt kam uns gebeugter vor, als ſonſt, er fuhr mit ſeiner rechten Hand unter die Weſte nach dem Herzen hin und huſtete trocken. Eine unheimliche Ahnung überrieſelte uns; als Börne ſich nach dem Sopha hinwandte, blickten wir ihm nach, aber wir ſahen nichts mehr; irgend etwas, ich glaube Thränen, hatten unſere Brillengläſer verdunkelt."

Börne hatte nie ſo viel Trieb zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit, als in ſeinen letzten Lebensjahren. So gern er im Verkehr mit Buchhändlern vom Ertrag derſelben Nutzen zog, ſo aufopfernd gab er ſich jedem allgemeineren, ſeiner Parthei dienenden Unternehmen hin. Auch Börne war unter den Schriftſtellern, die ſich zur Herausgabe des Reformateur, einer Zeitſchrift, die von den Mitarbeitern ohne Honorar geſchrieben werden ſollte, vereinigten. Er lieferte einige Feuilletons, in denen er Heine's Salon, Wachsmuth's Geſchichte des deutſchen Bauernkrieges und einige andre Bücher beſprach. Er ſchrieb dieſe Aufſätze gleich ſelbſt franzöſiſch nieder und erntete dafür von Raspail das Geſtändniß, „es wäre dies ein neues Franzöſiſch!" Raspail wollte damit kein ausweichendes Compliment ſagen. Er war

Kenner genug, um einzuſehen, daß Börne ein Franzöſiſch ohne Rhetorik ſchrieb, daß er den Gedanken nie der Phraſe opferte und darum doch der Phraſe eine naive Grazie verlieh, die die Sprache wieder auf ihre erſten unverdorbenen poetiſchen Anfänge zurückführte. Seine Artikel im Reformateur ſetzten die Gedankenreihe fort, welche La Mennais in ihm angeregt hatte. Er wog die politiſche Bedeutung der beiden chriſtlichen Confeſſionen gegen einander ab und kehrte, durch Heine's Salon dazu veranlaßt, auf das Zeitalter der Reformation zurück. Was er über Luther, die Fürſten und das Volk ſagt, verräth den einſeitigen politiſchen Standpunkt, von dem ſich Börne nie trennen konnte und der ihn mitten in ſeinen religiöſen Debatten ſo beherrſchte, daß er wohl äußerte: „Und doch iſt es beſſer, wenn die Wahl ſein ſollte, lieber keine Religion, als keine Freiheit zu haben.“ Von dem Satze ausgehend, daß die Wahrheit hienieden doch nicht gefunden würde und wir an Symbole verwieſen wären, ſchlug er die Irrthümer des Katholicismus deßhalb höher an, als die Philoſopheme des Proteſtantismus, weil in jenem die Prieſter, als Stellvertreter der himmliſchen Ordnung, dem Volke näher ſtänden, wie hier. Die Franzoſen, welche den Reformateur herausgaben, waren nicht ganz fähig, ſich in dieſen idealen Standpunkt Börne's hineinzudenken. Sie erlaubten ſich, eine Stelle, durch welche Börne ſich von dem Verdachte, den Katholicismus in ſeiner papiſtiſchen Geſtalt anzuerkennen, losſagte, zu ſtreichen. Börne ſagte: „Die dem Anſchein nach antireligiöſe Bewegung des vorigen Jahrhunderts hat nur bezweckt, die Verfaſſung der Kirche aus der gegenwärtigen moraliſchen Form in eine populäre umzuändern. Sobald es keinen Pabſt, keine Biſchöfe, keine ſtehenden Mönchs-Heere, keine ſchwarze Gensdarmerie mehr geben wird, ſobald —“ dieſe Stelle hatte man im Redaktionsbüreau des Reformateur geſtrichen. Börne beſtand, als er den Artikel verſtümmelt abgedruckt fand, auf die nachträgliche Berichtigung ſeines dadurch ſinnlos gewordenen Räſonnements. Sie erfolgte in einer nächſten Nummer.

Börne war nie gewillt, ſeine deutſche Bildung, ſeine beſonnene Einſicht dem franzöſiſchen Parteiintereſſe zu opfern. In Börne's literariſchem Nachlaß muß ſich ein franzöſiſch geſchriebener Aufſatz über den Grangeneuve von Delatouche vorfinden, welcher für den Reformateur beſtimmt war. Börne hatte nemlich verſprochen, den ebengenannten Roman zu beurtheilen, allein den Abſchluß der Arbeit immer hinausgeſchoben.

Als man ihn nach geraumer Zeit, im Namen der Redaktion, an die Erfüllung ſeines Verſprechens mahnte, erklärte er: „Ich kann den Artikel nicht drucken laſſen; Raspail würde ihn ohnedies nicht aufnehmen; ich bin weder mit den Girondiſten, noch mit den Montagnards zufrieden und müßte beiden Partheien die Wahrheit ſagen können; das würde aber höchſtens bei Ihnen und einigen Gleichgeſinnten Anklang finden; alle Anderen, Republikaner oder Radikale, würden mich ſteinigen“ *).

Börne hatte die Abſicht, eine Reihe von Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution herauszugeben. Er las den Moniteur und machte ſich Auszüge. Er ſuchte nach ſeltenen Büchern und Flugſchriften, die in Frankreich und Deutſchland gleichzeitig mit der Revolution über ſie erſchienen. Sein Nachlaß enthält manche dieſem Zweck ſchon gewidmete weitere Ausführung. Unfehlbar hätte ſich Börne vom Standpunkte der franzöſiſchen Hiſtoriker entfernt; er würde die Revolutionsmänner mehr in ihrer Individualität erfaßt haben. Er äußerte im vertraulichen Geſpräch: „Die Männer der erſten Revolution ſind für mich lauter bis jetzt noch unaufgelöſ'te Probleme. Mit

---

*) Ebendaſelbſt. S. 748.

Marat kann ich mich nicht befreunden, obſchon man neuerdings viel zu ſeiner Entſchuldigung beibringt; übrigens kenne ich ihn noch nicht genau. Unter Allen, die ich ſeither kennen gelernt habe, ſcheinen mir Robespierre und Saint Juſt die ehrlichſten zu ſein; jedoch bin ich weit entfernt, ihrem Syſtem zu huldigen. Ich glaube zwar nicht, daß die neuen Ideen ohne Blut ins Leben zu führen ſind, aber daß im ſchlimmſten Falle alle geopfert werden müſſen, die eine abweichende Meinung haben, — einem ſolchen Terrorismus widerſtrebt mein Gefühl und ich könnte nie die Ungerechtigkeit billigen, ſonſt vielleicht gute Menſchen zu morden, weil ſie anders zu denken und zu meinen wagen als ich. Robespierre und Saint Juſt meinten zwar, das Gefühl kömmt in jenen Fällen nicht in Frage, ſondern die Nothwendigkeit; allein damit nahmen ſie den jeſuitiſchen Grundſatz an, daß der Zweck die Mittel heilige; ich muß bekennen, daß ich glaube, dieſe Nothwendigkeit könne nie exiſtiren.“ — Börne ſprach von den Revolutionsmännern auch aus dem literar-hiſtoriſchen Geſichtspunkt. „Marat hat einen ungehobelten Styl; Camille Desmoulins ſchreibt hübſch; Robespierre und Saint Juſt ſtehen mir als Schriftſteller ſehr hoch, namentlich der erſtere; leſen Sie in dem eben erſchienenen Bande (October 1836) der Histoire parlamentaire von Büchez und Roux die goldenen Worte, welche er über die Sach- und Schriftgelehrten ſagt." *).

Börne kam öfter auf den Gedanken, wieder ſeine alte Frankfurter Wage erſcheinen zu laſſen. Der Reformateur erlag den gerichtlichen Verfolgungen. Börne konnte in der Aufregung und Mittheilungsluſt, die ihn noch immer beſeelte, nicht füglich ohne Organ bleiben. So führte er denn mit Anfang des Jahres 1836 ſeinen Lieblingsplan in franzöſiſcher Sprache aus. Er wollte die Franzoſen für die Theilnahme an deutſchen Intereſſen und deutſche Auffaſſungsweiſe gewinnen. Er wollte ihnen an praktiſchen Beiſpielen, an Urtheilen über Beranger, Victor Hugo und andre Tageserſcheinungen die Gewiſſenhaftigkeit deutſcher Kritik und die Natürlichkeit unſrer Prinzipien zeigen. Mainzer, Kolloff, Büret unterſtützten ihn. Aber die Schwierigkeit, den Franzoſen in einem, wie es Raspail genannt hatte, neuen Franzöſiſch verſtändlich zu werden, die Indolenz und der Egoismus der franzöſiſchen Journaliſtik, die Hinderniſſe die den Abſatz der Monatsſchrift

---

*) Ebendaſelbſt. S. 771 flg.

in Deutſchland aufhielten, endlich auch wohl die eigne ermattende Kraft ließen die Balance nicht ihr viertes Heft erleben. Börne ſprützte die Feder aus. Er ſetzte ſie nur wieder an, um das Geſtändniß zu geben: „Ich bin müde wie ein Jagdhund!“

Des Sommers in dem ländlichen Auteuil bei Paris, des Winters in der Stadt wohnend, genoß Börne in dem trauten Kreiſe, den ſeine Freundin und deren Gatte, ein leidenſchaftlicher Verehrer der Richtung ſeines Freundes, um ihn zogen, eine Pflege, die noch auf einige Zeit die Flucht ſeiner Lebensgeiſter hemmte. Er war faſt immer leidend. Wenn ihn Freunde, wie Dr. Eder aus Frankfurt, beſuchten, ſo flackerte er wohl noch freudig auf, erkundigte ſich nach den heimiſchen Verhältniſſen, lachte über die Unſterblichkeit des Philiſterthums; bald aber verſagte der Körper den Dienſt, er knickte zuſammen und ſchlich, gänzlich abgeſpannt, auf ſein Zimmer, wo ihn der Schlaf (der ihm wie Leſſing nie verſagte) erquickte. Seine Schwerhörigkeit hatte ſo zugenommen, daß vieles an ihm unverſtanden vorüberging und alle ſeine Sinne ſich in eine ſtille Dämmerung verloren. Die Kunſt der Aerzte mit einer Verachtung beurtheilend, die an Molières Luſtſpiele erinnerte, griff er nach jeder neuen Entdeckung, die im Gebiet der Heilwiſſenſchaft auftauchte. Eine Zeitlang war er Homöopath unter Dr. Roth. Dann verlor er ſich in Oertel's Waſſerkurſchriften und fieng mit ſeinem geſchwächten Körper Waſchungen an, die ſchwerlich auf ſeine Nerven wohlthätig wirkten. In einem eignen Apparat betrieb er dieſe Curmethode lange Zeit und mochte ſich dadurch, wie wenigſtens allopathiſche Aerzte verſichern, mehr geſchadet als genützt haben.

Traten zuweilen freie Augenblicke ein, ſo entzog er ſich dem Umgang mit Freunden, der freien Luft und ſelbſt der großen Geſellſchaft nicht. Er ſah ſeine politiſchen Freunde, die deutſchen Flüchtlinge, gern bei ſich, ließ ſich von ihren Planen erzählen und lächelte darüber, wenn ſie ihm allzu abentheuerlich ſchienen. Gern empfieng er die Beſuche der Fremden, die nach Paris kamen und ihm von Politik und Literatur der Heimath erzählen mußten. „Von ſeinen nächſten Bekannten ließ er ſich ſagen, in welchem Reſtaurant man zu Mittag geſpeiſet, wie es jetzt in dieſem oder jenem Kaffeehauſe ausſehe, ob die ſchöne Dame noch am Comptoir ſitze u. ſ. w. Börne kam in den letzten zwey Jahren ſeines Lebens nicht mehr viel in Paris herum; wenn er im Sommer vom Lande in die Stadt kam, pflegte er das Galignaniſche Leſekabinett, weniger die ihm wegen ihrer theuern Preiſe verhaßte Heideloff'ſche Buchhandlung zu beſuchen und vor dem Nachhauſefahren unter den Bäumen des Palais-Royal ein Glas Eis zu eſſen. Eine kleine Promenade über die Boulevards durch die Vivienne- oder Richelieuſtraße nach dem Louvre und Einkäufe in Conditoreien waren Winters ſeine einzigen Ausgänge. Viele von den kleinen Billetten, welche er ſeinen Bekannten durch die Stadtpoſt ſchrieb, ſchloßen mit den Worten: Aber. warum kommen ſie ſo ſelten? Ich bin faſt jeden Abend zu Hauſe. Dieſe Zurückgezogenheit ſonderte ihn jedoch keineswegs von Allem, was in der Hauptſtadt vorgieng ab, im Gegentheil er verfolgte die unbedeutendſten Aenderungen im materiellen Lebensgenuß, im Preiſe der Nahrungsmittel, in der Ausmöblirung der Zimmer, in der Ausſchmückung der Kaufläden, in dem herabgeſetzten Tarif der Cabriolets u. ſ. f. mit ſorgſamen Blicken und forſchte nach den kleinſten Details, die für ihn alle im genaueſten Zuſammenhange mit der allgemeinen politiſchen und ſocialen Bewegung ſtanden, deren Lenker, Vertreter und Tonangeber er in ſeinem Zimmer die ſtrengſte Revüe paſſiren ließ. Salons und hohe Zirkel beſuchte Börne ſeltener; der kleine, ſchwer hörende, nicht immer zum Sprechen aufgelegte, gewöhnlich lauſchende, und nur zuweilen kurz und ſcharf dazwiſchenredende Mann zerrann und verſchwamm gleichſam in der Geſellſchaft, welche ihn mehr verdeckte, als emportrug, ihn mehr in den Schatten ſtellte, als hervortreten ließ. Im häuslichen Kreiſe fühlte er ſich mehr daheim und behaglich; er konnte alsdann die Unterhaltung dem allgemeinen Geſpräche überlaſſen, eine Weile ſtill ſitzen, ſein körperliches Leiden bekämpfen, wieder dazwiſchen hören und plötzlich wieder eintreten und ſeine, den Nagel auf den Kopf treffenden, Bemerkungen einſtreuen. Wenn es ihm ganz wohl war, liebte er in freiem Witze, in Laune und Scherz ſich zu unterhalten.*)"

Bei bedeutenden artiſtiſchen Neuigkeiten fehlte Börne niemals. Er wohnte der erſten Vorſtellung der Hugenotten bei und beſuchte noch im letzten Winter, den er erlebte, einen Maskenball. Zuweilen ſahe man ihn bei Meyerbeer; doch mußte man ihn nicht fragen: „Wie befinden Sie ſich?" Er hatte den Widerwillen gegen dieſe Art der Begrüßung mit Goethe gemein.

---

*) Ebendaſelbſt, Seite 742.

Zu den wenigen deutſchen Blättern, die Börne in Paris zu Geſicht bekam, gehörte auch das Morgenblatt. Die von W. Menzel redigirte Literaturbeilage deſſelben brachte ſeit der Fehde mit dem „jungen Deutſchland“ faſt in jeder Nummer Beweiſe einer Apoſtaſie, die man würde bemitleidet haben, wäre ſie, um ihr eignes Gewiſſen zu betäuben, nicht in ein ſinnloſes Toben und Poltern verfallen, deſſen Gegenſtand Börne zuletzt ſelbſt wurde. Das jungdeutſche Uebel, das Menzel ausrotten wollte, führte er auf das Juden- und Franzoſenthum zurück. Man ſah damals in Stuttgart einen Mann, der ſich eine einflußreiche literariſche Stellung durch blinden Fanatismus zu Grunde richtete: wilde Leidenſchaft führte eine Feder, die ſich in einen Beſen verwandelt zu haben ſchien: unſinnige Vorwürfe wurden, ohne Prüfung, ohne den Stempel innerer Ueberzeugung, bis zum Lächerlichen wiederholt; Richtungen, deren Ungebühr man in ihren nächſten Aeußerungen ihm wohl eingeſtand, wurden an Erſcheinungen vergangener Jahrhunderte angeknüpft und von einer ungezügelten Phantaſie zu ſo widerſinnigen Mißgeſtalten ausgemalt, daß Menzel, von der Nation aufgegeben, von den Einen für ſchlecht, von den Andern ſicher für krank erklärt wurde. In trüber

Schwärmerei ſich einen Peter von Amiens dünkend, der einen neuen Kreuzzug predigte, entblödete Menzel ſich nicht, die Großen und Mächtigen zum Schutze anzurufen. Er malte den Regierungen die Schrecken einer literariſchen Richtung aus, der er außer den Vorwurf der Unſittlichkeit, auch den des politiſchen Verraths machte. Mit ſäuerlicher Schärfe und griesgrämlicher Verdächtigung wurde von Stund an alles Franzöſiſche beſprochen. Der Traum, dem man ſich eben hingegeben hatte, als könnte zwiſchen den Völkern ein Bund beſtehen, der ſie zu Genoſſen eines gemeinſchaftlichen Kampfes gegen die Drangſale der Menſchheit machte, wurde nicht etwa als eine Chimäre, was ſie vielleicht iſt, zerſtört, ſondern als eine Verrätherei denuncirt. Jeder weltbürgerliche Aufſchwung, den ſich ein Dichter in dem Gedanken an Napoleon erlaubte, wurde für eine niederträchtige, den Franzoſen dargebrachte Schmeichelei erklärt. Wenn uns Menzel früher in eine Barbarei unſrer äſthetiſchen Begriffe zu ſtürzen geſucht hatte; jetzt wollte er unſre politiſchen Begriffe verwirren und die Fortſchritte des Jahrhunderts einem ausgeblaßten, bei ihm aus perſönlicher Eitelkeit aufgefriſchten altdeutſchen Enthuſiasmus opfern.

Börne hatte von jeher Frankreich in zwei Theile getheilt. Der eine war jenes eroberungsluſtige, geldſüchtige, übermüthige Frankreich, das die Freiheiten aller Völker würde mit Füßen getreten haben, wenn ſich nur ein neuer Napoleon gefunden hätte. Der andre war ihm jenes Frankreich, das ihm die Beſtimmung zu haben ſchien, die Frage unſres Jahrhunderts zu löſen. Er räumte den Deutſchen alle Reichthümer der Phantaſie, des Gemüths und der Denkkraft ein; aber daß wir ſelbſt für unſre Freiheit nicht zu ſorgen wiſſen, bewies es ihm nicht unſre Geſchichte? Börne hatte von jeher den Gedanken, daß Deutſchland und Frankreich die von einander geriſſenen Theile eines großen Ganzen ſind; er ſahe in Paris Richtungen, welche den bisherigen Völkerverkehr mit einem Syſtem der Bruderliebe (wenigſtens auf dem Papiere ehrlich gemeint) vertauſchen wollten, er ſahe ſo vieles, das die Deutſchen ſich hätten aneignen ſollen, um eine Größe zu erringen, die durch Phraſen vom Deutſchthum nicht errungen wird. Wem kommt dieſer hohle Enthuſiasmus der Franzoſenfreſſer zu gute? Nur dem deutſchen status quo, den Börne ſo gern geändert geſehen hätte. Börne hielt es für unpolitiſch, Haß gegen ein Volk zu predigen, von dem wir, wenn nicht wirklich lernen, doch uns, unſern heimiſchen Verhältniſſen gegenüber, die Miene geben ſollten, etwas zu lernen. Abgeſehen von der Klugheit, fand er auch in der Art, wie Menzel ſeine Vaterlandsliebe begründete, etwas, das ſein Gefühl beleidigte. Empört über die Begriffsbarbarei, die Menzel in einem weit verbreiteten Blatte den Deutſchen zuzumuthen wagte, ſchrieb er ſeinen Menzel, der Franzoſenfreſſer.

Der Hauptgedanke dieſer kleinen, in Frankreich, Deutſchland und der Schweiz mit Enthuſiasmus aufgenommenen Schrift, iſt der, die Vaterlandsliebe als eine Tugend darzuſtellen, die an ſich ſchön, doch nur einem allgemeineren Antheile an der Geſchichte unterzuordnen wäre. Börne weiſt nach, daß dem Publiziſten in gegenwärtiger Zeit eine ganz andre Aufgabe geſtellt ſei, als die, die Völker gegen einander aufzuhetzen. Der politiſche Gedanke unſrer Epoche liegt nicht in der Rivalität der Staaten, ſondern in ihrer organiſchen, innern Ausbildung. Wenn eine ſolche Art, über öffentliche Angelegenheiten zu ſchreiben, wie die Menzel'ſche, in Deutſchland um ſich griffe, ſo würde die Publiziſtik zwanzig Jahre hinter der Aufgabe, die ſie jetzt zu löſen hat, zurückbleiben. Börne zeichnet dieſer einen ganz andern Wirkungskreis vor, als den, einer nur zu leicht in Abſpannung verfallenden Nation zu ſchmeicheln. Alle dieſe Erörterungen ſind mit den witzigſten Seitenblicken auf einzelne Erſcheinungen der politiſchen und literäriſchen Gegenwart untermiſcht. Es war eine Gabe, die den Reichthum verrieth, über welchen Börne noch kurz vor ſeinem Tode gebieten konnte.

Was aber noch mehr als der Gedankengang und die verdiente Geißelung des auf dem Titel genannten Schriftſtellers, dieſem Werke die Herzen aller Leſer gewann, war der wehmüthige, elegiſche Ton, der das Ganze durchwehte. Selbſt die Satyre verrieth, daß ſie hier nicht aus dem Uebermuthe der richtigeren Einſicht, ſondern aus dem Schmerze über die Verblendung und den Irrthum der Menſchen geboren wurde. Kamen die Leſer vielleicht dem Buche entgegen, daß es ſo verſöhnend wirkte? War es die Enttäuſchung über ſo viele Hoffnungen, welche die Geſchichte der letzten Jahre in uns geweckt hatte, und die mit der ſchmerzlichen Reſignation dieſes Buches ſo befreundet zuſammen ſtimmte? Den trüben Horizont, unter welchem es geſchrieben ſchien, ſahen wir Alle; die Hoffnung auf eine Zeit, wo die Wahrheit ſonnenlicht durch die Wolken brechen würde, theilten wir Alle. Dieſe Schrift tödtete zwiefach Menzel's Schriftſtellerehre; ſie fand keinen Widerſpruch und Börne beſiegelte ſie durch ſeinen Tod.

Ehe wir uns der Cataſtrophe nähern noch einige Lebensmomente!

„So lange ich Börne gekannt habe," erzählt E. Kolloff *)," bewohnte er ein kleines viereckiges Zimmer, mit einem einzigen Fenſter, von wo man, Winters, eine Ausſicht in die Rue Lafitte und gegen den Montmartre, Sommers, die Ausſicht auf den Place d'armes in Auteuil hatte. Ein gewöhnliches Stehpult zum Arbeiten, an deſſen Seiten zwei Handleuchter mit Wachskerzen eingebohrt waren, ein fauteuil à la Voltaire von rothem Maroquin, eine nicht ſowohl zahlreiche, als ausgewählte Bibliothek mit deutſchen, italiäniſchen, ſpaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Werken, ein Tiſch mit Journalen und Brochüren bedeckt, eine Art Schrank mit numerirten Schubkäſten für Briefe, Manuſcripte u. ſ. w. — Dieſe Gegenſtände bildeten nebſt einigen Fußteppichen das vollſtändige Ameublement des Wohnzimmers, worin Börne den größten Theil des Tages verweilte. In dem ganzen Kabinett waren nur noch zwei Plätze über

---

*) Jahrbuch der Literatur auf 1839. S. 150.

dem Fächerſchrank und über dem Arbeitspult leer; den erſteren füllte eine bronzene Büſte J. J. Rouſſeaus, den letzteren ein weibliches Porträt, voll Milde und Anmuth in den regelmäßigen begeiſterten Zügen.“

„Börne feſſelte mehrere franzöſiſche Gelehrte und Journaliſten gleich nach der erſten Unterredung. Eines Tages machte Niſard zufällig ſeine Bekanntſchaft. Dieſer Kritiker wurde im Laufe des Geſprächs von dem Ideenreichthum, welchen Börne ihm erſchloß, ſo ſehr überraſcht, daß er ſinnend Abſchied nahm, und den folgenden Tag Börne bitten ließ, ob er ihm nicht die Hauptäußerungen ſeiner geſtrigen Converſation aufſchreiben wolle.“ Die Redakteurs des Reformateur mußten Börne in Auteuil beſuchen, um ihn zu Beiträgen aufzufordern.

Aus dem letzten Winter Börne's ſchreiben ſich die intereſſanten Aeußerungen her, welche E. Beurmann in ſeiner Schrift „Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur; Frankfurt 1837“ mit einer dem Kenner durch die Färbung derſelben verbürgten Wahrhaftigkeit verzeichnet hat. Dieſer durch lebhafte, ſchnelle Auffaſſung und feinen Takt für alles Charakteriſtiſche bekannte Schriftſteller regte, da er eben aus dem lauten Gewirr deutſcher Bildungsfragen nach Paris kam, Börnen zu treffenden Urtheilen über eine Menge damals beſprochener Zeiterſcheinungen, über Eckermann, Goethe, Strauß und Vieles Andre an. Börne bedauerte nur, durch die mangelhaften buchhändleriſchen Verbindungen zwiſchen Frankreich und Deutſchland ſich auf Hörenſagen da beſchränken zu müſſen, wo er ſo gern aus eigner Anſchauung ſelbſt geprüft hätte. Er bereitete damals ſeinen in Auteuil geſchriebenen „Franzoſenfreſſer“ zum Druck vor. Mit dem Beginne des Jahres 1837 verſchlimmerte ſich Börne's Körperzuſtand ſo ſehr, daß er ſeinen mediziniſchen Experimenten entſagen mußte. Dr. Sichel aus Frankfurt und mit ihm, ganz zuletzt, Dr. Hörle behandelten ihn, als es ſchon zu ſpät war. Die Grippe, die damals in Paris herrſchte, gab den erſten Anſtoß zu einem Leiden, das ſich in ihm jetzt als unheilbare Bruſtkrankheit tödtlich ausbildete. Börne hatte die vollkommenſte Gewißheit ſeines nahen Todes und erwartete ihn mit einer Ruhe, die eines Philoſophen würdig war. Herzen, die ihm ſo nahe ſtanden, nun betrüben zu müſſen und nicht mehr tröſten zu können, that ihm am meiſten weh. Doch behielt er die Heiterkeit ſeines Geiſtes bis zur letzten Stunde. Als ihn der Arzt fragte: Was haben Sie für einen Geſchmack? ſcherzte er und ſagte: Gar keinen, wie die deutſche Literatur. Wo bleiben denn die Jungen? hatte er noch einige Tage vor ſeinem Tode gefragt. Er verſtand darunter ſeine jüngern Freunde, die ihn ſonſt zu beſuchen pflegten. Als der letzte Augenblick am 12. Februar immer näher kam, umſtanden ihn ſeine nächſten Umgebungen mit thränendem Auge. Ein Lichtſchirm fiel um. Zu ſeiner Freundin, Mad. St. ſagte er mit einem langen liebevollen Schmerzensblicke: Sie haben mir viel Freude gemacht! Abends um neun Uhr fühlte er ſich erleichtert, aber die Aerzte erklärten dies für den Beginn der Todesſtunde. Der Friedensengel nahte ſich leiſe, hauchte noch einmal eine ſanfte Erleichterung über den Ringenden und nahm ihn ſtill in die Geſilde der Seligen hinüber. Um zehn Uhr war Börne todt.

Die Nachricht verbreitete Trauer unter allen, die ſeine Freunde, Beſtürzung unter allen die ſeine Feinde waren. Man kam und ſah den Todten; wie der Heimgang in's Jenſeits ſein Antlitz verklärt und jeden Schmerzenszug aus ihm verwiſcht hatte. Man verabredete eine Leichenfeier, die des herrlichen Mannes würdig war, einfach und doch von der Liebe und Verehrung zeugend, die ihm ins Grab folgte. Ein Trauerzug von mehr als hundert Deutſchen geleitete den

Sarg von der Rue Lafitte über den größten Theil des Boulevards langſam nach dem Gottesacker des Père Lachaiſe.*) Hier angelangt, trugen die nächſten Freunde des Dahingeſchiedenen den Sarg zur Ruheſtätte. Feierliche Stille, ein unbeſchreiblicher Ernſt bezeichnete den Augenblick, wo die Erde die Hülle des Vollendeten aufnahm. Venedey und Berly, jener ein Flüchtling, dieſer ein in Frankreich etablirter Kaufmann aus Frankfurt, ſprachen aus tiefſter Seele einige ergreifende Worte. Dann trat Raspail, der Gelehrte, Raspail der unerſchütterliche Republikaner, vor und ſprach:

„Ich glaubte nur Thränen auf dieſes Grab weinen zu können, das Sie mit Blumen umkränzt haben. Aber die Freundſchaft, welche über der unbelebten Hülle unſeres großen Schriftſtellers wacht, fordert mich auf, ihm einige Worte der Erinnerung mit in die Gruft zu geben; in dieſem Augenblick einer ſo traurigen Feier hat die Freundſchaft die Kraft eines letzten Willens: ich gehorche, meine Herren, und Sie werden meinem Beiſpiele folgen, indem Sie mir Ihre

---

*) Siehe Blätter für literariſche Unterhaltung 1837. No. 69.

Nachſicht bewilligen; ich hatte mich nicht zu ſo großem Schmerz vorbereitet.“

„Meine Herren, ich habe die Hälfte unſeres Philoſophen, die dieſe Erde binnen Kurzem bedecken wird, nur wenig gekannt, und ich rechne dieſes Mißgeſchick zu meinen unglücklichen Ereigniſſen. Aber was die andere Hälfte betrifft, die uns bleibt, die tiefer als in Bronze gegraben iſt, welche ſeine Feder getröſtet hat, o! was dieſe unzerſtörbare Hälfte betrifft, ſo habe auch ich ſie genau gekannt, auch ich habe mich für würdig gehalten, ſie zu lieben; und ich kann mit Ihnen ſagen, ich habe nicht Alles verloren.“

„Nicht, meine Herren, daß ich die Anmaßung hätte, Ihnen den Charakter des Genies Börne's zu enthüllen, Ihnen die magiſche Kunſt dieſes Styls zu analyſiren, welche ihn zum populärſten Schriftſteller Deutſchlands gemacht hat; die Macht dieſes tiefen Gedankens zu ſchätzen, eines Gedankens, der unter dem tiefen Schleier der glücklichſten Einfachheit ſo viel zu jener friedlichen Umwälzung beigetragen hat, die Deutſchland an ſeinem Buſen erwärmt. Bei der erſten Zuſammenkunft mit Ihnen würde ich Sie darum bitten, mich dieſe letzte Pflicht erfüllen zu laſſen, wenn die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, es mir möglich machte, die Schönheiten einer Sprache zu empfinden, die ſo ſüß zum Ohre und zum Herzen tönt.“

„Leſet, leſet! würde ich Ihnen zurufen, wie man an Molière's Grabe den Miſanthrop und Tartüffe las, an Börne's Grabe einige jener auserwählten Stücke, die Deutſchland in funfzehn Bändchen geſammelt hat, anſcheinend eine umfaſſende Sammlung und doch zu kurz für den Leſer. Wie manche nächtige Lampe des im Leſen dieſer Sammlung Vertieften erloſch erſt beim Beginn des Tages! Wiederholt uns eine jener Allegorien, in welchen Börne mit jedem Federzug eine Wurzel des werdenden Despotismus abſchnitt, wiederholt uns, zumal an dieſem Orte, wo Thränen fließen, eine einzige jener tauſend Seiten, in welchen Börne die Armen die Ergebung und die Reichen die Wohlthätigkeit, die Geächteten die Liebe zu einem Vaterlande lehrte, das ſie zu vergeſſen ſchien; bewunderenswürdige Werke, die man bei Ihnen in den Paläſten, wie in der Hütte findet; denn ſie zeichneten eine Zukunft, die keine andere Kategorie unter den Menſchen geſtatten wird, als die der guten Menſchen unter einander, die ſich gegenſeitig hienieden unterſtützen.“

„Aber, meine Herren, auch ohne Ihre Sprache zu verſtehen, wurde mir das Glück zu Theil, Börne zu leſen und zu begreifen, und ich beſitze ihn eben ſo gut, wie Sie. Er willigte eines Tages darein, in Frankreich die Sprache zu reden, durch welche er deutſche Herzen ſo tief bewegt hat, und er that Wunder; er wurde in Frankreich, wie in ſeinem Vaterlande verſtanden, er hatte ſich ſelbſt überſetzt; und ſeit ſeinem Debut hatte er in der erſten Reihe unſerer Original-Schriftſteller Platz genommen. Mißgönnen Sie mir nicht ein Gefühl, das aus Dankbarkeit ſowohl, wie aus Eigenliebe fließt, es war in dem Reformateur, wo Börne ſich als franzöſiſcher Schriftſteller zeigte. Hätte ich geahndet, in Ihrer Mitte das Wort zu nehmen, ich würde jene koſtbaren Fragmente mit mir hierher gebracht haben, deren Andenken meinen Kummer verdoppelt. In ſeinem Style fand man Béranger und Paul-Louis-Courier vereint; aber ſein Gedanke war zehn Jahr jünger; und zehn Jahre ſind in der Revolution, in der jeder von uns begriffen iſt, ein Jahrhundert des Fortſchritts. Sie haben bemerken müſſen, daß ſeine Feder im Franzöſiſchen dieſen unbeſchreiblichen Zauber bewahrt hatte, der ſich in geiſtreicher, oft ſarcaſtiſcher Weiſe angekündigt und mit einem tieſen Gedanken und einem hochherzigen Gefühle endet, gleich jenen ausländiſchen Früchten, die mit einem piquanten und fremdartigen Geſchmack beginnen und ſich in Wohlgeruch auflöſen. Börne, Iſraelite von Geburt, war in ſeinen Schriften meiner, unſerer Religion, der Religion der guten Menſchen aller Länder; er glaubte an die allgemeine Verbrüderung, an die Gleichheit die man annimmt und die man nicht auferlegt; der Krieg der Völker unter einander ſchien ihm ein Verbrechen; einzig und allein zum Vortheil Einzelner begangen; die Nationalität ein ärmlicher Gedanke. Die Natur hatte in ſeinen Augen der Geſelligkeit keine Grenzen in ſchwarz oder roth gezogen; auf der Oberfläche einer Erdkugel waren die Säulen des Herkules eine Chimäre; er ſah den Koloß des Fortſchrittes beide Ufer des Fluſſes, der zwiſchen Frankreich und Deutſchland fließt, überſchreiten und den Völkern beider Ufer, indem er ihnen die Hand zur Verſöhnung reichte, es in's Gedächtniß rufen, daß ſie einem Geſchlecht angehören, und daß ſie denſelben Pflichten unterworfen ſind. Und er ſagte das Alles, ohne ſich in einem Lande etwas zu vergeben, wo die Gaſtfreundſchaft Ihnen nur unter ſtets beunruhigenden Bedingungen gewährt iſt, und wo die wenige Sonne, um welche Sie uns bitten, mit einem Schleier verhüllt wird, deſſen äußerſten Saum zu lüften, Ihnen nicht geſtattet iſt, wollen Sie ſich nicht einem Sturm ausſetzen. Es bedarf eines großen Talentes, um einen Schein von Freiheit inmitten ſo vieler Hinderniſſe zu bewahren, und große Dinge unter dem Degengeklirre ſo kleiner Geiſter in gehöriger Weiſe zu beſprechen. Dieſes Talent hat Börne in Frankreich zur höchſten Stufe der Vollendung getragen. In dieſem durchſichtigen und ärmlichen Körper, der ſich über die Erde, wie über ein Vaterland ſchleppte, das ihm nicht angehörte, wohnte eine Seele, die für das Gute brannte, für das Schlechte litt, für die Vertheidigung der heiligen Sache des Volkes kämpfte; dieſer Körper gehörte einem in ſein Schickſal ergebenen Kranken an, einem tiefdenkenden und beſcheidenen Schriftſteller, einem Märtyrer, bereit zu jeglichem Leid und jeglicher Duldung, und der ſich den unglücklichſten Verhältniſſen weihte; das Emblem der Tugend, die ſein Talent ausmachte, malte ſich in dieſem unter Leiden lachenden Antlitz, in dieſem ſatyriſchen Ausdruck, den ein von der ausgeſuchteſten Senſibilität entlehnter Blick belebte.“

einem tiefen Gedanken und einem hochherzigen Gefühle endet, gleich jenen ausländiſchen Früchten, die mit einem piquanten und fremdartigen Geſchmack beginnen und ſich in Wohlgeruch auflöſen. Börne, Iſraelite von Geburt, war in ſeinen Schriften meiner, unſerer Religion, der Religion der guten Menſchen aller Länder; er glaubte an die allgemeine Verbrüderung, an die Gleichheit die man annimmt und die man nicht auferlegt; der Krieg der Völker unter einander ſchien ihm ein Verbrechen; einzig und allein zum Vortheil Einzelner begangen; die Nationalität ein ärmlicher Gedanke. Die Natur hatte in ſeinen Augen der Geſelligkeit keine Grenzen in ſchwarz oder roth gezogen; auf der Oberfläche einer Erdkugel waren die Säulen des Herkules eine Chimäre; er ſah den Koloß des Fortſchrittes beide Ufer des Fluſſes, der zwiſchen Frankreich und Deutſchland fließt, überſchreiten und den Völkern beider Ufer, indem er ihnen die Hand zur Verſöhnung reichte, es in's Gedächtniß rufen, daß ſie einem Geſchlecht angehören, und daß ſie denſelben Pflichten unterworfen ſind. Und er ſagte das Alles, ohne ſich in einem Lande etwas zu vergeben, wo die Gaſtfreundſchaft Ihnen nur unter ſtets beunruhigenden Bedingungen gewährt iſt, und wo die wenige Sonne, um welche Sie uns bitten, mit einem Schleier verhüllt wird, deſſen äußerſten Saum zu lüften, Ihnen nicht geſtattet iſt, wollen Sie ſich nicht einem Sturm ausſetzen. Es bedarf eines großen Talentes, um einen Schein von Freiheit inmitten ſo vieler Hinderniſſe zu bewahren, und große Dinge unter dem Degengeklirre ſo kleiner Geiſter in gehöriger Weiſe zu beſprechen. Dieſes Talent hat Börne in Frankreich zur höchſten Stufe der Vollendung getragen. In dieſem durchſichtigen und ärmlichen Körper, der ſich über die Erde, wie über ein Vaterland ſchleppte, das ihm nicht angehörte, wohnte eine Seele, die für das Gute brannte, für das Schlechte litt, für die Vertheidigung der heiligen Sache des Volkes kämpfte; dieſer Körper gehörte einem in ſein Schickſal ergebenen Kranken an, einem tiefdenkenden und beſcheidenen Schriftſteller, einem Märtyrer, bereit zu jeglichem Leid und jeglicher Duldung, und der ſich den unglücklichſten Verhältniſſen weihte; das Emblem der Tugend, die ſein Talent ausmachte, malte ſich in dieſem unter Leiden lachenden Antlitz, in dieſem ſatyriſchen Ausdruck, den ein von der ausgeſuchteſten Senſibilität entlehnter Blick belebte."

„Doch Ihre Literatur wird alle dieſe Dinge beſſer zu ſagen wiſſen, als ich, und ich werde mich nicht ſo weit vergeſſen, das Gemälde vervollſtändigen zu wollen. Frankreich, in deſſen Namen ich leider allein ſprechen muß, und das meinen Worten nicht widerſprechen wird, Frankreich wird Börne Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die bei uns immer ſpät kömmt, aber die niemals am Grabe ausbleibt. Börne iſt weniger bei uns bekannt geweſen, weil man, um bei uns von ſich reden zu machen, Genoſſen haben muß, und Börne hatte nur Bewunderer. Aber der Tod verſöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruf, und unſre Literatur wird, ſo hoff' ich, eine ihrer ſchönſten Kronen auf dieſes Grab heften, welches die Natur mit den einfachen und natürlichen Blumen ſchmücken wird, mit denen ſie ſtets am Grabe des Armen und an dem des Freundes der Armen ſo freigiebig iſt.“

„Was mich betrifft, der ich hier nur den Tribut meines Schmerzes darbringe, ſo grüß' ich dich, o Börne, nicht in dieſer Gruft, die bald drei Fuß Erde decken werden, ſondern in jenen lichten Räumen, wo unzählige Welten in unerforſchter Harmonie über dieſer kleinen Erde rollen, die wir unſer Univerſum nennen; ich grüße Dich in jener großen Werkſtatt der Intelligenz, wohin deine Seele emporſtieg, wie zu ihrer Quelle. Du empfängſt jetzt unſere Ehrenbezeugungen, nicht als leere Formen, ſondern als den Tribut der Gerechtigkeit; Du würdigſt jetzt Deine Schriften mit demſelben Auge, mit welchem wir ſie ſtets gewürdigt haben, Du haſt Deine Beſcheidenheit mit ins Grab gegeben, indem Du ſelbſt in die Heimath der Wahrheit übertratſt. Mögeſt Du ſelig ſein, o Börne! mögeſt Du Dich ſelbſt erkennen! Und wenn zwiſchen den Todten und Ueberlebenden ein Geſetz geiſtiger Mittheilung von den Regionen herab, wo Du wandelſt, beſteht, ſo ſende uns auf den Schwingen der Ahnung einige jener troſtreichen Wahrheiten, die Du jetzt im offenen Buche lieſeſt, für die Zukunft, die uns verborgen iſt. Inmitten des Schauſpiels ſo vieler ſyſtematiſcher Verderbniß, ſo vieler treuloſen Freundſchaft, das von Tage zu Tage mehr hervortritt, wird dieſer Traum den Kummer mildern, der uns drückt, den Kummer, daß wir Dir noch nicht gefolgt ſind, nach Oben!“

Der Bildhauer David, der ein Freund Börne's war, machte den Entwurf eines Denkmals: einen Marmorſarg, an deſſen oberm Ende eine Pyramide mit Börne's Bildniß ſtände. Ein Verſuch für die Errichtung eines ſolchen Monuments Börne's Freunde zu Theilnehmern zu machen, ſcheiterte vorläufig noch an der Furcht der Meiſten, ſich als Freunde Börne's offen zu bekennen. Sehr nahe Freunde, in Frankfurt namentlich, trifft in dieſer Rückſicht der Vorwurf einer gar matten Feigheit. Einſtweilen begnügte ſich die Familie, in deren Schooß Börne ſein Leben aushauchte, den Hügel, der ſeine ſterblichen Reſte bedeckte, mit Blumen und einem Kreuze zu bezeichnen. Der Sturm, der die Höhen des Père Lachaiſe oft beſtreicht, ſoll dieſes Friedenszeichen eines Tages entwurzelt haben. Die Einen werden ſagen, dies wäre eine Mahnung geweſen, daß das Kreuz dem nicht gebühre, der in ſeinem Unmuth einmal erklärte, ihn reue das Geld, das ihm ſeine Taufe gekoſtet. Die Andern werden ſagen: Es war ein unpaſſendes Symbol für einen Denker, deſſen religiöſes Glaubensbekenntniß über alle poſitiven Formen der Religion hinübergriff. Mögen beide Anſichten ſich vereinigen, wie ſie können! Wir wollen denken, daß jenes umgeworfene Kreuz keine Mahnung für Börne, ſondern für uns ſein ſollte. Der Sturm wollte ſich in Erinnerung bringen. Er wollte Blumen und Zeichen des Friedens von einem Grabe wehen, das uns nicht zur Klage, ſondern zur That auffordert. Nicht mit Thränen will der

Vollendete ſeinen Hügel benetzt ſehen, ſondern aus dem Sturme ruft er uns zu, wach zu bleiben. Eine eiſerne Lanze ſollte man in dies Grab ſtecken und zwey freiſchwebende metallene Schilde daran aufhängen. Ewig vom Spiel der Winde bewegt, würde ihr Ton das redendſte Denkmal eines Grabes ſein, um welches kein Schweigen herrſchen darf.

Börne war klein und hager von Geſtalt. Seine Haltung war nachläſſig. Gern hielt er die Hand auf den Rücken gelehnt. Seine Geſichtsfarbe bleich, das ſchwarze Haar dünn, das Auge hellglänzend. Ein ſpärlicher Bart bedeckte die eingefallenen Wangen. Das in Lithographieen und Stahlſtichen verbreitete Gemälde des Malers Oppenheim wird als ſehr ähnlich gerühmt. David arbeitete ein Medaillon, das dem Gemälde an Aehnlichkeit nicht gleichkommen ſoll.

Ein Freund des Verſtorbenen ſchreibt mir von ihm: „Börne war von kräftigem, aber zartem Körperbau. Seine Stimme war angenehm wohlklingend, mehr hoch als tief und nicht ſtark. Sein Auge dunkel und feurig; ſein Geſicht von den Blattern entſtellt, aber regelmäßig geformt. An ſeinem feinen und ſchönen Munde erkannte ein Phyſiognomiker leicht die Kraft ſeiner Ironie. Börne war ungemein ſauber, aber man ſah es nur nicht immer. Die Spuren des Tabacks entſtellten die gewählte, ſaubre Wäſche. Wenn er ſorgfältig auf die Pflege ſeiner ſchönen Hand hielt, ſo war dies mehr aus Gewohnheit, als aus Abſicht. — Aeußerlich von einer ruhigen Gemüthsart, erſchien er auch ſelbſt dann ruhig, wenn es heftig in der Bruſt kochte. Die Ruhe war einmal ſeine Art, nicht anerzogen oder erlernt. — Er war ſehr mäßig, aß wenig, trank nie Wein und hatte überhaupt wenig Bedürfniſſe. Nichts deſto weniger verbrauchte er auf Kleinigkeiten viel Geld. Wenn er an einem Laden vorbeigieng und es gefiel ihm etwas, ſo kaufte er es, ſelbſt wenn es Spielereien waren, die er verſchenkte. Er hatte oft die Taſchen voll Naſchwerk, um Frauen und Kinder damit zu füttern. Für ſeinen Umgang mit Frauen und Kindern machte ihn beſonders auch ſeine unermüdliche, nur zu oft auf die Probe geſtellte Geduld fähig. — Als ich Börne kennen lernte, war er ſehr hypochondriſch. Zum Theil hatte dieſe Hypochondrie einen körperlichen Grund. Er litt, ſehr blutreich, an Congeſtionen nach Kopf und Bruſt. Zum Theil lag die Hypochondrie damals an dem Triebe, ſein Talent durch irgend etwas geltend zu machen, während ihm dafür das rechte Material fehlte, bis ſich ſpäter das Volksleben an ihn drängte und er ſich von den Wogen der Zeitgeſchichte treiben ließ, die Sorge um das Allgemeine ließ nun den eignen Körper vergeſſen; die Klage um das eigne Unbehagen verhallte im Schmerzruf der Allgemeinheit. Mein eignes proſaiſches Verdienſt dabei iſt dies, daß ich ihm das Rauchen empfahl. Nun blies er ſeine Grillen in die Tabackswolken und wurde ein ſo leidenſchaftlicher Raucher, daß darüber ſeine Hypochondrie in Dampf aufgieng — Durch ſeine Hämorrhoidalcongeſtionen hatte Börne mehrmals Anfälle von Bluthuſten, welche ihn öfters in Lebensgefahr brachten. Organiſche Veränderungen in den Lungen fanden dabei nicht ſtatt und immer glückte es, ihn wieder herzuſtellen, bis in den letzten Jahren, wo dieſe Anfälle wegblieben, ſein Leiden einen Charakter annahm, der ihm den Tod brachte."

In die voranſtehende Erzählung der einfachen Begegniſſe, die Börne's Leben bildeten, iſt die Beurtheilung ſeines ſittlichen und ſchriftſtelleriſchen Charakters bereits verpflochten. Börne ſah das Loos, das ihn als Jude geboren werden ließ, als ein Glück an; denn er behauptete, er wäre dadurch vor dem "Philiſterwerden" geſchützt geweſen. Die unbeſtechliche Reinheit ſeines Willens, die Uneigennützigkeit ſeiner Handlungen, ſeine Wohlthätigkeit und Wahrheitsliebe werden ſelbſt von ſeinen Feinden eingeräumt. Stellen wir ſeine ſittliche Entwickelung in eine Parallele mit andern Bildungsgängen, die, gänzlich verſchieden von ihm, nicht minder ehrenwerthe Charaktere erzielten, ſo würden wir nachſtehende Betrachtung uns nicht verſagen dürfen. Halten wir ein ernſtes Todtengericht!

Börne's Gemüthsbildung bekam durch die Unbefangenheit, mit der er ſich zur Welt ſtellen durfte, eine eigne Färbung. Man wird in dem einfachen, in dieſen Blättern aufgerollten Leben eine harmloſe Ruhe und eine Glückſeligkeit finden, um die man Börne beneiden möchte. Geboren von vermögenden Eltern, bevormundet von einem Vater, der ſein Beſtes wollte, der Sorge für die Zukunft durch Ausſicht auf künftige Erbſchaft überhoben, ohne den Ehrgeiz, in der Geſellſchaft oder im Reich der Geiſter glänzen zu wollen, nahm er das Leben, wie es ſich ihm bot, unbefangen und unbekümmert um Gegenwart und Zukunft. Erſt wenn man ein Leben voller Mühe und Sorge dem Leben Börne's gegenüber hält, wird man aus dem Unterſchied den Eindruck ermeſſen, den Börne's glückliches Schickſal auf ſeinen Charakter hinterließ. Er kannte es nicht, wie man in Armuth geboren wird, früh einen höhern Beruf in ſich fühlt und ſchon als Knabe durch die Verzweiflung, von den Hülfsmitteln dazu verlaſſen zu ſein, heimgeſucht wird. Börne hat dieſes Streben eines feurigen, über ſeine Geburt hinaus ringenden Geiſtes nicht gekannt. Fremd war ihm der Eifer des Jünglings, ſich im Leben eine Stellung zu erwerben, einer Geliebten das Gefühl zu ſchenken, etwas Bedeutendes in ihre Arme zu ſchließen, fremd war ihm die verzehrende Gluth nach Auszeichnung und der Zwieſpalt, in welchen hier Ehrgeiz und Stolz gerathen. Er könnte ſeine Grundſätze mit einer Ruhe pflegen, wie man eine ſchöne Hand pflegt. Er zitterte nicht vor dem leeren Nichts einer Zukunft, die uns verſchlingen wird, wenn wir nicht rührig ſind, emſig ſtreben, aufwärts, vorwärts, immer ein Ziel im Auge, unverrückt, wie es kräftige Geiſter von Natur thun, und minder kräftige durch ihr Schickſal zu thun gezwungen ſind, da ſie anders zu beſorgen hätten unterzugehen. Das Bild des Horaz: die dunkle Sorge, die geſpenſtiſch den athemloſen Reiter peitſcht, kannte er aus eigner Erfahrung nicht. Nicht Weib, nicht

Kind hiengen ſich an ſein eignes Daſein und ſchrieben ſeiner Handlungsweiſe Geſetze vor, die dem Biedermann das Herz abdrücken können da ſie dem Gefühl oft widerſtreben und doch von der Nothwendigkeit geboten werden. Nicht einmal als Schriftſteller verfolgte Börne ein Ziel. Er ließ ſich vom Leben, von den Ereigniſſen beſtimmen. Er hatte Muße und Bequemlichkeit genug, um ſich aus hundert ihm angebotenen Lagen diejenige auszuwählen, die ihm am beſten gefiel.

Kann aber dieſer Mangel einer bedeutenden und poetiſchen Individualität, der Börne's Leben bezeichnet, einen Vorwurf begründen? Nimmermehr. Das raſtloſe Streben eines Genius fehlte ihm; er ſah' ſich dadurch vor vielem Unglück bewahrt. Auch man ſieht aus jener Vergleichung, daß ihm in ſeiner Verfaſſung manches leichter werden mußte, als es gemeiniglich Andern wird. Seine Ruhe iſt nicht die Frucht eines Sieges, das Reſultat einer weisheitsvollen Betrachtung und Ueberwindung ſeiner Leidenſchaften geweſen, ſondern eine angeborne Heiterkeit, die von einer glücklichen Lage unterſtützt wurde. Seine Harmloſigkeit und Herzensgüte, die wir rühmend anerkannten, war eine mehr negative Tugend, da ſie ſich ihrer ſelbſt nicht bewußt war und mehr im Unterlaſſen, als im Handeln offenbarte.) „Manche bittre Erfahrung hatte ſein Gemüth verſtimmt" — ſchreibt der Verfaſſer der oben erwähnten „Erinnerungen an Börne." Börne's Freundin widerſprach gegen mich dieſer Aeußerung und ſagte: Nein, ſie wiſſe davon nichts, er wäre immer heiter und ruhig geweſen. Ich geſtehe, daß ich mich in dieſe Stimmung Börne's wohl verſetzen kann; ſie iſt mir aber mehr eine Thatſache, als ein beſonderer Ruhm. Ein wenig mehr Unruhe, Sorge, Thorheit würde man dem warmen Herzen eines edlen Menſchen ſchon nachgeſehen haben. Das Ruhmvolle für Börne liegt darin, daß er ſeine Indolenz kannte und an die Beurtheilung fremder Perſönlichkeiten mit beſcheidener Prüfung gieng. Meinungen verwarf er mit Entſchiedenheit; Menſchen zu beurtheilen, ſchien ihm ſchon bedenklicher. Er ließ fremde Bildungsprozeſſe mit großer Nachſicht gelten und nahm, wenn er Irrthümer verdammte, doch nicht ſelten die Art, wie ſie entſtanden, in Schutz. Er verwarf die Beſtrebungen mancher Convertiten, die von Wien aus für die Reſtaurationsideen ſchrieben; aber von dem Bildungsgange derſelben ſprach er mit einer Mäßigung, die errathen läßt, wie wenig er ſein eignes, vom Zufall beſtimmtes, von bürgerlich erträglichem Glücke angelächeltes Daſein, ein Daſein behaglich-heitrer Abſpannung, für normal halten durfte.

Der materielle Werth der Schriften, die Börne hinterlaſſen hat, liegt zunächſt in ihrer Beziehung zur Zeitgeſchichte. Der künftige Geſchichtsſchreiber unſrer Epoche wird ſie zwar nicht als Aktenſtücke brauchen können, um aus ihnen Thatſachen feſtzuſtellen; aber den Pragmatismus der Begebenheiten wird er aus ihnen entlehnen dürfen: die Lichter und Schatten ſeines Gemäldes; nicht die Melodie, wohl aber die Harmonie ſeiner Tonſätze. Denn dieſe Schriften ſpiegelten nicht immer die ewigen Sterne der Wahrheit ab, ſondern oft auch die Dunſtwolken, die ſich zwiſchen den Himmel und die Erde legen. Die Sage, das Gerücht drängte dem Verfaſſer die Feder in die Hand; oft hatte die Sage wahr geſprochen, oft iſt aber auch nur das Urtheil und die Geſinnung, die ſie hier hervorrief, wahr, ſie ſelbſt wurde berichtigt. So breitet ſich in dieſen Schriften die ganze gleichzeitige Epoche aus, mit ihren Hoffnungen und Wünſchen, mit ihren Schmerzen und Thorheiten, ſo weit nur ein freies, vom böſen Willen nicht umflortes Auge trug. Zu dieſem Quellen-Werth kömmt die Natürlichkeit der in dieſen Schriften niedergelegten Weltanſchauung. Sie ſind ein Unterpfand, daß man auch ohne die Weisheit der Hörſäle ein Syſtem haben kann. Sie beweiſen, daß die beſte Philoſophie in der Schule des Lebens gelehrt wird. Börne war nicht eingeweiht in die Geheimniſſe der Kathederſprache, und dennoch erſchrak er vor einer Frage nach dem Höchſten nicht. Fanden die Gelehrteren Gott im Grunde alles Seins, ſo fand er ihn in der Geſchichte; wußten jene das Räthſel des Lebens in eine Formel zu bannen, ſo ſprang es ihm aus einer That entgegen. Börne war Naturaliſt in dem Sinne wie es Leſſing war. Leſſing wollte keine Wahrheit, er war zufrieden mit dem Streben darnach. Börne's Schriften ſind ein Stahlbad, in das man, entnervt durch Abſtraktion und Dachſtubenweisheit, niedertaucht und zu neuer Lebensfriſche ſich ſtärkt. Irgend einer ſeiner politiſchen oder äſthetiſchen Grundſätze mag einer höhern Spekulation weichen müſſen, aber die Unmittelbarkeit, mit der hier ſelbſt das Irrthümliche friſch aus dem Herzen hervorquoll, hat etwas wunderbar Stärkendes und wird dieſe Kraft ſo lange bewahren, als unſre Literatur dieſe jeweilige Lüftung ihrer Atmoſphäre, dieſen Anblick einer in Gottes freier Natur gewonnenen, auf dem Felde blühenden ſubjektiven Ueberzeugung noch immer manchmal bedürfen wird. Die geiſtreiche Form dieſer Schriften iſt endlich das Salz, das ihnen für alle Zeiten die Friſche des Augenblicks ſichert. Ergebniſſe einer Journaliſten-Laufbahn, ſind dieſe kleinen Einzelheiten doch im feinſten äſthetiſchen Proceß ſo cryſtalliſirt, daß ſelbſt die winzige Tagesfliege, die gerade in dem Schöpfungsmoment zwiſchen die flüſſige Maſſe gerieth, mit der ſchönen Geſtalt des Ganzen bleiben und noch der Nachwelt ein Anlaß der Erheiterung ſein wird. Das Zufälligſte wird hier in ſeiner an der Luft abgekühlten, ſichern Form verharren. Selbſt das Unbedeutende blieb in Pompeji und Herculanum in ſeiner zufälligen Form, da ein Gott es überraſchte; ſo bleibt auch im Reich der Geiſter jede noch ſo zufällige Stellung, wenn ſie der Künſtler überraſcht.

Dafür hat Börne mit der größten Gewiſſenhaftigkeit an ſeinen Werken gearbeitet. Er warf nie etwas nachläſſig aufs Papier, ſondern ſelbſt der kleinſte Brief trug den Stempel einer, ſich auch in ſeiner winzigen aber feſten Handſchrift kund gebenden Bedachtſamkeit. Mit den Vorarbeiten zum Niederſchreiben war er länger beſchäftigt, als mit dem letztern ſelbſt. Die Gedanken boten ſich ihm in bunter, neckender Fülle dar; aber er wählte nur die, welchen ſich ein ſchönes Kleid überwerfen ließ. In züchtiger Schönheit mußte bei ihm das Wort auftreten. Einen wild wuchernden Styl, einen Gedankengang über Stock und Stein, haßte er. So trug er das, was er niederſchreiben wollte, lange mit ſich herum und formte tagelang an einem Satze, wenn er ihm nicht gleich die gewünſchte ſchöne Rundung abgewinnen konnte. Es war dies nicht Koketterie, ſondern die ihm angeborne Achtung vor dem Werth der Sprache. Er wußte, daß, auch um Gedanken an den Mann zu bringen, man ihnen eine reiche ſtyliſtiſche Mitgift geben muß. Die ſchönſten Ideen bleiben, wenn ſie äußerlich arm ſind, ſitzen. Börne brauchte oft zu einer kurzen Kritik vierzehn Tage. Um einen Druckbogen zu füllen, rechnete er gewöhnlich eine Woche.

Wenn es die Aufgabe unſrer Literatur ſein ſollte, ſich in eine encyklopädiſche Thätigkeit zu zerſplittern und nur noch die Thatſachen der Geſchichte und des Völkerlebens widerzuſpiegeln, dann würde Börne für dieſe Richtung werden, was Goethe für die ſchöne

Literatur aus rein formellem Geſichtspunkte iſt. Aber auch ſelbſt dann, wenn die Literatur ſich einer ſpeculativeren Begründung ihrer Prinzipien unterordnen ſollte, würde Börne ſeine Stellung als Vertreter des reinſten Ausdrucks unmittelbarer Verſtandeswahrheit, eine Stellung von großer ſupplementariſcher Bedeutung, behaupten. Oder, was das Wahrſcheinlichſte iſt, wenn die deutſche Literatur ſich vereinfachen und ihre gegenwärtige Anarchie von künſtleriſcher Formenſchönheit beſchworen werden ſollte, ſelbſt dann wird Börne ſich erhalten; denn, ob er gleich nicht Dichter war, ſo wußte er doch die Stoffe der Dichtkunſt weiſe zu ſichten. Er empfiehlt diejenigen Formen und Behandlungsweiſen, die dem Volke verſtändlich ſind; er vertritt der äſthetiſchen Selbſtgenügſamkeit den Weg und fordert, daß der Dichter ſich dem Ideale, nicht das Ideal ſeiner Eitelkeit opfert. In allen dieſen Beziehungen, mag die Zukunft nun das Schickſal unſrer Literatur entſcheiden, wie es die Muſen wollen, hört Börne's Zuſammenhang mit ihr nicht auf. Seine Schriften ſtecken unſrer Literatur kein Ziel auf; aber ſie werden ein Weg bleiben, den ſie nicht wird umgehen dürfen, um zu irgend einem zu gelangen.

Wenn wir die vergangenen Zeiten überblicken, und im Reich der Geiſter für Börne eine Parallele ſuchen, ſo finden wir nur einen Namen, der mit ihm paſſende Vergleichungspunkte darböte, Jonathan Swift. Wunderbar, daß ſelbſt in äußern Lebensverhältniſſen eine Aehnlichkeit zwiſchen Börne und dem witzigen Dechanten von St. Patrik ſtatt findet. Beide ſtanden ſie zu weiblichen Weſen in einem Verhältniß, das ſich im Bewußtſein ſeiner höheren Weihe kühn dem Urtheil der Welt ausſetzte, Beide verfolgten ihre entſcheidendſte Wirkſamkeit aus einer Art von Verbannung; denn auch Swift war in Irland den politiſchen Händeln, denen er eine ſo große Aufmerkſamkeit widmete, perſönlich ſelbſt entrückt. Freunde, die es beſtätigen können, daß Börne niemals etwas von Swift geleſen hat, waren erſtaunt, in der ſchriftſtelleriſchen Art dieſer beiden Männer ſo viel zutreffende Aehnlichkeiten zu finden. Beide kämpften ſie gegen politiſche Mißbräuche, beide knüpften ihre Geiſteserzeugniſſe an Erſcheinungen des Tages, beide beſaßen ſie das Talent, höchſt komiſche Situationen und Staffagen für ihre Ideen zu erfinden. Auch darin trifft die Aehnlichkeit zu, daß Börne und Swift, beide beſchuldigt wurden, daß ſie ihren Zorn über die Mißbräuche der Welt nur ihrer Hypochondrie verdankten; ein Vorwurf, der freilich bei dem Dechanten begründeter war, als bei Börne. Denn Börne ſtarb mit lächelnder, wenn auch ſchmerzlicher Reſignation, Swift aber in geiſtiger Entkräftung. Auch der Styl beider Schriftſteller ähnelt ſich in der Naivität, mit der ſie in ihren Darſtellungen anzuſetzen pflegen, um dann allmälig zu den ergreifendſten Conſequenzen zu kommen. Beide erkannten, daß das Geheimniß des Witzes in dem plötzlichen Losſchlagen einer harmlos angelegten Mine liegt. Freilich ſind ſie auch wieder in Anderem ſich völlig unähnlich. Swift übertraf Börnen an combinatoriſchem Talent (Poeſie kann man ſeine Allegorieen nicht nennen, am wenigſten die für Erwachſene zu kindiſchen und für Kinder zu ernſten Gulliver-Reiſen) Börne übertraf ihn an ſittlichem Ernſte und Charakterfeſtigkeit. Swift war unendlich gelehrter als Börne, aber Börne's Darſtellung hat auch darum um ſo weniger Ballaſt; man muß nicht ſo viel Langeweile in Kauf nehmen, bis man an eine erquickliche, grüne Oaſe kommt. Swift ſchrieb mit einem Cynismus, für den ein heutiger Schriftſteller geſteinigt würde. Swift iſt der ganze Börne, wenn man etwas hinfügt, das

Börne nicht kannte, Leidenſchaft und Ehrſucht. Die ſchriftſtelleriſche Haltung Swift's iſt weit unruhiger, als Börne's, der, wenn auch mit allen Hunden und Rezenſenten gehetzt, doch immer eine würdevolle Ruhe behauptete. Swift's ſchriftſtelleriſche Beweglichkeit geht ſogar in Grimaſſe über, wenn er die Manieren anderer Schriftſteller nachahmt und ihre Beſcheidenheit oder ihre Anmaßung, ihren Ungeſchmack (Wotton) oder ihre moraliſirende Heuchelei (Dryden) lächerlich zu machen ſucht. Börne's Witz iſt auch deßhalb treffender, als der Swift's, weil jener mehr gegen Einzelnes, dieſer gegen ganze Maſſen gerichtet iſt. Braucht doch Swift faſt immer die Menſchen in ihrer Geſammtheit, um in ſeinen reformatoriſchen Humor zu kommen! Er iſt ein hypochondriſcher Peſſimiſt, der als Folie ſeiner Satyre die Schlechtigkeit des Univerſums nimmt. Bei Börne kommen ſehr ſelten die Fälle vor, wo der Schriftſteller den gewiſſenhaften Menſchen- und Zeitbeurtheiler überwältigt, wo er dem formellen Gelüſt an einer witzigen Wendung eine Idee oder einen Menſchen geopfert hätte; Swift verräth aber überall, daß ſein Humor nicht würde beſtehen können, gäb' es nicht ſo viel zu tadeln und ſchamroth zu machen.

Swift's moraliſche Entrüſtung und politiſche Freimüthigkeit entſtand zum großen Theil auch daher, weil er wohl wußte, daß der Regirende immer auch in einer witzigeren Poſition iſt. Swift wurde am Ende ſeiner Tage von allen Geiſtesgaben plötzlich verlaſſen und athmete ſchon lange vor ſeinem Tode ſeinen ganzen innern Menſchen aus. Börne dagegen wurde, je älter, je reifer und ſtarb nur daran, daß das irdiſche Gefäß zu klein für die überſchäumende Fülle ſeines Geiſtes wurde.

Lieber Campe!

[illegible] Deutschland [illegible]

[illegible] (Ludwig Robert) [illegible]

[illegible]

Boerne.

[illegible]

[illegible] 1832.

[illegible]

[illegible]

Schiller's
politiſches Vermächtniß.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Börne, L., geſammelte Schriften. 8. 8 Theile. Ladenpreis 8 Rthlr.
Brunow, J., der Völkerfrühling und ſeine Verkünder. Frühlingsgruß an Deutſchlands Redner. 8. 9 Gr.
Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr.
Velinpap. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Reiſebilder, 2te vermehrte Aufl. 3 Thle. 8. 5. Rthlr. 8 Gr. (Velinp. 6 Rthlr. 8 Gr.)
— — Nachträge zu den Reiſebildern. 8. 1 Rthlr. 16 Gr. (Velinpap. 2 Rthlr.)
— — Ueber den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke von Kahldorf. 8. 20 Gr.
Immermann, K., der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier, gr. 8. 6 Gr.
— — Kaiſer Friedrich II. Trauerſp. 8. 1 Rthlr.
— — das Trauerſpiel in Tyrol. Dramat. Gedicht. 8. 20 Gr. (Velinpapier 1 Rthlr. 6 Gr.)
— — Tulifäntchen. Ein Heldengedicht. 8. 20 Gr.
— — die Verkleidungen. Luſtſpiel. 8. 20 Gr.
Lewald, A., Novellen 2 Theile 8. 3 Rthlr.
— — Graf Lowzinski. Polniſche Novelle 8. 18 Gr.
— — Warſchau. Ein Zeitbild. 8. 20 Gr.
Maltitz, Freiherr G. A. von, Oliver Cromwell oder die Republikaner. Trauerſpiel. 8. 1 Rthlr.
— — das Pasquill. Schauſpiel. 8. 20 Gr.
— — Pfefferkörner. 2 Hefte. 12. 1 Rthlr. 8. Gr.
— — der alte Student. Schauſpiel. 8. 12 Gr.
Spaziergänge eines Wiener Poeten, 2te Aufl. 8. 20 Gr.
Raupach, D. E., die Tochter der Luft, Trauerſpiel. 1 Rthlr.
— — Kritik und Antikritik. Luſtſpiel. 8. 1 Rthlr.
Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — die Bekehrten. Luſtſpiel. 8. 1 Rthlr.
Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.

Schiller's
politiſches Vermächtniß.

Ein Seitenſtück
zu
Börne's Briefen aus Paris.

> Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
> Vor dem freien Menſchen erzittert nicht.
>
> Schiller.

Hamburg, 1832.
Bei Hoffmann und Campe.

Kgl Univ. Bibl.
Berlin

Vorwort.

Ob der unſeligen Börne'ſchen Briefe, welche ſich mit etwas keckem Humor ins ſteifernſte Gebiet der Politik hineingewagt haben, confiscirt, fiscaliſirt und bald vielleicht, Gott ſtärke mich! condemnirt, ſuchte ich mich zu zerſtreuen, und die düſtern Bilder von künftiger Gefangenſchaft, den widrigen Vorgeruch dereinſtiger Kerkeratmoſphäre loszuwerden. Zwar hat ein verlegender Buchhändler, wie meine Wenigkeit, genug Ableitung an Remittentenmiſere und in jeder Hinſicht ſchlechtgeſchriebenen Manuſcripten, aber die mitternächtlichen Gedanken, ob der Dinge, die da kommen ſollen, wollten dieſer alltäglichen Geſchäftszerſtreuung nicht weichen, und ich mußte zu einem ſtärkeren Lethetrunk greifen, zu dem unnatürlichſten Behelf eines

Buchhändlers, nämlich dem: gedruckte Bücher zu leſen. Denn ſo wenig es einem Arzte geziemt und anſteht, ſelbſt krank zu ſein, ebenſowenig einem Buchhändler, Bücher zu leſen, die er nur verkaufen oder — remittiren ſoll.

Aber außerordentliche Umſtände rechtfertigen außerordentliche Mittel; und ſo gerieth ich, von fiscaliſcher Gegenwart geplagt, von entgegendrohenden Winſerbaumäſten*) geängſtigt, auf den verzweiflungsvollen Gedanken, meine geſchäftlichen und fiscaliſchen Sorgen in der — Lectüre zu ertränken. Doch was leſen? Ein rechtſchaffener Buchhändler muß unparteiiſch ſein: er darf kein Buch, kein Fach, keinen Autor vorzugsweiſe begünſtigen; für ihn iſt das beſte Buch und der beſte Autor, die am beſten gehen, und wäre es ein Buch über Stiefelwichſe und der Autor, der Conducteur des Elmshorner Frachtwagens, der mir erſt neuerlich ein ſehr intereſſantes Manuſcript über die indiſche Cholera morbus zum Verlage angetragen hat. Ich hielt es demnach am gerathenſten, das Schickſal, das launenhafte, unerforſchliche, walten zu laſſen, und rief meinem älteſten Gehülfen zu: „ich muß leſen. Hart„gedrückt, wie ich es bin, von confiscirtem und „fiscaliſchem Jammer, bleibt mir nichts An„dres übrig als, Gedrucktes zu leſen. Kommen „Sie, verbinden Sie mir die Augen, führen „Sie mich durch meinen Laden längs der Bü„cherbreter hin und her und wenn ich rufe: „Halt! ſo laſſen Sie mich los, dann gilt's, „ich greiſe zu!“

---

*) Winſerbaum, ein Baum, der nur in Hamburg wächſt, und auch da nur an einem einzigen Orte. Er trägt keine Früchte, nicht einmal Blätter und hat auch, genau genommen, nicht viel Aehnlichkeit mit einem Baum, höchſtens etwa mit einem Schlagbaum. Um die Sache kurz zu machen, es iſt ein öffentliches Gebäude, worin Leute, die ſich um den Staat oder ihre Mitbürger auf irgend eine Weiſe verdient gemacht haben, auf kürzere oder längere Zeit der Oeffentlichkeit entzogen werden.

Es gibt, jetzt glaube ich's ſelbſt, im Menſchenleben Augenblicke, wo wir dem Weltgeiſt näher ſtehen als ſonſt. Solch' ein Moment muß es geweſen ſein, als ich mit verbundenen Augen, durch meines Ladens labyrinth'ſche Gänge von meinem wackern Gehülfen geleitet, vor dem Fache ſtehen blieb, wo der Schiller ſtand und blindlings dieſen, von Cotta in einen einzigen

Band gezwängten, Genius herausgriff; denn nicht allzuweit davon ſtand ein ganz gemeines Küchenlexicon.

Alſo Schiller, der Stern von erſter Größe am Horizonte der deutſchen Literatur, — der ſollt' es ſein, aus dem ich, in meines Herzens Angſt und Noth, Troſt und Muth ſchöpfen ſollte. Das iſt mehr als Zufall, ſprach ich zu mir; deine Hand hat unverkennbar ein Höherer geleitet, ſonſt hätteſt du ſicherlich das Küchenlexicon gegriffen, das ſo gefährlich nahe ſtand. Es begann in mir zu dämmern, und erloſchene Gedankenbilder tauchten aus ferner Jugendzeit mit friſchem lebendigem Farbenglanz hervor.

Was jener reiche, mächtige Genius Großes und Kühnes geſchaffen, was er geſchrieben und was er von den Bretern, die die Welt bedeuten, vor allem Volke ungeſcheut hat ſagen laſſen, das lebte plötzlich in mir auf und ging an meinem inneren Geſicht vorüber.

Es war ſchon ſpät am Abend, als ich den verhängnißvollen Gang im Blinden durch meinen Laden vorgenommen hatte. Ich ging mit dem vom Schickſal mir in die Hände gegebenen Cotta'ſchen einbändigen Schiller zu Bette, fing an zu blättern und ſchlief ſehr darin bald über der ungewohnten Lectüre ein; aber nicht etwa aus langweiliger Müdigkeit, ſondern abermals durch höhere Schickung; denn kaum hatte der Schlaf ſeine Mohnkörner über mein Haupt geſtreut, als Schiller ſelbſt, deſſen dickleibiger Band mir beim Einſchlafen aus der erſchlaffenden Hand gefallen war, einem Unſterblichen gleich, das Haupt von Strahlenglanz umgoſſen, leuchtenden Angeſichts, vor mir ſtand und mich alſo anredete: „Nicht umſonſt „biſt du blindlings durch deinen Laden gewandelt und haſt unter Tauſenden gerade mein „Werk herausgegriffen. Ein Höherer hat deine „Hand geführt. Du ſollſt, ſo will Er's, meine „Werke poetiſch und proſaiſch durchgehen, auf„zeichnen, was ich über Fürſten, Staaten und „Völker, ihr Streben und ihr Treiben an vielen „Stellen ausgeſprochen und als mein politiſches „Vermächtniß herausgeben.“ — Sprach's und entſchwand.

Ich aber erwachte plötzlich, und hätte die Erſcheinung für ein eitles, luſt'ges Traumbild gehalten, wenn nicht der ätheriſche Duft, den der entſchwundene Geiſt zurückgelaſſen, mich überzeugt hätte, daß Schiller, der jetzt im Lichte wandelt, ſelbſt zu mir geredet.

So alſo, aus ſolcher Verkettung menſchlicher und göttlicher Dinge iſt die Erſcheinung dieſes politiſchen Vermächtniſſes zu Stande gekommen. Dieß denen zur Nachricht, die ſich über die Herausgabe dieſes Vermächtniſſes und gerade durch mich, kopfſchüttelnd und ſtaunend verwundern ſollten.

Hamburg,
am Sonntage Jubilate 1832.

J. C.

Fiesco. Genueſer. — Das Reich der Thiere kam einſt in bürgerliche Gährung, Parteien ſchlugen mit Parteien, und ein Fleiſcherhund bemächtigte ſich des Throns. Dieſer, gewohnt, das Schlachtvieh an das Meſſer zu hetzen, hauſ'te hündiſch im Reich, klaffte, biß, und nagte die Knochen ſeines Volks. Die Nation murrte, die Kühnſten traten zuſammen, und erwürgten den fürſtlichen Bullen. Jetzt ward ein Reichstag gehalten, die große Frage zu entſcheiden, welche Regierung die glücklichſte ſei? Die Stimmen theilten ſich dreifach. Genueſer, für welche hättet ihr entſchieden?

Erſter Bürger. Für's Volk! Alles für's Volk!

Fiesco. Das Volk gewann's. Die Regierung war demokratiſch. Jeder Bürger gab ſeine Stimme.

Mehrheit ſetzte durch. Wenig Wochen vergingen, ſo kündigte der Menſch dem neugebacknen Freiſtaat den Krieg an. Das Reich kam zuſammen. Roß, Löwe, Tieger, Bär, Elephant und Rhinozeros traten auf und brüllten laut: zu den Waffen! Jetzt kam die Reihe an die Uebrigen. Lamm, Häſe, Hirſch, Eſel, das ganze Reich der Inſekten, der Vögel, der Fiſche ganzes menſchenſcheues Heer — Alle traten dazwiſchen und wimmerten: Friede! Seht, Genueſer! Der Feigen waren mehr, denn der Streitbar'n, der Dummen mehr, denn der Klugen. — Mehrheit ſetzte durch. Das Thierreich ſtreckte die Waffen, und der Menſch brandſchatzte ſein Gebiet. Dieſes Staatsſyſtem ward alſo verworfen! Genueſer, wozu wäret ihr jetzt geneigt geweſen?

Erſter und Zweiter. Zum Ausſchuß! Freilich zum Ausſchuß!

Fiesco. Dieſe Meinung gefiel! die Staatsgeſchäfte theilten ſich in mehrere Kammern. Wölfe beſorgten die Finanzen, Füchſe waren ihre Secretäre. Tauben führten das Criminalgericht, Tieger die gütigen Vergleiche, Böcke ſchlichteten Heirathsproceſſe. Soldaten waren die Haſen; Löwen und Elephanten blieben bei der Bagage, der Eſel war Geſandter des Reichs, und der Maulwurf Oberaufſeher über die Verwaltung der Aemter. Genueſer, was hofft ihr von dieſer weiſen Vertheilung? Wen der Wolf nicht zerriß, den prellte der Fuchs. Wer dieſem entrann, den tölpelte der Eſel nieder. Tieger erwürgten die Unſchuld; Diebe und Mörder begnadigte die Taube, und am Ende, wenn die Aemter niedergelegt wurden, fand ſie der Maulwurf alle unſträflich verwaltet. — Die Thiere empörten ſich. Laßt uns einen Monarchen wählen, riefen ſie einſtimmig, der Klauen und Hirn und nur einen Magen hat — und einem Oberhaupt huldigten Alle — einem, Genueſer! — aber — es war der Löwe.

(Schiller's ſämmtliche Werke. Ausgabe in Einem Bande: Die Verſchwörung des Fiesco. S. 160.)

Fiesco. — — Gewiß! Wenn auch des Betrügers Witz den Betrug nicht adelt, ſo adelt doch der Preis den Betrüger. Es iſt ſchimpflich, eine volle Börſe zu leeren — es iſt frech, eine Million zu veruntreuen, aber es iſt namenlos groß, eine Krone zu ſtehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachſenden Sünde. Gehorchen! — Herrſchen! ungeheure ſchwindlichte Kluft — Legt Alles hinein, was der Menſch Koſtbares hat — eure gewonnenen Schlachten, Eroberer — Künſtler, eure unſterblichen Werke — eure Wollüſte, Epikure — eure Meere und Inſeln, ihr Weltumſchiffer! Gehorchen und Herrſchen! Sein und Nichtſein! Wer über den ſchwindlichten Graben vom letzten Seraph zum Unendlichen ſetzt, wird auch dieſen Sprung ausmeſſen. Zu ſtehen in jener ſchrecklich erhabenen Höhe — niederzuſchmollen in der Menſchlichkeit reißenden Strudel, wo das Rad der blinden Betrügerin Schickſale ſchelmiſch wälzt — den erſten Mund am Becher der Freude — tief unten den geharniſchten Rieſen Geſetz am Gängelbande zu lenken — ſchlagen zu ſehen unvergoltene Wunden, wenn ſein kurzarmiger Grimm an das Geländer der Majeſtät ohnmächtig poltert — die unbändigen Leidenſchaften des Volks, gleich ſo viel ſtampfenden Roſſen, mit dem weichen Spiele des Zügels zu zwingen — den emporſtrebenden Stolz der Vaſallen mit Einem — Einem Athemzug in den Staub zu legen, wenn der ſchöpferiſche Fürſtenſtab auch die Träume des fürſtlichen Fiebers in's Leben ſchwingt! Ha! welche Vorſtellung, die den ſtaunenden Geiſt über ſeine Linien wirbelt! — Ein Augenblick Fürſt hat das Mark des ganzen Daſeins verſchlungen. Nicht der Tummelplatz des Lebens — ſein Gehalt beſtimmt ſeinen Werth. Zerſtücke den Donner in ſeine einfachen Sylben, und du wirſt Kinder damit in den Schlummer ſingen; ſchmelze ſie zuſammen in einen plötzlichen Schall, und der monarchiſche Laut wird den ewigen Himmel bewegen — Ich bin entſchloſſen!

(Die Verſchwörung des Fiesco. S. 166.)

— — — —

Weh, wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;

Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt' und Länder ein.

(Gedichte der dritten Periode. S. 81.)

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren!
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!

(Gedichte der dritten Periode. S. 90.)

Die beſte Staatsverfaſſung.

Dieſe nur kann ich dafür erkennen, die Jedem erleichtert
Gut zu denken, doch nie, daß er ſo denke, bedarf.

(Gedichte der dritten Periode. S. 95.)

Ach, umſonſt auf allen Länderkarten
Spähſt du nach dem ſeligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht.

(Gedichte der dritten Periode. S. 104.)

Moor. Ich ſoll meinen Leib preſſen in eine Schnürbruſt, und meinen Willen ſchnüren in Geſetze. Das Geſetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Geſetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Koloſſe und Extremitäten aus. — Ah! daß der Geiſt Hermanns noch in der Aſche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerle, wie ich, und aus Deutſchland ſoll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöſter ſein ſollen.

(Die Räuber. S. 110.)

— — —

Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Geſetzes Geſpenſt ſteht an der Könige Thron,
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle beſtehn,
Bis die Natur erwacht, und mit ſchweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tiegerin gleich, die das eiſerne Gitter durchbrochen
Und des numidiſchen Walds plötzlich und ſchrecklich gedenkt;
Aufſteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menſchheit,
Und in der Aſche der Stadt ſucht die verlorne Natur.

(Gedichte der dritten Periode. S. 70.)

Moor. — — Da donnern ſie Sanfmuth und Duldung aus ihren Wolken, und bringen dem Gott der Liebe Menſchenopfer wie einem feuerarmigen Moloch — predigen Liebe des Nächſten, und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg: — ſtürmen wider den Geiz und haben Peru um gold'ner Spangen willen entvölkert und die Heiden wie Zugvieh vor ihre Wagen geſpannt. — Sie zerbrechen ſich die Köpfe, wie es doch möglich geweſen wäre, daß die Natur hätte können einen Iſchariot ſchaffen, und nicht der Schlimmſte unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehn Silberlinge verrathen. — O über euch Phariſäer, euch Falſchmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr ſcheut euch nicht vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleiſcht eure Rücken mit Riemen, und foltert euer Fleiſch mit Faſten; ihr wähnt mit dieſen erbärmlichen Gaukeleien demjenigen einen blauen Dunſt vorzumachen, den ihr Thoren doch den Allwiſſenden nennt, nicht anders, als wie man der Großen am bitterſten ſpottet, wenn man ihnen ſchmeichelt, daß ſie die Schmeichler haſſen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplariſchen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchſchaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erſchaffen hat.

(Die Räuber. S. 126.)

Lady. — — Unter Allen, die an den Brüſten der Majeſtät trinken, kommt die Favoritin am ſchlechteſten weg, weil ſie allein dem großen und reichen Mann auf dem Bettelſtabe begegnet — Wahr iſt's, er kann mit dem Talisman ſeiner Größe jeden Geluſt meines Herzens, wie ein Feenſchloß, aus der Erde rufen! — Er ſetzt den Saft von zwei Indien auf die Tafel — ruft Paradieſe aus Wildniſſen — läßt die Quellen ſeines Landes in ſtolzen Bogen gen Himmel ſpringen, oder das Mark ſeiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen — — Aber kann er auch ſeinem Herzen befehlen, gegen ein großes feuriges Herz groß und feurig zu ſchlagen? Kann er ſein darbendes Gehirn auf ein einziges ſchönes Gefühl exequiren? — —

(Kabale und Liebe. S. 192.)

Ferdinand. Vater, Vater, Sie machen hier ein beißendes Pasquill auf die Gottheit, die ſich ſo übel auf ihre Leute verſtand, und aus vollkommenen Henkersknechten ſchlechte Miniſter machte!

(Kabale und Liebe. S. 198.)

Jokaſta.

— — —

Warum von der Göttinnen ſchlimmſter dich,
Dich von der Ehrbegier beherrſchen laſſen?

O meide die Abſcheuliche! Jn manch
Glückſelig Haus, in manch glückſelig Land
Schlich ſie ſich ein, doch wo man ſie empfing,
Zog ſie nie anders aus, als mit Verderben.
Sieh, und nach dieſer raſeſt Du! Wie viel
Vortrefflicher iſt Gleichheit! Gleichheit knüpft
Den Bundsverwandten mit dem Bundsverwandten,
Den Freund zuſammen mit dem Freund, und Länder
Mit Ländern! Gleichheit iſt das heilige Geſetz
Der Menſchheit. Dem Vermögenderen lebt
Ein ew'ger Gegner in dem Aermern, ſtets
Bereit. ihn zu bekriegen. Gleichheit gab
Den Menſchen Maß, Gewicht und Zahl. Das Licht
Der Sonne und die ſtrahlenloſe Nacht
Läßt ſie in gleichem Cirkelgange wechſeln —
Und, Keines neidiſch auf des Andern Sieg,
Wetteifern Beide nur, der Welt zu dienen. —
(Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides. S. 245.)

Marquis.

— — —

Don Philipp ſtirbt. Karl erbt das größte Reich
Der Chriſtenheit. — Ein ungeheurer Spalt
Reißt vom Geſchlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott iſt heut, wer geſtern Menſch noch war.

Jetzt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
Der Ewigkeit verſtummen ihm. Die Menſchheit
— Noch heut ein großes Wort in ſeinem Ohr —
Verkauft ſich ſelbſt und kriecht um ihren Götzen.
Sein Mitgefühl löſcht mit dem Leiden aus,
In Wollüſten ermattet ſeine Tugend,
Für ſeine Thorheit ſchickt ihm Peru Gold,
Für ſeine Laſter zieht ſein Hof ihm Teufel.
Er ſchläft berauſcht in dieſem Himmel ein,
Den ſeine Sclaven liſtig um ihn ſchufen.
Lang', wie ſein Traum, währt ſeine Gottheit. — Wehe
Dem Raſenden, der ihn mitleidig weckte.
Was aber würde Roderich? — Die Freundſchaft
Iſt wahr und kühn — die kranke Majeſtät
Hält ihren fürchterlichen Strahl nicht aus.
Den Trotz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
Ich nicht den Stolz des Fürſten.

(Don Carlos. S. 258.)

Alba.

— — —

Ihm mocht' es wohl bekannt ſein, wie viel leichter
Die Sache ſei, Monarchen fortzupflanzen,
Als Monarchien — wie viel ſchneller man

Die Welt mit einem Könige verſorge,
Als Könige mit einer Welt.

(Don Carlos. S. 263.)

Marquis.

— — — Ich liebe
Die Menſchheit, und in Monarchien darf
Ich Niemand lieben als mich ſelbſt.

— — — — — — — —

Was Eure Majeſtät durch meine Hand
Verbreiten — iſt das Menſchenglück? — Iſt das
Daſſelbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menſchen gönnt? — Vor dieſem Glücke würde
Die Majeſtät erzittern — Nein! Ein neues
Erſchuf der Krone Politik — ein Glück,
Das *ſie* noch reich genug iſt auszutheilen,
Und in dem Menſchenherzen neue Triebe,
Die ſich von dieſem Glücke ſtillen laſſen.
In ihren Münzen läßt ſie Wahrheit ſchlagen,
Die Wahrheit, die ſie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht dieſem gleichen.
Doch, was der Krone frommen kann — iſt das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe

Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückſeligkeit,
Die Sie uns prägen, auszuſtreu'n. Ich muß
Mich weigern, dieſe Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürſtendiener ſein.

— — — —

— — — —

Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menſchenwürde denken,
Selbſt in des freien Mannes Sprache nur
Den Kunſtgriff eines Schmeichlers ſehen, und
Mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menſchen zwangen Sie dazu; die haben
Freiwillig ihres Adels ſich begeben,
Freiwillig ſich auf dieſe niedre Stufe
Herab geſtellt. Erſchrocken fliehen ſie
Vor dem Geſpenſte ihrer innern Größe,
Gefallen ſich in ihrer Armuth, ſchmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, ſie mit Anſtand tragen.

(Don Carlos. S. 283.)

Marquis.

Sehen Sie ſich um
In ſeiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Iſt ſie gegründet — und wie reich iſt ſie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
Noch in den todten Räumen der Verweſung
Die Willkühr ſich ergötzen — Ihre Schöpfung,
Wie eng und arm! Das Rauſchen eines Blattes
Erſchreckt den Herrn der Chriſtenheit — Sie müſſen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erſcheinung nicht zu ſtören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In ſeinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künſtler, wird man nicht gewahr, beſcheiden
Verhüllt er ſich in ewige Geſetze;
Die ſieht der Freigeiſt, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? ſagt er; die Welt iſt ſich genug.
Und keines Chriſten Andacht hat ihn mehr
Als dieſes Freigeiſts Läſterung geprieſen.

— — — —

— — — —

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,

Die — ach ſo lang' — des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — Stellen Sie der Menſchheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor geweſen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als ſeiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.

(Don Karlos. S. 285.)

Gräfin Terzky.

Vertrauen? Neigung? — Man bedurfte deiner!
Die ungeſtüme Preſſerin, die Noth,
Der nicht mit hohlen Namen, Figuranten
Gedient iſt, die die That will, nicht das Zeichen,
Den Größten immer aufſucht und den Beſten,
Ihn an das Ruder ſtellt, und müßte ſie ihn
Aufgreifen aus dem Pöbel ſelbſt — die ſetzte dich
In dieſes Amt, und ſchrieb dir die Beſtallung.
Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
Sich dies Geſchlecht mit feilen Sclavenſeelen
Und mit den Drahtmaſchinen ſeiner Kunſt —
Doch wenn das Aeußerſte ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr thut, da fällt
Es in die ſtarken Hände der Natur,
Des Rieſengeiſtes, der nur ſich gehorcht,

Nichts von Verträgen weiß, und nur auf ihre
Bedingung, nicht auf ſeine, mit ihm handelt.

(Wallenſteins Tod. S. 374.)

Buttler.

Er iſt ein großer Herr, der Fürſt — Ich aber
Bin nur ein kleines Haupt, das wollt Ihr ſagen.
Was liegt der Welt dran, meint Ihr, ob der niedrig
Geborene ſich ehret oder ſchändet,
Wenn nur der Fürſtliche gerettet wird.
— Ein Jeder gibt den Werth ſich ſelbſt. Wie hoch ich
Mich ſelbſt anſchlagen will, das ſteht bei mir;
So hoch geſtellt iſt Keiner auf der Erde,
Daß ich mich ſelber neben ihm verachte.
Den Menſchen macht ſein Wille groß und klein,

(Wallenſteins Tod. S. 401.)

Eliſabeth.

O Sclaverei des Volksdienſt's! Schmähliche
Knechtſchaft — Wie bin ich's müde, dieſem Götzen
Zu ſchmeicheln, den mein Innerſtes verachtet!
Wann ſoll ich frei auf dieſem Throne ſtehn!
Die Meinung muß ich ehren, um das Lob

Der Menge buhlen, einem Pöbel muß ich's
Recht machen, dem der Gaukler nur gefällt.
O der iſt noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur der iſt's, der bei ſeinem Thun
Nach keines Menſchen Beifall braucht zu fragen.

(Maria Stuart. S. 448.)

Dunois.

Wie, Sire? Iſt das die Sprache eines Königs?
Gibt man ſo eine Krone auf? Es ſetzt
Der Schlecht'ſte Deines Volkes Gut und Blut
An ſeine Meinung, ſeinen Haß und Liebe;
Partei wird Alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen iſt.
Der Ackersmann verläßt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greiſe waffnen ſich,
Der Bürger zündet ſeine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen ſeine Saaten an,
Um Dir zu ſchaden oder wohlzuthun
Und ſeines Herzens Wollen zu behaupten.
Nichts ſchont er ſelber und erwartet ſich
Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für ſeine Götter oder Götzen kämpft.
Drum weg mit dieſem weichlichen Mitleiden,

Das einer Königsbruſt nicht ziemt. — Laß Du
Den Krieg ausraſen, wie er angefangen.
Du haſt ihn nicht leichtſinnig ſelbſt entflammt.
Für ſeinen König muß das Volk ſich opfern;
Das iſt das Schickſal und Geſetz der Welt.
Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.

(Die Jungfrau von Orleans. S. 467.)

Attinghauſen.

— — — —
Die Welt, ſie fordert andre Tugenden,
Als Du in dieſen Thälern Dir erworben,
— Geh' hin, verkaufe Deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürſtenknecht,
Da Du ein Selbſtherr ſein kannſt und ein Fürſt
Auf Deinem eignen Erb' und freien Boden.
— — — — — —

— — — — — —
— O lerne fühlen, welches Stamms Du biſt!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterſchein
Die ächte Perle Deines Werthes hin —
Das Haupt zu heißen eines *freien* Volks,
Das Dir aus Liebe nur ſich herzlich weiht,

Das treulich zu Dir ſteht in Kampf und Tod —
Das ſei Dein Stolz, des Adels rühme Dich —
Die angebornen Bande knüpfe feſt,
An's Vaterland, an's theure, ſchließ' Dich an,
Das halte feſt mit Deinem ganzen Herzen!
Hier ſind die ſtarken Wurzeln Deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt ſtehſt Du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

— — — — — —

— — — — — —

Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge ſcheidet, andre Zeiten kommen;
Es lebt ein andersdenkendes Geſchlecht!
Was thu' ich hier? Sie ſind begraben Alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde ſchon liegt Meine Zeit!
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!

(Wilhelm Tell. S. 539.)

Sapieha.

— — Die Mehrheit?
Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn;
Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen.

Bekümmert ſich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel ſeine Stimm' verkaufen.
Man ſoll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt, und Unverſtand entſcheidet.

(Demetrius. S. 684.)

Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laſter ſchwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht ſpotten, und Menſchenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reißt die Laſter vor einen ſchrecklichen Richterſtuhl.

(Die Schaubühne als e. moral. Anſtalt betrachtet. S. 712.)

Eine der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten, die das ſechzehnte Jahrhundert zum glänzendſten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländiſchen Freiheit. Wenn die ſchimmernden Thaten der Ruhmſucht und einer verderblichen Herrſchbegierde auf unſere Bewunderung Anſpruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit um ihre edelſten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte ſich paaren, und die Hülfsmittel entſchloſſener Verzweiflung über die furchtbaren Künſte der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe ſiegen. Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hülfsquellen endlich erſchöpfen kann. Nirgends durchdrang mich dieſe Wahrheit ſo lebhaft, als bei der Geſchichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der ſpaniſchen Krone trennte — und darum achtete ich es des Verſuchs nicht unwerth, dieſes ſchöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzuſtellen, in der Bruſt meines Leſers ein fröhliches Gefühl ſeiner ſelbſt zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beiſpiel zu geben, was Menſchen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung.

(Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. S. 787.)

Die Geſchichte der Welt iſt ſich ſelbſt gleich, wie die Geſetze der Natur, und einfach, wie die Seele des Menſchen. Dieſelben Bedingungen bringen dieſelben Erſcheinungen zurück. Auf eben dieſem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem ſpaniſchen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor funfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römiſchen gerungen. Eben ſo, wie jene, einem hochmüthigen Beherrſcher unwillig unterthan, eben ſo von habſüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen ſie mit ähnlichem Trotze ihre Ketten ab, und verſuchen das Glück in eben ſo ungleichem Kampfe. Derſelbe Erobererſtolz, derſelbe Schwung der Nation in dem Spanier des ſechzehnten Jahrhunderts und in dem Römer des erſten, dieſelbe Tapferkeit und Mannszucht in Beider Heeren, daſſelbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzuge. Dort wie hier ſehen wir Liſt gegen Uebermacht ſtreiten, und Standhaftigkeit, unterſtützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die ſich durch Theilung entkräftet hat. Dort wie hier waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Menſch, für ſeine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte auf, und bringt ihren ſtummen Gram zu einer blutigen Erklärung.
(Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. S. 790.)

— Ein Souverain wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Diſtrict ſeines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger iſt die ſouveraine Herrſchaft ein reißender Strom, der ſeine Gerechtſame überſchwemmt. Die Niederländer ſchützten ſich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürſten durch Conſtitutionen. Die ganze Weltgeſchichte iſt ein ewig wiederholter Kampf der Herrſchſucht und der Freiheit um dieſen ſtreitigen Fleck Landes, wie die Geſchichte der Natur nichts anders iſt, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

(Geſchichte d. Abfalls d. vereinigten Niederlande. S. 796.)

Nichts iſt natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewiſſensfreiheit. Der Menſch, oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfaſſung mit Menſchenwerth einmal bekannt geworden, die das Geſetz, das über ſie ſprechen ſoll, einzuſehen gewöhnt worden ſind, oder es auch ſelber erſchaffen haben, deren Geiſt durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeſchloſſen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlſtand erhoben werden, ein ſolches Volk und ein ſolcher Menſch werden ſich ſchwerer, als Andere, in die blinde Herrſchaft eines dumpfen despotiſchen Glaubens ergeben, und früher, als Andere, wieder davon emporrichten. —

(Geſchichte d. Abfalls d. vereinigten Niederlande. S. 797.)

— Der Damm, der die menſchliche Vernunft ſo viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu ſchnell weggeriſſen, als daß der losbrechende Strom nicht über ſein angewieſenes Bette hätte austreten ſollen. Der wieder auflebende Geiſt der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren ſollen, unterſuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man Anfangs nur eiſerne Feſſeln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigſten und nothwendigſten Bande zerreißen. — —

(Geſchichte d. Abfalls d. vereinigten Niederlande. S. 798.)

Die Geiſtlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht, und mußte es ſein. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenſchaft des menſchlichen Geiſtes, und, wie jene, ſehen wir ſie vom Blödſinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche

Druck macht die Religion nothwendiger und theurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erſtattet dem Despotismus die Hierarchie ſeine Dienſte wieder. — —

(Geſchichte d. Abfalls d. vereinigten Niederlande. S. 801.)

— Allgemeine Glückſeligkeit mit der höchſten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geiſt, der ſich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Menſch in der Lage des Schöpfers? Der Menſch kommt durch Claſſification ſeiner Beſchränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforſcher ſetzt er Kennzeichen und eine Regel feſt, die ſeinem ſchwankenden Blicke die Ueberſicht erleichtert, und wozu ſich alle Individuen bekennen müſſen; dieſes leiſtet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menſchenbruſt geſäet; indem ſie ſich dieſer Triebe bemächtigt, dieſe Triebe einem Gegenſtande unterjocht, hat ſie Millionen ſelbſtſtändiger Weſen in ein einförmiges Abſtract verwandelt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menſchlichen Willkühr verwirrt ihren Beherrſcher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht iſt, mit ihm einverſtanden wirket. Jetzt gibt es eine Gränze, an welcher die Freiheit ſtille ſteht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle ſtreitende Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müſſen. Das gemeinſchaftliche Ziel des Deſpotismus und des Prieſterthums iſt Einförmigkeit, und Einförmigkeit iſt ein nothwendiges Hülfsmittel der menſchlichen Armuth und Beſchränkung. — —

(Geſchichte d. Abfalls d. vereinigten Niederlande. S. 302.)

Und Wohlthat genug für die Völker, daß diesmal der Vortheil der Fürſten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Dieſem Zufalle allein haben ſie ihre Befreiung vom Papſtthum zu danken. Glück genug für die Fürſten, daß der Unterthan für ſeine eigene Sache ſtritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede iſt, regierte in Europa kein Fürſt ſo abſolut, um über den guten Willen ſeiner Unterthanen hinweggeſetzt zu ſein, wenn er ſeine politiſchen Entwürfe verfolgte. Aber wie ſchwer hielt es, dieſen guten Willen der Nation für ſeine politiſchen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu ſetzen! Die nachdrücklichſten Beweggründe, welche von der Staatsraiſon entlehnt ſind, laſſen den Unterthan kalt, der ſie ſelten einſieht, und den ſie noch ſeltener intereſſiren. In dieſem Falle bleibt einem ſtaatsklugen Regenten nichts übrig, als das Intereſſe des Cabinets an irgend ein anderes Intereſſe, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein ſolches ſchon vorhanden iſt, oder, wenn es nicht iſt, es zu erſchaffen.

(Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs. S. 901.)

— Jeden ohne Unterſchied reizt der nahe Gewinn, aber nur große Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder ſich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft ſie keine andere als chimäriſche Plane, und die Weisheit läuft Gefahr, ſich zum Gelächter der Welt zu machen; aber ein glücklicher Erfolg iſt ihr gewiß, und ſie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, ſobald ſie in ihren geiſtreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Habſucht und Aberglauben hat, und die Umſtände ihr vergönnen, eigennützige Leidenſchaften zu Vollſtreckern ihrer ſchönen Zwecke zu machen.

(Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs. S. 914.)

— „Ich weiß nun, wer ich bin,“ ſagte dieſer unglückliche Fürſt zu denen, welche ihm Troſt zuſprachen. „Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürſten, wer wir ſind.“

(Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs. S. 926.)

— Alles darf dem Beſten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat ſelbſt nur als ein Mittel dient. Der Staat ſelbſt iſt niemals Zweck, er iſt nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Merſchheit erfüllt werden kann, und dieſer Zweck der Menſchheit iſt kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menſchen, Fortſchreitung. Hindert eine Staatsverfaſſung, daß alle Kräfte, die im Menſchen liegen, ſich entwickeln; hindert ſie die Fortſchreitung des Geiſtes: ſo iſt ſie verwerflich und ſchädlich, ſie mag übrigens noch ſo durchdacht, und in ihrer Art noch ſo vollkommen ſein. Ihre Dauerhaftigkeit ſelbſt gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — ſie iſt dann nur ein verlängertes Uebel; je länger ſie Beſtand hat, um ſo ſchädlicher iſt ſie.

(Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon. S. 1051.)

— Es iſt ein Vorzug, den die alten Geſetzgeber vor den neuern haben, daß ſie ihre Menſchen den Geſetzen zubilden, die ſie ihnen ertheilen, daß ſie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den geſellſchaftlichen Umgang mitnehmen, und den Bürger nie von dem Menſchen trennen, wie wir. Bei uns ſtehen die Geſetze nicht ſelten in directem Widerſpruche mit den Sitten. Bei den Alten ſtanden Geſetze und Sitte in einer viel ſchönern Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine ſo lebendige Wärme, die den unſrigen ganz fehlt; mit unzerſtörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

(Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon. S. 1056.)

— Alle großen Verſammlungen haben immer eine gewiſſe Geſetzloſigkeit in ihrem Gefolge — alle kleineren aber haben Mühe, ſich von ariſtokratiſchem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwiſchen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, iſt das ſchwerſte Problem, das die kommenden Jahrhunderte erſt auflöſen ſollen. Bewundernswerth bleibt mir immer der Geiſt, der den Solon bei ſeiner Geſetzgebung beſeelte, der Geiſt der geſunden und echten Staatskunſt, die das Grundprincipium, worauf alle Staaten ruhen müſſen, nie aus den Augen verlor: ſich ſelbſt die Geſetze zu geben, denen man gehorchen ſoll, und die Pflichten des Bürgers aus Einſicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus ſclaviſcher Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und ſchlaffer Ergebung in den Willen eines Obern, zu erfüllen.

(Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon. S. 1057.)

— Nur die Menſchen hatten ſie unterjocht; die Geſetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotiſch beherrſchte Staaten iſt keine Rettung als in dem Untergang. —

(Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. S. 1059.)

Erwartungsvoll ſind die Blicke des Philoſophen wie des Weltmanns auf den politiſchen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schickſal der Menſchheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Geſellſchaft, dieſes allgemeine Geſpräch nicht zu theilen? So nahe dieſer große Rechtshandel, ſeines Inhalts und ſeiner Folgen wegen, Jeden, der ſich Menſch nennt, angeht, ſo ſehr muß er, ſeiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbſtdenker insbeſondere intereſſiren. Eine Frage, welche ſonſt nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, iſt nun, wie es ſcheint, vor dem Richterſtuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig iſt, ſich in das Centrum des Ganzen zu verſetzen, und ſein Individuum zur Gattung zu ſteigern, darf ſich als einen Beiſitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, ſo wie er als Menſch und Weltbürger zugleich Partei iſt, und näher oder entfernter in den Erfolg ſich verwickelt ſieht. Es iſt alſo nicht blos ſeine eigene Sache, die in dieſem großen Rechtshandel zur Entſcheidung kommt, es ſoll auch nach Geſetzen geſprochen werden, die er als vernünftiger Geiſt ſelbſt zu dictiren fähig und berechtigt iſt.

(Ueber die äſthetiſche Erziehung des **Menſchen**. S. 1188.)

Wenn das gemeine Weſen das Amt zum Maßſtab des Mannes macht, wenn es an dem Einen ſeiner Bürger nur die Memorie, an einem Andern den tabellariſchen Verſtand, an einem Dritten nur die mechaniſche Fertigkeit ehrt; wenn es hier gleichgültig gegen den Charakter nur auf Kenntniſſe dringt, dort hingegen einem Geiſte der Ordnung und einem geſetzlichen Verhalten die größte Verfinſterung des Verſtandes zu gut hält — wenn es zugleich dieſe einzelnen Fertigkeiten zu einer eben ſo großen Intenſität will getrieben wiſſen, als es dem Subject an Extenſität erläßt — darf es uns da nicht wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachläſſigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wiſſen wir, daß das kraftvolle Genie die Gränzen ſeines Geſchäfts nicht zu Gränzen ſeiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geſchäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe ſeiner Kraft, und es muß ſchon kein gemeiner Kopf ſein, um, unbeſchadet ſeines Berufs, fur Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Noch dazu iſt es ſelten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge überſteigen, oder wenn das höhere Geiſtesbedürfniß des Mannes von Genie ſeinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eiferſüchtig iſt der Staat auf den Alleinbeſitz ſeiner Diener, daß er ſich leichter dazu entſchließen wird, (und wer kann ihm Unrecht geben?) ſeinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen?

Und ſo wird denn allmählich das einzelne concrete Leben vertilgt, damit das Abſtract des Ganzen ſein dürftiges Daſein friſte, und ewig bleibt der Staat ſeinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, ſich die Mannigfaltigkeit ſeiner Bürger durch Claſſificirung zu erleichtern, und die Menſchheit nie anders als durch Repräſentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil ſie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er ſie mit einem bloßen Machwerk des Verſtandes vermengt; und der Regierte kann nicht anders als mit Kaltſinn die Geſetze empfangen, die an ihn ſelbſt ſo wenig gerichtet ſind. Endlich überdrüſſig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate ſo wenig erleichtert wird, fällt die poſitive Geſellſchaft (wie ſchon längſt das Schickſal der meiſten europäiſchen Staaten iſt) in einen moraliſchen Naturſtand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei mehr iſt, gehaßt und hintergangen von dem, der ſie nöthig macht, und nur von dem, der ſie entbehren kann, geachtet.

(Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. S. 1192.)

Der Charakter der Zeit muß ſich alſo von ſeiner tiefen Erniedrigung erſt aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur ſich entziehen, und hier zu ihrer

Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdeſſen gebe ich gerne zu, kann mancher Verſuch im Einzelnen gelingen, aber im Ganzen wird dadurch nichts gebeſſert ſein, und der Widerſpruch des Betragens wird ſtets gegen die Einheit der Maximen beweiſen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menſchheit ehren, und in Europa ſie in dem Denker ſchänden. Die alten Grundſätze werden bleiben, aber ſie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche ſonſt die Kirche autoriſirte, wird die Philoſophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erſchreckt, die in ihren erſten Verſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen, und hier, von einer pedantiſchen Curatel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrection auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die große Beherrſcherin aller menſchlichen Dinge, die blinde Stärke dazwiſchen tritt, und den vergeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet.

(Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. S. 1194.)

Großinquiſitor.

Wozu Menſchen? Menſchen ſind
Für Sie nur Zahlen, weiter nichts. Muß ich
Die Elemente der Monarchenkunſt
Mit meinem grauen Schüler überhören?
Der Erde Gott verlerne zu bedürfen,
Was ihm verweigert werden kann — Wenn *Sie*
Um Mitgefühle wimmern, haben Sie
Der Welt nicht Ihresgleichen zugeſtanden?
Und welche Rechte, möcht' ich wiſſen, haben
Sie aufzuweiſen über Ihresgleichen?

(Don Karlos S. 314.)

Briefe aus Paris

1830 – 1831

von

Ludwig Börne.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Theil.

Neue, wohlfeile Ausgabe.

Herisau,
zu haben im Literatur-Comptoir.
1835.

Biographiſche Skizze über Börne.

1786
2

Ludwig Börne ward 1781 zu Frankfurt a. M. geboren, wo ſein Vater, Jacob Baruch, Banquiergeſchäfte trieb. Zu einer wiſſenſchaftlichen Laufbahn beſtimmt, erhielt er den vorbereitenden Unterricht in der Penſionsanſtalt des Profeſſor Hetzel zu Gießen, nach deſſen Abgang zur Univerſität Dorpat der Statiſtiker Crome ihn als Penſionär zu ſich nahm. Als Bekenner des moſaiſchen Glaubens vom Staatsdienſte ausgeſchloſſen, ſollte Börne ſich der Arzneiwiſſenſchaft widmen. Nachdem er etwa ein Jahr unter den Augen des ausgezeichneten Arztes Markus Herz in Berlin ſtudirt hatte, bezog er die Univerſität Halle, wo er ſeine mediciniſchen Studien fortſetzte. Doch aller, ſein Fortſchreiten auf der betretenen Laufbahn begünſtigenden Umſtände ungeachtet, trat Börne von derſelben wieder ab; ſei es, weil er der Medicin überhaupt keinen rechten Geſchmack abzugewinnen vermochte, oder aber weil ſich ihm um dieſe Zeit (1807) neue Ausſichten in Folge der politiſchen Veränderungen darboten, die auch auf die Stellung der Juden, in mehreren deutſchen Staaten wenigſtens, einen bedeutenden Einfluß hatten. Börne bezog die Hochſchule zu Heidelberg, wo er vornehmlich den Staatswiſſenſchaften oblag. Von hier ging er 1808 nach Gießen und ſetzte daſelbſt jenes Studium mit ausgezeichnetem Erfolge fort. In ſeine Vaterſtadt Frankfurt zurückgekehrt, ward Börne von dem damaligen Großherzoge von Frankfurt im Verwaltungsſache angeſtellt und verſah mehrere Jahre hindurch die, freilich ſeinem eigenthümlichen Streben wohl nur wenig entſprechenden Geſchäfte eines Actuarius bei der Polizei-Direction. Die großen Ereigniſſe der Jahre 1813 und 1814 ſetzten nicht blos dem fernern Fortſchreiten Börne's auf der betretenen Bahn des practiſchen Staatslebens plötzlich ein Ziel, ſondern er ward auch von den neuen Behörden des zu ſeiner alten Freiheit wiedergelangten Frankfurt von ſeiner Stelle mit einem Ruhegehalte entlaſſen. Von nun an erſt konnte Börne's Geiſt, aller äußern Feſſeln entledigt, jenen hohen Aufſchwung nehmen, der ihn als politiſchen Schriftſteller auszeichnet. Er machte ſich der literariſchen Welt zuerſt als Redacteur des Frankfurter „Staats-Riſtretto," durch die Herausgabe der „Zeitſchwingen" und ſpäterhin der „Wage" bekannt. Fanden aber dieſe Erzeugniſſe eines nur Freiheit im edelſten Sinne des Wortes erſtrebenden Geiſtes viel Beifall, ſo zogen ihm dieſelben auch mancherlei Unannehmlichkeiten von Seiten Derjenigen zu, die darin nur Umwälzungsplane zu einer Zeit gewahren wollten, wo ohnehin der demagogiſche Unhold ſeinen Spuk in ſo vielen Köpfen trieb. So entzog ihm die großherzoglich heſſiſche Regierung, auf Betrieb des bei derſelben angeſtellten Geſandten einer großen deutſchen Macht, das für die zu Offenbach gedruckten „Zeitſchwingen“ ertheilte Privilegium; nicht lange darauf aber ward Börne ſogar, auf Erſuchen eben dieſes Geſandten, in ſeiner Vaterſtadt Frankfurt verhaftet, und wegen angeſchuldigter Theilnahme an Verbreitung einer demagogiſchen Flugſchrift in peinliche Unterſuchung gezogen, deren Ergebniß jedoch ſeine vollkommene Unſchuld erwies. Seit 1822 lebte Börne zum großen Bedauern ſeiner Freunde faſt in gänzlicher Zurückgezogenheit von allem literariſchen Verkehr, theils in Paris, theils in Frankfurt und Hamburg, bis er endlich durch die Herausgabe ſeiner „Geſammelten Schriften“ ein neues Lebenszeichen von ſich gab. Tritt ſchon in den frühern Bänden dieſer Sammlung Börne's Individualität und ſein ſubjectives Streben in kräftigen Zügen unverkennbar hervor, ſo liefern die „Briefe aus Paris“ ein vollendetes Bild des Mannes. Börne dürfte am paſſendſten mit jenen alten Satyrenſchreibern und Epigrammatiſten zu vergleichen ſein, die zur Zeit des Verfalls der griechiſchen und römiſchen Sittlichkeit und Tugend, den Ausdruck ihres tiefen Unwillens über das Verderbniß ihrer Zeitgenoſſen in das Gewand eines gewiſſen moraliſchen Cynismus kleideten, theils weil ſie wähnten, nur in dieſer Form den beabſichtigten Eindruck auf die in Schlaffheit verſunkenen Gemüther hervorbringen zu können, theils weil ihr eigenes Gemüth zu ſehr von Indignation ergriffen war, als daß ſie es über ſich vermocht hätten, dieſe Empfindung in anſtändigere

Formen zu kleiden. Wir möchten Börne einen politiſchen Cyniker nennen, deſſen Beweggründe und Zwecke ſicher die beſten und edelſten ſind. — Unwille, daß es in Deutſchland nicht ſo zugeht, wie er es wünſcht, und die Meinung, daß ſein Vaterland in tiefe Herabwürdigung verſunken ſei, aus welcher nur die Anwendung extremer Mittel, wie man ſolche einem todtkranken Patienten reicht, es zu erwecken vermöge, leiteten ſeine Feder. Unrecht aber thut man ihm ſicherlich, wenn man ihn, wie es neuerlich oft von mehr oder minder unberufenen Kritikern geſchehen, des Mangels an echter Vaterlandsliebe beſchuldigt, und ihm die Abſicht unterlegt, er wolle nur Witze machen, ſei es auch auf Koſten der deutſchen Nationalehre. Uebrigens wollen wir noch bemerken, daß Börne, der im September 1830 wieder nach Paris ging, ſchon 1817 zur chriſtlichen Kirche evangeliſcher Confeſſion übertrat und bei dieſer Gelegenheit ſeinen Familiennamen Baruch mit Börne vertauſchte.

Erster Brief.

Karlsruhe Sonntag den 5. September 1830.

Ich fange an, den guten Reiſegeiſt zu ſpüren, und einige von der Legion Teufel, die ich im Leibe habe, ſind ſchon ausgezogen.

Aber je näher ich der franzöſiſchen Grenze komme, je toller werde ich. Weiß ich doch jetzt ſchon, was ich thun werde auf der Kehler-Brücke, ſobald ich der letzten badiſchen Schildwache den Rücken zukehre. Doch darf ich das keinem Frauenzimmer verrathen.

Geſtern Abend war ich bei S. Die hatten einmal eine Freude, mich zu ſehen! Sie wußten gar nicht, was ſie mir alles Liebes erzeigen ſollten, ſie hätten mir gern die ganze Univerſität gebraten vorgeſetzt. Mir Aermſten mit meinem romantiſchen Magen! Nicht der Vogel Rock verdaute das. Die W. hat einen prächtigen Jungen. Ich ſah eine ſchönere Zeit in roſenrother Knoſpe. Wenn die einmal aufbricht! Wie gern hätte ich ihn der Mutter geſtohlen, und ihn mit mir über den Rhein geführt, ihn dort zu erziehen mit Schlägen und Küſſen, mit Hunger und Roſinen, daß er lerne frei ſein, und dann zurückkehre, frei zu machen.

In Heidelberg ſah ich die erſten Franzoſen mit dreifarbigen Bändern. Anfänglich ſah ich es für Orden an, und mein Ordens-Gelübde legte mir die Pflicht auf, mich bei ſolchem Anblicke inbrünſtig zu ärgern. Aber ein Knabe, der auch ſein Band trug, brachte mich auf die rechte Spur.

Ich mußte lachen, als ich nach Darmſtadt kam, und mich erinnerte, daß da vor wenigen Tagen eine fürchterliche Revolution geweſen ſein ſoll, wie man in Frankfurt erzählte. Es iſt eine Stille auf den Straſſen, gleich der bei uns in der Nacht, und die wenigen Menſchen, die vorübergehen, treten nicht lauter auf als die Schnecken. Erzählte man ſich ſogar bei uns, das Schloß brenne; und einer meiner Freunde ſtieg den hohen Pfarr-Thurm hinauf, den Brand zu ſehen! Es war Alles gelogen. Die Bürger ſind unzufrieden, aber nicht mit der Regierung, ſondern mit den Liberalen in der Kammer, die dem Großherzoge ſeine Schulden nicht bezahlen wollen. Das iſt deutſches Volks-Murren, das laß ich mir gefallen; darin iſt Roſſiniſche Melodie.

Wenn Sie mir es nicht glauben werden, daß ich geſtern drei Stunden im Theater geſeſſen, und mit himmliſcher Geduld Minna von Barnhelm bis zu Ende geſehen — bin ich gar nicht böſe darüber. Aber das Unwahrſcheinlichſte iſt manchmal wahr. Auf der Reiſe kann ich Alles vertragen.

Die Theaterwache in Darmſtadt war gewiß funfzig Mann ſtark. Ich glaube auf je zwei Zuſchauer war ein Soldat gerechnet. Noch viel zu wenig in ſolcher tollen Zeit. Und dieſen Morgen um ſechs Uhr zogen einige Schwadronen Reiter an meinem Fenſter vorüber und trompeteten mich, und alle Kinder, und alle Greiſe, und alle Kranken, und alle ſüßträumenden Mädchen aus dem Schlafe. Das geſchieht wohl jeden Tag. Dieſe kleinen deutſchen Fürſten in ihren Nußſchaal-Reſidenzen ſind gerüſtet und geſtachelt wie die wilden Kaſtanien. Wie froh bin ich, daß ich aus dem Lande gehe!

Adieu, Adieu! Und ſchreiben Sie mir es nur auf der Stelle, ſo oft bei uns eine ſchöne Dummheit vorfällt.

Zweiter Brief.

Straßburg, den 7. September.

Die erſte franzöſiſche Kokarde ſah ich an dem Hute eines Bauers, der, von Straßburg kommend, in Kehl an mir vorüberging. Mich entzückte der Anblick. Es erſchien mir wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündfluth unſerer Tage, als das Friedenszeichen des verſöhnten Gottes. Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte — ganz unbeſchreiblich hat mich das aufgeregt. Das Herz pochte mir bis zum Uebelbefinden, und nur Thränen konnten meine gepreßte Bruſt erleichtern. Es war ein unentſchiedenes Gemiſch von Liebe und Haß, von Freude und Trauer, von Hoffnung und Furcht. Der Muth konnte die Wehmuth, die Wehmuth in meiner Bruſt den Muth nicht beſiegen. Es war ein Streit ohne Ende und ohne Friede. Die Fahne ſtand mitten auf der Brücke, mit der Stange in Frankreichs Erde wurzelnd, aber ein Theil des Tuches flatterte in deutſcher Luft. Fragen Sie doch den erſten beſten Legations-Sekretär, ob das nicht gegen das Völkerrecht ſei? Es war nur der rothe Farbenſtreif der Fahne, der in unſer Mutterland hineinflatterte. Das wird auch die einzige Farbe ſein, die uns zu Theil wird werden von Frankreichs Freiheit. Roth, Blut, Blut — ach! und nicht Blut auf dem Schlachtfelde.

Gott! könnte ich doch auch einmal unter dieſer Fahne ſtreiten, nur einen einzigen Tag mit rother Dinte ſchreiben; wie gern wollte ich meine geſammelten Schriften verbrennen, und ſelbſt den unſchuldigen achten Theil von ihnen, der noch im Mutterſchooſe meiner Phantaſie ruht! Schmach, Schmach über unſer Andenken! Einſt werden die ſiegesfrohen, ſiegesübermüthigen Enkel ſpottend einen Gänsflügel auf unſeren Grabeshügel ſtecken, während glücklichere Todte unter dem Schatten der Lorbeeren ruhen. Ich begreiſe, wie man gegenwärtige Uebel geduldig erträgt — es gibt kein gegenwärtiges Uebel, es wird nach jeder Minute zur Vergangenheit — aber wie erträgt man zukünftige Leiden? Das faſſe ich nicht.

Dieſen Mittag war ein junger Menſch bei Tiſche, der in Paris mitgefochten. Es war mir gerade, als brennten ihm die Haare, und unwillkürlich rückte ich von ihm weg, ob zwar ich, deutſches naſſes Holz, ihm eher ausgelöſcht hätte, als er mich angezündet. Wir waren unſerer neun, worunter drei alte Weiber, mich mitgerechnet, und ich habe in einer einzigen Stunde mehr ſprechen hören, als im engliſchen Hofe während der zwei Monate, daß ich dort zu Tiſche ging.

Ich wollte hier einen Platz im Koupé nehmen, aber ſchon auf acht Tage voraus war das Kabriolet in Beſchlag genommen, und ſo lange habe ich keine Geduld zu warten. Mich in den innern Wagen zu ſetzen, dazu kann ich mich nicht entſchließen. Uebrigens ſind auch hier die Plätze ſchon auf mehrere Tage beſetzt. Dieſe Frequenz kommt von den unzähligen Soliciteurs, die täglich nach Paris eilen, den jungen Freiheitsbaum zu ſchütteln.

Donnerstag, den 8. September.

Um zehn Uhr reiſe ich weiter. Ich habe mir einen Mietwagen bis Chalons genommen. Das iſ zwei Dritt=Theile des Weges. Mit dem nämliche Kutſcher und dem nämlichen Wagen iſt vor Kurzem Potter nach Paris gefahren. Ich wohnte hier i dem nämlichen Zimmer, das er bewohnte. Was da Zimmer betrifft, iſt mir nicht bange; eine Nacht, da kann mir nicht ſchaden. Aber acht Tage in Potter' Wagen? Ich werde ihn durchräuchern laſſen.

Eben zog die National=Garde vorüber. Ich erſtaunte über ihr geſundes und friſches Ausſehen, d ſie doch einige Jahre ſcheintodt im Grabe gelegen Aber die Freiheit lebt auch im Grabe fort und wächſt bis ſie den Sarg ſprengt. Das ſollten ſich die Todtengräber merken.

Dritter Brief.

Lüneville, den 9. September.

Guten Morgen oder guten Abend? Ich weiß nicht, um welche Tageszeit Sie meine Briefe erhalten. Hier übernachte ich, morgen Mittag komme ich nach Nanci. Ich befinde mich ſehr wohl und reiſe bequem. Es iſt freilich eine Schneckenfahrt, doch hat das auch ſeine Vortheile. Während die Räder ſich langſam drehen, hat man Zeit, Manches zu bemerken, und die Phyſiognomie des Landes zu beobachten. Aber nein, ſo ein leeres Geſicht iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Lebloſeres, Langweiligeres, Verdrüßlicheres gibt es gar nicht als dieſer ganze Weg von der deutſchen Grenze bis nach Paris. Es iſt jetzt das dritte Mal, daß ich ihn zurücklege. Mir kommt er vor wie ein langer ſtiller Gang, nur gebaut, in das wohnliche Paris zu führen, und die mir begegnenden Menſchen erſcheinen mir als die Diener des Hauſes, die hin und her eilen, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen und ihm aufzuwarten. Die Bevölkerung in den Provinzen hat eine wahre Lakaien-Art, ſie ſpricht von nichts als von ihrem gnädigen Herrn Paris. Die Städte, die Dörfer ſind Miſthaufen, beſtimmt, Paris zu düngen. Wenn auch die andern Provinzen Frankreich's denen gleichen, die ich kenne, ſo möchte ich außerhalb Paris kein Franzoſe ſein, weder König noch Bürger.

Vitry-ſur-Marne, den 12. September.

— Das menſchliche Leben iſt voller Rechnungsfehler, und ich weiß wahrhaftig nicht, wozu uns das Einmaleins nützt. Der Teufel iſt Kontrolleur, und hat ſeine Freude am Widerſpruch, um jeden Abend den ehrlichen Buchhalter zu verwirren. Am zwölften September des vorigen Jahres war ich, wie ich aus meinem Tagebuche erſehe, in Soden; der letzte Gaſt im Bade, der einzige Städter im Dorfe; ſaß gefangen auf meinem Zimmer, von dem ſchlechteſten Wetter bewacht; ward gefoltert von den boshafteſten Nerven. Es war Abends acht Uhr, ich lag auf dem Sopha, das ungeputzte Licht brannte düſter, Wind und Regen klopften leiſe an das Fenſter; es war mir, als wenn die Elemente riefen: komm zurück, wir erwarten dich! Es war mir unendlich wehe. Ich fühlte mich wie fortgeſchleppt von den gewaltigen Armen der Natur, und kein Freund kam zu meiner Hülfe.... Wer mir damals geſagt hätte: heute über das Jahr biſt du um dieſe Stunde in Vitry-ſur-Marne, froh und geſund und wirſt dort ſchlafen und nicht unter der Erde — ich hätte ihn ausgelacht inmitten meiner Schmerzen. Und wer am nämlichen Tage dem Könige von Frankreich geſagt hätte: heute übers Jahr biſt du nicht König mehr; und ſchläfſt in England?.. Es iſt doch ſchön, kein König ſein! Daran will ich künftig denken, ſo oft ich leide. Armer Karl! Unglücklicher Greis! die Menſchen — nein, unbarmherzig ſind ſie nicht, aber ſie ſind unwiſſende Thoren. Sie begreifen gar nicht, was das heißt: König ſein; ſie begreifen nicht, was das heißt, auf ſchwachen menſchlichen Schultern den Zorn und die Rache eines Gottes tragen; ſie begreifen nicht, was es heißt, einem einzigen Herzen, einer einzigen Seele, die Sünden eines ganzen Volkes aufladen! Denn warum haben die Menſchen Könige, als weil ſie Sünder ſind? Iſt das Fürſtenthum etwas Anderes als ein künſtliches Geſchwür, welches die heilbedächtige Vorſehung den Völkern zuzieht, daß ſie nicht verderben an ihren böſen Säften, daß ihre giftigen Leidenſchaften alle nach außen fliehen und ſich im Geſchwür ſammeln? Und wenn es aufſpringt endlich — wer hat es ſtrotzend gemacht? Nicht ſchonen ſoll man verbrecheriſche Könige, aber weinen ſoll man, daß man ſie nicht ſchonen dürfe. Doch erzählen Sie das ja Keinem wieder. Denn die Thoren anderer Art möchten ſagen: da iſt nun ein freiheitsliebender Mann, der doch noch ſagt, es ſei dem Könige von Frankreich Unrecht geſchehen! Was? Recht! Unrecht! leere, tolle Worte! Verklagt den Sturm, verklagt den Blitz, verklagt das Erdbeben, verklagt das Fieber, verklagt die ſpitzbübiſche Nacht, die euch um den halben Tag geprellt — und wenn ihr den Prozeß gewonnen, dann kommt, ihr geſchickten Advokaten, und verklagt ein Volk, es habe ſeinem Könige Unrecht gethan!

— Ich habe ſchon viel in Frankreich geſchlafen; in Straßburg, in Pfalzburg. Lüneville, Nanci, Toul, Bar-le-Duc, und heute ſchlafe ich hier. Es iſt eine ſchöne Erfindung, wie Sancho Panſa ſagt: und wo man ſchläft, man ſchläft immer zu Hauſe, und wo man träumt, man hat überall vaterländiſche Träume. Aber was geht das mich an? Ich bin auch wachend nirgends fremd.

In den Niederlanden ſcheint es arg herzugehen. Was aber die Leute dort wollen und nicht wollen, begreiſe ich nicht recht. Ihr hättet mich nicht abhalten ſollen, über Brüſſel zu reiſen. Es iſt freilich kein Vergnügen, todtgeſchoſſen zu werden, und nicht zu wiſſen, wofür. Aber wenn man im Bette ſtirbt, wie die Meiſten, weiß man dann beſſer, wofür es geſchieht? Die Unannehmlichkeit dauert einige Minuten; das Vergnügen aber, nicht todtgeſchoſſen werden, der Gefahr entgangen zu ſein, reicht für das ganze Leben hin. Man muß rechnen, zählen, wiegen. Auf mehr oder weniger, ſchwerer oder leichter kommt Alles an. Die Qualitäten ſind nicht ſehr verſchieden.

Ach! ich ſpüre es ſchon, es ergeht mir dies Mal in Frankreich, wie die beiden vorigen Male. Die feuchte Philoſophie ſchlägt an mir heraus, wie wenn warme

Witterung eintritt, die Steinwände naß werden. Es iſt mir recht; dieſe Hautkrankheit der Seele iſ meiner betrübten Konſtitution ſehr heilſam.

— So eben las ich in einem Pariſer Blatte di aus einer engliſchen Zeitung entlehnte Nachricht: in Hamburg wären Unruhen geweſen, man hätte die Juden aus den Kaffeehäuſern verjagt. Und in Hannover hätten ſie geſchrieen: à bas la noblesse! Ich kann mir gar nicht denken, wie das im Deutſchen gelautet haben mag; denn unſere guten Leute können keine andern Zornruf als das lateiniſche Pereat. Was nun den Adel betrifft, ſo habe ich, bei aller Menſchenfreundlichkeit, nichts dagegen. Mit guten Fallſchirmen verſehen, wird er herunter kommen, ohne ſich ſeh wehe zu thun. Aber die Juden! die Franzoſen hatte ihre Julitage, wollen die Deutſchen ihren Auguſt-, ihr Hunds-Tage haben? Fängt man ſo die Freiheit an? O, wie dumm! O, wie lächerlich! O, wie unäſthetiſch! Von der Niederträchtigkeit will ich gar nicht ſprechen; die verſteht ſich von ſelbſt. Iſt es aber wahr?

— Die Kellnerin kam herauf, und ſagte mir: ſi hätte meinem Bedienten ein ganz gutes Zimmer angewieſen, er verlange aber ein Appartement. Ich lie ihn rufen, und fragte, was das ſein ſollte? Da fan ſich denn, daß er die beſcheidenſte Forderung gemacht und eine unſchuldige Neugierde zu befriedigen geſucht der kein Menſch, von welchem Stande er auch ſei lange widerſtehen kann. Als feiner Nordländer war e gewohnt, das unartige Ding Appartement zu nennen

Vierter Brief.

Dormans, den 8. September.

Der Ort liegt 28 Stunden von Paris entfernt hat 2300 Einwohner und 2 Seelen, die meinige mit gerechnet. Denn das weiß ich nun aus achttägiger Erfahrung, daß alle Franzoſen eine gemeinſchaftliche Seele haben, und die in der Provinz gar nur eine Mondſeele, ein Licht aus zweiter Hund; Paris iſt die Sonne.

Napoleon, Rothſchild, ſchlimme Nachrichten und andere berühmten Kouriere, haben den Weg von Frankfurt bis Paris ſchon in 18 Stunden zurückgelegt. Aber wer vor mir könnte ſich rühmen, dieſen Weg in dreizehn Tagen gemacht zu haben, wenn es vielleicht eintrifft, daß ich morgen nach Paris komme, was noch gar nicht entſchieden iſt? Bin ich ein Narr? Ach, wie gern wollte ich einer ſein, fände ſich wenigſtens ein Echo, das es mir bejahte. Aber nicht einmal eine menſchliche Seele, die mich auslacht! Allein zu ſein mit ſeiner Weisheit, das iſt man gewöhnt, das hat man ertragen gelernt; aber allein mit ſeiner Thorheit, das iſt unerhörter Jammer, dem unterliegt der Stärkſte! O, theures Vaterland, wie einfältig verkannte ich deinen Werth! Dort fand ich in jedem Nachtquartier eine kleine Reſidenz, oder den Sitz einer hohen Regierung, oder eine Garniſon, oder eine Univerſität, und in jedem Gaſthofe eine Weinſtube mit ſcharf geprägten Gäſten, die mir gefielen oder nicht gefielen, die meinem Herzen oder meinem Geiſte Stoff gaben, der ausreichte bis zum Einſchlafen. Aber hier in dieſem vermaledeiten rath-loſen Lande! Seit acht Tagen ſaß ich jeden Abend allein auf meinem Zimmer und verſchmachtete. Glauben Sie mir, man ſtirbt nicht vor Langweile, das iſt nur eine dichteriſche Redensart. Aber wie gern hätte ich für jeden Lieutenant einen Schoppen Wein bezahlt, für jeden Hofrath eine Flaſche, für jeden Profeſſor zwei Flaſchen, für einen Studenten drei; und hätte ich gar einen ſchönen Geiſt, einen Theaterkritiker an mein Herz drücken können, nicht der ganze Keller wäre mir zu koſtſpielig geweſen.

Hofräthe, Hofräthe! wenn ich je wieder euerer ſpotte, dann ſchlagt mir auf den Mund, und erinnert mich an Dormans.

Dormans — wie das lieblich lautet! Wie Wiegen-Eyapopeya. Und doch ſteckt der Teufel in jedem Buchſtaben. Aber leſen Sie nur erſt das Stück dormantiſche Poeſie, das Gebet an die Geduld, das ich dieſen Vormittag in der Verzweiflung meiner Ungeduld niedergeſchrieben, und dann ſollen Sie meine Leiden erfahren.

Geduld, ſanfte Tochter des grauſamſten Vaters; Schmerzerzeugte, Milchherzige, weichliſpelnde Göttin; Beherrſcherin der Deutſchen und der Schildkröten; Pflegerin meines armen, kranken Vaterlands, die du es warteſt und lehreſt warten.

Die du höreſt mit hundert Ohren, und ſieheſt mit hundert Augen, und bluteſt an hundert Wunden, und nicht klageſt.

Die du Felſen kochſt und Waſſer in Steine verwandelſt.

Schmachbelaſtete, ſegenſpendende Geduld; holdes mondlächelndes Angeſicht; heiligſte Mutter aller Heiligen, erhöre mich!

Sieh! mich plagt die böſe Ungeduld, deine Nebenbuhlerin; befreie mich von ihr; zeige, daß du mächtiger biſt als ſie. Sieh! mir zucken die Lippen; ich zapple mit den Füßen, wie ein Windelkind, das gewaſchen wird; ich renne toll, wie ein Sekundenzeiger um die ſchleichende Stunde; ich peitſche und ſporne vergebens die ſtättige Zeit: die hartmäulige Mähre geht zurück und ſpottet meiner. Ich verzweifele, ich verzweifele, o rette mich!

Löſche mein brennendes Auge mit dem Waſſerſtrahle deines Blickes; berühre mit kühlen Fingern meine heiße Bruſt. Hänge Blei an meine Hoffnungen, tauche meine Wünſche in den tiefſten Sumpf, daß ſie aufziſchen und dann ewig ſchweigen. Deutſche mich, gute Göttin, von der Ferſe bis zur Spitze meiner Haare, und laſſe mich dann friedlich ruhen in einem Naturalien-Kabinet unter den ſeltenſten Verſteinerungen.

Ich will dir von jetzt an auch treuer dienen und gehorſamer ſein in Allem. Ich will dir tägliche Opfer bringen, welchen du am freundlichſten lächelſt. Die Didaskalia will ich leſen und das Dresdner Abendblatt und alle Theaterkritiken und den Hegel, bis ich ihn verſtehe. Ich will bei jedem Regenwetter ohne Schirm vor dem Palaſte der deutſchen Bundes-Verſammlung ſtehen und da warten, bis ſie herauskommen und die Preßfreiheit verkündigen. Ich will in den Ländern das Treiben des Adels beobachten, und nicht des Teufels werden, und nicht eher komme Wein über meine Lippen, bis dich die guten Deutſchen aus dem Tempel jagen, und dein Reich endiget.

Vorgeſtern gegen Mittag kam ich nach Chalons. Ich wollte meinen Straßburger Wagen, den ich einſtweilen nur bis dahin gedingt hatte, nun weiter bis Paris miethen. Aber der Kutſcher hatte keine Luſt dazu; die Wege wären zu ſchlecht, oder was ihn ſonſt abhielt. Ich ſchickte nach einem andern Miethkutſcher. Jetzt denken Sie ſich die gräuliche Statiſtik: In Chalons, einer Stadt von 12,000 Einwohnern, gibt es nur eine einzige Miethkutſche, und für dieſe wurde für die Reiſe nach Paris, das nur zwanzig Meilen entfernt iſt, 200 Franken gefordert! Da dieſes viel mehr, als die Reiſe mit Poſtpferden beträgt, entſchloß ich mich zu Letzterem. Da hatte ich mich wieder verrechnet. In Deutſchland findet der Reiſende auf jeder Poſt Kutſchen, die ihn von Station zu Station führen. Hier aber hat die Poſt zu dieſem Gebrauche nur zweiräderige bedeckte Wagen, die nicht in Federn hängen, uns leicht die Seele aus dem Körper ſchleudern, und nicht einmal Platz haben, einen Koffer aufzupacken. So blieb mir nichts Anderes übrig, als mit der Diligence zu reiſen, die eine halbe Stunde vor meiner Ankunft in Chalons abgegangen war, und die erſt den andern Mittag wiederkehrte. Vier und zwanzig Stunden ſollte ich warten! Ich war an dieſem Tage ganz gewiß der verdrießlichſte Menſch in ganz Europa, und war ſchwach genug, zu überlegen, was beſſer ſei, Preßfreiheit ohne Retourwagen, wie in Frankreich, oder Retourwagen ohne Preßfreiheit, wie in Deutſchland.

Ich machte einige Gänge durch die Stadt, aber in den Straßen war es ſo öde und ſtille, die Menſchen erſchienen mir ſo langweilig und gelangweilt, und ſelbſt im Kaffeehauſe, ſonſt dem Pochwerke jeder franzöſiſchen Stadt, hatte Alles ſo ein ſchläfriges Anſehen, daß ich bald wieder nach Hauſe eilte. Dort zog ich Pantoffeln und Schlafrock an, um wenigſtens mit Bequemlichkeit zu verzweifeln. Da erinnerte mich ein zufälliger Blick in den Kalender, daß es wieder Zeit ſei, den guten Blutegeln, die zur Erhaltung meiner Liebenswürdigkeit ſo Vieles beitragen, ihr kleines monatliches Feſt zu geben. Es war mir eine willkommene Zerſtreuung, und ich ſchickte nach einem Chirurgen. Statt deſſen kam aber eine Frau von ſechzig Jahren, die ſich mir als Hebamme vorſtellte, und mich artig verſicherte, der von mir verlangte Dienſt ſei eigentlich ihr Geſchäft. Ich muß geſtehen, daß die Franzöſin die Operation mit einer Leichtigkeit, Sicherheit, Schnelligkeit und, ich möchte ſagen, mit einer Grazie ausführte, die ich bei dem geſchickteſten deutſchen Chirurgus nie gefunden hatte. Sie zeigte ſo viel Anſtand in ihrem Betragen, war ſo abgemeſſen in allen ihren Bewegungen, ſprach ſo fein, ſo bedächtig und umſichtig, daß ich mich nicht enthalten konnte, ſie mit der Ober-Hofmeiſterin einer gewiſſen deutſchen Prinzeſſin zu vergleichen, die ich vor vielen Jahren zu hören und zu beobachten Gelegenheit hatte. Vor meinem Bette ſitzend unterhielt ſie mich auf das Angenehmſte und Lehrreichſte. Von der letzten Revolution ſprach ſie kein Wort, und dieſes überzeugte mich, daß es keine Prahlerei von ihr war, wenn ſie mich verſicherte, daß ſie nur die vornehmſten Krankenhäuſer beſuche. Sie erzählte mir viel von Unter-Präfekten, von einem gewiſſen Colonel, von der Frau des Gerichts-Präſidenten, und daß ſie weit und breit als Hebamme gebraucht werde. Erſt kürzlich wäre ſie zu einer Entbindung nach St. Denis geholt worden. Sie war die treueſte und verſchwiegenſte Hebamme, verrieth nichts, hatte aber eine ſo geſchickte Darſtellung, daß auch die ſchläfrigſte Phantaſie Alles errathen mußte; zuweilen unterbrach ſie ihren Bericht von den auswärtigen Angelegenheiten, warf einen Blick auf mich und rief mit Künſtler-Begeiſterung aus: ils travaillent joliment, ils travaillent joliment! So ging mir eine Stunde angenehm vorüber, aber drei und zwanzig Leidensſtunden bis zur Ankunft der Diligence blieben noch übrig, und als die Hebamme fort war, jammerte ich armer Kindbetter, daß es zum Erbarmen war.

Ich nahm Reinhard's Reiſebuch zur Hand, und da las ich zu meinem Schrecken, daß Chalons einen Spaziergang habe, Jard genannt, und das wäre die ſchönſte Promenade Frankreichs. Ferner: in der Nähe von Chalons wäre das Schlachtfeld, wo einſt Attila von den Römern und Franken beſiegt worden. Das hätte ich nun Alles ſehen mögen, war aber jetzt ſo ſchwach, daß ich nicht ausgehen konnte. Es war mir lieblich zu Muthe! Aber Alles geht vorüber; es kam der folgende Tag, und mit ihm die Diligence, auf der ich Platz nahm. Man fährt von Chalons in

24 Stunden nach Paris, aber ich fühlte mich unbehaglich, ſcheute die Nachtfahrt, und faßte den raſenden Entſchluß, mich nur bis Dormans, wo man Abends ankömmt, einſchreiben zu laſſen, und da zu übernachten. So that ich es auch.

Meine Gefährten im Coupé waren eine junge ſchöne Modehändlerin aus der Provinz, die ihre periodiſche Kunſtreiſe nach Paris machte, und ein ſchon ältlicher Herr, der, nach ſeiner dunkeln Kleidung und der Aengſtlichkeit zu urtheilen, in welche ihn die kleinſte ſchiefe Neigung des Wagens verſetzte, wohl ein proteſtantiſcher Pfarrer oder Schulmann war. Dieſe beiden Perſonen von ſo ungleichem Alter und Gewerbe unterhielten ſich, ohne die kleinſten Pauſen, auf das Lebhafteſte mit einander; aber ich achtete nicht darauf, und hörte das Alles nur wie im Schlafe. In früheren Jahren war mir jede Reiſe ein Maskenball-Feſt der Seele; alle meine Fähigkeiten walzten und jubelten auf das Ausgelaſſenſte, und es herrſchte in meinem Kopfe ein Gedränge von Scherz und Ernſt, von dummen und klugen Dingen, daß die Welt um mich her ſchwindelte. Was hörte, bemerkte, beobachtete, ſprach ich da nicht Alles! Es waren Wolkenbrüche von Einfällen, und ich hätte hundert Jahrgänge des Morgenblatts damit ausfüllen können, und hätte die Zenſur nichts geſtrichen, tauſend Jahrgänge. Wie hat ſich das aber geändert!.. Ich ſitze ohne Theilnahme im Wagen, ſtumm, wie ein Staatsgefangener in Oeſterreich, und taub, wie das Gewiſſen eines Königs. In der Jugend bemerkt man mehr die Verſchiedenheiten der Menſchen und Länder, und das *eine* Licht gibt tauſend Farben im Alter; mehrt die Aehnlichkeiten; Alles iſt grau, und man ſchläft leicht dabei ein. Ich kann jetzt einen ganzen Tag reiſen, ohne an Etwas zu denken. Fand ich doch auf dem langen Weg von Straßburg hierher nichts weiter in mein

Tagebuch zu ſchreiben, als die Bemerkung, daß ich in Lothringen mit ſechs Pferden habe pflügen ſehen, und daß mein Kutſcher Stunden lang mit Konrad von der Preßfreiheit und den Ordonnanzen mit einem Eifer geſprochen, als wäre von Hafer und Stroh die Rede. Und ſelbſt dieſes Wenige ſchrieb ich nur kurz und trocken nieder, ohne alle ſatyriſche Bemerkungen gegen die Miethkutſcher in der großen Eſchenheimer Gaſſe, in der kleinen Eſchenheimer Gaſſe, hinter der ſchlimmen Mauer und den übrigen Frankfurter Gaſſen, die in der Nähe des Taxiſchen Palaſtes liegen. Den kleinen guten Gedanken: was würde Herr von Münch-Bellinghauſen thun, wenn ſich einmal ſein Kutſcher erkühnte, von Preßfreiheit zu ſprechen; und würde ihm das nicht Anlaß geben, eine vertrauliche Sitzung der hohen Bundes-Verſammlung zu veranſtalten und darin auf ſchärfere Zenſur in den Bundesſtaaten anzutragen? — dieſen habe ich jetzt in dieſem Augenblicke erſt, und ihn ganz allein der Verzweiflung der Langenweile zu verdanken; im Tagebuch ſteht nichts davon. Iſt das nicht ſehr traurig? — Man reiſt jetzt auf der Diligence unglaublich wohlfeil. Der Platz von Straßburg bis Paris koſtet nicht mehr als 20 Franken, im Kabriolet 26. Dieſe Wohlfeilheit kömmt daher, weil es drei verſchiedene Unternehmungen gibt, die ſich wechſelſeitig zu Grunde zu richten ſuchen. Bei ſolchen niedrigen Preiſen haben die Aktionärs großen Verluſt, den ſie nicht lange ertragen können. Es kömmt jetzt darauf an, wer es am längſten aushält. Von Chalons bis Paris gehen täglich, die Malle-Poſte ungerechnet, ſechs Diligencen, drei von Metz, drei von Straßburg kommend. Unter dieſen ſieben Looſen habe ich ſchon drei Nieten gezogen; denn in den drei Wagen, welche dieſen Mittag durchkamen, waren keine Plätze mehr. Heute Abend kommen die andern, und, wenn ich Glück habe, wie bisher, werden ſie gleichfalls beſetzt ſein, und ich vielleicht acht Tage in Dormans bleiben müſſen. Das wäre mein Tod. Und welcher Tod! Der Tod eines Bettlers. Denn man wird hier auf eine ſo unerhörte Art geprellt, daß ein achttägiger Aufenthalt meine Kaſſe erſchöpfen, und mir nicht ſo viel übrig bleiben würde, meine Begräbnißkoſten zu beſtreiten. Hören Sie weiter, wie es mir ging.

Um, wenn der Wagen ankäme, nicht aufgehalten zu ſein, verlangte ich dieſen Vormittag ſchon meine Wirthshausrechnung. Die Wirthin machte die unverſchämte Forderung von etlichen und zwanzig Franken. Ich hatte geſtern Abend nichts als Braten und Deſſert gehabt, ein elendes Schlafzimmer, und dieſen Morgen Kaffee. Der Bediente das Nämliche und wahrſcheinlich Alles noch ſchlechter. Ich ſagte der Wirthin, ſie ſollte mir die Rechnung ſpezifiziren. Sie ſchrieb mir auf: Nachteſſen 9 Fr., Zimmer 8, Frühſtück 3, Zuckerwaſſer 1 Fr., und für einige Leſe-Bücher, die ich aus der Leihbibliothek hatte holen laſſen, 30 Sous. Ich fragte ſie kalt und giftig, ob ſie bei dieſer Forderung beſtände, und als ſie erwiederte: ſie könne nicht anders, nahm ich die Rechnung und ging fort, die Wirthin zu verklagen. Ich wollte einmal ſehen, wie in einer, auf einer Monarchie gepfropften Republik die Juſtiz beſchaffen ſei. Ich trat in den Laden eines Apothekers, um mich nach der Wohnung des Friedensrichters zu erkundigen. Die Apotheke ſah derjenigen, welche Shakſpeare in Romeo und Julie beſchrieben, ſehr ähnlich, und ich glaube, ich hätte da leicht Gift haben können. Der müßige Apotheker las die neue Charte Constitutionnelle. Statt aber auf meine Frage nach der Wohnung des Friedensrichters zu antworten, fragte er mich, was ich da ſuche? Ich erzählte ihm meinen theuern Fall. Er erkundigte ſich nach dem Wirthshauſe, und als ich es ihm bezeichnete, erwiederte er mir, er wiſſe nicht, wo der Friedensrichter wohne. Wahrſcheinlich war er mit der ſpitzbübiſchen Wirthin befreundet. Ich ging fort, und ließ ihm einen verächtlichen Blick zurück. So ſind die Liberalen! Ich ließ mir von einem Andern das Haus des Friedensrichters bezeichnen. Ich trat hinein, ein Hund ſprang mir entgegen, der mich bald zerriſſen hätte, und auf deſſen Gebell eilte ein Knecht herbei, der mir ſagte: der Friedensrichter wäre verreiſt und ich ſollte mich an den Greffier wenden. Mit Mühe fand ich die Wohnung des Greffiers. Der war über Land gegangen. Ich ſuchte den Maire auf; man ſagte mir: der wäre zum Präfekten gerufen worden, und ich ſollte zum Maire-Adjunkten gehen. Dieſen fand ich zu Hauſe. Es war ein kleines altes Männchen in blonder Perücke, der einen großen Pudel auf dem Schoos hatte und ihn ſchor. Ein junges Frauenzimmer, Tochter oder Haushälterin, war mit Bügeln beſchäftigt. Als ich eintrat, ließ der Maire-Adjunkt den Hund laufen, hörte meine Klage an, und ſah mir über die Schulter in die Rechnung, die ich ihm vorlas. Das Mädchen trat auf meine linke Seite, ſah mir gleichfalls über die Schulter in die Rechnung, verbrannte mir mit dem heißen Bügeleiſen den kleinen Finger, und rief in größtem Eifer aus: Nein, das iſt unerhört, aber dieſe Leute machen es immer ſo. Der Maire-Adjunkt fiel ſeiner wahrſcheinlichen Haushälterin nicht ohne Schüchternheit in das Wort, bemerkte, er könne ſich nicht in die Sache miſchen, das ginge den Friedensrichter an. Uebrigens, mein Herr, ſchloß er ſeine Rede, Sie werden ſchon öfter gereiſt ſein. Dieſe kurze und weiſe Bemerkung brachte mich zur Beſonnenheit, ich ſtrich meinen verbrannten Finger an der noch ungeſchornen Seite des Pudels, welches mir ſehr wohl that, und ging fort.

Nach Hauſe zurückgekommen, erzählte ich der

Wirthin, ich hätte ſie verklagen wollen, aber die B
hörden wären alle abweſend, und ſo blieb mir nic
übrig, als ſie noch einmal zu fragen, ob ſie ſich de
gar nicht ſchäme; ich hätte ja ganz ſchlecht zu Na
gegeſſen. Die Tochter der Wirthin erwiederte dara
ich hätte ſehr gut zu Nacht gegeſſen, ich hätte
Suprême de Volaille gehabt. Dieſes Suprême
Volailla war nichts als ein Dreieck von dem Le
eines Huhns, in deſſen einem Winkel eine kalte Kre
ſcheere ſtack, welche irgend ein Paſſagier vielle
ſchon vor der Revolution ausgehöhlt hatte. Ich glau
die Suprematie dieſes Gerichts beſtand blos in di
hohlen Krebsſcheere, denn das Uebrige war etwas g
Gewöhnliches. Ich ward heftig und antwortete
Tochter: Que me parlez-vous d'un Suprême de V
laille? Vous êtes un Suprême de Canaille! Ka
hatte ich das Zornwort ausgeſprochen, als ich es
reute. Erſtens aus Höflichkeit, und zweitens
Furcht; denn der Koch war mit ſeinem langen Me
hinzugetreten, und ich dachte, er würde mich auf
Stelle ſchlachten. Aber zu meinem Erſtaunen ac
ten Wirthin, Tochter und Koch gar nicht auf m
Schimpfen, ſie verzogen keine Miene, und es war,
hätten ſie es gar nicht gehört. Ich kann mir d
Unempfindlichkeit nicht anders erklären, als daß
zu feines Franzöſiſch geſprochen, welches die Kl
ſtädter nicht verſtanden.

Ich bezahlte meine Rechnung; um mich aber
den Leuten zu rächen und ſie ärgern, ließ ich m
Sachen in das gerade gegenüber liegende Wirthsh
bringen. Hier aß ich zu Mittag, und ließ mir d
ein Zimmer geben, wo ich Ihnen ſchreibe, und
die Ankunft der Diligence warte.

Morgen oder übermorgen ſchreibe ich von Pa
Sollten Sie aber morgen wieder einen Brief mit
Poſtzeichen Dormans erhalten, dann öffnen Sie

nur gleich mit weinenden Augen; denn Sie können voraus wiſſen, daß ich Ihnen meinen Tod melde.

Fünfter Brief.

Paris, den 17. September 1830.

Seit geſtern bin ich hier und Alles iſt vergeſſen. Ob ich geſund und froh, wie Sie es wünſchen, in Paris angekommen, oder durch mein Ankommen erſt geworden bin, wüßte ich kaum zu beſtimmen; doch glaube ich eher das Letztere. Ich habe wunderliche Nerven. Wenn ſie kein Lüftchen berührt, ſind ſie am unruhigſten, und zittern wehklagende Töne, gleich Elvirens Harfe in der Schuld. Dieſe Kränkelei macht mich ſo wüthend, daß ich meine eignen Nerven zerreißen möchte. So oft ſie aber ein grober Sturmwind ſchlägt, bleiben ſie philoſophiſch gelaſſen, und verlieren ſie ja die Geduld, brummen ſie doch männlich, wie die Saiten einer Baßgeige. Ich kann es Ihnen nicht genug ſagen, wie mir ſo behaglich worden gleich von der erſten Stunde an. Das moraliſche Klima von Paris that mir immer wohl, ich athme freier, und meine deutſche Engbrüſtigkeit verließ mich ſchon in Bondy. Raſch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus, und ſtürzte mich jubelnd in das friſche Wellengewühl. Ich möchte wiſſen, ob es andern Deutſchen auch ſo begegnet, wie mir; ob ihnen, wenn ſie nach Paris kommen, wie Knaben zu Muthe iſt, wenn an ſchönen Sommerabenden die Schule geendigt, und ſie ſpringen und ſpielen dürfen. Mir iſt es gerade, als müßte ich unſerm alten Konrector einen Eſel bohren.

Ich wohne hinter dem Palais-Royal. Die Zimmer ſind gut, aber die enge Straße mit ihren hohen Häuſern iſt unfreundlich. Kein Sonnenblick den ganzen Tag. Und doch iſt es mir noch manchmal zu hell; denn ich habe merkwürdige Gegenüber. Erſtens ſehe ich in die Küche eines Reſtaurateurs. Schon früh Morgens fangen die ungewaſchenen Köche zu dichten und zu trachten an, und wenn man ſo mit anſieht, wie die Grazie, die allen franzöſiſchen Schüſſeln eigen iſt, zu Stande kömmt, kann man die Eßluſt auf eine ganze Woche verlieren. Dann ſehe ich in das Zimmer einer Demoiſelle; in eine Schneiderswohnung; in einen Roulette-Saal und in eine lange Gallerie von Cabinets inodores. Wie ſchön, freundlich und glänzend iſt Alles nach der Gartenſeite des Palais-Royal; nach hinten aber, wie betrübt und ſchmutzig Alles! Ich werde mich eilen, aus dieſen Kouliſſen zu kommen und mich nach einer andern Wohnung umſehen.

Sie können es ſich denken, daß ich nicht lange zu Hauſe geblieben, ſondern gleich forteilte, die alten Spielplätze meiner Phantaſie aufzuſuchen und die neuen Schlachtfelder, die ihr Wort gehalten. Aber ich fand es anders, als ich erwartete. Ich dachte, in Paris müſſe es ausſehen, wie am Strande des Meeres nach einem Sturm, Alles von Trümmern bedeckt ſein, und das Volk müſſe noch toſen und ſchäumen. Doch war die gewohnte Ordnung überall und von der Verheerung nichts mehr zu ſehen. Auf einigen Strecken der Boulevards fehlen die Bäume, und in wenigen Straßen wird noch am Pflaſter gearbeitet. Ich hätte die Stiefeln ausziehen mögen; wahrlich nur barfuß ſollte man dieſes heilige Pflaſter betreten. Die vielen dreifarbigen Fahnen, die man aufgeſteckt ſieht, erſcheinen mir nicht als Zeichen des fortdauernden Krieges, ſondern als Friedenspaniere. Die Fahne in der ſtolzen Hand Ludwigs XIV. auf dem Place des Victoires machte mich laut auflachen. Wir haben die Reiterſtatue vor acht Jahren zuſammen aufrichten ſehen. Wer hätte das damals gedacht? Träume von Eiſen und Marmor — und doch nur Träume! — Noch ſchwebt jener Tag mir vor, noch höre ich den Polizei-Jubel, höre alle die Lieder mit ihren Melodien, welche bezahlte Bänkelſänger auf dem Platze ſangen. Das eine Lied fing an: vive le roi, le roi, le roi, que chante le monde à la ronde — jetzt müßte es heißen ſtatt que chante, que chasse le monde à la ronde. Wenn er nur nicht ſo alt wäre! das verbittert mir ſehr meine Freude. Gott ſegne dieſes herrliche Volk, und fülle ihm die goldenen Becher bis zum Rande mit dem ſüßeſten Weine voll, bis es überſtrömt, bis es hinabfließt auf das Tiſchtuch, wo wir Fliegen herumkriechen und naſchen. Summ, ſumm — wie dumm!

Alte deutſche Bekannte ſuchte ich gleich geſtern auf. Ich dachte durch ſie mehr zu erfahren, als was ich ſchon gedruckt geleſen, aber nicht Einer von ihnen war auf dem Kampfplatze, nicht Einer hat mitgefochten. Es ſind eben Landsleute! Engländer, Niederländer, Spanier, Portugieſen, Italiener, Polen, Griechen, Amerikaner, ja Neger haben für die Freiheit der Franzoſen, die die Freiheit aller Völker iſt, gekämpft, und nur die Deutſchen nicht. Und es ſind deren viele Tauſende in Paris, theils mit tüchtigen Fäuſten, theils mit tüchtigen Köpfen. Ich verzeihe es den Handwerksburſchen; denn dieſe haben es nicht ſchlimm in unſerm Vaterlande. In ihrer Jugend dürfen ſie auf der Landſtraße betteln, und im Alter machen ſie die Zunfttyrannen. Sie haben nichts zu gewinnen bei Freiheit und Gleichheit. Aber die Gelehrten! Dieſe armen Teufel, die in Schaaren nach Paris wandern, und von dort mit dem Morgenblatte, mit dem Abendblatte, mit dem Geſellſchafter, mit der allgemeinen Zeitung correſpondiren; die das ganze Jahr von dem reichen Stoffe leben, den ihnen nur ein freies Volk verſchaffen kann; die im dürren Vaterlande verhungern würden — dieſe wenigſtens, und wäre es auch nur aus Dankbarkeit gegen ihre Ernährer, hätten doch am Kampfe Theil nehmen ſollen. Aber hinter einem dicken Fenſterpfoſten, im Schlafrocke, die Feder in der Hand, das Schlachtfeld begucken, die Verwundeten, die Gefallenen zählen und gleich zu Papier bringen; zu bewundern, ſtatt zu bluten, und die Leiden eines Volks ſich von einem Buchhändler bogenweiſe bezahlen zu laſſen — nein, das iſt zu ſchmachvoll, zu ſchmachvoll!

— Die Pracht und Herrlichkeit der neuen Gallerie d'Orleans im Palais-Royal kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Ich ſah ſie geſtern Abend zum erſten Male in ſonnenheller Gasbeleuchtung, und war überraſcht, wie ſelten von etwas. Sie iſt breit und von einem Glashimmel bedeckt. Die Glas-Gaſſen, die wir in früheren Jahren geſehen, ſo ſehr ſie uns damals gefielen, ſind düſtere Keller oder ſchlechte Dachkammern dagegen. Es iſt ein großer Zauberſaal, ganz dieſes Volks von Zauberern würdig. Ich wollte die Franzoſen zögen alle Weiberröcke an, ich würde ihnen dann die ſchönſten Liebeserklärungen machen. Aber iſt es nicht thöricht, daß ich mich ſchäme, Dieſem und Jenem die Hand zu küſſen, wozu mich mein Herz treibt — die Hand, die unſere Ketten zerbrochen, die uns frei gemacht, die uns Knechte zu Rittern geſchlagen?

Sechster Brief.

Paris, den 16. September.

— Ich komme aus dem Leſekabinet. Aber nein, nein, der Kopf iſt mir ganz verwirrt von allen den

Sachen, die ich aus Deutſchland geleſen! Unruhen in Hamburg; in Braunſchweig das Schloß angezündet und den Fürſten verjagt; Empörung in Dresden! Seien Sie barmherzig, berichten Sie mir Alles auf das Genaueſte. Und wenn Sie nichts Beſonderes erfahren, ſchreiben Sie mir wenigſtens die deutſchen Zeitungen ab, die ich hier noch nicht habe auffinden können. Den franzöſiſchen Blättern kann ich in ſolchen Dingen nicht trauen; nicht der zehnte Theil von dem, was ſie erzählen, mag wahr ſein. Was aber deutſche Blätter über innere Angelegenheiten mittheilen dürfen, das iſt immer nur der zehnte Theil der Wahrheit. Hätte ich mich alſo doch geirrt, wie mir ſchon Manche vorgeworfen? Wäre Deutſchland reifer, als ich gedacht? Hätte ich dem Volke Unrecht gethan? Hätten ſie unter Schlafmützen und Schlafrock heimlich Helm und Harniſch getragen? O, wie gern, wie gern! Scheltet mich, wie einen Schulbuben, gebet mir die Ruthe, ſtellt mich hinter den Ofen — gern will ich die ſchlimmſte Züchtigung ertragen, wenn ich nur Unrecht gehabt. Wenn ſie ſich nur erſt die Augen gerieben, wenn ſie nur erſt recht zur Beſinnung gekommen, werden ſie ſich erſtaunt betaſten, werden im Zimmer umher blicken, das Fenſter öffnen und nach dem Himmel ſehen, und fragen: welcher Wochentag, welcher Monatstag iſt denn heute, wie lange haben wir geſchlafen? Unglückſelige! nur der Muthige wacht. Wie hat man es nur ſo lange ertragen? Es iſt eine Frage, die mir den Schwindel gibt. Einer erträgt es, noch Einer, noch Einer — aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu ſein aller erwachſenen Völker! wie der kleine dumme Hans, der noch kein Jahr Hoſen trägt, zu zittern vor dem Stöckchen jedes alten, ſchwachen, grämlichen Schulmeiſters! . . Aber Wehe ihnen, daß wir erröthen! Das Erröthen der Völker iſt nicht wie Roſenſchein eines verſchämten Mädchens; es iſt Nordlicht voll Zorn und Gefahren.

Sonntag, den 19. September.

Mitternacht iſt vorüber; aber ein Glas Gefrorenes, das ich erſt vor wenigen Minuten bei Tortoni gegeſſen, hat mich ſo aufgefriſcht, daß ich gar keine Neigung zum Schlafe habe. Es war himmliſch! Das Glas ganz hoch aufgefüllt, ſah wie ein langes weißes Geſpenſt aus. Nun bitte ich Sie — haben Sie je gehört oder geleſen, daß Jemand ein Glas Gefrorenes mit einem Geſpenſte verglichen hätte? Solche Einfälle kann man aber auch nur in der Geiſterſtunde haben. Den Abend brachte ich bei *** zu. Es ſind ſehr liebenswürdige Leute, und die es verſtehen, wenn nur immer möglich, auch ihre Gäſte liebenswürdig zu machen. Das iſt das Seltenſte und Schwerſte. Es war da ein Gemiſch von Deutſchen und Franzoſen, wie es mir behagt. Da wird doch ein gehöriger Salat daraus. Die Franzoſen allein ſind Oel, die Deutſchen allein Eſſig, und ſind für ſich gar nicht zu gebrauchen, außer in Krankheiten. Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen die höchſt wichtige und einflußreiche Beobachtung mittheilen, daß man in Frankreich dreimal ſo viel Oel und nur ein Drittheil ſo viel Eſſig zum Salate verwendet wie in Deutſchland. Dieſe Verſchiedenheit geht durch die Geſchichte, Politik, Religion, Geſelligkeit, Kunſt, Wiſſenſchaft, den Handel und das Fabrikweſen beider Völker, welches vor mir die berühmteſten deutſchen Hiſtoriker, die ſich doch immerfort rühmen, aus der Quelle zu ſchöpfen, leichtſinnig überſehen haben. Sie ſollen ſich aber den Kopf darüber nicht zerbrechen. Es iſt gerade nicht nöthig, daß Sie Alles verſtehen, was ich ſage; ich ſelbſt verſtehe es nicht immer. Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in Allem ſo verſchmolzen wären, als es beide

Völker heute Abend bei * * * waren. In wenigen Jahren wird es ein Jahrtauſend, daß Frankreich und Deutſchland, die früher nur ein Reich bildeten, getrennt wurden. Dieſer dumme Streich wurde, gleich allen dummen Streichen in der Politik, auf einem Kongreſſe beſchloſſen, zu Verdün im Jahr 843. Aus jener Zeit ſtammen auch die köſtlichen eingemachten Früchte und Dragées, wegen welcher Verdün noch heute berühmt iſt. Einer der Kongreß-Geſandten hatte ſie erfunden, und war dafür von ſeinem gnädigen Herrn in den Grafenſtand erhoben worden. Ich hoffe, im Jahre 1843 endiget das tauſendjährige Reich des Antichriſts, nach deſſen Vollendung die Herrſchaft Gottes und der Vernunft wieder eintreten wird. Wir haben nämlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutſchland wieder zu einem großen fränkiſchen Reiche zu vereinigen. Zwar ſoll jedes Land ſeinen eignen König behalten, aber beide Länder eine gemeinſchaftliche National-Verſammlung haben. Der franzöſiſche König ſoll, wie früher, in Paris thronen, der deutſche in unſerem Frankfurt, und die Nationalverſammlung jedes Jahr abwechſelnd in Paris oder in Frankfurt gehalten werden. Wenn Sie Ihre Nichte O * * * beſuchen, benutzen ſie doch die Gelegenheit, mit dem Koche des Präſidenten der Bundesverſammlung von unſerem Plane zu ſprechen. Der muß ja die Geſinnungen und Anſichten ſeines Herrn am beſten kennen.

— Die lieben Tuilerien habe ich heute wiedergeſehen. Sie hießen mich willkommen, ſie lächelten mir zu und Alles dort war wie zu meinem Empfange glänzend und feſtlich eingerichtet. Ich fühlte mich ein Fürſt in der Mitte des fürſtlichen Volkes, das unter dem blauen Baldachin des Himmels von ſeiner Krönung zurückkehrte. Es iſt etwas Königliches in dieſen breiten, vom Goldſtaube der Sonne bedeckten Wegen, die an Palläſten vorüber, von Pallaſt zu Pallaſt führen.

Mich erfreute die unzählbare Menſchenmenge. Da fühlte ich mich nicht mehr einſam; ich war klug unter tauſend Klugen, ein Narr unter tauſend Narren, der Betrogene unter tauſend Betrogenen. Da ſieht man nicht blos Kinder, Mädchen, Jünglinge, Greiſe, Frauen; man ſieht die Kindheit, die Jugend, das Alter, das weibliche Geſchlecht. Nichts iſt allein, geſchieden. Selbſt die mannichfachen Farben der Kleider erſcheinen, aus der Ferne betrachtet, nicht mehr bunt; die Farbengeſchlechter treten zuſammen; man ſieht weiß, blau, grün, roth, gelb, in langen breiten Streifen. Wegen dieſer Fülle und Vollſtändigkeit liebe ich die großen Städte ſo ſehr. Seine angeborne Neigung und Richtung kann Keiner ändern, und um zufrieden zu leben, muß darum Jeder, was ihm lieb iſt, auf ſeinem Wege ſuchen. Aber das kann man nicht überall. Zwar findet man auch in der kleinſten Stadt jedes Landes Menſchen von jeder Art, unter welchen man wählen kann; aber was nützt uns das? Es ſind doch nur Muſter, die zu keinem Kleide hinreichen. Nur in London und Paris iſt ein Waarenlager von Menſchen, wo man ſich verſehen kann, nach Neigung und Vermögen.

Still, heiter, freundlich und beſcheiden, wie ein verliebtes glückliches Mädchen, luſtwandelte das Pariſer Volk umher. Als ich dieſes ſah, und bedachte: noch ſind zwei Monate nicht vorüber, daß es einen tauſendjährigen König niedergeworfen, und in ihm Millionen ſeiner Feinde beſiegt — wollte ich meinen Augen oder meiner Erinnerung nicht trauen. Es iſt der Traum von einem Wunder! Schnell haben ſie geſiegt, ſchneller haben ſie verziehen. Wie mild hat das Volk die erlittenen Kränkungen erwiedert, wie bald ganz vergeſſen! Nur im offenen Kampfe, auf dem Schlachtfelde hat es ſeine Gegner verwundet. Wehrloſe Gefangene wurden nicht ermordet, Geflüchtete nicht verfolgt, Verſteckte nicht aufgeſucht, Verdächtige nicht beunruhigt. So handelt ein Volk! Fürſten aber ſind unverſöhnlich, und unauslöſchlich iſt der Durſt ihrer Rache. Hätte Karl geſiegt, wie er beſiegt worden, wäre das fröhliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeder Tag brächte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben. Wir ſehen ja, was in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und in andern Ländern geſchieht, wo die Gewalt über die Freiheit ſiegte. Seit Jahren iſt der Sieg entſchieden und das Werk der Rache und der Verfolgung geht fort wie am Tage der Schlacht. Und es war ein Sieg, den man nur dem Meineide verdankte! Tauſende ſchmachten noch im Kerker, Tauſende leben noch in trauriger Verbannung, das Schwert des Henkers iſt immer gezückt, und wo es ſchont, wo es zaudert, geſchieht es nur, um länger zu drohen, um länger zu ängſtigen. So entartet, ſo herabgewürdigt hat ſich die Macht gezeigt, daß ſie oft mit Grauſamkeiten prahlte, die ſie gar nicht begangen; ſich der Gerechtigkeit ſchämend, manche ihrer Gefangenen nur heimlich ſchonte, und es als Verläumdung beſtrafte, wenn man ſie mild geprieſen! Mich empört die niederträchtige Unverſchämtheit der Fürſtenſchmeichler, welche die Völker als Tiger, die Fürſten als Lämmer darſtellen. Wenn jeder Machthaber, ſobald er zum Beſitze der Macht gelangt, gleich ſeine Leidenſchaft zur Regel erhebt, grauſame Strafen für jeden Widerſpruch voraus beſtimmt, und dieſe Regel, dieſe Anwendung ſich herabrollt durch Jahrhunderte — nennen ſie das Geſetzlichkeit. Das Volk hat ſeine Leidenſchaft nie zum Geſetz erhoben, die Gegenwart erbte nie die Miſſethaten der Vergangenheit, ſie vermehrt der Zukunft zu überlaſſen. Wenn dumme, feige oder beſtochene Richter aus altem Herkommen und verblichenen Geſetzen nachweiſen können, daß ſie in gleichen Fällen immer gleich ungerecht geweſen — nennen ſie das Gerechtigkeit. Wenn der ſchuldlos Verurtheilte durch Reihen ſchön geputzter Soldaten, durch die Mitte des angſtzitternden Volkes, das nicht zu weinen, nicht zu athmen wagt, ohne Laut und Störung zum Blutgerüſte geführt wird — nennen ſie das Ordnung; und ſchnellen Tod in langſame Qual des Kerkers verwandeln — das nennen ſie Milde.

— Ich eilte die Terraſſe hinauf, von wo man in die eliſäiſchen Felder herabſieht. Dort ſetzte ich mich auf einen Traumſtuhl und meine Gedankenmühle, die wegen Froſt oder Dürre ſo lange ſtill geſtanden, fing gleich luſtig zu klappern an. Welch ein Platz iſt das! Es iſt eine Landſtraße der Zeit, ein Markt der Geſchichte, wo die Wege der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſich durchkreuzen. Da unten ſteht jetzt ein Marmor-Piedeſtal, auf welches man die Bildſäule, ich glaube Ludwig des Sechszehnten, hat ſtellen wollen. Die dreifarbige Fahne weht darüber. Es iſt noch nicht lange, daß Karl X. mit großer Feierlichkeit den Grundſtein dazu gelegt. Die Könige ſollten ſich doch nicht lächerlich machen, und noch ferner den Grundſtein zu einem Gebäude legen. Sie thäten beſſer, den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln; die Vergangenheit raubt ihnen Keiner. Wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die fürſtlichen Köche, wenn ſie Morgens vor ihren Töpfen ſtehen, einander fragen werden: wem decken wir das wohl Mittags? und in ihrer philoſophiſchen Zerſtreuung manche Schüſſel verfehlen werden. . . . Was kam mir da oben nicht alles in den Sinn! Sogar fiel mir ein, woran ich ſeit zwanzig Jahren nicht gedacht: daß ich vor zwanzig Jahren in Wien geweſen. Es war ein ſchöner Tag wie heute, nur ein ſchönerer, denn es war am erſten Mai. Ich war im Augarten, welcher ſchöner iſt als die Tuilerien. Die Volksmenge dort war groß und

feſtlich ausgebreitet, wie die hier. Doch heute bin
ich alt und damals war ich jung. Meine Phantaſie
lief umher wie ein junger Pudel, und ſie war noch
gar nicht dreſſirt; ſie hatte noch nie etwas dem Mor-
genblatte oder ſonſt einem Zeitblatte apportirt. Sie
diente nur ſich ſelbſt, und was ſie holte, holte ſie nur,
es als Spielzeug zu gebrauchen, und ließ es wieder
fallen. Und da fragte ich mich heute in den Tuile-
rien: damals, im Frühlinge des Lebens und der Na-
ur, was dachteſt du mit deinem friſchen Geiſte, was
fühlteſt du mit deinem jungen Herzen? Ich beſann
mich . . . auf nichts. Mir fiel nur ein, daß der
Erzherzog Karl und noch andere kaiſerliche Prinzen
öffentlich im Gartenſaale gefrühſtückt, und daß ſie un-
er Anderm Chokolade getrunken, und gleich darauf
Spargel mit Butterſauce gegeſſen, worüber ich mich
u ſeiner Zeit ſehr gewundert. Ferner: daß ich ſelbſt
gefrühſtückt, und zwar ganz köſtliche Bratwürſtchen,
icht länger und dicker als ein Finger, die ich ſeitdem
n keinem Lande mehr gefunden . . . Chokolade, Spar-
gel, Bratwürſte — das waren alle meine Jugenderin-
erungen aus Wien! Es iſt ein Wunder! Und erſt
eute in den Tuilerien lernte ich verſtehen, daß man
uch die Freiheit der Gedanken feſſeln könne, wovon
ch oft gehört, es aber nie habe faſſen können.

Als nun die Frau kam und für ihren Stuhl zwei
Sous einforderte, ſah ich ſie verwundert an und gab
hr zehn. Für dieſen Stuhl, dieſe Stunde, dieſe Aus-
icht, dieſe Erinnerung hätte ich ein Goldſtück bezahlt.
Das macht Paris ſo herrlich, daß zwar Vieles theuer
t, das Schönſte und Beſte aber wenig oder gar nichts
oſtet. Für zwei Sous habe ich meinem Zorn einen
Schmaus gegeben, habe hundert Könige und ein
roßes Reich verſpottet, und Taſchen voll der ſchönſten
Hoffnungen mit nach Hauſe gebracht.

— Es iſt drei Uhr, und die Raſenden im Roulette-Zimmer gegenüber ſtehen noch in dicken Kreiſen um den Tiſch. Das Fenſter nach der Straße iſt durch ein Drathgitter verwahrt. Die Unglücklichen dahinter ſehen wie wilde Thiere aus. Ich hoffe es iſt Keiner darunter, der im Juli mitgefochten. Gute Nacht.

Siebenter Brief.

Paris, Dienstag den 21. September 1830.

Schreiben, ſchriftſtellern, Gedanken bauen — wie wäre mir das möglich hier? Der Boden wankt unter meinen Füßen, es ſchwindelt um mich her, mein Herz iſt ſeekrank. Manchmal kömmt es mir ſelbſt ſpaßhaft vor, daß ich die Sorgen eines Königs habe, und ſo angſtvoll warte auf die Entſcheidung der Schlacht, als hätte ich dabei eine Krone zu gewinnen oder zu verlieren. Ach, wäre ich doch König nur einen kurzen Monat! Wahrlich, ich wollte keine Sorgen haben, aber geben wollte ich ſie.

Die tägliche, ja allſtündliche Berührung der ſtärkſten Denkreize macht die Menſchen [illegible] ſtumpf und gedankenlos. Wenn es nicht ſo wäre, man ertrüge nicht Paris ſein ganzes Leben durch. Die Erfahrung, die anfänglich bedächtig macht, macht ſpäter leichtſinnig, und ſo erkläre und entſchuldige ich den Leichtſinn dieſes Volkes. Wir Deutſchen, die wir am längſten unter einem ſanften, wolkenfreien Traumhimmel leben, ſind rheumatiſch, ſobald wir wachen; wir ſpüren jede Erfahrung, und jeder Wechſel der Empfindung macht uns krank.

Dieſen Mittag ſtand ich eine halbe Stunde lang vor dem Eingange des Muſeums, und ergötzte mich an der unvergleichlichen Beredtſamkeit, Geiſtesgegenwart und Keckheit eines Marktſchreiers, der ein Mittel gegen Taubheit feil bot, und Mehrere aus der umſtehenden Menge in Zeit von wenigen Minuten von dieſer Krankheit heilte. Als ich unter dem herzlichſten Lachen fortging, dachte ich: mit dieſem Spaſſe ernähre ich mich den ganzen Tag. Und er dauerte keine drei Minuten lang, reichte keine dreißig Schritte weit!

Im Hofe des Louvre's begegnete ich einem feierlichen Trauerzuge, deſſen Spitze dort ſtill hielt, um ſich zu ordnen. Voraus ein Trupp Nationalgarden, welche dumpfe Trommeln ſchlugen, und dann ein unabſehbares Gefolge von ſtillen, ernſten, beſcheidenen, meiſtens jungen Bürgern, die paarweiſe gingen, und in ihren Reihen viele Fahnen und Standarten trugen, welche mit ſchwarzen Flören behängt und deren Inſchriften von Immortellen oder Lorbeeren bekränzt waren. Ich ſah, fragte und als ich die Bedeutung erfuhr, fing mein Blut, das kurz vorher noch ſo friedlich durch die Adern floß, heftig zu ſtürmen an, und ich verwünſchte mein Geſchick, das mich verurtheilte, jeden Schmerz verdampfen zu laſſen wie eine heiße Suppe und ihn dann löffelweiſe hinunter zu ſchlucken. Wie glücklich iſt der Kämpfer in der Schlacht, der ſeinen Schmerz, ſeinen Zorn kann ausbluten laſſen, und der keine andere Schwäche fühlt, als die dem Gebrauche der Kraft nachfolgt!

Es war eine Todesfeier für jene vier Unteroffiziere, welche in der Verſchwörung von Berton der Gewalt in die Hände gefallen und als wehrloſe Gefangene ermordet wurden. Heute vor acht Jahren wurden ſie auf dem Greve-Platz niedergemetzelt und weil es ein Mord mit Floskeln war, nannte man es eine Hinrichtung. Abends war Konzert bei Hofe. Es iſt zum Raſendwerden! Acht Jahre ſind es erſt, und ſchon hat ſich in Tugend umgewandelt, was damals für Verbrechen galt. Wenn man, wie es die Menſchlichkeit und das Kriegsrecht will, auch die im Freiheitskampfe Beſiegten in Gefangenſchaft behielte, ſtatt ſie zu tödten, dann lebten jene unglücklichen Jünglinge noch. Mit welchem Siegesjubel wäre ihr Kerker geöffnet worden, mit welchem Entzücken hätten ſie das Licht, die Luft der Freiheit begrüßt! Könige ſind ſchnell, weil ſie wiſſen, daß es keine Ewigkeit gibt für ſie, und Völker ſind langſam, weil ſie wiſſen, daß ſie ewig dauern. Hier iſt der Jammer. Wie damals, als ich die fluchwürdige Hinrichtung mit angeſehen, ſo war auch heute mein Zorn, weniger gegen den Uebermuth der Gewalt, als gegen die niederträchtige Feigheit des Volkes gerichtet. Einige Tauſend Mann waren zum Schutze der Henkerei verſammelt. Dieſe waren eingeſchloſſen, eingeengt von Hundert tauſend Bürgern, welchen allen Haß und Wuth im Herzen kochte. Es war kein Leben, kaum eine Wunde dabei zu wagen. Hätten ſie ſich nur ſo viel bemüht, als ſie es jeden Abend mit Fröhlichkeit thun, ſich in die Schauſpielhäuſer zu drängen; hätten ſie nur rechts und links mit den Ellenbogen geſtoßen: die Tyranei wäre erdrückt und ihr Schlachtopfer gerettet worden. Aber die abergläubiſche Furcht vor der Soldatenmacht! Warum thaten ſie nicht damals ſchon, was ſie acht Jahre ſpäter gethan? Es iſt zum Verzweifeln, daß ein Volk ſich erſt berauſchen muß in Haß, ehe es den Muth bekömmt, ihn zu befriedigen; daß es nicht eher ſein Herz findet, bis es den Kopf verloren.

Mit ſolchen Gedanken ging ich neben dem Zuge her und begleitete ihn bis auf den Greve-Platz. Dort ſchloſſen ſie einen Kreis, und Einer ſtellte ſich auf eine Erhöhung und ſchickte ſich zu reden an. Ich aber ging fort. Was an dieſem Orte und über ſolche jammervolle Geſchichten zu ſagen iſt, war mir bekannt genug. Ich ging die neue Kettenbrücke hinan, die jetzt vom Greve-Platze hinüberführt und ſetzte mich auf eine der Bänke dort, um auszuruhen. Ich ſah den Strom hinab, maß die kurze Entfernung zwiſchen dem Louvre, wo Frankreichs Könige herrſchten, und dem Revolutions-Platze, wo ſie gerichtet wurden von ihrem Volke, und ich erſtaunte, daß die Gerechtigkeit, wenn auch eine Schnecke, ſo lange Zeit gebrauchte, dieſen kurzen Weg zurückzulegen. Zwiſchen der Bartholomäus-Nacht und der Eroberung der Baſtille ſind mehr als zwei Jahrhunderte verfloſſen. Heillos wuchert die Rache der Könige; aber die edle Rache der Völker hat niemals Zinſen begehret! Man kann ungeſtört träumen auf dieſer Brücke. Sie iſt nur für Fußgänger, und ſo oft einer darüber ging, zitterte die Brücke unter mir, und mir zitterte das Herz in der Bruſt. Hier, hier an dieſer Stelle, wo ich ſaß, fiel in den Julitagen ein edler Jüngling für die Freiheit. Noch iſt kein Winter über ſein Grab gegangen, noch hat kein Sturm die Aſche ſeines Herzens abgekühlt. Die Königlichen hatten den Greve-Platz beſetzt, und ſchoſſen über den Fluß, die von jenſeits andrängenden Studenten abzuhalten. Da trat ein Zögling der polytechniſchen Schule hervor, und ſprach: „Freunde, wir müſſen die Brücke erſtürmen. Folgt mir! Wenn ich falle gedenket meiner. Ich heiße d'Arcole; es iſt ein Name guter Vorbedeutung. Hinauf!“ Er ſprach's und fiel von zehn Kugeln durchbohrt. Jetzt lieſt man in goldnen Buchſtaben auf der Pforte, die ſich über die Mitte der Brücke wölbt: Pont d'Arcole, und auf der andern Seite: le 28 Juillet 1830. Für Oſſians Aberglauben hätte ich in dieſer Stunde meine ganze Philoſophie hingegeben. Wie hätte es mich getröſtet, wie hätte ich mich verſöhnt mit dem zürnenden Himmel, hätte ich glauben können: um ſtille Mitternacht ſchreitet der Geiſt des gefallenen Helden über die Kettenbrücke, ſetzt ſich auf die eiſerne Bank, und ſchaut hinauf nach ſeinem goldnen Namen, der im

Glanze des Mondes blinkt. Dann vernehmen die am Ufer wohnen ein leiſes ſeliges Jauchzen, ſüß wie ſterbender Flötenton und ſagen: das iſt d'Arcole's Freude.

Tugend, Entſagung, Aufopferung — ich habe dort viel darüber nachgedacht. Soll man, oder ſoll man nicht? Der Ruhm, er iſt ein ſchöner Wahnſinn, aber doch ein Wahnſinn. Nun, wenn auch! Was heißt Vernunft? Der Wahnſinn Aller. Was heißt Wahnſinn? Die Vernunft des Einzelnen. Was nennt Ihr Wahrheit? Die Täuſchung, die Jahrhunderte alt geworden. Was Täuſchung? Die Wahrheit, die nur eine Minute gelebt. Iſt es aber die letzte Minute unſeres Lebens, folgt ihr keine andere nach, die uns enttäuſcht, dann wird die Täuſchung der Minute zur ewigen Wahrheit. Ja, das iſt's. O ſchöner Tod des Helden, der für einen Glauben ſtirbt! Alles für Nichts gewonnen. Die Zukunft zur Gegenwart machen, die kein Gott uns rauben kann; ſich ſicher zu ſtellen vor allen Täuſchungen; unverfälſchtes, ungewäſſertes Glück genießen; die Freuden und Hoffnungen eines ganzen Lebens in einen, einen Feuertropfen bringen, [illegible]n koſten und dann ſterben — ich habe es ausgerechnet bis auf den kleinſten Bruch — es iſt Verſtand darin!

Ich ging auf der andern Seite zurück. Dort fragte mich ein Bürger, der das Gedränge auf dem Greve-Platz bemerkte: Est-ce que l'on guillotine? Ich antwortete: au contraire, on déguillotine. „Wird guillotinirt?“ Iſt das nicht köſtlich gefragt? Ich glaube, daß ich darüber gelacht.

Achter Brief.

Paris, den 22. September.

Es iſt gräßlich, es iſt zu gräßlich, was in Brüſſel geſchieht! Was Paris im Juli geſehen, war Tändelei dagegen. Man könnte raſend werden über die Niederträchtigkeit der Fürſten. Und der König von Holland iſt noch einer der beſſern. Männer erwürgen, weil ſie ſich nicht länger wie Schulbuben wollen behandlen laſſen, über den Köpfen ihrer wehrloſen Weiber und Kinder die Dächer mit vergiftetem Feuer, mit kongreviſchen Raketen, anzünden — das iſt die väterliche Liebe der Väter des Volkes; ſo thun ſie ſie kund! Ein Brüſſeler Zeitungsſchreiber fragt: „Wie viele Leichen braucht denn eigentlich ein König, damit er mit Behaglichkeit in ſeine Hauptſtadt einziehe?“ Unglückſeliger Spötter! Wie viele Leichen braucht Ihr denn, bis es euch unbehaglich wird, und ihr die Geduld verliert mit euern Unterdrückern? Sie machen es noch lange nicht arg genug. Ich habe kein Mitleid mit den Belgiern, mit keinem Volke. Tu l'as voulu, tu l'as voulu, George Dandin! Der Prophet Samuel hat ſie ſchon vor drei Tauſend Jahren gewarnt. Sie haben nicht hören wollen, ſie mögen fühlen.

Geſtern habe ich zum erſten Male unſern König geſehen — unſern König, den wir gemacht haben. Es wird ſich zeigen, ob wir geſchickter ſind als Gott, der die frühern Könige gemacht hat, wie Kunſtkenner behaupten. Er zeigte ſich auf einer offenen Gallerie im Pallais-Royal und wurde vom Volke mit wahrer Herzlichkeit begrüßt. Sie lachten ihn an, ließen ihn hoch leben und es ſchien mir Alles aus der innerſten Seele zu kommen. Ich ſtimmte mit ein. Man liebt gern, wenn es Einem nicht gar zu ſauer gemacht wird.

So eben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir dieſe freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefſteak holen laſſen. Habe ich ſie endlich einmal, die Fürſten Reuß, Greiz, Schleiz und wie ſie ſonſt heißen! Iſt der Tag der Rache endlich erſchienen! Schon dreiſſig Jahre gedenke ich es ihnen. Wie haben ſie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein, und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Linienwerk wie in der flachen Hand; man mußte eine Zigeunerin ſein, um daraus klug zu werden. Die Familienhäupter heißen alle Heinrich; um ſich von einander zu unterſcheiden, ſind ſie numerirt. Der Eine heißt Heinrich XVIII., der Andere Heinrich LX., der Dritte Heinrich LXIII., der Vierte Heinrich LXX. Das Einmaleins geht nicht weiter, und das ſollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächſte Oſterprüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Aegypten, wo gerade Buonaparte durchzog. Wenn mein ſanfter Lehrer, Doktor Schapper, mich in den Pyramiden ertappte, ſagte er mit ſeiner Kindbetterinſtimme: das iſt auch nützlich; aber mit der vaterländiſchen Geographie muß man den Grund legen. Nun ſchwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, daß, wenn ich jetzt auf der Stelle nach Kairo reiſen müßte, ich ganz genau den Weg wüßte, den ich zu nehmen; wenn aber nach dem Lande Reuß, müßte ich erſt hinüber und herüber im Poſtbuche nachſchlagen. In welchem Theile von Deutſchland Gera liegt, oben, unten, rechts links — ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber ſo viel weiß ich, daß man Gera mit allen ſeinen Einwohnern in die Richelieu-Straße ſtellen könnte. Jetzt ſtellen Sie ſich vor, daß dieſe kleine Stadt, zwei oder gar drei Fürſten hat, die ſie gemeinſchaftlich beherrſchen. Iſt es da ein Wunder, wenn es zur Revolu tion gekommen? Es iſt ſchon mit einem Fürſten nicht auszuhalten. Der Doktor Schapper hat aber einen guten vaterländiſchen Grund in mir gelegt! Er wird ſich freuen, wenn er es erfährt.

Freitag, den 1. Oktober.

— Cotta will hier in Paris eine Zeitung herausgeben, wie mir eben D. erzählte, an den er ſich vorläufig deßwegen gewendet. Wenn es nur zur Ausführung kömmt — es wäre himmliſch. Hundert deutſche Miniſter würden darüber verrückt werden. Was könnte dieſer Mann mit ſeinem Reichthume, ſeiner Thätigkeit, ſeinem Geſchäftskreiſe und ſeinen Verbindungen nicht alles wirken, wenn er wollte! Er allein verſteht es, wie man die furchtſamen Federn beherzt macht, und die verborgenſten Schubladen der Geheimnißkrämer öffnet. Wenn ich an die Zenſur denke, möchte ich mit dem Kopfe an die Wand rennen. Es iſt zum Verzweifeln. Die Preßfreiheit iſt noch nicht der Sieg, noch nicht einmal der Kampf, ſie iſt erſt die Bewaffnung; wie kann man aber ſiegen ohne Kampf, wie kämpfen ohne Waffen? Das iſt der Zirkel, der Einen toll macht. Wir müſſen uns mit nackten Fäuſten, wie wilde Thiere mit den Zähnen, wehren. Freiwillig gibt man uns nie die Preßfreiheit. Ich möchte unſern Fürſten und ihren Rathgebern nicht Unrecht thun, ich möchte nicht behaupten, daß bei allen und überall der böſe Wille alle Mißbräuche, welche durch die Preſſe offenkundig würden, fortzuſetzen, Schuld an der hartnäckigen Verweigerung der Preßfreit ſei; das nicht. Wenn ſie regierten wie die Engel im Himmel, und auch der anſpruchsvollſte Bürger nichts zu klagen fände: ſie würden doch Preßfreiheit verſagen. Ich weiß nicht — ſie haben eine Eulen-Natur, ſie können das Tageslicht nicht ertragen; ſie ſind wie Geſpenſter, die zerfließen, ſobald der Hahn kräht.

— Die Frankfurter Bürgerſchaft wäre ja rein toll, wenn ſie dem Senate die Anwerbung von Schweizertruppen bewilligte. Das gäbe nur eine Leibwache für die Bundesverſammlung und die ſteckt gewiß hinter dem Plane.

— Merkwürdig ſind die Hanauer Geſchichten! Wer hätte das erwartet? Kann ſich die Freiheit in der Nähe von Frankfurt bewegen? Es gibt irgendwo einen See von ſo giftiger Ausdünſtung, daß alle Vögel, die darüber fliegen, gleich todt herabfallen. So erzählt man, aber ich glaube es nicht.

— Es hat ſich hier ſeit einiger Zeit eine religiöſe Geſellſchaft gebildet, welche die Lehren des St. Simon zu verbreiten ſucht. Ich habe früher nie etwas von dieſem Simon gehört. Es werden Sonntags Predigten gehalten. Wie man mir erzählt, ſoll gleiche Vertheilung der Güter eine der Grundlehren ſein. Die Geſellſchaft zählt ſchon viele Anhänger und der Sohn meines Banquiers gehört zu den eifrigſten Mitgliedern. Wenn ich Geld bei ihm hole, und ich ihm einen Wechſel anbiete, wird er mir gewiß ſagen: das iſt ja gar nicht nöthig, ſein Geld ſei auch das meinige. Ich freue mich ſehr darauf.

Geſtern habe ich die Giraffe geſehen, die in einem Gehege frei umhergeht. Ein erhabenes Thier, das aber doch viel Lächerliches hat; eine tölpelhafte Majeſtät. Man muß oft lange warten, bis es ihr gefällig iſt, die Beine aufzuheben und ſich in Bewegung zu ſetzen. Gewöhnlich ſteht ſie ſtill, an Bäumen oder an der Mauer eines dort befindlichen Gebäudes, und benagt die oberſten Zweige oder das Dach. Das Thier ſieht ſehr metaphyſiſch aus, lebt mit dem größten Theile ſeines Weſens in der Luft, und ſcheint die Erde nur zu berühren, um ſie verächtlich mit Füßen zu treten.

In dem nämlichen Gehege befanden ſich auch noch andere Thiere, melancholiſche Büffel und ſonſtige. Zuweilen gingen dieſe unter dem Bauche der Giraffe weg, und dann ſah es aus wie Schiffe, die unter einem Brückenbogen hinfuhren.

Neunter Brief.

Paris, Mittwoch den 6. Oktober 1830.

Ob ich zwar vorher wußte, daß die deutſchen Regierungen den Forderungen des Volkes nicht nachgeben, ſondern Maßregeln der Strenge ergreifen würden; ob ich zwar vom Schauplatze entfernt bin, ſo hat mir Ihr heutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte doch die größte Gemüthsbewegung gemacht. Ich hielte das nicht aus und ich bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürſten mit Blindheit geſchlagen, und ſie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigſten und gutmeinendſten Schriftſteller mit Haß und Verachtung behandelt; ſie haben nicht geduldet, daß die Beſchwerden und Wünſche des Volkes in friedlicher Rede verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und ſchreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen ſehen, ob ſich ein Zenſor findet, der das wegſtreicht. Die alten Künſte, in jedes aufrühreriſche Land fremdes Militär zu legen, Naſſauer nach Darmſtadt, Darmſtädter nach Naſſau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einſicht gekommen, daß er Bürger iſt eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorſam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einſicht kommen, daß alle Deutſche ſeine Landsleute ſind, und wird nicht länger um Tagelohn ein Vater-

und Brudermörder ſein. Alle alten Dummheiten kommen wieder zum Vorſchein, nicht eine iſt ſeit funfzig Jahren geſtorben. So habe ich in deutſchen Blättern geleſen, man habe entdeckt, daß eine geheime Geſellſchaft die revolutionären Bewegungen überall geleitet, und man ſei den Rädelsführern auf der Spur. Die ſchlauen Füchſe!

— Geſtern Abend war ich bei Lafayette, der jeden Dienstag eine Soirée gibt. Wie es da zuging, davon kann ich Ihnen ſchwer eine Vorſtellung geben; man muß das ſelbſt geſehen haben. In drei Salons waren wohl drei Hundert Menſchen verſammelt, ſo gedrängt, daß man ſich nicht rühren konnte, aber im wörtlichſten Sinne nicht rühren. Lafayette, der 73 Jahre alt iſt, ſieht noch ziemlich rüſtig aus. Er hat eine ſehr gute Phyſiognomie, iſt immer freundlich und drückt Jedem die Hand. Wie es aber der alte Mann den ganzen Abend in dem Gedränge und in der Hitze aushält, iſt mir unbegreiflich. Dazu muß man ein Franzoſe ſein. Als man ihm die Nachrichten aus... mittheilte, ſchien er ſehr vergnügt und lachte. Ich habe den Abend viele Leute geſprochen, die ich natürlich nicht alle kenne. Auch viele Deutſche waren da, junge Leute, die ſehr revolutionirten. Die ganze Geſellſchaft würde im Oeſterreichiſchen gehenkt werden, wenn man ſie hörte. Es geht da ſehr ungenirt her, ja ungenirter als im Kaffeehauſe. Und dabei hat man die Erfriſchungen umſonſt. Ich ging ſchon um zehn Uhr weg. Da waren noch die Treppen bedeckt von Leuten, die kamen. Wie die aber Platz finden mochten, weiß ich nicht. Es waren auch zwei Sophas mit Frauenzimmern da, meiſtens Nordamerikanerinnen. Talleyrand war neulich, ehe er nach London abreiſte, in Lafayette's Salon; es hat aber kein Menſch mit ihm geſprochen. Ich ſprach unter andern zwei Advokaten, welche die Vertheidigung der angeklagten Miniſter übernommen. Sie ſagten, die Sache ſtände ſchlimm mit ihren Klienten und ſie ſtänden in Lebensgefahr. Sie wären aber auch ſo dumm, daß ſie nicht einmal ſo viel Verſtand gehabt hätten, zu entwiſchen, was die Regierung ſehr gern geſehen hätte. Jetzt ſei es zur Flucht zu ſpät. Der Kommandant in Vincennes, wo die Miniſter eingeſperrt ſind, ſei ſtreng und laſſe nicht mit ſich reden. Man erzählte auch von einem Bauern-Aufſtand in Hanau. Wiſſen Sie etwas davon.

— Ihre Briefe machen mir eigentlich nur Freude ehe ich ſie aufmache, und in der Erwartung, daß ſie recht groß ſind. Aber einmal geöffnet iſt auch Alles vorüber. In einer Minute habe ich ſie geleſen, es iſt das kürzeſte Vergnügen von der Welt. Ich werde durch Ihre langen Buchſtaben und geſtreckten Zeilen ſehr übervortheilt. Ihre ganzen Briefe brächte ich in zwanzig Zeilen. Was können Sie aber dafür? Ihre Freundſchaft reicht nicht weiter.

— Was mag jetzt in Deutſchland Alles vorgehen, was man gar nicht erfährt, weil es nicht gedruckt werden darf! Ich habe den Abend oft das ganze Zimmer voll deutſcher Jünglinge, die alle revolutioniren möchten. Es iſt aber mit den jungen Leuten gar nichts anzufangen. Sie wiſſen weder was ſie wollen, noch was ſie können. Geſtern traf ich bei Lafayette einen blonden Jüngling mit einem Schnurrbarte und einer ſehr kecken und geiſtreichen Phyſionomie. Dieſer war von * * *, wo er wohnt, als dort die Unruhen ausgebrochen, hierhergekommen, hatte Lafayette, Benjamin Konſtant, Quiroga und andere Revolutionshäupter beſucht und um Rath gefragt, gerade als hätten dieſe Männer ein Revolutionspulver, das man den Deutſchen eingeben könnte.

— Was ſagen Sie dazu, daß die Todesſtrafe abgeſchafft werden ſoll, vor jetzt wenigſtens bei politiſchen Vergehen? Iſt das nicht ſchön? Und das geſchieht nur in der Abſicht, die angeklagten Miniſter zu retten. Und nicht etwa die Regierung allein will das, ſondern der beſſere Theil des Volkes ſelbſt. Dieſe Woche kam eine Bittſchrift von hundert bleſſirten Bürgern, die alle die Abſchaffung der Todesſtrafe fordern, an die Kammer. Mich rührte das ſehr, daß Menſchen, welche von den Miniſtern unglücklich gemacht worden, um das Leben ihrer Feinde bitten. Wenn man bei unſerer lieben deutſchen Bundesverſammlung um die Abſchaffung der Todesſtrafe in politiſchen Vergehen einkäme, würde man freundlichen Beſcheid bekommen! Und doch, wenn ſie klug wären, ſollten ſi ſchon aus Egoismus die alten blutigen Geſetze mildern. Heute noch haben ſie die Macht, wer weiß wie e morgen ausſieht.

Zehnter Brief.

Paris, den 19. Oktober 1830.

Seit geſtern bin ich in meiner neuen Wohnung Ich wollte ſie ſchon Freitag beziehen, aber mein Wirthin, eine junge hübſche Frau, machte eine gan allerliebſte fromme Miene, ſagte: c'est vendredi, un bat mich, meinen Einzug zu verſchieben. Ich bot ih an, alles Unglück, was daraus entſtehen könnte, au mich allein zu nehmen, doch ſie gab nicht nach. Ma ſagte mir, dieſer Aberglaube ſei hier in allen Ständen ſehr verbreitet. Es gibt zum Transporte der Möbel beim Ein- und Ausziehen eine eigene Anſtalt, ei beſonderes Fuhrweſen. Bei den häufigen Wohnungs veränderungen, die hier ſtatt finden, ſind jene Wage nicht täglich zu haben, man muß oft Wochen lan vorher ſeine Beſtellung machen. An den Freitagen abe ſind ſie unbeſchäftigt, weil da Niemand ſein Haus wechſeln will. Sollte man das von Pariſern erwarten?

Geſtern, am achtzehnten Oktober, am Jahrestage der Leipziger Schlacht und der Befreiung Deutſchlands, fing es mich zu frieren an, und da ließ ich zum erſtenmale Feuer machen. Jetzt brennt es ſo ſchön hell im Kamine, daß mir die Augen übergehen. Der Preis des Holzes iſt ungeheuer. Man kann berechnen, wie viel einem jedes Scheit koſtet; die Aſche iſt wie geſchmolzenes Silber. Dabei gedachte ich wieder mit Rührung meines, nicht theuern, ſondern im Gegentheile wohlfeilen Vaterlandes. Als meine Wirthin mich ſeufzen hörte und ſah, wie ich aus Oekonomie die Hände über den Kopf zuſammenſchlug, tröſtete ſie mich mit den Worten: mais c'est tout ce qu'il y a de plus beau en bois! Dieſe kleine Frau gibt einem die ſchönſten Redensarten, aber ſie ſind koſtſpielig. Den Miethpreis der Zimmer, den ich zu hoch fand, herabzuſtimmen, gelang aller meiner Beredſamkeit nicht. Sie widerlegte mich mit der unwiderleglichen Bemerkung: der engliſche Ort ſei doch ganz allerliebſt — mais vous avez un lieu anglais qui est charmant. Die reichen Engländer ſetzen viel Gewicht darauf, und der arme Deutſche muß das mit bezahlen.

Ich habe mit einigen deutſchen Zeitungs-Redakteuren Verbindungen angeknüpft, um eine Korreſpondenz zu übernehmen, die mir das allerſchönſte Holz und den anmuthigſten aller engliſchen Orte bezahlen helfe; es iſt aber nichts zu Stande gekommen. Die Einen und die Andern wollten nicht Geld genug hergeben, oder können auch nicht mehr, bei den armſeligen Verhältniſſen, in welchen ſich die meiſten deutſchen Blätter befinden. Die Hamburger Zeitung, welche, da ſie einen bedeutenden Abſatz hat, mir meine Forderungen vielleicht bewilligt hätte, machte mir die Bedingung, ich müßte mich auf Thatſachen beſchrän-

ken und dürfe nicht raiſonniren. Da ich aber ni
nach Frankreich gereiſt bin, um ein Stockfiſch zu w
den, ſondern gerade wegen des Gegentheils, brach
die Unterhandlung ab.

— — Eine ganze Stunde habe ich das Schreib
unterbrochen und darüber von dem langen Briefe, d
ich im Kopfe hatte, den größten Theil vergeſſen. M
beſchäftigte eine Kritik meiner geſammelten Schrift
welche in den neueſten Blättern der Berliner Jahrb
cher ſteht, und die mir ein Freund zugeſchickt.
darf Sie nicht wundern, daß ich mich dadurch z
ſtreuen ließ; mit einer Rezenſion könnte man ei
Schriftſteller ſelbſt vom Sterben abhalten. Ich
mit meinem Kritiker ſehr zufrieden, und Alles, w
er ſagt, hat mir Freude gemacht. Er lobt mich v
Herzen und tadelt mich mit Verſtand. So oft v
meinen politiſchen Anſichten und Geſinnungen die R
iſt, ſtellt er ſich freilich an, als verſtände er mich ni
und widerſpricht mir; doch wird es keinem Leſer e
gehen, wie das gemeint iſt. Im Grunde denkt H
Neumann (ſo heißt der Berliner Rezenſent) g
wie ich; aber ein königlich preußiſcher Gelehrter m
ſprechen wie der Herr von Schuckmann. Das iſt d
Preußenthum, das iſt die proteſtantirte öſt
reichiſche Politik. Das iſt, was ich in meiner B
chüre über die Berliner Zeitung alles vorhergeſagt.

— Vor einigen Tagen war ich zum erſten M
im Theater, und zwar in meinen geliebten Variété
Ich wurde den Abend um einige Pfunde leichter, w
bei einem deutſchen Bleimännchen, wie ich eins b
ſchon einen großen Unterſchied macht. Es wird ein
dabei ganz tänzerlich zu Muthe, die Füße erheben ſ
von ſelbſt und man könnte ſich nicht enthalten, ſel
Hegel zu einem Walzer aufzufordern, wenn er ger
in der Nähe ſtände. Ich habe meine Freude dar
wie ſich das leichtſinnige Volk Alles ſo leicht ma

Sie ſchreiben ſchneller ein Stück, als man Zeit braucht, es aufführen zu ſehen. Kaum waren acht Tage nach der Revolution verfloſſen, als ſchon zwanzig Komödien fertig waren, die alle auf das Ereigniß Bezug hatten. Gewöhnlich iſt kein geſunder Menſchenverſtand darin, aber wozu auch? Iſt nicht jedes Volk ein ewiges Kind und brauchen daher Volks-Schauſpiele Verſtand zu haben? Alle dieſe Gelegenheitsſtücke ſind nun jetzt wieder von der Bühne verſchwunden, — „die Todten reiten ſchnell“ — und ich eilte mich daher, eins der wenigen übrig gebliebenen noch auf ſeiner Flucht zu erhaſchen. Ich ſah Mr. de la Jobardière. Das iſt einer von den altadeligen geräucherten Namen, die ſchon Jahrhunderte im Schornſteine hängen, und jetzt von der jungen Welt herabgeholt und gegeſſen werden. Der alte Edelmann iſt ein guter Royaliſt, lang und hager und ſehr gepudert. Seine Frau iſt eine gute Royaliſtin, dick und rund und geſchminkt. Der junge Hausarzt — verſteht ſich, ein Bürgerlicher — iſt in die Tochter verliebt. Jetzt kommt der Vorabend der Revolution. Der Arzt, ein Patriot, gibt den Eltern ſeiner Geliebten, theils um ihnen die Unruhe zu erſparen, theils um ihnen eine Ueberraſchung zu bereiten, Opium ein, ſo daß ſie während der drei Revolutionstage ſchlafen und erſt am dreißigſten Juli aufwachen, da Karl X. ſchon auf dem Wege nach Rambouillet war. Der Royaliſt, im Schlafrocke, nimmt, wie gewöhnlich beim Frühſtücke, ſeine Zeitungen vor. Da findet er ein Blatt la Révolution, ein anderes le Patriote genannt; Blätter, die während ſeinem Schlafe erſt entſtanden waren. Er reibt ſich die Augen und klingelt ſeinem Bedienten. Dieſer tritt wie ein Bandit mit Säbel und Piſtolen bewaffnet herein, und trägt einen Gensd'arme-Hut auf dem Kopfe. Der Royaliſt fragt, ob er verrückt geworden, und als er von ihm die Erzählung der vorgefallenen Ereigniſſe vernimmt, fängt er an, an ſeinem eignen Kopf zu zweifeln und ſchickt nach dem Arzte. Bald erſcheint dieſer in der Uniform eines Nationalgarden-Offiziers und beſtätigt Alles. Der Royaliſt wankt, aber ſeine feſtere Frau will noch nichts glauben, ſagt: Der König verjagt — das könne nur ein Mißverſtändniß ſein, und ſie wolle in die Fauxbourg St. Germain gehen und Erkundigungen einziehen. Sie geht fort, kehrt nach einer Weile zurück, und zwar mit einer dreifarbigen Kokarde, groß wie ein Wagenrad, auf der Bruſt, und ſagt, leider ſei Alles wahr. Das royaliſtiſche Ehepaar tröſtet ſich aber ſehr bald, und iſt der ſehr vernünftigen Meinung, ein König ſei wie der andere; der Herzog von Orleans ſei König und darum das Unglück nicht ſo groß. Le Roi est mort, vive le Roi! ſchrien ſie und der Arzt bekommt die Tochter. Iſt das nicht eine prächtige Erfindung?

Der dreißigſte Juli war auch der Himmelfahrts-Tag Napoleons. Seitdem wird er als Gott angebetet. Ich ſah la redingote grise. Es iſt die bekannte Geſchichte von der ſogenannten kaiſerlichen Großmuth gegen die Prinzeſſin Hatzfeld in Berlin. Der Theater-Lieferant hatte den Verſtand, Napoleon nichts ſprechen zu laſſen. Er erſcheint als Graumännchen auf einige Minuten, und verſchwindet dann wieder. Es iſt recht ſchauerlich.

Die unheilige Dreieinigkeit vollſtändig zu machen, erſchien nach der Volks-Souveränität und Buonapart am nämlichen Abende der leibhaftige Teufel ſelbſt au der Bühne, unter Voltaire's Geſtalt. Das Vaudeville heißt Voltaire chez les Capucins. Da Stück ſpielt in einem Kapuziner-Kloſter, worin Voltaire als ungekannter Gaſt eingekehrt war. Es ſin heuchleriſche Pfaffen, die dort ihr Weſen treiben. Voltaire entdeckt ihre Schelmereien, ihre geheimen Liebſchaften, ihre Ränke und Miſſethaten; er ſchürt da

Feuer, und ſchwelgt ganz ſelig in Schadenfreude und Bosheit. Es war eine Luſt, wie gut ihn der Schauſpieler dargeſtellt — aber gottlos, ſehr gottlos.

— Sie fragen mich, was ich erwarte, was ich denke? Ich erwarte, daß die Welt untergehen wird, und daß wir den Verſtand darüber verlieren werden. Ich zweifle nicht daran, daß bis zum nächſten Frühlinge ganz Europa in Flammen ſtehen wird, und daß nicht blos die Staaten über den Haufen fallen werden, ſondern auch der Wohlſtand unzähliger Familien zu Grunde gehen wird. Zu ihren Luſtbarkeiten laden die Fürſten nur Edelleute ein; aber wenn das Unglück über ſie kömmt, bitten ſie auch ihre Bürger zu Gaſte. Dafür ſorgen ſie voraus, zu dieſem edeln Zwecke machen ſie Staatsſchulden. Wir können ſtolz darauf ſein; es iſt eine große Ehre, in ſo vornehmer Geſellſchaft zu jammern.

Eilfter Brief.

Paris, den 30. Oktober 1830.

Ich Unglücklichſter muß meine Wohnung von neuem wechſeln. Der Kamin raucht, und der Fußboden, obzwar parquetirt, iſt von einer beleidigenden Kälte. Nicht ohne Grobheit machte ich meiner ſchönen Wirthin Vorwürfe, daß ſie mir die geheimen Fehler der Zimmer verſchwiegen. Sie ſtellte ſich ganz überraſcht und erwiederte: das wäre ihr unbegreiflich; ein junger Spanier habe doch zwei Winter bei ihr gewohnt, und ſich nie über das Geringſte beſchwert. Das will ich wohl glauben! Ich ließ mich durch die ſchönſten franzöſiſchen Verſprechungen von Teppichen und Kaminverbeſſerungen nicht täuſchen, kündigte ſogleich auf und ging fort, mich nach einer andern Wohnung umzuſehen. Als ich unten von der Straße nach meinem geöffneten Fenſter hinaufſah, bemerkte ich, daß mein Wohnzimmer über dem Thorweg liegt, und die Kälte des Fußbodens gar nicht zu heilen iſt. Das war mir entgangen, ſowohl beim Miethen als während der vierzehn Tage, daß ich im Hauſe wohne. Und doch bin ich Doktor der Philoſophie! Wie dumm mögen erſt gewöhnliche Menſchen ſein, die von Fichte und Schelling nie ein Wort geleſen! Ich ſchämte mich im Stillen und nahm mir feſt vor, mich nie mehr mit Staatsreformen zu beſchäftigen.

— Eine Flinte möchte ich haben und ſchießen. Mit guten Worten, das ſehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus. Ich wünſche, daß es Krieg gäbe, und der kränkelnde Zuſtand der Welt in eine kräftige Krankheit übergehe, die Tod oder Leben entſcheidet. Wenn es Friede bleibt, wird die Zuchtmeiſterei in Deutſchland immer unerträglicher werden, und glauben Sie ja keinem Menſchen das Gegentheil; ich werde Recht behalten. Dem deutſchen Bürgerſtande wird Angſt gemacht vor dem Pöbel und er bewaffnet ſich, ſtellt ſich in ſeiner viehiſchen Dummheit unter das Kommando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen. Hier und in den Niederlanden wird der Pöbel auch aufgehetzt. Die Nationalgarde hält ihn im Zaum, läßt ſich aber nicht zum Beſten haben, ſondern vertheidigt und beſchützt nur ſeine eignen Rechte und ſeinen eignen Vortheil. Heute las ich in einer hieſigen Zeitung, daß ein Koch in Dresden zu ſechszehnjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt worden, weil man bei einem Volksauflauf ein Meſſer bei ihm gefunden. Als wenn es nicht ganz was Natürliches und Gewöhnliches wäre, daß ein Koch ein Meſſer bei ſich führe! Auch hat man einen Grafen Schulenburg, der das Volk aufgewiegelt haben ſoll, arretirt, und nach Berlin geführt. Es verſteht ſich,

daß die deutſchen Zeitungen, nicht Graf Schulenburg,
ſchreiben durften, ſondern nur Graf S. Nur in den
franzöſiſchen Blättern war der Name ausgeſchrieben.
Ich zweifle nicht daran, daß es in Deutſchland Menſchen gibt, die aus Patriotismus oder Muthwillen
das Volk aufwiegeln; aber gewiß haben ſie die verſchiedenen Inſurrektionen nicht herbei geführt, ſondern
höchſtens benutzt. Die Regierungen aber, in ihrer alten bekannten Verſtocktheit, werden glauben oder ſich
anſtellen zu glauben, einzelne Aufwiegler wären an
allen Unruhen Schuld, und wenn ſie nun dieſe in ihre
Gewalt bekommen, werden ſie denken, Alles ſei geen-
igt, auf die Klagen des Volkes ferner keine Rück-
icht nehmen, und in die alte Lage zurück fallen. Nur
Krieg kann heilen.

Vor einigen Tagen ſtand in einem hieſigen Blatte
in ſehr merkwürdiger Brief aus Deutſchland, der über
ie dortigen Unruhen ein großes und neues Licht ver-
reitet. Es wird darin erzählt, wie Metternich dieſe
nruhen angefacht habe und wozu er ſie habe benutzen
ollen. Er gedachte nämlich, die bairiſchen Truppen
nd die der andern ſüddeutſchen Staaten, unter dem
orwande, ſie zur Dämpfung der ausgebrochenen In-
rrektionen zu verwenden, in die Ferne zu locken und
adurch jene Länder wehrlos zu machen. Der König
n Baiern habe aber den Plan durchſchaut und ihn
reitelt. Der Bericht iſt ſehr intereſſant und iſt, wie
ich Einer verſicherte, von Herrn von Hormayr in
ünchen eingeſandt. Dieſer war früher in Wien an-
ſtellt und iſt ein großer Feind von Metternich. Es
ſehr traurig, daß in deutſchen Blättern der ge-
nnte Artikel nicht erſcheinen darf, und er daher
r nicht bekannt werden wird. Ich hörte auch: die
eralen in Baiern ſuchten den König zu revolutioni-
, daß er ſich an die Spitze der Bewegung ſtelle
 ſich zum Herrn von Deutſchland mache. Die

Sache iſt gar nicht unmöglich. Ueberhaupt ſollen geheime Geſellſchaften, beſonders der alte Tugendbund,
gegenwärtig wieder ſehr thätig ſein. Mit geheimen
Geſellſchaften möchte ich nichts zu ſchaffen haben, am
wenigſten mit dem Tugendbunde, der es auf eine heilloſe Prellerei angelegt hat. Er wird von Ariſtokraten
geleitet und hat ariſtokratiſche Zwecke, die man vo
den dummen ehrlichen Bürgersleuten, die daran Thei
nehmen, freilich geheim hält. Das heißt, mit de
heiligen Schrift zu reden, den Teufel durch Beelzebul
austreiben.

Der heutige Konſtitutionel meldet, ein Korps deut
ſcher Bundestruppen von einem Naſſauer General
kommandirt, würde zuſammengezogen, und das Haupt
quartier ſolle nach Frankfurt kommen. Haben Si
davon gehört? Das arme Frankfurt ſieht doch eine
traurigen Zukunft entgegen. Seit fünfzehn Jahren i
dort das Hauptquartier der Dummheit, und wen
dieſe einmal ihre Früchte trägt, wird es Frankfurt an
erſten ſchmecken. Ich fange an einzuſehen, daß i
die deutſchen Verhältniſſe falſch beurtheilt. Ich hab
den entgegengeſetzten Fehler der Miniſter, ich beküm
mere mich zu viel um Sachen und zu wenig um Pe
ſonen. Mehrere unterrichtete Deutſche, die ich hi
kennen gelernt, haben mir die Ueberzeugung beigebrach
daß in Deutſchland Alles zu einer Revolution reif ſ
Wann und auf welche Art es losbrechen werde, kön
man nicht wiſſen; aber es werde losbrechen, und d
bald.

— Victor Hugo's Hernani habe ich mit groß
Vergnügen geleſen. Es iſt wahr, daß ich Werke ſ
cher Art bei einem franzöſiſchen Dichter nach ganz a
dern Grundſätzen beurtheile, als ich es bei einem de
ſchen Dichter thue. Das Ding an ſich kümm
mich da gar nicht; ſondern ich betrachte es blos
ſeiner Verbindung, das heißt bei romantiſchen po

ſchen Werken, in ſeinem Gegenſatze mit der franzöſiſchen Nationalität. Alſo je toller je beſſer; denn die romantiſche Poeſie iſt den Franzoſen nicht wegen ihres ſchaffenden, ſondern wegen ihres zerſtörenden Prinzips heilſam. Es iſt eine Freude zu ſehen, wie die emſigen Romantiker Alles anzünden und niederreißen, und große Karren voll Regeln und klaſſiſchem Schutte vom Brandplatze wegführen. Die Stockfiſche von Liberalen, deren Vortheil es wäre, die Zerſtörung zu befördern, widerſetzen ſich ihr, und dieſes Betragen iſt ein Räthſel, das ich mir ſeit zehn Jahren vergebens zu löſen ſuche. Die armen Romantiker werden von ihren Gegnern verſpottet und verfolgt, daß es zum Erbarmen iſt, und man kann ihre herzbrechenden Klagen nicht ohne Thränen leſen. Aber warum klagen ſie? Warum gehen ſie nicht ihren Weg fort, unbekümmert, ob man ſie lobe oder tadle? Ja, das iſt's eben. Sie ſind noch nicht romantiſch genug; die Romantik iſt nur erſt in ihrem Kopfe, noch nicht in ihrem Herzen; ſie glauben, ein Kunſtwerk müſſe einen unbeſtrittenen Werth haben, wie eine Münze, und darum ſeufzen ſie nach allgemeinem Beifall. Victor Hugo wiederholt in der Vorrede zu ſeinem Drama folgende Stelle aus einem Artikel, den er vor Kurzem, als ein romantiſcher Dichter in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb, in einem öffentlichen Blatte geſchrieben hatte. Dieſes Händeringen, dieſes Wehklagen, dieſer Lebensüberdruß — es iſt gar zu wunderlich!

„Dans ce moment de mêlée et de tourmente littéraire, qui faut-il plaindre, ceux qui meurent ou ceux qui combattent? Sans doute, c'est pitié de voir un poëte de vingt ans qui s'en va, une lyre qui se brise, un avenir qui s'évanouit; mais n'est-ce pas quelque chose aussi que le repos? N'est-il pas permis à ceux autour desquels s'amassent incessamment calomnies, injuras, haines, jalousies,

sourdes menées, basses trahisons; hommes loyaux auxquels on fait une guerre déloyale; hommes dévoués qui ne voudraient enfin que doter le pays d'une liberté de plus, celle de l'art, celle de l'intelligence; hommes laborieux qui poursuivent paisiblement leur oeuvre de conscience, en proie d'un côté à de viles machinatures de censure et de police, en lutte de l'autre, trop souvent, à l'ingratitude des esprits mêmes pour lesquels ils travaillent; ne leur est-il pas permis de retourner quelquefois la tête avec anvie vers ceux qui sont tombés derrière eux, et qui dorment dans le tombeau? — —

Qu'importe toutefois? Jeunes gens ayons bon courage! Si rude qu'on nous veuille faire le présent, l'avenir sera beau. Le romantisme, tant de fois mal défini, n'est, à tout prendre, et c'est là sa définition réelle, que le libéralisme en littérature.“

Was doch das Glück übermüthig macht! Dieſe jungen Leute jammern und verwünſchen ſich das Leben, weil einige poetiſche Abſolutiſten nicht haben wollen, daß ſie romantiſch ſind: Abſolutiſten, die doch keine andern Waffen haben als die Feder und den Spott, welchem man gleiche Waffen entgegenſetzen kann — und wir unglückſeligen Deutſchen, Alt und Jung, ſobald wir nur einen Augenblick aufhören, romantiſch zu ſein und uns um die Wirklichkeit bekümmern wollen, werden geſcholten wie Schulbuben, geprügelt wie Hunde und müſſen ſchweigen und dürfen uns nicht rühren!

— Der Bundestag, wie ich höre, will in Deutſchland die Preßfreiheit beſchränken. Wie ſie das aber anfangen wollen, möchte ich wiſſen. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Zwölfter Brief.

Paris, den 3. November 1830.

Ich habe bis jetzt noch ſehr wenige Bekannt-
haften gemacht, und wahrſcheinlich werde ich es darin
icht weiter bringen, als das vorige Mal auch. Man
ag ſich anſtellen wie man will, man fällt immer in
in Temperament zurück. Zu Menſchenkennerei hatte
h immer die größte Unluſt; meine ſinnliche und mehr
och meine philoſophiſche Trägheit hält mich davon
urück. Was die einzelnen Menſchen der nämlichen
attung von einander unterſcheidet, iſt ſo fein, daß
ich die Beobachtung anſtrengt; es iſt mir, als ſollte
h einen kleinen Druck leſen. Und wird man bezahlt
ür ſeine Mühe? Selten. Darum halte ich mich lie-
er an Menſchenmaſſen und an Bücher. Da kann ich
rtgehen, die kann ich weglegen, wenn ſie mir nicht
efallen oder wenn ich müde bin. In Geſellſchaften
uß ich hören, was ich nicht Luſt habe zu hören;
uß ſprechen, wenn ich nicht Luſt habe zu ſprechen,
nd muß ſchweigen, wenn ich reden möchte. Sie iſt
ine wahre Krämerei, die ſogenannte geſellſchaftliche
nterhaltung. Was man in Zentnern eingekauft, ſetzt
an lothweiſe ab. Wie ſelten trifft man einen Men-
chen, mit dem man en gros ſprechen kann! Wem,
ie mir, ſeine Meinungen zugleich Geſinnungen ſind,
enn der Kopf nur die Pairskammer iſt, das Herz
ber die volksthümlichere Deputirtenkammer, der kann
ich nicht in Geſellſchaften behaglich fühlen, wo der
riſtokratiſche Geiſt allein Geſetze gibt. Drei, höch-
tens fünf Freunde, oder dann Markt oder ein Buch —
o liebe ich es. Das iſt die Philoſophie meiner Träg-
eit. Dazu kömmt noch, daß ich, wie gewöhnlich
uf meinen Reiſen, ohne alle Empfehlungsbriefe hier-

her gekommen. Zwar braucht man ſie in Pari
niger als an andern Orten; hier wird man leich
einem Bekannten zu einem Unbekannten geführ
ſo geht es ſchnell fort; aber ſich vorſtellen zu
mit anhören zu müſſen, *wer* und *was* man iſ
unverdient, und was noch ſchlimmer, ſich v
loben zu hören — das thut einem doch gar zu

— Was ſagen Sie zu Antwerpen? Iſt es
ein Jammer, daß Einem das Herz blutet
je ſo eine Schändlichkeit begangen worden?
Das iſt nicht *der* und *der* Fürſt, der es g
das iſt nicht der König der Niederlande, der
der ſchlimmſte Fürſt iſt; das iſt die *Fürſtenn*
die ſich hier gezeigt, die wahnſinnige Ruchloſ
die meint, ihrem perſönlichen Vortheile dürfe ma
Wohl eines ganzen Volkes aufopfern. Es iſt
mehr zu ertragen und ich fange an und werde ei
publikaner, wovon ich bis jetzt ſo weit entfern
Sie ſollten heute nur (im Meſſager) de Potter's
bensbekenntniß leſen und wie er ſagt, der beſte
tauge nichts, und er wäre für eine Republik. N
Einer ſo klar und wahr geſprochen.

— Was ſagt man denn in Frankfurt von de
(Cholera morbus) die jetzt in Moskau herrſcht
Krankheit hat ſich von Aſien dort hin gezogen
iſt eine Geſchichte gar nicht zum Lachen. In der
gen Zeitung ſteht, der engliſche Geſandte in
burg habe ſeiner Regierung berichtet, dieſe fürcht
Krankheit werde ſich wahrſcheinlich auch über D
land und weiter verbreiten. Das iſt wieder
nackte Hand! Die Fürſten werden gehindert ſein,
Heere zuſammenzuziehen und thun ſie es doch . . .
ahnet mir — nein ich *weiß* es, die Peſt wir
mögen, was nichts bis jetzt vermochte: ſie wir
trägſte und furchtſamſte Volk der Erde antreibe
ermuthigen. Peſt und Freiheit! Nie hat eine

chere Mutter eine ſchönere Tochter gehabt. Was kann der kommende Frühling nicht noch für Jammer über die Welt bringen; Thränen werden nicht ausreichen, man wird vor lauter Noth lachen müſſen. Und das Alles um eines Dutzends armſeliger Menſchen willen! Es iſt gar zu komiſch.

— Die Revüe, welche verfloſſenen Sonntag auf dem Marsfelde über die Nationalgarde gehalten wurde, gewährte einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick. Hundert tauſend Mann Soldaten, und wenigſtens eben ſo viel Zuſchauer, alle auf einem Platze, den man auf den angrenzenden Höhen ſo bequem überſieht. Was mich beſonders freute, war, daß hinter manchem Bataillon auch ein kleiner Trupp uniformirter Kinder zum Spaſſe mitzog. Die Offiziere hatten, wie ich bemerkte, oft ihre Noth zu kommandiren, die Buben kamen ihnen immer zwiſchen die Beine. Dann zogen auch die Bleſſirten vom Juli, an dem König vorüber, und darunter auch zwei Weiber mit Flinten, die damals mitgefochten. Der König wurde mit groſſem Jubel empfangen. Der Kronprinz (Herzog von Orleans) dient als gemeiner Kanonier bei der Nationalgarde und ſtand den ganzen Tag bei ſeiner Kanone und legte die Hände an wie die Uebrigen. Den fremden Geſandten, die alle bei der Revüe waren, mußte die ganze königliche Pöbelwirthſchaft doch wunderlich vorkommen. An den deutſchen Höfen wird jeder Prinz, ſobald er auf die Welt kömmt, gleich in ein Regiment eingeſchrieben, um von unten auf zu dienen, und ſo während er in's Bett piſſt, avancirt er immerfort, iſt im ſiebenten Jahre Lieutenant, im zehnten Obriſt, und im achtzehnten General. Die Revüe dauerte von Morgens bis Abends; ich hatte natürlich nicht ſo lange Geduld. Wie es nur die Leute aushalten, ſo lange auf den Beinen zu ſein! Um acht Uhr Morgens zogen ſie aus, und es war acht Uhr

Abends als die letzten Legionen noch über die Boulevards zogen. Viele Nationalgarden, um ſich nicht zu ermüden, ſind zur Revüe hingefahren, und die vielen Kabriolets und Omnibus, aus welchen auf beiden Seiten Flinten hervorſahen, gewährten einen ſeltſamen Anblick.

Heute iſt das Miniſterium geändert, wie Sie au den Zeitungen erfahren werden. Thiers, der Verfaſſer einer Geſchichte der franzöſiſchen Revolution wird Unter-Staats-Sekretär der Finanzen, alſo ohngefähr ſo viel als Miniſter. Ich kannte ihn früher Er iſt kaum dreißig Jahre alt, kam zur Zeit als wi in Paris waren mit ſeinem Landsmann Mignet hier her, ganz fremd und unbeholfen. Ein Deutſcher meiner Bekannten nahm ſich der jungen Leute an un wies ſie zurecht, und jetzt iſt der Eine Staatsrath der Andere Miniſter! Was man hier ſein Glück macht Möchte man nicht vor Aerger ein geheimer Hofrat werden! Es iſt gerade ſo, als wäre der Heine Miniſter geworden oder der Menzel oder ich. Und wa ſind wir?

Freitag, den 5. November.

Mittwoch Abends war ich bei Gerard, dem berühmten Maler, deſſen Salon ſchon ſeit dreißig Jahren beſtehet und wo ſich die ausgezeichnetſten Perſonen verſammeln. Es iſt eine eigentliche *Nachtgeſellſchaft* denn ſie fängt erſt um zehn Uhr an, und man dar noch nach Mitternacht dahin kommen. Gerard iſt ei ſehr artiger und feiner Mann; aber er hat viel Ariſtokratiſches. (Ich mußte darüber lachen, daß ich unwillkührlich *aber* ſchrieb.) Er ſieht mir nicht au als hätte er je das Mindeſte von unſerm deutſche Kunſt-Katzenjammer gefühlt. Ich möchte ihm einma die *Phantaſieen eines kunſtliebenden Kloſterbruders* oder ſo ein anderes ſchluchzendes Buc zum Leſen geben — was er wohl dazu ſagte! Ich fand dort die Dichterin Delphine Gay; den dramatiſchen Dichter Ancelot; Humboldt; Mayer-Beer; den Bildhauer David, der im vorigen Sommer in Weimar war, um Goethe's Büſte aufzunehmen; unſern Landsmann, den jungen Hiller, der hier als Komponiſt und Klavierſpieler in großer Achtung ſteht; Vitet, den Schriftſteller, der unter dem Namen Stendthal ſchreibt, und noch viele andere Gelehrte und Künſtler. Ein armer deutſcher Gelehrter wird gelb vor Aerger und Neid, wenn er ſiehet, wie es den franzöſiſchen Schriftſtellern ſo gut gehet. Außer dem vielen Gelde, das ſie durch ihre Werke verdienen, werden ſie noch obendrein von den Regierung angeſtellt. Stendthal iſt eben im Begriff, nach Trieſt abzureiſen, wo er eine Stelle als Konſul erhalten. Vitet ſchreibt ſogenannte hiſtoriſche Romane, die ſehr ſchön ſind: Henri III, les barricades, les états de Blois. Der hat jetzt eine Anſtellung bekommen, um die ich ihn beneide. Er iſt conservateur des monuments d'antiquité de la France. Dieſe Stelle beſtand früher gar nicht und der Miniſter Guizot, der Vitet protegirte, hat ſie erſt für ihn geſchaffen. Sein Geſchäft beſtehet darin, daß er jährlich ein paar Mal durch Frankreich reiſt und die alten Bauwerke aus der römiſchen Zeit und aus dem Mittelalter, Tempel, Weſſerleitungen, Amphitheater, Kirchen beſichtiget und darauf ſiehet, daß ſie nicht verfallen. Dafür hat er einen jährlichen Gehalt von fünfzehn Tauſend Franken und die Reiſekoſten werden beſonders bezahlt. Gäbe es eine angenehmere Stelle als dieſe für einen Menſchen, wie ich bin, der faul iſt und gern reiſt? Möchte man ſich nicht den Kopf an die Wand ſtoßen, daß man ein Deutſcher iſt, der aus ſeiner Armuth und Niedrigkeit gar nicht heraus kommen kann? In Deutſchland geſchieht wohl Manches für Kunſt und Wiſſenſchaft, aber für Künſtler und Schriftſteller gar nichts. Hier vertheilt die Regierung jährliche Preiſe für die beſten Werke der Malerei, der Bildhauerkunſt, Lythographie, Muſik und ſo für Alle. Der erſte Preis beſteht darin, daß der Gewinnende auf fünf Jahre lang, jährlich 3000 Franken erhält, und dafür muß er dieſe Zeit in Rom zu ſeiner Ausbildung zubringen. Einem Deutſchen würde dieſes Müſſen in Rom leben komiſch klingen, denn er iſt lieber in Rom, als in Berlin, Karlsruhe. Aber Franzoſen erſcheint dieſes oft als Zwang, denn ſie verlaſſen Paris nicht gern. So hat die vorige Woche ein junger Menſch, Namens Berlioz, den erſten Preis der muſikaliſchen Kompoſition erhalten. Ich kenne ihn, er gefällt mir, er ſiehet aus wie ein Genie. Geſchiehet je ſo etwas bei uns? Denken Sie an Bethoven. O! ich habe eine Wuth! Schicken Sie mir doch einmal eine Schachtel voll deutſcher Erde, daß ich ſie hinunterſchlucke. Das iſt ohnedies gut gegen Magenſäure, und ſo kann ich das verfluchte Land doch wenigſtens ſymboliſch vernichten und verſchlingen. Neukamp, ein deutſcher Komponiſt (ich glaube er macht Kirchenmuſik) lebt in Talleyrands Hauſe; aber nicht als Muſiker, ſondern als Attaché! Er begleitet Talleyrand überall hin und iſt ihm auch jetzt nach England gefolgt. Es mag recht angenehm ſein, in Talleyrands Nähe zu wohnen. Bei uns gelangt man gar nicht zu ſo etwas. Gerard ſagte mir, daß er die Deutſchen ſehr liebte, und hielt ihnen eine große Lobrede. Es war Mitternacht als man erſt den Thee auftrug. Welche Lebensart! Ich muß Ihnen doch die ſtatiſtiſche Merkwürdigkeit mittheilen, daß man hier zum Thee keine Serviette auflegt, ſondern die Taſſen und was dazu gehört auf den nackten Tiſch ſtellt. Gefällt Ihnen das? Aber dem Liberalismus iſt nichts heilig.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 9. November 1830.

Spontini iſt gegenwärtig mit ſeiner Frau hier. Sie waren vorgeſtern bei * * *. Er kehrt wieder nach Berlin zurück. Ehe er von Berlin abreiſte, erließ er an die Kapelle eine Art Tagesbefehl, worin er ſeine Zufriedenheit mit ihr zu erkennen gibt; und die Kapelle antwortete darauf. Beide Briefe ſind gedruckt und Spontini vertheilt ſie hier. Als ich ſie bei * * * las, hätte ich vor Wuth bald eine Taſſe zerbrochen. Von Seite Spontini's die größte franzöſiſche Unverſchämtheit; er ſpricht mit der Kapelle, wie ein Fürſt mit ſeinen Unterthanen. Und von Seite der Kapelle die größte deutſche Niederträchtigkeit und Kriecherei. Es gibt nichts Bezeichnenderes als das. Spontini erzählt: in Berlin wird gegenwärtig Roſſini's Wilhelm Tell aufgeführt, aber mit ganz verändertem Texte wegen des revolutionären Geiſtes darin, und Schiller's Wilhelm Tell dürfe gar nicht mehr gegeben werden. So weit ſchon iſt es jetzt in Preußen gekommen, die zweimal in Paris waren!

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

— Die Theater werden jetzt frei gegeben, das heißt: es darf Jeder, der Luſt hat, ein Theater errichten, und man braucht kein Privilegium mehr dazu, keine allergnädigſte, keine hohe, keine hochobrigkeitliche Erlaubniß mehr. Seit der Revolution hat auch die Theater-Zenſur aufgehört und es herrſcht vollkommene Lachfreiheit. Das alte Zeug wandert aus, und Deutſchland iſt das große Koblenz, wo alle emigrirten Mißbräuche zuſammentreffen. In Zeit von zehn Jahren werden die Freunde der politiſchen Alterthümer aus allen Ländern der Erde nach Deutſchland reiſen, um da ihre Kunſtliebhaberei zu befriedigen. Ich ſehe ſie ſchon mit ihren Antiquités de l'Allemagne in der Hand, Brille auf der Naſe und Notizbuch in der Taſche, durch unſere Städte wandern, und unſere Gerichtsordnung, unſere Stockſchläge, unſere Zenſur, unſere Mauthen, unſern Adelſtolz, unſere Bürgerdemuth unſere allerhöchſten und allerniedrigſten Perſonen, unſere Zünfte, unſern Judenzwang, unſere Bauernnoth, begucken, betaſten, ausmeſſen, beſchwatzen, uns armen Teufeln ein Trinkgeld in die Hand ſtecken, und dann fortgehen und von unſerm Elende Beſchreibungen und Kupferſtiche herausgeben. Unglückliches Volk! ... wird ein Beduine mit ſtolzem Mitleide ausrufen.

— Es gehet jetzt in der Kammer ganz erbärmlich her. Man hört da von den ehemaligen Liberalen Reden gegen die Preßfreiheit halten, wie ſie der Metternich nicht beſſer wünſchen kann. Es iſt ein Ekel, und ich mag gar nicht davon ſprechen. Benjamin Konſtant, Lafayette und noch einige Wenige ſind die Einzigen, die der alten Freiheit treu geblieben. Das Miniſterium und die Kammer haben Furcht und handeln darnach und haben freilich die Maſſe der Nation auf ihrer Seite, nämlich den Teig, aber ohne die Hefen, nämlich die Induſtriellen, das heißt auf deutſch: die miſerabeln Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Furcht und Geld. Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat (denn die jetzigen Machthaber wollen darin nur eine Veränderung der Dynaſtie ſehen) und man den Franzoſen nicht freiwillig gibt, um das ſie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nöthig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.

Mittwoch, den 10. November.

Neulich bin ich bei Feruſac eingeführt worden, der jede Woche Reunion hat. Er gibt ein Journal heraus, das in Deutſchland bekannt iſt. Er iſt jetzt Deputirter geworden. Man findet in ſeinem Salon alle fremden und einheimiſchen Blätter und Journale, alle intereſſanten Bücher und Kupferwerke und Gelehrte von allen Formaten. Man vertreibt ſich die Zeit mit Leſen und Kupferſtiche betrachten. Er fragte mich, was mein literariſches Fach wäre? Antworten konnte ich darauf nicht, weil ich es ſelbſt nicht wußte. Wenn Sie etwas Näheres davon wiſſen, theilen Sie mir es mit. — Ich habe in dieſen Tagen geleſen: Contes d'Espagne et d'Italie par Alfred de Musset. Ein junger Dichter. Es iſt merkwürdig, was der Aehnlichkeit mit Heine hat. Sollte man das von einem Franzoſen für möglich halten? — Die Memoiren von St. Simon machen mir erſtaunlich viel Freude. Vom Hofe Ludwig XIV. bekommt man die klarſte Vorſtellung. Es iſt mir, als hätte ich dort gelebt. Aber auch nur vom Hofe. Vom Volke, von der Welt iſt gar keine Rede. Welche Zeit war das! Ich glaube, das Buch hat zwölf Bände.

— Manchmal, wenn ich um Mitternacht noch auf der Straße bin, traue ich meinen Sinnen nicht, und ich frage mich, ob es ein Traum iſt? Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch je eine ſolche Lebensart vertragen könnte. Aber nicht allein, daß mir das nichts ſchadet, ich fühle mich noch wohler dabei. Ich war ſeit Jahren nicht ſo heiter, ſo nervenfroh, als ſeit ich hier bin. Die Einſamkeit ſcheint nichts für mich zu taugen, Zerſtreuung mir zuträglich zu ſein. Die langen Krankheiten der letzten Jahre haben mich noch mehr entmuthigt als geſchwächt, und hier erſt bekam ich wieder Herz zu leben. Die geiſtige Atmoſphäre, die freie Luft, in der man auch hier im Zimmer lebt, die Lebhaftigkeit der Unterhaltung und der ewig wechſelnde Stoff wirken vortheilhaft auf mich. Ich eſſe zweimal ſo viel wie in Deutſchland und kann es vertragen. Es kömmt aber daher, daß ich mich beim Tiſche unterhalte, ſelbſt wenn ich allein beim Reſtaurateur eſſe; die ewig wechſelnden Umgebungen, die Kau-Manieren aller europäiſchen Mäuler, das würzt die Speiſen und macht ſie verdaulicher. Und die Ferien, die ſchönen Ferien! Das Ausruhen von der Logik — das iſt's vor Allem, was meine Nerven liebkoſt. Aber dem Sauerkraute bleibe ich treu, das eine Band zerreiße ich nie, nie.

Dienſtag, den 16. November.

Mit Belgien, denke ich, wird ſich Alles friedlich beilegen. Die großen Mächte haben ſeine Unabhängigkeit bereits anerkannt, und dem Gedanken entſagt, ihm den Prinzen von Oranien aufzudringen. Nur das Eine wird verlangt, daß es ſich zu keiner Republik mache. Die meiſten, wenigſtens die einflußreichſten Belgier ſollen freilich für die republikaniſche Regierungsform geſtimmt ſein; ſie werden aber nachgeben müſſen. Ich wollte, ſie gäben nicht nach. Zwar halte ich eine Republik weder Belgien, noch einem anderen Lande unſers entnervten Welttheils zuträglich; doch wäre das an deutſcher Grenze von großem Vortheile; es würde unſeren Abſolutismus etwas geſchmeidiger machen. Die Furcht iſt die beſte Gouvernante der Fürſten, die einzige, der ſie gehorchen. Die Furcht muß Deutſchlands Grenze bilden, oder alle Hoffnung iſt aufzugeben. Auf Talleyrand in London ſetze ich groſſes Zutrauen, und ich laſſe mich hierin von den Pariſer Manieriſten nicht irre machen. Er ſetzt beſtimmt Alles durch; denn er iſt der einzige Staatsmann, der keine Leidenſchaften und kein Syſtem hat, und darum die Verhältniſſe klar erkennt, wie ſie ſind. Er wußte die Fehler der Andern immer ſehr gut zu benutzen, und an Fehlern wird es auch diesmal nicht fehlen. Ich muß lachen, ſo oft ich den Jammer in den liberalen Zeitungen leſe, Talleyrand werde als ein Mitarbeiter an dem Wiener Frieden die Beſchlüſſe und Verträge der heiligen Allianz vertheidigen. Das iſt der rechte Mann, dem etwas heilig iſt!

Ich will es wohl gern glauben, wie es auch hier von Vielen behauptet wird, daß die Kataſtrophe von Antwerpen von den Inſurgenten übermüthig herbeigezogen worden; daß Chaſſé zum Bombardiren gezwungen worden iſt; aber was ändert das? Man muß ſich nur immer fragen: wem gehört Belgien, oder jedes andere Land? Gehört es dem Volke, oder gehört es dem Fürſten? Die Belgier mögen vielleicht Unrecht haben mit ihrem Könige — ich habe ſelbſt nie deutlich eingeſehen, worüber ſie zu klagen hatten — aber es iſt jeder Herr in ſeinem Hauſe, und ein König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch blos wegen der Form ſeiner Naſe, den wirft man mit Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach. Der franzöſiſche Geſandte in Holland, der nach dem Bombardement dem Könige Vorſtellung machte, wegen des Schadens, den die franzöſiſchen und andern Kaufleute in Antwerpen erlitten, erhielt vom Könige zur Antwort: Mr. l'Ambassadeur, je ne sacrifierai jamais les droits de ma couronne aux intérêts particuliers. Das ſoll erhaben ſein! Ich finde es ſehr lächerlich. Man macht noch zu viel Umſtände mit den Königen, man heuchelt zu viel. Man ſollte ihnen allen einen Termin von vier Wochen ſetzen, binnen welchen ſie eine beſſere Regierung einzuführen hätten, oder — fort mit ihnen.

— Das Buch der Lady Morgan habe ich noch nicht geleſen; ich will es mir aber heute noch holen laſſen. Die Straße Rivoli verdient ganz die Begeiſterung, mit der ſie von ihr ſpricht. Es iſt eine Straße einzig in der Welt, die ſchönſte Symphonie von Kunſt, Natur, Geiſt und Leben. Es iſt ein Anblick, das kurzſichtigſte Auge, die engſte Bruſt zu erweitern. Ich wollte, unſere Philiſter wohnten alle Jahre vier Wochen lang in der Straße, ſtatt nach Wiesbaden zu gehen: das würde nicht allein ſie, ſondern auch uns heilen, die wir krank von ihnen werden. Mich ärgert es, ſo oft ich hierher komme, daß ich nicht reich genug bin, mich da einzumiethen. Den ganzen Tag ſtände ich am Fenſter und blätterte in dem großen Buche mit den ſchönen Zeichnungen. Ich hätte gar nicht nöthig, aus dem Hauſe zu gehen, die Welt käme zu mir in das Zimmer. Aber Geld, Geld! nervus rerum gerendarum — das heißt auf Deutſch: ich habe ſchwache Nerven. — Schicken ſie mir durch Gelegenheit meine Andachtsſtunden.

Vierzehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 17. November 1830.

Geſtern bin ich in mein neues Logis gezogen. Ich wohne — o der Schande! — wie eine Operntänzerin, die einen reichen Liebhaber hat. Alle Möbel von Mahagoni, Marmor und Bronze; prächtige Pedule; fünf große Vaſen, voll der ſchönſten Blumen; ſtolze allerhöchſte Flambeaus, die ſich der bürgerlichen Talglichter ſchämen, die ich ihnen aufgeſteckt; Stühle und Sopha, mit braunem gelbgeblümten Sammt überzogen; die zärtlichſten Bergeres, in die man eine halbe Minute einſinkt, ehe man den Grund erreicht; ſcharlachrothe Fußdecken und die Wände mit Spiegeln bedeckt. Es iſt Alles ſo voll von Möbeln, daß ich kaum Platz zu wohnen habe. Unter den vielen Koſtbarkeiten wage ich mich nicht zu bewegen, wage ich nicht, was ſonſt meine Luſt iſt, gedankenlos oder gedankenvoll im Zimmer auf- und abzugehen; denn da ſteht überall umher ſo viel herabzuwerfen, ſo viel Zerbrechliches, daß die kleinſte Zerſtreuung mich zu Grunde richten könnte. Einige Schlingels von Deutſchen, welche mich beſuchen, machen mir die größten Sorgen. Sie rauchen Cigarren und die heiße Aſche, welche herabfällt, brennt Löcher in die Fußdecke. Dann ſchaukeln ſie ſich mit vaterländiſcher Ungezogenheit und ausländiſcher Lebhaftigkeit auf den Stühlen und halten mich in beſtändiger Angſt, daß ſie einmal das Gleichgewicht verlieren und auf eine theure Vaſe oder einen, ſelbſt vereinigtem Patriotismus unbezahlbaren Spiegel fallen möchten. Mein Schlafzimmer — das iſt über alle Beſchreibung. Die darin befindlichen Möbels- und Toiletten-Geräthſchaften ſind nach den ſchönſten herkulaniſchen Muſtern, theils im hetruriſchen, theils im griechiſchen Style geformt. Ich waſche mich aus einem delphiſchen Weibkeſſel und knüpfe mein Halstuch vor einem Altare der Venus. Mein Bett iſt das Lager der Aurora. Morgenrothe Wolken, von weißen und grünen Sonnenſtreifen durchzogen, ſchmücken ſeinen Himmel. Die Wand, an welcher es ſteht, iſt ein großer Spiegel; darin muß ich mich beſchauen — da iſt keine Rettung. Das Kopfkiſſen iſt mit Spitzen garnirt, die mir wie Spinnen im Geſicht herumkrabbeln und mich ſchon einige Male auf eine ſchauerliche Weiſe aus dem Schlafe geweckt haben. Kurz, es gibt nichts Schöneres, Anmuthigeres, Adligeres, als meine neue Wohnung; ſie iſt ein koſtbares Etui, das nur viel zu zierlich iſt für den unzierlichen Schmuck, den es einſchließt.

— Sie werden geleſen haben, daß die franzöſiſche Regierung die Juden auf gleichen Fuß mit den chriſtlichen Staatsbürgern ſetzen und die Beſoldung ihres Kultus übernehmen will. Es iſt doch wieder ein Schritt vorwärts. Wie lange wird es noch dauern, bis man bei uns an ſo etwas nur denkt — von der Ausführung gar nicht zu ſprechen. Die gefoppten Theologen des adeligen Tugendbundes haben in ihrer Weisheit und Menſchenliebe die Lehre zu verbreiten geſucht: die bürgerliche Geſellſchaft ſei eine Taufanſtalt und es könne daher ein Jude kein Staatsbürger ſein. Dieſe frommen Herren haben ſchwere Köpfe und noch ſchwerere Füße. Erſt dauert es Jahrhunderte, bis ſie fortſchreiten wollen, und dann andere Jahrhunderte, bis ſie fortſchreiten können. Es iſt zum Erbarmen!

Aber die franzöſiſche Regierung, wie jede andere, ſieht ihre Entwickelung zur Freiheit als eine auferlegte Buße an, und gleich jenen Wallfahrern nach Rom, macht ſie einen Schritt zurück, ſo oft ſie zwei Schritte vorwärts gethan. Den Juden hat ſie Etwas gegeben und dafür hat ſie der Preßfreiheit viel genommen. Die Kautionen für die Journale, eine Tyrannei der vorigen Regierung, ſollen beibehalten werden. Es iſt dieſes ſo ſehr gegen den Geiſt der Freiheit, daß man die letzte Revolution als ganz fruchtlos anſehen kann. Wie merkwürdig! Dieſe Juli-Regierung, die kaum aus dem Ei gekrochen und noch ganz dottrig iſt, kräht ſchon wie ein alter Hahn, und thut ſtolz und feſt wie ein unbeſtrittener Hof-König! Die Majorität der Kammer unterſtützt ſie nicht blos in ihren unbedachten Schritten, ſondern ſie verleitet ſie noch dazu. Das ſind die Gutsbeſitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die ſich mit einem vornehmen Worte die Induſtriellen nennen. Dieſe Menſchen, die fünfzehn Jahre lang gegen alle Ariſtokratie gekämpft — kaum haben ſie geſiegt, noch haben ſie ihren Schweiß nicht abgetrocknet und ſchon wollen ſie für ſich ſelbſt eine neue Ariſtokratie bilden: eine Geldariſtokratie, einen Glücks-Ritterſtand. Wehe den verblendeten Thoren, wenn ihr Beſtreben gelingt, wehe ihnen, wenn der Himmel nicht gnädig iſt und ſie aufhält, ehe ſie ihr Ziel erreichen. Die Ariſtokratie des Adels und der Geiſtlichkeit war doch nur ein Prinzip, ein Glaube; man konnte ſie bekämpfen und beſiegen, ohne den Edelleuten und den Geiſtlichen in ihrer ſinnlichen Lebensſphäre wehe zu thun. War dieſes in der franzöſiſchen Revolution doch geſchehen, ſo war dieſes nur Mittel, nicht Zweck, war eine zwar ſchwer zu vermeidende, doch keineswegs nothwendige Folge des Kampfes. Werden aber Vorrechte an den Beſitz gebunden, wird das franzöſiſche Volk, deſſen höchſte Leidenſchaft die Gleichheit iſt, früher oder ſpäter das zu erſchüttern ſuchen, worauf die neue Ariſtokratie gegründet worden — den **Beſitz** und dieſes wird zur Güterverteilung, zur Plünderung und zu Gräueln führen, gegen welche die der frühern Revolution nur Scherz und Spiel werden geweſen ſein. Was mich aber an dieſen Journal-Kautionen am meiſten betrübt, ſind die übeln Folgen, welche ſie, wie ich ſicher erwarte, für Deutſchland haben werden. Unſere Regierungen werden gewiß, wenn ſie den Forderungen der Preßfreiheit nicht länger ausweichen können, jede franzöſiſche Erfindung der Kautionen benutzen, und dann iſt Preßfreiheit nur ein trügeriſches Wort. Wir haben keine reichen Schriftſteller, wie es deren ſo viele in Frankreich gibt; ſie ſind alle arm oder dem Staate dienſtbar. Keiner wird daher im Stande ſein, die Kaution aus ſeinem eigenen Vermögen zu leiſten, und man wird, um ein Journal zu gründen, ſich in den Sold eines Buchhändlers geben müſſen, der nur auf ſeinen merkantiliſchen Vortheil ſieht und daher leicht durch Hoffnung des Gewinns beſtochen, oder durch Furcht oder Verluſt eingeſchüchtert werden kann.

— Das **Gebet** um Preßſklaverei in der Münchner **Flora** hat mich erquickt wie bairiſch Bier. Ich danke Ihnen dafür. Geräth dieſe holde Flora einmal in meine Gewalt, o, wie will ich ſie zerblättern und zerknittern! Sie können mir keine größere Freude machen, als wenn Sie mir deutſche Dummheiten mittheilen. Geſtern las ich wieder etwas ſehr Schönes von dem Berliner Korreſpondenten, in der allgemeinen Zeitung, meinem Schätzchen. Er ſagt unter Anderm: der Volksauflauf neulich in Berlin hätte gar nichts zu bedeuten gehabt, das wären blos „Neugierigkeits-Aufläufe“ geweſen. So wird doch immer auf das Beſte dafür geſorgt, daß ich in Frankreich mein Deutſch nicht verlerne!

Samſtag, den 20. November.

Ein Wiener Gelehrter hat mir in dieſen Tagen geſchrieben und ich will Ihnen Einiges aus ſeinem Briefe mittheilen. Eine Art Kerkerluft weht durch alle ſeine Worte, eine gewiſſe Trauer iſt über ſeine Reden verbreitet und ſo wahr und liebevoll iſt Alles, was er ſpricht, daß es mir in das Herz gedrungen. Wie ſehr ſind die armen Wiener Gelehrten zu bemitleiden! Sie leben im ſchnödeſten Geiſtesdrucke, und darum und weil ſie ſich gar nicht ausſprechen dürfen, müſſen ſie die freiſinnigen Ideen in Philoſophie und Politik weit lebhafter fühlen und müſſen viel ſchmerzlicher von ihnen gequält werden, als wir Andern, die wenigſtens klagen dürfen. Nachdem Herr * * * von dem Eindruck geſprochen, den meine Schriften auf ihn und einen andern gleichgeſinnten Freund gemacht, und mir ſeine Uebereinſtimmung mit meinen Anſichten lebhaft zu erkennen gegeben, fährt er fort: „Es thut „Noth in ſo zerſpaltener, einheits-liebloſer Zeit, daß „ihre Beſſeren und Edleren ſich finden, erkennen, lieben und vereinigen für ihr gleiches Ziel — das allein „Rechte — die Freude des Menſchen und das Wohl „der Einzelnen wie des ganzen Geſchlechts, das ja „nur die Summe aller Einzelnen iſt. Darum iſt eben

„ſo ſchön und tief der Satz, den Sie im ſiebenten
„Bande Ihrer Schriften ausſprechen und gegen den
„nicht nur die Theologen, ſondern Alle, die ſelbſtſüchtig
„und Feinde der Freiheit ſind, aufſtehen — der
„Satz: die Menſchheit iſt um der Menſchen
„willen da.“

„Es iſt wohl an der Zeit, daß der eingeriſſene
„Ideen-Götzendienſt einmal aufhöre, und daß der lebendige
„Menſch nicht mehr einem luftigen Ideal geopfert
„und mit ihm nicht mehr Experimente angeſtellt
„werden. Ihr ausgeſprochener Satz, folgerecht
„durchgeführt, wirft alle Syſteme über den Haufen,
„und ſtatt des todten Begriffs Menſchheit ſteht
„der lebendige Menſch ſchaffend im Mittelpunkt
„der Welt.“

„Dieſen Satz kann aber eben nur wahrnehmen und
„ausſprechen der Menſch, der in ſich Kern, Werth
„und Würde trägt; wer ſelbſt nichts iſt, muß ſich
„natürlich entweder unter den Schutz, ich weiß nicht
„welcher Idee, als einer eingebildeten Macht begeben,
„oder er muß geradezu, wenn er ſcheinbar etwas ſtärker
„iſt, das Thierrecht des Stärkeren, d. h. die
„Selbſtſucht ſchlechtweg für ſich anſprechen.“

„Wir ſehen auch die Zeit nach dieſer Spaltung in
„zwei Theile getheilt. Der Eine, die Gelehrten, brütet
„über Ideen und ſucht im Trüben zu fiſchen; der
„Andere, die Materiellen, als die Stärkern, ſpricht
„geradezu durch Wort und That die Selbſtſucht aus,
„und tritt den Begriff, wie den lebendigen Menſchen
„in allen Verhältniſſen mit Füßen, wogegen die Andern
„blos die Hände ringen und die Vorſehung zum
„Zeugen der Frevel ausrufen. — Was uns am meiſten
„Noth thut, iſt — Vereinigung. . . .“

Ich erſtaune gar nicht, einen Wiener ſo ſprechen zu hören; denn eigentlich iſt Oeſterreich die hohe Schule des Liberalismus. Wohin uns Andere oft nur philoſophiſche Spekulation führt, dahin bringt Jene die Noth, und Noth iſt eine beſſere Lehrerin als Philoſophie. Hören Sie ferner, was er von Goethe ſagt, wobei ich nur nicht begreiſe, was ihn auf den Gedanken gebracht haben mag, daß ich hierin anderer Meinung ſei, als er ſelbſt. Ich erinnere mich zwar nicht, je meine Abneigung gegen Goethe deutlich ausgeſprochen zu haben; aber ſie iſt ſo alt und ſo ſtark, daß ſie in meinen Schriften doch wohl einmal hervorgeſchienen haben muß.

„Was mich aber wundert, iſt dies, daß Sie den
„wilden Goethe öfters anführen. Dieſer Menſch iſt
„ein Muſter von Schlechtigkeit; man kann in der
„Weltgeſchichte lange ſuchen, bis man einen ſeines
„Gleichen findet. Thöricht iſt es, daß man immer
„ſagt: Schiller und Goethe, wie Voltaire und Rouſſeau.
„Um ſo viel Rouſſeau mehr iſt als Schiller, um ſo
„viel iſt Goethe ſchlechter als Voltaire. Goethe war
„immer nur ein Despotendiener; ſeine Satyre trifft
„weidlich nur die Kleinen; den Großen macht er den
„Hof. Dieſer Goethe iſt ein Krebsſchaden am deutſchen
„Körper, und das Aergſte iſt noch, daß Alles
„die Krankheit für die üppigſte Geſundheit hält und
„den Mephiſtopheles auf den Altar ſetzt und Dichterfürſten
„nennt. Ja Fürſten- d. i. Despotendichter
„ſollte er eigentlich heißen."

Wie wahr, wie wahr das Alles, und wie heilſam wäre es, ſolche Geſinnung — nicht zu verbreiten, ſie iſt verbreitet genug — ſondern den Muth zu verbreiten, ſie auszuſprechen. Goethe iſt der König ſeines Volkes; ihn geſtürzt, und wie leicht dann mit dem Volke fertig zu werden! Dieſer Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheuer hindernde Kraft; er iſt ein grauer Staar im deutſchen Auge, wenig, nichts, ein bischen Horn — aber beſeitigt das und eine ganze Welt wird offenbar. Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, ſeit ich denke, weiß ich warum. Wir haben oft davon geſprochen, und Sie begreifen meine Freude, in einer Geiſteswüſte, wie Oeſterreich iſt, einem menſchlichen Weſen begegnet zu ſein, das fühlt und denkt wie ich.

— Saphir wurde von allerhöchſten Händen aus Baiern gejagt, weil er gegen einen Komödianten geſchrieben! C'est perruque — würde ein Pariſer ſagen; aber ich kann nicht lachen darüber. Was helfen Barrikaden gegen ſolche Charlesdischen, gegen ſolche Ordonnänzchen? Das kriecht einem zwiſchen die Beine durch, das macht ſich, wie Waſſer, durch die kleinſte Lücke Bahn. Es iſt zum Verzweifeln, daß deutſche Tyrannei zugleich ſo viel Lächerliches hat; das lähmt den Widerſtand. Warum aber unſere Fürſten ſich ſo große Mühe geben, die franzöſiſche Revolution, die viel Metaphyſiſches hat; den Bürgern und Landleuten durch Zeichnungen, Modelle und Experimente faßlich zu machen — das begreife ich freilich nicht. Es muß wohl Schickung ſein.

— Wenn ſich unſere Kaufleute, die viel dabei verlieren, über Belgien ärgern, ſo laſſe ich das hingehen. Aber die Andern — ſie betrachten das Alle aus einem falſchen Geſichtspunkte. Es iſt wahr, es fanden viel Pfaffen-Intriguen Statt; aber was thut das? Die Belgier haben ihren König nicht länger behalten wollen, ſie haben ihn fortgejagt und ſeine Leute geprügelt — iſt das nicht ſchön und ein gutes Beiſpiel nachzuahmen? Ein König für Saphir, das iſt billig. Herr Wellington iſt auch abgeſetzt. Wahrhaftig, mich dauern die armen Diplomaten; es kömmt dieſen Schwachköpfen gar zu viel auf einmal über den Hals; wie eine Sündfluth gießen die Verlegenheiten auf ſie herab. Die Aenderung des engliſchen Miniſteriums iſt für uns auch gut. Leſen Sie im heutigen Konſtitutionel, wie der belgiſche Geſandte in London, Herr v. Weyer, nach ſeiner Rückkehr öffentlich im Kongreſſe von ſeiner Sendung Rechenſchaft abgelegt, und wie er vor allem Volke erzählte, was Wellington, Aberdeen, der Prinz von Oranien und Andere mit ihm verhandelt. Das hat mich ſehr amüſirt. Diplomatiſche Geheimniſſe öffentlich in einer Ständeverſammlung auszuplaudern und das während, die Verhandlungen noch im Gange ſind, das iſt unerhört, das iſt himmelſchreiend — werden ſie in Berlin, Wien und Frankfurt ſagen.

— Der neue Miniſter des Innern, Montalivet, iſt erſt acht und zwanzig Jahre alt. Er war nie Referendär, nie Hofrath, nie Regierungsrath, nie Geheimer-Regierungsrath, nie Kammerdirektor, nie Präſident — plötzlich iſt er Miniſter geworden. Es gibt keinen Gott mehr.

Fünfzehnter Brief.

Freitag, den 3. Dezember 1830.

Es raucht heute wieder in meinem Zimmer, und ich ſchreibe Ihnen unter Thränen und Seufzern. Aber das iſt nun einmal nicht zu ändern in Paris, es gehet in vielen Häuſern nicht anders. Man hat hier eine eigene Art Aerzte für kranke Kamine Rauchkünſtler (fumistes) genannt. Es ſind aber eben Aerzte. Man weiß oft nicht, ob die Krankheit ſie, oder ob ſie die Krankheit herbeigeführt. Geſtern hat ein ſolcher Künſtler an meinem Kamine gearbeitet, und als man ihn heute wieder holte, weil es noch ſtärker rauchte als vorher, ſagte er, es läge am Wetter und er wolle kommen, ſobald es nicht mehr rauche und dann helfen.

— Jetzt um dieſe Weihnachtszeit, was wird hier in den Läden nicht Alles ausgeſtellt, das Größte und das Kleinſte, für Könige und für Bettler? Es iſt gefährlich, über die Straße zu gehen, es iſt als wenn Räuber, die Piſtole auf der Bruſt, uns unſer Geld abforderten.

— Ich leſe mit großem Vergnügen Diderot's nachgelaſſene Briefe an eine Freundinn, die erſt im Anfange dieſes Jahres erſchienen ſind. Wenn ich Ihnen ſolche große Briefe ſchriebe, dann wären Sie mit mir zufrieden. Briefe, zwölf gedruckte Seiten lang, und über Alles. Als er ſeine Freundinn, ſeine Sophia kennen lernte, war er ſchon 46 Jahre alt! Aber es iſt nicht Freundſchaft, es iſt die heißeſte, jugendlichſte Liebe, wenigſtens in den Reden; denn es kann leicht ſein, daß ſie ſich beide nur etwas weiß gemacht. Die Briefe ſind an eine Mademoiſelle Volland gerichtet, ein Mädchen, das bei der Mutter lebte. Wie alt ſie iſt, erfährt man nicht. Aber die Liebe und die Korreſpondenz dauern länger als zwanzig Jahre. Und Diderot war verheirathet! Ich habe keine Vorſtellung davon, wie ein Mann von 46 Jahren und der noch überdies an der Ehe leidet, welche doch immer eine Art Gicht iſt, ſich noch verlieben kann. Das kann aber auch nur ein Franzoſe. Der Deutſche hat gewiß mehr wahres Gefühl, mehr innere Wärme; aber die theilt ſich nicht mit. Wir haben kalte Hände und ſind kalt bei der Berührung. Die Briefe ſind charmant, nur muß man beim Leſen die unverdaulichen Liebeserklärungen wie die Kirſchkerne ausſpeien. Schreibt doch einmal der alte Junge: „que vos regards étaient tendres hier! Combien ils le sont depuis quelque temps! Ah! Sophie, vous ne m'aimiez pas assez si vous m'aimez aujourd'hui davantage." O! das iſt noch kühl gegen das Uebrige, er ſchreibt oft mit kochender Dinte.

— Haben Sie in der geſtrigen franzöſiſchen Zeitung die Rede geleſen, welche Auguſt Perrier für die Juden gehalten? Darin bekommen auch die Frankfurter Kaufleute einen tüchtigen Hieb, indem geſagt wird, wie ſie aus Handelsneid in den freien Städten die Juden verfolgen.

— Schreiben Sie mir doch genau und umſtändlich, ob man bei uns an den Krieg glaubt. Nach den geſtrigen Nachrichten hätten Frankreich und England vor einigen Tagen eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz geſchloſſen. Es wäre ſchön, wenn das wahr wäre; dann wäre es doch endlich einmal dahin gekommen, wohin es früher oder ſpäter kommen muß, zum ſtrengen Gegenſatze der feindlichen Elemente: die Freiheit hier, die Despotie dort — und jetzt ſchlagt Euch, ich ſehe zu. Ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thue, wenn es Krieg gibt, ob ich unter die Kavallerie, oder die Infanterie gehe, oder unter dem Federvolk diene; denn thun muß ich etwas. Sie werden auf jeden Fall mein Knappe, tragen mir Pflaſterſteine zu, oder verſorgen mich mit ſeinen Federlappen.

— Dieſe Woche habe ich mich einen Abend ſehr amüſirt. Ich war zu einem jungen Dichter, Namens * * *, eingeladen, um eine Ueberſetzung des Makbeths vorleſen zu hören. In Deutſchland hätte mich ſchon der Gedanke, einen ganzen Abend auf dem Stuhle feſt zu ſitzen, um eine Vorleſung zu hören, zur Verzweiflung gebracht, und die Wirklichkeit hätte mich getödtet. Aber hier wußte ich vorher, daß die theatraliſche Beleuchtung, die alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe glänzend macht, mich unterhalten würde. Und ſo kam es auch. Da waren genau gezählt 32 Schriftſteller verſammelt, meiſtens jüngere, alle Romantiker. Da war nichts zum Lachen, die Maſſe war zu groß, zu ehrfurchtgebietend, es war wie eine Kirche, wie eine Gemeinde. Ich habe mit Vielen geſprochen, mit Viktor Hugo und Andern . . . Sie ſprachen mir von Goethe und Schiller, und von Schiller und Goethe ohne Ende. Sie meinten wohl, ich hätte Vergnügen daran. Einer fragte mich nach Klopſtock, Kleiſt, Ramler, die ich alle nicht kenne. Jetzt ſetzte ſich die romantiſche Gemeinde an den Wänden herum, und Herr * * * ſtellte ſich vor das Kamin, Rücken gegen Feuer gelehnt, und fing zu leſen an. Mir war doch ein biſchen Angſt vor der Zukunft, und was ich in den nächſten drei Stunden würde mit anhören müſſen. Aber es ging Alles gut. Die Ueberſetzung war ganz vortrefflich, ich hätte es nicht für möglich gehalten. Es war freilich immer nur durchgeſchlagener Shakeſpeare, es blieb aber noch genug zu leiſten übrig. Auch las er meiſterhaft vor, und — applaudirt und bravo! wie auf dem Theater. Und da kam ein Zufall dazu, der die Sache noch theatraliſcher machte. In der Scene, wo ſich Makbeth an den Tiſch ſetzen will, und vor dem Geiſte des ermordeten Königs, der ſeinen Stuhl eingenommen, zurückſchaudert, fing der Kamin zu rauſchen an, und bildete eine Wolke, die recht gut einen Geiſt vorſtellen konnte. Mir, der am Kamine neben dem ſtehenden Dichter ſaß, gingen die Augen über, aber der begeiſterte Vorleſer merkte Nichts eher, als bis ſein grauer Staar reif geworden war und er gar Nichts mehr ſehen konnte. Da mußte er ſich unterbrechen und die Thüre öffnen laſſen. Spaßhaft war es mir, recht deutlich zu merken, daß alle die Herren da, welche den Shakeſpeare nicht ſo auswendig wiſſen, als wir Deutſchen, überraſcht von den Schönheiten des Drama's in begeiſterndes Lob ausbrachen, aber dieſes Lob gar nicht dem Shakeſpeare, ſondern dem Ueberſetzer zuwandten. Dreißig Schriftſteller in einem Zimmer, das findet man in Deutſchland ſelten.

— Mit den Lithographien von den franzöſiſchen Revolutionsſcenen, zu welchen ich gern den erklärenden Text geliefert, iſt es anders, als ich mir gedacht. Es kommt kein Text dazu, ſondern die Zeichnungen werden zu den ſchon vorhandenen Freiheitsliedern, der Marſeillaiſe, der Pariſienne und andern gemacht. Wenn nur die Zeichnungen nicht von altdeutſcher, ſüßlicher, wehmüthiger, romantiſcher Art werden, wie ich es von dem Zeichner, deſſen frühere Arbeiten ich geſehen, faſt erwarte. Die praktiſchſte Sache von der Welt, die letzte Revolution, würde dann in lauter romantiſchen Rauch aufgehen, und die Deutſchen, die ſich ja daran begeiſterten, würden lernen, wie ſie einſt in jener Welt, im Himmel, den Satan mit ſeinem Volk niederpflaſtern und verjagen, aber nicht wie in dieſer die Miniſter und Polizei. Das Freiheitsgedicht von Simrock, das Sie mir geſchickt, iſt auch in dieſem unſeligen romantiſchen Geiſte. Gar nichts Muthentflammendes darin, nur Muthtödtendes. Ich mag mit dieſem Heiligen nichts mehr zu thun haben. Es iſt aber eine ſchöne Erfindung mit den Pflaſterſteinen; dem Gegengift der Pulvererfindung!

Sechszehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 8. Dezember 1830.

— Es iſt entſetzlich mit Goethe's Sohn! Ich hätte weinen mögen. Wie hart mußte ein Schickſal ſein, das dieſen harten Mann mürbe machte. Nach dem letzten Berichte war er hoffnungslos und jetzt iſt er wahrſcheinlich todt. Es iſt mir, als würde mit Goethe die alte deutſche Zeit begraben, ich meine an dem Tage müſſe die Freiheit geboren werden. — — Heute ſtehen wieder ſchöne Lügen im Konſtitutionel. In Berlin und in den Rheinprovinzen hätten aufrühreriſche Bewegungen Statt gefunden, und die preußiſchen Truppen kehrten von den Grenzen zurück; und in Metz hätten zwei Deutſche 2000 franzöſiſche Kokarden gekauft; und das Alles, wird verſichert, käme aus achtungswerther Quelle. Aber in der Schweiz gehet es ernſthaft her. Das wäre ein großer Schritt für Deutſchland, wenn ſich die Schweizer frei machten von ihren Ariſtokraten, die ſchlimmer ſind als die Könige und gefährlicher. Dann hätte das ſüdliche Deutſchland einen Stützpunkt, und es könnte handeln. Auch wäre gewonnen, daß man in der Schweiz dann freie Zeitungen ſchreiben und von dort nach Deutſchland verbreiten könnte. Aber was hilft mich alle Freiheit, wenn ich keinen Tabak habe? Ich bin überzeugt, daß wenn mir noch ſechs Monate der Tabak fehlte, ich ein vollkommener Ariſtokrat würde. Ich fühle leider ſchon, wie ich täglich ſauberer und höflicher werde.

— Der Artikel im Konſtitutionel le fauxbourg St. Germain iſt freilich nicht verſöhnlicher Art; aber das will und ſoll er auch nicht ſein. Die Regierung und ihre Anhänger werden durch die halsſtarrigen edeln Vorſtädter in wirkliche Verlegenheit geſetzt und ſie ſind ärgerlich darüber, weil ſie es nicht ändern können. Die Ultra's haben ſich faſt alle aus Paris zurückgezogen, und wohnen dieſen Winter auf ihren Gütern. Dadurch (und das iſt ihre edle Abſicht) leiden die Gewerbsleute ganz ungemein. Man hat berechnet, daß durch die Abweſenheit der Ultra's und eines Theiles von der gewöhnlichen Anzahl der Fremden, der durch die Revolution verſcheucht worden iſt, Paris in dieſem Jahre fünf und ſiebenzig Millionen verliert, und daß, wenn nicht glücklicher Weiſe der reiche R. angekommen wäre, der Verluſt auf hundert Millionen ſteigen würde. Der Konſtitutionel ärgert ſich darüber und das macht ihn bitter. Es amüſirt mich ſehr, daß mich der Konſtitutionel, ſonſt mein luſtiger Rath, ſeit der Revolution ſo ſehr ennuyirt.

So auch die andern Kameraden. Sie ſind erſchöpft, ihre Zeit iſt aus, und ihr fortgeſetztes Liberal-Thun ſtehet ihnen ſo lächerlich wie alten Weibern das Kokettiren an. Man muß ſich an die jungen Zeitungen halten; le temps, national, la révolution. Selbſt der Figaro iſt nicht mehr ſo witzig als ehemals; es geſchehen nicht Dummheiten genug mehr. Warum gehet er nicht nach Deutſchland? — — H. hat mir geſagt, ſeine Mutter hätte ihm geſchrieben, die St...l hätte ihr geſagt, Sie hätten ihr geſagt, ich hätte Ihnen geſchrieben, ich ginge in Paris noch Nachts zwei Uhr auf der Straße herum. Iſt das wahr? Das iſt ja ein ſchöner Klatſch-Knäul.

— Sie haben Angſt vor den zwölf Löwen und Tigern? Das wundert mich gar nicht, Sie haben ſchon vor weniger Angſt gehabt. Hören Sie, was neulich dem Dr. *** begegnete. Er wird Abends zu einer Kranken gerufen. Die Frau lag im Bette, und der Schirm vor dem Lichte machte das Zimmer unhell. Während nun *** ſeine Kranke ausfragte, fühlte er auf ſeiner herunterhängenden Hand den heißen Kuß einer breiten ſtechenden Zunge. Er blickt hin und gewahrte einen lieblichen großen Tiger. Behutſam ziehet er die Hand zurück. Dann erhebt ſich der freundliche Tiger ſtellt ſich auf die Hinterfüße und legt ſeine Vorderfüße auf *** Schultern. „Fürchten Sie ſich nicht — ſagte die kranke Frau — der Tiger iſt zahm.“ Die Kranke war die Frau eines gewiſſen Martin, der hier eine Menagerie zeigt, und durch die Kühnheit, mit welcher er mit ſeinen Beſtien ſpielt, vieles Aufſehen macht. Ich glaube, er war früher auch in Frankfurt. Der zahme Tiger, den er in ſeinem Wohnzimmer frei herumlaufen läßt, gehörte früher dem Marine-Miniſter. Ich, an Dr. *** Stelle, hätte große Angſt gehabt. Er erzählte Folgendes: Der verſtorbene W. in Rom glaubte, die Gabe zu beſitzen, jedes Menſchen künftiges Schickſal aus deſſen Geſichtszügen zu erkennen. Dabei wurde er, wie von einer dämoniſchen Gewalt wider ſeinen Willen angetrieben, allen ſeinen Bekannten ihr Schickſal vorher zu ſagen. Dr. * * * bat ihn oft, ihn mit ſolchen Sachen zu verſchonen, er wolle ſein Schickſal nicht wiſſen. B. aber konnte ſich nicht bezwingen, und ſagte ihm endlich: er ſolle ſich vor wilden Thieren hüten. Ich habe Martins Menagerie noch nicht geſehen, habe mir aber vorgenommen, nur in Dr. * * * Geſellſchaft dahin zu gehen, damit wenn einer von uns gefreſſen werden ſoll, er es werde, wie es prophezeit worden.

— Sonntag habe ich einem Konzerte im Konſervatoire beigewohnet. Ein junger Komponiſt, Namens Berlioz, von dem ich Ihnen ſchon geſchrieben, ließ von ſeinen Kompoſitionen aufführen; das iſt ein Romantiker. Ein ganzer Beethoven ſteckt in dieſem Franzoſen. Aber toll zum Anbinden. Mir hat Alles ſehr gefallen. Eine merkwürdige Symphonie, eine dramatiſche in fünf Akten, natürlich blos Inſtrumentalmuſik; aber daß man ſie verſtehe, ließ er, wie zu einer Oper, einen die Handlung erklärenden Text drucken. Es iſt die ausſchweifendſte Ironie, wie ſie noch kein Dichter in Worten ausgedrückt, und Alles gottlos. Der Komponiſt erzählt darin ſeine eigene Jugendgeſchichte. Er vergiftet ſich mit Opium, und da träumt ihm, er hätte die Geliebte ermordet und würde zum Tode verurtheilt. Er wohnt ſeiner eigenen Hinrichtung bei. Da hört man einen unvergleichlichen Marſch, wie ich noch nie einen gehört. Im letzten Theile ſtellt er den Blocksberg vor, ganz wie im Fauſt, und es iſt Alles mit Händen zu greifen. Seine Geliebte, die ſich ſeiner unwürdig zeigte, erſcheinet auch in der Waldburgisnacht; aber nicht wie Gretchen in Fauſt, ſondern frech, hexenmäßig .... In der Kunſt und Literatur wie in der Politik gehet die Frechheit der Freiheit voraus. Das muß man zu würdigen wiſſen, um die jetzigen franzöſiſchen Romantiker nicht ungerecht zu verurtheilen. Sie ſind oft rein toll, und ſchreiben Sachen, wie man ſie im romantiſchen Deutſchland niemals lieſ't. Das wird ſich geben. Sie werden wieder zurückpurzeln, es iſt noch kein Franzoſe in die Sonne gefallen. Neulich bei der Makbeth-Vorleſung fragte ich nach einem bekannten romantiſchen Dichter, und man ſagte mir, er wäre gegenwärtig in Spanien. Das Nämliche hörte ich von einigen Andern. Es ſcheint, dies junge Volk gehet nach Spanien, romantiſche Luſt einzuathmen. Ich mußte darüber lachen.

— Geſtern war ich bei Franconi. Da wurde ein neues Spektakel-Stück gegeben: L'empereur; alle ſeine Schlachten und Lebensbegebenheiten bis zu ſeinem Tode. Als ich dieſen Morgen aufwachte, war ich verwundert, daß ich keine zwölf Kugeln im Leibe hatte, und überhaupt noch lebte. Aus ſo vielen blutigen Schlachten iſt noch Keiner unverwundet gekommen; denn es war kein Spiel, es war die Wirklichkeit. Ich ſaß hart an der Bühne in einer Loge, und da ich jetzt ſo ſehr kriegeriſch geſtimmt bin, war ich ganz ſelig über das Kanonen- und Gewehrfeuer. Man kann wirklich die Täuſchung nicht weiter treiben. Welche Scenerie! welche Dekorationen! mehr Soldaten, als das ganze frankfurter Militär beträgt, aber nicht übertrieben. Ich will Ihnen die wichtigſten Begebenheiten nennen, die man vorgeſtellt (nicht alle): wie Napoleon aus dem Hafen von Toulon nach Aegypten abgeſegelt. In meiner Loge waren junge Leute, die Toulon kannten, die waren außer ſich, über die Aehnlichkeit. Die ganze Flotte, einige hundert Segel, ſiehet man vorbeifahren — die Schlacht bei den Pyramiden — die Höllenmaſchine — die Krönung Napoleons — Scene aus Madrid — der Brand von Moskau — der Uebergang über die Berezina; das war am graulichſten und zum

Weinen. Die Armee im jammervollſten Zuſtande ziehet über die Brücke. Nach und nach ſtopft ſie ſich. Gegenüber der Feind. Endlich ſtockt Alles. Da gehen die Uebrigen, Reiter, Fußvolk, Weiber über die gefrorne Berezina. Das Eis bricht, die Weiber kreiſchen, die Brücke ſtürzt zuſammen, Alles verſinkt unter's Eis. — Abſchied in Fontainebleau — Napoleon am Bord des Northumberland — Napoleons Tod auf Helena. Er ſtirbt im Bette. — Außer den Chören, dem Volke, waren 103 Hauptrollen, alle berühmte Leute aus jener Zeit, und alle naturtreu dargeſtellt. Napoleon wie er lebte. Alle ſeine Manieren, alle ſeine Tics waren nachgeahmt. Und jetzt denken Sie ſich dazu den Lärm der Zuſchauer. Franconi's Theater iſt das größte in Paris, und der meiſte Pöbel iſt dort. Sieben Franken hat mich mein Platz gekoſtet. Erſt ging ich hinein zu drei Franken, weil keine Loge mehr zu haben war. Die Gallerie war aber ſchon ganz voll, und ich ging wieder fort. Vor dem Hauſe ſchrie ich laut: qui est-ce qui achète un billet de balcon? Ich ward von einem ganzen Trupp Billethändler umringt. Da kam einer und bot mir einen Logenplatz an, für mein Balkonbillet und ich mußte noch 4 Fr. darauf legen. Ich ging wieder zurück, zankte mich zur Uebung im Franzöſiſchen mit einem Dutzend Menſchen, die mir keinen Platz machen wollten, ſetzte es mit Unverſchämtheit durch, und ſaß und ſah ſehr gut. Aber wie höflich ſind jetzt die Gensdarmen! Früher wäre ich wegen meines Lärmens gewiß arretirt worden. Dies machen die Pflaſterſteine.

Siebzehnter Brief.

Paris, Samſtag den 11. Dezember 1830.

Bis von uns Einer auf den Brief des Andern antwortet, verſtreichen gewöhnlich neun Tage, ſo daß wir oft Beide nicht mehr wiſſen, worauf ſich die Antwort bezieht. Das iſt verdrießlich, aber nicht zu ändern, wenn man weit von einander entfernt lebt. Diderot in ſeinen Briefen ärgert ſich auch oft darüber und ſagt: es iſt mir wie jenem Reiſenden, der zu ſeinem Geſellſchafter im Wagen ſagte: das iſt eine ſehr ſchöne Wieſe. Eine Stunde darauf antwortete dieſer: ja, ſie iſt ſehr ſchön.

Wiſſen Sie ſchon, daß Benjamin Konſtant geſterben iſt? Morgen wird er begraben. Kränklich war er ſchon ſeit mehrern Jahren. Der Kampf für die Freiheit hielt ihn aufrecht, dem Siege unterlag er. Der Gram getäuſchter Hoffnung hat ſein Leben verkürzt; die Revolution hat ihm nicht Wort gehalten; die neue Regierung vernachläßigt den, der ſo viel gethan, die alte zu ſtürzen. Benjamin Konſtant hatte unter allen Liberalen die reinſte Geſinnung, und er war der gediegenſte Redner. Es gab Andere, die glänzender ſprachen, aber es war doch nur Alles vergoldetes Kupfer. Er hatte Recht, durch und durch. Er hatte einen deutſchen Kopf und ein franzöſiſches Herz.

Geſtern ſind die Miniſter nach dem Luxembourg gebracht worden. Sie ſollen ſehr niedergeſchlagen ausſehen, und Polignac ſehr mager geworden ſein. Mittwoch gehet der Prozeß an und bis Weihnachten wird er geendigt ſein. Ich durfte nicht daran denken, mir ein Billet für die Pairskammer zu verſchaffen, es war nicht durchzuſetzen. Der Plätze ſind zu wenige. Vierzig Journaliſten, die Diplomaten und andere ſolche

Privilegirten müſſen untergebracht werden. Wie wäre wohl einem deutſchen Miniſter zu Muthe, wenn er in einem Saale mit vierzig Zeitungsſchreibern ſitzen müßte? Er wäre lieber unter Menſchenfreſſern. Es dürfen keine Frauenzimmer in die Pairskammer, man fürchtet, ſie möchten den Mund nicht halten können. Große Ehre für das Geſchlecht! — Von Polen wußte ich ſchon ſeit geſtern. Das gehet gut. Es iſt mir aber doch nicht ganz recht; es wäre beſſer, die Polen hätten noch gewartet mit ihrer Empörung. Ich wünſche Krieg und ich fürchte, durch die polniſche Revolution wird der Krieg mit Frankreich verhindert. Jetzt iſt nicht allein Rußland beſchäftigt und abgehalten, an Frankreich zu denken, ſondern auch Oeſterreich und Preuſſen, die auch Theile von Polen beſitzen, und fürchten müſſen, daß ſie ſich ebenfalls inſurgiren. Uebrigens iſt mir bange, die Polen möchten ihre Sache nicht ſo leicht durchſetzen, als die Belgier. Die Ruſſen ſind zu mächtig. Es wird dort ein erſchreckliches Gemetzel geben. Sie werden aber ſehen, daß nach und nach alle Staaten ſich frei machen werden nur Deutſchland wird in ſeinem miſerabeln Zuſtande bleiben. So lange der Bundestag beſtehet, iſt keine Hoffnung zum Beſſern. Die kleinen Staaten gingen vielleicht vorwärts; aber Oeſterreich und Preußen dulden es nicht. Hat ſich bei uns denn eine Stimme aus den höhern Klaſſen für die Freiheit erhoben? Man überläßt Alles dem Pöbel. Ob ſie in Braunſchweig einen Wilhelm oder einen Karl zum Fürſten haben, das iſt Alles eins.

Von der Schweiz ſchrieb ich Ihnen ſchon. Wenn dort die Zenſur aufgehoben wird, kann die Zenſur in Deutſchland nicht viel mehr ſchaden. Dann könnte man wohl eine vernünftige Zeitung ſchreiben. Ich denke viel daran. Neulich im Palaisroyal reichte ein Arbeitsmann dem Könige die Hand, der ſie ihm freundſchaftlich drückte. Der entzückte Maurer ſagte: quel brave homme! je jure de ne jamais la laver! Wenn mir einmal ein König die Hand drückte, im Feuer wollte ich ſie reinigen; das kann gefährlich werden, wenn der Druck in das Blut übergeht.

Neulich war eine Auction von den Meubeln, Kleidungsſtücken und andern Hinterlaſſenſchaften der Herzogin von Berry. Das hätte ich nicht verſäumen ſollen. Die treuen Royaliſten waren alle da, und kauften Reliquien zu ungeheuern Preiſen. Für ein Paar Handſchuhe, welche die Berry getragen, wurden ſechzig Franken bezahlt. Gleich intereſſant waren auch die Verſteigerungen der Sachen des Königs: der Krönungswagen unter andern; 7000 Flaſchen Wein des königlichen Privatkellers, Weine enthaltend, welche ſeit fünfzig Jahren von allen Fürſten der Welt, an Ludwig XVI., Napoleon, Ludwig XVIII., Charles X. geſchenkt worden. Die Geſchichte dieſer Weine ſoll merkwürdig geweſen ſein. Alle ſolche humoriſtiſche Stoffe für eine geſchickte Feder werden aber von den hieſigen Blättern ſelten und ungeſchickt benutzt. Es fehlt dieſen Herrn an deutſcher Philoſophie und Tiefe der Empfindung. Es iſt wahr, der Figaro zum Beiſpiel hat angenehmen Witz und iſt ſchön façonirt: lieſt man ihn aber einige Zeit, ſo ſiehet man, daß Alles nur plattirt iſt; man braucht nur zu reiben und das Gold gehet ab. Nichts gediegen, nichts durchgehend. Eins der beſten Journale iſt die Revue de Paris. — Von Lafayette ſtand vor einigen Tagen in der Zeitung: er wäre krank; ſeitdem iſt aber keine Rede mehr davon. Wenn der jetzt während des Prozeſſes der Miniſter krank würde, oder er ſtürbe, ich glaube die Regierung wäre im Stande und hielte das geheim. Er iſt der Einzige, der im Falle eines Aufruhrs das Volk im Zaum halten könnte. Ich glaube, daß er ruhig bleiben wird, aber die Regierung hat große Furcht, und trifft alle möglichen Vorſichtsmaßregeln. Ganze Regimenter Nationalgardiſten thun den Dienſt, kein Nationalgardiſt, auch wenn er nicht die Wache hat, darf ſeine Uniform während des Prozeſſes ablegen; man wird alſo in den nächſten vierzehn Tagen nichts als Soldaten ſehen, und Paris wird einem Lager gleichen. Sie glauben nicht, wie komiſch das ausſiehet, wenn in den Läden die Krämer in Uniform Zucker wiegen, Stiefel anmeſſen. Ich habe oft darüber lachen müſſen — Ich bin begierig — welche neue Revolutionen zwiſchen dieſem und meinem nächſten Briefe vorfallen werden. — Auf dem Baſtillen-Platz wird ein neues Theater gebauet. Adieu bis zur nächſten Revolution.

Achtzehnter Brief.

Paris, Dienstag den 14. Dezember 1830.

Die Polen! .. Das Theater Français hier könnte Gott verklagen, daß er auf ſeinem Welttheater Stücke aufführen läßt, wozu es allein privilegirt iſt — hohe Tragödien. Ich begreife nicht, warum die Leute noch ins Theater gehen. Mir iſt die Zeitung wie Shakeſpeare, wie Korneille. Das Schickſal ſpricht in Verſen und thut pathetiſch wie ein Schauſpieler. Die Nacht der Rache in Warſchau muß fürchterlich geweſen ſein! Und doch, als die Geſchichten in Brüſſel und Antwerpen vorfielen, glaubten wir, alle Schrecken wären erſchöpft. Ja der Tag des Herrn iſt gekommen und er hält ein fürchterliches Gericht. In den hieſigen Blättern ſtand, es wäre ausgebrochen in der Militärſchule, als man zwei jungen Leuten die Knute geben wollte. Hier war es auch ſo; auch hier haben die Zöglinge der politechniſchen Schule Alles angefangen und das Meiſte geendigt. Das gefällt mir, daß jetzt die Jugend dem Alter die Ruthe gibt. Wie wird es aber den armen Polen ergehen? Werden ſie es durchfechten? Ich zweifle; aber gleichviel. Verloren wird ihr Blut nicht ſein. Und unſere armen Teufel von Deutſchen! Sie ſind die Lampenputzer im Welttheater, ſie ſind weder Schauſpieler noch Zuſchauer, ſie putzen die Lichter und ſtinken ſehr nach Oel.

Wie können Sie mir nur jetzt mit den Juden kommen und verlangen, daß ich für ſie ſchreibe? Sie ſollen Lärm machen, ſie ſollen ſchreien. Mit guten Worten richtet man nichts aus, aber mit Drohungen viel. Die Regierungen ſind jetzt ſo ſchreckhaft, daß man Alles von ihnen erlangen kann, wenn man nur ſelbſt nicht zaghaft iſt.

In Warſchau haben die Weiber und Kinder auch mitgefochten. Konſtantin ſoll am Kopfe verwundet ſein; aber das ſind alle Fürſten. — Die preußiſche Staatszeitung leſe ich, wie auch die meiſten deutſchen Blätter. Geſtern habe ich ſogar das frankfurter Journal und die Didaskalia aufgefunden. Ich habe ſie mit Küſſen bedeckt. — Die Cholera Morbus iſt eine prächtige Erfindung. Das iſt etwas, was auch die Deutſchen in Bewegung ſetzen könnte. Möchte es nur bei uns friedlich abgehen; denn eine Revolution der Deutſchen wäre ſelbſt mir ein Schrecken. Dieſe Menſchen wiſſen noch gar nicht, was ſie wollen, und das iſt das Gefährlichſte. Sie wären im Stande und metzelten ſich um einen Punkt, über das J. Vielleicht gehet es beſſer, als ich erwarte; vielleicht, wenn der Sturm heftiger wird, werfen ſie freiwillig von ihren ſchweren Dummheiten über Bord. An unſern Fürſten liegt es nicht allein; die Ariſtokratie, die Beamten.

Geſtern las ich in einer deutſchen Zeitung: in Selters hätte das Landvolk auch eine kleine Revolution haben wollen und Unruhen angeſtiftet, und man hätte ſogleich Truppen hingeſchickt. Ich erwarte nun, daß der Bundestag den Selterswaſſerbrunnen, die wahrſcheinliche Quelle der Naſſauer Revolution, verſchütten laſſen wird. Das käme mir gar nicht lächerlicher vor, als die bisherige Hülfe, die man gegen Revolutionen angewendet. Soldaten, Gewalt, Aderlaſſen, das ſind ihre einzigen Heilmittel. Es einmal auf eine andere Art zu verſuchen, fällt ihnen nicht bei. Im Badiſchen ſcheint man nachgeben zu wollen. Die Revolution in der angrenzenden Schweiz hat wohl die Regierung ängſtlich gemacht. Die Stände kommen nächſtens in Karlsruhe zuſammen, und da hat man ſich geeilt, ein liberales Miniſterium zu bilden. Herr v. Berſtett, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und Metternich's guter Freund, iſt abgeſetzt, und noch ein anderer Miniſter. Ich möchte jetzt in Karlsruhe ſein. Ich weiß gar nicht, wohin ich mich wenden ſoll; gewiß gibt es keinen Miniſter in Europa, der ſo beſchäftigt iſt, wie ich, und gar kein Weg, etwas zu thun. Gäbe es nur ein Mittel für den Geiſt, wie das Aderlaſſen eines iſt für den Leib, ich würde es gern gebrauchen. Ich bin ſo vollſeelig, daß mir das Herz pocht. Doch iſt das ein angenehmes Gefühl. Und warum ich ſo froh bewegt bin? Von meiner Geſinnung brauche ich Ihnen nicht zu ſprechen, die kennen Sie. Daß ich mich freue über den Sieg der guten Sache, mich freue, daß der Menſch ſeinen Prozeß gewonnen gegen die Hölle, das wiſſen Sie. Aber das iſt es nicht allein, es iſt auch die Schadenfreude, zu ſehen, wie das armſelige Dutzend Menſchen in Europa, das klüger zu ſein glaubt, als die ganze Welt, mächtiger als Gott, gefährlicher als der Teufel — wie es zu Schanden wird, und von uns, die ſie wie Hunde behandelt, in die Waden gebiſſen, und aus Haus und Hof gejagt werden. Das elende Volk!

Geſtern las ich die neueſte Didaskalia, und als ich darin immer noch die „Scenen aus den Kreuzzügen" fand, mußte ich laut auflachen, und ein grämlicher Engländer ſah mich mit Erſtaunen an, als wollte er mich fragen, wie kann man lachen? Hätte ich ihm mein Vergnügen ſo recht klar machen können, es hätte ihm gewiß ſeinen Spleen vertrieben. — Der Senator *** hatte doch ſo unrecht nicht, als er vorigen Sommer ſagte, er wolle lieber Schweinhirt ſein, als franzöſiſcher Miniſter. Heute hat er gewiß Recht. Heute beginnt der Prozeß der Miniſter. Welch ein Gefühl muß das für einen alten Edelmann, wie Polignac ſein, vor allen Diplomaten Europens, mit denen er früher unter einer Decke geſpielt, vor vierzig Lumpenkerls von Zeitungsſchreibern, auf dem Armenſünderſtuhl zu ſitzen, und Rede und Antwort zu geben. Die ſpätere Strafe iſt nichts gegen dieſes Verhör. Man hat bei der Unterſuchung den Polignac am ſchuldigſten gefunden. Die Andern waren verführt. Am 25. Dezember wird das Urtheil geſprochen werden. Eine ſchöne Weihnachtsbeſcherung! Viele glauben, Polignac allein werde zum Tode verurtheilt, aber der Gnade des Königs empfohlen werden. Wie wird man ſich heute Abend um den Meſſager reißen, der um acht Uhr erſcheint, und die heutige Sitzung enthalten wird!

Vergangenen Sonntag war Benjamin Konſtants Leichenbegängniß, deſſen ausführliche Beſchreibung Sie wohl im Konſtitutionel geleſen haben werden. Ich ſetzte mich auf den Boulevards in eine Kutſche und ſah Alles bequem mit an. Länger als zwei Stunden dauerte der Zug. Was mir an Franzoſen auffiel und gefiel war, daß in der ganzen Feierlichkeit durchaus nichts Theatraliſches war, ſondern Alles ſah ernſt, geſetzt und kleinbürgerlich aus. Die Maſſe gab den Pomp. So wurde noch kein König begraben. Ich ſprach einen Mann, der vor vierzig Jahren Mirabeau's Leichenbegängniß mit angeſehen; der ſagte, ſo feierlich ſei jenes nicht geweſen. Konſtant hat vom König Philipp bei ſeiner

Thronbeſteigung 150.000 Fr. zum Geſchenke erhalten, und ſeine Wittwe wird eine Penſion bekommen. Madame Konſtant hat drei Männer gehabt. Den erſten verlor ſie durch Tod, von dem zweiten ließ ſie ſich ſcheiden, der dritte war Konſtant. Der zweite lebte in Paris und war Mitglied der Deputirten-Kammer. Nun geſchah es einmal, daß er zugleich mit ſeinem ehelichen Nachfolger, Benjamin Konſtant, in der Kammer das Wort forderte, beide zugleich auf die Tribune ſprangen, und ehe es zu verhindern war, Naſe gegen Naſe da ſtanden, worüber das ganze Haus in lautes Lachen ausbrach. Der Gram, von der Akademie Françaiſe nicht als Mitglied aufgenommen worden zu ſein, und daß die Regierung ihn nicht nach Verdienſt behandelte, ſoll ſein Ende beſchleunigt haben. Die letzten Worte vor ſeinem Tode verriethen ſeine Gemüthsſtimmung. Er ſagte: après une popularité de douze ans justement acquise — oui justement acquise — und mit dem Worte aquise hauchte er ſeine Seele aus. — Die Geſchichte mit Polen, macht die Leute hier wie betrunken. Es war immer eine große Freundſchaft zwiſchen beiden Nationen. Ein Pole in Uniform mit einem langen Säbel, hat eine Rede bei Benjamin Konſtants Grabe gehalten. Ich bin ſehr begierig auf die nächſte Revolution. Wo wird es zuerſt losbrechen?

Es wird Sie nicht überraſchen, daß ich Ihnen Victor Hugo's Gedichte ſchicke, welche Sie gewünſcht haben. Sie haben zwar nur von einem Bande Gedichte geſprochen, und ich ſchicke Ihnen drei Bände, aber dafür kann ich nichts. Es iſt nicht meine Schuld, daß Hugo drei Bände Gedichte geſchrieben. Wer kann einem Dichter Einhalt thun? Lieber in ein Mühlenrad greifen. Das koſtbarſte aller Weihnachtsgeſchenke, ſo koſtbar, daß es kein König bezahlen kann; koſtbarer als Alles, was alle Frauen der Welt erhalten, ſeitdem Chriſtus geboren, wird dieſe Weihnachten ein-

Pariſerin bekommen: Frau v. Polignac — das Leben ihres Mannes. Gerade am 25. Abends, wenn die Lichter angezündet werden zum Beſcheren, wird das Urtheil geſprochen werden, und Polignac, hofft man, würde das Leben behalten. Behüte einen Gott vor ſolchen angenehmen Ueberraſchungen.

Neunzehnter Brief.

Paris, Samstag den 18. Dezember 1830.

..... An der preußiſchen Konſtitution will ich wohl glauben, ſie wiſſen dort vor Angſt nicht mehr, was ſie thun. Es wird ein Spaß ſein, ihre Geſichter zu ſehen, wenn ſie in den ſauern Apfel beiſſen. Aber was wird das auch für eine allerliebſte Konſtitution werden! Frankreich hat großes Glück. Wer wird jetzt wagen, es anzugreifen? Vielleicht in der Verzweiflung thun ſie es doch. Ich möchte jetzt einmal in Frankfurt bei * * * ſein, wo ich dieſes Alles ſchon vor zehn Jahren vorausgeſagt habe, und wo man mich ausgelacht. Und doch iſt das alles noch nichts gegen das, was kommen wird. Näher darf ich mich darüber nicht erklären; aber Sie werden ſich wundern. Ein Sperling wird zwei Tiger verzehren, und gebratene Fiſche werden verſchiedene Arien ſingen. Und ein Dintenfaß wird austreten, und wird eine ganze Stadt überſchwemmen. Und .... aber, um des Himmelswillen, nicht geplaudert!

Ich mache Sie aufmerkſam, im Konſtitutionel den Geſetzvorſchlag über die Civilliſte zu leſen; beſonders die Einleitung, wo von der göttlichen Bedeutung eines Königs ſo ſüß-romantiſch geſprochen wird, daß man meinen ſollte, es wäre in Deutſchland geſchrieben. Ich habe mich erſchrecklich darüber geärgert. Man will achtzehn Millionen für den König. Das iſt zwar nur die Hälfte von dem, was der vorige König bekommen, aber es iſt immer noch die Hälfte zu viel. Es iſt eine Krankheit, König ſein, und man muß daum die Könige Diät halten laſſen. Zehn Millionen ſind genug. Auch hat das allgemeines Mißfallen erregt, und es heißt heute, das Geſetz ſoll zurückgenommen werden, und man wolle der Kammer frei ſtellen, wie viel ſie dem Könige geben wollen. — Ich tröſte mich wegen des Tabaks. Die ganze Welt dampft etzt, das erſetzt mir die Pfeife. — Ich leſe täglich das deutſche Journal und die Didaskalia, was mir großen Spaß macht. Wie wenig gehet in Frankfurt vor. Dies merkt man erſt hier recht, wenn man die dortige Zeitung lieſt. — Ich habe mich der Neugierde wegen in eine Art Kaſſino aufnehmen laſſen. Ich gehe heute Abend zum erſten Male hin. Es iſt koſtſpieig, man zahlt monatlich dreißig Franken; aber die Einrichtung ſoll auch prächtig ſein. Ich will Ihnen, der Kurioſität wegen, einige Stellen aus den Statuen abſchreiben:

Ancien cercle de la rue de Grammont.

Art. III. „Les salons du cercle seront ouverts ous les jours, celui de lecture à neuf heures, les autres à midi; et fermés, les salons de lecture à minuit, les autres à deux heures après minuit. — Un diner sera servi tous les jours à l'heure fixe. — Il sera servi tous les jours, et sans frais, des raffraichissemens convenables, et un thé dans la soirée. — Art. XIII. Il pourra être fait des abonnemens mensuels, en faveurs des Français et des Etrangers, habitant momentanement Paris — le prix de l'abonnement est de 30 francs par mois. — Art. XX. La société n'ayant d'autre but que de former une union d'hommes de bonne compagnie, ayant la faculté de lire les journaux, brochures et livres nouveaux, de diner ensemble, et de jouer les seuls jeux de commerce, Messieurs les sociétaires et abonnés s'interdisent toute discussion politique, et il est du devoir rigoureux de Messieurs les commissaires, de maintenir cette régle, et de la rappeler s'il arrivoit qu'un sociétaire l'oubliàt.“ Iſt das nicht auffallend, daß man nicht von Politik ſprechen darf? Das iſt ja gerade wie bei uns.

Dienstag, den 21. Dezember.

Geſtern war wieder ein unglückſchwangerer Tag für Paris, Frankreich, die Welt, und heute, morgen kann das Gewitter losbrechen. Die Regierung hat ſchon ſeit acht Tagen eine Verſchwörung entdeckt und viele Menſchen ſind arretirt worden. Man fordert das Leben der Miniſter, deren Prozeß ſich wahrſcheinlich morgen entſcheidet. Geſtern verſammelten ſich einige tauſend Menſchen vor der Pairskammer, mit drohenden Aeußerungen, und heute fürchtet man größern Aufruhr. Ich bin doch ein rechter Unglücksvogel! Ich mußte mir geſtern einen Zahn herausnehmen laſſen, und kann noch heute wegen meines dicken Geſichts nicht ausgehen. Ganz Paris kann heute in Flammen ſtehen, und ich werde nichts erfahren, bis heute Abend die Zeitung kommt. Sie freuen ſich vielleicht darüber, und wünſchen mir meine Zahnſchmerzen von ganzem Herzen. Ich ärgere mich und dazu habe ich noch 20 Fr. für das Zahnherausziehen bezahlen müſſen. Was man hier geprellt wird! Wie die Blutſauger hängen ſich die Pariſer an den Fremden und ziehen ihm das Geld aus. Ich hoffe, daß die Regierung Kraft genug haben wird, die Unruhen zu dämpfen, es bleibt aber immer eine bedenkliche Sache. Man kann auf die Nationalgarde nicht feſt zählen; ein großer Theil derſelben iſt rachedurſtig gegen die Miniſter, und würde einem Volksaufſtande keinen ernſtlichen Widerſtand leiſten. Dazu geſellen ſich noch 1) überſpannte Köpfe, die eine Republik haben wollen. 2) Mäßigere, die mit dem Gange der Regierung nicht zufrieden ſind, und eine liberalere Kammer und ein liberaleres Miniſterium wünſchen. 3) Die Anhänger Karls X. 4) Endlich die Emigrirten aus allen Ländern, Italiener, Spanier, Polen, Belgier, die Frankreich in einen Krieg verwickeln wollen, damit es in ihrem eignen Lande auch endlich einmal zur Entſcheidung komme. Dieſe Letztern ſollen beſonders großen Theil an der Aufhetzung haben. Heute wird die Pairskammer von drei und dreißig Tauſend Mann Nationalgarden und Linientruppen beſchützt ſein. Wenn es nur zu keiner neuen Revolution kömmt, mir thäte das bitter leid; denn es konnte Alles wieder darüber zu Grunde gehen. Sie werden die Vertheidigungsrede der Miniſter wohl im Konſtitutionel leſen. Am beſten nach meiner Anſicht hat Peyronnet geſprochen, der doch gewiß der Schuldigſte iſt. Aber er iſt ein Mann von feſtem Willen, und darum hat er auch am meiſten gerührt; er hat geweint und weinen gemacht. Polignac zeigt ſich als ein ſolcher Schwachkopf und ſeelenloſer Höfling, daß man ihn bemitleiden muß. Er verdient es gar nicht geköpft zu werden. Der Advokat und Vertheidiger des Guernon Ranville, Namens Cremieux, der geſtern geſprochen, iſt aus Gemüthsbewegung in Ohnmacht gefallen und mußte weggebracht werden. In welcher ſchrecklichen Lage ſind doch die vier unglücklichen Miniſter! Und ihre armen Weiber und Kinder! Gewöhnliche Verbrecher dürfen doch hoffen, die Richter würden ihnen das Leben ſchenken; aber die Miniſter müſſen vor ihrer Freiſprechung zittern, weil ſie dann ſchrecklicher als durch das Schwert des Henkers, durch die Hände des Volks ihr Leben verlören. Am meiſten dauert mich der Guernon Ranville. Dieſer iſt der

Schuldloſeſte von Allen, er hat an den Ordonnanzen den wenigſten Theil genommen, er war nur ſchwach und ließ ſich verführen. Und dieſer iſt krank und hat eine Krankheit, die ich kenne, die ich vor zwei Jahren in Wiesbaden hatte, kann ohne Schmerzen kein Glied bewegen, und ſo, bleich, leidend, faſt ohne Kraft der Aufmerkſamkeit, muß er täglich ſieben Stunden lang in der Pairskammer ſchmachten, und zuhören, wie man ſich um ſein Leben zankt! Dagegen war doch mein Rheumatismus, von Ihnen gepflegt, gewiß eine Seligkeit. Und doch ſtähle ich mich wieder, und mache mir meine Weichherzigkeit zum Vorwurfe, wenn ich mich frage; aber jene Könige und ihre Henkersknechte, wenn wir aus dem Volke ihnen in die Hände fallen, haben ſie Mitleiden mit uns? Dieſe Miniſter, die dem Volke zur Rede ſtehen, werden doch wenigſtens öffentlich gerichtet. Sie ſehen ſich von ihren Freunden umringt, ſie lernen ihre Feinde, ihre Ankläger kennen, ſie dürfen ſich vertheidigen und das Geſetz verurtheilt ſie, nicht die Rache. Und wenn ſie auch als Opfer der Volkswuth fallen, weiß man doch, daß ſie unſchuldig gemordet. Wer aber in Mailand, Wien, Madrid, Neapel, Petersburg wegen eines politiſchen Vergehens gerichtet wird, der gehet aus der Dämmerung des Kerkers in die Nacht des Grabes über, und ob ſchuldig oder unſchuldig, das weiß nur Gott.

Vormittags halb zwölf.

Mein Barbier (mein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten) erzählt mir eben, es ſähe ſchlecht aus in der Stadt. Das Militär und die Nationalgarden ziehen durch die Straßen. Das Volk ſchreit vive la ligne! à bas la garde Nationale! à bas Lafayette! (da ſieht man doch ganz deutlich, wie dieſe Bewegung von den Karliſten angelegt) la mort des Ministres! vielleicht iſt es doch gut für mich, daß ich heute nicht ausgehen kann, und wenn Sie mir verſprechen, mir die zwanzig Franken zu erſtatten, die mir meine Zahnſchmerzen koſten, will ich mit Allem zufrieden ſein und Gott preiſen. — Mein heutiger Brief wird auch nicht viel größer werden, als er jetzt ſchon iſt, ich habe keine Geduld zum Schreiben. Ich bin neugierig, was in der Stadt vorgehet, und ärgerlich, daß ich nicht ausgehen kann. — Wie konnten Sie nur glauben, daß mich Polen nicht intereſſirt! Das iſt ja der Haupakt der ganzen Tragödie. Ich meine doch, ich hätte Ihnen darüber geſchrieben, und genug vorgejubelt. Aber ſeit acht Tagen hörte ich von keiner neuen Revolution; das iſt ſehr langweilig. Ich bin wie die Branntweintrinker; nüchtern bin ich matt. Die Revolution, die heute Paris bedroht, ſchmeckt mir nicht. Das iſt Gift und verderblich. Doch ich hoffe, es geht Alles gut vorüber.

Zwanzigſter Brief.

Paris, Freitag den 21. Dezember 1830.

Das war wieder eine merkwürdige Pariſer-Woche! Aber Sie in Frankfurt, wenn Sie nur die Zeitungen geleſen, wiſſen nicht weniger davon, als ich hier; denn ich habe gar nichts ſelbſt geſehen. Seit dem vorigen Samstag habe ich wegen meines dicken Geſichts das Zimmer nicht verlaſſen, und erſt geſtern Abend war ich zum erſten Mal wieder aus. Iſt das nicht ein einziger Ort, in dem man mitten in einem Volksaufruhr, umringt von einem Lager von mehr als vierzig tauſend Soldaten, ſo ſtill und ſo einſam leben kann, wie auf dem Lande? Jetzt iſt Alles vorüber. Wollen Sie genau wiſſen, was eigentlich der Kampf dieſer Tage für eine Bedeutung gehabt, und genauer als es irgend ein europäiſches Kabinet von ſeinem Geſandten erfahren wird? Es war ein Kampf zwiſchen der alten klaſſiſchen und der neuen romantiſchen Partei in der Politik, und letztere, die ſchwächſte, weil ſie die jüngſte und unerfahrenſte iſt, unterlag. Die romantiſche Partei will individuelle Freiheit, die klaſſiſche nur nationelle haben. Wenn ſie von Karliſten leſen, glauben Sie kein Wort davon. Natürlich haben dieſe den Zwieſpalt benutzt, aber angeſtiftet haben ſie ihn ſicher nicht. Aber wie ſchade, daß ich dieſe ſchöne Oper nicht mit angeſehen. Vierzigtauſend Mann Nationalgarden, wie Rieſenbeſen die Straßen ſäubernd, und ſo unverletzend wie dieſe; denn es iſt kein Tropfen Blut vergoſſen worden. Dann Nachts bei Wachtfeuer auf der Straße bivouacquirend; die tobende Menge, der König ſelbſt patroullirend, die vereinigten Studenten, über fünftauſend, umherziehend und Ruhe und Ordnung ſchreiend — welche Scenen! Das Einzige an der Sache iſt romantiſch ſchön, daß die Miniſter nicht am Leben beſtraft worden. Das wird freilich die Despoten in Liſſabon, Mailand und Petersburg nicht abhalten, ihre wehrloſen Gefangenen zu morden; aber das wird doch der Welt zeigen, daß Völker edler ſind als Fürſten. Geſtern Abend dachte ich noch nicht daran, auszugehen, ich wollte es erſt heute; da ſah ich zufällig durch die Spalte des Fenſterladens, und bemerkte etwas ungewöhnlich Helles. Ich öffnete den Laden und ſah zu meiner Ueberraſchung, daß das gegenüber ſtehende Haus illuminirt war. Da zog ich mich ſchnell an, ließ einen Wagen kommen, und fuhr eine Stunde lang in der Stadt herum. Viele Häuſer waren illuminirt, theils aus Freude, daß die Ruhe wieder hergeſtellt, theils zur Ehre des Königs, der, noch ſpät von einer Revüe der Nationalgarde zurückkehrend, zu Pferde die Straßen durchzog. Er hatte von geſtern Mittag bis geſtern Abend neun Uhr alle Quartiere der

Stadt beſucht, und in jedem Quartier die Nationalgarden gemuſtert. Ueber den König iſt nur eine Stimme. Alle Parteien (natürlich nur die Karliſten nicht) lieben ihn. Auch iſt er ganz wie die Franzoſen, einen König lieben und brauchen. Er iſt ein Bürgerkönig. Zwar iſt er das aufrichtig, und ſo viel aus Temperament und Geſinnung, als aus Politik; aber dabei iſt er es auch zugleich theatraliſch. Er ſpricht gut, leicht, von Herzen, aber doch mit Pathos und Geberden, wie man es hier gern hat. Es iſt ſo leicht ein guter König ſein, und es koſtet die Fürſten viel größere Anſtrengung, ſich verhaßt zu machen bei ihren Unterthanen, als es ſie koſten würde, ihre Liebe zu erwerben!... Der einzige ſchöne Charakter der neueſten Zeit iſt und bleibt doch Lafayette. Er iſt die altgewordene Schwärmerei, wie ſie nie, nicht ein Mal gemalt worden iſt. Er iſt bald 80 Jahre alt, hat alle Täuſchungen, alle Verräthereien, Heuchelei, Gewaltthätigkeit jeder Art erfahren — und noch glaubt er an Tugend, Wahrheit, Freiheit und Recht! Solche Menſchen beweiſen beſſer, daß es einen Gott gibt, als das alte und neue Teſtament und der Koran zuſammen. Noch heute, zwar von Vielen geliebt, von Allen geachtet, aber auch von Allen verkannt, wird er nur von ſeinen Feinden nicht betrogen, die ihren Haß offen ausſprechen; aber von ſeinen Freunden gebraucht, mißbraucht, getäuſcht und oft verſpottet. Er iſt wie ein Gottesbild im Tempel, in deſſen Namen heuchleriſche Prieſter fordern, wonach ihnen ſelbſt gelüſtet, und die heimlich das gläubige Volk und ſeinen Gott auslachen. Er aber gehet ſeinen Weg unveränderlich wie die Sonne, und unbekümmert, ob die Guten ſein Licht zu guten Handlungen oder die Böſen zu ſchlechten gebrauchen. Wie lange wird es noch dauern, bis Frankreich Lafayette's würdig iſt! Aber es wird einmal kommen. Er erſcheint mir wie die Mauer ein neuer zu gründenden Stadt, die man rund umhergezogen, und inwendig iſt noch Alles öde und kein Haus iſt gebauet.

Samstag, den 25. Dezember.

Als ich geſtern über die Rue de la paix ging, begegnete ich einem Trupp Nationalgarden, Trommel voraus, die auf einer Bahre die lorbeerbekränzte Büſte des Königs trugen, ich weiß nicht wohin, wahrſcheinlich in eine Wachtſtube. Luſtig Volk die Franzoſen; den ganzen Tag Komödie. — Jetzt macht die Schuljugend der Regierung wieder Viel zu ſchaffen, und ich habe meine herzliche Schadenfreude daran. Die Schulen haben in dem Aufſtande dieſer Tage zur Herſtellung der Ruhe ſehr viel beigetragen. Nun hat vorgeſtern die Kammer den Schulen feierlichſten Dank votirt. Dieſe aber haben geſtern Abend in einer Zeitung Proklamationen drucken laſſen, worin ſie höhniſch der Kammer ſagen: Euern Dank begehren wir nicht, gebt uns die Freiheit, die ihr uns verſprochen, „la liberté qu'on nous marchande maintenant et que nous avons payé comptant au mois de Juillet.“ O wie Recht haben ſie! Ihr in Deutſchland braucht gar nicht ſo ſtolz zu ſein, wir haben hier ſo dumme Leute als dort auch. Hier ſagen ſie auch, die Franzoſen ſind noch nicht reif zu mehr Freiheit, als ſie jetzt beſitzen, das müſſe der Zukunft überlaſſen bleiben. Und ſo bleiben ſie nun ſtehen; bis die Zukunft im Gallopp herkömmt und ſie umwirft, ſtatt wenn ſie der Zukunft entgegen gegangen wären, Alles friedlich wäre geordnet worden. Ganz gewiß, Frankreich wird früher oder ſpäter noch eine Revolution erleiden. Es iſt der Fluch der Menſchen, daß ſie nie freiwillig vernünftig werden, man muß ſie mit der Peitſche dazu treiben. Es iſt zum Verzweifeln, daß Lafayette, der Einzige, der es aufrichtig mit der Freiheit meint, einen ſo ſchwachen Charakter hat. Er, wenn er wollte, könnte Alles durchſetzen. Er brauchte nur zu drohen, er würde das Kommando der Nationalgarde aufgeben, und ſich zurückziehen, wenn man den Franzoſen nicht gäbe, was man ihnen verſprochen, und der König, die Miniſter und die Kammer müßten nachgeben.

Der König von Baiern glaubt wahrſcheinlich, weil er ſo Viel gereimt hat in ſeinem Leben, dürfte er ſich auch Ungereimtes erlauben. Der Lieſching, den ich viel kenne, iſt der fünfte Schriftſteller, der ſeit Kurzem auf ſo ſchnöde Weiſe von München verjagt worden. „Vor der Hand als unpaſſend ausgewieſen,“ iſt ſehr ſchön geſagt. Der deutſchen Deſpotie werden vor Alterſchwäche die Glieder ſteif. Dieſes Betragen der baieriſchen Regierung iſt ſo ganz über die Maßen dumm, ſo ganz ungewöhnlich verkehrt, daß ich denken möchte, es ſteckt unter der Dummheit eine Art Superklugheit; daß ſie nämlich unter dem Scheine des Einverſtändniſſes mit der jetzt völlig toll gewordenen Bundesverſammlung ihre eigenen Pläne verfolgt. Anders kann ich mir es nicht erklären. Aber vielleicht irre ich mich auch; es gibt nichts Genialiſcheres als der Blödſinn einer deutſchen Regierung, er iſt gar nicht zu berechnen.

Was mir an der polniſchen Revolution am Beſten gefällt, iſt, daß man in Warſchau den Chef der geheimen Polizei gehenkt hat, und daß man die Liſte aller Polizeiſpione drucken läßt. Das wird, hoffe ich, den Spionen anderer Länder zur Warnung dienen. Dieſe geheime Polizei gibt einer deſpotiſchen Regierung weit mehr Sicherheit, als es ihre Soldaten thun, und ohne ſie wäre die Freiheit ſchon in manchem andern Lande feſtgeſtellt. Die geheime Polizei hat in Warſchau täglich 6000 Gulden gekoſtet. Dieſe Notizen und andere Papiere, die ſich auf die Polizei beziehen, hat man in Konſtantins Schloſſe gefunden. Dreißig junge Leute von der Kadettenſchule drangen in das Schloß. Die

Hälfte davon iſt geblieben. Drei Generale wurden im Vorzimmer Konſtantins getödtet. Dieſer rettete ſich mit Mühe. Die Verſchwornen begegneten Konſtantins Frau, vor der ſie ſich ſehr artig verneigten und ſagten, mit ihr hätten ſie nichts zu ſchaffen, ſie ſuchten nur ihren Mann. Ich fürchte aber, den armen Polen wird es ſchlecht gehen. Der Kaiſer Nikolaus ziehet ihnen mit Macht entgegen, und ich weiß nicht, wie ſie widerſtehen können. Doch verlaſſe ich mich auf Gott. — — — Gemüthsbewegung! nein. Das iſt nicht wie früher, wo wir in einer ſchweren Kutſche ſaßen, und mit der guten Sache langſam fortrollten, geſtoßen wurden, langſam den Berg hinaufſchleichen mußten, auch manchmal umgeworfen wurden — jetzt trägt uns ein großes Schiff ſchlafend über das Meer, und der Wind treibt ſchnell. Kein Staub, kein Rütteln, keine Müdigkeit. Stürme können kommen, Klippen; aber das macht mich erſt recht munter. Die kleinen Zänkereien, das weibiſche Keifen des Schickſals, nur das konnte mir Gemüthsbewegung geben. Die Tyrannei kann uns noch einmal beſiegen; aber dann wird es doch im offnen Kampfe geſchehen, nachdem wir uns gewehrt haben. Uns wie Hunde prügeln und an die Kette legen, damit iſt es aus. Nur nicht wehrlos fallen. Ich bin ſehr ruhig, und ſchwimme vergnügt wie ein ungeſalzner Häring im Weltmeer herum.

Ein und zwanzigster Brief.

Paris, Sonntag den 26. Dezember 1830.

Ich ſcherze und bin doch ganz von Herzen betrübt, und aus Verzweiflung ließ ich mir eine Taſſe Chokolade holen. Ich will denken, die Chokolade habe mir dickes Blut gemacht, ſonſt nichts. Aber meine Träume von Frankreichs Freiheit ſind auch dahin. In der Politik iſt weder Sommer noch Winter, es iſt der erbärmlichſte Revolutions-Frühling, der mir je vorgekommen. Nicht warm genug des Feuers zu entbehren, und nicht kalt genug zum Einheitzen, fröſtelt man ohne Rettung. Bei uns zu Hauſe weiß man doch woran man iſt; es iſt Winter und man trägt Flanell. Es iſt doch ein ſchönes Land, wo, wie ich geſtern in deutſchen Zeitungen geleſen, man ſich auf der Straße und in den Kaſſinos bang und freudig einander fragt, wird der Herzog von Koburg wieder heirathen oder nicht? und man ſchweigt und lächelt — und wo der Staatsrath Niebuhr in Bonn, da er gedruckt geleſen, er habe früher in Rom mit de Potter Umgang gehabt, mit Händen und Füßen gegen dieſe Läſterung zappelt, wie ein Kind gegen das kalte Waſchen, und behauptet auf Ehre, er habe dieſen Unheilſtifter nie mit den Fingern berührt! Aber hier? Die Wieſen waren ſchon grün und jetzt ſchneit es wieder darauf. Die Kammer, dieſe alte Kokette, die ſich ſchminkt, Mäulchen macht und auf die Jugend läſtert — ich könnte ſie auspeitſchen ſehen. Als ſie noch ſelbſt jung war, war ſie ſo ſchlimm als Eine. Man hat Lafayette als Kommandant der Nationalgarde abgeſetzt, und der Kriegsminiſter hat der ganzen politechniſchen Schule Arreſt gegeben! Dieſe jungen Helden waren es, welche den Kampf im Juli gelenkt, und ohne ſie wären alle Deputirten und alle dieſe Miniſter vielleicht eine Speiſe der Raben geworden. Lafayette war es, der die Revolution rein erhalten und vor Anarchie bewahrt, und ihm hat Orleans ſeine Krone und die Fürſten Europa's zu verdanken, daß Frankreich keine Republik geworden. Er hat dem Volke geſagt, es wäre möglich, daß ein König die Freiheit liebe, und man hat es ihm geglaubt. Behüte mich Gott, daß ich je Theil an der Staatsgewalt bekomme! Ich ſehe es hier an den

Beſten, daß, ſobald man zur Macht kömmt, man erſt das Herz, dann den Kopf verliert, und daß man vom Verſtande nur ſo viel übrig behält, als man braucht, das Herz nicht wieder aufkommen zu laſſen. Es iſt hier keine Zweideutigkeit, kein Unverſtand, keine Deutelei — man hat wörtlich nicht Wort gehalten, man hat dem Volke nicht gegeben, was man ihm verſprochen. Die Machthaber reden hier ganz ſo, wie bei uns: von wenigen Unruhſtiftern, die das Volk verführten, von jugendlicher Schwärmerei, von Republikanern. Aber kein Menſch will Republik, man verlangt nur die republikaniſchen Inſtitutionen, die man in den Tagen der Noth verſprochen. Für die Machthaber hier (wie bei uns) fängt da, wo ihr eigner Vortheil aufhört, die Schwärmerei an. Eben erzählte mir Jemand, man ſpräche heute davon, Lafitte und Dupont würden aus dem Miniſterium treten, und der Präfekt von Paris abgeſetzt werden. Ich zweifle nun zwar gar nicht, daß die Regierung mächtig genug iſt, es durchzuſetzen, und jeden gefährlichen Ausbruch zu verhüten. Aber was wird dabei gewonnen? Die Ruhe, die ſich auf eine allgemeine Zufriedenheit aller Bürgerklaſſen gründet, die einzig wünſchenswerthe und dauerhafte, wird ſie auf dieſe Weiſe nicht gründen. Die Unzufriedenheit wird ſich aufhäufen, die Mißvergnügten werden ſich vermehren, bis ſie ſtärker werden als die Regierung, und dann gehet der Kampf von Neuen an. Wenn ich einmal Miniſter werde, halten Sie mir meine demokratiſchen Briefe vor die Augen. Ich weiß ſchon jetzt, was ich Ihnen antworten werde — nichts werde ich antworten. Ich werde lächeln und Sie auf meinen nächſten Ball einladen, und dann werden Sie auch lächeln. Wir Miniſter und Ihr Menſchen, wir ſind nun einmal nicht anders. Jetzt will ich mich ankleiden und die Zeitungen leſen, neuen Aerger zu ſammeln. Im Rocken iſt mehr Nahrungsſtoff als in

Kartoffeln, im Weizen mehr als im Rocken, aber am meiſten iſt im Aerger. Schnee und Weh iſt hier das Neueſte. Habt Ihr auch Schnee? nach Weh brauche ich wohl nicht zu fragen.

Dienſtag, den 28. Dezember.

Ich glaube nicht, daß ich Talent zu poetiſchen Naturbeſchreibungen habe; ich grüble zu viel und ſammle mehr Wurzeln als Blüthen. Aber mit der Reiſe, nach wiederhergeſtellter Ruhe, damit haben Sie recht. Ich möchte wohl gern einmal Seelenfrieden genießen. Bis künftiges Jahr ſind die Oeſterreicher aus Italien verjagt, und dann könnte man hinreiſen. Zwar wird es alsdann in Italien noch nicht ruhig ſein, aber nur die ſchreckliche Ruhe unter Oeſterreich könnte mich aus dem Lande entfernt halten, nicht die Unruhe der Freiheit, noch die der erzürnten Natur. Was der **** prophezeihet, iſt auch mir offenbart worden. Man wird es in Frankfurt früher als in Paris erfahren. Fürchterlich! Es ſtehet mir klar vor Augen, wie die Schnitter der Zeit mit ihren kleinen Meſſern die großen Senſen wetzen. — Hieſige Blätter ſagen beſtimmt, im nächſten Monate würde in Preußen eine Konſtitution promulgirt werden, und ein Brief aus Berlin, den ich geſtern geleſen, behauptet das Nämliche. Aber eine Konſtitution, die man im Dunkeln macht, kann nur ein Werk der Finſterniß werden. Die Freiheit, die man von Herren geſchenkt bekömmt, war nie Etwas werth; man muß ſie ſtehlen oder rauben.

Es iſt doch gar zu traurig mit Briefen, die ſo weit auseinander ſtehen, wie die unſrigen; man wünſcht einem viel Vergnügen zum bevorſtehenden Schmauſe, und wenn man den guten Wunſch lieſt, hat man ſchon den Katzenjammer. Sie wiſſen in Ihrem Briefe noch den Ausgang des Prozeſſes nicht, und was iſt ſeitdem nicht Alles vorgegangen! Paris hat jetzt wirklich den

Katzenjammer vom Schmauſe im Juli, und bei mi thut der Ekel vom Zuſchauen dieſelbe Wirkung, wi bei den Andern das Trinken. Die Regierung iſt jetz ganz in den Händen von Mechanikern, die den Staat als eine Uhr betrachten, wozu ſie den Schlüſſel haben, und die gar Nichts wiſſen von einem Leben, das ſich ſelbſt aufzieht. Das Herz ſoll ſchlagen zur beſtimmte Minute, und das nennen ſie Ordnung! Es iſt Alle wie bei uns, nur daß bei uns Werk und Zifferblat bedeckt ſind, hier aber ſich in einem gläſernen Gehäuſ befinden, das alle Bewegungen ſehen läßt; der Gang iſt der nämliche.

Mit dem hieſigen Kaſſino bin ich ſehr getäuſch worden. Das ſind meiſtens alte, reiche und vornehme Leute, die mit einander flüſtern und ſehr ariſtokratiſch Ausſehen. Der Fluch geſchloſſener Geſellſchaften iſt ſehr deutlich ausgedrückt in dieſen verſchloſſenen Geſichtern. Man meint es wären Diplomatiker. Ich werde nich wieder hingehen, und für die fünfzehn Franken, di ich bezahlen mußte (für 14 Tage) habe ich doch ei neues Beiſpiel zu meiner alten Theorie gefunden: Langeweile iſt die Tochter des Zwanges, und Freiheit iſ die Mutter geſelliger Freuden. Wie kann es ander ſein? In dieſem Kaſſino darf nicht von Politik geſproche werden. Und dürfte man nicht vom Monde ſprechen doch ſonſt von Allem, das hätte die nämlichen Folgen. Jeder Zwang iſt Gift für die Seele.

Wir haben jetzt prächtiges Wetter! Auf die Kält eines Tages folgte gleich Thauwetter. Dreck bis a die Knie (es iſt ein gutes, ehrliches, deutſches Wort), die Gaſſen ein Eismeer. Es iſt doch ſonderbar, da ſich die Franzoſen aus dem Drecke nichts machen! Si gehen luſtig durch, als gingen ſie über eine Blumenwieſe. Aber ein paar Grade Kälte bringt ſie zur Verzweiflung. Sie ſperren ſich dann gleich ein. Was bi ich ſo vergnügt, daß ich acht paar gute waſſerdicht

Stiefeln mit hieher gebracht. Es macht mir die größte Freude, ihre deutſche Treue auf die Probe zu ſtellen und damit durch den Schlamm zu waten. Pariſer-Sohlen ſind nicht dicker als zwei über einander gelegte Oblaten, man könnte den Puls hindurch fühlen.

Ich hoffe doch mit Vielen hier, die Polen werden es durchſetzen. Man gewinnt immer, wenn man keine andere Wahl hat als zwiſchen Sieg oder Tod. Vom Kaiſer Nikolaus iſt keine Gnade zu hoffen, die Polen müſſen ihn begnadigen. Wie es in Preußiſch-Polen ausſieht, weiß ich nicht, die heutigen Zeitungen ſprechen auch von einer Revolution, die ſich dort begeben haben ſoll. Von Oeſterreichiſch-Polen darf man, wie ich glaube, Etwas erwarten. Das kluge Oeſterreich kann ſich da vielleicht eine dumme Falle gelegt haben. Die italieniſchen Regimenter, welchen ſie nicht trauten, haben ſie ſchon vor mehreren Jahren aus ihrem Vaterlande gezogen und ſie nach Gallizien verſetzt, und jetzt, wenn ſich die Polen inſurgiren, ſind dieſe Regimenter wahrſcheinlich geneigt, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Sei Einer klug heute; betrüge Einer den lieben Gott!

Nun Glück zum neuen Jahre! und möge es uns und unſern Freunden im neuen Jahre beſſer gehen, als Kaiſern und Königen. Das ſind beſcheidene Wünſche, die wohl der Himmel erhören wird. Ich werde dem Konrad ſagen: wenn ein Kaiſer kommt, ſehen Sie ihm auf die Hände und laſſen ihn nicht allein im Zimmer. Im nächſten Jahre wird das Dutzend Eier theurer ſein als ein Dutzend Fürſten.

Zwei und zwanzigster Brief.

Paris, Freitag den 31. Dezember 1830.

Die polniſchen Juden zeigen ſich brav, ſie wollen ſich ein Vaterland erkämpfen. Waffen in der Hand, das ſind beſſere Gründe, Freiheit zu gewinnen, als Prozeßſchriften beim deutſchen Bundestage eingereicht. Schon im Jahre 1791 haben ſich die polniſchen Juden gut gehalten; ſie bildeten damals ein eigenes Regiment, das, als der wilde Suwarow nach Warſchau kam, ganz ausgerottet werden. Wie wird es dieſes Mal werden? — Heute, dieſe Nacht wird etwas Großes, etwas Entſetzliches geſchehen. Es wird ein Sturm ſein, der die Menſchheit dahin ſchleudern wird, wohin ſie der Kompaß, ſelbſt bei der günſtigen Fahrt dieſer Zeit, erſt ſpät geführt hätte. Wenn das Schickſal die Stunde nicht verſchläft, wird es eine entſcheidende Nacht werden.

Geſtern Abend war ich in einer Geſellſchaft, die man in Paris nicht ſuchen würde — in einer philoſophiſchen „Conversations philosophiques" ſtehet über den gedruckten Einlaßkarten. Junge Leute, Schriftſteller und andere, aber ſehr elegante Herren, mit den feinſten Röcken und Kravatten, verſammeln ſich an beſtimmten Tagen in einem ſehr eleganten Lokale, und philoſophiren bei Limonade, Orgeade und Himbeerſaft. Mir war das amuſanter als die Variétés. Immer Zwei ſtehen beiſammen, um ſie bildet ſich eine Zuhörer-Gruppe, und wird dann geſtritten über Gott, Unſterblichkeit, äußere Sinne, innere Sinne, Natur, Attraction, daß es eine Luſt iſt. Hegel würde vergehen vor Lachen. Keiner weiß, was er will. Es gibt nichts komiſcher. Und doch begreife ich nicht recht, warum dieſe guten Leute darin ſo zurück ſind. Zwar waren die Franzoſen nie tiefſinnige Philoſophen auf deutſche Art; doch hatten ſie im vorigen Jahrhunderte in einer gewiſſen praktiſchen Philoſophie viel Gewandtheit erlangt, und die Schriften und die Geſellſchafter der damaligen Zeit waren ganz parfümirt davon. Es ſcheint aber, in der Revolution haben ſie das Alles wieder vergeſſen, und die jungen Leute fangen jetzt von vorn an. Einer fragte mich, ob ich mich auch mit Philoſophie beſchäftigt? Ich ſagte: O gewiß, uns Deutſchen iſt die Philoſophie Kinderbrei. Ein Anderer fing mit mir an von Kant zu ſprechen, und als er glaubte, ich hätte den Namen nicht verſtanden, dachte er wohl, er hätte ihn falſch ausgeſprochen und wiederholte Kánt. Ein Dritter ſagte mir, Anatomie wäre die Hauptſache in der Philoſophie. Ich antwortete: Ganz gewiß. Wären Sie keine Frauenzimmer, ich könnte Ihnen noch die ſchönſten Dummheiten erzählen; aber Sie verſtehen das nicht. Und mit welcher Leidenſchaftlichkeit wurde geſtritten! Ich dachte, ſie würden ſich einander in die Haare fallen. Aber die Franzoſen haben eine bewunderungswürdige Gewandtheit, einen Streit bis an die Grenze der Beleidigung zu führen, ohne dieſe zu überſchreiten, und mit den Händen ſich einander unter die Naſe zu geſtikuliren, ohne ſich Ohrfeigen zu geben. Ich ſaß auf einem Sopha von blauer Seide, unter den Füßen eine Decke von Pelz, trank ein Glas Orgeade nach dem andern und beneidete das glückſelige Volk, das gar nichts weiß von dem, was es nicht weiß, entgegengeſetzt uns armen Deutſchen, die wir am Beſten kennen, was wir nicht kennen. „Eh bien je vais vous exposer ma doctrine“ ſagte einmal ein junger blaſſer Menſch mit einem Schnurrbarte zu einem Andern ohne Schnurrbart . . . und da ſagte er ihm Etwas, was in jedem deutſchen ABC-Buche ſtehet.

Samſtag, den 1. Januar 1831.

„Proſ't neu Jahr!“ Aber es iſt eine dumme Geſchichte, ich bin ſchon gewohnt daran, es iſt ſchon Mittag. Dieſes Jahr iſt mit Zähnen auf die Welt gekommen, und will ſich nicht wickeln laſſen. Es wird mit Blut getauft werden. Könnte ich nicht einen Kalender ſchreiben? Ich ſpräche wie ein Prophet. Ein großer Fürſt wird ſterben in dieſem Jahre. Aber das iſt falſch prophezeihet; es lebt gegenwärtig kein großer Fürſt. Aber der Frühling wird naß werden (nicht von Waſſer) der Sommer heiß (nicht blos von der Sonne) und der Herbſt gut (nicht blos an Wein). — Unſer König hier ſoll und will in die Tuilerien ziehen, weil das Palais-Royal wirklich zu klein iſt, und auch ſonſt zur königlichen Wohnung nicht ſchicklich. Aber die Königin ſträubt ſich mit aller Macht gegen die Tuilerien. Sie ſagt, das wäre une maison de malheur. Die Frau hat Recht, und ich hätte auch abergläubiſche Furcht davor. — Beim Konſeil in Genf wurde von einem Deputirten den Antrag gemacht, den Juden die bürgerliche Freiheit zurückzugeben, die ſie bis zum Jahre 1816, wo die franzöſiſche Herrſchaft aufhörte, genoſſen haben. Der Antrag wurde von Vielen unterſtützt. Die Zeit wird auch bald für Deutſchland kommen, wo die bürgerlichen Verfaſſungen Verbeſſerungen erfahren werden, und das nicht blos durch Revolution, ſondern auch auf friedlichem Wege, weil die Regierungen nicht länger werden ausweichen können. Dann wird auch wieder von Juden die Rede ſein, und unſere Juden thun ſo Vieles, ſich bei den Freunden der Freiheit unbeliebt zu machen. Ich begreife das nicht recht. Dieſe Menſchen ſind doch ſonſt ſo klug auf ihren Vortheil, und wiſſen immer den Mantel nach dem Winde zu hängen. Was wollen ſie denn jetzt noch von den Fürſten und Miniſtern haben? Es iſt nichts mehr an ihnen zu verdienen. Sie ſollten ſich jetzt dem Volke zuwenden, ihre Geldkaſten verſchließen, und den großen Herren den Rücken zukehren.

Drei und zwanzigster Brief.

Paris, Dienſtag den 4. Januar 1831.

Saphir iſt hier, und ſein Anfang iſt nicht ſchlecht. Schon haben einige Blätter von ihm geſprochen, als von Einem, den der Zorn ſeines Königs verfolgte. Da wird nun natürlich auch gelogen, ſo viel nöthig iſt, um einen guten Witz zu machen. Im Figaro ſtand ohngefähr Folgendes: Der König von Baiern, ſelbſt Poet, habe aus poetiſcher Eiferſucht den Saphir verjagt. . . . Der Vorwand ſeiner Verbannung wäre geweſen, weil er gegen das Theater geſchrieben, der eigentliche Grund aber, weil Saphir dem König ein hübſches Mädchen abwendig gemacht. Sie hätten ſich entzweit pour une bavaroise (das bekannte Kaffehaus-Getränk). Der König von Baiern wird genannt: „sa majesté brutale.“ Als ich das las habe ich, treuer deutſcher Unterthan aller Fürſten ohne Unterſchied, mich gekreuzigt. Aber der König von Baiern beträgt ſich doch gar zu wunderlich. Das iſt ein Gelehrter, der bringt ſeine Verirrungen in ein Syſtem, und da iſt keine Hülfe mehr. . . . Es iſt gar keine Möglichkeit, die deutſchen Regierungen zu parodiren. Erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen vor einiger Zeit, als ich mich darüber geärgert, daß man hier für die Zeitungen die Kautionen beibehalten, geſchrieben: es wäre recht ſpaßhaft, wenn ſie in Deutſchland das mit den Kautionen nachahmten. Zenſur und Kaution! Das ſollte ein Witz von mir ſein, im Ernſte hielt ich das für nicht möglich. Aber es iſt eingetroffen. In einem hieſigen Blatte las ich heute aus Baiern, daß man von einem gewiſſen Coromans, der eine Zeitung herausgeben will, Kaution verlangt habe. Das iſt gerade, als wolle man von Einem, den man in den Kerker wirft, und an Händen und Füßen kettet, noch eine Kaution fordern, daß er nicht fortläuft.

Ich habe in der Berliner Zeitung die Proklamation des ruſſiſchen Kaiſers an die Polen geleſen. Sie iſt im alten Style datirt und im alten Style geſchrieben. Der ſpreizt ſich! Der will den Helden machen und den europäiſchen Fürſten zeigen, wie man mit Revolutionen fertig wird. Schlimm für die Polen, wenn es ihm gelingt, aber dann noch ſchlimmer für die andern Fürſten. Sie werden es ihm nachmachen wollen, ſie werden die Zügel loslaſſen, durch welche ſie bis jetzt mit ſo großer Anſtrengung ihre eigne Leidenſchaft gebändigt, ſie wird durchlaufen und ſie abwerfen. — In München und Göttingen waren auch wieder Unruhen. Deutſchland zahnt. Das arme Kind! Nichts iſt komiſcher als die Art, wie die deutſchen Regierungen von ſolchen Unruhen Bericht erſtatten. Sie ſtellen ſich an, als wäre ihnen an ſolchen unbedeutenden Vorfällen nicht Viel gelegen, und ſind doch voll tödtlicher Angſt. Sie machen Geſichter wie Menſchen, die Leibſchmerzen haben, und ſich luſtig ſtellen wollen. — — Die alte Genlis iſt geſtorben. Sie ſtarb den ſchönen Tod auf dem Schlachtfelde — die Feder in der Hand. Sie hat viel gelebt und viel erlebt. Wenn die an das Himmelsthor kommt, welch merkwürdigen Paß kann ſie vorzeigen, von allen Regierungen viſirt, von allen Zeiten geſtempelt! Sie kann ſich nicht beklagen, ſie hat ein empfängliches Herz gehabt und hat tauſend Jahre gelebt.

Was glauben Sie wohl, das mich hier täglich am Meiſten daran erinnert, daß jetzt Frankreich mehr Freiheit hat als ſonſt? Der Telegraph. Unter der vorigen Regierung war ich zwei Jahre in Paris und ich kann mich keinen Tag erinnern, wo ich den Telegraphen aus dem Tuilerien-Garten nicht in Bewegung geſehen. Aber ſeit einem Vierteljahre, das ich jetzt hier bin, habe ich, ſo oft ich auch in den Tuilerien war, den Telegraphen noch nicht ein Mal arbeiten geſehen. In Friedenszeiten hat der Telegraph nur geſetzwidrige Befehle zu überbringen. Die Herrſchaft der Geſetze bedarf keiner ſolchen Eile und duldet keine ſolche Kürze. Wie ſchön und frühlingswarm war es geſtern in den Tuilerien! Dort habe ich Paris am liebſten. Die Wege ſind ſo breit, und breite Wege ſind zu eng für Philiſter; da fürchte ich keinem zu begegnen, ſchlenkere ſorglos umher und ſehe Jedem ins Geſicht. Es iſt nicht möglich, in den Tuilerien kleinſtädtiſch zu bleiben. — Geſtern bemerkte ich wieder eine artige Pariſer-Charlatanerie. Auf der Straße ſah ich eine Art Diligence, angefüllt mit Knaben, und auf allen Seiten des Wagens ſtand mit großen Buchſtaben geſchrieben: Inſtitut von Herrn N. zu Paſſy, Straße, Nr., und ſo wurden die fröhlichen Kinder als lebendige Muſterkarten eines Inſtituts in Paris herumgefahren, andere Kinder und ihre Eltern anzulocken. Hier verſtehet man die Geſchäfte.

Vier und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerstag den 6. Januar 1831.

Suchen Sie ſich Diderots Briefe zu verſchaffen. Ich bin jetzt mit dem zweiten Theile fertig. Daß ſo breite Briefe zugleich ſo tief ſein könnten — ich hätte es nie gedacht. Sie nehmen kein Ende, und doch hört das Vergnügen, ſie zu leſen, nur mit jeder letzten Zeile auf. Alles iſt darin, das Schlechte und Gute, Schöne und Häßliche, Gift und Balſam, Geſtank und

Wohlgeruch, Ekel und Erquickung des achtzehnten Jahrhunderts. Denn man muß jene Zeit als die Apotheke betrachten und die franzöſiſchen Schriftſteller als die Apotheker, welche unſer Jahrhundert geheilt haben. Sollten Sie wohl glauben, daß ich Menſch, ein Vierziger, der alle ſieben Farben durchgelebt hat, mehr als zwanzig Male dabei roth geworden bin? und ich war doch allein — aber allein mit Gott und der Natur. Ein Frauenzimmer darf das ohne Furcht leſen; kann ſie das verſtehen, kann ſie nicht mehr erröthen. Welche Unſittlichkeit. Es iſt wahr, die franzöſiſche Sprache iſt eine Art Flor, der den häßlichen Anblick bläſſer und milder macht; aber der Deutſche, der ſich beim Leſen das überſetzt, ziehet den Flor weg, und ſchaudert zurück. Jene Menſchen hätten doch wenigſtens aus Dankbarkeit die Zucht mehr ſchonen ſollen, da ſie ihnen das Vergnügen verſchafft, ſie zu verſpotten und mit Füßen zu treten. Und wo ſie Recht haben, das iſt am Schrecklichſten! Den ſchönen Aberglauben der Unſchuld, der eine irdiſche Freude zur himmliſchen macht, zerſtören ſie, und von der ganzen Ewigkeit bleibt nichts übrig, als eine Minute. Und ſo verfuhren ſie mit der Tugend und mit der Religion. Waren jene Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts darum ſittenlos, entartet, ſchlecht, gottlos? Gewiß nicht. Sie führten Krieg. Die Heuchelei hatte ſich mit der Sittſamkeit umhüllt; ſie mußten dieſe zerreißen, um jene in ihrer häßlichen Nacktheit zu zeigen. Die Prieſterſchaft hatte ſich hinter der Religion verſchanzt; ſie mußten über die Religion wegſchreiten, um zu den Pfaffen zu gelangen. Der Despotismus führte das Schwert der Geſetze; ſie mußten ihn entwaffnen, um ihn zu beſiegen. Daher jene Zeit der Sittenloſigkeit, des Unglaubens, der Anarchie. Sie iſt vorüber, Frankreich geſunder als je geweſen, und Doktor und Apotheker ſind verſchmäht, vergeſſen.

Samſtag, den 8. Januar.

Heute iſt es ſehr kalt, ganz Winter. Wie geht es Euch? Aber was liegt daran! Gegen Froſt hat man Kamine und warme Kleider; wenn nur das Herz nicht friert. Die deutſchen Froſtkünſtler (ſo überſetze ich ſehr ſauber das franzöſiſche Glacier) mögen nur dies Mal ihren Eiskeller recht reichlich verſehen, doch hinauf bis an das Gewölbe; denn es wird ein heißer Sommer werden. Und wer weiß, ob es im nächſten Jahre wieder friert. Ich denke, die Bären ſollen es in unſerm Lande nicht lange mehr aushalten können. — Haben Sie Viktor Hugo's Gedichte ſchon geleſen? Ich empfehle Ihnen auch ſeine Romane: Le dernier tour d'un condamné; Bug-Jargal; Han d'Islande. Alles herrlich, voll Sommergluth; aber man ſehnt ſich manchmal nach Schatten und Kühle, und die fehlen. Kaum gehet die Geſchichte auf, ſo ſtehet ſie ſchon im vollen Mittagsglanze da, gehet im vollen Mittagsglanze unter; die Augen thun Einem weh und man verſchmachtet vor Hitze. Hugo iſt erſt einige und zwanzig Jahre alt, aber das Alter kann ihn nicht ändern; denn die romantiſche Poeſie, (wie man das hier nennt) iſt erſt in ihrer Jugend, und das ganze Geſchlecht wird darüber hingehen, bis ſie beſonnener wird und ſich mäßigen lernt, und lernt Gründe annehmen. Ich habe den Hugo etwas Weniges geſprochen, bin aber gar nicht begierig, ihn näher zu kennen; denn es iſt nicht nöthig und nicht möglich. Dem geiſtreichſten franzöſiſchen Schriftſteller liegt die ganze Seele vorne im Munde; ſie hat kein geheimes Kabinet, keine Hinterthüre, wozu man blos nach genauerer Bekanntſchaft dringt. Hugo iſt mündlich nicht anders wie die Andern. Das iſt nicht wie bei uns. Ein deutſcher Dichter iſt ein frommer treuer Knecht der Poeſie, und er trägt ihre Farbe. Aber ein franzöſiſcher Dichter iſt Herr der Poeſie, ſie trägt ſeine Livree und gehet hinter ihm, wo er öffentlich erſcheint.

Sie fragen, ob Frankreich den Polen beiſtehen wird? Wahrſcheinlich geſchieht es. Frankreich wäre ja ganz von Sinnen, wenn es dieſe Gelegenheit, Rußland zu ſchwächen, die nicht zum zweiten Male wiederkehrte, ungebraucht vorüber gehen ließe. Würden die Polen beſiegt, dann kehrte ſich Rußland gegen Frankreich. England hat gleiches Intereſſe und ich hoffe, ſie vereinigen ſich, den Polen zu helfen. Sie können zwar Rußland nicht zu Lande, aber doch zur See angreifen, und können es beſchäftigen, indem ſie durch Geld und Intriguen Unruhen auch in den andern ruſſiſchen Provinzen anzetteln. Es iſt zwar gegründet, daß die polniſche Revolution von dem Adel ausgegangen, ich glaube aber darum nicht, daß das Volk gleichgültig dabei geblieben. Die Armee, die den größten Enthuſiasmus zeigt, beſtehet ja aus Bauern, übrigens ſind die Bürger in den Städten keine Leibeigne, und auf dieſe kömmt Alles an. Denn die Polen können ſich in keine Gefechte auf dem offnen Lande einlaſſen, ſie müſſen ſich in den Städten verſchanzen und wehren; thun ſie das nur ſtandhaft, ſind die Ruſſen, wenn auch noch ſo mächtig, verloren. Ich hoffe das Beſte, denn ich zähle auf die Weisheit Gottes und auf die Dummheit ſeiner ſogenannten Stellvertreter. Hier gehet es ſchlecht, man hat die Suppe kalt werden laſſen, und dabei rufen die Väter des Volks demſelben, wie einem Kinde, noch ganz ironiſch zu: Verbrenne dich nicht! das gute Volk hat ſich mit Blut und Schweiß die Freiheit erworben, und die ſpitzbübiſche Kammer, die in Pantoffeln in ihrem Komptoir ſaß, ſagte ihm: Ihr wißt mit dem Gelde doch nicht umzugehen, wir wollen es Euch verwalten. Und ich ſehe nicht, wie die Sache beſſer werden kann, außer durch eine Art neuer Revolution. Nach dem bis jetzt beſtehenden

ahlgeſetz wählen nur die Reichen, alſo die ariſtokra-
h Geſinnten, und nur die Reichſten können De-
irte werden. Löſ't das Miniſterium, welches
eraler iſt als die Kammer, dieſe auf, ſo werden
nämlichen Deputirten wieder gewählt. Um dieſes
verhindern, müßte das Wahlgeſetz geändert, demo-
tiſcher gemacht werden. Allein die Kammer votirt
Geſetze, und wird natürlich kein Wahlgeſetz ge-
migen, das ihnen die Macht aus den Händen
ht. Das Miniſterium hat wirklich vor einigen Tagen
demokratiſches Wahlgeſetz der Kammer vorgelegt,
dieſe wird es, wie man gar nicht zweifelt, ver-
rfen. Wo alſo der Ausweg? Der König müßte durch
donnanz ein Wahlgeſetz promulgiren. Das wäre
r Gewalt, und die Franzoſen ſind zu gewitzigt,
em Fürſten eine ſolche zu erlauben, und wäre es
h für die Freiheit.

Man ſagt heute mit ziemlicher Beſtimmtheit, der
eite Sohn des Königs von Baiern ſei zum Könige
Belgien erwählt worden. Iſt dieſes wahr, kann
nur eine Folge von Frankreichs Verwendung ſein,
lches die belgiſchen Angelegenheiten nach Belieben
tet, und das würde dann beweiſen, daß Baiern mit
ankreich einen geheimen Vertrag abgeſchloſſen, und
ß es im Falle eines Kriegs gegen den deutſchen
nd auftreten würde. Und dann Baden und Wür-
nberg auch. Es wäre recht komiſch! Was würden
tein, Görres, Arndt und der alte Vater Rhein
zu ſagen? Und zum Lohne für die Dienſte, die jene
rſten Frankreich leiſten, wird dieſes ihnen beiſtehen,
e Unterthanen im Gehorſam zu unterhalten. Wir
zahlen immer die Zeche. Der Tugendbund hat
el ausgerichtet! Jeder Menſch hat das Recht, ein
ummkopf zu ſein, dagegen läßt ſich Nichts ſagen; aber
an muß ſelbſt ein Recht mit Beſcheidenheit benützen.
ie Deutſchen mißbrauchen es. Die Mittel, welche

die Franzoſen gebraucht, die Freiheit zu erwerben, werden von den deutſchen Regierungen benutzt werden, um die Deſpotie zu verſtärken. Ich muß nur lachen über die Unwiſſenheit der hieſigen Zeitungsſchreiber. Sie erzählen es im Triumph: in Deutſchland, in Oeſterreich ſogar, würden Nationalgarden eingeführt, und ſie meinen, das wäre ein Fortſchritt der Freiheit; die Eſel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt iſt, das alte abgenutzte damit zu erſetzen. Die Deutſchen! — nicht einzuſehen, daß die Uniform eine Art Gefängniß iſt, die Diſciplin eine Kette an Händen und Füßen — nicht einzuſehen, daß wenn man Schildwache ſtehet, man am meiſten ſelbſt bewacht wird — den ſogenannten Pöbel im Zaum halten, das heißt die armen Leute, das heißt die Einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abgehandelt; die Einzigen, denen der Müßiggang nicht alle Nerven ausgeſogen, und die einen Geiſt haben, die Freiheit zu wünſchen, und einen Leib für ſie zu kämpfen — ſich wie ein todter Ofenſchirm, vor der Gluth des Volks zu ſtellen, damit die Großen hinter uns nicht ſchwitzen und gemächlich ihr Eis verzehren — und ſich noch weiß machen zu laſſen, das geſchähe für die Freiheit — ſich ſo foppen zu laſſen, ein ſolcher Tölpel zu ſein — es iſt unglaublich!

Montag, den 10. Januar.

Kann man es beſſer haben als ich? Die Tage wachſen ſchnell, und mit ihnen meine Hoffnungen. Das Wetter iſt ſehr gelinde; ſchon ſind die Wandervögel dem Norden zugezogen; bald endet der Winter, bald thauet der deutſche Bund auf, bald blüh'n alle Veilchen; über meinem Kopfe, Saphir's Fußtritte, und eine deutſche Küche. Ja ich habe eine deutſche Köchin entdeckt, eine vortreffliche Augsburgerin, die eine Table d'Hote hält, wo man lauter vaterländiſche

Gerichte und Gäſte findet. Rindfleiſch mit rothen Rüben und Kräuterſauce, Kartoffeln, Sauerkraut mit Schweinefleiſch, Reisauflauf und Kommis in Menge. Man wird doch ſatt, und es koſtet nicht viel. Was aber mein Glück ſtört, iſt, wie man hier mit Beſtimmtheit behauptet, daß Metternich das Ruder verliert. Darüber bin ich ſehr verdrießlich, es iſt ein Unglück. Metternich war eine reine Farbe, die der feindlichen entgegengeſetzt, es bald zu irgend einer Entſcheidung gebracht hätte; wenn aber nach ihm die graue Neutralität regiert, wird Keiner wiſſen, wo ſeine Fahne iſt, Alle werden durch einander laufen und Keiner das Ziel finden. Metternich war ſtarr, eigenſinnig und der Sturm hätte ihn bald gebrochen; ſein Nachfolger wird auch nicht weichen, nur vielleicht ſich etwas biegen, und Alles wird krumm bleiben. Es iſt ſehr ſchlimm. Gott erhalte nur meinen Metternich.

Der Enthuſiasmus der Polen ſoll ganz unbeſchreiblich ſein. In der heutigen Zeitung ſteht, die Vorſteherin eines Mädchen-Inſtituts in Warſchau habe mit ihren Zöglingen von Morgen bis Abend an den Feſtungswerken gearbeitet. In dem Schreiben eines Polen, worin die ſchändlichen Tyranneien der ruſſiſch-polniſchen Regierung erzählt werden, heißt es unter Andern: man habe eigens einen Kommiſſair nach Wien geſchickt, um das Syſtem der öſterreichiſchen Regierung, wie man das Volk dumm erhalte (ſtockdeutſch, heißt es wörtlich,) in allen ſeinen Theilen zu ſtudiren, um es dumm in Polen einzuführen.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag den 13. Januar 1831.

Geſtern Abend habe ich mich im Odeon recht ſatt gehört und geſehen; das ganze Geſicht iſt mir noch roth und dick davon. Von halb ſieben bis halb zwölf Uhr bei Tiſche, und zwanzig Schüſſeln! Dreißig Jahre dauert die Geſchichte, Napoleons Anfang und Ende iſt darin; aber die größte aller ſeiner Thaten, iſt gewiß die: daß er mich ſechs Stunden weniger zehn Minuten auf einer Stelle feſtgehalten, ſo daß ich nicht einmal in den Zwiſchen-Akten hinausging. In einem deutſchen Theater habe ich nie drei Stunden aushalten können. Den Hunger zu ſtillen war es zu viel, und den Appetit über den Hunger zu reizen, fehlte es an Würze. Ja, das iſt ein großer Unterſchied! — — —

Eine ſtarke halbe Stunde mußte ich das Schreiben unterbrechen, und meine Wuth war grenzenlos. Da ich Napoleon geſtern Abend hatte ſterben ſehen, und ich vergeſſen hatte, in welchem Jahre er geſtorben, wollte ich das im Konverſations-Lexikon nachſuchen. Ich ſchlug den Artikel Napoleon auf, da hieß es: ſuche Bonaparte. Ich ſuche Bonaparte auf, da hieß es: ſuche Buonaparte. Ich ſuche Buonaparte auf, und ſehe nach dem Ende ſeines Lebens, da hieß es: ſuche Helena. Ich ſuche Helena auf, da hieß es: ſuche St. Helena. Ich ſuche Saint-Helena und St. Helena und kann Beides nicht finden. Endlich entdeckte ich Sanct Helena. Da war aber von Napoleon gar keine Rede, ſondern es hieß: ſuche Longwood. Ich ſuche Longwood, finde aber nichts über Napoleons Tod, und da entdecke ich endlich, daß mein Konverſations-Lexikon nur bis 1819 geht. Da lebte Napoleon noch. Das ſind die Leiden des menſch-

chen Lebens! wozu noch gehört: des Morgens harte
Butter auf weiches Brod ſchmieren, mein täglicher
Schmerz. Mein Zorn war aber ſchrecklich und erhaben.
Ohnedies bin ich ſeit einem Jahre voll Gift und Haß
egen das Konverſations-Lexikon; denn der Verleger,
Brockhaus, hat in der neueſten Auflage aus Krämerei
lles, was das Buch an Geſchichten und Meinungen
reiſinniges enthielt, auslöſchen oder bedecken laſſen;
ahrſcheinlich, damit es, ſo geſäubert, im Oeſterreichi-
hen erlaubt werde. Iſt es nicht entſetzlich, daß es
Deutſchland Gelehrte gibt, die Geiſt, Herz und
hre bogenweiſe einem Buchhändler verkaufen; daß
as nützlichſte und ausgebreitetſte Buch in Deutſchland,
elches ſo vieles Gutes geſtiftet hat, und noch ferner
ätte bewirken können, die Farbe der Lüge angenom-
en, und daß es von der ſchnöden Gewinnſucht eines
rämers abhängen ſoll, was er das Volk lehren oder
m verſchweigen will?.... Jetzt zurück zum Odeon.

Napoleon tritt zum erſten Mal 1793 auf, da er
Toulon als Artillerie-Lieutenant diente. Da iſt
noch ganz mager und trägt einen Zopf, das Haar
ngepudert. In der vorausgehenden Ouvertüre wurde
r Marſeiller-Marſch und Ça-ira geſpielt, Melodieen,
e mir ſeit meinen früheſten Kinderjahren im Herzen
hlummerten. Es ſind vielleicht vierzig Jahre, daß
ſie nicht gehört, und ich weinte Thränen des
ntzückens. Frei ſein, es iſt nichts; aber es wer-
en, die Geneſung, da iſt das Glück. In Toulon
aren auch Kommiſſaire des National-Konvents, die
mals bei allen Kriegen den Generalen als Aufpaſſer
r Seite ſtanden. Merkwürdig dieſe Mord-Phyſiogno-
ien, und wie die Kerls gekleidet waren; ſie ſahen
nz aus wie Räuberhauptleute. Dieſer erſte Akt war
ir der ſchönſte; was nachher folgte, war für Ohr,
uge und Geiſt, aber nichts mehr für das Herz.
er Kaiſer, der Ruhm, goldgeſtickte Kleider, Bücklinge

bis auf die Erde, und die uns wohlbekannten Märſche der kaiſerlichen Garde, und der lange Hanswurſt von Tambourmajor, den wir ſo oft geſehen. Aber gewiß, das iſt die beſte Art, Geſchichte zu lernen, und vergangene Zeiten und Menſchen und entfernte Länder uns ſo friſch und nahe vor die Augen zu bringen, als hätten wir ſie gekannt, darin gelebt. Keine Erzählung, kein Gemälde, ſelbſt kein Drama in ſeiner eigenthümlichen Beſtimmung erſetzt das. Es iſt Alles vereinigt. Jedes Schlachtfeld, jeder Pallaſt, jede Stadt; Lager, Soldaten, Waffen und Kleidung, Alles wie es wirklich geweſen. Napoleon wie er ausſah, wie er gekleidet war, wie er ſtand, ſaß, ſprach, in den Tuilerien und in ſeinem Zelte, vor, in, nach der Schlacht; welche Geſichter er machte, wie er ſchnupfte, wie er bei guter Laune ſeinen Leuten das Ohr kneipte, ſeine Marſchälle, Ruſtan, Alles. Mein Widerwille gegen Napoleon fing (auf dem Theater — denn im Leben erſt zehn Jahre ſpäter) 1804 an. Da erſcheint er als Kaiſer in St. Cloud. Da kommen goldene Dintenfäſſer, ſchwervergoldete Lakaien. Er trug damals einen rothen Rock. Noch einmal liebte ich ihn; es war 1812. Er kommt in Moskau an, tritt in ein Zimmer im Kremlin. Ich wußte vorher, es war die Grenze ſeines Glückes. Einige Stunden ſpäter brach der Brand los. Fürchterlich auch im Spiele. Er iſt allein im Zimmer, die Fenſter werden roth vom Feuer und immer röther. Die Flamme kommt immer näher. Einer nach dem Andern ſtürzt herein, ihn zur Flucht zu bewegen. Er will nichts hören von Rettung, wirft ſich verzweiflungsvoll in einen Seſſel, und dumpfbrütend ſenkt er den Kopf auf den Tiſch wie zum Schlafen. Die Fenſter werden geöffnet, und man ſieht Moskau brennen. Das übertrifft an naturwahrem Schrecken Alles, was ich bis jetzt geſehen. Beim Rückzuge ſtellt die Scene eine große leere Bauernhütte vor. Einzelne Soldaten, Marketenderinnen, halberfroren, ſchleichen wie Geſpenſter herein. Sie nähern ſich der

lamme und fallen todt hin. Dann kommt Napoleon.
etzt beginnt der Kanonendonner der Schlacht, die Hütte
ürzt zuſammen, wer noch Kraft hat, flüchtet, und
tzt ſehen wir das Schlachtfeld an der Berezina. Es
hneit, die Franzoſen ziehen über die Brücke, neben
r, über den gefrornen Strom, er bricht unter ihnen
d verſchlingt ſie. Die Dekorationen übertreffen aber
ch Alles, was ſich die Phantaſie erfinden kann.
ine der ſchönſten Scenen iſt Napoleons Abfahrt von
lba, um nach Frankreich zurückzukehren. Er mit ſeiner
oldaten ſteht auf dem Verdecke eines Kriegsſchiffes,
d die Fahrt des Schiffes wird im höchſten Grade
uſchend dadurch nachgeahmt, daß die Seegegend ſich
mer ändert, von Fels zu Fels fortſchreitend bis in
e offne See, ſo daß man glaubt, das feſte Schiff
wege ſich. Es iſt ein Kind darüber zu werden vor
eude. Dann die Scene in den Tuilerien am Abend,
man Napoleon erwartet. Ludwig XVIII., dick, alt
d lahm, watſchelt durch ein Vorzimmer, ſich zu
chten, hinter ihm die Hofleute. Die gute Art der
anzoſen und ihr Zartgefühl verläugnete ſich bei dieſer
fährlichen Probe nicht. Im Odeon ſind die jungen
ute, die Schüler der politechniſchen Schule, Meiſter,
herrſcht der Liberalismus unbeſchränkt. Aber die
cene mit Ludwig XVIII. war unanſtändig, der Spott
auſam, und im ganzen Hauſe wurde gepfiffen und
ziſcht, und nicht Einer hat applaudirt, und das
atſchen hörte doch ſonſt den ganzen Abend nicht auf.
eß freute ich mich, und die komiſchen Scenen jenes
bends in den Tuilerien! Wie die heißeſten Bourboni-
n, als Napoleon kam, ſchnell die weiße Kokarde
nahmen und ſie in die linke Weſtentaſche ſteckten und
s der rechten, eine dreifarbige zogen, die ſie für jedes
eigniß bereit hielten. Und wie ein Ultra-Dicker eine drei-
rbige Fahne herbeibrachte, und die legitimiſten Kehlen
ve l'Empereur! ſchrien. Es war ſchön und lehrreich.

Jetzt die Hauptſache. Eine Deputation der Pairskammer erſcheint vor dem wiederaufgegangenen Napoleon. Der ſchnauzt ſie grimmig an, denn ſie waren es, die ihn verrathen. Wo ſind die Deputirten? ſchreit er mit einer Löwenſtimme. „La chambre des Députés s'est rendu indigne de la France“ . . . Götter! und wenn in dieſem Augenblicke tauſend Jupiter gedonnert hätten, es wäre nicht gehört worden, vor dem Beifallklatſchen des ganzen Hauſes. Es war ein Sturm, es war, als ſtürzte das Dach ein. Man hatte die Saite berührt, die jetzt durch das Herz jedes freiheitsliebenden Franzoſen zieht: der Haß und die Verachtung gegen die jetzige Deputirtenkammer. In den erſten Reihen des Parterres ſaßen die Schüler der politechniſchen Schule. Wenn dieſen nicht die Hände bluteten, müſſen ſie lederne Hände haben. Aber — ich habe genau Acht gegeben — nicht blos dieſe, nicht blos die Studenten waren es, die ſo offen und laut bei dieſem Anlaſſe ihre Herzensneigung kund gethan; ſondern auch alte, bedächtige Männer, Alle klatſchten, und ich war vielleicht der Einzige, der es nicht gethan. Ich ſah frohlockend umher, denn das iſt . . . .

Freitag, den 14. Januar.

Mitten im Satze, der die vorige Seite endigt, wurde ich geſtern unterbrochen, und heute habe ich vergeſſen, was ich ſagen wollte. Als ich ſah, wie die edle Geſinnung der Jugend ſich hier ſo frei und laut äußern durfte, und Keiner wagte, ſich ihr zu widerſetzen, fragte ich mich: träume ich denn, iſt es Wahrheit? Liegt Frankreich in dem nämlichen Europa, in dem auch Deutſchland liegt? Ein Fluß, über den jeder Haaſe ſchwimmt, kann er die Freiheit von der Tyrannei abhalten, oder Sklaven, herüber zu kommen? Unſere deutſchen Polizei-Aerzte würden gewaltig zornig werden, wenn ſie den Lärm gehört; ſie würden ſagen, die Regierung ſollte nicht dulden, daß man im Theater ſo die Leidenſchaften aufrege. Aber ſie irren ſich; das beſänftigt gerade gereizte Leidenſchaft. Ich habe das an mir ſelbſt erfahren. Noch Morgens, da ich mein Journal las, und mich wie gewöhnlich über die ſeelenloſe Deputirtenkammer ärgerte, welche der franzöſiſchen Jugend gern alles Blut auspumpen möchte, hatte ich den ſehnlichſten Wunſch, den hochmüthigen deutſchen Pedanten Royer Collard und den Goldfuchs Dupin dafür durchzuprügeln; als ich ſie aber am Abend durchklatſchen ſah, war ich ganz zufrieden, und ich hätte ihnen nichts zu Leide gethan, wenn ich ihnen gleich darauf in einem Salon begegnet wäre. Ich wünſchte mir auch unſern Senator aus Soden herbei, der lieber Schweinhirt ſein möchte, als franzöſiſcher Miniſter. So einem deutſchen Polizei-König muß in London und Paris zu Muthe ſein, wie einem Nordländer in Neapel. Die Freiheit hat wohl ihre rauhen Tage; da ſie aber ſelten ſind, iſt nicht geſorgt für Kamin und Pelz. Und jetzt ſpricht der Ruſſe, wäre ich nur zu Hauſe, da iſt es wärmer und beſſer, und der Tölpel macht ſich luſtig über die ſchöne Natur im Süden!...

Nach dem Akte, der Napoleons Rückkehr von Elba ſpielt, fällt ein Vorhang, auf welchem die Stadt Paris in der Vogelperſpektive gemalt iſt, und hoch in der Luft ſchwebt ein Adler, im Schnabel einen Lorbeerzweig, in der Klaue die dreifarbige Fahne tragend, und Ruhm und Freiheit nach Frankreich zurückbringend; das iſt von unglaublich ſchöner Wirkung.... Manchmal waren die Zuſchauer auch wie die Kinder. Als auf Helena Hudſon Lowe auftrat, wurde er ausgeziſcht mit einer Bosheit, mit einer Erbitterung, als wäre er der wahre Lowe und nicht ein armer unſchuldiger Schauſpieler im rothen Rocke. Man ſieht Napoleon ſterben; Krämpfe, Phantaſien, Röcheln, Alles nach der medaziniſchen Natur. Dieſe widerliche und lächerliche Spitalſcene wird auf allen Theatern dargeſtellt. Es gibt nichts Sinnloſeres.... Nachdem der Kaiſer in ſeiner letzten Minute gethan, was ſeine Brüder, die andern Kaiſer und Könige, ſchon gleich bei ihrem Regierungsantritte thun — nämlich den Geiſt aufgeben, fällt ein Vorhang von ſchwarzem Flor, welches artig und ſchauerlich war. ... Das ganze Orcheſter erſchien in der Nationalgarde-Uniform, auch befanden ſich viele Offiziere darunter. Der Kapellmeiſter, der wohl Hauptmann oder Major ſein mochte, trug ſchwerſilberne Epaulettes. Das ſah wunderlich aus, an ſeinem Platze und in ſeiner Beſchäftigung.

Endlich war das Stück aus und ich ſatt. Es war ohnedies die zweite Mahlzeit, die am nämlichen Tage mein Herz genommen. Ich ſah vorher eine Reihe panorama-artiger Gemälde, die Schlachttage im Juli vorſtellend. Die Gefechte auf den Boulevards, auf dem Greve-Platze, die Barricaden, das Pflaſtergeſchoß, die ſchwarzen Fahnen und die dreifarbigen, die königlichen Soldaten, die abgehauenen Bäume, die Leichen auf der Straße, die Verwundeten, und neben ihnen die gutmüthigen Franzöſinnen, die ſie laben und verbinden. Man bekommt von Allem eine klare Anſchauung, es iſt, als wäre man dabei geweſen, und es iſt zum Todtweinen! Denn ich habe die Kämpfenden gemuſtert, ich habe die Leichen betrachtet und gezählt, und die Verwundeten — es waren viele junge Leute; die meiſten Alten aber gehörten zum ſogenannten, ſo geſcholtenen Pöbel, der jung bleibt bis zum Grabe. Einen bejahrten Mann in einem guten Rocke, ich ſah keinen, weder unter den Streitenden, noch unter den Gefallenen. Die Männer in guten Röcken ſitzen in der Pairs- und Deputirten-Kammer, und halten ſich die Naſe zu, vor den ſtinkenden Pöbel-Leichen und ſagen: wir haben Frankreich gerettet, es gehört uns wie eine gefundene Sache, wie eine Entdeckung, und ſie ließen ſich ein

atent darüber geben. Und die reichen Leute, die verſuchten Banquiers kamen und ſagten: halb part! und
altet uns nur den Pöbel im Zaum, damit die Renten
teigen. An dieſe muß die Rache auch noch kommen.
n Baſel ſind ſie jetzt eingeſperrt die hochmüthigen
llenritter. Sie wollen allein regieren, das Landvolk
oll gehorchen. Aber das Landvolk kennt ſeine Rechte
nd will ſie geltend machen, und belagert die Stadt.
as iſt wie in Frankfurt, wo das Landvolk auch unmündig iſt, und weder an der Regierung, noch an
er Geſetzgebung Theil hat.

Wie gefällt Ihnen der Moskowiter? Seinem Geandten nach Warſchau gab er ein Zettelchen an die
olen mit, worauf er eigenhändig in franzöſiſcher
Sprache und mit Bleiſtift geſchrieben: „Au peuple
olonais; soumission ou la mort! Nicolas.“ O, was
ſt Gott für ein Phlegmatikus! Aber ich bin ſelbſt
icht beſſer. Dieſen Morgen las ich Etwas von der
euen heſſiſchen Konſtitution. Und ſehen Sie es dem
Briefe an? Iſt er zerknittert? naß von Thränen der
Wuth? habe ich Komma, Punktum vergeſſen? O blödes Vieh! nicht einem Ochſen würde man ſo Etwas
weiß machen! Ein Ochs iſt dumm, aber er iſt eigenſinnig und hat Hörner. Schaafe ſind wir, arme,
geſchorne, zerfetzte Schaafe. . . . Daß die Deutchen ihren Fürſten und Sängerinnen die Pferde auspannen, fällt mir nicht auf. Sind ſie beſſer als
Pferde? Sie werden ſehen, die guten Heſſen ziehen
auch noch die Gräfin Reichenbach von Frankfurt bis
nach Kaſſel. Eine ſolche Konſtitution, wie man den
Heſſen gegeben, hätten ſich die Pferde nicht gefallen
laſſen. Mit den guten Deutſchen wird noch ſchlimmer
verfahren als mit dem Heiland. Dieſer mußte zwar
das Kreuz ſelbſt tragen, woran man ihn gepeinigt;
aber es ſelbſt auch zimmern, wenigſtens das mußte er
nicht. Ich kann in Paris Franzöſiſch lernen; aber,

guter Gott! wie lerne ich Deutſch vergeſſen? D
Menſch hat überhaupt viel Deutſches an ſich. Heu
las ich: in England hat die franzöſiſche Regieru
500,000 Flinten beſtellt, die ruſſiſche 600,000, d
preußiſche 900,000. Werden damit anderthalb Milli
nen Mörder bewaffnet, die, drei bis vier Fürſten ein
Spaß zu machen, ſich wechſelſeitig die Eingeweide a
dem Leibe reißen. Dieſe Flinten koſten 38 Million
Franken, und die närriſchen Völker dürfen nicht eh
ſterben, als bis ſie ihre eignen Leichenkoſten vorausb
zahlt! Ich möchte dieſen Sommer in einem ſtille
Thale wohnen, aber ſo ſtill, ſo heimlich, ſo ablege
daß kein Menſch, keine Zeitung hinkommt, und i
Oktober wieder hinaustreten in die Welt und ſehe
wie es ausſieht. Vielleicht würde ich da nicht meh
erkennen, ob ich im Monde oder auf der Erde bin.

Es hat ſich eine Zahl Damen vereinigt, worunt
auch die Königin, und haben Handarbeiten verfertig
die zum Beſten der Armen ausgeſpielt werden. Ic
habe auch einen Zettel, und wenn Sie glücklich ſind
bekommen Sie vielleicht eine Arbeit von der Königi
Hand. Der Poſtwagen, der dieſe allerhöchſte Arbei
nach Frankfurt brächte, würde ſicher von Kehl nac
Frankfurt vom Volke gezogen werden, erführ es davon
Verharre voll Gift und Galle Ihr ganz Ergebenſter

Sechs und zwanzigſter Brief.

Paris, den 16. Januar 1831.

Lachen Sie mich aus! Ich bin gar nicht liberal
mehr, ſondern ſeit geſtern Abend ein vollſtändiger Nar
und lachender Gutheißer. Was gehet mich die Noth
der Menſchen an, wenn ich froh bin? Was ihre Dumm

heit, wenn ich ſelbſt klug bin und das Leben genieße! Mögen ſie weinen, wenn es ſingt um mich herum. Ich habe bei den Italienern Roſſini's Barbier gehört, und darin Lablache als Figaro, die Malibran als Roſine. Und ſchlimmer als gehört auch geſehen. Ich war entzückt und bin es noch, daß ich mich todt ſchämen ſollte. Stunde auf Stunde, dieſe ſo bittern Pillen unſerer Zeit ſchluckte ich fröhlich hinunter, ſo vergoldet waren ſie mir. Ich dachte nicht mehr an die heſſiſche Konſtitution, und ließe jede fünf gerade ſein, würde die Lüge immer ſo geſungen. Welch ein Geſang! Welch ein Spiel! Figaro in den beſten Jahren — die Weiber zum beſten zu haben, und dick. Ich weiß nicht, ob Lablache ſo iſt von Natur, oder ob er ſich durch Kunſt ſo gemacht. Aber gewiß, mit dieſer Geſtalt muß ſich ein Figaro ausſtatten. Ja nicht flink, ja nicht jung, ſich ja nicht zu ſchön gemacht, wie es alle die Andern waren, die ich noch geſehen. Wie iſt es möglich, fröhlich zu ſein, ſo lange man den Weibern gefährlich iſt? Wer Ruhe ſtören kann, dem kann man ſie auch ſtören. Das Fett der guten Laune umgab dieſen Figaro von allen Seiten, beſchützte ihn und ließ keine feindliche Minute durch. Sie hätten den Spitzbuben ſehen ſollen mit ſeinen Augen! Er hätte bis auf die Augen das ganze Geſicht verhüllen, er hätte kein Glied zu bewegen brauchen, und man hätte ihn doch verſtanden. Wenn er Roſinen, den Grafen, den Alten anſah, wußte man vorher, was dieſe ſagen würden: man erkannte es aus Figaro's Geſicht, der ſie durchſchaute und uns ſein Errathen errathen ließ. Welch unvergleichliche Mimik! Seine Worte waren eigentlich nur die Vokale, zu welchen ſeine Bewegungen die Konſonanten fügten. Und der Geſang! Schnell, leicht und glänzend wie Seifenblaſen ſtiegen ihm die Töne aus der Bruſt. Und Roſine! — ich bin verliebt, verliebt, verliebt; ſchön iſt ſie gar nicht, bis auf die Augen. Aber dieſe wonneſüße Schelmerei, dieſes zaubervolle Lächeln, das man trinkt und trinkt und nie berauſcht wird; und ſo ohne alle Tücke, man ſiehet es, ſie will ihren alten Vormund einen Tag betrügen, nur um ihn nicht Jahre lang betrügen zu müſſen; ſo ohne alles Streben zu gefallen! Kein Hauch von Koketterie an der Malibran. Wäre es aber doch, käme ihr Zauberlächeln nicht aus der Seele. — dann ſeid ihr Weiber fürchterliche Geſchöpfe. Ihr Geſang! Er kam aus dem Herzen des Herzens. Ich mußte mich daran erinnern, gerecht zu ſein, um mich zu erinnern, daß die Sontag eben ſo ſchön geſungen. Ich will Kenner fragen, die Beide gehört. Aber das will ich verbürgen: die Sontag ſingt ſchön, weil ſie gefallen will, und die Malibran gefällt, weil ſie ſchön ſingt. . . . Ich werde ſparen, und reicht das nicht hin, werde ich ſtehlen, und reicht das nicht hin, werde ich rauben, und reicht das nicht hin, werde ich in die Didaſkalia ſchreiben; aber ich verſäume die Malibran nicht mehr, ſo lange ich hier bin. Zwölf Franken koſtet mich mein Platz, den vornächſten zu ihr, den man haben kann. Ehe ich die Malibran gehört, ahnete ich gar nicht, daß ein muſikaliſcher Vortrag auch genialiſch ſein könne; ich dachte der Geſang ſtände im Dienſte der Kompoſition, und wie der Herr ſo der Diener. Aber nein. Aus der Spielerei Roſſiniſcher Muſik machte die Malibran etwas ſehr Ernſtes, ſehr Würdiges. Dem ſchönen Körper gibt ſie auch eine ſchöne Seele. Von ihr habe ich begreifen lernen, wie es möglich war, daß einſt der Schauſpieler Garrick das ABC ſo deklamirte, daß alle Zuhörer weinen mußten. . . . Lablache mußte ich bewundern wegen ſeiner Mäßigung in ſeiner Kraft. Wie kann man nur eine Stimme, die ſo große Gewalt hat, ſo meiſtern, wie man will? Es ſtürmt aus ſeiner Bruſt, und er ſagt jeder Tonwelle: ſo hoch und nicht höher. Gleiche

Mäßigung in ſeinem Spiele, und wie ſchwer das in dieſer leichtſinnigen Rolle! Es iſt wie ein Eiertanz. Er bewegt ſich im kleinſten Raume, kühn zwiſchen zarten, leicht verletzlichen Verhältniſſen, berührt ſie alle und verletzt keines.

— Unter allen Späſſen dieſer ſpaßhaften Zeit gefällt mir keiner beſſer, als der, den die Nationalverſammlung in Brüſſel mit der europäiſchen Diplomatik treibt. Alles, was die Herren Diplomatiker über die belgiſche Angelegenheit in ihrem Schlafzimmer oder in ihren Rathsſtuben geſprochen, verſprochen, gelogen, geheuchelt, geleugnet oder eingeſtanden, verſagt oder bewilligt, wird von jenen dummen Bürgersleuten öffentlich vor allem Volke mitgetheilt. Vergebens ſchreien die diplomatiſchen Köche: wartet ins Teufels Namen, bis das Eſſen gahr iſt! Die Belgier erwiedern: wir wollen nicht warten bis die Suppe verbrannt, das Eſſen iſt uns gahr genug und wir haben Hunger. Die Diplomatiker ſind in Verzweiflung darüber. Stellen Sie ſich vor, in welche Wuth Jauchen von Amſterdam käme, wenn auf der Frankfurter-Meſſe, in jedem Bier- und Weinhauſe Einer hinter ihm ſtände und den anſtaunenden Zuſchauern erklärte, wie man ein zerſchnittenes Band wieder ganz mache, eine Karte verändere, eine kleine Muskatnuß in einen großen Federball verwandele, und wie das Alles ſo natürlich zuginge! Es würde jammern, daß man ihn um Brod und Anſehen bringe. So iſt es hier. Es iſt zum Todtlachen; ſie wiſſen ſich vor Angſt nicht mehr zu helfen. Ich erinnere mich, in welchen Zorn es die Diplomatiker verſetzt, als vor ſieben Jahren, während der ſpaniſchen Revolution, der damalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Spanien über einen diplomatiſchen Gegenſtand einen aufrichtigen und verſtändlichen Brief drucken ließ. Sie hatten ſchon, wenn auch mit ſauerm Geſichte die ganze Revolution verſchluckt; aber dieſen Brief — das konnten ſie nicht hinunter bringen. Göttliche Leute ſind die Belgier! O dahin muß es kommen: die Kellerlöcher der Diplomatik müſſen geöffnet werden, und dann erſt wird es friſch und hell im ganzen Hauſe ſein. Die Gazette hier, die über jene Unverſchämtheit des belgiſchen Kongreſſes auf ihre Art ſpricht und läſtert, endigt mit den Worten: „tout cela prouve combien une nation est petite quand elle n'a pas de Roi!“ Ich bin wahrhaft erſchrocken, wie ich das geleſen habe. Wie iſt es möglich, dachte ich, daß zwei Menſchen, von welchen nicht wenigſtens Einer im Tollhaus ſitzt, ſo verſchiedene Meinungen haben können? Wer von uns iſt verrückt, die Gazette mit den Ihrigen, oder ich mit den Meinigen?

Montag, den 17. Januar.

Haben Sie es geleſen, daß die Stunde in Kaſſel gleich damit angefangen, den Kurfürſten um ſeine allergnädigſte Erlaubniß zu bitten, daß ihm ſein getreues Volk eine Statue errichten dürfe? Haben Sie es denn wirklich auch geleſen, und hat mir das nicht ein neckiſcher Geiſt auf einem Zeitungsblatte vorgegaukelt? Nein, daß ſich die Freiheit in Deutſchland ſo ſchnell entwickeln würde, das hätte ich nie gedacht! Ich hatte den guten Leuten doch Unrecht gethan. Wenn das ſo raſch fortgehet, werden wir in drei Wochen den vereinigten Staaten Nichts mehr zu beneiden haben. In Hannover haben ſie ſich auch erhoben. Das wird dem armen Lande wieder ſechs Schimmel, einen ſchönen Wagen und eine Statue koſten. Hätten ſie nicht gleich damit anfangen können, dem Herzog von Cambridge die Pferde auszuſpannen und als Vice-Schimmel ſeinen Wagen zu ziehen? Was brauchen ſie erſt vorher eine Revolution zu machen? Iſt aber ein treuer Gimpel der Deutſche! Man kann ohne Sorge den Käfig offen laſſen, der Vogel fliegt nicht fort. . . . Haben Sie auch geleſen, daß der König von Baiern ſeinen Soldaten, welche in ſeine Bürger eingehauen, einen dreitägigen Sold geſchenkt? Ich verſtehe nicht mehr. Sie ſchüren das Feuer und ihr eigenes Haus brennt; ſie gießen Oel in die Wunde und es iſt ihr eigener Schmerz! Ich verliere mich darin.

Dienstag, den 18. Januar.

— Was ich von der hannöveriſchen Revolution erwarte, habe ich Ihnen ſchon oben geſchrieben. Wenn freilich das engliſche Miniſterium ſelbſt die Sache angeſtiftet hat, ſo ändert das die Verhältniſſe — aber auch nur etwas, aber nicht viel. Doch kann ich mich hierin irren. Von dem hannövriſchen Volke ſelbſt, wenn es ſich allein, ohne geheime Anregung von London, erhoben, erwarte ich nicht viel. Hat doch die neue Regierung in Göttingen in ihrer Proklamation auf die Freiheit von Heſſen angeſpielt! Dieſe Konſtitution ſchwebt ihren Wünſchen als ein Ideal vor, und ſie iſt doch die unverſchämteſte Betrügerin, die man ſich nur erſinnen kann. Es wäre ein Meiſterſtreich von Politik, wenn das engliſche Miniſterium dem Königreiche Hannover eine wahre vollkommene Freiheit gäbe. Es würde dadurch dieſen kleinen Staat zum mächtigſten in ganz Deutſchland erheben. Dann könnte England, Preußen und Oeſterreich trotzen, wenn dieſe ihm einmal den Krieg erklärten — ein Fall, der leicht und bald eintreten kann. Iſt dieſes ſo, dann müßte das engliſche Miniſterium natürlich im Geheimen agiren, und das hannövriſche Volk gegen den Adel in Bewegung ſetzen, der, eigenſinnig und hochmüthig, wie er dort iſt, die Emancipation des Bürgerſtandes nie bewilligt hätte. Im heutigen Temps ſteht eine ausführliche und richtige Erzählung von den Göttinger-Vorfällen. Sie müſſen ſich das Blatt zu verſchaffen ſuchen, denn in deutſchen

Zeitungen werden die Vorfälle natürlich entſtellt werden. Ein Göttinger-Bürger, der die Schlachtſteuer zu bezahlen verweigert, ſoll die erſte Anregung zum Aufſtande gegeben haben. Dieſe Schlachtſteuer wird im Temps zu meiner großen Beluſtigung Schlacrstener genannt.

Mittwoch, den 19. Januar:

— Die Nachricht, die Sie mir geſtern gegeben, daß das engliſche Miniſterum ſelbſt die Revolution in Hannover angeſtiftet, habe ich auf der Stelle nebſt einigen Bemerkungen in die Zeitungen ſetzen laſſen, und ſie ſteht geſtern im Meſſager. Wahr oder nicht, man muß die Spitzbuben hintereinander hetzen. Es iſt aber doch ſchön, daß man hier Alles gleich in die Zeitung bringen kann, und die Redakteurs küſſen Einem für jede Nachricht die Hände, und für jede Lüge die Füße. Was mich gegen die deutſche Zenſur am meiſten aufbringt, iſt nicht, daß ſie das Bekanntwerden der Wahrheit verhindert — dieſe macht ſich früher oder ſpäter doch Luft — ſondern daß ſie die Lüge unterdrückt, die nur einen armen kurzen Tag zu leben hat, und einmal todt, vergeſſen iſt. Am intereſſanteſten, und merken Sie ſich das, ſind die hieſigen Blätter immer am Montage; denn da Sonntag keine Kammerſitzung iſt, bleibt den Tag darauf den Zeitungen kein anderes Mittel, ihre Seiten zu füllen, als ſo viel Lügen als möglich herbei zu ſchaffen. Wie angenehm beſchäftigt das die Einbildungskraft. Und was liegt daran! Was heißt Lüge? Kann Einer in unſern Tagen Etwas erſinnen, was nicht den Tag darauf wahr werden kann! Es gibt in der Politik nur eine mögliche Lüge: Der deutſche Bund hat die Preßfreiheit beſchloſſen.

— Alſo *** hat ſich geſcheut, nach Peſth zu gehen, und ſchon in Ungarn fürchtet man die Cholera morbus? In Gallizien, drei Tagereiſen von Wien, und in Ruſſiſch-Polen iſt ſie nach beſtimmten Nachrichten auch ſchon ausgebrochen. Mir macht das ſehr bange. Nicht wegen der ſinnlichen Schrecken, welche die Peſt begleiten — das iſt ein Schrecken, der ſich ſelbſt verzehrt, das iſt zu furchtbar, um ſich lange davor zu fürchten — aber die verderblichen Folgen! Die Lähmung des Geiſtes, welche im Volke nach jeder Peſt zurück bleibt! Das kann alten Froſt zurück führen, und die Freiheit, die noch auf dem Felde ſteht, zu Grunde richten. In ſolchen Zeiten der Bedrängniß, braucht man Gott und ruft ihn an, und da kommen gleich die Fürſten und melden ſich als deſſen Stellvertreter. Was kein Kaiſer von Rußland, kein Teufel verhindern konnte, das kann die Peſt verhindern. Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht. Dann laſſen die Regierungen fort und fort im ganzen Lande räuchern, um Nebel zu machen überall. Strenge Geſetze ſind dann nöthig und heilſam. Die Peſt geht vorüber, die Strenge bleibt. Bis das erſchrockene Volk wieder zur Beſinnung kommt, ſind die alten Feſſeln neu genietet, die Krankenſtube bleibt nach der Geneſung das Gefängniß, und zwanzig Jahre Freiheit gehen darüber verloren. Heſſiſche Konſtitution, Schimmel, Koſacken, Bundes-Verſammlung, Zenſur, was Gott will, nur keine Cholera morbus.

— Es iſt köſtlich mit der Hanauer Zeitung: Gnädigſte Freiheit, ſtatt gnädigſte Erlaubniß! Ich wollte, der allergnädigſte Teufel holte ſie auf's allergeſchwindeſte Alle mit einander. Il faut tous lier, juges et plaideurs.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag den 20. Januar 1831.

Geſtern las ich zu meinem Erſtaunen in der Allgemeinen Zeitung: der geniale Schriftſteller Heine, von dem es früher hieß, er würde eine Profeſſur der Geſchichte auf einer preußiſchen Univerſität erhalten, bleibt in Hamburg, wo man ihm das erſte erledigte Syndikat zugedacht. Heine Syndikus? Was ſagen Sie dazu? Heine Profeſſor? Aber es iſt gar nicht unmöglich. In dieſer gefährlichen Zeit durfte man wohl daran denken, die Genies in ein Amt oder in eine Profeſſur zu ſperren. Aber ein Narr, wer ſich fangen läßt.

Ich habe Grimms Correspondance littéraire zu leſen angefangen, die durch vierzig Jahre gehet. Ich bin noch nicht weit hinein, hoffe aber es ganz durchzuleſen. Das Buch hat zwölf Bände, und iſt noch nicht fertig. Man lernt viel daraus und wird an Vieles erinnert. Paris war damals die Küche, worin die Revolution gekocht wurde. Da ſiehet man noch die urſprünglichen Beſtandtheile der Mahlzeit, das rohe Fleiſch, gerupfte Vögel, Salz, Gewürz und die Schweinerei der Köche. Aus dem ſaubern Miſchmaſch ſpäter iſt nicht mehr klug zu werden. Grimm zeigt Verſtand genug, aber gar keinen Geiſt, und nicht ſo viel Wärme, daß man eine feuchte Adreſſe daran trocknen könnte. Dieſer Menſch war mir immer unleidlich; er hat eine geräucherte Seele. Welch ein guter Gimpel mußte Rouſſeau ſein, daß er, obzwar älter als Grimm, dieſen Menſchen nicht durchſchauete, und eine Zeitlang mit ihm in Vertraulichkeit lebte! Nie ſtanden zwei Seelen ſo weit auseinander, und die Natur ſcheint Rouſſeau und Grimm gleichzeitig geſchaffen zu haben, um darzuthun, welche verſchiedenartige Taleute ſie hat. Merkwürdig bleibt es immer, daß ſo ein deutſcher blöder Pfarrersſohn, der im gepuderten Leipzig ſtudirt hatte, ſich unter den kühnen und glänzenden Geiſtern des damaligen Paris bemerkt machen, ja ſich auszeichnen konnte! Das kam aber daher: Der deutſche Junge war Hofmeiſter in adeligen Häuſern, wo man das Einmaleins, das unſerm Glücke oft im Wege ſtehet, leicht verlernet. Es macht dem deutſchen Adel Ehre, daß Grimm unter den franzöſiſchen Spitzbuben ſo ſchnell bis zu einem der Hauptmänner hinaufſtieg. Er begriff leicht, daß Alles darauf ankomme, die Weiber zu gewinnen, und es gelang ihm mit einem Streiche. Er ſtellte ſich in eine ſchöne Schauſpielerin verliebt, die ihn abwies. Grimm legt ſich ins Bett und bekommt eine Art Starrkrampf. Er bewegt ſich nicht, ſpricht nicht ißt und trinkt nichts, außer wenige eingemachte Kirſchen, die er aber mit nicht ganz unſichtbarem Vergnügen herunterſchluckt. Seine beſorgten Freunde, worunter auch Rouſſeau, umgeben ſein Bett. Einer derſelben beobachtete ängſtlich die Miene des Arztes, wie man es in ſolchen Fällen gewöhnlich thut. Der Arzt ſagt, es hätte nichts zu bedeuten, und man ſah ihn lächeln, als er wegging. Eines Morgens ſtand Grimm auf, kleidete ſich an, und war geſund. Jetzt war ſein Glück gemacht. Er wurde als das Muſter treuer Liebe geprieſen. Seine Korreſpondenz machte ihn reich, er ſtand mit einem Dutzend nordiſcher Fürſten und Fürſtinnen in Briefwechſel, die ſich die Früchte des franzöſiſchen Geiſtes, wie Apfelſinen, kommen und ſchmecken ließen. Er bekam einen großen Gehalt dafür. Uebrigens machte er auch noch für Privatleute Abſchriften von literariſchen Berichten, für ein Abonnement von 300 Fr. monatlich. Zwei Mal monatlich, den 1. und den 15., ſchrieb er ſolche Briefe, die gewöhnlich keinen Druckbogen groß ſind. Viel Geld für wenig Arbeit. Ich wollte, es fände ſich auch ein dummer Prinz oder eine kluge Prinzeſſin, die mich auf ſolche Weiſe beſchäftigte und bezahlte. Ich beneide den Grimm um dieſe Stellung. Was haben wir armen Teufel heute von allem unſerm Schriftſtellern? Den beſten Theil verſchlingen die Grundſteuern und Zehnten der Zenſur vorweg, und für das Uebrige wenig Geld und ſpäten Beifall, der uns kalt und abgeſtanden zukommt. Grimm war auch eine Zeitlang Frankfurter-Geſandter, mit 21.000 Franken Gehalt.

Die kindiſche Regierung hier hat wieder ein großes Stück Freiheit abgebiſſen; denn ſie kommt mir vor, wie ein Kind, das einen Apfel in der Hand trägt, den es ſich vorgenommen, auf ſpäter zu verwahren. Erſt leckt es daran, ſeine Enthaltſamkeit zu prüfen; dann ſchält es ihn etwas dick mit den Zähnen; dann beißt es tiefer hinein, dann ißt es ein herzhaftes Stück herunter und endlich bleibt vom ganzen Apfel nichts mehr übrig. Nach der Revolution hat ſich das Volk auch die Theater-Freiheit genommen. Die Regierung ſah dieſes als eine Sache an, die ſich von ſelbſt verſtände. Nun iſt es ſeitdem geſchehen, daß die Theater-Direktionen die Freiheit, ſo viel Geld als möglich zu verdienen, als die beſte angeſehen haben. Um die Leute anzulocken, ſpielen ſie die Geſchichten gleichzeitiger Perſonen. Napoleon, Joſephine, Robespierre, Lavalette, der Herzog von Orleans, Benjamin Konſtant, ſie mußten alle auf die Bretter. Das war nun freilich oft unanſtändig. Allein, wenn das Geſetz ſogar Unanſtändigkeiten verbietet und beſtraft, was bleibt dann der Sittlichkeit und der Moral übrig? Uebrigens hatte Jeder, der ſich ſelbſt durch jene Theater-Injurien, oder einen Angehörigen ſeiner Familie, oder das Andenken eines Verſtorbenen verletzt fühlte, Mittel genug, bei den Gerichten Hülfe zu ſuchen, und die Regierung brauchte ſich nicht hinein zu miſchen. Auch wären nach einem Vierteljahre dieſe albernen Wachsfiguren-

Komödien wieder außer Mode gekommen. Aber die Regierung benutzte das, um eine Gewalt mehr zu erwerben. Jetzt haben die Miniſter ein Geſetz vorgelegt, dieſe Freiheit zu beſchränken. Zwar haben ſie nicht gewagt, die Theater-Zenſur wieder einzuführen, doch ſind ſie dem heißen Brei ſo nahe als möglich gekommen. Wer ein neues Stück ſpielen läßt, muß es vierzehn Tage vor der Aufführung dem Miniſter oder dem Präfekten vorlegen. Verboten kann zwar die Aufführung auf keine Weiſe werden; wird es aber aufgeführt, und es kommen Beleidigungen darin vor (und jetzt wird die endloſe Reihe der Vergehungen aufgezählt: gegen den König, gegen die Kammer, gegen fremde Fürſten, gegen Privatperſonen), dann treten die Strafen ein. Bis zu fünf Jahre Gefängniß, bis zu 10,000 Franken Geldſtrafe. Kurz, es iſt die Leute zu Grunde zu richten. Nachgeahmt oder auch nur kenntlich bezeichnet darf Niemand mehr werden auf dem Theater. Es iſt zum Verzweifeln. Und jetzt gibt es dumme, gute Leute genug, hier wie bei uns, die gar nicht begreifen, was denn an einem ſo löblichen Geſetze zu tadeln ſei. Dieſe Menſchen ſehen nicht ein, daß ſolche hemmenden Geſetze, den Faſchinen gleichen. Anfänglich fließt das Waſſer frei durch, aber nach und nach führen Zeit und Arbeit ſo viel Sand und Erde herbei, daß endlich ein feſter Damm daraus wird. Und jetzt wird noch die Kammer kommen, die ſich darüber ärgert, daß ſie alle Tage im Odeon ausgeklatſcht wird, und wird das Geſetz noch ſtrenger machen. So wird eine Freiheit nach der andern zurückgedrängt, und ich glaube, daß bei unſern Machthabern viel Eitelkeit, ja mehr als böſer Wille, dabei im Spiele iſt. Die Regierung, von bürgerlicher Abſtammung heraufgekommen, wie ſie iſt, will zeigen, daß ſie ſo gut zu regieren verſtehet, als die älteſte Regierung, und daß ſie das Volk im Zaum zu halten weiß. Die fremden Geſandten mögen wohl in freundſchaftlicher Unterhaltung die Miniſter necken, ſie ſtänden unter der Zucht des Volks Dieſen wird dadurch der Ehrgeiz aufgeregt, ſie ſtellen ſich auf die Fußſpitze, und zeigen ihre Größe. Die fremden Höfe laſſen gewiß nicht ab, die franzöſiſche Regierung aufzumuntern, ſtrenge Ordnung im Lande zu erhalten. Nicht etwa, als nennten ſie das ſtrenge Ordnung, womit hier die Regierung ſich bis jetzt begnügte, und über die hinaus ſie wahrſcheinlich auch nicht gehen will — in den Augen jener Höfe iſt das immer noch die gräulichſte Anarchie; — ſondern weil ſie hofft, das franzöſiſche Volk werde ſich das ewige Hofmeiſtern nicht gefallen laſſen, und es würde endlich die Geduld verlieren und wieder losbrechen.

Freitag, den 21. Januar.

Geſtern war ich im italieniſchen Theater, und habe die Malibran wieder geſehen. Aber entzückt wie das vorige Mal im Barbier, war ich nicht, was aber gar nicht unſere Schuld iſt. denn wir hatten gewiß beide den beſten Willen. Cenerentola von Roſſini wurde gegeben. Muſik bis auf einige Stücke, beſonders ein herrliches Sextett, ſehr matt und leer; das Gedicht langweilig, ſchwerfällig. Keine Spur von der Grazie und der Laune, die im Aſchenbrödel von Nikolo und Etienne herrſchen. Die Malibran ſang und ſpielte zwar gut, aber es war keine Roſine. Lablache ſpielte den Hofmann, welcher beide Schweſtern den Prinzen vorſtellt. Es iſt merkwürdig, was dieſer Mann ſpielt, merkwürdiger, was er nicht ſpielt. Eine ſolche Entſagung iſt mir noch bei keinem Schauſpieler vorgekommen. Seinen Geſang bewundere ich immer mehr und mehr. Alle andere Sänger, die ich noch gehört, ſelbſt die göttliche Malibran — es bleibt doch immer ein Inſtrument, das ſie ſpielen. Sie und die Töne ſind getrennt, ſie bringen ſie hervor. Lablache aber iſt eins mit ſeinem Geſange, er iſt wie eine Singuhr, die, ein Mal aufgezogen, von ſelbſt fortſingt. Den Abend hörte ich auch zum erſten Male zwei andere vortreffliche Sänger, Donzelli und Zuchelli. Ich ſage zum erſten Mal, ob zwar der Eine im Barbier den Grafen, der Andere den Bartholo machte. Aber ich hörte ſie damals nicht über die Malibran. Zuchelli, der hochmüthige Vater der eiteln Töchter, hat ein komiſches Duett mit Lablache, das Einen, der unter dem chirurgiſchen Meſſer ſchmachtet, zum Lachen bringen müßte. Welch ein Leben, welch ein hohes Mienenſpiel, was wird da nicht Alles eingeſetzt! Ich hätte nicht geglaubt, daß das Menſchengeſicht ſo reich an Zügen wäre. So ein italieniſcher Bouffon iſt doch ganz anders, wie ein deutſcher oder franzöſiſcher. Letztere, ſelbſt in ihrer ausgelaſſenſten Laune, auch wenn ſie ſich der Fröhlichkeit noch ſo keck und unbedacht hingeben, verrathen doch eine verſteckte Aengſtlichkeit. Es iſt, als hätten ſie ein böſes Gewiſſen, als fühlten ſie, daß ſie etwas Unrechtes, etwas Unſchickliches begingen, indem ſie ſo fröhlich ſind. Der Italiener aber hat den ächten katholiſchen Glauben, er ſündigt getroſt fort und verläßt ſich auf die Abſolution. Ich habe *** gefragt, wie ſich die Sontag zur Malibran verhalte? Er ſagte mir: Man dürfe die Sontag gar nicht nach dem beurtheilen, was ſie war, ehe ſie nach Frankreich gekommen; ſie habe ſich in Paris ungemein entwickelt und ausgebildet. Es iſt ſchade, daß ſie nicht alle ihre deutſchen Bewunderer mit ſich hierher geführt, damit ſie auch Etwas lernen. Die Sontag war mir ganz zuwider, wegen der mir verhaßten Anbetung, die ſie in Deutſchland gefunden hat. Dort haben ſie eine hohe Obrigkeit aus ihr gemacht, und man weiß doch, was das heißt — eine hohe Obrigkeit iſt dem Deutſchen eine höchſte Gottheit. Hier iſt das ganz anders.

Sie haben es früher ſelbſt geſehen, welcher Aufregung die Franzoſen im Theater fähig ſind. Es iſt nicht blos wie bei den Deutſchen ein Toben mit dem Körper, ein Klatſchen, ein Schreien, es iſt ein inneres Kochen, ein Seelenſturm, der nicht mehr zurückgehaltn werden kann, und endlich losbricht. Aber wenn der Vorhang fällt, iſt Alles aus. Man verehrt keine Sängerin wie eine Königin, man betet ſie nicht wie eine Heilige an. In keiner Geſellſchaft hier werden Sie je vom Theater ſprechen hören, in Berlin nie ein Wort von etwas Anderm. — Die italieniſche Oper hier mögen viele Kenner, wenigſtens viele geübte Dilettanten beſuchen. Man merkt dieſes bei der Aufführung bald, an der Sicherheit und Beſtimmtheit des Urtheils. Manchmal brach ein Beifallsgemurmel aus, manchmal that ſich ein tadelndes Stillſchweigen kund, ohne daß ich entdeckte, was die Veranlaſſung zu dieſem und jenem war. Und dieſe entſcheidenden Kenner ſchienen mir ſehr ſtreng zu ſein. Im Orcheſter (was man hier ſo nennt, die erſten Reihen der Parterre-Sitze) bemerkte ich einige muſikaliſche Graukköpfe, die gewohnt da ſaßen, als wären ſie in ihrem Schlafzimmer. Sie horchten ernſt und ſtreng auf, als wären ſie Geſchworne bei den Aſſiſen. Sie kamen mir wie Invaliden vor, die noch den muſikaliſchen Krieg zwiſchen den Italienern und Franzoſen mitgemacht. Jene ganze Zeit, Rouſſeau ſchwebte mir vor, ich ſah nach der Ecke der Königin! und in dem Sturme jener Zeit, der in meiner Erinnerung lebte, ging mir eine ganze Arie zu Grunde.

Mit Niebuhr mag es ſich wirklich ſo verhalten, wie die preußiſche Staats-Zeitung erzählt. **Das** hat aber die preußiſche Staats-Zeitung weislich verſchwiegen, daß Niebuhrs Gram daher floß, weil er die Gefahren vorausſah, welchem der preußiſche Staat entgegen eile. Die Wahnſinnigen in Deutſchland — ſie eilen dem Abgrunde entgegen. Schon vor einigen

Monaten erzählte mir ein Bekannter hier, der entweder ſelbſt mit Niebuhr, oder doch mit deſſen vertrauten Freunden in Verbindung ſtehet: dieſer gelehrte Mann wäre ſeit der franzöſiſchen Revolution in brütenden Gram verſunken und ganz aus dem Häuschen. Aber eine Seele, die in einem Häuschen wohnte, die konnte nicht ſehr groß ſein. Heute Abend auf den Ball. Ich erwarte den Friſeur. Ich laſſe mich à la Franz Moor friſiren. Der Ball wird ſo glänzend wie der im vorigen Jahre. Ich werde Ihnen Alles genau beſchreiben. — In Heſſen gehet es gut. Vorwärts, Kinder! Die Göttinger=Bibliothek verbrennen! Es iſt ein erhabener Gedanke! Das hat Gott herabgerufen! Eine halbe Million Bücher weniger, das kann die Deutſchen weiſer machen! Es lebe die Freiheit!

Acht und zwanzigster Brief.

Paris, den 21. Januar 1831.

Sie warten gewiß ſchon dieſe vier Tage lang auf eine herrliche Beſchreibung des Opernballes; aber kehren Sie nur gleich um. Ich weiß von dem Balle nicht mehr, als jeder Fürſt von ſeinem Lande; denn ich habe ihn nur von oben herab geſehen. Nun, ich bin da geweſen, und — bin noch da. Das iſt das Wunder! Der Ball ſcheint nur eingerichtet worden zu ſein, um zu zeigen, wie wenig Raum und Luft ein Menſch braucht um zu leben. Das nennen ſie ein Vergnügen! Wenn ich einmal einen Kriminal=Kodex mache, würde ich die ſchweren Verbrecher verurtheilen, dreißig Nächte hinter einander auf ſolchen Bällen zuzubringen. Nach den beſten medizíniſchen und chirurgiſchen Handbüchern, hätten von den Anweſenden 7000

Menſchen 2000 erſticken, 2000 erdrückt werden und die drei übrigen Tauſend mehr oder weniger krank werden müſſen. Doch von dem Allen iſt nichts geſchehen, und die 7000 leben ſämmtlich noch. Von den Weibern begreife ich das; die erhält auf jedem Balle die Religion, der Märtyrerglaube, der den Körper ganz unempfindlich macht und wie vernichtet. Aber wie hielten es die Männer aus? Es hatte keiner mehr Platz und Luft als in einem Sarge. Die Franzoſen müſſen mit Springfedern gefüttert ſein. Aber es iſt wahr, der Anblick war herrlich, bezaubernd, es war ein Mährchen aus Tauſend und eine Nacht. Dieſer ſonnenhelle Lichterglanz, dieſes ſtrahlende Farbengemiſch von Gold, Silber und Seide, von Weibern, Kryſtall und Blumen, und das Alles mit ſo viel Sinn und Kunſt angeordnet, daß es das Auge erquickte und nicht blendete, und die Muſik dazwiſchen, wie hinein geſtickt in den großen Teppich, eins damit — es war zu ſchön. Das Parterre verlängert durch die Bühne, hatte Reihen von Bänken, auf welchen die Damen ſaßen, oder hinter Baluſtraden an den Wänden herum. Zwiſchen ſchmalen Gaſſen bewegten ſich die dunkeln Männer, oder (ſollte ich ſagen) zog der Mann; denn ſie waren alle wie zuſammengewachſen. Und jetzt vom Boden an aufwärts, ſaßen die Frauenzimmer in ungeheuern Kreiſen immer höher übereinander, in den Logenreihen, bis hinauf zur Decke, wo ſonſt nur das letzte Volk ſitzt. Die einzelnen Bewegungen waren unerkennbar, der Menſch verlor ſich in eine Sache, das Leben ward zum Gemälde. Aus der Mittelreihe der Logen ſah ich hinab, hinauf, umher, aber der Anblick von unten, vom Hintergrunde des Theaters zumal, muß noch viel ſchöner geweſen ſein. Ich konnte nicht hinein dringen, und mich, wie die Andern hinein drängen zu laſſen, das wagte ich nicht. Der große Foyer der Oper war gleich herrlich wie das Theater ſelbſt beleuchtet und ausgeſchmückt. Da wurde auch getanzt. Da ſammelte ſich Alles, was Theater und Logen nicht faſſen konnten, und was überſtrömte. Korridor und Treppen, ſonſt nur beſtimmt, durchzugehen, hinauf und hinab zu ſteigen, dienten zum bleibenden Aufenthalte und waren ſo gedrängt voll Menſchen wie der Saal ſelbſt.

Unten beim Eingange wurde man von einem Muſikchore empfangen; die Treppen waren mit großen Spiegeln und Blumen geſchmückt, der Boden mit Teppichen belegt. Durch zwei Reihen Nationalgardiſten ſtieg man hinauf. An mehreren Orten waren Büffets eingerichtet. Erfriſchungen aller Art im reichſten Ueberfluſſe. Das koſtete nichts, das war mit dem Billet zugleich bezahlt. Königliche Diener ſervirten auf dem Silbergeſchirre des Königs. Am Büffet unterhielt ich mich ſehr. Da ſtand ich oft und lange; nicht um zu genießen, ſondern in den reinſten Abſichten, nämlich um reine Luft einzuathmen. Von den Büffets führten offenſtehende Thüren, zu zwei Balkons nach der Straße, die nur mit Zelttuch bedeckt waren, und zur Küche dienten. Da und nur da allein im ganzen Hauſe, konnte man frei athmen. Das Schauſpiel bei den Büffets war auch ohne dies ergötzlich. Es iſt doch etwas Erhabenes, eine ſo große Menſchenmenge eſſen und trinken zu ſehen! Hohe Berge von Kuchen, Torten, Konfitüren, Früchten; Ströme von Limonade, Himbeerſaft, Orgeade; ganze Schollen von Eis — das war in einer Minute wie verſchwunden, man wußte nicht, wo es hingekommen; es war wie eine Taſchenſpielerei. Augenblicklich wurde Alles wieder erſetzt, erneuert, und augenblicklich war Alles wieder verſchwunden, und ſo immer fort, und Alles in den kleinen Mund hinein! Ich ſah, wie ein Offizier der Nationalgarde ſeinen kriegeriſchen Muth zeigte, indem er ſeinen Säbel zog, und damit eine ungeheure Torte zuſammen hieb. Er hörte nicht eher auf mit hauen und verſchlingen, bis er das Gebiet ſeines Körpers erweitert hatte. Das nennt aber ein Franzoſe nicht erobern, ſondern ſeine natürliche Grenze wieder bekommen. Und ſo werden ſie nächſtens das ſüße Belgien anſchneiden, und den Rhein austrinken, wie ein Glas Limonade. Sehr bald! Nous n'aimons pas la guerre, mais nous ne la craignons pas — das heißt: wir lieben den Krieg, aber bis jetzt haben wir ihn gefürchtet, weil wir noch nicht gerüſtet waren.

Die Ordnung auf dem Balle war muſterhaft, es war ein Meiſterſtück von Polizei. Es waren ſogar zwei allerliebſte kleine Feldſpitäler eingerichtet, beſtimmt zur Aufnahme und Pflege verwundeter Weiber. Es war zu artig! Dunkelgrün drapirte Zimmerchen, Dämmerlicht, Servietten, friſches Waſſer, alle möglichen Salze und riechenden Sachen, Scheeren zum Aufſchneiden der Korſetts, Eſſig, Zitronen, kurz Alles, was man braucht, um Weiber wieder zur Beſinnung zu bringen. In jedem Spitälchen eine geübte Krankenwärterin, erfahren in allen Geheimniſſen weiblicher Ohnmacht: draußen ein Thürſteher zur Wache. Ich, der das Schlachtfeld geſehen, dachte, es müßten Schaaren von gefallenen Weibern herbeigetragen werden; es kam aber bis Mitternacht nicht Eine. Ich hätte freilich wiſſen ſollen, daß Frauen öfter in Kirchen als auf Bällen in Ohnmacht fallen. . . . . Der König mit der ganzen königlichen Familie waren auch anweſend. Ich ſah ſie zum erſten Male ganz in der Nähe. Die jungen Prinzen ſehr charmant. Wären ſie nur legitim geweſen, ich hätte ſie küſſen mögen. Sie wurden mit lauter, und herzlicher Liebe empfangen. Ich war auf dem Vorplatze und hörte auch den Jubel von innen heraus. Es ſoll ein ganz herrlicher Anblick geweſen ſein, wie beim Eintritte des Königs alle die vielen Tauſend Menſchen ſich von ihren Sitzen erhoben und ihn begrüßten. Dieſes Eine nicht geſehen zu haben, that mir am meiſten leid. Um Mitternacht lag ich ſchon im Bette, ganz herzlich froh, daß mein Vergnügen ein Ende hatte, und die armen Menſchen bejammernd, die noch auf dem Balle waren. Die Hitze war zum Erſticken. Lieber in einer arabiſchen Sandwüſte weilen, wo man doch wenigſtens nicht den verdorbenen Athem anderer Menſchen einzuhauchen braucht. Ich habe ſo viele franzöſiſche Luft eingeſogen, daß ich begierig bin, was es für Folgen haben, und welche Veränderung es in meiner deutſchen Natur hervorbringen wird. Ich wollte, ein Aëroſtat hinge mir ein Schiffchen an die Beine und verſuchte mich. Um halb acht Uhr Morgens fuhren die letzten Wagen fort. Ich habe kleine Berechnungen angeſtellt, wie viel ein ſolcher Ball koſtet, und wie viel Geld er in Umlauf bringt. In Paris gehet Alles gleich in's Große, und die kleinſte Ausgabe eines Einzelnen, wird für die Menge ein hohes Budget. 7000 Billets wurden verkauft zu 20 Fr. Außerdem gab die königliche Familie 8000 Fr. für ihren Eintritt, und mehrere Privatleute haben ihre Billets mit 1000 Fr. bezahlt. 7000 Paar Handſchuhe zu 50 Sous im Durchſchnitt, machen 17,500 Fr., 2500 Weiber (ſo viele waren auf dem Balle) zu friſiren, der Kopf im Durchſchnitt zu 4 Fr., 10,000 Fr., 2500 Paar Schuhe zu 4 Fr., macht 10,000 Fr., Miethkutſchen hin und her wenigſtens 16,000 Fr., das bisherige allein macht ſchon über 200,000 Fr., und jetzt dazu gerechnet, was Damen und Herren an andere Putzſachen und Kleider verwendet haben! Auf dem Balle habe ich auch zum erſten Male alle Figuren des Frankfurter Mode-Journals (nur mit ſchönern Geſichtern) lebend geſehen. Ach, was für ſchöne Kleider! Ich wollte, ich wäre eine Putzmacherin, um Ihnen das Alles beſchreiben zu können. Beſonders habe ich ein Kleid bemerkt, gemacht, ich weiß nicht wie, von einer Farbe, die ich vergeſſen, und darüber einen Kopfputz, den ich nicht verſtanden — Sie werden mich ſchon verſtehen — aber das war einzig! Doch habe ich auch Putzwerke geſehen, ſinn- und geſchmacklos und ſo kleinſtädtiſch, als kämen ſie aus Friedberg. Das mögen wohl Bürgersweiber und Bürgerstöchter aus dem Marais und der Rüe St. Denis geweſen ſein, die reich ſind, aber nicht an Geſchmack. Auch erinnere ich mich, nie auf deutſchen Bällen ſo viele alte häßliche, ja mißgeſtaltete Weiber geſehen zu haben, die ſich ſo unverſchämt jung und ſchön gekleidet hätten, als ich hier ſah.

Ueberſetzungen.

Seite.	
10	1) Nieder mit dem Adel.
ſ	2) Zu Grund.
ſ	3) Gemach, hier Abtritt.
15	Sie arbeiten artig.
18	Die verfaſſungsgemäße Urkunde; Staatsurkunde.
20	1) Ausgeſuchtes Geflügel.
ſ	2) Was ſprechen Sie mir von ausgeſuchtem Geflügel? Sie ſind ein Ausbund von Canaille.
22	Von geruchloſen Kabinetten, — d. h. heimlichen Gemächern.
ſ	1) Es lebe der König, der König, der König, welchen die Welt ringsumher (in die Runde) preiſ't.
ſ	Statt: welchen (die Welt) preiſ't, welchen die Welt ringsumher (in die Runde) verjagt.
35	Brücke von Arcole (nach ihm benannt).
36	Wird hingerichtet mit dem Fallbeil?
ſ	Im Gegentheil, man ſchafft das Fallbeil ab.
37	Du haſt es wollen, Du haſt es begehrt! Georg Dandin.
45	Allein Sie haben einen engliſchen Ort, der allerliebſt iſt.
47	Die Empörung. — Der Vaterlandsfreund.
48	1) Der König iſt todt; es lebe der König!
ſ	2) Der graue Ueberrock.
ſ	Voltaire bei den Kapuzinern.
53	In dieſem Zeitpunkt litterariſch-heftigen Wortwechſels und Quälens; wen ſoll man betrauern, die, welche ſterben, oder diejenigen, welche kämpfen? Ohne Zweifel iſts Mitleiden erregend, einen dahinſcheidenden Dichter von 20 Jahren, eine ſich brechende Leier, eine ſich verflüchtigende Zukunft

zu ſchauen. Allein hat die Ruhe nicht auch ihren Werth? Iſt's nicht Männern geſtattet, um welche ſich unaufhörliche Verläumdungen, Ehrenkränkungen, Gehäſſigkeiten, Eiferſuchten, ſtumme Ränke, niederträchtige Verräthereien; biedern Männern, denen man treuloſen Krieg aufdrängt; edel ſich hingebenden Männern, die nichts als Endzweck wünſchen möchten, als das Land mit einer neuen Freiheit, derjenigen der Kunſt, derjenigen der Geiſterbildung zu beglücken; werkthätigen Männern, die friedlich ihr Gewiſſenswerk durchführen, Preis gegeben, einerſeits niedrigen Anſtiftungen der Zenſur und Polizei, anderſeits, und nur zu oft, dem Kampfe mit der Undankbarkeit gerade der Geiſter, für welche ſie arbeiten: dieſen Männern ſollte es nicht geſtattet ſein, ihr Antlitz mit eiferſüchtiger Regung hin und wieder gegen Diejenigen zu wenden, welche hinter ihnen gefallen ſind und ſchlummern im Grabesruhe? — —

Indeß was macht dieß? Laſſ't uns als junge Männer muthig ſein! So rauh man uns auch die Gegenwart zu machen wünſcht, die Zukunft wird herrlich ſein. — Der Romantismus, ſo oft übel gedeutet, iſt ja im Allgemeinen nur — und gerade dieß iſt ſeine wahre Bedeutung, litterariſcher Liberalismus.

59 1) Heinrich III. die Schutzgätter (militäriſchen), die Stände von Blois.

2) Aufſeher über die alterthümlichen Denkmale Frankreichs.

62 Alterthümer Deutſchlands.

63 Erzählungen von Spanien und Italien, herausgegeben von Alfred von Muſſet.

65 Herr Geſandter, ich werde nie die Rechte meiner Krone den Vortheilen der Partikularen opfern.

Seite

66 Die Lebenskraft für alle Geſchäftsunternehmungen.

73 Das heißt Perrücke? — —

75 Wie doch geſtern Ihre Blicke ſo zärtlich waren! Wie ſehr ſind ſie es ſeit einiger Zeit! — Ach, Sophie, Sie liebten mich bisher nicht genug, wenn Sie mich heute mehr lieben!

79 Die Vorſtadt St. Germain.

80 Die Zeit, der Volksthümliche (Volksfreund) die Staatsumwälzung.

82 Der Kaiſer (Frankreichs).

83 Wer kauft eine Eintrittskarte zum Balkon (Altan)?

86 Welcher wackere Mann; ich ſchwöre, ſie (die Hand) nie zu waſchen!

91 Nach einer rechtlich erworbenen Volksthümlichkeit von 12 Jahren, ja rechtlich — erworbenen. — —

93 Alte Geſellſchaft der Straße von Grammont. — Art. 3. Die Säle der Geſellſchaft ſollen alle Tage offen ſein, derjenige der Lektüre um 9 Uhr, die andern zur Mittagsſtunde, und geſchloſſen — die Säle der Lektüre um Mitternacht, die übrigen 2 Stunden nach Mitternacht. Ein Mittageſſen wird alle Tage zur beſtimmten Stunde aufgetragen werden. — Aufgeſtellt werden alle Tage ohne Unkoſten — paſſende Erfriſchungen und Abends ein Thee. — Art. 13. Die Unterzeichnungen mit Vorausbezahlung werden auf einen Monat beſtimmt ſein können — zu Gunſten der Franzoſen und Fremden, die gegenwärtig Paris bewohnen. — Der Preis der Unterzeichnung beträgt 30 Fr. monatlich. — Art. 22. Da die Geſellſchaft keinen andern Zweck hat, als eine Verbindung guter Geſellſchafter zu bilden, um die Zeitſchriften, Flugſchriften und neue Bücher zu leſen, gemeinſchaftlich zu Mittag zu ſpeiſen, und blos mit Geſellſchaftsſpielen ſich zu unterhalten: ſo unterſagen ſich die Herrn Geſellſchafter und Abonnirten, jede politiſche Ver-

Seite.

handlung, und es iſt der Herren Kommiſſarien ſtreng empfohlen, dieſe Regel zu handhaben, und ſie dem allfällig vergeßlichen Geſellſchafter in Erinnerung zu bringen.
96 Es leben die ſtehenden Regimenter! — Nieder mit den National-Truppen! Weg mit Lafayette! — Tod den Miniſtern!
100 1) Friedensſtraſſe.
2) Die Freiheit, welche man uns jetzt verhandelt, und die wir baar bezahlt haben im Monat Julius.
108 Philoſophiſche Unterhaltungen.
109 Nun denn, ich will Ihnen ſofort meine Doktrine auseinanderſetzen.
110 Ein Unglückshaus.
111 1) Wegen einer Baierinn.
2) Seine brutale Majeſtät.
115 Der letzte Gang eines Verurtheilten.
121 Das ſoll gehen.
123 Es lebe der Kaiſer.
124 Die Kammer der Volksvertreter hat ſich Frankreich unwürdig gemacht.
127 An das Polniſche Volk. — Unterwerfung oder Tod! Nikolaus.
132 Das beweiſ't, wie klein eine Nation iſt, wenn ſie keinen König hat.
135 Man muß Alle binden, die Richter ſowie die Anwälde.
136 Wiſſenſchaftlicher Briefwechſel.
146 Wir lieben nicht den Krieg; allein wir fürchten ihn nicht.

Briefe aus Paris

1831 – 1832

von

Ludwig Börne.

Zweiter Theil.

Neue, wohlfeile Ausgabe.

BIBL

Herisau,
zu haben im Literatur-Comptoir.
1835.

Neun und zwanzigſter Brief.

Paris, Dienſtag den 25. Januar.

Jn dieſen Tagen wird das Schickſal Belgiens entſchieden ſein. So eine lächerliche Thron-Verſteigerung iſt mir noch nicht vorgekommen. Daß es Fürſtenſöhne gibt, die um dieſe Krone betteln! Lieber ſtreckte ich die Hand nach einem Sous aus. Betteln um eine Krone! Jupiters Donner als Almoſen empfangen! Eine Krone muß man rauben, oder ſie annehmen aus Barmherzigkeit. Frankreich wird Belgien ganz gewiß bekommen, oder doch den größten Theil davon. Das ließ ſich vorherſehen. Die große Verwirrung, welche beim belgiſchen Kongreſſe herrſchte, hatte ſo viel Methode, daß man wohl merkte, daß Alles verabredet war. Frankreich wird nie zugeben, daß der kleine Beauharnois König von Belgien wird, und ich gebe es noch weniger zu. Behüte mich Gott! Mir iſt nichts verhaßter, denn nichts iſt verderblicher, als dieſe Miſchung von Buonapartiſchem und deutſchem Blute. Frankreich hat das erfahren unter Napoleon, hatte aber das Glück, früher unglücklich als ſchuldig zu werden. Was! einen König, der ſein Volk verwundete und vergiftete zugleich, zugleich Sklaverei und Dienſtbarkeit über dasſelbe brächte? Dieſe beiden Uebel waren doch bis jetzt in keinem Staate vereinigt. Die Spanier, Jtaliener, Ruſſen und Andere ſind Sklaven; die Völker deutſcher Zunge ſind Bediente. Aber Sklaverei macht nur unglücklich, entwürdigt nicht; doch Dienſtbarkeit erniedrigt. Lieber einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen ſogenannten milden und gerechten deutſchen Fürſten. Man ehrt doch noch die Kraft indem man ſie fürchtet, ihr Feſſeln anlegt; wir zahmen Hausthiere aber dürfen frei umhergehen, weil man recht wohl weiß, daß wir jeden Abend in den Stall zurückkehren, und zu jeder Tageszeit kommen, ſobald man uns pfeift. Laſſen Sie ſo einem Schaafe einmal in den Sinn kommen, den Löwen zu ſpielen, und Sie werden ſehen, wie der milde und gerechte Hirt zum Tiger wird. Die weiche Nachgiebigkeit macht ſelbſt eine Kanonenkugel mild; ſie dringt durch Stein und Eiſen, und bleibt in einem Miſthaufen ſtecken. Nichts erwarte ich von dieſer Schaafheerde. Was wir in den letzten Zeiten geſehen, das war die bekannte Drehkrankheit. Woher kommt dieſer Lakaien-Charakter der Deutſchen? — Ich weiß es nicht; aber ſie waren immer ſo geweſen. Man glaubt, das Volk ſtamme aus Aſien. Vielleicht waren ſie dort eine Art Paria-Kaſte, die es endlich nicht mehr aushalten konnte und wegzog. Aber der Hund, der ſich von der Kette losreißt, bleibt immer Hund, er wechſelt nur den Herrn. Die alten Deutſchen waren zwar freier, aber nicht frei geſinnter als die heutigen. Wer nicht viel hat, kann nicht viel beſteuert werden, und die alten Deutſchen waren rohe Wilde, ohne leiblichen, ohne geiſtigen Beſitz. Aber was ſie hatten, gaben ſie immer hin für ihre Anführer, die ſie freiwillig ſuchten. Sie lebten und ſtarben für ſie, und zu Hauſe verwürfelten ſie ihren eignen Leib, wenn ſie kein Geld mehr zu verlieren hatten. Dienſtbarkeit, Trunkenheit, Spielſucht, das ſind die Tugenden unſerer Ahnen. Ich erinnere mich aus meinen Schuljahren eines Deklamations-Gedichts, das fing ſo an: Die alten Deutſchen waren — nicht ſchmeidig wie der Aal — doch Löwen in Gefahren — und Lämmer beim Pokal. — Geſchmeidig ſind wir noch heute nicht; Löwen ſind wir noch in Gefahren, aber nur nicht in unſern eignen, und Lämmer ſind wir das ganze Jahr, nur nicht beim Pokal. Da ſind wir groß, und wenn das ganze deutſche Volk nur einmal vier Wochen hintereinander betrunken wäre, oder wenn es eben ſo lange nichts zu eſſen hätte, da ließe ſich vielleicht etwas mit ihm anfangen.

Mittwoch, den 26. Januar.

Das muß einen ganz eignen Grund haben, daß Sie geſtern nicht hier waren, daß Sie nicht den Othello und die Malibran als Desdemona gehört haben! So hart iſt doch Gott ſonſt nicht gegen ſeine guten Kinder. Sie, die Sie das Alles mit hundert Lippen einſaugen, mit hundert Seelen empfinden! Wie wäre Ihnen geworden, da es ſchon mich in ſolche Bewegung ſetzte! War es doch, als wäre das eigene Herz zur Harfe geworden, auf welcher Engel ſpielten — das Ohr horchte nach innen. So klagen die Seligen, wenn ſie Schmerzen haben! So ſtürmen die Götter, wenn ſie zornig ſind, gegen Unſterbliche wie ſie. So weinen, lächeln, lieben, bitten und trauern die Engel. Mit wahrer Seelenangſt klammerte ich mich an die irdiſchen Worte feſt, damit ich nur den Boden nicht verlor, und von den Geiſtertönen hinaufgezogen würde. Die Malibran, die hat Gott beurkundet mit der Unterſchrift ſeiner Schöpfung. Die kann Keiner nachmachen. Es war wie eine Blumenflur von allen milden und ſtolzen, ſtillen und hohen, ſüßen und bittern Gefühlen des Menſchen, mit aller Farbenpracht, allen Wohlgerüchen und allen Betäubungen der mannigfachen Blumen. Dieſes Weinen, dieſes Weinen ohne Thränen habe ich nie geſehen, möchte ich nie ſehen im Leben. Als ihre Thränen zu fließen anfingen, war mir die Bruſt wie erleichtert. Hat die Liebe ſo viel ſüße Schmeichelei, kann der Schmerz ſo edel ſein, durchbohrt Verachtung ſo tief, kann der Zorn ſo erhaben, der Schrecken ſo erſchrecklich, die Bitte ſo rührend ſein? Ich wußte das Alles nicht. Fragen Sie mich: hat ſie das geſprochen, geſungen, mit Geberden ſo dargeſtellt? Ich weiß es nicht. Es war Alles verſchmolzen. Sie ſang nicht blos mit dem Munde, alle Glieder ihres Körpers ſangen. Die Töne ſprühten wie Funken aus ihren Augen, aus ihren Fingern hervor, ſie floſſen von ihren Haaren herab. Sie ſang noch, wenn ſie ſchwieg. Ich habe mich für unverbrennlich gehalten und habe erfahren, daß ich es nicht bin; ich will künftig auf Feuer und Licht mehr Acht geben.

Im dritten Akte hätte ich es nicht länger aushalten können, ſtände nicht zum Glücke ein kleiner Hanswurſt hinter meinem Herzen auf beſtändiger Lauer, der immer mit ſeinen Späßen hervortritt, ſobald das Herz zu betrübt und ernſt wird. Als die Szene kam, wo Othello Desdemonen den Tod ankündigt, und dieſe, ehe ſie niederſank und ſich dem Dolche hingab, ſich in die Wolken erhob und wie ein Sturmwind die ganze Welt der Leidenſchaften umbrauſte, Liebe, Haß, Zorn, Schrecken, Spott, Troz, Verachtung, und dann wieder zur Liebe kam, und noch einmal Alles umkreiſte — da wurde mir heiß am ganzen Körper. Ein vernünftiger Menſch hätte ruhig fortgeſchwitzt und ſich nicht ſtören laſſen; aber ein Philoſoph, wie ich, will durchaus wiſſen, warum er denn eigentlich ſchwitzt. Und ich wußte es nicht; denn ich hatte aus der Pſychologie vergeſſen, welche Leidenſchaft, welche Gemüthsbewegung den Menſchen in Schweiß bringt. Da fiel mir ein, in Göthe's Leben geleſen zu haben, wie in der Schlacht von Valmy, zwar in beſcheidener Entfernung vom Schlachtfelde, doch nahe genug, daß er den Kanonendonner hören konnte, dem Dichter ganz heiß geworden war, wie mir im Othello. Daraus ſchloß ich denn, daß es die Furcht ſei, die den Menſchen ſchwitzen mache. Darüber mußte ich lachen und das erleichterte mir das ſchwere Herz. Und als darauf die

Malibkan herausgerufen worden und erſchien, und ich ſah, daß Alles nur Spiel geweſen, ging ich froh nach Hauſe, und ſegnete die Künſtlerin, die Gott ſo geſegnet. Shakſpeare's Othello, wie ihn der italieniſche Operntext zugerichtet, iſt dumm bis zur Genialität. Man hat ſeine Luſt daran. Die Muſik ſcheint mir auch das Beſte, was Roſſini gemacht. Uebrigens bekümmerte ich mich nicht darum, und ich glaube die Malibran auch nicht. Was aber die Weiber ſchwache Nerven haben, wenn ſie nicht präparirt ſind! Dieſe Malibran, die doch den ganzen Abend ſo unerſchrocken durch Waſſer und Feuer ging, und alle Elemente aufhielt, ohne zu zucken — ich ſah ſie vor Schrecken zuſammenfahren, wie ein Schäfchen, als einmal hinter den Kouliſſen etwas wie ein Leuchter von der Decke herabſtürzte!.. Es Ihnen proſaiſch zu wiederholen: die Malibran iſt die größte Schauſpielerin, die ich je geſehen. In der heftigſten Bewegung zeigte ſie jene wahre antike Ruhe, die wir an den griechiſchen Tragödien bewundern, und welche wahrſcheinlich auch die Schauſpieler der Alten hatten. Darum, des rechten Maßes ſich bewußt, ſpielt ſie auch mit einer Kühnheit, die eine Andere ſich nicht erlauben dürfte. Sie klammert ſich ſtehend an den Mantel des wüthenden Othello, oder ihres erzürnten Vaters, ſie umſchnürt ihre Hände mit den Falten des Kleides, ſie zerrt daran — eine Linie weiter und es wäre lächerlich, es ſähe aus, als wolle ſie ihnen die Kleider vom Leibe reißen; aber ſie überſchreitet dieſe Linie nicht und ſie iſt erhaben. Und ihr Geſang! Gibt es denn mehr als eine Art, darf man denn anders ſingen? Spricht man im Himmel auch verſchiedene Dialekte? Nun, dann hat ſie hoch himmliſch geſungen, meißniſch, und die Andern ſingen platt himmliſch. Sie ſehen, ich kann auch ein Narr ſein — zu meinem Glücke nur ein proſaiſcher, denn ich kann keine Verſe machen. Ich gehe nächſtens einmal in die große franzöſiſche Oper, und das wird mich wieder heilen.

— Nächſtens gibt man zum Beſten der Polen ein großes Konzert. Die erſten Künſtler und Künſtlerinen nehmen daran Theil. Eine Dame von Stande aus Brüſſel, bewunderte Harfenſpielerin in ihrer Stadt, wird die Reiſe nach Paris machen, ihre ſchöne Kunſt zur ſchönſten Beſtimmung zu verwenden. Dieſer edeln Frau verzeihe ich alle ihre Ahnen. Auch werden, zu gleichem Zwecke, in allen Theilen der Stadt Bälle gegeben werden. Eine polniſche Kommiſſion hat ſich gebildet, an deren Spitze Lafayette ſteht. Unter den Mitgliedern ſind auch Delavigne und Hugo. Dieſe wollen durch Gedichte begeiſtern. Der Referendär Simrock in Berlin wird ſich hüten, ſich das zweite Mal zu verbrennen; der beſingt die polniſchen Farben gewiß nicht. . . . . Hat man in Frankfurt auch die jüdiſch-polniſche Zeitung, deren erſte Nummer hier angekommen iſt? Sie wird von Rabbinern geſchrieben und es werden darin alle jüdiſchen Glaubensgenoſſen aufgefordert, mit Geld beizuſtehen. Unſere deutſchen adeligen Juden, die auf Du und Du mit allen Miniſtern und fürſtlichen Maitreſſen ſind und darum auf Ehre halten, werden lachen über die Zumuthung jener polniſchen Kanaillen, und ſich um die ſtinkenden Polen und ihre ſtinkende Freiheit wenig bekümmern.

Dreissigster Brief.

Paris, Donnerſtag den 27. Januar 1831.

Sie fragen mich: ob denn die heſſiſche Konſtitution wirklich ſo gar arg wäre, als ich behauptet? Was arg! Das iſt das Wort gar nicht. Es iſt die unverſchämteſte Prellerei, die mir je vorgekommen. Die Erzjuden hier auf den Boulevards, wenn ſie ſie läſen, würden mit Neid ausrufen: nein, das können wir nicht! Gewährte die Konſtitution noch ſo wenig oder auch gar nichts von dem, was heute die Völker von einer erwarten, dagegen ließe ſich nichts ſagen. Die Freiheit wurde von einem Fürſten nie geſchenkt noch verkauft; ein Volk, das ſie haben will, muß ſie rauben. Dem Geduldigen gibt man nichts, dem Drohenden wenig, dem Gewaltthätigen Alles. Die Heſſen haben nur etwas gedroht. Aber dieſe Konſtitution iſt eine Betrügerei, man hat das ſchlechte Zeug gelb gemacht, daß man es für Gold halte, und ſo dumm iſt unſer Volk, daß unter hundert Köpfen nur Einer merkt, daß er betrogen worden. Was iſt das für eine Konſtitution, die den Satz enthält: Das Briefgeheimniß iſt unverletzlich; für nöthig hält, ausdrücklich zu erklären, die Regierung dürfe keine ſchlechten Streiche machen? Es heißt: Die Preſſe iſt vollkommen frei, ausgenommen, wo ſie die deutſche Bundes-Verſammlung beſchränkt; die deutſche Bundesverſammlung aber hat ſie in Allem beſchränkt. Es heißt: Alle Religionen ſind gleich vor dem Geſetze, und gleich darauf: die Rechte der Juden werden unter den Schutz der Konſtitution geſtellt. Das heißt: Einem, der in Ketten liegt, zu ſeiner Beruhigung eine Wache zur Seite ſtellen, damit ihm ja Niemand ſeine Ketten ſtehle! Die Juden haben es jetzt viel ſchlimmer, als vorher. Früher konnte doch der Fürſt die Rechte der Juden erweitern, ſie den übrigen Staatsbürgern ganz gleich ſtellen. Jetzt kann er aber das nicht mehr, da der rechtloſe Zuſtand der Juden unter dem Schutze der Konſtitution ſtehet, die von dem Fürſten nicht übertreten werden kann. Und ſo die Wahlen, ſo Alles. In der ganzen Konſtitution ſind die Rechte zwiſchen Regierung und Volk ſo getheilt, wie jener Jude mit einem dummen Bauer den Gebrauch eines gemeinſchaftlich gemietheten Pferdes theilte: „Eine Stunde reite ich und du gehſt, die andere Stunde geheſt du und ich reite.“

— Warum wundert Sie, daß es dem * * * in Wien gefallen, und warum wundert das ihn ſelbſt? Wien iſt ein ganz hübſcher Ort und ich möchte wohl dort wohnen, wenn ich ein fetter Antonius wäre und kein magerer Caſſius. Wenn er ſagt, er habe es dort ganz anders und beſſer gefunden, als er erwartet, ſo iſt das ſeine Schuld; er hat falſch geſucht und falſch gefunden. Er glaubte wahrſcheinlich, in Wien bekäme jeder die Knute, der ein Wort von Politik ſpräche, und man fände dort keine andern Bücher als Koch- und Gebetbücher. Aber ſo iſt es nicht. Campe ſchrieb mir neulich, daß meine Schriften in Oeſterreich am meiſten Abgang hätten. Das muß aber Keinen irre machen. * * * ließ ſich täuſchen, wie ſich die Wiener ſelbſt täuſchen laſſen. Die glauben auch, daß ſie ſich eine Freiheit nehmen, die ihnen die Regierung eigentlich gibt, wobei aber dieſe klug genug iſt, ſich anzuſtellen, als ließ ſie ſich nehmen, weil ſie weiß, daß verbotene Früchte am ſüßeſten ſchmecken. Der öſterreichiſche Staat iſt eine ſeelenloſe Dampfmaſchine, aber keine mit hohem Drucke. Sie wiſſen dort genau zu berechnen, wie weit man es treiben darf, ohne daß der Keſſel platze, und laſſen darum zuweilen Rauch aus dem Schornſteine — nach oben, in den höhern Ständen, in der Reſidenz; nach unten nie.

— Ich habe herzlich darüber lachen müſſen, daß die handveriſchen Soldaten beim Einzuge in Göttingen den Marſeiller Marſch geſpielt. Ich glaube, die Spitzbuben haben das mit Bedacht gethan. Sie wollten ſich wohl über die Revolutionärs luſtig machen. Vielleicht war es auch Gutmüthigkeit. Sie dachten, da habt ihr euern Marſeiller Marſch. Ihr wollt ja nicht mehr.

Und vielleicht wollten ſie wirklich nicht mehr. Haben Sie aber auch die Unterwürfigkeits-Akte der Stadt Göttingen geleſen, den Brief, den ſie an den General geſchrieben. Das iſt zu ſchön. Vor lauter Demuth und Zerknirſchung wiſſen ſie nicht genug Hochgeburt und Hochwohlgeburt aufzutreiben. Sie kriechen unter die Erde. So iſt der gute Deutſche! Wenn einmal ein müder Bürger ſeinen ſchweren Bündel Unterthänigkeit abwirft, gleich hebt ihn ſein Nachbar auf, und hockt die Laſt zu ſeiner eigenen. Und in dieſes Land ſoll ich zurückkehren! Hätten ſie nur wenigſtens eine italieniſche Oper wie hier! Aber keine Freiheit und keine Malibran, keinen Styx und keinen Lethe!

— Ich ſchrieb Ihnen neulich von einem Gemälde, die Schlachttage im Juli darſtellend, das ich geſehen. Da war aber doch mehr der Stoff, der mir Freude gemacht, die Phantaſie mußte ſich das Uebrige erſt ſelbſt verſchaffen; denn Vieles fehlte, das Gemälde hatte keinen großen Kunſtwerth. Jetzt iſt aber im Diorama ein Gemälde gleicher Art aufgeſtellt, das alles ſelbſt leiſtet und von der Phantaſie nichts fordert. Die Vertheidigung und Eroberung des Stadthauſes wird vorgeſtellt, und die Täuſchung iſt auf das Höchſte getrieben. Es iſt ganz ein Schlachtfeld, nur ohne Gefahr. Die Sonne liegt heiß auf dem Pflaſter und brennt auf dem Geſichte der Streitenden. Die Luft iſt ſo rein, daß man durch den zarten Pulverdampf ſieht. Menſchen und Pferde bluten und verbluten. In der Mitte des Platzes ſiehet man einen Zögling der polytechniſchen Schule, in der linken Hand die dreifarbige Fahne, in der rechten den Degen haltend. Er ſtehet mit dem linken Fuße auf einer Kiſte, mit dem rechten auf einem höhern Faſſe, und iſt eben im Begriffe, ſich hinauf zu ſchwingen, um oben die Fahne hinzupflanzen. Es gibt nichts Theatraliſcheres als dieſe Stellung, und doch hat ſie der Maler gewiß nur nachgeahmt, nicht erfunden. Darin haben es die Franzoſen gut, daß ſie vermögen, mit jeder Großthat im weiten Felde zugleich das Drama zu dichten, das jene Großthat im engen Felde darſtellt. Sie ſind zugleich Helden und Schauſpieler. Man ſieht es ganz deutlich an dieſem Jünglinge mit der Fahne, wie er ſeiner Kühnheit und ſeiner theatraliſchen Stellung zugleich froh war. Noch eine andere ſchöne Gruppe zeichnete ſich aus. Ein Mann aus dem Volke, Bruſt und Schultern nackt, kniet auf die Erde, in dem rechten Arm einen verwundeten hinſinkenden Knaben haltend, die linke Fauſt gegen die hintenſtehenden Soldaten ballend, die den Knaben wohl eben getroffen. An der Schwelle eines Hauſes liegt die Leiche eines Frauenzimmers. Daß mitten im Kugelregen mehrere Frauenzimmer unerſchrocken weilen, um den Verwundeten beizuſtehen, hat mich weniger gewundert, (ſie trieb das Mitleid) als daß andere ohne Furcht zu den Fenſtern hinaus ſehen. Im Hintergrunde, am Waſſer, ſtehen die königlichen Soldaten. Jenſeits ſchießen die Studenten herüber. Ich habe unter den Kämpfern wieder gute Röcke geſucht, vornehme und reiche Leute, die mehrere hundert Franken Steuern zahlen und Wähler ſein können — ich habe aber Keine gefunden. Ich will den Herren nicht Unrecht thun, vielleicht hatten ſie an jenen Tagen, ihre guten Kleider zu ſchonen, dieſe zu Hauſe gelaſſen und ſchlechte Röcke für die Schlacht angezogen. Aber auch die Hemden waren ſchwarz und grob; haben ſie die auch gewechſelt?

Freitag, den 28. Januar.

So eben komme ich vergnügt aus dem Leſekabinette — vergnügt, weil ich mich geärgert habe. So oft mir dergleichen Aergerliches begegnet, halte ich es gleich feſt, und mache mir den Aerger ein; denn in Paris iſt er nicht alle Tage friſch zu haben; die deutſchen Zeitungen kommen ſo unregelmäßig hier an. Sie werden vielleicht in meinen Briefen einen Widerſpruch mit meiner Klage finden; Sie werden meinen, über franzöſiſches Weſen hätte ich mich doch oft genug geärgert. Das iſt aber etwas ganz anders. Das war nicht Aerger, das war Zorn; Aerger aber iſt zurückgetretener Zorn. Man ärgert ſich nicht, wenn Einem der Gegner an Macht überlegen iſt — das merkt und berechnet man in der Leidenſchaft nicht — ſondern wenn uns der Gegner, entweder an Unverſchämtheit überlegen iſt, ſo daß er uns unter die Beine kriecht und uns umwirft, oder an Autorität, ſo daß er uns das Sprechen verbietet und wir uns nicht wehren dürfen. Der Zorn aber iſt wohlgemuth, ſtark und darf ſeine Kraft gebrauchen. Darum gerathe ich in Zorn über das Treiben hier, denn ich darf dagegen eifern, und hundert Gleichgeſinnte thun es für mich alle Tage; darum ärgere ich mich über deutſches Treiben, weil ich dulden und ſchweigen muß. Nun, es war ein Artikel in der allgemeinen Zeitung mit einem Kreiſe, der einen Mittelpunkt hat bezeichnet — ſo: ⊙. Wahrſcheinlich hat das der Redakteur vorgeſetzt, um zu verſtehen zu geben, ſein Korreſpondent habe das Schwarze in der Scheibe getroffen. Schon lange ſitze ich an der Wiege des guten lieben deutſchen Kindes, und warte, daß es einmal die Aeuglein aufſchlage. Endlich erwacht es und greint ſanft wie ein Kätzchen. Jener Korreſpondent macht einen Katzenbuckel und ſagt leiſe, leiſe: er müſſe ganz gehorſamſt bemerken, es wäre doch endlich einmal Zeit, auch ein deutſches Wort über Krieg und Frieden zu ſprechen, und er werde ſich die unterthänige Freiheit nehmen, dieſes zu thun, und auch, wenn man es ihm gnädigſt erlauben wolle, darauf hindeuten, wie unſer Vaterland in gegenwärtige Angelegenheiten verwickelt ſei, und wie es ſich heraus wickeln könne. Ich machte große Augen, und dachte: der Kerl hat

Kourage! Jetzt tappt er hin und her, herüber und hinüber, ſpricht im Allgemeinen von jenem Staate, von dieſem Staate; der noch ungeleſene Theil des Artikels wird immer kürzer, die letzte Zeile rückt immer näher und noch kein Wort von Deutſchland. Endlich kommt die letzte Zeile, und da ruft unſer Held: von Deutſchland ein andermal! und läuft was er laufen kann. Ich ſpuckte ganz ſanft auf Deutſchland, die allgemeine Zeitung und den heroiſchen Artikel, und nahm den Aerger mit zu Tiſche. Aerger, in gelinden Gaben genommen, das weiß ich aus Erfahrung, befördert die Verdauung ungemein.

Samstag, den 29. Januar.

Ueber die Briefe eines Verſtorbenen werde ich Ihnen meine Meinung ſagen, ſobald ich ſie fertig geleſen. . . . Ich höre, das polniſche Manifeſt habe in Frankfurt nicht gedruckt werden dürfen. Der Frankfurter Bürgermeiſter und Anſtett haben Gott ein Bein geſtellt, das iſt doch recht unartig.

Ein und dreissigster Brief.

Paris, Sonntag den 30. Januar 1831.

Ei! das Volk hat ja wieder einen König gemacht; der Herzog von Nemours iſt in Belgien gewählt worden. Nürnberger Waare! Aber, warum nicht, ſo lange die Völker Kinder bleiben und Kinderſpiele lieben? Dieſe Frechheit des Volks, einen König zu machen, muß unſern Altgläubigen noch viel entſetzlicher vorkommen, als die, einen König zu zerſtören. Gottes Werke zu Grunde richten, das kann freilich Jeder; aber Gottes Werke nachſchaffen wollen — das iſt verwegene

Sünde. Ich bin nun jetzt begierig, was die franzöſiſche Regierung thun wird, oder eigentlich was ſie ſagen wird; denn was ſie thun wird, darüber war Niemand je in Zweifel; es war gleich von der erſten Stunde der belgiſchen Revolution alles darauf angelegt, das Land mit Frankreich zu vereinigen. Aber was ſagen? Sebaſtiani hat erſt vor einigen Tagen in Gegenwart ganz Europa's erklärt, ſeine Regierung würde weder den Herzog von Nemours gewähren, noch die Vereinigung Belgiens mit Frankreich annehmen! So ſind die Diplomaten! Sie wiſſen recht gut, daß ſie einander nicht betrügen können — es iſt Liebhaberei, es iſt eine Kunſtliebe.

Sie ſchreiben mir, Heine habe in ſeinem vierten Bande von der franzöſiſchen Revolution geſprochen. Ich denke, er hat nur zu ſprechen verſucht, es nicht ausgeführt. Welche Rede wäre ſtark genug, dieſe wildgährende Zeit zu halten? Man müßte einen eiſernen Reif um jedes Wort legen, und dazu gehörte ein eiſernes Herz. Heine iſt zu mild. Auch mir ſchrieb Campe, er erwarte, ich würde im achten Bande etwas Zeitgemäßes ſagen. Dieſer achte Band, den ich machen ſollte, hier in Paris, eine Viertelſtunde von den Tuilerien, eine halbe vom Stadthauſe entfernt — es gibt nichts Komiſcheres! Was, wo, worauf, womit ſoll ich ſchreiben? Der Boden zittert, es zittert der Tiſch, das Pult, Hand und Herz zittern, und die Geſchichte, vom Sturme bewegt, zittert ſelbſt. Ich kann nicht wiederkauen, was ich mit ſo viel Luſt verzehrt; dazu bin ich nicht Ochs genug. Prophet wollte ich ihm ſein, zwölf Bände durch. Und was kann der Deutſche anders ſein als Prophet? wir ſind keine Geſchichtſchreiber, ſondern Geſchichtstreiber. Die Zeit läuft wie ein Reh vor uns her, wir, die Hunde, hintendrein. Sie wird noch lange laufen, ehe wir ſie einholen, es wird noch lange dauern, bis wir Geſchichtsſchreiber werden.

Doch — ich will jetzt gehen, Beethoven hören. Fünf, ſechs, ſolcher Menſchen hat das Land, unter denen wir Schatten gegen Hitze, Schutz gegen Näſſe finden. Wenn die nicht wären! Das Konzert beginnt um zwei Uhr. Das ſcheint mir beſſer als Abends. Ohr und Herz ſind reiner vor dem Eſſen. Vielleicht beſuche ich dieſe Nacht den Maskenball. Nicht den in der großen Oper, den kenne ich von früher, das iſt zum Einſchlafen; ſondern den im Theater an der Porte St. Martin. Da finde ich mein gutes Volk in der Jacke, das im Juli ſo tapfer gekämpft. Da iſt Luſt und Leben. Lange Röcke, lange Weile — das habe ich immer beiſammen gefunden.

Dienſtag, den 1. Februar.

Das Konzert Sonntag im Konſervatoire iſt, wie ich mir denke, ſehr ſchön geweſen. So ganz aus Erfahrung weiß ich es nicht. Ich ſaß in der zweiten Reihe Logen, warm wie in einem Treibhauſe, und verſteckt hinter Frauenzimmern, wie ein Gärtner hinter Blumen. An der Seite ſperrten mir dumme dicke Säulen, vor mir dumme große Hüte die Ausſicht. Wir haben Revolutionen erlebt, die tauſendjährige Könige umgeworfen — wird ſich denn nicht einmal eine Revolution erheben, die dieſe fluchbelaſteten Weiberhüte fortjagt? Sie werden mich fragen: Aber was hat man in einem Konzerte zu ſehen? Aber eben darum darf das Sehen nicht gehindert ſein; denn das Nichtſehenkönnen beſchäftigt die Augen am meiſten. Was mich aber am verdrüßlichſten macht, war, daß ich keine Lehne für meinen Rücken hatte, ſo daß ich immerfort ſteif daſitzen mußte, wie vor fünfzig Jahren ein deutſches Mädchen unter der Zucht einer franzöſiſchen Gouvernante. Das Biſchen, was mir von guter Laune noch übrig blieb, ſchenkte ich einer jungen Engländerin, die neben mir ſaß. Blaue Augen, blondes Haar, ein Geſicht von Roſenblättern, und was ſie in meinen Augen am meiſten verſchönerte, ein Hut mit einem flachen italieniſchen Dache. Sie mochte wohl eine große Muſikfreundin ſein, denn ſie hatte ſich aus ihrem eignen Körper ein ſchönes Häuschen gebaut, um daraus ungeſtört zuzuhören. Die Füße hatte ſie auf die Bank vor ihr hoch aufgeſtellt, und die Knie an ſich gezogen. Die Bruſt vorwärts gebeugt, verbarg ſie den rechten Ellenbogen in den Schoos und ließ den Kopf auf den zuſammengeknickten Arm ſinken. Die ſchöne Dame ſo gerundet hatte keinen Anfang und kein Ende. Sie verſtand gewiß etwas von Mathematik, und wußte, daß die Kugelform unter allen möglichen Geſtalten mit der flachen Welt am wenigſten in Berührung kommt. Ihre Schweſter vor ihr hatte den Hut abgelegt, und ſaß ganz vorn, in der Loge allen Blicken ausgeſetzt, in purem Nachthäubchen da. Ich machte ſo meine Betrachtungen, woher es komme, daß nur allein die Engländer und Engländerinen ihre Sitten und Kleider mit in das Ausland bringen, und ſich nicht geniren? Gewiß war im ganzen Saale keine Dame, die in einer ſo häuslichen Stellung da ſaß, wie meine ſchöne Nachbarin, und keine, die es gewagt, ſich in einem Nachthäubchen zu zeigen, wie deren Schweſter. Aber trotz meiner Philoſophie und Verdrüßlichkeit merkte ich doch zuweilen, daß man da unten ſchöne Muſik machte. Die Symphonie eroica von Beethoven (ich fand die Muſik mehr leidend als heroiſch) eine Arie aus dem Freiſchütz (mein deutſches Herz ging mit dabei auf, wie eine trockene Semmel in Milch). Sextett von Beethoven. Chor aus Webers Euryanthe. Ein Muſikſtück für Blas-Inſtrumente. Trio aus Roſſini's Wilhelm Tell. Klavier-Solo, geſpielt und komponirt von Kalkbrenner. Ouvertüre aus Oberon. Aber dieſe Stadt der Sünden, Paris — der liebe Gott muß ſie doch lieb haben; was er nur Schönes hat, was Gutes, alles ſchenkt er ihr. Die ſchönſten Gemälde, die beſten Sänger, die vortrefflichſten Komponiſten. Dieſes eine Konzert — was hörte man da nicht alles zugleich! Das beſte Orcheſter der Welt. Die Aufführung der Symphonie ſo vollendet, daß, wie mir H*** ſagt, man dieſes gar nicht merke. Ich erkläre mir das in dem Sinne: um einzuſehen, wie vollkommen etwas ſei, muß daran noch etwas mangeln. Iſt die Vollkommenheit ganz erreicht, verliert man den Standpunkt der Vergleichung. In einem Konzerte hörten wir: Kalkbrenner, den erſten Klavierſpieler; Baillot, den erſten Violinſpieler; Tulon, den erſten Flötenſpieler; Vogt, den erſten Hautboiſten; und Nourrit, den beſten franzöſiſchen Sänger. Das ganze Orcheſter erſchien in der Nationalgarde-Uniform. Baillot iſt Offizier, Nourrit auch. Der Eine geigte, der Andere ſang mit Epaulettes. Ich wollte, hannövriſche Offiziere von den Siegern von Göttingen wären in meiner Loge geweſen, und hätten nicht gewußt, daß ich deutſch verſtehe!

— Alſo Iſrael in Frankfurt hat wieder einen guten Tag gehabt, ihr Lebenspuls hat ſich wieder einmal gehoben? Iſrael jammert mich manchmal, ſeine Lage iſt gar zu betrübt. Kurſe oben, Kurſe unten, wie der tolle Wind das Rad ſchwingt — es ſind die Qualen des Irion. Aber iſt es nicht furchtbar lächerlich, daß die niedrigſte und gemeinſte aller Leidenſchaften ſo viele Aehnlichkeit hat mit der erhabenſten und edelſten, die Gewinnſucht mit der Liebe? Ja wohl, Gott hat das Volk verflucht und darum hat er es reich gemacht. Aber von den ekelhaften Geſchichten mit den jüdiſchen Heirathserlaubniſſen und jüdiſchen Handwerksgeſellen erzählen Sie mir nichts mehr. Ich will nichts davon hören, ich will nichts damit zu thun haben. Wenn ich kämpfen ſoll, ſei es mit Löwen und Tigern, aber vor Kröten habe ich einen Abſcheu, der mich lähmt. Es hilft auch nichts. Man muß den Sumpf ausrotten, dann ſtirbt das Schlammgezücht von ſelbſt weg. Unſere Frankfurter Herren, finde ich, haben ganz recht. Sie denken, Gott iſt doch nun einmal im höchſten Zorne, ob wir ihn ein Bischen mehr, ein Bischen weniger ärgern, das kann nichts verſchlimmern. Den Juden in Frankfurt iſt jetzt am wenigſten zu helfen, wenn ſie klagen bei den großen Herren der Bundesverſammlung, oder bei den kleinen im Senate, weiß ich, was man ihnen ſagt — es iſt als wäre ich gegenwärtig. Oeffentlich wird man ſie barſch abweiſen, unter vier Augen aber wird man den Diplomaten, den Pfiffigen unter den Juden ſagen: „Lieben Leute, jetzt iſt gar nicht die Zeit an dieſe Sache zu rühren. In Deutſchland iſt ohnedieß alles in Bewegung, das Volk iſt aufgeregt, die allgemeine Stimmung gegen euch, ſo daß, wenn wir euch jetzt Freiheiten bewilligten, dieſes üble Folgen hätte für die allgemeine Ruhe und für euch ſelbſt.“ Und unſer jüdiſcher Adel wird das ſehr gut verſtehen, und beifällig mit den Augen blinzeln, und beim Heruntergehen dem jüdiſchen Pöbel vor der Thüre zurufen: Packt euch zum Teufel, ihr ſeid dumm und unverſchämt! . . . Von einem jüdiſchen Komité und deſſen Schreibereien erwarte ich nichts. Es ſind eben Deutſche, wie die Andern auch. Sie ſind in einem unſeligen Wahne befangen. Ihre Ehrlichkeit richtet ſie zu Grunde. Sie meinen immer noch, es käme darauf an, Recht zu haben, zu zeigen, daß man es hat. Jetzt ſprechen ſie für die Freiheit, wie ein Advokat für einen Beſitz. Als käme es hier noch auf Gründe an, als wäre ſeit einem halben Jahrhunderte nicht alles ausgeſchöpft worden, was man für Freiheit, für Menſchenrechte, für Bürgerrechte der Juden ſagen kann. Das alles weiß der Tyrann ſo gut als der Sklave ſelbſt. Gewalt wie Freiheit kommt aus dem Herzen. Der Räuber, der uns unſer Gut nimmt, täuſcht ſich nicht, er weiß, was er thut. Nicht an den Verſtand, an das Herz muß man ſich wenden, an das der Gegner wie an das der Gleichgeſinnten. Die Herzen muß man rühren, die unbeweglichen durchbohren. Das Wort muß ein Schwert ſein; mit Dolchen, mit Spott, Haß, Verachtung muß man die Tyrannei verfolgen, ihr nicht mit ſchweren Gründen nachhinken. Das verſtehen aber unſere deutſchen liberalen Schriftſteller nicht, und noch heute ſo wenig, als vor dem Juli. Ich ſehe es ja. Unter den Büchern, die Sie mir geſchickt, iſt auch eine Broſchüre über die heſſiſchen Juden, und eine über die deutſche Preßfreiheit. Geleſen habe ich ſie noch nicht, aber einen Blick auf die erſte Seite geworfen. Ich hatte genug; es iſt ganz die alte Art. Der Hanauer Jude hat das Motto von Schiller: Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei — und ſo weiter die Litanei. Dann fängt er an: „Die höchſte Glücksſtufe, die nach menſchlichen Begriffen einem Staate erreichbar iſt, hat Kurheſſen rühmlich betreten. In allen ihren Theilen hat man den aufgeklärten und freiſinnigen Ideen der Gegenwart gehuldigt.“ Der Jude ſoll Mazze backen aus dieſem ungeſäuerten Teige; Brot wird nie daraus. Der chriſtliche Ritter der Preßfreiheit, Profeſſor Welker, ſchrieb Folgendes auf der Titelfahne ſeines Buches: „Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer ſittlichen, rechtlichen und politiſchen Nothwendigkeit, nach ihrer Uebereinſtimmung mit deutſchem Fürſtenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargeſtellt, in ehrerbietigſter Petition an die hohe deutſche Bundesverſammlung.“ . . . Die Herren von der deutſchen Bundesverſammlung werden den ehrerbietigen Profeſſor auslachen. Wenn ich über die Preßfreiheit ſchriebe, würde ich anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt Euch alle mit einander, Volk, Fürſten und deutſches Land.“ Ich meine, das müſſe einen ganz andern Effekt machen. Je mehr Gründe, je mehr Füße; je mehr Füße, je langſamer der Gang; das ſiehet man an den Inſekten. Doch genug — und habe ich nicht Recht, daß ich in die italieniſche Oper gehe?

Mein Tagebuch aus Soden habe ich, ſeit ich es geſchrieben, nicht mehr geleſen. War es gut, ſo iſt es noch gut; das hat keine Noth. Aelter iſt darüber wohl manches in Deutſchland geworden, aber alt nichts. Es blühen alle Veilchen, vor wie nach.

Sie können ſich wohl denken, daß ich den Unfug, den die Studenten in der Sarbonne ſich gegen den Miniſter Barthe zu Schulden kommen ließen, nicht billigen werde. Die Studenten ſelbſt haben ſich gegen dieſes tadelswürdige Betragen, das nur auf Einige unter ihnen fiel, laut geäußert. Aber ſelbſt dieſer ſträfliche Uebermuth iſt lehrreich genug, denn er zeigt den lobenswerthen tiefen Unmuth in der Jugend. Die Studenten hier ſind gar nicht wie unſere deutſchen, fantaſtiſch ungezogen, dem Bürgerleben und ſeinen Regeln fremd, alle Konvenienz verſpottend; und in wenigen Jahren, alles Feuer der Jugend vertrinkend und vertobend, um gleich nach der Univerſität die abgelebteſten zahmſten Philiſter zu werden. Sie ſind vielmehr die ſtillſten und beſcheidenſten jungen Leute, die ſich von der Jugend der andern Stände nur durch die Einfachheit ihres Aeußeren auszeichnen. Man ſollte ſie oft für deutſche Handwerksburſche halten. Was ſie in Bewegung ſetzt, iſt etwas ſehr Edles, mag immerhin die Bewegung einmal im Gange unregelmäßig werden.

Mittwoch, den 2. Februar.

Geſtern kam in der Pairskammer das Geſetz über die Beſoldung der jüdiſchen Geiſtlichen vor. Es wurde zwar angenommen, fand aber doch viele Gegner. Der Admiral Verrhuell hielt eine Rede gegen die Juden. Das Volk Gottes hat doch Feinde zu Waſſer und zu

Lande. Der Admiral ſagte: ich habe die Juden in allen vier Theilen der Welt kennen gelernt; ſie taugen überall nichts; überall denken ſie nur an Geldverdienen. Schändliche Verleumdung! Gerade das Gegentheil. Die meiſten Juden ſtreben nach nichts, als Geld zu verlieren, und darum kaufen ſie öſterreichiſche Staatspapiere.

Aber iſt die Begeiſterung der Polen nicht höchſt erhaben, höchſt rührend? Gab es je etwas Großes, das zugleich ſo ſchön war? Unter den rauhen Blättern der Geſchichte iſt es ein Blatt auf Velinpapier geſchrieben. . . . . Die Polen haben jetzt Alle nur ein Geſchlecht, nur ein Alter. Weiber, Kinder, Greiſe, Alles rüſtet ſich; Viele gaben ihr ganzes Vermögen hin, und nannten ſich nicht, und gaben keine Spur, auf der man ihre Namen entdecken konnte. Einen ſilbernen Löffel im Hauſe zu haben, iſt eine Schmach, man gebraucht nur hölzerne. Die Frauen liefern ihre Trauringe in die Münze, und erhalten dafür kleine ſilberne Medaillen, mit der Schrift: la patrie en échange. Iſt das nicht ſchön? Im Polniſchen lautet das wahrſcheinlich noch ſchöner. Aber ach! das ernſte Schickſal liebt die Kunſt nicht. Die Polen können untergehen trotz ihrer ſchönen Begeiſterung. Aber geſchiehet es, wird ſo edles Blut vergoſſen, dann wird es den Boden der Freiheit auf ein Jahrhundert befeuchten und tauſendfältige Früchte tragen. Die Tyrannen werden nichts gewinnen, als einen Fluch mehr. Wer jetzt einen Gott hat, der bete, und wer beten kann, der bete nur für die Polen. Die ſind oben im Norden, und die Freiheit, wie jede Bewegung, kommt leichter herab, als ſie hinaufſteigt.

Zwei und dreissigster Brief.

Paris, Donnerſtag den 3. Februar 1831.

Ich bin jetzt mit den Briefen eines Verſtorbenen zu Ende, und ich will Ihnen mittheilen, was ich mir darüber gemerkt. Ich könnte mir die Mühe des Abſchreibens erſparen, und Ihnen das Blatt ſelbſt ſchicken. Aber es iſt mit Bleiſtift geſchrieben, und ich bin klüger als der Kaiſer von Rußland, Preußens Mephiſtopheles, der ſeine hohen Meinungen mit Bleiſtift niederſchreibt, und dabei ruhig iſt — ich denke: der liebe Gott kann das mit dem leiſeſten Hauche wieder auslöſchen. Ich halte mich an Dinte, die iſt feſt. Aber wie konnten Sie nur glauben, die todten Briefe wären vom lebendigen Heine? Kein Athemzug von ihm darin. Es iſt eine gewöhnliche Reiſebeſchreibung — ich ſage aber nicht: die Beſchreibung einer gewöhnlichen Reiſe. Der Verfaſſer hat mehr geſehen als Andere, alſo auch mehr beobachtet. Als vornehmer Herr wurde er von den hohen und höchſten Ständen freundlich angezogen, und da er oft inkognito reiſte (er führte ſogar, wie ein Gauner, doppelte Päſſe mit falſchen Namen), und ein deutſcher Edelmann, wenn er ſeinen Adel ablegt. beſcheiden glaubt, es bliebe dann nichts mehr von ihm übrig, drängte er ſich mit der Zuverſicht eines Unſichtbaren auch in die niedrigſten Stände. Dadurch mußte das Buch gewinnen. Solche Vortheile hat ein deutſcher bürgerlicher Reiſender nie. Der Verfaſſer hat empfänglichen, aber keinen erzeugenden Sinn. Sein Stoff iſt reich, aber ſeine Bearbeitung ſehr arm, und von dichteriſcher Kunſt keine Spur. Er ſchreibt leicht, ſehr leicht. Das iſt manchmal recht angenehm, doch darf es nicht den ganzen Tag dauern. Im häuslichen Kreiſe, zu häuslichem Geſpräche, iſt das gut; wenn aber die Gedanken unter die Leute

gehen, müſſen ſie ſich mit Würde und Anſtand kleidn
Wer in Deutſchland mit ſo leichtem Fuhrwerke fähr
läßt vermuthen, daß er nicht ſchwer geladen. E
guter deutſcher Schriftſteller ſchreibt, daß der St
unter ihm bricht, und daß er mitten im Wege lieg
bleibt. Der Verfaſſer gebraucht franzöſiſche Reden
arten, da, wo es weder nöthig noch ſchön iſt. E
ſagt: aventure — Je dévore déjà un oeuf — adie
— Sur ce n'ayant plus rien à dire. — Kaum ei
Brief, den er nicht mit einem franzöſiſchen Satze a
finge oder endigte; das iſt ſein Morgengebet, ſein Abend
ſegen, ſein Amen. Doch verzeihen wir ihm das; da
Franzöſiſche iſt ſein adeliges Wappen, womit er d
Briefe verſiegelt. Auch daß die Briefe oft zu lang, d
Berichte oft zu umſtändlich ſind, wollen wir ihm nich
zu hoch anrechnen. Wir bürgerlichen Reiſebeſchreibe
würden auch oft längere Briefe an unſere Freundinne
ſchreiben, wenn das Porto nicht zu hoch käme. Abe
der verſtorbene Edelmann hatte unſern Geſandte
in London, der die dickſten Paquete portofrei an ſein
Julie beſorgte. Wir bürgerlichen Reiſenden haben e
ſo gut nicht, wir bekommen in der Fremde von unſe
rer Geſandtſchaft nichts zu ſehen, als beim Päſſe
viſiren den Rücken eines Sekretärs, der uns über ſein
Schultern weg, ohne uns anzuſehen, den Paß zureich
Den Herrn Geſandten ſelbſt bekommen wir nie z
ſprechen, er bekümmert ſich nicht um uns, wir müß
ten denn Spione ſein. Dieſer Stand, wie der Spie
ler, adelt in Deutſchland. Gerecht zu ſein, muß ic
ſagen, die Briefe haben viel Gutes und haben mi
Vergnügen gemacht. Nur habe ich nicht darin geſun
den, was ich erwartet. Von einem Manne von Stande
dem ſeine Geburt die groben Erfahrungen des Leben
erſpart, hätte ich feine erwartet, feine Bemerkunge
über Welt und Zeit. Aber nichts habe ich ihm abge
lernt, als eine feine Wendung, die ich in der Folg

einmal benutzen werde. Wenn Sie einmal alt werden, und klagen dann über Welt und Zeit, und knurren, daß es nicht auszuhalten, würde ich bürgerlicher Tölpel Ihnen dann wahrſcheinlich ſagen (bis dahin, hoffe ich, duzen wir uns): Liebe Freundin, Du ſiehſt Alles mit trüben Augen an; denn Du biſt alt! Aber von unſerem verſtorbenen Edelmanne habe ich gelernt, wie man eine ſolche Grobheit zarter ausdrückt. Er ſchreibt ſeiner Julie, die in ihrem Briefe knurrt: Deine älter werdende Anſicht iſt ſchuld an Deiner Grämlichkeit. Das iſt Alles. Von den Briefen eines Verſtorbenen erwartet man, Dinge aus einer andern Welt zu erfahren; zu hören, was kein Lebender zu ſagen wagt. Nichts von dem. Daß dieſe Briefe ſolches Aufſehen machen konnten, daß ich ſogar hier in Paris davon ſprechen hörte, und ſie in Deutſchland, wie Ihnen der Buchhändlerjunge ſagte, „raſend abgehen,“ verdanken ſie wahrſcheinlich nicht dem Guten, ſondern dem Schlechten, das ſie enthalten. Es ſind den adligen Briefen einige Satyren eingeſchaltet, aber von der gemeinſten bürgerlichen Art. Da iſt erſtens eine gegen deutſche Titelſucht, gegen Rang- und Beamtenſtolz. Nun kann zwar eine geſchickte Hand von ſolchem ausgedroſchenen Stroh artige Sachen flechten, Hüte, Körbe und andere Spielereien; aber in den todten Briefen iſt es rohes Lagerſtroh geblieben, um es gerade in den Stall zu werfen; und nicht aus Liebe zur Gleichheit eifert der hohe Herr gegen den lächerlichen Dienerſtolz der Deutſchen, ſondern aus adligem Hochmuthe. Er will, daß nicht Amt oder Titel, ſondern Geburt allein den Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimme. Dann kommt eine Satyre gegen die Berliner Myſtiker, die wirklich eine beſſere verdient hätten. Da wird das ganze Alphabet durchgeklatſcht und hundert Anekdötchen erzählt. Braucht es mehr in dem preßzahmen Berlin, um Aufmerkſamkeit zu erwecken? Und den Verſtorbenen trieb die Preßfreiheit noch weiter — er ſagt es gerade heraus: Der Graf Brühl in Berlin, der General-Direktor der Schauſpiele, zu ſeiner Zeit der zweite Mann im preußiſchen Staate — koſtümire auf dem Theater die Tempelritter ganz falſch, wie er ſich aus dem Grabſteine eines Templers, den er in Irland geſehen, vollkommen überzeugt habe! Der Verfaſſer ſoll ein Fürſt ſein; das iſt ſchön. Da unſere bürgerlichen Schriftſteller nun einmal keine Leute von Welt werden wollen, ſo bleibt, dieſen näher zu kommen, nichts übrig, als daß die Leute von Welt Schriftſteller werden. Er ſoll kein Geld haben; noch ſchöner, er ſei uns herzlich willkommen. Das iſt der Stempel des Genies. Einem guten deutſchen Schriftſteller iſt nichts nöthiger als die Noth. Der Fürſt mag zwar keinen Ueberfluß an Mangel haben, wie Fallſtaff ſagt, ſondern nur Mangel an Ueberfluß. Aber nur immer herein. Iſt er kein armer Teufel, kann er es doch noch werden. Doch müſſen wir ihm, wie allen adligen Schriftſtellern, ſehr auf die Finger ſehen. Nicht damit ſie nichts mitnehmen, was nicht ihnen gehört (was wäre bei uns zu holen?), ſondern daß ſie nichts da laſſen, was nicht uns gehört — keinen Hochmuth, keinen Adelſtolz. Der blickt der dringt aber nicht ſelten in den Briefen eines Verſtorbenen durch. Ruft er doch einmal, als er im Gebirge zwei Adler über ſeinem Haupte ſchweben ſah aus: „Willkommen, meine treuen Wappenvögel!“ Hinaus mit ihm! Was? Wappenvögel Will er etwas Beſonderes haben? Ein deutſcher Schriftſteller hat kein anderes Wappen, als einen leeren Beut im blauen Felde. Wappenvögel! Hinaus mit ihm au dem Meß-Katalog! Der Hochmuth ſoll Manuſkrip bleiben, nicht gedruckt werden. Wenn er oben auf de Snowdon, dem höchſten Berge Englands, Champagn trinkt auf die Geſundheit ſeiner Julie, und den N men Freundin durch Sturm und Dunkel ruft — dar ſind wir dem Fürſten gut. Wein, Liebe und Adler ſind auch für uns; aber die Wappen ſind gegen uns. Seid vorſichtig, laßt unſern Zorn ſchlafen! Nur zu bald erwacht er euch!

Samstag, den 5. Februar.

Einige von den Haupt-Brandſtiftern in Göttingen, (ſpreche ich nicht, als hätte ich 10.000 Thaler Gehalt und wäre der wirkliche geheime Staatsrath von Börne?) haben ſich nach Straßburg gerettet, und in dortigen Zeitungen Proklamationen bekannt gemacht, die aber gar nicht ſchön und würdevoll ſind. So renommiſtiſch-philiſtrös, ſo rauh und holpricht! Es dauert Einem herzlich. Sie lachen und ſpotten wie Sklaven, die glücklich der Zuchtpeitſche entlaufen ſind. „In Nürnberg henkt man Keinen, bis man ihn hat.“ — ſagen ſie unter Anderm. Wenn der Blitz, der Andere traf, unſchädlich zu unſern Füßen niederſchlug, dann mögen wir Gott danken, aber nicht den Blitz verhöhnen. Dieſe jungen Deutſchen ſind die Luft der Freiheit nicht gewohnt; ſie haben ſchnell getrunken, und ſie iſt ihnen in den Kopf geſtiegen. Wie ganz anders hätten junge Franzoſen in ſolchen Fällen geſprochen.

Der Herzog von Nemours iſt jetzt wirklich zum König von Belgien gewählt. Jetzt kocht's und wirft Blaſen, wie Welt-Halbkugeln groß. Sie werden erfahren, wie bald es überläuft.

Der junge ***, von dem ich Ihnen ſchon einmal geſchrieben, trat gleich, als er herkam, aus jugendlichem Muthwillen in die Nationalgarde, und zwar unter die Kavallerie. Vor einigen Tagen, als er den erſten Dienſt hatte, bekam er die Wache im Palais-Royal. Gerade den Abend war Ball beim König, und die Wache wurde, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, dazu eingeladen. *** war alſo auch da, und tanzte, Gott weiß, mit welchen Prinzeſſinnen und Herzoginnen. Was hundert Stunden Wegs für Unterſchied machen! Denken Sie nur, wie lange es noch dauern wird, bis in Berlin, Wien oder München ein bürgerliches Judenbübchen in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe tanzen wird! Gott iſt wie Shakeſpeare: Spaß und Ernſt läßt er aufeinander folgen.

Die zehn Stämme in Frankfurt werden wieder einen Bußtag gehabt haben. Seit geſtern ſind die Renten um 4 pCt. gefallen. Man ſpricht mehr als je vom Kriege, ſogar mit England wegen Belgien. Narren, die je daran gezweifelt; oder Heuchler, die daran zu zweifeln ſich angeſtellt! — Für die Polen wollen wi beten. Sie können in Frankfurt gar nichts, und ich hier nichts anders für ſie thun, als meine 20 Franke ſteuern, die das Konzert, das nächſtens gegeben wird, koſtet. Außer den Künſtlern und Künſtlerinen werde ſich auch Liebhaberinen von hohem Stande hören laſſen. Die Pariſer wiſſen ſich aus allem Vergnügen z bereiten, ſelbſt aus dem Ungeheuerſten.

Drei und dreissigster Brief.

Paris, den 11 Februar 1831.

Es gibt beſtimmt Krieg. Ich habe zwar kein Tag daran gezweifelt, ſeit ich in Paris bin; hier ab wollten Viele nicht daran glauben. Doch jetzt hat ſi die Meinung geändert, Jedermann ſieht den Krieg a unvermeidlich an. Zwar hat man in Preußen Heine' Schriften verboten; aber die beſten Politiker in Fran reich und England zweifeln, daß dieſe Maßregel hi reichen werde, die Welt in ihrem Laufe aufzuhalte . . . Freuen wir uns; den Polen iſt wieder eine Hü von oben gekommen. Man hat hier ziemlich ſiche

Nachrichten, daß in einigen ruſſiſchen Provinzen ein Aufruhr ausgebrochen. Auch in mehreren Orten Italiens iſt das Volk aufgeſtanden. Die armen Deutſchen! die werden neue Ohrfeigen bekommen, weil das Volk in Finnland und Bologna wieder unartig geweſen.

— Ich habe Heine's vierten Band in einem Abende mit der freudigſten Ungeduld durchgeleſen. Meine Augen, die Windſpiele meines Geiſtes, liefen weit voraus und waren ſchon am Ende des Buches, als ihr langſamer Herr erſt in der Mitte war. Das iſt der wahre Dichter, der Günſtling der Natur, der Alles kennt, was ſeine Gebieterin dem Tage Häßliches, was ſie ihm Schönes verbirgt. Auch iſt Heine, als Dichter ein gründlicher Geſchichtsforſcher. Doch verſtecken Sie meinen Brief in den dunkelſten Schrank; denn läſe ein hiſtoriſcher Profeſſor, was ich ſo eben geſchrieben, er ließe mich todtſchlagen, auf ſeiner eigenen oder einer andern Univerſität — ob zwar die deutſchen Heeren keine Freunde vom Todtſchlagen ſind, weder vom aktiven noch vom paſſiven, wie man neulich in Göttingen geſehen. Diesmal hat der Stoff Heine ernſter gemacht, als er ſonſt den Stoff, und wenn er auch noch immer mit ſeinen Waffen ſpielt, ſo weiß er doch auch mit Blumen zu fechten. Das Buch hat mich gelabt, wie das Murmeln einer Quelle in der Wüſte; es hat mich entzückt, wie eine Menſchenſtimme von oben, wie ein Lichtſtrahl den lebendig Begrabenen entzückt. Das Grab iſt nicht dunkler, die Wüſte iſt nicht dürrer als Deutſchland. Was ein ſeelenloſer Wald, was ein todter Felſen vermag: uns das eigene Wort zurückzurufen — nicht einmal dazu kann das blöde Volk dienen. Kann man es beſſer ſchildern als mit den Worten: Der Engländer liebt die Freiheit wie ſeine Frau; der Franzoſe wie ſeine Braut, und der Deutſche wie ſeine alte Großmutter! Und: „wenn zwölf Deutſche beiſammen ſtehen, bilden ſie ein Dutzend, und greift ſie Einer

an, rufen ſie die Polizei!“ Ich ſprach ſo allein
dieſer Zeit und Heine hat mir geantwortet. Alles
ſchön, Alles herrlich, das aus Italien wie das aus E
land. Was er gegen den Berliner Knechtphiloſop
(Hegel) und gegen den geſchmeidigen Kammerdie
Hiſtoriker (Raumer) ſagt, die ein ſeidenes Bänd
feſter an die Lüge knüpft, als das ewige Recht
die Wahrheit, das allein könnte einem Buche ſ
Werth geben. Und hat man je etwas Treffenderes
den Monopoliſten des Chriſtenthums geſagt: wie
Erbfeinde der Wahrheit, Chriſtus, den reinſten F
heitshelden, herabzuwürdigen wußten, und als ſie n
läugnen konnten, daß er der größte Menſch ſei,
ihm den kleinſten Gott gemacht? — Wenn Heine ſ
Ach! man ſollte eigentlich gegen Niemanden in d
Welt ſchreiben — ſo gefällt mir zwar dieſe ſchöne
wegung, ich möchte ihr aber nicht folgen. Es iſt
Großmuth genug, wenn man ſich begnügt, gegen M
ſchen zu ſchreiben, die uns peinigen, berauben
morden. Was mich aber eine Welt weit von H
trennt, iſt ſeine Vergötterung Napoleons. Zwar
zeihe ich dem Dichter die Bewunderung für Napol
der ſelbſt ein Gedicht; aber nie verzeihe ich dem Ph
ſophen Liebe für ihn, den *Wirklichen*. *Den* lie
Lieber liebte ich unſere Nürnberger Wachparaden=
ſten, öffnete ihnen mein Herz, und ließ ſie alle
einmal eintreten, als dieſen einen Napoleon. Die
dern können mir doch nur die Freiheit *nehmen*,
ſem aber kann ich ſie *geben*. Einen Helden lie
der nichts liebt als ſich; einen herzloſen Schachſpi
der uns wie Holz gebraucht, und uns wegwirft, n
er die Partie gewonnen. Daß doch die wahnſinni
Menſchen immer am meiſten liebten, was ſie am
ſten hätten verabſcheuen ſollen! So oft Gott die ü
müthigen Menſchen recht klein machen wollte, ha
ihnen große Menſchen geſchickt. — — So oft ich

was von Heine leſe, beſeelt mich die Schadenfreude: wie wird das wieder unter die Philiſter fahren, wie werden ſie aufſchreien, als lief ihnen eine Maus über ihr Schlafgeſicht! Und da muß ich mich erſt beſinnen, um mich zu ſchämen. Die! ſie ſind im Stande und freuen ſich über das Buch und loben es gar. Was ſind das für Menſchen, die man weder begeiſtern noch ärgern kann!

— Habt Ihr denn in Frankfurt auch ſolches Wetter, von Zucker, Milch und Roſen, wie wir hier ſeit einigen Tagen? Es iſt nicht möglich. Ihr habt trübe deutſche Bundestage, manchmal einen kühlen, blauen Himmel, von finſtern Wolken halb wegzenſirt — und das iſt Alles. Aber wir Götter in Paris — es iſt nicht zu beſchreiben. Es iſt ein Himmel wie im Himmel. Die Luft küßt alle Menſchen, die alten Leute knöpfen ihre Röcke auf und lächeln; die kleinen Kinder ſind ganz leicht bekleidet, und die Stutzer und die Stutzerinnen, die der Frühling überaſcht, ſtehen ganz verlegen da, als hätte man ſie nackt gefunden, und wiſſen in der Angſt gar nicht, womit ſie ſich bedecken ſollen. Geſtern, im Jardin des Plantes, wimmelte es von Menſchen, als wären ſie wie Käfer aus der Erde hervorgekrochen, von den Bäumen herab gefallen. Kein Stuhl, keine Bank war unbeſetzt; tauſend Schulkinder jubelten wie die Lerchen, der Elephant bekam einen ganzen Bäckerladen in den Rüſſel geſteckt, und die Löwen und die Tiger und Bären waren vor den vielen Damen herum nicht zu ſehen. Man konnte kaum hinein kommen vor vielen Kutſchen am Gitter. So auch heute in den Tuillerien. Man ſucht nicht die Sonne, man ſucht den Schatten. Es iſt ein einziger Platz, oben auf der Terraſſe, wo man auf den Platz Louis XVI. hinabſieht! Und da unter einem Baume zu ſitzen, dieſe Luft zu trinken, die wie warme Limonade ſchmeckt, und dabei in der Zeitung zu leſen, daß die Ruſſen ihre Ketten ſchütteln, und die heißen Italiener ihre Jacken ausziehen — nicht eine Einladun bei Seiner Excellenz dem Herrn von Münch-Bellinghauſen vertauſchte ich damit!

— Die neueſten und die wichtigſten politiſche Neuigkeiten erfahre ich durch Konrad, der ſie vom Reſtaurateur, wo er mir zuweilen das Eſſen holt, mitbringt. Dort ſcheinen lauter politiſche Köche zu ſein. Seitdem Konrad das Haus beſucht, iſt er ſo vertrau wie Metternich mit den europäiſchen Angelegenheiten; ja ich glaube, er weiß viel mehr. Da er heute ein Suppe holte, ſagte ihm ein Koch oder Kellner: e würde bald zu ihm kommen und eine deutſche Supp mit ihm eſſen. Daran denkt Metternich gewiß nicht. Welch ein Unterſchied aber zwiſchen Frankfurt und Paris! Vorigen Winter ſchickte ich den Konrad Monat lang in den ruſſiſchen Hof, mein Eſſen zu holen, und nie brachte er mir aus der Küche eine europäiſche Begebenheit mit nach Hauſe, außer einmal die Neuigkeit, daß die Wirthin mit Zwillingen niedergekommen. In meiner Reſtauration hier gehen acht Kellner ode Köche freiwillig unter die Soldaten, wie ſie dem Konrad erzählt.

— Die Sammlungen für die Polen ſind jetzt im vollen Gange; Konzerte, Bälle, Theater, Eſſen zu ihrem Beſten; es nimmt kein Ende. Eine berühmte Hofſchauſpielerin aus Brüſſel, eine Dilettantin, machte blos die Reiſe hieher, um im Konzert, das morgen über acht Tage für die Polen gegeben wird, mitzuſpielen. Der alte Lafayette leitet das alles. Das iſt doch gewiß der glücklichſte Menſch in der ganzen Weltgeſchichte. Ihm ging die Sonne heiter auf, ſie geht ihm heiter unter, und bei jedem Sturme in der Mitte ſeines Lebens fand er ein Obdach unter ſeinem Glauben. Für die Polen fürchte ich jetzt nichts mehr, als ſie ſelbſt. Ich kann nicht wiſſen, wie es im Lande ausſieht. Mächtig dort iſt nur der Adel allein, der Bürgerſtand iſt noch ſchwach. Wenn nun dem Adel mehr daran gelegen wäre, Polens Unabhängigkeit als Polens Freiheit zu erlangen?! Ich las ſchon einigemal in den Blättern, man habe die polniſche Krone dem Erzherzog Karl angeboten, und Oeſterreich wolle ſie annehmen, und hundert tauſend Mann gegen die Ruſſen ſchicken. Es wäre entſetzlich. Oeſterreich zum Vormunde einer jungen Freiheit! Ich kann nicht einmal lachen darüber! Mich beruhigt nur Metternich's Pedanterie und kindiſche Furcht; er fürchtet ſelbſt die Maske der Freiheit auf ſeinem eigenen Geſichte. Auch in Belgien war der Erzherzog Karl der dritte Thronkandidat, und hatte nach dem Herzog von Leuchtenberg die meiſten Stimmen! Mit Zittern habe ich da geſehen, welch einen mächtigen Einfluß noch Oeſterreich hat.

— Mit dem Bürgermeiſter Behr in Würzburg, das iſt — wenn ich ſagte ſchändlich, das wäre zu matt; ich ſage: es iſt deutſch! Aber ich nehme es dem König von Baiern durchaus nicht übel. Ein Volk, das ſo geduldig auf ſich herumtrampeln läßt, verdient getreten und zertreten zu werden. Aide-toi, et le ciel t'aidera.

Vier und dreissigster Brief.

Paris, Montag den 14. Februar 1831.

Italien! Italien! Hören Sie dort meinen Jubel? Daß ich eine Poſaune hätte, die bis zu Ihren Ohren reichte! Ja, der Frühling bezahlt hundert Winter. Die Freiheit, eine Nachtigall mit Rieſentönen, ſchmettert die tiefſten Schläfer auf. In meinem engen Herzen, ſo heiß es iſt, waren Wünſche ſo hoch gelegen, daß ewiger Schnee ſie bedeckte, und ich dachte: niemals thaut das auf. Und jetzt ſchmelzen ſie und kommen als Hoffnungen herab. Wie kann man heute nur an etwas anders denken, als für oder gegen die Freiheit zu kämpfen? Auch ein Tyrann ſein, iſt noch groß, wenn man die Menſchheit nicht lieben kann. Aber gleichgültig ſein! Jetzt wollen wir ſehen, wie ſtark die Freiheit iſt; jetzt, da ſie ſich an das mächtige Oeſterreich gewagt. Spanien, Portugal, Rußland, das iſt alles nichts; der Freiheit gefährlich iſt nur Oeſterreich allein. Die Andern haben den Völkern nur die Freiheit geraubt; Oeſterreich aber hat gemacht, daß ſie der Freiheit unwürdig geworden. Wie das Herz der Welt überhaupt, ſo hat auch jedes Herz, auch des beſten Menſchen, einen Fleck, der iſt gut öſterreichiſch geſinnt — er iſt das böſe Prinzip. Dieſen ſchwarzen Fleck in der Welt, wie im Menſchen, weiß Oeſterreich zu treffen, und darum gelingt ihm ſo Vieles. Jetzt wollen wir ſehen, ob ihm Gott eine Arche gebaut, die es allein rettet in dieſer allgemeinen Sündfluth. Aber wie wird uns ſein, wenn Spanien und Portugal, Italien und Polen frei ſein werden, und wir noch im Kerker ſchmachten? Wie wird uns ſein, wenn im Lande Lojola's und des Papſtes die Preßfreiheit grünt, dieſe Wurzel und Blüthe aller Freiheit, und dem Volke Luthers wird noch die Hand geführt, wie dem Schulbübchen vom Schreibmeiſter? Wo verbergen wir unſre Schande? Die Vögel werden uns auspfeifen, die Hunde werden uns anbellen, die Fiſche im Waſſer werden Stimme bekommen, uns zu verſpotten. Ach, Luther! — wie unglücklich hat der uns gemacht! Er nahm uns das Herz und gab uns Logik; er nahm uns den Glauben und gab uns das Wiſſen; er lehrte uns rechnen und nahm uns den Muth, der nicht zählet. Er hat uns die Freiheit, dreihundert Jahre ehe ſie fällig war, ausbezahlt und der ſpitzbübiſche Diskonto verzehrte faſt das ganze Kapital. Und das Wenige, was er uns gab, zahlte er wie ein ächter baarloſer deutſcher Buchhändler in Büchern aus, und wenn wir jetzt, wo jedes Volk bezahlt wird, fragen — wo iſt unſre Freiheit? antwortet man: Ihr habt ſie ſchon lange — da iſt die Bibel. Es iſt zu traurig! Keine Hoffnung, daß Deutſchland frei werde, ehe man ſeine beſten lebenden Philoſophen, Theologen und Hiſtoriker aufknüpft, und die Schriften des Verſtorbenen verbrennt. . . . . Als ich geſtern die italieniſchen Nachrichten las, ward ich ſo bewegt, daß ich mich eilte, in die Antiken-Gallerie zu kommen, wo ich noch immer Ruhe fand. Ich flehte dort die Götter an, Jupiter, Mars und Apollo, den alten Tiber und ſelbſt die rothe böſe Wölfin, Roms Amme, und Venus, die Gebärerin, Roms Mutter, und Diana und Minerva, daß ſie nach Italien eilen und ihr altes Vaterland befreien. Aber die Götter rührten ſich nicht. Da nahete ich mich den Grazien, hob meine Hände empor und ſprach: Und ſind alle Götter ſtumpf geworden, rührt ſie das Schöne, bewegt ſie das Mißgeſtaltete nicht mehr? — Ihr holden Grazien müſſet Oeſterreich haſſen, denn unter allen Göttern haſſet es am meiſten euch! Schwebt nach Italien hinunter, lächelt der Freiheit, und zaubert die deutſchen Brummbären über die Berge hinüber! und wahrlich: ſie lächelten mir. . . . . Die glücklichen Griechen! Noch im Marmorſarge ſind ihre Freuden ſchöner, als unſere, die im Sonnenlichte athmen; der Himmel war ihnen näher, die Erde war ihnen heller, ſie wußten den Staub zu vergolden! Statt, wie wir jammervollen Chriſten, Leidenſchaften als empörte Sklaven zu züchtigen, gaben ſie ſie frei, feſſelten ſie durch Liebe, und beherrſchten ſie ſicherer, als wir die unſern in den ſchweren Ketten der Tugend. Dieſer Bacchus — er iſt Meiſter des Weins, nicht ſein Sklave, wie ein betrunkener Chriſt, es iſt Tugend, ſo zu trinken. Dieſer Achill — er iſt gar nicht blutdürſtig, er iſt edel, ſanft, es ſcheint ihm ein Liebeswerk, ſeine Feinde zu tödten. Dieſer Herkules — er iſt kein plumper Ritter; ihm iſt der Geiſt zu Fleiſch geworden, und ſein Arm ſchlägt mit Macht, weil ihm das Herz mächtig ſchlägt. So zu lieben, wie dieſe Venus — es iſt keine Sünde, wie die fromme Nonne glaubt. Dieſer lächelnde Faun — er übt keine Gewalt, er gibt nur einen Vorwand und ſchützt die Unſchuld, indem er ſie bekämpft. . . . Wenn es nur die Grazien nicht vergeſſen haben, daß um vier Uhr das Muſeum zugeſchloſſen wird; dann können ſie nicht mehr hinaus. Ich aber dachte daran und eilte fort. Auf dem Carouſſel-Platz begegnete mir der Zug des fetten Ochſen, der mich an den fetten Sonntag erinnerte. Da ſetzte ich mich in einen Wagen und ließ mich von der Madeline bis zum Baſtillen-Platz und zurück die ganze Straße des Boulevards fahren. Himmel! welche Menſchen. Nein, ſo viele habe ich noch nie beiſammen geſehen. Ich dachte, die Todten wären aufgeſtanden, die Bevölkerung zu vermehren. Dann ging ich nach Hauſe und rauchte eine Pfeife. Das iſt ein herrliches Mittel gegen Rom, Freiheit und Götter! Das iſt mein öſterreichiſcher Fleck. . . . Mir fiel noch ein, daß vor mehreren Jahren mir Herr v. Handel in Frankfurt keinen Paß nach Italien geben wollte. Damals dachte ich: nun, ich werde warten; jetzt denke ich: nun, ich habe gewartet. Nächſten Winter, hoffe ich, leben wir in Rom.

Dienſtag, den 25. Februar

Was ich über die Briefe eines Verſtorbenen geſagt, iſt alles gerecht. Ich habe nichts mit Unrecht getadelt. Freilich hätte ich das Gute im Buche ſtärker loben können; aber wozu? Es iſt eben Krieg, und da kann man keine Rückſicht darauf nehmen, was das für ein Mann iſt, der uns gegenüber ſteht. Er ſtehet uns gegenüber und iſt unſer Feind. Puff! Daß Goethe und Varnhagen das Buch eines Vornehmen gelobt, hat ihm bei mir nichts geholfen. Ich kenne dieſe Herren, und weiß, wie ſie ihr eignes Gewicht nicht zu verlieren, diplomatiſch bemüht ſind, das literariſche Gleichgewicht in Deutſchland zu erhalten. Darum ſtärken ſie mit ſo viel Liebe alle ſchwachen Schriftſteller.

Die Würzburger Adreſſe iſt ſehr ſchön, ungeachtet des allergehorſamſten Pudels auf dem Kopfe, und der allerunterthänigſten ſeidnen Strümpfe an den Füßen. Meine Pappenheimer werden munter. Der Konſtitutionel heute hat wieder die ſchöne Lüge: in München ſei der Teufel los, und der König habe ſich geflüchtet. Was hilfts? Alle dieſe Bewegungen führen zu nichts, als — zurück. Einmal Muth, hat wohl auch der feigſte Menſch! aber nur der Held hat ihn alle Tage. Es gibt im Lateiniſchen ein Epigramm, das heißt ungefähr: „Glaube nicht frei zu ſein, weil du dich „einen Tag frei gemacht. Der Hund reißt ſich auch „von der Kette los; aber ein Stück der Kette ſchleppt „er am Halſe mit, und daran faßt ihn ſein Herr und „führt ihn zurück.“ —

Der Plan mit den Univerſitäten iſt wieder ein recht alberner Polizei-Spaß. Wenn ſie ihn nur ausführen! Er iſt gar zu ſchön dumm! Dann bringen ſie die Bürger von zwanzig Städten gegen ſich auf. Und was mehr iſt: dann ärgern ſie die unärgerbaren deutſchen Profeſſoren, die freilich das Pulver nicht erfunden, die aber doch einen großen Vorrath davon beſitzen, in das ſie einmal im Zorne ihre Pfeife können fallen laſſen. Wahrhaftig ſie dauern mich. Gott gab ihnen den ſchwächſten Kopf, und damit ſollen ſie dieſe ungekochte Zeit verarbeiten! Es kommt Alles wieder ſo roh aus ihrem Kopfe, als es hinein gekommen. Das iſt unſer Verdienſt, liebes Kind, das hat unſre gute vaterſtädtiſche Luft gethan. Die alten Griechen hätten ſich wohl gehütet, ihre Amphiktyonen in Abdera zu verſammeln; die neuen Deutſchen aber ſchicken die ihren nach Frankfurt; ſolche erſchreckliche Angſt haben ſie, ſie möchten einmal etwas Kluges beſchließen.

Die Straßburger Studenten haben den beiden Göttinger Doktoren, die ſich dorthin geflüchtet, ein Gaſtmahl gegeben, wobei Frankreich und Deutſchland ſich Brüderſchaft zutranken. Die franzöſiſche Freiheitsfahne wurde mit der deutſchen verſchwiſtert, und den andern Tag eine deutſche dreifarbige Fahne den Göttingern durch eine Depitation feierlich überreicht und geſchenkt. Dieſen Freiheitshelden muß ja in Straßburg zu Muthe ſein, wie den Fiſchen im Waſſer. Hätten ſie die Hannoveraner gefangen. wären ſie tüchtig eingeſalzen worden.

Geſtern habe ich im Theater Français zwei Moliere'ſche Stücke geſehen: l'étourdi und le malade imaginaire. Da darf man doch mit Ehren lachen und braucht ſich den andern Morgen nicht zu ſchämen. Es Iſt wie ein Wunder, daß ein Blitz, der vor 170 Jahren die Wolken verlaſſen — ſo lange iſt Moliere todt — noch heute gezündet! Wie lange wird man über Scribe lachen? Aber ſo ſind unſere heutigen Komödiendichter. Sie zeigen uns die Mode-Thorheiten; doch Moliere zeigte uns die ewigen Thorheiten des Menſchen. Ich betrachtete mit Liebe und Andacht Moliere's Büſte, die im Foyer der Büſte Voltaire's gegenüber ſtehet. Moliere hat einen ſanften durchwärmenden Blick, einen freundlich lächelnden Mund, welcher ſpricht: ich kenne euch, ihr guten thörichten Menſchen. Voltaire ziehet höhniſch die Unterlippe in die Höhe und ſeine heißen ſtechenden Augen ſagen: ich kenne euch, ihr Spitzbuben! Um Molieres Stücke recht zu faſſen, muß man ſie in Paris aufführen ſehen. Moliere ſpielte ſelbſt, und was und wie er ſpielte. das hat ſich bis auf heute ſo unverändert auf der Bühne erhalten, als das gedruckte Wort im Buche. Seit ich hier Moliere aufführen geſehen, bemerkte ich erſt an ſeinen Komödien die Haken, die er angebracht, das ſceniſche Spiel daran zu hängen, und die ich vor dieſer Erfahrung gar nicht bemerkt. Und wie vortrefflich wird das hier Alles dargeſtellt! Das beſte Orcheſter kann nicht übereinſtimmender ſpielen. Es iſt etwas Rührendes darin, dieſe alten Kleider, dieſe alten Sitten zu ſehen, dieſe alten Späſſe zu hören, und das unſterbliche Gelächter der Franzoſen — ja, es iſt etwas Ehrwürdiges darin! Im l'étourdi wird einmal ein Nachttopf aus dem Fenſter über den unten ſtehenden Liebhaber ausgegoſſen, und als die Zuhörer darüber lachten, machte es auf mich eine wahrhaft tragiſche Wirkung. Es war kein lebender Spaß, kein Spaß, wie er heute noch geboren wird; es war das Geſpenſt eines Spaßes, das einen erſchrecken konnte. Der Malade imaginaire iſt gewiß ergötzlich zum Leſen; aber man kennt ihn nicht, hat man ihn nicht darſtellen ſehen. Dann wird das Spiel die Haupt-Schönheit, dem die Worte nur als Verzierungen dienen.

— Es iſt 11 Uhr Abends und ich beſinne mich, ob ich überhaupt auf einen Maskenball und auf welchen ich dieſe Nacht gehen ſoll. Mir bleibt die Wahl unter acht. Morgen die Entſcheidung. Gute Nacht.

Mittwoch, den 10. Februar.

Guten Morgen! Die Tugend, meine Trägheit, hat geſiegt. Ich war auf keinem Maskenballe. Wie ſüß habe ich geſchlafen nach dieſer edeln Un-That!

— — Laſſen Sie mich ſchweigen von den merkwürdigen Ereigniſſen des geſtrigen und vorgeſtrigen Tages. Sie werden das aus den Zeitungen erfahren. Es war ein Roman von Walter Scott, der zurück ging und wieder lebendig wurde; es war eine Symphonie von Beethoven, die unter Thränen lacht; es war ein Drama von Shakſpeare. Solche humoriſtiſche Schickſalstage hat man noch nie geſehen. Ich Unglückſeligſter möchte mich todtſchießen; ich ſehe nur immer den Spaß, und den Ernſt muß ich mir erzählen laſſen. Man ſollte nicht mehr lieben, wenn man alt geworden, nicht einmal die Freiheit. Die Revolution läuft vor mir fort, wie ein junges Mädchen, und lacht mich aus mit meinen Liebeserklärungen. Während ich vorgeſtern im Theater Français über Maſcarills Schelmereien lachte, krönten die Karliſten in der Kirche das Bild des Herzogs von Bordeaux, und ſtatt einer Verſchwörung beizuwohnen, ſah ich einem verliebten Marquis einen Nachttopf über die Friſur fließen. Während ich geſtern auf dem Boulevards mich wie ein Kind an den Mummereien ergötzte, zerſtörte das Volk die Kirchen, warf von den Thürmen die liliengeſchmückten Kreuze herab und verwüſtete den Palaſt des Erzbiſchofs. Das hätte ich alles mit anſehen können, wäre ich kein ſolcher Unglücksvogel. Zu jeder Zeit bin ich in dem entlegenſten Winkel von Paris zu finden, aber ſobald etwas vorgeht, bin ich auf der Stube. Wo ich hinkomme, iſt Frieden, ich bin ein wahres krampfſtillendes Mittel, und die Regierung ſollte mich anſtellen, Revolutionen zu verhüten. Wer nur von einem Thurme herab dieſe Kontraſte mit einem Blicke hätte überſehen können! Die Seine hinab ſchwammen die Möbel und Bücher des Erzbiſchofs, das Waſſer war weiß von Bettfedern. Auf der einen Seite des Stromes trug das Volk in Prozeſſion das Bild des Erzbiſchofs und beräucherte es aus Spott mit Kirchengefäßen, auf der andern jubelte der Zug des Boeuf gras vorüber, umringt von Amoretten, Göttern und Narren. Hier hielt die Nationalgarde mit großer Mühe die Wuth des Volks im Zaum, dort machte ſie mit noch größerer Mühe ſeinem Jubel Platz. Solche kühne Sprünge haben Shakeſpeare, Swift, Jean Paul nie gewagt. Aber es war wieder ein ſtrenges und gerechtes Volksgericht! Mehrere meiner Bekannten, die glücklicher als ich, im Gedränge waren, haben mir erzählt von den Reden und Aeußerungen des Volks. Man muß erſtaunen über dieſen geſunden Menſchenverſtand. Wahrlich, unſere Staatsmänner, die Herren Sebaſtiani, Guizot, ſogar Talleyrand, könnten bei ihm in die Schule gehen. Und dieſes ſogenannte, ſo geſcholtene Volk verachtet man überall; man verachtet die Mehrzahl einer Nation, der weder der Reichthum das Herz verdorben, noch das Wiſſen den Kopf! Man klagt deſſen wilde Leidenſchaften an, weil es zu edelmüthig iſt, gleich den Vornehmen, ſeinen Haß in eine kleine Pille zu verſchließen, die man dem ſorgloſen Feinde mit Lächeln beibringen kann! Man verſpottet ſeine Dummheit, weil es nicht immer ſo klug iſt, ſeinen eignen Vortheil dem Rechte vorzuziehen! Ich finde wahre menſchliche Bildung nur im Pöbel, und den wahren Pöbel nur in den Gebildeten.

— Unter dem Namen Neorama wird hier ein Rundgemälde von unglaublicher Wirkung gezeigt. Das Ihnen bekannte Diorama ſtellt das Inwendige der Kirchen vor, aber nur im Halbkreiſe, der Beſchauer ſtehet außer ihnen. Im Neorama aber wird man mitten in die Kirche geſtellt. Es iſt wie Zauberei. Man ſteht auf dem Chore und ſiehet unter ſich den Boden der Kirche, und auch die Säulen, die Grabmäler, die Menſchen, und über ſich das Gewölbe. Ganz die Natur. So lernt man die Paulskirche in London, und die römiſche Peterskirche kennen. Wie alltäglich werden doch die Zaubereien! An der Peterskirche ſind die großen Thore offen, die auf den herrlichen Petersplatz führen. Die Sonne ſcheint, die Palläſte glänzen. Es war mir, als müßte ich mich vom Chore herab ſtürzen, mich durch die Betenden drängen, hinaus zu eilen auf den Platz, und Brutus, Brutus! Freiheit, Freiheit! rufen.

— Haben die italieniſchen Nachrichten nicht auf der Frankfurter Börſe eingeſchlagen? Sind nicht die Metalliques davon geſchmolzen? Schreien die Juden: O wai geſchrieen! Wanken die Mauern Jeruſalems? Lächelt der Herr Baron bei ſeiner Kolik? Sagen die Helden Lewis von den Italienern: was wollen die Gäſcht? Schreiben Sie mir das Alles, das wird mich erquicken. Den Herzog von Modena haben ſie gefangen auf der Flucht. Ich hoffe, ſie knüpfen ihn auf. Ein Haus, worin ſich 130 der angeſehenſten jungen Leute verſammelt, hatte er mit Kanonen zuſammen ſchießen laſſen. Vier und zwanzig Stunden lang hat er ſich vertheidigt, mit der Verzweiflung eines Tyrannen, der keine Gnade kennt. Zwei öſterreichiſche Tyroler-Regimenter, dem Herzoge zum Beiſtande geſendet, ſollen ſich mit dem Volke vereinigt haben. Der Narr, unter allen Fürſten Europa's der einzige, hat es gewagt, den König von Frankreich nicht anzuerkennen.

— Vornehme Royaliſten ſind arretirt: Herr von Vitrolles, von Berthier, der Erzbiſchof von Paris. Die Regierung iſt in einer gefährlichen Lage. Die Weigerung, die belgiſche Krone anzunehmen, die geſtern feierlich ertheilt werden ſollte, hat man aus Furcht vor der gereizten Stimmung des Volks aufgeſchoben. Ich ſehe keine Hilfe. Die Kammer zeigt ſich täglich erbärmlicher, und das beſſer geſinnte Miniſterium muß nachgeben, denn es kann die Majorität nicht entbehren. Gott ſchütze den König; Europa iſt verloren auf zehn Jahre, wenn er zu Grunde geht. Ich ſtrenge mich an, meine Furcht zu unterdrücken. Und mit zehn Ellen Hanf wäre der Welt Friede, Glück und Ruhe zu geben! Ich will bald die Malibran als Zerline ſehen; das wird mir etwas das Blut verſüßen. Darf ich:

Fünf und dreissigster Brief.

Paris, den 17. Februar 1831.

Geſtern fuhr ich in der Stadt herum, die Schlachtfelder vom 13. und 14. Februar zu ſehen. Das ganze Pariſer Volk war aus Unruhe oder Neugierde, die ganze Nationalgarde und Garniſon aus Vorſicht auf den Beinen. Es war wie das Meer, wenn es nach gelegtem Sturme ſchäumt. Aber zu den zerſtörten Kirchen und Gebäuden konnte ich nicht gelangen. Alle Plätze und Straßen, die dahin führten, waren von Wachen umſtellt, die keinen durchließen. Der Carouſſel-Platz war ſo dicht bedeckt von Bürgern und Soldaten, daß man kaum einen Pflaſterſtein ſah. Im Hofe der Tuillerien, der geſchloſſen war, hielt der König Muſterung über die Nationalgarde und die Linie. Um den Triumphbogen hatte man in aller Eile ein Gerüſte gebaut, und Arbeiter waren beſchäftigt, unter Leitung der Behörde die gypſernen ſpaniſchen Siege des Herzogs von Angouleme abzuſchlagen. Wachen verhinderten den Zutritt; denn am Morgen waren welche vom Volke ſchon hinaufgeklettert, Frankreichs Ehrenfleck dort abzukratzen. Von allen Kirchthürmen wurden die Kreuze abgenommen, wegen ihrer unheiligen Allianz mit den Lilien. Das katholiſche Pfaffenthum hat in dieſen Tagen eine große Niederlage erlitten; die Bourbons hatten nicht viel mehr zu verlieren. Der König läßt die Lilien aus ſeinem Wappen nehmen, die er früher als das Erbe ſeiner Ahnen beizubehalten geſonnen war. Nun iſt es zwar lächerlich und frevelhaft, daß Menſchen in ihrer Zerſtörungswuth ihre kurzen Arme nach etwas ausſtrecken, was ſelbſt der allmächtige Gott nicht erreichen kann — nach dem *Geſchehenen, Vollendeten*; doch wo Tyrannen ſich nicht ſcheuen, den Kindermord an der Zukunft noch zu allen ihren Verbrechen zu fügen, da darf man das Volk nicht tadeln, wenn es den Leichnam der Vergangenheit aus dem Grabe holt und ihn beſchimpft. Der Gewinn in dieſen Vorfällen iſt nicht eine neue Niederlage der Karliſten, denn es iſt Wahnſinn, zu denken, daß dieſe je wieder ſich erheben könnten; ſondern, daß das Volk ſich wieder in ſeiner Kraft gezeigt, und der Regierung, welche die Ruhe übermüthig zu machen drohte, einen heilſamen Schrecken beigebracht hat. Und daß dieſes geſchehen, merkt man an dem nachgiebigen Tone in den Proklamationen der Behörde. So lauteten ſie nicht im Dezember; denn ſo kräftig war auch damals das Volk nicht aufgetreten. Es war noch müde vom Juli, und hatte wie halb im Schlafe revolutionirt. Bei allem dem mag es ſein, daß die Regierung ſelbſt dieſe Ereigniſſe herbeigeführt. Erſtens um die Schuld des Karliſtenhauptes ſtrafreif werden zu laſſen, und zweitens, um einen guten Vorwand zu haben, Belgien anzunehmen. Denn freilich kann jetzt die franzöſiſche Regierung zu verſtehen geben, ſie dürfe bei der gereizten Stimmung des Volkes gar nicht wagen, Belgien abzuweiſen. Wir wollen abwarten, wie es geht.

Freitag, den 18. Februar.

Geſtern war ich in der italieniſchen Oper, weil mir Jemand ein Billet dazu ſchenkte; denn ſonſt wäre ich viel zu ſehr Pariſer Dandy, dahin zu gehen, wenn die Malibran nicht ſingt. Das Haus war nur halb gefüllt, und von dieſer Hälfte ſchlichen ſich die Meiſten lange vor dem Ende fort. Manchen jungen Herrn ſah und hörte ich ſchlafen. Und doch war die ganze Oper vortrefflich beſetzt. Madame Lalande wäre eine glänzende Sängerin, würde ſie nicht von der Malibran verdunkelt. Man gab Zelmire, eine tragiſche Oper von Roſſini. Nach meinem Gefühle (denn Urtheil habe ich freilich keines in der Muſik) Roſſini's beſte Oper, wenigſtens unter allen, die mir bekannt ſind. Eine Muſik, ganz von Stahl, wenn auch polirtem. Man wird einigemal an Gluck erinnert. Dreißig Minuten hinter einander vernünftig zu ſein, das iſt dem lieben Roſſini freilich unmöglich. Hat er ſich eine halbe Stunde männlich betragen, wird ihm vor ſeiner eigenen Ritterlichkeit bange, er lüftet das Viſir und zeigt das alte freundliche Geſicht. Horaz ſagt: Man mag die Natur mit Heugabeln hinaus jagen, ſie kehrt immer wieder zurück. Aber ſagen Sie mir, woher kommt es, daß die Deutſchen nicht ſingen können? Es iſt wirklich kein Geſang zu nennen, wenn man es mit dem der Italiener vergleicht. Liegt es in dem, was die Natur, oder in dem, was die Kunſt gibt? Fehlt es ihnen an Stimme oder an Vortrag.

— Vorgeſtern habe ich mich im Gymnaſe Dramatique nach den Geſetzen der Natur und nach den Regeln der Kunſt zugleich gelangweilt — als gewöhnlicher Zuſchauer aus Neigung, als Kritiker aus Pflicht. Man gab drei Stücke, alle drei von Scribe. Zoé, ou l'amant prêté; les trois maitresses ou une cour d'Allemagne; la famille Biqueburg, ou le mariage mal assorti. Ich hätte nie gedacht, daß der liebenswürdige Scribe ſo ein verdrießlicher Menſch ſein könnte. Die trois maitresses lockten mich, weil ich hörte, es käme eine deutſche Revolution darin vor. Eine deutſche Revolution! Ich dachte nichts Drolligeres könne es geben auf der Welt. Aber die Revolution hat mich geprellt, freilich viel erträglicher als andere — nur um einige Franken. Die neueſte Zeit wurde in eine alte Liebesgeſchichte geworfen, wie Salz in die Schüſſel. Wenn aber das Eſſen nichts taugt, macht es das Salz nicht beſſer. Eine franzöſiſche Komödie iſt wie ein ewiger Kalender; ein kleiner Ruck mit dem

Finger, und aus Juli wird Auguſt, und aus 1830 1831. Der Rahmen von Pappe bleibt immer der nämliche. Ein glückliches Volk die Franzoſen! Sie leben leichter als wir Deutſchen ſterben. Hören Sie. Ein junger deutſcher Großherzog hat drei Maitreſſen — verſteht ſich in chronologiſcher Ordnung, eine nach der andern — eine italieniſche Gräfin, eine italieniſche Sängerin und ein deutſches Nähmädchen. Drei und dreißig und ein drittel Prozent Patriotiſmus — das iſt viel an einem Fürſten! Dieſe drei Damen aber lieben den Fürſten nicht, ſondern einen ſeiner Offiziere, den Grafen Rudolph, und da dieſer wegen dummer Streiche arretirt werden ſoll, befreien und verbergen ſie ihn. Der Offizier liebt aber nur das Nähmädchen, den Andern macht er blos den Hof. Als er mit der Geliebten allein iſt, entdeckt er ihr, er, an der Spitze der Kadetten-Schule, gehe mit einer Revolution um, dem Volke „privilèges et franchises“ zu verſchaffen. Henriette ſucht ihn von dem gefährlichen Vorhaben abzubringen, und fragt ihn: was dabei heraus komme? (Die Nähmädchen ſind pfiffig!) Rudolph antwortet: „vois-tu Henritte, la liberté ... cela regarde
„tout le monde .... on nous en avait promis, il y a
„quelques années, quand Napoléon avait envahi no-
„tre Allemagne et qu'on voulait nous soulever en
„masse contre lui. Mais dès qu'on eut repoussé le
„tyran, nos petits princes et nos petits grand-ducs,
„qui étaient tous comme lui, à la hauteur près, ont
„bien vite oublié leurs sermens .... quand quel-
„ques-uns de leurs sujets se plaignent de ce manque
„de mémoire, on les appelle seditieux ... et on les
„poursuit ... et on les condamne ... et ils ont
„tort, jusqu'au jour où ils de viennent les plus forts
„... et alors ... ils ont raison.“ Nach dieſer unverſchämten Proſa ſingt Graf Rudelph noch unverſchämtere Verſe:

Le torrent grossit et nous gagne,
Chaque pays a sa force et son droit;
Bientôt viendra pour l'Allemagne
La liberté que l'on nous doit.

Ces rois dont nous craignons le glaive
Combien sont-ils? . . . Peuples combien?
On se regarde, on se compte, on se lève,
Et chaqu'un rentre dans son bien.

Dieß patriotiſche Lied wird nach der Melodie: de la robe et les bottes geſungen. Endlich bricht der Aufruhr los. Der Großherzog, ein junger ſtarker Mann in Uniform, zittert — aber was man zittern nennt, zum Umfallen. Er verliert den Kopf und ſtammelt: „c'est ainsi que cela a commencé chez mon cousin le duc de Brunswick.“ (Ich glaube Ihnen ſchon geſchrieben zu haben, daß der leibhaftige Herzog von Braunſchweig gerade im Theater war, als das Stück zum erſten Male aufgeführt wurde, und daß er, nach jener lieblichen Anſpielung eilig das Haus verließ, aus Furcht, erkannt und ausgelacht zu werden). „Si ma garde refuse de donner . . . . si elle fait cause commune avec eux, mon dieu, mon dieu . . . . que devenir! une sédition! . . . une révolte!“ Der Fürſt jammert ſo erſchrecklich, daß er Einem alle Revolutionen verleiten kann. Wozu? Man ſiehet, eine ausgeſtopfte Revolution als Fürſtenſcheuche thät die nämlichen Dienſte. Des Fürſten erſte Maitreſſe, die Gräfin, eine feurige entſchloſſene Italienerin, ſucht ihn zu beruhigen, verſpricht ihm Rettung. Sie öffnet das Fenſter, und ruft hinunter: der Fürſt bewillige dem Volke eine Konſtitution. Und ſogleich ſchreit das Volk hinauf: es lebe unſer Großherzog! Der dankbare Fürſt heirathet ſeine Retterin; Rudolph heirathet ſein Nähermädchen, und die italieniſche Sängerin geht zum engliſchen Geſandten, der ſie auf den Abend eingeladen. So nimmt alles ein gutes Ende, und wahrſcheinlich wurden den andern Tag dem vielverſprechenden Fürſten die Pferde ausgeſpannt.

Das dritte Stück: la Famille Riquebourg (das zweite, Zoé, iſt keine zehn Tropfen Tinte werth) wäre ſo übel gar nicht, aber es iſt ſentimental auf deutſche Art, und wenn man Franzoſen bürgerliche Thränen vergießen ſieht, möchte man ſich gerade todt lachen; es gibt nichts Komiſcheres. Und dann die Vaudeville-Form, die leichten Liederchen zwiſchen den ſchwerſten Empfindungen. Das iſt gerade das Gegentheil von unſern deutſchen Opern. Wenn bei uns die Sänger die Höhe einer Arie erreicht haben, bleiben ſie ſtehen um auszuſchnaufen, und ſprechen zu ihrer Erholung proſaiſches dummes Zeug. Die Franzoſen aber in den Vaudevilles keuchen den proſaiſchen Steg hinauf und oben machen ſie Halt, und ſingen, bis ihnen das Herz wieder ruhig geworden.

— Im Gymnaſe ſah ich auch die Leontine Fay wieder, die uns vor ſieben Jahren in Kinderrollen ſo vieles Vergnügen gemacht. Aus dem artigen Kinde iſt eine große ſchöne und prächtige Dame geworden, aus dem Kolibri ein Vogel Strauß. Sie ſpielt gut, auch verſtändig; aber etwas ſteif, etwas ſchwer. Sie iſt zugleich Gouvernante und Zögling, und ruft ſich immerfort zu: gerade gehalten, Fräulein, Sie ſind kein Kind mehr! Sie hat große, herrliche Augen, und weiß es, und damit bombardirt ſie das Haus, daß man jeden Augenblick erwartet, es werde zuſammen brechen. Dieſes Kokettiren gibt ihrem Geſicht, ihrem Spiele eine ganz falſche Art. Um ihre großen Augen zu zeigen, nimmt ſie oft eine nachdenkende, tiefſinnige, träumeriſche Miene an, wo es nicht hingehört. Es war etwas an ihr, das mich wie ſchmerzlich bewegte. Ich habe ſie als gedankenloſes Kind gekannt, aber ach! mit der Jugend verlor ſie das Paradies, ſie hat vom Baume der Erkenntniß gegeſſen und weiß Gutes vom Böſen zu unterſcheiden. Man ſollte nur Särge machen, drei Fuß lang, damit die Menſchen ſterben müſſen, ehe ſie ausgewachſen.

Samstag, den 19. Februar.

Verſäumen Sie ja nicht, von heute an die Kammerſitzungen zu leſen: Das iſt höchſt wichtig und wird noch wichtiger werden. Die Wolke iſt endlich geplatzt und es ſtrömt hinunter. Was man für die Aſche des Herzogs von Berry gehalten, war die Aſche, die ein Vulkan ausgeworfen. Das Miniſterium hat geſtern erklärt, mit dieſer Kammer wäre nicht mehr zu regieren. Es herrſchte eine allgemeine Mißſtimmung unter dem Volke, unter der Nationalgarde. Frankreich ſähe ſich getäuſcht und verlange die Freiheit, um die es im Juli gekämpft. Wer wird ſiegen, die Regierung oder die Kammer? Es iſt eine gefährliche Kriſis. Ich ſehe nicht ein, wie die Regierung ohne Staatsſtreich ſich und dem Lande helfen kann, und ein Staatsſtreich, wenn auch für die Freiheit, würde Alles auf das Spiel ſetzen. Ich habe das vorher geſehen und geſagt; leſen Sie nur meine früheren Briefe nach. Eine Revolution aufhalten, ehe ſie von ſelbſt ſtille ſtehet, das heißt ihren Weg verlängern, ihr Ziel entfernen. Man hat, mehr aus einer lächerlichen Eitelkeit, als aus Politik, ſich dem Auslande ſtark zeigen wollen. Man wollte zeigen, daß man Herr des Volkes ſei, ſeine Leidenſchaften meiſtern könne. Mir fiel dabei gleich anfänglich der alte Goethe ein. Als er die Nachricht von dem Tode ſeines einzigen Sohnes erfuhr, glaubte er ſeinen Schmerz zu mäßigen, wenn er ihn verberge. Er bekam einen Blutſturz davon, der ihn an den Rand des Grabes führte. Ich fürchte, Frankreich bekommt einen Blutſturz. Das Herz wird mir doch manchmal bange bei allen dieſen Geſchichten. Zwar weiß ich, wer beſiegt wird am Ende; aber wird ein Sieger übrig bleiben? Der Despotismus, ſo blind er iſt, iſt doch rieſenſtark; und wenn er ſeinen Untergang unvermeidlich ſieht, wird er, ſeinen Tod zu rächen, wie Simſon, die Säulen der Welt umſtoßen, und mit ſich ſelb auch alle ſeine Feinde begraben.

— In Berlin werden ſie noch ganz verrückt v Angſt und Verzweiflung. Neulich enthielt die preußiſc Staats-Zeitung einen langen Artikel, worin behaupt wird, Preußen ſei eigentlich der wahre republikaniſc Staat; dort wäre der Thron von republikaniſchen I ſtitutionen umgeben, und Frankreich hätte nichts v der Art, und die Franzoſen ſollten ſich ſchämen, ſol Knechte zu ſein. Ich glaube, es war Malice von d preußiſchen Staats-Zeitung, und ſie hatte es dara angelegt, daß alle Liberalen in Deutſchland und Fran reich vor Lachen erſticken ſollen. Welche Zeiten! und ac welche Menſchen! Und ſie wiſſen recht gut, daß Keinen täuſchen, am wenigſten die Preußen ſelbſt. Ab ſie haben ſolche Freude an Lug und Trug, daß denken, und wenn unter zehn Millionen Leſern n zehn Dummköpfe uns glauben, es iſt immer ein G winn.

— Ich habe neulich einen Brief geleſen, den d Profeſſor Raumer in Berlin hierher geſchrieben, üb die deutſchen und franzöſiſchen Angelegenheiten, nat lich in der Abſicht, daß er hier herum gezeigt wer Es iſt ein $\frac{1}{2}$ offizieller Brief. Dieſer Profeſſor d Geſchichte . . . . iſt eben königlich preußiſcher Prof ſor. O! O! Sein Maßſtab für dieſe große Zeit nicht länger als ſein Ordens-Bändchen. Und das a Lied endiget mit dem ewigen Triller: Die Liebe d Preußen zu ihrem Könige ſei in dieſen Tagen n gewachſen. Und doch ſagen ſie das ganze Jahr dur dieſe Liebe könne gar nicht mehr wachſen! Dieſer Ra mer gibt Briefe über die franzöſiſche Revolution h aus. Er war damals hier, er hat Alles ſelbſt mit geſehen; aber Schmeichler ſind ſo blind als die G ſchmeichelten. Der Herr von Raumer wird uns ſchö Sachen erzählen!

Sechs und dreissigster Brief.

Paris, Montag den 21. Februar 1831.

Es lebe Italien! Es gehet Alles prächtig her; es kann in keiner Oper ſchöner ſein. Die Herzogin von Parma, Marie Louiſe, die kleine Frau des großen Mannes, die nicht, wie einſt Brutus Gattin, Feuer ſchluckte, ſondern ſich wie eine Wittwe von Epheſus betrug, bekam, als ſie beim Frühſtück ſaß, von einer Bürger-Deputation die höfliche Einladung, ſie möchte ſich aus dem Lande begeben. Und als ſie ſich bedenken wollte, ſagte man ihr, das ſei gar nicht nöthig, die Wagen ſtanden ſchon angeſpannt im Hofe. Der Herzog von Modena hatte den Henkersknecht von Reggio kommen laſſen, die Verſchwornen hinzurichten. Man hat den Henkersknecht zuſammen gehauen und den Kerkermeiſter fortgetrieben. Was fehlt? Ein bischen Muſik-Staub von Auber darauf geſtreut und die Oper iſt fertig. Bologna, Ferrara, Modena, Faenza, — ich möchte das Alles von der Malibran ſingen hören. Die zehn Plagen Aegyptens werden über die neuen Pharaonen kommen, und die frohnenden Völker werden ſich befreien. Ach! ihr Weg geht auch über ein rothes Meer, über ein Meer von Blut; aber es wird ſie hinüber tragen, und ihre meineidigen Verfolger werden darin ihr Grab finden.

— Ja wohl habe ich geleſen und gehört von den frühzeitigen, unzeitigen und überzeitigen Dummheiten, die in Baiern vorgehen. Das hat mich betrübt, aber nicht gewundert. Der König von Baiern hat zunächſt an ſeinem Throne eine vertraute Perſon, die verblendetſte, wo ſie ſelbſt rathet, die beſtechlichſte, wo ſich Jemand findet, der ſie lenkt, um ihren Herrn zu lenken — ſeine Phantaſie. Dümmere Fürſten handeln

bei weitem klüger. Nichts iſt gefährlicher, als Gei
ohne Charakter, als das Genie, dem es an Ste
mangelt. Hat das Feuer einmal ſein Holz gefunden
bleibt es ruhig und man braucht ſich ihm nur nich
zu nähern, um ſicher zu ſein. Aber die Flamme oh
Nahrung ſtreicht hungrig umher, leckt hier, leckt de
und entzündet Vieles, ehe ſie ihre Beute feſthält un
die Beute ſie. Die Poeſie macht keinen Fürſten ſatt
und hat er ein ſchwaches Herz, das nichts Kräftige
verdauen kann, wird er ſelbſt ſchwach werden. De
König von Baiern ſiehet zu weit. Solche Fürſten ſin
wie die Augen, ſie zucken mit den Wimpern ſobal
nur ein Stäubchen von Gefahr ſich ihnen nähert. un
während der Sekunde, daß ſie die Augen verſchließen
werden ſie betrogen auf ein Jahr hinaus. Doch bekün
mern wir uns um keine Fürſten, ſie haben nichts z
verantworten. Es iſt eine Krankheit, einen König ha
ben, es iſt eine ſchlimmere, einer ſein. Wir wollen ſ
heilen und nicht haſſen. Ihre heilloſen Rathgeber, di
müſſen wir bekämpfen.

— Von welch einem erhabenen Schauſpiele keh
ich eben zurück, und welch eine Stadt iſt dieſes Pa
ris, wo Götter Markt halten und alltäglich ihre Wun
der feil bieten! Ich ſtand auf dem höchſten Gipfel de
menſchlichen Geiſtes, und überſah von dort das une
meßliche Land ſeines Wiſſens und ſeiner Kraft. I
kam bis an die Grenze des menſchlichen Gebietes, b
wo die Herrſchaft der Götter beginnet — ich hab
eine Seeſchlacht geſehen. Der Himmel war bla
wie an Feiertagen, und mit der ſchönſten Sonne ge
ſchmückt. Das Meer ſchlummerte und athmete ſan
und ward nur von Zeit zu Zeit vom Donner des G
ſchützes aufgeſchreckt. Es war ein Tag zu lieben un
nicht zu morden. Es muß weit ſein vom Himmel bi
zur Erde; denn könnte die Sonne die Gräuel der Men
ſchen ſehen, ſie flöhe entſetzt davon und kehrte nie zu

rück! Eine Schlacht auf dem Lande iſt ein Liebesſpiel gegen eine Schlacht auf der See. Dort ſtirbt der Menſch nur einmal und findet dann Ruhe in ſeiner mütterlichen Erde; hier ſtirbt er alle Elemente durch und keine Blume blühet auf ſeinem Grabe. Dort trinkt die Erde warm das verſchüttete Blut; hier auf dem dürren Boden der Schiffe ſtehet es hoch, dick, kalt. Die Menſchen werden zerquetſcht, zerriſſen; nicht Kälber, die man ſchlachtet, werden ſo grauſam zugerichtet. Das franzöſiſche Linienſchiff der Scipion, auf dem ich mich befand, war in einer ſchrecklichen Lage; wir waren von Feuer und Rauch umgeben. Ein feindlicher Brander hatte ſich angehängt und jede Minute brachte uns dem Untergange näher. Wir erwarteten in die Luft geſprengt zu werden. Die ganze Mannſchaft eilte nach dem Verdecke und bemühte ſich, durch Beile das Schiff vom Brander los zu machen. Drei Böte ſtachen in die See und ſuchten durch Seile den Brander ab- und ins Weite zu ziehen. Auf dem Schiffe und in den Böten ſtanden Offiziere, hoch aufrecht, als fürchteten ſie eine Kanonenkugel zu vetfehlen und kommandirten ſo ruhig, wie der Kapellmeiſter im Orcheſter kommandirt. Und jetzt rund umher, nah und fern in einem weiten Kreiſe, die franzöſiſche, engliſche und ruſſiſche Flotte und dieſen gegenüber die türkiſche. Aus den Mündungen der Kanonen ſtürzten Feuerſtröme hervor. Das Schiff des Admirals Codrington, halb in Trümmern mit zerriſſenen Segeln, hat ſo eben ein türkiſches Linienſchiff in den Grund gebohrt. Es ſinkt, es iſt ſchon halb geſunken, die ganze Beſatzung gehet zu Grunde. Die Türken mit ihren rothen Mützen, rothen Kleidern und mit ihren blutenden Wunden gewähren einen ſchauderhaften Anblick; man weiß nicht, was Farbe, was Blut iſt. Viele ſtürzen ſich in das Meer, ſich durch Schwimmen zu retten. Andere rudern Böte umher und fiſchen Todte und Verwundete auf. Meh-

rere Schiffe fliegen in die Luft. Himmel und Er
lächeln zu dieſen Schrecken, wie zu einem unſchuldige
Kinderſpiele! Rechts ſiehet man auf einer Anhö
Stadt und Zitadelle von Navarin, und eine Waſſerle
tung, die über den Berg hinziehet, erinnert an d
altgriechiſche Zeit. Das war ein Anblick! Ich wer
ihn nie vergeſſen. Man ſchwebt zwiſchen Himmel un
Erde, man wird zwiſchen Schrecken und Bewunderung
zwiſchen Abſcheu und Liebe gegen die Menſchen h
und her geworfen. Und wie die Leute ſagen, iſt dieſe
Alles nur gemalt; es iſt das Panorama vo
der Schlacht bei Navarin. Ich mußte es we
glauben, denn man kann nicht von dem Schiffe he
unter, um Alles mit den Händen zu betaſten. Ab
das Schiff, auf dem man ſich befindet, das geſteh
man ein, iſt nicht gemalt, ſondern von Holz und E
ſen. Es iſt ein Kriegsſchiff von der natürlichen Größ
und in allen ſeinen Theilen genau eingerichtet wie d
Scipion, der in der Schlacht von Navarin mi
gekämpft. Man tritt in das Gebäude des Panorama'
und gelangt über einen ſchmalen dunkeln Gang a
eine Treppe. Dieſe ſteigt man hinauf und kommt i
ein großes Zimmer, das zwar mit allen Möbeln häu
licher Bequemlichkeit, aber auch mit Beilen, Piſtolen
Flinten, Fernröhren, Kompaſſen und Schiffsgeräthſcha
ten aller Art verſehen iſt. Das iſt das Zimmer d
Offiziere. Die bretterne Wand, welche dieſes Zimme
von einer Batterie trennt, iſt, da die Schlacht begon
nen, weggenommen. Man ſiehet eine Reihe von Ka
nonen und im Hintergrunde Matroſen beſchäftigt, e
nen verwundeten Kameraden vom Verdecke in den un
tern Schiffsraum herabzulaſſen. Dann gehet man d
zweite Treppe hinauf und gelangt in die Wohnun
des Kommandanten, Speiſezimmer, Gallerie, Schla
zimmer, Küche. Das Bisherige müſſen Sie ſich denke
als die zwei untern Stockwerke des Schiffsgebäude

Endlich führt eine Treppe zum Verdecke des Schiffes, und von dort oben ſieht man das Meer, die Schlacht, und was ich Ihnen beſchrieben. Die Zuſchauer ſtehen auf dem Hintertheile des Schiffes, der leer iſt, weil die ganze Mannſchaft wegen des Branders ſich nach dem Vordertheile gedrängt. Neulich hatte der König mit ſeiner Familie das Panorama von Navarin beſucht, und war von den Admiralen Codrigton und Rigny, die in jener Schlacht kommandirt hatten, begleitet. Wer dabei hätte ſein können, wie die Admirale dem König Alles erklärten, der hätte eine recht genaue Vorſtellung von der Schlacht bekommen. Lebhaft iſt das Schauſpiel auch ohne Erklärung.

— In meinem vorigen Briefe ſagte ich Ihnen viel Gutes von Roſſini's Oper, Zelmira, und nannte die Muſik eine ſtählerne. Heute leſe ich im Konſtitutionell: „la belle musique de la Zelmira, qui gagne tant à être souvent entendue, cette musique si cuivrée, et faite pour les oreilles allemandes. . . . .“ Ich mußte lachen über das ſauerſüße Lob! Schöne Muſik — das iſt der Zucker: Deutſche Muſik — das iſt der Eſſig; und cuivrée — das iſt das Gemiſch von Beiden; cuivrer heißt eigentlich falſch vergolden, mit Kupfer vergolden. Bitte, meine Herren Franzoſen! den Rhein möget ihr uns nehmen; aber unſere Muſik werdet ihr ſo gut ſein, uns zu laſſen. Die gehört nicht dem deutſchen Bunde, die gehört uns, und wir werden ſie zu vertheidigen wiſſen.

Dienſtag, den 22. Februar.

— Die italieniſche Revolution greift um ſich wie Fettfleck und nicht mit der ganzen Erdkugel wird Oeſterreich das reinigen können. Savoyen, Tyroler rühren ſich. Was wird Immermann dazu ſagen? Das ſind ja ſeine treuen Tyroler, die wie Hunde geheult an Oeſterreichs Grabe! . . .

— — Daß Sie die Briefe eines Verſtorbenen ſo unaufhörlich gegen mich in Schutz nehmen! Ich habe dem Manne nicht im geringſten Unrecht gethan, und habe ganz nach Gewiſſen geurtheilt. Was am Buche zu loben iſt, habe ich gelobt; was am Verfaſſer zu tadeln, getadelt. Sein ariſtokratiſcher Hochmuth war Ihnen entgangen, mir nicht, und jetzt iſt die Zeit heiß. man muß ſie ſchmieden, ehe ſie wieder kalt wird. — Man ſagt: Don Miguel ſei verjagt, Donna Maria in Liſſabon als Königin ausgerufen. Es iſt ein Herbſt der Tyrannei und die dürren Blätter fallen. — Ueber die Salons habe ich Ihnen meine Meinung ſchon geſagt. Ich habe mehr Neigung für Maſſen, für das öffentliche Leben. Ich liebe die Kerzen nicht. Vergnügen fand ich nicht viel in den Salons, in welchen ich noch war. Bleibt das Belehrende. Aber jedes Wort, das in den Salons geſprochen wird, beſonders über Politik, kommt den folgenden Tag in die öffentlichen Blätter, da die Redakteure überall ihre Agenten haben, die ihnen Alles berichten. Ein Salon in Paris iſt nichts anders, als eine Zeitung mit Himbeerſaft. Der Himbeerſaft wäre freilich gewonnen; aber ändern Sie mich, trägen Menſchen. Die Kammer wird aufgelöſ't, das Miniſterium wahrſcheinlich geändert im liberalen Sinne, und dann wird Alles beſſer gehen, und ſchneller und die Revolution wird ihre Früchte tragen — auch für uns. Körbe herbei!

Sieben und dreissigster Brief.

Paris, Donnerſtag den 24. Februar 1831.

Die Krönung Napoleons, von David gemalt, durfte unter der vorigen Regierung nicht an das Tageſicht; jetzt wird das Gemälde wieder gezeigt. Was half ihnen ihr blinder Groll? Nichts iſt doch lächerlicher und grauſamer, als die ſtrenge Diät, welche kranke Fürſten, die nichts vertragen können, ihren Völkern auflegen, die Alles vertragen! Sie meinen, wenn man die Herzen faſten ließe, davon würden die Köpfe und Arme ſchwach, und ſie wären dann leichter zu regieren. Aber der Hunger des Herzens ſättigt den Kopf und ſtärkt die Glieder. Napoleons Bild kehrte nach fünfzehn Jahren zurück, und die Bourbons werden ewig verbannt bleiben — — gewiß ewig; denn am dritten Schlagfluſſe ſtirbt der Menſch, und wenn er auch ein König iſt. Ich ſah geſtern das Gemälde, es hat ſehr gelitten; Farbe, Zeit, Bewunderung, Alles iſt verblichen. Es ließ mich ſo kalt, als ſähe ich eine Abbildung von der Arche Noah, in die mit hängenden Ohren alles ehegepaarte Vieh zieht. Der Maler war nicht begeiſtert, ſo wenig als jene Zeit, ſo wenig als Napoleon ſelbſt, ſo wenig als das Volk, das ihn umgibt; es iſt eine vielfarbige glänzende Leerheit. Das Gemälde iſt von ſolcher Ausdehnung, daß es in dem kleinen Theater, wo man es ſiehet, den Vorhang bildet. Es enthält mehr als ſechzig Figuren in Lebensgröße, alle Porträts. Der Moment iſt gewählt, wo Napoleon der vor ihm knieenden Kaiſerin die Krone aufſetzt. Er kniet vor nichts, nicht vor ſeinem Gotte, nicht vor ſeinem Glücke; weder Triumph iſt in ihm, noch Demuth. Es iſt eine Krönung, wie die eines marklosen Erbfürſten. Nichts als Weiber, Pfaffen und goldene Knechte. Gibt es etwas Lächerlicheres, als daß ſich Napoleon in der Kirche Notre-Dame von einer angſt-zitternden Geiſtlichkeit Brief und Siegel darüber geben ließ, daß er ein Held geweſen? Gibt es etwas Herzempörenderes, als dieſe Hochzeit, zwiſchen dem Manne des Lebens und der Leiche der Vergangenheit? Napoleon hätte ſich zu Pferde ſollen krönen laſſen, ſich die Krone hinaufreichen laſſen, nicht herabreichen. Er ſollte den Thron zieren, der Thron nicht ihn. Keiner von jenen Soldaten war anweſend, die ihn ſo groß gemacht; nichts als Schleppenträger und Hofhanswürſte. Man hätte gern geſehen, daß ſeine Marſchälle ſich ſtolz auf ihre Schwerter ſtützten und mit unterdrücktem Spotte auf die gefälligen Kardinäle blickten. Aber ſie trugen Degen, wie die Kammerherren, und waren geputzt, wie die Hofnarren. Die Porträts ſind alle geiſtreich, das iſt wahr: aber es hat Jeder ſein eigenes Geſicht, Keiner ein Krönungsgeſicht. Jeder ſucht ſeine Gefühle zu unterdrücken, das ſieht man deutlich. Herz und Augen gehen weit auseinander.

Unter allen Figuren waren nur drei, die mich anzogen. Napoleons Schweſter, damals Großherzogin von Berg, ſpäter Königin von Neapel. Sie ſieht ihrem Bruder ganz ungemein ähnlich, nur ſind ihre Züge edler und zeigen den ſchönen Stolz des Sieges, den man in den Zügen des Kaiſers vergebens ſucht. Dann: der Papſt. Er ſitzt ſo bedeutend abgeſpannt und duldend in ſeinem Seſſel, wie eine gläubige und kränkliche Seele, die Gott nicht blos anbetet in dem, was er thut, ſondern auch in dem, was er nicht thut, geſchehen läßt. Endlich Talleyrand. Ich habe ihn nie geſehen, nicht einmal gemalt. Ein Geſicht von Bronze, eine Marmorplatte, auf der mit eiſernen Buchſtaben die Nothwendigkeit geſchrieben iſt. Ich habe nie begreifen können, wie noch alle Menſchen aller Zeiten ſo dieſen Mann verkannt! Daß ſie ihn geläſtert, iſt ſchön, aber ſchwach, tugendhaft, aber unverſtändig; es macht der Menſchheit Ehre, aber nicht den Menſchen. Man hat Talleyrand vorgeworfen, er habe nach und nach alle Parteien, alle Regierungen verrathen. Es iſt wahr, er ging von Ludwig XVI. zur Republik, von dieſer zum Direktorium, von dieſem zum Konſulat, von dieſem zu Napoleon, von dieſem zu den Bourbonen, von dieſen zu Orleans über, und es könnte wohl noch kommen, ehe er ſtirbt, daß er wieder von Louis Philipp zur Republik überginge. Aber verrathen hat er dieſe Alle nicht, er hat ſie nur verlaſſen, als ſie todt waren. Er ſaß am Krankenbette jeder Zeit, jeder Regierung, hatte immer die Finger auf dem Pulſe, und merkte es zuerſt, wenn ihr das Herz ausgeſchlagen. Dann eilte er vom Todten zum Erben; die Andern aber dienten noch eine kurze Zeit der Leiche fort. Iſt das Verrath? Iſt Talleyrand darum ſchlechter, weil er klüger iſt als Andere, weil feſter, und ſich der Nothwendigkeit unterwirft? Die Treue der Andern währte auch nicht länger, nur ihre Täuſchung währte länger. Auf Talleyrands Stimme habe ich immer gehorcht, wie auf die Entſcheidung des Schickſals. Ich erinnere mich noch, wie ich erſchrack, als nach der Rückkehr Napoleons von Elba Talleyrand Ludwig XVIII. treu geblieben. Das verkündigte mir Napoleons Untergang. Ich freute mich, als er ſich für Orlean erklärte; ich ſah daraus, daß die Bourbons geendet. Ich möchte dieſen Mann in meinem Zimmer haben; ich ſtellte ihn wie einen Barometer an die Wand, und ohne eine Zeitung zu leſen, ohne das Fenſter zu öffnen, wollte ich jeden Tag wiſſen, welche Witterung in der Welt iſt.

Talleyrand und Lafayette ſind die zwei größten Charaktere der franzöſiſchen Revolution, jeder an ſeiner Stelle. Auch Lafayette weiß Sein vom Schein, Leben vom Tode zu unterſcheiden; aber jedes Grab war ihm eine Wiege, und er verließ die Geſtorbenen nicht. Er glaubt an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine Seelenwanderung der Freiheit; Talleyrand glaubt nur, was er weiß. Wäre nur Napoleon wie Talleyrand geweſen! Da er nur der Zeit zu dienen brauchte, keinen Menſchen, weil er ſelbſt der Höchſte war; hätte er mit beſſerer Einſicht ſich ſelbſt beſſer gedient, er wäre noch auf dem Throne der Welt. Was habe ich dem Kaiſer nicht Alles geſagt! Heine hätte es hören ſollen! Ich war allein im Saale, und ſtellte mich mit verſchränkten Armen vor ihn hin, wie er es zu thun pflegte. Ich wollte ihn damit verſpotten, und — Narr! habe ich ihn geheißen. Ich hätte ihn Böſewicht nennen können, aber das hätte ihn nicht beleidigt. Nein, nie verzeihe ich dem Manne, was er ſich ſelbſt gethan, wollte ich ihm auch verzeihen, was er der Welt gethan. Sich mit der Gemeinheit zu beſudeln, und ſich aus Eitelkeit mit Schmutz zu bedecken, um ſich einen Schein von abgenutztem Alter zu geben! Er hat die Freiheit um ihre ſchönſten Jahre gebracht, er hat ſie um ihre Jugend betrogen, und jetzt muß ſie mit grauen Haaren noch auf der Schulbank ſitzen, und erſt lernen, was ſie längſt könnte vergeſſen haben. Ehe ich ging, lachte ich ihm noch einmal freundlich zu. Für die Dummheit, die du Andere begehen machteſt, will ich dir deine eigne verzeihen. Du warſt der ſtarke eiſerne Reif, der die Faßdauben der Welt zuſammen gehalten. Und die Narren-Fürſten haben dich zerſchlagen, und gleich hat der gährende Wein das Faß auseinander geſprengt, und ſchweres Holz iſt an hohle Schädel gefahren! Das war ſchön.

Von Napoleons Krönung hinweg ging ich zu einem andern Schauſpiel, das meinem Herzen wohler that. Ich beſuchte den edeln Medor. Wenn man auf dieſer Erde die Tugend mit Würden belohnte, dann wäre Medor der Kaiſer der Hunde. Vernehmen Sie ſeine Geſchichte. Nach der Beſtürmung des Louvres im Juli begrub man auf dem freien Platze vor dem Pallaſte, auf der Seite, wo die herrlichen Säulen ſtehen, die in der Schlacht gebliebenen Bürger. Als man die Leichen auf Karren legte, um ſie zu Grabe zu führen, ſprang ein Hund mit herzzerreißendem Jammer auf einen der Wagen, und von dort in die große

Grube, in die man die Todten warf. Nur mit Mühe konnte man ihn heraus holen; ihn hätte dort der hineingeſchüttete Kalk verbrannt, noch ehe ihn die Erde bedeckt. Das war der Hund, den das Volk nachher Medor nannte. Während der Schlacht ſtand er ſeinem Herrn immer zur Seite, er wurde ſelbſt verwundet. Seit dem Tode ſeines Herrn verließ er die Gräber nicht mehr, umjammerte Tag und Nacht die hölzerne Wand, welche den engen Kirchhof einſchloß, oder lief heulend am Louvre hin und her. Keiner achtete auf Medor, denn Keiner kannte ihn und errieth ſeinen Schmerz. Sein Herr war wohl ein Fremder, der in jenen Tagen erſt nach Paris gekommen, hatte unbemerkt für die Freiheit ſeines Vaterlandes gekämpft und geblutet, und war ohne Namen begraben worden. Erſt nach einigen Wochen ward man aufmerkſamer auf Medor. Er war abgemagert bis zum Gerippe und mit eiternden Wunden bedeckt. Man gab ihm Nahrung, er nahm ſie lange nicht. Endlich gelang es dem beharrlichen Mitleid einer guten Bürgersfrau, Medors Gram zu lindern. Sie nahm ihn zu ſich, verband und heilte ſeine Wunden, und ſtärkte ihn wieder. Medor iſt ruhiger geworden, aber ſein Herz liegt im Grabe bei ſeinem Herrn, wohin ihn ſeine Pflegerin nach ſeiner Wiederherſtellung geführt, und das er ſeit ſieben Monaten nicht verlaſſen. Schon mehrere Male wurde er von habſüchtigen Menſchen an reiche Freunde von Seltenheiten verkauft; einmal wurde er dreißig Stunden weit von Paris weggeführt; aber er kehrte immer wieder zurück. Man ſieht Medor oft ein kleines Stück Leinwand aus der Erde ſcharren, ſich freuen, wenn er es gefunden, und dann es wieder traurig in die Erde legen und bedecken. Wahrſcheinlich iſt es ein Stück von dem Hemde ſeines Herrn. Gibt man ihm ein Stück Brot, Kuchen, verſcharrt er es in die Erde, als wollte er ſeinen Freund im Grabe damit ſpeiſen, holt es dann wieder heraus, und das ſiehet man ih mehrere Male im Tage wiederholen. In den erſte Monaten nahm die Wache von der Nationalgarde bei Louvre jede Nacht den Medor zu ſich in die Wachtſtube. Später ließ ſie ihm auf dem Grabe ſelbſt ei Hütte hinſetzen, und folgende Verſe darauf ſchreiben, die beſſer gemeint als ausgeführt ſind:

Depuis le jour qu'il a perdu son maitre,
Pour lui la vie est un pésant fardeau;
Par son instinct il croit le voir paraitre;
Ah! pauvre ami, ce n'est plus qu'un tombeau.

Medor hat ſchon ſeinen Plutarch gefunden, ſein Rhapſoden und Maler. Als ich auf den Platz vo dem Louvre kam, wurde mir Medors Lebensbeſchreibung, Lieder auf ſeine Thaten und ſein Bild feil geboten. Für zehn Sous kaufte ich Medors ganze Unſterblichkeit. Der kleine Kirchhof war mit einer breite Mauer von Menſchen umgeben, Alle arme Leute au dem Volke. Hier liegt ihr Stolz und ihre Freud begraben. Hier iſt ihre Oper, ihr Ball, ihr Hof un ihre Kirche. Wer nahe genug herbei kommen konnte, Medor zu ſtreicheln, der war glücklich. Auch ich drang mich endlich durch.. Medor iſt ein großer weißer Pudel, ich ließ mich herab, ihn zu liebkoſen; aber e achtete nicht auf mich, mein Rock war zu gut. Abe nahte ſich ihm ein Mann in der Weſte, oder eine zerlumpte Frau und ſtreichelte ihn, das erwiederte e freundlich. Medor weiß ſehr wohl, wo er die wahre Freunde ſeines Herrn zu ſuchen. Ein junges Mädchen, ganz zerlumpt trat zu ihm. An dieſem ſprang er hinauf, zerrte es, ließ nicht mehr von ihm. Er war ſo froh, es war ihm ſo bequem, er brauchte, um das arme Mädchen etwas zu fragen, es nicht, wie eine vornehme geputzte Dame, ſich erſt niederlaſſend, am Rande des Rockes zu faſſen. An welchem Theile des

Kleides er zerrte, war ein Lappen, der ihm in den Mund paßte. Das Kind war ganz ſtolz auf Medors Vertraulichkeit. Ich ſchlich mich fort, ich ſchämte mich meiner Thränen. Wenn ich ein Gott wäre, ich wollte viele Freuden unter die armen Geſchöpfe der Welt vertheilen; aber die erſte wäre: ich weckte Medors Freund wieder auf. Armer Medor!.. Könnte ich den treuen Medor nur einmal in die Deputirten-Kammer locken! Hörte er dort die Verhandlungen dieſer Tage, vernähme er, ſein guter Herr hätte nie können Deputirter werden, weil er nicht 750 Franken Steuern bezahlt, er, der doch ſein Blut dem Vaterlande geſteuert — wie würde er bellen, wie würde er dem jämmerlichen Düpin und den Andern allen in die Beine fahren! —

Freitag, den 25. Februar.

Ich empfehle Ihnen das Buch: Théâtre de Clara Gazul, Comédienne Espagnole, von Mérimee. Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt. Er nimmt den Schein an, als wären die Komödien aus dem Spaniſchen überſetzt. Es ſind eigentlich nur Skizzen und Scenen: aber mit großer Kunſt werden durch wenige Striche ganze Charaktere gezeichnet, und mit ein wenig Roth und Gelb, die glühendſten ſpaniſchen Naturen treu gemalt. Man kann ſich nichts Liebenswürdigeres denken. Der Verfaſſer hat eine unbeſchreibliche Grazie, eine Phantaſie gleich einer Lerche, wenn ſie in der Abenddämmerung um grüne Kornfelder fröhliche Kreiſe zieht. Es ſind Komödien, wild wie junge Mädchen; aber wie wohlgezogene; ſie ſind ſittſam dabei und erröthen leicht. Der Dichter hat, was die Deutſchen Ironie nennen, und was ich noch bei keinem Franzoſen gefunden. Seine Ironie iſt wie die unſere, nur geflügelter. Und was in den Dichtungen fehlt, macht ſie ſo ſchön, als das, was ſie beſitzen; es ſind reizende Nachläßigkeiten.

Geſtern habe ich Comte's Kindertheater beſucht, oder wie es jetzt eigentlich heißt: Théâtre des jeunes Acteurs. Es iſt lange nicht mehr ſo artig, als es vor mehreren Jahren war, da wir es geſehen. Die damaligen Kinder ſind ſeitdem lange Jungen und Mädchen geworden, meiſtens treten bejahrte Perſonen auf, und die wenigen Kinder ſpielen zu altklug. Mich lockte eigentlich ein Stück, von dem man ſeit einiger Zeit viel geſprochen, ein buckliges Luſtſpiel. Es heißt: Mayeux ou le bossu à la mode. Mayeux iſt eine Pariſer Volks-Tradition von einem geiſtreichen Buckel, dem man alle möglichen guten Einfälle aufgebürdet! Ich weiß nicht, ob ein ſolcher Mayeux wirklich einmal gelebt, oder ob er blos ein Geſchöpf der Phantaſie iſt. Aber ſeit der letzten Revolution wurde dieſer Mayeux wieder aus der Vergeſſenheit hervorgerufen, und man legte ihm in Liedern und Bildern die witzigſten Worte in den Mund. Das Vaudeville, von welchem hier die Rede iſt, iſt mit Geiſt und Laune geſchrieben; auch haben nicht weniger als drei dramatiſche Dichter daran gearbeitet. Mayeux iſt ein kleiner verwachſener Kerl, voll ſcharfer, doch guthmüthiger Laune, der im Juli mitgefochten, und trotz ſeiner verkrüppelten Geſtalt als Grenadier unter der Nationalgarde dient. Es gehört nun viel Feinheit und Gewandtheit dazu, dieſen Charakter und dieſe Mißgeſtalt ſo zu behandeln, daß er Lachen erregt, ohne ſich lächerlich zu machen. Davor müſſe man ſich hüten; denn das wäre auf die Revolution und auf die Nationalgarde zurück gefallen. Den Verfaſſern iſt es gelungen. Aber es wurde bei Comte gar zu ſchlecht geſpielt, und ich konnte es nicht zu Ende ſehen. Die Mißgeſtalt Mayeux's wurde ſo karrikirt, daß ſie widerlich wurde. Auch ein Buckel hat ſeine äſthetiſchen Regeln, die man nicht übertreten darf. Was mich in dieſem Theater am meiſten ergötzt, war der Jubel der hundert Kinder in ihren weißen Häubchen, und deren Mütter, und die tauſend Küſſe den ganzen Abend, und die unzähligen Stangen Gerſtenzucker, die der Konditorjunge abſetzt. Aber wie kömmt es, daß auch Kinder lachen, gleich den Erwachſenen, ſie, denen doch noch Alles ernſt und wahr erſcheint, und die keinen Widerſpruch und keinen Zufall unterſcheiden? Ich begreife das nicht. Es hat gewiß ſeine Erklärung; aber ich als Gelehrter darf das vergeſſen haben. Doch Sie, unwiſſende Freundin, müſſen es wiſſen. Erklären Sie mir, warum Kinder lachen?

— Bald wird das Eis überall brechen, nach und nach, und es wird eine tolle Wirthſchaft geben. Ich ſehe es für ein Glück an, daß jetzt eine ſo feindliche Spannung zwiſchen der franzöſiſchen Kammer und der Regierung eingetreten iſt, daß ein gefährliches Mißbehagen ſich im ganzen Lande zeigt; denn Frankreich kann nur durch einen Krieg von innerem Verderben gerettet werden. Es mögen entſcheidende Dinge ſich bereiten.

Die engliſchen Blätter, die nicht blos vernünftig über die Sache ſprechen — heute müßte Einer dumm ſein, der nicht vernünftig wäre — ſondern auch kalt, weil ſie der Krieg unmittelbar nichts angeht, ſagen, der Krieg wäre unvermeidlich. Die zwei Prinzipien, welche die Welt beherrſchen, Freiheit und Tyrannei, ſtänden ſich feindlich einander gegenüber, und an eine friedliche Ausgleichung wäre nicht zu denken; denn nie würden abſolute Fürſten ihren Völkern gutwillig liberale Inſtitutionen geben. Und ſo iſt es. Tauſendjährige Leidenſchaften, Vorurtheile, von ſo alten und tiefen Wurzeln, zerſtört man nicht ſo leicht, nicht einmal dann, wenn ſelbſt die, die ſie haben, von ihnen befreit ſein möchten. Der Menſch iſt nicht frei, auch der beſte nicht. Er kann Alles lernen wollen, aber nichts vergeſſen, und ſo lange Kopf und Herz vom Alten beſetzt ſind, findet das Neue keinen Platz. Darum Krieg! —

Acht und dreissigſter Brief.

Paris, den 1. März 1831.

— Der Geiſt freier Unterſuchung und der Oppoſition hat ſich hier ſo mächtig entwickelt, daß er ſogar bis in die Schulen gedrungen iſt. Im College Henri IV. (nach deutſchem Ausdrucke ein Gymnaſium) werden von den Schülern zwei handſchriftliche Journale redigirt, die in den Schulzimmern täglich zirkuliren. Das eine Journal: le lycéen genannt, kämpft unter Racine's Fahne, alſo für die klaſſiſche Literatur; das andere mit dem Titel: le cauchemar, ſtreitet unter der Fahne Victor Hugo's. Die romantiſche Literatur mit dem Worte cauchemar (das Alpdrücken) zu bezeichnen, iſt eine geiſtreiche Naivität, und die Feinde der Romantik hätten nichts Beſſeres erfinden können. Dieſe Zeitungen enthalten nun zwar literariſche Gegenſtände, aber am Schluſſe des Blattes werden auch freimüthige Bemerkungen über Lehrer und Profeſſoren hinzugeſetzt. Das hat die Schulobrigkeit übel genommen und ſie hat den rédacteur en chef du Lycéen aus der Schule entfernt. Die Zöglinge klagen, das wäre eine offene Verletzung der Preßfreiheit! Ich habe über dieſen komiſchen Kinder-Liberalismus herzlich lachen müſſen. Die kleinen Jakobiner haben es hier noch gut. Ihre höchſte Strafe iſt, daß man ſie nach Hauſe zu ihren

Eltern ſchickt, wo ſie, ſtatt über den Büchern zu ſitzen, den ganzen Tag frei umher laufen und ſpielen dürfen. Im Oeſterreichiſchen würde man ſolche anarchiſche Buben als Trommelſchläger und Pfeifer unter die Soldaten ſtecken. Wenn ſich die Kinder hier unter einander ſtreiten und zanken, ſchimpfen ſie ſich **Charles X.** und **Polignac.** O! es iſt eine böſe Welt.

— Oeſterreich!... Es muß eine Wonne ſein, dieſer fluchwürdigen Regierung auf einem Schlachtfelde der Freiheit gegenüber zu ſtehen! Es muß eine tugendhafte Schadenfreude ſein, der dummverzagten Welt zu beweiſen, daß Gott mächtiger iſt als der Teufel! Die heiße Wuth eines Tyrannen, wie Don Miguel's, kann meine Nerven in Aufruhr bringen; aber nie vermochte ſie meine innere unſterbliche Seele ſo zu empören, als es die kalte abgemeſſene Tücke Oeſterreichs thut, das, ohne Leidenſchaft, gleich Goethe's Mephiſtopheles, die Menſchen verführt oder verdirbt, nur um zeigen, daß es keine Tugend gibt, daß die Tugend ohnmächtig ſei, dem Böſen zu widerſtehen. Geſtern ſtand eine Geſchichte im Kourier Français, die ich Ihnen mittheile, und zwar überſetzt; ich muß die Probe meiner Augen machen, ich muß mich überzeugen, daß ich nicht falſch geleſen.

Behandlung der Staatsgefangenen in Brünn.

Ein junger Italiener, Herr **Maronelli**, aus ſeinem Vaterlande verbannt, und verſtümmelt durch die Marter, die er in den öſterreichiſchen Gefängniſſen erduldet, iſt ſo eben in Paris angekommen. Die Qualen, welche er erlitten, die, welche ſeine Leidensgefährten noch ertragen, würden, wenn dieſes noch nöthig wäre, den Abſcheu der Italiener gegen die öſterreichiſche

Regierung, und ihre Anſtrengungen, ein verhaßtes Joch abzuſchütteln, vollkommen rechtfertigen. Maroncelli ward wegen eines Briefes angeklagt, den er ſeinem Bruder geſchrieben, einem jungen Arzte, der von Griechenland, wo er den Hellenen den Beiſtand ſeiner Kunſt angeboten, zurückgekehrt. Das geheime Tribunal von Mailand glaubte darin unter einer ſinnbildlichen Form den Ausdruck eines verſteckten Wunſches für die Freiheit zu erkennen. Der junge Patriot wird arretirt, gerichtet, und auf das Zeugniß dieſes einzigen Briefes zum Tode verurtheilt. Aber vor dieſem Spruche, nachdem er gefällt, entſetzten ſich die Richter ſelbſt, und verwandelten die Todesſtrafe in zwanzigjähriges hartes Gefängniß. Herr von Maroncelli wird mit vier ſeiner Freunde nach der Feſtung Brünn geführt, wo zwanzig andere italieniſche Patrioten ihnen bald nachkommen. Das Gefängniß iſt vollgepfropft, und man entſcheidet, daß der jüngſte in den Keller geworfen werden ſoll. Hier, auf feuchter Erde, bringt Maroncelli, einſam, ohne Verbindung mit irgend einem Menſchen, ein ganzes Jahr zu. — Er war dem Tode nahe, als ein anderer Verurtheilter, der ſein Kerkerloch mit einem Leidensgenoſſen theilte, ſtarb. Maroncelli kommt an ſeinen Platz. Er hat endlich einen Freund zur Seite; aber ſeine phyſiſchen Leiden haben nicht aufgehört. Eine Eiskälte durchdringt ihn; eine ekelhafte Nahrung richtet ſeine Geſundheit vollends zu Grunde; ſeine Glieder werden ſteif; ſein linkes Bein, durch den ſchweren Ring, der zwanzigpfündige Ketten zuſammenhält, eng umſchnürt, ſchwillt auf eine fürchterliche Weiſe auf; bald zeigt ſich der Brand, man muß das Bein abſchneiden! Aber der Gouverneur ſagt kalt, indem er das kranke Bein, deſſen geſchwollenes Fleiſch den eiſernen Ring ganz bedeckte, nachläßig in der Hand wiegt: man hat uns einen Gefangenen mit zwei Beinen geſchickt, wir können ihn nicht mit einem Bein wieder abliefern. Man muß erſt nach Wien ſchreiben, und um die Gnade der Operation bitten, die jede Verzögerung tödtlich machen kann. In vier und zwanzig Stunden könnte man Antwort haben, aber ſie läßt vierzehn Tage auf ſich warten. Endlich wird die Operation im Kerker, wo der Gefangene acht Jahre geſchmachtet hat, vorgenommen. Der Gefängniß-Barbier nimmt das verfaulte Bein über das Knie ab, und einige Zeit darauf wird Maronelli in Freiheit geſetzt. Der junge Patriot, auf zwei Krücken gehend, kehrt nach ſeinem Vaterlande zurück, er wird aber hinausgeſtoßen. Er wendet ſich nach Rom, Rom verweigert ihm den Aufenthalt. Der Großherzog von Florenz will ihn dulden, aber der öſterreichiſche Geſandte läßt ihn fortjagen. Maronelli findet in Frankreich eine Freiſtätte, und bald wird er es verlaſſen, ſein verjüngtes Vaterland wieder zu ſehen. Von den fünf und zwanzig Verurtheilten, die nach und nach Maronelli's Kerker theilten, ſind zwei Vicomte, Oraboni und M. A. Villa, vor Hunger geſtorben! Wir übertreiben nicht, es iſt die Wahrheit. Eine mit Unſchlitt zubereitete Suppe, zwei kleine Stücke Brod von Fingersdicke, und ein Lappen verdorbenes Fleiſch machen noch heute die einzige Nahrung der Gefangenen aus. Vergebens erbaten ſie ſich als eine Gnade, daß man aus ihrer ekelhaften Suppe wenigſtens den Talg weglaſſe; man antwortete ihnen, das ſei die Nahrung von zwei bis dreihundert Galeeren-Sklaven, und man könne für ſie keine Ausnahme machen. Von dem Gelde, das ihnen ihre Familien ſchickten, erhalten die Gefangenen keinen Heller. Gegenwärtig befinden ſich noch neun Italiener in Brünn, worunter der Graf Gonfalonieri, der an jedem Jahrestage ſeiner Verurtheilung fünf und zwanzig Stockſchläge bekommt.

Mittwoch, den 2. März.

— Saphir fängt künftige Woche Vorleſungen an, nach Art derjenigen, die er in München gehalten. Ich theile Ihnen einige gute Einfälle aus ſeinem Proſpektus mit. „Frankreich iſt mir eine Entſchädigung „ſchuldig; ich komme, ſie einzukaſſiren, nicht mit dem „Degen, aber mit der Feder in der Hand .... Die „drei ruhmvollen Tage Frankreichs haben viele ſchlafloſe Nächte in Deutſchland hervorgebracht .... ich „wurde allergnädigſt verbannt, und es wurde mir „huldreichſt angewieſen, binnen drei Tagen Witz und „Land zu verlaſſen. Zum Glücke waren weder Witz „und Land ſo groß, um dieſes in drei Tagen nicht „mit aller Bequemlichkeit bewerkſtelligen zu können. „Ich ſchnürte meine Satyre und ging .... Zuerſt „hatte ich die Idee, nach Rußland zu gehen, weil „man noch kein Beiſpiel hat, daß je ein freimüthiger „Schriftſteller von dort verbannt wurde, und zwar „aus dem einfachen Grunde, weil nie einer dort lebte. „Allein Perſonen, welche die Knute und die Cholera „morbus aus näherem Umgange kennen, verſicherten „mich, daß dieſe zwei ruſſiſchen Geſellſchaftsſpiele „keinen beſonderen Sinn für Witz und Poeſie haben. „Ich nahm mir alſo vor, die Preßfreiheit perſönlich „kennen zu lernen, und kam nach Paris, welches die „eigentliche Eſſigmutter meiner ſauern Tage in Deutſchland war.... Ich habe ein gegründetes Recht auf „eine Entſchädigungsklage, allein alles Klagen iſt „kläglich. Ich will es alſo lieber verſuchen, den Pariſern deutſche Vorleſungen zu halten.“

— Ich zittere, wie Sie, für die Polen, und bin auf das Schlimmſte gefaßt. Aber den Ruſſen würde dieſer Sieg verderblicher ſein, als es ihnen eine Niederlage wäre. Der erhabene Nikolaus würde dann übermüthig werden, und glauben, mit Frankreich wäre eben ſo leicht fertig zu werden, als mit den Polen.

man brauche nur energiſch aufzutreten. Wehe dem armen Deutſchland, wenn die Ruſſen ſiegen.

Neun und dreissigster Brief.

Paris, Donnerſtag den 3. März 1831.

Die Romane des Paul de Kock, die man Ihnen empfohlen und von welchem Sie mir neulich geſchrieben, habe ich ſeitdem kennen gelernt. Ein prächtiger Mann! Trotz den vielen Sorgen und Mühen, die mir jetzt Europa macht, habe ich in vier Tagen, in meinen kurzen Friedens-Stunden, acht von ſeinen funfzig Bänden geleſen. Aber das iſt genug für uns Beide. Nur in Paris kann man Kocks Romane mit Luſt leſen, draußen verlieren ſie ihren Werth. Mir haben ſie viele Freude gemacht. Man lernt darin die Sitten der Pariſer Klein-Bürger kennen, mit welchen ein Fremder, ſo wenig als die eingebornen Pariſer der höhern Stände ſelbſt, im Leben in gar keine Berührung kommt. Wenn Jouy in ſeinem Hermite de la Chaussée-d'Antin Scenen aus der kleinen Pariſer Welt ſchildert, ſcheint er dabei ſo weit hergekommen, holt er dabei ſo weit aus, als beſchreibe er Sitten und Gebräuche der Hottentotten. Eine ganze Reiſebeſchreibung ſchickt er voraus, erzählt, wie er in früher Jugend — Jugend hat keine Tugend — aus Uebermuth und Zufall in das ferne, wilde Land gerathen; kurz, gibt ſich die größte Mühe, zu erklären und zu entſchuldigen, daß er, ein feiner Mann der großen Welt, einige Male ein grobes Bürgerhaus beſucht. In Paris ſind die Straßen Provinzen, und man lernt viel Geographie und Statiſtik aus Kocks Romanen. Es gehen an uns vorüber: un riche passementier de la rue St. Martin — un riche épicier de la rue aux ours — un tabletier de la rue St. Denis — un parfumeur de la rue St. Avoie — mit Weibern, Töchtern, Kindermädchen, Kommis. Und ihre Sonntags-Partieen auf das Land und ihre Hochzeiten, ihre Galanterien, ihre Intriguen. Die Liebe ſpielt natürlich eine Hauptrolle, wie in allen Romanen. Aber es iſt keine deutſche Liebe, keine Liebe unſeres Lafontaine's, die noch heißer iſt als der Kochbrunnen zu Wiesbaden; ſondern es iſt eine angenehme, warme Liebe, welche die natürliche Blutwärme des Herzens nie überſteigt. Monsieur Paul de Kock ſagt: „c'est une bien jolie chose d'aimer et d'être aimé“ — dabei kann man ſich nicht verbrennen. Und Philoſophie hat er auch. Lebens-Philoſophie! Zwar giebt er uns nicht, wie Goethe in Wilhelm Meiſter, Lehrbriefe mit Trüffeln; aber es iſt eine recht kräftige Philoſophie, bürgerlich zubereitet. Man kann von ihm lernen. So ſagt er einmal, die Ehen wären tauſendmal beſſer und ſchöner als ſie ſind, wenn nicht Mann und Frau einen großen Theil des Tages in ſo nachläßiger Kleidung vor einander erſchienen. Das Kind Amor fürchte ſich vor baumwollenen Nachtmützen und ungewaſchenen Morgenhauben; bei den Weibern nehme mit der Liebe die Sorge für ihren Putz ab. Er giebt uns jungen Leuten die Lehre: „Jeunes gens, méfiez-vous de votre maitresse, lorsque vous la verrez venir en papilottes au rendez-vous que vous lui auriez donné.“ Kock iſt die Wonne der Pariſer Nähmädchen; auch iſt das Papier ganz weich von den vielen Händen und Thränen, und kein Band in der Leihbibliothek, in dem nicht einige Blätter fehlten. Was der Mann aber auch ſchlau iſt, und wie er ſich bei Allen beliebt zu machen weiß! Den Liebenden und jungen Leuten überhaupt gibt er immer Recht gegen die Eltern und Alten; aber mit den letztern verdirbt er es darum doch nicht. Jungen Mädchen giebt er, was ſie verlangen, und wiegt ihnen gut; aber wenn er die Waare abliefert, wickelt er ſie in ein Blatt Moral, das die Kinder mit nach Hauſe nehmen und woran ſich die Mütter erquicken. In Zeichnung komiſcher Charaktere hat Kock viele Fertigkeit. Welche himmliſche Späſſe! und man kann, ohne Furcht zu erſticken, nach Herzensluſt dabei lachen; denn ſie gleichen nicht Scribe's und Jouy's Epigrammen, bei welchen man nur lächeln darf, weil ſie Einem leicht, wie Fiſchgräthe, im Halſe ſtecken bleiben. Kurz, mein Paul de Kock iſt ein prächtiger Mann — aber leſen Sie ihn nicht.

Samstag, den 5. März.

Die armen Polen werden wohl jetzt geſtorben ſein. Sie ſind glücklicher als ich. Dem entſetzlichen Schauplatz näher, wiſſen Sie ſchon das Schlimmſte. Seit vorgeſtern habe ich keine Kraft, eine Feder zu führen, ich konnte nicht leſen, nicht denken, ich konnte nicht einmal weinen und beten; nur fluchen konnte ich. Geſiegt haben die Polen ſchon vier Tage lang, aber entſchieden iſt noch nichts, und geſtern ſind gar keine Nachrichten gekommen. Man ſprach von einem Kourier, den der ruſſiſche Geſandte erhalten; die Ruſſen wären in Warſchau eingerückt. Aber wenn das wahr wäre, hätte man ſchon den Jubel der beſoffnen Knechte gehört, an den Feſttagen ihrer Herren, und die deutſchen Blätter von geſtern erzählen nichts. Nicht wie Menſchen, wie Kriegsgötter ſelbſt, haben die Polen gekämpft. Sie jagten ſingend den Feind, wie Knaben nach Schmetterlingen jagen; ſie ſtürzten ſich auf die Kanonen und nahmen ſie, wie man Blumen bricht. Männer, Kinder, Greiſe, drei Geſchlechter, drei Zeiten waren in der Schlacht, und die Ruſſen, wie feige Meuchelmörder, ſchoſſen aus dem Dickicht der Wälder heraus. Was wird es helfen? Jeder Sieg brin die Polen ihrem Untergange näher. Sie sind zu schwac zu arm an Menschen. Der reiche Kaiser Nikolas ha immer neue Soldaten heraus, wie Steine aus Brüchen, und das gehet so immer unerſchöpflich fort; wa ſind einem Despoten die Menſchen? Seine Wälde ſchont er mehr. Nicht Gottes Weisheit, nur di Dummheit des Teufels allein kann die Polen retten Ach! gibt es denn einen Gott? Mein Herz zweifel noch nicht, aber der Kopf darf Einem wohl davo ſchwach werden; und wenn — was nützt dem vergänglichen Menſchen ein ewiger Gott? Wenn Got ſterblich wäre, wie der Menſch, dann wäre ihm ei Tag ein Tag, ein Jahr ein Jahr, und der Tod da Ende aller Dinge. Dann würde er rechnen mit de Zeit und mit dem Leben, würde nicht ſo ſpäte Gerechtigkeit üben und erſt den entfernteſten Enkeln bezahlen, was ihre Ahnen zu fordern hatten. Die Freiheit kann, ſie wird ſiegen, früher oder ſpäter; warum ſiegt ſie nicht gleich? Sie kann ſiegen, einen Tag nac dem Untergange der Polen; ſoll Einem das Herz nich darüber brechen? Die Polen im Grabe, fühlen ſ es denn, haben ſie Freude davon, wenn ihre Kinde glücklich ſind? Die Tyrannei wird untergehen, di Kinder der Tyrannei werden gezüchtigt werden für di Verbrechen ihrer Väter; aber die Knochen der begrabenen Könige, haben ſie Schmerzen davon? Gibt e einen Gott? heißt das Gerechtigkeit üben? wir verabſcheuen die Menſchenfreſſer, dumme Wilde, die doc nur das Fleiſch ihrer Feinde verzehren; aber wenn di ganze Gegenwart, mit Leib und Seele, mit Freud und Glück, mit allen ihren Wünſchen und Hoffnungen, gemartert, geſchlachtet und zerfetzt wird, um damit die Zukunft zu mäſten — dieſe Menſchenfreſſere ertragen wir! was iſt Hoffnung, was Glaube? Durc die Augen wird kein Hunger geſtillt, gemalte Frücht haben noch Keinen ſatt gemacht . . . Ich las etwas in den engliſchen Blättern — es iſt ſich todt darüber zu ſchämen, wenn man ein Deutſcher iſt; es iſt ſich die Hände im Dunkeln vor die Augen zu halten. Der Londoner Kourier ſagte: „Wenn Polen wird beſiegt „ſein; wenn, was die Schlacht verſchont, auf dem „Schaffote bluten wird, dann werden die deutſchen „Zeitungen die weiſe Gerechtigkeit des ruſſiſchen „Kaiſers rühmen, und wenn der Tyrann nur einem „einzigen Beſiegten das armſelige Leben ſchenkt, werden die deutſchen Blätter die Milde des hochherzigen Nikolaus bis in die Wolken erheben.“ Unter allen Völkern der Erde erwartet man ſolche feige hündiſche Kriecherei nur von uns! Ja, es ſchwebt ſchon vor meinen Augen, ich leſe es und höre es, wie das viehiſche Federvieh in Berlin von jedem Miſthaufen, von jedem Dache herab, den großen erhabenen Nikolaus ankräht. Wie hat dieſer Despot in ſeinen Proklamationen geſprochen! Vielleicht glaubt es die Nachwelt, was die Despoten unſerer Tage gethan; aber was ſie geredet, das kann ſie nicht glauben. Vielleicht glaubt die Nachwelt, was die alten Völker geduldet, aber was ſie angehört und dazu geſchwiegen, das kann ſie nicht glauben. Das Schwert zerſtört bloß den Beſitz und mordet den Leib; aber das Wort zerſtört das Recht und mordet die Seele. Zu ſolchen Reden ſolches Schweigen! Und wenn die Polen vertilgt ſind, dann voran die deutſchen Hunde, gegen den Sitz der Freiheit, gegen Frankreich! dann ſtellt man ſie zwiſchen das Schwert der Franzoſen und die Peitſche der Ruſſen, zwiſchen Tod und Schande! . . . Iſt es nicht ſchmachvoll für uns, daß der Kaiſer von Rußland, Herr über ſechzig Millionen Sklaven, keinen derſelben knechtiſch genug gefunden hat, die Freiheit der Polen zu ermorden, als den Diebitſch allein, einen Deutſchen?

Ihr heutiger Brief kann mir ſpätere Nachrichten bringen, als die hieſigen; wenn ſie ſchlimm ſind, ich meine das Siegel müßte davon ſchwarz werden. O! ich kann nicht mehr, ich muß weinen.

Vierzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 6. März 1831.

Wäre ich ein Dichter nur acht Tage lang! Ich wollte ein Freudenlied ſingen, daß Berge und Wälder dabei tanzten, oder ein Trauerlied, daß die Sterne darüber weinen müßten und erlöſchten in ihren eigenen Thränen. Ich fühle es in mir, aber es will ſich nicht geſtalten. Nur proſaiſch kann ich jubeln ... heute iſt heute und morgen iſt morgen; ich will nicht weiter denken. Alles Gute und Schöne hat ſich beſtätigt, aber das Beſte und Schönſte iſt noch nicht entſchieden. Ein Handelshaus erhielt geſtern die Nachricht, die Ruſſen wären gänzlich zerſtreut, und, was Alles entſcheide, hinter ihrem Rücken wäre Lithauen aufgeſtanden. Aber das heutige miniſterielle Blatt berichtet, die Regierung habe gleich ſpätere Nachrichten, wie jenes Handelshaus, und dieſe, obzwar gut lautend, ſprächen noch von keiner Entſcheidung. Wenn es wahr würde, wenn Rußland, dieſer Rieſe von Eiſen, auf Füßen wie Thon, zur Erde ſtürzte, umgeworfen von Kindern, die ihm zwiſchen die Beine gekrochen — wie wollten wir lachen! Dann, wenn ein Tyrann ſich unartig betrüge, würde man, ihn zu ſchrecken, rufen: der Pole kommt! warte, ich hole den Polen! wie man Kindern droht: ich hole den Schornſteinfeger. „Wie ein Knäul Zwirn will ich die Polen zuſammenwickeln“ — hat Nikolaus geprahlt. Nun, er hat ſie zuſammengewickelt; aber der Knäul iſt zur Bombe geworden, die ihn zerſchmettert. Aber wie furchtſam macht reines Glück! Selbſt die ſonſt ſo kecken Pariſer Blätter, die immer ſo leichtfertig lügen, wagen nicht, ſich ihrer Freude über den Sieg der Polen zu überlaſſen; ſie fürchten Enttäuſchung. O Vater im Himmel, ſchicke mir nicht ſolche Trauer! Laß mich dieſen Brief freudig endigen, wie ich ihn angefangen. Bis Mittwoch noch beſchütze die Polen! Wenn die Polen entſcheidend ſiegen, dann wird, wie ich hoffe, Paris illuminirt. Ich beleuchte mein ganzes Haus, und merken Sie ſich das — zehen Lampen ſtelle ich beſonders an ein Fenſter, die ſind für Sie und Pauline. Denn Ihr Armen, dürftet am Abend der herrlichen Entſcheidung doch nicht eure Freude leuchten laſſen; ja wenn der ruſſiſche Geſandte öffentliche Trauer verlangte von unſerem Römer-Senate, Ihr dürftet eure gewohnten Nachtlichter nicht anzünden, und müßtet im Dunkeln zu Bette gehen.

So lange das Schickſal bei guter Laune bleibt und die Tyrannen neckt, wollen wir von Poſſen ſprechen. Die Zeit des Ernſtes kommt nur zu gewiß. Verzweifelte Spieler, verdoppeln ſie immer ihren verlornen Einſatz, und da können ſie wohl einmal Alles wieder gewinnen, ehe ſie zu Grunde gehen. Ich habe im italieniſchen Theater den Don Juan gehört. Seit vierzehn Tagen ſchon hatte ich mein Billet dazu. Dreimal wurde die Oper angekündigt und dreimal wieder abgeſagt, weil die Malibran katarrhaliſche Launen bekam! Endlich kam es zur Aufführung. Ich rechnete ſo ſicher auf mein Entzücken, als man auf das Entzücken jedes deutſchen Landes rechnen kann, ſo oft ein Erbprinz wird geboren werden — morgen, übermorgen, über's Jahr, im zwanzigſten Jahrhundert, im dreißigſten, im ſiebentauſendſten, im erſten Jahrhunderte nach dem Untergange der Welt; denn die Natur kann untergehen, aber deutſche Treue nicht. Doch wie kam es ganz anders — nämlich mit Don

Juan! Eingeſchlafen bin ich nicht, denn es war die intereſſanteſte Langeweile, die ich empfunden. Uns Deutſchen iſt der Juan wie das Vaterunſer; wir ſind damit aufgewachſen; er war uns zugleich a b c und hohe Schule der Muſik. Aber was haben dieſe Italiener, dieſe pariſirten Italiener daraus gemacht! Die wiſſen noch weniger von Gott und Teufel, von Himmel und Hölle als wir Deutſchen von der Erde wiſſen. Es ſchien, als wäre ihnen die Muſik zu vornehm, ſie waren ſchüchtern, ängſtlich, es war, als ſtänden ſie auf glattem Marmorboden eines Pallaſtes, vor einem Könige auf ſeinem Throne, ſie ſchwankten und ſtammelten. Was ſie vortrugen, war alles ſchön, alles richtig; aber es war einſtudirt und der Zeremonien-Meiſter hatte jede ihrer Bewegungen geordnet. Die Bruſt war ihnen zwiſchen den beiden Taktſtrichen eingeengt und ſie wagten nicht tiefer zu athmen, als es die Note vorſchrieb, und die Malibran nicht beſſer als die Andern. Sie dauerte mich, und ich hätte ihr zurufen mögen: aber, liebes Kind, wovor fürchten Sie ſich denn? Mozart iſt am Ende doch auch nur ein Menſch wie Roſſini, welche Zerline! Ich erinnere mich, wie ich als Junge die Flöte ſpielen lernte, bei Herrn * * * (der Lehrer war ganz des Schülers würdig,) und wir im Duette Zerlinens ſüßes Wundlied blieſen. Sie können ſich denken, daß wir das ſüße Wundlied wie ein Pflaſterlied herabgeſtrichen. Aber doch klingt es mir heute noch ſchöner aus jenen entfernten Jahren zurück, als es mir aus der Bruſt der Malibran tönte. Es war kein Glaube und keine Liebe darin. Gekleidet war ſie geſchmacklos bis zum Unſinn. Es war gewiß unter den Zuſchauern keine Putzmacherin und kein Friſeur, ſonſt hätte ich von einer Ohnmacht hören müſſen. In den Haaren ſtaken ihr zehn bis zwölf lange und ſteife meſſingne Stangen, die in große, dicke meſſingne Kugeln endigten, welche nicht einmal blank geſcheuert waren. Sie ſah aus wie eine Gartenmauer, gegen das Ueberſteigen von Spitzbuben gehörig bewahrt. Zerline fürchtet ſich vor Spitzbuben! — Don Juan war ein alter häßlicher Sünder, der keine Katze hätte verführen können. Elvire eine betrübte Kokette. Der Geiſt ſah aus wie ein weißer Schornſteinfeger. Donna Anna (Madame Lalande) war gut; ſie hat gewiß den Don Juan in deutſcher Schule gelernt. Am Leporello fand ich zu loben, daß er nicht ſo den Hanswurſt macht wie bei uns. Chöre und Orcheſter, ſonſt ſo vortrefflich, waren von der allgemeinen Kälte und Aengſtlichkeit nicht frei. Der himmliſche Lärm im erſten Finale, die hölliſche Freude im zweiten — das ging alles verloren; es war ſtill zum Einſchlafen. Wenn ich mir dieſe Leere und Stille nur erklären könnte! Chor und Orcheſter voller beſetzt als bei uns; es ſind die nämlichen Noten, es iſt daſſelbe Tempo, gleiches Forte — und doch war es ſtill! und — ſtellen Sie ſich vor — Don Juan beim Abendeſſen hat rothen Wein aus einem breiten Glaſe getrunken! Langſamen rothen Wein, wenn man den Teufel erwartet! Jeder dumme arme Sünder, ehe er zum Galgen geführt wird, trinkt wenigſtens Rhum. Ein Bekannter, der während der Vorſtellung hinter der Scene war, erzählte mir, die Malibran hätte nach ihrem Abtreten geweint, weil ſie nicht genug applaudirt worden, und ſie weine immer, wenn ſie kälter als gewöhnlich aufgenommen wird. Das iſt gewiß eine ſchöne Empfindlichkeit an einer ſo großen Künſtlerin.

Verdrießlich war ich ohnedies während der zweiten Hälfte des Don Juan, und die heilige Cäcilie ſelbſt mit ihrer Baßgeige hätte mich nicht aufheitern können. Nach dem erſten Akte ging ich ins Foyer. Da fand ich eine Menge Menſchen in einem dicken Knäul zuſammengewickelt; und ein kurzes Männchen in der

Mitte, rund wie ein Kern, erzählte von den polniſchen Angelegenheiten in der Abendzeitung. Und der Knäul war ſo dick, daß ich nicht durchdringen konnte, und ich hörte nichts, und mußte mit der Pein der Ungewißheit wieder hinunter gehen. Mein Nachbar im Orcheſter, ſtill früher, fragte mich auf Deutſch: nicht wahr, Sie ſind ein Deutſcher? — Ja! — Aus Frankfurt? — Ja, woher wiſſen Sie das? — Ich dachte es mir. — Kennen Sie Herrn Worms de Romilly? — Nur dem Namen nach. — Er iſt eben vorbeigegangen, wenn er zurückkommt, will ich ihn Ihnen zeigen. — Bald kam er, und er zeigte mir ihn. Aber ich dachte bei mir: was geht mich der Worms de Romilly an? Darauf fragte ich den Herrn, ob er nicht wiſſe, was im Meſſager ſtände; es verlaute, die Polen hätten geſiegt. Er machte ein mürriſches Geſicht und antwortete: Geſchwätz, es iſt kein wahres Wort daran. Ach, dachte ich, jetzt kenne ich den Herrn und ich begreife, warum ihn der reiche Bankier Worms de Romilly intereſſirt. Dann fragte er mich: wie ſtehen die Kourſe in Frankfurt? Ich antwortete aus dem Stegreife — ich weiß nicht mehr, ob 70 oder 72 oder 74 oder 78. Da ſah er mich an, zugleich wie ein Narr und wie einen Narren, und ſagte, das iſt nicht möglich, das müſſen die vierprozentigen ſein, und er zog die Berliner Zeitung aus der Taſche, um nachzuſehen. Ja freilich, erwiederte ich, es ſind die vierprozentigen, und ich murmelte: „hole der Teufel die vierprozentigen und fünfprozentigen und das ganze nichtsprozentige Papiervolk!″ Bis halb zwölf Uhr mußte ich da ſitzen, bis ich mir im Meſſager Beruhigung holte. Ich hätte fortgehen können, aber ich war ein Narr und geizig und berechnete, daß mich jeder Akt des Don Juan ſechs Franken koſtete. Der deutſche Kaufmann neben mir, ſo prozentig er auch war, liebte doch leidenſchaftlich den Don Juan, und verehrte ihn wie Bibel.

Nach jeder Scene zankte er ſich mit einigen Geigen im Orcheſter herum, und behauptete, es wäre etwas ausgelaſſen worden. Das machte ihn etwas ſteigen bei mir — um ein Drittelchen.

Dienstag, den 6. März.

Das deutſche Blatt, das in Straßburg erſcheint, hat unſere ſchuldbewußten Staatsmänner aus ihrem Schlafe geweckt und ſie in tödtlichen Schrecken geſetzt, als wäre ein Geſpenſt vor ihr Bett getreten und hätte ſie mit kalter feuchter Hand berührt. Das Blatt erſcheint als Beilage des Kourier du Bas-Rhin, unter dem Titel: das konſtitutionelle Deutſchland. Es enthielt unter andern genaue und getreue Berichte über die Staatsverwaltung im Würtembergiſchen, beſonders über den himmelſchreienden Wucher, den die Regierung mit dem Salze treibt. Gleich wurde ein Herr von Schlitz von Stuttgart nach Straßburg geſchickt, um den Redakteur des Kourier du Bas-Rhin zu beſtechen, daß er nichts mehr gegen Würtemberg aufnehme. Dieſer aber wies den Antrag ab, erbot ſich jedoch gegründete Widerlegung aufzunehmen. Doch wie leugnen, was jedes Salzfaß im Lande bezeugt? Das Geld zu Beſtechungen nimmt man aus dem Beutel des armen Volks, aber gute Gründe gibt und verweigert nur das Recht, das kein würtembergiſcher Unterthan iſt. Darauf wandte man ſich an den franzöſiſchen Geſandten in Stuttgart und bat um Hülfe. Dieſer aber zuckte ſeine diplomatiſchen Achſeln und ſagte, es wäre leider Preßfreiheit in Frankreich, und nichts dagegen zu thun. So hat Herr von Schlitz ſeinen Witz verloren, die Würtemberger Bauern bezahlen die Straßburger Reiſe und bekommen das Salz nicht wohlfeiler als bisher. Es iſt himmliſch, wie man dieſe Sünder quälen kann durch ein einziges freimüthiges Wort.

Haben Sie geleſen, mit welcher ſchönen Rede der König von Baiern ſeine lieben und getreuen Stände begrüßt? Er hat mit ihnen geſprochen wie ein Schulmeiſter mit ſeinen Jungen. Er ſagte, es gäbe nichts, das himmliſcher wäre, als König von Baiern zu ſein. Ach, mein Gott, ich glaube es ihm. Wenn ich das Unglück hätte, ein Fürſt zu ſein, ſo würde es mich etwas tröſten, wenigſtens ein deutſcher Fürſt zu ſein; denn dieſer erfährt erſt in jener Welt, wie ſchwer es iſt, gut zu regieren, und wie viele Dummheiten er gemacht, während ſeines Lebens. Der König hat ein Geſetz über die Preßfreiheit angekündigt, *über* — das heißt *gegen*. Nun möchte ich doch wahrhaftig wiſſen, was dieſer Bettlerin noch zu nehmen wäre! Und was macht die baieriſche Regierung ſo keck? Woher kommts, daß ſie, und ſie mehr als jede andere deutſche Regierung, der öffentlichen Meinung trotzt, ſie neckt, herausfordert und quält ohne allen Gewinn für ſie? Es kommt daher, weil ſie mit Frankreich einverſtanden iſt, weil ſie auf dieſen Schutz rechnet, wenn ihre Unterthanen ſich empören ſollten, weil ſie ihre Unabhängigkeit nach außen, um den Preis der Schrankenloſigkeit nach innen verkauft hat. So war es unter Napoleon auch. Dieſer verſtand die deutſchen Regierungen ſehr gut. Er wußte, daß der Deutſche gern ein Knecht *iſt*, wenn er nur zugleich auch einen Knecht *hat*. Er machte die deutſchen Fürſten unbeſchränkt gegenüber ihren Unterthanen, und dafür wurden ſie ſeine Unterthanen. Das iſt die ſchöne Zukunft des deutſchen Volks! Nur ſeine Fürſten haben in einem Kampf mit Frankreich zu gewinnen oder zu verlieren; es ſelbſt wird Schmach und Sklaverei finden, beſiegt oder ſiegend — gleichviel. Doch davon genug für heute. Alle meine Sacktücher ſind bei der Wäſcherin, und es wäre viel dabei zu weinen

Warum wundert Sie, daß Sie von Medor nicht früher gehört? Habe ich doch ſelbſt erſt nach einem Aufenthalt von fünf Monaten von ihm erfahren. In Paris iſt ein Hund nicht mehr als in Deutſchland ein Unterthan, an den man erſt denkt, wenn er Abgaben zu zahlen hat. Von Medor fing man erſt an zu ſprechen, als Maler, Lithographen, Biographen, Dichter, Bänkelſänger und Hundewächter die Erfahrung gemacht, daß mit dem Thiere etwas zu verdienen ſei. Kürzlich hörte ich erzählen, Medor ſei gar nicht der echte liberale Hund, ſondern ein falſcher; den rechten habe ein Engländer gekauft und fortgeführt. Es iſt aber gelogen. Ich habe es aus Medors eignem Munde, daß er im Juli tapfer gefochten. Zweifeln Sie vielleicht, daß ich das Hundegebell verſtände? Ich meine, das lernt man bei uns ſo leicht, wie jede andere Sprache.

Mittwoch, den 9. März.

Mittwoch iſt da. Es ſollte nicht ſein; es iſt zu Ende mit den Polen! Wir wollen darum nicht verzweifeln, die Freiheit verliert nichts dabei. Die Erben haben ſich vermindert, deſto größer wird die Erbſchaft. Schmerzlich iſt es, daß Polen ſich als Saatkorn in die Erde legen mußte; aber der Saame wird herrlich aufgehen. So laut ſchreit das vergoſſene Blut, daß es der taube Himmel ſelbſt hört, und Gott ſchicken wird, wenn auch zu ſpät zur Hilfe, doch nicht zu ſpät zur Rache. Nichts Schlimmes ahnend ging ich geſtern Nachmittag, das Modell von Petersburg zu ſehen, das hier gezeigt wird. Ich bewunderte die herrliche Straße, die prächtigen Palläſte dieſer ſchönſten Stadt der Welt. Ich ſtellte mich vor den Pallaſt des Kaiſers, und dachte: da ſitzt er, und wartet ungeduldig auf das letzte Röcheln eines geſchlachteten Volks. Von dort hatte ich nur einige Schritte zur Börſe. Ich trat hinein und erfuhr das Entſetzliche. Bei allem meinem Gram erquickte mich die Schadenfreude, die ich über die Kaufleute empfand. Das franzöſiſche Papiervolk iſt ſo jammervoll und jämmerlich als das deutſche. Dieſe Blut- und Schweißkrämer waren nach den polniſchen Nachrichten wie zwiſchen Hund und Wolf. Sie wußten nicht, wo hinaus. Eine unterdrückte Empörung, eine beſiegte Freiheit machte ihnen Freude; aber dann bedachten ſie wieder, daß der Sieg der Ruſſen einen Krieg mit Frankreich und den Renten wahrſcheinlich mache, und da gingen ſie umher, mit einer rothen und mit einer bleichen Wange. Es war zu ſchön.

Ein und vierzigster Brief.

Paris, Freitag den 11. März 1831.

Noch immer weiß man nichts Entſcheidendes von Polen; die neueſten Nachrichten haben den Schrecken der frühern ſehr gemildert. Aber ich kann mich nicht darüber freuen. Mögen die Polen ſich noch einige Tage hinhalten zwiſchen Leben und Tod, ſterben müſſen ſie doch. Die Trauer in Paris iſt nicht zu beſchreiben; ſo tiefe Empfindung hätte ich dem Volke nicht zugetraut. Geſtern ſind fünfzehnhundert junge Leute mit Trauerfahnen durch die Stadt gezogen. Dem ruſſiſchen Geſandten wurden die Fenſter eingeworfen. Was kann das aber nützen? Es ſchadet eher. Die Feigheit der Machthaber wird ſich jetzt in angſtzitternden Entſchuldigungen erſt recht kund geben. Kein Kind fürchtet ſo den Schornſteinfeger als Philipp den Nikolaus fürchtet. Die Regierung wird alle Tage erbärmlicher; es macht einen ganz irre. Man weiß nicht mehr, wächſt die Zeit oder wird die Regierung kleiner; das Mißverhältniß zwiſchen beiden ſteigt mit jeder Stunde. Jetzt, da der Krieg immer wahrſcheinlicher wird, immer näher kommt; jetzt, da die Begeiſterung des Volkes allein Frankreich retten kann, fürchtet man dieſes Feuer wie ein verzweifelter Hausvater, und gießt halb todt von Schrecken alles Waſſer hinein, was nur zu haben iſt. In ihrer Angſt ſpucken ſie in den Brand. Man will ein friedliches, ein unglaubliches Miniſterium bilden. Wenn der Jude Rothſchild König wäre, und ſein Miniſterium aus Wechſelmäklern bildete, es könnte nicht niederträchtiger werden. Ich gebe dem Orleans keine zehn Sous für ſeine Krone. Pfui! was iſt das für ein Treiben! Man will ſich bis zum erſten Flintenſchuſſe den Schein geben, als hätte man ernſtlich den Frieden gewollt, wäre aber zum Kriege herausgefordert worden, und ſo verklauſelirt man ſich auf die lächerlichſte Weiſe vor Notar und Zeugen, damit man, wenn der blutige Prozeß beginnt, die geſtempelten Beweisſtücke vorzeigen und ſein Recht bei allen Inſtanzen verfolgen könne; als würde der Zivilrichter das Schickſal der Menſchheit entſcheiden! Und das thut der König des mächtigſten Volks der Welt, das Geſetze geben und nicht empfangen ſollte! Frankfurt iſt jetzt Paris um fünfzig Stunden näher. Und die deutſche Bundes-Verſammlung hält ihre Dummheiten wenigſtens geheim. Ich wußte immer, daß, wie hier ſo in allen Ländern, Herz nur bei dem Volke zu finden; aber jetzt erfahre ich, daß auch der Verſtand nur bei dem Volke zu ſuchen, und daß Regierungen, wie ohne Herz auch ohne Verſtand ſind. Manchmal dachte ich: es iſt nur die Maske der Dummheit, es muß dahinter etwas ſtecken; aber jetzt ſehe ich ein, daß die Dummheit ernſtlich gemein iſt, und daß nichts dahinter ſteckt, als eine noch größere Dummheit. —

— Mit Worten kann ich Ihnen den Eindruck nicht ſchildern, den Paganini in ſeinem erſten Konzerte gemacht; ich könnte ihn nur auf ſeiner eignen Geige nachſpielen, wenn ſie mein wäre. Es war eine göttliche, es war eine diaboliſche Begeiſterung. Ich habe ſo etwas in meinem Leben nicht geſehen noch gehört. Dieſes Volk iſt verrückt und man wird es unter ihm. Sie horchten auf, daß ihnen der Athem verging, und das nothwendige Klopfen des Herzens ſtörte ſie und machte ſie böſe. Als er auf die Bühne trat, noch ehe er ſpielte, wurde er zum Willkommen mit einem donnernden Jubel empfangen. Und da hätten Sie dieſen Todfeind aller Tanzkunſt ſehen ſollen in der Verlegenheit ſeines Körpers. Er ſchwankte umher wie ein Betrunkener. Er gab ſeinen eignen Beinen Fußtritte und ſtieß ſie vor ſich her. Die Arme ſchleuderte er bald himmelwärts bald zur Erde hinab; dann ſtreckte er ſie nach den Kuliſſen zu und flehte Himmel, Erde und Menſchen um Hilfe an in ſeiner großen Noth. Dann blieb er wieder ſtehen mit ausgebreiteten Armen und kreuzigte ſich ſelbſt. Er ſperrte den Mund weit auf, und ſchien zu fragen: gilt das mir? Er war der prächtigſte Tölpel, den die Natur erfinden kann, er war zum Malen. Himmliſch hat er geſpielt. In Frankfurt hatte er mir bei weitem nicht ſo gut gefallen; das machte die Umgebung. Ich hörte mit tauſend Ohren, ich empfand mit allen Nerven des ganzen Hauſes. In ſeinen Variationen am Schluſſe machte Paganini Sachen, wobei er lachen mußte. Nun möchte ich wiſſen, ob er über das närriſche Publikum gelacht, oder ob er ſich ſelbſt Beifall zugelacht, oder ob er ſich ausgelacht. Das Letztere iſt wohl möglich, denn es ſchienen mir große Kindereien zu ſein. Die Pariſer Zeitungsſchreiber ſind noch gar nicht zur Beſinnung gekommen; dieſe Wort=Millionäre wiſſen zum erſten Male nicht, was ſie ſagen ſollen. Nur einige Seufzer und große Redensarten haben ſie einſtweilen in die Welt geſchickt, und verſprechen umſtändliche Kritik auf ſpä=

tere Tage. Das Erhabenſte, was über Paganini geſagt werden, iſt: man habe zwei Stunden lang die Polen vergeſſen. Er habe la figure la plus méphistophélique du monde, ſo daß eine Dame, als ſie ihn erblickte, einen fürchterlichen Schrei ausſtieß. Der große Violinſpieler Baillot wurde von Madame Malibran gefragt, was er von Paganini denke. Er antwortete: Ah! Madame, c'est miraculeux, inconcevable, ne m'en parlez pas, car il y a de quoi rendre fou. Glückliches Volk, die Pariſer! Alles fällt auf ſie herab, Alles ſtrömt ihnen zu. Glück, Jammer, Reichthum, Armuth, Italien, Thränen, Paganini, Polen — und ſie mengen und miſchen das untereinander, und zuletzt wird es immer ein Punſch.

Geſtern Mittag wohnte ich einem Konzerte bei, das in der königlichen Singſchule von Knaben und Mädchen von 6 bis 16 Jahren aufgeführt worden. Man gab ein Oratorium von Hendel, Samſon, Text von Milton, und die Schlacht von Marignan, ein Kriegsgeſang. Dieſe Schlacht hat Franz I. im Jahre 1515 über die Schweizer gewonnen, und in in dem nämlichen Jahre hat Klement Jennequin die Kantate komponirt. Man hörte alſo eine dreihundertjährige Muſik. Höchſt originell! Aber ich Muſik-Ignorant kann Ihnen das nicht vorſtellig machen. So viel merkte ich wohl, daß dieſe Muſik drei Jahrhunderte von Roſſini entfernt iſt, aber lange nicht ſo weit von Weber. Der Freiſchütz mag wohl viel Altdeutſches haben. Dieſe Singſchule hieß vor der Revolution im Juli: Institution royale de musique réligieuse; aber ſeitdem hat man ſie, obzwar ihre Beſtimmung für die Bildung zur Kirchenmuſik die nämliche geblieben, Institution royale de musique classique genannt. Wie gefallen Ihnen meine Franzoſen?

Geſtern Abend war ich auf dem Maskenball der groſſen Oper. Es war da ſehr voll und langweilig, wenigſtens für mich und die Gensdarmen, die wir die einzigen tugendhaften Perſonen im ganzen Hauſe waren. In allen Theatern waren Maskenbälle, und alle ſehr beſucht — zur Todesfeier für die Polen! — Vor einigen Tagen wurde bei den Italienern eine neue Oper, Fauſto, aufgeführt, nach Goethe's Fauſt bearbeitet. Der Komponiſt iſt eine Komponiſtin, Demoiſelle Bertin, ein junges Frauenzimmer, Tochter des Redakteurs des Journal des Debats. Die königliche Familie kam zur erſten Vorſtellung; denn das Journal des Debats iſt ein miniſterielles Blatt. Die Muſik iſt einige Male nicht langweilig, und wer noch nicht ganz todt iſt, erholt ſich da wieder. Die ſchönſten Gedanken kommen der Komponiſtin erſt am Schluſſe der Oper, wahrſcheinlich wegen der weiblichen Poſtſkripten-Natur. Die letzte Szene, Gretchen im Kerker, macht guten Eindruck. Aber es wollte mir nicht aus dem Kopfe, daß ein Frauenzimmer dieſe Muſik gemacht, und wenn im Orcheſter Hörner und Pauken mächtig erſchallten, mußte ich jedesmal lachen. Den Text hat ſie ſich auch ſelbſt zugerichtet. Man muß das freilich nicht ſo genau nehmen: aber komiſch iſt es doch, wenn Gretchen noch um 9 Uhr unſchuldige Jungfrau war, und ſchon um 11 Uhr als Kindesmörderin im Gefängniß ſitzt; das iſt zum Leſen, aber nicht zum Darſtellen.

Ich habe mir vorgenommen, in den wenigen Wochen, die ich noch hier bleibe, alle Theater zu beſuchen, von welchen ich mehrere noch gar nicht kenne, und alle Stücke zu ſehen, die dieſen Winter neu verfertigt worden. Aber ich werde hingehen, ſchlenkernd und verdrießlich, wie ein Bübchen in die Schule geht. Es iſt ſo weit und ich ſehe lieber zu auf der Gaſſe ſpielen, wo Keiner ſeine Rolle verdirbt, und man immer bequem Platz findet. Doch es iſt lehrreich und ich darf, es nicht verſäumen. Da wird Einem Alles vor die Augen und Ohren vorbeigeführt, was den Franzoſen ſeit einem Jahre durch Kopf und Herz gegangen — Großes und Gemeines, Edles und Schlechtes, Hoffnungen und Täuſchungen, Wünſche und Verwünſchungen, Spott, Tadel, Dummheiten, Alles, und die ganze Geſchichte ſeit vierzig Jahren. Jeder Held, jedes Schlachtopfer der Revolution wurde auf die Bühne gebracht. Napoleon mit ſeiner Schaar; Robespiere, die Kaiſerin Joſephine, Eugen Beauharnois, die Brüder Foucher, der Herzog von Reichſtadt, die unglückliche Lavalette, Marſchall Brune, Joachim Murat, ſeit Kurzem die Dubarry. Ueber alle Dieſe und noch Viele mehr gibt es Theaterſtücke. Ich entſetze mich, wenn ich bedenke, was ich mich in Paris noch zu amüſiren habe! — Ich erhalte ſo eben Ihren Brief, und gleichzeitig bringt mir ein Freund die neueſte preußiſche Staatszeitung. Gönnen wir den Papier-Spitzbuben ihre lezte Betrunkenheit; der Henker wird ſie bald holen. Aber wegen der Polen wollen wir uns keinen täuſchenden Hoffnungen überlaſſen. Ich danke dem St. für ſeine Nachrichten; aber daß ſich die Ruſſen zurückziehen, beweiſ't keineswegs etwas zu ihrem Nachtheile. Sie wollen die polniſche Armee, nämlich den armen Reſt derſelben, von Warſchau abziehen, und Warſchau wird den Barbaren doch nicht entgehen. Es müßte ein Wunder geſchehen, die Polen zu retten. Aber was liegt dem Himmel an einem Wunder mehr? Iſt die Tapferkeit der Polen nicht ſelbſt ein Wunder? Der Krieg iſt jetzt hier ſo gut als entſchieden. Italien gab den Ausſchlag, der heutige Moniteur enthält die Ordonnanz, daß 80,000 Mann ſich marſchfertig halten ſollen. Wenn Sie heute oder morgen hören, daß hier ein noch ſchläferigeres Miniſterium als das bisherige gebildet worden, ſoll Sie das nicht irre machen, es gibt doch Krieg. Man will nur etwas Waſſer in den Wein gießen, daß er den Franzoſen nicht zu ſehr in den Kopf ſteige.

Samſtag, den 11. März.

Man fängt, wie ich merke, ſchon wieder an, das deutſche Volk einzuheizen, damit es ſeine Fürſten warm haben, wenn das franzöſiſche Schneegeſtöber über ſie kommt. Die alte Komödie von 1814 und 15 neu einſtudirt. Sie ſchleppen mächtige Klötze herbei, und häufen, Nationalgefühle, Bundestreue, feſten Zuſammenhang, Ehre, Widmung, Tugend, Vaterlandsliebe, Mont-Martre-Erinnerungen, als Reiſerbündel haushoch übereinander. Der breite, eiſerne deutſche Ofen wird herhalten und ſich geduldig vollſtopfen laſſen, wie das vorige Mal, und glühen und roth werden vor Zorn gegen die Franzoſen. Görres, der „alte und echte Freund und Hoheprieſter der Freiheit,“ wie er ſich ſelbſt nennt, ſchreibt in der allgemeinen Zeitung vaterländiſche Briefe, von welchen mir erſt der Anfang unter die Augen gekommen. Das Zeug da oben, das ich unterſtrichen, iſt ſchon darin. Ich zweifle nicht, daß die Narren ſich zum zweiten Male werden zum Beſten halten laſſen. Aber wenn es geſchieht, dann wird kein Engel im Himmel ſo weich, nachſichtig oder mitleidig ſein, über die betrogenen Thoren zu weinen. Lachen wird der ganze Himmel, und Gott ſelbſt wird lachen, und wird in der beſten Laune franzöſiſch zu ſprechen anfangen und ſagen: quelle grosse bête que ce peuple allemand! und wird in die Oper gehen und ſich gar nicht darum bekümmern, wenn die undankbaren Fürſten ihre Erretter zum zweiten Mal nach Amerika verbannen, oder in Köpenik und Magdeburg einſperren. Aber beim Himmel! Wenn es zum Kriege kommt, und Görres, Arndt und die übrigen deutſchen Kapuziner fangen ihre alte Litaneien zu plärren an, dann will ich doch ein Wort mitſprechen, und wir wollen ſehen, welcher Stahl beſſere Funken gibt. Jetzt gilt's! Wird Deutſchland diesmal nicht frei, gehet ihm wieder ein ganzes Jahrhundert verloren.

Wenn Sie leſen: Odillon-Barrot, Mauguin, Lamarque ſind Miniſter geworden — das ſind die Männer, welche der Revolution vom Juli treu geblieben und ſie begleiten wollen bis zum Ziele — dann packen Sie gleich ein und reiſen nach Paris, ehe die Grenzen geſperrt werden; denn alsdann iſt der Krieg gewiß und nahe. Aber wahrſcheinlich werden Sie nichts davon leſen, ſondern Kaſimir Perier und andere Zitterer werden an das Steuer kommen, bis der Sturm losbricht.

Adieu! und die Handelskammer ſoll Aſche auf ihr Haupt ſtreuen, und ſoll faſten (jetzt kann ſie es noch freiwillig) und ſoll ſich neun und dreißig Riemenhiebe geben laſſen; denn Jeruſalem wird untergehen. O wai geſchrie'n!

Zwei und vierzigſter Brief.

Paris, Dienstag den 15. März 1831.

— Nun, Lafitte iſt jetzt auch aus der Regierung getrieben, der erſte und letzte Mann der Revolution. Und die Narren hier reden ſich jetzt ein, Kaſimir Perrier würden ihnen Roſen und Veilchen pflanzen, und ſie würden ein Schäferleben führen, und den ganzen Tag oben auf dem reinen Hügel der Renten ſtehen, und ſingen und hinabſchauen in das grüne Thal, wo das graſende Lämmervolk ſpringt. Teufel! In Deutſchland war ich ſchon längſt der einzige geſcheidte Menſch; das war mir läſtig und ich ging darum nach Frankreich. Und mit Aerger ſehe ich jetzt ein, daß ich bi auch der einzige geſcheidte Menſch bin. Wo flüch ich mich hin? Wo finde ich Verſtand? Und weiſſ Sie, warum ich allein klug bin unter ſo vielen Na ren? Weil ich an Gott glaube, und an die Natu und an die Anatomie, und an die Phyſiologie; u die Andern verlaſſen ſich auf Menſchen, und auf ih Künſte, und auf die Polizei. Ich weiß freilich nic wie die, welche einen politiſchen Barometer in ihre Kabinette haben, ob morgen gutes oder ſchlecht Wetter ſein wird; aber ich weiß: im Winter iſt kalt und im Sommer iſt es warm. Meine Brie werden für oder gegen mich zeugen. Nicht.....

Nach dem Nicht bekam ich Beſuch, der eine hal Stunde dauerte, und jetzt habe ich vergeſſen, was i ſagen wollte. Aber kurz, ich bin Paris überdrüſſi Soll ich in Dummheit leben, ſo ſei es wenigſtens meiner vaterländiſchen. Da iſt doch Genie darin hier aber pfuſchen ſie nur, und bringen mit de ſchlechteſten Willen doch nichts Schlechtes zu Stand

— Herr *** hat mir erzählt, unter den Fran furter Juden wäre eine Inſurrektion gegen ihren Ve ſtand ausgebrochen. Sie wollen Rechenſchaft üb die Finanzverwaltung haben, und ſo lange dieſe nic abgelegt würde, keine Gemeinde-Steuern bezahle Das iſt ja ſehr luſtig! Wer ſind denn die jüdiſche 221, und wer iſt der jüdiſche Polignac? Ich mein das müßte den Krieg entſcheiden. Europa wird doc endlich einſehen, daß keine Ruhe iſt, ſo lange Fran reich beſteht. Wenn ſogar die Juden wanken, d Throne feſte Säulen, worauf kann man noch bauen Die vermaledeite Preßfreiheit iſt ſchuld an Allem.

— Ein Bankier ſagte mir neulich, Lafitte hab dreißig Millionen gehabt, und jetzt ſei er zu Grund gerichtet. Wenn ſich der Friede erhält und die Staat Effekten wieder zu Werthe kommen, wird ihm höc ſtens eine Million übrig bleiben; wenn nicht, nicht ſo viel, daß er ſeine Gläubiger befriedigen kann. Lafitte iſt ehrenvoll gefallen, er hat ſein Vermögen dem Staate aufgeopfert. Er hat es immer geſagt, er ſetze allen ſeinen Reichthum daran, die Bourbons zu ſtürzen, und er hat es gethan. Durch eine großmüthige Neigung ohnedies getrieben, leiſtete Lafitte aus Politik Jedem Hülfe, der ihn um Beiſtand anſprach. Er wollte ſich dadurch Anhänger erwerben, um ſie zu Feinden der Bourbons zu machen. Wer in Frankreich irgend ein Gewerbe, einen Handel, eine Fabrik unternehmen wollte, benutzte Lafitte's Kapitalien. Durch die Revolution wurden alle jene Schuldner unfähig zu bezahlen, und ſo iſt Lafitte zu Grande gegangen. Rothſchild aber wird beſtehen bis an den jüngſten Tag — der Könige. Welch' ein Ultimo! Wie wird das krachen!

— Ich habe meine theatraliſche Laufbahn angetreten, nämlich mein Laufen in die Theater. Die Beine ſind mir noch ſteif davon. Erſt wird man müde vom Gehen, dann wird man müde vom Stehen, dann wird man müde vom Sitzen. Aber einſchlafen thut man doch nicht. Es iſt eben die liebe Natur, die man nimmt, wie ſie ſich gibt; von der Kunſt aber verlangt man mit Recht, ſie ſolle ſchön und gefällig ſein. Ein lebendiger Eſel iſt mir lieber als ein todter Löwe, eine gebratene Kartoffel lieber als eine unreife Ananas, ein munterer Taugenichts lieber als ein ſchläfriger Hofrath — und was ich Ihnen ſonſt noch ſagen könnte, um zu entſchuldigen, daß mir das Pariſer Theater beſſer gefällt als das Berliner, worüber ſich Herr von Raumer, wie ich hoffe, ärgern wird, wenn er es erfährt. Aber gottloſes Zeug; gräulich gottlos! Und wenn man in's Theater kommt mit Jehova, Chriſtus und Mahomet, und mit dem ganzen Olymp, und mit allen Heiligen im Herzen; gehet man hinaus, iſt keiner mehr da, alle weggelacht, und ich glaube die Gottheiten und Götter, ſie lachen im Stillen ſelbſt mit. Sie wiſſen, wie ich über Religion geſinnt bin. Ich denke: wer ſo unglücklich iſt, an keinen Gott zu glauben, iſt nicht ganz unglücklich, ſo lange er noch an den Teufel glaubt, und wer an keinen Teufel glaubt, wäre noch unglücklicher, wenn er an keine Pfaffen glaubte. Nur glauben! Was iſt ſelbſt der glücklichſte Menſch ohne Glauben? Eine ſchöne Blume in einem Glaſe Waſſer, ohne Wurzel und ohne Dauer. Aber was geht mich der Unglaube der Andern an? Ich lache und denke: ich habe meinen Gott, ſehet zu, wie ihr ohne ihn fertig werdet, das iſt euere Sache. Ich habe nie begreifen können, wie gläubige Menſchen ſo unduldſam ſein mögen gegen ungläubige. Es iſt auch nur Adel- und Prieſterſtolz. Die Frommen ſehen den Himmel für einen Hof an, und blicken mit Verachtung auf alle Diejenigen herab, die nicht hoffähig ſind wie ſie. Darum erquickt es mich, wenn in den neuen franzöſiſchen volks-ſouverainen und zenſurfreien Theaterſtücken die Geiſtlichkeit, dieſe ſchwarze Gensdarmerie und geheime Polizei der Fürſten, ſo geneckt und gehudelt wird. Es iſt eine Schadenfreude, daß man jauchzen möchte. Und was thut man ihnen denn? Sie werden nicht gemartert, nicht verbannt, nicht eingekerkert, nicht verflucht, durch keinen Höllenſpuck geängſtigt; man nimmt ihnen keine Zehnten ab; man macht ſie nicht dumm; man lacht ſie nur aus. Wahrlich, die Rache für tauſend Jahre erlittener Qual iſt mild genug! Es iſt aber auch eine Lebensfreudigkeit, eine friſch quellende Natur in den Pariſer Schauſpielern, ſo oft ſie Geiſtliche vorſtellen, daß man deutlich wahrnimmt, wie ihnen Alles aus der Bruſt kommt, und wie ſie gar nicht ſpielen, ſondern wie das Herz mit ihnen ſelbſt ſpielt. Die Tartüff-Natur können ſie auswendig wie das Ein-mal-Eins. Die Pfaffenheuchelei in ihren feinſten Zügen, zeichnen ſie mit geſchloſſenen Augen. Und doch muß ich zu ihrem Ruhme ſagen, daß ſie keine Bosheit in die Rolle bringen. Sie betragen ſich als großmüthige Sieger, entwaffnen den Feind, thun ihm aber nichts weiter zu Leide. — Im Theater de l'Ambigue habe ich drei Stücke geſehen, die mich auf dieſe Gedanken gebracht. Das erſte heißt la papesse Jeanne. Der Titel allein macht ſchon ſatt. Jahrhunderte lang glaubte die Welt, es wäre einmal eine Frau Papſt geweſen, und das Geheimniß ſei erſt entdeckt worden, als der heilige Vater in die Wochen gekommen. Das iſt die berühmte Päpſtin Johanna. Neue Hiſtoriker haben die alte Geſchichte für ein Mährchen erklärt. Aber was ändert das? Die Hauptſache bleibt immer wahr. Man hatte eine ſolche Vorſtellung von der Verdorbenheit der päpſtlichen Kirche, daß man das Mögliche für wirklich hielt. Dieſe Päpſtin tritt im Vaudeville auf. Anfänglich iſt ſie erſt Kardinal. Eine lange prächtige Frauensperſon in Weiberkleidern, iſt allein mit ihrem Kammermädchen, und lachen die Beide und machen ſich luſtig über die Kardinalität unter der Haube und unter der rothen Mütze, daß die Wände zittern. Die Kardinalin Jeanne erzählt ihre frühere Geſchichte. Sie war mit einem Kreuzfahrer, als deſſen Ehefrau, in den heiligen Krieg gezogen. Dort verlor ſie im Gedränge ihren Mann, und wurde als leichte Waare von einem Paſcha, von einem Kreuzritter dem andern zugeworfen. Sie kam als Mann verkleidet nach Rom, trat in den geiſtlichen Orden, und als ſie es durch pfäffiſche Geſchmeidigkeit ſo weit gebracht, daß ſie nichts mehr roth machen konnte, als der Purpur, bekam ſie ihn. Die Kardinälin geht ins Seitenzimmer, ſich als Mann umzukleiden. Unterdeſſen tritt ein alter Kardinal herein, tändelt mit dem Kammermädchen und macht ihm Liebeserklärungen. Jeanne erſcheint im rothen Ornate. Wechſelſeitige Heuchelei und chriſtliche Bruderliebe der beiden Kardinäle. Der männliche Kardinal geht fort, und dem weiblichen wird ein Kreuzfahrer gemeldet, der aus dem gelobten Lande kömmt. Ein gemeiner Reiter tritt herein, ein geharniſchter Lümmel, ſieht dem Kardinal ins Geſicht, und ſchreit: meine Frau! Meine Frau Kardinal! Der Kerl möchte ſich todt lachen. Die erſchrockene Johanna bittet um Gottes willen, ſie nicht zu verrathen. Er gelobt Verſchwiegenheit für vieles Geld und vielen Wein. Er bekömmt beides und betrinkt ſich. In dieſem Zuſtande vergißt er ſein Wort und ruft in einem fort: meine Frau Kardinal! und lacht unbändig. In dieſer Lage der Dinge kommen ſämmtliche Kardinäle herein, um Johanna in das Konclave abzuholen, wo ein neuer Papſt gewählt werden ſoll. Sie hören die wunderlichen Reden des Soldaten, werden argwöhniſch, und dringen in ihn, zu erklären, wer von ihnen eine Frau und ſeine Ehehälfte wäre. Der Soldat bekömmt einen verſtohlenen Wink von Johanna, den er verſteht. Er ſtürzt mit ausgebreiteten Armen auf den älteſten und garſtigſten Kardinal los, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und ſchreit; „Du biſt meine Frau! Kennſt Du mich nicht mehr, liebe Sophie?“ Die andern Kardinäle ſtellen ſich, als glaubten ſie das, denn gerade derjenige von ihnen, den ſich der Reiter zur Frau gewählt, hat die meiſte Ausſicht, Papſt zu werden, und ſie möchten ihn beſeitigen. Sie ſperren den Verräther ein, und eilen in das Konclave, wo Johanna zum Papſt gewählt wird. Der heilige Vater und die Kardinäle ſingen die ſchönſten und erbaulichſten Lieder, der Kreuz-Soldat wird zum Hauptmann der päpſtlichen Leibwache ernannt, und die Geſchichte iſt aus. Nutzanwendung: Wer den Schaden hat, braucht nicht für den Spott zu ſorgen.

Das zweite Stück war **Joachim Mürat**, König von Neapel, eine Biographie mit Muſik und Dekorationen. Die dramatiſche Kunſt, wenn hier je nach ſo etwas gefragt werden darf, hatte dabei nicht die geringſte Arbeit; man brauchte blos die Erinnerung auszuſtopfen, und Mürat ſtand da, wie er lebte. Er war ein ſchöner Mann, hatte den Anſtand eines guten Schauſpielers, liebte den Putz, und war tapfer, wie ein edler Ritter. Dabei ein vortrefflicher Fürſt, der ſein Land gut regierte und es glücklich gemacht hätte, hätten es die Pfaffen und der heilige Januarius zugegeben. Auf der Bühne geht ſein Leben mit ſolcher Schnelligkeit an uns vorüber, daß uns ſchwindelt. Im erſten Akte iſt er Zögling in einer geiſtlichen Schule, im zweiten Huſar, im dritten König, im vierten wird er todtgeſchoſſen. Aber wie todt geſchoſſen! Das Kriegsgericht des dummen Ferdinands von Neapel, ein Banditen-Gericht mit Floskeln, verurtheilt Mürat. Er ſtellt ſich vor die Soldaten, kommandirt Feuer und ſtürzt hin. Das geſchieht wie die wahre Geſchichte im **Zimmer**. Man wagte es nicht im Freien, Gott ſollte es nicht ſehen. Es iſt entſetzlich! Die Pariſer Melodramen-Dichter ſind wahre Kanibalen, Menſchenfreſſer, ſie reißen einem das Herz aus dem Leibe. Das Ohr kann nicht gerührt werden von ſolchem dummen Zeug; aber die Augen müſſen doch weinen, wenn ſie offen ſind. Luſtig ſt der erſte Akt, wo Mürat im Seminarium als unger Abbé auftritt. Ganz ſchwarz unter lauter chwarzen Kameraden, blickt Mürats roſenrothes lebens olles Geſicht, aus der dunkeln Kleidung gar ange ehm hervor. Himmel! was werden da für Streiche eſpielt, von den alten und von den jungen Geiſt ichen, von den heimlichen und von den öffentlichen Taugenichtſen! Man könnte zehn Chriſtenthümer damit u Grunde richten. Wir ſahen auch die Prozeſſion

des heiligen Januarius in Neapel. Als die Franz
ſen Neapel eroberten, wurde von ihnen die Stat
des heiligen Januarius, der Schutzgott des Volkes,
das Meer geſtürzt. Mürat ließ ſie ſpäter wied
herausfiſchen, aber die Naſe fehlte. Darüber w
das Volk troſtlos. Der Erzbiſchof war einverſtande
mit König Mürat. Als nun der heilige Januariu
ohne Naſe auf dem Markte aufgeſtellt war, ſtürzte
Fiſcher herbei und berichteten mit unbeſchreibliche
Entzücken, ſie hätten ſo eben die Naſe auf dem Bo
den des Meeres wiedergefunden. Sie wird dem hei
ligen Januarius anprobirt, und ſie paßt vollkomme
und bleibt ſitzen. Der Erzbiſchof ſchreit: Mirakel
und das Volk: es lebe Joachim! Dabei erinnerte ic
mich in Flagoletta geleſen zu haben, daß, als di
Franzoſen nach Neapel kamen, das Blut des heilige
Januarius zur gehörigen Zeit nicht fließen wollte.
Das entſetzte Volk in der Kirche drohte aufrühreriſch
zu werden. Da nahte ſich ein franzöſiſcher Offizie
unter Lächeln und Bücklingen dem fungirenden Erzbiſchofe, zeigte ihm eine kleine Piſtole in ſeinem Rockärmel und ſagte ihm freundlich: heiliger Biſchof! haben Sie die Gefälligkeit, das Blut fließen zu machen, ſonſt jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Der Biſchof verſtand den Wink und das Blut floß auf's Schönſte.

— Die dritte Komödie war: Cotillon III, ou Louis XV chez Madame Dubarry. Es hat mich angenehm überraſcht, in dieſem kleinen artigen Dinge keine betrübte Kritelei der alten Zeit zu finden; man wird das endlich ſatt. Im Gegentheil, alle Perſonen, ſelbſt Ludwig XV. und der alte Erzbiſchof von Paris, werden liebenswürdig dargeſtellt. Der Letztere erſcheint bei der Morgentoilette der Dubarry, hilft ihr beim Ankleiden, und kniet nieder, ihr die Schuhe anzuziehen. Er iſt ſehr galant und hofft bald Kardinal zu werden. Den leichten Fächerſchlag mag die katholiſche Geiſtlichkeit hinnehmen; das iſt doch kein grauſames Spießruthenlaufen, wie in der papesse Jeanne. Ich glaube, Friedrich der Große war es, welcher der Dubarry, als der dritten Maitreſſe Ludwigs XV., den Namen Cotillon III gegeben. Die erſte Maitreſſe nannte er Cotillon I, die zweite (Frau von Pompadour) Cotillon II. Der Erzbiſchof ſagt in einem Vorzimmer der Dubarry zu einem tugendhaften jungen Sekretär: Sous la Duchesse de Chateauroux, Cotillon I, je n'étais qu'abbé; je voulus m'amuser à faire de la morale, on m'envoya dire ma messe. Sous madame de Pompadour, Cotillon II, je fus beaucoup plus indulgeant, on me fit évêque; sous madame Dubarry, Cotillon III, je suis archévêque, et le chapeau de Cardinal n'est suspendu que par un fil-au-dessus de ma tête. Vienne un Cotillon IV, et je suis pape.

Drei und vierzigſter Brief.

Paris, Donnerstag den 17. März 1831.

Heute ſind es ſechs Jahrhunderte, daß ich in Paris bin. Der Kalender, der Pächter, und Alle, welche Hausmiethe zu bezahlen oder zu fordern haben, werden zwar behaupten, es wären erſt ſechs Monate; aber wie iſt das möglich? Hätte ein enges halbes Jahr alle die großen Begebenheiten faſſen können? Auch behaupten die Herren Schneider, die Zeit wäre wirklich geplatzt, und ſie kommen alle herbei, ſie mit ihren alten geſtohlenen Lappen wieder zu flicken. Ich wollte, ich hätte eine Krone, ich würde mir einen ſchönen Reiſewagen dafür kaufen, wenn ich ja in Paris einen Narren von Sattler fände, der das für baares Geld nähme. Was fange ich mit meiner Krone an? Soll ich Ihnen eine Kette davon machen laſſen? Aber Sie trügen ſie nicht, denn die Blutflecken ſind nicht heraus zu brennen.

— Geſtern kamen Nachrichten, die Oeſterreicher wären in Bologna und Reggio eingezogen, und hätten dort die ganze Nationalgarde niedergemetzelt — das heißt: alle reichen, vornehmen und edeln Bürger. O und Ach! O und Ach! und wenn Shakespeare wieder käme, er könnte nichts Beſſeres ſagen, als O und Ach! Darum will ich es dabei bewenden laſſen.

— — Ich ſah geſtern Ferdinand Cortez in der großen Oper. Das war, nach allen den Mehl- und Fleiſchſpeiſen, welche uns die königliche Akademie der Muſik dieſen ganzen Winter aufgetiſcht, einmal Roſtbeef mit engliſchem Senf. Auch ſagte mir mein franzöſiſcher Nachbar ſchon vor der Ouvertüre, die Muſik wäre ſehr langweilig. Aber ich fand das gar nicht. Im Gegentheile, ſie giebt uns nur zu viel Beſchäftigung. Der Ausdruck der glühenden Leidenſchaft iſt zu ſtark, zu anhaltend; das brennt uns gerade über den Scheitel, und nirgends ein kühles Plätzchen. Das Haus war ungewöhnlich voll, aber wie mein Nachbar war alle Welt nur gekommen, das nachfolgende Ballet zu ſehen. Ich ballte ſchon zum voraus die Fäuſte, denn ein Ballet bringt mich immer in den heftigſten Zorn, in einen wahren Bierhaus-Zorn. Ich möchte den Tänzern und Tänzerinnen Arm und Beine entzwei ſchlagen, wenn ſie wie toll unter einander ſpringen, und man recht deutlich wahrnimmt, wie keiner weiß, was er fühlt, was er denkt, was er thut, wo er hin will; wenn ſie ſich auf ein Bein ſtellen, das andere in die Luft kreuzend, und ſo einen Wegweiſer bilden; wenn ſie ſich wie gepeitſchte Kreiſel drehen, und mit ihren Füßen lächerliche Triller ſchlagen — dann verliert man alle Geduld. Darauf war ich vorbereitet, und wurde angenehm überraſcht. Das Ballet war wunderſchön. Es ſind Gedanken, Gefühle und Handlungen darin, wie ſie ſich für dieſe zarte Kunſt ſchicken. Ich meine, man ſollte nichts Anderes tanzen, als man auf der Flöte ſpielen darf. Donnerwetter in den Beinen, Huſarentänze, Trompetenſprünge — das iſt gar zu lächerlich. Man gab Flore et Zéphire, ballet anacréontique. Dieſes Beiwort, und daß die Kompoſition gefällig war, ſcheint mir zu beweiſen, daß es ein altes Ballet iſt, aus der ſchönen Zeit vor der Sündfluth. Seit der Revolution iſt in Frankreich die Tanzkunſt ſehr in Verfall gekommen, und ich kann mir das erklären. Früher war das geſellige Leben in Frankreich ſelbſt ein beſtändiges Tanzen. Jede körperliche Bewegung war abgemeſſen, anſtändig, würdig und geſchmackvoll, nach dem Geſchmacke der Zeit. So fand die Tanzkunſt, die ein ferneres Ziel hat als die Tanznatur, ehe ſie ihre Laufbahn begann, den halben Weg ſchon zurückgelegt. Jetzt aber iſt das ganz andere. Da alle Stände gleich ſind, in der öffentlichen Achtung wie vor dem Geſetze, bemüht ſich Keiner mehr, durch ein feineres Aeußere zu zeigen, daß er einem höhern Stande angehört. Man ſucht den Weibern nicht mehr zu gefallen, und mit der Zärtlichkeit ging bei den Männern auch alles Zarte verloren. Es iſt unglaublich, mit welcher Unritterlichkeit hier die Frauenzimmer von dem männlichen Geſchlechte behandelt werden. Wenn nicht eine zufällige perſönliche Neigung ſtattfindet, auf das Geſchlecht als ſolches wird gar keine Rückſicht genommen. Die jungen Leute treten mit weniger Umſtänden in eine Geſellſchaft als in ein Kaffeehaus ein; kaum daß ſie ſich verneigen, viel, wenn ſie grüßen. Haben ſie mit der Frau vom Hauſe einige unhörbare Worte gewechſelt, oder ihr eine Minute lang zugelächelt, iſt ihre Galanterie erſchöpft. Das iſt ſehr bequem, aber das Ballet muß dabei zu Grunde gehen. Das Tanzen auf den Bällen müßten Sie ſehen. Es iſt gar kein Tanzen, es iſt nicht einmal ein rechtes Gehen. Vier Paare ſtellen ſich einander gegenüber, reichen ſich verdrießlich, und ohne ſich dabei anzuſehen, die Hände, und ſchleichen ſo matt auf ihren Beinen herum, als wären ſie erſt einen Tag vorher von der Cholera morbus aufgeſtanden. An angenehme Touren, an Pas iſt nicht zu denken. Ich kann Sie verſichern, daß ich mit meinen alten Pas von Langerhans aus der Gellenhäuſer-Gaſſe in Paris Aufſehen machen würde. Zu ſpät fiel mir ein, wie dumm ich geweſen, daß ich auf dem großen Opernball, wo ich von der Hitze und dem Gedränge ſo Vieles auszuſtehen hatte, nicht getanzt. Man hätte mir, wie jedem Tänzer, Platz gemacht, und ich hätte mich ausruhen können, vom Gehen und vom Nichttanzen. Auch habe ich mir feſt vorgenommen, wenn ich wieder in ein ſolches Ballgedränge komme, mich in eine Quadrille zu flüchten, und dort das Glück der Ruhe zu genießen. Nicht zu vergeſſen, ich habe hier noch kein Frauenzimmer einen Knix machen ſehen. O Zeiten! O Sitten! O ihr ſchönen Tage des Menuets! O Veſtris! . . . O verdammte Preßfreiheit!

Wieder auf das Ballet zu kommen. Es treten darin alle Götter des Olymps auf, Bacchus, Flora, Zephyr; Venus, Amor, Hymen, und auch einige bürgerliche Gottheiten, die Unſchuld, die Schamhaftigkeit. Ach! ich ſchäme mich's zu ſagen, meine ganze Mythologie habe ich vergeſſen. Ich bin ſehr alt geworden. In meiner Jugend kannte ich alle Götter und Göttinen, ſo gut als ich meine Onkels und Tanten kannte. Ich wußte deren Namen, deren Würden und deren Aemter, deren Wohnungen; wußte, wie ſie gekleidet waren, und kannte deren ganze Lebensgeſchichte. Jetzt, nichts mehr. Zephyr, weil er Flügel auf dem Rücken trug, ſah ich für Amor an. Zwar fiel mir etwas auf, daß er ein ſo langer Menſch war; aber ich dachte: ich habe Amor ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen, und er kann wohl unterdeſſen gewachſen ſein. Daß Hymen, Bacchus, Venus mittanzen, ſah ich aus dem Programm; aber ich konnte ſie nicht von einander unterſcheiden. Die beiden Hauptrollen, Flora und Zephyr, waren vortrefflich beſetzt, und weit davon entfernt, meinen ausgeſprochenen Tadel zu verdienen. Beſonders Flora entzückte mich. Eine bezaubernde Grazie, und eine Mäßigung in allen Bewegungen, bei ſo großer Beweglichkeit, die ich noch bei keiner Tänzerin gepaart gefunden. Sie umgaukelte ſich ſelbſt, und war zugleich Blume und Schmetterling. Sie bewegte ſich eigentlich gar nicht, ſie erhob ſich nicht, ſenkte ſich nicht; ſie wurde hinauf und herab gezogen, Luft und Erde ſtritten ſich um ihren Beſitz. „Wer iſt dieſe Tänzerin?" — fragte ich meinen Nachbar in der Loge, einen Mann von funfzig Jahren, der ſehr vornehm ausſah. Er ſah mich mit Augen an — aber mit Augen — und antwortete nach einigen Athemzügen: mais . . . c'est mademoiselle Taglioni! Hätte ich den Mann zwanzig Jahre früher bei einer Parade auf dem Marsfelde gefragt: wer iſt der kleine Mann dort zu Pferde, im grauen Ueberrocke und mit dem kleinen Hute? .. mit nicht größern Augen hätte er mich anſehen, mit nicht größerer Verwunderung hätte er mir erwiedern können: mais . . . c'est Napoléon! Ganz recht hat der Herr, wenn er nur Geld genug hat. Kurz, das Ballet machte mir Freude. Aber zuletzt ward mir das Ding doch zu ſüß, und da warf ich ſpaniſchen Pfeffer hinein. Unter dem Tändeln, Koſen und Tanzen der olympiſchen Götter dachte ich an die polniſchen Senſenmänner, welche die Köpfe der Ruſſen, wie Schnitter das Getreide mähen. Gräßlich! zu gräßlich! Warum denken Sie immer an die Polen, warum trauern Sie nur für ſie? Sind die Ruſſen nicht beweinenswerther? Die Polen ſterben den ſchönen Heldentod, oder ſie leben für die Freiheit. Der Ruſſe, zwiſchen grauſame Senſe und ſchimpfliche Knute geſtellt, kämpft nur für eigne Sklaverei, unterliegt wie ein Schlachtvieh, oder ſiegt wie ein Metzgerhund, für ſeinen Herrn. Die Menſchen zu Völkern vereinigt, ſind dümmer, geduldiger als die Steine. Jeder Stein rächt ſich, wenn ihn einer zu hart berührt, und verſetzt ſeinem Beleidiger blutige Beulen; ein Volk aber, eine Alpenkette, läßt ſchimpflich mit ſich kegeln, und hat es die Kegel erreicht und umgeworfen, läßt es ſich geduldig in die hölzerne Rinne legen, und eilt ſehr, herabzurollen zu ſeinem Spielherrn, und läßt ſich von neuem kegeln. Es iſt zum Raſendwerden!

Ich will nicht verſäumen, Ihnen eine Stelle aus einem Briefe aus Warſchau mitzutheilen, den geſtern ein hieſiges Blatt enthielt. „Der öffentliche Geiſt in
„Warſchau iſt herrlich; doch gibt es Menſchen, die
„das Wohl ihres Kramladens dem des Vaterlandes
„vorziehen. Das darf Sie aber nicht in Verwunde-
„rung ſetzen, denn auf 140.000 Einwohner unſerer
„Hauptſtadt kommen 30.000 Juden und 10.000 Deutſche.
„Dieſe Letztern verſtehen gar nicht, was
„das heißt, Vaterland, weil ſie vielleicht
„nirgends eines haben. Sie kommen zu Tau-
„ſenden nach Polen, zehren von deſſen Brode, und
„verlaſſen es, wenn ſie ſich bereichert haben. Aber
„es hat keine Gefahr mit ihnen; es ſind
„größtentheils Leute von ſchwachem aber ehr-
„ſamem Charakter, und man braucht ſie nur
„ſtarr anzublicken, um ihrer Treue verſichert
„zu ſein... Was die jüdiſche Bevölkerung

„betrifft, früher ſo ſchlecht, hat ſie ſeit dem „29. November ſehr große Fortſchritte im „Guten gemacht. Der Geiſt der Verbrüde„rung fängt an, ſie mit den wahren Polen „zu vereinigen, und ich kann Sie verſichern, „daß, wenn die Vorſehung unſere Waffen „ſegnet, in einem Jahre alle unſere Juden „in Polen umgewandelt ſein werden.“ Iſt das nicht merkwürdig? Was, die ſchlechten, verachteten und die verächtlichen Juden, hinabgeknechtet ſeit zweitauſend Jahren, brauchen nur ein einziges Jahr, um zum herrlichſten Volke der Erde, um Polen zu werden; nur ein einziges Jahr, um die Freiheit zu verdienen, um zu erkämpfen, und ſich ein Vaterland zu erwerben — und die ſo ſtolzen, herriſchen Deutſchen, welche prahlen, die Freiheit ſei ihre Wiege geweſen, die auf die Juden mit ſolcher Verachtung herabblicken, haben noch und wollen kein Vaterland, haben noch und wollen keine Freiheit! Ich habe es ja immer geſagt, und wie ich glaube, auch drucken laſſen: Türken, Spanier, Juden, ſind der Freiheit viel näher als der Deutſche. Sie ſind Sklaven, ſie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann ſind ſie frei. Der Deutſche aber iſt Bedienter, er könnte frei ſein, aber er will es nicht; man könnte ihm ſagen: ſcheer' dich zum Teufel und ſei ein freier Mann! — er bliebe und würde ſagen: Brod iſt die Hauptſache. Und will ſeine Treue ja einmal wanken, man braucht ihn nur ſtarr anzuſehen, und er rührt ſich nicht! Ich habe mir vor Vergnügen die Hände gerieben, als ich das im polniſchen Briefe geleſen. Dahin müßte es noch kommen. dieſe erhabene Lächerlichkeit fehlte noch der deutſchen Geſchichte, daß einmal Juden ſich an die Spitze des deutſchen Volkes ſtellen, wenn es für ſeine Befreiung kämpft!.. Aber kennen Sie auch die neue Dresdner Konſtitution? Das Meißner Porzellan iſt eine Mauer dagegen. Geleſen habe ich ſie noch nicht, man erzählte mir nur etwas davon. Das Wenige machte mich ſchon luſtig, und ich ſang den Vogelſänger, bis ich zu fluchen anfing. Stets luſtig, heiſa hopſaſa... hol euch der Teufel! — —

Freitag, den 15. März.

Geſtern war nach langer Zeit der Z. einmal wieder bei mir, blieb aber nicht lange. Ich hörte etwas von ihm, was euch in Frankfurt gar nicht gleichgültig ſein kann. Ich erinnere mich nicht, ob ich es Ihnen ſchon früher mitgetheilt, daß mir während meines Hierſeins Aeußerungen von franzöſiſchen Offizieren hinterbracht worden: daß, wenn ſie der Krieg einmal wieder nach Frankfurt brächte, ſie ſich für die Mißhandlungen, die ſie dort bei ihrem Rückzuge 1814 hätten erleiden müſſen, fürchterlich rächen wollten. Nun erzählte mir Z., er habe einen Tag vorher mit einem General gegeſſen, der habe das Nämliche geäußert und hinzugefügt, er habe dem Kriegsminiſter, Marſchall Soult, ſchon den Vorſchlag gemacht, Frankfurt hundert Millionen Kontribution bezahlen zu laſſen. Erzählen Sie das aber nicht weiter, ehe Sie meine Stadt-Obligationen verkauft haben. Aber wie flink die Herren Franzoſen ſind! Mögen ſie nur kommen, wir ſind noch flinker im Gehorchen als ſie im Befehlen. Wollte ich doch darauf wetten, daß der Zenſor ſchon längſt die ſtille Weiſung bekommen, ja kein hartes Wörtchen gegen die neuen Franzoſen durchgehen zu laſſen.

— Merkwürdige Dinge ſollen ja in Frankfurt wegen der Juden vorgehen. Iſt es wahr, daß die Wittwer und Wittwen ſollen heirathen dürfen, ſo oft, und ſobald ſie Luſt haben? Iſt es wahr, daß Juden und Chriſten ſollen Ehen unter einander ſchließen dürfen, ohne weitere Zeremonien? Iſt es wahr, daß der Senat dem geſetzgebenden Körper den Vorſchlag gemacht, die Juden den chriſtlichen Bürgern ganz gleich zu ſtellen, und daß von 90 Mitgliedern nur 60 dagegen geſtimmt? Das wäre ja für unſere Zeit eine ganz unvergleichliche Staats-Korporation, die unter 90 Mitgliedern nur 60 Dumme zählte. Ein ganzes Dittheil des geſetzgebenden Körpers hat dem Geiſte der Zeit unterlegen; das iſt ja ärger als die Cholera morbus — werden die alten Staatsmänner jammern!

— Haben Sie etwas davon geleſen oder gehört, daß Herr von Rotteck, badiſcher Profeſſor in Freiburg, und Mitglied der Stände-Verſammlung arretirt worden ſei, als in der hannövriſchen Revolution verwickelt? Das wäre ſehr merkwürdig. Zwar hat ſich Rotteck immer als liberaler Schriftſteller und Deputirter gezeigt; indeſſen hat er die den deutſchen Gelehrten eigene Mäßigung nie überſchritten. Hat er ſich aber wirklich in eine Verſchwörung eingelaſſen, ſo würde das beweiſen, daß es bei uns Leute gibt, die leiſe ſprechen, aber im Stillen kräftig handeln, und dann ließe ſich etwas hoffen.

Die Lage der Dinge hier iſt jetzt ſo, daß ich jeden Tag, ja jede Stunde den Ausbruch einer Revolution erwarte. Nicht vier Wochen kann das ſo fortdauern, und der Rauch der Empörung wird hinter meinem Reiſewagen herziehen. Die Verblendung des Miniſteriums und der Majorität der Kammer iſt ſo unerklärlich, daß, ohne ſträflichen Argwohn, bei einigen der lenkenden Mitglieder Verrätherei anzunehmen iſt. Der Eigenſinn des Königs iſt nicht zu erſchüttern, ſeine Schwäche nicht aufzurichten. Er wird nicht Frankreich zu Grunde richten, denn das hilft ſich ſelbſt heraus; aber er ſpielt um ſeine Krone. Der einzige Mann im Miniſterium, der Einſicht mit Energie verbindet, iſt der Marſchall Soult; aber ich für mich traue ihm nicht. Die Zeit iſt ſo, daß es einem Kriegsmanne wohl einfallen darf, den zweiten Napoleon zu ſpielen, und Soult mag daher die Regierung gerne auf falſchem Wege ſehen, damit Frankreich in eine Lage komme, in der es eines Diktators nicht entbehren kann. Dem Willen und der Kraft der Regierung mißtrauend, bilden ſich jetzt überall Aſſociationen der angeſehenſten Bürger, um durch vereinte Kräfte die alte Dynaſtie und den Feind vom Land abzuhalten. Das kann dem König gefährlich werden. Wenn nicht bald ein Krieg die Krankheit nach außen wirft, iſt Louis Philipp verloren.

Samstag, den 19. März.

Man fängt jetzt in den franzöſiſchen Provinzen an, denjenigen Theil der Nationalgarde, der kleine Flinten hat, nach Art der Polen mit Senſen zu bewaffnen. Ich halte das für ſehr wichtig, es iſt ein großer Fortſchritt, den die Kriegskunſt der Freiheit macht. Die Senſe iſt dem Bauer eine gewohnte, dem Soldaten eine ungewohnte und darum ſchreckbare Waffe, und nimmt dieſem den Muth, den er jenem gibt. Die Senſe wird dem Lande werden, was den Städten die Pflaſterſteine ſind.

Kaſimir Perrier hat geſtern in der Kammer als Miniſter debütirt. Seine Anhänger und Klaqueurs haben voraus gejubelt, er werde die Revolution mit Haut und Haar verſchlingen. Aber ſo beſtialiſch iſt es nicht geworden. Die Miniſter ſprachen einer nach dem Andern vom Frieden, aber der trockne Frieden blieb ihnen im Halſe ſtecken, und wir wiſſen heute nicht mehr, als wir vor acht Tagen wußten. Die Renten hüpfen umher wie geſtutzte Vögel; ſie wollten fliegen, aber es ging nicht, ſie mußten auf der Erde bleiben. Es iſt ganz ſchön, daß die Tortur abgeſchafft worden, aber für eine Art Spitzbuben hätte man ſie beibehalten ſollen — für die hartmäuligen Diplomaten, die Wahrheit von ihnen heraus zu preſſen. Aber wer weiß! ſie würden vielleicht ſelbſt auf der Folter die Wahrheit nicht ſagen. Die Lüge iſt ihre Religion; für ſie dulden und ſterben ſie. — Alſo in Frankfurt iſt man mit dem faulen Treiben hier auch nicht zufrieden? Was iſt zu thun? Die vielen Menſchen, welche durch die letzte Revolution ihren Ehrgeiz und ihre Habſucht befriedigt, wollen Ruhe und Frieden haben. „Ruhe und Frieden! ich „glaub's wohl! den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren" — läßt Goethe ſeinen Götz von Berlichingen ſagen.

Wir haben jetzt ſchon den ſchönſten Frühling hier. Alles iſt grün und die Spatziergänge ſind bedeckt mit Menſchen. In den Tuilerien und in den Champs Eliſees war es geſtern zum Entzücken. Es iſt hier überall ſo viel Raum, daß die Natur nirgends den Menſchen verdrängt. Bäume und Spatziergänger finden alle Platz und hindern ſich nicht. Unſere Frankfurter Promenade, ſo ſchön ſie iſt, hat doch etwas Kleinſtädtiſches.

Vier und vierzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 20. März 1831.

Ich habe Lord Byrons Denkwürdigkeiten von Thomas Moore zu leſen angefangen. Das iſt Glühwein für einen armen deutſchen Reiſenden, der auf der Lebensnacht-Station zwiſchen Treuenbriezen und Kroppenſtädt im ſchlechtverwahrten Poſtwagen ganz jämmerlich friert. Er aber war ein reicher und vornehmer Herr; ihn trugen die weichſten Stahlfedern der Phantaſie ohne Stoß über alle holperigen Wege und er trank Johannisberger des Lebens den ganzen Tag. Es iſt krank darüber zu werden vor Neid. Wie ein Komet, der ſich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirft, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abſchied, und wollte lieber einſam ſein, als ein Knecht der Freundſchaft. Nie berührt er die trockene Erde; zwiſchen Sturm und Schiffbruch ſteuerte er muthig hin, und der Tod war der erſte Hafen, den er ſah. Wie wurde er umhergeſchleudert, aber welche ſelige Inſel hat er auch entdeckt, wohin ſtiller Wind und der bedächtige Kompaß niemals führen! Das iſt die königliche Natur. Was macht den König? Nicht, daß er Recht nimmt und gibt — das thut jeder Unterthan auch — König iſt, wer ſeinen Launen lebt. Ich muß lachen, wenn die Leute ſagen, Byron wäre nur einige und dreißig Jahre alt geworden; er hat tauſend Jahre gelebt. Und wenn ſie ihn bedauern, daß er ſo melancholiſch geweſen! Iſt es Gott nicht auch? Melancholie iſt die Freudigkeit Gottes. Kann man froh ſein, wenn man liebt? Byron haßte die Menſchen, weil er die Menſchheit, das Leben, weil er die Ewigkeit liebte. Es gibt keine andere Wahl. Der Schmerz iſt das Glück der Seligen. Am meiſten lebt, wer am meiſten leidet. Keiner iſt glücklich, an den Gott nicht denkt, iſt es nicht in Liebe, ſei es in Zorn; nur an ihn denkt. Ich gäbe alle Freuden meines ganzen Lebens, für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin.

Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich, Lump, dazu komme, mich mit Byron zuſammen zu ſtellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wiſſen. Als Byrons Genius, auf ſeiner Reiſe durch das Firmament, auf die Erde kam, eine Nacht dort zu verweilen, ſtieg er zuerſt bei mir ab.

Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte ſchnell wieder fort, und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geſchmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich ſo wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt iſt es vorüber, ich habe es vergeſſen, und lebe zufrieden in meiner Armuth. Mein Unglück iſt, daß ich im Mittelſtande geboren bin, für den ich gar nicht paſſe. Wäre mein Vater Beſitzer von Millionen oder ein Bettler geweſen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landſtreichers, hätte ich es gewiß zu Etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten ſie den ganzen Weg voraus gehabt, hätte ich ſie gar nicht geſehen, und ſie eingeholt. So aber bin ich der Perpendikel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, ſchweifte rechts, ſchweifte links aus, und mußte immer zur Mitte zurückkehren.

Montag, den 21. März.

Wenn Alles das wahr iſt, was man hier ſeit einigen Tagen von den Polen erzählt, ſo geht es ja auf das Allerherrlichſte und Sie ſollen, da Sie als Frauenzimmer keinen Jubelwein trinken können, zur Siegesfeier ein Dutzend Gläſer Gefrornes eſſen. Es wird ſchon warm werden an Ihrem Herzen. Die Ruſſen ſollen im vollen Rückzuge ſein, aufgelöst, wie die kranke alte Sünde. Achtzig Kanonen mußten ſie im Stiche laſſen. Die Erde verſchlingt ſie lebend, die Polen fallen ihnen in Rücken und Lithauen iſt im Aufſtande. Le fameux Diebitsch hat die Ruthe bekommen, — le fameux Diebitsch, wie man hier ſagt — das lautet wunderſchön! Aber wenn!

— Ich kann es Ihnen nicht länger verſchweigen, daß die europäiſchen Angelegenheiten, die ich, wie Sie wiſſen, ſo gut auswendig kannte als das Einmaleins, anfangen, mir über den Kopf zu ſteigen. Anfänglich hielt ich ſie unter mir, indem ich mich auf den höchſten Stuhl der Betrachtung ſtellte; aber da ſind ſie mir bald nachgekommen und ich kann jetzt nicht höher. Die deutſchen Regierungen, ſtatt ihren Unterthanen Opium zu geben, geben ihnen Kaffee, daß ſie munter bleiben, und ſtatt ihnen das weichſte Bett zu machen, zupfen ſie ſie an der Naſe, aus Furcht, ſie möchten einſchlafen. In Frankreich iſt es noch toller. Ich weiß ſo wenig mehr, was hier getrieben wird, als wäre ich Geſandter. Man wird ganz dumm davon, und wenn das alltägliche diplomatiſche Schmauſen, das ich nicht vertragen kann, nicht wäre, könnte ich im Taxiſchen Pallaſt ſo ehrenvoll ſitzen als Einer. Wenn nicht ganz was Beſonderes vorgeht, wenn nicht etwa die franzöſiſchen Miniſter aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß, ob ſie zwar bürgerliche Emporkömmlinge ſind, die im vorigen Jahre noch ehrliche Leute waren, doch ſpitzbübiſcher ſein können als der älteſte Adel — wenn ſie nicht ganz etwas außerordentlich Feines ſpinnen, aus einem Lothe Wahrheit einen Lügenſchleier von drei Ellen weben — weiß ich nicht, was ich davon denken ſoll. Das Verderben von Außen rückt ihnen immer näher, und ſie lachen dazu wie ein Aſtronom zur Erſcheinung eines Kometen. Sie haben das alle ausgerechnet. Im Innern iſt es noch ſchlimmer. Wo Feuer, iſt Rauch; ſie wollen aber lieber kein Feuer als Rauch haben, und wenn es zum Kriege kommt, wenn ſie die Subordination der fremden Völker mit nichts beſiegen könnten, als mit der Inſubordination des franzöſiſchen Volkes; wenn ſie die Begeiſterung der Franzoſen brauchen, werden ſie keine Kohle mehr finden, eine Lunte anzuzünden. Die frühern Miniſter, die durch ihre Schwäche Vieles verdorben, machten zugleich durch ihre Unthätigkeit Vieles wieder gut. Sie ließen die Dinge ihren natürlichen Lauf gehen. Seit Kaſimir Perrier aber fangen die

Unglückſeligen an, thätig zu werden. Marſchall Soult, ſobald er das Kriegsminiſterium antrat, fing an, um fünf Uhr Morgens aufzuſtehen und zu arbeiten, und ſeine Untergebenen arbeiten zu laſſen. Nun, für einen Kriegsminiſter, der gegen den fremden Feind wirkt, iſt das ſchön. Aber ſeit einigen Tagen, wie ich heute mit Entſetzen in der Zeitung las, ſteht der Miniſter des Innern auch ſchon um fünf Uhr auf. Welche unſeligen Folgen wird das haben! Was in allen Staaten die Völker noch gerettet bis jetzt, war die Faulheit ihrer Regenten, die bis neun Uhr im Bette lagen. Sie regierten vier Stunden weniger, und das macht viel aus im Jahre. Wenn die Miniſter ſich angewöhnen, mit der Sonne aufzuſtehen, dann wehe den Unterthanen.

Mittwoch, den 22. März.

Ich war wieder einmal im Theater geweſen. Bin ich nicht ein fleißiger Junge? Im Vaudeville habe ich zwei Stücke geſehen Madame Dubarry und le bal d'Ouvriers. Die iſt eine andere Dubarry, als die, von der ich neulich berichtet und die im Ambigü aufgeführt wird. Es iſt ein Luſtſpiel im höheren Style, vom bekannten Ancelot, dem Akademiker. Ancelot's Komödie hat ungemeinen Beifall gefunden; ſie wird ſeit drei Wochen täglich gegeben, und das Haus iſt jedes Mal toll und voll. Die Komödie gefiel mir auch, nur durch andere Mittel, als ſie den Franzoſen gefällt. Dieſe haben ihre ſchlichte Freude daran, ich aber habe den Humor davon. Dem Stücke, um gut zu ſein, fehlt nichts als deutſches Klima; hier iſt es nur ein Treibhausgewächs. Es kommt erſtaunlich viel Sentimentalität darin vor; aber wenn franzöſiſche Dichter und Schauſpieler Sentimentales darſtellen, machen ſie ein Geſicht dazu, als hätten ſie Leibſchmerzen, und man möchte ihnen ſtatt Thränen Kamillenihre ſchenken. Stellen Sie ſich vor: die Dubarry erinnerte ſich mit Wehmuth ihrer ſchuldloſen Jugendjahre, da ſie noch nicht Maitreſſe des Königs, ſondern Putzmacherin war. Putzmacherin in Paris — das nennt ſie den Stand der Unſchuld! Von dieſer Erinnerung bekommt ſie in mehreren Szenen die heftigſten Anfälle von Tugend-Krämpfen und kein Arzt in ganz Verſailles die Mittel dagegen weiß. Dem guten Ludwig XV. geht es noch ſchlimmer. Er bekommt einen Tugend-Schlag, ſo daß man meint, er wäre todt. Aber er hat eine herrliche Natur und erholt ſich wieder. Der Spaß iſt: in unſern bürgerlichen Schauſpielen von Iffland und Kotzebue tritt ein Dutzend edler Menſchen auf, und unter ihnen ein einziger Schurke, höchſtens mit noch einem Schurkengehülfen. Am Ende wird das Laſter beſchämt und beſiegt und von der Tugend rein ausgeplündert. In der Dubarry aber und in andern ähnlichen Stücken tritt ein Dutzend Schurken auf und unter ihnen ein tugendhaftes Paar. Und zuletzt wird gar nicht das Laſter beſchämt, ſondern im Gegentheil die Tugend; ja das Laſter kommt noch zu Ehren, indem es ſich großmüthig zeigt, und der beſiegten Tugend Leben und Freiheit ſchenkt. Und Dichter wie Zuſchauer merken das gar nicht! In der Dubarry findet ſich eine ſaubere Geſellſchaft zuſammen. Der König, der Herzog von Richelieu, der Herzog von Aiguillon; der Herzog von Lavrilliere, alle Taſchen voll Lettres de cache, die er ſeinen Freunden bei Hofe präſentirt wie Bonbons; der Kanzler Maupeou, der päpſtliche Nunzius, der Marſchall von Mirepoix und endlich der Schwager der Dubarry, Graf Jean, ſelbſt am Verſailler Hof ein ausgezeichneter Taugenichts. Ich kenne aus unzähligen Memoiren alle dieſe Menſchen ſo genau, als wäre ich mit ihnen umgegangen. Und jetzt kommen die treu nachgeahmten Kleider, Geſichter, Manieren und Gebräuche dazu. Das macht die Vorſtellung ſehr intereſſant. Der Kanzler Maupeou nennt die Dubarry Kouſine, und zieht ihr bei der Toilette die Pantoffeln an; der päpſtliche Nunzius reicht ihr ſeine heilige Schulter, ſich daran aufzurichten, und der Marſchall Richelieu jammert, daß ihm ſein Alter verbiete, an dieſem Kampfe der Galanterie Theil zu nehmen. Aber ein Spitzbube iſt er noch voller Jugendkraft. Er hat ein junges, ſchönes und unſchuldiges Mädchen aufgefangen und ſie nach dem Parc aux cerſs gebracht, mit dem Plane, durch die neue Schönheit die Dubarry zu ſtürzen. Die junge Unſchuld iſt ganz vergnügt, denn ſie meint, ſie wäre in einer Erziehungsanſtalt. Dort wimmelt es von jungen Mädchen, immer eine ſchöner, eine geputzter, eine gefälliger als die andere. Als die junge Unſchuld ankommt, ſingt der Mädchenchor ein Lied nach der Melodie des Brautlieds im Freiſchütz: „wir flechten dir den Jungfernkranz, mit veilchenblauer Seide.“ Iſt das nicht köſtlich? Aber man denke ja nicht, daß das eine Malice vom Dichter oder Muſikdirektor geweſen, keineswegs. Dieſe Melodie wurde ganz zufällig aus bloßer Naivetät gewählt, auch war ich der Einzige im ganzen Hauſe, der darüber gelacht. Die Dubarry entdeckt Richelieu's Intrigue und eilt herbei mit ihrem Gefolge; das unſchuldige Mädchen bekommt zu ihrem Schrecken Licht in der Sache und jammert; der Graf Jean Dubarry ſucht ſie in ihren guten Vorſätzen zu beſtärken, und hält ihr im Parc aux cerſs vor allen Hofleuten folgende Tugendpredigt im feierlichen Tone: „Ecoutez jeune fille! nous admirons vos nobles sentimens, gardez-vous d'y renoncer! repoussez loin de vous les séductions, n'écoutez que la voix de la vertu!... la vertu!... eh, c'est une excellente chose!... restez dans votre obscurité; vous ne savez pas quel bonheur pur et sans mélange vous attend loin de ces coupables grandeurs empoisonnées par tant de regrets où l'on cherche en vain à ressaisir ce calme de l'ame, cette sérénité . . . (il s'enroue, et se retourne vers la comtesse d'Aiguillon et Maupeou). Ah, ça, aidez-moi donc, vous autres vous me laissez m'enrouer! . . . ne pourriez-vous comme moi prêcher la vertu? Que diable! une fois n'est pas coutume! — Maupeou (à part) l'insolant! . . . Jean (à Cécile) vous m'avez entendu jeune fille, et je me flatte . . . . . . Cécile. Oui Monsieur, je les suivrai ces généreux conseils! . . . soyez mon guide! . . . vous êtes vertueux vous: Jean. Merci mon enfant.“ Jetzt denken Sie ſich das vortreffliche Spiel dazu, und Sie haben eine Vorſtellung von der komiſchen Wirkung, welche die Tugend in Verſailles macht.

Was le bal d'ouvriers gibt, zeigt ſchon der Name des Stückes. Sehr unterhaltend! Einer der fröhlichen Tänzer ſagt ſtatt Cholera morbus, Nicolas morbus. Das wird der Polenfreundin gefallen.

Paganini's letztes Konzert hat 22,000 Franken eingetragen; heute ſpielt er zum vierten Male. Der nimmt auch ſeine 100,000 Franken von hier mit. Das iſt eine liederliche Welt. Die Taglioni iſt auf vier Wochen nach London engagirt und bekommt dafür 100,000 Franken (Hundert Tauſend). Meinen Sie, daß es für mich zu ſpät ſei, noch tanzen zu lernen? Meine ſämmtlichen Schriften, ſo voller Tugend und Weisheit, werden mich niemals reich machen. Ach, könnte ich tanzen! Man erzählt ſich, die Malibran, als die Rede von Paganini geweſen, habe zwar deſſen Spiel gelobt, aber doch geäußert, er ſänge nicht gut auf ſeinem Inſtrument. Als Paganini dieſes Urtheil erfahren, habe er der Malibran den Vorſchlag machen laſſen, ſie wollten beide zuſammen ein Konzert geben und dann werde ſich zeigen, wer beſſer ſänge, ſie oder er. Hätte Homer dieſen edeln Streit erlebt, hätte er nicht von Achill und Hektor, ſondern von Paganini und Malibran geſungen. Und von ſo etwas ſpricht man — ſpreche ich! O Sitten!

Fünf und vierzigſter Brief.

Paris, den 25. März 1831.

Ich werde alle Tage ſchwankender. Soll ich hier bleiben oder nach Deutſchland zurückreiſen? Krieg oder nicht — das Wort Friede ſteht nicht in meinem Wörterbuche — wird ſich jetzt bald entſcheiden. Habe ich ſechs Monate lang, hungrig und mit der größten Ungeduld das Zeug kochen ſehen, und jetzt, da Alles gar geworden und der Tiſch gedeckt wird, ſoll ich mit leerem Herzem fort? Ich glaube, das wäre dumm. Hier iſt man im Mittelpunkte, Europa hat die Augen auf Paris gerichtet, man ſiehet den Begebenheiten in das Angeſicht, und kann in deren Mienen leſen, was ſie etwa verſchweigen möchten. In Deutſchland aber ſtehen wir in dem Rücken der Begebenheiten, und wir werden nichts erfahren, als was ſie uns über die Schultern weg zurufen. Und was theilen ſie uns mit? Nur unverſchämte Lügen. Wenn der Krieg ausbricht, wird man den deutſchen Zeitungen, die ohnedies nur unverſtändlich geſtammelt, aus Vorſicht gar die Zunge aus dem Halſe ſchneiden. Es kann kommen, daß der Feind nur eine Stunde von unſeren Thoren ſtehet, und wir erfahren es nicht, bis er uns mit Einquartirungszetteln in die Stube kommt. Die franzöſiſchen Blätter, wenn auch der Krieg die Poſten nicht unterbricht, werden gewiß zurückgehalten werden. Sie können ſich denken, wie mir in ſolcher Dunkelheit zu Muthe ſein wird. Und was haben wir in Deutſchland, für wen auch der Krieg günſtig ausfalle, zu erwarten? Das ſchöne Glück, entweder den Zwerg

Diebitſch mit ſeinen Koſaken zu beherbergen, oder franzöſiſche Offiziere, die, kämen ſie auch anfänglich mit den beſten Geſinnungen für Recht und Freiheit zu uns, durch deutſche bürgerliche Feigheit und Kriecherei aufgemuntert, bald in den alten Uebermuth zurückfallen würden. Und der weibiſche Kriegsjammer bei uns! und — Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! und die dumme und tückiſche Polizei! und die Maulkörbe, die man uns in den Hundstagen anlegen wird! Wird man nicht jeden Liberalen, der kein Blech am Halſe trägt, todt ſchlagen? Ich erſticke, wenn ich nur daran denke. Um gehenkt zu werden für die Freiheit, dazu bringt man es doch nicht, dazu ſind unſere Herren zu feig.

Können Sie ſich denn nicht entſchließen, hierher zu kommen, aber bald? Ich habe eine kleine Verſchwörung vor, wozu ich Scheere, Zwirn und Nadeln brauche. Packen Sie Ihre Schachteln und kommen Sie. Sie ſollen entſcheiden, wie mir die Uniform ſteht, und fällt die Entſcheidung günſtig aus, trete ich in die Nationalgarde, verſteht ſich, daß ich aus Patriotismus deſertire, ſobald ſich unſere Landsleute nahen. Ich habe neulich beim Spatzierenfahren eine Barriere entdeckt, die gar nicht bewacht wird, und durch dieſe kann ich die preußiſche Armee unbemerkt in die Stadt führen. Ich bitte Sie, bedenken Sie ſich nicht lange. Die Künſte des Friedens geben auch hier im Kriege nicht unter, und wenn am meiſten geweint wird, wird am meiſten gelacht, und die Niederlage der Franzoſen wird in Paris immer noch luſtiger ſein, als in Wien der Sieg der Deutſchen. — Ich fahre in meinem Theaterberichte fort. Aber das Herz blutet mir, wenn ich daran denke, wie ſchön ſich dieſe Berichte im Dresdner Abendblatte ausnehmen würden, und daß ich für den gedruckten Bogen 8 Thaler bekäme, wofür ich zweimal Paganini hören könnte — ich brauchte nur

10 Franken noch darauf zu legen. Und was geben *Sie* mir dafür? Sie wollen nicht einmal nach Paris kommen, was ich ſo ſehr wünſche. Und wie zärtlich dürfte ich ſchreiben, wenn ich ſtatt Ihnen nach Dresden berichtete! Wiſſen Sie, wie die Korreſpondenten des Abendblattes ihre Briefe gewöhnlich anfangen? Sie ſchreiben: *Liebe Vespertina! Holdes Vespertinchen!* Aber ohne darum den Verſtand zu verlieren. Denn ſobald ſie *holdes Vespertinchen* geſagt, kehren ſie gleich zu ihrer Proſa zurück und ſchreiben: „*Referent* will ſich beeilen....“

Das hiſiege Theater zieht mich mehr an, als ich erwartete. Von Kunſtgenuß iſt gar keine Rede, es iſt die rohe Natur und man ziehet höchſtens wiſſenſchaftlichen Gewinn. Das Theater iſt eine Fremdenſchule. Alte und neue Geſchichte, Oertlichkeiten, Statiſtik, Sitten und Gebräuche von Paris werden da gut gelehrt. — Es iſt ein großer Vortheil, da viele Jahre dem Fremden nicht genug ſind, Paris in allen ſeinen Theilen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Und man kann nicht ſagen, daß durch ſolches Walten auf der Bühne die dramatiſche Kunſt zu Grunde gehe, ſondern umgekehrt: weil die dramatiſche Kunſt untergegangen iſt, bleibt nichts anders übrig, als ſolches Walten, wenn man von dem Kapital, das in den Schauſpielhäuſern ſteckt, nicht alle Zinſen verlieren will. Es iſt damit in Deutſchland gar nicht beſſer als in Frankreich; nur iſt man bei uns unbehülflicher, weil man nur *ein* Handwerk gelernt. Der Franzoſe aber weiß ſich gleich in jede Zeit zu ſchicken. Er iſt Schauſpieler, Pfarrer, Schulmeiſter, Soldat, was am beſten bezahlt wird. Wird ihm ein Weg verſperrt, ſucht er ſich einen andern; gleich einem Regenwurm findet er immer ſeinen Ausweg. Kein Mann von Geiſt könnte jetzt ein Drama dichten, er müßte denn, wie Goethe, zugleich kein Herz haben; aber Geiſt ohne Herz, das bringt das nämliche Jahrhundert nicht zweimal hervor. Hätte es in der erſten Schöpfungswoche, da noch nichts fertig, oder nach der Sündfluth, da Alles zerſtört war, einem vernünftigen Menſchen einfallen können, eine Naturgeſchichte zu ſchreiben? So iſt es mit der dramatiſchen Kunſt. Man kann keinen Menſchen malen, der nicht ſtill hält, der nicht ruhig ſitzt. Aber trotz der verdorbenen und grundloſen dramatiſchen Wege, könnte doch einmal ein Franzoſe in ſeiner Dummheit leichter ein gutes Drama erreichen, als ein Deutſcher in ſeiner Weisheit. Die Leidenſchaft, Geld zu verdienen, und die Gewißheit, es zu verdienen, wenn man eine gute Waare hat, iſt in Paris ſo groß, daß wohl einmal ein anderer Scribe in verzweifelter Anſtrengung etwas ganz Neues hervorzubringen, ein Schauſpiel wie Schillers Wallenſtein dichten könnte. Was vermag die Leidenſchaft nicht! Das Fieber gibt einem Greiſe Jugendſtärke, und einem Dummkopfe ſchöne Phantaſieen. Auch in ſolchen Fällen, wo das hieſige Theater den didaktiſchen Nutzen nicht gewährt, den ich angegeben, wo es ſo wenig Früchte als Blüthe ſchenkt, wo es langweilig iſt auf deutſche Art — auch dann noch hat es ſein eigenes Intereſſe. Man erkennt dabei, wie die Franzoſen gemüthlicher und univerſeller werden; denn bei Völkern, wie bei einzelnen Menſchen, entwickeln ſich mit neuen Tugenden auch neue Fehler. So gab es noch vor vierzig Jahren in Frankfurt gar keine blonden und langweilige Juden, ſie waren alle ſchwarz und witzig; ſeitdem ſie aber in der Bildung fortgeſchritten, findet man nicht weniger Philiſter unter ihnen, als unter den älteſten Chriſten. Ein ſolches deutſch-langweiliges Stück habe ich neulich im Théâtre des nouveautés geſehen. Es heißt le charpentier ou vice et pauvreté. Wir haben ein Schauſpiel, das heißt Armuth und Edelſinn, aber ein Franzoſe findet dieſe Partie unpaſſend und er hat vielleicht Recht. Laſter iſt Armuth des Herzens, und wo ſich eine Armuth findet, geſellt ſich die andere bald dazu. Le charpentier iſt ein höchſt merkwürdiges Stück für Paris. In deutſchen Schauſpielen ſpielt zwar die Armuth auch die erſte Liebhaberrolle, aber dort ſind es doch wenigſtens vornehme Leute, die heruntergekommen, oder kommen auch arme Teufel von Geburt vor, ſo ſind es doch vornehme Leute, die ihnen aus der Noth helfen. Hier aber wird Alles unter gemeinen Leuten abgemacht. Alle Perſonen im Stück ſind zuſammen keine tauſend Franken reich. Die Armuth iſt nicht Schickſal, ſondern Stand, Gewohnheit, Beſtimmung. Es gibt nichts komiſcher. Und ſo etwas führen ſie der prächtigen Börſe gerade gegenüber, in der Nähe des Palais Royal und der italieniſchen Oper auf! Der Held des Drama iſt ein Zimmermann, und nicht einmal ein Zimmermeiſter, ſondern ein Zimmermannsgeſell. Er iſt ein träger Menſch, der, ſtatt zu arbeiten, ſeine Zeit in der Schenke zubringt, und dort trinkt und ſpielt. Darüber kommt ſein Hausweſen herunter, und die arme Frau muß viel ausſtehen. Weiter thut der Mann nichts Böſes, außer daß er einmal ſeine Frau prügeln will. Nun findet ſich ein anderer Zimmergeſelle, ein braver Menſch, der ſchenkt dem liederlichen Kameraden, der ſein Schwager iſt, 600 Franken, die er ſich mit ſaurer Mühe erſpart. Davon wird der Taugenichts ſo gerührt, daß er verſpricht, von nun an ein ganz anderer Menſch zu werden. Und das iſt die ganze Geſchichte. Die Scene des erſten Akts iſt ein Zimmerplatz, die des zweiten eine Wachtſtube, der dritte Akt ſpielt in einer Schenke und der vierte in einer Dachkammer. Die Franzoſen, als parvenus in der Gemüthlichkeit, wollen es den alten Herzen nachmachen, und zeigen lächerliche Manieren.

Das zweite Stück, das ich am nämlichen Aben geſehen, heißt Quoniam. Herr Quoniam iſt Koc Ohne allen Geiſt, ohne allen Witz, ohne alles Lebe Marſchall Richelieu, in ſeiner Jugend, verliebte ſi in die Frau eines Koches, und, um ihr nahe zu kommen, trat er als Küchenjunge in den Dienſt des Herr Quoniam. Das Süjet iſt merkwürdig ſchläfrig behandelt, und nimmt ein tugendhaftes Ende.

Das dritte Stück war le marchand de la ru St. Denis ou le magasin, la mairie et l cour d'assise. Einmal unterhaltend, immer lehrreich. Man erfährt, wie es in einer Seidenhandlung hergeht; auf der Mairie, wo die jungen Leute getrau werden, und vor dem Aſſiſen-Hofe, wo ſie noch ſchlechter wegkommen. Mehrere Schauſpieler wären vortrefflich. Von den Regeln der Kunſt ſchienen ſie nicht viel zu wiſſen; es ſind Naturaliſten. Aber jeder Franzoſe hat den Teufel im Leibe, und wenn eine Teufelei darzuſtellen iſt, mißlingt ihnen das nie. Auf der Mairie hat es mir gar zu gut gefallen. Es muß recht angenehm ſein, ſich in Paris bürgerlich trauen zu laſſen. Es iſt wie eine deutſche Doktor-Promotion. Man antwortet, ohne von der Frage viel zu verſtehen, immer mit **ja**. Der Maire iſt nachſichtig, und Alles endet ſchnell und gut.

— Das Geſetz, das neulich vorgeſchlagen wurde, Karl X. und ſeine Familie unter ſtrengen Bedingungen auf ewig aus Frankreich zu verbannen, wurde geſtern in der Kammer verhandelt. Nun wurde zwar das Geſetz von der Mehrzahl angenommen, aber ein Drittheil der (heimlich) Stimmenden, nämlich 122 erklärten ſich dagegen. Das iſt merkwürdig. Von den offenen Anhängern des vertriebenen Königs ſind lange keine 122 mehr in der Deputirten-Kammer; denn viele derſelben waren nach der Revolution entweder freiwillig aus der Kammer getreten oder gezwungen, weil ſie den neuen Eid nicht leiſten wollten. Unter jenen Gegnern des Verbannungs-Dekrets müſſen alſo viele ſein, die mit dem Mund ſich für die neue Regierung erklärt, im Herzen aber der alten anhängen. Sie ſehen alſo, wie recht ich hatte, als ich Ihnen neulich ſchrieb: es gehen hier Dinge vor, die ich mir nicht anders erklären kann, als indem ich annehme, daß es Verräther unter den Deputirten gibt. Was der König und ſein Miniſterium bisher Tadelnswerthes, Beleidigendes für die öffentliche Meinung gethan, dazu wurden ſie doch am meiſten von der Kammer verleitet, die ſich für die Stimme des franzöſiſchen Volkes geltend machte. Der geſtrige Vorfall wird dem König wohl etwas die Augen öffnen.

Sechsundvierzigſter Brief.

Paris, den 26. März 1831.

Chateaubriand hat eine Brochüre für die Legitimität und Heinrich V. herausgegeben. Was das aber hier ſchnell gehet! Geſtern iſt die Schrift von Chateaubriand erſchienen, und heute iſt ſchon eine dagegen angezeigt. Chateaubriand's Schrift iſt zu gut und zu ſchön, Ihnen nur Bruchſtücke daraus mitzutheilen; jedes ausgelaſſene Wort dürfte ſich über Zurückſetzung beklagen. Man muß ſie ganz leſen. Es iſt doch ein Zauber in der Sprache des Herzens, daß ſie durch einen einzigen Laut die unzähligen Lügen auch des mächtigſten Talents beſiegen und beſchämen kann! Selbſt die Irrthümer des Herzens — doch es gibt keine Irrthümer des Herzens. Sie ſind es nur, wenn man ſie an dem ſpitzbübiſchen Einmaleins des Krämervolks nachrechnet, das Tugend kauft und verkauft;

aber der Himmel hat eine ganz andere Arithmetik. Chateaubriand nimmt für den Herzog von Bordeaux das Wort und für ſein Recht. Er vertheidigt di kranke und altersſchwache Legitimität. Aber die Legitimität iſt ihm kein Glaubensartikel, den man blind annehmen und ausgeben muß, ſondern nur ein politiſcher Grundſatz. Damit können wir zufrieden ſein. Sobald man nur eine Lehre prüfen, dafür oder dagegen ſprechen darf, mag Jeder, ſo gut er es verſteht, ſeine Lehre geltend zu machen ſuchen. Nun meint Chateaubriand, Frankreich, nach Vertreibung Karls X. und ſeines Sohnes, (und dieſe wünſcht er keineswegs zurück,) hätte beſſer gethan, für ſein Wohl ſich Heinrich V. zum Könige zu geben. Man hätte das königliche Kind für die Freiheit erzogen; man hätte Frankreichs edle Jugend um ſeinen künftigen Herrſcher verſammelt und dann ſtatt des feigen Liſpelns jetzt ein ganz anderes Wort mit Frankreichs Feinden ſprechen können. Chateaubriand hat ganz Recht; nur überſieht er den Rechnungsfehler, daß Frankreich keine vier Millionen ehrlicher Leute hat, die ihm gleichen, ſondern höchſtens vier, und daß während der Minderjährigkeit Heinrichs V. alle Leidenſchaften toll gewüthet und das Land zerſtört hätten. Aber von den Fehlern und Schwächen der jetzigen Regierung überſah er keinen. Er wirft unter Donnern Feuerreden aus, und wie glühende Aſche regnet ſein Tadel auf ſie herab. Er ſagt nichts Neues; tauſend Stimmen haben das Aehnliche vor ihm geſagt. Aber die tauſend Stimmen waren tauſend kleine Lichter, die nur vereint hell gemacht; aber Chateaubriand's einzige Fackel wirft ſo großen Glanz als jene Alle. Er zeigt, wie die Regierung, von ihrer Feigheit gepeitſcht, in Todesangſt vor drei Schreckbildern fliehet: „vor einem „Kinde, das am Ende einer langen Reihe von Grä„bern ſpielt; vor einem Jünglinge, dem ſeine Mut-

„ter die Vergangenheit, ſein Vatter die Zukunft geſchenkt; und ....“ — ich habe die Brochüre nicht mehr zur Hand, aber das dritte Geſpenſt wird wohl der äußere Feind ſein. Chateaubriand zeigt an, daß er Frankreich verlaſſen werde. Auch ſagte er: nie würde er Heinrich V. willkommen heißen, wenn er auf den Armen eines fremden Heeres zurückgetragen würde, und ſobald ein Krieg entſtände, würden ſeine Pflichten ſich ändern, und er ſich nur erinnern, daß er Franzoſe ſei. Ehrlicher Narr!..... Aber er weiß, daß er ein Narr iſt. Er ſagt: Keinen habe die Reſtauration, die ihm ſo viel zu verdanken, mehr gehaßt als ihn, und er würde unter einer neuen Reſtauration kein beſſeres Schickſal haben. Wer kann ſolchen verführeriſchen Lockungen der Tugend widerſtehen? Auch denke ich ſeit einiger Zeit daran, ein Schuft zu werden. Es iſt mir wahrhaftig nicht um den baaren Vortheil zu thun, ſondern nur um meine Gemüthsruhe. Einem Schufte geht es immer nach Wunſche, und er lebt in Frieden mit der Welt. Das Bischen Ehrlichkeit, daß ſich ihm in heißen Tagen zuweilen auf die Naſe ſetzt, beläſtigt ihn nicht mehr als eine Mücke. Er ſchüttelt ſich und iſt ſie los. Ja, ich will ein Schuft werden. Was halten Sie von meinem Plane?

Paganini's fünftes Konzert hat 21.000 Franken eingetragen. Er hat folgenden Vertrag mit der Theaterdirektion abgeſchloſſen. Er ſpielt Mittwoch und Sonntag. Mittwoch bekommt er drei Viertheile der Einnahme, und Sonntag die ganze, und gibt der Direktion 3000 Franken ab. So läßt ſich berechnen, daß ihm die fünf Konzerte bis jetzt 90.000 Franken eingetragen haben. Von der Taglioni habe ich Ihnen, wie ich glaube, ſchon geſchrieben, daß ſie in London für eine monatliche Miethe ihrer Beine hundert tauſend Franken bekommt. O! ich könnte dieſer liederlichen Welt ohne Barmherzigkeit die Ohren abſchneiden und die Augen ausſtechen!

Sieben und vierzigſter Brief.

Paris, den 31. März 1831.

Polen, Italien, Belgien, Frankreich, Deutſchland, Freiheit, Gleichheit, Einheit, alle dieſe ſchönen Seifenblaſen mit ihren Regenbogenfarben — zerplatzt ſind ſie, der Luftteufel hat ſie geholt! Der öſterreichiſche Beobachter hat das franzöſiſche Miniſterium gelobt. Ich ſage Ihnen, jetzt iſt es Zeit, ein rothwangiger Schuft zu werden. Oder iſt Ihnen die Gelbſucht lieber? Stände ſie mir beſſer? Sie ſollen für mich wählen. Aber bis Ihre Antwort Entſcheidung bringt, bleibe ich proviſoriſch ein Schuft, und rede von nichts als von der lieblichen Taglioni. Ich habe ſie ſeitdem wieder tanzen ſehen. Sie gefiel mir aber weniger als das vorige Mal; ich habe Fehler entdeckt. Ihre ganze Seele iſt in den Füßen, ihr Geſicht iſt todt. Ich hatte das zwar das erſte Mal ſchon bemerkt, aber da ſie damals die Göttin Flora ſpielte, nahm ich ihre Unbeweglichkeit für antike Ruhe, und ich ließ mir das gefallen. In der zweiten Rolle aber trat ſie als Bajadere auf, als liebende, unglückliche, leidenſchaftliche Bajadere, ſie tanzte zwiſchen Luſt und Schmerz; doch ihre Züge und ihre Augen ſchliefen den tiefſten Schlaf. Entweder mein Opernglas war ſehr trübe, oder die holde Taglioni iſt ſehr dumm, und verſteht ihre eigenen Füße nicht. Aber kann man zugleich dumm ſein und Grazie haben? Bei der Taglioni iſt es vielleicht möglich. Sie iſt die Schülerin ihres Vaters, des Ballet-Meiſters, und es mag wohl ſein, daß dieſer dem hoffnungsvollen Töchterchen von den früheſten Kinderjahren an die Grazie eingeprügelt hat, doch mit dem Geiſte ließ ſich das nicht machen. Dieſen kann der Stock wohl ausprügeln, aber nie einprügeln. Es war die Oper Le dieu et la Bajadère, in der ich ſie ſah. Muſik von Auber. Leichte Waare; Roſſini iſt Marmor dagegen. Aber ſchöne Tanzmuſik; das Herz walzt einem in der Bruſt. Ich war anfänglich ganz verwundert, daß mir die Oper, ob ich ſie zwar zum erſten Male hörte, ſo ſehr bekannt vorkam. Endlich fiel mir ein, daß ich die Muſik von vorn bis hinten dieſen Winter oft in den Vaudevilles-Theatern und auf Bällen gehört hatte, wo man ſie zu leichten Liedern und Tänzen verwendet hatte. Die Poeſie iſt von Scribe. Es iſt die ſchöne Legende: der Gott und die Bajadere von Goethe, gehörig ſcribirt. Ich habe nur immer meine Freude daran, wie leicht ſich meine guten Franzoſen das Leben machen. Der treue geldſchwere Deutſche iſt ein Glaubensopfer, ſelbſt der Kunſt, die doch zur Freude geſchaffen iſt. Will er ſchwere Leiden treu malen oder ſingen, ſchleppt er ſelbſt das Kreuz den Berg hinauf, kreuzigt ſich und kopirt dann aus dem Spiegel ſeinen eigenen Schmerz. Auber und Scribe haben eine Oper zuſammen verfertigt. Die Hauptrolle iſt eine Bajadere; eine Bajadere muß tanzen, ihrem Stande nach, alſo muß Demoiſelle Taglioni die Hauptrolle haben. Aber die Taglioni kann weder ſingen noch ſprechen; wie kann man ihr in einer Oper die Hauptrolle geben? Warum nicht? Sie tanzt und ſpricht nicht und ſingt nicht. Aber warum ſpricht ſie nicht? Iſt ſie ſtumm, wie das Märchen von Portici? Nein, ſie iſt nicht ſtumm, aber ſie verſteht die Sprache des Landes nicht. Aber wenn ſie die Sprache des Landes nicht verſteht, wie kann ſie ſich mit den Leuten unterhalten? Man ſieht doch, daß ſie auf alle Fragen durch Pantomimen Antwort gibt. Die Sache iſt: die Bajadere verſteht wohl die fremde Sprache, aber bis zum Sprechen hat ſie es darin noch nicht gebracht. Nicht einmal Ja oder Nein kann ſie auf indiſch ſagen. So erklärt eine Geſpielin das ſtumme Räthſel, und ſo ſind alle Schwierigkeiten auf das Glücklichſte gehoben. Und glauben Sie ja nicht, das ſei leicht geweſen. Es iſt das Ei des Kolumbus, und ich verſichere Sie, Schiller und Goethe hätten dieſen Ausweg nicht gefunden. Vive la France! Sterben muß man doch einmal, und darum iſt es vernünftiger, ſingend und trinkend zum Richtplatze zu tanzen, als ſich wie der betrübte Deutſche auf einer Kuhhaut unter Pfaffengeheul dahin ſchleppen zu laſſen.

In dieſer Oper hörte ich Madame Cinti, eine ſehr gute Sängerin, die nach einer langen Krankheit dieſen Winter zum erſten Male wieder auftrat. Sie wurde mit einer Leidenſchaft, mit einer Begeiſterung empfangen, die ich ſehr lächerlich fand und die mich ärgerte. Wie mochte man den Napoleon empfangen haben, wenn er von ſeinen Siegen heimkehrte? Menſchliche Hände ertragen kein ſtärkeres Klatſchen. In ihrer Theaterſucht erſcheinen mir die Franzoſen oft ſelbſt kindiſch; denn des Lebens ganzen Ernſt wenden und verſchwenden ſie daran. Es iſt ein großes Glück für ſie, ihre Seligkeit und für die ganze Welt, daß Freiheit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Todesverachtung etwas Theatraliſches haben; denn ich glaube, nur um dieſes Etwas willen lieben und üben die Franzoſen jene Tugenden. Ihre Theaterſucht iſt eine wahre Nervenſchwäche, ſie bekommen Krämpfe, wenn man ſie an dieſem Punkte reizt. Ein weggelaſſenes Lied, eine Rollenverwechslung, eine Aenderung der angekündigten Stücke erregt einen wüthenden Sturm, der gefährlich ſein muß, weil ſich ſelbſt die

Polizei fürchtet, ihn zu beſchwichtigen, oft den ungerechteſten Anmaßungen nachgibt, und nie wagt, eine Gewalt zu gebrauchen, vor der ſie ſich doch außer dem Theater nicht ſcheut. Die Franzoſen, ſonſt im geſelligen Leben ſo höflich, zuvorkommend, nachſichtlich und verſöhnlich, ſind im Theater grob, unverſöhnlich und bitter. Wer ſie auch nur im Mindeſten, auch ohne Vorſatz und Schuld, in ihrer Leidenſchaft ſtört, wird ohne Schonung mit Härte zurückgewieſen. Und Alle, auch die, welche es nichts angeht, nehmen Partei gegen den Verfolgten. Es geht keine Vorſtellung vorüber, in der nicht ein lautes und allgemeines Geſchrei à la porte! à la porte! ertönte. Ich habe ſchon einige ſolcher Händel gehabt, die mich ſehr amüſirten. Ich hatte den Humor davon. Einmal ſetzte ich mich auf einen Platz, der mir nicht gehörte, aber ohne meine Schuld, die Logenfrau hatte mich falſch angewieſen. Als bald darauf der rechtmäßige Beſitzer des Platzes kam, weigerte ich mich anfänglich, zu weichen, mußte aber bald nachgeben; denn meine Geduld und meine franzöſiſchen Grobheiten waren bald erſchöpft. Alles nahm Partei gegen mich, und als ich fort ging, empfing mich die ganze Reihe im Balkon, an der ich vorüber mußte, mit boshaftem Lachen, mit Vorwürfen und bittern Spöttereien — ich mußte bis zur Thüre Spießruthen laufen. Ein anderes Mal verließ ich meinen Platz, der mir nicht bequem war, um mir an der Kaſſe einen andern zu nehmen. Nun iſt es Sitte, daß man, um ſich ſeinen Platz zu ſichern, wenn man hinausgeht, einen Handſchuh oder ſonſt etwas darauf legt. Das wird reſpektirt. Mein Nachbar fragte mich, ob ich wieder käme, und in dieſem Falle ſollte ich meinen Platz bezeichnen. Ich gab zur Antwort, ich könnte nichts Beſtimmtes darüber ſagen. Nun ſo ſollte ich ihn bezeichnen. Das wollte ich aber nicht, um nicht wegen eines Handſchuhes zurückkommen zu müſſen. Der Herr war ganz in Verzweiflung, daß ich keinen feſten Entſchluß faſſen wollte, und fing förmlich zu zanken an. Ich mußte laut auflachen, ging fort und überließ ihn ſeiner Pein. Und das war nicht etwa ein junger Menſch, oder einer aus den ungebildeten Ständen; ſondern ein Mann von funfzig Jahren, der ſehr vornehm ausſah. Am nämlichen Abend ließ eine Dame aus der Loge ihren Hut in's Parterre fallen. Ihr Herr ging hinab, ihn zu holen. Die Vorſtellung hatte noch nicht angefangen, und doch wurde das als unverzeihliche Störung gerügt, und tobendes Geſchrei à la porte! jagte den galanten Mann zur Thüre hinaus.

— Lord Byrons Memoiren machen mir großes Vergnügen. Ich habe mir Einiges für Sie gemerkt. Es ſind Briefe, Tagebücher, und die Lücken in Zeit füllt Thomas Morus aus. Byron war ſtolz auf ſeinen alten Adel, und ſchon als Kind auf der Schule wählte er ſich ſeine Spielkameraden nur unter Standesgenoſſen. Sein mißgeſtalteter Fuß machte ihm Gram ſein ganzes Leben durch. Er war noch nicht acht Jahre alt, als er die Liebe kennen lernte. Seine erſte Geliebte hieß Marie Duff. Das muß man aber engliſch ausſprechen; im Deutſchen klänge der Name gar zu proſaiſch für die Geliebte eines Dichters. Dante ſah und liebte an einem erſten Mai ſeine Beatrice, da er noch ein Knabe war. Canova erzählt, daß er ſich vollkommen erinnere, in ſeinem fünften Jahre verliebt geweſen zu ſein. Alfieri, ſelbſt ein Frühliebender, betrachtet dieſe frühreife Empfänglichkeit als ein unfehlbares Zeichen einer für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften gebildete Seele.

Welchen ſchönen Enthuſiasmus haben die Engländer für die Reliquien ihrer großen Männer! Für einen Brief von Lord Byrons Vater, der ein unbedeutender Menſch war, wurden fünf Guineen vergebens geboten.

Wie viel zahlte wohl ein Frankfurter Banquier für einen Brief von Goethe's Vater? Unter den Reliquien des Dichters, die man gefunden, befindet ſich auch eine alte Untertaſſe von chineſiſchem Porzelaine, wovon Byron als kleines Kind in einem Anfalle von Zorn ein Stück abgebiſſen hatte. In ſeinem neunzehnten Jahre hatte er ſchon über viertauſend Romane geleſen, die unzähligen andern Schriften in allen Sprachen und Wiſſenſchaften ungerechnet..... „Freundſchaft iſt die Liebe ohne Flügel" — ſagt Byron..... In ſeiner Jugend führte er eine tolle Hauswirthſchaft. Sie hätten ihn gewiß nicht beſucht, und wären Sie ſeine Schweſter geweſen. Er wohnte auf ſeinem väterlichen Stammgute, das ehemals ein Kloſter war, und das noch viel von ſeiner klöſterlichen Einrichtung übrig behalten hatte. Da lebte Byron mit ſeinen wilden Geſellen als Mönche vermummt. Wenn man in den Hof des Gebäudes trat, mußte man ſich ſehr hüten, nicht zu weit rechts zu gehen, um nicht einem Bär in die Tatzen zu fallen, der da frei in ſeiner Hütte lag. Zu weit links durfte man auch nicht treten; denn da war ein böſer Wolf angekettet. Hatte man Bär und Wolf glücklich zurückgelegt, war man darum ſeines Lebens noch immer nicht ſicher. Wenn man die Treppe hinauf ging, mußte man die Vorſicht gebrauchen, durch ſtarkes Schreien ſeine Ankunft zu verrathen, ſonſt war man in Gefahr, todt geſchoſſen zu werden; denn oben auf dem Vorplatze übte ſich Byron und ſeine Geſellen im Piſtoleuſchießen nach einer alten Wand. Bis zwei Uhr Nachmittags dauerte das Frühſtück. Wer um eilf Uhr aufſtand, konnte nichts haben; denn alle Bedienten lagen noch im Bette. Das Mittageſſen dauerte bis zwei Uhr Nachts. Zum Schluſſe wurde in einem Todtenſchädel, der in Silber eingefaßt war, Burgunder kredenzt. Dann gingen die betrunkenen Kameraden, in Mönchskutten gekleidet, jeder in ſeine Zelle... Byron mußte wohl viel geliebt haben; denn er haßte das Geſchlecht. Er ſagte einmal. „Ich kenne nur einen einzigen Menſchen, der glücklich geweſen. Das war Beaumarchais; der Verfaſſer des Figaro. Vor ſeinem dreißigſten Jahre hatte er ſchon zwei Weiber begraben und drei Prozeſſe gewonnen.“ Ein andermal ſchrieb er einem Freunde: „Ich bitte dich, nenne mir nie eine Frau in deinem Briefe, und enthalte dich jeder Anſpielung auf dieſes Geſchlecht.“ Sie ſehen, Byron war auch ein Bär — an der Kette.... Als er hörte, daß Napoleon die Schlacht von Leipzig verloren, ſchrieb er Folgendes in ſein Tagebuch: „Von Männern beſiegt zu werden, das iſt noch zu ertragen, aber von drei alten Dynaſtieen, von dieſen Souverainen der legitimen Race! O! Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! das muß, wie Cobbet ſagt, von ſeiner Verbindung mit dem öſterreichiſchen Stamme, dicker Lippen und bleiernen Gehirnes kommen. Er hätte beſſer gethan, ſich an der zu *halten*, die Bartas *unterhalten*. Nein, ſo viel ich weiß, hat man nie geſehen, daß eine junge Frau und eine geſetzmäßige Ehe Andern Glück gebracht, als phlegmatiſchen Menſchen, die von Fiſchen leben und keinen Wein trinken. Hatte er nicht die ganze Oper, ganz Paris, ganz Frankreich? Aber mit einer Maitreſſe gibt es gleiche Noth, wenn man nämlich nur eine beſitzt. Hat man deren aber zwei oder mehrere, macht ſie die Herzens-Theilung geſchmeidiger.“ In England werden die gelehrten Weiber ſcherzweiſe *Blauſtrümpfe* genannt, wahrſcheinlich wegen der Vernachläßigung ihrer Toilette, die man bei ihnen vorausſetzt. Darauf anſpielend ſchrieb einmal Byron in ſein Tagebuch: „Morgen, Einladung zu einer *Indigo-Soirée* bei der blauen Miß***. Soll ich gehen? Ach! Ich habe wenig Geſchmack für die

„blauen Kornblumen, für die ſchönen Geiſter in „Unterröcken; aber man muß artig ſein.“ Seine wahre Geſinnung über die Weiber drückt folgende Bemerkung in ſeinem Tagebuche treuer aus: „Schon „die bloße Anweſenheit einer Frau hat für mich etwas „Beruhigendes, übt ſelbſt, wo keine Liebe ſtattfindet, „einen ſeltſamen Einfluß auf mich, den ich mir bei „der geringen Meinung, die ich von dem Geſchlechte „habe, durchaus nicht erklären kann. Aber gewiß, ich „bin zufrieden mit mir ſelbſt und mit aller Welt, ſo„bald eine Frau in meiner Nähe iſt.“ Dieſe Bemerkung Byrons hat mich ſehr gefreut, denn es geht mir hierin gerade ſo wie ihm. Ich glaube dieſes auch erklären zu können, aber das liegt in einem Schranke meines Kopfes eingeſchloſſen, wozu ich in dieſem Augenblick nicht den Schlüſſel habe. Byron haßte die Menſchen wie er die Weiber haßte — mit den Lippen. Weiche Herzen, wie das ſeine, ſchützt die Natur oft durch ein Dornengeflechte von Spott und Tadel, damit das Vieh nicht daran nage. Aber wer kein Schaaf iſt, weiß das und fürchtet ſich nicht, dem ſtechenden Menſchenfeinde nahe zu kommen. Byron ſuchte eine Befriedigung der Eitelkeit darin, für einen Mann von ſchlechten Grundſätzen und boshaftem Gemüthe zu gelten. Weil es ihm ſchwer fiel, die angeborene Güte ſeines Herzens zu beſiegen, ſah er es für eine Heldenthat an, wenn ihm dies einmal gelang. Menſchen, die wirklich und mit Leichtigkeit ſchlecht ſind, fällt es nie ein, damit groß zu thun. Byron ſollte einmal für Unglückliche, die, ich weiß nicht, welcher Hülfe bedürftig waren, im Parlamente eine Bittſchrift vorlegen. Aber aus Geiſtes-Trägheit unterließ er es. Bei dieſem Anlaſſe ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Baldevin hört nicht „auf, mich zu beläſtigen; aber ach! ich kann nicht „heraus, ich kann nicht heraus — ſchrie der

„Starmatz in einem fort. O! jetzt ſtehe ich auf
„gleicher Höhe mit dem Hunde Sterne, der lieber
„einen todten Eſel beweinte, als ſeiner lebenden Mutter
„beiſtand. Erbärmlicher Heuchler — niederträchtiger
„Sklave — Schuft! Aber ich, bin ich beſſer?
„Ich kann den Muth nicht finden zum Beſten zweier
„Unglücklichen eine Rede zu halten, und drei Worte
„und ein halbes Lächeln der***, wenn ſie da wäre
„und es von mir verlangte, hätte mich zu deren eifrigſtem
„Vertheidiger gemacht. Fluch über Larochefaucault,
„der immer Recht hat." Wußten Sie das
ſchon, daß der empfindſame Sterne ein ſolcher Schuft geweſen? Ich habe das ſchon früher geleſen — et puis fiez-vous à messieurs les savans! — Was ſeinen Werth als Dichter betrifft, drückt ſich Byron darüber ſowohl in ſeinem Tagebuche als in ſeinen Briefen mit großer Beſcheidenheit aus, und ich halte dieſe Beſcheidenheit für aufrichtig. „Ich erwachte eines Morgens, und fand mich berühmt."
Ueber Schriftſtellereiferſucht ſagt er: „Iſt das Gebiet
„des Geiſtes nicht unendlich? Auf einer Rennbahn,
„die kein Ziel hat, was liegt daran, wer vorn,
„wer hinten iſt? Der Tempel des Ruhms iſt wie der
„der Perſer — das Univerſum, die Gipfel der Berge
„ſind unſere Altäre! Ich würde mich mit einem namenloſen
„Berge oder dem Kaukaſus begnügen; und Alle,
„welche Luſt haben, können ſich des Montblanc oder
„des Chimboraſſo bemächtigen, ohne daß ich mich
„ihrer Erhöhung entgegenſetze."

Samstag, den 2. April.

Sie ſehen aus den Bruchſtücken von Lord Byrons Memoiren, die ich Ihnen geſtern mitgetheilt, welch ein mannigfaltiges Gedankenleben ſich in ſeinem Tagebuche und in ſeinen Briefen bewegt. Und ich bin noch nicht in der Mitte des Buches, noch nicht in der Mitte von Byrons Laufbahn; das Beſte und Schönſte muß noch kommen. Sie ſehen, daß man ein bedeutender Dichter und ein bedeutender Menſch zugleich ſein kann, und ich bitte Sie, daran zu denken, wenn ich Ihnen nächſtens von dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und W. von Humboldt, den ich in dieſen Tagen geleſen, berichten werde.

Acht und vierzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 3. April 1831.

— — Noch Einiges von Lord Byron. Charaktere ſolcher Art ſind nicht blos wegen ihrer ſelbſt wichtig, ſie ſind wichtiger durch ihre Berührung mit der Außenwelt. Nur daß ſie lehrreich ſind, verſchafft ihnen Verzeihung. Gewöhnliche friedliche Menſchen ſind elaſtiſch, ſie geben jedem Drucke des Lebens nach, erheben oder ſenken, erweitern oder verengen ſich, geben vorwärts oder zurück, wie ſie bewegt werden. Aber in dieſer ſtummen Verträglichkeit, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Zorn und ohne Verſöhnung, ſchläft das Herz, ſchlafen die Sinne ein. und kein Wunſch und kein Schmerz wird laut. Nicht der ungeſtörte, nur der Friede nach dem Kriege iſt ſchön. Aber unzufriedene, ſtörrige, hadernde Geiſter, wie Byron, kämpfen mit der Welt, geben oder empfangen Wunden, Sieger drücken ſie der Welt ihr eigenes Gepräge auf, beſiegt ihnen die Welt das ihrige. Krank, wie ſie ſind, machen ſie Alles krank um ſich her, und ſo offenbaren ſie die Geheimniſſe des Menſchen und der Natur. Denn das Geheimniß jeder Kraft wird erſt kund, wenn ſie abweicht im Maaße oder Ziele. Wie mit der Welt ſtand Byron mit Gott feindlich. Zum Glauben geht der Weg über den Unglauben. Die Nicht-Gläubigen, die Gleichgültigen, die läugnen Gott nicht, ſie denken gar nicht an ihn, und ſterben wie die Kinder, ohne Sünde und ohne Tugend. Aber die Ungläubigen, die läugnen Gott. Sie kämpfen mit dem Glauben, ehe ſie ihn gewinnen; denn hier iſt die Niederlage der Sieg. Walter Scott hatte einſt dem Byron prophezeiht, er würde in reifern Jahren noch katholiſch werden. Das wäre auch ganz gewiß eingetroffen, wenn Byron ein höheres Alter erreicht hätte. Er läſtert manchmal recht luſtig: „Wie, zum „Teufel, hat man eine Welt wie die unſrige machen „können! In welcher Abſicht, zu welchem Zwecke, „zum Beiſpiel, Stutzer ſchaffen, Könige, Magiſter, „Weiber von einem gewiſſen Alter, und eine Menge „Männer von jedem Alter, und gar mich! Wozu?" Es iſt doch ſehr galant von Byron, daß er nur die alten Weiber, die Männer aber von jedem Alter für ſchlechtes Machwerk erklärt! Dagegen ſchrieb er einmal aus Haſtings, einem Badeorte, wo er mehrere Wochen verlebte, Folgendes an Thomas Moore: „Ich „begegnete einem Sohn des Lord Erskine, der mir „ankündigte, daß er ſeit einem Jahre verheirathet, „und der glücklichſte Menſch von der Welt ſei. Freund „Hodgſon ſagt auch, er wäre der glücklichſte Sterbliche. O! welch eine ſchöne Sache iſt's hier zu ſein! „und wäre es auch nur um die ſuperlativen Glückſeligkeiten aller dieſer Füchſe mit anzuhören, die, „weil ſie ſich den Schwanz haben abſchneiden laſſen, „Andere bereden möchten, das Nämliche zu thun, um „ihnen Geſellſchaft zu leiſten." Der arme Spötter! Der dumme Fuchs! Ganz kurze Zeit nach dieſem Briefe heirathete Byron ſelbſt! Als er den ſtillen Vorſatz, ſich zu verheirathen, ſeinen vertrauten Freunden mittheilte, und ich als Leſer das Geheimniß erfuhr, kam ich in eine wahrhaft komiſche Angſt. Es war mir, als müſſe ich Byron beim Rocke zurück halten, und faſt hörbar ſprach der Gedanke in mir: Um Gotteswillen Byron, thue es nicht, heirathe nicht, du taugſt nichts für die Ehe! und wenn alle Weiber Engel wären, jede würde doch eine Hölle, und du würdeſt der Teufel werden jeder Frau. Ach! er folgte mir nicht und heirathete. Nach einem Jahre, da er Vater geworden war, verließ ihn die Frau, und ſie trennten ſich auf immer. Dieſer Vorfall brachte die große Welt von ganz England in Aufruhr. Verläumdungen, Haß und Verachtung hetzten den armen Byron faſt zu Tode. Selten fand ſich ein Freund, der es wagte, ihn leiſe zu vertheidigen. Byron ſelbſt vertheidigte ſich nicht, und ohne ſich anzuklagen, ſprach er ſeine Frau, von aller Schuld frei. Dieſe Letztere und deren Familie ſchwiegen auch aus berechneter Bosheit, und gewannen ſich durch dieſen Schein von großmüthiger Nachſicht alle Stimmen. Man hat Thomas Moore vorgeworfen, er habe, ich weiß nicht, ob im Intereſſe von Byrons Familie oder der ſeiner Frau, wichtige Dokumente unterdrückt, in deren Beſitz er geweſen, und die das Geheimniß und das Räthſel jener unglücklichen Ehe hätten aufdecken können. Aber, mein Gott, wo iſt das Geheimniß, wo Räthſel! Ich begreife nicht, wie ſich Moore ſo große Mühe geben mochte, Byron zu entſchuldigen, was doch, nachdem er Folgendes geſagt, ſich ganz unnöthig zeigte. Moore ſagt: „Die Wahrheit iſt, daß Geiſter von höherem „Range ſich ſelten mit den ſtillen Neigungen des Familienlebens vertragen.“ „Es iſt das Unglück großer „Geiſter (ſagt Pope), mehr bewundert als geliebt zu „werden.“ „Das beſtändige Nachdenken über ſich „ſelbſt, die Studien und alle Gewohnheiten des Genie's, ſtreben dahin, den, der es beſitzt, oder wahrer „zu reden, den, der von ihm beſeſſen wird, von der

„Gemeinheit der Menſchen abzuſondern. Opfer ſeiner „eigenen Vorzüge, verſteht er Keinen und wird von „Keinem verſtanden. Er wirft in einem Lande, wo „nur kleine Münze im Umlaufe iſt, Gold mit „vollen Händen aus. Man fühlt wohl ſeine Größe; „aber es gehört eine Art Gleichheit dazu, wenn ſich „wechſelſeitige Neigung bilden ſoll. Die Natur hat „es nun einmal ſo gewollt, daß auf dieſer Erde kei„nes ihrer Werke vollkommen ſein ſoll. Derjenige, „der mit den glänzenden Gaben des Genie's auch jene „Sanftmuth des Charakters und jene friedlichen Em„pfindungen verbände, welche die Grundlagen des „häuslichen Glückes machen, er wäre mehr als ein „Menſch. Man betrachte das Leben aller großen „Männer, und man wird finden, daß der Ausnah„men, wenn es je welche gab, ſehr wenig waren.“ Wie wahr iſt das Alles, und wie recht haben die Eltern heirathbarer Töchter, wenn ſie bei der Wahl ihrer Schwiegerſöhne, mehr auf Geld als Genie ſehen. Mir iſt keine Frau bekannt, die ein dummer Mann unglücklich gemacht hätte, und keine, die mit einem genialiſchen glücklich gelebt. Moore, wie geſagt, bemüht ſich, den Lord Byron von aller Schuld freizuſprechen. Aber unter der Beſchuldigung, die er anführt, um ſie zu widerlegen, iſt eine, die er beſſer nicht erwähnt hätte. Denn ſie gründet ſich ſo ſehr auf Byrons Charakter, auf ſeinen Stolz und ſeine Reizbarkeit, daß ſelbſt ein Billiger und Fremder, wie ich, ſehr geneigt wird, ſie für mehr als Verläumdung zu halten. Lord Byron hatte um das Frauenzimmer, das er ſpäter geheirathet, ſchon früher angehalten; aber das erſte Mal einen Korb bekommen. Nun ſagt Moore: „Man behauptete und glaubte „ſelbſt allgemein, daß der edle Lord den zweiten Hei„rathsantrag an Miß Wilbank, nur in der Abſicht „gemacht habe, um ſich für den Schimpf der frühe-

„ren Abweiſung zu rächen; und man ging ſogar ſo „weit, zu ſagen, daß er dies der Neuvermählten, „als er mit ihr von der Trauung aus der Kirche „kam, ſelbſt geſtanden habe. Dieſem Plane treu, „habe er auf nichts geſonnen, als Mittel zu finden, „ſeine Gemahlin durch alle mögliche niederträchtigen „und lächerlichen Bosheiten zu kränken. So erzähl„ten es die ſehr glaubwürdigen Chronikmacher.“ Das wäre aber gewiß eine theure Rache geweſen, und ich möchte auf meinen Todfeind keine ſo große Koſten wenden. Wenn mir es begegnete, daß mir ein Frauenzimmer, deren Hand ich forderte, einen Korb gäbe, würde ich all mein Leben ihr zu Füßen liegen, und allen Leuten erzählen: ſeht, das iſt meine Wohlthäterin, ich habe ihr mein ganzes Glück zu verdanken! Mit welchen romantiſchen Gefühlen, mit welcher ätheriſchen Stimmung Byron zur Ehe ſchritt, verrathen folgende wenige Worte. Einen Tag vor ſeiner Hochzeit ſchrieb er einem Freunde, aber mit der größten Ernſthaftigkeit: „Man ſagt mir, man könne ſich nicht „in einem ſchwarzen Kleide trauen laſſen, und ich „mag mich nicht blau anziehen; das iſt gemein, und „es mißfällt mir.“ Den häßlichen Ehemann vergeſſen zu machen, zum Schluſſe noch ein Wort vom ſchönen Geiſte. Er ſchrieb in ſein Tagebuch: „Ich erinnere mich, Blücher in einigen Londoner Geſellſchaften geſehen zu haben, und nie ſah ich einen Mann ſeines Alters, der ein ſo wenig ehrwürdiges Anſehen hatte. Mit der Stimme und den Manieren eines Werb-Sergenten macht er Anſprüche auf die Ehre eines Helden. Es iſt gerade als wenn ein Stein angebetet ſein wollte, weil ein Menſch über ihn geſtolpert iſt.“

Ueberſetzungen.

Seite

24 Abenteuer. — Ich verſchlinge bereits ein Ei. — Adieu. — Da ich weiter nichts mehr zu ſagen weiß.

38 Der unbeſonnene und der eingebildete Kranke.

40 Fetter Ochs.

45 Zoe oder der geliehene Liebhaber. Die drei Maitreſſen (Geliebten), oder ein Hof Deutſchlands. Die Familie Biqueburg, oder die übel angeordnete Heirath.

46 1) Vorrechte und Freiheiten.

„ 2) Siehſt du, Henriete, die Freiheit — dieſe hat Bezug auf die ganze Welt — man hat ſie uns vor einigen Jahren verſprochen, als Napoleon unſer Deutſchland überſtrömt hatte, und man ſich in Maſſe gegen uns erheben wollte. Allein ſeitdem man den Tyrannen verdrängt hat, haben unſere kleinen Fürſten und unſere kleinen Großherzoge, die ihm beinahe alle gleichen an Uebermuth, ihre Eide ſchnell vergeſſen . . . . Da einige ihrer Unterthanen ſich über dieſe Gedächtnißſchwäche beklagten, nennt man ſie Aufrührer . . . . und verfolgt ſie . . . . verdammt ſie . . . . und ſie haben Unrecht bis zum Tage, an welchem ſie die Mächtigſten (Gewaltigſten) werden — und alsdann . . . : haben ſie Recht.

47 1) Der Waldſtrom wächſt und erreicht uns, jedes Land hat ſeine Kraft und ſein Recht; bald wird für Deutſchland die Freiheit kommen, die man uns ſchuldet. — Wie groß iſt die Zahl dieſer Könige, deren Schwert wir fürchten . . . . wie

Seite

groß die Zahl der Völker? Man faßt ſich in's Aug', berechnet ſich, erhebt ſich, und Jeder kehrt in ſeinen Beſitz zurück.

47 2) Von dem Rock und den Stiefeln.

= 3) So hat dieß begonnen bei meinem Vetter, dem Herzog von Braunſchweig.

= 4) Wenn meine Leibwache verweigert, loszufeuern .... wenn ſie gemeinſame Sache mit denſelben macht; mein Gott, mein Gott! .... was ſoll dieß werden! Ein Aufruhr! eine Empörung? —

55 Die hübſche Muſik der Zelmira, welche bei öfterm Hören ſo ſehr gewinnt und einnimmt — dieſe ſo vergoldete (?) Muſik, geſchaffen für deutſche Ohren.

62 Seitdem er ſeinen Herrn verloren, iſt für ihn das Leben eine peinliche Laſt; nach ſeinem Naturtrieb wähnt er, ihn wiederkehren zu ſehen. Ach, armer Freund, es gibt hier nur noch ein Grab.

63 Schauſpiel der Klara Gazul, ſpaniſcher Schauſpielerin von Mureman.

64 1) Theater der jungen Schauſpieler.

= 2) Mayeux oder der Buckelige nach der Mode.

66 1) Das Alpdrücken.

= 2) Den Hauptherausgeber des Lyceen (Zeitung).

71 1) Der Einſiedler in der Straße St. Antin.

= 2) Ein reicher Bortenwirker (Poſamentirer) der Straße St. Martin; ein reicher Spezerei-Händler der Bärengaſſe; ein reicher Kunſttiſchler der Straße St. Denis; — ein Händler mit wohlriechenden Salben in der Straße St. Antin.

72 1) Es iſt eine ſehr artige Sache mit dem Lieben und Geliebtwerden.

= 2) Junge Leute mißtrauet Eurer Geliebten, wenn Ihr ſie beim Beſuch, den Ihr derſelben gegeben hattet, in Haarwickeln kommen ſehet.

81 vom (Departement) Nieder-Rhein.

Seite

87 1) Königliches Institut (Anſtalt) religiöſer Muſik.

= 2) Königliche Anſtalt claſſiſcher Muſik.

90 Welch unbeholfenes (plumpes) Vieh iſt doch das deutſche Volk.

95 Die Päpſtin Johanna.

98 Cotillon, die dritte, oder Ludwig XVI. bei Madame Dübarry.

Unter Cotillon, der I., war ich nur Prieſter; ich wollte mich daran vergnügen, die Sitten zu bilden, und man ſchickte mich, die Meſſe zu leſen. Unter Madame von Pompadour. Cotillon der II., war ich weit nachſichtiger, und man ſchuf mich zum Biſchof; unter Madame Dübarry, Cotillon der III., bin ich Erzbiſchof; und der Kardinalshut ſchwebt nur noch an einem Faden über meinem Haupte. — Es komme Cotillon, die IV., und ich bin Papſt.

103 Aber auch?! . . . . es iſt ja Jungfrau Taglioni. Aber auch?! . . . . es iſt ja Napoleon.

113 Die Tanzbeluſtigung der Taglöhner.

114 Geheimbriefe.

115 1) Hirſchgarten.

115 2) Hören Sie, junge Tochter! wir bewundern Ihre edeln Gefühle, hüthen Sie ſich, darauf zu verzichten! Drängen Sie von Ihnen alle Verſuchungen hinweg; hören Sie nur die Stimme der Tugend! . . . . die Tugend! . . . . ach, dieſe iſt etwas Treffliches! — Bleiben Sie in Ihrer Verborgenheit; Sie wiſſen nicht, welch reines und ungetrübtes Glück Sie erwartet, fern von dieſer ſtrafbaren Großprahlerei, welche durch ſo ſo viele Verdrüßlichkeiten vergiftet ſind, daß man hier vergeblich ſolche Seelenruhe, ſolche Heiterkeit zu behaupten ſtrebt . . . . (er wird heiſer und wendet ſich gegen die Gräfin von Aeguillon und Mauprou). Ach, nun denn, unterſtützen Sie

Seite

mich, Sie Alle laſſen mich heiſer werden! .... Könnten Sie nicht gleich mir die Tugend predigen? — Was Teufel! — dieß iſt einmal nicht meine Gewohnheit! — Maupreu (zur Seite) ihm trotzend! . . .

115 3) Johann (zur Cecilie): „Sie haben mich verſtanden, junge Tochter, und ich ſchmeichle mir. .... Cecilie: „Ja, Herr, ich werde dieſe edelſinnigen Räthe befolgen! .... Seien Sie mein Lehrer! .... Sie fürwahr ſind tugendhaft.“ — Johann: „Ich danke, mein Kind.“ —

120 1) Schauſpielhaus der Neuigkeiten.

» 2) Der Zimmermann, oder das Laſter und die Armuth.

121 Glücksritter.

122 Der Kaufmann in der Straße St. Denis, oder das Magazin; die Mairie und der Aſſiſenhof.

127 Der Gott und die Bajadère.

128 Es lebe Frankreich.

129 Zur Thüre — zur Thüre hinaus.

131 Und darauf hin trauen Sie noch den Herren Gelehrten?

Briefe aus Paris

1831 – 1832

von

Ludwig Börne.

BIBL. [illegible]

Dritter Theil.

Neue, wohlfeile Ausgabe.

Herisau,
zu haben im Literatur-Comptoir.
1835.

Erſter Brief.

Lüneville, Mittwoch den 21. September 1831.

— Als ich mich Straßburg näherte, ward mir ſehr bange vor Quarantaine und Douane. Es iſt etwas Grünes und Gelbes, Afrikaniſch-Schlangenartiges in dieſen Worten. Ich zitterte vor dem gelben Hauſe auf der Rheininſel, das, wie ich hörte, zum Kontumazgefängniß beſtimmt iſt, und, wie uranfänglich zum Tempel der Langeweile beſtimmt, verdrüßlich und ſchläfrig zwiſchen den Bäumen hervorſah. Es ging aber alles ſehr gut und ſchnell von Statten. Ich und meine Koffer wurden für geſund und loyal erklärt. Nicht einer wurde aufgemacht, ſondern blos etwas oberflächlich im Wagen nachgeſehen. Das vorige Mal, da ich mit einer Mithkutſche nach Straßburg kam, wurde mir Alles durchſtöbert. Der Douanier fragte mich, ob es mein eigener Wagen wäre, und als ich es bejahte, traute er mir. Als wenn nur reiche Leute ehrlich wären! O, ihr armen Seelen habt es doch gar zu ſchlimm! Wir Diebe, oder Enkel eurer Diebe, fürchten jede Stunde, ihr, von uns Beſtohlenen, oder Enkel der von uns Beſtohlenen, möchtet einmal ſo klug werden, euer Eigenthum zurückzufordern — welche diebiſche Geſinnung wir an euch ſehr unmoraliſch finden; und darum trauen wir euch nicht und paſſen ſehr auf.

Ich verliere immer den Kopf, ſo oft ich mit einer Polizei oder Douane zu thun habe; denn mir iſt ſehr gut bekannt, daß mit einem Spitzbuben Niemand grös ſere Aehnlichkeit hat als ein ehrlicher Mann. Als mich der Zöllner fragte, ob ich nichts zu deklariren hätte, antwortete ich: rien que quelques paquets de tabac pour ma consomation. Darauf fragte er: votre qualité? Ich verſtand, er wollte die Qualität des Tabacks wiſſen und erwiederte: qualité ordinaire. Er hatte aber nach meinem Stande gefragt. Am Wachthauſe erkundigte ſich der Thorſchreiber nach Neuigkeiten bei mir, und als ich von Polen zu erzählen anfing, lief er ſchnell zurück und holte einen Gensd'armen und noch einen Herrn aus der Wachtſtube. Letzterer, wahrſcheinlich ein Polizeibeamter, forſchte mich ſehr gründlich nach Neuigkeiten über Polen aus. Ich berichtete Tröſtliches, wofür er mir ſehr artig dankte. Dieſer Herr ſchien eigens an den Eingang der Stadt beordert worden zu ſein, um die Reiſenden, die von Deutſchland kommen, auszufragen. Die Regierung mag große Unruhe haben. Auf meine Bemerkung über die Volksbewegung, welche die Geſchichte von Warſchau wahrſcheinlich in Paris hervorbringen werde, gab mir der Polizeimann recht; doch lächelte er dabei.

In Straßburg ſprach ich viele Deutſche und einige franzöſiſche Patrioten. Sie haben bei zwölf Flaſchen Wein ſechs Fürſten weggejagt. Den König von Preuſſen wollte ich beibehalten, ward aber überſtimmt. Höflich, wie Sie mich kennen, disputirte ich nicht lange. Mein Plan, den Prinzen von Coburg zum Könige von Deutſchland zu machen, fand großen Beifall. Sie werden bald mehr davon hören.

Ich habe Glück mit dem Wetter. Geſtern in Straßburg regnete es, ich brauchte es nicht beſſer. Heute aber iſt einer der ſchönſten Tage, die ich dieſen Sommer noch geſehen. Geſtern Abend führte mich *** in das Kaſſino, und dann in ſein Haus zum Abendeſſen Mein Kritiker, Profeſſor ***, war auch unter de

ſten. In einem zweiten Artikel aus meinen Schrif-
ſind Pariſer-Sachen überſetzt, unter andern die
zählung vom Greve-Platz. Ganz vortrefflich. * * *
daraus vor. Er fragte mich, was er ferner über-
en ſollte? Ich antwortete: die Wahl ſei ſchwer, es
alles ſchön.

Die Vorfälle in Paris werden Sie erfahren haben.
n zweifelt jetzt nicht mehr an der Abdankung des
niſteriums. Ob Frankreich in dieſer Stunde ein
nigreich iſt oder eine Republik, das mag der Him-
wiſſen. Ich habe heute noch keine Zeitung ge-
n.

— Iſt Maria noch muthig und beharrlich?
der Waſſerkur.) Auf jeder Poſt begleite ich die
rde an die Tränke, und ſauſe mit ihnen gemein-
ſtlich.

Zweiter Brief.

Paris, Dienstag den 27. September 1831.

Schon Nro. 4! Ach hielten wir nur ſchon an
. 74, womit unſere vorjährige Korreſpondenz
digt! Ihren Brief habe ich geſtern erhalten, alſo
am ſechsten Tage! Hu! Der war ſchauerlich und
nach Peſt. Sie hätten ihn gewiß nur mit Hand-
en berührt. Er hatte zwölf mit einem Meſſer
chte Einſchnitte, war ſo ſtark in Eſſig getränkt,
man ihn auf eine Kopfbeule mit dem ſchönſten
lge hätte legen können, und die Dinte war von
Schärfe des Eſſigs ganz aufgelöst. Es war ein
rzes Meer, doch konnte ich ihn ganz deutlich leſen.
n Wien ſoll die Cholera ſchrecklich wüthen, auch
den höhern Ständen. Sie iſt dort ganz jakobi-
und ruft: à bas les aristocrates! Das hat man

von keinem andern Orte gehört und an dieſer Bösartigkeit mag wohl die bekannte Schlemmerei der Wiener Schuld ſein. Zwar wird ſie die Furcht mäßig gemacht haben; aber die Mäßigkeit eines Wiener Magenmenſchen iſt immer noch eine halbe Indigeſtion. Auch geſtehen ſie dort ſelbſt, daß ihre Krankenanſtalten noch nicht vollendet geweſen, als ſie von der Cholera überraſcht worden. Ich aber bin überzeugt, daß die verdammte Scheu der öſtreichiſchen Regierung vor jeder Oeffentlichkeit die Cholera in Wien verheerender gemacht hat als ſonſt überall. Der öſtreichiſche Beobachter, den ich erſt geſtern geleſen, erzählt kein Wort von der Cholera. Der Tod wie das Leben iſt dort ein Staatsgeheimniß.

*** iſt auch noch hier, in Baden war er ſo kränklich, hier iſt er ganz geſund. Er fragte mich nach meinen Damen. Es iſt ſein leidenſchaftlicher Wunſch, mit ſeiner Familie hier wohnen zu können. Paris gefällt ihm ungemein, aber, wie mir, mehr das öffentliche Leben; Geſellſchaften beſucht er wenig. Von den Franzoſen in politiſcher Beziehung hat er die ſchlechteſte Meinung bekommen, auch von der Oppoſitions-Partei. Sie wären ganz wie vernagelt, und von dem Auslande, beſonders von deutſchen Verhältniſſen, hätten ſie nicht die gemeinſten Schülerkenntniſſe.

Ein italieniſcher Sänger Rubini iſt jetzt hier; der ſoll ein Wunder ſein; Alle, die ſtrengſten Kenner, ſind entzückt von ihm. Meine Malibran iſt noch abweſend. Inzwiſchen hat die Paſta, die viel verloren haben ſoll, deren Rollen übernommen. Die Devrient iſt dieſen Winter am italieniſchen Theater engagirt. Meier-Beer's Oper kömmt bald zur Aufführung… O pfui! was krieche ich da auf dem Papiere herum, wie eine Abendblatt-Laus!

Ich denke immer noch daran, ein Journal herauszugeben und von Neujahr damit anzufangen; bis

hin aber den Stoff vorzubereiten. Ich will auch
chen, in die Kunſt einzudringen, die mir bis jetzt
md war. Ich muß auf ein ruhiges Aſyl für mei-
n Geiſt bedacht ſein; denn aus dem Gebiete der
litik, wie ich vorherſehe, werden wir Deutſche bald
trieben werden.

Das Wetter wird alle Tage ſchöner. Geſtern habe
bei *** in Paſſy gegeſſen. Er wohnt am Bois
Boulogne, in einem ſchön gelegenen Hauſe, das
e herrliche Ausſicht auf Stadt und Land hat. Ueber
Thüre iſt ein italieniſcher Namen eingehauen, der
es Arztes, dem vor dreihundert Jahren Franz I.
s Haus [illegible]ſchenkt. In dem nämlichen Hauſe wohnte
ſechzig Jahren Franklin, und der erſte (bekannt-
von ihm erfundene) Blitzableiter, den Paris bekam,
rde auf dies Haus geſetzt.

Dritter Brief.

Paris, Samstag den 8. Oktober 1831.

Nun, ſchmeckt Ihnen Frankfurt? Ich denke wie
millenthee. Nicht gerade erſt jetzt wegen dieſer cho-
ſchen Zeit; mir hat es immer ſo geſchmeckt. Eine
otheke — alles getrocknet, alles zerſtoßen, alles in
chſen und Schachteln. Nichts friſch, nichts ganz,
hts frei. Und der vornehme Moſchus-Geruch, den der
ndestag zu uns gebracht, der macht einem gar übel.
noch nichts verordnet, wie viele Juden an der
lera ſterben ſollen? Wie viele Einheimiſche, wie
e Fremde? Geht es nach der Anciennität der Leib-
nerzen oder wird nach Gunſt verfahren?

Was es mir in dieſer Peſt- und Kriegeszeit für
rdruß macht, daß ich ſo wenig Naturkenntniß habe,
n ich Ihnen nicht genug klagen, und nie verzeihe

ich es Ihnen, daß Sie mich ſo ſchlecht erzogen haben. Eigentlich bin ich ganz auf die Natur angewieſen, ich habe einen unbeſchränkten Kredit bei ihr und ſie hat noch alle meine Forderungen bewilligt. Ich bin ein geborner Naturphiloſoph. Ich habe von meiner früheſten Jugend an Gott und Menſchheit vom Standpunkte der Natur betrachtet; die Religion war mir das All-Element, die Geſchichte eine Art höherer Magnetiſmus; Geiſt und Materie unterſchied ich nie; der Geiſt war mir eine unſichtbare Materie, die Materie ein unſichtbarer Geiſt. Dieſer Naturglaube gab mir eine gemeinſchaftliche Regel, gemeinſchaftliches Maaß und Gewicht für alles. Darum ſetzte mich nie etwas in Verwirrung; darum verwunderte ich mich nie über etwas. Komete, Peſte, Kriege, Revolutionen und Erdbeben wußte ich immer in die natürlichſten Verbindungen zu bringen, und wenn mir die Anmaßung der unwiſſenden Menſchen, die das alles für Aberglauben erklären, nicht lächerlich erſcheint, ſo habe ich dieſe Nachſicht eben auch meiner Natur-Philoſophie zu danken, die mich lehrt, daß Dummheit und Menſchendünkel Elemente ſind wie andere. Nun habe ich zwar ein glückliches Ahnungsvermögen, das mich Blinden auf den rechten Weg führt; aber den Weg kenne ich nicht, und ich weiß weder Andern noch mir ſelbſt zu beweiſen, wovon ich doch ſo feſt überzeugt bin. Und daran ſind Sie ſchuld.

Ein Aufſatz über die Cholera, den die allgemeine Zeitung in den letzten Tagen enthielt, hat mich von meiner Unwiſſenheit in den Naturwiſſenſchaften recht betrübt überzeugt. Der Verfaſſer hat ganz meine Anſicht, daß die epidemiſchen Krankheiten der Menſchen mit den Krankheiten der Erde zuſammenhiengen. Nur ſpricht er von feuerſpeienden Bergen, von Erdbeben, Elektrizität, ungewöhnlicher Abweichung der Magnetnadel und andern Dingen, die ich wenig verſtehe und was Sie mir in Ihrem nächſten Briefe, wie ich hoffe, all erklären werden. Der Verfaſſer kommt zu dem Reſultate: daß die Cholera höchſtens in ſehr gelinder Art, vielleicht aber gar nicht weiter nach dem weſtlichen Europa vordringen würde. Er meint, die unterdeſſen ſtattgehabten Erdbeben und Ausbrüche der Vulkane, ſo wie die Entſtehung neuer vulkaniſcher Inſeln bei Sicilien hätten dieſen Theil der kranken Erde geheilt. Wir werden ſehen. Ich möchte den Vorſchlag machen, Kamillen- und Pfeffermünzthee, ſtatt ihn den Menſchen einzugeben, lieber der Erde ſelbſt einzugießen, indem man große Löcher hineingräbt, und um die ganze Erde in der Gegend des Aequators eine Flanellbinde zu legen, ſie vor Erkältung zu ſchützen. Dann würde die Cholera aufhören. Was ſagen Sie dazu?

— Die Juden ſind dümmer wie Vieh, wenn ſie ſich einreden, bei entſtehender Revolution würden ſie von den Regierungen geſchützt werden. Nein, man würde ſie dem Volkshaſſe aufopfern; die Regierungen würden ſuchen, ſich um dieſen Preis von der Revolution loszukaufen. Wenn man in Indien die gräuliche Boaſchlange erlegen will, jagt man ihr einen Ochſen entgegen; den frißt ſie ganz auf und dann, wenn ſie ſich nicht mehr bewegen kann, tödtet man ſie. Die Juden werden die Ochſen ſein, die man der Revolution in den Rachen führt, und wenn ſie ſich nicht auf mein Journal abonniren mag ihnen Gott gnädig ſein.

Geſtern Abend war *** bei mir, um Abſchied zu nehmen. Er reiſt heute zurück. Es giebt nichts Komiſcheres als die Verzweiflung dieſes Mannes, wieder in den deutſchen Kerker eingeſperrt zu werden, und nicht in Paris bleiben zu können. Mich beneidet er wie einen Gott. Mit *** iſt es das Nämliche. Vor einigen Tagen ſprach ich von ſeiner baldigen Abreiſe mit ihm; darüber ward er ganz wild und faſt boshaft, und bat mich um Gotteswillen, doch von dieſer Sache nicht zu ſprechen.

Liſt hat ein ſehr gutes Büchelchen in franzöſiſcher Sprache, über Eiſenbahnen, hier drucken laſſen. Es ſoll ſich eine Aktiengeſellſchaft bilden, welche Eiſenbahnen von Paris nach Havre und Straßburg führen, ſo daß man in zwölf Stunden von hier nach Straßburg wird reiſen können, und weiter nach Frankfurt gezogen in achtzehn Stunden dorthin. Wenn ich Morgens von hier abreiſte, könnte ich Abends Thee bei Ihnen trinken und den andern Abend wieder hier ſein. Welch ein reizender Gedanke! Heine ſagt zwar, es ſei eine ſchreckliche Vorſtellung, in zwölf Stunden ſchon in Deutſchland ſein zu können. Dieſe Eiſenbahnen ſind nun meine und Liſt's Schwärmereien, wegen ihrer ungeheuern politiſchen Folgen. Allem Despotismus wäre dadurch der Hals gebrochen, Kriege ganz unmöglich. Frankreich, wie jedes andere Land, könnte dann die größten Armeen innerhalb vier und zwanzig Stunden von einem Ende des Reichs zum andern führen. Dadurch würde der Krieg nur eine Art Ueberrumpelung im Schachſpiel, und gar nicht mehr auszuführen.

Ich freue mich, daß Sie jetzt wegen der Cholera beruhigter ſind. Aber ich mußte laut auflachen, als Sie mir Vorwürfe machten, ich hätte Ihnen die Angſt eingeredet. Das wäre Waſſer in den Main tragen. Merkur, der Gott der Beredtſamkeit, wenn er ein paar Bouteillen Champagner getrunken hat und beſonders begeiſtert iſt, könnte Ihnen vielleicht eine Furcht ausreden; aber einreden — das vermag kein Gott; da iſt alles ſo vollgepfropft, daß nicht für die kleinſte Furcht mehr Platz iſt. Ich kann mir wirklich nicht anders erklären, wie Sie die Cholerafurcht in Ihrem Angſtmagazin haben unterbringen können, als daß ich annehme, Sie haben vorher andere Aengſte herausgeworfen. Sehen Sie, das nennt man in der Aeſthetik ſatyriſche Schreibart! Verlaſſen Sie ſich darauf, daß unſer Profeſſor Oertel mit ſeiner Waſſerkur gegen Cholera Recht hat. Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt. Ich habe geſtern wieder zwei neue Hefte von Oertels Waſſer-Bibel bekommen, worin ſchöne Beiſpiele vorkommen. Unter andern: Vor kurzem ſtarb in Anſpach eine alte Jungfer von 97 Jahren. Die Todtenweiber, die mit dieſem armen, alten Hunde keine Umſtände machen wollten, wuſchen ſie, ſtatt wie üblich mit warmem, mit kaltem Waſſer. Davon wachte die Jungfer aus dem Scheintode wieder auf und lebte noch drei Tage.

Ein Baron von Maltitz, ſeit kurzem hier, hat mich vorgeſtern beſucht. Es iſt der Schriftſteller, deſſen Buch, Gelaſius der graue Wanderer, ich kritiſirt, und der mir in irgend einer Zeitung dafür gemüthlich gedankt, und mich dabei: alter Börne! angeredet hat. Seine Schriften machen Glück und werden viel gekauft. Vor mehreren Jahren ließ er in Berlin ein Schauſpiel, der alte Student (es iſt gedruckt) aufführen. Das Stück enthielt Anſpielungen auf die frühere Unabhängigkeit Polens. Dieſe wurden bei der Aufführung von jungen polniſchen Studenten gehörig gedeutet und mit Enthuſiasmus beklatſcht. Zur Strafe würde Maltitz, obzwar ſein Stück die Zenſur paſſirt hatte, und er ein geborner Preuße iſt, aus dem Lande verbannt. In der letzten Zeit ſchrieb er ein epiſches Gedicht, Polonia, was ſehr viel geleſen wird. Selbſt in Paris wurden 200 Exemplare verkauft.

Goethes Tagebuch, von dem ich Ihnen neulich geſchrieben, habe ich nun geendigt. So eine dürre, lebloſe Seele giebt es auf der Welt nicht mehr, und nichts iſt bewundernswürdiger als die Naivität, mit welcher er ſeine Gefühlloſigkeit an den hellen Tag bringt. Das Buch iſt eine wahre Bibel des Unglaubens. Ich habe beim Leſen einige Stellen ausgezogen, und ich lege das Blatt hier bei. Viele Bemerkungen hierüber waren gar nicht nöthig; Goethes klarer Text macht die Noten überflüſſig. Und ſolche Konſuln hat ſich das deutſche Volk gewählt! Göthe — der angſtvoller als eine Maus, beim leiſeſten Geräuſche ſich in die Erde hineinwühlt, und Luft, Licht, Freiheit, ja des Lebens Breite, wonach ſich ſelbſt die todtgeſchaffenen Steine ſehnen — alles, alles hingiebt, um nur in ſeinem Loche ungeſtört am geſtohlenen Speckfaden knuppern zu können — und Schiller, der edler aber gleich muthlos, ſich vor Tyrannei hinter Wolkendunſt verſteckt, und oben bei den Göttern vergebens um Hülfe fleht, und von der Sonne geblendet die Erde nicht mehr ſieht, und die Menſchen vergißt, denen er Rettung bringen wollte. Und ſo — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beſchützer — wird das unglückliche Land eine Beute der Könige und das Volk der Spott der Völker.

— Fragen Sie mich ſo oft Sie wollen nach dem Straßenkothe; aber fragen Sie mich nie nach der franzöſiſchen Politik. Es iſt ein gar zu ſchmutziges Ding. Voriges Jahr ſagte ich: Der König iſt verloren; jetzt ſage ich: Frankreich iſt verloren. Wenn nicht der Senator *** oder ſonſt ſo ein Frankfurter Philiſter beſſer Frankreich regierte als das Miniſterium, will ich ein Schurke ſein. Gelobt wird auch die Regierung von allen fremden Kabinetten wie ein Kind, daß ſich artig aufgeführt. — Es iſt eine Schmach! und ſtolz ſind ſie auf dieſes Lob — es iſt Wahnſinn. — Der König wohnt jetzt in den Tuillerien. Er wollte es ſich bequem machen, er iſt jetzt dem place Louis XV. etwas näher, als im Palais Royal.

In Berlin iſt ein junger Referendarius zu einjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt worden, weil er mehrere Artikel, die im Meſſager über die preußiſch. Regierung geſtanden, ins Deutſche überſetzt und einigen

Freunden zu leſen gegeben hatte. Das Urtheil lautet: „weil er verſucht, Mißvergnügen gegen die Regierung zu erregen.“ Jetzt iſt es ſogar ein Verbrechen, wenn Einem die Regierung kein Vergnügen macht! Da müßte man die Regierungen zuerſt einſperren, denn dieſe verbreiten am meiſten Mißvergnügen gegen ſich ſelbſt. Alles geht zurück, theure Freundin. Der Jammer iſt nur, daß wir nicht mit zurückgehen, und wieder jung und dumm werden. Adieu, ich gehe in's Louvre. Ich ſtudire jetzt Gemälde und Thiere. Vorgeſtern im jardin des plantes war ich ganz verloren in dem Anblicken der herrlichen Löwen. Der Eine hat ein junges Hündchen zum Zeitvertreibe in ſeinem Käfig. Der Löwe ſchlief, das arme Hündchen ſaß in dem entfernteſten Winkel, betrachtete den Löwen mit unverwandten Blicken, rührte ſich nicht und ſah betrübt aber unterwürfig aus. Es war ein rührendes Bild der Willenloſigkeit, wie der Löwe ein ſchreckliches der Willkühr. Ich wünſchte Löwe oder Hündchen zu ſein; aber ſo in der Mitte ſtehen, den Stolz des Löwens und die Schwäche des Hündchens — das iſt die Langeweile.

Tag- und Jahrs-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse von 1789—1806.

(Goethes Werke 31ſter Band.)

„Der Geiſt nähert ſich der wirklichen, wahrhaften Natur, durch Gelegenheits-Gedichte.“ — Wie Einen Gelegenheits-Gedichte zur wahrhaften Natur führen können, begreife ich nicht; Goethe müßte denn auch die Liebe zu den Gelegenheiten rechnen — was ihm leicht zuzutrauen iſt. Aber wer ein ſo wetterwendiſches Herz hat, daß ihn die Gelegenheit leicht in ihre Kreiſe fortzieht, wenn die Gelegenheit das Herz nicht bricht, der hat die Dichtkunſt gefunden, geſtohlen, erworben vielleicht mit ſeiner Hände Arbeit, geſchenkt wurde ſie ihm nie.

1789.

Kaum hatte ſich Goethe nach ſeiner Rückkehr aus Italien in die weimariſchen Verhältniſſe wieder eingeſponnen, als die Revolution losbrach. „Schon im „Jahre 1785 hatte die Halsbandgeſchichte einen unausſprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem „unſittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der „ſich hier eröffnete, erſchienen mir die gräulichſten Folgen geſpenſterhaft, deren Erſcheinung ich geraumere „Zeit nicht loswerden konnte; wobei ich mich ſo ſeltſam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich „eben auf dem Lande aufhielt, als die erſte Nachricht „hievon zu uns gelangte, mir nur ſpät, als die Revolution längſt ausgebrochen war, geſtanden, daß ich „ihnen damals wie wahnſinnig vorgekommen ſei. Ich „verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerkſamkeit, bemühte mich in Sicilien um Nachrichten von Caglioſtro und ſeiner Familie, und verwandelte zuletzt, nach „gewohnter Weiſe, um alte Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereigniß unter dem Titel: der „Groß-Cophta, in eine Oper, wozu der Gegenſtand vielleicht beſſer als zu einem Schauſpiele getaugt „hätte.“ Die Ausbrüche der Revolution zu einer Oper begeiſtert! Wer jedes Gefühl, ſobald es ihm Schmerzen verurſacht, gleich ausziehen läßt wie einen hohlen Zahn, den wird freilich nichts in ſeinem Schlafe ſtören; aber mit Gefühlloſigkeit, mit einer holen Seele, iſt der Schlaf doch etwas zu theuer bezahlt!

O welch' ein Klein-Cophta! Statt in der Hofgeſchichte eine Weltgeſchichte zu ſehen, ſieht er in der Weltgeſchichte eine Hofgeſchichte. Und wie ihn ſeine

Philiſter-Ehrfurcht vor den Großen wie blind und taub, ſo auch ſtumm gemacht. Den Kardinal Rohan verwandelt er in einen Domherrn. Die Königin in eine unvermählte Dame! Es iſt gar kein Sinn in dieſer Geſchichte, ſo dargeſtellt. Aber Caglioſtro! Es iſt nicht zu leugnen, daß ihn Goethe mit Freundſchaft behandelt. Es war Dankbarkeit. Einem moraliſchen Gourmand wie Goethe mußte Caglioſtro's Lehre, die er im höchſten Grade ſeiner Myſterien, nach langer, langer Prüfung, endlich dem Eingeweiheten offenbarte — die Lehre: — „Was du willſt, das die Menſchen „für dich thun ſollen, das thue für ſie nicht," — dieſe Lehre des Anti-Chriſts mußte wohl einem Goethe munden.

1790.

Kehrte mit der Fürſtin Amalie von ſeiner zweiten Reiſe in Italien zurück. „Kaum nach Hauſe gelangt, „ward ich nach Schleſien beordert, wo eine bewaffnete „Stellung zweier großen Mächte den Kongreß von „Reichenbach begünſtigte. Erſt gaben Kantonirungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen... „In Breslau hingegen, wo ein ſoldatiſcher Hof und „zugleich der Adel einer der erſten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die ſchönſten Regimenter „ununterbrochen marſchiren und manövriren ſah, beſchäftigte mich unaufhörlich, ſo widerlich es auch „klingen mag, die vergleichende Anatomie, „weßhalb mitten in der bewegteſten Welt ich als Einſiedler in mir ſelbſt abgeſchloſſen lebte. Dieſer Theil „des Naturſtudiums war ſonderbarlich angeregt worden. „Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche „die venezianiſchen Lagunen von dem adriatiſchen Meere „ſondern, mich oftmals erging, fand ich einen ſo „glücklich geborſtenen Schafſchädel, der mir... jene „große früher von mir erkannte Wahrheit: die ſämmt-

„lichen Schädelknochen ſeien aus verwandelten Wir„belknochen entſtanden, abermals bethätigte....“

Was? Goethe, ein reich begabter Menſch, ein Dichter, damals in den ſchönſten Jahren des Lebens, wo der Jüngling neben dem Manne ſteht, wo der Baum der Erkenntniß zugleich mit Blüthen und mit Früchten pranget — er war im Kriegsrathe, er war im Lager der Titanen, da, wo vor vierzig Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeiſterte ihn dieſes Schauſpiel, zu keiner Liebe, zu keinem Haſſe, zu keinem Gebete, zu keiner Verwünſchung, zu gar nichts trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, ſo werthlos, nach ſeiner eigenen Schätzung, daß er ſie nicht einmal aufbewahrte, ſie dem Leſer mitzutheilen? Und als die prächtigſten Regimenter, die ſchönſten Offiziere an ihm vorüberzogen, da — gleich der jungen, blaſſen Frau eines alten Mannes — bot ſich ſeinem Beobachtungsgeiſte kein anderer, kein beſſerer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres luſtwandelte — Venedig, ein gebautes Mährchen aus Tauſend und einer Nacht; wo Alles tönt und funkelt: Natur und Kunſt, Menſch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrſchaft; wo ſelbſt Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer ſchauerlichen Ballade klirren; die Seufzer-Brücke, die Zehen-Männer; es ſind Scenen aus dem fabelhaften Tartarus — Venedig, wohin ich ſehnſuchtsvolle Blicke wende, doch nicht wage, ihm nahe zu kommen, denn die Schlange öſterreichiſche Polizei liegt davor gelagert, und ſchreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendroth überfluthete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes ſchlugen über den felſigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam

Werthers Geiſt über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menſchheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und dann erſchrack er wohl über den Schlag ſeines Herzens, entſetzte ſich über den Geiſt ſeiner geſtorbenen Jugend; die Haare ſtanden ihm zu Berge, und da, in ſeiner Todesangſt, „nach gewohnter Weiſe, um alle Betrachtungen loszuwerden" — — verkroch er ſich in einen geborſtenen Schafs-Schädel und hielt ſich da verſteckt, bis wieder Nacht und Kühle über ſein Herz gekommen! Und den Mann ſoll ich verehren? Den ſoll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub; eher will ich Dalai-Lama's Speichel koſten. Hätte Deutſchland, ja hätte die ganze Welt nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verſchmachten müßte in der Sandwüſte des Lebens — nur Kotzebue und Goethe — tauſendmal lieber labte ich meinen Durſt mit Kotzebue's warmer Thränenſuppe, die mich doch wenigſtens ſchwitzen macht, als mit Goethe's gefrorenem Weine, der nur in den Kopf ſteigt, und dort hinauf alles Leben pumpt.

1792.

„In der Mitte des Sommers ward ich abermals ins Feld berufen, diesmal zu ernſteren Scenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwi, welches ich den 28. Auguſt (Goethe's Geburtstag — das vergißt er nie) ſchon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, ſo wie auch zurück bis Trier; ſodann, um die unendliche Verwirrung der Heerſtraße zu vermeiden, die Moſel hinab nach Koblenz, Mannheim. Naturerfahrungen ſchlangen ſich, für den Aufmerkſamen, durch die bewegten Kriegsereigniſſe. Einige Theile von Fiſchers phyſikaliſchem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile, ſtockende Tage betrog ich durch fortgeſetzte

„chromatiſche Arbeiten...“ Kein Wort über die Kriegsereigniſſe! Intereſſirt ihn auch die Politik nicht, konnte ihn doch als Dichter und Beobachter das Kriegsleben, dem es an beliebter plaſtiſcher Dickleibigkeit gewiß nicht fehlt, Stoff zu Wahrnehmungen und künſtleriſchen Darſtellungen geben. Aber die ehrfurchtsvolle Scheu, von höchſten und allerhöchſten Perſonen und ihren höchſten und allerhöchſten Dummheiten zu reden, läßt ihn noch nach vierzig Jahren verſtummen.

1793.

Während der Blockade von Mainz, der er bis zum Ende der Belagerung beiwohnte, beſchäftigte er ſich mit **Reinecke Fuchs** und übte ſich im Hexameter. Warum ſagt er nicht, was er zu jener Zeit ſo oft im Hauptquartier gemacht? Hat er vielleicht an der Abfaſſung des berühmten Manifeſtes des Herzogs von Braunſchweig Theil gehabt? Auch fuhr er fort, am Rhein unter freiem Himmel die Farbenlehre zu treiben.

„Und ſo hielt ich, für meine Perſon wenigſtens, mich immer feſt an dieſe Studien, wie an einem Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und perſönlich das fürchterliche Zuſammenbrechen aller Verhältniſſe erlebt.“

„Einem thätigen, produktiven Geiſte, einem wahrhaft vaterländiſch geſinnten und einheimiſche Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umſturz alles Vorhandenen ſchreckt, ohne daß die mindeſte Ahnung zu ihm ſprach, was denn Beſſeres, ja nur Anderes daraus erfolgen ſolle. Man wird ihm beiſtimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen ſich nach Deutſchland erſtrecken, (die franzöſiſche Revolution eine **verdrießliche Geſchichte!**) und verrückte, ja unwürdige Perſonen das Heft ergreifen. In dieſem Sinne war der **Bürgergeneral** geſchrieben, ingleichen die

„Aufgeregten entworfen, ſodann die Unterhaltungen der Ausgewanderten."

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt, „aber die Urbilder dieſer luſtigen Geſpenſter waren zu furchtbar, als daß nicht „ſelbſt die Scheinbilder hätten beängſtigen ſollen."

Nun wahrhaftig, die in Weimar müſſen unerhört ſchwache Nerven gehabt haben, wenn ſie dies Scheinbild der franzöſiſchen Revolution, das Goethe im erwähnten Luſtſpiele darſtellt, in Angſt verſetzt hat. Ich glaube es aber nimmermehr. Sie werden ſich wohl bei der Aufführung jener Poſſen eben ſo gelangweilt haben, als ich es beim Leſen gethan, mit dem ich ſo eben fertig geworden; und Goethe ſchrieb das Gähnen ſtatt der Langeweile den Vapeurs zu. Des Bürgergenerals großer Inhalt iſt folgender: Gevatter Schnaps, ein Dorfbarbier, ließ ſich weißmachen: Zu den Jakobinern in Paris, welche alle geſcheide Leute in allen Ländern aufſuchten, an ſich zögen und benutzten, wäre ſein Ruf erſchollen, und ſeit einem halben Jahre gäben ſie ſich alle erdenkliche Mühe, ihn für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen. Man kenne in Paris ſeinen Verſtand und ſeine Geſchicklichkeit. Ein Spaßvogel, der ſich für einen Abgeſandten der Jakobiner ausgiebt, ernennt den Barbier zum Bürgergeneral und beauftragt ihn, in ſeinem Dorfe die Revolution anzufangen. Man giebt ihm eine Freiheitsmütze, Säbel, Uniform und einen falſchen Schnurrbart. Die ganze Freiheits-Komödie geht aber darauf hinaus, den Bauer Martin um einen Topf Milch zu prellen. Und in dieſe alberne Milchſuppengeſchichte wollte Goethe den Weimaranern einen Abſcheu vor der franzöſiſchen Revolution einbrocken! Und die Weimarer ſollen wirklich Krämpfe davon bekommen haben! es iſt nicht möglich.

Noch lächerlicher iſt das Luſtſpiel: die Aufgeregten. Auch in dieſem dramatiſchen Bilde wollte Goethe die Gräuel der franzöſiſchen Revolution darſtellen, um die Deutſchen vor Freiheitsſchwindel zu bewahren. Nun leſe man die Folgen, welche das unglückſelige Revolutionsfieber in einem Dörfchen gehabt. **Erſte Folge.** Louiſe ſagt: ſie habe vergangenen Winter ein Paar Strümpfe mehr geſtrickt, weil ihr Vater, der Barbier, ihr Muße dazu gegeben, da er wegen der Zeitungen ſpäter nach Hauſe gekommen. **Zweite Folge.** Das Kind der Gräfin fällt ſich ein Loch in den Kopf, weil ſein Hofmeiſter, der die Zeitungen las, nicht auf dasſelbe Acht gegeben. Und das iſt Alles! Die Berliner freilich werden Manches in dieſem Drama ſehen, was einem kurzſichtigen Süddeutſchen entgeht. Sie haben einen Herſchel'ſchen Goethoſkop — wir nur unſere Augen.

1794.

„Man ſendete mir aus dem ſüdlichen und weſtlichen „Deutſchland Schatzkäſtchen, Sparthaler, Koſtbarkeiten „mancher Art, zum treuen Aufbewahren, die mich als „Zeugniß großen Zutrauens erfreuten, während ſie „mir als Beweiſe einer beängſtigten Nation traurig „vor Augen ſtanden."

Guter Gott, welche Gewichte ſind es, die den zentnerſchweren Haß Goethes gegen die franzöſiſche Revolution bildeten! Seine liebe Mutter in Frankfurt hatte ein bequemes Haus mit ſchönen Möbeln, mit wohlverſorgtem Keller, mit Büchern, Kupferſtichen und Landkarten. Durch die Feindſeligkeiten der Franzoſen geängſtigt, wollte die Mutter ihren Beſitz veräußern, ſich eine Wohnung miethen; aber eben wegen der unruhigen Zeiten wurden unvortheilhafte Kaufanträge gemacht; das Berathen mit Freunden und Mäklern war von unendlicher Verdrießlichkeit. Und das der Schmerz eines Dichters! Iſt der ein Mann des Jahrhunderts, der mit ſolchem Herzen einer Eintagsfliege die Welt umfaßt?

Er erzählt, wie er ſich über Fichte's Lehrweiſe in Jena entſetzte, daran verbrannte; wie Fichte ſich in ſeinen Schriften „nicht ganz gehörig über die wichtigſten Sitten- und Staatsgegenſtände erklärt habe. Wie „uns deſſen Aeußerungen über Gott und göttliche „Dinge, über die man freilich beſſer ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, von außen beſchwerende Anregungen zugezogen."

1795.

Mit Kapellmeiſter Reichardt zerfiel er, mit dem er, „ungeachtet ſeiner vor- und zudringlichen Natur, in „Rückſicht ſeines bedeutenden Talents in gutem Vernehmen geſtanden; er war der Erſte, der mit Ernſt „und Stätigkeit meine lyriſchen Arbeiten durch Muſik „ins Allgemeine förderte... ohnehin lag es in meiner „Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menſchen fortzudulden, wenn ſie mir es nur nicht gar „zu arg machen, alsdann aber meiſt mit Ungeſtüm „ein ſolches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte ſich „Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution „geworfen; ich aber, die gräulichen, unaufhaltſamen „Folgen ſolcher gewaltthätig aufgelöſten Zuſtände mit „Augen ſchauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt „ein für allemal am Beſtehenden feſt, an deſſen Verbeſſerung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, „Verſtändigen, ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte dieſe „Geſinnung nicht verhehlen."

Goethe, wie alle Grenz-Menſchen das Stadtthor ſeiner Welt, ſie ſchließend, vertheidigend. Die Gemeinde erweitert ſich, das Thor wird niedergeriſſen oder überbauet und dient zum Durchgange wie früher zur Abwehr.

„Reichardt war von der muſikaliſchen Seite unſer „Freund, von der politiſchen unſer Widerſacher, daher „ſich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt „unaufhaltſam an den Tag kam.“

Ich kannte Reichhardt etwas. Er war ein Preuße, das heißt ein Windbeutel. Wo er ſich befand, entſtand gleich ein Luftzug, ſelbſt im verſchloſſenſten Zimmer. Er hatte bewegliche Gefühle, doch er fühlte; man konnte ihn herbeiziehen und wegſchieben. Er ſtand nicht, gleich Goethe, wie eine Mauer im Leben da, die, wenn auch mit Obſtſpalieren bedeckt und verziert, doch unbeweglich undurchſichtig bleibt, und die Ausſicht verſteckt, und uns zu einem Umwege nöthigt, ſo oft wir in Gottes freie Welt gehen oder ſehen wollen. Und naiv iſt Goethe! Er geſteht, er habe Reichardt lieb gehabt, ſo lang er ihm nützlich geweſen, indem er durch Kompoſitionen ſeiner Lieder dieſe verbreiten half; den Reichardt außer Dienſten aber habe er gehaßt. Das iſt ſachdenklich!

1799.

Entwurf der natürlichen Tochter. „In dem „Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, „was ich ſo manches Jahr über franzöſiſche Revolution „und deren Folgen geſchrieben und gedacht, mit geziemendem Ernſte niederzulegen hoffte.“ Ich will dieſe natürliche Tochter, dieſes vieljährige Werk geziemenden Ernſtes wieder einmal leſen; aber jetzt nicht, nicht in dieſen rauhen Herbſttagen. Im nächſten Sommer, im Juli, in den Tagen, wo man Gefrornes liebt.

1800.

„Der Propyläen drittes und letztes Stück ward „bei erſchwerter Fortſetzung gegeben. Wie ſich bös-

„artige Menſchen dieſem Unternehmen entgegengeſtellt, „ſollte wohl zum Troſte unſerer Enkel, denen es auch „nicht beſſer gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet „werden.“

Nun, warum bezeichnet er es nicht näher? Warum? Darauf iſt leicht die Antwort gegeben. Goethe beſann ich, daß etwas zum Troſte der Enkel zu ſagen, wie ede Menſchenfreundlichkeit, nebuliſtiſcher Natur nd eines ſo realen Mannes, wie er, ganz unwürig ſei.

1802.

Goethes Geſinnung über Preßfreiheit ſpricht ſich ier gelegentlich aus. Schlegels Jon kam zur Aufihrung und ſchon am Abende der Vorſtellung trat ein Oppoſitions-Verſuch unbeſcheiden hervor; in den Zwiſchenakten flüſterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünſchten Anlaß gab. Ein ſowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufſatz war in das Mode-Journal projektirt, aber ernſt und kräftig zurückgewieſen; denn es war noch nicht Grundſatz, daß in demſelbigen Staat, in derſelbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt ſei, as zu zerſtören, was Andere kurz vorher aufgebaut atten.“

1803.

Nichts Lächerlicheres, als bald der ernſte, dürre Ton, ld die breite, kunſtſchmauſende Behaglichkeit, mit welen Goethe in dieſem ſeinen Büchelchen über das inſtädtiſche Hof- und bürgerliche Stadtbauweſen in eimar ſich ſo oft auslaßt. Was der Kunſtfreund ſolcher Puppen-Architektur ſo Erquickliches finden chte, daß er noch nach vielen Jahren ſich damit beäftigt, wäre ganz unerklärlich, wenn man Goethes

Charakter nicht kennte. Des Lebens Behaglichkeit war ihm das Leben ſelbſt. Darum iſt ihm nichts klein, was dieſen Kreis berührte, darum iſt ihm alles klein, was von dieſem Kreiſe ablag.

1805.

Und in dieſem Büchelchen auch, wie in den größten und bedeutendſten Werken Goethes, trat mir, was mich immer beleidigt, halb lächerlich, halb ärgerlich entgegen. Zuvörderſt die holländiſche Reinlichkeit des Styls, die jeden Zimmerboden mit gekräuſeltem Sande bedeckt, und oft die Bäume vor den Häuſern mit Oelfarbe anſtreicht. Dann die aufgenöthigte Ruhe, das Bleigewicht, das Goethe an jede Empfindung, jeden Gedanken ſeiner Leſer hängt. Endlich die tyranniſche Ordnung, die Geiſt und Herz nach dem Takte eines Melzel'ſchen Metronomen ſich bewegen heißt.

1806.

Man dachte daran, Oehlenſchlägers Tragödie Hakon Jarl auf die weimariſche Bühne zu bringen, und ſchon war alles dazu vorbereitet. „Allein ſpäterhin ſchien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernſt geſpielt wurde, mit dieſer heiligen Zierde ſich ſcherzhaft zu gebärden."

Denkwürdigkeiten, die Goethe von dieſem wichtigen Tage bemerkt. Am 30. Januar, der Geburtstag unſerer Großherzogin, und wie das Trompeter-Chor eines preußiſchen Regiments in dem Theater Proben ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit gegeben. — Theater-Repertoir — geſchenkte Zeichnungen und andere Kunſtnachrichten. — Vollſtändiges Verzeichniß der von Goethe durch Gefälligkeit erworbenen Kunſtgegenſtände. — Reiſe nach Karlsbad und dort genoſſene Kupferſammlungen. Farbenlehre. Bei jeder Gefahr hält Goethe ein Prisma vor die Augen, um jene nicht zu ſehen, und ſonderbar genug verſteckt er ſich vor dem Lichte hinter Farben. — In Karlsbad: „Fürſt Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger „Herr geweſen, befand ſich daſelbſt, und war geneigt, mir mit diplomatiſcher Gewandtheit das Ur„theil zu entfalten, das unſern Zuſtand bedrohte. — „Mineralien.“

„Ueber eine pädagogiſch-militäriſche Anſtalt bei der „franzöſiſchen Armee gab uns ein trefflicher aus Baiern „kommender Geiſtlicher genaue Nachricht. Es werde „nämlich von Offizieren und Unteroffizieren am Sonn„tage eine Art von Katechiſation gehalten, worin der „Soldat über ſeine Pflichten ſowohl als auch über „ein gewiſſes Erkennen, ſo weit es ihn in ſeinem „Kreiſe förderte, belehrt werde. Man ſah wohl, daß „die Abſicht war, durchaus kluge und gewandte, ſich „ſelbſt vertrauende Menſchen zu bilden; dieß aber ſetzte „freilich voraus, daß der ſie anführende große Geiſt „demungeachtet über jeden und alle hervorragend blieb „und von Raiſonneurs nichts zu fürchten hatte.“ Daß man ja nicht denke, indem er ſolche Schulen lobend erwähnt, er ſei der Meinung, daß man aus einem Soldaten einen denkenden Menſchen machen ſollte. Der Unterricht iſt nur das Oel, womit man das Rad einer Maſchine ſchmieret, daß dieſe beſſer gehe. Raiſonniren ſoll das Rad nicht, ſondern nur geſchmeidiger werden, um der lenkenden Hand zu folgen. —

„Die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürſten im Hauptquartier zu Niederrosla“ möchte ſchwer auszuſprechen ſein.

Und als beim Herankommen des Ungewitters Jedermann ängſtlich einen Schlupfwinkel ſuchte, rief Goethe, als man eben die erſten Lerchen ſpeiste, aus: „Nun wenn der Himmel einfällt, ſo werden ihrer viele gefangen werden.“ —

1807.

Schrieb in Karlsbad eine kleine mineralogiſche Abhandlung. „Ehe der kleine Aufſatz nun abgedruckt „werden konnte, mußte die Billigung der obern Pra„ger Behörde eingeholt werden, und ſo hatte ich das „Vergnügen, auf einem meiner Manuſkripte das visa „der Prager Cenſur zu erblicken.“

In Karlsbad erwies ihm die Fürſtin Solms „ein gnädiges Wohlwollen.“

1808.

Bekennt, daß er *ſeit einigen Jahren keine Zeitungen geleſen.* Nach Karlsbad aber nahm er die Jahrgänge 1805 bis 1807 der allgemeinen Zeitung mit; ein Blatt, das er wegen ſeiner *klugen Redaktation* noch leiden mag.

Schrieb ein Gedicht „zu Ehren und Freuden der Frau Erbprinzeſſin von Heſſen-Caſſel.“

1810.

„Die Gegenwart der Kaiſerin von Oeſterreich Ma„jeſtät in Karlsbad, rief gleich angenehme Pflichten „hervor, und manches andere kleine Gedicht entwickelte „ſich im Stillen.“

1811.

Er und andere gingen nach Wehnditz, einem Dorfe bei Karlsbad, und tranken Ungarwein. Man trug ſich über eine ſolche Wallfahrt mit folgender Anekdote: „Drei bejahrte Männer gingen nach Wehnditz zum „Weine!

Oberſt Otto, alt . . .	87	Jahr.
Reimſchneider Müller .	84	—
Ein Erfurter	82	—
	253	Jahre.

Sie zechten wacker, und nur der Letzte zeigte beim Nachhauſegehen einige Spuren von Beſpitzung; die beiden Andern griffen dem Jüngern unter die Arme, und brachten ihn glücklich zurück in ſeine Wohnung."

1813.

Durch die Kriegsereigniſſe geängſtigt, ſuchte er Ruhe, indem er ſich mit ernſtlichſtem Studium dem chineſiſchen Reiche widmete.

„Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweiſe gedenken. Wie ſich in der politiſchen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches „hervorthat, ſo warf ich mich eigenſinnig auf das „Entfernteſte."

Unter den kleinen Bemerkungen über die Ereigniſſe des Tages findet ſich: „die Freiwilligen betragen ſich „unartig und nehmen nicht für ſich ein."

1816.

Man verzeiht Goethe faſt die kindiſche Aufregung, in welche ihn jeder Widerſpruch ſeiner Farbenlehre verſetzt, weil er doch da einmal aus ſeinem engen Egoismus, wenn auch auf verbotenem Wege, heraustritt, weil ihn doch da einmal das Urtheil der Menſchen kümmert. „Profeſſor Pfaff ſandte mir ſein „Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutſchen angeborenen unartigen Zudringlichkeit." Das kann doch den Deutſchen wahrlich ihr ärgſter Feind nicht nachſagen, daß ſie unartig zudringlich wären. Nur zu ſchüchtern und artig ſind ſie! Goethe legte das Buch ungeleſen bei Seite!

Goethe war vergnügt und wie in Baumwolle gehüllt, als ihn ein Donner aufſchreckte. „Ein ſolcher „innerer Friede ward durch den äußern Frieden der „Welt begünſtigt, als nach ausgeſprochener Preßfreiheit die Ankündigung der Iſis erſchien, und jeder

„wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechenden weitern Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah.“

1817.

„Ein Symbol der Souverainität ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog von Thorn dem Fürsten von Thurn und Taxis, in seinem Abgeordneten, mit dem Poſtregal belieh, wobei wir ſämmtlichen Diener in geziemenden Schmuck, nach Rangsgebühr erſchienen.“

„Zu jener Zeit ſtudirten in Jena und Leipzig viele junge Griechen. Der Wunſch, ſich beſonders deutſche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchſt lebhaft, ſo wie das Verlangen, allen ſolchen Gewinn dereinſt zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Beſtreben; nur war zu bemerken, daß ſie, was den Hauptſinn des Lebens betraf, mehr von Worten als von klaren Begriffen regiert werden!“

„Papadopulus, der mich in Jena öfters beſuchte, rühmte mir einſt im jugendlichen Enthuſiasmus den Lehrvortrag ſeines philoſophiſchen Meiſters. Es klingt, rief er aus, ſo herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland ſpricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieſer vortreffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: Das könne er ſo eigentlich nicht ſagen, aber Wort und Ton klängen ihm ſtets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland.“ Gott welch’ ein Spott! Die Griechen haben es wohl gezeigt, was ſie darunter verſtehen, wenn auch der edle Jüngling Tugend, Freiheit und Vaterland nach Goethes dürrer Weiſe nicht zu ſchematiſiren verſtand.

„Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihre

„des Großfürſten Nikolaus und Gemahlin Alexanders „Kaiſerliche Hoheit, im Gebiet unſerer gnädigſten „Herrſchaften bei mir im Haus und Garten zu ver„ehren. Der Frau Großfürſtin Kaiſerliche Hoheit ver„gönnten einige poetiſche Zeilen in das zierlich präch„tige Album verehrend einzuzeichnen.“ Das ſchrieb er in ſeinem 71ſten Jahre. Welche Jugendkraft!

Vierter Brief.

Paris, den 22. Oktober 1831.

Dieſe Woche war wieder ſehr reich an Begebenheiten: die Verwerfung der Reform-Bill in England, und die abgeſchaffte Erblichkeit der Pairs in Frankreich. Dort hat die Ariſtokratie geſiegt, hier hat ſie eine Niederlage erlitten. Es iſt eine Kompenſation und es wird dabei für die gute Sache nichts gewonnen, und nichts verloren. Der Sieg des Adels in England kann dort eine Revolution und die Volksherrſchaft zur Folge haben; dagegen kann die Abſchaffung der Erblichkeit der Pairs in Frankreich wieder zum Abſolutismus führen. Wenn es noch eines Anlaſſes bedürfte, den Haß der großen Mächte gegen Frankreich zu entflammen, ſo iſt er jetzt durch Herabwürdigung der franzöſiſchen Ariſtokratie gefunden. Die Familie Von in Oeſterreich und Preußen wird ihre Verwandtſchaft rächen. In Deutſchland nimmt alles ſo eine ſchlechte Wendung, wie ich es vorher geſehen. Die badiſche Kammer iſt dem preußiſchen Mauthſyſteme beigetreten, das heißt, es hat ſich der preußiſchen Politik unterworfen. Und alle Deputirten, die ich dieſen Sommer in Karlsruhe geſprochen, haben doch gegen dieſe verderbliche Allianz mit Preußen wie gegen Gift geeifert. Welche Menſchen! Mit ihrer

Preßfreiheit iſt es auch nichts. Ein in Karlsruhe erſcheinendes franzöſiſches Blatt, ob es zwar unter Zenſur ſtand, iſt auf Antrag des Bundestags unterdrückt worden. Ich habe mit der Hoffnung auch alle Mäßigung aufgegeben. Ich werde künftig über Politik nicht mehr ſchreiben, wie ich es bis jetzt gethan. Mäßigung wird ja doch nur für Schwäche angeſehen, die zum Uebermuthe, und Rechtlichkeit für Dummheit, die zum Betruge auffordert In dem erſten Artikel meines projektirten Journals trete ich mit einer trotzigen Kriegserklärung hervor. Ich ſage unter Anderm:
„In frühern Zeiten hatten wir die friedliche Wage
„in unſerm Schilde geführt. Glühendes Gefühl, unſere
„Liebe und unſern Zorn, unſere Hoffnung und unſere
„Furcht, den wilden Sturm des Herzens — alles
„brachten wir unter Maaß, und brachten Ordnung
„in jede Leidenſchaft. Zwar wurden die Machthaber
„immer von uns verwünſcht, weil ſie trotzig behaupten,
„das Glück und die Freiheit der Welt ſei ihr
„Eigenthum und von ihrem guten Willen, von ihrer
„eigenen Schätzung hienge es ab, wie viel ſie den
„Völkern davon zurückhalten, davon überlaſſen, und
„welchen Preis ſie dafür verlangen mögen. Aber
„wir dachten: es ſei! mit Krämern muß man feilſchen;
„da iſt Geld, da iſt die Wage. Aber ſie ſtrichen das
„Geld ein, und warfen höhniſch das Schwert in die
„Schaale. Wollt Ihr's ſo? Nun, es ſei auch. Schwert
„gegen Schwert.... Denn ſeit wir geſehen, daß der
„jüngſte König um die Gunſt der älteſten Tyrannen
„buhlt, und die älteſten Tyrannen ſelbſt den Raub
„einer Krone lächelnd verzeihen, wird nur zugleich
„mit der Krone die Freiheit auch geraubt — ſeitdem
„hoffen wir nichts mehr von friedlicher Ausgleichung.
„Die Gewalt muß entſcheiden. Beſiegen könnt Ihr
„uns, aber täuſchen nicht mehr.“ Ich werde das
Journal die Glocke nennen.

Das Wetter hier macht Einen ganz verwirrt. Im Oktober zwanzig Grad Wärme! Vielleicht hat der Himmel beſchloſſen, daß ſich die Fürſten noch dieſen Herbſt die Hälſe brechen. Man fürchtet Unruhen in England. Nach geſtern angekommenen Nachrichten hat das Volk in der Provinz das Landhaus eines Pairs abgebrannt, der gegen die Reform geſtimmt. Wellington ſoll ſein Haus verrammelt haben. Wenn es in England Revolution giebt, werden die Alliirten über Frankreich herfallen, wovon ſie bis jetzt nur die Furcht vor England abgehalten.

Ich war vor einigen Tagen zum erſten Male im neuen Theater des Palais-Royal, wo einige ganz allerliebſte Stücke mich ſehr unterhalten und mir das ſaure Blut etwas verſüßt haben; beſonders that das ein Vaudeville: Le Tailleur et la Feé, ou Les chansons de Bèrenger. Berangers Großvater, ein armer Schneider, ſitzt und näht. Neben ihm in der Wiege flennt der künftige Dichter, der eben auf die Welt gekommen. Die herbeigerufene Amme erſcheint, verwandelt ſich in eine Fee, und zwar in die Geſtalt der Göttin der Freiheit, den Spieß in der Hand, die rothe Mütze auf dem Kopfe. Sie gelobt dem alten Schneider, ſeinem Enkel das ſchönſte Lebensloos zu ſchenken, ihn zum Freiheitsdichter zu machen. Jetzt erſcheinen, von dem Zauberſtabe der Fee herbeigerufen, die Hauptlieder Beranger's unter allegoriſchen Perſonen. Zuletzt wird ſeine Büſte bekränzt. Es iſt eine vollkommene Apotheoſe.

Beranger's Herkunft und Geburt ſind im Vaudeville hiſtoriſch dargeſtellt. In ſeinem Liede: Le Tailleur et la Fée, erzählt der Dichter:

Dans ce Paris plein d'or et de misère,
En l'an de christ mil sept cent quatre vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand père,
Moi nouveau né, saches ce qu'il m'advint.

Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de fleurs;
Mais mon grand père, accourant à mes pleurs,
Me vit soudain dans les bras d'une Fée.
Et cette Fée avec de gais refrains,
Calmait le cri de mes premiers chagrins.

Es iſt etwas, das die heutige franzöſiſche Regierung lauter verdammet, als die Millionen der Getäuſchten; ſchwärzer färbt, als alle Tagesblätter der Unzufriedenen: — *Beranger hat ſeit der letzten Revolution nicht ein einziges Lied geſungen.* Gleich in den erſten Tagen machte ihm die böſe Ahnung deſſen, was kommen werde, das Herz, und bald darauf die Erfüllung der ſchlimmſten Beſorgniß die Zunge ſchwer. Selbſt die Hoffnung mochte ihm nicht geblieben ſein, die ihm doch unter dem Drucke der Zeiten, da die ältern Bourbons herrſchten, zu Wein-, Liebes-, Freiheits- und Spottliedern begeiſtern konnten. Die neuen Machthaber warfen auch nach Beranger ihre goldene Angel aus; doch er ließ ſich nicht ködern und ſchwieg, und dieſes ſtumme Lied ſchallt lauter gegen die Tyrannei, als es irgend eines ſeiner frühern Lieder gethan.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich anfange, mich mit der bildenden Kunſt zu beſchäftigen, und wie ernſt es mir damit iſt, habe ich neulich an meinem erſten Beſuche im Muſeum ſelbſt erprobt! Ich habe zum erſten Male in meinem Leben Alles ſo bedächtig, ſo genau betrachtet, daß ich nach zwei Stunden nicht über das erſte Zimmer hinausgekommen, obzwar wenig Bedeutendes und Erfreuliches an Kunſtwerken darin aufbewahrt wird. Es iſt etwas, meinen alten Geiſt aufzufriſchen, ihm einen neuen Standpunkt für alte Betrachtungen zu verſchaffen. Das Licht wird mir mit der Zeit wohl aufgehen, und ich mache mich jetzt ſchon über mich ſelbſt luſtig, wie ich mich einmal ſpäter öffentlich über Kunſt werde vernehmen laſſen. Freilich fehlt mir etwas, was zum vollkommenen Verſtändniß der Kunſtwerke ganz unentbehrlich iſt, nämlich die Technik. Aber ich werde dieſe Unwiſſenheit, wie manche andere, ſchon durch rothe, grüne und gelbe Worte zu bedecken wiſſen.

— Die Gnade des Kaiſers von Rußland gegen die unglücklichen Polen ſteht in voller Blüthe. In Warſchau ſind ſchon funfzehnhundert Perſonen eingekerkert worden, und alle Flüchtlinge werden mit Steckbriefen verfolgt, wozu der gute Schwiegervater behülflich iſt. Wird denn die Zeit niemals kommen, daß ſich die Völker auch verſchwägern und einander in der Noth beiſtehen?

— Der Baron *** aus Wien, deſſen ich ſchon erwähnt, ſagte mir, in Wien wäre kein gebildet Haus, in dem man nicht meine Schriften hätte. Voriges Jahr war er in der Schweiz und blieb vier ganze Wochen oben auf dem Rigi. Ich fragte ihn: ob er Geſellſchaft bei ſich gehabt? Er erwiederte: „Ich war in Ihrer Geſellſchaft dort.“ Er hatte nämlich meine Werke bei ſich. Eigentlich habe ich die Wiener gern. Sie leſen weniger, beſonders Journale, und haben darum keinen verſchlemmten, abgenutzten Geiſt. Wenn ſie Verſtand haben, iſt er ſelbſtſtändiger, origineller als der der Nordländer. Dabei ſind ſie gutmüthig und ſind ganz glücklich, wenn man ihren Kaiſer lobt.

Freitag den 14. Oktober.

Auf den Boulevards und was noch wunderlicher iſt, auf dem Platze vor der Börſe, findet man jetzt ſehr häufig Bibeln zum Verkaufe ausgeſtellt. Die heilige Waare liegt auf der Erde unter andern profanen Büchern oder ſonſtigem ſchlechten Trödel. Sie ſind ſehr wohlfeil und gehen gut ab. Sie ſtammen von der hieſigen Bibelgeſellſchaft, die ſie unentgeldlich austheilt, worauf ſie denn, wie billig, von den Geſchenknehmern verkauft werden. Geſtern ſah ich einen wohlgekleideten Mann, von etwa funfzig Jahren, der ſich eben auf der Straße eine ungerupfte wilde Ente gekauft, die er mit Mühe in die linke Rocktaſche zwängte, gleich darauf auch eine Bibel kaufen, die er unter dem rechten Arme forttrug. Es gefiel mir ungemein, daß er ſich weniger ſchämte, die Bibel als die Ente öffentlich zu tragen, und daß er um die letztere länger gefeilſcht als um die erſtere. — — Ah je respire! Da iſt Ihr Brief. Was kann ich dafür? Ich bin Ihr gelehriger Schüler immer geweſen, ich kann die Angſt nicht laſſen.

Aber was fällt Ihnen ein? Warum zweifeln Sie, daß ich in Paris vergnügt ſei? Paris gefällt mir wie immer. Da ich mich aber wie zu Haus fühle, hat es natürlich — zwar immer noch den Reiz, aber nicht mehr den Ueberreiz der Neuheit. Ich genieße ruhiger, und Deutſchland liegt ſo ferne von meinem Sinne, daß ich es, wie früher geſchehen, mit Frankreich gar nicht mehr vergleiche.

Fünfter Brief.

Paris, Mittwoch den 19. Oktober 1831.

Es iſt wieder von Stiftung einer deutſchen Zeitung in Paris die Rede, und wenn ſie zu Stande kömmt, werde ich wahrſcheinlich beſonders thätig dabei ſein. Einflußreiche Franzoſen fangen an einzuſehen, wie wichtig für Frankreich ſelbſt deutſche liberale Zeitungen werden können, und man zeigt ſich geneigt, mit Geld und auf andere Weiſe zu unterſtützen. Ich werde da freilich ſehr vorſichtig ſein müſſen, daß ich meine Unabhängigkeit nicht verliere. Doch brauche ich nicht zu ängſtlich zu ſein; denn ich höre Ketten ſchon im ſiebenten Himmel raſſeln, und habe immer Zeit, meine Freiheit ſicher zu ſtellen. Wer von den hohen Perſonen die Sache angeregt, das weiß ich eigentlich noch gar nicht; denn was man mir zu verſtehen gegeben, glaube ich nicht. Ich werde mich aber gewiß in nichts einlaſſen, bis ich die Hand gedrückt, die den erſten Ring faßt; ſonſt könnte geſchehen, daß ich glaubte mit dem Teufel zu thun zu haben, und hätte doch mit Beelzebub zu thun gehabt. Das wird der ganze Unterſchied ſein zwiſchen meinen verſchiedenen Vermuthungen. Doch das ſchreckt mich nicht ab, man muß leben und leben laſſen, und wenn ich der guten Sache nützlich ſein kann, mögen Andere auch ihren perſönlichen Vortheil dabei finden.

Intriguen, die ich in Baden ſchon geahnet, wurden mir hier beſtätigt. Die Wohlfeilheit, bei einer an deutſchen Zeitungen ungewöhnlichen Schönheit des Drucks und Papiers, der in München erſcheinenden Tribüne, — der myſteriöſe Umſtand, daß ein Pforzheimer Kaufmann (würtembergiſcher Unterthan) aus Patriotismus die Fonds dazu hergiebt — der Geiſt der Widerſetzlichkeit gegen die baieriſche Regierung, der das Blatt beſeelt — gab mir allerlei Vermuthungen. In Paris, wo man Alles erfährt, habe ich denn endlich erfahren, daß der König von Würtemberg die Tribüne geſtiftet und bezahlt, um ſie als Waffe gegen Baiern zu gebrauchen. Baiern hat ſich nämlich im künftigen Kriege gegen Frankreich an die heilige Allianz angeſchloſſen. Baden, Würtemberg und andere kleine Staaten ſollen ganz aufgelöſt und zwiſchen Oeſterreich, Preußen und Baiern getheilt werden. Und ſo weiter.

In Stuttgart läßt jetzt die Regierung auch eine Zeitung errichten, um der Oppoſition widerſtehen zu können (ſo wird geſagt); wohl eigentlich aber mehr, ſich der Despotie des deutſchen Bundes entgegen zu ſetzen. Sie hat zum Redakteur einen guten Schriftſteller, Profeſſor **Münch**, berufen, und giebt ihm dreitauſend Gulden Gehalt. **Lindner** iſt Mit-Redakteur. Auch an der Tribüne ſchreibt er viel. Wo auch immer im Geheimen etwas Moraliſches vorgeht, — er muß dabei ſein.

Den König von Baiern, den man neulich fragte, welche Anſtalten man für ihn und ſein Haus gegen die Cholera treffen ſolle, hat darauf zur Antwort gegeben: „Gar keine. Bin ich nicht an den Ständen geſtorben, wird mich auch die Cholera verſchonen.“ Alſo Freiheit und Peſt ſind einem Könige ganz einerlei! Auch der Freiheit Peſt und König.

Donnerstag den 27. Oktober.

Ich war ſeit einer Woche zwei Mal im italieniſchen Theater, und habe die Paſta und den vergötterten Rubini gehört, beide in Othello und Tankred. Die Paſta ſoll an dem einen Ende ihrer Stimme einige Töne verloren, dafür aber an dem andern einige Töne gewonnen haben. Ob oben oder unten, weiß ich nicht. Die Paſta ſingt immer noch herrlich, aber ihre Stimme drang mir nicht in das Herz. Ihr Vortrag iſt höchſt edel, aber kalt, plaſtiſch, antik; ſie ſingt nicht chriſtlich. In Glucks Opern wäre ſie an ihrer Stelle. Das iſt **mein** Urtheil. Die Andern finden nichts an ihr zu wünſchen übrig. Als Desdemona verglich ich ſie mit meiner immer noch angebeteten Maliban, und dieſe Vergleichung konnte ſie nicht ertragen. Rubini's verherrlichter Geſang ließ mich auch kalt; ich liebe die ſtählernen Stimmen nicht, und dann hat ſeine Stimme etwas reſonirendes, eine Art Echo hinter ſich. Aber meine Ignoranz bleibt unter vier Augen. Als Tankred gefiel mir die Paſta beſſer; das fra tanti palpiti hätten Sie hören ſollen. Es war närriſch darüber zu werden. O ihr armen deutſchen Kleinſtädter mit euern achtzehn-Batzen-Prima-Donnas! Eine dicke deutſche Dame, und wahrſcheinliche Berlinerin, die hinter mir ſaß und die ich, noch ehe ſie deutſch ſprach, daran als Landsmännin erkannte, daß ſie bravo ſtatt brava ſchrie, — ſchwitzte Entzücken. Ich mußte ihr gradezu ins Geſicht lachen. Dieſen Winter iſt die italieniſche Oper auf allen Vorplätzen, Treppen, Korridors, von unten bis oben, mit ſcharlachrothem Tuch bedeckt. Man glaubt in einem Pallaſte zu ſein. Das hat noch gefehlt, dieſem adelichen Vergnügen völlig ein ariſtokratiſches Anſehn zu geben. Zwiſchen den Akten habe ich, wie es die jungen Leute pflegen, in alle Logen hineingeſehen. (Sie erinnern ſich, daß die Logenthüren Fenſter haben.) Die Pracht und der Geſchmack der weiblichen Anzüge gewährte wirklich einen herrlichen Anblick, ſelbſt männlichen, alten und ſchon beſchäftigten Augen, wie die meinen. Aber beim Ausgange aus dem Theater ließ ich alle die geputzten Damen die Muſterung paſſiren, und es fanden ſich nicht zwei ſchöne Geſichter darunter, wahrhaftig nicht zwei!

Sagen Sie mir, was hat das für einen Grund, daß in der letzten Zeit der Frankfurter Senat einige außergewöhnliche Heirathserlaubniſſe ertheilt? Iſt das kontagiös oder miasmatiſch? Auf jeden Fall iſt es eine kometenartige Erſcheinung und Vorläufer der Cholera. Der Senat und der geſetzgebende Körper ſollten ſich Flanellbinden um den Kopf wickeln, vielleicht ſchwitzen ſie die roſtrothe Philiſterei aus, und werden geſund.

*** iſt geſtern nach Amerika zurückgereiſt. Das iſt ein unordentlicher Menſch! So arg habe ich es doch nie getrieben. Um fünf Uhr wollte er abreiſen, und um drei Uhr traf ich ihn ganz athemlos auf der Straße laufen, erſt bei ſeinem Bankier das nöthige Geld zu holen. Dann begleitete ich ihn nach Hauſe.

Seine zwei großen Koffer wurden erſt gepackt, und wie! Noch naſſe Federn, mit denen er eben erſt geſchrieben, wurden im Koffer auf die Wäſche gelegt. Während gepackt wurde, ſchrieb er eine Vorſtellung an den König. Kein Accent im ganzen Briefe. Dann legte er ihn zuſammen, wie ein Wäſchzettel, und ließ die Beſorgung an den König dem Portier zurück. Dazwiſchen kamen Rechnungen, Beſuche — es war den Schwindel zu bekommen. Wenn er den Poſtwagen nicht verſäumt, hat er Glück gehabt. Denn er wollte auf dem Wege noch Seidenwaare für ſeine Familie einkaufen. Eine glückliche Natur! Bei Tiſche hätten Sie ihn ſehen ſollen, wenn ich und *** Witze machten. Da er nie weniger als ein halbes Pfund Fleiſch auf einmal in den Mund nimmt, brachte ihn ſein Lachen oft dem Erſticken nahe.

Warum iſt denn der dumme *** nach *** zurück? Warum hat er ſich fangen laſſen? Hoffte er, ſeine Dummheit würde ihn vor Verfolgung bewahren? Dann kannte er wenig unſere Zeit. Dumm zu ſein, auch ohne weiteres Vergehen, wird heute als ein Eingriff in die Majeſtätsrechte angeſehen, und als ſolches beſtraft.

Montag den 21. Oktober 1831.

Seit der Revolution ſind die Theater völlig frei, und alle Zenſur der aufzuführenden Stücke iſt aufgehoben. Nun hatte vorgeſtern das Theater des Nouveautés ein neues Drama: Procès d'un maréchal de France angekündigt. Der Prozeß des Marſchalls Ney ſollte darin vorgeſtellt werden, die Pairskammer erſcheinen, vollſtändiges Gericht gehalten, und alle Pairs beim Namen aufgerufen werden, die für oder gegen Neys Tod geſtimmt. Die Regierung fürchtete die übeln Folgen, und daß hierdurch der Haß, den man hier gegen die Pairs hat, noch mehr angefacht werden möchte. Sie ließ alſo durch die Polizei die Aufführung des Stückes verbieten. Der Theater-Direktor erklärte, er werde ſich an das Verbot nicht kehren, da es geſetzwidrig wäre, und ließ Abends ſein Haus öffnen. Da wurde aber das Theater von der Polizei umſtellt, Jedem der Eingang ins Haus verwehrt, und ſo die Aufführung mit Gewalt verhindert. Geſtern war das Stück abermals angekündigt, und das Haus abermals geſperrt. Ich war beide Abende zugegen. Der ganze Börſenplatz war von der bewaffneten Macht und dem Volke beſetzt; Letzteres verhielt ſich aber ruhig. Der Theater-Direktor hat gegen dieſe Gewalt proteſtirt und erklärt, er würde jeden Abend das Stück ankündigen laſſen, die Polizei bei den Gerichten belangen und um Schadenerſatz anhalten. Nun will ich zwar gerne glauben, daß das Drama ſkandalös ſein, daß es Unruhe erregt haben mag, und daß die beleidigten Pairs Grund genug bekommen hätten, den Theater-Direktor und den Verfaſſer vor Gericht zu ziehen. Aber die Aufführung durfte nicht verhindert werden, denn durch die neue Charte iſt alle vorhergehende Zenſur aufgehoben, und die Regierung hat ſich hierbei einer wahren Verletzung der Konſtitution ſchuldig gemacht. Es iſt eine Ordonnanz-Geſchichte in kleinem Fuße.

Sechſter Brief.

Paris, den 29. Oktober 1831.

Von einem merkwürdigen Werke, das zehn Bände haben wird, iſt geſtern der erſte Theil erſchienen. Er liegt vor mir auf meinem Tiſche, ich habe ihn aber noch nicht geleſen. Sie ſollen ſpäter darüber genaue Rechenſchaft bekommen. Das Buch heißt: Paris, ou le Livre des cent-et-un. Wie auch das Buch beſchaffen ſein mag, auf jeden Fall iſt es eine von den Erſcheinungen, wie ſie nur Paris hervorbringt, und die Allen, die im Geiſte leben, den hieſigen Aufenthalt ſo angenehm machen. Das Buch iſt auf folgende Art entſtanden. Ladvocat, einer der bedeutendſten hieſigen Buchhändler, iſt durch den Druck dieſer Zeit in Noth- und Verlegenheit gekommen. Ihm aufzuhelfen haben alle die Schriftſteller, die ihre Werke früher von ihm herausgeben ließen, ſich vereinigt, gemeinſchaftlich ein Buch zu ſchreiben, und es dem Ladvocat unentgeldlich zu überlaſſen. Sie haben zu dieſem guten Werke noch andere Schriftſteller eingeladen, ſo daß der Verein bis zu hundert und ſechzig angewachſen iſt. Das erlaſſene Zirkular lautet, wie folgt: „Les soussignés, voulant donner a Mr. Ladvocat, libraire, „un témoignage de l'intérêt qu'il leur inspire, dans „les circonstances fâcheuses où il se trouve, par „toutes les pertes qu'il a éprouvées depuis un an, „ant résolu de venir à son secours en s'engageant „à lui donner chacun au moins deux chapitre qui „devront composer un ouvrage intitulé: le Diable „boiteux à Paris, ou Paris et les moeurs „comme elles sont. Ils invitent tous les hommes „de lettres qui n'étaient pas présentes à leur réunion, à venir se joindre à eux pour secourir un „libraire qui a si puissamment contribué à donner „de la valeur aux productions de l'esprit, et à consacrer l'indépendance de la profession des hommes „de lettres." Darauf folgt das alphabetiſche Verzeichniß von hundert und ſechzig Schriftſtellern, worunter alle bedeutende die Frankreich hat: Béranger, Chateaubriand, Cuvier, Delamartine, Delavigne, Salvandy, Etienne, Guizot, Victor-Hugo, Jouy, Kératry, Mignet, Royer-Collard, Scribe, Thiers, Villemain u. ſ. w. Ladvocat ſagt: „dans l'impossi-

„bilité où se trouve l'Editeur de témoigner sa reconnaissance à la littérature contemporaine pour la „bienveillance toute paternelle qu'elle lui a prodiguée, il se borne à imprimer l'engagement et la „liste des hommes des lettres, qui sont venus à son „aide avec tant de zèle et de chaleur; il conserve „cette liste chargée de leurs noms comme on conserverait des lettres de noblesse acquises sur le „champ d'honneur.“ Das Buch kann nur höchſt intereſſant ſein. Denn ſind auch unter deſſen Verfaſſern Schriftſteller von minderer Bedeutung, wie unſer Paul de Kock und ſolche andere, ſo muß doch das dem Werke, wegen ſeiner beſondern Art und Beſchaffenheit einen Werth mehr geben. Es wird nämlich ein neues Tableau de Paris, gleich dem von Mercier, Jouy und Andern. Aber dieſe ſind alt, und da die Sitten ſich verändert, nicht mehr treu. Uebrigens wurden jene Tableaux immer nur von einem Verfaſſer geſchrieben; die Anſichten der Pariſer Dinge und Verhältniſſe mußten daher individuell bleiben. Jetzt aber beobachten hundert und ſechzig Menſchen, jeder von ſeinem Standpunkt aus; das Gemälde muß daher treuer werden. Und es ſind Schriftſteller von den verſchiedenſten Geiſtesrichtungen und bürgerlichen Verhältniſſen und Geſinnungen. Proſaiker und Dichter, Philoſophen und Dramatiker, Staatsmänner, Deputirte, alte und junge, Männer und Weiber, Klaſſiker und Romantiker, Liberale, Miniſterielle, Ultras, Royaliſten, Karliſten, Bonapartiſten. Dieſe werden ſich ſelbſt zeichnen, und das iſt der Gewinn. Selbſt gemeine Schriftſteller, wie Pigault-Lebrün, Paul de Kock müſſen dem Buche zum Vortheile gereichen, denn ſolche Naturen bemerken Vieles in der Welt, was beſſern und geiſtreichern Menſchen entgeht.

Warum die Tribüne nicht im Frankfurter Kaſino gehalten wird, will ich Ihnen erklären. Erſtens:

durfte ſie die Frankfurter Poſt wahrſcheinlich nicht kommen laſſen, und zweitens: war das auch nicht der Fall, ſo haben die Herren Geſandten ihre Anhänger im Kaſino, die es anzuſtellen wiſſen, daß jenes Blatt nicht angeſchafft wird. Uebrigens hat die Tribüne aufgehört. Wie ich geſtern erfahren, hat der Redakteur Wirth ſich geflüchtet, weil er erfahren, daß er gleich nach der Auflöſung der Kammern arretirt werden ſolle, und daß es ihm dann ſchlecht ergehen würde. O wie habe ich Alles vorhergeſehen, vorhergeſagt, und wenn meine Briefe nicht ſchön ſind, werden ſie doch wahr ſein! Haben Sie in den Zeitungen die Note des ruſſiſchen Kaiſers an die kleinen deutſchen Höfe geleſen? Gleich nach dem Falle Warſchau's ſtieg ſeine Sprache vom kalten Null bis zu 20 Grad Unverſchämtheit. Er ſagt ihnen: es wäre endlich einmal Zeit, daß ſie dem revolutionären Unfug in ihren Staaten ein Ende machten; er droht ihnen mit ſeinem Beiſtand, wenn ſie ſich allein nicht zu helfen vermöchten. Und gleich haben die kleinen Vögel gepipſt wie der alte Vogel geſungen. Die kleinen Miniſterchen in Karlsruhe, die dieſe ganze Zeit über geliſpelt, wie eine Kindbetterin nach ſchwerer Geburt, fangen jetzt an zu brüllen wie die Löwen. Lachen muß man immer über eine deutſche Beſtie, ſie mag noch ſo wild und gefährlich ſein. Der badiſche Finanz-Miniſter, den neulich ein Deputirter in der Kammer an die Vorlage einer Finanz-Rechnung erinnerte, die man ſchon längſt erwartet habe, erwiderte, man ſolle ihn mit ſolchen Fragen ungeſchoren laſſen. „Ja, ſie wollen ſcheeren, aber ſich ſcheeren laſſen, das wollen ſie nicht." Aber der Deputirte (Buchhändler Winter aus Heidelberg) hat ihm tüchtig darauf geantwortet. Er ſagte: das Volk habe ihn nicht gewählt, damit er die Miniſter ungeſchoren laſſe. Noch eine merkwürdige Sitzung fand neulich in Karlsruhe ſtatt. Der Deputirte

Welker, der für ſeinen Geiſt, ſeinen Muth und ſeine Beharrlichkeit die Bewunderung und den Dank von ganz Europa verdient (denn die Freiheit, ſelber des kleinſten Staats, iſt eine Angelegenheit der ganzen Welt), hat die Motion gemacht: die badiſche Regierung ſolle bei der deutſchen Bundesverſammlung den Antrag machen, daß neben den Diplomaten, die doch eigentlich nur die Fürſten repräſentiren, auch eine deutſche Volkskammer gebildet werde. Die Karlsruher Miniſter, als dieſe Motion von Welker angekündigt wurde, hatten nicht einmal den Muth, ſie mit anzuhören und ſind vor Angſt aus der Kammer gelaufen. Iſt das nicht köſtlich, deutſch, eine in Spiritus zu verwahrende Geſchichte? Auch Rotteck und Fecht haben ſich bei dieſer Gelegenheit herrlich benommen. Aber alle dieſe kühnen Redner, wie Mauguin neulich in der Kammer ſagte, „ſtehen ſchon auf der Proſkriptionsliſte,“ und, wie ich im vorigen Winter prophezeiht — wenn Prophetengeiſt dazu gehört, eine tauſendjährige Vergangenheit zu beurtheilen — es wird in Deutſchland mit einer großen Hängerei endigen. Auch habe ich aller Mäßigung, ja aller Gerechtigkeit entſagt. Vorgeſtern fing ich einen Aufſatz an, mit dem mein projektirtes Journal beginnen ſollte. Darin heißt es: „Auf dem Wege nach Paris fing ich „an, ein eitler Narr zu werden, und bin es geblieben „dieſe vier Wochen lang, die ich hier ſchon zugebracht. „Erſt geſtern ſchüttelte ich mich und kam wieder zur „Beſinnung. Ich wollte es dem großen Goethe nachthun, ich wollte das Unnachahmliche nachahmen. Ich „wollte werden, ſein wie er — unnahbar, kalt, wurzelfeſt, theilnehmend aber nicht theilgebend und „gefühlloſer als ſelbſt eine Steinwand, die doch Empfindung ſchwitzt, wenn ſich der Frühling nahet. „Schlachten und Stürme und jammervoller Schiffbruch, Tyrannenwuth, athemlos gehetzte Freiheit,

„gemordete Unſchuld, Himmel und Erde, Feuer und
„Froſt, die Natur und die Geſchichte — Alles wollte
„ich mir in behagliche Ordnung in meinem Zimmer
„aufſtellen, und mir dann aus Wahrheit und Lüge,
„aus Recht und Betrug, aus Treue und Verrath,
„aus Liebe und Haß, aus Gott und Teufel ein köſtliches
„Ragout bereiten, und kunſtſchmauſend alle
„Stunden aller meiner Tage verleben, und nur während
„der Verdauung milde und leiſe beklagen, daß
„der Arm des Teufels viel zu kurz, und daß Gott
„der Vater etwas nachgedunkelt..... Titanen-Uebermuth!
„Kindiſche Vermeſſenheit! Nicht bis an die
„erſten Wolken kam ich. Ich fiel hinunter; aber mit
„blutigem Munde küßte ich meine gute Erde und vergaß
„meine Schmerzen. Ich will lieben und ſtreiten
„wie vor. Und keine Milde, ja keine Gerechtigkeit
„mehr! Sie haben Milch in Blut, Blut in Eſſig
„verwandelt, und haben den Eſſig vergiftet. Ein Thor,
„wer noch in unſern Tagen die Schaamloſen durch
„Großmuth zu beſchämen, die Hartherzigen durch Bitten
„zu erweichen gedenkt! Teufel gegen Teufel!....
„Weil ſie die Völker ſo lange wie Kinder behandelt,
„ſind ſie bis zu Kindermädchen herabgeſunken. Sie
„dahlen und tändeln, und lügen und drohen, und
„patſchen und ſchmeicheln, und kitzeln und windeln,
„waſchen mit dem Schwamme. Aber das Sprudeln
„und Weinen der Kinder macht ſie leicht ungeduldig.
„Sie ziehen dann ihr weißes Häubchen ab, und zeigen
„die düſtre Krone darunter; ſie legen die Ruthe weg
„und holen den Scepter. Nun wohlan! an der Grenze
„eurer und unſerer Geduld erwarten wir euch!....
„Zwar ſollten die Menſchen verſtummen, wenn Gott
„ſelbſt ſpricht, wenn der Himmel mit der taubſtummen
„Welt in Zeichen redet. Aber die Unglückſeligen haben
„nur franzöſiſch gelernt; die Sprache des Himmels
„verſtehen ſie nicht, ſeine Zeichen verſpotten ſie. Wir

„wollen Dollmetſcher des Himmels ſein, wir wollen
„deutſch mit den Herren ſprechen. Ihres Dankes ſind
„wir nicht gewärtig, um ihre Verzeihung, daß wir ſie
„zu retten geſucht, werden wir nicht betteln. Der
„Löwe bezahlte den Storch, der ihm den Tod aus
„dem Halſe gezogen, zwar mit Löwentrotz — doch er
„bezahlte ihn. Aber das war ein König der Thiere;
„die Könige der Menſchen ſind ſo großmüthig nicht“

Kann ich aber in einer ſolchen Stimmung ein Journal ſchreiben? Es iſt nicht möglich. Mit dieſer Wuth iſt man ein guter Soldat, aber ein ſchlechter Feldherr. Nun wohl, ich entſage lieber der Ehre und will lieber ein gemeiner Soldat ſein, denn ich will ſtreiten wie ein Bär. Ich habe es mit dem Journal ernſtlich verſucht, aber es ging nicht. Ich konnte den Stoff nicht bemeiſtern. Ich hatte mir verſchiedene Kapitel beſtimmt, über dieſen und jenen Gegenſtand. Wenn ich nun Materialien zu meinem Aufſatze genug hatte, brachte mir der Tag wieder neuen Stoff, den ich zum alten geſellte, und ſo kam ich nie zum Anfange. Auch bin ich zu bewegt, ich muß mir täglich Luft machen, ich muß Einen haben, mit dem ich alle Tage, zu jeder Stunde ſpreche; kurz ich kann nur auf Briefpapier ſchreiben. Und jetzt werden Sie mich wieder auslachen und triumphiren. Thun Sie das, Sie haben doch den Schaden davon. Ich werde Ihnen alſo wieder Briefe ſchreiben wie vorigen Winter, und weiter nichts arbeiten.

Samſtag den 30. Oktober

In London hat man jetzt angefangen, Zeitungen auf baumwollene Schnupftücher zu drucken. Dadurch erſpart man die drückende Stempeltaxe, die auf den Papierzeitungen liegt. Wenn dieſe Erfindung ſich auch außer England verbreitet, wird die deutſche Bundesverſammlung, weil es ſchwer zu verhindern iſt, daß unter die unſchuldigen Schnupftücher ſich nicht auch jene ſtaatsgefährlichen miſchen, den Beſchluß faſſen, daß einſtweilen auf fünf Jahre alles Naſenputzen verboten ſei. O Gott! weit davon entfernt iſt man nicht. In Preußen ſind ſie toll zum Binden. Sie wollen es Oeſterreich nachmachen! Die Dummköpfe. Sie ſehen es nicht ein, daß mehr als zu irgend einer Kunſt, zur Dummheit angebornes Genie gehört. In Berlin wird bald eine Verordnung erſcheinen, die jede Anzeige eines Buches im ganzen Lande verbietet, wenn ſie nicht vorher in einer Berliner Zeitung ſtand. Wenn ich ſage, daß unſere deutſchen Regierungen ſämmtlich verrückt ſind, ſo meine ich das im wirklichen mediziniſchen Sinne. Sie haben eine unheilbare fixe Idee, die franzöſiſche Revolution iſt ihnen in den Kopf geſtiegen, und ich fürchte, ſie können ſelbſt durch viele Schläge nicht mehr kurirt werden. O wie traurig! Denn wenn die Regierungen verrückt ſind, werden alle vernünftige Leute eingeſperrt.

Die Griechen haben ſich von ihrem Tyrannen, Capo d'Iſtrias, auf ächt antike Weiſe befreit. Nicht durch Zeitungen und feiges Liberal-Geſchwätz, ſondern durch das Schwert. Das iſt plaſtiſche, das iſt nicht unſere romantiſche gemalte Freiheit! Es war kein Meuchelmord, wie die Hof- und Miniſter-Zeitungen verläumden; es war ein ehrlicher offener Kampf. Capo d'Iſtrias war von ſeinen Trabanten umgeben, und mitten unter ihnen haben ihn zwei kühne Spartaner erſchlagen. Sie rächten das Land, ſie rächten ihr eigenes Blut. Der eine war der Sohn, der andere der Bruder, eines der edelſten Griechen, den Capo d'Iſtrias, weil er ſich ſeiner Tyrannei widerſetzte, ſchon ſeit lange in einem Kerker gefangen hielt. Es war mir immer in der tiefſten Seele zuwider, dieſen liſtigen, abgefeimten, in der Schule des Despotismus ergrauten Staatsmann an der Spitze eines edeln Volkes zu ſehen, das nur für Freiheit und Glauben lebte und ſtarb. So regierte er auch. Es war ein unaufhörlicher Kindermord, es war ein täglicher Vergiftungs-Verſuch der Freiheit. Mit allen Schlechten unter den Griechen verband er ſich, die Guten zu unterdrücken, mit allen kleinen Tyrannen, die Helden der Freiheit in Feſſeln zu ſchlagen. Jeden Aufſchwung des Geiſtes ſuchte er durch alle Höllenkünſte der ruſſiſchen und öſterreichiſchen Polizei niederzuhalten. Hohe Schulen, die über das Rechnen und Schreiben hinausgingen, unterdrückte er; die Preßfreiheit wurde mit der Wurzel ausgeriſſen und einem Kindervolke wurde ſchon ſein Stammeln zenſirt. Aber wie wird es den unglücklichen Griechen jetzt ergeben! Sich auf Capo d'Iſtrias Zuchtruthe verlaſſend, ließen die despotiſchen Mächte die Griechen einige Jahre unbeobachtet. Jetzt werden ſie ſie wieder unter eigne Aufſicht nehmen. Alle, alle Völker, und das franzöſiſche zuerſt, werden wieder ſchändlich betrogen. Der Ländertauſch, der Länderſchacher wird wieder im Stillen getrieben. Und gewiß gründet ſich darauf die freche Sprache Caſimir Perriers, und ſeine kecke Friedensverſicherung. Bald wird er mit einer Provinz in Papier vor die Kammer treten und triumphirend ausrufen: Seht, das haben wir in Frieden gewonnen; wer hat nun Recht? Das Volk wird wieder in Zentnern, das Vaterland morgenweiſe verkauft. Was ſie im Geheimen brüten, wer kann das wiſſen? Die öffentliche Meinung hat ſchon fürchterliche Dinge erdacht; aber die Furcht der öffentlichen Meinung iſt die einzige, die nicht trügt, und die immer lange vorher weiß, zwar nicht auf welchem Wege die Gefahr kömmt, aber daß ſie kömmt. So ſpricht man: Polen ſolle an Preußen kommen — das wäre die Sklaverei ſtatt in Eſſig, in Zucker eingemacht, die weit verderblichere, hoffnungsloſere, weil ſie mundet. Und dafür Griechenland an Rußland, und ſo weiter den Völker-Trödel. Möchte

Einem nicht die Bruſt zerſpringen vor Wehmuth, möchte Einem nicht das Herz ausbluten, wenn man bedenkt, daß die edeln, hochherzigen, geiſtreichen Griechen — verkannt nur von jenem zahmen Viehe, das ein polizeiſtörriges Herz für ein ruchloſes Herz hält — verkannt nur von allen thörichten Flitter=Götzendienern, die den ungeſchliffenen Diamanten als ſchlechtes Geſtein verwerfen — verkannt nur von den ſchuldbewußten, abergläubiſchen Machthabern, welchen ein Geiſt das Ende ihrer Tage verkündet — daß dieſes edle Volk darum ſieben Jahre ſoll mit ſeinem Blute das Land getränkt, das Meer gefärbt, ſoll Alles aufgeopfert haben, Leben und Gut, Weib und Kind und oft die Hoffnung ſelbſt, um endlich nach Allem, die Herrſchaft der Baſtonade gegen die Herrſchaft der Knute zu vertauſchen?

— Ueber die Anzeige eines deutſchen Buchhändlers habe ich geſtern herzlich lachen müſſen. Er ſpricht auf die kläglichſte, weinerlichſte, herzzerreißendſte Art von den ſchrecklichen Folgen der Cholera. Doch ſetzt er unbegrenztes Vertrauen auf Gott, daß nächſtes Jahr glücklicher ſein werde. Und warum jammert der Mann, warum wendet er ſich in ſeiner großen Noth zum Himmel? Seine zwei Taſchenbücher: die Roſen und das Vergißmeinnicht von Clauren ſind fertig, aber er fürchtet, in dieſer betrübten Zeit zu geringen Abſatz zu haben, und will daher die Taſchenbücher erſt im nächſten Jahre verſenden. Er endigt ſeine Klag und ſein heißes Gebet mit den Worten: „Ich halt „mich in der Hoffnung überzeugt, daß dann die wiedergewonnene Ermuthigung und Erheiterung über da „Beginnen einer beſſern Zukunft, dieſen beiden Werke „der freudige Zuruf — Willkommen! — ſo wie ein „freundliche Aufnahme bereitet ſein wird.“ Schön Reconvaleszenz! Sich an Claurens Vergißmeinnich nach langen Leiden zu erholen!

Siebenter Brief.

Paris, Mittwoch den 2. November 1831.

Ich bin ein rechter Unglücksvogel, daß ich die Frankfurter Revolution nicht mit angeſehen. Vor einigen Tagen ſchrieb mir Dr. D... ein kurzes Billet: „In Frankfurt haben die Bürger mit der Linie einen Kampf gehabt.“ Was! rief ich voll Erſtaunen aus, die Frankfurter haben die Linie paſſirt, ſie, die ſeit Jahrhunderten nicht über die Wartthürme hinausgekommen? Komet!

Verfloſſenen Sonntag war ein Konzert im italieniſchen Theater, dem ich aber ſelbſt nicht beigewohnt. Es begann mit einer „ouverture à grand orchestre“ — und errathen Sie von welchem Komponiſten? Von Don Pedro, dem Kaiſer von Braſilien. Es iſt überflüſſig, noch zu bemerken, daß die Muſik erbärmlich war. Der Herr Kaiſer thäte auch beſſer, ſeinen Mordbruder aus Portugal zu verjagen, als die friedlichen Leute aus dem Theater. Ich habe wenigſtens Einen geſprochen, dem auf die kaiſerliche Muſik-Sudelei ganz übel geworden, und der darum aus dem Konzerte lief. Was aber Paris ein närriſcher Ort iſt! Es iſt das wunderlichſte Ragout von Scherz und Ernſt. Der Dei von Algier gab auch Stoff zu mehrern Theaterſtücken. Einmal, wie er eine Mädchen-Penſion beſucht; das muß luſtig ſein. Im neueſten Hefte der Revüe de Paris ſteht eine Novelle von dem ehemaligen Miniſter von Martignac. Eine neue Oper: la marquise de Brinvilliers (die berüchtigte Giftmiſcherin unter Ludwig XIV.) haben neun hieſige Komponiſten gemeinſchaftlich verfertigt: Cherubini, Boieldieu, Herold, Paer, Auber, und Andere. Iſt das nicht toll! Und eine tragiſche Oper! Melpomene in der Harlekinsjacke.

Die Sinnlichkeit, höhere wie niedere, iſt aber bei den Pariſern ſo abgeſtumpſt, daß ihnen Teufelsdreck noch zu fade vorkömmt; man muß ihnen täglich neuen Geſtank erfinden. Neulich wurde im Theater des Nouveautés an einem und demſelben Tage, ein neues Stück zu ſchreiben beſchloſſen, entworfen, ausgeführt, die Muſik dazu gemacht, einſtudirt, aufgeführt und — ausgepfiffen! Es war eine Wette. Kotzebue's berüchtigter Rehbock, wird unter dem Namen: le chevreuil in den Variétés aufgeführt und hat großen Beifall. In Deutſchland ſorgt man auf eine edlere Weiſe für das Vergnügen des Publikums. In Berlin iſt erſchienen (durch die Cholera veranlaßt): „Begräbniß-Büchlein zum Gebrauche bei Beerdigungen in den Städten und auf dem Lande. Nebſt einem Anhange von Grabſchriften.“ Schönes Stammbuch! Eines der hieſigen kleinen Blätter enthält heute einen Aufſatz über die in Berlin erſcheinende Cholera-Zeitung, worin es unter Andern heißt: c'est une invention prussienne; on n'eût pas dit que le domaine de la presse s'aggrandit ainsi dans les domaines de Fréderic-Guillaume. Peut-être aussi le titre n'est-il qu'une épigramme pour montrer et désigner le venin de la presse et la contagion du Journalisme.

Donnerstag den 3. November.

In Deutſchland haben ſie das Geheimniß gefunden, die Dummheit in ewig blühender Jugend zu erhalten. Es giebt keine Götter mehr, ſonſt müßte man ſie auf der Erde lachen hören, denn der alte Olymp war ein luſtiger Himmel. So eben las ich in der preußiſchen Staatszeitung, daß im königlichen Theater am 26. Oktober, zum erſten Male, „der dumme Peter, Original-Luſtſpiel in zwei Akten“ aufgeführt wird. Ein Stück, das ſeit ſechzehn Jahren in allen deutſchen Reſidenzen gegeben wird, nennen ſie ein Original-Luſtſpiel! Unglückliches Land! Die Sonne ſinkt, die Fledermäuſe ſteigen auf. Polens Revolution war die Abendröthe der Freiheit. Von Hannover ſchreiben ſie: das ſchöne Oktoberwetter habe den beſten Einfluß auf den Geſundheitszuſtand gehabt, und die politiſche Entzündung habe ſich gleichfalls merklich gelegt. Man fange an einzuſehen, daß man im hannöveriſchen Lande ſo viel Freiheit und Sicherheit als in England genieße, und darum habe es mit einer Konſtitution gar keine Eile. Wenn nur der Adel eine feſtere Einrichtung bekomme, dann ſei allen Uebeln abgeholfen... Und die allgemeine Zeitung nimmt ſolche Unverſchämtheiten auf, und jedes Wort verdienter Zurechtweiſung weiſ't ſie zurück. Die badiſchen Stände bekommen keine Preßfreiheit. Die Deputirten haben ſich bis jetzt kräftig benommen, ob zwar die guten deutſchen Seelen immerfort „von den Hallen" der Volkskammer reden. Jetzt wollen wir ſehen, ob ſie beharrlich ſind, eingedenk der heiligen Schrift: aber wer beharret bis am Ende, wird ſelig werden. Nichts gleicht der Frechheit, mit welcher das Preßgeſetz abgefaßt iſt, welches die Miniſter in Karlsruhe der Kammer vorgelegt. Die Preſſe ſei frei — mit Ausnahme aller Bücher unter zwanzig Bogen, mit Ausnahme aller Werke, die von der Bundesverſammlung reden. O Schmach über das Volk, das ſich dieſen Hohn gefallen läßt! Einen dummen Karpfen fängt man mit mehr Witz. O Beaumarchais, hätteſt du deutſchen Stoff gehabt, das wäre ein ganz anderer Figaro geworden! In Kaſſel liegen die Beamten und Offiziere der neuen Maitreſſe zu Füßen, und bald wird auch die Konſtitution da liegen. Um dieſen Preis wird die Dame von dem durchlauchtigen deutſchen Bunde gegen die Kurfürſtin und gegen die Heſſen beſchützt und geſchützt. — Bei euch iſt ja „unbegrenzte Trauer," wegen des Todes des Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen. Steht Ihnen die ſchwarze Kleidung gut?

Freitag den 4. November.

Sie reden immer noch von der Bockenheimer Zeitung, als wenn die lange dauern würde! Laſſen Sie nur erſt die belgiſche Angelegenheit in Ordnung gebracht ſein, und die Gräfin Schaumburg Wurzel gefaßt haben, und man wird die Bockenheimer Zeitung nur noch im *Kuchengarten* finden. Für jetzt iſt Alles verloren. Nur der König von Holland kann noch retten, wenn er ſo klug iſt, ein Narr zu ſein. Die Revolution, die ſich jetzt mit großen Schritten in England naht, gereicht uns Deutſchen gar zum Verderben. Deutſchland iſt das ewig offene Fontanell, wodurch alle aus dem übrigen Europa verjagte Despotie abfließt; und je reiner die übrigen Länder werden, je ſchmutziger werden wir. Sie glauben mir das noch nicht, aber Sie werden es erfahren. Meine Pariſer Briefe vom vorigen Winter werden erſt Ende künftigen Sommers ihre Bedeutung bekommen, und was ich unter *Vespertinchen* verſtanden, wird dann erſt der Welt klar werden. Von Frankreich mag ich gar nicht reden. Es mag ſein Teſtament machen. König Philipp trägt eine Schlafmütze *unter* ſeiner Krone, und der Kaiſer von Oeſterreich eine Schlafmütze *über* der ſeinigen. Es iſt eine neue Freundſchaft zwiſchen Beiden, welche die alten Früchte tragen wird. König Philipp kann ſeine Nachtmütze nicht mehr abziehen, ohne daß ihm die Krone vom Kopfe fällt, Oeſterreich aber kann jeden Augenblick ſeine Mummerei wegwerfen, und ſteht dann gerüſtet da. Die Papiere ſtehen hoch, die Börſe jauchzet. Ich rufe wie Fiesko aus: *Wohl bekomm euch die Verdammniß!*

Achter Brief.

Paris, Freitag den 4. November 1831.

Das Buch der hundert und ein Schriftſteller hat meinen Erwartungen nicht entſprochen. Es wird hier freilich von allen Parteien gelobt, weil Schriftſteller aus allen Parteien daran gearbeitet haben. Aber für mich, fürchte ich, wird es ein Buch der hundert und ein Täuſchungen werden. Gleich anfänglich ärgerte ich mich darüber, daß dieſe Sittenmaler ſo verächtlich von ihrem alten Meiſter Mercier ſprechen, aus deſſen Schule ſie Alle hervorgegangen. Sie ſagen: „Il faut faire pour le Paris d'aujourd'hui ce „que Mercier a fait pour le Paris de son temps, „avec cette différence que cette fois les tableaux „de moeurs seront rarement écrits sur la „borne.“ Mercier nennen ſie einen Gaſſenjungen! Wahrhaftig, er ſagt mehr in einer einzigen Zeile, als die neuen auf einem ganzen Bogen. Er malte in Oel; Jouy und ſeine Nachahmer malten mit Paſtellfarben. Das ſieht freilich ganz artig aus, aber man kann es wegblaſen. Auch war Merciers Zeit günſtiger zur Sittenmalerei als die jetzige. Damals fingen grade die Stände an, ſich zu vereinigen, und da konnte man eben am beſten ihre Trennungen kennen lernen; jetzt aber, da ſie vereinigt ſind, kann man nur noch ihre Nacht zeichnen. Doch lieſ't ſich das Buch immer angenehm weiter; man lernt daraus, man reiſ't darin, und kömmt weiter.

Eines einzigen Artikels im ganzen Bande muß ich als Ausnahme mit großem Lobe gedenken. Es iſt das Kapitel: Le Bourgeois de Paris von A. Bazin, einem Schriftſteller, der mir ganz unbekannt iſt. Das iſt eine vortreffliche Zeichnung, mit Geiſt und Gemüth entworfen. Von den übrigen Kapiteln ſind zwei zu erwähnen, bei welchen der Reichthum des Stoffes die Armuth der Kunſt vergütet; nämlich: L'abbaye-aux-bois von der Herzogin von Abrantes, und une fête au Palais-Royal von Salvandy. L'abbaye-aux-bois, heißt das Haus, ein ehemaliges Kloſter, worin Madame Recamier wohnt, ſeit ſie die große Welt verlaſſen. Aber die große Welt iſt ihr dorthin nachgezogen, oder eigentlich nachgeſtiegen, ich glaube bis in den dritten Stock hinauf. In dem Hauſe wohnen noch mehrere Frauen, die ſich aus dem Glanze und dem Geräuſche der großen Welt zurückgezogen, — um nicht überſehen und überhört zu werden. Alle dieſe frommen Weiber bilden ihren eigenen Mittelpunkt, haben ihren eigenen Zirkel. Die Herzogin erzählt nun, wie es in dieſen verſchiedenen Geſellſchaften, beſonders bei Madame Recamir hergeht, welche Staatsmänner, Schriftſteller, Künſtler ſich da verſammeln, welche Werke da vorgeleſen, welche Kunſtwerke vorgezeigt werden, und was ſonſt da getrieben wird. Madame Recamier wird wegen ihrer Liebenswürdigkeit, Beſcheidenheit, Entſagung, Mildthätigkeit geprieſen. Ich habe das von dieſer berühmten Frau ſeit zwanzig Jahren ſchon oft geleſen, und will es auch Alles glauben; nur fürchte ich immer, daß die Tugend, der es nicht gelingt, unbemerkt zu bleiben, es gar nie mit Ernſt verſucht hat. Die Herzogin Abrantes (ſie hat auch verfloſſenen Sommer Memoiren aus den Zeiten des Kaiſerreichs herausgegeben) iſt übrigens eine rechte Klatſchlieſe, und erzählt Alles im Tone einer bürgerlichen Frau Baſe: Sie mag eine muntere Franzöſin ſein, denn die Sentimentalität, die ſie manchmal verſucht, gelingt ihr gar nicht; ſie bringt keine Thräne zu Stande, und wenn ſie darauf hinarbeitet, ſieht es ſo komiſch aus, wie ein Menſch der nieſen möchte und nicht kann.

„Une fête au Palais-Royal“ von Salvandy, dem Schüler Chateaubriands in Styl und Politik, beſchreibt das glänzende Feſt, welches der Herzog von Orleans vier Wochen vor der Revolution dem Könige von Neapel gegeben, wobei Charles X. zugegen war. Da war leicht ſchön beſchreiben; ſchon dieſes mein kurzes Inhalts-Verzeichniß iſt ein Gemälde, ein Gedicht, ein Drama. Salvandy iſt einer von den bequemen Karliſten, die in Pantoffeln und im Schlafrock die Rückkehr Heinrichs V. abwarten, und unterdeſſen manche Thräne in ihren Wein fallen laſſen. Er erinnert ſich mit Wehmuth jenes herrlichen Feſtes, das auf der Grenze zweier Monarchien gegeben worden. Weil ihm das Herz ſo ſchwach, traut er ſeinem Kopfe nicht. Er frägt: „De quel style décririez-vous les danses dont rétentissait peut-être Herculanum la veille du jour qui se leva le denier sur la cité condamnée?“ So ſind die Legitimiſten. Wenn ſich Peter ſtatt Paul auf einen Thron ſetzt, ſehen Sie darin den Untergang eines verfluchten Landes. Vier tauſend Gäſte waren verſammelt. Charles X. trat zwiſchen dem Herzog von Orleans und dem Könige von Neapel in den Saal. Nach wenigen Wochen war der Eine vom Throne geſtürzt, der Zweite todt, der Dritte König! Charles X. ſagte, den Himmel betrachtend, zu Salvandy: „il fait beau temps pour ma flotte d'Algier“.... Au moment que j'écris, le pirate que Charles X. décrèta de punir, se promène au milieu de nous, paraît dans la même Palais-Royal d'où Charles X. suivait son foudre vengeur lancé sur l'aile des vents, le dey d'Algier enfin peut vivre dans nos murs. Charles X. ne pourroit pas y mourir.“ Salvandy ſprach mit einem der Miniſter Karls über die Gefahren des Kampfes, worin die königliche Gewalt ſich eingelaſſen. „Nous ne reculerons pas d'une semelle,“ m'avait-il dit. Eh bien, lui répondis-je le roi et vous reculerez d'une frontière.“ Das iſt ſchön, wenn es wahr iſt... — Auch unſer Beranger hat ein Gedicht in das Buch geliefert und ein recht ſchlechtes. Es iſt eine Ode an Chateaubriand in Genf, die ihn freundlich bittet, nach Frankreich zurückzukehren:

Chateaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Pleure une étoile de moins! Was iſt nur dem ſchlichten Beranger eingefallen, ſich mit ſolchem abſcheulichen eau de mille fleurs zu parfümiren! Wer hieß aber auch den ehrlichen Mann Lobgedichte ſchreiben? Wer nicht zu ſchmeicheln gewöhnt iſt, dem gelingt es ſchwer, ſelbſt das Verdienſt zu loben. Chateaubriand antwortete ihm in einem Briefe, der, ob zwar in Proſa geſchrieben, weit dichteriſcher iſt, als Berangers Gedicht. Chateaubriand weiß die Lobpreiſung eines unbeſtechlichen Mannes zu ſchätzen. „Comment serais-je unvulnérable à la flatterie d'une Muse qui à dédaigné de flatter les rois?“ Aber nein, ſagte er, ich werde nicht zurückkommen. „Jamais je ne me rapprocherai de ces hommes qui ont dérobé à leur profit la révolution de juillet, de ses écornifleurs de glorie, de courage et de génie.“ Schnarotzer des Ruhms — man kann das nicht beſſer ſagen: „Malgré les génuflexions de notre diplomatie et à cause même de ses mains mendiantes, il ne me parait pas très certain qu'on nous aumone la paix.“ Perrier und ſeine Leute nennt er: „la coterie colérique, sans dignité, sans élevation.“ Uebrigens verſpricht er, über die Lage Frankreichs bald eine neue Brochure herauszugeben. Dieſe iſt auch bereits erſchienen, und ich werde darauf zurückkommen. Es wird Einem doch immer warm, ſo oft man Chateaubriand lieſ't, zuweilen auch ſchwül; aber was liegt daran? Beſſer als kalt; das Fenſter iſt leicht geöffnet.

— Ich hätte ſo gerne nachholen mögen, was während meiner Abweſenheit von Paris an bedeutenden Komödien auf die Theater gekommen, was an guten Büchern erſchienen iſt; aber nicht möglich nachzukommen. Nicht einmal das Neueſte jedes Tages iſt zu verbrauchen. Es iſt zu verzweifeln. Das iſt gar nicht Leben zu nennen, wenn die Vergangenheit ſtündlich wächſt, und die Gegenwart gar nicht aufkommen kann und gleich nach der Geburt ſtirbt. Da iſt es doch in unſerm guten Vaterlande beſſer; da ſteht die Gegenwart mit ihrem dicken Bauche und breiten Rücken feſt auf den Beinen, und nimmt ſo viel Platz ein, daß nicht die ſchmalſte Zukunft vorbei kann. Geſtern las ich das Verzeichniß der in dieſem Herbſte erſchienenen neuen deutſchen Bücher. Hundert und mehr Schriften über die Cholera! Ich bekam Leibſchmerzen nur vom Leſen des Katalogs. Sonſt habe ich nichts von Bedeutung angezeigt gefunden, außer dem folgenden Werke, wonach ich ſehr ſchmachte. Es iſt wahrſcheinlich eine Satyre gegen den deutſchen Bundestag; denn unſere maliziöſen Landsleute, man kann es nicht leugnen, mißbrauchen die Preßfreiheit gar zu arg. Das Buch hat den Titel: „Das Schabbes-gärtle von unnere Leut; eppes mit e Rorität Geblumes füre Brantschmuck. E Chetisch meloche, von Itzig Feitel Stern. Mit eppes neun Stück ganz feine gillmelirte Kupferstichlich etc.“ Es iſt in Meißen erſchienen, wo man gutes Porzellain macht und das beſte Deutſch ſpricht. Unter Schabbes-Gärtle, wird gewiß die Bundesverſammlung gemeint, und unnere Leut, das ſind Baden, Baiern und die andern kleinen Fürſten, welche ſechs Monate lang bei ihren ſauern Stände-Arbeiten ſehr geſeufzt und geſchwitzt, jetzt aber im ſiebenten ſich ausruhen und im Schabbes-Gärtle ſpazieren gehen.

-Chetisch Meloche iſt der Untergang der Polen und Rorität Geblumes ſind die ſchönen Reden der patriotiſchen Deputirten in Karlsruhe und München. „Ein Pferd, ein Pferd — nein einen Eſel, einen Eſel, ein Königreich für einen Eſel!“ Was ich damit machen will? Die Haut will ich ihm abziehen und Jemanden hinein nähen. Wen — das iſt ein Geheimniß. Es iſt nur gut, daß ich über dreißig Jahre alt bin; jetzt brauchte ich nur badiſcher Staatsbürger zu werden, dann kann ich in Karlsruhe eine Zeitung herausgeben, ſobald ich Kaution geleiſtet. Einen Eſel, einen Eſel, meine ſämmtlichen Schriften für einen Eſel! Man kann aber über Deutſchland gar keinen dummen Spaß mehr machen. Man ſoll den Teufel nicht rufen, auch nicht im Scherze. Als ich Ihnen voriges Jahr geſchrieben: Geben Sie Acht, man wird bei uns Zenſur und Kaution zugleich feſtſetzen, ſchämte ich mich Narr ſpäter und dachte bei mir: du biſt aber auch gar zu argwöhniſch; ſo dumm, ſo ſchlecht ſind ſie nicht. Ueber das Schabbes-Gärtle darf man gar nicht ſprechen, und ſo oft jetzt unſere Fürſten die Klagen ihrer Völker nicht werden hören wollen, werden ſie ſich in das Schabbes-Gärtle zurückziehen. Der Deputirte Seufert in München hat mit deutſcher Bangigkeit die Kammer aufgefordert, ſich zurückzuziehen und den Kampf um Freiheit aufzugeben. Sie wiſſen ihre Hände nur zum Schreiben zu gebrauchen, dieſe unglückſeligen Gelehrten! Er ſagte: „Warſchau iſt gefallen, die Reformbill „iſt gefallen, die Feinde der fortſchreitenden Entwicklung freiſinniger Staatseinrichtungen erheben mit „friſchem Muthe das Haupt, die Vorſtellungen und „Reklamationen der Diplomaten, welche den Abſolutismus repräſentiren, werden dem Vernehmen nach „zudringlicher und hochfahrender.“ So ſpricht ein Mann, der ſich einen Vertheidiger des Volkes nennt! Alſo weil wir Widerſtand gefunden, ſollen wir gleich die Waffen ſtrecken? Haben ſie denn erwartet, daß man ihnen die Freiheit auf goldenen Schüſſeln mit einem artigen Komplimente ins Haus bringen werde? Wie feige macht doch die Gelehrſamkeit! Tauſend von edeln Polen haben Armuth und Verbannung einer ſchmachvollen Unterwerfung vorgezogen. Die Unglücklichen! Das Korps des Generals Rybinski, das ſich nach der preußiſchen Grenze zurückgezogen, iſt dort im jammervollſten Zuſtande angekommen. Alle, die Mitglieder der National-Verſammlung, Miniſter, Generale, Magiſtratsperſonen, Offiziere, Soldaten, ſogar die Weiber und Kinder, wanderten barfuß durch den Koth, und ſehr Wenige hatten eine Kopfbedeckung. Selbſt der Generaliſſimus Rybinski hat weder Hut noch Mantel. Und als ſie in ſolcher Erſchöpfung das preußiſche Gebiet erreicht, war die erſte Sorge der preußiſchen Behörden, alle Miniſter und Senatoren in ein Kloſter zu ſperren, und dort mußten ſie fünfzehn Stunden ohne Nahrung zubringen! Und ſo ein Würzburger Profeſſor, der im Schlafrocke am Kamin ſitzt und Bier trinkend ſeine Reden ausarbeitet, ſagt ſeinen Federgenoſſen, ſie hätten lang genug gekämpft, Heldenmuth genug gezeigt, und ſie ſollten ſich der Nothwendigkeit unterwerfen! Welche Welt iſt das! Sie zu ertragen haben wir einen Gott zu viel oder zu wenig. Chriſtus muß den Himmel verlaſſen, daß wir alle Hoffnung und allen Glauben verlieren, Liebe und Freiheit als thörigte Träume vergeſſen, und in der Menſchheit nicht mehr erblicken, als mechaniſche und chemiſche Kräfte, die ſich wechſelſeitig verdrängen und zerſtören, ſich aus Eigennutz verbinden und aus Habſucht verſchlingen. Oder ein anderer Chriſt muß kommen, der für uns neue Leiden, neuen Glauben, neue Hoffnung bringt.

Mittwoch den 9. November.

Ein miniſterielles Blatt ärgert ſich ſehr über das Fallen der Renten, das Montag ſtatt gehabt, und ſcheltet die reichen Leute Poltrons. Der Krämer-Miniſter Perrier hat ſeinen Puls auf der Börſe und zwiſchen zwei und vier Uhr Nachmittags iſt er immer krank. — O Schande über die Nation! Schmach über Iſrael! Herr von Rothſchild iſt von den hieſigen Gerichten zu zweitägiger Gefängnißſtrafe verurtheilt worden, weil er trotz wiederholter Ermahnung ſein Kabriolet nicht wollte numeriren laſſen. Wahrſcheinlich trotzt er auf den diplomatiſchen Charakter, den ihm ſein General-Konſulat gibt. Ein Rothſchild ſoll ſich gegen das Numeriren wehren! Hätte er niemals numerirt, wäre er nicht geadelt und diplomatiſirt worden. Um ſeiner ſchönen Augen willen iſt es nicht geſchehen.

Geſtern Abend habe ich doch einmal wieder eingeſehen, wozu Gott den Menſchen Ohren geſchaffen hat; man vergißt das leicht und oft. Ich habe die Malibran in der diebiſchen Elſter gehört. Nun, jetzt bin ich doch wieder verliebt, und Kaſimir Perrier kann froh darüber ſein; das wird ihm etwas Ruhe vor mir verſchaffen. Sie trat nach langer Abweſenheit zum erſten Mal wieder auf und wurde vom Publikum mit noch mehr Liebe als Geräuſch empfangen. Das war deutlich zu merken. Auch mußte ſie die angefangene Arie wieder unterbrechen, denn die Rührung unterdrückte ihre Stimme. Nun möchte ich wiſſen, ob das Natur oder Kunſt war: dem Teufel kann man trauen, aber keiner Komödiantin. Ich kann ganz mit Ernſt verſichern, daß ich verliebt in ſie bin, nicht in ihre Perſon, aber in ihren Geſang und noch mehr in ihr Spiel. Und Spiel in einer Oper! wer denkt nur an ſo etwas, wer erwartet es? Nie habe ich eine Schauſpielerin geſehen, die ſo aufmerkſam iſt, auf ſich und auf die Andern. Sie vergißt nichts, weder bei der leidenſchaftlichen Bewegung, noch in der gleichgültigſten Ruhe. Sie vergaß nicht einmal die Servietten auszuſchütteln, als ſie den Tiſch abdeckte. Es ſteht Keiner auf der Bühne und es mögen der Mitſpielenden noch ſo viele, deren Rollen noch ſo unbedeutend ſein, für den ſie nicht einen eigenen Blick, eine eigene Bewegung hätte. Sie ſpielt für Alle. Die Darſtellung der thätigen Leidenſchaften, des Haſſes, des Zorns, der Verachtung, der handelnden Verzweiflung gelingt ihr meiſterhaft, und ganz durchſichtig, wie ſie iſt, ſieht man die Leidenſchaften nicht bloß in ihrer Reife, ſondern man kann ſie vom erſten Keime an bis zu ihren Früchten verfolgen. Sie muß viel ſtudiren, viel nachdenken, viel leſen, ſogar mediziniſches. Woher wüßte ſie ſonſt alle pathologiſchen Bewegungen des Körpers ſo naturgetreu darzuſtellen? Ich mußte manchmal die Augen von der Bühne abwenden, um nur wieder Athem zu ſchöpfen; denn wenn man die Pulsſchläge zählt, die zu ſolchen Gemüthsbewegungen gehören, wird einem ganz Angſt bei der Rechnung. Mein kühnes Urtheil: daß die Malibran oft zu natürlich ſpiele, hieß ich mit Unwillen ſchweigen, ſo recht es auch hat. In der Tragödie, ſowohl im Gedichte, als in der mimiſchen Darſtellung, darf zwar die Perſon handeln; aber leiden darf nur der Menſch. Die Perſon leiden zu ſehen — was hat man davon? (Es iſt doch ſchön, daß ein Kritiker nichts zu fürchten hat; hätte das: „was hat man davon?“ ein Anderer geſagt, ich wollte mich ſchön über ihn luſtig machen.) Der Körper ſoll die Leiden der Seele durchblicken laſſen; wird er aber ſelbſt trübe, wie kann da die Seele durchſcheinen? Das vergißt die Malibran zuweilen und ihre leidenſchaftlichen Bewegungen werden dann zu Nervenkrämpfen. Aber ach! wenn man mit der Geliebten ſchmollt, es dauert nicht lange. Sie ſpielt doch himmliſch. Und Rubini, Lablache! Was ſoll ich noch viel ſagen? Ich könnte doch nicht mehr herausbringen als unſere deutſche Morgen- und Abendblätter: „der geſtrige Abend war ein genußreicher Abend.“

Jetzt Adieu Malibran II., Malibran I. kömmt. So ſchrieb ich, als ich Konrad mit ihrem Briefe hereintreten ſah. Aber ich bitte, gebrauchen Sie künftig ſtatt vier nur drei Oblaten. Dann könnte ich doch wenigſtens ſatyriſch ſein und Ihr fürchterliches Geſiegel mit dem dreiköpfigen Cerberus vergleichen, der grimmig alle Neugierigen abwehrt. Lieber Satan, ſagen Sie mir doch, wer, der nicht muß, wird denn in Ihren ſauern Brief hineinſehen? O wie verwünſche ich die Cholera, daß ſie mir durch ihre Räucherungen mein Glück ſo verſäuert! Sie fragen mich: wie es denn meine Bekannten hier machen, wenn die Cholera kömmt? Mein Gott, wenn Sie darunter fremde Deutſche verſtehen, ſo ſind ja das meiſtens ſorgenloſe junge Leute, die erſtens ſolche Gefahren gar nicht beunruhigen, und die, da es ihnen oft an Geld fehlt, an weite Flucht nicht denken können. Heine ſagt mir, er würde nicht hier bleiben, ſondern nach der Schweiz gehen. Sie können ſich denken, daß die reichen lebensluſtigen Pariſer, die keine Nothwendigkeit an Paris feſſelt, fortlaufen werden. Was mich betrifft, ſo will ich mir voraus darüber gar nicht den Kopf zerbrechen. Da die Nachricht von der Cholera in England heute widerrufen wird, ſehe ich nicht ein, wie ſie ſo ſchnell nach Paris kommen ſoll, und das wird ſich wohl noch bis zum Frühlinge hinziehn. Vor einiger Zeit habe ich recht angenehm geſchwärmt mit meiner Flucht. Ich wollte nach Marſeille reiſen und von da nach Genua, damit ich noch einmal das Meer und italieniſchen Himmel zu ſehen bekäme. Es iſt doch eine rechte

Sünde, daß ich hier ſitze und das viele Geld verzehre und für das nämliche Geld, ja für weniger, könnte ich den Winter im ſüdlichen Frankreich oder im nördlichen Italien verträumen. Ich habe die größte Sehnſucht, einmal aus dieſem nordiſchen Klima der Politik und des Verſtandes zu wandern, und unter einem Himmel der Natur und Kunſt zu athmen. Was halten Sie davon?

Die Schröder-Devrient hat vor einigen Tagen beim italieniſchen Theater als Donna Anna debütirt und hat in hohem Grade mißfallen. Sie wird in öffentlichen Blättern ſtreng beurtheilt, und man ſcheint Recht zu haben. Im deutſchen Theater gefiel ſie den Pariſern ſehr, und da kam die Eitelkeit über ſie und ſtach ihr die Augen aus. Jetzt begeht ſie gar noch den tollen Uebermuth und tritt nächſten Sonntag zugleich mit der Malibran und zwar in einem Stücke auf, worin ſie deren Rolle übernimmt. Sie wird im Othello die Desdemona ſingen und die Malibran den Mohr. *** ſagte mir heute: die Malibran (es iſt ihr Benefiz) habe das ſo angezettelt, um die Devrient auf einmal und für immer zu ſtürzen. Mein vaterländiſches Herz blutet mir bei dieſer traurigen Ausſicht. Ich bin in einer ſchrecklichen Lage. Ich wünſche den Triumph der Malibran, und würde doch den Fall der Devrient beweinen. So zwiſchen Liebe und Patriotismus geklemmt — was ſoll ich thun, wie ſoll ich mich erleichtern? Theure Freundin, helfen, rathen Sie. Welche Zeit! wohin ſoll man ſich wenden? Wo findet das zerriſſene Herz einen geſchickten Schneider? Wo? Im Weimariſchen, in dem glücklichen Lande, „wo die Liebe befiehlt und die Liebe gehorcht.“

Donnerstag den 10. November.

Das Verbot der Bockenheimer Zeitung — das iſt die graue Narrheit, die vor Alter kindiſch geworden.

Sie wollten keine Blitzableiter; nun um ſo beſſer. Dann wird das Donnerwetter ſtatt auf die Erde auf die Dummköpfe ſelbſt herabfahren, und wir werden ſie los. Selbſt der türkiſche Kaiſer läßt jetzt eine Zeitung ſchreiben! Wenn die türkiſche Regierung im Liberalismus ſo weit fortſchreitet, als Deutſchland zurückgeht, dann werden Frankfurt und Konſtantinopel bald auf einander treffen. Wahrhaftig, ich bewundere den Sultan, ob ich zwar das gar nicht nöthig hätte, um unſere chriſtliche Fürſten zu verachten. Bei dieſen, wo ihr böſer Wille aufhört, beginnt erſt ihre Schwäche. Keiner von ihnen hat den Muth, dem Widerſtreben ihres Hofes, ihres Adels gegen die Entwicklung der Volksfreiheit ſich entgegen zu ſetzen. Der Kaiſer von Rußland iſt ſo feige und ſchwach, daß er nicht wagt, die Polen frei zu geben, weil es ſeine ruſſiſchen Hofbären nicht wollen. Und der Sultan ſteht ganz allein, hat kein Volk auf ſeiner Seite, gegen ſich aber den Pöbel, die Geiſtlichkeit und die Ariſtokratie, und doch läßt er ſich nicht einſchüchtern und geht auf dem Wege der Verbeſſerungen muthig vorwärts! Und der Adel, der dem Sultan feindlich entgegenſteht, iſt kein entnervter, haſenfüßiger, an ſeidenen Bändern wie Hündchen geführter europäiſcher Adel; es ſind keine perfümirten Diplomaten in ſeidenen Strümpfen und glaſirten Handſchuhen — es iſt eine Militär-Ariſtokratie, es ſind die reichen, wilden Janitſcharen. Aber freilich iſt Mahomet nicht am Kreuze geſtorben, und Dulden und Warten wird ſeinen Gläubigen nicht als Heldenmuth gelehrt. Ich begreife nur nicht, wie ſich der Sultan jetzt ſchon ſo viele Jahre, unter ſeinen zahlloſen Feinden, gegen die, im Dunkeln ſchleichend, kein Muth ſchützt, hat erhalten können. Ganz gewiß ließ er ſich von Wien einen Kunſtverſtändigen kommen, der ihm eine geheime Polizei auf chriſtlichen Fuße eingerichtet hat.

Der König von Würtemberg hat einen öffentlichen Befehl erlaſſen, wodurch den Offizieren ſtreng unterſagt wird, von Politik zu ſprechen und Geſellſchaften zu beſuchen, worin dieſes geſchieht. Ich habe doch in dieſer unglücklichen Zeit wenigſtens die Schadenfreude, wahrzunehmen, wie ſehr ſich die deutſchen Fürſten ſeit einem Jahre geärgert haben. Jetzt ſteigt ihnen die Säure auf, ſo ſtark, in ſolcher Menge, daß man die ganze nordiſche Briefpoſt an der franzöſiſchen Grenze damit desinfiziren könnte. Es gibt doch nichts Komiſcheres, als eine altväteriſche Regierung. Von der Cholera, die doch gewiß kontagiös iſt, haben ſie aus politiſchen Gründen behauptet, ſie ſei miasmatiſch, und von der Politik, die miasmatiſch iſt, behaupten ſie aus choleriſchen Gründen, ſie ſei kontagiös. O! Doch will ich mit dieſem O! keineswegs geſagt haben, daß mir der König Philipp nicht auch ſoll geſtohlen werden. Hat mir dieſer Volkskönig, der ſich ein halbes Jahr lang den Pariſern nie anders zeigt, als wie ein deutſcher Opernkönig mit der Hand auf dem Herzen, ein großes Stück von meinen Tuillerien weggenommen, und ich betrete nie den Garten, ohne zu erſtaunen über dieſe Kühnheit und über dieſe Nachſicht auf beiden Seiten. Das hat keiner der legitimen Könige vor Orleans zu thun gewagt, zu thun je Luſt gezeigt. Er läßt ſich einen Privat-Garten für ſich und ſeine Kinder aus dem uſurpirten Theile machen. Er hat gar nicht das Recht dazu, denn die Tuillerien gehören ihm nur als König, und was ihm als König gehört, daran hat das Volk auch ſeinen Theil. Und was noch bedenklicher iſt, nicht die Habſucht, die Furcht hat Louis-Philipp zu dieſer Urſurpation verleitet. Er läßt hohe Terraſſen aufwerfen, Mauern und Graben ziehen, um das Schloß von der Gartenſeite gegen einen Andrang zu ſchützen. Er fürchtet ſich — Frankreich mag ſich vorſehen. Die Verkleinerung des Tuillerien-Gartens, das wäre alſo die einzige Folge der franzöſiſchen Revolution, die ſich mathematiſch bezeichnen läßt; alles Uebrige iſt Metaphyſik. Die Folgen, welche die Juli-Revolution für Deutſchland gehabt, ſind viel deutlicher. 1. Die Cholera. 2. In Braunſchweig hatten ſie ſonſt einen Fürſten, der es wenigſtens nicht mit dem Adel hielt; jetzt haben ſie Einen, der ſich vom Adel gängeln läßt. 3. Die Sachſen haben ſtatt einen Fürſten jetzt zwei. 4. Die Heſſen haben ſtatt der alten fürſtlichen Maitreſſe eine junge bekommen. 5. In Baden konnte man früher eine Zeitung ſchreiben ohne Kaution, jetzt muß man eine leiſten. 6. Wer in Baiern den König beleidigte, mußte früher vor deſſen Oelbilde Abbitte thun; jetzt kommt der Beleidiger auf fünf Jahre in das Zuchthaus. Da weiß man doch wenigſtens, woran man iſt!

Neunter Brief.

Paris, Freitag den 11. November 1831.

Die Geſchichte mit Belgien iſt noch nicht zu Ende, auch nicht einmal in dem Sinne der guten kurzſichtigen Menſchen, die in der Ausgleichung dieſes Streites das Ende aller Verwirrung ſehen. Was mich betrifft, werde ich die Annahme des aufgezwungenen Friedens von beiden Parteien doch nur als einen Waffenſtillſtand für dieſen Winter anſehen. Und auf dieſes miſerable Fundament von Backſteinen glaubt Kaſimir Perrier, das ſchwache Gebäude des europäiſchen Friedens ſtützen zu können, und ehe es noch aus der Erde herausgearbeitet, ſteckt er ſchon ein Bäumchen auf und hält eine betrunkene Kranzrede, als wäre das Dach fertig! Die Wage des Schickſals in der *bemehlten* Hand eines Krämers zu ſehen, — nein, man könnte darüber von Sinnen kommen! Gibt es denn etwas Lächerlicheres, als das Schmunzeln dieſes Miniſters, ſo oft er eine Nachricht erhalten, Preußen oder Oeſterreich vermindere ſeine Truppen, beurlaube ſie! Es iſt wie die Freude eines Kindes, wenn es wahrnimmt, daß Mamma die Ruthe wieder hinter den Spiegel ſteckt, die ſie drohend hervorgeholt. Es iſt wie die Heiterkeit, wie das aufblühende Geſicht eines Bauchflüſſigen, wenn er erleichtert vom Nachtſtuhle aufſteht, wohin ihn Leibſchmerzen getrieben, und ach! ruft. Dieſes Frankreich, vor dem, es iſt noch kein Jahr, zwanzig Fürſten hinter den zwei Millionen ihrer Wachen zitterten; dieſes Frankreich der drei Tage, das ein erſchrecktes Jahrtauſend vor ſich hertrieb — es iſt folgſam wie ein Schulbube, und lernt alle Tage ſeine Lektion, und läßt ſich alle Tage examiniren, um zu zeigen, daß es ſeine Lektion gelernt hat! Und was zum Lohne für alle dieſe ſchmachvollen Opfer? Daß der junge König Philipp mit den alten Königen wird ſpazieren gehen dürfen, wenn dieſe nach einer ſauern Woche wieder einen Feiertag bekommen! Aber Sie müſſen die neue Schrift von Chateaubriand leſen. Sie hat mich erquickt durch alle Adern. Mein ganzes Herz hat er ins Franzöſiſche überſetzt, und wie viel ſchöner iſt die Ueberſetzung als das Original! Ich weiß nicht, was die ſchönſte Freude des Lebens iſt; aber die größte iſt gewiß die Schadenfreude, die wir über die Niederlage und Beſchämung unſerer Feinde empfinden. Chateaubriand ſchlägt mit eiſernen Keulen, die er in ſeinem Zorn glühend gemacht, auf die franzöſiſche Zwergregierung, die ich haſſe, ob ich ſie zwar verachte. Frankreich hat ſie nur der Gegenwart beraubt, und wie groß der Raub auch iſt, man kann ihn zählen, berechnen, man weiß, was man verloren, was man wieder zu bekommen ſuchen muß. Uns, uns Deutſchen aber, hat König Philipp eine ganz unbe-

rechenbare Zukunft geſtohlen. Geſtern hörte ich, der Kaiſer von Oeſterreich habe dem Kaſimir Perrier den Stephans-Orden ſchenken wollen, aber der öſterreichiſche Geſandte hier, darüber vorläufig um Rath gefragt, habe erwiedert: es ſei noch nicht die Zeit. Wie tief wird Frankreich noch ſinken, wie hoffnungslos wird noch Deutſchland werden müſſen, bis Perrier den Stephans-Orden verdient! Wie verhöhnt ihn aber auch Chateaubriand. „Redet nicht von Ehre, die Renten würden um zehn Centimen fallen.“ Wegen ſeines Muthes, ſeiner Treue und ſeines glühenden Eifers für Recht und Wahrheit darf man dieſem Schriftſteller die Kinderei nachſehen, daß er für das Kind Bordeaux ſich bemüht, und man ſoll nur lächeln darüber, als über eine Schwachheit. Die Menſchen haben immer wunderliche Gottheiten gehabt; der eine betet Fizli-Puzli, der andere die Legitimität an. Aber Alles, was er gegen das franzöſiſche Miniſterium ſagt, gegen deſſen Verwaltung im Innern und nach Außen, iſt klar wie die Sonne und rein wie Gold. „Die Wahlmonarchie hat der Fahne, der ſie
„ſich bemächtigt, bis jetzt noch wenig Ruhm verſchafft.
„Sie weht nur über der Thüre der Miniſter und un-
„ter den Mauern von Liſſabon; ſie wurde nur von
„den Winden zerriſſen; der Regen färbt ſeinen Purpur
„und ſein Himmelblau ab, und übrig bleibt ein ſchmutzig
„weißer Lappen, die natürliche Farbe der Baſtard-
„Legitimität... Der Zepter des jungen Heinrichs,
„geſtützt von den Händen des jungen Frankreichs, wäre
„für die Ruhe Frankreichs, ja für das Glück ſeines
„jetzigen Beherrſchers ſelbſt, weit erſprießlicher gewe-
„ſen, als eine um einen Pflaſterſtein gewundene und
„aus dem Fenſter geſchleuderte Krone; eine Krone,
„die zu leicht, wenn ſie ſich von ihrem Gewichte trennt,
„zu ſchwer, wenn ſie daran befeſtigt bleibt... Ehr-
„würdige Perſonen, die Prälaten der Quaſi-Legitimität,

„betrachten uns als tolle Hunde, immer bereit auf Europa loszufahren, wenn nicht tüchtige Knechte uns „an der Kette hielten. Das haben Franzoſen öffentlich geäußert! Sie haben ihr Vaterland aufgedeckt, „ſie haben mit dem Finger auf deſſen geheime Schäden gezeigt; ſie haben es dem Hohne der Mächte „blosgeſtellt; ſie haben uns dieſen als eine leichte „Beute gezeigt, oder als Menſchen, denen nur der „Schrecken Energie geben würde. Als unſer Muth „von einſt, bezeugt durch ſo viele Eroberungen, wäre „nur das Ergebniß der Furcht geweſen, die hinter uns ſtand; unſer Ruhm nur die Folge unſerer „Verbrechen! Seid artig, hat man uns zu ſagen „ſich erfrecht, und man wird nicht über euch „herfallen. Und ein ſolches Wort konnte aus dem „Munde eines Franzoſen kommen! Und das Herz derer, die es gehört, das Wort, hat nicht gezuckt! „Und das Blut hat nicht gekocht in ihren Adern! „Wenn das Gebäude vom Juli nur auf der Hingebung der Nationalwürde ruht, wird es zuſammenſtürzen; man baut kein dauerhaftes Denkmal auf „Unehre. Triumphbogen, die man mit Koth zuſammen knetete, würden nicht auf die Nachwelt kommen.“

Ueber die thörigten Friedenshoffnungen des Miniſteriums und wie ſie, von Furcht geblendet, der Gefahr zueilen, die ſie fliehen möchten, drückt ſich Chateaubriand wie folgt aus: „Zweifelt nicht daran, die „fremden Mächte, welche die Freiheit unſrer Preſſe „und Rednerbühne, ſchon mit der Legitimität, mit „Mühe aushielten, werden ſie mit dem eingeſtandenen „Prinzipe der Volksſouveränität und einer auf der „Straße zugeſchlagenen Krone noch ſchwerer ertragen. „Sie mögen ſich verſtellen, abwarten, vielleicht auf „einige Zeit bis auf einen gewiſſen Grad entwaffnen; „ſie mögen euch ſagen, daß ihr durch euer friedliches „Syſtem die Retter Europas ſeid, und euer Stolz iſt

„vielleicht naiv genug, an dieſe grobe Schmeichelei zu „glauben. Wenn ihr aber den verſchiedenen Mächten „Zeit laßt, die Revolutionen, Töchter der eurigen, zu „erſticken; wenn ihr ihnen ganz laut erklärt, ihnen „darthut, daß ihr keinen Krieg führen könnt, ohne „in einen Bankerott, oder in eine Schreckensregierung „zu ſtürzen — dann habt ihr gegen die einfachſten „Regeln eurer Selbſterhaltung gefehlt. Nicht die, „welche die Ehre Frankreichs vertheidigen, führen den „Krieg herbei; ihr ſeid es, die durch euer albernes „Betragen Frankreich einem neuen Einfalle blos ſtellt. „Ihr werdet für jetzt den Frieden haben, ich will es „wohl glauben; man kann keinem den Degen in den „Leib ſtoßen, der uns den Rücken zukehrt. Aber fordert man in Frankreich, in dem Vaterlande der Ehre, „auf ſolche Weiſe den Frieden?“

Die Cholera iſt jetzt wirklich in England, und wird dort, wenn ſie ſich einmal verbreitet, verheerender werden, als in jedem andern Lande, weil England, Gott ſei Dank, eine ſchlechte Polizei hat. Hat die Nachricht auf der Frankfurter Börſe keinen Eindruck gemacht? Der Dr. *** hier will ein ſicheres Mittel gegen die Cholera gefunden haben: man ſoll jeden Morgen Tiſane von Sauerampfer trinken. Das iſt ein ſaures Frühſtück. *** hat ſich gegen die Cholera tauſend Stück Blutigel ins Haus genommen — où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?

Dienſtag den 15. November.

Ihr heutiger Brief hat mir ſehr großes Vergnügen gemacht, und beſonders freue ich mich über Ihre Freude an dem guten Erfolge meines Buches. Ich hätte das nicht erwartet. Ich ſehe daraus wieder, wie wenig Kunſt das Herz bedarf, um zu gefallen; daß die Aufrichtigkeit immer bewegt, und daß man der Wahrhaftigkeit ſelbſt den Mangel der Wahrheit verzeiht. Denn weiß ich es nicht, wie oft ich mich geirrt haben kann? Weiß ich es nicht, daß tauſend Leſer anderer Meinung ſind als ich? Aber ſie ſehen, ſie fühlen, daß ich meine Geſinnung treu ausgeſprochen, und darum ſind ſie zufrieden mit mir und glauben mir, wenn ſie auch nicht meinen Reden glauben. Es wäre doch erſchrecklich, wenn ich wirklich nicht mehr wagen dürfte, nach Deutſchland zu kommen! Dann könnte ich ja auch Deutſchland nicht mehr verlaſſen, und ich wäre um die ſchönſten Stunden meines Lebens geprellt. Es wird aber ſo ſchlimm nicht ſein, Ihr ſeid zu ängſtlich. Man hat jetzt größere Dummheiten, größere Miſſethaten zu begehen; zu ſolchen kleinen Betiſen und Spitzbübereien hat man keine Zeit. Was das diplomatiſche Geſchwätz heißen ſoll, ich hätte hier vielen nichtsnutzigen Deutſchen Stellen verſchafft, weiß ich wahrhaftig nicht. Vielleicht meint man Anſtellungen bei Zeitungsredaktionen. Und auch dieſes hat keinen Sinn. Es wird wohl nichts Anderes ſein, als daß ich mehreren Deutſchen Nachrichten und Stoff zu mißfälligen Zeitungsartikeln geliefert habe.

Mittwoch den 16. November.

Eines der kleinen hieſigen Blätter enthielt geſtern Folgendes: „au cimetière Montmartre on lit cette inscription sur une tombe nouvelle: Ci git M. le Baron Jean de Bruckmann, conseiller actuel de sa majesté le roi de Prusse. La place qu'occupe actuellement M. Bruckmann ne lui sera enviée par personne." Es iſt ſchon traurig genug, daß deutſche Hofräthe nicht unſterblich ſind; aber daß ſie gar in Paris ſterben, das iſt herzzerreißend. Man ſieht die ſchrecklichen Folgen. Erfrecht ſich ein unverſchämter Franzoſe, ſich über einen königlich preußiſchen wirklichen Rath luſtig zu machen; was würde er ſich nicht erſt gegen einen unreellen erlauben! Es muß doch ein unerklärlicher wunderbarer Zauber in einem Titel ſein! Es iſt das dritte edle Metall. Mancher, der dem Silber widerſteht, widerſteht doch dem Golde nicht, und wer dem Golde widerſteht, unterliegt oft einem Titel. Da iſt ein gewiſſer Münch, ein politiſcher Schriftſteller von einigen Talenten; der war früher ein heißer Demagog, ſein Liberalismus ſtand auf 30 Grad Reaumüre im Schatten. Der König der Niederlande machte ihn vor einigen Jahren zum Profeſſor, und augenblicklich ſank ſein Liberalismus auf 15 Grad. Kürzlich wurde er vom Könige von Würtemberg zum geheimen Hofrath ernannt, darauf kam Herr Münch dem Gefrierpunkte ſehr nahe. Wird er einmal geheimer Regierungsrath, ſinkt er gar unter Null herab. Zwar erwarb er ſich durch ſein Sinken nicht blos einen Titel, ſondern auch einen jährlichen Gehalt von dreitauſend Gulden; aber das Geld iſt doch hier nur das Gebackene zur Chokolade, dazu gegeben, um ſie bequemer auszutunken; die Hauptflüſſigkeit bleibt der geheime Hofrath. Für den Gehalt beſorgt Herr Münch die Stuttgarter Bibliothek, aber für den geheimen Hofrath arbeitet er an der Hofzeitung, und ſucht alle Tage zu beweiſen, daß die Regierung immer Recht hat dem Volke gegenüber, und daß es ſehr löblich iſt, wenn ſie alles Schlimme ohne langes Zaudern auf einmal thue, damit das Volk den bittern Trank ſchnell hinunterſchlucke; das Gute aber nur allmählig, daß man es mit langſamen Zügen hinunter ſchlürfe und der Genuß um ſo dauernder ſei. Mit welcher raſtloſen Feindſeligkeit in Deutſchland die öffentliche Meinung verfolgt wird, mit welcher Unverſchämtheit die Zenſur jede Wahrheit unterdrückt, und ſich zur unverlangten Beſchützerin ſelbſt jeder ausländiſchen Lüge hervordrängt, ſobald dieſe Lüge zum Vortheile der Regierung gereicht — davon liegt eben ein neuer Beweis mir unter den Augen. Dr. *** der ein Korreſpondent der allgemeinen Zeitung iſt, berichtete kürzlich von dem Prozeſſe des Journaliſten Marraſt, der in ſeiner Zeitung, die Tribüne, den Miniſtern, Soult und Perrier, öffentlich vorgeworfen: ſie hätten bei dem Waffen-Ankauf in England ihren großen Vortheil gehabt. Der Bericht ſagt: „Von „Soult glauben viele Leute, es ſei nicht unmöglich, „daß er neben ſeinen militäriſchen Beſchäftigungen „auch auf Profit ausgehe; man erinnert an ſein Be„nehmen in Spanien, an ſeine unbezahlte Bilder„gallerie. Perrier ſteht ebenfalls im Rufe, als laſſe „er ſich nicht gern einen Profit entgehen; auf ihn „bezieht man allgemein das Wort des Figaro: „d'au„tres ont prêté à la petite semaine. Doch wir „halten beide Miniſter in Betracht ihres „allgemein rechtlichen Charakters für un„ſchuldig." Zu dieſen unterſtrichenen Worten, bemerkte ***, von dem ich die allgemeine Zeitung leibe, mit der Feder: dies habe ich nicht geſchrieben. Das hat alſo die Augsburger Zenſur hinzugeſetzt. Oder vielleicht hat es der Redakteur der allgemeinen Zeitung ſelbſt gethan, — ein talentvoller aber wunderlicher Mann, der ſeit zwanzig Jahren mit wahnſinniger Beharrlichkeit den Stein der Weiſen ſucht, und ſich abmüht, die Diplomatik mit der Wahrheit zu amalgamiren, um eine goldene Zeitung hervorzubringen.

Zehnter Brief.

Paris, Donnerstag den 17. November 1831

In dem Buche des cent-et-un iſt auch ein Kapitel: la première représentation. Der Verfaſſer, Merville, ſelbſt ein dramatiſcher Dichter, beſchreibt die

Nöthen und Aengſte, die der Dichter während einer erſten Aufführung erleidet: die unberechenbare Laune des Publikums, der Eigenſinn, die Willkür und der Unverſtand der Schauſpieler, die geheimen Schliche der Feinde, die Falſchheit der Freunde — es iſt wirklich ſchauderhaft. Ein Thor, wer nach Ruhm ſtrebt, und ſein Glück den Winden, ſeine Ruhe dem Waſſer anvertraut!

Nun, eure Allerheiligen-Revolution iſt ja ſchon wieder gedämpft! Du brauchſt dich nicht zu ſchämen, Frankfurt; auch Warſchau iſt gefallen, und war doch mehr als du. Die räthſelhafte Geſchichte war mir ganz klar, noch ehe ich in einem öffentlichen Berichte aus Mainz geleſen, daß man einen Theil der Bundesgarniſon, um Platz zu gewinnen, nach Frankfurt verlegen wolle. Das iſt's. Vierzig Jahre der Kriege und Revolutionen ſind durch Frankfurt gezogen, und nicht einmal während ſolcher ſtürmiſchen Zeit hat dort das Militär eine Gewaltthätigkeit, die Bürgerſchaft ſich eine Empörung gegen die Geſetze zu Schulden kommen laſſen. Ganz gewiß wurde hier oder dort der ſchwache Funke der Unzufriedenheit angeblaſen und Brennmaterialien darauf geworfen. Das war leicht zu machen. Frankfurt iſt ja ſeit 1814 das Hauptquartier der vaterländiſchen geheimen Polizei, und der Generalſtab iſt aus den vortrefflichſten Schurken zuſammengeſetzt. Unſere weiſe Regierung wird nun von den zehntauſend Bücklingen, die ſie ſeit fünfzehn Jahren der Bundesverſammlung verehrt hat, nichts als die Rückenſchmerzen übrig behalten. Jetzt iſt wieder die verdammte Bockenheimer Zeitung Schuld an Allem! Sie werden in Deutſchland noch verrückt über die Zeitungen; es ſind die Furien, die das Gewiſſen unſerer Regierungen verfolgen. Ich las mit geſpenſtiſchem Grauſen, daß der Senat den Schatten einer Verordnung von 1660 aus dem Grabe hervorgerufen, um die Bockenheimer Zeitung damit zu vertilgen; die Hexe von Endor hätte es nicht ſchauerlicher machen können. Aber die Naivität, die unbeſchreiblich heitere Naivität: daß jene alte Verordnung von 1660 mit der jungen Geſetzgebung der deutſchen Bundesverſammlung in der liebevollſten Eintracht lebe — wie unſer Senat erklärte, — verſcheuchte alle Schrecken der Nacht von mir, und ich mußte laut auflachen. Hätte ich ſo etwas geſagt, hätte man es für frevelhaften Spott und Preßfrechheit erklärt. Alle Arretirungen in Frankfurt während der Unruhen wurden bei Nacht vorgenommen. Was mich betrifft, ſo erkläre und entſchuldige ich einen ſolchen ſchändlichen Friedensbruch leicht damit, daß dort die Regierung, wie überall, der Antipode des Volks iſt, und ſie daher Tag hat, während jenes Nacht. Wie aber unſere Bürger, unſere Advokaten, die ſich mit mathematiſcher Geographie und Moralphiloſophie nicht viel beſchäftigen, eine ſolche ſchauderhafte Gewaltthätigkeit, einen ſolchen finſtern Uebermuth aus dem Mittelalter ertragen — das begreife ich, das verzeihe ich nicht. In Frankreich iſt man ja freier im Gefängniß, als bei uns in der Freiheit. Der Polizei, die nur von Willkür lebt, die fürchterliche Gewalt zu geben, Jeden, den ſie anſchuldigt, Jeden, den ſie beargwohnt, aus ſeinem, ſelbſt bei jedem Mörder heiligen unverletzlichen Aſyl, aus ſeiner Ruheſtätte zu reißen, den Unſchuldigen oft von dem einzigen Zeugen ſeiner Unſchuld, vom Tageslicht zu trennen — iſt eine Tyrannei ſo ſchändlicher Art, daß wer ſie ſchweigend duldet, noch ſtrafbarer iſt, als wer ſie übt. Und das in einem Staate, wo die Gerichte im Dunkeln Recht ſprechen, und wo die Preſſe unter der ſchmählichſten Sklaverei ſteht! Wenn eine ſolche nächtliche Arretirung einen Fremden trifft, dann iſt er wie verſchwunden von der Erde, denn kein Tagesblatt darf Nachricht geben von dem Werke der Finſterniß, und der Tod gewährte dann einem Solchen größere Sicherheit als die Gefangenſchaft; denn einem Verſtorbenen wird doch wenigſtens ein öffentlicher Todesſchein ausgeſtellt. Was machen denn in Frankfurt unſere jungen Geſetzgeber, unſere jungen Senatoren? Wie dulden ſie ſolche Schändlichkeiten? Wozu denn haben ſie die Univerſitäten des neunzehnten Jahrhunderts beſucht? Wenn ſie ſich in Frankfurt mit einem Staatsrechte und einer Geſetzgebung aus dem ſechszehnten Jahrhundert begnügen, hätten ſie ihren Eltern die Studienkoſten erſparen können. Das eben iſt der Jammer — wir haben keine Jugend. Sobald ſie in den geſetzgebenden Körper kommen, werden ſie dickbäuchig; ſobald in den Senat, werden ſie grau; ſie beginnen mit geheuchelter Symparthie und endigen mit aufrichtiger.

— Sind Sie heute bei Verſtand? Dieſe Frage darf Sie nicht beleidigen; ich würde Sie nie fragen: ſind Sie heute bei Herz? Nun, wenn Sie bei Verſtand ſind, will ich Ihnen ein Räthſel aufgeben, das mich geſtern Abend eine halbe Stunde lang beſchäftigt hat, und das der erſte Philoſoph in der rue de Provence nicht zu löſen vermochte. Beſchämen Sie mich. In den hieſigen Blättern ſtand vor einigen Tagen folgende öffentliche Ankündigung, die aus der Gazette de la vallée cherry entnommen war. Ob dieſes Thal in Frankreich oder in der franzöſiſchen Schweiz liegt, weiß ich nicht. „Il est dès à présent interdit à toute personne quelconque d'épouser ma fille Betzy. Unterzeichnet: J. G. Miller.“ Welche Urſache kann ein Vater haben, Jedem ohne Ausnahme zu verbieten, ſeine Tochter zu heirathen? Eines der erwähnten Blätter zerbricht ſich auch den Kopf darüber und ſtellt allerlei Vermuthungen auf, von welchen aber eine immer dümmer iſt als die andere. Selbſt die letzte, die der Zeitungsſchreiber feſthielt, befriedigte mich nicht, ob ſie zwar etwas für ſich hat. Der Zeitungsſchreiber ſagt: nachdem er viele gelehrte Perſonen, unter andern, Apotheker, Laſtträger, Schriftſteller und Zahnärzte zu Rathe gezogen, ſei er endlich bei der Idee ſtehen geblieben: daß die Tochter des J. G. Miller ein Sohn ſei. Dieſe Sache iſt für einen Franzoſen zu tief, in Deutſchland wird man es leichter herausbringen. Machen Sie ſich alſo an das Werk. Ich hätte große Luſt, die Sache in eine Frankfurter Zeitung zu ſetzen, um die dortigen Gelehrten aufzufordern ſich mit dieſer wichtigen Angelegenheit zu beſchäftigen; aber die Zenſur würde den Artikel ſtreichen. Denn das Mädchen aus dem Thale heißt unglücklicherweiſe Betzy, und dieſen Namen führt auch in Frankfurt ein Paſtetenbäcker. Es wäre Preßfrechheit, ſo etwas drucken zu laſſen.

Nichts Pikanteres gibt es zum Frühſtücke, als die täglich hier erſcheinenden kleinen Blätter nichtpolitiſchen Inhalts. Es iſt wie Auſtern und Caviar. Mich wundert nur, daß bei dem großen Beifalle, den ſie nothwendig finden müſſen, deren nicht mehrere herauskommen. Ich kenne nur drei: Der Figaro iſt mit unendlich viel Geiſt geſchrieben, und hat das ganze Jahr durch aber auch nicht einen trüben Tag. Die beiden Andern, ob ſie zwar keinen ſolchen Luxus von Witz ausbreiten, leſen ſich doch auf das Angenehmſte, und ich erinnere mich nicht, daß ich je eine einzige Zeile darin hätte übergehen mögen. Dabei kann ich mich nun nie enthalten, dieſe Blätter mit unſern deutſchen ähnlicher Art zu vergleichen, und ich komme dann immer auf ein Reſultat, das mir nicht ganz klar iſt. Alles, was die hieſigen Blätter, den deutſchen gegenüber, an äußern günſtigen Verhältniſſen voraus haben: die Freiheit der Preſſe, die ungeſtörte Benutzung der Politik, beſonders der reich zuſammmengehäufte täglich wechſelnde Stoff, den ihnen die große Hauptſtadt, in Kunſt, Wiſſenſchaft, Theater, Literatur, geſelligem Leben und Tagsgeſchichten darbietet — das Alles ſtelle ich den deutſchen Blättern zur Rechnung, und bringe es in Abzug ihrer Schuld. Aber ſelbſt nach dem Allen haben ſie mir wegen ihrer ewigen Einförmigkeit und unendlichen Langweiligkeit noch Rede zu ſtehen. Es liegt eben eine Monats-Sammlung von einem der erwähnten Blätter vor mir auf dem Tiſche; es heißt L'Entre-acte und iſt das unbedeutendſte von allen. Ich nehme die erſten acht Blätter zur Hand, um deren Inhalt zu zählen, zu meſſen und zu wiegen. Das Blatt iſt gleich dem Morgenblatte, in Quart gedruckt, aber etwas weitläufiger, ſo daß es weniger enthält als jenes. Von den vier Seiten des Blattes fallen erſtens zwei Seiten weg, die ganz mit den Anzeigen der Theaterſtücke des Tages und den Namen der darin auftretenden Perſonen ausgefüllt ſind. Von den zwei übrigen Seiten bringe ich täglich eine Spalte in Abzug, welche ſogenannte Miszellen, hier causeries genannt, enthalten. Gegen dieſe könnte man freilich einwenden, daß die unbeſchränkte ſatyriſche Freiheit ihnen zu ſtatten komme. Hier darf man die Uebermüthigen und die Narren mit Nadeln ſtechen, in Deutſchland nur zuweilen mit dem Kopfe eines Nagels tüpfen. Bleiben alſo für jedes nur noch drei Spalten übrig. Und in dem engen Raume dieſer drei Spalten enthalten die acht ohne Wahl herausgeriſſenen Blätter: 5 Bücherkritiken, 3 Theaterkritiken, 2 Romane und 12 Aufſätze, deren Titel ich Ihnen mittheile, damit Sie daraus ſehen, daß es frei gewählte Formen ſind, allgemeine Stoffe, die den deutſchen Schriftſtellern der kleinſten Stadt auch zu Gebote ſtänden. Die Muſik, wie ich ſie liebe. Der Tag nach der Hochzeit. Erörterungen unter Freunden. Der finſtere Mann. Der fröhliche Mann. Die Cholera-Zeitung. Die

Kunſt von dem Daumen zu leſen. Warum der Fußgänger mehr Ideen hat, als der im Wagen ſitzt. Das Ende der Welt. Der Eck am Kamin. Der ehrliche Mann wider Willen. Ueber die verſchiedenen Arten, wie die Menſchen mit ihren Kleidern verfahren. Und was ſolche Artikel beſonders auszeichnet, iſt deren Kürze. Das Kurze mißfällt nie; man kann in zwei Minuten nicht langweilig ſein, es gehört Zeit dazu. Iſt ein ſolcher Artikel unangenehm, ſo war es doch eine Pille, keine Mixtur, man ſchluckt es hinunter; denn der Kopf hat, wie der Magen, ſeine Geſchmacksnerven, was einmal darüber hinaus iſt, ſchmeckt der Geiſt nicht mehr. Warum können oder wollen nun unſere deutſchen Schriftſteller in ihren Journalen keine ſolchen kurzen Aufſätze machen? Ich kann nicht klug daraus werden, und bitte Sie daher, wenn Sie nach Auflöſung des großen Räthſels von der Betzy Miller noch etwas Verſtand übrig behalten, auch über dieſes dunkle Geheimniß nachzudenken.

Samſtag den 19. November.

In einer Anzeige von Heine's Adelsbriefen heißt es unter Anderm: „Auch ſetzt man einigen Zweifel in die Aufrichtigkeit der Geſinnungen Heine's, indem es einiges Aufſehen macht, den burlesken Satyriker oder den niedern Komiker auf einmal als Freiheits-Apoſtel wiederzufinden." Das ſteht in den Leipziger Blättern für literariſche Unterhaltung, der größte Viehſtall, den ich je geſehen.

— Haben Sie denn wirklich gemeint, das Loben meiner Briefe würde immer ſo fortgehen? O, laſſen Sie nur erſt die preußiſchen Rezenſenten kommen und den Leipziger Viehſtall aufthun; da werden Sie noch ganz andere Dinge hören. Wenn ich Wunden ſcheute, hätte ich den Kampf vermieden. Die Leute thun mir gar nicht

Unrecht, die in den Briefen meine frühere Mäßigung nicht finden; aber ſie thun ſich ſelbſt Unrecht, daß ſie ſie ſuchten. Die Zeiten der Theorien ſind vorüber, die Zeit der Praxis iſt gekommen. Ich will nicht ſchreiben mehr, ich will kämpfen. Hätte ich Gelegenheit und Jugendkraft, würde ich den Feind im Felde ſuchen; da mir aber Beide fehlen, ſchärfe ich meine Feder, ſie ſo viel als möglich einem Schwerte gleich zu machen. Und ich werde ſie führen, bis man ſie mir aus der Hand ſchlägt, bis man mir die Fauſt abhaut, die mit der Feder unzertrennlich verbunden iſt. Die Mäßigung iſt jetzt noch in meiner Geſinnung, wie ſie es früher war; aber ſie ſoll nicht mehr in meinen Worten erſcheinen. Damals, als ich ſo ruhig ſchrieb, ſtürmte es gerade am heftigſten in mir; weil ich noch nicht wußte, was ich wollte, ging ich langſam und ſprach bedächtig. Jetzt aber, da mir klar geworden, was ſie wollen, weiß ich auch, was ich will, ich darf mich dem Strome meines Herzens überlaſſen, habe nichts mehr zu wählen und nichts mehr zu bedenken.

Was fällt nur den Leuten ein, daß ich ein Feind von Rothſchild ſei? Ein Glück für mich, daß ich es nicht bin; denn wäre ich es, hätte ich nicht von ihm geſprochen, und hätte die Wahrheit meiner Ehre aufgeopfert. Gegen den Menſchen Rothſchild habe ich gar nichts, aber weil er Rothſchild iſt, ſetze ich ihn den Königen gleich, und das kann ihn doch gewiß nicht verdrießen, wenn er auch nicht zu ihnen gehören möchte, da er am beſten weiß, wie tief jetzt ein König unter Pari ſteht. Aber er iſt der große Mäkler aller Staats-Anleihen, welcher den Fürſten die Macht gibt, der Freiheit zu trotzen, und den Völkern den Muth nimmt, ſich der Gewalt zu widerſetzen. Rothſchild iſt der hohe Prieſter der Furcht, die Göttin, auf deren Altar Freiheit, Vaterlandsliebe, Ehre und jede

Bürgertugend geopfert werden. Rothſchild ſoll in einer Börſenſtunde alle ſeine Papiere losſchlagen, daß ſie in den tiefſten Abgrund ſtürzen, dann eile er in meine Arme und er ſoll es ſpüren, wie feſt ich ihn an mein Herz drücke. Wahrhaftig, es ſcheint, daß dieſe Menſchen die Freiheit der andern noch mehr fürchten als ihre eigene Armuth, ſonſt würden ſie nicht mit ſo ängſtlicher Eile ihr Geld zu den Füßen der Könige werfen, ſobald ſie es verlangen. Ob wir einmal frei werden, weiß ich nicht, aber für die künftige Armuth der Papier-Reichen will ich mich verbürgen.

Der hohe Senat erzeigt mir zu viel Ehre, wenn er ungehalten gegen mich iſt. Habe ich denn wirklich geſagt, die Franzoſen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt ſchlecht behandelt worden? So viel ich mich errinnere, habe ich nur erzählt, daß es ſo von den Franzoſen hier behauptet worden. Meine Penſion können ſie mir nicht entziehen, denn ſie haben mir ſie nicht gutwillig zuerkannt, ſondern waren durch einen Beſchluß der deutſchen Bundesverſammlung dazu verpflichtet worden. Freilich würde ich in ſolcher Gefahr auf den Schutz der hohen deutſchen Bundesverſammlung nicht rechnen dürfen, denn dieſe greift nie in die Ungerechtigkeit eines einzelnen deutſchen Staates ein, ſondern nur in die Gerechtigkeit. Aber fürchten Sie doch nicht, daß ſie mir in Frankfurt etwas zu Leide thun. Geſchieht es, geſchieht es ja nur aus Rache, und Menſchen ſolcher Geſinnung würden mich nach ſich ſelbſt beurtheilen, und ſich fragen, was gewinnen wir dabei, wenn wir ihm ſeine Penſion entziehen? Er würde uns dann erſt recht feindlich entgegentreten. Hat doch, wie ſie behaupten, die einzige Bockenheimer Zeitung Mord und Todſchlag in Frankfurt erregt, was könnte ich nicht erſt anſtiften, dem alle Blätter offen ſtehen! Und um jährlich vierhundert Gulden herauszumorden, würde Frankfurt nicht genug ſein, der Untergang von ganz Deutſchland müßte dazu beitragen. Das würde man bedenken.

Geſtern fand ich in einem deutſchen Blatte, als ganz kürzlich erſchienen, angezeigt: „Iam Kippur, der Versöhnungstag. Nouvelle von Divid Russa.“ Es iſt das erſte Werk eines jungen Schriftſtellers, und wird (freilich vom Verleger ſelbſt) ſehr gelobt. Empfehlen Sie das Buch unſern Juden. Es ſoll ihr Herz auflockern, damit man nach ausgejäteten Metalliques etwas Liebe und Menſchlichkeit hineinſäen könne. Es iſt in Leipzig erſchienen.

Sonntag den 20. November.

Die Theilnahme der Pariſer für die unglücklichen Polen zeigt ſich eben ſo warm, als früher für die Kämpfenden. Es macht ihnen Ehre, ich hätte es kaum erwartet. Die kämpfenden Polen gewährten ein ſchönes Schauſpiel, die beſiegten, vor der Tyrannei flüchtigen Polen zeigen nur den nackten, häßlichen Ernſt. Alle Theater wollen nach der Reihe Vorſtellungen zum Beſten der Polen geben, und ſie bereiten dazu eigene aus der neueſten polniſchen Geſchichte bearbeiteten Stücke vor. Geſtern machte das Theater de la Porte St. Martin den Anfang. Sie gaben la vieillesse de de Stanislas. Das Stück wird ſeit ungefähr vierzehn Tagen gegeben, und bei jeder Vorſtellung wird den Polen eine eigene Loge unentgeldlich überlaſſen. Die Miniſter in ihren Blättern ärgern ſich gar ſehr darüber, und laſſen ſagen: ob denn das Mitleid wäre, wenn man den unglücklichen Polen jeden Abend das Bild ihrer Leiden vor die Augen bringe? Bis zur Gemeinheit zeigen ſie ihren Aerger. Die Hauptrolle im Stanislas hat der zwar alte aber noch immer friſche Pottier, und da ſagen die miniſteriellen Theater-Artikel, das Stück ſollte nicht heißen la vieillesse de Stanislas, ſondern la vieillesse de Pottier. Sie möchten gern ihre zugleich niederträchtige und wahnſinnige Politik, die ſie gegen Polen und Rußland befolgt haben, vergeſſen machen, und es muß ſie darum aufbringen, jeden Abend im Theater die Begeiſterung, den Spott und den Groll der Pariſer neu angefacht zu ſehen. Die vielen Polen, die jetzt hier zuſammentreffen, machen den Miniſtern grauſame Kopfſchmerzen, und ſie gehen mit dem Gedanken um, ſie alle nach dem ſüdlichen Frankreich zu verweiſen. Es iſt ihr warmes Sibirien. Der Kaiſer Nikolas preßt ſeinen Sieg aus bis auf den letzten Tropfen, und wirft dann dem König Philipp die Schaalen vor die Füße. Es wundert mich nicht und ich nehme es ihm gar nicht übel. Die deutſchen Diplomaten und ihre Federknappen haben ſeit einem Jahre die Milde, Großmuth und Gerechtigkeit, welche künftig Kaiſer Nikolas gegen die Polen zeigen würde, ſo hoch in den Himmel erhoben, daß Nikolas, in der Verzweiflung, das erhaltene Lob zu erreichen, lieber gar nicht darnach ſtrebt, ſondern bleibt, wo, was und wie er iſt — der Beſchützer und Verbündete jedes Tyrannen und der Feind und Unterdrücker jeder Freiheit in Europa. Die ganze polniſche Armee, die ſich nach Oeſterreich und Preußen zurückgezogen, iſt verbannt und darf nie in ihr Vaterland zurück. Schon drei tauſend Polen wurden nach Sibirien geſchickt. Viele wurden hingerichtet, Unzählige ihrer Güter beraubt und mit ihren Kindern dem Hungertode preisgegeben. Sie machen gar kein Geheimniß aus ihrer Rache. Die Namen der Hingerichteten, Verbannten, Beraubten, werden in den Zeitungen amtlich mitgetheilt. Es iſt fürchterlich zu leſen. Die naive preuſſiſche Staatszeitung theilt dieſes Alles mit, wahrſcheinlich, damit die deutſchen unartigen Kinder Furcht vor der groſſen ruſſiſchen Ruthe bekommen. Es liegt grade ſo ein Rache-Verzeichniß vor mir. Man ſchaudert, wenn man lieſ't, daß in Rußland die Landgüter nach Seelen gemeſſen werden, wie bei uns nach Morgen. So heißt es in einem Konfiskationsregiſter von Gütern polniſcher Rebellen: ein Gut von hundert ein und ſiebenzig männlichen Seelen, ein jährliches Einkommen 1318 Rubel 80 Kopeken Silber bringend, dem N. N. gehörig — ein Gut von hundert acht und neunzig Seelen, — ein Gut von zwei hundert männlichen Seelen. Das ſind ſchöne männliche Seelen, die ſich eine ſolche Behandlung gefallen laſſen, und ſich dabei nicht ſoviel rühren, als die Schelle hinter dem Pfluge! Nichts macht einen komiſcheren Eindruck, als wenn man nach den prächtigen kaiſerlichen Strafen der polniſchen Rebellen die armſeligen Belohnungen lieſ't, mit welchen man die treugebliebenen Polen erfreut. So wurde ein litthauiſcher Edelmann, „der beim Ausbruch des Aufſtandes ſeinen Bauern die Waffen abnahm, und ſelbſt als einfacher (ſollte heißen einfältiger) Freiwilliger in der ruſſiſchen Armee gegen die Inſurgenten kämpfte, worin er ſich augenſcheinlichen Gefahren ausſetzte, in Betracht „ſeiner ſo ausgezeichneten treuen Dienſtleiſtungen" — zum Titular-Rath ernannt. Da ſind doch unſere deutſchen Hofräthe klüger; ſie ſetzen ſich für ihre Titel keiner größern Gefahr aus, als höchſtens zum Narren gehalten zu werden. Was mich nun, nach ſolchen ſchändlichen Handlungen der Despotie, wie immer, am meiſten bewegt, das ſind ihre ſchändlichen Reden, ihr Spott, der, ohne ihre Macht zu vermehren, nur den Schmerz der Unterdrückten vergrößert. Wenn man jetzt die Artikel lieſt, welche alle Tage die ruſſiſche Warſchauer Zeitung enthält, muß man ſich den Kopf zuſammenhalten, daß er nicht auseinander fällt. Es iſt eine genialiſche Unverſchämtheit. Ein ſolcher Artikel ſprach in dieſen Tagen über die Urſachen der polniſchen Revolution, und unterſucht, welche gegründete Beſchwerden denn die Polen gegen die ruſſiſche Regierung gehabt hätten? Der Kaiſer hätte ſie mit Wohlthaten überſchüttet, und hätten ſie auch kleine Beſchwerden gehabt, wo es denn ein reines Glück in der Welt gäbe? Man wolle nun die vermeintlichen Beſchwerden der Polen über die Verletzungen der Konſtitution beſprechen, und ſonnenklar zeigen, wie ungegründet ſie waren.... Die Unterdrückung der Preßfreiheit? Aber ſeit wann können wir uns ohne dieſelbe nicht mehr behelfen?... Der Mangel eines konſtitutionellen Budgets! Aber die Miniſter haben den Kammern das Budget nicht vorgelegt, weil ſie vorher ſahen, es würde verworfen werden... Die geheime Polizei! Aber wie gelind muß dieſe geweſen ſein, da ſie den Ausbruch der Revolution nicht verhindern konnte. Die Aufhebung der Oeffentlichkeit in den Reichstags-Verhandlungen! Nun, was iſt's denn weiter? Dadurch hat das Publikum nur eines ſeiner unentgeldlichen Schauſpiele verloren. Und darum eine Revolution anfangen: „Selbſt England (hören Sie, hören Sie) würde gern einwilligen, daß die Thüren ſeines Parlaments dem Publikum verſchloſſen werden, und daß man ſeine Preßfreiheit beſchränkt, wenn es ſich gegen ein ſo geringes Opfer eines Theiles ſeiner National-Schuld entledigen, und ſeinen Fabrikanten den Markt des ganzen Nordens eröffnen könnte!“ O! das iſt zu himmliſch! Wenn der öſterreichiſche Beobachter das lieſt, wird er ausrufen: Pends-toi, figaro, tu n'as pas deviné celui-là! Aber die preußiſche Staatszeitung, die die Streiche mittheilt, ſcheint ſich über die Schelmerei ihrer ruſſiſchen Suzane nicht zu wundern; denn ſie denkt wohl, bei Gelegenheit könne ſie es ſich noch ſchöner machen.

Jetzt heißt es, der Kaiſer Nikolas ſei darum noch

Moskau gereiſt, um mit ſeinen getreuen Edelleuten dort zu überlegen, ob er ſeinen Völkern etliche Freiheiten und welche er geben ſolle. Und das thut er, um die Eiferſucht der Ruſſen zu beſchwichtigen, daß ſie nicht murren, wenn den Polen nicht Alles geraubt wird. Wir wollen ſehen. Iſt es aber nicht wunderlich, daß die Fürſten, ſo oft ſie die Freiheit unterdrücken wollen, keines Menſchen Rath brauchen, ſondern auf der Stelle mit ſich einig und entſchloſſen ſind; ſobald ſie aber ihren Völkern Freiheit geben wollen, bei allen Leuten herumfragen, was ſie davon halten, und ſehr herablaſſend dem geringſten ihrer Unterthanen erlauben, nur ohne Scheu ſeine Meinung zu ſagen? Die künftige polniſche Freiheit wird man in Wien auf der Straße predigen dürfen; ſo unſchuldig wird ſie ſein. Darin aber irren ſich ſo viele Menſchen, daß ſie glauben, Rußland, Oeſterreich und Preußen verſagten ihren Völkern konſtitutionelle Freiheit, und verhinderten deren Entwicklung in den kleinen Staaten, bloß aus Haß gegen die Freiheit allein und aus Liebe zur unbeſchränkten Herrſchaft. Das iſt freilich ein Hauptbeweggrund, aber es iſt nicht der einzige. Der andere liegt darin: daß wenn die großen Mächte ihren Staaten Konſtitutionen gäben, ſie unfehlbar ihren politiſchen Einfluß auf die kleineren Mächte verlieren würden — einen Einfluß, den ſie nur dadurch erwerben und erhalten, daß die Ariſtokratie in dieſen kleinen Staaten, in ihrer Angſt vor dem Andrang der Demokratie, ſich um Schutz flehend nach Petersburg, Wien und Berlin wenden — ein Schutz, der ihnen auch verkauft wird, und den ſie mit Verrath ihres Vaterlandes und ihres Fürſten theuer bezahlen. Darin iſt die Hoffnungsloſigkeit der gegenwärtigen Lage Europas, und darin iſt die Thorheit der hieſigen Miniſter, welche träumen, alle Verwirrung könnte friedlich gelöſet werden.

Montag den 21. November.

Geſtern Abend trat die Devrient in Roſſinis Othello auf. Sie ſpielte die Desdemona, Madame Malibran den Mohren. Allen Dilettanti und den vielen Amanti der ſchwarzen Schönen war ſehr bange vor dem kühnen Unternehmen, und ich fand, daß ihre Furcht noch lange nicht groß genug geweſen. Wäre nicht eine der Grazien, aus gewöhnter Liebe, der Malibran treu geblieben, ſie hätte ſich ſehr lächerlich gemacht. Was doch die Eitelkeit ſchlecht rechnet! Sie wollte donnern und blitzen, wie ein afrikaniſches Gewitter, aber die Stecknadelnatur des weiblichen Zornes ſtach überall hervor, und das dünne ſpitze Grimmchen war gar zu komiſch. Die Malibran hat eine zarte feine Geſtalt, und ſo blieb ihr nichts anders übrig, um einen Mann vorzuſtellen, als Alles, was ihr von männlicher Kraft bekannt war, um Mund und Augen anzuhäufen. Sie warf in einem fort die Lippen höhniſch auf, rollte die Augen, zog die Augenbraunen finſter zuſammen. Das ſollte Eiferſucht, Wuth, Rachedurſt vorſtellen; aber es glaubte ihr Niemand ein Wort. Ihrer ſchönen Stimme that ſie Gewalt an, daß man ſich erbarmen mußte. Ich ſah doch, daß die Leute hier unparteiiſch ſind und ſich von keiner vertrauten Vorliebe beſtechen laſſen. Der Beifall war kalt, noch mehr, er war kühl, und man konnte merken, daß die alte Gewohnheit verführen wollte, man ihr aber kein Gehör gegeben. Die Devrient, noch eine ſchöne Frau, hat eine volle, klangreiche Stimme, die mir nur manchmal zu heldenmäßig vorkam. Ich glaube, ſie hat einige Mal geſchrien. Haben ſie nichts gehört? Ihr Spiel iſt zu leben; ſie hat gelernt und gebraucht ſchöne akademiſche Stellungen. Den Schmerz der Desdemona ſpielt ſie oft edler als die Malibran; die gläubige Deutſche hat einen Zug von der ſchmerzenreichen Mutter um ihre

Lippen, den die ungläubige Franzöſin nicht auszudrücken vermag... Selbſt der Zufall machte ſich über dieſe lächerliche Vorſtellung luſtig. Als am Schluſſe Desdemona und Othello todt auf dem Boden liegen und der Vorhang fallen ſollte, blieb er hängen. Die Devrient, die als Fremde wohl nicht recht wußte, wie ſie ſich zu betragen habe, erhob ihren Kopf und ſah nach der Malibran hin, um ihrem Beiſpiele zu folgen. Dieſe aber ließ ſich gar nicht irre machen und blieb todt. Da gab es denn ein unbändiges Gelächter, und auf dieſe Weiſe konnte jeder Unzufriedene mit Anſtand ſeinem Spott Luſt machen... Nach Othello kam noch eine kleine komiſche Oper: la prova d'un opera seria, ſo eine Art von Kapellmeiſter von Venedig, den man in Deutſchland ſpielt. Lablache und die Malibran waren unvergleichlich. Aber das iſt ein altes Wort für eine ganz neue Empfindung und das ich blos aus Noth gebrauche. Die Malibran und das Haus vergüteten ſich reichlich an Verdienſt und Lohn, was ſie in der vorhergegangenen Vorſtellung einander ſchuldig geblieben. Ich will aber weiter kein Wort darüber ſprechen. Ich wäre ja ein Narr, wenn ich Ihnen immer aufrichtig berichtete, was ich für ein Narr geweſen!

Unſer König hat geſtern ſechs und dreißig Stück Pairs gemacht; neue Säulen, den Thron zu ſtützen, neue Faſchinen in den Strom der Zeit zu legen, daß der demokratiſche Schlamm ſich daran feſtſetze. Geſtern war Sonntag, aber die Gewalt hat keinen Feiertag. Mir war dieſe Sache immer gleichgültig geweſen. Sie mögen Pairs haben oder keine, erbliche oder nur lebenslängliche: das ändert nichts. Neue Ruinen, wie in den engliſchen Gärten, das ſind unſchädliche Spielereien. Man mag einem Kinde eine graue Perücke aufſetzen, es wird nicht alt davon. Was ich in dieſer Sache nur wichtig finde, iſt, daß der König, indem er Pairs ernannte, wozu ihn die Konſtitution von 1830 nicht berechtigte, einen Staatsſtreich begangen. Und hat er einmal dem Teufel einen Finger gegeben, wird er ihm auch ſpäter die Hand reichen, und ſich ihm endlich ganz überlaſſen.

— So eben leſe ich in der neueſten Hamburger Zeitung folgende Brochure angezeigt: „Gegen L. Börne, den Wahrheit-, Recht- und Ehrvergeſſenen Briefſteller aus Paris von E. Meyer Dr." Ich kann es mir nicht erklären, aber ſobald ich den Titel geleſen, bekam ich gleich einen heftigen Appetit, und ich ſchickte den Konrad weg, mir vom Reſtaurateur ein tête de veau au Naturel zu holen. Ich pflege ſonſt nie à la fourchette zu frühſtücken. Ach! könnten nur viele Menſchen, wie ich, Wahrheit, Recht und Ehre noch vergeſſen — es ſtünde beſſer mit der Welt! Wenn ich nur dieſe Schrift bald in Paris haben könnte; ich würde wahrſcheinlich darauf antworten. Zwar liegt es ſonſt nicht in meiner Art, aber ich muß diesmal zum Schutz der guten Sache das ſchwere Opfer bringen, mich gegen perſönlichen Angriff zu vertheidigen. Vielleicht können Sie in Frankfurt erfahren, wer dieſer Dr. Meyer iſt. Es iſt immer gut, das zu wiſſen. Sie ſehen aber daraus wieder, was ein Gelehrter ausſteht, und ſein Sie froh, daß Sie dumm ſind.

Dienſtag den 27. November.

Eben erhalte ich zwei dicke Briefe von Hamburg. Genannte Schrift von Dr. Meyer und noch andere Kriegsmanifeſte liegen darin. Hurrah! Ich habe bis jetzt weder Briefe noch Brochuren geleſen; aber ich brenne vor Begierde, und ſchließe darum. Acht Franken koſten mich die Hamburger Grobheiten!

Eilfter Brief.

Paris, Freitag den 25. November 1831.

Lange hat mir nichts ſo viele Freude gemacht, als die Schrift des Dr. *Eduard Meyer* in Hamburg. Man ſchrieb mir von dort, er wäre ein langer Menſch mit ganz unerreichbarem Kopfe; aber ich will ihn ſchon erreichen, und wenn ich einmal mit ihm zuſammentreffe, ſteige ich auf einen Stuhl und küſſe ihn herzlich. Er hat ſeinen Nachfolgern alle großen und ſchweren Steine weggenommen, und wenn noch Einer nach mir werfen will, muß er leichten Kies dazu gebrauchen. Geſteinigt zu werden — es iſt wenigſtens ein heiliger bibliſcher Tod. Nie hätte ich gedacht, daß die deutſche Sprache eine ſolche Kraft beſitzt; man könnte damit den Mont blanc in Staub verwandeln. Hören Sie nur, was ich in der Schrift des Dr. Meyer Alles bin, wie ich genannt werde: *Elend — ſeicht — gräulich — ruchlos — lächerlicher Thor — ſuperkluger Schreier — ditto eingebildeter — heilloſer Geſell — Haupt-Rädelsführer einer jämmerlichen Skriblerbande — Menſch — ditto gottloſer — Kerl — jämmerlicher Wicht — entarteter Burſch — Mordbrenner — ſchamloſer Bube — Jude.* — „*Eduard, Eduard! warum iſt dein Schwert ſo roth?*“ Verglichen mit dem, was ich bin, habe ich ſehr wenig, wie es allen edeln Naturen zu gehen pflegt. Ich habe nichts, als: *Anmaſſung — Frechheit — Unverſchämtheit — ditto unerhörte — grundſchlechte Geſinnung — ſchaudernerregende Naivität.* Daß mich Herr Dr. Meyer wenigſtens *Herr* nennt, daß er *Herr* Mordbrenner, *Herr* jämmerlicher Wicht zu mir ſagte! Aber nicht ein einziges Mal thut er das.

iese Herrnloſigkeit gibt ſeiner Schrift ein ehrwürdiges
eutſchamtliches Anſehen. Auch ſchrieb mir Einer von
amburg, ſie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt
orden.

Nach allen ſeinen unvergleichlichen Kraftäußerun-
en hat Eduard Meyer noch die Beſcheidenheit, zu
irchten, man möchte ſeine Art ſich auszudrücken mit
gemeinen Schmähungen“ verwechſeln und er
ittet ſeine Leſer, dieſes nicht zu thun. Er meint:
nan wundre ſich vielleicht, daß er, als zahmer Deut-
her, mit einem Male ſo wild geworden; aber man
enne die Deutſchen noch gar nicht. „Der Deutſche
iſt geduldig, aber doch nur bis zu einem gewiſſen
„Grade. Wenn die Geduld ihm reißt, wenn er das
„Schweigen bricht und einen Entſchluß gefaßt hat, ſo
„wird ſich Mancher wundern über die ſcheinbare Ver-
„wandlung ſeiner Natur. Und ich fühle es, daß
„auch ich ein Deutſcher bin.“ Anch'io sono
ittore! Er habe nie Freude an literariſchen Streitig-
eiten gefunden, aber „was zu arg iſt, iſt zu
rg.“ Man müſſe „dem Geſindel einmal auf die Fin-
er klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“
ber guter Gott! was hilft da etwas, was hilft ſelbſt
iel? Es mag noch ſo viel Furcht in die Finger hin-
infahren, ein tapferes Herz jagt ſie wieder in die
Schlacht zurück. Vor die Bruſt hätte er mich ſtoßen,
uf den Kopf hätte er mir klopfen ſollen, daß da
urcht hineinfährt. Der Mann iſt zu gutmüthig.

Er ſagt: In meinem Buche wäre keine neue Idee.
„Nichts als leeres, langweiliges Kaffehaus- und Zei-
„tungsgeſchwätz, von der Oberfläche geſchöpfte Bemer-
„kungen, wie tauſend vorlaute Reformeurs ſie täglich
„machen.“ Da haben ſie den alten Deutſchen wieder!
Neue Ideen wollen ſie haben! Eine Idee, wenn ſie
e achten ſollen, muß eine Handſchrift ſein, auf Per-
ament geſchrieben, in Schweinsleder gebunden, und

als einziges Exemplar in einer einzigen Bibliothek verwahrt werden. Was in tauſend Jahrbüchern der Geſchichte gedruckt zu leſen, was der Himmel ſelbſt herabgedonnert, was drei Welttheile wiederhallten, was der Laſtträger auf der Gaſſe, wie der Denker in ſeinem Zimmer, was der Bürger in ſeiner Werkſtätte, der Bauer hinter dem Pfluge, der Soldat unter ſeinem Joche, der Bettler in ſeinen Lumpen ſpricht, denkt, fühlt, klagt, wünſcht und hofft — das verſchmähen ſie, das iſt ihnen Kaffehaus- und Zeitungsgeſchwätz! Was Alle wiſſen, verdiente Keiner zu lernen! Gut, Ihr ſollt neue Ideen haben; zeigt nur erſt, daß Ihr deren würdig ſeid; gebt Rechenſchaft, wie Ihr die alten verwendet.

Mein Eduard iſt zwar ein beſcheidener junger Menſch, aber an Welterfahrung ſcheint ihm noch viel zu fehlen. Er ſagt: er müſſe ſich gegen den Vorwurf verwahren, als haſſe er die Sache einer geſetzmäßigen Freiheit, doch deren Vertheidigung müſſe man dem Himmel überlaſſen. „Wenn Fürſten ihre Zeit und ihre Völker „verkennen, oder gar der Schlechtigkeit huldigen, wird „gerechte Vergeltung ihrer Mißgriffe ſie ſelbſt am „ſchwerſten treffen. „Dies wünſche, hoffe und weiß „ich.“ Dieſes wünſche, hoffe und weiß ich auch. Aber mein lieber Eduard, wer ſoll denn jene gerechte Vergeltung an den Fürſten vollziehen? Selten ſchickt Gott ein himmliſches Strafgericht herab, die Verwaltung jener Stellvertreter zu unterſuchen, und ſo oft es noch geſchah, wurde nichts dadurch gebeſſert. Die himmliſchen Kommiſſäre waren auf der Erde fremd, gingen irre, oder ließen ſich wohl gar beſtechen. Das haben wir ja kürzlich erſt an der Cholera morbus geſehen, die, ſtatt die Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur dem hilft Gott, der ſich ſelbſt hilft, Aide-toi, et le ciel t'aidera.

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geſchrieben, Wurm genannt, in den kritiſchen Blättern der Börſenhalle. Der iſt aber ſehr ſanft in Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und dieſe nur in geringer Zahl. Fadaiſen, Niaiſerien, politiſches Geſchwäz, Effronterie, Sanskulottiſcher Wiz, Geſelle, Auswürfling — und das iſt Alles! Einmal neckt er mich mit einem ſchönen Milchmädchen, das ich in England hatte heirathen wollen, das mir aber einen niedlichen Korb gegeben. Auf Ehre, ich weiß nicht, worauf ſich das bezieht; ich will aber in der Kronik meines Lebens nachſchlagen. Herr Wurm ſchließt ſeinen Artikel — doch gewiß nur in der Abſicht, daß man troz ſeiner Freiheit merke, es habe ihn ein Deutſcher geſchrieben — mit folgenden Worten. „Wenn „dieſer Löwe, oder wie er ſonſt heißen möchte, „auf guten Rath hören will, ſo wird er bleiben, wo „er iſt, wo man ihn nicht kennt. Ob eine deutſche „Regierung von ſeinen politiſchen Läſterungen Notiz „nehmen würde, wiſſen wir nicht. Aber laßt ihn „keinen Verſuch machen, ſich in gute Geſellſchaft ein„zudringen. Er wird aus jeder Geſellſchaft, in der „man auf Ehre hält, auf beſchimpfende, und wenn es „Noth thut, denn dieſes Geſchlecht iſt zudring„lich, auf phyſiſch empfindliche Weiſe entfernt werden. „Das iſt die Sprache, die man mit dieſen Geſellen „reden muß, eine andere verſtehen ſie nicht.“ ... Daß dieſe Thoren mich noch daran erinnern, daß ſie mir unter die Augen bringen, was mich vergeſſen zu laſſen, ihnen noch wichtiger ſein müßte, als es mir gleichgültig iſt, ob ſie ſelbſt es vergeſſen oder nicht! Wenn ich nicht kämpfte für das geſchändete Recht und die mißhandelte Freiheit aller Menſchen; dürfte ich ein Herz haben für die Leiden eines Volks eines Geſchlechts, für meine eignen allein; dürfte ich mir nach den Tagesmühen ſaurer Gerechtigkeit einen Feierabend ſüßer Ruhe verſtatten; dürfte ich das, wollte ich das; wollte ich meine Kraft gebrauchen dieſem Zwerggeſchlechte gegenüber — wahrlich, es bliebe nichts von ihm übrig, es als kleines Siegeszeichen an den Hut zu ſtecken. Manchmal überſchleicht es mich; aber dann, die menſchliche Schwachheit an mir ſelbſt erfahrend, lerne ich ſie an Andern verzeihen, und ich ermanne mich wieder. Dieſen Sommer in Baden, als ich unter meinen Papieren ſuchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hand, das mich auf das heftigſte bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich weg; ich konnte nie zu meinem Vortheile ſchreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausſtellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reiſen. Ich kam aus dem Leben der Freiheit, kehrte in dasſelbe zurück, und berührte das Land der Gleichheit. Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Mißgeſtalt, mit einem giftigen Krötengeſichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut ſtand ſtille; doch durfte ich nichts ſagen noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals ſchwur ich es in meinem Herzen: wartet nur! ich ſchreibe euch auch einmal einen Paß, euch und Allen!... Und nicht wahr, nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

Sonntag den 27. November.

Lyon hat mich günſtiger rezenſirt als Hamburg — doch davon ſpäter. Ich will zuerſt auf Ihren geſtrigen Brief antworten. Das Buch iſt noch nicht hier angekommen, doch ſchrieb mir Campe, es wäre abgeſchickt worden. Aber auf die hieſigen Urtheile brauchen Sie nicht begierig zu ſein. Die wenigen Deutſchen meiner Bekanntſchaft werden mir wohl ihre Meinung nicht immer aufrichtig ſagen: Franzoſen leſen es nicht; da kann ſich alſo keine öffentliche Meinung bilden, und höchſtens eine individuelle laut werden. Campe ſchreibt mir: „Sonderbar ſind die Elemente „in dieſem Augenblicke angeregt, angeregt durch dieſe „Briefe. Die Ariſtokraten werden keck und rücken „heraus und kämpfen... Ich kann Ihnen die Bemerkung, die ich über den Eindruck, den Ihre Briefe „bei vielen der Beſſern gemacht haben, nicht verhehlen, die aufrichtig bedauern, daß Sie ſich ſo ganz „rückſichtslos haben gehen laſſen, ſo daß Sie den Platz „als Zuſchauer verließen und ſelbſt Akteur wurden! „Dadurch haben Sie einen beträchtlichen Theil Ihres „wohlerworbenen Ruhms eingebüßt, der Ihnen ſchwer „wieder zu erringen ſein möchte. Dieſes Urtheil iſt „die allgemeine Stimme, und Sie werden von vielen „Seiten ſo zurecht gewieſen werden, daß dieſes der „Refrain durchweg bleiben wird. Das Volk iſt gläubig und ſagt Amen!“ Wie mich dieſer Mann kennt! Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geſchrieben. Ob ich den Leſern gefalle oder nicht — will ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker. Es iſt wahr, daß ich den Platz als Zuſchauer verlaſſen und unter die Handelnden getreten, aber war es nicht Zeit, dem faulen Leben eines Theaterkritikers endlich zu entſagen? Sie ſehen, wie ich wirke, an meinen Gegnern am Meiſten. Ich habe den zähen deutſchen Boden aufgewühlt; es ziehe jeder ſeine Furche wie ich; für die Saat wird Gott ſorgen. Wenn nun eine aufgebrachte Scholle an meinen Füßen, an meinem Pfluge hängen blieb, und ſie beſchmutzte — was ſchadet mir das?

Campe war wegen des Buches in einer Woche viermal vor Gericht. Man legte ihm ein Exemplar vor, worin mehr als fünfzig verdammliche Stellen mit Bleiſtift angeſtrichen waren. Eine Stelle, worin es vom Bundestage heißt: der ſei toll geworden, war doppelt und noch einmal ſo dick als die übrigen angeſtrichen. Die Stelle war im Buche mit einem Papierſtreifen bezeichnet. Dieſen ließ Campe, als er das Buch in die Hand nahm, wie zufällig herausfallen, ſo daß der Unterſuchungerichter die toll gewordene Stelle nicht mehr finden konnte. Das muß recht komiſch geweſen ſein.

• Ein Kaufmann Namens ***, den ich in Hamburg vor einigen Jahren kennen gelernt, hat mir die zwei gegen mich gerichteten Artikel zugeſchickt. Er ſchreibt unter Andern: „... Die Hamburger Kaufleute „erklärten darauf, ohne gerade die Skribler zu loben, „daß in den Börne'ſchen Briefen zerſtörende Ideen „enthalten ſind, die nur ein Aufwiegler oder Sanscülotte ans Tageslicht befördern kann. Dies hat das „Verbot der Briefe herbeigeführt." —

• Sehen Sie doch, von dem Brillantring, den ich vor einigen Jahren vom Herzog von Weimar erhalten haben ſoll, etwas Näheres zu erfahren. Das Ding kann ſchön werden. „Ringe ſind es, die eine Kette bilden" — ſagt Königin Eliſabeth. Aber ein Ring! Was kann der nützen? Zum Halseiſen iſt das doch zu eng und meine Feder zu erwürgen viel zu weit.

Den *** bedaure ich; es gibt wenige Menſchen, die den Muth haben, anders als der Pöbel-Ausſchuß zu denken, der an jedem Orte die öffentliche Meinung verwaltet. Eigentlich ſind es weniger übelwollende als unwiſſende Menſchen, die nicht zu rechnen verſtehen. Für die Hälfte von Mühen und Sorgen, die es ſie koſtet, ihrem Geiſte einen Ehrendienſt bei der vornehmen Dummheit zu verſchaffen, könnten ſie deſſen Freiheit behaupten und gewönnen dabei, ſelbſt an ſinnlichem Glücke. Die Frankfurter mögen nur ſchweigen und dem Himmel danken, daß einer unter ihnen lebt, der beſſer iſt als ſie. Die Zeit kann, die Zeit wird kommen, und bald vielleicht, wo man ihre Freiheit, ſo anſpruchslos und demüthig ſie auch iſt, in den Edelmannsklubb des deutſchen Bundes nicht länger wird dulden wollen, und dann werden wir ſehen, wer von jenen Römerpatrioten, wer von jenen Zunfthelden, wer von jenen Stadtgerichts-Schreiern den Muth haben wird, ſich den ſtolzen und mächtigen Räubern entgegen zu ſtellen! Dann kommen ſie vielleicht und ſtreicheln meine Katzenpfote. Ich erwarte ſie.

Zwölfter Brief.

Paris, Mittwoch den 30. November 1831.

Vorgeſtern beſuchte mich °°°. Er blieb aber nur eine Viertelſtunde, er war auf dem Wege nach der Kammer. Der Mann iſt klar, wie ein Waldbach, der über Kieſeln fließt; doch iſt es nicht erfreulich, einer menſchlichen Seele bis auf den Grund zu ſehen. Eine Tiefe iſt nicht klar. °°°, weil er ſo klare Augen hat, glaubt, Alles wäre ihm klar, was er nur flüchtig anſieht, und er urtheilt zu ſchnell, um immer richtig zu urtheilen. Ich habe in ..... manchmal darüber lachen müſſen: man mag ihm noch ſo kurz antworten auf ſeine Fragen, ſo war ihm die Antwort noch immer um die Hälfte zu lang; er verſtand ſie ſchon um die Mitte. Das iſt Franzoſen-Art, die für alle Verhältniſſe fertige mathematiſche Formeln haben. Sage ich zwei mal zwei — fällt mir °°° in die Rede und fährt fort: iſt vier. Als wäre nicht möglich, daß ich etwas Anders hätte ſagen wollen. Er mißverſteht Einen zwar nie, aber er verſteht Einen nur halb, weil er nicht zu Ende hört. Die Verhältniſſe von Frankreich, eben weil es franzoſenartige Verhältniſſe ſind, die kennt er freilich gut. Er verſicherte mich auf das

Beſtimmteſte, daß die hieſige Regierung auf nichts Anderes ſinne, und nach nichts Anderem trachte, als die Dynaſtie Karls X. zurückzuführen und König Philipp ſelbſt ſei damit einverſtanden. So wird freilich Alles verſtändlich. Mir wäre es ſelbſt recht, ſie verſuchten es. Ich liebe die großen Maſſen auch in der Dummheit; ein Narrenhaus iſt mir lange nicht ſo erſchrecklich, als ein einzelner verrückter Menſch. Glauben Sie mir auf mein ehrliches Wort: ich kenne alle Tollheiten, die ſeit dreitauſend Jahren von den Königen begangen worden ſind, von Saul bis auf Karl X., aber unſere gegenwärtige Zeit iſt reicher an Wahnſinn, als es jene dreitauſend Jahre waren. Wenn man alle fürſtlichen Paläſte Europa's neben einander ſtellte, es gäbe eine ganze Narren-Stadt. Täglich vermehren ſich meine Nachrichten aus Deutſchland, daß man den Plan gefaßt, Frankreich zu vertheilen, wie eine Paſtete; ja König Philipp ſelbſt ſoll ein Stück davon bekommen. Die alten Bourbons ſollen die Schüſſel mit der Kruſte behalten. Die köſtliche Naivität finde ich nicht darin, daß ſie glauben, es ausführen zu können, ſondern, daß ſie glauben, wenn ſie das ausgeführt, wäre ihnen geholfen. Kindern macht man weiß, die Kinder, und den Fürſten, die Revolutionen kämen aus den Brunnen. Jetzt denken ſie, ſie brauchten den Brunnen nur zuzuſchütten und dann wäre Alles aus. Wer gibt mir Geduld genug, mit Narren zu räſonniren? Ich muß wohl ſelbſt ein Narr ſein. Frankreich war ſeit vierzig Jahren der Krater Europa's. Wenn der einmal aufhört, Feuer zu werfen, wenn der einmal aufhört zu rauchen, dann wehe den Naturpfuſchern, dann iſt kein Thron der Welt auf eine Nacht ſicher. Sie zittern, wenn einige Franzoſen mit lieberalen Reden in ihrer Maultaſche durch Deutſchland reiſen und ſchreien entſetzt: Propaganda, Propaganda! Und ſie wollen ganze Völkertheile von Frankreich mit ihren alten Ländern vereinigen! Sie denken: mit ihren alten abgeſchmackten Regierungskünſten, mit ihren Taſchenſpieler-Streichen, womit man kein Kind mehr betrügt, würde es gelingen, ihre neuen wilden Unterthanen zahm zu machen! — ſie, die nicht einmal die Polizei verſtehen, die doch die einzige Kunſt iſt, die ſie mit Fleiß und Liebe gelernt. Als ſie 1814 in Paris waren, wohin Petersburg, Wien und Berlin ihre ſchlaueſten Köpfe geſchickt hatten, wurden alle dieſe ſchlauen Köpfe der heiligen Allianz von jedem niedrigen franzöſiſchen Mouchard zum Beſten gehabt, und hätte es die Uebermacht nicht gethan, mit Liſt hätten ſie Paris nicht unterjocht. Nichts war verderblicher für die Könige als der Untergang Warſchau's. Weil ſie ein Wunder zerſtört, glauben ſie, ſie könnten auch Wunder machen.

In Berlin iſt mein Buch von der Polizei in Beſchlag genommen worden. Als wenn der Regen davon aufhörte, wenn einige unter den Schirmen gehen. Ginge es an, ſie konfiszirten freilich am liebſten das ganze Weltall. Die Münchner Tribüne gibt Auszüge der Pariſer Briefe. Der Dr. Wirth, der ſie ſchreibt, iſt ein Mann, dem man Hochachtung, ja Bewunderung nicht verſagen kann. Hochachtung — weil er für die Freiheit kämpft, wie ein Held in der Schlacht, nicht blos wie ein Maulritter mit Worten. Bewunderung — weil er muthig erträgt, was ſonſt den tapferſten Mann niederwirft; die kleinen Bosheiten, die kleinen Quälereien der kleinen Knechte. Gefängniß, Geldſtrafe, die jämmerlichen Tücken der jämmerlichen Polizei, das Knurren und Bellen der Hofhunde, nichts ſchreckt ihn ab. Jetzt aber, wo ihm in München alle Luſt benommen, und die Frechheit der Gewalt jeden Widerſtand unmöglich macht, iſt er nach Rheinbaiern gezogen, wo noch die franzöſiſchen Geſetze regieren welchen die deutſchen Miniſter nicht

Hohn zu ſprechen wagen. Dort wird er ſein Journal fortſetzen. Auch hat er in vielen Orten in Deutſchland Unterſtützung gefunden, um ſich eine eigene Preſſe anzuſchaffen. Iſt es aber nicht ſehr ehrenvoll für eine deutſche Regierung, daß ſich ein deutſcher Bürger unter franzöſiſche Geſetze flüchten muß, um Schutz gegen deutſche Tyrannei zu finden?

Donnerſtag den 1. Dezember.

Die Regierung hat bis heute noch keine Nachricht mitgetheilt, ob ſie der Bewegungen in Lyon Herr geworden oder nicht. Sie ſagen, der Nebel hindere den Telegraphen. Es gibt nichts Gefälligeres, als ſo ein Nebel, der noch keinen Miniſter in der Noth verlaſſen. Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrſcht, hat ſich von ſelbſt hergeſtellt; aber das Volk iſt noch Meiſter der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marſchall Soult als Würgengel dahin geſchickt. Nun bin ich begierig, wie ſie Leyer und Schwert zuſammen dichten werden. Der Marſchall Soult kann ſich täuſchen; Napoleons Zeiten ſind vorüber und der Bülletin-Donner erſchreckt keinen Haſen mehr. Der Herzog von Orleans kann ſich auch täuſchen. Eine fürſtliche gnädige Herablaſſung thut keine Wunder mehr; das Volk gibt keine Bratwurſt für die allerhuldvollſten Redensarten, es will baares Geld ſehen. Die Neigung der Miniſter iſt für Gewalt; aber die Furchtſamkeit des Königs wird wohl verhindern, was ſeine Weisheit und Gerechtigkeit nie verhindert hätten. Kaſimir Perrier, der König von Iſrael, der hohe Prieſter der Renten, der Held des Friedens, hat ſich in der Kammer geberdet wie Moſes, als er vom Berge Sinai herab kam, und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen ſah. Er hat den Götzendienern ſeine zehn Gebote an den Kopf geworfen und das goldene Kalb in Pulver verwandelt. Er iſt ein kom-

pleter Narr! Auch haben die Leviten der Börſe ein
Jubelgeſchrei erhoben, als ſie ihren ſtrahlenden Moſes
ieder ſahen, daß man betäubt davon wurde. Dieſer
Kaſimir Perrier hat darüber gefrohlockt, daß in den
lutigen Geſchichten von Lyon gar nichts von Politik
zum Vorſchein gekommen, und daß es nichts, als
Mord, Raub und Brand geweſen! Es ſei nichts wei-
er, als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, Der-
enigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen Diejeni-
gen, die etwas beſitzen! Und dieſe fürchterliche Wahr-
eit, die, weil ſie eine iſt, man in den tiefſten Brunnen
erſenken müßte, hielt der wahnſinnige Menſch hoch
mpor, und zeigte ſie aller Welt! Die dunkeln Triebe
es Volks hat er ihm klar gemacht; ſeiner wilden
aune des Augenblicks hat er durch Grundſätze Dauer
egeben; ſeinen kurzſichtigen Sorgen des Tages den
Blick in ewige Noth eröffnet. Den höchſten Grad des
ahnſinns mögen jetzt die Aerzte Staatskunſt nen-
en. Um den reichen Leuten ſagen zu können: ſeht,
r ſeid bedroht, ihr müßt es um eurer Sicherheit
it mir halten — um dieſe elenden Krämervortheils
nes Tages opfert Kaſimir Perrier das Glück Frank-
eichs, Europa's, vielleicht um ein Jahrhundert auf.
s iſt wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen
t begonnen, und wehe jenen Staatmännern, die zu
umm oder zu ſchlecht ſind, zu begreifen, daß man
icht gegen die Armen, ſondern gegen die Armuth zu
elde ziehen müſſe. Nicht gegen den Beſitz, nur gegen
e Vorrechte der Reichen ſtreitet das Volk; wenn
er dieſe Vorrechte ſich hinter dem Beſitze verſchanzen,
ie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt,
nders erobern, als indem es den Beſitz erſtürmt?
chon die Staaten des Alterthums kränkelten an die-
m Uebel der Menſchheit; dreitauſend Jahre haben
s Unheil geſäet, und das Menſchengeſchlecht nach
as wird es ärndten. Frei nannten ſich die Völker,

wenn die Reichen ohne Vorrang unter einander die Geſetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei. Ueber die kurzſichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geiſtlichkeit ihre Vorrechte verloren, ſei der ewige Friede geſichert! Eben dieſe, wie Frankreich und England, ſtehen der fürchterlichſten Revolution näher, als die andern Staaten, wo noch keine freien Verfaſſungen beſtehen. In den Letztern wird dem niedern Volke, durch ſeinen benachbarten Stand, die Bürgerſchaft, die Ausſicht nach den höhern, bevorrechteten Ständen verſteckt. Es vermißt daher keine Gleichheit. Da aber, wo der Mittelſtand ſich die Gleichheit erworben, ſieht das untere Volk die Ungleichheit neben ſich, es lernt ſeinen elenden Zuſtand kennen, und da muß früher oder ſpäter der Krieg der Armen gegen die Reichen ausbrechen. Die heilloſe Verblendung des Bürgerſtandes zieht das Verderben ſchneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmuth, beſtändig hinter ſich, und vergißt darüber vor ſich zu ſehen, wo ein beſiegter, aber noch lebendiger Feind nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Dieſe Furcht und dieſen Hochmuth wiſſen die Ariſtokraten in Frankreich und England ſehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen ſie im Stillen gegen die Bürger auf und dieſen rufen ſie zu: Ihr ſeid verloren, wenn Ihr euch nicht an uns anſchließt. Der dumme Bürger glaubt das, und begreift nicht, daß ſeine eigene Freiheit, ſein eigener Wohlſtand ſchwankt, ſo lange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlſtand eintrete; er begreift nicht, daß ſo lange es einen Pöbel gibt, es auch einen Adel gibt, und daß ſo lange es einen Adel gibt, ſeine Ruhe und ſein Glück gefährdet bleibt. Wäre dieſe Verblendung nicht ſo unheilbringend, es gäbe nichts Lächerlicheres als ſie. Dieſe reichen Ladenherren von Paris, dieſe

Bankiers und Fabrikanten, die, es ſind noch keine fünfzig Jahre, ſich von jedem Lump von „Ludwigsritter Kanaille mußten ſchelten laſſen, reden, wie ſie es gehört, den ganzen Tag von der Kanaille, wozu ſie Jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt, und keine andere Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit ſeiner Hände einbringt! Die Regierung, welche über die menſchliche Schwäche erhaben ſein ſollte, benutzt ſie nur, ihre Herrſchſucht zu befriedigen, und ſtatt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, bauen ſie ſie über hinfälliges Holzwerk, das ſie in den Schlamm der Leidenſchaften einrammeln. Die Nationalgarde, die Wache der franzöſiſchen Freiheit, ſuchen ſie zu entnerven, durch eiteln Flitter zu gewinnen. Erſt kürzlich hat der König an einem Tage dreihundert Ehrenkreuze unter ſie vertheilt. Die Ehre haben ſich die Fürſten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der ſie zittern. Die ſo leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den ſchweren Kreuzen gejagt, ſo bald dieſe murren. Die Arbeitsleute, um ſie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Juliushelden, die man Republikaner ſchilt, gehetzt, und dieſe, die ſich zu nichts gebrauchen laſſen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommene Zuflucht bietet. Kaſimir Perrier, der ſich wie ein Schulbube zu den Füßen aller fremden Diplomaten ſetzt, und zu ihren Lehren hinaushorcht, hält ſich für einen großen Staatsmann, weil er Ehre und Schaam weit von ſich gewieſen. Nichts iſt bewunderungswürdiger als die Offenheit, mit der er Alles gegen ſich ſelbſt bekannt macht, was er hätte verſchweigen ſollen und können — ſo feſt iſt er überzeugt, daß Unverſchämtheit die erſte Tugend eines ächten Staatsmannes iſt! Erſt heute iſt wieder etwas an der Tagesordnung, was dieſe ſeine Tugend in das glänzendſte Licht ſetzt. Am letzten vierzehnten Juli, am Jahrestage der Beſtürmung der Baſtille, fürchtete man eine Bewegung von den getäuſchten und erbitterten Juliushelden, die man, noch aus einem Ueberreſte von Schaam, Republikaner ſchilt. Nun ſah man an jenem Tage mit Erſtaunen, daß Arbeitsleute aus den Vorſtädten der Polizei beigeſtanden, und über alle jungen Leute herfielen und ſie mißhandelten, die man an grauen Hüten, an Juliuskreuzen oder andern Zeichen als Republikaner zu erkennen glaubte, und die ſich ganz ruhig verhielten. Darauf beſchuldigten einige öffentliche Blätter den Polizei-Präfekten und den Miniſter des Innern: ſie hätten jene Arbeitsleute angeworben und bezahlt, um die ihnen verhaßten Republikaner zu mißhandeln. Kaſimir Perrier hätte den Vorwurf ruhig hinnehmen ſollen; aber nein, die That, die er begangen, war ihm noch nicht unverſchämt genug, er wollte ſie noch durch Läugnen verherrlichen. Er klagte jene Zeitungs-Redaktoren der Verläumdung an. Der Polizei-Präfekt führte die nämliche Klage. Seit geſtern haben die gerichtlichen Verhandlungen begonnen. Und was ſtellte ſich hervor? Es war klar wie die Sonne, fünfzig Zeugen ſagten es aus, daß die Polizei wirklich das Geſindel der Vorſtädte (nicht die Arbeiter, ſondern die Müßiggänger) angeworben und täglich mit drei Franken beſoldet habe, um über die friedlichſten Menſchen herzufallen. Auf ſolche Weiſe buhlt dieſer Miniſter um das Lob des öſterreichiſchen Beobachters und der preußiſchen Staatszeitung. Die Bruſtwehr, welche in den Julitagen errichtet wurde, Frankreich vor dem Abgrunde zu ſchützen, hat er leichtſinnig niedergeriſſen; er meint, das wäre nur ein Loch, das er mit ſeinen Händen allein ausfüllen wolle. Das niedere Volk, das aus den Juli-Kämpfen geläutert hervorgegangen, ſucht er durch die ſchändlichſten Verführungen wieder in den Koth hineinzuziehen, um ſich daraus brauchbare Werkzeuge für alle die Gewaltthätigkeiten zu bilden, die er gegen Frankreich noch im Sinne hat.

Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir ſo klar vor den Augen ſteht, als lebten wir ſchon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte geſichert werden; aber alle Regierungen ſind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Uebel, meinen ſie, ſie hätten das Ihrige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueſte franzöſiſche Konſtitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philiſter-Politik beibehalten, das Wahlrecht an den Beſitz gebunden, und die Beſitzloſen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat auch nur den Zuſtand der Mittelklaſſen verbeſſert, und das Helotenverhältniß des niedern Volks von Neuem befeſtigt. Im Parlament wie in der Deputirtenkammer ſitzen nur die reichen Gutsbeſitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verſtehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegenſteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindiſch geworden, geifert gegen den Wunſch der Beſſern und Einſichtsvollern: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräſentation möge Theil nehmen laſſen. Sie ſagen: Menſchen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Antheil nehmen; jeder Intriguant könne ihre Stimme erſchleichen oder erkaufen. So ſprechen ſie, um das Gegentheil von dem zu ſagen, was ſie denken. Weil es unter den armen Leuten mehr ehrliche gibt als unter den Reichen, weil ſie ſeltener als die andern ſich beſtechen laſſen, wollen ſie die Miniſter nicht unter den Volksvertretern ſehen. Sie mögen ihre geheimen Regiſter öffnen, ſie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politiſchen Kuppler, ihrer Spione leſen laſſen — und dann wird ſich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre ſchnöden Lüſte zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu ſtillen, das Gewiſſen verkauft haben. Die reichen Leute machen allein die Geſetze, ſie allein vertheilen die Auflagen, davon ſie den größten und ſchwerſten Theil den Armen aufbürden. Das Herz empört ſich, wenn man ſieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslaſten vertheilt ſind. Hat man denn je einen reichen Städter über zu ſtarke Auflagen klagen hören? Wer trägt denn nun alle die Laſten, unter welchen die europäiſchen Völker halb zerquetſcht jammern? Der arme Taglöhner, das Land. Aber was iſt dem Städter das Land? Gott hat es nur zu Spazierfahrten und Kirchweihfeſten geſchaffen! Der Bauer muß ſeinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Ueberfluß der Reichen gegen ſeine eigene Noth zu ſchützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murret, ſchickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit ſein muß, ein Vatermörder zu werden. Alle Abgaben ruhen auf den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen, und der Luxus der Reichen wird nur ſo viel beſteuert, als es ihre Eitelkeit gern ſieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde ſie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von Denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menſchengeſchlecht unglücklich zu wiſſen, ſondern die, um ruhig zu ſterben, die Zuverſicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geſchlechter zu Grunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben faſt alle Kapitalien, und nachdem ſie dieſes Verderben geſtiftet, bleiben ſie, zu noch größerem Verderben, unbeſteuert, und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Reſt der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält ſich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede ſeiner Töchter einen türkiſchen Shawl tragen kann, und um ſich und ſeiner Familie nichts zu entziehen, wirft er ſeinen Verluſt auf die Arbeiter und ſetzt ihren Tagelohn herab. Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein ſchöner Theil in den räuberiſchen Händen der begünſtigten Liſeranten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen ſie noch mehr Geld, und ſie beſinnen ſich ſeit einiger Zeit, ob ſie die neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die Kohlen legen ſollen. Der Reiche ſoll nicht darunter leiden; der Arme ſoll bezahlen wie immer. Eine Flaſche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein iſt, den der Arme trinkt, oder ein koſtbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterſchied. Die Flaſche Wein, die zwanzig Franken koſtet, zahlt nicht mehr Abgaben, als eine zu acht Sous. Eine Sängerin, die jährlich vierzigtauſend Franken Einkommen hat, zahlt nichts, und ein armer Leyermann muß von dem Ertrage ſeiner Straßen-Bettelei der Polizei einen großen Theil abgeben. Das fluchwürdige Lotto iſt eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmſten Volksklaſſe liegt. Dreißig Millionen ſtiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Tagelöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu ſtellen und einen Räuber am Leben zu beſtrafen! Und nach allen dieſen Abſcheulichkeiten kommen ſie und läſtern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Thier, Volk, auf ſeiner Hut zu ſein! Geſchieht das Alles ſogar in Frankreich, wo die freie Preſſe manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erſt in jenen Ländern geſchehen, wo Alles ſtumm iſt, wo Keiner klagen darf, und wo Jeder nur den Schmerz erfährt, den er ſelber fühlt! Wie man dort das arme Volk betrachtet, wie man es dort behandelt, wie man es dort verachtet, das hat ja die Cholera, dieſe unerhörte Preßfrechheit des Himmels, uns ſehr nahe vor die Augen geſtellt. Wie haben ſie in Rußland, Oeſterreich und Preußen gelächelt, geſpottet und geſchulmeiſtert — und ihr Lächeln war ein blinkendes Schwert, ihre Belehrung kam aus dem Munde einer Kanone und ihr Spott war der Tod — über die wahnſinnige Verblendung des Volks, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten ſie vergiften, und die Cholera ſei ein Miſchmaſch des Haſſes! Aber die Wahrheit, die mitten in dieſem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es ſei nur ein ſchlechtes Handwerkszeug, zum Dienſte der Reichen geſchaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, ſobald es unbrauchbar geworden — dieſe Wahrheit iſt den Spöttern und Schulmeiſtern entgangen. Geſchah es denn aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man ſie mit Kolbenſtößen gezwungen, ſich in die Spitäler bringen zu laſſen, ihre Wohnung und ihre Familie zu meiden? Es geſchah, um der Aengſtlichkeit der Reichen zu fröhnen. Haben ſie ſich denn nicht in allen Zeitungen den Troſt zugerufen, haben ſie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und Niedrigen; die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten? Höret, lieſ't denn das Volk ſolche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken? Ja freilich, das beruhigt ſie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm iſt der Gedanke Frucht, die That Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, iſt für Euch die Zeit des Bedenkens vorüber, und Ihr ruft ſie nie zurück. — Genug mich geärgert. In Rußland lebt ein Schäfer, der iſt hundert acht und ſechzig Jahr alt. Aber ein Ruſſe ärgert ſich nicht. Er gibt oder bekömmt die Knute, überzeugt oder wird überzeugt. So wohl iſt uns ziviliſirten Deutſchen nicht. Doch kann es noch kommen.

Freitag, den 2 Dezember.

Ein engliſches Blatt theilte kürzlich die Nachricht mit, Lord Gray, der Verfechter der Reformbill, habe Gift bekommen, und kränkle dem Grabe zu. Das hätten die Nämlichen gethan, die auch den freiſinnigen Canning aus dem Wege geräumt. Vor einigen Tagen wurde ein Mordverſuch gegen die Königin Donna Maria gemacht, die mit ihren Eltern im Schloſſe Meudon wohnt. Aus einem gegenüberliegenden Hauſe wurde in das Zimmer der Prinzeſſin geſchoſſen. Die europäiſche Ariſtokratie ſpielt ein va banque. Deſto beſſer; ſo werden wir ihrer in einem Satze los. Glauben Sie mir, das iſt es auch, wovor die Fürſten ſich fürchten. Manche ſind gutwillig und würden dem Volke ſein Recht gewähren; aber ſie kennen ihre Umgebungen, ſie kennen zu gut die Freunde des Throns, und wiſſen recht gut, daß mancher ihrer Schmeichler ſich die eignen Lippen vergiften könnte, um durch einen unterthänigen Handkuß ihren Herrn zu tödten. Sie verdienen ihre Angſt. Warum muß man ein Edelgeborner oder Schurke ſein, um hoffähig zu werden?

Der Verläumdungs-Prozeß, von dem ich Ihnen geſtern geſchrieben, iſt noch in voriger Nacht entſchieden worden. Die beiden angeklagten Zeitungs-Redaktoren wurden frei geſprochen. Sie haben alſo Kaſimir Perrier nicht verläumdet, und die Anſchuldigung, daß er die Vorſtädter angeworben und bezahlt, um ſie gegen die Verräther ſeines weiſen Regierungsſyſtems zu hetzen, wurde gegründet gefunden. Alſo iſt Kaſimir Perrier verurtheilt, und doch wird er ungeſtraft bleiben. Er lacht darüber und trägt dieſe Laſt noch zu ſeinen andern Laſten. Der wird nie vergiftet.

Wie es in Frankreich mit der Volkserziehung iſt, zeigt folgende ſchöne Rechnung. Unter 291,975 jungen Leuten, die im vorigen Jahre zur Konſkription erzogen werden, fanden ſich 12,804, die nur leſen konnten; 121,079 konnten leſen und ſchreiben, und 153,636 konnten weder leſen noch ſchreiben. 7460 blieben ungewiß. Alſo mehr als die Hälfte wuchs in der größten Unwiſſenheit auf. Die jetzige Regierung hat verſprochen, dem Uebel abzuhelfen, und künftig beſſer für den Volksunterricht zu ſorgen. Wir wollen aber abwarten, ob ſie Wort hält. Kaſimir Perrier kann Fortſchritte machen, er kann noch einmal die Jeſuiten einholen.

Seit einigen Tagen wird in der Kammer das neue Strafgeſetzbuch verhandelt. Die Menſchlichkeit hat auch hier endlich Eingang gefunden, wo ſie ſo lange und ſo unerbittlich ausgeſchloſſen war. Die Verletzungen des Eigenthums werden nicht mehr ſo blutdürſtig gerächt. In einigen Fällen wurde die Todesſtrafe abgeſchafft; auch die Strafen anderer Verbrechen wurden gemildert. Es iſt ein Fortſchritt, und daß das jetzt in Frankreich auf dieſer großen Eiſenbahn der Freiheit und Sittlichkeit noch überraſchen muß! Geſtern wurde über die Prangerſtrafe geſtimmt. Man hat ſie beibehalten. Die Menſchen haben vor nichts mehr Furcht, als vor ihrer eigenen Vernunft, und ſehen ſich vor, daß ſie ihnen nicht über den Kopf wachſe. Ein Deputirter trug darauf an: man möchte den Pranger wenigſtens für die Minderjährigen, Greiſe und Weiber abſchaffen. Die beiden erſten Milderungen wurden angenommen, die letzte aber verworfen. Und da fand ſich nicht Einer, der die Vertheidigung des armen Weibes übernommen hätte. Ja mehrere Stimmen riefen ſpöttiſch: Ah! les femmes! Mir that dieſe Gleichgültigkeit wehe. Der Mann, der ſeine Ehre verliert, kann ſie auf hundert Wegen wieder finden. Sein ganzes Leben iſt öffentlich, das Feld der Thaten ſteht ihm frei. Aber die Frau, deren Schande der Welt gezeigt werden, wie kann ſie je die Ehre wieder finden? Je aufrichtiger ihre ſpätere Tugend, je inniger ihre ſpätere Reue iſt, je verborgener wird ſie ſich halten, und die Welt, die ihre Schuld erfuhr, erfährt ihre Buße nie. Wenn man den Greiſen und Minderjährigen den Pranger erläßt, ſollte man um ſo mehr die Frauen damit verſchonen, welche die Schwäche des Alters und der Kindheit in ſich vereinigen. Habe ich nicht Recht, oder verdiente ich wegen meiner Meinung von den Frauen ſelbſt an den Pranger geſtellt zu werden?

Der Präfekt von Lyon hat eine Proklamation erlaſſen, die, wie folgt, beginnt: „Lyonnais! Quittez votre deuil et revêtez vos habits de fête, S. A. R. le duc d'Orléans arrive dans nos murs. C'est l'arc-en-ciel qui annonce la fin de l'orage.“ Lautet das nicht wie deutſch? könnte man nicht glauben, es wäre in Berlin geſchrieben? Von einem Kronprinzen zu ſagen: „es iſt der Regenbogen,“ tönt freilich noch etwas familiär und revolutionär — der Deutſche hätte dafür geſagt: Höchſtdieſelben geruhen ein Regenbogen zu ſein — doch übrigens iſt gar nichts daran auszuſetzen.

Samſtag, den 8. Dezember.

Herr Rouſſeau muß ja ſeinen Hofrath verdienen, und da war es ſeine Amtspflicht, den Artikel aus der Börſenhalle mitzutheilen. In der Münchner Hofzeitung habe ich ihn auch abgedruckt gefunden. Ich habe nur immer meine Freude daran, wenn ich wahrnehme, daß die ariſtokratiſche Partei nicht einen Schriftſteller von nur erträglichem Talente finden kann, der öffentlich ihre Sache vertheidigt. Heimlich, namenlos mag es zuweilen für Geld geſchehen, aber frei hervortretend eine ſchlechte Sache zu vertheidigen, hat noch Keiner gewagt, deſſen Namen guten Klang hat. Jeder fürchtet, ſich verhaßt und lächerlich zu machen. Und ſo ſind es immer einige arme Teufel von verlornem Geiſte, die nichts mehr zu verlieren haben, welche dem Adel ihre Fäuſte leihen. Zwar gibt es einige Männer von ausgezeichnetem Talente, wie Görres iſt, und wie Schlegel und Adam Müller waren, die ſich gegen den Liberalismus ausgeſprochen; aber ſie kämpften weder für die Ariſtokratie, noch für den Abſolutismus, ſondern für die geiſtliche Macht, die dem Liberalismus feindlich gegenüber ſteht.

Habe ich denn behauptet, die Franzoſen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt mißhandelt worden? Da ich das Buch nicht habe, bitte ich Sie, die Stelle genau nachzuleſen, und mir darüber zu ſchreiben. Ich kann das unmöglich geſagt haben, weil mir gar nichts davon bekannt iſt, und ich es auch nicht einmal glaube. Ich habe nur erzählt, wie ſich einige Franzoſen hier geäußert. Auch habe ich nie geglaubt, daß Marſchall Soult, der als Miniſter im Sinne ſeiner Regierung friedliche Geſinnung und Friedenszuverſicht äußern mußte, am öffentlichen Tiſche von der Hoffnung der Franzoſen, wieder nach Frankfurt zu kommen, geſprochen. Was ich gehört, habe ich Ihnen berichtet, und ich habe es in der guten Abſicht drucken laſſen, die Frankfurter Regierung aufmerkſam zu machen, daß eine Zeit kommen könnte, wo es mit den Franzoſen feindlich zu ſtehen, der Stadt Schaden bringen möchte, und ſie ſich daher nicht mehr als ſie muß gegen das franzöſiſche Volk unfreundlich zeigen ſolle. Mißverſtanden kann man das in Frankfurt nicht haben, und wenn man mich doch getadelt, ſo war es gewiß aus jener alten engherzigen Philiſterei geſchehen, deren ganze Weisheit darin beſteht, nichts Unangenehmes aufzurühren, ſondern den ungeſunden Schlamm ſich anhäufen zu laſſen, lieber als daß man ihn wegführe, und die Naſen der Nachbarn dadurch beläſtige.

Die Geſchichte mit der Gräfin *** werde ich in keine Zeitung bringen laſſen. Das hätten Sie nicht nöthig gehabt, mir zu unterſagen. Ich werde nie gegen einzelne Menſchen als öffentlicher Ankläger auftreten, auch nicht, wenn ich ſie für ſchuldig halte. Was nicht Volksmaſſen ſind oder Menſchen, die ganze Maſſen und allgemeine Intereſſen repräſentiren, liegt ganz außer meinem Wirkungskreiſe; denn es liegt außer meiner Pflicht.

Der *** iſt nur das Mundſtück einer diplomatiſchen Trompete, das gar nicht weiß, was es bläßt. Hätte ich aber den ſpielenden Mund ſelbſt vor mir, würde ich ihm ſagen: Sie glauben, es wäre mir blos um Geld zu thun! á la bonne heure. Das beleidigt wenigſtens meinen Kopf nicht, und mein Herz nimmt ſo leicht nichts übel. Sie meinen aber auch, mich ärgert, daß ich noch keinen Orden bekommen! Vous n'y pensez pas, mon cher Baron. Ich gäbe den Heiligengeiſt-Orden, den Hoſenband-Orden, die rothen und die ſchwarzen Adler und wie dieſe Zeichen der Dienſtbarkeit ſonſt heißen, alle für einen Zahnſtocher hin, den ich gerade in dieſem Augenblicke nöthig brauche; außer ſie müßten mit Brillianten beſetzt ſein, für welche ich die Hälfte ihres Werthes bezahlte, weil ſie in ſolcher Faſſung die Hälfte ihres Werthes in meinen Augen verlören.

Sein Sie ruhig; Gott ſelbſt rezenſirt meine Schriften; der erſte Artikel iſt ſchon erſchienen, die Fortſetzung wird bald folgen. Der Bundestag, der ſich, ſo lange er den Weichſelzopf gehabt, ganz ſtill, ganz ruhig, ganz warm gehalten; ſich die Schlafmütze bis über den Mund herabgezogen; nichts ſah, nichts hörte, nichts ſprach, nicht an die freie Luft zu gehen wagte — er iſt wieder munter geworden, ſeitdem die Polen beſiegt; ſeit dem Falle Warſchau's iſt ihm das Herz geſtiegen. Die kleinen deutſchen Fürſten werden wie die Schulbuben zurecht gewieſen, ſie ſollten auf die Volkziehung der Karlsbader Beſchlüſſe künftig beſſer achten; ein neues Preßgeſetz wird angekündigt; die Zenſurkommiſſion in Frankfurt hat ihre Mannſchaft ergänzt, und ſich auf den Kriegsfuß geſetzt; die Straßburger Zeitung wurde verboten. Kann man ſchmeichelhafter von meinen Briefen ſprechen? Gerechter Gott! Nicht einmal den Muth hatten ſie, eine kleine ausländiſche Zeitung zu unterdrücken, die ihnen ſeit dem erſten Tage ihrer Erſcheinung wie der Tod verhaßt war, ehe ſie die ganze Macht Rußlands zu ihrem Schutze bereit ſahen. Jetzt wird man noch an größere Sachen gehen. Und iſt man mit den Sachen fertig, ſobald man alle Hoffnungen des Vaterlandes niedergeriſſen, wird man unter deren Schutt hervor auch die Menſchen zerren, die in den Gebäuden wohnen, und ſie dafür züchtigen, daß ſie zu edel waren, ſo lange ſie die Macht gehabt, ſich gegen jede Rache zu ſchützen. An meinem Schmerze hat wenigſtens getäuſchte Hoffnung keinen Theil; ich wußte vorher, daß es ſo kommen würde. Aber die Andern! Der gute, feurige Welker hat zu früh, Triumph! gerufen. Dieſe edeln oder ſchwachen Männer haben mich ausgelacht, als ich ihnen ſchon vor neun Monaten ſagte: ſeht Euch vor, Ihr werdet betrogen, benutzt die Zeit, ſeid ſchnell. Sie haben ſich bedacht, als hätten ſie die Ewigkeit gepachtet; ſie ſind den Schneckenweg des Rechts, der zaudernden Ueberlegung bergauf geſchlichen, und haben in ihrem Vertrauen den Verrath, in ihrer Gründlichkeit den Abgrund gefunden, und haben uns mit hineingezogen. Geſchmauſt haben ſie mit den Edelleuten, gezecht haben ſie mit den Miniſtern, und haben ihre geheimſten Gedanken dem Weine anvertraut, der ſie den ewig Nüchternen verrathen.

Warum haben denn die Polen Frankfurt nicht berühren dürfen? War es wegen der Cholera oder wegen der Freiheit? Die Amneſtie des Kaiſers Nikolaus gleicht der bekannten Rarität Lichtenbergs. Sie iſt ein Meſſer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt. Die Gnade! die Gerechtigkeit!

In Berlin haben ſie Rotteck's Weltgeſchichte verboten. O! die Zeit wird kommen, wo ſie alle Weltgeſchichten verbieten, und der Natur drei Jahreszeiten ſtreichen. Das iſt der Status quo. Was iſt der Status quo? So nennen ſie jeden Ort, wo ſie ſtehen geblieben, und ſtünde auch die ganze Welt hundert Meilen weit davon entfernt.

Der König von Baiern läßt ſich aus allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes von den Magiſtratsperſonen im Namen der Gemeinde unterthänige Adreſſen ſchicken. Dieſes papierne Heer ſoll gegen die rebelliſche öffentliche Meinung zu Felde ziehen. In einer ſolchen Adreſſe aus Waſſerburg heißt es ſehr naiv: „den „ausgeſprochenen Grundſatz einer weiſen Sparſamkeit „empfangen wir — jedoch ohne Beſchränkung der Allerhöchſten Perſon im Wohlthun und im Glanz des Hofes „und des Staates, mit ewigem Danke.“ Die Waſſerburger haben zwar einen ſchlechten Styl, aber ein gutes Herz. Das iſt die Hauptſache. Weiter. Ein bairiſcher Staatsbeamte ſchloß ſeine Rede, die er bei einer öffentlichen Feierlichkeit gehalten, mit folgenden Worten: Haß und Verachtung jenen Abgeordneten, die es wagten, die Zivilliſte des Königs zu ſchmälern. Hu! das iſt wahrhaft melodramatiſch.

Sonntag, den 4. Dezember.

Die Sache der Emanzipation der Juden hat auch in der bairiſchen Kammer wieder eine deutſche ungeſchickte Wendung genommen. Es iſt das alte harte Räthſel, an dem ich mir ſchon fünf Jahre die Zähne ſtumpf beiße. Die Kammer hatte beſchloſſen, die Juden ſollten den chriſtlichen Staatsbürgern gleichgeſetzt werden.

Was war nun nach einer ſolchen Erklärung zu thun? Nichts. Man hatte nur alle Geſetze, welche eine Ungleichheit der Juden ausſprechen, aufzuheben. Das war der Stoff einer einzigen Formel, einer einzigen Zeile. Aber was geſchah? Nach Beendigung der Debatten beſchloß die Kammer: „Se. Majeſtät den König in verfaſſungsmäßigem Wege zu bitten, vor Allem eine genaue Reviſion der über die Verhältniſſe der jüdiſchen Glaubensgenoſſen beſtehenden Verordnungen vornehmen und den Entwurf eines auf Beſeitigung der gegründeten Beſchwerden der Judenſchaft und die Erleichterung ihrer bisherigen bürgerlichen Verhältniſſe zielenden Geſetzes den Ständen des Reiches vorlegen zu laſſen.“ Da verliere Einer die Geduld nicht! Einer deutſchen Regierung Zeit zu Verbeſſerungen geben, das heißt mit dem jüngſten Tage einen Vertrag abſchließen. Wozu ins Teufels Namen alle dieſe Umſtändlichkeiten? Wenn die Juden emanzipirt werden ſollen, wozu denn noch vorher die langweilige Muſterung alter Ungerechtigkeit? Soll man denn die bürgerliche Geſellſchaft wie eine Uhr behandeln, die, wenn ſie vorwärts ſoll, nachdem ſie lange ſtehen geblieben, jede verſäumte Viertelſtunde nachſchlagen muß? Darüber ſterben ganze Menſchengeſchlechter in Elend und Kummer. Die Vertheidiger der Juden haben in München ſo wunderliche Reden geführt als ihre Ankläger. Einer der erſten ſagte: die Juden ſeien zur Zeit ihrer Selbſtſtändigkeit ein tapferes Volk geweſen, und die hartnäckige Vertheidigung von Jeruſalem ſei mit der von Saragoſſa zu vergleichen. Aber, gerechter Gott! darauf kömmt es ja hier gar nicht an. Die ſtaatsbürgerliche Gleichheit ſoll ja den Juden nicht als ein Verdienſt, als ein Lohn, ſie ſoll ihnen als ein unveräußerliches Recht zuerkannt werden. Schlimm iſt für die Juden, daß der Deutſche in dieſer Sache, wie immer, unter der ſtrengen Regierung ſeines Herzens ſteht. Selbſt um gerecht zu ſein muß der

Deutſche lieben. Nun liebt man aber die Juden nicht. Aber der ſtarke Mann der Wahrheit und des Rechts muß auch ſein Herz zu meiſtern wiſſen. Sie wiſſen, wie meines für die Juden ſchlägt! Und habe ich ſie darum nicht doch immer vertheidigt?

Dreizehnter Brief.

Paris, Donnerſtag den 8. Dezember 1831.

Von meinen Briefen iſt in allen Blättern, ſogar in engliſchen die Rede. Im Konſtitutionel heißt es unter Anderm: „C'est le nec plus ultra de la presse allemande libérale. Personne n'a encore osé écrire ainsi. C'est la témérité personnifiée. Nos alle-mands peu éclairés, ressemblent à un homme long-tems emprisonné et privé de lumières, qui dès qu'on lui ouvre les portes par le délivrer, est offusqué par la lumière qu'il ne peut supporter.“ Der Temps nennt mich einen „écrivain courageux“ und hebt es heraus, daß ich geſagt: beſſer einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen mild väterlichen deutſchen Fürſten. Der Artikel aus der Börſenhalle geht nach und nach in alle miniſterielle und ariſtokratiſche Blätter über. Geſtern las ich ihn in der Zeitung von Bern, — ein Kirchhof, wo der Hochmuth von fünf Jahrhunderten begraben liegt, und wo in dieſer unſerer Mitternacht alle Geiſter der alten Raubritter herumwandeln und heulen, daß einem die Haare zu Berge ſtehen. Ihr tapfern Ritter, Ihr Hofleute in Eurer Narrenjacke, erhabene Säulen des Throns, treue Schildträger der Fürſten, brave Dämme gegen das wildbrauſende Volk — wo ſeid Ihr denn? Junker, Legationsräthe, Kammerherren, tretet heraus, tretet hervor, erhebet euch. Höret, wie ein niedriger Knecht euch verhöhnt, euch trotzt!... Sie ſind ſtumm, und fände ſich nicht zuweilen ein Ochſe von Bürger, der ihnen aus Dummheit ſeine geſalzene Zunge liebe, ſie würden erſticken vor Wuth. Ich aber habe meine Freude daran, und ich möchte die ganze Junkerei mit mürben Brezeln bewirthen.

Freitag, den 9. Dezember.

Ich kann Sie verſichern, daß die ſchönſte Poſſe auf dem Theater mich nie ſo ſehr ergötzt hat, als die Schrift des Eduard Meyer. Und was an der einen Luſt fehlte erſetzte die Schadenfreude. Ich dachte bei mir: welch' eine Sache muß es, welche Menſchen müſſen das ſein, die ſolche Beſchützer ſuchen, und nur ſolche finden! Auch habe ich bei dieſer Gelegenheit einem theilnehmenden, aber von dem gegen mich erregten Lärm etwas betäubten Manne geſchrieben: „So ſind eure Vertheidiger, ſo iſt eure Sache, ſo ſeid Ihr ſelbſt!“ Wenn Sie in meinen Worten etwas Wehmüthiges gefunden, ſo iſt der gute Eduard ganz unſchuldig daran. Ich erinnere mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals geſchrieben; aber es kann wohl ſein, daß ich bei dieſem Anlaſſe einen trüben Blick in unſer trübes Vaterland geworfen und daß mich das etwas bewegte. Den Alexis Häring, den ſchicken Sie mir ja ſobald als möglich; der erſpart mir funfzig Sous und fünf Stunden Zeit für ein Boulevard-Theater. Ich kenne ihn von Berlin her, er iſt ein ungeſalzener Häring. Vor meiner Rache iſt er ſicher. Wäre er ein Milchner, ſalzte ich ihn vielleicht; aber ſolch' einen Rogner kann ich zu gar nichts brauchen. Auch würde ich mich wohl hüten, dem Leipziger Viehſtalle zu nahe zu kommen. Ich bin kein Herkules, und deſſen Keule war es auch nicht, die das Wunder gethan. Die Pleiße aber iſt ſo dumm und flach, daß nur ein Paar Schnupftücher damit zu reinigen ſind.

uter Gott! Wenn man dieſe Menſchen erſt perſön-
h kennt; dann iſt man gar entwaffnet und wehrlos.
ieſer Willibald Alexis — pfui, es iſt mir, als ſollte
mit Rühreiern Krieg führen. Ein platter, abge-
wackter Oſterfladen, eingeſchrumpft und altbacken,
e er am zweiten Pfingſttag ausſehen und ſchmecken
ürde... Nun, wie gefalle ich Ihnen? Habe ich
cht ſchon viel profitirt von meinem Eduard? Alſo
n Häring ſchicken Sie mir.

Die ſchönen Frankfurter Mädchen werden ſich wohl
tröſten wiſſen, wenn ſie in keiner Leihbibliothek
eine Briefe werden bekommen können. Clauren er-
zt mich ihnen vom Samstag Abend bis Montag
orgen. Die andern Leſer werden Mittel finden, ſich
s Buch auf andere Art zu verſchaffen. Funfzig
aler Strafe! das iſt ein ſtarkes Leſegeld! Mir fällt
bei nur immer ein, daß in Frankfurt, Hamburg
d andern deutſchen Landen, wo man nie nach Tha-
n rechnet, doch immer nach Thalern beſtraft wird.
as beweiſt, daß man Geſetze in Anwendung bringt,
ren Form, wie deren Geiſt veraltet iſt. So wäre
nn mein Buch in Deutſchland vogelfrei erklärt. Das
r gar nicht nöthig, ich habe es ja ſelbſt gethan.
ei wie ein Vogel, ſollte es in den Lüften ſchweben,
aben über dem ſtinkenden Nebel der Polizei und
n feuchten Dunſtkreiſe angſtſchwitzender Bürger. Es
rd ſchon herabpfeifen durch Nebel und Dunſt, und
ht man es auch nicht, wird man es doch immer
ren.

Die Affen-Kultur hat hier ſeit der letzten Revolu-
n große Fortſchritte gemacht. Sonſt beſchränkte ſich
Kunſtfertigkeit der Affen auf den Schauplatz der
nen Erde. Sie tanzten, zogen den Hut ab, zerr-
die Mädchen an den Röcken, putzten den Herrn
Stiefel, und forderten höflich Geld ein. Das war
les gut und einträglich. Doch entging den armen

Savoyarden die Theilnahme und das Couſtück der Hausbewohner, die in den obern Stöcken wohnten, und nicht gerade am Fenſter lagen. Jetzt aber haben ſie die Affen abgerichtet, an langen Stricken feſtgehalten, die Häuſer hinaufzuklettern, auf den Geländern der Balkone herum zu ſpazieren, vor das Fenſter zu ſpringen, und an die Scheiben zu klopfen. Dieſe geniale Induſtrie iſt höchſt ergötzlich. Doch muß ich ſagen, daß es oft eine unangenehme Ueberraſchung für die Leute im Zimmer ſein mag. Denken Sie ſich, eine junge ſchöne Dame ſäße auf dem Sopha neben ihrem Vetter, durchblätterte mit ihm les feuilles d'automne von Hugo, und wäre ſehr zerſtreut — und jetzt pochte plötzlich ein garſtiger Affe an das Fenſter und guckte neugierig und ſpöttiſch in das Zimmer hinein — das wäre ja ein größerer Schrecken, als wenn der Mann unerwartet aus dem Komptoir wieder heraufkäme, weil er ſeine Brille vergeſſen. Ich begreife nicht, wie die Polizei ſolche Friedensſtörung dulden kann; es müßte denn ſein, daß ſie ſelbſt die Affen zu Hausſpionen angeſtellt. Es wäre gar nicht unmöglich. So ein Affe hat Verſtand genug dazu.

Vierzehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 14. Dezember 1831.

Geſtern hat ſich Mauguin mit dem Deputirten Viennet geſchlagen. Mauguin vergaß ſich und nannte die Kammer eine miniſterielle; Viennet, ſelbſt ein Miniſterieller, vergaß ſich auch, und nannte den Mauguin einen ſchaamloſen Menſchen. Das beleidigte ihn, und er forderte Viennet. Ich finde es aber lächerlich, daß er einen Vorwurf, den er Andern gemacht, nicht ſelbſt annehmen wollte. Darauf wurden zwei Piſtolen geladen, und mit nicht mehr und nicht weniger als zwei Schuß Pulver wurden zwei Ehren wieder hergeſtellt. In England und Deutſchland wird ſo etwas gewöhnlich mit mehr Ernſt betrieben, hier aber wird oft eine Komödie daraus gemacht; denn ich vermuthe ſehr, daß man falſch ladet. Wäre ich Sekundant, ich thäte eine gute Kugel hinein. Zwar wäre der Welt mit einem Narren weniger nicht geholfen; aber ich thäte es aus Bosheit.

Meine Pariſer Briefe ſind jetzt bei den hieſigen Buchhändlern angekommen, und ich habe ſie geleſen mit einer Ruhe und einer Gleichgültigkeit, mit der man die Rechnung eines Schneiders lieſ't, wenn, um ſie zu bezahlen, es weder an Geld noch gutem Willen fehlt. Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich ſie heute ſchriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch bläſſer machen. Grob ſind ſie freilich, wie man ſie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menſchen, ihnen ſo nahe treten, und ie durch die Brille betrachten? Sie ſind grob, wie Fresko-Gemälde ſind und ſein müſſen, die in einiger Entfernung angeſchaut werden ſollen. Auf der riſchen, noch feuchten Gegenwart gemalt, mußten die Züge ſchnell der entſchloſſenen Hand nachſtürzen, durfen nicht hinter zaudernder Bedenklichkeit nachſchleichen. Dem Volke, das in weiten Kreiſen umher ſteht und ein Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es gerade mit em rechten Maaße in die Augen. Wie freue ich mich, aß mir das gelungen; wie froh bin ich, daß ich der aſtellfarbigen Artigkeit entſagt, die den verzärtelten iplomaten ſo gut gefällt, weil ſie es wegläecheln, ſold es ihnen nicht mehr behagt. Nein, dießmal habe tiefe Furchen durch ihre Empfindung gezogen, und s wird Früchte tragen; denn ſelbſt für ihre eigenen lder iſt die Saat nicht in ihrer Hand — Gott ſorgt dafür. Daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides iſt mir willkommen, denn beides nützt der guten Sache.

Heine hat gegen die zwei Hamburger Künſtler Meyer und Wurm, die noch freskoartiger gemalt als ich ſelbſt, einen Artikel geſchrieben. Geleſen habe ich ihn nicht, er ſprach mir blos von ſeinem Vorſatze. Es war ihm aber gar nicht darum zu thun, mich zu vertheidigen, ſondern ſich ſelbſt, da er zugleich mit mir angegriffen worden. Heine hat darin eine wahrhaft kindiſche Eitelkeit; er kann nicht den feinſten, ja nicht einmal den gröbſten Tadel vertragen. Er ſagte mir, er wolle jene Menſchen vernichten. Das dürfte mir gleichgültig ſein. Zwei Spatzen weniger in der Welt, das hilft zwar nichts, kann aber noch nichts ſchaden. Den Artikel ſchickte er an Cotta für die allgemeine Zeitung; nun ſchrieb ihm dieſer zurück: Es möchte doch ſeine Bedenklichkeiten haben, eine Schrift zu vertheidigen, worin mit ausdrücklichen Worten ſtünde, jedes Volk dürfe ſeinen König abſetzen, ſobald ihm ſeine Naſe nicht mehr gefiele. Geduld, himmliſche Geduld! Was fange ich nun mit ſolchen Menſchen an, die ganz ernſtlich glauben, ich hätte den Völkern gerathen, ihre Fürſten zu verjagen, ſobald ſie mit deren Naſen unzufrieden würden? Wie würde es mir ergehen, wenn ich gegen ſolche Anſchuldigungen mich vor deutſchen Richtern zu vertheidigen hätte? Wenn ich ſagte: meine Herren, Sie müſſen das nicht ſo wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten ſie mir vielleicht. Was würde mich das aber nützen? Sie würden erwiedern: Sie hätten aber bedenken ſollen, daß Sie nicht blos für gebildete Leſer ſchreiben, ſondern daß auch eine große Zahl Ungebildeter Ihre Werke lieſ't, die keiner Ueberlegung fähig, ſich nur an den Wortverſtand halten. Zu dieſer Bemerkung würde ich ſchweigen, und ſagen: laßt mich in das Gefängniß zurückführen. Alles Reden wäre doch vergebens. Stünde ich aber vor einem deutſchen heimlichen Gerichte, wären Geſchworne da, und ſäße Volk auf den Gallerien, würde ich mich, wie folgt, vertheidigen. „Meine Herren! der Deutſche iſt ein Krokodill (Allgemeines Geſchrei des Unwillens. Krokodill! Krokodill! zur Ordnung, zur Ordnung!)... Meine Herren, der Deutſche iſt ein Krokodill. (Zur Ordnung, zur Ordnung! der Präſident: Sie mißbrauchen das Recht der Vertheidigung...) Meine Herren, der Deutſche iſt ein Krokodill — aber ich bitte Sie, laſſen Sie mich doch zu Ende reden. Wenn ich ſage, der Deutſche iſt ein Krokodill, ſo meine ich gewiß nicht damit, der Deutſche ſei ein wildes, grauſames, räuberiſches Thier, wie das Krokodill, und weine heuchleriſche Kindesthränen. Ich denke gerade das Gegentheil. Der Deutſche iſt zahm, gutmüthig, räuberlich aber gar nicht räuberiſch, und weint ſo aufrichtige Thränen, als ein Kind, wenn es die Ruthe bekömmt. Wenn ich das deutſche Volk ein Krokodill genannt, ſo geſchah es blos wegen ſeiner Körperbedeckung, die ganz der eines Krokodills gleicht. Sie hat dicke harte Schuppen, und iſt wie ein Schieferdach. Was feſtes darauf fällt, prallt ab, was flüſſiges, fließt hinunter. Jetzt denken Sie ſich, meine Herren, Sie wollten ein ſolches Krokodill thieriſch magnetiſiren; zweitens, um es ſpäter von ſeinen ſchwachen Nerven zu heilen; erſtens, um es früher hellſehend zu machen, daß es in ſein Inneres hineinſchaue, ſeine Krankheit erkenne, und die dienlichen Heilmittel errathe. Wie würden Sie das anfangen? Würden Sie mit zarter gewärmter Hand auf den Panzer des Krokodills herumſtreicheln? Gewiß nicht, Sie wären zu vernünftig dazu. Sie würden begreifen, daß ſolches Streicheln auf das Krokodill ſo wenig Eindruck machte, als auf den Mond. Nein, meine Herren, Sie würden auf

„dem Krokodill mit Füßen herum treten, Sie würden
„Nägel in ſeine Schuppen bohren, und wenn dieß
„noch nicht hinreichte, ihm hundert Flintenkugeln auf
„den Leib jagen. Sie würden berechnen, daß von
„dieſer großen angewendeten Kraft neun und neunzig
„Hunderttheile ganz verloren gingen, und daß der
„Hunderttheil, der übrig bliebe, gerade die ſanfte und
„beſcheidne Wirkung hervorbrächte, die Sie bei Ihrem
„thieriſchen Magnetiſiren beabſichtigen. So habe ich
„es auch gemacht. Wäre aber das deutſche Volk kein
„Krokodill, ſondern hätte es eine zarte Haut, wie die
„ſchöne Fürſtin von ***, dann hätte ich ihm nicht
„geſagt, es dürfe einen Fürſten vertreiben, der eine
„unangenehme Naſe hat, ſondern ich hätte, wie folgt,
„mit ihm geſprochen: „„Die Fürſten — mag ſie nun
„Gott oder der Teufel. oder mögen ſie ſich ſelbſt,
„mag die weiſe Vorſehung, oder mag der Narr Zufall
„ſie eingeſetzt haben — ſind beſtimmt, die Völker, welche
„ihnen anheim gefallen, nicht blos mit Gerechtigkeit,
„ſondern auch mit Weisheit; nicht blos mit
„Weisheit, ſondern auch mit Stärke; nicht blos mit
„Stärke, ſondern auch mit Milde zu regieren. Wo
„ſie dieſes nicht thun, oder nicht vermögen; wo ſie
„das Recht ſchmählich verletzen, ihren eigenen Sünden,
„oder denen ihrer Luſtgeſellen zu fröhnen; wenn
„ſie ſtatt der ernſten Stimme der Klugheit, den Poſſenliedern
„der Thorheit ihr Ohr hingeben; wenn ſie zu
„ſchwach oder zu feige ſind, den Verführungen oder
„Drohungen fremder Fürſten zu widerſtehen; wenn
„ſie jedes Vergehen als eine Beleidigung ihrer Macht
„blutig und tückiſch rächen — ein ſo mißhandeltes,
„ſo mit Füßen getretenes Volk darf und muß ſeinen
„verbrecheriſchen Fürſten vom Throne ſtoßen und aus
„dem Lande jagen."" Hätte ich aber ſo mit dem
„deutſchen Krokodill geſprochen, wie viel von meinen
„Worten wären in ſein Inneres gedrungen? Wenig,

„nichts, ja weniger als nichts. Ein Defizit des Widerſtandes wäre dabei herausgekommen, und das Krokodill hätte meine Lehre ſo gedeutet: einen Fürſten, der despotiſch regiere, müſſe man die Zivilliſte verdoppeln. Darum ſagte ich ihnen: ihr dürft jeden Fürſten verjagen, ſobald euch ſeine Naſe nicht mehr gefällt. Deutſche Gutmüthigkeit bringt von ſolcher Lehre neun und neunzig Hunderttheile in Abzug, und dann bleibt gerade ſo viel übrig, als ihnen zu wiſſen gut iſt, als ich ihnen beizubringen mir vorgeſetzt″... (allgemeines Beifallklatſchen). Der Präſident: Alle Zeichen des Beifalls oder der Unzufriedenheit ſind unterſagt; wenn die Ruhe noch einmal geſtört wird, werde ich den Saal räumen laſſen.... Darauf ziehen ſich die deutſchen Geſchwornen in ihr Zimmer zurück. Nach zehn Monaten, elf Tagen, zwölf Stunden und dreizehn Minuten treten ſie wieder in den Saal, und erklären den Angeklagten für nicht ſchuldig. Todesſtille. Die Geſchwornen ſehen ſich um, und werden bleich. Während ihrer Berathſchlagung waren Angeſchuldigte, Richter, der Prokurator des Königs, der Vertheidiger, ſämmtliche Advokaten und Zuhörer alle Hungers geſtorben, und ſchon in Fäulniß übergegangen. Dieſe traurige Geſchichte hatte in Deutſchland großes Aufſehen gemacht, und Herr von Kamptz in Berlin benutzte ſie geſchickt, und ließ in Jarke's antirevolutionärem Tendenzblättchen einen Aufſatz drukken, worin er aus der neueſten Erfahrung bewies, daß ein Schwurgericht für Deutſchland gar nicht paſſe.

Sie aber, Sie, was halten Sie davon? Finden Sie nicht, daß ich Recht habe? Aber, mein Gott! Sie haben gar nicht Acht gegeben. Sie waren zerſtreut und ich weiß auch warum. Während meiner langen Rede haben Sie an nichts gedacht, als wer die Fürſtin ſei, deren ſchönen Teint ich gelobt. Ich werde mich wohl hüten, das zu geſtehen. Indem ich es verſchweige, werden alle deutſche Prinzeſſinen die Schmeichelei auf ſich beziehen, und ich werde dadurch ſechs und dreißig regierende Herzen gewinnen, welches mir ſehr nützlich ſein kann, wenn ich einmal früher oder ſpäter in die rauhen Fäuſte irgend einer deutſchen Polizei plumpe.

— Geſtern habe ich einem Welt-Eſſen beigewohnt. Nicht einem Eſſen, wo, wie in manchen Ländern Europens, die Welt von wenigen Mäulern geſpeiſ't wird; ſondern wo die Welt durch ihre Repräſentanten ſelbſt ſpeiſ't. Ich habe Nord- und Südamerikaner, Egyptier und Oſtindier, Schweden, Polen, Franzoſen, Engländer, Deutſche, Schweizer, Italiener um einen Tiſch verſammelt geſehen. Nur Ruſſen waren keine da; denn dieſe, mit den Markknochen der Polen angenehm beſchäftigt, verſchmähen jetzt die magern Beefſteaks von gewöhnlichen Ochſen. Herr Jüllien, Herausgeber der bekannten Revüe encyklopädique, verſammelte ſeit vielen Jahren ſeine Freunde und die es werden ſollen — das will ſagen alle Welt — monatlich einmal zu einem encyklopädiſchen Diner. Die Geſellſchaft iſt gewöhnlich mehr als hundert Perſonen ſtark; geſtern aber waren es höchſtens dreißig. Ihnen, die kleinen Götter, die berühmten Polen, Italiener, Franzoſen zu nennen, wäre zu weitläufig; die berühmten Frankfurter herzuzählen wäre kürzer, aber das verbietet mir die Beſcheidenheit. Von europäiſchem Rufe war nur ein einziger Mann gegenwärtig, Sir Sidney Smith, deſſen Biographie ſie im Konverſationslexikon finden. Er iſt ein ſchöner und für ſein Alter noch rüſtiger Mann, und, was an einem Seehelden auffällt, er hat ganz die Art und Haltung eines feinen Pariſers. Der würde nie, wie Jean Bart, Taback im Vorzimmer eines Königs rauchen. Ich habe mich ſehr unterhalten. Aber, mein Gott, ich erſtaune über die Menſchen, welchen in Paris nicht aller Ehrgeiz zum Ekel wird. Dieſe Stadt iſt eine Kloake des Ruhms, die ihn auf dunkeln und ſchmutzigen Wegen in den nächſten Bach ſchwemmt, worin er immer weiter und weiter, bis in das Meer der Vergeſſenheit fließt. Sidney Smith wohnt ſeit vielen Jahren in Paris. Seine Tochter wohnt auch hier und iſt an den Baron Delmar (Oſſianiſcher Name), einen getauften Juden und geadelten Lieferanten aus Berlin verheirathet. Man erzählte mir von ihm, daß er nur Perſonen vom höchſten Stande empfange, und man, um in ſeinem Hauſe Zutritt zu erhalten, mehr Ahnen bedürfe, als man ehemals von einem deutſchen Domherrn forderte. So iſt es aber in allen Ländern; chriſtlicher Adel und jüdiſches Geld haben eine unglaubliche Affinität gegen einander, und darum iſt die Fauxbourg St. Germain jeder Reſidenz eigentlich eine Vorſtadt Jeruſalems.

Ein junger Menſch aus Genf ließ, als er meinen Namen hörte, ſich mir vorſtellen, und äußerte, er habe ſchon längſt den Wunſch gehabt, mich kennen zu lernen. Sie wiſſen ja, wie ich bei ſolchen Gelegenheiten mit meinem Pagodenkopf wackle; ich lache mich immer ſelbſt aus, und erſt ſpäter den Andern. Der junge Neugierige nahm bei Tiſche ſeinen Platz neben mir. Ich fragte ihn, wie es ihm in Paris gefiele? Er erwiederte: die Politik verleide ihm ſeinen ganzen Aufenthalt. Ich ſtutzte; doch weiß ich mich leicht in ſolche Denkungsart zu finden. In meinem eignen Kopfe iſt eine große Landſtraße ganz mit dieſer Geſinnung gepflaſtert. Ich erwiederte: ja wohl wäre es traurig, daß Politik, Regierung, Staat, Geſetz, Freiheit, alles nur Werkzeuge, das Glück der Menſchen zu bereiten; alles nur Wege, ſie zur Kunſt, Wiſſenſchaft, zum Handel, zu häuslichem Glücke, zu brüderlicher Geſellſchaft, zum Vollgenuſſe des Lebens zu führen — daß dieſe Werkzeuge mit dem Kunſtwerke ſelbſt, daß die Wege mit dem Ziele verwechſelt werden; daß man vor lauter Arbeiten es zu keiner Arbeit bringt; daß die grauſamen Kriege der Regierungen gegen ihre Völkchen und die thörigten Völker unter ſich ſelbſt alle Kräfte der Menſchheit verzehren; daß die letzte Verwünſchung den letzten Athemzug ausgeben und der Frieden keinen mehr finden wird, der ihn genießt. Aber zu dieſem Standpunkte der Betrachtung folgte mir der junge Mann nicht; die Politik war ihm zuwider, wie dem Dichter Robert in Baden-Baden. Darüber verwunderte ich mich. Ich fragte ihn, ob er in Paris ſtudire und was? Er erwiederte, daß er ſich der deutſchen Philoſophie ergeben, und jetzt beſchäftigt ſei, ein Werk von Schelling ins Franzöſiſche zu überſetzen. Er kannte die ganze philoſophiſche Literatur der Deutſchen, ſogar die Werke Carove's, des Biographen Gottes. Im nächſten Frühling will er nach München gehen. Alſo das war's! Es iſt nicht nöthig, daß ich mich darüber auslaſſe; ich habe das ſchon oft beſprochen. Als ich ihm einmal Salat präſentirt, der noch nicht angemacht war, dachte ich: als deutſcher Philoſoph hätte er es vielleicht gar nicht bemerkt.

Beim Deſert wurden, wie üblich, Toaſts ausgebracht. Zuerſt: à l'union des peuples! Dann wurden alle Völker durchgetrunken. Zuerſt die Polen. Herr Jüllien kündigte an, die Geſellſchaft würde den Generalen Romarino, Langerman und Schneider und der Gräfin Plater, der polniſchen Amazone, die in dieſen Tagen hier ankommen würde, im nächſten Monate ein Feſt geben. Darauf ſtand ein junger Pole auf, Herr von Plater, Vetter der Gräfin, und dankte im Namen ſeiner Nation. Endlich kam auch die Reihe an die Deutſchen — ganz zuletzt. Herr Jüllien trank aber nicht auf die Geſundheit des ganzen deutſchen Körpers, ſondern nur auf die ſeiner ſchwachen Füße, auf das Wohl de cette partie de l'Allemagne, welche Freiheit habe, fordere, vertheidige. Ich, *** und ein Berliner, den ich nicht kenne, waren die drei anweſenden Deutſchen. Der Berliner war wohl ein Hegelianer, oder dachte an die Cholera oder an Köpenik und ſchwieg. Mir durfte zu reden gar nicht einfallen, weil ich ſchlecht Franzöſiſch ſpreche. Aber ***, der es gut ſpricht, forderte ich auf, zu antworten. Doch er ſchwieg. Und er ſchwieg nicht allein, er ward noch roth, als hätte er geſprochen. Stumm und roth wie ein Krebs! Ich ſchämte mich — nein, das iſt das rechte Wort nicht — es ſchmerzte mich. Und warum habe ich nicht geſprochen? Der Pole vor mir ſprach viel ſchlechter Franzöſiſch, als ich. Und mir war das Herz ſo voll, daß ich eine ganze Stunde hätte ſprechen können, und ich hätte vermocht, Alles ſo ſchnell niederzuſchreiben, als es hätte geſprochen werden müſſen. Aber mir kam in den Sinn, was wohl meine Aengſtlichkeit entſchuldigt, aber das Gefühl derſelben nur noch bitterer macht. Ich bedachte: ein Pole, ein Spanier repräſentirt ein Vaterland, ſein Volk ſteht hinter ihm, was er ſpricht ſind nicht Worte, er berührt Taſten, die Thaten wiederklingen, er erinnert, man hört nicht ihn, man hört die Vergangenheit, man ſieht das weit entfernte Land. Aber was repräſentire ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich ſtehe allein, ich bin ein Lakei und trage, wie alle Deutſche, die Livree des Grafen von Münch-Bellinghauſen. Man hätte mich als einen Schriftſteller, als einen Redner beurtheilt; man hätte mich, nachdem ich gut oder ſchlecht geſprochen, wie ein Schauſpieler beklatſcht oder ausgepfiffen. Da ſteckt das Blut, da ſteht die Zunge ſtill. Mag ſich ſchämen, wem es zukömmt. Arndt wäre freilich nicht in Verlegenheit gekommen. Er hätte geſprochen von den Sygambern und Cheruskern, von den Katten und Franken, von Allemanen, Frieſen, Chaucern, Vandalen, Burgundionen, Quaden, Markomanen, Bojoariern, Hermunduren und Teutonen. Er hätte geſprochen — von Gauen, von Hermann dem Cherusker, vom Teutoburger Wald, vom Marobodäus und den Hohenſtaufen. Aber ich bin nicht Arndt. Ich kenne nur die Deutſchen des Regensburger Reichstags und des Wiener Friedens, und die ſind nicht weit her.

Bei Tiſche wurde auch angekündigt, daß eine aus polniſchen und franzöſiſchen Gelehrten gebildete Geſellſchaft den Vorſatz gefaßt, alle klaſſiſchen Schriften der Polen, etwa fünfzig bis ſechzig Bände, in das Franzöſiſche zu überſetzen, um mit dem Ertrage des Werkes die dürftigen Polen zu unterſtützen. Gewiß, die Franzoſen haben eine gute Art, wohl zu thun. Die Rauheit ihrer Regierung gut zu machen, thut das auch Noth. Schmach und Unglück über die heuchleriſchen Erbſchleicher der Julirevolution! Keiner der vertriebenen Polen darf nach Paris; ſie werden wie Vagabunden auf vorgeſchriebenen Wegen nach dem ſüdlichen Frankreich gewieſen, und dort unter Aufſicht der Polizei geſtellt. Man will ſie an das mittelländiſche Meer führen, um ſie dann bei Strafe des Hungertodes zu zwingen, unter den Truppen von Algier Dienſte zu nehmen. Afrika oder Sibirien — dieſe Wahl gibt ihnen Louis Philipp! Um dieſen Preis erkauft ſich der Krämer Perrier den Bruderkuß des Grafen von Neſſelrode!

Vor einigen Tagen hat man einen Menſchen feſtgenommen, der von dem Theater ſich an den Wagen des Königs zu drängen ſuchte. Man fand Piſtolen und einen Dolch bei ihm. Mag nun ſein, daß die Polizei dieſen Menſchen abgerichtet, um den König zu ſchrecken, und zur Tyrannei zu führen; oder mag ernſtlich ein Mordverſuch ſtattgefunden — beides ſind ſchlimme Zeichen. Dieſer König leidet an einem böſen innern Geſchwüre und er wird nie mehr geſunden.

Freitag, den 16. Dezember.

Was iſt denn das für eine Geſchichte mit dem Oehler, wovon die heutigen Blätter ſprechen? Laſſen Sie mir doch durch *** über die Sache genau berichten und der Wahrheit gemäß. Es heißt, der Oehler habe ſchwören müſſen, daß er nie darüber ſprechen wolle, aus welchem Grunde er arretirt worden ſei. Das iſt eines der teufliſchen Mittel, welche deutſche Regierungen ſeit fünfzehn Jahren oft angewendet, ihre verborgenen Miſſethaten mit ewiger Nacht zu bedecken. Ein Thor und ein pflichtvergeſſener Menſch, wer einen ſolchen abgefolterten Eid hält. Es iſt der Eid, zu dem ein Räuber mit gezücktem Dolche uns zwingt, daß wir ſeine Miſſethat nicht verrathen, damit er ferner ungeſtört rauben und morden könne. Jeder gute Bürger iſt es ſeinem Vaterlande, dem mißhandelten Rechte, dem beleidigten Himmel ſchuldig, an den Tag zu bringen, was gottvergeſſen im Dunkeln waltet, und einen Eid zu brechen, der ihn zum Mitſchuldigen einer Schandthat macht, und ihn an die Sünder kettet. Wie! Könige haben den Eid gebrochen, den ſie ungezwungen der Freiheit geſchworen, und ein Bürger ſollte verpflichtet ſein, zum Vortheile der Tyrannei einen Schwur zu halten, den ihm die grauſamſte Gewalt abgepeinigt! Nimmermehr. Das fordert der Himmel nicht, ja das weiſ't er zurück.

Fünfzehnter Brief.

Paris, Samstag den 17. Dezember 1831.

Meine Briefe, wie ich geſtern hier vom Buchhändler hörte, werden beſonders viel von Engländern gekauft. So wäre ja die Zeit ſchon gekommen, die ich vorher geſagt, wo die neugierigen Reiſenden, ihre Antiquités de l'Allemagne in der Hand, unſer Vaterland beſuchen. Die Engländer ſind hier wie immer voraus; ich bin ihr Vaſari, ſie kaufen mich und ſtecken mich in die Taſche.

Ich glaube es nimmermehr, daß Herr von *** geſagt hat: dieſer Dr. Börne verdiente, daß man ihm fünf und zwanzig aufzählte. Ich kenne Herrn von *** ſehr genau; ich habe vor einigen Jahren in Schlangenbad ihm täglich das Eſſen bringen ſehen; es iſt nicht möglich, daß ein Edelmann die Geſinnung eines Lakaien habe, daß ein Miniſter wie ein Stallknecht ſpreche. Indeſſen habe ich doch für den möglichen Fall, daß es wahr ſei, dem Herrn von *** die fünf und zwanzig Stockprügel in Rechnung geſetzt, und ich werde ſie ihm früher oder ſpäter vergüten.

Die Pariſer Briefe hat der Buchhändler hier ſchon alle verkauft. Sie werden in das Engliſche überſetzt. Dagegen habe ich nichts. Geiſt und Sprache der Engländer weiß ſich mit allem Deutſchen innigſt zu verſchmelzen. Aber die franzöſiſche Ueberſetzung, an die man auch denkt, würde ich hintertreiben, wenn es in meiner Gewalt ſtünde.

In der Nürnberger Zeitung, ein Unter-Blättchen, wo die Hühneraugen und Froſtbeulen der ärmſten Teufel von Schriftſtellern ſich verſammeln, heißt es in einem Schreiben aus Berlin: „Börne's Briefe aus Paris, die hier großes Aufſehen gemacht, wurden allgemein mit Verachtung und Abſcheu aufgenommen, und es iſt erſtaunlich, wie dieſer Börne, der ſonſt bei den Berlinern ſo hoch geſtanden, plötzlich ſo tief ſinken konnte." So oft ich ſolchen Bettelvogt-Styl leſe, bekomme ich die größte Luſt, einmal gegen mich ſelbſt zu ſchreiben, um den armen deutſchen Miniſterial-Kanzliſten zu zeigen, wie man lügen könne, ohne ſich lächerlich zu machen. Ich weiß es beſſer, wie ich in Berlin gewirkt. Für gar Viele war ich ein Pfropfenzieher, und mancher eingeſchloſſene Geiſt iſt hoch hinauf bis an die Decke geſprungen, nachdem ich ihn von der Angſt des Eiſendrahts befreit.

Montag, den 19. Dezember.

Neulich war ich im Theater de la Gaité, welches ich früher noch nie beſucht. Seitdem haben Wind und Froſt meine Augen wieder getrocknet; denn wahrhaftig, gleich darauf hätte ich Ihnen gar nicht davon ſchreiben können. Nie in meinem Leben habe ich ſo viel geweint, als in dieſem théâtre de la Gaité. Ich hatte mich nicht vorgeſehen, hatte meine Augen nicht verriegelt, und jetzt ſtürzte die ſpitzbübiſche Rührung herein, und raubte allen Verſtand in meinem Kopfe. Dieſes Theater iſt das vornehmſte unter den gemeinen, unter den Boulevard-Theatern. Das volle Haus gewährte einen wohlthuenden, ſanft erwärmenden Anblick, und nie habe ich mich zwiſchen den Akten ſo behaglich gefühlt als hier. Das Aufziehen des Vorhanges ſtörte mich jedesmal. Die Zuſchauer gehörten alle zu den niedern Bürgerklaſſen, die den Mittelſtand von dem Pöbel trennen. Meiſtens Weiber und Mädchen, ſehr wenige Männer. Sie trugen alle weiße Häubchen. Sie können ſich nichts Lieblicheres denken. Alle Gallerien rund umher, von oben bis unten und das ganze Parterre, waren weiß. Ich wußte vor lauter Wohlgefallen gar nicht, womit ich dieſen ſchönen Anblick vergleichen ſollte. Bald erſchien es mir wie ein beſchneiter Wald; bald wie ein Bleichgarten, wo die Wäſche zum Trocknen aufgehängt iſt; bald wie eine Heerde (aber gutmeinender) Gänſe; bald wie eine Lilienflur, auf welcher die wenigen vornehmen und farbigen Hüte als Tulpen hervorſtanden. Jetzt war zu bewundern der Fleiß und die Aufmerkſamkeit dieſer

Zuſchauerinnen den ganzen Abend. Dieſe guten Mütter und Töchter ſind nicht abgeſtumpft, ſie gehen ſelten in das Theater, und ſehen wohl nur einmal das nämliche Stück. Sie kommen mit einem tüchtigen Hunger und wollen ſich ſatt hören und ſehen. In der Mitte der erſten Gallerie, ganz genau in der Mitte, wo bei uns die Prinzeſſinnen ſitzen, ſaß, wie ein Solitair in einem Ringe, ein Marktweib, fleiſchig, rothwangig, mit Armen, wie junge Tannen. Ich konnte kein Auge von ihr abwenden. Sie hatte ihre verſchränkten Arme auf die rothgepolſterte Lehne gelegt, und ſtarrte regungslos fünf Stunden lang mit durchbohrender Aufmerkſamkeit nach der Bühne hin. Es war, als hätte ſie die Worte ſchockweiſe gekauft und bezahlt, und zählte ängſtlich nach, ob ſie keines zu wenig bekomme. Und jetzt das allgemeine Weinen! Nein, einen ſolchen Augenbruch habe ich nie geſehen. Wer Augen hatte, weinte; wer ein weißes Schnupftuch, trocknete ſeine Thränen; wer ein farbiges (das iſt keine Erfindung) ließ ſie fließen. Ich ſelbſt, als ich mich umhergeſehen, und wahrnahm, wie wenige Menſchen im Hauſe waren, die das Recht hatten, mich auszulachen, weinte auch. Der Polizei-Kommiſſär des Theaters, der neben mir ſaß, ſah mich recht freundlich und gutmüthig an, und dachte wohl bei ſich: gäbe es doch keine ſchlimmere Volksbewegung als dieſe, dann wäre es ein Vergnügen Polizei-Kommiſſär im quartier du temple zu ſein! Warum haben wir ſo viel geweint? Sie ſollen es erfahren. Vorher aber ziehen Sie auf eine Viertelſtunde einen Ueberrock an, ſetzen einen runden Hut auf — kurz — ich bitte Sie, machen Sie mir durch weibliche Bedenklichkeiten die Arbeit nicht ſo ſauer. Ich habe wenig Zeit; Europa wartet auf mich.

Das Drama heißt: Il y a seize ans, den Stoff mögen ſie wohl aus Deutſchland geholt haben; aber die Bearbeitung ſcheint eigenthümlich. Sie iſt gut genug, und für Paris von einer ſeltenen Vollendung. Ich habe nie ein Schauſpiel geſehen, das, ohne den geringſten Kunſtwerth zu haben, doch eine theatraliſche Wirkung hervorbringt, der man ſich den andern Tag nicht zu ſchämen braucht. Hören Sie! Amalie, die Tochter des Grafen von Clairville, 32 Jahre alt — vergeſſen Sie dieſes Alter nicht; ſind es doch nur Jahre einer Andern! — wird gleich bei ihrem erſten Auftreten als ein höchſt liebenswürdiges, höchſt achtungswerthes Frauenzimmer erkannt. Sanft, beſcheiden, von der zarteſten weiblichen Sittſamkeit, hat ihr das reifere Alter Nichts genommen, als die Leidenſchaftlichkeit, mit der man in der Jugend jedes Leid erträgt, und der unvermählte Stand ihr nichts gegeben, als einen Reichthum von aufgeſparter Liebe. An dem Tage, wo wir ſie kennen lernen, erwartet ſie den Baron von Saintval, den ihr beſtimmten Gatten, um ſich mit ihm zu verloben. Der Baron iſt vierzig Jahre alt, und iſt nicht blos ein untadelhafter Mann, ſondern auch ein Mann von den angenehmſten und ſchätzenswertheſten Eigenſchaften. Die Gräfin erkennt ſeinen Werth, aber ſie fühlt keine Liebe für ihn. Sie liebt nicht einen Andern, ſie hat nie geliebt. Doch ſie hat eine tiefe Abneigung gegen die Ehe, und nur um ihren Vater vor Verarmung zu ſchützen, in die ihn ein erlittener Unglücksfall zu ſtürzen droht, reicht ſie dem reichen Baron die Hand. Es iſt aber hier keiner von den gemeinen Händeln, wo ein pflichtvergeſſener Vater das Glück und die Seligkeit ſeines Kindes ſeiner eigenen Behaglichkeit aufopfert und wo ein unerfahrnes, pflichtmißdeutendes Kind ein ſolches Opfer bringt; ſondern es findet ein edleres Verhältniß ſtatt. Graf Clairville hatte im Jahre 1814, als der Feind nach Frankreich kam, von dem alten Baron Saintval eine halbe Million in Papieren anvertraut bekommen. Er verſchloß das Portefeuille in eine geheime Schublade ſeines Sekretärs, und von dort wurde es ihm auf eine unerklärliche und unerklärt gebliebene Weiſe entwendet. Der alte Baron ſtarb unterdeſſen; Keiner wußte von dem anvertrauten Vermögen, nicht einmal der Sohn des Barons. Aber Graf Clairville verkannte keinen Augenblick die Stimme der Ehre und der Pflicht, und beſchloß mit Aufopferung ſeines ganzen Vermögens dem Erben ſeines verſtorbenen Freundes den Verluſt zu erſetzen. Doch durfte ihn ſeine Verarmung in alten Tagen und die Hilfloſigkeit ſeiner Tochter ſchmerzen, und als der Baron um deren Hand anhielt, ihm erlaubt ſein, ihre Abneigung gegen die Ehe zu überwinden, um ſeine Pflicht mit ſeinem Vortheile zu vereinigen?

In dem Hauſe des Baron Clairville und unter dem Schutze der Tochter lebte ein 16jähriger Knabe, Namens Felix. Die Gräfin hatte ihn als Findelkind aufgenommen und ihn erzogen. Sie war dem Knaben mit mütterlicher Liebe zugethan, und dieſer hing an ihr mit der zärtlichſten Neigung eines Sohnes. An dem Tage, der zu ihrer Verlobung beſtimmt war, ſehen wir die Gräfin in der heftigſten Gemüthsbewegung. Sie hat den unvermeidlichen Entſchluß gefaßt, den Knaben vor Ankunft ihres Verlobten aus dem Hauſe zu entfernen. Sie ruft Felix herein, drückt ihn mit Schmerz und Liebe an ihre Bruſt, und kündigt ihm an, er müſſe ſie verlaſſen. Der Knabe jammert verzweiflungsvoll. Die Gräfin kann nicht anders — den Knaben zu beruhigen, ihm die Nothwendigkeit ſeines harten Geſchicks zu erklären, ihr eigenes Herz zu rechtfertigen, muß ſie ihm geſtehen, daß ſie ſeine Mutter ſei. Jetzt vermähle ſie ſich; ihre Ehre, ihr Glück, ihre Ruhe hänge von dem Geheimniſſe ab, das den achtſamen Blicken eines Gatten nicht lange verborgen bleiben könne. Sie müßten ſich trennen. Felix iſt entzückt, in der geliebten Pflegemutter ſeine wahre Mutter zu finden. Er hat Alles verſtanden, er begreift Alles, mit männlicher Faſſung erträgt er ſein trauriges Geſchick, und iſt zum Opfer entſchloſſen. Er verſpricht ſeiner Mutter, er werde das Geheimniß ewig bewahren, ihre Ehre ihm heilig ſein. Felix wird der Begleitung eines alten Pächters anvertraut, der von dem Geheimniſſe weiß. Er ſoll nach Paris geführt werden, wo die Gräfin für ihn ſorgen will. Bei der Trennung gibt ſie ihm Diamanten von großem Werthe und vieles Geld mit. Der Knabe geht, und der Verlobte kömmt an. Baron Sainwal hat immer eine Art Kälte im Betragen der Gräfin gefunden, eine unerklärliche Zurückhaltung, und der verſteckte Kummer in ihren Zügen war ihm nicht entgangen. War es Abneigung gegen ihn, war es etwas Anderes — er wußte es nicht zu deuten. Jetzt im Begriffe, ein unauflösliches Band zu knüpfen, ſuchte er die Gräfin auf die liebevollſte und zarteſte Weiſe dahin zu bringen, daß ſie ihm ganz ihr Herz öffne. Aber ſelbſt die edelſte Frau kennt den engen Schmugglerpfad, der ſich zwiſchen der Wahrheit und der Lüge hinſchlängelt, und weiß ſich durchzuſchleichen. Der Baron iſt beruhigt, iſt glücklich und hofft, die Freundin werde ihn noch lieben lernen. Der Ehevertrag wird unterzeichnet. —

Im zweiten Akte ſehen wir die Scene in einem Walde. Dort, zwiſchen Felſen, iſt eine Bande jener Brandſtifter verſammelt, die im letzten Jahre der Regierung Karls X. einen Theil Frankreichs verwüſteten, und deren Treiben man damals einer hölliſchen Politik der Regierung zuſchrieb. Die Brandſtifter waren benachrichtigt, daß ſie von Soldaten verfolgt würden, und da der Weg zu ihrem Schlupfwinkel über eine ſchmale Brücke führte, die über einen Abgrund hing, ſägten ſie die Balken, welche die Brücke trugen, ſo durch, daß man es äußerlich nicht wahrnahm, damit ſie unter den nacheilenden Soldaten einbräche. Jetzt kam Felix mit ſeinem Begleiter. Der alte Pächter betrat zuerſt die Brücke, ſie brach und er ſtürzte in die Tiefe, rettungslos. Felix ſpringt entſetzt zurück, ſchreit nach Hülfe, und ſinkt mit herzzerreißendem Jammer beſinnungslos zu Boden. Ein alter Bettler von der Mordbrenner-Bande gibt dem Knaben liebreiche Worte, und bietet ſich an, ihn bei hereinbrechender Nacht in eine nahe Pächterswohnung zu bringen: Der Bettler wollte dieſe gute Gelegenheit zu einer Schandthat benutzen. Ihm war von ſeinen Obern der Auftrag ertheilt worden, eben in jener Pächterswohnung Feuer anzulegen, und Felix mußte ihm dazu dienen, ſich mit guter Art dort einzuführen. Er begleitet den Knaben dahin. Dort bei dem reichen Pächter war man gerade mit einem fröhlichen Erndtefeſte beſchäftigt. Der Knabe, deſſen Unglück der Bettler erzählt, wird aufs Liebreichſte aufgenommen; man ſucht ihn zu beruhigen, man tröſtet ihn. Um ſeine Herkunft, um ſeine Eltern befragt, ſchweigt Felix und weiſ't ſanft, doch entſchloſſen, die Theilnahme zurück. Das befremdet, doch die guten Leute ſchreiben es dem Schrecken, der Verwirrung des Knaben zu. Der Bettler wird von den Pächters-Leuten für ſeine gutmüthige Sorge um dem Knaben gelobt, beſchenkt und eingeladen, die Nacht im Hauſe zuzubringen. Er lehnt das Anerbieten unter einem Vorwande ab und entfernt ſich. Dem krankmüden Felix wird ein Lager bereitet. Als dieſe eingeſchlafen und Alles im Hauſe ruhig war, ſchleicht ſich der Bettler in das Haus zurück, wirft eine Brandbüchſe auf ein Strohdach und eilt davon. Der Vorhang fällt.

Im folgenden Akte ſehen wir die Pächterswohnung, noch den vorigen Tag ein Sitz des Wohlſtandes, des Glücks und der Fröhlichkeit, in eine wüſte Brandſtätte verwandelt, und hören das Jammergeſchrei der zu Grunde gerichteten Landleute; Felix, von Gensd'armen bewacht, bleich und zerſtört, ſteht vor dem Maire und wird von ihm vernommen. Der Verdacht der Brandſtiftung fiel auf ihn. Er war der einzige Fremde im Hofe, ſein geheimnißvolles Weſen hatte gleich bei ſeinem Eintritt Aufmerkſamkeit erregt, und übrigens war bekannt, daß Knaben zu ſolchen Brandſtiftungen gebraucht wurden. Felix ſoll dem Unterſuchungsrichter ſeinen Namen, Wohnort und ſeine Herkunft angeben; er ſagt das müſſe er verſchweigen. Man unterſucht ſeine Taſchen und findet Diamanten und Geld darin. Woher er ſie bekommen erklärt er nicht. Endlich wird er von einem der umherverſammelten Landleute erkannt, der ihn früher auf dem Gute des Grafen Clairville geſehen. Felix behauptet ſtandhaft, er kenne den Grafen Clairville nicht. Es wird ihm angekündigt, er würde dahin geführt werden. Der unglückliche Knabe, eingedenk ſeiner Mutter und ihres fürchterlichen Geheimniſſes, geräth in Verzweiflung, fleht jammervoll, man möchte ihn nur nicht auf das Gut des Grafen Clairville bringen, er wolle Alles eingeſtehen. Ja, er habe die Diamanten und das Geld dort geſtohlen, er habe das Feuer angelegt. Nach dieſem Geſtändniſſe war es um ſo nöthiger, ihn auf das Gut zu bringen, und Felix wurde unter Bewachung, von dem Maire begleitet, nach Clairville geführt. Dort wurde am nämlichen Morgen die Trauung der Gräfin Clairville mit dem Baron Saintval vollzogen. Die Neuvermählten kommen aus der Kirche, eine glänzende Geſellſchaft war im Salon verſammelt, die Zeit vor dem Hochzeitsmahle mit Spiel, Muſik, Tanz zu verbringen. Die Gräfin war heiter, ihr Mann glücklich. Da wurde der Maire gemeldet, der in einer Sache, die das allgemeine Wohl beträfe, den Herrn und die Dame des Hauſes ſprechen müſſe. Man läßt ihn eintreten (Felix in einem Wagen bewacht, bleibt unten im Hofe). Der Maire wendet ſich a die Gräfin, und fängt ſeine Geſchichte zu erzählen an Dieſe begreift anfänglich nicht. Man hält ihr di Diamanten und den Geldbeutel vor die Augen, di man bei Felix gefunden. Da wird es bei der Gräfi fürchterlich Tag; doch noch faßt ſie ſich. Sie erklärt ſie habe wirklich das Alles dem Knaben geſchenkt. De Maire erwiederte: der Knabe ſelbſt bekenne, es geſtohlen zu haben. Die Gräfin begreift Felix Edelmuth der, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, lieber freiwillig ein Verbrechen auf ſich nahm. Der Maire erwiedert: wie ſie aus zartem Mitleide den Diebſtahl, den der Knabe begangen, verſchweige, aber die Gerechtigkeit dürfe ſich nicht abwenden laſſen; der Knabe hab ſich auch der Brandſtiftung ſchuldig gemacht, und er müſſe ihn den Gerichten überliefern. Auf ſeinen Wink wird Felix in den Saal geführt. Die Gräfin drückt ihn leidenſchaftlich, angſtvoll an ihre Bruſt. Felix flüſtert ihr zu, ſie möge ſich nicht verrathen, er habe nichts ausgeſagt. Sie aber kann ihr Herz nicht mehr bemeiſtern, ihre Mutterliebe bricht in lichte Flammen aus, und ihr Gatte, ihr Vater, die fremden Gäſte alle, vernehmen mit Entſetzen aus ihrem Munde den Schmerzensruf: Felix iſt mein Sohn! Es war eine fürchterliche Scene. Ich erleichterte mir ſehr das Herz, indem ich die alberne Figur betrachtete, die der friſche Ehemann machte, als ihm die lebendige Mitgift ſeiner Frau vorgezählt wurde. Der alte Vater gerieth in Verzweiflung. Er zieht den Degen und will ſeine Tochter durchbohren, die ihn entehrt hat. Er reicht den Degen dem Baron und bittet ihn, in ſeinem Blute die erlittene Beſchimpfung abzuwaſchen. Die Gräfin ſinkt ohnmächtig nieder und der Vorhang fällt. —

Im letzten Akte erſcheint die Gräfin gefaßt. Sie hatte den Schmerz ausgeleert, und es blieb ihr nur noch ihre Pflicht übrig. Sie hat beſchloſſen, in ein

Kloſter zu gehen, und von allen Sorgen des Lebens nur noch die für ihren Felix zu behalten. Sie ſchreibt ihrem Vater einen Brief, ihm die dunkle traurige Geſchichte zu erklären. Sie erwartet den Beſuch ihres Mannes, der ſchon alle Anſtalten zu ſeiner Abreiſe hat treffen laſſen, und ſie zum Abſchied noch einmal ſehen wollte. Es iſt eine dumpfe Scene, wobei Einem wehe wird. Der Baron liebt Amalie, aber hier war keine Rettung für ſein Herz; es mußte entſagen. Die Gräfin erklärt: es werde ihren eigenen, es werde den Schmerz, den, wie ſie hoffe, er ſelbſt empfinde, mildern, wenn ſie ihm die Ueberzeugung gäbe und er ſie mitnehmen könne, daß ſie ſeiner Achtung nie unwürdig war. Sie wolle ihm darum ihre unglückliche Geſchichte erzählen. Achtung! Der Baron macht ein Geſicht wie ein Schaaf. Er bittet ſie, um Gottes willen zu ſchweigen; er wolle nichts hören; er liebe ſie, und es wäre ihm zu ſchmerzlich, erfahren zu müſſen, daß früher als er, ſchon ein Anderer ihre Liebe beſaß. Die Gräfin erwiedert mit leidenſchaftlicher Heftigkeit: Liebe? ich geliebt? Jamais! Der arme Baron wird ganz verwirrt im Kopfe. Die Gräfin, von Schmerz und Schaam niedergeworfen, fällt zu ſeinen Füßen und erzählt Folgendes: vor 16 Jahren, im Jahre 1814, als ſich der ſiegende Feind Paris nahte, habe ſie ihr Vater, ſie in Sicherheit zu bringen, auf ein Gut eines ſeiner Pächter geführt. In einer Nacht wurde das Dorf überfallen; Alles ging in Rauch und Flammen auf, Alles wurde geplündert, niedergemetzelt. Der Pächter verbarg ſie, das ſechszehnjährige Mädchen, ſchnell in eine dunkle Höhle; kein Lichtſtrahl drang hinein... Sie war noch nicht dunkel genug für die Erinnerung... Die Gräfin hält ſich die Hände vor die Augen — wir wiſſen Alles. Felix ihr Sohn, iſt 15 Jahre alt. Die Gräfin erhebt ſich, und bricht in einen Strom von Thränen aus.

Der aufhorchende Baron wird immer ſtarrer und ſtarrer, bis er wie zerſchmettert zu den Füßen der Gräfin niederſinkt. Er wolle die Geſchichte zu Ende erzählen. Er frägt nach den Namen des Dorfes, ſie nennt es ihm. Da zieht er einen Ring vom Finger. Die Gräfin, als ſie ihn erblickt, ſchreit: es iſt der Ring von meiner verſtorbenen Mutter, den ich damals getragen. Der Graf: ein Verbrechen hat dich vor ſechszehn Jahren zu meiner Gattin gemacht!... Und nun dieſes Gemiſch von Wonne und Schmerz! Es war nicht zu dichten und nicht zu ſpielen, aber es war zum Weinen. Felix tritt herein: der Baron durchwühlt ſeine Geſichtszüge, erkennt ſeine eigenen, und drückt entzückt den Knaben an ſein Herz, dem er kurz vorher das Herz hätte durchbohren mögen ... Iſt das nicht die ſchönſte garſtige Geſchichte von der Welt, und muß man nicht erſtaunen, daß der Menſch ſeine Phantaſie foltert, um Leiden von ihr zu erfahren, die das boshafteſte Geſchick dem Menſchen nie angethan?

Mittwoch, den 21. Dezember.

Die Unglückſeligen! Sie laſſen uns ja keine Ruhe, ſie verhöhnen unſere Friedlichkeit, und fordern uns zu einem Kampfe heraus, den ſie fliehen, ſobald wir ihn angenommen! War ich doch vorgeſtern auf dem Wege, ein ordentlicher Menſch zu werden und ein Schriftſteller von Gerſtenzucker. Ein Mährchen hatte ich im Kopfe und eine Novelle, und beide — ich ſchmeichle mir gewiß nicht zu viel — hätten in der Wiener Theaterzeitung gedruckt werden dürfen. So war ich, und heute bin ich wieder ein ſchrecklicher Nußknacker. Alle zerbrochene Schaalen mögen über die kommen, die mich verhindert, mein Mährchen und meine Novelle zu vollenden. Montag ging ich um zwei Uhr aus dem Hauſe, um mein tägliches Bewegungspenſum abzulaufen: die Boulevards entlang bis auf den Baſtillen=Platz, und von da am Waſſer zurück. In der Paſſage de l'opéra kaufte ich mir ein Zahnpulver: Poudre-naquet dentifrice balsamique, pour donner aux dents la blancheur de l'ivoire. Ich las im Gehen den Zettel, in den das Schächtelchen gewickelt war. Es war Wiegen=Eyapopeija für mein unruhiges Herz.. Wie Herr Naquet ſagt: „Als „ich wegen herrannahenden Greiſen=Alters, und meiner hinfälligen Geſundheit, meinen Parfümerie=Handel „aufgab, wollte ich ein Kunſtwerk zum Vorſchein „bringen, auf das ich die Sorgen meines ganzen Lebens verwendet, ohne doch je das gewünſchte Ziel erreichen zu können... Auf dem Lande, wohin ich mich „zurückzog, im Schooße der Einſamkeit und des ſüßern „Friedens, gelang es mir endlich, nach einer unzähligen Menge von Verſuchen, ein balſamiſches Zahnpulver zu Stande zu bringen.... Weder die glänzenden Anerbietungen meiner Nachfolger, weder die „Sorgen, noch die unermüdete Geduld, die ein ſo „großes Werk erfordert, noch die große Zahl der angeblichen Pjylodantes, die man unter prächtigen „Titeln der Welt darbietet — nichts, nichts konnte „meinen Entſchluß wankend machen. Und ich hatte „recht... Der Menſchheit nützlich zu ſein, den Frauen „zumal, war immer mein einziger Wunſch, und wird „es immer bleiben... Der Mund, die Wohnung der „Grazien und der zauberiſchen Schönheit, zog ſchon „von der frühſten Jugend an all mein Denken auf „ſich, ich weihte ihm meine Sorgen und meinen Eifer, „und ich war glücklich genug, der Welt einige Erzeugniſſe darzubieten, die mir ihren Beifall erwarben. „Doch ich darf es kühn behaupten, nie gab ich ihr „ein Zahnpulver, das dieſem gleicht; ein Zahnpulver, „das, indem es die Zähne weiß macht, ihren Schmelz „bewahrt, das Zahnfleiſch befeſtigt, und in dem Munde

„ein ſchimmerndes Hochroth, und einen Balſam-Duft „verbreitet... Soll ich von der Allmacht jenes Zauberbüchleins ſprechen, wenn es dem entzückten Blicke „eine Doppelreihe von Perlen darbietet, die zwiſchen „glänzenden Korallen ſchimmern? Nein, hochberühmte „Dichter, anmuthige Federn haben dieſen Gegenſtand „behandelt, meine Farben werden bleich erſcheinen neben jenen. Ich habe mehr gethan. Ich habe mich „mit Etwas beſchäftigt, das nicht weniger ſchwer, doch „weit nützlicher iſt, als die Beſchreibung eines ſchönen Mundes; ich habe das Mittel geſucht, und nach „langen mühevollen Arbeiten es gefunden, wie man „den Mund immer ſchön erhalte. Die Schachtel koſtet „3 Fr. 50 Ct., eine halbe 2 Fr...." Und ſo träumte ich mich in das Mährchen hinein: von der ſchönen holdſeligen Fee Konferenz, deren Mund lächelte wie Morgenroth, deren Zähne glänzten wie Sonnenſtrahlen, und wo ſie vorüberſchwebte verwandelte ſie Tag in Nacht. Die ſchlafenden Vögel erwachten und ſangen ihr Morgenlied. Die Blumen neigten ihr Haupt vor ihr. Was lebte, zog ihr jubelnd entgegen. Und ſie feſſelte einen Königsſohn, der ſich in Liebe für ſie verzehrte. Er ermordete ſeinen Vater, und dann führte ſein eigenes Volk ihn auf das Blutgerüſte. Ehe ſein Haupt fiel, rief der Unglückliche die Rache des Himmels an. Die Fee war eine böſe giftige Zauberin. Da berührte ſie ein guter Geiſt, der mächtiger war als ſie, mit leichter Hand, und ſie verſtiebte in ein blutrothes Pulver... An der Ecke der Richelieuſtraße war das Mährchen fertig.

Einige Schritte weiter, bei den Varietès, umgab ein großer dichter Menſchenkreis ein Frauenzimmer von etwa vier und dreißig Jahren, in deren blaſſen Zügen Spuren einer großen Schönheit zu erkennen waren. Sie war nicht vornehm, aber anſtändig und reinlich gekleidet. Sie kniete auf dem regenfeuchten Boden und herzte einen alten garſtigen Pudel, der frohlockend an ſie heraufſprang. Was um ihr her geſprochen, gelacht wurde, kümmerte ſie nicht, ſie hatte die Welt vergeſſen über ihren Fund. Am Morgen hatte ſie ihn auf der Straße verloren, und nach einigen Stunden an dieſer Stelle — ein Wunder in Paris — ihn wieder gefunden. Ich machte eine Nouvelle daraus. *Von dem Hunde des treuloſen Geliebten.* Er kam nicht wieder. Am dritten Abend vergeblichen, ſchmerzlichen Erwartens, ſcharrte es an Antoniens Thüre. Sie öffnete ſie, und blieb mit ſprachloſem Entzücken ſtehen. Es war der Hund des Geliebten. Sie horchte nach ſeinem Tritte, ſie lehnte ſich über das Treppengeländer und ſchaute hinab. Er kam nicht. Da verfiel ſie in ſtillen Wahnſinn. Jeden Abend ſetzte ſie, wie ſie es gewohnt war, zwei Gedecke auf den Tiſch. Auf einem Stuhle neben ihr ſaß der Hund, dem ſie den Namen Heinrich gab. Sie legte ihm das Eſſen auf den Teller. „Willſt du denn davon nicht? Heinrich! Das haſt du ja immer gern gehabt;“ dann brach ſie in Thränen aus und warf ſich jammernd auf die Erde. Der Hund ſprang vom Stuhle und wimmerte zu ihren Füßen....

Jetzt kam ich an die Montmartre-Straße. Da ſah es aus, wie in einem Feldlager. Dragoner, Huſaren, Gensd'armen, Fußvolk, zahlloſe Schaaren von Polizeiwachen hielten die Straßen beſetzt, die von den Boulevards ſeitwärts führen. Große Soldatentrupps zogen auf und ab. Ich fragte einige aus dem zahlreich verſammelten Volke, was das bedeute? Die Studenten hatten ſich vereinigt, in feierlichem Zuge dem General Romarino, der in der Straße Montmartre wohnte, eine Ehrenfahne zu überreichen. Die bewaffnete Macht jagte ſie zurück und zerſtreute ſie mit unerhörter Mißhandlung. Da ergrimmte ich wieder, und fort Mährchen, fort Novelle! Ich verſtand das gleich. Wort für

Wort wußte ich vorher, was Kaſimir Perrier an dieſem Tage (er ſollte über die Lyoner Gräuel Rechenſchaft geben) in der Kammer ſagen, was ſeine Papagayen auf der Börſe und in den Zeitungen ihm nachplaudern würden. Schon den Tag vorher waren die Studenten in gleich großer Zahl zu den polniſchen Generalen gezogen. Die Polizei ſetzte ſich nicht entgegen und Alles lief ruhig ab. Kein Bürger zeigte Furcht, kein Laden wurde geſchloſſen, der Verkehr nicht im Geringſten geſtört. Den folgenden Tag hatten die Miniſter ſich gegen den vorausbekannten Angriff der Oppoſition zu vertheidigen. Es that ihnen Noth, ihren Söldnertrupp und ihr Angſtgefolge enge zuſammenzuziehen und zum Kampf anzufeuern. Der Zug der Studenten kam ihnen erwünſcht entgegen. Man ſtellte ſich, als habe man Furcht, um bei den Bürgern Furcht zu erregen. Man ließ die bewaffnete Macht auf den Straßen toben. Schrecken verbreitete ſich. Die Läden wurden geſchloſſen. Das wollte man. Die Kaufleute, die gerade um dieſe Weihnachtszeit mehr verkaufen in einer Woche, als ſonſt in ganzen Monaten, ſollten gegen die Männer der Freiheit, der Bewegung, gegen die Unruhſtifter murren, und ihren Schmerz und ihren Zorn der Rache ihres Krämer-Gottes, Kaſimir Perrier, überlaſſen. Bei ſolchem ſchändlichen, kleinlich tückiſchen Treiben der Staats-Gewalt — kann man da Novellen ſchreiben? Nein. Ich verfaßte eine donnernde Zornrede, breit und erhaben wie keine früher; zehn Galgen hoch. Nicht dieſen Perrier allein, alle Perriers Europa's hatte ich niedergeſchmettert. Ich hatte mich abgekühlt und war zufrieden mit mir. Aber wie wurde ich beſchämt! Ich kam bis auf den Boulevard du Temple. Wie wurde ich da beſchämt von einem Manne, der ſprachlos da ſtand, aber mit einer einzigen Bewegung die Regierung beredtſamer ſtrafte, als ich mit tauſend Worten es gethan. Es war ein ſtattlicher kräftiger Mann aus dem Volke, mit ſonnenbraunem Geſichte, feurigem Blicke, buſchigen Augenbraunen. Er trug Beinkleider und Hausmütze eines Nationalgardiſten, den Rock hatte er abgelegt, und die zurückgeſtülpten Hemdärmel zeigten nervige Arme, zum Dreinſchlagen geübt und ſteis bereit. Dieſer Mann war eine Wachsfigur. Erfahren Sie vorher, daß man hier ſeit einem Jahre die abgenutzten altherkömmlichen Wachsfiguren vervollkommnet hat. Durch mechaniſche Vorrichtung hat man ihnen Bewegung gegeben; ob allen, oder nur denjenigen, die außer den Buden zum Anlocken ſtehen, weiß ich nicht, da ich nie in eine ſolche eingetreten. Der Mann, von dem ich ſpreche, der Muſter-Franzoſe, ſtand, ſo wie ich ihn beſchrieben, mit verſchränkten Armen unter einem kleinen Zelte, deſſen Inneres eine Landſchafts-Dekoration vorſtellte. Es war eine Felſengegend, im Hintergrunde das Thor einer Stadt oder eines Dorfes. Der Mann ſchien aus der Fremde in die Heimath zurückgekehrt zu ſein. Jetzt erhob er den Kopf und ſah ſich im Vaterlande umher. Trauer und Schmerz, Zorn und Verachtung malten ſich in ſeinen ſchwarzen Augen. Jetzt ſenkte er den Kopf und Blick zur Erde, und eine Bewegung des Mitleids zuckte ihm durch Arme und Schultern, leiſe und trübe, wie der Schatten einer Wolke. Doch, hat vielleicht meine Phantaſie das Alles in den Mann hineingedichtet, oder mein Spott hineingelogen? Nein, nein. Ueber ſeinem Kopfe hing eine Tafel, worauf mit großen Buchſtaben: France geſchrieben war. Hätte Louis Philipp dieſes trauernde Frankreich von Wachs geſehen, es wäre ihm durch Mark und Bein gedrungen — oder er wäre kein Menſch, und dann wäre nichts Menſchliches von ihm zu fordern. Ich aber ſchämte mich meiner Rede aus Worten. Wäre ſie geſchrieben geweſen, hätte ich ſie verbrannt; da ſie nur gedacht war, warf ich ſie in den Lethe.

Donnerstag, den 22. Dezember.

Guten Morgen, ob Sie es zwar nicht verdienen. So heruntergebracht haben Sie mich, ſo demüthig haben Sie meine Hoffnung geſtimmt, daß ich nicht einmal heute einen Brief erwarte, ob es zwar der ſechste Tag iſt, daß ich Jhren Letzten erhalten.

Alſo mein Eduard hat Jhnen ſo ſehr gefallen, daß Sie ihn umarmt haben? Der glückliche Eduard! Er iſt jünger als ich.

Jn der Münchner Hofzeitung wurde geſtern wieder einmal geraſſelt. Jch glaube, man ſieht die deutſchen Leſer für Vögel an. Ach, daß es nicht wahr wäre! Es iſt zum Erſtaunen, wie gemein und ſchlecht jenes Ariſtokraten-Manifeſt wieder geſchrieben iſt. Es ſcheint, die Miniſter dort laſſen ihre Kriegs-Artikel von ihren Köchen verfertigen. So ſehr hat die Macht allen Kredit verloren, daß ſich nicht einmal ein Worttrödler findet, der, die Armuth ihrer Geſinnung zu bedecken, ihnen auf einen Tag einen anſtändigen Rock leiht. Wie habe ich es dießmal getroffen, wie genau habe ich Alles vorher berechnet! Es war mir klar, daß es jetzt darauf ankäme, jetzt wo der Kampf in Deutſchland beginnt, kein Juſte-Milieu aufkommen zu laſſen, das die Streitenden trennend, ſich bald dort, bald hier hinneigend, um von beiden Seiten Vortheil zu ziehen, einen ſumpfigen Frieden bildet, der die Luft verpeſtet, und nur den quakenden Fröſchen wohl thut. Die Franzoſen haben kein Temperament zum Juſte-Milieu. Was wir jetzt ſehen, iſt nur ein künſtliches Schaukelſyſtem, das keine Dauer haben wird. Bald wird das Bret den Schwerpunkt verlieren, und auf der einen oder andern Seite überſchnappen. Die Deutſchen aber bilden einen gebornen Mittelſtand. Die ſchaukeln nicht, ſie nageln den Wagebalken feſt, ſchmieden eiſerne Klammern darüber, legen noch Felſenſtücke darauf, und zu größerer

Beruhigung ſich ſelbſt mit ihrer ganzen Breite, und ſolche gutverwahrte, nichtsentſcheidende Gleichgültigkeit könnte noch manche zehn Jahre überdauern. Darum ſchien mir gut, meine Geſinnung und deren Ausdruck auf das Aeußerſte zu treiben, um meine Gegner zu verleiten, daß ſie das Nämliche thun. O ganz prächtig iſt mir ſchon Mancher in die Falle gekommen! Es gibt keinen beſſern Jagdhund, das Lager der Tyrannei aufzufinden, als ich einer bin; ich wittere ſie auf hundert Stunden weit. Die Münchner Sau habe ich auch herausgeſtöbert. In meinen Briefen ereiferte ich mich darüber, daß kein Deutſcher in Paris an den Kämpfen der Julitage Theil genommen. Von den deutſchen Handwerksburſchen, bemerkte ich, wundre mich das nicht. Dieſe hätten bei Freiheit und Gleichheit nichts zu gewinnen; denn während ihrer Jugend dürften ſie betteln, und im Alter die Zunfttyrannen machen. Das machte den bairiſchen Diplomaten-Lehrjungen den Kopf verlieren, und er ſchrie auf: Seht Ihr, ſeht Ihr, wie thöricht Ihr ſeid mit Eurer Staatsreform? Seht Ihr, wie die Zunftverfaſſung gedankenloſe, folgſame, leicht zu regierende Unterthanen bildet? Und Ihr wollt die Zünfte aufheben?.... So haben ſie früher nicht geſprochen. Das Zunftweſen war der Herrſchſucht immer lieb geweſen; aber ſie vertheidigten es mit ſchönen Worten von Bürgerwohlſtand, Flor der Gewerbe; das Geheimniß ihrer ſchlauen Staatskunſt verriethen ſie nie dem Volke. Ich werde Ihnen in meinem nächſten Briefe noch andere Geſchichten erzählen, wie ich durch Feuer und Rauch die verborgene Schelmerei aus ihrer Höhle hervorgelockt. Die miniſterielle Klatſch-Lieſe in München, um meine Ehre zu verdächtigen, um meinen Muth herabzuſetzen, erinnert mich an einen „gewiſſen Vorfall auf dem Frankfurter Komödienplatz“ und meint, es käme mir nicht zu, den Deutſchen ihre Feigheit in Paris vorzuwerfen. Wenn man etwas Beſchämendes von mir wußte, warum rzählte man denn den Vorfall nicht? Sollte man etwa auf eine alte Geſchichte mit dem Schauſpieler Heigel anſpielen? Aber damals hat ſich das Chriſtenthum ſehr hundsvöttiſch benommen; ich aber habe mich als tapferer Makkabäer gezeigt. Jude, Jude! das iſt der letzte rothe Heller aus der armſeligen Sparbüchſe ihres Witzes. Aber nach Allem, ich wollte, es gäbe mir Einer die drei Louisd'or zurück, die ich für mein Chriſtenthum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauft und es hilft mich nichts. Drei Louisd'or für ein Plätzchen im deutſchen Narrenhauſe! Es war eine thörigte Verſchwendung.

Freitag, den 23. Dezember.

Geſtern bin ich geſtört worden, den Brief zu endigen und abzuſchicken, wie ich es gedachte. Erſtens durch Ihren prächtigen fünfſeitigen Brief; dann geſtört durch einen Brief, den ich gleichzeitig von Campe erhielt; dann durch überſchickte Zeitungen; dann durch einen andern Zeitungsartikel aus Deutſchland, den man mir mitgetheilt; endlich durch die Bewegung, die das Alles in mir hervorgebracht. Es war eine freudige Bewegung, das ſchwöre ich Ihnen. Es geht ja Alles herrlicher, als ich zu träumen gewagt. Wenn Sie hoffen, die Nachricht von der Entziehung meiner Penſion würde ich nicht als eine perſönliche Sache anſehen, ſondern es zum großen Ganzen rechnen — laſſen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit wiederfahren. Nicht genug Gerechtigkeit laſſen Sie aber meinem Kopfe wiederfahren, wenn Sie glauben, ich würde das zu den Unglücksfällen dieſer trüben Tage zählen. Es iſt ja keine Niederlage, es iſt ein Sieg der guten Sache. Kann mir denn etwas willkommener ſein, als daß ich ihre Leidenſchaft entflammt, ſie dahin gebracht, in ihre hölzerne mechaniſche Tücke Blut und Leben zu bringen, und aus glühendem

Haſſe zu thun, was ſie früher nur mit eiskalter Politik begangen?. Die Frankfurter Regierung hatte gar nicht das Recht, mir die Penſion zu entziehen; denn nicht ſie, ſondern die deutſche Bundesverſammlung hatte mir, wie allen Staatsdienern des Großherzogthums Frankfurt, die Penſion zuerkannt. Der Senat glaubte auch gewiß nicht, das Recht zu haben, dachte auch nimmermehr daran, es ſich anzumaßen; aber irgend ein Diplomat befahl, drohte vielleicht und der feige Senat gehorchte angſtzitternd wie immer. Daß man mir ſagen ließ, ich ſolle nach Frankfurt kommen, um ein Amt zu übernehmen, das — ich glaube es gern, um meiner Verachtung eine Gränze zu ſetzen — war ein Vorwand, um, wenn ich der Einladung nicht folgte, mir die Penſion nehmen zu können. Der Senat weiß recht gut, daß noch weniger, als ich mich dazu verſtünde, in Frankfurt ein Amt zu bekleiden, er ſich dazu verſtehen würde, mir eins zu übertragen. Das glaube ich. Aber nimmermehr kann ich glauben, daß man mich nach Frankfurt hat locken wollen, um mich der Rache Oeſterreichs oder Preußens auszuliefern. Es wäre zu ſchändlich, zu niederträchtig! Daß Herr von Quaita gleich nach Erſcheinen meiner Briefe geäußert, man werde mir meine Penſion entziehen, das war natürlich. Er konnte es früher wiſſen, als der Senat, denn er iſt das Sprachrohr der liſpelnden Diplomatik, und was man in Wien flüſtert, ſchreit er den alten Bürgern im Römer zu. Den Senator v. Heiden, ich kenne ihn. Ja, ich ſehe ihn roth werden; er iſt ein edler Menſch. Ich ſelbſt erröthete darüber, ich, den doch die Schandthat getroffen, der ſie nicht begangen. Ruhen laſſen will ich die Sache gerade nicht. Helfen wird mir keine Klage; der Bundestag, der hier entſcheidet, iſt ſelbſt Partei. Zuerſt wäre abzuwarten, daß mir der Senat ein Dekret ſeines Beſchluſſes zukommen läßt. Reden Sie mit *** darüber, ob ein ſolches zu erwarten, wenn nicht, wie ich eine ſolche Mittheilung erzwingen kann. Er möge mir auf jeden Fall eine Vollmacht zum Unterzeichnen ſchicken, dann wollen wir uns darüber beſprechen. Die Sache ſoll öffentlich werden, das iſt meine gute Abſicht. Zu gewinnen iſt unmöglich. Wenn die Frankfurter Advokaten etwas in Maſſe für mich thäten, ſo wäre es ſchön; aber ich hoffe es nicht. Wenn es R. gut findet, will ich einen offenen Brief an die Advokaten drucken laſſen, und ihn nach Frankfurt ſchicken. Ich muß aber darin ſprechen dürfen auf meine Weiſe. Das, fürchte ich, ſchüchtert ihren guten Willen zurück. R*** Rath werde ich auf keine Weiſe in dieſer Sache verſchmähen, ſobald er mir nur frei läßt, meine Angelegenheit an die allgemeine zu knüpfen. Für meinen perſönlichen Vortheil allein habe ich eine ſchwache Zunge und eine ſtumpfe Feder. — Die Angſt für mein Naſſauer Geld iſt lächerlich. Wie können Sie denken, daß ein Staat aus einer kleinlichen Rache ſeinen ganzen Kredit umſtoßen ſolle? Aber Eure Furcht iſt bezeichnend genug. Wie weit muß es in Deutſchland gekommen ſein, daß man ſolche Gewaltthätigkeiten für möglich hält?

Aus Campe's Brief theile ich Ihnen in meinem Nächſten Einiges mit. Heute nur, ſo viel das Papier verſtattet. Menzel ſchrieb ihm: „Sie werden meine
„in dieſen Tagen erſchienene Kritik der Börne'ſchen
„Briefe erhalten. Kein Verbot, keine Winkelkritik
„wird je im Stande ſein, Börne den wohlverdienten
„Lorbeerkranz zu entreißen. Sein Genie ſichert ihm
„für alle Zukunft eine der ehrenvollſten Stellen unter
„den erſten unſerer Literatur. Sein edles Zornfeuer
„macht ihn jedem wahren Patrioten im höchſten Grade
„achtenswerth. Selbſt das frivole Hundegebell, das
„ſich gegen ihn erhebt, ehrt ihn, und die Nachwelt
„wird es erkennen."

In einem neuen Zeitungs-Artikel gegen meine Briefe heißt es unter andern Merkwürdigkeiten: ich wäre erboßt gegen alle Leute von Rang und Stand, weil ich ſelbſt kein Hofrath wäre; erboßt gegen die Reichen, weil ich arm ſei; erboßt gegen die Fürſten, weil ich keine Hoffnung hätte, je ſelbſt ein Fürſt zu werden. Iſt das nicht himmliſch? Reden Sie. Ich arm? Iſt mein Herz allein nicht eine Million werth? Ich lege die ganze Million zu Ihren Füßen. Verſchmähen Sie ſie nicht; ich kann doch noch einmal Fürſt werden. In Verſteigerungen kauft man oft die koſtbarſten Sachen um weniges Geld.

Ueberſetzungen.

Seite.

31 Der Schneider und die Fee, oder die Lieder von Beranger.

Vernehmet, was mir bei einem Schneider, meinem armen und greiſen Großvater, begegnete in dieſem Paris voll glänzenden Elends, im Jahr Chriſti 1780. Nichts prophezeite den Ruhm eines Orpheus bei meiner Wiege, die keineswegs blendend geziert war; aber mein bei des Enkels Weinen herbeieilender Großvater erblickte mich plötzlich in den Armen einer Fee, welche mit heitern, erfröhlichenden Reimverschen das Geſchrei meiner erſten Betrübniſſe ſtillte.

36 Bei ſolchen Liebkoſenden.

38 Proceß eines franzöſiſchen Marſchalls.

40 1) Indem Unterzeichnete dem Herrn Buchhändler Ladvokat einen Beweis ihrer innigen Theilnahme bei deſſen — durch alle — ſeit einem Jahre erlittenen Verluſte betrübenden Umſtänden zu bezeugen entſchloſſen ſind, haben ſie den Vorſatz gefaßt, ihm beizuſtehen, indem jeder ihm ſich verpflichtet, zu wenigſtens zwei Capitel für Bildung eines Werkes mit dem Titel: „der hinkende Teufel zu Paris, oder Paris und ſeine jetzigen Sitten.“ — Sie laden alle Gelehrten, welche ihrem Vereine nicht beiwohnten, ein — zur Verbindung mit ihnen Behufs der Unterſtützung eines Buchhändlers, der ſo mächtigen Beitrag leiſtete für Bedeutſamkeit der geiſtigen Erzeugniſſe und für Heilighaltung der Unabhängigkeit des Gelehrtenſtandes.

Seite

40 2) In der Unmöglichkeit, ſeine Erkenntlichkeit gegen die literariſch-thätigen Zeitgenoſſen für all' deren väterliches, gegen ihn reichlichſt erwieſenes Wohlwollen zu bezeugen, beſchränkt er ſich darauf, die Zuſicherung und das Verzeichniß derjenigen Gelehrten, welche ſich mit ſo viel Eifer und Wärme zu ſeiner Unterſtützung vereint haben, durch den Druck bekannt zu machen; er bewahrt dieß mit ihren Namen geſchmückte Verzeichniß, gerade wie man auf dem Felde der Ehre errungene Adelsbriefe verwahren möchte.

41 Gemälde von Paris.

49 Ouvertüre mit großem Orcheſter.

50 1) Der Rehbock.

= 2) Dieß iſt eine Preußiſche Erfindung; man hätte nie behauptet, daß das Gebiet der Preſſe ſich ſo in den Provinzen Friedrich Wilhelms vergrößere. Vielleicht iſt auch der Titel nur ſpottweiſe da, um zu zeigen und zu bedeuten: Das Gift der Preſſe und die Anſteckungskraft der Zeitungsſchreiberei.

53 1) Der Bürger von Paris.

= 2) Für Paris unſerer Zeit muß man leiſten, was Mercier für Paris ſeiner Zeit geliefert, mit dem Unterſchiede jedoch, daß dies Mal die Sittengemälde ſelten über die zarten Grenzen ſich wagen werden.

55 1) In welchem Styl würden Sie die Tanzbeluſtigungen beſchreiben, von denen vielleicht Herkulanum am Vorabend des letzten Tages dieſer verurtheilten Stadt widerhalle?

= 2) Es iſt herrliche Witterung für meine Flotte zu Algier. —... Im Augenblicke, da ich dies niederſchreibe, ſpaziret der Seeräuber, den Carl zu ſtrafen beſchloſſen hat, in unſerer Mitte, erſcheint im gleichen Palais-Royal, wo Carl X. mit ſei-

Seite

nem Geiſterblicke den rächenden Blitz — auf Windesflügeln geſchleudert — verfolgte; der Dey von Algier, kann nun in unſern Mauern leben, wo Karl X. nicht ſterben konnte.

55 3) Wir treten nicht einen Fuß breit, ſagte er mir. Nun denn, antwortete ich ihm, der König und Sie werden vor einer Gränze zurücktreten.

56 1) Beranger an Chateaubriand.

Warum fliehſt du, Chateaubriand, dein Vaterland, fliehſt ſeine Liebe, unſern Weihrauch und unſere Sorgen? Hörſt du nicht Frankreich rufen: Mein ſchöner Himmel beweint einen Stern weniger.

2) Wie ſollte ich unantaſtbar ſein für die Schmeichelei einer Muſe, welche es unter ihrer Würde hielt, Königen zu ſchmeicheln?

3) Niemals will ich in Berührung kommen mit ſolchen Männern, welche die Staatsumwälzung des Julius zu ihren Vortheil zerſplittert haben, mit ihren Schmarozern des Ruhms, der Kühnheit und des Genies.

4) Ungeachtet der Knieverbeugungen unſerer (Diplomatie) Staatsmänner, und gerade wegen ihrer bettelnden Hände ſcheint's mir ſehr ungewiß, daß man uns den Frieden ſchenke.

5) Die zorngeneigte Sippſchaft, ohne Würde, ohne Erhabenheit.

70 Wo kann man beſſer ſich befinden, als in dem Schooße ſeiner Familie?

71 Auf dem Friedhof Montmartre lieſt man folgende Inſchrift auf einem neuen Grabmal: Hier liegt Herr Baron, Johann von Bruckmann, wirklicher Rath Sr. Majeſtät des Königs von Preußen. Den Platz, welchen Herr Bruckmann wirklich inne hat, wird ihm Niemandes Neid erregen.

Andere haben auf die kleine Woche geliehen.
) Andere haben auf die kleine Woche geliehen.
(Sprichwort bedeutend: Andere haben kleine Sum-
men auf kurze Zeit für große Zinſen geliehen.
Ueberſ.)
2) Von Hundert und Einem (Schriftſtellern.)
3) Die erſte dramatiſche Aufführung.
4) Hänge dich, Figaro, du haſt dieß einmal gar
nicht errathen.
1) Zeitung des Thales Cherry.
2) Es iſt von nun an Jedem ohne Ausnahme
unterſagt, meine Tochter Bezy zu heirathen.
1) Der Zwiſchenakt.
2) Plaudereien.
Das Greiſenalter des Stanislaus — des Pot-
tier's.
Theater-Kundige.
3 Die Probe einer ernſten Oper.
9 1) Einen Kalbskopf präparirt nach der Natur.
2) Gabelfrühſtück.
1 Auch ich bin höchſt entrüſtet (ein ſolcher).
2 Hilf Dir und der Himmel wird dir helfen.
4 Jude von Frankfurt.
9 Es gilt die Wechſelbank.
0 Ha, die Weiber (ſpöttelnd).
11 Lyoner leget Euer Trauergewand bei Seite und
kleidet Euch feſtlich, Se. königliche Hoheit langt
in unſern Mauern an. Er iſt der Regenbogen,
welcher das Ende des Sturmes verkündet.
13 1) Es ſei alſo.
2) Sie denken hierbei nicht, mein werther Frei-
herr.
17 1) Dieß iſt der Höhepunkt der deutſchen Preß-
freiheit. Noch Niemand hat ſo zu ſchreiben ge-
wagt. — Das heißt die ungehobelte, unver-
hüllte Frechheit ſelbſt. Wir wenig aufgeklärte
Deutſche, gleichen einem Menſchen, der lange Zeit

Seite	
	gefangen ſaß und des Tageslichts beraubt war, der daher, ſowie man ihm die Thore zur Befreiung öffnet, durch das Sonnenlicht geblendet wird, weil er es durchaus nicht ertragen kann.
117	2) Kühnen Schriftſteller.
120	Die Herbſtblätter (von Hugo) — ein poetiſches Werk.
128	Einigung der Völker.
129	Derjenigen Partei Deutſchlands.
132	Deutſchlands Alterthümer.
134	1) Vor ſechszehn Jahren.
„	2) Revier des Tempels.
„	3) Naquet's balſamiſches Zahnpulver, um den Zähnen die Weiße von Elfenbein zu geben.

Briefe aus Paris

1831 – 1832

von

Ludwig Börne.

BIBL. VNIVERS.

Vierter Theil.

Neue, wohlfeile Ausgabe.

Herisau,
zu haben im Literatur-Comptoir.
1835.

Sechszehnter Brief.

Paris, Samſtag den 24. December 1831.

Dr. Rießer in Hamburg hat für mich gegen meinen Eduard geſchrieben; aber weder in Hamburg noch in Altona wollte die Cenſur den Druck der Schrift erlauben. Sie wird jetzt in Braunſchweig gedruckt. So ſind die deutſchen Regierungen! So ſchaamlos iſt ihre Cenſur! So ſind die freien Städten — welche die Monarchen nur darum fortbeſtehen ließen, um republikaniſche Regierungsformen lächerlich und verächtlich zu machen; um zu zeigen, daß ein Senat von Bürgern ſo knechtiſcher Geſinnung ſein könne, als ein Staatsrath von Edelleuten. Der nämliche Cenſor, der es doch geſchehen ließ, daß eine Schrift voll der unerhörteſten Schimpfreden gegen mich erſchien, deren Titel ſchon eine Beleidigung war, verbot die Schrift, die meine Vertheidigung übernahm! Und ſolche Regierungen verlangen noch, daß man ſie achte! Campe ſchreibt mir ferner: „denken Sie ſich die Tollheit der Menſchen, einige behaupten ſteif und feſt, Sie hätten dieſe Briefe im öſtreichiſchen Solde geſchrieben, damit man der Preſſe beikommen könne. Iſt das erhört?“ Glauben Sie mir, ſo dumm das iſt, ſo gibt es doch Menſchen, die noch dümmer ſind als das, und es iſt darum gar nicht unmöglich, daß irgend ein Lohnbedienter irgend eines Kommis-Voyageurs der Diplomatie ein ſolches Gerücht vorſätzlich in den Gang gebracht.

Sechszehnmal iſt Campe ſchon verhört worden. Ich habe eine Vorſtellung davon, was ſie ihn alles ausfragen. So oft ſtand Louvel nicht vor Gericht.

Es koſtet viele Arbeit, bis man in Deutſchland gehängt wird. — Der Artikel gegen meine Briefe, deſſen ich geſtern erwähnt, ſteht in der Zeitung von Bern, wie ich Ihnen ſchon geſchrieben, einen Trödelmarkt, wo die ariſtokratiſchen Lumpen von ganz Europa aufgehäuft liegen. Er lautet wie folgt: Noch ein Urtheil über Börne's Briefe. „Die Mannheimer-Zeitung ſchließt eine kurze Kritik dieſer politiſchen literäriſchen Monſtroſität folgendermaßen: Was hier mit dürren Worten, von allen hochtrabenden Phraſen befreit, geſagt wird, iſt leider die Geſchichte der heutigen Tage. Geld- und Ehrgeiz bilden die Gründlage der Börniſchen Ausfälle, und erwecket in ihm den tödtlichen Haß, welcher ſich auf jeder Seite ausſpricht. Weil er nicht Hofrath, Staatsrath, Miniſter iſt, haßt er alle Beamten; weil er ſelbſt kein Geld hat, ſo trifft ſein Haß alle Begüterte, Banquirs oder wohlhabende Bürger, und weil er endlich nie Fürſt werden kann, ſo fällt das größte Gewicht ſeines Haſſes auf die Großen dieſer Erde. Was er auszuſprechen, in ſo furchtbarer Wahrheit laut zu denken wagt, verzehrt im Stillen Tauſende. Es iſt daher die Wuth ganz begreiflich, mit der alle ſeine Geiſtesverwandten über den Unverſchämten herfallen, welcher in ſo ganz unbegreflich naiven Geſtändniſſen der Zeit vergißt, und den Schleier lüftet, welchen bisher ein erkünſtelter Patriotismus ſo fein gewoben hatte. Es war daher nur ein Schrei des Entſetzens unter ſeinen Freunden, als ſie ihr klug bewahrtes Geheimniß ſo leichtſinnig verrathen, und alle die zarten Fäden aufgedeckt ſahen, mit denen ſie ihre Pläne umſponnen. Sie mußten, und wohl nicht mit Unrecht, fürchten, daß, iſt einmal die Maske gefallen, ſich die öffentliche Meinung, welche ſie bisher ſchlau für ſich benutzt, ſich gegen ſie richten, und ſo den Nimbus zerſtören würde, der ſie umgibt.

„Solche Fingerzeige bleiben für den Triumph der „guten Sachen nicht verloren! Es iſt daher Börne's „Werk ein lehrreiches und nützliches Buch!“ Das merkt euch, Kinder, und ſtellt die Pariſer Briefe neben eure Andachtsſtunden!

— Mein Kamin raucht nicht mehr, er iſt geheilt worden, und gründlich. Ich habe da wieder erfahren, daß man gegen dieſe ſpitzbübiſchen Franzoſen, will man ſein Recht behaupten oder erlangen, grob ſein muß. Iſt man artig, wird man beſiegt, denn ſie verſtehen noch artiger zu ſein als wir. Dieſe ihre Waffen wiſſen ſie ſo geſchickt zu gebrauchen; ſie geben uns freundliche Worte, ſüße Verſprechungen, um uns einzuſchläfern und unſere Anſprüche zu entwaffnen. Ich aber, der das kannte, ließ mich nie irre führen, und wußte durch periodiſch-abgemeſſene, regelmäßig wiederkehrende Grobheit immer zu erlangen, was mir gebührte. Acht Tage lang ſchickte ich täglich viermal den Konrad zum Hausherrn mit der Ermahnung, für den Kamin zu ſorgen. Da dies nichts half, kündigte ich das Logis auf. Das wirkte.

— Herold's Artikel in den Zeitſchwingen hat mir ſehr gut gefallen. Darin iſt jugendlicher Muth und Uebermuth, wie ihn der Kampf dieſer Zeit erfordert. So eine Butter-Seele, wie dieſer Alexis, will es ja nicht beſſer, als geſchmiert zu werden — freilich mit goldenen Meſſerchen, von zarter Hand, auf zartgeröſtetes Weißbrödchen. Nun kömmt eine tüchtige Bürgerfauſt, und ſchmiert ſie mit einem Kochlöffel auf Haberbrod; das wird der Berliner Butter-Seele ihre Schmiegſamkeit etwas verleiden.

Ob ich die Wiener Gedichte kenne? Wie ſollte ich ſie nicht kennen! Sie wohnen ſeit zwei Monaten in meinem Herzen, und ich ſehe und höre ſie täglich. Aber zanken muß ich mit Ihnen, daß Sie durch ſolches unzeitiges Fragen mich in meiner Druckerei ſtören.

Ich wollte nächſtens mit Ihnen davon zu ſprechen anfangen, ich wollte Sie fragen: „Haben Sie die Spaziergänge eines Wiener Poeten geleſen?“ und dann, trott, trott, weiter. Jetzt muß ich erſt zu vergeſſen ſuchen, daß ſie Ihnen bekannt ſind. Wenn das noch einmal geſchieht, wenn Sie noch einmal durch ungerufenes Entgegenkommen mir meine ſchüchterne Schriftſtellerei verwirren, laſſe ich künftig Ihre eigenen Briefe ſtatt der meinigen drucken. Da wird ſich auch wohl für Sie ein weiblicher Eduard finden, und dann wollen wir ſehen, wie Sie mit dieſer Hamburger Megäre fertig werden.

Der Conſtitutionel, ſeit vielen Jahren das mächtigſte Blatt der Oppoſition, iſt jetzt in Caſimir Perriers Hände gefallen. Er hat ihn für eine halbe Million Aktien gekauft und kann daher mit ihm verfahren, wie ihm beliebt. Sie müſſen das bekannt machen, und die andern ſollen es auch weiter verbreiten, damit ſich keiner täuſchen laſſe. Es wird noch einige Zeit dauern, bis der Conſtitutionel ſeine Maske völlig abwirft. Das Blatt hat ſeit vier Wochen ſchon vier Tauſend Abonnenten verloren.

Montag, den 26. December.

So eben verläßt mich ein Beſuch, deſſen Veranlaſſung mir ſehr erfreulich war, deſſen Erfolg noch erfreulicher werden kann. Es war ein junger, freundlicher Menſch, aus Hof in Baiern gebürtig, ſeit einigen Jahren in einer hieſigen Handlung als Kommis angeſtellt. Er ſagte, daß er im Namen ſeiner zahlreichen Freunde käme, die erſt kürzlich aus der Zeitung erfahren, daß ich in Paris ſei, um mir zu danken für den Eifer, den ich in meinen Schriften für die Sache des Vaterlandes an den Tag gelegt — und ſo fort. Ich ſuchte das abzukürzen. Darauf weiter: er ſei beauftragt, mich um Rath zu fragen. Er, ſeine

Freunde und Kameraden, wohl zwei bis dreihundert an der Zahl, alle junge Kaufleute, hätten ſich vorgenommen, an die bairiſchen und badiſchen Stände eine Adreſſe zu erlaſſen, um ihnen für den Muth und die Beharrlichkeit, mit welcher ſie für Recht und Freiheit geſtritten, die Gefühle ihrer Bewunderung und ihrer Erkenntlichkeit auszudrücken. Auf meine Bemerkung, daß eine ſolche Adreſſe zu ſpät käme, weil in wenigen Tagen die Stände in München und Karlsruhe auseinander gehen würden, erwiederte man mir: daran läge nichts; es wäre ihnen ja blos darum zu thun, auch ihrerſeits ihre Geſinnung öffentlich kund zu thun. Der ausdrücklichen Bitte zuvorkommend, erklärte ich, daß ich herzlich gerne eine ſolche Adreſſe aufſetzen würde. Ich bemerkte: der Schritt, den ſie zu machen dächten, würde von den heilſamſten Folgen ſein. Uns Andern, aus dem Stande der Gelehrten und Schriftſteller, ſo oft wir von verfaſſungsmäßigen Rechten, von Freiheit und Staatsreformen ſprächen, machte man den Vorwurf der Unruheſtiftung und heilloſen Zerſtörungsſucht, und wo man einmal ſo gnädig ſei, uns milder zu betrachten, ſpottete man unſerer luftigen Schwärmereien, die mit dem wahren Glück des Volkes, das auch für ſolche hohe Ideen nirgends Sinn habe, in gar keiner Verbindung ſtünde. Jetzt aber kämen ſie, alle Kaufleute, die durch Stand, Gewerbe und tägliche Beſchäftigung an das Poſitive gewieſen, ja durch Maaß, Gewicht und Zahlen an die Wirklichkeit, wenn ſie ſie je vergeſſen möchten, ſtündlich erinnert würden, und wünſchten und forderten das Nämliche. Sie ſprächen es aus, daß die materiellen Intereſſen, wo die Sorge für dieſelben löblich wäre, innigſt an die moraliſchen Intereſſen gebunden wären, und daß nach Allem das ſinnliche Wohlbefinden und Wohlbehagen der Menſchen nicht ihre höchſte Beſtimmung ſei. Dieſes würde eine große Wirkung machen und die ewigen Feinde der Freiheit in Verwirrung bringen, die, deren Freunde um ſo leichter zu beſiegen, den Stand der Handelsleute und den der Gelehrten zu entzweien ſuchten... In dieſem Sinn werde ich nun für die jungen Leute die Adreſſe abfaſſen.

Dienſtag, den 27. December.

Dreimal leſe ich Ihren Brief. Aber wie kann ich auf Alles antworten? Ein Frauenzimmer fragt mehr, als hundert Männer beantworten können.

Von Schlegels Epigrammen habe ich einige vorleſen hören, keine gegen Arndt, aber welche gegen Menzel. Ganz erbärmlich. Der Geck iſt jetzt hier. Solche Leute ſchickt ſeit der Revolution die preußiſche Regierung eine Menge hierher. Aber ſtatt zu ſpioniren, welches ihre Sendung iſt, werden ſie ſpionirt. Die franzöſiſche Regierung erſpart dadurch Geld, Spione in Berlin zu beſolden. Bequemer und beſſer kann man es nicht haben. Schlegel wohnt, aus alter Freundſchaft von der Stael her, bei deren Schwiegerſohn, dem Herzog von Broglie, und wird dort, wie man mir erzählt, zum Beſten gehabt, und en bas behandelt.

Die Damen hier, und eine große Zahl von Künſtlern haben ſich vereinigt, Handarbeiten, kleine Kunſtwerke zu verfertigen, und ſie zum Vortheile der Polen auszuſpielen. Die Gegenſtände der Lotterie werden bis zur Ziehung in einem Saale öffentlich ausgeſtellt. Der Zettel koſtet zwei und einen halben Frank. Wie gewöhnlich bei ſolchen Unternehmungen, ſtehen die Namen der Frauenzimmer in der Zeitung, bei welchen die Looſe zu haben ſind. Frau von *** iſt dieſesmal nicht dabei. Es iſt keine legitime Barmherzigkeit, und Revolutionairs verhungern zu ſehen, thut auch einem ſanften weiblichen Herzen wohl. Die ſchöne Dame in ihrem Boudoir denkt, wie es einer zärtlichen

Gattin ziemt, an den Mann auf dem Büreau, und begreift, daß an einer Anleihe für Könige mehr zu verdienen ſei, als an einer für den Himmel.

Siebzehnter Brief.

Paris, Freitag den 30. December 1831.

Ihre Frage wegen der Simoniſten möchte ich Ihnen gern klar und genau beantworten; aber ich weiß nicht viel davon. Da ich mich nicht ſchämte, unwiſſend hierin zu bleiben, will ich mich auch nicht ſchämen, meine Unwiſſenheit zu geſtehen. Sie iſt um ſo weniger zu entſchuldigen, da mir bekannt, daß der Simonismus eine der wichtigſten Erſcheinungen, ja noch mehr iſt: der Inbegriff von vielen wichtigen Erſcheinungen dieſer Zeit. Das ſchwebte vor mir in der Luft, und genauer unterſuchte ich es nicht. Es iſt nicht zu ändern. Hier in Paris braucht man nur einen halben Magen; denn der gefällige Kochtopf übernimmt die Hälfte der Verdauung. Hier in Paris braucht man gar kein Herz; denn da alle öffentliche Gedanken in öffentliche Empfindungen übergegangen, iſt das Klima davon warm geworden und man braucht die Bruſt nicht einzuheizen. Aber tauſend Beine braucht man hier, um nach allem Merkwürdigen zu gehen, tauſend Augen und Ohren, alles Merkwürdige zu ſehen und zu hören, und tauſend Köpfe, um alles aufzufaſſen, ſich anzueignen und zu verarbeiten.

Die Simoniſten halten jeden Sonntag öffentliche Vorleſungen, in welchen ſie ihre Lehren zuſammenſtellen und erläutern. Ich habe aber dieſen Predigten nie beigewohnt. Man muß zwei Stunden vorher da ſein, um Platz zu finden, und ſo viele Zeit mochte ich nicht darauf verwenden. Aus gleichem Grunde war ich auch noch nie in einer Kammerſitzung, bei den Verhandlungen der Aſſiſen, noch in einer der öffentlichen Verſammlungen, die hier faſt jede Woche gehalten werden. Das bürgerliche Leben, das in ſeinem ganzen Umfange und in allen ſeinen Stockwerken öffentlich geworden, hat die Architektur hinter ſich gelaſſen, die monarchiſch und ariſtokratiſch geblieben. Es gibt in Paris kein öffentliches Gebäude, das ſelbſt für das beſcheidenſte Bedürfniß einer Volksverſammlung Raum genug hätte. Es iſt lächerlich, wie wenige öffentliche Sitze in der Deputirtenkammer ſind. Die Regierungen, wenn ſie die Freiheit mit keinen moraliſchen Schranken mehr umziehen dürfen, engen ſie wenigſtens ſo viel und ſo lang als möglich mit Steinmauern ein. Der Saal, den die Simoniſten haben, der iſt nun beſonders klein und ich glaube, daß ſie ihn aus Schelmerei ſo gewählt, damit die Zuhörer um ſo begieriger herbeiſtrömen. Wo die Pariſer keinen Platz finden, da eilen ſie am liebſten hin, beſonders die Frauenzimmer; es iſt ihre Wonne, geſtoßen und gedrückt zu werden.

Was mich bis jetzt von einer nähern Bekanntſchaft, nicht mit den Grundſätzen, ſondern mit den Lehren der Simoniſten, abgehalten, iſt die monarchiſche Verfaſſung ihrer Kirche. Sie haben einen Papſt; vor ſolchem kreuze ich mich, wie vor dem Satan. Sie haben eine Autorität; die fürchte ich noch mehr, als den Räuber im finſtern Walde. Ich laſſe mich von keiner Wahrheit gern einſchränken; ich trinke, wie der goldgelockte Felix im Wilhelm Meiſter, am liebſten aus der Flaſche. Wenn ein Papſt mir ſagt: zwei mal zwei iſt vier — glaube ich es ihm nicht, und habe ich es früher gewußt, fange ich an, daran zu zweifeln. Zwar weiß ich recht gut, daß keine neue Kirche der monarchiſchen Leitung entbehren kann; das Chriſtenthum ſelbſt blieb ſchwach, ward verfolgt und geſchlagen, ſo lange es republikaniſch war, und wurde erſt ſtark, ſiegend und erobernd, als es einen höchſten

Biſchof an ſeine Spitze ſtellte. Jedem Staate iſt die monarchiſche Gewalt in ſeiner Kindheit die Laufbank, in ſeinem Greiſenalter eine Krücke; Freiheit gebört dem Jünglingsalter und den männlichen Jahren. Aber, ob ich auch das begreife, verabſcheue ich doch die Monarchie für jedes Verhältniß und für jede Zeit. Ein junger Staat ſoll lieber auf allen Vieren kriechen und etwas ſpäter gehen lernen, ſoll lieber, ſobald er das Greiſenalter erreicht, ſich freiwillig den Tod geben, als gemächliche und ſchnellere Entwicklung ſeiner Glieder, als einige Jahre Friſt jämmerlichen Daſeins mit der Freiheit bezahlen. Wie einem die Regierung oft alle bürgerliche Geſellſchaft, das Syſtem die ſchönſte Philoſophie verleiden kann: ſo verleidet einem die Kirche jeden Glauben. Muß ich ſelig ſein im Paradieſe, dann will ich lieber in der Hölle leiden. Es liegt gar nicht ſo viel daran, daß eine neue Wahrheit ſich ſchnell und weit umher verbreite; ſie wird leicht an Würde verlieren, was ſie an Macht, im Werthe verlieren, was im Preiße gewinnt.

Sie fragen mich: ob die Simoniſten etwa das reine Chriſtenthum herzuſtellen ſuchen? Ich glaube es. Aber was heißt reines Chriſtenthum? Es gibt nur eine reine Quelle des wahren Glaubens, und aus dieſer fließen die mannigfaltigen Ströme der Religionen, die nach und nach den Schlamm der Ufer abſpülen, und ſich mit Allem beſudeln, was die ſchmutzigen Menſchen hineingeworfen. Die Simoniſten mögen wohl in Frankreich ſein, was die Carbonari in Italien ſind. Was dieſe wollen weiß ich zwar auch nicht klar; doch daß ſie einen edeln Zweck haben, daß ſie ſuchen Licht in das dunkle Lügengebäude des Papſtthums zu bringen, und die Zwingburgen der Gewalt niederzureißen: das erfahre ich von der unbeſchreiblichen Wuth, mit welcher die geiſtliche und weltliche Macht in Italien den Carbonarismus verfolgt.

Der hier erſcheinende *Globe* iſt das Apoſtel-Blatt der Simoniſten; eine Art hauſirende Bibel, die alle Tage den wahren Glauben friſch und warm in die Häuſer bringt. Doch ich kann keine Milch vertragen und leſe darum das Blatt nicht. Von den drei ſteriotypen Lehren, die der Globe als Motto's täglich hinter ſeinem Titel hat, kann ich nur die erſte annehmen; die zweite iſt mir zu trivial; die dritte finde ich falſch, und eine vierte, mir die erſte, mangelt gänzlich. *Erſte Grundlehre.* Les institutions sociales doivent avoir pour but l'amélioration du sort moral, physique et intelectuel de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre. Daß die bürgerliche Geſellſchaft *nur* für die Mehrzahl, *nur* für die ärmeren Klaſſen zu ſorgen habe, dieſem Grundſatze kann man dann erſt beitreten, nachdem man ſtillſchweigend angenommen, daß die Minderzahl der Geiſt- und Güterbegabten, daß jene Glücklichen, für welche ſchon die Natur geſorgt, den Schutz und den Beiſtand der bürgerlichen Geſetze entbehren können. Dann aber bleibt in jenem Grundſatze die reinſte, heiligſte und unverletzlichſte Vorſchrift, wie der Sittlichkeit, ſo der Religion übrig. Weil ſie rein iſt, wird ſie von Allen beſudelt; weil ſie heilig iſt, wird ſie verſpottet; weil unverletzlich, täglich übertreten. Doch ich mag nicht davon ſprechen. Wer nur etwas gelebt hat und nur einen Tag nicht ſich allein, der konnte wahrnehmen, wie man überall und zu allen Zeiten das niedre Volk als unorganiſches Produkt betrachtet, als Erde, Steine, Sand, Waſſer — von Gott, dem Hofarchitekten der Vornehmen und Reichen, herbeigeſchafft, dieſen das Leben wohnlich und angenehm zu machen. Aber der Tag wird kommen, wo der zum Himmel geſtiegene Thränendunſt aller der Millionen Unglücklichen als Sündfluth niederſtürzen, und die Reichen mit allen ihren aufgeſparten Gütern bedrohen wird, und dann werden Schrecken und zu ſpäte Reue die hohle

Bruſt der Hartherzigen ausfüllen, und ſie werden das Erbarmen, deſſen Rufe ſie nie gefolgt, ſelbſt anrufen.

Zweite Grundlehre. Tous les privilèges de la naissance, sans exception, seront abolis. Werden hier die alterthümlichen bekannten Privilegien gemeint, wie die des Adels, der Pairs, oder ſonſt eines bevorrechteten Standes, ſo iſt das eine ſo entſchiedene Wahrheit, ein ſo feſt gegründetes Recht, daß man durch ein ſchadenfrohes Erwähnen derſelben nicht die Anmaßung des Widerſpruchs herausfordern ſollte. Nicht die Vernunft iſt auf der Seite der Gleichheit, ſondern auf der Seite der Ungleichheit iſt der Wahnſinn. Aber der Vernunft ziemt es nicht, dem Wahnſinn entgegen zu treten, ihm den Weg zu verſperren; ſondern ſie ſoll warten, bis er herbei kömmt, bis er losbricht. Dann ſoll ſie ihn beſprechen, heilen, und wenn er ſich unheilbar zeigt, ihn an die Kette legen und unſchädlich machen. Jedes Wort, noch ferner gegen den Adel geſprochen, iſt ein Schwertſtreich dem Schlachtfelde entzogen; die Zeit des Redens iſt vorüber.

Dritte Grundlehre. A chasun selon sa capaciteé, à chaque capacité selon ses oeuvree. Eine heilloſe Irrlehre! Die Wahrheit iſt ganz auf der entgegengeſetzten Seite. Je mehr Verdienſt, je weniger Lohn; das iſt die Regel der Vernunft. Verdienſt iſt die reine Vorausbezahlung, welche die Natur ſolchen Menſchen leiſtet, denen ſie vertraut, und der, dem ſie geworden, hat keinen weitern Lohn zu fordern. Bezahlung werde dem Verdienſtloſen, der nichts von der Natur geerbt. „Jeder Kapacität nach ihren Werken,“ iſt auch falſch. Was der Menſch iſt, beſtimmt ſeinen Werth, und alſo ſeinen Preis; nicht das, was er thut. Iſt das, was er thut, ſeiner Natur gemäß, iſt es bloß Lebensäußerung, Selbſterhaltungstrieb, und er hat dafür keinen Lohn zu fordern; iſt es ſeiner Natur zuwider, kann es nichts

Gutes ſein. Dieſe Irrlehre der Simoniſten entſpringt aus einer andern, zu welcher ſie ſich bekennen, der von einer Gütergemeinſchaft, — eine Lehre der verderblichſten Art, weil ſie den Menſchen nicht allein in der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern auch in ſeinen reinmenſchlichen Verhältniſſen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit beſtehen darin, daß jeder einzelne Menſch in ſeiner Lebensſphäre, ſei nun dieſer Kreis ſo eng gezogen als man wolle, Despot ſein darf; nicht aber darin, daß man alle dieſe Perſönlichkeiten zerſtört, und daraus einen allgemeinen Menſchenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinſchaftlich ſind, wenn das Recht ſich Alles nehmen darf, was bleibt dann noch dem ſchönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig? Man wirft den Simoniſten vor — ob der Vorwurf gegründet, weiß ich nicht — ſie wollten die Ehe aufheben. Es fällt mir ſchwer, das zu glauben. Manche Religionen, mancher politiſche Bund haben im Verlaufe ſpäterer Entartung ſittenverderbliche Grundſätze angenommen; aber eine neue Religion, eine neue Gemeinde, wurde nie auf Sittenloſigkeit gegründet. Doch einen andern Grundſatz ſprechen die Simoniſten deutlich aus: den der Emancipation der Weiber. Wollen ſie damit täuſchen, oder täuſchen ſie ſich ſelbſt — ich weiß es nicht. Vielleicht heucheln ſie dieſen Grundſatz, um die Frauen für ihre Sekte zu gewinnen. Iſt es ihnen aber Ernſt, dann ſind ſie in einem Wahne befangen, der nur darum nicht verderblich iſt, weil er nie zur Wirklichkeit werden kann. Bei einer flüchtigen Betrachtung ſcheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geſchlecht emancipirt würde, wenn es gleiche ſittliche, gleiche politiſche Rechte mit den Männern erhielte; der Kreis der Menſchheit, ſcheint es, würde dadurch erweitert werden. Aber es iſt Täuſchung. Selbſtſtändigkeit des Weibes würde nicht allein die

Beſtimmung des weiblichen, ſondern auch des männlichen Geſchlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menſchliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menſchen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menſchheit erreicht.

Achtzehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 4. Januar 1832.

Wie können Sie nur glauben, ich wünſchte darum nicht, daß meine Briefe in das Franzöſiſche überſetzt würden, weil ich fürchte, der Regierung zu mißfallen? Wie ſollte ich ſimpler Bürgersmann die Anmaßung haben, mich zu fürchten? Das iſt jetzt ein Prärogativ der Krone, ein Regal der Fürſten. Ich wäre eine Art Falſchmünzer, wenn ich mich mit Fürchten beſchäftigte; das könnte mich den Kopf koſten. Es wäre mir darum unlieb, hier überſetzt zu werden, weil mir Angſt iſt, die Arbeit, von irgend einem ökonomiſchen Buchhändler aus Gewinnſucht veranſtaltet, möchte in die wohlfeilen Hände eines Taglöhners fallen, und ich verunſtaltet werden. Mein kleiner weicher Geiſt iſt leicht außer Form gebracht. Wenn aber ein Mann, wie der Profeſſor Willms in Straßburg, der Bruchſtücke aus meinen ältern Schriften in der Revue Germanique ſo vortrefflich überſetzt hat, auch die Briefe franzöſiſch herausgeben wollte, würde ich mich ſehr darüber freuen.

— Wäre Herr von Raumer darum aus der preußiſchen Cenſurbande getreten, um die Schande, Mitglied derſelben geweſen zu ſein, abzuwaſchen — auch dann würde ihm das nicht zur Ehre gereichen; denn ſein Ruf ſtünde immer nur erſt auf dem Gefrierpunkte der

Tadelloſigkeit. Aber nein, nicht aus Buße, nicht um der beleidigten Menſchheit Abbitte zu thun, hat er aufgehört, Cenſor zu ſein; ſondern aus gereizter Eitelkeit, weil er ſich perſönlich gekränkt fühlte, daß die Cenſur ſein Werk über Polen anzuzeigen verboten, that er den angſtzitternden Schritt. Ich begreife es nicht, ich werde es niemals faſſen, wie ein Mann, der ſich nur ein wenig ſelbſt achtet, der nicht ſchamlos ſeine ganze Menſchenwürde von ſich geworfen, um nackt wie ein Thier im warmen Stalle zu lagern, dort ſeinen Bauch zu füttern oder bei gutem Wetter auf der Gunſt der großen Glückspächter herum zu graſen — wie ein ſolcher Mann ſich dazu verſtehen kann, ein Cenſor, ein Henker zu werden — nein, ſchlimmer als ein Henker, denn dieſer tödtet nur die ſchuldig Gerichteten — ein Meuchelmörder der Gedanken, der im Dunkeln lauert und trifft, der das Einzige, was göttlich iſt am Menſchen: die Freiheit des Geiſtes, zerſtört, daß nichts an ihm übrig bleibe, als das blöde Vieh, das vor der Peitſche ſeiner Treiber hergeht, und kaut und wiederkaut, was ihm ſeine Herren in die Krippe geworfen! Und auch hier wieder wie immer, empört ſich mein Herz gegen die Dummheit des Volks überall, daß gar ſeine Macht und Uebermacht nicht kennt; und gar nicht ahnet, daß es nur zu wollen braucht, um jede verhaßte Tyrannei umzuſtoßen. Wenn unter den Tauſenden in jeder Stadt, welche die Cenſur als einen ſchändlichen Uebermuth verabſcheuen, als eine erbärmliche Feigheit verachten, ſich nur zwanzig angeſehene Familienhäupter zu dem Bunde vereinigten, jeden Cenſor als einen ehrloſen Menſchen zu betrachten und zu behandeln, unter keinem Dache mit ihm zu wohnen, an keinem Tiſche mit ihm zu eſſen, ſeine Umgebungen nicht zu berühren, ihn zu fliehen wie einen Verpeſteten, ihn immerfort mit Verachtung zu beſtrafen, mit Spott zu necken

— dann würde ſich bald kein Mann von Ehre mehr finden, der Cenſor würde ſein wollen; ja ſelbſt der Gefühlloſe, wenn er nur von einem gewiſſen Range iſt, würde nicht den Muth haben, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und die Regierungen würden genöthigt ſein, ihre Cenſur den Schinderſknechten anzuvertrauen, und der Anger vor dem Thore würde bedeckt werden mit Pferdeknochen, Schaafſchädeln und confiscirten Büchern. Aber wie die Menſchen zum Guten vereinigen? Das iſt der Jammer. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jeder Gemeinde, in jeder Regierung und in jeder Amtsſtube gibt es edle Menſchen genug; aber Jeder glaubt, er ſei allein gut geſinnt, und ſo fürchtend, Alle gegen ſich zu haben, wagt es Keiner mit ſeiner Stimme hervorzutreten, und der Sieg bleibt den Schlechten, die ſich beſſer errathen, ſich leichter finden. Das iſts, was mir vor vielen Andern den Muth gibt, für Recht und Freiheit ſo laut das Wort zu führen: daß ich weiß, ich ſtehe nicht allein, daß ich weiß, es gibt Tauſende, die ſo gut und beſſer ſind als ich, die meinem Rufe folgen und ſich mir anſchließen. Wüßte ich das nicht, glaubte ich im ſelbſtverliebten Dünkel allein zu ſtehen im Vaterlande, wahrlich, ich wäre nicht der Thor, einer dummen, feigen und undankbaren Menge meine Ruhe fruchtlos aufzuopfern, und ich ſchwiege und duldete, wie die Andern alle.

— Gleich nach Empfange Ihres Briefes ſchrieb ich nach Stuttgardt, und beſtellte dort das Hofblatt, das die Donau- und Neckarzeitung gewaſchen hat. Ich behalte mir vor, es zu bläuen und zu bügeln. Erwünſchter konnte mir nichts kommen. Da finde ich den Generalſtab-Stab und das Genie-Corps der ſüddeutſchen Miniſterial-Armee auf einem Flecke beiſammen. In Würtemberg bereitet man ſich auf die ſchrecklich drohende unvermeidliche Landplage der Stände mit einer Bedächtigkeit vor, zu der in unſern Tagen die Cholera alle deutſchen Regierungen gewöhnt hat. Die beſten Aerzte gegen den Liberalismus, die um ſo beſſer ſind, weil ſie die Krankheit ſelbſt früher überſtanden, werden herbei gerufen und zu Rathe gezogen. Die Doktoren Münch, Pahl, Lindner, von Wangenheim werden am Stände-Lazarethe angeſtellt. Da die Regierung den Liberalismus nicht für kontagiös hält, ſondern miasmatiſch, wird ſie die Angeſtellten keiner ſtrengen Abſonderung unterwerfen, und ſich darum dem Eintritte in die Kammer von lieberalen Männern wie Uhland, Pfizer und Schott nicht allzuängſtlich widerſetzen. Um aber den übeln Folgen einer ſolchen Gemeinſchaft zwiſchen Geſunden und Kranken zu begegnen, will die Regierung in einigen Punkten freiwillige Verbeſſerungen vorſchlagen, und hofft dadurch, „der zweiten Kammer die Gelegenheit zu benehmen, ſich auf Koſten der leitenden Staatsgewalt eine unruhige Popularität zu erwerben.“ Kurz, es iſt zum Todtlachen, und alle die komiſchen Präſervative gegen die Cholera ſind erhaben dagegen. Die Allgemeine und die Stuttgardter Zeitung ſind die zwei großen Rauchfäſſer, aus welchen in einem fort Chlor-Wolken ſich erheben. Herr Münch iſt der Lindenblüthen-Thee, deſſen Heilſamkeit gegen Erkältung er im feuchten Holland oft erprobt; Herr Lindner iſt die Kupfer-Platte auf dem Magen, ein Minimum von diplomatiſchem Gifte, das homöopatiſch heilt; Herr von Wangenheim wird wohl reiben, und wenn nichts hilft. wird die Bundesverſammlung den würtemberger Ständen das Dampfbad bereiten. Die Cholera-Politik: Ich bekomme Leibſchmerzen, wenn ich nur daran denke.

Die Stuttgardter Hof- und Cholera-Zeitung gehört dem Herrn von Cotta, und das auch kömmt mir ſehr gelegen. Mit dem Vater der allgemeinen Zeitung habe ich ohnedies ein ernſtes Wort zu ſprechen. Seine unverſchämte Tochter ſprach neulich ein freches Wort gegen mich aus, und hätte ich etwas darauf erwiedern wollen, wäre es vom zärtlichen Vater zurück gewieſen worden, wie vor Kurzem Heine es erfahren. Nun aber werde ich nicht länger mehr der Thor ſein, aus prunkender Großmuth den Vortheil der allgemeinen Sache zu vernachläßigen, weil zufällig mein eigner damit verbunden iſt. Dann brauchte ja jeder ſchlechte Schriftſteller, jeder feile Zeitungsſchreiber mich nur zu beleidigen, um vor meinem Urtheile ſicher zu ſein! Ich kenne die geheime Lebensgeſchichte der allgemeinen Zeitung ſehr genau, von den Jahren des franzöſiſchen Direktoriums bis zum Untergange Warſchaus; und es hängt blos von mir ab, ihr den Namen der deutſchen Phryne zu verſchaffen. Die allgemeine Zeitung iſt freilich ohne Vorliebe die gefällige Allgemeine für Alle, die bezahlen; aber das Recht hat ſelten Geld und das Unrecht immer, und wenn das Recht ja einmal die Gunſt der Allgemeinen bezahlen kann, iſt die Schöne ſo ſchlau, ehe ſie das Recht einläßt, das Unrecht durch die Hinterthüre zu entlaſſen, damit die beiden Nebenbuhler ſich nie begegnen, ſich meſſen, und die Schöne auffordern können, endlich einmal zwiſchen ihnen zu wählen. —

— Die Briefe von Cormenin habe ich noch nicht geleſen. Sind ſie aber wirklich ſo herrlich, als Sie ſie gefunden, dann werde ich, Ihrem Rathe folgend, ſie überſetzen und mit deutſchen Bemerkungen verzieren. Ich begehe jedes Staatsverbrechen, wozu Sie mich anreizen, mit tauſend Freuden. Kann mir denn etwas erwünſchter ſein, als früher oder ſpäter auf der Frankfurter Hauptwache Ihre ſchöne und gute Geſellſchaft zu genießen? Zwar hat dieſe freie Stadt Frankfurt keine Civil-Liſte zu bezahlen, aber unſere Regierung muß ihr Contingent zu jeder Bundes-Tyrannei ſtellen, und der Senat würde meine Gottesläſterung über die großen Königs-Magen ſo ſtreng beſtrafen, als ob er ſelbſt ein König wäre. Ja wohl iſt die Sache von der größten Wichtigkeit. Nicht darauf kömmt es an, ob man einem Fürſten für ſeine ungemeine Gefälligkeit zu regieren einige Millionen mehr oder weniger gibt — man gebe ihm ſo viel er braucht, ſo viel er wünſcht, daß er zufrieden ſei und uns zufrieden laſſe; denn die übeln Launen eines Fürſten ſind dem Lande verderblich, und zu allen Zeiten mußte das Volk ſein Glück und ſeine Freiheit erkaufen. Sondern das iſt zu bedenken: jeder überflüſſige Sold, den ein Volk ſeinem Fürſten gibt, den dieſer nicht für ſich und ſeine Familie verwenden kann, wird dazu gebraucht, einen Hof zu bilden und zu nähren, der als giftiger Nebel ſich zwiſchen Fürſt und Volk hinzieht, und eine traurige Thronfinſterniß hervorbringt. Vielleicht iſt es wahr, was die Fürſtengläubigen behaupten: eine Krone ſei etwas himmliſches, eine Art Sonne, die im reinſten Lichte ſtrahle; aber woher wollen wir Bürger das wiſſen? Man zerſtreue den Hofdunſt, der jede Krone umgibt, und dann werden wir ſehen, was daran iſt. Dann iſt zu überlegen, daß man ganz falſch rechnet, wenn man blos die Millionen, die man einem Fürſten als Civilliſte bewilligt, zählt. Dieſe Millionen ſind nur das Saatkorn, das dreißigfachen Ertrag gibt; dieſe Civilliſte iſt nur die Waffe, womit ein Fürſt ſich Alles erbeutet von ſeinem Volke, wornach ihm gelüſtet. Ludwig XVIII. hatte fünf und dreißig Millionen; aber mit dieſen fünf und dreißig Millionen holte er ſich tauſend andere, womit er ſich und ſeine Kreaturen für den durch die Emigration erlittenen Verluſt entſchädigte. Hätte er keine fünf und dreißig Millionen gehabt, ſondern nicht mehr als er zu ſeinem Unterhalte bedurfte, hätte er die Kammer nicht beſtechen können, und das heilloſe Geſetz der Emigranten-Entſchädigung wäre nicht angenommen werden. Louis Philipp, der Pflaſterkönig, hat zwölf Millionen jährlicher Einkünfte aus ſeinem Privatvermögen, und doch verlangt er eine Civilliſte von achtzehn Millionen. Die Einwohner der Stadt Bourgs haben der Kammer eine Bittſchrift überſendet, worin ſie darauf antragen, man möchte dem Könige nicht mehr als eine halbe Million geben. Das iſt nach meiner Geſinnung eine halbe Million zu viel, ich würde ihm gar nichts geben. Wer die Ehre haben will, ein großes Volk zu regieren, der mag es ſich etwas koſten laſſen. Frankreich konnte unter ſechs Millionen Bürgern einen König wählen; aber König Philipp konnte ſich kein Volk wählen; die Völker ſind ſelten. Die Kommiſſion der Kammer war in ihren Anſichten getheilt. Vier Mitglieder derſelben ſtimmten für vierzehn Millionen, die vier andern für zwölf und eine halbe, und das neunte Glied, eben Ihr verehrter Cormenin, ſtimmte für eine ſo kleine Summe, daß der miniſterielle Bericht-Erſtatter der Kommiſſion ſich ſchämte, ſie in der Kammer laut anzugeben. Dem Kronprinzen wurde überdieß, daß ihm die Zeit nicht lang werde, bis er den Thron beſteigt, eine Million bewilligt. Nichts empört mich mehr, als dieſe unverſchämte Apanagirung der Erbprinzen überall. Mein Gott, wer giebt denn dem armen Volke Warte-Geld, wenn es auf den Tod eines böſen Fürſten ängſtlich harrt? Aber die Höfe ſorgen dafür, daß die Kronprinzen ſchon in ihrer früheſten Jugend an Verſchwendung gewöhnt werden; ſie fürchten: in den reifern Jahren der Thronbeſteigung möchten ſie vielleicht für das Laſter nicht genug Empfänglichkeit mehr haben.

Der jetzige König wird alſo vierzehn Millionen bekommen, eine Civilliſte, die jedem Deutſchen, der, wenn auch mit ſeinen Füßen, doch nie mit ſeinem Kopfe Deutſchland verlaſſen, ſehr winzig erſcheinen muß. Und nach dieſer Vergleichung iſt ſie es auch. Das Büdget von Frankreich beträgt vierzehn Millionen, die Civilliſte mit vierzehn Millionen würde alſo den hundertſten Theil der Staatsausgaben betragen. Das Büdget von Baiern beträgt ſieben und zwanzig Millionen, und die Civilliſte des Königs drei Millionen, alſo den neunten Theil des ganzen Staatshaushalts. Wenn der König von Frankreich in gleichem Verhältniſſe, wie der König von Baiern ausgeſtattet wäre, würde ſeine Civilliſte auf 155½ Millionen ſteigen; und wenn der König von Baiern dem Könige von Frankreich gleich geſetzt würde, ſänke ſein Einkommen auf 270,000 Gulden herab. Und wäre das nicht genug? Die ungeheuern Summen, die der König von Baiern verſchwendet, ſeinen Wohnort zum neuen Athen zu machen, könnten erſpart werden: München war die Stadt der Nachteule, ſchon ehe es Statüen und Gemälde beſaß. Iſt es nicht ein herzzerreißender Jammer, daß der arme Häusler im Speſſart, der ſich glücklich ſchätzt, wenn ihm nur drei Tage in der Woche die Kartoffeln mangeln, den Schweiß ſeiner Hände verſilbern muß, damit in einer ſechzig Stunden entfernten Stadt, die er nie geſehen; wohin er nie kommen wird, eine Klyptothek, eine Pinothek, ein Odeon. — Dinge, deren Namen er nicht einmal kennt — die eitle Ruhmſucht eines Königs befriedige? Und dieſer kunſtliebende König, der Zögling des alten freien Griechenlands, der Nacheiferer eines Perikles, hat den Stellvertretern des bairiſchen Volks ſagen laſſen: Er würde ſie auseinander treiben, wenn ſie ſich unterſtänden, ihm noch ſo wenig von ſeiner Civilliſte zu ſtreichen! Und er hat ſpäter ſeiner Adelskammer kund gethan, er wolle ſich mit drei Millionen begnügen! und die Miniſter dieſes Königs haben in öffentlicher Sitzung der Kammer zu verſtehen gegeben: ihr Herr würde der Kammer manche Forderung bewilligen, wenn ſie ſich gegen die Civilliſte billig zeigten! Sie — Königin der Unglücklichen, wenn dieſe ſich je ihren Herrſcher wählen dürften — haben Sie das auch wohl verſtanden? Der König von Baiern ließ ſeinem Volke ſagen, er würde ihm dieſes und jenes Recht gewähren, dieſe und jene Freiheit bewilligen, die man doch unmöglich geſchenkt verlangen könnte, wenn man ſie ihm bezahlte — bezahlte! Und was hat die Kammer geantwortet? und was hat die badiſche gethan? und .... doch davon ſpäter. Ich will warten, bis die von Kaſſel auch dazu kommt, noch eine kurze Zeit warten. Und dann? Nun dann werde ich trauern, daß ich Recht behalten. Ich werde nicht Triumph! Triumph! rufen, wie es der feurige Welker ſchon vor dem Siege, ja ſchon vor dem Kampfe gethan! Nicht für meine Eitelkeit, für mein Vaterland habe ich die Stimme erhoben, und darum wehklagt mein Herz über den Sieg, den mein Geiſt errungen.....

Ich habe es vergeſſen: wir glücklichen Deutſchen haben einige und dreißig Fürſten, einige und dreißig Civilliſten. Rechnen Sie, was das koſtet, und athmen Sie dabei, wenn Sie können. Und Tauſende wandern jährlich nach Amerika aus, wandern gedankenlos vorüber an einigen und dreißig duftenden Küchen, und ſchiffen ſich ein, um in einem fremden Welttheile ihren Hunger zu ſtillen!.... Ich will noch einmal zur Civilliſte des Königs von Frankreich zurückkehren, um Ihnen zu zeigen, wie Unrecht Sie hatten, als Sie mich ſo oft einen Verſchwender genannt. Vergleichen Sie meinen Haushalt mit dem Louis Philipps, und Sie werden erfahren, wer von uns ökonomiſcher iſt. Die Verſchiedenheit der Verhältniſſe mögen Sie immer dabei berückſichtigen. Freilich iſt Louis Philipp König und ich bin keiner, und habe auch, wie die Mannheimer Zeitung meint, wenig Hoffnung einer zu werden. Freilich hat König Philipp eine Frau und ſieben Kinder, und ich bin, Gott ſei Dank, unverheirathet. Aber auf der andern Seite hat König Louis Philipp freie Wohnung, und ich muß die meinige bezahlen; er hat freies Holz aus ſeinen Wäldern; er hat eine Frau, die ihm die Wirthſchaft führt, und ich muß Alles ſelbſt beſorgen und werde geprellt. Alſo das gleicht ſich aus. Und jetzt ſtellen Sie unſere Bedürfniſſe nebeneinander. Die meinigen ſind Ihnen bekannt, ich brauche Ihnen alſo blos die des Königs mitzutheilen, wie ſie vor einiger Zeit bekannt gemacht wurden. Für Doktor und Apotheker jährlich 80,000 Fr. Ich bin viel krank das Jahr durch und weiß, was es koſtet — nicht geheilt zu werden. Der Hofſtaat des Königs ſoll aus tauſend Perſonen beſtehen (doch das iſt viel zu viel). Nun wird angenommen, daß unter tauſend Menſchen einer das ganze Jahr durch krank iſt. Ich will zugeben, daß die Hofkrankheiten immer von der gefährlichſten Art ſeien, die täglich zwei ärztliche Viſiten erfordern. Jede Viſite zu 10 Fr. gerechnet, alſo täglich 20 Fr., macht das jährlich 7,900 Fr. Arztlohn. Täglich für 2 Fr. Medizin, beträgt jährlich 730 Fr., alſo Arzt und Apotheker zuſammen koſten jährlich 8,630 Fr., woher nun 80,000? Das iſt Verſchwendung. — Livrée-Bediente, 200,000 Fr., zu viel. Beſoldete Tagdiebe von Rang, 650,000 Fr., unerhört! Küche 780,000 Fr., davon werde ich in meinem künftigen Werke: von den Königs-Magen weitläufiger ſprechen. Keller 180,000: die Flaſche zu 5 Fr. gerechnet, käme auf das Jahr 36,000 Flaſchen, und auf den Tag 100. Können Mann und Frau und Schweſter und ſieben Kinder, meiſtens Frauenzimmer, täglich 100 Flaſchen Wein trinken? Und denken Sie nicht etwa, daß darunter der Gebrauch für fremde Tiſchgäſte mitbegriffen ſei, denn die Ausgaben für dieſe werden unter dem Artikel Feten beſonders mit 400,000 Fr. berechnet. — Für 300 Pferde jährlich 900,000 Fr.; alſo jedes Pferd 3,000 Fr. Ein

Pariſer Blatt bemerkte: Tauſende in Paris würden ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie zu ihrem Lager das Stroh jener Pferde hätten. Und erinnern Sie ſich noch des herrlichen Marſtalles in Hannover, des dortigen Muſeums, das alle Reiſende, alle neugierigen Damen beſuchen? Einige hundert Pferde zum Gebrauche eines Königs, der ſeit hundert Jahren nicht in Hannover reſidirte, werden dort gefüttert mit dem Brode, getränkt mit dem Schweiße der unglücklichen Unterthanen, damit die Majeſtät des Thrones auch in Abweſenheit des Königs ſichtbar werde. Und wenn es kalt iſt in Hannover, aber recht kalt, ſo daß die Thränen der Unglücklichen zu Eis werden, dann — wird in der Nacht Stroh geſtreut auf dem Steinboden des Marſtalles, quer über die durchlaufende trübe Gaſſe gelegt, und die armen Leute, die kein Holz haben und kein Bett und keine Suppe haben, ihre erfrornen Glieder zu wärmen, dürfen dahin kommen und dort ſchlafen zwiſchen den königlichen Pferden bis der Tag graut. Es iſt keine Verſchwendung, wie man ſie oft den Höfen vorwirft; o nein. Das Stroh kann man den andern Tag für die Pferde gebrauchen, und den Stellvertretern der königlichen Majeſtät iſt der warme Dunſt ſo vieler Menſchen ohnedieß gedeihlich. Gott, Gott! nein, Teufel! Teufel! Da wir doch keine Heiden mehr ſein dürfen, welche die menſchlichen Götter anriefen!

Weiter. Für Heizung 250.000 Fr. Damit könnte man ganz Sibirien wärmen, und das Holz wäre dort beſſer verwendet, damit unſere armen Polen nicht erfrieren. Uebrigens ſteht die ganze Ausgabe betrügeriſch da, da der König ſein Holz aus ſeinen Domainenwaldungen zieht, und es alſo nicht zu bezahlen braucht. — Beleuchtung 370.000 Fr., und trotz den vielen Kerzen lebt König Philipp wie jeder König, immer im Dunkeln! Wäſche 160.000 Fr. Rechnen Sie mir aus, wie das möglich iſt. Muſik, Theater

300,000 Fr. Reiſen eine Million; Geſchenk
160,000 Fr. Ein Fürſt hat gut ſchenken! Und a
dieſe Ausgaben zuſammen nennt man an den Höfe
die kleinen Vergnügungen der Fürſten, l
menus plaisirs. Was koſten ihnen nicht erſt i
großen Freuden, Kriege, Eroberungen, Mätreſſ
Leibgarden, Günſtlinge, Beſtechungen, geheime Poliz
Und fragen Sie vielleicht, aber im Ernſte, wie ſ
ſolche große, unmögliche Bedürfniſſe nachzuweiſen?
die Antwort: höchſtens der vierte Theil dieſer Sum
wird zu angegebenem Gebrauche verwendet; drei Vi
theile werden geſtohlen, kommen in die Hände eini
begünſtigten Lieferanten, die den Vortheil mit d
Hofminiſter theilen. Aber nicht der König, das V
wird betrogen, welches die Civilliſte bezahlen muß

Neulich las ich einige merkwürdige Beiſpiele
Hof-Gaunereien. Die Kaiſerin Katharina von R
land, welche ihren Haushalt ſelbſt überſah, fand
mal in der Rechnung 28,000 Fr. für Talglichter
geſetzt. Dieſe große Summe fiel ihr um ſo mehr
da ſie den ſtrengſten Befehl gegeben hatte, daß
ihrem Hofe kein Talglicht gebrannt werden ſollte.
ſtellte Unterſuchungen an, und da fand ſich, daß
junge Prinz, nachmaliger Kaiſer Alexander, ſich
Talglicht hatte kommen laſſen, um damit ſeine au
ſprungene Lippe zu beſtreichen. Der Lakai, der
Licht kaufte, ſtellte vier Pfund in Rechnung, der V
geſetzte über ihn machte eine Summe von 300
daraus, und ſo von Diener zu Diener hinaufſteige
ſchwoll die Summe immer höher an, bis endlich
Oberhof-Intendant die runde Summe von 28,000
zu Papier brachte. Ludwig XVIII. hat berechnet,
ihm jedes friſche Ei, das er verzehre, auf 30 Fr
ſtehen komme. Es iſt wahr, die Hofdiebe treiben
Handwerk mit großer Genialität, und ich ſelbſt, u
ich Richter wäre, würde mich bedenken, ſolche g

Künſtler an den Galgen zu bringen. Solche Geſchichten wären ſehr ſpaßhaft, ſehr unterhaltend, wenn nur das Volk den theuern Spaß nicht bezahlen müßte.

Donnerſtag, den 5. Januar.

Geſtern war in dieſem Winter der erſte Abend bei * * *. Das ganze Perpetuum Mobile der Kammer war da; Odillon-Barrot, Pagès, Clauzel, Lamarque, Mauguin, und wie ſie ſonſt alle heißen. Auch die Generale Romarino und Langerman, Lelewell und noch viele andere konfiszirte Polen. Wenn man den Lelewell ſieht und hört, ſollte man es ihm nicht zutrauen, daß er den Geiſt und Muth hätte, vor einer Revolution herzugehen. Er ſieht ſo zerquetſcht aus, ſpricht ſo matt und gebrochen, hat ein ſo furchtbares Organ, daß man ihn für einen deutſchen Stubengelehrten halten ſollte. Doch vielleicht hat ihn das Unglück ſeines Vaterlandes niedergeworfen; vielleicht auch (und das iſt das Wahrſcheinlichſte) iſt er bedenklich, an öffentlichen Orten frei zu ſprechen. Denn ein anderer Pole klagte mir, es wäre ein Jammer und eine Schande, wie viele Spione es unter ihnen in Paris gäbe. Unter den anweſenden Deutſchen war auch Börne, der Verfaſſer „der berüchtigten Briefe aus Paris,“ wie ſie die berühmte allgemeine Zeitung nur allzugelinde nennt. Er mußte mich wohl für einen Franzoſen gehalten haben; denn er unterhielt ſich mit einem Deutſchen über Dinge, die gewiß keiner hören ſollte, und es hinderte ihn gar nicht, daß ich ganz nah dabei ſtand. Und ſo habe ich denn gehört, wie dieſer Freiheitsheld, dieſer Demagog, dieſer Fürſtenknacker zu dem andern ſagte: er verſpräche, wenn er ihm ein Pfund Rauchtaback und ein halbes Pfund Schnupftaback aus Deutſchland verſchaffte, dafür ſeinen Fürſten, ſo viel und ſo lange er wolle, öffentlich zu loben. Und für einen ſo heilloſen Menſchen, der für anderhalb Pfund Taback ſein Gewiſſen verkauft, können Sie eingenommen ſein? Der Deutſche, dem er dieß Anerbieten machte, war Herr von *** aus ***.

Es herrſchte eine beſonders große Bewegung in der Geſellſchaft. Die Herren waren noch ganz heiß von der Kammerſitzung, in der an dieſem Tage ein heftiger Aufruhr ſtatt fand, weil Montalivet die Franzoſen Unterthanen des Königs genannt. Sie werden das in der Zeitung geleſen haben. *** ließ die ſeitdem bekannt gewordene Proteſtation in der Geſellſchaft zirkuliren, welche die anweſenden Deputirten unterſchrieben. Um Mitternacht rief mich *** in ein abgelegenes Kabinet, wo ich ***, den General *** und *** an einem Tiſche mit Schreiben beſchäftigt fand. Die deutſchen Angelegenheiten kamen da zur Sprache. Was dort verhandelt worden, wage ich nicht dem Papier anzuvertrauen, und es in unſere Sprache zu überſetzen habe ich heute keine Zeit. Doch eine wichtige Aeußerung des Generals *** muß ich Ihnen mittheilen. (P. 414. T. 4. Monat 18.) „Soli Branz, Ressco pa-
„riam vorum catibis, press ar littotas massica plis-
„sos, vorissilo caruss ab itanis. Os? pervens pöllitan.
„Ciro! navira canti babus sirneos romarinos; vertel.
„Cassus iran poplita poplites, varina faessionibus.
„Venamos pur? valemi naro inoitamentamus. Pasti?
„marmorum quesitan. Cass ab, papiron gash.“ Ich fragte ***, welche Garantie man den Deutſchen gäbe? Darauf brach er in ein lautes und boshaftes Lachen aus, und ſprach: Ihr ſeid ein Volk und verlangt Garantie? Ich ſchämte mich meiner Uebereilung und um meine Verlegenheit zu verbergen erzählte ich ihm eine bekannte deutſche Anekdote. Kaiſer Joſeph errichtete zwei Regimenter von lauter Juden. Als dieſe einmal in Friedenszeiten Nachts durch einen Wald marſchiren ſollten, baten ſie den General, er möchte ihnen Bedeckung mitgeben, weil, wie das Gerücht ging, Räu-

der den Wald unſicher machten. Praxas kuhu, praxas kuhu — ſagte ich noch. Mündlich das Nähere.

— Heute ſchickte mir der hieſige Geſandte der freien Städte ein Protokoll der frankfurter Polizei mit, das ihm für mich zugeſchickt worden war. Ich habe es aber auch gar zu gut und bequem in dieſer Welt, über die alle Menſchen klagen, und mein Hotel des menus-plaisirs iſt viel reicher verſorgt, wie das des Königs. Wie glücklich war ich, als ich den guten alten Kanzlei-Styl wieder ſah! ich drückte ihn an mein Herz, ich küßte ihn. Ein Ruf zu einem Staatsamte in Form eines Steckbriefes abgefaßt! Das Protokoll iſt geſchrieben „in Gegenwart Sr. Hochwohlgeboren des wohlregierenden jüngern Herrn Bürgermeiſters Herrn Senatoris D^{ris} Miltenberg; S. T. Herrn Senatoris D^{ris} Behrends; S. T. Hofs. des Raths, und meiner des Actuarii Münch.“ Herr, wird meinem Namen niemals vorgeſetzt, ſondern ich heiße immer der Dr. Ludwig Baruch modo Boerne. Das Herr, das ſie mir geſtohlen, ſchenkten ſie dem jüngern Bürgermeiſter, ſo daß dieſer zweimal Herr vor ſeinem Namen hat. Er hätte es nicht annehmen ſollen. Heißt das wohl regieren? Ich mußte in Gegenwart meiner, des D^{ris} Ludwig Baruch modo Boerne, herzlich lachen über das Polizei-Protokoll. Es hat 57 Zeilen und nur ein einziges Punktum. Es fängt an: „als vorkam, daß des zufolge,“ und endet: „zu ſiſtiren habe.“ Hat man je eine Schrift geleſen, die anfängt: als vorkam, daß des zufolge? Konnte da je etwas Gutes daraus werden? In der Mitte des Protokolls heißt es: Nach dem Reichs-Deputations-Schluß von 1803, müſſe ich als Penſionär ein Amt annehmen, und nach meiner Vorſtellung an den Senat von 19. Juli 1815, wollte ich eines annehmen. Da ich nun zugleich müßte und wollte, ſollte ich mich ſiſtiren, um der frankfurter Polizei in ihrer großen Verlegenheit auszuhelfen; denn ſie könnte ohne mich länger nicht mehr fertig werden. Ich ſchicke morgen dem Dr. Reinganum das Protokoll, und bei dem können Sie es leſen. Bringen ſie aber einige Punkte hinein, es könnte ſonſt Ihrer Bruſt ſchaden. Sieben und funfzig Zeilen und ein Punktum! Es iſt gräulich, wie Eduard Meier in Hamburg ſagt; und, was zu arg iſt, iſt zu arg, wie er ebenfalls ſagt; und, da muß einem die Geduld reißen, wie er nicht minder ſagt. Sieben und funfzig Zeilen und ein Punktum! Das iſt ja noch ärger wie Falſtaffs Wirthshaus-Rechnung. Ein Penny für Brod, und dreißig Schilling für Sekt. O Herr Aktuarius Münch, warum haben Sie nichts von mir profitirt? Ich war drei Jahre Ihr Kollege, und Sie hätten von mir lernen können, wie man Punkte ſetzt, Fallen ſtellt, Schlingen legt.

Dem *** werde ich nicht ſchreiben, das habe ich mir ſchon früher vorgenommen. Glauben Sie doch ja nicht, daß mir ſolche Dinge Gemüthsbewegung machen. Unangenehme Berührungen von Menſchen weiß ich leicht zu heilen. So oft mir ein Narr oder ein Böſewicht vorkömmt, erhebe ich ihn zu einem Narrenkönig, oder zu einem Könige der Böſewichter. Dann ſehe ich ſein ganzes Volk hinter ihm, und mit der Menſchheit darf man nicht rechten. Gott hat ſie geſchaffen, wie ſie iſt, und hat allein Alles zu verantworten. *** iſt mir ein ſolcher Narrenkönig. „Ich kann dich nur beklagen“ — kömmt das nicht in einer Oper, ich glaube in der Zauberflöte, vor? Nun, ich ſage dem ***: Ich kann dich nur beklagen, eitler Narrenkönig!

Den Cormenin, und was Sie ſonſt wünſchen, werd ich Ihnen durch die erſte Gelegenheit ſchicken. Dre Briefe ſind erſchienen, und jetzt in einer Broſchür vereinigt herausgekommen. Den dritten Brief habe ic geleſen. Es iſt die Weisheit in Zahlen und iſt di Thorheit in Zahlen. So, und nur ſo allein, muß ma die Menſchen belehren; denn ſie ſind ſo dumm, daß ſie nichts begreifen, was ſie nicht zählen können. Sie ſind gar zu dumm, die Menſchen! Wenn ſie nur einen einzigen Tag wollten, oder nur einen einzigen Tag nicht wollten, dann wäre wenigſtens allen Leiden ein Ende gemacht, die von den Menſchen kommen, und es blieben dann nur noch Ueberſchwemmungen, Erdbeben, Krankheiten übrig, welche Plagen nicht viel bedeuten. Aber wollen! Das iſts. Nicht wollen; das iſts noch mehr. Kaiſer Maximilian hatte einen Hofnarren, der ſagte ihm einmal: Wenn wir nun Alle einmal nicht mehr wollen, was willſt du dann thun? Ich weiß nicht, was der Kaiſer darauf geantwortet; aber der Narr, der ſchon vor länger als drei Jahrhunderten einen ſolchen großen Gedanken haben konnte, mußte ein erhabener Geiſt geweſen ſein.

Neunzehnter Brief.

Paris, Montag den 9. Januar 1832.

Geſtern war ein ſchönes Konzert im italieniſchen Theater, wobei mir, wie gewöhnlich, das letzte Muſikſtück am beſten gefiel; denn ich bin immer froh, wenn ein Konzert zu Ende iſt. Es iſt mit dem Kunſtgenuſſe, wie mit dem ſinnlichen: Ohr, Auge, die Seele haben einen Punkt der Sättigung, den erreicht, alles Weitere nicht mehr mundet, noch gut bekömmt. Die vielen und beſonders verſchiedenartigen muſikaliſchen Gerichte, eines nach dem andern vorgeſetzt, ſtumpfen die Empfänglichkeit ab, und richten das Urtheil ganz zu Grunde. Es iſt eine abſcheuliche Ueppigkeit, die den Menſchen endlich empfindungsarm macht. Dieſes im Vorbeigehen; denn man ſoll jede Gelegenheit benutzen, einer Freundin etwas Philoſophie in Verwahrung zu geben. Die Zeit kann kommen, daß man ſie bei ihr braucht, und dann iſt der überraſchende Vorrath ſehr angenehm.

Meine Malibran hatte einen ſtarken Huſten und ſang ſchlecht. Das verzieh ich ihr auf der Stelle. Aber ſie trug ein Kleid von rothem Sammet, das einen reifrockartigen Umfang hatte, und das konnte ich ihr anfänglich nicht verzeihen. Als aber darauf Herr von Berriot erſchien, verzieh ich ihr das auch. Es iſt das liebenswürdigſte Geſicht, das mir je an einem Manne vorgekommen. Er iſt beſcheiden, ſinnig, voll Geiſt und Gemüth. So iſt auch ſein körperlicher Anſtand und ſo ſein Spiel. Paganini's Humor hat er nicht, vielleicht auch nicht ſeine Tiefe; aber ſeine Höhe und eine Harmonie, die Paganini nicht hat. Grazie möchte ich in ſeinem Spiel nicht nennen, was ein beſſeres Wort verdiente; denn mit Grazie verbindet man doch immer die Vorſtellung einer weiblichen Kraftloſigkeit; doch weiß ich nicht, wie ich es nennen ſoll. Was mir an Berriot am meiſten gefiel, war ſeine Anſpruchloſigkeit ſowohl in ſeinem Vortrage, als in ſeiner Kompoſition. Ich habe an andern großen Komponiſten und Virtuoſen oft bemerkt, daß ſie ihrer gelungenſten Stellen ſich ſelbſt bewußt ſind, und wenn ſie an dieſe kommen, gleichſam zur Bewunderung herausfordern. Berriot bleibt ſich immer gleich, gibt keinem Theile ſeines Spieles und ſeiner Kompoſition einen Vorzug vor dem andern, und fordert keinen für ihn. Kurz, Berriot iſt ein Nebenbuhler, der meiner würdig iſt, und da Madame Malibran das Unglück hat, mich gar nicht zu kennen, konnte ſie keine beſſere Wahl treffen.

Schon ſeit zehn Jahren komme ich nach Paris, und erſt vor vierzehn Tagen habe ich die berühmte Mars zum erſten Mal ſpielen ſehen. Aber daß Sie ja meine Ungeſchicklichkeiten Keinem verrathen! Ich hätte Ihnen früher über jenen Abend geſchrieben, aber ich wußte nicht, was ich Ihnen ſagen ſollte, und ich weiß es heute noch nicht, was ich davon denken ſoll. Die Sache iſt: ich habe alle Uebung im Kunſturtheile verloren. In frühern Jahren war ich, wie mich mehrere dramatiſche Dichter und Schauſpieler, deren Stücke und deren Spiel ich gelobt, verſichert haben, ein ſehr guter Theaterkritiker; aber ſeitdem hat das unverſchämt proſaiſche Europa mich aus aller Aeſthetik geworfen. *Ich glaube*, daß die Mars die größte Künſtlerin iſt, als welche ſie den Ruhm hat; aber ich weiß es noch nicht. Doch weiß ich auch nichts im geringſten, was dieſen Glauben ſchwankend machen könnte. So viel merkte ich wohl, daß ſie in den gewöhnlichen Momenten des Spiels ſehr ökonomiſch iſt mit ihren Mitteln, und man darum, den Reichthum ihrer Kunſt zu beurtheilen, erſt jene Feierlichkeiten des Herzens abwarten ſoll, in welchem ſie Glanz und Aufwand zeigen muß. Zu ſolchen Feierlichkeiten boten aber die beiden Stücke, in welchen ſie auftrat, keinen Anlaß. Es waren: l'Ecole des Vieillards von Delavigne, und les fausses confidences von Marivaux. Mir behagen die neuen Luſtſpiele nicht, auch nicht die beſſern. Die alten guten Komödien gaben uns Federzeichnungen, geiſtreiche Umriſſe von Charakteren, die Leſer, Zuhörer und Schauſpieler ausmalten. Das beſchäftigte den Geiſt, und gab der Kunſt Beſchäftigung. Die neuen Komödiendichter aber, ohne Geiſt und ohne Erfindung wie ſie ſind, zeigen ihre Kunſt nur in den Farben, und darum bleibt dem Schauſpieler nichts weiter übrig, als ein Stück, das ihm nichts zu ergänzen gelaſſen, zu kopiren. Das Drama Delavignes iſt ſolcher modernen Art, und ſelbſt eine Mars konnte die Feinheit ihrer Rolle nicht noch feiner ausſpinnen, und wer daher, wie ich, das Stück geleſen und gut verſtanden, erfuhr nichts Neues von ihr. In dem alten Luſtſpiele les fausses confidences fand ich die Mars zu modern. Was allen männlichen Rollen in dem Stücke gelang, ihren Empfindungen etwas Perückenartiges zu geben, mußte einem ſchönthuenden Frauenzimmer mißlingen. Thut denn die Mars ſchön? — werden Sie mich vielleicht mit Verwunderung fragen? Doch vergeſſen Sie nicht, daß es zehn Jahre ſind, daß Sie ſie geſehen, und zehn Jahre ſind ein Jahrhundert im Leben eines Frauenzimmers. Ich will es bekennen, daß die Mars mir nicht gefiel, weil ſie alt iſt. Zu meinem Unglücke ſaß ich ihr ganz nahe, und glaubte überdieß meinem boshaften Vergrößerungs-Glaſe, das ſelbſt eine Hebe verleumdet. O die Runzeln, dieſe Särge ohne Deckel! Und das graudämmernde Lächeln, das mit dem letzten Strahle der untergegangenen Schönheit gemiſcht iſt! Lächeln aber iſt die ganze Kunſt einer Schauſpielerin in dieſen modernen Komödien, wo Tugend und Laſter, Treue und Verrath, Liebe und Haß, Kraft und Mattigkeit zu dem bequemen und leicht verdaulichen Ragout, das man geſellſchaftliches Leben nennt, zuſammengelächelt ſind. Die Schauſpielerin, die nicht mehr gut lächeln kann, ſoll die Medea ſpielen, die Klytemneſtra — oder die Antigone, aber nicht die junge Frau eines alten Mannes, in dieſem rekonvaleszirenden noch ſchwachen Jahrhunderte. Ach die Weiber, welchen höchſtens der Spiegel ſagt, daß ſie alt geworden, aber nie das Herz! Und wenn nun die müden alten Züge des Geſichts der Empfindung nicht mehr nachkommen können — es iſt gar zu traurig. Ich hätte der alten Mars gern die Jugend und Schönheit meiner achtzehnjährigen Geliebten auf den Abend geliehen, und hätte mit einer zahnloſen Braut den ganzen Abend gekoſ't; ſo gerührt war ich. Die abſcheulichen Runzeln! Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht lachen müßte, daß ich ein Mann geworden. Und wenn ich den Spiegel küßte, ich ſehe keine Runzeln in meinem Geſichte. Und doch ſind ſie da; aber wir Männer haben keine Augen dafür. Ja die Weiber haben keinen beſſern Freund als mich, und einen der ſeltenſten Art; einen Freund in der Noth und nur in der Noth, nicht im Glücke. An euern Freuden will ich nicht Theil haben, ich habe keinen Sinn dafür; aber eure Leiden von verrathener Liebe bis zum Schmerze eines beſiegten Hutes: ſie ſind mir alle heilig.

Die Mars hatte wegen Krankheit ſeit einem Jahre nicht ſpielen können, und da ſie nun zum erſten Male wieder auftrat, wurde ſie mit lebhaftem, aber doch nicht mit jenem ſtürmiſchen Beifalle empfangen, welcher im Anfange des Winters der Malibran zu Theil ward, als ſie von einer Kunſtreiſe von einigen Monaten, die ſie in Geſellſchaft des Herrn von Berriot gemacht, zurückkehrte. Jugend und Schönheit haben Kredit, die alte Mars mußte den Beifall mit ihrem Spiele baar vorauszahlen. Nicht wegen, aber trotz der Mars hätte ich mich dieſen Komödien-Abend ſehr gelangweilt, hätte nicht Monroſe mitgeſpielt in Marivauxs Stücke. Monroſe iſt ein unvergleichlicher Schauſpieler für alle ſpitzbübiſche Bedienten, welche in neuerer Zeit, durch die Konkurrenz ihrer Herren, ganz zu Grunde gerichtet worden. Die Schelmerei iſt ſo wenig ſchändlich mehr, daß man die vertrauten Bedienten nicht mehr braucht; denn man thut Alles ſelbſt, und öffentlich. Auch dadurch hat die neue Komödie viel verloren. Monroſe iſt ein herrliches antikes Kunſtwerk. Der König war auch im Theater. Den vorigen Winter ſah ich ihn in den Fourberies de Scapin — nicht den König, ſondern Monroſe — und erſtaunte über ſein Talent. Er wurde mit Beifalls-Aeußerungen empfangen — nicht Monroſe, ſondern der König — der Zorn über meine dicke Dinte hat mich ganz verwirrt gemacht, und ich weiß gar nicht, was ich ſchreibe — aber es waren einſtudirte Choriſten, das merkte man gleich.

Von den Briefen eines Verſtorbenen im

Morgenblatte habe ich die, welche mich betreffen, aber nur flüchtig, geleſen; die andern noch gar nicht. Ich werde ſie mir zu verſchaffen ſuchen, und dann auch darüber ſprechen. Ich glaube, daß ſie Robert geſchrieben. Der unglückliche Robert, der an den Ufern der Oos trauert, daß in den Stürmen der Julirevolution ſeine nicht aſſekurirten Vaudevilles untergegangen! Dort ſinnt und ſinnt er, wie zu machen, daß von ihm geſprochen werde. Dem Manne kann geholfen werden, — ſage ich wie Carl Moor in den Räubern.

Zwanzigſter Brief.

Paris, Mittwoch den 11. Januar 1832.

Geſtern war ich wieder bei dem monatlichen encyklopädiſchen Diner. Die Geſellſchaft war gut, das Eſſen ſchlecht. Es kompenſirt ſich Alles; bei den Ariſtokraten ſpeiſt man beſſer. Ich habe mich viel mit Polen unterhalten, mit den Generalen Langerman und Uminski. Letzterer war erfreut, mich kennen zu lernen; er hatte in Straßburg meine Briefe geleſen. Mehreren Anweſenden wurde ich vorgeſtellt als ein Allemand très distingué. Bei Tiſche wieder die gewöhnlichen Toaſts auf alle Völker des Erdenrundes und die Deutſchen zuletzt, wie immer. Jullien hat eine halbe Stunde ſehr ſchön geſprochen. Der Trink-Refrain à l'union des peuples kettete Volk an Volk, und nahm ſich in der Wiederholung recht muſikaliſch aus. Und wäre es auch blos eine Komödie — iſt nicht die Bühne eine Beglaubigung des Lebens? Von den Mitgliedern der letzten polniſchen Revolutions-Regierung waren auch zwei anweſend, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und der der Finanzen. Der Letztere war ſehr freundlich gegen mich, und wird mich beſuchen. * * * war poetiſch und hat ihm erzählt: jedes Wort in meinen Briefen wäre eine Thräne, den Polen geweint. Und das geſchah vor dem Eſſen, da er noch nicht getrunken! Die Thränen machten Eindruck auf einen Finanz-Miniſter; iſt das nicht merkwürdig? Bei dem Toaſte auf die Deutſchen, wurde des Herrn Boerne des Allemand destingué und ſeiner Lettres de Paris gedacht. Zum Glücke für uns Deutſche haben auch mehrere andere Nationen auf die Geſundheit nicht geantwortet, und man bemerkte unſere Blödigkeit nicht. Nach dem Toaſte auf die Spanier wurde ein Gedicht l'Espagne et Torrijos, à Ferdinand VII. von Barthelemy geleſen. Barthelemy und Mery geben ſeit einem Jahre eine politiſche Wochenſchrift in Verſen unter dem Namen Némésis heraus. Der ſchändliche Mord des Torrijos und fünfzig ſeiner Unglücksgefährten, die kürzlich in Malaga erſchoſſen wurden, gab Stoff zu erwähntem Gedichte. Da Sie es in Frankfurt ſicher nicht haben, will ich Ihnen diejenigen Stellen mittheilen, die von der Verſammlung mit ſtürmiſchem Beifalle aufgenommen wurden.

Voilà ce roi chrétien, que sa mère appellait
Ferdinand coeur de tigre et tête de Mulet:
C'est le type incarné de l'absolu pouvoir.
— D'un clergé despote orguellieux mannequin,
Je pare le gibet d'un cordon Franciscain,
L'Espagne est pour l'Europe une place de Grève.
Chose horrible! on dirait que depuis neuf années,
Comme sur des gradins, assise aux Pyrenées,
L'Europe, par plaisir, contemple avec effroi
La liberté qui meurt sous les griffes d'un roi.
Et nous, pour admirer ce long mortyrologe,
Nous nous sommes placés dans la première loge —
Et nous, nous peuple fier qui, sous le grand drapeau,
Chassons les rois mauvais comme un lâche troupeau,
Nous qui pouvons si bien leur tendre une main forte,
Nous souffrons qu'on les pende au seuil de notre porte,

Et les pieds convulsifs de ceux qui sont mourir
Sont comme les marteaux qui nous disent d'ouvrir!
Et quel est donc le Dieu, le Baal espagnol,
Pour qui fume ce sang repandu sur le sol?
Quel est l'homme assez fort pour que dans ses domaines
On recrute pour lui des victimes humaines?
Eh bien! connaissez donc le monarque puissant
Qui reçoit en tribut l'holocauste de sang.
C'est un Bourbon qui suit de ses aieux la trace
Imbécille héritier d'une stupide race;
Un roi caputchonné qui dans une oraison
Mêle un verset d'église avec la pendaison;
Comme Charles son père, en hurlant il devore
Le boeufs amoncelés qui palpitent encore.*)
Signe de son instinct, il a sous un front chauve
Le cerveau déprimé, comme une bête fauve.
Roi fangeux, que le ciel pétrit dans sa colère
Voilà pourtant celui que l'Europe tolère!

Triste qeuple, cadavre empoisonné d'ulcères
La vermine du cloitre a rongé ses viscères.

Dans les jours solennels, curbé sur son chemin
L'ambassadeur Français va lui baiser la main:
Tr!!! par son envoyé, quand cet affront la touche,
La France avec horreur doit essuyer la bouche;
La main de l'Egorgeur! la main de Ferdinand!
Je n'est rien de plus vil dans tout le continent!

Oh! des peuples souffrans la justice est tardive
Elle a le qied boiteux, mais enfin elle arrive;
Le peuple est patient car il est éternel,
Nos pleures ont coulé sur le sang fraternel!

---

*) Les Bourbons sont des rois mangeurs. On sait quelle énorme consommation de viandes, faisait en Angléterre Louis-le-désiré. Charles IV. a surpassé par sa voracité tous les rois de sa race. Nous l'avons vu à Marseille et nous avons même assisté à ses repas; au moment où l'on apportait les filets de boeuf saignant, il s'agitait avait convulsion sur son fateuil et poussait des rugissemens rauques comme ceux du tigre. Son fils Ferdinand n'a pas dégénéré; il conserve encore ce royal appétit.

Je ne peux pas juger le roi par contumace,
La France contre Lui doit se lever en masse;
Cette fois nous avons le droit d'intervenir,
Oui, quand un criminel si grand est à punir;
Quand son nom fait bouillir la haine universelle,
Il faut le reclamer du sol qui le recèle;
Si cet infame roi, fuyant de son palais,
Court chercher un asile au Gibraltar anglois,
Il faudra, par pudeur, qu'on nous le restitue,
Car il faut voir la fin d'un règne de forfaits;
Les peuples de l'Espagne, une fois satisfaits
Epouvantant les rois d'un juste régicide
Suspendront son cadavre aux colonnes d'Alcide.

Freitag, den 13. Januar.

Wie war ich mit Ihrem geſtrigen Briefe überraſcht, ehe ich ihn geöffnet! Aber als ich ihn las, mußte ich heulen wie ein Kind, das ſich ein Loch in den Kopf gefallen. Schreiben Sie mir keine ſolchen Briefe mehr; man kann nicht Mann genug ſein in dieſer kriegeriſchen Zeit... Wollen Sie ſich denn Ihre Aengſtlichkeit niemals abgewöhnen? Habe ich Ihnen nicht erſt kürzlich erklärt, wie es jetzt ein Majeſtäts-Verbrechen geworden, ſich zu fürchten, weil es ein Eingriff in die Rechte der Krone iſt? — Die engliſchen Blätter leſe ich nicht; ich kann alſo nicht ſagen, ob Ueberſetzungen meiner Briefe darin angekündigt, oder überhaupt davon geſprochen worden. Aber hier in Paris erſcheinen zwei Ueberſetzungen. Die eine iſt im Courier von geſtern angezeigt. Leſen Sie ſelbſt was dabei geſagt iſt. Welcher Buchhändler die andere herausgibt, weiß ich nicht. Im Literaturblatte, (der Beilage zum Morgenblatt vom 19. Dezember 1831) ſagt Menzel bei Gelegenheit einer Beurtheilung über Wilhelm Müllers Schriften etwas über mich, das Sie erfreuen wird. Leſen Sie es ja. Er vergleicht die Verfolgungen, die ich jetzt von den Philiſtern zu ertragen habe, mit denen, welchen Lord Byron ausgeſetzt war, und wie wir beide aus gleichem Grunde verkannt werden. Ich bin dem Menzel für ſeinen guten Willen und ſeine ſchmeichelhafte Zuſammenſtellung ſehr großen Dank ſchuldig; aber die Vergleichung muß ich zurückweiſen, ich habe ſie weder verdient noch verſchuldet. So zerriſſenen Herzens bin ich nicht wie Byron. So wie er habe ich nie an der Menſchheit verzweifelt. Sie iſt mir klar und darum iſt ſie mir ſchuldlos. Gott iſt in ihr, der Teufel nur in ihren Quälern. Und gegen dieſen ſich nicht blos zu bekreuzigen, ſondern ihm mit Wort und Schwert entgegen zu treten; denn er hat ein Ohr, das man ſchrecken, Fleiſch und Bein, das man treffen kann — dazu muntere ich die Schläfrigen auf, dazu mache ich die Abergläubigen beherzt. Auch an Deutſchland verzweifle ich nicht, wie Menzel glaubt. Man ſchilt keinen Bettler wegen ſeines Geizes, den Reichen ſchilt man. Ein Volk iſt ein einziges Kind. Auch mit Liebe im Herzen muß man es ſchelten; ſchelten über jeden Fehler, und wenn der Fehler auch der Dorn einer Tugend wäre. Es iſt nicht meine Schuld, es iſt mein Verdienſt, wenn ich ein beſſerer Pädagog bin, als es mancher Andere iſt. Es gibt nachtwandelnde Völker; aber die Nacht eines Volkes iſt lang, ſehr lang, ſie zählt Tage und Jahre und Jahrhunderte, und beſſer, daß man ſolch ein nachtwandelndes Volk anrufe, und könnte auch geſchehen, daß es den Hals darüber bräche, als es ſo fortdämmern zu laſſen in ſchwankender Mitte zwiſchen Thier und Pflanze, in ſchwankender Mitte zwiſchen Schlaf und Tod.

Samstag den 11. Januar.

Nachfolgendes Gedicht von Beranger zirkulirt in der Handſchrift. Dem guten Manne mag es in St. Pelagie nicht gefallen haben, und darum läßt er es wohl nicht drucken.

La Paix.

J'aime la paix, je hais la guerre,
La guerre ne va qu'aux héros;
Et moi par goût, par caractère
Je cherche avant tout le repos.
Les seuls conseils de la prudence
Doivent me régler désormais.
Pour moi d'abord et pour la France
Je veux la paix.

Grace a mes flatteurs, je l'avoue,
J'ai de la gloire à bon marché
Et de maint exploit on me loue
Où mon courage a trébuché.
Aussi de Valmy, de Jemapes
Pour ne point gâter les hauts faits
Gardons bien qu'on ne m'y rattrape,
Je veux la paix.

De l'empire on veut les frontières,
On veut l'agrandir, et pourquoi?
Mon dieu! la France de nos pères
Est déjà trop grand pour moi.
Si quelque voisin le propose
De grand coeur ici je permets
Qu'on en rogne encore quelque chose;
Je veux la paix.

Un conquérant dans sa manie
Fit une France exprès pour lui,
Aussi vaste que son génie.
Il en faut une autre aujourd'hui.
Formons loin des champs de bataille
Sans jaloux, sans peine, sans frais.
Un petit royaume à ma taille.
Je veux la paix.

D'un oeil sec j'ai vu la Belgique
Briser le sceptre de Nassau,
Je vois la Pologne héroique
Lutter au bord de son tambeau;

L'Italie en vain nous apelle,
Tranquille au fond de mon palais
Qu'autour de moi le sang ruisselle;
Je veux la paix.

Oui je redoute les alarmes,
J'abhorre le bruit du canon,
Et je vous ai donné pour armes
Non pas un coq, mai un chapon.
Ma couronne est mieux affermie
Et même . . . .
Je veux la paix.

Viele Verſe im heutigen Briefe. C'est pour former le coeur et l'esprit aux jeunes Allemands. Der Schatten an der Oos ſchrieb in das Morgenblatt: „ich hätte die „Briefe eines Verſtorbenen“ (das Buch) benutzt.“ Sollte er wohl damit meinen, daß ich den leichten Briefſtyl nachzuahmen geſucht? Nun, iſt es nicht geſchehen, ſo kann ich es noch thun. Adieu, ma bonno amie, je dévore un oeuf. Sur ce, n'ayant plus rien à dire — Salut, fraternité, ou la mort. Ach! ich plumper Bürgersmann kann die Freiheit keine zwei Zeilen lang ertragen. Gott zum Gruß, und wann kömmt mein Kanaſter?

Ein und zwanzigster Brief.

Paris, Sonntag den 15. Januar 1832.

O, es iſt himmliſch! Ich hatte vermicelle, cotelettes de veau aigre-doux, épinards — nein, in allen Dingen die Wahrheit; ich hatte keine épinards, ſondern choucroûte garnie; mögen mich die Diplomaten immerhin verachten — und poulet au cresson. Ich war in reiner kalter Luft lange ſpazieren gegangen und hatte einen herrlichen Hunger mit nach Hauſe gebracht. Und als ich mit dem Eſſen fertig war, blieb noch ein kleiner Hunger übrig, und es that mir leid, daß ich nicht auch omelette soufflée beſtellt hatte. Da ſchickte Freund D.... ein Zeitungsblatt mit Empfehlung, die allgemeine Zeitung von Stuttgart, und darin fand ich: Rapſodien, veranlaßt durch Herrn Börne's Briefe, von Pittſchaft. Da hatte ich meine omelette soufflée! Es iſt nicht der Philoſoph Pittſchaft, der im Tollhauſe ſitzt; denn er ſitzt nicht mehr im Tollhauſe, weil er ſich erhängt hat. Es iſt deſſen Bruder, der Medizinalrath Pittſchaft in Baden an der Dos. Hätte ich nur meinen Himmel mit Ihnen theilen können; die andere Hälfte iſt noch groß genug. Mein Tiſchchen ſchwankte unter der Laſt des aufgehäuften Deſerts; mein Salzfaß ward ſüß davon. Zuerſt: Während der Jahre, die ich in Halle bei Reil wohnte, erſchien das bekannte Buch dieſes großen Arztes: Rapſodien über die pſychiſche Behandlung der Wahnſinnigen. Lange vor und nach Erſcheinung dieſes Werkes, das ſeinem Verfaſſer beſonders lieb war, hörte ich alle Tage von Rapſodien ſprechen, ſo daß ſeitdem und bis heute, ſo oft ich das Wort Rapſodien leſe oder höre, ich gleich an verrückte Menſchen denke. Ferner: Ich dachte, wie viel zweckmäßiger es wäre, wenn ſtatt meiner Herr Pittſchaft ſich am Frankfurter Polizei-Amte anſtellen ließe, weil dann Polizei-Amt und Medizinalrath ſich wechſelſeitig ihren Styl verbeſſern könnten. Von dem Polizei-Protokoll neulich habe ich, wie Sie aus meinem Briefe mit Kummer erſehen haben werden, das Aſthma bekommen, wegen gänzlichen Mangels an Punkten, und an den Rapſodien des Herrn Pittſchaft wäre ich beinahe erſtickt, wegen des Ueberfluſſes an Punkten. Nein, ſo ein pünktlicher Mann iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Nur folgende kurze Stelle: „Es kann dem Kennerauge nicht „entgehen, daß der Teufel ſich nur durch ſeine Klug„heit hält. Der Teufel ſelbſt verſtellt ſich in einen En-

„gel des Lichts. So ſagt der Apoſtel. Dem Schlechten ſtehen viel mehr Waffen zu Gebote, als dem Edlen. Dieſer muß zur Erreichung ſeines Zweckes ſich ſelbſt einſetzen. Jener ſetzt Andere ein. Jede Geburt hat ihre Wochen. Wenn nur das Kind beim Leben bleibt und zu einem großen kräftigen Manne heranwächſt. Unſere Zeit leidet an einem ungebührlichen Heißhunger. Macht ſie es doch wie Saturn und verzehrt die eignen Kinder. Wenn ſie nicht mäßiger wird, wird ſie ſich den Magen überladen.“ Sancho Panſa hat nicht mehr Sprichwörter und nicht mehr Punkte; und ſo geht es in einem fort. Dann fand ich ſo ſchön, daß Pittſchaft und der Schatten Robert Beide in Baden wohnen, und ich konnte mir ſo herrlich ausmalen, wie der Medizinalrath, der im Winter keine Kranke hat, und Robert, der in keiner Jahreszeit Leſer hat, ſich gegenſeitig in dieſen langen Ferien mit einem Kranken und einem Leſer ausgeholfen, und wie ſie beide auf dem Berge und auf dem Sopha einander gegenüber ſaßen, und Robert dem Medizinalrathe ſeine verſtorbenen Briefe vorgeleſen, und dabei vor und nach jedem Komma einen prüfenden Blick auf ihn geworfen, um zu unterſuchen, ob er nicht außer ſich gekommen: und wie der Medizinalrath wirklich außer ſich gekommen vor Ungeduld, und nach Hauſe gegangen, ſeine Rapſodien gegen mich geſchrieben, den andern Tag wieder gekommen, und ſie aus Rache dem Robert auch vorgeleſen — iſt das nicht Alles ſchön vom Anfange bis zum Ende, mit Ausnahme der Punktarmuth im langen Satze, welcher erſt die Hälfte ſeines Wegs zurückgelegt, die ich aber vorſetzlich mildthätig aufgenommen, um mich auf das Polizei-Amt würdig vorzubereiten, und dann den Medizinalrath, ſeine Vollpünktlichkeit nämlich, damit homöopathiſch zu heilen, und ihn dabei an das zu erinnern, was Horaz ſagt in ſeiner Poeten-Kunſt: omne tulit punctum qui miscuit utile dulci, welches auf Deutſch heißt für Frauenzimmer: Punkte ſind nützlich und angenehm, doch nicht zu viel und nicht zu wenig? Und fragen Sie mich nicht, was das Fragezeichen bedeute am Ende des Satzes, ich habe es vergeſſen; und fragen Sie mich gar nichts, bis ich mich ausgeruht..... Jetzt fragen Sie, aber nicht was Herr Pittſchaft eigentlich will? denn ich weiß es nicht. Er ſagt: Ich wäre eine Leuchte, und ein Prophet, und ein brennender Buſch, und ein Repräſentant der ſieben fetten Kühe, (ach, hätten alle Volksvertreter nur ſolche fette Kommittenten, dann brauchte man gar keine repräſentative Verfaſſungen!) und ein Dornbuſch. Und ich wäre darum ein Dornbuſch, weil ich haben wollte, daß etwas von den Andern daran hängen bliebe. Freilich bin ich ein Dornbuſch, und von den Flocken, die an mir hängen geblieben, könnte ich mir einen weiten Schafpelz machen laſſen. Aber wer hieß den Medizinalrath mir ſo nahe kommen? Und wenn etwas von ihm hängen geblieben, iſt das meine Schuld? Der Dornbuſch ſteht, die Heerde geht; ſie kann ausweichen. Ferner wäre ich der Engel mit dem Schwerte und ein Würgengel. Dann ſpricht er von Schuhen und vom Schuhputzen. Erſtens ſagt er: ich verlangte, die Deutſchen ſollten ihre Schuhe vor mir ausziehen, und zweitens ſagt er: Ich ſähe Deutſchland für eine Kratzbürſte an, und putzte meine Schuhe daran ab. Jedermann weiß, daß ich nie Schuhe trage. Sie ſehen, Pittſchaft iſt ein Demagog, er will das Volk aufklären, er ſchreibt für Stiefelputzer. Wie oft habe ich Ihnen zu Baden geſagt: dieſer Ort iſt ein wahres Carbonar-Neſt; aber Sie wollten mir es nicht glauben. Was macht Robert dort? Warum kehrt er nicht zum Königſtädtiſchen Theater zurück? Warum iſt er kein unſchuldiger Waldfrevler geblieben? Warum iſt er der Macht der Verhältniſſe untreu geworden; und liebäugelt jezt mit allen deutſchen Mächten? Warum hat er ſeine ſchmerzſtillenden Didaskalien unterbrochen? Zehen aufrühreriſche Völker hätte man damit beruhigen können. Diebitſch hätte ſie ins Polniſche überſetzen laſſen, und hätte dann Warſchau im Schlafe überrumpelt. Noch einmal: was hat Robert in Baden zu thun? Thöricht, das zu fragen. Wer hat die Badener Bürger aufgehetzt, bei der Ständeverſammlung eine Bittſchrift um Preßfreiheit einzureichen? Wer hat dieſe Bittſchrift verfaßt? Das hat der Nämliche gethan, der auch die Berliner Briefe in den Meſſager geſchickt. O, ich habe das gleich verſtanden? Ich durchſchaute Den und Jenen und Manchen und gar Viele. Ich ließ mich nicht von ihren ehrlichen Geſichtern irre führen; es täuſchte mich nicht, daß ſie ſich für Polizei-Spione ausgaben; ich erkannte ſie auf der Stelle als geheime Carbonari. Und jetzt ſchreibt Robert gegen mich; aber ich bedanke mich dafür; ich will nicht ſeine Maske ſein, ich mag nicht ſein Geſicht berühren. Und Pittſchaft geſellt ſich ihm bei; der undankbare Medizinalrath! Undank! Undank! Wenn er den Deutſchen ſagt: „Ihr habt immer den Saft zu dem Punſche hergeben müſſen, womit ſich Andere gütlich gethan“ — von wem hat er das gelernt? Er rede! Wer gab ihm den Muth, Deutſchland zu warnen vor Rußlands Joche? Er rede! Wer gab ihm den Muth, ſchon im Sommer für die Kontagioſität der Cholera zu ſchreiben und der preußiſchen Regierung zu trotzen? Er rede. Und was nützt ihm die Heuchelei. Seine ruſſiſche Praxis iſt ihm auf immer verloren, denn er hat Rußland geläſtert. Seine franzöſiſche Praxis iſt ihm auch verloren, denn er hat Frankreich geläſtert. Seine preußiſche Praxis iſt ihm auch verloren, denn er hat Preußen für anſteckend erklärt; und was ihm von deutſchen Bundeskrankheiten noch übrig bleibt, wird ihm zur Strafe entzogen werden, weil er, ein badiſcher Unterthan, ein Staatsdiener, ein Medizinalrath, ſich erlaubt hat, von Politik zu ſprechen, ehe er zweitauſend Gulden Kaution geleiſtet hat. Darum werfe er ſich ganz in meine Arme; er hat ſich mir verſchrieben, mein iſt er und mir gehört er zu. Es wäre nicht dazu gekommen, wenn ihn Robert nicht verführt.

Daß Beide mich getadelt kann ich ihnen verzeihen; aber daß ſie mich gelobt, das verzeihe ich ihnen nie. Sie rühmen meine Unbeſtechlichkeit. Pittſchaft ſagt: Er wolle nicht glauben, daß die Herausgabe der Briefe eine Geldſpekulation geweſen, und Robert verbürgt ſich, daß ich nicht feil bin. Wer wird eine ſolche Bürgſchaft verſchmähen? Auch danke ich ſchön für die gute Meinung. Aber das Lob der Unbeſtechlichkeit muß man keinem Freunde öffentlich geben; das iſt ein Tadel für Tauſende, erweckt den Neid und ruft nur den Widerſpruch hervor. Nun werden meine Gegner ſagen: Er iſt wohl feil; (ich thue es, um zu zeigen, daß ich ſelbſt einen Affen nachäffen kann,) aber wohlfeil iſt er nicht. Er würde ſich nie ſo geringe ſchätzen, in den Hundstagen jedes Jahres um zwanzig Friedrichsd'or ſeine Ehre zu vermiethen.... Der unglückſelige Robert! Eine Welt hätte er ſetzen ſollen zwiſchen ſich und mir, und jetzt, das Glück verſchmähend, daß ich ihn vergeſſe, ſucht er mich auf und zwingt mich, ſeiner zu gedenken. Was gab ihm den kecken Muth, mich herherauszufordern? Iſt es etwa, daß ich ein Herz habe, und ſeine eigne Bruſt nichts zu durchbohren darbietet? Iſt es, daß er ſeine Brieftaſche, ſeine polniſchen Looſe gut verſchloſſen weiß, und daß ich ſie nicht durchlöchern kann und ſeine Seele nicht berühren? Daß der Unglückſelige es wagt, den tiefbegrabnen Schmerz aus meiner Bruſt herauszuwühlen; daß jener Würmer ein ner, die von Polens Leiche ſchmauſen, über meinen Weg zu kriechen wagt! Wenn ich der Polen gedenke, und des Sommers und Badens, und wie oft ich dort aus dem Leſezimmer in das nahe Gebüſch wankte, meinen Schmerz oder mein Entzücken auszuweinen; und wie ich mit krampfbewegtem Herzen der Stunde entgegenſah, welche Zeitung brachte; — und wenn ich nun endlich das Blatt in meiner zitternden Hand hielt und es nicht zu leſen wagte; nicht zu erfahren wagte das Urtheil jener furchtbaren, namenloſen Macht, die größer als das All, höher als der Himmel, älter als die Ewigkeit; den Richterſpruch: ob es einen Gott giebt oder nicht — und kam dann jener Robert, riß mir das Blatt aus der Hand, bat, „um Gotteswillen nur eine Minute,“ wendete das Blatt herum, ſah unten nach dem Kurszettel; Warſchau war gefallen, und die polniſchen Looſe waren geſtiegen, und ein Höllenſchein verklärte ſein ſilbergraues Geſicht — — wenn Wünſche Dolche wären, er lebte nicht mehr! Und jetzt wagt es ſolch ein vermaledeiter Goldanbeter, der die Blätter der Geſchichte ungeleſen und verächtlich überſchlägt, um am Ende vor dem Kurszettel niederzufallen und ihn anzubeten; der ſeinen Blick von dem ſchönen Geſichte der Zeit, ſo voll erhab'nen Lächelns, ſchöner Trauer und blinkender Thränen, abwendet, um ſie herumgehet und ihren ……… küßt — ein ſolcher Menſch wagt es, ungerufen vor mir zu erſcheinen und zu ſagen: Da bin ich!

Montag, den 16. Januar.

In der nämlichen Stuttgarter Zeitung, in welcher Herr Pittſchaft ſein Herz erleichtert, ſtanden auch kurz vorher zwei Briefe, welche Herr Wurm, der Redakteur der Börſenhalle, einer der verlornen Vorpoſten der feindlichen Armee, und Herr Mebold, Redakteur der Stuttgarter Zeitung, wegen meiner gewechſelt. Herr

Mebold hatte früher etwas zu meiner Vertheidigung gegen Herrn Wurm, ſeinen alten Freund und Dutzbruder, in ſeinem Blatte geſchrieben. Herr Wurm beklagt ſich darüber und frägt ſeinen alten Freund: wie er ihn nur verkennen möge, ihn, einen freiſinnigen Mann, einen Patrioten, der „gegenwärtig an einem Kommentar über Preßgeſetzgebung nach engliſchen und amerikaniſchen Grundſätzen arbeite?“ Iſt das nicht wieder recht ſchön deutſch; während die Freiheit ſich auf dem Schlachtfelde verblutet, ſtatt ſie zu verbinden und zu rächen, an einer Chirurgie nach engliſchen und amerikaniſchen Grundſätzen zu ſchreiben? Auch Herr Dr. Schott in Stuttgart, ein ſehr achtungswürdiger freiſinniger Mann, Chef der dortigen liberalen Partei. ſchrieb ſeinem Freunde Wurm einen Brief, den ich Ihnen mittheilen will.
„Mein lieber Freund! da Sie in dem Schreiben an
„unſern Freund Mebold meiner mit Namen und zugleich
„des Umſtands erwähnen, daß Sie mir die Kritik
„über Börne zugeſendet, ſo glaube ich, Börne,
„den ich perſönlich kenne und deſſen Talent ich bewundere,
„die Erklärung ſchuldig zu ſein, daß ich, für
„meine Perſon, Ihre Kritik ſeiner Briefe nicht billigen
„kann. Wie iſt denn Ariſtophanes mit den Athenienſern
„und mit Sokrates, dem edelſten aller Menſchen,
„umgegangen? Und was hat Swift dem engliſchen
„Volk und ſeinen Machthabern nicht geboten?
„Deſſenungeachtet ſind und werden ſie die Bewunderung
„aller Zeiten bleiben. Beide, wenn ſie lebten,
„würden Börne als ebenbürtig anerkennen. Sein ausgezeichnetes
„Talent darf da nicht mit der moraliſchen,
„und noch weniger mit der politiſchen Elle gemeſſen
„werden. Das deutſche Vaterland ſollte es ſich vielmehr
„zur Ehre rechnen, daß an ſeinem literariſchen
„Himmel ein ſolcher Stern der Satyre und des Humors
„aufgegangen iſt. Bei dieſer Ueberzeugung konnte

„ich für meine Perſon dieſes Blatt ihrer Zeitſchrift
„nicht als Probeblatt auf dem Muſeum auflegen.“

Es kömmt mir ſpaßhaft vor, daß man in Deutſchland ſchon einige Monate lang von meinen Briefen ſpricht und ſchreibt; daß ich faſt ſo berühmt geworden, wie die Sontag. Und dabei gebrauchen alle meine Gegner den Polizeipfiff, zu ſagen: es verlohne ſich gar nicht der Mühe, des Buches zu erwähnen. Auch Robert gebraucht ihn. Er ſagt: die Briefe wären zu platt, für Deutſchland verführeriſch zu ſein; das Buch wäre gar nicht der Rede werth. Aber warum ſpricht er davon? Warum reden die Andern davon? Das iſt leicht zu erklären. Bei ſtürmiſchem Wetter ſetzen ſich die Mücken auf den Rücken des Wanderers, um wärmer, ſchneller und ſicherer fortzukommen. Ich mag deren Tauſende auf dem Rücken haben, aber ich ſpüre es gar nicht.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag den 19. Januar 1832.

Laſſen ſie die Leute immerhin ſprechen von meiner Heftigkeit, die nicht nütze, die nur ſchade; das ſind alles Worte ohne Sinn, wären ſie auch noch ſo gut gemeint. Wer nützt? Wer ſchadet? die See geht hoch, der Wind iſt gut und Gott ſitzt am Steuer. Ich armer Schiffsjunge ſchwanke oben im Maſtkorbe und rufe: Klippe und Sandbank und feindliche Segel, und Land herab. Als wenn ich mit dem Rücken gelehnt ſtünde an der Mauer der Welt, und nur ſo vor mir mich zu bewegen brauchte, wie und wohin ich wollte! Ich habe keine Freiheit hinter mir, und darum keine vor mir. Ich treibe, weil ich werde getrieben; ich reize, weil ich werde gereizt. Der Wind iſt heftig, der mich ſchüttelt; iſt das *meine* Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn ſchweigen heißen? Gibt es Menſchen ohne Bruſt, die nicht zu athmen brauchen — gut für ſie; aber ſie mögen nicht rechten mit mir; ich brauche die Lebensluft der Freiheit, um fortzudauern. Und wenn Sie wieder einmal von einem meiner guten Freunde ſagen hören: er dauert mich, er darf es gar nicht wieder wagen, nach Deutſchland zu kommen, er würde in jeder Geſellſchaft, an jedem öffentlichen Orte beſchimpft werden — ſo mißtrauen Sie dem Herzen oder dem Kopfe dieſes guten Freundes. Er iſt entweder Einer jener Goſſen, welche die Verleumdungen der Polizei weiter ſchwemmen, oder iſt ein matſcher Schwamm, der jedes, worin man ihn getaucht, gedankenlos aufnimmt und es bei der Berührung behaglich wieder abtröpfelt. Wir haben das gleich vom Anfange bemerkt und verſtanden, wie jene, die ich in das Herz getroffen, das Volk gegen mich aufzuwiegeln ſuchen. Alle Hunde, die ihren Hof bewachen, haben ſie von der Kette losgelaſſen; alle hungrigen Zeitungſchreiber mußten ein Geſchrei erheben, ehe man ihnen die Schüſſel füllte, und dieſes Gebell und dieſes Geſchrei ſollen das Konzert der öffentlichen Meinung bilden! Seien Sie nur ruhig, wie ich es auch bin; ich bin ganz der Mann, ſolche Gauklerkünſte zu vereiteln. Die Ariſtokraten möchten den Streit aus ihrem Gebiete entfernen, denn ſie wiſſen recht gut, daß er ſie gilt und nicht das Volk; aber wir kennen das und ſpotten ihrer vergebenen Liſt. Das Vaterland herabwürdigen! Deutſches Volk beſchimpfen! Hätte ich wirklich gethan, was ſie durch ihre Ausrufer mich beſchuldigen laſſen — die Hände küßten ſie mir dafür! Vaterland, Volk, Ehre, Schande, das ſind den Ariſtokraten nur mythologiſche Geſchöpfe, und ſie hätten mich glücklichen Jäger bewundert, dem ſolche Fabelthiere einmal wirklich in den Schuß gekommen, und der ſie getroffen und dann abgethan. Ihr Vaterland iſt der

Hof; ihre Ehre iſt in der Unterwürfigkeit des Volks; ihre Schande in deſſen Freiheit, und das Volk iſt nichts, ein Stuhl, ein Tiſch, ein Ofen, das man weder ſchänden noch ehren kann. Vor ſolchen Menſchen ſoll ich mich fürchten? Sie, ohne Herz und ohne Gott, was vermögen ſie mir gegenüber, der ich liebe und glaube? Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verleumdungen; mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügenbände an, und verbrenne ſie zu Aſche. Ich erwarte ſie, wenn ich nach Deutſchland komme.

Geſtern las ich wieder in hieſigen Blättern von Mauthzerſtörungen im Heſſiſchen, ich weiß aber nicht, ob das die alten oder neuen Geſchichten ſind. Indeſſen wahrſcheinlich das Erſtere, da Sie mir in Ihren letzten Briefen von keinen ſpätern Vorfällen ſchreiben. Das ſind recht traurige Verhältniſſe, und am traurigſten iſt, daß ſich die Regierungen nicht zu helfen wiſſen. Immer Gewalt, immer Blutvergießen! Warum ſuchen ſie das Volk über die wahre Beſchaffenheit der Mauth, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit nicht aufzuklären? Warum ſuchen ſie es nicht durch Sanftmuth zu beruhigen, durch Ueberredung zu gewinnen? Warum tragen ſie den Geiſtlichen nicht auf, von der Kanzel herab ihre Gemeinden im Zollweſen zu unterrichten? Wäre ich Pfarrer von Fechenheim, Bergen oder Bockenheim, hätte ich am erſten Sonntage nach dem monarchiſchen Gemetzel an der Mainkur ungefähr folgende Predigt gehalten, und dadurch gewiß zur Erhaltung der Ruhe mehr beigetragen, als zehn Schwadronen Huſaren im Stande ſind.

Liebe Gemeinde!

„Am Freitag wart Ihr wieder rechte Eſel geweſen, und habt Euch todtſchießen laſſen. Wißt Ihr warum? Ich will die ganze Woche keinen Tropfen Wein trinken, wenn Ihr es wißt. Dummköpfe ſeid Ihr und

Schwerinöther! Ihr jammert über die Mauth, Ihr wollt keine Mauth bezahlen! Wißt ihr denn, was die Mauth iſt heut zu Tage? Wißt Ihr, was ſie ſonſt geweſen? Begreift Ihr denn gar nicht, wie viel beſſer Ihr es jetzt habt, als in frühern Zeiten? Nun, ſo gebt Acht; ich will Euch eine Laterne in den Kopf hängen."

„Viele von Euch ſind doch ſchon einmal den Rhein hinabgefahren; der Hans dort, das weiß ich, iſt oft als Floßknecht nach Holland gekommen, ehe er ſich eine Frau genommen — ein kreuzbraves Weib, ſie hat mir geſtern eine fette Gans geſchickt. Und wer von Euch nicht am Rhein war, der iſt doch einmal in Königſtein geweſen und am Falkenſtein vorbeigekommen. Nun, das iſt alle eins. Oben auf den Bergen an beiden Seiten des Rheins, da ſehet Ihr viele verfallene alte Schlöſſer, die man Burgen nennt. Sie waren aber nicht immer ſo öde und verfallen, wie ſie jetzt ſind, Ehemals waren es prächtige Schlöſſer, worin die Ritter wohnten, und es ging luſtig daher. Liebe Kinder! Die Ritter, das waren prächtige Leute! An denen hatte doch der liebe Hergott noch ſeine Freude. Wenn ſie ſich recht wild herumtummelten in ihres Vaters Garten, und er lag am Sonnenfenſter und ſah zu, wie ſie ſpielten, lachte er und ſagte: Jugend hat keine Tugend, das will ſich austoben; aber es iſt mein Herz und mein Blut. Wenn aber der liebe Herrgott uns jämmerliche Wichte ſiehet, ſeine jüngſten Kinder, die den ganzen Tag hinter den Büchern hocken, und heulen, wenn ſie der geſtrenge Herr Schulmeiſter mit ſeinem Lineal anrührt, dann ſchämt er ſich, unſer Vater zu ſein, ſchlägt das Fenſter zu und brummt: Ja, ja, ich bin alt geworden! So ein Ritter war kerngeſund, ſtark wie ein Stier, und wenn er ſein Kreuz gegen den Teufel geſchlagen hatte, fürchtete er ſich vor nichts mehr in der Welt. So ein Kerl hat Euch den Tag zehn Pfund Roth- und Schwarzwildpret gegeſſen, ſechs Pfund Hammelfleiſch, ein ſchön Stück Schinken, einen großen Roſinenkuchen, aber wenig Brot. Dazu hat er getrunken zwei Eimer Bacharacher oder Rüdesheimer, und Abends vor dem Schlafengehen ein Paar Maß warmen Gewürzwein. Ich ſage Euch, Kinder, es iſt nichts geſünder als warmer Wein mit Zucker, Nelken und Zimmt angemacht. Geſtern hatte ich einen ſtarken Schnupfen, und ich legte mich früh zu Bette. Wie ich nun das Licht auslöſchen wollte, wer kömmt herein? Meine Haushälterin. Sie hatte mir kein Wort davon geſagt, war in die Küche gegangen und hatte mir eine Kumpe Glühwein gemacht. Den ſetzt ſie vor mein Bett, und ſagt: Herr Paſtor, das wird Euch gut thun. Ich habe den Glühwein getrunken, habe tüchtig geſchwitzt, und heute Morgen war der Schnupfen weg. Merkt Ihr noch was davon? Seht Ihr, ſolch ein luſtig Leben haben die alten Ritter geführt: gut gegeſſen, gut getrunken und gut geſchlafen. Und die übrige Zeit haben ſie gejagt und ſich untereinander herumgebalgt. Das war aber kein Kriegführen wie heute, es war ein wahrer Spaß. Man ſchlug ſich einander auf Helm und Schild, und war einer tüchtig getroffen, ſo ging er zum Schmid und den andern Tag war alles wieder gut. Das hundsföttiſche Pulver war noch nicht erfunden.“

„Nun hört weiter. Die Ritter hatten zwar große Schlöſſer, ſchöne Pferde, viele Jagdhunde und Knechte; aber ſie hatten kein Geld. Woher wollten ſie Geld haben? Sie arbeiteten niemals und verdienten alſo nichts. Aber alle Menſchen ſind Gottes Kinder, und wenn es einen Menſchen gibt, der nichts arbeitet, iſt es Chriſtenpflicht daß der Andere, welcher arbeitet, ihn ernährt. Die frommen Ritter, welche Gottes Gebot kannten und ehrten, richteten ſich auch darnach, und ſo oft ſie Geld brauchten, nahmen ſie es von den Arbeits leuten, die welches hatten; und das machten ſie ſo: Auf die hohen Thürme ihrer Burgen ſtellten ſie einen armen Knecht mit einem Horn, der mußte Tag und Nacht Acht geben, und umher ſchauen, und ſobald ein Schiff mit Waaren den Rhein hinauffuhr, oder ein Wagen auf der Chauſſee kam, um ihre Ladung auf die Frankfurter Meſſe zu bringen, ſtieß der Knecht ins Horn. Die Ritter, die das Zeichen verſtanden, ſprangen darauf vom Tiſche oder aus dem Bette auf, ergriffen ihr Schwert und eilten die Burg hinab. Schiff und Wagen wurden angehalten, Schiffer, Fuhrleute und Kaufherren wacker durchgebläut, Kiſten und Kaſten aufgeſchlagen, und Alles herausgenommen. Darauf ſagten die Ritter: Viel Glück zur Frankfurter Meſſe, ihr Herren; und kehrten mit ihrem Fange jubelnd zur Burg zurück. Und weil ſie auf dieſe Art ihr Brot verdienten, nannte man ſie Raubritter. Die Waaren verkauften ſie dann um einen Spottpreis an Juden und ſo hatten ſie Geld. Die Juden verkauften den geplünderten Kaufleuten ihre eigenen Waaren wieder und darauf zogen ſie zur Frankfurter Meſſe, und und alles war gut. So iſt die Mauth entſtanden, und was damals die Raubritter waren, das ſind heute die Zöllner.“

„Jetzt gebt weiter Acht. Die Kaufherren überlegten endlich bei ſich: Wäre es nicht geſcheidter, wir gäben den Rittern lieber gleich ſo viel baar Geld, als ſie für unſere Waaren von den Juden bekommen? Dieſe Spitzbuben laſſen ſich von uns zwei Mal ſo viel bezahlen, als ſie ſelbſt bezahlen. So wäre die Hälfte Profit und die Prügel wären auch geſpart. Sie ſchickten alſo dem Ritter Kunz eine Deputation, die trug ihm vor: Herr Ritter, Ihr ſeid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Ruprecht, iſt ein Spitzbube und ein Räuber, der, ſo oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen alſo, Euch einen Vorſchlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor die Burg Euers böſen Nachbarn vorüber, beſchützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir Euch jedes Mal hundert Goldgulden. Ritter Kunz erwiederte: Ihr ſeid kluge Leute und ich will es bedenken, heute Abend gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus; habt Ihr nicht vielleicht ein Fäßchen Bucharacher auf Euerm Schiff? Die Kaufherren holten das Fäßchen, gingen darauf zum Ritter Ruprecht und ſagten ihm: Herr Ritter, Ihr ſeid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Kunz, iſt ein Spitzbube und ein Räuber, der, ſo oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen alſo, Euch einen Vorſchlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor die Burg Euers böſen Nachbarn vorüber, beſchützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir Euch jedes Mal hundert Goldgulden. Ritter Ruprecht erwiederte: Ihr ſeid kluge Leute und ich will es bedenken; morgen Mittag gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus; habt Ihr nicht vielleicht einige gute Schinken auf Euerm Wagen? Die Kaufherren holten die Schinken und gingen darauf zum Ritter Eberſtein, und ſo gingen ſie von einem Ritter zum andern, von Rüdesheim bis nach Bonn und ſprachen mit allen auf die nämliche Weiſe. Und wie Abends viele Ritter zum Ritter Kunz zum Schmauſen kamen, und jeder ſeinem Nachbarn erzählte, wie die Kaufherren ihn ins Geſicht einen ehrlichen Mann geſcholten, und ſeinen Nachbarn als Spitzbuben gelobt, lachten ſie Alle ganz unbändig und zechten bis der Morgen graute. Die Handelsleute hatten es aber jetzt viel beſſer als früher.“

„So währte das einige Jahrhunderte lang. Endlich merkten die Kaiſer, Könige, Herzöge, Fürſten, Landgrafen, die Vorfahren unſerer gnädigſten Landesherren, daß ſie lang dumm geweſen. Sie dachten: Ei, die Ritter verdienen ein ſchön Stück Geld an den Bürgers- und Landleuten, ſind wir nicht rechte Narren, daß wir es nicht ſelbſt verdienen? Wer iſt Herr im Lande, wir oder die Ritter? Das muß anders werden. Sie ſagten alſo den Kaufleuten: Ihr unterſteht Euch nicht mehr, Euch von den Rittern loszukaufen; das Geld, das Ihr ihnen gegeben, gebt Ihr künftig uns ſelbſt, und dagegen beſchützen wir Euch gegen jede Gewalt. Die Kaufleute mußten das zufrieden ſein, und den Rittern wurde von den Landesherren unterſagt, ſie zu beunruhigen. Dieſe ließen ſich aber nicht wehren, und wenn die Kaufleute vorüber kamen und nicht bezahlten, wurden ſie wie früher geplündert und todt geſchlagen. Sie mußten alſo, wollten ſie Ruhe haben, die Ritter auch bezahlen. Unſere gnädigſten Landesherren erfuhren dieß und dachten bei ſich: Unſere Kaufleute geben für jede Ladung Waare den Rittern hundert Goldgulden, und uns hundert Goldgulden, wäre es nicht klüger, ſie gäben uns zweihundert Goldgulden und den Rittern gar nichts? Sie ließen alſo die Kaufleute rufen und ſagten ihnen Ihr gebt uns künftig zweihundert Goldgulden für jede Fuhre und den Rittern gar nichts; und dieſen wollen wir ſchon das Handwerk legen. Auch hielten ſie Wort, zerſtörten alle Raubburgen, nahmen die Ritter gefangen und führten ſie an ihren Hof, wo ſie durch gutes Futter bald zahm gemacht wurden. Den Kaufleuten aber gaben ſie das Geleit, ſo oft ſie auf die Meſſe zogen. Als es nun keine Ritter und keine Räubereien mehr gab, und die Kaufherren keine Furcht mehr hatten, gingen ſie zu ihren Landesherren und ſagten ihnen: wir danken unterthänigſt für den bis jetzt geleiſteten Schutz; aber wir brauchen ihn nicht mehr, denn die Straßen ſind ſicher. Die Fürſten erwiederten darauf: es freut uns, daß ihr uns nicht mehr braucht, wir brauchen aber Euer Geld, und den Geleit müßt Ihr bezahlen nach wie vor, und das iſt jetzt altes Herkommen. Nach einiger Zeit bedachten die Fürſten: iſt es nicht ganz überflüſſig, daß wir den Kaufleuten Huſaren zur Begleitung mitgeben, da doch die Wege ſicher ſind? Die Koſten des Geleits könnten wir ja ſparen. Sie hoben alſo das Geleit auf, und ließen ſich ſtatt Geleitsgeld Zoll bezahlen. An allen Ein- und Ausgängen des Landes wurden Zollhäuſer errichtet, und ſo oft da Waaren vorüberkamen, mußten ſie den alten Raub und das alte Geleit abkaufen, welche Abgabe man Zoll nannte. Beklagte ſich nun ein benachbarter Fürſt, daß man ſeine Unterthanen drücke, antwortete der dießſeitige: Herr Bruder, macht es mit meinen Unterthanen, wie ich es mit den Eurigen mache; laßt Euch auch Mauth von ihnen bezahlen; Schafe wollen geſchoren ſein, ſonſt gedeihen ſie nicht.“

„Jetzt werdet Ihr deutlich einſehen, daß Ihr Ochſen ſeid, wenn Ihr Euch über die Mauth beklagt. Habt Ihr es nicht ehemals noch viel ſchlimmer gehabt? Sonſt wurdet Ihr beraubt und gemißhandelt; jetzt werden Euere Kiſten mit Ordnung geöffnet, man nimmt Euch mit Höflichkeit Euer Geld ab, und Ihr bekommt keine Schläge mehr. Zwar werdet Ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten der Raubritter, todt gemacht, wenn Ihr die Mauth nicht bezahlen wollt und Euch zur Wehre ſetzt; Ihr werdet aber nicht mehr wie damals todt gehauen, welches grob war, ſondern todt geſchoſſen, welches viel höflicher iſt, und gar nicht wehe thut; und da Ihr auf Befehl Euers gnädigen Landesherrn todtgeſchoſſen werdet, ſo iſt das noch eine Ehre für Euch. Wenn Ihr aber fragt: warum nimmt unſer gnädigſter

Landesherr, der doch ſo reich iſt, uns armen Teufeln ihre paar Pfennige weg; warum müſſen wir das Pfund Zucker mit dreißig Kreuzer bezahlen, das uns noch vor acht Tagen nur achtzehn gekoſtet? So zeigt Ihr wieder, daß Ihr Ochſenköpfe ſeid. Behält denn unſer gnädigſter Landesvater Euer Geld für ſich? Ei bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber mit Euerm Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die wie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müßiggänger an ſeinem Hofe leben, und für die Ihr, da ſie Euch nicht mehr berauben dürfen, wie billig, ſorgen müßt. Und nicht bloß für dieſe Räuberbrut braucht unſer gnädigſter Landesfürſt Euer Geld, ſondern auch ſeine vielen Soldaten zu bezahlen. Und jetzt ſeid mir keine Eſel, und fragt: wozu braucht er ſo viele Soldaten? Das habt Ihr ja am Freitag ſelbſt geſehen, wozu er ſie braucht! Hätte er keine Soldaten gehabt, hätte er ja mit Euch nicht fertig werden können, als Ihr die Mauth geſtürmt. Nun ſagt Ihr aber vielleicht: aber wäre keine Mauth da, wären wir ruhig geblieben; ſind wir ruhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, braucht man unſer Geld nicht; braucht man unſer Geld nicht, iſt die Mauth unnöthig. In dem, was Ihr da ſagt, iſt etwas Verſtand, und ich ſehe, Ihr ſeid gar nicht ſo dumm, wie Ihr ausſehet. Aber, liebe Kinder, Ihr müßt noch etwas bedenken. Unſer gnädigſter Landesvater braucht nicht bloß ſeine Soldaten gegen Euch, ſeine Kinder, ſondern er braucht ſie auch gegen Fremde, gegen den äußern Feind. Fragt Ihr nun: wer iſt ſein Feind, wer will ihm etwas zu Leide thun? muß ich Euch aufrichtig antworten: es denkt keiner daran. Aber unſer gnädigſter Landesherr hat eine große Familie, für die er auch ſorgen muß. Alle Kaiſer, Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürſten ſind ſeine nahen Verwandte, denen er in der Noth beiſteht; das iſt Chriſtenpflicht. Macht Ihr es nicht auch ſo? Der Kaiſer von Rußland iſt ſein Bruder, der Kaiſer von Oeſterreich iſt auch ſein Bruder, der König von Preußen iſt ſein Schwager. Nun ſehet: der Kaiſer Nikolas will Polen haben, der Kaiſer Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhelm weiß ſelbſt nicht, was er haben will; denn er will Alles haben. Nun iſt aber das mächtige Frankreich drüben; dort iſt der König nicht Herr über Alles, er iſt nicht mehr als jeder Andere, er iſt nur der erſte Bauer im Lande. Das Volk iſt dort Alles, und für das Volk geſchieht Alles. Nun ſagen die Franzoſen: alle Völker ſind mit uns verwandt, wir ſind Alle von einer Familie. Die Polen ſind unſere Brüder, die Italiener ſind unſere Vettern, die Deutſchen ſind unſere guten Nachbarn. Und wir wollen nicht leiden, daß ihnen Jemand etwas zu Leide thue, ſondern ihnen helfen. Darum leiht unſer gnädigſter Landesfürſt den Kaiſern und Königen ſeine Soldaten, damit ſie mit den Franzoſen fertig werden, und darum müßt Ihr Mauth bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Franzoſen ſchickt, das ſind Euere eigenen Söhne und Brüder, und damit ſie gern marſchiren — denn wer könnte ſie zwingen, wenn ſie nicht wollten — lügt man ihnen vor, die Franzoſen wären Feinde der Deutſchen, und wollten unſer Land erobern. Glaubt es nicht. Die Franzoſen ſind Euere beſten Freunde, und wenn ſie kommen, kommen ſie bloß den Polen und Euch beizuſtehen, und Ihr müßt ſie mit Jubel empfangen und gleich in die Schenke führen. Aber ſchließt Eure Mädchen ein, bis ſie wieder fort ſind."

Jetzt habe ich Euch erklärt, was die Mauth iſt; nun geht und beſſert Euch. Wie wollt Ihr es denn vor Gott und Euerm Gewiſſen verantworten, wenn Ihr widerſpenſtig ſeid gegen Euern gnädigſten Landesherrn und ihn zwingt, Soldaten gegen Euch zu ſchikken, die ja Alle Euere Brüder und Söhne ſind, und die, wenn ſie Euch erſchießen, Vater- und Brudermörder werden? Gehet und bezahlt die Mauth. Und wollt Ihr ja einmal wieder kommen und die Mauth zerſtören, ſo ſeid keine Ochſen, und bleibt weit von den Soldaten ſtehen, was ihnen Herz macht, auf Euch zu ſchießen, ſondern geht ihnen ganz nahe auf den Leib, damit ſie Euch erkennen. Bringt Euere Töchter mit. Die Liſe dort wird unter den Jägern gewiß mehr als einen Schatz finden — brauchſt nicht roth zu werden, Liſe, wir waren Alle einmal jung — und wenn ſie nun zu ihnen tritt und ſagt: „aber Peter, aber „Hans, ſeid Ihr denn ſtockblind? Sehet Ihr denn „nicht, daß ich es bin? Haben wir nicht auf der vorigen Kirchweih mit einander getanzt? Peter, da iſt „iſt ja mein Vater, der dir manchen Apfel von ſeinem Baume geholt? Hans, da iſt ja mein Bruder, „dem du erſt neulich den Bierkrug an den Kopf geworfen? Lieber Peter, kennſt du deine Liſe nicht mehr? „Willſt du um ein Stück Kommisbrot ein Mörder werden? Biſt du nicht ſelbſt ein Bauernkind? Was gehen dich die Fürſten, was geht dich die Mauth an? „Komm zu uns, lieber Hans, du ſagſt nichts? Nun, „da ſteh ich, ſchieß mich armes Mädchen todt, wenn „du das Herz haſt.“ Aber ich ſage Euch, meine geliebten Kinder, Hans und Peter werden nicht das Herz haben zu ſchießen, ſondern das Gewehr wird ihnen aus der Hand fallen, und ſie werden anfangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr wegwerfen, Euch in die Arme ſtürzen und heiße Thränen vergießen, daß ſie ſo gottlos verblendet geweſen. Dann braucht Ihr keine Mauth mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hauſe und beſſert Euch. Wer mich nicht verſtanden, iſt ein Eſel.“

Drei und zwanzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 22. Januar 1832.

Es widerfährt mir ſeit einigen Tagen das Sonderbare, daß ich an zwei Briefen für Sie zu gleicher Zeit ſchreibe. Der eine gegenwärtige liegt auf dem Pulte, vor dem ich ſtehe, und der andere liegt auf dem Schreibtiſche, an dem ich ſitze. Die Abwechſelung iſt artig und unterhält mich. Nach einigen Sätzen gehe ich vom Stehbriefe zum Sitzbriefe, oder zurück und ſetze bald den einen, bald den andern fort. Die Sache verhält ſich ſo. Der Tiſchbrief behandelt einen Gegenſtand, der zwar kurzweilig aber langwierig iſt, und ſich ſehr ausdehnt, den ich aber aus Gründen der Kochkunſt nicht unterbrechen darf. Darum habe ich ihn vom Pultbriefe getrennt, und Sie werden ihn einige Tage ſpäter erhalten als dieſen. Es gibt nämlich einen Härings-Salat. Den Häring habe ich aus Berlin bekommen und den will ich zwiebeln und zurecht machen. Einen Artikel im literariſchen Unterhaltungsblatt, den der Referendar Häring unter dem Schäfernamen Willibald Alexis gegen mich geſchrieben, und von dem ich früher ſchon gehört, habe ich jetzt erhalten und ihn geleſen. Nun weiß ich wahrhaftig ſelbſt nicht, wie mir in den Sinn gekommen, dieſem Männchen zu antworten; aber eine innere Stimme rieth mir dazu. Dabei machen mir meine ungeſchickten Verſuche, die Sprache ſolcher Gegner nachzuahmen, tauſend Spaß. Ich bin an gar keine grobe Arbeit gewöhnt, und meine rechte Hand iſt mir wund von dem wenigen Schimpfen. Ich bin dabei eigentlich in einer wunderlichen Lage. Warum ich mich mit ſolchen unbedeutenden Menſchen und auf ſolche Weiſe einlaſſe, darf ich nicht deutlich machen, denn ſonſt würde ich meine beabſichtigte Wirkung verfehlen. Und doch möchte ich aus Eigenliebe durchſchaut und errathen ſein. Das ſetzt mich in Verlegenheit. Härings-Salat, Zwiebeln, Zurechtmachen, Schäfer, Männchen, unbedeutender Menſch — Sie werden ſehen, daß mein Wörterbuch von Schimpfwörtern viel reicher werden wird, als das von Meyer, von Wurm, von Robert und von Alexis.

Montag, den 23. Januar,

Geſtern, Sonntag, hat Kaſimir Perrier wieder einen Bubenſtreich begangen. An dem Tage, wo die Kirche ſeines Glaubens geſchloſſen iſt, wo die Börſe keinen Gottesdienſt hält, vergißt er am leichteſten Gott und ſein Gebot, und folgt ſeinen böſen Neigungen. An Börſetagen bedenkt er ſich doch noch etwas, die Renten, das zarte, leicht verletzliche Geſchöpf, durch allzurauhes Weſen zu ſchrecken. Ich kenne kein Land in der Welt, ich kenne keine Zeit in der Geſchichte, wo ein Volk unter ſo ſchmachvoller Herrſchaft geſtanden, als jetzt das franzöſiſche. Tauſendmal, ja zehntauſendmal lieber, möchte ich einen Thron unter dem Galgen errichtet ſehen, von Henkersknechten bedient und von Raben umſchmeichelt, als ſehen, wie ein König auf dem Drehſtuhle thront und wie ſein erſter Miniſter Glück, Ruhm und Ehre eines großen Volks wie ein Buchhalter unter Soll und Haben bringt. Ich habe mich nie ſo ſehr erniedriget, vor einem Könige; Vivat! zu ſchreien; nicht, da ich als gedankenloſes Kind Kaiſer Franz im Krönungszuge geſehen, wo Alles ſchrie; nicht, als Napoleon an mir vorüberzog, den ich mit dem Glauben eines Jünglings wie einen Gott anſtaunte; aber kehrte morgen Karl X. nach Paris zurück mit ſeinem alten Herzen und ſeinem neuen Haſſe, mit dem ganzen Gefolge aller ſeiner Laſter, aller ſeiner Thorheiten, umgeben von den Trabanten ſeiner Rache, — ich, jetzt ein alter Mann, kletterte auf einen Baum und würde, wie ein betrunkener armer Teufel, den die Polizei bezahlt, Vivat ſchreien, bis ich die Stimme verlöre. Was iſt's mit der Tyrannei? Sie macht unglücklich, und das iſt Alles. Wie der Winter drängt ſie Blut und Leben zurück; aber das ſtille Herz iſt dann der Kerker, nicht der Sarg der Freiheit. Aber dieſe giftige Geldwirthſchaft hier trocknet wie der Sirokko alle Adern aus, und könnte ſie zehn Jahre fortdauern, würde dann kein Tyrann es der Mühe werth halten, ſolch ein Volk von Mumien zu unterjochen?

Ich wollte von den Simoniſten ſprechen, über die man geſtern wie über eine Diebsbande hergefallen, aber Sie können das in den Zeitungen leſen, und Sie wiſſen ſo gut als ich, was dabei zu denken und zu fühlen iſt.

Vier und zwanzigster Brief.

Paris, Samſtag den 28. Januar 1832.

— Rothſchild hat dem Papſte die Hand geküßt und beim Abſchiede ſeine hohe Zufriedenheit mit dem Nachfolger Petri unter allergnädigſten Ausdrücken zu erkennen gegeben. Jetzt kömmt doch endlich einmal alles in die Ordnung, die Gott beim Erſchaffen der Welt eigentlich hat haben wollen. Ein armer Chriſt küßt dem Papſte die Füße und ein reicher Jude küßt ihm die Hand. Hätte Rothſchild ſein römiſches Anleihen, ſtatt zu 65 p. c. zu 60 erhalten und ſo dem Kardinal-Kämmerling zehntauſend Dukaten mehr ſpendiren können, hätte er dem heiligen Vater um den Hals fallen dürfen. Wie viel edler ſind doch die Rothſchild, als deren Ahnherr Judas Iſchariot! Dieſer verkaufte Chriſtus für dreißig kleine Thaler, die Rothſchild würden ihn heute kaufen, wenn er für Geld zu haben wäre. Ich finde das alles ſehr ſchön. Louis Philipp, wenn er in einem Jahre noch König iſt, wird ſich krönen laſſen; aber nicht zu Rheims in St. Remi, ſondern zu Paris in Notre-Dame de la-bourse und Rothſchild wird dabei als Erzbiſchof fungiren. Nach der Krönung wird man, wie üblich, Tauben auffliegen laſſen, und eine unter ihnen, eine luſtige Lachtaube, wird nach St. Helena hinüberfliegen, ſich auf das Grab Napoleons ſetzen und ſeinen Gebeinen lachend erzählen, ſie habe geſtern ſeinen Nachfolger ſalben ſehen, aber nicht vom Papſte, ſondern von einem Juden, und der jetzige Beherrſcher von Frankreich habe den Titel angenommen: Empereur des cinq pour Cent, Roi des trois pour Cent, protecteur des banquiers et médiatiseur des agens de change. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, was die dumme Taube dabei zu lachen findet. Wäre es nicht das größte Glück für die Welt, wenn man alle Könige wegjagte und die Familie Rothſchild auf deren Throne ſetzte? Man bedenke die Vortheile. Die neue Dynaſtie würde keine Anleihen machen, denn ſie wüßte am beſten, wie theuer ihnen das zu ſtehen käme, und ſchon dadurch allein würde die Abgabenlaſt der Unterthanen jährlich um viele Millionen erleichtert werden. Die Beſtechungen der Miniſter müßten aufhören, die aktiven wie die paſſiven; denn womit ſollten ſie, wofür ſollte man ſie beſtechen? Das wird dann alte Regel. Dadurch würde die Moral ſehr in Flor kommen. Alle Zivilliſten würden aufhören, bis auf die der Rothſchilde, welche aber für die Völker keine neue Laſt wäre, denn die Rothſchilde hatten ſie als Privatleute auch ſchon bezogen, und zwar eine ſtärkere, als die irgend eines andern Fürſten.

Wenn das Haus Rothſchild auf dem franzöſiſchen Throne ſäße, wäre die Welt von der großen Furcht des Kriegs befreit, der zwiſchen dieſem mächtigen Hauſe und dem Hauſe Habsburg auszubrechen droht. Oeſterreich und Rothſchild ſollen, wie die engliſchen Blätter aus guten Quellen berichten, ſeit einiger Zeit ſehr gereizt gegen einander ſein. Oeſterreich hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Freundſchaft, mit welcher die Brüder Rothſchild es beehren, ihm theuer zu ſtehen komme. Das letzte vierprocentige Anleihen ſchloß jenes Haus zu 85 oder 86 ab. Aber gleich nach Abſchluß des Vertrags gewann es 6 bis 7 p. c. Ein ſo außerordentlicher Umſtand mußte die Aufmerkſamkeit des öſterreichiſchen Kabinets erwecken. Es beſchloß daher, für ſeine Finanzen künftig wohlfeilere Agenten zu wählen, oder ſeinen Geldunternehmungen eine Konkurrenz zu eröffnen. Das Haus Rothſchild, um ſolche Schritte zu vereiteln und der öſterreichiſchen Regierung zu zeigen, daß man ſeine Allianz nicht ungeſtraft brechen dürfte, wußte darauf durch ſeine Verbindungen und Spekulationen das baare Geld in Wien, Frankfurt und andern Städten ſo ſelten zu machen, daß kein anderes Haus im Stande war, eine Staats-Anleihe zu unternehmen. Oeſterreich mußte um Verzeihung bitten.

Schon früher fand eine Spannung zwiſchen beiden Häuſern Statt. Oeſterreich hatte nämlich dem Hauſ Rothſchild die Summen überlaſſen, die ihm aus den franzöſiſchen Kontributionsgeldern für ſeinen Antheil zugefallen. Dieſe Summen ſollten in franzöſiſchen Renten, die damals niedrig waren, angelegt und ſolch verkauft werden, ſobald ſie einen hohen Stand erreich hätten. Nach einigen Jahren verkaufte das Haus Rothſchild jene Renten und verrechnete ſie zu 95. Oeſterreic aber entdeckte, daß zur Zeit des Verkaufs die Rente Al Pari geſtanden. Es war eine kleine Differenz vo acht Millionen Gulden, Oeſterreich war darübrr empfindlich und ſchmollte; Rothſchild aber wußte durc

Vermittlung beiderseitiger Freunde alles wieder auszugleichen.

Das französische Blatt, welches diese Friedens- und Kriegsgeschichten nach englischen Blättern umständlich erzählte, bemerkt darauf Folgendes: „Durch welche
„Mittel wissen jene Banquiers die österreichische
„Regierung zu zwingen, sich nach ihren Anmaßungen zu
„bequemen? Es sind dieselben Mittel, welche sie
„unter dem Minister Villele angewendet, mit welchem die
„Herren Rothschild ungeheuern Gewinnst getheilt haben,
„wie wir es in der Folge beweisen werden; sind die
„nämlichen Mittel, die sie neulich beim Anleihen des
„Ministeriums Perrier in Bewegung gesetzt. Hat man
„nicht durch fortdauernde Verkäufe, von Jenen bewirkt,
„welche die Anleihe zu einem unbilligen Satze haben
„wollten, die französischen Fonds erdrücken sehen? Diese
„Darleiher haben unter unsern Augen das Nämliche
„gethan, worüber die österreichische Regierung sich
„beklagte als sie mit ihnen brechen wollte. Unsere
„fünfprozentigen wurden unter 80 Fr. hinabgedrückt, um das
„Anleihen zu diesem Preise zu haben, und sobald die
„Anleihe zu 84 zugeschlagen war, stiegen die Fonds
„bis über 88 Fr. Es ist immer das nämliche Spiel,
„welches diese Rothschild treiben, um sich auf Kosten
„des Landes, das sie ausbeuten, zu bereichern . . . .
„Wir haben es schon früher gezeigt, daß die
„Geldleute die gefährlichsten Feinde der
„Völker sind. Sie haben am meisten dazu
„beigetragen, den Grundbau der Freiheit
„zu untergraben, und ohne Zweifel wäre
„der größte Theil der europäischen Völker
„schon in vollem Besitze der Freiheit, wenn
„die Rothschild,, die Ouvrad, die Aguado,
„die Kasimir Perrier und Andere, mit
„ihrem Gelde nicht die absolute Gewalt
„unterstützt hätten.“

Dupin hat dieſe Woche in der Kammer die Banquiers loup-cerviers, Luchſe genannt! Das ſind Raubthiere, die zum Katzengeſchlechte gehören. Kaſimir Perrier hat ihm über ſeine unzeitige Naturgeſchichte die bitterſten Vorwürfe gemacht. Das führt mich auf die Rothſchilde zurück. Noch einmal — wäre es nicht ein Glück für die Welt, wenn alle Kronen auf deren Häuptern ſäßen, ſtatt daß ſie jetzt zu ihren Füßen liegen? Es kommt auch noch dahin. Sitzen die Rothſchild noch auf keinen Thronen, ſo werden ſie wenigſtens, ſobald ein Thron frei wird, um Rath gefragt, wen man darauf ſetzen ſolle. Herr von Gagern hat dieſes neulich öffentlich in der allgemeinen Zeitung erzählt. Es iſt eine ſchöne Geſchichte. Herr von Gagern war früher Geſandter beim Bundestage. Dieſer große Staatsmann, der den Ariſtokratismus ganz allerliebſt romantiſch zu machen weiß und zwiſchen den Gräbern alter Ritter mit ſeinem Adelſtolze im Mondſcheine ſpaziren geht, hat ſich auf einer ſolchen nächtlichen Wanderung ſchon vor vielen Jahren erkältet. Seit der Zeit leidet er an einem politiſchen Mundfluſſe, einer Krankheit, die unter den Diplomaten eben ſo ſelten gefunden wird, als die Mundſperre häufig unter ihnen vorkömmt. Dieſe ſeltene Krankheit des Herrn von Gagern gibt uns aber über die verborgene Phyſiologie der Diplomaten und Ariſtokraten lehrreiche und nützliche Aufſchlüſſe. Der große Staatsmann ſchreibt der kleinen allgemeinen Zeitung über Griechenland aus Hornau einen Brief. Hornau liegt aber nicht in Griechenland, ſondern im Taunus, und ich glaube, daß wir vor zwei Jahren, als wir den Sommer in Soden zugebracht, eines Abends in der Schenke von Hornau Eierkuchen gegeſſen. Herr von Gagern ſchreibt: er, Herr von Stein und Kapodiſtrias, hätten ſich in Naſſau und Ems oft von Griechenland unterhalten. Ich kann das bezeugen. In Ems habe ich zwei nacheinander folgende Sommer dieſe Herren ſehr oft eifrig mit einander ſprechen hören. Ich hätte aber, ob ich zwar viel gehorcht, nie gedacht, daß von Griechenland die Rede ſei. Es ſchien mir, als ſprächen ſie von ihren eigenen Angelegenheiten und denen ihrer Familie. Sie gehörten „zu den wärmſten und eifrigſten Vertheidigern Griechenlands, oder der griechiſchen Frage.“ Warum Herr von Gagern das allgemein bekannte Wort Griechenland ganz ohne Noth mit griechiſche Frage überſetzt, will ich Ihnen erklären. Es gibt nichts weichherzigeres, warmblütigeres, nervenzarteres, thränenreicheres, kurz gefühlvolleres als ein Diplomat, und ein ſolcher hat ſich ſehr in Acht zu nehmen, bei ſeinen ſtarken und häufigen Gemüthsbewegungen ſeine zarte Geſundheit nicht ganz zu Grunde zu richten. Strenge Diät iſt ihm unentbehrlich. Wenn daher Tauſende der edelſten Portugieſen vom Fleiſcher Miguel geſchlachtet und zerfetzt werden; wenn die Italiener von der Treibjagd der Liſt und Gewalt in ihr Todesnetz gejagt, von feigen und bequemen Jägern erlegt werden; wenn Belgien wie ein Käſe zerſchnitten, zugewogen und, in Protokoll-Papier gewickelt, den hungrigen Käufern ſtückweiſe eingehändigt wird; wenn Polen den Keulenſchlägen des Tyrannen unterliegt, und ſterbend den Helfers-Helfern flucht — wie wollen die Diplomaten es ertragen, täglich ſolche Gräuel und Schändlichkeiten zu ſehen und zu hören? und doch iſt ihnen das Schickſal der Völker anvertraut; wie erleichtern ſie ſich den Schmerz? Durch eine einfache Veränderung der Worte. Sie ſtellen ſich an, als gäbe es kein Land und kein Volk in der Welt; ſie ſuchen das zu vergeſſen und es gelingt ihnen durch Uebung. Sie ſagen darum nie: Portugal und Portugieſen, Italien und Italiener, Bel-ien und Belgier, Polen und polniſches Land; ſondern ie ſagen: die portugiſiſche Frage, die italie-iſche Frage, die belgiſche Frage, die pol-

niſche Frage. Es iſt eine Art Salpeter-Säure, welche das Blut abkühlt und das Herz ruhiger macht. Aus dieſem diätetiſchen Grund ſpricht Herr von Gagern von der *griechiſchen Frage*; aber ſein Herz iſt gut.

Jetzt weiter; und verlaſſe mich nicht, lieber Scherz! denn mir graut vor dieſen Seelenverkäufern. „*Monarchiſche Verfaſſung, deutſche Leibwache,* „*hinreichender Kredit, waren die großen* „*Grundſätze, worüber wir einverſtanden waren.*“ Hört! Hört! vernehmt doch die großen Grundſätze dieſer großen Männer! Ein edles Volk. Erbe des ſchönſten Jahrtauſends der Zeit, Nachkommen von den Lieblingen der Götter, noch immer verklärt von der Abendröthe einer vor zwanzig Jahrhunderten untergegangenen Sonne, noch immer duftend von den Wohlgerüchen eines verblichenen Paradieſes. — Dieſes edle Volk, verarmt, verſchmäht, vergeſſen, zu Boden gedrückt, erinnert ſich, was es geweſen und ſchüttelt ſeine Ketten; will wieder werden, was es war und wirft ſeine Ketten ab. Es ergreift ſein roſtiges Schwert und kämpft. Männer, Weiber, Kinder, Greiſe ſtürzen und füllen den Abgrund aus, der die Knechtſchaft von der Freiheit trennt. Die Uebriggebliebenen ziehen darüber weg, treten ihr eignes Herz mit Füßen, ſuchen den Feind und ſiegen. Einer kämpft gegen hundert. Die chriſtlichen Könige Europens erfahren, ein kleines Chriſten-Völkchen habe ſich gegen Mohamet empört — ſie lachen. Das Völkchen ſiegt — ſie werden aufmerkſam. Der Sieg wird entſcheidender — ſie werden bedenklich. Ein Volk ſoll die Freiheit erwerben, ohne ſie und trotz ihnen? Nein! ſie laſſen den Griechen ſagen: Ihr ſeid zu ſchwach, wir wollen euch helfen. Sie ſchicken ihre Flotten ab, die Griechen von ihren Feinden zu trennen, damit ſie nicht den letzten Sieg erringen. Ein edelmüthiger Staatsmann läßt ſich von einem Herzen hinreißen und gibt den Befehl, daß man die Flotte der Türken zerſtöre. Kodrington ſiegt und die chriſtlichen Mächte trauern und zürnen. Der Admiral wird zurückgerufen und wie ein Schulbube ausgeſcholten. *Die Griechen ſind frei!* Dieſer Angſtruf ſchallt von Hof zu Hof. Wie iſt dem Verderben Einhalt zu thun? Darauf ſinnen jetzt die Räthe der Fürſten. Es gibt viele magere Fürſtenſöhne in Europa, die kann man mäſten mit dem Fleiſche und Blute der Griechen — *alſo monarchiſche Verfaſſung.* Die Griechen ſind begeiſtert, ſie leiden an der gefährlichſten Bruſtentzündung; ſchnell, nur ja recht ſchnell das ſtärkſte freiheittreibende Mittel — alſo *deutſche Leibwache.* Aber kein Königsſohn wird der Narr ſein, ſein eignes Geld nach Griechenland zu bringen, die Griechen müſſen ihn aus ihrem Beutel bezahlen, wenn er ſie glücklich machen ſoll; aber die Griechen ſind arm, ſie müſſen alſo borgen; ihr König thut es in ihrem Namen — alſo *hinreichender Kredit.* Viele Fürſtenſöhne meldeten ſich, die Griechen glücklich zu machen. Wen unter ihnen wählen? das iſt die *griechiſche Frage.* Den Edelſten, den Tapferſten, den Geiſtreichſten, den Muthigſten? Nein! Den, *der am meiſten Kredit hat;* den, der ſeine Miniſter, Oberſtallmeiſter, Geſandte, Hofmarſchälle, Oberkammerherren, und adeligen Garde-Offiziere am beſten bezahlen kann. Herr von Gagern erkundigt ſich alſo ſorgfältig „*bei dem erſten europäiſchen Wechſelhauſe*" (alſo bei Herrn von Rothſchild), welcher Fürſt den meiſten Kredit habe? Herr von Rothſchild ſchlägt in ſeinem Kreditbuche nach, es ſtanden alle Fürſten Europa's darin, nur der einzige *Prinz Friedrich der Niederlande* nicht. Herr von Rothſchild ſchließt mit Recht daraus, daß ein Fürſt, der nie Kredit bei ihm geſucht, des Kredits am allerwürdigſten ſei. Er gibt alſo dem Herrn von Gagern den Beſcheid:

Prinz Friedrich der Niederlande hat den größten Kredit. „Alſo iſt Prinz Friedrich der Niederlande am würdigſten, König der Griechen — ich will ſagen König der griechiſchen Frage — zu werden," ruft Herr von Gagern aus. Er eilt, dieſen großen Grundſatz dem Grafen Kapodiſtrias mitzutheilen. Dieſer aber iſt auf Reiſen, angeblich einen griechiſchen König zu ſuchen, eigentlich aber, um zu erlauſchen, gegen welche künftigen Anſprüche er das moscowitiſche Intereſſe werde zu vertheidigen haben. Herr von Gagern reiſt dem Kompagnon ſeiner großen Grundſätze nach. In Paris verfehlt er ihn, in Brüſſel erwiſcht er ihn, und erzählt ihm athemlos: Herr von Rothſchild habe erklärt, Prinz Friedrich der Niederlande habe am meiſten Kredit, und er ſolle daher gleich zu deſſen Vater, dem Könige, gehen und die griechiſche Frage mit ihm in Ordnung bringen. Kaſtodiſtrias gehörte aber unglücklicherweiſe zu denjenigen Diplomaten, welche die Mundſperre im höchſten Grade haben, und Herr von Gagern konnte nichts von ihm herausbringen. Er bekam zur Antwort: ich kann nicht zum Könige gehen, ich habe kein Kleid. Nun bei den Göttern! ich habe Cornelius Nepos und Plutarch geleſen, und habe darin nicht einen einzigen großen Mann des Alterthums gefunden, der ſo arm geweſen, daß er kein Kleid gehabt, wo es darauf ankam, für das Glück eines großen Volks zu reden und zu handeln! Warum hat Herr von Gagern, einer der wärmſten und frühſten Vertheidiger der griechiſchen Frage nicht dem Grafen Kapodiſtrias ein paar hundert Franken vorgeſchoſſen, daß er ſich ein Kleid machen laſſe? Jeder geſchickte Schneider verfertigt in einem halben Tage einen vollſtändigen Anzug. Kapodiſtrias erbot ſich jedoch, zum niederländiſchen Miniſter zu gehen, aber nicht als Staatsmann, ſondern Mann zu Mann." Er geht. Herr von Gagern ſtirbt vor Ungeduld, bis der Mann vom Manne zurückkömmt, was hat er geſagt? „. . . j'ai trouvé la fibre un peu molle,“ erwiederte Kapodiſtrias . . . „was ich mit der Pflicht des wirklichen „Staatsmannes explizirte,“ bemerkt Herr von Gagern. Er aber dürfe ſeinen Mundfluß haben, weil er nur, „in der Rolle des Dilettanten erſchien.“ Aber in meinem Leben hätte ich nicht errathen, daß eine lockere Fiber das Weſen eines wahren Staatsmannes bilde, und daher der vierwöchentliche Gebrauch des Schwalbacher Brunnens, da die Fiber ſpannt, einen Talleyrand zum Eſel machen würde! Kurz, die einzige Sorge des Herrn von Stein, des Grafen Kapodiſtrias und des Herrn von Gagern war: einen Prinzen mit Griechenland zu apanagiren, Rothſchild zu einem neuen Anleihen zu verhelfen, und den Prinzen und die Kurſe der griechiſchen Papiere durch deutſche Leibwachen zu ſchützen. Kürzer und kräftiger hat noch keiner das ſeelenloſe, mechaniſche, ſelbſtſüchtige, ſchacherhafte Treiben der neuern europäiſchen Staatskunſt, des Monarchenthums und der Hofſchwänzelei dargethan, als dieſer Herr von Gagern in Hornau, wo wir vor zwei Jahren Eierkuchen gegeſſen.

Montag, den 30. Januar.

Laſſen Sie den *** tauſend, ja zehntauſend Male von mir grüßen und danken für die herrliche Geſundheit, die er ausgebracht: Allen Völkern ohne König! hier ſagen ſie: Les Rois s'en vont. Dieſe Taugenichtſe von Franzoſen finden doch gleich das rechte Wort für jede Sache, ſobald wir guten Deutſchen die rechte Sache gefunden. Wir wollen unſere Töchter mit ihren Söhnen, unſere Ideen mit ihren Worten vermählen, dann haben wir eine mächtige Verwandtſchaft und wehe dann jedem, der uns zu nahe kömmt mit feindlichen Gedanken. Was Sie mir von den Polen geſchrieben, und wie herrlich ſie in

Frankfurt aufgenommen worden, hat mich bis zu Thränen gerührt. Dem Manne, der auf der Brücke einem Polen ſeinen Mantel umgehängt und ſtillſchweigend fortging, dem ſollte man auf dieſer Stelle ein Denkmal errichten; keinen ſchönern Zug des Herzens weiß die alte Geſchichte zu erzählen. So mögen ſie meine Briefe widerlegen! Ich will unter Männern der Wahrheit gern der einzige Lügner, in einem Lande des Glaubens gern der einzige Spötter, unter einem ſtarken Volke der einzige Schwächling ſein, und bin ich erſt der Schlechteſte aller Deutſchen geworden, dann iſt keiner ſeliger als ich. Guter Gott, was iſt an einem einzelnen Menſchen, was an mir gelegen? Beſſere als ich ſind verkannt geſtorben. Das Leben iſt kurz und der Tod noch kürzer. Aber der Tag der Wahrheit kömmt einmal, und keinem wird Gerechtigkeit zu ſpät ausgezählt, der, wie ich, als er ſeinem Vaterlande diente, nicht einmal Gerechtigkeit als Lohn verlangte.

Von den herrlichen Reden Raspails und der übrigen jungen Republikaner, die neulich vor Gericht ſtanden, aber richteten ſtatt gerichtet zu werden, habe ich einiges überſetzt, das ich Ihnen ſpäter mittheilen werde. Der und jener Ball, bei dem und jenem Bankier dieſen Winter, hat Sie doch vielleicht etwas glacirt. Eine kleine republikaniſche Vorleſung zum Erwärmen kann immer gut ſein.

Noch einmal — was Sie mir von Frankfurt geſchrieben, hat mich bis tief in das Herz gefreut. Möge es fortgehen auf dieſem Wege; möge es ſich emſig auf ſeine große Beſtimmung vorbereiten und ſich deren würdig zu machen ſuchen. Denn Frankfurt iſt beſtimmt, einſt die Hauptſtadt des deutſchen Reichs und der Sitz der deutſchen National-Verſammlung zu werden. Dort, wo jetzt die Tyrannei auf dreißig Stühlen thront, wird in wenigen Jahren die Freiheit gekrönt werden. Den Taxiſchen Pallaſt, die deutſche

Baſtille, wird man niederreißen und nachdem der Boden von allen Trümmern der Zwingburg geſäubert, wird auf dem Platze eine hohe Säule ſich erheben, welche die Inſchrift trägt: Hier liegt Deutſchlands Schande!

Fünf und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerstag den 2. Februar 1832.

In dem letzten Hefte der Revüe de Paris (vom 29. Januar) ſtehen Proben aus der bald erſcheinenden Ueberſetzung meiner Briefe. Es iſt das Krönungsgemälde von David und ein Stück von Lord Byron. Ich finde das alle ſehr matt; zum Glücke habe ich eine gute Natur. Der kleine Aerger macht mir eine Gänſehaut, aber nach innen dringt die Erkältung nicht.

— Ich habe ſchon in einer andern Rezenſion geleſen, daß man mich gereizt und nervenſchwach genannt. Das wunderte mich nicht. Die Gemeinen im Volke haben ſogar keine Vorſtellung davon, wie man anders als ſie ſelbſt denken und fühlen könne, daß, finden ſie es einmal, ſie die wundervolle Erſcheinung einer Krankheit zuſchreiben. Sie kennen ſo wenig die Macht und Wirkſamkeit des Geiſtes, daß ſie es lächerlich finden, wenn ein körperſchwacher Menſch die hohe und dicke Mauer der Gewohnheit zu erſchüttern ſucht. Ich erinnere mich, daß, als vor mehreren Jahren eine Verſchwörung gegen die ruſſiſche Regierung entdeckt wurde und die Hauptverſchwornen hingerichtet wurden, man von einem derſelben nichts Verächtlicheres glaubte ſagen zu können, als er ſei nervenſchwach und habe doch geſucht ein Reich umzuſtürzen! Auch Robert hat mich einen nervenſchwachen Athleten genannt

Ueber die Spötter! weil ſie, wie jener Krotoneſer, von Kindheit an gewöhnt, ein Kälbchen mit ſich herumzuſchleppen, in ihrem Alter es dahin gebracht, einen ganzen lebendigen Ochſen zu tragen, halten ſie ſich für ſtark, weil ſie dumm ſind. Dieſe Menſchen, die, weil ſie ſich nie der Außenwelt widerſetzt, auch niemals Widerſtand gefunden, ſehen nicht die nächſte Grenze ihrer Kraft und halten ſich für mächtig, weil ſie zur allgemeinen Materie gehören. Der Johanniter Meyer in Hamburg kennt mich beſſer. Er nennt mich ſo ein Kerl, was doch auf eine ſechs Fuß hohe Seele hindeutet. Ach! wäre ich nur ſo ein Kerl! nicht wie jetzt, ein jämmerlich überſetzter Kerl, ſondern ein unterſetzter Kerl, mit breiten Schultern, breiter Bruſt, breiten Zähnen, breiten Fäuſten und breiten Gedanken — Hei! wie wollte ich ſie zurichten! Denn wahrlich, ſtünden mir alle Waffen der olympiſchen Götter frei, ich wählte nicht Jupiters königliche Blitze, nicht Dianens ferntreffenden Pfeil, nicht Merkurs Rednerliſt, nicht Apollo's Leier, nicht das Lächeln der Grazien, nicht Aphroditens Zauberblick, nicht Amors Schelmerei — ich wählte mir nur die Keule des Herkules und Eylens groben Spaß. Sie ſchrieben mir neulich, es ſei meiner unwürdig, wie ich mich gegen Robert und Pittſchaft ausgeſprochen. Freilich iſt es meiner unwürdig; aber es iſt ganz meiner würdig, in ſolcher Zeit nicht an meine Würde zu denken. Sind es Worte, die man braucht in dieſen Tagen der Entſcheidung? Soll ich daran denken, wie Leute von Geſchmack über meine Schreibart urtheilen, was Weiber von meiner Aeſthetik halten? Wenn ich Ruhe, Blut und Leben an die Sache des Vaterlandes wage, ſoll ich ängſtlich beſorgt ſein, mir meine Kleider nicht zu verunreinigen? Wenn die Feinde der Freiheit im Kothe lagern, ſoll ich fern bleiben und ſie nicht angreifen, um meine Stiefel nicht zu beſchmutzen? Wenn es darauf ankömmt, von den feinſten Worten einen Filigran zu flechten, ein Drahtnetz für Mückenſeelen — ich verſtehe das ſo gut als einer. Wenn es darauf ankömmt, eine Satyre zu ſpitzen, ſo ſpitz, daß ſie durch die Pore eines Glaſes dringt — ich verſtehe das ſo gut als einer. Wenn es darauf ankömmt, ein Gift zu miſchen, klar, hell, rein, durchſichtig, ohne Farbe, Geruch und Geſchmack, unſchuldig, wie friſches Quellwaſſer, ein Verleumdungsgift, eine aqua toffana — ich verſtehe das ſo gut als einer. Aber nein, ich will die Kerls todt ſchlagen, am hellen Tage und vor Aller Augen; denn Alle ſollen es wiſſen, und ſie ſelbſt, daß ſie von meiner Hand gefallen. Wie? wenn ein dummer Bauerlümmel mir in der Schlacht gegenüber ſteht, der gar nicht weiß, wo er ſich befindet, nicht weiß, woher er gekommen, wohin er geht, für was, für wen er ſtreitet — ſoll ich ihn ſchonen, weil er dumm iſt? Er gilt ſeinen Mann und ſeine Kugel trifft ſo gut, als kenne er ihr Ziel. Darum ſchlage ich ihn zu Boden. Soll ich ihm verächtlich den Rücken wenden, daß er mich von hinten treffe? Fein thun mit ſolchen plumpen Thieren, unter Scherz und Lachen Kirſchkerne ſchnellen gegen ſolche Elephanten — es iſt lächerlich. Sie ſpüren es gar nicht. Oder glauben Sie vielleicht, daß Alle die Plumpheit, die Rohheit, die Gemeinheit meiner Gegner fühlten? Glauben Sie das nicht. Nicht einmal die beſſern Alle. Ich habe das erfahren. Ein wohlmeinender Freund brachte mir das Blatt aus Stuttgart; ich las es in ſeiner Gegenwart und ergötzte mich unter lautem Lachen an dem Fiſchweiberwitze einer deutſchen Hofzeitung. Aber der Freund bemerkte mit bedenklichem Geſichte: ja, es bleibt doch immer etwas hängen. Ich erwiederte pah! das bürſtet mein Bedienter wieder aus. Als ich aber ſpäter darüber nachgedacht, fand ich, daß ich nur eine leere Floskel gebraucht, um etwas zu ſagen, und daß der Freund recht gehabt. Selbſt Heine, der doch ſo ein iſt in ſeinen Ausdrücken, und ein plumpes Wort gar nicht verſtehen ſollte, bemerkte, als er ſah, wie ich mich luſtig machte, über ein anderes jener rohen Tabacksblätter, es wäre Perfidie darin. Und hätte ich mich blind geleſen, ich hätte die Perfidie nicht gefunden. So urtheilen aber die Leute, die entweder ſelbſt zur rohen Menge gehören, oder aus Erfahrung beſſer wiſſen als ich, wie man auf ſie wirkt.

Die miniſteriellen Blätter, die Hofzeitungen, warum ſchreiben ſie denn ſo plump, warum ſchimpfen ſie ſo pöbelhaft gegen die Vertheidiger der Freiheit? Glauben Sie, weil ſie nicht fein zu ſein verſtehen? O nein! ſie verſtehen es nur zu gut. Wenn ſie einen Streit unter ſich haben, Hof gegen Hof, Fürſt gegen Fürſt, Macht gegen Macht, dann kocht ſelbſt ihr heftigſter Zorn nie ſo ſtark über, daß der trübe Schaum der Wuth zum Vorſchein käme. Haß im Herzen, haben ſie die liebevollſten Worte auf den Lippen und mit der ausgeſuchteſten Höflichkeit ſtoßen ſie dem Feinde ein ſchönes Schwert in die Bruſt. Wo es aber darauf ankömmt, die Freiheit nieder zu reden, da wo die öffentliche Meinung, die Menge, entſcheidet, ſind ſie grob und plump, um auf die grobe, plumpe und gedankenloſe Menge zu wirken, die in allen Ständen, vom Hofmanne bis zum Bauer, die Mehrzahl bildet. Was ſie gegen uns, ſollten wir gegen ſie thun. Seit fünfzehn Jahren hat die Freiheit den Sieg, den ſie ſiebenmal errungen, ſiebenmal wieder verloren, weil ſie zu mäßig war, wie in ihren Handlungen, ſo in ihren Reden. Die Völker glauben noch nicht feſt genug an ihr eigenes Recht, und daß ſie allein alles Recht beſitzen. Sie kennen noch nicht genug ihre eigene Macht und daß Keiner Macht hat neben ihnen. Sie wiſſen noch nicht genug, daß die Welt ihnen allein gehört und Königen nicht der kleinſte Theil davon, der ſich weiter erſtreckte, als ihr väterliches Erbe, und daß ſie darum von allem, was ſie wollen, und was ſie thun, keinem Rechenſchaft zu geben haben, als Gott allein. Darum, weil ſie das nicht wiſſen, ihr Recht und ihre Macht nicht kennen, wollen die Völker in den Augen ihrer Fürſten gut und billig erſcheinen, rechtfertigen ſich, ſtatt Rechtfertigung zu begehren, fordern, wo ſie nehmen ſollten, fordern nicht alles, was ihnen gebührt und fordern es mit ſo leiſen höflichen Worten, daß man ſich anſtellt, die Hälfte nicht verſtanden zu haben, und die verſtandene Hälfte abzuſchlagen den Muth bekömmt; das muß anders werden. Keine Schonung mehr, nicht im Handeln, nicht im Reden. Liegt die Freiheit hinter einem Meere von Blut — wir holen ſie; liegt ſie tief im Koth verſenkt, wir holen ſie auch. Darum ſiegt die Bosheit überall, darum wiſſen Dummheit und Gemeinheit immer den Vorſprung zu gewinnen, weil ſie den kürzeſten Weg zum Ziele nehmen, unbekümmert, ob er rein ſei oder ſchmutzig. Sie hält die Reinlichkeit nicht ab, ſie gebrauchen ſelbſt edle Mittel, wenn etwas Schlechtes dadurch zu erreichen; und wir ſollten den Koth meiden, auch wenn er zum Guten führt? Wir ſuchen reinliche Umwege, verlieren die Zeit und alles; denn wo wir auch den Feind einholen, wo und wenn wir auch zu ihm ſtoßen, wir finden ihn immer im Schlamme, den wir früher oder ſpäter durchwaten müſſen, wollen wir ſiegen für das Recht. Was Andere thun für die Tyrannei, warum ſollen wir es nicht für die Freiheit thun? Schwert gegen Schwert, Liſt gegen Liſt, Koth gegen Koth, Hundegebell gegen Hundegebell. Heine ſagt: auch die Freiheit müſſe ihre Jeſuiten haben; ich ſage das auch. Aber nicht das allein, die Freiheit muß alles haben, was im Lager der Tyrannei zu finden: Stückknechte, Rothmäntel, Baſchkiren, Marodeurs, Paukenſchläger und Troßbuben. Lernen wir begreifen, daß die Tyrannen nur ſolche Waffen fürchten, die ſie ſelbſt gebrauchen;

denn nur dieſe kennen ſie. Darum der Liſt ja kei Offenheit, dem Laſter keine Tugend, der Frechheit kei Milde, der Plumpheit keinen Anſtand gegenüber.

Iſt es wie in den großen Kämpfen dieſer Zeit, w Macht gegen Macht ſtreitet, nicht auch in den kleine Kämpfen aller Zeiten, wo jeder Menſch für ſein beſon deres Leben gegen das andere beſondere Leben kämpft Siegt nicht immer der Dumme über den Weiſen, de Böſewicht über den edeln Mann? Das geſchieht, we die edeln Menſchen den Sieg mit dem Kampfe, di Beute mit der Waffe verwechſeln, und mit Recht fü das Recht ſtreiten. Nur mit Unrecht gewinnt man da Recht; denn man kann ſelbſt im Kampfe für die Wahrheit die Söldlinge nicht entbehren, und dieſe bezahl man mit Tugend nicht. Sehen Sie Rouſſeau. Es ga keinen Menſchen, der das Gute mehr geliebt, da Schlechte mehr gehaßt, als er. Er kämpfte ſein ganzes Leben für Freiheit und Recht, und warum wurd er ſo verkannt? Warum wurde er ſo verſpottet? Warum war ſein Leben ſo voll Schmach und Noth? Er verſpottete die Gemeinheit und war gutmüthig gegen di Gemeinen; er bekämpfte den Trug und lebte in Frieden mit allen Betrügern; er verfolgte alles Schlechte und ſchonte die Schlechten. Ueber die Sache verſchwan ihm der Menſch; er liebte das Gute, und verſtand di Guten nicht zu lieben; aber man muß Feinde haben, um Freunde zu finden, man muß haſſen, um liebe zu können. Rouſſeau haßte und liebte Keinen, darum ſtand er allein; er verſchonte Jeden, darum wurde e von Allen verfolgt. Gott und Welt, Himmel und Erde vertheidigte er, aber ſich ſelbſt wußte er nicht zu vertheidigen. Das ſchien ihm ſchnöden Lohn für freien Liebesdienſt, und den verſchmähte er. Darum ging e zu Grunde. Alle Blitze ſeiner Beredſamkeit gebrauchte er für Andere; für ſich ſelbſt war er wehrlos und ſtumm. Einmal ſagt er in ſeinen Bekenntniſſen: „Hätte ich meine Kraft gebrauchen wollen gegen meine Feinde, ich hätte gewiß die Lacher auf meiner Seite gehabt.“

Ich habe mir das gemerkt. Die Lacher will ich auf meine Seite ziehen; die Lacher, die gutes Herz und gute Fäuſte haben, und nicht die feinen Lächler, die, ob ſie zwar tauſendmal mir recht gäben, doch tauſendmal mich todtſchlagen ließen, ohne die Hand für mich aufzuheben; aber mir immerfort recht gäben und immerfort lächeln würden. Göttliche Grobheit! vor dir falle ich nieder.

Abends. So eben habe ich die Abendzeitung, den Meſſager, geleſen. Geſtern war ſie noch miniſteriell, heute hat ſie die Farbe gewechſelt. Die Aktionairs haben ſich nicht gut geſtanden bei dem bisherigen Miniſterialismus der Zeitung, und haben darum die Redaktion geändert. Es iſt merkwürdig! Läſe ich keine andere Zeitung, als nur den Meſſager, hätte ich denken müſſen, daß ſeit geſtern ſich die ganze Welt geändert, daß ein Komet an die Erde geſtoßen und ſie in eine neue Bahn getrieben. Daraus ſah ich wieder, wie weit die Meinung der Regierenden von der des Volkes abſteht. Und wer von Beiden auch irre, gleichviel. Der Abſtand bleibt immer der nämliche. Und ſo iſt es überall. Wie kann das gut enden?

Verfloſſene Nacht hat man eine Verſchwörung entdeckt. Aber keine von den neuen dummen Gaſſenverſchwörungen beim hellen Sonnenſcheine, ſondern eine von der guten alten Art, ſchauerlich, mitternächtlich, blutdürſtig, wie ſie in den Melodramen vorkommen. Einige hundert Menſchen, mit Dolchen und Piſtolen bewaffnet, wurden um Mitternacht in einem Hauſe überfallen. Sie ſetzten ſich zur Wehre. Der erſte eindringende Soldat wurde erſchoſſen. Einige hundert ſind arretirt. Die Verſchwornen ſollen ſtarke bewaffnete Trupps in verſchiedenen Stadttheilen aufgeſtellt haben. Man wollte in die Tuillerien dringen; General Bourmont ſoll in Paris ſein. Doch iſt alles noch ſchwankendes Gerücht. Waren es Republikaner? Waren e Karliſten? Man ſagt das Letztere. Wäre das — der König hatte am nämlichen Abend einen Ball — dann muß in der Geſellſchaft doch mehr als Einer geweſen ſein, der von der Verſchwörung wußte. Es iſt eine intereſſante Situation! Heuer gedeiht aber nichts Warum ſind ſie nicht ſo klug wie Joſeph von Egypten geweſen, und haben in den Jahren der Fruchtbarkei beſſer für die Hungerjahre geſorgt? Jetzt kömmt die Beſcherung.

— Habe ich Ihnen vor einiger Zeit nicht einmal geſchrieben: in Oeſterreich würden ſie erſchrecken über die furchtbaren Fortſchritte des Liberalismus, wenn ſie erfahren, daß ſogar in Konſtantinopel eine Zeitung erſcheint? Nun das war damals freilich geſcherzt; aber es war ein Scherz im Geiſte des Ernſtes. Und jetzt iſt es wirklicher Ernſt geworden. Der öſterreichiſche Geſandte in Konſtantinopel hat der hohen Pforte eine ſehr eindringliche Note überreicht, worin er im Namen ſeines Hofes vorſtellt, welch eine ſchrecklich gefährliche Sache es um eine Zeitung wäre, ſelbſt wenn ſie im Sinne der Regierung geſchrieben. Gäbe man dem Teufel einen Finger, bekomme er bald die ganze Hand. Was ſagen Sie dazu? Und wenn ich mich auf den Kopf ſtelle, ich kann nicht mehr lügen, kann nicht mehr ſatyriſch ſein. Alle Phantaſie geht dabei zu Grunde. Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen eine artige Geſchichte von der ruſſiſchen Cenſur erzählen. Hängt euch, deutſche Cenſoren! das da hättet ihr nie erfunden. Im Jahre 1813 wollte ein Ruſſe die Beſchreibung einer Reiſe drucken laſſen, die er im Jahre 1812 durch Frankreich gemacht. Die Cenſur fand auch an dem Buche nichts auszuſetzen, außer dem Titel; denn es war nicht ſchicklich, daß ein Ruſſe 1812 in Frankreich reiſe, zu einer Zeit, wo Rußland und

Frankreich Krieg führten. Um dieſem Mißſtande abzuhelfen, ſtrich die Cenſur den Titel Reiſe durch Frankreich aus und ſchrieb dafür Reiſe durch England, und wo im Buche das Wort Frankreich vorkam, ſetzte ſie England an deſſen Stelle.

Jetzt noch zwei chineſiſche Anekdoten zum Einſchlafen, denn ich will zu Bette gehen. Der Kaiſer von Rußland ließ dem Kaiſer von China ſagen: er möchte doch an der Grenze ſeines Reichs einen Kordon gegen die Cholera ziehen laſſen. Darauf ließ der Kaiſer von China erwiedern: er werde das bleiben laſſen, denn er habe gehört, daß die Krankheit nur Müßiggänger, Trunkenbolde und unreinliche Menſchen befalle, und es wäre ihm ganz lieb, wenn er fünf Millionen ſolcher Unterthanen verlöre. Auch an einer andern Grenze des chineſiſchen Reichs wollte der Regierungsbeamte von Maßregeln gegen das Eindringen der Cholera nichts hören, weil er ſie als fruchtlos und den Müßiggang begünſtigend anſah. Um ſeine Meinung zu unterſtützen, erzählte er folgende Anekdote:

„Im Jahre 1070 brach in Peking eine ſonderbare
„Krankheit aus, deren Wirkung ſich an den Haaren
„Derjenigen zeigte, die in freier Luft lebten. In kurzer
„Zeit verlor der Kranke die Hälfte ſeiner Haare und
„darauf ſtarb er. Als der damalige Kaiſer Tſchanglug
„dieſes erfuhr, ſagte er mit beſtimmten Worten, er
„wolle von dieſer Krankheit nichts hören.
„Dieſer höchſte Wille, mit Feſtigkeit ausgedrückt,
„machte die Seuche verſchwinden.“ Gute Nacht.

Freitag, den 3. Februar.

Iſt denn das alles wahr, was ich in einer Stuttgarter Zeitung geleſen, wie neulich die Frankfurter beim Durchzuge der Polen durch manches ſchöne Wort eine noch ſchönere Geſinnung offenbart? Einer, der vor dem Wagen der Polen zog, ſagte: „Dir helf ich ziehen, Philipp, was geht mich Kaiſer und König an? Das hier ſind brave Kerle, das weiß ich.“ Ein Anderer, den man abwendig machen wollte, antwortete: „Ei, Ihr habt die Sontag ziehen wollen; die haben den Ruſſen noch etwas ganz Anderes vorgeſungen.“ Ein Dritter äußerte: „wir müſſen den jungen Leuten zeigen, daß wir keine Preußen ſind.“ Der Berichterſtatter in der Stuttgarter Zeitung bemerkt hierbei, daß die Frankfurter, die ſich ſo geäußert, aus den niedrigen Ständen geweſen. Dieſe Bemerkung war ganz überflüſſig. Man weiß recht gut, daß bei uns, wie überall, die höheren Stände weder ſo viel Verſtand, noch ſo viel Herz haben. Der Polenzug durch Deutſchland wird die ſchönſten Früchte tragen. O, die klugen Leute! O, die ſchlauen Staatsmänner! Vor dem großen Freiheitsmagazin im fernen Warſchau war ihnen bange; ſie zerſtreuten es, und jetzt geht die Freiheit hauſiren im ganzen Lande, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf! Von der Schmach und Tücke, die Oeſterreich und Preußen den edeln Polen angethan, mußten die öffentlichen Blätter ſchweigen; und jetzt ſchicken ſie zwanzigtauſend Prediger im Lande herum, die erzählen, was ſie geduldet und lehren, wie man zu dulden aufhöre. Kommen jetzt die Ruſſen, dann wird man lange reiſen müſſen, um von Frankreich aus ihre Gräber zu beſuchen.

Was ſich aber Preußen für Mühe gibt, ſich verhaßt zu machen! So viel Beſcheidenheit hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Große Genies brauchen nicht zu ſtudiren. Daß aber meine guten Deutſchen ihren Preußenhaß auch gut verwenden! Es iſt in ihrer ſchönen Art, über ihr Herz doppelte Buchhalterei zu führen: was ſie dem Haſſe geliehen (und ſie leihen ihm nur und nehmen ſpäter zurück) ſetzen ſie gleich der Liebe in die Einnahme. Thut das nicht. Ihr möget Preußen haſſen, aber liebt darum Oeſterreich nicht mehr.

Preußen klappert und warnt; Oeſterreich ziſcht nicht eher, bis es gebiſſen. Preußen watſchelt, wie ein Bär, auf die Freiheit los; Oeſterreich wartet, bis ſie an dem Dickicht vorbei kömmt, wo es verborgen lauert. Haſſet Preußen, aber fürchtet Oeſterreich. Oeſterreich *kann*, was Preußen nur *will*. Preußen iſt nur Oeſterreichs Mund; rechtet mit dem Herzen, und nicht mit den Lippen. Oeſterreich findet die Weichſel roth genug, es iſt ganz zufrieden, und jetzt will es den Reſt der Polen dazu benutzen, im deutſchen Volke Haß gegen Preußen zu erregen, das es fürchtet, mehr als Rußland. Dieſes iſt doch ein *Körper*, aber Preußen iſt ein ſchauerlicher Geiſt. Hätte Oeſterreich nicht dieſen Zweck, wäre es nicht damit einverſtanden, hätte die Begeiſterung des deutſchen Volks für die edeln Polen in gar manchem deutſchen Lande, in gar mancher Stadt, ſich ſo ungeſtört nicht zeigen dürfen; hätte man nicht geſehen, daß ſelbſt die Feigſten aller Regierungen an dieſer Begeiſterung Theil genommen. Gar manche von den edeln Männern, die im milden Wirken für die Polen ſich ausgezeichnet, ſind der öſterreichiſchen Regierung mit ganz beſonderer Liebe zugethan, durch ganz beſondere Bande an ſie geknüpft. Haſſet eure offenen Feinde, aber *fürchtet die Danaer, auch wenn ſie Geſchenke bringen!*

Samſtag, den 4. Februar.

Heine wurde neulich von Jemand gefragt: worin er ſich in ſeinen politiſchen Anſichten von mir unterſcheide? Er antwortete: ich bin eine gewöhnliche Guillotine und Börne iſt eine Dampfguillotine.

— Mehr als zweihundert Perſonen ſind wegen der letzten Verſchwörung arretirt worden, und darunter Leute von Namen, wie der General *Dufour*. Das iſt der nämliche General Dufour, welcher in den Juli-Tagen, als der Herzog von Orleans vor dem Rathhauſe um die Gunſt des Volkes bettelte, zu ihm ſagte: Sie ſehen, gnädiger Herr, welch ein ſchlechtes Ende ſchlechte Könige nehmen, und das diene Ihnen zur Lehre, worauf der Herzog von Orleans ganz prächtig die Hand auf ſein Herz legte, und nachdem er eine der ſchönſten Stellungen Talma's ausgewählt, zu Dûfour ſagte: „es bedarf Ihrer Ermahnungen nicht; ich bin ein guter Franzoſe, habe die Freiheit immer geliebt, immer für ſie gekämpft.“ Faſt geweint hat der gute Herzog vor edelm Zorne. Jetzt ſitzt er auf dem Throne und Dûfour im Kerker.

Auf Perriers Ball hätte ich leicht kommen können, wie jeder Andere auch. Man konnte ſich ein Billet dazu verſchaffen, wie zum Theater; aber ich wollte nicht. Ich will nicht wandeln, wo Sünder gehen, und mich nicht ſetzen, wo Spötter ſitzen.

— Bei dem Anlaſſe neulich, wo die Simoniſten in die rauhen Fäuſte der Gewalt gefallen, haben ſich die Franzoſen hier wieder auf eine ſehr liebenswürdige Art gezeigt. Die öffentliche Meinung war zum großen Theile gegen die Simoniſten; faſt alle Blätter, am meiſten aber die Liberalen, waren ihnen entgegen. Der Figaro beſonders, dieſes reiche Nadelkiſſen, ſtach ſie täglich auf das grauſamſte. Aber, ſeit dem Tage, daß die Regierung ſich plump, wie jede, in ein zartes Verhältniß des Geiſtes gemiſcht, hat ſich alles geändert. Alle bisher feindlichen Blätter nehmen ſich der Simoniſten auf das freundlichſte an. Der Figaro erklärt auf eine edle und rührende Weiſe, er werde von nun an kein Wort mehr gegen ſie ſchreiben, ſondern all ſeinen Spott der rohen Gewalt zuwenden. Ein Blatt für die proteſtantiſchen Intereſſen, das die religiöſe Lehre der Simoniſten ſtets mit Kraft und Ernſt bekämpft, machte gleich am andern Morgen bekannt, es entſage von nun an ſeinem Kriege, und werde die Waffen nun gegen die gemeinſchaftlichen Feinde führen. Ein Mann, der eine Schrift gegen die Simoniſten zum Drucke fertig hatte, erklärte öffentlich, er werde ſie unter ſolchen Verhältniſſen nicht bekannt machen. Iſt das nicht alles, wie bei uns? Auch dort, ſobald die Regierung einen Menſchen, ein Buch, eine Lehre verfolgt, erheben ſich gleich die lieben, guten, hochherzigen Deutſchen zum Schutze und zum Beiſtande der Schwachen!

Das Gedicht auf den Preußen-Galgen iſt wunderſchön. Ich werde es dem General Uminski mittheilen.

Schrieb ich Ihnen nicht ſchon im Anfange dieſes Winters, es würde noch dahin kommen, daß die franzöſiſche Regierung, von der man früher erwartet, ſie würde andern Völkern beiſtehen, ihre Freiheit zu erkämpfen, ſich mit allen despotiſchen Mächten verbindet, die Freiheit überall zu unterdrücken? Nun heute erzählt man, Schiffe mit Menſchen wären aus einem franzöſiſchen Hafen ausgelaufen, um Ankona zu beſetzen, und gemeinſchaftlich mit Oeſterreich und dem Papſte die Italiener unter das alte ſchmähliche Joch zu bringen! Wahrhaftig, ich ſchäme mich, mein Argwohn hinkt lächerlich hinter der Tyrannei her, die, Hand in Hand mit der Thorheit, ſchneller als der Wind ſeinen Blicken enteilt.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Paris, Dienstag den 7. Februar 1832.

Vor einigen Tagen wurden hier, zum Erſtenmale ſeit der Revolution, zwei Menſchen hingerichtet. Da verloſch der letzte Strahl eines ſchönen Tages. Als damals das Volk über das Leben aller ſeiner Feinde gebot und es ſchonte, dachten einige edle Männer daran, dieſe Tugend des Volkes, ſo lange ſie noch regierte, zum künftigen Geſetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an Jene käme; die nie geſchont, ſie ihren Rachedurſt doch wenigſtens nicht mit Blut ſollen ſtillen dürfen. Sie trugen daher in der Kammer auf die Abſchaffung der Todesſtrafe an. Doch jene Andern, die es genau berechneten, wie viel in dieſer betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darnieder lag, ihnen an Kapital und Zinſen verloren ginge, und daß ſie das ſpäter alle wieder herbeiſchaffen müßten, es zum alten Schatze zu legen, erſchracken über die Abſchaffung der Todesſtrafe. All ihr Glück liegt in der Hoffnungsloſigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? Doch ſchwiegen ſie. Denn damals ſtanden ihre unglücklichen Freunde vor Gericht, die Miniſter Karls X., die ganz in ihrem Geiſte und nach ihrem Herzen gehandelt, denen es aber mißlungen war. Man wollte ſie vom Tode retten und ließ darum die Wünſche des Volks für die Abſchaffung der Todesſtrafe nicht kalt werden. Sobald aber die Miniſter zur Gefangenſchaft verurtheilt waren, befreite man ſich von der ſchweren Heuchelei und führte für die Beibehaltung der Todesſtrafe alle die Gründe an; welche die Mächtigen, Vornehmen und Reichen ſeit jeher geltend gemacht, weil ihnen der Schutz ihrer Macht und die unbeſtrittene Herrſchaft ihrer Leidenſchaften und eine mathematiſche Sicherheit ihrer Reichthümer höher gelten, als Chriſtus Lehre und als das Gebot der Menſchlichkeit. Ihr eignes Herz zum Maßſtabe nehmend, hatten ſie ausgemeſſen, nach einem Jahre würde das Herz des Volks ſo klein geworden ſein, daß die große Idee von der Abſchaffung der Todesſtrafe nicht mehr Platz darin findet. Aber ſie täuſchten ſich.

Vor einigen Monaten wollte man auf dem Greve-Platze einen Verbrecher hinrichten, als aber das Volk die Vorbereitungen ſah, zeigte es ſich ſo aufgeregt und widerſetzlich, daß man die Hinrichtung nicht vorzunehmen wagte. Jetzt haben ſie den Richtplatz an das Ende der Vorſtadt St. Jaques verlegt, außerhalb des Geſichtskreiſes des Volks, eine Stunde vom Mittelpunkt der Stadt entfernt. Die letzte Hinrichtung haben ſie ganz im Stillen vollzogen; erſt zwei Tage ſpäter erfuhr Paris davon. Die Zeitungen der Miniſter haben es im Triumphe erzählt, wie ſchön Alles gelungen, und wie der Schleier des Geheimniſſes alles dicht bedeckte.

Das Schaffot wurde in der Nacht aufgerichtet und die Verbrecher morgens acht Uhr auf den Richtplatz geführt. Dieſe waren ſchon ſeit vielen Monaten verurtheilt, auf die Begnadigung hofften ſie nicht mehr, ſie war ihnen Gewißheit. Noch am Nachmittage gingen ſie im Hofe der Conciergerie ruhig und rettungsfroh ſpazieren, und als ſie ſich Abends zu Bette legen wollten, kündigte man ihnen für den andern Morgen den Tod an. Der eine Verurtheilte ſagte am Fuße der Guillotine zum Henker: eilt Euch! eilt Euch! Aber ſie haben ihn nicht verſtanden, dieſen Donner des Himmels. Eilt Euch! eilt Euch! ruft es ihnen von oben herab; kurz iſt Eure Zeit! Die heillos verblendeten Thoren! Als der edle Tracy in der Kammer auf die Abſchaffung der Todesſtrafe angetragen, da hätten ſie nicht ruhen und raſten, ſie hätten ihre Kinder nicht wiederſehen, nicht eher eſſen, trinken und ſchlafen ſollen, bis das rettende Geſetz angenommen und verkündigt worden. Die Unglückſeligen! Für wen denn haben ſie das Schaffot aufgerichtet, für wen haben ſie das verroſtete Beil des Henkers wieder blank geſchliffen? Für ſich ſelbſt. Nicht zum zweiten Male wird das Volk ſeine Freiheit Tyrannen anvertrauen, nicht zum zweiten Male wird es ſeinen Feinden das Leben ſchenken.

— Wenn Pfeilſchifters Blätter für den deutſchen Adelſtand nicht eben ſo unſichtbar ſind, als es noch alle ſeine frühern Schriften wären, wenn man ſie in Frankfurt finden kann, bitte ich Sie, mir einige davon hierher zu ſchicken. Es iſt ein Werk der Menſchlichkeit, und ich wäre im Stande, ſelbſt daran zu arbeiten. Charpie für den deutſchen Adelſtand — er wird ſie bald nöthig haben. Zupft! Zupft! Ihr habt es nicht für die Polen gethan; doch wir rächen uns nicht. Auch ein Edelmann wird zum Menſchen, ſobald er krank und unglücklich geworden. Ach, wie ſchön ordnet ſich das jetzt Alles; wir dummen Demokraten hätten das nie gefunden. In den früheſten Zeiten war das Volk nichts, der Fürſt wenig, der Adel Alles. Aber die Fürſten wollten mehr werden, und verbanden ſich mit dem Volke, den Adel zu unterdrücken. Das gelang nach einigen Jahrhunderten. Die Fürſten wurden viel, der Adel ſank zu wenig herab, das Volk erhob ſich zu etwas. Nun aber wollten die Fürſten Alles werden, und verbanden ſich wieder mit dem Adel, um das Volk in ſein altes Nichts zurück zu ſtürzen. Das gelang nicht; ja, das Volk wurde immer mächtiger und gelangte endlich zu der ſpäten Einſicht, daß ihm allein Alles gebühre, und den Fürſten und Edelleuten, ſo lange ſie außer dem Volke ſtehen, nicht das Geringſte. Jetzt in unſern Tagen iſt die Noth und Gefahr für die Fürſten ſo groß geworden, daß ſie, wie immer in Gefahren, ſich hinter die Fronte der Streiter begeben. Den Adel, an deſſen Spitze ſie ſonſt ſtanden, ſtellen ſie vor ſich hin, und das ändert die Lage des Kampfes auf das Allervortheilhafteſte für uns. Den Völkern war eine Art religiöſer Scheu vor ihren Fürſten anerzogen, und darum, ob ſie zwar immer wußten, daß der Adel ihr eigentlicher Feind ſei, trugen ſie doch Bedenken, denſelben mit aller Macht zu treffen, aus Furcht, die Fürſten zu verletzen, die vor ihm ſtanden. Jetzt aber, da die Fürſten zurücktreten, wird die Völker nichts mehr abhalten, ihren ewigen Feind mit aller

Kraft zu bekämpfen, und ihr Sieg iſt ſicher. Nach dem polniſchen Kriege hat ſich der mächtige Kaiſer Nikolaus ganz erſchöpft in die Arme ſeines Adels geworfen; der abſolute König von Preußen organiſirt die Ariſtokratie der Schweiz, und dient als gemeiner Ritter in ihren Reihen. Der engliſche Adel drängt ſeinen König zurück, und der franzöſiſche rüſtet ſich mit dem Gelde der dummen Banquiers. Darum ſchreibt, Ihr Pfeilſchifter! Zupft, Ihr gnädigen Fräulein von Neufchatel! Zupft; das iſt Weiberarbeit, das kömmt Euch zu! Aber erröthet, daß Ihr die alten Fiſchweiber von Paris übertroffen, und furienartiger, als jene einſt die Ariſtrokraten mißhandelt, mit Euern zarten adlichen Händen den Demokraten das Geſicht zerkratzt, die der galante Herr von Pfuel, einſt der Bayard des Tugendbundes, gefeſſelt vor Euer Sopha geſchleppt. Zupft, während wir die Schwerter wetzen!

— In der allgemeinen Zeitung — nicht in der des Herrn von Cotta, ſondern in der deutſchen allgemeinen Zeitung — ſtehet: „Noch ein Wort über Börne“; ein ſehr verdienſtvoller Artikel, der wegen der vielen Wunden, die er empfangen, mit dem Cenſur-Orden geſchmückt worden iſt. Das iſt nun einer der Wohlwollenden, der froh und emſig Alles herbeigeholt, was er zu meiner Vertheidigung für nöthig hielt, und der es herzlich bedauert, daß er mich nicht in Allem vertheidigen kann. Nun wohl, er hat mich beſſer verſtanden, als die Andern; aber auch nur beſſer verſtanden, was ich geſagt, was gedruckt zu leſen war. Doch was ich nicht geſagt, was nicht gedruckt worden, das entging ihm, wie es den Uebrigen entgangen. Haben Euch denn die täglichen Gedankenſtriche Euerer Cenſur nicht wenigſtens im Errathen einige Uebung gegeben? Ach! das iſt eben der Jammer mit den Deutſchen. Weil ſie immer ſo gründlich, ſo vollſtändig ſind; weil ſie Alles, was ſie thun, mit dem Anfange anfangen, und mit dem Ende aller Dinge endigen; weil, ſo oft ſie lehren, ſie Alles lehren, was ſie wiſſen über Alles; weil ſie, wäre auch nur zu reden von der Angelegenheit dieſer Stunde, von den Verhältniſſen eines beſchränkten Raumes, ſie die ganze Ewigkeit, die ganze Unendlichkeit durchſprechen; weil ſie hinausſchiffen in den großen Ocean, ſo oft ſie ſich die Hände waſchen wollen — urtheilen ſie, findet ſich einmal ein Mann, der ſagt, was zu wiſſen nur eben Noth thut, es ſei ein oberflächlicher, einſeitiger Menſch, der luſtige Worte ſpräche und nichts Gründliches ſage. Was iſt da zu thun? Ach, geſtehet es nur, wenn wir uns wechſelſeitig unerträglich ſind, ſo iſt doch meine Laſt viel größer, als die Euere. Meine kleine Bürde unter dreißig Millionen Menſchen vertheilt: das gibt jedem von Euch gar wenig zu tragen. Aber mir hocken dreißig Millionen Deutſche auf dem Rücken, und die ſind ſehr ſchwer, ſehr ſchwer! Geſteht es nur, ich brauche mehr Geduld mit Euch, als Ihr Geduld mit mir braucht.

Mein wohlmeinender Freund in der deutſchen allgemeinen Zeitung ſagt: man möge nicht vergeſſen, daß ich ein Jude bin. Aber das ſpricht er nicht als Vorwurf, wie die Andern, aus; nein, er gedenkt deſſen zu meiner Entſchuldigung, ja, zu meinem Lobe. Er ſagt: mit Recht wäre ich gegen die Deutſchen erbittert, die mein Volk ſo gedrückt und geſchändet; nicht der Haß die Liebe habe mich verblendet. Ferner: „Der Ironi „Börne's iſt das Franzoſenthum der Rieſenmaßſta „geworden, mit welchem gemeſſen die deutſche Nationalität in ihrer ganzen Zwerghaftigkeit und Verkrüppelung erſcheinen ſoll.“ Ferner: „Auch die Ironi „bedarf eines Gegenſatzes, wie Alles in dieſer Wel „voll Licht und Schatten, und ſie muß daher, um ihren Gegenſtand in ſeiner ganzen Kleinheit darzuſtellen, „ein wirklich oder ſcheinbar Großes ihm entgegenſetzen.“ Ferner: „Die ernſten, ſchlagenden Worte eines Ro

„teck und Welcker, aber wahrlich nicht die fliegenden Witze eines Heine und Börne, ſtreuen den „Saamen künftiger Thaten über unſer Vaterland aus „.... Hat man Börne's Briefe zu Ende geleſen, „ſo iſt auch der Eindruck vorüber, und es iſt uns nicht „anders zu Muthe, als hätten wir einem glänzenden „Feuerwerke zugeſehen .... Allein alle dieſe einzelnen Winke können doch nimmer die Bahn bezeichnen, „auf welcher die Nationen vorwärts zu ſchreiten haben; „das vermögen keine blendenden, zuckenden Gedankenblitze, ſondern nur das Licht der klaren, unwandelbaren Sonne.“ Und noch mehrere Dinge ſolcher Art ſpricht der Freund, auf welche ich Dinge meiner Art erwiedern will.

Es iſt wie ein Wunder! Tauſendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude ſei; die Andern verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie ſind wie gebannt in dieſem magiſchen Judenkreiſe, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böſe Zauber kömmt. Die armen Deutſchen! Im unterſten Geſchoſſe wohnend, gedrückt von den ſieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängſtliches Gefühl, von Menſchen zu ſprechen, die noch tiefer als ſie ſelbſt, die im Keller wohnen. Keine Juden zu ſein, tröſtet ſie dafür, daß ſie nicht einmal Hofräthe ſind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutſchen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutſcher und ein Jude werden zu laſſen, mit ſchnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längſt verſchmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu ſchätzen, zugleich ein Deutſcher und ein Jude zu ſein, nach alle

Tugenden der Deutſchen ſtreben zu können, und doc
keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knec
geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr
Ja, weil ich die Sklaverei gelernt, darum verſtehe ic
die Freiheit beſſer als ihr. Ja, weil ich in keinem Va
terlande geboren, darum wünſche ich ein Vaterlan
heißer als Ihr; und weil mein Geburtsort nicht größe
war, als die Judengaſſe, und hinter dem verſchloſſene
Thore das Ausland für mich begann, genügt mir auc
die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ei
Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganz
große Vaterland genügt mir, ſo weit ſeine Sprach
reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, da
Landgebiet von Landgebiet, daß deutſcher Stamm vo
deutſchem Stamm auch nur eine Goſſe trennte, nic
breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, i
duldete nicht, daß nur ein einziges deutſches Wort au
deutſchem Munde jenſeits der Grenzen zu mir herübe
ſchallte. Und weil ich einmal aufgehört, ein Knec
von Bürgern zu ſein, will ich auch nicht länger d
Knecht eines Fürſten bleiben; ganz frei will ich werde
Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grun
auf gebaut; macht es wie ich und begnügt euch nic
das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit neue
Ziegeln zu decken. Ich bitte Euch, verachtet mir mei
Juden nicht. Wäret Ihr nur wie ſie, dann wäret I
beſſer; wären Ihrer nur ſo viele als Ihr ſeid, da
wären ſie beſſer als Ihr. Ihr ſeid dreißig Millione
Deutſche, und zählet nur für dreißig in der Welt; geb
uns dreißig Millionen Juden, und die Welt zählte nic
neben ihnen. Ihr habt den Juden die Luft genommen
aber das hat ſie vor Fäulniß bewahrt. Ihr habt i
nen das Salz des Haſſes in ihr Herz geſtreut; ab
das hat ihr Herz friſch erhalten. Ihr habt ſie den ga
zen langen Winter in einen tiefen Keller geſperrt, u
das Kellerloch mit Miſt verſtopft; aber Ihr, frei de

Froſte bloßgeſtellt, ſeid halb erfroren. Wenn der Frühling kömmt, wollen wir ſehen, wer früher grünt, der Jude oder der Chriſt. —

Sie ſagen: Die Franzoſen erſchienen mir als Rieſen, und die Deutſchen ſtellte ich als Zwerge neben ſie. Soll man da lachen oder trauern? Wem ſoll man begegnen? Was ſoll man beantworten? Unverſtand und Mißverſtand ſind Zwillingsbrüder, und es iſt ſchwer, ſie von einander zu unterſcheiden, für jeden, der nicht ihr Vater iſt. Wo habt Ihr klugen Leute denn das herausgeleſen, daß ich die Franzoſen als Rieſen anſtaune, und die Deutſchen als Zwerge verachte? Wenn ich den Reichthum jenes ſchlechten Banquiers, die Geſundheit jenes dummen Bauers, die Gelehrſamkeit jenes Göttinger Profeſſors preiſe, und mich glücklich ſchätze, ſolche Güter zu beſitzen — bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher ſind als ich, und daß ich mit ihnen tauſchen möchte? Ich, mit ihnen tauſchen? Der Teufel mag ſie holen alle drei. Nur ihre Vorzüge wünſche ich mir, weil mir dieſe Güter fehlen. Mir würden ſie zum Guten gereichen; aber jenen, die ſie beſitzen, gedeihen ſie nicht, weil es die einzigen Güter ſind, die ihnen nicht fehlen. Wenn ich den Deutſchen ſage: Macht, daß Euer Herz ſtark genug werde für Euern Geiſt; daß Eure Zunge feurig genug werde für Euer Herz; daß Euer Arm ſchnell genug werde für Eure Zunge; eignet Euch die Vorzüge der Franzoſen an; und Ihr werdet das erſte Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutſchen Zwerge ſind, und die Franzoſen Rieſen? Austauſchen, nicht tauſchen ſollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und ſpräche: Ich will dich in einen Franzoſen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutſcher bleiben mit allen ſeinen Mängeln und Auswachſen; ein Deutſcher mit ſeinen ſechs und dreißig Fürſten, mit ſeinen heimlichen Gerichten, mit ſeiner Cenſur, mit ſeiner unfruchtbaren Gelehrſamkeit, mit ſeinem Demuthe, ſeinem Hochmuthe, ſeinen Hofräthen, ſeinen Philiſtern — — auch mit ſeinen Philiſtern? — Nun ja, auch mit ſeinen Philiſtern. Aber ich ſage Euch, es iſt ſchwer, ein gerechter Richter ſein!

Ihr ſagt: Die Ironie bedürfe eines Gegenſatzes, die der meinigen fehle. Wie! Merket Ihr, was ihr fehlet, dann fehlt ihr ja nichts mehr; und merkt Ihr nichts, dann fehlt ihr wieder nichts. Ihr ja ſeid ſelbſt der Gegenſatz! Soll ich Euch, breit wie Ihr ſeid, auf das ſchmale Papier hinſtellen, das ja kaum für meine kleine Ironie groß genug iſt? Man malet den Schatten, man malet nie das Licht. Soll ich Euch etwa loben, ein Volk loben? Seid Ihr denn mehr als Sonne und Mond? Nun, wenn die Sternkundigen von Mond und Sonne lehren, dann reden ſie nicht lang und breit davon, daß Mond und Sonne leuchten — das ſieht jeder dumme Hans — von ihrem Schatten, ihren Flecken, reden ſie. Das iſt, was gelernt werden muß, darin iſt die Wiſſenſchaft. Von den Tugenden der Franzoſen konnte ich ſprechen, denn das ſind Lichtflecken. Ihr ſeid ein Ganzes mit meinem Buche. Beurtheilt es, aber beurtheilt Euch mit, daß Ihr es nicht falſch beurtheilet. Ihr ſagt: mit ſolchen fliegenden Witzen ſtreue man nicht den Saamen künftiger Thaten über unſer Vaterland aus! O ſchonet nicht! Ich bekomme Krämpfe, wenn ich von Saamenausſtreuen reden höre. Jetzt reden ſie noch von ſäen, da doch ihr Korn ſchon längſt geſchnitten iſt, und es nur an Dreſchern fehlt, die es ausſchlagen! Nun, ich war einer von den Flegeln, die Euch gedroſchen; dankt es mir! Saamenausſtreuen!

Man verliert alle Geduld! So macht Euch auch eine neue Erde für Euern Saamen, das wäre noch viel gründlicher. So wirkt man nicht — meinet Ihr. Wenn man meine Briefe geleſen, bliebe nichts übrig, es war ein glänzendes Feuerwerk! Bin ich ein Gott? Kann ich Euch den Tag geben? Ich kann Euch nur zeigen, daß Ihr im Dunkeln lebt, und dazu leuchtet ein Feuerwerk lang und hell genug. Es bliebe nichts übrig? Wenn man meine Briefe geleſen, bleibt noch die ganze Göttinger-Bibliothek übrig. Wie! Ich hätte nichts gewirkt? Hört doch die argen Schelme an! Sie zanken mit mir, daß ich ihnen Waſſer ſtatt Wein einſchenkte, und können doch vor Trunkenheit kaum den Vorwurf ſtammeln. Was nennt Ihr wirken? Was nennt Ihr die Menſchen bewegen? Heißt Ihr das ſie bewegen, wenn es Euch gelingt, ſie zu Eueren Geſinnungen hinüber zu ziehen? Wenn ſo, dann bin ich beſcheidener als Ihr. Ich nenne es auch die Menſchen bewegen, wenn es mir gelingt, ſie fortzutreiben, entfernten ſie ſich auch von meiner Geſinnung. Sie gingen doch, ſie blieben nicht länger ſtehen. Und das iſt mir gelungen. Welche Begebenheit der Welt hat denn ſeit der großen *Sontag* das deutſche Volk ſo in Bewegung geſetzt, als mein Buch? Nun freilich, der Sängerin haben ſie den Wagen gezogen, und nach mir, der gepfiffen, haben ſie mit faulen Aepfeln geworfen; aber ſie haben ſich bewegt für mich, wie für ſie, und die Bewegung war ihnen gut. Freilich haben ſie die Sängerin mit Flötenliedern in den Schlaf gelullt, und mich haben ſie mit einer gräulichen Katzenmuſik aus dem Schlafe geweckt; aber bis vor Mitternacht haben ſie vor meinem Hauſe gekeſſelt und geklappert, ſie ſind ſpäter zu Bette gegangen, *ſie haben drei Stunden weniger geſchlafen.* Iſt das nicht Gewinn? Habe ich nicht die Röthe des Zorns in tauſend blutleere Wangen gejagt, und ſeid Ihr denn ſo ganz gewiß, daß nicht manche ſchüchterne Schaamröthe das benutzt, ſich leiſe, ſachte auch darüber hinzuſchleichen? Habe ich nicht manches kalte Herz entflammt? Mag nun die Flamme meinen Scheiterhaufen anzünden, oder den Weihrauch, den man auf meinen Altar geſtreut — was geht das Euch an? Das iſt meine Sache. Denn, es flammt. Seid nicht undankbar - gegen einen Euerer treueſten Diener, der mit den Andern geholfen, Euch aus dem Schlafe zu rütteln. Als der große Friedrich in ſeinen hohen Jahren ſchlafbegierig geworden, da, ſeiner Fürſtenpflicht eingedenk, befahl er ſeinem Kammerdiener, ihn früh zu wecken, und wenn er nicht gleich das Bett verließe, ihm die Decke vom Leibe wegzuziehen. Er murrte immer über die Gewalt; aber war er einmal munter geworden, dann lobte er ſeinen Diener. Trinkt nur erſt Euern Kaffee, und dann werdet Ihr es mir danken, daß ich Euch die Bettdecke vom Leibe weggezogen. Die Zeit wird kommen, wo Ihr alle meine Vorwürfe ungerecht gemacht; und dann werdet Ihr die Erſten ſein, es zu geſtehen, daß ſie einſt gerecht geweſen. —

Sie verlangen, ich ſollte ihnen die Bahn bezeichnen, auf welcher ſie vorwärts zu ſchreiten haben. Wenn ich ein Narr wäre! Ich weiß oft nicht: ſpottet Ihr über Euch ſelbſt, oder wollt Ihr mich zum Beſten haben? Wie? Soll ich Euch Bücher ſchreiben? Soll ich reden von Preßfreiheit und Cenſur, ja nicht zu vergeſſen die Kaution; von öffentlichen Gerichten; von Geſchwornen; von Abſchaffung des Neubruchszehnten, des Blutszehnten und anderer Teufelszehnten; von Aufhebung der Frohnden und Zünften; von Aufhebung der Univerſitäts-Gilden; von perſönlicher Freiheit; von einem gemeinſchaftlichen deutſchen Geſetzbuche; von gleichem Maße und Gewicht, und gleichem Münzfuße; von Freiheit des Handels; von wahrer freier Volksvertretung; von ſtarker Wehrverfaſſung gegen das Ausland? Von dem Allen ſollte ich Euch ſprechen? Hat es denn noch Keiner vor mir gethan? Habt Ihr geſchlafen die letzten fünfzig Jahre? Dankt es mir doch, daß ich Euch den Buchbinder-Lohn erſpare. Poſitives wollen ſie haben! Wahrhaftig, ſie haben es mir vorgeworfen, es ſei gar nichts Poſitives in meinen Briefen. Poſitives! Und ihr Poſtament iſt die ganze Erde! Iſt es Euch noch nicht hoch, noch nicht breit genug? Traut Ihr ſeiner Dauerhaftigkeit nicht, und bittet mich, noch eine Lage Poſitives aufzuſetzen? Ich verbürge mich für ſeine Dauerhaftigkeit. Wagt es, wagt es endlich einmal, die Bildſäule der Freiheit darauf zu ſetzen. Oldenburger! — Doch nein, ich will mich nicht ärgern und Euch auch nicht. Doch könnt Ihrs nicht mit Freundſchaft anhören, was ich Euch mit Freundſchaft ſage, daß Ihr Alle wie die Oldenburger Herren ſeid? Dieſe arbeiten jetzt an guten Kommunalſchuhen, und ſind dieſe fertig nach hundert Jahren, ſtecken ſie die Füße hinein; und nach hundert Jahren ſtellen ſie den Leib auf die Füße; und nach hundert Jahren ſtellen ſie den Hals auf den Leib; und nach hundert Jahren ſetzen ſie den Kopf auf den Hals; und nach hundert Jahren ſetzen ſie den Freiheitshut auf den Kopf; und dann hat Oldenburg eine Konſtitution, ſo gut und ſo ſchön, wie eine. O, Oldenburger! Oldenburger! —

Neue Ideen wollen ſie auch von mir haben Ein anderer Narr hat erzählt, er habe in meinem Buche nicht eine, nicht eine einzige neue Idee gefunden. Spannet alle Eure Profeſſoren auf die Folter, und wenn ſie Euch beim dritten Grade eine neue Idee bekennen; dann hat ihnen der Schmerz die Lüge abgepreßt, die ſie widerrufen, ſobald Ihr ſie von ihrer Qual befreit. — Schweigt! Ihr wißt nicht, wie man Völker erzieht. Ich verſtehe es beſſer. Ein Volk iſt ein Kind! Habt Ihr einen hoffnungsvollen Knaben, geſchmückt mit allen Vorzügen des Körpers, ausgeſtattet mit allen Gaben des Herzens und des Geiſtes; aber eine unheilbare Schwäche, eine ſchlimme Angewohnheit verunziert des Knaben gute Natur, oder für einen gemeinen Fehler hat er Strafe verdient — werdet Ihr, wie folgt, mit ihm reden? „Komm her Junge, küſſe mich. Du biſt ein herrliches Kind, meine Freude und mein Stolz; deine Mutter lobt dich, deine Lehrer rühmen dich, deine Kameraden bewundern dich. Und jetzt haſt du eine Ohrfeige, denn du warſt unartig geweſen. Und jetzt küſſe mich wieder, theures Kind!" Nein, ſo handelt Ihr, ſo redet Ihr nicht, ſo thöricht ſeid Ihr nicht. Ihr gebt dem Knaben eine Ohrfeige und von dem Uebrigen ſchweigt Ihr. Darüber gehen ſeine ſchönen Eigenſchaften nicht zu Grunde. War aber ein reifer und verſtändiger Mann bei der Züchtigung des Knaben, dann vernahm er wohl etwas in der ſchwankenden Stimme des Vaters, das wie eine frohe Rührung klang; dann ſah er wohl etwas in ſeinem Auge, das wie eine Hoffnungs-Thräne ſchimmerte. Dann küßte vielleicht der fremde Mann den weinenden Knaben, doch ganz gewiß tadelte er den Vater nicht.

Donnerſtag, den 9. Februar.

Es erzählte mir Jemand aus der Zeitung, die Juden in Frankfurt würden mehrere Freiheiten bekommen; ſtatt fünfzehn Paare jährlich ſollen künftig achtzehn Paare heirathen dürfen. O Zeitgeiſt! Zeitgeiſt! Wer kann dir widerſtehen?

— Wenn **** zu Ihnen kömmt, binden Sie ſich einen dicken Shawl um den Hals, denn er haut Einem den Kopf ab, ehe man ſich's verſieht. Das iſt ein Jakobiner!

— In Preußen hat man den Juden das deutſche Predigen verboten. Ach ja, ich will es wohl glauben. Wie glücklich wären ſie, wenn ſie auch in den Kirchen, den Gerichten, auf dem Markte, in den Zeitungen und ſonſt überall, wo man mit der Menge ſpricht, die deutſche Sprache verbieten und dafür die hebräiſche einführen könnten, die Keiner verſteht! Hebräiſch regieren — das wäre etwas himmliſches! Ein Punkt kann den ehrlichſten Mann an den Galgen bringen; ein Punkt, ein Strich mehr oder weniger, da oder dort, gibt dem Geſetze einen ganz andern Sinn; man kann das Recht kneten wie Butter und eine grobe Konſtitution ſo fein machen, daß ſie durch ein Nadelöhr geht. Denkt daran, Ihr chriſtlichen Miniſter! werdet Rabbiner — und ich habe das erfunden! Auch will man jetzt in Preußen allen Civilbeamten Uniformen geben. Das iſt die rechte Höhe der Tyrannei, der Superlativ, der deutſche Superlativ des Monarchismus; es iſt eine allerhöchſte Spitzbüberei. Dadurch will man die Regierung ganz vom Volke trennen, die Beamten unter den Korporalſtock der Disciplin bringen, Vaterlandsliebe in blinden Gehorſam verwandeln, und aus dem ſitzenden Heere der Schreiber ein ſtehendes Heer machen; aus Richtern und Hofräthen Soldaten, welche die Feder ſtatt der Flinte ſchultern, ſtatt Patrontaſchen Wappen tragen und Verordnungen und Strafen wie Patronen gebrauchen. Die Kammergerichts-Aſſeſſoren werden Schildwache ſtehen müſſen und die Referendaire des Nachts patrouilliren. Das Miniſterium wird das Hauptquartier und jedes Amt eine Wachtſtube. So verknechtet man das Volk, ſo verknechtet man ſeine Hüter, ſo verknechtet man Alles von der Hütte bis zum Throne, vom Bettler bis zum Oberknechte. Ach! ſo viele Umſtände wären gar nicht nöthig. Die Preußen ſind gute Menſchen und leitſam wie die Hämmel. Der Kühnſte unter ihnen, der Herr Profeſſor von Raumer, iſt noch furchtſam wie ein Spatz. Er hatte einmal den Muth, von der Galeerenbank der Cenſur wegzulaufen. Es war in den Schreckenstagen der Cholera, wo Jeder den Kopf verlor. Er hätte ihn freilich nicht gehabt, wäre nicht Se. Exzellenz, der Geheimerath von Raumer, Galeerenhauptmann und ſein Onkel geweſen, auf deſſen Schutz er rechnen durfte, wenn man ihn wieder erwiſchte. Indeſſen er hatte ihn. Gleich ließ er ſeine Heldenthaten, als ſein eigner Homer, in die allgemeine Zeitung ſetzen. Das war zu viel. Dagegen konnte ihn auch ſein gnädiger Onkel nicht ſchützen, das griff die preußiſche Monarchie zu gefährlich an. Man befahl dem Profeſſor Raumer, ſeinen kühnen Schritt zu läugnen, und er hatte die Feigheit, es zu thun und öffentlich bekannt zu machen, er habe die Nachricht nicht in die allgemeine Zeitung geſchickt, er wiſſe nichts davon. Und hätte er wirklich nichts davon gewußt, er hätte das doch nicht erklären dürfen. Braucht man Uniformen gegen oder für ſolche Menſchen? Herr von Raumer kam wieder zu Gnade und zu größerer als vorher. Denn nicht aufrichtige, treuergebene Diener will man haben, Menſchen, die mit Herz und Glauben dem Abſolutismus dienen; nein, Herz und Glauben ſind der Tyrannei verhaßt, auch wenn ſie ihr dienen. Man will freigeſinnte aber gottvergeſſene Menſchen, die ein Gewiſſen zu verkaufen, die eine urſprünglich gute Geſinnung dem Teufel zu verſchreiben haben. Die ſucht man, die belohnt man am beſten. Die kann man dem Volke zur Verführung aufſtellen, als hohnlächelnde Beweiſe vorzeigen, daß Tugend nichts iſt und Ehre eine Waare. So verknechtet, ſo entadelt man die Menſchheit, daß ſie Gott ſelbſt nicht mehr erkennt und ſie der Gewalt der Tyrannei überläßt.

Freitag, den 10. Februar.

Heute bin ich ganz vergnügt, daß ich geſtern keinen Brief bekommen. Dafür bekomme ich ihn heute, oder jeder Funke der Menſchlichkeit müßte in Ihnen erloſchen ſein. Haben Sie meine erſchütternden Ermahnungen vom Neujahrstage ſchon vergeſſen? Warten Sie nur, dann ſchreibe ich Ihnen wieder einen Brief, der Ihnen das Herz in tauſend kleine Stücke brechen ſoll.

Den geſtrigen Abend brachte ich in einer Soirée St. Simonienne zu, bis gegen Mitternacht. Es iſt eine wöchentliche Zuſammenkunft, die, wie jede andere, der geſelligen Unterhaltung gewidmet iſt, und keine beſondere religiöſe oder doktrinäre Beſtimmung hat. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, welchen wohlthuenden Eindruck das Ganze auf mich gemacht. Es war mir, als wäre ich aus der Winterkälte einer beſchneiten nordiſchen Stadt in ein Glashaus gekommen, wo laue Frühlingslüfte und Blumendüfte mich empfingen. Es war etwas aus einer fremden Zone und aus einer ſchönern Jahreszeit. Und doch war ich mit keinem vorbereitet günſtigen Gefühle, ſondern ganz anders mit unfreundlichen Gedanken dahin gekommen. Ich hatte mir feſt verſprochen: dort findeſt du Menſchen, die einem Jahrhunderte und einer Welt vorausgeeilt, oder die Jahrtauſende zurückgegangen, um das Kinderparadies der Menſchheit aufzuſuchen; und du findeſt ſie mit den neueſten Geſichtern vom 9. Februar 1832, mit den Meinungen, Reden, Geſinnungen, Witzworten, Fragen und Antworten und dem ganzen ewigen Kalender aller Franzoſen und Pariſer. Ich fand ſie nicht ſo. Es ſchwebte ein Geiſt heitern Friedens über dieſen Menſchen, ein Band der Verſchwiſterung umſchlang ſie Alle und ich fühlte mich mit umſchlungen. Eine Art Wehmuth überſchlich mich, ich ſetzte mich nieder, und unbekannte Gefühle lullten mich in eine Vergeſſenheit, die mich dem Schlummer nahe brachte. War es der magnetiſche Geiſt des Glaubens, der auch den Ungläubigen ergreift wider ſeinen Willen? Ich weiß nicht. Aber ſchweigende Begeiſterung muß wohl mehr wirken als redende; denn die Reden der Simoniſten haben mich nie gerührt. Dabei war Alles Luſt und Freude, nur ſtiller. Es wurde getanzt, Muſik gemacht, geſungen; man ſpielte Quartetts von Haydn. Es waren wohl hundert Menſchen, ein Drittheil Frauenzimmer. Die Männer waren mit ihren Weibern gekommen! Das ſieht man freilich in andern Pariſer Geſellſchaften auch; aber dort kommen und gehen die Männer mit ihren Weibern, während ſie aber beiſammen ſind, findet eine Art Eheſcheidung zwiſchen ihnen ſtatt. Hier aber konnte ich erkennen, welcher Mann zu welcher Frau gehörte. Im Vorzimmer ſaß eine ganze Reihe Kammer- und Dienſtmädchen. Sie kamen oft in das eine Geſellſchaftszimmer, um durch die offene Thüre des Salons ihre Herrſchaften tanzen zu ſehen und ſingen zu hören. Dieſe Gleichheit gefiel mir ſehr. Noch beim Nachhauſegehen auf den Boulevards fühlte ich mich ſeelenwarm, und ich ging zu Tortoni, und aß ein Glas Plombieres, wobei ich Ihrer gedachte, beſonders als ich an die Vanille kam. —

Es geht dem *** wie vielen Deutſchen, welche die Nebenſache zur Hauptſache gemacht. Die franzöſiſche Leichtigkeit iſt bei ihnen zum Leichtſinn, das ſo nothwendige und darum verzeihliche Sichhervorſtellen zur Zudringlichkeit geworden, und wenn ſie ſich als die gemeinſten Charlatane betragen, glauben ſie Leute von Welt, feine Pariſer zu ſein.

An der deutſchen Tribune zu arbeiten, dazu habe ich keine Zeit jetzt. Aber ich thue es, ſobald ich frei werde. Das iſt ein Schlachtfeld, auf dem kein Mann, der ſein Vaterland liebt, fehlen ſoll. Aber die Zeitung, wird ſie noch lange beſtehen? Sie hat bis jetzt der Cenſur getrotzt, wofür der Redakteur zu ſechsmonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt worden.

Ich ſchicke Ihnen heute den Härings-Salat. Es iſt eine große Schüſſel und Sie werden Durſt darauf bekommen.

Härings-Salat.

Beim Thor, beim hohen Odin, und beim höchſten Bör, meinem erhabenen Ahn, — dieſer Knabe Alexis kämpft mit einer Berſerker-Wuth, für die ihm einſt in Walhalla ein Zwiebelkuchen duften wird! Aber noch bedenke ich mich. Soll ich, oder ſoll ich nicht? Kennten mich nur die Menſchen alle, fühlten es nur alle mit, welch einen Stolz ich aufzuopfern habe, wenn ich ſolch niedrigen Troßbuben das Geſicht zuwende. Aber auch dieſen Stolz lege ich auf den Altar des Vaterlandes, und wahrlich, hätte ich ihm alles zu verdanken, was ich ihm zu verzeihen habe — ich wäre ihm jetzt nichts mehr ſchuldig. Oder glaubt Ihr, es wäre nichts, mit einem Philiſterchen zu rechten, daß es geworden, wie es die Natur in einer langweiligen Stunde aus dem Kern einer Haſelnuß geſchnitzelt? Wenig für einen Mann von Ehre und Gefühl, ſich vor ein Nürnberger Schächtelchen hinzuſtellen, wie es beſchaffen, wenn eben der letzte Nachtlichtdacht herausgenommen: offen und leer — und es ernſthaft zu fragen, warum es nichts enthalte, und wo ſeine Seele hingekommen? Es iſt viel. Und doch dauert mich der arme Schelm! Sie haben ihm heimlich Branntwein in ſeine Bierkaltſchale gegoſſen, und der blaſſe, blöde Junge, der früher nicht den Muth hatte, eine rothwangige Bauerndirne zum Tanze aufzufordern, ſtürzt hervor, wird ein Held, fliegt die Sturmleiter hinauf, und erwacht nicht eher aus ſeinem Taumel, bis eine ſtarke Fauſt dort oben ihn mit einer Ohrfeige lachend in den Graben hinunter ſtürzt. Dann jammert er: Ach, Papa Schleſſinger! Ach, lieber Papa Schleſſinger! ach, wäre ich doch freimüthig und zu Hauſe geblieben! Ach, hätte ich doch kein Handgeld genommen! Ach, wäre ich nur fort von hier, man erwiſchte mich kein zweites Mal! — Thörichter Knabe! Trinke Milch und gehe nicht hin, wo Werber zechen. Sie haben dir wohl verſprochen, du ſollteſt Hauptmann werden; aber du bliebeſt Trommelſchläger dein ganzes Leben. Du dauerſt mich.

Ich habe des großen Bör, meines göttlichen Ahns, gedacht. Das war er, und darum nenne ich mich Börne (Sohn des Bör). Mütterlicher Seite ſtamme von Belſta ab, des Rieſen Bergthor Tochter, und Gattin des Bör. Keiner, der mich kennt, wird mich des Ahnenſtolzes fähig halten; ich erwähne nur meine Abſtammung, um jenen thörichten Menſchen, welche glauben, daß eine hohe Geburt ein niederes Leben gut mache, und eine niedrige Geburt ein hohes Leben verderben könne, mir vorwerfen, ich ſei als Jude geboren, und darum weniger als ſie — um ihnen zu zeigen, daß ich mehr bin, als ſie, wie durch mein Leben, ſo auch durch meine Geburt. Der Urſprung meiner Familie geht hoch über das Chriſtenthum hinaus, und iſt noch älter als das Judenthum. Wir ſtammen aus der Lichtwelt; Mußpellheim war unſer Wiegenland; Ihr aber ſtammt aus der Nebelwelt, von Nilfheim ſeid Ihr hergekommen, ſeid Imer's böſe Kinder, und die verzwergten Enkel der langweiligen, aber einſt gewaltigen Eisrieſen. Einſt heirathete ein Mann aus meiner Familie eine Frau aus der Eurigen, die Kuh Audumbia, und dieſe Verwandtſchaft ſpüre ich bei naßkaltem Wetter in allen meinen Gliedern.

Zwei tauſend Jahre vor Chriſtus zog der mächtige Heimball, Nachkomme Bör's und einer meiner glorreichen Vorfahren, mit einem zahlloſen Heere dem Mittage zu, um dort die Teutonen, die Nachkömmlinge Imers, aufzuſuchen, und mit dieſen ſeinen tückiſchen Vettern einen alten Rechtsſtreit auszukämpfen. Nach langem und beſchwerdevollen Zuge kam Heimball mit ſeinem Heere an der Grenze des feindlichen Landes an. Die Nacht war angebrochen, aus allen Städten und Dörfern ſchallten die Sturmglocken, und zahlloſe Wachtfeuer brannten rings umher. Heimballs kampfbegierige Streiter jauchzten dem kommenden Morgen entgegen. Als der Held eben ſein letztes Horn ausgeleert, und ſich unter einer Eiche zur Ruhe legen wollte, wurde ihm eine Botſchaft gemeldet. Es erſchienen fünf und zwanzig Zwerge in ſeidenen Kleidern und mit hundert Bändern und Goldblechen behangen. Der Kleinſte derſelben trat hervor, warf ſich Heimball zu Füßen, küßte ſie, ſtand dann wieder auf und ſprach: „Allerdurchlauchtigſter Fürſt und Herr, Allergnädigſte „Geiſel Gottes! Mein Herr, der König der Hofräthe, ſendet mich zu Allerhöchſtderen allerhöchſter „Perſon, und flehet Allerhöchſtdieſelben, ihn in dieſen „kritiſchen Zeiten mit keinem Kriege zu überziehen, „weil deren heilige Perſon gerade beſchäftigt iſt, mit „ihren getreuen Unterthanen die Stumme von Portici „einzuſtudiren. Allerhöchſt dieſelben mögen geruhen zu „bedenken, oder wollen geruhen zu bedenken, wie es „meiner ſchuldigſten Ehrfurcht am angemeſſenſten lautet, daß von dieſer neuen Oper das Glück des ganzen Volkes der Hofräthe abhängt, und darum geruhen gefälligſt umzukehren, und Allerhöchſtderen Königreich, das geſegnete Mußpellheim, wieder mit „Allerhöchſtderen Gegenwart zu beglücken. Mein Herr „und König überſendet Ew. glorreichen Majeſtät durch „meine unwürdigen Hände dieſes blaue Band der ſchönen Sängerin, deren Hausorden, als ein Zeichen ſeiner Freundſchaft und unwandelbaren Geſinnung, und „bittet Allerhöchſtdieſelben mit Allerhöchſtdenſelben einen Allerhöchſten Zollvertrag abzuſchließen, zu wech-

„ſelſeitigem Vortheile der beiderſeitigen Höfe." Als darauf der Zwerg dem großen Heimball das kleine Ordensband umhängen wollte, aber kaum ſeine Kniee erreichen konnte, brach darüber Heimballs Heer in ſolch ein donnerndes Gelächter aus, daß achtzehn von den Zwergen vor Schrecken umfielen und ſtarben. Deren Anführer und Vormund riß ſich die Haare aus dem Kopfe, warf ſich Heimball abermals zu Füßen und ſprach mit thränenden Augen. „Allerdurchlauchtigſtes „göttliches Weſen! Mächtiger Beherrſcher von Mußpellheim! Mögen Allerhöchſtdieſelben in Allerhöchſtderen „gerechtem Zorne, wenn ich mich allerunterthänigſt ſo „ausdrücken darf, es unſerem unglücklichen Lande nicht „anrechnen, daß einzelne ſchlechte Hofräthe ſich erkühnt, „in Gegenwart Allerhöchſtderen geheiligter Perſon umzufallen und zu ſterben. Es ſind junge Leute, die „erſt vor zehn Jahren von Jena zurückgekommen, wo „ihnen die Burſchenſchaft heilloſe dämagogiſche Schwärmereien in den Kopf geſetzt. Wollen Allerhöchſtdieſelben Gnade für Recht ergehen laſſen, und ſich damit begnügen, daß wir zu Allerhöchſtderen Satisfaktion gleich morgen früh unſern Cenſor aufknüpfen, „weil er, wie dieſes Beiſpiel der frechſten majeſtätsſchändenden Todesart lehrt, den revolutionären Grundſätzen nicht ſtreng genug Einhalt gethan. Gnade! „Friede! O, wäre die Stumme von Portici hier, daß „ſie ſelbſt für uns reden könnte." Heimball gerieth in den heftigſten Zorn und ſprach: „Ihr feigen Hunde „habt nicht den Muth, mit uns zu kämpfen, und wollt „uns meuchelmörderiſch in den Rücken fallen! Ihr „ſprecht von Frieden, und im ganzen Lande erſchallen „die Sturmglocken! Ihr ſprecht von Ergebenheit, und „rings umher verrathen zahlloſe Wachtfeuer ein zahlloſes Heer!" — Der Zwerg ſchlug ſich vor die Stirn, „und erwiederte: „O jammervolles, o allerhöchſtbetrübtes Mißverſtändniß! Allerhöchſtdieſelben geruhen

„nicht zu wiſſen, was Sie ſprechen! Allerhöchſtdieſelben
„geruhen falſch zu hören und falſch zu ſehen!
„Was Sereniſſimus für Sturmglocken gehalten, iſt
„nichts als das feſtliche Geläute, womit wir Allerhöchſtderen
„erfreuliche Ankunft feiern, und was Allerhöchſtdieſelben
„geruhten für Wachtfeuer anzuſehen,
„waren die Illuminationen, die im ganzen Lande der
„Hofräthe von der Polizei anbefohlen worden. O Gnade!
„O Barmherzigkeit!“ Heimball gab dem Zwerge einen
Fußtritt und ſprach: „Fort, Hunde, mit Tagesanbruch
„ſeht Ihr mich wieder!“

Nach Aufgang der Sonne ſtand Heimball mit ſeinem
ganzen Heere im Gebiet der Hofräthe. Der Zwerg
vom vorigen Tage trat abermals hervor und ſprach:
„Allerdurchlauchtigſter, ich wünſche wohl geruht zu
„haben. Allerhöchſtderen heiterer Blick verkündet uns
„Ruhe und Frieden. Der Cenſor iſt gehenkt, und die
„Güter der achtzehn Dämagogen, die geſtern Abend
„eines revolutionären Todes geſtorben, ſind konfiszirt
„worden. Ich bin von meinem Könige und Herrn bevollmächtigt,
„dem Durchlauchtigſten Beherrſcher von
„Mußpellheim eine Oper-Allianz anzubieten. Die beiderſeitigen
„reſpektiven Höfe ſollen auf ewige Zeiten
„ihre Sängerinen und Tänzerinen mit einander austauſchen,
„zum größten Vortheile des Handels, der Induſtrie,
„der Moral, Geſundheitspolizei und Bevölkerung
„der beiden Staaten. Um Allerhöchſtdenſelben die
„Koſten der Kriegsrüſtung zu erſetzen, will mein König
„und Herr die Hälfte ſeiner Staaten an Ew.
„Majeſtät abtreten. Höchſtderen allerunterthänigſter
„Zwerg hat ſeinem Herrn dazu gerathen. Wir ſind unſerer
„Hofräthe, Domainenverwalter, Gardeoffiziere,
„Miniſter, Kammerherren, Oberſtallmeiſter, Ober-Ceremonienmeiſter,
„Hofdamen, Maitreſſen, General-Intendanten
„und Hofbanquiers, in allem nur 814. Für
„dieſe bleibt die Hälfte des Landes groß genug und

„wenn die uns bleibenden Unterthanen zweimal ſo viel „Steuer bezahlen, als früher, verlieren wir nichts „an den Andern. Geruhen jetzt Ew. Majeſtät ein ganz „unterthäniges Frühſtück einzunehmen, und dann der „General-Probe der Stummen von Portici huldreichſt „beizuwohnen.“

Nachdem der Zwerg-Hofrath ſo geſprochen, erhob ſich im Hintergrunde ein wildes Geſchrei: Zu den Waffen, zu den Waffen! Keinen ſchmachvollen Frieden! Auf, Brüder! Es lebe Teutonia! Es lebe die Freiheit! Heimball ſchob die Hofräthe, welche die Ausſicht hemmten, weg, um zu ſehen, was hinter ihnen vorging. Da gewahrte er eine Schaar edler Jünglinge, welchen der Muth in den Augen blitzte, welchen Kampfbegierde die Wangen röthete, und, den Ruf zur Schlacht erwartend, freudig mit den Schwertern auf den Schild ſchlugen. Heimball mit ſeiner Heldenſchaar, ſtreckten froh bewegt ihre Arme den Heldenbrüdern entgegen und riefen: „Gruß, „Liebe und Dank euch Brüdern! Wir kommen, Ihr „ſeid es werth mit uns zu ſtreiten, und, Sieger oder „beſiegt, in Walhalla trinken wir aus einem Horn!“ Da erbleichte der Zwerg, ſprang auf einen Stuhl, ſah die tapfern Jünglinge zornig an und ſprach: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! Heimballs Kriegern bot ſich darauf ein Schauſpiel dar, worüber ſie zu Bildſäulen erſtarrten, und ihnen Schwert und Schild mit donnerndem Getöſe aus den lebloſen Händen fiel. Sobald die teutoniſchen Jünglinge gehört: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! legten ſie ihre Rüſtung ab, zogen Schlafröcke an, ſtopften ihre Pfeifen und fingen an zu leſen und zu ſchreiben. Heimball ſprach darauf zu ſeiner Schaar: „Auf, tapfere Genoſſen, „flieht von hier. Wir ſind gekommen mit Männern „zu kämpfen, nicht mit Schulmeiſtern und ihren Knaben. Fort von jener bedauernswürdigen Jugend, fort

„von dieſen verächtlichen Alten! Flieht und ſchaut „nichts rückwärts, bis wir nach Mußpellheim gekom„men." So verließ Heimball mit ſeinem Heere Teutonia, ließ aber zur Bewachung der Hofräthe ſechs Mann und einen Unteroffizier zurück.

Dieſer Unteroffizier war Heimballs jüngſter Sohn, der aber trotz ſeiner königlichen Abſtammung nicht beſſer gehalten wurde, als der gemeinſte Krieger. Nachdem aber ſein Vater fortgezogen war, und der junge Menſch ſich ſelbſt überlaſſen blieb, konnte er den Schmeicheleien und Kriechereien der Hofräthe nicht lange widerſtehen. Er verweichlichte, ſein reines ſkandinaviſches Blut artete aus, und von dem vielen Eſſen und Trinken, das man ihm alle Tage vorſetzte, bekam er die Gicht, welche Krankheit ſich durch länger als zweitauſend Jahr in ſeiner Familie fortgeerbt. Vier und zwanzig hundert Jahre nach Heimball reiſte ein Nachkömmling jenes Unteroffiziers, Namens Widar, wegen ſeines Podagra's nach Baden bei Raſtadt. Auf dem Wege dahin, im würtembergiſchen Städtchen Mergentheim, lernte er ein ſchönes Mädchen kennen, Namens Goldchen, Tochter des Juden Baruch. Er verliebte ſich in ſie, und verlangte ſie zur Gattin. Er erhielt ſie unter der Bedingung, ein Jude zu werden und den Namen Baruch anzunehmen. Widar lernte in Baden den berühmten Dichter Robert kennen, der ihn Tag und Nacht um Stoff zu einem Drama quälte. Widar erzählte ihm ſeine eigene Lebensgeſchichte und daraus entſtand Roberts europäiſches Schauſpiel: die Macht der Verhältniſſe. Darauf zog Widar oder Baruch an den Main, da, wo ſpäter Frankfurt erbaut wurde. Die Gegend gefiel ihm und er ließ ſich da nieder. Sein Haus ſtand an der Stelle, wo jetzt in Sachſenhauſen die untere Mühle liegt. Nach und nach ſiedelten ſich viele Heiden und Juden dort an, und es entſtand eine Stadt, die Widar nach ſeinem

Namen nannte. Dieſes zeigt auch das Wort Frankfurt ganz deutlich; denn Frank heißt im ſkandinaviſchen Wi, und furt heißt dar. Alſo waren es Juden, die Frankfurt gegründet, und S. T. der Herr Senator Dr. Schmitt Wohlgeboren, waren daher im größten Irrthum, als ſie gegen mich, der die Rechte der Juden vertheidigte, vor einigen Jahren im Gelehrtenvereine bemerkten: die Juden könnten keine Bürger ſein in Frankfurt, weil es vor 1500 Jahren Chriſten geweſen, welche Frankfurt erbaut. Gerade im Gegentheile. Wenn hier die Religion ein Recht geben oder nehmen könnte, wären die Frankfurter-Juden die einzigen Bürger, und die Chriſten wären blos Schutzchriſten, welche die Juden in eine Chriſtengaſſe einſperren und ihnen verbieten dürften, mehr als zwölf Ehen jährlich zu ſchließen, damit ſie nach und nach ausſterben, und den Handel der Juden nicht ganz zu Grunde richten.

Auf dieſe Weiſe iſt meine früher heidniſche Familie eine jüdiſche geworden, und iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich aber, als im Jahre 1818 die jüdiſche Familie Rothſchild ſo übermächtig wurde, beſchloß zum Chriſtenthume überzugehen; denn es war immer meine Neigung, es mit der ſchwächern und unterdrückten Partei zu halten. Der Pfarrer wollte mich aber unter dem Namen Baruch nicht taufen, und darum nahm ich den Namen Börne an, um hiedurch das zerriſſene Band mit meinem Ahnherrn, dem göttlichen Bör, wieder feſt zu knüpfen. Seitdem heiße ich alſo Börne und nicht Baruch modo Börne, wie das Frankfurter Polizei-Protokoll ohne Punkte vom 5. December ſagt. Ich habe den Namen mit Wiſſen und gnädigſter Erlaubniß meiner hohen Obrigkeit angenommen. Wenn ich von mir ſelbſt ſpreche, heiße ich kurzweg Börne, wenn aber Andere von mir ſprechen, heiße ich Herr Börne. Und ich heiße mit viel größerem Rechte Herr, als irgend ein Frankfurter Senator der drei Bänke, den ältern und jüngern Bürgermeiſter nicht ausgenommen. Denn *ich* bin wahrer Herr, *ich* diene Keinem, *ich* bin keiner Macht Unterthan. Ich diene nur der Wahrheit und dem Rechte, ob es mich zwar nur ſo weit angeht, daß ich ſelbſt es nicht zu verletzen habe. Wäre ich aber eine obrigkeitliche Perſon, ein Richter, ein Senator, ein Bürgermeiſter, wäre das Recht meiner Mitbürger meinem Schutze anvertraut und irgend eine zahnſtochernde Exzellenz, dem etwa einer meiner Schutzbefohlenen wegen der Form ſeiner Naſe mißfallen, lächelte mir beim Deſert den Befehl zu, deſſen Recht zu kränken, ließ ich lieber meinen armen Leib in tauſend Stücke hauen und ihn als Fraß den Schweinen vorwerfen, als daß ich meine unſterbliche Seele um das Spottgeld eines ſolchen Lächelns verkaufte. Alſo *Herr* Börne heiße ich und werde Jedem zu begegnen wiſſen, der mir mein *Herr* anrührt. Als vor einiger Zeit einige junge Leute von der Geſellſchaft der *Volksfreunde*, wegen Vergehen, die mit fünfjähriger Einſperrung beſtraft werden können, vor ihren Richtern ſtanden, und, angeſchuldigt auf dieſe Weiſe, ihre Vertheidigung auf eine, wenn auch nicht ſtrafwürdige, doch höchſt ſtraffällige Weiſe führten; Recht und Ordnung, ihre eigenen Richter, den König und die Verfaſſung verhöhnten und bei dem Verhör der Gerichts-Präſident die Angeklagten beim Namen rief, ohne *Herr* vorzuſetzen: da ſprach *Raspail*, einer derſelben, zum Präſidenten: „Wenn ich das Wort an Sie richte, nenne ich Sie *Herr Präſident*; wenn Sie mit uns ſprechen, ſagen Sie blos *Raspail*, *Hubert*, *Thauret*. Doch ſind wir gleich vor dem Geſetze, geben Sie uns die Eigenſchaft, die wir Ihnen ſelbſt ertheilen. Die Achtung, die Sie von uns ſelbſt zu fordern das Recht haben, ſind Sie auch uns ſchuldig.“ Lautes Bravorufen der Zuhörer folgte auf dieſe Anrede. Der Präſident aber nahm keine Rückſicht darauf, und fuhr fort, Raspail zu ſagen, ohne Herr. Darauf ſprach Raspail: „Herr „Präſident, nennen Sie mich Herr Raspail, ich „verlange es; nicht für mich (man weiß, wie wenig „wir auf ſo nichtige Dinge halten), aber ich fordere „es im Namen der Würde der Vertheidigung und der „Achtung, die man den Angeklagten ſchuldig iſt. Die „Beklagten, die man alle Tage auf dieſe Bänke ſchleppt, „ſind gewohnt vor Ihnen zu zittern. Nun wohl! Sie „mögen ſich ſelbſt achten lernen, es iſt ein gutes Beiſpiel, das wir ihnen geben.“ So wie Raspail vor den Aſſiſen, ſtehe ich jetzt vor der Frankfurter Polizei. Mein Verbrechen iſt mir unbekannt; aber die mir drohende Strafe iſt fürchterlich. Wenn ich verurtheilt werde, muß ich den Galeeren-Dienſt bei dieſem Amte verſehen. Darum ſage ich im Gefühle meiner Würde dieſer Polizei: „Madame! wenn ich Sie anrede, nenne „ich Sie Madame; nennen Sie mich Herr. Die „Achtung, die ich Ihnen bezeuge, ſind Sie auch mir „ſchuldig. Den Doktor erlaſſe ich Ihnen, auch meine „übrigen Titel, deren ich viele habe; brauchen Sie „mir nicht zu ſalviren, auch dem Wohlgeboren entſage ich. Aber nennen Sie mich Herr Börne, „ich beſtehe darauf.“

— Auf dieſes Tutti laſſe ich ein Solo folgen; denn ich ſpiele ein unpartheiiſches Doppel-Konzert, indem ich zwar als Komponiſt und Konzertgeber mir die erſte Stimme vorbehalte, doch zur gehörigen Zeit mit der zweiten abwechsle. Jetzt kömmt die Reihe zu geigen an den Meiſter Alexis. „Noch nie habe ich ein „Buch mit ſo ſteigendem Widerwillen, bis es zuletzt „völliger Ekel wurde, durchgeleſen. Börne iſt ein deutſcher Ultraliberaler, ſagen Sie. Mein Gott, reicht „denn das Wort aus, dieſen Inbegriff von knabenhafter Wuth, pöbelhafter Ungezogenheit, dieſen bodenloſen Revolutionsgeiſt, dieſe hohle, aus alberne

„ſtreifende Begeiſterung für negirende Begriffe auszudrücken, ja nur zu bezeichnen? Thut man nicht unſern Liberalen unrecht, Börne als einen ihres Gleichen zu nennen? Mich dünkt, ſo etwas von erſchütternd Nichtigem, in einer abſchreckenden Geſtalt, iſt „noch nicht da geweſen, wenigſtens nicht in der deutſchen Literatur . . . . Es wälzt ſich in Gemeinplätzen, in einem bachantiſchen Taumel, oder wie jener „iriſche Häuptling, der ſich vor der Fronte in den „Koth warf, um ſich abzukühlen, wenn ihn das Fieber brannte. Es juckt ihn und er kratzt ſich, daß es „eine Luſt iſt.“ Noch einmal, mich dauert der arme Schelm! Vor vierzig Jahren hatte irgend ein pfuſchender Naturgeſell von Lappen, die er ſeiner Meiſterin geſtohlen, dem kleinen hagern Seelchen Röckchen und Höschen zuſammengeſchneidert. Zur Ruhe, zum Sitzenbleiben und zum Referiren geboren, war dem Seelchen das enge Kleidchen weit genug und die Nähte hielten. Aber da ſchlägt ein Blitz in ſeiner Nähe nieder, das Seelchen erſchrickt, ſpringt auf, zum erſten Male bewegen ſich die Glieder, *die knappe Sprache platzt*, Lumpenworte hängen herum, und dem armen nackten Seelchen kann man alle Rippchen zählen. Edler! Warum biſt du erſchrocken? Nicht dir galt der Blitz; Lorbeeren verſchont er. Uebrigens nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich mehrere Male *Du* zu Ihnen ſage. Zuweilen rede ich in Streckverſen, und dann dutze ich jeden ohne Unterſchied des Ranges, der mir in den Weg kömmt. Aber eines bitte ich Sie mir zu erklären. Ich erinnere mich ganz genau: es war im Jahre 1819, nach dem Karlsbader Kongreſſe, da nahm ich Aſſafötida ein, und zwar in Mixtur; denn ich verabſcheue die feigen Pillen. Es war ein einziger Löffel voll, es war der Ekel einer Minute und der Schauer von fünf Minuten. Aber hienge mein Leben davon ab, ich nähme keinen zweiten Löffel Aſſafötida. Sie aber, mein Beſter, haben mehrere Stunden an meinem Buche mit immer ſteigendem Ekel geleſen! Wie ertrugen Sie das? Wer hieß Sie das? Wer bezahlte Ihnen das? Oder finden Sie ſolche Freude am Ekel, daß Sie ihn gutwillig ſuchen, warum erbrechen Sie ſich vor den Augen aller Welt? Iſt das artig? Thut das ein wohlerzogener Menſch? Zwar haben es die alten Römer auch gethan, aber Sie ſind kein alter Römer, ſondern im Gegentheil ein Referendär. Zweitens, beantworten Sie mir die Frage: iſt das literariſche Unterhaltungs-Blatt ein Nachtgeſchirr? Endlich möchte ich wiſſen, wo Sie geleſen, daß ein iriſcher Häuptling ſich durch ein Schlammbad vom Fieber geheilt? Ich habe eben das Fieber, aber es nützt mir nichts.“

Alexis: „Von dieſem in ihm kochenden Grimme „merkte man wenig, als er vor einigen Jahren eine „Reiſe durch Nord-Deutſchland machte. Man wußte „bis dahin nicht viel mehr von ihm, als daß er um „Frankfurt herum berühmt ſei . . . . Die Meiſten hörten zum Erſtenmale von ihm, weil er ins Morgenblatt eine Kritik über die Sontag einrücken laſſen, „und ſo wurde er in Berlin präſentirt.“ „Es iſt der „Mann, der über die Sontag geſchrieben.“ Theurer Freund! Du gleichſt dem Geiſte, den Du begreifſt. Du ſaubergewaſchenes, kuchenlächelndes, bimmbammelndes Sonntagskind, erkenneſt nur den müßigen, ſchöngeputzten, luſtigen Sontag in mir; aber die Wochentage voll ſchwerer Sorgen, ſaurer Arbeit und lohngeiziger Bezahlung, die haſt Du nicht erkannt. Ja, es kochte damals, wie ſpäter der Grimm in mir, nur heißer noch; denn als in den Juli-Tagen der Vulkan ſich in einem Feuerſtrome Luft gemacht, da wurde mit Millionen Herzen auch das meinige friedlicher und ſtiller. Damals aber, da die Freiheit nur erſt rauchte und knabenhaft mit Steinen warf nach der Tyrannei, da, zu ſtolz zum Kinderſpiele, verſchloß ich in meine

Bruſt, und ließ den Grimm darin kochen zum ſpätern Gerichte. Hätteſt du meine Glut geahnet, ſchwammiger Alexis, du wäreſt entſetzt von mir weggelaufen, und hätteſt dich vor Angſt in ein Waſſerfaß geſtürzt. Vielleicht hörteſt du zuweilen, wie es ſiedete in mir; aber du dachteſt wohl, ich ſumme ein Sontags-Liedchen, und liebteſt mich darum. Doch über den Narren! daß er noch ſelbſt herbeiſchleppt, was er verſtecken ſollte, damit es mein Spott nicht finde. Ja freilich, ſo iſt es, man wußte in Berlin nichts von mir, als daß ich über die Sontag geſchrieben, und ſo wurde ich jedem vorgeſtellt: es iſt der Mann, der über die Sontag geſchrieben! Wenn ich jener Tage gedenke — doch ich will erſt das Feuer ſchüren; mich friert, wenn ich daran denke. Komm her, Muſe, ſetze dich zu mir beim Kamin und erzähle mir von jenen Tagen. Aber ſei vernünftig und kichere nicht.

Ich wohnte in der Stadt Rom, und doch war es fürchterlich kalt. Aber es war die Stadt Rom unter den Linden. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, Morgens zwiſchen zehn und zwölf Uhr und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Hering zu mir, ſchwarz gekleidet, in ſeidenen Strümpfen und überhaupt ſehr feſtlich zubereitet. Ich ſaß gerade beim Kaffee. Börne! ſagte Robert, trinken denn die Geiſter Kaffee? Darauf ſah er Hering an und wartete auf eine günſtige Rezenſion ſeines Einfalls. Hering aber, der ſeinen Beifall für ſich ſelbſt aufſparen wollte, ſprach: „Warum „nicht? Im Kaffee iſt Geiſt, ſchöne Geiſter begegnen „ſich, darum trinkt Börne Kaffee.“ Darauf ſagt er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut ſchluchzend um den Hals. Robert aber ſprach mit bewegter doch feſter Stimme: ermannen Sie ſich, Referendär; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hauſe begegnete uns ein Mann, wir blieben ſtehen. Hering ſprach: Hofrath! Börne!

Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder einer, Hering ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vier und dreißig Perſonen vorgeſtellt, die alle Hofräthe waren. Endlich erreichten wir den Pariſer Platz. Ich hoffte meine Leiden würden jetzt geendigt ſein: aber nein. Man ſchleppte mich dem Thiergarten zu. Unter dem Brandenburger Thore machten wir Halt. Hering blieb mir zur Seite, damit ich nicht entwiſchte; Robert aber ſtellte ſich mir gegenüber, zog ein dickes Manuſkript aus der Taſche, es waren gewiß hundert Bogen, ich zitterte wie ein Espenblatt, und er fing zu leſen an. „Heil dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands!“ — Da ſchlug ſich Robert vor die Stirn und rief: ich Eſel! da habe ich den Waldfrevel ſtatt der Rede eingeſteckt! Schadet aber nichts, ich weiß ſie auswendig. „Edler Börne. Hier „unter dieſen Pferden, die einſt die Franzoſen ſchmachvoll nach Paris geführt, die wir aber glorreich wieder zurückgebracht; hier unter dieſen Pferden, wo „Jahn einem Turnjungen Ohrfeigen gegeben, weil „auf die Frage: was er jetzt denke? der Junge geantwortet: er denke gar nichts, worauf Jahn geſagt: „er ſolle daran denken, wie man die Pferde wieder „ſchaffe; hier unter dieſen Pferden denke ich“ . . . . Lieber Robert, fiel ich ins Wort, ganz Berlin weiß, daß Sie unter Pferden ein denkendes Weſen ſind, aber . . . doch Robert ließ ſich nicht einhalten und fuhr fort: „Hier unter dieſen heiligen Hallen, glücklich nachgebildet den Propyläen in Athen, welche eben ſo „viele Talente zu erbauen gekoſtet, als Sie beſitzen; „nämlich tauſend und zwölf; hier unter dieſen ſchönen

„Talenten — ich wollte ſagen Propyläen — wo einſt „die verdienten Männer des Alterthums auf Koſten unſers geliebten Königs verpflegt worden, freie Koſt, „Wohnung, Heizung und Wäſche hatten, täglich eine „Flaſche Champagner, und monatlich hundert Thaler „Taſchengeld“ .... Der Referendär fiel hier dem Robert ins Wort, und ſagte: lieber Robert, Sie faſeln. Sie verwechſeln Propyläen mit Prytanäen. Robert aber erwiederte ärgerlich! Prytanäen oder Propyläen, das iſt mir alles eins. Er wollte fortfahren: ich aber halb todt vor Hunger und Durſt, raffte alle meine Kraft zuſammen und ſprach: „lieber Robert! In den Prytanäen oder „Propyläen, denn weil es Ihnen alle eins, iſt es mir „auch alle eins, bekamen die verdienten Männer des „Vaterlandes, wenn ſie Hunger hatten, ein Gebackenes „zu eſſen, das man Madſa nannte. Sind Sie der Meinung, daß das Wort Mazza, womit Ihre Glaubensgenoſſen das ungeſäuerte Brot bezeichnen, das ſie „an ihrem Paſcha eſſen, mit jenem griechiſchen Madſa „verwandt ſei? Ich bin nicht der Meinung, ſondern ich „ſtimme mit der des berühmten ſeligen Wolf überein, „der in ſeinen Prolegomenen zum Homer gezeigt, daß „das griechiſche Madſa, nichts anders geweſen, als „ein Berliner Pfannkuchen. Ach, lieber Robert! Ach, „theurer Alexis! wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt „ein Dutzend Pfannkuchen hätte! Aber wohlverſtanden, „von den Guten in der Jägerſtraße, mit einer Zuckerglaſur und mit Aprikoſen gefüllt.“ Robert an den Reſt ſeiner Rede denkend, ſagte ſchmerzlich lächelnd: Herr, dein Wille geſchehe! Sie führten mich zurück. Bald kam ein Mann, wir blieben ſtehen, und Hering ſagte: Juſtizrath! Börne! Der Juſtizrath erſtarrte und ſagte: Börne? Sontag — göttlich!

Das wiederholte ſich alle zehn Schritte, bis unter die Stechbahn. Dieſesmal aber waren es lauter Juſtizräthe. Endlich traten wir bei Juſti ein, und dort wurde ich im Namen der preußiſchen Monarchie von deren Stellvertretern mit Pfannkuchen, Chokolade und Madera bewirthet. Hering überreichte mir den erſten Pfannkuchen auf ſilbernem Teller, und ſprach: „Börne! Dieſer Pfannkuchen iſt ein Bild Ihrer ſchönen Seele!“ Darüber mußte ich aber in ein ſo unbändiges Lachen ausbrechen, daß ich die Chokolade umſtieß, die herabfloß und mir ein ganz neues ſchwarzes Kleid zu Grunde richtete, das mir am nämlichen Morgen erſt der Schneider gebracht hatte. Denn am Tage vorher, den zweiten meiner Ankunft in Berlin, waren mir meine Kleider aus dem Zimmer geſtohlen worden, woraus ich erkannte, daß Preußen wirklich eine von republikaniſchen Inſtitutionen umgebene Monarchie ſei; denn je freier ein Volk, je ſchlechter iſt ſeine Polizei. In Paris wurde mir nie etwas geſtohlen.

Und dieſe Menſchen, die mir einen Purpurmantel umgeworfen, mich unter den Linden im Triumphe herumgeführt, vor mir hergingen wie Haman vor dem Mardochai, und ausriefen: ſo ehret Ahasverus den Mann, der über die Sontag geſchrieben! — dieſe Menſchen, die mir tauſend und zwölf Talente angeſchmeichelt und meine Seele mit einem Pfannkuchen verglichen — machen mir jetzt die größten Grobheiten, aus Todesfurcht, Herr von Arnim, der Polizei-Präſident möchte es erfahren, daß ſie bei einem Eſſen, das ſie mir im Kaffe Français unter den Linden gegeben, allen Königen den Tod zugetrunken!

Alexis: „Ihm zitterte das Herz unter ſeiner „Bruſt, und die Brücke unter ſeinem Geſäß beim „Gedanken, daß auf derſelben Brücke der erſte Freiheits-Kämpfer des Juli gefallen.“... Ach, die Naſe! Die Königsnaſe — darauf ſitzen jetzt ſchon drei hundert Mücken! . . . Meinen Jammer, daß deutſche Genies“ hungern mußten, den lobt und billigt der

Philiſter; doch das iſt ſeine einzige Unparteilichkeit . . . . „Man kann ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm deutſche Dummheiten mittheilt.“ Danke, lieber Herr! — „Der Patriot fingirt, daß ihm Jemand aus Oeſterreich Folgendes ſchreibt.“ Das haben die andern Philiſter auch geſagt: ich hätte den Brief erdichtet, denn ich hätte den Muth nicht gehabt, in meinem eigenen Namen gegen Göthe zu ſchreiben; ſie wollen mich nur allein ſtellen, alle Schuld auf mich allein häufen; das iſt ein Pfiff, den ſie von irgend einem abgeſetzten Polizei-Diener gelernt. Vielleicht hoffen ſie auch auf dieſe Weiſe, mir den Namen des braven Mannes abzulocken, der den Brief geſchrieben. O! geht, geht. Ich bin ein gerader ſchlichter Mann, aber für euch bin ich noch zehntauſendmal zu ſchlau.

Der Referendär hat mir auch vorgeworfen, ich hätte nichts gelernt, ich wäre ein unwiſſender Menſch! Oder hat es mir Robert vorgeworfen, oder Pittſchaft, oder ein Anderer? Die vielen Grobheiten haben mich ganz verwirrt gemacht; daher kann ich unmöglich darüber Buch und Rechnung führen. Ich muß es mit meinen Gegnern machen, wie es einmal Schinderhannes mit einem Trupp Juden gemacht, der ihm in ſeine Hand gefallen. Er zwang ſie alle, ihre ſchmutzigen Stiefel auszuziehen; dieſe warf er untereinander und befahl ihnen, ſie jetzt wieder anzuziehen. Nun hätte man das Geſchrei und Zanken der Juden hören müſſen, wie ſie einander in die Haare fielen und ſich die Stiefel aus den Händen riſſen. Schinderhannes ſtand dabei und hielt ſich die Seiten. Wie kommt es aber, daß mich noch keiner von euch Schinderhannes genannt? Ihr ſeid doch im S eures Schimpfwörterbuchs und ſchon über die Schmeißfliege hinaus. Aber jetzt iſt es zu ſpät. Wer mich jetzt Schinderhannes nennt, der iſt nichts als ein ſchlechter Nachdrucker. Ich verwahre feierlich meine Rechte auf den Schinderhannes, und der

hohe deutſche Bund wird es gewiß nicht zugeben, da
man den 18. Artikel der Bundesakte übertrete, un
meine Schriften ganz oder zum Theile nachdrucke.

Alſo Einer von meinen Gegnern ſagte, ich wä
ein unwiſſender Menſch. Ich? Wie viele Gelehrte gi
es denn in Deutſchland außer mir, die einem arm
Skribenten zu rathen wiſſen, wie er es zu machen ha
mit ſeinem Einkommen auszukommen, daß er nic
nöthig habe, für Tagelohn zu ſchimpfen? Er muß
machen, wie der Thrazier Paräbius, der Freun
des Königs Phineus. Er muß der Nymphe Thyn
einen Altar errichten, dann wird es ihm nie mehr
Lebensmitteln fehlen. Ich weiß freilich nicht, wer d
Appollonius iſt, der die Geſchichte des Paräbiu
erzählt — ob Appollonius Liminus, des Creſſi
Freigelaſſener, der korrekteſte Schriftſteller aller Zeite
denn er hat nie etwas herausgegeben; oder Appo
lonius der Rhodier, von dem man ein berühmte
Heldengedicht vom Argonautenzuge beſitzt; oder Appo
lonius Cronus, der Philoſoph aus der Megariſche
Schule; oder Appollonius Parga, der berühm
Mathematiker, welcher ein Meiſterwerk von den Kege
ſcheiben herausgegeben; oder Appollonius vo
Tyana, der Pythagoräer, von dem man die unglaub
lichſten und lächerlichſten Wunder erzählt, (ſo ſoll
in der kurzen Zeit von zehn Jahren einen ganzen Mon
des Freimüthigen zweimal durchgeleſen haben) — ab
ein einzelner Menſch kann nicht alles wiſſen. Dagege
weiß ich, daß Carme die Tochter Eubulus und E
kelin Carmanors war, und daß Jupiter mit i
die Britonortis erzeugte, und daß diejenigen G
lehrten, welche, wie Schwabe in ſeinem mythologiſche
Lexikon, behaupten, die Carme wäre eine Tochter de
Phönix und Enkelin des Agenors geweſen, kraſ
Ignoranten, jämmerliche Wichte, verfluchte Kerls, un
elende Schmeißfliegen ſind, welchem Geſindel man ein

mal auf die Finger klopfen muß, daß etwas Furcht hineinfährt. Ich habe gelernt, daß man ſich ſehr hüten müſſe, die Deipna apo skyridos der Griechen mit den Sportulis der Römer zu verwechſeln, daß man ungebetene Gäſte skias nannte, und ich weiß auch den Grund davon. Nicht weniger iſt mir aus meinen Studien bekannt, daß man bei den Römern diejenigen Causarii nannte, welche wegen Kränklichkeit vom Kriegsdienſte befreit werden mußten, daß aber, weil dabei oft Betrügereien vorgingen, bei ausbrechendem Kriege ſtrenge Unterſuchungen angeſtellt wurden, weßwegen der hohe Frankfurter Senat, als er den Beſchluß gefaßt, mich bei der Polizei anzuſtellen, welches ein Kriegsdienſt iſt, ein Platz im Genie-Korps, und da einer der Senatoren die Einwendung gemacht: meine Kränklichkeit verſtatte mir nicht, dieſen Dienſt zu verſehen, erklärte: nun, ſo ſolle ich im Dezember von Paris nach Frankfurt reiſen, um mich von dem dortigen Stadtphyſikus unterſuchen zu laſſen? Und weiß ich nicht, daß, thät' ich dieß auch, es mir nichts nützen würde, weil, wenn auch der Frankfurter Stadtphyſikus mich aus alter Freundſchaft krank machte, ich doch dienen müßte, da, ſo oft ein Tumult entſteht, oder die Stadt in höchſte Noth geräth, gar keine Entſchuldigung angenommen wird? War aber nicht neulich in Frankfurt ein Tumult wegen der Thorſperre, und iſt nicht die Stadt durch die preußiſche Mauth in die höchſte Noth gerathen? Das Alles weiß ich, und ich wüßte noch tauſendmal mehr, wenn ich aus Funke's Real-Schullexikon, worin ich das Zeug geſtern Abend geleſen, noch einige andere klaſſiſche Werke von zu Hauſe mitgenommen hätte, wie: Eſchenburg's Handbuch der klaſſiſchen Literatur; Heliodore, die Lautenſpielerin aus Griechenland; Thibault's Pandekten, und Robert's Waldfrevel. Und jetzt kommen ſolche Mordbrenner, ſolche Mauerbrecher, Dornbüſche, lächerliche Thoren, heilloſe Geſellen und jämmerliche Wichte, und erfrechen ſich zu ſagen, ich hätte nichts gelernt! Aber ich werde dem ſeichten Geſchwätze dieſer elenden Schmeißfliegen bald ein Ende machen. Ich beſchwöre Sie, laſſen Sie auf der Stelle aus meinem Hauſe den großen Koffer holen, der in der Dachkammer ſteht. Nicht den engliſchen Koffer; denn darin liegen blos meine Novellen, Romane, Tragödien, Vaudeville's, Romanzen, Xenien, und eine deutſche Ueberſetzung von Willibald Alexis Schriften — welche mir alle zu meinem ernſten Zweck nicht dienen können, ſondern den größern deutſchen Koffer, welcher mit einem Felle überzogen iſt, den drei Latten feſthalten. Darin liegen meine gelehrten Manuſkripte. Ferner ein großes gelbes Felleiſen, worin die zu meinen Werken gehörigen Zitate gepackt ſind. Ganz oben im Koffer liegt ein Verzeichniß ſämmtlicher Manuſkripte, wovon ich eine Abſchrift mit nach Paris genommen. Ich bitte ſie nun inſtändig, aus dem Koffer diejenigen Manuſkripte zu nehmen, die ich Ihnen mit den Nummern bezeichnen werde, und ſie mir durch die Poſt hieher zu ſchicken. Nur vier oder fünf will ich drucken laſſen: das wird hinreichen, der Welt zu zeigen, wer ich bin. Aber, um des Himmelswillen, laſſen Sie den Koffer und das Felleiſen in ihrer alleinigen Gegenwart öffnen und unterſuchen, aber ja keinen Ihrer gelehrten Freunde dabei ſein. Es könnte mir Einer ein Manuſkript, oder gar einen Gedanken, oder gar ein Citat ſtehlen; denn die Gelehrten haben in ſolchen Dingen weder Schaam noch Gewiſſen. Ich wünſche alſo zu haben: „Nro. 189. De Confectione tractarum Berolinensium. Auctore L. Boerne 1826. Nro. 214. De captura harengorum 1831. Nro. 215. Deutſche Ueberſetzung des nämlichen Werkes: Von dem Heringsfange. Mit Zeichnungen. Nro. 333. Kommentar über die Geſetzgebung der geheimen Polizei, nach engliſchen und nordamerikaniſchen Grundſätzen bearbeitet. Mit Anmerkungen von Wurm. Endlich mein Hauptwerk: Nro. 709. Vollſtändiges Verzeichniß aller Trauerſpiele, Luſtſpiele, bürgerlichen Schauſpiele, Liederſpiele, Melodramen und Opern, welche auf ſämmtlichen deutſchen Bühnen vom Jahre 1774 bis zum Jahre 1827 aufgeführt worden ſind, nebſt Angabe der darin aufgetretenen Schauſpieler und Schauſpielerinnen, Sänger und Sängerinnen, und Nachweiſungen aller über die theatraliſchen Leiſtungen Deutſchlands erſchienenen Kritiken. Nach den Quellen bearbeitet von Ludwig Börne, und mit einer Vorrede von Ludwig Robert, zwölf Theile. Ich wollte dieß Werk ſchon verfloſſenen Sommer in Baden drucken laſſen, ließ mich aber durch Robert davon abwendig machen. Er widerrieth mir wegen der ſtürmiſchen Zeit, in welcher alle Talente untergingen. Ich hätte mich aber von Robert nicht ſollen abwendig machen laſſen. Grobe und ſchwere Talente, wie die Seinigen, gehen freilich leicht unter; aber meine, leicht wie Nußſchaalen, ſchwimmen oben, und haben keinen Sturm zu fürchten. Ich werde das Manuſkript dem Hrn. Brockhaus anbieten, der es gewiß gerne verlegt, da es ein deutſches Nationalwerk iſt, und gleichſam eine Fortſetzung von Luden's Geſchichte der Deutſchen. Es iſt nur ein Jammer, daß er ſo ſchlecht bezahlt.

Der Referendär Hering oder Willibald Alexis, wie er mit ſeinem Süßwaſſer-Namen heißt, baut ein Pantheon für die großen deutſchen Männer, und ſtellt die Büſten von Menzel, Puſtkuchen, Heine und Börne hinein . . . . Wie kömmt Puſtkuchen hieher? Puſtkuchen hat gegen Göthe geſchrieben, und wer gegen Göthe ſchreibt, den hohen Prieſter von Karlsbad, iſt ein Revolutionär. Hering macht die Inſchriften für genannte Büſten. Als er aber an die von Heine kömmt, zupft ihn Einer am Rock. Ich weiß nicht, wie er heißt, es iſt aber Jemand von der hohen Polizei. Der ſagt ihm etwas in's Ohr, worauf der Referendär ein pfiffiges Geſicht macht, und liſpelt: ich verſtehe! Der Wesbinder, der deutſche Pantheos, ſchreibt nun, ſtatt der Inſchrift zu Heine's Büſte, Folgendes von ihm: „Heine hat — „doch halt! ich denke lieber an das, was Heine noch „thun wird. Heine hat, ſo lang es eine kitzliche Oppoſition war, als Liberaler gefochten; jetzt iſt er es „nur noch aus jugendlichem Muthwillen. Sein Talent „will Beſchäftigung haben. Ich hoffe, die Zeit zu erleben, wo er denſelben Kitzel darein ſetzt, gegen den „jetzt bequemen Liberalismus ſich in Ungelegenheit zu ſetzen. Ich laſſe den Schleier über „ſeiner Büſte im Pantheon der deutſchen Republik „ruhen, und denke an ſeine Büſte in der deutſchen Literatur.“ Iſt das nicht merkwürdig? Eine ähnliche Aeußerung über Heine, einem andern Artikel entnommen, den man auch aus Berlin eingeſchickt, und auf den ich zurückkommen werde, lautet wie folgt: „Ein „Schriftſteller (Heine), nicht ohne Geiſt und auch nicht „ganz ohne Poeſie (obwohl der Funke ſchon zu erlöſchen beginnt), und den man früher gern mit Börne „oder Lord Byron zuſammenſtellte, wandelt eine ähnlich gefährliche Bahn, und wir wünſchen es aufrichtig „zu ſeinem Beſten, daß er zeitig umkehre. Schon „das Streben, der Mode und der Tagesneigung beſtändig zu huldigen, iſt äußerſt bedenklich. Ueberſchreitet er auch einſt nur um ein Haarbreit die Grenze, „ſo ſtürzt er (wie jetzt Börne) erbarmungslos von ſeiner Höhe herab, und hinter ihm erſchallen Verachtung „und Hohngelächter.“

Dieſe Zwerge fühlen ſelbſt, daß ſie dem Kampfe der Zeit nicht gewachſen ſind, und darum möchten ſie Heine anwerben. Nun, was gewönnen ſie dabei? Wäre ein kleiner Vortheil der guten Sache mit der Schande eines verdienſtvollen Mannes nicht zu theuer bezahlt, ſo wünſchte ich, Heine ließe ſich von den Polizei-Werdern verlocken. Nicht ihnen, uns würde das nützen. Die Wahrheit würde ihn treffen, wie die Andern auch, nur tödtlicher, weil er ſtark iſt und Widerſtand leiſtet; während der Kleiſter der Andern ſich um die Schärfe des Schwerts legt, ſie einwickelt, und manchen guten Streich abhält.

Wie konnte gegen alle Naturgeſchichte unter den literariſchen Haaſen, die gar keine Stimme haben, ſich ein ſolches Geheul erheben? Ein anderer Artikel in dem nämlichen Blatte, ein Brief aus Berlin, wahrſcheinlich von dem nämlichen Hering, erklärt die wunderbare Erſcheinung, und gibt die beſten Aufſchlüſſe. Mir brauchte er ſie nicht erſt zu geben; die Naturgeſchichte der deutſchen Haaſen im geſunden und im kranken Zuſtande war mir zu genau bekannt, als daß mir jene Erſcheinung hätte unerklärlich bleiben können. Aber Andern, die weniger belehrt, als ich, werden die Aufſchlüſſe nützlich und willkommen ſein. Der zweite Alexis ſchreibt von mir: „Der Verfaſſer genoß hier „früher eines außerordentlich guten Rufes, der viel „über ſeine Verdienſte hinausragte . . . Der Mann „wurde hier verehrt und vergöttert . . . . Und „jetzt auf einmal dieſer ungeheure Abfall! Man ſpricht „nur mit Abſcheu und Widerwillen von ihm. Jeder „möchte ſeine Hand in Unſchuld waſchen und „nie bekannt mit ihm geweſen ſein. Gewiß ſind „die in jenen Briefen niedergelegten Anſichten durchaus verwerflich; aber eben ſo gewiß iſt es, daß die jetzt „hier vorherrſchende perſönliche Erbitterung „nicht allein aus dieſer Quelle fließt. Theils „tritt bei Vielen gekränkte Eitelkeit in's Spiel, theils „bei Andern die Furcht, man möchte nun auch „ſie nach einem neuen Maaßſtabe zu beurtheilen verſucht werden . . . . Die Julirevolution hatte ihn völlig berauſcht, und in dieſem Rauſche „zeigt er ſich auf einmal, wie er war. Daß ihn

„dieß gereut, bezweifle ich gar nicht.“ O
große Menſchenkenner! . . Doch ich will das Wic
gere beſprechen. Ja freilich, das iſt es. Sie ha
mich verehrt und vergöttert in Berlin. Als ich a
anfing, gegen die Gewaltigen im Lande zu reden,
ward ihnen todesangſt. Sie dachten an die Hausvog
an Magdeburg, Köpenick, den Galgen und Pilat
Kamptz. Sie verläugneten mich, und werden n
noch hundertmal verläugnen, ehe der Hahn kr
Kräht aber einmal der deutſche Hahn, r
den ſie ſich wie die Würmer zu meinen Füßen wind
und von denen mit Haß und Abſcheu ſprechen, we
ſie jetzt verehren und vergöttern.

O Berliner! O Haſenpaſteten! O Kuchenfreſ
O Ihr dreizehn Bühnendichter, welchen erſt die K
chen wieder hart geworden, und die Ihr, ſeit die K
nicht zu Hauſe iſt, ganz luſtig auf den Tiſchen her
ſpringt! — wenn ich jetzt unter Euch erſchiene,
meinem alten Herzen zu Euerm alten Herzen tr
würdet Ihr nicht entſetzt vor mir fliehen, wie vor
Dämon der Cholera, und mit thränenden Augen
Euerm Pilatus wimmern: O wir Unglücklichen!
kennen den Mann gar nicht!? Ich komme! Wenn
nicht artig ſeid, komme ich. Wahrhaftig, ich muß
Berlin; das Herz hüpft mir vor Freude, wenn
daran denke. Ich muß dieſe Menſchen in Angſtſch
verwandeln, daß ihr ganzes Daſein in den Goſſen
fließe. Den Einen ſuchte ich in dem Buchladen
wo nichts geheim bleibt, fiele ihm um den Hals
ſpräche: „Du ſiehſt, theurer Freund, ich habe W
„gehalten, und kam, ſobald mich Preußens S
„rieſen!“ An den Andern drängte ich mich in
Oper, zeigte ihm den Meſſager, und ſagte ganz l
„Du biſt ein Schelm, dein Styl iſt gar nicht zu
„kennen.“ Dem Dritten ſchrie ich bei Rehäly zu: „D
„geſtrige Nachricht, daß der König abdanke, beſt

„ſich; um deſto beſſer.“ Meinem vertrauteſten Freunde aber, dem Referendär Hering, ſchriebe ich folgenden Brief: „Theurer Brutus! Himmliſch warſt du wieder „geſtern Abend. Warum mußteſt du uns wegen deiner „Diarrhö ſo bald verlaſſen! Als du fort warſt, tranken wir auf die Geſundheit des preußiſchen Marats. „Deine Epigramme auf Hrn. von Witzleben und den „Prinzen von Mecklenburg wurden zum zweitenmale „vorgeleſen, und mit jauchzendem Beifall aufgenommen. Der öſterreichiſche Geſandte läßt dich erinnern, „daß du ihm eine Abſchrift davon verſprochen. Ich „habe heute Briefe vom General Uminsky bekommen. „Tauſend Grüße für dich. Nie wird er es vergeſſen, „daß du ihn drei Tage in deinem Hauſe verſteckt gehalten, und er ſeine Flucht von hier nur deinen Anſtrengungen zu verdanken hat. Morgen verſammeln wir „uns wieder zum Abendeſſen. Wir feiern den 31. Januar, den ſchönen Tag, an dem das Haupt eines „Tyrannen gefallen! Du wirſt doch kommen? Noch „eine andere, noch eine ſchönere Begebenheit feiern wir. „Aber du erfährſt das erſt morgen. Doch nein, du „lieber ungeduldiger Menſch, noch heute, du ſollſt es „gleich erfahren. Rathe! Wie, dein Herz ſagt dir „nichts, du ahneſt nicht? Du haſt gewiß wieder Leibſchmerzen. Die Sontag iſt in die Wochen gekommen, und die hohe Kindbetterin und das neugeborne Kind befinden ſich ſehr wohl. Und jetzt? „Biſt du heute im Stande, ein vernünftiges Wort in „den Freimüthigen zu ſchreiben, dann will ich zwölf „Dutzend Auſternſchaalen ohne ihren Inhalt hinunterſchlingen. Dein Spartakus. N. S. Die Kiſten „mit den Dolchen werden heute Abend bei dir abgeholt werden.“ Dieſes Billet würde ich an den Referendär Hering adreſſiren, verſiegeln, wieder aufbrechen, und damit auf die Polizei gehen, meinen Permiſſionsſchein gegen acht Groſchen erneuern zu laſſen. Da ließ

ich das Billet unbemerkt aus der Taſche fallen. Ei
Polizeibeamter würde es aufheben, und es ganz natür
lich finden, daß es der Referendär dort verloren. Un
jetzt die Unterſuchung, die Herings-Angſt! Das alle
müßte köſtlich ſein.

— Gott ſtehe mir bei! Ich wollte das Brock
Narren-Haus verlaſſen, in dem ich mich einige Stunde
aufgehalten, da ſtürzte mir auf dem Korridor ein ver
rückter Philolog entgegen, und hielt mich feſt, und dreht
mir alle Knöpfe vom Rocke. Ich weiß nicht, wie de
Narr heißt; es muß aber ein ausgezeichneter deutſche
Philolog ſein, denn er verſteht kein Deutſch. Der Na
hat Nro. 97 im Hauſe. Der läßt ſich, wie folgt, ve
nehmen. „Börne (der Philoſoph, wie er ſich ſelb
„nennt,) hat in den Briefen aus Paris einen Beitra
„zur forcirten Judenliteratur geliefert, z
„welcher auch Heine, ſein Freund und Idol, ſcho
„Manches ſteuerte, und damit ein ſehr widerliches Bu
„geliefert, welches einer ſcharfen Geißel wird Stan
„halten müſſen. Dieſe Briefe ganz zu durchleſen, i
„ein Opfer, zu dem man ſich nur in gerechter Indig
„nation und mit großem Unwillen entſchließen kan
„Wenn ſich glückliche Anlagen und Scharfſinn ſo mi
„Frechheit und Anmaßung paaren, vergißt man da
„über das Haſſenswürdige und Verworfene, was jede
„Abtrünnigen, jedem Renegaten, und jedem an ſeine
„angeſtammten Glauben ſeiner Väter zum Verräthe
„Gewordenen anklebt. Daß ein ſolcher auch ſein Vate
„land, und was ſeinen Landsleuten heilig und vereh
„rungswürdig erſcheint, zu beſchimpfen verſucht, i
„darum kein Wunder, und wird ſich dieſe Untreue g
„wiß empfindlich ſtrafen. Ein Herr Dr. Meyer ha
„in einer kleinen Schrift, betitelt . . . . . . ſchla
„gend und tiefgreifend, doch faſt zu flüchtig
„den erſten Streich dagegen geführt. Wie kann au
„ſo wenigen Seiten mit zwei Bänden Auswur

„gekämpft werden? Doch vielleicht findet ein tüchtiger „Mann Ruhe und Reſignation, um für Deutſchland „gegen Börne in die Schranken zu treten. Darum ſei „auch hier ein einzelner Fleck, der uns anzuhangen zugedacht wird, beleuchtet.“ Sehen wir jetzt, was dieſe Flecklaterne beleuchtet. Ich hätte die deutſche Sprache geſchmäht und verächtlich herabgeſetzt, und die franzöſiſche über ſie erhoben, dieſe fände ich ſublim! Und das müſſe „eine Verachtung bei jedem Freunde ſeiner Mutterſprache unter uns hervorbringen, die höher ſteigen muß, als irgend eine Scala auszudrucken vermag.“ Wo der Narr in meinen Schriften das geleſen, möchte ich wiſſen. O Schulmeiſter!

Mascula sunt panis, piscis, civis, crinis, ignis,
Funis, glis, vectis, follis, fascis, lapis, amnis,
Sic fustis, postis, sic axis, vermis et unguis,
Et penis, collis, callis, sic sanguis et ensis.
Mugilis et mensis, pollis cum caule, canalis;
Et vomis, scutis, pulvis, sitis, cucumisque,
Anguis, item cuspis, torris, cum cassibus orbis.

So wollen wir künftig mit einander korreſpondiren; aber nur ja nicht deutſch. Sie verſtehen mich nicht, und ich verſtehe Sie nicht. Habe ich außer den Schimpfwörtern, worin ich ſeit einigen Monaten bei dem erſten deutſchen Schullehrer fleißigen Unterricht genommen, ſonſt ein Wort in Ihrem Artikel verſtanden, will ich kein ehrlicher Mann ſein. Schreiben wir uns lateiniſch.

— Jetzt will ich der Stuttgarter Hofzeitung einen Beſuch machen. Ich habe mich über und über mit kölniſchem Waſſer gewaſchen, meine Kleider gewechſelt, und bin herzlich froh, daß ich von der Bürger-Kanaille einmal loskomme. So eine Hofzeitung, die hat doch eine ganz andere Art und Sprache, und noch in ihrem Morgenanzug von Löſchpapier iſt ſie reizender, als eine bürgerliche Abendzeitung in ihrem

Velinkleide. Ihr Zorn iſt zarter Champagner Schaum; ihr Spott, Prickeln auf der Zunge, das mehr ſchmeichelt als wehe thut; und ihr Unmuth, ein trübes Wölkchen über der Sonne, an ſeinem Rande von ihrem Liebesblick gefärbt. Sie ſtraft durch Vergebung und ſchweigt, wenn ſie verachtet. Und Alle, die einer ſo lieben gnädigen Hofzeitung nahe kommen, werden übergoſſen von ihrem Roſenſchimmer, verzuckert, waren ſie vorher noch ſo bitter; und fein, artig und gewandt, waren ſie früher die plumpſten Grobiane und die ſchwerfälligſten Tölpel geweſen. Seht den ehrlichen *Münch* und den *ehrlichen* Lindner. Es ſind, wie allgemein bekannt, ehrliche und brave Männer; es ſind aber eben Bürgersleute, gerade aber knorrig, treu aber knurrig. Doch wie hat ſie die Hofzeitung umgewandelt! Wie fein ſind ſie geworden, ſeitdem ſie daran arbeiten! In dieſe Schule müßt ihr gehen, Ihr Meyer, Ihr Würmer, Ihr Heringe, Ihr Roberts, Ihr Pittſchaft, und wie Ihr ſonſt alle heißen möget. Dieſer Stuttgarter Hofzeitung haben meine Briefe aus Paris auch nicht gefallen; aber wie fein gibt ſie das zu verſtehen! Und wendet nicht ein: ja die Herrn, welche die Stuttgarter Hofzeitung ſchreiben, bekommen einen jährlichen Gehalt von dreitauſend Gulden und für dreitauſend Gulden kann man ſchon fein ſein, aber wir armen Schlucker, womit ſollen wir die Artigkeit beſtreiten? Das ſind leere Entſchuldigungen. Stehen nicht in dem nämlichen Wörterbuche die feinen Worte und Redensarten, wie die groben? Was hält Euch ab, ſie zu wählen? Schlingels ſeid Ihr. Bedenkt nur, welche gemeine Schimpfreden Ihr gegen mich geführt, und vergleicht damit die zarten Ausdrücke, deren ſich die Stuttgarter Hofzeitung bedient. *Frivoler Jude, herzloſer Spötter, elender Schwätzer, toller Schwätzer, erbärmliche Judenſeele, ehrlos, ſchamlos, ſeichtes Geſchwätz, inhaltloſes Geſchwätz,* leichtfertiges Geſchwätz, armer Revolutions-Jäger, ſchamloſe Frechheit, ſeichte Frivolität, ungeheure Anmaßung, jüdiſche Anmaſſung, ſchmutziges Buch, ekelhaftes Buch,, niederträchtiges Buch, elende Schmeißfliege. Stand Euch das nicht alles auch zu Gebote? Schämt Euch! Und jetzt erſt die unvergleiche Syntax, mit welcher die artigen Worte zuſammengeſetzt ſind! „Ueberall zeigt ſich der frivole Jude, dem nichts heilig iſt, der herzloſe Spötter auf Geiſt und Charakter der deutſchen Nation, der elende Schwätzer ins Blaue hinein, der der Menge gefallen will und der Erbärmlichkeiten der Leidenſchaften des Tages, und im Grunde doch ſelbſt nicht weiß, was er eigentlich will. Wohl kann man ſagen, daß ſich Börne durch dieſes Buch in jeder Rückſicht ſelbſt gebrandmarkt hat; kein Deutſcher, dem die Ehre ſeines Landes heilig iſt, wird ihn fortan mehr in ſeiner Geſellſchaft dulden können.“ Lieber alter Freund! Sie ſind alt geworden und wiſſen nicht, was Sie ſprechen. Um der Menge zu gefallen, hätte ich die deutſche Nation verſpottet? Das wäre doch ein ſonderbares Mittel! Was iſt denn die Nation anders als die Menge? Verſpottet man Einen, wenn man ihm gefallen will? Sie freilich und Ihre Bande, Sie verſtehen unter Nation nicht die Menge, ſondern nur die dreißig Tauſend unter dreißig Millionen Menſchen, welche die Blutſauger des Volks ſind, die ohne Vaterland und ſelbſt ohne Fürſten nur den Hof kennen, an den ſie feſtgeſchloſſen, und keinen andern Gott haben, als den Hofknecht, der ihnen ihr Futter vorwirft. Dieſe Nation würde ich wohl verſpottet haben, wenn ſie eine Ehre hätte, die man verwunden könnte, und wenn ſie nicht, ſobald ſie ſatt iſt, jedes Spottes ſpottete. Ach, beſter Freund, es wäre recht ſchön, wenn mich künftig kein Deutſcher in ſeiner Geſellſchaft duldete; aber ich fürchte, man duldet mich nach wie vor. Wie oft waren wir nicht in frühern Zeiten in der Geſellſchaft manches braven Mannes, dem die Ehre ſeines Landes heilig iſt, und doch wurden wir nicht zur Thüre hinaus geworfen! Man wußte, daß wir betrügeriſche Schuldenmacher, unverſchämte Bettler, lauſige Schmarotzer, ehrloſe Kuppler, feile Lohnſchreiber, und die niederträchtigſten Spione aller europäiſchen Höfe wären, und daß wir unſer deutſches Vaterland für tauſend Silberrubel zehntauſendmal verrathen — und doch warf man uns nicht zur Thür hinaus! Es iſt aber ein geduldiges Volk, das deutſche! Wie gerne ließ ich mich zur Thür hinauswerfen, wenn nur das zur heilſamen Uebung unter den Deutſchen würde, daß ſie nicht länger niederträchtige Schurken, die ſie im Grunde ihrer Seele verachten, aus weibiſcher Aengſtlichkeit wie ehrliche Leute, und Menſchen, die ſie haſſen, aus dummer Höflichkeit mit Achtung behandeln! — „Bevor Ref. dieſes im Vergleich zu der Niederträchtigkeit des Buches noch ſehr gelinde Urtheil nur durch einige Belege, wie ſie ihm gerade in die Augen fallen, motivirt, hat er ſich dagegen zu verwahren, als ob er zu den Juden-Feinden gehöre, zu welchen man ſeine Landsleute ſo gerne rechnet . . . . Er ſchätzt den braven aufgeklärten redlichen Mann, weſſen Religion er auch ſein möge. Wenn er aber alle die Verworfenheit, welche man gewöhnlich dem jüdiſchen Volke Schuld gibt, ſo ſchamlos ausgeſprochen ſieht, wie in dieſem Buche des Herrn Baruch Börne . . . . dann kann er auch, tief empört über ſolche Schändlichkeit, gegen den Juden auftreten. Auch er muß am Ende überzeugt werden, daß ſolcher ſchamloſen Frechheit und ſeichten Frivolität nur der Jude fähig iſt.“ Seht Ihr, Ihr gemeinen bürgerlichen Rezenſenten! Ihr habt Euch gegen mich, den Juden ereifert; aber

Ihr habt es mit Eurer gewöhnlichen tölpelhaften Art gethan. Lernet von dieſem Hofzeitungs-Schreiber, wie man mit Hofmanier grob ſei. Als er gegen den Baruch in Börne losziehen wollte, durch welche Theilung er nichts gewann, als was Göthe's Zauberlehrling durch Spaltung des Beſenſtiels gewonnen: daß er von zweien bedienet wird, ſtatt früher von einem — bedachte er: Halt! Dem Herrn von Moſes bin ich Geld ſchuldig; von Herrn von Aaron will ich Geld borgen; bei Herrn von Jakob werde ich oft zu Tiſche geladen; Herr von Abraham zahlt mir meine ruſſiſchen Gelder aus; Herr von Iſaak hinterbringt mir, was am Münchner Hof vorgeht; Herr von Joſeph beſorgt mir meine Wiener Korreſpondenz — ich muß dieſe koſtbaren Leute ſchonen, und nun ſagen, die Juden wären brave ſcharmante Leute, und der Baruch Börne mache eine Ausnahme. Von dem lernt, Ihr Flegel. Und fragt Ihr mich, wie viele Dukaten und Flaſchen Champagner es mich gekoſtet haben würde, den Stuttgarter Hofzeitungsſchreiber zu meinem Lobredner zu machen? ſo ſage ich Euch: Ich bin ein Lump, wie Ihr alle ſeid; aber dieſe kleine Ausgabe hätte mich nicht beläſtigt.

Der arme Teufel fühlt es manchmal ſelbſt, daß zum Schreiben die Finger allein nicht hinreichen, wie auch ein Geiſt dazu gehöre, und dann im Gefühle ſeiner Armſeligkeit, ruft er den Geiſt Mendelſohns aus dem Grabe hervor, daß er ihm beiſtehe in ſeiner Noth. „O edler Moſes Mendelſohn im Grabe mußt du dich „umwenden, daß länger als ein halbes Jahrhundert „nach dir einer deines Volkes alſo ſchwatzen kann.“ Und da der edle Moſes Mendelſohns auf die Beſchwörung eines Taugenichts natürlich nicht erſchien, wurde er zum zweitenmal hervorgerufen. „Nochmals rufe ich „den Schatten des edeln Mendelſohns an. Zürnend er„ſcheine deinem entarteten Enkel und beſſere ihn, wenn

„es möglich iſt.“ Vielleicht wundert man ſich darüber, daß ein Hofzeitungs-Schreiber ſo romantiſch iſt; aber was kann man nicht alles ſein für dreitauſend Gulden jährlich? Gebet dem Manne ſechstauſend Gulden, und er wäre im Stande und würde ein ehrlicher Mann dafür.

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber wie die ganze Schafherde, die gegen mich geblöckt, fürchtet mich mehr, als den böſen Wolf, und ſähe daher gar zu gern, daß ich keine Gelegenheit verſäumte, mich todtſchießen zu laſſen. So ein Schuß iſt freilich eine Kritik, die keine Antikritik zu fürchten hat. Darum ſucht der Narr auch meinen Ehrgeiz rege zu machen, und ſagt: „Bald will Herr B. nur Revolutionen und ‚zappelt krampfhaft darnach, bald fürchtet ſeine er„bärmliche Judenſeele ſie ängſtlich, wie im 19ten Brief. „So oft Spektakel und Auflauf war in Paris, hatte „er Zahnweh oder dicke Backen, und jammert dann „hinterdrein wahrhaft kindiſch-komiſch, nicht dabei ge„weſen zu ſein.“ Mein guter alter Freund, wo haben Sie denn im 19ten Brief Furcht gefunden? Unſer Muth und unſere Bangigkeit ſind freilich ſehr verſchieden von einander. Sie fürchten alles, nur die Polizei nicht, weil Sie unter deren beſonderem Schutz ſtehen; ich aber fürchte nichts als den Meuchelmord der Polizei, eine offene Kugel fürchte ich nicht. Wenn ich Sie früher oder ſpäter einmal in Stuttgart beſuche, werde ich Ihnen beweiſen, daß eine dicke Backe Einen wirklich am Ausgehen hindern kann, und daß, wenn man in Paris zu Hauſe bleibt, und man als Ober-Spion keine andern Spione unter ſich hat, man nicht erfährt, was ſich in der Stadt ereignet.

Es gab noch mehrere ſolcher Narren, die, um mich los zu werden, einen kindiſchen Ehrgeiz in mir aufzuregen ſuchten. Als ſie erröthen mußten, daß ich, ich allein unter all den Stummen und Verſchnittenen, es gewagt, den Unterdrückten des Volks die Wahrheit zu ſagen, da meinten ſie: Welch ein großer Muth, ſich in Paris hinzuſetzen, und dort gegen deutſche Regierungen zu ſchreiben. Und jetzt hoffen ſie, ich würde hurtig, wie ein thörichter Knabe in die Höhle des Tigers laufen. Und was iſt die Höhle des Tigers gegen das dunkle und heimliche Gericht, worin deutſche Regierungen die Beleidigung ihrer himmliſchen Allmacht rügen? In dunkler Nacht aus dem Bette gezerrt werden von Räubern, die ſich Gerichtsdiener nennen; dummen, tückiſchen, abergläubiſchen Staatspfaffen, die, ihren Gott im Bauche, der ſie füttert, verehrend, die kleinſte Beleidigung ihres Gottes grauſam ſtrafen — ihnen Rede ſtehen, während ſie ſitzen und verdauen; und dann aus der Welt zu verſchwinden, wie eine Seifenblaſe, nicht Luft, nicht Erde zeigt unſre Spur; ausgelöſcht im Gedächtniſſe ſeiner ſehr deutſchen Mitbürger, welchen der kleinſte Schreck den Kopf trifft, welchen Polizeifurcht wie ein Sirokko das Herz ausdörrt; und dann zu ſchmachten in einem feuchten Gewölbe, ohne Licht, ohne Luft, ohne Buch, ohne Freundestroſt, erfrierend von dem kalten Blicke der Kerkerwärter — den Muth verlangt Ihr von mir? Gebet mir offenes Gericht, gebet mir den Schutz, den in Frankreich noch der Mörder hat, gebet Preßfreiheit, daß meine Freunde aus den Zeitungen erſehen können, wo ich hingekerkert, und dann will ich Euch zu Rede ſtehen. Aber Ihr werdet Euch wohl hüten, das zu thun; denn ich ſtünde dann Euch nicht Rede, Ihr müßtet mir und dem Volke Rede ſtehen. Fragt Maſſenbach, fragt Ypſilanti, fragt die andern Schlachtopfer alle, wie ſie im Kerker gelebt, warum ſie geſtorben? Gehet hin, fragt ſie, ſie ſtehen jetzt vor Gott und brauchen nicht mehr zu ſchweigen. Fragt Jahn, der endlich freigekommen, was ſeine Richter ihn gefragt? Er ſchweigt, er darf nicht reden, An einer langen Kette hält man ihn feſt — das iſt ſeine Freiheit. Fragt Murhardt in Kaſſel, der ſchuldlos erklärt worden, warum er im Kerker geſchmachtet? Er iſt ſtumm. Er hat ſchwören müſſen, die Geheimniſſe der Tyrannei nicht zu verrathen. Die thörichten Menſchen! Solch einen Eid halten, den man ihnen, den Dolch auf der Bruſt, abgezwungen? Der läſtert Gott und verräth die Liebe, der lebendig aus der Höhle der Tyrannei kömmt und ſeinen Brüdern nicht erzählt, was im Dunkeln die Bosheit übt und die Unſchuld leidet. Ich hielt ſolchen Schwur nicht; es iſt Sünde, ihn zu halten.

Ich habe in meinen Briefen geſagt: im nächſten Jahre würde das Dutzend Eier theurer ſein, als das Dutzend Fürſten — und jetzt, lieber alter Freund machen Sie ſich luſtig über mich, weil von dieſer Prophezeihung „gerade das Gegentheil eingetroffen.“ O ich möchte mich aufknüpfen! Das da habe ich nicht erfunden! Ich räume Ihnen ganz beſchämt den erſten Platz ein, Sie ſind ein viel feinerer Spaßvogel als ich. Warum ſind Sie nicht immer ſo fein? Warum — Sie, ein Hofzeitungs-Schreiber, ein Dietrich zu den größten wie zu den kleinſten Kabinetskaſten aller Fürſten Europa's, ein Meiſter-Schelm, der die Polizei ſelbſt betrügt — warum ſind Sie zuweilen ſo grob, daß Sie in Verdacht gerathen, ein ehrlicher Mann zu ſein, und Ihren wohlerworbenen Ruf gefährden? Wie konnten Sie ſich nur vergeſſen, „Ei, ei,“ zu rufen. Ei, ei — iſt das nicht die Eſſenz der Dummheit? Riecht das nicht den Philiſter eine Meile im Umkreiſe? Ich ließe mich lieber todtſchlagen, ehe ich ei, ei ſagte oder ſchriebe. Und Sie haben, ei, ei drucken laſſen — läugnen Sie es nicht. Um mich über die Eleuſinien der deutſchen Höfe luſtig zu machen, erzählte ich, daß der parſamſte aller Sterblichen, ein deutſcher ungeadelter jüdiſcher Jüngling, in gemeiner

Reitertracht auf einem Hofballe des Allerchriſtlichſten Königs getanzt. Und Sie bemerkten darauf: „Ei, Ei, „Herr Baruch Börne, man ſollte faſt glauben, daß „Ihnen doch die Zeit ein wenig lange wird, bis Sie „ſich herablaſſen können, einer Prinzeſſin oder Her„zogin die Hand zum Tanze zu reichen!!“ Ich bitte Sie, zeigen Sie mir die Brücke, die von meinem Spotte zu Ihrem führt; ich kann ſonſt nicht hinüber kommen. Und ei, ei! Ehe ich Ihr Ei, ei geleſen, war es mir eine Beluſtigung, mich mit Ihnen zu necken, aber dieſes Ei, ei hat mich ganz verſtimmt, und unwillig rufe ich aus: es iſt eine Schmach! Mit ſolchem Ei-ei-Geſindel muß ich mich herumſchlagen!

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber, als er den höchſten Gipfel der Begeiſterung erreicht — dort oben in jener reinen Höhe, wo der Hofzahlmeiſter wohnt; in jener ſeligen Stunde, wo er ſein Quartal empfangen, ſagt er, ſchreibt er als heiße, gefühlsausſtrömende Quittung: „O du elende Schmeißfliege!“ Nein, das iſt zu arg, und „was zu arg iſt, iſt zu arg,“ ſagt Eduard Meyer in Hamburg. Erſt jetzt verſtehe ich das große Wort. Und du, mit einem kleinen d — ſo alles Herkommen und deutſche Sitte verhöhnend. Und O! Hätte er wenigſtens geſagt: Ach, du elende Schmeißfliege! Eine Grobheit, die mit Ach anfängt, kann ein vernünftiger Menſch eigentlich gar nicht übel nehmen. Ach iſt ein Ausathmen, und von einer Grobheit zeigt es an, daß die Grobheit in dem Menſchen geſteckt, und daß er, bloß ſich Luft zu machen, ſie ausgeſprochen. O aber iſt ein Einathmen, und verräth, daß eine Grobheit, die damit beginnt, außer dem Menſchen geweſen, daß er ſie vorſetzlich aufgenommen, und daß, wenn der Grobian das Maul gehalten, er nicht grob geweſen wäre. Man wird daher finden, daß alle Grobheiten in meinen geſammelten Schriften mit ach anfangen, in einigen wenigen Fällen ausgenommen, wo ich aus Ironie o gebrauchte.

Der Freund, der mir aus Stuttgart das Hofblätt
chen mit dem Stall=Artikel ſchickte, ſchrieb: er wär
von Lindner, und er erkenne ſeine Art in de
Schmeisfliege. Aber das beweiſ't nichts; es gib
oft täuſchende Aehnlichkeiten und ich glaube es nich
Doch wer ihn auch verfaßt! O du elende Schmeis
fliege! iſt zu arg und das laſſe ich mir nicht gefa
len. Glaubt Ihr denn, weil ich ſo lange geſchwiegen
ich würde das fort geduldig anhören? Warum glaub
Ihr das? Etwa weil ich ein Deutſcher bin? Aber h
ret, was Eduard Meyer ſagt: „Der Deutſche i
„geduldig, ſchweigſam und bedenklich, ab
„doch nur bis zu einem gewiſſen Grad
„Wenn ihm die Geduld reißt, wenn er da
„Schweigen bricht und einen Entſchluß g
„faßt hat, ſo wird ſich Mancher wunder
„aber die ſcheinbare Umwandlung ſein
„Natur. Und ich fühle es, daß auch ich ei
„Deutſcher bin . . . Man muß dem Geſind
„einmal auf die Finger klopfen, daß etwa
„Furcht hineinfährt.“ Ja, ich fühle es, daß au
ich ein Deutſcher bin! Wehe euch, wenn mir die G
duld reißt! Wehe dem Geſindel, wenn ich ihm a
die Finger klopfe, daß Furcht hineinfährt! Ich ge
euch mein Wort: ſie fährt nicht wieder heraus. J
ich bin ein Deutſcher! Ja, mir reißt die Geduld! J
ich klopfe! Ihr Schlingels, Ihr Flegels, Ihr Ochſ
Ihr Eſel, Ihr Schweine, Ihr Schafe, Ihr Mor
brenner, Ihr Spitzbuben, Ihr jämmerlichen Wich
Ihr Sch — doch ohne Leidenſchaft! Alles mit O
nung. Ihr:

A.

Aalquappen, Aasfliegen, Abdecker, Abendländ
Aberwitzige, Achſelträger, Affen, Alltagsgeſicht
Ameiſenfreſſer, Anfänger, Angeber, Anſchwärzer, A

ſtokraten! Auerochſen, Aufpaſſer, Aufſchneider, Aufwiſchlumpen, Auskundſchafter, Ausreißer, Ausrufungszeichen, Auſterſchaalen, Auswurf, Autoren;

B.

Bagage, Bandwürmer, Bängel, Bärenhäuter, Bauchdiener, Bauchredner, Bedienten, Beſtien, Beutelſchneider, Blattläuſe, Blutigel, Böſewichter, Brecheiſen, Brechpulver, Brotdiebe, Brudermörder, Brummbären, Brunnenſchwängel, Büffel, Buſchklepper, Butterfäſſer;

C.

Cabalenmacher, Cenſoren, Charletane, Chineſen, Correkturbogen;

D.

Dachshunde, Delinquenten, Demokraten, Despoten, Dichterlinge, Diebe, Diebslaternen, Dienſtboten, Diplomatiker, Doggen, Dompfaffen, Dornbüſche, Dreckkäfer, Druckfehler, Dubletten, Duckmäuſer, Dummköpfe, Düten;

E.

Eintagsfliegen, Eisſchollen, Elendthier, Eſel, Eſelsköpfe, Eulen;

F.

Falſchmünzer, Ferkel, Filzläuſe, Fiſchweiber, Fladen, Fledermäuſe, Flegel, Fratzengeſichter, Froſtbeulen, Fußſchemmel;

G.

Galgenvögel, Gaudiebe, Gecken, Gegenfüßler, Geheimſchreiber, Geifermäuler, Gelehrte, Gemeinſchreiber, Giftmiſcher, Gimpel, Gliedermänner, Glockenſchwängel, Grobiane, Grundeln, Grundſuppen;

H.

Halunken, Haſenfüße, Häringe, Hofhunde, Hofnarren, Hunde, Hundsvötter, Hungerleider;

J.

Janitſcharen, Insgeſammt, Johanniswürmchen, Irrwiſche;

K.

Kammerdiener, Käſemaden, Kellerwürmer, Kerls, Kellerhunde, Kipper und Wipper, Kleckſe, Kleinſtädter, Klöſe, Klötze, Knechte, Koſtgänger, Kothkäfer, Krähen, Krautköpfe, Krebſe, Krüppel, Kundſchafter, Kürbiſſe;

L.

Laffen, Läſtermäuler, Laxirmittel, Lebkuchen, Lehrjungen, Leibeigene, Lichtſtumpen, Lieferanten, Lohnbedienten, Lotterbuben, Luder, Luſtpumpen, Lümmel, Lumpen, Lumpenhunde;

M.

Makulatur, Maden, Mameluken, Maſtvieh, Maultrommeln, Maulwürfe, Mispeln, Milchbrötchen, Miſtkäfer, Mordbrenner, Murmelthiere;

N.

Nachtgeſchirre, Nachtmützen, Nachtwandler, Narren, Nudeln;

O.

Ochſen.

P.

Papagayen, Pedanten, Phariſäer, Philiſter, Pinſel;

Q.

Quantitäten, Quappen, Quarke, Quintaner, Quitten;

R.

Rapunzeln, Räucherkerzchen, Recenſenten. Rekruten, Referendaren, Renegaten, Reſonanzböden, Rohrdommeln, Rotznaſen;

S.

Schafe, Schafsköpfe, Schandbuben, Scheuerlappen, Schinderknechte, Schindmähren, Schlaraffengeſichter, Schlingel, Schlucker, Schmarotzer, Schmeißfliegen, Schnitzel, Schufte, Schulfüchſe, Schurken, Schweine, Skribler, Siebenſchläfer, So ſo, Söldner. Spanferkel, Speichellecker, Spione, Spürhunde, Stiefelknechte, Stimmgabeln, Stockfiſche, Stöpſel, Sudler;

T.

Tagediebe, Tagelöhner, Taugenichtſe, Theekeſſel, Tintenkleckſe, Tölpel, Trampelthiere, Tremulanten, Trommelſchläger, Trompeter, Troßjungen, Trüffelhunde, Tuckmäuſer;

U.

Unleſerliche, Unterthanen, Unverſchämte;

V.

Verſchnittene, Verjagte, Vielſchreiber, Vorhäng- hlöſſer;

W.

Wachsbilder, Waldfrevler, Wandläuſe, Wanzen, Waſſergeiſter, Waſſerköpfe, Weihrauchfäſſer, Wespen, Wetterhähne, Wichte, Windmühlen, Wiſche, Wohledel- eborne, Wohlgeborne, Würmer, Wurſtmäuler;

Z.

Zahnſtocher, Zeitungs-Schreiber, Zeloten, Zeug- rucker, Zitteraale, Zwerge; — Ihr ſollt ſehen, daß h mit Euch fertig werden kann.

Jetzt aber bitte ich den erſten Kunſtkenner ſeiner Zeit, den Herrn Geheimen Kabinets-Sekretär **Saphir** in München, öffentlich zu entſcheiden, wer von uns gröber geweſen. Nicht der Herr Saphir oder ich — ſo anmaßend bin ich nicht; ſondern Hr. Meyer, Hr. Wurm, Hr. Hering, Hr. Robert, H. Pittſchaft, die Münchner Hofzeitung, die Stuttgarter Hofzeitung, die Mannheimer Zeitung, die Berner Zeitung, und alle die andern Menſchen und Blätter, die ich nicht geleſen, ſie alle für Einen gezählt — oder ich, jenen Allen der Einzelne gegenüber.

Ende des Herings-Salats.

Sieben und zwanzigster Brief.

Paris, Montag den 13. Februar 1832.

Ich las kürzlich in einem engliſchen Journale eine gute Kritik von meinem Buche, mit ſehr vielen Auszügen. Ich mußte im Leſekabinet laut auflachen, als ich den Konrad mit ſeinen Abentheuern überſetzt fand. Was der Menſch Schickſale haben kann! Wurde es dem Konrad bei ſeiner Wiege vorgeſungen, daß einſt in einem Londoner kritiſchen Journale von ihm die Rede ſeyn würde? Die Ueberſetzungen leſen ſich ſehr ſchön, und viel ſchöner, als das Original. Die engliſche Sprache eignet ſich ſehr für dieſe Art zu ſchreiben. Sie hat etwas kräftiges, ſchwer treffendes, braun und blau ſchlagendes. Jedes Wort iſt ein Knotenſtück, jede Rede eine Prügelei.

Der Mädchen-Verein für die Polen in Mainz hat an das hieſige polniſche Komité (nämlich das aus Polen ſelbſt zuſammengeſetzte, an deſſen Spitze Lele-

well als Präſident ſteht) ein Schreiben erlaſſen, das
eieſe hochgeprüften unerſchütterlichen Männer mit thrä-
nenden Augen geleſen. Ganz deutſch und fromm, im
chönſten Sinne des Wortes, ganz unterwürfig und
nädchenhaft, und wie Mondesblick, freundlich aber
vehmüthig auf die deutſchen Männer herabſehend,
velche ſchlafen. Der Brief wird von hier in die
eutſchen Blätter geſchickt werden, und Sie werden ihn
arin leſen. Dieſen Mädchen-Brief haben die jungen
eutſchen Patrioten hier an ſämmtliche Univerſitäten,
it folgendem Rundſchreiben begleitet, geſchickt: „Nach-
ſtehendes Schreiben deutſcher Jungfrauen haben uns
mit thränenden Augen die Polen gegeben, damit wir
es unſerm Volke bekannt machen, und in Sonderheit
euch akademiſchen Brüdern, in deren höhern Bildung
und veredelten Gefühlen das Vaterland zweier Na-
ionen den Keim ſeiner großen Hoffnungen nieder-
egte. Mit Stolz und Schaamgefühl erfüllen wir
en Wunſch der Männer. Er wird einen gewalti-
en und folgereichen Widerhall finden, denn es ſind
Worte der Wahrheit, aus deutſcher Jungfrauen
Munde hinüberſtrömend in deutſcher Jünglinge
Bruſt. Als wir ſie laſen, dieſe deutſchen Worte, da
chwuren wir bei unſerer Ehre und bei unſerm Vater-
ande, uns würdig zu machen der Jungfrauen, welche
e dachten. Dieſen Schwur, Brüder, wir ſenden ihn
ch! Polen, Deutſche, Männer — dieſe
Worte wird hinfort keine Verſchiedenheit der Bedeu-
ng trennen!“ Ich kenne die Jünglinge, die das
hrieben. Kennte ich ſie nicht, und hätte ich ſie nicht
nnt, würde ich ſpotten, wie ich es oft gethan,
r die hohlen Reden, die wie Seifenblaſen glänzen
zerfließen. Aber ich kenne ſie. Sie haben in Deutſch
und in Belgien für die Freiheit muthig gekämpft
ob ſie zwar unglücklich waren, und kein beredt
er Sieg für ſie ſprach, ſind ſie doch beſcheiden und

fromm geblieben, und haben nur Worte für ihre künftigen Thaten, keine für ihre vergangenen. Wenn das deutſche Volk viele ſolcher zählt, nun, dann kann es wohl fallen im Kampfe gegen Tyrannei, aber in die alte Gefangenſchaft geräth es nimmermehr.

Der Doktor Gartenhof ſollte mir eigentlich zur Warnung dienen. Der hat lange nicht ſo heftig geſchrieben, als ich, und doch haben ſie ihn eingeſperrt. Dabei hat er noch das Glück, daß der konſtitutionelle Geiſt in Heſſen ihn gegen geſetzwidrige Gewaltthätigkeiten ſchützt. Wie würde es mir ergehen, wenn ich mich in Frankfurt der ſchnödeſten Willkür Preis gäbe? Ich werde mich ſehr bedenken, nach Deutſchland zu kommen.

Leſen Sie denn die deutſche Tribune nicht? Sind Sie nicht erſtaunt, was der kleine Herkules, den Sie noch in der Wiege geſehen, für ein prächtiger Mann geworden? Ich war der kleine Herkules in der Wiege, der einige Schlangen zerdrückt, aber der Wirth, der ſchwingt die eiſerne Keule und ſchlägt Ochſen und Löwen todt. Ach! wie bald werden ſie kommen, und werden mich wegen meines ſanften Weſens, wegen meiner mäßigen und beſcheidenen Schreibart loben. Wie bald wird der Meyer drucken laſſen: „was zu arg iſt, „iſt zu arg. Die Börniſchen Briefe hatten meinen „Unwillen in hohem Grade erregt, aber die Reden „von Wirth übertreffen doch noch die dort aufgetiſchten „Frechheiten. Man muß dem Geſindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas „Furcht hineinfährt.“

Das iſt ein braver Wirth, der gibt ſeinen Gäſten reinen Wein, und ſie werden ſich geſunden Muth daran trinken. Endlich, endlich findet ſich doch einmal Einer, der einen deutſchen Mann ſteckt in das hohle deutſche Wort, und jetzt hat es eine Art. Das Wort hinter der That, der Diener hinter ſeinem Herrn, das iſt keine Sitte. Die große Idee einer deutſchen National-Aſſociation zur Vertheidigung der Preſſe hat Wirth zugleich ausgeführt und beſprochen. Man unterzeichnet monatliche Beiträge, die kleinſte Summe wird angenommen, ſogar ein Kreuzer monatlich. Mit dieſem Gelde werden die liberalen Bücher und Zeitungen befördert, die Geldſtrafen für Preßvergehen bezahlt, und nöthigenfalls für die Familie derjenigen Schriftſteller geſorgt, die wegen Preßvergehen eingekerkert werden. Das Eigenthum der Blätter gehört der Geſellſchaft. Der Redakteur eines lieberalen Journals wird aus der Kaſſe bezahlt. Die Journaliſten werden als Beamte des Volks angeſehen, und können, wenn ſie ſich unfähig oder des Vertrauens unwürdig zeigen, abgeſetzt werden. Dieſe Idee, die öffentliche Meinung förmlich zu organiſiren, um ſie der Standesmeinung der Regierung entgegen zu ſetzen, und die Organe derſelben, die Journaliſten, als die Beamten des Volks zu betrachten, ſchwebte mir ſchon längſt vor. Wenn dieſer Plan, deſſen Ausführung in Rheinbaiern ſchon begonnen, ſich über ganz Deutſchland verbreitet und Wurzel faßt, kann noch alles gerettet werden, ſogar auf friedlichem Wege.

Dienſtag, den 14. Februar 1832.

Ich gehe heute Abend in Geſellſchaft und habe mich noch gar nicht entſchieden, wie ich meine Halsſchleife binden ſoll. Man knüpft ſie jetzt: en porte-manteau, en bec de lièvre und en chauve-souris. Mantelſack iſt ſehr bequem und ſo trage ich ſie gewöhnlich. Fledermaus iſt eine uralte Mode. Ich erinnere mich, daß ich an dem Tage, wo ich konfirmirt worden, eine Fledermaus-Schleife getragen. Aber was Haſen-Maul iſt, weiß ich nicht. Ich will * * * fragen, der alles, was ſich auf Haſen bezieht, ſehr genau kennt.

...... Man muß jetzt mit den Schuften perſönlich Krieg führen, ich thue es auch, ob es zwar ſonſt meine Art nicht war. Es iſt nothwendig. Im kleinen Kriege iſt ein Mann ein Mann, und einer weniger iſt auch ſchon ein Sieg.

Es iſt ſchön von den Frankfurtern, daß ſie Bockenheim in den Bann gethan. Das iſt ganz in meinem Geiſte gehandelt. Dadurch wird Bockenheim gegen ſeine Mauth und Regierung aufgeregt, und das kann gute Folgen haben. Sie werden ſehen, die Leute lernen etwas aus meinen Briefen.

Sehen Sie, welch eine traurige und zugleich lächerliche Sache es mit der Zenſur iſt. Frankfurt iſt nur vier Sunden von Hanau entfernt, und man weiß nicht genau, was dort vorgeht, und Sie ſchreiben mir, vorgeſtern ſollen dort Unruhen ſtatt gefunden haben!

Acht und zwanzigster Brief.

Paris, Sonntag den 19. Februar 1832.

Alle Deutſche hier warnen mich auf's Dringendſte, ja nicht nach Deutſchland zu reiſen, weil man ganz ohne Zweifel mich einkerkern würde. Mir ſchaudert vor dem Gedanken, unter die Bärentatzen einer aufgebrachten deutſchen Regierung zu fallen.

Die Frankfurter Jahrbücher haben mir ſehr gefallen, und überhaupt macht mir die Sache große Freude. Es iſt doch wenigſtens ein Dämmerlicht, und da es in Frankfurt bis jetzt Nacht geweſen, kann es keine Abenddämmerung, es muß eine Morgendämmerung ſein. Die Artikel ſind alle gut geſchrieben, und bei der nöthigen Mäßigung fehlt es doch auch nicht an der erforderlichen Kraft. Dieſes Lüftchen von Freiheit, wäre es denn je zu uns gekommen, hätten die Franzoſen keinen Sturm gehabt? Hätten die deutſchen Regierungen je etwas gehört von der Stimme des Himmels, hätte Frankreich nicht gedonnert? Schlimm genug für das deutſche Volk, daß die Furcht der Könige ſeine einzige Hoffnung, ihr Schrecken ſein einziger Troſt iſt.

Montag, den 20. Februar.

Friede! Friede! Friede! Nicht Kaſimir Perrier ſeufzet ſo nach Frieden, wie ich ſeufze! Doch mein Friede iſt wohl ein anderer. Wie bin ich dieſes Kampfes müde! Wie ängſtigen mich die Blutflecken, die mir vor den Augen flimmern! Ich möchte ſpielen, und ſollte ich darüber zum Kinde werden. Ich möchte in einem Kolleg bei meinem Schoppen ſitzen, das Wochenblättchen leſen und Anekdoten erzählen, bis ich darüber zum Philiſter würde. Die Zunge iſt mir trocken; ich bin ſo durſtig, daß ein Morgenblatt, ein Abendblatt mir Labſal wäre. Ich bin nicht dumm und faul geworden, wie ich neulich meinte; ich bin der Politik überdrüſſig geworden. Beſtellen Sie ſich etwas Luſtiges bei mir, chlechte Witze, wohlfeile Späſſe; es wird mir alles gut thun. Soll ich Ihnen kleine Geſchichten erzählen? Kürzlich vertheidigte ein Advokat einen Angeſchuldigten or Gericht. Es war ein Preßvergehen und die Sache on keiner großen Bedeutung. Der Advokat hatte ſchon wei Stunden geſprochen, und war noch ſo ferne vom iele, als zwei Stunden früher. Da erhob ſich einer er Geſchwornen und ſagte: Müßte ich auch fünf hun- ert Franken Strafe bezahlen, ich halte das nicht län- er aus. Ich bekomme Krämpfe, ich falle in Ohn- acht, wenn der Advokat noch länger ſpricht; meine angeweile iſt unerträglich! Der Advokat lächelte und hwieg. Der Präſident und die Richter lächelten; alle uhörer lächelten, und waren des Scherzes froh, der llen wohl that. Aber den folgenden Tag erfuhr man, daß der gute Geſchworne, als er nach Hauſe gekommen, einen Anfall von Schlag gehabt, und daß man ihm zu Ader laſſen mußte. Das vermag die Langeweile!

In ein Kaffeehaus in Mailand traten vor einiger Zeit zwei öſterreichiſche Offiziere in bürgerlicher Kleidung. Der Eine fragte den Andern, ob er Chocolade trinken wolle? Dieſer antwortete: er möge lieber Thee. Gleich darauf wurden die Offiziere vor die Polizei geladen, und ihnen vorgehalten, ſie wären Revolutionäre, Karbonari, Liberale und ſie ſollten nur alles geſtehen, dann würde man ihnen vielleicht das Leben ſchenken. Die Offiziere ſahen ſich einander verwundert an und betheuerten ihre Unſchuld. Unſchuldig? donnerte der Polizei-Direktor. Herbei, Zeuge! Da kam ein italieniſcher Spion, und ſagte den Offizieren ins Geſicht, ſie hätten im Kaffeehauſe von Freiheit geſprochen. Der gute Spion hatte lieber Thee gehört und das für Liberté verſtanden. Die Offiziere wurden mit einem ernſte Verweiſe wegen ihrer Unvorſichtigkeit entlaſſen. Den andern Morgen wurde bei der Parade dem Offizier-Korps die Parole gegeben: Es ſolle bei Strafe der Degradation künftig Keiner mehr in einem Kaffeehaus ſagen: ich trinke lieber Thee, ſondern: ich trinke Thee lieber. Der Spion bekam eine Extra-Gratifikation von zehn Dukaten.

Im preußiſchen Lande Poſen haben zwei Brüder der heiligen Hermandad Rottecks Weltgeſchichte verbrannt. Sie ſind dafür zu Hofräthen ernannt worden. — Geſtern iſt hier ein Roman in zwei Bänden erſchienen, mit dem Titel: Crac! Peheht! Bavunhd!!! Wie fordert man das Buch in der Leihbibliothek? — In Hannover erſcheint ein Journal, worin dem hannöveriſchen Volke periodiſch bewieſen wird, daß es durch ſeine unvergleichliche Regierung das glücklichſte Volk der Welt ſei. Das Journal wird

von drei Hofräthen redigirt. Sie heißen: **Hüpeden**,
Wedemier, **Ubbehohde**. Wer ſolchen Namen nicht
glaubt, der iſt ſchwer zu befriedigen. — Der Rektor
der Berliner Univerſität (ich glaube, er heißt **Mar-**
eineke,) hat an alle deutſche Univerſitäten geſchrie-
en, ſie möchten doch ſubſkribiren auf die Werke des
önigliche **preußiſchen Hofphiloſophen He-**
el, die in einer **ſtylverbeſſerten** Ausgabe er-
cheinen werden.

— So eben verläßt mich Einer, der im Namen
es Verlegers der angekündigten Ueberſetzung zu mir
am, und mich um biographiſche Notizen bat, die man
em Buche verdrucken wolle. Ich muſterte in Gedanken
lle Merkwürdigkeiten und Erinnerungen meines Le-
ens, um einige davon hinauszuſchicken. Aber da er-
ing es mir, wie der Viertelsmeiſterin Wolf in den
uſſiten vor Naumburg. Ich fand, daß es alle meine
eben Kinder ſind, und ich konnte nicht wählen. Ich
eß den Mann wieder gehen, und ſagte ihm, daß ich
ar nichts von meinem Leben wiſſe, und er ſolle ſich
n Andere wenden, die beſſer unterrichtet wären als
h in dieſer Sache. Im Ernſte, ich begreife gar nicht,
ie Einer ſo unverſchämt ſein kann, von ſich ſelbſt
reden, außer er müßte ſich über ſich ſelbſt luſtig
achen. Das wollte ich aber auch nicht. Darin ſind
eine Franzoſen ganz andere Leute. Dr. **** hat vom
uchhändler Brockhaus den Auftrag, für ein biogra-
iſches Lexikon das Leben der hier wohnenden berühm-
n Männer zu ſchreiben. *** wendete ſich ſchriftlich
dieſe ſelbſt, und gleich den andern Tag hatte er
n Allen die vollſtändigſten Selbſtbiographien, worin
ohne alle Satyre ſich auf das Schönſte lobten.
ancher beſuchte außerdem ***, und firnißte noch
ändlich ſein ſchriftliches Lebensgemälde. In dem Na-
ens-Verzeichniſſe der Perſonen, deren Biographien
iefert werden ſollen, welches Brockhaus dem ***

geſchickt, wählte dieſer auch meinen Namen aus. Aber Brockhaus entzog ihm dieſen Artikel. Gewiß aus Furcht, er möchte als mein guter Bekannter Gutes von mir ſagen. Jetzt läßt er ſich ohne Zweifel meine Biographie von einem Hering oder einem andern ſolchen Vieh ſchreiben. Ich lache jetzt ſchon darüber. Solche Narren meinen, ſie könnten einen jeden beliebigen Ruf machen. Von der ſiegenden Macht der Wahrheit haben ſie gar keine Vorſtellung.

Ich freue mich ſehr auf Ihren nächſten Brief, worin ſie mir ganz gewiß von dem Aufruhr in Wiesbaden erzählen werden, und von den Gefahren, welchen dort unſer Geld ausgeſetzt iſt. Nun was mich angeht, ſo kann ich es gar nicht erwarten, bis ſie mir den letzten Kreuzer genommen. Habe ich erſt nichts, dann bin ich Alles, was ich habe, und das gäbe mir friſche Lebenskraft und machte mich ganz wieder jung. Man fühlt die Leiden des armen Volks doch nicht ganz, ſo lange man ſie errathen muß. Und Sie gar, ein Frauenzimmer, wie können Sie fürchten für Ihr Geld? Möchten Sie nicht jung bleiben bis zum Grabe? Ach! der Reichthum macht einen alt, ſehr alt. Wiſſen Sie, warum man den Deputirten in Wiesbaden arretirt hat, oder arretiren wollte? (Ich weiß nicht, wie weit es gekommen.) Weil man ihn in Verdacht hatte, Artikel gegen die Naſſauer Regierung in die Hanauer Zeitung geſchrieben zu haben. Sehen Sie, die ſind klug? Sobald Sie eine Henne gackern hören, ſuchen Sie die Revolution in der Dotter des friſchen Ei's auf; ſie warten nicht, bis ſie herauskriecht. Und das iſt das Geheimniß: die kleinen deutſchen Fürſten ſind alle von ihrem Adel an Oeſterreich und Preußen verkauft. Die Miniſter dieſer kleinen Fürſten drücken das Volk noch über ihre eigne Neigung hinaus, damit es ſich empöre, und Oeſterreich und Preußen Anlaß bekämen, die Staaten mit ihren Truppen zu beſetzen. Dann jagt man die kleinen Fürſten fort, und die Judaſe von Miniſtern werden gut beſoldet. Sind aber die kleinen Fürſten ſo dumm, daß ſie das nicht einſehen? O nein, ſie ſind gar nicht ſo dumm, ſie ſehen das recht gut ein. Wenn ſie aber ihre Bürger nicht wie Hunde regieren können, wollen ſie lieber gar nicht regieren, und treten darum ihre Herrſchaft gern an Mächtigere ab, denen es mit der Unterdrückung des Volks beſſer gelingt als ihnen. Ich kann es nicht verantworten, bis mein lieber Graf Bellinghauſen von Wien zurückkömmt, und ſeine Pandora-Büchſe öffnet. Es möchten wohl Uebel herauskommen, von denen er ſich gar nicht erinnerte, ſie eingeſchloſſen zu haben.

Höchſt merkwürdig iſt ein Artikel in den neueſten Blättern der deutſchen Tribune: „Der Kampf des „deutſchen Bundes mit der deutſchen Tribune." Der Verfaſſer ſagt: Ohne Zweifel werde die deutſche Bundesverſammlung ihren neuen Feldzug gegen die deutſche Freiheit damit beginnen, daß ſie die Tribune verbietet. Was wird nun darauf erfolgen? Die Tribune wird ſich nicht wehren laſſen und fort erſcheinen. Die baieriſche Regierung wird dann durch Soldatengewalt die Preſſe zerſtören wollen; dann aber werden die Bürger in Rheinbaiern ſich bewaffnen und werden zur Vertheidigung ihrer Freiheit gegen die Königsſoldaten kämpfen. Gelingt es ihnen nicht, und ſind ſie zu ſchwach, dann wird man die benachbarten Franzoſen zu Hilfe rufen, die trotz und entgegen ihrer „verächtlichen Regierung," den Deutſchen beiſtehen werden. Und dann allgemeiner Krieg. . . . Dieſer offene Trotz muß einen ganz beſondern Grund haben. Und hätte er keinen, wäre er blos aus der ſehr edeln Leidenſchaft des Redakteurs hervorgegangen, auch dann wäre er von den beſten Folgen. In der jetzigen Lage der Dinge können wir für die Freiheit gar nichts Vernünftigeres thun; unſere ganze Hoffnung beruht auf der Unvernunft der Tyrannei. Dieſe herauszufordern, zu reizen, muß der Zweck jedes liberalen Schriftſtellers ſein, der von der Sache etwas verſteht. *Oeſterreich und Preußen müſſen die Revolution machen.* Und man kann ihnen gerade herausſagen, was man von ihnen erwartet; denn ſie werden uns zum Trotze, und um unſere Erwartung zu täuſchen, gewiß nicht vernünftig werden.

Von dem erſten März an erſcheinen im Badiſchen zwei neue lieberale Blätter, ohne Zenſur; das eine in Heidelberg, vom Deputirten von Itzſtein redigirt, das andere in Freiburg von den Deputirten Duttlinger, von Rotteck und Welker. Das iſt nun zum erſtenmal in Deutſchland, daß bedeutende und angeſehene Männer ein politiſches Blatt ſchreiben. Das wird glückliche Folgen haben. Was aber wird die hohe Bundesverſammlung thun? Die Art, wie ich geſchrieben und die Tribune, war den Herren für einige Zeit wenigſtens gewiß willkommen. Das gab ihnen Vorwand, gegen die Preßfreiheit mit Strenge zu verfahren, und Tauſende von deutſchen liberalen Philiſtern, die früher in der Abenddämmerung ein leiſes Wort mitgeſprochen, ſind von unſerm lauten Worte am hellen Tage ſo in Schrecken verſetzt worden, daß ſie ſeitdem ſchweigen. Das war Jenen in Frankfurt auch Gewinn. Wenn aber Männer, wie die genannten, mit Feſtigkeit, doch mit Mäßigung, auf eine dem ängſtlichen und frommen Gemüthe der Deutſchen entſprechende Weiſe — und ſie wirken doch, nur langſamer — die konſtitutionelle Geſinnung zu verbreiten ſuchen, dann werden Oeſterreich und Preußen, deren bisheriger Einfluß auf die kleinen deutſchen Mächte hierdurch bedroht wird, Alles anwenden, dem, was ſie als ihr Verderben anſehen, Einhalt zu thun. Und was dann? Geduld. Wir werden ſehen, wer am nächſten erſten April den Andern in den April ſchickt.

Dienſtag, den 2. Februar.

Dieſen Morgen beſuchte mich Jemand von Wiesbaden und der von dort kömmt. Der erzählte mir, man habe nicht einen Deputirten, ſondern einen Beamten arretirt, den man in Verdacht hatte, Artikel gegen die Naſſauer Regierung in die Hanauer Zeitung geſchrieben zu haben. Der eigentliche Verfaſſer jener Artikel ſei der Papierhändler Schulz in Wiesbaden, und als dieſer von der Arretirung jenes Beamten erfahren, ſei er vor Schrecken geſtorben. Wir Deutſchen empfinden jetzt die übeln Folgen, daß man Polignac und ſeine Geſellen nicht aufgeknüpft hat. Ein ſolches Beiſpiel hätte die deutſchen Miniſterchen doch etwas ſtutzig gemacht. Wie bequem es aber unſere Regierungen haben! Wie wohlfeil die Tirannei bei uns iſt! Die Regierungen können ein Schreckensſyſtem ohne Guillotine einführen. Sie brauchen ihre unterthänigen Philiſter nur mit Gefängniß zu bedrohen, da ſterben ſie gleich vor Schrecken. So kriecht, kriecht, ihr Regenwürmer, die Ihr nach dem Gewitter in Frankreich Euch aus der Erde hervorgewagt — kriecht, bis Euch der Fuß der Tirannei zerquetſcht! Welker hat in der Ankündigung ſeiner neuen Zeitung, die der Freiſinnige heißen wird, geſagt: „das neue Blatt wird zeigen, daß Baden werth iſt, das unſchätzbare Gut der Preßfreiheit zu genießen.“ Zeigen — werth iſt — wem zeigen? Der Regierung? Der Bundesverſammlung? Dieſer zeigen, daß ein deutſches Volk der Freiheit würdig ſei? Um den Beifall der Regierungen buhlen? Großer Gott! Wie kann man nur ſo wenig die Würde des Bürgers, ſo wenig die Würde eines Volks fühlen, in deſſen Namen man ſpricht, daß man ſagt, man wolle zeigen, daß das Volk des Beifalls ſeiner Regierung würdig ſei? Die Regierungen müſſen um den Beifall ihrer Völker buhlen; ſie, ausdem Volke hervorgegangen, von ihm erhoben, von ihm theuer bezahlt — ſie müſſen zeigen, daß ſie des Vertrauens würdig ſind, das man in ſie geſetzt, daß ſie die Macht verdienen, die man ihnen geliehen zum Beſten Aller. Das Volk braucht nicht zu bitten, das Volk braucht nicht zu ſchmeicheln, ihm iſt alle Macht, ſein iſt alle Herrſchaft, und die Regierung iſt ſein Unterthan.

In einem deutſchen Blatte las ich: in Preußen wäre ein junger Patriot wegen ſeines Patriotismus (welches man in der Schinderſprache demagogiſche Umtriebe nennt) zu lebenslänglicher Unterſuchung verurtheilt worden. Man kann nicht wahrer und geiſtreicher die himmelſchreiende Grauſamkeit der deutſchen Gerichte bezeichnen, die, überlegend, ob ſie einen armen gefangenen Vogel fliegen laſſen oder braten ſollen, ihn rupfen ſein ganzes Leben lang. — In dem nämlichen Blatte ſtehen einige Strophen eines Ring- oder Doſen-Gedichts, welches der Hofrath Rouſſeau in Frankfurt an den Kaiſer Franz gemacht hat. Er ſagt darin: die Welt habe den Schwindel, und wenn ſie Kaiſer Franz nicht am Arme feſthielte, wäre ſie ſchon längſt umgefallen. Dann ſagt er: Jakob hätte ſieben Söhne gehabt, — ſo viel mir bekannt, hat er zwölf Söhne gehabt; aber weil zwölf nur eine Silbe hat und ſieben zwei Silben, hat der zarte Lyriker fünf Menſchen todtgeſchlagen. Alſo Jakob habe ſieben Kinder gehabt, und nur einen Benjamin. Aber Kaiſer Franz mache keinen Unterſchied zwiſchen ſeinen Kindern, und Ungarn, Böhmen, Italia ſtünden ihm in gleicher Liebe nah! Ich habe die größte Luſt, das Gedicht ganz zu leſen. Bringen Sie mir es mit. Nicht ſchicken — es wäre Schade um das Kreuz.

Neun und zwanzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 26. Februar 1832.

Der deutſche Bund zur Vertheidigung der Preßfreiheit hat hier die größte Theilnahme gefunden; mit ſteigender Wärme wird dieſe Angelegenheit behandelt, und der Kreis der Mitglieder erweitert ſich täglich. Die hier befindlichen deutſchen Handlungs-Kommis, von deren Geſinnung und Streben ich Ihnen ſchon früher geſchrieben, haben ſich vereinigt, und ihre Liſte mit Unterſchriften iſt ſchon bedeutend angewachſen. Die deutſchen Handwerksgeſellen haben ſchon, ehe dieſe Veranlaſſung kam, ihren Patriotismus an den Tag gelegt. In dem Speiſehauſe, das ſie gewöhnlich beſuchen, wo der Wirth ein Deutſcher iſt, wird der *Weſtbote* (ein in Rheinbaiern erſcheinendes, im Geiſte der Tribune geſchriebenes Blatt,) ſchon längſt gehalten, und mit einem Eifer geleſen, und mit einer Wärme und einem Verſtande erklärt, daß es zum Bewundern iſt. Dieſe tragen auch ihren Sous monatlich zur Aſſociation bei. Der Advokat *Savoie* aus Zweibrücken, einer der Gründer des Vereins, iſt ſeit einigen Tagen hier, und ſetzt für die gute Sache Alles in Bewegung. Die Polen haben begriffen, daß dieſe Angelegenheit nicht blos eine deutſche, ſondern eine europäiſche, und mehr als Alles, eine polniſche, ſei. Sie bedachten, daß der Rückweg nach Polen über Deutſchland gehe, und daß nur ein freies Deutſchland den Durchzug gewähre. Darum werden auch ſie ſich der Aſſociation anſchließen, und im Namen des hieſigen polniſchen Komités eine Bekanntmachung erlaſſen. Die italieniſchen Flüchtlinge werden dieſem Beiſpiele folgen; denn noch mehr, als die Deutſchen ſelbſt, drückt *ſie* die deutſche Tirannei. Die ſpaniſchen Patrioten werden es auch thun. Alle begreifen, daß Deutſchland der Wall iſt, der die Freiheit des weſtlichen Europa's gegen die Angriffe des öſtlichen ſchützt. Wenn wir nur drei Monate Zeit hätten! Jeder Tag iſt ein Sieg. Denn nichts zu ſchaffen iſt in Deutſchland, es iſt nur wegzuſchaffen: das kleine Hinderniß, das die größte Bewegung aufhält. Es iſt Mittag, das Volk ſieht hell; doch ein Fenſterladen macht Tag zu Nacht, und macht das Volk blind. Ein ſchlechtes Stück Holz zerſchlagen, und Alles iſt gewonnen. Aber wir werden keine drei Monate Zeit haben! Das Gewitter in Frankfurt ſteigt ſchwarz empor, und wird die Frucht auf dem Halme zerſchlagen. Eins wird immer gewonnen, und das Eine rettet die Zukunft. Durch die Bewegungen der deutſchen Patrioten, die trotz ihrer Heftigkeit und ſcheinbaren Unregelmäßigkeit, doch kalt und ſehr gut berechnet ſind, werden die in Frankfurt völlig den Schwindel bekommen, die letzte Haltung verlieren und ganz ohne Kopf thun, was ſie bis jetzt mit wenig Kopf gethan. Völker ſind, wie die Oliven. Dem leichten Drucke geben ſie ſüßes Oel, dem ſtarken bitteres. Die Herren Diplomaten in Frankfurt preſſen ſie nun um einen Grad ſtärker, als ſie es bis jetzt gethan, bereiten ſich einen bittern Salat, und ſie werden den Mund verziehen.

Haben denn nicht auch Frauenzimmer, und beſonders jüdiſche, in Frankfurt für den Verein unterſchrieben? Letzteren muß man vorſtellen, das ſei das einzige Mittel, die Heiraths-Freiheit (woran ihnen wohl mehr, als an der Preßfreiheit liegt,) zu gewinnen. Thun Sie das.

Montag, den 27. Februar.

Geſtern Abend hatten wir ein patriotiſches Eſſen, etwa ſechzig Deutſche, meiſtens Handlungs-Kommis. Der Zweck der deutſchen Aſſociation für die Preßfreiheit wurde beſprochen, und da zeigte ſich denn wieder, was ſich in jeder Geſellſchaft zeigt. Einige ſind begeiſtert; die Andern, der Wärme froh, die ihnen fehlt, ſonnen ſich gern; die meiſten ſind kalt, bleiben es gern und müſſen mit Gewalt in's Feuer geworfen werden: Deutſche Bedenklichkeiten ohne Ende. Von den Juli-Tagen wollte der Eine nicht geſprochen haben: das könne uns verdächtig machen. Andere unterſchrieben, aber nur mit Buchſtaben, und erklärten, alle Theilnahme zu verweigern, wenn ſie ihre Namen nennen müßten. Es war zum Lachen. Sie ſtürzten nach dem Eſſen, als ſie warm geworden, wie blind nach dem Tiſche zu, worauf der Subſkriptions-Zettel lag, gleich Einem, der in Gefahr, vor der er zittert, die er aber nicht fliehen kann, mit geſchloſſenen Augen ſtürzt. Deutſche Art trat in dem Antrage mächtig hervor: ſie müßten doch eine Regierung haben, ein Komité, Präſidenten, Sekretäre. Sie wollten für eine Freiheit kämpfen, die ihnen fehlt, und wurden gleich anfänglich ihrer eigenen Freiheit müde, und ſuchten ſich unter dem Namen eines Komités eine Herrſchaft. Ich ſtellte ihnen das Gefährliche einer Kommiſſion vor; wie dann alle Bewegungen, alle Geheimniſſe und Papiere in die Hände Weniger kämen, wie dann leicht die Polizei Einfluß erhalte, durch wenige gewonnene Mitglieder Alles leiten, Alles verhindern könne; wie ſie dann wiſſe, wo ſämmtliche Papiere zu finden. Wie viel Eindruck meine Vorſtellung gemacht, muß ich abwarten. Savoie hielt eine ſchöne Rede, die mit größerm Enthuſiasmus hätte aufgenommen werden ſollen. Auf Vaterland, Freiheit, wurden mit mäßiger Wärme Toaſts ausgebracht. Als aber — kann ich es doch ohne Lachen kaum ſchreiben — veranlaßt durch einige anweſende Polen, die Geſundheit der Polen ausgebracht wurde, folgte ſtürmiſcher lauter Beifall. So ſind ſie! Für fremde Freiheit hellflammend, für eigene muß man ſie erſt einheizen. Die hieſigen deutſchen Handwerker ſollen ſich aber vortrefflich benehmen. Geſtern wurde an einem ihrer Verſammlungsorte eine Liſte aufgelegt, und gleich in den erſten Stunden wären dreißig unterſchrieben. Ob man ihnen zwar geſagt, der monatliche Beitrag von einem Sous ſei willkommen, wollte doch Keiner weniger als einen Frank unterzeichnen, und ſie ſagten dabei: gingen die Geſchäfte beſſer, würden ſie mehr geben.

Nachmittags ſagte ich zu Konrad: „Geben Sie Acht. In der Rüe Tirechappe Nro. 7, am Ende der Rüe St. Honoré, es iſt eine kleine finſtere Gaſſe, iſt ein Speiſehaus. Der Wirth iſt ein Deutſcher. Dort geben Sie heute hin eſſen. Fordern Sie von dem Wirth die Liſte für die Deutſchen. Viele Handwerker und Andere haben unterſchrieben. Wir machen Geld zuſammen, und wollen die Fürſten wegjagen. Sie unterzeichnen auch mit einem Franken monatlich, und ich will das Geld für ſie bezahlen.“ Konrad lachte und war ſehr vergnügt über die Revolution, und ſagte: ich brauche ihm das Geld nicht wieder zu bezahlen, er gebe das ſelbſt gern. Sein Freund, der Schreinergeſell aus Kaſſel, habe ſchon geſtern mit ihm von der Sache geſprochen, und er möchte gern wiſſen, „wenn der Spektakel losgeht“, damit er gleich fort nach Deutſchland eile. Alſo Konrad hat da gegeſſen; es waren ſchon 69 Unterſchriften, und meiſtens mit einem Frank. Das ſind arme Leute. Die Kommis, die doch alle guten Gehalt haben, und oft Söhne reicher Eltern ſind, haben auch nur einen Frank gegeben! Konrad ein Verſchwörer! O Zeitgeiſt!

Es intereſſirt mich ſehr, zu wiſſen, wer im Gelehrten-Verein iſt, und beſonders wer nicht unterſchrieben. Daß es * * * gethan, iſt ein gutes Zeichen; denn es beweiſt, daß die Sache Mode iſt.

Das Pereat: der deutſche Bund, der todte Hund, hat mir ſehr gut gefallen. Vivat Pereat!

Dienſtag, den 28. Februar.

O, prächtig, da haben wir ſie ſchon! Sie heulen mit den Wölfen, damit ſie ſelbſt für Wölfe gehalten und nicht gefreſſen werden. Den einzelnen deutſchen Regierungen wird bange vor der allgemeinen deutſchen Aſſociation, die von Rheinbaiern ausgeht; ſie wollen dieſer fürchterlichen Einigung aller Deutſchen zuvorkommen, und was thun ſie jetzt in ihrer Schlauheit? Sie erfinden eine badiſche, eine würtembergiſche, eine Darmſtädter Freiheit, daß nur keine deutſche ſich bilde. Herr von Fahnenberg, Ober-Poſt-Direktor in Karlsruhe, ſonſt ein achtungswerther Mann, aber ein Mitglied der Regierung, alſo in ihrem Geiſte, auf ihren Befehl und zu ihrem Vortheile handelnd, ſtellt ſich an die Spitze einer großherzoglich—badiſchen —Preßfreiheits-Aſſociation. Im Falle alſo der Abſolutismus in ſeinem Kampfe unterläge — berechnen unſere vorſichtigen Regierungen — haben wir doch im ſchlimmſten Falle nur einen großherzoglich badiſchen, einen königlich baieriſchen, einen herzoglich naſſauiſchen Liberalismus, und mit dieſen kleinen Freiheitchen werden wir in einer günſtigeren Zeit ſchon fertig werden. Unterdeſſen genießt die badiſche Regierung einen Finanzvortheil bei dieſer Sache. Die Bundeskaſſe der Preßfreiheits-Aſſociation vermehrt die Kaution der Journaliſten, und ſichert ihre Beſtrafung. Alles ſchön, Alles gut; es kömmt nun darauf an, wie weit die Dummheit des deutſchen Volkes geht. Und geht ſie ſo weit, daß ſie ihren Patriotismus provinzialiſiren und mit 39 dividiren laſſen, dann wären ja alle dieſe ſchlauen Mittelchen ganz unnöthig. Sind wir denn wirklich ſo dumm, a's die Regierungen glauben? —

Geſtern ſteht in der allgemeinen Zeitung, daß in Berlin wegen Heine's, zwiſchen einem Anhänger und einem Gegner desſelben, ein Duell vorgefallen. Die politiſchen Duells ſind ſeit einiger Zeit ſehr häufig, auch hier zwiſchen den Polen. Das iſt ein gutes Zeichen. Je größer die Erbitterung zwiſchen den Partheien, je näher der Kampf; je näher der Kampf, je näher der Sieg.

Dreissigster Brief.

Paris, Donnerstag den 1. März 1832.

Da iſt die Adreſſe nach Zweibrücken. Sie hat mir den ganzen Vormittag verzehrt, und ich muß darum über alles Uebrige heute ſchweigen. Sie ſollen ſich in alphabetiſcher Ordnung unterſchreiben. Wenn nur nicht unglücklicher Weiſe der wahrſcheinliche Abraham in der Geſellſchaft ein furchtſames Herz hat, und ſich bedenkt, den Anfang zu machen! Vorwärts, Israel! Die Mauern Jericho's ſind vom Trompeten eingefallen — es iſt aber kein wahres Wort daran. Unter Trompete verſtand die heilige Schrift die Preßfreiheit. Vor ihr werden auch die Mauern der Tirannei fallen. Und leſet das Kapitel von Samuel und Saul zweimal, zehnmal, hundertmal. Adieu.

An die Herren Vorſteher des deutſchen Preß-Vereins in Zweibrücken.

Wir haben die Ehre, Ihnen eine Liſte von Einwohnern Frankfurts, die dem ſchönen Bunde für das freie deutſche Wort beigetreten, zugleich mit dem Betrage der Sammlung des erſten Monats zu überſenden. Alle die Unterzeichneten ſind jüdiſchen Glaubens. Wenn dieſes Verhältniß unſerer Theilnahme eine beſondere Bedeutung gibt, die ſie ohne dieß nicht hätte, ſo iſt das weder unſere Schuld, noch unſer Verdienſt, es iſt nur unſer Mißgeſchick.

Wir hätten voraneilen ſollen in einem Kampfe, der uns mehr verſpricht, als den übrigen Deutſchen, weil uns Alles fehlet; doch wir ſind die Minderzahl, und es geziemte uns daher, die Beſchlüſſe der Mehrheit abzuwarten und ihrer Leitung zu folgen. Ihr dürft unſerem Mitgefühle vertrauen; den Schmerz, kein Vaterland zu haben, kennen wir ſeit länger als Ihr.

In dem Kriege, den ſie den Befreiungskrieg genannt, der aber nichts befreit, als unſere Fürſten von den Banden, in welche die große, mächtige und erhabene Leidenſchaft eines Helden ihre kleinen, ſchwachen und verächtlichen Leidenſchaften geſchmiedet, haben auch wir die Waffen geführt. Ehe der Kampf begann, genoſſen wir in Frankfurt, wie überall in Deutſchland, wo franzöſiſche Geſetzgebung herrſchte, gleiche Rechte mit unſern chriſtlichen Brüdern. Und nicht etwa dem Murren des Volkes wurde dieſe neue Gleichheit aufgedrungen. Sie überraſchte, wie alles Fremde, doch ſie ward willkommen, wie Alles, was die Liebe bringt. Die nämlichen Bürger tranken herzlich aus Einem Glaſe mit uns, die noch den Tag vorher uns mit Verachtung angeſehen, oder mit Haß den Blick von uns gewendet. Denn das iſt der Segen des Rechts, wenn es mit Macht gepaart, daß es wie durch einen Zauber die Neigungen der Menſchen umwandelt: Mißtrauen in Vertrauen, Thorheit in Vernunft, Haß in Liebe. Dem Waſſer gleichet Gerechtigkeit; ſie fällt ſchnell herab, und ſteiget nie hinauf. Jede Regierung vermag in Allem, was gut und ſchön iſt, die Meinungen und Geſinnungen, das Herz und den Willen der Völker umzuwandeln; aber Völker brauchen Jahrhunderte, ihre Regierungen zu veredeln, und nie der friedlichen Mahnung, nur der Gewalt gelingt es endlich, ihre Wildheit zu bezähmen.

Als wir aber aus dem Kampfe zurückkehrten, fanden wir unſere Väter und Brüder, die wir als freie Bürger verlaſſen, als Knechte wieder, und das ſind wir geblieben bis auf heute. Nicht blos die Rechte des Staatsbürgers, nicht blos die des Ortsbürgers hat man uns geraubt, wir genießen nicht einmal die Menſchenrechte, die, weil ſie älter als die bürgerliche Geſellſchaft, kein Recht unterdrücken noch modeln darf. Man hat ſich uns gegenüber das Recht der Peſt angemaßt, das Recht, unſere Bevölkerung zu vermindern, und um dieſes fluchwürdige Ziel zu erreichen, verſtattet man uns, die wir in Frankfurt fünftauſend an der Zahl ſind, jährlich nur funfzehn Ehen zu ſchließen. Höre es, deutſches Volk! Und wenn Freiheit, Recht, Menſchlichkeit in Deinem Wörterbuche ſtehen, erröthe, daß Du ohne Erröthen dieſe Schmach, die das ganze Vaterland ſchändet, ſo lange ertragen konnteſt.

So wurde uns gelohnt. Wir waren nicht die einzigen, aber wir waren die am meiſten Betrogenen; und wahrlich, nicht die einzigen zu ſein, hat uns mehr geſchmerzt, als die am meiſten Betrogenen zu ſein.

Verdienten wir unſer Schickſal? So wenig, als Ihr es verdientet. Doch hat es je der Tirannei an Unverſchämtheit gefehlt, wenn ſie aus Spott eine Rechtfertigung ſucht, über die ſie ihre Gewalt erhob? Dich, chriſtlich deutſches Volk, haben Deine Fürſten und Edelleute als ein beſiegtes Volk, Dein Land als ein erobertes Land behandelt. Und uns, jüdiſch deutſchem Volke, ſagte man, wir wären aus dem Orient gekommen, hätten zur angenehmen Abwechſelung die babyloniſche Gefangenſchaft mit der deutſchen vertauſcht, wir wären fremd im Lande, und wir betrachteten ja ſelbſt unſere Mitbürger als Fremdlinge. Doch das iſt unſer Glaube, was auch die Verläumdung gelogen; das iſt die Lehre unſerer Väter; was auch die Schriftgelehrten herausgedeutet. Als Gott die Welt erſchuf, da ſchuf er den Mann und das Weib, nicht Herrn und Knecht, nicht Juden und Chriſten, nicht Reiche und Arme. Darum lieben wir den Menſchen, er ſei Herr oder Knecht, arm oder reich, Jude oder Chriſt. Wenn unſere chriſtlichen Brüder dieſes oft vergeſſen, dann kömmt es uns zu, ſie mit Liebe an das Gebot der Liebe zu ermahnen — uns, die wir älter ſind als ſie, die wir ihre Lehrer waren, die wir den einen und wahren Gott früher erkannt, und der reinen Quelle der Menſchheit näher ſtehen als ſie.

Viele unſerer Glaubensgenoſſen, und wie hier, ſo gewiß auch überall, zögern noch, dem Vereine beizutreten. Sie theilen unſere Geſinnungen, ihr Herz ſchlägt ſo warm als das unſere für die Freiheit des Vaterlandes; aber ſie ſind bedenklich, ſie, die Reichen unter uns, weil ſie, den Räthen der Gewaltherrſcher näher ſtehend, ſich einflüſtern ließen: wenn das Volk zur Macht käme, werde es die Ketten der Juden noch enger ſchließen.

Schenkt dieſen Einflüſterungen kein Gehör, geliebte Glaubensgenoſſen! So ſprechen Jene nur, um Bürger von Bürger zu trennen, damit ſie das ſo getrennte, ſich wechſelſeitig mißtrauende Volk leichter nach ihrer Willkür beherrſchen können. Tretet dem Bunde bei. Die Freiheit der Preſſe gründet die Herrſchaft der Vernunft, und unter dieſer Herrſchaft ſind Alle gleich, gibt es keine Knechte.

Sie aber, würdige und muthige Männer, die für das deutſche Volk das Wort genommen, ſprechen Sie es aus, was unſere Glaubensgenoſſen zu erwarten haben von der Freiheit des Vaterlandes. Reden Sie klar und offen, nicht für uns, nur für die Andern, die ängſtlich noch zurückgeblieben.

Doch wie auch Ihre Antwort, günſtig oder nicht, wir treten nicht zurück. Als die Polen ihren Kampf begannen, ſo erhaben er auch war, lud man dort di Juden nur zum Kampfe ein, aber nicht einmal zu Hoffnung der Siegesbeute. Polen unterlag! Beginn jetzt Euern Kampf, wir theilen ihn und vertrauen au Gott. Wir wiſſen: das Schuldbuch des Himmels ha nur noch wenige leere Blätter, die Thorheiten un Sünden der Menſchen in Rechnung zu bringen. Dem Undanke, dem verrathenen Vertrauen folgt bald di Strafe nach. Ihr werdet frei mit uns, oder Ih werdet nicht frei.

Euch aber, geliebte Glaubensgenoſſen, ſei es geſagt wenn einſt unſere chriſtlichen Brüder die Freiheit ſi gewonnen, und wir theilen, wie den Kampf, ſo d Beute des Sieges mit ihnen, dann — nichts vergeſſe nichts vergeben, keine Verſöhnung, die nur die Gren des Haſſes iſt. All' unſer Gedächtniß liege bei den G beinen unſerer Väter; nur in der Zukunft wollen w leben, nur für die Zukunft wollen wir ſterben.

Ein und dreissigster Brief.

Paris, Montag den 5. März 183

Der Lindner iſt zum Legations-Rath in Münch ernannt worden, und hat die allergnädigſte E laubniß, die Uniform des königlichen Ha ſes tragen zu dürfen, taxfrei bekomm Ich möchte ihn ſehen in ſeiner Livree. Dieſer Lind iſt die vollendetſte Lakaien-Seele, die ich je kennen lernt; er iſt mit gelben Aufſchlägen und gepräg Knöpfen auf die Welt gekommen. Er und Horma ſchreiben die neue baieriſche Staatszeitung, und Letztere hat das Feld der Literatur zu bebauen ü nommen. Das wird eine ſchöne Landwirthſchaft werd

— Ach, was habe ich für einen ſchönen neuen Ueberrock! Haſelnußfarbe, bequem über dem Frack zu tragen, wattirt, lang, ein Meiſterſtück. Sie hätten Ihre Freude daran. Auch hat ihn der berühmte Staub gemacht, der Rothſchild der Schneider. Als ich ihm ſagte: Noch nie hätte mir ein Pariſer Schneider einen Ueberrock nach Wunſch gemacht, und ich bäte ihn darum, die Sache mit Ernſt zu bedenken, lächelte er ganz mitleidig, und ſagte: une maison comme la nôtre! Und der Mann hat Recht, ſtolz zu ſein. Was die Natur an mir verdorben, hat er wieder gut gemacht. Meine Taille ſollten Sie ſehen! — —

Mit dieſem ſchönen Ueberrock ausgeſchmückt (und in dieſer Abſicht ſchone ich ihn und ziehe ihn ſelten an) werde ich künftigen Sommer den Redakteur der Mannheimer Zeitung in Heidelberg beſuchen, und werde ihm ſagen: Ich bin der Verfaſſer der Briefe aus Paris, zu dem die Stuttgarter Hof-Zeitung geſagt hat: O du elende Schmeisfliege! Die zwei Haupt-Redakteurs an dieſer Zeitung ſind der ehrliche Lindner und der geheime Hofrath Münch, von denen jeder dreitauſend Gulden Gehalt bekömmt. Dafür müſſen ſie grob ſein. Sie aber werden weit ſchlechter bezahlt, und ſind daher auch weit weniger grob. Indeſſen haben Sie von mir geſagt: ich haßte die Fürſten, weil ich keine Hoffnung hätte, ſelbſt ein Fürſt zu werden, und haßte die Reichen, weil ich kein Geld hätte. Das Eine iſt dumm, und darum verzeihe ich es Ihnen; aber das Andere iſt gelogen. Betrachten Sie mich in dieſem Rocke; ſehe ich aus, wie ein Mann, der arm iſt? Der Rock hat eine Haſelnußfarbe, einen Sammtkragen, und iſt mit Seide gefüttert und wattirt von oben bis unten. Er hat fünf Taſchen und eine ſechste geheime für Verſchwörungsliſten, und kann bis zum Halſe zugeknöpft werden. Fühlen Sie einmal dieſes Tuch an; fragen Sie Herrn Zimmern daneben, wieviel die Elle von ſolchem Tuche koſtet, und Sie werden erſtaunen. Und Sie nennen mich arm? Wenn

Ihre ganze Garderobe ſo viel werth iſt, als mein einziger Rock, ſollen Sie mich zum Fenſter hinaus in den Neckar ſtürzen. Hundert und dreißig Franken hat er gekoſtet. Ueberhaupt für wie reich halten Sie mich? .... Der Redakteur, dem mein grimmiges Geſicht ganz angſt gemacht, möchte gern höflich ſein und mich für ſehr reich erklären; aber ſo ein armer Teufel von Peſcheräh hat nicht weit zählen gelernt, und er antwortet: O Herr von Börne, Sie ſind gewiß drei bis vierhundert Gulden reich .... Vierhundert Gulden! Sie ſind ein Narr! Eine Million bin ich reich, ſowohl an baarem Gelde, als an Manuſkripten und guten Eigenſchaften. Sie aber, wie viel ſind Sie werth? ... O! ich bin wenig werth ... Wenig werth? Gar nichts ſind Sie werth, Sie ſind nicht werth, daß Sie der Teufel holt! Dann ginge ich fort und lachte mich todt. Nur Eines iſt mir unerklärlich: Warum der Redakteur der Mannheimer Zeitung von den Heidelberger Studenten noch niemals Prügel bekommen.

— Soviel ich das undeutlich geſchriebene Motto aus dem Tacitus leſen kann, heißt es in deutſcher Ueberſetzung ohngefähr, wie folgt: „Nicht blos gegen „die Schriftſteller, ſondern auch gegen deren Werke, „wurde auf Befehl der Triumviren mit Erbitterung „verfahren, und die Denkmäler der erhabenſten Geiſter „wurden auf dem Forum verbrannt — als könnten „durch Feuer die Klagen des römiſchen Volks, die Freiheit des Senats und das Gefühl des ganzen Menſchengeſchlechts vernichtet werden!“

Mittwoch, den 7. März.

Nicht auf Myrons Kuh wurden zu ihrer Zeit ſo viel Epigramme gemacht, als in Deutſchland ſeit einigen Monaten auf mich gemacht wurden! Und es ſind nicht blos keine Schaumuſter von Witz, von Fingerslänge, wie jene griechiſchen waren; ſondern es ſind ganze lange, reite, ſchwere Witzſtücke, woran drei Blei hängen, das ekannte Fabrikzeichen der deutſchen Satyre. Es iſt aber nerkwürdig, was ich bei den Fabrikanten Kredit habe! Sie ſchicken mir ihre Waare unbeſtellt, unverlangt, und heinen ganz unbekümmert, ob ich ſie einmal bezahlen erde, oder nicht. Aber ich bezahle ſie — ehrlich währt m längſten.

Ein ſolches Witzſtück erhielt ich geſtern in einem riefe, der das Poſtzeichen: Hamburg. 15. Nov. trug. er Menſch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte darauf wören, daß der Briefſteller acht Tage nach dem 15. No mber ſich Morgens vergnügt die Hände rieb, und ju lte: heute kommt mein Brief nach Paris, heute wird braun, roth, gelb und weiß vor Aerger, und zerbricht den Kopf, wer das Sonett gemacht haben mag. ethe, oder Platen, oder Uhland, oder Heine, oder Cha ſſo — und kann es nicht errathen. Aber es kam ganz ers. Den Brief erhielt ich erſt geſtern, alſo vier nate ſpäter, weil die Adreſſe falſch war. Die Straße e de Provence war zwar richtig angegeben, aber Hausnummer war falſch. Ich wohne Nro. 24, und Adreſſe hatte Nro. 21. Vier Monate ſuchte mich der efträger, bis er mich endlich fand! Und ich wohne der Nro. 21 gerade gegenüber! Und ich erhielt Brief zugleich mit dem erſten Veilchen, zu einer , wo mich nichts ärgern kann, weil ich dann mei Oſt entgegendämmere; weil ich dann des baldigen derſehens froh bin. So weiſe hat mein Schutzgeiſt s gelenkt, um die Bosheit des Hamburger Sonet zu vereiteln!

Aber ſo iſt der Deutſche! Dieſer unbekannte Ham er — ein Menſch, der ſo gar keine Schulkennt hat, der ſo wenig von Geographie, Statiſtik, rie, Topographie, Biographie gelernt hat, daß cht einmal weiß, daß ich in der Rue de Pro ce Nro. 24 wohne, und nicht Nro. 21 — nimmt ſich heraus, ein Dichter ſein zu wollen; nimmt ſich heraus, ein Sonett auf mich zu werfen! Und mit welcher Bosheit ging er dabei zu Werke! Daß ich ja nichts ahnen möchte; daß ich ja in der Erwartung ſchwelgte, das Innere des Briefes werde ſo rückſichtsvoll und artig ſein, als ſein Aeußeres, und die Ueberraſchung, der Schrecken mich um ſo fürchterlicher darniederwerfe — ſchrieb er auf die Adreſſe: a Monsieur L. Boerne, savant Allemand, und frankirte den Brief. Wie man Einem Grobheiten frankirt ſchicken mag, begreife ich nicht; nie hätte ich das Herz dazu.

Hier folgt die Abſchrift des Sonetts. Das „Entwichner Wechſelbalg" wird Ihnen gefallen. Ich bitte, ſehen Sie in meinem Schimpfwörterbuche nach, ob in W. Wechſelbalg ſteht; wenn nicht, tragen Sie es nach.

An L. Börne,

den Briefſteller aus Paris.

Iſt der ein Deutſcher, der mit frechem Hohne
Den deutſchen Namen ſchändet, ihn entehrt.
Was Deutſchen heilig iſt, giftig zerſtört,
Es richtend nicht, hinrichtend gleich dem Frohne! —
Schütz Himmel uns vor dem verworfenen Sohne
Des Vaterlands, der Jud' und Chriſt empört,
Der Lug und Trug zu lehren nur begehrt,
Sich flechtend ſelbſt der ew'gen Schände Krone! —
Du wähnſt Dich ſicher im Aſyl der Franken,
Und nicht zu Deutſchen, nicht in deutſche Schranken,
Entwichner Wechſelbalg, kehrſt du zurück!
Doch wohin Dich die flücht'gen Sohlen tragen,
So lang' im Buſen deutſche Herzen ſchlagen,
Iſt auch Verachtung Dein gerecht Geſchick!

Donnerſtag, den 8. März.

Als ich geſtern den Wechſelbalg ſuchte, war e nicht zu finden. Erſt einen Tag in meinem Zimmer und ſchon verſchwunden! Darum heißt er auch m

Recht ein flüchtiger Wechſelbalg. Endlich fand ich ihn unter meinen Papieren verſteckt und niedergekauert. Und als ich ſo Nachſuchung hielt, fiel mir noch ein anderes Blatt in die Hände, ein köſtliches Blatt, eine wahre papierene Krone, und ich kann darum wie Saul ſagen: ich war hingegangen, einen Eſel zu ſuchen, und habe eine Krone gefunden. Doch nein! O Gott nein! Jetzt nicht ſcherzen, nicht lachen! Leſen Sie, leſen Sie. Dieſes ſchwefelfarbige Aktenſtück aus dem Archive der Hölle wurde mir im Winter vor unſerem Aufenthalte in Soden von *** vertraulich mitgetheilt. Ich ſollte es zum Drucke befördern. Nun hatte mich wohl damals meine ſchwere Krankheit unempfindlich, ſpäter die franzöſiſche Revolution hoffnungstrunken gemacht. Es war mir ganz aus dem Sinne gekommen. Jetzt, geſund genug, und nur zu nüchtern, fand ich das Papier wieder. Jetzt will ich es drucken laſſen. Schreiben Sie mir es ab, und verbrennen Sie ſogleich das Original. Die Handſchrift möchte vielen in Frankfurt wohl bekannt ſein. O! es kocht, es kocht in mir! Aber meine bevorſtehende Reiſe läßt mir nicht Zeit, zu warten, bis meine Zorn-Suppe gar geworden. Unglückliches Volk! Unglückliches Vaterland! Kein Wahnſinniger wird ſo bevormundet und gepeinigt. Es iſt mir, als ſähe ich das ganze deutſche Volk im Drillhäuschen. Doch genug, genug!

Bericht des öſterreichiſchen Generals von Langenau an den Fürſten von Metternich.

(Frankfurt, 1823.)

In die Majorität der Bundes-Geſandten iſt ein Geiſt des Widerſpruchs gefahren, der ſich in zweifacher Beziehung in der Form des Liberalismus manifeſtirt, obwohl er durch und durch politiſcher Natur iſt.

Die erſte Form iſt die Geſetzlichkeit. Kein Antrag darf ohne ſtrenge Prüfung zur Abſtimmung gebracht werden. An jeden wird der Buchſtabe des Geſetzes als Maaßſtab gelegt; jede Diskuſſion wird auf Grundſätze zurückgeführt. Alles wird unter die Lupa der Bundes-Verſammlung gebracht; kein Geſetz wird für oder wider angeführt, ohne durch künſtliche Exegeſe den Sinn desſelben auf ſo folgenreiche Weiſe auszudehnen, daß der Konvenienz bald gar kein Spielraum mehr übrig bleiben wird. Aber nicht die Geſetzlichkeit, die Verfaſſungsmäßigkeit iſt der letzte Zweck dieſer Sophiſten. Dieſer liegt vielmehr darin, den großen Bundesmächten die formale Rechtsgleichheit aller Bundesglieder ſo unerträglich zu machen, daß ſie, um ſich in ihren Intereſſen nicht binden zu laſſen, ſich genöthigt ſehen, im Bunde nur eine paſſive Rolle zu ſpielen, und nur durch dieſe Paſſivität gegen die Aktion der Mindermächtigen zu reagiren. Allein dieß gerade fördert ihren Zweck, indem die kleinern Staaten eben durch dieſe Thätigkeit die öffentliche Meinung in dem Grade für ſich gewinnen, in welchem die größern durch ihre Unthätigkeit, die als hemmendes Prinzip erſcheint, dieſelbe verlieren.

Die zweite Form iſt die der Nationalität. In dieſer Form ſuchen ſie die verſchiedenen, oft ſich widerſtrebenden Intereſſen der einzelnen kleinen Staaten in Separathandlungen auszugleichen, und zur Erhaltung der ſo errungenen gemeinſamen Intereſſen förmliche Bünde im Bunde zu ſtiften. Warum wird mit ſo großem Eifer, mit ſo vieler Umſicht an der Organiſation der gemiſchten Armeekorps gearbeitet? Warum der Vereinigung darüber alle Rangverhältniſſe ſo leicht geopfert? Warum ſtehen die Theilhaber dieſer Korps, ſobald ſie die Selbſtſtändigkeit derſelben nur von weitem gefährdet glauben, gleich für einen Mann? Warum hat man in den Staaten, welche von Proteſtanten regiert werden, mit ſo unwandelbarer Hartnäckigkeit allen Schwierigkeiten, die ſich der Gründung eines gemeinſamen Syſtems für die katholiſchen Kirchenangelegenheiten in den Weg ſtellten, Trotz geboten? Hat nicht, um nur das Syſtem zu Stande zu bringen, Würtemberg ſeinen Landesbiſchof einem badiſchen Erzbiſchof untergeordnet; Darmſtadt der Metropolitanwürde, welche Mainz ſo lange zierte, entſagt; Kurheſſen dem Großherzogthum Heſſen den Vorrang eingeräumt? Hat man nicht ſelbſt die kleinen Staaten Norddeutſchlands in den ſüddeutſchen Verein zu locken gewußt? Warum wird auf einmal jede Finanz-Rückſicht und jedes Provinzial-Intereſſe für nichts geachtet, um nur den ſüddeutſchen Handelsbund, an welchem in Deutſchland ſo eifrig gearbeitet wird, zu Stande zu bringen? — Die öffentliche Meinung ſoll damit gewonnen werden; die Völklein ſollen an die Möglichkeit glauben, daß ſie ein Volk werden könnten; ſie ſollen in ſolchen Vereinen ihr Wohl gegründet finden; ſie ſollen Partei nehmen gegen die, welche, weil ſie andere Intereſſen haben, den gleichen Weg nicht nehmen können, und in dieſer neuen Liebelei mit den Völkern und der öffentlichen Meinung wollen jene Liberalen dem Einfluſſe ein Ziel ſtecken, den, zu ihrem großen Verdruſſe, die großen Mächte noch immer auf die innern Angelegenheiten der einzelnen deutſchen Staaten ausüben und auszuüben berufen ſind. Dieſe Menſchen, die oft weniger liberal ſind, als ſie, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, ſich darſtellen, theilen ſich zwar wieder in zwei verſchiedene Klaſſen, in die Idealiſten und Realiſten; allein, wenn auch von verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehend, ſtreben ſie doch beide nach dem einen Ziele, gegen die beiden großen Mächte einen Antagonismus zu organiſiren.

An der Spitze der Idealiſten ſteht der Freiher von Wangenheim. Ihm ſchließen ſich mehr ode weniger an die Herren von Carlowitz und Harnier Realiſten ſind der Freiherr von Aretin und de Herr von Lepel. Jener läßt die Idealiſten ſprechen und zieht, indem er ſie zu bekämpfen ſcheint, die Konkluſa, wie ſie es wollen, gegen Oeſterreich; dieſer ſtimm offen und unverholen für Alles, was gegen die große Mächte iſt. — Ihm folgt, wenn irgend möglich, de der Herr von Roth. Auf Graf Eyben, Gra Grüne, Graf Beuſt und Baron Penz iſt nicht z rechnen; ſie ſind den Idealiſten und Realiſten perſönlich befreundet, und, wenn ſie auch gegen die große Mächte nichts unternehmen, ſind ſie doch auch nich für ſie zu gebrauchen. Macht man Anſprüche auf ſie ſo ſchützt der Eine die Forderungen der Ehre, der Andere gar die des Pandektenrechtes vor — im Grund liebäugeln auch ſie mehr oder minder mit der Popularität. Aus Freiherrn von Blittersdorf iſt nich klug zu werden, er lebt in allen Elementen mit gleiche Leichtigkeit.

Was bleibt uns? Ein Präſident, der zwar ſage muß, was wir wollen, es auch gern und mit Heftigkeit ſagt, aber es nicht vertheidigen kann, ſo daß e mit dem beſten Willen oft das Gegentheil von dem ſelbſt mit beſchließen hilft, was er durchſetzen ſollte; ein Graf Goltz, der das, was Graf Buel bejaht, zwar nie verneint, aber zur Vertheidigung der Sache nie auch nur das Mindeſte beizutragen vermag; der Herr von Hammerſtein, der uns nur bei ſeinem erſten Auftritte liberal und alſo gefährlich erſchien, zeigt ſich aber jetzt täglich beſſer. Er hat Kenntniſſe, Verſtand und einen gewiſſen Geiſt der Intrigue, und den Stolz, der über die Kleinen hinwegſieht; er wird uns, wenn Sie ihn mit dem Bande, das er uns ſelbſt darreicht, vollends feſſeln, wichtige Dienſte leiſten kön nen. Der Miniſter **Marſchall**, auf den unter allen Umſtänden und für jeden Zweck zu bauen iſt; der Freiherr **Leonhardi**, der nicht muckſen darf, und die Geſandten der ſogenannten freien Städte, obwohl auch dieſe, der Mehrzahl nach, die Fauſt in der Taſche machen.

Hieraus folgt, daß, ſo gute Elemente wir auch haben, dennoch an die Begründung des Stabilitäts-Syſtems, und mithin an Herſtellung der Ruhe, nicht zu denken iſt, wenn man nicht die Idealiſten zuſammt den Realiſten bannen kann. — Die Bundes-Verſammlung muß epurirt werden. Darauf müſſen Oeſterreich und Preußen vor allen Dingen wirken. Die auf dieſen Zweck berechneten Schritte müſſen zwar gemeinſchaftlich verabredet, aber nur abwechſelnd von einem dieſer beiden Staaten allein, und ſehr nach und nach gemacht werden, damit nicht andere, als die angegriffenen, ſich in ihrer Würde gefährdet glauben mögen. Deßhalb darf man die Epuration auch nicht beim Freiherrn von **Aretin** anfangen, obwohl ſeine Entfernung, weil er vor allen Andern der Verſtockteſte und daher der Gefährlichſte iſt, am wünſchenswertheſten wäre. Baiern hält am meiſten auf ſeine Unabhängigkeit, würde alſo am erſten Lärm blaſen, und nicht ohne großen Anhang bleiben. Daher muß das baieriſche Gouvernement nicht gereizt, ſondern in's Intereſſe gezogen und für die Epuration gewonnen werden. Dies iſt zum Glück gar nicht ſo ſchwer, da der Miniſter **Rechberg** das baieriſche anti-öſterreichiſche Syſtem vergißt, ſobald man ihm in irgend einem magiſchen Spiegel die Revolution und den Fürſten **Metternich** als deren Bändiger zeigt.

Nicht ohne Erfolg hat Preußen in ſeinen Zirkular-Bemerkungen über die Köthenſche Streit-Angelegenheit den Freiherrn von Aretin nicht nur geſchont, ſondern ſogar gelobt. Rechberg findet dieſe Bemerkungen vortrefflich, das Benehmen der Mehrzahl der Bundesgeſandten abſcheulich. Gelingt es, das baieriſche Gouvernement in dieſer Stimmung zu erhalten, ſo wird der Epuration kein großes Hinderniß im Wege ſtehen. Es kommt dann nur darauf an, immer nur einen Geſandten auf einmal, und zuerſt einen ſolchen zu attaquiren, deſſen Hof von den übrigen aus irgend einem Grunde am leichteſten zu iſoliren iſt. Es iſt ziemlich gleichgültig, wer dieſer Erſte ſei. Alles iſt gewonnen, wenn um ſeines Benehmens gegen die großen Mächte willen nur Einer rappellirt wird. Zeigt man dann nur den feſten Entſchluß, daß, wenn es ſein muß, der nämliche Prozeß ſofort werde von vorn angefangen werden, ſo darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß der böſe Geiſt, der jetzt in der Bundes-Verſammlung ſein Unweſen treibt, bald gebannt ſein wird. Keinem Geſandten wird es alsdann ſo leicht wieder einfallen, in ſeinen Berichten, die wir ja meiſtens perluſtriren können, den Geiſt der Oppoſition, der allerdings in den deutſchen Fürſten zu leicht nur geweckt werden kann, zu nähren; vielmehr werden ſie, um ſich in ihren einträglichen und zugleich ruhigen Poſten zu befeſtigen, ſelbſt dazu mitwirken, ihre Höfe den öſterreichiſchen, alſo auch den preußiſchen An- und Abſichten, aus treuer Anhänglichkeit an das alte Kaiſerhaus, entgegen zu führen.

Dieß iſt der einzige Weg, auf welchem meines Dafürhaltens wir das wieder erobern können, was wir uns in unbegreiflicher Sorgloſigkeit haben entreiſſen laſſen.

Ueberſetzungen.

Seite

12 Die geſellſchaftlichen Einrichtungen müſſen zum Zwecke haben die Verbeſſerung des ſittlichen und geiſtigen Looſes der zahlreichſten und ärmſten Klaſſe.

13 1) Alle Vorrechte der Geburt ſind ohne Ausnahme abgeſchafft.

〃 2) Jedem nach ſeinen Fähigkeiten und allen Fähigkeiten nach ihren Werken.

15 Prüfende Anzeige der neueſten deutſchen Literatur.

28 Sind Chiffern einer politiſchen Geheimſprache, die nur den Eingeweihten verſtändlich ſein kann und ſoll.

29 1) Iſt wahrſcheinlich ein jüdiſch-deutſcher Ausruf.

〃 2) Wohnſitz beſcheidenerer Annehmlichkeiten.

33 1) Schule der Greiſen.

〃 2) Die falſchen Zutraulichkeiten.

35 Betrügereien von Scapin.

36 1) Sehr ausgezeichneter Deutſcher.

〃 2) Auf Einigung der Völker.

37 1) Briefe von Paris.

〃 2) Spanien und der Torrijos — mit Bezug auf König Ferdinand VII.

〃 3) Rächende Heimſuchung (mit Hinſicht auf die Mythologie des heidniſchen Alterthums).

〃 4) Gedicht Barthelemy's über Spanien und Torrijos — auf Ferdinand VII.:

„Sieh da den chriſtlichen König, der ſeine Mutter nannte: Tigerherz und Maulthierkopf. Er iſt das eingefleiſchte Urbild der abſoluten Macht. Er, einer deſpotiſchen Geiſtlichkeit ſtolzer Gliedermann, ſchmückt den Galgen mit einem Franziskaner-Seilchen, und macht Spanien für Europa zum Platz de Grève (Richtplatz). Schreckliche Sache! Man möchte ſagen, daß ſeit neun Jahren Europa, wie auf Stufenbänken — ſitzend auf den Pyrenäen, — die Freiheit bei ihrem Entſetzen — zum Vergnügen betrachtet, ſie, die unter den Klauen eines Königs dahinſtirbt. — Und wir, um dieß lange Märtyrerthum zu bewundern, wir haben uns in die erſte Loge geſetzt; — und wir, wir ſtolzes Volk, die wir unter dem großen Feldzeichen die ſchlechten Könige gleich einer Horde feiger Memmen verjagten; wir, die wir ihnen ſo leicht einen mächtigen Arm hinhalten können; wir leiden, daß man ſie an der Schwelle unſerer Pforte hänge; und die in Zuckungen verſetzten Füße derer, die ſterben ſollen, ſind Thürhämmer, die uns auffordern, zu öffnen!? — Und wer iſt denn der Gott, der ſpaniſche Baal, für welchen dieß über den Erdboden vergoſſene Blut emporraucht? — Wer iſt genug menſchliches Felſenherz, um in ſeinen Beſitzungen menſchliche Opfer ſich werben zu laſſen? — Ei nun! kennt denn den mächtigen Monarchen, der als Tribut empfängt blutigen Holokauſt. — Es iſt ein Bourbon, der als blödſinniger Erbe einer geiſterſchlafften Race die Straße ſeiner Ahnherren verfolgt; ein Kapuziner-König, der in einer Rede einen Kirchenſpruch vermengt mit dem Urtheil zum Henken. Gleich ſeinem Vater Karl verſchlingt er heulend zerſtückte Rinder, die noch ihre Muskeln bewegen *). Als Zeichen ſeiner Naturanlage hat er unter einer kahlen Stirne ein niedergepreßtes Gehirn, gleich einem fahlen Thier. Einen ſchmutzigen König, den der Himmel in ſeinem Zorn zertritt — — ſeht doch dieſen, welchen Europa noch duldet! — Trauriges Volk, von Geſchwüren vergifteter Leichnam; das Kloſterungeziefer hat ſeine Eingeweide zernagt! — Während der feierlichen Tage ſoll der franzöſiſche Botſchafter — gebeugt auf ſeinem Pfad — ihm die Hand zu küſſen geben? Verräther! durch ſeinen Geſandten ſoll Frankreich, wenn ſolche Schande es trifft, mit Grauſen dulden den Mund, die Hand des Würgers, die Hand Ferdinand's VII. Ich weiß nichts Verächtlicheres auf dem ganzen Feſtland! — O, die Gerechtigkeit leidender Völker geht langſam heran, ſie hat hinkenden Gang, aber endlich langt ſie doch an; das Volk iſt geduldig, denn es iſt ewig. — Unſere Thränen haben gefloſſen über das Bruderblut! — Ich kann den König nicht verurtheilen wegen Nichterſcheinens vor Gericht; Frankreich muß in Maſſe ſich gegen einen ſolchen erheben. Dießmal haben wir das Recht, zu interveniren. Ja, wenn ein Verbrecher ſo reif zur Strafe iſt, wenn ſein Name den allgemeinen Haß kochen läßt, ſo iſt's Zeit, ihn vom Lande abzufordern, das ihn verhehlt; — wenn dieſer ruchloſe König als Flüchtling aus ſeinem Palaſt eilt, einen Zufluchtsort zu ſuchen im engliſchen Gibraltar, man wird ihn — aus Scham — ausliefern müſſen; denn Noth thut's, das Ende einer Reihe von Frevelthaten zu ſehen; die Völker Spanien's werden, einmal befriedigt, ſchreckend die Könige mit verdientem Fürſtenmord, ſeinen Leichnam aufhängen an die Säulen des Alciden."

*) Die Bourbons ſind gefräßige Könige. Man weiß, welch' übermäßigen Verbrauch von Fleiſchſorten in England Ludwig der Vermißte zu verurſachen pflegte. — Karl VI. hat durch ſeine Gefräßigkeit alle Könige ſeiner Race übertroffen. Wir haben ihn zu Marſeille geſehen, ja, wir haben ſogar ſeiner Tafel beigewohnt; im Augenblick, als man die Lendenbraten der blutenden Ochſen auftrug; haſtig erhob er ſich mit Verzuckungen

von ſeinem Polſterſtuhl, und ſtieß ein dumpfes Gebrüll aus, wie ein Tiger. Sein Sohn Ferdinand hat nicht aus der Art geſchlagen; er bewahrt noch ſeinen königlichen Appetit.

41 Der Friede (von Beranger):

„Ich liebe den Frieden, ich haſſe den Krieg, der Krieg geziemt nur den Helden; ich aber — aus Neigung und Gemüthsart — ich ſuche vor Allem die Ruhe. Allein die Rathſchläge der Klugheit müſſen mich von nun an leiten. Vor Allem für mich und für Frankreich wünſch' ich den Frieden.“

„Durch meine Schmeichler, ich geſtehe es, beſitze ich meinen Ruhm wohlfeilen Preiſes, und über manches Gelingen preiſt man mich, ungeachtet mein Muth zuſammengeſunken iſt. — Um nicht die Großthaten von Valmy, von Jemapes zu verderben, ſeien wir achtſam, ſo daß man mich nicht auf's Neue anfalle. — Ich will den Frieden.“

„Man will die Grenzen des Reiches durchaus vergrößern; und warum? Mein Gott! Das Frankreich unſerer Väter iſt ſchon groß genug für mich. Schlägt irgend ein Nachbar es vor, großmüthig geſtatte ich es hiebei, daß man noch ein Theilchen davon abreiße. — Ich will den Frieden.“

„Ein Eroberer machte in ſeiner Raſerei ein Frankreich beſonders für ſich, ſo ungeheuer groß, wie ſein Genie. Ein anderes ſoll heute begränzt werden. Laßt uns ordnen ohne Schlachtfelder, ohne Scheelſucht, ohne Klage, ohne Koſten: — ein kleines Reich nach meiner Taille. — Frieden will ich.“

„Trocknen Auges habe ich die Belgier den Scepter von Naſſau zerſplittern geſehen, ſeh' ich das heroiſche Polen kämpfen am Rand ſeines Grabes. Italien appellirt vergebens an uns; ruhig im

Seite.

Schooße meines Palaſtes, mög' auch rings um mich Blut ſtrömen: Frieden will ich."

„Ja, ich fürchte die Aufruhrsverſuche, den Donner der Kanonen verabſcheue ich; und Euch habe ich zu Waffen gegeben — nicht einen Hahn — ſondern einen Kapaunen. Meine Krone iſt beſſer geſichert, auch ſelbſt . . . . Frieden will ich! —

42 1) Es geſchieht zur Bildung des Herzens und Kopfes junger Deutſcher.

„ 2) Leb' wohl, meine gute Freundin; ich genieße gerade jetzt ein Ei. Ueberdieß, da ich Nichts mehr zu ſchreiben weiß, meinen Gruß, Bruderſinn oder Tod.

„ 3) Fadennudeln, Kalbsrippchen an ſauer-ſüßlicher Brühe, Spinat.

„ 4) Wohl zugerüſtetes Sauerkraut, junges Huhn mit Kreſſe.

43 Luſtiger Eierkuchen.

65 1) Unſerm Frauenmünſter zur Börſe.

„ 2) Kaiſer der 5 Prozente, König der 3 Prozente, Protektor der Banquiers und Unterhändler der Wechſel-Agenten.

73 1) Ich habe ſeine Fiber etwas locker gefunden.

„ 2) Die Könige eilen davon.

03 St. Simoniſtiſche Abendgeſellſchaft.

23 1) Gaſtmähler von Scyrus (einer Inſel im ägeiſchen Meere).

„ 2) Korbgerichte (welche den nicht beliebten Gäſten in ein anderes Haus, als dasjenige des Verſammlungsorts der höher geſchätzten Gäſte, hingetragen wurden).

„ 3) Widrige Erſcheinungen.

1 Männlichen Geſchlechts ſind: Brod, Fiſch, Bürger, Haar, Feuer, Seil, Siebenſchläfer, Hebel, Schlauch, Bündel, Stein, Fluß; ſo Stock, Thürpfoſten; ſo Axe, Wurm, Klaue; auch Schwanz, Hügel, Fuß-

Seite.

pfad; ſo Blut und Schwert, Moräſte und Monat, Staubmehl nebſt Kohl, Kanal; auch Pflugſchaar, Dornſtrauch, Staub, Durſt und Gurke, Schlange; ebenſo Wurfſpieß, Feuerbrand mit den Jägergarnen des Kreiſes*).

*) Stelle aus einer lateiniſchen Grammatik der Jeſuiten, in welcher unmittelbar vorher bemerkt wird, daß alle Wörter mit der Endung is weiblichen Geſchlechts ſeien, ausgenommen gerade die hier angeführten, welche männlichen Geſchlechtes ſind, jedoch hier ohne allen Sinn bloß in Reimen zuſammengebracht ſtehen, um dem Gedächtniß der Schüler deſto leichter eingeprägt zu bleiben.

167 Ein Geſchäftshaus, ſo anerkannt wie das unſrige.
169 Straße nach der Provence.
170 An Herrn Börne, den deutſchen Gelehrten.

Briefe aus Paris

1833 – 1834

von

Ludwig Börne.

BIBL.
VI

Fünfter Theil.

Paris. 1834.

Erster Brief.

Paris, Samſtag den 10. November 1832.

Dieſen Brief, vom Samſtag datirt, fange ich heute
nntag erſt an. Ich habe mich einer Treuloſigkeit
en Sie ſchuldig gemacht; nicht wegen Mademoiſelle
* — denn dieſe beſuchte ich erſt um zwei Uhr, ich
te alſo den ganzen Vormittag Zeit gehabt Ihnen
ſchreiben — ſondern wegen eines Buches, das mich
angezogen. Ich empfehle Ihnen scènes de la vie
rée par Mr. Balzac. Ich glaube es ſind vier
nde. Ein moraliſcher Erzähler von ſeltener Vor=
ſlichkeit und der die Tugend ſo liebenswürdig dar=
ellen weiß, daß man ſie, z. ſeinem eignen größten
aunen, noch vierzig Jahre nach der Kindheit lieb
innt. Sie hatten alſo einen ganzen Tag lang keine
ere Nebenbuhlerin als die Tugend ſelbſt.

Montag den 12. November.

Sie wundern ſich gewiß, daß ich noch kein Wort
tik geſprochen in dieſen ſechs Briefen; ich wundere
ſelbſt darüber und ich weiß nicht wie es kömmt
. . O! es iſt ſo langweilig, ſo langweilig! ich
re wie ein alter Hund der unter dem Ofen liegt
kann es vor lauter Bosheit nicht zum Bellen brin=
Bosheit gegen wen? Nicht gegen den bürger=
ndlichen Großherzog von Baden, der die Profeſſo=
Rotteck und Welcker abgeſetzt; ſondern gegen die
eren, die aus Schaafs=Gutmüthigkeit, ein aktives
um haben zum paſſiven werden laſſen. Nicht
n den Miniſter Winter in Carlsruhe, der ſich für
freiſinnigen Mann ausgegeben und den ich immer

für einen Paſcha von drei Fuchsſchweifen gehalten; ſondern gegen die Narren, die ihm das geglaubt. Nicht gegen die Schamloſigkeit der baieriſchen Regierung, die Landeskinder nach Griechenland ſchickt, um deutſches zahmes Kuhpockengift in das edle griechiſche Blut zu bringen, damit ein Heldenvolk bewahrt werde vor dem Fieber und den Blatternarben der Freiheit und ein hübſches, weibliches, polizeiglattes Geſicht behalte; ſondern gegen die Baiern, die ruhig und breit daſtehen, wie die Boksbierfäßer, und ohne ſich zu rühren, ſich anzapfen laſſen von dem unerſättlichen Gewalts-Durſte ihres Königs. Nicht gegen die heſſiſche Maitreſſen-Regierung, welche alle freiſinnigen Deputirten mit Fächerſchlägen aus der Kammer jagt; ſondern gegen dieſe ſelbſt, die ſich wie Spatzen durch ein Huſch! Huſch! vertreiben laſſen. Die in Caſſel begreife ich nicht. Die Cholera iſt dort und wie ich geleſen, haben ſie große Furcht davor. Wenn man aber die Cholera fürchtet, wie kann man zugleich Gefängniß und Geldſtrafen fürchten? Aber der Deutſche hat ein großes Herz! Als einſt Napoleon einen Offizier ausſchmähete, antwortete dieſer: Ihr Zorn iſt nicht gefährlicher als eine Kanonenkugel — und darauf ſchwieg der Kaiſer und lächelte. Es war freilich Napoleon; wäre es ein deutſcher Wachtparadenfürſt geweſen, er hätte den Offizier kaſſirt und ihn auf die Feſtung geſchickt. Es iſt doch etwas ſehr geheimnißvolles in der Furcht; den Heldenmuth begreift man viel leichter. Hunderte von freiſinnigen Bürgern in Frankfurt laſſen ſich dort von der Polizei ſchulbübiſch examiniren und abſtrafen und denken gar nicht daran, daß wenn ſie, hunderte wie ihrer ſind, ſich Alle in einer Reihe ſtellten, Alle für Einen für Jeden ſprächen und handelten, man ihnen ja gar nicht beikommen könnte; da Frankfurt nicht genug Gefängniſſe hat ſie einzuſperren.

So knurre ich; ich wollte aber ich wäre im Ernſte ein Hund. Wann ein Hund von ſeinem Herrn geprügelt wird, ſo iſt es doch ein höheres Weſen, das ihn beherrſcht; der Menſch iſt der Gott des Hundes, es iſt ſeine Religion ihm treu und gehorſam zu ſein. Läßt ſich aber je ein Hund von einem andern Hunde beißen ohne ſich zu wehren? Oder hat man gar je geſehen, daß tauſend Hunde einem Einzigen gehorchen? Der Menſch läßt ſich von einem andern Menſchen prügeln; ja tauſend Menſchen erdulden es von einem Einzigen und wedeln dabei mit den Schwänzen! Und Jarke in Berlin, iſt an die Stelle von Genz nach Wien gekommen. Erinnern Sie mich an dieſen Jarke, wenn ich ihn vergeſſen ſollte. Ich habe etwas über ihn zu ſagen. Zwar hat mich Heine gebeten, ich möchte ihm den Jarke überlaſſen; aber ich denke es iſt genug an ihm für uns Beide.

Die andere europäiſche Tyrannei gefällt mir weit beſſer als die Deutſche. Ich weiß nicht — es iſt etwas Genialiſches, Großes darin. Es iſt wenigſtens eine hohe Mauer, die jeder ſieht, der jeder ausweichen kann, und es müßte einer ſehr zerſtreut ſein, mit dem Kopfe dagegen zu rennen. Unſere aber — das iſt ein Scheitholz mitten auf dem Wege, in der Nacht und keine Laterne dabei; man fällt darüber und bricht das Bein. So fiel neulich der Geburtstag des Kaiſers von Rußland ein, oder ſolch' ein anderer heilloſer Tag und da befahl die Polizei in Warſchau: es müßte Jeder illuminiren und für jedes Fenſter das dunkel bliebe, müßte man dreißig Gulden Strafe bezahlen. Das iſt deutlich! Eine Dame in Neapel ſchrieb an ihren Sohn nach Marſeille, ſein alter Vater ſäße ſchon einige Monate im Kerker, weil er, der Sohn, liberale Artikel in eine Marſeiller Zeitung ſchriebe! So weit bringt es der Bundestag in ſeinem Leben nicht. Doch wer weiß!

Schreiben Sie mir ja recht oft und viel und freundlich, daß mir gar nichts von meinem Herzen übrig bleibe; denn ich wüßte nicht, wie ich dieſen Winter auch nur den kleinſten Reſt verwenden ſollte. Die Malibran iſt nicht hier und ſie kömmt auch nicht. Ich wollte ich wäre zwanzig Jahre jünger, daß ich darüber weinen dürfte. Während der Schneetage von Paris log ſie mir den Sommer vor; wenn ſie ſang, ſah ich blitzen, hörte ich donnern und wo in meiner Bruſt noch ein altes Körnchen Pulver lag, da kam ihr Feuer hin und verzehrte es! Ihr armer Freund! Jetzt bleibt meine einzige Luſt, die Seifenblaſen der Bundesknaben ſteigen ſehen und nach den Schuldoktrinairs mit Schneeballen werfen.

Zweiter Brief.

Paris, Montag den 12. November 1832.

. . . . Fragen Sie doch allerlei und verſchiedenartige Leute — es müſſen aber natürlich Solche ſein, welchen hierin ein Urtheil zuzutrauen: ob ſie mich für fähig halten eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu ſchreiben? Ich ſelbſt habe es oft überlegt, konnte es aber noch zu keiner entſchiedenen Meinung bringen. Ich weiß nur, daß ich Luſt dazu habe; welches aber gar nicht beweißt, daß ich auch das Talent dazu habe. Zu den Speiſen die man am wenigſten vertragen kann, hat man oft den größten Appetit. Ich möchte eher urtheilen, daß ich die Fähigkeit nicht habe, als daß ja. Zu einer Geſchichtsſchreibung gehört ein künſtleriſches Talent und die Leute ſagen, daß mir das durchaus fehle. In einer Geſchichte müſſen die Dinge dargeſtellt werden wie ſie ſind, wie ſie ſich im natürlichen Tageslichte zeigen; nicht aber, wie ſie ſich durch das Prisma des Geiſtes betrachtet, als Farben er=

ſcheinen, noch weniger wie ſie in der Camera obſcur des Herzens ſich abſchatten. Glauben Sie nicht auch, daß ich zuviel denke und empfinde? Die gefährlichſte Klippe in einer Geſchichte der franzöſiſchen Revolution iſt: daß dieſe noch nicht geendigt iſt, ihr Ziel noch nicht erreicht hat; daß man alſo, je nach der Geſinnung, ohne Furcht und Hoffnung von der Sache gar nicht ſprechen kann; und Furcht und Hoffnung drücken ſich oft als Haß und Liebe aus, und das darf nicht ſeyn. Ein Geſchichtsſchreiber muß ſeyn wie Gott; er muß Alles, Alle lieben, ſogar den Teufel. Ja, er darf gar nicht wiſſen, daß es einen Teufel giebt. Alſo fragen Sie den und Jenen, und theilen Sie mir genau mit, was Jeder von ihnen ſagt. Es iſt ein Werk langer und ſchwerer Arbeit und ich möchte es, ohne Hoffnung, daß es gelinge, nicht unternehmen. Ich bin jetzt ſchon gerührt, wenn ich daran denke, wie ehrwürdig ich mich ausnehmen werde, wenn ich als großer Gelehrter und Narr unter tauſend Büchern ſitze, und ſie Eines nach dem Andern durchleſe und ausziehe, und wie mir dabei heiß wird und ich ſeufze: ach! wie glücklich war ich in frühern Zeiten, da ich noch leicht wie ein Schneidergeſell, den man in der Herberge das Felleiſen geſtohlen, durch Feld und Wald zog, und überall ohne Geographie und Führer den Weg und jeden Abend ein Wirthshaus fand. Aber es iſt Zeit, daß ich das Schwärmen einſtelle und mich in eine Arche zurückziehe; denn ich ſehe die Sündfluth kommen. Vierzig Monate wird ſie dauern, und dann, wenn die Gewäſſer abgelaufen ſind und der Regenbogen am Himmel ſteht, werde ich mit einer verſöhnlichen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution hervortreten, voller Liebe und Feuchtigkeit — und da alsdann alle Rezenſenten erſoffen ſeyn werden, das einzige Rezenſentenpaar ausgenommen, das ich aus Liebe zur Naturgeſchichte in meine Arche gerettet, ſo wird auch mein Werk allgemeinen Beifall finden, wenn es ihn verdient. Auch denke ich daran, wie ich meine baldigen grauen Haare verberge, sei e unter einem Lorbeerkranze, sei es unter einer Schellenkappe — gleichviel. Nun gefragt.

Von den bedeutenden Männern, welche in der französischen Revolution eine wichtige Rolle gespielt, leb noch Mancher, wie Lafayette, Talleyrand, die Lameths Aus diesen lebendigen Quellen schöpfen zu können ist ei großer Vortheil. Aber man muß die noch kurze Zei benutzen ehe sie der Tod entführt, oder sie altersschwac werden. So lebt Sieyes noch, aber wie ich höre i großer Geistesschwäche. Auch von den Volksmassen welche die Revolution unter freiem Himmel getrieben leben in Paris noch ganze Schaaren. Man sollte e nicht denken — kürzlich hat die Regierung Allen, welch an der Bestürmung der Bastille Theil genommen, ein Pension bewilligt und es fanden sich noch fünf bi sechshundert von jenen Sappeurs der Monarchie, di noch am Leben sind und deren Namen der Moniteu mittheilte. Auch diese zu berathen ist nützlich, um vo den entscheidenden Gassengeschichten, und den seitden so sehr umgestalteten Schauplätzen der französische Revolution eine lebhafte Anschauung zu gewinnen.

Dienstag, den 13. November.

Ein herrliches deutsches Buch habe ich hier gelesen schicken Sie gleich hin es holen zu lassen. Brief eines Narren an eine Närrin. Auch in Hamburg bei Campe erschienen, der seine Freude daran hat die Briefe aller Narren an alle Närrinnen drucken z lassen. Es ist so schnell abwechselnd erhaben und tief daß Sie vielleicht müde werden es zu lesen, ich bi es selbst geworden und bin doch ein besserer Kopfhänger als Sie. Aber es ist der Anstrengung werth. De Narr ist ein schöner und edler Geist und so unbekümmert um die schöne Form, welcher oft die besten Schrift ſteller ihr Beſtes aufopfern, daß dieſe, wie jede Kokette, weil verſchmäht, ſich ihm ſo eifriger zudringt. Der Verfaſſer ſchreibt ſchön ohne es zu wollen. Er iſt ein Republikaner wie alle Narren; denn wenn die Republikaner klug wären, dann bliebe ihnen nicht lange mehr etwas zu wünſchen übrig und ſie gewönnen Zeit ſich zu verlieben und Novellen zu ſchreiben. Nichts kommt ihm lächerlicher vor als das monarchiſche Weſen, nichts ſündlicher gegen Gott und die Natur. Er theilt meinen Abſcheu gegen die vergötterten großen Männer der Geſchichte und meint, die ſchöne Zeit werde kommen, wo es wie keine Hofräthe, ſo auch keine Helden mehr geben wird. Die Klügſten unter den Gegnern des Liberalismus haben dieſen immer vorgeworfen, es ſei ihm gar nicht um dieſe oder jene Regierungsform zu thun, ſondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage dieſe Sünde ſchon zwanzig Jahre in meinem Herzen und ſie hat mich noch in keinem Schlafe, in keiner gefährlichen Krankheit beunruhigt. Die Tyrannei der Willkühr war mir nie ſo verhaßt, wie die der Geſetze. Der Staat, die Regierung, das Geſetz, ſie müſſen alle ſuchen ſich überflüſſig zu machen, und ein tugendhafter Juſtizrath ſeufzt gewiß, ſo oft er ſein Quartal einkaſſirt und ruft: O Gott! wie lange wird dieſer elende Zuſtand der Dinge noch dauern? Und bei dieſer Betrachtung hat der Verfaſſer eine ſchöne Stelle, die ich wörtlich ausſchreiben will. „Freilich iſt das Firmament ein Staat, und Gott ein Monarch, der ſich „die Geſetze und die Bahnen unterordnet; aber die „Sterne des Himmels werden einſt auf die Erde fallen, „und Gott wird ſein ſtrahlendes Scepter und die Sonnenkrone von ſich werfen, und den Menſchen weinend „in die Arme fallen, und die zitternden Seelen um „Vergebung bitten, daß er ſie ſo lange in ſeinen allmächtigen Banden gefangen gehalten.“ Küſſen Sie den Unbekannten in der Seele, der über die Wehen, die Geburten und Misgeburten dieſer Zeit ſo ſchöne Dinge geſagt. Auch eine betrübte räthſelhafte Erſcheinung unſerer Tage, erklärt der Verfaſſer gut. Woher kömmt es: daß ſo Viele in Deutſchland, die früher freiſinnig geweſen, es ſpäter nicht geblieben? Spötter werden ſagen: ſie haben ſich der Regierung verkauft; ich aber möchte nie ſo ſchlecht von den Menſchen denken. Ich war immer überzeugt, daß ein Wechſel der Hoffnung, gewöhnlich dem Lohne vorausginge, mit dem Regierungen, zur Aufmunterung der Tugend, dieſen Wechſel bezahlten. „Sie konnten den Nachwuchs „eines neuen Geſchlechtes nicht ertragen; ſie wollten „nicht, daß man munterer, dreiſter, dem gemeinſchaftlichen Feinde die Spitze bieten könne. Es iſt in „Frankreich ebenſo gegangen. Die in der alten franzöſiſchen Kammer einſt die äußerſte Linke bildeten, „die ausgezeichnetſten Glieder der ehemaligen Oppoſition „ſind nur darum in die rechte Mitte des Centrums „hinaufgerückt, weil ſie nicht ertragen mochten, daß „eine Weisheit, die ihnen geborgt war, ſich in jugendlichern Gemüthern lebendiger bethätigte. So ſind in „Deutſchland die ehemaligen Heerführer des Liberalismus die loyalſten Organe der Regierung geworden. „Früher ſprachen ſie allein über gewiſſe Wahrheiten, „jetzt thun es ihnen hundert Andere nach.“

An dem Buche habe ich nichts zu tadeln, als ſeinen Titel. Man ſoll ſich nicht toll, oder betrunken ſtellen wenn man die Wahrheit ſagt. Auch nicht einmal im Scherze ſoll man eine ſolche Maske vorhalten, denn es gibt unwiſſende Menſchen genug, welche die Vermummung als einen Beweis anſehen, daß man nicht jeden Tag das Recht habe die Wahrheit zu ſagen, ſondern nur während der Faſtnachtszeit und in der Hanswurſtjacke. Ueberhaupt ſollten wir jetzt keinen Spaß machen, damit die großen Herren erkennen, daß uns gar nicht darum zu thun ſei, witzig zu ſeyn, ſondern ſie ſelbſt zu witzigen.

Mittwoch den 14. November.

Ich muß noch einmal auf die Briefe eines Narren zurückkommen; das Wichtigſte hätte ich faſt vergeſſen. Stellen Sie ſich vor es wird in dem Buche erzählt: der goldene Hahn auf der frankfurter Brücke ſei abgenommen worden, und unſere Regierung habe es auf Befehl der Götter des tariſchen Olymps thun müſſen, weil der Hahn ein Symbol der Freiheit ſei, der, ob er zwar nicht krähen könnte, ſintemal er von Meſſing iſt, doch als Kräh-Inſtrument in dem Munde eines ſachſenhäuſer Revolutionairs Staats- und diner-gefährlich werden könnte. Es wäre merkwürdig! aber ich glaube es nicht. Vielleicht war es ein Scherz von dem Verfaſſer, oder er hat es ſich aufbinden laſſen. Aber was iſt in Frankfurt unmöglich? Ich bitte, laſſen Sie doch **** auf die Sachſenhäuſer Brücke gehen und nach dem uralten Hahne ſehen. Iſt er noch da, dann werde ich den närriſchen Briefſteller öffentlich als einen Verläumder erklären.

Donnerſtag den 15. November.

Heute marſchieren die Franzoſen in Belgien ein, angeblich nur um Antwerben zu erobern, vielleicht aber auch um den König Leopold gegen ſein eigenes Land zu ſchützen, das ſeiner in den nächſten Tagen überdrüſſig werden dürfte. Den Franzoſen gegenüber ziehen ſich die Preußen zuſammen, darauf zu wachen daß das Volk in ſeiner Luſt nicht übermüthig werde, und ſich nicht mehr Freiheit nähme, als man ihm zugemeſſen. Was iſt dieſes Frankreich geſunken! Wenn noch ein Stäubchen von Napoleons Aſche übrig iſt, es müßte ſich jetzt entzünden. Gleich ſchwach und verächtlich wie heute, war Frankreich unter den Direkloren; aber die Ohnmacht damals war zu entſchuldigen, ſie war Erſchöpfung nach einem ungeheuern Tagewerke. Die jetzige Regierung aber iſt ſchwach und ſchlaff von vielem Schlafen. Und der Ernſt gegen Holland ſoll nur Komödie ſeyn, geſpielt der doktrinären Regierung Gelegenheit zu geben mit Kraft zu paradiren, daß ſie ſich befeſtige; denn von den Doktrinärs erwartet die heilige Allianz den Ruin Frankreichs. Es iſt die wohlfeilſte Art Krieg zu führen. Schon um acht Uhr dieſen Morgen erhielt ich ein Billet von einem guten Freunde von Rentier, der mich auf heute zu Tiſche bittet, um ihm den Triumph des Juſte-Milieus feyern zu helfen. Ich werde eſſen und lachen. Ich fange an einzuſehen, daß die Menſchheit kein Genie hat für die Wiſſenſchaft. Seit einigen tauſend Jahren geht ſie in die Schule und ſie hat noch nichts gelernt. Gott hätte ſie nicht ſollen zum Studieren beſtimmen, ſondern ein ehrliches Handwerk lernen laſſen.

Die arme Berry! Ihr verzeihe ich Alles, denn ſie iſt Mutter, und ſie glaubt an ihrem Rechte. Das iſt ihr von der früheſten Kindheit an gelehrt worden wie der Katechismus. Die heilloſen Königs-Pfaffen aber, die Bürgerblut für Waſſer anſehen, womit ſie ihren verkümmerten Thron-Sprößling begießen — Dieſe möchte ich Alle in dem Stübchen hinter dem Kamine einſperren, in welchem die Berry ſich verſteckt hatte, und dann wollte ich das Feuer recht ſchüren. Was aber die neue Geſchichte ſchöne Romane ſchreibt! wer es ihr nachthun könnte! Es that mir noch niemals ſo leid als jetzt, daß ich keine Geſchicklichkeit zu ſo etwas habe. Das Ereigniß mit der Berry, welch ein herrlicher Stoff zu einem Romane. Ihr Verräther der getaufte Jude, welch ein ſchönes Nacht- und Rabenſtück! man begreift nicht warum dieſer Judas katholiſch geworden iſt. Als hätte er als Jude nicht auch ein Schurke werden können. Ich glaube es iſt kein gewöhnlicher Böſewicht; ſein Gewiſſen hat eine halbe Million gekoſtet, und er iſt blaß geworden, als er den Verrath vollendete.

Ein Münchner Bierbrauer und der Dr. Lindner, werden mit dem Könige Otto nach Griechenland ziehen, um dort baieriſch Bier und ruſſiſche Treue einzuführen. Griechenland ſoll ein Theil des deutſchen Bundes werden, und die griechiſchen Zeitungen müſſen Alle in deutſcher Sprache geſchrieben werden, damit ſie der Hofrath Rouſſeau verſtehe, der zum Cenſor in Nauplia ernannt worden iſt. Carove tritt zur griechiſchen Religion über und wird Conſiſtorial-Rath in Athen. Der Profeſſor Bömel wird Cenſor aller griechiſchen Claſſiker, die ohne Cenſur nicht neu gedruckt werden dürfen. Dieſe Neuigkeiten ſtanden geſtern Abend im Meſſager.

Adieu für heute.

Dritter Brief.

Paris, Mittwoch den 21. November 1832.

Schon geſtern wollte ich zu ſchreiben anfangen; aber da lag mir der Schrecken von Vorgeſtern zehn Pfund ſchwer in den Fingern, und ich konnte nicht. Sie wiſſen jetzt, daß man unſern guten König hat umbringen wollen, und daß die beſte aller Republiken n großer Gefahr war. Nie hat ſich die Vorſehung ſo länzend gezeigt als dieſes Mal. Sie hat nicht allein erhindert, daß der König getroffen werde, welches ihr ls Leibwache der Fürſten Pflicht war; ſondern ſie hat uch verhindert, daß keiner von den Hunderten von Licht-Königen, die den König eng umſchloſſen und m die ſie ſich nicht zu bekümmern hat, verletzt werde. Sie hat noch mehr gethan. Sie hat, was ihr ein eichtes geweſen wäre, den Mörder (oder den Elenden, wie die Miniſter in allen Blättern ſagen) nicht den Händen der Gerechtigkeit überliefert, ſondern ihn entwiſchen laſſen, damit er ohne Buße ſterbe und jenſeits in ewiger Verdammniß leide. Der Mörder gab ſich alle mögliche Mühe entdeckt zu werden, aber es half ihm nicht. Statt einen andern Tag zu wählen, wo dem Könige, da er weniger bewacht iſt, ſo leicht beizukommen wäre, wählte er gerade einen Tag, wo viele tauſend Soldaten alle Straßen beſetzt hielten, wo unzählige Polizei=Agenten unter dem Volke gemiſcht waren, und der König ſelbſt von einem dichten undurchdringlichen Gefolge umpanzert war. Statt ſich auf die freie Straße hinzuſtellen, wo nach der That Hoffnung zur Flucht blieb, ſtellte ſich der Mörder auf die Brücke, wo auf zwei Seiten nicht auszuweichen war, und die zwei engen Zugänge augenblicklich geſperrt werden konnten, wie es auch wirklich geſchehen. Die Kugel war nirgends zu finden, und der König war naiv genug Abends bei Hofe zu erklären, er habe die Kugel nicht ziſchen hören. Sehen Sie, das nennt man regieren, und wenn Sie das jetzt nicht begreifen, bleiben Sie dumm ihr Leben lang. Bei dieſer Gelegenheit aber konnte ich mich ſchämen, daß ich, ein Liberaler, erſt mit anderthalb Jahren begreife, was die Abſolutiſten ſchon längſt verſtanden und erklärt haben: daß nämlich nichts lächerlicher ſei als eine conſtitutionelle Monarchie. Wenn in Petersburg, Wien und Berlin ſolche Polizei=Komödien aufgeführt werden, dort, wo nur Kinder und unerfahrne Menſchen auf der Galerie ſitzen, die alles für Ernſt nehmen, und gleich Kotzebue's Landedelmann in der Reſidenz, im Stande ſind einen Schauſpieler durchzuprügeln, der als Graf Leiceſter die ſchöne Maria Stuart verrathen — dort hat doch der Spaß einen Zweck, und findet ſich ja einmal ein naſeweiſer Theater=Kritiker, der das Spiel beurtheilt, dreht man ihm den Hals um. Hier aber, wo Oeffentlichkeit, wo Preßfreiheit herrſcht, wo tauſend Menſchen es laut ausſprechen, es ſei ein Polizeiſchuß geweſen — wozu? Darum iſt eine conſtitutionelle Monarchie ein lächerliches Ding, darum bin ich Republikaner geworden, und verzeihe es den andern, wenn ſie Abſolutiſten ſind. Einer von uns wird den Sieg davon tragen; das Juſte=Milieu aber, dieſe Misgeburt mit zwei Rücken, beſtimmt auf beiden Seiten Prügel zu bekommen — wird ſie bekommen und wird, nachdem ihm aller Saft ausgedrückt worden, wie eine Citronenſchale auf die Gaſſe geworfen werden.

Aber in dieſem Augenblicke erhalte ich Ihren Brief und ich will mich eilen ihn zu beantworten, ehe das Gemetzel in Antwerpen angeht, das vielleicht die Sperrung des Poſtenlaufs nach Deutſchland zur Folge haben kann. Die Holländer in der Citadelle haben zweihundert Mörſer, die Franzoſen in der Stadt vierhundert. Dieſe ſechshundert Mörſer können in Zeit von einer Stunde zwölftauſend Menſchen zerſtoßen. Dann gäbe es zwar zwölftauſend Narren weniger in der Stadt; aber ſie dauern mich doch die armen zerquetſchten Menſchen! Es bleiben ſo viele Narren noch übrig, daß man den kleinen Abgang nicht ſpüren wird. Sich todt ſchießen zu laſſen um einen Taufnamen, daß ein König Wilhelm oder Leopold heiße! Die Erde iſt das Tollhaus der Welt und alle Narren des Firmaments ſind da verſammelt.

Es darf Sie nicht wundern, daß die vier Bände Tugend von Balzac mir keine Langeweile gemacht. Denn erſtens iſt es weibliche Tugend, die mich nicht hindert, ich meine nicht mehr. Dann ſind es gerade icht immer tugendhafte Perſonen die auftreten, ſonern im Gegentheile. Nachdem man aber mit den ndern den Blumenweg der Untugend gewandert, ſtellt er Verfaſſer tugendhafte Betrachtungen an, die man ch gefallen läßt, weil ſie nichts koſten, denn man hat den Profit voraus. Aber ich kann Ihnen den Balzac nicht genug loben. Noch ein anderes Werk liegt auf meinem Tiſche von dem nämlichen Schriftſteller; ich habe es aber noch nicht geleſen. Physiologie du mariage ou méditations de philosophie éclectique sur le bonheur et le malheur conjugal. Publiée par un jeune célibataire. Zwei Theile. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mit Ihnen von dem Buche ſprechen kann; denn ich will es nicht blos leſen, ſondern ſtudiren. Und warum ſtudiren? Darüber hängt noch der Schleier des Geheimniſſes; aber man wird erſtaunen zur gehörigen Zeit. Wichtige Dinge ſind im Werke.

Schicken Sie mir doch künftig zur Erleichterung des Briefporto's ein Verzeichniß derjenigen Perſonen in Frankfurt, die noch nicht arretirt ſind. Sie treiben es dort in's Große und es fehlt ihnen wenig mehr zu einer Macht des erſten Ranges. Wenn ſie in Frankfurt einen Jarke gebrauchen, ſollten ſie ſich an mich wenden; ich habe hier einen guten Freund, der gar zu gern ein Spitzbube werden möchte; er hat aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Er beſucht mich um keinen Preis und weicht mir aus ſoviel er kann, aus Furcht für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden und dadurch ſeinem Fortkommen zu ſchaden. Nach dem Eſchenheimer Thurm wäſſert mir der Mund, ich möchte gar zu gern darin ſitzen. Welch' ein romantiſches Gefängniß! Auf der einen Seite die Ausſicht nach der Promenade, auf der andern in die Zimmer des Herrn von Nagler. Sein erſter Legationsſekretair ſtünde den ganzen Tag am Fenſter, meine Seufzer zu dechifriren. Welch' einen ſchönen Roman könnte unſer Frankfurter Walter Scott daraus machen! Iſt es wahr, daß der Senat den Mehlberg will befeſtigen laſſen, angeblich gegen die Franzoſen, eigentlich aber um die rebelliſchen Frankfurter im Zaune zu halten, und daß man alle Staatsverbrecher nach der Brückeninſel deportiren will? Geſtern in der Kammer hat man davon geſprochen.

Hören Sie. Ein Deutſcher hier, der ſich für die Auswanderung nach Amerika intereſſirt und dafür ſchreibt, forderte mich neulich auf, auch dahin zu ziehen. Ich antwortete ihm: das thäte ich wohl gern, wenn ich nicht fürchtete, daß, ſobald unſerer Vierzigtauſend am Ohio wären, und nun der neue Staat organiſirt werden ſollte, von dieſen vierzigtauſend guten deutſchen Senaten, neun und dreißig tauſend neun hundert und neunzig, den Beſchluß faſſen möchten, ſich aus Deutſchland ein geliebtes Fürſtenkind zum Oberhaupte kommen zu laſſen. Es war ein Scherz des Augenblicks; aber nachdem er verſchallt, fiel mir bei wie viel Ernſt in der Sache ſey. O! wäre ich nur ſicher in meiner Vermuthung — auf der Stelle ginge ich nach Amerika, blos um unſterblich zu werden; denn es wäre ein gewürzhafter Spaß, der mich einbalſamirte, meine Gebeine ein Jahrtauſend gegen Verweſung ſchützte — es wäre ein unſterblicher Spaß.

Donnerſtag den 22. November.

Die Rede, mit welcher der König die Kammer eröffnet, iſt wieder die alte Vorrede der Tyrannei. Die Regierung erklärt ſich für ſchwach und verlangt Kraftbrühen. Man weiß aus welchen Beſtandtheilen dieſe zuſammengeſetzt werden: förmliches Recht zu jedem beliebigen Unrechte, Unterbrechung der Conſtitution und Belagerungszuſtand, ſo oft man Furcht hat, beſonders Beſchränkung der Preßfreiheit, um der heiligen Allianz eine Bürgſchaft für Frankreichs Ohnmacht zu geben. Vielleicht fällt aber noch heute eine Bombe aus Antwerpen in den Topf. Die Kammer hat geſtern ihre Majorität ausgeſprochen. Sie hat ſich nicht für die linke Seite erklärt, aber auch nicht für die Doktrinairs. Düpin iſt zum Präſidenten ernannt worden, er wird alſo Miniſter werden. Sein Blatt iſt der Conſtitutionell, daraus können Sie alſo ſein Syſtem kennen lernen. Es iſt aber beſſer, Sie leſen den Balzac. Ich bin ſo kleinlaut und genügſam geworden, daß ich mit Düpin zufrieden genug bin. Da mir eigentlich nur an Deutſchland liegt, ſo hoffe ich, daß Düpin Caſimir Perriers Krämer-Politik gegen das Ausland nicht fortſetzen wird.

Daß ſich Dr. Bunſen ſteif gemacht, das hat mich ſehr amuſirt. Wenn ſich alle ſteiften, ginge alles beſſer. Aber wenn man einen Deutſchen in's Gefängniß führt, iſt er im Stande und zieht Schuhe an, um recht flink zu gehorchen.

Adieu. Ich gehe auf die Börſe um Neuigkeiten zu erfahren. Das thue ich jetzt oft. Man hat geſtern einen jungen Mann arretirt, der den Schuß nach dem König gethan haben ſoll. Er hat dadurch ſich verdächtig gemacht, daß er ſeine großen Backenbärte abſchneiden ließ. Was man vorſichtig ſein muß! Gerade heute wollte mir der Barbier auch meine Backenbärte ſtutzen; aber aus Furcht die Polizei könnte denken, ich wollte mich unkenntlich machen, ließ ich es nicht geſchehen. Ich warte damit bis der Mörder eingeſtanden, dann bin ich ſicher.

— Ich danke es den unbekannten Freunden ſehr, daß ſie mir die Polizeihunde angeben, die nach Paris geſchickt werden. Zwar bringt mir ſelbſt die Warnung keinen Nutzen, da ich nichts zu vertrauen habe und auch keinem trauen würde als dem Teufel ſelbſt, der eigentlich ein ehrlicher Mann, weil er ſich für nichts anders ausgiebt als was er iſt. Aber es giebt Andere hier, die etwas zu verſchweigen haben und welche von der ſchwarzen Magie der heiligen Allianz nicht viel wiſſen. Dieſe werde ich warnen. Uebrigens ſo oft ein

Liberaler als ein Judas ausgegeben wird, muß man das ohne Unterſuchung nicht annehmen. Es iſt eine von den Künſten der Polizei, um unter den Patrioten Mistrauen zu erregen und Verbindungen zu verhindern. Ich werde ſehen. Es iſt etwas in den Augen eines Menſchen was der geübteſte Schurke nicht in ſeiner Gewalt hat. Dieſes Etwas verräth ihn. Adieu!

Vierter Brief.

Paris, Samſtag den 21. November 1832.

Abends. Heute Mittag ging das Ungeheuer von Briefträger an meinem Hauſe vorbei und brachte mir nichts. Darüber war ich ſehr verdrießlich, ging früher als gewöhnlich aus und beſuchte die **** Aber es gelang mir nicht, Sie dort zu vergeſſen. Auch war es thörigt, daß ich es verſucht. Iſt ein Frauenzimmer langweilig, kommen Sie mir zurück; iſt ſie liebenswürdig, noch mehr, es iſt keine Rettung als ich bleibe bei Ihnen. Gegen ſieben kam ich nach Hauſe. Da lag der Brief auf meinem Pulte ...

Den Gedanken des ****, ſtatt einer förmlichen franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte, franzöſiſche Revolutions=Charaktere zu beſchreiben, hatte ich früher ſelbſt ſchon gehabt. Er hat aber auch darin Recht, daß dieſes eben ſo viel Arbeit als eine vollkommene Geſchichte nöthig machen würde. Robeſpierre war die höchſte Spitze der Revolution und da hinauf zu kommen, müßte ich auch den ganzen Weg zurücklegen; nur brauchte ich freilich mich nirgends ſo lange aufzuhalten, als wenn ich die ganze Geſchichte beſchriebe. Aber *** hat Unrecht, wenn er meint ich wäre zu viel Patriot, nicht unbefangen genug. Ich bin es nur zu ſehr, zu ſehr Fataliſt. Ich würde den Adel entſchuldigen, wie es noch keiner gethan; aber freilich auch Robespierre. Ich übernähme es, alle rein zu waſchen von ihren Sünden, die Ariſtokraten von ihren Roſtflecken, die Demokraten von ihren Blutflecken — nur nicht die welche Geld genommen wie Mirabeau. Dieſen Schmutz nimmt keine Liebe weg.

Alſo mit dem Brückenhahn war es gelogen? Da ſehen Sie, da ſehen Sie, ſo ſind die Liberalen! Mit Feuer und Schwert ſollte man das Geſindel ausrotten. Nichts als Lug und Trug und Brand und Mord und Plünderung! So iſt es auch vielleicht nicht wahr, was in einigen franzöſiſchen Zeitungen ſteht: Daß die Sachſenhäuſer die Staatsgefangenen zu befreien geſucht, und daß darüber ein Aufruhr ſtatt gefunden: warum ſchreiben Sie mir denn gar nichts davon? Sie glauben es nicht, welche lächerliche Lügen über Deutſchland täglich in den hieſigen Blättern ſtehen. So las ich heute in der Tribüne: der bekannte Vidocq ſei als Profeſſor der Spitzbüberei nach Heidelberg berufen worden, mit drei tauſend Gulden Gehalt und dem Titel als geheimer Hofrath. Soviel iſt gewiß, daß Vidocq von der Pariſer Polizei ſeinen ehrenvollen Abſchied bekommen, und daß er weggereiſt, man weiß nicht wohin? Nur geſchwind von etwas anderem, ſonſt komme ich in die Fronterie hinein — und in die Effronterie.

Von Diderots Briefen an ſeine Freundin (Mademoiſelle *Volland* hieß ſie) habe ich Ihnen im vorletzten Winter geſchrieben. In dieſen Tagen las ich die Fortſetzung. Da wir — Diderot und ich — ſeitdem zwei Jahre älter geworden, bewunderte ich noch mehr die Jugendlichkeit dieſes Mannes. So viel Punkte, ſo viel Küſſe ſind in ſeinen Briefen. Und die unnachahmliche Kunſt, daß man durch die zehen Jahre, die der Briefwechſel dauert, nie merkt, wie alt *ſie* denn eigentlich iſt. Anfänglich war ich ein dummer tugendhafter Deutſcher und urtheilte: weil er mit ihr von gewiſſen Dingen auf eine gewiſſe Art ſpricht, muß ſie wohl ihre Jugendzeit hinter ſich haben. Als ich aber den dritten Band las, ſah' ich ein wie ich mich geirrt. Da ſpricht Diderot einmal von und mit ſeiner eigenen Tochter, die ſechszehen Jahre alt iſt. Nein, das Blut kann einem dabei gefrieren! Ueber Dinge in welchen ein Frauenzimmer nicht eher Schülerin werden darf, als bis ſie Meiſterin geworden, und worin ſie nur die Erfahrung belehren ſoll, wird Diderots Tochter von ihrem Vater wiſſenſchaftlich unterrichtet. Und er erzählt ſeiner Freundin umſtändlich und mit väterlichem Entzücken, wie verſtändig ſich ſeine Tochter dabei benommen. Gut — ſagt ſie zuletzt — wir wollen keine Vorurtheile haben; aber der Anſtand, die Uebereinkunft, der Schein iſt zu achten. Dann ſpricht ſie von Geiſt und Materie wie Holbach und die Andern. Der Satan von ſechszehen Jahren erkennt keine Seele an. Sie trägt an dem Tage eine Art Haube, die man damals Caleche nannte. Sie lächelt, ſagt ihrem Vater, wie auf der Straße ſie alle jungen Leute ſchön fänden, und wie ihr das Freude mache. „Ich will „lieber Vielen ein wenig gefallen, als Einem viel.“ Der Vater weint vor Freude. Gott! wann ich eine ſolche Tochter hätte — es käme auf die Jahreszeit an — Sommers würde ich ſie in das Waſſer, Winters in den Kamin werfen. Doch genug moraliſirt. „Ich bin des trocknen Tones ſatt, muß wieder einmal den Teufel zeigen.“ Hören Sie. —

Damals kam ein König von Dänemark, blutjung, erſt neunzehen Jahre alt nach Paris. Les deux rois se sont vus. Ils se sont dit tout plein des choses douces: — vous ètes monté bien jeune sur le Trône! — Sire, vos sujest ont encore été plus heureux que les miens. — Je n'ai point encore eu l'honneur de voir votre famille. — Cela ne se peut pas: vous ne nous restez pas assez de tems, ma famille est si nombreuse;

ce sont mes sujets. — Et puis tous les Crocodiles qui étaient là présent se sont mis a pleurer. — Ueber den Brutus! der König von Dänemark beſuchte Diderot in ſeiner Wohnung im vierten Stocke und blieb zwei Stunden bei ihm. An dem nämlichen Tage traf er ihn Abends bei Holbach. Dieſer wußte nicht, daß Diderot den König ſchon geſehen, und hatte ſeine heimliche Freude daran, daß Diderot glaube er ſpräche mit einem gewöhnlichen Menſchen. Und Diderot lachte heimlich über Holbachs Täuſchung. Und wie liebenswürdig dieſer König ſei (er war den größten Theil ſeines Lebens und ſtarb 1808 wahnſinnig). Und was er ſchönes während ſeines Aufenthalts in Paris geſprochen — über alle dieſe Erbärmlichkeiten zu ſprechen, wird der Philoſoph Diderot nicht müde. So ſind die Liberalen!

Etwas was ich früher nicht bemerkt, iſt mir beim Leſen von Diderots Briefen plötzlich klar geworden. Es iſt zum Erſtaunen! Voltaire ſtarb eilf Jahre, Diderot fünf vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution. Andere berühmte Staatsphiloſophen des achtzehenten Jahrhunderts haben noch länger herabgelebt. Und keiner dieſer Schriftſteller (wenigſtens ſo viel ich mich erinnere) hatte auch nur eine Ahndung von dem Herannahen einer ſocialen Umwälzung Frankreichs. Ja man kann nicht einmal ſagen, daß ſie einen deutlichen ſyſtematiſchen Wunſch darnach ausgeſprochen. Sie tadelten zwar viel und ſtark die beſtehende Ordnung der Dinge; aber ihr Eifer war doch mehr gegen die Staatsverwaltung als gegen die Verfaſſung gerichtet. Rouſſeau's Syſtem machte auf praktiſche Wirkung gar keinen Anſpruch. Voltaire ſchrieb nie auch nur ein einziges Wort gegen den Adel. Nur von Chamfort iſt mir bekannt, daß er aufrühreriſche Wünſche und Hoffnungen ausgeſprochen; aber das geſchah ſehr ſpät, nur in vertrauter mündlicher Unterhaltung, und ſeine

Gleichgeſinnten ſelbſt haben ihn wie einen tollen Menſchen angehört. Der Haß und der Kampf aller jener revolutionären Schriftſteller waren nur gegen die Geiſtlichkeit gerichtet. Es ſcheint alſo daß die geiſtliche Macht, wenn auch nicht die ſtärkſte, doch die vorderſte und höchſte Mauer bildete, welche als Befeſtigung die Tyrannei umzog, und daß man erſt, nachdem dieſe Mauer durchbrochen war, dahinter Adel und Fürſtenthum als Graben und Wall, gewahrte, ausfüllte und ſtürmte. Waren ſelbſt damals die Philoſophen ſo blind, darf man ſich über die Verblendung des Adels und der Fürſten gewiß nicht wundern. Wie wurden die franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts von allen Großen geliebkoſt! Freilich ſtellten ſie ſie nicht höher als gute Schauſpieler und ſchöne Operntänzerinnen; aber ſie wären gewiß nicht ſo freundlich geweſen, hätten ſie deren Gefährlichkeit eingeſehen. — Quand la raison vient aux hommes? — wollte Diderots Freundin wiſſen. Le lendemain des femmes, et ils attendent toujours ce Lendemain — antwortete er.

Fünfter Brief.

Sonntag den 25. November.

Iſt es wahr, was heute die hieſigen Blätter erzählen, daß die Polizei in Frankfurt ſo unverſchämt geweſen, dort den Frauenverein vor ihr brutales Gericht zu laden, weil er für die vertriebenen und eingekerkerten Patrioten, Geldbeiträge geſammelt und daß der Frauenverein ſich die große Freiheit genommen, die Polizei auszulachen und nicht zu erſcheinen? Es wäre gar zu ſchön, und daß die Männer erſt von ihren Frauen lernen müſſen, wie man den Muth habe ſich

dem Uebermuthe entgegen zu ſetzen. Jch ſage ni
die Deutſchen wären feige, denn ich bin ein war
Anhänger von Lichtenbergs menſchenfreundlicher M
ral. Lichtenberg aber behauptet, es ſei boshaft u
lächerlich, eine Tugend die irgend ein Menſch nur
kleinen Grade beſitzt, Laſter zu nennen. Statt zu
gen ein Menſch habe einen kleinen Grad von Thät
keit, einen kleinen Grad von Verſtand, ſage man
ſei faul, dumm. Jch thue das nicht. Jch lobe
Deutſchen, daß ſie einen kleinen Grad von Muth
ben. Nur das tadle ich, daß ſie nicht alle ih
Pfennigsmuth in eine gemeinſchaftliche Kaſſe werf
wodurch ſich die Nation zu ihrem eignen Erſtau
eine Million von Heldenthum ſammeln könnte. Es
unglaublich, was man durch eine beharrliche und
gemeine Aſſociation, ſelbſt der kleinſten Kräfte für
große Macht bilden kann. Kürzlich wurden den e
liſchen Miniſtern, welche für die Reformbill geſtimm
von einem Theile der Stadt London große gold
Becher als Zeichen des Dankes überreicht. Jeder
Beitragenden hatte nur einen Pfennig gegeb
Aber es waren dreimalhundert tauſend Pfennige. W
unter den dreißig Millionen Deutſchen, nur ſechs M
lionen, jeder nur eine Minute lang Muth hätte
und ſo lange hat ihn ſelbſt ein Haſe, der von H
den verfolgt, ſich zuweilen auf die Hinterfüße ſetzt
ſo hätten die ſechs Millionen Helden zuſammengere
net Muth auf zwölf Jahre, und reichte der auch ni
hin den Senator Miltenberg und den Herrn v. Gue
einzuſchüchtern, ſo würde doch der Bundestag di
impoſanten Macht nicht widerſtehen können. Aſ
ciation — das iſt das ganze Geheimniß. Die
pfern Würtemberger Liberalen haben alle eine Min
Muth, ſie verſtehn aber nicht Stunden und Tage d
aus zu machen, wodurch ſie den falſchen aber tra
gen Schein gewinnen als wären ſie feige. Neu

hat der König von Würtemberg einigen hochgeachteten Deputirten in Stuttgard auf ihr Allerunterthänigſtes Anſuchen, die allergnädigſte Erlaubniß ertheilt, ſich jede Woche einmal, an einem beſtimmten Tage, in einem Hauſe außerhalb der Stadt zu verſammeln, um die Paragraphe der Verfaſſung juriſtiſch zu erläutern — juriſtiſch nur, bei Leibe nicht politiſch — ſetzte das menſchenfreundliche königliche Reſcript, mit aufgehobenem Finger lächelnd drohend, hinzu. So verfährt eine gute Polizei auch mit dem Schießpulver und allen ſtinkenden Gewerben. Zur Stadt hinaus! Nun, ich nehme die allergnädigſte königliche Erlaubniß nicht übel, im Gegentheile, ich finde ſie ſehr erhaben. Aber, daß die Deputirten um ſolche Bewilligung allerunterthänigſt nachgeſucht, das empört mich. Ich mag mich gegen den guten Staberl, der mir ſo viele frohe Stunden gemacht nicht undankbar bezeigen; ſonſt würde ich das deutſche Volk mit ihm vergleichen. Ich ſah einmal Staberl als Ehemann. An einem rauhen Wintermorgen ſaß ſeine Frau vor dem Ofen und trank Chocolade. Da kam Staberl mit einem großen Korbe, der mit Gemüſen, Eiern, Hühnern angefüllt war, vom Markte zurück. Die Frau lobte oder ſchmähte den Gimpel, je nachdem ſie mit ſeinen Einkäufen zufrieden oder unzufrieden war. „Wo ſind denn die Krebſe?“ fragte die Frau. „Ach „— erwiederte Staberl — ſie ſind aus dem Korbe „geſprungen, ich ihnen nach; da ſie aber rückwärts „gingen konnte ich ſie nicht einholen.“ Darauf giebt ihm die Frau eine Ohrfeige. Aber Staberl ärgert ſich nicht, ſondern bittet ſeine Frau unterthänigſt freundlich um einen Kreuzer, ſich damit einen Bretzel zu kaufen .... Iſt das deutſche Volk nicht ein ächter Staberl. Seine Regierung, wie jede, iſt ſeine Frau, beſtimmt ſeine Wirthſchaft und Haushaltung zu führen. Statt deſſen aber geht das Volk, der Mann, auf den

Markt während die Frau Regierung ſich gütlich thut, und das Gimpelvolk bettelt bei ſeiner Regierung um einen Kreuzer, und iſt glücklich, wenn es ihn erhält! . . Und die Krebſe? Nun, das ſind die conſtitutionellen Fürſten, und die Staberl von Liberalen entſchuldigen ſich, daß ſie ſie nicht hätten einholen können weil ſie rückwärts gelaufen. Ohrfeigen den Gimpeln!

— Victor Hugo hat vor einigen Tagen ein neues Drama Le roi s'amuse auf das Theater Français gebracht. Hinein zu kommen war mir nicht möglich an dieſem Tage; denn alle brauchbare Plätze waren lange vorher beſtellt. Das Stück wurde faſt ausgepfiffen und nur mit der größten Anſtrengung vermochten die Freunde des Dichters es von gänzlichem Sturze zu retten. Ich habe geſtern einen flüchtigen Blick in die Zeitungskritiken geworfen. Alle Blätter und von den verſchiedenſten Farben verdammen das Drama. Doch ich traue nicht recht. Sie ſagen Hugo habe Scherz und Ernſt, Poſſen und erhabene Reden unter einander gemiſcht. Nicht Ariſtoteles nicht Racines Lehren habe er gekränkt — über ſolche Pedantereien ſei man längſt hinaus. Nein, die Natur ſelbſt habe er beleidigt. Es muß etwas Ungeheures ſein, was Hugo begangen; er muß eine entſetzliche Schuld auf ſich geladen haben — ſeit Müllner iſt Hugo ein Name ſchlimmer Vorbedeutung. Wir werden ſehen; in einigen Tagen wird das Stück gedruckt erſcheinen. Dazu kömmt noch, daß — auf allerhöchſte Veranlaſſung, wie wir in Deutſchland ſagen würden, die fernere Aufführung des Drama's von dem Miniſter verboten worden iſt. Um Ariſtoteles und die Natur bekümmert ſich kein Miniſter, das Verbot muß alſo einen andern Grund haben. Adieu.

Sechster Brief.

Paris, Montag den 26. November 1832.

.... Dabei fiel mir ein, wie nöthig und nützlich es wäre, einmal mit Ernſt und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern, und kindiſch-weibiſchen Männern verſtändlichen Sprache, die Gräuel und Verrücktheiten der monarchiſchen Regierungen zu beſprechen. Es iſt unglaublich mit welcher Unverſchämtheit die Fürſten und deren Götzendiener die Fieberphantaſien und Krämpfe der franzöſiſchen Revolution zu verbedachten Verbrechen ſtempeln, und dieſe Verbrechen als Nothwendigkeit, als angebohrne Natur jeder Republik darſtellen! Es iſt unglaublich, mit welcher blöden Geiſtesträgheit ſo viele Menſchen dieſe dummen Lügen annehmen; denn ſie brauchten nur die Hand nach ihrem Bücherſchranke auszuſtrecken, ſie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeſchichte zu durchblättern, um mit Schaamröthe zu erfahren, wie grob man ſie getäuſcht. Drei Jahre haben die Gräuel der franzöſiſchen Revolution gedauert, dieſe rechnet man; aber daß die ſchweizeriſche Republik jetzt ſchon fünf hundert Jahre ſchuldlos lebt, daß die amerikaniſche Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekoſtet, daß Rom ein halbes Jahrtauſend, daß Athen, Sparta, die italieniſchen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutſchlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Auguſtus bis Don Miguel, durch neunzehen Jahrhunderte, haben tauſend Königsgeſchlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! und die Gewaltthätigkeiten der franzöſiſchen Revolution haben nur das ſinnliche Glück derer zerſtört, welche jene betreffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube un Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht bloſ unglücklich gemacht, ſondern uns auch ſo umgeſchaffen, daß wir unſer Unglück verdienten. Am Grab der Schlachtopfer der Revolution darf man doch weinen; die Schlachtopfer der Fürſten verdienen kein Thränen. Darum habe ich mir vorgenommen: es ſol mein nächſtes Werk ſein, die Unſchuld der Republiken zu vertheidigen und die Verbrechen der Monarchien anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herumſtellen, vier Welttheile werde ic als Beweisſtätte auf den Tiſch legen, fünfzig Millionen Leichen denke ich, werden den Thatbeſtand de Verbrechens hinlänglich feſtſtellen, und dann wolle wir doch ſehen, was die Advokaten der Fürſten, di wortreichen Jarkes darauf zu antworten finden.

Dieſer Jarke iſt ein merkwürdiger Menſch. Ma hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er di halbe Beſoldung von Genz bekömmt. Aber er verdiente nicht deren hundertſten Theil, oder er verdient eine hundertmal größere — es kömmt nur darauf an was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute ode Schlechte an ihm. Dieſen katholiſch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir wie gewiß auch vielen andern zum nützlichen Spiel und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er giebt ſeit eine Jahre ein politiſches Wochenblatt heraus. Das iſ eine unterhaltende Camera obſcura; darin gehen all Neigungen und Abneigungen, Wünſche und Verwünſchungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden un Leiden, Aengſte und Tollkühnheiten und alle Zweck und Mittelchen der Monarchiſten und Ariſtokraten mi ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällig Jarke! Er verräth alles, er warnt Alle. Die verborgenſten Geheimniſſe der großen Welt, ſchreibt er an die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre ve ihm, und erzähle jetzt Ihnen, was ſie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerſtören, ſondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefſten, ausgebreiteſten feſteſten Wurzeln und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Meſſer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum Andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerſtört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeſchlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längſtverſtorbenen, längſtverweſten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Iſt das nicht toll? Dieſen Sommer eiferte er gegen das Feſt von Hambach. Das unſchuldige Feſt! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag der oben am Fluſſe ſoff, warf dem Schafe von deutſchem Volke, das weiter unten trank vor; es trübe ihm das Waſſer, und er müſſe es auffreſſen. Herr Jarke iſt Zunge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Heſſen, Sachſen aus; dann die engliſche Reformbill; dann die polniſche, die belgiſche, die franzöſiſche Juli-Revolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerſtörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Juli-Revolution, ſondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikaniſche und die erſte franzöſiſche Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir als ſähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide ſcharren, mit dem Gedanken ſie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen ſetzte er ſeine Schaufel, an die hundert und fünfzigjährige engliſche

Revolution, die von 1688. Bald kömmt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und ſo wird Herr Jarke endlich zum lieben Gotte ſelbſt kommen, der die Unvorſichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erſchaffen, ehe er noch für einen König geſorgt hatte, wodurch ſich die Menſchheit in den Kopf geſetzt, ſie können auch ohne Fürſten beſtehen. Herr Jarke ſolle aber nicht vergeſſen, daß, ſobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Beſoldung. Er wird wohl den Verſtand haben, dieſe eine Wurzel des Hambacher Feſtes ſtehen zu laſſen.

Das iſt der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen verſprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl andere; aber an mich gedachte er gewiß am meiſten dabei. Im letzten Sommer ſchrieb er im politiſchen Wochenblatte einen Aufſatz: Deutſchland und die Revolution. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern ſey, iſt ſchwer zu entſcheiden.

„Uebrigens iſt es vollkommen richtig, daß jene
„Grundſätze, wie wir ſie oben geſchildert, niemals
„ſchaffend ins wirkliche Leben treten, daß Deutſch-
„land niemals in eine Republik nach dem Zuſchnitte
„der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene
„Freiheit und Gleichheit ſelbſt durch die Gewalt des
„Schreckens niemals durchgeſetzt werden könne; ja es
„iſt zweifelhaft ob die frechſten Führer der
„ſchlechten Richtung nicht ſelbſt blos ein
„grauſenhaftes Spiel mit Deutſchlands
„höchſten Gütern ſpielen, ob ſie nicht ſelbſt
„am beſten wiſſen, daß dieſer Weg ohne
„Rettung zum Verderben führt und blos
„deshalb mit kluger Berechnung das Werk

„der Verführung treiben, um in einem gro-
„ßen welthiſtoriſchen Akte Rache zu nehmen
„für den Druck und die Schmach, den das
„Volk dem ſie ihren Urſprung nach angehö-
„ren, Jahrhunderte lang von dem unſrigen
„erduldet.“

O Herr Jarke, das iſt zu arg! Und als Sie dieſes ſchrieben, waren Sie noch nicht öſterreichiſcher Rath, ſondern nichts weiter als das preußiſche Gegentheil — wie werden Sie nicht erſt raſen, wenn Sie in der Wiener Staatskanzlei ſitzen? Daß Sie uns die Ruchloſigkeit vorwerfen, wir wollen das deutſche Volk unglücklich machen, weil es uns ſelbſt unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Criminaliſten und ſeiner ſchönen Imputations-Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unſere Feinde zu verderben — dafür müſſen wir uns bei dem Jeſuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für ſo dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen laſſen — dafür müſſen Sie uns Rede ſtehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutſche Volk haßten, würden wir mit aller unſerer Kraft dafür ſtreiten, es von der ſchmachvollſten Erniedrigung in der es verſunken, es von der bleiernen Tyrannei die auf ihm laſtet, es von dem Uebermuthe ſeiner Ariſtokraten, dem Hochmuthe ſeiner Fürſten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verläumdungen aller gedungenen Schriftſteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und ſo ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutſchen, dann ſchrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die ſündevolle Rache hat etwas das entheiligt werden kann.

Dienſtag den 27. November.

Meiner Wohnung gegenüber iſt eine gute und große Leihbibliothek, und weil ich es ſo bequem habe, leſe ich viel und verſchlinge alles durcheinander wie ein heißhungriger Gymnaſiaſt. Zu zwei Taſſen Thee verzehrte ich geſtern den erſten Band eines neuen Romans: Indiana, par G. Sand. Er iſt aber nicht von dem dummen Sand der nur den Kotzebue umgebracht; der Verfaſſer iſt weder ein Deutſcher noch ein Franzoſe, ſondern eine Franzöſin, die dieſen Namen angenommen. Ich habe mich nach der Verfaſſerin erkundigt und erfuhr, ſie ſei eine junge ſchöne, geiſtreiche und liebenswürdige verheirathete Dame, die aber von ihrem Manne ſich getrennt habe, um ungeſtört mit ihrem Liebhaber Apollo zu leben. Nun äußerte ich irgendwo, ich möchte die Verfaſſerin des Romans kennen lernen. Darauf bemerkte mir eine Dame: das würde für mich ſchwer zu erreichen ſein. Denn um von jenem Frauenzimmer empfangen zu werden, müſſe man jung, ſchön und liebenswürdig ſein. „Mais comme vous n'êtes qu'aimable“ . . . . . Es iſt doch ein jämmerlicher Cours, mit dem Leben 66 Prozent unter Pari zu ſtehen! Es wäre tauſendmal klüger gar Bankerott zu machen, und ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Mittwoch den 28. November.

In Frankfurt haben ſie ja den Wilhelm Tell verboten! Sie verbieten auch noch die Baſeler Lebkuchen wegen der Unruhen im Lande. Es iſt merkwürdig was die deutſchen Regierungen für ein Talent beſitzen, in die ſchrecklichſten Geſchichten Lächerliches zu bringen. Wenn ich höre was ſie thun und ſprechen, weine ich mit dem rechten Auge und lache mit dem linken. Der König von Baiern läßt ſich von allen Städten, Dörfern und Flecken ſeines Reiches Deputationen ſchicken, die ihm, ſeinem Sohn, den Baiern, am meiſten aber Griechenland ſelbſt Glück wünſchen, daß ein baieriſches Kind den griechiſchen Thron beſteigt. Was mich am meiſten kränkt iſt, daß auch die Bürger von Feuchtwangen ſtolz auf Griechenland ſind; daß ich aber als Kind eine Zeit lang unter ihnen gelebt — darauf ſind ſie nicht ſtolz die dummen Philiſter. O welche Zeiten! Jetzt muß man die bürgerlichen Reden und die königlichen Antworten hören. Hellas, Dinkelsbühl und deutſche Gauen! Denn um keinen Preis der Welt würde König Otto Griechenland anders nennen als Hellas, und die deutſchen Schmachfelder anders als deutſche Gauen. Und wie König Otto dem Bürgermeiſter von Nürnberg ſagte, er möge nicht daran vergeſſen, daß einſt Nürnberg für die deutſchen Gauen war, was Hellas für die Welt geweſen, und weil einſt Hellas die Welt mit Künſten und Wiſſenſchaften verſorgt, müſſe auch Nürnberg die deutſchen Gauen mit Künſten und Wiſſenſchaften verſorgen und Hellas und Nürnberg die wären wie zwei Brüder!

— Mit den Briefen eines Narren haben Sie Recht was die Form betrifft. Sie iſt affectirt und man merkt gleich, daß die Briefe nicht wirklich geſchrieben. Uebrigens ſind ſie gut und ſchön, und man muß ſolche Geſinnungen aufmuntern. Die Xenien und das Göthe-Büchlein und die Didaskalia ſchicken Sie mir doch, wenn ſich eine Gelegenheit findet.

— Das neue Drama von Viktor Hugo, deſſen fernere Aufführung unterſagt worden iſt, wurde aus keinem politiſchen Grunde verboten, ſondern wegen ſeiner Unmoralität. Alle Miniſter, welche die Cholera nicht gehabt haben, werden jetzt moraliſch. Das iſt eine merkwürdige Influenz! In einem der Zeitungsarikel, die aus dem berliner Kabinette eingeſchickt worden, beklagte man ſich neulich über Talleyrand, daß r die Preußen bei der londoner Conferenz betrogen habe und er wäre ſo zu ſagen ein Spitzbube. Talleyrand ein Spitzbube! Was die Unſchuld leiden muß! Und die ehrlichen Preußen jammern, daß ſie der Spitzbube überliſtet habe. Die verächtliche Schwäche der franzöſiſchen Regierung hat es dahin kommen laſſen, daß die noch verächtlichere Preußiſche wieder eine Rolle ſpielt. Schon iſt ſie ganz von Sinnen aus Hochmuth, ſie ſteht wieder im Mai 1806 und hat nur noch ein halbes Jahr bis zu Oktober. Damals wurde an Preußen der Verrath Deutſchlands, diesmal wird der Verrath Polens beſtraft.

Siebenter Brief.

Paris, Dienſtag den 4. Dezember 1832.

O theure Freundin! was iſt der Menſch? ich weiß es nicht. Wenn Sie es wiſſen, ſagen Sie es mir. Vielleicht ein Hund der ſeinen Herrn verloren. Das Leben iſt ein A b c Buch. Ein Bischen Goldſchaum auf dem Einbande iſt all unſer Glück, unſere Weisheit nichts als ba, be, bi, und ſo bald wir buchſtabiren gelernt, müſſen wir ſterben und die Unwiſſenheit fängt von Neuem an. Wer ahndet meinen Schmerz? Wer ſieht den Wurm der an meinem Herzen nagt? O! man kann eſſen und lachen und Zahnſchmerzen haben und doch unglücklich ſeyn! Wenn ich auf die Straße hinunterſehe! und ſehe die Tauſende von Menſchen vorüber gehen, und keiner weicht meinem Fenſter aus, und keiner fürchtet zerſchmettert zu werden — — — ſollte nicht jeder Menſch, wie ein Dachdecker, ein Warnungszeichen vor ſeine Wohnung hängen? Iſt man denn nur eine einzige Stunde ſeines Glückes ſicher? Iſt einer ſicher, daß er ſich nicht in der nächſten Stunde zum Fenſter hinausſtürzt, und dabei ei-

en Vorübergehenden todt ſchlägt? Aber Morgen, Ue-
ermorgen entſcheidet ſich mein Schickſal und ich bin
etzt ruhiger. Hören Sie meine jammervolle Geſchichte.
— — — — —

— Ich habe Sonntag im Theater Français Ham-
et geſehen — einen Hamlet. So etwas kann mich
echt traurig machen. Was iſt Schönheit, was Ho-
eit, ja was jede Tugend? Sie ſind nicht mehr als
was ſie erſcheinen, nichts Anders als wofür ſie jedes
ält. Wenn aber dieſer Jeder ein Volk iſt, ein
anzes Land, ein Jahrhundert? Dann iſt der Schein
lles und die Wirklichkeit nichts für Alle. Können
icht große Menſchen, ja Völker und Jahrhunderte ge-
bt haben, die wir gar nicht erkannt, oder falſch,
der nicht genug? Vielleicht wird der wahre Chriſt erſt
nem kommenden Geſchlechte gebohren. Das iſt die
raurigkeit. Was iſt Shakespeare den Deutſchen und
as den Franzoſen? Dücis hat dieſen Hamlet vor ſie-
enzig Jahren zurecht gemacht. Aber Dücis iſt kein
nzelner Menſch, er iſt ein Volk, er iſt Frankreich und
as Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wo die
hiloſophie der Kunſt und jede Wiſſenſchaft in der
hönſten Blüthe ſtand. Es reicht nicht aus zu ſagen,
ücis habe den Shakespeare franzöſirt — nein. Er
at brittiſche Formen, welche mit franzöſiſchen Sitten
n Widerſpruche ſtanden, geändert; ſonſt aber hat er
n Shakespeare ganz wiedergegeben, wie er ihn ge-
nden. Aber ſeine Augen? Hat er denn nicht mehr
leſen? Nein was ſind Augen? die Diener des Gei-
es; ſie ſehen nicht mehr und nichts anders, als was
nen ihr Herr zu ſehen befiehlt.

Dücis Hamlet ſieht auch den Geiſt ſeines Vaters;
er nur er allein, der Zuſchauer nicht. Daß man
it-rothen Backen und einem guten Magen Geiſter ſe-
n könne, davon hat ein Franzoſe keine Vorſtellung.
lſo iſt Hamlet verrückt und weil der Wahnſinn eine

körperliche Krankheit immer zur Urſache oder Folge hat, iſt Hamlet auch krank. Das iſt nun ſchauderhaft zu ſehen. Hamlet trägt einen ſchwarzen Ueberrock, iſt leichenblaß, hat ein wahres Choleragesicht, ſchreit wie beſeſſen und fällt alle fünf Minuten in Ohnmacht. Wie nur der Lehnſtuhl nicht brach unter den vielen Ohnmachten, denn Hamlet fiel immer mit ſeinem ganzen Gewichte hinein? Sein Freund und Vertrauter ſucht ihm ſeine Einbildung auszureden. Er erklärt ihm ſehr vernünftig und pſychologiſch, woher es komme, daß er glaube den Geiſt ſeines Vaters zu ſehen. Kürzlich wäre ein König von England geſtorben und, dem Gerüchte nach, am Gifte das ihm ſeine Gemahlin gereicht. Ihn, Hamlet, habe dieſe Erzählung ſehr erſchüttert, er denke von Morgens bis Abends daran, und womit ſich der Menſch bei Tage beſchäftige, das komme ihm im Traume vor. Der Schauſpieler Ligier, Talma's Nachfolger — im Amte, aber nicht im Gehalte — hat den Hamlet auf franzöſiſche Art gut genug geſpielt. Aber mir ward ganz übel dabei; es war eine Lazareth- und Tollhausſcene die zwei Stunden gedauert. Als ich nach dem Schauſpiele im Foyer Voltaires Büſte betrachtete, da ward mir Ducis Hamlet erſt recht klar. Ein Geſicht wie Scheidewaſſer, der wahre Anti-Hamlet. Man ſollte einen Tempel für unglücklich Liebende bauen, und Voltaires Bild als den Gott hineinſtellen. Auch ein Werther käme geheilt heraus. Darum liebe ich ihn ſo ſehr, weil ich ihn haſſen müßte wenn ich ihn nicht liebte, und er hat mir doch ſo wohl gethan. An einigen der wenigen unglücklichen Tage meines Lebens warf er einen Strahl ſeines Geiſtes in mein dunkles Herz, ich fand den Weg wieder und war gerettet. Unglück iſt Dunkelheit; Wem man die Geſtalt ſeiner Schmerzen zeigt, dem zeigt man deren Grenzen. Daher begreife ich auch wie es ſo Viele giebt, die Voltaire tödtlich haſſen. Wie den Schmerz zerſtört er auch die Freude; denn Glück iſt auch Dunkelheit.

— Die Börſe iſt heute ſelig wie eine Braut. Die Renten ſind um einen Franken geſtiegen, weil der König der Deputation der Kammer geſagt hat, der Friede gedeihe herrlich und *unſere Kinder* würden bald von Antwerpen zurückkommen. Unſere Kinder! wie man nur ſo etwas ſagen und anhören kann ohne zu lachen, begreife ich nicht. Was die Regierung Furcht hat vor ihrem eignen Muthe, was ſie zittert ſie möchte Ruhm erwerben, das glaubt keiner. Gott weiß auf welche Juſte milieu-Art ſie Antwerpen belagern mögen! wahrſcheinlich ſind die Bomben mit welchen ſie ſchießen nur halb gefüllt. Aber wie undankbar zeigt ſich die Regierung und die Börſe gegen mich! ſie denken gar nicht daran, daß wenn ſie den Frieden behalten, ſie es mir zu verdanken haben — ganz im Ernſte, mir. Wir, *wir*, *Hambacher* verhindern den Krieg. Die heilige Allianz fürchtet uns, ſie zittert vor uns. Zwar ſind viele Hambacher eingeſteckt, aber viele ſind noch frei. So lange ich frei umhergehe, wird es Preußen gewiß nicht wagen, Frankreich den Krieg zu erklären. Eigentlich ſollten die Renten ſteigen, ſo oft ich auf der Börſe erſcheine. Aber die franzöſiſche Regierung verſteht nichts von der deutſchen Politik, ſie iſt noch zu vernünftig dazu; es kann noch kommen. Nun gute Nacht. Viktor Hugo's Drama le roi s'amuse habe ich heute bekommen. Vor dem Schlafengehen leſe ich noch eine Stunde darin.

Mittwoch den 5. Dezember.

Was ich dieſe ganze Zeit über, unter Freunden, im Scherze vorher geſagt: die Polizei würde endlich für den fünften Akt der Königsmord-Komödie Einen herbeiſchaffen der freiwillig bekennt: er habe den Piſtolenſchuß gethan, das iſt jetzt wirklich eingetroffen. Ein junger Mann aus Verſailles iſt geſtern zum Polizei-Präfecten gekommen und hat erklärt, er ſei der Mörder, und Alle die als verdächtig eingekerkerten wären unſchuldig. In einem zweiten Verhör nahm er ſein Bekenntniß zurück und erklärte weinend, er ſei unglücklich, des Lebens überdrüßig und habe dieſe ſchöne Gelegenheit, guillotinirt zu werden, benutzen wollen. So wird die Geſchichte geſtern Abend in den miniſteriellen Blättern erzählt. Nun bin ich begierig, ob der König von Baiern, um eine Macht des erſten Ranges zu werden, nicht auch eine ſolche Mord-Komödie aufführen, und bei irgend einer feierlichen Gelegenheit auf ſich ſchießen laſſen wird. Es geht fürchterlich in dieſem Lande her! dem Könige iſt Hellas in den Kopf geſtiegen, und er ſieht alle Liberalen für antike Statuen, und die Gefängniſſe ſeines Landes für Muſeen an, in welchen er ſie aufſtellt. Ja es iſt wirklich wahr: dieſem Geiſt- und Körperſchwachen Könige iſt Hellas in den Kopf geſtiegen. Um den Preis dieſer Krone hat er die Ehre, das Glück, die Freiheit ſeines Volkes und ſeine eigne Unabhängigkeit verkauft. Um dieſem ſchnöden Tagelohn (denn nach Tagen, nicht nach Jahren wird man die Regierung Ottos' zählen) iſt er ein Helfers-Helfer der heiligen Allianz, ein Knutenmeiſter Rußlands, ein Polizei-Scherge Oeſterreichs geworden.

Achter Brief.

Paris, Samſtag den 8. Dezember 1832.

In der heutigen Zeitung ſteht, in Heidelberg wäre ein Aufruhr geweſen mit Blut und Fenſterſcheiben; aber die deutſchen Blätter dürften nicht davon ſprechen. Was iſt Wahres an der Sache?

Alle hieſigen Blätter ſprechen von der Verſteigerung der Frankfurter Mittwochsgeſellſchaft, von den fünfzehen Gulden, von den ledernen Hoſen und dem Senate. Es iſt Schade, daß die Zeitungen, wegen Antwerpen und den Kammerſitzungen ſo wenig Platz haben, ſonſt wären die Hoſen länger geworden. Es iſt ein herrlicher Spaß, aber der Ernſt in der Sache iſt noch ſchöner. Nur iſt es betrübt daß man über den Spaß den Ernſt vergeſſen wird. Ich habe es immer geſagt: wenn zweihundert Bürger zuſammenhalten in gerechten Dingen, ſind ſie unbeſiegbar. Aber zuſammenhalten auf die rechte Art. Nicht wie ein langer Faden — er ſei noch ſo lang, das macht ihn nicht ſtärker, ein Kind zerreißt ihn — ſondern wie ein Knäul. Und nicht zuſammengehalten in ſeltenen und großen Dingen — zu ſeltenen und großen Dingen finden ſich ſeltene und große Menſchen, die das allein vollbringen — ſondern in kleinen Dingen, die alltäglich wiederkehren. Um zu lernen wie man die Freiheit erwerbe und behaupte, beobachte man wie die Tyrannei ihre Macht erlangt und erhält. Wodurch? Man glaubt gewöhnlich, durch die bewaffnete Macht, durch phyſiſche Gewalt; es iſt aber Täuſchung. Wo noch ſo despotiſch, wird durch eine ſittliche Gewalt regiert. Wodurch wird eine bewaffnete Macht zuſammengebracht, zuſammengehalten? Durch moraliſche Einflüſſe, Furcht, Eigennutz, Ehre, Gemeingeiſt. Alle dieſe Hülfsmittel der Tyrannei ſtehen der Freiheit auch zu Gebote. Und wie ſelten wird die bewaffnete Macht gebraucht, und wo es geſchieht, da iſt es ſchon ein Kampf auf Leben und Tod zwiſchen der Tyrannei und der Freiheit. Eine Patrouille womit man eine große Verſammlung Bürger aus einander treibt, iſt keine phyſiſche ſondern eine moraliſche Gewalt, denn ſie iſt nur ein Symbol der Macht. Die Polizei, in ihr iſt die Macht der Tyrannei. Sie iſt die Krämerei des Despotismus, die ihn ſtündlich aber den ganzen Tag und alle Tage Lothweiſe ausgiebt und die Freiheit Pfennigweiſe einnimmt. Dieſer Krämerei des Despotismus muß man eine Krämerei der Freiheit entgegen ſetzen. Man kann in Frankfurt alle Tage Hambacher Feſte feiern, ohne daß es die Polizei verhindern oder beſtrafen kann. Wie dort zwanzig Tauſende auf einem Berge ſich verſammeln, mögen ſich hier fünfhundert freiſinnige Bürger täglich in den verſchiedenen Gaſthöfen zerſtreuen. Statt wie dort lange Reden, mögen hier kurze Sätze für die Freiheit geſprochen werden. Sie ſollen nur unbekümmert ſeyn, das Wort im Schwanen findet ſich mit dem Worte im engliſchen Hofe zuſammen — es giebt einen Gott der das redigirt. Man muß die Polizei müde machen, man muß blinde Kuh mit ihr ſpielen; es iſt nichts leichteres als das. Beſonders bei der Frankfurter; der fehlt zur blinden Kuh nichts als ein Schnupftuch. Freilich pflügt ſie jetzt mit dem Kalbe des Herrn von Münch-Bellinghauſen, und kann manches Räthſel errathen, ſo verſtockt ſie ſonſt auch iſt. Aber wenn auch!

Nicht zu vergeſſen Le roi s'amuse... Les rois s'amusent — aber Geduld!... Sehen Sie, es giebt Schriftſteller, die man liebt, deren Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht blos weil ſie Achtung verdienen. Mir iſt Victor Hugo ein ſolcher. Seine Vorzüge ſehe ich mit großen Augen, ſeine Fehler wie zwiſchen Schlafen und Wachen an. Ich entſchuldige ſie und wenn ich das Buch zu Ende geleſen, habe ich ſie vergeſſen, Aber dieſes Mal kann ich nicht. Ich habe das vor fünfzehen Jahren kommen ſehen, ich habe ſeitdem oft davon geſprochen. Es herrſcht jetzt ein Terrorismus, ein Sansculotismus, ein Jacobinismus (drei Worte wie Kampher, die Cenſurmotten abzuhalten) in der franzöſiſchen Litteratur. Es iſt der Uebergang vom Despotismus zur conſtitutionellen Freiheit.

Sie haben noch nicht gelernt Freiheit mit Ordnung paaren. Jede Regel iſt ihnen Tyrannei, jeder Anſtand Ariſtokratismus, Tugend, Schönheit und Würde — in der Kunſt — ſind ihnen Vorrechte. Sie nivelliren alles, ſie dutzen alles. Sie ſagen: Bürger Gott, Bürger Teufel, Bürger Pfarrer, Bürger Henker. Sie dulden keine Kleidung an nichts, und hätte ſie die Natur ſelbſt angemeſſen. So führt Despotie auch in der Kunſt zur Anarchie. Die alte franzöſiſche Kunſt gieng im Reifrocke; das war lächerlich, abgeſchmackt, ungeſund, naturwidrig. Aber zwiſchen Reifrock und Haut liegt noch manches Kleidungsſtück, man ſoll die Kunſt nicht bis auf das Hemd ausziehen. Sie wollen ſie nackt — gut es ſei; man kann ſich daran gewöhnen. Aber geſchunden! Die neuen franzöſiſchen Dramatiker ſchinden alles: Die Liebe, den Haß, das Verbrechen, das Unglück, Schmerz und Luſt. Das iſt abſcheulich! Die Natur ſelbſt giebt jedem Dinge eine Haut, jedem Dinge wenigſtens eine Farbe zur Hülle. Das farbenloſe Licht, das iſt der Tod, die Fäulniß, das iſt gräßlich.

Sonntag den 10. Dezember.

Ich habe aufhören müſſen. Seit einigen Tagen werde ich von grauſamen Zahnſchmerzen geplagt. Am Tage ſind ſie leidlicher; da bin ich aber müde von der ſchlafloſen Nacht. Es iſt ein Fluß und ich werde ſehen wie ich hinüber komme. Der unſchuldige Hugo kann wohl darunter leiden; ein Rezenſent iſt ein Wolf, einer der Zahnſchmerzen hat, gar ein toller Wolf. Ich habe oben die äußerſte Grenze des Verderbens bezeichnet, der man freilich noch viel näher kommen kann als Victor Hugo. Er hat eine Grazie die ihn am Aermel zupft, ſo oft er es gar zu toll macht.

Die Handlung ſpielt in der Zeit und am Hofe Franz des Erſten. Das iſt der franzöſiſche König der in ſeinem vier und fünfzigſten Jahre an einer unglücklichen Liebe ſtarb. Damals war eine unglückliche Liebe noch nicht heilbar. König Franz liebt ſein ganzes Leben und das ganze Drama durch. Das Koſen, das Küſſen, das Umarmen nimmt kein Ende. Und alles in Gegenwart der Hofleute und der Tauſende von Zuſehern unter welchen Leute ſind wie ich. Es iſt abſcheulich. Racines Fürſten und Helden ſchmachten und weinen wenn ſie lieben; ihre Krone ſchmilzt ihnen auf dem Kopfe und tröpfelt in goldenen Thränen herab. Das iſt Unnatur; denn ein König iſt früher König als Menſch. Victor Hugo's Franz der Erſte überläßt das Weinen ſeinen Geliebten, er ſchmachtet nicht, ſondern er lacht, er liebt wie ein König — le roi s'amuse. Das iſt Natur, aber es iſt die häßliche Natur und was häßlich, iſt unſittlich. Bis jetzt die komiſche Unmoralität; jetzt kömmt die tragiſche, die tragiſche Häßlichkeit..... Jetzt kömmt aber auch der Zahnarzt nach dem ich geſchickt habe. Fortſetzung im nächſten Briefe.

Neunter Brief.

Paris, Montag den 10. Dezember 1832.

Le roi s'amuse; Fortſetzung. Vielleicht mache ich den Beſchluß erſt in einem dritten Briefe. Sie hätten es dann immer noch beſſer, als die Leſer des Abendblattes und Morgenblattes, die mit himmliſch deutſcher Geduld vier Monate lang an einer Novelle buchſtabieren und längere Zeit brauchen die Geſchichte zu leſen, als die Geſchichte ſelbſt brauchte um zu geſchehen. Ich bin heute noch etwas ſatyriſch, ich habe noch Zahnſchmerzen. Triboulet iſt der Hofnarr des Königs. Er iſt klug und boshaft, wie alle Hofnarren, und hat einen Buckel. Vikter Hugo ſagt (in der Vorrede) er ſei auch kränklich; woher er das weiß, weiß ich nicht. Er ſagt ferner: Triboulet haſſe den König, weil er König ſei; die Hofleute, weil ſie Vornehme wären; alle Menſchen, weil ſie keine Buckel hätten. Ich habe aber von dem Allem nichts gemerkt und ich halte es für Verläumdung. Es iſt überhaupt merkwürdig, wie wenig der Dichter ſein eignes Werk verſtand, oder vielmehr wie er es zu verkennen ſich anſtellt, um ſich gegen die Beſchuldigung der Unſittlichkeit zu vertheidigen. So oft Triboulet aufſpürt, daß einer der Hofleute eine ſchöne Frau, Tochter oder Schweſter hat, verräth er es dem Könige. Der Kuppelei bedurfte es übrigens nicht viel; denn König Franz, wie die Könige aller Zeiten und die Vornehmen der damaligen, machte wenig Umſtände. Franz geht verkleidet auf nächtliche Abentheuer aus, beſucht die Weinſchenken und garſtigen Häuſer und taumelt ſingend und betrunken in ſein Louvre zurück. Aber der Dichter ließ dem Könige von ſeiner ganzen fürſtlichen Natur nichts als die Schonungsloſigkeit, und man begreift nicht, warum er ſeinen liederlichen jungen Menſchen gerade unter den Königen wählte. Wie ganz anders hat Shakeſpeare es verſtanden, als er einen liebenswürdigen Kronprinzen, den kurzen Carneval vor der langen und traurigen königlichen Faſtenzeit luſtig und toll durchleben ließ. Bei Heinrich iſt die Gemeinheit eine Maske, bei Franz iſt die Krone eine.

Die Hofleute haſſen dieſen Triboulet, weil er ſie Alle ungeſtraft necken und ihnen boshafte Streiche ſpielen darf. Da machen ſie die Entdeckung, daß ſich der Narr oft des Nachts verkleidet in ein abgelegenes Haus ſchleiche. Es kann nichts anders ſein, meinen ſie, Triboulet hat eine Geliebte, und ſie nehmen ſich vor, das luſtige Geheimniß aufzudecken. Beim Lever des Königs war von nichts Anderm die Rede: Triboulet hat ein Schätzchen. Der König und der ganze Hof wollen ſich todt darüber lachen.

Eines Abends im Dunkeln, macht Triboulet ſeinen gewohnten geheimnißvollen Gang und ſchleicht ſich mit ängſtlicher Vorſicht in ein Haus, zu dem er den Schlüſſel hat. Wir wollen uns mit hineinſchleichen; es muß ſchön ſein zu ſehen, wie der bucklichte und tückiſche alte Narr liebt. Schön war es auch, nur ganz Anders als die ſchurkiſchen Hofleute es ſich vorgeſtellt. (Die Erde liege ſchwer auf ihnen, weil ſie meinen Triboulet, den ich liebe, ſo unglücklich gemacht.) Nachdem Triboulet die Thüre hinter ſich verſchloſſen, ſetzt er ſich im Hofe, der das Haus umgiebt, auf eine Bank nieder und weint. Doch weint er nicht vor Schmerz, er weint vor Luſt; das Weinen iſt ſein Feierabend und er weint alle Thränen, die er zurückhalten muß ſo lange die Sonne ſcheint. Er klagt im Selbſtgeſpräche: jeder Menſch, der Soldat, der Bettler, der Galeerenſclave, der Schuldige auf der Folter des Gewiſſens, der Verbrecher im Kerker, dieſe Unglücklichen Alle hätten das Recht, nicht zu lachen wenn ſie nicht wollten, das Recht zu weinen ſo oft ſie wollten, nur er hätte dieſe Rechte nicht. Er tritt in das Haus, ein junges holdes Mädchen kommt ihm entgegen und wirft ſich in ſeine Arme. Unter weinen und lachen drückt er ſie an ſeine Bruſt. Es iſt ſeine Tochter. Jeder weiß wie ein Vater ſein Kind liebt; wenn es aber in der ganzen großen Welt das einzige Geſchöpf iſt das ihn, das er liebt; wenn er ſonſt überall nur Haß, Spott und Verachtung findet und austheilt — wie dann ein Vater ſeine Tochter liebe, das kann nur ein Dichter errathen. Dieſe Scene, gleich noch einigen andern des Dramas iſt herrlich, und man muß ſie vergeſſen, um den Muth zu behalten, das Ganze zu verdammen. Triboulet ließ ſeine Tochter in ſtiller Verborgenheit aufblühen, um ſie vor der böſen Luſt in Paris zu ſchätzen. Sie kennt die Welt nicht, kennt die Stellung nicht die ihr Vater darin hat, weiß nicht einmal ſeinen Namen. Sie ahndet nur er müſſe unglücklich ſein. Sie ſpricht:

Que vous devez souffrir! vous voir pleurer ainsi,
Non, je ne le veux pas, non cela me déchire.

worauf der Vater antwortet:

Et que dirois — tu, si tu me voyois rire?

Darauf verläßt er das Haus, nachdem er ſeine Tochter gewarnt ſich nie in das Freie zu wagen. Auf der Straße hört er Geflüſter mehrerer Menſchen, er horcht, er kennt die Stimmen bekannter Hofleute, erſchrickt, tritt endlich zu einem von ihnen und fragt, was ſie vorhätten? Dieſer nimmt Triboulet bei Seite und vertraut ihm lachend an, ſie wären gekommen die Frau eines Hofmannes die der König liebt, und deren Haus auf dem Platze ſtand, zu entführen und in's Schloß zu bringen. Triboulet fällt gleich in ſeine alte Bosheit zurück und erbietet ſich ſchadenfroh bei der Entführung behülflich zu ſein. Alle waren vermummt, man legt Triboulet auch eine Maske auf und iſt dabei ſo geſchickt ihm zugleich mit einem Tuche Auge ınd Ohren zu verbinden. Es iſt dunkele Nacht und Triboulet merkt nicht, daß er nichts ſieht. Man giebt hm die Leiter zu halten, auf der man in das Haus ſeigen wollte. Die Leiter wird an die Mauer gelegt, inter welcher Triboulets Tochter wohnt, und dieſe eraubt. Triboulet wird endlich ungeduldig, reißt ſich Naske und Binde vom Geſicht weg, findet die Leiter n ſeinem eigenen Hauſe gelehnt und zu ſeinen Füßen egt der Schleier ſeiner Tochter. Die Räuber waren hon weg; ſie brachten die arme Taube in ihres Kbgs Küche, aus der ſie der unglückliche Vater gerupft ieder bekam. —

Triboulet iſt ſeiner Sache noch nicht ganz gewiß, vermuthet nur erſt, wohin man ſeine Tochter gefährt. Am andern Morgen erſcheint er im Louvre, zeigt ſich wie immer, aber er lauert. Das Flüſtern und Lachen der Höflinge wird ihm immer deutlicher, und bald weiß er, daß ſeine Tochter beim Könige iſt. Er weint und fleht und droht, man ſolle ihm ſein Kind zurückgeben. Es muß in den Thränen, den Bitten und dem Zorne eines Vaters etwas ſein, was ſelbſt den Spott und Uebermuth der Höflinge entwaffnet. Alle ſchweigen und ſind beſtürzt. Triboulets Muth ſteigt, und er kehrt mit ſeinen Blicken die ganze Rotte zum Saale hinaus. So drückt ſich der Dichter aus. Bald ſtürzt Triboulets Tochter aus des Königs Zimmer und ſinkt unter Todesbläſſe erröthend, in die Arme ihres Vaters. Sie will ihm Alles erzählen, er erläßt ihr den Schmerz, er weiß ſchon Alles. Er führt ſeine Tochter fort, kehrt zum Hofe zurück und macht den luſtigen Rath wie vor. Er ſinnt im Stillen auf Rache.

Triboulet hatte früher ſchon einen Banditen kennen gelernt, der um einen beſtimmten Preis jeden Luſtragenden von ſeinen Feinden befreit. An dieſen wendet er ſich. Der Bandit hat zwei Manieren zu morden: entweder im Freien der Straße oder in ſeinem Hauſe, wie man es wünſcht. Für das Haus hat er eine junge ſchöne Schweſter, eine liebliche Zigeunerin, welche die Schlachtopfer anlockt und ſie unter Lächeln und Koſen dem Meſſer ihres Bruders ausliefert. Triboulet erfährt, daß der König verkleidet und ungekannt die ſchöne Ziegeunerin beſuche. Er kauft ſeinen Tod, bezahlt die eine Hälfte des Preiſes voraus, und wird auf Mitternacht beſtellt, wo ihm die Leiche des Königs in einem Sacke geſteckt ausgeliefert werden ſolle, daß er ſie dann ſelbſt in die nahe Seine werfe. Gegen Abend führt Triboulet ſeine Tochter (ſie heißt Blanche) auf den Platz wo das Haus des Banditen ſteht. Er ſagt ihr, doch nicht ganz deutlich, die Stunde der Rache an ihrem Verführer nahe heran. Blanche liebt den König, der ſchon früher als unbekannter Jüngling in der Kirche ihr Herz gewonnen. Sie bittet ihren Vater um Schonung, ſchildert die Liebe des Königs zu ihr, wie heiß ſie ſey, und wie oft er das in ſchönen blühenden Worten zu erkennen gegeben. Triboulet, ſeine Tochter zu enttäuſchen, führt ſie an das Haus des Banditen, durch deſſen zerriſſene Mauern und unverwahrte Fenſter man von Auſſen Alles hören und ſehen kann, was ſich innen begiebt. Da ſieht die unglückliche Blanche den König Franz mit der leichtfertigen Zigeunerin koſen, hört, wie er dem Mädchen die nehmlichen ſüßen und ſchönen Worte ſchenkt, die er ihr ſelbſt gegeben. Das betrübt ſie, ſie jammert und willigt ſchweigend in die Rache ihres Vaters. Triboulet heißt ſie nach Hauſe eilen, ſich in Männerkleider werfen, ſich zu Pferde ſetzen, und in das Land flüchten, wo er ſie an einem beſtimmten Orte einholen wolle. Vater und Tochter gehen fort.

König Franz ſitzt im Hauſe und ſcherzt und tändelt mit der Ziegeunerin. Müde und trunken verlangt er ein Bett ſich auszuruhen. Man führt ihn in eine Dachkammer wo er einſchläft. Unten trifft der Bandit die Vorbereitungen zum Morde. Die Zigeunerin, gewöhnlich kalte Mitſchuldige ihres Bruders, bittet dieſesmal um Schonung, denn der junge Offizier, von ſo ſeltenem edlem Anſtande, hatte Eindruck auf ſie gemacht. Der Bandit weißt ſie kalt zurück, ſagt er ſei ein ehrlicher Mann, habe ſeinen Lohn erhalten und müſſe den verſprochenen Dienſt leiſten. Doch ließ er ſich ſo weit bewegen, daß er verſprach, den Offizier zu ſchonen, wenn unterdeſſen ein Anderer käme, den er ſtatt jenes ermorden und im Sacke geſteckt ausliefern könnte. Der Brodherr werde es ja nicht merken, da es Nacht ſei und der Sack in den Fluß geworfen werde.

Wo ſei aber Hoffnung, daß noch um Mitternacht ſich jemand hieher verirre?

Unterdeſſen hatte Triboulets Tochter über die dunkeln drohenden Worte ihres Vaters nachgedacht. Da wird ihr erſt klar, der König ſolle in dieſer Nacht ermordet werden. Schon zur Flucht gerüſtet und als Offizier gekleidet, jagt ſie die Angſt vor das Haus des Banditen zurück. Sie will beobachten, was ſich da begebe. Sie horcht, vernimmt das Geſpräch zwiſchen dem Banditen und der Zigeunerin, und entſchließt ſich für den König zu ſterben. Sie klopft an die Thüre, ſie wird geöffnet, und ſobald ſie eintritt fällt ſie unter dem Meſſer des Banditen.

König Franz taumelt ſingend zu ſeinem Louvre hin.

Unterdeſſen kömmt Triboulet, zahlt dem Banditen die andere Hälfte des bedungenen Lohnes aus und empfängt den Sack mit der Leiche. Der Monolog der jetzt folgt iſt herrlich. Es iſt grauſe dunkle Nacht, ein Gewitter tobt am Himmel. Der Sturm heult durch die Luft. Der Sack liegt auf der Erde, Triboulet, Racheglut und Freude im Herzen, ſetzt ſeinen Fuß auf den Sack, verſchränkt ſtolz die Arme und triumphirt in die Nacht hinaus: wie er endlich, er der ſchwache, verachtete, verſpottete Triboulet, ſeinen Feind unter ſich gebracht. Und welch' einen Feind! einen König. Und welch' einen König! einen König der Könige, den Herrlichſten unter Allen. Und wie jetzt die Welt aus allen ihren Fugen geriſſen werde, und morgen werde die zitternde Erde fragen: wer denn das gethan? und da werde er rufen, das habe Triboulet gethan; ein kleiner ſchlechter Zapfen im Gebäude der Welt habe ſich losgemacht von der Harmonie, und der Bau ſtürze krachend zuſammen.

So zecht Triboulet fort und immer trunkener durch ſeinen Sieg, will er noch das Geſicht ſeines verhaßten Feindes ſehen, ehe er ihn in den Wellen begräbt. Aber es iſt finſtere Nacht; er wartet auf einen Blitz, der ihm leuchten ſoll. Er öffnet den Sack, der Blitz kömmt, der ihn zerſchmettern ſoll, er erkennt ſeine Tochter. Im Anfange hofft er, es ſei ein Gaukelſpiel der Hölle, aber ein zweiter Blitz raubt ihm dieſe Hoffnung. Er zieht ſeine Tochter zur Hälfte aus dem Sacke, mit den Füßen bleibt ſie darin. Sie iſt entkleidet, nur ein blutiges Hemd bedeckt ſie. Sie röchelt noch, ſpricht noch einige Worte und verſcheidet. Der Vater ſinkt zu Boden, der Vorhang fällt. Beſchluß morgen.

Zehnter Brief.

Paris, Donnerſtag den 13. Dezember 1832.

Le roi's amuse; Beſchluß. Dieſes Schickſal im Sacke; dieſe ſchauderhaften Fußtritte des Vaters auf das Herz ſeiner geliebten Tochter; dieſe Tochter im blutigen Hemde todt, nein ſchlimmer als todt, im Röcheln des Todes; und dieſes Alles, bald vom falben Scheine der Blitze beleuchtet, bald von finſterer Nacht umhüllt, daß ſich zum Schrecken der Wirklichkeit auch noch die Angſt des Traumes geſelle — hat das nicht in ſeiner gräßlichen Verzerrung auch einen Zug von Lächerlichkeit? Wenigſtens als ich dieſe Scene las, ſo ſehr ſie mich auch erſchütterte, fiel mir ein: der Narr Triboulet, wie hat er ſich prellen laſſen; man ſoll doch nie eine Katz im Sacke kaufen! Ich weiß nicht woran es liegt. Shakeſpeare hat ähnliche, er hat noch viel ſchrecklichere Schrecken; aber bei ihm iſt der Schmerz geſund, das Ungeheure hat ſeine Art Wohlgeſtalt; denn ſelbſt die Krankheit hat eine Geſundheit die ihr eigen iſt, ſelbſt das Verbrechen hat ſeine moraliſche Regel. Bei Viktor Hugo aber iſt das

Mißgeſtaltete mißgeſtaltet. Ich weiß nicht; es iſt darüber nachzudenken. Das iſt die tragiſche Häßlichkeit von der ich ſprach, die tragiſche Unſittlichkeit. Die Komiſche war in den Liebelein des Königs, die im Sonnenlichte und beim noch hellern Scheine der Kerzen auf das Unverſchämteſte dargeſtellt werden. Viktor Hugo hätte aus dem Allem einen Roman machen ſollen. Erzählen kann man Alles, auch das Häßlichſte; die Vergangenheit, die Entfernung mildert das Mißfällige und ein Buch kann man ja zu jederzeit wegwerfen. Erzählen kann man das Unglaublichſte; wer es nicht glauben will, braucht es ja nicht zu glauben, er denkt: es iſt ein Dichter, und er hat gelogen. Aber dieſes in ein Drama bringen, dieſes Alles unter unſern Augen geſchehen laſſen, daß wir Ohr und Blick davon abwenden, daß wir nicht daran zweifeln können — nein, das dürfen wir nicht dulden.

Aber die Miniſter! was geht die Miniſter Louis Philipps die Aeſthetik, die Dramaturgie, die Moral an? Warum haben ſie die Aufführung des Stückes verboten? Bin ich nicht da? Hören wir jetzt was Viktor Hugo darüber ſagt. Am Morgen nach der erſten Aufführung erhielt der Dichter ein Billet vom Theater-Direktor: er habe ſo eben vom Miniſter den Befehl erhalten, das Stück nicht ferner geben zu laſſen. „L'auteur, ne pouvant croire à tant d'insolence et de folie, courrût au théatre"... Insolence — folie — von einem Miniſter! das wäre nach dem bairiſchen Strafrechte ein Verbrechen, das von einem Majeſtätsverbrechen nur durch eine Brandmauer geſchieden iſt, der Hausnachbar eines Königsmordes. Viktor Hugo eilt in das Theater; es iſt wirklich ſo; er lieſt den Befehl des Miniſters. Das Drama wäre unmoraliſch befunden worden. „Cette pièce a revolté la pudeur des gensd'armes, la brigade Leotaut y étoit et l'a trouvé obscène; le

„bureau des moeurs s'est voilé la face; monsieur „Vidocq a rougi.“ Aber war es von Seiten des Miniſters mit der Einwendung der Unmoralität ernſt gemeint? Hugo ſagt: das ſei nur ein Vorwand geweſen, der eigentliche Grund aber des Verbotes ſein ein Vers im dritten Akte „où la sagacité maladroite de „quelques familiers du palais a découvert une al„lusion à laquelle ni le public ni l'auteur n'avait „songé jusque là, mais qui une fois denoncée de „cette façon, devient la pluscruelle et la plus sang„lante des injures.“ Er wolle für jetzt den Vers nicht bezeichnen, treibe ihn aber die Noth der Vertheidigung dazu, werde er ſich deutlicher erklären.

Ich ſuchte mit dem größten Eifer, den im dritten Akte enthaltenen für den König beleidigenden Vers auf und glaubte ihn im Folgenden gefunden zu haben.

Un roi qui fait pleurer une femme! O mon dieu Lacheté!

Ich dachte, das könnte auf die Gefangenſchaft der Herzogin von Berry bezogen werden, und das denkend kam mir die Aengſtlichkeit der Miniſter um ſo toller vor. Wer bekümmert ſich um die Berry? Wer denkt an ſie? Und die wenigen Legitimiſten die im Theater fraçais ſitzen, würden in Gegenwart des demokratiſchen Parterres und der Philippiſten-Logen, nie wagen eine ſolche Anſpielung laut werden zu laſſen. Aber ich bin fehl gegangen. Ich hörte ſpäter erzählen, es ſei eine andere Stelle im dritten Akte, die den Miniſter ſtutzig gemacht. In der Scene nemlich wo Triboulet im Vorzimmer des Königs um ſeine geraubte Tochter jammert, und die Hofleute ihn verlachen, wendet er ſich an dieſe der Reihe nach und ſagt ihnen mit Grimm und Hohn: was wollt ihr? Du da haſt eine Frau, du eine Tochter, du eine Schweſter, du Page dort eine Mutter — Frau, Tochter, Schweſter, Mutter, der König hat ſie Alle. Und die Großen, welchen er das verwirft, ſind die vornehmſten hiſtoriſchen Familien des Landes, Triboulet nennt ſie Alle bei Namen, und unter dieſen Baſtard-Ahnen wird auch die Familie genannt, von welcher die Bourbons herſtammen. Ich habe das Buch ſchon weggegeben und ich kann die betreffende Stelle nicht ſelbſt beurtheilen.

Der Dichter in ſeinem Zorne gegen die Miniſter triumphirt, daß, ſo viele Kunſtfeinde er auch habe, dieſe doch, nachdem er eine ſo ſchnöde Behandlung erfahren, Alle gleich auf ſeine Seite getreten wären. „En France, quiconque est persécuté n'a plus d'ennemis que le persécuteur.“ Alles wie bei uns! Viktor Hugo hat das Theater français beim Handels-Gerichte verklagt, es zur ferneren Aufführung des Dramas zu zwingen, oder zu einer Entſchädigung von vierhundert Franken für jeden Theater-Abend zu verurtheilen. Odillon Barrot wird für den Kläger das Wort führen. Was wird er gewinnen? nichts; auch weiß er das und es iſt ihm nur um den Scandal zu thun; Aber was gewinnen die Miniſter dabei? Der Dichter ſagt es offen heraus: er habe ſich bis jetzt nur mit den ſtillen friedlichen Muſen beſchäftigt; er habe ſich von der Politik immer entfernt gehalten; von nun aber, weil gereizt, werde er gegen die Regierung feindlich auftreten. Iſt nun Viktor Hugo ein ehrlicher Mann, wie er wirklich einer iſt, werden durch ihn die Feinde der Regierung um einen der Gefährlichſten, der tallentvollſten vermehrt. Wäre er kein ehrlicher Mann, dann würde ſeine Feindſchaft der Nation hundert tauſend Franken koſten, welche die Miniſter aus ihrem Beutel zögen, einen neuen Feind auf die alte Art zu verſöhnen. Was gewinnen alſo die Miniſter? Ich glaube aber ſie ſind nicht ſo dumm wie ſie ausſehen. Sie gewinnen was der Dichter auch gewinnt: den Scandal des Prozeſſes. Das beſchäftigt Paris drei Tage, und für die folgende Tage wird der liebe Gott auch ſorgen. Sie ſind immer noch klüger als unſere deutſchen Miniſter; ſie laſſen zuweilen Rauch aus dem Schornſteine, daß der Keſſel nicht platze.

Sehen Sie aber was ein deutſcher Gelehrter iſt! Vorgeſtern morgen beim Frühſtücke hatte ich den Kopf dicht voll, von Politik und Zahnſchmerzen, von den ariſtoteliſchen Einheiten, der Abweſenheit der Madame Malibran und der Anweſenheit der ***, von dem König Otto, von baieriſcher Treue, Antwerpen, dem alten Thurme am Metzgerthore und der Unmoralität des Herrn d'Argout. Da kam ich in der Vorrede Viktor Hugos an die Stelle: „Il fut même enjoint au théâtre „de rayer de son affiche les quatre mots rédoutables: le roi s'amuse." Gleich alle Gedanken hinaus, den Kopf auf beide Arme geſtützt und eine halbe Stunde darüber nachgedacht. Ces quatre mots le roi s'amuse. Wie? le roi s'amuse ſind das vier Worte, ſind es nicht blos drei? kann man s mit einem Apoſtroph ein Wort nennen? iſt s'a... - ein Wort? Freilich kann man auch nicht behaupten, le roi s'amuse wären nur drei Worte. Aber wo iſt die Wahrheit? wo iſt das Recht?.. Darüber ward mir mein Thee kalt und Conrad nahm mir unbemerkt die Zeitung von dem Tiſche, ehe ich ſie ausgeleſen. So iſt der deutſche Gelehrte? dem Viktor Hugo auf das Wort zu glauben, der die Sache mit den vier Worten doch beſſer verſtehen muß als ich, das kam mir nicht in den Sinn; auch hätte mein proteſtantiſch deutſches Gewiſſen dieſes nie zugegeben.

Aber zum Schluße: der Handelsminiſter hatte Recht, das Stück iſt unmoraliſch. Wie kam es mit Viktor Hugo dahin? Ich habe es ſchon geſagt; es iſt der Jakobinismus der romantiſchen Literatur. Viktor Hugo iſt einer der Edelſten unter den Sklaven, die ihrem Herrn Boileau entlaufen; aber er iſt doch ein Sklave. Im Uebermuthe ſeiner jungen Freiheit, weiß er dieſe nicht weiſe und männlich zu gebrauchen, und ſündigt links weil ſein alter Tyrann rechts geſündigt hat.

Das Gericht iſt aus, ich habe Recht geſprochen; jetzt Perrüke herunter. Ich habe das Drama von Anfange bis zum Ende mit dem größten Vergnügen geleſen, und Alles hat mir gefallen.

Freitag den 13. Dezember.

Heute gehe ich zum erſtenmale wieder aus, nachdem ich, wegen meiner Zahnſchmerzen, drei Tage das Zimmer nicht verlaſſen. Ich habe dabei gewonnen, daß ich drei Tage lang den ſtinkenden Nebel auf der Straße nicht zu trinken, und ſo lange die ſtinkenden deutſchen Zeitungen nicht zu leſen brauchte. Der Geſchmack der Letzten, die ich vor einigen Tagen las, liegt mir heute noch auf der Zunge. Nein, es iſt nicht zu ertragen. Die Deutſchen müſſen Nerven haben wie von Eiſendrath, eine Haut von Sohlleder und ein gepökeltes Herz. Dieſe Unverſchämtheit der Fürſtenknechte, dieſes freche Ausſtreichen eines ganzen Jahrhunderts, dieſer weintolle Uebermuth, dieſes Einwerfen aller Fenſterſcheiben, weil das Licht dadurch fällt, als wenn ſie mit dem Glaſe auch die Sonne zerſtörten — es überſteigt meine Erwartung. Aber das ſteigert auch meine Hoffnung. Man muß mit den dummen Ariſtokraten Mitleiden haben, man muß ihnen nicht eher ſagen, daß das Caſſations-Gericht dort oben ihre Appellation verworfen hat, bis an dem Tage wo ſie hingerichtet werden. Das deutſche Volk wird einſt gerächt werden, ſeine Freiheit wird gewonnen werden; aber ſeine Ehre nie. Denn nicht von ihnen ſelbſt, von andern Völkern wird die Hülfe kommen. Ja ſehe es ſchon im Geiſte: wenn einſt die finſtern Gewitterwolken ſich werden über den deutſchen Palläſten zuſammenziehen, wenn der Donner zu grollen anfängt, wird das geſchmeidige deutſche Volk wie ein Eiſendrath hinauf kriechen zu allen Dächern ſeiner Tyrannen, um die geliebten Herrſcher vor dem Blitze zu bewahren, und ihn auf ſich ſelbſt herabzuziehen. Wem daran gelegen iſt verhöhnt und betrogen zu werden, der braucht nur großmüthig gegen ſeine Feinde zu ſeyn, zumal gegen die Fürſten, welche die Feinde aller Menſchen ſind. Wenn in Frankreich ein Don Miguel und ein Robespierre zugleich regierten; wenn an jeder Straßenecke rechts ein Galgen, links eine Guillotine ſtände — die Franzoſen ertrügen vielleicht lange das Morden von ihren Tyrannen geduldig; aber ihren Spott, ihre Verachtung, ihr unverſchämtes Hofmeiſtern, ihre Ohrfeigen und ihre Ruthe, das was der Deutſche das ganze Jahr erduldet — ſie ertrügen es keine Stunde lang. Die Franzoſen waren Jahrhunderte lang Sklaven unter ihren Königen; aber ſie durften doch ſingen in ihren Ketten, ſie durften ihre Kerkermeiſter verſpotten. Zur Schreckenszeit wurden edle und ſchuldloſe Menſchen auf das Blutgerüſt gebracht, aber nie fand Robespierre ein Gericht, das ſo feige und unmenſchlich geweſen, einen Ariſtokraten zu verurtheilen, daß er vor dem Oelbilde der Freiheit knieend Abbitte thue. Unter der Despotie der Könige wie unter der der Republikaner erkannte man etwas im Menſchen an, das, weil von Gott geſandt, heilig und unverletzlich iſt, und nie zur Verantwortung gezogen werden darf. Aber dieſes Göttliche, Heilige und Unverletzliche im Menſchen: ſeine Ehre, ſeinen Glauben, ſeine Tugend, das wird in Deutſchland am meiſt, zuerſt beſtraft, am Boshafteſten gezüchtigt. Ein Dr. Schulz in München, wurde wegen ſeines politiſchen Glaubens auf unbeſtimmte Zeit zum Zuchthauſe verurtheilt, und zu der ſchlimmern Züchtigung, vor dem Bilde des Königs knieend Abbitte zu thun. Sie werfen die Freiheit in den Koth, daß ſie ausſähe wie die Knechtſchaft, damit man keinen Mann von Ehr ferner von einem Hofmanne unterſcheiden könne und gemeinſchaftlicher Schmuz, Volk und Land und Regierung bedecke.

Würde in Paris die Todesſtrafe darauf geſetzt wenn einer es wagte im Theater einen Laut des Misfallens zu äußern, und es verſuchte einmal ein ſchamlos ſchmeichelnder und bettelnder Hofdichter, die Leidenſchaften, Thorheiten und Verbrechen ſeiner Fürſten, durch Poeſie, Muſik, Tanz und Malerei auf der Bühne zu verherrlichen und ſo ein ganzes Volk zu Mitſchuldigen ſeiner niederträchtigen Geſinnungen zu machen — und ſtünde die Todesſtrafe auf ein Lächeln — es fänden ſich hier Hunderte von Zuſchauern die lachen, ziſchen und pfeifen, und ihr Leben an ihre Ehre ſetzen würden. Man jauchzte keinem ſchamloſen, tollen Schauſpiele zu, wie das was neulich ein Herr von Poißl in München zur Feier der Thronbeſteigung des Königs Otto dichtete, und auf der Bühne vorſtellen ließ. Vergangenheit und Zukunft hieß das Schauſpiel, welches alle das dicke Bocksbier, das ſeit dem vorigen Sommer in den baieriſchen Adern ſtockte, in die freudigſte Wallung brachte. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe und Hoffnung treten auf. So oft ein deutſcher Hofdichter etwas politiſches ſingt, umgiebt er ſich mit Glaube, Liebe und Hoffnung. - Es ſind ſeine Grazien und ſeine Parzen zugleich. Mit ihnen verſüßt er die Tyrannei, mit ihnen ſpinnt er die Freiheit zu Tode. Uebrigens iſt es eine nützliche Bedeckung; denn ohne Glaube, Liebe und Hoffnung ertrüge man keinen Tag ein deutſcher Unterthan zu ſeyn. Jetzt werden die alten olympiſchen Spiele dargeſtellt, in dem Augenblicke wo die Vertheilung der Preiſe ſtatt findet. Hundert Dichter athmen ſchwer, die welche den Gott in ſich fühlen, jauchzen dem Siegeskranze entgegen. Mich dauern die armen Teufel! Bavaria kömmt und deklamirt Gedichte des Königs von Baiern und Sappho-Bavaria erhielt den Kranz.

Das zweite Bild ſtellt die Gegend von Athen vor. „Mit erſt düſterem Himmel, verbrannten Oliven-Wäldern und verdorrten Fluren. Nach und nach kleidete ſich der Himmel in Baierns Nationalfarbe. Die Olivenwälder begannen zu grünen. Die Fluren bedeckten ſich mit Blumen und Blüthen, aus Ruinen entſtanden Paläſte. Und in dieſem Augenblicke erſchien von der Liebe getragen und den Glauben und die Hoffnung zur Seite, das als Seegensgeſtirn über Hellas aufgehende Bildniß des Königs Otto, vor dem ſich Griechenlands Volk in freudiger Huldigung neigte.“ Bavaria-Sappho iſt verrückt, ſie iſt verliebt, weiß nicht mehr was ſie ſpricht und ich ſehe ſie ſchon vom Leucadiſchen Felſen hinab in die Iſar ſpringen. Aber Herr von Poißl hat nicht die geringſte Lebensart, daß er den König Otto, der ein Mann iſt, von der Liebe, die ein Frauenzimmer iſt, tragen ließ. Ich begreiſe nicht wie das zarte Weſen dieſe Laſt von München bis zum Himmel, einen ſo weiten Weg, hat aushalten können; König Otto muß ſehr leicht ſeyn; Warum hat er dem König nicht den Glauben auf die breiten Schultern geſetzt? Der hat ſchon in ſeiner Dummheit viel ſchwerere Laſten getragen. Dann wäre die Liebe an der Seite der Hoffnung, hinter dem Glauben und dem König Otto leicht hergeflogen, und dann wäre doch Symmetrie dabei geweſen und das Ganze wäre ein Meiſterſtück geworden. O, Herr von Poißl! ich weiß nicht ob Sie Verſtand haben, aber Geſchmack haben Sie nicht den Geringſten. Wie freue ich mich, daß die verbrannten Olivenfelder wieder grün werden; jetzt können doch die armen Griechen wieder Salat eſſen. Aber die baieriſche Nationalfarbe in welche ſich der Himmel kleidete, als er Audienz beim König Otto hatte — iſt das nicht himmliſch? ja, ja ſo iſt es.

Den Himmel ſelbſt möchten Sie gern zu Lakaien machen, und ſein heiliges Blau ſoll die Livree-Farbe eines deutſchen Fürſten ſein! Verdammniß! es kömmt mir manchmal vor, als wäre die Erde ein großer Pfeiffenkopf, aus dem Gott raucht und Deutſchland wäre der Waſſerſack der Pfeiffe, beſtimmt um dieſe rein zu erhalten, allen Schmutz, alle ſtinkende Säfte aufzunehmen. Die Zeit wird kommen, daß jeder europäiſche Fürſt mit einem Stücke ſeines Landes in den deutſchen Bund treten wird, um ſich mit einem ſolchen heilſamen Waſſerſacke zu verſehen. Hannover iſt der Waſſerſack Englands, Luxenburg der Waſſerſack der Niederlande, Holſtein der Waſſerſack Dänemarks, Neufchatel der Waſſerſack der Schweiz. Wie heute die engliſchen Blätter erzählen, ſoll ein anderer Sohn des Königs von Baiern Donna Maria heurathen. So verſpricht Portugal der Waſſerſack der Spaniſchen Halbinſel zu werden, und Griechenland iſt voraus zum Waſſerſack des Orients beſtimmt, wenn dieſer wie ſie fürchten der Civiliſation und Freiheit entgegen reift.

Der ſchönſte Spaß in dieſer baieriſch-griechiſchen Comödie iſt: daß König Otto, oder vielmehr ſein Vater in deſſen Namen, die griechiſche Conſtitution nicht hat beſchwören wollen; daß Miaulis, der Chef der griechiſchen Deputation, erklärt hat, nur unter der Bedingung eines ſolchen Eides ſei er beauftragt dem Prinzen die Krone anzubieten, daß er alſo, da man ſich weigere ihn zu leiſten, den Otto nicht als König anerkennen dürfe. Die Deputation kehrt allein nach Griechenland zurück, und König Otto zieht an der Spitze ſeiner Baiern hin und nimmt von ſeinem Lande mit Gewalt Beſitz. Ich fürchte ſehr, daß wenn der griechiſche Himmel das wahre Verhältniß der Sache erfährt, er ſein Baieriſch-blau wieder ausziehen und ſeinen grauen Schlafrock anziehen wird.

Ich ſage Ihnen, es iſt mit dem lieben Gott nichts mehr anzufangen. Da ſitzt der alte Herr den ganzen Tag auf ſeinem Lehnſtuhle, lieſt die Erdzeitungen und brummt über ſeine entarteten Kinder. Es iſt ihm kein Lächeln abzugewinnen. Da er noch ein Jüngling war, da er als Jupiter, noch mit dem Honige ſeiner Kindheit auf den Lippen, durch alle Welten ſchwärmte, welche himmliſche Pagenſtreiche machte er, wie liebenswürdig war er damals! wie er ſeinem Vater dem Freſſer Kronos ein Brechmittel eingab; wie er ſich als Gans, als Ochs, als Menſch, als Regen verkleidet, zu den Schönen ſchlich, wie er neun ganze halbe Tage ſich mit der gelehrten Mnemoſyne einſchloß, und mit ihr alle die Millionen Bücher ſchrieb, die ſeitdem in die verſchiedenen Sprachen der Menſchen überſetzt erſchienen ſind — es iſt Alles vorbei, es iſt nichts mehr mit ihm anzufangen; Ach! wenn ich Gott wäre, welche Späße wollte ich mir machen mit Bavaria-Hellas! Ich ließ in einer Nacht alle die herrlichen Griechen aller Zeiten und aller Städte aus dem Grabe hervorſteigen, und alle Tempel auch und die alten Götter rief ich herbei. Und an einem ſchönen Frühlingstage, da der Spatziergang am Ilyſſus gedrängt von Menſchen war, kömmt ein Sclave athemlos herbeigeſtürzt und ſchreit: König Otto iſt angekommen! Alles geräth in Bewegung. Die Kinder ſpringen von der Erde auf und vergeſſen ihre Knöchel mitzunehmen. Die ſchöne Lais macht die Roſen in ihren Haaren zurecht, Diogenes putzt das Licht in ſeiner Laterne, Epaminondas ballt die Fauſt, Plato bekömmt Angſt und verſteckt ſeine Republik, Perikles reicht ſeiner Freundin Aspaſia den Arm, Ariſtoteles zieht ſeine Schreibtafel heraus Alles zu notiren, die Blumenmädchen ſuchen Eine der Anderen vorzukommen, und jetzt alle eilig zum pyräiſchen Thor hinaus. Nur Sophokles geht ſeinen ernſt langſamen Schritt; er dichtet ſeine Antigone. Als die Athenienſer am Hafen ankamen, war König Otto mit ſeinen blauen Baiern ſchon gelandet. Das Erſte was er that war, daß er dem Perikles den großen Hubertus-Orden umhieng. Ariſtoteles erhielt das Diplom als geheimer Hofrath, und die Berufung als Profeſſor der Natur-Geſchichte nach München an Okens Stelle. Phidias bekam den ehrenvollen Auftrag die Büſte des Herrn Jarke für das Regensburger Walhalla zu verfertigen. Herr Oberbaurath von Klenz zeigte dem Kalikrates die Riſſe ſeiner ſchönſten Gebäude in München und dieſer fragte: hat Euer Baſileus ſo viele Pferde? Alcibiades bekam den Kammerherrn-Schlüſſel und ein baierſcher Obriſt fragte Epaminondas wie viel Fourage-Gelder ein helleniſcher Obriſt bekäme? Profeſſor Thierſch unterhielt ſich mit Plato und wurde von den Blumenmädchen wegen ſeiner ſchlechten Ausſprache verſpottet. Herr von Poißl wollte Sophokles gerade ſein Feſtſpiel Vergangenheit und Zukunft überreichen, als Trommelwirbel Stille gebot. König Otto tritt majeſtätiſch hervor und hält folgende Rede.

„Hellenen! Schaut über euch. Der Himmel trägt die
„baierſche National-Farbe, denn Griechenland gehörte
„in den älteſten Zeiten zu Baiern. Die Pelasker wohn-
„ten im Odenwalde und Imachus war aus Landshut
„gebürtig. Ich bin gekommen euch glücklich zu ma-
„chen. Eure Demagogen, Unruheſtifter und Zeitungs-
„ſchreiber haben euer ſchönes Land in's Verderben ge-
„ſtürzt. Die heilloſe Preßfrechheit hat Alles in Ver-
„wirrung gebracht. Seht wie die Oehlbäume ausſe-
„hen. Ich wäre ſchon längſt zu euch herüber gekom-
„men, ich konnte aber nicht viel früher, denn ich bin
„noch nicht lange auf der Welt. Jetzt ſeid ihr ein
„Glied des deutſchen Bundes. Meine Miniſter wer-
„den euch die neueſten Bundesbeſchlüſſe mittheilen.
„Ich werde die Rechte meiner Krone zu wahren wiſ-
„ſen, und euch nach und nach glücklich machen. Für

„meine Civilliſte gebt ihr mir jährlich ſechs Millionen „Piaſter, und ich erlaube euch meine Schulden zu bezahlen.“ Die Griechen, als ſie dieſe Rede hörten, erſtarrten Alle zu Bildſäulen. Diogenes hielt dem König Otto ſeine Laterne in's Geſicht, die ſchöne Lais kicherte, und Ariſtoteles war in Verzweiflung, daß ſein Griffel brach, und er die merkwürdigen Naturbeobachtungen die er machte, nicht mehr notiren konnte. Hippokrates ſah die Sache gleich vom rechten Standpunkte an, ſchickte eilig einen Diener in die Stadt zurück, und ließ ſechs Karren voll Nieswurz holen. Die Baiern ſetzten ſich in Marſch. Vor dem Thore wurden ſie von hundert Apothekern aufgehalten, die jedem Baier ein Pulver überreichten. Ein Major ſchrie: Verrätherei! Gift! und ließ unter das griechiſche Geſindel ſchießen. Dann zog König Otto über Leichen in die Stadt. Gleich den andern Tag wurde eine Central-Unterſuchungs-Kommiſſion gebildet, Hippokrates wurde wegen ſeines dummen Spaßes als Medicinalrat, nach Augsburg verſetzt; die geiſtreiche Aſpaſia, die griechiſche Frau von Stael, nach Egypten verbannt und Diogenes wurde auf unbeſtimmte Zeit zum Zuchthauſe verurtheilt und mußte vor dem Bilde des Königs Otto knieend Abbitte thun. Die Schuldigſten waren ſchon vor der Unterſuchung erſchoſſen worden.

Jetzt ging das Regieren an. Eine Zeit lang ertrugen es die Griechen. Aber eines Morgens brauſte das Volk wie ein wogendes Gewäſſer durch die Stadt. Herr Oberbaurath von Klenz hatte in der Nacht anfangen laſſen, durch mehrere hundert baierſche Maurer, den Tempel der Minerva abtragen zu laſſen. Das Bild der Göttin von Phidias und andere Kunſtwerke die der Tempel enthielt, lagen ſchon auf der Straße von Stroh umwickelt um eingepackt zu werden. Man fragte Herrn von Klenz was dieſe Tollheit bedeuten ſolle? Er erwiederte: ſeine Majeſtät der König haben zu beſchließen geruht, den Tempel der Minerva, das Parthenon, das Pompejon, die Phöcide, noch zwanzig andere Tempel und mehrere hundert Statuen, allerhöchſt ihrem königlichen Vater nach Baiern zu ſchicken, zufolge eines mit allerhöchſt Demſelben abgeſchloſſenen geheimen Vertrags, und Hellas, übervölkert mit Tempeln, Statuen und Gemälden, ſolle nach Baiern Kunſtkolonien ſchicken, und dafür von dort Naturkolonien erhalten unter Anführung des Herrn von Halberg, des baieriſchen Cecrops, und das Alles gereiche zur Wohlfahrt beider Länder, und ſey überhaupt ſehr charmant. Aber die Athenienſer fanden dieſes gar nicht charmant, ſondern ergriffen einige der ſchönſten antiken Steine mit Bas-Reliefs verziert und warfen ſie dem armen Herrn von Klenz an den Kopf, bis er todt blieb. Dann ſtürzten ſie die Akropolis hinauf, ergriffen den König Otto, der gerade mit ſeinem Frühſtücke beſchäftigt war, und dabei Saphirs deutſchen Horizont las, bei dem Arme, ſetzten ihn in eine Sänfte, und ließen ihn an den Hafen tragen, und übergaben ihn dort dem Admiral Nicias, daß er ihn zu Schiffe nach Corcyra bringe. Die baieriſchen Soldaten blieben zurück und nahmen Dienſte im Scythiſchen Corps. Ihr baieriſch Bier braute ihnen ein von München gekommener Bierbrauer, und ihre baieriſche Treue hatten ſie vergeſſen. So endigte das baieriſch-ruſſiſch-engliſch-franzöſiſch-helleniſche Reich.

Eilfter Brief.

Paris, Sonntag den 16. December 1832.

Die Berry iſt krank; aber wie man ſagt wäre es nicht ihr hoffnungsloſer Zuſtand der ſie niedergeworfen, ſondern gerade das Gegentheil. Wahrſcheinlich iſt das Verläumdung. Wenn man in Frankfurt etwas davon weiß, warum die Herzogin gefangen ſitzt und warum Carl X. nicht mehr in Paris lebt, ſchreiben Sie mir es doch, ich will es in die Zeitung ſetzen laſſen. Hier kann man ſich die Sache gar nicht erklären. Dieſe Abneigung der Völker gegen gewiſſe Namen und dieſe Vorliebe für andere iſt ganz unbegreiflich. Wenn nicht die Cholera daran Schuld iſt, muß die Welt ſchwanger ſeyn; ſie hat wunderbare Gelüſte. Sehen Sie, man hat es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich geſagt: ein Volk dürfe ſeinen Fürſten verjagen, wenn ihm ſeine Naſe nicht gefiele. Nun, vielleicht war das zuviel behauptet. Aber man muß mir doch zugeben, daß eine Naſe eine ſehr wichtige Sache iſt. Eine Naſe iſt ein bedeutender Theil des menſchlichen Körpers; eine Naſe kann einen Menſchen entſtellen und zieren; man kann ſeiner Naſe willen einen Menſchen lieben oder haſſen; kurz eine Naſe iſt eine Naſe; aber ein Name? Guter Gott! Was liegt an einem Namen? Die Braunſchweiger wollten keinen Carl und gaben ſich einen Wilhelm; die Belgier wollten keinen Wilhelm und gaben ſich einen Leopold; die Franzoſen wollten auch keinen Carl und gaben ſich einen Philipp. Der Name Carl ſcheint beſonders unbeliebt zu ſein. In Spanien handelt ſich's auch um Carl oder nicht Carl; in Portugal iſt der Streit zwiſchen Peter und Michel. Meine Naſe iſt mir tauſendmal lieber. Nun haben ſie zwar vor zwei Jahren behauptet, man habe den König Carl vom Throne geſtürzt weil er die Charte verletzt habe. Hat das der jetzige König nicht auch gethan? Alſo weil er Philipp heißt und nicht Carl, wäre ihm alles erlaubt? Ja er hat tauſendmal ſchlimmer gehandelt als Carl X. Dieſer that es in der Leidenſchaft, er konnte ſich wenigſtens damit entſchuldigen, er konnte alles auf ſeine Miniſter wälzen, die Kränkung wieder gut machen, er wollte das wirklich thun. Aber Louis Philipp begnügt ſich nicht blos mit dem Rechte der Leidenſchaft, er will auch die Leidenſchaft zu einem Rechte erheben, er verlangt das Recht, zu jeder Zeit, ſo oft es ihm beliebt, ungerecht ſein zu dürfen. Und er begnügt ſich nicht das Verbrechen allein zu begehen, er ſucht auch die ganze Nation, in deren Stellvertretern zu ſeinen Mitſchuldigern zu machen. Nun giebt es zwar hier Leute genug, die nicht ſchlecht ſind, ſondern nur dumm, welche behaupten, der jetzige Fall wäre doch ganz ein Anderer. Carl X. habe die Conſtitution aus eigner Machtvollkommenheit verletzt. Louis Philipp thue es in Gemeinſchaft mit den Kammern. Bei jenem ſei die Aufhebung der Charte Willkühr geweſen, dieſer wolle ſie geſetzlich machen. Aber was ändert das die Sache? O ja, es ändert die Sache, es macht ſie weit ſchlimmer. Iſt ein Verbrechen weniger ein Verbrechen weil es zweihundert Menſchen theilen? Iſt die Tyrannei der Geſetze weniger Tyrannei als die der Willkühr. Und wenn alle die dreißig Millionen Franzoſen in der Kammer ſäßen, und ſie alle ſtimmten Mann für Mann für ein Geſetz, das der Regierung verſtatte die perſönliche Freiheit, die Freiheit der Preſſe aufzuheben, das heilige Aſyl des Hauſes zu verletzen — ſie hätten das Recht nicht dazu. Keine Nation hat das Recht der Täuſchung, der Furcht, dem Schrecken, der Selbſtſucht, der Ermüdung des Tages, die beſſere Einſicht, die Wahrheit, die Beſonnenheit, die Liebe und Kraft der folgenden Tage, die unveräußerlichen Rechte eines kommenden Geſchlechts aufzuopfern. Hier iſt der Jammer, hier iſt die Troſtloſigkeit, das iſt's was die wahre Freiheit Europens noch um ein Jahrhundert hinausſchickt. Erſt fehlt die Kraft, dann fehlt der Muth, dann fehlt die Einſicht. Wenn einmal die Völker Europens ſich der Tyrannei ihrer Fürſten werden entledigt haben, werden ſie in die Tyrannei ihrer Geſetzgeber fallen, und ſind ſie dieſe los geworden, gerathen ſie in die Tyrannei der Geſetze. — Dieſe Tyrannei der Geſetze iſt aber gerade die feſte Burg, welche von der Freiheit ſeit fünfzig Jahren belagert wird. Was ſie ſeitdem erobert, das ſind blos einige Außenwerke, wobei noch nichts weiter gewonnen, als daß die Hoffnung der Einnahme der Feſtung etwas näher gerückt iſt. Es muß Menſchenrechte geben, die von keiner Staatsgewalt, und hätte jedes Bettlerkind im Lande Theil an deren Ausübung, zu keiner Zeit, in keinem Verhältniſſe, um keines Vortheils, um keiner Beſeitigung einer Gefahr willen, vernichtet, geſchmälert oder eingeſtellt werden dürfen. Auf der See, wenn Gefahr des Schiffbruchs eintritt, wirft man die Waaren über Bord, die Menſchen zu retten; man wirft aber nie die Menſchen über Bord die Waaren zu retten. In politiſchen Stürmen aber, opfert man das was der Menſch iſt, dem auf was er hat, man wirft den Menſchen über Bord, den Bürger zu erhalten — das iſt Wahnſinn. Und wenn es auch alle Staatsbürger zufrieden wären, wenn ſie alle ſo verdorben wären, das was ſie haben, dem vorzuziehen was ſie ſind — es bliebe doch Wahnſinn.

Mit beſſerer Einſicht als Europa ließen die Amerikaner als ſie ihre Freiheit gründeten, der Verfaſſungsurkunde eine Erklärung der Menſchenrechte, nämlich derjenigen Rechte vorangehen, die weder der Heiligung der Geſetze bedürfen um Gültigkeit zu haben, noch je durch ein Geſetz eingeſchränkt oder aufgehoben werden dürfen. Die franzöſiſche Nationalverſammlung hat es auch damit verſucht. Aber jetzt denkt keiner mehr daran, und wenn man mit einem Staatsgelehrten von Menſchenrechten ſpricht, lacht er Einen aus, und wenn man in Paris zwiſchen zwei und vier Uhr Nachmittags das Wort Menſchenrechte ausſpricht, werden vor Schrecken alle Wangen bleich und die Renten fallen. Menſchenrechte — das iſt die Guillotine!

— Geſtern Abend ſah ich zum erſtenmale Demoiſelle Georges ſpielen; nicht zum erſtenmale dieſen Winter, ſondern zum erſtenmale im neunzehnten Jahrhunderte. Dieſes Schickſal habe ich ſchon oft in meinem Leben gehabt: daß ich den Sonnenaufgang und den Mittag verſchlafen, und erſt beim Sonnenuntergange munter geworden bin. Demoiſelle Mars habe ich voriges Jahr zum erſtenmale geſehen, Talma kurz vor ſeinem Tode, mich ſelbſt lernte ich erſt nach dem dreißigſten Jahre kennen und ohne Sie hätte ich wahrſcheinlich erſt zehn Jahre ſpäter meine angenehme Bekanntſchaft gemacht. Als ich vor zwei Jahren nach Paris kam, war die Freiheit ſchon im Untergehen, und ich mußte ſogar auf einem hohen Berg der Begeiſterung ſteigen, um noch ihre letzten Strahlen zu erwiſchen; denn im Thale war es ſchon dunkel. So immer zu ſpät. Ein politiſcher Ketzer bin ich geworden, ſeitdem man nicht mehr verbrennt und viertheilt, ſondern blos mit dem Zuchthauſe auf unbeſtimmte Zeit und mit einer Abbitte vor dem Conterfei eines Königs beſtraft. Dieſes Abbitten vor dem Bilde des Königs von Baiern will mir gar nicht aus dem Kopf. Es iſt zu fürchterlich, es iſt zu lächerlich! Das iſt ja ein chriſtlich-türkiſcher Despotismus, ein Despotismus in ſeidenen Strümpfen und den Turban auf dem Kopfe. Nun möchte ich doch wiſſen, wie ſie Einen, den ſie zum Zuchthauſe verurtheilt, zwingen können Abbitte vor dem Bilde des Königs von Baiern zu thun, wenn dieſer nicht will. Ich thäte es nicht; ich ſpräche wie der Geiger Müller in Cabale und Liebe: da ich doch in's Zuchthaus muß, will ich Euch ſagen, daß Ihr Schurken ſeid. Der Präſident antwortet, glaube ich, darauf: Vergeß er nicht, daß es auch Staupbeſen und Pranger giebt! O! es kömmt auch noch zu Staupbeſen und Pranger; es kömmt auch noch dazu, daß Einer baarfuß und eine brennende Kerze in der Hand es vor der Kirchthür büßen muß, wenn er geſagt, [illegible] Leib und das Blut des Herrn ſei nicht in dem Fürſten. Die wahnſinnige Tyrannei hat keine Grenzen, es kömmt nur darauf an, welche Grenze die wahnſinnige Geduld des deutſchen Volkes hat ... Aber wo bin ich? Ich bin weit von Demoiſelle Georges abgekommen. Zurück.

Sie ſieht bei ihren Jahren noch gut genug aus, oder mein Glas müßte trübe geweſen ſein. Auch iſt in den Rollen die ihr anzugehören ſcheinen, ein Alter das an Ehrwürdigkeit grenzt gar nicht ſtörend. Sie hat eine ſchöne, volltönende Stimme, ihre Geberden ſind anſtändig und ihr Mienenſpiel iſt ſehr reich; freilich glaubte ich bemerkt zu haben daß ſie beim Miſchen ihrer Züge die Volte ſchlägt, und jede Farbe der Leidenſchaft die ſie will, oben auf bringt. Das iſt nun nicht die rechte Art. — Die Leidenſchaft auch in ihrer entſchiedenſten Richtung, hat keine beſtimmte Farbenleiter und ſie iſt ſehr zufällig gemiſcht. Ich kann aber die Georges durchaus noch nicht beurtheilen, ich muß ſie öfter ſehen. Auch iſt das Stück, in welchem ſie auftrat, halb unbedeutend, halb dumm, das heißt: ſeit einigen Wochen daß es gegeben wird, iſt das Haus gedrückt voll, jeder will es ſehen. Perinet Leclerc, ou Paris en 1445, drame historique. Was die Leute ſchönes daran finden, begreife ich nicht. Außer den Decorationen und den weiblichen Kleidungen der damaligen Zeit gefiel mir doch gar nichts. Dieſen Winter iſt das Mittelalter Mode, oder vielmehr das dramatiſche Vieh wurde durch Noth die Alpe hinaufgetrieben dort zu weiden, weil ſie in den letzten zwei Jahren die untere Region, das Kaiſerreich, die Republik und das Zeitalter Ludwigs XV. ganz abgegrast haben. Jedes Theater bringt der Reihe nach ein pariſer Mittelalter zur Vorſtellung. Geſtern kam die komiſche Oper, auch ein ſolches Mittelalterſtück zum erſtenmal Le Pré aux clercs, Muſik von Herold. Die heutigen Zeitungen rühmen dieſe neue Oper ſehr.

Ich laſſe mir das alles ſehr gern gefallen, denn ich profitire davon. Seit zwei Jahren leiten die Boulevards-Theater meine hiſtoriſche Studien. So oft ich ein hiſtoriſches Schauſpiel geſehen, ließ ich mir den folgenden Tag alle die Geſchichtsbücher, Memoiren und Chroniken holen, die von der Zeit und der Geſchichte handeln, die auf der Bühne vorgeſtellt werden, und ich las ſie. Jungen Leuten möchte ich dieſe Art Geſchichte zu ſtudieren freilich nicht empfehlen; aber für Kinder und bequeme Leute iſt das die rechte Art und ob ich zwar ſchlecht beſtehen würde wenn mich Schloſſer examinirte, ſo bin ich doch im Ambigu Comique der gründlichſte Hiſtoriker.

Das Stück von welchem die Rede iſt ſpielt zur Zeit Carls VI. und die Georges ſpielte die Iſabeau von Baiern. Darüber brauchte ich aber nichts nachzuleſen, denn die Geſchichte war mir aus Schillers Jungfrau von Orleans ſchon längſt bekannt. Leider! Der Menſch weiß immer zu viel; denn daher kam es, daß mir das Drama lächerlich vorkam. Dieſe Iſabeau iſt verliebt, aber nicht wie ein weiblicher Satan, nicht wie eine alte Frau, nicht wie eine Ehrgeizige, nicht wie eine Königin, nicht wie eine Rabenmutter, nicht wie eine ausſchweifende Frau; ſondern wie ein junges unſchuldiges Bürgermädchen. Und als ihr politiſcher Feind, der Connetable von Armagnac, ihren jungen Geliebten foltern und dann in einen Sack ſtecken und Nachts in die Seine werfen ließ, weinte ſie als gienge ſie das was an und als gäbe es keine Männer mehr in der Welt. Aber die Georges wußte ſich mit guter Manier aus der Dummheit des Dichters heraus zu ziehen. Alſo der Sack mit dem Schatze wird in's Waſſer geworfen, aber wieder herausgefiſcht. Der Sack wird geöffnet und der ſterbende junge Menſch im Hemde halb herausgezogen. Das iſt ſeit einigen Tagen das zweitemal, daß ich einen ſterbenden Menſchen im Hemde aus einem Sacke habe kommen ſehen. Das iſt die hiſtoriſche Treue! Aber die Henkersknechte kehren zurück, werfen den Sack mit Inhalt zum zweitenmal in's Waſſer und drohen mit einer Geiſterſtimme in die Nacht hinaus: Laissez passer la justice du Roi! Das war die damalige Formel. Es iſt recht ſchauerlich.

Um das Alter der Georges genau zu erfahren, ließ ich mir den Band der Biographie des contemporains holen, worin ihr Artikel ſteht. Da las ich etwas was mich ſtutzig machte. Sie wird dort nicht allein getadelt, ſondern auch mit einer gewiſſen Bitterkeit getadelt, die ich mir nicht erklären konnte. Darauf las ich den Artikel im Converſations-Lexikon, der ſie betrifft, und der mich etwas auf die Spur brachte. Der deutſche Berichterſtatter bemerkt, die Georges habe ſich eine romantiſche Darſtellungsart angeeignet. Das mag es ſein. Die Verfaſſer der Biographie des contemporains, waren Arnault, Jouy, Jay, und andere ſolche gedörrte Claſſiker, welche der Georges ihr friſches romantiſches Weſen nicht verzeihen konnten. Daß ihr dieſes eigen ſei, nehme ich übrigens bis ietzt nur auf Glauben an. Nicht ſo ihr Alter. Sie war geſtern Abend 47 Jahre, 7 Monate und 13 Tage alt. Wie viel Stunden weiß ich nicht, da die Stunde nicht angegeben in der ſie auf die Welt gekommen.

Aber mein Gott, was iſt die Georges hinabgerückt. Früher im Theater Français, bis voriges Jahr im Odeon. ſpielt ſie ietzt im Porte-St.-Martin, in einem Boulevardtheater. O hätte ich ſie in meiner Kammer! Ich würde mit ihr verfahren wie einſt ein Buchhändler mit Rouſſeau und Voltaire zu verfahren wünſchte. Ich gäbe ihr gut zu eſſen und zu trinken, aber ſie müßte mir arbeiten. Sie müßte mir diktiren, von Paris, von Erfurt, von Wien, von Petersburg, vom Kaiſer Napoleon, vom Kaiſer Alexander und von hundert andern Dingen und Menſchen. Doch es iſt merkwürdig! Wenigſtens nach mehreren Erfahrungen die ich gemacht, haben die ſchönen Schauſpielerinnen gar keine Beobachtungsgabe und Menſchenkenntniß, und ſie verſtehen gewöhnlich ihr eignes, oft ſo intereſſantes Leben, nicht kunſtreich aufzufaſſen. Haben Sie als Sie in Paris waren, die Georges nicht ſpielen ſehen?

Außer dem erwähnten Drama gab man den Abend noch ein Melodrama l'Auberge des Adrets; eine ganz gemeine ſentimentale Mörder- und Räubergeſchichte. Aber ein Schauſpieler Namens Frederic führte eine komiſche Rolle vortrefflich durch. Ich habe lange nicht ſo ſehr gelacht. Das Merkwürdige bei der Sache iſt, daß das Komiſche gar nicht in der Rolle liegt, ſondern in dem ſelbſterfundenen Spiele des Schauſpielers und das zu ſeinem Charakter und den Reden die er führt gar nicht paßt. Es iſt ein zerlumpter, niederträchtiger, boshafter, ganz gemeiner Dieb, Räuber und Mörder. Er bringt einen Mann im Stücke ſelbſt um, ihm ſein Geld zu nehmen. Und Frederic machte einen gutmüthigen Schelm daraus der höchſt ergötzlich iſt. Zuletzt freilich werden die Poſſen, doch wahrſcheinlich dem Pöbel und der Kaſſe zu gefallen, etwas gar zu weit getrieben. Stellen Sie ſich vor: Am Ende werden beide Räuber von Gensd'armen gepackt, ſie entſpringen aus dem Zimmer, die Gensd'armes ihnen nach. Der Vorhang fällt. Das Stück iſt aus. Auf einmal gewahre ich, daß die Leute nach der Gallerie hinaufſehen und lachen. Ich hebe den Kopf in die Höhe und ſehe in einer Loge des zweiten Ranges die beiden Räuber mit den ſie verfolgenden Gensd'armen ſich herumbalgen. Endlich wird ein Gensd'arme (ein ausgeſtopfter) von einem der Räuber hinab in's Orcheſter geſtürzt. Und auf dieſem Theater ſpielt die Georges, einſt die Königin ſo vieler Königinnen!

Dienſtag den 18. Dezember.

Als ich geſtern Abend nach Hauſe kam fand ich eine ſchwarze Viſitenkarte vor, mit dem Namen weiß darauf. Es war ein Schauer wie ſie da lag auf dem ſchwarzen Marmortiſche im röthlichen Scheine der Lampe; es war wie der Beſuch eines Geiſtes. Es war der Name eines Polen. Ich habe ſolche ſchwarze Karten hier nie geſehen. Sollten ſie vielleicht die Polen als ein Zeichen der Trauer angenommen haben? Ich werde es erfahren. Da haben Sie ſie, ich ſchicke ſie Ihnen, bewahren Sie ſie gut. Und haben ſie je eine Thräne für einen König vergoſſen, und ſollte das Glück es wollen, daß Sie noch ferner eine weinten; dann ſehen Sie dieſe Karte an, daß Ihr Herz zur Wüſte werde und der Sand alle Brunnen der Empfindung verſchütte. Denn wahrlich es iſt edler die ganze Menſchheit haſſen, als nur eine einzige Thräne für einen König weinen.

Ein ſterbendes Volk zu ſehen, das iſt zu ſchrecklich; Gott hat dem Menſchen keine Nerven gegeben ſolches Mitleid zu ertragen. Jahre, ein Jahrhundert lang in den Zuckungen des Todes liegen und doch nicht ſterben! Glied nach Glied unter dem Beile des Henkers verlieren und all das Blut, alle die Nerven der verſtorbenen Glieder erben, und den armen und elenden Rumpfe den Schmerz des ganzen aufbürden — o Gott, das iſt zu viel! Denn einem Volke, wenn es leidet, werden nicht wie einem kranken Menſchen Geiſt und Sinne geſchwächt, es verliert das Gedächtniß nicht, ſei es noch ſo bejahrt, wird es im Unglücke wieder zum Jüngling, zum Kinde, und die Jugend mit all ihrer Kraft und Hoffnung, die Kindheit mit ihrer Luſt und allen ihren Spielen kehren ihm zurück. Als Gott die Tyrannen erſchuf, dieſe Folterknechte der Welt, hätte er wenigſtens die Völker ſollen ſterblich machen.

Man hat jetzt den Deutſchen eiſerne Reife um die Bruſt geſchmiedet, Sie dürfen nicht mehr ſeufzen um die Polen; aber die Franzoſen brauchen noch nicht zu ſchweigen. Es kommt dahin auch noch, aber bis dahin kömmt auch die Hülfe. Haben ſie in den franzöſiſchen Blättern von dem neuen Jammer geleſen, den man auf die Polen gehäuft? Aus jeder polniſchen Provinz werden fünftauſend Edelleute eingefangen und nach dem Caucaſus getrieben, um dort unter die Coſaken geſteckt zu werden. Sie dürfen auf ihre Verbannung nicht vorbereitet werden, ſie müſſen unvermuthet Nachts aus ihrem Bette geſchleppt werden. So befiehlt es ausdrücklich der kaiſerliche Befehl. Und dem Belieben des Gouverneurs bleibt es frei geſtellt; welche ſie zur Verbannung wählen wollen; nur iſt ihnen auf das ſtrengſte unterſagt die Begnadigung mit dem Caucaſus, auf die ſchuldigſten der Polen fallen zu laſſen; dieſe kommen nach Sibirien oder werden hingerichtet, oder werden im Gefängniſſe erdroſſelt und vergiftet. Was ich geſtern geleſen das iſt noch ungeheurer. Fünfzig Polen wurden in Kronſtadt, im Hafen, wie im Angeſichte ganz Europas, auf Tod und Leben gegeiſelt, weil ſie ihr Vaterland nicht abſchwören, weil ſie dem Nicolaus nicht Treue ſchwören wollten. Und während ſie die Reihen der Soldaten durchſchlichen, durch Bajonette auf der Bruſt, am ſchnellen Gehen gehindert, ging ein Geiſtlicher zuſprechend neben den Verurtheilten, und ermahnte ſie zu ſchwören. Ein Geiſtlicher, das Cruzifix in der Hand, ermahnte im Namen des Erlöſers zum Meineide! Aber wo gab es je einen Kaiſer oder König, der nicht einen Pfaffen gefunden hätte, der noch ſchlechter war als er? Dreitauſend andere Polen, ſtanden in einen Haufen zuſammengetrieben, auf dem Richtplatze, den Jammer ihrer Brüder mit anzuſehen, und hinter ihnen ſechstauſend Ruſſen, Kanonen vor ſich, den Haufen Polen nieder-

uſchmettern, wenn einer von ihnen murren ſollte.
Die anweſenden ruſſiſchen Offiziere lachten — o nein,
ch erzähle das nicht ihnen zum Vorwurfe, ſondern
aß man dieſe Schlachtopfer der Tyrannei auch be-
eine. Sie mußten lachen; nicht zu lachen wäre
hnen als Kaiſermord angerechnet worden. Und das
uldet der Himmel? Das heißt nicht die Menſchheit,
as heißt Gott ſelbſt in den Koth treten. Aber nicht
n Nicolaus allein denke ich; ſo ſchuldig er iſt, er hat
s nicht verdient unſern ganzen Fluch zu tragen. Er
t nur der gefällige Wirth, er gab ſeinen königlichen
rüdern ein königliches Schauſpiel. Denn es iſt kein
ürſt in Europa, der nicht aus ſeiner Lage dieſes blu-
ge Schauſpiel mit Wolluſt anſähe, und nicht dabei
f ſein eignes Volk hinabſchielte und ihm den ſtum-
en Wunſch zugrinſte: nun wohl bekomme euch dieſe
hre!

Der Haß und der Ekel ſteigen mir manchmal bis
den Hals hinauf und da werde ich meiner Wünſche
d ſelbſt meiner Verwünſchungen überdrüßig. Es
d jetzt fünfzig Jahre daß die europäiſche Menſchheit
s ihrem Fieberſchlummer erwachte, und als ſie auf-
hen wollte, ſich an Händen und Füßen gekettet fand.
ſeln trug ſie immer, aber ſie hatte es nicht gefühlt
ihrer Krankheit. Seitdem kämpften die Völker mit
en Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zuſammen
das edle Blut das vergoſſen worden, all den ſchö-
Heldenmuth, all den Geiſt, alle die Menſchen-
ft die verbraucht worden, alle die Schätze, die
chthümer, drei kommenden Geſchlechtern abgeborgt,
verſchlungen worden — und wofür? für das Recht
zu ſein, für das Glück, auf den Punkt zu kom-
wo man aufhört Schulden zu haben und wo
die Armuth beginnt. Und bedenkt man wie die-
Blut, dieſer Heldenmuth, dieſer Geiſt, dieſe Kraft,
e Reichthümer, wären ſie nicht verbraucht worden

zur Vertheidigung des Daſeyns, zur Veredlung, zur Verſchönerung, auf die Freuden des Daſeyns hätten verwendet werden können — möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, alles aufzuopfern — nicht für das Glück, ſondern für das Recht glücklich ſein zu dürfen, für die Möglichkeit glücklich ſein zu können! Denn mit der Freiheit iſt nichts gewonnen als das, iſt nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruche abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menſchlichkeit etwas durch ihren Sieg, ja theilten ſie nur ſelbſt die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Troſt dabei. Aber nein, der Sieg iſt unmöglich. Eine neue Macht die Widerſtand findet, kann im Kampfe den Sieg finden, und im Siege ihre Befeſtigung; aber eine alte befeſtigte Macht war ſchon beſiegt an dem Tage, wo der Kampf gegen ſie begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer die Zahnſchmerzen haben, ſich einredeten ſie zahnten? Aber ſo toll ſind unſere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen — ſie wiſſen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünſte nicht mehr wirkt. Dort die Edelleute — ſie wiſſen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber iſt. Dort die Fürſten — ſie wiſſen recht gut, daß ihre Herrſchaft zu Ende geht. Ja alle dieſe unſere Feinde wiſſen das beſſer als wir ſelbſt; denn ihren Untergang ſehen ſie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es ſehen durch das Glas unſerer Hoffnung. Aber weil ſie es wiſſen, darum wüthen ſie; ſie wollen ſich nicht retten, ſie wollen ſich rächen. Es giebt in Europa keinen Fürſten mehr, der ſo verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer ſeiner Enkel den Thron beſteigen. Aber weil ohne Hoffnung, iſt er auch ohne Erbarmen und nimmt ſich die Tyrannei ſeines Enkels voraus, ſie zu der ſeinigen geſellend.

— Heute kaufte ich einen ſchönen Geldbeutel für Sie, von der Farbe des griechiſchen Himmels und der Königlich baieriſchen Nation: nämlich hellblau, mit einem goldenen Saume und mit weißer Seide gefüttert. So wonniglich weich anzufühlen, daß es einer zarten Seele ſchwer fele, hartes unerbittliches Geld hineinzulegen. Aber Sie werden ihn zu Almoſen beſtimmen. Hören Sie wie Sie dazu gekommen. Noch fünf Minuten vorher dachte ich nicht daran ihn zu kaufen, ob ich zwar an Sie dachte, denn ich ſchrieb Ihnen gerade. Ich las die allgemeine Zeitung und darin von den hanöveriſchen Ständen und von der Oeffentlichkeit die man ihnen bewilligt, von der Größe eines Nadelſtichs; und wie man doch noch Angſt gehabt, es möchten Spitzbuben von außen durch dieſen Nadelſtich in die Kammer ſteigen, und wie man darum den Nadelſtich mit einem eiſernen Gitter verwahrte und von außen Läden anbrachte, und innen eine Gardine davor hing. Darüber mußte ich ſo lachen, daß ich das Pult erſchütterte; von der Erſchütterung floß mein Stacheldintenfaß über, das eben gefüllt worden war und zu hoch. Jetzt kam ein Dintenbach von der Höhe herab, und ſtrömte über die allgemeine Zeitung gerade durch das hanöveriſche. Schnell rettete ich meinen Brief, faßte die allgemeine Zeitung am trocknen Zipfel und warf ſie ins Feuer. Dann holte ich Waſſer und wuſch das Pult ab. Während dem Trocknen machte ich einige Gänge durch das Zimmer, und kam bei dieſer Gelegenheit an das Fenſter, und ſah die Straße hinab. Da gewahrte ich, daß in das große Haus mir gegenüber viele Menſchen gingen und daß viele glänzende Equipagen davorſtanden. Dann ſah ich wieder viele Menſchen und Wagen herauskommen und ſo ging das abwechſelnd immer fort. Ich ward neugierig, ſchickte hinunter, und ließ Erkundigungen einziehen; erhielt aber keine Aufklärung. Da zog ich mich ſchnell an und ging ſelbſt hinüber. Ich fragte dem Portier des Hotels: où est ..... weiter wußte ich nicht was ich fragen ſollte. Er antwortete mir im Hofe, links, im zweiten Stocke über dem Entre-Sal. Da ſtieg ich hinauf und kam durch eine Reihe Zimmer, voll der ſchönſten Frauen und Waaren; es war ein Bazar und Serail zugleich. Man ſah alle möglichen Handarbeiten in Nähereien, Strickereien, Stickereien, Mahlereien und wie ſie ſonſt heißen. Auch männliche Handarbeiten, Bücher waren zum Verkaufe ausgeſtellt. An jedem Tiſche oder Laden ſtand eine Dame die verkaufte; an jedem Artikel war der Preis geſchrieben. Eine Bekannte die ich dort fand erklärte mir: das wäre der Bazar eines Frauenvereins, der jeden Winter zum Beſten der Armen dieſe Waare verfertigte und verkaufte. Stifterin dieſes Vereins iſt eine Madame *Lutteroth*, Schwiegertochter des reichen Kaufmanns, der früher in Frankfurt wohnte. Die wohlthätige Neigung dieſer Dame wurde durch die Religionsſekte zu welcher ſich ihr Mann bekennt (ich glaube zu den Mennoniten) noch verſtärkt und angetrieben. Auch iſt es ihre Wohnung in welcher die Waaren ausgeſtellt ſind. Es war recht artig zu ſehen wie die Damen alle ihre Sachen prieſen und anboten, mit einem Eifer, einer Zuthulichkeit, als verkauften ſie zu ihrem eignen Gewinnſte. Auf dieſe Art ſind Sie zu dem blauen Geldbeutel gekommen. Jetzt aber bleiben Sie nicht länger eine verſtockte Ariſtokratin, und lernen ſie endlich begreifen, wozu die Oeffentlichkeit gut iſt. Ich bringe ihn mit wenn die Lerchen und die Veilchen kommen und unter Otto's Strahlen die verdorrten Oelbäume wieder blühen.

Mittwoch den 19. Dezember.

Bei den hieſigen Civilgerichten kam neulich ein Prozeß zwiſchen dem Kaiſer Don Pedro und einem Pariſer Bürger vor. Als der Huiſſier die Tagesordnung ausrief: *Dumoulin contre Don Pedro!* ſchrie einer der Zuhörer *à Oporto*, und Gelächter im ganzen Saale. Nemlich dieſer Dümoulin verlangt von dem Kaiſer einige und dreißigtauſend Franken, für die Mühen, Reiſen und Koſten die es ihm verurſacht, als er ihm ſeine jetzige Frau die Beauharnois verſchaffen half. Don Pedro will nicht bezahlen. Den Kuppelpelz nach den Flitterwochen einfordern — eine ſolche Dummheit hätte ich keinem Pariſer zugetraut, die eigentlichen Prozeß-Verhandlungen haben noch nicht angefangen; die Sache muß hübſch werden. Dem guten Don Petro geht es ſehr ſchlecht in Oporto, er rückt nicht vor und iſt wie feſt genagelt. Das iſt der böſe Zauber des Juſte-Milieu, den ſein Freund und Beſchützer Louis Philipp über ihn ausgeſprochen. Dieſer hat ihm geſagt: laſſen Sie ſich mich zur Warnung dienen; beſſer keine Krone als eine aus den Händen des Volkes; lieber gar nicht regieren, als mit einer Conſtitution; bleiben Sie nur ruhig ſtehen, gehen ſie weder rechts noch links, halten ſie ſich gerade und die Krone wird Ihnen ſchon einmal auf den Kopf fallen. Das hat ſich Don Pedro gemerkt und er war ſo ehrlich den conſtitutionellen Portugieſen nicht einmal etwas zu verſprechen, außer, daß er ſie wahrſcheinlich nicht werde hängen laſſen, wenn er wieder zur Regierung käme. Dieſen aber genügt die Galgenfreiheit nicht, und ſie leiſten ihm darum in ſeinem Kampfe keinen Beiſtand. Louis Philipp wird ihm auch geſagt haben, er ſolle die heilige Allianz nicht ärgern, und ſich darum nicht anſtellen als wäre ihm an dem Glücke ſeines Volkes gelegen, ſondern aufrichtig geſtehen, es liege ihm blos an ſeiner Herrſchaft, und dann würde ſie nichts gegen ihn haben. So iſt er auf ſeine Lohnſoldaten beſchränkt, und wie will er mit dieſen gegen ein von Glaubenswuth fanatiſirtes Volk, gegen ſeinen von den mächtigſten Fürſten der Welt gut berathenen gut unterſtützten Nebenbuhler kämpfen?

Die Komödie die jetzt in Spanien geſpielt wird iſt auch merkwürdig. Ich nenne es Komödie, weil ich mich heute nicht ärgern will, denn es iſt Mittwoch, ich erwarte Ihren Brief und nichts ſoll meine Freude ſtören. Aber an jeden der fünf andern Tage der Woche hätte ich der Sache einen andern Namen gegeben. Es empört mich viel ſtärker wenn Fürſten ihre Unterthanen wie Kinder behandeln, und ſie mit Mährchen amuſiren und ſie mit groben Lügen täuſchen, als wenn ſie ſie wie Männer und Sklaven züchtigen. Die ſpaniſche Königin hat ein Töchterchen, dem ſie eine Krone verſchaffen möchte. Aber ihrem Wunſche ſteht eine mächtige Parthei entgegen, und um dieſe Parthei zu bekämpfen; wirft ſie ſich in die Arme der Liberalen, und verſpricht ihnen Freiheit, daß es eine Luſt iſt. Hat ſie einmal ihren Zweck erreicht, oder ein anderes Mittel gefunden, ihren Zweck zu erreichen; wird ſie die conſtitutionellen Spanier, die ſo thöricht waren ihr zu trauen und in ihre Falle zu gehen, eben ſo behandeln wie es Ferdinand gethan. Aber trotz der Maske, trotz der feinen Liſt, in welcher alle Fürſten ſo geübt ſind, bricht in den Reden und Handlungen der Königin Katharine, die angebohrne Natur oft komiſch genug vor. Ein Fürſt der von Freiheit ſpricht, macht dann ein Geſicht wie Robespierre — von dem einſt Mirabeau ſagte: er ſieht aus wie eine Katze die Eſſig getrunken hat. Neulich machte die Königin eine Proklamation an die Spanier bekannt, voll Honigworte, voll Freiheit, voll Glück, voll Ruhm, voll Verſöhnlichkeit, kurz, voll Glaube, Liebe und Hoffnung — wie der Hofrath Rouſſeau in der Poſtzeitung am erſten Januar, wahrſcheinlich ſingen wird. Plötzlich wendete ſie ſich an die verſtockten Gegner ihrer himmliſchen Abſichten, kratzt ſie und ſpricht wie folgt: „Wer meinen mütterlichen Ermahnungen nicht Gehör giebt, auf den wird das „Beil niederfallen, das ſchon über ſeinem Kopf

„hängt.“ Schöne, gute, liebe Mama! Die in Frankreich ſich aufhaltenden Spanier, die nach erhaltener Bewilligung jetzt zurückkehren, müſſen an der Grenze, angeblich wegen der Cholera, dreißig Tage Quarantaine halten. Nun kann das Lazareth nur ſechszig Perſonen faſſen, und man hat berechnet, daß es drei Jahre dauern werde, bis alle Spanier in ihr Vaterland kommen. Drei Jahre! Das iſt ein Glück für wenigſtens zwei Dritt-Theile dieſer Unglücklichen, die noch nach zwei Jahren Zeit haben umzukehren, und ſich ſo vom Henkertode zu retten. Euer Journal de Francfort neulich, eiferte mit edlem Unmuthe gegen die Reformen, welche die Königin von Spanien und der türkiſche Kaiſer in ihren Staaten vornehmen wollten, obzwar ihre Völker ſolchen Reformen entgegen ſind. Welche ſchöne Theilnahme, welche Zärtlichkeit für das Glück und die Wünſche der Völker! Was hat denn die hohe Bundesverſammlung auf einmal ſo weich gemacht? Iſt etwa Rothſchild's Koch krank geworden? Wie konnte aber ..... daß ich ein Narr wäre — da iſt Ihr Brief.

— Fragen Sie mich doch einmal was die Doktrinairs eigentlich bedeuten. Ich weiß es ſelbſt nicht recht, möchte mich darnach erkundigen und Ihnen davon ſchreiben.

— Der **** iſt nicht ohne Geiſt und Witz, aber er ſchreibt etwas rauh. Er iſt ein arger Hypochondriſt und ſeine Satyre hat etwas Menſchenfeindliches, das ſie ſauer macht.

— Ja wohl, ich habe es damals ſchon von mehreren Vornehmen gehört, daß ihnen meine Poſtſchenke ſehr gefallen. Die erſchien ihnen als eine Oaſe in meinen wüſten Schriften. Es war, weil ich mich darin über einen Demagogen und ſeinen langen Bart und über die Turnkunſt luſtig gemacht. Welche Menſchen!

Zwölfter Brief.

Paris, Donnerſtag den 20. December 1832.

Geſtern kam Victor Hugo's Klage gegen den Miniſter bei dem Gerichte vor. Das Handelsgericht, dem dieſe Sache zufiel, hat im Börſengebäude ſeinen Sitz, und da es gerade die Stunde war in der ich dort täglich vorbeigehe, bekam ich Luſt die Verhandlungen mit anzuhören. Als ich die Treppe hinaufging — mir pochte, wie immer, das Herz vor Zorn und Scham. Es iſt eines der herrlichſten Gebäude der Welt; das Alterthum kannte kaum ein ſchöneres; unter dieſem Säulendache ſollte Phidias Jupiter thronen und ſtrahlen und ſeine Menſchenkinder mit hohem Stolz erfüllen auf ſolch einen Vater! Aber drinnen ſitzt Merkur in einem gepolſterten Lehnſtuhle, mit gekrümmtem Rücken, den Geldbeutel in der Hand und klingelt. Merkur der alte Wucherer, der Phönizier, der Jude, der Mäkler, der Betrüger, der mit falſchen Renten würfelt. Merkur der Schelm, der Meineidige, der Gott der Kaufleute und der Diebe, der am Tage ſeiner Geburt ſich aus der Wiege ſchlich, hinauskroch auf das Landgut ſeines Stiefbruders Apollo, ihm die ſchönſten Ochſen ſtahl und dann, entdeckt, bei dem Haupte ſeines Vaters ſchwur, er wiſſe von gar nichts. Merkur Feind des Schönen, der Liebesläugner, der ſchon als Kind den holden Amor durchgeprügelt und ſeiner Mutter die ihn auf den Schoos genommen, ihren Gürtel ſtahl ..... Alſo da ich die Treppe hinaufging, kam eine junge, ſchöne, blaſſe Frau, an dem Arme eines Herrn, die Treppe herunter, und ich hörte, wie ſie einem ihr begegnenden Bekannten ſagte: on étouffe! Ich kehrte wieder um. Mein Leben daran zu ſetzen, um einen halben Tag früher zu erfahren, ob Victor Hugo's König ſich ferner amüſiren werde, oder nicht, ſchien mir Verſchwendung. Abends bei Tiſche ſprach ich einen der dabei war und es ausgehalten.

Es war ein junger Menſch von achtzehn Jahren mit überflüſſigem rothem Blute, dem etwas zu erſticken eher geſund als ſchädlich war. Es ſoll fürchterlich geweſen ſein. Ueber dem Lärm, dem Gedränge, dem Angſtgeſchrei hinaus, Fenſter auf, wir erſticken, konnte man kein Wort von den Verhandlungen hören. Einer hat ſeine Hand verloren, die ihm zwiſchen Thüre und Angel zerquetſcht wurde. Der Angſtruf: Fenſter auf wir erſticken, wurde immer ſtärker und allgemeiner. Der Präſident erklärte, er könne die Fenſter nicht öffnen laſſen; man höre ſchon jetzt wenig, bei offnen Fenſtern würde man gar nichts hören. Da rief Einer: Herr Präſident, ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß ich erſticke! Endlich wurden die Fenſter geöffnet, man trieb den überflüſſigen Theil des Publikums zum Saale hinaus, und die Verhandlungen wurden ruhiger fortgeſetzt. Aus dem, was ich davon in der Gazette des Tribunaux geleſen, will ich Ihnen einiges mittheilen. Dieſes Blatt wird von Advokaten des Jüſte-Milien redigirt. Nun kann man ihnen zwar nicht vorwerfen, daß ſie die gerichtlichen Verhandlungen mit Partheilichkeit darſtellten; keineswegs. Ihre Nemeſis legt in beiden Wagſchalen gleiches Gewicht. Sie hält aber die Wage nicht mit der Hand, ſondern ſie hängt ihr von der Naſenſpitze herab, als der rechten Mitte zwiſchen rechter und linker Hand, welches zur Folge hat, daß ſo oft Nemeſis die Naſe rümpft, die Wage etwas ſchwankt. Doch werde ich das ſchon in Abzug bringen.

Es war ein Rechtsſtreit zwiſchen der romantiſchen und der klaſſiſchen Schule, es war wörtlich nichts anders als das, wie wir ſpäter aus Victor Hugo's Rede ſehen werden — und dieſen Streit ſollte ein Handelsgericht entſcheiden! Iſt das nicht merkwürdig? Die Anhänger der romantiſchen Schule hatten ſich in großer Menge frühzeitig im Saale eingefunden und ſollen ſich ſehr unanſtändig und ungebührlich betragen haben. Al ihr König und Feldherr Victor Hugo eintrat, wurd er von ſeinem treuen Heere mit rauſchendem Beifallklatſchen empfangen; aber es ſchien, daß ihn dieſe klein Huldigung mehr in Verlegenheit geſetzt als geſchmeichel habe. Odillon-Barrot, der Advokat des Klägers, nahm das Wort. „Die Berühmtheit meines Clienten über„hebt mich der Pflicht Sie mit ihm bekannt zu machen. „Seine Sendung, die ihm von ſeinem Talente, ſeinem „Genie angewieſen, war, unſere Literatur zur Wahr„heit zurückzuführen; nicht zu jener Wahrheit die nu „ein Werk zur Uebereinkunft iſt, zu einer gemachte „Wahrheit; ſondern zu der Wahrheit, die aus der Tief „unſerer Natur, unſerer Sitten und Gewohnheiten ge„ſchöpft wird. Dieſe Sendung, er hat ſie mit Mut „übernommen, mit Ausdauer und Talent durchgeführt.“ Nun bitte ich Sie, was das für Menſchen ſind! D iſt Victor Hugo, der Fürſt der Romantiker, der ſei Land und Volk vertheidigt; da iſt Odillon-Barrot, de erſte Advokat Frankreichs, der ihm beiſteht, und beid wiſſen nicht einmal, worin das Weſen der Romanti worin ihr gutes Recht beſteht. Es beſteht nicht i der **Wahrheit**, wie ſie ſagen, ſondern in der **Freiheit**. Freiheit und Wahrheit ſind aber zwei gan verſchiedene Dinge .... Dieſe goldenen Worte, d ich da ausſprach werden dem Herrn v. *** ſehr gu gefallen, und er wird ſie rühmen wie meine Poſ ſchnecke, und meinen Freunden ſagen, da hätte i wieder einmal ſehr ſchön geſchrieben und Sie ſollt mich aufmuntern auf dieſem guten Wege zu bleiben. —

Odillon-Barrot forderte für ſeinen Clienten, da die Comödie-Françaiſ entweder Le roi s'amuse au führe, oder dem Dichter eine Entſchädigung v 25,000 Franken zahle. Dann geht er zur Recht frage über. Wir wollen uns aber damit nicht aufha ten, uns kümmert blos der kleine, liebe, gute Ska dal. Nachdem er gezeigt, daß kein Geſetz vorhanden wäre, das einem Miniſter das Recht gäbe, die Aufführung eines Stückes zu verhindern, ſetzt er hinzu: und gebe es auch ein ſolches Recht, ſo gehört es nicht zu den Amtsbefugniſſen des Miniſters der öffentlichen Arbeiten, und Herr von Argout indem er es in Anwendung brachte, hat ſich alſo eine Gewalt angemaßt die ihm nicht gebührt. — „Aber in der That, der „Herr Miniſter des Handels greift ſehr um ſich; er „hat ſich die Verwaltung der Nationalgarde genommen; die Präfecturen ſind ihm untergeordnet, und „jetzt maßt er ſich noch die Direktion der Theater an, „die durch ein Geſetz der hohen Staatspolizei vorbehalten wurde. Wenn das ſo iſt, was wird denn „dem armen Miniſter des Innern noch übrig bleiben.“ Großer Beifall und allgemeines Gelächter. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß unſer guter Monarch Louis Philipp, von den republikaniſchen Inſtutionen, die ihn umgaben, ſich ſo geängſtigt fühlte, daß er beſchloß ſich gleich Napoleon einen Polizei-Miniſter zu geben, der auf dieſe republikaniſche Inſtutitionen Acht haben ſollte. Aber es war noch um einige Monate zu frühe. Die Berry war noch nicht gefangen, Antwerpen noch nicht eingenommen und die Adreſſe der Kammer noch nicht erlangt. Darum begnügte er ſich einſtweilen, Thiers in's Geheim zum Polizei-Miniſter zu ernennen, und ihm öffentlich den Titel eines Miniſters des Innern beizulegen. Alle Geſchäfte aber, die ſonſt dem Miniſter des Innern oblagen, wurden ihm entzogen und dem Miniſter des Handels zuertheilt, und Thiers behielt nur die Polizei und einige Aemter, die mit ihr verwandt ſind.

Jetzt nahm Victor Hugo das Wort und ſprach wie ein Poet und zwar wie ein romantiſcher Poet. Ein Dutzend ſolcher Reden vor einem deutſchen Handelsgerichte gehalten, würden es verlernen machen, welch ein Unterſchied zwiſchen einer Schuldverſchreibung und einem Wechſel ſei. Es war ein Corpus Juris oder eine Frankfurter Stadtreformation in Almanachsformat gedruckt und in Seide eingebunden. Er ſagte, er hielte es für ſeine Pflicht, die kecke und ſtrafbare Handlung, welche in ſeiner Perſon die Rechte aller gekränkt, ohne ſtreng und feierlichen Widerſpruch nicht vorübergehen zu laſſen. Dieſe Sache ſei keine gewöhnliche, nicht eine bloße Handelsangelegenheit, eine perſönliche. „Nein, meine Herren, es iſt mehr „als das, es iſt der Prozeß eines Bürgers gegen die „Regierung.“ .... „Ich hoffe, Sie werden was ich „Ihnen zu ſagen habe mit Theilnahme anhören, Sie „werden durch Ihren Richterſpruch die Regierung belehren, daß ſie auf böſem Wege iſt, und daß ſie „Unrecht hat, die Kunſt und die Wiſſenſchaft mit „ſolcher Ungeſchliffenheit zu behandeln; Sie werden „mir mein Recht und mein Eigenthum wieder geben; „Sie werden die Polizei und die Cenſur, die nächtlicher Weiſe zu mir gekommen ſind und, nach Erbrechung der Charte, mir meine Freiheit und mein Geld „geſtohlen, auf der Stirne brandmarken.“ Eine Polizei und eine Cenſur brandmarken — es iſt doch gar zu ſchauderhaft! — „Die Bewegungsgründe welche „die Geſellen der Polizei einige Tage lang gemurmelt „haben um das Verbot dieſes Stückes zu erklären, „ſind dreierlei Art: es iſt der moraliſche Grund, der „politiſche Grund und, es muß geſagt werden, ſo „lächerlich es auch iſt, der literäriſche Grund. Virgil erzählt, daß zu den Blitzen, welche Vulkan für „Jupiter verfertigt, drei verſchiedene Stoffe genommen wurden. Der kleine miniſterielle Blitz, welcher „mein Drama getroffen, und den die Cenſur für die „Polizei geſchmiedet hatte, iſt aus drei ſchlechten „Gründen zuſammengedreht, gemengt und gemiſcht.“ Der Dichter unterſucht nun dieſe drei Gründe. Ueber den Vorwurf der Unmoralität bemerkt er: „Alle vergefaßte Meinungen, welche gegen die Moralität „meines Werkes zu verbreiten der Polizei auf einen „Augenblick gelungen war, ſind in dieſer Stunde wo „ich da ſpreche verſchwunden. Drei tauſend Exemplare des Buches in der Stadt verbreitet, als ſo „viele Advokaten, haben meinen Prozeß geführt und „gewonnen.“ Betreffend den politiſchen Grund des Verbots beruft ſich Victor Hugo auf die Vorrede ſeines Dramas, und führt die dort befindliche Stelle an, die ich Ihnen früher mitgetheilt. Nach dieſer Anführung bemerkt er: „Dieſe Schonung zu welcher „ich mich verbindlich gemacht, ich werde ſie halten. „Die hohen Perſonen, welchen daran liegt, daß dieſer Streit würdig und anſtändig bleibe, haben nichts „von mir zu fürchten; ich bin ohne Groll und ohne „Haß. Nur daß die Polizei einem meiner Verſe einen Sinn gegeben, den er nicht hatte, das, erkläre „ich, iſt unverſchämt und gleich unverſchämt gegen „den König wie gegen den Dichter. Die Polizei wiſſe „es ein für alle Male, daß ich keine Stücke mit Anſpielungen mache. Sie laſſe ſich das geſagt ſein.“

„Nach dem moraliſchen und dem politiſchen Grunde „kömmt der literäriſche. Daß eine Regierung aus „literariſchen Beweggründen ein Stück verbietet, „das iſt ſeltſam, aber es iſt wirklich ſo. Erinnern „Sie ſich, wenn es ſich ja der Mühe lohnte, ſich einer ſolchen Sache zu erinnern, daß im Jahr 1829, „als die erſten ſogenannten romantiſchen Werke „auf dem Theater erſchienen, zur Zeit wo die franzöſiſche Comödie Marion de Lorme annahm, eine „von ſieben Perſonen unterzeichnete Bittſchrift dem „Könige Karl X. überreicht wurde, worin man verlangte, daß das Theater-Français ohne weiteres, „und von wegen des Königs, allen Werken die man „die neue Schule nannte verſchloſſen werden möge,

„Karl X. lachte und antwortete mit Geiſt, daß
„literariſchen Angelegenheiten, er, wie wir alle, n
„ſeinen Platz im Parterre habe. Die Bi
„ſchrift ſtarb an ihrer Lächerlichkeit. Nun wo
„meine Herren, heute ſind mehrere von den Unterzei
„nern jener Bittſchrift, Deputirte, einflußreiche Dep
„tirte der Majorität, die Theil an der Macht hal
„und über das Büdget ſtimmen. Um was ſie 18
„ängſtlich baten, das haben ſie, mächtig wie ſie ſi
„1832 thun können. Das öffentliche Gerücht erzä
„wirklich, daß ſie es waren die den Tag nach der
„ſten Aufführung, in der Deputirtenkammer den M
„niſter angegangen und von ihm erlangt haben, da
„unter allen möglichen und moraliſchen und politiſc
„Vorwänden Le roi s'amuse unterdrückt werd
„ſolle. Der Miniſter, ein ſchlichter, unſchuldig
„gutmüthiger Menſch, gieng in die Falle ....
„iſt merkwürdig! Die Regierung leihet 1832 der A
„demie ihre bewaffnete Macht! Ariſtoteles ein Staa
„Grundgeſetz geworden! Deputirte welche Karl X.
„geſetzt haben, arbeiten in einem Winkel an der Reſt
„ration Boileaus! Wie armſelig!“

Jetzt erinnert ſich Victor Hugo, daß er der Reg
rung gedroht ihr Feind zu werden, und fängt gle
an zu zeigen, daß es ihm mit der Drohung Er
geweſen. „Doch verhehle ich mir es nicht, daß
„Zeit in der wir ſind, nicht mehr jenen letzten Jah
„der Reſtauration gleicht, wo der Widerſtand ge
„die Anmaßungen der Regierung ſo geprieſen, ſo a
„gemuntert, ſo volksthümlich war. Die Ideen
„Ruhe und Macht, genießen in dieſem Augenb
„größere Gunſt als die von Fortſchreiten und Freih
„Es iſt das eine natürliche Rückwirkung der Revo
„tion von 1830, wo wir alle unſere Freiheiten
„Sturmſchritte zum zweitenmal genommen haben. A
„dieſe Rückwirkung wird nicht lange dauern. Un

„Miniſter werden ſich eines Tags über das unverſöhnliche Gedächtniß erſtaunen, mit welchen ſelbſt diejenigen Menſchen, die jetzt ihre Majorität bilden, ihnen alle die Ungerechtigkeiten zurückrufen werden, die man heute ſo ſchnell zu vergeſſen ſich den Anſchein giebt.... Ich muß es hier ſagen, ich habe ſtarke Gründe zu glauben, daß die Regierung dieſen Schlaf des öffentlichen Geiſtes benutzen wird, um die Cenſur in aller Form einzuführen, und daß meine Sache nur ein Vorſpiel, eine Vorbereitung, eine Bahn zur allgemeinen Achtserklärung aller Theater-Freiheiten iſt. Indem ſie kein Repreſſiv-Geſetz gab, indem ſie gefliſſentlich ſeit zwei Jahren die Ausſchweifungen der Bühne alle Dämme überſchreiten ließ, glaubte die Regierung in der Meinung aller geſitteten Menſchen, welche jene Ausſchweifungen empören mußten, ein günſtiges Vorurtheil für die dramatiſche Cenſur geſchaffen zu haben. Meine Meinung iſt, daß ſie ſich betrügt, und daß in Frankreich die Cenſur nur eine verhaßte Geſetzwidrigkeit bleiben wird.“

„Und bemerken Sie, daß in dieſer Reihe willkührlicher Handlungen, die ſeit einiger Zeit auf einander folgen, die Regierung aller Größe, aller Offenheit, alles Muthes ermangelt. Dieſes ſchöne, obzwar noch unvollendete Gebäude, welches die Juli-Revolution entworfen hat, die Regierung untergräbt es langſam, unter der Erde leiſe, auf krummen Schleichwegen. Sie faßt uns verrätheriſch von hinten, in einem Augenblicke wo wir uns deſſen nicht verſehen. Sie wagt mein Stück vor der Aufführung nicht zu cenſiren, ſie legt den andern Tag die Hand darauf. Sie macht uns unſere weſentlichen Freiheiten ſtreitig; ſie chikanirt uns in unſern beſterworbenen Gerechtſamen; ſie ſetzt das Gerüſte ihrer Willkühr auf einen Haufen alter, wurmſtichiger, abgekommener Geſetze; ſie ſtellt ſich,

„uns unſere Freiheiten zu rauben, in einen Hinterhalt
„in dem Speſſart kaiſerlicher Dekrete, durch welche
„die Freiheit nie kömmt ohne ausgeplündert zu werden.“
(Victor Hugo ſagte, Foret de Bondi; aber ich hab
Speſſart daraus gemacht, denn ich bin ein gute
Patriot. Ich ſchreibe vaterländiſche Briefe wie Her
von Gagern in der allgemeinen Zeitung, und bei mi
hat alles eine deutſche Tendenz.)

„Ich ſage unſere Regierung nimmt uns Stückweiſ
„alle die Rechte und Freiheiten, die wir in den vierzi
„Jahren unſerer Revolution erworben haben. Ich ſage
„es kömmt der Rechtlichkeit der Gerichtshöfe zu, ſi
„auf dieſem Wege, der ſo verderblich für ſie ſelbſt al
„für uns iſt, einzuhalten .... Bonaparte, als e
„Conſul und Kaiſer wurde, wollte auch den Despotis
„mus; aber er machte es anders. Gerade zu und mi
„einem Schritte trat er hinein. Er gebrauchte kein
„jener erbärmlichen, kleinlichen Pfiffe, mit welchen ma
„uns heute, eine nach der andern, alle unſere Freiheite
„aus der Taſche ſpielt, die alten wie die neuen, di
„von 1830, wie die von 1789. Napoleon war kei
„Duckmäuſer und kein Heuchler. Napoleon ſtahl un
„nicht im Schlafe unſere Rechte eines nach dem ander
„wie man es jetzt thut. Napoleon nahm alles au
„einmal, mit einem einzigen Griffe, und mit einer ein
„zigen Hand. Der Löwe hat nicht die Art des Fuchſes.“

„Damals, meine Herren, war es groß! Reich, Re
„gierung, Verwaltung — Ganz gewiß war es eine Ze
„unerträglicher Tyrannei; aber erinnern wir uns, da
„wir unſere Freiheit in Ruhm reichlich bezahlt erhiel
„ten. Das Frankreich von damals, hatte wie Ro
„unter Cäſar, eine zugleich unterwürfige und ſtol
„Stellung. Es war nicht das Frankreich wie wir e
„wollen, das freie ſich ſelbſt beherrſchende Frankreic
„es war Frankreich. Sklave eines Mannes und G
„biether der Welt.“

„Damals, das iſt wahr, nahm man uns die Frei-
„heit; aber man gab uns ein erhabenes Schauſpiel
„dafür. Man ſagte: an dieſem Tage zu dieſer Stunde,
„werden wir in dieſe Hauptſtadt hineingehen, und am
„beſtimmten Tage zur beſtimmten Stunde, zog man
„dort ein. Man entthronte eine Königsfamilie mit
„einem Dekrete des Moniteurs. Man ließ ſich alle
„Arten Könige, in ſeinem Vorzimmer herumtreiben.
„Hatte man den Einfall eine Säule aufzurichten, ließ
„man vom Kaiſer von Oeſtreich das Metall dazu lie-
„fern. Man regelte, ich geſtehe es, etwas eigenmächtig
„die Verhältniſſe der franzöſiſchen Schauſpieler; aber
„die Verordnung war von Moskow datirt. Man nahm
„uns alle unſere Freiheiten, ſage ich; man hatte ein
„Cenſur-Büreau, man zerſtampfte unſere Bücher, man
„ſtrich unſere Stücke von dem Anſchlagzettel; aber
„auf alle unſere Klagen konnte man uns mit einem
„einzigen Worte, prächtige Antworten geben, man
„konnte uns antworten: Marengo! Jena! Auſterlitz!"

„Damals, ich wiederhole es, war es groß; heute
„iſt es klein. Wie damals gehen wir der Willkühr
„entgegen, aber wir ſind keine Koloſſen mehr. Unſere
„Regierung iſt keine ſolche, die uns über den Verluſt
„unſerer Freiheit zu tröſten verſteht. Betrifft es die
„Kunſt — wir entſtellen die Tuilerien; betrifft es den
„Ruhm — wir laſſen Polen untergehen. Doch hindert
„das unſere kleinen Staatsmänner nicht, die Freiheit
„zu behandeln, als wenn ſie wie Despoten gewachſen
„wären; Frankreich unter ihre Füße zu ſtellen, als
„hätten ſie Schultern die Welt zu tragen. Wenn das
„noch wenige Zeit ſo fortgeht, wenn die vorgeſchlagenen
„Geſetze angenommen werden, wird der Raub aller
„unſerer Freiheiten vollendet werden. Heute läßt man
„mir von einem Cenſor die Freiheit des Dichters neh-
„men, morgen wird man mir durch Gensd'armen die
„Freiheit des Bürgers nehmen laſſen. Heute verbannt

„man mich vom Theater, morgen wird man mic
„aus dem Lande verbannen. Heute knebelt man mich
„morgen wird man mich deportieren; heute der Bela
„gerungs=Zuſtand in der Literatur, morgen in der Stad
„Von Freiheit, Garantien, Charte, öffentlichem Recht
„kein Wort mehr; nichts da. Wenn nicht die Regie
„rung, von ihrem eigenen Intereſſe beſſer berathen
„auf dieſem Abhange einhält, während es noch Zeit iſ
„werden wir ſehr bald allen Despotismus von 180
„haben, und ohne den Ruhm. Wir werden das Kai
„ſerreich haben ohne Kaiſer.“

„Noch zwei Worte, meine Herren, und möchte
„ſie Ihnen, wenn ſie berathſchlagen, gegenwärtig ſeyn
„In dieſem Jahrhunderte gab es nur einen große
„Menſchen, Napoleon, und eine große Sache, di
„Freiheit. Wir haben den großen Menſchen nicht mehr
„ſuchen wir wenigſtens die große Sache zu behalten.“

Sprach's! wie Voß im Homer z. ſagen pflegt
Das Urtheil wird erſt in vierzehen Tagen geſprochen . .
Da fällt mir ein, daß ich etwas vergeſſen, das ſchö
iſt. Das Geſetz aus welchem der Miniſter ſein Rech
ein Stück zu verbiethen herleitet, ſtammt aus de
Schreckenszeit der Republick und wurde im Jahr 179
gegeben. Darin heißt es wörtlich: Die Theater ſollten
wöchentlich dreimal, Brutus, Wilhelm Tell, Ti
moleon und überhaupt nur repuplikaniſche Stü
cke aufführen, aber jedes Drama von der Bühne entfern
halten, das geeignet iſt den öffentlichen Geiſt zu ver
derben, und den ſchmählichen Aberglauben de
Königthums, wieder aufzuwecken. Wozu ſich doch
der Teufel nicht alle brauchen läßt — ſogar zum En
gel! Merkwürdig!

Dreizehnter Brief.

Paris, Montag den 24. December 1832.

— — — Heute Nachmittag verkündete der Donner der Kanonen die Uebergabe von Antwerpen. Ich ſage: der Donner, weil das ſo üblich iſt; gehört habe ich nichts davon. Auf der Straße wurde der Sieg für zwei Sous ausgerufen; aber ich kaufte ihn nicht, ſondern ging nach Hauſe um mit Ihnen zu überlegen, ob die Einnahme von Antwerpen zwei Sous werth ſei. Wer weiß! Was mag der König Philipp froh ſeyn, daß der Theater-Vorhang endlich gefallen iſt, was mag er Furcht vor ſeinem eignen Muthe gehabt haben! Welche artigen höflichen Briefe mag er heute an alle Tyrannen Europens geſchrieben und ſie um Verzeihung gebeten haben für die ſehr große Freiheit die er ſich genommen, eine Citadelle zu erobern! Das war wieder ein ächt monarchiſcher Krieg, eine Schachparthie, wo ſich Bauern für den König ſchlugen. Zu vertheidigen war Antwerpen gar nicht, nicht mit aller Tapferkeit; der König von Holland wollte ſeine Ehre retten. Die Ehre eines Königs erhält ſich nur, im Blute — das iſt bekannt. Es iſt mir als wenn ich dabei wäre: der Marſchall Gerard wird den General Chaſſé zu Tiſche bitten und da werden ſie ſich wechſelſeitig die artigſten, ſchönſten Dinge von der Welt ſagen; dem Einen für ſeine heldenmüthige Vertheidigung, dem andern für ſeinen heldenmüthigen Angriff. Es wird viel gelacht und Champagner getrunken und vor der Thüre ſpielt die Regimentsmuſik. Unterdeſſen jammern die holländiſchen und franzöſiſchen Verwundeten in den Spitälern, unterdeſſen jammern ihre Mütter, Weiber und Bräute. Der Herzog von Orleans zieht triumphirend in Paris ein, Marſchall Gerard wird belohnt, und die Gebliebenen bekommen den Orden des heiligen Grabes. Warum? Leſen Sie in den Spaziergängen eines Wiener Poeten, das herrliche Gedicht. Warum? „Von dem poßierlich „kleinen Männlein, das ſich auf der Sprache garbenreichem, unermeßnem Erntefeld ein einziges goldnes Körnlein liebend auserwählt; das Männerwort: Warum?“ Ich bin ſelbſt ſolch ein poßierlich kleines Männlein: wenn man mir den Kopf herunterſchlüge, er murmelte immer fort: warum? — Doch wer weiß! die heilige Allianz hat den franzöſiſchen Löwen wieder einmal brüllen hören, und iſt er auch noch in ihrem Käfig, ſo erinnert ſie das doch, daß es ein Löwe ſei und keine Katze. Vielleicht erſchrickt ſie darüber, vielleicht bekömmt ſie größere Furcht vor Frankreich als vor Hambach und fängt Krieg an und dann iſt uns geholfen. Ich bin ſo hoffnungslos, daß alles mir Hoffnung giebt. Ich habe manchmal Mitleid mit mir ſelber und komme mir vor wie jener ſchwediſche Soldat, der das Rauchen ſo leidenſchaftlich liebte, daß, als ihm einſt im Kriege der Tabak mangelte, er an einem angezündeten Strohhalm dampfte. Ein Bischen Strohrauch wird mir zur Wolke, jede Wolke zum Himmel, und von jedem Himmel hole ich die Freiheit herab. Und welche Freiheit! Es iſt ſo wenig was ich fordere. Ich verlange nichts als Hoſen, für mich und meine deutſchen Kameraden, und daß uns nicht jedes alte Weib von Regierung ſoll immerfort dutzen dürfen. Mein einziger Ehrgeitz iſt Deutſchlands Oedip zu werden, der es von der Augsburger Sphinx befreit, die mich noch zu Tode ärgert. Sie iſt ſchuld an meinen Zahnſchmerzen. Täglich bringt der Berliner Correſpondent eine diplomatiſche Nuß zum aufknacken; ich nehme ſie in den Mund, beiße zu mit allen Kräften der Zähne — und die Nuß iſt hohl, zerbricht wie Eierſchalen, meine Zähne knirſchen unvermuthet auf einander und meine erſchrockenen

Nerven zittern von den Zehen bis zu den Haaren. Und das muß man ſich gefallen laſſen, muß ſchweigend zuſehen wie dieſer Berliner Affe die Zunge gegen die franzöſiſche Regierung und das deutſche Volk herausſtreckt, und darf ihm nicht auf das Maul ſchlagen!

Vierzehnter Brief.

Paris, Sonntag den 30. Dezember 1832.

Louis Philipp, der gute Friedensrichter, hat ſeine Gerichtsdiener, nachdem ſie jetzt den König von Holland ausgepfändet, gleich wieder aus Belgien zurückgerufen. Ich fange an zu glauben: der Mann iſt ein Philiſter. Es wäre werkwürdig! Iſt er kein Böſewicht, oder iſt er nicht wahnſinnig, iſt er ein Philiſter. Seine königlichen Vorfahren, durch viele Jahrhunderte, waren der Reihe nach, einige groß, die meiſten klein; manchmal gut, öfter ſchlecht; viele leer, die meiſten unmäßig. Aber ſo glatt geſtrichen, wie ein Scheffel Hafer, gleich dieſem Louis Philipp, war noch kein franzöſiſcher König. Die Andern hatten ihre Leidenſchaften, ſie hatten ihre Krankheiten; aber dieſe Leidenſchaft der Ruhe, dieſes Ordnungsfieber hatte keiner von ihnen. O Gott! mußte ich das noch erleben, daß die Könige Hofräthe werden! Und ſeine Dintenlecker, ſeine beſoldeten Redner und Zeitungsſchreiber, daß ſie ihm Hymnen ſingen! So wurde nicht Achilles und Hektor, nicht Alexander, nicht Cäſar, nicht Napoleon beſungen. Sie ſagen: vor Antwerpen ſei ein Krieg geführt worden, wie noch keiner. Die Franzoſen hätten nicht für die Freiheit gekämpft, wie unter der Republik, nicht für den Ruhm, wie unter Napoleon, ſondern für die Geſetze hätten ſie gekämpft, es ſei ein *legaler Heroismus* geweſen. Für die Geſetze wären Frankreichs

Heldenſöhne drei Wochen lang zwei Fuß tief im Waſſer geſtanden, und hätten ſich beregnen und niederſchmettern laſſen, und hätten dabei ihren fröhlichen Muth behalten; nicht aber die Marſellaiſe geſungen, wie die revolutionären Blätter gelogen, ſondern die guten Kinder hätten gerufen: vive le roi, vive le roi! ... Und darum jene drei heißen Juli-Tage, und darum kam uns die Sonne um drei Erdfernen näher, um zwei armſelige Könige, einen Regenten und einen Herzog auszubrüten! Einen Braunſchweiger Herzog, der kürzlich auf jeden falſchen Zahn ſeiner Unterthanen ſeine Abgabe von zwei Thaler gelegt hat, vierundſechzig Thaler für einen ganz falſchen Mund! (Wenn dieſer gute Herzog viele Beamten und Höflinge hat, muß er ein reicher Fürſt werden.) Und darum dieſes dreitätige Feſt, welches die Götter ſelbſt mit ihrer Gegenwart beehrten, um den Namenswechſel einiger Tyrannen zu feiern! Und darum verſchleuderte Jupiter in drei Tagen alle ſeine Blitze um ein frommer Juriſt zu werden, und Götter und Menſchen ferner durch Conferenzen und Protokolle zu beherrſchen! Was iſt da zu machen? Ich will mir einen Haarbeutel anhängen und mich von dem Fürſten von Sigmaringen zum Legationsrath ernennen laſſen.

Ein deutſcher Eſel in London hat in einem engliſchen Journale von meinen Briefen geſprochen; ein deutſcher Eſel in Leipzig hat das im literariſchen Converſationsblatt überſetzt und ein deutſcher Eſel in Paris hat mir den Artikel zu leſen gegeben und darauf geſchworen, ein Engländer habe das gemacht. Ein Engländer ſoll geſagt haben: „Wir lieben eine vernünftige Preßfreiheit!“ Ein Engländer ſoll durch vier Seiten von Jude geſprochen und geſagt haben: ich ſei „eingeſtandenermaßen“ ein Jude! Eingeſtandenermaßen — wie gefällt Ihnen das? Ein Engländer habe geſagt: das Ganze habe eine Satyre ſein ſollen auf das Reden und Treiben der Liberalen! Ein Engländer: ich ſei ein kalter Menſch, ohne allen Enthuſiasmus, und man höre es mir an, daß mir alles gleich wäre, ſo oder ſo! Dieſes Lumpengeſindel iſt nur zu Löſchpapier zu gebrauchen; aber ſie drucken ihr beſtes darauf und nennen es gutes weißes Druckpapier. Sie verſtehen das nicht, Sie haben nicht den Witz davon; aber wüßten Sie was das heißt gutes weißes Druckpapier, das gäbe Ihnen ein lebhafteres Bild von unſerm öffentlichen Leben. O das Vieh — eingeſtandenermaßen!

Vorigen Sommer unternahmen einige Deutſche in London, ein freiſinniges Blatt in deutſcher Sprache. Als dort der Oeſtreichiſche und der Preußiſche Geſandte das erfuhren, ließen ſie von einem ihrer vertrauten Geſellen, ein ähnliches Blatt ankündigen, das ſie verſchenkten oder wohlfeil weggaben, um das andere zu unterdrücken. Ihre Abſicht gelang ihnen auch. Wenn man Patriotismus, Muth und Beharrlichkeit genug hätte, mich hier in Paris bei ſolch einem wohlthätigen Unternehmen zu unterſtützen, nicht dem ganzen diplomatiſchen Korps den Nunzius an der Spitze ſollte es gelingen, mich niederzudrücken, zu ſchrecken oder zu beſtechen. Aber .... aber ... gutes weißes Druckpapier!

Montag den 31 Dezember 1832.

Ein neues Journal iſt auf das kommende Jahr, das heißt auf Morgen angekündigt. L'Europe littéraire, Journal de la Littérature nationale et étrangère. Das einzige Intereſſante bei der Sache iſt, daß Heine die Redaction der deutſchen Litteratur übernommen, alles Uebrige, fürchte ich, iſt Wind und wird zu Waſſer werden wie jeder Wind. Die Natur mag es mir verzeihen wenn ich ihr Unrecht thue, ich weiß wahrhaftig nicht gewiß,

ob jeder Wind zu Waſſer wird; aber es ſteht einm
da. Die Ankündigung des Journals liegt vor mi
Prospectus confidentiel imprimé pour MM. les fo
dateurs et les redacteurs de l'Europe littérair
Ich habe keine Geheimniſſe vor Ihnen, und Sie ſo
len alles erfahren.

Pour nous fair el'écho fidèle des littératures
des Arts de tous les peuples, et arriver ainsi
cette universalité qui sera le but constant de no
efforts, nous avons dû nouer d'immensesrela
tions, non seulement avec les académies et le
corps savants de nos provinces et des diverses ca
pitales de l'Europe, qui représentent les centre
d'autant de cercles partiels, mais encore nous met
tre en rapport direct avec tous les comités litté
raires et artistes du monde civilisé. Nou
devons dire qu'en France, comme à l'étranger
tous les noms célèbres dans la littérature
la philosophie et les diverses branches de l'art
ont accueilli notre projet avec le même enthou
siasme, et qu'ils ont promis de contribuer de
leurs travaux et de leurs noms au succés de cette
grande et utile entreprise.“ Das iſt alles Wind
Was wenigſtens die berühmten deutſchen Litteratoren
betrifft, ſo iſt nicht möglich, daß ſie verſprochen ha
ben, an dem neuen Journale mitzuarbeiten, oder der
Hofrath Rouſſeau in Frankfurt müßte ein Lügner ſeyn,
was auch nicht möglich iſt. Dieſer hat ja kürzlich
erſt bekannt gemacht „daß die vorzüglichſten Schriftſteller
Deutſchlands“ ſich verpflichtet hätten in ſein
Frankfurter Converſations-Blatt zu ſchreiben;
und um ein Journal das der Hofrath Rouſſeau
redigirt intereſſant zu machen, das allein könnte ſchon
alle Kraft und Zeit einiger Dutzend Voltaires beſchäftigen.
Was bliebe ihnen für Paris übrig? Alſo gelogen.
Weil ich gerade von ihm ſpreche — neulich

erzählte mir jemand: in einem neuen Bande liri-liri-lirili-lyriſcher Gedichte von Rouſſeau ſtehe auch eine Ode an den berühmten Pfeilſchifter, worin dieſem geſungen wird, er habe wie ein mächtiger Sturmwind, alle Demagogen, gleich welken Blättern vor ſich hergetrieben. Wenn Sie mich lieb haben, wenn Sie mich erquicken wollen, ſchicken Sie mir das Gedicht.

Jetzt das Waſſer. „La politique sera complètement exclue de l'Europe littéraire. Notre feuille, ainsi concentrée dans le domaine de l'art, restera toujours placée en dehors des passions du moment: elle formera, pour ainsi dire, un territoire neutre, où pourroit demeurer et vivre en paix tous les partis et toutes les opinions. Le premier avantage, qui résultera pour notre recueil de cette exclusion totale de la politique, c'est qu'il pourra franchir toutes les frontières, et trouver auprès de tous les gouvernemens la protection et l'appui nécessaires au succès universel qu'il a l'ambition d'obtenir. Déjà des hauts patronages sont assurés à l'Europe littéraire. Nous avons l'espoir de rencontrer partout cette même bienveillance qui ne manqua jamais aux publications dont l'art et le progrès furent le but unique et spécial“.... Ich muß in der Mitte aufhören um zu horchen; es iſt zehen Minuten vor Mitternacht.

Hoch! Hoch! Hoch!

Dienſtag den 1. Januar 1833

Ich kehre zum franzöſiſch-europäiſch-litterariſchen Winde zurück. Der Herausgeber des neuen Journals ſchrieb früher den Figaro mit viel Geiſt und Witz. Unter der Regierung Caſimir Periers zog er ſich mit ſeinem Witze, ſeinem Gelde und ſeiner Tugend zurück, und hing, wie man zu ſagen pflegt, die Politik an den Nagel, das haben ſchon viele gethan; es iſt eine gefahrloſe Inokulation des Galgens. Seitdem lebt er von ſeinen Renten. Die Moral eines Schriftſtellers hat in Frankreich große Fortſchritte gemacht. Der ärgſte Schelm wenn er ſein Gewerbe verſteht, kann mit dem Code Moral in der Hand ſich vor die himmliſchen Aſſiſen ſtellen, und Gott und ſeine Engel keck herausfordern, ihm den Paragraphen zu nennen, den er übertreten. Ein deutſcher Journaliſt verkauft ſein Gewiſſen, ein franzöſiſcher verkauft ſeine Aktien. So kömmt das Journal in andere Hände und man braucht die eignen nicht zu beſchmutzen. Ein deutſcher Journaliſt ſtellt ſich an den Pranger, ein franzöſiſcher begnügt ſich ihn zu verdienen. Der Unternehmer der Europe littéraire, der die Gefahren der Tugend einmal kennen gelernt, meidet ſie ängſtlich und, um nicht zum zweitenmale in Verſuchung zu kommen, ſeine Aktien zu verkaufen, nahm er ſich lieber vor, das neue Journal von aller Politik rein zu halten. Daher hat er auch hauts patronages gefunden, nämlich eine große Menge Ariſtokraten und Juſte-Milianer, die das Unternehmen mit Geld unterſtützen. Sie ſind hier wie bei uns, es iſt gar kein Unterſchied. Sie glauben auch, es ſei möglich dem Geiſte der Zeit eine andere Richtung zu geben, und wenn man die Aeſthetik gut bezahlt; werde die ungereimte Politik zu Grunde gehen. Sie ſehen nicht ein, daß es ihnen an Verſtand mangelt, ſie glauben nur es mangle ihnen an Geld. Sie begreifen nicht daß es ihnen an Kopf fehlt, ſie meinen es fehlen ihnen nur die Köpfe Anderer — zum Abſchlagen. Käme ich morgen zu dem erſten Miniſter jedes Staates auf dem europäiſchen Feſtlande und brächte ihm tauſend Million Dukaten und einen ausführbaren Plan hundert Tauſend unruhige Köpfe nach beliebiger Auswahl herunter zu ſchlagen — er beſtellte mich auf übermorgen wieder, und verſpräche mir bis dahin die gute alte Zeit wieder herzuſtellen. Ich glaube ihr Irren kömmt daher, daß ſie die Geſchichte nicht kennen oder nicht verſtanden haben, die Welt wurde immer von einer Idee beherrſcht. und Völker wie ihre Regierungen mußten ſich ihr unterwerfen. Zwiſchen einer und der andern Idee, kam aber immer ein Jahrhundert des Stillſtandes; da ſchlief die Menſchheit. Dieſe Zeit des Schlafes benutzten die Machthaber um die Völker zu unterjochen. Dieſe erwachten und da gab es Revolutionen — da war erſt das Chriſtenthum, dann die Völkerwanderung, dann kamen die Kreuzzüge, darauf die Rükkehr der Künſte und Wiſſenſchaften nach Europa, dann folgte die Reformation, endlich die Idee der Freiheit. Zwiſchen dem Frieden der die Religionsſtreitigkeiten endigte und der franzöſiſchen Revolution war ein Jahrhundert des Schlafes, und während dieſer Zeit bildete ſich das miniſterielle Regieren aus, das früher gar nicht ſtatt fand. Die Menſchheit erwachte endlich und ihr neues Tagewerk war die Idee der Freiheit, für die Machthaber die gefährlichſte unter allen; denn die Freiheit iſt eigentlich keine Idee, ſondern nur die Möglichkeit, jede beliebige Idee zu faſſen, zu verfolgen und feſtzuhalten. Man kann eine Idee durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht. Wenn die Fürſten ihren Völkern ſagen: wir geben euch Friede, Ordnung, Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Handel, Gewerbe, Reichthum für die Freiheit — antworteten die Völker: Freiheit iſt das alle zugleich; wozu ſie wechſeln laſſen, wozu uns mit der Scheidemünze unſeres Glücks beſchleppen? Es iſt alſo da gar nichts zu machen und die Europe littéraire wird die Welt nicht ändern. Uebrigens erſcheint ſie viermal wöchentlich in groß Folio „sur papier grand — raisin vélin, satiné.“ Das würde man bei uns ein Prachtwerk nennen, ein deutſches Nationalwerk. Davon würden nur 36 Exemplare abgezogen für unſere 36

Fürſten, die andern aber, bekämen das Journal a gutem weißem Druckpapier.

Heute Vormittag habe ich im magnetiſchen Schla die Poſtzeitung von dieſem Morgen geleſen. Auf erſten Seite ſteht ein Neujahrsgedicht, von Glau Liebe und Hoffnung. Glaube iſt Friedrich W helm, Liebe iſt Franz und Hoffnung iſt Nicol Habe ich recht geleſen? Später ward es mir etw dunkel und ich konnte nicht unterſcheiden ob „Jak hatte ſieben Söhne“ darin ſteht.

Mittwoch den 2. Janu

Sie ſind klug. Sie geben mir auf Neujahr Trinkgeld und ziehen mir es dann an meinem Lo wieder ab. Warum habe ich heute keinen Brief Ihnen? Iſt das Recht? Iſt das ſchön?

Fünfzehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 2. Januar 1

Ihr Päckchen wurde mir geſtern gebracht: Didaskalia, die Xenien, der Taback, das Büch von Goethe und der falſche Liberalismus. Den tern habe ich jetzt zweimal. Es entgeht keiner ſei Schickſale: ich und der Krug, wir waren beſtim er, von mir geleſen zu werden, ich, ihn zu le Erſt vor wenigen Tagen kaufte ich ihn für dre Sous, weil man mir geſagt, daß ich darin ſt Ich las die Stelle, die mich betrifft, welche meine Neugierde leicht finden ließ, und dann w ich die Schrift von vorn leſen. Aber bei'm Aufſch den der Blätter fand ich: „Die Servilen wollen ſ viel, aber die Liberalen wollen lieber alles“ und das ſei das witzigſte was je aus einem deutſ Munde gekommen und könne ſich mit dem beſten fr zöſiſchen Calembourg meſſen. Dann kam unter mei

Meſſer hervor: „ebendeshalb“. Da verlohr ich die Geduld. Was ſoll ich mit ſo einer alten Köchin machen? Was kann ich mit einem Hofrathe anfangen der Ebendeshalb ſchreibt? Eben deshalb warf ich das Buch in meinen Papierkorb. Da Sie mir es aber auch geſchickt, erkenne ich darin den Finger Gottes. Ich werde es leſen und Ihnen dann meine Meinung darüber ſagen. Dieſer Krug iſt Profeſſor in Leipzig und hat nach der polniſchen Revolution, weil er gegen die Polen geſchrieben — ich weiß nicht, ob Prügel bekommen, oder Prügel verdient, oder Prügel gefürchtet. Aber eins von dieſen drei Dingen hat ſich ereignet. Er iſt einer der breiteſten Köpfe Deutſchlands. Die ſchöne Welt hält ihn für einen großen Philoſophen, weil er ſo langweilig iſt, und die Philoſophen halten ihn für einen ſchönen Geiſt, weil er ſo ſeicht iſt. Ich aber halte ihn weder für das eine, noch für das andere, ſondern für einen Lump. Er ſchreibt über alles was geſchieht ganz jämmerlich, und wenn ich die Geſchichte wäre, wollte ich lieber gar keine Geſchäfte machen, als ſolch einen Buchhalter haben. Er iſt ein literariſcher armer Teufel, der ſich jeden Tag vor der Thüre des Welttheaters hinſtellt und ſo oft ein Stück aus iſt, die Hand aufhält und bettelt. Kurz, er iſt ein Ebendeshalb und ein Hofrath.

Wozu Sie mir die fünf Blätter Dikdaskalia geſchickt, begreife ich auch nicht recht. Ich glaube Sie wollen mich ärgern. Da iſt zuerſt: Lionell und Arabella, (Fortſetzung) „Arabelle ſchauderte bei „dieſen Worten in ſich zuſammen und drängte ſich näher an den Mann ihrer Liebe, als ſuche ſie Schutz „bei ihm vor unſichtbarer Gefahr. Er ſchloß ſie feſt „an ſich, legte ihr niedergeſunkenes Haupt an ſeine „Bruſt und ſprach feierlich: Weib meines Herzens!“ Weib meines Herzens! — um auch feierlich zu ſprechen — was kommen Sie mir mit ſolchen Sachen? ... Ferner: Predigt über einen Roſenſtock. (Schluß) „Wie viele Küße würde man z. B. um ſo manche „meiner ſchönen Zuhörerinnen finden?" Davon verſtehe ich nicht einmal die Grammatik ... Weiter: Sitzung des Aſſiſenhofs in Mainz. (Schluß). „Am 29. März ſteckt er ein Meſſer in ſeine Hoſen„taſche" .... Unterhaltungen auf dem Marktſchiffe zwiſchen Frankfurt und Mainz. (Fortſetzung.) „Hinter mir ſaß ein Mägdlein" .... Dresden den 25 Novbr. „Die erfreuliche Nachricht „von der Vermählung unſeres Mitregenten mit einer „Prinzeſſin aus dem Hauſe Wittelsbach iſt nun hier „für niemanden ein Geheimniß mehr. Es iſt zu hof„fen, daß dieſe neue Verbindung zwiſchen zwei bereits „verſchwägerten Familien auch ſegensreich für die bei„den Länder wirken werde." Ich gratulire und hoffe auch. —

Bitte ſehr um Verzeihung. Da finde ich endlich den Artikel den Sie mit einem Kreuzchen bezeichnet, den „Aufruf an die Germanier" des Herrn von Hallberg. Sie hätten aber ein großes Kreuz davor ſetzen ſollen. Danke für den guten Willen; doch ich habe den Artikel ſchon vor drei Wochen geleſen, ihn gerupft und gebraten wie eine Gans und ihn ganz allein verzehrt, ohne Sie zu Gaſte zu bitten. Es thut mir leid, aber es iſt nichts mehr davon übrig als ein Stückchen Erinnerung. Dieſer Freiherr von Hallberg auf der Birkeneck bei Freiſing, auch unter dem Namen „Eremit von Gauding" bekannt, mag ein ehrlicher Mann ſeyn, der es gut meynt; aber irgend ein Hof-Federfuchſer, der vielleicht an dem Tage gerade bei ihm ſchmarozt, hat ihm wohl den Aufruf in die Feder diktirt. Griechenland ſolle das Bairiſche Algier werden! Dahin kann es freilich noch kommen. Die Geſchichte der Deutſchen „blieb leer.

„ſeit ſiebzehen Jahren, bis ein großer, hochherziger König das alte unterdrückte Volk der Griechen „in Schutz nahm, und ihm ſeinen Sohn als König „gab.“ Schön geſagt! (Ich bin ſchläfrig. 11 Uhr) ie Deutſchen ſollen nicht nach Amerika gehen, dort Inechte zu werden; ſondern nach Griechenland, um ort unter Baieriſch-Ruſſiſcher Regentſchaft freie Männer zu ſeyn. Da wären die beſten Früchte, Wein, chöne Mädchen, „Da könnt Ihr euren Muth eigen.“ Gute Nacht.

Freitag den 4. Januar.

Ich habe die Xenien geleſen und habe mich ſehr aran ergötzt. Die Hauptſache iſt jetzt, die ſchläfrigen Deutſchen wach zu erhalten, ſei es durch Kaffee oder Schnupftaback, ſei es durch ſingen oder ſchreien — leichviel; nur daß ſie nicht einſchlafen. Schlafend urch die Pontiniſchen Sümpfe zu reiſen, ſoll lebensefährlich ſein. Viele Xenien haben mir ungemein gut efallen, beſonders die über mich — verſteht ſich. Grob ind ſie freilich alle, grobianiſſime. Aber was liegt aran, wie eine Katze die Mäuſe abthut, wenn wir ie dadurch los werden? Auch hat ja der Dichter ſehr ut erklärt warum die Grazien ausgeblieben. Aber eine hebräiſchen Späße ſind entſetzlich einfältig. Das ar wohl die Vermögensſteuer des Frankfurter Bürers, und der Mann hat ſich aus Eitelkeit für dümmer angegeben als er iſt. Er mag ſich hüten, daß Heine nicht über ihn kömmt, er mag ſeine Nachtmütze ur recht tief über die Augen herunter ziehen. Erinern Sie ſich:

Gefährlicher Bund?

Schmul und Heyum, ſie ſchreiben als deutſche Männer für Freiheit;
ommt noch der Itzig dazu, ſtürzen die Fürſten vom Thron.

Nun, warum nicht? Wenn ein Jude ſtark genug iſt, ie wankenden Fürſten auf ihren wankenden Thronen u halten, warum ſollten drei Juden nicht Macht genung haben ſie herunter zu ſtürzen? Auch Chriſtus war ein Jude, und er hat die Götter aus dem Olymp geſtürzt, und das war doch eine ganz andere Fürſtenſchaft als die der heilgen Allianz und des hohen deutſchen Bundes! Wo iſt jetzt Jupiter mit ſeinen Blitzen? Vor unſerm Spotte ſchützt ihn nur unſer Vergeſſen — und das hat ein Jude gethan! — Ich glaube, der Schmul bin ich, und der Heynum wird wohl Heine ſeyn; aber wo bleibt der Itzig? Itzig! Itzig! Itzig! Itzig! . . Es giebt aber doch nichts dümmeres als ſo ein deutſcher Philiſter, beſonders wenn er ein Gelehrter iſt. Sie kennen mich, ich kenne die Andern — nicht Einer unter uns dachte je an den Juden; nie, ſo oft wir die Dummköpfe und Philiſter züchtigten kam es uns in den Sinn, daß es die nehmliche Peitſche ſei, mit der ſie ſelbſt uns einſt geſchlagen! Und jetzt kommen ſie und erinnern daran, und bringen uns täglich die ſchönſten Schadenfreuden in das Haus! So dumm zu ſeyn — ich verliere mich darin.

Samſtag den 5. Januar.

Am Neujahrstage — o! Man könnte den Verſtand darüber verlieren. Die Juli-Revolution, ein Zorn-Vulkan von dem Himmel ſelbſt geladen, damit die Könige zu ſchrecken und zu ſtrafen, iſt ein waſſerſpeiender Berg geworden, den Völkern zum Verdruße und den Fürſten zum Geſpötte! Ich fürchte, daß ich aus Verzweiflung noch ein Dichter werde und mich blamire. Am Neujahrstage, dieſem monarchiſchen Erndtefeſte überall wo Land und Gut des Volks, das Landgut des Fürſten bilden, haben Philipps Knechte, die ſchweren Garben Frankreichs, ſein Glück und ſeinen Ruhm, ſeine Tugend und ſeine Ehre, ſeine Roſen und ſeine Lorbeeren — haben das duftende Heu der dürren Rednerblumen ihm auf Wagen jauchzend in den Hof gefahren. Feld und Wieſe, alles dem König; wer nicht ſein Kind iſt, iſt ſein Knecht. Man ſchämt ſich ein

Menſch zu ſein. Wer weiß, ob nicht das Pferd in edlem Zorne ſeinem Reiter flucht; nur verſtehen wir ſein Wiehern nicht. Aber das gezäumte Menſchenvolk küßt die Sporen ſeines Reiters. Sie haben den König Vater des Vaterlands genannt: dies Findelkind vom Greve-Platze! Das franzöſiſche Heer in Belgien wurde glücklich geprieſen, von zwei königlichen Prinzen Beiſpiele der Tapferkeit zur Nachahmung zu erhalten. Die grauen Helden von Marengo wurden in die Kriegsſchule zweier Milchſuppen-Geſichter gegeben! Sie haben den König geſagt: er hätte die Cholera beſiegt, vor ſeiner Barmherzigkeit hätte ſich die unbarmherzige Verſehung geflüchtet — Sie haben ihn vergöttert, daß er im Juni ſeine Feinde niedergeſchlagen, und mehr als jede andere Schmeichelei. hat König Louis Philipp dieſe mit Wolluſt eingeſchlürft. Er hat geprahlt und geſpottet: Die Republik wäre erbleicht vor ſeinem Sterne. Es war ein Bürgerkrieg, Bürgerblut war gefloſſen; ein König ſollte das vergeſſen, oder kann er es nicht vor Schmerz, einen Trauerflor über ſeine Erinnerung hängen. Aber dieſer König rühmt ſich ſeines Sieges und jubelt darüber wie ein Schneider der einmal Muth gehabt aus Furcht. Der Schmerz und die Verachtung der edelſten Franzoſen kümmert ihn nicht, ihm lächelt der Beifall ſeiner Brüder in Wien, Berlin und Petersburg. Und in der Mitte, nicht, wie ſeine Schmeichler ſagten, an der Spitze von vierzig tauſend Soldaten, iſt er gegen drei hundert Republikaner gezogen, die ſich wie Helden vertheidigt.

Frankreich hat das Scharlachfieber; Blutigel rund am Halſe, Purpur über den ganzen Leib und zum Königsmantel muß es ſich die Haut abziehen. Der alte Rieſe mit einer Kinderkrankheit! Schamrother Purpur! Herr Hofrath Frankreich! Herr, deine Hand liegt ſchwer auf deinem Knechte; aber ich will es für meine Sünden in Demuth tragen.

Sechszehnter Brief.

Paris, Sonntag den 6. Januar 1833.

Ueber Frankfurt habe ich merkwürdige Dinge erfahren, theils aus guten gedruckten Quellen, theils aus den mündlichen Berichten eines ſehr glaubwürdigen Reiſenden. Von meiner theuren Geſandſchaft dort erfahre ich nie das Geringſte; wenn dieſe dinirt hat, denkt ſie, ſie habe auch genug repräſentirt und eine geheime Schublade iſt ihr heilig. Das ſoll aber anders werden. Erſtens, habe ich aus dem Theater-Repertoire für den Monat December, das in der Didaskalia ſteht, erſehen, wie in Zeit von wenigen Tagen, vier verſchiedene Stücke von Shakespeare aufgeführt worden ſind; und nicht etwa der alte Hamlet mit ſeinem ewigen Sein und Nichtſein, ſondern die zwei Heinriche, Richard, Lear. Das iſt ja zum erſtaunen, das hat ſich ja ſehr zum Guten geändert. Waren Sie denn nie bei einer ſolchen Aufführung? wie wird geſpielt? wie der junge Heinrich, wie Falſtaff? In der That, ich freue mich darüber um Frankfurts Willen. Ich bin der Meinung, daß man durch das Schauſpiel auf den öffentlichen Geiſt einwirken könne ſo abgeſtumpft man auch gegen ſolche Reizmittel ſein mag. Ein guter Bürger der aus einem Stücke von Shakespeare kömmt, kann noch den nehmlichen Abend ſeinen beſten Freund todtſtechen, aber ihn todt langweilen, das kann er nicht.

Ferner wurde mir erzählt, man habe mehrere ausgezeichnete Juden zu Mitgliedern des Muſeums aufgenommen und allen ohne Unterſchied erlaubt, Aecker zu kaufen und Landwirthſchaft zu treiben. Sehen Sie, mein eignes Feld, das ich ſeit fünfzehen Jahren im

Schweiße meines Angeſichts bebaue, fängt an grün zu werden. Man muß nur die Geduld nicht verlieren; die geiſtige Erdkugel dreht ſich alle Jahrhundert nur einmal um die Sonne. Aber Geduld! Ich habe ſchon oft daran gedacht, ob nicht möglich wäre, wie Geldanleihen, Geduldanleihen zu machen, und ſo wie die Fürſten durch Rothſchild ſich die Abgaben der Urenkel ihrer Unterthanen ein Jahrhundert voraus bezahlen laſſen, uns auch die Geduld die unſern Urenkeln zufallen wird voraus zu nehmen. Das letztere wäre unſchädlicher als das erſtere iſt; denn unſere Urenkel werden keine Geduld brauchen. Im Gegentheile, alsdann werden die ſie brauchen, gegen die wir ſie jetzt brauchen. Uebrigens bleibt es immer ſchön was die Direktoren des Muſeums und der Geſetzgebende Körper gethan haben. Zugleich hoffe ich aber daß ſie bei ihren Reformen mit weiſer Vorſicht zu Werke gehen werden. Sie haben wegen der Juden ſchöne Beſchlüſſe gefaßt; das möge aber hinreichen für gegenwärtiges Jahrhundert, die Ausführung bleibe dem kommenden vorbehalten. Sie mögen beherzigen was der Kaiſer von Oeſterreich kürzlich in der Rede geſagt, mit welcher er den Ungariſchen Landtag eröffnete. Er ſagte nehmlich: „Schwierig ſind die Geſchäfte zu deren
„Verhandlungen wir euch diesmal berufen haben; ſie
„übertreffen weit alle die Gegenſtände, worüber während
„der vierzigjährigen Dauer meiner Regierung auf
„Reichstagen zu berathen war .... Unſere Väter
„haben durch das, was ſie im 91ſten Jahre des
„vorigen Jahrhunderts beſchloſſen ihre Sorgfalt
„bereits auf dieſen Gegenſtand gewendet, die
„Art und Weiſe der Ausführung aber, welche
„reichlichen Stoff ſich um das Vaterland verdient zu
„machen darbietet, uns ganz überlaſſen.“ Und
tzt fordert der Kaiſer ſeine getreuen Stände auf, bei
ieſen Verhandlungen langſam und vorſichtig zu

Werke zu gehen, und den gefährlichen Reizen der Neuerungen zu widerſtehen. Wenn nun der Kaiſer von Oeſterreich ſogar einen reichlichen Stoff ſich um das Vaterland verdient zu machen, vierzig Jahre geſchont hat, wie viel nöthiger iſt es, daß die Regierung des kleinen Frankfurts einen ſo ärmlichen Stoff als die Verbeſſerung des Zuſtandes der Juden iſt, nicht zu früh angreife, ſondern durch Aufhäufung der Zinſen das Kapital wachſen laſſe, damit der Stoff ſich um das Vaterland verdient zu machen nach vierzig Jahren auch reich werde.

Ihnen aber gebe ich jetzt drei Aufträge und einen zwar freundſchaftlichen aber ernſt gemeinten Rath. Erſtens, gehen Sie in das Theater und ſehen Sie wie Richard hinkt. Zweitens gehen Sie in das Muſeum und geben Acht, ob nicht die g moll-Symphonie von Mozart, aus Verdruß daß ſie Juden mit anhören, in das Dur überſpringt. Drittens, laſſen Sie auf dem Römer Erkundigungen einziehen ob man die Aecker der Juden in dem Grund-Lagerbuche unter der Rubrik Aecker jüdiſcher Nation einſchreibe. Mein Rath iſt: berichten Sie mir künftig beſſer, ſonſt werden Sie zurückberufen; dann giebt es Kriegsfurcht, die Papiere fallen und die Handels-Kammerdiener erheben ein Jammergeſchrei daß alle Milch davon gerinnt.

Haben Sie „die Thronrede“ des Großherzogs von Darmſtadt geleſen? Schlafen Sie recht wohl.

Montag den 7. Januar.

Von Chateaubriand iſt eine neue Schrift erſchienen: Mémoire sur la captivité de Madame la Duchesse de Berry. Sie ſollen ſich aus Freundſchaft für mich etwas darüber freuen; denn dieſer gute Mann nimmt mir jeden Winter die Hälfte meines Zornes ab. So oft er erſcheint, gehe ich in mein Zelt und laſſe ihn kämpfen. Freilich muß ich dieſe Hülfe mit melancholiſchen Gedanken bezahlen. Wenn ich ſehe, wie ein ſo geiſtreicher und edler Menſch von der Legitimität faſelt, greife ich nach meinem Kopfe und rufe betrübt aus: Auch Chateaubriand hat den Verſtand verloren und war doch mehr als du! Die Legitimität, dieſe Hoffnungsloſigkeit des Unglücks, dieſe Erblichkeit der tiefſten menſchlichen Erniedrigung — das vertheidigen, das preiſen! O Wahnſinn!

Als Chateaubriand von der Gefangenſchaft der Herzogin erfuhr, eilte er aus der Schweiz nach Paris, und bot ſich ihr in einem Schreiben zu ihrem Sachwalter an. Aber die Miniſter erlaubten weder ihm noch ſeinen Briefen den Einlaß in Blaye. Schon dreimal ſeit der Revolution hat Chateaubriand von der Welt Abſchied genommen und ſich in die Einſamkeit begeben, und dreimal ſchon kehrte er zurück. Er ſagt „Ich habe Hunger und Durſt nach Ruhe; es kann „mir keiner läſtiger ſein als ich es mir ſelbſt bin; „aber ich ſuche mich mit meiner eignen Achtung von „der Welt zurückzuziehen: man ſehe ſich vor welche „Geſellſchaft man in der Einſamkeit wähle.“ Nun, warum hat er nicht gleich das erſtemal als er Paris verließ ſeine Selbſtachtung mitgenommen? Wie vergißt man dreimal ſein Paket zu machen? Ja, die Berry iſt unterdeſſen gefangen worden! Nun! Was geht ihn die Herzogin an? Man höre, „meine Denkſchrift „über das Leben und den Tod des Herzogs „von Berry, in die Haare der Wittwe gewickelt, „die jetzt im Kerker ſchmachtet, liegt bei dem Herzen, „das Louvel dem Herzen Heinrichs IV. noch ähnlicher „machte. Ich habe dieſe ausgezeichnete Ehre „(insigne honneur) nicht vergeſſen, die im gegenwärtigen Augenblicke die Bezahlung fordert; ich fühle „lebhaft meine Schuld.“ Das iſt artig. Ich ließe es mir ſelbſt gut gefallen, wenn eine ſchöne Wittwe ihr langes ſeidnes Haar um meine Schriften flechtete;

aber ſie hineinlegen in die Todesurne, zu dem Herzen ihres Mannes — nichts da! Man kann nicht wiſſen, ob ſie nicht eine Wittwe von Epheſus iſt, die nach vier Wochen die Haare wieder herausnimmt, ſie ihrem neuen Liebhaber zu ſchenken, und dann meine Schriften allein verfaulen läßt bei dem Herzen des geliebten Todten. Nichts da, und habe ich nicht recht, daß ich nach meinem Kopfe fühle? Notre-Dame de Blaye, nennt Chateaubriand die Herzogin und erzählt von den Wallfahrten, die fromme Gläubige in großen Schaaren dahin machten. Er ſagt: „man wirft mir vor, daß „ich eine Familie dem Vaterlande vorziehe. Nein; „ich ziehe die Treue des Eides, dem Meineide, die „moraliſche Welt der materiellen Geſellſchaft vor. Das „iſts.“ Freilich iſt es das, nach der Lehre der Monarchiſten. Der Räuber nachdem er ſein Handgeld empfangen und dem Hauptmanne Treue geſchworen, darf plündern und morden; denn Treue iſt heiliger denn das körperliche Wohlbehagen der Wanderer!

Chateaubriand meint: nur die Legitimität gäbe einer Regierung und der bürgerlichen Ordnung Dauerhaftigkeit. Aber wäre dies auch, wie es nicht iſt, was würde das beweiſen? Nicht die Dauerhaftigkeit, der Vollgenuß iſt die Beſtimmung jedes Daſeins. Es kömmt nicht darauf an lange, ſondern viel zu leben. Nichts iſt dauerhafter als ein Stein, aber die Pflanze, das Thier vergehen ſchnell. Wenn die Oeſterreichiſche Monarchie noch zehen Tauſend Jahre lebte und der Nordamerikaniſche Freiſtaat endigte morgen, in ſeinem fünfzigſten Jahre, wäre darum Oeſterreich ein beſſerer, ein glücklicherer Staat als Nordamerika geweſen? Napoleon ſagte auf St. Helena: „Daß meine Dynaſtie nicht „älter war, das hat mich zu Grunde gerichtet. Noch „vom Fuße der Pyrenäen hätte ich mich wieder em„porgehoben, wäre ich mein Enkel geweſen.“ Und daraus will Chateaubriand die Herrlichkeit der Legitimität beweiſen! Guter Gott! Das beweiſt ja eben ihr Fluchwürdiges, ihre Verderblichkeit. Das große Glück, wenn Napoleon noch zwanzig Jahre länger die Völker Europens auf dem Altare ſeines Ehrgeizes hätte ſchlachten dürfen! Das ſchöne Loos der Franzoſen, wenn Napoleon, als legitimer Fürſt mit ſeinen gekrönten Vettern befreundet, der Freiheit und Gleichheit, die er im Kriege als Waffen gegen ſie gebrauchte dann gar nicht mehr bedürftig, Frankreich völlig zur Galeere hätte machen können!

Was iſt es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt, als einer uſurpirten oder einer Republik? Etwa weil erſtere in den Herzen der Völker Wurzeln ſchlägt? O nein. Es iſt nichts, als daß alle Fürſten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Familienangelegenheit, als ihre eigne betrachten, und ihm darum in Gefahren Beiſtand leiſten. Es iſt nichts, als weil die legitimen Fürſten alle Uſurpatoren und Republiken als Brotdiebe haſſen und ſie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit Liſt zu Grunde zu richten ſuchen. Redet von der Macht der legitimen Fürſten, redet aber nicht von ihrem Rechte. Sagt, daß die Völker einen legitimen Fürſten fürchten, ſagt aber nicht, daß ſie ihn lieben. Die Franzoſen haben drei Male die Bourbons verjagt, ſo legitim ſie waren, und haben für den Uſurpator Napoleon mehr gethan als je für einen ihrer Könige; denn ſie liebten ihn. Die Schweizeriſche Republik lebt ſchon ein halbes Jahrtauſend im Glücke und Frieden, weil ſie ihre Berge gegen die Fürſten ſchützte oder dieſe über die Theilung des Raubes nicht einig werden konnten. Nordamerika genießt ſeit ſechzig Jahren Freiheit und Ordnung, weil es die Könige nicht erreichen können. Don Pedro iſt ein legitimer Fürſt, warum gelingt es ihm nicht? Weil er ſeinem Volke die Freiheit zu geben gedenkt und ihn darum ſeine gekrönten Brüder als ein unwürdiges Glied aus der Familie geſtoßen, und ihm ſchaden ſoviel ſie können. Don Miguel iſt ein Uſurpator, warum erhält er ſich? Weil er die Tyrannei meiſterhaft handhabt, und die entzückten Fürſten ihm darum heimlich Beiſtand leiſten. Das iſt der Segen der Legitimität, das iſt die Ruhe und Ordnung in Monarchien: man findet ſich mit den Räubern ab, und gegen den Beutel laſſen ſie uns das Leben. Und will Einer ſein Leben und ſeinen Beutel behalten, ſchlägt man ihn todt und dann heißt es: Seht das ſind die blutigen Folgen der Revolutionen. Vor einigen Jahren machte Vidocq der Regierung den Vorſchlag: er wolle jede geſtohlne Sache gegen dreißig Prozente ihres Werths zurückſchaffen. Nun, wer ſich mit zwei Dritt-Theile ſeines Glückes begnügen will, wer nicht den Verſtand und den Muth hat, Diebe und Räuber von ſeinem Eigenthume abzuhalten, der hat Recht die Monarchien zu lieben.

Chateaubriand, als Sachwalter der Berry, ſpricht von ihrem Rechte nach Frankreich zu kommen um die Krone ihres Sohnes zu fordern. Sie iſt Mutter; er berufe ſich auf das Herz jeder Mutter. Das iſt ſtark! Ich ſehe ganz deutlich, was alles in einem mütterlichen Herzen liegt, aber eine Krone ſehe ich nicht darin. Eine Mutter mag für ihr Kind ein Schaukelpferd, eine Puppe kaufen; aber dreißig Millionen Franzoſen zum Spielwaarenlager! Aber ein Land wie Frankreich zur Schachtel! O Herr Vicomte! Es iſt Ihr Ernſt nicht. Nein, was wir arme Menſchen jetzt geplagt ſind, die Steine könnten ſich darüber erbarmen! Früher hatte man es doch nur mit erwachſenen, mit regierenden Fürſten zu thun, jetzt quälen uns die fürſtlichen Kinder, ſchon während dem Leben ihrer Eltern! Da iſt der Herzog von Bordeaux, da iſt die Donna Maira, da iſt die Tochter der Königin von Spanien, die erſt einige Monate alt iſt. Als gebe es kein auderes Mittel die Schmerzen eines zahnenden Kindes zu ſtillen, als ihm einen Scepter in den Mund zu ſtecken!

Was Chateaubriand noch ferner von den Rechten der Berry ſagt, das kümmert mich nicht; nicht darum habe ich ſeine Schrift geleſen, nicht darum ſchreibe ich Ihnen davon. Ich will mich nur an das halten, was er gegen unſern gemeinſchaftlichen Feind hervorgebracht, daran will ich mich erquicken. Sie erkennen an Chateaubriand und mir, daß wirklich ein Bündniß zwiſchen den Carliſten und Republikanern beſteht. Es iſt die Sympathie des Haſſes gegen die beſtehende Ordnung der Dinge. Ob aber die Republikaner und die Carliſten ſich auf der Gaſſe und in geheimen Clubbs zu Thaten vereinigt, bezweifle ich. Es wäre dumm von den Republikanern und toll von den Carliſten. Erſtere könnten leicht überliſtet werden, denn die Carliſten haben das Geld, alſo auch den Verſtand; dieſe aber, würden, ſobald die jetzige Regierung geſtürzt wäre, ehe ihnen Hülfe von außen käme, und würden ihnen die Armeen auf Dampfwagen zugeführt, alle todt geſchlagen werden, ſo daß keiner von ihnen übrig bliebe, ſich des Sieges der Legitimität zu erfreuen.

Sehen wir jetzt wie der neue Jeremias ſiedendes Oel auf die Köpfe der Sünder herabgießt. „Wenn „in dieſer Wüſte ohne Spur von Geiſt und Herz ſich „am Horizont ein großes einſames Denkmal zeigt, „wenden ſich plötzlich alle Blicke dahin. Die Frau „Herzogin von Berry erſcheint um ſo erhabener, als „alles rund um ſie her flach iſt. Ja, ſie hätte „zu fürchten verkannt zu werden, denn ſie iſt dieſſeits „oder jenſeits eines Jahrhunderts das ihres Gleichen „hervorzubringen vermochte. Um zu bewundern muß „man faſſen; der Muth bleibt der Furcht ſtets ein „Geheimniß; die Mittelmäßigkeit knurrt den Genius „an. Die Gefangene von Blaye iſt nicht von ihrer

„Zeit, ihr Ruhm iſt ein Anachronismus.“ Larifari! Doch ſind es reſpektabele goldene Lügen und ich ziehe meinen Hut vor ihnen ab. Es ſind doch noch keine vierzehn Tage, daß Chateaubriand's Schrift erſchienen und ſchon ſind dreißig Tauſend Exemplare davon gekauft, die dem edlen Verfaſſer fünfzig Tauſend Franken eingebracht haben. Die Legitimiſten nemlich haben auf dieſe delikate Weiſe ſeine Treue belohnen wollen. Jetzt kann doch Chateaubriand mit ſeiner eigenen Achtung nach Genf zurückkehren und in ſeiner Einſamkeit die ſehr angenehme Geſellſchaft von hundert Bankzetteln genießen. Fünfzig Tauſend Franken für ſieben Bogen, die Arbeit einiger Tage! So viel hat mir mein dicker Liberalismus in meinem ganzen Leben nicht eingebracht. Der Mund wäſſert einem darnach ein Royaliſt zu werden. Zum Glücke bezahlen ſie einem in Deutſchland ſchlecht. Um fünfzig Tauſend Franken zu verdienen, müßte ich die Schweiz, ganz Nordamerika, Columbien, Buenos-Ayres, Mexiko todtſchlagen und fünf oder ſechs Preßfreiheiten, eben ſo viele Conſtitutionen, die Reformbill, den Dr. Wirth, den ganzen Hambacher Berg, Rotteck, Welcker, und zum Deſert mich ſelbſt verſchlingen. Das wäre ein ſaurer Verdienſt.

Dienſtag den 8. Januar.

Ich will Ihnen wieder einen Beweis geben, daß die Tugend belohnt wird, was Sie mir ſo oft nicht glauben wollten. Verfloſſenen Samſtag wollte ich auf den Opernball gehen. Einige Tage vorher, hörte ich, daß auf dem Theater (im le mari et l'amant) eine Couſine in der Provinz, ihren Vetter der zum erſtenmale nach Paris reiſte, die Lehre gab: surtout Charles, n'allez pas au bal de l'opera; on s'y perd. Trotz dieſer Warnung aber gedachte ich doch hinzugehen, ſo mächtig wirkt das Laſter auf junges Blut.

Auf dem Wege aber fing mir an das Gewiſſen zu zittern, oder was es ſonſt war; es war ſehr kalt. An der Ecke des Boulevard ſtand ich am Scheidewege des Herkules. Da ging ich nach Hauſe zurück und ſchlief, wie man nach einer edlen Handlung zu ſchlafen pflegt. Am andern Morgen erfuhr ich, daß auf dem Balle ein gräulicher Lärm geweſen. Die neue moraliſche Polizei des Jüſte-Milieu, wollte, ich weiß nicht welchen Bachantiſchen Tanz, verbieten. Darüber gab es Streit, die Gensdarmerie drang ein, mißhandelte viele, und nahm mehrere gefangen. Das Luſtigſte bei der Sache aber war, daß die Polizei diesmal die Witterung verloren, und gerade die edelſte Jugend des Jüſte-Milieu, königliche Beamte, Banquiersſöhne und andere ſolche Heilige angetaſtet hatte. Sie mußte den andern Tag ſehr um Verzeihung bitten. Wäre ich nun dabei geweſen, ich hätte ſehr leicht in die Bachanalien, die Schläge und das Gefängniß mit hinein gezogen werden können. Meine Tugend bewahrte mich davor.

Ich kehre zu Chateaubriand zurück. Ich geſtehe es Ihnen aufrichtig, die fünfzigtauſend Franken wollen mir gar nicht aus dem Kopfe. Was meinen Sie, würde es wohl meiner Seligkeit viel ſchaden, wenn ich einmal ſieben Bogen gegen meine Geſinnung ſchriebe? Ach! wär' ich doch ein Katholik und könnte an die Wirkſamkeit der Abſolution glauben! Chateaubriand fährt fort: man entgegnet mir: Die Herzogin von Berry ſei in keiner ſo großen Gefahr, man werde ſie zur gelegenen Zeit wieder frei geben. „Aber die Miniſter des Königs ſind nicht unabſetzbar. Ihr ſeid „gutmüthige Seelen, ich will es glauben; allein kennt „Ihr eure Nachfolger! Fand nicht Eliſabeth, daß „Maria Stuart, nach neunzehen Jahren Gefangenſchaft. in der Verborgenheit ihres Kerkers, nach außen „Unruhen erregt und Einverſtändniße mit dem Auslande und den Feinden des Staates hatte? Dann,

„hat man bei Volks-Unruhen, nie in den Gefängniſſen
„gemordet? Endlich, wenn ich Kerkermeiſter
„wäre, würde ein Gedanken mich ſchaudern machen.
„Ich würde bei mir ſagen: es wäre möglich, daß
„Gott in ſeiner Barmherzigkeit Die welche auf Erden
„nur Trübſale gefunden, zu den Freuden des Himmels
„abrieſe; ich würde mir ſagen: man hat das Loos
„der Waiſe im Tempel noch nicht vergeſſen. Wenn
„ein ſo großes perſönliches Intereſſe an dem Leben
„einer Fürſtin hängt (!), wenn aus einer Gefangenſchaft,
„die einen undankbaren Ehrgeiz (!!) laut anklagt,
„eine Schaam und ein tiefer Groll, ſo natürlich
„fließen müſſen: Da kann aus dem Zuſammenfluß von
„Umſtänden die Verläumdung ſchrecklich hervorgehen.
„Die Verläumdung aber kann in der Geſchichte, den
„Charakter der Wahrheit (!!!) annehmen. Seht euch
„vor .... Die Wohlthaten der Willkühr, die man
„der Herzogin angedeihen läßt rühren mich wenig;
„ich könnte fürchten, daß dieſe Wohlthaten zu einer
„Quelle neuen Jammers würden. Schwer würde mir
„fallen in Erinnerung zu bringen, was ich neulich
„von gewiſſen Geſpenſtern (!!!!) ſagte, die in einem
„gewiſſen Schloſſe (!!!!!) haußen. Ich hoffe, um
„der Ruhe der Nächte der Macht ſelbſt willen die ich
„bekämpfe (!!!!!!) — ich hoffe nie gezwungen zu
„ſeyn, jenen nächtlichen Erſcheinungen, die einer halbverbrannten
„Frau, ihr naktes Kind in den Armen
„und Ketten nach ſich ſchleppend (!!!!!!!) zuzugeſellen;
„eine Deputation von Schatten, die käme einem
„Schatten-Könige (!!!!!!!!) ihr Kompliment zu machen.“ — —

† † † Gelobt ſei Gott und ſeine guten Geiſter; ich bin glücklich durch den Hexen-Wald. Ich habe, gleich einem guten Zeitungsſchreiber fromme Ausrufungszeichen geſchlagen, und, wie Sie bemerkt haben werden, in ſteigender Angſt und arithmetiſcher Pro-

greſſion. Früher habe ich mich oft über ſolche abergläubiſche Furcht luſtig gemacht; aber Noth kennt kein Gebot, ich konnte mir nicht anders helfen. Ich bin ein Patriot; ich zitterte in deutſcher Sprache zu denken, was Chateaubriand wagte in franzöſiſcher drucken zu laſſen. Mündlich das Weitere. Verbrennen Sie dieſen Brief oder noch ſicherer: legen Sie ihn in einen Band von Carové's Werken.

„Pas mal pour un Allemand." Wie gefällt Ihnen das? Wüthend war ich darüber. Wartet nur! Wenn wir einmal das Elſaß wieder haben, Lothringen, Burgund und Euren König zum Grafen von Paris gemacht — da werden wir Euch zeigen, daß wir witziger ſind als Ihr. Da hatte einmal ein Deutſcher in Paris bei Tiſche etwas geſagt, was ſeiner Meinung nach ſicher nicht witzig ſein ſollte, und da rief ein Franzoſe, der dabei geweſen und dieſes erzählt, gnädigſt aus: Pas mal pour un Allemand! Brazier heißt die Canaille. Ich las es ſo eben im livre des cent-et-un, im Artikel La chanson et les sociétés chantantes. Da iſt von den Vaudevilledinerſ die Rede, welche man in Deutſchland frömmer und romantiſcher Liedertafeln nennt. Zu einem ſolchen Sing-Eſſen war einmal „le fameux Docteur Gall" eingeladen. „Le jour où nous reçumes la visite de „ce dernier, on lui servit un plat de friture composé seulement de têtes de gibiers, de poissons et de volailles. On lui demanda s'il „voulait tâter les crânes de ces messieurs ou de ces „dames? Le savant se dérida, et répondit en riant: „qu'il fallait qu'il tâtât les corps auparavant, vu „qu'à table son système ne s'isolait point. Pas mal „pour un Allemand." Aber nur Geduld bis zum Frühlinge!

Mittwoch den 9. Januar.

. . . . Es iſt recht unartig von Ihnen daß Sie mir ſo lange nicht geſchrieben. Ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, daß Sie mir außerordentlich ſchreiben mögen, ſo oft Sie wollen; aber die gewöhnlichen Brieftage müſſen Sie darum nicht verſäumen. Ich bin gewöhnt daran und wenn ich an ſolchen Tagen nichts erhalte verdaue ich ſchlecht. Seit vorigen Freitag habe ich keinen Brief bekommen und es ſcheint mir ein Jahr zu ſeyn. Sie hätten ſich doch vorſtellen können, daß ich vor Begierde brenne etwas näheres von meinem Buche zu erfahren. Die Eigenliebe hat ewige Flitterwochen und ich liebe meine verblähten Schriften in den Tagen ihrer Jugend. Ich gehe voller Angſt umher, gleich einem Ehemanne, deſſen Frau zum Erſtenmale in Kindesnöthen liegt. Wird es ein Sohn? Wird es eine Tochter? „Es iſt weder ein „Sohn, noch eine Tochter geworden, ſondern eine „Misgeburt“ Dieſe kleine ſchöne Satyre ſchenke ich dem erſten Rezenſenten meiner Briefe aus Freundſchaft und Hochachtung. Er kann damit machen was er will. Der Leithammel meiner Rezenſenten hat ſich auch ſchon hören laſſen. In der Leipziger Zeitung iſt in einem Berichte aus Wien von den Pariſer Briefen die Rede; „deren dritten Band Börne eben jetzt druckt.“ Zum Unglücke kann man ſich gar nicht auf den Styl dieſer guten Leute verlaſſen. Was heißt das: Eben jetzt druckt? Auf jeden Fall ſoll das bedeuten: drucken läßt; aber ſind ſie ſchon gedruckt? oder werden ſie erſt gedruckt? Und wenn das letztere — woher will denn ein Wiener wiſſen was darin ſteht? Werden die Briefe etwa in Wien gedruckt? Das wäre ein Meiſterſtreich von dem Verleger. Als der ſchlaue Caſanova aus dem Gefängniſſe der Staats-Inquiſition von Venedig entſprang, flüchtete er ſich in das Haus des Sbirrenhauptmanns; dort hielt er ſich am ſicherſten. In dem Berichte heißt es: ich hätte mich gerühmt, daß meine *Schreibereien* am meiſten von den Wienern geleſen würden; das möchte aber wohl eine *Aufſchneiderei* ſein. Der Himmel wolle meine Demuth vor größeren Gefahren bewahren!

Jetzt bitte ich Sie aber auch, fleißiger als es vorigen Winter geſchehen, auf die erſcheinenden Rezenſionen Acht zu haben, ſie für mich zu ſammeln und mir mit Gelegenheit zu ſchicken. Nicht die Hälfte von dem was über mich geſchrieben worden, habe ich damals zu leſen bekommen. Einige der intereſſanteſten Rezenſionen kamen mir erſt nach meiner Rückkehr in Deutſchland unter die Augen: wie die von Görres und Carové und eine in der Abendzeitung, worin es heißt: „Börne ſteht jetzt auf dem Punkte, *wo der* „*Menſch in den Tiger übergeht.*" Es wär zwar damals noch Zeit geweſen darüber zu ſchreiben und es in meine Briefe einzuſchieben; aber es wäre ein Anachronismus meiner Gefühle geworden und ich lüge nicht gern. Alſo thun Sie was ich verlange und vergeſſen Sie nicht, daß ich auf dem Punkte ſtehe, wo der Menſch in den Tiger übergeht und daß es gefährlich iſt mich zu reizen.

Siebzehnter Brief.

Paris, Donnerstag den 20. Januar 1831

. . . . . . Ich wollte ich wäre bei Ihnen, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu überlegen, etwas Gelehrtes, einen Punkt aus dem Staats- und Hausrechte. Ich kann aber ohne Sie nicht fertig werden. Hören Sie was es betrifft. Im Jahre 1817 machte die franzöſiſche Regierung den Entwurf zu einem Wahlgeſetze für die Deputirtenkammer. Solche Wahlordnungen wurden natürlich im Intereſſe der Macht eingerichtet. Da nun die Freiheit, ſtatt, der Geſundheit gleich, etwas angebohrnes, Unbemerktes, Ungefühltes zu ſein, ſtets etwas Erworbenes, Beſtrittenes, kurz, ein ewiger Kampf iſt, und man dieſes wie jedes Kampfes in den reifern Jahren, theils müder, theils unkräftiger wird — ſieht die Regierung überall darauf, daß die Bürger erſt im höhern Alter zu Volksvertretern gewählt werden können. In jenem franzöſiſchen Wahlgeſetze war alſo beſtimmt, daß ein unverheiratheter Menſch erſt mit dem vierzigſten Jahre, ein verheiratheter mit dem fünf und dreißigſten, und ein Wittwer ſchon mit dem dreißigſten wählbar ſei. Daß ein Ehemann früher erſchöpft wird als ein lediger Menſch, begreift ſich leicht: Der Kampf für ſeine perſönliche Freiheit läßt ihm wenige Tapferkeit zum Kriege für die öffentliche übrig. Warum aber ein Wittwer ſchon im dreißigſten Jahre matt iſt, und fünf Jahre früher als ein Verheiratheter, verſtehe ich nicht, und darüber möchte ich Ihre Weisheit vernehmen. Wenn ich ein Wahlgeſetz zu machen hätte — ich verfaßte es im Intereſſe der Freiheit — würde ich feſtſetzen: daß ein lediger Menſch nicht mehr nach dem dreißigſten, und ein verheiratheter nicht mehr nach dem fünf und zwanzigſten Jahre Deputirter werden könnte. Doch was die Wittwer beträfe, ließe ich ſie lebenslänglich wählbar ſein; denn ich würde annehmen: ein Wittwer müſſe das Herrliche und Köſtliche der Freiheit ſo lebhaft fühlen, daß er noch im ſiebenzigſten Jahre ein Spartakus werden könnte. Was denken Sie davon.

Samſtag den 12. Januar.

.... Spricht man denn in Frankfurt auch von einem Congreſſe, der nächſten Frühling dort gehalten werden ſoll, und wozu beide Kaiſer kommen? Es wäre ſchön. Das würde ja der deutſchen Revolution eine Eiſenbahn eröffnen.

Achtzehnter Brief.

Paris, Samſtag den 12. Januar 1833.

Ich komme auf Chateaubriand zurück, den edlen Narren, der mir aber lieber als die ſieben Weiſen jeder Schule; auch der Liberalen, das dürfen Sie mir glauben. Die Treue iſt ſeine geliebte und verehrte Dulcinea. Nicht den Bourbons, nicht der Legitimität, ſich iſt er treu. Wäre das nur jeder in ſeinem Glauben, in ſeiner Geſinnung, wie weit beſſer wäre dann Alles! Wollte nur Jeder was er will, ganz und immer, wie viel milder, wäre der Widerſpruch, wie viel menſchlicher der Streit! Denn wahrlich, nicht das eigenſinnige Feſthalten auf jeder Meinung, wie die guten Leute glauben, ſondern das furchtſame oder heuchleriſche Nachgeben macht die Partheien ſo unverſöhnlich. Gäbe es keine Royaliſten die Liebe zur Freiheit heuchelten, freilich, zur wahren, wie ſie ſagen — gäbe es keine Freiſinnigen die Anhänglichkeit für den Fürſten heuchelten — beide aus Liſt, Trug oder Schwäche — man könnte ſich beſſer verſtändigen, denn man verſtünde ſich beſſer.

Es iſt gut daß Sie wiſſen, was Chateaubriand von der gegenwärtigen Lage Frankreichs, von ſeinen äußern Verhältniſſen, was er von der Erbärmlichkeit der Regierung, und der Ermüdung der Nation ſpricht, auf welche die Tyrannei die Hoffnung ihres Gelingens gründet. Chateaubriand iſt kein Zimmerſpekulant, wie ich, der die Welt durch das Fenſter anſieht, er hat nichts zu errathen und zu vermuthen, er braucht keinen Argwohn und keine Hoffnung; er iſt ein vornehmer Mann, ſteht an der Spitze einer reichen und mächtigen Parthei, die Alles weiß, Alles erfährt, und Vieles ſelbſt thut oder ſtört. Er iſt ſelbſt ein Staatsmann, der die Mittel und Wege, die Stärke und Schwäche aller Regierungen kennt. Ihn konnte nicht, wie mich, die Liebe zur Freiheit verblenden; denn er iſt ein guter Royaliſt der reinſten Art, ein Legitimiſt. Es könnte ſich freilich finden, daß das was er Louis Philipp vorwirft, nur das Verderbniß jedes Fürſten ſei; aber dann, deſto ſchlimmer für Chateaubriand und deſto beſſer für uns. Darum noch Einiges aus ſeiner Schrift.

„Die Revolution der Juli-Tage, aus dem Volke hervorgegangen, hat, abtrünnig von ihrem Urſprunge ſich von dem Ruhme geſchieden und um die Schande gebuhlt, als gäbe das Eine ihr den Tod, als wäre die Andere ihre Lebensquelle. Das Jüſte Milieu hat ſich einer ausſchweifenden Macht ergeben, an welche die Regierung Carls X. nie gedacht, und die man nie von ihr geduldet hätte. Verächter der Geſetze, zum Spotte der Charte von 1830, hat er den Belagerungs-Zuſtand eingeführt; zehen wichtige Artikel des neuen Vertrags ſind von ihm gebrochen worden. Er trieb ſeinen Spott mit der perſönlichen Freiheit; er hat die Gefängniſſe angefüllt, die Hausſuchungen, die Militär-Kommiſſionen, die Preßproceſſe vermehrt und einen Schriftſteller wegen eines Wortſpiels zum Tode verurtheilt . . . Der Fetfa, welchen die Miniſter der Pairskammer vorgelegt haben, verwandelt dem Geiſte nach, die conſtitutionelle Monarchie in einen orientaliſchen Despotismus. Es iſt Conſtantinopel mit den Eunuquen der Doktrine als Janitſcharen; nur tragen ſie, wie Mahmud, Chalwaris auf engliſche Art, als Zeichen der Fortſchritte der Civiliſation. Aber wenn die Franzoſen nicht bis zur letzten Staffel der Völkerleiter herabgekommen ſind, wenn man noch ohne zuerröthen oder zu lachen von Freiheit reden darf; werde ich mit meinen Betrachtungen fortfahren.“

„Es iſt augenſcheinlich, daß das Princip der „Juli-Revolution, und das Princip der continental-„Monarchien ſich feindlich entgegen ſtehen, daß dieſe „beiden unvereinbaren Prinzipien nicht lange neben „einander fort dauern können, daß das Eine nothwendig das Andere zerſtören muß. Wenn die überraſchten Fürſten im erſten Augenblick das Königthum der „Barrikaden anerkannt haben, werden ſie früher oder ſpäter, ohnfehlbar davon zurückkommen; denn keinem von ihnen wird ſonderlich viel daran liegen, „von einem Pflaſterſteine umgeworfen oder von einem „Vetter verdrängt zu werden. Ja, jemehr ſich in „Frankreich ein Anſchein von Ordnung und Wohlſtand „zeigte, jemehr würden ſich die abſoluten Regierungen entſetzen, denn die Verſuchung für ihre Völker „wäre dann um ſo größer. Wie wäre auch möglich „eine freie Tribüne, freie Journale, die Gleichheit „der Stände, die Theilung aller Aemter und jedes „Glückes zu haben, ohne daß die Revolution, minder „bedächtig als ihre ſchwachen Führer, über den Rhein „ginge? .. Daß Souveraine, von einem dreißigjährigen Kriege ermüdet, ſchlafen wollen: daß Geſandte „lieber in Paris bedeutende Perſonagen ſind, als bei „ſich zu Hauſe hinten an geſetzt und vergeſſen; daß „ſie darum in Angelegenheiten von welchen ſie ſich ſelbſt „Rechenſchaft geben oder nicht, ſie ihrem Hofe die „Wahrheit verbergen — das begreift ſich. Laſſet aber „einen gewiſſen Tag kommen und einen gewiſſen Menſchen gehen und ihr werdet es erfahren.“ Die letzte Aeußerung bezieht ſich auf den ruſſiſchen Geſandten, den Grafen Pozzo di Borgo, von welchem geſagt wird, er liebe ſo ſehr den Aufenthalt in Paris, daß er darum ſeit der Revolution ſich die größte Mühe gäbe, ſeinen Kaiſer in friedlicher Stimmung gegen Frankreich zu erhalten. Dieſes erregte in der letzten Zeit endlich den Argwohn des ruſſiſchen Hofes und

Pozzo di Borgo wurde nach Petersburg berufen um Rechenſchaft abzulegen. Aber durch Aufopferung einer bedeutenden Geldſumme an eine einflußreiche Perſon, ſoll ihm gelungen ſein ſeine Unſchuld darzuthun, und er durfte nach Paris zurückkehren.

„Die geſellige Ordnung löſt ſich auf; die Anarchie die in die Köpfe eingedrungen, bedroht die materielle Geſellſchaft. Man verſteht ſich über nichts „mehr, die Verwirrung der Ideen iſt unglaublich. „Wenn der Nachbar nicht ſeinen Nachbaren erwürgt, „ſo unterbleibt es, nicht weil ihn die Staatsgewalt „hindert, ſondern weil die Fortſchritte der ſittlichen „Bildung ihm den Gedanken der Gewaltthätigkeit genommen haben. Keine Parthei, kein Menſch glaubt „innerlich an den Beſtand der gegenwärtigen Ordnung „der Dinge — für eine Regierung die allergefährlichſte „Stimmung. Die Quaſi-Legitimität, ſich für ſtark, „entſchloßen, unerſchrocken ausgebend; Willkühr für „Kraft, den unverſchämteſten Geſetzesbruch für Geſetzlichkeit haltend, gibt über die Prinzipien nach und „verträgt ſich mit Allem was ihr Furcht macht. Sie „erhält ſich nur, durch das vorgehaltene Schreckbild „einer noch ſchlimmern Zukunft als ſie ſelbſt iſt; ſie „ſtellt ſich als eine traurige Nothwendigkeit dar und „ſagt: (ſonderbarer Anſpruch auf das öffentliche Vertrauen!) *ich bin immer noch beſſer, als das „was kommen wird.* Das iſt ſo ausgemacht nicht.“

„Vierzigjährige Stürme haben die ſtärkſten Seelen „niedergeworfen; die Gefühlloſigkeit iſt groß, der „Egoismus faſt allgemein; man duckt ſich um unbemerkt zu bleiben und ſich in Frieden durchzubringen. „Wie nach einer Schlacht die Leichen die Luft verderben, ſo bleiben nach jeder Revolution angefreſſene „Menſchen übrig, die Alles mit ihrem Eiter beſchmutzen.“

„Die Freiheit iſt nirgends mehr als in den Herzen „einiger Wenigen, die würdig ſind ihr eine Zuflucht

„zu eröffnen. Ein Gegenſtand der Spötter aller jener „Elenden, die einſt ihr Feldgeſchrei daraus gemacht, „wird dieſe verkaufte, geſchändete, an allen Straßenecken ausgebotene und verſchacherte Freiheit; dieſe Freiheit, welche die Poſſenreißer des Juſte=Milieu ſich „mit Fußſtößen einander zuwerfen; dieſe gebrandmarkte „und mit der Haſpel der Ausnahmsgeſetze erwürgte „Freiheit, wieder durch ihre Vernichtung die Revolution „von 1830. in eine große Schmach und eine hündiſche „Schurkerei verwandelt.“

„Die Gleichheit, dieſe Leidenſchaft der Franzoſen, „ſcheint allen Bedürfniſſen genug zu thun. Der Bürger „der glaubt einen König gewählt zu haben, der an „dem Tiſche dieſes Königs zu Mittag ißt, und mit „ſeinen Töchtern tanzt, weiß ſich in ſeiner Pfauen=Eitelkeit, mit Freiheit und Ruhm wohlfeil abzufinden. „Wenn man ihn feſthält und ihm Handſchellen anlegt, „denkt er, er habe ſie ſich ſelbſt angeſchnallt; denn er „iſt die Quelle der Macht. er klirrt aus Prahlerei mit „ſeinen eignen Ketten, als Zeichen ſeiner ſtarken Unabhängigkeit. In ſeinen Augen iſt die Monarchie eine „Haushaltung und das Diadem das Band einer „Nachtmütze.“

„Die Frau Herzogin von Berry ſah einen Theil „dieſer Dinge vom fremden Strande aus .... Man „ſagte der edlen Tochter Heinrichs IV., daß es in „Frankreich eine Parthei gäbe, die mit Hunde=Geduld „Alles ertrage (!); Freiheit heuchelnd, ſchamlos ihre „Reden durch ihre Handlungen Lügen ſtrafend (!!); „die Verachtung der Nation und die Fußtritte des „Auslandes (!!!) unterwürfig hinnähme; ſich gegen „künftige Mißfälle in ihrer Filzigkeit (!!!!) Rettung „ſichere und in der Hoffnung zu leben krieche, krieche, „krieche, weil es ſchwer iſt zu zertreten was ſich ſo „platt macht unter den Füßen (!!!!!). Die wohl-

„wollende Prinzeſſin . . .“ — Doch genug von der „Prinzeſſin; gute Nacht Prinzeſſin!

Montag den 14. Januar.

Jetzt nur noch was Chateaubriand über den belgiſchen Krieg geſagt. Mir, ſeinem Sancho Panſa, ziemt es, wie jedem treuen Diener, die edlen Reden ſeines Herrn zu verkündigen. „Aus dem was heute unſere „mit der Klugheit der Quaſi-Legitimität umwindelten „Soldaten gethan, kann man ſich überzeugen was die „ächten Juli-Männer hätten thun können. Man hat „vor Antwerpen das Heldengeſchlecht von Marengo, „Friedland, Navarin und Algier erkannt; nur ſah man „mit Schmerz, daß das Juſte-Milieu ſo viel Tapferkeit verſchwendete, ſo viele Menſchen aufopferte, um „das Feuer der Linken zum Schweigen zu bringen, um „ſich eine Kammermajorität zu ſchaffen, und, mit „einer dummen Naivität eine Feſtung zum Vortheil „unſerer Nachbarn zu erobern. Wir, uns eilend über „die Grenzen zurück zu gehen, und nachdem jeder unſerer Soldaten auf den Apell des engliſchen Controleurs geantwortet haben wird, wir werden die Koſten „eines glänzenden Kriegszugs übernehmen, der aber „nichts endet, weder für Frankreich, noch für Holland, „noch für Belgien — ein mörderiſches Tournier, deſſen mittelbare Folge, früher oder ſpäter ein Krieg, „deſſen unmittelbare Folge ſein wird, die Schelde dem „Handel Großbrittanniens zu eröffnen. Dieſes, das „in dem blutigen Spiele keinen Schiffsjungen gewagt, „hat nur einige Guineen auf hohe Zinſen angelegt. Fünf „bis ſechs tauſend von dem Geſchütze oder der Krankheit hingerafften Soldaten, mehrere tapfere und geſchickte Offiziere getödtet oder verwundet, einige und „vierzig Milionen aus der Taſche der Steuerpflichtigen „genommen, bilden die Mitgift, welche wir das Glück

„und die Ehre haben werden, der Eheliebſten des eng„liſchen Präfekten von Belgien anzubieten.“

Dienſtag den 15. Januar.

Ein preußiſcher Naturforſcher wollte eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Nordamerika machen und bat ſeinen König um Unterſtützung. Dieſer antwortete: Amerika ſey ſchon genug ausgeforſcht, aber in Sibirien wären noch die ſchönſten Entdeckungen zu machen. Als ſich nun ein anderer Naturforſcher fand der ſich bereitwillig zu Sibirien erklärte, bekam er achthundert Thaler Reiſegeld. Iſt das nicht artig? ja, dieſes Amerika thut ihnen wehe wie ein hohler Zahn und ſtört ſie im Schlafe. Wenn es nur zu plombiren wäre! Eine Republik ohne Guillotine — und ſie ſagen uns doch ſeit vierzig Jahren: Republik und Guillotine, das wäre Alle eins! Freiheit ohne Blut — und ſie lehren doch der Hofraths-Jugend in allen Schulen: die Freiheit ſei eine Art Fiſch der nur im rothen Meere lebe! Aber ſie hoffen ſehr auf eine beſſerere Zukunft, auf Blut und Königthum auch in der neuen Welt. Sie haben es längſt vorher geſagt, das Band welches die verſchiedenen Länder Amerikas aneinander knüpfe würde bald zerriſſen und dann würden die vereinigten Staaten aus der gottloſen Liſte der Republiken geſtrichen und in die heilige Civilliſte geſetzt werden. Und in dieſen Tagen hat ſich wirklich ereignet, daß eine Provinz der vereinigten Staaten, aus Unzufriedenheit mit einem Douanengeſetze, das ihrem Handel ſchadet, ſich von der Union gewaltſam loszutrennen droht. Schon fangen die Ariſtokraten zu jubeln an. „Das Werk Waſhingtons und Frankreichs ſtürzt zuſammen;“ ſchon halten die Europäiſchen Fürſten im Stillen eine Familien-Muſterung und vertheilen Amerika zwiſchen ihre Ottos, Carls, Wilhelms und Friedrichs; ſchon erkundigt ſich Herr von Gagern vertraulich bei Herrn Rothſchild, welcher Fürſt am meiſten Credit habe, und arbeitet an einer ſchönen Rede für die heſſendarmſtädtiſche Kammer, worin er von der Brüderſchaft des Miſſiſippi und des Rheins ſpricht. Unvergleichlich iſt die dumme Naivität mit welcher die Royaliſten die Naturnothwendigkeit der monarchiſchen Regierungen darthun und ihre feſte Hoffnung ausdrükken, daß Gott in ſeiner Barmherzigkeit auch bald den amerikaniſchen Völkern Könige verleihen werde. Sie ſagen: ein Staat in ſeiner Kindheit und in ſeinem Greiſenalter könne der Monarchie nicht entbehren. O! zugegeben mit tauſend Freuden. Aber was folgt daraus? daß eine Monarchie nichts als eine Laufbank oder eine Krücke iſt, und daß wenn man der Laufbank nicht mehr und der Krücke noch nicht bedarf, man keine Könige braucht. Ich gebe ihnen mehr zu als ſie verlangen, und bekenne daß die Staaten nicht blos in ihren Kinderjahren und im hohen Alter, ſondern auch zu jeder Zeit ihres Lebens einer fürſtlichen Regierung bedürfen — ſobald ſie krank werden. Dann iſt die Monarchie das Heilmittel und der Fürſt der Arzt. Aber ſobald die Geſundheit zurückkehrt, wirft man das Arznei-Glas zum Fenſter hinaus und verabſchiedet die Aerzte. In dieſem Zuſtande der Wiedergeneſung iſt jetzt der größte Theil der europäiſchen Welt. Wozu alſo noch länger Doktor und Apotheker? wozu ſo vieles Geld für Arznei-Mittel ausgeben, daß wir für unſere Nahrung nützlicher und angenehmer verwenden könnten? Aber da giebt es Völker die von Geſundheit ſtrotzen und in der Einbildung krank ſind, nur da ſehen wir die ganze lächerliche und traurige Geſchichte von Moliers malade imaginaire. Leſen Sie gleich vorn die Apotheker-Rechnungen: es iſt eine Satyre auf die monarchiſchen Budgets. Da ſind die Volks-Doktoren Dnifarius Vater und Sohn; da iſt der Volks-Apotheker Pargo, die den unglücklichen Argan anführen und abführen, daß es ein Erbarmen iſt. Wohlmeinende Freunde belehren ihn, daß er geſund ſey, und er möge doch Doktor und Apotheker zur Thüre hinaus werfen; aber da tritt jedesmal madame Belise, der nach dem Gelde des armen Tropfes gelüſtet, zur rechten Zeit hinzu und ſpricht zärtlich mon petit fils, mon ami, mon pauvre mouton! und erſtickt ihn unter Federbetten. Endlich aber, ich hoffe es, wird wie Argan auch das Volk klug werden, ſich ſelbſt zum Doktor kreiren und das erhabene und geheimnißvolle clysterium donare, postea segnare, ensuita purgare — was man regieren nennt — ſelbſt lernen und ausüben.

Haben Sie aber, wenn Sie Thee getrunken je daran gedacht, daß es der Thee iſt dem wir die Amerikaniſche Freiheit zu verdanken und alle die herrlichen Folgen, die ſie für Europa gehabt? Ein Zoll den das engliſche Parlament auf den Thee gelegt, veranlaßte den Abfall der amerikaniſchen Colonien. Ich rede da freilich im Geiſte der Monarchiſten, die jede Revolution einem unglücklichen Zufalle zuſchreiben! wäre es nicht der Thee geweſen, wäre eine andere Veranlaſſung dazu gekommen; nicht die Freiheit, die Tyrannei bedarf einer Erklärung. Doch iſt es immer ſchön, daß es der Thee war, und daß er ſo wieder gut machte was er verdarb. Nemlich der Thee, der Kaffee und andere indiſchen Gewürze, haben erſtaunlich viel dazu beigetragen, die Despotie in Europa zu begründen — einerſeits, indem ſie die Völker durch den Genuß körperlich, durch Gewöhnung an Ueppigkeit geiſtig entnervt haben, und andererſeits, indem das Emporblühen des Handels die Fürſten bereichert hat, ſo daß ſie ſich ſtehende Heere bilden konnten, mit welchen ſie die Freiheit niederſchlugen. Trinken Sie die nächſte Taſſe Thee auf die Geſundheit Carolinens, nemlich jener amerikaniſchen Provinz, die durch ihren Widerſpruch das Land zu entzweien droht; trinken Sie auf das Wohl der Freiheit überhaupt; es geht dem armen Mädchen gar zu ſchlecht.

Weil wir gerade vom Thee ſprechen, muß ich Sie doch über etwas fragen, das mich ſeit einigen Tagen ſehr beunruhigt. Ich kaufte mir Thee, grünen und ſchwarzen, von beiden gleich viel an Gewicht. Ich habe für jede Sorte eine beſondere Büchſe. Als ich nun zu Hauſe die Büchſe füllte, machte der ſchwarze Thee die Büchſe ganz voll, der grüne aber nur zur Hälfte. Es iſt nun die Frage: bin ich betrogen oder nimmt der grüne Thee weniger Raum ein, als der ſchwarze? Es wäre merkwürdig wenn ein Betrug ſtattgefunden, es war doch ein maison de confiance in dem ich den Thee kaufte. Ein maison de confiance nennt man hier einen Kaufladen, worin man geprellt wird wie in jedem; aber man darf kein Wort dagegen ſagen. Beklagt man ſich nur im mindeſten, antworten ſie ſtolz c'est une maison de confiance.

Mittwoch den 15. Januar.

Da iſt Ihr Brief, ich kann aber heute nicht mehr auf Alles antworten, ich bin geſtört worden, es iſt zu ſpät. Ein Spanier hat mich beſucht, einſt beim Corps des Marquis Remana. Ich erzähle Ihnen noch von ihm.

— Eine gemiſchte Schulkommiſſion, heißt eine Schulkommiſſion, die aus Dummheit und Pedanterie gemiſcht iſt. Adieu.

Neunzehnter Brief.

Paris, Freitag den 18. Januar 1833.

Ich glaube es war mein vorletzter Brief, deſſen Kürze ich durch ſtörende Beſuche erklärte. Kein wahres Wort daran. Es war wieder ein ſchönes Buch, in dem ich herumkroch wie eine Fliege in der Zuckerdoſe, und ich konnte nicht heraus. Wenn Sie mir auf das Heiligſte verſprechen wollen, es gar nicht in die Hand zu nehmen an den Tagen an welchen Sie mir zu ſchreiben haben, will ich es Ihnen verrathen. Es heißt: Mémoires d'un cadet de famille, aus dem Engliſchen überſetzt, bis jetzt zwei Bände. Der Name des Verfaſſers ſteht auf dem Titel, aber ich habe ihn vergeſſen und das Buch ſchon weggegeben. Er nennt ſich Freund des Lord Byron. Der Held dieſer Denkwürdigkeiten war ein Seeräuber und hat dem Lord Byron den Stoff zu ſeinem Corſar und den Giour gegeben. Freilich können dieſe Denkwürdigkeiten für eine Frau nicht ſo anziehend ſein als für einen Mann .... Für einen Mann? O! Es iſt mein Spott. Ich meine: für Männer wie wir ſind; ich meine: für einen Mann wie ich bin, der glaubt etwas zu ſein, weil er ſich ſchämt nichts zu ſein. Ich ſchwöre es Ihnen, als ich in dem Buche las, hob ich meinen Arm hoch empor und redete ihn an: Schlingel, alter Schlingel! ſage mir doch, was haſt du denn gethan in deinem halben Jahrhunderte? Ich ſaß am Kamine und ſtarrte in die lodernde Glut. Brennen — leben! Von dieſem Holze bleibt ein wenig Aſche übrig, das Andere alles geht als Rauch in die Luft. Aber dieſer Rauch ſammelt ſich zu Wolken, dieſe Wolken ſtürzen als Regen herab der die Erde befruchtet, und ſo ernährt der Tod das Leben. Auch von den Menſchen bleibt nur ein wenig Aſche übrig, auch ſein ganzes Daſeyn geht in Rauch auf; aber dieſer

Rauch wird nicht zur Wolke, er kehrt nicht
rück, er befruchtet nichts. Wo kommen nun die
loſen, unbenutzten, ungenoſſenen Kräfte aller
Millionen Menſchen hin, die nichts waren,
nichts werden durften? Die Erziehung ſchlägt ſie
Gut, ich weiß das; aber was wird aus ihnen
dem Tode? Wehe, die Erziehung! Sobald
Menſch geboren wird — gleich umſtellen und uml
ihn die Mutter, die Amme, der Vater, die Wärt
ſpäter kömmt der Lehrer, ſpäter der Polizeiman
zu. Die Mutter bringt ein Stückchen Zucker,
Amme ein Mährchen, die Wärterin eine Ruthe,
Vater den Vorwurf, der Lehrer den Stock, der
ſeine Ketten, ſein Henkerbeil. Und zeigt ſich
Kraft, rührt ſich, ſtammelt nur eine Kraft —
wird ſie fortgeſchmeichelt, fortgepredigt oder f
züchtigt. So werden wir wohlerzogene Menſche
bekommen wir ſchöne Talente. Wiſſen Sie wa
großes Talent heißt? Ein Talent iſt eine große
Gansleber. Es iſt eine Krankheit; der Leber
das ganze arme Thier aufgeopfert. Wir werde
einen engen Stall geſperrt, dürfen uns nicht bew
daß wir fett werden; werden geſtopft mit morali
Welſchkorn und gelehrten Nudeln, und dann ſchn
wir und erſticken faſt vor Moral, Gelehrſamkeit
Polizeifurcht, und dann kömmt eine alte Köchi
Regierung, betaſtet uns, lobt uns, ſchlachtet
rupft uns und benutzt unſere ſchönen Talente.
nur an uns ſtirbt möchte ich wiſſen; ich möchte
ſen, was nur der Tod an uns zu holen findet!
der Tod iſt ein armer Hund: nichts als Knoche
ganzes Leben lang, ſelten daß ihm ein voller M
herabfällt.

Dieſer Corſar — man kann es aus den Sp
ſeines Lebens berechnen, er war ein Knabe al
Seeſchlacht von Trafalgar vorfiel — iſt jetzt erſt

zig Jahre alt und lebt wahrſcheinlich ſchon längſt wieder in ſeinem Vaterlande und baut ſein Feld. Ein Jahrtauſend am Leben hat er ſchon zurückgelegt und die dreißig Jahre die er noch leben mag, ſind ihm ein Deſert, eine Sieſte. Thaten, von welchen, eine einzige nur, das ganze arme Leben eines Menſchen bereichern könnte, hat er vergeſſen, und jetzt in ſeiner Einſamkeit, da er ſeine Denkwürdigkeiten ſchrieb, war es oft eine ſeltene Waffe, die er erbeutet und noch beſitzt, oder ein anderes Zeichen, was ihn an eine blutige Schlacht, an eine furchtbare Gefahr erinnert. Der indiſche Ocean, mit ſeinen liebeswarmen, ſeligen Inſeln, war ſein Spielplatz. Dort iſt die kriegeriſche Sonne, deren Pfeile Niobes Töchter getödtet; dort iſt das ächte Urbild der Sonne, die wir nur aus Kupferſtichen kennen. Da wachſen Ananas wie bei uns die Rüben. Der Tiger beheult die Nacht, wie bei uns die Nachtigall ſie beſingt. Der Pfeil eines Wilden iſt Morgengruß, der vergiftete Dolch eines Malaien iſt Abendgruß.

Er hatte eine Liebe, ein arabiſches Mädchen, **Zela**, die Tochter eines Scheiks. Einmal in der Nacht überfiel er einen malaiiſchen Ort und metzelte die Einwohner nieder, ſie für verübte Gewaltthätigkeiten zu züchtigen. Die Gefangenen der Malaien befreite er. Unter dieſen war ein Araber, zum Tode verwundet, der ehe er verſchied, die Hand ſeiner vierzehnjährigen Tochter in die ihres Erretters legte. Der Corſar trug ſie auf ſeinen Schultern in ſein Schiff. Sie ward ſein Weib die Mutter ſeiner Kinder, ſie begleitete ihn auf allen ſeinen Seezügen, theilte alle ſeine Gefahren, ward ſein Schutzgeiſt. Könnte ich Ihnen die arabiſche Zela ſchildern! Sie iſt der holde Genius des Kaffes, der heiße dunkle Blick des Morgenlandes, ein Brennſpiegel der Seligkeit. Zela iſt für den Geiſt des Corſaren was der Kaffee für ſein Fleiſch. Denn ich muß Ihnen ſagen, er trinkt Kaffe, wie ich auch, nur unter andern Umſtänden, und das hat mich am meiſten geärgert und darüber bin ich roth geworden. Ich trinke Kaffe — nicht einmal des Morgens, da kann ich ihn nicht vertragen; ſondern Mittags nach dem Eſſen, nachdem ich etwas geſchlummert, um neue Kraft zu neuer Schwäche zu ſammeln; ehe ich mich wieder an den Schreibtiſch ſetze und federfuchſe und ſchimpfe wie ein altes Weib gegen Buben, die mit Steinen nach mir werfen. Er — wenn ihn eine tolle Meereswoge in die See ſchleudert und die Wellen mit ihm ſpielen und ihn ſich einander zurollen; ſein Muth und ſeine Stärke helfen ihm wieder empor, er wird halbtodt an Bord gebracht — er trinkt Kaffee und alles iſt wieder gut. Wenn er aus ſechs Wunden blutend ohnmächtig niederſinkt; der dumme Schiffs-Chirurg kömmt mit Kübeln von Arzneitränken, mit ſeinen Meſſern ihm Arme und Beine abzuſchneiden — der Held ſchlägt die Augen auf, fordert eine Taſſe Kaffe, trinkt ſie und iſt geheilt. Wenn — doch genug. O Schlingel! — ich. O Schlingels! — Ihr.

Samſtag den 19. Januar

..... Auf das was **** ſagt, laſſen Sie Acht geben. Er ſteht zwar ganz unten in der vornehmen Welt, aber unter der ariſtokratiſchen Sippſchaft herrſcht eine merkwürdige Sympathie, und wenn man aufmerkſam iſt, kann man oft unten hören was oben geſprochen und ſo erfahren was ſie vorhaben. Es kann recht leicht ſein, daß ſie dießmal meine Briefe nicht verbieten, planmäßig nicht; denn aus der Polizeilumperei kommen ſie nie heraus. Sie halten immer für leicht und möglich die öffentliche Meinung zu unterdrücken oder zu beherrſchen, und wenn es ihnen mislingt, denken ſie, ſie hätten nur das rechte Mittel nicht gewählt. Das Verbot der Briefe hat nichts geholfen, jetzt denken ſie die Duldung werde wirkſamer ſein, aber ihre Verachtung wird mir ſo wenig ſchaden, als ihr Haß.

Ich habe den Artikel in der Nürnberger Zeitung geleſen. Er iſt gut gemeint; aber ich finde mich noch ſchwerer in dieſe Menſchen, als ſie ſich in mich finden. Da heißt es wieder: es ſei doch jammerſchade, daß ein ſo geiſtreicher Mann, wie ich ſei, und der ſo unendlich viel Gutes wirken könnte, ſo unmäßig wäre! Guter Gott! Auf wen ſoll ich denn wirken? Auf die Regierungen etwa? Auf den Fürſten von Wallerſtein, den Herrn von Blittersdorf, den Herrn von Nagler? Oder wohl gar auf die regierenden Fürſten, auf den Großherzog von Baden etwa, den ein Fluß über welchen eine bequeme Brücke führt von der Weltſchule trennt und der nichts gelernt. Auf einen Fürſten der ſein Wort gebrochen, und für die Klagen und Schmähungen ſeines Volkes reichlichen Erſatz in einem preußiſchen Generals-Titel findet und in einem artigen Briefe, den ihm ſein König geſchrieben? Ich ſoll Gehör bei Menſchen ſuchen, die vierzig Jahre lang den Donner des Himmels überhört? Und das noch mit freundlichen Worten, mit Höflichkeit und Beſcheidenheit! Meine Hofmeiſter ſehen eine deutſche Regierung für eine alte gute Großmutter an. Sie meinen: die Großmutter hat ihre Launen, denn ſie iſt alt und kränklich; aber ſie iſt doch unſere Großmutter, wir müſſen Nachſicht mit ihr haben. Nein, nein, nein, zum Teufel! nein. Nicht Großmütter, Furien ſind unſere Regierungen. Iſt es großmütterlich was Baiern thut, das jeden Mann von Gefühl auf die Folter einer peinlichen Unterſuchung ſpannt, bis er bekenne, wer ſeine Mitfühlenden geweſen? Iſt es großmütterlich, wenn die Naſſauer Regierung einen Greis von ſiebenzig Jahren in einer Winternacht aus ſeiner einſamen Landwohnung reißt und ihn auf drei Jahre zu Dieben und Räubern ins Zuchthaus ſperrt, weil er in einer ausländiſchen Zeitung freimüthig über die Finanzen des Landes geſprochen? Iſt es großmütterlich, wenn die preußiſche Regierung, wie ſie ſelbſt bekannt macht, Spione in Paris hält, die ihr jedes Wort der Klagen eines ihrer Unterthanen berichten? Mit des Teufels Großmutter will ich höflich ſein, aber mit keiner Rabenmutter von deutſcher Regierung.

Ich habe mir das oben beſprochene Buch aus der Leihbibliothek noch einmal holen laſſen. Der Verfaſſer heißt Trelawney und nennt ſich „Compagnon et ami de Lord Byron.“

Ich habe nicht Zeit mehr das Blatt herunterzuſchreiben; ich bin wieder durch Beſuche geſtört worden. Adieu.

Zwanzigster Brief.

Paris, Sonntag den 20. Januar 1833.

Meine deutſche Eſelshaut iſt ſchon wieder voll und ich muß ſie aufräumen, um für die neue Woche Platz zu bekommen. Deutſche Eſelshaut nenne ich die Pergamentblätter in meiner Schreibtafel, die dazu beſtimmt ſind, beim Zeitungsleſen die deutſchen Angelegenheiten zu merken. Wollte ich ſie, wie ich es mit dem übrigen Europa mache, auf Papier zeichnen, müßte ich mir jeden Monat ein neues Taſchenbuch kaufen. Sie ſollten nur einmal das kleine gelbe Ding ſehen, man glaubt es nicht wie viel Aerger hineingeht. Wenn ich das nachher in Briefen ausbreite, iſt es nichts mehr; es iſt dann Schaam, Zorn, Wuth, Schrecken in vieler Dinte aufgelöſt. Aber auf dem Pergamente iſt es die reine natürliche Leidenſchaft, wie ſie aus dem Herzen kömmt. Oft nur ein Wort, ein Zeichen, ein Schrei; aber beredtſamer als die ſchönſte lange Rede. Wenn Worte, wenn ein Ach, ein O, ein Weh zünden könnten, ſchleuderte ich einmal mein Taſchenbuch in das verfluchte taxiſche Haus, daß das ganze Sünden-Regiſter mit allen Sünden-Regiſtratoren in Rauch und Feuer aufginge. Dort iſt die Büchſe der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Doch nein, nicht ohne Hoffnung! die Hoffnung iſt da, aber nicht in der Büchſe; ich hoffe mehr als je. Es kann nicht lange mehr ſo bleiben, ſie machen es zu arg. Ein Volk erträgt lange den Haß, den Zorn, den Druck, wohl auch den Spott ſeiner Tyrannen; aber die Verachtung — nein. Was! die Milch, das ſanfte, harmloſe Ding, wird ſauer und gerinnt, ſteift ſich und widerſteht, wenn ſie etwas tückiſch anhaucht, wenn ſie einer ſchlägt — und das ſtolze Blut, der edle Sohn des Körpers und der Seele, ſollte ſich nicht rühren, wenn freche Edelbuben in ihm herum plätſchern? Es kann nicht ſein, das iſt nicht möglich, das ertragen ſie nicht lange mehr — es iſt Eiſen im Blute.

Die Volkskammer in Weimar hatte die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen beſchloßen; denn was wäre ſelbſt die Wahrheit im Verborgenen? Nur eine gefährliche Waffe mehr in den Händen der Lüge. Aber die Edelleute in der andern Kammer haben die Oeffentlichkeit verworfen, denn ſie meinten in ihrer Weisheit, damit hätten noch alle Revolutionen und Republiken angefangen und alle Monarchien geendet — worin ſie auch ganz Recht haben. Der Hauptmann der Edelleute, der Landesfürſt, hat den Antrag der Kammer auch verworfen, mit all dem lächerlichen Hochmuthe, deſſen ein kleiner deutſcher Fürſt nur fähig iſt, mit dem ganzen Trotze, den der Schwager eines Koſaken-Kaiſers ſich glaubt erlauben zu dürfen. Man muß die Epiſtel leſen, die der Großherzog ſeinen getreuen Ständen vor die Füße geworfen hat! Er ſagt ihnen: ſie möchten ihm ja mit ſolchem Zeuge nicht mehr kommen, und das Volk ſolle ja nie in Menge etwas fordern, mit zahlreichen Bittſchriften nahen; denn wenn er noch ſo geneigt wäre etwas zu bewilligen, und wenn es das Billigſte wäre — nie würde er thun was viele, was Alle von ihm verlangten! Die Epiſtel ſchließt mit den Worten: „Wir „beſtätigen übrigens ſämmtlichen Abgeordneten und durch „ſolche ſämmtlichen geliebten Unterthanen noch wört„lich die Fortdauer unſerer feſtbegründeten Huld und „Gnade.“ Bedenke dich glückliches Volk! Sehen Sie, ſo ſpricht Göthes würdiger Zögling. Aber ich hoffe die Zeit wird bald kommen, daß wir dieſen deutſchen Fürſtchen unſere Huld und Gnade bezeigen und bei Gott! ich hoffe, das nicht blos wörtlich.

In Hanover iſt ganz das nämliche geſchehen; auch dort hat die Adelskammer den Antrag der Volks-Deputirten auf Oeffentlichkeit verworfen. Die armen Hanoveraner ſind am ſchlimmſten daran, unter allen deutſchen Völkerſchaften. Sie müſſen ihrem Könige vergüten was er an zwölf Millionen freier brittiſcher Bürger verliert; auf jeden Hanoveraner kömmt die Tyrannei von dreizehen Seelen. So iſt der deutſche Adel! Nach der Juli-Revolution mußte er gezwungen ein ganzes Jahr faſten, und jetzt holt er heißhungrig die 365 verſäumten Mahlzeiten nach. Wohl bekomme es ihnen! Nur daß ſie ſich hüten, ſich nicht den Magen zu verderben, daß ſie ſich wohl hüten; denn wahrlich, laſſen ſie es zum Brechen kommen, möchte es ihnen ſchlimm ergehen. So iſt der Adel aller Länder und Zeiten, ſo wird er bleiben, ſo lange man ihn duldet. Er iſt immer ſo geweſen, er iſt im Livius was in der Mannheimer Zeitung. Sie erkennen keinen Gott der Menſchen, ſie erkennen nur einen Gott der Edelleute; ſie erkennen keinen Volks-Fürſten, ſie erkennen im Fürſten nur ihren Hauptmann; ſie erkennen kein Vaterland, der Hof iſt ihr Wald, das Land eine Stätte ihrer Räuberei, das Volk ihre Leute. Im Jahr 1816 hielt der Vicomte von Caſtelbajac, ein reſtaurirter Emigrant, in der franzöſiſchen Deputirtenkammer eine feurige Rede über die Wiederherſtellung der Religion, durch Vermehrung der Macht und des Reichthums der Geiſtlichkeit. Da, im heiligen Eifer, entwiſchte ihm der Ausdruck: „das Wohl des Vaterlandes“ ... Vaterland! Er erſchrak ſeines unwillkührlichen Verbrechens und ſich entſchuldigend ſagte er der Kammer: „Du reste, en employant le mot patrie, je n'entends point le mot dont on a tant abusé, qui a servi de prétexte à tous les interêts, à toutes les passions, et d'excuse à tous les crimes; j'entends par patrie, non le sol où je suis attaché sous les honteuses lois de l'usurpation, mais le pays de mes pères avec le gouvernement légitime.“

— Die Freiburger Bürger hatten den Herrn von Rotteck zu ihrem Bürgermeiſter gewählt, aber die Badiſche Regierung hat dieſe Wahl verworfen. Nun darüber läßt ſich nichts ſagen, das iſt etwas Bundestägliches. Die Miniſter hatten ihre ganze Macht gebraucht, all ihren Einfluß geübt, alle ihre Ränke ſpielen laſſen dieſe Wahl zu verhindern; ſie hatten dem Herren von Rotteck ihren eignen Candidaten entgegengeſetzt, und er bekam achthundert Stimmen, und der Regierungs-Candidat nur zweihundert. Sehen Sie, was die höchſt- und allerhöchſt weiſen Bundestagsbeſchlüſſe für ganz unterthänigſte Folgen haben. Freiburg, in dem größten Theile ſeiner Bevölkerung, war gar nicht liberal. Viele waren aus alten Zeiten noch öſtreichiſch geſtimmt, die meiſten waren Gegner von Rotteck und Welcker, denn die guten Bürger hatten ſich von ihren Regierungs-Pfaffen weiß machen laſſen, Welcker und Rotteck wären Schuld an der Sündfluth. Als ich verfloſſenen Sommer dort war, wohnte ich einem Abendeſſen von dreißig bis vierzig Perſonen bei. Darunter waren etwa zehen Bürger, alle übrigen waren aus dem gelehrten Stande. Man verſicherte mich, ich ſähe da alles beiſammen was in Freiburg an Liberalismus aufzutreiben geweſen. Und wie hat ſich das jetzt geändert! Das haben die Bundestags-Geſandten bewirkt, das ſind die wahren Revolutionärs, die guten ächten Hambacher. Der Großherzog von Baden hätte tauſendmal eher den Herrn von Blittersdorf penſioniren ſollen als Rotteck und Welcker. Aber ſie ſind mit Blindheit geſchlagen, mit einer Blindheit gegen welche die Aegyptiſche Finſterniß blendendes Tageslicht iſt. Ich bitte Sie, thun Sie mir doch den Gefallen und fragen Sie mich in Ihrem nächſten Briefe: ob ich denn gar nichts über die Bundestagsbeſchlüſſe ſchreiben werde? Ich möchte Sie gern auslachen, das wird mich erheitern. Den vielen Narren, die ſeit vorigem Sommer dieſe Frage an mich gethan, wollte ich aus Höflichkeit nicht in das Geſicht lachen; aber mit Ihnen als meiner lieben Freundin brauche ich keine Umſtände zu machen. Ich ſoll von den Bundestags-Beſchlüſſen ſprechen! Als hätte ich mich darüber gewundert, als wäre ich einer jener Thoren die das überraſcht. Ich hatte die Bundestags-Beſchlüſſe ſchon ein Jahr früher geleſen, ehe ſie gedruckt, ja ehe ſie geſchrieben waren. Habe ich denn in den Pariſer Briefen vom vorigen Winter nicht davon geſprochen? Doch vielleicht das nicht einmal; es ſchien mir ſo etwas natürliches, ſo etwas zu ſeyn, was ſich ganz von ſelbſt verſteht.

Ueberſetzungen.

Seite

3 Auftritte des Privatlebens von Herrn Balzar.

16 Phyſiologie des Eheſtandes, oder Betrachtungen der ellektiſchen Philoſophie über das Glück und Unglück der Ehe. Publizirt durch einen jungen Celibataire.

21 Die zwei Könige haben ſich geſehen. Sie haben ſich ganz offen ſüße Sachen geſagt. — Sie ſind ſehr jung auf den Thron geſtiegen! Sire, Ihre Unterthanen waren glücklicher geweſen, als die meinigen. — Ich habe noch nicht die Ehre, ihre Familie zu ſehen. — Dieß thut ſich nicht; Sie bleiben nicht lange genug bei uns, meine Familie iſt ſo zahlreich; es ſind nämlich meine Unterthanen. Und alsdann fingen alle Krokodille, welche gerade anweſend waren, zu weinen an.

25 Wann kommt den Männern die Vernunft? An Richtern der Frauen; und ſie harren immer dieſes folgenden Tages.

26 1) Der König macht ſich Vergnügen.
„ 2) Allein da ſie nur liebenswürdig ſind.
32 Indianerin durch „Sand.“
37 Der König macht ſich Vergnügen.
40 1) dito.
„ 2) dito.

45 Wie müſſen Sie leiden! Sie ſo weinen ſehen, nein, das will ich nicht, nein, dieß bricht mir das Herz.
Und was würdeſt du ſagen — du, wenn du mich ſäheſt lachen?

49 Der König macht ſich Vergnügen.

50 Da der Verfaſſer nicht an ſolche Grobheit und Thorheit glauben konnte, lief zum Theater. — Uebermuth. — Thorheit!! — — —

Seite

Dieß Stück hat das Anſtandsgefühl der Polizei-Wachen empört; die Brigade Leotaut war da, und ſie hat es garſtig gefunden; das Bureau der Sitten hat ſich das Antlitz verſchleiert; Herr Vidocq ward ſchamroth.

51 Wo die linkiſche Scharfſichtigkeit einiger Vertrauten des Palaſtes eine Anſpielung entdeckt hat, an welche weder das Publikum noch der Verfaſſer bisher gedacht hat, allein welche einmal, auf ſolche Weiſe verzeigt, die grauſamſte und blutigſte Injurie wird.

= 2) Ein König, welcher eine Frau zu Thränen bringt! O mein Gott, Niederträchtigkeit.

52 Wer immer in Frankreich verfolgt wird, hat nur noch den Verfolger zum Feind.

53 Es war ſelbſt dem Theater verdeutet, die vier ſchrecklichen Worte: „Der König vergnügt ſich," aus ſeinem Anſchlag zu ſtreichen.

Dieſe vier Worte: Der König vergnügt ſich.

67 1) Parinet, der Geiſtliche — oder Paris anno 1443 geſchichtliches Schauſpiel. —

= 2) Die Wieſe für die Geiſtlichen.

69 1) Laßt die Gerechtigkeit des Königs unangetaſtet.

= 2) Lebensbeſchreibung der Zeitgenoſſen.

70 Das Wirthshaus des Adrets.

75 „Wo iſt?"

82 Der König verſchafft ſich Vergnügen.

95 Das literariſche Europa, Zeitſchrift über National- und Fremden-Literatur.

96 Vertrauliche Ueberſicht, gedruckt für die Herren Begründer und Herausgeber des „Literariſchen Europa."

Um uns zum getreuen Echo der Literatur und Künſte aller Völker zu machen, und ſo zu derjenigen Allgemeinheit zu gelangen, welche der beſtändige Zweck unſerer Beſtrebungen ſein ſoll, haben wir unzählige Verbindungen anknüpfen müſſen, nicht nur mit den Akademien und den Gelehrten-Vereinen unſerer Provinzen und den verſchiedenen Hauptſtädten Europa's, welche die Mittelpunkte eben ſo vieler beſonderer Kreiſe darſtellen, ſondern wir waren verpflichtet, uns noch in unmittelbare Berührung mit allen literariſchen Komités und Künſtlern der gebildeten Welt zu ſetzen. Wir müſſen behaupten, daß in Frankreich, wie im Ausland, alle berühmten Namen in der Literatur, Philoſophie und den verſchiedenen Kunſtzweigen unſer Vorhaben mit gleicher Begeiſterung aufgenommen haben, und daß ſie verſprochen haben, mit ihren Arbeiten und ihren Namen zum Fortgang dieſes großen und nützlichen Unternehmens beizutragen.

97 Die Politik wird völlig ausgeſchloſſen ſein aus dieſem „literariſchen Europa.“ Unſer Blatt wird, ſo beſchränkt auf das Gebiet der Kunſt, ſich nie mit den Leidenſchaften des Tages miſchen; das ſoll gleichſam einen neutralen Boden bilden, wo alle Parteien und alle Meinungen in Frieden leben und wohnen konnten. Das iſt der erſte Vortheil, der ſich aus dieſer gänzlichen Entfernung aller Politik für unſere Sammlung ergeben wird, daß ſie alle Grenzen wird paſſiren — ſowie bei allen Regierungen den Schutz und Beiſtand, (ihr ſo nöthig für allgemeine Aufnahme, auf die ſie eifrig bedacht iſt.) erhalten können. Bereits ſind hohe Patronate dem literariſchen Europa zugeſichert. Wir nähren die Hoffnung, überall das nämliche Wohlwollen zu finden, das niemals den Publikationen, deren einziger und beſonderer Zweck die Kunſt und ihre Fortſchritte waren, fehlte.

1) Sittengeſetzbuch.
2) Das „literariſche Europa.“
3) Hohe Begünſtigungen.
Auf Groß-Trauben-Velin, und zwar atlasartiges.

Seite
108 1) Denkſchrift über die Gefangenſchaft der Frau Herzogin von Berry.
ſ Ausgezeichnete Ehre.
110 Unſere verehrte Dame von Blaye.
117 1) Nicht übel für einen Deutſchen.
ſ 2) Buch von Hundert und Ein (Schriftſtellern).
ſ 3) Der Geſang und die Sängervereine.
ſ 4) Der weltbekannte Doctor Gall.
ſ 5) Den Tag, an welchem wir den Beſuch dieſes Letztern empfingen, bediente man ihn mit einer Platte Gebackenes — gebildet einzig von Köpfen von Wildpret, Fiſchen und Geflügel. Man fragte ihn, ob er wohl die Schädel dieſer Herren oder dieſer Frauen unterſuchen wolle. — Der Gelehrte ſpöttelte, und antwortete mit Lachen: Es ſei nöthig, daß er zuvor die Leiber unterſuche, indem ſein Syſtem — bei der Tafel ſich nicht trennen laſſe. Nicht übel für einen Deutſchen.
128 Der eingebildete Kranke.
129 1) Mein kleines Söhnchen, mein Freund, mein armer.
ſ Klyſtier geben, hernach Aderlaſſen, darauf reinigen.
130 1) Beglaubigtes Haus.
ſ 2) Es iſt ein zutrauenkwürdiges Haus.
131 Denkwürdigkeiten eines jüngſten Familiengliedes.
136 Geſellſchafter und Freund des Lord Byron.
139 Wenn ich übrigens das Wort „Vaterland“ anwende, verſtehe ich nicht das Wort, das man ſo oft mißbraucht, das allen Intereſſen, allen Leidenſchaften zum Vorwand, allen Verbrechen zur Entſchuldigung gedient hat; unter „Vaterland“ verſtehe ich nicht den Boden, an den ich gefeſſelt bin unter den ſchimpflichen Geſetzen der Uſurpation, ſondern das Land meiner Väter mit der rechtmäßigen Regierung.

Briefe aus Paris

1833 – 1834

von

Ludwig Börne.

Sechſter Theil.

Paris. 1834.

Ein und zwanzigster Brief.

Paris, Montag den 21. Januar 1833.

Heute iſt der Jahrestag der Hinrichtung Ludwig XVI. Es ſind gerade vierzig Jahre. Um dieſen jour funeste et à jamais déplorable, wie vorgeſtern die Pairskammer beſchloſſen, religiös würdig zu feiern, mit Gebet, Reue, Buße und Thränen, um zu zeigen wie jede Republik eine Tiger-Eſſenz iſt, und jede Monarchie eine See von Mandelmilch und Roſenwaſſer — will ich Ihnen folgende luſtige und herzbrechende Geſchichte mittheilen. Ich habe ſie aus einer franzöſiſchen Schweizer-Zeitung überſetzt. Vorher aber will ich Sie daran erinnern, was ich Ihnen kürzlich einmal von den Waſſerſäcken der Welt geſchrieben, und wie das Fürſtenthum Neuſchatel, von dem Könige von Preußen beherrſcht, der Waſſerſack der Schweiz ſei. Jetzt leſen Sie.

Die Patrioten
in den
Gefängniſſen von Neuſchatel.

„Am 8. December des vorigen Jahrs, begab ſich Herr von Perrot, Maire von Neuſchatel und Präſident des Criminalgerichts in die Gefängniſſe, um den wegen politiſchen Vergehen Eingekerkerten, die ſogenannte Amneſtie zu verkündigen, mit welcher der König von Preußen, in ſeiner unerſchöpflichen Güte, ſie zu begnadigen geruhte. Dieſe Magiſtratsperſon legte den Unglücklichen einen Eid auf, nach welchem ſie auf den königlichen Scepter zu ſchwören hatten: daß ſie an der Perſon ihrer Richter ſich nicht zu rächen ſuchen; daß ſie keinen Groll, gegen wen es auch ſei, bewahren; daß ſie ihrem Gefängniſſe Treue hal-

„ten, und während der ganzen Zeit ihrer Gefangen-
„ſchaft kein Mittel zur Flucht verſuchen wollen.“
„Alle Gefangenen ſprachen die Eidesformel aus: nur
„Dubois der zum Tode verurtheilt, deſſen Strafe aber
„in lebenslängliche Gefangenſchaft mit beſtändiger
„Zwangsarbeit verwandelt worden war, weigerte ſich
„zu ſchwören; dieſer unglückliche Patriot, als man ihm
„den Scepter vorhielt, erklärte, daß er ſich ein ſol-
„ches Gelöbniß nicht auflegen könnte. Auf eine zweite
„Aufforderung wiederholte Weigerung, worauf der
„Maire befahl Dubois in das Gefängniß zurückzu-
„führen.“

„Fünf Minuten ſpäter, fielen auf einen Befehl
„des Maires, zwei Gensd'armes über Dubois her,
„knebelten ihn, legten ihm Handſchellen an, ſchlepp-
„ten ihn die Treppe herunter, zerrten ihn über den
„Gefängnißhof, und warfen ihn in ein Loch, das
„man den **Käfig** nennt, um vierzehen Tage, bei
„Waſſer und Brod darin zu ſchmachten. Dieſes Fol-
„ter-Inſtrument, ganz genau nach dem Modelle des-
„jenigen verfertigt, das der Cardinal de la Belue,
„auf Befehl Ludwigs XI. erſonnen, iſt ein Käfig von
„ohngefähr fünf und einem halben Fuß ins Gevierte,
„in dem man weder ſitzen noch ſtehen kann, und in
„einem alten Thurme des Gefängniſſes angebracht.
„Der Unglückliche, den man hineinſperrt, muß ſich
„auf dem Stroh, das man ihm unterlegt niederkrüm-
„men. Der Käfig iſt aus ſtarken Eichenbohlen gezim-
„mert, empfängt nur ein wenig Licht durch die Fen-
„ſteröffnung einer innern Thüre, und das blos wenn
„eine äußere Thüre von Eiſen, die den Eingang des
„Thurms ſchließet, geöffnet wird. Im Sommer kann
„der Unglückliche, den man in dieſes Loch ſperrt, es
„noch aushalten; aber im ſtrengen Winter wird es
„unerträglich, da die Luft von allen Seiten eindringt.
„Auch wurde der unglückliche Dubois, nachdem er die

„Folter des Winterfroſtes acht und vierzig Stunden
„ausgehalten, von dem Gefängniß-Wärter in dem
„erſchrecklichen Zuſtande eines erfrornen Menſchen gefunden.
„Er hatte keinen Puls mehr und war ſteif
„wie eine Leiche. Der Kerkermeiſter entſetzte ſich über
„die Folgen dieſer kannibaliſchen Grauſamkeit, eilte
„fort, Decken und warme Speiſe zu holen, und bemühte
„ſich mit Hülfe ſeines Sohnes, das unglückliche
„Schlachtopfer in das Leben zurückzurufen. Gleich
„darauf ſetzte er den Maire von den Folgen ſeines barbariſchen
„Befehls in Kenntniß. Dieſer ließ Dubois
„in ſein altes Gefängniß zurückbringen und forderte
„ihn von neuem auf den verlangten Eid zu leiſten.
„Der Gefangene mußte ſich in ſein ſchmachvolles
„Schickſal finden, doch bei ſich wohl begreifend, daß
„ein ſolcher abgefolterter Eid nur Wort und Wind
„ſei.“

„Dieſes iſt die genaue Darſtellung von der Lage
„des unglücklichen Dubois, die uns einer ſeiner Leidensgenoſſen,
„der glücklicher als er, nach Verlauf
„ſeiner Strafzeit, das Gefängniß verlaſſen durfte,
„mitgetheilt hat. Eidgenoſſen! Nach ſolchen Schandthaten
„dürfen wir nicht mehr allein die Henker von
„Modena und Liſſabon verwünſchen. Die Preußiſch-Neuſchateller
„Zwerg-Tyrannen, haben ſich zur Höhe
„jener zu erheben gewußt. Das ſind die Qualen
„welche unſere Brüder in den Gefängniſſen von Neuſchatel,
„und alle die welche die würdige Regierung
„dort noch hineinführen kann, täglich zu erdulden haben!
Berner! das iſt das Schickſal, welches jeden
„Augenblick Neuern bedroht. Und im Herzen der
„Schweiz, mit ſeinen milden und patriarchaliſchen
„Sitten, und im Herzen der republickaniſchen Schweiz,
„werden ſolche monarchiſch-ariſtokratiſche Schandthaten
„geduldet!

Und warum ſie nicht dulden, wenn ſie aus ſo guten lieben Händen kommen? Der preußiſche Staat iſt der glücklichſte der Welt, er hat die allerbeſten Schulen. Dort wird das Volk gründlich zum conſtitutionellen Leben erzogen; in den Schulen muß die Freiheit von der Pike auf, vom a b c an dienen. Sie halten jetzt ſchon am a b a b; im zwanzigſten Jahrhunderte kommen ſie an das b, a b a und nach eben ſo viel Jahrhunderten als das Alphabet Buchſtaben hat, werden die Reichsſtände zuſammengerufen. Was mich aber an dieſer ſchönen Geſchichte von dem Menſchenkäfig am meiſten ergötzte, war der Scepter, dieſes heilige Kreuz worauf man ſchwören ließ. Das iſt ein Seitenſtück zur Buße vor dem Bilde des Königs von Baiern. Die Despotie in Deutſchland wird täglich orientaliſcher, romantiſcher, ſie funkelt wie Smaragden und Rubinen. Man glaubt den Calderon, oder ein Mährchen aus tauſend und einer Nacht zu leſen. Es kommt noch dahin, daß man die Angeſchuldigten kleiner Ketzereien in ein Kryſtall-Gefängniß ſperren wird, oder ſie zur Buße mit nackten Füßen auf Perlen wird gehen laſſen — und daß man die Angeſchuldigten großer Ketzereien, an einen Galgen von Sandelholz hängen wird.

— Schwamm herbei! Die erſte Seite der deutſchen Eſelshaut iſt ſauber; jetzt zur zweiten. Ein Eßwaarenhändler in München „a l' honneur de prévenir la haute noblesse et le respectable public," daß er friſche Trüffeln bekomme. Es iſt das Erſtemal, daß ich ſo etwas in franzöſiſcher Sprache leſe und es nimmt ſich ganz gut aus. Aber nicht gut nimmt es ſich aus, daß das verehrungswürdige Pulikum ſo entſetzlich einfältig iſt, ſo etwas zu dulden. Das verehrungswürdige Publikum ſollte ſich vereinigen, bei keinem Handelsmanne etwas zu kaufen, der die Frechheit hat in ſeinen Ankündigungen beſonders von dem hohen Adel zu ſprechen. Möchten ſie doch endlich einmal zur Beſinnung, endlich einmal zum Bewußtſein ihrer Macht

ommen! Möchten ſie doch endlich begreifen lernen, daß
die Sitten mächtiger ſind als die Geſetze, und daß nur
ie Geſetze in den Ständen des Adels ſind, die Sitten
aber in den Ständen des Volks! Wären die Sitten
nicht mächtiger als die Geſetze, es ſtände heute ſchlimm
n Frankreich mit Freiheit und Gleichheit. Es giebt
einen entſcheidenden Tag, es giebt kein Schlachtfeld,
einen großen Sieg der Freiheit. Iſt eine Seite der
Geſchichte herabgeſchrieben, werden die Zahlen addirt,
nd dieſe Summe nennt man eine Revolution. Fällt
as Buch wieder in die Hand des Feindes, glaubt er
ie Revolution vernichtet zu haben, wenn er jene Summe
icht als Transport auf die neue Seite ſetzt. Er meint
ie Rechnung von vorn anzufangen, er merkt nicht,
as die alte Rechnung fortgeht — er iſt ein Eſel.
ber ſeid Ihr keine Eſel! Ihr werdet nie etwas zu
ddiren bekommen, wenn ihr nicht täglich aufſchreibt,
rüche zu Brüchen, Zahlen zu Zahlen geſtellt. Es giebt
r Minuten, nur kleine Händel, kleine Zänkereien der
reiheit. Spottreden, Epigramme, Prügel, Ohrfeigen,
hüre hinaus, Treppe hinunter werfen. Aber jeder
ag hat vier und zwanzig Stunden, jede Familie hat
nf Seelen, und Ihr glaubt es nicht was fünf Seelen
vier und zwanzig Stunden verrichten können, wenn
ernſtlich und immer wollen . . . . . Du verehrungs-
ürdiges Frankfurter Publikum — warum biſt du denn
gar einfältig, dich in deinem Concertſaale auf die
interſtühle zu ſetzen, und dem hohen Adel die Vor-
n zu überlaſſen? Thut das nicht, ſetzt euch ſelbſt
t euren Weibern und Töchtern vorn hin. Zwar weiß
wie viel es einem beſcheidenen Manne koſtet, ſich
einen öffentlichen Kampf mit der Eitelkeit einzulaſ-
; aber es ſoll auch nicht Einer allein, alle Bürger
en ſich zugleich hervorſtellen. Und werdet ihr auch
bannt, bringt der guten Sache das Opfer. Seid
t demüthig, ſeid nicht blöde, ſeid nicht ſchwach.

Eure Demuth iſt ihr Hochmuth, eure Blödigkeit iſ ihre Frechheit, eure Schwäche iſt ihre Stärke. Geht jede Stunde einen Schritt, aber geht dieſen Schritt jede Stunde und Ihr werdet bald an das Ziel gelangen.

— „Göttliche Gerechtigkeit wie — lange noch wirſt du deine Blitze ſchlafen laſſen?“ Sie glauben vielleicht ich hätte das geſagt? O nein, es ſteht im frankfurter franzöſiſchen Journale und wird bei einer, ich weiß nicht mehr welcher, Gelegenheit ausgerufen, wo die Fürſtenſchaft oder der Adel irgend eine Schleppe bekommen. Das Wort iſt ſchön, aber die ganze hohe deutſche Bundesverſammlung, mit allen ihren Excellenzen, Grafen und Baronen, mit allen ihren Legationsräthen und Geſandtſchafts-Sekretairen mit dem großen Heere ihrer beſoldeten Zeitungsſchreiber, hatte ſo etwas Schönes nicht ſagen können, ſie mußte ſich erſt einen Franzoſen dazu kommen laſſen. Der verſtehts! Er ſpricht wie wir, er macht unſere Stimme nach, er meint Gott wäre blind und harthörig wie der Patriarch Iſaac, werde ſeinem ſpitzbübiſchen Sohn Jakob für ſeinen Erſtgebornen halten und ihm ſeinen Segen geben. Wahrhaftig es gefällt mir, daß ſie ſelbſt die ſchlafenden Blitze der Gerechtigkeit aufwecken!

Dritte Seite. Noch einmal Preußen. Prussia for ever. Die Preußiſche Regierung. wie jede germaniſchen Urſprungs — es iſt des Tacitus wegen — beſoldet Spione in Paris, um dort auf ihre geliebten treuen Unterthanen etwas Acht zu geben. Dagegen läßt ſich nichts ſagen, keine Monarchie kann der Spione entbehren, man lebt ſo lange man kann. Warum haben Republiken, warum haben Nordamerika, die Schweiz. die freien deutſchen Städte keine Spione? Weil dort die Regierungen nicht zu befürchten brauchen, daß ihre Bürger einmal den Verſtand verlieren und ihre freie Verfaſſung gegen einen Fürſten vertauſchen möchten. Die Bewohner einer Monarchie aber wünſchen ſich einen Freiſtaat ſobald ſie zu Verſtande kommen; je vernünftiger ſie alſo werden je mehr Spione braucht ein Fürſt. Das iſt alſo ganz in der Ordnung. Außerordentlich iſt es aber, eine ſehr außerordentliche Naivität, daß eine Regierung es eingeſteht und drucken läßt, ſie treibe Spionerie, wie es die Preußiſche gethan.

Da iſt ein gewiſſer *Traxler* in Cöln, ein königlich Preußiſcher Paradiesvogel, ich meine: einer der Seeligen im Preußiſchen Paradieſe, das ſo herrliche Rüben und Schulen hat — der ließ etwas in einem Pariſer Blatte von der Seeligkeit aller Rheinpreußen drucken und von ihrer Anbetung gegen die Mark Brandenburg. Die Preußiſchen Behörden entdecken den Namen des Spaßvogels und ſperrten den Traxler in einen Käfig. Ein Gefängniß iſt die beſte Widerlegung aller Sophismen, es iſt die wahre Schule der Logik. Der *Temps* (darin ſtanden die Artikel) fragte: wie denn die Preußiſche Regierung ohne Verletzung des Briefgeheimniſſes ihren Correſpondenten habe entdecken können? Der Preußiſche Advokat antwortete: Briefe öffnen! Pfui! ſo etwas erlaubt ſich ſeine Herrſchaft nicht; aber „*den klugen Maasregeln* unſeres „Gouvernements iſt es zuzuſchreiben, daß man endlich *durch Vermittlung eines Agenten der* „*Pariſer Polizei*, die *Originalbriefe* des „Traxlers und mehrere von andern ähnlichen *unnützen Geſellen*, für Pariſer ultraliberale Blätter „beſtimmt, erhielt .... *Der deutlichſte Beweis*, „mit welchem *Vertrauen* dieſe Radicalreformers „und *Lügenverbreiter* unſere *Regierung verehren*, daß ſie nicht Scheu trugen ihre Correſpondenzen *frank und frei durch die Poſt* an die „vollſtändigen Adreſſen der Zeitungs-Büreaus abgehen „zu laſſen ..... Nur von Traxlers Briefen wurde „bis jetzt erſt Gebrauch gemacht, die andern ſind

„wohl noch aufgeſpart zur gelegenen Zeit .....
„Die Landesgeſetze dürften dies wahrhaft verbre-
„cheriſche Treiben leicht als landesverrätheriſch be-
„trachten und eine Strafe beſtimmen, welche
„als Warnung für ähnliche Briefſteller, der Strenge
„und des Ernſtes nicht entbehren wird.“

Unnütze Geſellen, Lügenverbreiter — das iſt der Oden-Styl monarchiſcher Begeiſterung, mit dem wollen wir nicht rechten; der Preußiſche Correſpondent als er ſo ſchrieb, kam vielleicht eben vom Tiſche. Wir wollen uns an die Proſa halten. Die klugen Maasregeln der Preußiſchen Regierung ſind bewunderungswürdig! Der große Friedrich mit ſeinen herrlich blauen Augen ſtand vor mir, aber ob er lachte oder weinte, konnte ich nicht unterſcheiden; denn ſchnell verhüllte er ſich das Geſicht, als ich von ſeinen Enkeln erzählte .... Als einen Beweis der Verehrung, als ein Zeichen des Vertrauens ſieht es die Preußiſche Regierung an, wenn ihre Unterthanen ſie nicht für ſo niederträchtig halten, daß ſie die Briefe öffne! So ſind alle Monarchien. Jede monarchiſche Regierung will für jedes Unrecht, mit welchem ſie ihre Unterthanen verſchont, gelobt ſein; dann ſoll man ihre Gerechtigkeit preiſen. Jedes Gut das ſie ihren Unterthanen nicht raubt, will ſie als Geſchenk betrachtet wiſſen, wofür man Dank ſchuldig ſei. Wenn ſie den Bürgern erlaubt, jedem ſo gut er es verſteht, den Weg ſeines Glückes zu verfolgen, ſeinem Wohlſtande nachzugehen, wenn ſie ja einmal nicht hindert, rühmt ſie ſich, Wohlſtand über das Land zu verbreiten und die Selbſthuldigung nimmt kein Ende. Das iſt wörtlich wahr. War doch neulich in einem Ruſſiſchen Zeitungsartikel zu leſen. „Die Polen hatten alle
„ihre moraliſchen und phyſiſchen Kräfte der
„Regierung zu verdanken, die ſie ſchmählich verriethen,
„ob ſie ihnen gleich die Mittel verſchafft

„*hat*, mit denen ein achtmonatlicher blutiger Krieg „geführt ward.“ Wenn ein unglückliches Volk, nachdem es die Tyrannei ausgeſogen, noch ſo viel Kraft behielt, ſich der Tyrannei zu widerſetzen, wird ihm das als Verbrechen, als Undank angerechnet! Nichts haben ſie den Polen übrig gelaſſen; aber um für die Freiheit zu kämpfen braucht es keiner andern Waffe als der Liebe zu ihr.

Iſt das nicht artig, wenn der Preußiſche Advokat ſagt: nur den Traxler habe man einſtweilen vorgenommen, die andern *gleichſchuldigen* Pariſer Correſpondenten werden *zur gelegenen Zeit aufgeſpart*? Das iſt Gerechtigkeit! Sie ſie wohl noch nicht fett genug die Andern? Ihr verwahrt ſie wohl für eueren nächſten Freiheits-Schmaus? Und: die *Geſetze* — *dürften* — *leicht* — eine Strafe beſtimmen — die des *Ernſtes* nicht entbehren *wird*! Alſo das Geſetz iſt Richter, das Geſetz *wird* beſtimmen! O mein Friedrich!

Mittwoch den 23. Januar.

..... Schicken Sie mir Ihre Sachen, ich werde nicht grob ſein, wenigſtens dieſe Woche nicht mehr, ich bin ganz erſchöpft.

Ich freue mich das dem *** meine Briefe ſo gut gefallen. Ich will auch auf die Jugend wirken; wir Alten ſind keines Punkts, auf dem i der Freiheit würdig. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und ſeine Frau, und ſie ſollen der *** mehr Zucker in den Thee werfen, damit ſie nicht ſo ſauer ſpreche. — Glauben Sie ja keinem, der ſagt ich wäre kein Gelehrter; das iſt boshafte Verleumdung.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Paris, Freitag den 25. Januar 1833.

Wenn ich nur den böſen Zauber begreifen könnte der die Italiener hier verhindert, den Don Juan gehörig zu Stande zu bringen. Man ſpielte ihn vor einigen Tagen wieder und ich habe mich gelangweil wie immer. Es iſt Mozarts Muſik; aber ohne ihre Geiſt. Es iſt die nämliche Geſtalt, Haltung, Farbe aber ohne Leben. Es iſt eine Wachsfigur, es iſt gemahltes Feuer. Ich wollte unſer Guhr käme einma hieher und ſuchte den ungläubigen Orcheſter etwas Religion beizubringen.

Als ich geſtern über den Boulevard St. Antoine, de jetzt Boulevard Beaumarchais heißt, ſpaziere gieng, ſah ich mir genau drei Häuſer an, die nich weit von einander liegen. Ich ſah hinein, hinauf un da es alle drei Eckhäuſer ſind, mochte ich die Rund um ſie, ganz wie ein Dieb, der kundſchaften will auf welche beſte Art er in der Nacht einſteigen könnte In dieſen Häuſern wohnten einſt berühmte Menſchen Solche verödete Wohnſtätten rühren mich mehr al die Gräber auf dem Kirchhofe. Dort war früher nicht und jetzt lebt da der Tod, es iſt eine Art Geburt. Hie aber war früher alles, und jetzt iſt das Leben todt da iſt die wahre Vernichtung. Und welches Lebe war in dieſen Häuſern! Alle Luſt und aller Schmer des Daſeins; alle Weisheit und alle Thorheit de Lebens; Reichthum, Armuth, die Freuden der Jugend die Leiden des Alters, Witz, Geiſt, Aberglaube, Philoſophie, Edelmuth, Gaunerei, Freundſchaft, Treue un Verrath, ariſtokratiſche Verderbniß und demokratiſch Wuth, zwei Jahrhunderte und beide verraucht, un das ganze Paradies und die ganze Hölle, die zwiſchen der glücklichen und unglücklichen Liebe liegen. Jetzt wir in allen drei gemeine Krämerei getrieben!

In dem erſten Hauſe hat Caglioſtro gewohnt. Es ſieht etwas labyrintiſch und theatraliſch aus und iſt ganz geeignet zu einem Schauplatze für Geiſterbeſchwörungen, Goldmacherei, Somnambuliſtiſchen Spuk und andere Täuſchungen. Goethes ariſtokratiſche Verſtocktheit und beiſpiellos enge Hofbeſchränkung, wurden mir durch nichts klarer als durch die falſche Anſicht, unter welcher er das Leben des Caglioſtro und die Halsbandgeſchichte betrachtete. Er ſah ſie als revolutionaire Erſcheinungen, als die erſten Blitze an, mit welchen das Weltgewitter begann. Und ſie waren gerade das Gegentheil: das helle Aufflackern einer verlöſchenden Zeit. Caglioſtro's Treiben war eine Parodie der monarchiſchen Taſchenſpielerkunſt. Ganz wie er, zu gleichen Zwecken und mit gleichen Mitteln, haben die Fürſten aller Zeiten, die Völker aller Länder betrogen, ſo oft wegen unzureichender Macht die Liſt nöthig geworden. Die Halsbandgeſchichte war die Sittenverderbniß aller Höfe, nur daß ſie hier zum erſtenmale öffentlich geworden. Freilich wenn wahr iſt, was neulich die Monteskikelchen an der Ilm und der Saale, die edlen Ritter des Thüringer-Waldes, die Großherzoglich-Sachſen-Weimar-Eisnach-Moskowitſche Adelskammer behauptet: Daß Oeffentlichkeit der Anfang aller Revolutionen geweſen — dann war die Halsbandgeſchichte wohl eine revolutionaire Erſcheinung. Aber an wem die Schuld, wenn keine Monarchie die Oeffentlichkeit ertragen kann?

Das andere Haus gehörte einſt der Ninon de l'Enclos, der ſchönern Magdalene — ohne Reue — die alle die unendliche Barmherzigkeit Gottes erſchöpfen muß, wenn er ihr ſo viel vergeben will, als ſie geliebt hat. Ihre Zeitgenoſſen wunderten ſich, daß ſie noch im höchſten Alter Bewunderer gefunden. Wie würden dieſe erſt erſtaunen, wenn ſie heute lebten, und ſähen, daß noch jetzt, nachdem Ninon länger als hundert Jahre todt iſt, noch jeder Mann von Gefühl ſie liebt? Es iſt ein großer Streit unter den Gelehrten, in welchem Alter Ninon zum letztenmale glücklich geweſen, ob in ihrem ſiebenzigſten oder in ihrem achtzigſten Jahre. Ich glaube aber weder das eine noch das andere; denn ſie war neunzig Jahre alt als ſie ſtarb. Cheſterfield fragte einmal eine Dame von vierundſiebenzig Jahren, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten? dieſe erwiederte: Mylord, das weiß ich nicht, Sie müßen eine ältere fragen. Ninon's Haus hat drei Seiten, die nach drei verſchiedenen Straßen gehen. Vorn nach dem Boulevard iſt eine Hofmauer, vielleicht früher eine Gartenmauer, die zwei Pavillons verbindet. Den einen, garſtig roth angeſtrichen, verunziert eine Weinſchenke der gemeinſten Art. Zu dem Andern, höher auf einer Teraße gelegen, der einen Balken hat, davon herunter zu ſpringen, führt von der Straße aus, eine kleine, holde, anliebelnde Treppe, ſo eng, daß in dunkler Nacht, ein gehender und ein kommender Liebhaber ſich unmöglich hätten ausweichen können. Doch für ſolche Fälle war geſorgt auf der entgegengeſetzten Seite nach einer andern Straße, hat das Haus noch eine Thüre. Da iſt der Haupt-Eingang, das Thor. Jetzt hängt eine Tafel davor: Appartement à louer. Wie würde Ninon darüber lachen, wenn ſie das läſe. Ein nichtsmöblirtes Appartement, alſo nur jahrweiſe zu vermiethen. Sie hat ihr Haus oft genug vermiethet; aber die längſte Miethzeit war nicht länger als ein Tag unſerer Antipoden. Das Haus hat ungewöhnlich viele Fenſter, welche die ganze Höhe der Zimmer einnehmen, und von denen jetzt mehr als die Hälfte vermauert ſind. Dieſe vielen Fenſter gehören zu dem Nachruhme der Ninon. Sie heuchelte nicht; in welchem Zimmer, in welchem Winkel ſie auch war, es konnte ihr jeder Nachbar in das Herz ſehen. Sie war ſo edel, daß, ſobald ein Mann ihre Gunſt erhielt, er das Recht ihr ein Geſchenk zu machen auf immer verlohr. Edel und doch geſtorben — wie traurig! Aber es ſterben auch gewöhnliche Menſchen, die nichts haben als das Leben, und das iſt noch trauriger.

Das dritte Haus, war das von Beaumarchais. Dieſes ſuchte ich eigentlich auf, die andern ſah ich nur im Vorübergehen. Ich hatte eine Wallfahrt dahin gelobt, als ich einige Tage vorher, im Theater Français, Figaro's Hochzeit aufführen geſehen. Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingange der Vorſtadt St. Antoine, ſehr bezeichnend als Grenze zwiſchen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais ſelbſt eine war. Das Haus, der Garten, einſt zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend, die jeder Fremde zu ſehen eilte, ſind verſchwunden. Nur die Gartenmauern ſtehen noch, hoch mit Frazenmäulern zum Abfluße des Waſſers verſehen; es ſcheint der Garten lag auf einer Teraße. Auch noch ein Luſthäuschen hat ſich erhalten, von launiſcher Bauart, einen reichen Beſitzer verrathend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieſer umſchließt jetzt ein neues Gebäude zur Salz-Niederlage beſtimmt. Salz — Beaumarchais — es iſt ein Erbe der ſeiner nicht ganz unwürdig iſt. Beaumarchais gehörte zum Salze ſeiner Zeit. Unſer heutiges Leben hat kein Gewürz mehr, es iſt wie ein Kinderbrei. Auch iſt jetzt die Menſchheit ein Kind, das in die Schule geht. Nichts trauriger als eine ſolche Zeit der Entwickelung und der Lehre, wie die unſere, und die ſchon ein halbes Jahrhundert dauert. Man iſt da immer entweder zu jung oder zu alt. Iſt man zu jung, iſt man gedankenlos und die Zeit geht einem verlohren; iſt man zu alt, iſt man ſorgenvoll und man geht ſelbſt verloren. In der ganzen franzöſiſchen Geſchichte, war das achtzehnte Jahrhundert gewiß das glücklichſte, für alle genußliebenden Menſchen, Philoſophen und Müßiggänger. Wer aber von jenen Menſchen, beim Ausbruche der Revolution, ſich und die Freiheit verſtanden, hätte ſich unter den Trümmern der Baſtille müßen begraben laſſen. Auch unter den Ehen, welche die Liebe geſchloſſen, giebt es Glückliche, wenn auch ſelten; aber wer die Freiheit geheirathet, nachdem er ſie als Jungfrau geliebt, iſt immer unglücklich. Natürlich. Die Wehen der Zeit kommen nach den Geburten und man erkauft die Vater- und Mutterfreuden nicht mit Angſt und Schmerzen, ſondern man bezahlt ſie damit, nachdem man ſie ſchon genoſſen. Beaumarchais war nicht ſo glücklich einen Tag nach der Monarchie zu ſterben. Er lebte lange in die Revolution hinein, hörte ihre Verſprechungen, erfuhr ihre Täuſchungen, dann ſtarb er und ſah ihre Erfüllungen nicht mehr.

Es iſt merkwürdig, wie aller Geiſt der Menſchen nichts hilft, wenn der Geiſt der Zeiten ſich änderte. In einer Nacht war Beaumarchais ein Dummkopf geworden; in einer Nacht hatte er allen ſeinen ſchönen Muth, ſeine Klugheit, ſeine Gewandtheit, ſeine ſonſt unerſchütterliche Feſtigkeit verloren.

Mit dem Kriege des Lebens hatten ſich die Rüſtungen des Lebens geändert, und die Revolution fand Beaumarchais wie im Schlafrocke. Wie wäre es erſt Voltaire ergangen, der ſo viel Waſſenreicher als Beaumarchais, ſich ſoviel Wehrloſer gefühlt hätte! Sie kennen Beaumarchais als Schriftſteller, aber wiſſen vielleicht nicht, daß er einer der größten und thätigſten Geſchäftsmänner, einer der unternehmendſten Köpfe, einer der feinſten Hofleute und gewandtſten Weltleute geweſen, und daß er in allen Verlegenheiten, in allen Gefahren des geſelligen und bürgerlichen Lebens, immer den größten Muth und eine bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart gezeigt. Sein Abendtheuer mit Clavigo in Spanien iſt durch Goethe bekannt geworden; aber erſt geſtern habe ich aus ſeinen hinterlaſſenen Briefen erfahren, wie er einſt ganz allein in einem Walde bei Nürnberg von Räubern angefallen worden, und, ob zwar ſchwer verwundet, ſich durch ſeine Unerſchrockenheit und Tapferkeit gerettet hatte, nachdem er einen der Räuber niedergeſtoßen, die andern verjagt. Er war zugleich ein Ouvrard und ein Voltaire. Durch ſeine kühnen und glücklichen Handelsunternehmungen ward er einer der reichſten Männer von Frankreich. Im Amerikaniſchen Freiheitskriege, machte er den Inſurgenten, im Einverſtändniſſe mit der franzöſiſchen Regierung, große Waffenlieferungen. Da gab es nun, wie immer bei ſolchen Unternehmungen, Kapereien, Schiffbrüche, verzögerte oder verweigerte Bezahlungen. Beaumarchais, durch ſeine Gewandtheit, wußte aus allen dieſen Verwickelungen ſich zu ſeinem Vortheile zu ziehen. Nun, dieſer nämliche Beaumarchais, zeigte ſich in der Revolution unerfahren wie ein Kind, feige wie ein deutſcher Stubengelehrter. Er unternahm auch für die revolutionaire Regierung. Gewehrlieferungen; verlohr aber nicht allein ſein Geld, ſondern faſt auch ſeinen Kopf darüber. Früher hatte er es mit Miniſtern einer abſoluten Monarchie zu thun. Die Cabinetsthüren ſolcher Großen ſchließen und öffnen ſich jedem leicht und ſanft, der Schlößer und Angel zu ölen verſteht. Später hatte es Beaumarchais mit *ehrlichen*, das heißt mit *gefährlichen* Leuten zu thun; das wußte er nicht zu unterſcheiden und ging zu Grunde darüber.

Man hörte, daß er im Auslande Waffen aufkaufte, und er kam in Verdacht, dieſes für Rechnung der Feinde zu thun; das Gerücht verbreitet ſich im Volke. In einer Nacht ſtürmten die Vorſtädter, Rachenglühend, ſein Haus. Sie ſchrien, es wären Waffen darin verſteckt. Beaumarchais flüchtete ſich in Todesfurcht. Das ganze Haus wurde umgekehrt, die Erde des Gartens wurde tief aufgewühlt; man fand nichts.

Beſonders die Weiber des heiligen Antonius waren wie raſend. Man hat ſie oft die *Furien der Revolution* genannt; aber nein, ſie waren die *Rachefurien der Monarchie*, ſie kamen hinter der Sünde. Die Feinde der Freiheit möchten gern die Strafe für das Verbrechen erſcheinen laſſen. Die angſtzitternden Diener Beaumarchais, waren im Hauſe zurückgeblieben und konnten ſpäter ihrem Herrn von dem Hergange erzählen. In dem reichen und vollen Hauſe wurde nichts entwendet, auch nicht von dem Werthe eines Pfennigs. Kein Glas Wein wurde angenommen, die Wuthentbrannten löſchten ihren Durſt mit Waſſer. Der zerlumpte Kerl, der die Rotte anführte, erklärte es würde jeder niedergeſtochen, der nur etwas anrühre. Eine Frau hatte im Garten eine Nelke abgebrochen; ſie bekam dreißig Ohrfeigen, und wäre beinahe im Springbrunnen erſäuft worden. Als Beaumarchais den andern Morgen in ſein Haus zurückkehrte, war er erſtaunt, alle ſeine Schätze wiederzufinden. *Er war erſtaunt* — ſo wenig verſtand er die Revolution, er der doch ſelbſt dreißig Jahre daran gearbeitet! Er ſtarb 1799 in ſeinem ſiebenzigſten Jahre, bei ungeſchwächter Kraft des Körpers und des Geiſtes; nur ſeine Heiterkeit hatte er verlohren. Ein Freund, der ihn noch wenige Stunden vor ſeinem Tode, ohne das geringſte Zeichen von Uebelbefinden geſehen, äußerte die Vermuthung, er möchte ſich freiwillig das Leben geraubt haben. Beaumarchais ſagte ihm beim Scheiden: „*Ich bin nicht neugierig mehr*“ ... Und wo ſich dieſes alles begab, wo ſolch eine Welt von Leben lebte, wird jetzt Kochſalz verkauft! Ich bin geſtört worden, ſonſt hätte ich ihnen noch von der Aufführung des Figaro geſprochen. Aber ich thue es in meinem Nächſten.

Samstag den 21. Januar.

..... Nun, das iſt ſchön, daß Sie mir nachkommen und von meiner Weisheit zu erfahren wünſchen, was von den türkiſchen Angelegenheiten zu halten ſei. Seit acht Tagen ſuche ich das mit aller Macht zurückzuſtoßen. Ich habe ſchon an Europa ſchwer zu tragen und jetzt ſoll ich gar noch den Orient auf mich laden! Das halte ich nicht aus. Und daß Sie es nur wiſſen: mir hat der Zorn der Götter, das böſe Geſchick, oder wie man es nennen will, jetzt eine Herkules-Arbeit zugeworfen, die alle meine Kraft verzehrt. Ich ſchreibe Ihnen ein andermal davon; die Geſchichte iſt merkwürdig aber weitläufig. Nur ſo viel in der Kürze: Die eilfte Plage Aegyptens iſt über mich gekommen; ich habe ſeit einiger Zeit die Pflicht, eine junge ſchöne Frau, faſt noch ein Kind, die vor einigen Monaten geheirathet hat, in ihrer ſchrecklichen Eiferſucht über eine erträumte Geliebte ihres Mannes zu beruhigen, und ſie nennt mich alle fünf Minuten ihren respectable ami. Augen, roth und naß vor Liebe, und ich bin ihr ein respectable ami, ein Schneemann, an dem ſie ihren heißen Schmerz abkühlen will! Braucht es da noch des halben Mondes um mich raſend zu machen? Ich verwünſche Sonne, Mond und Sterne und die ganze dumme Aſtronomie, die mich zum respectable ami gemacht. Doch genug heute.

Drei und zwanzigſter Brief.

Paris, Samſtag den 27. Januar 1833.

In der Hochzeit des Figaro ſpielte die alte Mars die Suſanna. So etwas kann mich zugleich betrübt und zornig machen. Wenn ausgezeichnete Menſchen, von ächten und anerkannten Verdienſten, ſich ſolche kleine Eitelkeiten erlauben, was bleibt dann der Gemeinheit übrig? Sechszig Jahre iſt ſie alt und übernimmt eine Rolle, für die man ſchon im dreißigſten nicht jung genug mehr iſt. Eine Frau welch die ſeltene glückliche Natur einer Ninon hätte, könnt vielleicht in ihrem ſechszigſten Jahre noch eine Suſann ſeyn; aber eine ſpielen — niemals. Und was mi am ſchlimmſten ſchien, war: daß die Mars beſonne genug blieb, ihr Vermögen zu berechnen, und au Furcht es zu überſteigen, es nicht einmal zu erreiche wagte. Sie ſtand nun da in ihren edlen Art, wi eine betagte Königin und wagte, beſorgt die Majeſtä ihrer Würde oder ihres Alters zu verletzen, nicht di kleinſte jugendlich heitere Bewegung, die ſich doch ſelbſ eine betagte Königin zuweilen erlauben dürfte. Si hatte ſo eine vornehme Haltung, daß die Gräfin al Kammermädchen neben ihr erſchien, und es war gan wunderlich zu ſehen, wenn die Dienerin ſaß und di Gebieterin neben ihr ſtand. Wenn Figaro oder de Page ihr einen Kuß raubte, ließ ſie es geſchehen, wi ein Spalier von den Knaben eine Birn abreißen. Dieſe Nachſicht, die freilich ein gebildetes Publikum überall mit einer beliebten Schauſpielerin hat, finde ich kaum löblich. Gewiß iſt es für Menſchen von Gefühl eine rührende Vorſtellung, ſich zu ihrem Vergnügen eine Künſtlerin bemühen zu ſehen, die einſt ihre Väter entzückt hat. Aber wir müſſen auch an unſere Kinder denken, und aus Dankbarkeit für den Genuß den unſere Eltern gehabt, nicht den Enkeln den Genuß entziehen. Wenn, wie es an vielen Orten geſchieht, eine Schauſpielerin eine jugendliche Rolle zwanzig Jahr zu lange behauptet, ſo werden dadurch die jungen Künſtlerinnen in ihrer Ausbildung zurückgehalten, und oft ſtirbt darüber ein ganzes Theatergeſchlecht aus, das die bedeutendſten Rollen nie auf neue würdige Art darſtellen ſah.

Aber wie viel ſtrenger noch als es geſchehen hätte ich die Mars beurtheilt, hätte nicht eine gewiſſe Ehrfurcht meinen Tadel beſcheidener gemacht. An dem nämlichen Tage, da man Figaro aufführte, war es aus den Zeitungen bekannt geworden, daß die Mars von einem ihrer ehemaligen Liebhaber unvermuthet eine Erbſchaft von vierzig tauſend Franken Renten gemacht habe. Das Geld iſt der wahre Cothurn, die Mars kam mir zuweilen erhaben vor. Dieſe Erbſchaftsgeſchichte iſt ſehr merkwürdig und voller Moral und Philoſophie; ſogar etwas Religion kömmt darin vor. Sollten Sie vielleicht in der Zeitung dieſe Geſchichte nicht geleſen haben, ſchreiben Sie mir es, ich erzähle ſie Ihnen dann. Damit Sie aber während der vierzehn Tage die darüber hingehen werden, keine üble Meinung von der Mars hegen, will ich Ihnen gleich erklären, was hier unter Liebhaber zu verſtehen ſei. Der alte Herr der unſere Suſanna zur Erbin eingeſetzt, war ihr Liebhaber, wie man keinen Bettler wehren kann, der Liebhaber jeder Königin zu ſeyn. Er hatte ſie, aber ſie hatte ihn nicht lieb. Sie gab ihm kein Gehör und nie Zutritt in ihr Haus. Aber ein edler Mann rächt ſich für weibliche Grauſamkeit nie anders, als durch ein Geſchenk von vierzig tauſend Franken Renten.

Die Rolle des Figaro wurde von Monroſe ganz unleidlich dargeſtellt. Dieſer Monroſe iſt ſonſt einer der beſten Schauſpieler des Theater Français, beſonders ausgezeichnet in den ſpitzbübiſchen Bedienten der Stücke Molieres. Aber eben die metallene Gefühlloſigkeit und Unverſchämtheit jener ſpitzbübiſchen Bedienten wußte er nicht los zu werden, und Figaro's Geiſt, Grazie und Sentimentalität verſtand er nicht aufzufaſſen, oder verſtand ſie nicht darzuſtellen. Die Melodie ſeines Spiels und Beaumarchais Worte, paßten gar nicht zuſammen. So war dieſe Aufführung eine der langweiligſten die man ſich denken kann, und was die Unluſt noch vermehrte, war die Schläfrigkeit des Publikums, deſſen rege Theilnahme durch Lob und Tadel eigentlich die Pariſer Komödie ſo anziehend macht. Doch eben dieſe Apathie der Zuſchauer intereſſirte mich auf eine andere Art und beſchäftigte mich den ganzen Abend. Man beſucht einen Freund in ſeiner Krankheit oder in den Tagen ſeiner Wiedergeneſung, da hört er nicht auf von ſeinen Schmerzen oder von ſeiner Erleichterung zu ſprechen, zu jammern oder zu lächeln; man beſuche ihn vier Wochen ſpäter und frage ihn wie er ſich befindet — er verſteht die Frage nicht mehr. Ganz ſo erſchien mir das heutige Frankreich, wenn ich es mit dem des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem Frankreich Beaumarchais verglich. Es hat ſeine Schmerzen, ſeine Geneſung, ſeinen Arzt und ſeine Geſundheit vergeſſen. Jener Figaro, jenes große Zeughaus voll Spott, Tadel, Witz, Humor und Satyre, das einſt eine Welt gegen eine Welt bewaffnete, was iſt aus ihm geworden? verſchmähtes Kinderſpielwerk; das erwachſene Volk hat keine Freude mehr daran. Wo ſonſt der Sturm des Beifals tobte, da war es ſtill; man klatſchte nicht, man lächelte kaum. 1785 kam das Stück auf die Bühne, 1789 wurde es unter freiem Himmel aufgeführt. Beaumarchais hatte die Möbels der Monarchie mit zarter Pfauenfeder leicht abgeſtäubt; fünf Jahre ſpäter zerſchlug die Nationalverſammlung die Möbels, und bald ſtürzte das leere Haus zuſammen. Staub iſt die Schminke jeder alten Monarchie; den fort, und man ſieht ihre Runzeln, ihr garſtiges Pergament, und ſie wird ein Spott der Jugend.

Figaro's Hochzeit war eine Welt-Komödie, bildete Epoche in der großen und majeſtätiſchen Geſchichte Frankreichs. Und kömmt mir einer und kauderwelſcht von Demagogen, von Volksverführern, von Zeitungsſchreibern, von Lügenverbreitern, von Revolutions-Fabrikannten: ſo will ich ihm beweiſen, bis er roth wird, daß Ludwig XIV. indem er die Aufführung des Tartüffe, und Ludwig XVI. indem er die Aufführung des Figaro geſtattete — jener der Geiſtlichkeit, dieſer dem Adel die erſte Wunde beigebracht, und daß es alſo zwei franzöſiſche Könige geweſen, welche die franzöſiſche Revolution herbeigeführt. Denn Adel und Geiſtlichkeit ſind die beiden Enden des Balancier-Baumes der Fürſten, da jede Regierung die nicht auf dem Boden des Volkes ruht, jede monarchiſche Regierung nur Seiltänzerei iſt; fort die Stange, Plautz der König!

Und hierin iſt wieder etwas, das meine deutſche Hoffnung bis zur Unſichtbarkeit entfernt, und meine Ungeduld und Verzweiflung vermehrt. Wir haben keinen Figaro auf der deutſchen Bühne, wir werden nie einen bekommen, denn man wird nie ſeine Aufführung erlauben. Und kömmt einmal die Zeit, daß man zu einem ſolchen Stücke keine Erlaubniß mehr gebraucht, braucht man auch das Stück nicht mehr. Um gerecht zu ſein, muß man ſagen: die Könige aus dem Hauſe Bourbon hatten Alle etwas königliches; in einer verdorbenen Zeit gingen ihnen Gerechtigkeit und Menſchlichkeit nie ganz verloren; der Hof hatte ſie, ſie hatten nicht den Hof verdorben, und ſie blieben immer die Beſten unter den Hofleuten. Um gerechter zu ſein muß man ſagen: der franzöſiſche Adel des achtzehnten Jahrhunderts war gebildet, geiſtreich, von milden Sitten und weit entfernt von dem düſtern Hochmuthe des deutſchen Adels. Darum aber weil ſie ſo geweſen, ſahen ſie die Revolution nicht kommen und giengen ihrem Verderben entgegen. Unſere Fürſten und unſere Edelleute ſpotten jetzt über ſolche Verblendung und überheben ſich ihrer eignen Weisheit. Sie mögen ſpotten. Wenn ſich ein Erdbeben naht, das wittert der tiefſinnigſte Naturforſcher nicht; aber die Hunde werden gleich unruhig und heulen.

Es iſt noch etwas Anders was die deutſchen Verhältniſſe ſo mißlich macht, weil es der Freiheit ihre beſten Waffen raubt: die Kunſt und die Wiſſenſchaft. Unſere Gelehrten, Schriftſteller und Dichter haben keinen Zutritt in die höhern Stände; weil unſer hochmüthiger und geiſtloſer Adel ſie zugleich verachtet und fürchtet. Und geſchieht es ſelten einmal; daß man ſie nicht zurückſtoßt, ſind ſie blöde und unbeholfen, weil ſie arm ſind und ſie den Muth und den Stolz nicht gewinnen können den nur die Unabhängigkeit giebt. Beaumarchais, der Sohn eines bürgerlichen Uhrmachers, ſeinen Geiſt zum Paſſe, den damals kein Miniſter, keine Exzellenz, kein Edelmann, das Viſa zu verweigern die Unverſchämtheit hatte, drang durch ſeine Gewandheit bis zu den Stufen des Thrones vor, und erhob ſich zu einem der reichſten Männer Frankreichs. Als Figaro erſchien, ſagte man: es habe dem Dichter weniger Geiſt gekoſtet das Stück zu ſchreiben, als es auf die Bühne zu bringen. Was hat Beaumarchais nicht Alles gethan und geduldet, um ſeinen Zweck zu erreichen! Unſer Raupach hielte ſolch ein ſchleichend Nervenfieber keine vier Wochen aus. Zuerſt las Beaumarchais ſeine Komödie in allen Salons, Boudoirs und Kabinetten vor und bettelte ſich einen Reichthum von den ſchönſten, mächtigſten und galanteſten Stimmen zuſammen. Die Kabale war umgarnt, ehe ſie ſich deſſen verſah. Dann legte er das Stück der Prüfung von neun verſchiedenen Cenſoren vor, die es Alle einer nach dem andern prüften, und nach den vollzogenen Aenderungen, die ſie zur Bedingung machten, genehmigten. Aber noch ſtanden hohe Berge von Hinderniſſen im Wege. Beaumarchais wandte ſich an die Miniſter und bat, ſie möchten ein Tribunal von Akademikern, Cenſoren, Schriftſtellern, Welt- und Hofleuten errichten, die das Luſtſpiel leſen und prüfen möchten. Das geſchah. Es wurde geleſen, geprüft, berathſchlagt, wieder verbeſſert und endlich genehmigt

Er war noch weit vom Ziel. Da wandte er ſich an den König. Dieſer beſchloß, zu beſſerer Prüfung das Stück auf einem Hoftheater vor einem Ausſchuſſe von Zuſchauern, an welchen nichts mehr zu verderben iſt, ſpielen zu laſſen. Der Tag der Aufführung war ſchon beſtimmt, die Zuſchauer waren eingeladen, die Schauſpieler angekleidet, die Lichter brannten, die Straßen waren mit Equipagen bedeckt — da kommen neue königliche Skrupel, und es wurde Alles wieder abbeſtellt. Endlich kam der Krönungstag ſeiner Beharrlichkeit und Figaro betrat die Bühne.

Der Grund ihrer Widerſetzlichkeit den damals die Gegner Beaumarchais anführten, oder der Vorwand den ſie gebrauchten war, weniger die politiſche Bedeutung der Komödie, als ihre ſittliche Ausgelaſſenheit. So urtheilten leichtſinnige Franzoſen. Aber ein nordiſcher Fürſt der damals in Paris war, eine deutſchſolide, edelmänniſche Natur, die zu abgehärtet in jeder Tugend iſt, um das verbuhlte Lüftchen eines unſittlichen Wortes nur zu fühlen, fand gleich den wahren gefährlichen Punkt auf. Der König von Schweden der damals in Paris war, ſagte zu Maria Antoinette: „cette comédie n'est pas indécente, mais insolente." Er meinte die Keckheit, mit welcher darin die Schwächen der Regierungen und des Adels verſpottet wurden. Der weiſe Fürſt hatte es genau errathen. Sechs Jahre ſpäter lernte er in ſeinem eignen Lande die Beſcheidenheit des Adels, der Unverſchämtheit des Bürgerſtandes gegenüber, kennen und ſchätzen. Auf einem Hof-Maskenballe, unter fröhlich rauſchender Muſik, unter Tanz, Scherz und Lachen, umwölkt von dem Dampfe des Punſchnapfs, fiel Guſtav III. meuchelmörderiſch von den Händen ſeines treuen und inſolenzwidrigen Adels. Gift, Dolch, Kugel und Schnur, ſind freilich beſcheidenere Wege als Figaros Monologen, eine Regierung zurecht zu weiſen. Heinrich IV., Guſtav III., Paul I.

ſielen von edlen Mörderhänden; kaum ein Land das nicht einen Fürſten gehabt, der das Rachopfer des Adels oder der Geiſtlichkeit geworden. Aber ſolche Tage ſind keine jours funestes et à jamais déplorables, die man bei jedem Wiederkehr, mit Trauer und Buße begeht. Wenn Adel und Pfaffheit einen König meuchelmorden, ſo iſt das ehrwürdiger Richter Spur; wenn aber, wie es nur zweimal geſchehen nach tauſendjähriger Geduld, ein Volk ſeinen König richtet, iſt das ſchnöder Meuchelmord, ein jour funeste et à jamais déplorable! Das ſagen Adel und Geiſtlichkeit, die ihre Privilegien klug zu wahren wiſſen.

Dienſtag den 29. Januar 1833.

Ein Abbe Chatel in Paris hat ſeit der letzten Revolution eine neue Kirche unter dem Namen Eglise catholique française primaticale gegründet. Sie erklärt ſich unabhängig von dem Papſte und führt nach und nach wichtige Verbeſſerungen in die Glaubenslehre und den Gottesdienſt ein. Die Anhänger dieſer Kirche vermehren ſich täglich. Kürzlich wurde darin eine muſikaliſche Meſſe zum Andenken Moliere's, Talma's, Philipp's, der Raucourt und aller andern Schauſpieler und Schauſpielerinnen gefeiert, welchen zur Zeit ihres Todes, die katholiſche Kirche ein chriſtliches Begräbniß verweigert hatte. Der Teufel mag ſich freuen über eine ſolche ſpäte Genugthuung, mich macht das immer toll. Die Freunde und Anverwandte Moliere's und der Andern, jetzt ſelbſt todt — erfahren ſie denn von der heutigen Wiederherſtellung, giebt ſie ihnen Troſt, lindert ſie den alten Schmerz den ſie gefühlt, als die ewig tückiſche und Liebe heuchelnde katholiſche Kirche, die Leiche eines guten Menſchen beſchimpfte und hinaus in den Koth der Gaſſe warf? Jetzt kommen ſie und das iſt mein ewiger Jammer! Seit drei Jahrhunderten peinigen ſich die Völker ab, ihre unwiſſenden und entarteten Fürſten und Regierungen zur Weisheit, Menſchlichkeit und Gerechtigkeit zu erziehen, und jetzt ſitzen wir ſchon da Jahrhunderte lang in Schmerzen und Ungeduld, ſehen den Schneckengang der Ausbildung mit an und ſchmachten und dulden, bis es der lieben Jugend die uns beherrſcht endlich einmal gefallen wird, leſen zu lernen im Buche der Weisheit und Gerechtigkeit und ſich die erſten Grundſätze der Sittenlehre einzuprägen. Man ſage nicht das Volk wäre einverſtanden geweſen mit der Excommunikation der Schauſpieler; das war es nicht, wenigſtens nicht im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ob es zu Molieres Zeit noch ſo tief ſtand, weiß ich nicht, doch ich zweifle; doch wäre es auch geweſen — wann hat ſich denn je Ludwig XIV. um die Stimme und Meinung des Volks bekümmert? Es hätte ihm nur ein Wort gekoſtet und keiner hätte zu murren gewagt, wenn Moliere auch mit dem Gepränge eines Papſtes wäre beerdiget worden. Jede Thorheit, jeder Aberglaube des Volkes, wenn ſie dazu dienen, die Tyrannei der Fürſten und die Macht der Regierungen zu verſtärken, wird geachtet und geliebkoſet; da iſt des Volkes Stimme, Gottes Stimme. Wenn aber die öffentliche Meinung das Gute, das Gerechte will, verſpottet man ſie, und verlangt ſie mit Beharrlichkeit, antwortet man ihr mit Flintenſchüſſen! Die Unverſchämten! Man höre doch wie ſie jetzt über neue Ereigniſſe, wo dumme verführte Völker Tyrannei begehren, ſprechen, wie ſie ihrem Bruder Sultan Mahmud und ihrer Schweſter der Königin von Spanien, den Text leſen. Was! Ihr trotzt dem Volke? Ihr wollt ihm lieberale Inſtitutionen aufdringen, die es verabſcheut? Iſt das menſchlich. iſt das gerecht, iſt das königlich? Könnt Ihr das vor Gott und ſeinen Propheten verantworten? Das Volk iſt gut, das Volk iſt weiſe, das Volk iſt gerecht, das liebe Volk weiß immer was es will,

was ihm gut iſt; das Volk iſt das Land, das Vol
iſt Alles. Wer es mit dem Volke verdirbt geht z
Grunde ....

So reden ſie. Hat doch neulich Euer monsieu
Durand in Frankfurt, der franzöſiſche Advokat de
deutſchen Bundes, als er von der mißlichen Lage de
Sultans ſprach, ausgerufen: „ces réformes ré
„pugnaient à son peuple, et c'est de so
„peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui.
O mein ſehr weiſer, mein ſehr bundestäglicher Her
Durand — wenn Sie wieder einmal den Berg Sina
hinaufſteigen, wenn Sie wieder eine Zuſammenkunf
mit Egeria haben, wenn Ihnen Mahomeds Taub
wieder einmal in das Ohr flüſtert, dann fragen S
doch Ihr Orakel: wie es denn mit den Reforme
wäre, welche die Bundestagbeſchlüſſe dem Widerwille
des deutſchen Volkes aufgedrungen, und ob nicht ein
Zeit kommen könnte, wo dieſes üble Folgen hätte
Laſſen Sie an dem Thore des taxiſchen Hauſes, a
den Pallästen des Königs von Baiern, des Großhe
zogs von Baden, des Großherzogs von Darmſtadt, de
Kurfürſten von Heſſen, und aller übrigen weintrinken
den Sultane Ihre goldenen Worte, mit goldenen Buch
ſtaben in Marmor graben: „ces réformes répug
„naient à son peuple, et c'est de son peupl
„qu'il aurait besoin aujourd'hui.“ Unte
drunter laſſen Sie einſtweilen 183... ſetzen; die vier
Jahreszahl und der Monatstag. ſind dann ſchne
hinzugethan.

Mittwoch den 30. Januar

Ein Profeſſor Wolf in Jena, ſagt in ſeine
Buche über die ſchöne Litteratur: „Börne hat es i
„ſeiner letzten Zeit mit dem Publikum verdorben dur
„ſeine Briefe aus Paris, weil er den Spaß zu we
„trieb und die Menge zu beſchränkt war um einzuſeh

„daß jene Uebertreibungen wirklich nichts ſind, als „etwas grober und zu Zeiten unziemlicher Spaß.“ Dieſer unbeſchränkte Wolf iſt auch einer von unſern Leuten, die es in der chriſtlich deutſchen Bildung bis zur blonden Philiſterei gebracht. Einer der einmal eine Ohrfeige bekam, fragte: mein Herr iſt das Spaß oder Ernſt? — völliger Ernſt. — Nun das iſt Ihr Glück, denn ſolchen dummen Spaß kann ich nicht ertragen. — Der Schrankenloſe Profeſſor, wenn er jetzt meine neuen Briefe lieſt, wird auch ſagen: Nun das iſt ſein Glück, daß er Alles für Ernſt erklärt, denn ſolchen dummen Spaß können wir nicht vertragen. Adieu!

Vier und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag den 31. Januar 1833.

Beranger, die Nachtigall mit der Adlerklaue, hat wieder geſungen. Geſtern wurde ein neuer Band Lieder von ihm ausgegeben. Ich hatte noch nicht Zeit ſie zu leſen; aber in meinem nächſten Briefe ſchreibe ich Ihnen darüber und dann ſchicke ich Ihnen das Buch durch die erſte Gelegenheit.

Ein Reiſender der aus Deutſchland kam, hat mir meine Briefe geliehen, die hier immer noch nicht angekommen ſind. Der erſte Band kam mir unbedeutend vor, im zweiten habe ich einige gute Sachen gefunden! Es ſcheint, daß ich im Januar und Februar, am meiſten Verſtand habe. Das kann aber nicht immer ſo geweſen ſein; denn in einem dieſer Monate habe ich Sie einſt kennen gelernt. Als Conrad das Buch liegen ſah, rief er aus: „Sind das Ihre neue „Briefe! Das wird wieder große Freude im Lande ſeyn.“ Schöne Freude! In der Münchner Hofzeitung ſoll ſtehen: wenn Deutſchland noch einen Galgen übrig hat, verdiente ich wegen meiner radikalen Niederträchtigkeit daran gehangen zu werden. Ich werde mich aber um das Hofpöbel-Geſchwätz und um das ganze monarchiſche Geſindel nicht mehr bekümmern. Nicht die geringſte Luſt habe ich ein Wunder zu wiederholen und meine Rezenſenden zum zweitenmale aus dem Tode zu erwecken. Friede ſei mit ihren Gebeinen. Einmal war nöthig, aber einmal iſt auch genug.

Uebermorgen wird im Theater der Porte-St.-Martin, ein neues Drama von Victor Hugo aufgeführt. Ich war eben dort mir einen Platz zu nehmen; es war aber keiner mehr zu haben. Schon auf acht Tage hinaus ſind alle Plätze beſtellt. So ungeſchickt bin ich immer, ich komme jedesmal zu ſpät, und ſeit ich Paris beſuche iſt es mir noch niemals gelungen einer erſten Vorſtellung beizuwohnen, welche immer die intereſſanteſte iſt. Das wird beſonders diesmal der Fall ſein; denn wegen der Verfolgung die Victor Hugo neulich von den Miniſtern zu erdulden hatte, werden ſeine Freunde und die Feinde der Regierung gewiß Rache zu nehmen ſuchen. Ohne dies ſpielt das neue Drama in dem Hauſe Borgia, dieſem bekannten Italiäniſchen Fürſtengeſchlechte, deſſen Blut von der Sünde ſchwarz geworden war. Da werden Dichter und Zuhörer dem monarchiſchen Prinzip wohl wieder etwas auf den Fuß treten. Das unglückliche monarchiſche Prinzip! Aus Angſt und Verzweiflung, daß man ihm einen Theil ſeiner Schätze geraubt hat, packt er ſich, gleich Molieres Geizigen, an der eigenen Bruſt und ſchreit: halt den Spitzbuben! Mein Geld heraus! So weh thut ihm keiner ſeiner Feinde als er ſich ſelbſt thut. Sie werden aus den Pariſer Zeitungen halb errathen haben, welche neue Thorheiten und Schändlichkeiten die Regierung wegen der Herzogin von Berry begangen hat. Sie ſchickte zwei hieſige Aerzte nach

Blaye. Daran wäre nun weiter nichts auffallendes geweſen, da die Legitimiſten ſelbſt laut gejammert hatten, die Berry ſei krank und würde dem dortigen Klima unterliegen. Aber die Miniſter des Königs — es kam darauf an, die Geburt des Herzogs von Bordeaux verdächtig zu machen — ließen drucken: die Aerzte hätten eine ganz beſondere wichtige Sendung, ſie hätten den Auftrag einen Punkt der gerichtlichen Medizin in das Reine zu bringen. Darauf ſchreiben die legitimiſtiſchen Blätter von Gift, ſprachen von Vergiftung. Natürlich war das Verläumdung. Die Aerzte kamen von Blaye zurück und die Legitimiſten, dieſe dummen Pfaffen des monarchiſchen Prinzips, erzählten den wahren Hergang der Sache, wie ſie ihn zu wiſſen glaubten. Die Aerzte wären verlegen, ſchamroth, ſtotternd vor der Herzogin erſchienen und hätten kein Wort hervorzubringen gewußt. Sie aber, wie es der Wittwe eines Märtyrers, der Mutter des Wunderkindes gezieme, wäre ſtolz vor die armen Doktoren hingetreten und hätte erhaben, erhaben, ſehr erhaben über allen weiblichen Schwächen, ihnen ſelbſt den Mund geöffnet und geſagt: „Ich weiß warum Ihr gekommen; jetzt ſeid Ihr hier, jetzt unterſucht Ihr alles gehörig, und nicht eher ſollt Ihr das Zimmer verlaſſen, bis Ihr alles gehörig unterſucht habt. Man ſoll wiſſen woran man iſt:“ Die mediziniſchen Richter unterſuchten alles gehörig und fanden alles gehörig, und gingen darauf mit rother Stirne fort. Mich ärgert die Geſchichte. Jetzt wird nun Jarke mit dem ganzen monarchiſchen Troſſe frohlockend ausrufen: „Seht Ihr, ſeht Ihr, was einer repräſentativen Verfaſſung herauskömmt, welche ſchöne Folgen Oeffentlichkeit und Preßfreiheit haben? Hat man in einem Lande das nicht mit der Preßfreiheit verflucht iſt, je von der Mütterlichkeit einer Prinzeſſin Wittwe reden gehört?“ Ganz Recht hat Herr Jarke. In ſolch einem glücklichen Lande erfährt man dergleichen nie. Nichts iſt abſcheulicher und furchtbarer als die Preßfreiheit; ſogar einer fürſtlichen verwittweten Unſchuld kann ſie einen böſen Leumund machen.

Was das elend kranke monarchiſche Prinzip immerfort an ſich kurirt! wahrhaftig man muß Mitleid mit ihm haben. Da es ſieht, daß ihm Aerzte und Apotheker nicht helfen können, nimmt es zu alten Weibern ſeine Zuflucht, und gebraucht ſympathetiſche Mittel. Vorgeſtern war ein Ball bei Hofe und da erſchienen mehrere Damen „die presque jolies et à „peu près jeunes“ waren, zum allgemeinen Erſtaunen mit Puder in den Haaren, und gekleidet nach der Mode aus der tugendhaften Zeit der Regentſchaft. Die königliche Familie überhäufte dieſe tugendhaften, gepuderten, loyalen, monarchiſchen, faſt ſchönen und ungefähr jungen weiblichen Köpfe, mit Gunſtbezeugungen aller Art. Der Herzog Decazes machte ihnen den Hof im Namen der Camarilla. Thiers ſagte ihnen im Namen der Doktrinairs die ſchönſten Schmeicheleien. Im Namen des diplomatiſchen Corps überreichte ihnen der päbſtliche Nuntius Confect und Eis. Herr Pasquier, im Namen der Pairs, erklärte dieſen Tag für einem jour heureux et à jamais mémorable. Aber im Namen des Volks wurden ſie von allen übrigen ausgelacht. Von Thiers wundert es mich, da er doch eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution geſchrieben und wiſſen mußte, daß Mirabeau und Robespierre ſehr gepudert waren und daß Madame Rolland eine ſteife Schnürbruſt getragen. Den andern Tag ſchickten drei Geſandte Courriere an ihre Höfe und man glaubt, dieſer Puder werde ſehr viel zur Schlichtung der Belgiſchen Angelegenheit beitragen, weil die heilige Allianz an dem ernſten Willen Louis Philipps, das reine monarchiſche Prinzip herzuſtellen und die ungepuderte und ungeſchminkte Preßfreiheit zu vertilgen, nun nicht länger mehr zweifeln könnte

Aus Spanien blüht uns wieder eine neue Hoffnung entgegen. Es iſt dort in mehreren Provinzen eine bedeutende Revolution ausgebrochen; zwar eine Carliſtiſche, aber die hilft auch. Sie unterſcheidet ſich von einer liberalen nicht mehr als Kreuz-Aß von Herz-Aß; der Werth iſt der nämliche und die Farbe des Trumpfes kann allſtündlich ändern. Auf keine Weiſe iſt zu fürchten daß ſich die Spanier in den Schlaf protokolliren laſſen. Eine diplomatiſche Conferenz verdaut nimmermehr ſolch ein hartes Volk. Wenn das dort Beſtand hat, werden wir es in Deutſchland bald an den friſchen Ohrfeigen ſpüren, die man uns geben wird, wir ſind die Menins aller ungezogenen Völker — ſie die Unarten, wir die Schläge.

Samſtag den 2. Februar.

Die Hefte von Rießer mögen Sie mir ſchicken. Was ich früher von ihm geleſen, deutet auf ein vorzügliches Talent; aber mit ſeinem Journale iſt es ein großer Mißverſtand. Wer für die Juden wirken will, der darf ſie nicht iſoliren; das thun ja eben deren Feinde, zu ihrem Verderben. Was nützt ein eignes Journal für die Juden? Ihre Freunde brauchen es nicht, denn ſie bedürfen keiner Zuſprache; ihre Gegner nehmen es gar nicht in die Hand. Um ihnen zu helfen, muß man hre Sache mit dem Rechte und den Anſprüchen der allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen. Man muß nur immer gelegentlich, unerwartet von ihnen prechen, damit der ungeneigte Leſer gezwungen werde ich damit zu beſchäftigen, weil es auf ſeinem Wege iegt. Ich meine auch, es wäre auf dieſe Weiſe leicher die Juden zu vertheidigen, jedem der keine blinde iebe für ſie hat. Ich habe oft und warm für ſie eſprochen; hätte ich ſie aber iſolirt, wäre mir die Gerechtigkeit gar zu ſauer geworden. Es ſcheint, Rieer möchte die Nationalität der Juden gewahrt ſehen.

Aber die Nationalität der Juden iſt auf eine ſchöne und beneidenswerthe Art zu Grunde gegangen; ſie iſt zur Univerſalität geworden. Die Juden beherrſchen die Welt, wie es ihnen Gott verheißen; denn das Chriſtenthum beherrſcht die Welt, dieſer ſchöne Schmetterling, der aus der garſtigen Raupe des Judenthums hervorgegangen. Die ſcheinbeherrſchte Menge, hier und dort, mag das verkennen, aber der denkende Mann begreift es. Die Juden ſind die Lehrer des Cosmopolitismus, und die ganze Welt iſt ihre Schule. Und weil ſie die Lehrer des Cosmopolitismus ſind, ſind ſie auch die Apoſtel der Freiheit. Keine Freiheit iſt möglich, ſo lang es Nationen giebt. Was die Völker trennt, vereinigt die Fürſten; der wechſelſeitige Haß, der die Einen trennt und ſchwach läßt, verbindet die Andern zu wechſelſeitiger Liebe und macht ſie ſtark. Die Könige werden Brüder bleiben und verbündet gegen die Völker, ſo lange ein thörichter Haß dieſe auseinander hält. Auch die Edelleute ſind ſtark, weil ſie kein Vaterland kennen. Deutſche! Franzoſen! Ihr zumal, Schiedsrichter der Welt, laßt euch nicht länger thöricht von euren Herrſchern zum wahnſinnigen Patriotismus entflammen. Weil man euere Vereinigung fürchtet, ſoll wechſelſeitiges Mistrauen euch ewig getrennt halten. Was ſie als Vaterlandsliebe preiſen iſt die Quelle eures Verderbens. Verſtopft ſie, werfet Kronen und Scepter und zerſchlagene Throne hinein, und ebnet den Boden mit dem Pergament-Schutte eures Adels. Dann bringt die Freiheit, Ihr Deutſche dem Norden, Ihr Franzoſen dem Süden, und dann iſt überall wo ein Menſch athmet euer Vaterland, und Liebe eure Religion.

Sie ſind neugierig? Das iſt merkwürdig. So etwas habe ich von einem Frauenzimmer nie gehört. In Diderots Encyclopädie, in der von Krünitz, im Converſationslexicon, in der Biographie universelle, im Bayle, in der großen engliſchen Weltgeſchichte, im Büffon, in der Bibel, im Koran, in meinen geſammelten Schriften, in keinem dieſer Werke iſt auch nur ein Wort zu finden das auf die Exiſtenz weiblicher Neugierde hindeutet. Es iſt die merkwürdigſte Entdeckung ſeit der Sündflut. Aber es thut mir leid, ich muß Sie ſchmachten laſſen. Aufrichtig zu ſprechen, es iſt etwas in dieſer Geſchichte, das ich nicht mittheilen darf. So habe ich reiflich zu überlegen, wie ich ſie Ihnen erzählen ſoll, ohne etwas hinzuzulügen, und doch zugleich zu verſchweigen, was geheim bleiben muß. Die halbe Wahrheit zu ſagen, das iſt eine künſtliche Drechslerarbeit; ganz zu lügen iſt viel leichter. Uebrigens kann ich Sie verſichern, daß die Geſchichte gar nicht ſo romantiſch iſt, als Sie ſich vielleicht vorſtellen. Ich habe mehr Wiſſenſchaftliches als Kunſtintereſſe daran, und wäre ich nicht ſo wißbegierig, hätte ich mich ſchon längſt dabei gelangweilt, doch das kann ich Ihnen mittheilen, daß jetzt die Tochter nicht mehr allein eiferſüchtig iſt, ſondern auch die Mutter, und daß erſte mich ſeit vierzehn Tagen nicht mehr respectable nennt, ſondern aimable; einmal ſagte ſie ſogar adorable. Ich weiß nicht, was ſie mit mir vor hat, aber ſie abelt mich in einem fort. Bald wird ihr nichts mehr übrig bleiben als mich exécrable zu nennen. Jetzt ſchmachten Sie ruhig fort und laſſen Sie ſich durch nichts ſtören. Es wird nicht lange dauern — vier Wochen, ſechs Wochen, vielleicht zehen, höchſtens ein Jahr oder anderthalb.

Fünf und zwanzigster Brief.

Paris, Montag den 4. Februar 1833.

Berangers neue Lieder haben nicht das jugendliche Herz der frühern, in welchen reines Quellblut ſprudelte. Wir aber die den Dichter lieben, leſen ſie wieder friſch. So blühen verwelkte Blumen neu auf, wenn man ſie in warmes Waſſer ſtellt. Beranger fühlt es ſelbſt, daß er ſchwächer geworden; aber er ſagt: nicht ſein Alter allein, ſondern auch der Ernſt der Zeit, hätte ſeine Sangesweiſe ſchwer und nachdenklich gemacht. Mir aber ſcheint, daß ſeine Verachtung nicht mehr ausgereicht für die Verächtlichkeit, ſein Spott nicht mehr für die Lächerlichkeit der jetzigen Machthaber und ihres Treibens und daß darum ſein ſonſt ſo ſiegesfroher Kampf alle Freudigkeit verloren. Er hat die Gedichte Lucian Bonaparten zugeeignet, der ihn einſt in ſeiner Jugend von der Armuth rettete und ihm wieder forthalf. Die Worte der Zueignung ſind würdig und rührend. Da ſagt er unter andern: „J'ai toujours penché à croire qu'à „certainas époques les lettres et les arts ne doivent „pas être des simples objets de luxe.“ Das mögen ſich unſere deutſchen gelehrten Zeug-Fabrikanten und unſere poetiſchen Goldarbeiter merken, die, in der Schule Goethes gebildet, ihre Wiſſenſchaft und Kunſt und ihr edles Gewerbe herabzuwürdigen glauben, wenn ſie je auf etwas anders als auf neue Erfindungen für die Luſt der Reichen und Vornehmen ſinnen, wenn ſie je an etwas Anderm, als an Kronen und Ordensſternen arbeiten. In der Vorrede ſagt Beranger: das wären ſeine letzten Lieder und er wolle den Reſt ſeines Lebens verwenden, die Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit aufzuſchreiben. Dieſe Drohung braucht uns keine Sorge zu machen; Dichter und Liebende ſchwören oft falſch.

„Das Glück der Menſchheit war der Traum „meines Lebens.“ Hätte Beranger nur das nicht geſagt! Das ſagen ja eben die Andern auch, die das Glück der Menſchheit nicht wollen. Sie ſpotten: Ihr träumt, Ihr ſchwärmt! Nein, es iſt kein Traum;

aber freilich wenn man ſchläft iſt alles Traum. Schlummert nicht, wachet auf; Es giebt jetzt zehntauſendmal mehr glückliche Menſchen, als es vor vierhundert Jahren gab. Aber gewiß lebten damals auch Dichter und Philoſophen welche von dem Glücke der Menſchheit träumten, und gewiß wurden ſie von den Weltleuten auch verhöhnt wegen ihrer Schwärmereien. Und doch iſt alles beſſer geworden, und ohne Zweifel überſteigt die Wohlfahrt der heutigen Welt, weit die Hoffnung jener Gutgeſinnten, weit die Furcht jener Schlechtgeſinnten. Was hat ſich geändert? Hat das Glück der Menſchheit ſich vermehrt? Nein. Die Summe des Glücks iſt immer die nehmliche, nur kömmt es darauf an wie ſie vertheilt iſt. In jenen frühen Jahrhunderten war alles Land und Gut, aller Reichthum und alle Luſt des Lebens, waren alle Waffen zur Vertheidigung der Güter des Lebens in alleinigem Beſitze der Edelleute und alle Kunſt und Wiſſenſchaft und göttliche Erkenntniß waren Eigenthum der Geiſtlichkeit. Sie hatten alles, wußten alles, konnten alles; das Volk war arm, dumm und wehrlos. Der Frühling kam, der Adel und Geiſtlichkeit aufgelößt und da floſſen Reichthum und Wiſſen von ſelbſt auf das Land herab. Vollendet jetzt das Werk, mit eures Geiſtes mit eurer Hände Kraft, und wartet nicht auf die Zeit die langſam zerſtört und noch langſamer bildet. Die Zeit iſt eine Seidenraupe; wollt Ihr Seide ſpinnen, dürft Ihr nicht warten bis ſich der Schmetterling entfaltet. Gott gab dem Menſchen die Zukunft, daß er ſie zur Gegenwart mache; aber wir ſind ſo faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden laſſen. Die Vergangenheit iſt unſere Gegenwart, und wir Narren ſind zufrieden wenn wir altbacken Brod eſſen. Jeder Fürſt eines großen Landes verzehrt das Glück von hundert tauſenden ſeiner Unterthanen, jeder kleine Fürſt nach Verhältniß noch mehr. Jede Univerſität macht das Land zehen Meilen in der Runde dumm. Wenige ſollen alles wiſſen, damit alle nichts wiſſen. Unſere Gelehrten ſind die Schatzmeiſter der Aufklärung. Dieſe Narren bilden ſich ein, ſie würden von den Regierungen gut bezahlt, damit ſie den Schatz in Ruhe und Frieden genießen. O nein; man ſtellt ſie an daß ſie den Schatz wohl verſchloſſen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein was die Göttinger Bibliothek gekoſtet, könnte man in ganz Deutſchland Dorf-Bibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürſten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Profeſſoren in dreißig tauſend Schulmeiſter zerſchlüge — in jedem geheimen Hofrath ſtecken ihrer tauſend — wäre ein ganzes Volk, wohlhabend, gebildet ſittlich und glücklich. Dann würde das Unglück der Menſchheit, der Traum der Schlechten ſein.

Wonach ich in dieſen Liedern am begierigſten ſah, können Sie ſich leicht denken. Nach den Geſinnungen und Aeußerungen Berangers über den Zuſtand Frankreichs. Mit wahrer Angſt ſuchte ich das auf; denn ich habe ſeit zwei Jahren oft flüſtern hören: nicht aus Mangel an Stoff ließ Beranger ſeinen Zorn ſchweigen, ſondern aus einem andern Mangel. Ich glaubte das halb und es machte mir Kummer. Ich glaubte es — denn die ſchöne Zeit iſt nicht mehr, wo nur die Verläumdung edle Menſchen beſchädigen konnte; das thut auch jetzt der Argwohn der Guten, der wie ein Roſt das reinſte Gold der Tugend verzehrt. Der Wein welchen die Macht in großen Strömen fließen läßt, die Vernunft und das Herz der Welt zu überſchwemmen, daß ſie ihr Mitſchuldige werde, hat auch viele der Edelſten berauſcht und die Regierungen haben es in ihrer geheimen Scheidekunſt ſo weit gebracht, daß ſie ſelbſt aus Roſenwaſſer das ſtärkſte Gift deſtilliren können. Dank dem Himmel das fand ich nicht in den

Liedern; ich fand aber auch nichts alles was ich ſuchte. Den Stoff den ihm die Regierung Louis Philipp's angeboten, der viel ſchöner und reicher iſt, als der der frühern Zeit, hat Beranger träge bearbeitet. Aber es giebt außer der Beſtechung durch Geld, noch eine andere; die durch Worte und Schmeicheleien. Viele von den alten Freunden Berangers theilen jetzt den Gewinnſt und die Sünden der Macht. Es kann ihm wohl Einer derſelben vorgeſtellt haben: er möge bedenken, welchen großen Einfluß ſeine Lieder auf das Volk hätten und daß ſie am meiſten die Revolution vorbereitet. Er möge bedenken, in welcher gefährlichen Lage der König den Partheien und dem Lande gegenüber ſtehe — das bedenken und darum ſchonen. Vielleicht zeigte man ihm auch in einiger Entfernung ein Endchen von irgend einem Geheimniſſe der heiligen Allianz. Da ließ ſich der gute Beranger überliſten und verſprach zu ſchweigen. Später ſah er wohl ein, daß er getäuſcht worden, aber er hatte einmal ſein Wort gegeben.

So zielen Berangers politiſchen Lieder, zwar auf die Scheibe, aber nicht mehr wie früher auf das Schwarze. Das was ich in meinen vorjährigen Briefen mittheilte, la paix, und das deutlich den Stempel des Dichters trägt, iſt nicht gedruckt worden. Die Miniſter und die Kammer und die unhandgreifliche Regierung beſpöttelt er etwas in dem Liede la restauration de la chanson. In den erſten Tagen nach der Revolution hatte Beranger geſagt, „on vient de détrôner Charles X „et la chanson.“ Darauf bezieht ſich das Lied, von welchem hier die zwei erſten Strophen folgen

Oui, chanson, Muse ma fille
J'ai déclaré net
Qu'avec Charles et sa famille
On te détrônait.

Mais chaque loi qu'on nous donne
Te rappelle ici.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Je croyais qu'on allait faire
Du grand et du neuf;
Même étendre un peu la sphère
De quatre — vingt — neuf.
Mais point! On rébadigeonne
Un trône noirci.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Dieſem Liede unmittelbar vorher geht ein anderes, dem es gleichſam als Beweis folgt. Der Miniſter Sebaſtianj wollte, ſo zart wie möglich, den Dichter reich machen. Er antwortete ihm in dem ſchönen Liede: Le refus, darin ſagt er:

Qu'un peu d'argent pleuve en mon trou,
Vite il s'en va, Dieu sait par où!
D'en conserver je désespère.
Pour recoudre à fond mes goussets,
J'aurais dû prendre, à son décès,
Les aiguilles de mon grand — père.

Ami, pourtant gardez votre or.
Las! j'épousai, bien jeune encor,
La Liberté, dame un peu rude.
Moi, qui dans mes vers ai chanté
Plus d'une facile beauté,
Je meurs l'esclave d'une prude.

La Liberté! c'est, Monseigneur,
Une femme folle d'honneur;
C'est une bégueule enivrée
Qui, dans la rue ou le salon,
Pour le moindre bout de galon,
Va criant: A bas la livrée!

Aus einem philoſophiſchen Gedichte: Les Fous ſind folgende ſchöne Verſe:

Combien de temps une pensée,
Vierge obscure, attend son époux!
Les sots la traitent d'insensée;
Le sage lui dit: Cachez-vous.
Mais la rencontrant loin du monde,
Un fou qui croit au lendemain,
L'épouse; elle devient féconde
Pour le bonheur du genre humain.

Qui découvrit un nouveau monde?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde,
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait, eh bien! Demain
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

Ob Sie zwar die Gedichte bald erhalten werden, habe ich mir doch die große Mühe gegeben, zwei derſelben worin Beranger ſeine Liebe zu den Königen herrlich thuen ließ, ganz für Sie abzuſchreiben. Ich weiß welche Freude es Ihnen macht in meinem armen ausgetrockneten Mühlbache wieder etwas Waſſer zu ſehen.

Conseil aux Belges.

Finissez-en, nos frères en Belgique
Faites un roi, morbleu, finissez-en.
Depuis huit mois, vos airs de république
Donnent la fièvre à tout bon courtisan.
D'un roi toujours la matière se trouve:
C'est Jean, c'est Paul, c'est mon voisin, c'est moi.
Tout œuf royal éclôt sans qu'on le couve.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Quels biens sur vous un prince va répandre!
D'abord viendra l'étiquette aux grands airs;
Puis des cordons et des croix à revendre;
Puis ducs, marquis, comtes, barons et pairs.

Puis un beau trône, en or, en soie, en nacre,
Dont le coussin prête à plus d'un émoi.
S'il plait au ciel, vous aurez même un sacre.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Puis vous aurez baisemains et parades,
Discours et vers, feux d'artifice et fleurs;
Puis force gens qui se disent malades
Dès qu'un bobo cause au roi des douleurs
Bonnet de pauvre et royal diadème
Ont leur vermine: un dieu fit cette loi.
Les courtisans rongent l'orgueil suprême.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Chez vous pleuvront laquais de toute sorte;
Juges, préfets, gendarmes, espions;
Nombreux soldats pour leur prêter main-forte;
Joie à brûler un cent de lampions.
Vient le budget! nourrir Athène et Sparte
Eut, en vingt ans, moins couté, sur ma foi.
L'ogre a diné; peuples, payez la carte.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Mais, quoi! je raille; on le sait bien en France;
J'y suis du trône un des chauds partisans.
D'ailleurs l'histoire a répondu d'avance:
Nous n'y voyons que princes bienfaisans.
Pères du peuple ils le font pâmer d'aise;
Plus il s'instruit moins ils en ont d'effroi;
Au bon Henri succède Louis treize.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Prédiction de Nostradamus pour l'an deux mil.

Nostradamus, qui vit naître Henri quatre
Grand astrologue, a prédit dans ses vers,
Qu'en l'an deux mil, date qu'on peut débattre,
De la médaille on verrait le revers.

Alors, dit-il, Paris dans l'allégresse,
Au pied du louvre ouira cette voix:
„Heureux Français, soulagez ma détresse;
„Faites l'aumône au dernier de vos rois.“

Or, cette voix sera celle d'un homme
Pauvre, à scrofule, en haillons, sans souliers
Qui, né proscrit, vieux, arrivant de Rome,
Fera spectacle aux petits écoliers.
Un senateur criera: „L'homme à besace!
„Les mendians sont bannis par nos lois.
„— Hélas! monsieur, je suis seul de ma race.
„Faites l'aumône au dernier de vos rois.

„Es-tu vraiment de la race royale?
„— Oui, répondra cet homme, fier encor.
„J'ai vu dans Rome, alors ville papale,
„A mon aïeul, couronne et sceptre d'or.
„Il les vendit pour nourrir le courage
„De faux agens, d'écrivains maladroits.
„Moi, j'ai pour sceptre un bâton de voyage.
„Faites l'aumône au dernier de vos rois.

„Mon père âgé, mort en prison pour dettes
„D'un bon métier n'osa point me pourvoir.
„Je tends la main; riches, partout vous êtes
„Bien durs au pauvre, et Dieu me l'a fait voir.
„Je foule enfin cette plage féconde
„Qui repoussa mes aïeux tant de fois.
„Ah! par pitié pour les grandeurs du monde
„Faites l'aumône au dernier de vos rois.

„Le senateur dira: Viens, je t'emmène
„Dans mon palais; vis heureux parmi nous.
„Contre les rois nous n'avons plus de haine:
„Ce qu'il en reste embrasse nos genoux.
„En attendant que le sénat décide
„A ses bienfaits si ton sort a des droits,
„Moi, qui suis né d'un vieux sang régicide,
„Je fais l'aumône au dernier de nos rois.“

Nostradamus ajoute en son vieux style:
La république au prince accordera

Cent louis de rente, et, citoyen utile,
Pour maire, un jour, Saint-Cloud le choisira.
Sur l'an deux mil on dira dans l'histoire
Qu'assise au trône et des arts et des lois,
La France en paix reposant sous sa gloire,
A fait l'aumône au dernier de ses rois.

Dienſtag den 5. Februar.

Weiber heraus! Herbei mit Stecknadeln, mit Nähnadeln, mit Haarnadeln, mit Stricknadeln, mit ſcharfen Zungen, mit Fichbeiner, mit Zwirnknäulen, mit Haarflechten! Es gilt eure Ehre; ich führe euch an. Die Darmſtädter wollen euch den Zutritt in ihre Kammer verweigern. Sie haben euch geläſtert deutſch und franzöſiſch. Sie haben geſprochen von Arioviſt, von Cäſar, von den Römern, von den Germanen, von Montesquieu, vom Orient, vom Occident, von den Spartaniſchen Frauen, von Goethe, Schiller, von den ſchätzbaren Winken, welche die philoſophiſchen Schriften des Königlich-Preußiſchen Staatsminiſters Ancillon über dieſen Punkt enthalten. Von Himmel und Erden, von Gott und Teufel. Sie haben geſprochen von dem dröhnenden Geheule der germaniſchen Weiber und wie Cäſar vier Wochen gebraucht, ſeine Soldaten an den Graus zu gewöhnen und wie er früher die Schlacht nicht gewagt. Zwar hat eure Sache durch eine kleine Stimmenmehrheit geſiegt; aber das hilft euch nichts. Die Regierung dort wird euch nie in die Kammer laſſen, denn ſie zittert vor euch. Sie fürchtet: manchem würde euer Lächeln mehr ſein als das gnädige Lächeln des Fürſten, euer Händedruck ſchmeichelnder als das Achſelzucken eines Miniſters und euer Spott gefährlicher als die Unzufriedenheit des Preußiſchen Geſandten. Darum ſammelt euch! In Ordnung! Die häßlichſten im erſten Gliede! Vorwärts! .... Was iſt? Ihr zaudert? Habt Ihr Furcht? .. Ja ſo!... Die ſchönſten voraus! Marſch!...

Halt! Kehrt wieder um und gehet nach Hauſe. Es fällt mir eben ein, daß ſie Recht haben; es ſind ſchon Weiber genug in allen deutſchen Kammern.

Von den Duellen welche in dieſen Tagen zwiſchen carliſtiſchen und liberalen Journaliſten Statt gefunden werden Sie in den Zeitungen geleſen haben. Aber bei euch mag man wohl die Bedeutung dieſes Ereigniſſes nicht ganz fühlen. Es war ſehr wichtig, es hat die Regierung aus ihrem ſüßen Traum geweckt. Man dachte, das Volk wäre todt, weil es nicht mehr brüllte, und da kam mancher Eſel, wenn auch zitternd, herangeſtolpert, um durch einen Fußtritt ſeine Tapferkeit und ſeine treue Anhänglichkeit für die doktrinäre Eſelei zu beweiſen. Da brüllte der Löwe wieder einmal und ſie bekamen Angſt. Die unverſchämte Herausforderung der Legitimiſten, die doch ſo ſchwach ſind wegen ihrer geringen Zahl, wurde ſo gedeutet: daß dieſe Parthei durch den geheimen Schutz der Regierung ſich ſtark fühle. Hat doch der Miniſter Broglie in der Kammer erklärt die Vertreibung Carls X., die ganze Revolution, ſei keine Handlung des Rechts geweſen, ſondern nichts als eine That der Gewalt, die man achten müſſe, weil man *müſſe*. So erkannte die öffentliche Meinung in dem Trotze der Carliſten nichts als die Argliſt der Regierung, und ſie ſprach ſich ſo ſtark aus, daß die Doktrine ihre Fühlhörner erſchrocken in ihr Schneckenhaus zurückzog. *Carrel*, der Redakteur der National, der ſich für die liberale Parthei hervorgeſtellt iſt lebensgefährlich verwundet worden. Jetzt iſt er außer Gefahr. Wäre er geblieben, hätte er vielleicht ein rieſengroßes Grab bekommen. Auch haben der Hof, das Miniſterium und die Geſandtſchaften, ſich öffentlich oder im Stillen, ſo ängſtlich um das Befinden dieſes Republikaners erkundigen laſſen, als wäre es ein legitimer Prinz. Von den *amis des droits de l'homme* allein haben ſich achttauſend gemeldet.

men, je zwanzig, es mit den Carliſten auszufechten. Ein Freund der geſtern auf dem Büreau der Tribüne war, erzählte mir, die Zimmer wären alle von gemeinen Arbeitsleuten voll geweſen, die gekommen waren ſich unter die Duellanten einſchreiben zu laſſen. Ich billige ſonſt Duelle bei gewöhnlichen Beleidigungen nicht. Die ſogenannte Ehre iſt nichts als die falſche Münze der Tugend, ein kindiſches und nichtswürdiges Ordensbändchen, das ſich der Hochmuth der Ariſtokratie erfunden, damit ihre Verdienſtloſigkeit zu ſchmücken. Aber Duelle aus politiſchen Gründen preiſe ich. Man ſtirbt für die Freiheit ſo ehrenvoll in einem Zweikampfe und auf dem Schafotte, als auf dem Schlachtfelde.

— So will ich Ihnen denn die Erbſchaftsgeſchichte der Mars erzählen. Bei dieſer Gelegenheit aber muß ich die Künſtlerin um Verzeihung bitten; ich habe ihr großes Unrecht gethan. Wie ich geſtern in einer Biographie geleſen, iſt ſie 1778 gebohren, alſo gegenwärtig erſt 55 Jahre alt und nicht 60, wie ich neulich, gewiß nicht aus Bosheit, aber aus jugendlichem Leichtſinne behauptet hatte. Es geſchah vor vielen Jahren, daß ein alter, reicher Marquis ſich in die Mars verliebte. Aber ſie erbarmte ſich ſeiner nicht. Er ſchrieb ihr ſeidne Liebesbriefe, hoch und weich ausgepolſtert mit Bankzetteln; die Edle ſchickte ihm den Flaum ſammt dem Ueberzuge zurück. Kürzlich befreite der Tod den armen Marquis von ſeinen Liebesleiden. Einmal fuhr er über den Platz Vendome, der Wagen wurde umgeworfen, und der Marquis brach ein Bein. Man eilte herbei ihm zu helfen und ihn nach Hauſe zu tragen. Aber er erklärte mit feſter Stimme den Umſtehenden: hier liege ich und hier bleibe ich liegen und laſſe mich nicht anrühren, bis der Wundarzt der Demoiſelle Mars kömmt und mich in ſeine Behandlung nimmt. Man ſchickte zur Mars. Dieſe, zwar aufgebracht aber doch betrübt über den alten Narren, fuhr gleich zu ihrem Freunde und Arzt Dúpuytrin und bat ihn, die Heilung des Marquis zu übernehmen. Nahe Verwandte hinterließ er nicht. Als ſeine vermuthlichen Erben das Inventarium machen ließen, und über die vielen ſchönen Sachen ſich ſehr freueten, fanden ſie unter der reichen Verlaſſenſchaft ein Bild der Mars von Gerard gemahlt. Die Erben dachten, die Mars werde dieſes ihr Bild wohl gern an ſich bringen, und ließen ſie das wiſſen. Sie eilte auch gleich in das Sterbehaus, ihr Bild in Augenſchein zu nehmen. Während ſie mit den Erben um den Preis des Bildes unterhandelte, kamen aus dem Nebenzimmer die Notare mit einem Teſtamente heraus, das ſie eben erſt unvermuthet gefunden und gleich geöffnet hatten und ſagten der Mars: ſie möge nur das Bild und alles behalten, es gehöre alles ihr, ſie wäre Univerſal-Legatarin. Die Mars ſtand mit einem Suſanne-Lächeln die Erben ſtanden mit Bazile-Mäulern da. So belohnt der Himmel weibliche Tugend.

Noch eine andere Denkwürdigkeit ereignete ſich bei dieſem Anlaſſe. Als die Bücher des Marquis verſteigert wurden, kam eine alte Bibel an die Reihe, vielleicht dreißig Sous im Kaufwerthe. Der Auctionator durchblätterte das Buch, ehe er es losſchlug, um zu ſehen, ob es nicht defekt ſei, und der Käufer damit betrogen werde. Da fielen Bankzettel, nach und nach fünfzig Stück, heraus, die als Papierſtreifen, zur Bezeichnung kräftiger und erbaulicher Stellen, in der Bibel lagen. Denken Sie nur, wäre dieſe heilige Schrift nicht zufällig unterſucht worden und ein armer frommer Teufel hätte ſie gekauft für dreißig Sous, und zu Hauſe fünf und zwanzig vielleicht fünfzig tauend Franken darin gefunden — das hätte vielleicht as Chriſtenthum über ganz Paris verbreiten können! Nutzanwendung: 1) Man weiſe alte Marquis zurück; ihr Tod iſt einträglicher als ihr Leben. 2) Man kaufe alte Bibeln.

— Es ſchrieb mir heute einer aus Stuttgart: der König habe darum die Kammer nicht ſelbſt eröffnet, weil Pfitzer (Verfaſſer der Briefe zweier Deutſchen) unter den Abgeordneten wäre, und den Schwur eines ſolchen Mannes könne er nicht annehmen. Ach! was habe ich wieder eine volle und ſchmutzige Eſelshaut! Das iſt meine wahre Peau de chagrin; aber eine ganz andere als Balzac's ſeine. Dieſe wurde kleiner nach jeder Thorheit und Sünde: meine wächſt nach jeder. Doch heute ſtill davon. Ludwig XIV. ſchrieb ein ſtaatsrechtliches Buch zur Belehrung ſeines Nachfolgers. Darin iſt der Grundſatz aufgeſtellt: „Die „Nation iſt nichts für ſich, ſie iſt ganz in „der Perſon des Königs aufgelößt." (La nation ne fait pas corps, elle réside toute entière dans la personne du roi.) Ludwig der letzte wird einſt ſprechen wie Ludwig XIV. geſprochen. Der letzte Wilhelm, der letzte Friederich, der letzte Franz, der letzte Carl werden geſinnt ſein, wie der erſte Wilhelm, der erſte Friederich, der erſte Franz, der erſte Carl geſinnt waren. Es giebt keine andere Hülfe als daß uns der letzte von allen befreie.

Fünf und zwanzigster Brief.

Paris, Donnerſtag den 7. Februar 1833.

Der Journaliſt Traxler aus Cöln, von dem ich Ihnen neulich geſchrieben, hat ſich gerettet und iſt glücklich in Paris angekommen. Geſtern beſuchte er mich. Als er Abends, da es ſchon dunkel war, von dem Gerichte zurückkam, wo er ſein Urtheil empfangen, bat er den Gerichtsdiener, der ihn in das Gefängniß führen ſollte, ihn vorher in ſeine Wohnung

zu begleiten, wo er einiges Nöthige zu beſtellen habe.
Dem Verlangen wurde nachgegeben. Als der Huiſſier
in das Zimmer eingetreten war, ſprang Traxler hinaus,
verſchloß die Thüre hinter ſich, ſtürzte auf die
Straße hinunter, lief ohne Hut und Mantel zum
Thore hinaus und kam ſo glücklich über die Grenze.
Auch iſt in dieſen Tagen ein Bierbrauer aus Leipzig
hier angekommen, der zu fünfzehnjährigen Zuchthausſtrafe
verurtheilt war. Er ſaß ſchon lange in Pirna
feſt, als es ihm gelang ſeinen Kerker zu durchbrechen
um den weiten Weg durch Deutſchland, nicht unerkannt,
aber unverrathen zurückzulegen. So haben ſich
ſchon ſehr viele Patrioten gerettet, von welchen ich
echs in Frankreich begegnet und geſprochen habe. Wenn
nan die Erzählung von ihrer oft wunderbaren Rettung
nhört gewahrt man leicht und mit großer Freude,
aß diejenigen welche ſie zu bewachen hatten, mit ihrer
lucht einverſtanden waren, ſo, daß wenn ſie auch
icht behülflich dabei geweſen, ſie doch die Augen zu-
edrückt. Die Flüchtlinge dürfen zwar aus Klugheit
nd Dankbarkeit von einem ſolchen Einverſtändniſſe
cht ſprechen, doch aus den angegebenen Umſtänden
räth man es bald. Einer dieſer Patrioten aber, der
s Vertrauen zu mir unbedenklich fand, geſtand es,
ß ein Polizei-Beamter, und zwar ein ſolcher, der
h ſeit mehreren Jahren durch ſeine blinde Folgſam-
t gegen die Tyrannei ausgezeichnet hat, und darum
der ganzen Stadt verhaßt iſt, ihm, ob er ihn frü-
zwar gar nicht gekannt, zu ſeiner Flucht behülflich
eſen. Wie erfreulich iſt es nicht wahrzunehmen,
die Karyaditen der Throne mit Menſchengeſichtern
ſteinerner Bruſt, endlich auch warm werden und
beklagen.

Der gute Geiſt in Deutſchland breitet ſich immer
r aus, auch unter den Offizieren und Unter-Offi-
n. Und was dann? Die deutſchen Fürſten werden

bald keine andere Macht haben, als der Gerechtigkeit nachzugeben oder unterzugehen, und ſelbſt dieſe Wahl bleibt ihnen nicht lange mehr.

Sie brüten jetzt über die Wiederherſtellung der alten deutſchen Reichsgerichte, aber in den alten Keßel ſoll neues Gebräu kommen. Man ſpricht von deutſchen National-Gefängniſſen, von hohen deutſchen Bundesthürmen die gebaut werden ſollen. Ich weiß das Nähere noch nicht, werde es aber bald erfahren.

In den Blättern die Sie mir geſchickt, habe ich von Weitzels „Politiſche Anſichten der Gegenwart" nur noch einige Bruchſtücke gefunden; ich hätte aber wahrſcheinlich aus dem ganzen nicht klug werden können. Wer hieß aber auch den Mann ſchreiben in dieſer Zeit und in ſeinen Verhältniſſen? Wenn er ſagt: „Der Gedanke aber, jetzt in Europa der Monarchie, „die ſich mit der Ariſtokratie verbunden, ein Gegen„gewicht zu geben, kömmt um manche Jahrzehente „zu früh„ — ſo will ich mich aufknüpfen laſſen, wenn das ſein Ernſt war. Weitzel iſt einer der beſten und klarſten politiſchen Köpfe Deutſchlands und ſein Rath mit der Ausbeſſerung des Hauſes zu warten, weil es noch manche Jahrzehente dauern könnte, bis uns das Dach über den Kopf zuſammenſtürzt, war gewiß nicht aufrichtig. Wenn einmal Ariſtokratie und Monarchie zuſammenfallen, dann bleibt uns nichts mehr zu thun übrig. Man verliert alle Geduld. Da bitten ſie uns täglich, wir möchten doch ſo gut ſein, die Wirkung der Zeit abzuwarten. Als wenn Zeit und Natur zu etwas aus nichts ſchaffen! Als wenn ſie nicht ſelbſt vorher zerſtören müßten, um Neues zu bilden! Für ſolche Dummköpfe halten ſie uns, daß ſie uns unaufhörlich vorpredigen, wir möchten, ehe wir das Verhaßte Alte zerſtörten, das beliebte Neue vorher aufführen. Wo wir aber Bauplätze herbekommen ſollen, wenn wir nicht vorher den alten Schutt wegräumen; wo wir Zimmerholz hernehmen ſollen, wenn wir keine Bäume umhauen — das Geheimniß predigen ſie uns nicht. Und wenn ſie zanken: Der Liberalismus könne nur zerſtören, finden ſich in Deutſchland gutmüthige, aber einfältige Menſchen genug, die vor dem Schrecken dieſes Vorwurfs zuſammenfahren, und, aus Furcht für Mordbrenner gehalten zu werden, nach Hauſe ſchleichen, die Nachtmütze aufſetzen und in den Andachtsſtunden leſen.

Es iſt etwas in den Deutſchen, auch in den Freiſinnigen, was ich nicht verſtehe, wozu, mir es begreiflich zu machen, meine Pſychologie nicht ausreicht. Ich erſtaune täglich über die Gefühlloſigkeit, mit welcher die liberalen Deputirten der Kammer die unverſchämten Reden der Miniſter anhören. Ich ſage nicht ſie ſollen der Gewalt, Gewalt entgegen ſetzen; denn ſie haben keine. Ich ſage nicht: ſie ſollen der Frechheit wie es ſich gebührt antworten und der Pflicht und Ehre ihren perſönlichen Vortheil aufopfern; aber ich ſage: ſie ſollen ihr antworten müſſen. Ich bin auch kein Held, weder der Tapferkeit noch der Tugend; ich würde vielleicht auch zahm ſeyn der Macht gegenüber; ich wäre wohl auch nicht aufopfernd genug für das Wohl des Volkes, das bei uns ſolche Aufopferung ſelten vergütet, mit Weib und Kindern zu verhungern; ſtände ich der Anmaßung eines Mächtigen gegenüber, würde ich vielleicht auch überlegen und ſchweigen. Es gäbe aber Verhältniße in denen ich unfähig bliebe zu überlegen, in denen mein Herz den Verſtand verdunkelte, und in ſolchen Verhältniſſen ſtände ich auch der Anmaßung eines Königs gegenüber, würde ich ſeine Krone, ſeine Kerker, ſeine Henker vergeſſen, und ihm begegnen wie es ſich gebührt. Ich könnte mich wie einen Knecht, wie einen Verbrecher, wie einen Dummkopf geduldig behandeln laſſen; aber wie einen Schulbuben — nie.

Und warum ſind ſie Schulbuben, wo ſie ſich die Schwächeren fühlen? Weil ſie Schulmeiſter ſind wo die Stärkeren; der ganze Unterſchied beſteht nur in den Jahren. Ihre Frömmigkeit, ihre Sentimentalität richtet ſie zu Grunde. Vor lauter Begeiſterung für das Gute, verlieren ſie den Geiſt es zu Stande zu bringen. Thränen der Menſchenliebe und Rührung, verdunkeln ihnen den Blick, und der dümmſte Jäger kann ſie dann mit Händen fangen. So ein edler Deputirter ſitzt, ohne es zu merken, wie ein Falk auf der Fauſt ſeines gnädigen Herren und zeigt ſich etwas hoch oben in der Luft, was der gnädige Herr mit ſeinem Geſchoſſe nicht erreichen kann, nimmt er ihm die Kappe ab und läßt ihn ſteigen. Das edle Thier ſteigt, ſteigt, ſteigt, holt aus den Wolken ein Täubchen herab, und den Blick von der Sonne geblendet, gewahrt er gar nicht daß er wieder zur alten Fauſt zurückkehrt und man ihm die Kappe von neuem über die Augen gezogen. Dann lachen die Junker verſtohlen.

In Caſſel feierten ſie den Jahrestag der Verfaſſung und ſchrieben am folgenden Tage: „Tauſend ſtille Gebete und Wünſche für ſie ſteigen zu dem Ewigen.“ Aber der Ewige ſelbſt, iſt nicht ewig genug, mit eurer ewigen Geduld ewige Geduld zu haben, und laute Flüche wären ihm wohlgefälliger als ſtille Gebete. Der Eröffnung der Würtemberger Stände ging ein feierlicher Gottesdienſt voraus, und ein Prälat — verſteht ſich ein Haas — predigte über den Pſalmen-Vers „daß die Furcht des Herrn Ehre und Heil in das Land bringe“ und ging dann geſchickt von dem Könige David auf den König Wilhelm über und näſelte „von der Treue gegen unſern verehrten König.“ Und die Deputirten fürchten die Furcht und laufen nicht zur Kirche hinaus! Und dann wird die Sitzung eröffnet,

„nachdem der Präſident in einer kurzen Anrede den Segen des Himmels erfleht für den bevorſtehenden Landtag!" Und dann erhebt ſich ein hochherziger Deputirter, den ganz gewiß irgend ein loſer Schelm von Staatsrath heimlich an ſeiner Großmuth gewitzelt, und macht den Vorſchlag: man ſolle die Diäten der Deputirten von 5½ auf 4½ Gulden herabſetzen. Taumelnd ſtand gleich alles auf, was Edles auf den Bänken ſaß, und alle, Einer nach den Andern, ſchrien wie die Kinder, „ich auch, ich auch!" Es war eine Rührung zum erſaufen, und die Junker im Trocknen lachten wieder. Darauf nahm ein anderer Deputirter das Wort und ſprach: „Ich verzichte nicht auf meine fünf Gul„den dreißig Kreuzer; ich werde aber einen Gulden „täglich den Armen zukommen laſſen." Auch dieſe ſchönen Worte hatten vielſtimmigen Widerhall. Endlich ſtand einer auf und rief: „Wenn man mich zum Präſidenten der Kammer erwählen ſollte, werde ich mich, ſtatt der feſtgeſetzten fünftauſend Gulden, mit dreitauſend begnügen." Und jetzt hielt die Tugend eine herzallerliebſte Verſteigerung und Einer forderte immer weniger als des Andere. Dieſesmal aber als die Junker ſahen, wie ſich die Moral in die Tauſende verſtieg, lachten ſie nicht mehr ſondern ſie murten. . . . . . . Und ſolchen unverſtändigen Menſchen iſt das Wohl des Landes anvertraut! So laſſen ſie ſich von ihrem Herzen zum Beſten haben! Sie ſehen nicht ein, daß ſie für einige tauſend Gulden die ſie durch Verminderung der Taggelder dem Volke erſparen, ihm vielleicht Millionen an andern Laſten auflegen. Denn wenn die Diäten ſo gering ſind, daß ſie den Deputirten den Verluſt ihrer Zeit nicht mehr vergüten, müſſen ſie zurücktreten und ihre Stellen den Reichen und den Staatsbeamten überlaſſen. Dieſe aber werden wie immer die Auflage ſo viel als möglich auf die untern Volksklaſſen wälzen. Es iſt ſchön wenn einer edel iſt; aber das ſei er im Geheim. Edelleuten und Miniſtern gegenüber, ſoll ein Bürger ſeine Tugend verſtecken. So bald dieſe merken, daß ſie es mit einem edlen Deputirten zu thun haben, übervortheilen ſie ihn um ſo mehr, und betrügen in ihm das ganze Volk. Im Gegentheile, wir müſſen ſtets Eigennutz heucheln, damit ſie Achtung vor uns bekommen.

Freitag den 8. Februar.

Der Spott, den jetzt die deutſchen Fürſten mit ihren Ständen treiben, empört mich nicht; ich bin deſſen ſchadenfroh. Ein edler Mann kann oft der Gewalt unterliegen und immer unverdient; aber der Liſt unverdient, nur das Erſtemal. Wen ſie zum zweiten Male täuſcht, der hat ſein Geſchick verſchuldet, und es iſt das zweite Mal daß ſich die deutſche Freiheit bethören läßt. Wieder einmal haben die konſtitutionellen Fürſten die Schranken der Verfaſſung durchbrochen, die uns gegen ihren Uebermuth geſchützt; wieder einmal jubeln ſie wie die entſprungenen Sklaven. Die Gitterſtangen die ſie eingeſchränkt, dienen ihnen jetzt zu Waffen dieſe Einſchränkung zu rächen, und mit den Geſetzen die ſie aus den Boden geriſſen, zerſtören ſie die Geſetze die noch aufrecht ſtehen. Und nicht mehr wie früher, begnügen ſie ſich ihre Widerſacher die ihnen in die Hände fallen, einzeln zu beſtrafen; nein: ſie beſtrafen die Städte, die Gemeinden, in welchen ſich Widerſacher gegen ſie hervorgeſtellt. Der König von Baiern hat die Stadt Würzburg, durch Verpflanzung mehrerer Aemter, durch Entfernung der berühmteſten Univerſitäts-Lehrer zu Grunde gerichtet. Die Garniſon, der heilige Biſchof, die allerheiligſten Edelleute verlaſſen die kleine gewerbloſe Stadt Freiburg, um die Bürger zu züchtigen, daß ſie Rotteck zum Bürgermeiſter gewählt. Der König von Würtemberg, aus Unzufriedenheit, daß die Bevölkerung der Hauptſtadt ſich ſo freiſinnig zeigt, will mit ſeinem Hofe und mit ſeiner Leibgarde nach Ludwigsburg ziehen. Der Magiſtrat von Stuttgart um das große Unheil von dem Wohlſtande der Gemeinde abzuwenden, haben dem Könige, eine von der Bürgerſchaft unterzeichnete Adreße überreicht, worin dieſe den König bittet nicht von Stuttgart wegzuziehen.

So liegen jetzt alle Deutſchen an einer gemeinſchaftlichen Kette, und ſie haben doch wenigſtens eine Galeere zum Vaterlande. In Baiern ſoll es nicht mehr zu ertragen ſein. Ich habe heute drei angeſehene und reiche Gutsbeſitzer aus Rheinbaiern geſprochen, die nach Amerika reiſen, um für eine große Menge ihrer Landsleute eine Niederlaſſung auszumitteln. In Rheinbaiern, erzählen ſie, ſteige die Tyrannei täglich, und ſie wollten ſich retten, während ihnen noch Kraft zur Rettung bliebe. Das ſind keine Advokaten, keine Demagogen, keine Schriftſteller, keine Journaliſten, keine Freiheits=Theoretiker, keine ſchwärmenden Jünglinge; es ſind Gutsbeſitzer, ſchlichte Landbauern — und doch können ſie es nicht ertragen!

Samſtag den 9. Februar.

Die Erklärung von Alexis in der Nürnberger Zeitung hat mich ſehr ergötzt. Ich hatte es noch nicht geleſen. Sie haben das nicht verſtanden wenn Sie jene Erklärung als einen Verſuch anſehen, den Spott abzuwenden der den armen Häring in Berlin wahrſcheinlich getroffen hat. Das nicht. Gegen die Beſchuldigungen der Demagogie, die ich aus Scherz und Satyre gegen ihn vorgebracht, ſucht er ſich zu vertheidigen, und die Regierung dort hat vielleicht darauf Rückſicht genommen. In ſolchen Sachen verſtehen ſie keinen Spaß, wie man zu ſagen pflegt. Ich habe kaum gehofft, daß ſie ſo dumm ſein werden. Uebrigens können Sie ſich leicht denken, daß ich nicht darauf antworten werde, überhaupt keinem.

Sieben und zwanzigster Brief.

Paris, Samſtag den 9. Februar 1833.

Den König von Griechenland, den Sohn de Baieriſchen Großbüttels, vor dem, wie die Zeitunge erzählen, von München an bis Brindiſi, eine Rauchwolke von den köſtlichſten deutſchen und italiäniſche Schmeichelgewürzes herzog — nennt ein hieſiges Blatt einen roitelet ideot, sourd et bossu. Ic habe kein franzöſiſches Wörterbuch bei der Hand; un weiß nicht was idiot heißt. Ich vermuthe es heiß dumm oder gar einfältig. Das wäre ein Unglück Die Bucklichkeit hätte nichts zu ſagen: auch Sokrate war bucklig. Die Taubheit aller Könige wäre ein Wonne des Menſchengeſchlechts; denn bei ihnen fiele dann alle akuſtiſchen Täuſchungen weg, es blieben nu noch die optiſchen übrig; ihre Höfe könnten ſie um di Hälfte weniger betrügen, und ihre Völker wären um die Hälfte weniger unglücklich. Aber dumm, wär dumm. Man braucht mehr Verſtand die Griechen zu regieren, als das ganze übrige Europa zuſammengenommen. Dieſe Entdeckung von den ſchönen Eigenſchaften des Königs Otto, hat viel dazu beigetrage die franzöſiſche Kammer bedenklich zu machen, ob ſi die Garantie bewilligen ſolle, welche die Regierung für den dritten Theil des griechiſchen Anleihens zu übernehmen verſprochen. Der Zeitungsredakteur ging mit dem Briefe, den er von einem baieriſchen geflüchteten Patrioten aus Strasburg erhielt, zu Dupin, wo an dem Tage die Deputirten verſammelt waren; dort theilte er ſeine Nachrichten mit, von welchen er den wichtigſten Theil, ich weiß nicht warum, nicht drucken ließ, und ſie machten einen großen Eindruck, der auf die Kommiſſion der Kammer über ging. Aber was liegt daran? Sowohl die alt- als die neubaieriſchen Herzen, die von München wie die aus dem Speſſart, ſind, ſeit ihnen der Profeſſor Thierſch erzählt, daß Sophokles und Aechylus mit dichteriſcher Begeiſterung vom Bier geſprochen, ſo entzückt über die Heleneſirung ihres Ottos, daß ſie die noch fehlenden zwanzig Millionen gern hergeben werden und ſollten ſie darüber verarmen und mit einer Hopfenſtange in der Hand die Welt durchbetteln müſſen.

Die Baiern begreifen recht gut die unermeßlich heilſamen Folgen, die der Staatsvertrag, den der Baieriſche Vater mit dem Griechiſchen Sohne geſchloſſen, für Bier und Vaterland haben muß. Beide Majeſtäten verbürgen ſich darin wechſelſeitig ihre Länder und Unterthanen. Sollte einmal der König von Baiern von Oeſterreich, oder ſeinem eigenen treuen Volke angegriffen werden, muß ihm der König von Griechenland Hülfe ſchicken. Sollte dieſer einmal von Oeſterreich, Rußland, Frankreich, England, den Türken, dem Paſcha von Aegypten oder von ſeinen eignen geliebten Unterthanen, die ihn anbeten, bedroht werden: dann muß ihm der König von Baiern Hülfe leiſten. Wenn ein Baieriſches Regiment in Franken, mit den Leiden des Volks zu ſympathiſiren anfängt, ſchickt man es ſchnell nach Griechenland. Mögen immerhin die Soldaten ſich verzweiflungsvoll auf die Erde werfen, und ſich die Stirne auf den Pflaſter zerſchmettern; mögen ſie immerhin bei der Einſchiffung ſich empören — man weiß ſie zu zwingen. Wenn ein griechiſches Regiment in Nauplia ſich merken läßt, daß es ſeinen König doch gar zu bucklig finde — ſchickt man es nach München. Die Griechen in Baiern und die Baiern in Griechenland verſtehen das Volk nicht unter dem ſie leben, und haſſen und mißhandeln es zum Heile und Segen des monarchiſchen Prinzips. Der Kaiſer von Oeſterreich übt auch dieſe ſchöne Regierungskunſt. Die Ungariſchen Soldaten werden nach Italien die Italieniſchen nach Ungarn geſchickt. Der Ungar verſteht kein italieniſch, außer dem Wenigen was ihm Abends in der Kaſerne beigebracht wird, Es wird ihm aber nichts gelehrt als *caro amico*, und man ſagt ihm caro amico hieße *Hundsfott*. Wenn nun der gutmüthige Ungar in einer Weinſchenke ſitzt, und ein gutmüthiger Italiener reicht ihm die Hand und ſagt fratello mio, caro amico! — ſtößt ihm der Ungar ſeinen Degen in den Leib. Wenn ein junger italiäniſcher Offizier an den Ufern der Donau gedankenvoll hinſchleicht, und weint Sehnſuchtsthränen nach ſeinem unglücklichen Vaterlande, tritt ein edler Ungar zu ihm und ſagt in ſeiner Sprache: Nicht weinen Bruder, du wirſt dein ſchönes Vaterland bald wiederſehen! Der ſchmerzbetäubte Italiener glaubt der Ungar ſpotte ſeiner und ſchlägt ihm in's Geſicht. Sie duelliren ſich, der Ungar bleibt todt, und das monarchiſche Prinzip giebt am nehmlichen Abende dem Italieniſchen Offizier-Corps einen Champagner-Punſch.

Wollen Sie nächſten Sommer mit mir eine Wallfahrt zur Madonna di bacio machen. Der *Baieriſche Volksfreund* hat neulich den Vorſchlag gemacht: „an der Stelle wo die betrübte königliche „Mutter, ihrem vielleicht auf immer ſcheidenden innigſt geliebten Sohne, dem Könige von Griechenland den letzten Abſchiedskuß gegeben, vermittelſt „Beiträge patriotiſcher Baiern eine Kapelle zu bauen.“ Die Patrioten werden beitragen, die Kapelle wird gebaut werden. Cornelius wird eine *küſſende Muttergottes*, den griechiſchen Jeſus auf den Armen, malen und wir — nun wir bewundern Cornelius. Aber ſo ein Teufel von Volksfreund hat kein Herz im der Bruſt. Was hat er nöthig eine betrübte Mutter noch mehr zu betrüben? Wäre nicht ſchöner geweſen er hätte der königlichen Mutter geſagt: „Betrübe „dich nicht, königliche Mutter! Du haſt deinen Sohn „nicht zum letztenmale geküßt, du wirſt ihn bald wiederſehen — ?“

Sollte die Ottoläſterliche Korrespondenz jenes Königs-, Biers- und Vaterlandsvergeſſenen baieriſchen Journaliſten in Straßburg, die Folge haben, daß die franzöſiſche Regierung ihren Theil des griechiſchen Anleihens nicht übernimmt: ſo hätte ich wohl ein Mittel, die Garantie für die noch fehlenden zwanzig Millionen, ja eine größere herbeizuſchaffen. Aber ich theile es nicht mit. Nicht als fehlte es mir an ſchuldiger Liebe und Verehrung für den König von Baiern; aber mein Herz treibt keinen Detailhandel. Ich kann nicht jeden deutſchen Fürſten beſonders lieben, ſondern ich liebe den deutſchen Bund für alle. In Frankfurt habe ich ein großes Kommiſſionslager von Liebe und Anbetung und jede Geſandtſchaft kann ſich dort für ihren Herrn ſoviel davon holen, als ihm nach Verhältniß ſeiner Civilliſte zukömmt. Steht aber wieder einmal ein baieriſcher Patriot unter dem Bilde ſeines Königs, das er anzubeten verurtheilt worden, werde ich ihn mit meinem Geheimniſſe von ſeiner Schande loskaufen. Mein Finanzplan geht in's Rieſenhafte, und iſt ſo groß als das was ich damit zu bezahlen gedenke. Ihnen will ich ihn gleich anvertrauen.

Im menſchlichen Blute iſt, wie bekannt, Eiſen enthalten. Jetzt hat ſich neulich ein hieſiger Chemiker zu dem Verſuche angeboten, aus dem Blute eines verſtorbenen Menſchen ſo viel Eiſen zu ziehen, daß man daraus eine Denkmünze von der Größe eines Vierzigfrankſtücks prägen könne . . . Ich ſehe vorher, ein Spitzbube von königlichem geheimen Finanzrathe fällt mir hier in das Wort und ſagt: der Vertrag gilt nichts, wir wiſſen Ihr Geheimniß ſchon . . . Das iſt Betrug, Herr Geheimer Finanzrath! Freili wiſſen Sie jetzt mein Geheimniß, aber haben Sie e früher gewußt? Es iſt das Ei des Columbus. Nein der Vertrag gilt; Ihr ſollt jenem armen blaſſen Jüngling dort, nicht das Herz brechen; er ſoll nicht da Götzenbild eines wahnſinnigen Tyrannen anbeten. Ih laßt ihn frei und nehmt meinen Prinz.

Iſt es nicht eine Schande von lüderlicher Europäiſcher Staatshaushaltung, daß in allen Ländern ſo vieles koſtbare Blut der Unterthanen, ganz ohne perſönlichen Vortheil ihrer Fürſten vergoſſen wird? Ma antworte mir nicht: Das Blut welches die Soldate für die Fürſten vergießen, ſei doch nicht ohne Nutzen Nein. Nützt denn ein Soldat in der Schlacht durc ſein eigenes Blut das er vergießt? Er nützt blo durch das Blut des Feindes das er vergießt. Sei eignes bringt dem Fürſten keinen Vortheil; denn ſobald er todt hingeſtreckt oder verwundet wird, iſt er kampfunfähig. Nun, warum ſammelt man dieſes Blut nicht in Spithälern und auf dem Schlachtfelde und bereitet Eiſen daraus? Man bedenke nur welches Meer von Blut nur allein in Europa, nur allein im achtzehnten Jahrhunderte, nur allein in den Kriegen vergoſſen wurde, die der franzöſiſchen Revolution vorhergingen! Da iſt der nordiſche Krieg, der öſterreichiſche Erbfolgekrieg, der polniſche Krieg, der ſchleſiſche Krieg, der ſiebenjährige Krieg, der baieriſche Erbfolgekrieg, der Krieg den in Europa der amerikaniſche Freiheitskampf zur Folge hatte, der Türkenkrieg. Rußland und Schweden haben nicht ſoviel Eiſen, als man aus all dieſem Blute hätte ziehen können. Daraus hätte man Geld, Flinten, Säbel, Bomben, Kanonen bereitet. Und lacht nicht verächtlich und ſagt: das ſei doch nur Eiſen! Iſt denn eine Kanone von Eiſen? Sie iſt vom reinſten Golde, denn damit holt man's. Ein Potoſi habt ihr verſchleudert! und das iſt noch gar nichts .... O! Herr geheimer Finanzrath, ich war ein Dummkopf. Mit meinem Plane hätte ich den ganzen Rheinkreis, Siebenpfeifer, Wirth, Behr, Kurz, Wiedemann und die hundert von andern Schlachtopfern Eurer monarchiſch-ariſtokratiſch-jeſuitiſchen Tyrannei loskaufen können. Ich habe mich übereilt, doch es iſt zu ſpät; ein ehrlicher Mann muß auch dem Teufel Wort halten.

Nicht blos das Blut der Soldaten im Kriege, ſondern auch das Blut aller Bürger in Friedenszeiten, kann zur Metallbereitung benutzt und können dadurch die Fürſtlichen Kaſſen unerſchöpflich gemacht werden. Wie viele Millionen Bauern giebt es nicht in Europa, die ihre Steuern nicht mehr bezahlen können. Man lege ihnen eine Blutſteuer auf, man laſſe ſie zur Ader. Wenn ein Bürger ſeine Geldbuße nicht entrichten kann, laſſe man ihm zur Ader. Wie herrlich könnte man das Aderlaſſen benutzen, Preßvergehen zu verhindern oder zu beſtrafen. Ein deutſcher Journaliſt hat gewöhnlich weder Gut noch Geld um Caution zu leiſten. Man ſetze tauſend Unzen Blut, als Caution für jeden Journaliſten feſt. Kann ein Preßverbrecher ſeine Geldbuße nicht abtragen, verurtheile man ihn zu einem täglichen Aderlaſſe, auf drei, fünf, ſieben, neun, vierzehn Jahre, oder nach der Baieriſchen Criminalpraxis auf unbeſtimmte Jahre. Man laſſe den Journaliſten Blut, bis die Europäiſchen Verhältniſſe ſich gebeſſert haben, bis die Belgiſche, irländiſche, franzöſiſche, deutſche, portugieſiſche, ſpaniſche, amerikaniſche, griechiſche, türkiſche, ägyptiſche Frage entſchieden iſt. Dann braucht auch ein deutſcher Fürſt nicht mehr den Kaiſer von Rußland um ſein herrliches Sibirien zu beneiden. Er kann dann auch ſeine Unterthanen zu den Bergwerken verurtheilen; denn ein reiches Bergwerk iſt das menſchliche Blut.

Jetzt habt Ihr meinen Finanzplan, jetzt habt Ihr Euer griechiſch Anleihen vollſtändig. Komm nun mit mir du elender armer Jüngling! Du weinſt? Sehe dieſe Thräne da, die aus deinem Auge auf deine Hand geſtürzt! Brennt ſie dich nicht wie Scheidewaſſer? Nicht einmal *die* Kraft, nicht einmal *den* Muth hatteſt du, deine Hand bis an die Augen zu erheben, um ſie zu trocknen! Du weinſt? Du feheſt Gott an? Gott ſpottet deiner. Gott iſt voll unendlicher Lieb' und Barmherzigkeit. Er hilft jedem Unglücklichen in ſeinen Schmerzen, er tröſtet ſelbſt den Schuldigen in ſeiner Herzenspein; aber er hilft und tröſtet nur, wenn der Unglückliche ſich zu retten alle ſeine Kraft verbraucht und ihm keine mehr übrig geblieben. Dem Trägen und Feigen aber, leiht Gott nicht ſeine Kraft, ſondern er verläßt ihn. *Hilf dir ſelbſt, dann wird dir der Himmel helfen!*

Dienſtag den 12 Februar.

Hilf dir ſelbſt, dann wird dir der Himmel helfen! Das iſt mein Triolet. Aber das Triolet der achtzeiligen deutſchen Liberalen heißt: *Mußt kräftig proteſtiren, ſchlägt man dir ins Geſicht.* Und ſchlägt man ſo einem Pourceaugnac ins Geſicht, thut er noch groß damit und frohlockt überall herum: il m'a donné un soufflet; mais je lui dis bien son fait. Wie wehe macht mir dieſer deutſche Proteſtantismus: Damals zu Luthers Zeiten, fingen ſie auch mit proteſtiren an; aber endlich mußten ſie zuſchlagen, und da ſiegten ſie. Es liegt in ihrer Natur, daß bei ihnen Jahre lang das kalte Fieber dem hitzigen vorſchleicht, und daß, was bei andern Völkern Geneſung iſt, bei den Deutſchen zu neuer Krankheit wird. Was wird bei uns nicht alles noch geſchehen, welche Leiden werden erduldet werden müſſen, bis ſie es zu einer Revolution bringen. Die Franzoſen ſtanden mit einem Sprunge darin. Hundertmal im Tage wünſche ich: hole ſie der Nicolas! Wahrlich ſie werden nicht eher ſpüren daß es Winter geworden, daß die Erde kahl iſt, daß die Bäume abgeſtorben, die Lüfte verſtummt ſind und die Leiche des Vaterlandes in ihrem Schneehemde unbegraben unter freiem Himmel liegt — nicht eher, bis man ſie nach Sibirien ſchickt, und ſie dort für den kaiſerlichen Leib Fuchspelze erjagen müſſen und jeder Wunſch der warm aus dem Herzen kam, zwiſchen den Lippen gefriert, und als Eiszapfen aus dem Munde hängt. Es wird nicht beſſer, ehe es ärger wird.

Da war wieder einmal ein freiſinniger deutſcher Mann edel geweſen, und hat durch ſeinen Edelmuth der guten Sache mehr geſchadet, als ihr hundert Schurkenſtreiche hätten ſchaden können. Ich meine Rotteck. Die Bürger von Freiburg haben Rotteck, nachdem die Regierung die erſte Wahl verworfen, zum zweitenmal, und wenn wieder gehindert, zum drittenmal zu ihrem Bürgermeiſter wählen wollen. Aber da ſtellte ſich der edle Mann auf einen Schemel der Tugend und rief ſeinen Mitbürgern zu: ſie möchten doch wegen ſeiner, die väterliche Rache des Landesvater nicht ihrer Stadt zuziehen, und lieber nachgeben und die Bürgermeiſterwahl einem andern zuwenden. Das liberale deutſche Philiſterthum wurde von ſolcher Hochherzigkeit bis zu Thränen gerührt, und iſt heimlich ſchadenfroh, daß die hohe deutſche Bundesverſammlung erröthen müſſe, von ſolcher Großmuth beſchämt worden zu ſein. Solch' einen Mann zu verfolgen! Und daß ja nichts fehle an der vollſtändigen deutſchen Reichsgeſchichte, hat Rotteck — proteſtirt. Die Regierung möge ſich alles nehmen was ihr beliebt, nur Recht ſoll man ihr nicht geben! So laſſen ſich dieſe edlen Menſchen zum Beſten haben, und Rotteck ein Meiſter der Weltgeſchichte der alle Gewaltthätigkeiten kennt, welche von Nimrod bis zu Nicolas, die Herr der Erde geübt, der alle ihre Schelmereien, alle ihr liſtigen Wege kennt: glaubt einem ſchönen Triebe ſeines Herzens zu folgen, während er nur einem Stoß nachgab den man an einer elektriſchen Kette von Carlsruhe bis nach Freiburg zu leiten wußte. War denn hier an Rotteck, an Freiburg gelegen? Darauf kam es an, daß das Volk ſein Recht behaupte, ſeinen Willen und ſeine Kraft geltend mache, und zeige, daſ es der Naſeweisheit der badiſchen Junker zu begegnen wiſſe.

Ja ſie werden nicht eher warm werden als bis ſi nach Sibirien kommen. Der Kaiſer Nikolaus allein verſtände es, das träge deutſche Blut in raſchere Bewegung zu ſetzen. Unſere inländiſche Tyrannei bringt uns nicht weiter. Wir werden auch gefoltert, aber der Arzt ſteht uns zur Seite und fühlt uns von Minute zu Minute den Puls, und ſo oft das Leben zu entweichen droht, ſpannt man uns ab, und bringt uns nicht eher wieder auf die Folter, bis wir neue Kräfte geſammelt. Aber in Rußland iſt man ſo weichherzig nicht. Befahl doch neulich ein kaiſerlicher Ukas: Alle Zöglinge aller Schulen im Reiche, die ſich ſchlecht aufführten, ſollten unter die Soldaten geſteckt, oder, wenn wegen körperlicher Mängel dienſtunfähig, nach Sibirien verpflanzt werden! Was man in einem despotiſchen Lande wie dort, unter ſchlechter Aufführung der Jugend verſteht, kann man ſich leicht denken. Das heißt nicht: Schulden machen, ſpielen, trinken, die Lehrſtunden verſäumen, Liebſchaften haben — ſondern das heißt: freiſinnige Meinungen offenbaren. Und darum Knaben nach Sibirien verbannen! Und darum die heiligen Bande der Mutterliebe zerreißen! Und darum das Fundament der Welt untergraben! Das würde bei uns wirken. Aber was geſchieht in

Deutſchland? Höchſtens wird ein freiſinniger Mann zur Abbitte vor einem goldenen Rahmen und zur Zuchthausſtrafe auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt. Die deutſchen Höfe ſollten ihre Junker nach Petersburg ſchicken, daß ſie dort regieren lernten.

Es iſt wirklich eine Schande, wie ſehr die deutſchen Junker noch zurück ſind. Die in Sachſen haben es unter allen am weiteſten gebracht; doch was iſt's? In der erſten Kammer dort, in der Pagoden-Kammer — ſo oft in einer miniſteriellen Mittheilung des Namen des Königs oder des Prinzen Mitregenten Erwähnung geſchieht, oder ſo oft ein Miniſter in den Saal tritt, ſtehen die Edelleute auf und verneigen ſich. Das iſt alles. Ich bin nicht unbillig, ich ſage nicht: das iſt nichts. Es iſt freilich eine Adelsperle, gegen welche die Perle welche Kleopatra in ihrem Weine auflöſte, nur eine Linſe war. Aber ich ſage: es iſt wenig. Eine Perle! Schickt die edlen Pagoden nach Petersburg. Iſt es nicht abſcheulich, wie man im königlich mitregentlichen Sachſen den Bürgerſtand verzärtelt? Die Biene enthielt eine Petition worin man um die Abſchaffung des Lehnweſens bat — ein im neunzehnten Jahrhundert unerhörtes Verbrechen. Nun freilich hat man dieſer Biene nicht blos den Stachel, ſondern auch den Honig genommen; man hat ſie zertreten, das Blatt unterdrückt, und den Redakteur, der mit der Zeitung ſeine zahlreiche Familie ernährte, an den Bettelſtab gebracht. Das iſt etwas, aber lange nicht genug. In Rußland hätte man dem Bienen-Vater Naſe und Ohren abgeſchnitten und ihn nach Sibirien verbannt. Schickt die Junker nach Petersburg!

— Von deutſchen politiſchen Monatsſchriften kenne ich nur ein einziges, das zu loben wäre: das welches der Profeſſor Pölitz in Leipzig herausgiebt. Es war früher ſchon ſehr gut, da der Mann nur erſt Cenſor und Hofrath war; jetzt aber hat ihn der Großherzog von Darmſtadt auch zum geheimen Rathe ernannt, und da wird das Journal noch viel beſſer werden. Dieſe Auskunft geben ſie einſtweilen *** in meinem Namen. Ueber das Andere werde ich ihm bald ſelbſt ſchreiben.

— Heines Franzöſiſche Zuſtände habe ich erſt vor wenigen Tagen bekommen, auch ſchon darin zu leſen angefangen, ich will aber meine Bemerkungen zuſammen kommen laſſen. Das Buch kömmt mir ſehr gelegen. Es ſoll mir dienen mich, vielleicht auch Heine zu ergänzen. Das iſt bequem und angenehm; es iſt wie ein Treppengeländer. Man legt die Hand darauf und gleitet mit geſchloſſenen Augen ſicher hinab. Heine, mir gegenüber kommt mir vor wie Melanchthon gegenüber Luther. (Ach was wäre das für eine ſchöne Tonne für unſere lieben dummen Wallfiſche!) Ich kann wie Luther ſagen: „Ich bin dazu gebohren, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und „zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele ſtürmiſch „und kriegeriſch ſind. Ich muß die Klötze und Steine „ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützſchen „ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Melanchthon fährt ſäuberlich und ſtill daher, bauet und „pflanzet, ſäet und begeußt mit Luſt, nachdem ihm „Gott ſeine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich „aber einen Fehl haben, ſo iſt es mir lieber, daß ich „zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausſtoße, „denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte.“

Mittwoch den 13. Februar.

Geſtern waren laue Frühlingslüfte in den Tuilerien und man gieng und ſaß viel ſpazieren. An ſolchen Tagen ſproſſen plötzlich die Stühle aus der Erde und ſprangen mit den ſchönſten Blumen. Blumen — Weiber. Schon werde ich dichteriſch und habe das ganze Herz

ell Veilchen. Wie freue ich mich auf den Frühling!
Vie will ich lieben! Auch will ich ſobald ich meinen
tzten Brief aus Paris geſchrieben, eine Frühlingskur
ebrauchen; Brunnenkreſſe, den Werther, oder was
onſt das Blut reinigt. Das war ein harter Winter-
eldzug! Ach! und das weiße Blut der Augen, was
ie Menſchen Thränen nennen, wird für keine Wunde,
einen nicht für kämpfen angerechnet! Doch es ſei;
lücklich wer das nicht kennt. Wie freue ich mich auf
ie Seen, die Berge und auf das Schellengeläute der
eerden, das mich einlullt wie ein Wiegenlied.

. . . . . Ich fange an Mitleiden mit Ihnen zu
aben und kann Ihren Schmerz nicht länger ohne
ührung wahrnehmen. Sie ſollen alles erfahren aber
eute iſt es zu ſpät. In meinem nächſten oder nach-
ächſten Briefe werde ich die Geſchichte zu erzählen
nfangen. Ich führe Sie von Fortſetzung zu Fortſe-
ung bis ich Paris verlaſſe und Sie wiederſehe. Dann
t das Geheimniß gerettet. Mündlich kann ich lügen
le gedruckt, gedruckt aber oder ſchriftlich lüge ich
e. Das iſt mein Amt und mir heilig. Ich unter-
heide mich hierin ſehr von allen Miniſtern, von wel-
en man mehrere Beiſpiele hat, daß ſie in geſelligen
erhältniſſen nicht gelogen, in amtlichen aber kein
nziges Beiſpiel — ausgenommen in dem ſeltenen
alle wo ſie die Wahrheit ſagten, daß man ſie nicht
aube. Alſo noch acht Tage warten.

Acht und zwanzigſter Brief.

Paris, Freitag den 15. Februar 1833.

Menzels Artikel über Saphir, iſt wunderſchön,
müthlich und geiſtreich. Ich hatte ähnliche Gefühle
s ich erfuhr, Saphir wäre ein Hofmann geworden,
d gar unentgeldlich. Sich den Höfen zu verſchen-

ken, das heißt ſie verächtlich machen, das heißt ſie ganz zu Grunde richten. Es giebt keine gefährlichere Feindin des monarchiſchen Prinzips als die Uneigennützigkeit. Schöne Augen hat es nicht, wie bekannt, und ſeine Gehalte ſind ſein ganzer Gehalt. Aus einem Theater-Kritiker ein Theater-Intendant zu werden! Adam war ſo dumm, ſich aus dem Paradieſe verjagen zu laſſen; aber ſo dumm war er nicht, daß er ſich ſelbſt mit dem flammenden Schwerdte vor das Paradies ſtellte, um die verbotenen Früchte darin gegen ſich ſelbſt zu bewachen. Vor einigen Jahren, als ich in Berlin war, ließ man mich dort ausforſchen, ob ich nicht geneigt wäre, eine miniſterielle Theater-Zeitung zu ſchreiben. Zu wie viele Thaler courant man mein äſthetiſches Gewiſſen abgeſchätzt, erfuhr ich nicht; man wollte wahrſcheinlich meiner Phantaſie keine Schranken ſetzen. Ich kann Sie verſichern, daß ich in meinem Herzen die größte Luſt hatte, mich in ſolchen Künſten etwas zu verſuchen. Es hätte mir Freude gemacht, eine Weile lang das monarchiſche Prinzip der Oper zu vertheidigen und den Jarke des Ballets zu ſpielen. Aber ich lehnte das Anerbieten ab, denn mit dem Teufel iſt nicht gut zu ſpaßen.

Ich hätte Saphir für klüger gehalten. Von rechtlicher Geſinnung mag ich nicht ſprechen, man macht ſich damit nur lächerlich; ich rede nur von der Klugheit. Saphir hätte bedenken ſollen, daß man jede Achtung der Menſchen, wie jede Herrſchaft, nur durch die nehmlichen Mittel behauptet, durch die man ſie erworben. Dieſen Weg zu verlaſſen und abtrünnig zu werden, kann durch alle Schätze der Welt nicht vergütet werden. Um zehen Kronen verrieth Napoleon die Freiheit die ihn emporgehoben; er verlohr alles und die Freiheit ſelbſt erbte den Lohn, den er empfangen ſie zu verrathen. Ich höre, Saphir wundert ſich daß man ihn nicht bezahlt, und daß man ihn nicht ein-

nal gebraucht. Wenn man ihn alſo bezahlte und doch
icht gebrauchte, würde er ſich um ſo mehr wundern.
Begreift er denn nicht, daß wenn die Höfe einen un-
bhängigen Geiſt kaufen, dieſes gar nicht geſchieht
m ihn zu verwenden? Was haben ſie ſolchen nöthig?
s fehlt ihnen an Knechten nicht. Sie kaufen ihn
ur, um ihn zu zerſtören, um die menſchliche Würde
entheiligen, und frohlocken zu können: „Seht, ſo
nd euere Oppoſitions-Helden, euere Liberalen, eure
epublikaner! Für Gold ſind ſie alle zu haben.“
ie Royaliſten möchten die Anſicht geltend machen,
n wahrhaft Liberaler müße uneigennützig, ein Repu-
ikaner tugendhaft ſeyn. Es iſt Schelmerei; ſie möch-
n dem Liberalismus und dem Republikanismus den
andel verderben; denn mit ſo großen Aufopferungen,
rd ſich ihnen ſelten Einer ergeben wollen. Ich kann
er meinen Glaubensgenoſſen, den Liberalen, zu ih-
Beruhigung die Verſicherung geben, daß unſere
litiſche Religion uns gar nicht verbietet, nach Her-
sluſt Egoiſten zu ſeyn. Es giebt ſehr viele edle
enſchen unter den Royaliſten und ſehr viele Schufte
er den Republikanern. Aber das beweißt weder
die Monarchie noch gegen die Republik. Vielleicht
gen Sie mich: wenn das aber ſo iſt, wenn der
eralismus und die Republikaniſche Verhaftung die
nſchen nicht beſſer macht, was wird dabei gewon-
? Darauf erwiedere ich Ihnen: der Republikanis-
s macht die Menſchen nicht beſſer, aber den Men-
n. Der Egoismus in einer republikaniſchen Sphäre,
weder ſo breit im Raume, noch ſo lang in der
, als der Egoismus in einer monarchiſchen Sphäre.
ht ſo breit — durch Korporations-Geiſt;
t ſo lang — durch Erblichkeit. Er beginnt
endet mit dem Leben, und tritt nicht über den
s der Familie hinaus. Individuel wie er iſt, hat
icht Raum genug ungeheuer, nicht Zeit genug troſt-

los zu werden für die bürgerliche Geſellſchaft. Die *Perſon* hat die Verantwortlichkeit aller ihrer Handlungen auf ſich allein zu nehmen, und dieſes Gefühl wird auch der laſterhafteſten Natur Schranken ſetzen. Aber der *Adel* hat kein Gewiſſen; denn er theilt die Schuld mit den Tauſenden ſeines Standes. Aber der ſchlechteſte *Fürſt* kann ſich gerecht dünken; denn er betrachtet ſich als einen treuen Verwalter, der ein Gut, das ihm von ſeinnen Vorfahren anvertraut worden, ungeſchmälert ſeinen Nachkommen überliefern will. Ich werde Ihnen das ein Andersmal, deutlicher und umſtändlicher auseinander ſetzen. Wenn Sie wißbegierig ſind erinnern Sie mich daran; meine liberale Spitzbubenſchule ſteht Ihnen zu jeder Zeit offen.

Es wird jetzt von ſämmtlichen Regierungen ein allgemeines Europäiſches Treibjagen auf die ehrlichen Leute gehalten, und ein edles Thier weiß gar nicht mehr, wo es ſich vor all den Hunden und Jägern verſtecken ſoll. Sehen Sie, wenn ein Thor einmal von einem Weiſen etwas lernt, ein unwiſſender Menſch, aus einem guten Buche eine Lehre zieht: können Sie ſich darauf verlaſſen, daß es gerade eine Thorheit und etwas Falſches ſeyn wird, was ſie ſich aneignen. Vor vielen Jahren hat Montesquieu in ſeinem berühmten Werke: **von dem Geiſte der Geſetze**, den Grundſatz aufgeſtellt: *Die Tugend ſei das Prinzip der Republiken, wie die Ehre das der Monarchie.* Die ganze Welt-Geſchichte ſpricht dagegen. Doch glaubte man es wie ein Evangelium. Nun war in früherer Zeit von republikaniſchen Geſinnungen in Europa nichts zu ſpüren; Die Tugend, wo ſie ſich zeigte, flößte alſo keine Beſorgniſſe ein und die Fürſten trugen kein Bedenken einem ehrlichen Manne ein wichtiges Staatsamt anzuvertrauen. Jetzt aber, da ſich die republikaniſchen Neigungen täglich ſtärker ausſprechen, erinnert man ſich, daß die Tugend ihre ein-

ge Nahrung ſei, und man ſucht die ehrlichen Leute
ie die Wölfe auszurotten. Auch werden die Staats-
Bälder täglich ſicherer und man wird bald mit der
rößten Ruhe bei Tage und bei Nacht darin reiſen
nnen. Ein freiſinniger Mann nach dem andern fällt
b, durch Beſtechung oder andere Verführung. Das
aurigſte hierbei iſt nun, nicht daß die Feinde der
reiheit darüber frohlocken, ſondern daß deren Freunde
ch darüber betrüben und in ihrem Glauben wankend
emacht werden. Das iſt nun auch eine Thorheit und
ugleich eine Ungerechtigkeit. Wer die Tugend zerſtö-
n will, braucht nur an ihr zu verzweifeln. Als der
rbende Cato ſprach: es giebt keine Tugend! —
on dem Augenblicke an, gab es keine mehr. Die
chande und das Verbrechen fallen auf die, welche
rführen, nicht auf die welche ſich verführen laſſen.
er geſündeſte, der ſtärkſte, der blühendſte Mann —
er, darum weil er ſo iſt, der Wirkung des Giftes
eniger ausgeſetzt? Er unterliegt ihm wie der ſchwächſte.
ie mit der Geſundheit des Körpers iſt es auch mit
r Geſundheit der Seele. Auch der edelſte Menſch
t Augenblicke in ſeinem Leben, in welchen er ſich
m Teufel verſchreiben möchte. Es ſind Augenblicke
r Noth, des Mangels, des Zorns, der Schaam,
r Liebe, des Haßes oder was es ſonſt iſt, was ei-
n guten Menſchen aus ſeiner Bahn werfen kann.
ſolchen Augenblicken ruft er den Teufel an; aber
m Glücke kömmt der Teufel nicht. Die mitternächt-
he Stunde geht vorüber, der Morgen dämmert und
Seele iſt gerettet. Doch die Polizei kömmt,
bald man ſie ruft, bei Tage und bei Nacht, zu je-
r Stunde, durch den Schornſtein und durch das
chlüſſelloch. Ja ſie kömmt auch ungerufen, denn ſie
nt die Noth jedes Menſchen, und wo keine iſt, weiß
ſolche herbeizuführen. Keiner entgeht ihr, auf deſ-
Verderben ſie es beharrlich angelegt. So fängt

die Polizei die armen verlohrnen Seelen, welche die gebildete Welt, in Frankreich: Freunde der Regierung, in Oeſterreich gute Patrioten, in Preußen: Preußen, in Spanien: Freunde des Thrones und des Altars, in Rußland: Alt-Ruſſen, in Baiern: Jeſuiten nennt; welche aber der grobe Pöbel überall Spione heißt. Gegen das Gift der geheimen Regierung giebt es nur ein Gegen-Gift; das wirkſam iſt: der Stolz. Zwar iſt der Stolz auch ein Laſter und vielleicht das größte unter allen. Aber eben weil es das größte und mächtigſte iſt, beherrſcht es die andern Schwächen als Despot und unterdrückt ſie alle. Den einzigen Rath den man ehrlichen Leuten geben kann, ſich zu wahren, iſt: ſeyd ſtolz! Bedenkt, daß Ihr es mit Menſchen zu thun habt, die Ihr verachtet, und die euch verächtlich machen wollen, damit Ihr das Recht verliert ſie zu verachten. Bleibt fern von ihnen. Und weil man euch nur für ſtark hält; ſo lange Ihr brüllt wie die Löwen — ſo brüllt! Knurrt, beißt, kratzt den ganzen Tag, daß euch keiner nahe komme; Ihr ſeyd verlohren ſobald Ihr liebenswürdig ſeyd.

Samſtag den 16. Februar.

„Guten Morgen, Kammerherr, — Ihr Hoheit geruhen
„wohl geruht zu haben. — Waren geſtern bei
„Hofe? — Unterthänigſt. — Was Neues? — Die
„Gräfin Amalie war en extase über das ſchöne Wort,
„das Ihre Hoheit in der Kammer ausgeſprochen. —
„Erinnere mich nicht. — Ihr Hoheit geruhten, als
„die Rede von der Oeffentlichkeit der Sitzungen und
„dem Drucke der Verhandlungen war, zu ſagen: Thaten
„ſind beſſer als Worte. — Weiter? — der
„Graf bemerkte: vraiment le prince Jean est un mirabeau.
„Die kleine gelbe Baronin Julie trat hinzu
„und ſagte: oui, monsieur le Comte, le prince est

une mire — à — beau. Darauf erwiederte die Gräfin: Est vous, madame, vous ètes une mirabelle. — c'est divin: Meine Chocolade. Um eilf Uhr der graue Wagen vor. Sie melden mich bei der Gräfin. — Der Hofrath Böttiger, Aufſeher im Japaniſchen Palais, bittet ihre Hoheit unterthänigſt, einen Blick auf dieſe lateiniſche poetiſche Zeilen zu werfen. — Der Japaniſche Narr ſoll mich in Frieden laſſen mit ſeinem Latein. Was will er? — Es iſt eine Ode Horace — vorace, Kammerherr! — an Ihre Hoheit, über deren männlich-fürſtlich-edelhoch parlementariſches Betragen. — Was iſt's? — Wie Ihre Hoheit zu ſagen geruhten. Thaten ſind beſſer als Worte. — Schicken Sie dem Hofrath zwei Dukaten und ich ließe danken. — In der allgemeinen Zeitung ſtehen Berichte über die Stände-Verſammlungen.— Worte, nichts als Worte, Thaten ſind beſſer als Worte. Ich werde mit dem Miniſter ſprechen. Es darf keinem Unterthanen erlaubt ſeyn, Berichte in eine auswärtige Zeitung zu ſchicken, ohne ſie vorher der inländiſchen Cenſur vorgelegt zu haben. Wozu all' das Geſchwätz? Tha-en ſind beſſer als Worte. Meine Reitgerte! — Hoheit, dieſesmal ſind ſie in guten Händen. Der Hofrath Böttiger läßt merken: er ſei Corespondent der allgemeinen Zeitung. — Was ſchreibt er? na Bonbonnière! — Er ſpricht von der neulichen Sitzung, wo Ihr Hoheit zu ſagen geruhten: Tha-en ſind beſſer als Worte. — Drei Dukaten bringen Sie ihm. — Ein junger Künſtler wagt es Ihrer Hoheit dieſe Skizze zu einem Gemälde vorzu-egen. Es iſt die Kammerſitzung, in welcher Ihre Hoheit zu ſagen geruhten: Thaten ſind beſſer ls Worte. Sämmtliche hohen Stände-Glieder ind porträtirt. — Mais Diable! man ſieht ja ihre Geſichter nicht. Nichts als Rücken; man meint ja

„es wäre der Grundriß zu einem Brückenbau. — „Delicieux! Altesse. Der Maler wählte den Augenblick wo der Miniſter in die Kammer tritt und ſämmtliche Mitglieder aufſtehen und ſich verneigen. — Hut! „Kammerherr, Sie erwarten mich bei der katholiſchen „Kirche, und wenn Sie mich bei der Gräſin wieder „einſteigen ſehen, kommen Sie mir entgegen, Prenez „cette Tabatière. A dio. — Thaten ſind beſſer als Worte.“ — — Mit Ausnahme Ihrer Worte die beſſer ſind als alle Thaten. Dieſer Brief iſt kurz und bleibt kurz. Am mehr ſchreiben verhinderte mich Viktor Hugos neues Drama, das vor einigen Tagen im Drucke erſchienen und worüber ich zwei Tage, mit Leſen und Notizen zugebracht.

— Den *** habe ich immer als liberalen Mann gekannt. Ueberhaupt iſt er brav und hat einen tüchtigen Charakter. Schade, daß ſeine Verhältniſſe ihn von politiſcher Thätigkeit, entfernt halten. In unſerm verkrüppelten deutſchen Philiſterwalde, würde er als hohe Eiche hervorragen und man würde ihn aus den Fenſtern der fürſtlichen Palläſte erkennen.

Neun und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag den 21. Februar 1833.

Lucrecia Borgia habe ich geſtern aufführen ſehen, nachdem ich das Drama geleſen, und ich kann jetzt gründlich davon ſprechen, ob die Dame ſchön oder häßlich ſei, denn ich habe ſie am Tage und beim Kerzenlichte betrachtet. Ich muß wieder den Brutus machen. So oft ich Victor Hugo richte, iſt es mir als ſollte ich meinen Sohn verurtheilen. Ich liebe den Rebellen: denn nur mit ſolcher Kraft und ſolcher Kühnheit kann man ſich ſo weit und ſo hoch verirren und

ch hoffe, daß wenn er erſt ganz die Beſinnung verlo-
ren, er zur Beſonnenheit zurückkehren wird.

Zu beſſerm Verſtändniß ſollte ich Ihnen vorher ei-
iges aus der wahren Geſchichte der fürſtlichen Fami-
ie Borgia mittheilen, wenn auch nur mit unleſerli-
her Hand, daß Sie ſo von der Hälfte der Wahrheit,
ie ich Ihnen erzählte, nur die Hälfte verſtünden.
Doch ich fürchte, noch ſo unleſerlich, möchte das dem
nonarchiſchen Prinzip ſchaden, das jetzt kränklich und
reizbar iſt und das man ſchonen muß. Auch könnte
dann geſchehen, daß Sie vor Marat wie vor einem
Heiligen niederfielen, und ſie ſollten keinen andern
Mann anbeten, als den Einen.

Nach reiflicher diätetiſcher Ueberlegung, habe ich
beſchloſſen, Sie mit der letzten Scene der Tragödie
zuerſt bekannt zu machen. Wenn Sie es dort oben,
auf dem Gipfel der Greuel ausgehalten, iſt weiter
unten ein wahres Vergnügen. Einige Schritte den
Berg hinab und Sie werden glauben in einer tugend-
haften Region zu ſein, und auf der Mitte des Berges
wo man nur wenig mordet, könnte Ihnen die morali-
ſche Hitze vielleicht läſtig fallen. Wenn in dem Drama
Perſonen vorkommen die nur den Dolch gebrauchen,
wird man gerührt, und man möchte ihnen um den
Hals fallen. Mir erging es ganz im Ernſte ſo. Ein
Bandit, Vertrauter der Lucrecia, der alle ihre Miſſe-
thaten ausführt oder einleitet, aber nur des Geldes
willen, ohne Bosheit, erſchien mir wie ein edler Iſ-
ländiſcher Juſtizrath und bei ſeinem Anblick ward mir
ganz weinerlich zu Muthe.

Alſo in der letzten Scene befinden wir uns in Fer-
rara, wo damals Herzog Alphons von Eſte herrſchte.
Seine Gemahlin war Lucrecia Borgia. Eine junge
ſchöne Prinzeſſin, eine der Nymphen der Circe Bor-
gia, hatte in ihrem Palaſte eine Anzahl venetianiſcher
Edelleute zu einem Abendmahle eingeladen. Die Rit-
ter tragen Roſenkränze in den Haaren, die ſchönſten

jungen Mädchen verherrlichen das Feſt, und eine Schaar aufwartender Mohren, erhöhen durch ihr Nachtgeſicht den Glanz der Blumen, der Edelſteine und der goldenen Gefäße, die auf dem Tiſche prangen. Man lacht, man ſcherzt, man trinkt, man küßt, es ging gar nicht ſteif da zu und ich möchte wohl dabei geweſen ſein. Beim Deſert tritt ein artiger Page mit goldenen Flaſchen herein und fragt: Meine gnädigen Herren, Syrakuſer oder Cyperwein? Die Ritter wählen Syrakuſer. Unter den Gäſten war auch ein Ritter im ſchwarzen Mantel der ſich mitten im Taumel durch ſeine Ruhe und Beſonnenheit auszeichnet, ob er ſich zwar auch Weintrunken anſtellt. Das iſt aber mein wackerer Iſtändiſcher Menſch, den ich ſo ſehr liebe, weil er mit Juſtizräthlichem Pflichtgefühle ſeinen beſten Freunden die Hälfte abſchneidet, da es ſein Amt iſt, und er dafür bezahlt wird. Wenn ihn ſeine Gebieterin Lucretia Borgia etwas Gutes thun heißt thut er es auch. Kurz er iſt ein Muſter von treuem Staatsdiener, und er hat zu ſeinem fünfzigjährigen Amts-Jubiläum ganz gewiß einen Orden vierter Klaſſe mit einem allerhöchſten Belohnungsſchreiben erhalten.

Dieſer ſchwarze Edelmann fängt plötzlich Streit an. Es war Schelmerei, es war verabredet. Die jungen Damen ſtellen ſich erſchrocken und verlaſſen den Saal. Die Händel werden beigelegt und man trinkt und lachet wie vor. Ein Weinlied wird angeſtimmt. Da miſchen ſich unſichtbare Geiſterſtimmen in den Chor, erſt fern dann näher, erſt leiſe dann ſtärker. Die luſtigen Edelleute horchen auf, kehren aber bald zum Taumel der Vergeſſenheit zurück. Aber der wunderliche Geſang wird immer vernehmbarer. Es war ein Kirchenlied, ein Mönchsgemurmel, ein Grabgeläute. Die Ritter werden nüchterner. Da ſchlagen plötzlich große Flügelthüren auf, und man ſieht im Hintergrunde, durch eine Eſtrade von dem Saale geſchieden, ein ſchwarz behangenes von Kirchenlichtern

ellltes Zimmer, das Mönche in ſchwarzen und weiſ-
Kutten, Fackeln in den Händen tragend, ausfüllen.
e trugen Larven. Die weißen Geſtalten ſteigen in
Saal hinab, und die Edelleute in der Mitte neh-
nd, ſtellen ſie ſich in zwei Reihen, und ſingen ihr
uerlich Latein. Die Ritter lachen noch immer, ſie
nen, die jungen Damen hätten ſich einen Scherz
chen wollen und ſich als Mönche verkleidet. Dar-
hätten ſie auch ſo ſchnell den Saal verlaſſen. Es
t einer der Ritter zu den weißen Geſtalten hin und
t ihr die Maske ab. Da ſieht er das wahrhaftige
hte und bleierne Geſicht eines Mönchs. Den armen
gen Edelleuten gerinnt das Blut in den Adern.

Jetzt kömmt aus dem Hintergrunde des Trauer-
mers eine erhabene weibliche Geſtalt hervor. Ihr
es ſchwarzes Sammtkleid, die goldne Schärpe
den Leib, das goldene Diadem in den Haaren,
n Spitzen wie Irrlichter hin und her funkeln, ga
ihr das Anſehen einer Zauberin. Sie tritt an die
fen der Eſtrade, und ruft mit Grimm und Spott
en Saal hinab: Du da! Ich habe Deinen Vater
iftet. Nicht wahr, Du weißt das noch? Du da!
habe Deinen Bruder erwürgt. Du haſt das ge-
nicht vergeſſen. Du dort! Ich habe Deinen Vet-
erſäufen laſſen, wie Dir wohl bekannt iſt. So
t ſie fünf beim Namen. Jetzt müßt Ihr auch
en, Ihr ſeid vergiftet. Aber beruhigt Euch, Ihr
et chriſtlich bedient werden. Mein Vater, der
t, hat dieſe guten Mönche, für alle ſolche meine
legenheiten, gehörig ordinirt und dispenſirt. Sie
angen Euere Beichte und geben Euch die Abſolu-
und ein chriſtliches Begräbniß wird Euch zu Theil.
dort! Auf ihren Wink treten die ſchwarzen Kut-
zurück, die im Hintergrund des Trauerzimmers
etzt verborgen und man ſieht fünf Särge neben
der, mit ſchwarzen Tüchern und weißen Kreuzen

behängt und von Wachskerzen umſtellt. Ueber jedem Sarge iſt der Name ſeines künftigen Bewohners geſchrieben. Die vergifteten jungen Leute, von den ſingenden Mönchen umgeben, wankten zu ihren Särgen hinab. Das Trauerzimmer ſchließt ſich.

Lucretia Borgia bleibt allein im Saale zurück; da gewahrt ſie einen Jüngling und ruft entſetzt: Gennaro! Daß der auch beim Male geweſen, daß er auch vergiftet worden, das wußte ich nicht. Sie liebt ihn leidenſchaftlich, er iſt alles in der Welt was ſie liebt. Sie fleht ihn an, er möchte ſein Leben erhalten, er beſitze ja noch das Gegengift. Gennaro zieht ein Fläſchchen aus der Taſche und fragt, ob das hinreiche alle ſeine Freunde zu retten? Lucrecia jammert: nein. Da wirft er das Fläſchchen weg und ſagt: ſo wolle er ſterben, aber ſie ſterbe vorher. Er greift nach einem Meſſer und zückt es nach ihr. Lucrecia wehklagt zu ſeinen Füßen: tödte mich nicht! Du nicht; Gennaro bleibt entſchloſſen. Da geſteht Lucrecia ſie wäre ſeine Tante; deſto ſchlimmer! ſchreit Gennaro und ſtößt ihr das Meſſer in die Bruſt. Lucrecia röchelt: ich bin deine Mutter! und ſtirbt. Sie war ſeine wirkliche Mutter; ſie war aber auch ſeine Tante; ſie war aber auch ſeine Großmutter. Die Genealogie der päbſtlichen und fürſtlichen Familie Borgia, war ein wunderliches, verwirrtes und künſtliches Räthſelſpiel. Aber der Teufel konnte daraus klug werden.

Was der letzten Scene alles vorhergeht, iſt jetzt für Sie von keiner großen Bedeutung mehr, doch will ich es kurz erzählen. Der erſte Act ſpielt in Venedig, auf der Gartenteraſſe hinter dem Palaſte eines Nobile, der ein Nachtfeſt gab. Einige der Ballgäſte, junge Ritter, ſind im Freien und erzählen ſich ihre Abentheuer. Es ſind die nämlichen Edelleute die ſpäter in Ferrara von Lucrecia vergiftet worden. Unter ihnen

ichnet ſich durch ſein ſtilles und ſchwärmeriſches We-
n der junge Gennaro aus, den wir als Sohn der
orgia kennen. Er iſt in venetianiſchen Kriegsdienſten,
nnt ſeine Herkunft nicht, und ſchwärmt liebevoll mit
m Gedankenbilde ſeiner Mutter, die er nie geſehen.
r ſetzt ſich auf eine Bank und ſchläft ein. Da naht
h eine maskirte Dame. Man hat vor uns keine Ge-
imniſſe mehr: es iſt Lucrecia Borgia. Dieſe hat
ren geliebten Sohn, ſeit ſeiner Geburt nicht aus ih-
n mütterlichen Augen verloren. Sie ſorgte im Stil-
n für ihn, ließ ihn bewachen, ihre Späher folgten
m auf allen ſeinen Lebenswegen. Von dieſen erfuhr
, Gennaro ſei jetzt in Venedig. Sie eilte ihm nach
h an ſeinem Angeſichte zu erfreuen. Sie findet ihn
hlafend, betrachtet ihn lange mit Entzücken und weckt
n endlich durch einen Kuß. Gennaro ſchlägt die Au-
n auf und ſieht angenehm überraſcht eine ſchöne
rau zu ſeiner Seite. Zwar hat er ſchon eine Liebe,
er das im Schlafe zugefallene Glück mag er darum
ch nicht verſchmähen. Er iſt artig gegen die Schöne
d das Heilige ihrer zärtlichen Erwiederung ahndet
r Jüngling nicht. Er geſteht ihr, er fühle ſich durch
[illegible] wunderbare Gewalt zu ihr hingezogen, ihr könne
alle ſeine Geheimniſſe vertrauen. Er erzählt ihr
n ſeiner unbekannten Mutter, liest ihr die Briefe
r, die er durch fremde Hand von ihr erhalten. Lu-
ecia Borgia vergißt alle ihre Verbrechen, und iſt ein-
al glücklich, weil ſie ſich ſchuldlos fühlt. Aber von
m Balkon des Pallaſtes herab, hat einer der Edel-
ute Lucrecia Borgia erkannt. Er theilt das Geheim-
ß ſeinen Freunden mit. Sie alle hatten eine Blut-
uld an ihr zu rächen. Sie ſtürzen mit Fackeln in
n Garten hinab und wie die Rachegötter umringen
Lucrecia. Einer tritt nach dem Andern hervor,
ner ſchreit nach dem Andern: du haſt meinen Vater,
haſt meinen Oheim ermordet. Lucrecia, ſonſt ab-

gehärtet gegen ſolchen Vorwurf, fühlt ſich jetzt zerſchmettert von ihm. Sie kann den Schimpf nicht in Gegenwart ihres Sohnes ertragen, vor dem allein ſie rein erſcheinen möchte, an deſſen Achtung unter allen Menſchen ihr allein gelegen iſt. Die Unglückliche ringt die Hände, bittet um Schonung und Erbarmen. Aber die Zornentbrannten ſetzten ihr Strafgericht fort, und donnern der Sünderin alle ihre Schandthaten ins Geſicht. Da tritt Gennaro als Ritter der Dame hervor und gebietet bei ſeinem Schwerdte Ruhe und Stille. Seine Freunde fragen ihn: kennſt du ſie denn? Sie reißen ihr die Maske vom Geſichte. Es iſt Lucrecia Borgia! ſchreien ſie. Gennaro, unter den wilden leichtſinnigen Geſellen, der einzige tugendhafte und ſittliche Menſch, haßt um ſo ſtärker als ſie den weiblichen Teufel Lucrecia Borgia, deren Schreckensnamen durch ganz Italien zitterte. Er verhüllt ſich das Geſicht, und wendet ſich entſetzt von ihr ab.

In dem folgenden Akte kommen die Ritter nach Ferrara. Lucrecia ſich zu rächen, lockt ſie zu einem Gaſtmahle und läßt ſie vergiften, wie wir erfahren. Auch Gennaro kömmt nach Ferrara und wird von den Sbirren des Herzogs von Eſte gefangen genommen. Dieſer nämlich, der das Leben ſeiner Gemahlin Lucrecia nur zu gut kennt, läßt ſie auf allen ihren Wegen beobachten, und ſo hatte er von ſeinen Spionen erfahren, daß Lucrecia in Venedig mit Gennaro, einem ihrer Liebhaber, eine heimliche Zuſammenkunft gehabt. Der Jüngling wird von dem beleidigten Fürſten und dem eiferſüchtigen Gatten, dem Tode geweiht. Vorher, als er noch frei war, ging er mit ſeinen Kriegsgeſellen vor dem herzoglichen Pallaſte auf und ab. Der weiche tugendhafte Jüngling in ſeinem glühenden Haſſe gegen die verruchte Lucrecia, verflucht die Mauern, verflucht die Steine des Pallaſtes, flucht ſeiner hölliſchen Bewohnerin. Unter dem Thore war der Name Borgia

ngehauen. Gennaro in ſeiner Leidenſchaft ſpringt hin-
uf und ſticht mit ſeinem Dolche den Buchſtaben B
b, ſo daß nur Orgia bleibt. Dieſen Schimpf er-
ahren Lucrecia und der Herzog. Lucrecia kennt den
häter nicht; aber der Herzog kennt ihn. Er hat ihn
ſeiner Gewalt.

Der Herzog ſitzt allein in ſeinem Zimmer. Da
ürzt Lucrecia wuthentbrannt herein, da iſt ſie eine
urie wie in der Geſchichte. keine liebende Mutter
ie in der Fabel des Dichters. Und es blitzt aus ih-
n Augen, und donnert aus ihrem Munde. Und ſie
gt ihrem Gemahl, welch ein Schimpf ihr geſchehen,
nd ſein Bettelvolk von Ferrara nähme ſich gar zu viel
eraus, und es ſei doch ſonderbar, daß er für ihre
hre ſo wenig Sorge trage, daß er den Miſſethäter
icht aufſuchen laſſen. Der Herzog hört ſie kalt, ru-
g und höhniſch an, und als ſie ausgewüthet, ſagt
: der Miſſethäter iſt gefunden. Wie! gellt Lucrecia
– er iſt gefunden und noch frei? Er iſt gefangen,
wiederte der Herzog. Er iſt gefangen und lebt noch?
ägt Lucrecia in ihrem Grimme. Er wird ſterben,
wiedert der Herzog eiskalt. Lucrecia läßt ihren Ge-
ahl bei ſeiner fürſtlichen Würde ſchwören, den Ver-
recher hinzurichten, wer er auch ſei. Der Herzog
ebt ſein Fürſtenwort höhniſch lächelnd. Er winkt,
r Verbrecher wird hereingeführt, und Lucrecia er-
nnt mit Entſetzen ihren Gennaro. Das iſt der Thä-
r nicht, ſpricht Lucrecia. Gennaro tritt hervor und
gt: ich bin der Thäter. Lucrecia bittet ihren Ge-
ahl um ein heimliches Geſpräch. Gennaro wird ab-
führt. Jetzt bittet ſie ihren Gemahl um das Leben
s jungen Mannes. Sie wolle großmüthig ſein, es
i nur eine Laune geweſen als ſie ſeinen Tod gefor-
rt. Der Herzog erinnert ſie, daß er ihr ſein Für-
enwort gegeben, den Verbrecher zu beſtrafen. Lu-
ecia erwiedert lächelnd: Eide ſind für das Volk

nicht für uns Fürſten. Das ganze Haus beklatſcht dieſes Wort. Aber der Herzog läßt ſich nicht erbitten. Alle Künſte des Himmels und der Hölle ruft ſie auf; Liebe und Haß, Wehmuth und Zorn, Lächeln und Thränen, Schmeicheleien und Drohungen. Alles umſonſt. Sie droht ihrem Gemahle mit der Rache ihres Vaters des Pabſtes, mit ihrer eignen; ſie erinnert ihn daran, daß er ihr vierter Mann ſei. Der Herzog ſpottet ihrer. Sie iſt erſchöpft, ihr Köcher iſt ausgeleert. Ganz matt frägt ſie ihren Gemahl, warum er ihr das Leben des Jünglings nicht ſchenken, ihr nicht den kleinen Gefallen thun wolle? Jetzt fängt der beſchneite Herzog zu rauchen an, und ein Feuerſtrom des Zorns ſtürzt aus ſeinem Munde. Er donnert: „weil er dein Liebhaber iſt.“ und jetzt hält er ihr alle Schandthaten ihres Lebens vor und endet: „Deine geliebten Männer können auch künftig durch jede Thüre zu dir kommen; aber die Thüre, durch welche ſie wieder herausgehen, werde ich bewachen laſſen — von dem Henker.“ Gennaro müßte ſterben, ſie ſolle ſelbſt wählen zwiſchen Gift und Schwerdt. Lucretia wählet Gift. Der Herzog läßt zwei Flaſchen holen, eine ſilberne und eine goldene. In der goldenen ſei der zubereitete Wein, den ſie recht gut kenne. Daraus ſolle ſie dem Gennaro einſchenken, ſich aber ja hüten, die Flaſchen zu verwechſeln; denn geſchehe es, ſtünde draußen ein Mann mit einem nackten Schwerdte bereit, der auf einen Wink hereinſtürzen und den geliebten Jüngling unter ihren Augen niederhauen werde.

Gennaro wird zurückgeführt. Der Herzog ſtellt ſich gnädig, verzeiht ihm, trinkt ihm zu. Er trinkt aus der ſilbernen Flaſche. Lucretia füllt mit angſtzitternder Hand einen Becher aus der goldenen Flaſche, und überreicht ihn ihrem Sohne. Der Herzog verläßt höhniſch das Zimmer. Lucretia ſchreit ihrem Sohne zu: Ihr ſeid vergiftet; um Gotteswillen trinkt ſchnell

ms dieſem Fläſchchen; es iſt Gegengift, ein Tropfen
und ihr ſeid gerettet. Aber Gennaro weigert ſich zu
rinken. Er ſagt ihr: es ſei ihm wohl bekannt, wie
ie einſt einen Fürſten vergiftet, indem ſie ihm glau-
ben gemacht, er ſei es ſchon, und ihm im Gegengift
in Gift gegeben. Lucrecia verzweifelt über dieſes ver-
chuldete Mißtrauen; aber die Mutterliebe giebt ihr
Beredſamkeit, Gennaro glaubt und trinkt. Jetzt ſolle
r ſchnell aus Ferrara eilen. Aber der unglückliche Jüng-
ing läßt ſich von ſeinen Freunden aufhalten und ſich
lbends zu dem Giftmahle verlocken. Dort, wie wir
rfahren, ſtirbt er, nachdem er ſeine Mutter getödtet.

Und wozu, wozu alle dieſe Greuel? Außer den
Schandthaten die er auf der Bühne unter unſern Au-
en geſchehen, werden auch alle die erzählt, welche
ie Borgias ſeit jeher begangen. Warum die Kunſt
ur Schinderin, die Bühne zu einem Schindanger ma-
hen? Victor Hugo ſagt in der Vorrede zum Drama:
La paternité sanctifiant la difformité physique,
voilà le roi s'amuse: la maternité purifiant la dif-
formité morale, voilà Lucrece Borgia . . .
à la chose la plus hideuse mêlez une idée réli-
gieuse, elle deviendra sainte et pure. Attachez
Dieu au gibet, vous avez la croix.“ Unvergleich-
cher Unſinn! Freilich bleibt Gott auch noch am Kreuze
ott, aber das Kreuz macht ihn nicht zum Gotte,
nd die Anbetung findet ihn dort nur mit Schmerz.
reilich behält der Edelſtein auch noch im Kothe ſei-
en Werth, und wer ihn da findet mag ihn aufheben;
ber den Edelſtein in ſolcher Faſſung ſuchen und ihn
arum vorziehen — käme das je Einem in den Sinn?
onnte uns der Dichter den Adel und die Macht der
utterliebe nur in einer Lucrecia Borgia zeigen? Und
re Mutterliebe iſt keine Perle im Schmutze, ſie iſt
chmutz in Schmutz. Ihr Sohn iſt eine Frucht der
lutſchande, es iſt der Sohn ihres Bruders.

Ich hätte noch gar manches zu ſagen; aber mit einem guten Bruder Liberalen muß ich einige Nachſicht haben. Viktor Hugo bemerkt in der Vorrede: die Miniſter möchten ſich ja nicht ſchmeicheln, er habe ſie vergeſſen, Keineswegs. Er werde zwar ſeine Kunſt mit allem Eifer forttreiben, aber darum die Politik nicht vernachläßigen. „L'homme a deux mains.“ Schön geſagt! In Baiern bekäme er dafür ein doppeltes Urtheil. Fünf Jahre in's Zuchthaus für die rechte Hand und fünf Jahr in's Zuchthaus für die linke Hand. Doch hat unſer gelehrter Frankfurter Feuerbach, in ſeinem unvergleichlich baieriſchen Criminal-Geſetzbuche für das Königreich Baiern, dieſes, wie noch manches andere vergeſſen. Wenn die rechte Hand beſtraft wird daß ſie geſchrieben, verdient die linke Hand dafür beſtraft zu werden, daß ſie das Papier feſtgehalten. Ueberhaupt könnte ich das baieriſche Criminal-Geſetzbuch mit vielen aſtronomiſchen Neuigkeiten bereichern. Erſt kürzlich entdeckte ich einen ſehr fernen entfernten Verſuch zum Verſuche eines Hochverraths-Verſuchs. Es iſt ein kleiner Nebelſtern, aber zwei Jahr Zuchthaus wären immer dabei zu verdienen.

Samſtag den 23. Februar.

Geſtern Abend im Bette fing ich die Leidensgeſchichte eines Italiäniſchen Staatsgefangenen zu leſen an. Nach dem Kapitel worin er von den ſchrecklichen Gefühlen ſpricht, mit welchem man am erſten Morgen in einem Gefängniſſe erwacht, ſchlief ich ein. Und als ich dieſen Morgen erwachte, war mein erſter froher Gedanke: *Du biſt frei!* Und mein zweiter froher Gedanke war: *Du biſt nicht frei!* Denn wäreſt du frei würdeſt du nicht ſo froh ſein, daß heute Samſtag iſt, der dir einen Brief bringt. Aber ich Glücklicher! Das iſt kein carcere duro, und ich will es gern ertragen mein Leben lang. Ich erzähle Ihnen noch aus dem Buche. Es heißt: Le mie prigioni, memorie di Silvio Tellico da Saluzzo. Es iſt ein Dichter aus Piemont, der zehen Jahre ſeines Lebens, von 1820 bis 1830, von ſeinem dreißigſten bis zu ſeinem vierzigſten Jahre, in verſchiedenen Oeſtreichiſchen Staatsgefängniſſen geſchmachtet. Ich bringe das Buch mit. Künftigen Sommer, an ſolchen Abenden, wo die Lüfte trunken von den Bergen kommen, leſe ich Ihnen daraus vor, Ihre Pulſe zu ſtillen. Ich lernte Wilhelm Tell verſtehen, und wie ihm vor dem Kerker eines Oeſtreichiſchen Landtags ſchaudern mußte. Wer an ſolche Luft gewöhnt, hat keine Tyrannei zu fürchten — er erträgt ſie nicht.

Ich hätte Ihnen noch einige Worte von der Demoiſelle Georges ſagen ſollen, welche die Lucrecia Borgia ganz herrlich geſpielt. Sie war ein Vulkan und alles was in dem dunklen Buſen eines ſolchen Weibes kocht, kam donnernd und in Feuergüſſen an den Tag. Das war freilich das Verdienſt des Dichters, zugleich aber ſeine Schuld. Statt uns an den reinlichen gedeckten Tiſch der Leidenſchaft zu ſetzen, bringt er uns in ihre Küche, und dieſes Mal war es des Teufels Küche. In mehreren Ecken des Saals wurde einige Mal geziſcht, bei ſolchen Stellen, wo alles zu nackt, zu roh, zu blutig erſchien, wo einen das rothe Fleiſch anekelte. Victor Hugo kömmt mir wie ein unmündiger reicher Erbe vor, der Wucherern in die Hände gefallen, und Schulden auf Schulden häuft. Wenn er es ſo forttreibt, kann er, bis er volljährig und verſtändig wird, ſich arm gelebt haben. Man ſoll von den Zinſen ſeines Geiſtes leben . . . Und wie gefalle ich Ihnen als ſolider Menſch?

Dreiſsigſter Brief.

Paris, Montag den 25. Februar 1833.

Soll ich über Heines franzöſiſche Zuſtände ein vernünftig Wort verſuchen? Ich wage es nicht. Das Fliegenartige Misbehagen, das mir beim Leſen des Buches um den Kopf ſummte, und ſich bald auf dieſe bald auf jene Empfindung ſetzte, hat mich ſo ärgerlich geſtimmt, daß ich mich nicht verbürgen kann — ich ſage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn ſolche anmaßliche Bürgſchaft übernehme ich nie — ſondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber beſonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daß dieſe Verſtimmung meine, nicht Heines Schuld iſt. Wer ſo große Geheimniſſe wie er beſitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenſchlichkeit der Oeſterreichiſchen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden, und in dem Könige von Baiern einen der edelſten und geiſtreichſten Fürſten die je einen Thron geziert; den König der Franzoſen, als hätte er das kalte Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für ſchlecht, am dritten Tage wieder für gut, am vierten wieder für ſchlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herren von Rothſchild, während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutſchen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieſer Weichmüthigkeit ſich ſelbſt noch für einen gefeſteten Mann hält — Wer ſo große Geheimniſſe beſitzt, der mag noch größere haben, die das Räthſelhafte ſeines Buches erklären; ich aber kenne ſie nicht. Ich kann mich, nicht blos in das Denken und Fühlen jedes Andern, ſondern auch in ſein Blut und ſeine Nerven verſetzen, mich an die Quellen aller ſeiner Geſinnungen und Gefühle ſtellen, und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Weſen nicht aufzuopfern haben, ſondern nur zu beſeitigen auf eine Weile. Ich kann Nachſicht haben mit Kinderſpielen, Nachſicht mit den Leidenſchaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigſten Kampfes ein Knabe der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwiſchen die Beine kömmt; wenn an einem Tage der höchſten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite, in der Kirche nichts ſieht als die ſchönen Mädchen, und mit ihnen liebäugelt und flüſtert — ſo darf uns das, unbeſchadet unſerer Philoſophie und Menſchlichkeit, wohl ärgerlich machen.

Heine iſt ein Künſtler, ein Dichter, und zur allgemeinſten Anerkennung fehlt ihm nur noch ſeine eigne. Weil er oft noch etwas Anders ſeyn will als ein Dichter, verliert er ſich oft. Wem wie ihm, die Form das höchſte iſt, dem muß ſie auch das einzige bleiben; denn ſobald er den Rand überſteigt fließt er in's Schrankenloſe hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunſt als ſeine Gottheit verehrt und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunſt und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blüthenſtaub ab, und bauet mit bildendem Wachſe der Kunſt ihre Zellen. Aber er bildet die Zelle nicht, daß ſie den Honig bewahre, ſondern ſammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht wenn er weint; denn man weiß, daß er mit den Thränen nur ſeine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit ſpricht, denn man weiß daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit iſt nicht immer ſchön, ſie bleibt es nicht immer. Es dauert lange bis ſie in Blüthe kömmt, und ſie muß verblühen ehe ſie Früchte trägt. Heine würde die deutſche Freiheit anbeten, wenn ſie in voller Blüthe ſtände; da ſie aber wegen des rauhen Winters, mit Miſt bedeckt iſt, erkennt er ſie nicht und verachtet ſie. Mit welcher ſchönen Begeiſterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mery Kirche und von ihrem Heldentode geſprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt den ſchönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den ſchönen Tod für die Freiheit zu ſterben. Wäre der Kampf nicht ſchön geweſen, und dazu hätte es nur einer andern Oertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerſtreuen und fangen können — hätte ſich Heine über ſie luſtig gemacht. Was Brutus gethan würde Heine verherrlichen ſo ſchön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbſtbefreiung ſtacheln — er lachte darüber. Man verſetze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus ſeinem tauſendjährigen Schlafe erwachte und ſchwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeſte Jakobiner, der wüthendſte Feind der Ariſtokraten und ließe alle Edelleute und Fürſten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber ſähe er aus der Rocktaſche der feuerſpeienden Mirabeau, auf deutſche Studenten-Art eine Tabackspfeife mit roth-ſchwarz-goldener Quaſte hervorragen — dann Pfui Freiheit! und er ginge hin und machte ſchöne Verſe auf Marie-Antoinettens ſchöne Augen. Wenn er in ſeinem Buche die heilige Würde des Abſolutismus preißt, ſo geſchah es, außer daß es eine Rede-Uebung war, die ſich an dem Tollſten verſuchte, nicht darum, weil er politiſch reinen Herzens iſt, wie er ſagt; ſondern er that es, weil er Athemreines Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage als er das ſchrieb einem deutſchen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurſt eſſen geſehen

Wie kann man je dem glauben, der ſelbſt nichts glaubt? Heine ſchämt ſich ſo ſehr etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn,“ mit lauter Initialbuchſtaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunſtausdruck ſei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine, bei ſeiner Sybaritiſchen Natur, kann das Fallen eines Roſenblattes im Schlafe ſtören; wie ſollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die ſo knorrig iſt? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerſpruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege ſich in ſein Bett und ſchließe die Augen. Wo giebt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite ſtünde? Die Natur dichtet ſelten, und reimet niemals; wem ihre Proſa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende ſich zur Poeſie. Die Natur regiert republikaniſch, ſie läßt jedem Dinge ſeinen Willen, bis zur Reife der Miſſethat, und ſtraft dann erſt. Wer ſchwache Nerven hat und Gefahren ſcheut, der diene der Kunſt, der abſoluten, die jeden rauhen Gedanken ausſtreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis ſie zu ſchmächtig wird zur Miſſethat.

Heine hat in meinen Augen ſo großen Werth, daß es ihm nicht immer gelingen wird ſich zu überſchätzen. Alſo nicht dieſe Selbſtüberſchätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, ſondern daß er überhaupt die Wirkſamkeit einzelner Menſchen überſchätzt, ob er es zwar in ſeinem eigenen Buche ſo klar und ſchön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß ſelbſt Voltaire und Rouſſeau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Perſonen ſprächen. Was ſind wir denn, wenn wir viel ſind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns, jedem von ſeiner Parthei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich ſprechen, oder gar verrätheriſch eine falſche Botſchaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher Andere auch, könnte eine Parthei zu Grunde richten oder ihr aufhelfen, hält er ſich für wichtig; ſieht umher wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo ſeine Freunde noch wo ſeine Feinde ſtehen, ſucht ſie bald hier, bald dort und weiß ſie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miſerabeln Menſchen, hat die Natur zum Glücke nur einen Rücken gegeben, ſo daß wir die Schläge des Schickſals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Ariſtokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

Um den Demokraten zu gefallen, ſagt Heine: Die Jeſuitiſch-Ariſtokratiſche-Parthei in Deutſchland verläumde und verfolge ihn, weil er dem Abſolutismus kühn die Stirne biete. Dann um den Ariſtokraten zu gefallen ſagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er ſei ein guter Royaliſt und werde ewig monarchiſch geſinnt bleiben; in einem Pariſer Putzladen wo er vorigen Sommer bekannt war, ſei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern, — alle ſechszehen von höchſt gefährlicher republikaniſcher Geſinnung, — der einzige Royaliſt geweſen, und darum ſtünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich ſagt er: „Ich bin bei „Gott! kein Republikaner, ich weiß wenn die Re„publikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die „Kehle ab.“ Ferner. „Wenn die Inſurrektion „vom 5. Juni nicht ſcheiterte, wäre es ihnen leicht

„gelungen, mir den Tod zu bereiten, den ſie „mir zugedacht: Ich verzeihe ihnen gerne dieſe Narrheit.“ Ich nicht. Republikaner die ſolche Narren wären, daß ſie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müſſen um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

Auf dieſe Weiſe glaubt Heine bald dem Abſolutismus bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man ſich von ihm abwendet, das begreiſe ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung, der Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann ſind ſie quitt und ſo hart ſie auch auf einander ſtoßen mögen, können ſie ſich nie ſehr wehe thun. Dieſe weiche Art Krieg zu führen iſt ſehr löblich und an einem blaſenden Herolde, die Heldeuthaten zu verkündigen, kann es keiner der Kämpfenden Stirne in dieſem Falle fehlen.

Gab es je einen Menſchen, den die Natur beſtimmt hat, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, ſo iſt es Heine und auf dieſem Wege könnte er ſein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken, und wenn er ſein eignes Weſen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernſthaft ſcheint wo er lachen, demüthig wo er ſpotten möchte; ſo merkt es jeder gleich, und er hat von ſolcher Verſtellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt ſich den Jeſuiten des Liberalismus zu ſpielen. Ich habe es ſchon einmal geſagt, daß dieſes Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle iſt, darf ſie kein ehrlicher Mann ſelbſt übernehmen, ſondern muß ſie Andern überlaſſen. So, ſeiner beſſern Natur zum Spotte, findet Heine ſeine Freude daran zu diplomatiſiren, und ſeine Zähne zum Gefängnißgitter ſeiner Gedanken zu machen, hinter welchem ſie jeder ganz deutlich ſieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daß er etwas zu verbergen habe, ſo weit bringt er es in der Verſtellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln ſucht, bittet er ihn es zu unterlaſſen; „denn es ſchien mir gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weiſe, ein „Thema öffentlich zu erörtern das die Tagesleidenſchaften ſo furchtbar ausſprechen müßte.“ Dieſe Tagesleidenſchaft gegen den Adel, die ſchon fünfzigmal dreihundert fünf und ſechszig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke noch Heine, noch ſonſt Einer noch furchtbarer machen, als ſie ſchon iſt. Um von etwas warm zu ſprechen, ſoll man alſo warten bis die Leidenſchaft, der er Nahrung geben kann, gedämpft iſt, um ſie dann von neuen zu entzünden? Das iſt freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt etwas zu wiſſen, das Lafayette gegen die Beſchuldigung der Theilnahme an der Juni-Inſurrektion vertheidigen kann; aber „*eine leicht begreifliche Diskretion*“ hält ihn ab ſich deutlich auszuſprechen. Wenn Heine auf dieſem Wege Miniſter wird, dann will ich verdammt ſein, ſein geheimer Secretair zu werden, und ihn von Morgen bis Abend anzuſehen, ohne zu lachen.

Dienſtag den 26. Februar.

Sie fragten mich neulich, was das für eine dumme Geſchichte mit den Würtemberger Ständen wäre? *Dumme Geſchichte* iſt eine Pleonasmus. Die Geſchichte der Menſchheit iſt nichts als eine Geſchichte der Dummheit. Was aber dieſe beſondere dumme Geſchichte bedeute, will ich Ihnen erklären. Ich will Ihnen die Sache ſo klein und weich wie durchgeſchlagene Erbſen machen, und wenn Sie meine durchgeſchlagenen Stände noch nicht genießen können, ſo iſt das nicht meine Schuld.

Als man auf dem Wiener Kongreſſe den deutſchen Bund bildete, gaben ſich Oeſterreich und Preußen die größte Mühe, die kleinen Fürſten dahin zu bringen, ihren Staaten repräſentative Verfaſſungen zu geben. Die großen Mächte hatten gut berechnet, daß dieſes die kleinen Mächte von ihnen abhängig machen würde. Auch kam es wirklich ſo. Baiern, Würtemberg, Baden und die Uebrigen wären nicht zu Vaſallen von Oeſterreich und Preußen herabgeſunken, wenn ſie unbeſchränkte Regierungen gehabt hätten. Um die kleinen Fürſten leichter in das Garn zu locken, ſtellte ſich Preußen damals an, als wolle es auch eine repräſentative Verfaſſung einführen. Die kleinen Fürſten merkten die Liſt nicht und alle die Angſt, die ſie bei der Sache hatten, kam ihnen blos von ihren eigenen Völkern; die andern größern Gefahren ſahen ſie nicht. Aber dieſe Angſt vor Conſtitutionen war fürchterlich. Schon ſahen ſie eine demokratiſche Sündfluth über ihre Throne zuſammenſtürzen und ſie dachten gleich an Noah's Arche, in welcher ſie ſich im Falle der höchſten Noth mit all ihrem Viehe retten könnten. Wie es ſich mit dieſen Archen verhalte, an welchen die kleinen deutſchen Fürſten zimmern, will ich Ihnen ein andersmal erklären. Ehe ſie es nun wagten, ein kleines ſeichtes Wäſſerchen von Volksfreiheit durch ihre Ländchen ſchleichen zu laſſen, zogen ſie, aus Furcht vor Ueberſchwemmungen, Kanäle ſo breit und ſo tief, daß der Rhein, die Donau, und die Elbe zugleich darin Platz hätten. Und ſie baueten Rieſenwerke von Dämmen aus mächtigen Quaderſteinen und gewaltigen Schleußen Unſere Conſtitutionen ſind nichts anders als Gefängniſſe der Freiheit: daß die Freiheit nicht frei im Lande herumlaufe, wird ſie in eine Kammer geſperrt. In dieſe Conſtitutionen, beſonders aber in das Wahlſyſtem der Volks-Deputirten und in der Geſchäfts-Ordnung der Kammern, wurden hundert Beſtimmungen eingeführt, die alle den Zweck hatten, die kräftige Entwicklung eines wahren repräſentativen Syſtems zu verhindern. Bald darf man nicht ſprechen, bald darf man nicht hören, die Einen werden ſtumm, die Andern werden taub gemacht. Iſt ein Bischen friſcher Wind in der Kammer, werden gleich alle Segel eingezogen. Wird etwas verhandelt was das Volk nahe angeht, wird es aus der Kammer gejagt, es darf den Sitzungen nur beiwohnen, ſo oft ſie langweilig ſind. Man meint freilich das wäre oft genug. In Baiern müſſen die Deputirten, die auf ſechs Jahre gewählt werden, in der erſten Sitzung um die Plätze in der Kammer looſen. Dieſen numerirten Platz muß jeder Deputirte wie ein Schulbube behalten, er darf ihn nicht wechſeln. Dadurch wollte man verhindern, daß die Gleichgeſinnten ſich nicht neben einander ſetzen, ſich verabredeten und Parthei machten. Die liebe deutſche Schuljugend läßt ſich auch das alles gefallen.

Eine andere Beſtimmung iſt faſt in alle Conſtitutionen übergegangen. Paſſen Sie auf! Jetzt kömmt Ihre dumme Geſchichte. Keiner darf als Deputirter gewählt werden, der irgend einmal eine Criminalſtrafe ausgeſtanden hat. Hier dachte man aber keineswegs daran, gewöhnliche Spitzbuben aus der Kammer entfernt zu halten, Räuber, Mörder, Diebe, ſolche Fälle kommen bei den höhern Ständen ſelten vor, und Menſchen die nur etwas weniges geſtohlen würde man gern als miniſterielle Deputirte ſehen, damit ſie lernen ſich vernünftiger zu betragen. Sondern es kam darauf an, ausgezeichnete Patrioten, Männer, welche den Regierungen beſonders gefährlich, beſonders unlenkſam ſchienen, von der Deputirten-Wahl auszuſchließen. Mit einem ſolchen Geſetze war das eine Kleinigkeit. Nichts iſt in Deutſchland leichter, als jeden ehrlichen Mann eine Criminal-Unterſuchung, das heißt eine Criminalſtrafe an den Hals zu werfen. Und glauben Sie ja nicht daß hierbei die Regierungen willkührlich verfahren; ſo glücklich ſind wir nicht einmal; ſo glücklich ſind wir nicht, daß unſere Fürſten, um Tyrannen zu ſein, nöthig hätten, geſetzwidrig zu handeln. Die Tyrannei liegt ſchon in den Geſetzen. Alle deutſche Criminalgeſetze wurden vor Einführung der repräſentativen Verfaſſungen, alſo ohne Mitwirkung der Stände, von den Fürſten allein, alſo im Geiſte der unbeſchränkten Herrſchaft und nicht im Geiſte der Freiheit gemacht. Mit dieſen Geſetzen können die unſchuldigſten Handlungen als Verbrechen erklärt und als ſolche beſtraft werden. Unſere guten deutſchen Hofräthe und Profeſſoren, die Gott ſegnen möge — ich meine mit Verſtand — kennen keinen andern Liberalismus als auf Legalität zu halten. Wenn einer von ihnen legal ins Zuchthaus kömmt, weil er etwas drucken laſſen, was die Geſetze als Majeſtäts-Verbrechen erklärt, ſind ſie es zufrieden und wenn ſie als Deputirte um den Despotismus herumſchleichen, und irgendwo einen Eingang ſuchen, und an allen Wegen ſteht ein Plakat mit den Worten: Legaler Weg, nämlich verbotener — kehren ſie wieder um und glauben das ihrige gethan zu haben.

Jeder eifrige Volksfreund und Vertheidiger der Freiheit muß irgend einmal etwas thun, wodurch er ſeine Geſinnung öffentlich beurkundet. Er wird etwas freiſinniger ſchreiben, etwas drucken laſſen, an einer politiſchen Verſammlung Theil zu nehmen, eine Proteſtation gegen eine Maasregel der Tyrannei unterzeichnen, oder etwas anders ſolcher Art. Alle dieſe Handlungen werden von den deutſchen peinlichen Geſetzen als Majeſtäts-Verbrechen, Staatsverbrechen, Hochverrath angeſehen und beſtraft. Alſo alle Bürger, die ſich ſolcher Verbrechen ſchuldig gemacht, fallen einer Criminal-Unterſuchung und einer peinlichen Strafe zu, und ſind daher auf ihr ganzes Leben von der Volksrepräſentation ausgeſchloſſen. Nun geſchah es, daß für die jetzige Sitzung der Würtemberger Kammer, vier Männer zu Deputirten gewählt wurden, die viele Jahre vorher beim Demagogiſchen Umtriebe in Criminal-Unterſuchung waren. Die Regierung erklärte, dieſe Wahl ſei nach den Geſetzen ungültig; die Oppoſition erwiederte; ſie wäre gültig, denn obzwar jene Deputirten wirklich in einer Criminal-Unterſuchung geweſen, ſo hätten ſie doch keine Criminalſtrafe ausgeſtanden, weil ſie damals von dem Könige begnadigt wurden. Darauf entgegneten die Miniſter: das Recht der königlichen Gnade ſei beſchränkt und ihre Folgen erſtrecken ſich nicht ſo weit, einem Bürger ſeine bürgerliche Ehre wiederzugeben. Miniſter, Diener des Königs, die ſonſt Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, wenn einer nur mit dem kleinen Finger die Rechte der Krone anrührt, beſchränken ſelbſt dieſe Rechte! Das einzige Recht, welches die Freiheit ſelbſt den Fürſten laſſen würde, das Recht der Begnadigung, läßt ſich der König gern beſchränken, nur um in der Kammer vier freiſinnige Männer weniger zu haben! Aber die Würtembergiſchen Miniſter könnten es einmal bitter bereuen, das Recht der Begnadigung, das doch von den Fürſten auch auf jede andere höchſte Regierungsgewalt überginge, beſchränkt zu haben.

In Darmſtadt iſt etwas Aehnliches vorgefallen. Ein Advokat Hofmann, der vor vierzehn Jahren in Demagogiſchen Umtrieben verwickelt war, wurde zum Deputirten gewählt. Hofmann wurde damals aber nicht verurtheilt, ſondern der Prozeß wurde niedergeſchlagen, und der Angeſchuldigte, wie die Juriſten ſagen: ab instantia abſolvirt. Hören Sie was ab instantia abſolviren heißt, es iſt etwas ſchönes. Wenn nach dem ſehr chriſtlichen und ſehr menſchlichen deutſchen Criminalrechte, man einem Angeſchuldigten ſein Verbrechen nicht beweiſen und ihn alſo auch nicht verurtheilen kann, die Richter aber haben Luſt das Schwerdt der Geſetze, ihm ſein ganzes Leben lang über dem Haupte hängen zu laſſen, ſprechen ſie ihn nicht frei, ſondern ſie abſolviren ihn ab instantia, ſo daß ſie nach zwanzig Jahren den Prozeß wieder anknüpfen können. Hofmann wurde zum Deputirten gewählt. Die Regierung erklärte dieſe Wahl für ungültig, weil er in einer Criminal-Unterſuchung verwickelt geweſen. Die Oppoſition erwiederte, aber Hofmann wäre doch nicht verurtheilt worden. Darauf entgegneten die Miniſter; aber Hofmann ſei nicht freigeſprochen worden, und wenn er es übrigens wünſche, würde man die unterbrochene Unterſuchung fortſetzen. Hofmann wurde verworfen. Da habe ich nun vor einigen Tagen aus einem Briefe aus Darmſtadt erfahren, mit welchem Eifer und mit welcher Schelmerei, die Ausſtoßung Hofmann's von der Regierung betrieben wurde. Hofmann war in Preußiſche, das heißt: in Original-Padent-Demagogiſche Umtriebe verwickelt. Preußen verfolgte ihn am meiſten. Nun müſſen Sie wiſſen daß ſeit den Bundestagsbeſchlüſſen, Deutſchland in zwei Polizei-Diſtrikte eingetheilt iſt. Das nördliche Deutſchland hat den König von Preußen, das ſüdliche den Kaiſer von Oeſterreich zum Polizei-Commiſſair. Ueber Beiden ſteht der Kaiſer von Rußland als Polizei-Direktor. Darmſtadt gehört zum Preußiſchen Diſtrikte. Daher war es die Obliegenheit der preußiſchen Regierung, Hofmanns Eintritt in die Kammer zu verhindern. Was geſchieht alſo? Einem Edelmanne, Mitglied der Kammer, gab man ein Schreiben in die Hand, welches der Preußiſche Geſandte in Darmſtadt von ſeiner Regierung erhalten haben ſollte.

Darin hieß es: Hofmann habe ſich im Jahr 1819 noch ganz anderer, noch ſchwererer Verbrechen ſchuldig gemacht, als die wegen welcher er damals in Unterſuchung war. Und wenn er nach Preußen käme, würde er von neuem eingeſteckt, und Preußen würde es durchaus nicht dulden, daß Hofmann in die Darmſtädter Kammer trete. Dieſen Brief zeigte jener Edelmann einigen bürgerlichen Deputirten im Vertrauen, und ſagte ihnen — — wir wiſſen ja wie Edelleute mit Bürgern ſprechen: — „Lieber Heyer — und wie „ſonſt die Andern heißen — Sie kennen mich ja, Sie „wiſſen, daß ich liberal bin. Glauben Sie mir auf „mein Wort, unſer Großherzog hat den beſten Willen. Aber was wollen wir thun? Haben wir eine „Armee von zweimalhunderttauſend Mann? Können „wir uns Preußen widerſetzen? Der Großherzog hat „mir geſtern geſagt: vor dem Heyer iſt mir am meiſten bange, der wird Lärm machen.“ Dabei rieb ſich der Baron die Hände, dabei zuckte er die Achſeln, dabei klopfte er mit freiherrlichen Fingern auf die bürgerliche Schulter, und ſagte in einer Viertelſtunde dreißig Mal: Lieber Heyer! Der liebe Heyer, ſonſt ein braver, liberaler, verſtändiger Mann, ließ ſich bereden, einſchüchtern, und ſtimmte mit ſeinen Freunden gegen Hofmann.

Jetzt nach Caſſel, wo die Wahlfreiheit auf eine andere Art verletzt worden. Wenn Sie dieſen Brief gehörig ſtudiren, werden Sie eine der vorzüglichſten Publiziſtin von Deutſchland, und können Profeſſorin des Staatsrechts auf einer deutſchen Univerſität werden, und wenn Sie loyale College leſen gar geheime Hofräthin. Was ich Ihnen aber folgend mittheile, geſchieht nicht zu Ihrer Belehrung, ſondern zu meiner eignen. Vielleicht können Sie mir über etwas Aufklärung geben, worin ich ganz im Dunkeln bin. In Frankreich und England ſind die Regierungen froh, wenn Staatsbeamte zu Deputirten gewählt werden; natürlich, weil dieſe von ihnen abhängen und ihnen alſo am meiſten anhängen: In Deutſchland findet das Gegentheil ſtatt. Wenn ein Staatsbeamter zum Deputirten gewählt wird, muß er, das Recht auszuüben, dazu die Erlaubniß, ſeiner Vorgeſetzten haben, und dieſe Erlaubniß wird oft verweigert. Welche Feinheit dahinter ſteckt begreife ich nicht. Nun wurde Jordan, Profeſſor in Marburg, einer der edelſten und muthigſten freiſinnigen Männer Deutſchlands, zum Deputirten in die Heſſiſchen Stände gewählt. Die Miniſter erklärten ſie erlaubten Jordan nicht ſeine Stelle anzutreten, und ſie verboten ihm nach Caſſel zu kommen. Jordan ſagte: nach der Verfaſſung brauche ein gewählter Staatsbeamter nur die Erlaubniß ſeines unmittelbaren Vorgeſetzten. Dieſer ſein Vorgeſetzter ſei die Univerſität die ihn gewählt habe; die Erlaubniß des Miniſters brauche er nicht. Jordan reiſte nach Caſſel, und die Mehrheit der Kammer entſchied ſich für ihn. Der Miniſter ließ Jordan den Befehl zukommen *binnen 24 Stunden bei 20 Thaler Strafe Caſſel zu verlaſſen* . . . Stellen Sie ſich vor: wenn hier ein Miniſter die Frechheit hätte, einem Deputirten bei 50 Franken Strafe den Befehl zukommen zu laſſen, binnen 24 Stunden Paris zu verlaſſen! In Anklage-Zuſtand verſetzte man den Narren nicht; aber man ſchickte ihn augenblicklich in einer Zwangsweſte gekleidet nach Charenton. Aber unſere deutſchen Philiſter hören ſo etwas erzählen, ohne daß ſie ſich darüber echauffiren, ja nicht einmal die Pfeiffe geht ihnen darüber aus. Gott erhalte mir meinen König Louis Philipp! Wahrhaftig ich mache mir Vorwürfe, daß ich je ein Wort gegen ihn geſchrieben; ich thue es aber auch nicht mehr . . . Jordan ging nicht aus Caſſel und klagte bei den Gerichten. Dieſe verboten den Miniſtern bei *fünfzig Thaler* Strafe, Jordan nicht zu beunruhigen. Dieſes war auch wieer ein Deutſches Temperier-Pulver! Die Gerichte hätten erklären ſollen; Jordan als Deputirter wäre unverletzlich, und die Miniſter die ihn antaſteten, machten ſich des Hochverraths ſchuldig. Wegen dieſes Streits haben die Sitzungen ihre Kammern noch nicht eröffnen können, und man iſt begierig, was die preuſſiſche Regierung zu deren Inſpektion auch Heſſen gehört, in dieſer Sache verfügen wird.

Mittwoch den 27. Februar.

Heiland der Welt! Das monarchiſche Prinzip iſt guter Hoffnung. Welch' ein Donnerſchlag für mich! Die Herzogin von Berry, unſere liebe Frau von Blaye, die Enkelin Maria Thereſiens, die gebenedeite Mutter des Wunderkindes, iſt in geſegneten Umſtänden, durch den heiligen Geiſt in Geſtalt eines Italiäniſchen Prinzen, und wird in zwei Monaten ein neues Wunderkind gebähren. Die Herzogin hat es dem Gouverneur von Blaye zu wiſſen gethan: ſie könne nicht länger ſchweigen, es ſei ihr zu eng im Schloſſe; ſeit ſieben Monaten ſei ſie heimlich an einen Italiäni-Prinzen verheurathet, den ſie aus Schamhaftigkeit nicht nennen wolle, und geſtern ſtand dieſes Evangelium groß im Moniteur gedruckt, und es wurde im Reichs-Archive niedergelegt zum ewigen Angedenken. Alſo war es doch wahr, was man neulich gemurmelt, als die Regierung zwei Aerzte ſo geheimnißvoll nach Blaye geſendet. Doch Verläumdung war es was viele damals erzählten: der Jude Dautz ſei der heilige Geiſt der Berry geweſen, und er habe nicht des Geldes wegen, ſondern in einem Anfalle von eiferſüchtiger Wuth, ſeine Freundin verrathen. Schade daß es Verläumdung war! Wahrlich es wäre ein Glück für die Welt, wenn einmal jüdiſches Blut in chriſtlich-monarchiſche Adern käme. Vielleicht ſtiege dann wieder ein weiſer König Salomo auf den Thron, der die Sprache der

Thiere verſtände, und ſeinen Hofleuten in das Herz ſehen könnte . . .

Du gute Karoline! ich wäre Dir zugethan, wenn Du keine Fürſtin wäreſt. Du haſt viel geliebt und es wird Dir viel vergeben werden. Aber Du biſt ein thörichtes Weib! Dein Sohn iſt noch ein Knabe, noch ſiebenzig Male kann er den Kreislauf der Sonne erleben — ein Tag für das Glück, eine Ewigkeit für den Schmerz — und Du ſuchſt eine Krone für ihn? Laß ihn ein Lazarone werden! Laß ihn ſich ſonnen unter dem ſchönen Himmel Deines Vaterlandes! Laß ihn Muſcheln ſuchen am Strande des blauen Meeres. Und ein Tag kann kommen, ein Tag des Schreckens und der Trauer, wo das wildtobende Volk durch die Straſſen von Neapel brauſt und man einen jammervollen König richtet. Dann ſchwankt Dein Sohn zu Deinem Grabe, kniet nieder und dankt es Deiner Aſche mit heißen Thränen, daß Du ihn ein Bettler werden ließeſt. Du erfährſt es jetzt: Deine nächſten Blutsverwandten häufen Schmach auf Dein Haupt, und machen Dich zum Geſpötte der Welt. Das iſt das Loos der Könige! Opferprieſter oder Schlachtopfer, ſind ſie ſchuldig oder unglücklich.

Ein und dreiſsigster Brief.

Paris, Mittwoch den 27. Februar.

Die Frankfurter Ober-Poſt-Amts-Zeitung, hatte neulich, da ſie etwas dumm monarchiſches erzählte, hinter der Dummheit ein Fragezeichen aufzuſtellen gewagt. Was iſt das? Schon bei jeder anderen deutſchen Zeitung ſind Fragezeichen Generalbeichten, Rouſſeauſche und Auguſtiniſche Bekenntniſſe, und verrathen eine tugendhafte Reue und eine große innere Zerknirſchung. Aber gar bei der Poſtzeitung, einem der Feigenblätter der deutſchen Bundesverſammlung; Das muß etwas bedeuten. Sollte ſie vielleicht den Reſt ihrer Abonnenten verloren haben und durch die Heldenthat des Fragezeichens ſie zurückzuführen ſuchen? Erkundigen Sie ſich darnach.

Was mir mein Michel für Verdruß macht, der deutſche Michel, der Dickkopf, ach! liebe Frau Gevatterin, das kann ich Ihnen gar nicht genug klagen. Der Junge bringt mich noch unter die Erde. Alle meine Vorſtellungen, all' mein Bitten, mein Züchtigen — es hilft alles nichts. Hören Sie, was er wieder gethan hat. In Freiburg wurde Michel zum Bürgermeiſter gewählt, denn Michel iſt liberal. Aber die Regierung verwehrte die Wahl, denn unſere Regierungen — und darüber muß ich lachen-trotz meiner großen Betrübniß — haben Furcht vor Michel. Die Freiburger Bürger die Courage haben, nicht blos einen Tag, ſondern zwei Tage lang, nehmen ſich vor Michel zum zweitenmale zu wählen. Was thut Michel? Auf ſeine gewohnte Art wird er gerührt, ſentimenthal, großmüthig, tugendhaft, erhaben, romantiſch, und bittet ſeine guten Mitbürger ſich wegen ſeiner in keine Ungelegenheiten zu ſetzen, und einen andern Bürgermeiſter zu wählen. Die Bürger deren zweitägiges Heldenfieber ohne dies vorüber war, ließen ſich das nicht zweimal ſagen, und aus Dankbarkeit gegen Michel, daß er ſie von dem Drucke ihrer eignen Größe befreit hat, wählten ſie ſeinen Neffen, den jungen Michel zum Bürgermeiſter. Die Regierung war das herzlich gern zufrieden und froh, daß ſie ſo wohlfeil wegkam. Sie dachte, wie jede Regierung: das Volk iſt ein Kind. Das eigenſinnige Kind will Wein haben; Mama gießt zwei Tropfen Wein in's Waſſerglas, es ſieht gelb aus — da haſt du Wein, jetzt ſei ruhig. Das Volk will

Michel haben; die Regierung giebt ihm etwas, das eine Farbe wie Michel hat, und ſagt: da haſt du Michel, jetzt weine nicht mehr. Das alles verſteht ſich von ſelbſt.

Nun hören Sie aber was mein Michel weiter that. Nach geſchehener Bürgermeiſterwahl zogen die Freiburger Bürger mit Fackeln und Freudengeſchrei vor das Michelſche Haus und riefen: es leben beide Michels hoch! Der junge Michel konnte vor Rührung nicht ſprechen, aber der alte Michel war leider nicht in ſolchem Grade gerührt; ſondern er ſchrie zum Fenſter hinaus: „Hoch lebe unſer vielgeliebter Großherzog „Leopold, der Wiederherſteller der Verfaſſung und des freien Wahlrechts!“ Und die Bürger auf der Gaſſe ſchrien; „Hoch lebe unſer vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederherſteller der Verfaſſung und des freien Wahlrechts!“ Und hoch und abermals hoch!“ Und der alte ernſte Münſter, den man noch niemals lächeln geſehen, lachte daß er wackelte, ſo daß ihm eine ſteinerne Trottel von ſeiner Mütze herabfiel.

Was that mein Michel in Stuttgart? Aber — ich bin des Spaßes müde. In Stuttgart wurde Herr von Wangenheim, ein geiſtreicher und freiſinniger Mann zum Deputirten gewählt. Die Regierung erkannte die Wahl nicht an wegen einer verletzten Förmlichkeit, die ſie zum Vorwande eines Vorwandes nahm — Um Deputirter ſeyn zu können muß man im Lande wohnen; nun wohne zwar Herr von Wangenheim im Lande, aber er habe nicht erklärt daß er im Lande wohne. So ohngefähr habe ich die Sache verſtanden. Der eigentliche Grund der Widerſetzlichkeit war aber: Oeſterreich und Preußen hätten den Herrn von Wangenheim mit Zorn in der Kammer geſehen, denn er ſtand früher ſelbſt hinter den Couliſſen der deutſchen Bundes-Komödie, und war der erſte jener Geſandten, von welchen, weil ſie Liebelei mit der öffentlichen Meinung trieben, und die deutſchen Völklein in ihrem Traume, daß ſie ein Volk werden könnten, nicht ſtören halfen, die Bundesverſammlung epurirt wurde. Uebrigens hatte Herr von Wangenheim eine Schrift gegen die Bundestags-Beſchlüſſe herausgegeben. Dieſer von der Regierung vorgeſchützte Mangel der Form wurde aber von Herrn von Wangenheim gehoben, und die Bürger nahmen ſich vor, ihn zum zweitenmale zu wählen. Was thut nun Herr von Wangenheim? ganz das nehmliche was Herr von Rotteck in Freiburg gethan. Er war großmüthig, gerührt, romantiſch, empfindlich. Er ſchmollte mit der Regierung wie mit einem Liebchen. Er ſchrieb ſeinen Committenten einen gerührten Brief: er entſage ihrer Wahl; denn durch deren Annahme würde er einen falſchen Grundſatz, den die Miniſter geltend machen wollen, anerkennen und das wolle er nicht. Er verlaſſe Stuttgart, wünſche ihnen wohl zu leben, danke ihnen noch einmal herzlich und vertraue übrigens auf Gott. Wäre Herr von Wangenheim in die Kammer getreten, hätte er der Oppoſition die wenigen Stimmen die ihr zur Majorität noch fehlen, durch ſeinen Einfluß zuführen können. Aber um eines Paragraphs ſeines moraliſch-politiſchen Kompendiums willen, verläßt er das Schlachtfeld, mögen Volk und Freiheit darüber ganz zu Grunde gehen. Möchte man ſich da nicht die Haare aus dem Kopfe reißen? Ein Edelmann und doch edel! Ein Miniſter und doch großmüthig! Ein Diplomat und doch romantiſch! So oft ich mit Schmerz und Unwillen wahrnahm, daß unſere deutſchen bürgerlichen Deputirten, der Macht der Regierungen, die ein ungeheures Zeughaus von Liſten und Schelmereien beſitzen, worin alle Waffen aufgehäuft liegen, welche geiſtliche und weltliche Tyrannei ſeit dreitauſend Jahren geſchmiedet haben, von den Levi-

en bis zu den Jeſuiten, von dem Römiſchen Senate
is zu dem Venetianiſchen, von Kaiſer Auguſtus bis
ouis Philipp, von Mäcen bis Metternich — nichts
ntgegenſetzen als ihren Gradſinn, ihre Aufrichtigkeit,
hre Treue, ihre Beſcheidenheit — ſo oft ich dieſes
ahrnahm, tröſtete es mich in meinem Kummer, daß
enigſtens der deutſche Adel noch Spitzbüberei beſitze,
nd daß er einmal zu uns herüber kommen würde und
ann wäre uns geholfen. Da kam nun wirklich ein-
al ein Edelmann zu uns herüber und — er war ein
rlicher Mann!

Ich weiß gar nicht mehr was ich thun ſoll. Der
inzige Troſt, der mich noch aufrecht hält und mich
er gänzlicher Verzweiflung ſchützt, iſt, daß der Hof-
ath Böttiger in Weimar den Großherzoglichen Wei-
ariſchen Falkenorden bekommen hat, und daher meine
nſterblichkeit geſichert iſt, die mich für alle Leiden
ie ich in dieſem irdiſchen Jammerthale ertrage, ent-
hädigen wird. Wenn ich es Ihnen nicht erkläre, be-
reifen Sie in Ihrem Leben nicht, wie meine Unſterb-
chkeit mit dem Weimariſchen Falkenorden und einem
Sächſiſchen Hofrathe, den ſterblichſten Dingen von der
Belt zuſammenhänge. Dieſe Dinge hatten früher nicht
en geringſten Zuſammenhang; aber indem ich ſie ne-
n einander ſtelle, bekommen ſie einen. Schon in
nem frühern Briefe hatte ich etwas gegen den Hof-
ath Böttiger geſchrieben; aber ſo wenig als heute ge-
hah es aus Bosheit; ja was ich dort von ſeinen la-
iniſchen Verſen an eine höchſte Erhabenheit erzählte,
ar wenigſtens dieſesmal gelogen. Die Sache iſt:
h will ihn ärgern, damit ich unſterblich
erde. Sie werden erſtaunen über die Schelmereien
e ich im Kopfe habe und welch' ein großer Staats-
ann ich bin.

Herr von Cotta erzählte mir einmal, daß der Hof-
ath Böttiger Verfaſſer der Nekrologien ſei, die ſeit

vielen Jahren die allgemeine Zeitung enthalte. Nekrologie heißt die Lebensbeſchreibung einer geſtorbenen Perſon und kömmt aus dem Griechiſchen, von nekros, der Todte und logos, die Erzählung. Merken Sie ſich das embrassez-moi pour l'amour du grec. So oft ein berühmter Mann ſein vierzigſtes Jahr erreicht habe, — erfuhr ich — fange Böttiger deſſen Nekrologie zu ſchreiben an und ſetze ſie, von Jahr zu Jahre und Tag zu Tage gelaſſen fort; ſo daß ſobald der berühmte Mann den Geiſt aufgiebt und noch vor ſeiner Beerdigung die Nekrologie fertig iſt und in die Zeitung geſchickt wird, ſo daß kein anderer Nekrolog dem Hofrathe zuvor kommen kann. Er Cotta, ſei einmal gefährlich krank geweſen und man habe ihn in Deutſchland todt geſagt. Gleich mit der nächſten Poſt, nachdem ſich das falſche Gerücht verbreitet, wäre ſein Nekrolog, von Böttiger verfaßt, für die allgemeine Zeitung eingegangen. Sie kam aber zu früh und brauchte glücklicher Weiſe nicht honorirt zu werden.

Da überlegte ich nun bei mir, daß, weil ich auch ein berühmter Mann bin und mein vierzigſtes Jahr zurückgelegt habe, ich ganz ohne Zweifel in des Hofraths nekrologiſchem Schranke in der B-Schublade eingeſargt liege. Zwar iſt Böttiger viel älter als ich; da er aber einen Orden, nicht blos erhalten, ſondern auch verdient hat und er überhaupt ein Mann iſt, der nicht blos fünf grad ſeyn läßt, ſondern auch vier, wenn es ein großer Herr haben will: ſo gehört er zu denjenigen Menſchen, die ein hohes Alter erreichen. Er kann mich daher leicht überleben und meine Nekrologie ſchreiben. Nun muß von zwei Dingen nothwendig eins geſchehen: entweder er lobt mich oder er tadelt mich. Lobt er mich, ſo wird das auf Europa einen ungeheuern Einfluß haben; denn da es bekannt iſt, daß ich ſein Feind bin, wird jedermann begreifen,

aß nur das große Gewicht meiner Verdienſte ihn zur
erechtigkeit zwingen konnte. Tadelt er mich aber,
aubt ihm keiner und er wird ausgelacht, weil man
eiß daß ich ihn geärgert habe. Auf dieſe Weiſe
ingt meine Unſterblichkeit, und die Gemüthsruhe mit
elcher ich meine Leiden ertrage, mit dem Weimari-
en Falkenorden und dem Hofrathe Böttiger zuſam-
en.

Freitag den 1. März.

Ueber die neue Preußiſche Judenordnung habe ich
ht geſprochen, weil ich gleich anfänglich vermuthete,
s ſich auch jetzt zu beſtätigen ſcheint, daß es da-
kein Ernſt geweſen. Aber ganz gewiß, war es
t der Zufall oder die Tücke eines deutſch-chriſtli-
Narren, die dieſen wahnſinnigen Geſetzentwurf
nnt gemacht. Er ſtand zuerſt in der Leipziger
ung, in einem Blatte das ganz unter abſolutiſti-
Eingebung ſteht. Auch hätte weder die Leipziger
eine andere Zenſur verſtattet, daß eine Zeitung
Geheimniß einer deutſchen Regierung bekannt
e, wäre die Mittheilung nicht von einer Hand
ehen, die aller Verantwortlichkeit überhebe. Ich
le nicht, daß der Artikel von einem der Helfers-
der Preußiſchen oder einer andern Regierung
endet worden iſt. Auch war der Geſetzesentwurf
allgemeinen Zeitung mit Bemerkungen begleitet,
n bekannten foditen Lobgeruch haben, mit welchem
Handlungen der deutſchen Fürſten beweihraucht
rden pflegen. Es hieß dort nach Anführung der
rteſten Greuel: „Durch das ganze Geſetz
kt ein Geiſt der Milde und der Verſöh-
g durch, vorzüglich aber das Beſtreben
Staats, die Juden wieder zu dem alten
e zurückzuführen: im Schweiße deines
eſichts ſollſt du dein Brod eſſen.“ Dieſe

Schweißtreibende Eigenſchaft der Judenordnung iſt das wahre Kennzeichen jeder ächt deutſchen Geſetzgebung. Was man aber mit dieſem Carnewals-Spaße bezweckte: ob es ein kleiner Luftballon war, den man, um den Wind zu erforſchen dem großen vorausſteigen ließ? Ob man in Preußen oder einem andern Staate wirklich daran denkt, die Juden in den Status quo des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuſchnellen, und man vorher verſuchen wollte, ob ſie noch Elaſtizität genug haben ſich das gefallen zu laſſen? Ob man die Juden, und aus welchem Grunde nur ängſtigen wollte? Ob es eine Wachtparade war, das deutſche Volk überhaupt in Schrecken zu ſetzen? Ob der Entwurf, wie ich mich früher einmal ausgedrückt, *ein Ochſe war, den man der Boa-Schlange der deutſchen Revolution in den Rachen jagen wollte, um ſie wehrlos zu machen und dann zu tödten?* Oder was es ſonſt ſein möchte — das kann ich nicht errathen. Doch es wird kund werden früher oder ſpäter.

Uebrigens könnte Preußen eine ſolche Judenordnung einführen und es würde gar nichts dabei verlieren, außer daß dann auch die Kurzſichtigſten vorherſehen würden, welche Zukunft dem ganzen Volke droht. Der alleinige Unterſchied bliebe dann, daß man dem jüdiſchen Hunde mit einem Schnitte die Ohren kurz machte, während man ſie dem chriſtlichen nur nach und nach abſchneiden würde „um dem armen Viehe nicht auf einmal zu wehe zu thun,“ wie jener Bediente ſagte. Wenn man die Preußiſche Regierung beurtheilen will, muß man nicht blos auf das achten, was ſie thut — denn das zeigt nur an was ſie *kann*, ſondern auch auf das was ſie ſpricht — welches anzeigt was ſie *will*. Wenn ich das Berliner *politiſche Wochenblatt* leſe, weiß ich gar nicht was ich denken ſoll. Ich ſage *denken* — denn glauben Sie mir: ich drücke nie eine Empfindung aus, ehe ich von der heißen Dachkammer des Gefühls, in den Eiskeller der ruhigſten Beſonnenheit hinabgeſtiegen bin, und dort die Probe gehalten habe, ob der Kopf mit dem Herzen übereinſtimmt. Und ſo oft dieſe Uebereinſtimmung fehlt, löſche ich meine Empfindung aus. In dem Berliner Wochenblatte werden despotiſche Grundſätze gelehrt, die mit dem Prinzipe des Proteſtantismus gar nicht zu vereinigen ſind. Und wenn Preußen dieſes Prinzip, ſeine Hauptſtütze erſchüttert, ſinkt es zum Vaſallen Oeſterreichs hinab um ſpäter von ihm wie ein Wurm zertreten zu werden. Wenn Preußen ſeine Zwecke erreicht, wird es die letzte unter den despotiſchen Mächten, ſtatt daß es die erſte unter den Freiſinnigen könnte ſein. Herr von Ancillon, der einzige dirigirende Miniſter in ganz Deutſchland der gut und ſchön ſchreiben kann — warum vertheidigt er nicht einmal die Vernunftmäßigkeit des Preußiſchen Regierungsſyſtems gegen die Unvernunft der revolutionären Schriftſteller? Wir verlangen nicht, daß er, ein deutſcher Miniſter, ſelbſt, unter ſeinem eignen Namen mit uns Erdenwürmern ſpreche. Wir wiſſen recht gut daß Gott nur wenig Auserwählten erſcheint, und Angeſicht in Angeſicht mit ihnen redet. Aber Herr von Ancillon kann uns ja ſeine eigenhändigen Geſetztafeln durch einen ſeiner Moſes ſchicken und verſuchen ob wir dem goldenen Kalbe nicht abwendig zu machen wären. Aber er rede kalt, ruhig, vernünftig mit uns, und ohne alle Grobheit. Er nehme einmal auf eine Stunde an, daß wir es gut meinten, und nur in unwillkührlichen Irrthümern befangen wären. Wenn wir mit Worten wüthen, ſo iſt das ſo natürlich als verzeihlich. Was ſollen wir denn anders thun, da wir keine Macht ſondern nur Recht haben, und doch der Geiſt einen Körper haben muß, daß ihn auch die erkennen die keine Sonntagskinder ſind? Wenn aber die Organe der

Regierung zornig reden, ſo iſt das der lächerlichſte und zugleich der grauſamſte Pleonasmus. Ihre Gewehre, ihre Kanonen, ihre Kerker — was ſind ſie denn anders als plaſtiſche Grobheiten von Stein, Eiſen und Stahl, während die unſern, ganz unſchädlich nur von Luft ſind? —

In Preußen geht man damit um, die Juſtizbeamte für abſetzbar zu erklären. Vielleicht wiſſen ſie nicht was das bedeutet. In den Staaten wo der Despotismus nicht alle Schaam von ſich geworfen, wo ihm noch ein kleiner Reſt, ich ſage nicht von Tugend, aber von Ehre geblieben, ſind die Gerichtsperſonen unabſetzbar, das heißt: wenn ſie einmal ihre Stelle erhalten, darf ſie die Regierung ihnen nicht wieder nehmen. Dieſes iſt der letzte Anker der Ruhe für jeden Bürger, der nun nicht zu befürchten braucht, daß ſein Richter in die traurige Lage kommen könnte, entweder ſeine Stelle zu verlieren und mit Weib und Kinder zu verhungern, oder einen Angeklagten zum Tode, zum Kerker, zu Geldbußen zu verurtheilen, ſobald es einem Wahnſinnigen, oder ruchloſen Miniſter beliebt. Dieſer Schutz ſoll jetzt dem Preußiſchen Volke geraubt werden. Ich will es noch nicht glauben. Was bliebe denn jenen guten Preußen, die ich im Auslande ſo oft habe in die Enge treiben ſehen, indem man ihnen die Verderblichkeit ihres vaterländiſchen Regierungsſyſtems unwiderleglich klar machte, und die dann immer auf das Wort zurückkamen: aber wir haben doch eine unabhängige Juſtiz — was bliebe ihnen noch für ein Vorwand übrig, ihre Loyalität, der ſie ſich ſchon halb ſchämen, nothdürftig zu vertheidigen? Freilich blieben ihnen dann noch ihre gerühmten Abc-Schulen übrig. Ich möchte ſie aber fragen: Ob man denn ihren gelehrten Abc-Bauren etwas anders zu leſen verſtattet als die Befehle der Regierung?

Nun freilich, wenn man anfängt, ſogar in der

Stadt Berlin ſelbſt, Verſchwörungen zu entdecken, und ſelbſt ein Cavallerie-Offizier und ein Regierungsrath ſich des Hochverraths verdächtig gemacht haben, dann ſcheint es Zeit, die Richter unter der Zuchtruthe der Polizei zu bringen. Aber was wird es ſie helfen? Sie werden höchſtens einige junge Leute und dunkle Perſonen ſchuldig finden, aber nie einen Menſchen von Bedeutung bis zur Straffälligkeit überführen können. Denn in Berlin reichen ſich die freiſinnigen Männer bis zu den erſten Stufen des Thrones die Hände und ſie laſſen ſich nicht fallen. Ich freilich traute jenen Menſchen nie die ſeit fünfzehen Jahren ihren guten Willen zu verheimlichen und dem Despotismus, ihn zu verderben, Vertrauen einzuflößen wußten; doch giebt es andere ehrliche Leute, die ihnen trauen. Mögen ſie ſich nicht täuſchen! Ich war immer der Meinung daß wer faul wartet, bis die Früchte reif herabfallen, nur faule Früchte leſen wird. Man muß die Freiheit von den Bäumen brechen.

— Herr von Rotteck hat aus dem Sächſiſchen wieder einen liberalen Becher bekommen; es iſt der zehente. Durch das neuliche Betragen des Herrn von Rotteck iſt mir erſt recht klar geworden, warum ſo viele deutſche Patrioten von 65 Pulsſchlägen an dieſem Manne hängen. Er treibt ſein Becherſpiel mit einer Vollkommenheit, wie ich es auf den Boulevards noch nie geſehen. Er hat eine Art Einem den Liberalismus ſo bequem zu machen, daß es eine Luſt iſt. An ſchönen Mai-Tagen, wo es weder zu kalt noch zu warm iſt, geht er mit ſeinen politiſchen Freunden ſpazieren, und macht ſich über die faulen Bäuche luſtig, die bei ſo herrlichem Wetter im Zimmer eingeſchloſſen bleiben. Kömmt aber der Sommer der Freiheit und das Volk fängt zu donnern und zu blitzen an, wird, ſobald der erſte Tropfen fällt, der Regenſchirm der Legalität aufgeſpannt, man eilt in die

Stadt zurück, und wimmert: bleibt nur immer auf dem geſetzlichen Wege! Nahen die Weihnachten der Tyrannei und Bundestagsbeſchlüſſe ſchneien vom Himmel herab, zieht Herr von Rotteck den Fuchspelz der Loyalität an, und er ſchreit zum Fenſter hinaus: Hoch lebe unſer vielgeliebter Großherzog, der Wiederherſteller der freien Verfaſſung und des freien Wahlrechts? Dabei iſt man ſicher, ſich weder zu erhitzen, noch zu erkälten, und ein Jubelſenior zu werden und ein Belobungsſchreiben zu erhalten. „Wenn ich nur was davon hätt" — ſagt Staberl.

Samſtag den 2. März.

..... Die öffentliche Meinung iſt zu ihrer frühern Anſicht von dem Vater des Wunderkindes von Blaye zurückgekehrt. Die drei Könige welche die gebenedeite Prinzeſſin begrüßten, kamen wirklich aus dem Morgenlande, und der heilige Geiſt war ihr Landsmann. Als der ſchändliche Deutz die Herzogin verrieth, rief ſie, ſich ſelbſt noch ſchlimmer verrathend aus: Le misérable! Je lui ai donné plus que ma vie! Seine Wohlthäterin, ſeine Freundin, die Mutter ſeines Kindes, ein unglückliches wehrloſes Weib zu verrathen! Aber nur den kleinſten Theil meines Grolls wende ich einem ſolchen Niederträchtigen zu. Den größten Theil ſpare ich für die Niederträchtigkeit der Regierungen auf, die Verbrechen welche tauſendfachen irdiſchen Tod, und ſelbſt den Fluch des allbarmherzigen Gottes verdienen, wie die ſchönſte Tugend belohnen. Das iſt aber das Verderben jeder fürſtlichen Herrſchaft: ſie kann ſich nicht erhalten ohne Verrätherei, ſie kann nicht ruhig leben, wenn nicht wechſelſeitiges Mißtrauen die Bürger aus einander hält. Man trete zu jeder Stunde in das geheime Kabinett jedes Königs, und findet man einen ſeiner Unterthanen bei ihm, mit em er ſich liebreich und freundlich, wie ein Bruder nterhält — iſt es ein Weib, wird es eine Sängerin, t es ein Mann, wird es ein Spion ſein. Und ſelbſt ie Operſängerin hat nur den zweiten Platz in dem erzen des Königs.

Zwei und dreiſsigſter Brief.

Paris, Sonntag den 3. März 1833.

Von dem aus dem Engliſchen überſetzten Werke: lémoires d'un Cadet de famille par Trelawney, on dem ich Ihnen ſchön geſprochen, iſt jetzt der dritte heil erſchienen. Ich kann Ihnen nichts ſchöneres am Leſen empfehlen. Es wird Einem dabei, als äre man früher blind, taub und von tauſend Banen feſtgehalten, regungslos geweſen; und jetzt plötzch frei geworden mit allen Sinnen und Gliedern, erahre man erſt, was die Welt ſei, was leben heiße. as der keckſte Romanenſchreiber in ſeinem Uebermuthe ur je erdichtet, iſt Blödigkeit gegen das was dieſer orſar wirklich gethan und gelitten. Und doch iſt ichts außerordentliches in ihm, als daß er ſich außerrdentlich viel Freiheit genommen. Nichts Ungewöhnches iſt ihm begegnet; aber es iſt den gemeinen Dinen auf eine ungewöhnliche Art begegnet und das hat n groß gemacht. Man ſieht: es iſt in jedem Menhen eine Kraft gleich der des Dampfes, und wer eſe zu finden und zu gebrauchen verſteht, kann mehr llbringen als tauſend andere vereinte Menſchen.

Aber nicht bloß ein Held iſt Trelawney, er iſt auch n Meiſter im Mahlen und im Dichten. Nichts herrcher als ſeine Beſchreibungen von jener zauberhaften diſchen Welt; nichts epiſcher und dramatiſcher als ine Schilderungen der Ereigniſſe und der Menſchen d Völkerſchaften die daran Theil genommen. Es begleiten ihn zwei komiſche Charaktere auf ſeinem abentheuerlichen Leben, der Koch und der Wundarzt des Schiffes, die Shakespear nicht ſchöner hätte darſtellen können. Sie leben beide mit Geiſt und Herz nur in ihrer Kunſt. Auf dem Meere und in der Sandwüſte, bei Sturm und Sonnenſchein, in der Schlacht und im luſtigen Uebermuthe des Hafens, denken ſie nur an kochen und heilen. Und auch hier ſieht man was die Freiheit vermag. Der Koch wagt Gerichte vor denen Vatel gezittert, der Wundarzt Heilungen, vor welchen ſie Dupüytrin verſteckt hätte — und es gelingt beiden. Die unerhörteſten Speiſen werden ſchmackhaft, die verzweiflungsvollſten Krankheiten und Wunden werden geheilt.

Wie herrlich iſt die Beſchreibung einer Tigerjagd! Die Schlachten von Marengo, Auſterlitz und Eylau, ſind, was der gezeigte Muth betrifft, Poſſenſpiele dagegen. Der Corſar ſchließt dieſe Schilderung mit den Worten: „Wie ſchön und glorreich wäre dieſe Jagd, wenn man in den Tigern, die Seelen aller Tyrannen der Erde vertilgen könnte!“

Denken Sie ſich einen Helden in der Schlacht mit einer Roſe vor der Bruſt; denken Sie ſich eine Harfe, die durch den heulenden Sturm ſpielt, und einen Löwen, an ſeidner Schnur von einem ſchönen Kinde geführt — das war Zela dem Corſaren. Sie theilte alle ſeine Gefahren, und verſchönte und belohnte ſie. Da verlohr er ſie durch den Tod. Am Strande des Meeres verbrannte er ihre Leiche, und wollte ſich auf den Scheiterhaufen ſtürzen, den ihn aber ſeine Schwäche nicht erreichen ließ. Man entfernte den Bewußtloſen von der Jammerſtätte. Mit Zela endeten die Träume ſeines Lebens, er erwachte und ſein Glück war dahin. Er kehrte nach England zurück, begrub ſich lebendig in dem Schooße monarchiſcher Erde und wehrte mit grimmiger Hand den Würmern, die an den Sarg ſeiner Freiheit herankrochen. Trelawney haßte die ganze Welt, und ſein Herz, groß genug die ganze Welt zu lieben, theilte er zwiſchen Zela und van Ruyter, ſeinem Freunde und Seegenoſſen. Van Ruyter war der edlere von beiden. Auch er kehrte nach Europa zurück, gerieth in die Sonnenbahn des Kaiſers Napoleon, der ihn hoch hielt und ihn verwenden wollte. Aber Ruyter ließ ſich nur von Napoleon gebrauchen, ſo lange er ihn gebrauchen wollte, und wußte im Helden den Kaiſer zu verachten. In einem Treffen gegen ein engliſches Schiff verlohr er das Leben. Sie werden gern erfahren, wie van Ruyter von Napoleon dachte.

„Er hat einige Dummköpfe von alten legitimen
„Königen, von ihren wurmſtichigen Thronen herabge-
„worfen; er hat ihnen den Purpur vom Leibe geriſſen
„und ſie dann wieder aufgerichtet, um mit der Menſch-
„heit ſeinen Spott zu treiben. Indem er dieſes that
„dachte er freilich die Tyrannei verewigen zu können,
„wenn er an die Stelle der zernichteten Mächte Mi-
„litär-Despoten ſetzte. Aber er hoffte vergebens hier-
„durch ſeine Macht zu befeſtigen, und die Ehrgeizigen
„durch die Bande der Erkenntlichkeit an ſich zu feſ-
„ſeln. Als wenn ſich ein Ehrgeiziger je um ein an-
„deres Glück als nur ſein eignes bekümmern könnte!
„Napoleon kann freilich für die Welt gute Folgen ha-
„ben; doch ſind wir ihm keinen Dank dafür ſchuldig,
„denn er hat bei allem ſein Thun nicht das Gute be-
„abſichtigt, ſondern das Böſe. Ein verroſteter Rie-
„gel iſt ſchwer zurückgeſchoben; iſt es aber einmal ge-
„ſchehen und es gelingt Einem ihn wieder vorzuſchie-
„ben, wird er nie mehr ſo gut als früher ſchließen.
„Was ein Meiſter zu ſeinem Vortheile ſeine Arbeiter
„lehrt, das wenden dieſe ſpäter zu ihrem eignen an.
„Napoleon hat unſern Kindern die Taſchenſpieler-
„Künſte mit Päpſten, Fürſten, Königen und andern

„ſolchen Gliedermännern gezeigt. Wir Alten hängen
„noch zu ſehr an unſerem Schaukelpferde und Bleiſol-
„daten; aber unſere Söhne werden die Puppen unſe-
„rer Zeit verachten, ſie auf immer wegwerfen und ein
„Männerſpiel ſpielen.“

„Der Kaiſer wollte mir, als ein Zeichen ſeiner
„großmüthigen Geſinnung etwas ſchenken, das keinen
„Schilling werth war — das Band der Ehren-
„legion. Er hätte mich entehrt durch meine Ernen-
„nung zum Ritter; ich wäre lieber Glücksritter und
„Gauner geworden.“

Trelawney verſpricht in der Folge auch ſein ſpäteres Leben zu beſchreiben. Um ſich aus der verpeſteten monarchiſchen Luft der europäiſchen Staaten zu retten, nahm er an allen jenen Kämpfen Theil, die, ſeit dem Sturze Napoleons, in allen Ländern für die Freiheit verſucht worden ſind. Von der Geſinnung und der Schreibart unſeres Helden, mögen folgende Stellen zeugen.

„Die Gicht, der Schlagfluß, die Waſſerſucht und
„der Stein ſind meine lieben Freunde und Freundin-
„nen. Ich verehre ſie, ich grüße ſie mit dem Hute
„in der Hand, als die mächtigſten unter den unver-
„ſöhnlichen Feinden der Könige und Prieſter. Das
„ſind unbeſtechliche Jakobiner. Wenn der Pfaff
„das Saatkorn eines armen Pächters geſtohlen, und
„ſeine Zehenten-Schweine verſchlungen hat, fühlt er
„freilich keine Biſſe des Gewiſſens; aber oft fühlt er
„ihre Qualen in den großen Zehen ſeines Fußes, und
„das Schwein hört nicht auf in ſeinem Bauche zu
„grunzen, als bis es ſich an ſeine Rippen und an
„ſeinem Halſe feſt gefreſſen hat; dann erſtickt es ihn,
„mit allen Anzeichen eines gerechten Schlagfluſſes.

„Ich beſchäftige mich die Geſchichte meines Lebens
„zu vollenden. Die Folge wird zeigen, daß ich kein
„geduldiges Werkzeug in den Händen der despotiſchen

„Willkühr war und mich nie zu jenen niederträchtigen
„Sklaven geſellt habe, die in Haufen zu den Füßen
„der Reichen und Mächtigen krochen. Nach meiner
„Rückkehr in Europa hatten alle Tyrannen ihre Gladiatoren
„verſammelt, um die vermaledeite Dynaſtie
„der Bourbons wieder auf den Thron zu ſetzen. Das
„Kriegsgeſchrei in Europa war die Unverletzlichkeit
„und Machtvollkommenheit der legitimen Tyrannen,
„und alle Dummköpfe, Schwärmer und Narren,
„wurden gleich Jagdhunden hinter die Freiheit gehetzt.
„Ueberall wurden Preiſe auf die Köpfe der Patrioten
geſetzt; man beraubte, man verfolgte, man ermordete
ſie mit gerichtlichen Floskeln. Dann wurden ſie
gleich Judiſchen Parias aus der Gemeinde gejagt,
und wer ſie berührte, war, wie ſie, der Schmach
verfallen. Ich, der ich ſo viel von der Tyrannei
gelitten, haßte aus der tiefſten Seele jede Unterdrückung.
Ich ſtand dem Schwachen gegen den Starken
bei; ich ſchwur mich mit Leib und Seele dem
Kriege zu weihen, und in dem heiligen Kampfe gegen
die gekrönten Betrüger, ihre Miniſter und Pfaffen,
auch den Dolch nicht zu verſchmähen. Als die
Tyrannei ſiegte, theilte ich das Geſchick jener unüberwindlichen
Geiſter, die durch die ganze Erde in
der Verbannung umherſchweiften, und ich lieh' ihnen
meine ſchwache Hülfe, die Betrügereien jener
von Motten zerfreſſenen Legenden, welche das Menſchengeſchlecht
ſo lange betrogen haben, an den hel-
en Tag zu bringen.“ (O! hätten wir ſtatt Rotteck
d Welcker, den einzigen Trelawney auf unſerer
eite.)

„Ach! dieſe edlen und hochherzigen Menſchen ſind
icht mehr! Sie fielen als Schlachtopfer jener erha-
enen Sache, die ſie mit einer bewunderungswürdi-
en Kraft vertheidigt; doch dauernde Denkmäler ha-
en ſie zurückgelaſſen, und ihre Namen werden ewig

„leben. Ach! lebten ſie jetzt, hätten ſie den Baum den ſie pflanzen halfen blühen geſehen! — — — hätten ſie das Jahr 1830 und dann das ihm ſo glorreich folgende Jahr 1831 erlebt, wie würden ſie gejauchzt haben, die Reihe der Tirannen durchbrochen, ihre Dummgläubigen gemaulkorbt, und die Verſchwörung welche die Freiheit der Völker erſticken ſollte, vereitelt zu ſehen.

„Ja! die Sonne der Freiheit, erhebt ſich über den feilen Sklaven Europens, ſie wird ſie aus ihrem langen Todesſchlafe erwecken. Der Geiſt der Freiheit ſchwebt wie ein Adler über der Erde, und die Seelen der Menſchen ſtrahlen den Glanz ſeiner goldenen Flügel zurück. Möge Frankreich, dem Adler gleich, den es früher wie zum Spotte zu ſeinem Sinnbilde genommen, jetzt aber im Ernſte annehmen muß — möge es ſeinen Kindern ſeinen erhabenen Flug lehren; möge es ſie lehren, das Geſtirn der Welt, in den Mittagsſtrahlen ſeines Ruhms, ohne geblendet zu werden anzuſchauen. Die Hoffnungen und die Blicke aller edlen Menſchen, ſind jetzt auf Frankreich gerichtet, und jedes Herz, das nur ein Hauch großherziger Geſinnungen belebt, wird bei dem Klange dieſes ſchönen Namens, das reinſte Mitgefühl wiederklingen" . . . Auch wir! Auch uns! Wir wollen mächtig rufen, und der Ruf ſteige von Ort zu Ort bis er zum Donner anwachſe, bis der Tariſche Pallaſt davon erbebe — es lebe die Freiheit! es lebe Frankreich!

Montag den 6. März.

Wie ich heute in der Zeitung geleſen, haben die Preußiſchen Miniſter das neue Judengeſetz verworfen. Mit welcher Schadenfreude habe ich das ſo kommen ſehen! Wie ſchlau iſt der hohe deutſche Adel! das monarchiſche Prinzip iſt in den Talmud gefahren und hat ihn geheiligt, und heilig ſind alle die an ihn glauben. Bald wird der Meſſias der Juden geboren werden, bald wird das Wunderkind von Blaye das Licht der Welt erblicken. Der Jude Deutz, eines frommen Rabbiners glorreicher Sohn, iſt jetzt Stiefvater des Herzogs von Bordeaux, Schwager des Königs von Neapel, noch verwandt mit dem franzöſiſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen Hauſe; verwandt mit Oeſterreich, Preußen, Baiern, Rußland, Hohenzollern-Sigmaringen und hundert andern ehrlichen und natürlichen Vettern. Und er wird ſein Volk erheben und es groß machen, und die Juden werden zwar fortan, wie früher, außer dem Geſetze leben; aber nicht wie früher unter dem Geſetze, ſondern, Fürſten gleich, über dem Geſetze. Die ſchönen Tage Zions kehren zurück und das hohe Lied Salomonis wird ein allerhöchſtes Lied werden. Dem armen Magiſtrate zu Freiberg in Sachſen, der erſt kürzlich verordnete, es ſoll kein Jude ohne Begleitung eines Polizeidieners durch die Stadt reiſen, wird es am Halſe jucken, denn er wird ſehr fürchten den Galgen verdient zu haben. Wehe nun allen die je einen Juden gehaßt, verfolgt und geläſtert, ſie finden keinen Stein in Europa, auf dem ſie ihr müdes Haupt niederlegen können. Zwiſchen Sibirien und der Haus-Vogtei, zwiſchen Köpenik und Spielberg, lauert auf ſie alle zehen Schritte ein Hochverrath, alle zehen Schritte ein Majeſtätsverbrechen. Schon hat ſich Deutz bei Gerard ſein Porträt beſtellt, vor dem jeder der ihn einmal mit nicht gehöriger Ehrfurcht angeſehen, knieend Abbitte thun muß. Der Bundestag wird eine Bundeslade, das Tariſche Haus eine Stiftshütte werden, und der rothe Adler-Orden wird erbleichen vor dem Juwelen-Glanze der Urim und Thumim. Ihr Töchter Iſraels! lernt die Naſe dämpfen, Knixe machen und franzöſiſch ſprechen; denn Ihr werdet hoffähig werden. Und Ihr, meine guten

Deutſchen, aller Fürſten treues Volk ruft: es lebe unſer vielgeliebter Deutz I. der Wiederherſteller der weiblichen Verfaſſung in ihrer urſprünglichen Geſtalt und des freien Herzens-Wahlrechts hoch! Halleluja! Halleluja!

— Nichts iſt ſchwerer im menſchlichen Leben — ausgenommen einen Zitronenkern herausfiſchen, wenn er am Boden eines vollen Glaſes Limonade liegt — als es mit den Deutſchen acht Tage hinter einander gut zu meynen, ſo ſehr ſie es auch verdienen und ſo unglücklich ſie auch ſind. So oft ich über ſie weine, haben meine Thränen nicht Zeit zu trocknen, und ich muß ſchon wieder lachen. So oft ich über ſie lache — nun freilich, das kann niemals lange dauern. Es iſt nicht meine Schuld. Auch der beſte Menſch, der doch jedes Kind, ſo oft es hinfällt mitleidig aufhebt, obzwar keine Gefahr dabei iſt, muß doch lachen, wenn er einen erwachſenen Menſchen fallen ſieht, der ſich doch ſo leicht beſchädigen kann. Das deutſche Volk iſt ein ſolch erwachſener Menſch mit Kindesbeinen, und man muß lachen ſo oft es auf den Kopf fällt. Es iſt gar zu ungeſchickt, zu zerſtreut, zu gelehrt. Da ſind Rotteck und Welcker, Männer die es gewiß gut meynen, und auf welche ſonſt ſo viele als auf ihre Erretter ſahen. Sie haben der guten Sache mehr geſchadet als deren ſchlimmſte Feinde. Sie haben ſich und ihre Leidensgenoſſen aus der Sklaverey befreit, ließen aber ihrem Tyrannen die Pferde im Stalle zurück, waren ehrlich und flüchteten ſich zu Fuße und wurden bald von den verfolgenden Reitern wieder eingeholt und mit Schimpf zurückgeführt. Sie haben das Volk mitten auf ſeiner Siegesbahn aufgehalten, ja es oft zurückgehen heißen und jetzt ſteht es da, weiter vom Ziele als je, denn es kennt den Weg nicht mehr und hat die Richtung verloren. Wo ſie handeln ſollten ſprechen ſie, und wo ſie reden ſollten, die ſchlafenden Herzen aufzuwecken, ſprachen ſie ſo lange und viel, bis die wachen Herzen vor Müdigkeit wieder einſchliefen. Da wurde Welcker wegen eines Preßvergehens zu zweimonatlichem Gefängniſſe verurtheilt. Der ſchuldige Artikel ſtand vor der Sündfluth, nämlich vor den Bundestagsbeſchlüſſen, im Freiſinnigen. Ich erinnere mich nicht mehr was er ſtrafwürdiges enthalten; ich glaube man fand darin ein Majeſtätsverbrechen, daß Welcker ausgerufen hat: O du unglücklicher Fürſt! Welcker appellirte an das Gericht zu Mannheim, und neulich kam die Sache dort vor. Zwei Tage dauerten die Verhandlungen, täglich ſieben Stunden. Welkers Vertheidigungsrede dauerte fünf Stunden. Wäre die Sitzung öffentlich geweſen, dann könnte ich wohl begreifen, wie er ſeine Vertheidigung benutzen wollte, dem Volke Dinge mitzutheilen, die ihm zu wiſſen gut ſind. Wären Geſchworne da, die man zu bewegen hat, könnte ich das auch begreifen. Aber in einem heimlichen Gerichte, vor Richtern, vor gelehrten und gebildeten Männern, die das alle eben ſo gut wiſſen als Welcker, aber es entweder nicht beachten wollen oder nicht beachten dürfen, fünf Stunden zu ſprechen, das zeigt große Schwäche an. Fünf Stunden! Erinnern Sie ſich noch, was ich Ihnen vorigen Winter geſchrieben: wie hier einer der Geſchwornen, auch bei einem unbedeutenden Preßprozeſſe, nach dem der Advokat des Angeſchuldigten ſchon anderthalb Stunden geſprochen, plötzlich aufſtand und rief: haltet ein ſonſt rührt mich der Schlag, und wie er nach Hauſe ging und ihn wirklich der Schlag gerührt? Nun wahrlich, wäre ich einer von Welckers Richtern geweſen und der Schlag hätte mich verſchont, hätte ich fromm die Hände gefaltet, die Augen zur Erde gerichtet und gebetet: „o du heiliger Rhadamantus da unten, ſtärke mich, daß ich gerecht bleibe, denn es gelüſtet mich ſehr, den armen unſchuldigen Mann der da vor mir ſteht, für jede Stunde die er geſprochen, auf ein Jahr zum Gefängniß zu verurtheilen!“

So heimlich wurde das Gericht gehalten, daß man Wachen außen vor die Fenſter ſtellte, aus Furcht es möchte jemand horchen. Welcker wurde freigeſprochen und Abends brachten die Bürger Muſik im Fackelzuge, um *die Unpartheilichkeit der Gerichte zu feiern*. Die Freude galt Welcker, aber ſo mußte gedruckt werden. Ließen ſich hier in Paris Menſchen einfallen, einem Richter, zu Danke für ſeine Unpartheilichkeit eine Nachtmuſik zu bringen, würde er dieſen Unverſchämten ſeinen Code Napoleon mit allen Kommentaren auf die Köpfe werfen, oder er klagte den andern Tag wegen Amtsbeleidigung. Aber bei uns iſt keine Ehre weder im Volke noch in der Regierung.

Dienſtag den 5. März.

Ich denke heute wie ich geſtern dachte: es giebt keine Ehre mehr, weder im Volke noch in den Regierungen. Dieſe Münze der Tugend iſt ganz verſchwunden und dahin iſt es gekommen, daß wer noch einen Theil von ihr beſitzt, ſie verſtecken muß, daß er nicht beraubt und mißhandelt werde. Das Verderben iſt alt, nur ſeine Offenbarung iſt neu; früher ſchlich es im Dunkeln, jetzt wandelt es frech am hellen Tage umher. So lange das monarchiſche Prinzip ſeine tägliche Sättigung fand, war es zahm und mild; jetzt, da ihm oft die Nahrung mangelt, zeigt es ſeine angeborne wilde Natur, und geht wie ein reißendes Thier auf Beute aus. Die Fürſten ſind eine Art hölliſche Berggeiſter, die in den Schacht des menſchlichen Herzens hinabſteigen, dort das Erz vom Golde *reinigen*, das Gold mit Füßen treten und die Schlacke zu Tage fördern. Wo ſie einen Gang der Tugend finden, wird er verſchüttet, wo eine Ader der Leidenſchaft, wird ſie bearbeitet und zum Laſter ausgebrannt. Nicht blos einzelne Menſchen, ganze Provinzen, Städte, Gemeinden, werden verführt, beſtochen, beſoldet, zum ſchnödeſten Knechtdienſte angeworben. Weil der einzelne Menſch, ſo ſchwach und lüſtern er auch iſt, doch nicht immer das Herz hat, um ſeines eignen Vortheils willen ein Verbrechen auf ſich allein zu nehmen, giebt man ihm den willkommenen Vorwand, ſeine Tugend für das beſte ſeiner Gemeinde zu verkaufen; ſo beſchwichtigt er ſein Gewiſſen, ſo vergißt er, daß ein Theil des Sünderlohns ihm ſelbſt zukömmt. Der König von Baiern, von Oeſterreich und den Jeſuiten belehrt und gegängelt, übt dieſe Regierungskunſt mit einer ſchauderhaften Unbedenklichkeit. Die Aqua Toffana der Machiavelliſten-Politik wird in das reine deutſche Blut getröpfelt, daß es ſchwarz werde wie die Seele des Giftmiſchers. Die Aemter, die Behörden, die Gerichtshöfe, die der Stadt in welcher ſie wohnen, Geldvortheile bringen, werden verſteigert und denjenigen Gemeinden zugeſchlagen, die am meiſten Niederträchtigkeit dafür bieten. So wurde Aſchaffenburg und Würzburg, Zweibrücken und Kaiſerslautern hintereinander gehetzt. Die Bürgerſchaft, die Magiſtrate ſchickten Deputationen nach München. Dieſe verſprachen alles, verläugneten alles, verriethen alles was man wollte, und bettelten um einen Panisbrief. Der König empfieng ſie gnädig. Und das ſind die Fürſten, die ſich Stellvertreter Gottes nennen! Ein Glück für die Welt, daß es die Welt nicht glaubt — wer glaubte ſonſt noch an Gott?

Drei und dreiſsigſter Brief

Paris, Samstag den 9. März 1833.

Liebe Getreue! . . . Wenn Sie jetzt erwarten, ich würde Ihnen hierauf etwas Schönes ſagen, haben Sie ſich jammervoll verrechnet. *Liebe Getreue* bedeutet nichts anders als *lieber Hund*. Sie ſind mein *Stand* und als ſolcher den deutſchen Ständen gleich, mit welchen die Fürſten und Miniſter, ſo ſehr ſie Stände ſind, nicht mehr Umſtände machen als mit Hunden. Alſo: liebe Getreue! Lieber Hund! Du .... Du iſt die einfache Zahl von *Ihr*, wie Ihr die Mehrzahl iſt von Du. Die deutſchen Fürſten und Miniſter reden ihre Stände mit *Ihr* an. Wäre nur *ein* Deputirter in der Kammer, der im Namen des Volks da ſäße, würden ſie, weil er das Volk vorſtellt, *Du* zu ihm ſagen. *Du* iſt der Kraftausdruck der Väterlichkeit und Schulmeiſterlichkeit, das Band welches Vater mit Kind, Schulmeiſter mit Schulbuben vereinigt .... Alſo: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du haſt in deinem heutigen Briefe uns einen Antrag deines Mannes mitgetheilt, des Inhalts: wir ſollten erſt im Mai zuſammenkommen, ſtatt wie es früher verabredet war, ſchon im März. Und hoffe er, daß, ob dies zwar unſern neueſten Bundesbeſchlüſſen entgegen ſei, wir doch geneigt ſeyn könnten von unſerer legislativen Machtvollkommenheit ein klein wenig nachzulaſſen. Darauf thun wir dir zu wiſſen: Dieſer Antrag iſt *eine Vermeſſenheit welche Staunen erregen muß*. Das monarchiſche Prinzip iſt unſer Glaubensartickel, wir werden uns niemals ändern, ſondern fort und fort mit unſern getreuen Hunden verfahren wie uns beliebt. Wir erwarten demnach, daß du, ſollte ſie wiederkehren *dieſe Motion mit verdientem Unwillen aufnehmen werdeſt*. Uebrigens liebe Getreue, lieber Hund, bleiben wir dir in Gnaden gewogen.

— Fragt mich Einer: aber was ſollten ſie thun? Sie ſind Beamte, von der Regierung abhängig; ſollten Sie, die Ehre des deutſchen Volks zu retten, mit ihren Weibern und Kindern Hunger ſterben? Ich ſage: nein das fordere ich nicht, ich erwarte das nicht immer. Aber wie vergißt man ſich nie, wie iſt man auf ſeinen Vortheil, bei Tage und bei Nacht immer ſo wachſam, daß Einen niemals die Tugend überraſcht, und man mit Aufopferung eine ſchmachvolle Beleidigung abwehrt? Erſt vor einigen Tagen wurden hier zwei Staats-Beamte, weil ſie den Tag vorher als Deputirte gegen die Miniſter geſtimmt, ihrer Stellen entſetzt. Gleich in der folgenden Sitzung erhoben ſich darauf eine Menge, miniſterieller Deputirten, die auch Beamte waren, und eiferten auf das Heftigſte gegen jene Abſetzungen, gegen jenen ſchändlichen Seelenverkauf, den die Regierung von den Staatsbeamten fordert. Vielleicht bereuten alle dieſe Männer ihre edle Aufwallung ſchon eine Stunde ſpäter; vielleicht als ſie nach Hauſe kamen, mit ihrer Familie um den vollen Tiſch ſaßen, riefen ſie ſchmerzlich aus: morgen müſſen wir hungern! und verwünſchten dann ihre Uebereilung. Vielleicht war es kein ruhiges Pflichtgefühl, das ſie ſo handeln ließ, ſondern nur eine Phantaſie des Tugendrauſches. Doch genug, ſie vergaßen ſich. Wehe aber denen die nie vergeſſen, daß ſie ſchwache Menſchen ſind — Gott wird ſie vergeſſen!

Und die beſſern unter den deutſchen Volksvertretern, die Unglückſeligen! — ſie verſtehen den böſen Zauber mancher Worte nicht; ſie vergeſſen daß es ein Spott iſt, mit ihrer Freiheit, ſo lange ſie dulden, daß ſie ihre Fürſten mit liebe Getreue und mit Ihr anreden! Wie aufmerkſam iſt man hier auf ſolche Wort-Deſpotie! Die mauvais sujets unter den franzöſiſchen Miniſtern, ſteifen ſich, ihre Berichte an den König mit fidel sujet zu unterzeichnen. Niemals laſſen die Oppoſitionsblätter dieſes ungerügt hingehen. Und bekümmert ſich auch ein Miniſter nicht um den Tadel, und kehrt zu ſeiner Kriecherei zurück, ſo wird doch durch die beharrliche Oppoſition, der tägliche Straßenkoth knechtiſcher Geſinnung weggekehrt und er kann ſich nicht Berges hoch anhäufen wie in Deutſchland.

Vier und dreiſsigſter Brief.

Paris, Sonntag den 10. Merz 1833.

Die gerichtliche Unterſuchung wegen des Tumults, der im Oktober 1831 in Frankfurt am Allerheiligenthore ſtattgefunden, iſt im Februar dieſes Jahres beendigt worden. Alſo ſchmachten die der verbrecheriſchen Theilnahme angeſchuldigten Bürger ſchon ſechszehn Monate lang im Kerker und wiſſen ihr Schickſal noch nicht. Jetzt hat man erſt die Akten, zum Richterſpruche auf eine Univerſität geſchickt und es iſt bekannt, welche lange Zeit der Verſtand deutſcher Gelehrten braucht, bis er zur Reife kömmt. Iſt es nicht unerhört, iſt es nicht ſchauderhaft zwiſchen der Schuld und der Buße, oder zwiſchen der Unſchuld und der Freiſprechung, eine Ewigkeit der Qual zu ſetzen, die entweder die verdiente Strafe grauſam erhöht oder die Freiſprechung ganz trügeriſch macht? Das iſt aber der Fluch unſeres Vaterlandes, daß ſelbſt die ſchlechteſten Regierungen keinen Platz mehr zur Willkühr finden, weil ſchon die böſe Laune der Geſetze allen Raum einnimmt. Selbſt der boshafteſte Richter, wenn er einen Angeſchuldigten, der in ſeine Hände gefallen, aus Rache peinigen wollte, vermöchte dies nicht, ſobald die Anſchuldigung ein Staatsverbrechen betrifft. Da hören alle Schranken zum Schutze des Unſchuldigen, zum Troſte des Schuldigen auf; der Richter hat keine zu übertreten. Jeder eines Staatsverbrechens Angeklagter, iſt vogelfrei in ſeinem Kerker. Glücklich wenn er einem gewiſſenloſen Richter in die Hände fällt: Dann hat er doch Hoffnung ihn mit Geld zu beſtechen. Iſt aber der Richter ein ehrlicher Mann, ein ſogenannter treuer Staatsdiener, iſt der Unglückliche verloren. Ein ſolcher treuer Staatsdiener ſieht die Bäume vor dem Walde nicht; der Menſch iſt ihm nichts, der Staat iſt ihm alles, und — was noch unheilbringender: er ſieht den ganzen Staat in der Regierung, und ſieht die ganze Regierung in dem Fürſten. Auf dieſe Weiſe ſind dreißig Millionen Deutſche nichts, und ihre dreißig Fürſten ſind alles. Fragen Sie einen ſolchen wahnſinnigen deutſchen Staatsgelehrten: was bezweckt denn der Staat? Er antwortet Ihnen: die Sicherheit des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens der Bürger. Lachen Sie wenn Sie nicht weinen müſſen. Das Eigenthum wird ſo ſehr geſichert, daß die Abgaben um die Koſten des Staatsſchutzes zu decken, den größten Theil der Nation zu Bettlern machen. Die Freiheit wird ſo ſehr geſichert, daß die Bürger darüber zu Sklaven werden. Das Leben wird ſo ſehr geſichert, daß man es hinter den Riegeln eines Kerkers bewahrt und man ſein Bischen Leben, was ſie Einem in der Freiheit laſſen, zehen Male im Tage verwünſcht. Was bleibt nun übrig das verdiente geſichert zu werden? Jede Monarchie, ohne Theilnahme des Volkes an der Regierung — in der Geſetzgebung durch Deputirte, in den Gerichten durch Geſchworne, in der bewaffneten Macht durch Nationalgarden — iſt nichts, als eine organiſirte Räuberei; ich ziehe die im Walde vor, wo man mit Muth ſich oft retten kann, wo einem wenigſtens die Wahl bleibt, ſich in die Räuberbande aufnehmen zu laſſen. Sicherheit! Denken Sie ſich einen Geizigen, der immer beſorgt wäre, man möchte ihm ſeine Schätze ſtehlen. Er baut ſich ein großes mächtiges Haus, ſie darin zu verwahren, und bringt tauſend künſtliche Befeſtigungen darin an. Die Baukoſten verſchlingen ſein ganzes Vermögen, jetzt hat e ein Schatzgebäude, aber keinen Schatz mehr. So haben wir einen Staat aber keine Menſchen darin.

Die deutſchen Strafgeſetze gegen Staatsverbrechen, und beſonders die Art und Weiſe auf welche mit einem Angeklagten die gerichtliche Unterſuchung geführt, und die Geſetze auf einzelne Fälle angewendet werden — das alles iſt fürchterlich! Sie ſind ein Frauenzimme und brauchten dieſe Schändlichkeiten nur zu fühlen, nicht zu verſtehen; aber die Sache iſt ſo klar, daß ſi ſelbſt ein Kind begreift und ſich davor entſetzt. J einem monarchiſchen Staate, werden Staat und Fürſ für Eines angeſehen, und ſo wird jedes Staatsverbrechen zur Beleidigung des Fürſten, und jede Beleidigung des Fürſten zum Staatsverbrechen. Und dieſe Fürſt der beleidigt worden, beſtimmt ſelbſt die Straf der Beleidigung, beſtraft ſelbſt den Beleidiger; den die Richter, die Geſetzgeber ſind des Fürſten Beamte, werden von ihm eingeſetzt und abgeſetzt, und ihr Schickſal und das ihrer Familie hängt von ihrer Folgſamkeit gegen die Wünſche und Launen des Fürſten ab So nimmt jede fürſtliche Rache den Schein des Recht und, was noch gefährlicher iſt, ſelbſt die verdienteſt Strafe nimmt den Schein der Rache an. Bei alle Rechtspflege kömmt es nicht blos darauf an, da Recht geſprochen werde, ſondern auch daß jeder Bürger im Staate die Zuverſicht habe, daß Recht geſprochen werde. Was hilft alle Sicherheit, wenn ma nicht das Gefühl dieſer Sicherheit hat? Der Traum einer Gefahr kann Einen im warmen, weichen Bett ſo ſehr ängſtigen, als dieſe Gefahr ſelbſt. Aber dieſe Gefühl der Sicherheit, dieſe Zuverſicht auf ſtreng Rechtlichkeit kann ein deutſcher Bürger nicht haben in allen Fällen wo es ein Staatsverbrechen betrifft Tiefe Nacht umgiebt den Kerker, die Unterſuchung wir geheim geführt, der Richterſpruch wird geheim gefällt die Vertheidigung bleibt verborgen, der erſte Strahl des Tages fällt auf das Blutgerüſt, ein bleiches, gramgefurchtes Haupt fällt — ob ſchuldlos oder ſchuldig, das wird Gott einſt richten. Wie wird ein armer deutſcher Staatsgefangener im Kerker behandelt? Mit Menſchlichkeit? Oder wird er gefoltert? Wer kann es wiſſen? Kömmt er endlich frei, haben oft lange Leiden die Kraft ſeiner Seele gebrochen, oder er hat wohl in ſeinem heißen Gebete um Rettung, den Himmel gelobt, wenn er ihn befreie, wolle er allen ſeinen Feinden vergeben, jede Kränkung vergeſſen — er ſchweigt und klagt nicht. Vielleicht hat man ihm auch einen Schwur der Verſchwiegenheit als Preis ſeiner Befreiung aufgelegt.

In freien Staaten, wie in Frankreich und England, werden die gerichtliche Unterſuchung und die Vertheidigung öffentlich geführt, und das Urtheil wird öffentlich gefällt. Nicht die Beamten des Königs richten einen Angeſchuldigten, ſondern das Volk ſelbſt richtet ihn, durch ſeine Geſchwornen. Der Eingekerkerte iſt keiner Willkühr Preis gegeben, denn die freie Preſſe bringt jede ſeiner Klage zur öffentlichen Kunde. Minder gefahrlos iſt es unter reißenden Thieren wohnen, als in einem Lande ohne Oeffentlichkeit der Gerichte, ohne Geſchworne und ohne Preßfreiheit. Ein Tiger verurtheilt ſein Schlachtopfer zum augenblicklichen Tode, niemals zu lebenslänglicher Pein. Sie werden die Leidensgeſchichte zweier unglücklichen Jünglinge in den Oeſtreichiſchen Staatsgefängniſſen leſen, und dann werden Sie begreifen, wie die Zunge eines Tigers zur Liebkoſung werden kann.

Die Tugend und Gerechtigkeit eines deutſchen Fürſten, wo ſie noch gefunden wird, hilft hier gar nicht. Iſt nicht der Kaiſer von Oeſterreich ein tugendhafter und ein gerechter Fürſt? Wem hat das noch gefrommt? Die Bosheit, Leidenſchaft und Grauſamkeit liegen ſchon in den Geſetzen; aber dieſe ſtammen nicht von der Bosheit, Leidenſchaft und Grauſamkeit der Geſetzgeber, ſondern von ihrer Verrücktheit. Sie vergeſſen, daß eine Regierung der Menſchen willen da iſt, und glauben der Menſch wäre geboren um regiert zu werden. Darin iſt der Wahnſinn. Sie können täglich in der Zeitung leſen was in Baiern geſchieht. Baiern in der Schule Oeſterreichiſcher, Preußen in der Schule Ruſſiſcher Tyrannei unterrichtet, jagen uns von Süd und Nord ihre Unglücksſchwangern Wolken zu, und bald wird das Verderben auf das Herz des Vaterlandes niederfahren und der Haſelſtock wird die Knute küſſen und jeden treffen der ſich ſeiner Zärtlichkeit in den Weg ſtellt. Ein Baieriſcher Handelsmann der außer Landes iſt, wird vorgeladen ſich „gegen die Anſchuldigung der Hülfsleiſtung zum entfernten Verſuche des Hochverraths" zu verantworten! Wäre das nicht ſo ſchrecklich, ſollte man nicht glauben eine Scene aus den femmes savantes oder den Précieuses ridicules zu leſen? Ein Anderer, ein Zeitungsredakteur der ſich geflüchtet, wurde wegen eines Preßvergehens, außer der knienden Abbitte vor dem Bilde des Königs und einer dreijährigen Zwangsarbeitshaus-Strafe, noch verurtheilt: während ſeiner dreijährigen Strafzeit jedes Jahr den Tag vom dritten Juli in einem einſamen Gefängniſſe zuzubringen, und während vierzehen Tage im Monat Juli, abwechſelnd 3 Tage bei Waſſer und Brod zu faſten. Als ich das deutſch las hatte ich es ganz mißverſtanden und ſo gedeutet: Der Gefangene bekomme drei Tage blos Waſſer ohne Brod und drei Tage blos Brod ohne Waſſer. Ich wunderte mich gar nicht darüber. Denn ich dachte es ſei eine ſinnreiche deutſche Rache gegen die franzöſiſche Juli-Revolution. Aber aus dem Conſtitutionel, der das Urtheil in ſeiner ganzer Ausdehnung mit den Unterſchriften der Richter enthielt, erfuhr ich erſt ſeinen wahren Sinn. Es heißt dort: verurtheilt . . . „à observer un jeûne de quinze jours chaque mois de Juillet de chaque année de son enprisonnement, de manière qu'il ne doit recevoir pendant trois jours que du pain et de l'eau, pendant les trois jours suivant la nourriture dûe aux prisonniers, et ainsi de suite et alternativement pendant la quinzaine.“ Was wird es dem Herrn Oeſtreicher (ſo heißt der verurtheilte Zeitungs-Redakteur) in der Freiheit gut ſchmecken! Er komme jedesmal im Juli zu uns, und wir wollen ihn vierzehen Tage lang abwechſelnd, drei Tage mit Champagner und Auſtern, und drei Tage mit Burgunder und Trüffelpaſteten bewirthen und dabei auf die Geſundheit des Herrn Staatsrathes Feuerbach trinken — nämlich auf die Geſundheit ſeines Kopfes. Ich habe Ihnen ſchon früher geſagt, daß dieſe ſchöne Baieriſche Kriminalnalgeſetze keineswegs aus einer alten barbariſchen Zeit herſtammen, ſondern daß ſie im neunzehnten Jahrhundert, zwanzig Jahr nach der franzöſiſchen Erklärung der Menſchenrechte verfaßt worden ſind, und daß ſie größtentheils der Staatsrath Feuerbach ſo herrlich erſonnen. Glauben ſie aber ja nicht daß dieſer unſer berühmte Landsmann, darum ein boshafter oder einfältiger Menſch ſein müſſe. Ich kenne ihn zwar nicht, doch mag er der beſte Menſch, der zärtlichſte Gatte, der liebevollſte Vater, der großmüthigſte Freund ſein. Das hilft aber hier alles nichts. Sobald einem deutſchen Rechtsgelehrten Staatsverbrechen auf den Kopf fallen, wird er wie vom Schlage gerührt, alle ſeine Geiſteskräfte werden gelähmt, und er ſinkt ganz zu dem irren Zuſtande eines kindiſch und unmündig gewordenen Geiſtes herab. Er iſt dann kein Menſch mehr, er iſt nur noch ein Thier das ißt und trinkt und — ein Staatsdiener.

Das Wenigſte von den bisher geſagten findet zwar auf Frankfurt eine Anwendung. Da dort keine monarchiſche ſondern eine republikaniſche Verfaſſung herrſcht, konnte die Regierung nie zu dem Wahne kommen, daß ſie den Staat ausmache. Aber doch ſind unſere Geſetzgeber, Richter und Regenten noch in den Irrthümern einer alten Zeit gebildet. Sie haben immer noch von der Heiligkeit des Staats und der beſtehenden Einrichtungen eine abergläubiſche Vorſtellung. Wenn das nicht wäre, hätte nie geſchehen können, daß man angeſchuldigte Bürger ſechszehen Monate lang proviſoriſch im Gefängniſſe ſchmachten ließ. Wäre nicht die unſelige Verehrung alles Beſtehenden, hätte man längſt bei Criminal-Verbrechen das mündliche Verfahren eingeführt und der Schneckengang ſchriftlicher Vertheidigung, hätte nicht länger die Qual eines Eingekerkerten zur Unerträglichkeit ausgedehnt. In Frankfurt iſt nur ein einziger Criminalrichter, und dieſer konnte bei den vielen andern Geſchäften die ihm oblagen, auch mit dem beſten Willen und dem angeſtrengteſten Fleiße, jene Unterſuchung nicht ſchneller fördern. Hätte man aber nur die geringſte Vorſtellung, daß nicht blos der Staat an den Bürger, ſondern daß auch der Menſch an den Staat Anſprüche zu machen habe: Dann hätte man ſich keinen Tag beſonnen und hätte die Zahl der Unterſuchungsrichter vermehrt und die Bedenklichkeit eine alte Gerichtsordnung umzuändern, und die Staatsausgaben um einige tauſend Gulden zu vermehren wäre hier, wo es auf die Freiheit mehrerer Bürger und die Ruhe ihrer Familien ankam, gar nicht in Betracht gekommen. Wie ich aber erfahren, hat man ſich erſt ganz kürzlich beſonnen, und dem Criminalrichter, erſt auf ſein eignes Verlangen, einen Gehülfen gegeben.

Die gerichtliche Unterſuchung jenes Frankfurter Tumults, an dem nur wenige hundert Menſchen Theil genommen, und wobei nur ein einziger das Leben verloren, hat ſich durch ſechszehen Monate hingeſchleppt, und die Pariſer Inſurrektion im Juni, die den Umſturz der Monarchie bezweckte, woran viele tauſend Menſchen Theil genommen, wobei mehrere hundert das Leben verloren, war ſchon nach vier Monaten gerichtet! Und gewiß könnte ſich weder der Staat beſchweren, daß dem Geſetze nicht völlige Genugthuung widerfahren, noch einer der Angeſchuldigten, daß er mit Unrecht verurtheilt worden ſei. Viele wurden zum Tode verurtheilt und verdanken die Erhaltung ihres Lebens nur der königlichen Begnadigung. Viele Schuldige, die dem unerbittlichen Buchſtaben des Geſetzes verfallen waren, wurden von der Barmherzigkeit der Geſchwornen, die den Geiſt der Verhältniſſe berückſichtigen frei geſprochen. So fanden Strenge und Milde den ihnen gebührenden Platz, und vier Monate waren genug, alle dieſe Verwirrungen zu ſchlichten.

Siebenpfeifer und Wirth des Hochverraths durch Preßvergehen beſchuldigt, ſchmachten ſchon zehen Monate im Gefängniſſe, und ihr Urtheil iſt noch nicht geſprochen, und die Unterſuchung wegen des Piſtolenſchuſſes auf den König von Frankreich war ſchon nach zwei Monaten und einigen Tagen geendigt. Wenn dieſe Sache ſich bis jetzt verzögert hat, ſo daß erſt in dieſer Woche die Angeklagten vor den Aſſiſen erſcheinen, ſo lag das an den Angeklagten ſelbſt, die um Aufſchub baten. Und die Beſchuldigung eines Königsmordes iſt doch ganz etwas Anderes, als die Anklage wegen Hülfsleiſtung zu dem entfernten Verſuche eines Hochverraths — durch die Preſſe! Ich mußte lachen als ich vor einigen Wochen in einem Oppoſitionsblatte las: „Enfin, après deux mois „et plus d'instruction, a paru l'acte d'accusation „dressé à l'occasion du coup de pistolet tiré sur le roi le 19 Novembre dernier.“ Endlich nach zwei Monate.. und länger — welche eine närriſche Ungeduld! Wenn in Deutſchland Einer um jeden Preis ein hohes Alter erreichen wollte, könnte er nichts zweckmäßigeres thun, als eine blindgeladene Piſtole auf einen Fürſten abzudrücken. In ſeinem Leben würde er nicht gerichtet werden. Nicht etwa als zweifle man einen Augenblick an ſeiner Schuld und ſeinem böſen Vorſatz; dieſer Zweifel könnte dem Thäter keinen Tag ſeinen Kopf ſichern. Aber man würde ſo lang und ſo weit, *den Fäden der Verſchwörung* nachgehen, man würde ſo tief nach der letzten Wurzelfaſer *des Geiſtes der Zeit* graben, daß ehe man von dem Ende der Welt und den Antipoden wohin man zur Entdeckung der Mitſchuldigen gereiſt, zurückkäme, ein ganzes Menſchengeſchlecht ausſterben müſſe. Millionen Deutſche würde man konfrontiren, das ganze Volk würde man zu Protokoll nehmen. Hat man doch den unglücklichen Sand, der ſein Verbrechen faſt öffentlich beging, der mit blutigem Dolche auf die Straße ſtürzte, und die That augenblicklich eingeſtand, trotz ſeiner ſchmerzlichen Wunde, ein ganzes Jahr lang im Gefängniſſe ſchmachten laſſen! Man wollte damals alle Patrioten hinein verflechten, und die edelſten des Volkes zu Meuchelmördern brandmarken.

Woher kömmt nun dieſer Unterſchied zwiſchen Frankreich und Deutſchland? In Frankreich herrſcht die öffentliche Meinung, die man wohl irre zu führen ſucht, der man aber nicht zu trotzen wagt. Sie iſt mächtiger als die Regierung und weit mächtiger als der König. In Frankreich iſt das Volk der Staat. In Deutſchland hat die öffentliche Meinung ſich noch nicht geltend zu machen verſtanden, darum iſt das Volk nichts; der Fürſt iſt der Staat, der Fürſt iſt alles. Wenn unſere Fürſten noch nicht, wie einſt Ludwig XIV. mit der Reitpeitſche in der Hand, ihre Stände auseinander gejagt, ſo geſchah es nur darum nicht, weil ſie noch niemals bei ihren Ständen ſolchen Widerſpruch gefunden, als ihn Ludwig XIV. in ſeinen erſten Regierungsjahren bei ſeinem Parlamente fand. Aber das wird noch kommen.

Montag den 21. Merz.

Zwar — Sie werden nicht begreifen, wie hier das zwar herkömmt, ich ſelbſt verſtehe es nicht, aber es wird ſich ſchon ein Zuſammhang finden und wo nicht, iſt es auch kein Unglück. Zwar

1. Hat der Commerzienrath Hofmann in Darmſtadt, der einſt den Griechen zu ſeinem Schaden ſechszigtauſend Flinten geliefert und ſpäter auch zu ſeinem Schaden den Preußen ſich ſelbſt, neulich in der Kammer darauf angetragen: man möchte das häufige Tanzen auf dem Lande unterſagen, denn wenn die armen Bauern noch von dem Tanzen erhitzt, am Morgen nach der Kirchweihe nach Amerika auswanderten, ſo möchte das ihrer koſtbaren ſteuerpflichtigen Geſundheit ſchaden — worauf ein Bauer, Mitglied der heſſiſchen Kammer und obzwar ſehr vernünftig über dieſe Sache geſprochen, nämlich dagegen, worüber ſie die andern Mitglieder ſehr gewundert, da doch der Mann nicht ſtudirt habe. Zwar

2. Weigert ſich der Zeitungsredakteur Wiedemann, vor dem Bilde des Königs von Baiern kniend Abbitte zu thun, wozu er verurtheilt worden; denn er meint, es ſei ihm ganz gleichgültig, daß man ſeine fünf Jahre Zuchthausſtrafe, wozu er auch verurtheilt worden, erſt von dem Tage an zählen werde, wo er gekniet, da er von den fünf Jahren, während welcher er ſeiner Freiheit beraubt bleiben ſoll, nur die zwei erſten bedauere, die übrigen rechne er nicht. Zwar

3. Frägt der jämmerliche Hofrath Krug, was man denn ſo viel Weſens aus den Bundestags-Beſchlüſſen mache, da ſie doch vor der Hand nur auf ſechs Jahre — im Leben eines Volkes weniger als ſechs Tage im Leben eines Menſchen beſtehen und dann über deren Fortdauer von neuem berathſchlagt werden ſoll? Zwar

4. Ließ die Wiener Cenſur ein Gedicht Grillparzers

auf die Geneſung des Kronprinzen von Oeſterreich, darum nicht paßiren, weil der Dichter zu viel von der Herzensgüte des Prinzen geſprochen, zu wenig aber von ſeinem Verſtande, und dieſe Nachricht durfte nicht allein in allen zenſirten Blättern gedruckt werden, ſondern ſie ſtand in den abſolutiſtiſchen Blättern zuerſt — wie man überhaupt ſeit achtzehen Jahren, ſowohl in Wien ſelbſt, als in ganz Deutſchland, von nichts ungenirter und weniger ſpricht als von dem Verſtande des Kronprinzen von Oeſtreich — worüber ſehr nachzudenken iſt. Ich habe ſehr darüber nachgedacht und halte den Kronprinz von Oeſtreich für einen zweiten Joſeph den Zweiten. Zwar

5. Werden in Deutſchland die Fürſten als Oberſtallmeiſter, ihre Beamte als Reitknechte, ihre Staaten als Ställe, und ihre Unterthanen als Pferde betrachtet — weswegen auch, ſo oft ein Kronprinz den Thron beſteigt, man zu ſagen pflegt: er habe die Zügel der Regierung ergriffen. Zwar

6. Eifert das Berliner politiſche Wochenblatt dagegen, daß die Penſion der Baſtillhelden ſo ſtark ſei wie die der Ritter der Ehrenlegion, obzwar die Baſtillhelden eine wahre Schandlegion wäre. Zwar

7. Hat der König Otto von Griechenland auf dem Schiffe mit engliſchen Offizieren eine Quadrille getanzt und ſowohl in Neapel als in Corfu: nicht geringe Senſation bei dem ſchönen Geſchlechte erregt — und hat der König von Baiern auf unterthänigſte Bitte der Grenzpatrioten erlaubt, daß an der Stelle wo König Otto die baieriſche-tyroliſche Grenze überſchritten, und wohin er den folgenden Tag zurückgekehrt war, um Abſchied von ſeinem lieben Vaterlande zu nehmen, welches er den vorigen Tag zu thun vergeſſen, weil er vor Rührung eingeſchlafen war — hat erlaubt, daß zum wenigen Angedenken dieſer Rührung, dieſes Schlafes und dieſes Abſchieds, an

der dreimal geſegneten Stelle durch freiwillige Beiträge dem jungen Wittelsbacher eine Kapelle erbaut werde — jetzt ſchon die zweite — ſo daß ſehr zu vermuthen iſt, das neue Baierthum werde bald das alte Chriſtenthum verdrängen. Zwar

8. Pflegen die deutſchen Volksdeputirten, wenn ſie von dem Kammer-Präſidenten ſprechen, nicht zu ſagen: der Präſident ſondern das Präſidium — weil ſie denken, Präſident wäre ein leichtes Ding das der Wind fortwehen könne, Präſidium aber etwas gründlich-ſchweres, das feſt hafte — welches ſehr deutſche Art iſt. Zwar

9. Wurde der Buchhändler Franckh in Stuttgart, im Theater, alſo nach Sonnenuntergang, citirt, gleich vor dem Criminalgerichte zu erſcheinen, und als er ſich deſſen weigerte, beim Austritte aus dem Theater arretirt — die Nacht trägt die Livree der Könige. Zwar

10. Betragen die Staatsausgaben des Kurfürſtenthum Heſſen 2.700.000 Thaler, und der Kurfürſt mit ſeiner Familie, koſtet dem Lande nur 467.420 Thaler, alſo nicht mehr als den fünften bis ſechsten Theil aller Staatsausgaben — welches ganz erſtaunlich iſt. Zwar

11. Wurde ein Berliner Polizei-Rath, den man nach Poſen geſchickt, dort nach Verſchwörungen zu jagen, im Walde vor Poſen von maskirten Reitern aus der Diligence geriſſen, gezwungen ſeine Papiere herauszugeben und dann fürchterlich durchgeprügelt — welche ſchöne Geſchichte man aus dem Polniſchen in das Deutſche überſetzen wollte. Zwar

12. Hat Herr von Gagern in der Darmſtädter Kammer bewieſen, die unruhige Stimmung in Rheinbaiern käme von drei Urſachen her. Erſtens, weil keine Reſidenzen im Lande wären. Zweitens, weil kein hoher Adel im Lande wäre. Drittens, weil

keine Oper im Lande wäre; denn würde in Zweibrücken die Stumme von Portici aufgeführt, werde keiner aus Langerweile, Kunſtliebe und Chänſomanie den Maſaniello machen — und die Kammer hat nicht gelacht — ſo traurig iſt ſie! Aber .... da ſitze ich nun mit meinem Aber und weiß nicht was ich damit machen ſoll. Sie ſehen was dabei herauskömmt wenn man leichtſinnig in den Tag hineinſchreibt und nicht das Ende bedenkt. Laſſen Sie ſich das zur Warnung dienen. Aber ....

Ich will es Ihnen offen geſtehen, es war mir nur darum zu thun, ſo ſchnell als möglich Kehraus zu machen. Mein Taſchenbuch iſt voll und ich habe mir heute ein neues gekauft — in dieſem Winter das dritte.

Und nachdem ich das letzte Wort herausgeſchrieben, warf ich das Buch und den verfluchten Bleiſtift mit — er ſollte mir zu keinem ſchuldloſen Worte dienen — in den Kamin, und ſtieß es mit der Zange in die Glut. Garſtig roch der Saffian und das Pergament und da lachte ich. Es ſei ein Fett-Opfer den unterirdiſchen Göttern gebracht! .. Als mir aber durch die Seele ging, was ich ſeit zwei Monaten hineingeſchrieben; die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das Alle dem treueſten, dem edelſten, dem geiſtreichſten unter den Völkern der Erde — dem Volke, das unter allen Kindern Gottes, dem Vater am ähnlichſten geworden; all-liebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwiſſend wie er; und darum, weil es ihm ſo gleicht, wie Gott ſelbſt von den Teufeln der Welt am meiſten geſchändet — — da mußte ich weinen. Dann dachte ich wieder: ſie frolocken über unſern Jammer, ſie hören ihn für den Schrei der Verzweiflung, für das Röcheln ſterbender Hoffnung — und es ergrimmte in mir und als könnte ich Geiſter beſchwören, rief ich: Trelawney!

Fünf und dreiſsigster Brief.

Paris, Freitag den 15. Merz 1831.

Schon zweitauſend Süd-Deutſche ſind dieſen Winter nach Amerika ausgezogen, und das waren „nicht verarmte heimathloſe Leute, nein wohlhabende, tüchtige und rüſtige Männer.“ Dieſer Stimme darf man glauben, ſie iſt keine liberalen Unwillens, denn ſie kömmt aus dem Handveriſchen, wo die Freiheit taubſtumm iſt. Und zur Bekräftigung ihrer Handverlichkeit kann es dienen, daß jene Auswanderungen eine Modekrankheit genannt werden. Eine Modekrankheit! Noch ein Glück, daß unſere Fürſten ſich nicht, wie einſt die Prieſter, gelüſten laſſen, auch die Aerzte ihrer Unterthanen zu ſeyn; ſonſt dürfte man ohne ihre allergnädigſte Erlaubniß nicht krank werden und ſterben, und ſie hätten vielleicht, wie jetzt die Auswanderungen, auch die Cholera eine Modekrankheit genannt. Aber es iſt darüber zu verzweifeln! Und doch kenne Ich Kinder von freiſinnigen Männern, die über dieſe Auswanderungen frohlockten, weil ſie meinen, die Fürſten müſſen ſich darum ſchämen. Die ſich ſchämen! Eher würde die Nacht roth als ein König. Unſere Fürſten die ſich jetzt Alles erlauben, weil die Furcht vor ihrem Adel ſie gegen das Volk beherzt macht — würden ſie denn die Auswanderung der deutſchen Patrioten dulden, wenn ſie ihrer Tyranney keinen Vortheil brächte? wer wandert aus? Der, dem die Knechtſchaft am unerträglichſten iſt, der die Freiheit am herzlichſten liebt und darum am tüchtigſten wäre für ſie zu kämpfen. Dieſe Thorheit kann uns um zehen Jahre zurückwerfen. Wenn man alle die Auswanderungen überdenkt, die ſeit Jahrhunderten, wegen religiöſen oder politiſchen Druckes, in vielen Staaten unternommen wurden, ſo findet man, daß ſie immer zu ſpät geſchehen und alſo ohne Noth. Man wartete bis das Uebel den höchſten Grad erreicht, das heißt, bis es der Heilung nahe kam. So geſchah es immer, daß bald darauf der böſe Geiſt der Regierungen ſich beſſerte, entweder durch freiwillige oder durch gezwungene Bekehrung. Iſt es nicht eine bejammernswerthe Thorheit, daß Deutſche mit Mühen und Gefahren Amerika hinter dem Meere ſuchen, ſtatt, bequemer und ſicherer ſich Amerika in das Haus zu ſchaffen? Mit der Hälfte des Geldes, das ihnen ihre Ueberſiedlung koſtet, mit der Hälfte der Beſchwerden und Gefahren, die ſie daran ſetzen, könnten ſie in ihrem eignen Vaterlande die Freiheit erwerben. Warum ſich nicht noch wenige Jahre gedulden — wenige Jahre, welche die Begeiſterung des Kampfes und die Freude mannigfaltiger Siege zu einer Stunde verkürzen werden? Denn wahrlich, nicht Jahre, nur Frühlinge werden wir zu zählen haben, bis das Jahr der Freiheit kömmt. Amerika überlaſſe man den Fürſten, ihnen bleibe es eine Freiſtätte, und dort werden ſie einſt die Freiheit lieben lernen, wenn ſie erfahren, daß ſie ſelbſt Tyrannen noch in ihrem verdienten Unglücke ſchützt.

Sechs und dreiſsigster Brief.

Paris, Sonntag den 17. Merz 1833.

Swift wollte eine Geſchichte von England ſchreiben, gab aber ſein Vorhaben wieder auf. Als ihn ein Freund um die Urſache ſeiner Sinnesänderung fragte, antwortete er ihm: alle meine Könige und Helden ſind ſolche Schufte, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will. — — Obiges ſchrieb ich geſtern, als mich ein Beſuch unterbrach, und heute habe ich vergeſſen, was ich damit in Verbindung ſetzen wollte . . . . Was ich in Verbindung damit ſetzen wollte? Ach, wie dumm! Ich hörte einmal meinen Freund ſeine Frau bitten: ſie möchte *ſeinen abgefallenen Rock wieder an den Knopf nähen.*

Die kurzen Tage der langen Briefe ſind jetzt vorüber. Ich danke euch, Ihr Götter! Wie ich es ſatt bin! Uebermorgen iſt der 20. März, an welchem, Morgens 8 Uhr 16 Minuten der Frühling beginnt. Von da an will ich lieben, ſelbſt den Teufel, und lieben bis der Senne heimkehrt und die Blätter fallen. Nach der Traubenleſe beginne ich meinen Kampf von neuen. Ach! Ich trinke ja keinen Wein mehr und wenn es nicht die Freiheit wäre, was ſollte mein altes Herz erwärmen in den kalten Wintertagen? Die Freiheit liebte ich immer; aber als ich noch jung war und den Becher liebte, da träumte ich von ihr, und da vermißte ich ſie ſelten, denn ich trank oft. Jetzt wache ich und bin nüchtern wie ein Bach, und wenn ich dampfe, iſt es nur weil die Luft noch kälter iſt als ich.

Den Tag meiner Abreiſe kann ich noch nicht beſtimmen, das hängt von meinem Holze ab. Ja wahrhaftig von meinem Brennholze; das iſt mein Kerbholz, mein Kalender. Ich habe geſchworen kein friſches mehr kommen zu laſſen, ſondern in den Wagen zu ſteigen, ſobald der letzte Scheit im Kamin liegt. Nein, was ich dieſen Winter Holz verbrannt habe, wage ich Ihnen nicht zu ſagen; es möchte Ihrer Geſundheit ſchaden. Es iſt *gräulich!* Zehen brave deutſche Hausfrauen hätte das unter die Erde gebracht. Zum Glücke bin ich weder eine Frau, noch häuslich, noch brav, und ich habe es ausgehalten. Aber länger könnte ich es auch nicht ertragen. *Was zu arg iſt, iſt zu arg!*

Holz, Philoſophie, Geld, Freiheit — malédiction! O das ſchöne malédiction! Wie ich mich gefreut habe, als Haine, gleich in ſeinem erſten Artikel über die deutſche Literatur, gleich in dem erſten Blatte der Europe littéraire — in dem frommen heiligen Blatte, welches das Gelübde der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams abgelegt, und in ſeiner Vignette, die Raubthiere aller fürſtlichen Wappen Europens, als ſeine Herren zur Anbetung aufgeſtellt — daß Heine gleich in den erſten Zeilen, einen gefährlichen politiſchen Anfall bekommen und malédiction geſchrien hat über die ewige Armuth der deutſchen Schriftſteller! malédiction und doch .... Darum eben iſt ja der hohe deutſche Adel uns Liberalen ſo entgegen, weil er fürchtet, bei einer liberalen Staatsverfaſſung, ſein Monopol der Verkäuflichkeit zu verlieren. Er wäre alſo thöricht wenn er uns kaufte, um uns zu gewinnen, denn dieſes Mittel eine Revolution zu verhüten, wäre ja die Revolution ſelbſt, die verhütet werden ſoll. Keiner von uns wird es, auch nicht mit der allerlegationsräthlichſten Geſinnung, je dahin bringen, daß man ihm für ſeine Ehre auch nur das nöthige Brennholz liefere. Der Ehren-Handel iſt kein freies bürgerliches Gewerbe; er iſt ein Regal wie das Salz und wird nur wenigen General-Pächtern überlaſſen. Unſere vornehmen Freunde, und hätten ſie auch „Gedanken groß wie die Welt“ theilen doch nur ihre überirdiſchen Gedanken mit uns; ihre unterirdiſchen, die mit Metallen vermiſcht ſind, behalten ſie für ſich allein. Ich ſagte einmal gegen Heine: wenn ich nicht ehrlich wäre aus Dummheit, wäre ich ehrlich aus Klugheit. Er hat das nicht verſtanden. Später wird er es verſtehen lernen und meine Erfahrung theuer bezahlen müſſen, die ihm von mir unentgeldlich angeboten wurde .... Ich hätte die größte Luſt wieder einmal zu ſagen: „ich bin der einzige geſcheide Menſch in Deutſchland“ — aber ich fürchte mich vor den Rezenſenten.

Es giebt noch mehrere ſolcher geiſtreichen Ochſen in Deutſchland die gar nicht begreifen, wie die Vollblütigkeit des monarchiſchen Prinzips mit ihr eigner Bleichſucht, und wie die häufigen Indigeſtionen der Diplomaten mit dem ſchriftſtelleriſchen Hunger zuſammenhängen. Ich wollte wetten, es iſt dem dramatiſchen Dichter Raupach in Berlin noch nie durch den Sinn gegangen, daß wenn in Preußen eine Staatsverfaſſung gleich der franzöſiſchen wäre, er eine jährliche Rente von zehntauſend Thaler hätte, ſtatt daß jetzt vielleicht, ſein ganzes Vermögen, die Erſparniß dreißigjähriger Arbeit, nicht mehr beträgt! Und dabei könnte er dichten wie es ihm ſein Herz eingiebt und nicht wie es der Hof verlangt . . . . malédiction!

Dienſtag den 19. März.

Die zwei jungen Leute welche eines Mordverſuches gegen den König angeklagt waren, ſind geſtern Abend frei geſprochen worden. Ich müßte noch Holz auf vier Wochen haben, um mich gehörig über alle die Schändlichkeiten der geheimen Polizei auszuſprechen, die bei dieſer Gelegenheit wieder an den Tag gekommen. Sie werden die Verhandlungen in den Zeitungen leſen. Wie wohl muß ſich ein Deutſcher in einem Lande fühlen, wo er unter dem Schutze des Volkes ſteht, und wo ihn weder die giftigen Blicke noch die Fußtritte eines erboßten Königs erreichen können! Wahrlich in Frankreich fühlt ſich ſelbſt ein Verbrecher im Kerker freier, als in Baiern ein Unſchuldiger ſelbſt in der Freiheit. Der franzöſiſchen Regierung war es natürlich nicht darum zu thun, zwei unſchuldige junge Leute auf das Schaffot zu bringen — von dieſer Grauſamkeit iſt ſie weit entfernt, und noch entfernter iſt ſie von jener Pedanterie, die in Deutſchland den Despotismus ſo furchtbar macht. Die Angeklagten wären, ſelbſt ſchuldig befunden, ganz gewiß mit dem Leben begnadigt worden. Es lag der Regierung nur daran der öffentlichen Meinung die Anſicht aufzudringen, daß man wirklich den König ermorden wollte, und daß der Piſtolenſchuß keine Polizeikomödie war, aufgeführt um bei Eröffnung der Kammern, dem Miniſterium eine ſchwankende Majorität feſt zu machen. Aber ſelbſt nur dieſe Ehrenrettung zu erlangen, verlohr die Regierung alle Hoffnung, und ſie gab den Kampf freiwillig auf. Gewöhnlich werden den Geſchwornen zwei Fragen vorgelegt. Erſtens: Iſt das Verbrechen begangen worden? Zweitens: Sind die Angeklagten des begangenen Verbrechens ſchuldig? Dieſe erſtere Frage wurde geſtern gar nicht vorgelegt, ſondern blos die Andere: Sind die Angeklagten des Mordverſuchs gegen den König ſchuldig?

Es iſt bewundrungswürdig, mit welcher Kühnheit, Geiſtesgegenwart und mit welcher Zuverſicht des Rechts, die Angeklagten vor dem Gerichte geſprochen haben. Der königliche Prokurator, um die Angeſchuldigten den Geſchwornen verdächtig zu machen, wies auf deren bekannte republikaniſche Geſinnung hin. Sie aber ſuchten dieſe Geſinnung gar nicht zu verbergen, ſondern bekannten ſich laut, und frohlockend zu ihr. Der Eine ſagte: „Wir Republikaner achten den König viel zu wenig, um ihn zu tödten. Haben wir ihn einmal vom Throne geſtürzt, dann ſchicken wir ihn zum Lande hinaus und das iſt alles.“ Solche Aeußerungen ſind nach den franzöſiſchen Geſetzen nicht ſtrafbar, denn es darf jeder ſeine Meinung haben und ausſprechen. Wenn ſich einmal in Deutſchland ein Republikaner gelüſten ließe, ſich auf ſolche Weiſe vor einem Criminal-Gerichte zu vertheidigen — ich glaube, er würde auf der Stelle mit dem Federmeſſer des Aktuars geköpft werden.

Ueberſetzungen.

ite

3 Unglücklichen und auf immer beweinenswerthen Tag.

6 Hat die Ehre den hohen Adel und das verehrliche Publikum zu benachrichtigen.

4 Ein Gemach zu vermiethen.

9 Verehrlicher Freund.

6 1) Betrübende und beweinenswerthe Tage.
2) Die katholiſche franzöſiſche Kirche des Primats.

3 Dieſe Reformen werden ſeinem Velke aufgedrungen, und gerade ſeines Volkes iſt er heutzutage benöthigt.

2 Die beinahe artig und zum Theil jung, glücklich und ewig denkwürdig.

4 Allgemeine Lebensbeſchreibung.

5 Verehrlich; — liebenswürdig; — anbetungswürdig; — verehrungswürdig; — abſcheulich.

6 Ich war immer genöthigt, zu glauben, daß in gewiſſen Epochen die Wiſſenſchaften und Künſte nicht bloß Gegenſtände des Luxus ſein müſſen.

9 1) Der Friede.
2) Die Wiedereinführung des Geſangs.
3) Man hat ſo eben Karl X. und den Geſang entthront.
4) Die Wiederherſtellung des Geſangs.

Ja Geſang. Muſe, meine Tochter — ich habe unverholen behauptet, daß mit Karl und ſeiner Familie man dich entthront habe. — Allein jedes Geſetz, das man uns gibt, ruft dich wieder hieher. Geſang, nimm deine Krone wieder! — Meine Herren, — großen Dank! — Ich

Seite.
39 glaubte, daß man Großes und Neues ſchaffen wolle, ja ſogar die Sphäre von 1789 ein wenig auszudehnen gedenke, — doch nein, man kittet wieder einen gebrandmarkten Thron zuſammen. — Geſang, nimm deine Krone wieder! — Meine Herren, großen Dank!

Die Verweigerung.

Mög' auch ein wenig Silber in mein Loch regnen, — ſchnell entweicht es, Gott weiß, wohin! Davon verwahren zu können, hieran verzweifle ich. Um meine Hoſentaſchen völlig zuzunähen, hätte ich die Nadeln meines Großvaters bei ſeinem Hinſcheiden nehmen müſſen.

Freund, hüthen indeß Sie Ihr Geld. Im Ueberdruſſe heirathete ich noch ſehr jung — die Freiheit, ein zum Theil rauhes Friulein. Ich, der ich in meinen Verſen mehr die reine leichte Schönheit beſungen habe, ſterbe als Sklave einer Spröden. — Die Freiheit iſt, mein gnädiger Herr, ein Weib, toll von Ehre; ſie iſt ein betrunkener Maulaffe, der in der Straße oder im Geſellſchaftsſaale beim mindeſten Reſt von Borten umherläuft ſo ſchreiend: „Hinunter die Livrée" (Zierath der Dienerſchaft).

Die Narren.

Wie lang harrt die eine Idee — die verſchleierte Jungfrau — ihres Bräutigams! — Die Thoren behandeln ſie gleich einer Wahnſinnigen. Der Weiſe ſagt ihr: „Hält Euch verborgen." Allein ein Narr, wie er ihr entfernt von der Welt begegnet, — er, der glaubt an den folgenden Tag, ehlicht ſie; und ſie wird fruchtbar zum Heil des Menſchengeſchlechts. —

Wer entdeckte eine neue Welt? — Ein Narr, der auf dem Kreuze, triefend von ſeinem Blute, dahinſtirbt, — vermacht uns eine Gottheit. — Wenn morgen nur der Tag, vergeſſend ſeinen Anbruch, nicht leuchtete; ei nun, morgen fände irgend ein Thor noch eine Fackel für das menſchliche Geſchlecht. —

41 *Rath an die Belgier.* (Zwei Gedichte, in denen *Berengar* ſeine Liebe zu den Königen herrlich tönen ließ.)

Endigt hiermit theure Brüder in Belgien; wählt einen König. (verdammt —!) *damit* endigt. Seit acht Monaten verurſachen Eure republikaniſchen Arien jedem guten Höfling das Fieber. — Die Materie eines Königs findet ſich immer: Johann iſt's, Paul iſt's, mein Nachbar iſt's, ich bin's. — Jedes königliche Ei öffnet ſich, ohne daß man es brüte. — Macht einen König, potztauſend, — macht einen König! — Macht einen König; macht einen König!

Welche Segnungen wird ein König über Euch verbreiten?! — Anfangs wird er erſcheinen, das Hof-Zeremoniel unter freiem Himmel; dann um Grenzſoldaten und Kreuze zu vertrödeln; darauf Herzoge, Marquis, Grafen, Freiherrn und Pairs; — nun einen glänzenden Thron in Gold, Seide und Perlmutter, deſſen Kiſſen mehr als *eine* Unruhe veranlaßt. Gefällt es dem Himmel, ihr werdet ſogar eine Weibe haben. Macht einen König, potztauſend, macht einen König! Macht einen König; macht einen König! Dann werdet Ihr auch Hofgrüße und Paraden haben, Reden und Gedichte, Kunſtfeuerwerke und Blumen; dann eine Menge Leute, die ſich Kranke nennen, ſobald

41 ein Bobo *) dem Könige Schmerzen verurſacht. Eine Bettlermütze und ein königliches Diadem haben ihr Ungeziefer: ein Gott machte dieß Geſetz. Die Hofſchranzen entflammen den Zorn des Erhabenen. Macht einen König, potztauſend, macht einen König. Macht einen König; macht einen König!

Bei Euch wird's Laquaien jeder Art regnen; Richter, Präfekte, Gensd'armen, Spionen! Zahlreiche Soldaten werden für Euch bewaffnete Hand darbieten; eine Freude, zu verbrennen ein Hundert von Lampen. — Es kommt ein Staatsvoranſchlag. Athen und Sparta während zwanzig Jahren zu nähren — hat — bei meiner Treu' weniger gekoſtet. — Der Währwolf hat ſein Mittagsmahl geendet; Völker, bezahlt die Note; — macht einen König,. potztauſend, macht einen König. Macht einen König; macht einen König.

Allein, was, ich ſpotte? Man weiß es in Frankreich wohl: ich bin da einer der hitzigen Parteigänger des Throns. — Uebrigens, die Geſchichte hat zuvor geantwortet. — Wir ſchauen dort nur wohlthätige Fürſten. — Als Väter des Volks laſſen ſie es ohnmächtig vor Wohlbehagen. Je mehr es an Bildung gewinnt, deſto weniger fürchten ſie ſich vor ihm. Dem guten Heinrich folgt Ludwig, der XIII. — Macht einen König, potztauſend, macht einen König! — Macht einen König, macht einen König!

42 Vorherſagung von Noſtradamus für's Jahr 2000.

---

*) Der geringfügigſte Schmerz, eingebildetes Uebel.

Seite.

41 Noſtradamus, welcher, ein — großer Sterndeuter, — Heinrich IV. geboren werden ſah, hat in ſeinen Verſen vorhergeſagt, daß man im Jahre 2000 (ein Datum, das man beſtreiten kann) die Rückſeite der Medaille ſehen würde. Dann, ſagt er, wird Paris mit Frohſinn am Fuß des Louvre's folgende Stimme hören: "Glückliche Franzoſen, erleichtert mein Mißgeſchick, ſammelt Almoſen für den Letzten Eurer Könige."

Nun, dieſe Stimme wird diejenige eines armen Mannes mit einem Kropf, in Lumpen, ohne Beſchuhung ſein, welcher, geborner Verbannter, Greis, herkommend von Rom, für die kleinen Schüler ein Schauſpiel ſein wird. — Ein Senator wird rufen: „Der Mann vom Bettelſtab! — Die Bettler ſind durch unſere Geſetze verbannt.“ — „Ach, mein Herr, ich bin der Einzige meiner Abſtammung. — Gewähret Almoſen dem Letzten Eurer Könige.“

„Biſt du wahrhaftig königlicher Herkunft?“ „Ja,“ wird dieſer Mann noch ſtolz antworten: Ich habe in Rom, damals noch päpſtlicher Stadt, — für meinen Ahnherrn Krone und Zepter von Gold. — Ich verkaufte ſie, um den Muth ungeſchickter Schriftſteller zu nähren; — mir dient zum Zepter ein Reiſeſtock. — Gewähret Almoſen dem Letzten Eurer Könige.

„Mein ergrauter Vater, im Gefängniß wegen Schulden geſtorben, wagte es nicht, mich ein vortheilhaftes Gewerbe einüben zu laſſen. Ich ſtrecke die Hand hin; daß Reiche überall ſehr hartherzig begegnen dem Armen; das hat Gott mich fühlen laſſen. Ich betrete endlich dieſe fruchtbare Küſſe, welche meine Ahnherren ſo manchmal zurückſtieß. — Ach, aus Mitleid für die Würdenträger der Welt, — ſammelt Almoſen dem Letzten Eurer Könige.“ —

Der Senator wird ſprechen: „Komm, ich will Dich in meinen Palaſt führen; lebe glücklich unter uns. — Gegen die Könige haben wir keinen Haß mehr. Was davon noch übrig bleibt, umſchlingt unſer Kniee.

Während daß der Senat entſcheidet, ob dein Loos Rechtsanſprüche auf ſeine Wohlthaten habe, verſchaffe ich, der ich ſtamme von altem königmordendem Blute, — das Almoſen dem Letzten unſerer Könige!“

Noſtradamus ſpricht noch weiter in ſeinem alten Styl: „Die Republik wird dem Prinzen 100 Louisd'or Jahresgehalt geſtatten, und Saint Cloud wird ihn einſt als nützlichen Bürger zum Gemeinde-Präſidenten wählen. In der Geſchichte wird man auf's Jahr 2000 nur ſagen, daß Frankreich — ſitzend auf dem Thron der Künſte und der Geſetze — Almoſen verſchafft dem Letzten ſeiner Könige!“

62 Er hat mir eine Ohrfeige gegeben; allein ich ſagte ihm: „Mag es auch ſein.“
72 1) In Entzückung.
„ 2) Wahrhaftig der Prinz Johann iſt ein Mirabeau.
„ 3) Ja, mein Herr Graf, der Prinz iſt ein Abſeher auf's Schöne (zu Gutem).
73 1) Und Sie ſind eine Mirabelle, eine kleine gelbe Pflaume. — Das iſt göttlich.
„ 2) Ode von Horaz — aufreibende.
„ 3) Ah, Doſe zum Zauberwerk.

73 4) Aber Satan!

74 1) Geſchmackvoll! — Hoheit.

= 2) Nehmen Sie dieſe Tabacksdoſe. Leben Sie wohl.

84 1) Der Mann mit zwei Händen.

= 2) Hartes Gefängniß.

85 Meine Gefangenſchaft, Denkſchrift von Silvio Pellico von Saluzzo.

96 Von der Inſtanz entlaſſen (von der Unterſuchung).

106 Umarmen Sie mich aus Liebe zum Griechiſchen.

172 Der Elende, ich habe ihm mehr als mein Leben gegeben.

113 Denkwürdigkeiten eines jüngſten Familiengliedes von Trelawney.

121 1) Die (ſchlechten Leute) übeln Unterthanen.

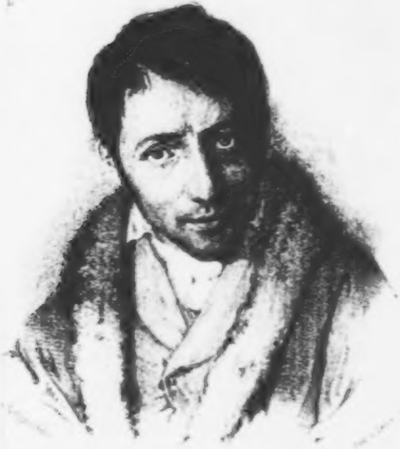
= 2) Getreuer Unterthan.

130 Gelehrte Weiber — lächerliche Zieraffen.

131 Zu beobachten eine Faſtenzeit von 14 Tagen im Monate Juli jeden Jahres ſeiner Gefangenſchaft; ſo nämlich, daß er während 3 Tagen nichts empfangen ſoll, als Brot und Waſſer, während der 3 folgenden Tage die gewöhnliche Sträflingsnahrung, und ſo in der Folge abwechſelnd während 14 Tage.

133 Endlich nach mehr als zweimonatlicher Unterſuchung (Berichterſtattung) iſt die Anklageurkunde zu Tage gefördert, welche abgefaßt wurde bei Anlaß des am 19. November letzthin auf den König gezielten Piſtolenſchuſſes.

141 Fluch, Verwünſchung.



L. Börne

achgelaſſene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben
en den Erben des literariſchen Nachlaſſes.

Erſter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.

1844.

Briefe und vermiſchte Aufſätze.

Aus den Jahren

1819, 1820, 1821, 1822.

Inhalt.

Briefe und vermiſchte Aufſätze aus den Jahren:

1819.

Seite
Erſter Brief. Vom Rhein 1
Zweiter Brief. „ „ 7
Dritter Brief. „ „ 15
Vierter Brief. „ „ 29
Fünfter Brief. „ „ 36
Sechster Brief. „ „ 40
Siebenter Brief. „ „ 42
Achter Brief. Aus Paris 49
Neunter Brief. „ „ 56
Zehenter Brief. „ „ 65
Elfter Brief. „ „ 76
Nous le sommes Tous, ou l'Egoïsme, par Pigault-Lebrun 85
Zwölfter Brief. Aus Paris 90
Dreizehenter Brief. „ „ 100
Vierzehenter Brief. „ „ 105
Ferienreiſe eines deutſchen Journaliſten 113

1820.

Seite
Funfzehenter Brief. Vom Rhein 124
Sechszehenter Brief. „ „ 130
Siebenzehenter Brief. „ „ 134
Achtzehenter Brief. „ „ 139
Neunzehenter Brief. „ „ 148
Nachträge 151
Zwanzigſter Brief. Vom Rhein 156
Mein Wanderbuch am Rhein 159
Ein und zwanzigſter Brief. Aus Stuttgart 163
Zwei und zwanzigſter Brief. „ „ 166
Drei und zwanzigſter Brief. „ „ 181
Vier und zwanzigſter Brief. „ „ 193
Fünf und zwanzigſter Brief. Aus Bruchſal 196

1821.

Sechs und zwanzigſter Brief. Aus Stuttgart . . 198
Sieben und zwanzigſter Brief. „ „ . . 202
Acht und zwanzigſter Brief. „ „ . . 206
Neun und zwanzigſter Brief. „ „ . . 212
Dreißigſter Brief. „ „ . . 219
Ein und dreißigſter Brief. „ „ . . 224
Zwei und dreißigſter Brief. „ „ . . 229
Drei und dreißigſter Brief. „ „ . . 234
Vier und dreißigſter Brief. „ „ . . 237

Seite
Fünf und dreißigſter Brief. Aus Stuttgart . . . 243
Sechs und dreißigſter Brief. „ „ . . . 247
Sieben und dreißigſter Brief. „ „ . . . 254
Acht und dreißigſter Brief. „ „ . . . 259
Neun und dreißigſter Brief. Aus München . . . 263
Vierzigſter Brief. „ „ . . . 268
Ein und vierzigſter Brief. „ „ . . . 270
Zwei und vierzigſter Brief. „ „ . . . 278
Drei und vierzigſter Brief. „ „ . . . 286
Vier und vierzigſter Brief. „ „ . . . 295
Fünf und vierzigſter Brief. „ „ . . . 302
Sechs und vierzigſter Brief. „ „ . . . 311
Sieben und vierzigſter Brief. „ „ . . . 322
Acht und vierzigſter Brief. „ „ . . . 328
Neun und vierzigſter Brief. „ „ . . . 334
Funfzigſter Brief. „ „ . . . 342

Erſter Brief.*)

Mainz, Samſtag den 11. September 1819.
Abends 8 Uhr.

Geſchwind liebe Sanftmuth mich zu Ihnen wenden, damit ich aus meiner Tollheit herauskomme. Da kehre ich von einem Gange durch die Stadt zurück; trete in die Wirthsſtube, fliegt mir der *** in die Arme, drückt mir die Hand; „Wie geht's? Wann ſind Sie gekommen? Wollen Sie mir die Ehre ſchenken zu einem Glas Wein? heut Abend zum Eſſen?“ Dieſe Beſtie, was wollte ſie von mir? Erſt vor drei Tagen ſaßen wir in F. nebeneinander, und ſprachen uns nicht, konnte er mich in Mainz nicht auch ruhig laſſen? Und mich in Gegenwart von zwanzig Menſchen als Herzensbruder zu begrüßen! Ich war ganz wild geworden, aber jetzt iſt's vorüber, mein Gebet hat gewirkt.

---

*) Einige Briefe vom Rhein aus den Jahren 1819 und 1820 ſind Auszugsweiſe abgedruckt im Morgenblatte vom Jahr 1822 unter dem Titel: „Aus meinem rheiniſchen Wanderbuche.“

A. d. H.

Sie liebe unabonnirteſte meiner Leſerinnen, ſoll ich Ihnen über meine Reiſe hierher berichten? Sie erhalten eine Beſchreibung davon auf Poſtpapier, die andern nur auf Druckpapier und ſpäter, und mit hundert Druckfehlern.

Die Geſellſchaft im Marktſchiffe war nicht ſehr auserleſen. Viele hatten ihre Pfeifen im Munde, die Einen um zu rauchen, die Andern um zu räuchern. Die Vornehmen ſaßen oben auf dem Verdecke, das gemeine Volk unten, und ſo bildeten wir ein wahres Ober- und Unterhaus. Der Bauer- und Handwerksſtand war in letzterem beſonders ſtark repräſentirt. Was mir an mehreren Handwerksburſchen beſonders gefiel, war, daß ſie ihre Trauben in den Schnupftüchern eingewickelt hatten. Dieſes freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen Mund und Naſe, als Wandnachbaren, ſollten wir Gebildeten auch einzuführen ſuchen. Ein Engländer las beſtändig und aufmerkſam in einem Buche, warf dabei oft den Blick auf die umliegende Gegend und lächelte, auch glaubte ich ihn ſeufzen zu hören. Ich näherte mich ihm, warf einen Blick ins Buch — und was war's? Rathen Sie doch ehe Sie das Blatt umwenden .... ein Dictionnaire de poche français-allemand! Während der ganzen Fahrt, lag das Buch aufgeblättert vor ihm. Das nenne ich empfindſam reiſen. Bekanntſchaften habe ich keine gemacht auf dem Schiffe; es reizte mich Niemand dazu. Ich theilte meine Zeit zwiſchen ſchreiben, leſen und denken. Ich ſchrieb bleiſtiftene Notizen; (an Futterkräutern für reiſende Thiere war eher Ueberfluß als Mangel und ich hätte mit Herzensluſt herumgraſen können, wenn nicht meine Schreibfreiheit beſchränkt geworden wäre durch die Ellenbogen meiner Nachbarn); ich las in Göthe's Alterthümer am Rhein, und woran dachte ich? Ein Student, der mich ſchreiben ſah, war halbſylbig, als ich mich ihm näherte, um eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, und antwortete mir nur in Vokalen. Wahrſcheinlich fürchtete er, ich wollte die Geheimniſſe ſeiner Burſchenſchaft erforſchen. — Mir war ſehr aufgefallen, daß ein Schiffsmann, der ſich mit einem Kameraden gezankt, dieſem zugeſchimpft: Eh, du Rammelochſe! Iſt es nicht zu verwundern, daß ſich Waſſerleute ſolcher Continentalflüche bedienen?

In Höchſt, wo man zu Mittage ſpeiſt, lauerten ein Karpfen und ein ſchwarzer Bär, um die ausſteigende Schiffsmannſchaft zu verſchlingen. Es giebt nichts komiſcheres als die beiden Wirthe, deren Gaſthäuſer gegen einander über liegen, an der Thüre ſtehen, und ſich, je nach ihrer Gäſte Zahl, neidiſche oder ſchadenfrohe Blicke zuwerfen zu ſehen. Mich verſchlang der Bär, der aber ſo großmüthig war, mir für den nicht getrunkenen

Wein keine Bezahlung abzunehmen; das erſte Beiſpiel ſolcher Großmuth, das ich in einem Gaſthauſe je erfahren.

Zwiſchen Höchſt und Mainz, las ich in Göthe's ſchon erwähntem Buche, ein Kapitel: „Herbſttage am Rhein." Behagt mir nicht! Seine Bilder kalt wie Marmor, ſeine Empfindung nur künſtleriſch, ſo vornehm lächelnd, ſo herablaſſend zu den Gefühlen unſerer niederen Bruſt! Ich habe ihn nie leiden können. In ſeinem Werther hat er ſich ausgeliebt, abgebrannt, zum Bettler geſchrieben.

Bei der Stelle, wo der Main in den Rhein fällt, ſtand ich am Maſte gelehnt, und war gerührt. Ich ſah lange den Strom hinauf, der mich mit Euch verband. Lebt wohl, Ihr Wellen .....

Als ich in Mainz ankam, ging ich ſogleich hinaus an den Rhein, um die Militär-Muſik zu hören, es wurde aber heute nicht geſpielt. Ich tröſtete mich bald, denn eigentlich war ich mehr aus Furcht vor Ihnen hinausgeeilt, und um Ihre Vorwürfe zu vermeiden.

Das erſte Haus am Rhein-Ufer iſt eine „Ecurie;“ davor ſtand eine öſterreichiſche Schildwache. Ich habe ſie etwas gefragt, nur um wieder die öſterreichiſche Mundart zu hören, es liegt etwas Gutmüthiges darin, das mir wohl thut. Die preußiſchen Soldaten hier tragen ganz leichte lederne Käppchen, die öſterreichiſchen ſchwere Tſchakos. Das iſt der Unterſchied ihres Geiſtes, und der Abſtand zwiſchen der Conſequenz der einen und der andern Regierung.

Zweiter Brief.

Mainz, Sonntag den 12. September 1819.
Abends 10 Uhr.

Gebe ich Ihnen nicht ſo genaue Berichte auf Minute und Schritt, gleich einem Feldwebel? Sie ſind aber auch immer mein lieber gnädiger Hauptmann geweſen. Mein Tagewerk iſt nun vollbracht, das war aber alles nur Vorſpiel, die Freude beginnt erſt jetzt. Gott weiß es und Sie wiſſen es, daß ich nicht von der Stelle käme und wie ein Blinder herumtappte, müßte ich Ihnen nicht Rechenſchaft geben, wie ich die Entfernung von Ihnen ausgefüllt.

Die Mainzer Morgenſtunde, liebe Freundin, hätte für Sie mehr als Gold, ſie hätte Eſſen im Munde, köſtliches. Beim Frühſtück gedachte ich Ihrer zweifach, einmal für das Gewöhnliche, und einmal außerordentlich, wegen der herrlichen Eierwecke, von welchen man zwei Stücke zum Kaffee bekömmt. Mürber, balſamiſcher, ſüßer, einſchmeichelnder giebt es nichts auf der Welt. Nachdem ich mit ihrer Hinrichtung und ihrem Begräbniſſe fertig war, trug ich meinen Brief an Sie auf die Poſt. Der Klotz von Poſtſchreiber nahm mir ihn aus den Händen, als wäre es ein anderer, und ich, wie gern hätte ich mich in einen Buchſtaben des Alphabets, Konſonant oder Vokal, gleichviel, verwandelt, um Ihnen nur unter die Augen zu kommen. Darauf beſuchte ich den Profeſſor Metternich, welcher Verfaſſer eines in den Zeitſchwingen ſtehenden Aufſatzes iſt. Ich weiß nicht, ob ſie ſich deſſen erinnern. Metternich iſt ein langer hagerer, wohl ſechszigjähriger Mann. Seine grauen Haare bedecken einen feurigen Kopf.

Raſch und jugendlich in ſeinen Reden, glühend für Freiheit. In den Tagen der franzöſiſchen Revolution galt er für das was er noch iſt, für einen Jakobiner. Mehrere Jahre lang ſchleppte er ſich von Kerker zu Kerker fort, und hat darum die Anhänglichkeit für eine Sache, für die er gelitten, in ſein Greiſenalter hinüber gebracht. Er ſpricht viel, gern und ſchön. Ich konnte und wollte nicht zu Worte kommen. Fernere Arbeiten hat er mir zugeſagt. Er führte mich in die Leſegeſellſchaft ein, wo alle meine Journale gehalten werden. Sogar das ſiebente Heft der Wage war ſchon angekommen, welches ich mir nicht anders erklären kann, als daß es durch eine beſondere Eſtafette mußte hierhergeſchickt worden ſein. Das erſte was ich dort las, war ein langer, heftiger Aufſatz von Lindner in Stuttgart gegen die Zeitſchwingen, wegen einiger Worte, die ich gegen die würtembergiſchen Miniſter geſagt hatte. Ich werde ihm antworten, ob er zwar mit ausdrucksvollen Worten bemerkt hat, daß er die größte Hochachtung für mich hege. Profeſſor Lehne, Herausgeber der Mainzer Zeitung, den ich beſuchte, war abweſend. Darauf ging ich zum Dr. ***. Er küßte mich ſo zärtlich, daß ich ihn mit Füßen hätte treten mögen. Ich will lieber einem Hunde in den Schwanz beißen, als mich von einem Manne küſſen laſſen. Auch drehte ich mich dergeſtalt, daß er mein elfenbeinernes Genick zwiſchen die Zähne bekam.

Mir wurde hier weder ein Paß, noch ſelbſt im Wirthshauſe mein Name bisher abgefordert. Hier kam mein Polizei-Haß und meine Freiheitsliebe etwas in Verlegenheit, und jeder Miniſter hätte ſeine Freude daran gehabt. Loben mußte ich, daß man hier ungeſtört und unbelauert reiſen könne, aber es hätte mir doch wohl gethan, man hätte an der Wirthstafel meinen Namen gewußt und ſüß herauf- und herabgemurmelt. Der beliebteſte Schriftſteller in der Döngesgaſſe ſaß am Tiſche, als wäre er nichts als ein reicher Kaufmann. In einer Feſtung ſollte doch ſtrengere Polizei-

Aufſicht ſein! — Nach dem Eſſen ſchon wollte ich Ihnen ſchreiben, aber ich taumelte zu ſehr, denn ich hatte den feurigſten Rüdesheimer in Menge — trinken ſehen. Da ſtehe ich ſo empfindungslos und nüchtern, vor der Pforte des großen Bachus-Tempels. Mir Ungläubigen ſollte der Eingang verwehrt bleiben. Ach warum darf ich keinen Wein trinken! Doch, ich will mich tröſten. Es giebt auch einen Rauſch der Nüchternheit, der dauernder iſt, und ohne Kopfſchmerzen endet.

Spaziergang auf der Brücke. Einem ſchwachen Auge erſchiene die Waſſerfläche grenzenlos wie ein Meer. Was iſt unſer Mainchen dagegen, ein Zuber. Welche Kühle, welche Luſt, wie hätten Sie, liebe Freundin ſie hinabgeſtürzt......

Ich beſuchte den Dom. Marmorbilder auf Grabſteinen; am meiſten Fürſten. Ich liebe die Zeit nicht, wo die Vergänglichkeit von Tauſenden die Ewigkeit eines Einzelnen bilden mußten. Dieſe Kurfürſten mit ihren fetten Wangen, ſie waren guter Dinge, ihr Leben lang. Aber ihre

Völker hatten keine andere Luſt, als die des Maſtviehes im Stalle — reichliches Futter. Man wolle jetzt nichts Dauerndes, nichts Großes mehr haben, ſagen die Götzen-Diener der alten Zeit. Keine reichbegabte Stiftungen, keine weiten Landgüter, keine Kirchen und Klöſter. Aber Pyramiden und Dome können nur gebaut werden, ſo lange es Sklaven und Bettler giebt. Freie und wohlhabende Bürger hätte man zu ſolchen großen Werken nie bezahlen können. In der Domkirche liegt Heinrich Frauenlob, ein Minneſänger, der vor fünfhundert Jahren lebte und liebte. Im Jahre 1318 ſtarb er, die Mainzer Frauen trugen ihn dankbar zu Grabe. Es lohnt ſich wohl der Mühe, die Weiber zu loben, um von ihnen unter die Erde gebracht zu werden! Das thun ſie jetzt wohlfeiler.

In der Nähe der Stadt eine alte römiſche Waſſerleitung, und ein Begräbnißplatz, wo römiſche Soldaten von der Welteroberung ausruhen, Grabſtein an Grabſtein. Auf einigen ſo deutliche

Inſchriften, als wären ſie geſtern erſt eingehauen. Der 22ſten Legion gehörten die meiſten hier liegenden Soldaten zu. Dieſe war im Jahr 70 von Jeruſalem hiehergekommen, das ſie unter Titus Anführung erobert und zerſtört hatten. Ich legte meine Hand auf eines dieſer Grabmähler, ſo feierlich wie zum Schwure und dachte: hier unter dieſem Steine modert vielleicht ein Krieger, der einen deiner Urahnen, von dem du in gerader Linie abſtammſt, mit ſeinem Schwerte erſchlagen; oder die Hand, die den erſten Feuerbrand in Salomons Tempel geworfen. Ein öſterreichiſcher Artilleriſt ging vorüber, eine Schneiderfigur. Als Völkerunterjocher haſſe ich die Römer ſo ſehr als unſere neuen Wachtparadenmänner. Aber dort war es das Naturrecht der Kraft, des vorherrſchenden Geiſtes, der Staatsklugheit. Sie beſiegten nur verweichlichte, rohe oder einfältige Völker, und die Beſiegten waren Knechte der Freien. Aber bei uns, die wir in Europa, alle von gleicher Stärke und Bildung, wir ſchlagen oder werden geſchlagen durch Kniffe und Spione, und wenn wir unterliegen, werden wir Knechte von Knechten. Nicht weit vom römiſchen liegt luſtiger der Mainzer Kirchhof, der erſt vor wenigen Jahren angelegt worden. Alter Tod, neuer Tod. Die Todten ſind gleich alt.

Ich war drei Minuten in Sargin. *** ſägte eine Arie unter ſtarkem Beifallklatſchen. Das Haus iſt ſchön, die Dekorationen ſind es auch.

Von Coblenz den nächſten Brief, alſo übermorgen. Adieu!

Dritter Brief.

Coblenz, Donnerſtag 16. September 1819.

Nun endlich, liebe Freundin, darf ich meine Sehnſucht ſtillen, und mit Ihnen plaudern. Die Reiſe, das Bergebeſteigen, müde ſein, unverzögerliche Arbeiten nach Offenbach, und endlich da ich Zeit gewann, ein Weſpenſtich, der mir die Hand auf einen halben Tag unbrauchbar gemacht hatte, ſchlugen ſich gegen meinen Wunſch, und mein heißes tapferes Herz mußte unterliegen. Ich hatte mir ſo ſicher vorgenommen Ihnen täglich zu ſchreiben.

Von Mainz, aus dem mein letzter Brief war, habe ich Ihnen noch einiges nachzuholen. Da ich über die Straße ging, kömmt mir zum zweiten Male eine Beſtie von Vetter in den Weg, der aus einem Hauſe, ohne Hut wie toll herausrennt, auf mich zuſtürzt, meine Hand erobert, ſie preßt, ſich halb todt freut mich zu treffen (warum giebt es ſo viele halbe Freuden im Leben?) und mich auf's zärtlichſte frägt, warum ich ihn noch nicht beſucht hätte. So ruhig und kalt wie eine Leiche, antwortete ich: Morgen komme ich ſicher. Es iſt zum Erſtaunen, wie Leute, die mich zu Hauſe kaum kennen, mir in der Fremde ſo gut ſind. Ich wollte darum, Sie wohnten im Auslande, liebe Freundin.

Ich hatte mich in Mainz einer ſehr liebenswürdigen Familie angeſchloſſen, die aus dem nördlichen Deutſchland gekommen war, um nach Ems zu reiſen. Junge Eheleute, Kind, Tante, Schwägerinnen, Kammermädchen, und was ſonſt noch dazu gehört, eine Reiſe umſtändlich zu machen. Ein Kahn wurde gemiethet, der Morgens 7 Uhr abrudern ſollte. Die Frauenzimmer waren auch wirklich ſchon um halb elf fertig. Wir Männer haben Euch einen großen Schmerz und eine große Tugend zu verdanken, nehmlich die Ungeduld und die Geduld, die ihr beide erfunden habt. Ein wahres Wettſchleichen hatten die Nordländerinnen angeſtellt. Als ich in ihre Stube kam, um zu fragen, ob ſie ins Teufels Namen noch nicht fertig wären, fand ich den Teufel im Ernſte losgebunden. Mann und Frau hatten ſich gezankt, und in meiner Gegenwart zänkelten ſie ſich. Ich lachte ſehr ins Fäuſtchen, denn eheliche Zwiſtigkeit iſt meine Traubenſäure, die mich Fuchs abkühlt und erfriſcht. Eine der Frauen, um mich aufzuklären, nahm mich bei Seite, ſchälte mir den Zankapfel, zerſchnitt ihn in kleine Stücke, und ſteckte mir dieſe vertraulich in den Mund. Ich halte die Verſchwiegenheit die ich angelobt. Hundert Bedenklichkeiten bildeten Ringe zu einer Hemmkette, die ſtark hielt. Endlich ward fortgeſegelt. Durch vieles Reiſen, wird man grob oder höflich; da ich nun etwas, aber nicht viel gereiſt bin, betrug ich mich höflich-grob gegen meine Geſellſchaft. Herr *** und ſeine Frau, ſind gute Leute. Ich ſagte ihm gleich anfänglich, daß ich meine Reiſe drucken laſſen würde, und dieſes war nicht ohne Einfluß auf ihr Betragen. Wenn ihr wilder Knabe es zu arg machte, drohten ſie ihm damit, ich würde alle ſeine Unarten beſchreiben und drucken. Mein Wanderbüchelchen hatte ich beſtändig in der Hand und ſchrieb nieder was ich ſah und hörte; ich trank die Milch warm von der Kuh; den guten Leuten ward ganz bange. Es waren vier Frauenzimmer in der Geſellſchaft. Zwei davon trugen Strohhüte mit künſtlichen Rosmarinſträußen, und hatten grüne Schleier herabhängen. Als wir das ſteile Ufer hinunter nach dem Schiffe gingen, wollte ich artig ſein, und einer derſelben den Arm reichen. Mein feiner Inſtinkt der Grobheit rettete mich diesmal, denn es war das Dienſtmädchen geweſen. — In Biebrich das neue Schloß beſehen. Auf dem Wege dahin blieben wir auf einer Sandbank ſitzen.

Der Schiffer zog ſogleich ſeine Strümpfe aus, ſprang ins Waſſer, und hob das Schiff weg. Der hat Présence d'esprit, ſagte ich; nein er hat présence de pieds, ſagte der Berliner. Ich kaſſirte den Witz ein.

Das Wetter war mir bisher ſehr günſtig, weil es ein Kind iſt. Hieße es der oder die Wetter, ſo hätte es ſicher geregnet auf meiner ganzen Reiſe.

Die Ufer rücken immer näher, aber ich bin alt geworden, und habe, wenn auch nicht die Tiefe, doch die Breite der Empfindung verloren.... Abends beſtiegen wir den Johannisberg. Die Umgegend ein Paradies, aber man ſieht nicht darauf, die Landſchaft liegt tief unter unſern Füßen. Die entzückten Frauenzimmer nahmen mir alle Adjektive weg, und ließen mir keine Worte als ſchweigende. Johannisberg gehört dem Fürſten Metternich. Auf dem Schloſſe liegt ein Fremdenbuch, worin ſich die Reiſenden einzeichnen. Den Anfang machte der öſterreichiſche Kaiſer, der im vorigen Jahre oben war. Er hat ſich eingeſchrieben: Franz von Wien. Dann kommen andere Fürſten und wenigſtens zwei Dutzend Miniſter: Metternich, Hardenberg, Marialva u. ſ. w. „Die Erinnerung iſt ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können,“ ſtand auch im Buche. Es war aber Keiner von den Miniſtern, der dieſen Denkſpruch geſchrieben. — Wir hatten uns verſpätet und kamen erſt in der Nacht nach Rüdesheim, ſo daß wir von der Gegend nichts ſahen. Ich beſtieg bald mein hohes Thronbett, und entſchlief unter dem ſchönſten Gedanken, deſſen ich fähig bin. Morgens bei früher Dämmerung ſtand ich auf, ging hinaus und weckte die Sonne. Schon aus meinem Zimmer auf jeder Seite, an jedem Fenſter, wohin ich nur den Blick warf, lag die herrliche Landſchaft, offen wie ein Weibergeheimniß. In Rüdesheim wollte ich Trauben für Sie kaufen. Aber erſtens müſſen ſie einen Tag früher beſtellt werden, weil Niemand ohne Erlaubniß, ſelbſt in ſeinen eignen Weinberg gehen darf, und zweitens ſagte man mir, daß wenn ich nicht ſelbſt den Korb begleitete, ſie durch Herumwerfen verdorben gingen. Ich werde alſo warten bis auf dem Rückwege.

Wir beſtiegeñ den Niederwald. Ein Kabinets-Courier, der einem Bundestagsgeſandten in Frankfurt Inſtructionen zu überbringen hatte, war von unſerer Geſellſchaft. Kaum oben angelangt, kömmt von einer andern Seite Schleiermacher und Profeſſor Welker, die ich beide früher kannte, und mit welchem erſtern ich in warmer inniger Verbindung ſtand. Alt geworden, er und ich, ruhiges Wiederſehen.

Ich kann nicht reine Luft einathmen, ich kann nichts Schönes ſehen, ohne Ihrer zu gedenken. Wie hätten Sie dieſen Himmel, dieſen Strom, dieſe Berge und Wälder, als fröhliche Zechſchweſter, erſt geſchlürft und gekoſtet, dann hinabgeſtürzt und verſchlungen. Oben ſteht ein Tempel, die Säulen vollgeſchrieben. Ich zeichnete mit Bleiſtift folgende Hieroglyphe: .... 13. Septbr.

1819, und ſonderte es durch eine viereckige Mauer von allem Unheiligen ab. Meine Rührung am Bingerloche war groß, aber ich habe ſie noch nicht ausgearbeitet; eines Reiſebeſchreibers Empfindungen ſind ſelten in der Wolle gefärbt. — Der Berliner hatte auf dem ganzen Wege für mich mitgezahlt. Es war auch gar nicht einzurichten, ihm einen Theil zu erſetzen, weil die Ausgaben, die ich mehr verurſachte, unbedeutend waren, und er für Schiff, Sehenswürdigkeiten, Führer u. ſ. w. ohne mich eben ſo viel hätte verwenden müſſen. Da dachte ich ſchon, es iſt ſchön, daß ich ganz umſonſt bis nach Coblenz reiſe, und ſchrieb in mein Buch: „Die ganze Reiſe hat mich nicht einen Kreuzer gekoſtet, ſondern zwei, die ich zu verſchiedenen Zeiten an Bettler geſchenkt.“ Aber was geſchah? In Rüdesheim holt mich der Teufel, daß ich die Berliner eine Viertelſtunde früher abreiſen laſſe, als ich ſelbſt (ſie wollten eine Burg beſehen, und ich ſollte mit dem Schiffe nachkommen); da hatten ſie Mehreres im Wirthshauſe zu bezahlen vergeſſen und ich entrichtete vier bis fünf Gulden für ſie, welches mir um ſo weher that, da ſie dieſes gar nicht erfuhren, und dachten, ſie hätten mich koſtenfrei gehalten. — Nach Bingen ſind wir gar nicht gekommen, welches mir aus einem beſondern Grunde leid that. Nämlich der Wirth zum weißen Roſſe daſelbſt heißt Soherr. Da hatte ich mir nun vorgenommen, ich wollte ihn in ein ſolches Geſpräch verwickeln, daß ich ihn fragen könnte: Wie ſo, Herr Soherr? Daran hätte ich meinen Spaß gehabt. — Wir kamen Dienſtag Abend im Dunkeln hier an. Unſer Ausſchiffen war mit den größten Unannehmlichkeiten verbunden. Durchſuchen von der Duane, keine Laterne am Ufer, kein Logis. Durch die Ungeſchicklichkeit eines Laſtträgers fiel eine Schachtel mit Weiberhüten in's Waſſer. Da wir murrten, ſagte ein Preuße, unſern Zorn zu beſchwichtigen: „Das ſind ja jar jeine Menſchen hier, das iſt ja halbes Vieh!“

Wirklich gelang dem Preußen, unſerem Aerger eine andere Richtung zu geben.

Geſtern Morgen beſuchte ich Görres. Dort traf ich Schleiermacher und den Profeſſor Benzenberg, einen bekannten Journaliſten. Görres ging mit uns auf die Berge, dann aßen wir bei ihm zu Mittag. Von zehn bis vier Uhr waren wir beiſammen, und während dieſer ganzen Zeit, hat Görres nicht einen Augenblick geſchwiegen. Das wäre ein Mann für Sie! Belehrend, ſich verſtändlich machend, wie eine Gemſe von der Spitze jeder Betrachtung zur andern ſpringend, berührt er nie das Thal der Gemeinheit. Wie Schade, daß ſolche Höhen nicht zu allen Jahreszeiten bewohnbar ſind! Sein Geiſt wie gefrorner Wein. Scherzend, tauſend Geſchichten. Wenn Sie ihm zuhören können, ohne vor überſpannter Aufmerkſamkeit den Athem zu verlieren, ſo will ich den Kopf verlieren. Ich, habe nicht ſonderlich darauf geachtet. Er meint, Bilder müßten an öffentlichen Orten, in Kirchen, Palläſten, hier und da, aber nicht bei einander hängen. „Wiſſenſchaftliche Werke (Bibliotheken) können nicht genug geſammelt, Kunſtwerke nicht genug zerſtreut werden.“ Die Boiſſere'ſche Sammlung habe in Heidelberg der Kunſtphiliſterei den Hals gebrochen, und er wünſchte darum, ſie zöge in ganz Deutſchland umher. Görres iſt der altdeutſchen Malerſchule nicht allein, ſondern auch der altdeutſchen Poeſie und dem Leben und Treiben jener Zeit ganz zugethan. Er hat in ſeinen Zimmern viele Stücke, die gut ſein ſollen, wie mir die H. ſagte. Dieſe Gemälde auf Goldgrund behagen mir nicht. Görres iſt einige vierzig Jahre alt, aber jugendlicher und lockerer Haltung. Lämmermayeriſcher können Sie ſich nichts denken. Zerriſſene Stiefel, beſtaubter, altdeutſcher Rock, ohne Weſte, die nackte Bruſt durch's auseinander geworfene Hemd zeigend. Er, ſo gekleidet; Schleiermacher, klein mit ſchon grauen Haaren, ein Satyrgeſicht, ſchwarze lange Hoſen und ein altes tuchenes Mützchen auf dem Kopfe; ich, wie Sie mich kennen; ſo wir drei neben einander ſpazieren gehend, hätten jeden Pariſer Schneider in die Unterwelt geſchickt, durch Todauslachen. Denken Sie ſich, Verſtand, Geiſt, Gemüth, Schlauigkeit, feſten Charakter, edlen Sinn, Freundlichkeit, Gewandheit, tief philoſophiſche- und Geſchäftsthätigkeit, ungeheueres Wiſſen, franzöſiſche Leichtigkeit und deutſche Gründlichkeit, Plato, Sokrates und den Spötter Lucian — dieſes Alle zuſammen findet ſich in Schleiermacher vereinigt. Es war etwas Großes darin, daß er immer nur kleine Sachen bei Tiſche ſagte. Ich ſprach wenig. Görres Frau ſcheint verſtändig, nimmt an ernſter Unterhaltung Theil und ſpricht das ihrige mit. Die Tochter eben ſo, faſt noch ein Kind, ſehr ſchön. Auch ein Sohn iſt da. So ſaßen wir ſieben an einem kleinen runden Tiſche, woran zwei Liebende bequem Platz gehabt hätten. Görres ſchnitt Brod vor, und warf jedem ſein Stück mit einer Schleuderbewegung zu, mir ohne Umſtände an den Kopf. Die Tochter und eine alte Magd, wechſelten mitſerviren. Jetzt ward plötzlich der Himmel flammenroth... Die Luft ward brennend heiß... Die Thiere winſelten... Die Vögel flogen ängſtlich hin und her... ein Donnerſchlag... die Erde wankte... Ich trank Wein! Die Natur feierte einen großen Tag. —

Abends führte mich Graf Schlabberndorf, den ich in Frankfurt kennen lernte, ins Caſino. Dort fand ich das zweite Heft der Wage auf dem Tiſche; die Zeitſchwingen aber nicht. Auf Erkundigung ſagte mir einer, ſie ſeien zu theuer. Uebrigens kennt ſie Jeder und man erzählt ſich von gewiſſen „wunderſchönen Aufſätzen,“ die darin ſtehen ſollen. —

Auf dem Markte ſteht eine Spitzſäule, im Jahre 1812 den ſiegenden Franzoſen in Rußland gewidmet. Im Jahre 1813 ließ der ruſſiſche Befehlshaber in Coblenz darunter die Inſchrift ſetzen: Vu et approuvé par moi le commandant etc.

Morgen früh nach Bonn, wenn ich dort einen Brief fände! Gruß der *** und Allen. Ich bringe Jedem, außer mich noch etwas Anderes mit. —

Vierter Brief.

Bonn, den 17. September 1819.

— Um fünf Uhr bin ich glücklich hier angekommen. Glücklich? Ja, wie man zu ſagen pflegt, das heißt: ohne den Hals zu brechen. Da ſitze ich nun im goldenen Stern, trinke Thee und ſchreibe dabei. Ich mußte mir den Thee wohl mit etwas Anderem verſüßen als mit Zucker, denn davon hat mir die Wirthſchaft nicht mehr als ſieben kleine Stückchen geſchickt. Kaum aus dem Schiffe geſtiegen, ging ich zu ***, um nach Briefen zu fragen. Es waren deren zwei angekommen. Aber was waren das für Briefe? Liebe beſte Frau, was waren es für welche?

Ich hatte Beiträge zu den Zeitſchwingen erwartet, die mir jetzt ſehr willkommen wären. Nun, es war eine Meßrechnung vom Schneider Bahrd, und eine Anfrage von einem Frankfurter Buchhändler, ob die zweite Auflage der Wage noch nicht fertig wäre. Beide Briefe waren nach Offenbach geſchickt und von dort, meinem Auftrage gemäß, mir zugeſendet worden. Ich hätte des Teufels werden müſſen, hätte mich mein guter Engel nicht gar zu feſt gehalten.

Aber jetzt zuerſt von dem Wichtigſten. Kommen Sie nach Bingen? Ach wenn ſie kämen, wer wäre glücklicher als ich? Sie, gute Seele, wenn Sie mein Glück ſehen.

Am 18. Samſtag Morgen.

Geſtern Abend mußte ich aufhören zu ſchreiben, weil meine dicken Haare Schatten auf's Papier warfen. — —

Die Geſellſchaft auf dem Schiffe von Coblenz hieher war gut. Frauenzimmer von Stande, (worunter drei mit einer Summe von hundert ſechszig Jahren), ein Profeſſor der Malerakademie in München. Dieſer letztere ſprach lang und viel mit einem Coblenzer Hofrath, der Kunſtfreund iſt und eine Sammlung hat, über den Gegenſtand ihrer Liebe. Mit welcher Begeiſterung! Und der Mann hatte graue Haare. Ich nahm mir vor, ſobald ich nach Frankfurt komme, ein Kunſt-Enthuſiaſt zu werden. Sie werden gewiß ſo freundlich ſein, mir von meinen Gefühlen etwas herauszugeben. Der Profeſſor erfreute mich mit der Aeußerung, daß Göthe in ſeinem „Kunſt und Alterthum am Main,“ gezeigt habe, wie er von der Sache wenig verſtehe. Sammlungen und einzelne Gemälde ganz ohne Werth habe er aus Unkenntniß oder aus Artigkeit gegen deren ihm befreundeten Beſitzer, angeprieſen. Ich liebe dieſen Mann nicht und höre ihn gern tadeln. Er iſt der Sänger des Fruchtbringenden, aber darum auch des Alltäglichen und überall Sichtbaren, für Jeden der Augen hat. Er giebt uns

Brod, freilich geſundes ausgebackenes Brod, aber ich will Kuchen haben. Er erhebt mich nicht, er führt mich nur in der Breite weiter. Doctor Clemens, in ſeiner an Göthes Geburtstag im Muſeum gehaltenen Rede, die ich gedruckt mit auf die Reiſe genommen, hat dieſes, ob zwar anpreiſend, ziemlich gut auseinander geſetzt. Er nennt ihn den Dichter der Wahrheit. Jünglingen und Weibern ſagte er nicht zu. Allein, wer anders als ſolche, ſind die Urtheilsſprecher des Dichters!

Zurück zu meiner Reiſe. Auf dem Schiffe war eine bejahrte Dame mit einem zwölfjährigen Mädchen. Es war die Großmutter und ihre Enkelin aus Wetzlar. Sie erzählte von einem Todesfalle in ihrer Familie, die ſie am Rhein beſuchen und tröſten wollte. Ich hörte wenig darauf, aber als wir zu Linz anhielten um Mittag zu halten, fiel eine Scene vor, die mir faſt das Herz auflößte; außer in Romanen und Schauſpielen hatte ſich mir noch nie ſo etwas gezeigt.

Am Ufer ſtanden zwei Frauenzimmer, ein jüngeres und ein älteres, in tiefer Trauer, erwartend. Ich war zuerſt aus dem Schiffe geſtiegen, nach mir das kleine Mädchen. Das eine Frauenzimmer fragte mich, ob Keiner aus Wetzlar mitkäme? Ich zeigte auf das neben ihr ſtehende Kind und ſagte: dieſe da, die andere iſt noch im Schiffe. Da ſtürzte ſie ſich über das Kind her, umklammerte es wie eine Verzweiflungsvolle, zerquetſchte es faſt, Ströme von Thränen entſtürzten ihren Augen, ſie ließ es los, ſah ihm jetzt erſt ins Geſicht, das ein Strohhut bedeckte, drückte es wieder mit zuckenden Händen an ihre Bruſt, jammerte laut auf, ließ es zwanzigmal fahren, um es wieder an ſich zu drücken, und ſah und hörte die vielen Menſchen nicht, die ſie umgaben. Sie ſtand allein in der Welt mit ihrem Schmerze. Wir Reiſende Alle waren wie die Felſen drüben am Ufer, ſie achtete unſerer nicht. Es war ihre eigene Tochter; als kleines Kind hatte ſie ſie zu ihrer Mutter nach Wetzlar geſchickt. Ihr Mann war kürzlich geſtorben, ſie ließ das Kind zurückkommen. Ich wartete eine viertel Stunde lang am Ufer, daß die Großmutter aus dem Schiffe ſtiege; aber dieſe wahrſcheinlich vom Gefühle überwältigt (ſie iſt bejahrt) hatte nicht die Kraft herauszuſteigen. Ich ging zu Tiſche, Wir Zecher alle waren guter Dinge. —

So eben ſchlägts acht Tage, daß ich Sie nicht geſehen, halb zehn Uhr.

Ein junger Engländer, der mit uns reiſte, kam geſtern Abend mit einer deutſchen Grammatik zu mir und bat mich um einigen Unterricht wegen der Ausſprache. Ich verſtand mich dazu. Es war zum todtlachen. Das J und ch konnt er nicht herausbringen. Mit dem J hatte ich eine halbe Stunde Geduld und er lernte es. Aber jetzt dachte der Narr, mit dem ch würde ich es auch aushalten. Ich lachte und ſagte: Good night sir. Geprellt war er.

Görres hat ein neues Buch, das grade aus dem Drucke gekommen, mir geſchenkt: „Deutſchland und die Revolution.“ Ich werde davon ſprechen. Ganz herrlich! nemlich das Buch.

Ich muß aufhören, weil die Poſt abgeht....

Dem *** danken Sie für ſeinen Brief, hätte ich ſo viele Zeit als Luſt, würde ich ihm gleich antworten. Ich habe für mein Blatt zu arbeiten. Was machen meine guten Kinder, die Zeitſchwingen?

Fünſter Brief.

Bonn, Montag den 20. September 1819.

— Meine Briefe an Schlegel und Arndt, habe ich erſt geſtern abgegeben. Schlegel iſt, wie ich mir ihn dachte und er mir geſchildert worden. .. Sehr elegant gekleidet und eben ſo im Hauſe eingerichtet. Eine geſchmeidige Köchin meldete mich dem Kammerdiener und dieſer dem Herrn, und ſo ging es wieder zurück. Er iſt artig, ſpricht aber ſehr langweiliges und unbedeutendes Zeug. Sie wären recht geprellt geweſen, wenn Sie mit offenem Mäulchen, wie gewöhnlich, den gebratenen Tauben ſeines Geſprächs entgegengeſehen hätten. Unſere Unterhaltung war wie ein Schachſpiel, wir zogen langſam und bedächtig hin und her, und hörten auf, weil wir plötzlich merkten, daß wir beide ſchon längſt matt waren. Der genialiſche Menſch iſt er nicht mehr, der er ehemals geweſen. Schleiermacher erzählte mir, daß, als er in Jena mit den Brüdern Schlegel ſtudirt, eines Abends Friedrich eine kluge Bemerkung gemacht. „Der Einfall iſt göttlich,“ ſagte Wilhelm, „ich will dir ihn abkaufen.“ Friedrich erwiederte, er brauche gerade ein Nachtkamiſol, und ſo ward der Handel geſchloſſen. Der Käufer ließ auch wirklich ſpäter den Gedanken unter ſeinem Namen drucken. — Arndt iſt ein ganz anderer Mann, oder nein ein Mann. Als ich zu ihm kam, ſaß er noch bei Tiſche und hatte ſein Kind auf dem Schooße, das er ungemein liebkoſte. Arndt ſieht aus wie ein Pächter und ſpricht auch ſo. Die Hand wurde mir beim Kommen und Gehen gar zu altdeutſch gedrückt. Er ſpricht grade heraus, ſo unbeſonnen habe ich noch keinen reden hören. Der iſt mir unausſtehlich, der iſt ein ſchlechter Kerl, ſagte er mir ganz unaufgefordert. Die That Sand's erſcheint ihm auch als etwas Großes (wie auch dem Görres) meine Nüchternheit iſt verwundert und zuckt die Achſeln. — Die Wände des Zimmers hängen voll alter Kurfürſten mit langen Perrücken und den dazu gehörigen Prinzeſſinnen. — —

Meine Dukaten fangen an und werden alt, ſie bekommen weiße Köpfe, es verſilbert ſich Einer nach dem Andern. Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt. Erſt geſtern las ich im Bonner Wochenblatte von einem böhmiſchen Naturforſcher Namens Siebert, der mit hundert Dukaten vor zwei Jahren eine Reiſe nach Aegypten und Griechenland antrat. Ich müßte 10,000 dazu haben. In Coblenz erzählte Görres bei Tiſche, Götze habe geſagt, Gott hat dem Menſchen Nüſſe gegeben, aber er knackt ſie nicht auf.....

Das Buch Görres, von dem ich Ihnen geſchrieben, iſt von der Polizei confiscirt worden. Sie haben recht, es iſt eine zermalmende Kraft darin. Welch eine Schreibart! Ich habe auch einen blühenden Styl, wie ihr ſagt, aber ich bin eine Nelke in eines Schneidergeſellen Knopfloch, und er iſt ein großer herrlicher Blumengarten.

— — Ich denke Morgen nach Cöln zu gehen und dann mich auf dem Rückwege noch etwas umzuſehen. — Der *** hat mich bis hieher mit einem langweiligen Aufſatze verfolgt. — Haben Sie während meiner Abweſenheit die Zeitſchwingen regelmäßig erhalten?

Sechster Brief.

Aachen, Donnerſtag den 23. Sept. 1819.

— Ich habe nicht mehr Zeit, liebe Freundin, Ihnen zu ſchreiben, als daß ich keine habe. Geſtern Abend kam ich nach Cöln, wo ich einen Tag bleiben wollte. Kaum ausgeſtiegen, fällt mir ein Poſtwagen in die Augen, der eben angeſpannt werden ſollte. Ich fragte, wohin? Nach Aachen, und morgen früh ſei man dort. Ich ſteige ein und bin hier. Eigentlich war es meine Freude, noch weiter von Ihnen weg zu kommen, denn ich finde eine eigene Würze darin, wie der treue Eulenſpiegel, der froh war und ſang, wenn er Bergauf ging. Morgen früh reiſe ich wieder zurück und werde Mittwoch in Frankfurt ſein, wenn ich nicht etwa in Bonn einen Brief vorfinde, der mir meldet, daß Sie nach Bingen kommen. Ich muß endigen, ſonſt habe ich den weiten Weg umſonſt gemacht und ſehe nichts. Adieu. Gruß an Alle.

Siebenter Brief.

Cöln, Freitag den 24. Sept. 1819.

— Meine Reiſe nach Aachen hat mir Freude gemacht. Herrliche Landſchaft! Ich habe ſie ſchöner geſehen, aber nur eine ſolche nicht. Wie ein Luſtwald, ſo weit das Auge reicht. Die warmen Quellen und Bäder merkwürdig. Die Stadt etwas Vornehmes, was der unſern mangelt. In der Kirche, das Grab Karls des Großen — ich trat es mit Füßen; ſein Stuhl — ich ſetzte mich darauf; Aber ich bin immer noch, der ich war. Abends bei Kerzenſchein einer muſikaliſchen Meſſe beigewohnt. Mit zwei wunderſchönen fantaſtiſch geſchmückten zwölfjährigen Mädchen, ward irgend eine religiöſe Einweihung vorgenommen. Die Beleuchtung, die Orgeltöne, die Meßknaben, berauſchende Räucherungen, allgemeine und innige Andacht — ich verſtand den Mortimer.

Vor einer Stunde kam ich hier an. Ich eilte nach dem Dome, es dämmerte ſchon. Ich wandelte allein in dieſer Welt. Hier lernt man die Seeligkeit eigener Vernichtung kennen. Ich wünſchte krank zu ſein um hier zu geneſen, mich verloren zu haben um mich im Gebete wieder zu finden. Es bedarf keiner Gottheit in dieſem Tempel, der Tempel iſt ſelbſt der Gott. Wandeln wir unter der freien Sonne, unter dem Sternenhimmel, ſo erhaben dieſer Anblick iſt, drückt er uns doch nicht zu Boden, denn wir fühlen uns nicht einſam, wir denken uns mit andern Menſchen, mit Thieren, Pflanzen, Bergen, mit der Luft und Allem, was auf Erden iſt, vereinigt, und dieſes Ganze ſchrumpft auch gegen die Erhabenheit des Himmels nicht zuſammen. Aber hier, das dem Auge unerreichbare

Gewölbe, bildet den erdwärts gezogenen, verkörperten Himmel. Dieſe Rieſenſäulen ſind wie die Stützen des Weltalls; und wenn wir nun in dieſem Gotteshauſe ſtehen und Mauern uns von der übrigen Welt ſondern, ſo verlieren wir uns darin und das Gefühl unſerer Niedrigkeit drückt uns ganz zu Boden und macht uns noch niedriger. Lieber auf einem Kirchhofe und allein möchte ich die Nacht verweilen, als hier ſelbſt mit mehreren Menſchen. Man kriecht hier wie eine Mücke umher. Was dieſem göttlichen Werke die Vollendung giebt, iſt — daß es unvollendet daſteht. Dieſer Mangel legte die letzte Hand an ihn. So viel an der Vollendung des Kunſtwerkes fehlt, hat unſere Bewunderung für den Künſtler gewonnen: wir haben keinen Maaßſtab mehr für die ſchöpferiſche Kraft; wir hätten ihn, wenn die Schöpfung fertig daſtünde. Ich möchte den Spötter ſehen, der hier unbeſchämt von dannen ging. Alle Worte ſind leer, wenn man den erhabenen Eindruck nicht ſelbſt empfangen hat; hat man ihn, noch leerer.

— Einige Rückſtände von Bonn. Arndt habe ich ein zweites Mal beſucht. Ein tüchtiger Mann! Aber mit ſeiner Staatsweisheit, auch mit der des Görres, kann ich mich nimmer und nimmer befreunden. Gediegene Menſchen, aber nicht zu hämmern. Religion — was ſie ſo nennen — bis in das Salzfaß. Nichts Griechiſches in ihnen — Heiligenſchein, Goldgrund, eckige Figuren. Franzoſe und ruchlos, iſt ihnen ſo gleichbedeutend, wie zwei und zwei. Alles ſoll feſtgegründet ſein, nichts Wandelbares; darum graben ſie nach alten tiefen Wurzeln, darum lieben ſie das hiſtoriſche Recht, nicht das lebendige friſche, das täglich neu — nicht geboren, aber geſtaltet wird. Wenn ſie herrſchten, ſtünde es ſchlimm mit deutſcher Sache. Sie haben nur eine Zentnerwaage. Ich meine, der Menſchheit gebühre des Lebens Ernſt (und dafür ſorgt das Schickſal), den Menſchen aber, Luſt und Liebe und Fröhlichkeit.

Mit dem Studenten *** habe ich eine ſchöne Tagereiſe nach dem Siebengebirge gemacht, zu Fuß und im Schiffe. Erſt im Nebel und dann unter dem blaueſten Himmel. Haben Sie den Drachenfels beſtiegen? Herrlich! ich mag nichts mit Worten verderben. Aber der Geiſt meiner Jugend war mir erſchienen. — Wir brachen auf dem Berge Trauben ab, wurden erwiſcht, von einem Spieße zum Bürgermeiſter geführt und beſtraft. Ich möchte Sie in der Mitte ſehen, zwiſchen Furcht und Begehrlichkeit, zwiſchen dem Schützen und den ſüßeſten Trauben. Sie ertrügen es nicht. — In Königswinter, einem Flecken am Fuße des Berges, ſah ich etwas, was wirklich ſehenswerth war. Auf einem freien aber entlegenen Platze, ſtanden vier Haufen Knaben, jeder von etwa zwanzig Köpfen und wie Soldaten geordnet. Einer ſtand vor der Fronte und buchſtabirte und rechnete, die andern nach. Kein Lehrer war gegenwärtig. Den Ernſt, die Freudigkeit beim Lernen, faſt den Aerger von uns geſtört zu werden, dieſes Alle beobachtete ich mit Erſtaunen. Ein anderer Trupp lernte marſchiren. Vor dem Schulhauſe ſtand ein Knabe mit einer Lanze Schildwache. Es ſchlug zehen, da rief er „abgelöſt.“ Das alles war nicht etwa Spielerei, kein Lächeln wurde man gewahr. So ernſt, wie in einem Feldlager. Ein Bube, der uns das Wirthshaus zeigen ſollte, fragte bei einem Kameraden um die Erlaubniß an. Was wir ſahen war ein Bild der Lankaſteriſchen Methode des wechſelſeitigen Unterrichts. Damit hatte der Lehrer (ein tüchtiger Mann, wie ſie im Orte ſagten), das Turnen verbunden. Er war abweſend, und ich bedauerte, ihn nicht ſprechen zu können. Aber ſein Werk ſprach für ihn. Selten hat mich etwas mehr überraſcht, oder war mir neuer erſchienen, als dieſe Schule im Freien, wo die Schüler ihre eigenen Lehrer und Aufſeher und wo Ernſt und Luſt ſo miteinander verbunden waren.

Die Bonner Bürger klagen ſehr über den böſen Geiſt der Ständeſonderung, der, ſeit dem die

Franzoſen weg ſind, ſich hier eingedrungen. Sonſt lebten Gewerbsleute, Bürger, Soldaten, Beamte, Gelehrte einträchtig und freundlich zuſammen. Jetzt aber trennt ſich das Militär vom Gelehrtenſtand und dieſer ſich von den Handelsleuten. Beſonders die Mitglieder der Univerſität ſollen im geſelligen Leben einen ganz unerträglichen Ariſtokratismus zeigen. Wir kennen unſere lieben Landsleute, ſie laſſen nicht von der Art. Die franzöſiſchen Offiziere haben in drei Welttheilen geſiegt und im Vaterlande waren ſie die beſcheidenſten Bürger. Und hätten ſie anmaßlich ſein wollen, ſie hätten es nicht gedurft. Die preußiſchen ſtellen ſich überall an die Spitze, und man läßt ſie willig daſtehen.

Reiſen muß man, liebe Freundin. Der Rauſch macht taumeln, aber auch das Taumeln macht berauſcht. Darum muß man reiſen, um ſo weiter, um ſo öfter, je älter und nüchterner man iſt.

Achter Brief.

Paris, den 21. Oktober 1819.

Von meiner Ankunft wiſſen Sie ſchon, durch die Zeilen, die ich in Straßburg vorausgeſchrieben, und geſtern hier auf die Poſt gegeben habe. Meine Vorſicht war glücklich berechnet, ich hätte Ihnen geſtern mit aller Anſtrengung nicht ſchreiben können. Nicht wegen Müdigkeit, ſondern wegen einer Unruhe, wegen einer Spannung, die mich nicht ſtill auf dem Stuhle hätte ſitzen laſſen. Da bin ich nun, meine Freundin, nicht neu belebt für eine neue Welt, ſondern mit dem Gefühle eines Robinſon, der Schiffbruch gelitten und auf eine unbewohnte Inſel geworfen worden. Paris erſcheint mir als ein menſchenleeres Land. Dieſes Toben, dieſes Donnern, dieſes Ziſchen, dieſes Drängen — ich ſehe und höre nichts darin, als ein Ungewitter, als das Rauſchen und Wogen des lebloſen Meeres. Da die Bewegung überall und ohne Ende iſt, und nirgends ein ſtiller Ort ſich findet, und niemals eine Zeit der Ruhe eintritt, ſo zeigt all dies Thun weder Freiheit noch Zweck. Die Menſchen treiben nicht, ſie werden getrieben. Paris iſt ein Strudel nicht im bildlichen ſondern im buchſtäblichen Sinne des Wortes, der alles unaufhaltſam fortreißt. Noch eine halbe Meile von der Stadt entfernt, forderte mir der Conducteur des Poſtwagens ab, was ich noch an Trinkgeldern und ſonſtigem zu zahlen hatte. „In Paris“ ſagte ich. „Dort iſt's zu ſpät“ erwiederte er. Ich verſtand das nicht; aber der Mann hatte Recht. Wir kamen an und kaum war ich aus dem Wagen geſtiegen, ſo war Poſthaus, Reiſegeſellſchaft, alles, wie durch einen Zauber meinen Blicken entrückt, und ich befand mich plötzlich eine halbe Stunde weit vom Abſteigeort entfernt. Wie ein Strohhalm vom Sturmwinde, ſo ward ich fortgeſchleudert, da ich wegen Mangel an Gepäcke, gar kein Gewicht, noch feſſelnde Aufmerkſamkeit hatte. Das Palais-Royal iſt der Magnet-Berg, der alles unaufhaltſam an ſich zieht. Ich frug zwar darnach, aber als ich es that, war ich ſchon bewußtlos dahin getrieben und ſtand dabei. Ich ging in ein Kaffeehaus, und nach Verlauf einiger Stunden, fiel mir erſt bei, daß ich auf eine Herberge bedacht ſein müſſe. Ich fand dieſe, aber meine Haltung habe ich bis jetzt noch nicht gefunden, ſo daß ich ſelbſt Ihnen, nur mit der größten Anſtrengung ſchreiben kann. Ordnung und Ruhe, werden Sie in meinen erſten Briefen vergebens ſuchen. — Bei der G. war ich geſtern und heute, habe aber noch keine Briefe von Euch vorgefunden. Um Gotteswillen ſchreibt mir doch, wie es in Frankfurt ausſieht und was die Leute zu meiner Flucht ſagen. — Briefe an mich ſind immer noch durch H. zu beſorgen, weil ich nicht weiß, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalte. Ich habe mehrere Beſuche gemacht. Die Redaction eines der erſten hieſigen Blätter hat, ſobald ſie meine Ankunft erfuhr, ſchon zu mir geſchickt und mich zum Mitarbeiten eingeladen. Mehrere pariſer Blätter, haben ſchon ſeit acht Tagen davon geſprochen, daß ich hieher kommen werde. Auch enthalten ſie Auszüge der Zeitſchwingen. Daß ſie verboten worden, melden ſie gleichfalls, ſelbſt der offizielle Moniteur enthält dieſe wichtige Nachricht. —

Wie ich von Ihnen fortkam, theuerſte Freundin, das weiß ich noch nicht; es iſt mir alles wie ein Traum. Die Beſorgniſſe, welche meine Abreiſe begleiteten, habe ich meinem gütigen Geſchicke zu verdanken, denn dieſe zerſtreuten mich und betäubten meinen Schmerz der Trennung...... Nie hatte ich eine Vorſtellung davon, daß auch das Herz ſeinen Witz und ſeinen Scharfſinn habe, als bis ich erfuhr, wie Sie in den wenigen Minuten unſeres letzten Beiſammenſeins, alle die Freundſchaft, die Sie für mich haben, durch hundert unnachahmliche Zeichen und Worte anzudeuten wußten. Warum habe ich nicht einen Freund außer Ihnen, und Ihnen gleich, dem ich dieſes alle beſchreiben kann!..... So eben erhalte ich Ihren Brief...... Schreiben Sie mir oft und viel. Ihre Briefe ermuthigen mich ungemein. Der *** thut mir unrecht. Daß es nur des Gegengewichts einer Verpflichtung bedarf, um meine Trägheit zu überwiegen, das habe ich doch bei den Zeitſchwingen gezeigt. Wenn ich hier eine ſolche Verpflichtung finde, was, wie ich oben bemerkt, ſchon eingeleitet iſt, ſo werde ich ihr ohne Anſtrengung und Unterbrechung treu bleiben. Was er ſagte, wie ich es von Tag zu Tage aufſchieben werde, das iſt eine Narrheit, eine pſychologiſche Pedanterie. Wenn ich träge war, ſo war ich mir's bewußt, und Sie werden nie gehört haben, daß ich meine Faulheit zu bemänteln geſucht. — Ich habe Ihnen (oder dem Dr. St.) geſchrieben; von Darmſtadt; von Mannheim; von

Karlsruhe; von Straßburg; von Paris *). Haben Sie alle dieſe Briefchen erhalten? — Eben wieder habe ich in mehreren hieſigen Blättern von den Zeitſchwingen und mir geleſen, wahres und falſches. Ich bin begierig ob morgen von meiner Ankunft darin die Rede ſein wird. — —

Alle die Herrlichkeiten, die ich bis jetzt geſehen habe, überraſchten mich wenig; aber es muß eine Freude ſein, ſie gewiſſen guten Freundinnen zeigen zu können. An Beſchreibungen derſelben ſoll es nicht fehlen, bin ich nur erſt einmal ruhiger geworden. — — Es iſt wahr, die Franzoſen ranken nur ſo über den Boden weg; die Deutſchen wurzeln tief. Jenen fehlt die Dauer und die Frucht, dieſen der Wechſel und die Blüthe. Aber beide Nationen ſind auf dem Wege, ſich zu vervollkommnen. — „Wo brennt's?" würde jeder Frankfurter die Leute auf der Straße fragen,

---

*) Dieſe Briefe ſind verloren gegangen; Andeutungen von dem, was darin enthalten, finden ſich im Tagebuche der geſammelten Schriften. Band VIII., S. 57. Hamburger Ausgabe. Band IV., S. 303. Stuttgarter Ausgabe. A. d. H.

würde er plötzlich nach Paris verſetzt. Aber, lieber Gott, es iſt gar nichts vorgefallen, es geht alles ſeinen gewöhnlichen Schritt. Ich möchte am jüngſten Tage hier ſein, ich begreife nicht wie das Durcheinanderrennen wilder werden könnte. Die Leute ſind alle toll. Sie laufen nicht, um irgendwo hinzukommen. Sie gehen die Straße auf, um wieder zurück zu kehren. Es muß viel dazu gehören, die Aufmerkſamkeit der Pariſer nur auf acht Tage zu feſſeln, und ein gewöhnliches Talent, in welchem Fache es auch ſei, kann durchaus ſich nicht geltend machen. Nicht etwa, weil ſie nur das Beſſere ſchätzen, ſondern weil ſie nur das Neue lieben und das Mittelmäßige iſt ſtets alt und bekannt.

Adieu, liebe Freundin. Die Thränen der Freude und des Dankes, über Ihren großen und baldigen Brief, haben dieſes Papier benetzt. Sie müſſen ſolche Thränen ja nicht trocknen.

Neunter Brief.

Paris, den 23. Oktober 1819.

Es iſt jetzt Samſtag Abends, halb ſechs Uhr. Wenn Sie meinen Brief erhalten, liebe Freundin, ſo denken Sie zurück, ob Sie wohl um dieſe Zeit auch an mich gedacht haben, ſo wie ich mich jetzt mit Ihnen beſchäftige. Ich habe alles dazu auf's ſchönſte angeordnet: ein ſtilles Zimmer, ein freundliches Kaminfeuer, und ein Herz und einen Sinn, aus dem ich alles verjagt, um Ihnen allein Platz zu machen. Nun zuerſt von etwas, woran mir viel gelegen iſt. Die Briefe, die ich Ihnen vom Rhein geſchrieben, hatten Sie manchen mitgetheilt, ja ſogar in die Hände gegeben.

Da es meine Freunde waren, und die Gegenſtände, von welchen ich ſprach, nur allgemeine Beziehungen hatten, ſo beunruhigte mich das nicht ſehr. Jetzt aber iſt das Verhältniß Anders. Ich könnte manchmal Dinge zu ſchreiben haben, die meine eigene, Ihre und eine andere Perſönlichkeit betreffen und ich möchte nicht, daß außer Ihnen noch ein Anderer ſolche zu Geſicht bekäme. Es iſt nicht einer unter unſern Freunden zu dem ich nicht das unbegrenzteſte Zutrauen hätte, aber Sie kennen, eine mir eigene Schüchternheit, Sie wiſſen, wie peinlich es mir iſt, mich vielen mitzutheilen und Sie werden ſich erinnern, wie oft ich ein Geſpräch mit Ihnen, auch nur wiſſenſchaftlichen Inhalts, wenn ich es mit Wärme geführt, plötzlich unterbrochen habe, ſobald ein Dritter dazu kam. Darum bitte ich Sie, ja ich muß dringend darauf beſtehen, niemals meine Briefe aus der Hand zu geben, ſondern unſern Freunden, die es wünſchen, nur das daraus vorzuleſen, was ſich dazu eignet. — — Morgen werde ich zum erſtenmale einen Artikel in ein hieſiges Blatt, das mich zum Mitarbeiten aufgefordert hat, einſchicken. — — Die geſtrigen und heutigen Blätter ſind alle voll von meiner Ankunft. Darin werden nun allerlei närriſche Sachen geſagt. Ich hätte mich geflüchtet, um das Schickſal Görres zu vermeiden ꝛc. Ich werde die Sachen ſammeln und ſie Ihnen ſchicken. Hier wird nun alles gleich zur Partheizwiſtigkeit. Vor einigen Tagen ſind vier Jenaer Studenten hier arretirt worden, wahrſcheinlich, weil ſie ſich heimlich aus Deutſchland entfernt hatten, und darum ohne Päſſe gekommen waren. Nun ſagt heute ein Ultra-Blatt: „Il parait que la France va devenir le quartier général où se donneront rendez-vous les Radicaux de Londres, et les Teutoniens d'Allemagne, et les Grégoriens de tous les pays; déjà trois elèves de l'Université de Jena ont été arrêtés il-y-a quelques jours, et voici que le Constitutionnel nous annonce la prochaine arrivée de Mr. Goerres et de Mr.

Boerne, et du conseiller de Justice Martin d'Jena; l'honorable Hunt ne tardera probablement pas aussi, à se mettre en route.“ Vielleicht werde ich gegen dieſen Herrn da etwas zu Felde ziehen. Ich freue mich ſchon auf meinen erſten Feind. — — Wenn ich erſt mit meinen perſönlichen Verhältniſſen in Ordnung bin, dann ſchreibe ich Ihnen und unſern Freunden, was ſich über Paris etwa ſagen läßt, für jetzt iſt mir dieſes noch unmöglich, ich habe weder Zeit noch Ruhe dazu. — — Das Durchkreuzen der Kutſchen auf deñ Straßen ſollten Sie nur mit anſehen; ſo oft ich ausgehe, bin ich Ihrentwegen in Angſt, ich würde überfahren werden. (Habe ich mir nicht ſchon franzöſiſches Selbſtvertrauen angeeignet?) — — Heute bin ich bei einem Grafen Schlabberndorf eingeführt worden, einem Deutſchen, der ſchon viele Jahre hier wohnt. Suchen Sie ſich doch die Zeitgenoſſen zu verſchaffen, wo das Leben dieſes Sonderlings, etwa vor einem Jahre, beſchrieben worden. Er iſt ſehr reich, kömmt aber nie aus dem Hauſe. Alles kömmt zu ihm. Ein Mann von ſiebenzig Jahren, mit noch jugendlicher kräftiger Stimme und einem langen Barte. Sie können ſich keinen geiſtreichern, intereſſanteren und maleriſchern Kopf denken. Seine Unterhaltung iſt äußerſt belehrend, er ſpricht Stundenlang ohne aufzuhören. Als er meine Ankunft erfuhr, hat er mich einladen laſſen, zu ihm zu kommen. Es war zwiſchen zwölf und ein Uhr Mittags. Außer mir waren noch zwei Andere da. Schlabberndorf ſaß in einem grünſeidenen Schlafrocke, mit breitem ſchwarzem Gurte. Er holte vier Suppenſchüſſeln herbei, die zu Taſſen dienten, und machte dieſe ſelbſt, mit ſeinen Fingern, ohne Hülfe einer Serviette, äußerſt rein. Darauf machten die zwei andern Herrn, die aber gleich mir nur Beſuchende waren, den Thee zurecht. Kein Bedienter oder Aufwärter war im ganzen Hauſe zu ſehen. — —

Mit dem Eſſen hier iſt es eine ſonderbare Sache. Zwiſchen zehen und zwei Uhr wird in den Speiſehäuſern gefrühſtückt und zwiſchen vier und neun Uhr zu Mittage gegeſſen. Aber ich ſchlauer Kopf habe täglich die ganze Stadt Paris hierin zum Beſten. Ich gehe um ein Uhr zum Reſtaurateur und fordere ganz laut à Déjeuner, und die Narren glauben es mir auch, ob ich zwar in meinem Herzen weiß, daß es mein Mittageſſen iſt. — — Die große Oper habe ich vorgeſtern beſucht. Ferdinand Cortez und ein großes Ballet. Bis Mitternacht dauert hier ſo etwas. Ich Kind bin ſchon um halb elf Uhr im Parterre eingeſchlafen. Das iſt nun freilich alles beſſer, beſonders ſchöner als bei uns, aber ſonderlich überraſcht hat es mich nicht. Ich habe hier überhaupt noch nicht die Augen aufgeriſſen. Von dem eigentlichen großen, den herrlichen Kunſtſammlungen, habe ich freilich noch nichts geſehen. — — Einen alten Univerſitätsfreund habe ich hier gefunden, ein geborner Franzoſe, der Unterricht im Deutſchen giebt. Er iſt mir nützlich durch Aufklärungen und Zurechtweiſungen.

— — Einige deutſche Mitarbeiter an hieſigen Journalen, die ich kennen gelernt habe, ſind keine ſonderliche Lichter, und wenn man mich um ſo viel mehr ſchätzt, als ich wirklich werther bin als ſie, ſo muß ich gute Geſchäfte machen. Die Hauptſache iſt, daß mir meine Bekannte in Frankfurt Neuigkeiten mittheilen. — — Ich werde wohl jetzt noch lange warten müſſen, bis ich Nachricht von zu Hauſe erhalten, da Sie mir in Ihrem Briefe ſagen, Sie werden mir nicht eher ſchreiben, als bis Sie meine Ankunft in Paris erfahren haben werden. Warum wollten Sie ſo lange warten? Sie können es ſich nicht vorſtellen, liebe Freundin, wie wehe es einem iſt in fremdem Lande, wenn man von den Seinigen gar nichts erfährt. Ich empfinde das jetzt ſchon. Verlaſſen Sie mich armen Menſchen nicht und befolgen Sie in Ihrem Briefwechſel die Art, die ich ſelbſt befolge. Sie müſſen nicht den Tag abwarten, bis Sie den Brief abſchicken wollen und dann erſt ihn zu ſchreiben anfangen; ſondern ihn anfangen, ihn ſo oft Ihnen etwas beifällt fortſetzen und wenn der Bogen vollgeſchrieben iſt, ihn auf die Poſt legen. So habe ich es auch mit dieſem Briefe gemacht. — Treiben Sie doch ja alle unſere Bekannte an, daß ſie mir ſchreiben. Am meiſten verlaſſe ich mich hierin auf meine lieben O... Dieſe geben mir gewiß über alles vollſtändigen Bericht. Hätte ich meinen Brief an ſie nur ſchon fertig. Er wäre es ſchon, dürfte ich ihnen im Neglige ſchreiben, aber ich weiß es, ſie verlangen, er ſoll aufgeputzt, intereſſant ſein und dazu habe ich bis jetzt nicht kommen können. — — Ich glaube wohl, daß ich mich wohlfeil hier werde einrichten können, allein es wird einige Zeit und etwas Geld koſten, bis ich mir die nöthigen Erfahrungen einſammeln kann. In den erſten Tagen koſtete mich mein Eſſen drei, vier, ja ſogar ſechs Franken und ich bin kaum ſatt geworden. Jetzt habe ich ſchon einen Tiſch zu zwei Franken gefunden. — — Meine unausſprechliche Freundin, wenn Sie von all der vielen Zeit, die ich Ihnen ſonſt geraubt, nur täglich eine halbe Stunde verwenden mir zu ſchreiben, ſo käme eine unermeßliche Summe von Glück für mich heraus. Aber vergeſſen Sie nicht, daß die Briefe einen langen Weg zu machen haben, und daß Sie darum, wenn der eine Brief fort iſt, gleich den andern wieder anfangen müſſen. — .... Bin ich denn wirklich hier? ... Noch iſt mir alles wie ein Traum......

Zehnter Brief.

Paris, den 30. Oktober 1819.

—Mit meiner hieſigen Journaliſtik iſt noch nichts ins Reine gekommen. Die Sache verhält ſich wie folgt. Ich hatte gleich nach meiner Ankunft die Bekanntſchaft zweier Deutſchen gemacht, die Beide an verſchiedenen hieſigen Blättern arbeiten. Den einen beſuchte ich, der andere war zu mir gekommen. Dieſer letztere ſagte mir, er habe von einem hieſigen Zeitungs-Redakteur den Auftrag, mich zu engagiren und ich ſolle ihm gleich einen Artikel geben, den er, da es mir noch an der gehörigen Uebung mangle, überſetzen und einrücken wolle. Wegen der Bedingungen wolle er mir das Nähere ſagen. Bis jetzt habe ich aber nichts weiter erfahren, ob ich meinen Unterhändler zwar täglich ſpreche. Es liegt ganz oben an; daß dieſen meinen Herrn Landsleuten, die noch dabei nicht von Bedeutung ſind, meine Ankunft und meine Concurrenz bei ihrem Brodgeſchäfte nicht willkommen ſein kann. Sie verriethen dieſes ſehr bald; der eine durch zurückhaltendes Weſen, der andere durch ſeine Zudringlichkeit, durch ſeine Bemühung, mich und meine Correſpondenz nach Frankfurt auszuholen und beſonders durch ſeinen wiederholten Rath, die Wage fortzuſetzen, natürlich in der Abſicht, von der Theilnahme an hieſigen Blättern mich abzuhalten. Zu dem Allem muß ich nun ein Hammelgeſicht machen und ich darf mein Mißtrauen nicht äußern. Indeſſen können ſie mir nicht lange in dem Wege ſein, da ich hier in großem Rufe ſtehe und die Zeitungen bis jetzt noch nicht aufgehört haben von mir zu ſprechen, ich auch andere Bekannte habe (wie Graf Schlabberndorf), auf deren Theilnahme ich zählen darf. — Geſtern habe ich an Cotta in Stuttgart und nach Weimar an die Herausgeber des literariſchen Wochenblattes geſchrieben. An Cotta ſchrieb ich: da er mich früher zur Theilnahme an ſeinen Werken habe einladen laſſen, ſo böte ich ihm meine Dienſte an, um von hier aus für ihn zu arbeiten.. endlich hoffte ich, daß wenn er geneigt wäre, mit mir in Verbindung zu treten, er Zutrauen genug zu mir haben würde, mir ein Quartal des jährlichen Honorars voraus anzuweiſen, da ich dieſes hier, weil ich in Deutſchland plötzlich aus meinem literariſchen Verkehr geriſſen worden und großen Verluſt erlitten hätte, ſehr nöthig bedürfe. Auch ſtellte ich ſeinem Gutdünken heim, ob mit der Wage etwas zu machen wäre, in welchem Falle ich ihm ſie in Verlag geben wollte.... Nach Weimar ſchrieb ich, von dem früher mir gemachten Anerbieten für's literariſche Wochenblatt zu arbeiten, wolle ich jetzt Gebrauch machen.....

Wir wollen nun ſehen, ob einer dieſer Fiſche anbeißen wird. — —

Heiter bin ich nicht, ich bin es gar nicht, liebe Freundin. Wenn ich nur nicht Heimweh bekomme und ihm nachgebe! Ich müßte mich ja ſchämen. So lange ich mit meinem Vorhaben noch nicht in Ordnung bin, werde ich in einer Spannung bleiben, die mir wohl thut. Iſt dieſes aber einmal abgethan, dann fürchte ich, beginnt erſt meine Unruhe. Ich wollte recht lange, ohne Schmerzen, von Ihnen entfernt ſein, wenn ich nur aus Laune reiſte, weil es alsdann in meinem Willen ſtünde, wenn ich zurückkehren wollte. Aber auf dieſe Weiſe, wie ich hier bin, kann ich das Ende ja gar nicht berechnen und abmeſſen. Ich habe es immer noch nicht genug gewußt, theuerſte Freundin, wie nöthig Sie zu meinem Glücke ſind. Entziehen Sie mir die einzige Erleichterung nicht, die mir Ihre Briefe geben können. Ich weiß, daß Sie mir gerne ſchreiben, oft und viel. Könnten Sie wegen irgend einer Bedenklichkeit ſich davon abhalten laſſen? Wollten Sie ſich ſelbſt Gewalt anthun, um mich zu peinigen? Nicht blos die Entfernung von Ihnen, auch die von unſern Freunden, ja die vom deutſchen Vaterlande thut mir weh. Ich hätte es ſelbſt nicht gedacht, daß ich im heimathlichen Boden ſo eingewurzelt wäre. Gehe ich über die Straße und höre deutſch ſprechen, dann bin ich jedesmal hocherfreut. Es iſt noch etwas, das mich nach Hauſe zurückzieht, allein ich fürchte mich, Ihnen davon zu ſagen. Sie würden dann wieder, wie manchmal, mir das Herz in den Magen ſchieben und behaupten, meine Sehnſuchtsthränen entſprängen aus einer Indigeſtion und ich ſolle nicht ſo viel eſſen, um mein Heimweh zu verlieren. Nemlich ich kann hier nicht rauchen, weil der inländiſche Taback abſcheulich iſt und der ausländiſche nicht eingeführt werden darf. Wenn Sie einmal Gelegenheit fänden, mir von Frankfurt welchen zukommen zu laſſen, würden Sie mich ganz glücklich machen. — —

Paris, das in den erſten Tagen, als Maſſe, wenig Eindruck auf mich machte, wird, wie ich jetzt ſchon nach und nach erfahre, in ſeinen einzelnen Theilen, wenn ich ſie kennen lerne, meine Aufmerkſamkeit nützlich, vielleicht auch angenehm beſchäftigen. Man kann hier die menſchlichen Leidenſchaften ſtudiren in den Anſtalten die zu ihrer Befriedigung getroffen ſind. Das Palais-Royal iſt die vollſtändigſte Seelenlehre und Anatomie des menſchlichen Körpers. Während bei uns nur für die Forderungen der fünf oder ſechs armen Sinne geſorgt iſt, wird hier jedem Nerven, jeder Blutwelle, jeder Wallung, jedem Gedanken und jeder Empfindung, eine beſondere Freude dargeboten. Jedoch glaube ich, daß durch dieſe zahlloſe Menge und unendliche Verſchiedenheit der Genüſſe, die Begehrlichkeit weit weniger aufgeregt wird, als bei uns, wo die Wahl kleiner iſt und darum ein Wunſch ſchneller entſteht und heftiger werden kann. Man kann hier doch nicht alles kaufen, man mag noch ſo reich ſein, und eine Begierde wird durch die andere verdrängt. War ich über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der ohne Unterbrechung an einander gereihten Waarengewölbe erſtaunt, ſo verwunderte ich mich noch mehr, neben den entbehrlichſten Prachtgegenſtänden zugleich die unentbehrlichſten Lebensmittel, neben den Koſtbarkeiten, wie ſie nur Fürſten beſitzen können, die verwerflichſten Bettelſachen zu finden. Giebt es manchen Laden im Palais-Royal, der unſern ganzen Braunfels bezahlt, ſo finden ſich aber auch Dinge, die bei uns keiner auf der Straße aufhebt, zuſammengehäuſt und zum Verkaufe angeboten. — —

Die *** wohnt auch hier. Nur um etwas Vaterländiſches zu ſehen und mein Heimweh zu liebkoſen, beſuchte ich ſie geſtern. Guter Gott, wie hat ſich die Frau geändert und wie iſt ſie häßlich geworden. O Ihr armen zerbrechlichen Weiber! ......

Ich habe ſchon erfahren, daß man ohne feſten Vorſatz hier nicht ſparſam leben kann. Das Geld läßt ſich ſo angenehm, ja ſo nützlich verwenden, daß ich bei den größten Ausgaben mir nichts weiter vorzuwerfen hätte, als meine Mittel nicht berückſichtigt zu haben. So holten mich geſtern Abend vier Bekannte zum Eſſen ab. Junge Männer. Wir brachten drei Stunden bei Tiſche zu. Ich unterhielt mich ſehr. Da ward politiſirt; das iſt nicht wie bei uns, das hört nicht auf, das iſt Leidenſchaft. Aber die Zeche betrug für jede Perſon etwas mehr als fünf Gulden nach unſerem Gelde. Das Theater koſtet, mit dem für mich unentbehrlichen Buche, mehr als zwei Gulden. — — —

Es ſind jetzt acht Tage, daß ich keine Nachrichten von zu Hauſe erhalten habe. Ihr Brief war der Einzige, der mir von dort bisher zugekommen iſt. Wenigſtens im Anfange, wo ich der Beruhigung am meiſten bedarf, ſollten Sie mehr an mich denken. Auf meine liebe D. habe ich am meiſten Vertrauen geſetzt. Dieſe verlaſſen mich ſicher nicht und ſchreiben mir alles was in dem Häuschen Frankfurt vorgeht, wenn ich nur einmal ihnen geſchrieben. — —

Die Franzoſen ſind ungemein aufmerkſam und gefällig, und das kann nicht blos nichtswürdiger Wortkram ſein, es muß aus einer ächten Gutmüthigkeit entſpringen. Denn das Volk der unterſten Klaſſe ſteht dem gebildeten hierin nicht zurück. Trete ich auf der Straße zu einem Haufen Tagelöhner, Waſſerträger und dergleichen Menſchen, die doch von ihrer Handarbeit leben, und denen jede Minute, die ſie verſäumen, Geld koſtet und erkundige mich bei ihnen nach etwas, ſo iſt dieſes ein Wetteifer, mich zurecht zu weiſen und jeder ſucht den andern zuvor zu kommen, als würden ſie dafür bezahlt. Ich will mir auch ein Exempel an ihnen nehmen und ein ganz artiges Bürſchchen werden, ſo daß G. und J. ihre Freude an mir haben ſollen.

— — Mich fror es hier, bei der großen Oper, bei der franzöſiſchen Artigkeit und bei all dem Glanze des Palais-Royal. Da führte mich der väterliche blinde Trieb, der die Zugvögel in warme Länder zieht, in die Antiken-Gallerie. Wie wohl ward mir da! Der Himmel ward blau über mir, es kam wieder Sonne in meine Adern, wahrhaftig meine Augen wurden naß. Die ernſten römiſchen Kaiſer, die hohen Götter Griechenlands, die ſtillen ſchauerlichen Sphinxe und andere ägyptiſche Heiligenbilder. Künftig oft davon.....

Noch einmal, theuere Freundin, vergeſſen Sie nicht, daß Sie mir alles ſind, und daß mein ganzes Leben in Dunkelheit liegt, wenn Sie es nicht beleuchten. Laſſen Sie mich oft in Briefen Ihre Stimme hören. Und ſchreiben Sie nicht ſo weitläufig, ſondern wie ich, mit kleinen Buchſtaben, damit viel auf den Bogen gehe, denn ich weiß, iſt der Bogen voll, Sie fangen keinen zweiten an. — — Aber bin ich nicht ein rechter Thor, daß ich Sie verlaſſen habe, um der guten Sache willen, was mir keiner dankt? Hätte ich mich in die Zeit geſchickt, über gewiſſe Dinge geſchwiegen, über andere geſprochen, wie man es verlangt, ich hätte auch in Frankfurt durch Schriftſtellerei das Nöthige erwerben können. Die Freiheit und Sie! Das Herz des Menſchen iſt ſo eng. Warum muß man wählen?

Eilfter Brief.

Paris, den 6. November 1819.

Wie glücklich machen Sie mich durch Ihre Briefe! Mein letztes Schreiben zeigt Ihnen, wie kleinmüthig ich war. Ich glaubte nicht genug an Ihre Güte. — — Nun wohlan, ehe ich von mir ausgehe, will ich erſt erwiedern, was in Ihren Briefen etwa zu beantworten iſt. — Was Sie mir von der Beſorgniß meines Vaters mittheilen: ich möchte meine Penſion verſchreiben, giebt mir Anlaß, Ihnen eine Seite derjenigen Geſinnung aufzudecken, die ſich hier in mir gebildet hat. Zuvörderſt freimüthiger als ich zu Hauſe, unſere Stadt ſowohl als andere Regierungen beurtheilt, vermöchte ich doch nicht zu thun, denn ich habe nie meine Empfindung gemildert und nie einen Tadel im Hinterhalte verſteckt. Aber auch in dieſem Tone fortzufahren, bin ich hier nicht geſonnen. Ich werde darum nicht heucheln und nie gegen meine innere Ueberzeugung reden, ich werde aber über manches ſchweigen. Komme ich einmal zurück, dann will ich die verſäumten Grobheiten gewiß nachholen.

Sie ſchreiben mir, daß ſo viele Ehen bei uns geſchloſſen werden. Mir wird Angſt, es wird doch wohl noch ein Mädchen für mich übrig bleiben?

Ach, wenn man keine Frau hat, iſt man doch gar kein Menſch! .... Man iſt ein Gott können Spötter ſagen — Spötter, aber ich halte mich genau ans Wort.

Meinen Taufſchein glaubte ich eingepackt zu haben, doch konnte ich ihn bis jetzt nicht finden. Was liegt daran? Gott weiß doch, welchen Glauben ich habe. — Wie es mit meinen Plänen wegen Mitarbeit an einem hieſigen Blatte ſteht, ſchrieb ich Ihnen in meinem letzten Briefe. Mein Argwohn hat ſich beſtätigt. Die genannte Perſon ſpricht gar nicht mehr mit mir von der Sache und von meinem eingeſchickten Artikel. Jetzt haben aber Franzoſen, die eine neue Zeitung anfangen wollen, ſich unmittelbar an mich gewendet. Ob die Unternehmung zu Stande kömmt und wie meine Theilnahme dabei, entſcheidet ſich in einigen Tagen.

— — Paris wird ſich nie in ein Paradies für mich umwandeln. . . . . . . Aber wegen der freundſchaftlichen Theilnahme, die Sie für mich haben, muß ich Ihnen die Beruhigung geben, daß meine Unzufriedenheit in keinen beſondern Verhältniſſen Grund hat, ſondern daß ich ſie vorhergeſehen habe. . . . . . Sein Sie unbeſorgt, ich werde nicht zu anſtrengend arbeiten. Selbſt Paris zu ſehen befleißige ich mich nicht ſonderlich, denn das auch iſt mir nur wie ein Studium, dem ich mich des Nutzens und der Pflicht wegen ergeden muß, woran ich aber keine beſondere Freude finde. —

Wenn ich ſo gut franzöſiſch ſchreiben könnte, daß ich nicht nöthig hätte, meine Artikel erſt überſetzen zu laſſen, Sie glauben nicht, welch ein Glück ich hier machen könnte. Ich wäre, ohne Uebertreibung, in zwei Jahren ein reicher Mann. Ich glaube es den erſten Schriftſtellern hier gleich thun zu können, wenigſtens rückſichtlich derjenigen Seite ihrer Darſtellung, wodurch ſie auf die Franzoſen Eindruck machen und worin nun gerade ihre höchſte Würde nicht beſteht. So aber werde ich wohl ein Jahr nöthig haben, um im Franzöſiſchen die nöthige Fertigkeit zu erwerben, und bis dahin müßte ich meine Sachen überſetzen laſſen und das iſt ſchlimm, denn dabei geht viel verloren und alſo auch vom Beifall den ich erlangen könnte. Uebrigens ſtehen die Deutſchen, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, wenigſtens diejenigen, die ſich zum Ueberſetzen gebrauchen laſſen würden, auf ſo einer niedrigen Stufe, daß ich nichts von ihnen erwarte.

Bekanntſchaften habe ich noch gar keine gemacht. Sie werden ſich wohl leicht denken, daß in einer ſo ungeheuern Stadt wie Paris, ein Fremder ſich darum bewerben muß und man ihm darin nicht zuvorkömmt. Man hat zwar drei Wochen lang täglich in den Zeitungen von mir geleſen, aber das geſchieht hier oft von Sachen und Perſonen und man wird darum doch nicht aufgeſucht. Es iſt indeſſen gar keine Frage, daß ich, wohin ich mich auch wende, würde freundlich empfangen werden. Doch gehe ich langſam und ſondire den Boden. Es iſt hier erſtaunlich nöthig, denn all das Volk, das, ſei es um des Nutzens oder des Vergnügens willen, in meinen Lebenskreis gehört, iſt höchſt ſpitzbübiſch. Zum Glücke kontrolliren ſie ſich einander ſelbſt und ein Spitzbube warnt mich vor dem andern. Es iſt ganz unmöglich in Paris den ehrlichen Mann herauszufinden und es bleibt einem nichts übrig, als keinem zu trauen. Indeſſen muß ich mich dieſem oder jenem zur Leitung hingeben, wenn ich auch mißtraue. Wie iſt es zu ändern? Die Hauptſache iſt, daß ich in Bewegung komme, führt mich Jemand auf den unrechten Weg, ſo werde ich mich wohl wieder zurecht finden. — — Sie glauben mir es ſicher nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß ich manchmal ſchon, wie geſtern und vorgeſtern, um halb zehen im Bette lag. Einige Male war ich im Theater, habe aber darin nie länger Geduld gehabt als bis zehen Uhr. In der italieniſchen Oper ſah ich vor einigen Tagen Figaro. Das iſt prächtig, Spiel und Geſang. Das Kerlchen von Pagen ſollten Sie ſehen. Bin aber doch in der Hälfte nach Hauſe gegangen. Das Eſſen hier ſchmeckt mir durchaus nicht. Ich habe es mit den einfachſten und mit den köſtlichſten Speiſen verſucht. Alles ſo geſalzen, ſo überwürzt. Ich verſchmachtete den ganzen Tag vor Durſt. Der Wein iſt ſchlecht, oder man müßte vom theuerſten nehmen. Wenn ich hier ſo gut und ſo viel eſſen wollte, als zu

Frankfurt im weißen Schwanen, ſo würde mich die Mahlzeit einen Napoleon koſten.

Zu ordentlichen Beſchreibungen von hieſiger Art, kann ich es immer noch nicht bringen. Zu Sittengemälden würde es an Stoff nicht fehlen, doch wäre dieſes geeigneter zur ſchriftſtelleriſchen Behandlung, als zu Briefen. Wenn ich das Leben der höhern Stände auch kennen lerne, das wird wohl nichts darbieten, denn das iſt wie überall. Aber das Volksleben, die öffentlichen Luſtbarkeiten, ſind wohl des Pinſels werth. — Einen Roman, der hier kürzlich erſchienen, von einem Schriftſteller, der unſerem deutſchen Lafontaine gleicht an Fruchtbarkeit und Abgeſchmacktheit, habe ich geleſen und für mich zu Hauſe kritiſirt. Den andern Tag las ich eine Beurtheilung darüber in einem der beſten hieſigen Blätter. Ich kann Sie verſichern, daß meine Rezenſion, mit der andern verglichen, den Pariſern ſehr pikant erſcheinen würde. Hätte ich ſie nur im Franzöſiſchen ſchreiben können! Doch glaube ich, werde ich das vielleicht ſchneller lernen, als ich ſelbſt denken mag. Ich habe einen guten Grund von franzöſiſcher Sprachkenntniß, nur iſt es alle aus Mangel an Uebung wie eingefroren. Nach und nach wird es aufthauen.

Vor einigen Tagen war ich zum erſten Male außer der Stadt im Freien. Das iſt eine Reiſe. Ich war ganz glücklich. Hier iſt alles ſo geſchnitzt und fein, ſo ganz Kunſt, daß es mich immer hoch erfreut, wenn ich etwas Natürlichem begegne: einem ſpielenden Kinde, einem Hunde, einem Buckligen, einer ſchwangern Frau. Ich müßte, um Vergnügen zu finden, an der hieſigen ſo merkwürdigen Welt, einen humoriſtiſchen ſentimentalen Cameraden haben, der in meiner Art die Sachen anſieht. Allein, wo ihn ſuchen? Wenn ich ſo in meiner Weiſe (Jean Pauliſch) franzöſiſch ſchreiben könnte, ich glaube, man müßte dieſes hier, der Neuheit wegen, ſehr anziehend finden. Wollen Sie ſich von den jetzigen Sitten der Franzoſen unterrichten, ſo leſen Sie von *Jouy, l'Hermite* *de la Chaussée d'Antin.* Ein treues Gemälde; für das neue Paris, was Mercier's bekanntes Werk für das alte war. Jetzt ſehe ich wieder einem Briefe von Ihnen entgegen. Ich hoffe doch, daß Sie mich als einen guten Chriſt jede Woche meinen Sonntag werden feiern laſſen. Adieu ma bonne amie, je vous aime de tout mon coeur. Ich werde etwas ſpäter Tanzſtunde nehmen.

Nous le sommes Tous, ou l'Egoïsme, par Pigault-Lebrun. Paris 1819. 2 Volumes. *)

Der Verfaſſer hat auf die Ehrfurcht Anſpruch zu machen, die dem Greiſenalter gebührt: er zählt ſchon ein und ſiebenzig Bände. Männer von Geiſte ſind oft viel jünger geſtorben. Herr Pigault-Lebrün verdient Dank, daß er uns offenherzig die diätetiſchen Regeln mittheilte, durch deren Befolgung er ein ſo hohes literariſches Alter

---

*) Dieſe Rezenſion, welcher im vorhergehenden Briefe gedacht iſt, fand ſich im handſchriftlichen Nachlaß mit den übrigen meiſt fragmentariſchen Aufſätzen, die weiterhin beigegeben ſind.
A. d. H.

erreichte. Häufige Bewegung erhält, wie den Körper, ſo auch die Seele geſund und friſch. Er belehrt uns im zweiten Kapitel des erſten Bandes darüber. Daſſelbe führt die Ueberſchrift: Was werde ich aus dieſen beiden Leuten machen?

„Der Titel dieſes Kapitels bezeichnet ziemlich „genau meine Bangigkeit. Es iſt nicht das erſte „Mal, daß ich, indem ich einige Bogen Papier „zuſammenhefte, mich fragte: Was werde ich „machen? Ich fange an, gleichviel wie; ich gehe „weiter; einige Begebenheiten fügen ſich zuſam„men; eine Handlung, ſtark oder ſchwach, gut „oder ſchlecht, knüpft ſich an; ich gelange wiſſent„lich oder unverſehens zu irgend einer Entwick„lung; das Buch iſt fertig, man lieſt es, weil „man es kritiſirt, und ich laſſe mir wohl ſein „(je me repose). Iſt dieſe Art nicht die beſte, „ſo iſt ſie wenigſtens die bequemſte. Ich befinde „mich zu gut dabei, um ſie zu verändern. Uebri„gens kömmt es einem, nachdem man vierzig

„Jahre lang Papier ſchwarz gemacht hat, nicht
„mehr in den Sinn, nach dem höchſten Ziele zu
„ſtreben. Vorwärts alſo, auf Gefahr und Koſten
„der unbeſchäftigten Müßiggänger, die uns leſen
„mögen.“

Man ſieht es, der Verfaſſer iſt gegen jede Witterung der Kritik abgehärtet.. Um ſo weniger brauchte ich mich abhalten zu laſſen, da ich einer der Unbeſchäftigten war, die ſein Buch geleſen haben, mein Urtheil über daſſelbe auszuſprechen, und hierdurch für die Gefahr, der ich mich durch deſſen Lectüre freigeſtellt, und für die Koſten (an Zeit), die ſie mir verurſacht, etwas zu entſchädigen. Es giebt kein unnöthigeres Bemühen, als aus Grundſätzen beweiſen zu wollen, was jeder Schritt der Erfahrung zeigt: daß nämlich die Eigenliebe Triebfeder aller menſchlichen Handlungen ſei, und dieſer philoſophiſche Pleonasmus wird nur verzeihlich, wenn mit ſo vielem Geiſte dabei zu Werke gegangen wird, als Rocheſoucauld in ſeinen Maximen es gethan. „Der Egoismus" — ſchon dieſer Titel verräth die fehlerhafte Beſchaffenheit und die falſche Richtung dieſes Romans. Der Roman ſoll nicht den Grundzug, der durch alle menſchliche Charaktere geht, ſondern dasjenige zeichnen, was die Menſchen verſchiedenes haben. Man könnte ſonſt eben ſo gut das Leben eines Affen in die Geſchichte einflechten, da auch dieſer einen langen Weg neben dem Menſchen hergeht, bis dieſer abweicht und ſich höher erhebt. Der Verfaſſer kennt nur die breite Landſtraße des Herzens, nicht die Fußpfade, nicht die ſtillen Plätzchen, wohin nur die Liebe, nicht die Gipfel, wohinauf nur der Geiſt dringt. Was nur immer ſeine Perſonen ſagen oder verſchweigen, thun oder unterlaſſen — „wieder Egoismus!" heißt das ewige Refrain. Allein unter ähnliche Porträts braucht man nicht den Namen derer zu ſetzen, die ſie vorſtellen ſollen. Und die Charaktere! Und die Malerei! Welche Mislaute, oder welche Eintönigkeit. Die Liebe eines bejahrten Mannes, die verzeihlich iſt, wenn ſie bezwungen wird, aber lächerlich, wenn ſie ſiegt. Die fabelhafte Weiſe, mit welcher der Miniſter gezwungen wird, ſeine Stelle aufzugeben. Die Grauſamkeit, mit welcher er nach ſeinem Sturze behandelt wird. Die Harlekinade des ihm nachjagenden Offiziers. Endlich das ganze Colorit des Romans, worin Herzensangelegenheiten mit Trockenheit, und Notariatsweſen und Concursprozeſſe mit Sentimentalität behandelt werden... Aber genug. Der Verfaſſer endigt mit einigen Nutzanwendungen (moralité). Folgende hätte mir am zweckmäßigſten geſchienen: Du ſollſt Deinen Nebenmenſchen keine Langeweile machen.

Zwölfter Brief.

Paris, den 9. November 1819.

...... Cotta hat mir geantwortet, und erwünſcht, wie Sie ſehen. Da das literariſche Wochenblatt wahrſcheinlich auch mit mir eingehen wird und Theilnahme an hieſigen Blättern mir früher oder ſpäter zufallen muß, ſo denke ich es bald auf 12,000 Franken jährlich zu bringen. Das wäre nun hinreichend für ein Stückchen Brod, für ein Stückchen Fleiſch und ein Gläschen Wein. Hilft mir nun der liebe Gott zu noch etwas, oder vielmehr befreit er mich von etwas, nehmlich von dem Briefwechſel mit Ihnen, der mir täglich läſtiger wird, ſo will ich ihm ſehr gut ſein und ihn in die pariſer große Welt einführen, wo er bis jetzt keinen Eingang fand. Was die Frankfurter da ſchwätzen mit 3000 Fr. jährlich, für die ich an der Renommée engagirt ſein ſoll! Ein gewöhnlicher Ueberſetzer wird hier weit beſſer bezahlt, das iſt nicht wie bei uns. Denken Sie ſich, das geleſenſte hieſige Blatt (le Constitutionnel) hat nahe an 15,000 Abonnenten, das Abonnement zu 72 Franken jährlich, kann Ihnen jetzt eine Berechnung geben, was gewonnen wird und wie viel daher an Mitarbeiter verwendet werden kann. Wie ich Ihnen ſchon geſchrieben, haben ſich die Unternehmer eines neuen Blattes an mich gewendet und mich zur Theilnahme eingeladen. Binnen acht Tage wird die Sache auf die eine oder andere Weiſe entſchieden ſein. Ich werde große Bedingungen machen. Der Umſtand, daß ich meine Artikel überſetzen laſſen muß, vermindert ſehr meine Luſt an franzöſiſchen Blättern zu arbeiten, denn ich werde höchſt unwahrſcheinlich einen Deutſchen von

Talent finden, der mir meine Gedanken ungeſchwächt wiedergiebt. In den beſten hieſigen Zeitungen, finde ich in den Ueberſetzungen aus deutſchen Blättern, die nur trockne Nachrichten enthalten, die lächerlichſten Fehler. Wie wird es erſt gehen, wenn Ideen von tieferem Sinne darzuſtellen ſind! —

— Mit meinen unbedeutenden Landsleuten hier, treibe ich mich wenig herum. Ich benutze ſie nur, um die Wege und Stege kennen zu lernen. Zu Benjamin Conſtant und Anderen kann ich täglich kommen. Ich habe es bis jetzt verſchoben. Haben Sie denn nicht erfahren, aus welchem Grunde mir bei der Frankfurter Polizei einige Tage der Paß vorenthalten wurde? Ich möchte dieſes gar zu gern wiſſen.

Meine Arbeiten für Cotta werde ich mit dem Morgenblatte beginnen. Ich denke ſo etwa Briefe, nicht allein über, ſondern aus Paris, in denen ich von allem ſchwätze im Charakter meines Standpunktes. Da ich immer ein halbes Dutzend hypochondriſche Grillen habe, ſo leide ich jetzt an der Aengſtlichkeit, ich möchte meinen Verſtand verloren und das Schreiben vergeſſen haben. Ich kann mir gar nicht vorſtellen, daß ich noch mit Laune und Geiſt über etwas zu reden vermag. Sie ſchreiben mir, ich hätte Ihnen über Paris einige druckenswerthe Betrachtungen mitgetheilt. Im Ernſte, iſt das wahr? Sagen Sie mir offenherzig Ihre Meinung. Sind meine Redensarten noch ſo zierlich, als Sie ſie ſonſt gefunden? Meine Briefe, dachte ich, hätten bis jetzt keine andere Fülle gehabt, als die ihnen die Freundſchaft gab. Ja, Ihnen meine Bosheit zu geſtehen, mit großer Schadenfreude hatte ich ſie jedesmal vor dem Zuſiegeln überleſen und mich an dem Gedanken gelabt, daß Sie und die Mitleſer ſich wohl auf pariſer Neuigkeiten geſpitzt und ſich mit der Verſicherung meiner Ergebenheit und Liebe, mußten abtrollen.

Geſtern war ich zum Zweitenmale in der italieniſchen Oper. Man gab Cimarosa's matrimonio secreto. Ich darf es Ihnen nicht ſagen, wie viele Freude ich gehabt, Sie lachen nur dazu. Ich hatte während der ganzen Vorſtellung an Sie gedacht, aber das zerſtreute meine Aufmerkſamkeit nicht, das erhöhte ſie nur. Ich genoß für Sie mit. Kömmt nicht dieſe Muſik dem Figaro nah, in Form und Gehalt? Das italieniſche Opernhaus iſt kleiner als unſer Frankfurter Theater. Man findet dort immer die auserleſenſte Geſellſchaft. Nur ächte Muſikfreunde kommen dahin. Es iſt hier, wie alles in Paris, eingerichtet, daß der Genuß vollkommen ſei. In den gedruckten Operntexten ſteht neben dem Italieniſchen die franzöſiſche Ueberſetzung, für ſolche, die erſteres nicht verſtehen. Ich glaube es Ihnen ſchon geſchrieben zu haben, daß wer hier nicht Grundſätze hat, oder durch Alter und Erfahrung nüchterner Ueberlegung geworden iſt, unmöglich einen Kreuzer Geld in der Taſche behalten kann. Man kann hier jede Laune, wie jedes Bedürfniß zu allen Zeiten und an allen Orten befriedigen. Es reicht nicht hin Gelegenheiten zum Aufwande zu vermeiden, man muß ſie mit Anſtrengung abweiſen. In Frankfurt hat man wenigſtens Abends um elf Uhr ſeine Kaſſe in Sicherheit gebracht, und bis den andern Tag iſt man zur vernünftigen Ueberlegung gekommen und unterdrückt eine unzeitige Begierde. Aber in Paris gehen die tauſend Lockungen nie zu Bette. Da ich zum erſtenmale im Theater war, that es mir leid, kein Perſpectiv zu beſitzen. Ich hätte mir eins kaufen ſollen, dachte ich. Nun deſto beſſer, dachte ich weiter, daß du es vergeſſen, ſo haſt du wenigſtens für dieſes mal dein Geld geſpart. Ja ſparen! Kaum den Gedanken gehabt, ſtand ſchon ein Kerl mit Gläſern in meiner Loge. Sie werden hier in allen Theatern vor dem Stücke, und in den Zwiſchenakten herumgeſchrien. Ich kaufte eins. So werden auch, nicht allein die Operntexte, ſondern auch jedes Schauſpiel, das gegeben wird, im Theater ſelbſt feil getragen, welches ſehr angenehm iſt. Denken Sie nur, was das einem dramatiſchen

Dichter für Geld einbringt. Die Geſetze ſichern ihm einen großen Theil an der Einnahme zu, die bei der Vorſtellung ſeines Stückes jedesmal abfällt. Und dann verkauft er das Manuſcript für 4 bis 10,000 Franken. Und hier iſt natürlich nur von Schriftſtellern des zweiten Ranges die Rede. Sobald nur ein Buch von einigem Intereſſe erſcheint, ſo wird die ganze Auflage von mehreren tauſenden Exemplaren ſchon in den erſten Tagen verkauft. Ich dürfte mir ſchmeicheln, daß wenn ich ſolche Theaterkritiken, wie ich ſie in der Wage geliefert, hier im franzöſiſchen, und mit dem höhern Intereſſe, welches der reichere Stoff gewährt, ſchreiben könnte, ich in Paris allein zehntauſend Abonnenten ſicher erhielte. Nach Verhältniß deſſen was man hört und ſieht, ſind die Schauſpiele eigentlich nicht theurer als bei uns; denn es wird zweimal ſo lang geſpielt. Zwei große Opern, zwei Schauſpiele von Molière hinter einander. Von kleinern Stücken vier oft fünf. Das Gedränge vor dem Hauſe, wenn ein neues oder beliebtes Stück gegeben wird, iſt gar nicht zu beſchreiben. Es wird aber ſtrenge Polizei gehalten, es dürfen nur immer zwei Perſonen neben einander ſtehen. Dadurch wird nun eine unendliche Reihe gebildet, durch ganze Straßen, viele hundert Schritte weit. Das nennt man faire queue. Vor dieſer an den Häuſern und Wänden ſich herziehenden Menſchenſchnur, ſteht alle zehn Schritte ein Gensd'armes, damit keiner ſich vordränge. Es giebt keinen ſonderbareren Anblick. Es ſieht aus, als würde ein Trupp Gefangener bewacht. Aber wer zu ſpät kömmt, geräth darum nicht in Noth. Denn wieder eine andere Klaſſe Menſchen treiben das Gewerbe, daß ſie ſich frühzeitig an der Kaſſe poſtiren und jedem gegen ein Trinkgeld ſein Billet nehmen. Als ich geſtern an der Oper das Gedränge ſchon vorfand, wollte ich die Dienſte eines ſolchen Kerls benutzen und verlangte ein Billet von ihm. Er wies mich aber ab. Er ſagte, daß er nur Billete der trois premiers ordres beſorge. Natürlich, weil er darnach die Bedeutung ſeiner Leute und ſeines Trinkgeldes berechnet. Ich hatte aber einen Platz der vierten Ordnung (für vier Franken) gefordert. Das ſind nobele Geſinnungen! Ich hatte aber doch, den, deutſcher Grobheit ſo ungewohnten Franzoſen, mit meinen Ellenbogen ſo ſehr imponirt, daß ich alles wegdrängte und einer der erſten im Hauſe war.. aber ich Narr, ich merke eben erſt, daß ich erzähle wie ein Mädchen.....

— Wichtige politiſche Ereigniſſe ſind hier im Gähren. Es ſcheint, daß eine Miniſterial-Veränderung bevorſteht. Die Ultras können wieder einmal ſiegen. Man hat vielleicht von Deutſchland aus hieher gewirkt, denn alle Beſchlüſſe des Bundestages wären vergebens, wenn Frankreich ſein liberales Syſtem beibehielte; doch ſchlöſſe ſich letzteres an, vielleicht noch vergebener. Es wäre ein Unglück für die Welt. — — Wie einförmig ich bis jetzt hier gelebt habe, würden Sie nicht errathen, wenn ich es Ihnen nicht ſagte.

Mit dieſem Briefe war ich des Abends zwiſchen ſechs und zehen beſchäftigt, zu einer Zeit, wo ich in Frankfurt nie zu Hauſe war. —

Ich werde Sie jedesmal davon benachrichtigen, wenn ich ins Morgenblatt oder ſonſt in ein anderes etwas einſchicke, damit Sie es leſen. Hätte ich einen Abſchreiber, ſo würde ich Ihnen meine Sach'en handſchriftlich zuſchicken. Doch hat es für mich wieder einen eignen Reiz, wenn ich, gleichſam verſtohlen, gedruckt mit Ihnen correſpondiren kann. Denn alles iſt in Gedanken an Sie gerichtet. Doch drückt mich immer die Beſorgniß, ich möchte nichts ordentliches zu Stande bringen. Sie waren die Hälfte meines Geiſtes, und dieſe Hälfte iſt von mir gewichen. Ach, was erſetzt mir die innigſte Freude, die ich jedesmal genoß, wenn ich Ihnen von meinen Arbeiten vorlas und Sie mir Beifall bezeugten? Nichts und keiner vermag es. Nur die Hoffnung, Sie wieder zu ſehen, erheitert meine unfreundliche Gegenwart.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 14. November 1819.

....Cotta hat mir unterdeſſen 1500 Franken wirklich hier angewieſen und ich habe auf der Stelle 800 Franken davon meinem Vater geſchickt, um davon den Wr. und den Sl. zu bezahlen. Ich hoffe letzterer wird meine edlen Geſinnungen gehörig ausbreiten, um mir bei meinen übrigen Gläubigern einen guten Namen zu machen und ihnen Vertrauen einzuflößen. Auch von Weimar habe ich Antwort erhalten. Meine Anträge hat man mit Freuden angenommen; und wie freudig!... bis 800 Thaler (jährlich) könnten ſie mir zuſichern. Auch wurden mir 40 Louisd'or

Vorſchuß angeboten. Ich habe ihnen aber geantwortet, daß ich jetzt kein Geld brauchte. Hätten Sie vor vier Wochen gedacht, daß ich ſo etwas ausſchlagen würde? Wegen meiner franzöſiſchen Zeitung iſt immer noch nichts beſchloſſen. Die Herrn hatten vor einigen Tagen von meinen Zeitſchwingen und Waghefften ſich einige ausgebeten, um mich darnach zu beurtheilen. Die werden viel herausverſtehen! Im deutſchen ſind ſie gerade nicht ſtark. Aber wenn ſie ſich nun wirklich mit mir verbinden wollten, ſo könnte ich wahrhaftig ohne den größten Leichtſinn gar nicht darauf eingehen. Wie will ich alle die Arbeit fertig bringen? Ich habe ſchon mit den zwei deutſchen Blättern genug zu thun. Meinen Sie nicht auch? Beantworten Sie ſich das, ehe Sie weiter leſen.... Nun, wenn Sie dieſes meinen, ſagen Sie mir — warum ſoll ich in Paris bleiben? Kann ich dieſelbe Arbeit nicht auch in Frankfurt verrichten? Sie haben ja ſelbſt aus Cotta's Briefe geſehen, daß er von meinem Aufenthalte hier, gerade keinen beſondern Vortheil zu ziehen weiß. Wenn Sie mir von Unbeharrlichkeit reden, ſo thun Sie mir unrecht, oder Sie machen mir einen Vorwurf, den alle Menſchen ſo gut als ich verdienen. Es iſt jedem das ernſteſte das wichtigſte Geſchäft, glücklich zu ſein... Ich kann es nicht ſein, entfernt von Ihnen, ich habe hier erſt eine frohe Stunde genoſſen, und dieſe war nicht rein, ich hatte mich bei Tiſche fröhlich getrunken. .... Noch einmal, ich fühle mich ſehr unglücklich hier, und weil ich Ihnen die Wahrheit ſagen muß, ich habe zwar etwas gearbeitet, aber fleißig war ich noch nicht. Ich bin faſt den ganzen Tag zu Hauſe, und gewöhnlich auch des Abends, wenn ich nicht ins Theater gehe. (Meine Briefe an Sie ſind meiſtentheils um dieſe Zeit geſchrieben.) Aber da gehe ich die Stube auf und ab und träume. Bekanntſchaften zu ſuchen habe ich durchaus keinen Trieb. Sie kennen mich ja hierin, und wie wenig Freude mir fremde Menſchen machen. Was hieſige Gelehrte, zu denen ich kommen könnte, intereſſantes für mich hätten, ſuche ich lieber in ihren Schriften. Vielleicht habe ich Unrecht, daß ich Ihnen mein Mißvergnügen nicht verhehle und Ihnen Verdruß mache. Aber ich weiß, daß Ihre Freundſchaft dieſes willig aufnimmt, ja es fordert. Wären Sie hier, ſo wünſchte ich mir keinen andern Aufenthaltsort als Paris..... Schon zwanzigmal kam ich auf den närriſchen Einfall, ob ich nichts thun könnte, daß mich die hieſige Polizei auswieſe, damit ich nur mit guter Art fortkäme. Ich wollte, ich wäre ein ſchönes Mädchen, ich würde dann bald einen tollen Engländer auffinden, der mich nach Deutſchland entführte.

Den 17. November.

.... Ich ſetze meinen Brief nach drei Tagen fort. Ich fühle mich täglich unbehaglicher, und ich muß nach Hauſe zurück. Dazu bin ich auch feſt entſchloſſen und ich werde in wenigen Tagen abreiſen. Wenn Sie dieſen Brief empfangen, ſchreiben Sie mir nicht mehr. Alſo ich komme zurück. Ich verliere ja nichts dabei. Aus der Zeitung iſt nichts geworden, ſie iſt nicht zu Stande gekommen. Meine Arbeiten nach Stuttgart und Weimar kann ich in Frankfurt auch verrichten und ich brauche dort weniger als hier. — Jetzt, da ich nun einmal zu einem feſten Entſchluß gekommen, nach Hauſe zu reiſen, bin ich wieder vergnügt. Machen Sie mir keine Vorwürfe. Sie wiſſen nicht, wie unglücklich ich mich fühlte. Ich ſchreibe Ihnen heute nur einen halben Bogen; denn bekomme ich morgen Brief von Ihnen, ſchreibe ich morgen wieder. Säße ich nur ſchon im Poſtwagen. Heute iſt Mittwoch. Ich denke Samſtag oder Sonntag abzureiſen. Sie erfahren genau die Stunde meiner Ankunft, denn ich werde die letzten Stationen Extrapoſt reiſen. Damit mich die Mädchen nicht auslachen, werde ich ihnen ſo viel Bonbons mitbringen, daß ſie den Mund acht Tage lang zu nichts anderem als Eſſen ſollen gebrauchen können.

Vierzehnter Brief.

Paris, den 18. November 1819.

Es fällt mir eben bei, daß Sie auf meiner Rheinreiſe auch ſieben Briefe von mir erhalten haben. Dieſer ſiebente wird wahrſcheinlich der Letzte ſein.... Sonntag werde ich abreiſen. Auf dem Wege ſchreibe ich Ihnen noch einmal, und zwar unweit Frankfurt, wo ich es ſo einzurichten gedenke, daß ich die Uhr beſtimmen kann, wenn ich zu Ihnen ins Zimmer trete. Ihr Schreiben Nr. 5. habe ich geſtern erhalten. Ich brauche jetzt keine anderen Empfehlungen als an Sie ſelbſt. Sollten Briefe an mich ſchon abgegangen ſein, ſo werde ich, wie ich Ihnen ſchon ſchrieb, dafür ſorgen, daß ſie mir nach Frankfurt zurückgeſchickt werden. Ich mag und kann mich auch (wegen Vorbereitungen zur Abreiſe) jetzt damit nicht aufhalten, Ihnen von Paris und mir zu ſchreiben. Bald erzähle ich Ihnen ja alles mündlich. Aber arbeiten will ich zu Hauſe wie ein Pferd. Lauter elegante Sachen für's Morgenblatt. Jeden Abend bringe ich etwas zum vorleſen mit. Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich nicht Wort halte. Eine Station vor Frankfurt wird Toilette gemacht. — Dann klopfe ich mit dem Glockenſchlage der Stunde, die ich Ihnen beſtimmen werde, an Ihr Zimmer, warte aber nicht, bis Sie „herein“ gerufen haben und ſage: da bin ich. Sie werden zornig ausſehen wollen, es wird Ihnen aber nicht gelingen. Sie ſind Schuld an allem, nicht ich. Erinnern Sie ſich, wie oft ich Ihnen geſagt: ich fürchte, wenn ich reiſe, daß ich nicht lange Geduld habe und mich die Leute auslachen werden, wenn ich ſchnell zurückkomme. Sie ſagten immer: reiſen Sie nur erſt. — Ich muß den Brief ſchließen. Ich gehe eben mir eine ſilberne Uhr zu kaufen, um meine Ankunft darnach beſtimmen zu können..... Adieu. Ich muß endigen. Ich habe noch viel zu beſorgen.

In Paris?... Ihre Verwunderung, liebe Freundin, iſt eine Schmeichelei; doch nein, ich glaube es verdient zu haben, daß Sie meine Anſicht überraſche. Aber wie ich ſie Ihnen früher mitgetheilt, ſo hat ſie ſich bei mir erhalten, ja befeſtigt, und ich wiederhole es: Paris iſt die Stadt in der ich wohnen möchte, weil man dort am meiſten lebt und dem ſchnellen Menſchen, der das Leben nicht verlängern kann, nichts übrig bleibt, als es in der Breite zu genießen. Vielleicht werden Sie jetzt, da ich wieder in Deutſchland bin, meine Gründe zutraulicher aufnehmen, als früher, da ich mich noch in dem tollen Kreiſe herumtrieb und darin, wie Sie wohl dachten, befangen und eingezaubert war. Das weibliche Weib, das nur in einer frommen Häuslichkeit ſeine Welt findet und außer dieſer nie oder vergebens ſucht, begreift es ſchwer, was ein Mann ernſten Sinnes, der nach geſtilltem Wandertriebe der Jugend endlich in ſich ſelber wohnt und an den gellenden Mißtönen, dem Flitterwerke, den ſeelenloſen Teppichfiguren und dem ganzen geſtickten Krame der großen Welt keine Freude hat — was er dabei gewinnen mag, ſich zwiſchen gemeinſchaftlichen Mauern mit einer Million Menſchen einzuſchließen, und was er in ſeinem beſchränkten ſtillen Geburtsorte entbehrt? Aber groß iſt dieſe Entbehrung.

Ich rede nicht von den Gewerbtreibenden Menſchen, deren Blick ſtets auf ihr Handwerk, deren Geiſt nur auf Gewinnſt gerichtet iſt, und die mehr beſchäftigt das Gewonnene zu zählen als zu genießen, auch in der geräuſchvollſten Stadt, ſelbſt unter den lockendſten Freuden, nie über ihren engen Kreis hinausſehen; auch von den Kaufmännern rede ich nicht, die niemals und nirgends zu Hauſe ſind, und deren Gedanken mit ihren Waaren, Geldern und Wechſeln alle Länder durchreiſen, ſondern von der denkenden Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft rede ich, die entweder durch Amt oder Wahl an einen beſtimmten Gegenſtand des Nachdenkens gebunden ſind, oder in glücklicher Geſchäftsloſigkeit, ihren Geiſt nach jeder reizenden Gegend der Kunſt und Wiſſenſchaft frei hinwenden. Dieſen müſſen zahlreiche, ewig wechſelnde Stoffe geboten werden, ſoll nicht die Flamme ihres Genius ſich in ſich ſelbſt verzehren; denn ſo reich und herrlich die Erzeugniſſe der ſchöpferiſchen Einbildungskraft auch ſein mögen, bleiben ſie doch nur gemahlte Wirklichkeiten und vermögen den Geiſt, der auch einer Ernährung von außen bedarf, nicht zu ſättigen. Wie oft, wenn ich in Paris die tauſend mannichfaltigen Erſcheinungen in einem engen Raume aneinandergereiht wahrnahm, die man außerhalb, nur über ganze Länder ſpärlich zerſtreut und weit auseinander ſtehend findet; wenn ich ſah alle die mannichfaltigen Menſchennaturen, in ihrem aufſteigenden Werthe, in ihren Unter- und Neben-Arten und Ausartungen; das ganze Reich der Begierden und Schmerzen; die Genüſſe, die Entbehrungen, das volle Orcheſter der Jubel- und Klagetöne, die ausführlichſte Seelen-Lehre, das Regiſter aller Krankheiten des menſchlichen Körpers und Geiſtes, alle Weisheit und Thorheit, jede Furcht und jede Hoffnung, die reichen Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft, die treueſte Geſchichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem Zauberſpiegel — wenn ich dieſes alle ſah, wie oft fiel mir da bei, zu wie vielen herrlichen Kunſtwerken würden ſolche Stoffe in der Meiſterhand eines Jean Paul Anlaß geben, und ich bedauerte, daß ſo edler Marmor, als roher Block vielleicht Jahrhunderte lang unbenutzt im Wege liegt und halb verwittert, bis einſt der Meißel ihn berührt. Es iſt wahr, daß das kurze Leben eines großen Menſchen früher verliſcht, ehe der

Genius, der ihn beſeelt, erſchöpft iſt, und in der Geiſteswerkſtätte eines Jean Pauls, fänden ſich in der Stunde ſeines Todes wohl noch Stoffe für viele Werke; aber auch dieſes erwägend, und daß der enge Lebenskreis, in welchem deutſche Schriftſteller ſich bewegen, ſie antreibt in die Tiefe zu arbeiten und die innerſten Geheimniſſe der Dinge aufzudecken, ſo wäre es doch erfreulicher, wenn ihnen alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe zugänglich wären, weil es größern Gewinnſt giebt, das Unverſtandene begreiflich, als das Verſtandene noch begreiflicher zu machen.

Ferien-Reiſe eines deutſchen Journaliſten.

Ich hatte mich für die gute Sache hypochondriſch geſchrieben. Will ein preußiſcher freiwilliger Jäger darüber ſpotten, behauptend, das wäre nicht viel, und er habe mehr gethan, ſo werde ich das hingehen laſſen und gar nicht mit ihm rechten. Das Vaterland hat unſeren Verdienſten zugelächelt, und damit können wir Beide zufrieden ſein. Doch wer mein Uebel an ſich ſelbſt erfahren, wem der ſchreckliche ſchwarze Geyer je an den Eingeweiden nagte, wer jene Encyklopädie der Höllen-Strafen durchgeleſen hat, der wird mir den vollern Lorbeerkranz gewiß nicht verſagen.

Meine Leiden ſtiegen zuletzt auf eine furchtbare Höhe. Da war keine Krankheit die ich nicht zu haben, keine Todesart von der ich mich nicht bedroht glaubte. Tauſend Einbildungen marterten mich bei Tage, tauſend ängſtliche Träume beunruhigten meinen Schlaf. Heute redete ich mir ein, gläſerne Hände zu haben und fürchtete beim leiſeſten Anſtoße im Schreiben, mir die Finger zu zerbrechen. Den Tag darauf kam ich auf den lächerlichen Einfall, ich hätte einen Fehler an der Zunge und könnte das Wort dreizehen nicht ausſprechen. Ich verſuchte mich darin und begann von eins an zu zählen; aber ſo oft ich zwölf erreicht hatte, mußte ich (wunderbare Gewalt der Einbildungskraft!) einen Sprung machen und mit vierzehen fortfahren. In den letzten Tagen des Auguſts, kam ich, der Himmel weiß, durch welchen Aberglauben veranlaßt, auf den tollen Gedanken, am 20. September würde mich der

Schlag rühren, und ich ſah mit der größten Angſt der Verfallzeit dieſes ſtrengen Wechſels entgegen. Dann träumte ich, Buonaparte hätte ſich von der Inſel Helena befreit, wäre mir vor dem Bockenheimer Thore zu Frankfurt begegnet, und hätte mich vertraulich gefragt, wo die große Eſchenheimergaſſe wäre, er wolle dort ſein Gebet verrichten. Ein anderer ſchrecklicher Traum, den ich hatte, wird mir unvergeßlich bleiben. Ich glaubte in der Geſchichte des Schinderhannes und ſeiner Bande zu leſen und fand zu meinem Entſetzen, daß er unter den Mitſchuldigen, die noch nicht eingefangen wären, auch mich, ob zwar unter einem andern Namen angegeben hatte. Mich befiel die ſchrecklichſte Angſt, man würde mich entdecken und nach Mainz bringen, wo jene Unterſuchung geführt wurde. Eines Morgens trat der Schneider zu mir ins Zimmer, um mir ſeine Meßrechnung zu bringen. Als er eine Bewegung mit der Hand machte, das Papier unter dem Rock hervorzuziehen, that ich einen lauten Schrei und lief entſetzt zum Zimmer hinaus. Mich hatte die Furcht befallen, der ehrliche Mann wolle einen Dolch ziehen und mich ermorden. Ob ich nun zwar meinen Irrthum ſpäter einſah, ſo überlief mich doch lange nachher jedesmal ein kalter Schauer, ſo oft ein Handwerksmann mit einer Rechnung zu mir kam, und ich konnte mich nicht enthalten davon zu laufen. Am meiſten ſchmerzte mich hierbei, daß man dieſe meine Anwandlungen für eine ſpitzbübiſche Maske hielt und überall laut ſagte, ich wollte meine Schulden nicht bezahlen und nur aus dieſem Grunde ſtellte ich mich an, die ruhigſten und tugendhafteſten Bürger als Meuchelmörder zu fürchten, ob ich zwar im Herzen von deren redlichen Geſinnung völlig überzeugt wäre.

Auf dieſe Weiſe trieben meine zornigen Nerven ihr furchtbar lächerliches Spiel mit mir. Man floh meine Gegenwart, denn mit meinen Leiden ſtieg meine Unleidlichkeit. Da ward ich abermals genöthigt, bei einem Arzte Hülfe zu ſuchen: es war der Neunte, den ich ſeit einem Jahre zu Rathe zog. Dieſer aber, einſichtsvoller oder vielmehr menſchlicher als ſeine Vorgänger, wußte mein Zutrauen ſchnell zu gewinnen. Er hörte die lange Erzählung meiner Träumereien geduldig an, ſprach mir Muth ein und erklärte mir die Natur meiner Krankheit.

„Die Hypochondrie, ſagte er, entſpringt nicht „blos aus ſitzender mit Geiſtesarbeiten verbun„dener Lebensart, denn man ſieht täglich, daß „Menſchen, die ihrem Berufe nach viel zu ſitzen „und den Kopf anzuſtrengen haben, wie Raths„herren, Richter und ſonſtige Beamte an dieſer „Krankheit nicht leiden, vielmehr jovialiſcher Natur „ſind und viel Spaß machen. Sie hat häufiger „ihre Quelle in der Beſchäftigung mit transcen„dentalen Wiſſenſchaften. Dieſes iſt Ihr Fall. „Sie haben ſich politiſchen Unterſuchungen erge„ben und dadurch die Schranke übertreten, die „der Staat und die Natur den Menſchen des „dritten Standes angewieſen haben. Nur der hohe

„Adel vermag es, ohne ungeſunde Anſtrengung „des Geiſtes, die Tiefen der Politik zu ergründen, weil dieſe Wiſſenſchaft bei ihnen von Vater „auf Sohn forterbt und ſie die große Kunſt, Völker „zu regieren und zu beglücken, faſt ſpielend erlernen. Keine Beſchwerde, die den gemeinen „Bürger drückt, kann bei ihnen Eingang finden, „weil die angenehmen Zerſtreuungen, die häufigen Badereiſen, die aufheiternden Gaſtereien, „die ihnen ihre hohen Staatsämter zur Pflicht „machen, ihren Geiſtesbeſchäftigungen ein wohlthätiges Gleichgewicht hält. Sie, mein Freund, „haben durch frevelhaftes Eindringen in die Geheimniſſe der Staatsweisheit Ihre Geſundheit „zerrüttet. Sie müſſen, um ſie wiederherzuſtellen, „Ihren bisherigen Beſchäftigungen entſagen und „eine Zeit lang reiſen. Wenigſtens fünf Jahre „muß Ihre Reiſe dauern. Beſuchen Sie die „Hauptländer Europas; ſehen Sie Frankreich, „England, Italien, Spanien und die Türkei, und „wenn Sie von dort zurückkommen — endigte

„er, indem er mir freundſchaftlich die Hand „drückte — werden Sie heiterer geworden ſein „und die ſchwarzen Bilder, die Ihnen ſonſt im „Vaterlande vor Augen ſtanden, werden Sie „dann hell finden, und es wird Ihnen alles im „glänzenden Lichte erſcheinen.“

Eine Stunde darauf war ich über der Mainbrücke, ſechs Tage ſpäter in Paris.

Ein Muſterreuter, der auf ſeinem hohen Roſſe alle Länder durchtrabt, Gelder einkaſſirt, Beſtellungen empfängt und in ſeinem Büchelchen ſauber und genau eingeſchrieben hat, welche Gedanken und Empfindungen er in jedem Orte haben ſoll, — ein reicher Engländer, welcher reiſt um zu ſparen, oder um ſich zu Grunde zu richten, — der heuchleriſche Kunſtfreund, der nach Italien eilt, um ſich an bononiſchen Steinen zu wärmen, die untergegangene Sonnen einſt mit ihren Strahlen geſchwängert, und die ihm Licht geben, aber keine Glut, — der Jüngling, den die Baſen und Mauern ſeines kleinen Geburtsorts einengen und der gern, um die Liebe in der Heimath, die Freiheit in der Fremde eintauſcht, — dieſe alle verlaſſen froh oder gleichgültig das Vaterland, und der Gedanke daran überſchreitet deſſen Grenze nicht. Wer aber den Generalbaß des Lebens kennt, und dem alle die mannigfaltigen Melodien und der langſamere oder ſchnellere Takt, den Grundton nicht zu verſtecken vermögen, ſo daß er überall die alte Leier findet — wer es für bequemer achtet, die Welt in ſeinem Städtchen zu durchwandern, als über Berg und Meer — oder wer die Fremde ſucht, um das Vaterland zu fliehen; der reißt ſich nur blutig los und tauſend Wurzeln, die er ſelbſt nie geahnet, ziehen ihn zurück und ſchmerzen ihn.

Auch das ſchmerzt, wenn wir die Heimath zum erſtenmal verlaſſen und eine fremde Sprache, die nur eine gleichgültige Bekannte unſeres Kopfes, aber keine Anverwandte und warme Freundin unſeres Herzens iſt, vernehmen; wenn alle, die ſüßen wohlbekannten Worte, die uns ſo viele

Jahre von den Liebkoſungen der Mutter, von den Ammenliedern, durch das Jubelgeſchrei des Knaben, durch die Wünſche, Forderungen und Träume der Jugend, bis zu den Betrachtungen und ernſten Reden des reiferen Alters begleiteten, wenn dieſe alle nach und nach ſchweigen und uns verlaſſen, und wir die alten Gedanken mühſam in neue Formen zwängen. Ich habe es nie begreifen können, wie Deutſche ſo fröhlich und wohlgemuth franzöſiſch ſprechen mochten und dieſes oft ohne Noth und aus Luſt, ſelbſt wenn ſie nur unter Landsleuten waren. Mir war es unbehaglich. So wie eine Lampe, die dunkel und niedergedrückt brennt, bis endlich, ehe ſie verliſcht, ſie noch einmal hell aufſchlägt und das Auge erfreut, ſo erſchien es mir, da ich über die franzöſiſche Grenze weg, ſchon mehrere Meilen kein deutſches Wort vernommen, bis plötzlich und zuletzt ein Poſtknecht wieder die Mutterſprache mit mir redete. Dieſe Entbehrung verlernte ich in Frankreich nicht. Ich konnte bon jour Monsieur ſagen, ſo gut wie Einer, und wenn ich beim Reſtaurateur Very in Paris Vol-au-vent à la Financière forderte, wußte ich ſchon beim Zweitenmale recht gut, was ich wollte. Wenn ich aber das Herz, ein deutſches Herz, wollte hören laſſen, wenn ich wortreichen feurigen Franzoſen begegnen wollte, ihnen, die unſern Geiſt nicht achten, unſer Gemüth verſpotten, wenn ich ihnen begreiflich machen wollte, daß wir beſſer als ſie, daß unſere Freiheit nicht gleich ihrer eine duftende Blume iſt, ſchnell gewachſen, ſchnell verblühend, zum Genuſſe der Sinne beſtimmt, ſondern eine neu gepflanzte Eiche von der ſchützenden Vorſehung mit einem Dornſtrauche ſtechender Tyrannei umgeben, damit ſich ihr keiner nahe und ſie, wenn auch pflegend, verletze — und daß Frankreich nur der Miſt iſt, den Boden unſerer Freiheit zu düngen, koſtbar wegen ſeiner befruchtenden Kraft, aber für ſich ohne Werth; wenn ich gegen ihre Eitelkeit eifern mochte, daß unſere Sprache und Kunſt und Wiſſenſchaft, ein ſtolzes, bewegtes Meer, das den kühnen Schiffer in fremde noch unbekannte Welten führt, die ihre aber ein ſtiller Strom ſei, der zierlich durch angebaute Gegenden führt, aber keine ſchwere Laſten trägt und dem Fußgänger nicht vorauseilt; wenn ich den Glanz unſerer Fürſten durch den verdunkelnden Schleier zeigen wollte, den eiferſüchtige Verſchnittene über ſie geworfen — da ermangelte mir das Wort, und ich ſaß ohne Theilnahme ſtill und betroffen da.

Fünfzehnter Brief.

Wiesbaden, Samſtag den 27. Mai 1820.
Abends zehn Uhr.

Freundin meiner Seele! Ich nenne Sie ſo, weil die Seele unſterblich iſt. Ganz zerſchlagen und ſchlaftrunken wie ich bin, will ich doch verſuchen, was das Herz, über die Hände und die Augen vermag.

Aber wie Sie über die Nr. 1. verwundert ſein werden! alſo es folgen mehrere Briefe? es kann geſchehen. Vielleicht gehe ich nach Rüdesheim und weiter, ſo weit meine Gulden und meine Stiefeln reichen. Letztere ſind geplatzt und haben eine fürchterliche Spalte. Zwei Gewitter haben mich überfallen, um drei Uhr Nachmittag und Abends um acht Uhr. Ich darf mir wohl, ohne mir zu ſchmeicheln, vorſtellen, daß Sie Angſt um mich gehabt haben werden, denn auf ein bischen Angſt mehr, kömmt es Ihnen bei ſolchen Gelegenheiten nicht an, doch ich war beidemale geborgen.

Ich werde Sie, wenn wir wieder einmal nach Eppſtein gehen, überreden mit auf dem Marktſchiffe zu fahren, das geht recht gut an.

Es waren mehrere Frauenzimmer von Stande darauf, von mehreren Bekannten, die ich da traf bezeichnete mir Einer einen herrlichen Weg nach Wiesbaden, ſonſt wäre ich in meiner Dummheit wie ein Frachtwagen auf der Chauſſee fortgerollt. Ein junger ſtarker Mann, der auf dem Schiffe war, führte einen reich gepolſterten Lehnſeſſel mit. Wie lachte ich der Verzärtelung! Als er aber den Stuhl auf's Verdeck ſtellen ließ und ganz gemächlich darin ſaß und der Ausſicht genoß, da dachte ich: der Mann iſt klug. Wahrſcheinlich macht er die Rheinreiſe auf dieſe Art. Wie ſchnell man bekannt wird auf einem Schiffe! Die trockne Welt iſt aber auch gar zu groß, wie ſoll man einen Menſchen lieben? Es ſind ihrer ſo viele. — Ja, wenn man ſo auf der Reiſe, unter dem Gehen, Schiffen und Fahren arbeiten könnte, wenn ſich die Gedanken, ſobald man ſie gedacht, von ſelbſt hinſchrieben, ganz fertig und gefeilt im ſchönſten Style, dann wäre es eine Freude, Gelehrter zu ſein! Aber zwiſchen vier Wänden auf der Döngesgaſſe — Pfui!

Mein Weg führte mich über Hofheim unter der Kapelle vorbei. Als ich das herrliche Thal wieder fand, das ſich wie Freundes-Arme öffnet, den Nahenden zu empfangen, und ich ihm tief ins Herz ſehen konnte, da erinnerte ich mich ſo lebhaft, wie froh wir hier vor wenigen Tagen waren. — — Morgens 6 Uhr. Es war zwei Uhr Nachmittags, da ich von Hofheim weiter gehen wollte. Als ich einige hundert Schritte über dem Orte hinaus war, kömmt mir eine unzählige Schaar Bauern und Bäuerinnen, alle laufend entgegen. Es waren Wallfahrer die nach dem nah gelegenen Gimbach wollten. Sie ſagten mir, ein fürchterliches Wetter ſei im Anzuge. Ich hatte es früher nicht bemerkt und wäre ohne dieſe Warnung fortgegangen. Nach Hofheim zurück, wo ſich das Wirthshaus mit Pilgern und recht ſehr ſchönen Pilgerinnen anfüllte. Ihr Lärm überſchrie den Donner. Sie aßen, tranken, lachten, ſcherzten und hatte ja einer ſeinen Gott im Herzen, ſo war es ein lebensfroher Gott, der ſich freut mit den Freudigen. Ich ließ mir erzählen, daß ſie in dem, dem Wallfahrtsorte nah gelegenen Dorfe, wo ſie heute übernachteten, alle Scheunen und Scheuern ausfüllten, Männer, Weiber, Kinder in bunter und in ſo großer Menge, daß ſie neben einander kaum Platz hatten. Wie es die Schlauen verſtanden, die ſpendende Andacht reizend zu machen! Einem wunderſchönen jungen Bauermädchen nahm ich das Gebetbuch aus der Hand. Darin das katholiſche Glaubensbekenntniß, worin es heißt: „ich glaube, was im Concilium zu Trient erkannt und beſchloſſen worden.“ Wer ein Schelm wäre — dachte ich — was könnte der dem guten Kinde nicht weiß machen, was alles das Concilium zu Trient erkannt und beſchloſſen habe. Zu Hofheim wurde mir beim Mittageſſen eine ungeheure dicke Forelle aufgetiſcht. Als ich ſie aufſchnitt, — denken Sie ſich mein Erſtaunen — da lag die Bouteille, die wir vor acht Tagen in den Bach geworfen, dem Fiſche im Bauche. Die Pilger ſchrien Wunder! und kreuzigten ſich.

Um ſieben Uhr kam ich hier an, kurz vorher, ehe das zweite Ungewitter losbrach. Viele hinkende Gäſte ſieht man hier. Zwei frankfurter Maurermeiſterinnen gingen gar ſtolz im Kurſaale auf und ab. Das Wetter dieſen Morgen iſt trübe. Ich weiß nicht, was ich machen ſoll, ich kann mit meinen geplatzten Stiefeln weder vor- noch rückwärts. Beſſert ſich das Wetter, dann gehe ich nach Bibrich, wo nicht, zurück. Verirrt habe ich mich auch mehrere Male. Auf der breiten Landſtraße, wo man den Weg nicht verfehlen kann, ſteht überall ein Wegweiſer, aber auf Fußpfaden nicht. Die Welt liebes Kind iſt nicht für uns Fußgänger gemacht. — Ich muß den Brief ſchließen, erſtens weil die Poſt abgeht und zweitens weil ich zu einem Schuhmacher gehen muß, meine verwundeten Stiefel heilen zu laſſen. „Das iſt ein vergnügter Weg;“ ſagte mir geſtern Abend ein weinluſtiger Bürger, der ſich auf einem Spaziergange zu mir geſellte. Ich wünſche Ihnen vergnügte Wege durch das ganze Leben. Grüßen Sie das liebe Publikum. Von Venedig mein nächſter Brief.

Sechszehenter Brief.

Wiesbaden, Sonntag den 28. Mai 1820.
Morgens 9 Uhr.

Ich wollte Ihr Glück nicht dem guten Willen eines Bedienten anvertrauen und habe daher den Brief ſo eben ſelbſt auf die Poſt getragen. Aber damit war auch die Geduld meiner Stiefel zu Ende und ſie wurden fürchterlich aufgebracht, ſo daß meine Strümpfe ans Fenſter liefen und erſchrocken fragten: was der Lärm bedeute? Ich habe meine Stiefel zum Schuhmacher ſchicken müſſen und wenigſtens eine Stunde muß ich darauf warten. Da ſitze ich nun gefangen und barfuß. — Geſtern Abend legte mir der Kellner das

Fremdenbuch vor, daß ich mich hineinſchreibe. Ich that es. Er bemerkte mir, ich hätte meinen Charakter vergeſſen. Mit der Polizei iſt nicht zu ſpaßen, man darf ſich keine Lüge erlauben. Ich bezeichnete meinen Charakter: edelmüthig, wohlthätig, ſanft, beſtändig, angeſtrengt thätig, aufrichtig, liebenswürdig, geiſtreich, treu, verliebt. Zwei Zehentheile Wahrheit, das iſt ehrlich genug und Ende gut alles gut. —

Der Weg von Hofheim nach Wiesbaden iſt herrlich. Durch Wald, über Höhen. Ich machte ihn aber mit großer Mühe. Der Regen hatte den Boden durchgeweicht und keuchend arbeitete ich mich die Berge hinan. So klein auch das Bündel war, das ich auf dem Rücken zu tragen hatte, es fiel mir doch ſchwer, denn es war das Erſtemal in meinem Leben. Ich habe meine Laſten nur immer auf der Bruſt getragen.

Zu Hofheim ſchnitt ich mir ſehr ſtark in den Daumen und ein ganzer Strom meines unſchätzbaren Blutes floß zur Erde. So eben kommen meine Stiefel und endigen für jetzt mein dummes Geſchwätz. — Den Hofrath Weitzel habe ich beſuchen wollen, der wohnt aber in Johannisberg. Vielleicht ſehe ich ihn dort. — Der Park, der den Kurſaal umgiebt, iſt ſo labend und friſch, als Durſtige, wie wir, ihn nur wünſchen können. Ganz überquellend von Blumendüften, Nachtigallgeſängen und kühlen Schatten. Da ſchlängelt ſich der Weg, längs einem meiſtentheils unſichtbaren, hinter dichten Bäumen und Gebüſchen murmelnden Bache, wohl eine halbe Stunde weit. Ueberall Ruhebänke und Tiſche. Im Teiche des Parks, iſt ein allerliebſtes Entendörfchen aufgebaut; jede Ente hat ihr eigenes Häuschen. Am Ende des Parks liegt rechts eine Mühle, wohin die Kurgäſte häufig hinken. Dann eine viertel Stunde weiter, ſanft aufſteigend liegt das Dorf Sonnenberg und über ihm die alte Burg gleichen Namens. So maleriſch habe ich noch nie eine Ruine geſehen. Die meiſten ſolcher alten Gebäude haben den Mangel, daß ſie zu vollſtändig ſind. Das Schloß

Sonnenberg iſt wirklich zerſtört. Nichts hängt zuſammen. Für Sitze und ſchützende Geländer hat die Kunſt freundlich geſorgt, o daß man ohne Gefahr, ſich durch jede Oeffnung hinaus, über jede Tiefe hinabneigen kann.

Es iſt jetzt Nachmittag vier Uhr. Ich ſchließe den Brief und wandere dann nach Bibrich. Dort oder in Ellfeld übernachte ich. Gehe ich bis nach Bingen, ſo können Sie erſt in zwei Tagen den dritten Brief von mir erhalten.

Hier an den Badhäuſern iſt Bad überall mit zwei a geſchrieben, das kränkt mich ſehr.

Siebenzehenter Brief.

Ellfeld, Sonntag den 28. Mai 1820.
Abends 10 Uhr.

Ich will genau ſein, es iſt jetzt Morgens fünf Uhr. Der Wein, die Ermüdung und Sie, hatten geſtern Abend meine Sinne ſo verwirrt daß ich nicht mehr zu Stande bringen konnte als vorſtehende Worte.

Wenn Sie redlich ſein wollen, liebe Freundin, müſſen Sie eingeſtehen, daß man am Ufer des Rheins angenehmer erwacht als beim Zinngießer Neef in der Döngesgaſſe. Geht Ihr Himmel auch nur mit einem Streifchen unter der Serviette hinaus, mit der Sie ihn bedecken können? Als ſich meine Aeuglein aufthaten, fielen ſie auf ein herrliches, zwei Fenſterſcheiben breites Stück Landſchaft, voll Bäume, Berge und Wieſen. Ich rückte höher zum Kopfkiſſen hinauf und da ſah ich das vorige noch einmal im Spiegel des Waſſers. Ich ſetzte mich im Bette aufrecht und der herrliche Strom, ſo ſtill, ſo ſchweigend, ſo geſchäftslos, wie ſchlafend, lag vor meinen Blicken. Die Kähne recken ſich wach und ſchleichen wie verdroſſen langſam dahin. Das Plätſchern der Ruder, das Singen der Lerchen — es iſt gar lieblich! Jenſeits ein halb verſtecktes Dorf. Links der goldgelbe Schleier der Sonne, rechts nach Rüdesheim; ſo viele erſt knospende Schönheit. Unter meinen Füßen ein ſtilles beſcheidenes Blumengärtchen, auf das die Königin am Strome gnädig und lächelnd hinab ſieht. Jetzt ſtößt ein großes zweimaſtiges ſchwerbeladenes Schiff, das vor meinem Fenſter übernachtete, vom Ufer ab. Die Schiffer regieren wenig und ſind ſorglos, ſie fahren mit dem Strome. Der Hirte treibt ſeine

Kühe und Rinder ans Waſſer. Sie gehen tief hinein, baden ſich die Füßchen und trinken. Eine Kuh ſtreckt die Schnauze durch das Fenſter einer Jacht. Wie närriſch das ausſieht! Sie ſtoßen recht freundſchaftlich mit den Köpfen an einander. ..Heute Abend bleibe ich in Rüdesheim. Dahin über den Niederwald. Im vorigen Jahre hatte ich die Wallfahrt gelobt. Dort oben ſteht ein offener Tempel, an deſſen Säulen einer, ich damals einen mir theuern Namen geſchrieben. Ich will ſehen, ob er noch ſo friſch geblieben als in meinem Herzen, und wo nicht, ihn leſerlicher machen und darunter ſchreiben, wie ein Weisbinder:..... renovatum 1820. Nachdem ich mich in Bingen werde umgeſehen haben, gehe ich zurück, und ich denke Mittwoch wieder in Frankfurt einzutreffen. Gern wanderte ich bis Coblenz, aber ich habe mich nicht genug mit Geld vorgeſehen. Wie glücklich ſind doch die Bettler, die ohne Geld reiſen können. Ich denke, barfuß zu gehen, brächte uns ſchon mit der Natur in nähere Berührung.

Die Strümpfe entfernen uns von der mütterlichen Erde... Als ich geſtern Nachmittag fünf Uhr Wiesbaden verließ, quoll mir gleich vor dem Thore die Rheinluft entgegen. Im Garten zu Bibrich fand ich einen Baumplatz, wo es, nicht bildlich, ſondern in buchſtäblicher Wahrheit nur dämmert, faſt nachtdunkel iſt. So dicht verſchlungen ſind die Kronen der Bäume, daß kein Strahl des Tages durchfällt. Im Schloſſe ſah ich den Hof ſpeiſen. Welcher Aufwand! So viele Diener als Tiſchgenoſſen, und der letztern waren wohl vierzig. Wahrhaftig, ſie eſſen wie wir mit dem Munde. Von da längs dem Rheine, der oft ſo nah meinen Füßen (das Ufer iſt hoch), daß ich daran denken mußte, nicht in Gedanken zu ſein, um nicht hinein zu ſtürzen. Allein muß ich wandern, um vergnügt zu ſein, ich darf es nicht einmal mit Ihnen.... Ich ſtand geſtern Abend wohl eine Stunde am Fenſter, bis die Dämmerung ganz zur Nacht geworden war. Dann gieng der Mond auf wie eine Blume, verblühte aber ſchnell wieder. Auch jetzt iſt der Himmel bewölkt. Bekanntſchaften habe ich weder gemacht noch geſucht. Nur gewöhnliche Menſchen findet man ſchnell in der Fremde. — — Jetzt will ich fragen, ob es hier ein Poſtchen giebt, um mein Brieſchen aufzunehmen .... Sie machen doch ein Geheimniß daraus, daß ich künftig ſechs verſchiedene Monatsſchriften herausgebe? Es iſt mir daran gelegen, daß es jetzt noch keiner erfahre. Grüßen Sie mein liebes Publikum. Ich bringe Allen ein Flacon Rheinwaſſer mit, und ein wenig Staub vom Niederwald. Es iſt acht Uhr. Ich mache mich auf den Weg. Die vorigen Briefe waren mit einem großen Thaler geſiegelt. Jetzt brauche ich einen Sechsbätzner dazu.

Achtzehenter Brief.

Frankfurt, den 31. Mai 1820.

In Ellfeld, im ganzen Rheingau, ſo wie auch auf der Seite von Bingen, wäre vor Mittwoch Abend keine Poſt abgegangen. Die Menſchen in dieſer Gegend ernähren ihr Herz wohl redlich im Lande, wie könnten ſie ſich ſonſt mit der ſeltenen Gelegenheit begnügen, ſich mit geliebten Gegenſtänden nur zwei Male in der Woche zu unterhalten! Ich mußte Ihnen daher meinen Brief Nr. 4. ſelbſt überbringen. Da ich Montag früh Ellfeld verließ, begegnete mir gleich vor der Thüre des Wirthshauſes das unfreundlichſte Regenwetter, das dauernd zu werden drohte. Zum Glücke kam in dem Augenblicke die Waſſerdiligence vorüber. Schnell führte mich ein Nachen hinzu, das Schiff war angefüllt. Nur durch freundliche Bereitwilligkeit der Leute konnte ich ein Plätzchen finden. Mich begrüßten Herrn, die mich kannten, und wie ſie ſagten am Samſtage mit mir zugleich auf dem Marktſchiffe waren. Ich kam mit *** in ein Geſpräch, als die Veranlaſſung kam, daß er mir ein Landgut zeigte, welches dem **** gehört... *** verrieth deutlich genug, daß er gerne reicher ſein möchte, als er iſt .... Da ich — und ich freilich nur aus Cosmopolitismus — klagte, wie ſo wenige Menſchen, ſo viele Glücksgüter in Haufen beſäßen, und tauſend andere darum darben, oder was oft noch ſchlimmer iſt als das, darum nach Lothen leben müßten, da ſeufzte mein Philoſoph recht aus tiefer Bruſt. — Eine andere Familie im Schiffe, Mann, Frau und Tochter beſchäftigte meine Betrachtung ſehr. Sie ſchienen Sachſen zu ſein. Die Mutter groß, ſtark, häßlich, die Hälfte des Geſichts und das eine wahrſcheinlich blinde Auge, mit einem Tuche verbunden. Noch nie war ein Anblick mir widerlicher geweſen. Der Vater klein, bucklig, verwachſen, aſchgrau. Die etwa zwanzigjährige Tochter, mit einem erbärmlichen Höcker, und der tief verſenkte Kopf lag zwiſchen den erhöhten geſchnörkelten Schultern vergraben, wie ein Apfel in einer Schüſſel. Aber dieſer Kopf, mit dem reichwallenden blonden Haare, mit den guten glänzenden blauen Augen, und die Wangen mit Roſenſchimmer — wahrhaftig, der Kopf war mit dem Rumpfe nicht zu theuer erkauft. Das Mädchen ſcherzte und lachte unaufhörlich, recht aus dem tiefen Brunnen des Herzens herauf. Es war ſo viel rührendes in ihrer Fröhlichkeit. Es war als ſagte ſie: Seht, die Natur hat mich ſchadlos gehalten für die bittere Kränkung, die ſie in ihrem Unmuthe mir angethan. Wenn ſie bei Tiſche nach einer noch ſo nahe ſtehenden Schüſſel reichen wollte, mußte ſie aufſtehen, ſo unterwachſen war ſie. Aber ſie that es jedesmal mit Ergebung, ohne Groll und Verlegenheit. — Wir begegneten einem Flöz, und unſer Schiff wurde, um den Leuten die Arbeit zu erſparen, daran befeſtigt und ſo fortgezogen. Von der Ausdehnung, von der kunſtreichen Führung, von dem Geldwerthe und der ganzen Einrichtung eines Flözes, möchte ich Ihnen gern eine Vorſtellung geben, doch die Beſchreibung würde mich zu lange aufhalten. Ein andermal. Poetiſch klangen meinen Ohren die Kommandoworte, die der Steuermann ſeinen Leuten zuruft. Soll links geſteuert werden, dann heißt es: Frankreich, und wenn rechts: Heſſenland. Ich ſtieg aus dem Schiffe, auf den Flöz hinab. Es iſt ein ganz eigenes Behagen auf einem Holzgrunde, der ſo groß iſt wie der Römerberg, auf und abzugehen, wie auf feſtem Lande und dabei weiter zu ſchwimmen. Jetzt öffnete ſich uns der Waſſerkreis, der rechts Rüdesheim, links Bingen berührt. Ein halber Sonnenblick erhellte die Gegend und ſchauerlicher ſtiegen im Hintergrunde die Berge der Nacht herauf. In einem ſchwarzen

Felſenkeſſel ſieht man den Rhein ängſtlich eingeſchloſſen, und aus der dunkeln Fluth ragt wie ein verlorener Schwimmer der Mäuſethurm hervor. Selbſt unſere Weiber ſchwiegen. Bachus hofften wir, werde uns die Zunge entfeſſeln. Aber nur das Waſſer erinnerte uns an den Rhein; man kann in Sibirien keinen ſchlechtern Wein trinken, als am Wirthstiſche zu Bingen. — Wenn Sie einmal dahinkommen, werden Ihnen, wie mir, die Carricaturen Unterhaltung und Freude geben, mit welchen die Wände der Wirthsſtube behängt ſind. Welch ein Unterſchied zwiſchen den deutſchen und franzöſiſchen! Wie leicht, lebensfroh und anſtändig, der Witz der Franzoſen, der Deutſche aber, wie plump, gemein oder ſchüchtern! Die Deutſchen haben keinen Witz, weil ſie keine Hauptſtadt haben, und weil die Stände nicht nahe genug bei einander ſtehen. Lächerlich und daher der Carricatur Stoff gebend, ſind nicht die Sitten und Lebensverhältniſſe, die dem Stande der Menſchen, die jene Sitten haben, und jenen Verhältniſſen unterliegen, eigen ſind, ſondern nur ſolche, die außer ihrem Kreiſe liegen. Die Deutſchen aber, treten aus ihrem Kreiſe ſelten heraus und ſie haben daher den traurigen Vorzug, daß ſie ſich nicht leicht lächerlich machen können. Eine Hauptſtadt giebt Stoff zu Carricaturen, der in kleinen Städten nicht zu finden iſt. Die Gegenſätze ſtehen dort näher bei einander, oder folgen ſich ſchneller. Paläſte und Hütten, Anmaßung und Dummheit. Im Gewühle der Menſchenmenge, glaubt ſich keiner bemerkt, und jeder zeigt unverholen ſeine Schwächen, die der lauernde Menſchenbeobachter zu ſeinem Nutzen braucht. Es iſt ſonderbar, daß man die falſche Meinung hegt, in Hauptſtädten herrſche am meiſten Verſtellung. Gerade umgekehrt; dort iſt am meiſten Aufrichtigkeit. — Nach dem Eſſen ſtiegen wir den Klopp hinauf. So nennt man die Trümmer eines alten Römerkaſtells, die vor der Stadt auf einem Berge liegen. Druſus ſoll die Feſte erbaut haben. Er war Sohn und Bruder eines Kaiſers. Wie viele

Augen haben dieſe Feſte geſehen und ſich geſchloſſen! Erhabner als das ſchönſte Bildwerk in Marmor oder auf Leinwand, iſt ein ſolches Grabmahl der Völker und Zeiten. Alle dieſe neue Kunſt kann doch nur künſtlichen Herzen genügen. Druſus, gewiegt in den lauen Lüften Italiens, geboren im Herbſte Roms, da Römer und ihr Reich ſchon zu faulen begannen, war zweimal in die rauhen Wälder Deutſchlands gedrungen, und als Sieger zurückgekehrt. Noch nicht dreißig Jahre alt ſtarb er. Ja, die Römer, man könnte ſie haſſen! Sie haben alle Kraft und Größe kommender Jahrtauſende, ſie allein während ihrer Lebenszeit verſchwelgt und das darbende ſchwache Geſchlecht ſiecht noch immer an der Luſt der Uebermüthigen!.. Der Klopp iſt im Beſitze eines Notars aus Bingen, der die Ruinen in eine herrliche Gartenanlage verflochten hat. Ueber Weinberge, unter Laubgängen, an Blumenbeeten vorüber, bis an den alten Thurm, dieſen hinauf, der Anblick! Man könnte ſich vergeſſen und dort oben den Hungertod ſterben. Den Eigenthümer bedauere ich, ſo etwas, wie eine ſchöne Frau, darf man nicht beſitzen, um es voll zu genießen. ..Ich ließ mich nach Asmannshauſen ſchiffen.

In einer halben Stunde nicht ſehr ſteilen Wegs, war ich oben, im Schloſſe. Ausſicht, den Rhein hinab bis Bacharach. Beim Förſter, feurigen Asmannshäuſer. Die Zauberhöhle: durch ein gemauertes Labyrinth in eine dunkle Halle. Die Fenſter öffnen ſich. Tag und Ausſicht. Roſſel. Dort überraſchte mich ein fürchterliches Wetter. Wind und Regen. Schauerlich in den Rhein hinab. Der geſpenſtiſche Mäuſethurm. Die Nahe, deren ſchmutzigrothe Farbe ſich mit dem klaren Rhein nicht vermiſcht. Bingen am Erdwinkel den beide Flüſſe bilden, ſo klein, wie das eingewirkte Zeichen in dem Zipfel eines Tuches. Ehrenfels, ſich ängſtlich am Abhange feſt klammernd, als fürchte es hinab zu ſtürzen. Endlich trat ich in meinen Tempel. Eine halbe Stunde ſuchte ich vergebens die Weihſtätte vom vorigen Herbſt. Ich konnte mein Sylbengebet nicht mehr finden. Vielleicht auch hatte der Regen es abgeſpült. Bis zu Thränen betrübte mich das. Ich mußte eilen fortzukommen. Ich zeichnete von neuem räthſelhaft...... und darunter

Auf Berg im Thal,
Im Wald, im Saal,
In Luſt, und Qual,
All, Ueberall!

Neunzehenter Brief.

Frankfurt, den 1. Juni 1820.

Vom Tempel führt der Weg durch den kunſtgeregelten Wald, und bald gelangt man dahin, wo ein ſteiler und enger Pfad zwiſchen Mauern nnd Rebhügeln nach Rüdesheim hinabführt. Springt man kühn vorwärts, was man freilich in unſern glattgedielten Zimmern verlernt, ſo fühlt man ſich leicht wie eine Kugel fortgeſchoben und halb fliegend kömmt man hinab. Der Engel wo ich einkehrte, liegt am Strome. Gegenüber die Rochuskapelle, ſchaut mir ins Fenſter hinein. Es war ſpät gegen acht Uhr, da ich mich überſchiffen ließ, um den Rochusberg zu beſteigen. Die Kapelle war verſchloſſen, nur jeden Freitag wird ſie geöffnet. Es that mir leid, das Bild nicht ſehen zu können, das Göthe 1814 dahin geſchenkt hat. Damals wurde die Kapelle, nachdem während des franzöſiſchen Beſitzes, die Wallfahrten dahin lange unterbrochen waren, von neuem eingeweiht. Mehr als zehen tauſend Menſchen nahmen an dem Feſte Theil, welchem Göthe ſelbſt beiwohnte und das er in ſeinen Heften vom Rhein gut genug beſchrieben hat. Die Sonne war im Untergehen, als ich hinaufſtieg, und ich bat wie Joſua, ſie möchte warten bis ich oben wäre. Aber ſie wartete nicht und ſank. Die Dämmerung breitete ſich aus, und von ihr bedeckt, entſchlummerte die Natur. Als ich zurückſchiffte flimmerten die Wellen im Sternenſchein.

Morgens um halb Acht verließ ich Rüdesheim, und trat meine Rückreiſe an. Die Rochuskapelle begleitete mich lange mit ihren Blicken. Im Waſſerkeſſel zwiſchen Bingen und Rüdesheim, ſah ich jetzt ein böſes Wetter kochen, Qualm und Rauch verfinſterte den Hintergrund, und die Suppe goß ſich bald über mir her. Bald gab mir ein Dorf, bald eine Heiligenkapelle, die auch an mir Gottloſen die Frömmigkeit der Stifter belohnte, Schutz gegen den Regen. Was von außen nicht abgehalten werden konnte, ertrug ich vom gütigen Wein beſänftigt mit Gelaſſenheit. Bis Caſſel Dorf an Dorf, Schenke an Schenke, es iſt ein großer Weinkeller, ſechs Stunden lang. — Um halb zwei Uhr kam ich nach Caſſel, und ſetzte mich im Bären an den gar köſtlich bedienten Tiſch. Darauf unter Regenwetter weiter bis Hochheim. Von dort genießt man noch eine herrliche Ausſicht über den Rhein, Main und das Gebirge. Es regnete ſtark. Da kam zum Glücke eine Kutſche. Der Herr darin nahm mich ungern auf. Ich machte aber ohne Umſtände den Schlag auf und hob mich hinein. Mit Unverſchämtheit kömmt man oft weiter, wenigſtens ſchneller ans Ziel.

Ich hatte auf meiner Wanderſchaft oft das, was die Leute ſchlechtes Wetter nennen. Aber mir war es recht, ich hatte nicht mehr davon als man Citronenſäure braucht zur Limonade.

Nachträge.

Das Kleinleben im Marktſchiffe war ſchön. Körbe mit quiekenden Hühnern, Zwiebelhaufen, Gemüßberge aller Art, Bäuerinnen, Handwerksburſchen, Soldaten, Pfarrer, Schulmänner, Muſikanten. — Der Wehr-, Lehr- und Nährſtand war vollkommen repräſentirt, „Deutſchland und die Revolution“ war im Schiffe.

Naturfreunde ſtiegen aufs Verdeck und ſchlürften durch lange Sehröhren von Pappendeckel, die ſie wie Elephantenrüſſel hin und her bewegten, die friſche Landſchaft ins Auge. „Wie majeſtätiſch ſich dort die freie Bundesſtadt Frankfurt hinſtreckt!“ rief ein rückwärts ſchauender Haupt-Collekteur der Lotterie aus. Eine alte Städterin die mit der Brille auf der Naſe, ſich mit einer Wichtigkeit, mit einer Andacht, Scheibe nach Scheibe den Roſinenkuchen zuſchnitt, und mürriſch verzehrte. Herrn die zu ſpät angelangt, laufen bis an den Grindbrunnen am Ufer entlang, und gedenken das Marktſchiff noch zu erreichen. Kein Frankfurter Nachen zeigt ſich willig ſie nachzufahren. Mir ſelbſt erging es einmal ſo. Aus welchem Grunde?

Hofheim. Im Wirthshauſe zur Krone. Der Wirth iſt zugleich Krämer. Die Naturtreue Shakeſpear'ſcher Schilderungen erſah ich wieder. Im erſten Theile Heinrich IV. ſpielt die Scene in der Schenke. Heinrich hält den Kellnerjungen durch Reden muthwillig auf; unterdeſſen ihm ein Gaſt zuruft, wo er „gleich, gleich" ſchreit, und vor Verlegenheit nicht weiß, wo er hin ſoll zuerſt. Der Ladenjunge zur Krone, ſpielt meiſterhaft dieſe Scene. Die Wallfahrer riefen unter einander nach Wein; war der Junge auf dem Wege ihn zu bringen, ſchellte die Thüre des Ladens, und er mußte zurück. „Gleich, gleich,“ ſchrie er unaufhörlich. Das zappelnde Weſen des vorſchriftsmäßig immer freundlichen Ladenburſchen, hat Shakeſpeare meiſterhaft gemahlt. — Wie furchtbar iſt der Anblick einer ſolchen Krämerei! was der Menſch nicht alle braucht, ſelbſt der Landmann! Solche hundert tägliche kleine Bedürfniſſe, machen die Abhängigkeit drückender, als ein einziges großes Bedürfniß. Die Herrſchaft eines tyranniſchen Königs fühlt man weniger ſchmerzlich, als die der hunderte von Unterdespoten. Mit tauſend und tauſend Fäden ſpinnen wir uns an das Leben an, damit der Tod um ſo mehrere zu zerreißen habe!

Wiesbaden. Die Fiſcherei der Spieler iſt noch nicht erheblich; ſie fangen nur erſt Grundeln. — *** mit welcher ruhigen Ironie ſieht er den Menſchen ins Geſicht hinein. Er iſt ächt komiſch in ſeinen Bemerkungen und trifft mit Katzenpfoten am rechten Flecke. Am Teiche im Garten, liegt ein trauliches verſtecktes Gärtchen, da haben ſie einen großen ſteinernen Löwen aus Ufer hingelegt, der ſeine Tatzen bis an das Waſſer ſtreckt. Es ſieht aus, als wolle er ein Fußbad nehmen. Warum ein Löwe in die Arkadiſche Landſchaft? Und neben ihm zu beiden Seiten, zwei weibliche Figuren. — Werden ſich Menſchen einem wilden Thiere ſo nahe ſtellen?

Einer Wachtparade beigewohnt. Es iſt fürchterlich, welche Genauigkeit, welche Uebereinſtimmung in den Bewegungen! Haben dieſe Menſchenleiber wirklich freie Seelen? Und edle Geſtalten Römern gleich! Herrliche Kriegsmuſik. Bleibt mir doch weg mit Euerer Romantik überall! Dieſe Muſik hat mich berauſcht, umgewandelt, zu ihrem Willen gelenkt, das Herz ſchlug mir hoch und ich konnte mich einen Augenblick erfreuen, an dem kühnen Gaukelſpiel der Gewaltigen, womit ſie ſich ſeit Jahrtauſenden den Rahm der Menſchheit vorweg geſchöpft.

In Mosbach iſt ein Gaſthaus zum Himmel. Der lang geſtreckte Ort zieht ſich bis Bibrich hin.

Immer mehr neue Häuſer machen täglich den Zwiſchenraum enger.

Bibrich. Das iſt ein kleiner Fürſt, und wie vieles beſitzt er. Wie viele tauſend Früchte von ihren Bäumen, die ſie nicht verzehren können, verfaulen, verderben und werden von keinem genoſſen.

Zwanzigſter Brief.

Ellfeld, Sonntag Abend halb zwölf Uhr 1821.

Der Pygmäe *** ſitzt mir gegenüber am mitternächtlichen Tiſchchen und ſchreibt Ihnen auch.. Um zehen Uhr ſind wir hier angekommen. Die Lage des Orts und des Gaſthofs können Sie erfahren aus meinem vorigen Briefe, der auch von hier geſchrieben. Nach dem Abendeſſen ließen wir uns in einem Nachen herüber und hinüber ſchiffen. Stücke des breiten Vollmonds fielen durch ſchwarze Wolken. Die Luft ſo mild, das Waſſer ſo ſtill und ſpiegelhell wie Ihre Seele, wenn keiner Ihrer Freunde leidet. Alles ſo himmliſch, und da lag es wie ein Mord' auf meiner Seele, da ich mich erinnerte, welche Freude ich Ihnen im vorigen Sommer zu Grunde gerichtet .... Samſtag mit dem Marktſchiffe nach Mainz. Von da nach Wiesbaden. Heute Vormittag, in der Nähe des Kurſaals fühlte ich plötzlich einen ſtarken Stich im Daumen. Es war wie die böſe Prophezeihung einer Zigeunerin. Was wars? Der Frankfurter doppelte Adler kam mir in den Weg geflogen. (X. Adler mit ſeiner Frau) mit ihnen — L.! Entzücken, Schwindel, Magenkrampf, Umarmung, Küſſe. Die wollen auch morgen nach Rüdesheim. Abends ſieben Uhr gingen wir von Wiesbaden zu Fuße weg. Morgen auf dem Johannisberg und Niederwald. Dort iſt ein Häuschen, von deſſen Altane man hinabſchauert in das Bingerloch. Sie kennen es. Ich dachte Ihnen ſo viel zu ſchreiben, aber ich kann es nicht, Ihnen nicht, ſo wenig als beten, wenn noch jemand in meinem Zimmer iſt. An Nichts dachte ich den ganzen Abend, als an ***, ſtehend am ſchwindelnden Abhang des Niederwalds — vielleicht zeigt er morgen an ihr ſeine Schwindel-Kraft; ich rette ſie. Einen Journaliſten und Komödienſchreiber einen gewiſſen Herrn *** habe ich in *** beſucht. Denken Sie, die Beſtie hat mir ihre Manuſcripte vorleſen wollen. Wie andere aus Noth lügen, habe ich aus Noth die Wahrheit ſagen müſſen, nehmlich, ich ſei verliebt und zerſtreut, und könne nicht aufmerkſam zuhören ......

Mein Wanderbuch am Rhein.

Ich könnte ſagen wie Demian: „Eigene „und fremde Erfahrungen hatten mich belehrt, „daß die vorhandenen Rhein-Reiſe-Werke, die „Anforderungen vieler Reiſenden, beſonders ſolcher, die nicht blos zum Vergnügen reiſen, nicht „befriedigen;" oder wie Gerning: „die ſchönſten und merkwürdigſten Länder Europens, Italien und Rheindeutſchland, ſind ſchon oft „und viel beſchrieben worden; doch iſt manches „von ihnen zu ſagen übrig.... Freie Schifffahrt „und freie Geiſtesfahrt gebühren dem befreiten „deutſchen Hauptſtrom und ſeinen begeiſternden „Fluren. Den lieben Rhein hat wohl niemand

„literariſch gepachtet und ein geiſtiges „Privilegium darauf erworben!“ oder wie Friederich: „Eine ganz eigene düſtere Stimmung waltete während des Sommers 1820 in „mir.“ Aber ich ſage weder das Eine noch das Andere, ſondern die Wahrheit, wie folgt.

Pythagoras, Buonaparte und eine große Zahl türkiſcher und chriſtlicher Kaufherren haben die weite Reiſe nach Egypten gemacht, um ſich Weisheit, oder Ruhm, oder Reichthümer zu holen, und ein Bundesſtädtiſcher Journaliſt, der weder weiſe, noch berühmt, noch reich iſt, ſollte, um dieſes Alles zugleich zu werden, nicht eine Rheinreiſe machen, und ſeine Abſicht eingeſtehen dürfen? Ich wüßte nicht warum. Zu Hauſe war mir der literariſche Verſtand ausgegangen, und da ich ihn nicht wieder kommen ſah, machte ich mich auf den Weg, ihn aufzuſuchen. Wahrlich die Keckheit eines Journaliſten, der gedruckt verſpricht, er wolle zu beſtimmten Terminen, für wenigſtens vierundzwanzig Bogen, und im Werthe von fünf

Gulden, Geiſt und Witz liefern — ſie wird nur von der Unbeſonnenheit der Abonnenten übertroffen, die ſich auf einen ſolchen Handel einlaſſen und vorausbezahlen. Ein Geiſtes-Banquerott iſt ſo verzeihlich als unvermeidlich. Selbſt Homer, dieſer reiche und ſolide Sänger, wenn er in unſern Tagen lebte, müßte um ein fünfjähriges Moratorium einkommen, oder ſich mit ſeinen Gläubigern mit funfzig Procent abfinden, da er keine Iliade mehr ſchreiben dürfte, ſondern nur eine Odyſſee, voll Liebesgeſchichten und Reiſe-Abentheuer.

Daher meine Zahlungs-Unfähigkeit. Die Beſcheidenheit mit welcher ich meine Noth eingeſtehe, wird jeder für's Erhabene empfängliche Leſer gewiß bewundern. Er bedenke nur, mit welchem Rechte ich als ehemaliger politiſcher Schriftſteller ſtolz ſein dürfte, da wir (die andern mit mir), täglich durch unſer Nichtsthun mehr verrichten als die größten Helden der Geſchichte durch ihre Thaten, nemlich: wir ſchützen Völker, Fürſten und

Länder, vor unvermeidlichem Untergange. Jeden Abend beim Entkleiden darf ich die Hand auf das Herz legen und mir ſagen: heute wieder ein Mal haſt du das deutſche Vaterland gerettet, indem du ſchwiegſt! Wahrlich es ſchläft ſich ſanft darauf.

Ein und zwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 11. November 1820.
Mittags halb 1 Uhr.

Ich habe weder Zeit noch Stoff, Ihnen einen langen Brief zu ſchreiben. Ich will nur meine Seele benachrichtigen, wo jetzt ihr Körper iſt. Um zehen Uhr iſt er hier angekommen. Er traf ſeinen Vater hier, der morgen wieder nach Frankfurt reiſt....

Ich ging zu Cotta, gedachte den Genieſtreich zu machen, noch heute alles zu beendigen, um dann morgen unvermuthet und unerwünſcht mit meinem Vater zurückzureiſen. Aber der Himmel ſteht mit Ihnen im Bunde; faſt zwei Stunden unterhielt ſich C. mit mir, über Politik, von unſerem Geſchäfte war aber mit keinem Worte die Rede. Ich wollte nicht davon anfangen und ſo ging ich weg, mit dem Verſprechen, morgen Vormittag wieder zu kommen. — Cotta unterhielt ſich ſehr eifrig mit mir, ich wäre noch da, hätte ich nicht abgebrochen. Es iſt ſonſt ſeine Art nicht, einen Beſuch freiwillig auszudehnen. Ein herrliches Oelgemälde von Sand ſah ich bei ihm, im Gefängniſſe gemalt. Er hat die Hand unter dem Rocke und iſt im Begriffe, den Dolch zu ziehen. Schwarzes Kleid und blutrothe Weſte, ſo wollte es Sand ſelbſt haben. Ueber den Ernſt ſeiner That und ſeiner Lage, mochte er doch nicht verſchmähen, ſich in einer romantiſchen äußern Geſtalt, den Augen der Nachwelt einzuprägen! Er hat ein herrliches anziehendes Geſicht, noch knabenhaft, die Kupferſtiche, die wir von ihm kennen, ſtellen keinen Zug davon dar. —

Meine Reiſegeſellſchaft war ganz erbärmlich. Eine ehrbare Bürgerstochter aus Salzburg, die ausſätzig war; ſonſt war nichts an ihr auszuſetzen als ihre Dummheit. Ein Handwerksburſche, ein Unteroffizier und ein Wagnermeiſter. Ich habe mich faſt zu todt gelangweilt. — — So eben komme ich aus dem Zimmer meines Vaters, mit dem ich mich eine halbe Stunde lang über Oeſterreich und Neapel ſehr freundſchaftlich unterhalten habe. — Ich fürchte, daß ich erſt übermorgen dazu kommen werde, Ihnen einen ausführlichen Brief zu ſchreiben. Morgen habe ich die Gallerie zu ſehen, ins Theater, zur Frau von K. und anderen zu gehen, alle Beine habe ich voll zu thun. Der König und die Königin laſſen Sie grüßen. Adieu. Gruß an Alle.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 11. November 1820.
Abends 8 Uhr.

Ach, es giebt doch kein größeres Glück, als das Glück, nicht geſtillter, aber beruhigter Sehnſucht! Wie ganz anders iſt mir's jetzt, als im vorigen Jahre, da ich nicht blos meine Entfernung von Ihnen, ſondern auch die Ihrige von mir zu beweinen hatte..... Vorhin wollte mich eine Art Heimweh anwandeln..... da trank ich aber einen Schoppen Wein und aß Kaſtanien dazu, und alles war vorüber. — Nachdem ich meinen Brief an Sie auf die Poſt gegeben, ging ich zu einem hieſigen Handelsmann, an den ich eine Empfehlung hatte. Dieſer nahm mich überaus artig und freundſchaftlich auf, und ſchlug mir gleich vor, mich ins Muſeum einzuführen. Dabei bemerkte er (horchen Sie auf!), er bedauere ſehr mich nicht ſelbſt dahin begleiten zu können, da er ſehr beſchäftigt ſei, weil er vor einigen Wochen das Unglück gehabt habe, ſeine Zahlungen einſtellen zu müſſen; er wolle aber einen von ſeinen Leuten mit mir ſchicken. Dieſe Natürlichkeit und Unbefangenheit nahmen mich ſchnell für ihn ein. Er führte mich in ſeinem Hauſe herum; da iſt alles voller köſtlichen Gemälde, Bildwerke, Bücher. Er iſt ein ſehr kenntnißvoller Kunſtfreund. Sein Banquerott war mir ſehr erklärlich. Er will mich mit Haug, Uhland, der Herausgeberin des Morgenblatts und Andern, bekannt machen. — Die Leſegeſellſchaft nimmt ein ſehr großes Lokal von, wie ich glaube, zehen Zimmern ein. Alle möglichen Blätter. Im Morgenblatte ſteht bis jetzt mein Aufſatz noch nicht. Die Madame Huber (erwähntes Herausgeber-Weibchen), ſoll eine kurioſe Frau ſein. Mein genialer Kunſtfreund und Geldfeind erzählte mir ein langes, breites und dickes von ihr, konnte ſie und ſich aber nicht faßlich machen. Ich bemerkte: aus dem was ſie in meinen Aufſätzen für das Morgenblatt geſtrichen, ſcheine ſie eine prude zu ſein. Ja, ja, erwiederte er, das iſt das rechte Wort, ſo iſt ſie. — — In Heilbronn (der Weg hierher führt durch), hatte ich ein höchſt wundervolles Abentheuer, aber deſſen verdrüßliche Folgen mich ſehr beunruhigen. Ich bedarf Ihres Rathes ſo ſehr als Ihrer Theilnahme, liebe Freundin. Es war acht Uhr Morgens, als ich dort ankam. Mein Mantel war in der Naht, faſt eine halbe Elle lang durchgeriſſen, ich ließ mich daher zu einem Schneider führen. Der Mann, etwa ein Funfziger, ſieht eher einem Landgeiſtlichen ähnlich, voller Würde und Milde im Geſicht. Das Wohnzimmer verrieth Behaglichkeit. Er hieß mich ſitzen, bis die Arbeit fertig ſei. Sie trinken wohl ein Gläschen Kirſchwaſſer, ſagte er, die Nacht war kalt. Ich nahm es an. Darauf rief er die Küche hinab ſeiner Tochter etwas zu, das wahrſcheinlich auf das Frühſtück Bezug hatte. Herein trat ein ſechszehnjähriges Mädchen, ſo ſüß, ſo himmliſch, ſo duftend, wie ſie wahrlich noch kein Dichter gemalt hat. Die Farbe ihres Kleides konnte ich nicht unterſcheiden, denn es dämmerte noch etwas, aber ein ſchwarzer oder dunkler grüner ſammtner Mieder, geſchlitzt auf altdeutſche Art ſtand ihr gar zu lieb. Ihr Haar bedeckte ein gelbes Netz, und durch deſſen Maſchen waren die Zöpfe auf ganz eigne Weiſe geflochten. Einen zinnernen Teller mit Flaſche, Glas und Bretzeln in beiden Händen tragend, trat das Mädchen vor mir hin. Es machte mit niedergeſchlagenen Augen einen Knix und ſprach: Wohl bekomm es Herr. Ich danke liebes Kind, ſagte ich und wollte zugreifen. Da fiel plötzlich Teller und alles zu Boden. Das Mädchen that einen fürchterlichen herzzerreißenden Schrei, und ſtürzte mit bleichen Wangen, gebrochnem Auge, wie leblos zur Erde nieder. Sie mochte wohl keine Mutter haben, denn auf das Jammergeſchrei eilte ſie nicht hinzu. Aber der Vater! Der alte Mann ſchluchzte wie ein Kind, warf ſich an ſeiner Tochter Seite und kriſch, daß ſich Holz und Steine hätten erbarmen mögen: O Jeſus Goldkind, was fehlt dir? Was haſt du lieb Kätchen? ... In dieſem Augenblicke trat der Poſtwagen-Conducteur herein, der fluchend und brummend mich zur Eile zwang. Ich war entweder beſtürzt oder auch ſchwach genug, an die wenigen Gulden zu denken, die mir die Verſäumung des Wagens gekoſtet haben würde, nahm meinen Mantel, und verließ die guten Leute in ihrem Jammer. Aber ich litt unſäglich in der Erinnerung. Des Vormittags zehen Uhr kam ich hier an. Ich konnte aus dem Poſthauſe meine Sachen nicht gleich mitnehmen, weil ſie noch nicht ausgepackt waren. Man verſprach ſie mir ins Wirthshaus zu ſchicken. Eine halbe Stunde ſpäter bringt ſie mir der Poſtknecht. Ich bemerkte ihm, daß mein Nachtſack fehle, worauf er mit einem gar ſonderbaren Lächeln erwiederte, mein Bedienter hätte ihn aufgepackt, und ſtände draußen wartend vor der Thüre. Ich erſchrak ſehr, und fürchtete einen Schelmenſtreich. Ich trete vor's Zimmer und finde einen Menſchen in einem Mantel und rundem Hute keuchend mit meinem Sacke belaſtet. Der Poſtbediente ging unterdeſſen weg. Mein Bedienter tritt ein, und — werden Sie mein Erſtaunen errathen? — ich erkenne in ihm das Mädchen von Heilbronn. Um Gotteswillen, fragte ich: was ſoll das bedeuten? Herr, ſagte ſie, ja ich bin Kätchen von Heilbronn, und eure Magd, und ich will euch treu bedienen. Ich wußte nicht, ſollte ich lachen oder weinen, und ich lachte mit thränenden Augen. Ja, lacht nur Herr, ſagte ſie, ich weiß doch, daß Ihr mich liebt und mich zur Frau nehmen werdet. Ich hieß ſie mit geheuchelter Rohheit ſich fortbegeben.....

Sonntag, den 12. November. Abends 9 Uhr.

Ich habe Ihren Brief erhalten, himmliſche Freundin. Ach, mit Schmerz erfahre ich es, meine Abweſenheit hat Sie begeiſtert, Sie ſind aus Luſt und Wonne zur Dichterin geworden; ſo konnten Sie nicht ſchreiben, da ich bei Ihnen war..... Ich ließe Ihren Brief im Morgenblatte abdrucken (es iſt nicht ein einziger orthographiſcher Fehler darin), aber ich bin zu eiferſüchtig, irgend etwas, was von Ihnen kömmt, mit der Welt zu theilen. — —

Nun zu meinem vollbrachten Tagewerke. Bei Cotta wäre es faſt wie geſtern gegangen. Er unterhielt ſich mit mir anderthalb Stunden lang, von allem möglichen. Es ſcheint mir faſt, als wolle er mich auskundſchaften, wozu ich etwa zu brauchen wäre (nicht von Seiten des Geiſtes, ſondern von Seiten des Charakters). Endlich ward ich müde, und brachte das Geſpräch auf die Ihnen wohlbekannte Wage. Er bat mich, ihm ſchriftlich den Abſatz u. ſ. w. zu notiren, und ihn morgen wieder zu beſuchen. Was ich vermuthet, war wirklich ſo. Er will ſeinen Namen nicht als Verleger herausſtellen und ſich darum der Tübinger Handlung bedienen. Er müſſe ſich geniren, ſagte er. In Wien hätten ſie im vorigen Jahre ſogleich erfahren, daß er mir nach Paris geſchrieben.... Allerlei Intereſſantes habe ich von ihm erfahren. Jean Paul ſoll der eitelſte empfindlichſte Menſch von der Welt ſein. Im vorigen Jahre war die Frau von Humbold zugleich mit Jean Paul bei ihm in Geſellſchaft. Jene fragte dieſen: wo er wohne? Dieſes verſtimmte Jean Paul ſo ſehr, daß er den ganzen Abend kein Wort mehr ſprach. Ich erinnere mich, daß die H., die auch gegenwärtig war, mir das nehmliche erzählt hat. Rührt Sie das nicht eher, als daß Sie es lächerlich finden? Voltaire wohnte in einem Dorfe und ganz Europa wußte, daß dieſes Fernay ſei. Cotta hat ein Buch von Jean Paul (grammatikaliſchen Inhalts) verlegt. Dieſes iſt im Morgenblatte von Müllner ſehr getadelt worden. Darüber hat ihm Jean Paul heftige Vorwürfe gemacht, daß er dieſes als Verleger des Morgenblattes geduldet. Das finde ich nun ſehr ſchwach und lächerlich. Voß iſt eben ſo. Mit Brockhaus, der ſeinen Shakeſpeare verlegt, hat er ſich entzweit, weil dieſer etwas für Stollberg hat drucken laſſen. Alſo hätte ich doch einen Vorzug vor den größten deutſchen Schriftſtellern: daß mir kein Tadel wehe thut (der Ihrige ausgenommen, weil Sie die Brodherrin meiner Seele ſind). Zum Prokurator Schott führte man mich, zu einem der Volksredner bei den Ständen. Herr Schott giebt ſich freundlich Mühe um mich. Er brachte mich zum Dichter Uhland. Der ſcheint jünger wie ich. In der Unterredung ſetzte er uns von allem Weine ſeines Geiſtes auch kein Gläschen vor.... — Meine Empfehlung an die Räthin *** habe ich abgegeben, die Frau gefällt mir recht gut. Sie hat ein feines anſtändiges Benehmen. „Mein Freund, ſagte ſie mir, hofft, ich werde Ihnen während

Ihres Aufenthaltes, alles mögliche Angenehme erzeigen; in dieſem Augenblicke kann ich mich Ihnen nicht gefälliger erweiſen, als wenn ich meine Couſine da bitte, uns etwas zu ſingen. Das Mädchen ſang, und wahrlich ſie hätte mir das Herz aus der Bruſt geſungen, wäre eins darin geweſen, comprenez-vous ma belle? Schön iſt ſie aber gar nicht. Als ſie fertig war, frug ſie zweimal den Spiegel, ob ſie mir gefiele? Wie gut wäre es für uns und Euch, wenn ein Theil der Männer blind wäre, ein anderer Theil taub, und ein Dritter blind und taub zugleich; dann fände jedes Mädchen ſei Schätzi.

Dr. Schott zeigte mir das Haus, worin die Ständeſitzungen gehalten werden. Das iſt herrlich eingerichtet, ganz theatraliſch. Wie gerne hätte ich mich auf die Redner-Bühne geſtellt und herabgedonnert: Ihr Miniſter, Ihr Schlingel, heißt das Regieren? Warum gebt Ihr dem Dr. Börne keine Anſtellung mit 12,000 fl. Gehalt? Iſt das Volk um Eurentwillen da, oder um des Dr. Börne willen? Geht mir aus den Augen, Schlingel! — Die Menſchen hier gefallen mir ſehr und gar manches zieht mich an. Ich würde gern hier bleiben, aber Sie ſind mein böſer grauer Staar, Sie würden mir die Sonne ſelbſt verdunkeln, wenn ich ohne Sie darin wohnte. — — Um Gotteswillen, was fange ich mit Käthchen an? Das Mädchen liebt mich bis zum Wahnſinn. Soll ich ſie verlaſſen, ſoll ich ſie in die rohen Hände der Polizei geben? Sie folgt mir gewiß nach Frankfurt, was werden die Leute dazu ſagen? In Heilbronn überhaupt ſcheint alles toll zu ſein. Sie wiſſen, daß dort berühmte Bleichen ſind. Ich kam Abends im Dunkeln vor der Stadt an, und fuhr an einer ſolchen Bleiche vorüber. Da nahm ich wahr, daß mehrere weißgekleidete Geſtalten auf der Wieſe, mit Laternen in der Hand, ſich hin und her bewegten. Ich fragte den Conducteur, was hier bei Nacht geſchähe? und dieſer erzählte mir zu meinem Erſtaunen, daß die wandelnden Geſtalten junge Frauenzimmer von Stande wären, die aus der ganzen Umgegend in Hellbronn zuſammen kämen, um Sommerflecken oder ſonſt einen Fehler der Geſichtsfarbe, wegbleichen zu laſſen. Da ſie ſich nun bei Tage den Gaffern nicht blos geben wollten, gingen ſie, ſobald es dunkel würde, auf die Bleiche und blieben dort bis Mitternacht. In Zeit von acht Tagen würde auf dieſe Art der häßlichſte Teint ſchön gemacht. Aber ſchmerzhaft iſt die Operation, denn das Geſicht wird dabei mit ätzendem Salzwaſſer übergoſſen. Iſt das nicht toll, und ſeid ihr werth, daß euch der Teufel holt? So gut habt Ihr's aber auch nicht, es holen euch nur Männer. — — In Ludwigsburg werden die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken. Die erſte Erratherin dieſes Räthſels bekommt etwas Schönes mitgebracht. Die Auflöſung folgt unten. — — Der Wagnermeiſter, mit dem ich auf dem Poſtwagen reiſte, hat geſagt: „Rechtſchaffenheit giebt Religion, aber Religion giebt nicht Rechtſchaffenheit.“ Iſt das nicht gut geſagt? — In meiner

Satyre über deutſche Poſtwagen habe ich viel geſammelt. — Der Myſticismus und Pietismus herrſcht hier ſehr ſtark. Große Sekten ſolcher Schwärmer haben ſich gebildet. Der Gaſtwirth, bei dem ich wohne (ein junger Mann), gehört auch dazu. Der Menſch hat ſich durch ſeine Narrheit alle Gäſte vertrieben, ſo daß ich mit nur zwei Perſonen zu Mittag eſſe. Abends nach zehen Uhr giebt er keinen Wein mehr. Er läßt zum Frühſtücke aller Hausbewohner (auch der Fremden), Mürbes in Geſtalt eines Kreuzes backen. Ihr ſollt auch ſo ein Kreuz bekommen, ich bringe eins mit. — —

Montag, den 13. November, Mittag.

Ich war wieder bei Cotta. Er meint', es ließe ſich gar nicht einrichten, weil der Band ſchon angefangen habe, ich ſolle ihm indeſſen meine Bedingungen ſchriftlich mittheilen. Dieſes habe ich gethan, und ich werde Morgen die Antwort hören. Allerdings hätte die Uebernahme der Wage für den Verleger Schwierigkeiten. Auf jeden Fall wird das Cotta zum Vorwande nehmen, wenn ihm mein Honorar zu hoch iſt. Ich habe 2000 Gulden gefordert, und ein Douceur für meine Copiſtin. Anders thue ich es nicht. Auch im heutigen Morgenblatte ſteht mein Brief nicht, wahrſcheinlich wird er nicht aufgenommen. Ich werde die Frau Huber beſuchen, es hat mir einer ihrer hieſigen Bekannten, ein Billet an ſie zugeſtellt. Ein Empfehlungsſchreiben an den Redakteur der Neckarzeitung, das ich von Frankfurt mitnahm, konnte ich nicht abgeben, da er einige Stunden weit von hier, in der Feſtung eingeſperrt ſitzt, wegen Preßvergehen. — Nicht ein und ein halb, zwei Millionen iſt Cotta reich, wie ich ſo eben gehört habe, und wenn er meine Wage übernimmt, muß er es in kurzer Zeit zu drei Millionen bringen. —

Auflöſung des Räthſels: In Ludwigsburg werden die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken, denn der Ort hat nur Häuſer auf einer Seite, auf der andern Seite iſt ein Luſtgarten. Wer hat es zuerſt errathen? — — Die Gegend um Stuttgart iſt herrlich. Hohe Berge umgeben die Stadt, bis an die Gipfel mit Wein und Häuſerchen bepflanzt. Hier möchte ich wohnen. Und ſo gute Leute! —

Drei und zwanzigſter Brief.

Stuttgart, Dienſtag den 14. Nov. 1820.
Morgens halb 8 Uhr.

Ich habe geſtern Frau Huber beſucht. Sie wohnt auf Dichterart dem Himmel näher als andere Menſchen, im höchſten Stocke des Hauſes. Sie iſt eine Frau in den beſten Jahren — für den Ehemann wenn er jung iſt, ſo zwiſchen ſechszig und mehr, klein und hager, etwas queckſilbern und ſehr jovialiſch. Sie trägt eine Haube und darüber einen Schleier auf Nonnen- oder Matronenart. Ich habe mich eine Stunde lang recht angenehm mit ihr unterhalten. Sie hatte einen Huſten, der ſie und mich plagte, ſie aber länger. Denn da ſie leiſe ſprach und ich ſie oft nicht verſtand, fragte ich He? worauf ſie ſich anſtrengen mußte und lauter ſprach. Wenn die drei Arzneien, die ſie zu gleicher Zeit einnimmt, nicht ihren Zweck erreichen, ſo hat ſie mir ihren Tod zu verdanken.... Sie macht ſich über alles und Alle luſtig, beſonders über die Mitarbeiter, oder Mitarbeit-Suchenden beim Morgenblatte. Von denen hat ſie mir nun freilich die luſtigſten Dinge erzählt. Bald ſchickt ihr ein Dichter aus Hanau 80 Sonette, 200 Epigramme, ein Dutzend Erzählungen, zum Abdrucke, bald kömmt ein alter Mann weinend zu ihr und klagt, er habe Frau und Kinder zu ernähren — und wolle angeſtellt ſein — und ſo ging es das ganze Jahr. —

Die geſchiedne Frau ***..... Ich hatte ſchon voraus, noch ehe ich ſie geſehen, die größte Hochachtung vor ihr. Denn wenn eine gewöhnliche Frau nur ein einfacher Engel iſt, die ihren Mann beglückt bei der Heirath, ſo iſt eine geſchiedne Ehefrau ein Engel mit vier Flügeln, die einen Mann doppelt glücklich macht, einmal durch das Hinreichen und das andere Mal durch Entziehen der Hand; der dritten Seligſprechung gar nicht zu gedenken, wenn ein ſolcher Doppel-Engel, für einen zweiten Mann zum Drittenmal ihre Hand bewegt. Alſo Ehrfurcht vor Frau *** und dann Bewunderung. Denn ſchön iſt ſie, beim Himmel ſehr ſchön. Höchſtens vier und zwanzig Jahr alt, das Geſicht eine gefüllte Roſe, Zähne wie weiße Rüben oder wie Rettig inwendig, oder wie Vanillen-Eis, oder wie Baumwolle, oder wie Poſtpapier, oder wie Heilbronner Bleichleinwand, oder wie das Dinteſaß das vor mir ſteht, oder wie der Gipfel des Mont-Blanc, oder wie der Brunnen in der Gallus-Promenade. Große, ſchwarze, feurige, lebensluſtige, herrſchſüchtige Augen .... Sie ſagte mir, ich ſei ihr ſchon längſt bekannt und zwar von daher: Im vorigen Jahre habe ſie eine Zeit lang bei *** auf ſeinem Schweizeriſchen Gute zugebracht, und dort ſei oft und mit Theilnahme meiner und meiner Händel gedacht worden, die ich damals hatte. — — Den geſtrigen Abend habe ich bei Dr. Schott zugebracht. Da waren: Uhland, Profeſſor Liſt und andere. So liebenswürdig, ſo beredſam, ſo witzig, war ich noch nie geweſen, ich war mit geübten Volksrednern zuſammen, habe aber alles überſprochen. Ich habe ergözt und war es alſo auch. Hier könnte ich nicht blos eine Rolle ſpielen, wie Ihr zu ſagen pflegt, ſondern wirklich viel ſein, thun, erreichen und gelten. Ich könnte — wenn Sie nicht wären.... Präcis acht Uhr war ich politiſch und verließ die Geſellſchaft früher als die Andern, um Raum und Zeit zu laſſen, ſich wechſelſeitig die gute Meinung über mich mitzutheilen.....

Abends 9 Uhr.

Cotta habe ich heute gar nicht ſprechen können. Es wäre recht ſpaßhaft, wenn ich zurückkehrte ohne meine Sache zu irgend einer Entſcheidung gebracht zu haben. Offenherzig geſprochen, es fällt mir ſelten ein, weswegen ich eigentlich hergekommen bin. Ich bin der Hans ohne Sorgen. Ich lebe und zeche nach Herzensluſt. Mit meinem Gelde habe ich eine eigne Einrichtung getroffen, damit ich mich nicht verleiten laſſe, es zu zählen und Haus zu halten. Ich habe es gelegt in meine Pelzmütze, welche liegt im meiner Kommode. Oben darauf habe ich gelegt eine Weſte, dann die Albaneſerin, dann einen Band des Converſationslexicons, dann ein Paket Taback, oben darauf ein Schnupftuch. So kann ich nicht durchbringen, baare Ausgaben habe ich wenige (es wird alles auf Rechnung geſetzt), und ſo erſpare ich mir die Ueberraſchung, entweder des Mangels, oder des Ueberfluſſes. — Das königliche Schloß habe ich geſehen, ich Narr! Nur um Ihrentwegen geſchah es. Ich war in Wien, Berlin, Dresden, Paris; nie kam es mir in den Sinn, einen Pallaſt zu ſehen. Anderthalb Stunden bin ich durch Zimmer gelaufen. Welche Pracht, welche Herrlichkeit — und Sie wiſſen, wie ich darüber denke. Meine Fauſt war geballt. Der Kaſtellan dachte, es wäre das Trinkgeld darin; aber nichts war darin eingeſchloſſen, als mein Grimm gegen alle Fürſten, Großen und Ueberreiche. Liebe Freundin, wir beide vereinigt, ſind gewiß reich, aber in manchem Zimmer ſind die Möbel ſo koſtbar, daß wir ſie nicht bezahlen könnten. Ich habe eine goldne Toilette geſehen, die wenigſtens 50,000 Gulden werth iſt. Ein Bett für Napoleon verfertigt, worin er eine einzige Nacht geſchlafen, mußte nach meiner Schätzung 4000 Gulden gekoſtet haben. Zwei der größten Seidenhandlungen in Frankfurt ſind nicht ſo viel werth, als der Sammt und die Seide, die zu Tapeten verwendet ſind. Ein einziger Kamin, in Paris gemacht, hat 40,000 Franken gekoſtet. Die Uhren ſollten Sie ſehen, die künſtlichen, die muſikaliſchen, die Wetteruhren. Ich trat in einen Saal, da ſprang mir ein Spitz bellend entgegen. Es war ein Uhrwerk. Eine andere Uhr ſtellt eine porzellanene Frau vor in Lebensgröße und mit Lebensfarben.

Der Mund ſteht ihr offen, und man ſieht die zwölf Vorderzähne, die von 1 bis 12 numerirt ſind. Des Morgens um 6 Uhr iſt der Mund zahnlos. Mit der 7ten Stunde nimmt ſie aus einem Toilettenkäſtchen den Zahn Nr. 1 und ſetzt ihn ein; ſo fort alle zwölf bis Abends 6, wo der Mund voll iſt. Mit 7 Uhr Abends nimmt ſie den Zahn 1 aus dem Munde und legt ihn in ein Käſtchen links, und ſo fort alle. Morgens 6 Uhr iſt ſie wieder zahnlos. Die Uhr geht 6 Tage. — An einer Wetteruhr kömmt, wenn es Regen giebt, ein Männchen mit einem Schirm, wenn es ſchneien ſoll, mit einem Mantel, und wenn es ein Gewitter giebt, mit einem Gebetbuche zum Vorſchein; und das 12 Stunden vorher. Eine andere Uhr ſtellt einen alten Mann vor, der jede Stunde eine Tabacksprieſe nimmt, und ſo oft nießt, als die Stunde macht. — Ein Exemplar von Büffons Naturgeſchichte in vier und zwanzig Folio-Bänden habe ich geſehen, die auf milchweißen Atlas gedruckt waren. Die Kupfer waren ſämmtlich in Seide geſtickt. — Ein Saal, 50 Fuß lang und 21 Breit, iſt auf dem Boden, mit einem einzigen Spiegelglaſe belegt. Es iſt ſo dick und haltbar, daß man darauf tanzen kann. Die verſtorbene Königin von Würtemberg hat es von ihrem Bruder dem Kaiſer Alexander zum Geſchenke erhalten. Der Spiegel hat zwei Millionen Rubel gekoſtet. — Nur wenige Zimmer (acht) die der König mit ſeiner Familie bewohnt, werden nicht gezeigt. Ich kam bis an dasjenige, worin ſich die Prinzeſſinnen aufhalten. Ich machte den Würmchen durch's Schlüſſelloch eine Liebeserklärung. Ich ſah ſie Brei eſſen aus geſchmolzenem Silber — von wollte ich ſagen. — — Mittag war ich bei *** zu Gaſte. Die Frau muß in ihrer Jugend ſchön geweſen ſein. Viel Anſtand und die Gabe vorzuſtellen, viel Hofton. Sie weiß alles zu fragen und alles zu beantworten. Es freut, immer ſchickliches Betragen zu ſehen, und ſicheres Auftreten. Herrſchſüchtig iſt ſie, und ſie ſcheint gewöhnt zu befehlen. Aus der Art, wie ſie mit den Bedienten umgeht, kann man ſchließen, daß der Mann unter dem Pantoffel ſteht. Da ſie fein iſt, macht ſie auch fein. Sie ſchlug mir die Wahl vor, mit ihr den Abend ins Caſino zu gehen, oder ins Conzert. Ich wußte mir nicht zu helfen, und antwortete: ich werde da am liebſten ſein, wo ich Sie finde. Beim Weggehen verließ ich das Zimmer und vergaß meinen Hut. Ich wurde von ihr zurückgerufen. „Sie ſehen, ſagte ich, daß ich von einem Gelehrten wenigſtens die Zerſtreuung habe.“ „Auch das Andere,“ erwiederte ſie. — —

Den 15. November.

...... Im Conzerte wurde aufgeführt, Drydens bekannte Cantate: die Macht der Töne, aber nicht mit der Händel'ſchen Muſik, ſondern mit der von Winter. Gar nicht ſchlecht. — —

Alſo Jean Paul*) gefällt Ihnen? Deſto beſſer. Ich nehme immer gern mein Urtheil vor dem

---

*) Palingeneſien. A. d. H.

Ihrigen zurück, dieſes Mal am liebſten. Jean Paul war mein Geheimer-Rath, bei dem ich in jeder Noth, Verſtand ſuchte und fand, ich hätte ihn ungern ſeiner Stelle entſetzt. Der zweite Theil iſt ſchöner als der erſte und ſehr unterhaltend. — Stellen Sie ſich meinen Jammer vor, ich muß der Frau ***, wenn ich Abſchied von ihr nehme, die Hand küſſen. Sie hat es gern und es iſt bei ihr ein ſichereres angelegtes Kapital als bei Oeſterreich. Ich muß mich dazu verſtehen. — Ihre Phantaſien auf der Bergſtraße ſind ein wahres Meiſterſtück, oder eigentlich, da Sie eine Jüdin ſind, ein Probeſtück, denn nach der neuen Juden-Ordnung, die der Geſetzgebende Körper gemacht hat, wird die Probearbeit die jüdiſche Handwerker, ehe ſie das Meiſterrecht erhalten, verfertigen müſſen, nicht wie bei den Chriſten Meiſterſtück, ſondern Probearbeit genannt. Im Ernſte, liebe Freundin, ich will Ihnen nicht ſchmeicheln, aber Ihr ganzer Brief iſt herrlich geſchrieben. Schon in der Orthographie herrſcht eine Vollendung, wie ſie nur allein Göthe beſitzt. Für den leeren Raum, den Sie in Ihrem Briefe gelaſſen, werde ich mich rächen. Sie ſollen eine noch größere Lücke dafür erhalten. — So eben komme ich von Cotta zurück. Die Sache iſt ſo weit in Richtigkeit..... Auf jeden Fall erlange ich gleich zwei Vortheile. Erſtens, daß die Wage hier mit einer ſehr liberalen Cenſur gedruckt wird, und zweitens, daß Cotta für den Abſatz ſorgt. Ein dritter Vortheil iſt noch der: daß ich mit den Druckkoſten nicht ſo ſehr ins Gedränge komme. Cotta ſcheint große Centnerſtücke auf mich zu halten. Wir haben viel und oft mit einander geſprochen, er wollte mich nie fortlaſſen. Ich gab ihm die vollſtändige Wage. Er hat jetzt erſt viel darin geleſen und großen Beifall gezeigt.... Frau Huber, ſagte mir Cotta, trage Bedenken, meinen letzten Bericht abzudrucken, ſie fürchtet, die Frankfurter Frauen möchten es übel nehmen. Ich verſicherte ihn des Gegentheils. Vielleicht erſcheint der Aufſatz*) alſo doch noch. Habe ich nur einmal meine Schuld an Cotta abbezahlt, da ſchicke ich gewiß nichts mehr ins Morgenblatt. Da wäre ich ja ein Narr, wenn ich mich der Cenſur einer alten Frau unterwerfen wollte. Ihre eigne Cenſur, liebes Kind, laſſe ich mir auch nicht länger gefallen, als bis Sie das vierzigſte Jahr erreicht haben. In Schwaben werden die Männer mit dieſen Jahren erſt klug, die Frauen aber überall, haben nicht länger ihr bischen Verſtand, als ſie lieben und geliebt werden.....

---

*) S. Briefe aus Frankfurt in den geſammelten Schriften Band v. S. 306. Stuttgarter Ausgabe. A. d. H.

Vier und zwanzigſter Brief.

Stuttgart, Freitag den 17. Nov. 1820.

— — Heute Nachmittag um drei Uhr trete ich die Wandrung nach meinem Oſten an. Man ſagt mir, der Wagen hielte ſich lange in Bruchſal auf, der Himmel mag alſo wiſſen, wenn die Poſtſchnecke nach Frankfurt kömmt. Vielleicht erſt Sonntag in der Nacht, wahrſcheinlich aber früher. Daß Sie alſo ſich nicht unterſtehen, von Mittag zwölf Uhr an auszugehen, noch einen von Ihren Bekannten ausgehen zu laſſen. Ich werde vor dem Eſſen noch wenig mehr ſchreiben können. Das Wichtigſte alſo zuerſt. Sie und ich, wir ſind beide einer großen Gefahr entgangen. Hören Sie.

Geſtern Abend komme ich zu * * * mich zu verabſchieden. Da fragt mich die Mutter: Wann reiſen Sie? Ich. Morgen. Sie. So! Ich hatte eine große Spekulation mit Ihnen. Ich guter einfacher Menſch denke: was wird es anders ſein, ſie wollte mich zum Eſſen einladen! Alſo ſage ich in meiner Unſchuld: Sie ſind zu gütig. Aber was war es? Ich ſollte ihre jüngere Tochter mit nach Frankfurt nehmen, ein achtzehenjähriges ſchönes und gar gutes und liebes Kind. Ja, fuhr ſie fort, wenn Sie bis Sonntag hier geblieben wären? Ich — (der Platz auf dem Poſtwagen war ſchon genommen und bezahlt, ich ſehnte mich zurück, ich hatte hier nichts mehr zu verrichten) — aber ich war göttlich groß, ein Strahl der Tugend fuhr durch mein Herz (wahrlich es iſt Ernſt) ich bedachte, wie ſich das Mädchen ſchon Jahre lang auf die Reiſe gefreut, wie ſich noch nie eine Gelegenheit gefunden, welchen Kummer ſie einige Wochen früher gehabt, da, als ſie ſchon im Wagen ſaß um nach Frankfurt zu reiſen, ihre Begleiterin plötzlich ein Hinderniß bekam — ich bedachte das alle und antwortete: Wie gerne warte ich bis Sonntag. Nun Freundin, fühlen Sie meine Angſt. Mit einem Mädchen zu reiſen, das einem nicht blos fremd iſt, ſondern auch bekannt, und gegen die man artig ſein muß, und nicht einmal allein mit ihr zu reiſen, ſondern in Begleitung eines Kammermädchens, das iſt zu viel für einen ſterblichen Doktor. Aber der Himmel half. Entſchieden war die Sache noch nicht. Das Mädchen hatte vor einiger Zeit einen Catarrh gehabt und die Großmutter erlaubte nicht, daß ſie bei dieſem Wetter reiſe. — Es wird geklingelt. Adieu. Sagen Sie der G. ſie ſoll am Fenſter warten, Sonntag, und mich vorbeifahren ſehen.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Bruchſal, den 18. November 1820.
Samſtag Vormittag 11 Uhr.

....Um neun Uhr kam ich hier an. Ich wußte wohl und hatte es Ihnen auch geſchrieben, daß der Wagen lange hier liegen bleibt, aber ſo lange, wer konnte das denken? Morgen Vormittag um zehen Uhr geht er erſt weiter, alſo ein ganzes Tägelchen von vier und zwanzig Stündelein muß ich hier ſchmachten, und erſt Montag Abend komme ich nach Hauſe.... Geſungen habe ich vor Aerger. Viel könnte ich Ihnen ſchreiben, denn Zeit habe ich genug, auch Stoff und Luſt gewiß, aber ich bin gar zu ſchläfrig, bin die Nacht durchgefahren. Da ich von Stuttgart abreiſte, hätte ich nicht gedacht, daß meine Freude, Sie wiederzuſehen, noch größer werden könnte, aber ſie iſt es geworden durch die Zögerung. Von Boiſſerée, von Dannecker, von Stuttgart überhaupt, wie gut es mir dort gefallen, wie gern ich daſelbſt wohnte — mündlich. — — Haben Sie in den neueſten Blättern der Abendzeitung geleſen, was von mir geſagt worden? Das poetiſche Vieh iſt wahrſcheinlich ***. Das Diſtichon hat keinen Sinn, und wenn ja einen, ſo iſt es der: Ich wäre ein Galgenſtrick... Adieu. Nicht einmal enden kann ich dieſe Seite nur.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Stuttgart, Mittwoch den 22. Auguſt 1821.

Ich zweifle, daß ich Ihnen heute viel werde ſchreiben können; zwar geht die Poſt erſt den Abend weg und jetzt iſt noch nicht acht Uhr Morgens (um ſechs kam ich an), aber ich will ſogleich ausgehen, mir ein Privatlogis zu ſuchen und ſonſt nöthige Beſuche zu machen. Ganz munter bin ich und gleiche einem jungen Menſchen, der zum erſtenmale das väterliche Haus verläßt, mit den ſchönſten und kühnſten Vorſätzen. Ich weiß, wie Fehler und Tugenden zuſammenhängen und ſich nachziehen, und daß mir nichts fehlt als Sparſamkeit.. Auch habe ich auf der Herreiſe ſchon einen guten Anfang gemacht und dem Poſtillon kein größeres als das taxmäßige Trinkgeld gegeben. Das Schickſal ſtrafte mich dafür und ſagte: Schuſter bleib bei deinem Leiſten, das heißt — ſei nicht ökonomiſch; denn als ich nach Trübſal kam, bemerkte ich, daß ich meinen Hut verloren, und ich muß mir hier einen neuen kaufen, welches 8—9 Gulden koſtet. — Von Frankfurt nach Bruchſal begleitete mich diesmal eine wirkliche Franzöſin, keine erdichtete wie in der Poſtſchnecke. Sie ſprach unaufhörlich und iſt eine wahrſcheinliche Gouvernante geweſen, denn nicht allein Veſuv und Aetna kamen aus ihrem Munde, zu welcher Bergeshöhe ſich auch wohl andere Frauenzimmer erhoben, ſondern auch das Wort Hekla, wovon ſelten ein Frauenzimmer etwas weiß.

— In Bruchſal mußten wir ſieben Stunden liegen bleiben und ich hatte dort trübſelige Gedanken. Sonſt ſind wir ſehr ſchnell gefahren. Der nemliche Conducteur aus der Poſtſchnecke war beim Wagen, und der Narr hat mich nicht geprügelt! — In Darmſtadt fand ich in der Wirthsſtube den Catalog einer dortigen Leihbibliothek und darin, was folgt:

Nr. 3754. Die Wage, eine Zeitſchrift für Bürgerleben, Wiſſenſchaft und Kunſt. Herausgegeben von Dr. Ludwig Börne.
" 3755. 2ter Band.
" 3756. 3ter Band.
" 3757. 4ter Band.
" 3758. 5ter Band.
" 3759. 6ter Band.
" 3760. 7ter Band.

Hier war die Welt mit Brettern vernagelt, und da ſehen Sie, daß nur allein $^{1}/_{12}$ meiner Schriften und meines Ruhms, in Darmſtadt faſt eine ganze gedruckte Seite einnehmen! Blaſen Sie die ſieben Bände um, wenn Sie können. — In Heidelberg geſellten ſich zwei Bonner Studenten zu uns. Als ſie erfuhren, daß ich aus

Frankfurt ſei, fragte mich der Eine: „Nicht wahr, der Börne iſt jetzt wieder in Frankfurt?“ Ich antwortete: Nein, denn ich bin es ſelbſt. Er ward ganz roth vor Ueberraſchung .... — — Adieu. Bald wieder.

Wenn in Frankfurt eine Dummheit oder Schlechtigkeit vorfällt, und Sie ſchreiben mir nichts davon, dann iſt es aus mit uns. Ich brauche Zähne für meinen „Bullenbeißer.“

Ich hatte vergeſſen zu ſchreiben, daß ich im König von England logiere, und dahin die Briefe zu adreſſiren ſind.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 23. Auguſt 1821.

Cottas Frau liegt am Tode, das ganze Haus iſt in Verwirrung, ich werde alſo in geraumer Zeit nicht von Geſchäften mit ihm reden können. — — So ſchönes Wetter giebt es nicht in der Welt mehr, als ich ſeit meiner Abreiſe von Frankfurt genieße. Kein Wölkchen von der Größe meines Herzens, Himmel für Himmle, das iſt ſchon viel. — Geſtern Mittag nach dem Eſſen trat einer der Gäſte zu mir, mit den Worten: „Um Vergebung, nicht wahr ſie ſind ein Geiſtlicher?“ (wahrſcheinlich weil ich ſchwarz ausſah.)“ „Gerade das Gegentheil,“ vergaß ich ihm zu antworten, ſondern ich ſagte: „Nein, es iſt ja ſehr unbequem, ein Geiſtlicher zu ſein,“ und wandte ihm und dem Geſpräche den Rücken zu. — Ich nehme nicht gern Abſchied und habe es darum auch bei O. nicht gethan. Entſchuldiget Sie mich bei ihnen und ſagen ſie, ich nähme nur da gern Abſchied, wo ich gern Abſchied nehme. — Schicken Sie doch jemand in meine Wohnung und laſſen Sie ſich die Briefe und Billette, die etwa an mich gekommen ſein möchten, ausliefern öffnen Sie dieſelben und ſchreiben Sie mir kurz den Inhalt, oder wenn es nöthig iſt, ſchicken Sie mir ſie. Wenn es ſein kann, wäre das Poſtgeld zu erſparen.

Den 25. Auguſt.

— Die Wanderjahre habe ich zu Ende geleſen. Das Buch iſt beſſer als Sie meinen, und ich werde mich jetzt daran machen, es zu recenſiren. Auch da iſt es vortrefflich, wo es, wie im ganzen zweiten Theile, nicht mehr von Göthe ſpricht, und man durch die geiſtreiche Bosheit des Verfaſſers nicht mehr verblendet werden kann. Ich habe über Kunſt und Lebenskunſt nie ſchönere Sachen geleſen. Der Verfaſſer war noch großmüthig gegen Göthe, er hätte ihn vernichten können, wenn er gewollt hätte. Er hat nur das Rappier gebraucht, ſtatt des Schwerts.

— — Ich bin geſtern in die Leſegeſellſchaft aufgenommen worden, die Frankfurter werden ſchaudern, wenn ſie es erfahren. — Es fallen Kanonenſchüſſe. Ich zähle ſie, es ſind nur zwanzig. Alſo die Königin iſt mit einer Prinzeſſin nieder gekommen. Man hat einen Kronprinzen erwartet, und dann wäre hundert und einmal geſchoſſen worden. Jetzt weiß das unglückliche Land immer noch nicht, wo es in dreißig Jahren einen Menſch findet, der ſo gefällig ſein wird, es als König zu beherrſchen. Aus meinem Fenſter (ich wohne in der Nähe des Schloſſes) ſehe ich die rothen Hofbedienten laufen. Die Friſeurs haben alle Beine voll zu thun und zappeln gewaltig. Welch' ein ſchöner Perückenmacher-Morgen! —

Ich habe endlich ein Logis gefunden. Zwei Zimmer, ſehr ſchön, mit der Ausſicht ins Freie koſten monatlich nur zehen Gulden. In Frankfurt zahlte ich funfzehn. Es iſt aber freilich ſehr natürlich, daß in der Stadt, wo Sie wohnen, alles theuer iſt. Das Abonnement des Mittagstiſchs mit Wein, im beſten Wirthshauſe koſtet 42 Kreuzer (in Frankfurt 1 Gulden). Ich werde alſo hier ein reicher Mann werden. Ich komme mir vor wie ein engliſcher Prinz, der auf Reiſen geht, um zu ſparen.

Aber daß ich mich gleich mit Ihnen auf einen reſpectabeln Fuß ſetze — ich ſchreibe Ihnen nie eher, als bis ich auf meinen vorigen Brief jedesmal Antwort erhalten habe. Herüber und hinüber, das muß gehen wie im Dreſchertakt. Meine Briefe liegen noch in den Windeln, ſie werden aber ſchon wachſen ....

Acht und zwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 26. Auguſt 1821.

...... Und Sie haben wirklich an die Poſtſchnecke gedacht und waren beſorgt um mich? Was hätte der zu fürchten, der Sie verläßt, das Schlimmſte iſt ihm ſchon widerfahren! Da Sie über den Verluſt meines Hutes gelacht haben, ſo wage ich, Ihnen noch etwas Anderes zu geſtehen. Ach, meine ſchwarz ſeidne Weſte iſt ſo zerriſſen, daß ich ſie nicht mehr tragen kann. Die rohe Seide hing mir geſtern am Leibe herab, daß ich ausſah wie eine Lyoner Fabrik. Iſt das aber auch ein Wunder? Trägt man eine ſo gute Weſte auf dem Poſtwagen? Ach..., und meinen guten

Feuerſtahl, den ich mir vor meiner Abreiſe bei Crede gekauft, habe ich auch verloren, oder vielleicht in Frankfurt liegen laſſen. Ach.., und mein Herz habe ich auch verloren, geſtern im Schloßgarten — ſie hatte aber auch gar zu große Aehnlichkeit mit Ihnen, ſie hat ſich vor zwei jungen Enten gefürchtet, die ihr nachgelaufen ſind, und da habe ich huſch! gerufen und habe ihren Füßen das Leben gerettet, da dankte ſie mir mit thränenden Augen, ich konnte nicht widerſtehen. —

Von *** haben Sie mir nicht geſchrieben. Wenn es ſchlimmer mit ihm werden ſollte, möchte ich nicht plötzlich erfahren, daß er geſtorben iſt, darum geben Sie mir Nachricht. — Heute Morgen habe ich in Cannſtadt mit *** gefrühſtückt. Sie lebt dort im Bade. Ich kann Ihnen nicht genug beſchreiben, wie ſchön es da iſt. — Geſtern Nachmittag begegnete mir im Freien ein Engländer zu Pferde, in der rechten Hand einen Teller tragend, worauf ein gefülltes Wein-Glas ſtand. Er hatte um hundert Napoleon gewettet, eine Stunde lang zu reiten, ohne einen Tropfen Wein zu verſchütten. Da er langſam ritt, ſo folgten eine Menge Menſchen hinter ihm her. Er verlor die Wette durch eine Liſt ſeines Gegners. Dieſer hatte nemlich veranſtaltet, daß ein Eſel mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe und Brille auf der Naſe, plötzlich über den Weg kam. Darüber mußte der Reiter lachen und das Glas ſchwabbelte über. Die ganze Stadt iſt entzückt von dieſer Tollheit. — Es erſcheinen zwei Bände Nachträge zum Converſations-Lexicon, worin auch ich vorkomme, wie mich ein Bekannter verſichert, der das Verzeichniß der neuen Artikel in der Ankündigung geleſen hat. Was wird von mir geſagt werden? Ich freue mich auf jeden Fall, daß meine Biographie nicht von Ihnen verfaßt worden iſt. —

Geſtern habe ich die Frau Huber beſucht und ihr einen Artikel für's Morgenblatt gebracht, ein ganz kleines Artikelchen, mit einem ſtillen Gedanken können Sie es umblaſen. Ich fürchte aber, es wird nicht aufgenommen, wegen einer politiſchen Neckerei die darin ſteht....

Die Huber iſt eine recht angenehme geſchwätzige Frau, auch geiſtvoll, ſo viel es eine Frau ſein kann. Sie kömmt in alle großen Zirkel wegen ihrer Unterhaltungsgabe, und ſie wird von allen Fremden beſucht. Ueber meine Artikel im Morgenblatte, hat ſie ſich ſehr lobpreiſend ausgelaſſen, ſie ſagte, es wäre alles immer darauf geſpannt geweſen, und ihr ſelbſt hätten immer die Manſchetten gewackelt beim Leſen. Den Epigrammatiſten Haug habe ich bei ihr getroffen und kennen gelernt. Er iſt ein alter dicker Mann, und ſie redete ihn immer an: Holdeſter Haug! — Ich habe ſchon mehrere Bekanntſchaften mit Gelehrten gemacht, und Einladungen erhalten, habe aber noch keinen beſucht. — Weiß man in Frankfurt, daß ich nicht mehr zurückkomme, und was ſagt man dazu? Ich habe mir geſchworen, nicht eher zurückzukehren, als bis ich Ihnen zwei und funfzig Briefe werde geſchrieben haben und auch dann nicht, wenn es ſich einrichten läßt, uns an einem dritten Orte zu ſehen. Warum ich gerade bei Annäherung des Winters Sie verlaſſen habe! Schon lagern ſich die Herbſtnebel auf den Bergen, die ich aus meinem Fenſter ſehe, und nur bei Sonnenſchein vergeſſe ich Sie zuweilen. — ....Da iſt Ihr Brief. Unorthographiſcher Engel, ſchreiben Sie mir nur ja recht viele Fehler, wenn Sie mich glücklich machen wollen, aber immer nur ſolche, wo Sie Buchſtaben zu viel ſtatt zu wenig ſetzen, dadurch werden Ihre Briefe größer. Ich habe den Namen derjenigen Perſon, die Sie beſucht und Ihnen erzählt hat, daß ihr Mann den Jean Paul leſe, mit aller Mühe nicht heraus buchſtabiren können; Sie müſſen deutlicher ſchreiben, Frau Adelung! —

Daß ich ins Converſations-Lexicon komme, iſt keine ſonderliche Ehre. Ich habe geſtern das Verzeichniß der neuen Artikel geleſen. *** und dergleichen Menſchen kommen darin vor. — Vielleicht ſchreibe ich wirklich einen zweiten Theil der

Poſtſchnecke. — Es thäte mir leid, wenn ich jetzt ins Frankfurter Leſekabinet aufgenommen würde, wozu Dr. Elſäſſer Hoffnung giebt. Ich hatte mir vorgenommen den Herrn den Text zu leſen.

Die Huber hat gewaltig losgezogen gegen die Wanderjahre, ich aber war mäuschenſtill, ich liebe das mündliche Widerſprechen nicht.

Neun und zwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 3. September 1821.

Meine Berge glänzen in der Morgenſonne, und meine Augen in der ſchönſten Hoffnung, denn heute kann ich einen Brief von Ihnen erhalten. Ich habe wenigſtens drei gute Tage in jeder Woche, den Einen, an dem ich Ihnen ſchreibe, den Zweiten, wenn ich weiß daß mein Brief ankömmt, und den Dritten, wenn ich den Ihrigen erhalte. Aber das ſoll nicht heißen, daß Sie mir alle acht Tage nur einmal zu ſchreiben brauchen, ſelbſt die Waiſenkinder in Frankfurt werden zweimal in der Woche ſpazieren geführt. Doch vom Nöthigſten. Ich platze nächſtens. In meinem

Teſtamente vermache ich Ihnen aber meine ſchöne Leber. Die Spannung zwiſchen meinen Knopflöchern und meinen Knöpfen wird täglich größer, und ich ſehe, daß eine förmliche Eheſcheidung nicht ausbleiben kann. Die geröſten Spätzler allein hätten das nicht gethan, aber der Träubcheskuchen und die hundert andern Herrlichkeiten, die ich täglich in mein Fleiſch und Blut verwandle! Was Shakeſpeare unter den Dichtern iſt, was Sie ſind unter den Frauen, das iſt der hieſige Wirthstiſch im König von England unter den Wirthstiſchen. In den zwölf Tagen, daß ich hier bin, habe ich nicht einen Tag gegeſſen, was den Andern. Die mannichfaltigſten Suppen, die ausgeſuchteſten Mehlſpeiſen, das herrlichſte Deſſert, in ſteter Abwechſelung. Es iſt ſchon viel wieneriſche Sinnlichkeit hier, man ſieht Dickbäuche und glänzende mit Butter geſchmierte Geſichter. Auch viel ſüdliche Lebhaftigkeit. Unter den etlichen dreißig Menſchen am Tiſche iſt ein ſolcher Lärm, als man in Frankfurt nicht hört, wenn viele hundert beiſammen ſind. Die ſchwäbiſche Mundart, die hier jedermann ſpricht, läßt mich gar nicht aus einer gewiſſen Täuſchung kommen. Bei uns redet jeder gebildete Menſch hochdeutſch, wenn ich mich nun hier mit Unbekannten unterhalte, die etwa wie Sachſenhäuſer ſprechen, nicht ſo ſchlecht, aber ſo eigenthümlich in der Ausſprache, dann wundere ich mich immer wieder von neuem, zu erfahren, daß es Gelehrte waren.« —

Ich bin fleißig, ein meiſterhafter politiſcher Aufſatz wird heute geendigt. Noch in dieſer Woche werde ich die erſten Bogen für die Wage nach Tübingen ſchicken. Ich laſſe ein Doppelheft drucken, und wo möglich nur eigene Sachen. Doch habe ich im Nothfall eine ſehr gute politiſche Abhandlung in franzöſiſcher Sprache, die mir jemand in Frankfurt mitgetheilt, und die ich, wenn ich ſie überſetze, mit Noten begleiten werde. Gegen Göthe wird bei Gelegenheit der Wanderjahre losgezogen. Ich ärgere mich nur, daß Sie die Wage nicht früher, als alle Welt werden zu leſen bekommen. Aber noch ſechs Wochen kann die Geſchichte währen.

Einen Profeſſor Lindner habe ich kennen gelernt, der nächſt Weitzel der beſte deutſche politiſche Schriftſteller iſt. Er ſagte mir, Genz in Wien habe ihm geſagt: „einen einzigen politiſchen Schriftſteller habt Ihr unter Euch, der ſeine Sache verſteht, der Dr. Börne.“ Und ferner habe Genz gefragt, wer eine gewiſſe Madame *** wäre, von der man in den kaiſerlichen Erbſtaaten ſo viel ſpräche? Ich ward über und über roth. — So eben laſſe ich mir den erſten Napoleon wechſeln, und ich bekam nicht mehr als 24 Kreuzer Agio. In Frankfurt haben ſie mich 37 Kreuzer gekoſtet,' ich werde alſo an zehen Stück, die ich habe, 2 Gulden 10 Kreuzer verlieren. Ich bin ein ruinirter Menſch! — Mein verlorner Hut iſt wieder da. In Bruchſal wurde der Poſtwagen gewechſelt und ich vergaß den Hut aus dem Wagen zu nehmen, als ich darnach ſah war der Wagen fort. Ich ließ im Poſthauſe meine Adreſſe zurück und vor einigen Tagen ſchickte man mir den Hut. Er war in Karlsruhe und Straßburg und hat mir die ſchönſten Neuigkeiten erzählt. — Wenn kein Brief von Ihnen kömmt, werde ich pöbelhaft. — An meinem Tiſche habe ich einen Serviettenring von Pappe, mit meinem Namen von goldnen Buchſtaben. Wie heiße ich? v. Born, alſo Herr v. Born, merken Sie ſich's. — Erſt einmal war ich hier im Theater, im Joſeph. Da ſang ein gewiſſer Bader aus Berlin. Der ſingt! Ich habe nie desgleichen gehört. Viel beſſer als Wild. — — Da iſt Ihr Brief! Sie können ſich vorſtellen, wie garſtig die Briefträgerin ſein muß, daß ich ihr nicht um den Hals falle und ſie küſſe. Und nun in Ordnung geantwortet, wie ein Philiſter. Sie lernen Geographie und Geſchichte? Sie ſind Närrin genug dazu. Politik brauchen Sie nicht zu lernen, Sie verſtehen die Regierungskunſt nur gar zu gut.

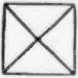
Sie haben eine ganz falſche Anſicht von meinen Verhältniſſen. Ich brauche ja keine beſondere Hülfsquellen, um auch entfernt von Frankfurt leben zu können. Ich kann überall arbeiten und meine Arbeiten werden mir überall gut gezahlt. Nach Paris zu gehen wäre freilich für mich das vortheilhafteſte, denn ſolche Arbeiten, wie ich ſie dort machen kann, ſind hier nicht ausführbar. Bedenken Sie, daß mir Cotta für Correſpondenzen in ſeine Blätter vor zwei Jahren 3000 Gulden jährlich zugeſagt. Aber hier in Stuttgart kann ich natürlich nicht correſpondiren. Auch die Neckarzeitung will mich zum Correſpondenten in Paris annehmen, was ich neben Cotta betreiben könnte.. Dieſes alles abgerechnet, würden in Paris ſelbſt ſich genug Hülfsquellen für mich finden. Ich habe hier die franzöſiſchen Blätter, ſowohl die potitiſchen, als die belletriſtiſchen genau ſtudirt, und habe, ohne mir was vorzuſchmeicheln, gefunden, daß ich beſſer ſchreibe als alle, wenigſtens beſſer als die Liberalen (die Ultra's haben wirklich größere Talente). Auch leben jetzt in Paris Franzoſen von Einfluß, die ich von Frankfurt aus kenne, welche vor zwei Jahren noch nicht dort waren, und die mir, ſchon aus Dankbarkeit für die Gaſtfreundſchaft, mit der ſie als ehemalige Verbannte in Deutſchland behandelt worden, aus allen Kräften forthelfen würden. — —

Sagen Sie dem *** er ſolle ruhig ſein, ich glaube nicht, daß es zum Krieg komme.

Dreißigſter Brief.

Stuttgart, den 6. September 1821.

Es iſt Vormittag, und da ſollte ich eigentlich arbeiten — ich will aber noch den ordentlichen Menſchen ſehen, der, wenn er ſich vergnügen kann, ohne ſein Zimmer zu verlaſſen, nicht zuweilen ſeine Pflicht verſäumte. Ich bin jetzt ſchon an Nr. 5 meiner Briefe, zittern Sie nicht, daß es der 7 zugeht, der böſen 7, über die hinaus ich es in Paris nicht habe bringen können? Als ich damals Nr. 5 ſchrieb, dachte ich noch ſo wenig ans Umkehren, als ich heute daran denke, und wer weiß, was Ihnen bevorſteht. Sein Sie ruhig, ich ſcherze blos, es bleibt bei zwei und funfzig. Sobald Sie dieſen Brief erhalten, laſſen Sie ſämmtliche *** und wer noch ſonſt von der Geſellſchaft iſt, zu ſich kommen, ſetzen ſie um den Tiſch, geben jedem Papier und Bleiſtift, und — hören Sie, was zu thun iſt. Ihr könnt mir 1500 Franken ſchaffen, die ich brauche, um nach Paris zu reiſen, ohne daß es Euch etwas mehr koſtet, als Euch eine halbe Stunde den Kopf zu zerbrechen, woran wenig liegt. Ich habe nemlich geſtern in einer franzöſiſchen Zeitung geleſen, daß ein Freund der Wiſſenſchaften, einen Preis von 500 Franken demjenigen zuſagt, der in einem Zuge und ohne zweimal den nemlichen Punkt zu berühren, folgende Figur zeichnet:



Seid nur ein einziges Mal geſcheid, löſ't mir dieſe Aufgabe ſo hätte ich denn 500 Franken. Ferner hat ein pariſer Bürger einen jährlichen Preis von 1000 Franken für denjenigen beſtimmt, der innerhalb des Jahres die tugendhafteſte Handlung im Departemente der Seine begeht. Am 1. Juli 1822 wird dieſer Preis zum erſtenmale von der Akademie ausgetheilt. Kinder ſeid nicht dumm, beſinnt Euch auf eine tugendhafte Handlung, die nicht übertroffen werden kann, ich eile nach Paris, begehe ſie, und ſtreiche meine 1000 Franken ein. Welch ein Glück, daß ich dieſe wichtigen Sachen in der Zeitung nicht überſehen habe! — Vorgeſtern war ich auf dem Caſinoball, den man wegen der Geburtstagfeier der Königin gab. Ich Narr hatte eine blauſeidene Unterweſte angezogen!.. Sie ſehen, es hilft nichts, Ihre Nähe zu meiden, man kann auch anderswo den Verſtand verlieren. Getanzt habe ich wie ein Gott. Der himmelblauen Weſte konnte kein weibliches Herz widerſtehen. — Haben Sie mein Artikelchen im Morgenblatt geleſen? Mir ſind faſt die Thränen in die Augen gekommen, es iſt das erſte, was ich habe drucken laſſen, ohne es Ihnen vorher zu zeigen. Es muß doch etwas in meinen kleinen Schriften ſein, was Talent zu einem Romane verräth. Der Dichter Haug hat mich auch gefragt, warum ich keinen Roman ſchreibe. Wer nur Zeit, nemlich Geld hätte! — Ich lebe hier wie ein Anachoret. Um fünf Uhr wird aufgeſtanden und bis ſieben Uhr gearbeitet, dann eine Taſſe Thee ohne Zucker und Milch getrunken, dann gearbeitet bis ein Uhr, dann ein Löffel Suppe genommen. Nach Tiſche gehe ich eine Stunde ins Muſeum, dann wird gearbeitet bis fünf, von fünf bis ſieben Uhr gehe ich in den einſamen Wegen des Schloßgartens ſpazieren und trinke irgendwo ein Glas Bier, dann nach Hauſe und gearbeitet bis Mitternacht, worauf ich ein Paar Stündchen ſchlafe. — — Das iſt ſchon wieder ein glücklicher Tag und wahrhaftig ich habe heute nicht einmal einen Brief erwartet... Wenn nur die Poſt nicht gerade Vormittag käme, ich geſtehe, es ſtört mich im Arbeiten. Ehe der Brief kömmt, peinigt mich der Durſt, und iſt er da, zerſtreut mich der Rauſch. Soll ich arbeiten und an Noth denken, während ich ſelig bin? Fahren Sie nur ſo fort, liebe Seele, das Glück iſt auch eine Tugend, machen Sie mich tugendhaft.

Ein und dreißigſter Brief.

Stuttgart, den 11. September 1821.

....Geſtern habe ich den erſten Aufſatz für meine Wage geendigt, drei meiner Bogen auf's engſte geſchrieben — denken Sie, denken Sie! Wenn die Briefträgerin kömmt, werde ich ihr Ehre erzeigen und ihr ſagen: guten Morgen Mamſell! Sie Närrin machen Ihre Briefe frei, ich habe nur einen Kreuzer Botenlohn für jeden zu zahlen, und da muß ich immer lachen, wenn mir beifällt, daß mich das langweiligſte Buch mehrere Gulden koſtet, und einer Ihrer Briefe nicht mehr als ein Kreuzer! Wenn Sie nicht aufhören, Ihre Briefe zu frankiren, ſchwöre ich

Ihnen, daß ich der Briefträgerin jedesmal drei Batzen ſchenken, und alſo Ihre Abſicht, mir Geld zu ſparen, doch vereiteln werde. —

In Müllners Literatur-Blatt ſteht die Recenſion von Hohenlohe abgedruckt, die Sie ſchon im Manuſcripte geleſen. Was ſagen die Leute zu meiner unerſchöpflichen Thätigkeit? Die Thoren, ſie dachten wohl, der Löwe ſei geſtorben, weil er nicht brüllte! — Geſtern Abend hörte ich die diebiſche Elſter von Roſſini, mit einer Ouvertüre, worin ärger getrommelt wird, als bei der Frankfurter Thorſperre. —

.. Was macht mir meine Wäſche für Kummer. Nie habe ich meine Wäſche ſelbſt beſorgt, und jetzt muß ich ſie bei der Ablieferung zuzählen und aufſchreiben, und beim Empfange nachzählen, daß ich roth werde und glaube die Muſen kichern zu hören. — Da iſt Ihr Kreuzerbrief! ... Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ich ohne die reiflichſte Ueberlegung aller Vortheile und Nachtheile nicht nach Paris gehen, und daß ich auf jeden Fall alle meine Gründe und Berechnungen zuvor Ihnen mittheilen werde. Paris ſcheint für meine Schriftſtellerart und Geiſtesbeſchaffenheit geeignet zu ſein. Die ſchöpferiſche Kraft, die ſich den Stoff ſelbſt bildet, fehlt mir, ich muß einen Stoff vorfinden, und dann kann ich ihn wohl mit einigem Talente bearbeiten. Oder um nicht ungerecht gegen mich zu ſein, ich könnte wohl auch etwas, was noch nicht da iſt, aus mir hervorrufen, ich habe aber keine Theilnahme für Geſchöpfe der Einbildungskraft, mich regt nur an, was ſchon lebendig, außer mir beſteht. Ich bin zu deutſch, zu philoſophiſch, zu empfindungsvoll, und ſo gäbe mir Paris außer dem Stoff, auch die erforderliche Leichtfertigkeit im Denken und Schreiben. Zum Beiſpiel ich ſchreibe mit Ernſt und Fleiß auch nur die Wage; ich wüßte wahrhaftig nicht, mit den beſten Vorſätzen zur Ausdauer, wie ich ſie in Deutſchland im Gange erhalten könnte. Theater? Litteratur? Sitten? Alles Carricatur, nichts Großes, nichts Mannichfaltiges, ſelbſt im Schlechten und Lächerlichen. Und ſoll man immer tadeln, immer ſpotten? Das ermüdet den Schriftſteller, wie den Leſer. Und gar die Politik? Man gewinnt in Deutſchland keine richtige und klare Anſicht. Selbſt ich, der ich doch beſſer bin wie viele Andere, bin doch nur ein Metaphyſiker in der Politik, den ein Franzoſe auslachen würde. Der Aufenthalt in Paris iſt auch meiner Gemüthsart geſund. Weil ich ſo ſehr leidenſchaftlich und reizbar bin, muß ich in einer Welt leben, die noch reizbarer und leidenſchaftlicher iſt als ich. Dieſes Gewimmel von allen Seiten hält mich im Gleichgewicht. Wenn es recht lärmt und tobt um mich her, dann bin ich am ruhigſten. Wenn ich in Deutſchland lebe, lebe ich nur in Deutſchland, und das nicht einmal, ich lebe in Stuttgart, in München, in Berlin. Bin ich aber in Paris, ſo bin ich in ganz Europa. Dort fühlt man eigentlich erſt, daß man keine feſtgewurzelte Pflanze iſt, ſondern, daß man Beine hat. Glauben Sie nicht etwa, daß mich Paris in der Art lockt, wie es andere Zerſtreuungsſüchtige Menſchen anzieht; ich habe nie ſtiller, eingezogener und ſittſamer gelebt als dort. Mich feſſelt jenes tolle Leben, wie ſchöne Gegenden den Landſchaftsmaler, weil er ſie mit künſtleriſchem Auge auffaßt. Das iſt übrigens nur eine Theorie, die meinen Entſchluß nicht leiten ſoll. Ich werde bei allem, was ich thue, mit Zahlen rechnen. —

— R. könnte Ihnen wohl das Morgenblatt mitbringen. Ich hätte nicht geglaubt, daß jemand was Schönes an meinem Berichte finden würde. Ich habe viel Glück, nur nicht mit Ihnen.

Die Mehlſpeiſen die es hier giebt! dürfte ich nur davon ſprechen, ohne Sie zu beleidigen!

Zwei und dreißigſter Brief.

Stuttgart, den 13. September 1821.

....Sie haben Müllner's Briefchen geleſen. Machen wir uns nicht wechſelſeitig ſehr artige Complimente? Ich hatte ihm geſchrieben, in Bezug auf die ſanfte Weiſe, mit der er von der Wage geſprochen: „Milde war immer die Beglaubigung der Kraft.“ Und er ſchrieb mir, ich gäbe einen neuen Beweis, „daß ein geiſtreicher und gewandter Gegner der beſte iſt.“ Wie es in den Wald hinein ſchallt, ſo ſchallt es heraus. — Leſen Sie die Poſtzeitung vom 9. September, was unter dem Artikel Bremen von den Griechen erzählt wird. Es giebt nichts Rührenderes, das hat mich in der tiefſten Seele erſchüttert. Leſen Sie es ja. —

Ich ſchrieb Ihnen von dem hieſigen Judenvorſtande, der ſich mit mir berathen wollte. Am bezeichneten Tage führte man mich zum Haupte der Vorſteher, der *** heißt, und Vater desjenigen *** iſt, deſſen Frau dem Dr. N. ſo ſehr gefiel. Der Alte *** lebt in ..., iſt jetzt blos wegen der jüdiſchen Angelegenheiten in Stuttgart, und wohnt im Hauſe ſeines Sohnes. Als wir kaum von unſerer Sache zu ſprechen angefangen hatten, geht die Thüre auf, und die junge Frau, die eben von ihrer Reiſe zurückgekommen war, tritt ins Zimmer. Ich hatte mir ſchon, ſobald Sie mir von ihr geſchrieben, vorgenommen, ſie nach allen Regeln der Kriegskunſt zu belagern, und ich eröffnete ſogleich den Feldzug. Ich ſtellte mich ganz verblendet und betäubt, und ſpielte ſo gut, daß ich nichts ſah noch hörte, und nicht urtheilen kann, ob ſie wirklich ſo ſchön iſt, als auch hier die Leute ſagen. Um die Familienſcene des Willkommens nicht zu ſtören, ging ich gleich fort, und wußte mich ſo geſchickt zu betragen, daß ich im Vorbeitaumeln das Lieblingskind der Mutter umwarf, welches heftig weinte. Ich dächte, der Anfang war gut.

Den 14. September.

— — Die *** ſchrieb man hierher, fiele ihrem Manne alle Augenblicke um den Hals, und küſſe ihn, darüber ſpottet man, und man ſchilt die Heuchlerin. Eine Frau, die mich nicht leiden könnte, hätte aber für mich etwas pikantes, die könnte ich zu Tode ärgern. Aber eine Frau, die ihren Mann liebt und nicht liebenswürdig iſt, das iſt ſchrecklich. — Vor einigen Tagen lernte ich einen gewiſſen Weiſſer kennen, einen bekannten Dichter. Wir ſprachen von Göthe und den falſchen Wanderjahren. Er nickte mir Beifall zu und war ſehr aufmerkſam. Ich, geſchmeichelt, gerathe in Feuer und rede eine ganze halbe Stunde, über und gegen Göthe. Er gab mir in allem Recht. Endlich merke ich, daß er ſtocktaub iſt, er hatte mich kein Wort verſtanden. —

Den 15. September, Samſtag.

Nicht wahr, unſer Briefwechſel geht wie am Schnürchen? Aber dieſe Ordnung ängſtigt mich Ihrentwillen. Wenn auch Ihr Brief einmal am beſtimmten Tage ausbliebe, ſo würde ich darum nicht beſorgt ſein. Höchſtens würde ich denken, Sie hätten Verdruß, weil irgend einem armen Teufel in Lappland der Finger weh thut. Aber ich bin keine ſo gute Seele, das wiſſen Sie, und wenn ich einmal zur gewöhnlichen Zeit nicht ſchreibe, möchten Sie denken, ich ſei krank, oder es wäre mir ſonſt etwas Unangenehmes begegnet. Seien Sie nicht gleich ſo unruhig, wer kann denn alle Hinderniſſe vorausberechnen. Aber bei der eingeführten Ordnung, daß am Tage, wo wir einen Brief empfangen, auch ſogleich die Antwort wieder abgeht, wollen wir beharren. Ueberraſchung iſt ſchön, aber Gewißheit iſt ſchöner.

— Ein ſchon früher angekündigtes Buch von Görres: Europa und die Revolution, iſt, ſo viel ich merke, vor einiger Zeit erſchienen, es wird aber geheim gehalten, und ich konnte nichts Gewiſſes darüber erfahren. Sagen Sie doch dem Dr. R., er ſolle ſich bei Eichenberg darnach erkundigen. ——— Die Stunde der Poſt iſt vorüber und ich habe keinen Brief. Hat alſo wirklich ein Lappländer etwas Kopfweh? Ich mache Ihnen aber keine Vorwürfe, Sie ſind nur zu gut gegen mich. Sie haben mich verwöhnt.

Drei und dreißigſter Brief.

Stuttgart, Sonntag den 16. Sept. 1821.

Vielleicht bin ich heute glücklicher als geſtern, und ein Brief kömmt.... Kling, kling, kling! Da iſt er. Guten Morgen, Herr Brief. Laſſen Sie ſich einmal anſehen, wie groß Sie ſind. Nur vier Seiten, der Teufel ſoll Sie holen..... Wenn Sie glauben, die kleinen Sachen, die Sie von mir beſitzen, wären des Druckens werth, ſo laſſen Sie dieſelben immerhin auf die angegebene Art abſchreiben; auch die Rhein-Briefe. — — Ich lebe ſehr einförmig. Die Leſegeſellſchaft beſuche ich viel. Die Anſtalt iſt vortrefflich; alle mögliche Zeitungen, Journale und Bücher. Das habe ich doch in Frankfurt nicht gehabt. Die vielen Journale, die ich durchlaufe, geben mir eine beſſere Einſicht in politiſchen Dingen, als ich vorher hatte. Alle Tage geht in meinem Kopfe ein Licht mehr auf. Ach, wie dumm ſind die deutſchen politiſchen Schriftſteller, mit den franzöſiſchen verglichen! Wenn ich nur nicht ſo ſchrecklich unwiſſend wäre, mehr von Geſchichte, Statiſtik, Staatsrecht wüßte, ich wollte den Leuten zeigen, wie man Politik ſchreiben muß. Zum Glücke habe ich einen Inſtinkt wie ein Vieh, der mich das Gehörige auffinden läßt. Ich ſchreibe oft über Dinge, die ich gar nicht verſtehe, wie im magnetiſchen Schlafe. Iſt die Sache fertig, und ich überleſe ſie im wachenden Zuſtande, begreiſe ich gar nicht, wie ich dazu gekommen bin. Aber die übrigen politiſchen Schriftſteller, die keine Nachtwandler ſind, bleiben immer auf ebener Erde, und wollen ſie ſich einmal erheben, purzeln ſie herab. —

Eine wunderbare magnetiſche Geſchichte, die ſich vor einigen Jahren hier ereignet hat und von einem Dr. Römer beſchrieben worden iſt, bin ich im Begriffe zu recenſiren. Ich habe ſchon viel dummes in der Art geleſen, aber das übertrifft Alles. Das junge Mädchen macht lange Reiſen in den Mond, die Juno und andere Sterne, und erzählt ſie. Darüber ein dickes Buch. In der Juno iſt es prächtig, aber im Monde hat es ihr nicht gefallen. Da ſchreit ſie immer: Wau, wau, hu, hu! Ich will mich gehörig darüber luſtig machen. — Mittwoch fängt die Lotterieziehung an. Wenn ich gewinne, verliere ich den Verſtand, und fange meinen Brief mit folgenden Worten an: Wau, wau! hu, hu!

Vier und dreißigſter Brief.

Stuttgart, den 20. September 1821.

....Vorgeſtern war ich zu einem großen Thee bei *** eingeladen. An Herren Stadtdirektoren, Oberzahlmeiſtern des Königs, ſchönen Weibern, gutem Wein, hat es dort zwar nicht gefehlt, aber an Unterhaltung ziemlich. Die Frau *** iſt gar nicht ſo ſchön als man mir erzählt, ſie gefällt mir nicht, und da mir daher nichts daran liegt, ſie zu erobern, war ich ſehr freundlich und artig gegen ſie. — Gefällt Ihnen die hier herrſchende Sitte, daß man verheirathete Frauen, und wären ſie noch ſo jung und ſchön, auf öffentlichen Bällen nicht zum Tanze auffordert? Ich ſchließe daraus, daß es hier ſchwer iſt, ein Mädchen an den Mann zu bringen, und ſich darum die Mütter des Tanzens enthalten, um die Berührungen ihrer Töchter mit Herren nicht noch ſeltener zu machen. Darunter muß nun alles leiden, was eine Haube trägt. Ich habe auf dem letzten Caſinoball bemerkt, daß die Frau ***, die doch erſt zwanzig Jahre alt iſt, ſitzen blieb. Ich neckte ſie damit und ſie lachte. An öffentlichen Luſtbarkeiten iſt hier kein Mangel, Winters und Sommers geht kein Tag leer aus. Viermal in der Woche Theater, einmal Concert, einmal Damenunterhaltung im Muſeum. Letztere beſteht in einem Thé dansant, der nur bis zehen Uhr dauert. Es iſt dabei die artige Einrichtung getroffen, daß größere und kleinere Zirkel an beſondern Tiſchen Thee trinken, wozu die Wirthin ihre Bekannten einladet, gleich wie im Hauſe. Alle einige Wochen iſt großer Ball. Das Theater wird von Männern und Frauen unausgeſetzt beſucht, was mir ſchon läſtig war, denn an Theater-Abenden findet man niemand zu

Hauſe, und ich weiß dann nicht, was ich thun ſoll. —

Den 21. September.

……Cotta reiſt wieder auf ſeine Güter, wird aber bald zurückkommen. Ich habe ihn nur in Gegenwart von Andern geſprochen. Er fragte mich, ob ich keine Luſt hätte, das hieſige Theater im Morgenblatte zu kritiſiren. Das habe ich aber aus dem Stegreife abgeſchlagen. Soll ich mir neue Feinde machen? Von neuen Stücken zuweilen zu reden, erbot ich mich. — Robert aus Karlsruhe will hierher kommen. Er hat mein Hierſein erfahren, und da hat er einen Plan ausgeheckt, mit mir und noch einem, eine Art Almanach, ich glaube einen politiſchen, herauszugeben, und um darüber zu ſprechen, will er herkommen. Gehorſamer Diener! Er erzählte Jemanden, ich hätte ihm einen Brief von nur wenigen Zeilen geſchrieben, aber voller Witz. (Ich hatte ihn gelobt darin).

Ach, was ſind die Bücher für eine Wohlthat! man lernt ſie, wie die Geſundheit, erſt ſchätzen, wenn ſie einem fehlen. In der erſten Zeit mangelte es mir daran, jetzt aber habe ich welche, und nach meinem Geſchmacke. — Jetzt fängt bald die trübe Zeit an, zwiſchen Einheizen und nicht Einheizen, und wenn dieſe gar, wie bei mir, mit der Zeit zwiſchen Geld und nicht Geld zuſammenfällt, ſo iſt das noch betrübter. Aber wir haben jetzt ſicher ſchon in der Lotterie gewonnen. Geſtern Donnerſtag, juckte es mich ſtark an der Stirne, und das bedeutet immer Glück; außer der Ehe, daß man Geld gewonnen, und in der Ehe, daß man eine Frau verloren hat. — Ich armer Schelm bin luſtig, wie ich merke, aber ich war es geſtern auch, und habe mit Thränen geendigt. Der Lateiner ſagt, nemo ante obitum beatus, das heißt, es iſt Keiner glücklich ehe die Poſt gekommen. — Kling, kling, kling,.... nicht wahr meine Mehlſpeiſen, die behagen Ihnen? Weil wir gerade von Eſſen ſprechen — acht Tage lang, ſaß mir am Wirthstiſche ein Fremder gegenüber, deſſen Art zu eſſen, ich in einem kleinen Aufſatze geſchildert habe. So ein merkwürdiger Eſſer iſt mir noch nicht vorgekommen. In einigen Tagen erhalten Sie die Schilderung, ſauber abgeſchrieben. — — Sie verſtehen viel vom Rechnen. Alle Briefe, die Sie von mir haben, betragen noch keine drei Bogen. Thut aber nichts, ich werde dazu fügen. Schreiben Sie ſie nach Gutdünken ab; es eilt aber nicht ſo. Seien Sie nur ganz ruhig, es ſoll niemand erfahren noch merken, daß die Briefe an Sie gerichtet waren. Ich werde ſie nennen: „Briefe an ein dummes Frauenzimmer.“ Eigentlich erſcheinen ſie ja erſt nach Ihrem Tode; denn mit Ihrer Aengſtlichkeit ſind Sie ganz wie verrückt und die Tollen werden im bürgerlichen Leben als todt angeſehen. Soviel ſage ich Ihnen vorher, und ich verſichere Sie deſſen auf Ehre, daß in den Rheinbriefen der ganze Streit beſchrieben wird, den ich mit Ihnen gehabt auf unſerer Reiſe. Die Leſer ſollen urtheilen, wer Recht hatte. —

Für die Wage beſchäftigt mich noch immer die Ueberſetzung eines großen franzöſiſchen Aufſatzes, dann kömmt ſie in den Druck. — Ich habe Cotta ſehr gebeten, mir gelegentlich ein franzöſiſches Werk zum Ueberſetzen zu geben. Anmerkungen dazu. Das würde mir wirklich viele Freude machen. Ich laſſe das Buch in Schweinsleder binden und ſchicke es Ihnen. Dann können Sie blaſen wie der Nordwind — es fällt doch nicht um. Wie will ich lachen!

Fünf und dreißigſter Brief.

Stuttgart, den 26. September 1821.

......Sie nehmen ſich gut aus in der Kutte, ich habe Sie wahrhaftig nicht erkannt. Sie predigen wie ein leibhaftiger Kapuziner. Warum haben Sie mir nicht gleich Ihren Strick geſchickt, daß ich mich dáran aufhänge? Ich bin ſo ein ordentlicher Menſch geworden, daß ich mich oft vor den Spiegel ſtelle und hineinfrage: Biſt Du es wirklich? Und Sie leſen mir den Text......

Sie widerſprechen ſich. Sie ſind überzeugt von meiner Fähigkeit, und verzweifeln doch an meinem Fortkommen.......

Geſchieht es nicht im Morgenblatt, ſo denke ich wenigſtens in den nächſten Wage-Heften etwas über das hieſige Schauſpiel zu ſagen. Ein neues Stück von Houwald, das ich aufführen geſehen, (Fluch und Segen), hat mir Stoff und Luſt gegeben..... — Wenn ich die Rheinbriefe drucken laſſe, ſo erhalten ſie Almanach-Format..... — Alle dieſe Verſplitterungen machen mir wenig Freude. Wenn ich Zeit, das heißt Geld hätte, ſchriebe ich einen Roman. Dazu hätte ich eine wahre Wuth. Während dem Eſſen beſchäftige ich mich immerfort, die vielen Fremden die ich am Tiſche kennen lerne, einen nach dem andern, in meinem Sinne abzumalen. Und das geht ganz herrlich. Nur zu ſentimentalen Charakteren hätte ich keine Fähigkeit, mehr zu humoriſtiſchen, ob zwar mit dem Lachen nichts näher verwandt iſt als das Weinen. Doch ginge das vielleicht auch. In der Welt iſt alles ſo voller Widerſprüche, zwiſchen unſern Verhältniſſen und Wünſchen, zwiſchen unſern Sitten und Staatseinrichtungen, zwiſchen unſerem Geiſte und Charakter, zwiſchen unſerem Wollen und unſerem Können iſt ſo viel Uneinigkeit, daß alle Menſchen im ſatyriſchen Lichte erſcheinen. Das Unglück ſelbſt iſt lächerlich. Nur Jugend und Liebe geben ſentimentalen Stoff, aber der Romanſchreiber, der ſie auffaſſen will, muß ſelbſt ein glücklich Liebender und einmal jung geweſen ſein. Seit einigen Tagen ſitzt ein Knabe von 16 Jahren mir bei Tiſche gegenüber, neben ihm ſein bejahrter Vater oder Hofmeiſter, mit dem er wie mit einem Kameraden ſpricht und rothen Wein trinkt. So ein Guſtav im Jean Paul. Schön, liebenswürdig, reich, ſelig lächelnd und zitternd vor Ueberkraft des Lebens. Ach, vieles iſt ſchön in der Welt, die Schönheit, Sie, die Macht, Italien, der Reichthum, die Weisheit, ſelbſt die Entſagung; aber das ſchönſte iſt doch die Jugend. Der Genuß dieſer iſt mit einem ſpätern Leben, voll Noth und Schmerzen, nicht zu theuer bezahlt.

— — Was nur mein Vater mit Murhard zu thun hat? Wahrſcheinlich läßt er ihn in Judenſachen arbeiten. — Sie werden ſich doch mit dem Abſchreiben meiner Papiere nicht ſo ſehr anſtrengen? Es eilt ja gar nicht ſo. — Die Bücher, die ich haben möchte, will ich Ihnen in meinem nächſten Briefe bezeichnen. Ihre Abſendung geſchieht doch wohl nicht ſobald und vielleicht bringt ſie mir mein Vater mit. —

Den 27. September.

Ich fahre heute fort. Die Abſchrift des Eßkünſtlers hat mich verhindert, Ihnen geſtern ſchon zu antworten, wie ich es bisher gewohnt war. Erquicken Sie ſich an ihm, nicht einen einzigen Zug habe ich erfunden. Das Original, das mir zu meiner Schilderung gedient, hieß ***, ein Beamter aus ***.. Die Handknöchel thun mir weh vom Abſchreiben, ich werde die Seite nicht herunter bekommen — — — kann nicht mehr. Adieu. — —

Sechs und dreißigſter Brief.

Stuttgart, den 30. September 1821.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief. Alles wird milder, wenn es durch Ihre Hände geht, ſelbſt der Tod. Ich habe geweint, aber ich bin nicht außer Faſſung gekommen. Ich beklage den ***, weil er mir werth war, und er war mir werth, weil ich ihn immer beklagenswerth fand. Die Natur hatte ihn grauſam behandelt, und die Menſchen ſind hierin wie die Höflinge, ſie ahmen das Beiſpiel der Majeſtät nach. Er ſtand dem Beſſern nahe, nahe der Tugend, der Kraft, dem Geiſte, aber er konnte ſie nicht erreichen. Der helle Strahl des Guten, der in alle ſeine Fehler drang, machte dieſe um ſo ſichtbarer. Darum kam er zu kurz in dem Urtheile der Menſchen. Man fand ſeinen Neid um ſo häßlicher, weil er zugleich freigebig war, man ſchalt ſeine Eitelkeit gemein, weil er auch die Vorzüge zu achten verſtand, die wahren Ruhm geben, und man fand ihn boshaft, weil er oft ein weiches Herz zeigte. Der iſt nun abgemacht, und nichts hatte er vom Leben, als den Schmerz, es verlaſſen zu müſſen. Ich möchte lieber nicht geboren, ja ich möchte eher der gemeinſte niederträchtigſte Kerl, als *** geweſen ſein. Reine Charaktere ſind ſelten glücklich; für ſie giebt es nur einen Stand der äußerlichen Dinge, in dem ſie zufrieden leben können. Da nun die Welt ſich immer ändert, ſchweben ſie in beſtändiger Gefahr. Gemiſchte Charaktere ſind glücklicher, weil ſie anſchmiegender ſind. *** war zwar von zuſammengeſetzter Gemüthsart, aber die Stoffe, aus welchen dieſe beſtand, waren nicht gemiſcht, ſondern nur gemengt. Seine Fehler und Vorzüge wirkten nicht gleichzeitig und halfen ſich einander aus, ſie folgten aufeinander, ſie rennten gegen einander, und traten ſich wechſelſeitig auf die Füße. Eine Wetterfahne, die der tollſte Wind herumpeitſcht, war eine Mauer gegen ***'s Herz. Ich habe ihn in einer Minute weinen ſehen über den Mangel an Geld und lachen hören über die Sucht zum Gelde. Ich habe ihn mit gleichem Neide von Rothſchild und von meinen eignen Vorzügen reden hören. Welch ein glückliches Loos iſt mir dagegen zugefallen, ich finde keinen beneidenswerth als mich ſelbſt. Ich habe ſo die rechte Miſchung von Fehlern und Vorzügen, wobei man ſich behaglich fühlt. Sie, vollkommenes Geſchöpf haben keine Vorſtellung davon, wie Einen Fehler glücklich machen können, und doch iſt es ſo. Jeder Fehler iſt freilich eine Pforte, durch welche das Unglück eindringen kann, aber durch die nehmliche Pforte, kann ſich ein Schmerz auch flüchten. Der Leichtſinn, der in Gefahren ſtürzt, rettet auch aus Gefahren. Lichtenberg ſagt irgendwo etwas ſehr wahres, zwar ohne daß er es will, denn er ſpricht an jenem Orte aus Ironie. Er bemerkt nehmlich: es wäre doch ſonderbar, daß man einen geringen Grad in jeder Tugend, Laſter nenne. Zum Beiſpiel wenig Thätigkeit — Faulheit, wenig Muth — Feigheit. Hat der Mann nicht recht? Wenn ich mein ganzes Leben durchgehe, finde ich, daß mir meine Fehler eben ſo viel Freuden gemacht als meine Tugenden. Mein flatterhaftes Herz ſchützte mich und Andere vor unauflöslichen Verbindungen; meine Trägheit vor eitler Ruhmſucht und Geldgierde; meine Kränklichkeit vor dem Tode, denn bei meinem leidenſchaftlichen Treiben wäre ich ſchon längſt vermodert, wenn mich nicht meine Hypochondrie ängſtlich gemacht und mich vor den größern Ausſchweifungen bewahrt hätte. So gleicht ſich alles aus. Geld kann man im Lotto gewinnen, aber nicht Zufriedenheit. Ich danke der Natur, daß ſie mir dieſe gegeben. Und eine Tugend habe ich, die alle meine Fehler gut macht — Sie, Ihre Freundſchaft. Ich dürfte wohl etwas ſtehlen und morden, der liebe Gott würde es mir nicht zu hoch anrechnen..... — — 1. October. Ich habe heute dem Briefe entgegengeſehen, den Sie mir geſtern zugeſagt, aber er kam nicht. Doch danke ich Ihnen herzlich für das Verſprechen. Ihre gute Seele iſt leicht zu durchſchauen; Sie wollten mich durch etwas erheitern. Auch hat es ſeine Wirkung gethan, und noch einmal, ich danke Ihnen. —

— „Sie ſollten die Geſchichte Ihrer Zeit in einem Romane beſchreiben, wie Swift die Seinige, das kann keiner in Deutſchland als Sie.“.. Das habe ich mir wieder geſtern von einem ſehr geiſtreichen Manne müſſen ſagen laſſen — und kein Geld! Und dann war ich in des Königs Privat-Bibliothek, und habe einen ganzen Nachmittag über einem herrlichen Kupferwerk, die Florentiner Gemälde und Antiken-Gallerie enthaltend, zugebracht, daß mir das Herz ſchwoll vor Sehnſucht nach Italien — und ach, kein Geld! Ich ſehe dem Dinge kein Ende. Sagen Sie nicht: das iſt Ihre Schuld, ärgern Sie mich nicht. Hätte ich mehr Fleiß, ſo hätte ich auch mehr Kälte, dann kein Gefühl, dann keine Luſt nach Italien, dann keine Phantaſie, dann keine Kraft einen Roman zu machen. Ich möchte mich dem Teufel verſchreiben, aber der Teufel kann Leute meines Gleichen umſonſt haben. Was fange ich an? Und doch ſcheint eine Reiſe nach Italien ſo ausführbar. Zwei junge Männer haben neulich die ihrige beſchrieben. Von Schleſien bis Neapel ſind ſie gegangen, zuweilen gefahren. Acht Monate ſind ſie weggeblieben, und haben zuſammen nur 400 Thaler gebraucht. Nach Italien, ſagen ſie, müſſe man nur den Geiſt mitbringen, nur geiſtige Genüſſe ſuchen. Die jungen Herren verſtehen das nicht. Eben, um nur mit dem Geiſte zu genießen, muß man die Sinne beſchwichtigen, und dazu gehört Geld… Wenn ich ſicher wäre, ewig ein Lump zu bleiben, ich tröſtete mich vielleicht, ich wäre Narr und Philoſoph genug dazu.

Aber wenn ich mir denke, daß ich vielleicht in meinem funfzigſten Jahre ein reicher Mann werde, dann wo einem durch ſpäte Augen alles herbſtlich erſcheint, ſelbſt Italien, — nun Adieu. Ich werde im Lande bleiben, und mich redlich ernähren müſſen, wie ein Philiſter. Sich ernähren! Es iſt ein abſcheuliches Wort, ſich zu mäſten für die Schlachtbank des Todes! — —

Sieben und dreißigſter Brief.

Stuttgart, Freitag den 5. Oktober 1821.

. . . .

... Mein Vater, der hier angekommen iſt, reiſt nach Wien. Natürlich bitte ich ihn, mich mitzunehmen. Er wollte es aber durchaus nicht thun, denn er fürchtete, die Oeſterreicher ließen mich nicht ins Land. Und da iſt es denn dabei geblieben, ich ſolle mit ihm nach München, einſtweilen dort bleiben und ihm meinen Wunſch ſchreiben, Wien zu beſuchen. Dieſen Brief wolle er an Genz zeigen und hören, was er dazu ſage. Werden Sie mit mir zanken, liebe Seele? Ich werde nicht ruhig ſein, bis ich Ihren nächſten Brief erhalte. Wenn Sie nicht bös ſind, ſangen Sie Ihren Brief mit den Worten an: der Teufel ſoll Sie holen! Wenn er nicht ſo anfängt, leſe ich ihn gar nicht, ſondern werfe ihn ins Feuer und benetze ſeine Aſche mit meinen Thränen. Meine Mutter wird auch in vierzehn Tagen nach München kommen. Mein Vater iſt, wie immer in der Fremde, ſehr freundlich gegen mich. Dieſe Freundlichkeit ſoll ihm theuer zu ſtehen kommen, ich werde mir etwas Geld von ihm ausbitten. — —

Sie glauben gar nicht, wie viel und vortheilhaft ich durch meine Schriftſtellerei bekannt geworden bin. Menſchen aus allen Gegenden Deutſchlands und von allen Ständen, Kaufleute nicht weniger als Gelehrte, ſuchen eifrig mit mir ins Geſpräch zu kommen. Mein Wirth, bei dem ich eſſe, unterrichtet immer denjenigen Fremden, der neben mir zu ſitzen kömmt, was er für einen merkwürdigen Nachbar an mir habe, ſo daß ich anfänglich, ehe ich dieſes Verfahren des Wirthes wußte, gar mir nicht erklären konnte, woher dieſer oder jener Fremde meinen Namen wußte, ohne mich vorher geſehen zu haben. So redete mich geſtern ein gewiſſer Herr von Scheerer an, der Akademiker und Bibliothekar in München iſt. Ein ſehr intereſſanter Mann, der drei Jahre in Griechenland war. Von meiner Wage erinnerte er ſich noch der Einleitung, und er lobte mich dermaßen, daß ich habe roth werden wollen, ich konnte es aber nicht zu Stande bringen. Er fragte mich, ob ich verheirathet wäre? Ich ſeufzte, ſchwieg und aß Wildprets-Ragout. — — Raſend möchte ich werden. Mein Vieh von Mädchen ſagt mir heute erſt, daß ſchon geſtern Vormittag ein Paket von der Poſt an mich gekommen wäre, der Träger aber, da ich nicht zu Hauſe geweſen, habe es wieder mitgenommen. Ich ſchicke den Morgen um 9 Uhr hin, und jetzt iſt halb 12 und ich habe es noch nicht. Wird es nun endlich kommen, dann werde ich keine

Zeit mehr haben, auf den Inhalt Ihres Briefes zu antworten. Schon drei Stunden gehe ich wie verrückt im Zimmer auf und ab. Ich habe ſo mancherlei noch zu beſorgen und darf nicht ausgehen. Ich glaube, die Kerls wollen ſich rächen wegen der Poſtſchnecke. — Jetzt um 4 Uhr Nachmittags erhalte ich erſt das Paket, welches Montag von Frankfurt abging. Mittwoch Vormittag war der Wagen ſchon hier, Donnerſtag (geſtern) Nachmittag 4 Uhr ward mir das Paket gebracht, und weil ich nicht zu Hauſe war, wieder mitgenommen und heute erhalte ich es erſt. Jetzt werden Sie beſorgt ſein, weil meine Empfangsanzeige ſo lange ausblieb. Danken Sie all den Engelskindern, die ſich mit der Abſchrift meiner Papiere ſo viel Mühe gegeben. Jede von ihnen erhält ein Prachtexemplar des künftigen Almanachs. Daß meine Reiſe nach München, an dieſem unſerem Plane nichts ändert, verſteht ſich von ſelbſt. — Soll ich den Eßkünſtler nicht auch mit abdrucken? — Den nächſten Brief erhalten Sie von München. Schreiben Sie mir aber ſogleich, nach München Poste Restante, ohne meinen Brief abzuwarten. Und nicht zu vergeſſen: Der Teufel ſoll Sie holen. Der Ihrige.

Acht und dreißigſter Brief.

Stuttgart, Samſtag den 6. Oktober 1821.

Ganz betrübt bin ich, wenn ich bedenke, daß Sie zwei Tage über die Ankunft des Pakets oder wenn auch darüber beruhigt, über das Ausbleiben meines Briefes werden beſorgt geweſen ſein. Ich werde einen grimmigen Nachtrag zur Poſtſchnecke machen. Zittert, Ihr Elenden!

Meine Schreibereien zu leſen, habe ich heute keine Zeit mehr. Sie ſcheinen zu zweifeln, ob die Pariſer Briefe Intereſſe genug haben? In ihrer Ausdehnung gewiß nicht. Ich meine aber, um den flüchtigen Eindruck zu ſchildern, den Paris in den erſten Tagen macht, dazu reichten ſie hin. Zum Beiſpiel ich ſagte: „Um mich mit meiner lechzenden Neugierde durch einen Vortrunk abzufinden, habe ich Paris, dieſes Rieſen-Prachtwerk in den erſten Tagen nur durchblättert, und wie bei Almanachen mich flüchtig an den Kupfern erfreut. Später will ich es aufmerkſam leſen.“ Ich überſchreibe die Briefe: Die erſten drei Tage in Paris. Was das Tagebuch betrifft, ſo wird ſich das Taugliche darin mit den Rheinbriefen verſchmelzen laſſen. Aber das reicht alles noch nicht hin, einen Almanach auszuſtatten; Mannichfaltigkeit wird gefordert. Welchen Stoff ſoll ich bearbeiten? Ich erwarte Ihre Befehle. Der Almanach wird den Titel bekommen: „Die vier Jahreszeiten. Taſchenbuch für das Jahr 1823. Ohne Kupfer und ohne Beiträge der vorzüglichſten deutſchen Schriftſteller.“ Ich bin das phantaſirende Milchmädchen, werde es wohl auch zu keiner Kuh bringen. — Das neue Werk von Görres, von dem ich ſchon lange habe munkeln hören, iſt endlich erſchienen. Es iſt hier gedruckt. Schöne Sachen darin, aber theuer! Alles vergoldet, ſelbſt das Brod. O die Deutſchen! Um ſchwimmen zu lehren, fangen ſie von der Sündfluth an. Zu bilderreiche Sprache, und oft mehr Rahmen als Bild. Es iſt keine rechte Friſche; das Buch riecht wie der Laden einer Putzmacherin, zuweilen wie eine Apotheke.

Auf München freue ich mich ſehr. Die einzige Bildergallerie! Ich werde mich für die Kunſt zu erwärmen ſuchen. In zwei Tagen iſt man von dort in Italien. — Das ſehr angenehme Leben, das ich hier geführt, denke ich in München fortzuſetzen. Wiſſen Sie, daß München ſehr hoch liegt? Ich weiß nicht, wie hoch über der Meeresfläche. Und wiſſen Sie, daß die Bergluſt dem Verſtande ſehr zuträglich iſt? Verrückte Menſchen haben die Alpen oft geheilt. Ich zittere. Klugheit wäre mir ſo läſtig, als ein Nachtlicht im Schlafzimmer. — Heute Abend reiſen wir ab und Morgen Abend ſind wir ſchon in München. — Danken Sie dem S. D. in meinem Namen, für alle die Dienſte, die er mir geleiſtet, ich werde ihn fürſtlich belohnen. —

Neun und dreißigſter Brief.

München, Dienſtag den 9. Oktober 1821.

.....Wir — Sie und ich, denn Sie ſind immer bei mir — ſind geſtern Nachmittag drei Uhr hier angekommen. Wir aßen bei meiner Schweſter zu Mittag, und gleich nach dem Eſſen ſetzte mein Vater ſeine Reiſe nach Wien fort. Beim Abſchiednehmen umringte ich ihn, nicht wie die Mücke das Licht in immer engern, ſondern in immer weitern Kreiſen, denn mit jedem Pulsſchlage ward mein Stolz, Geld zu fordern, größer. Da half mir meine Schweſter aus. Sie fragte den Vater, ob ſie mir für ſeine Rechnung Geld geben dürfte? er bewilligte eine unbedeutende Summe und auf weitere dringende Vorſtellung unbeſtimmt mehr. So wäre ich nun einigermaßen geborgen, und ich hätte carta bianca. Sie ſoll ihre Unſchuld nicht lange behalten. Da bin ich nun! Es war gerade Zeit, daß ich von Stuttgart weg kam, mein Heimweh.. fing ſich wieder an zu regen. — Von hier giebt es mehreres zu berichten, als von Stuttgart, das geht ſchon ins große. Zwei beſtändige Theater und Winters italieniſche Oper. Zwei Caſino's — ich bin geſtern in beide eingeführt worden. War ich ſchon in Stuttgart erfreut über die gute Einrichtung der dortigen Leſegeſellſchaft, ſo bin ich es hier noch mehr. Zwiſchen Moskau und Liſſabon wird kein dummes Wort gedruckt, das ich nicht erfahren könnte. Sogar die Iris habe ich gefunden, worüber ich einen großen Jubel gehabt. — Außer der berühmten Gemälde-Gallerie, einem Antiken-Kabinette, der Glyptothek des Kronprinzen und andern Kunſtſammlungen, giebt es hier auch eine vollſtändige Sammlung von Gypsabgüſſen aller alten Kunſtwerke Italiens. Ich will mein Frankfurter Herz ſo durchheizen, daß Sie es nicht ſollen aushalten können. — Man gewinnt durch einiges Reiſen eine Fertigkeit, ſich überall zu Hauſe zu fühlen, die wohl thut. Da ſitze ich im Schlafrock und Pantoffel, als wäre ich ſeit je hier geweſen, ſo bequemlich. Auch iſt der Unterſchied nicht groß. Der Himmel wechſelt überall zwiſchen blau und grau, wie die Erde zwiſchen grün und ſchwarz; die Weiber haben ihre Augen und die Männer ſind blind, hier wie dort. — Mein Vater iſt ein ſehr lieber braver Mann, doch auf Reiſen weniger lieb. Natürlich; fällt der Apfel nicht weit vom Stamme, ſo muß auch der Stamm nahe beim Apfel ſtehen. Doch hatten wir uns beide als erfahrne Männer mit Geduld und Höflichkeit geſalbt, und die Reibung war gelinde. Mein Vater hatte Urſache zum Misbehagen. Er hatte mich gefragt, ob ich viel Sachen aufzupacken hätte? Ich war politiſch und ſagte: ein ganz klein klein Mantelſäckchen.

Nun blieben mir aber nach meinem Koffer, den ich auf den Poſtwagen gegeben, noch übrig: 1) ein großer Mantelſack mit Kleidungsſtücken; 2) ein großer dito ganz mit ſchweren Büchern gefüllt; 3) ein koloſſaler majeſtätiſcher Nachtſack; 4) ein Ränzchen; 5) ein Hut. Nun waren Samſtag, mein Vater und *** bei ***, und dieſe Zeit benutzte ich, um mit Hülfe der Bedienten jener Herrn, mein Gepäck aufzuladen. Nr. 1 und 4 brachte ich auf des *** Wagen, die übrigen auf meines Vaters ſeinen. Als dieſer nach Hauſe kam, mußte Abends bei Lichte alles umgepackt werden; denn der Mantelſack mit Büchern war ſo aufgeladen, daß er den Wagen ſehr hätte beſchädigen können. Der ſcharfkantige Mozin drohte mit Bohren und Schneiden. Da kam alles ins Innere des Wagens, ſo daß wir nicht ſitzen konnten. Wir ſeufzten beide im Stillen und dachten wahrſcheinlich: Ein Mal iſt kein Mal. — Zwiſchen Ulm und Augsburg fragte mich mein Vater: „was iſt denn die *** für eine Frau?“

.....Es war Nacht und ich wollte noch allerlei ſagen, aber denken Sie, da kam der Erlkönig und wollte mich von der Seite meines Vaters reißen; da mich dieſer gleich los ließ, ward der König gerührt und that mir nichts zu leid. — Sehr vergnügt war ich in Stuttgart, ich denke es wohl hier auch zu ſein. Ahmen Sie mir nach. Die Zufriedenheit kömmt von innen. Die Erfahrung ſtumpft die Reizbarkeit ab, und das Alter überzieht unſere Empfindungen mit wohlthätigem Fett. Nicht der Schlaf, aber das Einſchlafen iſt ſüß. Zwiſchen Schlafen und Wachen, Morgens wie Abends, iſt das Herz am glücklichſten.

Vierzigſter Brief.

München, den 12. Oktober 1821.

.....Ich ſegne Sie für Ihren Fluch. Aber was ich ein Thor war, beſorgt geweſen zu ſein um Ihre Zuſtimmung! Ich hätte es wiſſen können, daß Sie mir Alles verzeihen, nur nicht das Rückkehren. Ich ſehe Sie vor Behagen ſich die Hände reiben und zufrieden lächeln wie ein Kind. Sie müſſen ganz glücklich ſein, daß Sie Ruhe haben vor meiner Unruhe. Ich gönne Ihnen Ihr Glück, wahrhaftig ich freue mich darüber. — Ich werde mir Alles ſehr genau anſehen, was ſehenswürdig iſt in München. Einiges wird heute und Morgen für dieſes Jahr zum letztenmale gezeigt. Ich muß mich darum eilen und meine nächſten Briefe können nur kurz ſein. Leſen Sie mir es nicht an, daß ich zerſtreut bin? Wie könnte ich auch ruhig ſchreiben. Ich wohne auf einem großen Platze, den eben jetzt die ſchönſte Sonne beſcheint. Es iſt des Königs Namenstag. Unter meinen Fenſtern glänzende Wachtparade mit der herrlichſten Muſik. Mir pocht das Herz vor Luſt, ſo oft ich ſo etwas ſehe und höre, ob ich zwar glühend haſſe dieſe Werkzeuge der Tyrannei. Wie ſchön iſt die Macht, auch noch im Misbrauche ſchön! Die Kraft des reinen Willens erquickt mich nicht, das iſt Gottes Kraft. Will der Menſch ſich ſeines eignen Willens erfreuen, dann muß er der Regel ſpotten und willkührlich ſein; nur frech kann er ſich frei fühlen. Ich wäre ſo ein ſchlimmer König, als ich ein ſchlimmer Unterthan bin. Wie erträgt man's nur kein Fürſt zu ſein?.....

Ein und vierzigſter Brief.

München, den 13. Oktober 1821.

....Ihr letzter Brief war am 7. September ausgeſtellt! Wahrhaftig, dieſe fünf Wochen ſind mir ſo ſchnell als fünf Tage vorübergegangen. Ich möchte Sie die Zeitloſe nennen, aber ich habe keine Naturgeſchichte bei der Hand und weiß nicht, ob dieſes eine ſchöne oder häßliche Pflanze iſt. In andern Dingen ſind Sie ſehr gründlich in Ihren Briefen. Wir wollen wieder einmal abrechnen. In acht Wochen nicht mehr als fünf Fehler! Sie ſind ein Wunder der Literatur. Die einzige Frau, ſeit Erſchaffung der Welt, die gar keine orthographiſche Fehler gemacht hat, war unſere Mutter Eva, denn dieſe konnte noch nicht ſchreiben. — — Ich habe geſtern Abend den Titus geſehen, worauf ich ſo begierig war. Das Schauſpielhaus wurde erſt vor anderthalb Jahren vollendet, es iſt groß, bequem und prächtig. Zur Feier des Namenstags des Königs war es von unten bis oben beleuchtet. Die Dekorationen ſind herrlich und würden mich noch mehr überraſcht haben, wenn nicht die Dekorationen gerade zu dieſer Oper, auch in Frankfurt zu den vorzüglichſten gehörten. Den Glanz und Reichthum des Koſtüms, die Fülle und Menge bei den Aufzügen, kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Das Orcheſter übertrifft noch das unſere, was es außer ſeiner größern Zahl, wohl auch ſeiner architektoniſchen Einrichtung verdankt: das Orcheſter ſelbſt iſt ein Inſtrument. Die Spieler ſitzen ſo viel tiefer als das Parterre, daß ſie, ſelbſt ſtehend, mit den Köpfen nicht über die Scheidewand vom Parterre hinausragen, und ſitzend gar nicht geſehen werden. Auf dieſe Weiſe werden Reſonanzwände gebildet, die zur Stärke und Fülle des Tons ſehr viel beitragen müſſen. Die Sänger ſind gut, einige derſelben vorzüglich. Und doch habe ich Langeweile empfunden! Mozart hat Zahnſchmerzen gehabt, als er dieſe Oper ſchrieb, oder, ich wollte wetten, ſie war eine beſtellte Hofarbeit, die der Künſtler mit übler Laune verfertigte. Der König war nicht im Theater, aber der Kronprinz. Als dieſer eintrat ward er mit Vivat und Trompeten empfangen, er zog ſich aber gleich zurück. Endlich begann die Ouvertüre. Nachdem dieſe zum Theile abgeſpielt war, trat der Kronprinz mit ſeinen Brüdern wieder in die Loge. Abermals Vivat, die Trompeten miſchten ſich hinein und die unterbrochene Ouvertüre mußte wieder von vorn angefangen werden. Einem Demokraten wie mir, konnte das nicht gefallen. Aber das dumme Volk gab mir eine kleine Schadenfreude. Wenn ſo ein Elephant zart ſein will! Sonſt ſind ſie wie toll hier mit Beifallklatſchen und Herausrufen; heute aber unterließen ſie es, weil ſie den Prinzen applaudirt hatten. Sie unterdrückten aber ihre Luſt mit ſo ſichtbarer Anſtrengung, und riefen ſo drohend und emſig ſtill, wenn ſich einer oder der andere Luſt machen wollte, daß dieſe Ehrfurcht — wenigſtens mich beleidigt hätte. Ein Fürſt iſt nichts anderes als ein Komödiant, nur daß er blos tragiſche Rollen ſpielt, und ſich theuerer bezahlen läßt als ein Anderer. — Geſtern hielt die Akademie öffentliche Sitzung, ich konnte aber nicht in den Saal kommen, er war zu voll. Daran iſt nichts verloren, es wird eine Rede gehalten, die ſpäter im Drucke erſcheint. Von Sehenswürdigkeiten habe ich erſt beſucht, das Kabinet der Naturalien, der phyſiſchen, optiſchen, mathematiſchen und mechaniſchen Inſtrumente; weil es für dieſes Jahr geſchloſſen wird, machte ich hiermit den Anfang. Bei ſolchen Anſchauungen lernt man und erfährt man nichts, als wie groß die Wiſſenſchaft und wie klein das Wiſſen iſt — nehmlich meines. Ich habe mich gewundert wie ein Hotentotte. Krokodill, Colibri und Electriſirmaſchienen ausgenommen, war mir alles unbekannt, und keiner fand ſich der mir Erklärung geben konnte.

Meine Schweſter hat einen herrlichen Jungen von funfzehn Jahren, der ſtudiren ſoll. Geiſt und Fleiß. Da habe ich nun eine Noth mit ſeinem Vater. Der Junge wendet allen ſeinen Ernſt auf alte Sprachen, Mathematik und andere ſolche gediegene Sachen. Der Vater ſagt, er ſolle ſich für's Leben bilden und ſich mehr mit neuen Sprachen beſchäftigen. Ich ſoll ihm vorpredigen. Er hat nicht ganz Unrecht, aber ich denke, in den Alten iſt der wahre Grundbeſitz, zu Geld und Münze kann man immer kommen, wenn man Land hat. Mein Neffe lieſt die ſchwerſten griechiſchen Tragiker wie wir den Kotzebue. Er hält mich für einen breiten Gelehrten, und ich laſſe ihm ſeinen unſchuldigen Wahn. Geſtern verſtand ich irgendwo eine alte Inſchrift nicht. Ich ließ mir nichts merken, und ſagte zu meinem Schulbuben mit Lachen: Nun Junge, ich will einmal ſehen, ob du etwas gelernt haſt, überſetz' mir das. Er that es, und jetzt wußte ich, was ich wiſſen wollte. Dabei kam ich mir vor, wie Don Ranudo di Colibrados, der vorgeblich aus Spaß, aber eigentlich aus Hungerleiderei dem Bauer den Käſe wegißt.

Ich habe ein kleines aber ſehr ſchönes Gedicht gemacht, ich theile es Ihnen mit.

Weinlied.

Ein Land ohne Wein
Nein, nein, nein.

Der Wein iſt hier ſehr theuer, denn im Lande wächſt keiner. Das würde mich nun nicht abhalten welchen zu trinken, aber er iſt auch ſchlecht. Ich trinke alſo Bier wie alle Welt, welches hier vortrefflich. Es iſt komiſch zu ſehen, wie reiche Leute meines Gleichen Bier trinken. Ich fühle mich ſchon ſo ſchwer wie ein Elephant. Von Jean Paul habe ich erzählen hören, er könne Bayreuth nicht verlaſſen des dortigen Biers wegen. Es iſt wirklich das ſtärkſte Band, welches die Bayern an ihr Vaterland knüpft, und wenn ſie ſingen: Das glückliche Volk am Iſarſtrande unter Max-Joſeph's mildem Scepter — ſo meinen ſie ihr Bier. Es haben mir Leute hier geſagt, daß ſie auf Reiſen in Weinländern krank würden, daß ihnen die Adern wie austrockneten, und daß ſie nach ihrer Rückkehr erſt beim Bierkruge wieder auflebten. —

Leſen Sie im Morgenblatte, etwa vom Anfange Septembers und ſo fort bis in den October hinein: Rückert's Gedichte aus Neapel. Die ſind herrlich, und ganz eigenthümlicher Art! — Ich habe noch keine Bekannſchaften gemacht, morgen will ich damit anfangen. Ungern thue ich es, ich möchte meine Zeit ſchonen. — Sie wollen wiſſen, wie ich in Stuttgart meine Tage zugebracht? Das würde kein Buch ausfüllen. Ich bin mit einigen verſtändigen Leuten umgegangen, ich habe viel gelacht, viel getrunken, viel getanzt, viel geleſen, etwas geſchrieben und beſtändig an Sie gedacht. Es ſieht nicht aus, als würde es mir hier ſo gut werden, ob zwar München an äußern Vorzügen nicht hinter Stuttgart zurückſteht. Aber es geht mancher Stadt wie manchen Menſchen: man findet ſie liebenswürdiger als Andere, ohne für die Vorliebe zu ihnen einen Grund zu finden. Das Bier in München wirkt nicht gut auf das geſellige Leben. Es gibt den Leuten, auch von Geiſt und Bildung, eine gewiſſe Klebrigkeit, die den Fremden nicht aufmuntert ſich ihnen anzuſchließen. Bachus lebe!....

Zwei und vierzigſter Brief.

München, den 18. Oktober 1821.

Der Teufel ſoll ſie holen!.. Sie waren ſchon wieder zu voreilig; ich meine ja nicht Sie ſondern ſie — die Poſt. Was ich mich geängſtigt habe! Ihr lezter Brief war vom 7ten, und bis heute Morgen, alſo ſeit 12 Tagen, hatte ich keine Nachrichten von Ihnen. Alſo 6 Tage wurde der Brief aufgehalten. Ach, ich wollte, Sie wären mir ſo gleichgültig als eine trockne Semmel. Man hat ja kaum die Kraft, ſich ſelbſt genug zu lieben, und doch iſt man ſo thöricht, ſeine Neigung nach außen zu wenden! Eine ganze ſchwarze Bildergallerie ging vor meinen Augen vorüber, was

Ihnen begegnet ſein mochte! Reils Fieberlehre und alle Leiden der Ortenbergiſchen Familie, erſchöpften meine Angſt nicht. Nun, jetzt iſt es gut. — Wenn die Aengſtlichkeit überlegt und berathſchlagt, dann wird ſie vollends blind. Was Sie mir von Wien reden! Nicht vor den Uebelthaten dieſer Herrn, vor ihren Schmeicheleien wäre mir bange. Sie würden ſuchen, mich in ihr Netz zu ziehen, ſie haben ſchon andere Vögel, die gepfiffen haben, wie ich, kirre gemacht. Sie beobachten Einen, ſie erforſchen jede zugängige Seite, ſie erfahren jede Sekunde der Schwachheit. Und meine Tugend reicht nicht weiter, als daß ich mit Ernſt die Verſuchung fliehe. Ich werde alſo nicht nach Wien gehen, am wenigſten ſo lange mein Vater dort iſt. Uebrigens, was mich hinzöge, wäre nur der Forſchungstrieb. Oeſterreich iſt ein merkwürdiges Land, das europäiſche China. Ich habe das Meer noch nie vom Ufer aus geſehen — ich meine das politiſche, und das ſieht man nur in Wien. Angenehmes Leben, was man darunter verſteht, würde ich da nicht ſuchen, wo man für nichts Höheres Sinn hat, und was noch ſchlimmer iſt, zeigen darf, als für die feinern und gröbern Genüſſe der Sinne. Doch müſſen Sie nicht denken daß die öſterreichiſche Regierung eine türkiſche ſei. Das Schlimmſte was mir widerfahren könnte, wäre, daß man mich aus dem Lande jagte. Willkommner romantiſcher Stoff, du würdeſt meinen Almanach zieren! — Mit meines Vaters mir zugeſagter Unterſtützung hat es nicht viel zu bedeuten. Indeſſen wird das bis zum Monate Dezember ausreichen, wo ich meine Penſion einnehme. — Vorgeſtern war ich in Nymphenburg. Das iſt die Sommerwohnung des Königs. Der Garten, wie der Schwetzinger, mit Waſſerkünſten u. ſ. w. Ich habe die königliche Familie ſpeiſen ſehen. Wahrhaftig, dieſe Götter eſſen mit dem Munde wie wir auch. Vier und zwanzig Gäſte hatten etwa dreißig Bediente zur Aufwartung! Die meiſten in weiß ſeidnen Strümpfen, mehrere aber in ſchwarzen. Ich weiß nicht was das bedeutet. Ein Ceremonienmeiſter mit Degen und Hut unter dem Arm, ging im Zimmer auf und ab. Alle Teller von Silber. Vor jedem Gaſte ſtand eine bedeckte ſilberne Schüſſel, was darin war, weiß ich nicht. Kein Wort wurde geſprochen, zuweilen nur liſpelte der König und die Königin. Die Langeweile wurde gefüttert. Etwas in Nymphenburg hat mir viele Freude gemacht. Ein berühmter Mechaniker in München, Herr v. Bader, hat vor einigen Jahren einen Waſſerſtuhl erfunden. Man ſetzt ſich hinein und darauf wie in einen Lehnſeſſel, hat ein Tiſchchen vor ſich, worauf man ein Buch legen kann, und ohne Ruder, nur durch eine leichte Bewegung der Füße ſchifft man ſich auf dem großen mit Inſeln beſäten Teiche des Gartens hin und her. Sie können ſich die Luſt nicht denken, ſo ganz allein und ohne Anſtrengung herumzuſchiffen, und an den Inſeln zu landen. Der Mechanismus iſt einfach. Zwei luftleere Kaſten erhalten den Stuhl über dem Waſſer, und die Bewegung geſchieht durch eine Vorrichtung die den Entenfüßen nachgeahmt iſt. —

Geſtern habe ich die Bibliothek beſucht. In vier und funfzig Sälen und Zimmern ſtehen 300,000 Bände, ohne die Doubletten zu rechnen. Handſchriften die 1300 Jahre alt ſind, dummes Zeug! Ein Hoſpital, die herrſchenden Krankheiten des menſchlichen Geiſtes beherbergend, ein anatomiſches Kabinett alle die mißgeſtalteten Auswüchſe der Seele in Weingeiſt verewigend — das iſt ſo eine Bibliothek. Und der Wahrheiten ſind ſo wenig unter den Irrthümern, als der geſunden Wächter im Krankenhauſe. — Heute Abend iſt die erſte italieniſche Oper. Das ſoll eine Wonne ſein, ſagen die Münchner. Sie ſind wie toll mit ihrer Muſik, auch ſpricht alle Welt italieniſch. — Eine Ungebundenheit herrſcht hier im Leben, die gar nicht zu beſchreiben iſt. Bei uns iſt das Lockerſte doch wenigſtens brochirt. Treue, Beſtändigkeit, Sitte, Anſtand, das hängt an keinem ſeidenen Faden. Die Liederlichkeit iſt hier ſo feſte Regel, daß ſie ohne Leidenſchaft iſt und gelaſſen bleibt. Das macht die katholiſche Religion, und das macht, daß jährlich zwei Monate lang, öffentliche Schule der Sittenloſigkeit gehalten wird — das Karneval. Wie wahnſinnig gebärdet ſich da alles in bachantiſcher Luſt. Von Morgen bis Abend, durch die Nacht; kein Haus iſt unzugänglich, alle Straßen voll, alle Stände vermiſcht. Da werden unter den verſchwiegenen Masken, die Liebeshändel für das ganze Jahr geſchloſſen. In Deutſchland findet ſich ſo ein Treiben nicht mehr, es iſt wie in Italien. Ich habe mir das alles erzählen laſſen. Ich danke Gott, daß ich vom Apoll nichts habe, als eine Saite ſeiner Leier. — Am vorigen Sonntage war ich auf einer „Freinacht.“ So nennt man hier die Bälle für Bürgermädchen, wie etwa in Frankfurt hinter der Roſe. Bis zwei Uhr bin ich geblieben, und habe mich ungemein ergötzt. Aber Leute meines Standes tanzen dort nicht, man macht nur den Zuſchauer. Ich horchte aber auch. Wenn ich auf einem zweiten Balle noch mehreres geſammelt, beſchreibe ich das Leben, nach Art des Eßkünſtlers. — Ein Jouy fände hier Stoff genug, ich will verſuchen, was ich vermag. Auch in Kirchen treibe ich mich viel umher. Sie ſind gewöhnlich offen für den heiligen — Götzendienſt. Jedes Mütterchen hat ſeinen eigenen Patron zu dem es betet. An den Kapellen hängen Votivtafeln. „Die Jungfrau Maria hat mir geholfen in der ſchweren Krankheit meines Kindes. Den 30. Sept. 1821" u. dgl. Man lernt katholiſches Weſen kennen, und — nicht achten, aber ſchätzen. Eine fünf und vierzigjährige Frau von Stande, mit Spuren großer Schönheit, ſah ich vor dem Bilde der reuigen Magdalena knieen. Die Meßpfaffen plärren den ganzen Tag. Es iſt ſo läſtig immer zu Fuße zu gehen! Ein armer Teufel, den die katholiſche Kirche eingeſchläfert, träumt wohl zuweilen, er fliege. —

Ein junger Menſch in Frankreich wohnte mit ſeinem Weibe in einem Garten. Er pflegte ſich im Piſtolenſchießen zu üben, und die Thüre eines verlaſſenen Treibhauſes war das Ziel. Die Thüre hatte den Kugeln noch immer widerſtanden. Kürzlich ſchießt er wieder, da dringt ein gellender Schrei in ſein Ohr. Er fliegt hin, und ſeine Gattin ſinkt ihm mit den Worten: Jules, tu m'as tué, ſterbend in die Arme. Ich las das geſtern, und man muß ſich ſo etwas mittheilen, denn wenn man gewahrt, wie entſetzlich zwar der höchſte Jammer, aber wie ſelten es auch iſt, lernt man die Widerwärtigkeiten des Lebens ruhig ertragen. Wir müſſen gerecht ſein, das Unglück ſpielt doch lange, ehe es einmal Ernſt treibt.

Drei und vierzigſter Brief.

München, den 22. Oktober 1821.

Ach, der ſchöne breite Brief! Anfänglich erſchrack ich über dieſes Zeichen guter Hoffnung, denn ich dachte er wäre von einem Andern, weil Ihre Briefe gewöhnlich ſehr niedlich ſind. Aber die Grobheit und die Unſymmetrie der Adreſſe goſſen Freude in mein Herz. Warum ſchreiben Sie mir nie Wohlgeboren? Bei mir iſt das doch kein leeres Wort, denn ich bin doch wirklich, wie ich mich unterſchreibe, ein Wohlgeborner. Ueber Ihre Beſorgniß, daß ich in der Zerſtreuung einmal dieſe Unterſchrift auch gegen Fremde gebrauchen möchte, habe ich lachen müſſen, wie die ſeligen Götter im Olymp.

Denn gewartet, gewartet habe ich darauf, Sie würder einmal kommen mit dieſer Angſt. O Sie! Sie dürfen mit größerem Rechte ſagen, was Shakeſpeare den großen Cäſar ſprechen läßt, ohngefähr das: „Ich und die Gefahr, wir ſind Zwillinge, doch ich bin der Aeltere, und wohl weiß die Gefahr, daß ich noch gefährlicher bin als ſie.“ — — Ich habe Ihnen nicht geſchrieben, daß es mir hier nicht gefällt; nur ſo gemüthlich iſt München nicht als Stuttgart, welches ländlichen Reiz mit ſtädtiſchen Vorzügen verbindet. — Wenn ich auch nach Wien reiſe, ſo kann das nicht ſo bald geſchehen, denn ich habe hier noch vieles und dieſes Viele oft zu ſehen, wenn ich von meinem Aufenthalte in München Belehrung ziehen will. — Ich habe vorſätzlich blaſſe Dinte genommen, als ein Verehrer des ganzen weiblichen Geſchlechts. Jetzt darf ich ohne Gefahr ſchreiben: Ich liebe Sie ewig — ſchon nach einem Jahre können Sie mir es nicht beweiſen. Hätte ich nur alle meine Schwüre weiß auf weiß geſchrieben!

Vorigen Freitag ward die erſte italieniſche Oper aufgeführt, eine von Paccini. Schrecklich, ſchauderhaft langweilig, Handlung wie Muſik. Aber Sänger und Sängerinnen, auch deren Spiel, vortrefflich. —

Mit der Gemäldegallerie habe ich den Anfang gemacht, das heißt ich bin ſie einmal durchlaufen. Ein großer Theil derſelben befindet ſich in Schleisheim, einem königlichen Luſtſchloſſe das einige Stunden von hier entfernt iſt. Dahin wanderte ich mit meinem Griechiſchen Neffen vor einigen Tagen. In der Gallerie habe ich vier Stunden zugebracht. Zwei und vierzig Zimmer und Säle durchrannte ich, funfzehn hundert Gemälde flogen an meinen Augen vorüber, daß mir ſchwindelte. Das nennen ſie ſehen. Es iſt gerade als wollte man anderthalb tauſend Bücher durchleſen, in ſo kurzer Zeit. Die ſentimentalen, lyriſchen Gemälde verſtand ich nicht, die tragiſchen ſchreckten mich ab, weil ihr Stoff aus der widerlichen Mythologie der Chriſten genommen; am meiſten zogen mich die humoriſtiſchen an, die in großer Zahl ſich da fanden, nehmlich die Niederländiſchen. Aber man hätte bei einem einzelnen ſolcher Gemälde einen ganzen Tag zubringen können, um es in allen ſeinen Theilen zu betrachten. In der hieſigen Gallerie, wo das Edelſte ſich befindet, war ich geſtern. Da ſie mir täglich offen ſteht, kann ich mit Ruhe alles betrachten. Einige Wärme glaubte ich in mir zu fühlen, und ich hoffe daß mir Gott gnädig ſein, und mir Herz und Auge öffnen wird. Ich konnte Kunſtkenner zu Führern haben, ich mag ſie aber nicht, ich will allein den Weg machen. Wenn ich Zeit und Geduld hätte und ſchriebe: „geheimes Tagebuch eines Kunſtignoranten, geführt in München,“ das müßte luſtig zu leſen ſein. Die Herren Kunſtkenner ſcheinen mir oft ſo unwiſſend zu ſein als ich. Ein Gemälde von Raphael wird gezeigt, das von einigen für Original, von andern für eine Copie von einem neuern bayeriſchen Künſtler gehalten wird. So ſchwanken ſie. Gemälde die mit mehr als 20,000 Gulden bezahlt wurden, erklärte man ſpäter als Copien. Da in München große Kunſtliebe herrſcht, wüthet auch große Kunſteiferſucht. Die Tonangeber diſſoniren ſtark unter ſich.. Genug. —

Hier iſt doch ſchon ein großes und bewegtes Leben, wie es Frankfurt nicht hat, wo, wenn der Handel nicht lärmt, alles ſchweigt. Und das katholiſche Weſen lobe ich mir. Seitdem ich den Kirchendienſt kennen gelernt, ſehe ich ein, wie die katholiſche Religion nichts iſt, als das Heidenthum der Griechen und Römer, nur unter einer andern Form. Darum gefällt ſie mir. Sie iſt der Wein, der die niedergedrückte Menſchheit die Leiden und Entbehrungen vergeſſen machte, die durch die Zertrümmerung der alten Welt, ein unabwendbares Geſchick über ſie gebracht. Sie iſt Wein für männliche und Milch für kindliche Naturen. Hätten die Fürſten nicht vor Pfaffen gezittert, dann wäre nach zweitauſendjähriger Gewaltherrſchaft, die Welt nur noch eine Wüſte. Der Katholizismus iſt auch nicht ſo freudenzerſtörend als ich mir immer vorgeſtellt, es gibt nichts luſtigeres. Reue kann nie das Herz eines katholiſchen Miſſethäters zerfleiſchen, denn jede Sünde findet Ablaß. Die Feiertage ſind der Freude, und nicht wie bei den Proteſtanten der Langeweile gewidmet. Hier ſind Sonntags alle Läden geöffnet, es wird mehr gehandelt als in den Wochentagen. Geſtern war ſogar großer Jahrmarkt. In England darf ſich an Feiertagen keine Muſik hören laſſen. Glauben Sie aber nicht, daß der Proteſtantismus ein Verderben der Menſchheit ſei, er führt zu ihrem Glücke. Bürgerliche Freiheit kann mit der katholiſchen Religion nicht beſtehen. Nur iſt jetzt noch in proteſtantiſchen Ländern eine traurige leere Zwiſchenzeit. Das alte Gebäude iſt niedergeriſſen, und man zögert mit der Aufführung des neuen. Der wüſte Bauplatz iſt unerfreulich, und man ſtolpert jeden Augenblick über alte Balken, und neues Bauholz. Der Glaube iſt zerſtört, und die Fürſten wollen den Verſtand der Völker nicht aufkommen laſſen — ſo haben ſie gar nichts. Auch wollen ſie das neue Haus auf das alte Gewölbe, freie Staaten auf das Chriſtenthum gründen — ein Wahnſinn der noch viele Jahrhunderte des blutigen Jammers über die Welt bringen wird ... Was ich ſchwätze! —

Ich leſe jetzt zum erſtenmale ein Werk von Swift, und es iſt mir klar geworden, warum mich ſchon viele Leute mit ihm verglichen haben. Wir haben viel in der Form der Darſtellung, und in der ironiſchen Art von der Politik zu reden, gemein. (Aus dieſem letztern Satze können Sie lernen, wie man *nicht* ſchreiben darf; das Wort *gemein* ſchleppt ſich mühſam hinten drein.) — Sie ſchreiben mir nicht was Sie leſen, womit Sie ſich beſchäftigen. Gewiß ſitzen Sie den ganzen Tag müßig, und ſtecken ihre Hüte um. — Erinnern Sie ſich, daß ich vor einigen Monaten ein Trauerſpiel von München zugeſchickt erhielt, (ich glaube es hieß ... und wenn ich mich nicht irre, habe ich es Ihnen gebracht.) Der Verfaſſer heißt *** oder ſo ohngefähr. Nun quält dieſer Herr Dichter meinen Schwager den er kennt, ihm meine Bekanntſchaft zu verſchaffen; ich aber weiche dem aus. Dabei iſt das luſtigſte, daß wir an einem Tiſche eſſen, und er mir gerade gegenüber ſitzt. Ich kenne ihn, denn ich habe ihn bei ſeinem Namen rufen hören, er aber kennt mich nicht, und ich habe bei Tiſche noch nicht eine Sylbe geſprochen. — Bekanntſchaften könnte ich wohl machen, aber es liegt mir vor jetzt noch nichts daran. Ich will erſt die Sachen kennen lernen, dann die Menſchen. — Neulich beſuchten mich zwei junge Leute, die erſt auf Akademien gehen wollten. Sie kamen, den berühmten Verfaſſer der Wage kennen zu lernen. Nachdem wir uns lange unterhalten, geſtanden ſie mit Stottern, ſie hätten gemeinſchaftlich ein Trauerſpiel geſchrieben, und würden ſich die Freiheit nehmen, es mir vorzulegen. Seitdem, ſo oft einer an meiner Thüre klopft, zittre ich, die ſchreckliche Melpomene möchte eintreten. Auch heute morgen hörte ich mit Angſt klopfen, aber es war nicht Melpomene allein, es waren alle Muſen und Grazien zugleich, es war Ihr Brief. — Das Wichtigſte hätte ich bald vergeſſen: Vorgeſtern tritt ein Soldat in mein Zimmer (man gebraucht hier die Soldaten zu allerlei Botendienſten) und bringt mir ein Billet folgenden Inhalts: „Mein Herr! Es gäbe Ihnen nicht mehr Aufklärung, auch wenn ich meinen Namen unterſchriebe, denn man könnte Ihnen keine Auskunſt über mich geben, da ich erſt acht Tage hier bin und in der Vorſtadt wohne. Ich ſuche bei Menſchen keine Hülfe mehr, denn... (Fortſetzung folgt.)

Vier und vierzigſter Brief.

München, den 24. Oktober 1821.

.... Laſſen Sie uns ein vernünftig Wort mit einander ſprechen. Was halten Sie denn von meinem Beſuche? .... Und doch iſt meine Freude an dem Gedanken nicht rein. Sie in Frankfurt zu ſehen, das iſt mir, als ſollte ich die lang erſehnte Schweiz im Winter bereiſen. Dort friert mich's immer .... wenn ich bis zum Frühlinge warten wollte, kämen Sie dann nach .... um mit mir zuſammenzutreffen? .... Wären Sie nur zufrieden, ich würde es auch. Sie können mir es glauben, ich habe das genau berechnet, Ihr Glück hängt von Ihrer Ruhe ab, Sie brauchen nichts mehr. Ein Mann iſt ein Strom der fließen, die Frau aber eine Quelle die unbewegt ſein muß, um klar zu bleiben....... Laſſen Sie ſich belehren und leiten. Sie ſind ein Mann Andern zu helfen, aber ſich ſelbſt zu helfen, ſind Sie nicht einmal eine Frau, Sie ſind ein Kind. Sie überreden ſich vielleicht, es hätte Fälle gegeben, wo Sie mit Verſtand und Ausdauer, für Ihren eignen Vortheil geſorgt, aber Sie täuſchen ſich. In jenen Fällen war das Glück Ihrer Freunde mit Ihrem eignen verbunden, und dieſes allein gab Ihnen die Kraft für ſich zu ſorgen. —

Den 25. Oktober.

Ich habe geſtern endlich die Rheinbriefe und die übrigen Abſchriften geleſen. Die Vorrede: Ferienreiſe eines Journaliſten hat mir gefallen, wie auch die Rheinbriefe. In dem Tagebuche findet ſich manches Gute, aber die Geſchichte vom Erlkönig hat mir Langeweile gemacht. Alles zuſammen macht höchſtens drei Bogen, und zu einem Almanach brauchte ich wenigſtens zwölf. Aber was iſt einem eiſernen Fleiße gleich dem meinigen unmöglich? — Meinen Tiſchnachbar den Herrn *** habe ich endlich ſo glücklich gemacht, mich ihm zu erkennen zu geben. Der hat das Maul aufgeſperrt! „Ich freue mich den erſten Schriftſteller, den geiſtreichſten und witzigſten Kritiker Deutſchlands kennen zu lernen.“ Ich: Ich bitte. Er: „ja ſo ſchreib' keiner ſonſt in Deutſchland, das war mir immer eine Stylübung, ſo habe ich oft geſagt, möchte ich ſchreiben können.“ Ich: Sie ſind ſehr gütig. — —

. . . . Ich bin ſo ein Kunſtnarr geworden. Ich habe mir in dieſen vierzehn Tagen eine kleine Gemäldeſammlung angelegt, die mich ſehr viel Geld koſtet. Einige Male bin ich betrogen worden. Ein Engel der auf dem Bauche ſchläft, ſo daß man das Geſicht nicht ſieht, wurde mir für einen Raphael verkauft, ich habe 24,000 Gulden dafür gegeben, und da fand ſich, daß es eine Kopie war. Die „Perl“ meiner Sammlung iſt eine Laus von Leonardo da Vinci. Ein herrliches Bildchen: Es juckt einen wenn man ſie anſieht, man möchte ſie gerade knikſen. 500 Dukaten habe ich dafür gegeben. Es iſt nichts leichter als ein Kunſtkenner zu werden. Zeigt man Ihnen ein Gemälde, ſo gehen Sie darum herum, wie die Katze um den Brei, um das rechte Licht zu ſuchen. Dann treten Sie näher, und fahren mit den Fingern über das Gemälde her, den Conturen des Bildes, der Gewänder folgend. Sie murmeln dabei: Faltenwurf — Gruppe — markiger Pinſel — Lichter — Colorit. Frägt Sie einer deutlich um Ihre Meinung, ſo laſſen Sie ſich ja nicht irre machen, ſondern ſeufzen oder lächeln, oder Sie ſagen: Das iſt eine „Perl" und gehen weiter.... Aber es iſt Gottlos, daß ich bei einer ſo heiligen Sache ſpotte! Mich ärgert nur — nicht die Heuchelei der ſogenannten Kunſtfreunde, denn kein menſchliches Herz iſt dem Eindrucke des Schönen verſchloſſen — mich ärgert die Nichtverſchämtheit mit der ſie ihre Gefühle offenbaren. Jede Liebe ſoll verſchwiegen ſein, und lautes Beten hat mich immer verdroſſen. Auch mir hat manches Gemälde, wie mit Strahlen der Frühlingsſonne die kalten Adern durchwärmt, aber es wäre mir nicht möglich geweſen, meine Gefühle gegen Fremde zu äußern, ja es war mir unbehaglich, wenn in der Gallerie mir Jemand zur Seite ſtand, der meine Bewegung hätte belauſchen können. Ich habe ſchnell gelernt, daß die Malerei höher ſteht, als Muſik und Poeſie. Die Muſik iſt zu flüchtig, die wahre, auch etwas Ueberirdiſches, Geiſterartiges, Schauerliches; die Poeſie iſt zu läſtig, zu anſpruchsvoll für die Freude die ſie uns gibt, ſie will von allen Kräften der Seele empfangen ſein, man muß zu viel dabei denken. Aber vor Gemälden kann man beſinnungslos ſtehen; manches hat mich in völlige Vergeſſenheit gelullt, ſo daß ich faſt davor eingeſchlafen wäre. Glauben Sie nicht, daß man Kenntniſſe haben müſſe um Kunſtwerke zu genießen. Das Techniſche zu beurtheilen (die Regeln des

Handwerks) dazu gehören allerdings einige und man erlernt dieſe nur, wenn man ſelbſt zeichnet und malt. Das iſt aber nur Nebenſache. In der Gemäldegallerie folgt mein Auge nur dem Zuge meines Gefühls, und dann urtheile ich frei wie ein König. Um die Rangordnung der Kunſtwerke wie ſie der Staats- und Adreßkalender des Katalogs aufſtellt, bekümmere ich mich nicht viel. Gefällt mir ein Gemälde, dann erſt ſuche ich nach, von welchem Meiſter es iſt. Ich habe mir die Freiheit genommen, die Werke eines berühmten italieniſchen Malers, Guido Reni's, ſehr abgeſchmackt zu finden. Idee, Anordnung, Colorit beſonders, alles iſt abgeſchmackt in ſeinen Gemälden.

Den 26. Oktober.

Geſtern wurde die Zauberflöte aufgeführt. Hier ſoll ſehr viel muſikaliſche Bildung herrſchen. Kenner ſagen mir, daß ſich jeder Philiſter die Ohren zuhalte, wenn der leiſeſte falſche Ton fällt. Könnte ich Ihnen nur die herrlichen Dekorationen und Maſchinerien beſchreiben, die ich in der Zauberflöte ſah. Da kommen nicht, wie bei uns, blos zwei ſchabige Löwen, ſondern die ganze Naturgeſchichte von wilden und zahmen Thieren: Elephanten, Gazellen, Affen, Dromedare, ſogar Schafe und Flöhe.

Fünf und vierzigſter Brief.

München, Montag den 29. Okt. 1821.

...... Machen Sie mir meine Winterſtube nur recht warm, ſchreiben Sie mir oft. Die Einrichtung, mir jeden Morgen beim Frühſtücke zu ſchreiben, iſt ganz herrlich. Wenn Sie nur Wort halten! Sie ſchreiben ſehr fein, es wäre unfein von mir, daß ich nicht an die *** geſchrieben, denn eigentlich wollten Sie ſagen grob. —

Ich danke Ihnen für alle die ſchöne Neuigkeiten die Sie mir gemeldet, Sie würden eine angenehme Zeitungsſchreiberin werden. — — Was reden Sie von Fuchs? Ich habe mit einem Fuchſe keine weitere Aehnlichkeit, als daß ich oft geprellt worden bin. — Wenn Sie mich ernſtlich fragen, wie es mit meinen Arbeiten ſtehe, ſo muß ich Ihnen ernſtlich antworten, daß ich außer dem, wovon ich Ihnen geſchrieben habe, noch wenig zu Ende gebracht. Woher die Zeit nehmen? Ich habe ſo vieles zu ſehen, zu betrachten und zu bedenken. Ich verliere aber nichts durch mein Zögern, nicht einmal Zeit, denn mir kömmt an neuen Ideen und Stoff ſo viel zu, daß ich werde ſpäter raſcher arbeiten können. Nur daß ich oft ſchwanke und wähle, iſt ſchlimm. Das beſte wäre geweſen, ich hätte alle meine Stunden zu Hauſe darauf verwendet, Ihnen zu ſchreiben, und alles mitzutheilen, was mir von innen und außen zukam. Da hätte ſich viel geſammelt, was zu brauchen geweſen wäre. Aber da that ich mir Gewalt an, beſchränkte meine Neigung, um zu förmlichem literariſchen Thun zu ſchreiten, woraus denn immer noch nichts geworden iſt. —

Ich werde wahrſcheinlich dieſe Woche meinem Vater ſchreiben, doch zweifle ich ſehr, daß er mir die Reiſe nach Wien verſtattet; es läßt ſich anerzogene Aengſtlichkeit ſo ſchwer beſiegen. In einem gewiſſen Sinne hatte *** ganz recht zu ſagen, ich hielte hier Quarantaine, ich werde wirklich durchräuchert und unſchädlich gemacht nach Wien kommen. Von Politik hört man hier kein Wort ſprechen, und ich ſelbſt bin ihr faſt entwöhnt worden; zwar leſe ich hier alle Zeitungen, aber es iſt nur das lebendige Wort was aufregt. Wärme des Geſprächs verbreitet ſich hier nur über Kunſt, und da im Sommer jedes Land Italien iſt, ſo giebt man ſich zufrieden. Nur Sonne; die Erde worauf man ſteht, iſt gleichgültig. Jede Leidenſchaft, jeder Wind iſt mir willkommen, daß ich nur fortgetrieben werde. Doch ein Gebiet giebt es im menſchlichen Leben, wo ich zur Eisſcholle erſtarre, die kein Frühling ſchmilzt — der Handel. An *** iſt mir das ſo klar geworden. Das iſt ein verſtändiger, gebildeter, ja geiſtreicher Geſchäftsmann. Nun ſollten Sie ihn reden hören, über Rothſchild, über Oeſterreichiſche Anleihen und dergleichen. Mit Entſetzen höre ich ihn an. Dieſe Leidenſchaftlichkeit, dieſe Glut, dieſe Lebendigkeit, dieſes Mienenſpiel, dieſe Begeiſterung. Es iſt nicht die Habſucht, von der er mir ganz frei ſcheint, die würde ich bedauerungswürdig aber erklärlich finden. Er ſpricht von ſolchen Dingen, wie ein Kunſtfreund von einem Raphaelſchen Gemälde, das er mit Entzücken anſchaut, ohne daß der leiſeſte Wunſch das Kunſtwerk eigenthümlich zu beſitzen, ſeine Empfindung ſtöre. Iſt das nicht fürchterlich? Und ſo ſind ſie alle in Frankfurt. — Wir ſchönen Geiſter kommen uns in allem entgegen. In meinem letzten Briefe war auch vom Poſtenlauf die Rede. Direkte, indirekte Poſt, wir reden wie die Handelsleute. . Wenn meine Briefe nach Frankfurt kommen, hatte ich in dieſer Minute ausgerechnet, habe es aber ſchon wieder vergeſſen. Der Kopf ſchmerzt mich davon.

Jeden Sonntag eſſe ich bei meiner Schweſter. Dort findet ſich auch ein Profeſſor *** ein, der ſeit zwölf Jahren keinen Sonntag fehlt. Vortrefflicher Kunſtkenner, deſſen Werk über die Kunſt ſehr gelobt wird. Er iſt katholiſcher Geiſtlicher, ganz der franzöſiſche Abbé wie in Fanchon und in den Memoiren. Welche Gewandtheit, wie verſteht er geiſtliche Würde und pfäffiſche Heuchelei, mit gefälligem Scherz und offener Lebensluſt zu verbinden! Wenn er des Fürſten Hohenlohe Wunderkraft in Schutz nimmt, wenn ich ihm ſage, Ihr Katholiken ſeid Heiden, darum gefällt ihr mir — dann ſollten ſie ſein Geſicht ſehen, wie das zwiſchen Lächeln und Ernſt, dem Zuſchauer unbeſchränkte Wahl giebt. Jeden Sonntag zieht er die Spieluhr auf, lobt meiner Schweſter ſieben Kinder der Reihe nach, ſagt meinem Schwager er ſei nicht dick, erzählt jedem Fremden ich ſei Verfaſſer der Wage, und frägt mit den Worten nach mir: wo iſt mein Doktor? Iſt eine Speiſe mißrathen, dann läßt er ſich gewiß zwei Mal davon geben. Von dem könnte ich was lernen, nur müßte ich zuerſt lernen, fremdes Eſſen ſo zu lieben wie er. Es ſchmeckt mir aber nur, wenn ich es bezahlt habe. Ich habe an *** wieder beſtätigt gefunden was ich ſo oft wahrgenommen: Um zu gefallen muß man eitel ſein; man lernt der Eitelkeit Anderer nur an ſich ſelbſt ſchmeichlen. Wenn ich ihm erzähle, ich hätte ſeine Schriften loben hören, dann iſt er ganz außer ſich vor Freude. — — Der Prinz Eugen hat ſich hier ſehr beliebt gemacht, er iſt ein ſchöner, reicher, und ſoll ein ſehr kluger Mann ſein. Seine Familie, das ſollen alle Grazien vereinigt ſein. —

Was ein Rezenſent geplagt iſt! Manchmal verwünſche ich die Stunde, in der ich zuerſt kritiſirt. Von einem Herrn *** habe ich Ihnen geſchrieben, der ein Trauerſpiel verfertigt, das er mir ſchon früher nach Frankfurt geſchickt, das ich aber nicht geleſen habe. Dieſer Menſch verfolgt mich ſeitdem er mich hat kennen lernen, mit den ſchamloſeſten Schmeicheleien. Jean Paul wäre ein Pudel gegen mich. Ich ſah das Gewitter herauf ziehen. Giebt mir vorgeſtern unſer Dichter, mit aller Unterthänigkeit und Feierlichkeit ſeine Tragödie, die ich nicht allein leſen, ſondern auch beurtheilen ſoll „mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit.“ Wäre ſie ganz ſchlecht, hätte ich leichtes Spiel, ich könnte dann aus Ironie alles loben. Aber das Werk iſt mittelmäßig, und nicht genug loben, beleidigt mehr als unbedingter Tadel. Dabei iſt *** ein großer dicker Kerl, der täglich vier Maas baieriſch Bier trinkt. Wehe mir, wenn er Dr. Katzenberger's Badereiſe geleſen hätte. Ich habe mich ſchon darnach erkundigt, und zu meinem Glücke findet er Jean Paul langweilig. —

Draußen vor der Stadt ſieht man die Tyroler Berge, hinter ihnen liegt Italien. Gar nicht los machen kann ich mich von der Vorſtellung, daß ich in zwei Tagen den kalten Herbſtnebeln dieſes Landes entfliehen könnte, daß ich in drei Tagen einen neuen Frühling, in vier das Meer, in fünf Roms alte Götter, in ſechs den Sommer und blühende Citronen-Bäume finden könnte .. könnte .. könnte! *** war Sekretär beim Prinzen ***, mit 2000 Gulden jährlichem Gehalt.

Er betrug ſich nicht gut, und da ſchickte ihn der Prinz mit Manier zum Teufel, das heißt: er gab ihm 2500 Gulden, und rieth ihm Italien zu bereiſen. Das that er und jetzt macht *** der die künftige Beſchreibung in Verlag genommen, einen unendlichen Lärm von dem ſchönen Werke, dem die Welt entgegen ſehen dürfe. Die Proben, die ich geleſen, ſind ſchlecht, der Menſch ſchreibt wie eine Köchin. Wie man in Italien keinen Styl haben könne, begreife ich nicht. Hätte ich nur auch ſchon einen fürſtlichen Herrn; Daß er mich zum Teufel jage, dafür wollte ich ſorgen. — Das erſte Finale im Titus iſt freilich ſchön. Habe ich es denn getadelt? Wenn auch Mozart nicht er ſelbſt iſt, ſo bleibt er immer noch genug. — „Ihre aufrichtig ergebene“.. aus welchem Briefſteller haben Sie das abgeſchrieben? Das Ende an Ihren Briefen gefällt mir nie. — Der Himmel weiß wie es geſchieht, daß mein Verſtand und meine Zeit in meinen Briefen immer zugleich aufhören. Es ſchlägt ſchon halb zwei Uhr, und ich wüßte Ihnen nichts neues mehr zu ſchreiben. Alſo Donnerſtag bekomme ich wieder Brief. Wäre ich jetzt ein Türke, dann hätte ich wöchentlich fünf Feiertage. Sonntag für Chriſtus, Montag und Donnerſtag für Sie, Freitag für Mahomet, und Samſtag für Moſes. Dann blieben mir noch zwei Wochen- und Arbeitstage: Dienſtag und Mittwoch. Eine herrliche Einrichtung für einen Müßiggänger meines gleichen. Ich will den Koran ſtudiren.

Sechs und vierzigſter Brief.

München, Donnerstag den 1. November 1821.

Schon wieder ein Brief? Nein, das iſt zu arg, eine ſolche Zudringlichkeit iſt mir noch gar nicht vorgekommen. . . . Aber mit meiner Klage iſt es mir doch Ernſt. Sie ſollen mir nicht ſo oft ſchreiben, ein Mal jede Woche iſt genug. Sie ſind zu gut, Sie verzärteln mich. Wenn ich auch manchmal über das Gegentheil geklagt, ſo war das eine Schwachheit, die Sie mir verzeihen, aber nicht nachgeben dürfen. Wenn ich ſelbſt häufig ſchreibe, ſo iſt das etwas Anderes, denn alles was ich denke und fühle, iſt in meinem Geiſte und Herzen doch immer an Sie gerichtet, und an meinen

Briefen habe ich nichts als die Adreſſe zu ſchreiben. Heute kann ich dieſen meinen Brief nicht abſchicken, denn ich habe allerlei zu ſehen und zu hören. Wir haben heute Feiertag, und überdies wird unſer hochwürdigſter Biſchof eingeweiht. Große Kirchenmuſik, und hundert blauſeidne Hüte ziehen mich fort. Auf Morgen denn.

Den 2. November.

Es iſt doch nicht ſchön, daß wir ſo weit von einander entfernt ſind, die Briefe gehen zu langſam, man erinnert ſich nicht mehr was man geſchrieben, und Frage und Antwort verwirren ſich. Als Sie Ihren letzten Brief abſchickten, waren meine letztern Briefe (Nr. 19 und 20) noch nicht angekommen. In Paris hat ſich jetzt eine Geſellſchaft gebildet, welche zum Vortheile des Handelsſtandes, telegraphiſche Linien nach allen franzöſiſchen Häfen errichtet, ſo daß die Pariſer Kaufleute in wenigen Minuten, von der Ankunft der

Seeſchiffe benachrichtigt werden können. Ich ergötze mich an dem Gedanken, daß bei dem immerwährenden Fortſchreiten des menſchlichen Unternehmungsgeiſtes, nach einer Reihe von Jahren, die Telegraphen ſo allgemein ſein werden, daß gute Freunde auf dieſem Wege ſich ſchreiben können, dann können Sie mir von Frankfurt aus in drei Stunden Nachricht geben. Das müßte herrlich ſein. Wenigſtens bis dahin wollen wir uns gut bleiben, damit wir uns des Vortheils erfreuen. —

In der Kirche habe ich geſtern keinen Platz mehr gefunden, doch habe ich an dieſem Tage das merkwürdigſte Schauſpiel auf meiner ganzen Reiſe geſehen. Ich erinnere mich nicht, Ihnen von dem hieſigen Kirchhofe ſchon geſchrieben zu haben. Er iſt äußerſt merkwürdig. Wie der Menſch von der Sinnlichkeit beherrſcht wird, wie keine Vorſtellung der Seele, ſie ſei erhaben oder gemein, traurig oder freudig, ſelbſtſtändig iſt, ſondern von den Sinnen geſchaffen, erweckt, erzogen, ernährt, eingeſchläfert oder vernichtet wird — das kann man auf dem hieſigen Kirchhofe lernen. Es mag jemand noch ſo ſehr den Tod fürchten, er mag ſich noch ſo ängſtlich an das Leben klammern, er wird auf dieſem Kirchhofe nichts von den Schauern fühlen, die der Anblick der Vergänglichkeit ſonſt zu erregen pflegt. Er iſt ein freundlicher heller Garten, der wie jeder andere Spaziergang alle Tage benutzt wird. An den Mauern ſind wohl niedere Pflanzungen, doch Bäume die düſteren Schatten geben, ſind vermieden. Breite Wege, der Sonne ganz offen, führen nach allen Richtungen. Die Gräber ſind ſymmetriſch, Reihe hinter Reihe, geordnet. Die Meiſten ſind mit Grabmälern verſehen, zu deren Errichtung die Hinterlaſſenen eine Aufforderung mehr in ihrer Eitelkeit finden, da dieſe Denkmäler der Liebe, der Achtung oder Dankbarkeit, täglich der Betrachtung der Luſtwandelnden ausgeſetzt ſind. Die leeren Grabſtätten ſowohl, als auch diejenigen, welche kein Denkmal bezeichnet, ſind mit nummerirten

Stäbchen verſehen, ſo daß das ganze Feld das Anſehen eines botaniſchen Gartens hat. Auf der einen Seite wird der Kirchhof, von einem halbzirkelförmigen mehrere hundert Schritt langen bedeckten Säulengange umgrenzt. Wer da Ruhe ſucht, kann ſie auf marmornen Bänken finden. Ich habe aber noch niemanden darauf ſitzen ſehen, an einem ſolchen Ort mag ſich wohl jeder ſeiner Beine erfreuen. Unter dieſen Arkaden gelangt man in einige große Zimmer, die zwar mit einigen Zeichen der Trauer ausgeſtattet ſind, ohne jedoch ein düſteres Anſehen zu haben. Darin werden diejenigen Todten, welche man aus Mangel an Platz oder aus andern Gründen, nicht die verordneten drei Tage im Hauſe behalten kann oder will, in offnen Särgen ausgeſtellt. Die Zimmer ſind zwar verſchloſſen, aber durch große Glasthüren kann man alles ſehen. Geputzte Kinder, blumenbekränzte Mädchen, Weiber in Nachthauben mit ſchwarzen Bändern, liegen da mit entblößten Geſichtern, auf ſchiefrechten hohen Geſtellen.

Die aus Sonnen- und Kerzenlicht zuſammenfließende magiſche Beleuchtung, giebt den Todten das Anſehen von Schlafenden. Das iſt die Bühne, auf der ich geſtern ein ſo merkwürdiges Schauſpiel ſah. Es war der Tag des Allerheiligen-Feſtes. An dieſem Tage wird für das Heil aller Verſtorbenen gebetet, „damit ſie um ſo bälder aus dem Fegfeuer befreit werden, und zur Anſchauung Gottes gelangen.“ Der Kirchhof war mit Tauſenden von Menſchen bedeckt. Alle Grabmäler waren mit Blumenguirlanden umwunden, oder mit Blumen in Töpfen umſtellt. Bei jedem ſtanden Lichter, entweder Wachskerzen auf hohen Kirchenleuchtern, und zum Schutze gegen den Wind mit farbigem Papier umſteckt, oder Oellampen in farbigen, gewöhnlich dunkelblauen Glaskugeln. Die Grabmäler ſind mit eiſernen Armen verſehen, woran die Lampen gehängt werden. Zur Bewachung der Lampen, Blumentöpfe und andern Dekorationen, werden von den Hinterbliebenen, die ihren Todten dieſe Ehre erzeugen, alte Weiber beſtellt. Ich habe nie ſo viele alte Weiber beiſammen geſehen. Vor jedem Grabe ſteht ein Eimer mit Weihwaſſer, woraus vermittelſt einer langen Bürſte das Grab von Zeit zu Zeit benetzt wird. Fromme, und Kinder die damit ihr Spiel treiben, verrichten dieſe Benetzung im Vorbeigehen, auch wenn ihnen der Todte nicht nahe war. Die alten Weiber beten ihre Roſenkränze, die Männer mit entblößtem Haupte vor den Gräbern ihrer Angehörigen. Die Denkmäler ſind nicht bloße Steine, ſondern gewöhnlich architektoniſche und plaſtiſche Allegorien, manche von ſehr guter Idee, ob zwar wie natürlich, von keinem großen Kunſtwerthe in der Ausführung. Ich habe an dieſer Feier die ſehr poetiſch iſt, und die ich aus Mangel an Zeit nur ſchlecht beſchreiben konnte, nichts auszuſetzen, als daß ſie nicht im Frühlinge begangen wird. Es iſt ſchwer, das ſchmerzliche Gefühl der Vergänglichkeit im Herbſte zu beſeitigen. Was die Einrichtung des Kirchhofs betrifft, ſo meinen Sie gewiß, daß ſie mir gefiele; ſie gefällt mir aber nicht. Das heißt nicht, wie die Griechen, den Tod erheitern, das heißt ihn weglügen, ihn verbergen. Nur gedankenloſe Schlemmer können ſich auf dieſe Art betäuben laſſen. Das heißt nicht wahren Muth geben gegen die Schrecken des Todes, das heißt uns, gleich Soldaten vor der Schlacht, durch Rauſch die Feigheit benehmen. Dieſer Kirchhof iſt ſo luſtig, daß man Ball darauf halten könnte. Man wird leichtſinnig geſtimmt, der Genius mit der umgekehrten Fackel, wird in einen Hanswurſt verwandelt. Das iſt nicht gut... Genug geſtorben, wir wollen zu den Lebendigen zurückkehren. — —

Das Wetter war geſtern wie im Frühling, und wenn es bis morgen ſo anhält, werde ich mit meinem Neffen eine Fußreiſe ins Gebirge machen. Nach Tyrol hin, fünf Stunden von hier, liegt der Stahrenberger See, der fünf Stunden lang, und eine und eine halbe Stunde breit iſt, eine reizende Inſel in ſeiner Mitte. Dahin wandern wir auf zwei bis drei Tage. Wie ich mich freue

aus dieſer Flachheit Münchens zu kommen. Es
giebt hier nicht ſo viel Berg, daß man darüber
ſtolpern kann. — Laſſen Sie doch dem *** weis
machen, ich ging nach Wien und übernähme die
Redaktion des Oeſterreichiſchen Beobachters, aber
rnſthaft; er würde es in der ganzen Stadt erzäh-
en, und ich wette, man glaubte es. — Aus …
ird nie ein ordentlicher Profeſſor werden.
Ich halte ihn für ſehr geiſtlos, er kann wohl
eine Schüler, aber gewiß nicht die Wiſſenſchaft
eiter bringen. — Recht zum Narren habe ich
ich von Ihnen halten laſſen, mit meinem Reiſen.
ch glaube, Sie machen ſich gute Tage und ſind
vergnügt als ein Fiſch im Waſſer. Was führe
hingegen für ein elendes Leben! Montag iſt
i Havard Extra-Tafel für Leckermäuler, Mitt-
och bei Michel, Freitag bei Junnemann, dann
uſeum, dann italieniſche, dann deutſche Oper,
nn ein Staberl, dann ein Rendez-vous, ich
chte mir die Haare aus dem Kopfe reißen.
enn ſich ein Anderer um zehn Uhr zu Bette

legen kann, muß ich noch mit Herrn von *** und noch einigen allerliebſten Geſellſchaften Billard à la guerre ſpielen. Wann werden meine Leiden enden! — Haben Sie mir doch Wohlgeboren ſchreiben müſſen. Auf Ihren nächſten Brief ſchreiben Sie mir Hochwohlgeboren. Nicht gemukſt! — Geſtern Abend hatte ich einen Anfall von Heimweh, auf ein Gläschen Kümmel verlor es ſich aber wieder; ich hatte mir den Magen verdorben. — Wer ein Land nur im Herbſte und Winter geſehen hätte, dürfte der ſagen, daß er das Land kenne? Nein. Eben ſo wenig, kennt derjenige das Gebiet des menſchlichen Geiſtes, welcher nur die Wiſſenſchaft aber nicht die Kunſt inne hat. — Die Kunſt welche Frühling und Sommer iſt. Wie glücklich iſt der zu preiſen, der eine vollſtändige Erziehung genoſſen! Während ich beſchäftigt bin, ein Zimmer in dem Gebäude meines Wiſſens auszumalen, dringt der Regen durch das unbedeckte Dach, und der Keller ſtürzt ein. Wenn ich nicht wahrhaftig demüthig wäre vor Gott meinem Schöpfer, ich könnte in Verzweiflung gerathen. Daß meine Augen weiter gehen als meine Füße, das macht mich oft ſo mißmuthig — Sie glauben es kaum. Hier iſt ſo viel Talent, und ſo allſeitige Ausbildung bei vielen Menſchen, daß man neidiſch werden muß. Mein Stillſchweigen iſt mir ſchon manchmal für Beſcheidenheit aufgenommen worden, und ich darf nichts dagegen einwenden. Neulich ſagte ich Jemanden, ich wolle mich hier auf Italien vorbereiten, denn mir fehle ſo viel: Kunſtkenntniß, Alterthumskunde; und da lächelte der Mann, und ſagte, (ich hörte es ihm an, er wollte mir nicht ſchmeicheln): „Nun wenn Ihnen das fehlt, ſo weiß ich nicht, wer das ſonſt beſitzen ſollte!" viele Leute waren dabei. Lieben Sie mich, wenn auch unverdient.

Sieben und vierzigſter Brief.

München, den 5. November 1821.

Ich hatte kaum Ihren Brief zu Ende geleſen, da ſetzte ſich unter meinen Fenſtern der große Prunkzug in Bewegung, womit heute die katholiſche Prieſterſchaft das Volk zum Beſten hält. Dieſes Abwenden meines Blickes von mir ſelbſt und meinen eigenen Begehrungen, auf die Menſchheit und die ewige Lüge welche ſie beherrſcht, war mir ſehr heilſam — ich vergaß mich, vergab Ihnen, und verſchmerzte Ihren Brief. Sie können ſich nichts romantiſcher und ſchöner denken als dieſer Zug war. Unſer hochwürdigſter Erzbiſchof gab heute den letzten Akt der Komödie, die er ſeit acht Tagen ſpielt. Der Weg aus einer Kirche zu einer andern, mehrere Straßen durch, eine große Länge der Stadt, war mit Brettern belegt. Die Menge Fahnen und Kreuze, Schuljungen und Meßbuben mit Körben, aus denen ſie immerfort Blumen und Binſen ſtreuten. Geſang, feiſte Pfaffen, tauſende von Männern und Frauen mit Roſenkränzen in der Hand, laut ihr Ave Maria plärrend, Militär, Muſik, Kirchendienerſchaft, Wachskerzen auf hohen ſilbernen Leuchtern, der Biſchof mit ſeiner Mütze unter einem Baldachin, rechts und links das Volk ſegnend mit einer Bewegung der Hand, womit man den Hühnern Futter ſtreut, zwanzigſtimmiges Glockengeläute... Da haben Sie einige Ingredienzen zu der aqua toſana, woran die Menſchheit ſiegt. Ich glaube daß ſolche heuchleriſche Spiele nicht blos gegeben werden um zu betrügen, ſondern auch um neue Betrüger zu werben. So lange der Zug dauerte, hatte ich die größte Luſt, ein Spitzbube zu werden, ich hätte das erſte beſte

Schnupftuch ziehen mögen. Jetzt iſt mit der Stille meine alte Ehrlichkeit zurückgekehrt, und mit dieſer beantworte ich den wichtigſten Punkt Ihres Briefes .....

Abends 7 Uhr.

Ich konnte heute nicht dazu kommen, den Brief zu ſchließen und abgehen zu laſſen. Alſo morgen mit der krummen Poſt. —

...... Jetzt wollen wir wieder allerlei angenehme Scherze treiben, es fällt mir gar zu ſchwer lange ernſthaft zu ſein. Sie ſind ſo tückiſch wie der Kaiſer Caligula, der ſeine Geſetze ſo unleſerlich ſchreiben ließ, daß man aus Unwiſſenheit ſie übertreten mußte und in Strafe verfiel. Sie haben verordnet, ich dürfe nicht eher nach Frankfurt kommen bis einige Wagehefte und der Almanach im Drucke erſchienen. Heißt der verrückte Schnörkel und oder oder? Oder heißt er Und und Oder zugleich, je nach Belieben? Und und oder, oder und, oder oder — erklären Sie ſich beſtimmt woran ich mich zu halten habe. Sie beleidigen mich ſehr, wenn Sie von einem Wage-Hefte reden. Ueber eine ſolche Kleinigkeit ſollte ich ſo lange Zeit zubringen? So etwas mache ich in acht Tagen. Wenn ich mich mit ſolchen Dingen abgebe, ſo geht das ins Große — zwei oder drei Hefte auf einmal. Ich bin jetzt ſehr dabei, und Sie werden erſtaunen. —

Den 6. November.

.... Die Stelle beim Prinzen *** iſt ſchon längſt wieder beſetzt. Ohne Frau, was ſoll mir eine Anſtellung? Verheirathet müßte ich eine haben, damit ich nicht bei dem erſten häuslichen Zwiſte deſertire. — Ihnen gute Seele darf man gar keinen Wunſch mittheilen. Jetzt haben Sie ſchon Verdruß davon, daß ich nicht nach Italien reiſen kann. Glauben Sie doch ja nicht, daß ich ſelbſt Kummer darüber habe, ich war nie eines anhaltenden traurigen Gefühls fähig. Die Vorſtellung einer italieniſchen Reiſe kann mich angenehm beſchäftigen, und darum rede ich ſo oft davon. Sie wiederzuſehen reizt meine Einbildungskraft noch weit mehr ....

— — Meine Garderobe iſt eine ganz miſerable. Gibt es aber auch eine größere Bosheit, als die des Schickſals, das einen armen Teufel dick werden läßt, ſo daß ihm ſeine wenigen guten Kleider zu eng werden? Die linke Klappe meines ſchwarzen Rocks geht nicht weiter als bis an die öſtliche Grenze meines Herzens. Die Knöpfe daran werde ich verkaufen, ich kann ſie doch nicht mehr brauchen. Das verdammte Bier! Sein Sie doch barmherzig und ärgern Sie mich in Ihren Briefen ſo oft wie möglich. — Unter den Büchern die man mir nach Stuttgart geſchickt, befand ſich auch ein Band von Beckers Weltgeſchichte. Der Himmel weiß, wie ich dazu kam, das Buch gehört nicht mein. Aber bei dieſer Gelegenheit las ich dieſen Theil. Ein ganz herrliches Werk, ſo ergötzlich als belehrend. Ein verfluchter Kerl dieſer Becker, voller Ironie! Er läßt ſich nichts weis machen, und die lumpige Geſchichte der Erdenwürmer von höchſtens fünf tauſend Jahren, kömmt ihm gar nicht ſo ehrwürdig vor, als uns andern Schwachköpfen. Leſen Sie ja das Werk vom Anfang bis Ende. Das wichtigſte iſt, zu lernen, daß nichts wichtig iſt — Sie und ich ausgenommen.. Sind Sie fleißig, machen Sie gute Fortſchritte? Wo liegt Morea? Wie hat der erſte Menſch geheißen? Wenn ein Pfund Käſe 24 kr. koſtet, wie viel koſten 13 Loth? — Schade daß Sie nicht hier ſind, die ganze Stadt iſt voller Muſiknarren. Für oder gegen Roſſini — man hört da manches vernünftige Wort. Neulich bei Tiſche wollte man meine Meinung hören. „Roſſini, ſagte ich, gleicht, wenn ich mich ſo ausdrücken darf . . .“ zum Glücke ließ der Kellner ein Glas fallen, das klirrte, zog die Aufmerkſamkeit ab, und ich war gerettet.

Acht und vierzigſter Brief.

München, den 12. November 1821.

Schon viele Menſchen ſind aus Liebe wahnſinnig geworden, aber aus Menſchenliebe iſt es noch Keiner. Nur Sie wären dazu fähig. Sie dachten daran Ihr Clavier zu verkaufen, um mich nach Italien reiſen zu laſſen? Kommen Sie mir nicht mehr mit ſolchen Gedanken, welche die ſchmerzlichſten Gefühle in mir erwecken. Es iſt ein Glück, daß Sie nie den Mann Ihres Herzens gefunden — Sie können ja den Wein nicht einmal unter Waſſer vertragen!

— Es fällt mir ſchwer, mich über meine Unwiſſenheit zu beruhigen, auch nach Ihrem freundlichen Troſte. Ich weiß wohl, daß ich das Höhere und Schönere beſitze, aber das Niedere und Unſchöne, iſt auch im Leben des Geiſtes das Nothwendigere. Was iſt gemeiner und nothwendiger als das Eſſen? Bedenken Sie, was es mich ſtört und aufhält, daß ich von der italieniſchen Sprache, ſo viel als nichts weiß. Wenn ich auch jetzt das nöthige Geld hätte, könnte ich nicht eher nach Italien reiſen, als bis ich noch einige Monate die Sprache ſtudirt. Und wie wenige Zeit kann ich jetzt darauf verwenden. Aus meiner Wanderung nach dem Stahrenberger See iſt nichts geworden, das Wetter war zu rauh. — Was die Zeit verfließt! In acht Tagen ſind es ſchon drei Monate, daß ich Sie nicht geſehen habe. Der Menſch hat eine glückliche Natur, er kann in allen Klimaten ausdauern, was kein anderes Thier kann. — Um nach meinem Plane, bis zu Ende des Mai mit einem Bande der Wage fertig zu ſein, brauche ich täglich nur drei meiner Seiten zu ſchreiben. Da wäre ich ja nicht werth, daß mich der Teufel holte, wenn ich nicht damit zu Stande käme. Gut oder ſchlecht, alles eins. Wird es ſchlecht, ſo erkläre ich offenherzig in der Vorrede, ich hätte geſudelt, weil ich zu einer italieniſchen Reiſe Geld gebraucht hätte, ein Andermal wollte ich es beſſer machen. Vielleicht kann ich mir auch Beiträge verſchaffen, und dann wird der Band um ſo eher fertig. Ich will mir nicht Unrecht thun, es iſt nicht blos Faulheit, die mich vom Arbeiten abhält, ſondern die Begierde, auch ſo gut wie möglich zu ſchreiben. Ich glaube, und wenn noch mehr als Italien davon abhinge, ich könnte nicht eilen und ſchmieren. —

Vorgeſtern ſah ich ein neues Stück: „Staberls Wünſche" wahrſcheinlich kennen Sie dieſen Charakter Staberl und haben Karl ſpielen ſehen. Im erſten Akte macht er einen mißmüthigen reichen Gutsbeſitzer und beginnt mit einem Monolog in Art des Hamlets: „Was iſt das Leben des Menſchen? Aufſtehen, ſich raſiren laſſen, ſchlafen und ſterben. Und iſt der Menſch ein Frauenzimmer, aufſtehen, ſich nicht raſiren laſſen, und doch ſterben.“ So geht es fort. Ein Geiſt erfüllt dem Staberl drei Wünſche. Er wünſcht alſo erſtens, daß ſich alle Frauenzimmer in ihn verlieben, zweitens ein indianiſcher Prinz zu ſein, und dritiens in Don Juan verwandelt zu werden. Es ſt köſtlich wie ſich Staberl in allen dieſen Verhältniſſen beträgt! Mit ganz München bin ich in Streit über dieſes Stück. Alle tadeln daſſelbe, enn, ſagen ſie, Staberl trete aus ſeinem Chaakter heraus. Ich ſage ihnen: das iſt ja eben er Spaß, daß Staberl nicht Staberl ſein will, e verſtehen das nicht. Es herrſcht hier viel Bilung, man merkt es aber doch den Leuten an, daß e Parvenus ſind; ſie ſind zu vornehm und beittelnd. Vor zwanzig Jahren waren ſie noch Dummheit verſchlämmt. Wir Andern von ebildeter Herkunft, ſind herablaſſender gegen ringe Leute, und ſehen nicht ſo viel auf die ikette.

Abends 5 Uhr.

Ich komme ſo eben von einem Spaziergange zurück. Eigentlich geht die Poſt nach Frankfurt erſt Abends acht Uhr ab, und die Briefe werden bis ſieben Uhr und noch ſpäter angenommen. Ich habe aber nie gewagt ſo lange zu warten, ſondern aus Furcht, die Poſt zu verſäumen, ſchon um ein Uhr Mittag den Brief abgegeben. Heute zum erſtenmale weiche ich von der Regel ab. Ich bin ſo ängſtlich als Sie in Dingen woran mir liegt. So können Sie auf den Adreſſen meiner Briefe bemerken, daß ich immer Frankfurt am Main ſchreibe, welches eine ganz überflüſſige Sorfalt iſt, und worüber jeder Handelsmann lacht. — Schreiben Sie mir doch was *** für ein Mädchen iſt, verſteht ſich im Vertrauen. Auf vier und zwanzig Stunden kommen ſie in .... zuſammen, und in dieſer kurzen Zeit wollen ſie ſich kennen lernen! Einem Bräutigam, der mich verſicherte, er habe ſein Mädchen gründlich kennen gelernt, und er ſei ihrer Vortrefflichkeit ſicher, würde ich erwiedern, was ... einſt zu Jemanden ſagte, der ſich während der Sommermonate in Paris aufgehalten, und nach ſeiner Rückkehr mit Franzöſiſch-Sprechen groß that. „Sagt mir einmal wie Schnee auf Franzöſiſch heißt!“ Du lieber Gott! In Petersburg iſt es im Juli und Auguſt ſo warm als in Italien, aber ſchon im November frieren die Flüſſe zu. Ungeheuer ſeid Ihr, abſcheuliche Natterbrut, ſchönfarbige heuchleriſche Schlangen. Hu! wenn der *** zurückkommt, und er erzählt mir, ſeine Verbindung ſei geſchloſſen, lache ich in's Fäuſtchen und trinke eine Bouteille Wein auf die Geſundheit meiner Freiheit.

Neun und vierzigſter Brief.

München, den 19. Nov. 1821.

Ihre Verſicherung, daß Ihnen meine Briefe ſo große Freude machen, hat mir ſehr wehe gethan, es ward mir um ſo fühlbarer, welch ein abſcheulicher Menſch ich bin, Ihnen ſo lange nicht geſchrieben zu haben, ſeit acht Tagen nicht.. Was Sie mir über *** ſchreiben, darin haben Sie recht, jedoch beweißt das nichts gegen ihn. Die Ehen ohne lange Wahl werden oft am glücklichſten, die Kühnheit belohnt ſich auch hierin. Und ſchlägt die Sache übel aus, ſo iſt es tröſtlicher, ſich der Uebereilung als des Unverſtandes anzuklagen. — — Ich werde, weil Sie es wünſchen, die Rheinbriefe ausarbeiten. Bis die drei Hefte geſchrieben und gedruckt ſind, mögen vielleicht noch drei Monate vorübergehen. Schade, daß ich alles das, was ich über unſere gemeinſchaftliche Rheinreiſe bemerkt hatte, verloren habe. Das Taſchenbuch, worin ich meine Bemerkungen niedergeſchrieben, iſt mir in Stuttgart, als ich bei Gelegenheit eines Feuerwerks im Volksgedränge ſtand, zugleich mit einer Tabacksdoſe geſtohlen worden. — Der Schmitt iſt in Nürnberg? Er hätte von dort ſo nahe hierher, warum kömmt er nicht? Ein ſo kunſtliebendes und kunſtverſtändiges Publikum als das hieſige, findet er außer Wien in ganz Deutſchland nicht mehr. Wenn es noch Zeit iſt, ſchreiben Sie ihm nach Nürnberg, daß er hierher kommen ſoll.

— Der König ſoll ein Engel von Güte ſein. Wie der König und die Königin angebetet werden, kann ich Ihnen nicht mit Worten beſchreiben. Man erzählt tauſend Züge edlen Herzens von ihnen, die man ohne Rührung nicht anhören kann.

Die Dankbarkeit und die aufrichtigſte Liebe, nennt ihn, wie andere Fürſten der Kanzlei-Styl oder die Schmeichelei: Vater ſeines Volkes. Er duzt Jeden, den er nur etwas kennt. Er giebt ſo viel an Hülfsbedürftige, daß er manchmal ſeine Kaſſe erſchöpft. Einer Offiziers-wittwe wollte er einmal zwanzig Louisd'or geben, da fand ſich, daß er nicht ſo viel Geld hatte; er ſchickte zur Königin, die hatte ſie auch nicht, und ſo mußte er die Wittwe auf den andern Tag beſtellen, wo er ihr ſtatt zwanzig, vierzig Louisd'or gab. Seine Vortrefflichkeit kömmt auch wohl daher, weil er in ſeiner Jugend durch Schmeichelei nicht verdorben worden. Er hatte keine Hoffnung zur Krone; erſt durch das Ausſterben der regierenden Linie ward er zur Herrſchaft berufen. —

Geſtern war eine herrliche Vorſtellung von der ſchönen Müllerin. Nach dem Theater beim Bier war meine Geſellſchaft ganz verrückt vor Entzückung. Dieſe Geſellſchaft, mit der ich mich jeden Abend zuſammenfinde, beſitzt, mein Vermögen dazu gerechnet, wahrſcheinlich keine 500 Gulden baares Geld. Es ſind aber gebildete Menſchen, meiſtens Offiziere, alle von Adel. Darunter vier Grafen, die zuſammen acht Bouteillen Bier trinken. — Heute fangen die abonnirten Winterconcerte an. Sechs werden vor, und eben ſo viel nach dem Carneval, jeden Montag gegeben. Was das wohlfeil iſt. Ein geſperrter Sitz Parterre koſtet im Abonnement nicht mehr als dreißig Kreuzer. Heute läßt ſich der Violinſpieler Grund hören, ein Schüler Spohrs. — Das Wetter hier iſt ſeit einigen Tagen ſchwül, wie im Sommer, ſo daß ich meine Fenſter geöffnet habe. —

Görres iſt mit ſeiner Familie nach Paris gezogen. Mein Wunſch, mich dort niederzulaſſen, befeſtigt ſich täglich mehr. Es iſt in Deutſchland nicht auszuhalten. Ich ſpreche jetzt gewiß nicht aus Mißmuth und Ueberdruß, denn es hat mir in Stuttgart ſehr gut gefallen, und auch in München lebe ich vergnügt genug. Aber außer

Paris iſt überall Einſeitigkeit, und was noch ſchlimmer iſt, Schwerfälligkeit. Dort fährt die Unterhaltung, hier geht ſie zu Fuße. Ein Kritiker dürfte ſich nicht unterſtehen, anderer Meinung zu ſein als der gebildete Theil des Publikums, etwa einen beliebten Sänger zu tadeln, alles würde über ihn herfallen. Das iſt doch eine unerträgliche Kleinſtädterei. Ich fühle den Zwang in der Unterhaltung, ſelbſt mit billigen und vernünftigen Menſchen, und — es beträfe Theater, Litteratur oder Politik — ich kann nicht dazu kommen, ohne zu beleidigen, meine abweichende Anſicht mitzutheilen. Um die großen Intereſſen der Menſchheit bekümmert man ſich hier nicht. Ueber eine Arie der Metzger, vergeſſen ſie Griechen und Türken. Ich habe, ſeitdem ich hier bin, noch kein vernünftiges Wort geſprochen. Langeweile habe ich eigentlich nicht, was mich aber die Zeit vergeſſen macht, iſt mehr eine Art Schlummer, als eine raſche Bewegung des Geiſtes. — Wenn ich hier über Theater ſchriebe, ſo würden meine Kritiken zwar auffallen, aber ſchwerlich gefallen. Daß die Kunſt Nachbildung der Natur iſt, das vergeſſen die Leute ganz, und ſo vergeſſen ſie über die Kunſt das Leben. Wie ich nun auf meine Art beide in Verbindung zu ſetzen pflege, würden ſie mir unzeitige Abſchweifungen vorzuwerfen finden. —

Was doch die Katholiſchen für eigene Komödien haben! Da zieht eben eine Leiche unter meinem Fenſter her, wahrſcheinlich eines vornehmen Mannes. Wohl zwanzig Pfaffen und Kirchendiener, in weißen Meßgewändern, Wachskerzen, Trompeten, Geſang, und der Sarg von acht Livreebedienten umgeben, die brennende Fackeln tragen, am hellen Tage! —

In der Iris finde ich jetzt zuweilen vollſtändige Theaterkritiken, die gar nicht übel ſind. Z. B. neulich eine von Houwald's Fluch und Segen. Ich bin dem Herrn v. Houwald auch noch Komplimente ſchuldig über dieſen ſeinen neuen Unſinn, und ich gedenke ſie ihm bald zu bezahlen. — Nächſtens wird Göthe's Taſſo aufgeführt.

Da will ich mich recht con amore oder eigentlich con odio darüber her machen. Da iſt der ganze Göthe darin mit aller ſeiner Größe und aller ſeiner Niedrigkeit. Vielleicht läßt ſich dabei ſchicklich anknüpfen, was ich über die falſchen Wanderjahre zu ſagen finde. — Ich ſehe aus Ihrem Briefe, daß Sie zwar ruhiger leben als ſonſt, aber doch eigentlich keine frohen Tage haben. Das ſchmerzt mich in der tiefſten Seele. Sie wären doch vergnügter, wenn ich bei Ihnen wäre. Aber Sie rufen mich nie zurück, und Sie reden auch nicht davon, wie das künftig werden ſoll. Haben Sie denn gar keinen Plan, wie wir uns nahe ſein können, aber fern von Frankfurt? In der Fremde bin ich viel liebenswürdiger als zu Hauſe, da würde ich Ihnen auch beſſer gefallen. Geben Sie mir wenigſtens Hoffnung, und reden Sie wenigſtens mit mir, wie dieſer mein Lieblingswunſch möglicher Weiſe ausgeführt werden könne. Ich kann ohne Schrecken nicht daran denken, wieder nach Frankfurt zu gehen, ich kann aber auch nicht glücklich ohne Sie leben. Sie haben keine Ahnung davon, was Sie ſelbſt an Frohſinn gewinnen würden, wenn Sie nicht in Frankfurt wären, auch alle perſönliche Beziehungen ungerechnet. Eigentlich iſt in Frankfurt gar kein Leben, man bereitet ſich dort nur zum Leben vor. Die Stadt iſt eine große Kindbetterin-Stube. Man handelt und kömmt nie zur Ruhe, man kocht und ißt nie. — Vor einigen Tagen war ich auf einem Ball, im Caſino des zweiten Ranges. Es giebt nehmlich zwei Caſinos und Leſegeſellſchaften, die ich beide beſuche. — Seien Sie vergnügt, theure Freundin, ich bin es auch. Machen Sie ſich keine Sorgen. In höchſtens vierzehn Tagen habe ich keinen Kreuzer mehr, mir einen Apfel zu kaufen, und ich lebe ſo ruhig, als hätte ich Millionen. Gott verläßt den Gerechten nicht.

Funfzigſter Brief.

München, den 22. November 1821.

Heute ſind es drei Monate, ſeitdem ich Ihnen von Stuttgart den erſten Brief geſchrieben. Wie ſchnell mir dieſe Zeit vorüberging! Das kömmt aber daher, weil ich nicht, wie in Frankfurt, beſtändig nach der Uhr ſehen konnte, denn Sie ſind der Minutenzeiger meines Lebens. Ich fühle mich ganz glücklich, daß ich es ſchon halb ſein kann ohne Sie. Ach, es giebt kein größeres Glück, als die Ruhe des Herzens, und zerreißen ſollte man euch Weiber, daß Ihr ſie uns ſo ſpät gebt. Aber ein Männerherz, das majeſtätiſch ausruht wie ein Löwe Ruhm- und Beuteſatt, das wißt Ihr nicht zu achten, nur am Brüllen erkennt Ihr die Kraft des Löwen. Wehe, wehe! Nun fürchten Sie ſich nur nicht, ich thue Ihnen nichts zu leid, ich bin ja Ihr alter Bekannter. Sonſt hatte ich wohl zuweilen einen grünen Donnerſtag, jetzt aber iſt er grau, wie der heutige Himmel, und nur mein blauer Montag iſt mir geblieben. Iſt das genug für mich faulen Geſellen? Ich glaube, ich Narr war großmüthig und habe Sie ſelbſt gebeten, mir nicht öfter als alle acht Tage zu ſchreiben. Das habe ich ſchon längſt bereut. Ach, wenn man nicht geboren iſt für die Tugend, ſollte man nicht ſtümpern darin, es iſt gar zu lächerlich! Ich ſollte eher ſuchen mich zum vollkommenen Taugenichts auszubilden, das iſt meine Beſtimmung.

— Es iſt ſpaßhaft zu ſehen, wie es hier von reiſenden Handlungsdienern wimmelt. Schon zehen Bekannte habe ich geſprochen. Sie folgen ſich auf dem Fuß. Es iſt ein luſtiges Leben, und die Sommerſeite des Handels. Meiſtentheils junge Leute, laſſen ſie ſich's hier wohl ſein. — Die abonnirten Concerte, die am verfloſſenen Montag angefangen, ſind ſehr ſchön. In dieſem erſten wurde gegeben: Symphonie von Clementi; Arien von Simon Meyer und Aiblinger (mit Chor); Flötenconcert; Concert von Spohr, geſpielt von Grund; Haydns Gedächtnißfeier; Cantate von Cherubini (herrlich); Ouvertüre aus Egmont. Anfang präcis um halb 7 Uhr. —

Unter allen Merkwürdigkeiten Münchens hat mich das Krankenhaus, das ich geſtern ſah, am meiſten angezogen. Was nicht der menſchliche Geiſt vermag, wenn ihm das Herz beiſteht! Es iſt im Verhältniß der hieſigen Bevölkerung ſo groß, daß noch für einige hundert Kranke Platz übrig bleibt. Sehen Sie, ich bin nicht weich, denn ich weiß, daß am Leben das Leben nicht das beſte iſt, es iſt daher mir, wie der Welt und dem armen Teufel von Kranken ſelbſt, oft ganz gleichgültig, ob er lebt oder ſtirbt; aber daß ſo ein armer Teufel, der in dieſes Haus kömmt, durch ſein Krankſein gewinnt, daß er eine Pflege, eine Reinlichkeit, eine Sorgfalt und eine Bequemlichkeit genießt, der er ſich geſund nie zu erfreuen hatte; daß ihm die Geneſung nur Entſchädigung giebt für das, was er verliert, wenn er das Haus verläßt — das hat mich gerührt. Dieſe Friſche und Reinheit der Luft findet man bei keinem Reichen in ſeinem Wohlſein. Es iſt zu wiſſen, daß die größten Mechaniker und Waſſerleitungskünſtler Europens, Bader und Reichenbach, beide hier wohnen. Dieſer letztere hat im Hoſpitale eine für das ganze Haus wirkende Vorrichtung zur Reinigung der Luft ausgeführt, die durch ihre Größe und Einfachheit in Erſtaunen ſetzt. Wir verſtehen beide zu wenig von der Mechanik, ich daß ich die ganze Einrichtung gehörig beſchreiben, und Sie, daß Sie ſie begreifen könnten. Ich ſage Ihnen nur ſo viel: durch zwei Thürme, die über das Haus hervorragen, und deren ſechs Oeffnungen mit ledernen Klappen behängt ſind, bringt der Wind hinein, von welcher Seite er auch wehe, gemauerte Kanäle leiten ihn in ſämmtliche Oefen des Hauſes. Dieſe letztern haben einen äußern Mantel mit Löchern, die Luft ſtrömt in den leeren Raum, den beide Wände bilden und von da durch kleine Oeffnungen in die Krankenſäle, ſo daß die Luft nicht blos immer friſch, ſondern auch gewärmt einſtrömt. Unaufhörlich, Tag und Nacht, wird auf dieſe Weiſe, ohne daß man das Fenſter zu öffnen braucht, die Luft erneuert. Sie müſſen mir erlauben, auch von den Abtritten zu ſprechen. Ich habe den Deckel aufgemacht und meinen Dickkopf hineingeſteckt, ſo tief als möglich. Dort unten herrſcht zwar eine ſchauerliche Dunkelheit, aber es roch wie bei Montanari. Wie iſt das möglich? Das iſt ſo möglich. Eine äußere künſtliche Einrichtung bewirkt, daß, ſobald man den Deckel aufhebt, friſches Quellwaſſer zu ſtrömen anfängt und in den Kanal hinabläuft. So lange der Deckel offen ſtehet, ſo lange ſtrömt das Waſſer. Jeder Saal enthält zwölf Kranke, deren Betten durch Wände geſchieden ſind. Der Boden iſt mit Marmor getäfelt. Jeder Kranke, der bei Beſinnung oder in der Geneſung iſt, erhält zu ſeiner Erheiterung ein vollſtändiges Exemplar der Wage. Merkwürdig, beſonders für Frauenzimmer, iſt die Waſchküche. Eine chemiſche und phyſiſche Einrichtung iſt ſolcher Art getroffen, daß die Wäſche nicht von Menſchenhänden gerieben zu werden braucht, wodurch ſie ſehr verdorben geht, ſondern daß ſich das alle von ſelbſt macht. Seife wird gar nicht gebraucht. In weniger als drei Stunden iſt die Wäſche bis auf's Trocknen fertig. Ich habe mir in dieſen künſtlichen Waſchkuſen die Hände gewaſchen, und ſie glänzen heute noch wie friſch gefallener Schnee. Die Hühner und Gänſe für die Küche ſind ſo abgerichtet, daß ſie ſich ſelbſt ſchlachten und rupfen, und ſie eilen alle freudig in den Tod. Ich habe ſelbſt geſehen, daß ſie ſich um den Vorrang herumgebiſſen haben. Es giebt auch einen Krankenſaal für Verliebte weiblichen Geſchlechts, ſo lange ſie nicht ganz verrückt ſind. Der Director des Hoſpitals, Obermedizinalrath Koch, der mich ſelbſt herumgeführt, hatte mich darauf vorbereitet, und mich erſucht, den Mädchen eine angemeſſene und eindrucksvolle Rede zu halten. Ich that es mit großem Erfolg. Ich werde die Rede niederſchreiben und ſie Ihnen ſchicken. Kranke, die vermögend ſind, können auch eigene Zimmer im Hauſe haben. Alle Pflege zuſammen koſtet täglich nicht mehr als 1 fl. 30 kr. Mein liederlicher Freund, Herr ***, der zuweilen an der Gicht leidet, kann es gar nicht erwarten, bis er wieder einen Anfall bekömmt, denn ſagt er, er ſpare täglich mehrere Gulden, wenn er im Spital lebe. Ein wenig Gicht wäre mir jetzt auch ſehr wohlthätig. Monatlich 45 Gulden, man kann nicht wohlfeiler leben. Ich will es aber erſt mit dieſer Quittung verſuchen. Sie iſt unterm erſten Dezember ausgeſtellt, ich zweifle aber ſehr, daß ich an dieſem Tage ſchon das Geld werde haben können. Gewöhnlich muß ich bis zur Mitte des Monats warten.

Werde ich denn in Frankfurt gar nicht vermißt? Fehle ich keinem und nirgends? So lange war ich ſeit meinen Univerſitätsjahren nicht von der Heimath entfernt. Ueberhaupt kehren die ſchönen Tage meiner Jugend zurück. Ich fahre auf dem Waſſer herum, und eſſe Confect; ich ſpiele Billard; ich gehe um 5 ins Theater und warte bis 6; ich bin galant... Mein Bedienter nennt mich Ew. Gnaden, und meiner Schweſter Bedienter küßt mir die Hand, wenn ich ihm etwas ſchenke. Für 600 Gulden kann man ſich hier adeln laſſen — ſoll ich, gnädige Frau? —

In dem Verlage von **Fr. Baſſermann** ſind erſchienen:

Darſtellung der geologiſchen Verhältniſſe der am Nordrande des Schwarzwaldes hervortretenden Mineralquellen u. ſ. w., von Fr. A. Walchner, Großh. Bad. Bergrath und Profeſſor an der polytechniſchen Schule in Karlsruhe. Mit einem topographiſchen Plane und einer Zeichnung. 16 gGr. (1 fl. 12 kr.)

Die Entſtehungsgeſchichte des Jeſuitenordens, nebſt einem Schlußwort über die neuen Jeſuiten. Nach den Quellen dargeſtellt von Dr. Fr. Kortüm, Profeſſor der Geſchichte in Heidelberg. 16 gGr. (1 fl.)

(Dieſe Schrift iſt von hoher Bedeutung und erfreut ſich des allgemeinſten Beifalls). —

1793. **Beitrag zur geheimen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution,** mit beſonderer Rückſicht auf Danton und Challier, zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen, von Friedrich Funck. 1 Thlr. 15 gGr. (2 fl. 42 kr.)

Sagen des Neckarthals, der Bergſtraße und des Odenwaldes. Aus dem Munde des Volkes und der Dichter geſammelt, von Friedrich Baader. Mit einem Titelkupfer. Cartonnirt 1 Thlr. 22 gGr. (3 fl. 18 kr.) broſchirt 1 Thlr. 18 gGr. (3 fl.)

Schwarzwälder Dorfgeſchichten, von Berthold Auerbach. Zwei Theile. Broſchirt 2 Thlr. (3 fl. 30 kr.)

Maſchinentafel in Farbendruck, auf Baumwollenzeug, eine **Dampfmaſchine** darſtellend, für höhere und niedere Lehranſtalten. Mit Holzſtäben, zum Aufhängen fertig. 4 Thlr. (7 fl.)

Erklärung zur Maſchinentafel, deutſch und franzöſiſch, mit einem Kupfer. 3 gGr. (12 kr.)

Erzählungen und Mährchen für die Jugend, von J. L. G. Walther, Pfarrer. Zweite Auflage. Drei Bändchen, jedes mit einem colorirten Titelkupfer. Elegant cartonnirt, das Bändchen 18 gGr. (1 fl. 21 kr.)

☞ Die Bändchen werden auch einzeln abgegeben.

Zehn Actenſtücke über die Amtsentſetzung des Profeſſors Hoffmann von Fallersleben. 2 gGr. (9 kr.)

Hoffmann von Fallersleben, Allemanniſche Lieder. Nebſt Worterklärung und einer allemanniſchen Grammatik. Fünfte, im Wieſenthal verbeſſerte und vermehrte Auflage. 14 gGr. (1 fl.)

Ein ſtaatsrechtlicher Injurienprozeß in aktenmäßiger Mittheilung von C. Welcker, Abgeordneter zur II. Kammer der Badiſchen Landſtände. 8 gGr. (36 kr.)

Selbſtvertheidigung Dr. Sylveſter Jordan's, Profeſſor der Rechte zu Marburg, in der wieder ihn geführten Criminal-Unterſuchung, Theilnahme an Hochverrath betreffend. Nebſt der **Appellationsſchrift** ſeines Vertheidigers, Ober-Gerichts-Anwalt C. F. Schantz zu Marburg, und einer **Denkſchrift,** die Rechtfertigung der Beſchwerden und zugleich einen Beitrag zur Lehre vom Indicienbeweiſe enthaltend, von dem Angeſchuldigten Dr. Sylveſter Jordan ſelbſt. 1 Thlr. (1 fl. 35 kr.)

Das Volksleben der Neugriechen, dargeſtellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunſtgedichten ꝛc., von Dr. D. H. Sanders. 1 Thlr. 16 gGr. (2 fl. 42 kr.)

Dr. Wigand, zur Vertheidigung Jordan's. 12 gGr. (54 kr.)

Hochkarte von Deutſchland, eingerahmt 1 Thlr. 16 gGr. (2 fl. 12 kr.)

Nachgelaſſene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben
von den Erben des literariſchen Nachlaſſes.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.
1844.

Briefe und vermiſchte Aufſätze.

Aus den Jahren

1819, 1820, 1821, 1822.

Inhalt.

Briefe und vermiſchte Aufſätze aus den Jahren:

1821.

Seite
Ein und funfzigſter Brief. Aus München 1
Geſpräche im Muſeum 8
Zwei und funfzigſter Brief. Aus München .. 12
Drei und funfzigſter Brief. „ „ .. 21
Vier und funfzigſter Brief. „ „ .. 26
Fünf und funfzigſter Brief. „ „ .. 33
Sechs und funfzigſter Brief. „ „ .. 43
Sieben und funfzigſter Brief. „ „ .. 48
Acht und funfzigſter Brief. „ „ .. 51
Neun und funfzigſter Brief. „ „ .. 62
Sechszigſter Brief. „ „ .. 73
Ein und ſechszigſter Brief. „ „ .. 83

1822.

Zwei und ſechszigſter Brief. Aus München ... 89
An die Redaktion der Neckar-Zeitung 95
Drei und ſechszigſter Brief. Aus München 106

Seite
Vier und ſechszigſter Brief. Aus Stuttgart . . 110
Fünf und ſechszigſter Brief. „ „ . . 115
Sechs und ſechszigſter Brief. „ „ . . 119
Sieben und ſechszigſter Brief. „ „ . . 125
Acht und ſechszigſter Brief. „ „ . . 132
Neun und ſechszigſter Brief. „ „ . . 137
Siebenzigſter Brief. „ „ . . 142
Ein und ſiebenzigſter Brief. „ „ . . 146
Zwei und ſiebenzigſter Brief. „ „ . . 150
Drei und ſiebenzigſter Brief. „ „ . . 153
Vier und ſiebenzigſter Brief. „ „ . . 159
Fünf und ſiebenzigſter Brief. „ „ . . 163
Sechs und ſiebenzigſter Brief. „ „ . . 166
Sieben und ſiebenzigſter Brief. „ „ . . 169
Acht und ſiebenzigſter Brief. „ „ . . 173
Neun und ſiebenzigſter Brief. „ „ . . 176
Achtzigſter Brief. „ „ . . 181
Ein und achtzigſter Brief. „ „ . . 184
Zwei und achtzigſter Brief. „ „ . . 188
Drei und achtzigſter Brief. „ „ . . 193
Vier und achtzigſter Brief. „ „ . . 200
Fünf und achtzigſter Brief. „ „ . . 206
Sechs und achtzigſter Brief. „ „ . . 208
Sieben und achtzigſter Brief. „ „ . . 210
Acht und achtzigſter Brief. „ „ . . 212
Neun und achtzigſter Brief. „ „ . . 214

Seite

Neunzigster Brief. Aus Stuttgart . . . 218
Ein und neunzigster Brief. „ „ . . . 221
Zwei und neunzigster Brief. „ „ . . . 226
Drei und neunzigster Brief. Aus Heidelberg . . 228
Von einem Notizenblatte 230
Tagebuch 1817 236
Geſchichte meiner Gefangenſchaft 1820 267
Geſchichte des Preußiſchen Staates 1820 276

Ein und funfzigſter Brief.

München, den 25. November 1821.

. . . .

. . . . . Weil ich gerade von Niederträchtigkeiten ſpreche, will ich noch eine andere erwähnen, die mir auch aufgefallen. Spontini, Sie werden es wiſſen, iſt ſeit etwa zwei Jahren Oper-Direktor in Berlin.. Allerdings hat er ſeine Verdienſte, aber das hündiſche Geſchmeichel, mit welchem ſich alle Berliner Blätter an ihn drängen, bezeichnet recht das deutſche unterthänige Sklavenvolk. Selbſt Hoffmann, der doch in ſeinen Phantaſieſtücken gezeigt hat, daß er Mozart und ſeine deutſche Kraft und Tiefe zu ſchätzen weiß, erhebt Spontini bei Gelegenheit ſeiner neuen Oper (Olympia) bis über die Sterne. Gewiß gegen ſeine eigene Ueberzeugung; aber Spontini iſt bei Hof angeſehen, iſt ein weltkluger Pariſer.... So las ich geſtern im Freimüthigen, daß eine Geſellſchaft Kunſtfreunde Spontini auffordert, er ſolle doch endlich einmal wieder mit ſeinen eigenen Compoſitionen beglücken, da er ſeit mehreren Monaten durch die Aufführung von Glucks, Mozarts, Cherubinis und anderen Opern, ſeine Unpartheilichkeit und Beſcheidenheit hinlänglich an den Tag gelegt. Ueber die Flachheit und Gemeinheit der Deutſchen, werde ich täglich in meiner Anſicht entſchloſſener. Ich dächte doch, ich wäre unparteiiſch, alt und erfahren genug, um Vertrauen in mein Urtheil ſetzen und fordern zu dürfen. Was man erhabene Menſchen nennt, haben die Deutſchen ſeit drei Jahrhunderten nur zwei gehabt, Luther und Mozart. Aber jedes Volk hat ſo viel große Männer als es verdient. Der größte deutſche Dichter iſt ſeines Volks, wie das deutſche Volk ſeines größten Dichters würdig. Sie wiſſen, ich achte Göthe wenig, ich liebe ihn gar nicht, aber doch empört mich die Art, wie ſich Deutſchland rückſichtlich ſeines Denkmals beträgt. Welch ein beleidigendes und ſchmutziges Hin- und Herſprechen, ob man ihm ein Denkmal ſetzen oder nicht ſolle. Da hat ein gewiſſer Carové, der noch dazu jung, der noch dazu ein deutſcher Volksnarr iſt, der noch dazu auf der Wartburg gepredigt hat — vorgeſchlagen, man ſolle, Göthe zu ehren, ihm nicht ein ſteinernes Denkmal ſetzen, ſondern für die deutſche Armuth eine wohlfeile Ausgabe ſeiner Schriften veranſtalten. Und Herr Göthe, was iſt das für ein Menſch! Welcher Hochmuth, welche Hoffarth! Jetzt läßt er alle ſeine Handzeichnungen, wie ſie jeder aus ſeiner Jugend aufzuweiſen hat, im Kupferſtiche erſcheinen. Der verkauft noch ſeine Windeln Spannenweiſe. Pfui! Und Ihr Börne iſt auch gewaltig herabgekommen. Sein neueſter Roman, beſonders der dritte Theil, iſt ſehr langweilig. Unter den achtzig Bänden, die Börne geſchrieben hat, ſind höchſtens nur dreißig, von denen man ſagen kann, daß ſie dem deutſchen Volke zum Ruhme gereichen. — — Morgen im Abonnement-Conzert werden folgende Sachen gegeben: Ouvertüre aus der Oper der Freiſchütz von Maria von Weber; Arien von Orlandi und Roſſini; Violin-Conzert; Duett von Simon Mayer; Clarinett-Conzert; Ouvertüre aus Ferdinand Cortez. Anfang präcis halb ſieben Uhr. Um ſechs Uhr komme ich, Sie abzuholen, aber ich bitte mirs aus, daß Sie nicht wieder ein ſo großes Gefolge mit ſich führen. — — Laſſen Sie den Lübeckern ſchreiben, daß ich gar nichts von dem Fortgange ihrer Sache erfahren habe, und daß mir vom Bundestage nicht die geringſte Mittheilung gemacht worden iſt. Ich kann ihnen alſo keine Auskunft geben. — — ... Es iſt ein Eckel, wie alle Blätter voll von der Geſchichte ſind, daß Metternich bei Rothſchild gegeſſen. Kein anderer als *** hat dieſe Nachricht in Europa verbreitet. Der macht aus jedem Dreck Geld. —

Alſo Sie haben die diebiſche Elſter kennen gelernt? Was ſagen Sie zu dem Unſinn? Wenn es Ihnen ſo ging wie mir, ſo müſſen ſie während der Vorſtellung beſtändig gelacht haben. Roſſini iſt der Kotzebue der Muſik, darum gefällt er, und darum muß er gefallen, denn in der muſikaliſchen wie in der literariſchen, wie in jeder Welt, iſt die Menge dumm. Roſſini verſteht ſich auf die Theater-Coups, das muß man ihm laſſen, und auf's Rühren. Selbſt diejenigen hier, die Roſſini weniger achten (eigentlich gering geſchätzt wird er von keinem) preiſen ſeinen Othello, und meinen, der wäre im ſtrengen und ernſten Styl gut gehalten. In Wien wird jetzt ein böſes Beiſpiel gegeben, das gewiß nachgeahmt und der deutſchen Kunſt gefährlich werden wird. Das Theater am Kärnthner Thor, welches vom Staat unterhalten wird, hat der Kaiſer der Leitung eines Italieners unterworfen, der will eine Opera Seria, eine Opera buffa, und ein glänzendes Ballet einführen, mit Hintenanſetzung der deutſchen Opern. In einem kleinen Geſpräche *) das ich über dieſen Gegenſtand niedergeſchrieben, habe ich geſagt: „Die Kunſt iſt eine Polizeidienerin u. ſ. w." — Bei Cotta erſcheint vom neuen Jahre an ein neues tägliches Blatt in Art des Morgenblattes, unter dem Namen Heſperus. Der Herausgeber (André) wohnte früher im Oeſterreichiſchen, wo die Zeitſchrift heftweiſe erſchien, verließ aber das Land der argen Cenſur wegen. — Im Januar verſammeln ſich hier die Stände, da wird es etwas lebhaft werden. — Den Aufſatz wegen meiner Arretirung ſchicken Sie mir gelegentlich.

..... Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, ich halte in ſolchen Fällen wenig auf Ueberlegung. Nur ſelten ſind die Vorzüge oder Fehler eines Mannes ſo ausgeſprochen, daß man mit Sicherheit vorher ſagen kann, die Ehe werde glücklich oder unglücklich werden. Ich glaube, daß von

---

*) Siehe den Anhang zu dieſem Briefe.

A. d. H.

zwei glücklichen Ehen, die mit einem Gelehrten die glücklichere iſt, ich weiß aber aus Erfahrung, daß von zwei unglücklichen Ehen, die mit einem Handelsmann noch die erträglichſte iſt. —

Geſpräche im Muſeum.

1.

A. Es ſteht im Geſellſchafter: Das Kärntherthor-Theater iſt an einen Italiener verpachtet; eine Opera seria, eine Opera buffa, auch eine deutſche Oper, und ein glänzendes Ballet werden eingerichtet. Die Preiſe der Plätze werden erhöht, und die Bänke im Parterre weggenommen.

B. Unglaublich! Werden ſich die Wiener gefallen laſſen, daß man ihre Bäckerläden in Conditoreien verwandele, daß man ihnen ſtatt deutſchen Brodes Marzipan gebe? Wird ſich keine Stimme dagegen erheben?

B. Gewiß nicht. Die Wiener ſind gute Kunſtkenner, aber noch beſſere Bürger. Was die Obrigkeit thut, finden ſie jeder Zeit löblich.

D. Die heilige Aſche Mozarts ſo zu entweihen! Die Kunſt . . .

C. Die Kunſt iſt eine Polizei-Dienerin. Hätten die Italiener mehr Conſonanten in ihrer Muſik, wären die Neapolitaner nicht wie die Haſen davongelaufen. Die deutſche Muſik iſt zu männlich. Mozart war ein Schwärmer und gefährlicher Sektirer. Beethoven iſt ein muſikaliſcher Riego, ſeine Ouvertüre zum Egmont iſt eine ſieggekrönte Verſchwörung, den Freiheitsjauchzenden Schluß, kann kein getreuer Unterthan ohne Murren anhören.

A. Ich habe mich ſchon oft darüber gewundert, daß ſich die Cenſur nicht auch über Werke der Tonkunſt erſtreckt.

B. Das wird noch kommen. Man kann ſich dabei auf Plato berufen.

A. Iſt es aber nicht eine, jeder großen und reichen Stadt unwürdige Knickerei, daß man, um mehr Platz zu gewinnen, die Zuſchauer im Parterre zum Stehen zwingt?

C. Das geſchieht auch ſicher nicht des Geldvortheils willen. Aber die Sittlichkeit und die Ruhe des Staates gewinnen, wenn man die Bänke im Parterre wegnimmt.

A. Wie ſo?

C. Wegen der glänzenden Ballete die man einzuführen denkt, iſt es ſchicklicher, wenn man nur von oben herab ſehen kann. Die öffentliche Ruhe gewinnt, indem die Leute von Vermögen und Bildung außer Gemeinſchaft geſetzt werden, da ſie künftig das Parterre nicht mehr beſuchen, ſondern ſich Familienweiſe in Logen abſondern werden.

A. Sie ſcherzen. Glauben Sie ernſtlich, daß man bei der beabſichtigten Veränderung im Kärnthertor-Theater an ſolche Dinge gedacht hat?

C. Das glaube ich nicht; aber jeder alte und feſtbegründete Staat wird mehr nach dunklen angebornen Naturtrieben als mit Ueberlegung regiert. Es iſt weiſe, der Stimme ſolcher Triebe zu folgen. In dieſen Zeiten iſt es nicht gut, wenn drei Menſchen von Geiſt und Gemüth einige Stunden beiſammen ſind, die bilden ſchon einen Staat im Staate. Traurig genug, daß die Natur jedem Menſchen zugleich Augen und Ohren, Kopf und Herz gegeben hat. Es wäre für die Ruhe der Welt viel beſſer, wenn dieſe Menſchen nur Ohren, jene nur Augen, dieſe nur Köpfe, jene nur Herzen, andere wieder nur Mägen hätten.

B. An letzteren fehlt es nicht.

Zwei und funfzigſter Brief.

München, den 28. November 1821.

......Sie — wie ſoll ich Sie nur nennen — Sie Erzweib, wie können Sie ſich unterſtehen, mit mir, mit einem Manne zu zanken? Ihr Weiber, was ſeid Ihr denn? Noch weniger als die Blumen an eurer Bruſt. Dieſe ſind doch in eurer Gewalt, Ihr aber ſeid in der Unſern. Da komme ich geſtern zu meiner Schweſter, ſie ſitzen noch am Tiſche und eine Torte wird aufgetragen. Meine Mutter hatte damit meine Schweſter überraſcht, weil auf dieſen Tag die zwanzigſte Jahresfeier ihrer Hochzeit fiel. Zwanzig Jahre! Wir ſind ohngefähr von gleichem Alter, meine Schweſter hat nur ein Jahr mehr. Vor zwanzig Jahren, was war ich da noch! Ich wußte mein Schnupftuch kaum zu gebrauchen, ich wußte noch kein engliſch, kein italieniſch, kein lateiniſch, kein griechiſch, nichts von Medizin, Jurisprudenz, Philoſophie, Kameralweſen, nichts von Liebe, Geſchichte, Politik, Mythologie, Geographie, Poeſie, keine Mathematik, nichts von Muſik, Tanz, Kunſt, nichts von Finanzwiſſenſchaft und Polizei, gar nichts wußte ich. Das alle und noch hundertmal mehr habe ich ſeitdem gelernt. Was habe ich geliebt, geweint, gelacht, gelitten; wie viele Freuden habe ich gehabt, wie viele Städte und Menſchen geſehen, wie viel geſprochen und geſchrieben, wie viel erfahren und vergeſſen. Und meine Schweſter? Sie war ſchon vor zwanzig Jahren ſo klug als jetzt, und was hat ſie gethan? Dreizehn Kinder zur Welt gebracht, tauſendmal mit ihrer Wäſcherin, und ſiebentauſendmal mit ihrer Köchin abgerechnet. Und Sie, Schweſter meiner Schweſter, werfen ſich nicht in den Staub vor mir?......

Geſtern führte man mich zu Herrn v. ***, Hof-Intendanten des Theaters, der meine Bekanntſchaft machen wollte. Ein rechtſchaffener, aber hypochondriſcher, reizbarer Mann. Er geſteht es ſelbſt, daß er ohne Zittern und Herzklopfen nie das hieſige Blatt in die Hand nehme, worin das Theater kritiſirt wird. Mit ängſtlicher Spannung lauſchte er auf jedes Wort, das ich beurtheilend über das Theater ſagte. Der arme Menſch! Sein Vorgänger, noch ein junger Mann, mußte ſein Amt aufgeben, weil er einen Blutſturz bekommen hatte vor Aerger, und er ſelbſt hat auch ſchon einen Blutſturz gehabt. Nachdem ich ihn verlaſſen, ließ er mir ein Freibillet für die hieſigen Theater während meines Aufenthaltes anbieten, ich habe es aber ausgeſchlagen. Sie ſehen, ich bin immer noch ein ehrlicher Narr. — — Changement de décorations! So eben komme ich von meiner Schweſter, die mich hat rufen laſſen.

Ich, ganz wüthend, (denn ich laſſe Vormittags in meinen Arbeiten ungern mich ſtören) eile hin. Was wars? Mein Vater hat geſchrieben, wenn ich nach Wien wolle, ſolle ich hin. Ich hatte keine Luſt, und habe mich mit meiner Mutter ſehr herumgeſtritten. Endlich willigte ich doch ein. Es werden aber wohl noch vierzehn Tage darüber hingehen, denn ich will vorher noch einmal meinem Vater ſchreiben. — Sagen Sie Ihrem Schwager und dem ***: ich ginge nach Wien, und würde dort die Papiere herabzudrücken ſuchen, ich würde contreminiren, wozu ich von einer anonymen Geſellſchaft mit gehörigen Fonds verſehen worden bin. Sie ſollten ſich, jeder mit 10,000 Gulden, mit mir abzufinden ſuchen, ſonſt wäre es ihr Unglück. — Meine vorhabende Reiſe in eine glänzende Hauptſtadt, macht es um ſo dringender, Sie in einer äußerſt wichtigen Sache um Rath zu fragen. Mir ſelbſt zu helfen, haben mir bis jetzt alle meine Erfahrungen nichts gefruchtet. Seit etwa einem halben Jahre, fallen mir immer die Strumpfbänder herab, und mit jedem Tage wird das Uebel ärger. Ich mag noch ſo feſt knüpfen, kaum bin ich fünf Minuten auf der Straße, gehen ſie wieder los, und ziehen hinten nach. Ich bin ganz in Verzweiflung. Verſammeln Sie doch unſere ganze Geſellſchaft, und überlegen Sie mit ihr, wie mir geholfen werden könne. —

Den 29. November.

..... Sie ſagen Sie hätten Komödie geſpielt — ſo? Alſo Sie wiſſen Alles? Sie wiſſen, daß ich nicht Geſchäfte habe? Vielleicht irren Sie ſich Madame. Vielleicht bin ich von einer großen Macht, an mehrere deutſche Höfe abgeſchickt, um eine gewiſſe äußerſt wichtige Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Vielleicht habe ich über Millionen zu gebieten. Vielleicht erhalten Sie bald von meinen Briefen von den Joniſchen Inſeln. Vielleicht.. Doch, Weibern darf man nichts anvertrauen. Glauben Sie kein Wort von dem was ich Ihnen geſagt habe, ich habe nicht über Millionen zu gebieten, ich habe keinen Kreuzer, es war alles nur Scherz. —.... Ich muß wiſſen was Anſtett für'n Witz gemacht hat? Machen Sie die Augen zu und ſchreiben Sie mir alles. Das iſt ein tüchtiger Kopf der Anſtett, und gar nicht ſo abgeflacht als ſonſt die Diplomaten.

Geſtern gab Madame Graſſini, eine ehemalige berühmte Sängerin, ein Conzert eigner Art, nemlich „ein dramatiſches Conzert". Es wurde die Oper, die Horazier und Curazier von Cimaroſa im Auszuge, übrigens aber ganz förmlich auf der Bühne, mit Dekorationen, Coſtüm, Chor u. ſ. w. gegeben. Das iſt eine herrliche Muſik, die ſich wohl unmittelbar nach Mozartiſcher ſetzen darf. Was mir daran auffiel und wohlgefiel, wie auch an Parſiellos Müllerin, iſt die Einfachheit, die man ſelbſt bei Mozart nicht mehr findet. Jene ältere verhält ſich zur heutigen Muſik, wie eine Zeichnung zu einem Gemälde. Ich weiß nicht zu entſcheiden, welcher Weg der Kunſt und Natur der richtige ſei. Die Muſik der alten Griechen, ſo viel wir aus den wenigen Ueberlieferungen urtheilen können, war ſo einfach, daß man jetzt kaum mehr einen Sinn darin findet, und die ſinnliche Empfänglichkeit der Griechen, war doch viel ausgebildeter als die unſere. Was eine alte Stimme heißt, das konnte man der Graſſini anhören. Ihrer Stimme fehlte es weder an Umfang, noch an Höhe, noch an Reinheit, noch an Lieblichkeit, aber ſie war ſchlaff. Dieſe Sängerin hat noch eine Merkwürdigkeit: Napoleon hat ſie, da er noch Lieutenant war, heirathen wollen, und — ſie ſchlug ihn aus. Merken Sie ſich das, ein Mann kann alles werden. — Wenn Sie glauben, ich würde dieſe Seite noch herabſchreiben, dann irren Sie ſich ſehr. Sie haben einen kleinen Brief geſchrieben, alſo ſchreibe ich Ihnen auch einen kleinen. Doch noch ein Räthſel will ich Ihnen zu löſen geben, Sie ſind doch nun einmal meine kluge Frau im Walde. Im Converſations-Lexikon, unter dem Artikel Cimaroſa wird erzählt: „Gretry, der von Napoleon über den Unterſchied zwiſchen Cimaroſa und Mozart gefragt wurde, antwortete: Cimarosa met la statue sur le théâtre et le piédestal dans l'orchestre, au lieu que Mozart met la statue dans l'orchestre et le piédestal sur le théâtre." Was heißt das? Iſt der Gedanke auch wahr, den ich zwar nicht begreiſe, ſo ſcheint mir doch dieſer Witz auf jeden Fall verfehlt zu ſein. Denn Statue und Piedeſtal gehören zuſammen, und jene hätten alſo beide Unrecht, ſie zu trennen. Uebrigens was iſt die Hauptſache? Man kann ſagen die Statue, man kann aber auch ſagen das Piedeſtal als Stütze und Grund wäre die Hauptſache. (O weh, hätte ich mich nur nicht in dieſe langweilige Geſchichte eingelaſſen, ich kann nicht mehr heraus!) Heißt es: Cimaroſa ſetzt die Melodie auf die Bühne, und die Harmonie ins

Orcheſter, Mozart aber die Harmonie auf's Theater, und die Melodie in's Orcheſter? Jener verwendet mehr auf den Geſang, dieſer mehr auf die Inſtrumentirung? U. A. W. G.

Drei und funfzigſter Brief.

München, den 2. Dezember 1821.

Liebe Getreue! Meinen freundlichen Gruß zuvor. Wahrhaftig ich ſchäme mich; Sie ſchreiben mir die herrlichſten und lieblichſten Briefe — lauter Perlmutter mit Gold — und die meinigen ſind ſo langweilig und nur von Holz dagegen. Aber, es iſt nicht meine Schuld, die Natur gab mir auch kein Herz, wie ſie Ihnen eins gab, und das Herz iſt der wahre Briefſteller. Ich habe nichts als Gedanken und Gedankenſtriche! —..... Aber vor dem *** war mir gleich Angſt. Er weiß hundert Dinge von mir, die am wenigſten Sie wiſſen dürfen, und jetzt läßt ſich der dumme

Kerl von Ihnen kirre machen und ausholen. Ich möchte aus der Haut fahren. Sie ſind aber auch eine abſcheuliche Perſon, daß Sie nach meinem frühern Leben ſo emſig herumſtöbern. Aber lebte ich denn damals? Ich kannte Sie ja noch nicht, und was ich vor meiner Geburt gethan und geſprochen habe, das werden Sie mir doch jetzt nicht anrechnen wollen? Das Vieh! Ich weiß mir gar nicht zu helfen. Ich würde ihm gern ſchreiben, und ihm Verhaltungsregeln geben, aber wenn man ſo einen Bären einen künſtlichen Gang lehrt, dann geberdet er ſich um ſo plumper. Ich bitte Sie, ſchonen Sie mich. Der *** übrigens, Sie müſſen es geſtehen, iſt kein ſonderlich ſcharfſinniger Beobachter........

— — Soll ich oder ſoll ich nicht nach Wien? Ich bin noch gar nicht entſchloſſen, und mehr geneigt die Reiſe zu unterlaſſen. Unterdeſſen habe ich meinem Vater geſchrieben, und ihm einige Bedenklichkeiten wegen meines Paſſes mitgetheilt. Dieſe Antwort werde ich abwarten, und auch

Ihre Meinung, die Sie in Ihrem nächſten Briefe gewiß äußern werden. Es läßt ſich viel dagegen und viel dafür ſagen. Ich habe dort gewiß Verdruß; zwar nicht in der Art, wie es Ihnen Ihre Aengſtlichkeit hat ahnen laſſen, aber doch immer in einer Art die unangenehm iſt, und die man beſſer vermeidet. Sie wiſſen, ich bin nicht fanatiſch, und meine Neigungen, beſonders aber meine Abneigungen ſind immer ruhig, und halten ſich an den Verſtand. Nur gegen die Oeſterreichiſche Regierung habe ich einen wahren fanatiſchen Haß. Man braucht das Wort Oeſterreich nur auszuſprechen, und es iſt gerade als würde der Hahn meines Herzens geöffnet, und ein Strom von Vorwürfen und Verwünſchungen ſtürzt dann heraus. Es iſt dort ein ſolches tiefes dichtverwachſenes Wurzelwerk von ariſtokratiſcher Tyrannei, daß es mich zur Verzweiflung bringt, weil ich gar keine Möglichkeit ſehe es auszurotten. So haben jetzt erſt alle Privat-Erzieher, alle Lehrer die keine Oeſterreicher ſind, das Land verlaſſen müſſen, und nicht allein die öffentliche Erziehung in Schulen, ſondern auch die häusliche Erziehung wird den Händen der niederträchtigen Jeſuiten anvertraut. Wenn nicht dort ein Erdbeben alles übereinander wirft, Tugend, Klugheit, Tapferkeit der Freigeſinnten wird nie etwas ändern. Man fühlt dort ſeine Ohnmacht, aber die Ohnmacht ſchimpft, und darum werde ich auch ſchimpfen. Ich werde acht Tage, ich werde vierzehn Tage ſchweigen, aber am funfzehnten werde ich herausplatzen, und im gelindeſten Falle wird mich die Polizei über die Grenze ſchicken. Glauben Sie nicht, daß es in Wien ſo leicht ſei, ſich Ortgemäß zu betragen. Ueber Politik mich nicht zu äußern, das fiel mir wohl leicht, aber dort iſt alles Politik, denn alles geſchieht durch die Regierung. Theater, Straßenpflaſter, Beleuchtung, Brod, Bier, nichts darf ich kritiſiren. Was dort der niedrigſte Staatsdiener verrichtet, geſchieht im Namen des Kaiſers, und wenn ich mich über die Tanzpas eines Unteroffiziers luſtig mache, habe ich ein Majeſtätsverbrechen begangen. Dann fürchte ich immer, mein Vater geht mit dem Gedanken um, mich in Oeſterreichiſche Staatsdienſte zu bringen. Denken Sie nur mein Unglück, wenn ich mich etwa durch vortheilhafte Anerbietungen, durch ſchmeichelhaftes Betragen gewandter Männer, durch das Zureden meines Vaters, in ſo einen goldnen Käfig locken ließe! Welche Schande für mich, für Sie, für die ganze liberale Parthei! Doch habe ich wohl mehr Stärke als ich mir zutraue, und ich würde Verführungen zu widerſtehen wiſſen, und Ehre und Freiheit nicht verkaufen; auf der andern Seite aber hat Wien ſo viel Intereſſantes, Natur, Kunſt, Volk und eben die Staatsverwaltung haben ſo viel Eigenthümliches, daß ich dieſe Gelegenheit zugleich mit meinem Vater dort zu ſein, an dem ich in jeder Noth eine Stütze fände, vielleicht benutzen ſollte. — Ach, liebe Seele, ich habe mich verſpätet, es iſt ſchon Abenddämmerung, und ich muß ſchließen. Ich hole es nächſtens ein.

Vier und funfzigſter Brief.

München, den 5. Dezember 1821.

Ich finde in Ihrem letzten Briefe noch einiges zu beantworten. Wenn Sie mir nicht Alles bis auf das kleinſte Wort mittheilen, was der verdammte *** von oder über mich geſprochen hat, verlaſſe ich Sie auf das Grauſamſte. Dumme Menſchen, die fürchte ich am meiſten. Den *** hatte ich immer zum Beſten gehabt, tauſend und tauſend Dinge habe ich ihm weis gemacht, die er für wahr angenommen, und jetzt ging er vielleicht hin, und erzählte Ihnen alle die ſchönen Sachen....

Wie ich meine Leute kenne! Als ich Ihnen von dem neuen Blatte ſchrieb, das bei Cotta erſcheint, wußte ich ſchon Wort für Wort, was Sie mir darauf erwiedern würden.... jede Ihrer ſpitzen Noten ſticht mich, gleich einer Nadel, ich kann es aber ſchon aushalten. Doch den André ſchätzen Sie nicht gering; das ist nicht etwa ein belletriſtiſcher Windbeutel, das iſt ein ganz tüchtiger Mann, der bei ſeiner Schriftſtellerei immer dahin ſtrebt „die Schule in das Leben einzuführen.“ Sein Blatt war ſchon früher achtungswerth, trotz der Oeſterreichiſchen Zenſur, und wird jetzt gewiß vortrefflich werden. — .....Sie wollen Bibliothekarin werden? Daraus wird nichts. Nicht wahr, das iſt eine Zweideutigkeit, die ſie in Verzweiflung ſetzt, aber beruhigen Sie ſich. Ich meine, ich kann nicht Bibliothekar werden. Das Herz iſt doch gar zu dumm! Wie konnte es Ihnen nur im Traume einfallen, daß man auf meine Mitbewerbung auch nur im geringſten Rückſicht nehmen würde? Ich habe unter den Männern von Einfluß in Frankfurt auch nicht einen Freund. Wie wäre das auch möglich? Mein ganzes Weſen, vom Kopfe bis zur Fußzehe iſt ſo unfrankfurtiſch, daß mein bloßer Anblick für jeden Frankfurter eine Beleidigung iſt. Glauben Sie denn etwa, daß mich *** gern hat, und ſich mit Wärme für mich verwenden würde? Wie irren Sie ſich! Der iſt wie die Uebrigen, nur klüger, das heißt, er ahmt durch Kunſt nach, was die Andern von Natur haben. Ich würde aber auch in Frankfurt keine Stelle annehmen. Nie werde ich mich dort mehr bleibend aufhalten... genug davon. — Wie ich über meine Wiener Reiſe denke, wiſſen Sie jetzt aus meinem letzten Briefe..... Ich ſollte in Oeſterreichiſche Dienſte treten? Ich ſollte freiwillig meinen Geiſt in einen Kerker bringen, wo ihm Licht, Nahrung und Bewegung fehlt?.. Meine Reden, meine Mienen, mein Sprechen im Schlafe, mein Schweigen wird beobachtet. Es iſt nicht möglich, ſich der Auflauerei zu entziehen. Die neueſten Ereigniſſe in Spanien und Italien haben die Strenge der Regierung auf's Aeußerſte getrieben. Sie zittert, und nichts iſt gefährlicher als eine mächtige Regierung die ſich fürchtet. Ich glaube Ihnen ſchon geſchrieben zu haben, welche neue Anordnungen dort getroffen werden, um ſchon das Kind im Leibe der Mutter zum Sklaven zu erniedrigen. Und ich ſollte in einem ſolchen Lande wohnen? Ich glaube zwar nicht, daß man in Wien meine Dienſte ſucht, aber gewiß wird ſich mein Vater darum bemühen, und dann giebt es Verdruß zwiſchen uns beiden. — —

In dem, was Sie mir bei Gelegenheit des Kenilworth über Frauenwürde ſagen, kann ich Ihnen nicht beiſtimmen. Ihr Beweis iſt falſch. Höflinge ſind keine Männer, ſie ſind eine Art Ungeziefer. Der ſchlechteſte König iſt immer noch beſſer als der beſte ſeiner Höflinge. Und hätte ich die Männer ihrer Würde wegen über die Frauen geſtellt? Sie ſind nur glücklicher, weil ſtärker, und geiſtreicher als jene, nicht beſſer. —

Im Morgenblatte ſteht eine merkwürdige Kritik von Houwald's **Bild** von Müllner. Es würde Ihnen intereſſant ſein, ſie mit der meinigen zu vergleichen. Das Stück wird mit vielem Scharfſinne getadelt, in der zweiten Hälfte der Recenſion aber, die ich noch nicht geleſen habe, ſoll Houwald ſehr gelobt ſein. Ich begreife nicht, wie ein ſo heftiger Tadel ſich in Lob auflöſen kann. —

Frau von Fouqué, die bekannte Schriftſtellerin, und ein Prinz von Mecklenburg in Berlin, ſchreiben gemeinſchaftlich einen Roman in Briefen; er, die Männer-, ſie, die Frauen-Briefe. Das iſt ein ſehr guter Gedanke, und wird ein Roman in Briefen geſchrieben, welche Form ich verwerflich finde, ſo iſt jene Art immer noch die beſte. Wir beide ſollten das nachahmen. — Ich leſe jetzt die Delphine der Stael zum Erſtenmale, und mit großem Vergnügen. Die zwei erſten Bände habe ich ſchon durch. Das Buch iſt noch lehrreicher als unterhaltend, und ich bin ſehr begierig, wie die Geſchichte ſich endet. Aber hundertmal — ſo oft ich nemlich wahrnahm, wie da überall die Weiber das Wort führen, die Handlung leiten, befördern oder aufhalten, wie überall die Männer im Hintergrunde ſtehen (natürlich, weil der Roman von einer Frau geſchrieben iſt) — hundertmal fiel es mir mit Lachen ein: Wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, ſpringen die Mäuſe auf dem Tiſch herum. Und dies Gleichniß fand ich um ſo paſſender, weil alle Frauen die darin auftreten, die Männer nicht blos als ihre Herrn und Meiſter, ſondern auch als ihre Feinde anerkennen. Ich habe manches aus dem Buche gelernt. Ich habe immer geglaubt, die Weiber wären ſich alle gleich. Jetzt erfahre ich aber, daß es nicht ſo iſt. So bemerkt man mit Erſtaunen, daß ein Schäfer die vielen hundert Schaaſe ſeiner Heerde, eines von dem Andern zu unterſcheiden weiß, die dem ungeübten Blicke alle gleich erſcheinen. Wahrſcheinlich hat die Stael in der Delphine ſich ſelbſt geſchildert, und ſich zu ſchildern geglaubt. —

Leſen Sie im Morgenblatte vom 29. Novbr. die ſchauerliche Geſchichte eines Lebendig begrabenen. Sie mag in ſo weit erdichtet ſein, als derjenige, der ſie erzählt, der Lebendig begrabene ſelbſt iſt; aber ſolche Dinge haben ſich wirklich ſchon ereignet. Es wird einem kochend heiß, wenn man die Erzählung lieſt. — Wie ich merke, empört ſich Ihr Stolz ſehr gegen meine Art, die Frauen tief unter die Männer zu ſetzen. Das thut mir leid....

Fünf und funfzigſter Brief.

München, den 8. Dezember 1821.

Heute Samſtag iſt Mariä Empfängniß; das geht uns aber nichts an. Wichtiger iſt, daß ich das angenehme Manuſcript mit dem langweiligen Gelde erhalten habe. Was hatte ich doch geſagt, um zu erklären, warum mein vorletzter Brief ſo kurz war? Ich hatte die Wahrheit nicht geſagt; um Sie nicht zu ängſtigen, verſchwieg ich Ihnen, daß ich krank, recht ſehr krank war. Erſt geſtern bin ich zum erſtenmale wieder ausgegangen. Ich hatte eine heftige Hämorrhoidal-Colik (ein ſchönes Wort, um ſich daran in der Orthographie zu üben!) Doktor, Chirurgus und Apotheker, dieſe liebenswürdigen Vettern der Atropos bekamen mich in ihre Gewalt. Ich hatte Fieber, mit welcher Aengſtlichkeit fühlte ich meinen Puls! Neunzigmal in jeder Minute ſchlug mein Herz für Sie. Acht Blutigel ſtießen ihre Dolche nach mir; aber die elenden Memmen! ſie wagten nur, mich rücklings anzufallen. Einem dieſer Meuchelmörder hatte ich erſt einige Tage zuvor das Leben gerettet. Die Tücke dieſes Undankbaren ſchlug mich ganz darnieder. Ich rief ſchmerzlich: auch du mein Brutus? und verhüllte mein Antlitz. Mein ſchöner Bierbauch war weg, und ich ſah ganz ſo aus, wie ich mich Ihnen erſt neulich aus Scherz geſchildert hatte. Jetzt aber bin ich wieder ſo munter wie ein Eichhörnchen. Knick, knack. Alle viertel Stunden ſprang ich auf, um zu verſuchen, ob ich noch die Kraft hätte, Ihnen zu ſchreiben. Meine Glieder waren auch nicht ſchwach, ich fühlte mich aber matt und verwirrt im Kopfe, und ich hatte über Nr. 28 vier Stunden zugebracht. Mein Arzt und Freund hielt mir nach meiner Wiederherſtellung eine ernſte Strafpredigt über meine verkehrte Lebensweiſe. Er ſtellte mir vor, wie thöricht es ſei, ſeine Geſundheit dem unmäßigen Studiren aufzuopfern. Er ſagte mir, beſonders in hieſigem Klima, ſeien anſtrengende Kopfarbeiten der Geſundheit gefährlich, und die emſigen Gelehrten bekämen hier alle die Hämorrhoidal-Colik, das Scharlachfieber, oder..... Ich habe es ihm feierlich zugeſagt, mich künftig mehr zu ſchonen, aber ich weiß ſchon, wie weit ich komme mit meinen Vorſätzen. Einige Tage werde ich mäßig im Arbeiten ſein, und dann wieder in meinen alten Fehler fallen. Der Menſch kann nun einmal ſeine Natur nicht ändern! — Ihrer Verordnung gemäß habe ich in meinen letzten Brief ein Blättchen Papier gelegt, damit mein Herz nicht durchſcheine; aber zu ſpät bemerkte ich, daß das Blättchen zu kurz war; ſo daß zwei Streifen unſerer Geheimniſſe ſichtbar blieben. Ich brauche zu dieſem Briefe anderes Papier das dichter iſt. — Montag, 10. Dez.... Alſo heute keinen Brief. Mit Ihrer ewigen Aengſtlichkeit! Schreiben Sie mir nur ſo lange, bis ich es abbeſtelle. Auch auf dieſen Brief antworten Sie mir. Ich habe ja noch nicht einmal Nachricht von meinem Vater. Wer weiß, ob er nicht Reue bekommen hat. Ich habe es in meinem Briefe an ihn einigermaßen darauf angelegt. Ich ſchrieb ihm: „Da ich jetzt in München alles geſehen, gehört und beſchrieben habe, ſo will ich jetzt nach Wien reiſen.“ Am Schluſſe meines Briefes politiſirte ich etwas über die Ruſſen und Türken. Da nun mein Vater eben ſo ängſtlich iſt als Sie, ſo mußte die Beſorgniß in ihm erweckt werden, ich wolle Wien auch beſchreiben, und die Furcht, daß ich mich dort des gefährlichen Politiſirens nicht enthalten würde. — Ich hoffe, daß Sie ſich über dieſe neue Art zu ſchreiben, wobei jede Zeile immer weniger Worte enthält, ſtark ärgern werden. Das iſt auch meine Abſicht, denn ich will mich rächen, weil Sie mir heute nicht geſchrieben haben. Meine vielen und läſtigen Vorbereitungen die ich jedesmal für Ihre Briefe zu machen habe, waren heute ganz vergebens. Mit dieſen Vorbereitungen verhält es ſich nemlich wie folgt. Da Ihre Briefe ſo feſt und mannichfaltig verwahrt ſind, ſo lege ich um die Stunde, wo ich weiß, daß die Poſt kömmt, große und kleine Scheeren, große und kleine Meſſer zurecht. Es ſieht grade aus, als hätte ich eine bedeutende chirurgiſche Operation zu unternehmen. Kömmt der Brief, dann wird mit aller möglichen Vorſicht geſchnitten, damit keiner der edlen Theile verletzt werde.

— Geſtern Abend war Muſeum-Ball. Das Muſeum-Gebäude iſt ein kleiner Palaſt, der vormals einem großen Herrn gehörte. Es iſt dort die ſchöne Einrichtung getroffen, daß nicht allein an Ball-Tagen, ſondern den ganzen Winter über täglich, die ungeheuern Treppen und Vorplätze auch geheizt ſind, ſo daß das ganze große Haus ſo warm iſt, wie ein Zimmer. Sogar die Keller ſind geheizt, ſo daß der Wein in den Fäſſern kocht, und man beſtändig Glühwein hat. Damit die Damen, wenn ſie an der Muſik vorübertanzen, an der Luft, die aus den Blas-Inſtrumenten ſtrömt, ſich nicht erkälten, ſind dieſe letztern in ihrem Innern mit kleinen Oefen verſehen, ſo daß der Wind warm herauskömmt. Die Frauenzimmer hier lieben ſehr die Wärme. An Wintertagen, wenn die Sonne ſcheint, tragen ſie Sammt-Hüte, an deren Kopfdeckel große Brenngläſer angebracht ſind, damit die Strahlen ſich ſammeln, und den Kopf warm machen. Die verheiratheten Frauen laſſen ſich in der öffentlichen Promenade von ihren Liebhabern begleiten, damit die Angſt, ihren Männern zu begegnen, ſie in wohlthuender Transpiration erhalte. —

Ich will doch froh ſein, wenn ich nach Wien komme, damit ich Sie beſſer unterhalten kann. Meine Briefe, fühle ich, müſſen ſehr langweilig ſein. München giebt gerade keinen reichhaltigen Stoff. Wenn ich in Wien nur etwas fleißig bin, kann ich dort Bemerkungen genug zuſammen ſchreiben. Und gerade über dieſe Stadt haben ſich die Reiſebeſchreiber noch nicht erſchöpft.

Wie angſtvoll ich während meiner Krankheit war, kann ich Ihnen nicht genug beſchreiben. Ohne Sie zu leben, iſt ſchon traurig, aber ohne Sie zu ſterben, das iſt ſchrecklich. Ich dachte an Ihren Schmerz, wenn Sie meinen Tod erführen und weinte bitterlich. Ich dachte daran, mein Teſtament zu machen, aber dazu war ich zu abergläubiſch; iſt dieſes geſchehen, glaubte ich, müßte ich gewiß ſterben. Und dann wußte ich nicht, da ich einen Theil meines Vermögens meiner Familie hätte hinterlaſſen müſſen, welchen ich Ihnen geben ſolle, ob Sie meine Güter im ſüdlichen Frankreich oder die am Rhein vorzögen. Auf meinem Bette liegend, las ich die Delphine, und hatte dabei (wie es mir vorkam) ſo ſchöne und geiſtreiche Gedanken, in ſo blühenden Bildern, als ich mich ihrer ſonſt nicht fähig hielt; da bildete ich mir denn ein, ich läge in Fieberphantaſien und bat den Himmel flehentlich um meine alte Dummheit. Das Uebel das ich hatte, iſt vielleicht an ſich nicht lebensgefährlich; ich hatte aber zwei Tage gewartet, ehe ich den Arzt kommen ließ, und mir durch ſtarken Wein zu helfen geſucht, den man ſonſt gegen Leibſchmerzen anzuwenden pflegt. Später, da nichts mehr für mich zu fürchten war, ſagte mir mein Doktor, ich hätte mich durch das Weintrinken in große Gefahr ſtürzen können. Ihm ſelbſt wären ſchon zwei Kranke, die am nemlichen Uebel leidend, ſich auf gleiche Art zu helfen geſucht, binnen acht und vierzig Stunden geſtorben, ſie hätten eine Unterleibs-Entzündung bekommen. Ich eine Unterleibs-Entzündung! Hu! Entzündungen des Herzens kann ich ſchon eher aushalten. Mein einziger Troſt war noch, daß ich an den Galgen gehöre. Aber meine ſchönen Gedanken über die Delphine, die mir ſo große Furcht gemacht, habe ich rein vergeſſen. Jetzt muß ich Ihnen vorpredigen, daß wenn ich einen Poſttag ausſetze, oder wieder nur eine Seite ſchreibe, Sie nicht gleich denken, ich ſei abermals krank. Ich habe mir vorgenommen, wenn ich wieder in einen ſolchen Fall kommen, und längere Zeit zum Schreiben unfähig werden ſollte, ich es Ihnen durch meinen Arzt werde wiſſen laſſen. — Vor einigen Tagen gaben die Italiener wieder eine neue Oper von Roſſini, la donna del lago. Die Handlung iſt aus Walter Scott's Fräulein vom See. Zum Sterben vor Langeweile. Roſſinis Othello wird ja in Frankfurt auch gegeben. Iſt denn das wirklich ſo himmliſch? Leute hier, die ſonſt dieſen Mann mit weniger Begeiſterung loben, ſagen: der dritte Akt des Othello ſei etwas Außerordentliches. Ein Fremder und daher unpartheiiſcher Muſik-Kenner, ſagte mir neulich, das Frankfurter Orcheſter ſei beſſer als das hieſige, dem es an Präziſion fehle; das läge aber weder an den Mitgliedern noch am Direktor Fränzel, die alle ihre Sache verſtünden, ſondern daran, daß die Spieler nicht ſo ſehr wie in Frankfurt vom Direktor abhingen, ſondern vom

Hofe feſte Anſtellungen hätten, und daher dem Kapellmeiſter nicht ſtrenge Folge leiſteten.

Noch einmal, ſchreiben Sie mir nur immerfort. Ich werde nie abreiſen, ſo lange noch ein Brief von Ihnen auf dem Wege ſein kann. Ich bin ja darin mein eigner Herr. Es wurmt mich ſehr, daß ich jetzt wieder bis Donnerſtag warten ſoll. Ungeheuer!

Sechs und funfzigſter Brief.

München, Donnerſtag 13. Dez. 1821.

...... Mein Vater hat mir immer noch nicht geantwortet. Vielleicht konnte er die Erlaubniß, mich nach Wien kommen zu laſſen, nicht erhalten. Das iſt nicht unwahrſcheinlich, denn wie ich erſt geſtern gehört habe, ſoll der hieſige Oeſterreichiſche Geſandte die Weiſung erhalten haben, keinem Gelehrten einen Paß nach Wien zu viſiren. Von ... habe ich Antwort erhalten wegen der *** Zeitung. Sie können mir meine Forderung nicht bewilligen, ſie wollen erſt abwarten, wie das Blatt geht. Ich bin aber doch geſonnen, mich auf vier Wochen zu verbinden, damit ich nur wieder einmal ins Schreiben komme. Morgen ſchicke ich einiges ab. Schwerlich alſo werde ich jetzt nach Wien reiſen, auch wenn mich mein Vater dazu einladen ſollte. Dieſe Woche iſt München eine wahre Herberge vagabundirender Journaliſten. Außer dem berühmten Verfaſſer der Wage, befinden ſich gegenwärtig hier: Dr. Pfeilſchifter, der von Madrid kömmt; Dr. Heine, Verfaſſer-Redacteur des Converſations-Lexicons und literariſcher Agent des Brockhaus, und Sievers aus Paris, Correſpondent im Morgenblatte und in der muſikaliſchen Zeitung. Ich muß mir den Spaß machen, dieſes zufällige Zuſammentreffen in irgend einer Zeitung zu verkündigen, damit ſie in Wien glauben, es ſtecke was dahinter und die Beurlaubten einrufen. — — Was wir Großen geplagt ſind! Kömmt mir da ein langer Menſch über den Hals, Lieutenant *** aus ***, der anderthalb Stunden mich martert, ohne mich umzubringen. Ein Schöngeiſt, ein Freund des Theaters, der den Verfaſſer der Wage kennen lernen will. Gerechter Gott, was habe ich ausgeſtanden! Spricht mir der Menſch von Müllner, von Grillparzer, von Iffland, von antiker und moderner Poeſie, daß ich hätte die Schwernoth kriegen mögen. Um des Himmelswillen, ſchreibe ich denn in einer Art, daß man glaubt, ich mache mir viel aus dem Theater und ſolchen Lumpereien? Sieht man mir denn nicht an, wie gleichgültig mir alle dieſe Sachen ſind? „Sie hätten nur hören ſollen, wie vor einigen Monaten der Reinhard den Valeros geſpielt hat! Wie ein Kutſcher.. Das Luſtſpiel in Wien iſt einzig.. O der Korn!.. Eßlair als Theſeus, Devrient als Falſtaff, Carl als Staberl... Grillparzer iſt in die Antike gerathen, das iſt ein großes Unglück..“ Und dabei kam er in die höchſte Begeiſterung. Ich war wie erſtarrt und machte Kalbsaugen, wie Wagenräder ſo groß. Als er fort war, mußte ich mir den Kopf mit Eau de Cologne waſchen. — Wie man ſich nur jetzt um die Bretterbühne bekümmern kann, begreife ich nicht. Die wahre Geſchichte jedes Tages iſt witziger als Molière und erhabener als Shakſpeare. Ein paar Lampen angezündet und die Zeitung vorgeleſen — was könnte Eßlair Beſſeres geben?.... Ich freue mich ſehr auf das nächſte Jahr, große Dinge gehen vor. Die Welt hat Leibſchmerzen, wenn das losbricht, wird es einen ſchönen Spektakel geben. Mir Roſengerüche. O, daß mein Herz keine Knochen, mein Geiſt kein Fleiſch hat, ich möchte vergehen vor Zorn und Scham! Aber einen Schnurrbart laſſe ich mir wachſen, damit ich wenigſtens grimmig ausſehe. Die Kinder und die Türken ſollen vor mir fortlaufen, auch Sie. — Ich merke ſchon, dieſer Brief wird auch nur eine Seite lang, wie der Ihrige. — Entweder unſere Herzen oder unſere Köpfe ſchrumpfen ein. Wenn ihr nächſter Brief nicht ſieben Meilen lang iſt und eine Million Porto koſtet, nehme ich ihn gar nicht an, und ſchicke ihn zurück. Warum haben Sie meinen letzten Brief einen Tag zu ſpät erhalten? Vielleicht hatte ich ihn zu ſpät auf die Poſt gebracht, ſo daß er erſt mit dem nächſten Felleiſen abging. Wenn es mir nur mit dieſem Briefe nicht auch ſo geht, es iſt faſt Abenddämmerung; ich werde gar zu oft geſtört. —

Sieben und funfzigſter Brief.

München, den 17. Dezember 1821.

Eine innere Stimme hatte mich deutlich genug gewarnt, ich ſollte Ihnen nicht ſchreiben, daß ich krank war. Aber ich folgte ihr nicht, ich wollte Ihnen die Freude machen, mich glücklich wieder hergeſtellt zu ſehen, und beachtete nicht, wie theuer Ihnen dieſe Freude käme. Sie werden ſich jetzt nicht beruhigen. Ich ſchwöre Ihnen, daß ich vollkommen wieder geneſen bin, und daß keine Spur von meinem Uebel zurückgeblieben iſt. Auch im Uebrigen war ich in Stuttgart und bin hier viel geſünder als in Frankfurt, und ich brauche, um mich in Ordnung zu erhalten, nicht ſo ſtrenge Diät zu halten, als ich es zu Hauſe mußte. Sie haben mich durch Ihre gütige Theilnahme ſehr beſchämt. Mit einiger Bosheit, um mich mit Ihnen zu necken, ſchrieb ich Ihnen, ich wäre vom vielen Arbeiten krank geworden, und Sie, ob Sie mich zwar kennen, hielten dieſes für möglich! Oder haben Sie auch blos geſcherzt? — Mein Vater hat von Wien geantwortet auf meinen Brief (nicht mir ſelbſt, ſondern meiner Mutter). Er ſchreibt: er würde mir von Wien einen Paß beſorgen, da der meinige nicht in gehöriger Form ſei; ferner ſchreibt er, ich wäre ein Windbeutel, da ich ihm in Stuttgart ſchon geſagt hätte, es wären zwei Hefte der Wage im Druck, und bis jetzt noch nichts erſchienen ſei. Sie ſehen theure Freundin, wie auf dieſer Erde der Gerechte verkannt wird, — Wie ich Ihnen ſchon gemeldet, in jedem Falle bleibe ich noch einige Wochen hier, ſelbſt in dem Falle, daß ich mich endlich doch noch zur Reiſe nach Wien entſchließen ſollte. Vielleicht kommen die

Eigenthümer der *** Zeitung in die Lage, mir ein vortheilhaftes Anerbieten machen zu können. Ich habe einige Kleinigkeiten für das Blatt abgeſchickt, fürchte aber, daß die Zenſur vieles ſtreichen wird. Erſtens einen Brief von München, der anfängt: „Das Paſtoralſchreiben ꝛc.“ ich mache mich darin über den Erzbiſchof luſtig. Zweitens: Miszellen. Ich kann Ihnen letztere nicht näher bezeichnen, weil die *** Zeitung einen täglichen Artikel unter dieſer Aufſchrift liefert, aber meine Freunde werden ſchon am Style erkennen, was mir gehört. — — Meine letzten Briefe ſind darum etwas kürzer als früher, weil ich viele Zeit auf dem Leſezirkel zubringe. Adieu. Ihr geſunder, treuer, luſtiger und fauler Freund.

Acht und funfzigſter Brief.

München, den 20. Dezember 1821.

— — Vor Allem, ich bin ſo geſund wie ein Salm am Lurley und ſo ſtark wie ein Löwe. Und jetzt ſein Sie ruhig und ängſtigen Sie mich nicht mit Ihrer Angſt. Zweitens — Träume ſind Schäume. Sie und *** werden nicht hierherreiſen. Ein Glück, daß ich die Unausführbarkeit dieſes Vorhabens gleich erkannte, ſonſt würde ich mich grämen... Gibt es denn keine andere Art, wie Sie hierher reiſen können? Es war recht leichtſinnig von Ihnen mich ſo in meiner Ruhe aufzuſtören. Thun Sie das ja nicht mehr. — Alſo, wenn Sie meiner Geſundheit gewiß ſind, wollen Sie mir jede Woche nur einmal ſchreiben? Das wäre doch die Geſundheit etwas zu theuer erkauft! Aber es ſei. Doch in dieſem Falle werde ich Ihnen auch nicht öfter ſchreiben. So oft Sie alſo einen Poſttag ausſetzen, ſein Sie gefaßt darauf, daß ich das nehmliche thue. Unſere Briefe mögen dann um ſo größer werden. — Aha! Sie reden wieder von Geſchäften. Vor jetzt wie ich Ihnen ſchon geſchrieben, habe ich mich der *** Zeitung auf einige Wochen verpflichtet, auf einige Wochen nur, das habe ich den Herren ausdrücklich bemerkt. Den Verlauf dieſer Zeit muß ich alſo abwarten. Was Ihre übrigen Fragen nach der Wage und den andern Unternehmungen meines raſtloſen Geiſtes betrifft, muß ich antworten wie im Frag- und Antwortſpiel, auf eine Art die auf alle Fragen paßt: „Sie ſind ſehr neugierig. Zeit bringt Roſen.. Verſchonen Sie mich mit dieſer Frage..“ Jetzt wiſſen Sie woran Sie ſind. Fragen Sie aber nach meiner ſinnlichen Lebensweiſe, ſo kann ich Ihnen betheuern, daß ich, weder im Scherze noch im Ernſte etwas zu verheimlichen habe. Ich lebe einen Tag wie den andern. Zwiſchen fünf und neun Uhr ſtehe ich auf. Frühſtück, Lektüre, Schreibereien, Sehnſucht, Tabackrauchen, im Zimmer ſpazieren — damit fülle ich meinen Vermittag. Nach dem Eſſen gehe ich eine Viertelſtunde zu meiner Schweſter, dann ſpazieren. Abends bis 9 Uhr: Theater, Leſegeſellſchaft, auch oft zu Hauſe. Um neun Uhr gehe ich in's Kaffehaus, wo ich mich einem engern Kreiſe von Offizieren, Beamten und Künſtlern, die mich alle ſehr achten und freundſchaftlich behandeln, angeſchloſſen habe. Bis zehn Uhr trinke ich Bier und ſpiele Schach, welches hier ſehr in Mode iſt. Von zehn Uhr an wird Billiard geſpielt à la guerre. Gewöhnlich gehe im um zwölf Uhr erſt nach Hauſe. Die Andern bleiben noch länger und würfeln. Seit einigen Abenden werden wir aber ſchon um elf Uhr von der Wache hinausgejagt. Es iſt hier nehmlich Polizei-Ordnung, daß alle öffentlichen Häuſer um elf Uhr geſchloſſen werden müſſen. Nur das Kaffehaus welches ich beſuche, genoß einer ſtillſchweigenden Vergünſtigung, weil es bekannt iſt, daß ſich dort nur gebildete ruhige Leute verſammeln. Wahrſcheinlich aber haben die andern Wirthe aus Neid uns angegeben, ſo daß die Polizei ſich genöthigt geſehen, auch gegen uns die geſetzliche Strenge eintreten zu laſſen. Es iſt ſpaßhaft. Um halb elf kömmt ein Unteroffizier in den Saal, und ruft mit lauter Stimme: Meine Herrn es iſt halb elf, um elf Uhr iſt Feierabend, Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit. Jetzt werden die Biergläſer bis zum Ueberlaufen angefüllt, damit ja kein Tropfen des köſtlichen Trankes zurückgelaſſen werde. Um elf Uhr erſcheint die Patrouille von fünf Mann, und jagt Alles fort. — Noch andere Fragen haben Sie mir gemacht, die ich mit gleicher Offenherzigkeit beantworten werde. Ich habe nicht eine einzige weibliche Bekanntſchaft. Den Mädchen iſt hier ſchwer beizukommen. Jede Mutter iſt die Mauth ihrer Tochter, ſie laſſen keine Liebhaber durch. Nicht etwa daß ſie ihn zurückwieſen, aber ſie confisciren ihn zu ihrem eigenen Vortheil. Die Sängerin *** habe ich beſucht, weil ſie mich durch Spiel und Geſang entzückte, die iſt aber ſo häßlich wie die Nacht und gar nicht liebenswürdig. Auch Männerbekanntſchaften, nemlich in der Art, daß ich ſie im Kreiſe ihrer Familie beſuchte, habe ich nicht. Im Allgemeinen iſt man hier wenig gaſtfreundlich, doch haben manche ordentliche Leute den Wunſch geäußert mich bei ſich zu ſehen. Zu faul und zu gleichgültig, habe ich das nicht benützt bisher. Von nun an werde ich mich darum bemühen. Beſonders da ſich in einigen Wochen die Stände hier verſammeln, werden mir Bekanntſchaften nützlich ſein. Vor einigen Tagen habe ich den Anfang gemacht, und mich bei einem Staatsrath *** einführen laſſen. Er iſt ein warmer Liberaler, Verehrer der Wagſe, reich und an ... aus guter Familie verheirathet. Er hat mir förmlich während meines Aufenthaltes ſein Haus angeboten. Er ſagte mir, in irgend einer Zeitung geleſen zu haben, daß ich mich jetzt —

hier oder in Stuttgart, das hatte er vergeſſen — aufhalte.

Meine Mutter, was ich nicht wußte, weiß daß ich getauft bin, und hat nicht den geringſten Verdruß davon. Vor einigen Tagen hat meine Schweſter in ihrer und meiner Gegenwart ſcherzend davon geſprochen. Meine Mutter ſagte zwar nichts dazu, aber ſie ſchien nicht ein bischen beunruhigt. Wie ſich die Zeiten ändern! Vor zwanzig Jahren noch, hätten wir Geſchwiſter alle ſterben können, unſere Eltern hätten uns auch vom martervollſten Tode nicht durch die Taufe loskaufen mögen. Meine Mutter iſt freundlicher und mütterlicher gegen mich als je. Als ich krank war, brachte ſie mir unaufgefordert einiges Geld, ob ſie zwar wußte, daß ich in dieſem Augenblicke nicht Mangel daran hatte, nur um mir etwas angenehmes zu erzeigen. Ja, wenn ich klar in ihre Seele blicke, ſcheint ſie ſogar ſtolz darauf zu ſein, einen getauften Sohn, und ſo viel Aufklärung zu haben, ſich darüber hinauszuſetzen. Es kann mich raſend machen, ich könnte alle Fürſten und Pfaffen mit meinen Händen erwürgen. An denen, an unſern mißgeſtalteten Regierungsformen liegt es. Damit hundert Menſchen ſchwelgen können in Herrſchluſt und Sinnlichkeit, müſſen Millionen darben, und ſterben ohne gelebt zu haben. Das weiß ich auswendig wie das Einmal Eins. So lange ein Wahn beſteht habe ich nur Thränen des Mitleids, aber wenn er aufhört, aufhört nachdem er ein Jahrtauſend die Menſchheit gepeinigt, da vergieße ich Thränen der Wuth, und ich wünſche mir, Kraft, Herz und Tatzen eines Tigers. Erſt geſtern Abend hörte ich eine traurige Geſchichte erzählen, die ſich 1785 in München ereignete, und noch in der Erinnerung vieler Menſchen iſt. Ein 17jähriges Mädchen liebte. Es war das ſchönſte der Stadt. Die Eltern waren ihren Wünſchen entgegen. Weil ſie eine andere Wahl getroffen? Nein, das wäre noch troſtvoll. Sie waren Frömmler und wollten ihre Tochter zwingen in's Kloſter zu gehen. Eines

Morgens ging das unglückliche Kind mit ihrem Kammermädchen in die Liebfrauenkirche, kniet nieder, betet lang und heiß, und eilt dann mit ſchnellen Schritten den Thurm hinauf. Die entathmete Begleiterin kann nicht ſchnell genug folgen. Von der höchſten Spitze des Thurms ſtürzt ſie ſich herab, bleibt mit dem Kleide am Uhrzeiger hängen, fällt dann tiefer auf ein baufälliges Haus, ſchlägt durch das Dach, durch den Boden, und ſinkt in die Stube und zu den Füßen eines dort wohnenden Geiſtlichen. Das Mädchen trug einen roſafarbenen ſeidenen Mantel. Sie ſteht vor meinen Augen. Ein noch lebender alter General iſt gewohnt, täglich wenn er am Thurme vorbeigeht, hinauf zu ſehen um ſeine Uhr zu richten. An jenem Tage da er gerade hinaufblickte, ſah er das Mädchen am Zeiger hängen. Die Schweſtern und Brüder des Mädchens leben noch alle und ſind glücklich verheirathet. Jetzt gibt es keine Klöſter mehr, aber wer ſammelt den verwehten Staub und wer belebt ihn wieder jenes

Schlachtopfers menſchlicher Raſerei? Habe ich nicht recht, möchte man nicht ein Tiger ſein, um dieſe Hyänen zu zerfleiſchen? Erſt zwei und funfzig Jahre alt wäre jetzt das Mädchen, und vielleicht glückliche Mutter vieler Kinder! Und jetzt wollen ſie, nicht im Fieberwahne wie damals, ſondern geſund und mit kaltem Blute, das teufliſche Spiel von vorn anfangen. In Oeſterreich, in Italien haben ſie es begonnen, und in weniger als vier Wochen werden Sie hören, wie alle die Pagen, welche der heiligen Allianz die Schleppe tragen, wie alle die nichtswürdigen kleinen Fürſten ſich anſchließen und hinter drein ſtürzen. Es wird ihnen nicht gelingen, aber ſchon der Wille iſt ſo ſchrecklich, daß die That das Verbrechen nicht vergrößert. Ich bin kalt, überlegt, berechnend, ſelbſtſüchtig, aber träte mir jetzt ein Unternehmen vor die Augen, das wirkte, wenn auch nur zur Aufmunterung, ich wüßte nicht, ob ich es unterließe. —

. . . .

Sagen Sie mir warum Ihnen meine Garderobe ſo große Sorge macht? Kann mein edles Herz nicht auch unter einem zerriſſenen Mantel ſchlagen? Ich danke Gott, daß ich darüber hinaus bin, und wenn ich Millionen hätte, ich trüge keine beſſeren Kleider, mein Kammerdiener müßte mir denn die alten wegnehmen. In meinem ſchwarzen Röckchen ſehe ich göttlich aus. An Gallatagen ſuche ich wenigſtens einen Knopf zuzubringen, und da kracht mir das Herz im Leibe. — Die Iris worin der *** geſprochen, habe ich noch nicht geleſen. Ich glaube doch es Ihnen oft geſagt zu haben, daß der *** nicht ein bischen Geiſt hat. Ueber Rouſſeau und Byron haben Sie vortrefflich geſprochen. Ueberhaupt ſchreiben Sie ſeit einiger Zeit die herrlichſten Briefe. Dabei gewinne ich zwar nichts, Ihre Briefe, wie ſie auch ſeien, machen mir ſo viele Freude, daß ſie nicht erfreulicher werden können. Aber ich bemerke doch mit einigem Stolz, daß Sie beſſer ſchreiben als noch im vorigen Jahre, und ich rede mir ein, Sie hätten ſich etwas an mir ausgebildet.. Manchmal bin ich ganz ärgerlich darüber, wenn ich geſtehen muß, daß Sie mit viel mehr Leichtigkeit ſchreiben als ich. Ich ſchreibe wie ein Buch, ob ich zwar nicht darauf ausgehe; doch das iſt ein großer Fehler. — Wie! einer meiner Briefe iſt Straßenräubern in die Hände gefallen? Sie ſehen, wie wenig er werth war, die Spitzbuben haben ihn nicht einmal behalten. Das iſt ſehr ſchimpflich für den Verfaſſer der Wage. — Alſo, Sie wollen mir ſchreiben bis ich halt rufe! Nun: Halt! Rechts um kehrt euch! Marſch! — Adieu. . . . . .

Neun und funfzigſter Brief.

München, den 24. Dezember 1821.

. . . . Bin ich nicht luſtig? Ach der Schein trügt. Zum erſtenmale in meinem Leben iſt die Sorge bei mir eingekehrt. Ich weiß nicht iſt man glücklich oder unglücklich im ſechs und dreißigſten Jahre des Alters ſo ſprechen zu können. Hören Sie. Es wird mir immer ſichtlicher und wahrſcheinlicher, daß mein Vater mit dem Gedanken umgeht, mich in Oeſterreichiſche Dienſte zu bringen. Er hat meiner Mutter wieder geſchrieben, ſie hat mir den Brief vorgeleſen. Ich theile Ihnen ſeinen Inhalt wörtlich mit, ſo viel ich davon im Kopfe behalten. Merken

Sie wohl darauf, denn ich werde Ihnen die Bedeutung der anſcheinend gleichgültigen Scherzreden klar machen. „Wenn der Doktor nach Wien reiſt, „ſoll er ſich nur in München beim öſterreichiſchen „Geſandten melden, der wird ihm einen Paß „geben. — Nimm ihm die Schnupftabacks-Doſe „weg — laß ihm ein ſchwarzes Kleid machen, Rock, „kurze Hoſen, Schuhe — wenn es ihm an Wäſche „fehlt, ſo will ich ihm hier welche geben — gib „ihm Reiſegeld — er ſoll mir den Tag beſtimmen wenn er hier ankömmt, u. ſ. w.“

. . . Mein Vater iſt ſo ungemein freundlich, was er, obzwar im Herzen ſehr zärtlich gegen ſeine Kinder, nie ſonſt iſt, daß mir ganz wehmüthig zu Muthe wird. Er hat meiner Mutter einen bedeutenden Wechſel geſchickt, um alle nöthigen Ausgaben für mich zu beſtreiten. Meine Mutter hat ſich entſchloſſen mir nicht blos ein ſchwarzes Kleid, ſondern auch noch einen blauen Frack, einen Ueberrock, einige Weſten, einige Hoſen, Schuhe und Stiefel und was weiß ich was noch mehr, machen zu laſſen. Lachen Sie nicht über dieſe Kleinigkeiten, ich werde geſchmückt wie zu einem Opfer. Meine Mutter iſt ökonomiſch, und ſie thut mehr als ihr aufgetragen wird! Mein Vater, obgleich mich auf Verlangen zuweilen unterſtützend, war doch niemals zuvorkommend großmüthig gegen mich. Noch einmal, ſchon in mehreren Briefen hat er ſich ungewöhnlich freundlich über mich geäußert, und ich kenne ſeine weltkluge Art; er ſucht mich zu gewinnen. Daß der öſterreichiſche Geſandte den Auftrag hat mir einen Paß zu geben, mir einen zu geben, er der erſt kürzlich (wie ich in die Neckarzeitung habe ſetzen laſſen) von ſeinem Hofe den Befehl erhalten, keinem Gelehrten auch nicht einmal ſeinen Paß nach Wien zu viſiren, das iſt eine ausgezeichnete Gunſt die mich erſchreckt. Warum liegt meinem Vater ſo viel daran, mich in Wien zu haben? Mir iſt es ſo klar wie der Tag, daß ihm eine Anſtellung für mich zugeſagt worden. Wie ich darüber denke, wiſſen Sie, was ich bei dieſem Gedanken fühle, wiſſen Sie nicht ganz. Wenn ich mich verführen ließe, wenn ich aus Liebe zu meinem Vater nachgäbe, es könnte mich zum Selbſtmorde bringen. Wie ſtark und offen habe ich nicht mündlich und ſchriftlich meine Anſichten ausgeſprochen! Mit welcher Wuth ziehe ich nicht täglich an öffentlichen Orten gegen Oeſterreich los! Ich thue es hier, ich habe es in Frankfurt und Stuttgart gethan. Wenn ich jetzt zu meinen Feinden überträte, würden ſelbſt meine Freunde glauben, ich ſei immer ein geheimer Spion der Oeſterreichiſchen Regierung geweſen, und ich hätte nur gegen ſie geſprochen, um die Leute auszuhorchen. Sie ſind meine Freundin, Sie kennen mich, Sie wiſſen daß ich nicht eitel bin. Vielleicht ſind es trübe Grillen, vielleicht denkt man gar nicht daran, mich in Dienſt zu nehmen, das mag ſein, aber wenigſtens iſt es die Eitelkeit nicht die mich verblendet, und mir einflüſtert, daß man in Wien ſo großen Werth auf mich lege. Wie ich die Dinge klar erkenne, wäre mich zu gewinnen, für die Oeſterreicher eine gewonnene Schlacht. Nicht zu gedenken, daß ſie auſſer Genz (der jetzt todtkrank, vielleicht ſchon geſtorben iſt) keinen haben, der ſo gut ſchriebe als ich, ja daß ich in mancher Beziehung noch brauchbarer wäre, weil ich die Gabe des Witzes, wodurch man auf die Menge wirkt, beſitze, und ich beſſer als ſelbſt die Ultras die ſchwache und lächerliche Seite der deutſchen Liberalen kenne — ſo wäre in mir die ganze liberale Parthei geſchlagen. Es war eine ſolche Redlichkeit, eine ſolche Unbefangenheit in meinen öffentlichen politiſchen Aeußerungen, daß ich, wie ich von mehreren Seiten erfahren, ſelbſt den Wiener Ultras Achtung eingeflößt habe, obzwar keiner ſich ſo feindlich als ich gezeigt hat. Sie mußten geſtehen, daß ich es aufrichtig meinte, wenn ich auch irrte. Wem ſoll man ferner trauen, wenn ich die gute Sache verrathe? Wollte ich auch mit meinem Gewiſſen zerfallen, das wäre das größte, aber nicht das einzige Unglück, das mir in Oeſterreichiſchen Dienſten bevorſtünde. Man würde mir dort nie trauen, und ich lebte in ewiger Gefangenſchaft. Genz war zwar früher auch liberal, er aber konnte Bürgſchaft geben ſeiner aufrichtigen Bekehrung, die ich nicht geben kann. Genz war ſchon viele Jahre ehe er in öſterreichiſche Dienſte trat, an England verkauft. Er iſt ſinnlich, verſchwenderiſch, der liederlichſte Menſch im Lande, er läßt ſich jeden Vormittag eine Bouillon von 15 Pfund Fleiſch kochen. Ich bin nicht der Art, wenn ich in Wien nichts zu Nacht eſſe, werde ich ſchon für einen Carbonaro gehalten. Liebe Freundin was ſoll ich machen? Sie ſind ſchon einmal ungeduldig geworden über dieſe Zweifel; Sie werden wieder ſagen, nehmen Sie keinen Dienſt an, oder gehen Sie gar nicht nach Wien. Das iſt eben was mir Kummer macht. Mein Vater will mein Glück begründen, er iſt auch ehrgeizig, und es liegt ſo viel rührendes darin, wenn ein Vater ſich in ſeinem Sohne geehrt fühlt, daß ich ohne Schmerz nicht daran denken kann, ihm dieſen Genuß verſagen zu müſſen. Ich habe meinem Vater ſchon ſo viel Verdruß gemacht, nicht durch Bösartigkeit, aber durch meine eigenthümliche Weiſe zu denken und zu handeln, daß ich mich glücklich ſchätzen würde, ihm etwas zu Wunſche zu thun. Aber hierin könnte ich ihm nicht nachgeben. Vergebens aber wären alle meine Vorſtellungen, er verſtünde mich ſo wenig als er das Bellen eines Hundes verſteht. Eine vortheilhafte Anſtellung auszuſchlagen! — er würde mich für wahnſinnig, oder für einen ſchlechten leichtſinnigen Menſchen halten. Mein Vater iſt ein Hofmann, hat von ſeiner Kindheit an unter Hofleuten gelebt, mit Fürſten verkehrt. Er iſt ſo verſteckt wie ein Miniſter. Wenn ich mich auch aller ihm ſchwärmeriſch dünkenden Aeußerungen von Freiheit, Redlichkeit, Unabhängigkeit gegen ihn enthalten wollte, wenn ich auch um in ſeiner Art zu reden, ihm ſagte: es ſei nicht klug es jetzt mit den Höfen zu halten, man müſſe mit den Wölfen heulen, und die Wölfe wären heute die Liberalen, er würde lachen, aber mit Ingrimm lachen. Er glaubt ſo feſt an die Fortdauer der jetzt beſtehenden Dinge, wie er an Gott glaubt. Sie ſelbſt, liebe Freundin, haben keinen Begriff davon, wie man jetzt verachtet und verfolgt wird, wenn man es nicht mit den Liberalen hält. In Frankfurt erfährt man das gar nicht. Ich bin der einzige, der Nachſicht mit den Ultra's hat, es iſt mir kein zweiter begegnet der ſo duldſam wäre. Ich kenne ſchlechte und feile Menſchen, die um Geld alles thäten und ſchrieben, ſie aber auch nehmen wenigſtens den Schein des Liberalismus an, ſo allmächtig und verbreitet iſt die Sitte. Der arme Dr. Pfeilſchifter, der jetzt hier iſt, und der von Madrid kömmt, wird in allen Zeitungen verſpottet, weil er in der Allgemeinen Zeitung die Berichte im royaliſtiſchen Intereſſe abgefaßt. Dabei iſt er ein aufrichtiger Ultra, nicht des Intereſſes wegen. Cotta gab ihm jährlich 1800 Gulden, weil er aber ſeiner Meinung treu blieb und nicht liberal ſchreiben wollte, gab er lieber ſeinen Gehalt auf. Er iſt übrigens ein unbedeutender Menſch, und doch verfolgt ihn die öffentliche Meinung. Alle Zeitungen erzählen, er hätte eine Anſtellung in Wien erhalten, und fände jetzt die Belohnung ſeiner Anhänglichkeit. Es iſt kein wahres Wort daran, ich habe ihn ſelbſt gefragt, aber ein pariſer Blatt hat die Lüge in Umlauf gebracht, um ihn verhaßt und lächerlich zu machen. Herr von Haller, ein aufrichtiger Ultra, und einer der geiſtreichſten Schriftſteller, wird auf die nämliche Art in den Blättern geneckt, und von ihm erzählt, er habe einen Ruf nach Wien erhalten. Was würden ſie von mir ſagen? Schon eine bloße Luſtreiſe nach Wien würde mich verdächtig machen. — — Ich will Ihnen jetzt ſagen was ich zu thun beſchloſſen habe. Nach Wien gehe ich auf keine Weiſe. Hier bleiben kann ich aber auch nicht, ich muß aus der Nähe meines Vaters und meiner Mutter weg. Von meinem feſten Entſchluſſe nicht nach Wien zu gehen, habe ich meiner Mutter zwar nichts geſagt, aber ſo viel, daß ich erſt nach einigen Wochen abreiſen könne. Und da ſchon war ſie verblüfft und verdrießlich. Ich fürchte mich vor mir ſelber, ich fürchte dem Verlangen meines Vaters, dem Einreden meiner Mutter und Schweſter und meines Schwagers nachzugeben. Ich werde an die Redaktoren der Neckarzeitung ſchreiben, ob ſie mir Geld vorſchießen wollen, nach Paris zu reiſen, um dort ihre Correſpondenz zu führen. Thun ſie es, ſo reiſe ich nach Paris. Wo nicht, nehme ich die 100 Gulden, die Sie mir ſchicken wollen, und gehe, wozu die Summe hinreicht, nach Aarau in der Schweiz. Dort erſcheinen einige Zeitſchriften, die mir gewiſſen und ſchnellen Erwerb zuſichern. Auf jeden Fall beſorgen Sie mir von Frankfurt einen Paß nach Paris. Laſſen Sie ſolchen durch *** beſorgen und ſchicken mir ihn dann ſogleich. Sie müſſen aber dem *** das größte Geheimhalten dieſer Sache abfordern. Gehe ich für Rechnung der Neckarzeitung nach Paris, ſo ſage ich meinem Vater das Verhältniß der Sache, gehe ich aber nach der Schweiz, ſo mache ich ihm weis, ich wäre dahin gerufen worden, um an der Aarauer Zeitung zu arbeiten. Wie Sie aus dem beiliegenden Zettelchen erſehen, laſſe ich den Paß nach Frankreich und der Schweiz ausſtellen. — Von meinen Beiträgen in die Neckarzeitung iſt ein Brief von München abgedruckt. Die Cenſur hat alles geſtrichen, was ich von Bemerkungen angebracht, ſo daß nichts als ein trockner langweiliger Bericht übrig geblieben. So wird es wohl mit allem gehen. Ich habe ſchon Vieles geſchickt, und ſchicke heute wieder; wahrlich von den beſten Dingen die ich je geſchrieben. Wie ich mich ärgere über die verdammte Cenſur! Und doch werde ich fortfahren, um des Geldes willen. Nie aber ſoll mich Geld verleiten, etwas zu thun, was mich Ihrer unwürdig machte.

Sechzigſter Brief.

München, den 26. Dezember 1821.

Dieſen Morgen war mein Zimmer ein Lager. Offiziere, Kriegskommiſſäre, ab- und zugehende Ordonnanzen, welche rapportirten. Nehmlich auf dem Platze wo ich wohne, war zu Ehren eines Prinzen, der den hieſigen Hof beſuchte, eine große glänzende Parade. Einige Offiziere meiner Bekanntſchaft, die nichts dabei zu thun hatten, kamen herauf, meine Fenſter zu benutzen, brachten noch Andere mit, bis endlich die Stube voll. Eine Teufelswirthſchaft. Ich in meinem Schlafpelz, zerriſſene Wollſchuhe an den Füßen, die Tabackspfeife im Munde, ſah maleriſch aus unter den vergoldeten, bebänderten Rieſen. Hätte mich nicht mein innerer kecker Humor aufrecht erhalten, wahrhaftig ich hätte mich geſchämt meiner gar zu erbärmlichen Magiſtergeſtalt. Meine Stube hat nur zwei Fenſter, das Geſimſe des einen dient mir zum Büchergeſtelle. Da verkündigte Trompetengeſchmetter die Ankunft der Prinzen, das Fenſter mußte ſchnell geöffnet, die Bibliothek weggeräumt werden. Was von Büchern auf die Erde fiel, blieb liegen, die übrigen warf ich auf's Bett. Ein Theil des Fußbodens und alle Stühle waren mit Wäſche überſchneit, und der Schnee war etwas ſchmutzig. Zwanzigmal ſagten ſie mir mit der größten Ernſthaftigkeit: Herr Doktor, knöpfen Sie ſich ja recht zu, damit Sie ſich nicht erkälten. Ich, um die Unordnung nicht lächerlich werden zu laſſen, karrikirte ſie und vermehrte vorſätzlich die Verwirrung. Alles warf ich untereinander.. —

Ach, treues Herz, könnte ich nur eine Stunde mit dir ſprechen! Was hilft ein enger Brief?

Das ſind nur einige Tropfen, und mir iſt die Seele ſo voll, daß ich zur Ader laſſen müßte, um geſund zu werden. In welcher Beklemmung ich vorgeſtern war, da ich Ihnen den letzten Brief ſchrieb, in welcher Bewegung ich ihn geſchrieben, Sie glauben es nicht. Ich ſelbſt habe erſt entdeckt, daß es eine wahre Leidenſchaft iſt, was ich ſonſt nur für eine ruhige Anhänglichkeit in mir gehalten. Es iſt närriſch, die neuen Kleider die ich haben ſollte, waren es am meiſten, die mich in eine fieberhafte Unruhe geſtürzt! Meine Mutter hatte, dem Auftrag meines Vaters gemäß, unſern Familien-Agenten Vohs zu mir geſchickt, um mit mir zu verabreden, was ich an Kleidungsſtücken zu meiner Reiſe nöthig hätte. Ich, im Herzen entſchloſſen nicht nach Wien zu reiſen, hatte die Schwachheit, mich der vielen ſchönen Kleider zu erfreuen. Die will ich mir auf jeden Fall machen laſſen, dachte ich, und erſt hinterher meine Geſinnung äußern. Ich ſchickte alſo den Vohs mit dem Verzeichniſſe meiner Bedürfniſſe zu meiner Mutter, die ſich vorgenommen hatte, noch am nehmlichen Tage alles einzukaufen. Da er fort war, fing ſich mein Gewiſſen an zu regen. Ich konnte mir nicht verbehlen, es ſei eine Art Betrug, wenn ich in dieſen Verhältniſſen die Geſchenke meines Vaters annähme. Es trieb mich wegzueilen, um meine Mutter von ihrem Vorhaben abzuhalten, aber ich war mit dem Briefe an Sie beſchäftigt, und ich hatte keine Zeit zu verlieren, die Poſt drängte. Ich litt an einer unbeſchreiblichen Angſt, ich fürchtete, daß meine Mutter unterdeſſen den Einkauf beſorgen möchte. Endlich war der Brief fertig, ich rannte fort, und erfuhr zu meinem Troſte, daß noch nichts beſorgt ſei. Ich ſagte meiner Mutter, da ich noch nicht ganz beſtimmt wüßte, ob ich nach Wien reiſe, ſollte ſie wegen der Röcke noch abwarten. Sie hatte nichts dagegen. Meine Schweſter und ihr Mann waren im Zimmer. Da fing nun letzterer an mir zuzureden, ich ſolle mein Glück nicht verſcherzen, und geſtand mir — nicht zwar daß er etwas Näheres davon weiß, was vielleicht der Fall iſt — aber wenigſtens er vermuthe allerdings, mein Vater müſſe in Wien Ausſichten für mich haben. Er fuhr fort, mir alles ſo glänzend als möglich auszuſchmücken. Da fing ich an zu ſprechen, und ergoß mein ganzes Herz. Ich ſchilderte Wien, mich und unſere Zeit. Doch gewahrte ich, was Glauben und Begeiſterung über Menſchen von nüchternem Verſtande vermögen. Meine Schweſter iſt eine ſogenannte kluge Frau, mein Schwager ein Handelsmann, dem Geld haben etwas Großes, und Geld gewinnen das Größte iſt, meine Mutter, was Sie ſich denken können. Aber meine Rede hat großen Eindruck gemacht. Meine Mutter, die anfänglich lachte, ward ſtill, mein Schwager zog ſich zurück, meine Schweſter ſchien ſogar gerührt. Da ich erklärte, ich würde München verlaſſen, um jeder Verſuchung auszuweichen, baten ſie mich da zu bleiben, und verſprachen mir, nicht mehr von der Sache zu ſprechen. Aber ich fühle, daß ich unruhig bleiben werde, ſo lange ich hier bin. Mein Vater hat geſtern wieder von mir geſchrieben, meine Mutter las mir den Brief vor. Ich habe nicht darauf gehört, oder den Inhalt vergeſſen, aber in allen Worten drückte ſich der lebhafteſte Wunſch und das Vergnügen aus, mich bald in Wien zu ſehen. Wie mir das wehe thut, und warum mir das ſo thut, können Sie ſich in mich hineinfühlen? Ich werde mich auf keine Weiſe übereilen mit dem Weggehen von hier, aber den Paß ſchicken Sie mir auf jeden Fall, daran iſt nichts verloren. — — Ich ſchrieb Ihnen, ich würde von den Herausgebern der Neckarzeitung Vorſchuß verlangen, um nach Paris zu reiſen, ich bin aber von dieſem Gedanken wieder abgekommen. Erſtens, werden Sie wahrſcheinlich nicht damit einverſtanden ſein; Zweitens will ich mich in keine neue literariſche Schulden ſtürzen; drittens wird es jenen Herrn, wenn auch nicht an gutem Willen, doch vielleicht an Mitteln fehlen; viertens, und der Hauptgrund iſt der: ich muß meinem Vater durch meine Abreiſe von hier, meinen Widerwillen gegen ſeine Wünſche unzweideutig zu erkennen geben, gehe ich aber nach Paris, ſo kann er meine Weigerung nach Wien zu gehen, auf eine andere Art deuten. Nach der Schweiz zu gehen, werden Sie auch abentheuerlich finden. Das Beſte iſt, wenn ich München verlaſſe (wovon Sie mir gewiß nicht abrathen werden, wenn Sie mich nur etwas verſtanden haben) ich gehe wieder nach Stuttgart. — —

— Haben Sie das Werk der Frau von Stael de l'Allemagne geleſen? Ich bin jetzt damit beſchäftigt. Schlagen Sie die Kapitel über Oeſterreich und Wien nach. Sie ſpricht mit der möglichſten Schonung von der öſterreichiſchen Regierung, ſie will ihr guten Willen nicht abſprechen, und doch was ſagt ſie von dieſem Lande! Eine Frau wie die Stael, von ſolchem Geiſte, von dieſer Berühmtheit, die glänzendſte Geſellſchafterin Europens, reich, der hohen Ariſtokratie zugehörend, Necker's Tochter. Damals als ſie in

Wien war (1808) gleich Oeſterreich, eine Feindin Napoleons und der franzöſiſchen Regierung. — Sie können ſich denken, wie ſie dort aufgenommen worden, wie ihr alles entgegen gekommen iſt. Sie hatte ſich gewiß nicht zu beklagen, und, noch einmal, leſen Sie ihr Urtheil. Unter andern: „L'on trouve en Autriche beaucoup de choses exellentes, mais peu d'hommes vraiment supérieurs, *car il n'y est pas fort utile de valoir mieux qu'un autre, on n'est pas envié pour cela, mais oublié, ce qui décourage encore plus.* L'ambition persiste dans le désir d'obtenir des places, le génie se lasse lui-même; le génie au milieu de la société, est une douleur, une fièvre intérieure, dont il faudrait se faire traiter comme d'un mal, si les récompenses de la gloire n'en adoucissoient pas les peines.“ .... „On se fait presque un scrupule en Autriche de favoriser les hommes supérieurs, et l'on auroit pu croire quelquefois que le gouvernement vouloit pousser l'équité

„plus loin que la nature, et traiter d'une égale „manière le talent et la médiocrité.“

Dieſe Woche ſtand in Müllners Literatur-Blatt eine kleine Recenſion, die Sie kennen, mit meiner Namensunterſchrift. Schon vor drei Monaten hatte ich ſie eingeſchickt. Es war damals, als ich ihm wegen des Honorars ſchrieb. Sollte Müllner vielleicht, da er endlich den Artikel abdruckte, meine Forderung bewilligen wollen? Sollte er mir vielleicht nach Stuttgart geſchrieben haben, und mir der Brief von dort nicht zugeſchickt werden ſein? Ich führe aber auch eine Lebensart! Cotta könnte die vortheilhafteſte Pläne für mich haben, er weiß gar nicht, wo ich in der Welt zu finden bin. — Mit der Neckarzeitung, da habe ich einmal ein glänzendes Glück gemacht! Das ſich Gott erbarme. Die Cenſur ſtreicht mehr als die Hälfte, ſo daß ich zwei Bogen fertigen muß, um einen bezahlt zu erhalten. Und was ſind das für magere abgeſchmackte Ueberreſte, welche ſie drucken ließen. — Den 27. December. Ich ſchrieb Ihnen, ich glaube in meinem letzten Briefe von den 100 Gulden, die Sie mir angeboten haben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ſie nur dann annehme, wenn Ihnen das Quartal von der Polizei ausgezahlt wird, ich habe es ſo nöthig nicht, meine Mutter, die, wenn ich nach Wien gegangen wäre, dreihundert Gulden für mich hätte ausgeben müſſen, wird ſich nicht weigern, mir einen Theil dieſer Summe für die Reiſe nach Stuttgart zu geben, und dort werde ich das nöthige von der Neckarzeitung erwerben können. — Geſtern las ich den Othello. Schön werdet ihr Weiber beſchrieben: „Ihr ſeid Gemälde auſſer Hauſe, im Zimmer Glocken, Katzen in der Küche, Heilige wenn Ihr beleidigt, aber Teufel wenn man Euch kränkt.“ Und mit ſolchen Weſen pflege ich freundſchaftlichen Umgang! Ich will nichts mehr mit Ihnen zu thun haben. Adieu.

Ein und ſechszigſter Brief.

München, Sonntag den 30. Dez. 1821.

— — Jetzt haben Sie meinen ſpätern Brief erhalten, und Sie wiſſen, daß ich von meinen abentheuerlichen Einfällen zurückgekommen bin. Zwar iſt meine Neigung für Paris immer noch dieſelbe, und ich werde ihr mit der Zeit doch noch nachgeben. C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur, ſagt Frau v. Stael; alſo dort meine Freundin, könnte ich Sie am ruhigſten entbehren. Aber für jetzt bleibt es bei Stuttgart. Ich denke kommenden Freitag den 4. Januar abzureiſen... Haben Sie meine Neujahrskarte recht mit Angſt geöffnet? Ich log

Ihnen das vor, damit Sie achtſam zu Werke gehen, denn meine Freundſchaft iſt gar zu zerbrechlich. — Von Müllner habe ich heute Brief erhalten. Fünf Wochen iſt der Brief in Deutſchland herumgereiſt, er war in Frankfurt und in Stuttgart, und wurde wie ein Ball hin und her geſchickt. Meine ganze jüngſte Zeitgeſchichte ſteht auf der Adreſſe. Müllner bewilligt mir meine gemachte Forderung. Aber er verlangt, daß ich „eine ernſte Theilnahme an dem Unternehmen zeigen ſoll." Das Literatur-Blatt wird auch vom 1. Januar ausgedehnter, und es erſcheinen zweimal ſo viel Blätter als bis jetzt. Alſo an Platz für meinen Ruhm wird es nicht fehlen. —

Um des Himmels willen, ſagen Sie doch allen Freunden, die es etwa von Ihnen erfahren haben, daß in der *** Zeitung Sachen von mir ſtehen, daß ich auf die abſcheulichſte Weiſe verhunzt worden bin, nicht nur durch die Cenſur, denn dieſe konnte doch blos ſtreichen, ſondern auch durch den Redacteur des Blattes, der, wahrſcheinlich um die Artikel zu mildern, meine Ausdrücke geändert und meine Gedanken verkehrt hat. Die niederträchtigſten gemeinſten Dinge hat man mich ſagen laſſen, und ich würde mich zu Tode ſchämen, wenn jemand glauben könnte, die Artikel wären ganz von meiner Abfaſſung. —

Montag, den 31. Dezember.

Ich erhalte ſo eben Ihren lieben Brief, einige Stunden ſpäter als gewöhnlich, und übgriens habe ich heute noch allerlei Vorbereitungen zu meiner nahen Abreiſe zu machen. Danken Sie R. und Sl. für ihre Theilnahme, ich ſehe, daß wir einverſtanden ſind. Aber meinem Vater offenherzig zu ſchreiben, aus welchen Gründen ich nicht nach Wien wolle, finde ich nicht räthlich, und ich bin hierin der Untrüglichkeit meiner Anſicht ganz gewiß. Ich würde ja eben dadurch bewirken, was ich ſo viel als möglich vermeiden möchte, nemlich meinen Vater zu kränken. Der erſte Gedanke, nach Wien zu gehen, kam ja von mir ſelbſt, es iſt daher viel beſſer, wenn ich (was ich geſtern bereits gethan) meinem Väter ſchreibe: ich hätte in Stuttgart vortheilhafte Anerbietungen erhalten, und in dieſem Falle wäre es leichtſinnig, „meinem Vergnügen ſo große Opfer zu bringen,“ als wenn ich mir merken laſſe, daß ich ſeine Abſichten mit mir kenne, und ihn *wiſſentlich betrübe*. Darum muß ich auch eilen, von hier wegzukommen, ehe mein Vater von Wien Antwort ſchreibt, und dann vielleicht deutlicher ſeine Abſicht ausdrückt. Donnerſtag ſchreibe ich Ihnen noch einmal. Den pariſer Paß, wenn er noch nicht abgeſchickt, ſenden Sie mir in der Folge nach Stuttgart, damit ich ihn habe, wenn ich in die Lage komme, ihn zu brauchen. —

Was Sie mir gerathen, war bei mir ſchon beſchloſſen; mir nemlich von der *** Zeitung meine verſtümmelten Artikel zurückgeben, und ſie noch einmal drucken zu laſſen. — Sl. irrt ſich in mir, in ſich, und in dem Menſchen überhaupt, wenn er meint, wäre ich nur feſt in meinen

Grundſätzen, könnte ich ohne Gefahr nach Wien gehen, und mich dort luſtig machen. Wer die Folgen des Rauſches meiden will, muß den Wein fliehen, und es giebt ſo viele Mittel, die Seele zu berauſchen, denn jeder Nerv iſt ein Mund. Ich wäre verloren wenn ich nach Wien ginge. Ihr kennt die hölliſche Einrichtung der dortigen hohen Polizei nicht. Sie führt Buch und Rechnung über jeden Menſchen in Deutſchland der ihr verdächtig iſt, alſo auch über mich. Sie kennt mich beſſer als Ihr, beſſer als ich mich ſelbſt kenne. Sie weiß meine ſchwachen Seiten und Stunden, ſie weiß, wenn ſie da waren, wenn ſie kommen werden, die Luſt ſteht in ihrem Solde. Sie läßt mich mein Geld im Spiele verlieren, ſie läßt es mir ſtehlen, um mich ih Noth zu bringen. Wenn ihr daran liegt alle Minen ſpringen zu laſſen, entgehe ich ihrer Gewalt nicht, und warum ſoll ich ein Thor ſein, es zu verſuchen, ob ihr daran liege? Ich fliehe, und ſobald als möglich nach Frankreich, wo mich meine ſtrengen Grundſätze keine Opfer koſten wie in Deutſchland, und wo man als freier und ehrlicher Mann, Vortheil und Achtung findet. —

Zwei und ſechszigſter Brief.

München, den 1. Januar 1822.

....Schon wieder ein Jahr iſt hinabgeſunken in den Schooß der Zeiten, plump, da liegt es. Und ſo wird der Teufel eins nach dem andern holen und uns auch. Ich habe an dieſem ernſten Tage viel nachgedacht, über Tod, Unſterblichkeit, Schulden, Leibſchmerzen und enge Röcke; ich habe einen Blick auf mein vergangenes Leben geworfen und gefunden, daß ich immer ein großer Taugenichts war. Ich will mich aber nächſtens beſſern. Arbeiten will ich, wie ein Vieh, wenn ich nur nicht ſo eine ſchwache Bruſt hätte. Ich bekomme Stiche, wenn ich nur ans Arbeiten denke. Aber gleich viel, ein ganz neuer Menſch will ich werden, Sie ſollen mich gar nicht mehr kennen, und wenn ich nach Hauſe komme und Ihnen um den Hals falle, ſagen: mein Herr, Sie ſind unverſchämt. — Sind Sie in der vorigen Nacht wach geblieben, haben Sie ſich luſtig gemacht? Ich lag ſchon um zehen Uhr im Bette, und habe den glänzendſten Ball verſäumt. — — Donnerſtag den 3. Januar. — Warum haben Sie mir heute nicht geſchrieben? Nie war mir Ihr Stillſchweigen verdrießlicher. Ich habe ſchon alles gepackt, der Wagen iſt ſchon gemiethet, morgen wollte ich abreiſen, und jetzt weiß ich nicht, woran ich bin, muß hier bleiben, und weiß nicht bis wann. Ich begreife gar nicht, warum Sie mir nicht geſchrieben haben. Haben Sie etwa die 100 Gulden auf die Poſt gegeben? Nun, es giebt doch allerlei Fälle im menſchlichen Leben, ſogar der, daß ich mich ärgern kann, wenn ich Geld zu erwarten habe. Erſtens habe ich es jetzt nicht nöthig, wie ich Ihnen ſchon geſchrieben, denn meine Mutter hat mir das Nöthige gegeben. Zweitens der Aufenthalt, den ich nicht berechnen kann. Ich habe mich ſchon nach der Ankunft des Poſtwagens erkundigt, es kömmt morgen einer. Wenn aber der nichts mitbringt, dann muß ich wieder fünf bis ſechs Tage bis zur Ankunft des nächſten, auf jeden Fall aber bis Montag warten. Ich kann nicht erwarten bis ich hier fort bin, weil ich alle Tage befürchten muß, daß meines Vaters Antwort auf meinen letzen Brief kömmt, worin ich die Reiſe nach Wien abgelehnt, und daß ich dann mit meiner Mutter über meine Weigerung neue Verdrießlichkeiten bekomme. Es iſt nun nicht zu ändern, und verlaßen Sie ſich darauf, daß ich warte, bis ich Nachricht von Ihnen bekommen habe. — Es hat mir jemand erzählt, daß vor einigen Tagen der König von mir geſprochen hat. Er ſoll geſagt haben: „nun, es iſt ja jetzt ſo ein geſcheidter witziger Mann hier“ und als man ihm erwiedert: „Ja, er hat ſich hier alles angeſehen“ hinzugefügt haben: „Wenn er nur nicht ſchimpft.“

Jetzt iſt mein Glück gemacht! Wollen Sie mir's wechſeln? Ich bin ſo verrückt, daß Sie mir heute nicht geſchrieben, wie König Lear. Biſt du meine Tochter? — Ich habe mir einen Wagen ganz allein nach Stuttgart gemiethet, und fahre wie ein Prinz. Da ich die Nächte liegen bleibe, komme ich erſt am vierten Tage nach Stuttgart. — Was ich auf die *** Zeitung wüthend bin, was meine Schriftſteller-Eitelkeit gereizt worden iſt, Sie hätten Ihre Schadenfreude daran, wenn Sie das ſo recht wüßten. Nicht allein die Cenſur hat die Hälfte geſtrichen, nicht allein der Redakteur hat auf die dümmſte Weiſe geändert, die Beſtie hat ſogar ihren eignen Witz und ihre unſinnigen Gedanken hineingebracht, daß gar nicht herauszubringen iſt, was mein oder ſein gehört. So habe ich, von den Zeitungsſchreibern redend, geſagt: „wird ihnen ein offizieller Knochen vorgeworfen, wie ſie darüber herfallen und ihn zernagen!" jetzt hat der Menſch die Hyperbel ſteigern wollen, und ſchreibt: „wird ihnen ein viertels-offizieller Knochen

u. ſ. w.“ fühlen Sie recht lebhaft die gemeine Beſtialität in dem Worte viertels? Es hat mich geſchaudert, als ich das las. Sie ſehen, jeder Menſch iſt in ſeiner Sphäre ein Marſchall Kalb. Wie dieſer als die wichtigſte Sache erzählt, daß ihm beim Einſteigen in den Wagen, da er zum Fürſten fahren wollte, durch das Austreten der Pferde die ſeidnen Strümpfe beſchmutzt worden, ſo wichtig rede ich von dem großen Unglücke, das mir durch das viertels wiederfahren. Viertels-offiʒieller Knochen! Es iſt ſchrecklich, dieſen Schandfleck kann nur Blut abwaſchen. — Den einliegenden Brief*) hatte ich auch nach Stuttgart geſchickt, habe ihn aber zurückerhalten. Das darf nicht gedruckt werden. Die würtembergiſche Regierung ſteht unter ruſſiſcher Herrſchaft, die bayeriſche unter öſterreichiſcher. Schön Deutſchland, prächtig Volk! Sie können ſich den Brief abſchreiben, aber Ihrem erſten Schreiben, nach

---

*) Das hier erwähnte Schreiben aus München vom 24ſten Dezember 1821. begleitet dieſen Brief. A. d. H.

Stuttgart, müſſen Sie das Original oder die Abſchrift beilegen, ich kann die Geſchichte vielleicht noch brauchen. — Ein viertels-offizieller Knochen! Und daß es jetzt Winter ſein, und der Himmel keine Blitze haben muß! Ein Viertels-Offizieller! Abſcheulich! Ungeheuer!

An die Redaction der Neckarzeitung.

München, den 24. Dezember 1821.

Sie wünſchen von meinen Mittheilungen, „Ereigniſſe, Gerüchte, Anſichten,“ und Sie ſind ſo gut, mir überlaſſen zu wollen, wie ich das alle herbeiſchaffe! Begebenheiten frühe zu erfahren, dazu iſt der Ort meines Aufenthaltes wenig geeignet. Wir haben keine Börſe wie in Frankfurt, wo der beſorgten kummervollen Verwandtſchaft, tagtäglich ärztliche Berichte über das Befinden der Staaten geliefert werden; noch haben wir wie in London und Paris einen diplomatiſchen Bazar, wo wenigſtens 14karatige Wahrheit zu haben wäre. Was Gerüchte betrifft, ſo beſitze ich nicht im niedrigſten Grade die Gabe, eine Lüge von geſtern auf heute noch ſchmackhaft zu machen, und ſie morgen und übermorgen und jeden Tag der langen Wochen, wie ein geſchickter Koch die Kartoffeln, auf eine neue Art zuzubereiten. Aber mit Anſichten kann ich Ihnen dienen, ſo viel Sie haben wollen. Bin ich nicht auch ein Deutſcher? Zwar war ich immer geneigt, die Siebenhimmels-Politik der deutſchen Schriftſteller blau zu finden, aber „es ſind nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten.“ In dieſem Augenblicke, da ich Willens bin, ſelbſt den Fehler zu begehen, den ich ſo oft getadelt, fühle ich mich voller Schonung und Nachſicht. Was liegt daran, ob man ein Ereigniß drei Tage früher oder ſpäter erfahre? Die Zeit iſt guter Hoffnung, eine Niederkunft muß erfolgen, welchen Geſchlechts aber das Kind, oder ob es todt geboren iſt, das wird ſich nicht lange verheimlichen laſſen. Die Geſchichte unſerer Tage iſt eine anerkannte Tochter der Meinung, und wer die Tochter haben will, muß es mit der Mutter halten. Viele irren darin, daß ſie die neuen und neueſten Ereigniſſe als

Kinder und Enkel der franzöſiſchen Revolution anſehen, da doch alle Begebenheiten der letzten dreißig Jahre, jene Revolution mitgerechnet, Geſchwiſter ſind, die noch ſämmtlich im unmündigen Alter ſtehen.... Doch da fällt mir bei, daß ich um Gehör zu finden, griechiſch ſprechen muß — ſo will ich es denn.

Wird Krieg ſein, oder nicht? Dieſe wie jede Frage an die Zukunft iſt leichter beantwortet als man glaubt. Die Völker wünſchen den Krieg gegen die Türken, alſo werden wir ihn haben. Ob dieſer Wunſch thörigt oder verſtändig, ob das Bedürfniß ein wahres oder ein falſches ſei, darauf kommt es nicht an; das Schickſal iſt auch weltklug und heult mit den Wölfen, wie der ſchlaueſte Menſch. Wie, alſo noch zu zweifeln wäre, ob die Beihülfe der Europäiſchen Mächte zur Befreiung der Griechen zu wünſchen iſt? Nein, wenigſtens ich zweiſle nicht, ich halte jenes Verlangen für das tollſte und krankhafteſte, was je gehegt worden iſt. Leuchtete mein Herz nicht durch meine Geſinnung, ich ſchwiege. Könnte meine Anſicht nur im Geringſten einwirken auf die Beſchlüſſe der Mächtigen, ich unterdrückte ſie. Aber da dennoch geſchieht, was beſchloſſen worden, und da alles Reden fruchtlos iſt, ſo iſt es auch unſchädlich.

Wenn zwanzig Männer, die Beſchützer ihrer Gattinnen, die Ernährer und Erzieher ihrer Kinder, ſich in einen tiefen Strom ſtürzen, um ein hineingefallenes Kind zu retten, wer würde dieſes hochherzige Beginnen tadeln, wer wäre ſo kalt, zu berechnen, das Daſein eines Kindes ſei zu theuer erkauft mit der Lebensgefahr ſo vieler braven Männer! Aber wenn die That nicht gelingt und jene Männer fallen als Opfer ihrer Großmuth, oder wenn die Wellen das Kind zurückgeben und auch nur einige der Beiſtandleiſtenden behält die Flut, wer trocknet dann die Thränen jener Wittwen und Waiſen? Wenn die Befreiung Griechenlands nicht gelänge, oder ſie würde mit der Ruhe der Welt erkauft? Den Türken den Krieg erklären, das heißt den häuslichen Frieden Europens an allen Ecken anzünden. Die Diplomatik, welche den Krieg gegen die Türkei beſchlöſſe, würde ſich auf dieſe und auf jene Weiſe verrechnen. Sie führte den Krieg, entweder auf die ſeit drei Jahrhunderten übliche Art, nehmlich, weil zu monarchiſchen Zwecken, auch durch monarchiſche Mittel, oder ſie führte ihn durch demokratiſche Mittel, wie man ſie in dem Kriege angewendet, der Napoleon ſtürzte. Vor letzteren braucht man wohl nicht zu warnen, ſie haben der Bedenklichkeiten vor Völkerbeſchwörungen nur ſchon zu viele gefaßt, und Göthe's Zauberlehrling haben wir dramatiſiren ſehen. Alſo zu erſterem wird man ſich entſchließen. Wäre dann aber der Sieg ſo gewiß als geſchwärmt wird. Ein ſtehendes Heer unterlag noch jedesmal einem bewaffneten Volke, da jenes die Unterthänigkeit zum Angriffe, dieſes aber die Freiheit zur Vertheidigung trieb. Man kann den Türken Schlachten abgewinnen, man kann vielleicht ihr Land erobern, wie will man aber dieſe Eroberung behaupten, da Chriſten ihre beſiegten Feinde nicht vertilgen? Was iſt es denn, was in Europa die ſo getreuen Unterthanen treu, die beſiegten oder eingetauſchten Völker gehorſam erhält? Die ſtehenden Heere ſind es nicht, die Polizei iſt es, ſie in der weiteſten Bedeutung genommen, dieſe politiſche Religion, die uns ſchon mit der Ammenmilch eingeflößt, die uns von der früheſten Kindheit anerzogen wird. Wenn europäiſche Unterthanen misvergnügt ſind, ſo iſt es nicht die Furcht vor phyſiſchen Strafen der Geſetze, jener Aberglaube iſt es, der ſie bändigt. Weil ſie wähnen, die Polizei ſei allwiſſend, erfährt ſie auch alles, denn es wird ihr alles geſtanden; weil ſie wähnen, die Polizei ſei allmächtig, vermag ſie auch alles, denn keiner wagt ihr zu widerſtreben. Unerforſchliche Gedanken werden ihr gebeichtet, geheime Sünden abgebeten. Aber den Türken, welche nichts von der Natur alter Weiber haben, iſt jener Aberglauben fremd. In Europa bedarf es hundert Menſchen, um einen einzigen Mann zu bilden, eines Großen, eines Niedrigen, eines Reichen, eines Armen, eines Gelehrten, eines Handwerkers, eines Jünglings, eines Alten, eines Staatsdieners, eines Krämers, eines Liberalen, eines Servilen, und ſo fort — eines Weibes ſogar. Und beſitzt auch ein ausgezeichneter Menſch mehrere, ja alle Beſtandtheile die zu einem Manne gehören, ſo iſt doch keine Verbindung unter ihnen. Gegen das empörte Herz eines Unterthanen findet die europäiſche Polizei Verrath und Beiſtand bei ſeinem treu gebliebenen Kopfe, und hat auch dieſer ſich verſchworen, ſo kann man wenigſtens auf die Treue des Magens rechnen. Der Türke aber iſt ein Mann für ſich ganz allein. Wovor ſoll er zittern. Da er nicht einmal das Schickſal fürchtet?.. Und wo endigte der Krieg? Etwa mit der Eroberung Konſtantinopels? Könnten jene hypochondriſchen Profeſſoren, die ſchon ein Magenkrampf befällt, wenn ſie von hohem Miniſterio einen kleinen Verweis bekommen, könnten ſie nur einen Blick hinter den Vorhang werfen, an dem ſie ſo kindiſch unbedacht zerren — wie würden ſie mit Entſetzen zurückfahren!' Die Türkei iſt das eiſerne Gitter, welches Europa vor den wilden Thieren Aſiens ſchützt — und ihr wagt es durchzubrechen? Europa in ſeinem Hochmuthe verachtet die rohe Kraft der Natur; es wähnt, mit dem Geiſte ſeiner Mechanik vermöchte es alles zu bändigen. Weil es Euch gelingt, durch eure Waſſerbaukunſt eine Frühlingsüberſchwemmung zu zähmen, meint ihr, es würde euch auch gelingen, dem Weltmeere Einhalt zu thun, das über ſeine Ufer träte? Weil ihr ein wankendes Haus zu ſtützen vermögt, glaubt Ihr, Ihr könntet es auch bei einem Erdbeben vor dem Einſturze bewahren?.. Sollte es wohl wahr ſein, daß man die Perſer zu Hülfe gerufen? Ich dächte doch, ein Heer von 150,000 Menſchen, und hinter ihm ein Volk von dreißig Millionen, wäre ein gefährlicher Beiſtand! Ich verſtehe zwar — ſind die Türken vertrieben, und die ſiegende europäiſche Macht (dann mit England zerfallen) trifft mit den Perſern zuſammen, dann wird man ſich mit ihnen abfinden, und ſie auf Indien anweiſen. Ich ſage es vorher: fünf Jahre nach Eroberung Konſtantinopels iſt Indien für England verloren. Was aber würde daraus entſtehen? Nicht die Themſe, der Ganges iſt der Lebensſtrom Englands. Geht es zu Grunde, wird England, das, wenn nicht mehr, doch wenigſtens der Ballaſt des hohlen Europens iſt, über Bord geworfen, dann wehe dem Schiffe mit ſeiner Mannſchaft!

So irrt die Diplomatik. Die Völker aber oder ihre Wortführer, die einen Krieg gegen die Türken wünſchen, theilen alle jene Irrthümer und haben noch ihre eignen. Griechenland ſoll befreit werden! War es in Sklaverei? Nicht was den Griechen jetzt geſchieht, das iſt nur Folge ihres Aufſtandes, ihre frühere Lage muß bedacht werden. Was jene Kanzliſten-Seelen, die von Quartal zu Quartal leben, unter Freiheit und

Sklaverei verſtehen, das iſt mir wohl bekannt — ſie würden aus Furcht vor Gewittern den Sommer hingeben. Das iſt wenigſtens nicht mein Geſchmack. Ich zöge vor, in Neapel am Fuße des flammenſpeienden Veſuvs zu wohnen, als in den unerquicklichen Steppen des Dons nüchterne Tage durchzuſchleichen. Ein Grieche unter türkiſcher Herrſchaft konnte zuweilen ſein Leben, zuweilen ſein Vermögen verlieren; aber ſo lange er nicht alles verlor, verlor er nichts, und konnte ſchalten über ſein Leben und über ſein Vermögen nach Wohlgefallen. Der Gichtleidende, der in ſeinem Bette liegt, der iſt krank, und werde er noch ſo ſorgfältig gepflegt, und ſei die Gefahr des Todes noch ſo fern. Der Soldat aber, der einer Batterie gegenüber ſteht, wo die Kugel ihn wahrſcheinlicher tödtet, als jenen die Gicht, der iſt nicht krank. Nicht daß man lange lebe, daß man geſund ſei ſo lang man lebt, darauf kömmt es an. Laßt die Griechen durch eine europäiſche Macht befreit werden — dann wird man die

Hetäriſten auf Eſel ſetzen, dann wird man Homer, Xenophon, Thucydides, der Cenſur unterwerfen, und die Mütter nöthigen bei offnen Thüren und Fenſtern ihre Wiegenlieder zu ſingen, damit die Polizei das Eyja Popeya mit anhören könne. Braver Türke, dir reich' ich meine Hand! Geſpießt kann man nur einmal werden im Leben, aber mit Nadeln geſtochen Millionen Male und Tag für Tag.

Man hat den Liberalen vorgeworfen, ſie ſehnten ſich nach Krieg, weil ſie hofften, dann würden ſich die europäiſchen Mächte entzweien, und in dieſer Verwirrung, würde ſich die innere Freiheit der Völker ſchneller entwickeln. Es kann ſein; ein allgemeiner Krieg in Europa könnte etwas auf's Aeußerſte treiben, aber ſo gut wie die Freiheit auch die Despotie. Ich denke aber, es wäre thörigt, wenn wir, die wir ſchon ſo viel gewonnen, um die Bank zu ſprengen, alles auf's Spiel ſetzen wollten.

Drei und ſechszigſter Brief.

München, Freitag den 4. Januar 1822.

Der Poſtwagen iſt heute morgen gekommen, und hat nichts mitgebracht, Sonntag kömmt wieder einer. Sie tugendhafter Böſewicht, warum ſind Sie ſo übereilig zu jeder Gutthat als Andere zu Uebelthaten? Warum ſchicken Sie Geld zur ungelegenen Zeit? Denn daß dieſes geſchehen, daran zweifle ich nicht. Aber warum haben Sie mir nicht geſchrieben? Konnten Sie nicht berechnen, daß ein Poſtwagen ſieben bis acht Tage auf ſeinem Wege zubringt? Ungerathenes Kind, ich verſtoße und enterbe dich. Da ſitze ich nun in meinem leeren Zimmer, alles eingepackt und feſtgeſchnürt, kein Buch, kein Hemd, keine Geduld. Iſt das die Art, einen Mann wie mich, zu behandeln, vor deſſen Tadel ſogar Könige zittern? Mein Vater hat wieder geſchrieben, wo ich ſo lange bleibe. Unterdeſſen erhält er meinen Brief, und antwortet darauf. Dieſem Verdruſſe habe ich entfliehen wollen. Grauſame Barbarin! —

Sonntag, den 6. Jan. Drache, Schlange, Klapperſchlange, Rieſenſchlange, Eidechſe, Skorpion, Tarantel, Hyäne, Krokodil, — es iſt Ihr Glück, daß ich meine Naturgeſchichte ſchon eingepackt habe, aber in Stuttgart will ich mir Zeit dazu nehmen, und da ſoll das Schimpfen erſt recht angehen. Der heutige Poſtwagen hat nichts mitgebracht. Das iſt mir zwar lieb, weil ich das Geld nicht brauche, aber ich hoffte bei dieſer Gelegenheit, einen Brief zu bekommen. Um Gottes willen, warum haben Sie mir nicht geſchrieben? Erſt in dem Briefe, den Sie Donnerſtag von mir erhalten, ſagte ich Ihnen, Sie ſollten nicht mehr ſchreiben, alſo hätte ich noch einen Brief erhalten müſſen. Morgen früh reiſe ich von hier weg, Donnerſtag komme ich nach Stuttgart, Freitag ſchreibe ich Ihnen. Ich bitte Sie aber, nicht zu warten, bis Sie meinen Brief erhalten, ſondern gleich nach Empfang des Gegenwärtigen, mir nach Stuttgart in den König von England zu ſchreiben. Sollte gegen alle Erwartung noch ein Schreiben oder Packet an mich auf dem Wege hierher ſein, ſo beunruhigen Sie ſich nicht, denn ich habe dafür geſorgt, daß mir alles nach Stuttgart geſchickt werde. — Mein Vater hat heute wieder geſchrieben, meine Mutter hat mir den Brief zugeſchickt. Die Sache iſt gelinder abgelaufen, als ich erwartet habe, aber mit der Anſtellung hat es ſo ziemlich ſeine Richtigkeit. Mein Vater ſchrieb: „daß der Doktor nicht hierher kömmt, thut mir ſehr leid. Er hätte hier ſein Glück machen können, ich hätte ihm vielleicht eine Anſtellung verſchafft. Er ſoll mir einen oſtenſiblen

Brief ſchreiben, warum er nicht kommt ꝛc.“ Wenn mein Vater ſchreibt, vielleicht, ſo war die Sache ſchon in Ordnung. Welcher Gefahr bin ich entgangen! —

Vier und ſechszigſter Brief.

Stuttgart, den 12. Januar 1822.

Das war wieder ein herrlicher voller Becher! Alle Flüche nehme ich zurück, und hat ſie der Himmel ſchon gehört, ſollen ſie auf mich fallen. Aber eine Schlange bleiben Sie doch. Immer wie auch diesmal, endigten unſere Streitigkeiten, daß ich Sie für Ihre Kränkungen noch um Verzeihung bitten mußte. Ich bitte ganz demüthig um Verzeihung, vergeben Sie mir, daß Sie mich geärgert haben. Ganz erſtaunt bin ich darüber, daß Sie gar nicht ängſtlich wegen Ihres Briefes ſind. Nur dieſe Aengſtlichkeit hatte ich gefürchtet, ſonſt hätte ich mich nicht einen Tag in München zurückhalten laſſen. — Ja wohl haben Sie recht, „alſo wieder nach Stuttgart, daß der Weg nicht ohne Narren ſteht!“ Ich führe ein komiſches Leben, ich bin ein reiſendes Luſtſpiel. In München haben ſie ſich die Köpfe zerbrochen, was ich dort zu thun haben möchte. Gewohnt, Vormittags zu Hauſe zu bleiben, that ich ſo wichtig, daß ich mir in dieſer Zeit alle Beſuche verbat. Zu träge, mich anzukleiden, zögerte ich damit, und kam ſpäter als die Uebrigen zu Tiſche. Mich bei dem Bier langweilend, wartete ich ſelten das Ende der Mahlzeit ab. Natürlich war alles überzeugt, daß ich ein großes Werk über München ſchreibe. Sie lächelten, ſie drängten ſich an mich, Schauſpieler, Künſtler, einige Schriftſteller, dieſer und jener Vorſteher öffentlicher Anſtalten, ſie ſuchten mich auszuholen; ich lächelte geheimnißvoll und urtheilte ſehr beſcheiden über alles.

Meine Reiſe fiel in das ſtrengſte Wetter. Zwiſchen Ulm und Stuttgart liegt ein hohes Gebirge, die rauhe Alp genannt, man braucht fünf Stunden hinüber zu kommen. Ich, ſaß zwar in meinem mit Fenſtern verſchloſſenen Wagen, ſo warm wie im Zimmer, aber ich ſah, wie der arme Teufel von Kutſcher mit der grimmigſten Kälte, mit Sturm und Schneegeſtöber ſich herumſtritt. Eine Stunde über Ulm, recht in der rauheſten Wildniß — ich hatte einen Krug Wein und herrliche Münchner Zwieback auf dem Schooße, und rauchte meine Pfeife mit der himmliſchen Gemüthsruhe eines Gerechten — da mußte ich hell auflachen und frug mich mit lauter Stimme: Schlingel, was machſt du denn im Januar auf der rauhen Alp? Ich antwortete mir: lieber Freund, das kann ich dir wahrhaftig nicht ſagen, Gott mag es wiſſen. Der Kutſcher ſah in den Wagen hinein, er glaubte, ich hätte ihm zugerufen. — Cotta iſt nicht hier, wird aber in einigen Tagen zurückerwartet. —

Ach liebe Seele, ich habe faſt geweint vor Verdruß, da ich las, wie Sie glaubten, ich würde Sie mit der Herausgabe der Rheinbriefe überraſchen. Ich darf Sie in dieſer Täuſchung nicht

Bibl.
Univers.
Lips.

laſſen. Es iſt bis jetzt noch gar nichts damit vorgenommen worden, aber es geſchieht doch noch einmal. —

Was werde ich mit Briefen gequält! Wollte Gott, es könnte Niemand auf der Welt ſchreiben, als Sie. Als ich hier ankam, fand ich einen langen Brief von Robert in Carlsruhe, der drei Monate hier lag. Erinnern Sie ſich des Paradiesvogels? Ich hatte ihn längſt vergeſſen. Das Stück war mir vom Dichter in der Handſchrift mitgetheilt worden, und ich hatte es lange in Frankfurt behalten. Dieſe Saumſeeligkeit zu entſchuldigen, machte ich ihm weis, eine Freundin habe den Paradiesvogel im Käfig gehabt. In dieſer Beziehung ſchreibt er mir: „Mein Paradiesvogel hat alſo in Frankfurt in dem Beſitz eines geiſtreichen Frauenzimmers gelebt und Liebkoſungen von ihr erhalten? das hätte ich, ohne Anzeige, ſchon an dem Fädchen gemerkt, das er, wie der Göthe'ſche Vogel, aus ſeinem Kerker mitbrachte: ich meine das Bändchen, womit die Rolle gebunden war, und das ſich unmöglich von Ihnen herſchreibt.“ Und dann lud mich mein Dichter auf den 16. October nach Karlsruhe ein, um der Aufführung des genannten Stückes beizuwohnen, ich ſolle bei ihm wohnen, eſſen, ſchlafen, und er wolle mich nach Stuttgart zurückführen laſſen. Mein Müncher Freund *** hat mir auch ſchon einen langen Brief geſchrieben. — Ich ſchreibe Ihnen heute noch nicht viel, erſtens, weil ich mir eine Wohnung zu ſuchen habe, und zweitens, weil ich, obzwar ganz verſöhnt, mich immer noch beleidigt anſtellen will, denn ich habe von Ihnen gelernt, meinen Zorn nur nach und nach verrollen zu laſſen, gleich dem Donner.

— — Wie froh bin ich, daß ich meine Berge und meinen Wein wieder habe!

Fünf und ſechszigſter Brief.

Stuttgart, den 15. Januar 1822.

Ich habe Ihr Brieflein von München erhalten; und jetzt ſoll alles vergeſſen und vergeben ſein. Es iſt recht ſchade, daß mein Zorn nicht einen Tag länger gedauert hat, denn geſtern las ich in der Reiſe des Prinzen von Neuwied nach Braſilien, wie in der Sprache der eingebornen Braſilianer die größte Schlange heißt. Das wäre ein prächtiges Scheltwort geweſen: Encarany-cuong-cuong-ji pa kin! Nun, es wird ſich wohl noch eine Gelegenheit finden, es zu brauchen. — Ich habe eine Wohnung gefunden, und werde morgen hineinziehen. Adieu Freundſchaft. Weinen Sie nicht, keiner entgeht ſeinem Schickſale, und wie die Götter aller Weisheit, ja aller Tugend der Menſchen ſpotten, das lernen Sie an mir. Vernehmen Sie das Entſetzliche, was mir begegnet iſt. Gleich den Tag nach meiner Ankunft, ſchickt die *** zu mir, und läßt mir ſagen: ſie habe erfahren, daß ich Zimmer ſuche, ſie hätte ſolche zu vermiethen, und ich ſolle zu ihr kommen. Das Haus hat eine angenehme Lage, die mir beſtimmte Wohnung war mir bekannt, und zwei Töchter, von welchen eine ſehr ſchön. Und Blicke hat das Mädchen, man könnte den Winter damit ſchmelzen. Unter uns geſagt, ſie hat eine Liebſchaft gehabt mit ***, die um ſo gewiſſer unglücklich endigen mußte, da *** wohl gar nicht daran dachte, das Mädchen zu heirathen. Meine *** hat ſich gegrämt, und man ſieht es ihrem ſchmachtenden Weſen an, daß ſie gelitten. Konnte mir etwas erwünſchter kommen? Ich habe nichts zu thun, als mich beſiegen zu laſſen, denn die Weiber, ungleich den Zwiebacken, macht das zweite Feuer weich. Alſo ich ſchlug ein und nahm die Wohnung.... Wie wenig kennen Sie das Herz eines edlen Mannes! Ich ſchickte den Bedienten mit einer unbeſtimmten Antwort fort, renne im ärgſten Wetter in der Stadt herum, ſehe zehen Logis, immer eines ſchlechter als das Andere, und wähle das Schlechteſte, nur weil die Wirthin eine Wittwe von wenigſtens 70 Jahren iſt. Wie heiter war ich nach dieſer That! Ach wie beſeligend iſt die Tugend! Gehorſamer Diener. Hören Sie, was weiter geſchah. Abends bei Tiſche erzähle ich einem guten Bekannten, einem ganz jungen Arzte, ich hätte bei der Regierungsräthin *** Zimmer gemiethet. Steigt dem jungen Menſchen die Glut ins Geſicht. „Wiſſen Sie auch, daß Sie beim ſchönſten Mädchen in der Stadt wohnen?" Ich fühle mich erbleichen, und mußte das Glas niederſetzen. „Aber mein Gott — ſage ich — es iſt nicht möglich, die Frau iſt älter als 70 Jahre, ſie kann keine ſo junge Tochter mehr haben." „Ja, die Sie geſprochen, iſt die Großmutter; deren Tochter iſt auch Wittwe und ſelbſt noch eine ſchöne Frau, und die Enkelin iſt eines der ſchönſten Mädchen in der Stadt.“ Nun, da ſehen Sie, was bei der Tugend herauskömmt. Ich habe gekämpft wie ein Löwe und habe doch nicht geſiegt.........

Meinem Vater habe ich auf die erforderliche Art nach Wien geſchrieben. Meine Geſundheitsumſtände, ſchrieb ich, hätten mir auf keine Weiſe verſtattet, eine Anſtellung anzunehmen, weil ich nicht immer im Stande wäre zu arbeiten, was doch von einem Beamten gefordert würde. Von den übrigen Gründen meiner Abneigung ſchwieg ich, damit mein Vater den Brief vorzeigen könne. —

Sechs und ſechszigſter Brief.

Stuttgart, den 19. Januar 1822.

Meine Trägheit, das was Sie meinen Leichtſinn nennen, Ihre Klagen darüber und mein Einreden, das Alles, hat mich wie Sie, ſchon oft beluſtigt, aber auch mich wie Sie ſchon ſehr gekränkt. Sie thun mir Unrecht, oder, da Sie mir ſo gut ſind, darf ich ſagen, Sie treten ſich zu nahe. Die phyſiſche Beſchaffenheit meiner Seele und meines Geiſtes, iſt ſolcher Art, daß ich nicht fleißig ſein kann. Das iſt meine Schwäche, aber nicht mein Verbrechen. Sie ſollten mir darüber keine Vorwürfe machen, Sie ſollten mich eher tröſten oder vielmehr, Sie ſollten ſich freuen, daß ich, keines Troſtes bedarf, und ſtark und beſcheiden genug bin, mich trotz meiner Mängel, glücklich zu fühlen. Die Schwäche meines Gemüths hängt mit der meines Körpers zuſammen. Ich könnte vielleicht durch dieſe jene heilen, aber das iſt ein Helden-Unternehmen, das nur wenigen gelang, ein Unternehmen, das man bewundern mag, wenn es gelingt, das aber, wenn es fehl ſchlägt, keinem Menſchen zur Schande gereicht. Es iſt keine Kleinigkeit, täglich auf dem Seile der Entbehrung herumzuwandeln, und ſo oft man auch herabfällt, immer unverdroſſen wieder hinaufzuſteigen, und ſo fortzufahren durch das ganze Leben. Sie irren ſich ſehr, wenn Sie glauben, daß es bei mir darauf ankäme, daß ich mich anſtrenge. Jede Anſtrengung iſt mir willkommen, aber ſie führt mich zu nichts, mir fehlt es nicht an Beweglichkeit, mir fehlt es an Ruhe des Geiſtes; ich muß mich nur immer zu mäßigen ſuchen. Wein, Liebe, Ehre, Gewinnſucht, alles was ſonſt die meiſten Menſchen zur Thätigkeit antreibt, macht mich nur matt, weil ich ſchon zu viele innere Reize habe. Wie erklären Sie ſich denn, daß ich ſo faul bin? Ich habe Sie ſchon oft ernſtlich verſichert, daß ich den größten Theil des Tages zu Hauſe bin. Und das befolge ich ſchon mehrere Jahre. Alſo Zerſtreuungen ſind es nicht, die mich vom Arbeiten zurückhalten, nur jene Schwäche thut es. Ich mache täglich den Verſuch, ob dieſe Schwäche nicht zu überwinden ſei, und da ich mich durch Niederlagen nicht abſchrecken laſſe, ſo wird es mir damit gehen, wie mit andern Fehlern, denen ich ſo oft die Thüre gewieſen, bis ſie ungeduldig geworden ſind und mich verlaſſen haben. Seien Sie ruhig, ich fühle in mir, daß ich mich noch machen werde. Fürchten Sie auch nicht, ich möchte darüber zu alt werden, denn, ob ich zwar freilich jetzt ſchon zu alt wäre, um Neues in mir zu ſchaffen, ſo wiſſen Sie doch recht gut, daß es darauf nicht ankömmt, da ich Kräfte genug beſitze, und ich nur nöthig habe, ſie nach außen zu wenden. Bringe ich es einmal zu anhaltender Thätigkeit, ſo werden ſehr ſchnell ganze Bücher zu Stande kommen, da ich ſie blos aus dem Kopfe abzuſchreiben brauche, und es wird ſich am Ende finden, daß ich nicht einmal Zeit verloren habe, durch mein Zögern.......

Hätten Sie nur ein bischen Verſtand in geographiſchen Dingen, ſo hätten Sie einſehen können, daß ich nicht auf einem kleinen Umwege zu Jean Paul hätte kommen können. Dieſer Weg nach Stuttgart wäre um das doppelte weiter geweſen, und den Aufenthalt in Baireuth eingerechnet, würde mein Geld nicht ausgereicht haben.

— Sie halten mich beim Worte und ich ſoll ernſtlich von der Zukunft ſprechen. Ich dachte dabei mehr an Sie, als an mich. Was mich betrifft, den Göttern ſei gedankt, ich nehme das Leben nicht ſo tragiſch. Ich bin vergnügt, und wie der Moraliſt zu den Reichen und Mächtigen ſagt: was hilft euch euer Reichthum und Glanz, Ihr müßt doch ſterben, ſo ſage ich zu mir: was ſchadet dir Armuth und Niedrigkeit, das Grab bleibt dir gewiß, ſo gut wie den übrigen. Nur einen Wunſch habe ich — mit Ihnen zuſammen zu leben, da meine Neigung zu Ihnen das Einzige iſt, was meine Kräfte verbinden, mir Geiſt und Herz zuſammenhalten, und meinem Leben Einheit geben kann. Doch auch das beunruhigt mich nicht, denn jeder weiſe Wunſch giebt ſchon zur Hälfte das Glück, das deſſen Erfüllung ganz gewährt. Nur unbefriedigte Wünſche machen unglücklich. Aber an Ihre Zukunft denke ich. Sie ſitzen zu Hauſe und warten geduldig, bis der Frühling Ihren Kummer erneuere. Warum gehen Sie nicht früher von Frankfurt weg? Was hält Sie zurück? Ich traue Ihnen wohl die Stärke zu, ſich zu retten, wenn etwas auf's Aeußerſte kömmt, aber das iſt eben die Tücke des böſen Geſchicks, daß es einen Menſchen den es plagt, nie auf's Aeußerſte bringt, wohl wiſſend, daß er ſich dann zu helfen weiß. Das größte Unglück iſt, daß man noch unglücklicher werden kann, und es ſelten dahin kömmt, daß ein Schmerz unerträglich wird.......

Sie machen ſich über meine Verſe luſtig! Unglückſelige! Einen Dichter zu beleidigen iſt doppelt gefährlich. Er kann ſich an der Schönheit rächen, durch Schweigen und durch Reden. Meine Rache ſoll ſo groß ſein, als Ihre Schuld. Ich mache ein franzöſiſches Heldengedicht auf Sie in einigen tauſend Geſängen, und in jedem Briefe, müſſen Sie einen Löffel von meiner Poeſie einnehmen. Ich fange gleich an..........

Sieben und ſechzigſter Brief.

Stuttgart, den 21. Januar 1822.

Ihr heutiger Brief iſt ja ein wahrer Markknochen voll Inhalts. Ich werde lange daran zu ſaugen haben. Zuerſt: Das Päckchen habe ich geſtern erhalten, und Ihren Brief heute! Sie ſind eine ſchöne Avis-Geberin. Was Kaſſel betrifft, ſo ſind Sie nicht klug. Das war nur ſo meine Meinung, halten zu Gnaden. Eine Anſtellung dort wäre mir ſo zuwider als eine in Wien. Die heſſiſche Regierung iſt nur um ſo viel beſſer wie die öſterreichiſche, als ſie nördlicher iſt. Und überall die jämmerlichſte Philiſterei. Oder ſoll ich ein Hofſchreiber werden?

Denken Sie, ich alter Bär könne noch tanzen lernen? Und dann ſo ein abſcheuliches Kartoffelland, ohne Wein und Sonne. — Von meiner Zukunft ſoll ich ernſtlich mit Ihnen reden, und ich habe noch auf länger als vier Wochen zu leben! Das iſt viel gefordert. Vor einigen Tagen hatte ich keinen Thaler mehr in der Taſche, und ich dachte, mich innerlich ergötzend an den Fall, daß ich das Geld nicht haben würde, um für das erwartete Paketchen das Porto zu bezahlen. Ich überlegte mit Wohlgefallen, daß ich das Päckchen würde öffnen müſſen, um von dem Gelde das Porto zu nehmen. „Aber was wird der Poſtkerl denken?.. Gut, ich werde mich ſtellen, als hätte ich den Schlüſſel zu meiner Caſſe verlegt... Aber Teufel, wie ſind denn eigentlich die Rechte? Darf mir der Poſtbediente das Päckchen zum aufbrechen in die Hände geben, ehe ich das Porto bezahlt?..“ So überlegte ich mit der größten Gemüthsruhe, was in dieſer verzweiflungsvollen und komiſchen Lage zu thun ſei. Mir auf der

Stelle einige Gulden zu verſchaffen, dazu wollte mir gar kein Mittel einfallen. Aber es iſt ſonderbar, ſo oft ich noch in meinem Leben in Geld-Noth war, auch in der Fremde entfernt von Freunden und Verwandten, hat mir immer Gott geholfen. Ich Dummkopf nemlich hatte ganz vergeſſen, daß ich für meine Miszellen in der Neckarzeitung das Honorar zu fordern habe, ich eilte hin und ließ mir den Betrag auszahlen, welcher ſich auf 25 Gulden belief. Jetzt kommen Sie mir noch einmal mit dem Vorwurfe, daß ich in fünf Monaten nichts gearbeitet und verdient hätte! Die Herrn von der Neckarzeitung waren noch obendrein ganz glücklich, daß ich ihnen durch meine Forderung Gelegenheit gab, von meiner künftigen Theilnahme an dem Blatte zu ſprechen, denn ſie waren ſchon die ganze Zeit um mich herumgeſchlichen, und hatten gewartet, ich würde mit ihnen anfangen. Ich ſagte ihnen: um ſolche Kleinigkeit als ſie mir für den Bogen bewilligten, könne ich ferner nicht ſchreiben, und ich zeigte ihnen den Brief von Müllner. Darauf boten ſie mir jährlich 600 Gulden an. Ich ſagte, ich wäre das zufrieden, und ich wollte ihnen für 50 Gulden jeden Monat einen Bogen ſchreiben. Das war ihnen nun freilich nicht recht, denn die Narren dachten, ich würde für dieſes Geld den ganzen Tag zu ihrem Beſten arbeiten. Ich beharrte aber dabei. Da ich für ſolche Miszellen nicht gerade viel Zeit brauche, ſo werde ich daneben noch viel für Müllner arbeiten können. Es iſt komiſch! Ob ich zwar gejubelt habe, wie ich die Rolle mit 25 Gulden (6 kr. Stücke) für Honorar einnahm, ſo konnte ich mich doch kaum des Lachens enthalten, als der Redacteur der Neckarzeitung ganz pathetiſch zu mir ſprach: wir können Sie jetzt gut bezahlen, wir wollen Sie ganz für uns gewinnen — wir geben Ihnen jährlich 600 Gulden. — Da Sie mich nicht heirathen wollen, und ich alſo keine Hoffnung habe, Sie als meine Frau zu plagen, ſo muß ich jede Gelegenheit, Sie als meine

Freundin zu ärgern, ſorgfältig benutzen. Ich glaube, wenn ich Ihnen eine Ueberſicht gebe, wie viel ich ſeit meiner Abreiſe von Frankfurt, in dieſen fünf Monaten eingenommen und ausgegeben habe, ſo wird Sie das in einen kleinen Zorn bringen.

Einnahme.

Von der Fee Purpurlippe	22,200	Gulden
Von der Polizei	100	„
Von meinen Eltern:		
Bei der Abreiſe von Frankfurt ..	150	„
In München	121	„
Ein Geſchenk für Dr. ***	14	„
Baar	28	„
Bei meiner Abreiſe von München	143	„
Verdient! (Neckarzeitung) ...	25	„
Summa Summarum	781	Gulden
In Kaſſe vorräthig	115	„
Alſo in 5 Monaten gebraucht ...	22,666	Gulden

Ei Schau nur einer einmal an! Die myſtiſche Zahl 666! Das bedeutet etwas. Ich muß die Offenbarung Johannis nachleſen. Ich will Ihnen aber berechnen, wie viel ich bis zu Ende März zu verzehren haben werde:

In Caſſe	115	Gulden
Polizei-Quartal	100	"
2 Monate Neckarzeitung...	100	"
Summa ...	315	Gulden

Alſo auf ein Viertel-Jahr hätte ich keine Sorgen; und Gott wird weiter helfen. Aber meine Schulden? Der Gott, welcher die Raben ſpeiſt und die Lilien auf dem Felde kleidet, wird ſie ſchon bezahlen. Wenn aber meine Gläubiger keine Gläubige ſind, und nicht an die göttliche Vorſehung glauben, ſo mögen ſie ihre Unruhe als verdiente Strafe tragen. Laſſen Sie uns, theurer Zögling, aus obigen todten Zahlen, die lebendigen Nuzanwendungen ziehen. Es ergiebt ſich daraus: Erſtens, daß ich ein großer Taugenichts bin, indem ich faſt 500 Gulden gebraucht, und nur 25 verdient habe. Zweitens: daß die Menſchen, komiſche Menſchen ſind. Hätte mir mein Vater gleich in Frankfurt 40 Karolin gegeben, wäre ich damit nach Paris gereiſt, hätte dort nicht mehr gebraucht, und, wenn ich auch noch ſo wenig gearbeitet hätte, doch mehr verdient. Drittens, daß ich jährlich, Kleider mit eingerechnet, für die ich ſeit meiner Abreiſe von Frankfurt keinen Kreuzer ausgegeben habe, 2000 Gulden brauche, die ich aber, da mir meine Penſion und die Neckarzeitung allein ſchon 1000 Gulden eintragen, recht leicht verdienen kann, weswegen mich auch der Teufel holen ſoll, daß ich ſie nicht verdiene. Quod erat demonstrandum, d. h. keine Ehre bringt Faulheit. — Prächtige Miszellen habe ich wieder gemacht, aber Gott weiß, was die Kerls wieder damit anfangen werden.

Acht und ſechszigſter Brief.

Stuttgart, den 1. Februar 1822.

Sie haben mich aus der ſchrecklichſten Angſt geriſſen. Um Gotteswillen, warum haben Sie mir ſo lange nicht geſchrieben? Ich habe eine ſchlafloſe, kummervolle Nacht zugebracht. Ich werde Ihnen heute wenig ſchreiben können, ich bin viel geſtört worden, und es iſt gleich Mittag. Es macht mich ganz glücklich, daß Sie nun einmal ernſtlich daran denken, von Frankfurt wegzugehen. — Ich könnte wohl noch einige Zeilen ſchreiben, Sie ſollen aber für die Sorgen, die Sie mir durch Ihr langes Stillſchweigen gemacht, etwas beſtraft werden.

Den 2. Februar.

Wenn Sie nach Bern gingen, wäre ich höchſt glücklich; gingen Sie aber nach Hamburg, ſo wäre ich *nicht glücklich* — die traurigſte Lage in der man ſich befinden kann. Nicht glücklich ſein iſt ſchlimmer als unglücklich ſein, denn das erſtere kann durch das ganze Leben dauern, das letztere aber nicht. Ich muß von mir ſelbſt reden, denn ich will ehrlich zu Werke gehen, und Sie in die Lage ſetzen, beurtheilen zu können, wie viel mein eigner Vortheil auf den Rath den ich Ihnen geben werde, Einfluß hatte. Gehen Sie nach Hamburg, ſo folge ich Ihnen (nach drei Monaten) aber das wäre mir ein verhaßter Aufenthalt. Der Widerwille gegen Handelsleute, und gegen Juden als ſolche, iſt bei mir auf den höchſten Grad geſtiegen, ſeitdem ich, entfernt von Frankfurt geſehen habe, was das eigentlich heißt ſein Leben genießen. Welche Freuden kann Ihnen Hamburg bieten? Sie kommen zu Menſchen, die es gut mit Ihnen meinen.... Was heißt das?

Meint es jemand beſſer mit Ihnen als *** und möchten Sie darum mit ihr leben? Ihre Verwandte finden Sie da, wo Sie gleichgeſtimmte Geiſter und Herzen finden. Ich möchte, daß Sie das Leben einmal genießen, daß Sie für mannichfache Leiden, einmal Erſatz fänden. Bern iſt eine ſchöne heitere Stadt, die Einwohner ſind gebildet. Was die Schweiz großes und herrliches hat, liegt in der Nähe. So eine Gelegenheit dahinzukommen, findet ſich vielleicht nie mehr für Sie. Sie brauchen ja darum Hamburg nicht aufzugeben. Machen Sie für jetzt nur den Plan, einige Sommermonate in der Schweiz zuzubringen, und reiſen Sie mit der Ml. Der Weg führt hier durch oder kann wenigſtens über Stuttgart genommen werden. Wenn Sie wollen, begleite ich Sie von hier aus, doch wenn Sie das nicht wollen, bin ich es auch zufrieden. Es liegt mir nur daran, daß Sie einmal ſich von Herzen freuen. Ich habe Bekannte in der Schweiz, in Aarau, Luzern, Baſel, Zürich, in Bern ſelbſt, wollen

Sie und können Sie nicht bei Ml. bleiben, ſo ließe ſich wohl eine andere Familie für Sie ermitteln. Ich wohnte in Bern bei Ihnen, bereiſte von dieſem Mittelpunkte aus die übrige Schweiz, ſo viel möglich, wenn ſich noch andere weibliche Geſellſchaft findet, mit Ihnen, oder allein, ſchreibe Ihnen Briefe, und bis zum Herbſte wäre eine einträgliche Reiſebeſchreibung fertig. In Bern iſt viel Buchhandel und literariſcher Verkehr. Mehrere Zeitungen und ein ſehr guter Almanach erſcheinen dort. Brauche ich einige Karolin, ſo gehe ich zum Thor hinaus, beſteige einen Berg, und beſchreibe meinen Spaziergang. Nur etwas thut mir leid, Sie werden dort meinen ſchönen Regenſchirm nicht brauchen können, denn: „Im größten Theile der Stadt kann der Fußgänger unter Hallen gehen, ſicher vor Regen, Koth und Wagen. Die ſehr breiten und trefflich gepflaſterten Straßen werden reinlich gehalten.“ Die Luft iſt himmliſch. Fliehen Sie den Hamburger Nebel.... Ich bin heute durch *** und andere wirklich geſtört worden. Schreiben Sie mir bald, wegen Ihrer Reiſe, und beachten Sie meinen Rath.

Hätte *** eine ſo große Abneigung den Dr. *** zu heirathen? Er hat ſie gern. Liebenswürdig iſt er freilich nicht, aber ein ehrlicher Kerl. Es giebt keinen liebenswürdigen Ehemann.

Neun und ſechzigſter Brief.

Stuttgart, den 6. Februar 1822.

Sie ſind Schuld, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ich bin es nicht. Ich habe mir einigemale gefallen laſſen, acht Tage auf Ihre Briefe zu warten, Ihren letzten Brief aber, hatten Sie neun Tage unter dem Herzen getragen. Es iſt freilich wahr, daß meine eignen Briefe ſeit einiger Zeit ſehr kurz und langweilig ſind, aber das iſt ein gutes Zeichen. Gar kein Zweifel, daß wir uns bald heirathen.. Wahrhaftig, die furchtbaren Zeichen am Himmel vermehren ſich immer fort, ich gähne unaufhörlich über dem Schreiben. Es kann freilich daher kommen, weil ich erſt um fünf Uhr von dem Maskenballe nach Hauſe gekommen bin, und nur zwei Stunden geſchlafen habe; es kann aber auch unſere baldige Hochzeit bedeuten. Einen Kapuziner habe ich gemacht, und ich ſah ganz miſerabel aus. Es war erſchrecklich voll, über 1200 Menſchen waren im Saal, der, mit Bequemlichkeit nur 400 faſſen kann. Der König, die Königin und der ganze Hof, treiben ſich da auch herum, und man konnte ihnen ſo nahe als man nur wünſchen mochte in das Geſicht ſehen. — Die Reiſe nach Hamburg fürchte ich, bereuen Sie.... Warum muß es gerade Hamburg ſein, warum iſt es nicht Stuttgart! Das iſt ein gar zu lieber Ort. Von den Menſchen will ich nicht reden, doch habe ich dieſe nirgends beſſer gefunden. Aber die freundliche, die ſo anmuthige Gegend! Wo man auch aus der Stadt tritt, und gleich bei den Thoren, Berge und Thäler. Aber die Berge nicht ſo hoch und rauh wie am Rhein. Lieben Sie auch Berge ſo ſehr? Wenn ich pazieren gehe und ſie ſind mir im Rücken, blicke ich immer nach ihnen zurück, wie nach ſchönen Mädchen — ehemals. Auch hat die Kunſt hier viel gethan, den Genuß der Natur bequem zu machen. Ein engliſcher Garten führt faſt eine Stunde lang, von hier nach Kannſtadt, dem ſehr beſuchten Badeorte in der reizendſten Gegend. Da man mit den Jahren doch immer etwas beſonnener wird, ſo vergleiche ich auch Stuttgart mit Hamburg rückſichtlich der Koſten des Lebens. Wenn ich die Kleidung abrechne, welche, wenn wie bei mir, die Eitelkeit das Bedürfniß nicht ſteigert, doch zu den ungewöhnlichen, unregelmäßigen Ausgaben gehört (ich wollte mit meiner gegenwärtigen Garderobe, ohne meinen Stand herabzuſetzen, noch ein ganzes Jahr genug haben) kann ich hier, mit 50 Gulden monatlich, alle meine Ausgaben beſtreiten, Koſt, Wohnung, Bedientenlohn, und Wäſche. Und dieſe 50 Gulden verdiene ich ſchon allein mit meinen lüderlichen Miszellen, wenn ich täglich nur eine Stunde darauf wende. In Hamburg muß ich mich putzen wie ein Narr, wenn ich nicht auffallen will. Und wie theuer ſind die Lebensmittel! Ich bin durchaus kein Schlemmer, aber ich habe darum das Bedürfniß, den beſten Gaſttiſch in jeder Stadt zu beſuchen, weil ich das Bedürfniß habe, in der beſten und feinſten Geſellſchaft zu eſſen. Hier koſtet mich die Mahlzeit im erſten Gaſthofe, wo die vornehmſten Hofleute, die reichſten Offiziere und Bürger, die unverheiratheten Beamten und Gelehrte hinkommen, mit Wein nicht mehr als 42 Kreuzer. In Hamburg müßte ich in den erſten Gaſthöfen, einen Thaler dafür bezahlen, wie ich ganz genau weiß. Und die Flachheit, der Nebel, die Kaufleute! Schauderhaft. Mein Bedürfniß und meine Luſt, wie auch die Ihrige, zuweilen kleine Reiſen zu machen, können wir in Hamburg gar nicht befriedigen. Man hat 40 Meilen, bis man in ein freundliches Land kömmt. Und dann die langweiligen Judengeſchichten, wovon man im ſüdlichen Deutſchland gar nichts weiß. — Was ich treibe? Ich mache Miszellen, denn auf vier Wochen hinaus reicht meine Geduld. Auch habe ich für Müllner mehreres in Arbeit. Mit wem ich umgehe? Davon ein Andermal. Der Schlaf trotzt auf ſeine Rechte, als Bruder, und als Erſtgeborner; Sie wiſſen ja wohl, daß die Nacht, die Mutter des Schafes und der Liebe iſt. — Vergangenen Sonntag war ich bei der jungen und ſchönen Frau Hof-Agentin *** zu einem feierlichen Mittageſſen eingeladen. Mehr über Eſſen und Wirthin, ein anderesmal.. Die Augen fallen mir zu. Singen Sie ein Popeyia. Ich weiß nicht mehr, was ich ſchreibe, ewig der Ihrige.

Siebenzigſter Brief.

Stuttgart, den 10. Februar 1822.

Ich hätte heute Ihre Antwort auf meinen letzten Brief haben können, alſo auch ſollen, aber es ſcheint, Sie ſind es müde, mein Glück zu ſein— Sie ruhen ſich nach jedem kurzen Wege, den Sie machen, gar zu lange aus. Und dabei haben Sie noch die Heuchelei, ſich anzuſtellen, als wären Sie mit mir unzufrieden. Ich bin mir immer gleich geblieben, und ich ſchreibe Ihnen nicht ſeltner und nicht kürzer, als ich es früher gethan. Sie aber fangen an zu kargen. Iſt Ihnen das Herz ausgegangen?..........

Sie fragten mich in Ihrem letzten Briefe, mit wem ich umginge. Aber was nennen Sie umgehen? Seitdem ich Sie kenne, gehe ich nur mit Ihnen um. Ich begreife nicht, wie man auch nur zwei Freunde haben kann, ein *ganzer* iſt oft zu viel, und ſchon manchmal hätte ich gern Ihrem Kopfe verſchwiegen was ich Ihrem Herzen anvertraut habe, oder umgekehrt. Ich habe hier wenige Familien, die ich beſuche. Das liegt freilich nur an mir, doch wohl auch in Frankfurt viel an mir lag, daß ich ſo wenige geſellſchaftliche Verbindungen hatte. Man muß ſich darum bemühen, und das iſt nun eben meine Sache nicht. Ich bin hierin ſo leichtſinnig, wie bei den andern Lebensbedürfniſſen. Manchmal Abends wird mir die Zeit lang, und ich wünſche mir dann ein angenehmes Haus, aber am Morgen denke ich nicht daran..... Zu *** komme ich auch oft. Bei ihr wohnt eine unverheirathete Schweſter. Ich beſuche dieſe Leute, weil ſie gleicher Erde wohnen, und ich, wenn ich Abends aus dem

Wirthshauſe komme, an ihrem Hauſe vorbei muß. Seit einiger Zeit fange ich aber an, mich zurückzuziehen, denn einer meiner Bekannten, ein Künſtler, hat ſich in den Kopf geſetzt, ich mache dem Mädchen förmlich den Hof, und würde es heirathen, mir auch die Verſicherung gegeben, er wolle das in der ganzen Stadt ausbreiten.... Die Frau *** hingegen zieht mich ſehr an, wegen ihrer reizenden Geſtalt, ich beſuche ſie aber wenig; erſtens, weil ihr Mann eiferſüchtig iſt, und zweitens, weil ſie keine Lebhaftigkeit hat. Sie iſt ſo kühl, wie ein Borſtorfer Apfel. Tanzen iſt das einzige, was ſie in Bewegung ſetzt, ob ſie aber mit einem Adonis tanze, oder mit mir, das gilt ihr alle gleich. Doch iſt ſie wohl erzogen, artig und freundlich gegen jeden, ohne gefallſüchtig zu ſein.

Den 11. Februar.

Was das wieder ein kleiner Brief iſt! — Daß mein Vater nach Mailand gereiſt iſt, hat mir geſtern Dr. Euler aus Frankfurt erzählt, der ſich ſeit einigen Tagen hier aufhält. Hätte mein Vater meine ſchwache Seite gekannt, hätte er mich durch dieſe italieniſche Reiſe nach Wien locken können. — Suchen Sie auch das neue Werk der Lady Morgan, über Italien ſich zu verſchaffen; aber dieſes dürfen Sie nur in der franzöſiſchen Ueberſetzung leſen, nicht in der Deutſchen, weil dieſe ganz verſtümmelt iſt, denn das halbe Buch iſt mit Politik, beſonders mit Ausfällen gegen die Oeſterreichiſche Regierung angefüllt, die in der Ueberſetzung weggeblieben. Sie ſehen, daß ich Recht habe Paris zu lieben.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

Stuttgart, den 19. Februar 1822.

Habe ich das Kieſelherz weich gemacht? da kann man ſtolz darauf ſein, ſo einen harten Böſewicht, wie Sie, zu rühren! Es gehört erſtaunlich viel Zeit und Styl dazu..... Aber liebes Herz, ſeien Sie nicht ſo trübſinnig, geben Sie nicht ſo ganz die Hoffnung auf, mich in geregelter Thätigkeit zu ſehen. Der Leichtſinn ſtumpft ſich ab mit den Nerven, und dieſe ſtumpfen ſich ab mit den Jahren. Das iſt gerade nichts erfreuliches, denn ſo ſchön iſt die Jugend, daß wenn man ſie verloren hat, es noch ein Troſt iſt, ihre Fehler zu theilen. Woran es mir hauptſächlich mangelt, das iſt Geduld. Um welchen Lohn ich auch arbeite, ſei es Beifall oder Geld, glauben Sie, daß ich nicht thätig genug wäre mein Tagewerk zu vollenden, wenn jener Lohn am nehmlichen Abend ausbezahlt würde? Nun, das eben lernt man, daß Wochen und Monate wie Tage vorübergehen, und daß dann jedem wird nach ſeinem Verdienſte. So einen leichtſinnigen Streich, wie der den ich zu Paris beging, wo ich für 3000 Gulden jährlich gewiß nicht mehr, als täglich zwei Stunden hätte zu arbeiten brauchen, wäre ich nicht fähig zu wiederholen. Da aber ſolche vortheilhafte Anerbietungen bei mir nicht blos glückliche Zufälle ſind, die einmal nicht benutzt, nicht mehr wiederkehren, ſondern da ich alle Tage die nehmlichen Bedingungen erlangen kann, ſobald ich mir nur angelegen ſein laſſe, mehr Zutrauen zu meinem Fleiße zu erwecken — kann alles noch gut werden, und wir wollen unſern Freund Börne nicht ſo ſchnell aufgeben. —

In Berlin möchte ich wohl einmal ein halbes Jahr zubringen, ich hätte meine tauſend Freuden dort, wohl auch eben ſo viele Thaler. Ich getraute mir zu, nicht blos das Geſpräch des Tages, ſondern eines ganzen Winters zu werden. Ich wollte dieſe elegante Seelen wie ein Plazregen auseinander ſcheuchen Es iſt gar zu hochmüthiges Volk, auf uns Südländer ſehen Sie mit der größten Verachtung herab. Und doch kömmt ihnen das ganze Jahr kein Biſſen friſch Fleiſch in den Mund, ſie ernähren ſich von eingepöckelten Ideen. Ganz dunkle Nacht iſt eigentlich nie bei ihnen, denn ſie haben Nordſchein, aber ſie thun auch gewaltig ſtolz mit ihrer Aufklärung, und ſie ſchwören darauf, Phöbus ſei ein Brandenburger Gott. Sie ſind eine Art Franzoſen, aber eingemachte. Denken Sie ſich das Heer von Schriftſtellern, die Kritiker, die Dichter, die ſchönen Geiſter, die gelehrten Weiber, die getauften Juden, die Deutſchthümler, die Preußenthümler, die frommen Lutheraner, die tauſend Magiſter Lämmermeyer, Hr. v. Schaden, Julius v. Voß, der beſoffene Hoffmann, der vergötterte Spontini, Fouqué, Houwald, der Freimüthige.. Ich wollte mit meinen Theaterkritiken die ganze Stadt in Aufruhr bringen. Ich ſchmeichle mir nichts vor, aber alle Partheien, würden ſich große Mühe geben, mich zu gewinnen. —

Neulich las ich in irgend einer Zeitung, ich ſäße in München, und wezte ſchon meine Feder, um über den bevorſtehenden Landtag zu ſchreiben. Mein Schleifſtein muß nichts taugen, denn die Feder will nicht ſcharf werden. Das haben Sie zu verantworten, denn Sie ſind eigentlich meine Federſchleiferin. Sie müſſen nicht ſo faul ſein, Sie müſſen mit mir zanken und das Rad drehen, ziſch, ziſch! —

Zwei und ſiebenzigſter Brief.

Stuttgart, den 24. Februar 1822.

.....Glauben Sie ja nicht, daß mein Herz dem Ihrigen gleiche, und daß ich Ihnen den Aerger nicht vergelten werde, den Sie mir neulich durch Ihren dreiſylbigen Brief verurſacht. Sie erhalten einmal einen ähnlichen Brief von mir, damit Sie erfahren, wie das ſchmecke. Ich hätte es ſchon gethan, aber die Strafe ſoll unvermuthet kommen, wenn Sie Ihre Schuld und meine Drohung ganz vergeſſen haben werden. — — In Berlin hätte ich durchaus nichts zu befürchten; es giebt zwar dort Taugenichtſe ſo gut als in Wien, aber keine Dummköpfe, und man wird nicht aus Verſehen geſchenkt. Uebrigens habe ich ja nie etwas Strafwürdiges gethan, und ich erinnere mich nicht einmal je etwas Nachtheiliges über die Preußiſche Regierung geſchrieben zu haben. Nur das hätte ich zu beſorgen, daß vielleicht Manche Bedenken trügen, mit mir umzugehen.

Auf wie lange es mich glücklich machen würde, wenn Sie mit mir nach Paris gehen würden? Ehrlich geantwortet — auf drei Jahre. Aber dieſe drei Jahre würde ich mit Verſtand durch mein ganzes Leben vertheilen. Nehmlich, wenn wir vierzehn Tage zuſammen, verreiſe ich auf ein Jahr, welches man in Paris ohne Mühe und Koſten thun kann, das heißt: ich ziehe in ein ander Stadtquartier, weit von Ihrer Wohnung entfernt. Eine Briefpoſt in der Stadt, wird uns tauſend Freuden machen. Man kann ſich auf dieſem Wege täglich ſechs mal ſchreiben, drei mal Vormittags, und drei mal Nachmittags. Das müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir uns auf dieſe Weiſe nicht ewig lieben ſollten .. —

Geſtern las ich wieder in der Zeitung, ich ſei von München hierher gereiſt, um die Redaktion des Morgenblattes zu übernehmen. — Den Eßkünſtler habe ich vor einigen Tagen der Madame Huber für das Morgenblatt geſchickt, eigentlich aus Muthwillen, denn ſie nimmt es gewiß nicht auf, und hat recht. Und wenn es ja erſcheint, und ich werde damit ausgelacht, haben Sie es zu verantworten. — Wie *** bei Glucks Iphigenie Langeweile haben konnte, iſt mir unerklärlich. Ich habe vor einigen Tagen die Oper gehört, und bin ganz entzückt davon. Meiner Heiden-Natur that dieſe Muſik eigentlich wohler, als Mozart'ſche, die mir zu romantiſch iſt, und mich zu ſehr rührt.

Drei und ſiebenzigſter Brief.

Stuttgart, den 1. März 1822.

Liebe Treue, ich möchte Sie wohl wieder einmal von Angeſicht zu Angeſicht ſehen — und Sie ſchweigen davon. Schon fangen Bäume und Felder an zu grünen, die Sonne wird immer freundlicher, die Tage werden länger, und mit ihnen wächſt meine Sehnſucht. Warum muß ich einſam in den Frühling hineinleben, warum ſind Sie nicht neben mir, wenn ich meine lieben Berge beſteige? O, ich muß fluchen, daß ich nicht weine! Der Teufel ſoll ſo ein Lumpenleben holen. Was habe ich davon, wenn ich Sie in Frankfurt beſuche? Das hieße, mein Glück bezahlen, und ich haſſe das Bezahlen, das Schönſte iſt nicht mehr ſchön, wenn man es erkaufen muß. Lieber warte ich noch länger, bis ich Sie in einer beſſern Gegend ſehe. Das fällt mir auch nicht ſchwer, mit dieſer Natur bin ich geboren. Da ich ein Kind war, wurden mir beim Frühſtücke die Stückchen Zucker zu zwei Taſſen Kaffee zugezählt, und da habe ich die erſte Taſſe immer bitter getrunken, und allen Zucker in die zweite Taſſe geworfen. Das iſt das große traurige Geheimniß des Lebens. Frühling und kein Geld! Ich möchte raſend werden. Ich darf gar nicht mehr zum Thore hinaus, die ganze Natur neckt ſich mit mir, Sonne und Schatten, Berg, Thal, Nähe und Ferne, alles foppt mich, jeder Vogel zwitſchert mir zu: „Glückliche Reiſe, lieber Herr Doktor, es iſt recht vernünftig von Ihnen, daß Sie das ſchöne Wetter benutzten, Sie haben ja ſchon längſt nach der Schweiz gewollt. Nun, Sie haben einen guten Schritt, bis Uebermorgen Abend ſind Sie in Schaffhauſen. Auf Wiederſehen, lieber Herr Doktor.“ Da hat mir ein trockner Freund, der von Genf gekommen, von dieſer Herrlichkeit erzählt, und ich habe noch meine Farben hinzugethan. Welch ein See! Das ſchönſte Auge der Erde. Die feinen Sitten der Städter, das Chamouny-Thal, der Mont-Blanc, Ferney mit Voltaires Zimmer! Aber das geſchieht mir gewiß noch und bald, daß ich, Ränzchen auf dem Rücken und Stock in der Hand, fortlaufe, mit wenigen Gulden in der Taſche, mag es gehen wie es will, und bis Venedig. Habe ich darum Tag und Nacht ſtudirt, mir die Augen blind geleſen, die Finger ſteif geſchrieben, daß ich wie jeder Dummkopf Geld ſoll brauchen, um zu reiſen? Mit Nichten meine Dame. —

Was wollen Sie nur mit Ihrem Peter Schlund?*) Das wäre ein Meiſterſtück? Wollen Sie mich zum Beſten haben? Seitdem ich es der Huber geſchickt, habe ich keine ruhige Nacht. Läßt ſie es drucken,

---

*) Der Eßkünſtler, in den geſammelten Schriften.
A. d. H.

werde ich von der Welt ausgelacht, läßt ſie es nicht drucken, von ihr und doch von der Welt, denn ſie erzählt es gewiß in ganz Stuttgart, was ich da für abgeſchmacktes Zeug geſchrieben. Iſt es denn wirklich Ihr Ernſt mit dem Meiſterſtück? Haben Sie es denn ſonſt Jemanden zu leſen gegeben, und hat man geſagt, das könne gefallen? Ich bin darüber in der größten Unruhe. — Der *** iſt freilich verheirathet, und hat mehr Kinder als Verſtand. Ich werde ihm kein Schreiben an Sie mitgeben, und Sie verlieren nichts dabei. — Ich habe recht gut verſtanden, was *** hat ſagen wollen. Aber Sie haben mich nicht verſtanden, wenn Sie glauben, ich hätte Sie eine alte Frau genannt. Sie haben Anſehen, Liebenswürdigkeit, Verſtand und Orthographie eines 18jährigen Mädchens. Wenn ich bei einer alten Frau wohne, wird mir darum lebendiger Ihr Bild vorſchweben, als bei einer jungen, weil dieſe letztere, wegen der Aehnlichkeit mit Ihnen, leicht ihr eignes Bild an die Stelle des Ihrigen ſetzen kann — So habe ich es gemeint. Das war ein ſchwerer Satz! Lieber Gott, man muß ſich helfen, ſo gut man kann. — Die Neckarzeitung kann ich Ihnen jetzt noch nicht ſchicken, denn ich brauche ſie. Ich denke doch, daß Sie meine Miszellen zu leſen bekommen? Es thäte mir ſehr leid, wenn das nicht geſchähe. — Noch zu keiner Zeit habe ich ſo wenig an Sie gedacht, als im verfloſſenen Monate. Wenn Sie die Urſache errathen ..... — Meine Wage ſetzt Ihre Zunge gewaltig in Bewegung; das iſt natürlich, denn Sie ſind die Zunge meiner Wage. — Ich habe wieder ſo eine unwiderſtehliche Luſt zu reiſen, daß es mir gelingen wird, wie immer in ſolchen äußerſten Fällen, das Geld aufzutreiben, und bald erhalten Sie Briefe von den Alpen. Dabei habe ich mir feſt vorgenommen, den ganzen Weg zu Fuß zu machen, und alles genau zu beſchreiben — und noch etwas. Wo von lauen Frühlingswinden, niederſchmelzen Gletſchers Rinden, muß ich eine Mimili finden, mich mit Roſen anzubinden, ſie mit Myrthen zu umwinden — eine Mimili muß ich finden, ſollt' ich ſuchen zum Erblinden … Winden, Rinden, finden, binden, Winden, erblinden — ganz richtig.

Vier und ſiebenzigſter Brief.

Stuttgart, den 6. März 1822.

Ich glaube, der Teufel verzeiht es eher, wenn man ihn einen ehrlichen Mann, als ſelbſt ein Engel von Weib, wenn man es eine alte Frau nennt. Von dieſem Anfalle von Grobheit werde ich mich nur ſchwer erholen, das fühle ich. — Aber Sie können auch unhöflich ſein, und rauh — wie die Schaale einer Ananas. Was einem Frauenzimmer Schönheit und Jugend, das iſt einem Manne der Verſtand. Was berechtigt Sie, mich für ſo dumm zu halten, daß Sie glauben, ich brauche zwei Tage, um einen vernünftigen Brief zu ſchreiben? Und das müſſen Sie doch wohl glauben, weil Sie ſchreiben, ich ſolle mich mit der Antwort nicht übereilen..................

Mit den hundert Gulden, die ich erwarte, werde ich mich hüten, eine Reiſe zu unternehmen, die reichen nicht hin. Ich habe aber einen andern Plan, und die Faulheit ſelbſt kann ihn ausführen. Ich will nemlich aus meinen Aphorismen in der Neckarzeitung, in der Wage, in den Zeitſchwingen, und wo ſonſt welche ſtehen, ein Bändchen machen, und dieſes, mit neuen vermehrt (ich mache ſolche Sachen ſchnell) als ein Taſchenbuch herausgeben. Ich will heute noch mit einem Buchhändler ſprechen, das bringt mir vielleicht Geld ein, Beifall gewiß. Einzeln, wie ſie erſchienen, und ohne meinen Namen, entgingen ſie der Aufmerkſamkeit, in einer Sammlung würden ſie gewiß gefallen. Dazu brauche ich nun wieder Ihre Hülfe, aber ich habe kaum den Muth, Ihnen meine ſieben Bitten vorzutragen. Sie werden denken, wieder vergebene Mühe, es wird ſo wenig daraus, als aus dem frühern Allmanach. Mir ſind nöthig: 1. Ein vollſtändiges Exemplar der Wage. 2. Die Zeitſchwingen, aber dieſe woher? denn Ihres eignen Exemplars mit der Dedication dürfen Sie ſich durchaus nicht entäußern. 3. Haben Sie wahrſcheinlich noch allerlei geſchriebene Kleinigkeiten, woraus ſich Aphorismen bilden laſſen. Wären Sie wohl ſo unausſprechlich gütig, durchzuleſen und auszuziehen, was als Sentenz u. ſ. w. für ſich beſtehen kann? Wenn es auch nur eine Andeutung iſt, ich kann das ausführen. Was ſagen Sie zu dieſem Märzplänchen?

Den 11. März.

— — Der Eßkünſtler iſt jetzt im Morgenblatte abgedruckt. Meinen Bekannten hier gefällt er ſehr. Einige hieſige Reden werden ſprichwörtlich. Einige Eßkünſtler werden geneckt, ich hätte ſie kopirt, ob ich zwar, wie Sie wiſſen, einen fremden Reiſenden vor Augen hatte. Sagen Sie mir, was man in Frankfurt davon urtheilt. —

Von*** habe ich einen poetiſchen Brief erhalten mit Complimenten wegen meiner Miszellen in der Neckarzeitung. Er ſchreibt mir: es thäte einem Leſer wohl, in den wüſten Steppen der politiſchen Blätter, unvermuthet auf blühende Oaſen zu ſtoßen. —— Es will mir gar nicht in den Kopf hinein, daß Sie wirklich entſchloſſen ſein ſollten, von Frankfurt wegzugehen. Wenn Frauenzimmer eine Luſtreiſe wenige Meilen weit vorhaben, werden Monate vorher die Zubereitungen gemacht, und Sie wollen eine weite Reiſe machen, und haben noch nichts eingerichtet, ob Ihnen zwar nur noch einige Wochen bleiben? Ich traue der Feſtigkeit Ihres Vorſatzes nicht.

Fünf und ſiebenzigſter Brief.

Stuttgart, den 16. März 1822.

Das war einmal ein vernünftiger Brief! .... Hamburg! Ach, ſobald ich nur daran denke, bekomme ich einen Pfeffergeſchmack im Munde, und nichts als Kaffebohnen, Zuckerhüte und Callicots ſchweben mir vor den Augen. Iſt es nicht ein herzzerreißender Anblick, unter Menſchen zu leben, die auf die Folter des Eigennutzes geſpannt ſind? Kaufleute und Bergwerker arbeiten unter der Erde, ich möchte nicht bei ihnen wohnen. Und die Lüneburger Haide? Für mich zwar ein Fegfeuer, wodurch ich ins Paradies komme, aber für Sie, die Sie keine Seeligkeit in Hamburg finden, da Sie ſich ſelbſt erſt mitbringen?.....— Laſſen Sie uns einmal Ihre andern Pläne beſprechen. Ml..: Ich finde das nicht ſo unausführbar. Auch ſind Sie mit dieſen Leuten durch mich verwandt, und nahe genug. Sie ſind die letzte Frau meines Herzens, und Ml.'s Schweſter war eine der erſten, in die ich, da ich in Halle ſtudirte, verliebt war. Sie hieß Pauline, und war ein allerliebſtes Stumpfnäschen. Dieſe Ihre Anſprüche müſſen Sie durch ††† geltend machen laſſen. — Das wegen des Almanachs haben Sie nicht recht verſtanden, was mich gar nicht wundert, da Sie ſo lange von mir getrennt ſind. — Auf die ironiſchen Reden, die Sie über meine Wage führen, antworte ich Ihnen gar nicht... — Mein guter Freund Dr. Schorn, Künſtler und Kunſtgelehrter, Herausgeber des Kunſtblattes, reiſt dieſen Sommer nach Italien, auf ein Jahr. Ihm zugeſellen wird ſich Profeſſor Müller aus Göttingen, Philolog und Alterthumsforſcher. Wie nützlich und angenehm könnte ich in ſolcher Geſellſchaft reiſen! Ich muß mir's aus dem Kopf ſchlagen. Tralla la la la! — Daß man mich für ſehr fleißig hält, iſt ſehr natürlich, weil ich viel zu Hauſe bin. — Meine neuen Wirthe werden mir Stoff zu allerlei humoriſtiſchen und ſentimentalen Bemerkungen geben. Bekannt bin ich noch nicht viel mit ihnen, denn ſeitdem ich hier bin, habe ich ſie erſt zwei Male auf eine Viertelſtunde beſucht.

Sechs und ſiebenzigſter Brief.

Stuttgart, den 20. März 1822.

— Nach Baden — da iſt der Weg des Heils! Dort iſt die herrlichſte Gegend, der beſuchteſte Badeort, und gar nicht theuer. Das Geld für mich, das wird ſich ſchon finden. Ich werde bis dahin für Cotta noch allerlei arbeiten, oder ich ſchließe unterdeſſen einen Vertrag wegen des Almanachs ab. — Um des Himmelswillen, ſchlagen Sie ſich jetzt Hamburg ganz aus dem Sinne, bleiben Sie feſt bei Baden. Denken Sie nur, wenn ich armer Teufel nach Hamburg müßte! Wenigſtens neun Tage und ſo viele Nächte, brauchte von hier aus der Poſtwagen dazu. Und nach

Heidelberg ging ich zu Fuße als ſingender Student, durch lauter Gärten. Im Schloßgarten, am Fuße des eingeſtürzten Thurmes, würde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen ewige Treue zu ſchwören. Ich würde ſagen: ein Thurm kann brechen, aber meine Treue nicht. Um Gotteswillen nicht nach Hamburg, ich wäre ſehr unglücklich. — Am vorigen Sonntag habe ich bei Cotta zu Mittag gegeſſen. Vom Eßkünſtler ſagte er, das wäre „ganz excellent,“ und die Frau des jungen Cotta ſagte, ſie wäre „ganz entzückt“ davon geweſen. Sie reiſen auch nach Baden. Was wollte ich dort ein intereſſantes Tagebuch führen, ein Roman müßte daraus werden! Seien Sie nur nicht beſorgt, es möchte wieder ſo gehen wie am Rhein. Ich bin ſeit meiner Entfernung von Ihnen erſtaunlich liebenswürdig geworden, in Ihrer Nähe kann ja keiner aufkommen. Ich kann lächeln wie ein Kammerherr. Und ſo lieb bin ich Ihnen, es iſt unausſprechlich.. ich ſage Ihnen, die Weiber hängen ſich an mich wie fliegender Sommer. — Noch einmal, bleiben Sie bei Baden feſt ſtehen, laſſen Sie ſich durch nichts davon abwendig machen. Ich habe dabei große und mannigfaltige Zwecke — politiſche, literariſche, romantiſche, pekuniäre. Einige Monate an einem Badeorte zugebracht, würde mich in viele nützliche und angenehme Verhältniſſe bringen. Aber Sie müßten gegenwärtig ſein, damit es mir an keinem Sporn fehle. Ich ſehe für Sie durchaus kein Hinderniß bei der Sache. Welches der Mädchen würden Sie mitnehmen? — Faſſen Sie bald Ihren Entſchluß, damit ich mich darnach einrichten kann. Adieu.

Sieben und ſiebenzigſter Brief.

Stuttgart, den 24. März 1822.

Mein liebes Stiefmütterchen.. Sie ſollten wenigſtens mein Chriſtenthum ſcheuen und nicht an Sonntagen mit mir zanken. Warum ſind Sie nicht mit mir zufrieden?.. Die Hoffnung, Sie nach ſo langer Zeit bald wieder zu ſehen, iſt mein ſchönſter Frühling, aber Sie ſind der April dieſes Frühlings, das muß nicht ſein, der Menſch ſoll es beſſer machen als die Natur. —

Den 29. März.

Daß der Krieg mit den Türken ausbrechen würde, haben wir hier ſchon vorgeſtern durch

Couriere erfahren. In Frankfurt mag ſchöner Lärm geweſen ſein. Schreiben Sie mir ferner, was Sie davon hören. — Während der *** in Frankfurt war, habe ich ſeiner Frau ſo eindringlich zugeſprochen, daß in ganz kurzer Zeit der Krieg ausbrechen würde, daß ſie in Angſt gekommen iſt, und es ihrem Manne nach Frankfurt ſchrieb. Dieſer nahm es ſich auch zu Herzen, und verkaufte dort ſeine Papiere. Jetzt ſtrömt er über von Dankbarkeit. Der Narr aber hat keine Vorſtellung davon, daß ich durch eine bloße verſtändige Beurtheilung der Verhältniſſe, zu der eingetroffenen Prophezeihung geführt wurde, ſondern er redet ſich ein, ich müßte beſondere Verbindungen haben, wo ich politiſche Geheimniſſe ſchöpfte. Jetzt liegt er mir täglich in den Ohren, ich ſolle ihm mittheilen, was ich ferner erführe. Ich habe vielleicht noch für 800 Gulden Wag-Hefte liegen, würde ſich denn in Frankfurt kein Spekulant finden, der mir auf dieſe ſehr gute Papiere Geld leihte? Es wäre viel dabei zu verdienen.

Meine ſchöne *** ſcheint nicht ſonderlich viel Verſtand zu haben. Indeſſen kann ich noch nicht mit Sicherheit urtheilen, denn ich habe ſie immer nur in Gegenwart ihrer Eltern geſprochen. Da habe ich nun auch wieder erfahren, daß man die Güter des Lebens zu einer Zeit erlangt, wo man ſie nicht mehr brauchen kann; im Winter giebt einem das Schickſal Limonade, und im Sommer Punſch. In frühern Jahren wäre ich ganz glücklich geweſen, in der Nähe eines ſo ſchönen Mädchens zu wohnen, jetzt drehe ich nicht den Kopf nach ihr um. Wenn ich älter werde und vor Gicht nicht gehen kann, fällt mir gewiß Geld zu, womit ich nach Italien reiſen könnte. Doch ſehe ich in die Fenſter eines Mannes (eines hieſigen Beamten) der in das 90ſte Jahr geht. Er iſt ſo rüſtig, und wahrſcheinlich geſünder als ich. Noch vor vier Jahren hat er zum Vergnügen eine Reiſe nach Italien gemacht... Was macht der Schlingel G. mit ſeinem Gelde? Das muß anders werden, ich hoffe ſehr bald. Alles

Unglück in der Welt kömmt daher, daß die Einen mehr Geld als Verſtand, und die Andern mehr Verſtand als Geld haben — ich wollte ſagen alle Unzufriedenheit. Was iſt das für eine erbärmliche Welt, wo man in Zeitungen von Rothſchild und Wertheimer ſpricht, als wären ſie Napoleon? Der *** füllt alle Blätter an, mit ſeinen langweiligen Metalliques-Geſchichten, der Hund ſollte Mäckler werden.

Acht und ſiebenzigſter Brief.

Stuttgart, den 3. April 1822.

Gehorſamer Diener! Der Teufel iſt großmüthig, ich aber werde es nicht ſein. Ihr Brief ſoll der Vater ſein können des meinigen, ſo klein will ich ihn machen. Warum habe ich gutherziger Narr meinen Plan nicht ausgeführt! Schon vor drei Monaten hatte ich mir vorgenommen, um Sie für den Brief ohne Inhalt, den Sie mir einmal geſchickt, zu beſtrafen, Ihnen das Gleiche anzuthun. Am erſten April ſollten Sie ihn erhalten. Als aber die Zeit herangekommen war, hatte ich nicht das Herz, Sie zu ärgern. Nichts hätte Sie abhalten ſollen, mir wie gewöhnlich zu ſchreiben. —

Den 7. April 1822.

.....Ich hatte über Ihren Brief eine große Freude, denn er überraſchte mich, weil ich vergeſſen hatte zu berechnen, daß heute einer kommen könnte. Als ich nun aus dem Bette ſtieg, (ich hatte, um als guter Chriſt den erſten Oſtertag zu feiern, mir mit längerm Schlafen etwas gütlich gethan) fand ich den Brief auf meinem Tiſche. Ueber die wenigen Oblaten erſchrack ich anfänglich; doch diesmal hatte das Zeichen getäuſcht, der Brief war gehörig lang, obzwar meine eignen Worte, einen großen Theil davon ausmachen. Darum will ich mir das künftig ganz gehorſamſt verbeten haben. Ich will mir es ſchon merken, wenn etwas in meinen Briefen zum Drucken dienlich iſt. Das ſoll Ihnen nicht mehr zum Vorwande dienen, mir auch nur eine Sylbe weniger zu ſchreiben.. Auf der Reiſe will ich recht artig ſein. Um mich in Geduld zu üben, leſe ich jetzt die langweiligſten Bücher.

— Mit meinem Buchhändler bin ich noch nicht in Ordnung, und es ſiehet nicht aus, als wenn er Geld vorräthig hätte, voraus zu bezahlen. Vielleicht wende ich mich noch an Cotta. — Nächſten Freitag wird Webers Freiſchütz zum erſtenmale aufgeführt, worauf alle Welt ſehr begierig. Wenn Sie die Oper kennen, ſagen Sie mir Ihre Meinung, es kann ſein, daß ich veranlaßt werde, im Morgenblatte davon zu ſprechen. — Mit Cotta's werde ich täglich freundſchaftlicher, er ladet mich in ſeine Familie zum Thee u. ſ. w. Aber deſto ſchlimmer, dann habe ich gar kein Herz in Geldſachen. Es muß jeder ſeiner Natur treu bleiben. Andern ſteht es ganz gut an, wenn ſie an ihrem Vortheil arbeiten, bei mir geſchieht das alle ohne Grazie. Ich habe gar keinen Anſtand, ſobald ich handele. —

Neun und ſiebenzigſter Brief.

Stuttgart, den 11. April 1822.

— Mein Almanach kann nichts anderes aufnehmen als Aphorismen. Andere Dinge zu bearbeiten, bleibt mir jetzt keine Zeit. Sind die Sachen nur ſonſt gut, dann ermüdet auch der Leſer nicht. Klinger hat drei dicke Bände von lauter Aphorismen geſchrieben, Rochefoucault hat ſich durch ſeine maximes et pensées berühmt gemacht, der Verfaſſer der falſchen Wanderjahre hat kürzlich zwei Bücher dieſer Art hintereinander herausgegeben (Wilhelm Meiſters Tagebuch, und Gedanken einer frommen Gräfin), die aber äußerſt langweilig ſind. Sie ſchreiben mir, Sie hätten die von mir verlangten Blätter noch nicht alle beiſammen. Was ſind denn das für viele Blätter? Ich weiß nur von zweien. Aber, ich habe ſchon ſo viel geſchrieben, daß ich meine ſämmtlichen Werke gar nicht mehr kenne. — Bleiben Sie mir doch weg mit Ihrer Bibliothekarſtelle, ich bekäme ſie doch nicht. Wenn ſie Luſt hätten mich anzuſtellen, würden ſie ſchon von ſelbſt auf mich fallen. Und wäre das ein Glück? Ich verhehle es Ihnen nicht, ich würde in Frankfurt gar keine Stelle annehmen. —

Ich leſe jetzt den Kenilworth von Walter Scott. Wenn ich nicht irre, haben Sie mir früher von dieſem Romane geſchrieben. Was iſt das für ein Mann! Ganz Shakspeare, und ſo viel erfreulicher, als Romane anziehender ſind, wie Schauſpiele. Daß noch jetzt einer den Muth hat, neben Walter Scott Romane zu ſchreiben! Nicht Göthe, nicht Jean Paul brauchte abzuſchrecken, man kann doch wenigſtens einen Theil des Berges erſteigen, auf deſſen Gipfel ſie ſtehen. Aber Walter Scott ſteht auf einem Felſen im Meere, an dem man ſcheitert, will man ſich ihm nahen. Wie er die Menſchen ſchildert! Wie weit weniger haben hierin die größten Künſtler, die Menſchenmaler gethan. Sie waren unbefangen, ſie hielten ſich an das was ſie Natur nannten, ſie betrachteten ihre Perſonen von der guten und von der böſen Seite, wie man einen Zeug herumwendet, um ſeine umgekehrte Seite und Farbe zu zeigen. Aber das iſt nicht die lebendige Menſchennatur. Das Gute und Böſe, das Schöne und Häßliche im Menſchen iſt gemiſcht, wie Waſſer und Wein, und bildet ein Ganzes. Wie hat er Eliſabeth und Leiceſter geſchildert! Da braucht man nicht zu addiren, um die Summe ihres Charakters zu finden, in allem was ſie thun und reden, ſind ſie ganz ſie ſelbſt, und die Beſtandtheile ihres Charakters kennen zu lernen, muß man ſie chemiſch zergliedern. Scott ſchreibt Romane, wie man die Geſchichte ſchreiben ſoll. Auf jeder ſeiner Seiten fällt mir nur immer ein, was Andere geringere Dichter, bei dieſer Gelegenheit für Fehler gemacht hätten. Z. B. mit welcher bewunderungswürdigen Nüchternheit läßt er bei Hofe von Schakſpeare ſprechen, ohne darum dieſen Dichter verkennen zu laſſen. Ich habe den 3ten Band noch nicht geleſen. Da kömmt Eliſabeth nach Kenilworth. Ich zittre vor Neugierde. Wird das Verhältniß zwiſchen Leiceſter und ſeiner Geliebten an den Tag kommen? Erinnern Sie ſich der Audienzſcene, der Waſſerfahrt der Königin? Wie iſt das alle herrlich beſchrieben. Und die Schilderung des Hufſchmieds, des Zwergs, der Reiſe der Gräfin Leiceſter nach Kenilworth! Gedenken Sie der Jeanette, des Mädchens der Gräfin, die immer ſo bibliſch ſpricht? Ich habe dem frommen Kinde einen Kuß gegeben — einen Kuß in Ehren kann niemand wehren. — Da merke ich eben, unſere Trennung wird alt, ſie tritt heute ſchon in den 60ſten Brief. Und wir werden dabei auch älter. Gut, daß wir uns bald wiederſehen, denn dauerte es noch länger, was würde das für ein Willkommen geben! Wollen Sie mich fragen: Wie geht es mein Lieber?

Müſſen Sie ſich erſt aushuſten, um zu Worte zu kommen; drücken Sie mir die Hand, ſchreie ich: Au, meine Gicht! — Reiſen Sie, ehe wir mit dem Kopfe wackeln.

Achtzigſter Brief.

Stuttgart, den 16. April 1822.

— — Der Freiſchütz von Weber wurde vor einigen Tagen gegeben. Die Meinungen ſind getheilt, aber den Meiſten, worunter ich auch gehöre, hat die Muſik ſehr gefallen. Es iſt eine deutſche volksthümliche Muſik, wie wir doch eigentlich noch gar keine haben. Denken Sie ſich einen Deutſchen Don Juan, aber keinen aus der gebildeten, ſondern aus der niedern Volksklaſſe — und da haben Sie etwa, die Art und die Würde der Muſik, zur Mozartſchen Oper gehalten. Es iſt recht viel Originelles darin, und viel ſingbare Sachen. Die Stücke werden alle Gaſſenlieder werden. — Das Kloſter und den Abt habe ich ſchon früher geleſen, aber Kenilworth gefällt mir nächſt Ivanhoe am beſten unter allen Scottiſchen Romanen. — Jetzt bei dem herrlichen Frühlingswetter, lerne ich die Stuttgarter Gegenden täglich näher kennen. Das iſt ein Paradies. — Warum haben Sie mir von dem Frankfurter Meß-Philoſophen, von Pitſchaft nichts geſchrieben. In der Neckarzeitung waren die ſchönſten Dinge davon erzählt. Wenn Sie ferner ſo nachläßig ſind, werde ich mir einen andern Correſpondenten anſchaffen. Wahrlich, Sie haben recht, mich leichtſinnig zu ſchelten. Wenn das Geld nicht herbeikäme, und nicht allein meiner, ſondern auch Ihr Plan würde dadurch vereitelt, ich wäre zu hart geſtraft, trotz der Größe meiner Schuld.

Neulich ſtand im Freimüthigen: „Der Herr Dr. Börne iſt der Reiche Mann, der gehörig beſtohlen wird ꝛc.“ Und da wird erzählt, daß irgend ein Blatt meine Theaterkritiken Wort für Wort nachſchreibe. Sehen Sie, wie gut es iſt, daß ich kein Geld habe, man würde es mir auch ſtehlen. —

Ein und achtzigſter Brief.

Stuttgart, den 21. April 1822.

Liebe Freundin, Ihr Brief hat mich zum Weinen betrübt. Sie ſagen mir, daß Sie mißvergnügt wären, und mehr als aus Ihrem Geſtändniſſe, habe ich das aus dem Briefe ſelbſt erſehen, aus der Zerſtreuung, mit der Sie ihn geſchrieben, und aus der ängſtlichen Eile, mit der Sie nur ſuchten zum Schluſſe zu kommen. Hat es denn Ihr treueſter Freund nicht wiſſen dürfen, was Sie beunruhigt? Oder fühlen Sie ſich krank? Wenn Sie nur einmal Frankfurt hinter ſich liegen ſähen, und vor ſich dieſe herrliche Frühlingswelt, Sie würden dann gewiß heiter werden.

— — — Dem Cotta habe ich mein Büchelchen ſchriftlich angetragen.. Eben geſtern erſt hat er ſich ſtark geäußert über das große Intereſſe, das er an meinen Arbeiten nehme. Wie flehentlich hat er mich gebeten, doch für das Morgenblatt zu ſchreiben, was ich wollte, wie ich wollte, in jeder beliebigen Form, es wäre alles herrlich, was ich ſchriebe. Und dabei hat er einige Male ſich der Worte bedient: „ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein.“ So werde ich alſo gleich für das Morgenblatt zu ſchreiben anfangen, um meinen reichen Mann in gute Stimmung zu verſetzen. —

Ich wollte, Sie hätten den Freiſchütz ſchon geſehen, damit Sie mir Ihre Meinung darüber hätten ſagen können, denn ich muß im Morgenblatte dieſe Woche davon ſprechen, Cotta hat mich gar zu dringend darum gebeten. Ich werde mich wohl hüten, Blößen zu geben, und meine Fechterſtreiche ſollen mich ſchon gegen Angriffe ſchützen, denn ein Muſikkenner hier will gegen die Oper auch im Morgenblatte eifern, ich aber gedenke ſie zu loben. — Geſtern las ich in der Kritik eines humoriſtiſchen Werkes von Müllner (nämlich die Kritik iſt von Müllner): „Das wären nun einige Proben von dem Humor des Verfaſſers; freilich, Jean Paul und Börne haben ihn beſſer aufzuweiſen.“ Ich thue alles mögliche, Sie aufzuheitern, wenn Sie noch verdrießlich ſein ſollten beim Empfange dieſes Briefes.. Ich kenne ja die Ausſicht Ihres Fenſters, die iſt freilich ſchön, aber hier iſt es tauſendmal ſchöner. Wenn Sie nur bald hierherkämen, daß ich Ihnen dieſe Herrlichkeiten zeigen könnte.. Wie nützlich könnten Sie mir ſein bei meinen Aufſätzen für das Morgenblatt. Ich bin ſo ängſtlich etwas drucken zu laſſen, das nicht vorher Ihren Beifall erhalten hat.... Liebe

Verdrießliche, ich weiß jetzt nichts mehr zu ſchreiben. Mögen Sie ſo glücklich werden, als ich Ihnen ergeben bin.

Zwei und achtzigſter Brief.

Stuttgart, den 26. April 1822.

— — Ich glaube, ſchon früher einmal hatten Sie mich gebeten, ich ſolle mich bei B..a für einen verwenden, ich weiß nicht mehr, für wen. Und ſchon damals ſchrieb ich Ihnen, daß ich mit B..a und *** ſehr ſchlecht ſtehe. Unſere Geſinnungen können nicht feindlicher entgegengeſetzt ſein. Weder er noch *** haben, ſo oft ich ihnen auch darum angelegen war, ſich verwendet, mich in's Leſekabinet zu ſchaffen, was ſie wohl gekonnt hätten. Sie glauben nicht, wie viel die Miniſter und ſolche, die, wie *** und B..a, mit ihnen zuſammenhalten, ſich angelegen ſein laſſen, Liberalgeſinnte meinesgleichen, deren Reden ſie fürchten, aus der Geſellſchaft entfernt zu halten. Sie confiſciren einen, wie ein Buch. Es iſt ihnen keine Verläumdung zu arg. Hat doch ſelbſt der Herr v. *** den R. vor mir gewarnt, und ihm geſagt, ich wäre ein Spion — wie mir der verſtorbene S. erzählt hatte. Sie können ſich keine Vorſtellung machen, mit welcher Kleinlichkeit dieſe Verfolgung geübt wird. Dazu kömmt noch, daß ich B..a und *** das nämliche geſagt habe, was ich Ihnen jetzt eben ſchreibe, und allen möglichen Spott dabei hineingelegt habe, über ſolche Erbärmlichkeiten. Es war meine größte Freude, ***, der ein großer Schuſt iſt, und deſſen Schuſterei ich kenne, dadurch in Verlegenheit zu ſetzen, daß ich gegen Schuſte ſeines Gleichen loszog. Wen ich dieſen Leuten empfehle, iſt ſchlecht empfohlen. Ich würde dem ... rathen, ſich ſelbſt an B..a durch ***'s Vermittlung zu wenden. ***'iſt äußerſt gefällig, wenn er gerade keinen beſtimmten Grund hat, es nicht zu ſein; oder ich rathe ihm zu warten, bis wir in der Schweiz ſind. Vor einigen Tagen war von der Baſeler Judenbekehrungsgeſellſchaft ein Miſſionär hier, ein getaufter Jude, der hat mich im Wirthshaus bekehren wollen. Ich habe ihn aber gewaltig in die Enge getrieben, und es hatte ſich eine Zahl Gäſte um uns verſammelt, den Spas mit anzuhören. Dieſer Miſſionär hat mir geſagt, ich wäre in der Schweiz vortheilhaft bekannt. Um ſo leichter alſo könnte ich für S..g etwas thun. Ich ließe ihn Buchhandlung lernen. Das iſt ein Geſchäft, wobei man mit Bildung und Verſtand, auch ohne mit Vermögen anzufangen, ſein Glück machen kann. Beſonders wenn man ſich die Verhältniſſe denkt, die nach zehn Jahren (wo S..g doch erſt ſelbſtſtändig wird) in Deutſchland eintreten werden. Je unruhiger die Zeiten werden, je mehr ſteigt der Buchhandel in Flor, wenigſtens in einigen Artikeln, die aber ſehr bereichern. Sie haben keinen Begriff davon, wie viel das politiſche Leben in Frankreich (das ſich auch bei uns entwickeln wird) auf den Flor des dortigen Buchhandels eingewirkt hat. Ihnen nur ein einziges Beiſpiel zu geben. Seit fünf Jahren ſind in Paris 16 neue Ausgaben von Voltaire erſchienen, und nur allein das Papier zu dieſen Werken, hat in Werth drei Millionen Franken betragen. —

Ich habe eine Kritik des Freiſchützen eingeſchickt. Sie iſt in Form eines Briefes an ein Frauenzimmer eingekleidet. Ich will nehmlich öfter ſolche Briefe ſchreiben, und von Literatur, Theater, Tagesbegebenheiten ſprechen, wie man mit Frauenzimmern von ſolchen Dingen ſpricht. Sie werden über meinen zimperlichen Brief lachen. Den Freiſchütz habe ich mit Vorſicht gelobt, aber über den ſchrecklichen Lärm, den ſie überall davon machen, weil es ein ächt deutſches Werk ſei, mich ſehr luſtig gemacht. Gehen Sie in Ihren Briefen auf meine gedruckten im Morgenblatte etwas ein. Das macht die Sache lebhaft, und Sie geben mir Stoff zu antworten. Die Briefe ſind ja eigentlich an Sie gerichtet, und ich habe Sie jetzt ganz in meiner Gewalt. Wenn Sie nicht bald reiſen, mache ich mich öffentlich luſtig über Ihre großen Vorbereitungen. — Die Redaktion des Morgenblattes möchte ich nicht übernehmen. Warum ſollte ich mich ſo binden? — Laſſen Sie der Lene, wenn Sie ſie mitnehmen, hübſche Kleider machen. Wir wollen im Bade auf großem Fuße leben. Ich werde zwölf meiner Pferde und meine Jagdhunde mit mir führen. — Sie haben mir immer noch nichts ſchmeichelhaftes geſagt über das Glück, mich bald wieder zu ſehen. Ich will Sie ſchon zwingen, ich drucke meine Empfindlichkeit darüber im Morgenblatte. —

Drei und achtzigſter Brief.

Stuttgart, den 30. April 1822.

— Ich ſchreibe Ihnen heute außer der Regel, ohne Ihren Brief abzuwarten, der morgen kömmt, denn morgen werde ich nicht ſchreiben können, weil eine große Landparthie gemacht werden ſoll, zur Feier des 1ten Mai. Ach, warum können Sie nicht dabei ſein!.. Achtzig bis hundert Perſonen, Herrn und Mädchen, verſammeln ſich morgen früh ſieben Uhr vor der Stadt. Dann wandert man durch herrliche Thäler und über waldiges Gebirge nach einem zwei Stunden weit entfernten königlichen Schloſſe, Solitüde genannt. Das liegt in der höchſten Gegend. Es ſoll eine paradieſiſche Ausſicht ſein. Da wird der ganze Tag zugebracht. Die Militairmuſik zieht hinaus, und Nachmittags wird in einem der großen Säle des Schloſſes getanzt. Es iſt eine geſchloſſene Geſellſchaft, und alles was vornehm, ſchön, reich, jung oder verliebt iſt, kömmt dazu. Es wird vom Unternehmer für Wein und kalte Küche geſorgt, und die Koſten werden nachher berechnet und vertheilt. Wenige dabei anweſende Mütter und Väter fahren in Wagen, wir jungen Leute aber gehen ſachte die Höhe hinan, und haben uns lieb. Ich werde Ihnen übermorgen meinen umſtändlichen unterthänigſten Bericht über dieſe Fahrt abſtatten. Wahrſcheinlich auch werde ich ſie im Morgenblatte beſchreiben. Wenigſtens habe ich das hier ausgeſprengt, weil ich hoffe, daß ſich manches ſchöne Mädchen um meine Gunſt bemühen wird, um von mir im Morgenblatte gefeiert zu werden.

Ich bin mit Cotta im Reinen, und das auf die ſchönſte Art von der Welt. Ich werde nicht allein die 60 Karolin bekommen, ſondern auch nicht einmal nöthig haben, ein lüderliches Buch voll Miszellen dafür zu ſchreiben. Sie haben wieder Recht. Es ſieht aus, als habe er mehr Vergnügen daran, mir Geld zu geben, als ich habe, es zu empfangen. Sie wiſſen ſchon, daß ich ihm einige Blätter als Probe mitgetheilt. Nun war ich mehrere Male bei ihm, ohne daß er davon ſprach. Ich, ſchwieg auch davon. Da erfuhr ich von einem Bekannten, daß Cotta nach Leipzig reiſen werde.. (Sie hatten es mir vorhergeſagt, Cotta könne plötzlich eine Reiſe machen.) Da faßte ich mir ein Herz, oder vielmehr, ich unterdrückte mein Herz, denn ich habe davon zuviel für Geldgeſchäfte — ging zu Cotta und ſagte ihm: „Sie haben ſich wahrſcheinlich über mein Büchelchen noch nicht beſonnen. Ich will es Ihnen offenherzig geſtehen, daß mir ſehr wenig daran liegt, ob das Büchelchen bald, ſpät oder gar nicht gedruckt werde, aber es war eine Finanzſpekulation von mir! Ich bin in großer Geldnoth, und da dachte ich, mir von Ihnen

Geld geben zu laſſen, und Ihnen dafür das Büchelchen anzubieten.“ Er: „Wenn Sie Geld brauchen, ſo iſt nichts weiter nöthig. Wie viel brauchen Sie denn?“ Ich: „60 Karolin.“ Er (kratzt ſich hinter den Ohren): „Wenn es nur nicht ſo viel wäre!“ Ich: „O, an Geld wird es Ihnen nicht mangeln.“ Er: „Doch. Ich habe mein Gut in Baiern mit 120,000 Gulden baar bezahlt u. ſ. w.“ kurz er verſprach mir das Geld. Was das Büchelchen betrifft, bemerkte er mir, er habe die Proben mit Intereſſe geleſen, meine aber, in Almanachsform ginge es nicht gut. Ferner: 60 Karolin wäre zu viel. Er hat auch recht, denn er bewies mir, daß er 700 Exemplare verkaufen müſſe, um nur die Koſten herauszubringen. Ich aber, lachte ins Fänſtchen, dachte: das Geld kriegſt du nun einmal, jetzt mag es mit dem Büchelchen gehen wie es will. Ich brach alſo ab, und fing von andern Dingen zu reden an. — Etwas für Ihre Mühe: Cotta ſagte mir lachend: ja wenn Sie nur ſchreibluſtiger wären (d. h. ins Grobe überſetzt: wenn Sie nur nicht ſo faul wären.) Worauf ich mit himmliſcher Ruhe, und großer Unverſchämtheit erwiederte: „So faul, wie Sie vielleicht glauben, bin ich eigentlich nicht.. (kling, kling, kling! ich will nur erſt den Satz ausſchreiben.) Sehen Sie, ich arbeite an einem großen politiſchen Werke, und auch an einem Romane, woran ich meine Liebhaberei habe. Das nimmt mir meine Zeit weg, und andere Dinge ſchreibe ich nur, wenn ich Geld brauche.“ — Das Kling, kling bedeutet, daß mir Cotta ſo eben 660 Gulden ſchickt, mit einem Billet. Ich ſchreibe es ab: „(4 unleſerliche Worte, womit das Billet beginnt. Dann:).. gewünſchte 660 fl. Sie dürfen es als einen großen Beweis meiner Achtung und Verehrung annehmen (oder anſehen), daß ich mich bei meinem großen gegenwärtigen Geldbedürfniß, dieſer Summe... (unleſerliches Wort) — da ich ſonſt jede Kleinigkeit zu Rathe halte. Unſere Rechnung ſteht bis jetzt (unleſerliche Worte) 1500 Fr. = 712 fl. — 660 fl., macht zuſammen 1372 fl. Davon ab: für politiſche Annalen (ein Aufſatz) 27 fl. 30 kr., bleibt: 1344 fl. 47 kr. Das Honorar für das Morgenblatt iſt noch nicht beſtimmt.“ — Ich mußte lachen über ſeine Kreuzerrechnung. Für den Aufſatz in den Annalen*) hat er alſo nur zwei Karolin gerechnet für den Bogen. Dafür bedanke ich mich aber. Ich ſchreibe ihm keinen Bogen unter 5 Karolin. Gut, daß ich ihn in meiner Gewalt habe. Ich werde aber heute deswegen mit ihm ſprechen, und ihm folgenden Vorſchlag machen. Er ſoll mir, für regelmäßige Theilnahme am Morgenblatt und Literaturblatt, monatlich 150 fl. geben. Aber nur 50 fl. baar, und die andern 100 fl. an der Schuld abziehen.. Schrecklich viel Geld habe ich jetzt! Erſtens 660 fl., dann habe ich für 2 Monate von der Neckarzeitung 100 fl. zu fordern. Baar in Caſſe 4 fl. 27 kr., macht zu-

---

*) S. geſammelte Schriften Stuttgarter Ausgabe Band V. Seite 348.
A. d. H.

ſammen: 764 fl. 27 kr. Jetzt iſt mir's aber auch, als hätte ich Queckſilber in den Füßen, und Sie dürfen nicht lange zaudern, ſonſt komme ich. —

Vier und achtzigſter Brief.

Stuttgart, den 2. Mai 1822.

Warum mir geſtern nicht geſchrieben? Warum gerade geſtern nicht! Aus meinem letzten Briefe werden Sie erſehen haben, daß ich auch auf dieſen Tag eine Luſtfahrt vor hatte. Ihre Briefe erhalte ich morgens 8 Uhr, aber unſere Abreiſe war auf 7 Uhr feſtgeſetzt. Daß mir aber an meiner Freude nichts fehle, hatte ich den Tag vorher die Poſtleute gebeten, mir den Brief zurückzulegen, daß ich ihn vor 7 Uhr ſchon abholen könnte. Es wurde mir auch zugeſagt. Als ich des Morgens nachfragte, war keiner da. Ich war wie zermalmt; nicht ſowohl wegen der Schmerzlichkeit der Täuſchung ſelbſt, als wegen des Gedankens, der mir dabei in den Sinn kam: daß es doch keine reine Freude gebe. Indeſſen ermannte ich mich, und nahm mir feſt vor, meinen Verdruß nicht aufkommen zu laſſen, und es gelang mir. Vor der Stadt, an einem Teiche, der Feuerſee genannt, ſollten wir uns verſammeln, um dann in Geſellſchaft die Wanderung anzutreten — ſo war die Abrede. Als ich auf den Platz kam, war noch keiner da. Dieſe Einſamkeit hätte ich benutzen können, Ihren Brief zu leſen, wenn ich einen gehabt hätte. Endlich kam ein Herr mit drei Frauenzimmern. Ich trat ſogleich zu ihnen hin, verbeugte mich mit Grazie und ſprach folgende Worte: „Sie gehören zur Geſellſchaft, die nach Solitude wandert? Ich bin ein Fremder, und von den wenigen Bekannten die ich habe, iſt noch keiner hier. Ich bitte Sie, mich unter Ihren Schutz zu nehmen.“ Ich wurde mit der größten Freundlichkeit und Artigkeit aufgenommen. Ich ſchloß mich gleich an das ſchönſte jener drei Frauenzimmer und begleitete ſie den ganzen zwei Stunden langen Weg, von der übrigen Geſellſchaft, etwas entfernt. Nie war ich liebenswürdiger geweſen, und Ihr Zögling hat Ihnen Ehre gemacht. Ich war ſo glücklich, gerade mit dem gebildetſten Mädchen zuſammenzutreffen. Der Zug beſtand aus etwa hundert Perſonen, und es war ein herrlicher Anblick, wenn man ihn, zurückblickend, den Berg hinan, oder voreilend, die Höhe hinabſteigen ſah. Ach, und welche Schönheiten! Mein Herz ſieht aus wie ein Stachelſchwein, ſo voll ſteckt es von Pfeilen. Um 10 Uhr kamen wir nach Solitüde, wo wir von herrlicher Muſik empfangen wurden. Welche Ausſicht, welche Landſchaft! Dann wurde Chokolade und Wein gefrühſtückt. Dann ging es nach einer offnen Stelle des Waldes. Die Frauenzimmer warfen ſich ins Gras, wir uns zu ihren Füßen. Dann wurden Eichenblätter gepflückt, und die Frauenzimmer flochten Kränze, die ſie ſich ſelbſt in die Haare, den Herrn um die Hüte banden.

Nachher wurden Geſellſchafts-Spiele getrieben, meiſtens im Laufen beſtehende: Wolf und Haaſe — Katz und Maus. Sie hätten mich als Katze ſehen ſollen! Man muß ein Mädchen als die Maus erhaſchen. Mittag gingen wir ins Schloß zurück und ſpeiſten. Es war die jubelndſte Geſellſchaft, die ich je geſehen habe. Die ältern Herrn betranken ſich, die Frauenzimmer ſangen. Ich hätte nie gedacht, daß ſich ſo viele Ausgelaſſenheit mit ſo vielem Anſtande paaren ließe. Ich habe nie in meinem Leben einen vergnügtern Tag verlebt (denn Sie zähle ich nicht zu meinen irdiſchen Freuden.) Nach dem Eſſen wurde bis Abends acht Uhr getanzt, und dann ging man nach Hauſe. Nachmittags wurde in einem großen Zuber, eine Weinlimonade zubereitet. Ich goß eigenmächtig, ein halbes Dutzend Bouteillen Arac und Wein nach. Das wirkte, wie ich es mir vorgeſetzt. Ich war „vergnügt wie ein Maikäfer,“ wie einer meiner Freunde ſich ausdrückte.. Wenn

Sie hierher kommen, ſorge ich dafür, daß ſo eine ähnliche Parthie veranſtaltet werde. —

Mein Herz gleicht einem Stachelſchwein
So viele Pfeile ſtecken drein.

Den 4. Mai.

— — Mein Brief im Morgenblatt, der nun abgedruckt iſt, erſcheint mir als ſehr leichte Waare. Indeſſen iſt es mir gerade nicht unlieb, daß es ſo gekommen iſt. Das macht die Sache natürlicher, und in den Ernſt kann ich ja jeder Zeit hineinkommen. — Ich gedachte unſer Maifeſt im Morgenblatt zu beſchreiben, glaube aber nicht, daß ich damit zu Stande kommen werde. Es iſt ſich hier alles ſo nahe geſtellt, daß ich auch bei der gutmüthigſten Darſtellung, dieſes und jenes verſehen könnte. Auch hatte mich das ſchöne Mädchen, mit dem ich den Heimweg gemacht, zu ſehr zerſtreut, ſo daß ich auf den Weg, und die übrige Geſellſchaft wenig Acht hatte. — Wenn ich nach Heidelberg im Eilwagen reiſe, will ich den Poſtvogel beſchreiben. In 24 bis 25 Stunden, ſind beidemale die Wagen von Frankfurt hier angekommen, in dieſer Woche.

Fünf und achtzigſter Brief.

Stuttgart, den 6. Mai 1822.

Sie ſind ja jetzt ſchon ganz betrunken vom bloßen Geruch der Reiſe, was wird das erſt werden, wenn Sie im Wagen ſitzen. Was kritzeln Sie mir denn für kleine Brieſchen, ohne Orthographie, ohne Dativ, ohne Ablativ, Plural für Singular, Singular für Plural, Punkte ſo dick wie eine Fauſt, und die Hälfte der Worte wieder ausgeſtrichen? In ſchöner Verwirrung mögen Sie ſein. Eine Reiſe nach Oſtindien, Himmel! Ich wollte, ich wäre bei Ihnen. In Verzweiflung würde ich Sie bringen, durch Verlegen Ihrer Schlüſſel und anderer ſieben Sachen. — Sie müſſen ſich für einen Paß ſorgen, und laſſen Sie ihn ſich nach der Schweiz und Frankreich ausſtellen. — — Ich habe wieder einen Brief ins Morgenblatt geſchickt, der iſt ſchon erhabener.

Sechs und achtzigſter Brief.

Stuttgart, den 10. Mai 1822.

Sie haben mich unausſprechlich betrübt, und mir einen unglücklichen Tag gemacht. Sie zeigen ſich ſehr undankbar, nicht gegen meine Handlungen, denn ich habe Ihnen noch nichts Gutes gethan, aber gegen meine Geſinnungen für Sie. Gott, der mir in das Herz ſieht, weiß es, daß, ſo glücklich mich auch die frohe Ausſicht machte, meine einzige Freundin, oder meinen einzigen Freund möchte ich ſagen, nach ſo langer Trennung bald wieder zu ſehen, doch dieſes mächtige

Gefühl immer bei mir zurücktrat, um dem freudigern Platz zu machen, daß ich Sie heiter weiß, und daß Sie ſich einen glücklichen Sommer verſprechen.

Sieben und achtzigſter Brief.

Stuttgart, den 11. Mai 1822.

Innerhalb 24 Stunden habe ich drei Briefe von Ihnen bekommen. So glücklich bin ich noch nie geweſen. Ach, könnte ich nur den Meinigen von geſtern ungeſchehen machen. Sie werden auf jeden Fall Verdruß davon gehabt haben, meine Vorwürfe mögen gegründet ſein oder nicht. Ich weiß nicht, was ich Bitteres in Ihrem Briefe fand, das mich über allen Ausdruck kränkte. Vielleicht hatten Sie es ſo ſchlimm nicht gemeint.

Sie wiſſen ja, daß ich leidenſchaftlich bin in den ſeltenen Fällen, wo mein Herz aufgeregt wird, und Sie werden mir verzeihen.

Acht und achtzigſter Brief.

Stuttgart, den 23. Mai 1822.

— — Ueber meinen letzten Brief im Morgenblatte hat ſich die hieſige Nobleſſe und Beamtenkaſte gewaltig geärgert. Er iſt anti-monarchiſch, freilich ſehr ſtark, mich wundert nur, daß er gedruckt werden durfte. Es iſt tödtliches Gift darin für den Adel. Ich habe wieder einen langen Aufſatz eingeſchickt, betittelt: Der allgemeine Anzeiger der Deutſchen. Ganz für Frauenzimmer. —

— Wenn Sie nicht früher wegkommen können, reiſe ich ſpäteſtens, Freitag den 14. Juni von hier mit dem Eilwagen ab. Sollte ich unglücklicher Weiſe in Heidelberg auf Sie warten müſſen, werde ich dieſe Zeit benutzen, meine Reiſe im Eilwagen, als Gegenſtück zur Poſtſchnecke, auszuarbeiten.

Neun und achtzigſter Brief.

Stuttgart, den 27. Mai 1822.

Ich bin alles zufrieden. Mit Paris war es mir eigentlich mehr Scherz. Ließ es ſich machen, wäre es freilich ſchön. — Wenn ich Ihnen Ihre Briefe ſchicken ſoll, müſſen Sie mir Adreſſe nach Straße, Litr. Nr. genau angeben. Da ich das Päckchen der fahrenden Poſt übergebe, bringt es nicht der gewöhnliche Briefträger.. Auch hat man Beiſpiele, daß Poſtwägen beraubt worden, und die Briefe über die Felder zerſtreut worden ſind. Die würden dann, nach dem erſten Regen, allerlei unorthographiſche Gräſer und Blumen hervorbringen. Bedenken Sie das alle wohl. —

Meine neuen Kleider, bis auf das neuhinzugekommene, habe ich vom Schneider ſchon bekommen, und auch geſtern, als am erſten Pfingſttage getragen. Ich fürchte mich, mich darin vor Ihnen zu zeigen. Die Sprache wird Ihnen vergehen. Alles nach dem Geſchmacke der letzten Pariſer Woche. Wo meine Beine anfangen, da hört der Rock auf. Ich ſehe aus wie ein Närrchen von 16 Jahren, und habe geſtern den ganzen Tag die frivolſten Grundſätze gehabt. Ganz Stuttgart hat mich angeſehen, und mich ehrerbietigſt gegrüßt (im Ernſte). Die Weſten ſind unbeſchreiblich gemacht. Un coup de ciseaux d'une hardiesse extraordinaire! An der ſchwarzen Weſte ſind Knöpfe in Kugelform, von einer ſchwarzen Metallmaſſe. Die zweite Weſte hat Knöpfe von Stahl, und die dritte von Perlmutter. Die Weſten können nur bis zum Sechstheil ihrer Länge zugeknöpft werden. Alles offen. Schaffen Sie mir doch um Gotteswillen eine brillantene Nadel zur Miethe. Es iſt eine Schande, eine ordinäre offne Bruſt zu zeigen. Mein Ueberrock wird auch wundervoll; ohne Knöpfe, polniſch mit ſeidnen Schnüren. Zu dem allen trage ich einen gelben Strohhut mit grünem Bande, wie ſie jetzt hier Mode ſind. —

Wir haben jetzt Meſſe hier, und auch Sehenswürdigkeiten wie euer Frankfurt. Einen herrlichen Löwen, nebſt Gattin und drei Kindern. Dieſen Morgen um 7 Uhr ſah ich ſie; da liefen die Jungen frei umher. Dann einen Tambour-Major der funfzehen Trommeln ſpielt; einen Geſichterſchneider ꝛc. —

Liebes Kind, ſeien Sie nicht böſe, ich kann nicht weiter ſchreiben, denn ich will die Frau von *** beſuchen. Ich habe ſie erſt neulich kennen gelernt. Sie ſpielte Claviervariationen von Moſcheles, in einem öffentlichen Conzerte, das zum Beſten der Waiſen eines verſtorbenen Muſikers gegeben wurde. Den Tag nach dem Conzerte ließ ich mich zu ihr führen, und ward ſehr artig aufgenommen. Gleich beim Eintreten ſagte ich ihr: Gnädige Frau, Sie haben geſtern geſpielt wie ein Engel, oder vielmehr nicht wie ein Engel; denn wenn die Engel mit ſolcher Fertigkeit Moſcheles'ſche Variationen ſpielten, was ſollte aus den armen Griechen werden? Dieſes Compliment gefiel ihr ſehr gut.

Neunzigſter Brief.

Stuttgart, den 31. Mai 1822.

— — Warum ſchreiben Sie, daß Sie wahrſcheinlich den 14ten abreiſen, warum nicht gewiß? Was hindert Sie, den Tag unabänderlich zu beſtimmen? Sie müſſen ſich einrichten, als wollten Sie ſchon den 8ten abreiſen; ſonſt werden Sie bis zum 14ten nicht fertig, ich weiß ja, wie es mit euch Weibern geht. Und dann müſſen Sie ſchon am 13ten den Wagen vor das Haus kommen laſſen.. Sie wundern ſich, daß B. und ich Luſt haben, mit Ihnen zu reiſen? Das thun wir um unſer Seelenheilwillen. Ich habe neulich niedergeſchrieben: „Eine böſe Frau iſt die Inokulation der Höllenſtrafen; wer das Glück hat, eine ſolche zu beſitzen, kann dem himmliſchen Jenner nicht genug für dieſe Wohlthat danken.“ Das iſt es. — Laſſen Sie ſich genau ſagen, wie man ſich bei Anweiſungen, Creditbriefen ꝛc. zu verhalten hat, denn ich bin ſehr dumm in ſolchen Sachen.. Ich muß durchaus machen, daß ich den Winter nach Paris komme. Wäre ich vor drei Jahren bis jetzt dort geblieben, und hätte mich unterdeſſen im Franzöſiſchen vervollkommnet, hätte ich eine franzöſiſche Zeitung redigiren können. Wie mir vor einigen Tagen ein Pariſer junger Gelehrter erzählt hat, bekommen die Hauptredacteurs dort, jährlich 25 tauſend Franken Gehalt. — Auch hätte ich jetzt dort Gelegenheit, an einem eleganten belletriſtiſch-literariſchen und Theaterblatt zu ſchreiben, das unter dem Namen Miroir erſcheint, und welches vortrefflich iſt. Jouy giebt es heraus. Das wäre ſo ganz mein Genre. Alles kurz, von einem zum Andern ſpringend. Wie ſchwerfällig iſt das Morgenblatt dagegen. Einer der Hauptredacteure dieſes Blattes iſt mir bekannt, und ich bin in Frankfurt, wo er ſich, ſo lange er aus Frankreich verbannt war, aufgehalten, viel mit ihm umgegangen. Durch dieſen könnte ich leicht mit dem Miroir in Verbindung kommen. — Ich bin in meinen neuen Kleidern zum Küſſen. Aber einen gelben Strohhut habe ich mir nicht gekauft, ſondern einen ſchwarzen. — Adieu, ich muß zum Eſſen.

Ein und neunzigſter Brief.

Stuttgart, den 5. Juni 1822.

Sie haben mich nicht verſtanden, da ich von dem Wunſche ſprach, franzöſiſch ſchreiben zu können. Es iſt ja nicht davon die Rede, mein ganz deutſches Weſen zu franzöſiren, was ich glücklicher Weiſe nie lernen könnte, ſondern es ſo weit zu bringen, daß ich ohne Sprach- und Stylfehler einen kleinen franzöſiſchen Aufſatz ſchreiben könne; was hinreicht, um an einem franzöſiſchen Blatte als Mitarbeiter Theil zu nehmen. Auch hat ſich die franzöſiſche Denkweiſe und alſo auch der Styl ja ganz geändert, und iſt der Deutſchen näher getreten. Die Eigenthümmlichkeit, welche die franzöſiſche Sprache von der Deutſchen unterſcheidet, beſteht nicht in etwas Eignem, das ſie voraus hätte, ſondern in dem Mangel eines Gewiſſen, was der Deutſchen eigen iſt, nehmlich in dem Mangel philoſophiſcher Tiefe und cosmopolitiſcher Breite. Wenn aber, wie es jetzt zwiſchen den Deutſchen und Franzoſen der Fall iſt, zwei Nationen in ihrer Art zu denken und zu fühlen übereinſtimmen, kann jede in der fremden Sprache ſchreiben, ſobald ſie nur die Grammatik verſteht. Rouſſeau ſchrieb ganz Deutſch, Chateaubriand, Benjamin Conſtant und die andern jetzt lebenden franzöſiſchen Schriftſteller, beſonders die politiſchen ſchreiben wie Deutſche.

Den Pirat habe ich geſtern geleſen, bis auf den dritten Band, der hier noch nicht zu bekommen iſt. Er gefällt mir lange nicht ſo gut als die Andern. Die Charaktere ſind etwas ſchwankend, nebelhaft, ſentimental, und es fällt der Einbildungskraft nur darum leicht, ſie ſich in ſcharfen Umriſſen vorzuzeichnen, weil ſie Wiederholungen jener Charaktere ſind, die wir aus den frühern Romanen Walter Scotts kennen. Man wird nicht wie ſonſt inmitte des Schauplatzes hingeſtellt, ſondern ſieht die Schottländiſchen Inſeln und die Menſchen darauf, von der engliſchen Küſte aus. — Wäre es denn nicht möglich, daß die F. mitkäme, auch wenn St. und ſeine Frau Sie begleiteten? Das würde mir große Freude machen. Reiſt nur ja früh ab, daß Ihr den Abend nach Heidelberg kommt. Wir logiren im Karlsberg. — Vergeſſen Sie nicht eine gut gehende Uhr mitzubringen, und kölniſch Waſſer, wie auch Federmeſſer, Siegellack, und geſchnittne Federn. — Denken Sie nur, mein Vater hat mir aus Wien geſchrieben. „Sr. Wohlgeb. Herrn Dr. Börne in Stuttgart. Franco." Was ich mache; er hätte gehört, ich hätte viel Arbeit; ich ſolle ihm meine Werke ſchicken, die ich unterdeſſen zu Stande gebracht, und wenn ich mich entſchließen könnte, nach Wien zu kommen, würde ich dort mein gutes Fortkommen finden. Ich habe ihm geantwortet, daß ich arbeite, wie ein Vieh, daß ich nach Wien keine Luſt trüge, daß ich in 14 Tagen nach Baden, und wenn ich das Geld dazu auftreiben könnte, auch nach der Schweiz, Mailand und Venedig reiſen würde! und er ſolle die Güte haben, mir an Haber in Carlsruhe eine Anweiſung zu ſchicken, ich würde dort nachfragen. Mit G. und *** war ich ſehr vergnügt. Es hat ihnen hier gut gefallen. Beſonders am Rutſchberg fanden ſie Freude, und wir ſind Samſtag Morgen ſehr viel gerutſcht. Der *** hat ſchrecklich geſchwitzt. Seine Frau hatte ihm ein ſauber geheftetes Schreibbuch in Himmelblauem Umſchlag mitgegeben, um ein Reiſe-Tagebuch zu führen. Er gab es mir, es auszufüllen. Das werde ich auch thun, aber mit unſerer eignen Reiſe. — Mit meinem neuen Aufſatze ins Morgenblatt dauert es nicht länger als gewöhnlich. Die Madame Huber macht ſchreckliche Geſichter, wenn ſie in meine ſauere Aepfel beißen ſoll, und verſchiebt ſo lange als möglich. Sie hält es ſehr mit der Nobleſſe, und in meinem

Aufſatze iſt wieder viel gegen die Hofleute geeifert. — Eine Vorſtecknadel muß ich haben, ſonſt kann ich nicht reiſen. Wie viele Schachteln nehmen Sie mit?

Zwei und neunzigſter Brief.

Stuttgart, den 12. Juni 1822.

.... So ſehr es mich auch freut, daß Ihre Schweſter wohl iſt, ſo ſehr beunruhigt mich das doch. Mein kritiſcher Scharfſinn ſetzt mich in Verzweiflung. Wenn Ihre Schweſter wohl iſt, und Sie bleiben doch bei ihr, was wird ſich bis zum nächſten Dienſtag geändert haben? Ihre Schweſter wird wohl ſein, und Sie werden noch länger bei ihr bleiben — ſo urtheile ich. Bei meiner Abreiſe Freitag bleibt es.. Ich bin ganz geſund, theils Geſchäfte, mehr aber Ungeduld, verhinderen mich, lange Briefe zu ſchreiben.. Wenn Sie eine Uhr haben, reicht das aus, ich brauche keine. —

Mein polniſcher Ueberrock iſt ganz herrlich ge-
orden. Wehe Ihrem Herzen, wenn es noch
ei iſt. Es iſt beſſer blind ſein, als mich in
ieſem Kleide ſehen.

Drei und neunzigſter Brief.

Heidelberg, den 15. Juni 1822.

Ich will Ihrem Briefe entgegenſchreiben. — Vielleicht haben Sie ſich gewundert und gefreut, daß ich Ihnen auf die Nachricht Ihres längern Ausbleibens, ſo ruhig und geduldig geantwortet. Mir hatte der Himmel in meinem großen und gerechten Schmerze, eine ſchöne und mächtige Tröſterin geſchickt — die Phantaſie. Sie wußte mir ſo zuzuſprechen, daß mich die Zögerung freute. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen bis Frankfurt entgegen zu kommen, bis vors Thor, ſo daß Sie mich Dienſtag Morgen beim Wegfahren gleich getroffen hätten. Dieſes hatte ich mir ausgemalt, und mich daran ergötzt. Aber dann fielen mir die Schwierigkeiten ein, die Möglichkeit, Sie zu verfehlen, und ich gab den Gedanken wieder auf. Darauf kehrte auch mein Verdruß zurück, und jetzt iſt kein Haar auf meinem Kopfe, das ſich nicht boshaft und ſatyriſch gegen das abſcheuliche Weibsvolk ſträubt.. Es ärgert mich, daß ich nicht beim Packen bin, und Sie ärgern kann.. Vergeſſen Sie nicht Ihren Verſtand einzupacken. —

Von einem Notizblatte.

München 1821.

Den 8 bis 10. Oktober.

Kirche zu U. L. Frau nächſt der Kaufungergaſſe. Beide Thürme 333 Fuß hoch, myſtiſche Zahl. Einfach, ohne Schnörkel. Keck aufſteigend, im Aufſteigen begriffen, wie eine Rakete. Bei Mangel des bei antiken Baudenkmählern herrſchenden einfachen Geſchmackes, giebt die gothiſche Schnörkelei doch einigen Erſatz. Die kleinliche Menſchenhand wagt es mit den Felſenmaſſen in ſolcher Höhe zu ſpielen! Das Siegel ſeines Muths. Bei dieſen Thürmen aber ſcheint der Weg der Natur nicht geſtört worden zu ſein. Die Steine ſtreben von ſelbſt ſich übereinander zu thürmen, der Sieg blieb ihnen.. Im Mondſchein, wie Ausrufungszeichen.

Häuſer, hoch, tief, weniger Fronte. Altherkömmlicher Schönheit Anſehens, nicht wie in Stuttgart dazugekommene, parvenues.

Würtemberg. Sechskreuzerſtücke nicht angenommen, die man von mir zu erhalten anderswo Gott dankte; freute mich der Einheit Deutſchlands.

Der nemliche einfache Brief der von Stuttgart nach Frankfurt 12 Kreuzer koſtet, koſtet hier nur 18 Kreuzer. Alſo die hälfte wohlſeiler. Hier keine Tariſche Poſt.

Brunnen längſt der Häuſer, wie Grabſteine.

Zapfenſtreich. Vier und zwanzig Trommeln wirbelten gemeinſchaftlich. Dann zertheilten ſie ſich nach den vier Winden. Dann blieſen Trompeter vor der Hauptwache. Das iſt der Abendſegen, d. h. Moral, Gehorſam predigen, daß die Bürger auch im Traume ſich nicht vergeſſen.

Engliſcher Garten. — Statue harmlos ꝛc. O armer Graf, du haſt es gut gemeint, aber die Stickluſt chriſtlichen Lebens, hielt auch deine Bruſt eingeengt. Weil unſere Pflichten ohne Luſt, darf uns die Luſt nicht Pflicht ſein. — Chineſiſcher Thurm erhebt ſich nicht über die höchſten Bäume, und dient nur die troſtloſe Flachheit der Gegend zu zeigen, die man unten ſich wegträumen kann (vielleicht ſind Berge hinter den Bäumen).

„Wozu ſind Kammerherrn auf der Welt?“ fragte ich an der Grenze zwiſchen Herz und Zunge, als mich Kellner und Zufall zwiſchen zwei ſolche Fragezeichen geſetzt hatte. Aber o! der läſterlichen Verblendung! Als das Werk der Krebſe geendigt war, ſäuberten ſich die Kammerherrlichen Finger mit Salz. Dieſes Reinigungsmittel war mir unbekannt, und ich zeigte der Göttin Teleologie meine aufrichtige Reue.

Man zeigte mir das Haus des Feldmarſchall Wrede. „Alſo hier wohnt der Scharfrichter der heiligen Allianz?“ murmelte ich zwiſchen den Zähnen. Wie doch das Licht der Freiheit verblenden kann!.. Ich dachte an Wellington.

Den 11. Oktober.

Das ehemalige Stadtwappen war ein Mönch. (Als im Verlauf der Zeiten aber die Sitten aufhörten klöſterlich zu ſein, mußte ſich dieſes verändern). 1808 ertheilte der König der Stadt ein neues Wappen.

Die Münchner Polizei, ehe ſie Erlaubniß zum Aufenthalt ertheilt, verlangt die Ausfüllung einer gedruckten Perſonalbeſchreibung folgender Rubriken. — 1) Vollſtändiges Signalement des Paſſes. Dann: Viertel, Straße, Nummer, Stock des Hauſes. — Namen des Wirths. — Stand, Charakter, Gewerbe. — Geboren wo. — Anſäßig wo? — Religion. — Alter. — Woher gekommen. — Auf welcher Route? — Zu welchem Zwecke hier. — Wann hier eingetroffen? — Seit wann in gegenwärtiger Wohnung? — In welcher Wohnung vorher geweſen? — Ob ſchon öfters hier geweſen? — Wann das letzte Mal? — Wie lange ſich hier aufzuhalten Willens? — Ob mit Paß verſehen, und woher? — Datum des Paſſes? — Auf wie lange ausgeſtellt? — Ob und von welchen königlichen Behörden viſirt, und Datum der Viſirung? — Auf welche hieſige Einwohner ſich, weiterer Auskunft und Rechtfertigung halber, berufen werden könne? — Wohin von hier zu reiſen geſinnt? — Auf welcher

Route? — Ob mit Gefolge hier? — Namentliche Angabe des Gefolges. — — — Da iſt doch keine Spalte gelaſſen, wodurch die kleinſte Spitzbüberei ſchlüpfen könnte! In Paris wird man nach dem Allen nicht gefragt. Und dennoch, wenn mich ein Taugenichts fragte, wo er am ſicherſten ſein Gewerbe treiben könnte — ich würde ihm München vor Paris anrathen.

Den 13. Oktober.

Geſtern öffentliche Sitzung der Akademie an des Königs Geburtstag. — Spix über Braſilien. — Ueblicherweiſe bei allen Akademien ein gelehrter Gegenſtand; aber die Blüthen nicht die Früchte der Wiſſenſchaft ſollten dargebracht werden. —

Kirche. U. L. Frauen. „Hofnarr und Rath begraben.“

Tagebuch.

Sonntag den 11. Januar. *)

. . . .

. . . . Mir wird vor geſchriebenen Worten manchmal ganz unbeſchreiblich, ja bis zum Grauen bange. Alles, am Himmel und auf der Erde, trägt des Menſchen freundliche Geſtalt: der Mond und die Wolken, die Berge und Bäume, die Thiere und Häuſer und jedes Gebilde der Kunſt — nur der Buchſtabe trägt ſie nicht. Wenn dieſe mißgeſtalteten Zeichen in ihren Trauermänteln über das beſchneite Feld des Papiers wandeln, welch'

---

*) 1817.

ein furchtbares Gewimmel! Keiner geht den Gang des Andern — ſie ſchleichen und ſchleppen ſich, ſie laufen, hüpfen, kriechen, überſtürzen ſich, überhöhlen einander, wollen fort und ſtehen wie feſtgewurzelt ſtille, wollen ſtehen und werden fortgezogen. Ein vollgeſchriebenes Blatt iſt der Kirchhof und das Beinhaus geſtorbener Gedanken, die einen mitternächtlichen ſchauerlichen Geſpenſtertanz vollführen. Wie ſie ſchlottern die entfleiſchten Knochen, wie die Bruſt ohne Herz kracht und knarrt; wie die ausgeleerten Augenhöhlen herumklotzen und ihr Eingeweide ſuchen, und keine Thräne haben es zu beweinen! Dort rollt ein o wie ein Kopf ohne Rumpf über den Grabeshügel weg. Hier ſchlingen m und n zwei fremden Händen gleich ſich in einander, und glauben ſie wären ein Geſchwiſterpaar. Siehſt Du jenes W, wie bequem es ſich hinſetzt auf das Kirchhofsgras, als ſpräche es: ich gehe Dir nicht entgegen, Du kömmſt von ſelbſt zu mir? — und dort hinten das ß, das den eignen Kopf unter dem Arme trägt — und hier vor Dir, dieſes T, welches wie eine Todesſenſe Dir droht! — Fort von dieſem Leichenfelde, ich will nicht ſchreiben ferner, ich will mit Dir reden die Sprache der Lebendigen.

Des Menſchen Lippe iſt die Morgenröthe, vor welcher das Geſpenſt der Schrift ſich ſcheu wegflüchtet; der Buchſtabe bleibt ſtets ein trügeriſcher Geiſt: er giebt Antworten auf alles und beantwortet nichts. Setze Dich an meiner Seite; ſieh mir in das Auge wo das Licht wohnt; lege Deine Hand in die Meinige, denn ſie haben beide ſchon Thränen getrocknet. So darf ſich Dir die todte Lüge nicht nahen, und Du vernimmſt nichts als nur die lebendige Wahrheit.

Wahrheit? Lüge? Wie überfällt mich plötzlich die Erinnerung, daß ich mit einem Weibe rede, deſſen Geſchlecht den Ernſt nicht faßt, den Ernſt nicht der überall iſt oder nirgends. Tauſende haben gedurſtet zu wiſſen was Wahrheit ſei, mir war ſtets am unbegreiflichſten was man

Lüge nenne. Iſt Lüge der Widerſpruch des Scheins mit dem Weſen, dann hat die Natur gelogen, die um den ſüßen Kern eine bittere Schale gehüllt, und in die lockende Frucht ein todtbringendes Giſt verborgen. Wähnt Ihr das gute Wort müſſe auch Gutes umſchließen, und das ſchöne Schönes, ſo iſt dieſes eure Sünde, die Meinige nicht, nicht die irgend eines Sprechenden.

Guter Gott, wo bin ich hingekommen? Glücklich, daß mir mein Morgenbrod gebracht wird, welches mich in die eſſende Wirklichkeit zurückführt. Ich habe es mir feſt vorgenommen, nicht eher wieder an Sie zu denken, als bis die Taſſe angefüllt iſt, und Jean Paul zum Leſen aufgeſchlagen vor mir liegt; dann öffne ich, den Mund, den Geiſt, das Herz und die Pforten der Erinnerung zugleich, und laſſe den ſüßen Thee, meine Freundin, das Brod und das Buch zuſammen eintreten. Seid mir alle willkommen!

Ei Du lieber Mann, wie danke ich Dir für Dein tröſtendes Wort! Hört doch, was ich in Jean Pauls Vorſchule der Aeſthetik ſo eben geleſen habe. „Kein Volk ſchüttelt den Kopf zum Ja.“· Wie ſchön und labend iſt dieſer Spruch.

Ich habe Ihnen geſtern die furchtbare Geißel Gottes*) in Ihre friedliche Wohnung geſchickt. Wenn Sie ſie kennen gelernt haben, ſprechen wir vielleicht mehr darüber. Doch ſollten Sie nicht wünſchen den lateiniſchen Spruch der auf dem Titelblatte ſteht, und welcher den Sinn der ganzen Tragödie, dem Einen aufſchließt dem Andern zuſchließt überſetzt zu leſen? Hier folgt er: „Wem alles Eins iſt, und wer alles auf Eines hinführt, und wer alles in Einem ſieht, der kann ſtandhaften Herzens ſein, und friedevoll in Gott ruhen.“ — Meiner Freundin dieſes zu erklären, wäre überflüſſig oder fruchtlos. Aber der Himmel ſchenke ihr jene Seligkeit, die ihrem Geſchlechte verſagt iſt, und nur gutbegabten Männern zu Theil wird — die Seligkeit, eine Schlachtfelds-Poſſe, und die heilige Würde einer wohlſchmeckenden Paſtete mit einem ungetheilten Gefühle aufnehmen und genießen zu können.

---

*) Attila von Z. Werner.

......Wie mächtig iſt doch unſere Phantaſie! Die vereinigten Könige der Erde, die Götter ſelbſt können ihr nicht widerſtehen; alles zieht in Sklavenketten hinter ihr, zu ihrer Luſt und ihrem Dienſte.

Sehen Sie dort die Brunnenſäule bei der Wohnung Ihrer Schweſter? Sie ward erſt kürzlich aufgerichtet. Die Säule iſt ein edles Kunſtwerk, ſie bildet des Menſchen aufrechtſtehenden, die Erde beherrſchenden, und nach dem Himmel ſtrebenden Geiſt ab. Dieſe da wird uns alle überleben, und auch die welche um uns geweint.

Sie ſelbſt aber glänzt nach hundert Jahren mit aufgefriſchter Farbe ſo ſchön wieder als in ihrer Jugend. Ach, wer möchte nicht lieber eine ſolche Säule ſein als ein vergänglicher Menſch. Die ſind glücklich zu nennen, welche wähnen, Kunſtwerke ſeien leblos, und ein kurzes Leben ſei doch werther als ein tauſendjähriger Tod. Aber wer es beſſer weiß der trauert über ſeine Vergänglichkeit. Die Gebilde des Menſchen leben wie er ſelbſt, doch können wir nur glauben daran; denn unſer Wiſſen iſt beſchränkt nach unten wie nach oben, und wir begreifen die Urväter unſeres Geiſtes ſo wenig als ſeine Enkel in entfernten Geſchlechtern. Vielleicht giebt es höhere Weſen als wir, auf der Erde ſelbſt, die uns in jenem Irrthume gleichen, indem ſie glauben die Menſchen wären lebloſe unbewegliche Gebilde, die ſie aus irgend einem Thone ihrer Welt geformt. Lebt nicht das Eiſen, das dem Zuge des Magneten folgt, und wie ſollte der Marmor leblos ſein, dem der Menſch einen edlern Geiſt eingeſchaffen als er ſelbſt beſitzt, den vergötterten menſchlichen?

Ich habe dieſe Brunnenſäule geſegnet, und dabei an Euch gedacht, deren kein Dichter und Niemand gedenkt: Deiner, Du liebende Köchin, und Deiner Du treuer Johann. So oft Ihr Waſſer hohlt an dieſem Brunnen, möget Ihr glücklich Euch begegnen, und Ihr noch glücklicher von einander ſcheiden. Laßt den Herrn und die Frau zu Hauſe nur immer ſchelten. Sie würdem euch beneiden, wenn ſie wüßten warum Ihr ſo lange ſäumet. Wer iſt ſo thöricht über euch zu lachen? In Bierliebe berauſcht Ihr Euch, wir in Champagnerliebe, und jeder weiß, wem beim Erwachen der Kopf am heftigſten ſchmerzt.

Wir gingen über die ſchöne Ausſicht und ſahen in den Strom hinab. Wie zogen die Eisſchollen ſo ſtolz und langſam vorüber, die kleinern allein, die größern gefolgt von kleinen, ganz wie beim höfiſchen knechtiſchen Menſchen. Bald leckte das Waſſer an der Scholle, und löſ'te immer mehr und mehr von ihrer Rinde ab — noch eine Stunde und ſie iſt nicht mehr — bald ſchloß die Welle ſich ihr ſelbſt gefrierend an, und machte ſie größer.... — —

Montag am 12. Januar.

Geſtern Abend unterhielten ſich einige Ihrer Freunde von Ihnen, daß heißt ſie prieſen Sie. Als ich es wahrnahm trat ich hinzu, und goß einen waſſerreichen Spaß in ihre Begeiſterung. Wie das ziſchte, wie das aufſprang, wie das dampfte! Aber die Liebe zu meiner Freundin gleicht dem griechiſchen Feuer, das auch unter dem Waſſer fortbrennt, und, ſo wahr ich ein ehrlicher Menſch bin, nur um dieſes zu erfahren, hatte ich den vollen Eimer in das heilige Geſpräch geſtürzt. Aber, ich beklage ernſtlich die Freunde alles Schönen und Guten, nemlich Ihre, wenn ſie ſo ängſtlich ſind, daß ihr Heiligthum nicht angetaſtet werde. Hat der Himmel keinen andern Gott als den man hineinſchafft, dann braucht der Gläubige um den Gegenſtand ſeiner Anbetung vor dem Zutritte der Unheiligen zu ſchützen, nur ſich ſelbſt zu bewahren.

Sie forderten mich geſtern Abend auf, Ihnen meine Anſicht über Göthe's **Erlkönig** zu ſagen. Ich konnte nicht ſogleich darauf eingehen..... Dafür antworte ich Ihnen heute.

Vielleicht werden in nachfolgender Betrachtung, einige etwas nüchterne Zergliederungen des Gedichts vorkommen; dann, liebe Freundin ſehen Sie mir dieſelben nach, ſie könnten unvermeidlich geweſen ſein. Freilich wird manches Kunſtwerk durch ein ſolches Zerſchneiden mit dem Unterſuchungsmeſſer, leblos gemacht, und die Wißbegierde wird zur Mörderin der Empfindung. Allein, ſo iſt der Menſch; um zu erfahren worin ſeine Freude beſteht, opfert er froh und willig die Hälfte dieſer Freude auf.

In den Sammlungen der Göthe'ſchen Gedichte bilden Balladen und Romanzen eine gemeinſchaftliche und eigene Abtheilung, unter welcher der Erlkönig aufgenommen iſt. Durch die Nachbarſchaft und das vertrauliche Zuſammenleben dieſer beiden Dichtungsarten ſpricht ſich ihre nahe Verwandtſchaft genugſam aus. Aber welcher derſelben der Erlkönig zugehöre, wage ich nicht zu beſtimmen, ja ich möchte behaupten, daß dieſes Gedicht als Romanze oder als Ballade angenommen werden könne, je nach dem es aufgefaßt wird. Nehmlich, der Erlkönig und das Kind, als Naturverhängniß und deſſen Opfer, können auf zwei verſchiedene Weiſe mit einander in Verbindung geſetzt werden. Entweder, es wird des Kindes Tod, als ein geſchichtlicher Vorfall und als das Urſprüngliche geſetzt, wobei die Phantaſie des Dichters, einen Volkswahn benutzend, dieſes plötzliche Sterben aus der Geiſtereinwirkung eines Erlkönigs erklärt, oder man läßt den lauernden Erlkönig, der dem vorbeireitenden Vater ſein Kind ablockt, zuerſt auftreten. Auf die letztere Art gedacht, wäre dieſe Dichtung eine Ballade, auf die andere Weiſe aufgefaßt, eine Romanze. Ich will die eine und die andere Auslegung verſuchen, und Ihrem Urtheile die Wahl der beſſern oder die Verwerfung beider überlaſſen.

Gemäß der erſtern Anſicht ſchafft die Phantaſie erſt nach dem Tode des Kindes ſich die Art ſeines Hinſcheidens, um ſich dieſes zu erklären, und zu entdüſtern, und dafür ſpricht die Entſtehungsart jedes Aberglaubens, der nicht etwa auf irgend ein überſinnliches geiſtiges Walten, ein Ereigniß der Sinnenwelt, als deſſen Wirkung folgen läßt, ſondern einer ungewöhnlichen überraſchenden Naturbegebenheit, jenen geiſtigen Einfluß als ihre Urſache vordichtet. Man wird zu dieſer Anſicht von der erſten Strophe des Erlkönigs hingeführt. Dort heißt es vom reitenden Vater

„Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
„Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.“

Würde, nachdem der Vater zu Hauſe angelangt war, und ſein Kind todt aus dem Mantel gewickelt hatte, der etwa zu Hülſe gerufene Arzt, wohl anders geurtheilt haben, als daß der Vater beim ſchnellen Reiten, ängſtlich beſorgt, daß der Knabe vom Pferde ſtürzen oder in der windigen Nacht frieren möge, ihn zu dicht eingehüllt, zu feſt in ſeine Arme geſchloſſen, und ſo die Vaterliebe allein ihn todt gedrückt habe? Allein der erkrankten Einbildungskraft der troſtloſen Mutter genügt die kalte verſtändige Erklärung des Wundarztes nicht; ihr ſchaudert vor dem Bilde des zerquetſchten Lebens, und ſie ſchafft ſich um ihren Schmerz zu mildern einen näſchigen Geiſt, dem nach ihrem ſchönen Knaben gelüſtet, und der ihm durch den Zuruf die Seele ſanft ausgeſchlürft habe.

Man könnte bei dieſer Art den Erlkönig zu erklären, beharren, wenn ihr nicht die letzte Strophe des Gedichtes entgegen ſtünde. Dieſe Strophe ſchließt mit den Worten:

„Dem Vater grauſets, er reitet geſchwind.“

Alſo hat der Vater ſelbſt den Geiſtereinfluß des Erlkönigs an dem Entſetzen des Kindes grauſend wahrgenommen, noch ehe deſſen Tod ſeinen Blick getrübt und verwirrt und ſein Urtheil zu düſterer Ahndung herabgeſtimmt hatte; alſo hat die Volkspoeſie, nicht dem Tode die Todesurſache, ſondern der Raubbegierde des Erlkönigs, das Sterben des Kindes als Wirkung angedichtet. Wir können daher auf dem angetretenen Wege dem Sinne des Gedichtes näher zu kommen, nicht weiter gehen, und müſſen zu der andern Erklärungsart unſere Zuflucht nehmen. Nehmlich die Auslegung iſt ſo zu machen: der Erlkönig war es wirklich der das Kind getödtet. Es kannte ihn aus den Erzählungen ſeiner Amme, erinnerte ſich ſeiner bei der nächtlichen Reiſe, glaubte ihn zu ſehen und zu hören, und ſtarb an der Furcht vor ihm.

Wie der Volksaberglaube den Erlkönig entſtehen läßt, und wie er ihn ſich ausbildet, iſt mir unbekannt; auch habe ich keine Gelegenheit gefunden mich darüber zu unterrichten. Allein wahrſcheinlich iſt die Erle, des Königs Mutter. Dieſer Baum wächſt häufig in ſumpfigen Boden, und wird an Bächen gepflanzt. Er pflegt gleich den Weiden oft geſtutzt zu werden, und dann ſieht er breit und ſtattlich aus wie ein König Dagobert, und erſcheint mit einer Krone auf dem Kopfe. Wohl manches Kind aus dem Dorfe mochte in dem Erlenbache den Tod gefunden haben, und welche Mutter bettete die Leiche ihres Kindes nicht lieber in einer glänzenden Königshalle, als in der feuchten Wohnung der Fiſche?

Der lüſterne Erlkönig harrt auf ein Opfer, und erlauſcht den mit ſeinem Kinde vorbeireitenden Vater.

„Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau“

es mag alſo die Straße die zum Hof führt nah am Bache vorüberziehen. Er will das Kind an den ſchlüpfrigen Rand des Baches rufen, um es in ſein Wellennetz zu fangen, und er weiß recht gut, wie man Kinder lockt,

„Manch bunte Blumen ſind an dem Strand.“

liſpert er ihm zu.

Meine Freundin hat mir die Anſicht des Herrn R. über dieſes Göthe'ſche Gedicht mitgetheilt. Sie ſagte mir, daß er der Meinung ſei: der Volksaberglaube ſchaffe ſich einen wirklichen Erlkönig, der körperlich beſtünde, und auch außer der Phantaſie des Gläubigen noch daſei. Allein wenn dieſes wäre, warum bedarf der Erlkönig einer zauberiſchen Geiſtereinwirkung, um die Seele des Kindes zu holen, warum entreißt er es nicht ganz wie es leibt und lebt den Armen ſeines Vaters? Er thut es nicht, denn er hat keine körperliche Gewalt, die mechaniſch wirken kann, und ließ man ihn ſo thun, dann würde dieſes ſchöne Spiel der Phantaſie zum gemeinen Räuberſpuk herabſinken. Der Menſch ſchauert vor keiner Uebermacht, und wäre ſie noch ſo groß, ſo lange er ſie meſſen und greifen kann; nur die verborgene Gewalt, welche ihm meuchelmörderiſch auflauert, ihm heimlich Gift miſcht, und der er nicht zu entrinnen vermag, die iſt es, welche ihn mit Geiſtergrauen erfüllt, und in welcher er bebend die Oberherrſchaft des Himmels oder der Hölle erkennt. Dem Erlkönig einen Körper geben, ſagen Sie ſelbſt, heißt dieſes nicht der Dichtung ihren Geiſt nehmen?

Ob dieſes Gedicht ſo große Schönheiten enthalte als wohl behauptet worden, darüber will ich mit Keines Gefühle ſtreiten oder rechten. Doch mich ſprach es nicht am ſtärkſten an. Nur der einzige Vers:

„Er hält in Armen das ächzende Kind."

hat mich ergriffen, weil er zugleich malt und ſingt, und das Auge wie das Ohr rührt.

Doch will ich es ohne Schüchternheit erklären, was für mein Gefühl das ganze Gedicht verdirbt, und allen ſeinen Wohlklang zerſtört. Es ſind des Kindes letzte Worte:

„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
„Erlkönig hat mir ein Leids gethan!“

Wie käme das Kind zu dem Gefühle, daß ihm der Erlkönig ein Leid anthun wolle? Es iſt ja darum nur geſtorben, weil es den Schmeichelworten des lockenden Geiſtes, der ihm frohe Spiele und Geſchenke verſprach, glaubte und folgte. Hätte es Mißtrauen gehabt und eine Uebelthat von ihm erwartet, dann wäre es ihm nicht zugeſprungen, und wäre nicht in ſeinen Tod gegangen. Freilich läßt der Dichter dem Kinde Zwang anthun, und den Erlkönig ſagen:

„Und biſt du nicht willig, ſo brauche ich Gewalt.“

Aber eben hierin ſcheint mir dieſe Dichtung mißgeſtaltet. — In der, gleich auf den Erlkönig folgenden Romanze: Der Fiſcher, wird eine ähnliche Dichtung Göthe's reiner ausgebildet. Der Fiſcher folgt froh und willig den Lockungen des Waſſerweibes, und ſtürzt ſich in die Fluthen hinab; nicht der Unglückliche ſelbſt, nur der Zuſchauer weiß es, daß ihn eine tückiſche Macht in das Verderben geführt hat.

So ſteht auch dem ſterbenden Kinde, nach Empfange der tödtlichen Berührung das beſonnene Urtheil nicht wohl an, daß der Erlkönig ihm dieſes Leid zugefügt habe. Nicht das Kind ſelbſt, nur der erzählende Dichter, hätte den Mörder kennen und anklagen dürfen.

Endlich, welches Lob auch übrigens, dieſes Gedicht anzuſprechen habe, ſo glauben Sie darum nicht, daß hierdurch dem Dichter ein großes Verdienſt zuwachſe. Die meiſten dieſer Balladen und Romanzen ſind altdeutſche oder ſchottiſche und engliſche Volkslieder, deren Bearbeiter ſich keinen andern Dank, als den für die Ueberſetzung in die Mutterſprache oder in die Schreibart der jetzigen Zeit erwerben können.

Ich vergaß etwas. Es will mir nicht behagen, daß der Erlkönig von Mutter und Töchtern ſpricht. Dieſes macht ihn gar zu menſchlich, und raubt ihm viel von ſeiner Geiſterwürde; denn nichts das geboren iſt heilig, und nichts ſcheint erhaben, deſſen Urſprung wir ſehen. Wenn man ſeine Erlkönigliche Majeſtät von ſeiner Familie reden hört, muß man ſich unter ihm einen Mann in den beſten Jahren denken, da er ſchon Töchter und noch ſeine Mutter hat.

Dienſtag am 13. Januar.

Nein, ich will geblendet geweſen ſein, will falſch geſehen haben.. Sie nahmen die Notenblätter vom Pulte weg, warfen ſie mit Heftigkeit aufs Klavier, ſo daß ein Theil derſelben zur Erde fiel.. Dann haderten Sie mit dem Verhängniß, mit der Natur, mit ſich ſelber, weil — o das geſtählteſte Herz muß in Thränen zerſchmelzen wenn es dieſen Jammer erfährt — weil, Sie im Klavierklimpern nicht die erwünſchten Fortſchritte machen. Ich bemerkte Ihnen, Sie würden, wegen Ihres ausſchweifenden Hanges nach Können und Wiſſen, gleich Fauſt, noch einſt eine Beute des Teufels werden. Sie lachten mich aus, und ahndeten nicht wie wohlthätig dieſer Scherz Ihnen geweſen; er war der Blitzableiter meines Zorns über den Ihrigen, der, hätte er Sie getroffen, Sie vielleicht ſtark verwundet haben würde. Aber ich wiederhole jetzt im Ernſte meine Vorherſagung, daß Sie noch einmal die Hölle zum Himmel machen werden. Ach, wie lebhaft mir das Alle vor die Sinne tritt! — Ich klopfe an... Keine Stimme läßt ſich hören.. Ich öffne leiſe die Thüre... Ein Schwefeldampf mit ſchmalen Streifen von Liliendeuft dringt mir entgegen... Auf dem Pulte liegen angebrannte Muſikblätter von Ihrer eignen Kompoſiion, Oeuvre 365... Zehen Kohlen wie menſchliſche Finger geformt, ohne dazugehörigen Hände und andere Körpertheile, hüpfen toll und ſchauerlich auf den Taſten umher... Hinter dem Stuhle ſteht der Teufel, der die Menſchengeſtalt die er als Ihr Lehrer getragen, abgelegt hat, und ſchlägt höhniſch den Tackt dazu... Jetzt nimmt mich der Satan wahr, wickelt ſchnell die zehen Finger, der ganze Reſt Ihres liebenswürdigen Daſeins, in ein rothes Tuch, und fährt damit zum Fenſter hinaus. — Und für zwanzig Jahre gutes Klavierſpielen und vortreffliches Komponiren, konnten Sie Ihre Seeligkeit hingeben?....

Warum werden Sie ſo unwillig, wenn Ihre kleinen Finger den Rieſenwünſchen Ihres Herzens nicht nachzufolgen vermögen, und warum laſſen Sie den theilnehmendſten Ihrer Freunde Zeuge eines Schmerzes ſein, der keine Theilnahme verdient?.....

Dienſtag am 15. Januar.

Ich will dieſe Empfindung von ihrer ſtillen Quelle an begleiten, damit ich ihres Urſprungs eingedenk bleibe, und ihr nachfolgen, um zu ſehen, ob ſie zum Strome anwachſen, oder ſich in den Sand verlieren werde. Ich will thöricht ſein, aber mit ſo vieler Klarheit als möglich; ich will den genaueſten Rechenmeiſter machen aller Irrthümer und Verrechnungen meines Herzens. Ich will... Aber komme mir nur noch Einer und ſage: der Himmel ſei blau, das Feld grün, und dunkel ſei die Nacht! Verblendeter, wenn erſt dein Blick ſich aufklärt, dann wirſt Du wahrnehmen, wie falbe und düſter alles geweſen, was Dir bisher glänzend hell erſchien, und wie das Sonnenlicht und jedes ſchöne Farbenſpiel ſich nur dort ſpiegelt, wo früher Dir nur Unſcheinbares dünkte. — Aber, hat der Hofnarr an meinem Herzen nicht recht, wenn er lacht, daß ich mich nicht begnüge, mir ſelbſt den Sinn dieſer Rede zu vermummen und unkenntlich zu machen, ſondern daß ich mich auch bemühe, ihn Andern zu verbergen; als wenn es nicht Geheimniſſe gäbe, die am verſchwiegendſten bleiben, wenn man ſie verräth, weil Sie niemand glaubt!

„Sie waren geſtern Nachmittag bei D. gegenwärtig als Dr. R. über den Magnetismus ſprach, und dabei eine Geſchichte vorlas, daß eine Hellſeherin behauptet habe, weit entfernten Perſonen, indem ſie ihren Namen ausſpreche, ſich hörbar machen zu können. Sie ſahen mich darauf etwas in mein Taſchenbuch einſchreiben; es war das Merkzeichen zu folgenden Gedanken.

Warum ſollte jenes Zurufen aus der Ferne unmöglich ſein? Spricht nicht die gewöhnliche Redensart dafür: daß einem die Ohren klingen, wenn abweſende Perſonen von ihm ſprechen? Man ſollte keinen Aberglauben belachen, ſondern zernichten, in dem man ſich bemühte, zu ſeinem Urſprunge hinaufzuſteigen und ihn natürlich zu erklären. Die Rechtsgelehrten haben ein großes Buch von geſammelten Sprichwörtern des gemeinen Lebens, in denen, uraltes Recht und hinfällige bejahrte Geſetze ſich dunkel und geheimnißvoll ausdrücken. Für den Unkundigen haben dieſe Sprichwörter keinen Sinn, und er achtet ihrer nicht; aber der Verſtändige geht ihrer Quelle nach, und deutet ein ſchwankendes zweifelhaftes Verhältniß der gegenwärtigen Zeit, aus jenen uralten Orakelſprüchen. Wie in dieſen bürgerliche Rechte, ſo ſind uns in den Ueberlieferungen des Aberglaubens, Geſetze der Natur zugekommen, deren Bilderſchrift wir zu enträthſeln uns bemühen ſollen, ſo hindernd uns auch der Spott, und die eitle Anmaßung ſolcher Menſchen in den Weg treten, welche die Grenze ihres Wiſſens für die Grenze der Wiſſenſchaft halten. Ach, liebe Freundin, könnten Sie nur einen einzigen Blick thun in die geheimnißvolle Tiefe des Magnetismus, von welchen erhabenen Dingen, würden Sie Ihr tägliches Leben umringt ſehen, und welche Nichtswürdigkeit würden Sie oft in dem erkennen, was dem Menſchen als das Höchſte und Heiligſte erſcheint, und er zum Götzen ſeiner Anbetung macht! Mit welchem Erſtaunen und Schrecken würden Sie wahrnehmen, daß es nur der Erdgeiſt iſt, den wir als den höchſten Gott verehren. Mit welcher Freudigkeit aber auch würden Sie verſtehen lernen, daß jedes Daſein unvergänglich, und das menſchliche Leben nur eine Wanderung in die Fremde ſei, aus welcher uns endlich das Heimweh, in den großen Kreis der Liebe anverwandter Seelen zurückführt.

Wenn war es doch, daß wir von der Art ſich zu kleiden ſprachen, und wie viel darauf ankomme, ob man dieſen oder jenen Stoff, dieſe oder jene Farbe, das Halstuch auf die eine oder die andere Weiſe gefaltet trage? Ich hatte mir vorgenommen Ihnen eine lange Kleiderpredigt zu halten, aber es wird nichts daraus. In dem Tempel der Göttin des Putzes, iſt ſchon die Vorhalle anziehend und ehrwürdig, ſo daß die ernſte Betrachtung, die mir gleich an der Pforte begegnete, mich abhielt in das innere Heiligthum einzutreten. Wie unglücklich iſt doch der Menſch, daß er ſein ganzes Leben ins Unendliche ſpaltet und abtheilt, und alle die verſchiedenen Glieder ſeines Daſeins, ſtatt ſie zu einer Schweſterkette an einander zu reihen, immer eines dem andern unterordnet und jedes Niedrige zum Sklaven ſeines Höhern macht. Seine Seele iſt ihm nur das Gefäß, mit welchem er in den Brunnen des Todes, die Wonnen des Himmels ſchöpft; ſein Leib iſt ihm nichts als das Futteral dieſes Gefäßes, und das Kleid am Körper nur ein Papier um das Futteral gewickelt, damit es nicht ſchmutzig werde. Warum begreift der Menſch nicht, daß Freiheit nirgends oder überall, daß jedes Kunſtwerk als Kind des Menſchen ein Enkel der Natur ſei; daß ein gleicher Drang die Spinne zur Bereitung ihres Netzes, und die Menſchen zum Baue der Häuſer führt; und daß der nehmliche Bildungstrieb dem Bären den Pelz und uns einen Mantel umhängt? Warum begreifen viele ſo vieles nicht?......

Freitag am 16. Januar.

Ach, ich habe meinen Regenſchirm verloren; hat ihn niemand geſehen? Vater, Mutter und Kind, konnten zugleich darunter gehen. Wo biſt Du, grünſeidenes Taſchentuch, an dem die weinenden Wolken ſich die Augen trocknen, wenn ihre Mutter die Sonne mit ihnen zankt? O Gott, ſtrafe und peinige ſeinen unrechtmäßigen Beſitzer! Wenn er ein Kaufmann iſt, ſo möge ihm an Regentagen kein Handel glücken; iſt er ein furchtſamer Menſch, dann möge er mit dem Schirm dem ärgſten Zänker der Stadt den Hut vom Kopfe ſtoßen, daß er Händel und Schläge bekomme.....

So eben erhalte ich einen Brief aus Paris. Mein Freund ſchreibt mir, daß dort die Männer nur verheiratheten Frauen den Hof machten, aber keinen Mädchen. Sie haben recht, und es iſt gewiß, daß unter allen Völkern den Franzoſen allein derjenige Kunſtſinn eigen iſt, welcher einzig zum richtigen Verſtändniß des geſelligen Lebens führt. Nur Frauen ſind der Freundſchaft fähig und würdig, dieſes edelſten aller Gefühle, deſſen ſchönes Wechſelſpiel, die Sprache des Umgangs mit Hofmachen wohl nicht maleriſch genug ausdrückt. Aber ein Mädchen, das nicht mehr als Freundſchaft einzuflößen weiß, iſt auch dieſer nicht werth. —

Ferner ſagt mir der Brief: in Paris brauche man nur aimable zu ſein; nur! als wenn dieſes nicht das höchſte wäre. Der Doktor und der Apotheker mögen eine Pflanze nach ihrem inneren Werthe, nach ihren Heilkräften, der Koch ſie nach ihrem Küchengebrauche ſchätzen; die andern Leute aber lieben an ihr nur den Duft und den Glanz ihrer Blüthen. Welchen Reiz könnte auch ein Menſch mit den herrlichſten Eigenſchaften gewähren, wenn dieſe nicht glänzen und anziehen? Er iſt, wenn auch mehr als ein Heilmittel das nur Kranken dienlich iſt, doch höchſtens eine Brodfrucht, die nur Hungrigen zuſagt, und übrigens um geniesbar zu werden, erſt gedroſchen, gemahlen, geknetet und gebacken werden muß. Und ſei es auch ein Hunger und Durſt nach Wiſſenſchaft, den Menſchen ſolcher Art befriedigen, ſo macht ſie das nicht lockender. Ein Wirth von Anſtand ſoll ſeine Gäſte nicht blos ſatt machen, ſondern auch ihre Eßluſt angenehm reizen; denn man kömmt zu keinem Gaſtmale um Brod zu eſſen, ſondern man erwartet Leckerbiſſen eines unterhaltenden Geſprächs; dieſes aber kann nur ein liebenswürdiger Menſch gewähren. Uebrigens iſt man nicht liebenswürdig ohne Geiſt und Herz, und es giebt keine liebenswürdige Böſewichter, wie dies manche ohne Ueberlegung meinen, weil ſie eigentlich nicht wiſſen was das Herz und die Tugend iſt. Die chriſtliche Philoſophie hat, wie alles, ſo auch die Anſicht vom menſchlichen Herzen verwirrt. Sie hat eine Art Geſpenſt daraus gemacht, das keiner noch geſehen hat, woran wenige glauben, und auch dieſe nicht einmal wiſſen, was ſie dabei denken ſollen.

. . . .

. . . . . Der Spott iſt das Scheidewaſſer für die Wahrheit, welches über ſie gegoſſen uns erfahren läßt, ob ihre Farbe ächt ſei oder nicht.

Geſchichte meiner Gefangenſchaft, nebſt Beſchreibung der herrlichen Wandgemälde, die ſich in der Hauptwache zu Frankfurt befinden.

Am zwei und zwanzigſten März *) wurde ich, wegen Anſchuldigung etlicher demagogiſchen Umtriebe, auf Erſuchen der Preußiſchen Miniſter, verhaftet. Der Verdacht, daß ich vom Tertianfieber angeſteckt ſei, und daher unter Quarantaine geſetzt werden müſſe, war wirklich nicht ohne Schein. Ich habe in der That mit einem Tertianer mehrere auffallende Aehnlichkeiten. Erſtens

---

*) 1820.

bin ich von kleiner Geſtalt, obzwar wohl gebildet. Zweitens laufe ich gern Schrittſchuhe. Drittens bin ich im Griechiſchen noch unwiſſender als ein Tertianer; denn dieſer kann es noch lernen, aber ich nicht, denn ich habe es bereits vergeſſen. Daher iſt die Beſchuldigung zu entſchuldigen. Ueberhaupt iſt der März zu jeder Zeit voller Verſchwörungen geweſen — gegen den Menſchenverſtand und die Gerechtigkeit nicht allein, ſondern auch gegen Fürſten und Völker. Die Märzluft iſt von revolutionären Dünſten geſchwängert, weswegen auch die Frauenzimmer in dieſem Monate das Geſicht mit einem Schleier behängen, um nicht angeſteckt zu werden. Am Idus des Märzes fiel Cäſar. Am zwanzigſten März kehrte Napoleon von Elba zurück. Am drei und zwanzigſten März wurde Kotzebue ermordet. Im März verſchwor ſich die franzöſiſche Oligarchie, gegen die Freiheit des Volks. Im März ward der König von Spanien gezwungen, die Alleinherrſchaft niederzulegen. Noch viele Märzſtürme wären anzuführen, da es mir aber in meinem Gefängniſſe an der Aufwartung der Bücher, dieſer unentbehrlichen Studier-Kammerdiener fehlt, und mein unbehülfliches Gedächtniß, ein ſchwächlicher Knabe, mich allein bedient, ſo muß ich es bei obigen Beiſpielen bewenden laſſen. Der Grund warum der März ſo voller gefährlicher revolutionnairen Umtriebe iſt, wird aus der Preußiſchen Staatszeitung leicht erklärt. Der März iſt nemlich der Tertianer der Monate.

Es war Nachts elf Uhr, da ich ins Gefängniß abgeführt wurde. Zuvor wurden meine Papiere zuſammengerafft, in einen Sack gelegt, den ich dazu hergab, und verſiegelt. Es war ein Nachtſack, den ich einige Monate früher von Paris mitgebracht hatte, er war alſo zum Obscurantendienſte beſtimmt. Dieſe Papiere machen mich ſehr zittern für meine literariſche Ehre. Der winzigſte Autor verblüfft manchmal, wenn die Minerva fertig und gerüſtet, aus ſeinem Jupitershaupte hervorſpringt, und ſich in ihrem Glanze zeigt.

Kömmt man aber in ſeine Werkſtätte, und ſieht die Meiſelabfälle und die rohen Blöcke, wie ſie aus dem Schooße der Erde kommen, dann denkt man: an dem iſt nicht viel. Beſonders Angſt macht mir ein Aufſatz, überſchrieben Humoralpathologie, der ſich unter meinen Papieren befindet. Ich habe darin den Kater Murr beurtheilt, ein Werk des geiſtreichſten deutſchen Schriftſtellers, des Herrn Hoffmann, in Berlin, der zur Belohnung ſeiner großen Verdienſte, zum Mitgliede der dort zur Unterſuchung der demagogiſchen Umtriebe beſtehenden Komiſſion ernannt worden iſt. Das Buch wurde von mir aus Uebereilung und Unverſtand herabgehunzt, und es würde mich ſehr ſchmerzen, wenn ein ſo großer, wichtiger Mann, gelegentlich erführe, daß ich keinen Geſchmack habe.

Der Umſtand daß ich in der Nacht verhaftet worden bin, und jetzt ſchon vier Tage ſitze, ohne den Grund meiner Verhaftung erfahren zu haben, und ohne verhört worden zu ſein, ſtellt die perſönliche, Freiheit welche ein Frankfurter Bürger genießt, in das ſchönſte Licht. In mehreren Monarſchiſchen Staaten, wie in Frankreich und England, erlaubt das Geſetz nur bei Tage zu arretiren. Wie grauſam iſt dieſe Einrichtung! Hierdurch erfährt Jedermann ſogleich das Verbrechen, und die Ehre geht noch früher verloren als die Freiheit. Wird man aber im Dunkeln ins Gefängniß geführt, ſo merkt es keiner; ja man kann Jahre lang eingeſperrt ſein, ohne daß es die Stadt erfährt, und ſie denkt der Vermißte wäre auf Reiſen. Und wie wohlthätig ſind auch die übrigen Folgen der nächtlichen Verhaftung! Der Gefangene vermißt nicht gleich anfänglich ſeine Freiheit, da ohnedies bei Nacht Jedermann in ſeinem Zimmer eingeſperrt iſt. Im Schlafe vergißt er ſeine Leiden. Der Anblick des geſtirnten Himmels flößt ihm, wie jedem Unglücklichen Troſt ein; er denkt: über den Sternen ſitzt ein Caſſationsgericht. Er ſieht die Menſchen aus ſeinem Fenſter nicht ſpazierengehen, was ihm bei Tage Verdruß macht. Endlich weiß er aus dem thieriſchen Magnetiſmus, und von ſeiner Amme her, daß man bei Nacht ohnedies dem Teufel gehört, und frägt ſich: was verliere ich dabei?.. Die Einrichtung, viele Tage ohne Licht, über die Anſchuldigung und ohne Verhör zu bleiben, iſt nicht weniger edelmüthig, zart und menſchlich. Hierdurch gewinnt der Verhaftete Zeit, ſich auf alle mögliche Fälle vorzubereiten, und ſich auf die Beſchuldigung aller nur erdenklichen Vergehen, von der Verbal-Injurie bis zur Mordbrennerei, mit Antworten zu verſehen, ſo daß auch der geſchickteſte Criminalrichter ihn nicht wird überraſchen können.

In mein Gefängniß angelangt, durchdrang mich ſogleich ein wohlthuendes romantiſches Gefühl. Ich hatte am nehmlichen Abende Kotzebue's Ubaldo *)

---

*) Ein Blättchen, worauf Börne an jenem Abende im Theater kurze Bemerkungen niederſchrieb, enthält folgendes:

Ubaldo. Ein Kotzebue'ſches Trauerſpiel geht man traurig hin zu ſehen, und verläßt es lachend — wo die Verſe, (dieſes Hofceremoniel, das oft die Leere verbirgt) fehlen, entdeckt man die Blößen noch leichter — ſchlechte Bilder — keine große Leigeſehen, und ich dachte den ſechſten Akt zu ſpielen. Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn eine Spinne da geweſen wäre, an die ich, wie der Herzog, eine ſchöne Rede hätte halten können! Ich ſah aber keine andere, als die hypochondriſche, die mir ſchon viele Jahre vor den Augen ſchwebt. Da ich früher noch nie in männlicher Gefangenſchaft war, ſo erfuhr ich jetzt zum erſtenmale, welch' ein herrliches Leben man in einem Juſtizpallaſte führt. Die zarteſte Aufmerkſamkeit die man ſich nur wünſchen kann. Als mir mein Bett aus meiner bürgerlichen Wohnung gebracht wurde, unterſuchte und durchknetete es der Gefängnißwärter auf's ſorgfältigſte, um zu fühlen ob der Flaum weich genug wäre, und nicht etwa ein ſtechendes Federchen mich im Schlafe ſtören

---

denſchaften weiß er darzuſtellen — Spießbürgerthum auf dem
Thron — Bilder die paſſen (das Gemeine muß gemein geſchil-
ert.) wie die Fauſt auf's Auge — Gellerts Moral iſt tauſend-
nal ſchöner — Ubaldo, mit dem gefrornen Herzen, der es für
eine Pflicht hält, es nicht aufthauen zu laſſen, damit ſeine
rau trocknen Fußes darüber gehen könne. — Bilderſaal von
otzebues Bildern als warnende Muſter. — A. d. H.

könnte. Anfänglich hatte ich den Argwohn, es geſchehe um zu unterſuchen, ob nichts Gefährliches darin verſteckt wäre, etwa ein befreiender Tertianer im Kopfkiſſen; da ich aber den wahren Grund entdeckte, ward ich gerührt. Ein Stiefelknecht wurde mir verſagt, um das traurige Bild knechtiſcher Dienſtbarkeit von mir entfernt zu halten. Meſſer und Gabel durfte ich nur im Beiſein der Aufſeher gebrauchen, damit ich mir kein Leid anthue. Stahl und Stein, ſo wie ſelbſt ein chemiſches Feuerzeug, wurde mir abgeſchlagen, doch durfte ich Tag und Nacht, ein angezündetes Licht haben, und wirklich brannte wie vor einem Heiligen, beſtändig ein Licht vor mir. Schreibzeug und Papier wurde mir erſt auf wiederholtes Bitten verabreicht, und letzteres zugemeſſen. Man fürchtete ich möchte durch vieles Sitzen und Schreiben meiner Geſundheit ſchaden. Jeden Abend unterſuchte ein Wächter mit einer Laterne den Ofen, um zu ſehen ob er nicht etwa rauche, und meinen ſchönen Augen läſtig fiele, und das Gitter an den Fenſtern, damit kein Dieb von außen hereinſteigen könne, mich zu beſtehlen. Während dieſes geſchah, ſtanden fünf Soldaten vor der aufſtehenden Thüre in Reih und Glied, um zu verhindern, daß die Zugluft eindringe. Das Geld wurde mir bei der Verhaftung abgenommen, weil ich als Mann von Verdienſt, den der Staat im Prytanäum verköſtigt, keines nöthig habe.

Geſchichte des Preußiſchen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariſer Abkunſt.

Erſter Band. 1763 — 1797. Zweiter Band. 1797 — 1807. Frankfurt am Main. Verlag der Herrmann'ſchen Buchhandlung 1819. *)

Preußen — immer Deutſchlands Heerd, was auch in den Topf kommen, wer auch der Koch

---

*) Am Rande des Manuſcripts dieſer für die Wage beſtimmten Recenſion, iſt von der Hand des frankfurter Cenſors beigeſchrieben:

„Der Druck der Abhandlung über das Werk: Geſchichte des Preußiſchen Staats ꝛc., kann nicht geſtattet werden.
Frankfurt, den 24. Juli 1820.
Uſener.“

A. d. H.

ſein mag; alles bereitend, alles zerſetzend; Nah-
rung und Schädliches, Wärme und verderblichen
Brand, Flamme und Rauch, Glut und Aſche ge-
bend; Deutſchland's Leuchtthurm, die Gefahr zu-
gleich bringend und abwehrend, unten die Klippe,
oben die Warnung — dieſes Staates Geſchichte
u ſchreiben, iſt ſo aufmunternd als abſchreckend.
Aufmunternd — weil der Staat, in ſeiner Ent-
ickelung begriffen, ſein Leben offener trägt; noch
ugendlich, ſeine Tugenden und Fehler unverhüllter
eigt, ſo daß jene mehr Hoffnung geben, dieſe ſie
eniger nehmen; weil er noch nicht in Regeln
erknöchert, in Gewohnheiten befangen iſt; weil
ine Ströme noch kurz, ſeine Quellen nahe ſind,
nd man Urſachen und Wirkungen zugleich überſieht.
bſchreckend — weil nichts Feſtes und Beſtändiges
ihm, und man ſeiner Geſchichte nachlaufen
uß; weil er mehr Anlage als Ausbildung hat,
d der kommende Tag den heutigen bald Lügen
aft, und endlich, weil er, wie die Jugend,
del ſo oft verdient als verſchmäht. Wie das

angezeigte Werk, dieſe ſchwierige Aufgabe ſo herrlich gelößt, läßt ſich leichter verſichern als beweiſen; denn das Buch hat mehr als zwanzig Bogen, und dieſe Flugſchrift weniger. (Wie ſonderbar, daß es verſtattet wird, mit Kanonenkugeln das Ziel zu treffen, mit Schrootkörnern aber nicht!)

Der Vater des Buches hat ſich nicht genannt; das iſt wohl ſchon empfehlend genug. Das Kind der Liebe und ungeſetzlicher Herkunft, wird ſchön und geiſtreich, ſtark und muthig ſein, wie es die natürlichen Kinder gewöhnlich ſind. Ich weiß nicht, ob die Wichtigkeit des Gegenſtandes über ſeine Behandlung verblendet, ob die Wahrheit der Darſtellung über deren Schönheit täuſcht; allein es ſcheint mir, die Deutſchen dürften ſich keines geſchichtlichen Werkes rühmen, das ſo viele Vorzüge vereint und ſo viele Fehler ausſchließt. Die Schreibart iſt ſo beſonnen edel und kräftig, wie bei den beſten der Alten, und der Verfaſſer zeigte ſich ſo ſtandhaft im Gebrauche der vaterländiſchen Sprache, wußte alle ausländiſchen Wörter und Reden, ſo ungezwungen zu entfernen, ſo fertig zu erſetzen, daß man ſich ſchämt, jene zudringlichen Fremden ſo lange und geduldig ertragen zu haben. „Das Beſtreben alles zu wiſſen und zu ergründen, und die Begebenheiten bis in ihre letzten Urſachen zu erforſchen, — ein löbliches Ziel, wenn nicht eben daſſelbe, nur zu leicht ins Kleinliche führte und Träume für Wahrheit gäbe" — dieſes Beſtreben der neuern Geſchichtforſcher, der Verfaſſer geſteht, er theile es nicht. Wahrlich mit Recht. Wer mühſam forſchenden Blickes in die Tiefe dringt, der verräth, daß ihm die Sehergabe mangle, denn dem wahren Seher liegt alles oben. Es giebt nichts Unſinnigeres, als jenes ſogenannte Ableiten großer Begebenheiten, aus kleinen Urſachen, worin ſich die eitle Klügelei ſo ſehr gefällt — und auch nichts Verderblicheres; denn es beſtärkt die Mächtigen in ihrem Eigendünkel. Ein paar Handſchuhe, ein ſchiefes Fenſter, ein ſchwacher Fürſtenmagen, ſollen Kriege entzündet, die Welt umgeſtaltet haben, ſo erzählt es der Witz. Wie abgeſchmackt! Das Lüftchen das eine Lawine herunterſtürzte, war es nicht, das dieſe Lawine und ihren Fall ſo furchtbar gemacht; hätte es ein Federchen herabgeweht, wäre nichts daraus entſtanden. Iſt es die Quelle des Fluſſes, die das Feld überſtrömt und verheert? Der Regen, der Schnee in den Gebirgen, die Seitenbäche haben das gethan. Der Schleier der Kabinetsgeheimniſſe iſt nur ein Putzwerk der politiſchen Kokketterie, die ahnden oder vergeſſen machen möchte, was ſie nicht finden laſſen, nicht verbergen kann. Unzureichende Schönheit und Häßlichkeit verſtecken ſich dahinter; der wahre Geſchichtſchreiber braucht ihn nicht aufzuheben, Luft, Licht und Blick dringen ihm genug hindurch.

Der Geſchichtſchreiber des Preußiſchen Staates zeigt ſich ohne Haß und ohne Liebe. Ohne Haß und ohne Liebe, gegen Menſchen nehmlich, nicht gegen die Dinge. Denn was wäre das für ein Geſchichtſchreiber, der ſich nicht für Wahrheit und Recht erwärmte, ſich gegen Falſchheit und Unrecht nicht empörte! Der Verfaſſer, glühend wie er iſt für die Sache der Freiheit, wünſcht wie billig, das Recht möchte auch immer auf ihrer Seite ſein; doch wo es nicht iſt, da zeigt er es, wenn auch verdroſſen. Auf dem andern Wege, dem des Schlechten und des Tadels, beachtet er Vorſicht, und ſelbſt im ſchnellſten Laufe ſeines Unmuthes weiß er ſich einzuhalten, und bleibt ſtehen, wenn ihm etwas Löbliches begegnet. Manche werden ihm gram werden, nicht weil er, weil ſie Unrecht gethan; Beſchuldigungen verzeiht nur der Schuldloſe.

Mit dem Hubertsburger Frieden beginnt das erſte Buch der Preußiſchen Geſchichte; es endet mit dem Tode Friedrich's des Großen. In dieſen Zeitraum fällt die erſte Theilung Polens, der Baierſche Erbfolge-Streit, und der Fürſtenbund. Der Hubertsburger Friede, war die Sonnenhöhe Preußens, denn da dem Mißbrauche der Macht ſtets ihre Einbuße nachfolgt, ſo iſt jener ſchon dieſe. Die Ariſtokratie, die dem Fürſtenrechte ſtets gefährlicher war, als Volks-Uebermuth, hatte Polens Untergang herbeigeführt. Mit Polens Theilung begann die französiſche Revolution und ihre Rechtfertigung. Vergebens predigt der geſättigte Wolf Sanftmuth, vergebens der Dieb Ordnung und Gerechtigkeit, nachdem er den Diebſtahl geborgen. „Wer von den Theilenden der Schuldigere war, ſcheint eine müßige Frage... Meines Bedünkens verdient, wer Böſes aufnimmt und ausbildet, wenigſtens eben ſo viel Tadel, als wer Böſes veranlaßt und vorſchlägt. Am leichteſten zu entſchuldigen dürfte wohl Maria Thereſia ſein, ſo ſehr reden ihr ihre bekannten guten Geſinnungen das Wort. Wirklich ſcheint, was ſie nach Flaßan gegen den Baron von Breteuil geäußert haben ſoll, ihre wahre Empfindung auszuſprechen. „„Ich weiß, daß ich durch alles, was in Polen geſchehen iſt, einen großen Flecken auf meine Regierung gebracht habe; aber ich verſichere Sie, man würde mir verzeihen, wenn man wüßte, wie ſehr ich widerſtrebte, und wie viele Umſtände ſich vereinigten, um meine Grundſätze ſo wohl, als meine Entſchlüſſe gegen die unbegränzten Entwürfe eines ungerechten Ehrgeizes zu erſchüttern.““ —— Im Baieriſchen Erbfolge-Streite verſchmähten die ſich befeindenden Mächte noch nicht, den Schein des Rechtes zu gewinnen. Die Zunftſchreiber ſprachen für dieſe oder jene. „Jede Woche erzeugte Schriften und Gegenſchriften; ihrer zweihundert und acht und achtzig ſind verzeichnet und kurz beurtheilt in der allgemeinen deutſchen Bibliothek.“ (Dreißig Jahre ſpäter, wußte ſich der Moniteur kürzer zu faſſen!) Aber der Friede zu Teſchen endigte den Krieg ohne Schlacht.

„Die Zurüſtungen zu dem Kriege, den er beilegte, waren ungemein furchtbar. An viermal hunderttauſend Krieger hatten unter den Waffen geſtanden; die Anzahl der Stücke ſchweren Geſchützes, die beide Parteien mit ſich führten, belief ſich vielleicht auf drei tauſend und die Unkoſten der Zurüſtungen auf fünfzig Millionen Reichsthaler; verſuchte Feldherrn, zum Theil Zeugen und Lenker des ſiebenjährigen Krieges, traten von neuem in die Schranken, und zwei ruhmbegierige Fürſten, gleich bereit, Einſicht und Tapferkeit zu belohnen, zogen voran. Deutſchlands Wohlfahrt ſchien abermals der Wuth des Schwertes Preis gegeben und halb Europa in Gefahr erſchüttert zu werden. Aber Friedrichen erhielten theils der Unwillen gegen den ganzen Krieg, und die Schwäche eines kränkelnden Körpers, theils der Gedanke an die unverſehrten Lorbeeren ſeiner nun grau gewordenen Schläfe in abſichtlicher und unabſichtlicher Unthätigkeit, und Joſeph's hochfahrenden Jugendſinn zügelte im Lager die Ehrfurcht vor ſeinem Gegner und im Rathe das bedächtige Alter der friedliebenden Mutter. Der eine fürchtete die feſten Verſchanzungen, damit an ihnen der Muth ſeiner Tapfern ſich nicht unverhofft breche, der andere das freie Feld, wo Gewandheit und Kunde obſiegen. Jener ſchien im Vortheil, weil er auf feindlichem Boden ſtand, dieſer war es, weil er hier des Feindes ganze Kraft lähmte. Wer von beiden mehr Fehler begangen habe, iſt ſchwer zu entſcheiden: ſo viel Gelegenheit zum Ruhm ward verſäumt und ſo viele wackre Leute in unnützen Gefechten verloren und der rauhen Witterung hingeopfert.“

— — Den deutſchen Fürſtenbund (welch' ein ganz anderes Gebäude wurde ſpäter auf dieſem Grunde errichtet!) hatte der große Friedrich kurz vor ſeinem Tode geſtiftet, damit wenn ſein Schwert im Grabe läge, Eintracht das Recht beſchütze.

„Im Monat März trugen ſeine Geſandten bei den Kurfürſten von Sachſen und Hannover darauf an, mit ihm und unter ſich folgende Verbindlichkeiten einzugehen. „Sie wollten gemeinſam über die Erhaltung des Deutſchen Reichskörpers nach den beſtehenden Verträgen und Abſchlüſſen wachen, die Reichsverſammlung, Reichskreiſe und Reichsgerichte vor jedem fremden Einfluſſe bewahren, jedem Reichsſtande den Beſitz ſeiner Länder und Gerechtſame ſichern, wenn ſie wahrnähmen, daß man der Verfaſſung zuwiderhandle, in dem Wege der Ordnung gegen unerlaubte Mittel und Maßregeln ankämpfen, endlich an alle Reichsſtände die Einladung ergehen laſſen."

Am 23ſten Juli ward die Uebereinkunft, welcher auch bald die übrigen deutſchen Fürſten beitraten, zu Berlin unterzeichnet.

„Dergeſtalt bildete ſich (es war noch Muth im Lande, weil ein Mann ihn aufregte) die edelſte Vereinigung unter dem Namen des Fürſtenbundes, ein ehrendes Denkmal für Friedrich, ein ewiger Vorwurf für die ſpätere Zeit, die ganz vergeſſen zu haben ſchien, wie man frevelndem Eigenwillen durch redliche Eintracht begegne."

Der äußern Geſchichte des Preußiſchen Staates, läßt der Verfaſſer in jedem Zeitraume, die Geſchichte ſeiner innern Verwaltung folgen — folgen, denn der Bürger Wohlfahrt, iſt nur Erholung nicht Geſchäft. Friedrich's guter und verſtändiger Wille zeigt ſich oft, doch öfterer, daß fürſtlich Wollen, weder gut noch verſtändig ſei, wo ungeordnete Freiheit beſſer iſt, als durch Grundſätze geregelter Zwang. Es kam dahin, daß ſich die Regierung zur Köchin machte, und den Kaffe den ſie auf eigene Rechnung kommen ließ, zum Gebrauche der Städte und des flachen Landes ſelbſt brannte, und eigene Anſtalten zu dieſem Behufe errichtete. Der gebrannte Kaffe ward in verſiegelte und geſtempelte Umſchläge verſchloſſen, und allgemein ſcharf unterſagt, rohe Bohnen zu kaufen, und im eigenen Hauſe zu brennen. „Von der Zeit an ward der Geruch dem Uebertreter verderblich, denn es gab beſoldete Spürer, die Wohnung und Heerd umſchlichen.“ Preußens National-Oekonomie und Finanzweſen iſt ſo gut als das beſte Kompendium der Kameralwiſſenſchaften, aber nicht beſſer. Jedes reiche und glückliche Volk (wie das brittiſche), ſtieg von dem Leben zu Grundſätzen hinauf. Da eine nicht berechnete Zeit eintrat, zeigte ſich in Preußen die Unſchmiegſamkeit der Tabellenkrämerei verderblich. Für das Recht und ſeine Ausübung that Friedrich Vieles und Gutes; er liebte die Gerechtigkeit bis zur Ungerechtigkeit (in der bekannten Sache des Müllers. So traurig iſt Alleinherrſchaft, daß ſelbſt das Gute oft nur auf ſchlimmen Wege erreicht werden kann!) Er war den Wiſſenſchaften hold, und ſo kundig als die beſten ſeines Volks. Daher wurden ſie im Lande gepflegt und zur Blüthe gebracht. Was hierin Deutſchland Preußen verdankt, wird wohl nicht genug eingeſtanden.

„Die wichtigſte Veränderung im Gebiete der Wiſſenſchaften, die ganz eigentlich in den Preußiſchen Landen ihren Anfang nahm, traf jedoch das kirchliche Lehrgebäude, deſſen Wahrheit und Wichtigkeit hier mit vielem Freimuth geprüft und beſtritten ward, ein lobenswürdiges Unternehmen, wenn die eifernden Neuerer des Heiligen vorſichtiger geſchont und mehr geſorgt hätten, den Geiſt der irrenden Rechtgläubigkeit kaltblütig zu beſchwören, als gewaltſam zu bannen.“

(Nicht von jeder Seite möchte man dieſem Tadel beitreten. Preußen hat das proteſtantiſche Prinzip, in Kirche, Leben und Wiſſenſchaft rein und ſtreng für Deutſchland zu bewahren; da das entgegengeſetzte Prinzip, ſich auch rein und ſtreng aufſtellt. Aus dem Ankampfe beider, würde ſich die verſöhnende Mitte von ſelbſt bilden. Sich von dem proteſtantiſchen Prinzipe entfernt zu haben, die Reue käme für Preußen wohl heute ſchon zu ſpät.) Friedrich war zu klaren, zu ſtarken und rechtlichen Willens, um in ſeiner Herrſchaft den Beiſtand der Religion zu bedürfen. Als die Neu- und Altgläubigen zu Berlin, über die Einführung eines neuen Geſangbuchs in ärgerliche Streitigkeiten geriethen, ſchrieb der König auf eine Eingabe zurück: „Jeder könne: Nun ruhen alle Wälder, und dergleichen thörigtes Zeug mehr, ſingen, oder nicht ſingen!“

So ſchön als belehrend iſt folgende Schilderung:

„Merkwürdig war die Umwandlung, welche, während und nach dem ſiebenjährigen Kriege, die Denkungsart und die Sitten der Unterthanen Friedrichs erfuhren, zuerſt in der Hauptſtadt und unter dem Adel, dann in den Provinzen und im Mittelſtande. Die biedere Einfalt wich allmählich der höfiſchen Klugheit, die häusliche Eingezogenheit der Begierde ſich zu zerſtreuen und zu glänzen, und die Sparſamkeit der Genußliebe. Immer mehr ſchätzte man koſtbaren Hausrath, nette Kleidung und üppige Tafeln, und begehrte neuer Trachten, ausländiſcher Speiſen und fremder Weine. Die Kirchen Sonntags wurden leerer, die Luſtörter voller. In der Erziehung entſtand Verzärtelung, im Leben Gleichgültigkeit für Tugend und guten Ruf. Der Abſtand zwiſchen den Geſchlechtern, die den ſtrengen Sitten getreu blieben, und denen, die dem Strom der Mode folgten, ward jährlich auffallender und die Klage über den Verluſt der guten alten Zeit nicht blos von Greiſen geführt.“

„Auch in dieſe Erſcheinung floß als Urſache der König ein. Seine entſchiedene Vorliebe für die Franzoſen und die Geſellſchafter, die er aus ihnen wählte, bereitete der feinern und üppigern Lebensweiſe dieſes Volkes überall leichtern Eingang. Sein, wenn nicht verſchwenderiſcher, doch glänzender Hofſtaat, der ſo unmittelbar an des Vaters bürgerliche Haushaltung ſich anſchloß, ſchien für die übrigen Stände eine Aufforderung oder doch eine ſtille Erlaubniß, nicht zu weit hinter dem Herrſcher zurückbleiben, und die Feſte und Schauſpiele, die er veranſtaltete, wurden auf mehr denn eine Weiſe verführeriſch. Viel ſchadete ferner die Beſteuerung fremder Waaren, die zum Betrug lockte, die Menge und darum karge Beſoldung der Staatsbedienten und die Nachſicht gegen Eheſcheidung, Unkeuſchheit und ſelbſt unnatürliche Wolluſt. Wie endlich jeder Krieg, der feindliche Heere ins Land bringt, durch Verarmung vieler und Bereicherung einzelner das Laſter herbeiführt und mehr oder minder der Sittlichkeit Bande löſt, ſo auch der ſiebenjährige. In eben dem Maaße in welchem er die kräftigen Tugenden ſtählte, ſchwächte er die ſanftern, und erfüllte das Volk zugleich mit jener zuverſichtlichen Einbildung und der Verachtung anderer, die ihm ſpäter vielfach geſchadet hat, weil es ſich zueignete was dem großen Manne, der es leitete, zukam.“

Das zweite Buch der Preußiſchen Geſchichte, erzählt die Begebenheiten von Friedrichs des zweiten Tode, bis zum Ausbruch des franzöſiſchen Krieges (1786—1792), eine Zeit ſo arm an Früchten als reich an verderblicher Saat. Die altergraue Kabinetsweisheit ward immer bleicher und bleicher, immer kraftloſer und kraftloſer, ſie wankte um ſo verſpotteter und bedrohter anher, da ſie ohne Geiſt verſpottete und ohne Macht drohte, und ſie vermochte die Völker weder zu ſchrecken noch zu gewinnen. Sie dachte groß zu ſein, weil ſie noch großen Schatten warf, und mächtig wirkend, weil ſie der beſſern Wirkſamkeit hindernd im Wege lag. Wie ein Strom, wenn ihn ein anderer aufnimmt noch eine Strecke ſeine alte Farbe behält, ſo fließt die alte Zeit neben der neuen fort, nur noch mit der Farbe der Selbſtſtändigkeit, aber das eigene Bett und die eigene Richtung hat ſie ſchon verloren, wie ſie auch jene verlieren wird. Was mit Friedrich dem Großen ſtarb, was nach ihm ſich erzeugte, darüber vernehme man die Worte des geiſtreichen Geſchichtſchreibers.

„Der Zeitraum, den wir verlaſſen, wird mit Recht zu den wohlthätigſten und erfreulichſten Preußens gezählt. Die Erweiterung des Staats nach außen gehörte nicht gewaltſamer Eroberung, ſondern friedlicher Uebereinkunft. Der Krieg ward nur einmal und auf kurze Zeit mehr gedroht, als geführt. Die gefährdete Freiheit deutſcher Fürſten blieb unangetaſtet, und den Ruhm, ſie bewahrt zu haben, erwarb Friedrich. Rußland bewies ihm Achtung, ſo lange er lebte. Frankreich, krankend an tiefer Schwäche, erregte keinen Argwohn. Der deutſche Kaiſer wagte viel und vollendete nirgends. In der Verwaltung herrſchte Beſonnenheit, Ordnung und Feſtigkeit. Weder die Stimme eines Günſtlings hatte Gewicht in Friedrichs Rath, noch erſchöpfte oder zerrüttete das Schmeichelwort eines Weibes das Land. Sich vorzudrängen gelang Unwürdigen ſelten, weil das Auge des Obern Verdienſte ſuchte und unterſchied, und den Pflichtvergeſſenen ſchützte kein früheres, da für königlicher galt, gerecht zu handeln, als Leutſeligkeit unzeitig zu üben. Ueber des Staates Einnahme und Ausgabe rechnete der König, wie mit andern, ſo mit ſich ſelber, gleich dem gemeinſten Hausvater. Mehr denn einmal hat er Baue verſchoben, weil die Kaſſe, aus der er ſie zu beſtreiten pflegte, geleert war. Auch die öffentlichen Laſten wurden allmählig entweder als unvermeidlich geduldet, oder durch unerwartet gute Folgen gemildert, oder durch Gewohnheit erleichtert. Der Reiche zahlte, aber genoß; der Kaufmann klagte, aber gewann; der Arme murrte, aber verdiente.“

„Nun eröffnet ſich uns ein Zeitraum, reich an Unfällen, ſchrecklich durch Schlachten, im Kriege ängſtigend und empörend im Frieden. Hollands Demüthigung mehrte Preußens Achtung, nicht ſeine Kraft. Aus der überraſchenden Verſöhnung mit Oeſtreich entſprang ein unerwarteter Bund, der nicht einmal des Heeres welken Ruhm auffriſchte und altes Mißtrauen, ſtatt es auszutilgen, erneute. Eine zwiefache Beute in Oſten, unter Rußlands Genehmigung, und reicher Ländergewinn in Deutſchland — Vergütung erlittener Einbuße oder Belohnung willkommener Ruhe — erſchütterte tief den Glauben an Preußens Rechtlichkeit und machte es abhängig von Frankreich. Bald nutzte der raſch vorſchreitende Staat im Weſten das zuſagende Verhältniß. Hier langſam löſend, dort mächtig trennend, griff er immer tiefer in Deutſchlands Verfaſſung ein, ohne daß Preußen, das feſt umgarnte, ſich aufraffte. Erſt als Tyrol, der Oeſtreichiſchen Vormauer, gewonnen, ihre Hauptſtadt beſetzt und die Mähriſchen Fluren des Krieges Schauplatz geworden waren, ahnete es die Unvermeidlichkeit des Kampfes, nicht ſeines Un=

glücks, die doch zuſammenfielen. Sein kühnes Hervortreten weckte noch einmal die Erwartung, es werde das Vaterland retten, oder mindeſtens ehrenvoll mit ihm ſterben. Aber nicht anders, als ob der Kaltſinn gegen Deutſche Freiheit und gemeinſames Wohl, oder die Verſäumniß des Augenblicks recht grauſam beſtraft werden ſolle, geſchah, was unter Friedrich nimmer geſchehen wäre, daß durch Etlicher Uebermuth, Eiferſucht und Unwiſſenheit ein einziger Tag über ein braves zahlreiches Heer entſchied, in wenig Wochen die ſtärkſten Feſten nicht durch Gewalt gebrochen, ſondern durch Vertrag, meiſt aus Feigheit und Verzweiflung am Staat, übergeben wurden und vor Ablauf des Jahres von der glänzendſten Monarchie nichts, als ſchmähliche Trümmer, übrig waren. So in Umriß, bis die Schuld verſöhnt war und ein kräftigeres Leben begann, die äußern Schickſale Preußens."

„Auch im Innern keimte des Unlöblichen mancherlei hervor. Wir ſehen Denk- und Glaubens-

Freiheit gefährdet und den Frömmler und Gaukler ſich brüſten. Rath und Beſchluß ging nicht mehr vom Oberhaupte allein aus, und Stimmen, die billig hätten überhört werden ſollen, vermochten. Die alte Ordnung in den Geſchäften, ſofern ſie an Vorſchriften und Formeln gebunden war, blieb dieſelbe, aber der Geiſt verflüchtigte ſich, und der Dienende, gar nicht, oder läßig bewacht, erſchlaffte und ſetzte größern Werth in Hofgunſt und Verbindungen, als in Amtstreue und Pflicht. Der Schatz, ohne den Preußen nichts iſt, zerrann in großmüthig geführten Kriegen und in ſorglos genoſſnem Frieden, und was der Krone an Gütern in den neu erworbenen Landen heimfiel, kam ihr wenig zu gut. Auch da ſpäterhin Ahnung ſich regte, es kranke der Staat an Gebrechen, war kein Ernſt ſie zu heilen. Der äußere Glanz, der ſich unverdunkelt erhielt, beruhigte; liebgewonnene Häuslichkeit ſchläferte ein, und die berufen waren zu wecken, ſchonten des Traumes, den man gern träumte. Redliches Wohlwollen ermangelte nicht ſelten der Kraft, verdientes Zutrauen der Einſicht und nützliche Thätigkeit der Richtung. Zugleich wirkte unmerklich und unwiderſtehlich das Zeitalter, das, eitel, weltbürgerliche Geſinnungen Schau trug und, unwahr, ſelbſtiſchem Genuß fröhnte."

Von der franzöſiſchen Revolution ſpricht der Verfaſſer mit billiger Begeiſterung, die weder vor dem Widerſtande gegen die Freiheit erſchrickt, noch in den Strömen ruchlos vergoſſenen Blutes erliſcht. Weder Unterdrückung noch Mißbrauch der Freiheit, kann die gut und ſtark Geſinnten verwirren; denn ſie wiſſen, daß der Perpendikel einer gehenden Zeit, rechts und links ausſchweift, um die Bewegung zu erhalten, und das Verharren in der Mitte des Stillſtands unwillkommnes Zeichen iſt. Bereitwilliger als je, laſſe ich hier den Verfaſſer, und nur ihn ſprechen. Denn, wenn auch der Mißverſtand, dem Unverſtande glücklich entrinnt, ſo wird er doch von heuchleriſcher Bosheit, ohne Rettung eingeholt.

„Es gieng nunmehr ins fünfte Jahr, ſeit Frankreich in ſeinem Innern an jener zerſtörenden Auflöſung krankte, die der drückende Geldmangel, die Folge immerwährender Kriege und ungeheuerer Verſchwendung herbeigeführt, die trügliche Hoffnung wohlmeinender Menſchenfreunde genährt, der Ingrimm eines namenlos elenden Volkes beſchleunigt, die Schändlichkeit nichtswürdiger Böſewichter verſchlimmert, und ein guter König, aber ſchwach und rathlos und unberathen, unheilbar gemacht hatte. Nur weniges erinnerte noch an die vorige Verfaſſung und die alte Ordnung der Dinge. Der Bürgerſtand, an Kenntniſſen der reichſte, und der ärmſte an Achtung, war zum Gefühl ſeines Werthes gelangt und überholte Adel und Geiſtlichkeit. Das Lehnsweſen, ein Denkmal grauer Jahrhunderte, das unbeſiegbar der Zeit zu ſpotten ſchien, fiel durch einen Machtſpruch vernichtet und mit ihm alle erkauften, ertrotzten und erſchlichenen Freiheiten. Die Menſchenrechte, in und außer Europa verhöhnt, geſchändet und unter die Füße getreten, that man öffentlich kund und erkannte die Indier für Brüder. Der abſichtliche Eroberungskrieg ward als der Menſchheit unwürdig verworfen und Erbadel und Orden mit allen Wappen, Titeln und Auszeichnungen abgeſchafft. Den königlichen Willen, ſeit dem dreizehenten Ludwig einziges höchſtes Geſetz, traf Beſchränkung und Bann, während des Volkes lang verhaltene Stimme ihre Feſſeln ſprengte und ſich laut und überall hören ließ. Ein Schwur, feierlicher, denn je einer bei Menſchengedenken, unterm freien Obdach des Himmels, von dem Könige ſeinem Volke und von dieſem dem Vaterlande, dem Geſetz und dem König geleiſtet, erfüllte aller Gemüther mit einer Begeiſterung, die das Schwerſte zu beſtehn und das Härteſte zu dulden verſprach. Die Prinzen und die Großen des Reichs fühlten die Veränderung ſo tief, daß ſie in Schaaren über die Gränzen zogen und bald ein Frankreich außer Frankreich ſich bildete.“

„Eine ſolche Erſcheinung blieb nicht ohne Wirkung für Deutſchland. Mit Sehnſucht wendete der edelgeſinnte Mann Blick und Wunſch nach dem neuerſtehenden Reiche, und je mehr er Wohlwollen fühlte, deſto wärmern Antheil nahm er. In allem, was vorging, ſahen die aufgeregten Gemüther die Morgenröthe eines nahen lichtern Tages, und ſchlimme Vorzeichen vermochten nicht, ſie zu ſchrekken. Nur in der Art, wie ſie ihre Empfindungen äußerten, unterſchieden ſie ſich. Der Behutſamere hoffte im Stillen und verzieh der eben erſt entbundenen Freiheit ihr Aufbrauſen; der Lebhaftere entſchuldigte mit Beiſpielen aus der Geſchichte, rechtfertigte durch die Erinnerung an die erlittenen Drangſale, und beneidete mitunter Frankreich um den Kranz, den es ihm und ſeinem Vaterlande entreiße; dem Ungeſtümen ſchien alles viel zu langſam vorwärts zu ſchreiten, und jeder Augenblick, den man in Haufen aufzuſtehn verſäume, ein Raub an der Gegenwart und der Zukunft. Unter den wiſſenſchaftlich Gebildeten, von denen ein großer Theil mehr im Reiche des Möglichen als des Wirklichen lebte, gab es wenige, die gleichgültig zuſahen, oder mißbilligten, was geſchah. Faſt alle meinten, es werde die Trennung zwiſchen Schule und Leben aufhören, und, was todt liege in Begriffen, ſich geſtalten zur That. Auch die Menge fuhr hie und da zuſammen und wünſchte ſich Glück. Ihr fing an klar zu werden, ſie ſei es, die der Umwälzung Kraft gebe und durch ſie vor allen gewinnen müſſe."

„Anders dachten mehrere aus dem Mittelſtande, die, erſtarrt im trägen Geſchäftsgange, keiner Begeiſterung für Ungewöhnliches und Großes empfänglich waren, oder, die ihre Lage in das bunte unerfreuliche Gewühl aller Stände, auch der niedern, hineingedrängt hatte, oder die Paris aus eigner Anſicht kannten. Von allem Anfang an Trauriges weiſſagend, fanden ſie in jedem neuen Ereigniß eine neue Beſtätigung ihrer Furcht. Gleich das erſte Blut, das der wiedergeborenen Freiheit floß, ward von ihnen als böſes Zeichen verabſcheut. In den Geſellſchaften, die vorberathſchlagend in der Hauptſtadt Frankreichs zuſammentraten, ahneten ſie eine Quelle gefährlicher Meuterey, und die giftigen Läſterungen die von da ſich zeitig genug ergoſſen, gaben der Vermuthung Wahrſcheinlichkeit. Das eigentliche Uebel des Staats, die beſtehenden Schulden, dünkte ihnen unheilbar, und das Mittel, ihm zu begegnen, die beſchloſſene Einziehung und Veräußerung der geiſtlichen Güter, nannten ſie ungerecht. Als vollends in der Hauptſtadt die Spaltung der Parteien je länger deſto ſtärker hervortrat, Unruhe und Aufruhr in den Provinzen ſich regte, die Menge der Auswandernden täglich wuchs, und der Geldumlauf im Innern ſich in eben dem Verhältniſſe verringerte, da wurden ſie ihres Urtheils immer gewiſſer und erwarteten mit Beſtimmtheit, zumal, wenn fremde Gewalt ſich einmiſche, die Herſtellung der verletzten Verfaſſung und die Rückkehr der alten Formen.“

„Am meiſten unter allen betroffen waren jedoch Fürſten und Edle. Beide hefteten ihre Augen unluſtig auf Frankreich und zitterten vor den Grundſätzen, die ſich von daher verbreiteten. Die Rechte der Menſchheit, dort ſo allgemein und feierlich anerkannt, waren dieſſeits des Rheins nicht höher geachtet, als jenſeits. Auf einem beträchtlichen Theil des Volks lagen Bürden, die, vom Vater auf den Sohn vererbend, an Härte eher zunahmen, als abnahmen; und die bürgerlichen Verhältniſſe durchdrang der mildere Zeitgeiſt bei weitem noch nicht genug; vielmehr traten die Anmaßungen des geldreichen Adels und die Anſprüche des unterrichteten Mittelſtandes nur um ſo ſtärker hervor, je vielfacher beide ſich genähert und im geſelligen Umgang mit einander gemiſcht hatten. Es ſchien gefährlich, ein ſo nahes Beiſpiel zur Nachahmung, wie Frankreich gab, als ungegeben zu nehmen, und noch gefährlicher, die Beziehungen des großen Haufens, der ſich nur ſelten am Dargebotenen genügen läßt, zu verändern. Beſonders ſtark berührte, was in Weſten vorfiel, die Herrſcher. Vor ihnen allen ſtand warnend das Schickſal des ſechzehnten Ludwigs. Von der königlichen Gewalt, die er ohnlängſt noch, ungeſchmälert, wie er ſie von ſeinen Vorfahren überkam, angewandt und ausgeübt hatte, war kaum ein Schatten mehr übrig, und ſelbſt um dieſen ſchien man ihn zu beneiden. Die demüthigenden Einſchränkungen, die er erfahren hatte, vermochten nicht, über ſeinen Einfluß zu beruhigen, noch der wohlwollende Sinn, der ihn belebte, das Mißtrauen, das man in ihn ſetzte, zu bannen. Alles deutete vielmehr an, die Erbitterung gegen ihn ſei im Steigen; und er könne leicht noch unglücklicher werden, als er ſchon durch Einbuße an Ehre und Macht geworden war. Dieſe Lage, oft beherzigt und wohl gewürdigt, erſchütterte die deutſchen Fürſten ungemein, und mit Recht. Wenige betrachteten, unbefangenen Gemüthes, die Neuerungen in Frankreich. Die meiſten machten die Sache des Königs in geheim zu der ihrigen und geriethen früher in den Argwohn, daß ſie einen bequemen Anlaß, ſich öffentlich dafür zu erklären, nicht ungern ergreifen würden.“

Am 27. Auguſt 1792, wurde zu Pillnitz der Tod Ludwig's XVI., der Rheiniſche Bund, und die Uebergabe Danzigs unterzeichnet.

Das dritte Buch führt die Geſchichte des Preußiſchen Staates, vom Ausbruch des erſten Franzöſiſchen Krieges, bis zum Tode Friedrich Wilhelms des zweiten fort. (1792 — 1797.)

Unter zweideutigern Wünſchen war ſicher nie ein Preußiſches Heer über die Gränze gezogen, als dasjenige, welches in der Mitte des 1792ſten Jahres ſich gegen Frankreich bewegte: denn nie war es dem Volke näher gelegt, ſeine Sache von der Sache der Fürſten zu trennen, noch für ſein Glück der Erfolg des Siegs zweifelhafter. Alle, deren Blick die nahe Gegenwart überflog, glaubten vorauszuſehen, ein ungünſtiger Kampf müſſe die Ehre des Staates, ein günſtiger die Fortſchritte der bürgerlichen Geſellſchaft gefährden, und äußerten ſich über das eine mit Furcht und über das andere mit Schrecken. Nur die durch Stand und Geburt hervorragenden waren frohen Muthes, — einige ſogar unbedachtſam genug, beleidigende Hoffnungen nicht zu bergen, die meiſten ſo kurzſichtig, daß es ihnen nicht einmal einfiel, je vollſtändiger ſie ſiegten, deſto ſchonungsloſer werde ſie die Weltgeſchichte, die auch der Mächtigſte nicht verachten ſoll, als die Zerſtörer keimender Völkerwohlfahrt anklagen."

„Welche Anſichten über den Krieg mit Frankreich, ſelbſt unter Perſonen vom höchſten Range, damals in Deutſchland herrſchten, mag folgende Stelle aus einem Briefe des Prinzen Heinrich beweiſen. Quo deviendra la France? ſchreibt er unterm 19ten Mai 1792. L'Autriche, sera la seule prépondérante. Je ne parle point de la Prusse; elle ne fera qu'exécuter les volontés de l'Autriche. J'envisage la guerre comme rien. Vaincre des bourgeois et une armée désorganisée me parait un triomphe facile."

Drei Monate nach der drohenden Verkündigung des Herzogs von Braunſchweig, verließ das Preußiſche Heer die Champagne, und ſo ſchnell als der Rauſch, den der Wein jenes Landes giebt, war der Führer Begeiſterung entflogen.

Polens zweite und letzte Theilung wird erzählt. (Wie traurig, wenn Fürſten das Unrecht nur zur Hälfte thun, und zu den Leiden der Gegenwart, die Furcht der Wiederholung geſellen! Napoleons Gewaltthätigkeiten waren milder, weil ſie vollſtändiger waren.)

„Alle erſtaunten, was binnen wenigen Jahren die Staatsklugheit der Fürſten geworden ſei. „Man handle, als ob man weder eine Mitwelt noch Nachwelt zu ſcheuen habe. Das verpflichtende Wort ſei ohne Folgen; und auf nie verſchuldete, ſelbſt nie beabſichtigte Kränkungen gründe man Anklagen und Strafen. In Weſten werde für die Herſtellung unbeſchränkter Königsgewalt gekämpft und in Oſten die Bevormundung des Königs durch ſeine Großen beliebt. Von edelmüthiger

Aufopferung für die Sache der Deutſchen ſpreche man und mache ſich für allen Kriegsaufwand im Voraus bezahlt. Weſſen ſich die kleinern Staaten künftig verſehn dürften, liege in dem Schickſale des größern klar vor Augen. Wohl müſſe Jeder nach ſolchen Erfahrungen zittern, wenn er Frankreichs Unterjochung als möglich denke.“........ Eine würdige Rolle ſpielte von den theilenden Mächten keine (unedle Habſucht leitete alle): aber am meiſten verlor in der öffentlichen Achtung, die es genoß, Preußen. In ſeinen Berathſchlagungen herrſchte Hinterliſt und im Felde Unbedacht und Kraftloſigkeit, die auch dem Feind auffiel. „Die Preußen, meldete Igelſtröm nach Petersburg, ſind nicht mehr die alten. Sie klügeln über allem und erſchrecken vor allem.“ Keine Schlacht ward von ihnen gefochten, die entſchied, und keine Unternehmung gewagt, wo es galt. Ueberall ſchlug, wagte und entſchied für ſie Rußland. Darum verdammte man nur halb ſeine Grauſamkeit und verzieh ihm die Unterdrückung der Ueberwundenen: denn die Kraft wird auch im Unrecht geachtet und die Eroberung, für die Blut floß, mit Nachſicht beurtheilt. An Preußen dagegen fand der Unbefangene alles verdammlich und nichts verzeihlich. Aber die Gewohnheit ſich ſelbſt zu ſchmeicheln täuſchte den König und ſeine Freunde über das Urtheil der Welt, den Verfall des Heeres und die Untauglichkeit ſeiner Führer, und beſtärkte in dem Glauben, man gebiete, wo man gehorchte, und gewinne, wo man verlor."

„So unverdient aber immer die Erbitterung gegen Preußen in mancherlei Hinſicht ſein mochte, ſo gerecht war ſie gewiß in anderer. Selten haben Eroberer mit überwundenen Völkern eigenmächtiger verfahren, als Friedrich Wilhelm mit den Polen, die er doch eigentlich nicht beſiegt hatte. Menſchenalter waren erforderlich, um der Ueppigkeit der Großen eine beſſere Richtung zu geben und dem trägen Volk einen thätigern Geiſt einzuflößen, und beides ſollte in Jahrzehenden erzwungen werden. Das Gefühl der höchſten Treuloſigkeit, die Staaten gegen Staaten begehen können, herrſchte noch lebendig in jeder Bruſt, und man gab ſich nicht einmal die Mühe, es zu beruhigen. Die Eigenthümlichkeit der Unterworfenen wollte Schonung, und die Strebung, die man verfolgte, ging einzig auf ſchnelle Verähnlichung der genommenen Länder mit den alten. Für die Sprache, das unveräußerliche Kleinod der Völkerſchaften, hätte man Achtung tragen und die Rohheit ſlaviſcher Halbwilden Zähmen ſollen, und man begann das Polniſche durch das Deutſche zurückzudrängen und ließ die meiſten Urſachen des ſittlichen Verderbens beſtehen.“

„Eben ſo bedeutend war eine andere Veranlaßung zur Unzufriedenheit, obgleich verzeihlicher, weil die Furcht ſie erzeugte. Die Fürſten haben ſich's nie verborgen, daß die Herrſchaft über ein fremdes Volk, ſei ſie errungen durch Gewalt, oder erſchlichen durch Liſt, ihnen ſo lange ungewiß iſt, bis die Zeit und die Menge empfangener Wohlthaten (und öfters vermögen beide nichts) die Beſiegten verſöhnt. Immer war davon die Folge, daß ſie die Eingebornen ungern an der Verwaltung Theil nehmen ließen und Aemter und Würden am liebſten an ihre längſt gekannten und geprüften Diener vergaben. So handelte nach Gewinnung Schleſiens und Weſt-Preußens Friedrich der zweite, ſo jetzt ſein Nachfolger. Schaaren von Deutſchen zogen zu einträglichen Stellen immerfort aus den alten Ländern in die neuen, und überall wichen ihnen die Polen, wenn nicht der Sprache Unentbehrlichkeit ſie beizubehalten rieth oder zwang. Bald fiel Wichtiges und Unwichtiges in die Hände der Ausländer, und mit dem Gedanken an ihre höhere Brauchbarkeit wuchs die Aufgeblaſenheit, die beleidigt. Zugleich ging dieſer, bei vielen der Angeſtellten, eine Unwürdigkeit ohne Gleichen zur Seite: Denn da weder die alten Länder einen Ueberfluß an trefflichen Geſchäftsmännern hatten, noch die trefflichen unter Leuten wohnen mochten, die als ungebildet von ihnen verachtet oder gefürchtet wurden, ſo blieben meiſt nur ſolche übrig, die, ſchlecht und gehaltlos, ihr eignes, nicht fremdes Glück machen wollten. Sie waren es, die durch feile Beſtechlichkeit ſich erniedrigten, durch auffälligen Prunk ärgerten, und als geringe Emporkömlinge von den Polen, wie ihre eiteln Weiber von den mitbuhlenden Polinnen, gehaſſt wurden."

In dieſen Zeitraum fällt die Einführung des neuen Geſetzbuches für die Preußiſchen Länder, das unter dem großen Friedrich ſchon begonnen war; ein Werk vieler Jahre, rühmlichen Fleißes und vielſeitiger Prüfung. Doch verriethen mehrere veränderte Abſchnitte des urſprünglichen Entwurfes, was misfallen hatte.

„In den urſprünglichen erſchien die Macht des Königs zu wenig geſchont und die Lehrfreiheit zu ſehr begünſtigt. Das widerſtrebte gleich ſehr der Ueberwältigung des Zeitgeiſtes, die man verſuchte, und der kirchlichen Einheit, die man zurückführen wollte. Dem Volke, war die Meinung, zieme ſtrenger Gehorſam und blinder Glaube."

Dem zweiten Bande dieſes Geſchichtsbuches, den Preußiſchen Staat bis zum Jahre 1807 hinab führend, läßt der Verfaſſer folgende Worte vorgehen:

„Ich übergebe den Leſern dieſen zweiten Band der Geſchichte des Preußiſchen Staates ſeit dem Frieden zu Hubertsburg, nicht ohne die gerechte Beſorgniß, vielen zu mißfallen und ſtärker, als durch den erſten, zu beleidigen. Je näher der Geſchichtſchreiber den jetzt noch lebenden Geſchlechtern und verwaltenden Anſichten tritt, deſto ſchwerer für ihn werden, wie der treffliche Müller ſagt, die Zeiten, und je aufrichtiger er ſie darzuſtellen wünſcht, deſto mehr findet ſich, was er gern für falſch ausgeben möchte. Aber wie ſehr auch dies Gefühl drücke und beunruhige, nie ſoll er glauben, daß er zu Gunſten des Tags, der, wie gewöhnlich, ſeine Plage, ſo auch ſeine Parteiungen hat, oder zu Gunſten des geliebten Vaterlands der Wahrheit etwas zu vergeben oder anders zu ſtellen befugt ſei. Mit eben dem Rechte vielmehr, mit welchem das letztere Achtung in ſeiner Demüthigung und Bewunderung in ſeinen Siegen verlangt, darf auch der Feind, der es unterdrückte und wieder unterdrückt wurde, auf beides Anſprüche machen und jede Würdigung verwerfen, der ein anderer Maßſtab unterliegt. Dieſen Grundſatz auffaſſend, habe ich geprüft und geurtheilt. Möge mir darum immerhin die nicht kleine Zahl derer zürnen, die jede Anerkennung fremder Größe für Parteilichkeit halten und ihre vermeintliche Deutſchheit durch nichts kräftiger zu bewähren wiſſen, als durch ſchnöde Herabſetzung des Auslandes. Sie vergeſſen nicht nur, daß ſie die Beſiegten entehren, indem ſie dem Sieger ſein Verdienſt abſprechen; ſie überſehen zugleich, zu welcher ſcharfen Rüge der Handlungsweiſe unſerer eignen Fürſten ſie durch die unerbittliche Strenge, die ſie gegen andere üben, auffordern und berechtigen. In keinem Falle mögen ſie die Ueberzeugung entkräften, daß man außer der Gegenwart leben müſſe, wenn man über ſie richten wolle."

Worte, ſo ſchön als wahr, ſo wahr als vergebens! Wir alle haben dieſen Zeitraum gelebt, und unſere Gedanken darüber gedacht. Darum wird durch Schweigen nichts verſchwiegen, und Reden ſind um ſo überflüßiger, da ſie ungefällig. Es werde alſo geſchloſſen, doch mit einer erheiternden Stelle, denn des Unerquicklichen war gar zu viel. Nach dem Tilſiter Frieden erließ Friedrich Wilhelm einen Abſchied an alle ſeine Unterthanen der abgetretenen Länder. Er erklärte: „wie er, der harten Nothwendigkeit .weichend, ſie von ihren Pflichten gegen ſein Haus entbinde, wie er von ihnen ſcheide, ein Vater von ſeinen Kindern, wie ihr Andenken ihm ewig theuer ſein, und der Wunſch für ihr Wohl ſie zu ihrem neuen Landesherrn begleiten werde.“ Ueberall erhielt er freundliche Antwort, die treuherzigſte aber in plattdeutſcher Sprache von dem Nieder-Sächſiſchen Weſtphalen, folgenden Inhalts:

„Das Herz, ſchrieben ſie ihm, wollte uns brechen, als wir deinen Abſchied laſen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören ſollten, deine treuen Unterthanen zu ſein, wir, die dich immer ſo lieb hatten. So wahr wir leben, es iſt nicht deine Schuld, wenn deine Feldherrn und Räthe nach der Schlacht bei Jena zu angedonnert und verdutzt waren, um die zerſtreuten Haufen uns zuzuführen, und, mit unſern Lanzenknechten vereint, zum neuen Kampf aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, und das Vaterland ſicher gerettet: denn du mußt wiſſen, in unſern Adern fließt noch feurig der alten Cherusker Blut und unſere Lanzenknechte haben Mark in den Knochen und ihre Seelen ſind noch nicht angefreſſen. Unſere Weiber ſäugen ſelbſt ihre Kinder, unſere Töchter ſind keine Modeaffen, und der Zeitgeiſt hat über uns ſeine Peſtluſt noch nicht ausgegoſſen. Indeß können wir dem Eigenwillen des Schickſals nicht entgehen. Lebe wohl, alter guter König! Gott gebe, daß der Ueberreſt deines Landes dich treuere Feldherrn und klügere Räthe finden laſſe, als die waren, die dich betrübten. Ihrem Rath mußteſt du zuweilen wohl folgen: denn du biſt nicht allwiſſend, wie der große Geiſt der Welten. Können wir aufſtehen gegen den eiſernen Arm des Schickſals? Wir müſſen all das mit männlichem Muthe dulden, was nicht in unſerm Vermögen iſt zu ändern. Gott ſteh uns bei!“

In dem Verlage von **Fr. Baſſermann** ſind erſchienen:

Preußen der Beamtenſtaat in ſeiner politiſchen Entwicklung und ſeinen ſocial-ökonomiſchen Zuſtänden, dargeſtellt durch Benjamin Conſtant und Samuel Laing, bearbeitet von Ad. Heller. 18 gGr. (1 fl. 21 kr.)

Ein ſtaatsrechtlicher Injurienprozeß in aktenmäßiger Mittheilung von C. Th. Welcker, Abgeordneter zur II. Kammer der Badiſchen Landſtände. 8 gGr. (30 kr.)

Die Lex Salica und die Textgloſſen in der Saliſchen Geſetzſammlung, germaniſch, nicht keltiſch, mit Beziehung auf die Schrift von Dr. H. Leo: die Malbergiſche Gloſſe, ein Reſt altkeltiſcher Sprache und Rechtsauffaſſung. Ein Verſuch von Knut Jungbohn Clement aus Nordfriesland, phil. Dr. und Privatdocent der Geſchichte zu Kiel in Holſtein. 18 gGr. (1 fl. 12 kr.)

Die Entſtehungsgeſchichte des Jeſuitenordens, nebſt einem Schlußwort über die neuen Jeſuiten. Nach den Quellen dargeſtellt von Dr. Fr. Kortüm, Profeſſor der Geſchichte in Heidelberg. 16 gGr. (1 fl.)

1793. Beitrag zur geheimen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, mit beſonderer Rückſicht auf Danton und Challier, zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen, von Friedrich Funck. 1 Thlr. 15 gGr. (2 fl. 42 kr.)

Sagen des Neckarthals, der Bergſtraße und des Odenwaldes. Aus dem Munde des Volkes und der Dichter geſammelt, von Friedrich Baader. Mit einem Titelkupfer. Cartonnirt 1 Thlr. 22 gGr. (3 fl. 18 kr.) broſchirt 1 Thlr. 18 gGr. (3 fl.)

Schwarzwälder Dorfgeſchichten, von Berthold Auerbach. Zwei Theile. Broſchirt 2 Thlr. (3 fl. 30 kr.)

Maſchinentafel in Farbendruck auf Baumwollenzeug, eine **Dampfmaſchine** darſtellend, für höhere und niedere Lehranſtalten.
Mit Holzſtäben, zum Aufhängen fertig. 4 Thlr. (7 fl.)
Ohne Holzſtäbe. 3 Thlr. 22 gGr. (6 fl. 48 kr.)

Erklärung zur Maſchinentafel, deutſch und franzöſiſch, mit einem Kupfer. 3 gGr. (12 kr.)

Hoffmann von Fallersleben, Allemanniſche Lieder. Fünfte, im Wieſenthal verbeſſerte und vermehrte Auflage. 15 gGr. (1 fl.)

Zehn Actenſtücke über die Amtsentſetzung des Profeſſors Hoffmann von Fallersleben. 2 gGr. (9 kr.)

Erzählungen und Mährchen für die Jugend, von J. L. G. Walther, Pfarrer. Zweite Auflage. I., II. und III. Band, mit einem Titelkupfer. Jedes Bändchen 18 gGr. (1 fl. 21 kr.)
☞ Die Bändchen werden auch einzeln abgegeben.

Selbſtvertheidigung Dr. Sylveſter Jordan's, Profeſſor der Rechte zu Marburg, in der wider ihn geführten Criminal-Unterſuchung, Theilnahme am Hochverrath betreffend. 1 Thlr. (1 fl. 45 kr.)

Das Volksleben der Neugriechen, dargeſtellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern und Kunſtgedichten. (Neugriechiſch und deutſch.) Mit zwei Abhandlungen und einer Muſikbeilage, von Dr. Sanders. 1 Thlr. 16 gGr. (2 fl. 42 kr.)

Toni, Gemälde aus Ungarns Gegenwart, von A. Vilney. 2 Theile.

Hochkarte von Deutſchland.
1 Thlr. 16 gGr. (2 fl. 42 kr.)

Nachgelaſſene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben
von den Erben des literariſchen Nachlaſſes.

Dritter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.

1847.

Briefe.

Aus den Jahren
1824, 1825, 1826, 1827, 1828.

Inhalt des III. Bandes.

Briefe aus den Jahren:

1824.

Seite
Erſter Brief. Aus Frankfurt 1
Zweiter Brief. „ „ 3
Dritter Brief. „ „ 5
Vierter Brief. „ „ 7

1825.

Fünfter Brief. Aus Stuttgart 9
Sechſter Brief. „ „ 11
Siebenter Brief. „ „ 13
Achter Brief. „ „ 14
Neunter Brief. „ „ 15
Zehnter Brief. „ „ 16
Elfter Brief. „ „ 18
Zwölfter Brief. „ „ 22
Dreizehnter Brief. „ „ 25
Vierzehnter Brief. „ „ 27
Fünfzehnter Brief. „ „ 30
Sechzehnter Brief. „ „ 33
Siebenzehnter Brief. „ „ 38

Seite
Achtzehnter Brief. Aus Stuttgart 42
Neunzehnter Brief. „ „ 45
Zwanzigſter Brief. „ „ 51
Einundzwanzigſter Brief. „ „ 56
Zweiundzwanzigſter Brief. „ „ 61
Dreiundzwanzigſter Brief. „ „ 63
Vierundzwanzigſter Brief. „ „ 65
Fünfundzwanzigſter Brief. „ „ 69
Sechsundzwanzigſter Brief. „ „ 76
Siebenundzwanzigſter Brief. „ „ 79
Achtundzwanzigſter Brief. „ „ 86
Neunundzwanzigſter Brief. „ „ 92
Dreißigſter Brief. „ „ 96
Einunddreißigſter Brief. „ „ 101
Zweiunddreißigſter Brief. „ „ 105
Dreiunddreißigſter Brief. „ „ 108
Vierunddreißigſter Brief. „ „ 114
Fünfunddreißigſter Brief. „ „ 118
Sechsunddreißigſter Brief. „ „ 122
Siebenunddreißigſter Brief. „ „ 124
Achtunddreißigſter Brief. Aus Heilbronn 128
Neununddreißigſter Brief. „ „ 130
Vierzigſter Brief. Aus Heidelberg 132
Einundvierzigſter Brief. Aus Ems 133
Zweiundvierzigſter Brief. „ „ 135
Dreiundvierzigſter Brief. „ „ 137
Vierundvierzigſter Brief. „ „ 141
Fünfundvierzigſter Brief. „ „ 144
Sechsundvierzigſter Brief. „ „ 150

Seite
Siebenundvierzigſter Brief. Aus Ems 152
Achtundvierzigſter Brief. „ „ 155
Neunundvierzigſter Brief. „ „ 158
Fünfzigſter Brief. „ „ 160
Einundfünfzigſter Brief. „ „ 162

1826.

Zweiundfünfzigſter Brief. Aus Ehrenbreitſtein .. 164
Dreiundfünfzigſter Brief. Aus Ems 167
Vierundfünfzigſter Brief. „ „ 170
Fünfundfünfzigſter Brief. „ „ 173
Sechsundfünfzigſter Brief. Aus Frankfurt 177

1827.

Siebenundfünfzigſter Brief. Aus Ems 179
Achtundfünfzigſter Brief. „ „ 183
Neunundfünfzigſter Brief. „ „ 187
Sechzigſter Brief. „ „ 189
Einundſechzigſter Brief. „ „ 194
Zweiundſechzigſter Brief. „ „ 196
Dreiundſechzigſter Brief. „ „ 197
Vierundſechzigſter Brief. „ „ 200
Fragment. 202

1828.

Fünfundſechzigſter Brief. Aus Gelnhauſen .. 208
Sechsundſechzigſter Brief. Aus Fulda 210
Siebenundſechzigſter Brief. Aus Eiſenach .. 213
Achtundſechzigſter Brief. Aus Weißenfels ... 218
Neunundſechzigſter Brief. Aus Leipzig 222

Seite
Siebenzigſter Brief. Aus Potsdam 228
Einundſiebenzigſter Brief. Aus Berlin 232
Zweiundſiebenzigſter Brief. „ „ 234
Dreiundſiebenzigſter Brief. „ „ 244
Vierundſiebenzigſter Brief. „ „ 251
Fünfundſiebenzigſter Brief. „ „ 256
Sechsundſiebenzigſter Brief. „ „ 265
Siebenundſiebenzigſter Brief. „ „ 270
Achtundſiebenzigſter Brief. „ „ 279
Neunundſiebenzigſter Brief. „ „ 286
Achtzigſter Brief. „ „ 290
Einundachtzigſter Brief. „ „ 295
Zweiundachtzigſter Brief. „ „ 296
Dreiundachtzigſter Brief. „ „ 302
Vierundachtzigſter Brief. „ „ 307
Fünfundachtzigſter Brief. „ „ 309
Sechsundachtzigſter Brief. „ „ 314
Siebenundachtzigſter Brief. „ „ 316
Achtundachtzigſter Brief. „ „ 320
Neunundachtzigſter Brief. „ „ 322
Neunzigſter Brief. „ „ 325
Einundneunzigſter Brief. „ „ 328
Zweiundneunzigſter Brief. Aus Magdeburg . . 331
Dreiundneunzigſter Brief. Aus Braunſchweig . 334
Vierundneunzigſter Brief. Aus Caſſel 337
Fünfundneunzigſter Brief. „ „ 339
Sechsundneunzigſter Brief. „ „ 342
Siebenundneunzigſter Brief. „ „ 344

Erſter Brief.

Frankfurt, den 17. März 1824.
Morgens 11 Uhr.

Ich ſitze bei Ihrer Schweſter, und ſchreibe in der Eile einige Aphorismen. Glücklich angekommen. Meine Eltern große Freude gehabt. Mein Vater hat ein ſchönes Haus. Gruß an Lindners. Adieu. Morgen ausführlicher.

Den 18. März.

Guten Morgen, liebe Seele! Sie müſſen zufrieden ſein mit meinen zerſtückelten kurzen Briefen. Es geht wahrhaftig nicht anders. Ich fürchte, daß ich bis nächſten Montag noch nicht reiſen kann. Mein Vater bat mich noch einige Tage zu warten, weil wir dann zuſammen nach Stuttgart reiſen wollen. Ich ſchwätze hier wie ein Staarmatz. Ich habe viele Beſuche gemacht, werde von allen zu Tiſche eingeladen, gehe aber nirgends hin. Meine Eltern haben ſich geäußert, ſie wären ſehr mit mir zufrieden, ich wäre geſprächig geworden ꝛc. Sie haben mir einen ſo lieben Brief geſchrieben, und ich habe ſo viel Verdruß, daß meine Briefe, die Ihnen ſonſt ſo viele Freude machten, diesmal ſo dürr und trocken ſind. Ich bin aber gar zu zerſtreut ......

Zweiter Brief.

Frankfurt, den 21. März 1824.

Abends zehn Uhr. Meine Aeuglein ſind ſehr ſchwer, ich will aber doch noch ein Stündchen ſchreiben. Bei Tage iſt keine Möglichkeit. Ich bin ſehr vergnügt, aber nur wenn ich bei Freunden oder in meinem Hauſe bin. Aber auf offener Straße iſt mir ſo ſchwühl, als wäre ich in einer verpeſteten Stadt. Nimmer und nimmer könnte ich in Frankfurt leben. Einen Paß nach der Schweiz, Frankreich und Italien habe ich mir geben laſſen, aber die Oeſterreichiſche Geſandtſchaft hat mir das Viſa nach Italien verſagt, und die franzöſiſche zieht mich auch von Tag zu Tag herum, ſo daß es ſcheint, man wolle mir auch Frankreich verſperren. Sollte meine Furcht ſich beſtätigen, dann iſt gewiß hier beim franzöſiſchen Geſandten gegen mich intriguirt worden, denn ich kann mir nicht denken, daß er von Paris eine Weiſung erhalten, da ich dort gar keinen Anlaß zur Klage gegeben habe. — ... Die Augen fallen mir zu .. gute Nacht. — —

Den 22. März.

Dank für alle Ihre lieben Briefe. Undankbar werde ich immer gegen Sie ſein, denn für alles, was ich Ihnen verdanke, gibt es keinen Dank. — Um vier Uhr heute gehe ich zu einem Mittageſſen im Weidenhof, welches der Gelehrtenverein gibt. Ich dachte anfänglich, ich wäre dazu als Gaſt eingeladen, und erſt von andern Leuten habe ich erfahren, daß das Feſt mir zu Ehren gegeben wird. — Donnerſtag gedenke ich abzureiſen. — Viele ſchöne Sachen habe ich Ihnen zu erzählen; aus meiner Familie, von *** ꝛc.

Dritter Brief.

Frankfurt, den 23. März 1824.

— Beim Eſſen geſtern nicht ſonderlich amuſirt. Kirchner brachte meine Geſundheit aus: „Der Geißel aller Narren und Philiſter ꝛc.“ — Eben war mein Vater bei mir auf dem Zimmer, und bat mich dringend, noch bis Montag hier zu bleiben. Nicht etwa um auf ihn zu warten, ſondern weil er die Sache noch nicht in's Reine gebracht. Wir wurden dann unterbrochen; er meinte wahrſcheinlich die Angelegenheit wegen meiner Rente. — So eben hat mich *** eine halbe Stunde geſtört. Er beſchäftigt ſich mit den ernſten Wiſſenſchaften, wie er ſagt, und nach jedem zehnten

Worte ſagt er: mich deucht. — Werde ich heute Brief von Ihnen bekommen? — Jetzt verläßt mich Dr. ***, nachdem er zwei Stunden mich ſchrecklich ennuyirt hat, mit Vorleſen gedruckter und geſchriebener Sachen. Ich dachte, ich müßte ſterben. — Es iſt zwölf Uhr Mittag, und ich habe keinen Brief von Ihnen. Iſt das Recht? — Meine Mutter hat mir eine goldene Repetiruhr gekauft. Adieu.

Vierter Brief.

Frankfurt, den 24. März 1824.

Liebe Seele, Ihre Briefe ſind wie Sie. Wie glücklich machen ſie mich! Aber Engel, in's Teufels Namen, warum ſind Sie immer ſo melancholiſch? Alles iſt vergnügt und heiter hier, die G. ſogar, trotz ihres Schickſals! Nur Sie allein wollen nie lernen leicht zu leben. — Gute, liebe, begnügen Sie ſich mit meinen kleinen Briefen. Nein, es ging wahrhaftig nicht anders. Auch Abends bis elf muß ich in meiner Familie plaudern. Dann bin ich ſchläfrig; mein Herz ſchläft darum nicht. Um ſo mehr erzähle ich mündlich. — Was ſoll der J. fehlen? Sie iſt ganz munter.

Sie meinen, weil ſie ſchweigt? Freilich, wenn ein Frauenzimmer ſchweigt, iſt das Zeichen von Krankheit. — Heute Mittag eſſe ich bei ***, es iſt die erſte Einladung, die ich angenommen. — In der Neckarzeitung ſtand die Vorrede aus der Spende*) dieſe Woche abgedruckt. — — Ich komme vom Eſſen bei ***. Sophiechen war total beſoffen. Ich bin es auch, denke ich an's Wiederſehen.

Den 25. März.

Sie werden böſe ſein, daß ich ſo lange ausbleibe, und ſind Sie nicht böſe, werde ich es ſein über Ihre Gleichgültigkeit. — Ich freue mich Ihnen eine neue Angſt mitzubringen, nämlich meine goldene Uhr. Eine Uhr kann 1) verloren werden, 2) zerbrechen, 3) geſtohlen werden. Sie liegt vor mir, und ich zähle die Minuten, bis die Poſt mir Ihren Brief bringt. —

---

*) Vorrede zu dem Buche: die Spende. Geſammelte Schriften. A. d. H.

Fünfter Brief.

Stuttgart. Freitag Nachmittag.

Unangenehme Nachrichten.

Theuerſte Freundin!

Ich habe Ihnen verſprechen müſſen, Ihnen zu ſchreiben, wenn mir wieder etwas fehlt. Soll ich mein Wort halten oder nicht! Aengſtigen Sie ſich aber nicht, ich beſchwöre Sie. Ich habe, kaum hier angelangt, wieder Blut ausgeworfen, ich bin aber viel weniger erſchrocken als das vorige Mal. Der Arzt, zu dem ich geſchickt, war noch nicht hier; kömmt er noch zeitig vor Abgang der Poſt, ſchreibe ich Ihnen, was er geſagt.

Sie leſen, was mein Arzt ſchreibt; alſo guten Muth. Er ſagte, ich hätte gar keine Anzeige dieſes Mal zur Ader zu laſſen, ich habe ihm nämlich meine frühere Krankheit und die Rezepte mitgetheilt, und er hat mir nur etwas verſchrieben. Blos zu Ihrer Beruhigung habe ich mir von meinem Arzte jemand als Kranken- und Nachtwächter empfehlen laſſen.

Lieb wäre mir, Sie blieben noch einen Tag länger in Heidelberg, dann könnte ich Morgen Abend noch einmal ſchreiben.

Adieu, gutes Herz.

Im Waldhorn.

Sechster Brief.

Stuttgart. Samstag, den 19. Januar 1825.

Es geht ganz herrlich mit mir. Dieſesmal bin ich beſſer weggekommen als das Vorigemal. Ich hätte vielleicht beſſer gethan Ihnen das Ereigniß ganz zu verſchweigen. Wie werden Sie erſchrocken ſein! Sie ſehen, es iſt gar nicht möglich, daß wir getrennt leben.

Ich will Sie neidiſch machen. Sie meinen Wunder welch ein Glück Sie gemacht, meine Briefe in Heidelberg drei Stunden vor der Zeit erhalten zu haben. Ich habe die Ihrigen zwölf Stunden früher bekommen, als ſie ausgegeben werden. Nämlich den Brief, den ich erſt

Dienstag Morgen bekommen ſollte, bekam ich ſchon Montag Abend um 9 Uhr. Für einen Sechsbätzner machte mir der Poſtkerl das Paket auf, und ſchickte mir zwei dicke Briefe. O, das Geld! Hätte ich den Sechsbätzner nicht daran wenden können, hätte ich die Nacht nicht geſchlaſen. Als ich nun die himmliſchen Briefe erhielt, ſtand mir die Bruſt voll Thränenwaſſer; aber ich durfte nicht weinen, denn mein Nachtwächter ſaß neben mir. Da legte ich mich ins Bett, und weinte ſüße Thränen.

Ich werde erſt übermorgen wieder ſchreiben. Nur ordentlich Tagebuch geführt. Ich brauche Ihre Briefe mehr als je. Aloe iſt das bitterſte der Arznei=Mittel.

Siebenter Brief.

Stuttgart, den 21. Januar 1825.
Freitag.

Himmliſcher Satan, jetzt fange ich an und werde wild. Welche Verwirrung machen Sie! Wenn das ſo fortgeht, kommen Sie nie nach Frankfurt, und meine Briefe kommen nie zu Ihnen. In meinem letzten Briefe, den Sie Mittwoch erhalten haben müſſen, bat ich Sie ja Donnerstag abzureiſen, warum haben Sie es nicht gethan? Ich ſchreibe heute auch nach Frankfurt. Umſtändlich ſchreibe ich, ſobald ich erfahre, daß Sie wirklich abgereiſt ſind.

Achter Brief.

Stuttgart. Samſtag, den 22 Januar 1825.

Gehen Sie zum Teufel. Ich meine nach Frankfurt, das iſt all eins. Geſund bin ich, aber wüthend, daß Sie noch nicht fort ſind. Nach Frankfurt habe ich auch geſchrieben. Wenn Sie nicht wären, wäre ich der größte Narr in Deutſchland. Machen Sie, daß Sie fortkommen. Ich freue mich ſehr auf Ihre Frankfurter Briefe.

Adieu.

Neunter Brief.

Stuttgart. Samſtag, den 22. Januar 1825.

Jetzt habe ich gar zwei Schätzchen, eines in Heidelberg und eines in Frankfurt, und muß ich mein armes Herz noch in meinen alten Tagen theilen! . . . Von meiner Geſundheit rede ich nicht mehr. Die Geſundheit iſt auch eine Frau, die beſte iſt, von der man nicht ſpricht. Da werden Sie ſich nun wieder zwei Tage ohne Noth geängſtigt haben, doch nicht ohne Schuld. Warum ſind Sie nicht abgereiſt? Adieu. Ich ſchreibe auch zwei Zeilen nach Heidelberg.

Zehnter Brief.

Stuttgart. Sonntag, den 23. Januar 1825.

Ich bin ſo geſund, daß ich Sie durchprügeln möchte. Darum keine Angſt mehr. Schon drei Tage kömmt der Arzt nicht mehr, und Sie wiſſen, daß dieſer Erſcheinung Geſundheit entweder vorhergeht oder nachfolgt. Rathen Sie, wie viele Bücher ich ſeit meinem Hierſein geleſen? Acht Bände, drei Hefte, und wenigſtens dreißig Zeitungen und Journale. Heißt das fleißig ſein? Jetzt will ich auch anfangen zu arbeiten, daß es kracht.

Eine große Neuigkeit hier: Der König hat gelacht. Geſtern Mittag hat der ganze Tiſch bis zum Braten davon geſprochen, der König habe im Theater, in den Hageſtolzen einmal gelacht. O Gott, o Gott! Links neben mir ſitzt ein Ober-Juſtizrath, neben dieſem ein Ober-Regierungsrath, rechts neben mir ein Polizei-Actuar, gegenüber ein Finanzrath, und ſo der ganze Tiſch. Sie regieren alle, ich bin der einzige Regierte. Ich, der nichts bin, möchte wohl den Titel haben: Herr Regierter. Ach, Sie haben mir ihn ſchon längſt gegeben. Ich möchte die Schwernoth kriegen, und auch darüber, daß ich heute wieder an die Stadt Heidelberg geſchrieben, die mich doch gar nichts angeht.

Elfter Brief.

Stuttgart, den 24. Januar 1825.

Endlich, endlich ſind Sie abgereiſt. Das war eine böſe Woche! Ich habe Ihnen doch ſchon vielen Kummer gemacht. Ja, man liebt nicht umſonſt. Es wollte mir das Herz zerreißen, wenn ich daran dachte, mit welcher Ungeduld Sie meinen erſten Brief erwartet, mit welcher frohen Haſt Sie ihn eröffnet haben werden, und wie dann die unerwartet ſchlimmen Nachrichten Sie getroffen haben müſſen. Die Pauline muß es mir einmal ſchreiben, wie es zugegangen und wie Ihnen zu Muthe geweſen. Aber ich habe es ſchon erfahren, wie es Ihnen troß Ihrer liebevollen Aengſtlichkeit, an Geiſtesgegenwart nicht fehlt, da wo ſie nöthig iſt, und das tröſtet mich etwas. Was mich betrifft, ſo habe ich eigentlich bis jetzt ſehr vergnügte Tage verlebt. Die Zeit ging mir wie der Blitz ſchnell vorüber. Bei gutem Wetter ging ich eine Stunde ſpazieren, dann eine Stunde in die Leſegeſellſchaft, und die übrige Zeit brachte ich in meiner guten warmen Stube zu. Um halb zehn legte ich mich zu Bette und ſchlief mit der ſeligen Zuverſicht ein, daß, ſo gewiß morgen die Sonne aufgehen werde, ich einen Brief von Ihnen erhalten würde, ich war zu beneiden um meiner Unpäßlichkeit. Zwei Abende war der junge W. bei mir, K.'s Hofmeiſter, wir ſpielten Schach. Er mißfällt mir nicht. Er gehört zu den ſtrebenden Jünglingen, die gern mit bedeutenden Männern Bekanntſchaft machen. Er hat ſolche mehrere hier. Er hat großen Reſpekt vor mir, das amüſirt mich bis zum Lachen. Auch Profeſſor Liſt war einen Abend bei mir. Er will mit ſeiner Frau und ſeinen vier Kindern nach Amerika gehen. — Als ich zu Cotta kam, war gerade ein vornehmer Herr bei ihm. Nachdem dieſer fort war, drückte er mir die Hand, und freute ſich ſehr mich zu ſehen. Mit der Zenſur, mit der nämlich, welche Cotta ſelbſt ausübt, ſteht es ſehr ſchlimm. Gerade als ich bei ihm war, brachte man ihm ein Morgenblatt, und er zeigte mir darin eine Stelle, die er ſtreichen müſſe. Sie betraf nicht Politik, ſondern die Geiſtlichkeit. Er erzählte mir dann, in Wien ſei das Morgenblatt wegen mißfälliger Artikel in Religionsſachen verboten worden. Und ein halbes Jahr lang wolle man dort abwarten, ob das Blatt ſich beſſern und Buße thun werde. Schöne Ausſichten für mich. Demnach wird wahrſcheinlich meine Rezenſion von Windiſchmann auch nicht gedruckt werden, obzwar von Politik nichts darin vorkömmt. Das von Wien dürfen Sie keinem erzählen, Niemanden, ohne Ausnahme.

Weil jetzt die Zeit der Anarchie vorüber iſt, habe ich auch meine vernünftigen Briefe zu numeriren angefangen. Ich bin auch hier, während meines Uebelbefindens, nicht ohne menſchenfreundliche Theilnahme geblieben. Täglich ein paarmal kam der Kellner und fragte mich: haben Sie gelitten? Das erſtemal antwortete ich: ich danke Ihnen, es geht ganz gut. Dann aber merkte ich meinen Irrthum; er wollte mich fragen: haben Sie geläutet, geklingelt? —

Mit Logis geht es mir ſchwer. Ich habe nur ein einziges brauchbares gefunden, dieſes iſt zwar ſehr ſchön, es wird aber 30 Gulden monatlich dafür gefordert, und ich habe nur Hoffnung, es vielleicht zu zwei Karolin zu bekommen. Der üble Zufall meiner Krankheit hat unſere Berechnung zu Schanden gemacht. Ich bin übrigens ſehr ſparſam, ſchreibe auch die kleinſte Ausgabe auf. Iſt das brav?

Zwölfter Brief.

Stuttgart, den 26. Januar 1825.

Ja wohl, das habe ich ſchon beim Aufmachen des Briefes gemerkt, daß Sie über den Lärm des Willkommens den Verſtand verloren, Ihren nämlich. Sie haben in der Verwirrung nur eine Oblate an den Brief gebracht. Möchten Sie doch auf dieſe Weiſe immer verrückt bleiben. In Wuth komme ich jedesmal über Ihre Oblaten, und ich habe das herzlichſte Mitleid mit meiner armen ausgedienten Scheere, die kaum noch Kraft genug hat, einen Faden zu durchſchneiden. Alſo Ihrer Schweſter Paulinchen iſt jetzt Ihre Nachbarin? Nun, ſo lange ſie klein ſind, habe ich nichts gegen die Paulinen.

Was macht die große? Wenn ſie bei Ihnen mein Spion ſein und mir hinter Ihrem Rücken ſchreiben will, was um und mit Ihnen vorgeht, will ich ihr gut werden. Liebe Seele, mir nur alles recht ausführlich geſchrieben, was Sie in Frankfurt ſehen, hören und erfahren. Wie ich lebe? Wie eine Schnecke, und ich befinde mich ſehr wohl dabei. Wie ich den Tag beginne, wiſſen Sie. Nun habe ich mir auch ein engliſches Vokabelnbüchlein angeſchafft. Das macht mir viele Freude. Bis jetzt nur zwei Pfeifen täglich. Emſer Waſſer, das man hier gar nicht haben kann, erſetze ich beim Frühſtück mit Brunnenwaſſer, und es ſchmeckt mir ganz gut. Ich bin geſund, und ſehe ganz herrlich aus. Sind Sie zufrieden? Nicht zu vier, wie Ihnen Hannchen erzählt, ſondern zu drei waren wir im Eilwagen. Ein wunderſchönes Frauenzimmer, der Kleidung nach zu urtheilen von Stande. Sie iſt aus ··· und hat ſich einige Zeit in *** bei einer Tante aufgehalten. Gelegentlich werden Sie von der *** erfahren können, wer das Frauenzimmer iſt. Verſtand und Bildung hatte ſie wenig, auch hat ſie mich mit ziemlich viel Nachläſſigkeit behandelt. Die ſchwarze Nachtmütze und darüber die Pelzmütze mag mir aber auch gut geſtandenhaben. — Ich weiß jetzt gar nicht mehr, was ich Ihnen ſchreiben ſoll; ich erwarte erſt den Stoff von Ihnen. Der Teufel hole dieſes ſtille Neſt. Heidelberg iſt London dagegen. Man könnte ſich auf der Straße ſchlafen legen, und würde nicht aufgeweckt. Und da wohne ich noch der Poſt gegenüber. Sie werden wohl warhſcheinlich erſt den nächſten Montag wieder einen Brief von mir bekommen. Das Ausziehen und Einrichten wird mich unterdeſſen beſchäftigen. Vielleicht lacht auch bis dahin der König wieder einmal, und dann kann ich Ihnen etwas Neues ſchreiben. Tauſend Grüße an Alle.

Dreizehnter Brief.

Stuttgart, den 29. Januar 1825.

Liebe Freundin!

Geſtern und heute vergebens auf Brief gewartet! Ich wollte ich wäre noch krank, dann wären Sie doch bedachter auf meine Zufriedenheit. Haben Sie denn nicht Zeit gehabt, Ihrem armen Freunde auch nur eine einzige Zeile zu ſchreiben? Und ſind Sie nicht Schuld daran, dann iſt es ja um ſo unglücklicher für mich, denn ich ſehe nicht ein, wie Ihre Zerſtreuung in Frankfurt bald endigen könne, das wird noch viele Wochen ſo fortgehen. Ich lebe hier ganz ſtill und eingezogen, zwar zufrieden, denn ich will es ſo, aber man will doch eine Freude haben, und woher ſollte ſie mir kommen, als von Ihren Briefen? Ich bin unausſprechlich traurig. Des Morgens, wenn die Dämmerung anbricht, beginnt die glückliche Stunde für mich, denn ſchon nach ſieben bekomme ich Ihre Briefe; aber wenn ich getäuſcht worden, weiß ich auch ſchon frühe, daß für den Tag nichts mehr für mich zu hoffen iſt, und ich muß mich vier und zwanzig Stunden verdrießlich hinſchleppen. Ich kann die Trennung von Ihnen nur bis zu einem gewiſſen Grade ertragen, machen Sie mir ſie nicht gar zu ſchwer. Geſtern erzählte man mir, Salomon Rothſchild, der ſich drei Tage hier aufgehalten, wäre beim Miniſter zum Ball eingeladen geweſen, und dort habe der König „drei viertel Stunden" mit ihm geſprochen. Ich lachte geſtern über ſein Glück, aber heute lache ich nicht mehr. Ihre Freunde in Frankfurt ſind ja auch die Meinigen, und da ſie Sie ſelbſt beſitzen, werden ſie mir doch wohl einen Brief gönnen. Sagen Sie ihnen das. Ich hoffe bis Morgen einen Brief zu erhalten. Bis dahin Adieu.

Vierzehnter Brief.

Stuttgart, den 30. Januar 1825.

. . . . Ich habe endlich ein Logis gefunden für 15 Gulden monatlich. Ich werde übermorgen den 1ſten einziehen. Wegen des Waſſertrinkens Morgens ſein Sie ohne Sorgen. Ich befinde mich ſehr wohl dabei, und ich habe ja, wie Sie wiſſen, dieſe Diät ſchon ein halbes Jahr in Heidelberg erprobt. Wiſſen Sie, daß ich armer Teufel ſchon vierzehn Tag mich hungrig zu Bette lege, und daß es mir an Brod mangelt? Ich laſſe mir jeden Abend Aepfel und ein Stück Brod bringen. Das Brod iſt aber ſo klein, daß ich nicht ſatt davon werde, und ich ſchäme mich, noch einmal zu begehren. Das Herz blutet mir, wenn ich an die herrlichen Soupers in Heidelberg denke; jeden Abend, acht Uhr, meine ich, die Thüre müßte aufgehen und Hannchen hereinkommen, und ſagen: das Nachteſſen iſt aufgetragen. Aber die Thüre bleibt zu, und nichts höre ich durch ſie, als das Räuspern eines armen jungen leichenblaſſen Franzoſen, der neben mir wohnt. Ich ſehe ihn Mittag bei Tiſche, er hat die Schwindſucht, er kann kein Jahr mehr leben, und er iſt ganz munter. Und ich, der ich die Schwindſucht nicht habe, bin oft ſo ängſtlich! So ſind Freuden und Leiden vertheilt. In meinem Zimmer Furcht ohne Gefahr, im Nebenzimmer Gefahr ohne Furcht. Aber eine Furcht habe ich, die iſt nicht ohne Grund. Ich fürchte Sie vergeſſen mich etwas in Frankfurt. Ich kenne Ihr offenes Herz, wer zuerſt hineinkömmt, hat den Platz.

Was habe ich in meinen ſtillen brodloſen Abenden nicht alle ſchon geleſen! Unter andern auch, das goldne Vließ von Grillparzer. Der arme Menſch, ich hätte weinen mögen. Nichts gehalten von dem was die Sappho verſprochen, ſo weit unten, daß er nicht mehr ſinken kann. Wie konnte es anders kommen? Er iſt in Wien, und „ſchematiſirender Hof-Concipient.“ Teufel auch, das könnte einen Shakeſpeare zu Grunde richten. Geſtern las ich in einem Pariſer Blatte, daß man dort Rouſſeaus ſämmtliche Werke in einem Bande, und Voltairs in zwei Bänden drucke. Ich freute mich darüber. Meine ſämmtlichen Werke, auf dieſe Weiſe gedruckt, könnten auf einen Briefbogen gebracht werden, und dann könnte ich fliegen zur Unſterblichkeit, mit dem erſten beſten Winde. — Neues hier: „grüne Talglichter werden verfertigt und gebrannt, und die Neumann aus Carlsruhe hat Gaſtrollen gegeben und unbändig gefallen.“

Fünfzehnter Brief.

Stuttgart, den 2. Februar 1825.

Verehrungswürdige Frau, Sie ſind ſo kalt wie eine ſechszigjährige Lappländerin. Was das für Reden ſind! Heißt es täglich einen Brief erwarten, wenn ich mich betrübe, daß ich nicht einmal am dritten Tage einen bekomme? Ich ſoll beſtimmen, wie wir das einrichten wollen? Ihr eigenes Herz muß das einrichten. Was meine literariſchen Arbeiten betrifft, ſo will ich abwarten ob ſie nicht noch vielleicht gedruckt werden. Bei frühern Gelegenheiten hat ſich dies oft Monate lang verzögert. Müllner iſt nicht Schuld daran, er redigirt das Literaturblatt nicht.

Cotta ſelbſt beſorgt es. Erſcheint meine Rezenſion von Windiſchman nicht, dann muß ich freilich denken, daß Cotta ein Buchhändler der heiligen Allianz iſt. Ich habe die Rezenſion von Coopers Romanen angefangen; wenn ſie fertig iſt, ſchicke ich Ihnen eine Abſchrift davon. Ich bin auch der Meinung, daß Sie Dr. ***'s Beſuch abwarten, und nicht zu ihm ſchicken. Er iſt ſicher mit meinem Vater einverſtanden, und dabei kalter Geſchäftsführer, während ich doch bei meinem Vater immer noch viel auf den Einfluß des Herzens rechnen kann.

Ich habe Ihnen in Heidelberg oft erzählt von dem, was ich in den Zeitungen über Lafayette in Amerika geleſen. Nie hat mich etwas ſo durch und durch erregt. Die Weltgeſchichte hat kein anderes Beiſpiel, daß einem Menſchen auf eine ſolche Art gehuldigt worden wäre. Das war keine von der Polizei verfertigte knechtiſche Begeiſterung, das war auch kein Volksſtrohfeuer. Zehn Millionen nüchterner, beſchäftigter Kaufleute ſind ihm entgegengezogen, ein ganzer Welttheil hat ihm gehuldigt. Aber was hilft es — dachte ich — den Hofhunden in Europa ſind ihre baaren Beſoldungen und Penſionen doch lieber, und ſie werden lachen über Lafayettes unfruchtbare Ehre. Was geſchieht nun? Das Land hat ihm eine Million Franken geſchenkt, die ihm mit ſechs Prozent verinterreſſirt werden, und ſo hat Lafayette und ſeine Nachkommenſchaft eine ewige Rente von 60,000 Franken. Und ein Landgebiet haben ſie ihm bewilligt, ſo groß, daß man eine Stadt darauf bauen kann. Den Monarchiſten wird der Mund wäſſern, und da auch die Tugend Geld einbringen kann, werden ſie ſich die Sache bedenken. Die Pariſer Ultrablätter, denen es doch ſonſt an Witz nicht fehlt, ſind ſo wüthend, daß ſie ganz dumm geworden ſind, und wie die Marktweiber ſchimpfen.

— Können Sie nicht erfahren, was Rothſchild hier für Geſchäfte gehabt? Kaulas fürchten ihn, wie die Hühner den Marder.

Sechszehnter Brief.

Stuttgart, den 4. Februar 1825.

Guten Abend! Was machen Sie jetzt, Freitag Abend 9 Uhr? Wir wollen ein wenig plaudern. Ich bin ganz allein und ſtill in meiner Stube, wie jeden Abend, denn ich liebe nichts mehr als meine Stube und Sie. Ich habe zwei große freundliche helle Zimmer, die durch den nämlichen Ofen geheizt werden. Die Flügelthüren, die mein Arbeits- von meinem Schlafzimmer trennen, ſtehen breit offen, und da der Boden gerade fortläuft, ſo brauche ich den Fuß keiner Schwelle wegen aufzuheben, und ich gehe wie ein Prinz einen langen warmen Weg auf und ab. Aber ich denke nie mehr an Sie, als wenn ich ſo prinzlich herumſpaziere, denn ich bin gar nicht ſtolz. Was ſagen Sie dazu, daß ich mir eine Art Haushälterin angeſchafft habe. Sie iſt mir aber nur an der linken Hand angetraut, ich lebe mit ihr in einer morganatiſchen Ehe, und ich habe ihr den Titel gegeben: Prinzeſſin Hopfenſtange, weil ſie ſo hager iſt. Sie hackt meinen Zucker (wobei ich ihr auf die Finger ſehe), putzt die Stiefel, hält mein Zimmer rein, klopft meine Kleider aus und beſorgt meine Commiſſionen. Sie wohnt in der Nähe und kömmt mehreremal des Tags zu mir. Im Hauſe nämlich konnte ich keine Bedienung haben. — Ich danke dem Dr. Stiebel für ſeinen ſchönen Brief, ich werde ihn meinem Arzte zeigen. Geſtehen Sie, daß Sie an dem Briefe mitgearbeitet haben. Die Einſchärfung nicht viel zu reden, die drohende Erinnerung an Erb*) kömmt ſicher von Ihnen.

---

*) Profeſſor Erb in Heidelberg hatte eine Brochüre drucken laſſen, worin er behauptete, das Geheimniß zu beſitzen, wie

Geſtern im Leſekabinet durchblätterte ich ein Journal der Luxus und Moden, das in Weimar

---

man geregelte Luftfahrten einrichten könne. Börne interreſſirte ſich lebhaft für den Gegenſtand dieſer Brochüre; er ſprach viel darüber mit dem Verfaſſer, welches nicht ohne Anſtrengung geſchah, da Profeſſor Erb beinahe das Gehör verloren hatte. Nachſtehender Entwurf, vermuthlich zu einem größeren Aufſatze beſtimmt, fand ſich unter Börne's nachgelaſſenen Papieren.

„Erb.

„Deutſche, Pulver, Buchdruckerkunſt erfunden — Pulver die kleinen Tyrannen zerſtört — Dampffahrt zwei Monat nach Oſtindien — Zeit gewinnen, Leben verlängern — Menſchen und Völker Stahl, Schwamm und Zunder, Licht durch Zuſammentreffen — Ohne Jubel nicht daran zu denken, ohne Paß durch die Welt zu reiſen, über den Köpfen der Gendarmen, nur ein freies Land zum Ausflug und eines zum Landen — Erb nach Amerika — Freiheit in der Luft — Maſchinen verhindern das Monopol — Wird unmöglich gemacht die Menſchenkräfte zu discipliniren — Pulver: Wehre. Druckerei: Lehre. Maſchine: Nahre — So viele mechaniſch Beſchäftigte dem geiſtigen Leben gegeben — Kein Pöbel und keine Patrizier — Dampf auf Pflug ꝛc. angewendet — Vorwand zur Herrſchaft und Waffe dieſe Herrſchaft zu behaupten finden die Patrizier im Pöbel — Eiſenbahnen — Mechaniſche Kräfte nicht ermüden. Dampfſchiffrad gleich zwanzig Ruder, doch mehr als zwanzig Menſchen, nicht zerſtreuen, nicht Athem ſchöpfen — ewiger Friede dem Dampf zu verdanken. Ein Dunſt! Dampfkanonen, ſieben Stunden weit — Dampfmechanik und Menſchenkraft, wie Manuſcript zur Druckerei — wie eine Uhr die nicht aufgeerſcheint, und fand darin zu meiner Beluſtigung, daß ein Pariſer Correſpondent meine Pariſer Berichte im Morgenblatte Stellenweiſe wörtlich abgeſchrieben hat, und das nicht blos beſchreibende Artikel, ſondern auch Empfindungen, als hätte er ſie ſelbſt gehabt. Das fehlt noch einem armen Teufel wie mir, daß ich beſtohlen werde. —

Was es doch glückliche frohſinnige Naturen gibt, die jedes Unglück mit Leichtigkeit, ja mit Lachen ertragen! Geſtern erneuerte ich die Bekanntſchaft eines Profeſſors Michaëlis aus Tübingen (eines getauften Juden), eines Mannes von ſechzig Jahren. Dieſen haben im vorigen Winter folgende Unglücksfälle betroffen. Erſtens iſt ihm das eine Auge, durch das er noch ſah, ſo ſchwach geworden, daß er durch die Brille nur wenig mehr ſieht. Vier Stunden war er ganz

---

zogen zu werden braucht — Naturkräfte arbeiten froher wenn ſie frei ſind. („Elemente haſſen das Gebild der Menſchenhand.“ —)

blind, das Geſicht kam ihm aber zurück. Zweitens zerbrach er den Schenkel und wurde ſo ſchlecht geheilt, daß der Fuß zu kurz geworden, und er ſtark hinkt. Drittens brach zweimal Feuer in ſeinem Hauſe aus, und das zweitemal brannte es ab. Und dieſer Mann iſt ſo munter, ſcherzend und luſtig, wie es andere nur in heiteren Stunden ſind!

Siebzehnter Brief.

Stuttgart, den 6. Februar 1825.

Liebe Freundin!

......Ich habe heute von meinem Vater einen Brief erhalten, den ich Ihnen abſchriftlich mittheile. Abſchlagen kann ich meinem Vater die Bitte nicht, aber gleich mit meinem Bruder werde ich wohl ſchwerlich kommen, ſondern etwa erſt in vier Wochen. Erſtens würde es mich bei Cotta in gar zu üblem Credit ſetzen, wenn ich kaum angelangt wieder forteilte, und ich möchte zuvor noch einiges für ihn arbeiten. Zweitens, weiß ich auch nicht, ob mir jetzt das Reiſen zuträglich iſt.

Den 7. Februar.

.... Was mein Vater von mir will, wiſſen Sie jetzt. Alſo im März ſehe ich Sie wieder. —

Ich wünſche, daß ich mich mit meinem Vater vereinigen könne, ich ſehe aber nicht ein, wie dieſes möglich ſein wird. Seine Vorſchläge ſind immer noch die nämlichen. Laſſen Sie ſich von Dr. *** ſagen, worin denn eigentlich die Verbeſſerung von meines Vaters Vorſchlägen läge? Ferner: welchen Grund denn überhaupt, welchen rechtlichen und billigen nämlich mein Vater hat, mich hinter meinen Brüdern zurückzuſetzen? Wenn mein Vater nur einen ehrlichen Mann in Frankfurt findet, der ihm Recht gibt, ſo will ich mir alles gefallen laſſen. Als mein Vater in Frankfurt über die Sache mit mir ſprach, ſagte er: die Angelegenheit mit ſeinem Vermögen zwiſchen uns wünſche er friedlich zu ordnen. Heißt denn das es friedlich einrichten, wenn er durch Zurückſetzung Neid bei mir und Widerwillen gegen meine Geſchwiſter erregt? ... Ich kann keine

Ungerechtigkeit ertragen, und, Sie wiſſen, auch nicht, wenn ſie andere erleiden. Und nun, da ich ſelbſt das Opfer einer Ungerechtigkeit bin, ſoll ich der großmüthige Narr ſein, meine Grundſätze rechtlicher Geſinnung aufzugeben? Ich kann es meinem Vater nicht verzeihen, daß er Leidenſchaften in mir erregte, deren ich mich für gar nicht fähig gehalten. So iſt es. Ich will mich nicht für beſſer ausgeben als ich bin. Er hat Neid gegen meine Geſchwiſter bei mir angefacht, er hat mir meine Ruhe genommen. Ich hätte mich früher nicht für fähig gehalten, mit einer Katze, eines Geldvortheils wegen, zu ſchmollen. Ich mag von der verhaßten Geſchichte nicht länger reden. —

Den 8. Februar.

Als ich geſtern ſo recht im Aerger des Schreibens war, kam ein Kerl zu mir, der ſagte, er habe da einen ſchönen Karpfen, ich möchte ihn kaufen. Und er wollte ſich gar nicht abweiſen laſſen. Darüber mußte ich lachen. Ich ſagte ihm: keine Frau, kein Fiſch! — — Ich bin beſtimmt entſchloſſen, keinem Antrag von Renten nachzugeben. Ich komme auch ſchwerlich nach Frankfurt. Der Aerger würde meiner Geſundheit ſchaden. Ich habe ſchon geſtern aus Gemüthsbewegung mich unwohl gefühlt. — — Daß ich von Stiebel das Rezept gefordert, braucht Sie nicht zu beunruhigen. Ich bin ganz geſund, huſte auch nicht. Die Heidelberger Luft war Schuld am Huſten. Adieu, und ich rechne darauf, daß Sie mich auch ohne Renten lieben. Sie ſehen daß ich Recht habe, es iſt ein Fluch im Gelde. Seitdem mir mein Vater Geld geben will, bin ich unglücklich.

Ihr trauriger, aber treuer Freund.

Achtzehnter Brief.

Stuttgart, den 10. Februar 1825.

Ich werde Ihnen durch meinen letzten Brief wieder Kummer gemacht haben, weil Sie meine gereizte Stimmung daraus erſehen konnten. Allein wünſchen und fordern Sie, daß ich Geheimniſſe vor Ihnen habe? Nein, gewiß nicht. Ich kann Ihnen ſo wenig eine Empfindung verheimlichen, als ich es mir ſelbſt könnte. Indeſſen können Sie ruhig ſein. Sie wiſſen daß kein Verdruß lange bei mir anhält, und daß ich ein glücklicher Hans ohne Sorgen bin. Aber eben um dieſes zu bleiben, bin ich entſchloſſen in die Anträge meines Vaters durchaus nicht einzugehen. Eine

Ungerechtigkeit iſt es von ſeiner Seite, das iſt klar. Es iſt eine wahre — Enterbung, und was er mir geben will, iſt nur ein Legat. Soll ich nun einmal eine Ungerechtigkeit ertragen, ſo muß es mit einem Male abgethan ſein. Darum laſſe ich mich auf keine Leibrente ein. Weder die Geſetze noch die Natur geben meinem Vater das Recht, meinen Willen zu binden, und über mein Vermögen nach meinem Tode zu verfügen. Das ſind unſelige ariſtokratiſche Einrichtungen, die aus Hochmuth und Herrſchſucht entſprungen, ſo vieles Unheil über die Welt bringen, Grundſätze, die ich verabſcheue und zu deren Fortpflanzung ich nichts beitragen will. Mein Vater ſoll mir ein Capital geben, ſo wenig als er will, ich werde die Sache verſchmerzen, und damit iſt's aus. Aber eine Leibrente nehme ich auf keine Weiſe, und wenn er mir jährlich fünf tauſend Gulden gäbe. Sie können dieſes meinem Vater wiſſen laſſen. Und wenn dieſes nicht zur Baſis angenommen wird, komme ich nicht nach

Frankfurt. Wozu eine Reiſe machen mir Verdruß zu holen? — — Mein Bruder iſt ſchon geſtern wieder fort. Ich habe mit ihm von der Angelegenheit gar nicht geſprochen. Geld habe ich nicht gefordert, mein Vater ließ mir aber freiwillig zwei hundert Gulden auszahlen. Ich bin jetzt ein reicher Mann, ich habe 370 Gulden im Vermögen, wollen wir theilen? — Dummkopf! läßt ſich noch immer weiß machen, das Arbeiten für Cotta mache mir Sorgen! . . Ich muß ſchließen, ich habe mich verſpätet. Adieu Dummkopf.

Neunzehnter Brief.

Stuttgart, den 12. Februar 1825.

Wie vergnügt war ich, als mir das Briefmädchen 19 Kreuzer abſorderte, ſtatt der gewöhnlichen 13. Das zeigte mir an, daß Ihr Brief mit Zwillingen ſchwanger ſei. Und ſo war es. Gott lohne es Ihnen. Nicht wahr ich habe es vorher geſagt, Sie haben keinen Verſtand, wenn ich nicht bei Ihnen bin? Es wird ein wahrer Triumph für mich ſein, wenn Sie Dr. M. für ein Gänschen anſieht. Wegen meiner Geſundheit ſein Sie außer Sorgen, ich bin ſo wohl als früher, und noch wohler. Es wäre ſchlimm, wenn jede Gemüthsbewegung gleich dauernde Spuren zurückließe. Sie haben Unrecht mir meine Irrfahrten vorzuwerfen. Bin ich des Vergnügens wegen nach Stuttgart? Wäre ich nicht lieber bei Ihnen? Aber Frankfurt iſt mir verhaßt und ich bin ungern in meinem elterlichen Hauſe. Es iſt da ſo ſchwül. Amtsmienen, keine Lebensluſt, es wird nicht gelacht, es iſt alles ſo ſteif. Dieſe Klage iſt nur für Sie. Als nun mein Vater mir ſo freundlich ſchrieb, dachte ich, ſeine Geſinnungen gegen mich hätten ſich gebeſſert. Darum wollte ich darauf gern nach Frankfurt. Aber die Aeußerungen des Dr. ***, die Sie mir mitgetheilt, überzeugten mich, daß mein Vater noch ganz die alten Pläne hat, und ſo will ich wieder nicht gern nach Frankfurt. Kann ich meinem Vater das Recht einräumen mein Teſtament zu machen? Doch genug von dieſen Lappalien, wir wollen von wichtigern Dingen ſprechen. Was man mit Geſinde ausſteht, das glaubt kein Menſch! Meine Haushälterin habe ich ſchon wieder zum Teufel gejagt. Sie war eine Diebin, nicht mir, ſondern andern, und das habe ich auf folgende Weiſe erfahren. Vor einigen Tagen, da ich nach Hauſe kam, ſtand vor meiner Zimmerthüre eine reichgekleidete Dame von etwa vierzig Jahren, mit einem ſehr ſchönen ſechszehnjährigen Mädchen. Sie machte einen vornehmen Knix und that das Maul auf. Weil ich aber einen feinen Geſchmack und ein grobes Gehör habe, ſah ich die Tochter an, und verſtand die Mutter nicht. Endlich merkte ich, daß ſie franzöſiſch geſprochen. Sie ſagte: Monsieur, je voudrois voùs parler un instant. Ich mache einen Kratzfuß, öffne meine Thüre und ſage: Madame belieben Sie hinein zu ſpazieren. Madame aber trat nicht hinein, ſondern öffnete die Thüre neben der meinigen, und ſagte: Monsieur vous plait-il d'entrer chez moi. Da merkte ich denn, daß ich mit der franzöſiſchen Gräfin zu thun hatte, die das Logis neben mir gemiethet und eben im Einziehen begriffen war. Nachdem Sie eine Viertelſtunde geſprochen, brachte ich endlich folgendes heraus. Sie habe geſtern in der Küche ein Paar Handſchuh liegen laſſen, und man habe ihr dieſe entwendet, und die Diebin ſei mein Dienſtmädchen, denn Niemand anders ſei in die Küche gekommen. Ich ſagte: mais madame, dans l'état actuel des choses, quel parti faut-il prendre? Il faut la chasser, antwortete ſie. Ich ſagte, ſie möchte mit der Hauswirthin darüber ſprechen, die mir das Mädchen empfohlen, und was die beſchließe, ſei mir recht. Den folgenden Tag kam die Wirthin und ſagte mir, ſie habe ſich auf die Klage der Gräfin, näher nach dem Mädchen erkundigt, und wirklich erfahren, daß ſie ſchon früher geſtohlen, nämlich vier Gulden und einen Ueberrock. Darauf jagte ich ſie fort. Ob ich nun zwar alles verſchloſſen hatte, ſah ich doch nach, ob mir nichts fehle; es fehlte nichts. Auch zählte ich die Häupter meiner Lieben (nämlich die Königshäupter auf meinen Münzen) und ſieh, ſie waren mir alle geblieben! Meine Wirthin ſchickte mir ein anderes Mädchen. Vor Dieben kann man ſich ſchützen, aber wie ſchützt man ſich vor Dummköpfen? Meine neue Haushälterin ſpricht nichts als ja, ja. Sie iſt einen Kopf kleiner als ich, und ich kann ſie nicht einmal gebrauchen, die Fenſterladen zuzumachen, und den Rock an den Nagel zu hängen. Sie reicht nämlich nicht ſo hoch. O Gott, was man mit Geſinde ausſteht! Der Teufel hole das Junggeſellen-Leben. Wenn Sie jetzt zu mir ins Zimmer träten, und mich ſähen, würden Sie erſt einen kleinen Schreck haben, und dann ſich krank lachen wollen. Ich habe nämlich den linken Fuß, über und unter dem Schuh, mit Bandagen von Leinwand und vielen Stricken umwunden, und beim Gehen ſetze ich den Fuß vorſichtig auf. Sie würden denken, ich hätte die Gicht, oder das Bein gebrochen. Es iſt aber weiter nichts, als daß die Sohle meiner wollenen Schuhe abgefallen iſt, und nur noch an der Ferſe etwas anhängt, und dieſe habe ich mit Lappen feſtgebunden. Sie werden fragen, warum ich ſie nicht machen laſſe? Weil mein Mädchen zu dumm iſt, den Schuhmacher ſelbſt zu inſtruiren, und ich dieſen, zu dem ich geſchickt, ſeit zwei Tagen vergebens erwarte. Nein, dieſes Leben ertrage ich nicht länger, und ich ſage es Ihnen kurz und gut, nächſtens wird geheirathet. — — Geſtern fragte mich die *** in ihrer Kinderſtube: welche von meinen Töchtern ſieht mir am ähnlichſten? „Die Hübſcheſte,“ antwortete ich. Darauf warf ſie ihrer Straßburger Gouvernante einen Blick zu, der ſagen wollte: habe ich Ihnen nicht geſagt, was das für ein geſcheiter Menſch iſt?

Zwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 14. Februar 1825.

Sie haben mich wieder 19 Kreuzer gekoſtet, Gott ſegne Sie dafür ..... Und ſo wollen wir es halten: wir kaufen uns ein Gütchen, aber weit, weit von Frankfurt weg. Ich ziehe, wie mein Vater, Blumen und Hühner auf. — — Die G. liebe ich wegen ihrer Aeußerung über München. So iſt es, und man hätte es nicht beſſer ſagen können. Es iſt ein Sodom und Gomorrah. Aber der liebe Gott iſt nicht mehr ſo ſtreng wie ſonſt, und ſeinen Schwefel haben nur noch arme Hämorrhoidalkranke, wie ich zu fürchten. Die Zunge iſt mir ganz gelb davon, aber die Zunge iſt auch nur der einzige Theil an mir, der die Farbe des Neides trägt, und ich habe mich neulich fälſchlich angeklagt. München iſt wie Wien, und über Wien ſagt ein neuer engliſcher Reiſebeſchreiber: In London, Paris und andern großen Städten gäbe es Weiber, die aus Leichtſinn, Sinnlichkeit oder auch aus Liebe ſich hingäben, aber nur in Wien habe die Sittenverderbniß den Grad erreicht, daß Frauen aus allen Ständen, ohne Leidenſchaft, ohne Schwäche, ſich um Geld verkauften, und daß ſie hierbei mit der fürchterlichſten Ruhe und Kälte ihren baaren Vortheil berechneten. Das war mir ſchon längſt bekannt, ſchon aus der politiſchen Theorie, denn es liegt im Geiſte der Oeſterreichiſchen Regierung die Liederlichkeit zu befördern. — Dem Mediziniren war ich nie ergeben, und mehr aus Ueberlegung als aus Neigung nehme ich Schwefel ein. Ich weiß recht gut, daß Diät die Hauptſache iſt (und ich befolge ſie auch ſtreng), aber eine zweckmäßige Arznei kann einen doch manchmal auf den rechten Weg ſtoßen. Mit meiner Fußreiſe nach Frankfurt hätte es doch immer Schwierigkeiten gehabt. Ich hätte nämlich trockne Wege abwarten müſſen, worüber vielleicht Monate vergangen wären. Ich werde alſo wahrſcheinlich fahren, und, verlaſſen Sie ſich darauf, in kleinen Tagereiſen, und ganz mit Bequemlichkeit. In Heidelberg halte ich auf jeden Fall einen Raſttag. Bitten Sie doch L., im Waldhorn zu logiren, weil ich dort eſſe .... Einige Oliven würden mir große Freude machen. Denken Sie nur, man kann hier keine haben. Eine Reſidenz ohne Oliven! — Aber was ich mit Geſinde ausſtehe! Mein neues Mädchen habe ich auch weggejagt, wegen ihres Schmutzes, wegen ihrer Dummheit, und wegen ihrer ja, ja. Mit der ging es mir ſonderbar. Hören Sie, lachen Sie. Nachdem ich mein erſtes Mädchen verabſchiedet, ſtellte mir meine Hauswirthin ein anderes vor. Es war Abends bei Lichte. Es erſchien mir als ein ſauberes, hübſches und anſtändiges Mädchen. Als ſie den andern Morgen ihren

Dienſt antrat, merkte ich, daß ich mich getäuſcht hatte. Sie war ſchmutzig, ärmlich gekleidet, hatte das gehörige Maas nicht, und war unbehülflich. Ich lachte: dumm, wer bei Nacht ein Mädchen dingt! Ich verſuchte es einige Tage mit ihr, ward endlich ungeduldig, und nahm mir vor, ſie heute zu verabſchieden. Als ſie heute Morgen kam, fand ich zu meinem Erſtaunen, daß ſie wieder hübſch geworden war, reinlich, um einen Kopf größer, und daß ſie ihr Geſchäft flink und verſtändig verrichtete. Ich war wie behext und rieb mir die Augen. Endlich löſte ſich das Räthſel. Nämlich das Mädchen, das ich zuerſt bei Licht geſehen, hatte, ohne mir ein Wort davon zu ſagen, mir ihre Schweſter geſchickt. Heute, weil dieſe abgehalten, kam ſie ſelbſt. Gibt es einen Dummkopf meines Gleichen? Unſer Vater Jacob nahm zwar auch im Dunkeln die garſtige Lea ſtatt der ſchönen Rahel, aber wenigſtens entdeckte er gleich den andern Morgen den Betrug. Ich aber ließ mich fünf Tage hintergehen. Darauf ſagte ich

Lea und Rahel zum Teufel, und habe es eingerichtet, daß ich von der Hausmagd bedient werde. Was man mit Geſinde ausſteht! — Ich muß zu Tiſche gehen ......

Ein und zwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 16. Februar 1825.

.... Tauſend und tauſend Dank für alle Ihre ſchönen Briefe. So iſt es recht! Wie das Wechſelfieber, einen Tag um den andern .... Weil wir davon reden, ich traue dem *** nimmer und nimmer mehr, Ihr mögt ſagen, was Ihr wollt. Hat er Ihnen nicht geſagt, mein Vater habe ihn zu mir nach Stuttgart ſchicken wollen? Und warum hat er die Sendung nicht übernommen? Seinem eignen Geſtändniſſe nach, weil er einſah, daß ich ihm nicht trauen würde. Ich laſſe mich durch dieſes naive Geſtändniß nicht irre führen. Er hätte die Sendung darum ausſchlagen ſollen, weil ein ehrlicher Mann keine Ungerechtigkeit befördern hilft, und er hätte ſeine Beredſamkeit nicht meinem Vater, um mich, ſondern mir anbieten ſollen, um meinen Vater zu ſtimmen. Ich brauche darum nicht anzunehmen, daß er meinem Vater um Geldlohn dient. Aber die Advokaten ſind gern auf der Seite des Unrechts, aus Kunſtliebe.. Sein Sie zurückhaltend. Fangen Sie nie mit ihm von der Sache zu ſprechen an, erinnern Sie auch nicht mehr daran, daß er Ihnen meinen Vater zuführen ſolle. Spielen Sie die Gleichgültige. Und wenn er von der Sache anfängt, geben Sie meinem Vater Unrecht, ja größeres Unrecht, als Sie es vielleicht ernſtlich meinen. Mein Vater rechnet darauf, durch Sie auf mich zu wirken. Benehmen Sie ihm dieſe Hoffnung, indem Sie einerſeits zu erkennen geben, daß Sie mit mir einverſtanden ſind, andrerſeits die Verſicherung geben, daß ich, wie Sie mich kennen, mich ſelbſt durch Sie von meinem einmal gefaßten Entſchluſſe nicht abbringen ließe; daß ich einen angebornen tiefen Abſcheu vor jeder Ungerechtigkeit hätte, und daß ich gleich unfähig ſei, eine zu ertragen, wie eine auszuüben; daß Sie überzeugt wären, daß ich lieber verhungerte, als von meinem Recht etwas nachließe . . . . .

Ich freue mich ſehr auf L. Ob ich mit ihm reiſe, weiß ich noch nicht. Ich habe gar zu große Luſt zum Fußgehen. Seit geſtern iſt Frühlingswetter und auch trocken. Wenn das Wetter acht Tage ſo anhält, möchte ich mich gar zu gern auf die Beine machen. Es thut mir gewiß ſehr gut. Mein kleines Ränzchen, fällt es mir zur Laſt, hocke ich dem erſten beſten Bauerjungen auf. Dann fahre ich auch gelegentlich, täglich wenigſtens eine Stunde, auf dem erſten beſten Wagen, der mir begegnet. Was wäre hierbei bedenklich? Ich kann mich nicht erinnern, je einen ganz geſunden, wenigſtens einen ganz ſorgenfreien Tag gehabt zu haben, wenn ich nicht wenigſtens drei Stunden zu Fuße gegangen bin. Täglich eine oder zwei Stunden ſpazieren gehen, was andern ehrlichen

Leuten dient, hilft mir gar nichts. Die Teufelei ſitzt gar zu feſt in mir. Ich betrachte die Sache als eine Medizin. —

*** thut recht, Moskau und den Handel zu verlaſſen. O Paris! Was mich das Deutſchland anekelt! Haben ſie hier den Doktor Keller, einen Kammerdeputirten von der Oppoſition, zu ſechs Wochen Feſtung verurtheilt, weil er in der letzten Kammerſitzung dem Finanzminiſter die Wahrheit geſagt! Begreifen Sie das Schreckliche, einen Deputirten verantwortlich zu machen für das, was er in der Kammer ſpricht! In ſo einem Lande ſoll man wohnen? — Meine ſchöne ***? Wiſſen Sie, wie oft ich bei ihr war, ſeitdem ich hier bin? Zweimal, im Vorübergehen, jedesmal zehn Minuten. Wie oft bei Cotta? Ein Mal, eine Viertelſtunde. Wie ich lebe? Ohne Ausnahme jeden Tag, wie folgt. Um vier oder fünf Morgens wache ich auf, mache mir Licht, und leſe im Bett bis ſechs. Dann wird Feuer gemacht. Um ein halb ſieben aufgeſtanden und gefrühſtückt, Waſſer mit Zucker und Butterbrod. Dann italieniſch, geraucht und geſchlenkert bis ein Viertel nach neun, bis zur Briefzeit. Dann Brief geſchrieben, oder gearbeitet, oder gefaullenzt bis Mittag. Dann gegeſſen, dann ſpazieren gegangen. Dann eine Stunde in die Leſegeſellſchaft; um ſechs nach Hauſe, engliſch geleſen u. ſ. w. Um acht Uhr ſoupirt (im Zimmer verſteht ſich), Zuckerwaſſer, Aepfel und Brod. Um ein halb zehn zu Bette gegangen. Darin geleſen bis zehn. Dann die Augen zugemacht und geträumt . . . . .

Zwei und zwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 18. Februar 1825.

O bleiben Sie mir weg mit Ihren zierlichen Liebesbrieſchen! Ich will breite, dicke, ſchwerfällige, vierſchrötige Briefe. Aber ich glaube, Sie ſind hochmüthig geworden, ſeitdem Sie in Rothſchilds Equipage gefahren, und Sie ſind kurz mit mir, wie es vornehme Leute mit armen Teufeln meines Gleichen zu ſein pflegen. Wie ſind Sie denn zu Rothſchilds Kutſche gekommen? Saß denn etwas Gnädiges darin? Das will ich wiſſen. Bleiben Sie von ihnen, Sie wiſſen, was Chriſtus ſagt: Ein Kameel kömmt leichter durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel. Ach! ich komme gewiß hinein, mein Vater ſorgt dafür. Die Sache will mir nicht aus dem Kopfe — aus dem Kopfe, verſtehen Sie. Mein Herz iſt ruhig. Aber ich denke an die Zukunft, ich weiß, welche Geſinnungen ich einſt haben werde. Man braucht nichts, ſo lange man jung iſt, keine Ruhe, keine Frau, kein warmes Zimmer, keine Kutſche, kein Geld, nicht einmal Geſundheit. Aber im Alter ſind dieſe Sachen alle nöthig. Sie aber ſind mir jetzt ſchon nöthig. Alſo mit Louis ſoll ich nicht viel ſprechen? Wie ich das vorher wußte!

Künftigen Montag haben wir hier die Hinrichtung eines Mörders. Alles wie in Paris. —

L. iſt angekommen. Danke für alles Schöne. Die grüne Streiſe an der ſchwarzen Mütze iſt allerliebſt. Die Oliven verſuche ich heute Abend. Ein Götterſchmaus!

Drei und zwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 20. Februar 1825.

Ihre Drei-Batzen-Briefe machen mich verdrießlich, noch ehe ich ſie geleſen habe. Gott verzeihe mir die Sünde (wenn es eine iſt), aber ich wollte, Sie hätten von J.'s Schlägen einen Theil abbekommen, weil Sie mir ſchon zum Zweitenmale ſo kurz ſchreiben, und ſo zerſtreut. Der Dr. M. kömmt mir gar zu theuer, wenn er Sie im Schreiben ſtört. Ich ſchieße ihn todt, ſobald ich nach Frankfurt komme. — Was haben Sie mir denn da für eine Mütze geſchickt? Habe ich denn einen Entenkopf? Für einen ſolchen wäre die Mütze weit genug. Weiß nicht ganz Europa, daß ich einen großen Kopf habe? Auch zeige ich dieſes hinlänglich durch die ſcharfſinnigen Maasregeln, die ich getroffen habe, die Mütze weiter zu machen. Ich habe ſie nämlich ausgeſtopft. Es ſtecken darin eine Elle Leinwand, eine Nachtmütze und ſechs paar Strümpfe, und ſo laſſe ich ſie einige Zeit liegen. Geſtern, als ich die Schublade aufzog, worin die gefüllte Mütze lag, rollte mir plötzlich mein eigner Kopf in die Hände, ſo daß ich darüber erſchrack. Es war wirklich ſchauerlich. — Ich war hier noch nicht im Theater. Ich bin nicht wie gewiſſe andere Leute; ein Vergnügen, das Sie nicht mit mir theilen, iſt mir eine Pein. Wenn Sie nur ausführlich ſchreiben möchten, wie Sie lebten von Morgen bis Abend, ich gebe Ihnen ſechs Karolin für den Bogen.

Vierundzwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 22. Februar 1825.

. . Ich bin ſehr mit Ihnen zufrieden. Sie haben ſich ſehr gut gegen meinen Vater benommen. Zum Zeichen meiner allerhöchſten Zufriedenheit, ſchicke ich Ihnen den ſchwarzen Adler-Orden. Er iſt zwar nur von Papier, das thut aber nicht viel. Der von Silber iſt nur zehn Gulden mehr werth. Die Sache mit meinem Vater wäre alſo jetzt abgethan, denn mein Entſchluß ſteht noch feſter als der „Stephansthurm.“ Ich werde nie eine Leibrente annehmen, weil ich nie in die Beſchränkung meiner Freiheit einwilligen kann. Ich wiederhole meinen Vorſchlag, und laſſen Sie ihn meinem Vater durch Dr. *** machen. Er ſoll mir ein Kapital geben, ſo wenig als er nur will, und ich werde allen weitern Anſprüchen entſagen. Aber eine Leibrente nehme ich nicht, und betrüge ſie elftauſend Gulden, ſtatt elfhundert. Und bitten Sie den Dr. ***, er ſolle Ihnen eine baldige Antwort bringen, ja oder nein, damit ich die Sache los werde. Nur eins beunruhigt mich, daß Sie nicht mit mir übereinſtimmen. Wäre das möglich? Könnten Sie wünſchen, daß ich um lumpiger elfhundert Gulden willen meine Ehre und meine Grundſätze aufopfere? Daß ich um Geld eine Ungerechtigkeit begehe? Denn das heißt eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man ſie geduldig erträgt. Ich hätte nicht gedacht, daß die heilige Allianz in der Perſon meines Vaters mich bekriegt. Das ſind beider Grundſätze. Sie ſehen aus meines Vaters Abſichten, wie es nicht blos Stubenweisheit, Schwärmerei oder philoſophiſche Grille iſt, wenn ich mit Andern für dieſe und gegen jene Regierungsart bin. Das ſind Wiener Maximen, nach welchen mein Vater handelt. Nach franzöſiſchen Geſetzen, die ihr Daſein der franzöſiſchen Revolution verdanken, darf kein Kind in ſeinem Erbe verkürzt werden. In Deutſchland darf man alles. Mein Vater feuert mich zum Kampfe gegen den Ariſtokratismus an, und in ſo weit werde ich ihm vielleicht manches zu verdanken bekommen. Zu meinem meiſterhaften Werke: Geiſt des Liberalismus, ſind ganze Himmel voll neuer Donnerwetter und Blitze gekommen, und die Erde ſoll beben, wenn ſie ſich einſt entladen. Fürchten Sie ſich nicht, Ihnen thue ich nichts zu leid. Sie, Gute, wollen Ihren letzten Kreuzer mit mir theilen? Da kämen zwar nur zwei Pfennige auf mich, aber ich werde damit ſchon Haus zu halten wiſſen. Meine neuen Gedanken über die Ariſtokratie gehen mir ſo wild im Kopfe herum, daß ſie mich faſt am Schreiben hindern. Ach, meine ſchöne Hoffnung, bald wieder bei Ihnen zu ſein, damit iſt es nun auch aus. Ich weiß nicht mehr, was ich ſchreiben ſoll, kein Geld, kein Verſtand. Adieu.

Der Orden iſt nicht fertig geworden, ich ſchicke ihn im nächſten Brief.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 24. Februar 1825.

Ich bin verdrießlich, bin verdrießlich, bin verdrießlich — wie es in einer Komödie heißt, und ganz offenherzig, liebes Kind, es ärgert mich etwas, daß Sie ohne mich ſo vergnügt ſein können in Frankfurt, und daß es Ihnen ſo gleichgültig iſt, ob ich komme oder nicht. Als ich hierher reiſte, war ich ganz reſignirt, Sie erſt nach mehreren Monaten wieder zu ſehen. Aber da ſchrieben Sie mir, mein Vater habe andere und beſſere Vorſchläge gemacht, und bald darauf kam die freundliche Einladung meines Vaters nach Hauſe zu kommen, und da zweifelte ich nicht daran, es würde ſich alles gut machen. Und wer war froher als ich, daß ich nur einen Vorwand hatte, ſchnell wieder zu Ihnen zu eilen? Nun hat die Unterredung, die Sie mit meinem Vater gehabt, alles geändert. Ich halte es nicht für zweckmäßig nach Frankfurt zu gehen, Sie ſelbſt ſcheinen auch der Anſicht zu ſein, und das macht mich unglücklich. Ich habe nun einmal mein Herz wie eine Weckuhr auf eine beſtimmte Zeit geſtellt, in der ich erwachen wollte, denn ich träume nur, wenn ich nicht bei Ihnen bin, und jetzt iſt die Uhr ſtehen geblieben, und ich werde ſchlafen, Gott weiß wie lange. Ich war ins Arbeiten gekommen, eine Rezenſion von Cooper hatte ich mit Luſt und Glück geſchrieben, und jetzt kann ich ſie nicht zu Ende bringen, ich habe Luſt und Kraft und alles verloren. Anfänglich zerſtreute mich der freudige Gedanke, bald wieder bei Ihnen zu ſein, jetzt thut es der Kummer, daß meine Hoffnung eitel geweſen. Was ſoll ich thun? Vorgeſtern war ich ſo ſehr betrübt, daß ich nahe daran war, zu meiner Erheiterung einen Schoppen Wein zu trinken, was eine That der Verzweiflung geweſen wäre, denn ich fürchte Wein wie Gift. Den andern Tag war ich ganz glücklich, daß ich noch meiner Herr geblieben, und das Trinken unterlaſſen. Zerſtreuung thäte mir wohl, aber wie, und wo ſie finden? Abends ins Wirthshaus, wo ich mich ſonſt wohl unter Bekannten etwas amüſirte, darf ich meiner Geſundheit wegen nicht gehen, und auch andere Beſuche muß ich meiden, weil ich vieles Sprechen nicht vertragen kann. Cotta, der Abends offenes Haus hat, iſt mir ohnedies zuwider, ſeitdem er ſich mit dem adligen Pack verbunden. Wenn ich ihm die Rezenſion von Cooper bringe, werde ich ihn fragen, wie es ſich mit den andern Artikeln verhalte? Wiſſen Sie, wenn ich meine frohen Tage habe? Sie glauben es nicht, aber ich bin wie Eulenſpiegel, ich lache, wenn es Berg auf geht, und weine, wenn Berg ab. Ich bin an den Tagen vergnügt, wo ich keine Briefe von Ihnen bekomme.

Dann habe ich etwas zu hoffen auf den folgenden Tag. Aber an den Brieftagen, ſobald einmal die kurze Luſt des Leſens vorüber iſt, liegt ein ganzer Tag wie eine große dürre Heide vor mir. Doch erkenne ich es mit dem herzlichſten Dank, daß Sie mir ſo oft ſchreiben. Fahren Sie ſo fort, und bedenken Sie, daß Ihre Briefe nicht blos meine größte Freude ſind (das waren ſie immer), ſondern daß ſie auch jetzt meine einzige ſind. Nach Ihren Briefen zu urtheilen, leben Sie ſehr vergnügt in Frankfurt. Möchte ich nur auch etwas dazu beitragen können. — Verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich das Einpacken nicht ſelbſt beſorgen, und daß ich auch mit dem Hauderer alles nach Ihren Wünſchen einrichten werde. Wüßte ich nur erſt, wie ich es mache, ob ich kommen ſolle oder nicht. Ich glaube, es iſt das Erſtemal in meinem Leben, daß ich unentſchloſſen hin und her wanke. Es iſt ein peinlicher Zuſtand, und ich begreiſe nicht, wie Sie, die Sie in keiner Sache ſich entſchließen können, eine ſolche ſchmerzliche Lage ertragen .. Auf jeden Fall wäre es gut, wenn Sie, wie ich in meinem vorigen Briefe geſchrieben, meinen Vater um eine beſtimmte Erklärung bitten ließen, ob er bei dem Rentenplan bleiben wolle oder nicht. Da ich im erſtern Falle auch feſten Entſchluß gefaßt habe, ſo würde ich darauf ganz ruhig werden, und käme alsdann auch nach Frankfurt, ohne weiter von der Sache zu reden, noch daran zu denken. Mit dem Stephansthurm, welcher ein Wiener Thurm iſt, mache ich mir, wie Sie ſich denken können, nicht gern zu ſchaffen. Wer weiß, ob nicht mein Vater mit dem Gedanken umgeht, ſich in Wien adeln zu laſſen, und für meinen älteſten Bruder ein Majorat zu bilden. Sie lachen vielleicht über meine Beſorgniß, aber die Sache iſt gar nicht ſo unmöglich. In Wien geben ſie mit tauſend Freuden jedem reichen Mann den Adel, weil ſie nicht gern ſehen, daß ein Bürgerlicher Geld hat. Wenn ich das noch erleben müßte, daß mein Vater Oeſterreichiſcher Baron würde! Ich ſchämte mir die Augen aus dem Kopfe. Ich wäre dann der einzige roturier in der Familie. Habe ich Ihnen nicht oft geſagt, es käme in dieſer Zeit noch dahin, daß Vater und Sohn in feindlichen Reihen gegeneinander über kämpften. So eine ſchreckliche Geſchichte hat ſich neulich in Spanien ereignet. Ein junger Offizier nahm ſich mit einer Piſtole das Leben. In dem Briefe, den er ſeiner Mutter hinterlaſſen, bekennt er, er habe ſich umgebracht, weil er die Schmach nicht ertragen konnte, die ſein Vater, durch ſo vieles unſchuldig vergoſſene Blut, über ſeinen Namen gebracht. Dieſer nämlich ſteht an der Spitze des furchtbaren Gerichts, welches alle ſogenannte Liberale zum Tode verurtheilt. Die Mutter in der Verwirrung des erſten Schmerzes, hatte den Brief des Sohns fremden Menſchen gezeigt, und ſo iſt die Sache ruchbar geworden. Welch' ein herrliches Süjet für eine Tragödie! Wie ſchön und ſchrecklich kann man durch Vater und Sohn ſich die beiden Zeiten und Welten ausſprechen laſſen! Ich möchte mir in die Finger beißen, daß ich kein Drama ſchreiben kann. Und unſer deutſches dramatiſches Vieh weiß das nicht zu benutzen. Wollen Sie das deutſche Vieh kennen lernen, beſonders wie es 1813 und 14 (glorreichen Andenkens!) geweſen, leſen Sie die Geſchichte der Deutſchen, von Kohlrauſch, die im deutſch-viehiſchen Geiſte geſchrieben, und beim ganzen deutſchen Vieh ſehr beliebt iſt. — Thun Sie mir den Gefallen, und kaufen Sie für meine Koſten ein Pfund Rattenpulver, und ſuchen Sie es dem elenden P., dem gedruckten Spion, der in Frankfurt wohnt, beizubringen. Alle Gefahr nehme ich auf mich. — Ich habe mich verſpätet, die Poſt geht ab. Adieu.

Ihr B. appanagirter Prinz.

Sechsundzwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 26. Februar 1825.

Ich freue mich ſehr auf die Ueberſchwemmung des 4. März. Werden Sie jetzt meine Vorſicht anerkennen und loben? Voltaire's, Rouſſeau's, Göthe's, Jean Paul's und die Werke aller andern Schriftſteller, die viele und ſchwere Sachen geſchrieben, werden untergehen, die meinigen aber werden oben ſchwimmen, weil ſie leicht ſind. Wenn mich die Fluth erreicht, dann habe ich die Wahl, entweder mir die Zeitſchwingen an die Schulter zu binden, und zu fliegen, oder mir die Wage als einen Schwimmgürtel umzuthun und zu ſchwimmen. Alſo Sie

Närrin glauben an die Prophezeihung? Ich habe nichts davon geleſen, in welcher Zeitung ſteht denn davon? Hat denn Olbers ſeinen Namen darunter geſetzt, oder wurde es blos in ſeinem Namen erzählt? Wahrſcheinlich das Letztere. Denn vor einigen Monaten ließ Olbers in der Zeitung bekannt machen, man erzähle ſich oft in ſeinem Namen, von bevorſtehenden Naturereigniſſen; das ſei aber alle erfunden, denn man könne die Witterung nicht auf einen Tag vorherſagen, und er gäbe ſich mit ſo dummen Zeuge nicht ab. — Ich bin ganz glücklich, daß Sie mit mir einverſtanden ſind, die Leibrente auszuſchlagen. Wovon ich leben ſoll? Ich werde arbeiten, ſparen und entbehren, ich werde alles thun, nur nichts gegen meine Grundſätze, denn wenn ich dieſe verkaufen will, kann ich mehr dafür bekommen als jährlich hundert Carolin. — Mit meinem Werke, oder eigentlich mit meinen Werken (denn ich habe deren mehrere im Kopfe), iſt es mir völliger Ernſt. Aber Geld, Sorgenloſigkeit, und daß ich nicht ans tägliche Brod zu denken habe, darauf kömmt es an. Aber jetzt! Erſt dieſen Morgen erhielt ich ein Billet von Cotta, welches lautet (die Punkte bedeuten unleſerliche Worte): „Nur mit .... erlauben Sie, mein Verehrteſter, Ihnen zu bemerken, daß das Morgenblatt noch exiſtirt, und ſehnlichſt auf das Produkt Ihrer ... hofft.“ Ich habe mich dem Teufel verſchrieben, aber diesmal iſt der Teufel geprellt.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 28. Februar 1825.

Nachdem ich gefrühſtückt, geraucht, italieniſch gelernt, und alle andere Pflichten erfüllt, die mir als Menſchen, Chriſten und Staatsbürger obliegen, will ich anfangen Ihnen zu ſchreiben, in Erwartung Ihres Briefes, der bald kommen wird, nämlich um halb zehen. Aber was lache ich ins Fäuſtchen, wenn ich an Ihre Briefe denke. O die dumme Frau, wie läßt ſich die zum beſten haben! Ich hatte nicht mehr gehofft, als auf wöchentlich zwei Briefe, und wäre dabei ganz vergnügt geweſen, und jetzt ſchreiben Sie mir einen Tag um den andern, und es iſt nur abgeſchmackte Großmuth von mir, daß ich die Sache nicht weiter treibe. Ich bin doch ein feiner, politiſcher Kopf! Ich habe jetzt ſchon 25 Briefe von Ihnen, und 45 Tage bin ich von Ihnen entfernt. Es lebe Maximilian Kaiſer von Oeſterreich! Wundern Sie ſich nicht, daß ich ihn leben laſſe. Erſtens ſchadet es nichts, denn er iſt ſchon drei hundert Jahre todt; zweitens hat er die Briefpoſt eingeführt, um ſeinen Nachfolgern das Vergnügen zu verſchaffen, anderer Leute Briefe auf der Poſt öffnen zu laſſen, und ihren Inhalt zu erfahren. Sie werden wohl eben ſo viele Briefe von mir haben, vielleicht noch mehr. Der Fürſt von Taxis hat gute Kunden an uns. — O weh, o weh! Heute iſt der Brief ausgeblieben. Gott hat mich gewiß ſtrafen wollen, wegen meines Spottes. Es geſchieht mir recht, ich hätte mein Glück beſcheidener ertragen ſollen. Ach, es iſt eine gar traurige Lage. Von neun bis halb zehen, ſo lange ich hoffe und fürchte, habe ich das hitzige Fieber, und ſpäter das kalte.

Aber warum haben Sie mir nicht geſchrieben? Das muß eine beſondere Urſache haben, da ich doch, wie ich mich erinnere, in meinem vorletzten Briefe ſehr verdrießlich geweſen, und Sie, ohne Verhinderung, gewiß bedacht geweſen wären, mich zu erheitern. Ich bin nicht ängſtlich, aber neugierig. Mein Uebermuth hat ſich bald gelegt. Eins vergeſſen Sie nicht, daß wenn auch unſere wechſelſeitige Freundſchaft bei uns beiden gleich groß iſt, unſere Verhältniſſe aber verſchieden ſind. Ich bin ganz allein, habe gar keine Zerſtreuung, und Niemand mit dem ich von Ihnen ſprechen könnte. Ich habe nichts als Ihre Briefe und meine Einbildungskraft. Sie aber ſind unter hundert guten Freunden, und können, wenn Sie Luſt haben, den ganzen Tag von mir ſprechen. — — — Triumph! Triumph! Da kömmt der Brief noch! Um halb elf. Jetzt bin ich wieder übermüthig. Ich habe Sie gut erzogen, Sie ſchreiben ſo oft ich will, und muckſen nicht. Auch hier iſt ſeit einigen Tagen wieder ſtrenger Winter, und dieſen Morgen liegt viel Schnee. Verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich bei ſolchem Wetter nicht reiſe. Aber mit Ihrem 4ten März ſind Sie ganz toll. Ich habe geſtern geleſen, was Olbers bekannt gemacht, und gefunden, was ich vermuthet, daß ſich die Sache nicht ſo ſchrecklich verhält, als es euch dummen Frankfurtern vorkam. Olbers macht aufmerkſam, daß ſich am 4ten März der Mond in der größten Erdnähe befände, was alle zehn Jahre einmal geſchieht, und was auf die Meeresfluth immer Einfluß hat, denn die tägliche Ebbe und Fluth, meine dumme Liebe, wird durch den Mond bewirkt. Dieſer Umſtand, meint Olbers, kann bei der großen Waſſerſucht, woran jetzt die Erde leidet, einen Einfluß haben, und Ueberſchwemmungen könnten ſich erneuern. Aber das kann nur an den Seeküſten Einfluß haben, und geht uns Binnenländer gar nichts an. Da ſehen Sie aber wieder, was wir für ein elendes Vaterland haben, ſelbſt unſer Jammer iſt abgeſchmackt. Andere Länder haben Erdbeben, feuerſpeiende Berge, Peſte, Revolutionen und andere hitzige Krankheiten, wie ſie die Jugend und die Geſunden befallen; wir alten ſiechen Deutſchen haben nichts als die dumme Waſſerſucht. —

Heute vor acht Tagen wurde hier ein Mörder hingerichtet, der für Sie ein eigenes Intereſſe haben muß. O nimm' dir ein Exempel und beſſere dich! Reinlichkeit iſt aller Laſter Anfang! Reinlichkeit führt zum Morde und auf das Blutgerüſt! Jener arme Menſch beging einen Todtſchlag und ſtarb von Henkers Schwert, weil er zu ſehr auf Reinlichkeit geſehen, und zu viel Waſſer zum Waſchen gebraucht. Das iſt kein Scherz, das iſt fürchterlicher Ernſt. O Sünderin, bekehre dich! Er war früher Soldat. Im vorigen Sommer ſuchte er vergebens ein Unterkommen. Um nicht brodlos zu ſein, ging er in das hieſige Arbeitshaus, und blieb dort als freiwilliger Arbeiter, wie mehrere Andere. Von Jugend an (wie er vor Gericht erklärte) Reinlichkeit liebend, hatte er mit ſeinen

Stubenkameraden die Verabredung getroffen, daß abwechſelnd, jeden Tag ein Anderer, einen Zuber Waſſer tragen ſollte, um das Zimmer aufzuwaſchen. Es geſchah. Nur einer, als die Reihe an ihn kam, weigerte ſich deſſen. Der Soldat klagte deswegen beim Verwalter des Arbeitshauſes. Dieſer lachte und ſagte: ich habe es nicht geheißen. Das kränkte den Soldaten, daß er durch dieſe Entſcheidung, ſein bei ſeinen Kameraden erworbenes Anſehen verloren. Er nahm ſich vor, an dem Verwalter Rache zu üben, ob ihm zwar (wie er geſtand) ſeine Strafe auf dem Blutgerüſte deutlich vorſchwebte. Wie nun der Verwalter eines Tags in das Zimmer tritt, ſtieß er ihm ſein Brodmeſſer in den Leib und die Bruſt, und tödtete ihn. Ganz ohne Heimtücke, in Gegenwart zweier Zuſchauer, die zu erſchrocken waren, ihm abzuwehren. Auch ließ er ſich von einem herbeigekommenen Polizeidiener ruhig arretiren, und geſtand ſogleich ſein Verbrechen. Der arme Teufel wurde bei der Hinrichtung ſchrecklich gemetzelt. Dreimal wurde gehauen, ehe der Kopf abging. Der ſonſt geſchickte Scharfrichter hatte die Geiſtesgegenwart verloren, weil er im Augenblicke der Hinrichtung in dem Delinquenten, den er früher nicht geſehen, einen Jugendfreund erkannte. Der Hinrichtung habe ich nicht beigewohnt, aber ich war bei dem armen Teufel im Zimmer ehe er abgeführt wurde, bei dem ſogenannten peinlichen Halsgericht, welches öffentlich gehalten wird. Die Ceremonie dauerte eine Stunde, und ich will Ihnen ein Andersmal davon erzählen. Aber ſeit der Zeit habe ich einen Abſcheu gegen das Waſſer, und waſche mich ſelten. — Adieu, ſchreiben Sie mir nicht ſo ſelten. . . . .

Achtundzwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 2. März 1825.

Guten Morgen. Es iſt noch nicht halb neun Uhr. Sie ſehen, daß ich die Zeit benutze und ein ordentlicher Menſch werde. Und wie ordentlich! Es iſt zum Erſchrecken. Hätten Sie nur mit angehört wie ich mich ſo eben länger als zehn Minuten mit einem Commiſſionär unterhalten, dem ich aufgetragen, mir Holz zu kaufen. Wie bedächtig ich mich nach allem erkundigt, nach der Qualität des Holzes, nach der Länge der Scheite, nach dem Unterſchied des Preiſes im Holzgarten, im Holzmagazin und bei den Bauern, und wie ich ihm zehnmal geſagt, er ſolle beim

Einkauf mit Verſtand zu Werke gehen! O Gott, wenn ich noch ein ſolider Menſch würde, nach vierzigjährigem Leichtſinn, wobei ich ſo glücklich war, es wäre fürchterlich. Ein Philiſter, ein Holzgarten das Leben — ja, ein Holzgarten, das iſt das rechte Wort! Heute bekomme ich wieder einen Brief, es iſt der Fiebertag, das kann nicht fehlen, Sie wagen es nicht einen Brieftag zu verſäumen. Ich will aber vorſichtig ſein, und mich nicht eher luſtig machen, bis ich den Brief in Händen habe. Was hatte ich vorgeſtern für Angſt ausgeſtanden; ich hatte eine wahre abergläubiſche Reue. Leſen Sie den Prozeß des Papavoine in der Zeitung, des Kindermörders von Vincennes? Aber woher? Ich bin ja nicht bei Ihnen, ich der Ihnen ſonſt täglich alle Pariſer Blätter verſchaffte. Ach, wäre ich nur wieder in Paris. Wenn Frau von Stael ſagte, Paris wäre der einzige Ort, wo man des Glückes entbehren kann, ſo ſage ich mit größerem Rechte, es iſt der einzige Ort, wo man der Freiheit entbehren kann, ohne unglücklich zu ſein. Ich ertrage es, ich ertrage es in Deutſchland nicht. Hätten Sie mich geſtern Mittag bei Tiſche geſehen, wie vergnügt und mit Lachen, denn es war gerade ein Scherz im Gange, ich meine Suppe gegeſſen, und wie ich dann plötzlich niedergeſchlagen und ſtill geworden, und kaum mehr eſſen konnte — was hätten Sie von mir gedacht? Sie hätten gedacht, ich hätte Vapeurs bekommen, und jeder Andere, es ſei mir ein Unglück widerfahren. Und es war nichts anderes als die Carlsruher Zeitung, die ich bei Tiſche geleſen, und woraus ich vernommen, was bei den Ständen vorgeht, und wie niederträchtig man alles Recht mit Füßen tritt, und wie unverſchämt man noch des Volkes ſpottet. Das Herz möchte mir brechen über dieſe Wölfe von deutſchen Miniſtern, die alles unbarmherzig zerreißen, und über dieſe Schaafe von deutſchen Bürgern, die ſich ſo geduldig zerreißen laſſen. Es glaubt es keiner, und Sie ſelbſt wiſſen es nicht, wie mich das bewegt. Man muß dieſes Land fliehen wie die Peſt, denn es gibt keine andere Wahl, muß Verfolgter oder Verfolger ſein, Schaaf oder Wolf. — — Triumph Auguſte Caroline! (Flamand! *) da iſt der Brief. Es wäre recht ſchön wenn Sie die 100,000 Gulden gewönnen. Dann wollen wir unſer Geld mit einander vermiſchen, ſo daß keiner mehr weiß, was ihm gehört. Mißvergnügt bin ich in meiner Einſamkeit gerade nicht, indeſſen will ich anfangen mehr unter die Leute zu kommen. Das Reden macht mir auch wenig Beſchwerde mehr, und meine Bruſt ſtärkt ſich täglich, worüber ich ſehr froh bin. Auch meine Hypochondrie verliert ſich, und es wird mir ſelten mehr übel. Wegen Ihrer verdammten Oblaten (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) muß

---

*) Anſpielung auf den Jubelruf, womit Herr Flamand, Beſitzer der Eremitage zu Montmorency, die Herzogin von Berry im Jahr 1823 in ſeinem Garten bei einem ihr zu Ehren veranſtalteten Feſte begrüßte, welchem Börne beiwohnte.

A. D. H.

ich mir eine neue Scheere kaufen, denn die meinige iſt ganz ſtumpf vom Schneiden. Aber wo kaufe ich Geduld? — Ich habe geleſen: zu Champfort ſagte Jemand, der Adel ſei das wohlthätige Mittelglied zwiſchen Fürſt und Volk. Ja erwiederte dieſer, ſie ſind in der Mitte, wie der Hund zwiſchen Jäger und Wild. . . Solche Tugendlehren müſſen Sie zu verbreiten ſuchen. — Seit geſtern iſt wieder Thauwetter. Bleiben Sie denn bei Ihrer Schweſter wohnen? Werden Sie ſich entſchließen mit mir Frankfurt zu verlaſſen? Wie, wenn, wo, wohin, auf welche Weiſe? Sie bleiben aber ſtumm und antworten nicht. Gebrauchen Sie eine Oblate mehr, und decken Sie mir den Abgrund Ihres Herzens auf (wenn ich mich ſo ausdrücken darf). Bis jetzt hat mir mein Gewiſſen immer Vorwürfe gemacht, daß ich Ihnen kurze, kaum eine Seite lange Briefe ſchreibe, während die Ihrigen faſt drei Seiten lang ſind. Aber da dachte ich heute: wäre es möglich, daß eine Jüdin ehrlicher ſein, und beſſer meſſen ſollte als ein Lutheraner? Kann nicht ſein. Und ſiehe, ich rechnete und zählte Ihre Zeilen und Sylben, und entdeckte den ſchändlichen Betrug. Ihrem Briefe fehlen nur wenige Zeilen an drei Seiten, und er gibt doch nur 1547 Sylben, während der Meinige, bis an der Stelle wo die Striche ſtehen, ſchon 1568 Sylben zählt. Und nun das Andere dazu gerechnet. . . . . . .

Neunundzwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 4. März 1825.

Nachdem ich alle Pflichten eines guten Staatsbürgers erfüllt, darf ich mir auch ein anſtändiges Vergnügen erlauben, und ich ergreife die Feder und ſchreibe. Aufgepaßt, daß Sie was lernen! An wie viel Zeichen erkennt man eine kleine deutſche Stadt? An drei. Welche ſind ſie? Daß die klugen Leute noch dümmer ſind als die dummen, daß man dort keine Oliven haben kann, und daß die Bäcker das gebackene Brod mit Mehl pudern. Gut geantwortet. — Wenn ich komme, was machen wir denn mit einander, Sie haben ja immer eine ganze Welt um ſich. Ich kann

Sie nur genießen wie ein Buch, und Sie wiſſen, ich kann nicht leſen, wenn ich nicht allein bin. Ihre Beſuche bringen mich ſchon jetzt in Verzweiflung. Haben Sie nicht wenigſtens neben Ihrem Zimmer ein Hundeloch, wo ich mich verkriechen kann, wenn ich allein ſein will? Sorgen Sie dafür, und auch für Knochen zu meiner Unterhaltung. —

Ich höre etwas die Treppe heraufkriechen. Da iſt der Brief. — Der Brief iſt himmliſch. Aber die Judenſache! Erinnern Sie mich nur daran in Frankfurt. Ich werde von dort Correſpondenzartikel ins Morgenblatt ſchicken, und ich werde die niederträchtigen Dummköpfe geißeln nach Gebühr. Aber die Juden werde ich auch nicht ſchonen. Die Einfältigkeit des Vorſtandes iſt mit Schuld an der pharaoniſchen Polizei. — Aber mein armer Vetter! Er gefällt mir, daß er noch verliebt ſein kann. Wir Baruchs ſind wie die Orangenbäume, wir blühen zweimal im Jahre. Wir haben auch ſonſt noch viel Italieniſches. Das dolce far niente iſt uns allen eigen. — — Ach, geſtern bemerkte ich, daß die Sträucher ausgeſchlagen, und ſeitdem ſchlägt mir das Herz. —

. . . .

. . . .

Heute iſt der 4te März, ich ſehe aber noch keine Anſtalten zur Ueberſchwemmung. Im Gegentheil, das Wetter fängt an gut zu werden. Ich mache mich reiſefertig, ſobald ich meinen Artikel Cooper fertig habe. Aber ich finde das Ende nicht, und ich habe von allem geſprochen, nur nicht von Cooper. Ich habe mein zornerfülltes Herz ausgeleert, es war mir wie ein Aderlaß. Auch habe ich angebracht, was Sie ſich in Heidelberg auswendig gelernt. „Die Jugend iſt ein Verbrechen und das Alter ein Verdienſt.“ Auch über die Jubelgreiſe habe ich mich luſtig gemacht. Kurz, es wird nicht gedruckt werden, wenn Cotta auf Wien Rückſicht nimmt. — Mit dem 4ten März iſt die Waſſergefahr noch nicht vorüber. Den 5ten Morgens (ſagt Olbers) geht der Mond durch den Aequator, und da iſt die größte Gefahr für Narren. Denn der Mond, was Sie weniger wiſſen als empfinden, hat einen ſchädlichen Einfluß auf ſchwache Köpfe. — Aber meine Zähne! Alle Tage geputzt. Sie ſind aber auch wie Elfenbein, und die Ihrigen ſind wie Dinte dagegen. Geſtern aß ich eine Lerche, und das arme Thierchen, ſo todt es war, blinzelte mit den Augen, als es mir mit dem Kopfe in den Mund kam, ſo ſehr blendeten meine Zähne!

Dreißigſter Brief.

Stuttgart, den 6. März 1825.

...... Es lebe die Dummheit! In nichts erkenne ich deutlicher die Weisheit der Natur, als darin, daß kein Menſch weiß, daß er dumm iſt. — Meinen Vorſatz, Geſellſchaften zu beſuchen, habe ich noch nicht ausgeführt. Ich bin zu faul. Geſtern war glänzender Caſinoball zur Feier des heutigen Geburtstags unſeres Kronprinzen. Ich blieb aber weg, und lag ſchon nach neun Uhr im Bette. Dem Himmel ſei Dank, mit meinem Cooper bin ich über den Berg, was ſonſt noch daran zu machen, iſt fertig im Kopfe. Damit ins Reine, mache ich mich reiſefertig und laſſe einpacken. — Die Veranlaſſung zu Gibbons Werke kannten Sie noch nicht? Wie glücklich ſind Sie, Sie haben noch ſo viel Schönes zu leſen und zu erfahren. Das Buch von zehn Bänden liest ſich wie ein Roman, wie ein Drama, und iſt dabei, nach dem Urtheile der Gelehrten, das gründlichſte und gelehrteſte Werk, das es gibt. Nur war Gibbon gegen die chriſtliche Religion ungebührlich eingenommen. Er war reich, fett, glücklich, und wußte die Religion der armen Teufel nicht zu ſchätzen. Er war ſo dick, daß, als er einſt einer Dame in London eine Liebeserklärung machte, und vor ihr auf die Knie fiel, er ſich nicht wieder aufrichten konnte, ſo daß die Dame genöthigt war, zwei Bedienten herbeizurufen. Gibbon war trotz ſeiner Genialität ordnungsliebend bis zur Pedanterie. Alles war nach der Uhr eingerichtet. Er jagte ſeinen Friſeur weg, weil er eine Minute nach ſieben gekommen. Der neue Friſeur, glaubte es gut zu machen, wenn er eine Minute vor ſieben käme, und wurde auch weggejagt. Das iſt engländiſch. Der engliſche Geſandte hier, Lord Erskine, hat zehn Töchter „wie die Orgelpfeifen, eine ſchöner als die andere,“ — ſagen hier die Philiſter. Sechs der größern Pfeifen begegne ich täglich. Sie gehen täglich bis nach Cannſtatt zu Fuße, was die Stuttgarter hochadeligen Beine noch niemals verſucht haben. Sie tragen Muffe und glotzen mich immer an, und laſſen ſich von meinem durchdringenden Blicke nicht irre machen. Beſonders die eine, ein bleichſüchtiges Mädchen, macht mich ganz naß mit ihren feuchten Augen.

Was! Wir wollen auf dem Lande in verſchiedenen Dörfern wohnen, oder vielmehr in verſchiedenen Staaten? Denn unſer Vaterland iſt ſo vortrefflich eingerichtet, daß wir in der Nähe von Frankfurt, nicht in zwei benachbarten Ortſchaften wohnen können, ohne in verſchiedenen Ländern zu wohnen. Zählen Sie. Bockenheim iſt Heſſiſch, Rödelheim Darmſtädtiſch, Hauſen Frankfurtiſch, und der nächſte Ort Naſſauiſch. Wiſſen Sie, daß, wenn ich Ihnen von Bockenheim nach Rödelheim eine Schachtel Zwieback ſchicke, dieſe Acciſe zahlen muß, und daß, wenn Sie mir von Rödelheim nach Bockenheim geſtopfte Strümpfe zurückſchicken, dieſe verzollt werden müſſen? Aber die Unterthanen ſind noch weit dümmer, als die Miniſter ſchlecht ſind. Alle Tage wird an meinem Tiſche gegen das Zoll- und Mauthſyſtem raiſonnirt, und keiner trifft den Nagel auf den Kopf. Ihnen will ich es erklären, denn Sie ſind politiſch. Paß auf! Zum Beiſpiel der Großherzog von Darmſtadt und der von Baden wollen von ihren Unterthanen eine neue Steuer erheben, aber ſie wagen es nicht zu geſtehen, weil ihre Unterthanen ſchon zu gedrückt ſind. Was thun ſie? Der Miniſter in Darmſtadt ſchreibt dem in Carlsruhe: Herr Bruder, wir brauchen Geld, nämlich ich und du. Ich werde daher, unſerer Freundſchaft unbeſchadet, einen Zoll auf die Waaren legen, die aus deinem Lande kommen. Dieſen Zoll zahlen meine Unterthanen. Du, um Repreſſalien zu gebrauchen, legſt einen Zoll auf die Waaren, die aus meinem Lande kommen. Den zahlen deine Unterthanen. Wir ſtellen uns ſehr böſe auf einander, zanken uns, und lachen unſer dummes Vieh aus. Dictum factum. — —

Einunddreißigſter Brief.

Stuttgart, den 8. März 1825.

.... Ich zähle die Pulſe der Zeit, bis Ihr Brief kömmt. Das iſt poetiſch, aber wahr. Nun, liebe Seele, wovon reden wir unterdeſſen? Geſtern las ich eine Rezenſion von ***'s Gedichten. Der iſt herabgehunzt! Spaßhaft war mir, daß der Rezenſent gar keine Ahndung davon hat, daß *** ein Jude iſt. Er hält ihn für einen Profeſſor der theologiſchen Fakultät, und er macht ſich luſtig über das morſche ſüßliche Weſen der heutigen Theologen. Einige der dümmſten Gedichte werden mitgetheilt. Der Rezenſent erzählt: eine Nachtigall wäre auf der Stelle crepirt, als man

***'s Gedichte in das Zimmer gebracht. — Ich habe in der letzten Zeit manches von Menzel geleſen. Unter andern, eine merkwürdige Beurtheilung Göthe's, wovon vor einigen Wochen in der Poſtzeitung ein Fragment abgedruckt war. Der Menzel iſt ein ſogenanntes Kraftgenie. Es fehlt ihm noch an Ruhe, und ſeiner Sprache an Anmuth, es wird aber viel aus ihm werden. Er hat auch jetzt eine deutſche Geſchichte herausgegeben. Seine *Streckverſe* aber ſind Dreckverſe. — Vorgeſtern ſtand vor dem König von England ein Retourwagen nach Frankfurt, der mir großen Verdruß machte, daß ich noch nicht reiſefertig war. Ein geſchloſſener Glaswagen, aber nicht wie ſie bei Hauderern gewöhnlich ſind, ſondern ein feiner herrſchaftlicher Reiſewagen mit einem Koffer am Boden. Ich hätte mich prächtig darin einrichten können, und hätte meine größte Freude daran gehabt. — — Da iſt der Bettelbrief! Hätte ich nur mein Geld wieder! Jede Zeile koſtet mich über einen Pfennig. Alſo Eſſen, Putz, Friſeur, Auguſte, das kömmt alle vor mir? Erſt wenn Sie ſatt ſind, nehmen Sie mich, wie eine Taſſe Kaffee, zur beſſern Verdauung. Ich bin ganz weinerlich über Ihren kurzen Brief. Wir ſpielen immerfort kurz oder lang, ich ziehe aber immer den kürzern. Sieben Werke habe ich im Kopfe, die ich alle in Frankfurt ſchreiben will; Sie erfahren aber jetzt nicht das Geringſte davon. Wie man in den Wald hineinſchallt, ſo ſchallt es heraus. Möchte doch bei Ihrer Schweſter ein Teller der kräftigſten beißendſten Sauce auf Ihr neues Kleid gegoſſen worden ſeyn. Kann ich meiner Todtfeindin etwas Schlimmeres wünſchen? Ach Gott, ich bin gerührt, ich war zu heftig in meinem Zorn, und ich nehme meinen Fluch zurück. Aber Sie ſehen, daß man mich nicht reizen muß, und daß ich ein grimmiger Löwe bin, mit dem es gefährlich iſt, ſich zu necken. Von einem Löwen habe ich wenigſtens die Mähne. Sie ſollten meinen Kopf ſehen, was der wild iſt! Ich könnte tauſend Liebſchaften mit

Locken verſehen. Endlich dieſen Morgen kam der Friſeur. (Die K. hatte mir ihn geſchickt.) Er ließ mich meinen Ueberrock ausziehen und meine Weſte, hängt mir vorn, hängt mir hinten ein Tuch um, würgt mir den Hals zu, fängt an zu kämmen und mich zu zauſen, und als er ſchneiden will — hat der Bengel die Scheere bei der K. vergeſſen. Und ſo muß ich morgen alle Operationen von neuem durchmachen, und bleibe heute noch ein grimmiger Löwe, der ſich wie ein Lamm zu Ihren Füßen legt.

Zweiunddreißigſter Brief.

Stuttgart, den 10. März 1825.

Alſo unſere Oſtern fallen an gleichen Tagen? Das freut mich. So können wir beide geputzt mit einander ſpazieren gehen, ohne daß die Verſchiedenheit unſerer Religion auffiele. Ich glaube Sie ſind die einzige iſraelitiſche Bürgerin in Frankfurt, die einen chriſtlichen Staatsbürger zum Anbeter hat. Seyen Sie nur keine No. 14, die nicht ans Heirathen kömmt. — Daß *** nach Rödelheim zieht, iſt mir ſehr recht. Sie werden dann auch oft dort ſein. Das gibt für mich ſchöne Gelegenheit zu laufen, und noch ſchönere zu entlaufen, Ihnen, oder ſonſt wem, der mit mir zanken will. — Wenn kein ſchlechtes Wetter, oder ſonſt etwas dazwiſchen tritt, denke ich kommenden Dienſtag abzureiſen. Dem Cotta ſage ich gar nichts davon. Doch bringe ich ihm noch vorher die Rezenſion von Cooper. Zwei und eine halbe Seite! Und das alle habe ich in weniger als acht Wochen zu Stande gebracht. Was der Menſch vermag, wenn er will! Man ſieht wohl daß er ein Ebenbild Gottes iſt. Die Rezenſion wird Ihnen gefallen. — Geſtern erhielt ich von Mainz einen großen Pack Journale geſchickt: . . . eine Zeitſchrift für die muſikaliſche Welt. Dabei ein langer langer, langweiliger langweiliger Brief, mit langen, breiten und dicken Complimenten. Man ladet mich ein, mitzuarbeiten und zu fordern was ich will. Ob ſie zwar wüßte (ſagt die Redaktion) daß ich von Muſik nichts verſtehe, ſolle ich doch mitarbeiten. Das iſt eine naive Redaktion! Uebrigens ſcheint das Journal gut zu ſein. — Sagen Sie dem L. er habe ſein Federmeſſer bei mir liegen laſſen.

Es iſt ſo ſchlecht, daß ich es ihm wieder geben werde. — Sie haben meines Vaters Blumen bemerkt? Das iſt ein gutes Zeichen. Sie ſähen nicht nach den Blumen. Sie ſähen nach meinem Bilde. Wenn ich nach Hauſe komme, ſtehle ich die ſchönſten Blumen und ſchenke ſie Ihnen. Haben Sie ſchon daran gedacht, daß wir in Frankfurt aus unſern Fenſtern uns ſehen können? Ich wohne im zweiten Stocke, Sie wohnen im erſten. Ich ſehe mit Liebe auf Sie herab, Sie ſehen mit Bewunderung zu mir hinauf. Wenn die Sonne ſcheint, halte ich einen kleinen Spiegel zum Fenſter hinaus und blende Sie. Sie werfen mir Grüße zu. Es iſt doch ein ſchönes Leben, wenn man nicht unter einem Dache wohnt! Adieu . . ſchreiben Sie längere Briefe. Heute habe ich einen 19 Kreuzerbrief erwartet, weil der vorige ſo kurz war, aber Ihr ohnedies kleiner Kopf iſt ganz voll von Mittageſſen, Theater und Spazierenfahren. Beſſere dich.

Dreiunddreißigſter Brief.

Stuttgart, den 12. März 1825.

Guten Morgen. Seit acht Tagen, bis geſtern, war das ſchönſte Wetter. Das Herz wollte mir ſpringen vor Freude, wenn ich daran dachte, daß wir uns heute über acht Tage um dieſe Stunde ſchon einigemal gezankt haben können. Wie freute ich mich auf das erſte Butterbrod, das wir zuſammen eſſen, wie auf das erſte Geſpräch das wir tête-à-tête halten würden. Aber heute regnet es, der Himmel iſt grau wie ein Eſel, und ich habe meine Abreiſe zunächſt auf Donnerſtag verſchoben. Ich hatte mich auf das Wiederſehen vorbereitet, ich ſuchte mir alle Sittenregeln zurückzurufen, die Sie mir in Heidelberg gegeben, um Sie verſichern zu können, daß ich ſie alle befolgt. Aber ich habe ſie vergeſſen, bis auf die ſieben, die ich glücklicherweiſe aufgeſchrieben hatte, und die wie folgt lauten. . . . . 3. Wenn Sie in Geſellſchaft gehen, ziehen Sie keine Perkal-Wäſche an, das iſt eine Schande in Deutſchland. . . . . 7. Wenn Sie Ihren Sommerrock anziehen, müſſen Sie ihn erſt bügeln laſſen. Dieſe letzte Regel, auf den Juli geltend, haben Sie mir ſchon im Januar gegeben! Aber Sie machen mir mehr Freude mit Ihrer Dummheit, als Andere mit ihrem Verſtande. Du haſt eine ſchöne Seele, die ſchöner iſt als ein türkiſcher Shwal, ſchöner als der Frühling, ja ſchöner als Du ſelbſt, und wenn ich heute einen 19 Kreuzerbrief bekomme, bin ich der glücklichſte Menſch in der Charlottenſtraße. . . . .

— — Mein Scherz und Ihr Ernſt begegnen ſich wunderlich. So iſt das Leben. Ich habe Ihren heutigen Brief gar nicht klein gefunden, er ſchien mir nur zu groß, da Sie Ihren Kummer darin ausſprechen. Auch mich jammern die unglückſeligen Menſchen, die ſich ſelbſt und andern durch ihre Vorurtheile ſo wehe thun, aber Sie leiden bei dieſer traurigen Betrachtung mehr als ich. Ich bin wie die Natur, ich liebe die Menſchheit, Ihrem Herzen aber ſteht jeder einzelne nah. Gegen unabänderliche Uebel, iſt der einzige Troſt, daß ſie unabänderlich ſind. Die Vorurtheile werden nie aufhören, ja jede neue Aufklärung erzeugt deren neue. Das Unglück iſt nicht, daß viele Menſchen Vorurtheile haben, das Unglück iſt, daß ſie nicht alle Menſchen haben, ſondern mit verſchiedenen Bildungen, Anſichten und Sprachen neben einander leben. Bedenken Sie aber, daß man mit den Leiden auch die Freuden der Einbildungskraft zerſtörte. So unglücklich ſich ***'s Eltern fühlen, weil ihre Tochter den *** geheirathet, ſo ſelig wären ſie, wenn ſie einen Rothſchild zum Manne bekommen. Eine Täuſchung, macht die andere gut. Aber mich dauern ſie ungemein, und Sie hatten Recht zu weinen. Sie ſollten ſich aber die Sache aus dem Sinne zu bringen ſuchen. Leidende, welchen man nicht helfen, deren Schmerz man nicht erleichtern und die man nicht tröſten kann, muß man fliehen. Uebrigens dürfen wir nicht ungerecht gegen die Vorſehung ſeyn; es gibt mehr Freude als Leid im Leben, und das Verhältniß der unglücklichen zu den glücklichen Menſchen iſt nicht größer, als das der kranken zu den geſunden. Wenn man leidet an ſich oder ſeinen Freunden, vergißt man freilich dieſe Wahrheit, man muß ſich dieſelbe aber ſo bald und ſo oft als möglich wieder zurückrufen. — Sie wiſſen jetzt ſchon, daß ich des Wetters wegen meine Reiſe aufgeſchoben. Ach, was ändern ſich die Zeiten! Ich ſehne mich nach Ihnen, habe Reiſegeld in der Taſche, und verſchiebe mein Glück, weil es ein Bischen regnet! Mein Herz iſt jung, aber der Kopf, die Bruſt, der Magen und die Glieder werden alt. Anno 1750 hätten Sie mich kennen ſollen. Ich war ein Teufelskerl. Ich wäre barfuß nach dem Nordpol gelaufen, meiner damaligen Geliebten Eiswaſſer zu holen, aber das Eis wäre warm geworden in meinen Händen, und jetzt iſt mein höchſter Liebesdienſt, daß ich meiner Angebeteten eine Taſſe Thee hole, die mir kalt wird zwiſchen einem Stuhle und dem andern. O mein Schatz, das Alter macht trocken und der Regen macht naß; alſo warten muß ich bis ſchönes Wetter wird. — Ich habe nur in Gedanken, hinter meine romantiſche Klagen, einen Gedankenſtrich geſetzt, denn ich bin noch nicht damit fertig. Und der Verſtand? Das Alter wollte ich ertragen, aber den Verſtand, dieſen mißgeſtalteten, abgeſchmackten Götzen, den ſo viele Menſchen anbeten! Wiſſen Sie, daß ich in Gefahr bin, ein ordentlicher, verſtändiger Menſch zu werden? Zum Glücke iſt die Sache noch nicht ſicher. Wüßte ich es gewiß, ich würde mich auf der Stelle todtſchießen. Glauben Sie mir, daß ich mein Wirthſchaftsbuch genau und ängſtlich führe? Daß ich meine erſte Wäſcherin verabſchiedet, weil ſie ſich für ein Hemd 8 Kreuzer zahlen ließ? Glauben Sie mir, daß ich in der ganzen Stadt den wohlfeilſten Kutſcher aufgefunden, und daß er (er wohnt neben mir) auf meinen Wunſch ſeine vier Pferde in meinen Hof geführt, damit ich ſie in Augenſchein nähme?.... Wenn Sie das alle glauben, haben Sie mich nie geliebt, aber es iſt doch wahr. O Gott! Ich könnte Direktor einer Sparkaſſe ſeyn. Weinen Sie, ich bin ein ordentlicher Menſch geworden. Aber ſo lange noch ein Tropfen Leichtſinn in mir fließt, werde ich Sie lieben.

Vierunddreißigſter Brief.

Stuttgart, den 14. März 1825.

Guten Morgen. . . . Die Zeiten ſind ſchlecht, es iſt kalt und alles iſt mit Schnee bedeckt, mit ſchwarzem, rabenſchwarzem Schnee, der mich am Reiſen hindert. Und der Zucker iſt um 4 Kreuzer aufgeſchlagen, und ſeit acht Wochen habe ich für 28 Gulden Holz gebraucht, und eben ſagt mir mein Mädchen, das Holz ſei wieder gar . . . . Ich ſage Ihnen, es werden ſchwere Zeiten kommen, und glücklich die Frau, die unter die Haube gebracht. Ich habe Ihnen ſeit dem vorigen Herbſte geſagt, im März würden ſich große Dinge begeben, und der März iſt noch nicht vorüber. Der Moskowiter rührt ſich, der halbe Mond iſt blutigroth, Herr von Metternich wird zärtlich und beſucht ſeine kranke Frau in Paris, der König von Spanien wird gnädig, der König von Neapel will meine guten Freunde, die Oeſterreicher, nicht mehr in ſeinem Lande dulden, in Rom herrſcht die Peſt, Gott der Herr ſendet ſeine Erdbeben und ſeine Fluthen, die Kartenhäuſer der Diplomatik ſtürzen ein, und die heilige Allianz wird gewaſchen und tüchtig gebläut. Liebe Frau, die europäiſchen Angelegenheiten machen mir viel zu ſchaffen, und ich ſage wie der Mohr in Fiesko: mein Kopf hat alle Hände voll zu thun. — — Heute bin ich mit Ihrem Briefe ſehr zufrieden, er iſt eng geſchrieben und chriſtlich gemeſſen. . . . .

Von der Enträthſelung der Hieroglyphen, erwarten Sie nicht viel. Vielleicht wird einiges für die Chronologie gewonnen, aber für Menſchenleben und Menſchengeiſt gewiß nichts. Die Hieroglyphen auf Pyramiden und Mumien mögen nur die Lebensbeſchreibungen unbedeutender Pharaone und unbekannter Privatperſonen enthalten, und die andern weiſen Dinge, die man enträthſeln möchte, welche damals die Prieſter geheim gehalten, kennt jetzt jeder Schulknabe. Aſtronomie, die Lehre eines einzigen Gottes, etwas Phyſik und Religionsgebräuche, das wird alles ſeyn. In einem Lande, wo die Wiſſenſchaft geheim gehalten, gedeiht ſie höchſtens, wie ausländiſche Pflanzen im Treibhauſe. — Der Cooper iſt ſchon abgeſchrieben. Das hat mir freilich ſauere Arbeit gemacht, indeſſen hatte ich mir Zeit dazu genommen. Das Concept bringe ich Ihnen mit. Ich brachte es geſtern dem Cotta, der war artig! Ich entſchuldigte meine Saumſeligkeit mit meinem Uebelbefinden. Ja, ſagte er, als Sie hierherkamen, ſah ich es Ihnen an, aber jetzt ſehen Sie ja wieder ganz gut aus. Ich erſchrack ſehr über dieſe Bemerkung, und bedauerte meine Unvorſichtigkeit, daß ich mich nicht etwas blaß geſchminkt. Ich erwiederte: der Schein trügt, ich bin immer noch krank. So mußte ich ſprechen, denn ich habe mir vorgenommen, auf meinen Lorbeern auszuruhen, und nicht eher zu arbeiten, bis ich wieder Geld brauche. Nicht wahr, dieſe Moral gefällt Ihnen? Wir wollen den Cotta ſchon zu Grunde richten. — Ich mache mich mit aller möglichen Faulheit reiſefertig. Heute ſchicke ich dieſes Buch zurück, morgen jenes. Heute kaufe ich einen Feuerſtein, morgen ein Meſſer. Heute laſſe ich den einen Koffer packen, morgen den andern, und unter dieſem Schneckentreiben warte ich gutes Wetter ab.

Fünfunddreißigſter Brief.

Stuttgart, den 16. März 1825.

Warum ich das gute Wetter nicht benutzt? Weil ich ein Eſel war, weil ich mich vom dümmſten aller Teufel, vom Ehrlichkeitsteufel, habe verführen laſſen, weil ich warten wollte, bis ich meinen vermaledeiten Artikel geendigt. Da habe ich ihn nun weg den Lohn der Tugend! Es iſt ſo kalt, daß mir die Thränen in den Augen gefrieren, und keine Hoffnung, daß das Wetter ſich ändere, wenigſtens nicht vor dem 24. März, wo die Tag- und Nachtgleiche einfällt. Sie, kluge Liebe, haben Recht, ich tauge nur zum Taugenichtſe. Ich habe die Tugend übertrieben. Ich möchte mir die Haare aus dem Kopfe reißen, aber der Friſeur hat ſie mir vor einigen Tagen alle weggeſchnitten. — Sobald Thauwetter einfällt, reiſe ich ab, denn den Dreck, wie Sie wiſſen, fürchte ich nicht. *** dauert mich ungemein, und wahrſcheinlich mehr als er es um mich verdient. Es iſt ſchrecklich, in dieſem Alter — nicht verliebt zu ſeyn, denn ich bin es auch — aber verliebt zu werden. Man iſt wahnſinnig mit dem Bewußtſeyn des Wahnſinns. —

Ich ſehe täglich mehr ein, daß ich der größte Politiker in Europa bin. Erinnern Sie ſich noch, wie ich Ihnen, als die Nachricht von der Petersburger Ueberſchwemmung kam, bemerkt: dieſer Zufall kann für die Griechen entſcheidend ſeyn, Kaiſer Alexander überredet ſich gewiß, der Himmel habe ihn beſtraft, daß er ſeine chriſtlichen Mitbürger im Stiche gelaſſen? Und richtig, ſo verhält es ſich. Der Kaiſer von Rußland trifft ernſtliche Anſtalten die Türken zu bekriegen, weil er und ſein Volk glauben, die Ueberſchwemmung ſei ein Strafgericht Gottes geweſen. Blos aus dieſem Grunde iſt Metternich nach Paris gereiſt, um ſich mit Frankreich gegen Rußland zu verbinden. — Ich brumme wie ein Bär, daß ich nicht fort kann, und zwar wie ein Eisbär. Uebrigens führe ich das angenehmſte Schlaraffenleben von der Welt. Seit ich mit dem verwünſchten Cooper fertig bin, arbeite ich gar nichts. Dieſes habe ich zwar ſchon oft verſucht, aber ich will auch nichts arbeiten, mein Gewiſſen iſt taubſtumm, es hört nichts und ſpricht nichts. So liege ich denn auf meinen Lorbeern hingeſtreckt und leſe oder ſchlummere, denn ich verliere nichts wenn ich ſchlafe, ich träume immer von Ihnen. Unterdeſſen ſchreiten meine ſieben Werke, womit ich die Wunderwerke der Welt auf vierzehn zu bringen hoffe, raſch vor. — Mein Wetterſpion, mein Barbier, hinterbringt mir ſo eben, ſeit zwei Stunden wäre die Kälte um fünf Grade gefallen. Um ſo viel iſt meine

Hoffnung geſtiegen. Ich möchte allen Schnee an mein Herz drücken, daß er ſchmelze. Adieu . . ! Mein Brief iſt klein, aber ein Schelm gibt mehr als er hat.

Sechsunddreißigſter Brief.

Stuttgart, den 18. März 1825.

.....Verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich nur bei gutem Wetter reiſen werde. Aber ſeit vorgeſtern wird es täglich gelinder. Der Himmel färbt ſich, mein Himmel, und den Schnee hat mein Flehen erweicht. Ich hätte auch gar nicht nöthig, mich ſo ſehr zu hüten. Erſtens habe ich ja keine leidende Bruſt, ſondern nur eine mitleidige. Zweitens iſt meine Art zu reiſen, nur eine Spazierfahrt, da ich immer nur von 9 Uhr Morgens bis Nachmittags 3 oder 5 fahre. Ihre engen Briefe zeugen von Ihrem weiten Herzen, und ſie machen mir die größte Freude. Freilich ſind ſie mir immer noch zu kurz, wie es alle Briefe ſind, und ich beneide das liebe Rindvieh, das ſein Vergnügen, ſo oft es will, wiederkauen und wiederholen kann. Den Dr. M. ſoll der Teufel holen, wenn er glaubt, ich könnte aus Mangel an Kenntniſſen keine größere Werke ſchreiben. Die Kenntniſſe mangeln mir freilich, aber was hindert das? Um ſich in jedem Fache die gründlichſten Kenntniſſe zu erwerben, braucht man nur ein Dutzend Bücher zu leſen. Wenn erſt meine ſieben Wunderwerke erſcheinen, wird der Herr anders ſprechen. Nicht wahr, die Taugenichtſe haben es jetzt beſſer als die Advokaten, ob ſie zwar von einer Familie ſind. — Dieſer Brief wird wieder kurz, ich bin von L. aufgehalten worden. Intereſſantes habe ich nichts von ihm erfahren. Ueberhaupt hat er mir nie ſonderliches Vergnügen gemacht. Niemand macht mir Freude als Sie, und nach Ihnen nichts mehr als mein neuer Pfeifenkopf, worauf wieder ein J. gemalt.

Siebenunddreißigſter Brief.

Stuttgart, den 20. März 1825.

Halt! — Marſch! Das heißt: Sie ſollen einhalten mit Schreiben, denn ich werde marſchiren. Einliegenden Brief ſchicken Sie meiner Mutter. Ich melde darin meine Ankunft. Wenn ich bei Ihnen bin, werde ich die Satyren Ihres heutigen Briefes alle erwidern, nach Verdienſt. Bis dahin Friede. Freilich war es der Friſeur, der mich Herkules in einen girrenden Schäfer umgeſchaffen. Das war unſerm ſtarken Ahn, dem Simſon, auch geſchehen, als ihm Delila die Haare abſchnitt. . . .

Es war nur Scherz, wenn ich von meinem Faullenzen geſprochen, ich bin fleißiger als je. Ich ſammle Gedanken zu einem großen Aufſatze: **die Kunſt ein Journal zu ſchreiben**, den ich in Frankfurt für das Morgenblatt ausarbeiten will. — Mir lacht das Herz, das Wetter iſt himmliſch. Aber je größer meine Sehnſucht nach Ihnen iſt, je langweiliger werde ich meine viertägige Schneckenreiſe finden. Sie können mir den Weg verkürzen und verſüßen, wenn Sie mir nach meinem Nachtquartier ſchreiben. Die Erwartung und der Nachgenuß der Briefe, werden mich erquicken und ſtärken. Werden Sie meine Wünſche erfüllen und mir nach Heidelberg und nach Darmſtadt ſchreiben? Ihre Briefe ſind Ihr Anderes ſelbſt und Ihr Beſſeres. Ihre Briefe ſind immer freundlich, ſind nie von mir weggelaufen, ſondern vielmehr mir entgegengekommen. — — Mit dem Cotta zu hadern, daß meine Sachen nicht gedruckt worden, fand ich nicht politiſch. Was liegt daran, da er ſie bezahlt, und es bei mir ſteht, ſie in einer eigenen Sammlung herauszugeben? — Alſo der dumme und niederträchtige P. wird von vornehmen Leuten beſucht? Ich weiß recht gut, wie das zuſammenhängt. Es gibt keine Ehre mehr in der Welt, und, was noch ſchlimmer iſt, die Laſter, welche andere Laſter gemildert, ſind auch verſchwunden. Der Stolz hatte ſonſt der Kriecherei das Gleichgewicht gehalten, aber die Kriecherei iſt geblieben, und den Stolz findet man nicht mehr. Perſonen von fürſtlichem Range gehen vertraut mit niedrigen Bürgern um, die ſich durch ihre Verächtlichkeit die Achtung der Großen erworben. Schlechte Menſchen und ſchlechte Geſinnungen gab es überall und zu jeder Zeit, aber ſie waren zerſtreut. Jetzt haben ſie einen heiligen Bund geſchloſſen. Bei den Franzoſen veredelt die Leidenſchaft ſelbſt ſchlechte Geſinnungen. Frankreich iſt ein ſtürmiſches Meer. Deutſchland iſt ein Sumpf. Sie, hundert beſſere Menſchen haben gar keine Vorſtellung davon, in welches ausführliche Syſtem man jetzt die Gewaltthätigkeit gebracht, wie vollſtändig man die Räuberei organiſirt hat. Diebesherbergen, liederliche Häuſer, Spielhäuſer, das ſind matte Verführungen, und die Beſſern werden ſich noch dahin flüchten, um ihre Tugend zu retten. Daß die Menſchen keinen Stolz mehr haben, die letzte der Tugenden, die ans erſte Laſter grenzt, das iſt ſchrecklich! Lieben Sie Ihren ſtolzen Freund.

Achtunddreißigſter Brief.

Heilbronn, den 22. März 1825.

Stuttgart, den 22. März, Dienſtag Morgens. — Sie haben ſich ſchlecht aufgeführt, ungemein ſchlecht. Habe ich mir es 12 Kreuzer koſten laſſen, Ihren Brief, den ich dieſen Morgen erwartete, ſchon geſtern Abend zu bekommen; habe ich ihm bis halb zehn geſtern mit brennender Sehnſucht entgegengeſehen; tritt endlich das Mädchen ins Zimmer mit einer großen Laterne, und reicht mir die Hand. Ich glaube, ſie wolle mir ein Kußhändchen geben, denn ich ſehe nichts in der Hand. Endlich kriecht ihr zwiſchen den Fingern das Krüppelchen von Brief hervor, das ich mit einem Blicke verſchlang. Das werde ich Ihnen nie vergeſſen.

Ich bin eben im Begriffe abzureiſen. Dieſen angefangenen Brief nehme ich mit, und lege ihn in Heilbronn oder früher auf die Poſt.... Adieu Liebe. Adieu Stuttgart.

Neununddreißigſter Brief.

Heilbronn. Dienſtag Abend.

Ich komme ſo eben aus der Zauberflöte, aber was half's? Die himmliſche Muſik konnte die tobende Wuth in meinem Herzen nicht beſchwichtigen. Der kleine Brief will mir nicht aus dem großen Kopfe. Ungeheuer! Abſcheuliche! Auf der Frankfurter Börſe will ich den Krüppelbrief anſchlagen laſſen und darunter ſchreiben:

Kortes-Anleih
Und Weibertreu,
All einerlei.

Verzeihen Sie, Madame, ich habe mich vergeſſen. Ich erinnere mich, daß Sie mir die Ehre erzeigt, meine Verſe ſchlecht zu finden.

Wahrlich, kein kleiner Ruhm. Eine gründliche Kritik iſt mir von jedermann willkommen; doch hämiſchen Tadel verachte ich, wie ſich's gebührt.

Heidelberg. Mittwoch Abend.

Ein viertel nach fünf Uhr bin ich hier angekommen, und habe ſogleich auf der Poſt Ihren Brief geholt. Alles iſt vergeſſen, alles iſt vergeben, die hämiſche Kritik meiner Gedichte, und der Krüppelbrief. Sie ſind wieder meine liebe Freundin, weil Sie ſo gehorſam waren mir hierher zu ſchreiben. Aber die Haare möchte ich mir ausreißen, meine melirten Haare, daß ich die Sache nicht noch klüger beſtellt. Zweimal hätten Sie mir hierher ſchreiben können. Dann hätte ich morgen früh vor meiner Abreiſe noch einen Brief bekommen, und dann morgen Abend in Darmſtadt wieder einen. Drei Briefe in zwei Tagen! Zwei Briefe in einem Tage! O ich Dummkopf! O ich Eſel, o ich eſelhafter Peter! Wie hätte ich Sie ausgelacht! Jetzt iſt es zu ſpät.

Vierzigſter Brief.

Heidelberg. Mittwoch Abend.

Ich fange, da ich eben erſt einen Brief verſiegelt, einen zweiten an, den ich morgen in Darmſtadt, wenn noch Zeit iſt, auf die Poſt legen will, dann erhalten Sie Freitag zwei Briefe. Es geſchieht nur, mich von Ihnen an Narrheit nicht übertreffen zu laſſen. Wenn ich Sie auslache, können Sie mir dann mit der heiligen Schrift ſagen: du ſiehſt den Splitter in deines Nächſten Auge, aber nicht den Balken in deinem eignen.

Einunddvierzigſter Brief.

Ems, den 12. Juli 1825.

Ich bin ſehr betrübt, daß Sie Ihr Wort nicht gehalten, und mir heute nicht geſchrieben. Uebermorgen gedenke ich nach Coblenz zu gehen, da der Kronprinz an dieſem Tage ankömmt, und ich den Spektakel mit anſehen will. Den armen Griechen geht es ſchlecht, und dieſes mit dem Ausbleiben Ihres Briefes macht mir heute einen verdrießlichen Tag. Samſtag kömmt hier eine Poſt an, und Sonntag. Sie können alſo Ihre Verſäumniß nachholen. Schreiben Sie mir auch, wenn ſich im Handel etwas Auffallendes ereignet. Adieu, Ihr betrübter Freund.

Die Briefe werden gut verwahrt. Fouché könnte ſie nicht finden. In Oeſterreich ſoll ich mein Glück ſuchen? Nimmermehr. Wo eine Freiheit zu verlieren iſt, ſind ſie dort gleich bei der Hand mit ihren Erleichterungen.

Zweiundvierzigſter Brief.

Ems. Samſtag, den 16. Juli 1825.

Unendliche Freude haben mir Ihre Briefe gemacht. Ich habe heute beide zuſammen bekommen. Unausſprechlich betrübt war ich vorgeſtern über das Ausbleiben derſelben, und ich habe geweint. Ich dachte, es müßte Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren ſeyn. Was helfen alle klugen Vorſätze? Das Herz iſt niemals vernünftig. Wir werden beide in gleichen Fällen von neuem ängſtlich ſeyn. Weber iſt jetzt hier, und logirt in den vier Thürmen. Die Leute ſind ſehr begierig ihn zu ſehen. Geſtern bei Tiſche im Kurſaal, wo er ſpeiste, ſpielte die Muſik ihm zu Ehren viel aus dem Freiſchütz, und geſtern Abend brachten ſie ihm ein Ständchen. Es wundere Sie nicht, daß er in Frankfurt kein Aufſehen gemacht. Dort hat noch nichts Aufſehen gemacht, als der große Ochs, den man in voriger Meſſe gezeigt. Leſen Sie die Briefe der Frau von Sévigné. Ich beſchäftige mich gerade damit. Aber ich habe ſie nur in einem dummen Auszuge „für die Jugend.“ Sehr merkwürdig!

Dreiundvierzigſter Brief.

Ems. Montag, den 18. Juli 1825.

.... Geſtern Nachmittag lag ich auf meinem Sopha, und las, da ſtolperte Jemand mit einem ſchallenden Gelächter in mein Zimmer, und mit einem Maul — es iſt unbegreiflich wie das durch die enge Thüre konnte. Er zog ſich zugleich den Rock aus, und warf ſich aufs Sopha. Ich fragte ihn etwas, worauf er mir antwortete: Sie Dummkopf! Dann fing er zu erzählen an, was ich aber nicht hörte, weil er zu leiſe ſprach. Ich bat ihn lauter zu ſprechen, worauf er fürchterlich zu lachen anfing, und noch leiſer zu ſprechen. Wer war der ſtürmende, wiehernde, liſpelnde, Dummköpfe austheilende Menſch ohne Rock? Das war der ***. Geſtern ſchloß er ſich den Schiffen an, die den Kronprinzen auf ſeiner Rheinfahrt begleiteten und fuhr mit bis Coblenz. Das mag, der Beſchreibung nach, prächtig geweſen ſeyn. Der Prinz und die Prinzeſſin fuhren mit dem Herzog von Naſſau in einer prächtigen Jacht von Biebrich aus, und überall, von den Ufern herüber ſchloſſen ſich Andere an, und Deputationen, und Mädchen mit Blumen und Muſik, und von allen Bergen und Schiffen Kanonendonner. Eines der Schiffe, worauf ſechszehn Mädchen ſich befanden, war von den Kanonenſchüſſen, die in den Bergen tauſendfach widerhallten, ſcheu geworden, und mit Noth wurde ein Unglück verhütet. Nachmittags ſpeißten die allerhöchſten Herrſchaften auf dem Verdecke des Schiffes unter einem Zelte. Als es anfing dunkel zu werden, ſchwammen Millionen wandelnde Lichter von Coblenz dem allerhöchſten Schiffe entgegen. Die Coblenzer Fiſcher hatten nämlich allen Karpfen und Hechten ein Wachskerzchen am Schwanz gebunden. Der ganze Rhein ſchien zu brennen. Die Prinzeſſin unterhielt ſich ſehr gnädig mit einigen jungen Salmen und zog ſie zur Tafel. So weit ***. Jetzt erzähle ich das Weitere. Jenſeits der Lahn, meinem Zimmer gerade gegenüber, hatte man auf dem Berg ein koloſſales E mit Lampen geſchrieben. Die Kronprinzeſſin heißt wahrſcheinlich Emilie oder Eliſe. Auf der Mooshütte brannte ein Holzſtoß, der die ganze Gegend erhellte, und ein illuminirtes Schiff, mit Muſik, fuhr die Lahn auf und ab. Das waren die Feierlichkeiten, mit welchen man den Prinz und ſeine Frau empfing. Sie kamen um zehn Uhr an. Auch wurde geſchoſſen, und das Echo nahm ſich herrlich aus. Der Kronprinz bleibt nur einen Tag hier, aber die Prinzeſſin hält förmlich die Kur. — Ich habe geſtern wieder gebadet, und ich befand mich ſehr wohl darauf. Ich erſchrack wahrhaftig vor dem Gutbekommen des Waſſers, denn mein Gewiſſen ſagt mir ganz laut, daß ich bei ſolchen Umſtänden noch einige Wochen hier bleiben müſſe. Daß ſich Gott erbarme! Ich mag die Langeweile hinnehmen für meine alten Sünden.

Den 19ten.

Die Hitze iſt fürchterlich, doch befinde ich mich wohl dabei. Hat L. nicht geſchrieben, über welchen Weg er nach Italien? Das iſt die Hauptſache. Como liegt auch ſchön. Aber Mailand iſt nur als große Stadt intereſſant, hat aber nichts Italieniſches. Wohlfeil iſt es in Italien, wenn man an einem Orte bleibt, das Reiſen auf der Landſtraße iſt überall theuer. O Italien! — Sehr viel vornehmes Geſindel iſt jetzt hier. Man ſieht bei Tage faſt mehr Sterne als bei Nacht, und unzählige Menſchen, die zwei Knöpfe mehr haben als andere Leute. Neulich fragte mich ***, warum ich mich gar nicht mehr vor ihm ſehen ließe? „Ja, ſetzte er hinzu, ſeitdem die nicht mehr hier iſt!“ Wer iſt die die? Sind Sie die die? Der Herr Doktor iſt ein Vieh.

Vierundvierzigſter Brief.

Ems, den 20. Juli 1825.

Liebe Seele. Wenn die Freundſchaft und die Liebe in der Haut ihren Sitz haben, was wohl leicht ſein kann, dann ſind Sie in Gefahr, daß ich Sie hier verſchwitze, und daß ich nach Hauſe komme, und Sie gar nicht mehr kenne. Welche Hitze! Ich wache jeden Morgen ſchon um drei Uhr auf, und da beneiden mich noch die andern um meinen guten Schlaf. Das Eſſen verlernt man ganz. Wiſſen Sie, was ich letzte Nacht gethan habe, mein heißes Zimmer etwas abzukühlen? Noth und Zufall haben mich erfinderiſch gemacht. Als ich Abends nach Hauſe kam, fand ich eine Fledermaus in der Stube. Statt ſie wegzujagen, fing ich ſie, band ſie um den Leib an einen Strick feſt, und hing den Strick an einen Hacken, der über meinem Bette an der Decke angebracht iſt. Der Strick war gerade ſo lange, daß die Fledermaus bis zu mir reichte, ohne mich doch berühren zu können. Was ich erwartete, geſchah. Die Fledermaus flog mir die ganze Nacht um den Kopf herum und fächelte mich an. Die dumme Magd, dieſen Morgen, als ſie das Bett machte, hat meinen treuen Fächer todtgeſchlagen.

Den 21ten Juli.

Haben Sie denn wirklich geglaubt, daß ich mich über * * * geärgert habe? Spaß hat er mir vielmehr gemacht. Aber Sie ſind zornig gegen ihn, weil er neulich in Frankfurt Ihren Liebling verunglimpft. Es kann ſein, daß ich Ihnen morgen nicht ſchreibe, aus Mangel an Zeit und Stoff. Aber zu Hauſe entſchädige ich Sie, und ſage Ihnen mündlich die ſchönſten

Briefe vor. Ueberhaupt werde ich in Frankfurt ſchrecklich viel arbeiten. Herr Heine, Bankier aus Hamburg, iſt hier, und hat *** gebeten, ihn mit mir bekannt zu machen. Die Prinzeſſin kömmt nicht an den Brunnen, ſondern trinkt auf ihrem Zimmer. Wie die Schnaken beläſtigen Einen hier die Fürſten und Fürſtinnen, man kann ihnen gar nicht ausweichen.

Fünfundvierzigſter Brief.

Ems. Freitag, den 22. Juli 1825.

Sie haben beiſpielloſes Glück. Das kalte Wetter heute hält mich vom Baden zurück, und gibt mir Zeit Ihnen zu ſchreiben. Ich mache Ihnen alſo einen vergnügten Abend und einen vergnügten Morgen, wenn es wahr iſt was Sie mich ſo oft verſichert. — Geſtern Abend um elf Uhr erwachte ich aus dem Schlafe und aus ſchreckbaren Träumen von Rieſen und Spießen und blanken Schwertern, und Blut ſah ich fließen, und als ich die Augen aufſchlug, ſtand mit einem Lichte in der Hand vor mir, der Madame Levi holde Geſtalt, und hinter ihr ſtand ihr Mann, und hinter dieſem meines Vaters Mädchen. Und Madame Levi trug ein Bündel Wäſche unter dem Arm, und ſprach lächelnd wie folgt: Herr Doktor! Ihr Herr Bruder iſt angekommen, und will auf dem Sopha in Ihrem Zimmer ſchlafen. Ich hatte die unglaubliche Geiſtesgegenwart, mein brüderliches Herz zu verläugnen, und ich ſagte: das geht durchaus nicht an, es iſt ohnedies zu warm im Zimmer. Darauf hat ſich mein Herr Bruder in einem andern Zimmer eingeniſtet. Er war von Schwalbach herübergekommen, wo jetzt meine Schweſter, und er wird einige Tage hier bleiben. Mit meinen Rieſenträumen hat es ſeine Richtigkeit. Ich hatte nämlich im Bette Fouqué's Zauberring geleſen. Welch ein Narr, welch ein Donquichotte! Ich ruhe nicht eher, bis ich den über ſein Adelfieber tüchtig ausgeſpottet habe. Ich habe es ein Paar Mal in der Wage gethan, aber zu leicht weg. Ich weiß nicht mehr, ob ich darüber geſprochen, daß der hochmüthige Narr den Ritterpferden adlige Geſinnung und Menſchenverſtand zutraut? Es iſt zu ſchrecklich! Sobald zwei Ritterpferde ledig ſich begegnen auf dem Grasplatz, ſchließen ſie Brüderſchaft, und thun freundlich miteinander. Nun ereignet ſich im Zauberring, daß zu zwei ſolchen hochgebornen Pferden ein graſendes Pferd ſich geſellt, worauf ein Bürgerlicher geſeſſen. Allſobald ſpringt das Ritterpferd auf das Bürgerpferd los, und dieſes nimmt heulend die Flucht. Und doch war es Blondels Pferd, des bekannten Sängers Richards Löwenherz. O das Vieh! — Heine aus Hamburg hat mich geſtern Abend ſpät noch kennen gelernt. Er ſtellte mich ſeiner Frau vor als den Verfaſſer der Biene. Ich ließ ihn dabei. Später beſann er ſich und ſagte, die Wage. Und Sie, wie Sie mir ſchreiben, leſen noch immer die Wage? Die iſt ja wie Ninon de l'Enclos, ſie gefällt noch im hohen Alter. — Geſtern Abend hat das Adelspack im Gartenſaale Pfänder geſpielt. Iſt das nicht unverſchämt in Gegenwart von Fremden? Aber die ſehen uns für Tiſche und Stühle an. — Schon vor langer Zeit habe ich, ich weiß nicht bei welchem Anlaß, in meinem Kopfe aufgeſchrieben: „Die Vokale bilden den Adel, die Conſonnanten das Volk des Alphabets.“ Nun habe ich hier aufgemerkt und gefunden, daß die adligen Zungen über die Conſonnanten wegfahren, als wären es Bürgerliche. Sie verſchlucken ſie ſo viel als möglich. Es iſt eckelhaft anzuhören. Ihre Sprache hat gar keine Knochen und iſt ein widerlicher Brei. Ich werde dieſes in dem 6ten Hefte der Wage umſtändlicher auseinander ſetzen. — Geſtern habe ich im Journal des Débats geleſen, daß der König von Frankreich der Herzogin von Northumberland einen indiſchen Shawl geſchenkt, der eine halbe Million gekoſtet. Das Gewebe iſt von den Augenwimpern einer Art perſiſcher Katzen, welche ſo feine Haare geben, daß man ſie mit bloßen Augen gar nicht ſehen kann. Die Spinner und Weber des Shawls arbeiten alle durch Vergrößerungsgläſer. Man hat berechnet, daß man hunderttauſend Katzen gebraucht für einen einzigen Shawl. Und die armen Thiere werden nach dem Verluſte ihrer Augenwimpern blind, und werden dann erſäuft. Daher nennt man einen Bach bei Ispahan, wo hinein man die Katzen zu werfen pflegt, die Katzbach. Länger als fünfzig Jahre wird an einem ſolchen Shawl gearbeitet, und der Shawl der Northumberland war ſchon vor länger als ſechszig Jahren angefangen worden. Ludwig XV. hatte ihn für die Pompadour beſtellt, und ſeitdem ſind drei franzöſiſche Könige geſtorben. Der Shawl iſt ſechszehn Ellen lang und breit, und dabei ſo fein, daß man ihn in eine Kaffetaſſe bringen kann. Iſt es nicht etwas Erſchreckliches mit der Eitelkeit der Menſchen! — Vorgeſtern hatte ein Kurgaſt, der auf einem Eſel ſpazieren geritten, die Großmuth, dem Eſelsjungen ſechs Dukaten zu ſchenken. Das gab eine Revolution im ganzen Eſelſtall. Mein Eſeltreiber geſtern, der mir dieſes erzählte, ſetzte ſchwermüthig hinzu: wenn ich die ſechs Dukaten bekommen hätte, wie glücklich wäre ich. Dann kaufte ich mir eine Kuh u. ſ. w. Ich hätte ſie ihm gar zu gern geſchenkt, aber es ging nicht. Denken Sie nur, die armen Eſeltreiber müſſen täglich dem Eſelaufſeher jeder einen Kreuzer, und der naſſauiſchen Regierung, jeden Sommer, Mann für Mann, einen Thaler Abgabe entrichten. Iſt das nicht ſchrecklich? Genug von Eſeln.

Ich verbleibe der Ihrige.

Sechsundvierzigſter Brief.

Ems. Sonntag, den 24. Juli 1825.

Erſt zwölf Tage ſind Sie von hier entfernt, und ich zähle ſchon ſieben Briefe. Ich ſchäme mich faſt über mein unverdientes Glück. Könnte ich Ihnen nur die Freude, die Sie mir machen, vergelten. Aber womit? Hier ereignet ſich nichts Neues, und das Waſſer, wie Sie wiſſen, hat mich Gott ſey Dank etwas dumm gemacht. Als die Kronprinzeſſin herkam, wurde von dem Prinzen Friedrich und einigen andern Adligen eine Subſcriptionsliſte eröffnet, worin Jedermann aufgefordert wurde, an den Feierlichkeiten Theil zu nehmen, das heißt, zur Beſtreitung der Koſten für die Illumination beizutragen. Es fanden ſich auch unter den Bürgerlichen viele Narren, die unterzeichneten, und es hat jeden acht Gulden gekoſtet. Jetzt ſollten Sie leſen, wie in der Coblenzer Zeitung der Empfang der Prinzeſſin beſchrieben wird. Da heißt es: der Prinz Friedrich habe die Feierlichkeiten veranſtaltet, und daß alle Welt die Koſten beſtreiten helfen, davon wird kein Wörtchen geſagt. Der Zeitungsbericht iſt überhaupt ſehr merkwürdig, und da konnte man wieder recht deutlich ſehen, wie niederträchtig den Großen geſchmeichelt wird. Da heißt es: auf den Geſichtern der Tauſenden, die ſich verſammelt, habe die ehrfurchtvollſte Freude geſtrahlt, über die Ankunft der heißgeliebten Königstochter. Nun ſind in Ems, die Einwohner mitgerechnet, höchſtens fünfhundert Perſonen. Und wie konnte man in der Nacht die freudeſtrahlenden Geſichter ſehen? In den Bädern muß man den deutſchen Adel kennen lernen. Die Schlingels nehmen hier jeden Abend den Saal in Beſchlag zu ihren Pfänderſpielen, und verdrängen die übrige Welt. Dabei verzehren ſie keinen Kreuzer.

Siebenundvierzigſter Brief.

Ems, den 26. Juli 1825.

Finden Sie auch, daß ich mit Alfieri große Aehnlichkeit habe? Sie glauben noch nicht genug wie viel, Sie kennen mich dazu noch nicht gehörig, es iſt zum Erſtaunen. Bei ſo großer Verſchiedenheit, wenn auch nicht des Geiſtes, doch des Talents und der Richtung, und zumal bei ſo großer Verſchiedenheit der äußern Verhältniſſe, der Geburt, des Vermögens, der Zeiten, doch ſo große Aehnlichkeit zu haben! Wir ſind wie zwei Hälften einer Frucht, nur in ſeiner Hälfte ſteckt der Kern. Gleicher Stolz, gleiche Ungeſelligkeit, gleiche Freiheitsliebe, gleicher Haß gegen Despotie, Soldaten, Höflinge; gleiche Schwäche des Charakters mit gleicher Beharrlichkeit bei manchen Verſätzen verbunden, gleiche Reiſeſucht, gleiche Ungeduld, gleiche Verdroſſenheit Bekanntſchaften zu machen — ach, alles gleich, nur nicht gleiches Vermögen!

Den 28. Juli.

Ich mußte lachen, daß Sie ſchreiben, ich wäre nicht ſo reinlich als Alfieri. O wie recht haben Sie! Um mich für das reinhaltende Baden zu entſchädigen, waſche ich mich nicht zu Hauſe ſeit ich bade. Seit vierzehn Tagen iſt meine Schüſſel nicht naß geworden, und die Bouteille Waſſer, die darin ſteht, iſt vierzehn Tage alt. Wie gefällt Ihnen dieſe Bilanz? Geſtern Abend im Courſaal wollte ich mir etwas zu Gute thun. Ich ließ mir als etwas Außerordentliches Thee bringen, und Sardellen, und Kuchen, und fange an zu ſchmauſen und bin ſehr vergnügt. Setzt ſich ein Menſch zu mir, und fängt an mich zu ennuiren, daß ich bald merkte, er wolle mich umbringen. Ich hätte beinahe Mörder! Hülfe! gerufen. Das war der Herr ***. O Gott, mich ſchaudert, wenn ich daran denke. Welcher Gefahr bin ich entgangen! Himmel, welch ein Menſch! Zu meinem Glücke, reiſt er heute wieder ab. — Wiſſen Sie, daß ich im Ernſt fürchte, das Emſer Bad macht mich dumm. Es geht mir doch kein vernünftiger Gedanke durch den Kopf. Zum Glücke ſtehts in meiner Gewalt, mich alle Tage wieder krank zu machen. Legen Sie mir doch in Ihrem nächſten Briefe eine ſchwere Frage vor, daß ich mich erproben könne, ob ich noch Verſtand habe.

Achtundvierzigſter Brief.

Ems, den 30. Juli 1825.

Ihre Briefe werden täglich holder, und Sie können es noch zu dem Wunder bringen, daß ich ungern zurückkehre. Wo bekommen Sie nur all die ſchönen Sachen her? — Um Gotteswillen, reden Sie doch mit keinem ferner von meiner Aehnlichkeit mit Alfieri. Das verſtehen ja die Leute doch nicht, oder ſie verſtehen es falſch. Am wenigſten ſagen Sie ſolche Dinge zu Dr. M. Haben Sie denn noch nicht bemerkt, daß er einen neidiſchen, eiferſüchtigen Charakter hat, und daß es ihm peinlich iſt, wenn Jemand Gutes von mir ſpricht? — Meine Eltern werden Morgen abreiſen. Sie haben ſich ſehr gut hier gegen mich benommen. Ich habe Ihnen, glaube ich, ſchon früher geſchrieben, daß fünf Frauen aus Cöln und Bonn hier ſind, worunter ſich eine meiner Couſinen befindet. Mit dieſen waren meine Eltern öfter zuſammen. Da meine Eltern nun abreiſen, wollen die Damen mich in Beſchlag nehmen, und das ganz im Ernſte. Dieſen Morgen wollte mir eine alte Frau von der Geſellſchaft eine Tabaksdoſe als Handgeld ſchenken, und ſie hatte dieſelbe zu dem Zwecke gekauft. Die Doſe ſchlug ich ab, und ließ einige feine Grobheiten mit einfließen. Aber ohne grobe Grobheiten, das ſehe ich ſchon, werde ich die Leute nicht los. Sie haben mich ſchon engagirt, eine Burg mit ihnen zu beſteigen. Die haben eine ſchöne Vorſtellung von mir. —

Sonntag den 31.

Ich habe das noch nicht geleſen, was Alfieri über die franzöſiſche Revolution ſagt; es wird ſich aber finden, daß er Recht, und daß Sie Unrecht haben. Seit vierzehn Tagen habe ich das Italieniſche liegen laſſen. Ich habe mich ſehr gefreut, daß die H. als Jüdin mit einem Chriſten getraut worden iſt. Die Welt wird, trotz Oeſterreich, täglich klüger. Freilich geht es ſehr langſam.

Neunundvierzigſter Brief.

Ems, den 2. Auguſt 1825.

Ich bin jedesmal himmliſch vergnügt über Ihre Briefe, ſie haben mir nie ſo ſehr gefallen als jetzt. Vielleicht iſt daran auch das Emſer Waſſer Schuld. Wie gefällt Ihnen dies Compliment? Worüber hat denn Herr Saphir in der Iris geſchrieben? Ich hätte das gar zu gern geleſen. Die Weibergeſellſchaft hat meine Eltern nach Wiesbaden begleitet, ich zittere vor deren Zurückkunft. Ein recht hübſches Mädchen iſt dabei, ſie hat aber wahrſcheinlich zu viel Emſer Waſſer getrunken. — Morgen giebt die Kronprinzeſſin, zur Feier des Geburtstags des Königs, einen

Ball. Ich bin begierig, wer eingeladen wird, ob nur der Adel, oder alle preußiſche Unterthanen, oder alle Badegäſte, welches ich ſehr ſchicklich fände. — Behandeln Sie den B. mit einiger Aufmerkſamkeit. Nicht blos weil er es verdient, da er wirklich ein feiner, wohlgezogener Menſch iſt, ſondern auch weil er gar zu viel Werth darauf legt, wie man ihm begegne. Ich habe nie eine ſolche Ehrbegierde geſehen, noch eine ſolche Reizbarkeit, es iſt faſt zum Bedauern. Von reichen vornehmen Leuten artig behandelt zu werden, iſt ſein höchſtes Glück. Ich werde Ihnen mündlich von dieſer ſeiner Schwäche mehr erzählen. Indeſſen bleibt er in jeder Art ein reſpektabler Mann. Meine Briefe ſind gar zu klein. Schreiben Sie das meiner Lauheit zu. Ich habe keine Zeit. Den Vormittag verſchlingt das Bad, und Nachmittags macht mich die Wärme faul. Die böſe Wärme!

Fünfzigſter Brief.

Ems, den 5. Auguſt 1825.

.....Der Muſikhändler Schleſinger von Paris iſt hier durchgereiſt. Der hat meine Pariſer Leidenſchaft wieder angefacht. Wie iſt mir Deutſchland zuwider! Ein wahres Commisbrodland. In den Bädern lernt man es recht kennen. Da ſind die Leute im Negligée, da zeigen ſie ihre wahre Natur. — Vorgeſtern gab die Kronprinzeſſin einen Ball. Die meiſten Kurgäſte waren eingeladen, nur etwa fünfzig nicht, unter Letztern hatte ich auch die Ehre zu ſeyn. Der Major hat die Liſte gemacht, und jeden, der ihm nicht behagte, weggelaſſen. Ich machte mir nichts daraus, ich wäre doch nicht hingegangen. Aber da ſind andere hier, die waren ganz unglücklich darüber. Ein gewiſſer *** mit ſeiner Frau, fühlten ſich ſehr gekränkt. Sie waren die einzigen Preußen, die nicht eingeladen waren. Ich wußte nicht, ſollte ich ſie auslachen oder Mitleid mit ihnen haben. Was die Menſchen Thoren ſind! — Ich zähle die Stunden bis ich von hier abreiſe, aber alles geht vorüber.

Einundfünfzigſter Brief.

Ems, den 6. Auguſt 1825.

Das wäre alſo der letzte Brief, den Sie aus Ems von mir bekommen. Der Himmel ſei geprieſen. Alſo mein Vater hat Sie beſucht? Recht ärgerlich, daß Sie nicht allein mit ihm waren, er hätte vielleicht von allerlei geſprochen. — .... Aber der ***, was iſt das für ein Menſch! Der ſpricht ja ſo höflich, ſo geſetzt und verſtändig wie ein Mann von vierzig Jahren. Ich erſchien mir als Jüngling neben ihm, und ich hätte dem Lausbub über ſein geſetztes Betragen hinter die Ohren ſchlagen mögen.

Sonntag, den 7. Auguſt.

... Noch ehe ich Ihren Brief geöffnet, wußte ich was vorging. Der zweite Brief, und deſſen eilfertig geſchriebene Adreſſe, war leicht zu erklären. Aber die armen Griechen! Das Herz blutet mir, und wie werden die Börſenleute, die Oeſterreicher, und anderes ſolches Volk jubeln. Ich habe die heutige Zeitung noch nicht geleſen, ich zittere ſie in die Hand zu nehmen. Adieu.

Zweiundfünfzigſter Brief.

Ehrenbreitenſtein, den 15. Juni 1826.

..... Nie fahre ich mehr mit der Waſſerdiligence. Das iſt eine Höllenfahrt! Nur höchſtens 12 Perſonen waren auf dem Schiffe, aber alles war ſo voll geſtellt mit Kiſten, daß man ſich nicht rühren konnte und faſt erſtickte vor Hitze. Ein Glück, daß wir keinen Regen hatten, ich hätte mich lieber bis auf die Haut durchnäſſen laſſen, als daß ich mich unten eingeſperrt hätte. Ich hatte die langweiligſte Geſellſchaft von der Welt. So dumme Geſichter und ſtumme Augen waren mir noch nicht vorgekommen. Ich ſprach mit Niemanden ein Wort, eine Sylbe, außer mit einem Kinde. Als wir das Wispertbal vorüberfuhren, mußte ich ſehr lachen, da mir beifiel, wie wir vor wenigen Tagen dort geweſen, und darin ſo weit vorgedrungen. — Der arme Weber! Sie werden geleſen haben, daß er geſtorben. Am Brunnen in Ems werde ich oft an ihn denken. Ich ſehe ihn ſo lebhaft vor mir, wie er voriges Jahr dort herumging.

Ems, den 16. Juni.

Es iſt hier langweiliger als je, und noch ſehr ſtill. An Prinzen und Prinzeſſinnen fehlt es nicht, und noch ſonſt viele „3 und 4ſpännige Herrſchaften“ ſind hier. Das waren die Ausdrücke des Poſtillons, der mich geſtern von Coblenz herfuhr. Es giebt keine ſchönere Art die Menſchen zu claſſificiren. Ich habe dem Kerl, wegen dieſes herrlichen Gedankens, ſein Trinkgeld erhöht.

Ich wohne ... werde aber vielleicht wieder ausziehen. Man hat ſeine Beſchwerde mit der Bedienung . . Es iſt nur ſo ſchwer von den

Leuten wegzukommen, ſie ſind ſo fein und ſo höflich. Wenn ich mich losmachen kann, ziehe ich zu Becker. Der B. ſagte mir: „ich habe gemerkt, daß Sie mit der Welt noch immer zerfallen ſind. In der Rede von Jean Paul haben Sie wieder losgezogen . . . die Büchſe von der Wand u. ſ. w.“ Der Menſch iſt mir ſo unleidlich wie eine Katze.

Dreiundfünfzigſter Brief.

Ems, den 18. Juni 1826.

Ich bin recht froh, daß ich zu Becker gezogen. Man iſt da recht gut und billig. Die alte *** war ganz wüthend, daß ich ihr Haus verlaſſen, und ſie wollte für eine Nacht zwei Preußiſche Thaler bezahlt haben. Ich gab's ihr aber nicht. Das iſt ein Os, die hat ein Maul! Es ſcheint mir, dieſe Frau iſt gewohnt zu imponiren und Furcht einzujagen, ich habe mir aber ein wahres Feſt daraus gemacht, ihr die Spitze zu bieten. Geſprochen habe ich mit ihr, wie Marquis Poſa mit Philipp, in ſo gewählten Ausdrücken ſprach ich. Ein Dritter hätte ſich krank dabei gelacht.

Eine halbe Stunde zankten wir uns über den .... und ich, ſtark hierin, ſprach in blühenden Ausdrücken darüber. Eigentlich benutzte ich nur den Vorwand weg zu kommen. Das Haus iſt ſehr unfreundlich, die Bedienung ſchlecht, und das Ganze von außen und innen hat ein geſpenſtiſches Anſehen. Die Leute ſcheinen unleidlich eigennützig zu ſeyn, und für ein einziges 8ter Wachslicht, das ſie mir ungefordert angezündet, habe ich 15 Kreuzer zahlen müſſen. Jetzt, da ich das Haus von außen vor Augen habe, kömmt es mir ganz grauenhaft vor, und Walter Scott könnte einen Roman hineinlegen. — Hier lernte ich auch einen Magiſter Lämmermeier kennen, der in die Didaskalia und dergleichen Blätter ſchreibt. Dieſer Magiſter Lämmermeier zeigte mir einen gerade auf ſeinem Tiſche liegenden Bericht über Ems für die Didaskalia, der ganz miſerabel war. Jetzt fragte er mich auf einmal, (er mochte erfahren haben, daß ich aus Frankfurt bin) „kennen Sie vielleicht den Dr. Börne in Frankfurt?“ Ich bin der Dr. Börne, antwortete ich. Jetzt hätten Sie deſſen Erſtaunen und Erſtarren ſehen ſollen. Er wurde ganz roth, und konnte kaum ſprechen. Es war gar zu komiſch.

Vierundfünfzigſter Brief.

Ems, den 19. Juni 1826.

Ihren nicht lieben Brief, den Sie Donnerſtag Mittag abgeſchickt, habe ich geſtern Sonntag Nachmittag erhalten, alſo erſt am 4ten Tage! Er ging über Caub. Iſt das nicht himmelſchreiend? Nun könnte man zwar öfter über Coblenz und Bingen ſchreiben; aber das thun die elenden Menſchen nicht, weil dann Preußen das Poſtgeld bekäme, und es ſoll im Naſſauiſchen bleiben. Ich bin willens in einem Berichte aus Ems für das Morgenblatt über die abſcheuliche Poſtordnung Klage zu führen. Da haben Sie wieder ein Beiſpiel, wie die Politik mit dem häuslichen Leben und Glücke zuſammenhängt, was unſere dummen Landsleute nicht einſehen wollen.

Wie war ich erſtaunt und überraſcht, als ich geſtern im Garten *** begegnete. Aber wie ſchmerzlich wurde ich getäuſcht, wie ſehr hatte er mich betrübt, durch das was er mir von Ihnen erzählte. Sie haben wieder geweint. Gott, wie unglücklich macht mich das! Und Ihr Brief hat dies alles beſtätigt, ja, noch ſchlimmer gemacht. Daß ich Sie nicht tröſten, nichts zu Ihrem Glücke beitragen kann, iſt mein Unglück, nicht mein Verbrechen. Sie dürfen nicht mehr nach Frankfurt. Sie müſſen den Winter in einer großen Stadt leben. Sie kennen von der Welt nichts als Bäume, Berge und Jammer . . Sie würden Freunde genug finden, die Ihnen Ihre Frankfurter mehr als erſetzen. . . Mein Vortheil iſt es nicht, daß ich Ihnen dies anrathe. Was Sie an mir lieben, würden Sie bei hundert andern Menſchen, und bei vielen in einem höhern

Grade finden, und dann bliebe Ihnen von mir nichts als die Erinnerung meiner Fehler übrig. — Ich freue mich gar zu ſehr, daß Sie mit der N. zufrieden ſind. Wenn ſie ein gutes Mädchen iſt, iſt ſie alles, was ein Weib zu ſeyn braucht. Wenn Weiber nur ſanft, gefällig, fühlend und theilnehmend ſind — was ſie ſonſt noch für gute Eigenſchaften haben, haben ſie mit Männern gemein, alſo immer in niedrigerem Grade als dieſe. Grüßen Sie die mitweinende und mitlachende N. Die iſt um die Hälfte theilnehmender als Sie, denn Sie können nur mitweinen.

Fünfundfünfzigſter Brief.

Ems, den 21. Juni 1826.

Haben Sie dieſe Woche die traurige Geſchichte von der jungen ruſſiſchen Dame geleſen, die auf der Reiſe nach Ems auf dem Felde plötzlich ſtarb? Ich habe nie von einem traurigern Todesfalle gehört. — Ich leſe alte Erzählungen von der alten Genlis. Man hat nicht viel daran, aber man ſchlürft ſie hinunter wie Auſtern, eine nach der andern. Ich habe mir gemerkt: „L'expérience a prouvé mille fois que, dans le mariage, l'amour est presque toujours un obstacle au bonheur.“ Ferner: „Ursule... pensait que l'on remplit tous les devoirs d'épouse et de mère, lorsqu'on est chaste et bonne ménagère. Cette opinion est généralement reçue en Allemagne.“ — — Ich kann Ihnen weiter nichts ſagen, als daß ich in tiefſter Seele betrübt bin und es bleiben werde, bis ich Ihre Briefe erhalte.

Den 24. Juni.

Wenn auch jetzt meine Angſt aufgehört hat, da ich weiß, daß der Schneckengang der Poſt Ihre Briefe verzögert hat, ſo bleibt mir doch immer der Kummer, daß ich ſo wenige Briefe von Ihnen erhalten. Gott weiß, wie es mir in den Sinn gekommen, daß Sie mir nicht mehr ſchreiben wollten. Was doch der Menſch blind iſt in ſeiner Leidenſchaft! Als wären Sie einer ſolchen Grauſamkeit fähig. — Uff! Ich habe recht lachen müſſen über Ihr Uff. Wie oft habe ich es ausgerufen, wenn ich über die vermaledeite Poſt ſchwitzte. Die Hälfte aller unſerer Briefe iſt davon voll.

So eben erhalte ich einen Brief von meinem Vater. Er ſchreibt mir unter anderm: „Beiliegend haſt du etwas zu knacken.“ Ich habe den ganzen Tag darüber geweint! Das iſt der Kerl, der ſchon einmal gegen mich losgezogen, weil ich ſeine Ueberſetzung von Cooper getadelt. — Ich habe meinem Vater auf ſeinen Brief geantwortet, ohne weiter auf Geld zu beſtehen. Den Brief von Hitzig in Berlin habe ich ihm mitgetheilt, um den Eindruck des Converſationsblattes zu ſchwächen, denn mein Vater mag Wunder meinen, was ſolch ein Tadel zu ſagen habe.

Von Cotta habe ich Brief bekommen, er bedankt ſich ſehr für die Meneen; eine Reiſe hat ihn abgehalten mir früher zu antworten.

Ihr liebes Brieflein kömmt mir eben zu. Ich habe es in einem Biſſen verſchlungen .... Die neue Heloiſe leſe ich zum Erſtenmal. Belehrend, aber nicht unterhaltend. Aber lachen mußte ich, das Buch hat drei dicke Bände, ich habe vom erſten Bande erſt den fünften Theil geleſen, und ſchon hat Juliens Liebhaber alles erlangt! Schon iſt die Frucht der Liebe gebrochen und verzehrt — und jetzt möchte ich doch wiſſen, was ſich die Liebenden noch durch drei Bände werden zu ſchreiben haben. — Ich glaube nicht, daß die Meneen ſehr gefallen werden, das Zeug gefällt mir ſelbſt nicht. Es war um's liebe Brod geſchrieben. Adieu Beſte. Ihr treuer dummer Freund.

Sechsundfünfzigſter Brief.

Frankfurt, den 27. September 1826.

Meine Reiſe von Stolpe nach Danzig wäre alſo glücklich zurückgelegt. Meinen Vater habe ich beſſer ausſehend gefunden, als er in Bonn geweſen. Auch geht es ihm und er fühlt ſich beſſer. Aber er findet ſich immer noch ſchwach, und iſt ſehr niedergeſchlagen. Das macht mir vielen Kummer. — Dr. Reis hat mir verſprechen, mich nach Rüdesheim zu begleiten, wenn ich zu Ihnen ginge .... Sonſt weiß ich Ihnen nichts Intereſſantes zu ſchreiben, außer daß Conſtantinopel in Brand ſteht, und alles drunter und drüber geht. — Den Dr. Schlottman habe ich in meinem Wagen bis Frankfurt mitgenommen, er hat mich zwar etwas genirt, aber auch viel amüſirt. Himmliſche Geſchichten von Rothſchild hat er mir erzählt.

Den 29ten.

Hat ſich denn wieder ein Kobold in unſern Briefwechſel gemiſcht? Sie haben mir noch nicht ein einziges Mal geſchrieben. Zum Glücke, daß Ihre Schweſter einen Brief bekommen, ſonſt wäre ich wieder ängſtlich geworden. Jetzt bin ich nur aufgebracht. Die *** habe ich noch nicht geſehen. Sie ſoll ſehr langweilig ſeyn. Die Familie iſt kein Vademecum, das weiß Gott.

Siebenundfünfzigſter Brief.

Ems. Sonntag, den 17. Juni 1827.

Schicken Sie mir gleich mit der nächſten Poſt, ſo viele Grobheiten als in Frankfurt nur zu haben ſind, ich bitte auf meinen Knieen darum. Mein großer Reichthum daran iſt ſchon aufgegangen, und ich brauche ſie ſo nöthig, um mich von dem verdammten *** loszumachen. Der Junge quält mich wie eine Mücke, und ich habe ſeit geſtern ſchon alles mögliche verſucht, ihn zu verjagen, aber vergebens. Erſt antwortete ich ihm kurz, dann gar nicht, dann wendete ich ihm den Rücken, aber das ſieht er als eine Einladung an, mir zu folgen. Und langweilen thut mich dieſer Menſch, daß ich in den heftigſten Schweiß gerathe. Trauen Sie keinen ſchönen Augen! Dieſer einfältige *** hat Augen — er könnte Chriſtus, Rouſſeau, Friedrich der Große, er könnte damit der edelſte und herrlichſte Menſch ſeyn, der nur je gelebt hat. Wahrſcheinlich werde ich ihn umbringen, ſonſt gäbe es keine Rettung für mich. — Geſtern, auf meiner Fahrt nach Coblenz, hat es den ganzen Tag geregnet; aber bei allem dem wie angenehm war die Reiſe! Meine Erwartung vom Dampfſchiffe wurde weit übertroffen. Sie können ſich nichts Schöneres und Bequemeres denken. Es iſt ein ungeheuer großes Schiff, und es fliegt wie ein Vogel. Und dabei ſpürt man nicht die geringſte Bewegung, kein Wanken, kein Schaukeln, und ſähe man die Ufer nicht vorbeieilen, man würde gar nicht merken, daß man weiter kömmt. Es iſt wie eine Zauberei. Die Maſchine iſt im untern Raume verborgen, man ſieht nichts davon. Keine Menſchenhand iſt dabei beſchäftigt, als nur das

Feuer zu ſchüren. Trotz des Regens konnte man auf dem Verdecke bleiben, weil man durch ein Zelt geſchützt war. Die Zimmer ſind auf's prächtigſte eingerichtet, alle Möbel und ſelbſt das Getäfel an den Wänden von Mahagoni. Spiegel, Vorhänge, Sophas, große Fenſter, alles was man in einem reichen Hauſe finden kann. Welche vortreffliche Einrichtungen ſeine Staatsbürgerpflichten zu erfüllen! In jedem Kabinete befindet ſich ein großes Waſchbecken, über welchem zwei Krahnen angebracht ſind, die friſch aus dem Rhein das Waſſer zuführen. Im Boden des Waſchbeckens öffnet ſich ein Zapfen, wodurch man das Waſſer wieder abläßt, ſo daß man ſich den ganzen Rhein kann über die Hände laufen laſſen. Man kann auf dem Verdecke mit verbundenen Augen herumgehen, ohne Furcht ins Waſſer zu fallen, ſo gut iſt alles verwahrt. Es waren vierzig Perſonen auf dem Schiffe, viele vornehme Damen, Engländerinnen, Franzöſinnen; es ſah aber leer aus; denn das Schiff faßt einige hundert. Wenigſtens ein Dutzend der Paſſagiere haben mich angeredet, ſie kannten mich, ich aber kannte ſie nicht, und da ich nicht nach ihren Namen gefragt, werde ich auch nie erfahren wer ſie waren. — Tauſend Dank für Ihren ſchönen, dummen Brief. Alſo die auch plagt der Hochmuth, ſie wollen, ich ſoll Legationsrath werden. Daraus wird nichts. Ich bin und bleibe ein treuer Volksrath.

Achtundfünfzigſter Brief.

Ems, den 19. Juni 1827.

....Den kleinen *** bin ich endlich los geworden. Es lebe die Grobheit, mit ihr richtet man alles aus! Das Wetter iſt ziemlich gut, aber das Bad noch lange nicht ſo ſtark beſucht, als es im vorigen Jahre um dieſe Zeit war. Die Ruſſen mangeln noch alle, viele ihrer mögen wohl in Sibirien die Cour halten. Nichts neues in der Politik? Was machen die Griechen? Ich lebe mit der größten Einförmigkeit. Hier hat man keine andere Zeitungen als die Etoile und die Poſt, und ſo werde ich einen Monat lang nicht erfahren, wie es in Europa ausſieht. Haben

Sie geleſen, daß man der *** in ... 12,000 Thaler jährlich angeboten, wenn ſie dort bleiben wolle? Ich habe aber hier das Geheimniß ihrer Liebenswürdigkeit erfahren. Der König liebt ſie, und jeder treue Unterthan liebt ſie daher auch. — Sie haben doch noch immer die alte liebende Ungeduld nach meinen Briefen, ſo daß Sie Morgens nach der Stadt ſchicken. Die vergebene Gänge zu erſparen, bemerke ich Ihnen, daß Sie regelmäßig zweimal wöchentlich, nämlich Montag und Donnerſtag, einen Brief zu erwarten haben, es müßte mir denn etwas Ungewöhnliches vorfallen, oder Sie ſich beſonders um mich verdient machen; dann ſchreibe ich Ihnen einen außerordentlichen Brief, ſonſt thue ich nicht mehr als meine Pflicht.

Den 24. Juni.

.... Schöne Freiheit, die Sie haben, mit der *** und dem Candidaten ſpazieren zu gehen! Für dieſe Freiheit wäre kein Brutus geſtorben. Lieber wollte ich doch alle Raupen des Birnbaums auf mir herumkriechen, als mich von ſo viel Menſchenvolk plagen laſſen. Was werde ich bei meiner Rückkehr für Arbeit haben, den Garten wieder von all dem Unkraut zu ſäubern! Ich gehe hier auch mit allerlei Menſchen um. Intereſſant iſt keiner darunter. Einige Juden unter den Kurgäſten meide ich, als wären es lauter Candidaten. Aber da iſt ein dicker Holländer, mit dem ich Schach ſpiele, der hatte mich doch erwiſcht. Der Holländer war ganz der reiche Lieferant aus den neunziger Jahren. Mich ärgerte es, und daß ich nicht wieder loskommen konnte. Aber der Himmel ſchaffte mir dieſen Juden auf eine ganz eigene Art vom Halſe. Ich hatte mich geirrt. Der dicke Holländer war ein ruſſiſcher Fürſt. Was ich ein Menſchenkenner bin! Ich habe geſtern das erſtemal im Kurhaus zu Mittag gegeſſen, und da habe ich bemerkt, daß dreimal ſo viel weibliche als männliche Badegäſte hier ſind. Vor allen Dingen ſchreiben Sie mir, wovon ich Ihnen ſchreiben ſoll. Ich weiß nichts.

Dumm bin ich grade nicht, aber das Leben hier iſt ſo einförmig. Ich will mich ankleiden. Wenn mir zwiſchen Stiefel und Hut noch etwas einfällt, ſage ich es Ihnen. Auf jeden Fall, Adieu.

Neunundfünfzigſter Brief.

Ems, den 27. Juni 1827.

Sie ſcheinen im Ernſte böſe darüber zu ſeyn, daß ich in meinen Briefen gegen Ihre Beſuche losgezogen. Ich will es nicht mehr thun, ſo ſchwer mir auch das Schweigen fallen wird. Wenn Ihnen alle dieſe ewigen Beſuche Freude machten, wäre ich leicht darüber getröſtet; aber ich weiß, daß ſie Ihnen ſo wenig Freude machen als mir ſelbſt, und daß Sie ſie nur aus Güte und Schwäche ertragen. Mit meiner Geſundheit geht es ſo gut, daß ich von der Wirkung des Bades nicht das geringſte ſpüre, und ich hoffe, daß ich im nächſten Jahre nicht werde nöthig haben, nach Ems zu gehen. Das Emſer Bad iſt aber doch wirklich ein ſehr heilſames. In meinem Hauſe logirt ein ſchon bejahrter Mann, der mit einem hohen Grade von Schwindſucht weit von der italieniſchen Grenze herreiſte. Als er hier ankam, war er ſo ſchwach, daß er an Krücken gehen mußte, und ſo krank, daß ihn die hieſigen Aerzte, aus Furcht er möchte ſterben, gleich wieder wegſchicken wollten. Er aber ließ ſich nicht zum Narren halten, blieb hier, lauft umher wie ein munterer Knabe, und iſt ſchon halb kurirt. — Nanettens Beſchreibung ihres Landlebens iſt wirklich ſehr anmuthig. Ein ſolches Leben mit Gänſen, Schaafen und Ihnen, möchte ich auch führen. Grüßen Sie mir den Herrn ***. Daß der immer noch in Frankfurt iſt! Wiſſen Sie, was ich denke? Er hat kein Geld nach Paris zu reiſen. Er wird es mit Cotta gemacht haben, wie ich, aber Cotta mit ihm nicht wie mit mir. Sagen Sie ihm er ſoll noch einige Wochen auf mich warten, ich würde ihn nach Paris begleiten — mit, oder ohne Sie.

Sechzigſter Brief.

Ems, den 29. Juni 1827.

Ihren Brief Nr. 7 bekam ich früher als den Nr. 6. Aber ſchämen Sie ſich denn gar nicht, mir ſo kleine Briefſcheibchen zu ſchicken? Nr. 6 hatte ſich in der Hand des Briefträgers unter das Couvert eines großen adligen Briefes verkrochen, darum fand er ihn ſpäter.

Den 3. Juli.

Ein furchtbares Gewitter ſteht am Himmel, und ich werde wie Jupiter, unter Donner und Blitz, mit meinem geliebten Menſchenkinde ſprechen. Wenn ich aber dem Jupiter in allem gleiche, ſogar in der Treuloſigkeit, ſo habe ich doch nicht ſein Liebesglück, und bin doch jetzt mit meinem oft gewaſchenen Geſichte immer noch reizender als ein Stier oder ein Schwan. Nicht einmal den Namen kenne ich meiner hieſigen Geliebten, nicht geſprochen habe ich ſie ein einziges Mal, nur angeſehen oft; ſie mich aber nicht. Iſt das Verſtellung? Iſt das Gegenliebe? Es ſind aber auch keine Erdenkinder, ſondern Gräfinnen. Der Adel hier macht mich wieder ganz toll. Das ertrage ich nicht länger. Welch eine ſinnreiche Maſchine das iſt, welch ein künſtliches Räderwerk, und wie ſtill, ſicher und ſchnell das ſchafft und treibt! Wir andern armen Teufel müſſen mit Händen und Füßen arbeiten, und bringen es nicht weit. Was die anmaßend ſind ohne Geräuſch, und mit welcher Feinheit ſie grob ſeyn können — ungeſtraft grob — ob ich ſie beneide! Da iſt hier eine Berlinerin, eine Bürgerin, die hat ein artiges Kind, welches der Liebling zweier adligen Damen iſt. Sie ſpielen mit ihm, liebkoſen es, und führen es den ganzen Tag an der Hand umher; um die Mutter bekümmern ſie ſich gar nicht, und ſprechen kein Wort mit ihr! Die dumme blöde Mutter, die ihr Kind nicht aus den Augen verlieren will, geht Stunden lang hinter den Damen und ihrem eigenen Kinde her, als wäre ſie eine Magd, und wagt nicht, mit den gnädigen Weibern in eine Reihe zu treten, oder mit ihnen zu ſprechen; ſo oft ſie umkehren, kehrt ſie auch um, und immer hinten drein. Die Frau iſt doch eines Doktors Frau, und wahrſcheinlich von gleicher Bildung als jene. Das iſt der Uebermuth; jetzt etwas von ihrem Glücke. Ich habe Ihnen von einem dicken ruſſiſchen Fürſten ſchon geſchrieben, den ich für einen holländiſchen Juden gehalten. Er iſt die beſte Seele von der Welt, ſehr luſtig, ſehr freundlich, lacht immer, drückt jedem die Hand, ſchwätzt angenehm. In England iſt er erzogen, denkt wie ein Engländer, denkt wie ich, ſpricht aber beſſer, und iſt weit unterrichteter als ich es bin. Er reiſt aus einem Lande ins andere, verſpielt täglich ſein Geld und läßt ſich täglich von ſeinem Bankier neues ſchicken. Lord Byron hat er oft in Italien geſprochen, Napoleon in Polen, mit Wellington hat er Schach geſpielt, er kennt alle bedeutende Männer ſeiner Zeit. Dabei iſt er noch ſo glücklich, nicht regierender Fürſt zu ſeyn, denn er hat einen ältern Bruder. Warum iſt dieſer dicke Kerl glücklicher als ich, warum reicher, artiger, geſprächiger, unterrichteter? Blos weil er von Adel iſt. Mein Großvater — hat mir geſtern jemand erzählt, der vor vierzig Jahren Piket mit ihm geſpielt in Lüttich, und mich gleich beim erſten Anblick als den Enkel erkannte — war mehrere Millionen reich. Wäre er von Adel geweſen, wäre ihm und ſeinen Kindern verwehrt geweſen, das Vermögen zu verſchleudern, wäre ich armer Enkel auch reich. Nein, ſo darf es nicht länger bleiben. — Konnten Sie im Ernſte glauben, ich hätte wegen meiner Liebſchaften die Pariſer Zenſur vergeſſen? Ich hatte einen ganzen Tag Herzweh davon. Nun, Gott wird auch diesmal helfen. — Ich hätte mir nie im Traume einfallen laſſen, daß ich ſo berühmt in der Welt bin. Und was die Leute Reſpekt vor mir haben! Mancher Badegaſt hat gar nicht den Muth, meine Bekanntſchaft zu machen. Endlich faßt er ſich ein Herz und geſteht es mir ein, er ſei nur zu ängſtlich geweſen mich anzureden. So erging es mir ſchon mehreremale. Mich intereſſirt das aber ſo wenig, daß ich von den wenigſten meiner Bekannten auch nur den Namen weiß. Ein Berliner Doktor ſagte mir heute, es habe ihm geſtern jemand erzählt, ich redigire die Deutſche Pariſer Zeitung und bekäme jährlich 40,000 Franken dafür. Wenn das wahr wäre!

Einundſechszigſter Brief.

Ems, den 4. Juli 1827.

Der ſchlechte Kerl von Briefträger hat mir Ihren geſtrigen Brief, der ſchon Morgens angekommen, erſt Abends gebracht, und darum geſchah in meinem Schreiben keine Erwähnung davon.— Eine Bonner Couſine iſt angekommen. Da werde ich wieder eine Schlacht zu liefern haben. In meinem Narren-Buch war ja ein neues Kapitel angefangen, das Sie noch nicht kannten. Ich erinnere mich des Inhalts nicht mehr. Gefiel es Ihnen?

Was Göthe von den Titeln und Orden denkt und ſagt, iſt ganz ſeiner ſchlechten Natur gemäß.

Man giebt jetzt Leuten von Verdienſt gern Titel, um ſie vom Volk abzuſondern, damit dieſes ohne Werth bleibe, und man ſagen könne, es ſei ohne Werth. In meinen Augen iſt jeder Titel ein Bedientenzeichen, ein Hofrath iſt ein Johann, und jeder Johann hat einen Herrn. Das mag freilich manchmal ein Blitzableiter ſein; aber wäre Göthe und wären die andern Geiſteſtarken nicht immer ſo herzensſchwach und erbärmlich geweſen, hätten ſie die Götter, welche blitzen, ſchon längſt herabgeſtoßen und man brauchte keine Blitzableiter. Ich wollte ein Straßenräuber ſeyn und an meiner Seeligkeit nicht verzweifeln, aber ich würde zittern, ſobald es dunkel wird, wenn ich je von dieſen Griechenmördern einen Titel, einen Orden oder ſonſt eine Gunſt annähme. O die Griechen! Jetzt wird es ſich zeigen, ob es einen Gott giebt.

Zweiundſechszigſter Brief.

Ems, den 8. Juli 1827.

.... Ich habe von der närriſchen Heirath der *** ſo die Bruſt voll, daß ich, um mich zu erleichtern, mit der F. klatſchen muß. O Zeiten, o Sitten! — Was Sie vom Narren-Capitel ſagten, iſt ganz richtig. Ich werde es auch weglaſſen. Ein däniſcher Edelmann in meinem Hauſe reiſt von hier nach Italien. Er wünſcht, daß wir die Reiſe zuſammen machten. Soll ich denn wirklich den nächſten Winter in Frankfurt bleiben? Soll der größte Mann ſeiner Zeit ein ſolches Philiſterleben führen? O! ich könnte Sie erwürgen, die an allem Schuld iſt. Auch kein Wörtchen mehr. Ewig Ihr Feind.

Dreiundſechszigſter Brief.

Ems, den 10. Juli 1827.

.... Daß der *** ſo krank iſt, iſt ſehr traurig. Ich zweifle, daß dieſes Folge von Gemüthsbewegungen ſei, doch iſt es möglich. Die Weiber haben den traurigen Vorzug, Leiden beſſer als Männer zu ertragen, ſie ſind zu Leiden geboren. Weinen Sie über die Griechen auch? Wie beneide ich den Bäcker Binding aus Frankfurt, der hier iſt. Er läßt ſich regelmäßig das Frankfurter Wochenblättchen ſchicken, lieſt es hier im Garten mit ſehr großer Aufmerkſamkeit, und die Griechen und die Cenſur haben ihm wahrſcheinlich noch nie den Teig verdorben. Alle Tage das nämliche thun und das nämliche denken, ſo muß man leben, um glücklich zu ſeyn. Iſt denn die J. wirklich verliebt, und war ſie es ſchon längſt geweſen? Wer hätte das gedacht! Aber ſtille Waſſer ſind tief. Wenn ſie glücklich iſt, freut es mich herzlich. Ein glücklicher Menſch, das iſt eine Neuigkeit, das iſt unterhaltend. Wären nur alle Menſchen ſo glücklich oder ſo zufrieden, als ich es bin! Sie wären es, wenn ſie nur immer, gleich mir, genau wüßten, was ſie haben und was ihnen fehlt. Wenn mein Blick nicht verdunkelt iſt, bin ich immer zufrieden, denn ich berechne, daß mir ein Capital von Glück bleibt, wenn auch nicht immer die Zinſen bezahlt werden, und um den Cours um das was Andere vom Glück halten, bekümmere ich mich nicht. — Haben Sie noch für keine andere Sorge geſorgt, da Ihnen nun die J. genommen iſt? Nur den Muth nicht verloren ..... — Haben Sie in der Zeitung die ſchrecklichen Naturphänomene in Calabrien geleſen? Waſſervulkane, ein Meer aus der Erde heraus, ganz neue Plagen. Aber ſo muß es kommen, wenn es beſſer werden ſoll. Das iſt Gottes Cenſur. Ich ſchreie jetzt auch wie die Johanna von Montfaucon, worüber ich herzlich lachen mußte: es blitzt, es muß blitzen.

Vierundſechszigſter Brief.

Ems, den 12. Juli 1827.

.... Es iſt mir gegangen, wie es oft ſchwangern Weibern ergeht — ich habe mich verrechnet. Meine Zeit iſt Samſtag ſchon aus, und ich werde an dieſem Tage abreiſen. Sie haben aber Recht, mich einen Pedanten zu nennen. Sollte ich aber Sonntag nicht kommen, müſſen Sie darum nicht ängſtlich ſeyn. Solche Erinnerungen ſind bei Ihnen immer nöthig, denn Sie haben ein leckes Herz; man mag pumpen ſo viel man will, die Aengſtlichkeit dringt doch immer wieder hinein. Da Sie vor Freude über meine Ankunft nicht wiſſen werden, was Sie thun, will ich ſtatt Ihrer meine Empfangsfeierlichkeiten höchſteigenhändig beſtimmen .... Sie wiſſen, daß ich immer nach Ems ſehr reizbar bin und ich nicht den geringſten Widerſpruch dulde. Daß alſo ja alles nach meinem Willen gehe; und wenn ich ſage, ſchwarz iſt weiß, ſo bleibt das richtig vier Wochen lang. Dann ſtreiten wir uns wieder. —

*** ſchreibt mir heute die Heirath betreffend: „Der Allmächtige gebe ſeinen Segen dazu und mache Beide zufrieden und erhalte ſie geſund.“ Sie ſehen wie die Menſchen ſind. Sie wollen, Gott ſoll ihre dummen Streiche wieder gut machen, ja ſie ſegnen. — Von Lindner in München habe ich einen Brief bekommen, voller Freundſchaft und Complimente. Er nennt mein Herz einen „Pallaſt,“ dann ſind Sie Dame du palais. Das wäre nun der letzte Brief. Dieſes Ems wäre alſo auch vorüber, und ich wußte es würde vorübergehen und hatte Geduld. Ach die glückliche Jugend, die noch ungeduldig iſt, weil ſie nicht weiß, daß Alles, Alles endet!

Fragment.

Ems, im Juli 1827.

Die Wahrheit zu ſagen, liegt Ems ſehr romantiſch, und es wäre für Liebende und Selbſtmörder ein ganz unvergleichlicher Ort. Aber was nützt uns das? Die Krankheiten, deren Heilung wir in Bädern ſuchen, treffen uns gewöhnlich in einem Alter, wo wir die Empfindſamkeit des Herzens verloren haben; wo wir weich gekochte Gemüſe den ſchönen aber rohen Früchten der Natur vorziehen; wo wir bequeme Freuden ſuchen und ein Stück Lüneburger Haide, ſich darauf Verdauung zu ergehen, uns lieber wäre, als ein entathmender Steg, der erſt nach

Sonnenuntergang mit einer entzückenden Ausſicht lohnt. Dann ſeufzen wir bei dem Anblicke himmelküſſender Berge und drohender Felſen, über nichts als über die Mühe hinauf zu klettern; fühlen in ſchattigen, traulichen Thälern nur deren Feuchtigkeit, und meiden jedes Flüßchen — gar nicht neugierig auf das was es liſpelt — wegen der Winde die darüber ſtreichen. So romantiſch und verdrießlich iſt Ems. Es liegt in einem Keſſel, am Ufer der kleinen und dampfenden Lahn, lang hingeſtreckt, und einem Luftſchiffer müßte es als ein ſtattlicher Hecht erſcheinen, über den man Kochwaſſer ausgegoſſen und der im Keſſel ſiedet. Bis gegen die Mitte des Junius iſt hier die Witterung rauh und trübe, und hat der Sommer ſich endlich Platz gemacht und der Himmel iſt heiter, wird die Hitze unerträglich. Abends kömmt von den Oeffnungen der Berge herüber und den Rhein herauf eine kalte und ſchädliche Luft, und ſelbſt der Unachtſamſte lernt die Warnung des Arztes, vor acht Uhr Abends auf ſein Zimmer zu gehen, bald befolgen. Morgens legen die langſchläfrigen Berge oft vor ſieben Uhr nicht ihre Nebelmützen ab, und ſinkt der Nebel, iſt er ſo dick und undurchſichtig, daß man auf zehn Schritte weit keinen bürgerlichen von einem adeligen Kurgaſte unterſcheiden könnte, hätte nicht die weiſe Natur dafür geſorgt, daß dieſe ſo verſchiedenartige Geſchöpfe noch durch andere als optiſche Zeichen ſich ihre Nähe wechſelſeitig zu erkennen geben. Ems bildet eine einzige Gaſſe, und von den Häuſern bis an das Waſſer ſind keine dreißig Schritte. Dem Badhauſe gegenüber liegt ein kurzer und ſchmaler Garten, und in dieſem engen Raume bewegen ſich täglich viele Stunden lang mehrere hundert Menſchen. Man iſt ſich ſo nahe, man begegnet ſich ſo oft, daß man alle Geſichtszüge und die tauſend Kleiderverwandlungen aller Frauenzimmer auswendig lernt. Der Garten ſchließt den ſogenannten Kurſaal ein, der aber, zur Geſelligkeit vergebens rufend, nichts einſchließt, als einige Spielfreunde, und Sonntags das Koblenzer Volk, das in der Mittagshitze Geld beladen herüberkömmt, ſich an die grünen Tiſche drängt, und in der Abendkühle ganz leicht zurückfährt. Eine verkehrte Lebensordnung! Ueber die Lahn führt ein Schiffbrückchen, das man ſeinen Kleinen, als artiges Spielzeug, gern mit nach Hauſe bringen möchte. Jenſeits ſind zwei Spaziergänge, der eine anmuthig, aber zu kurz, ſich darauf ſatt zu gehen; der andere ſehr reizend, herrliche Ruheplätze und Ausſichten darbietend, der aber, weil er romantiſch die Waldhöhe hinaufführt, wenig beſucht wird. Man ſieht ſich dort ſo einſam, wie nur auf dem Gotthard im Monat Januar. Weitere Ausflüge, die aber wenig Abwechslungen darbieten, erleichtert eine Heerde gut zuberittener Eſel, von einer Schaar wohldisciplinirter Jungen geführt. Die Neulinge unter den Gäſten, die weiblichen zumal, erkennt man leicht an ihrer Wonne und ihrem Erſtaunen, daß ſie ohne Furcht die oft unerbittlichen Thiere reiten. In Wagen kann man nur zu zwei Punkten gelangen, nach Coblenz, wohin eine herrliche, großartige Kunſtſtraße über einen hohen Berg führt, und nach Naſſau, wo man die alte Stammburg und die andern Beſitzungen des Herrn von Stein beſucht. Nur zur letztern Luſtfahrt reichen die Nachmittagsſtunden hin; aber Braubach am Rhein, Lahnſtein und das erwähnte Coblenz zu beſuchen, dazu iſt der ganze Tag erforderlich, den der Kurgaſt nur ſelten der eigentlichen Beſtimmung ſeines Aufenthalts entziehen darf. Für die Lectüre iſt durch zwei kleine Leihbibliotheken, deren nur möglich trinkbares Waſſer man bald ausgeſchöpft hat, ſpärlich geſorgt, und im Kaffeeſaale findet man nur die franzöſiſche Etoile und die deutſche, die Frankfurter Poſtzeitung — zwei Blätter, die uns von dem Geiſte des fünfzehnten Jahrhunderts ſehr genaue Nachrichten geben, von den Geſchichten des neunzehnten aber nur falſche oder gar keine. So oft ich von Ems nach Hauſe zurückkehrte und die Zeitungen des verfloſſenen Monats durchblätterte, erwachte ich wie

Epimenides aus einem fünfzigjährigen Schlafe, ſuchte die alten Schaafe und fand ſie nicht. So wenige Zerſtreuungen bietet dieſer Badeort dar, und man thut wohl, ſich mit Weisheit auszurüſten, die ſich ſelbſt genügt. Ems iſt noch aus andern, als den ſchon angegebenen Gründen, die ſpäter beſprochen werden ſollen, ein unangenehmer Aufenthalt. So kömmt es, daß der Brunnen, der freilich oft Wunder thut, homöopathiſch heilt — man nimmt jeden Tropfen Waſſer in einem großen Becher Langeweile. Wehe dem, dem die Tropfen nicht geholfen, und der die vielen Becher vergebens ausgehalten!

Fünfundſechszigſter Brief.

Gelnhauſen, den 7. Februar 1828.
Abends 8 Uhr.

Seit 4 Uhr ſind wir hier. Ganz ausgehungert kam ich an, und habe ſeit langer Zeit nicht mit ſo großer Luſt gegeſſen. Ein ganz vortrefflicher Wein wächſt hier. L. hat ſich wohl ſeyn laſſen mit meinem Theile. Die Gegend iſt ſehr ſchön. Von dem Waſſer haben wir nichts zu leiden gehabt. Nach dem Eſſen beſuchte ich den Apotheker und Senator Caſſebeer, den ich im Weinhauſe traf. Er ließ auftiſchen, Eſſen und Wein. Er hielt mich für einen Naturforſcher, ſprach mit mir von der Entwickelung des Saamens, worin er neue Entdeckungen gemacht, und ich hielt mich ganz brav, ohne ein Wort zu ſprechen. Ich hörte geſchickt zu. Schon mehrere Frankfurter Naturforſcher die hier durchkamen, haben ihn beſucht. Er ließ es ſich nicht nehmen, mich den weiten Weg in mein Wirthshaus zu begleiten, und ſagte mir: „Wir Naturforſcher müſſen einander durchhelfen.“ Er ſagte weiter: „ich lebe hier ſehr glücklich, habe mein Auskommen, botaniſire und — bin Wittwer“ — ſetzte er in der Zerſtreuung hinzu. — Da ſitze ich ſehr behaglich in einem warmen Zimmer. L's Stube iſt neben der meinigen. Der arme Menſch ennuirt ſich. — Wahrſcheinlich übermorgen den zweiten Brief. Ich wittre, die Reiſe wird mir weniger Langeweile machen, als ich gefürchtet.

Sechsundſechszigſter Brief.

Fulda, den 8. Februar 1828.
Freitag, Abends 7 Uhr.

Um acht Uhr dieſen Morgen fuhren wir von Gelnhauſen ab, um vier Uhr Nachmittag kamen wir hier an, und ich Faullenzer wollte nicht weiter. Das heißt doch Spazierfahren. L. ergiebt ſich in ſein Schickſal. Er iſt mir von großer Erleichterung, ich habe für gar nichts zu ſorgen. Heute war es ziemlich kalt, und da habe ich die Wohlthätigkeit Ihrer Einrichtungen ſo recht genoſſen. Die Ueberſchuhe ſind vortrefflich und das Bett unvergleichlich. Man könnte damit nach dem Nordpole reiſen.

Wir haben einen ſehr bequemen Wagen. Der L. iſt ſehr gefällig, und wie ſchon geſagt, für mich von großem Nutzen; aber (im Vertrauen) er iſt ein wahrer Gedankenmörder; es traut ſich kein Gedanke den Fuß aus meinem Kopfe zu ſetzen, wenn er in der Nähe iſt. — Als mich der gute dicke Caſſebeer in Gelnhauſen ſo freundlich aufgenommen, blos weil er mich für einen Naturforſcher hielt, da erinnerte ich mich wieder eines alten Wunſches, daß ſolche jährliche Zuſammenkünfte auch unter andern deutſchen Schriftſtellern veranſtaltet werden möchten. Ich habe mir vorgenommen, dieſes in Berlin zur Sprache zu bringen und vielleicht darüber in der Mittwochs-Geſellſchaft eine Vorleſung zu halten. Freilich werde ich dort den Hauptgedanken verſchweigen, ja mir ganz andere Vorſtellungen in dieſer Sache andichten müſſen. Denn für die Wiſſenſchaften bringen ſolche Geſellſchaften (nämlich die jährlichen Verſammlungen) keinen Gewinn, wohl aber für das Leben — und ſo etwas darf man in Berlin nicht auseinanderſetzen. Die Errichtung einer Ideenmeſſe wäre doch etwas Schönes! — Die W. hat doch nicht Wort gehalten, mir eine Empfehlung an die Arnim zu ſchicken. — Wenn ich ſo wie bis jetzt langſam weiter reiſe und einen kleinen Aufenthalt in Weimar, Weißenfels und Leipzig dazu rechne, werde ich wohl vor Freitag nicht in Berlin ſeyn. Aber was liegt daran? Der arme L. iſt geprellt! Er dachte mich zu prellen, und mich zu Nachtreiſen zu verleiten! — In einem Ihrer Briefe mögen Sie einige freundliche Worte für L., meinen Mentor, bringen; es freut ihn gewiß. —

Siebenundſechzigſter Brief.

Eiſenach, Samſtag, den 9. Februar 1828.
Abends.

Wenn einer in Frankfurt Nachts auf den Ball fährt, hat er mehr Strapatzen als ich auf meiner Berliner Reiſe. Es iſt närriſch! Von Morgens acht bis Abends fünf Uhr. Hören Sie aber auch, wenn wir nach Berlin kommen werden. Morgen, Sonntag, fünf Uhr ſind wir in Weimar. Montag Nachmittag in Weißenfels, wo wir bleiben, und wo ich Müllner beſuchen werde. Dienſtag Mittag in Leipzig, wo wir verweilen. Mittwoch Abend in Wittenberg. Donnerſtag Abend in Potsdam. Freitag Mittag um zwölf Uhr in Berlin. Alſo 9 Tage! Was wird der *** lachen, wenn er von L. erfährt, daß wir Extrapoſt neun Tage nach Berlin gebraucht haben. Aber bin ich ein Narr? Vernünftige Leute werden das Gegentheil ſagen. Es war heute ſchönes Wetter, aber ſehr kalt. Doch wir ſitzen warm wie im Zimmer. Gott ſegne den Eiderdun, der war mein Heil. Kein Fächer voll Luft kömmt an meine Füße. — Als ich die Wartburg vorbeikam, wo Luther dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf geworfen (noch zeigt man den Flecken an der Wand) fiel mir ein: wie ſchön ſinnbildlich das ſei. Ja, das Dintenfaß muß man dem Teufel an den Kopf werfen; ihn zu verjagen, muß man ſchreiben und immer ſchreiben gegen ihn. Darum haßt der Teufel die Dinte.

Weimar. Sonntag den 10ten.

Herrn von Holtei, der hier im Hauſe logirt, brachte ich einen Brief von Oppenheim. Die Ueberraſchung dieſes Mannes hätten Sie ſehen ſollen!

Er war in Frankfurt vor einiger Zeit, hatte aber keinen gefunden, der ihn bei mir einführte. Er habe ſehnſuchtsvoll zu meinen Fenſtern hinaufgeſehen. Er führte mich zur Frau Schoppenhauer, wo wir Thee tranken. L. war mit. Ich wollte anfänglich nicht hingehen; als er mich aber verſicherte, die Schoppenhauer würde ſich todt freuen mich zu ſehen, bekam ich große Luſt einmal eine alte Frau umzubringen und ging. Doch ſie ſtarb nicht an mir. Da wurde viel von Litteratur geſprochen und ich bekam einen Vorſchmack von Berliner Art. Ein Profeſſor Wolf, getaufter Jude „erſter deutſcher Deklamator“ und hier angeſtellt, beſuchte mich. Ein hübſcher Menſch. Holtei drang ſehr in mich, morgen zu Göthe zu gehen, es werde ihn ſehr freuen. Doch habe ich es abgelehnt. Als ich heute gegen Weimar zufuhr und es vor mir lag mit ſeinen rothen Dächern im Winter-Sonnenſchein, kalt und freundlich, und ich dachte, daß Göthe darin ſchon länger als fünfzig Jahre wohne, daß er es nie verlaſſen (er war weder in Paris noch in Berlin) — da überfiel mich wieder der alte Groll gegen dieſen zahmen, geduldigen, zahnloſen Genius. Wie ein Adler erſchien er mir, der ſich unter der Dachtraufe eines Schneiders angeniſtet. Und ein ſolcher Menſch ſollte doch ein fleiſchfreſſendes Thier ſeyn, und nicht wie ein Spatz Gerſte eſſen, auch nicht aus der ſchönſten Hand. Der Hof, wo er ſchon länger als ein halbes Jahrhundert angekettet liegt, ſoll der ſteifſte, lächerlichſte Hof ſeyn, den man ſich nur denken kann. Jeder Bürgerliche wird ſtreng ausgeſchloſſen. — Holtei ſagte mir, daß mein Bild hier in mehreren Häuſern hänge. Man habe ſich meinen Aufſatz über die Sonntag überall aus den Händen geriſſen. — L. hat mich in einem der Wirthshaus-Bücher eingeſchrieben: „Dr. Börne und Gefolge.“ — Heute war es fürchterlich kalt, und ich dachte nur immer an Ihre ängſtliche Sorge für mich, da Sie in Frankfurt wahrſcheinlich auch kalt haben. Die

Kälte merke ich blos dem Poſtillion an, ich ſelbſt bin geſchützt und fühle mich in freier Luft viel geſünder als in Frankfurt. Dort hatte ich ſeit einigen Wochen häufigen, oft ſtarken Huſten. Seit ich reiſe habe ich noch nicht ein einziges Mal gehuſtet.

Ich werde dieſen Brief morgen zwiſchen hier und Weißenfels auf die Poſt legen.

Ihr treuer Freund.

Achtundſechzigſter Brief.

Weißenfels, Montag den 11. Februar 1828.

Was bin ich ſo froh, daß ich bei dieſem kalten Wetter nicht in Frankfurt bin, ſondern auf der Reiſe. Dort müßte ich um ſechs Uhr Abends in den Gelehrtenverein, um 8 Uhr eine alte Bekanntſchaft beſuchen, und in der fürchterlichen Kälte nach 10 Uhr erſt einen weiten Weg nach Hauſe gehen. Jetzt aber ſitze ich ſchon Abends um fünf in Pantoffel und Schlafrock und habe es wie ein Prinz. Um neun Uhr dieſen Morgen verließen wir Weimar und waren ſchon um halb fünf hier im Nachtquartier. Nach dem Eſſen beſuchte ich Müllner. Er war nicht zu Hauſe und da ging ich wieder heim. Aber bald darauf kam ſein Kammerdiener und lud mich höflichſt zum Herrn Hofrath. Ich fand ihn in einem Pelze eingehüllt, ſich wärmend. Er kam vom Schrittſchuhlaufen nach Hauſe, und er ſagte mir, daß er dabei einen Schleier trage, ſich gegen die Kälte zu ſchützen. Denken Sie ſich einen dicken unterſetzten Mann in den fünfzigern Jahren, und den verſchleiert Schrittſchuhlaufen! Er ſprach von allerlei, aber weder von etwas Vernünftigem noch vernünftig, und immer nur von ſich, von ſeinen Streitigkeiten mit Buchhändlern, mit Gelehrten und Andern. Geiſt, zeigte er wenigſtens keinen. Er donnert manchmal, blitzt aber nie. Gott ſegne mir dieſen Mann. Ich war zwei Stunden mit ihm zuſammen und habe keine zehn Worte geſprochen, hatte aber zehn Ohren für das was er ſprach. Er wird mich loben. Das iſt wieder ein Original von deutſchem Gelehrten! Hören Sie ſeine Lebensweiſe. Um 1 Uhr Mittag ſteht er vom Bette auf und ſpeiſt mit ſeiner Familie, was ihm Frühſtücken iſt. Nachmittags Spazieren, Abends bis zehn im Club, von da bis 5 Uhr Morgens arbeitet er, wobei er Thee mit Burgunder trinkt. Um 5 Uhr geht er ſchlafen. Er nahm mich mit ins Caſino, nachdem er ſich in meiner Gegenwart vom Hemde an gekleidet. Ehe er das Zimmer verließ, nahm er einen Löffel Magneſia gegen Sodbrennen. Um den Hals band er einen ganz langen Fuchsſchwanz. Im Caſino ſpielten wir Schach, und er ſetzte mir ein Glas Bier mit Zucker und geriebenem Brode vor, welches mir ſehr gut ſchmeckte. Er ließ mir durch einen Bedienten nach Hauſe leuchten. Ich wollte dem Menſchen etwas für ſeine Mühe geben, und da ich kein Geld hatte, ging ich zum Wirth und ſagte ihm: geben Sie mir doch vier Groſchen. Der ſah mich vom Kopfe bis zu den Füßen an. Ich fragte: haben Sie denn keine vier Groſchen? O ja, ſagte er gedehnt, vier Groſchen haben wir wohl, und da ſah er mich wieder mit großen Augen an. Kurz der Wirth hatte mein Geſicht vergeſſen und wußte nicht mehr, daß ich im Hauſe logire. Sie können ſich nichts komiſcheres denken, als die Verwunderung des Wirths und ſeiner Leute, daß ein fremder Menſch ins Zimmer ſtürzt und vier Groſchen fordert. Ich ſchreibe Ihnen dieſes langweilige Zeug, um einmal ein Reiſebild daraus zu machen.

Neunundſechzigſter Brief.

Leipzig, den 12. Februar 1828.

Mein Mentor L. iſt ins Theater gegangen, und ich ſchreibe Ihnen . . Auch trinkt mein Mentor viel Wein und vom Beſten. Indeſſen verdient er es um mich. Er erweiſet mir alle möglichen Dienſte, und ich brauche weder Hand noch Fuß zu rühren. Zur Schoppenhauer hatte ich ihn mitgenommen, und ich wollte ihn auch zu Müllner führen; aber er ſagte, er wäre es ſatt, einmal wär keinmal. Der Müllner hat einen ſehr unangenehmen Eindruck auf mich gemacht. Artig war er ſehr, aber ich wäre gern grob gegen ihn geweſen, und als er ſprach von meinem „ſchlagenden Witz," dachte ich: o dürfte ich dich damit durchprügeln. Einen originellen Gedanken äußerte er, der aber mehr glänzend als wahr iſt. Er ſagte mir nämlich, „Sie ſind ein ſehr ſaumſeliger Schriftſteller." — Von Leipzig weiß ich Ihnen nicht viel zu ſchreiben. Brockhaus habe ich beſucht, ein junger Menſch, der mich fragte, ob ich keine Werke im Pult hätte. Hier ſind wir ſchon recht im Norden. Alles flach; die Dreckhaufen auf der Chauſſee machen einem Freude. Die Herrn freſſen hier Kuchen. Ich habe einen kleinen fürſtlich möblirten Salon, alles von Mahagoni, ſelbſt der Stiefelknecht, vier Wachslichter, Kronleuchter, Spiegel bis auf den Boden — aber Mittag bin ich nicht ſatt geworden, nicht einmal Gemüſe hatten wir. Die Flaſche Wein koſtet zwei Gulden 24 Kreuzer. — Hätte ich den Hofmann Göthe beſucht, und den Tag darauf den Bauer Müllner, das hätte Stoff zu einer ſchönen Vergleichung gegeben! — Ueber eine kaufmänniſche Sentimentalität meines Mentors mußte ich geſtern lachen. Ein Fuhrmann, der uns begegnete, bat uns ihn auf den Bock zu nehmen, er habe böſe Füße, und habe hinter ſeinem Wagen zurückbleiben müſſen. Ich bewilligte es ungern, aber L. quälte mich ſo lange, bis ich mich meiner Hartherzigkeit zu ſchämen anfing. Der Mann ſtieg auf, und als L. ſeinen Namen hörte, erfuhr er, daß es ein bekannter Fuhrmann ſei, der oft Güter für ſein Haus führte. Die Freude, die Lebhaftigkeit der Unterhaltung hätten Sie hören ſollen, es war, als wenn zwei große Geiſter, als wenn Byron und Shakeſpeare ſich im Elyſium begegneten. Die ganze Fuhrmannswirthſchaft wurde verhandelt. L. zeigte mir mit leuchtendem Blick den Beutel, worin der Fuhrmann ſeine Papiere verwahrte, und ihn an die Bruſt drückend, ſagte er mir: ich gebe ihm gleich 200 Thaler für dieſe Frachtbriefe. Nach einigen Stunden ohrenzerreißenden Geſprächs, ſtieg der Fuhrmann wieder ab, und L. ſagte: „Nun, hat es uns was geſchadet? Das kann mir noch einmal einen halben Thaler an der Fracht erſparen! In Leipzig wollte er durchaus im Birnbaum abſteigen, weil der Wirth dort von ſeinem Hauſe Wein kauft; ich that's aber nicht, ſondern beſtand auf das Hôtel de Saxe, wo ich (vor acht) an einem prächtigen Sekretär ſitze, und Ihnen dummes Zeug ſchreibe. — Sobald meine Wechſel wieder untergebracht ſind, müſſen Sie mir eine genaue Note über deren Betrag, Verfallzeit ꝛc. ſchicken, daß ich meine ökonomiſche Lage immer vor Augen behalte. — Nur immer Poste restante geſchrieben, bis ich es abmelde.

*** aus ... war lange bei mir. O Gott! Das iſt nicht ein ordinärer ordinärer Menſch, ſondern ein extraordinär ordinärer. Von gar nichts kann man doch mit ihm ſprechen, es mag noch ſo populär ſeyn, ihm noch ſo populär vorgeſtellt werden. Ich habe gar nicht gewußt, daß junge Leute ſo dumm ſeyn können; ich dachte immer, Jugend gäbe Phantaſie und Phantaſie Verſtand;

und ſeinen jüdiſchen Humor verſtehe ich gar nicht. ... Ich erzähle Ihnen das alles nicht aus Malice, ſondern nur zur angenehmen Unterhaltung.

Wittenberg. Mittwoch, den 13. Februar.

Haben Sie denn in Frankfurt auch ſo erſchrecklich kalt? Welche Unruhe macht es mir, daß Sie der Kälte wegen um mich bekümmert ſeyn werden. Aber ganz ohne Noth. Ich wäre verwahrt ſelbſt gegen den Nordpol. Meine ganze Reſerveheitzung brauche ich jetzt: doppelte Hemden, Schlafpelz, rothe Binde, und ach! das liebe Bett! Es iſt meine zweite Mutter. Sollte es einſt ſterben, und ich quäle es ſo ſehr, daß ich ihm wohl das Leben verkürzen könnte, werde ich ihm ein Denkmal ſetzen mit der Inſchrift: Der nordischen Gans. — Es iſt doch ſonderbar, daß ich den Winter über zu Hauſe oft an Schnupfen, Huſten und Zahnweh litt, und daß ich auf der Reiſe bei dieſer ſtrengen Witterung nicht das Geringſte davon ſpüre! — Die Elbe hier bei Wittenberg, die ſehr breit iſt, geht ſo dicht mit

Eis, daß ſie wahrſcheinlich bis Morgen früh, wenn die Kälte anhält, zugefroren ſeyn wird. Schreiben Sie mir doch immer den Stand des Thermometers in Frankfurt, es intereſſirt mich, das dortige Klima mit dem Berliner zu vergleichen. — Hier auf dem Markte ſteht eine ſehr ſchöne Bronze-Statue Luthers von Schadow (zu ſeiner Zeit davon zu ſprechen).

Siebenzigſter Brief.

Potsdam, den 14. —

Ich bin der Doktor Eiſenbart
Tra la la la la la la
Kurir die Leut auf meine Art
Tra la la la la la
In Potsdam trepanirte ich
Tra la la la la
Den Koch des großen Friederich
Tra la la la la.

Dieſes ſchöne Lied trillerte ich heute den ganzen Tag . . — Schon um drei Uhr Nachmittag waren wir hier, und da trieb ich die eigenſinnige Syſtemſucht diesmal freilich zu weit, daß ich mich nicht abbringen ließ, hier zu übernachten. In drei Stunden hätten wir in Berlin ſeyn können. Weil wir aber möglicherweiſe erſt ein Viertel nach ſechs dort angekommen wären, und ich mir zur Regel gemacht, nicht länger als bis ſechs zu fahren, blieb ich hier, zur unbeſchreiblichen Verwunderung und zum großen Leide des armen L. Sobald ich nach Berlin komme, fahre ich auf die Briefpoſt, lege dieſen Brief hin, und nehme mit Entzücken einige Briefe in Empfang, die ich wahrſcheinlich dort von Ihnen finden werde. Die Haupturſache, warum ich geſucht meine Ankunft in Berlin bis zum Freitag hinaus zu zögern, iſt: damit ich das Räthſel aufgeben könne, ich ſei Donnerſtag Mittag von Frankfurt abgereiſt, und Freitag Mittag in Berlin angekommen. Alles wird rufen, das ſei nicht möglich. Zehn Tage hintereinander hätte ich alſo jede Nacht in einer andern Stadt geſchlafen. Ich will zur Erinnerung das ſchläfrige Verzeichniß hier her ſetzen. Mittwoch den 6. Februar in Frankfurt. Donnerſtag den 7.

Gelnhauſen. Freitag den 8. Fulda. Samſtag den 9. Eiſenach. Sonntag den 10. Weimar. Montag den 11. Weißenfels. Dienſtag den 12. Leipzig. Mittwoch den 13. Wittenberg. Donnerſtag den 14. Potsdam. Freitag den den 15. Berlin. — Schreiben Sie mir alle Neuigkeiten, die Sie zuſammenbetteln können. — Der Milchkuchen hat gerade ausgereicht. Morgen früh eſſe ich das letzte Stückchen. Ich habe ihn ganz allein verzehrt. Nichts von dem, was Sie mir mitgegeben, war überflüſſig, und nichts, was ich gebraucht, habe ich vermißt. Sie haben für Alles geſorgt. Ich habe nach Verhältniß meiner Gewohnheit wenig geraucht auf meiner Reiſe. Es war ſo kalt, daß ich oft die Handſchuh nicht ausziehen konnte, um Feuer zu ſchlagen. Sie hätten ſich erquickt an meiner Reſignation. Um wie viel Uhr bekommen Sie meine Briefe ? Ich möchte gern die Stunde wiſſen, um zu wiſſen wenn Sie vergnügt ſind. Adieu. Dieſe Reiſe ruinirt mich. Ich habe genaſcht vom Baume der Erkenntniß, habe Gutes vom Böſen zu unterſcheiden gelernt, und erfahren, wie angenehm zu reiſen ſei mit eigenem Wagen und Bedienung.

Einundſiebenzigſter Brief.

Berlin. Samſtag, den 16. Februar 1828.

Juden Morſen meine liebe Jute!

Ich werde Ihnen ganz lakoniſch ſchreiben müſſen. Alle Augenblicke muß ich fürchten unterbrochen zu werden, denn ich erwarte Beſuche. Sie müſſen ſich mit dieſen Zeilen begnügen, ſo wenige ſie auch werden mögen. Das erſte und dringendſte Geſchäft iſt, daß ich mir eine Wohnung ſuche. Dann in den erſten Tagen ſchreibe ich Ihnen umſtändlicher. Sobald ich hier ankam (geſtern Vormittag zehn Uhr) fuhr ich auf die Poſt und holte Ihre Briefe. Sie ängſtigen ſich darin ſchon über Kälte, was wird erſt in ſpätern

Briefen geklagt werden! Aber wie gut habe ich die Reiſe vertragen. Nicht den kleinſten Schnupfen habe ich davon bekommen. — Geſehen habe ich geſtern die Herz, Robert und Gans. Ich glaube, daß es mir hier gefallen wird. Ich habe ſo viel tauſend Dinge zu thun, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Ich bin übrigens des beſten Humors und war es auf der ganzen Reiſe.

Zweiundſiebenzigſter Brief.

Berlin, den 18. Februar 1828.

Me voilà ausgepackt und eingerichtet in meinem Privatlogis. Friederichsſtraße Nr. 161. Ich bin geſünder als je und vergnügter als — ich wollte ſagen, ſo vergnügt als man ſeyn kann ohne Sie. Die Reiſe hat mir ſehr wohl gethan, ſie hat mir Leib und Geiſt geſcheuert, und beide glänzen wie ein Kuchenbecken drei Tage vor Pfingſten. Ich werde manches vergeſſen haben, von dem was ich erzählen ſollte, da ich bis jetzt in gar zu großer Verwirrung war, zerſtreut durch Wohnungſuchen, durch neue Verhältniſſe und dergleichen; künftig aber werde ich jeden Abend alles gleich aufſchreiben, um Ihnen vollſtändige und getreue Berichte zu geben. Ich will jetzt zu den verlebten Tagen zurückkehren. Als ich Freitag Vormittag hier ankam, konnte ich in dem beabſichtigten Wirthshauſe (Hôtel de Brandebourg) nicht einkehren, weil alles beſetzt war, und ich ſtieg im Hôtel de Rome ab, wo ich mich bequemen mußte, ein Zimmer im dritten Stocke zu nehmen. Ich zog mich gleich darauf an, und ſuchte die H. auf, in der Wohnung wie ſie der Adreßkalender angab. Ich ſtieg die zwei Treppen eines kleinen Hauſes hinauf, und da ſah alles ſo ärmlich aus, daß mir das Herz wie zuſammengeſchnürt war, als ich bedachte, in welchem Glanze ich einſt die H. geſehen, und in welcher bedrängten Lage ich ſie wieder finde. Sie war nicht zu Hauſe. Nach einigen Stunden kam ich wieder, und da fand ſich zu meiner großen Freude, daß ich irre gegangen. Darauf beſuchte ich die ächte H., die in einer ganz andern Gegend recht hübſch wohnt. Ich wurde mit Freude und Herzlichkeit aufgenommen. Die H. iſt jetzt vier und ſechszig Jahr alt, aber die Spuren ihrer Schönheit erkennt man noch. Ich habe ſie in ihrem Sommer geſehen — eine Juno! und das war damals das Wort in Jedes Mund. Die H. lebt in beſtändiger Thätigkeit, und benutzt die Viertelſtunden als wären es Tage. Darin erſcheint ſie mir ſehr weiſe und darum achtungswerth. Sie vollbringt ihre Arbeiten als wären es Vergnügungen, und behandelt ihre Vergnügungen als Geſchäfte. Jeden Vormittag von 9 bis 12 Uhr unterrichtet ſie die Kinder armer, einſt vermögender Eltern, in allen lebenden Sprachen, und zwar unentgeldlich. Sie thut dies ſchon ſeit 1813. Damals nämlich, im Befreiungskriege, als ſich die Frauen zur Krankenpflege in den Spitälern vereinigt, habe ſie an dieſer Wohlthätigkeit nicht Theil nehmen können, weil ſie ihren Abſcheu gegen Kranke nicht zu überwinden vermochte; um aber nicht müßig zu bleiben, habe ſie die Kinder derer, welche der Krieg in Armuth geſtürzt, zu unterrichten begonnen, und ſo fahre ſie noch immer fort. Ich beſuche die H. alle Tage, weil ſie es wünſcht und ich es gern thue. Beim zweiten Male fand ich den *** bei ihr. Da kam auf meine Schriftſtellerei die Rede. Als ich bemerkte, ich hätte viel Glück, ſagte die H., ich hätte nicht weniger Verdienſte. Zwar erfreue ſie ſich weniger an meinem Humor — (dieſer iſt den Frauen ſelten zugänglich, bemerkte ich —) aber jede ſentimentale Zeile von mir mache ihr die größte Freude. Meine Rede über Jean Paul habe ſie entzückt. Mein Aufſatz über die Sonntag hat hier furore gemacht. Wer mich ſpricht, erzählt mir davon, und wer ihn noch nicht geleſen, giebt ſich Mühe ihn herbeizuſchaffen. — Freitag Nachmittag ging ich zu Robert, er lebt hier jetzt wie ein Hecht im Rhein. Er ſchreibt viele Stücke für's Theater, die ſehr gefallen. Ich traf einmal den Muſikdirektor bei ihm, mit dem er im Zimmer auf- und abgehend, die Einrichtung eines nächſt aufzuführenden neuen Melodramas beſprach — und mit welcher Wichtigkeit, und wie ſich die Hände reibend, und mit welchem ſtrahlenden Geſichte, und wie er in ſich hinein lächelte, und den ſüßen guten Beifall voraus koſtete — — und da erinnerte ich mich, wie oft ich den *** mit meinem Vater oder ſonſt einen in gleicher freudiger Bewegung im Zimmer auf- und abgehen ſah, eben ſo lächelnd, ſich eben ſo die Hände reibend, aber es betraf Renten — es gibt doch allerlei Narren! —

Sonntag Mittag aß ich bei B. Was iſt mit dem und ſeiner Frau eine merkwürdige und närriſche Seelenwanderung vorgegangen! Schon als ſie das letzte Mal in Frankfurt waren, habe ich das bemerkt. Eine Verlegenheit in der Unterredung, eine ängſtliche Zurückhaltung, und — möchte ich ſagen — eine gewiſſe Furcht mir ins Geſicht zu ſehen, das iſt nun alle noch viel ſchlimmer geworden. Wir drei waren allein bei Tiſche, und das waren ſo lächerliche, traurige, gehackte Geſpräche, das waren ſo dumme Pauſen, und im ganzen Zimmer war ein gewiſſer Schwefelgeruch, als hätte das Donnerwetter hinein geſchlagen. Er und Sie machten höchſt langweilige diplomatiſche Geſichter. Nach dem Eſſen blieb ich noch eine Stunde mit ihm allein. Hatte ſich früher die Dummheit im Schweigen gezeigt, ſo zeigte ſie ſich jetzt im Reden. Ich fragte ihn, ob er viel in Geſellſchaft komme, und da ſprach er mir vom Hof, von dieſem und jenem Prinzen, den er beſuche, und ſprach von nichts als von Prinzen, als gäbe es ſonſt keine Menſchen in Berlin. Endlich kam das Hauptgeſpräch auf die Berliner Literaturzeitung und meine Schrift darüber. Da gerieth er nun in ſolche Heftigkeit und war ſo unanſtändig, daß es zum Erbarmen war. Ich hatte meine größte Schadenfreude. Er, der Diplomat, kochte und war bitter, wie Thee ohne Zucker, und ich, der Demagog, war kalt und ſüß wie Gefrornes. Meine Schrift hat ihn ganz wüthend gemacht.

Als ich ihm bemerkte: alle Welt wäre meiner Meinung, ſagte er ja, ich hätte die falſchen Anſichten über die Zeitung verbreitet. Das Komiſchſte war, daß er mir vorwarf, ich ſei ächt deutſch. Er ſuchte eine ganze Stunde lang mich zu bekehren, es war aber gerade, als wolle er den Pfarrthurm wegſchieben, und da gerieth er in die heftigſte Bewegung, und ſagte ganz roth: jetzt ſehe er doch ein, daß er zum Advokaten nichts tauge. Früher bei Tiſche ſagte er mir mit der größten Ernſthaftigkeit: ich müßte doch ſehr über die Großmuth der Berliner Societät verwundert geweſen ſeyn, daß ſie mir auf meine Schrift nicht nach Gebühr geantwortet. Ich lächelte. Auch ſagte er mir (doch dies freilich im Scherze), er habe gehört, ich ſei nach Berlin gekommen, bei der kritiſchen Societät amende honorable zu thun. Kurz, Ihr kleiner David hat mit der kleinen Schrift, die er gegen Berlin geſchleudert, vielen gelehrten Goliaths Löcher in den Kopf geworfen. Gelobt ſei Gott der Herr.

Sonntag Abend war ich bei Mendelſſohn-Bartholdy. Ich wurde ſehr freundlich aufgenommen. Mein Sonntags-Aufſatz wurde auch da beſprochen und allerlei daraus citirt. Es war eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft, und es war mir da ſehr behaglich. Mendelſohn, ſeine Frau, und der Felix gefallen mir alle. Es wurde Klavier geſpielt, geſungen, aber ſo wie ich es liebe, nicht zu lange. Man zeigte mir ſehr viel Theilnahme. Die Mendelſohn ſagte mir: betrachten Sie unſer Haus als das Ihrige . . — Mein Freund Gans läuft mit mir in den Kaffehäuſern, bei den Reſtaurants herum. Er iſt ein Bonvivant und bedauert nur, daß mit mir nicht viel zu machen ſei. Alle hundert Schritte begegnet er einem Bekannten auf der Straße, dem er mich vorſtellt, und dieſe Leute kennen mich alle, und der Aufſatz von der Sonntag kömmt dann jedesmal zur Sprache. — Ich habe ein recht artig möblirtes Zimmer mit Kabinet, wofür ich monatlich vierzehn Thaler bezahle.

Auch habe ich einen Bedienten, der mir von Robert empfohlen worden. Ein ſehr intelligenter Menſch. Ich begreife gar nicht, warum ein Schlingel, wie ich, es ſo gut hat in der Welt. Mit der größten Schadenfreude denke ich oft daran, daß die reichſten Frankfurter Kaufleute, ſo ein Rothſchild, und Andere, wenn ſie hier, ihre Sorgen und Geſchäfte haben, und daß ich an nichts als an mein Vergnügen zu denken habe. — Meine Empfehlungsſchreiben habe ich noch gar nicht abgegeben. Ich werde erſt heute damit den Anfang machen. Mir gefällt es hier ſehr gut, und wenn der erſte Eindruck dauernd bleibt, wollen wir in Berlin unſere Hütten bauen. — Es thut mir ſehr leid, daß Sie meine Briefe Abends bekommen. Das hält Sie vom Ausgehen, vom Theater zurück. Können Sie ſich nicht gedulden, bis Sie um neun Uhr nach Hauſe kommen? Welche Freundſchaft! Geſtern Abend war ich zum erſtenmale im Theater, Alceſte von Gluck. O wie herrlich! Ein anderes Mal mehr davon. Suchen, betteln, ſtehlen Sie alle Neuigkeiten zuſammen. Hören Sie nichts von meinem Theaterprozeß? ... Was macht das Wetter? Nach der ſchrecklichen Kälte auf der Reiſe kömmt es mir hier ſehr gelinde vor.

Dreiundſiebenzigſter Brief.

Berlin, den 20. Februar 1828.
Abends 11 Uhr.

Ich ſoll dahin gebracht werden, um elf Uhr Abends Briefe zu ſchreiben! O, über die Wege des Lebens! Aber ich kann nicht anders. Thue ich es bei Tage, ſo nimmt mir die Zeit zum Schreiben den Stoff weg, oder der Stoff die Zeit. Ich will nur gleich in der Hiſtorie meines Berliner Lebens treu und trocken fortfahren. Geſtern fuhr ich herum und gab meine Adreſſen ab. Zu den von Frankfurt mitgebrachten waren von Holtei in Weimar noch einige hinzugekommen. Da es Börſezeit war, ſo waren die Kaufleute alle nicht zu Hauſe. Ich ließ meine Karte zurück. Wer mich nun haben will, kann mich aufſuchen. Den geſtrigen Abend brachte ich bei der H. zu, wo mehrere Leute waren. Ich hatte den Teufel im Leibe, weil ich nach Tiſche geſchlafen hatte, und war ſehr unliebenswürdig. Doch die H. verſtand das, und machte es der Geſellſchaft bemerklich. Heute Morgen beſuchte mich mein Neffe. Ein ſchöner junger Menſch aber ein wunderlicher Kautz. Einſilbig, und als ſchien ihm das noch zu geſchwätzig, auch trocken erſchien er mir. Mein Erbieten ihn hie und da einzuführen, wies er ab. Fruchtlos war mein Ausforſchen, was ſeine Neigungen, was ſein wiſſenſchaftliches Streben ſei — ich erfuhr nichts. Kurz der junge Menſch iſt ſehr viel oder ſehr wenig. So viel ward mir klar, daß er krittlich und mein würdiger Neffe iſt. Sollte er vielleicht eine Liebſchaft haben? Es ſchien mir faſt, als ſei er immer auf der Hut geweſen, durch mein Ausfragen nicht in Verlegenheit zu kommen. —

Heute Mittag habe ich bei Mendelſohn gegeſſen. Dieſe Leute behandeln mich mit aller möglichen Freundlichkeit. Außer andern Gäſten waren da: Zelter, Robert. Meinen Aufſatz über die Sonntag hatten die Mendelſohns erſt geſtern geleſen, und ſie überhäuften mich mit Lobſprüchen. Die ganze alte Wage haben ſie im Kopfe und erzählten mir allerlei Dinge daraus, die mir ganz fremd geworden.

Den 22. Februar. Geſtern Vormittag um 11 Uhr ging ich mit der *** in Humboldts Vorleſungen. Das wäre ein Gericht für meine leckere Freundin! Denken Sie ſich den ſchönſten herrlichſten Saal (der Singakademie gehörig und erſt kürzlich gebaut) angefüllt von acht bis neunhundert Zuhörern, wo mehr als die Hälfte Frauenzimmer, die erſten Stände Berlins, der König, alle Prinzeſſinnen, der ganze Hof, hunderte von Offizieren — vor einem ſolchen Publikum möchte ich auch leſen. Nach zwölf beginnen die Vorleſungen und ſchon um elf Uhr iſt der Saal gedrängt voll. Es herrſcht große Aufmerkſamkeit, beſonders bei den Frauenzimmern, die ganz verſtohlen unter ihren Shawls und Hüten nachſchreiben, was ſie wegſchnappen. Der Gegenſtand der Vorleſungen iſt phyſiſche Geographie, und da iſt Humboldt freilich in ſeinem Fache. Ich armer Menſch, der etwas entfernt von Humbold ſaß, habe gar nichts gehört. Meine böſen Ohren machen mir hier viel Kummer. Ich habe in Frankfurt immer geglaubt, das Uebel wäre mir gleichgültig. Dort war es mir auch, weil dort wenig geſprochen wird, was verdiente gehört zu werden. Hier iſt das aber ein anderer Fall. Doch ſtelle ich mich überall gleich als Harthörigen vor, und das erleichtert mir meinen Zuſtand. Als ich bei Mendelſohn auf das Geſpräch brachte, was ein größeres Unglück ſei, taub oder blind zu ſein, bemerkte Zelter: bei der Taubheit habe man ſchon gleich den großen Vortheil, daß man nicht brauche in die Kirche zu gehen. Der alte Zelter ſcheint ein Original zu ſein, und erzählt die ſchönſten Anekdoten, ſauber oder nicht, mag dabei ſein wer will. Eine fand ich ſehr charakteriſtiſch. Er ging einſt bei Nacht unter den Linden, und hört einen Jungen das Liedchen ſingen: blühe liebes Veilchen. Er, Zelter, ſetzte das Lied fort, worauf der Junge erſchrecklich zu ſchimpfen anfing und rief: Er Hansdampf, er ...., wenn er ein Lied ſingen will, fange er's ſich ſelbſt an. Die Kaffee's und Reſtaurationen ſind hier ohngefähr wie in Paris, und auch eben ſo theuer. Suppe, einige Gerichte und ein Schoppen Wein, das kömmt auf zwei Gulden. Nach dem Eſſen fuhren wir nach Charlottenburg, und Abends ging ich in das Königsſtädter Theater, wo die Oper Corradino von Roſſini aufgeführt wurde. Sie haben dort vortreffliche Subjekte, beſonders aber einen unvergleichlichen Baſſiſten, Spitzeder. — Wiſſen Sie, daß die Reiſebilder hier nicht ſonderlich gefallen? Man findet ſie ungezogen, oft ſchmutzig. Die Varnhagen iſt ſehr aufgebracht, daß er ſie ihr dedizirt, ohne ihre Erlaubniß. Da findet man die Werke eines gewiſſen andern Schriftſtellers ganz anders. Man lobt deren ſittlichen Ton und deren Feinheit, und deren Witz, und deren Scharfſinn, und deren Menge, und deren muſterhafte Schreibart. — Hier wird ſtark gewitzt, und ich witze auch, Gott weiß, wie oft den Tag. Wir bekommen jetzt hier Frühlingswetter. Der Frühling hier ſoll überhaupt recht angenehm ſein, und den Sommer macht hier weniger die ſchlechte Gegend, als der Staub unerträglich. An ſchattigen Bäumen fehlt es gar nicht, und es ſcheint mir nicht ſo ſchlimm, als man es bei uns macht. — Nie hat eine Muſik größern Eindruck auf mich gemacht, als die Alceſte von Gluck, auch Mozart nicht. Ich habe es Ihnen oft geklagt: Mozart verleidet Einem das Leben, er vernichtet uns. Aber während der Alceſte war ich ein Held in meiner Loge. Es iſt eigentlich eine geſungene Tragödie, die ganz im griechiſchen Geiſte, wie gedichtet, ſo geſpielt worden. Die

Chöre treten niemals ab, ſie ſind die Hauptſache, und eigentliche Parthien ohne Chor gibt es gar nicht in der Oper. Das gefällt mir. In der Muſik wie im Leben liebe ich nur die Maſſen. Soloſtimmen finde ich anmaßend und langweilig. Welch eine Erhabenheit in dieſer Alceſte, aber keine himmliſche wie bei Mozart; es iſt eine menſchliche, eine erreichbare Erhabenheit. Alle die ich geſprochen, bedauern, daß ich nicht einige Tage früher nach Berlin gekommen, um der Aufführung des Judas Makkabeus, eines Oratoriums von Händel beizuwohnen. Das ſoll ganz unvergleichlich ſein. Der Chor in der Alceſte beſtand aus mehr als hundert Perſonen. — Mein Bedienter kömmt eben leer von der Poſt zurück. Adieu.

Vierundſiebenzigſter Brief.

Berlin, den 23. Februar 1828.

Juten Morjen meine liebe Jute. Wie jehts? Gott ſegne Sie gute Seele für Ihre lieben Briefe und Ihre Freude an den meinigen. Ich bin noch gar nicht recht im Takte. Aus meinem Stillleben plötzlich in eine geräuſchvolle Welt verſetzt, ſchwindelt mich etwas. Es iſt doch hier ſchon ſehr großſtädtiſch, und für mich faſt mehr als Paris, weil ich dort ſo einſam gelebt. Ich habe eigentlich die größte Zeit meines Lebens in der Einſamkeit zugebracht, weil ich ſelbſt in großen Städten mich von Menſchen entfernt gehalten. Ich glaube, das gibt mir hier etwas Friſches, etwas Jungfräuliches, was den Leuten gefallen muß. Meine Artigkeiten ſind ſelbſt erfunden, nicht der feinen Welt abgelernte. — Ich muß mich jetzt beſinnen, wo ich in meiner Biographie ſtehen geblieben bin. Geſtern habe ich bei Joſeph Mendelſohn zu Mittag gegeſſen. Die Leute haben mir ſehr gut gefallen, und, wie ich nachher gehört habe, ich ihnen ungemein. Joſeph Mendelſohn ſoll ein ſehr kluger Mann ſein. Die *** ſaß mit bei Tiſche und zwar mir gegenüber, und ſah mich mit ihren klugen warmen Augen unaufhörlich an. — Ich höre, die *** habe ihren Mann und ihr Glück auf den Alpen gefunden. Nämlich auf einer Reiſe in die Schweiz. Ich dachte: der Teufel hole die Weiber, wenn man ſelbſt auf dem Rigi, 5000 Fuß über alles Waſſer erhaben, nicht ſicher vor ihren Netzen iſt!

Sonntag, den 24. Februar, vor Mitternacht.

Hätte ich keine Freundin, der ich ſchreiben müßte, könnte ich mich ins Bett legen, wie andere ehrliche Leute. Nun gleich zu meiner Biographie, denn ich bin ſehr ſchläfrig. Ihr Freund iſt ſehr munter (nämlich wenn er nicht ſchläfrig iſt), ſehr vergnügt, führt ſich gut auf, gefällt überall, und macht ſeiner Nation groſze Ehre. Aber erſchrecklich viel Geld koſtet die Ehre! Doch bereue ich es nicht. Mein Aufenthalt hier wird mir viel nützen, was wir unter nützen verſtehen. Dieſen Vormittag ward es nicht leer bei mir von Beſuchen. Allerlei junge Doktoren, Buchhändler u. a. — Dichter bringen mir Tragödien im Manuſkript, daß mir die Haare zu Berge ſtehen. Wenn ich ſie gar erſt leſe, werden ſie mir ausfallen. Heute Mittag habe ich bei Beer gegeſſen, der Familie des Dichters und Componiſten. Es war eine ſogenannte kleine Geſellſchaft und es waren doch dreißig Perſonen bei Tiſche. Gubitz Redacteur des Geſellſchafters, Clauren, der mir ſagte, ich hätte ihn einmal herabgehunzt, aber er beuge gern den Nacken. Ich war im Theater, Spontini's große Oper Olympia zu ſehen. Ich konnte es nur einen Akt aushalten. Eine ſolche Verwirrung und Langweiligkeit iſt mir in Noten noch nicht vorgekommen. Aber die Pracht iſt unbeſchreiblich. Dann ging ich zu Mendelſohn. Da wurden Quartetts gemacht. Alle vier Spieler waren zuſammen nur ſechszig Jahre alt, aber es ging vortrefflich. Die Familie Mendelſohn zeigt doch, daß das Schickſal nicht immer ungerecht iſt. Der verſtorbene Mendelſohn war ein ganz geringer Commis bei einem jüdiſchen Handelsmann. Durch ſeine Geiſteskraft erhob er ſich zu einem edlen Manne, ward ein bedeutender und liebenswürdiger Schriftſteller, und genoß großen Ruhm im vorigen Jahrhundert. Seine Kinder ſind Millionäre und ſeine Enkel bedeutende Maler und Virtuoſen. Es iſt ſchon genug, wenn das Verdienſt der Eltern an den Kindern belohnt wird. — Eben erhalte ich Ihre liebe Nr. 6. Seyn Sie ohne Sorge, ich müde mich nicht ab. Ich fahre oft, und Berlin iſt ja lange nicht ſo groß als Paris. Auch wohnen die meiſten meiner

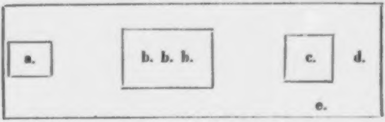
Bekannten in der Nähe. Ich wiederhole was Sie gerne hören, ich bin ſehr vergnügt und habe ſehr klug gethan hierher zu kommen. Ich ſuche alle mögliche Menſchen auf, was ſonſt gar nicht in meiner Natur liegt. Ich laſſe mir gelegentlich von meinen Bekannten Zeugniſſe meiner guten Aufführung geben. Zerſtreuen Sie ſich ſo viel als möglich. Je weniger Sie mich vermiſſen, je zufriedener bin ich. Mein Spiegel bevölkert ſich nach und nach mit Viſitenkarten. *** hat mir geſagt, ſie wünſche ſehr mit mir in der Folge zu correſpondiren. Werden Sie nicht eiferſüchtig werden? Mich gönnen Sie wohl jeder Andern, aber nicht meine Briefe. Ich habe hier ſchon einige Damenbillets bekommen. Ich ſammle ſie für Sie.

Fünfundſiebenzigſter Brief.

Berlin, den 27. Februar 1828.

Ich wollte wetten, daß es Ihnen hier beſſer gefiele als in Paris. Bei jeder angenehmen Unterhaltung die ich hier genieße, ſeufze ich im Stillen: Ach wären Sie nur da. Verzweifeln Sie; ich war ſchon einige Male liebenswürdig, und Sie waren nicht dabei! .... Man täuſcht ſich oft bei großen Herzen, weil ſie den Kopf bedecken. Ein Gemüth, wie das der *** iſt wie ein tiefer Brunnen, in dem man die Sterne auch bei Tage ſieht; aber Nacht iſt darum doch nicht. Von mir wurde auch oft ſo geurtheilt; man glaubte ich hätte keinen Verſtand, weil ich ihm nicht folge. Ich habe geſtern fünf Stunden bei *** zugebracht, und wie ſo viele Minuten gingen ſie mir vorüber. Was die *** ſpricht, iſt ſehr vernünftig, nur auch herzlich zugleich. Sie iſt witzig, ſcherzt viel, und, damit ihr in meinen Augen nichts fehle, macht ſie ſich auch zuweilen luſtig über andere Leute. Eine ſolche Unterhaltungsgabe iſt mir noch nicht vorgekommen. Andere, und wäre ihre Geſprächigkeit noch ſo leicht, müſſen doch pumpen; ſie aber iſt wie ein Springbrunnen, der in einem fort murmelt; man braucht nur hinzu zu kommen, um zu hören. Ich gefalle ihr, und ſie hat es mir geſagt; und als ich bemerkte, ich könne zwar gefallen, aber es dauere lange, bis es dahin käme, erwiederte ſie, bei ihr ſei es ſchnell gekommen. Ich gefalle überhaupt Allen. Wer hätte das gedacht! Wer hätte das gedacht! — Montag Mittag aß ich wieder bei B. Sie ſchrieb mir ein Billet, warum ich mich nicht ſehen ließe? Und ich ſollte bei ihr eſſen. Dieſe Leute ſcheinen mir nicht einig mit ſich ſelbſt. Sie möchten gern vornehme Leute ſeyn, und haben doch zu viel Verſtand und Herz, dieſe Rolle ſchön zu finden. Wir aßen auffallend gute Beefſteacks, die waren nach Rumohrs Kochbuch zubereitet. Gans hatte ihr dieſes Kochbuch empfohlen, und ſie ſagte, es ſei vortrefflich und ſehr praktiſch. Sie gab mir mein Büchelchen gegen die Berliner Literaturzeitung mit ihren eigenhändigen Noten am Rande. Ich fand aber kein vernünftiges Wort in ihren Einwendungen, und ich werde in großer Verlegenheit ſein, was ich ihr darüber ſagen ſoll.

Montag Abend wurde ich in die Mittwochsgeſellſchaft eingeführt; es iſt die, worüber mir einſt Hitzig geſchrieben, daß meine Rede über Jean Paul darin vorgeleſen worden. Ich wurde dort mit einem Strome von Complimenten überſchwemmt, hatte aber ſchreckliche Langeweile. Sie hätten Ihre Schadenfreude daran gehabt. Um Ihnen meine Lage deutlich zu machen, will ich eine Zeichnung von dem Saale und den Sitzen geben :



a. Thür, b. b. b. Zuhörer, c. Tiſch des Sekretärs, d. vorleſender Sekretär, e. Ich. — Ich hatte um Entſchuldigung gebeten, wenn ich mich ganz oben ſetzte, weil ich nicht gut höre. Jetzt kam ich aber neben dem Sekretär und *hörte*, und das war noch ſchlimmer. Der las aus einem ganz unbekannten neuen Dichter wenigſtens fünf und zwanzig Gedichte vor, und nicht einmal ein Urtheil darüber. Ich gähnte fürchterlich und hielt mir die Hand vor den Mund. Es half aber nichts. Der Wind der Langeweile, der durch meine geſchloſſenen Finger drang, machte die Lichter auf dem Tiſche flackern. Meine Angſt war aber noch größer als meine Noth. Auf

`

dem Tiſche des Sekretärs lag nämlich ein Zettel, überſchrieben: Speiſezettel, und darauf einige Namen anweſender Gelehrten: Chamiſſo, der Verfaſſer von Peter Schlemihl, Streckfuß und noch einiger. Ich in meiner Superklugheit denke, das Wort Speiſezettel wäre hier ſcherzhaft gebraucht, und enthalte das Verzeichniß derjenigen, die den Abend vortragen würden. Ich war ſehr betrübt, dieſes Alles mit anhören zu müſſen; denn aus dem Saale unbemerkt von meinem Sitze zu entfliehen, war, wie Sie aus der Zeichnung erſehen, ganz unmöglich. Indeſſen ergab ich mich in mein Schickſal; es waren doch nur drei bis vier Namen. Jetzt kam aber ein fünfter und unterſchrieb, jetzt ein ſechſter, und immer mehrere und mehrere. Ich kam in Verzweiflung, ich glaubte, daß die alle vorläſen. Endlich kam der Hauswirth und holte den Zettel. Es waren nichts als Unterſchriften zum Abendeſſen, mit welchem die ſchönen Geiſter ihren Abend zu beſchließen pflegen. Man ſoll nicht zu klug ſeyn.

Hitzig war ſehr artig, und ich entſchuldigte mich bei ihm, daß ich ſeinen Brief nicht beantwortet. Ich blieb nicht zum Eſſen. — Wegen Gans, ſeyn Sie nicht beſorgt, ich weiß wohl, daß ich mit ihm nicht gleichen Schritt halten kann, weder im Laufen, noch im ſonſtigen. Ich lebe ſo mäßig wie zu Hauſe, und laſſe mich nicht irre machen. — Geſtern Mittag gab mir ein Buchhändler, der unverheirathet iſt, ein glänzendes Eſſen in einer Reſtauration. Wir waren zu ſechs. Habe mich nicht amüſirt. Der arme Buchhändler wird die zwanzig Thaler, die ihm die Fête gekoſtet, umſonſt verwendet haben. Holtei giebt ein Theater-Journal bei ihm heraus, und da wollten die Herren haben, ich ſoll mitarbeiten. Gehorſamer Diener! — Ich bekomme hier jeden Morgen unentgeltlich die politiſche Zeitung geſchickt, wie in Frankfurt. Dazu trinke ich mein gewöhnliches Zuckerwaſſer. — Meine Empfehlungen von Willemer an Marheinecke habe ich erſt geſtern, und die an Ritter, erſt heute abgegeben. Der erſtere war viertelſilbig, zuweilen halbſilbig, weiter hat ers nicht getrieben. Das Converſationslexicon hat er ſchwerlich geleſen. Um ihn zum Reden zu bringen, blieb mir nichts anderes übrig, als ihn zu fragen, wo er geboren und erzogen worden. Ritter wird gelobt; ich kam aber zu einer Zeit, wo er gerade in die Vorleſung gehen mußte. Bei dieſen beiden Bekanntſchaften wird nichts herauskommen. Was wollen ſie auch mit mir machen? Das iſt nicht wie bei reichen Bankiers, die ein offenes Haus haben, und die man nicht genirt.

Abends 10 Uhr. — Als ich heute Mittag zur H. kam, um ſie zu einem Eſſen abzuholen, wo wir beide eingeladen waren, fand ich drei junge Leute bei ihr am Tiſche eſſend, und ſie ſaß dabei und legte vor und ſprach mit ihnen. Ich hätte ſie ſo malen mögen, ſo liebenswürdig erſchien ſie mir. Sie giebt nämlich jeden Mittwoch vier armen Studenten zu eſſen. Das iſt doch ſchön, da ſie gar nicht vermögend iſt. Aber das iſt noch wenig; man muß ihre Aufmerkſamkeit und freundliche Bedienung dabei ſehen. Die Nettigkeit der Gedecke, die Fülle der Speiſen — es war gekocht für zehn — und den ungenirten Appetit der jungen Leute. So was geſchieht in Frankfurt nicht, gewiß wenigſtens nicht auf ſolche Art. Die H. trug ein weiß Atlas Kleid, und einen weißen türkiſchen Bund auf dem Kopfe, und ſah um fünfzehn Jahre jünger aus als ſie iſt.

Sie haben Recht, mich mit dem Rauchen zu necken. Ach! wie geht es mir darin ſo ſchlimm, ach! wie bin ich ſo zahm geworden! Ehe ich ausgehe, ſpühle ich mir den Mund rein, um nicht nach Tabak zu riechen. Meine Wirthin, die neben meinem Zimmer wohnt, ließ mich ſchon einige Male bitten, ich möchte doch nicht ſo viel rauchen, der Rauch zöge in ihre Stube. Ich ließ ihr antworten: das könne ich nicht ändern und ſie möge die Spalten der Thüre verſtopfen. Wie ſauber ſind meine Hände! Aber N's Finger ſollten Sie ſehen! Das iſt ein Schwein! Ich bin ein Bleichplatz gegen ihn.

Sechsundſiebenzigſter Brief.

Berlin, den 1. März 1828.

.... Ich bleibe meinem Vorſatze treu, Menſchen aller Art hier kennen zu lernen, und ihre Einladungen zu benutzen, ohne meiner Neigung nachzugeben; denn wenn ich dieſes thäte, hätte ich an meinen ſchon gemachten Bekanntſchaften genug, beſſere finde ich doch nicht. Jetzt zu meiner Biographie zurück. Donnerſtag war ich wieder in den Humboldt'ſchen Vorleſungen. Sie ſollten nur das Zuſtrömen der Menſchen und Kutſchen ſehen. Es ſtehen Gensd'armen zu Pferde und Polizeicommiſſäre vor dem Hauſe. Ich habe wieder nichts gehört. Humboldt hat keinen deutlichen, überhaupt keinen ſchönen Vortrag. Mit meiner Harthörigkeit iſt es ſchlimm, und ich glaube nicht, daß viel dagegen zu thun iſt. Die Taubheiten die in Wiesbaden kurirt werden, ſind wohl rheumatiſche, ſchnell entſtandene. Bei mir ſind Unterleibskrankheiten, Stockungen des Geblüts Urſache. Ich werde in Ems Waſſer und Dämpfe ins Ohr bringen, das hilft vielleicht. Ich bin aber hier mit ſehr vieler Grazie taub, und es macht mich nicht lächerlich. — Donnerſtag Abend wohnte ich der Aufführung von Händels Alexanders-Feſt bei. Eine ſchöne Muſik! Der aus mehr als zweihundert Perſonen beſtehende Chor ward von den Dilettanten der Singakademie gebildet. — Vor einigen Tagen aß ich beim Präſidenten von *** zu Mittag. Die ... hat mir einen Brief an ihn mitgegeben. Wir waren acht Perſonen, vier Herren und vier Frauen, deren Alter neben einander geſtellt, bis zum letzten Kreuzzuge reichen würde. Lauter Adlige. Die frugen mich nach zwanzig Frankfurtern, die ich nie habe nennen hören, nichts als Herr von, Fräulein von, Frau von. Sie haben ſo oft ſie durch Frankfurt kamen im rothen Hauſe logirt, (welches ſeit länger als dreißig Jahren kein Gaſthof mehr iſt). Es wurde von keiner bürgerlichen Seele geſprochen. Doch waren ſie ſehr artig gegen mich. Herr von *** und ſeine hochroth und dick geſchminkte Frau ſind ganz charmant. Ein junges ſchönes Mädchen, die meine Tochter, die Enkelin von zweien, und die Urenkelin von den übrigen vier Gäſten hätte ſeyn können, und es wirklich auch war, ſaß am ungewöhnlich breiten Tiſche mir gegenüber, und richtete das Wort an mich. Da ſprach ich mit einer ſüßen Flötenſtimme, die ich in meiner Gewalt habe, aber bei bürgerlichem Lumpenpack wie Ihr ſeyd, nie gebrauche: „Mein Fräulein! Ich bedaure gar zu ſehr, daß ich Ihnen läſtig fallen muß, ich höre etwas ſchwer.“ Und das gute Kind ward purpurroth, ſtatt daß ich es hätte werden ſollen. Wir Alten haben doch wenigſtens das Vorrecht der Unverſchämtheit! Der alte Mann, der neben *** ſaß, iſt unverkennbar ihr Liebhaber ſeit dem ſiebenjährigen Kriege . . Unter dieſen wunderlichen Leuten, die gar nichts von mir wußten, als höchſtens was die . . . von mir geſchrieben, (und wie wenig wird dies ſeyn!) ſaß ich nur wie ein armes Kätzchen, putzte mich hinter den Ohren, und machte ein Donnerwetter Geſicht. Was ſich das junge Fräulein für Mühe gab, recht gerade am Tiſche zu ſitzen! Das iſt ein Hauptpunkt in der Erziehung der adligen Jugend, und dieſes aufrechte Weſen trägt auch viel zu der ehrfurchtgebietenden Haltung bei, die der Adel Bürgerlichen gegenüber zeigt. — Den Abend war ich bei *** zum Thee gebeten. Mehrere junge Herrn, Gans. Ich liebe ihn wegen ſeiner lauten Stimme. Ein wunderlicher Kerl! Seine Lampe brennt beſtändig im Zimmer, ob er zwar Abends nicht zu Hauſe. Zuweilen zündet er ein Schwefelhölzchen an, und ſaugt den Dampf ein — das thäte ihm wohl.

Ein großer Schwätzer, ich bin ein Diplomat gegen ihn. Er verſchwendet viel und mag wohl locker leben. Uebrigens viel Geiſt, und das anerkannt. M. ſagte mir: Sie wiſſen wohl gar nicht, daß Sie noch einige Monate in Berlin bleiben? Ich habe es heute in einer Berliner Zeitung geleſen. — Heute Abend bin ich zum erſtenmale von meinem Grundſatze abgewichen, und habe eine Berliner Merkwürdigkeit zu ſehen verſäumt, aus Faulheit. Nämlich ein bal paré im Schauſpielhauſe, wo der König und der ganze Hof hinkömmt. Es iſt der letzte dieſen Winter. Ich hätte Schuhe anziehen müſſen, die Entrée koſtete faſt drei Gulden, und ich wäre doch nur eine Viertelſtunde dort geblieben. Es war aber Unrecht. — Es ſchlägt ein Uhr. Gute Nacht.

Siebenundſiebenzigſter Brief.

Berlin, den 4. März 1828.

Als dieſen Morgen Ihr Brief kam, lag ich noch im Bette und die Thüre war verſchloſſen. Der Briefträger pochte mich aus dem Schlafe, und da kam ich mir vor wie ein reiſender König, den man unter dem Donner der Kanonen ſüß anredet. Ihr guter Freund und ſein Herz waren in großer Verwirrung. Nakt war ich und ſollte mich erſt ankleiden, ehe ich den Brief öffnete, und noch hundert andere Sachen verrichten. Aber ich war geduldig aus Ueppigkeit, und ließ mein Glück recht dick und ſüß einkochen. Ich ließ mir ſogar erſt Thee machen, als etwas Ungewöhnliches, holte die Schachtel herbei, und nahm die Zuckerplätzchen heraus. Dann las ich Ihre allerſüßeſten Zeilen und war glücklicher als im Paradieſe, wo man vielleicht Anisplätzchen bekömmt, aber gewiß keine Briefe. Aber wie kommen Sie nur auf den Gedanken, daß ich mich anſtrenge durch meine biographiſche Genauigkeit? Wenn ich Aeußerlichkeiten erzähle, ſo geſchieht es nur, weil dieſes der einzige Weg iſt, mir meine Gedanken und Empfindungen in Erinnerung zu bringen. Dieſer Tage war ich bei einem Bankier zu Tiſche. Ich athmete dort einige Mund voll Frankfurter Luft. Die Frau ſprach unaufhörlich vom Theater und Literatur. Ich ließ mich zwar nicht mit ihr ein, aber da waren einige literariſche Schmarotzer, die Rede ſtanden und mich entſetzlich langweilten. Die Schriftſteller hier werden ſehr gefüttert. Der Geiſt gedeiht nicht dabei. Die ich noch von ihnen kennen gelernt, behagten mir wenig. Sie geben alle ihre Freiheit einer Partei, einer

Cotterie hin. Ich hätte große Luſt wie ein Wolf in dieſe Heerde Schaafe einzubrechen. Das Theater iſt hier Hauptgegenſtand des Geſprächs. Der König ſteht in dieſem leidenſchaftlichen Hange oben an. Aber die Zirkel, in welchen ich mich bewege und die Sie kennen, ſind von dieſer Schwäche frei, ich höre dort faſt gar nicht vom Theater ſprechen. — Sonntag Abend wurde bei M. eine Unterhaltung im Gange gebracht, die mich ſehr angenehm überraſchte. Nämlich Aufgaben von Charaden in Handlungen. Jede Sylbe des zu errathenden Wortes, und endlich, wie bei Charaden üblich, das ganze Wort, wird, ſtatt geſagt, pantomimiſch dargeſtellt. Es gehört viel Scharfſinn dazu. Das Spiel, ob zwar viel Zeit dazu gehört wegen der Coſtümirung, iſt ſehr unterhaltend. Als man mir erzählte, ſie hätten neulich das ſchwere Wort Birmanen aufgeführt (Bier und Manen), machte ich mich ein wenig über die . . . luſtig und ſagte, das hätten ſie nie errathen. „Aber, Sie ausgenommen,“

ſetzte ich hinzu. Wer iſt dieſe Sie? frug ein Legationsſekretär, der ein Geſicht hat, wie ein verſiegelter Brief ohne Adreſſe. Ich warf ihm einen wüthenden Blick zu und ſagte: Elender, du kennſt ſie nicht? Du biſt auch nicht werth ſie zu kennen. Darauf erwachte ich und ſchrieb meinen Brief weiter. — Jean Pauls Wittwe hat mich bitten laſſen ſie zu beſuchen. Bei Mendelſohn traf ich ſchon einige Male einen jungen blinden Menſchen, der ſeit ſeinem achten Jahre das Geſicht verloren. Er ſtudirt. Wie heiter der iſt! Es iſt rührend, wenn er erzählt, wie glücklich er in ſtiller Nacht wäre, wo er ſich die ſchönſten Menſchen und Landſchaften ausmale. Ich ſetzte mich zu ihm und dachte, er kenne mich nicht. Aber da ſprach er von einer Madame S. in Caſſel, die liebenswürdigſte Frau, die er je kennen gelernt, eine Anbeterin Jean Pauls, die meine Denkrede entzückt. Sie habe ſie ihm weit her damals auf der Poſt zugeſchickt. Wenn ich ſie beſuchte, würde ſie ganz glücklich ſeyn. Schön, dachte ich, hätte ich alſo in Caſſel auch ſchon eine Freundin! Die Ihnen erzählte Geſchichte von dem traurigen Tode des Mädchens, das ein herabfallender Hammer getödtet, iſt für ängſtliche vorſichtige Leute ſehr belehrend, alſo auch für Sie. Sie beweißt daß ängſtliche Vorſicht, ſtatt zu helfen, oft gerade ins Verderben führt, weil das tückiſche Schickſal immer neue Wege erfindet. Das Mädchen ging mit ihrer Freundin in der Nähe des Hauſes, das mit einem Gerüſte verſehen war, und einen Thorweg hatte, der in eine andere Straße führt. „Wir wollen nicht vor das Haus vorbeigehen, ſagte das Mädchen, es könnte etwas herunterfallen; wir wollen lieber durch das Thor hinten herumgehen.“ Sie that es, und unter dem gewölbten Thore, traf ſie der Hammer, der vom Dache fiel. Er fiel nämlich zuerſt auf das Gerüſte und prallte dann ſo zurück, daß er ins Thor hineinkommen mußte. Wäre das Mädchen ohne Aengſtlichkeit vor das Haus vorübergegangen, hätte ſie der fallende Hammer nicht berührt. — Das Theater habe ich nicht weiter beſucht. Ich kann nicht dazu kommen, und es macht mir keine Freude. Aber für Ihre Schweſter wäre das eine Luſt! Alle Tage drei Theater, die ſchönſten Ballette, faſt ſo ſchön als in Paris. — Sie wären mir ein ſchöner Richter geworden! Kömmt eine von Heidelberg hergelaufene Perſon, die kein gutes Haar auf dem Kopfe hat, und ſagt Dr. Börne ſei eitel, und ſogleich fällt Frau Criminalräthin das Urtheil: Börne iſt eitel. Aber die Beweiſe? Hat man Ihnen Beweiſe gegeben, und haben Sie ſie gefordert? Uebrigens iſt es ſonderbar, daß, wenn die Leute eine zu gute Meinung von uns haben, und ſie dann aufgeben, ſie es uns zum Verbrechen machen. Habe ich denn je geſagt, daß ich nicht eitel wäre? Ich habe höchſtens behauptet, daß ich mich von der Eitelkeit nicht quälen laſſe, wie andere Leute; wenn mir aber die müheloſe Befriedigung einer Eitelkeit Vergnügen gewährt, warum ſoll ich ſie nicht genießen? Uebrigens ahnde ich gar nicht, worauf ſich das beziehen kann, und laſſen Sie ſich's doch erzählen.

Heute habe ich die Gypsabgüſſe der Antiken geſehen. Beim Weggehen frug ich einen Bekannten, wie viel man dem Caſtellan Trinkgeld zu geben habe? Rathen Sie wie viel? Drei Gulden nach unſerm Gelde. Ich hätte des Teufels werden mögen, und verwünſchte die gypſerne medizeiſche Venus. Da gefiel mir die *** wieder gar nicht. Das Kunſtwerk ergreift ſie und ſie begreift es nicht. Auswendig gelernter Enthuſiasmus, triviale Gallerie-Bemerkungen, und unterthänigſte Huldigung jeder legitimen Fratze, ohne eigenes Urtheil ob dem Bilde auch Huldigung gebühre. Vieles war mir bekannt, ich hatte die Originale in Paris geſehen. Aber zum erſtenmale ſah ich die Gruppe der Niobe, ein Trauerſpiel in Marmor, das mich in der tiefſten Seele erſchütterte. Sie ſteht in Florenz und muß von ungeheurer Wirkung ſeyn.

Ich begreife nur nicht, wie ſo viele Kunſtwerkbeſchauer in einer öffentlichen Gallerie von ihrer Begeiſterung reden können. Es fiel mir eben ſo ſchwer, einer marmornen Niobe, als einer lebenden vor allen Menſchen meine Liebe zu erklären. Und weil ich nicht geſchwatzt, warf mir die *** nachher vor, ich ſei ſo kalt geweſen. — Ich habe ſo eben die *** verlaſſen, ich habe den Abend bei ihr zugebracht. Es waren noch einige Herrn da. So lange wir allein waren, ſpielten wir Schach. Während ſie auf das Brett ſah, ſah ich ſie unbemerkt an. Ihr faltenreiches Geſicht erſchien mir als ein Vorhang, hinter dem ſich ihre einſtige Schönheit verſteckt hielt. Ich zog ihn weg, aber es war nichts dahinter. Ich war ſo gerührt, daß ich mir die Königin darüber nehmen ließ. O die grauſame Zeit, die alles zerreißt und zermalmt ehe ſie es verſchlingt! — Die . . . fing neulich mit einem Kunſtkenner ein Langes und Breites von Gemälden zu ſprechen an. „Das Fleiſch dieſes Malers gefällt mir nicht .. ſein Fleiſch iſt gut .. ſein Fleiſch iſt zu ſchwammig ..“ ſo ging es in einem fort; mir ward ganz übel. Ich glaubte bei einem Metzger zu ſeyn.

..... Aber (im Ernſte) welche ſchöne Dinge ſind mir ſchon geſagt worden über die Lebhaftigkeit meiner Züge, über meine ſchöne Augen! Und von wem? In Frankfurt haben die Leute keinen Geſchmack.

Achtundſiebenzigſter Brief.

Berlin. Freitag, den 7. März 1828.

Freitag ſteht oben, aber erſt heute Samſtag konnte ich den Brief anfangen. Ach! was ſind die berühmten Leute geplagt. Ich komme manchmal in Verzweiflung. Habe ich ja einmal eine glückliche Stunde, wo keine Unruhe mich ſtört, zerſtört die Zerſtörung von Corinth, die bei mir wohnt, ſolch eine ſeltene glückliche Stunde. So heißt ein Trauerſpiel in Manuſcript, das ein junger Dichter meinem Urtheile unterworfen. Der Unheil bringende Jüngling iſt mir empfohlen worden, und ich darf ihn nicht abweiſen. Jetzt lauſcht er nun angſtvoll auf jedes meiner Worte, ſchwebt zwiſchen Tod und Leben, und jammert mich ſo ſehr, als ich mir ſelbſt jammere. Welche Freude hatte ich vorgeſtern Abend, da ich um ſieben Uhr, als ich gerade in den Wagen ſteigen wollte, Ihren Brief bekam, den ich erſt den andern Tag erwartete. Aber ich bin nicht zufrieden mit Ihren Briefen. Nicht mehr als drei Seiten, und das Maas verfälſcht. Ausgeſtrichene Worte, Gedankenſtriche, und alles wird benutzt einen ehrlichen Menſchen zu verkürzen. Aber nein, Ihre Gedankenſtriche ſind ſchön, ich mußte darüber lachen . . . . . O die Weiber! Seyn Sie nur ruhig. Ihr taugt alle nichts. Eine iſt immer ſchlimmer als die Andere, und das iſt euer Glück. Wir werden endlich ſo klug einzuſehen, es ſey am beſten bei der ſtehen zu bleiben, die wir gerade lieben, weil ſie wenigſtens beſſer ſeyn wird als ihre Nachfolgerin. Sie Aermſte, hat denn Ihr Schnupfen hoch ſteigen müſſen als er in den Kopf ſtieg? Der kleine Schnupfen wird recht müde geworden ſeyn. Wer war denn die demantne Geſellſchaft, die gerade bei Ihnen war, als mein Brief kam? Warum nennen Sie die Leute nicht? Es waren gewiß ungeſchliffene Diamanten. Und warum mußten Sie in das kalte Zimmer gehen, als mein Brief kam? Und warum laſſen Sie das Schlafzimmer nicht heizen, wenn Sie nicht wohl ſind? Sollen etwa durch dieſe Oekonomie meine Reiſekoſten erſetzt werden? — Mein Hausherr heißt Logier. Sein Bruder, auch hier, iſt berühmt durch ein neues muſikaliſches Syſtem, das er aufgeſtellt. Humboldt würde ich wohl gern kennen lernen, aber ich habe Niemand der mich bei ihm einführt. Auch iſt er viel bei Hofe und wenig zu Hauſe. Es iſt doch ſonderbar, daß hier nur die Juden oder getaufte Juden, Häuſer machen, und die Chriſten faſt gar nicht. Chriſtliche reiche Kaufleute giebt es hier wenige, und die übrigen Stände, die Staatsbeamten und ſolche haben kein Geld. Ich bemerke das deutlich an einem Wiener vornehmen Herrn, der bei der öſterreichiſchen Geſandtſchaft attachirt, vor vierzehn Tagen hierherkam, und dem es an mannichfaltigen Empfehlungen nicht mangeln kann. Wo und ſo oft ich irgend wo hinkomme in dem Kreiſe meiner Bekannten, finde ich ihn auch — Beweis, daß er anderswo nicht eingeladen wird. Bei Hegel hat der Gans verſprochen mich einzuführen, der Windbeutel hat aber bis jetzt nicht Wort gehalten. Es kann auch ſeyn, daß dieſer Herr nichts von mir wiſſen will, wegen meiner Schrift gegen die kritiſche Geſellſchaft, deren Director er iſt. Die Herrn haben ſich ſehr über mich geärgert, da ſie fühlten, ja es geſtanden, daß ich Eindruck mache. — Die Berechnung über meine Wechſel habe ich endlich begriffen. Nächſtens will ich Ihnen das Verzeichniß meiner Schulden ſchicken, daß ſie bezahlt werden vom vorräthigen Gelde. Von meinen Diners und Soirées will ich nicht weiter ſprechen, iſt etwas beſonders dabei zu bemerken, dann thue ich es. Ich komme auch in Häuſer an die ich keine Empfehlungen hatte, von hieſigen eingeführt. Was ich in Frankfurt vom hieſigen ſchlechten Leben gehört, habe ich durchaus falſch gefunden. Der Luxus hier beim Eſſen iſt nicht ſo groß als wie bei uns, das kömmt aber daher, weil ſie in Frankfurt nur ſelten Fêten geben, hier aber jede Woche. Das Eſſen und der Wein iſt ſo gut, oft beſſer als bei uns. Spargeln und junge Erbſen, wie bei uns im Sommer, alle mögliche Weine, ach! und welche Auſtern! Viermal ſo groß als die Pariſer. — Ich ſpiele hier zuweilen Schach, mit der Herz, mit der Frau und der Mademoiſelle Mendelſohn. Dieſe Letztere iſt auch eine von den Romanen-Charakteren, die ich mir in meinem Gedächtniſſe zu ſkizziren ſuche. Etliche und fünfzig Jahre alt, das ſieht man ihr an; aber gebildet und geiſtreich, und ich habe keine Beweiſe dafür. Sie hat ein beredtes Schweigen. Der lange Aufenthalt in Paris gab ihr eine merkwürdige feine Haltung. Sie nimmt ſich nicht einmal die Mühe mehr, im Stillen zu beobachten, ſie kennt die Welt auswendig. Ich ſpielte geſtern Schach mit ihr und ließ ſie die Partie gewinnen, mit vieler Geſchicklichkeit. Kein Lob über meinen Sonntagsaufſatz war mir ſchmeichelhafter als das der Demoiſelle Mendelſohn. Sie ſprach von der „unnachahmlichen Feinheit“ darin, und ich dachte das müſſe eine Pariſerin doch verſtehen. Ueber die *** machen ſich die Leute luſtig, weil ſie ſich wie ein junges Mädchen kleidet, und lieber vom Teufel als von Alt ſeyn, reden hört. Ich vertheidige ſie, und im Ernſte. Das Alter iſt ein Uebel, denke ich, und wenn man ein unvermeidliches Uebel, das man fühlen muß, nicht auch ſehen will, und die Augen zumacht, iſt denn das zu tadeln? Es wird keiner der *** ins Geſicht ſagen ſie ſei alt, und wenn ſie ſelbſt es ſich vergeſſen machen kann, wem ſchadet das? Die Weiber ſind alle ſo. — Ich verſprach Ihnen, die Billets zu ſchicken, die ich hier bekommen würde, und Sie erinnerten mich an mein Verſprechen. Ich ſehe aber meine Bekannten zu oft, als daß es nöthig wäre mir zu ſchreiben, und ich beſitze blos einige unbedeutende Zeilen von der …, der … und einigen Herrn. Selbſt geſchrieben habe ich noch keine, als geſtern zum erſtenmale eines an die …, das ich für Sie abgeſchrieben und es Ihnen hier mittheile, ob ich zwar recht gut weiß, daß Sie geſcheidte Perſon mich ehrlichen Tölpel auslachen werden, der ihr alles ſo haarklein und offenherzig erzählt. Wir Männer ſind gar zu edel! Adieu. Fühlen Sie nun, wie es einem zu Muthe iſt, wenn die letzte Seite des Briefes leer bleibt? Beſſern Sie ſich.

Neunundſiebenzigſter Brief.

Berlin, den 10. März 1828.

Ihre letzten Briefe, gute Seele, ſind ſo gar lieb, daß ich Ihnen untreu geworden bin und über die Freundin von jetzt, die Freundin von ſonſt vergeſſen habe. Die Uebel die Sie hatten, haben mich nicht betrübt, Ihre ſchnelle Geneſung hat mich nicht lächeln gemacht, weder über das Eine noch über das Andere erſtaunte ich — ich fand das Alle ſo natürlich. Die Menſchen haben immer auf gleiche Weiſe geliebt und gehaßt, und nur in gleichgültigen Dingen haben ſie ſich unterſchieden. Es war mir klar bewußt, mein vieles und mein warmes Reden von der *** würde

Sie unruhig machen, aber ich dachte: es iſt nicht zu vermeiden und es wird vorübergehen. Einem Schlimmern als ich bin, hätte ein böſer Dämon zugeflüſtert: Wie! nicht zu vermeiden wäre es geweſen? Hätteſt du nicht ſchweigen können? — Mir wagte er nicht ſo etwas zu ſagen. Doch haben Sie freilich meine Bekenntniſſe etwas mehr mißdeutet als zu entſchuldigen iſt. Sie haben vergeſſen, worüber ich ſo oft mit Ihnen geſprochen, daß ich ſeit einiger Zeit eine große Leidenſchaft zur Menſchenjagd gewonnen habe, daß ich begierig nach ihnen ſuche wie nach Gemälden, nach Bildwerken. Mein Geiſt und mein Herz haben dreißig Jahre Gedanken und Empfindungen geſammelt, aber das ſind Landſchaften unbelebt, die Figuren mangeln und ich muß dieſe auch hinein zu bringen ſuchen, wozu mir meine Reiſe Gelegenheit geben wird, und wozu ich dieſe auch eigentlich unternommen. Nun tritt mir in der .. ein ſo höchſt künſtleriſcher Stoff, ein ſo merkwürdiger ausgeſprochener Charakter entgegen. Ich ſammle ihre Züge, und wie konnte ich ſie zur einſtweiligen Geſtaltung anders befeſtigen, als indem ich Ihnen von ihr ſchreibe. Es iſt Liebe zur Kunſt, nichts als Liebe zur Kunſt. Was ſie überdies für mich ſo anziehend macht, ſind ihre Tugenden, die ſie mit Ihnen, und ihre Fehler, die ſie mit mir gemein hat....

Es hat mir Jemand anvertraut, die hieſige Regierung wolle eine officielle Theaterzeitung ſtiften, um dem irre geführten Geſchmacke des Publikums eine beſſere Richtung zu geben, und man denke an mich als Redakteur. Ich habe den Jemand ausgelacht, und geſagt, ich ſei gar nicht der Mann zu ſo etwas, und er möge das nur in meinem Namen erklären. Iſt das nicht närriſch — eine miniſterielle Theaterkritik? Geſtern war ich bei einem Buchhändler eingeladen, ich ſchlug die Einladung ab. Nun hörte ich heute, Hegel, Spontini und andere intereſſante Leute hätten da gegeſſen. Da that es mir leid. Ich werde keine Einladung mehr abweiſen; die

Menſchen der verſchiedenſten Art ſind hier ſo vermiſcht, daß man ſie oft an Orten findet, wo man ſie nicht erwartet. Ich werde dieſe Woche irgendwo bei Tiſche den Fouqué finden, der mich höchlich intereſſirt. — Hier beſteht eine Sonntagsgeſellſchaft von Gelehrten, die ſich „der Sonntagsgeſellſchaft“ nennt und druckt, um merklich zu machen, daß ſie am Sonntage, nicht aber der Sängerin Sonntag wegen zuſammenkomme, welches man vielleicht glauben könnte, wenn ſie ſich ſprachrichtig die Sonntagsgeſellſchaft nennte. Welche Pedanterie! — Ich war unterdeſſen bei Hitzig geweſen. Er ſprach mit mir von der Sammlung meiner Schriften. Die Werke hier drucken zu laſſen, davon räth mir jeder ab, wegen der Zenſur. — Hier ſagt jedermann Lieber, beſonders die Damen. Ich heiße lieber Börne, und wenn man ſich trifft, gibt man ſich die Hand. Das Handküſſen iſt ſeit zwanzig Jahren ſehr aus der Mode gekommen. Sie vergeſſen doch nicht vom lieben Börne alles zu grüßen?

Achtzigſter Brief.

Berlin, den 13. März 1828.

Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mir heute nicht geſchrieben? Der ſüße Klang meiner Thürglocke brachte mir keinen Brief. Ich habe einen Feſttag verloren. Der Puls meines Lebens ging bis jetzt ſo regelmäßig, was hat ihn in Unordnung gebracht? Ich glaube meine Sünden ſind Schuld daran. Ach, ich habe mich ſchlecht aufgeführt, ich wage es Ihnen kaum zu geſtehen. Erſtens, habe ich mir geſtern mit der Pfeiſe ein großes Loch in den Schlafrock gebrannt, aber ein ganz großes grade in der Bordüre, durch und durch, man kann eine Hand durchſtecken.

Zweitens — können Sie mir vergeben? Ich habe mir ſechs Halstücher ſtehlen laſſen. Das hat kein Anderer gethan als mein Spitzbube von Bedienten, dem ich unbewacht den Schlüſſel zu meiner Commode anvertraute, die im Nebenzimmer ſteht. Ich will von nun an vorſichtiger ſeyn. Aber mir darum nicht zu ſchreiben, die Strafe iſt zu grauſam! — Ich hatte mir in mein Taſchenbuch den Geburtstag der Marie L. den 13. März notirt, ich wollte ihr an dem Tage eine Aufmerkſamkeit bezeugen, aber mein Portrait hat das ſchon abgemacht. Nun fand ich heute in einem hieſigen Blatte ein Gedichtchen an eine Louiſe, an ihrem Geburtstage dem 13ten März. Da es auch für eine Marie paßt, habe ich es ausgeſchnitten und hier beigelegt. — Heute habe ich des Bildhauers Rauch Monument für die Königin Louiſe geſehen, wohin ſeit einigen Wochen ganz Berlin ſtrömt. Rauch hat zehn Jahre ganz im Geheim daran gearbeitet. Als er es kürzlich fertig hatte, ließ er den König kommen und zeigte es ihm. Dieſer war ſo bewegt, daß er, ohne dem Künſtler ein Wort zu ſagen, wieder fortging. Man bewundert dieſes Bildwerk. Der Kopf der Königin ſoll ſehr ähnlich ſeyn, und dieſe Königin wird als eine Heilige verehrt, weil ſie geſtorben an den Leiden ihrer Zeit, für eine beſſere alſo. Aber mir mißfiel es ſehr. Die Königin liegt auf einem Ruhebette ausgeſtreckt. Schläft ſie, oder iſt ſie todt? man weiß es nicht, und dieſer Zweifel in dem wunderſchönen Kopfe iſt vortrefflich ausgedrückt. Aber die Lage des übrigen Theils des Körpers iſt nicht gut. Die Beine ſo unedel über einander gelegt, die Drapperie ſo kokett, ſo Balettänzerartig, und das Ganze überhaupt ſo weich wie Butter. Am meiſten amüſirte mich das Geſchnatter der umſtehenden Zuſchauerinnen, beſonders der Alten, die gleichzeitig mit der Königin Louiſe jung geweſen. — Ich komme aus einem Conzerte, das eine Sängerin im Saale des Schauſpielhauſes gegeben. Der Saal iſt zauberiſch ſchön. Eine höchſt ſinnige Vereinigung von Pracht und Zierlichkeit, und von Reichthum und Geſchmack. Weißer Marmor und Gold und Grün und Roth, und Säulen und die Gallerie, Nebenzimmer, in Niſchen die Büſten aller dramatiſchen Dichter und Tonkünſtler, und Schauſpieler, die ſich berühmt gemacht. Es iſt alles wundervoll, und ich habe noch auf keinem Theater einen gemalten, einen Dekorations-Saal geſehen, der ſo maleriſch geweſen als dieſer wirkliche iſt. Er mußte mich auch entſchädigen für das langweilige Conzert, wohin mich Madame M. geführt hatte. Da hätten Sie auf drei nebeneinander ſtehenden Stühlen drei große Männer ihrer Zeit ſehen können: den Componiſt Meyer-Beer, Spontini, und den deutſchen Fielding, den berühmten Dr. Börne, dem heute außer ſechs Halstüchern, auch noch ein paar ſchwarze Beinkleider und eine Weſte geſtohlen worden ... Das Geheimniß iſt heraus, die Bruſt iſt frei. O zürnen Sie nicht himmliſches Herz, ich will es nicht mehr thun, nie mehr.

Freitag, den 14. März.

Ach der ſchöne dicke Brief! Sie werden aber ſchlecht dafür belohnt werden. Mein heutiger wird kurz werden. Ich war geſtern ſo verſtimmt, (über das Außenbleiben Ihres Briefs) daß ich keine Luſt hatte zum Schreiben, und heute habe ich keine Zeit.

Einundachtzigſter Brief.

Berlin. Sonntag, den 16. März 1828.

Ich mag doch den L. nicht ziehen laſſen, ohne ihm einige Zeilen mit zu geben. Tauſend und tauſend Grüße. Für die Kürze des letzten Briefes gebe ich Entſchädigung. Laſſen Sie ſich von L. erzählen, was er von mir weiß, er weiß aber nicht viel. Sollte er dieſen Vormittag noch zu mir kommen, zeige ich ihm das große merkwürdige Loch in meinem Schlafrock, damit er Ihnen eine Beſchreibung davon mache. Adieu.

Zweiundachtzigſter Brief.

Berlin, den 17. März 1828.

Was haben Sie mir für einen vernünftigen Brief geſchrieben! Voll Sie's und Verdrießlichkeiten. Er iſt zum Einſchläfern vernünftig .....

Mir gefällt es hier ungemein, und ich bin überzeugt, daß es Ihnen auch gefallen würde. Man macht ſich bei uns von den Berlinern eine falſche Vorſtellung, man hält ſie für übergebildete, glatte, herzloſe, verſchrobene Menſchen. Dieſes iſt gerade das Gegentheil. Sie ſind die einfachſten, beſcheidenſten, herzlichſten Menſchen, die mir je vorgekommen. Man findet bei uns, bei Mangel dieſer Bildung, viel mehr Oſtentation, viel mehr

Falſchheit und Verſchrobenheit als hier. Der Luxus iſt weit geringer als in Frankfurt, und die Leute hier richten ihre Lebensart nach ihrem Vermögen ein, und ſie werden von den Reichen darüber gelobt und geachtet. Wie viele habe ich hier ſchon ganz unbefangen von ihrer ökonomiſchen Lage ſprechen hören, und wie ſie dies und jenes unterlaſſen müßten, aus Mangel an Geld. Für Gelehrte iſt übrigens Berlin ein kleines Eldorado. Sie werden reſpektirt und gefüttert, ſie können alle Tage zu Gaſte gehen. — Ach, was iſt mir ſo Angſt vor Ihrem nächſten Briefe, wo ich meine Beſcheerung wegen des verbrannten Schlafrocks und der geſtohlenen Sachen bekommen werde. Warum ich offenherziger Narr Ihnen auch Alles ſagen muß! Was ſagen Sie dazu, daß ich von Neuem verliebt bin? Mit der … iſt es nichts mehr. Bei mir heißt es nicht blos: ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen, ſondern ſogar: ein ander Stübchen, ein ander Liebchen. Neulich — es war ein milder Frühlingsabend und ich ſeufzte alte Seufzer — traf ich in einer großen Geſellſchaft ein Mädchen von edler Geſtalt. Sie hatte eine römiſche Naſe und ſpaniſche Augen. Sie ſehen und lieben war ſo verbunden wie wir — nämlich unzertrennlich. Sie ſprach ſo einfach, ſo herzlich, ſo freundlich. Und wer war die Holde? Schillers Tochter! Iſt das nicht romantiſch? Aber der Teufel ſoll ſie doch holen, und die ganze deutſche Nation mit ihr! Schillers Tochter hat kein Geld! Schillers Tochter kam nach Berlin, um Hofdame bei einer Prinzeſſin zu werden! Schillers Tochter wurde nicht für würdig gehalten, Hofdame zu werden und wurde abgewieſen! Schillers Tochter wollte eine Hofdame werden! Als 130 Jahre nach Corneille's Tod Voltaire erfuhr, daß eine Ur-Ur-Nichte des Dichters in trauriger Lage lebe, ließ er das Mädchen kommen, veranſtaltete eine neue Ausgabe von Corneille's Werken, ſchrieb Noten dazu, und verſchaffte dem Mädchen von dem franzöſiſchen Volke eine jährliche Rente von 30,000 Franken und ſtattete ſie aus und verheirathete ſie an einen Edelmann! Das ſind Hunde! — In der nämlichen Geſellſchaft lernte ich den Bildhauer Rauch kennen. — Mit Fouqué habe ich zu Mittag gegeſſen. Ein rothbackiger, dicker, guter fünfzigjähriger preußiſcher Major mit grauem Schnurrbarte, ganz artig, ganz gewöhnlich. Vom Schimmel und von ſonſtigen Ritterpferden, die mehr Verſtand haben als ein bürgerlicher Menſch, ſchwieg er zwar bei Tiſche, doch ſprach er von den Kreuzzügen, und meinte, das Dichten ſollte zünftig ſeyn, dann wäre es beſſer. Er iſt auch ein Anbeter der Madame R. Was hat die für Thiere vor ihrem leichten Wagen geſpannt!

. . . .

. . . Aber lachen Sie mich nur nicht aus, wegen meiner ſchlechten Menſchenkenntniß. Ich hatte es Ihnen vor meiner Abreiſe geſagt, daß ich die Leute ſchildern werde, wie ſie mir erſcheinen, und wenn ſich meine Anſicht ändert, dieſes ehrlich geſtehen. Wahrhaftig die F. hatte auch recht, als ſie mich eitel nannte. Ich habe mich geſtern auf einer Eitelkeit ertappt, die merkwürdig iſt. Ich, der ich ſo ſelten im Briefſchreiben bin, und dies wahrlich eben ſo ſehr aus Blödigkeit, als aus Trägheit und Unfreundlichkeit, und Proſaſchreiben, das ich doch verſtehe — ich ließ mich vom Teufel verſuchen und überreichte der ... ein Gedicht! Ich dichten! Zu meiner Beſchämung und Buße will ich es Ihnen mittheilen. Aber werden Sie nur nicht eiferſüchtig! Sie wiſſen, wir Dichter lügen ganz entſetzlich, ganz ungeheuer.

. . . .

Ach! was werden Sie an mir zu waſchen haben, wenn ich wieder nach Hauſe komme. Ich ſtecke in Sünden über und über. Aber mein größtes Verbrechen bleibt doch der Diebſtahl der Kleider und Wäſche. Darüber, fürchte ich, geben Sie mir keine Abſolution. — Als ich heute zu einem jüdiſchen Tabakshändler kam, mir Tabak zu kaufen, und dieſer durch einen gewiſſen Anlaß meinen Namen erfuhr, war der Mann ganz außer ſich vor Freude, führte mich hinauf zu ſeinem Schwiegervater, zur Schwiegermutter, zur Frau, welche ſämmtlich meine ſämmtlichen Werke verehren. Die guten Leute regalirten mich mit einer Pfeife und mit Bier. Muhr heißt er und wohnt auf der Königsſtraße. Fragen Sie L. ob er ihn kenne? — Ich fange an und werde ein Narr und ſehe die hieſigen Merkwürdigkeiten. Muſeen, Dioramen, Gemälde; es macht mir ſchreckliche Langeweile.

Dreiundachtzigſter Brief.

Berlin, den 24. März 1828.

Liebe Seele, lieber Engel, Satan, iſt denn Ihr bischen Verſtand auch weg, ſeit ich fort bin? Ich glaube es faſt. Wozu das Lärmen? Was iſt's denn weiter. In Berlin iſt das Stehlen üblich und jeder giebt genau Acht. Ich gab nicht Acht und wurde darum beſtohlen. Es wird nicht mehr geſchehen. Die Kleider hat wahrſcheinlich der Barbier mitgenommen, als er durch mein Schlafzimmer ging, wo ſie auf dem Sopha lagen, und er war noch ſo ehrlich, den Rock liegen zu laſſen. Die Halstücher wird ſich wohl mein Bedienter angeeignet haben, da ich ihm den

Schlüſſel zu meiner Commode anvertraute. Aber man muß keinem Unrecht thun — ich hatte von ſechs Halstüchern geſprochen, es waren aber ſieben, die der Menſch genommen. Den Barbier habe ich abgeſchafft, weil er ohnedies nicht zur rechten Zeit kam. Den Bedienten habe ich beibehalten. Wozu ihn wegſchicken und einen neuen nehmen? Damit dieſer neue von vorn anfange? Die Bedienten ſtehlen hier alle und man muß ihnen auf die Finger ſehen. Mein Bedienter iſt nicht blos bei Robert, ſondern auch noch bei andern ordentlichen Leuten meiner Bekanntſchaft im Dienſte. Wird denn in Frankfurt nicht geſtohlen? Aber geſtehen Sie nur, Sie hatten Furcht, der Schnurrbart muckſt mich ab! Sie bleiben die Alte. Da iſt Hopfen und Malz verloren. Ihre Inſtruktionen, wie ich mich nach den Verhältniſſen meines Bedienten erkundigen ſoll, iſt ein Muſter von Polizeiklugheit. Sie ſollten Polizeikommiſſärin werden. —

Geſtern habe ich endlich Humboldt kennen gelernt. Er kam Abends zu Mendelſohn. Er ſpricht unaufhörlich und ſehr angenehm. Die ganze Geſellſchaft, aus mehr als dreißig Perſonen beſtehend, Herren und Damen, bildeten einen Kreis um ihn und hörten ihm zu. Das ſcheint er gewohnt zu ſeyn. Er fällt ſehr ſtrenge und ſcharfe Urtheile.... Ich ſaß neben ihm und er fragte mich, wie ſich Madame W. befinde? Ich ſagte ihm: die iſt jetzt in großer Trauer, weil ihrem Freunde ſieben Halstücher geſtohlen worden. Ja, bemerkte er, das iſt auch keine Kleinigkeit. Und darauf erzählte er mir eine Geſchichte, wie ihm einſt in Peru ein Dutzend Halstücher geſtohlen worden, von einem Nachkömmling des Ferdinand Cortez; wie er ſich beim König von Spanien darüber beklagt, und wie dieſer ihn ausgelacht habe. Von neun bis elf Uhr ſprach er in einem fort, ſo daß ſchicklicher Weiſe ein Anderer gar nichts reden konnte. Es gefiel mir faſt nicht. — Die Prinzeſſin Karl, Gemahlin des Sohns des Königs, iſt vor einigen

Tagen mit einem Prinzen nieder gekommen. Das iſt der muthmaßliche Thronerbe, weil der Kronprinz keine Kinder hat. Merkwürdig dabei iſt (und darum ſchreibe ich es Ihnen), daß die Prinzeſſin eine getaufte Jüdin zur Kinderfrau genommen. — Geſtern ſah ich eine neue Oper von Cherubini, die Abenceragen. Sehr ſchöne Muſik. Aber das Vergnügen wird einem verleidet durch die unendlichen Ballette. Felix Mendelsſohn iſt allſeitig gebildet. Neulich führte er mich im naturhiſtoriſchen Muſeum umher, und erklärte mir alles ſo ſchön, wie es nur ein Profeſſor könnte. Die H. iſt eine merkwürdige Frau! Sie hat unglaublich wenig Geld, und weiß doch durch eine kluge Oeconomie ſich ſo einzurichten, daß ſie viele Wohlthaten üben, und ihrem Hausweſen einen Schein von Behaglichkeit geben kann. Neulich hatte ſie eine Soirée, wobei Geſandte, Miniſter, ſogar eine Prinzeſſin war. In Frankfurt hat man keine Vorſtellung davon, wie eine Prinzeſſin zwei enge Treppen zu einer getauften Jüdin, die keine tauſend Gulden Einkommen hat, hinaufkriechen mag, um eine Taſſe Thee und ein Stückchen Wurſt zu verzehren. — An *** habe ich einen merkwürdigen Charakter-Zug oder vielmehr Geiſtes-Zug wahrgenommen, den ich noch bei keinem andern Menſchen beobachtet. Etwas Dummes begreift ſie gar nicht! Wenn einer etwas Dummes ſagt oder thut, wenn auch zum Spaße, oder ſie hört davon erzählen, fährt ſie auf, als hätte ſie eine Tarantel geſtochen, und kömmt ganz außer ſich. Es giebt nichts Lächerlicheres, und iſt ein Beweis von großer Beſchränktheit.

Vierundachtzigſter Brief.

Berlin, den 26. März 1828.

Fouqué iſt ein wunderlicher Mann, und ganz ſo, wie ich ihn mir vorgeſtellt. Ich habe ihn immer geliebt und geachtet in ſeinen Schriften, ob ich zwar dieſe ſelbſt nicht liebte und gehörig verſpottete. Man erkennt, daß es die Ergüſſe einer gläubigen Seele ſind. Es iſt ſchön, aber doch fürchterlich, wenn ein Menſch ſo wahnwitzig ſeelig in einer religiöſen Idee lebt. Geſtern beſuchte ich ihn, und es dauerte nicht drei Minuten, ſo ſtand er, ohne daß ich den geringſten Anlaß dazu gegeben, mitten im Zauberkreiſe der alten Ritterzeit, ſprach mit Wehmuth von den alten Burgen, die gebrochen, vom Kaiſer, von Lehensleuten, und ein König dürfe jedes Ritterkind heirathen, und ſo mehr. Er empfing, während ich bei ihm war, ein Schreiben vom Prinzen Carl (Sohn des Königs) der ihm für ein Gedicht dankte, das er ihm kürzlich zur Niederkunft ſeiner Gemahlin geſchickt. Die ehrfurchtsvolle, legitime Freude unſers Donquichottes hätten Sie ſehen ſollen. Er las mir gerührt, aber doch mit einer Preußiſch-Majoriſchen-Wachtparaden-Donnerſtimme den Brief vor. Dann deklamirte er das Gedicht und mehrere andere Gedichte. Ein ſchöner Ritter! Wenn er zwei Gläſer Wein getrunken hat, wird er weich wie Butter und fängt zu weinen an wie ein Kind.

Donnerſtag den 27. März. Der Humboldt iſt an der Tagesordnung. Die großen Städte ſind ſich alle ähnlich. Die Mode beherrſcht Geiſt und Herz. Keine der hunderte von Damen, die Humboldts Vorleſungen beſuchen, würde um alles in der Welt nur eine Stunde verſäumen, und dennoch ſind vielleicht keine fünfzig darunter, welche die Sache ſelbſt intereſſirt.

Fünfundachtzigſter Brief.

Berlin, den 1. April 1828.

Liebe Seele, Sie machen ſehr dumme Streiche. Es iſt auch ſehr natürlich, denn ich habe Ihren Kopf mitgenommen, zum Unterpfande für mein Herz, das ich bei Ihnen zurückgelaſſen. Vorgeſtern habe ich keinen Brief gehabt und geſtern auch nicht. Der Himmel wolle verhüten, daß er auch heute ausbleibe. Ich erinnerte mich erſt ſpät, daß Sie es mir vorhergeſagt. Sie haben mir etwas geſchrieben vom Briefe kreuzen, was Sie vermeiden wollten. Aber, lieber Dummkopf, wie iſt das möglich? Wollten wir immer jeder die Antwort auf den letzten Brief abwarten, könnten wir uns nur alle acht Tage ſchreiben. Weil Sie nur durch Beiſpiele zu belehren ſind, habe ich vorgeſtern und geſtern auch nicht geſchrieben. Das iſt eine Zärtlichkeit! Das iſt ein Wetteifer in der Freundſchaft! Laſſen Sie doch nachſehen, ob ich meine große Schnürſchuhe nicht in Frankfurt zurückgelaſſen? Sind ſie da, dann ſtehen ſie im Kleiderſchranke auf der Hausflur. Ich meine aber, ich hätte ſie mitgenommen. Fort ſind ſie. —

Berlin kann man mit Paris vergleichen; aber daß man es vergleichen kann, was einem bei einer kleinern Stadt, wie Frankfurt, gar nicht einfällt, das macht es eben ſo lächerlich. Wie ein Zwerg, der ſich auf die Zehen ſtellt und doch dem Rieſen neben ihm nicht bis an den Bauch geht, ſo nimmt ſich Berlin neben Paris aus. Aber an Schauſpielen fehlt es nicht. Alle Tage drei, zwei deutſche und ein franzöſiſches. Dann de Bachs Kunſtreitergeſellſchaft, Jongleur, Diorama, Concerte und ein vortrefflicher Taſchenſpieler, Bosco. Ueber dieſen letztern habe ich mich neulich öffentlich blamirt. Beim Reſtaurateur allein an einem Tiſchchen ſitzend, ſetzt ſich ein Franzoſe mir gegenüber. Er ſchneidet ſein Brödchen auf und da fällt ein ganzer Teller voll Dukaten heraus. Er ſtellt ſich verwundert, läßt ſich vom Garçon ein anderes Brod geben, dann noch eins und aus jedem fallen Dukaten. Ich war vor Erſtaunen ganz außer mir und rief ganz laut dem Kellner und ſchrie: aber mein Gott, was ſoll das bedeuten? Endlich aber ſpät fiel mir ein, daß ich es mit einem Taſchenſpieler zu thun hatte. Iſt das nicht eine Schande und ein Spott für die ganze Nation? Solche Gaukler pflegen ſich immer die größten Dummköpfe zu wählen, um ihre Kunſtſtücke an ihnen zu zeigen. — Geſtern Abend wohnte ich im Schauſpielhauſe einem großen vollſtändigen Concerte bei, wo das Orcheſter aus achtzig Trompeten beſtand. Es war nämlich die Militärmuſik. Das Piano war merkwürdig; wie aber die Damen das Forte ertragen konnten, das begreife ich nicht. Zum Schluſſe ſangen die Militärwaiſenkinder ein God save the king, begleitet von allen dieſen achtzig Trompeten, das war, wie überhaupt das ganze Conzert, wunderſchön. — Ueber die Politik wollen wir mündlich ſprechen. Mir iſt darüber das Herz ſo voll, daß ich es in einem Briefe doch nicht entleeren kann. Es geht himmliſch zu, beſonders in Portugal, und ich ſchwimme in Vergnügen. Das erſte was ich thue wenn ich Ihnen wieder zur Seite bin, iſt, daß ich etwas über Berlin ſchreibe. Aber im Vertrauen, ich fauler Menſch habe noch wenig geſehen, und ich muß das ſchnell noch alle abmachen. Ueberhaupt habe ich jetzt die größte Luſt mich zu produciren, da ich weiß, wie begierig in Berlin meine Sachen geleſen werden. Das ſpornt doch meine Eitelkeit mehr an, als der Beifall des Frankfurter Publikums es vermochte. Sie ſollen noch Freuden an mir erleben. Romane werden geſchrieben, zehn Bände dick; Novellen, die artigſten von der Welt, und andere ſchöne Sachen. Aber ganz im Ernſte, wenn ich nur ein Dutzend ſolcher

Charaktere kennen lernte, wie ich hier erſt einige kennen gelernt, würde ich vielleicht noch einen Roman zu Stande bringen. Ich habe auch hier die Zeit nicht gehörig benutzt. Im ganzen kenne ich nur zehn bis zwölf Häuſer, und regelmäßig beſuchen thue ich nur fünf. Zwei Monate iſt freilich eine kurze Zeit in einer ſo großen Stadt. Und wie viel war ich zu Hauſe.

Sechsundachtzigſter Brief.

Berlin. Charfreitag, den 4. April 1828.

....Ich reiſe von hier ab, ſo bald das Wetter gut wird. Jetzt iſt es ſehr kalt und es ſchneit oft. Ich hoffe aber das dauert nicht lange und es iſt der letzte Winterzorn. In Caſſel werde ich mich acht Tage aufhalten. Ja, liebe Freundin, als ich Sie kennen lernte, da waren Sie noch eine unwiſſende Perſon. Sie ſind aber beſſer als alle Fürſten und ihre Miniſter, Sie ſind mit der Zeit fortgeſchritten. Iſt das Verleumdung, daß ich dieſes öffentlich erkläre, iſt dies nicht vielmehr ein ſchönes Lob? Bedenke. — Ich werde Mittag Humboldt und Hegel bei Tiſche finden.

Letztern habe ich noch gar nicht geſehen. — — Wie dumm bin ich wieder geſtört worden! Aber ich mache mir nichts daraus. Ich habe zu nichts mehr Geduld. Nicht einmal Ihnen zu ſchreiben. Das Klima hier muß mir beſonders gut ſein; denn ohngeachtet des veränderlichen Frühlingswetters habe ich, ſeit ich hier bin, nicht im geringſten gehuſtet, und habe nach oft ſtundenlangem Sprechen nicht die geringſte Beſchwerde auf der Bruſt gefühlt, was doch ſeit einigen Jahren anderswo immer der Fall war nach anhaltendem Reden. Aber jetzt ſpüre ich etwas, nicht auf, ſondern in der Bruſt; ich glaube aber es iſt Sehnſucht nach Ihnen. Adieu, Madame. Ich küſſe Ihre Hand auf die allerzärtlichſte Berliner Weiſe.

Siebenundachtzigſter Brief.

Berlin, Oſtermontag den 7. April 1828.

Was hier die Menſchen fromm, wie angefüllt die Kirchen ſind, das ſah ich in dieſen Oſtertagen, es iſt unglaublich. Einen Tag vor Oſtern ging ich mit der *** die Treppe ihres Hauſes herab, da begegnete ihr eine Familie, Mutter, Töchter, Vater, Söhne, die im nämlichen Hauſe wohnte, und die eben heimkehrten. Die *** ſank einer nach der andern ſchweigend um den Hals, man küßte ſich und flüſterte einige leiſe halb geſeufzte Worte. Alles war ſo ſtill, ſo traurig, ſo thränenvoll, man ſchied endlich ſo bekümmert, ſtill und ſchweigend. Ich fragte die ***: es wäre wohl im

Hauſe Jemand geſtorben? Keineswegs. Was war's? Die Familie kam vom Abendmahl ....

Wie geht es denn meiner Freundin C.? Man ſoll doch über nichts lachen, weil es einem neu iſt; das kam mir immer ſo komiſch vor, daß mir die C., wo ſie mich traf, die Hand reichte, ſelbſt an öffentlichen Orten, und es ſetzte mich in Verlegenheit. Das iſt aber allgemein Sitte in Berlin. Die Damen geben den Herren ihrer Bekanntſchaft beim Kommen, Gehen und Begegnen die Hand.

Donnerſtag, den 10. April.

Wie angenehm war ich geſtern überraſcht, ſchon wieder einen Brief von Ihnen zu bekommen; ich konnte aber nicht gleich dazu kommen, ihn zu beantworten. Aber, liebe Gute, Sie füllen ja eine ganze Seite Ihres Briefes mit Plagiaten an, indem Sie Reichhards Guide des voyageurs ausziehen, den ich ja ganz dick ſelbſt beſitze. Sie ſprechen von Hameln, wie ein Hämmelchen, und von Paderborn, wie ein Peterchen, lauter dummes Zeug. Sprichſt Du von Bayreith, ſag ich: ſei geſcheid; ſprichſt Du von Braunſchweig, ruf' ich: traun ſchweig. Das war ein Stück Predigt aus Abraham a Santa Clara! Nein, es wird nicht mehr herumgereiſt ohne Sie, ich gehe den geraden Weg nach dem Rhein. Der liebe Börne ist kurz und nicht mehr ſo geſprächig wie ſonſt, erſtens, weil er, nachdem der erſte Eindruck von Berlin vorüber iſt, weniger mehr zu ſchreiben hat. Zweitens, weil er mit Vorbereitungen zur Abreiſe beſchäftigt wenig Zeit hat, und Drittens, weil er verdrießlich, verdrießlich, verdrießlich iſt. Was habe ich nicht immer zu thun, wenn ich mein Lager aufhebe! Hundert geliehene Bücher zurückſchicken, Stiefel ſohlen laſſen, Geld einkaſſiren, Abſchiedsviſiten, Billets ſchreiben. Wie iſt es mit meinen Wechſeln und mit den Ihrigen? Wie iſt das einzurichten? Ach Gott was macht uns unſer Geld für Sorgen! Wäre nicht am klügſten, es durchzubringen? Der liebe Börne hat geſtern das erſtemal ein Schauſpiel und das Schauſpielhaus geſehen. Was ſagen Sie dazu? Nach faſt zwei monatlichem Aufenthalte! Iſt der liebe Börne nicht ganz charmant? Devrient iſt ein vortrefflicher Komiker. Ein Luſtſpiel von Raupach: *Der verſiegelte Bürgermeiſter* hat mich ſehr lachen gemacht. Raupach ſchreibt viel fürs Theater und gefällt ſehr. Den Hegel, hat das Schickſal beſchloſſen, ſoll ich nicht kennen lernen. Eigentlich liegt mir auch nichts daran, denn er ſoll in Geſellſchaft ſehr unintereſſant ſein. Aber ich möchte mir von Ihnen keine Vorwürfe machen laſſen, daß ich einen berühmten Mann kennen zu lernen verſäumt.

Das iſt ein himmliſcher Gedanke, zuweilen eine ironiſche Luſtpartie vom Rhein nach Frankfurt zu machen. Ich werde dann wie ein ſteifer Engländer durch die Straßen gehen und mir die Häuſer anſehen. Adieu. Ihr heutiger Brief hat mir beſonders Freude gemacht.

Achtundachtzigſter Brief.

Berlin, den 18. April 1828.

Wir ſchreiben Briefe, wie zwei rechte müde Gäule, die ſich in den Stall ſehnen. Mich hält eigentlich hier nichts mehr zurück als die Faulheit, meine Sachen in Ordnung zu bringen, Abſchiedsbeſuche zu machen u. drgl. Das Wetter iſt gut. Sie irren ſich aber, wenn Sie glauben, ich ſei aus Unbeſtändigkeit Berlins überdrüßig geworden. Es gefällt mir immer noch. Aber ſo lieb es mir iſt, ſind Sie mir denn nicht noch lieber? Und wie ſollte ich nicht ungeduldig werden, wenn unſer Zuſammentreffen ſo nahe iſt. — Der Taſchenſpieler, der mich für einen Dummkopf angeſehen, iſt ja der nämliche, der auch hier den Streich mit dem Bauer gemacht. Ich habe Ihnen das zu ſchreiben vergeſſen. Von Robert ſagte mir neulich einer, was ich früher geſagt, nur noch beſſer. Er ſei: ein ausgebrannter Krater, der nie gebrannt habe.

Neunundachtzigſter Brief.

Berlin, den 21. April 1828.

Ich küſſe Ihnen auf's zärtlichſte die Hand, theuere Freundin, für die Piquéweſten, die Sie für mich haben machen laſſen. Auch ſoll der erſte Dintenflecken, den ich darauf mache, Ihnen gewidmet ſeyn. Was hatten wir drei Nächte hinter einander für ſchreckliche Gewitter! Ich habe ſo etwas noch nicht erlebt, ich meinte die Welt würde untergehen. Beim Gewitter, das Freitag Abend ſtatt fand, hatte ich auch noch ein artiges Abenteuer, das zwar romantiſch war, aber gegen alle Aeſthetik zugleich antik, denn es begegnete mir mit einer alten Frau, mit der fünf und fünfzig jährigen B. Wir fuhren um elf Uhr Nachts aus einer Geſellſchaft nach Hauſe, in einem Regen der einer Sündfluth glich. Die Straßen waren überſchwemmt, das Waſſer, das nicht ſchnell genug ablaufen konnte, bildete Seen und Flüſſe, und die Strömung war ſo ſtark, daß der Kutſcher Mühe hatte durchzukommen. Es war ein halber Wagen, vorn ohne Leder, und der Wind trieb uns den Regen ins Geſicht. Wir wurden durchnäßt, als wären wir zu Fuße gegangen. Jetzt plötzlich geſchah ein Donnerſchlag — ich glaubte es wäre einer — es war aber das Krachen des Wagens, der gebrochen und umgefallen war. Da lagen wir in dem fürchterlichen Wetter, und über und unter uns nichts als Waſſer. Wir mußten ausſteigen, die B. hatte ganz den Kopf verloren, und ich wollte mich zu todt lachen. Wir ſuchten das erſte beſte bekannte Haus auf, und ſchellten die Leute heraus, die ſchon ſchliefen.

Vergangenen Freitag war hier eine groſze Feier zum Gedächtniſſe Albrecht Dürer's, mit Reden, Deklamation, Muſik und Gaſtmahl. Die Muſik, eine Art Oratorium von Felix Mendelſohn, ſoll vortrefflich geweſen ſeyn. Ich war nicht dabei, ich fürchtete die Hitze.

Neunzigſter Brief.

Berlin, den 24. April 1828.

Liebſte mein, ich grüße Sie fein. Als ich geſtern Abend ſpät nach Hauſe kam und zu Bette ging, und wie gewöhnlich einige Bücher auf meinen Nachttiſch legte, und bald das Eine bald das Andere nahm, mit der Langweile wechſelnd, da — lag plötzlich wie durch einen Zauber, Ihr holder Brief unter einem Buche, den wahrſcheinlich meine Wirthin hingelegt, und den ich ohne ihn zu bemerken mit Büchern bedeckt hatte. Ich bedeckte ihn mit Küſſen. Da mußte ich aber wieder aus dem Bette, eine Scheere zu holen. Dann las ich ihn und lachte daß mir der Kopf ſchmerzte. Sie ſind das komiſchſte Aeffchen, das man nur finden kann. Ueber Ihre Angſt, der entſchlüpften zwei und ein halb Prozente wegen, mußte ich lachen. Ich ſah das Mäuschen in der Falle, ich hörte es pfeifen. Jetzt iſt alles zu ſpät. Ich werde mich nach der Decke ſtrecken, ich werde zu Fuße reiſen, meinen Koffer auf den Rücken nehmen, und mich ernähren von den Wurzeln des Waldes. Daran iſt Ihre Schwatzhaftigkeit ſchuld. Ein Anderesmal ſein Sie vorſichtiger, und überlegen, was Sie ſprechen. Nein, ich bin nicht unſchlüſſig, ich gehe nicht nach Hannover. Das iſt mir zu weit, zu nordiſch. Ich ſchmachte nach dem Rhein, und wenn Sie zu lange zaudern, komme ich einmal des Nachts mit einem Wagen und zwei Banditen vor Ihr Haus und entführe Sie.

Der Sachs mit ſeinem Roman! Das mag ein ſchöner Roman ſeyn! Ich bin froh, daß er verloren. Ich erinnere mich deſſen nicht, doch recht gut meiner Kleiderloſigkeit in Heidelberg. —

Ich begreiſe gar nicht, wie ſich Rüppel um mich intereſſiren kann. Hat man denn in Aegypten auch meine Wage geleſen? — „Mai-Tage am Rhein" werden geſchrieben für das Morgenblatt, und darin will ich meine Berliner Gedanken anbringen. Ich ſchlürfe den Rhein in meinem Geiſte, er erquickt mich wie ein Bad, wenn ich nur daran denke. Nur ein Berliner kann den Rhein voll genießen, und das Entzücken der Berlinerinnen in Rüdesheim, von dem man uns erzählte, wird mir jetzt ganz begreiflich. An ſechs Orten hat es hier in der Stadt neulich eingeſchlagen. Ein Offizier iſt vom Blitze getroffen und blind und taub geworden — unheilbar.

Einundneunzigſter Brief.

Berlin, den 26. April 1828.

Ich dachte Morgen abzureiſen, aber es geſchieht erſt Montag. Ich kann gar nicht fertig werden. Gans hat mir erzählt, der Profeſſor Z. ſei recht bedeutend krank, er ſei nahe daran die Schwindſucht zu haben. Sehen Sie nun wie gefährlich das Arbeiten iſt, und wie geſund das Müßiggehen? — Was meine Reiſegeſellſchaft betrifft, ſo hat ſich geſtern eine für mich gefunden, die Ihnen zwar angenehm ſein wird, weil es ordentliche Leute ſind, die mir aber etwas läſtig iſt, weil es Frauenzimmer ſind, die ich beobhuten und artig behandeln muß. Es iſt nämlich die Schweſter des Dr. H., die erſt geſtern von Magdeburg, wo ihre Eltern wohnen, zum Beſuche ihres Bruders hier angekommen iſt, und noch ein anderes junges Frauenzimmer, eine Wittwe von neunzehn Jahren. Dieſe reiſen ohne männliche Begleitung Mittwoch nach Magdeburg zurück. Ich wollte morgen ſchon abreiſen. Man hat mich aber ſo dringend gebeten, meine Reiſe noch zwei Tage zu verſchieben, daß ich es ſchicklicher Weiſe nicht abſchlagen konnte, da mich H. ſo ſehr freundſchaftlich in ſeinem Hauſe behandelt hat. Muß ich da nun zwei Tage artig ſeyn, und ich dachte doch, mich von Berliniſcher Feinheit zu erholen. Aber am traurigſten iſt, daß ich jetzt faſt acht Tage lang keinen Brief von Ihnen habe, daran iſt doch nun wieder Ihre Aengſtlichkeit ſchuld, die mich angeſteckt hat. Ich hätte Sie immerzu ſollen nach Berlin ſchreiben laſſen. Wäre ich auch früher abgereiſt, wäre mir der Brief nachgeſchickt worden. Was mich das verdrießlich macht! — Die weibliche Geſellſchaft liegt mir wie Blei in den Gliedern. —

Fangen Sie nur Ihren nächſten Brief gleich an, daß er recht lange werde.

Ich habe ſehr nöthig Geld. Bitte mir nach Caſſel welches zu ſchicken. — Ich werde wie der verlorne Sohn, ohne Geld und Strümpfe zurückkehren. — Ich komme ſo eben von …, von der ich Abſchied genommen. Sie reichte mir die Wange zum Kuſſe. Als ich vor fünf und zwanzig Jahren in Thränen zerfließend von ihr ging, und ich kein einziges Wort vor Rührung ſprechen konnte, da war ich ſiebenzehn Jahre alt, ſie in ihrem Sommer, ich liebte ſie und durfte damals nur ihre Hand küſſen.

Abends elf Uhr. Ich habe dieſen letzten Berliner Abend bei H. zugebracht. Die jungen Damen, mit welchen ich morgen früh nach Magdeburg reiſe, ſind ſehr liebenswürdig, und die kleine Mühe, die mir das Reiſen mit Frauenzimmern macht, wird mir reichlich vergolten werden. Es iſt mein Glück, daß ich dieſen langweiligſten aller Sandwege in ſchöner Geſellſchaft mache.

Zweiundneunzigſter Brief.

Magdeburg, den 2. Mai 1828.

Gott willkommen in Magdeburg! So wäre enn das auch vorbei, und Berlin und ſeine Zeit gen hinter mir. Ich habe viel gelernt dort, lernt nämlich, daß ich früher nichts gelernt, d wenn Sie mich wieder ſehen, ſingen Sie ir nur immer vor:

Es ging ein Kälbchen über die Spree
Und kam als Ochs zurück, o weh!

Aber liebenswürdig war ich dort, ich kann nicht leugnen. — Ich habe eine unbeſchreiblich genehme Reiſe von Berlin hierher gemacht. h hatte zwei ſehr vergnügte Tage. Die zwei nge Damen, welche ich begleitete, waren von ſchöner geſunder Laune und hatten ein ſo zutrauliches und zugleich anſtändiges Betragen, daß mir die elendeſte, langweiligſte Haudererfahrt wie eine Sommerabendluſt vorüberging. Wie artig war ich aber auch! Ganz unglaubliche Dinge habe ich zu Stande gebracht. Ich habe täglich wohl zwanzigmal das Wagenleder auf- und zugemacht; ich habe auf die geiſtreichſte Weiſe zwei Weiberhüte ſo befeſtigt, daß ſie ohne die geringſte Beſchädigung hier ankamen; ich habe in Potsdam den Frauenzimmern Gärten und Schlöſſer gezeigt; ich habe mit meinem dummen Kopf vier neue Kartenſpiele gelernt, nämlich: den ſchwarzen Peter, Schnipp Schnapp Schnurr Baſtelarum, Vive l'amour, Tod und Leben; kurz, ich war erhaben. Aber das ſage ich Ihnen vorher: das kann Sie alles nichts helfen, artig kann man nur gegen Menſchen ſeyn, die man nicht liebt. Die eine meiner Damen, die neunzehnjährige Wittwe, iſt ein ewiges Lachen, ſie ſagte, daß ſie nie geweint, ſie könne gar nicht weinen. Meine andere Dame, die Schweſter des Dr. H.,

t etwas romantiſcher. In deren Familie brachte
h geſtern Abend zu. Der vier und ſechzig
hrige H., ein ſehr munterer jugendlicher Mann,
at neun Kinder, unter welchen eine wunderſchöne
chtzehnjährige Bertha. Er iſt Vorſteher einer
nterrichtsanſtalt für Töchter aus höheren Stän-
en, und hat auch mehrere Penſionäre, Auslän-
erinnen im Hauſe. Die zwei große runde
heetiſche waren nun ganz allerliebſt geſtern
bend. Einige junge Erzieherinnen, die Zög-
nge — unter Letztern ſuchte ich eine Ottilie,
nd fand mehr als eine. Es war Alles ſchön und
um Drucken. — Nun zu Ihrem Briefe. Die Zeit
t zu kurz Ihnen mit vielen Worten die Beruhi-
ung zu geben, daß ich auf die vorſichtigſte Art
riſen werde. Wahrſcheinlich morgen, wenn ich
elegenheit finde, gehe ich nach Caſſel. Man
raucht mit Hauderer drei bis vier Tage dazu..
nd jetzt Adieu, geliebte Freundin, gegen die ich
wig unartig ſein werde.

Dreiundneunzigſter Brief.

Braunſchweig, den 4. Mai 1828.

Mit meinen Briefen, liebe Seele, werden Sie ſeit einigen Wochen unzufrieden ſeyn, wie ich ſelbſt bin. Der Himmel weiß, wie es zugeht, aber es ſteht faſt nichts darin, als die Nummer und der Name. Doch Sie ſind ja wohl ſchon froh, wenn Sie erfahren, daß der Koffer im Wagen mir nicht auf den Kopf gefallen, und daß der Koffer hinter dem Wagen nicht abgeſchnitten worden iſt. Es iſt jetzt elf Uhr Abends, ich komme ſo eben aus einer Geſellſchaft, muß mich auf morgen früh reiſefertig machen, und da werden es auch wieder nur wenige Zeilen werden.

Geſtern Abend kam ich hier an. Ich wußte vorher gar nicht, daß der Weg von Magdeburg nach Caſſel über Braunſchweig gehe. Es iſt auch eigentlich ein Umweg, aber die Miethkutſcher, die Gott verdammen möge, machen keinen andern. Morgen früh reiſe ich fort und übermorgen komme ich nach Caſſel. Wie freue ich mich auf die vielen Briefe, die ich dort von Ihnen finden werde. Von Vieweg hier (dem alten, denn der unge, den ich von Paris aus kenne, war abweſend) bin ich ganz ungemein freundlich empfangen, und mit der größten Artigkeit behandelt worden. Was iſt das für eine ſchöne Familie! ch glaube, acht Töchter. Ein Pallaſtähnliches Haus, ein himmliſches Landgut, herrlicher Park. Das wurde mir alle gezeigt und den ganzen ag mit mir herumgefahren. Welch eine Einacht und Liebe zwiſchen Eltern und Kindern. in ewiges Küſſen, ein ewiges Umarmen. Auch f das Landgut eines reichen Kaufmanns führte an mich, wo man ſpät, nachdem ich ſchon lange da geweſen, mich endlich bei wiederholtem Hören meines Namens überraſcht fragte, ob ich der Nämliche ſei, der von der Sonntag in Frankfurt ſo ſchön geſchrieben. Ich lege dieſen Brief morgen auf dem Wege nach Göttingen auf die Poſt. Schreiben Sie mir nur immer fort nach Caſſel, *bis ich es abbeſtelle.*

Vierundneunzigſter Brief.

Caſſel, den 7. Mai 1828.

Wie freute ich mich auf die Briefe, die ich hier von Ihnen zu finden hoffte, aber noch nicht einer iſt angekommen. Wie das zugeht, begreiſe ich nicht. Ich bin darüber ganz verſtimmt, und ſo lange ſich dieſes nicht aufgeklärt hat, habe ich gar keine Luſt viel zu ſchreiben. Seit geſtern bin ich hier. Das Wetter iſt ſehr ſchlecht und ans Weiterreiſen gar nicht zu denken. Ich habe hier einige Bekannte, die mir wohl die Zeit etwas vertreiben werden. Ich logire im König von Preußen.

Nachmittag. Jetzt bin ich vergnügt, bis in die Wolken. Ich habe Ihren Brief bekommen. Der Eilwagen brachte mir ihn. Das Geld wird wohl auch richtig angekommen ſeyn. Ich werde heute nicht viel Zeit mehr zum Schreiben haben. Uebermorgen mehr. Königlich, wie noch keiner, hat mich Ihr Brief amüſirt. Das Wetter iſt abſcheulich. Schade. Die hieſige Gegend iſt romantiſch. Ich will noch Nachmittag zu Spohr und noch einige andere Viſiten machen. Ihr Freund, trotz Berlin, Magdeburg und — Caſſel; denn ich habe ein Empfehlungsſchreiben an eine ſehr ſchöne geiſtreiche Dame, die ich aber noch nicht geſehen. Mein Herz hält auf dieſer Reiſe die Feuerprobe.

Fünfundneunzigſter Brief.

Caſſel, den 8. Mai 1828.

Ich habe Ihren geſtrigen Brief, der mit ſo ſchöner Laune geſchrieben, geleſen und wiedergeleſen. Bis Pfingſten hier bleiben geht nicht, Caſſel iſt trotz ſeiner ſchönen Gegend langweilig.

Ich habe Spohr vorgeleſen, was Sie mir von Paganini geſchrieben. Er lachte darüber und ſagte: ja das ſind die Wiener Enthuſiaſten. Der Paganini iſt kein Anfänger, er iſt in Spohrs Alter, er war aber noch nicht in Deutſchland geweſen. Spohr hat ihn in Italien getroffen, konnte ihn aber nie bewegen, in ſeiner

Gegenwart zu ſpielen. Er ſoll eine beiſpielloſe mechaniſche Fertigkeit beſitzen, die er ſich auf eine wunderliche Art erworben. Der gute Mann hatte nämlich ſeine Frau todtgeſchlagen, und wurde darum zur Galeere verurtheilt. Der König von Neapel, berückſichtigend ſein Talent, verwandelte die Strafe in fünfjährige Einſperrung. Er nahm ſeine Geige, die einzige Unterhaltung, mit ins Gefängniß. Als die erſte Saite ſprang, wollte man ihm keine neue geben, und er mußte ſich mit drei Saiten begnügen. So kam er endlich auf eine Saite herab, und erlangte eine Fertigkeit auf einer Saite zu ſpielen, wie andere auf vier. Das iſt eine gute Violinſchule! — Das ſchlechte Wetter bringt mich zur Verzweiflung. Da ſitze ich wie ein Narr auf meinem Zimmer, und frage mich: was haſt du Eſel in Caſſel zu thun? Ich möchte ſo gern Wilhelmshöhe ſehen. Spohr ſagte mir, er habe ganz Europa durchreiſt, aber ſo etwas Aehnliches gäbe es in der Welt nicht mehr. Der Regen verhindert mich hinauszufahren.

Meine Bekannte hier ſind: die Brüder Murhard, der Schauſpieler Seydelmann, ein vortrefflicher Künſtler, der mit ſeiner ſehr braven Frau im vorigen Jahre in Ems war, beide gute Leute, aber kränklich und hypochondriſch; der Baſſiſt Sieber, an deſſen hübſche und gebildete Frau, eine Berlinerin, ich ein Empfehlungſchreiben mitgebracht, u. a. m. Die Oper hier ſoll ſehr gut ſeyn. Uebrigens mag Caſſel ein elender Ort ſeyn, trotz ſeiner herrlichen Gegend. Es riecht ſo bockbeutelig, Frankfurt iſt ein Genie dagegen. Der *** iſt mir wie ein Donnerwetter in die Glieder gefahren. Aber ganz im Ernſte. Sagen Sie nur überall, ich ginge in der Mitte Julius erſt nach Ems. Denn wirklich, der *** könnte mich zur Verzweiflung bringen. Ich gehe aber wie gewöhnlich den fünfzehnten Juni hin.

Sechsundneunzigſter Brief.

Caſſel. Sonntag, den 11. Mai 1828.

Unruheſtifterin, warum haben Sie den Frieden meines Herzens zerſtört? Warum einen Feuerbrand in meine friedliche Seele geworfen, in meine dumme Seele, die gemeint hat, ſie müſſe geduldig abwarten, bis Sie Schnecke zu ihr kommen, und nach Frankfurt dürfe ſie nicht? Jetzt möchte ich hinfliegen und nichts kann mich zurückhalten. Ich werde Ihnen noch beſtimmter ſchreiben wenn ich abreiſe. Ich habe hier allerlei Bekanntſchaften gemacht, und bin auch hier ſehr aufmerkſam behandelt worden. Ich werde mit dem Dr. Schreiber, mit dem ſogenannten Domainenſchreiber, reiſen. Heute iſt ſchönes Wetter. Ich freue mich ſehr auf Wilhelmshöhe. — Ich erhalte ſpät Ihre Nr. 30, komme von Wilhelmshöhe, gehe ins Theater. Muß ſchließen. Nichts, ſchöner langer Brief. Der liebe Börne kömmt ſelbſt, wird Samſtag oder Sonntag in Frankfurt ſeyn. Ich weiß nicht wo mir der Kopf ſteht vor Freude und Ungeduld.

Siebenundneunzigſter Brief.

Caſſel, den 13. Mai 1828.

Mein Windbeutel von Reiſegefährte nach Frankfurt, hält mich auf. Anfänglich wollten wir morgen fort. Jetzt heißt es Freitag. Wenn ich Freitag abreiſe, komme ich Samſtag Abend ſo ſpät nach Frankfurt, daß ich vielleicht nicht mehr werde zu Ihnen kommen können. Die Miethkutſcher brauchen gewöhnlich zwei und ein halb Tage dazu. Ich werde im Gaſthof, wahrſcheinlich im römiſchen Kaiſer abſteigen. Ich amüſire mich ziemlich hier, aber ſatyriſch. Wunderlicher Ort! Sonntag ſah ich bei ſchönem Wetter Wilhelmshöhe. Schön aber Menſchen-

und Erinnerungsleer. Jahrhunderte begegnet man in Verſailles, hier kaum den heutigen Tag. Adieu, Adieu. Meine Briefe ſind klein wie meine Geduld. Doch habe ich ſechs Nummern mehr als Sie.

Donnerſtag, den 15. Mai.

... Ich werde alſo im Kaiſer einkehren. Es wäre freilich beſſer, ich wüßte mein Logis gleich. Aber wie läßt ſich das erfahren? Vielleicht könnten Sie irgend einen klugen Menſchen an der Friedberger Warte placiren, der Samſtag Abend dort ſo lange Aepfelwein trinke, bis ich komme, und, falls ich nicht käme, beim Chauſſee-Einnehmer einen verſiegelten Zettel an mich zurückließ, mit der Notiz meiner Wohnung. Aber Fridolin iſt zu dumm zu dieſem delikaten Geſchäft. Ich habe mich hier ziemlich unterhalten. Die Gegend iſt ſchön. Ich werde heute noch einmal nach Wilhelmshöhe. Heute am Himmelfahrtstag iſt alle Welt dort. Vorigen Sonntag vor elf Uhr ſtack ich in der Keule des Herkules auf Wilhelmshöhe und hielt dort in Gedanken eine ſchöne Rede an die unter mir liegende Welt.

Der Teufel ſoll mich holen, wenn mir meine geliebte ***, ſeit ich Berlin verlaſſen, nur einmal in den Sinn gekommen! Ich habe doch eine prächtige Natur. Nur Sie kann ich nicht vertreiben, Sie ſind ein Fettflecken an meinem Herzen.

Der erſte und zweite Band dieſer nachgelaſſenen Schriften von Börne ſind in demſelben Verlag erſchienen; ferner

Heinzen, C., Reiſe eines deutſchen Romantikers nach Batavia. 8. broſch. 1 Thlr. oder fl. 1. 45 kr.

Fünfzig neue Kinderlieder von Hoffmann von Fallersleben nach Original- und bekannten Weiſen mit Clavierbegleitung von Ernſt Richter, mit Beiträgen von Marx, Mendelſohn, Spohr u. A. 15 Sgr. oder 54 kr.
(Freiexemplare 7/6 feſt.)

Klüber, J. L., Wichtige Urkunden für den Rechtszuſtand der deutſchen Nation aus deſſen Papieren mitgetheilt und erläutert von C. Welcker. gr. 8. broſch. 2 Thlr. oder fl. 3. 36 kr.

Kortüm, Dr. Friedr., (Profeſſor der Geſchichte in Heidelberg) Die Entſtehungsgeſchichte des Jeſuitenordens nebſt einem Schlußwort über die neuen Jeſuiten. Nach den Quellen dargeſtellt. 18 Sgr. oder fl. 1.

Preußen der Beamtenſtaat in ſeiner politiſchen Entwicklung und ſeinen ſocial-ökonomiſchen Zuſtänden, dargeſtellt von Benjamin Conſtant und Samuel Laing, bearbeitet von Adolph Heller. 24 Sgr. oder fl. 1. 21 kr.

Schulz, W., Briefwechſel eines Staatsgefangenen und ſeiner Befreierin. In 2 Bänden. broſch. 2 Thlr. 9 Sgr. oder fl. 4.

Vilney, Ant., Adalay, ein Gemälde aus Kaukaſiens Gegenwart. 2 Thlr. oder fl. 3. 30 kr.

— — — Toni, ein Gemälde aus Ungarns Gegenwart. 2 Thle. 8. broſch. 1 Thlr. 21 Sgr. oder fl. 3.

Waleſsrode, L., der Humor auf der Bank der Angeklagten, oder meine vor dem Criminalſenate des Oberlandesgerichts zu Königsberg geführte Vertheidigung gegen die Anklage auf Majeſtätsbeleidigung ꝛc. 12. broſch. 21 Bogen.
24 Sgr. oder fl. 1. 21 kr.

Nachgelaſſene Schriften

von

Ludwig Börne.

99.232

Herausgegeben
von den Erben des literariſchen Nachlaſſes.

Vierter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.
1847.

Briefe und vermiſchte Aufſätze.

Aus den Jahren

1828, 1829.

Achtundneunzigſter Brief.

Ems, den 17. Juni 1828.

Ahhhhh!

Ahhhhhhhh!

Ahhhhhhhhhhhhh!

Es iſt ein Hundeleben! Zwar hat mich die Profeſſorin ***, als ich zu ihr kam, ſehr herzlich und kleinſtädtiſch geküßt, aber wie lange hilfts? Ein Kuß iſt kurz, und die Langweile iſt lang. Das bezieht ſich aber nicht auf die Profeſſorin, die ich für Ems ſehr unterhaltend finde. Sie iſt immer luſtig, und ich habe bemerkt, daß ſie beim Einkaufen nicht handeln kann — ein gutes Zeichen. Sie iſt mein Glück, mit ihm hielt ich es nicht aus. Es iſt noch ziemlich ſtill hier. Als ich bei meiner Ankunft die Badeliſte las, fiel mir ſogleich Herr David in die Augen, ein Doktor der Philoſophie aus ..., und ſeitdem lebe ich in beſtändiger Angſt, dieſer David möchte mich zu ſeinem Jonathan machen. Dieſem Schickſale entgehe ich gewiß nicht. Das Wetter war herrlich auf dem Rhein, die Geſellſchaft gut und ich hatte Vapeurs; aber trotz dem blieb ich kalt im Paradieſe. Ach, was man nach und nach abſtirbt, es iſt ſchrecklich! Das Schickſal muß mir Brantweinfreuden ſchenken, der Wein wirkt nicht mehr. Auf dem Marktſchiff war ich der gefeierte Held, ich ſtand in ungemeinem Anſehen bei dem ganzen Volke. Herr Doktor, Herr Doktor, ſchallte es von allen Seiten — Figaro! Figaro! Figaro! Ich hatte nicht Ohren genug. Der *** war höflich und unterthänig als ein ächter Schulmann. Beim Landen in Mainz, wollte er mir durchaus helfen meinen Koffer auf- und zuſchnallen. Ich dachte Sie wären ſchon längſt zu Hauſe, als ich Sie beim Abfahren des Schiffes noch am Ufer erblickte. Die *** ſetzte mich faſt in Verlegenheit, die Leute mußten denken, ich hätte einen Liebeshandel mit ihr. Beim Vorbeifahren vor ihrem Landgut in … winkte ſie mir von der Altane des Hauſes mit ihrem Schnupftuche; aber damit nicht zufrieden, ſtürzte ſie aus dem Hauſe, und lief die ganze lange Terraſſe im Garten dem Schiffe nach, in einem fort mit dem Schnupftuche wehend. Ich, ganz verſchämt, erwiederte das Signal nicht, und da zogen wohl acht Herrn ihre Schnupftücher heraus und wedelten damit, und der *** nahm einen Hut, pflanzte ihn auf einen Stock und hielt ihn in die Höhe. — Hier im Hauſe iſt ein ſechszehnjähriger Burſche, der mich ſchon im vorigen Jahre bediente und der mir gefällt. Ich hätte Luſt ihn mitzunehmen. Er iſt noch ziemlich klein und gäbe ein artiger Jokei. Was meinen Sie, ſoll ich es thun? Er iſt gerade wie ich wünſche. Er hat 16 Jahre, iſt aber noch ſo klein, als wäre er 13 Jahre alt. Er wird nicht ſehr groß werden, was mir recht iſt, denn ich will keinen Bedienten, der größer iſt als ich.

Neunundneunzigſter Brief.

Ems, den 21. Juni 1828.

Grüßen Sie die gute Marie herzlich von mir. Es iſt ein rechtes Glück für ſie, daß ſie bei Ihnen iſt, Sie werden ſie gewiß tröſten und erheitern, darin iſt Ihre Tugend und Ihre Stärke. — Sie wiſſen nicht was Ahhhhh bedeutet. Das iſt doch ſo maleriſch, daß es jedes Kind faſſen kann. Gähnen ſoll das bezeichnen, Langeweile. Die Vapeurs auf dem Schiffe waren Reminiscenzen, alte Liebe roſtet nicht. Ich bin ganz erſchrecklich geſund — leider! möchte ich ſagen. Das vermehrt meine Langeweile. Das Intereſſe für meine Geſundheit hat mir früher den hieſigen

Aufenthalt noch etwas intereſſant gemacht. In Ihrem Briefe iſt eine Zeile, die ich nicht leſen kann. Sie ſieht aus: „........." Was heißt das? Das iſt auch ein Abbbbb! Soll es vielleicht heißen, ich ſoll keine ſo kleine Briefe ſchreiben? Seien Sie nur darauf gefaßt, nur ſolche zu erhalten. Woher Nahrung nehmen? Die Pariſer Blätter ſind jetzt intereſſant, doch zu meinem Unglücke wird hier nur die Gazette de France gehalten. Ich fürchte, die Türken machen Friede. Sie ſehen wie uneigennützig ich bin, ich wünſche Krieg trotz meiner baieriſchen Obligationen.

Hundertſter Brief.

Ems, den 24. Juni 1828.

Madame ..., Sie ſind ſehr dumm! Sie ſchreiben mir immer an unrechten Tagen. Ihr Brief blieb alſo einen Tag liegen, denn ich erhielt ihn erſt heute. Daß Sie ***'s Aufſatz über London nicht ſchön finden, beweist mir, daß Ihre Liebe zu ihm nachgelaſſen hat. Wären Sie nicht in ihn verliebt geweſen, hätten Sie ſchon längſt eingeſehen und bekannt, daß er nicht werth iſt mir die Schuhriemen aufzulöſen. Sie tröſten ſich, er hätte es vielleicht auch beſſer machen können; das iſt noch ein Ueberreſt von Liebe. Es ſchreibt keiner beſſer als er kann, als er wenigſtens zu der Zeit konnte, als er es ſchrieb. Doch das verſtehen Sie nicht (ich verſtehe es ſelbſt nicht. Ich habe ſchlecht ſtyliſirt und ganz etwas anderes geſagt als ich wollte. Das Emſer Waſſer wirkt! Wir werden bald ſympathiſiren). Der L. habe ich noch nicht geſchrieben. Ich fange an zu glauben, daß alte Liebe leicht roſtet. Ich wollte die Rothſchilde kämen, während ich noch hier bin, damit ich beobachte wie ſie ſich mit dem Cur-Adel vermiſchen. — Ich zerbreche mir den Kopf, wie ich dieſe Seite ausfülle. — Die Großfürſtin Helene von Rußland iſt hier. Ein ſchönes Frauenzimmer.

Den 26ten.

Ihr heutiges Schreiben, liebes Kind, hat mich ſehr verdrießlich gemacht. Auf zwei Seiten hängen Sie wieder, und es wird nie dahin kommen, daß Sie ſich unabhängig machen. Das kömmt aber nur daher, weil ich Ihnen zu wenig bin..... Können Sie ja Ihre Schwäche nicht überwinden, ſo ſollten Sie billig am ſchwächſten gegen mich ſeyn.

Hundertunderſter Brief.

Ems, den 2. Juli 1828.

Ich muß lachen, daß Sie ſo begierig auf meine langweiligen Briefe ſind, die doch nichts enthalten, als Ahhhhh. Ich ennuyre mich mehr als je. Ich habe hier unter den Curgäſten noch keinen gefunden, mit dem ſich reden läßt. Ich bin ſo verwöhnt, es gefallen mir nur vornehme Geiſter, die bürgerlichen Seelen, beſonders die weiblichen, ſind mir zuwider. Sonntag überwand ich mich und näherte mich einem Tiſche im Garten woran vierzehn Damen ſaßen, ſprach mit ihnen allen nach der Reihe, ſchloß mich dann einigen auf einem Spaziergange an. Ach! Es waren lauter Beſtien! ſo gewöhnlich wie Kartoffel. — Die Profeſſorin *** macht mich todt mit ihrem unaufhörlichen Geſchwätz von Erziehung, Leben und Literatur. Und ſo deutlich ſpricht ſie, daß mir meine tauben Ohren gar nichts helfen. Sie geht wenig aus, ich beſuche ſie aber täglich auf eine halbe Stunde. Eine gute Frau, wenn ſie nur nicht ſo gelehrt ſpräche! Sie ſollten mein Geſicht ſehen, wenn ſie mir mit ihrer Ladung auf den Leib rückt. Verzweifeln thue ich faſt und die gute Frau ahndet das gar nicht. Adieu. Ich weiß nichts mehr zu ſchreiben. Ich bin dumm. Ihr Freund.

Hundertundzweiter Brief.

Ems, den 6. Juli 1828.

Alſo wirklich morgen nach Schwalbach! Wir kommen uns dann ſo nahe, daß wir uns mit den Händen erreichen könnten. Ich dachte ſchon die ganze Zeit daran und hätte es Ihnen geſchrieben, wenn Sie mir das Schreiben nicht verboten. Sie ſollten nicht in dieſer ſchrecklichen Hitze reiſen, nämlich nicht bei Tage, ſondern des Nachts. Die Hitze war hier ſo hoch, daß alle Hühner vollkommen geſottene Eier gelegt haben (im Ernſte) und man mußte ſie in Eiskeller einſperren um für die ruſſiſche Prinzeſſin weiche Eier zu bekommen. — Sie ſchreiben mir Etwas, was

Sie nach Belieben einrichten würden, weil ich auf mehrere Ihrer Anfragen nicht geantwortet. Ich fürchte zu verſtehen, was das iſt. Das wird wohl .... betreffen, und Sie, zu ſchwach ſich loszumachen, werden es beim Alten laſſen. Ermannen und entſchließen Sie ſich. Ich ſage wie die heilige Schrift: Ja, ja, nein, nein, und was darüber iſt, iſt vom Uebel. — Während Sie in Schwalbach bleiben, werde ich in Schlangenbad zubringen. Ich habe Luſt dazu bekommen. Die Einſamkeit dort zieht mich an, weil ich erſchrecklich viel arbeiten will. Auch habe ich in medicíniſcher Beziehung darüber nachgeleſen und geſehen, daß es mir ſehr zuträglich iſt. Es heilt die Reizbarkeit der Nerven, es mildert und beſänſtigt, und kann den kleinen böſen Karl noch ganz gut machen. Auch heilt es Blutwallungen und wird alſo ein Mittel gegen das dumme Rothwerden ſeyn. — K. war ſchon hier einen Nachmittag. Das gute Mädchen freute ſich ſehr mit mir. Sie kamen von Coblenz. Der Vater wollte nicht her, aber Marie quälte bis er nachgab. Sie ſagte, er verderbe ihr die ganze Reiſe, wenn er nicht nach Ems ginge. Ich ritt mit der Marie ſpazieren. Sie erzählte mir viel. Ich mußte ihr mein Zimmer zeigen. Ehe ſie wegging, ſtellte ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, meine Pantoffel, die mitten im Zimmer ſtanden, unter das Bett. Iſt das nicht ein ſchöner Mädchenzug?

Donnerſtag, den 10ten.

Ich habe Ihren Schwalbacher Brief bekommen. Er koſtet nur fünf Kreuzer. Iſt das nicht ſchön? So nahe bei einander. Als Sie im Anfang Ihres Briefes ſich luſtig machten, daß ich mich fürchtete auch nur einen Tropfen weniger zu trinken, um ſchneller bei Ihnen zu ſeyn, lachte ich und dachte, der Brief ſchließt nicht ohne eine Aufforderung ja nicht früher zu kommen, ehe meine Badezeit zu Ende iſt. Und ſo war es. Wo hätten Sie den Muth, ein Glas Emſer-Waſſer auf ſich zu nehmen. Wenn ich nach zehn Jahren krank würde, würden Sie ſich Vorwürfe machen, das Glas zu wenig ſei Schuld daran. Auf Dienſtag laſſen Sie mir ein Zimmer beſtellen, natürlich ohne Verbindlichkeit es zu behalten, denn ich werde nach Schlangenbad gehen, wo ich arbeiten will. Dort können wir uns täglich ſchreiben und uns beſuchen ſo oft wir wollen. Meinen angefangenen Aufſatz an die Geſellſchaft in Breslau (die Pferdegeſchichte) *) will ich zuerſt vornehmen. — Seit acht Tagen ſage ich täglich: das dumme Ding! Rathen Sie, wer das dumme Ding iſt? Das ſind Sie. So rufe ich nämlich aus, ſo oft ich die weiße Nachtweſte anziehe, die links zugeknöpft wird. Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen. Das fehlte mir noch in dieſem Jammerthale Ems, daß ich mich mit einer linken Weſte zu quälen habe! Das dumme Ding! — Sie ſollen aber wieder klug ſeyn, wenn Sie mir

---

*) S. am Ende dieſes Briefes.

den Gefallen thun und an B. ſchreiben, er möchte mir zwei Pfund Tabak ſchicken.

Freitag, den 11ten.

W. W. iſt hier, mit ſo ſchmutzigen Nankin-Hoſen, als wäre er noch ein Millionär. — Was ich gern wieder einmal in Paris wäre! So ſchön war es dort noch nie. Die Liberalen oben an (wer weiß wie lange es dauert), die größte Freiheit im Schreiben und im Theater. Hätte ich keine Freundin, wäre ich ſchon dort.

Den 12ten.

Sie ſind doch ein dumm Ding und Sie haben ſchändlich gelogen! Nur die eine Weſte iſt geändert, die andere aber nicht. Alſo ſind Sie ein dumm Ding. Das iſt der wahre ächte Liebesſtyl. Meine Briefe ſind in Proſaiſchem, was Petrarkas Sonnette in der Poeſie ſind. — Alſo Dienſtag etwa um zwölf komme ich. Ich werde ſobald ich die Schwalbacher Straße ſehe, meinen rothen wollenen Shawl lang flattern laſſen. — Geſtern im Garten packte mich ein ganz kleiner

Menſch am Arm, der, aus ... Herr Doktor, ſprach er, dort iſt eine Dame, die Sie gern ſprechen möchte. Ich: wer iſt die Dame? — Das ſage ich nicht, Sie ſollen überraſcht werden. — Ich, ganz geſpannt, ging zurück, und wer wars? ... Ich hätte den Menſchen ins Waſſer werfen mögen. Ich machte ein Geſicht wie Milch und Honig und ſagte: Entſchuldigen Sie mich, ich muß weggehen an den Brunnen. Ich ging fort und ließ mich nicht wieder ſehen.

Die zweckloſe Geſellſchaft in Breslau *).

In Hattersheim fragte ich einen Poſtillon, ob Wiesbaden ſchon lebhaft von Badegäſten wäre, worauf er mir erwiederte: ja wohl, er habe mehrere drei- und vierſpännige Herren und Damen dahin gefahren, auch zwei ſechsſpännige. Dieſe Antwort machte mich nachdenklich. Wie! ich habe, murrte ich, eine ſchöne Zeit und gutes Geld auf eine Reiſe durch das winterliche Deutſchland gewendet; mich haben die tödtlich ſchleichenden heilloſen Miethkutſcher, welche glauben, der liebe Gott habe die Pferde nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen und wegen

---

*) Dieſe Geſellſchaft, von Hoffmann von Fallersleben und Dr. Runge geſtiftet, gab eine Sammlung zwangloſer Hefte heraus, für welche der nachſtehende Aufſatz als Beitrag beſtimmt war.

A. d. H.

ihrer die Welt unendlich geplagt; mich haben die Eilwagen, die kein anderes Bedürfniß kennen und anerkennen, als pünktlich einzutreffen, krank gemacht; ſiebenmal mußte ich vierzigminutige Quarantänen, als käme ich aus der Barbarei, in den Zollſpitälern erdulden, und jetzt kehre ich, troß der häufigen Pratica, die man meinem Koffer ertheilt, wie der verlorene Sohn, ohne geſunden Strumpf von meiner Wanderung zurück — und für alle dieſe theuern Mühen und Leiden, habe ich mir nichts eingetauſcht, habe nichts gewonnen und gelernt, als das einzige Schöne, Wahre und Gute, das ich ſo eben von einem Poſtillon gehört, und das ich mir vier Stunden von meiner Heimath hätte holen können! Drei-, vier- und ſechsſpännige Menſchen! Poſtillon, wäre ich Miniſter des Kultus und des öffentlichen Unterrichts — dieſe beiden Aemter ſind mit einander verbunden, damit wechſelſeitig das eine Amt wieder gut mache, was das andere verdorben — ich würde Dich zum Profeſſor der Naturgeſchichte in

Göttingen ernennen; denn beſſer als Blumenbach, der die Menſchenracen nach den Köpfen unterſcheidet, ſonderſt Du ſie nach der Zahl der Pferde, mit welcher ſie fahren. Seitdem es Menſchen und Pferde gibt, wurde dieſe Eintheilung hoch gehalten, und man ſollte, was ſo tief in die Sitten und den Glauben eingedrungen, geſetzlich und feierlich anerkennen. Durch dieſe Sonderung würden auch endlich die Fußgänger, die ſich zu einer Zeit, da Sittenlehre und Naturgeſchichte noch in ihrer Kindheit waren, in die Menſchheit eingeſchlichen, und die ein altes Vorurtheil darin geduldet, daraus entfernt werden, und das gereinigte Geſchlecht würde ſeinen urſprünglichen Adel wieder gewinnen, und der Menſch würde wieder ſeyn wie zur Zeit der Schöpfung, das Meiſterwerk des Schöpfers. Meiſterleben — Schülerleben! Ja, wer mit acht Pferden fahren, wer mit zweiunddreißigfüßigen Verſen über die holprige Proſa dieſer Erde jagen dürfte, ſchnell an allen Krüppeln und Bettlern vorbei, ungehindert von ſchlechten

Wegen, Zöllnern, Schlagbäumen und Polizeiknechten! Doch vielleicht auch nicht. Daß man mit acht Pferden in den Himmel kömmt, das iſt gewiß; aber wie hier? Sage mir, Weisheit, welche Menſchen ſind die glücklichſten, die zweiſpännigen, dreiſpännigen, vier- ſechs- oder achtſpännigen Menſchen? Ich glaube diejenigen ſind die glücklichſten, welche zwiſchen wandernden und hauſenden Komödianten die Mitte bilden, die vierſpännigen. Wer mit weniger als vier Pferden fährt, muß ſchon vieles entbehren, wer mit mehr, entbehrt der ſo heilſamen magenſtärkenden Entbehrungen, und leidet an jener Unruhe, die der Größe immer zugeſellt iſt. Ich habe beides erfahren; das eine ſehr oft, das andere ein einziges Mal, als ich einſt mit ſechs Pferden in den großen Gaſthof einer großen Stadt einfuhr. Es waren Retour-Pferde, die mir der weinluſtige Poſtillon, trotz meiner Weigerung vor den Wagen geſpannt; denn es war ein kalter Winterabend und er wollte, gegen gefährliche Schläfrigkeit geſchützt, ſchneller nach Hauſe kommen. Die Pferde flogen, es flogen ſchwarze Wolken der Beſorgniß durch mein Herz. Ich ſah alles kommen, wie es kommen mußte. Ich ſah mir ſchnell, ehe ich es verhindern konnte, im Gaſthofe eine ganze Reihe Zimmer aufgeſchloſſen, ſah zwanzig Kerzen angezündet, drei Ofen geheizt; ich berechnete die Koſten einer einzigen Nacht, und dann die Beſchämung. Zwar hätte ich gleich beim Ausſteigen erklären können, daß von den ſechs Pferden nur zwei meine eigenen, und daß ſelbſt dieſe nur Commiſſions-Pferde wären, die mein Committent, ein ſtarkgläubiger und ſchwachſichtiger weſtphäliſcher Domänenkäufer, bezahlen müſſe; aber ich wußte vorher, daß ich nicht den Muth haben würde, mitten unter den vielen Gaffern, die einen leeren ſechsſpännigen Wagen mehr anſtaunen als einen zweiſpännigen, in dem Luther und Shakespeare ſäßen, meine Zweiſpännigkeit zu bekennen. Jetzt kamen wir an; das erſte Geſpann Pferde wurde zehn Sekunden früher bewillkommt, als ich; ich hörte die Glocken tönen, die dickſten die im Hauſe waren; jetzt hielten wir ſtill; es ſtürzte athemlos der Wirth herbei, hinter ihm eine Schaar von Kellnern, unzählige Lichter in den Händen und mit Servietten-Fahnen freudig und ehrfurchtsvoll wehend; fünf Hausknechte erkletterten die Kutſche, herabzuholen was nicht oben war; beide Wagenthüren wurden aufgeriſſen; ich kam faſt ſtückweiſe heraus, die Einen boten meinem rechten Arme, die Andern meinem linken Beiſtand; endlich ſtand ich auf feſtem Boden, und es war nöthig, daß der Oberkellner mit vier Gehülfen mich unterſtützte, denn mir ſchwindelte ſehr. Aber ich hatte von der Menſchenkenntniß eines Wirthes und eines Oberkellners noch nicht die gehörige Vorſtellung! Man hatte mich kaum geſehen, ſo waren auch meine Pferdeverhältniſſe, der Himmel weiß wie, völlig aufgeklärt, der Wirth ſchlich davon, die Kellner ſtürzten fort bis auf Einen, der mir mit ſtiller Höflichkeit in den zweiten Stock hinaufleuchtete, und mir ein artiges aber philoſophiſches

Zimmerchen anwies. Dann ſetzte er gaſtfreundlich eine Flaſche Waſſer auf den Tiſch und fragte ob ich ſonſt noch Etwas zu befehlen habe? Ich ſah ihn mit einem wehmüthigen, welthiſtoriſchen Blicke an, antwortete nein, warf meine Stiefel vor die Thüre, ſchloß dieſe ab, und grachiſche Phantaſien hielten den Schlaf lange von mir zurück.

(Unvollendet.)

Hundertunddritter Brief.

Braunſchweig, den 19. September 1828.

Ich habe den Bogen verkehrt genommen, es ſchadet aber nichts. Um halb ſechs geſtern Abend bin ich glücklich hier angekommen. Ich komme ſo eben von Vieweg (dem jungen, der alte iſt nicht hier). Ich habe, nach meinem Plane, ihm zu erkennen gegeben, daß ich meine Werke bei ihm drucken laſſen wolle auf meine Koſten, habe ihm geſagt, was mir Cotta geboten, daß ich damit nicht zufrieden, daß ich auf viele Subſcribenten zähle, und mich beſſer dabei befände als wenn ich die Werke einem Verleger gäbe. Ich ließ mir die Koſten des Druckes berechnen.

Vieweg hat nun freilich kein Anerbieten gemacht den Verlag zu übernehmen, aber die Luſt dazu merkte ich ihm deutlich an. Ob er mehr als Cotta geboten hätte, konnte ich nicht errathen. Ich werde in weitern Unterredungen ein Wort davon fallen laſſen, ob er Luſt habe, und ſehen was dabei herauskömmt. Ich zweifle aber an dem Erfolg. Auf jeden Fall habe ich jetzt eine ſichere Baſis, und weiß die Verhältniſſe, wenn ich die Schriften auf eigene Koſten herausgebe, oder vielleicht noch mit einem Hamburger Buchhändler in Unterhandlung trete. Ich denke noch einige Tage hier zu bleiben, um abzuwarten, ob Viewegs geheime Gedanken reif werden.

Sonntag, den 21ten.

Mit Vieweg kam kein Anerbieten wegen Verlag zur Sprache. Ich wollte mir zu meinem Schaden nichts vergeben, und er fürchtete ſich wegen meiner vermuthlich großen Forderung. Wir haben nur wegen Drucken auf meine Koſten Abrede getroffen. Er hat mir eine Seite zur

Probe aus der Wage abgedruckt. Das wird ſehr ſchön, ungefähr wie der Müllner, aber größer, und es kann acht Theile geben. Aber bei reiflicher Ueberlegung wird mir doch vor dem Subſcribentenſammeln und den Koſten des Druckes bange. Das ſind langweilige Geſchäfte, für die ich gar nicht gemacht bin.

Hundertundvierter Brief.

Hamburg, den 11. Oktober 1828.
Samſtag Vormittag.

Wenn ich der Luſt widerſtehe in das weite Weltmeer zu fahren, dann muß ich Sie ſehr lieb haben. Schon die Ueberfahrt von Harburg hat mich erquickt. Wir hatten ſtarken aber günſtigen Wind, in einer Stunde waren wir da. Was iſt unſer Rhein ein Kinderwaſſer dagegen. Hier fühlt man doch, daß man ſich bewegt. Wenn der Maſt die Wellen küßt, das wäre ein Schauſpiel für Sie. Der Hafen hat mich entzückt. Ich will es heute nur bei einigen Worten bewenden laſſen. Uebermorgen mehr. Ich wohne im Hôte Belvedere. Geſtern den ganzen Tag über Steinpflaſter gefahren. Ich habe jetzt zehntauſend Teufel weniger im Leibe. Nächſtens das Umſtändliche. Ich gehe aus irgend einen Bekannten aufzuſuchen.

Hundertundfünfter Brief.

Hamburg, den 13. October 1828.

Wünſche ſchönen guten Morgen. Haben Sie auch ſo ſchlechtes Wetter, wie ich hier um acht Uhr Morgens? Mit den Poſten hier da habe ich meine Noth, ſo habe ich ſie noch nirgends gehabt. Denken Sie nur, jedes Land, ſowohl deutſches als fremdes, hat hier ſeine eigene Poſt und ſein eigenes Poſthaus. Und da weiß man gar nicht, wo man hingehen ſoll. Die Poſt nach Hannover geht jeden Tag an einer anderen Stunde, und die Briefſchalter ſind jeden Tag an einer andern Stunde geöffnet, und kömmt man zu früh oder zu ſpät, iſt alles zugeſchloſſen und man kann den Brief nicht einmal abgeben. — Nun zu meiner Reiſebeſchreibung. Vorgeſtern, als ich mich ein Bischen in Ordnung gebracht, ſchlenkerte ich herum auf der Straße, in den Caffeehäuſern. Der erſte Bekannte der mir im Caffe ehaus begegnet, iſt der *** der ſo viel es ihm ſeine Geſchäfte erlaubteǹ, mich gehörig gequält. Alles ausgefragt, alles wiſſen wollen ....

Der Zimmermann. iſt ein luſtiger Patron, der bei einem ſehr großen Gehalte nie Geld genug hat, und der ſeine Köchin aus Dankbarkeit, daß ſie ihn zum Vater gemacht, geheirathet hat, und eine ſehr verdrießliche Ehe führt. Er kann nicht verdrießlicher ſeyn als ich, weil ich meinen Pult nicht mitgebracht. Das Schreiben im Sitzen fällt mir gar zu beſchwerlich. Ich muß mir einen Pult zu verſchaffen ſuchen. *** habe ich, um meine Schuldigkeit abzuthun, gleich am erſten Tage beſucht ....

Ich kann wirklich ohne Pult nicht weiter ſchreiben. Ich muß ſehen, daß ich eins bekomme. Adieu.

Hundertundſechster Brief.

Hamburg, den 15. Oktober 1828.

Meine Unterhandlungen mit Campe haben begonnen. Viertauſend Thaler (das wäre nach dem Courſe mehr als ſiebentauſend Gulden) will er geben. Fünftauſend habe ich gefordert. Ich habe ihm geſagt, ich wollte mich beſinnen. Auf fünf Jahre werde ich das Werk ihm überlaſſen, was er zufrieden iſt. Komiſch iſt es aber, wie er brennt auf den Handel. Ich war geſtern nicht bei ihm, um ihm, wie verabredet, meinen Entſchluß mitzutheilen, und da iſt ihm (wie mir Zimmermann geſagt) ganz Angſt geworden, der Schatz möchte ihm entgehen, und ein anderer Buchhändler ihn heben. — Ich laufe viel herum, habe aber noch Niemanden beſucht. Das koſtet zu viel Zeit. Wenn ich mit Campe in Ordnung bin, werde ich doch einige Leute beſuchen. Ich bin verdrießlich, daß Sie mir nicht geſchrieben. —

Ihren Brief erhielt ich, wie gerade Campe bei mir war. Ich bat ihn zum Eſſen nnd jetzt eilt die Poſt. Das nächſte Mal ſchreibe ich Ihnen gewiß ausführlicher. Viertauſend Thaler, das Honorar iſt nicht unbillig. Wir ſind alſo in der Hauptſache einig und es iſt blos noch von Nebenſachen, Zahlungsterminen ꝛc. die Rede. Zu Bekanntſchaften hatte ich bis jetzt keine Zeit. Nun iſt mir aber das Geſchäft aus dem Kopfe. Ich werde mich zwar hier noch umſehen, aber gar zu lange doch auch nicht. Nach Curhaven werde ich nicht reiſen, das Wetter iſt zu ſchlecht. Nächſtens erzähle ich Ihnen von der Fahrt im Hafen die ich geſtern gemacht. Das iſt himmliſch! Ach, wäre ich ein Seemann geworden. Das iſt mein Element. Sie aber ſind es noch mehr.

Hundertundſiebenter Brief.

Hamburg, den 17. Oktober 1828.

So eben verließ mich der Campe, der mir den Entwurf des Vertrags brachte. Es gibt nichts Komiſcheres, als mit einem Buchhändler zu thun zu haben. Zwar hat ſich Campe, was das Geld betrifft, vernünftig betragen und das wurde gelaſſen abgemacht. Aber die Unterhaltung ſonſt hatte viel lächerliches. Jedes intereſſante Wort, das man ſpricht, möchten ſie gleich gedruckt haben. Ich war in der heutigen Unterhaltung lebhaft, zuweilen witzig, und da hätten Sie des Campe närriſche Geſichter ſehen ſollen. In Gedanken machte er von meinen Einfällen ſchon eine zweite Auflage. Ich ſoll eine Ankündigung ſchreiben, „ſo herzhaft wie möglich.“ Er beſtellte ſich das, wie man ſich ein Kleid beſtellt.

Ich glaube auch, daß er ein gutes Geſchäft macht; aber ich komme deswegen nicht zu kurz. Ich bekomme zum gewöhnlichen Drucke berechnet, von Campe mehr als 116 Gulden für den Bogen. Da es Campe's Intereſſe iſt, ſo ſchnell als möglich zu drucken, ſo hängt es blos von meiner Arbeit ab, wie bald ich die erſten 3000 Thaler bekommen ſoll. Das wäre alle recht ſchön, aber wo ſind die Werke? Das mag Gott wiſſen, wo die herkommen ſollen. — Große Luſt Bekanntſchaften zu machen habe ich nicht, und wenn mein Geſchäft beendigt iſt, denke ich nicht länger mehr hier zu bleiben. Es iſt ſchlechtes Regenwetter. Dieſes Wetter haben die Hamburger gern, es iſt ihnen geſund. — Nach Heine habe ich mich hier erkundigt. Er iſt jetzt in Genua. Heine ſoll ein ſchrecklicher Poltron ſeyn. Ein jüdiſcher Mäkler, den er in ſeinem Buche bezeichnet, hat ihm auf der Straße Schläge gegeben, und gedroht ihn noch todt zu machen. Heine voll Angſt flüchtete ſich nach Lüneburg.

Hundertundachter Brief.

Hamburg, den 23. Oktober 1829.

Beklagen Sie ſich nicht über meine kurzen Briefe. Guter Gott, wie Unrecht thäten Sie mir und ſich, wenn Sie glaubten, meine Freundſchaft wäre das Maas zu ihrer Größe. Ich habe nur nicht Zeit genug. Freilich hätte ich ſie, wenn ich mit der Zeit ökonomiſcher umzugehen wüßte, das werde ich aber nie lernen. Vergangenen Sonntag habe ich bei Salomon Heine auf ſeinem Landhauſe gegeſſen. Was hat das eine herrliche Lage! Es liegt an der Elbe und alle Schiffe von und nach der See müſſen am Garten vorbei. Ich habe mich ziemlich amüſirt. Eine hübſche Familie. Der Doktor Halle, Schwiegerſohn Heine's, iſt ein ſehr liebenswürdiger Menſch, der mir ungemein gefällt. Ich ſaß bei Tiſche neben der alten Heine mit meiner linken tauben Seite. Ich fürchtete mich die Dame unterhalten zu müſſen und dann nichts zu hören, als ich bald zu meinem Entzücken entdeckte, daß die gute Frau auf dem rechten Ohre taub iſt, und ſich darum genirte mit mir zu ſprechen.

Seit einigen Tagen haben wir das herrlichſte Wetter. Geſtern beſtieg ich den höchſten Thurm der Stadt (der Michaeliskirche) 575 Stufen. Die Ausſicht über Land und Waſſer iſt herrlich. Obzwar das Wetter ſchön und es um Mittag war, verhinderte doch der Dunſt, der ſich auf die Stadt und Umgegend lagerte, die klare Ausſicht. Darin iſt Hamburg wie London, und das Brennen von Torf und Steinkohlen mag daran Schuld ſeyn. Einige Sommermonate hier zuzubringen, müßte intereſſant ſeyn. Die Gegend obzwar flach, hat doch etwas Anſprechendes. Sie iſt nicht kleinſtädtiſch. Hamburg iſt doch lebhafter als es mir die erſten Tage erſchien. Hätte ich nur Zeit, das großartige Handelsweſen zu ſtudieren. Davon hatte ich gar keine Vorſtellung. Die Börſe zu ſehen, verlohnte der Mühe, eine Reiſe von hundert Meilen zu machen. Es iſt alles hier ächt republikaniſch. Hutabziehen an öffentlichen Orten iſt gar nicht gebräuchlich, und Polizei und Soldaten bekommen bei Gelegenheit Prügel. Die Nähe von Altona iſt auch merkwürdig. Ich kam aus einer Straße in eine andere, fragte wie ſie heiße und erfuhr, das wäre Altona, eine Stadt von dreißigtauſend Einwohnern, die einem ganz andern Herrn gehört und mit Hamburg ganz zuſammengebaut iſt. — Erquicken thut mich mein Thee Morgens. Man wird auf engliſche Art ſervirt, bekömmt einen Waſſerkeſſel, den Thee ſelbſt zu machen, und grünen und ſchwarzen Thee, mehr als zu vier Portionen. Grüßen Sie die Frau Kapellmeiſter herzlich von mir, und ihren Mann. Ich bringe ihr Etwas mit, darüber ſoll ſie mich nicht wenig lieb bekommen, wenn nur eine Ader von einer guten Hausfrau in ihr iſt, ſo lieb, daß ſie ihren Mann ſitzen laſſen und mit mir fortlaufen ſoll — oder ich müßte die Weiber nicht kennen.

Hundertundneunter Brief.

Hamburg, den 24. Oktober 1828.

Das gute Wetter, das wir ſeit einigen Tagen hatten, hat wieder aufgehört. Zum Glücke habe ich es benutzt, mich umzuſehen. Ich habe vor einigen Tagen eine Spazierfahrt nach Blankeneſe gemacht, das vier Stunden von hier an der Elbe liegt. Dort beſteigt man einen Hügel und hat eine himmliſche Ausſicht über die ganze Elbe auf- und abwärts, und die unüberſehbar iſt wie ein Meer. Ich war entzückt wie ein Kind, das von der Welt noch nichts geſehen. Die Hunderte von Schiffen mit vollen Segeln machten den Strom belebter, als bei uns die

Fahrwege es durch Wagen ſind. Ich habe gelernt, daß nicht die Größe eines Anblicks, ſondern das Neue deſſelben uns überraſcht. Paris oder Frankfurt, das iſt alles eins, nur die Größe, nicht die Art unterſcheidet ſie. Geſtern bin ich bei herrlichem Wetter wieder im Hafen herumgefahren. Hier wurde aus einem Schiffe, das von Braſilien kam, Zucker ausgeladen, dort ein anderes war voll holländiſcher Käſe, die gar nicht eingepackt, wie Kanonenkugeln im Schiffsraum liegen. Man ſollte meinen, ganz Europa könnte in einem Jahre den Käſe alle nicht eſſen. Dort nahm ein Schiff Butter ein nach London. Man ſagte mir, das reiche nicht hin für den Bedarf eines Morgens. Ein anderes, das leer nach Amerika fuhr, nahm große Kähne voll Steine als Ballaſt mit. Die Matroſen ſingen immer bei der Arbeit. Da hört man holländiſche, franzöſiſche, engliſche, deutſche Lieder. Plötzlich hören ſie auf, ſobald ſie ihre Arme nicht mehr bewegen. Es iſt als hätten ſie ein Spieluhrwerk in den Armen. Der alte Schiffer, der mich umherfuhr und der mit ſeiner kleinen Gondel den Hafen nicht mehr verläßt, war vierzehn Jahre auf der See und hat die ganze Welt geſehen. Wie nur ein gutgearteter Junge von vierzehn Jahren der an einem Hafen wohnt ſich enthalten kann, der Schule zu entlaufen. Wenn Sie nicht wären, hätte ich alter Narr mich in das erſte beſte Schiff geſetzt, ohne zu fragen, wo es hinginge. Welch ein herrliches Leben auf der See! So außer dem Gedränge, außer dem Getöſe, fern von Theaterberichten, ohne Polizei, ganz allein, ohne Staub, Doktor und Apotheker zu leben, und dann plötzlich ohne Uebergang, wie auf dem feſten Lande, unter fremden Menſchen, Thieren und Pflanzen zu ſeyn. Wenn Sie mitgingen, ich reiſte gleich auf ein paar Jahre nach Nordamerika.

Tagebuch.

1828 — 29.

Geiſenheim. Dienſtag, den 12. Auguſt 1828

Ich hatte mir bei Metzger Maßmann in Rüdesheim die heiligen Legenden von Peter Martin von Cochem, der ſich nennt „unwürdiger Capuziner,“ geliehen, und eilte dann zurück. Der Eſelsjunge hinter mir trug das ſchwere Buch, und trieb den Eſel ſtark an, um wieder zurück zu ſeyn, weil in Rüdesheim engliſche Reiter ſpielten. Komiſche Scene zum Malen!

Sonntag, den 17. Auguſt.

Heute Morgen auf dem Rochusberg. Feſt des heiligen Rochus. Proзeſſion von Bingen.

Welch ein Schauplatz für ein Volksfeſt! Einer ſchönern Freude, eines frohern Volks, eines beſſern Landes werth. Der im Sonnenglanze ſtrahlende Rhein, die Landſchaft wie ein ſilbernes Band umgürtend, die Inſeln wie grüne Blumen darin. Die Berge drüben. Oben das breite Weinland, links die alten Ritterburgen, und der Mäuſethurm daſtehend wie ein Verwunderungszeichen, ſolche neue Welt zu ſehen. Oben tauſende von Menſchen im Grünen und unter Zelten froh gelagert, aßen Bratwurſt und tranken ſchlechten Wein. Sie waren, aber machten nicht froh. Bratpfannen überall. Man erhielt eine Bratwurſt in ein Weinblatt gehüllt. Die Bauerngeſichter wie dämiſch, die Kleinbürger wie ſauer und unerquicklich. Binger Frauen zwiſchen zwei Alter ſprachen zerriſſenes und welkes Franzöſiſch, das ſie einſt in ſchöneren Tagen voll und friſch von franzöſiſchen Offizieren gelernt. Dann ſahen ſie den Rhein und die Zeit hinauf, die beide ferne im Glanze der Morgenſonne blinkten, wurden gedankenvoll und ihre Bruſt erhob ſich merklich. Ihr guten Weiber von Bingen, Ihr dachtet wohl an Manches, aber daran gewiß nicht, daß ein Fremder neben euch ſtand, der eure Gedanken fühlte und über eure Gefühle nachdachte. Ich will es ſagen was euch zum Ruhme gereicht und was eure Erinnerungen als ſchuldlos darſtellt: daß eure Männer ſo denken wie Ihr fühlt. Wo ich noch am Rhein nachgefragt und ſo oft ich es gethan ſeit vielen Jahren — all überall erinnerte man ſich mit Liebe der franzöſiſchen Herrſchaft. Ganz gewiß, ich bin ein guter Deutſcher, und es entzückt mich, wenn ich ſehe, daß an den Ufern des Rheins wieder deutſche Zöllner ſtehen, die nicht wie einſt die franzöſiſchen gethan, uns mit heuchleriſcher Höflichkeit um die Schlüſſel unſerer Koffer bitten, ſondern als gerade, ſchlichte, offene, biedere Deutſche ihre Pflichten üben und uns unſere lehren. Es bewegt mich freudig, daß der Vater Rhein in ſeinen alten Tagen ſtill und ruhig und gemächlich auf dem Lande lebt, und daß ſeinen Mittagsſchlaf nichts ſtört, nicht das Knarren der Frachtwagen, nicht Pferdegetrab auf den Leinpfaden, nicht das Geſchrei roher Schiffer; aber — die franzöſiſche Regierung war liebenswürdig. Sie war ſtreng in ihren Handlungen und mild in ihren Worten; ſie befahl nicht wo Bitten genug waren, und ſie belehrte ehe ſie befahl. Sie ging mit den Bürgern wie mit Männern um, nicht wie mit Schulknaben, die man zwiſchen Katechismus und Ruthe ſetzt. Sie ſprach in ihren Geſetzen die verſtändige freundliche Sprache des Lebens, nicht jene ungehobelten, holprigen Reden, über die das Auge hundertmal ſtolpert und fällt, ehe es den weit abwohnenden Sinn erreicht. Ihre Geſetze des Friedens traten ſtill in der friedlichen Toge auf, ſie donnerten nicht herbei in jenem roſtfleckigen umpanzerten Kanzleiſtyle, der einſt wohl gut war in roher Zeit trotziger Fauſtgewalt, jetzt aber ſo lächerlich iſt gegen ſchreckhafte folgſame Bürger. Sie nannte jeden Bürger Herrn, bis drei Tage ehe er gehenkt wurde; eine deutſche Regierung aber, wenn ſie einen verdienten Mann loben und belohnen will, ſpricht: Er Schlingel hat ſeine Schuldigkeit gethan — da hat er ein Trinkgeld! Franzöſiſche Beamte waren freundlich und geſellig, und wenn ſie zu Tiſche kamen, erſchienen ſie nicht mit Aktenſtaube auf den Aermeln, und thaten nicht ſo geheimnißvoll, und ſprachen nicht ſo leiſe und lächelten ſo ſelig ſüß, als lägen ſie im Wochenbette von einer jungen Welt entbunden. Ein franzöſiſcher General, der in fünfzig Schlachten gefochten, kletterte nicht die Leiter des Hochmuths hinauf, und ſah von der höchſten Sproſſe der Exzellenz auf die Köpfe ſeiner Mitbürger herab, ſondern er blieb unten wo das Volk ſtand und blieb beſcheiden. Er trat nicht als ein Jupiter furchtgebietend auf, und donnerte in Stiefelſporen zwiſchen leichtfüßigen Tänzerinnen. Franzöſiſche Offiziere waren freilich nicht von Adel; aber dafür durften ſie auch unverhöhnt bürgerlichen ſchönen Frauen den Hof machen. Deutſche aber

— ich ſehe es jedes Jahr im Bade, und erſt ſpät glaubte ich den Betheuerungen meiner Augen — Deutſche aber umwedeln wie Kammerherrn nur Edeldamen, und huldigen nicht roſenfarbener Schönheit, ſondern gelben Pergamenten. Gott! Ich, der doch ſo wenig bin und nur eine ſchwache Feder führe, ich bin doch ſtolz genug, daß ich mich mehr dünke als ein Graf, der nicht mehr iſt als das, und daß ich den Adel nicht höher ſchätze als ein Biscuit; wäre ich aber mehr und führte ein Schwert — wahrlich ich hätte einen höhern Stolz als den des Adels. Aber ich ſage das Alle um es endlich ihnen zu ſagen: ſei eine Regierung noch ſo gerecht, noch ſo mild, ja ſelbſt freiſinnig in ihren Handlungen, iſt ſie es nicht auch in ihren Worten, iſt ſie nicht liebenswürdig, wird man ſie niemals lieben, und Laſten mit Freundlichkeit aufgelegt, würde man freundlicher tragen als Wohlthaten empfangen, die man Menſchen verächtlich wie Hunden vorwirft.

Die Prozeſſion artig genug. Ein recht heidniſcher Zug, wie man ihn aus alten Basreliefs kennt. Nur waren es Helden des Leidens, und Götter der Ohnmacht und Geduld. Weiß gekleidete Mädchen, Blumenkränze in den Haaren, Lilienſtengel und Kerzen in der Hand. Aber die Blumen künſtlich. Ein Trupp Knaben als Pilgrimme gekleidet, Muſchelhüte, Kreuz, Kürbisflaſche, Wanderſtab. Artig, wie auch die Mädchen, aber während des Gottesdienſtes aßen jene und dieſe Bratwurſt mit ſehr ernſthafter Miene. Ein Mädchen in der rechten Hand einen Lilienſtengel, in der linken eine Bratwurſt haltend! Die Schifflein unten, klein wie Enten! Das Dampfſchiff. — In Bingen Mittag gegeſſen. Viele Mainzer. Saß zwiſchen kleinbürgerlichen Frauenzimmern. Ihre Geſpräche, Mienen, Scherze, wie herbe und unadelig. Wenn wir Bürgerliche von feinerer Art, eben ſo tief unter dem feineren Adel ſtünden, als jene Kleinbürger unter uns ſtehen, dann hätte der Adel recht ſich abzuſondern. In Bingen ein öſterreichiſcher Unteroffizier von der Artillerie, mit einigen Mainzer Bürgerweibern, dieſen den Hof machend. Er ſteif wie die öſterreichiſche Regierung. Den patriotiſchen Haſelſtock an der Seite neben dem Degen. Stock und Degen! Welch ein wunderlicher ganz unerklärbarer Hut! Die Geometrie wird bereichert durch deſſen Formen. Ich knüpfte ein kurzes Geſpräch mit ihm an, und ſagte: Fuchtel und Degen, das paßt doch nicht ſchön zuſammen. Auf dieſe Worte machte er ein gar erhabenes Geſicht, ſchlug mit der Hand auf Band und Griff und ſprach ... Ich ſchwieg ganz ſtill und ging ſeiner Freundſchaft aus dem Wege. — Herr! ſprach er (das Herr müßte mit hundert rr geſchrieben werden, um es akuſtiſch darzuſtellen, wie er es geſprochen.) Ich trage den Stock meines allergnädigſten Kaiſers .. Ich machte ihm einige äſthetiſche Einwürfe gegen die Harmonie eines Stockes und eines Schwertes ... Ich hielt ihm eine kleine Vorleſung über die Vortheile einer conſtitutionellen Verfaſſung, und fragte ihn, ob er nicht zu einer Geldſammlung für die Griechen beitragen wollte. Ich glaube es war mein Glück, daß er mich nicht verſtand. Stock für den Freund, Degen für den Feind.

Den 18. Auguſt.

Unter den mehreren Unglückszeichen, die dem Brutus die unglückliche Schlacht bei Philippi verkündigten, war auch das, daß ein Kriegsoberſter an einem Arme Roſenöl ſchwitzte, und daß man ihn fruchtlos rieb und abtrocknete, er ſchwitzte immer fort. Es iſt doch etwas ſehr Unerklärliches mit dem Aberglauben der alten Völker! Die chriſtliche Religion, ſelbſt in der dunkelſten barbariſchſten Zeit, ließ ſolche Ausſchweifung doch nie aufkommen. Auch hing chriſtlicher Aberglaube mehr mit der Religion zuſammen, und nur die roheren Volksklaſſen waren damit behaftet. Bei den Römern waren Feldherrn, Staatsmänner, Philoſophen davon nicht frei. Man möchte anfänglich glauben, ihre Staatsmänner hätten ſich nur des Aberglaubens zur Regierung des Volks bedient, aber bald ſieht man, daß ſie ſelbſt davon beherrſcht wurden. Der verſtändige, klare, philoſophiſche Plutarch erzählt gläubig die lächerlichſten Wunder mit der größten Ruhe und Ernſthaftigkeit, wie auch obiges (im Brutus). Bei dieſer Geſchichte mit dem parfumirten Arme eines Capitäns ſagt Plutarch: „man verſichert, daß das Geſpenſt welches Brutus ſchon früher geſehen, ihm in der Nacht vor der Schlacht wieder erſchienen ſei; aber Publius Voluminus, ein in der Philoſophie ſehr bewanderter Mann, und der ſeit dem Anfange des Kriegs Brutus ſtets begleitet hatte, ſpricht gar nicht von dieſem Wunder; er erzählt blos..“ und jetzt die Wundergeſchichten, worunter auch die vom Roſenöl.

Die Tyrannei unter den römiſchen Kaiſern, wie überhaupt in der alten Zeit und die im Orient war ſtehniſcher Natur, die neuere europäiſche iſt aſtheniſcher. Nur die Kraft nicht der Wille zum Böſen hat ſich vermindert. Die Tyrannei iſt alterſchwach geworden.

Den 26. Auguſt.

Heute Plutarch geendigt. — Den Livius angefangen.

In dieſem Monate fanden wieder große Unruhen in Heidelberg ſtatt. Die Studenten ſind ausgezogen, und man hat ihnen den Profeſſor Thiebault nachgeſchickt, ſie zu beſänftigen und zurückzuführen. Die Aufnahme ins neue Muſeum, welches Profeſſoren und Bürger für 70,000 Gulden, wie ſie mit Selbſtbewunderung erzählen, kürzlich erbaut, ſoll die Unzufriedenheit der Studenten aufgeregt haben. Die Zeitungsberichte ſind widerſprechend, und die heimlichen Berichterſtatter wälzen wechſelſeitig die Schuld Einer auf den Andern. Ob ſie es nicht vermocht haben die zwölf Tafeln ihrer Muſeumsgeſetze — im ſchönen Deutſchland kömmt alles juriſtiſch reif zur Welt, Geburten an der Nabelſchnur wird ſchon beſtimmt, wie ſie einſt Polizei-mäßig ſterben ſollen, die Wiegen werden vor der Hochzeit gemacht und die Fach-Schränke ſind viel früher fertig, als die Dinge die hinein kommen ſollen, ſo daß auch gewiß die gedruckten Statuten des Muſeums früher trocken waren als ſeine Wände — mit den billigen Forderungen der akademiſchen Jünglinge, oder ob dieſe nicht vermochten ihr Freiheitsgefühl mit einer billigen Ordnung in Einklang zu bringen, das weiß ich nicht. Sie ſagen in ihren Berichten, der Vorfall werde ihrer Univerſität zum Beſten gereichen, denn die Unruhen wären wieder von der allgemeinen Burſchenſchaft ausgegangen, die noch immer im Dunkeln hauſe, und man werde ſie bei dieſer Gelegenheit von Grunde ausrotten. Von der allgemeinen Burſchenſchaft — ſagten ſie. Dieſe Allgemeinheit iſt es, die ſie fürchten und befeinden. Sie ſehen hierin eine ſchauderhafte Gefahr, daß die Studentenrotten ſich vereinigen, und ſo endlich die alten Univerſitätsburgen, die man von außen nicht zerſtören will, von der Beſatzung ſelbſt niedergebrochen werden möchten. Sie geben gar zu willig dem Geiſte eine feſte Burg, daß ſie ihn, ſo oft es ihre Herrſchſucht begehrt, belagern können. Welch eine Schmach Deutſchlands ſind dieſe gelehrten Zünfte! Der Geiſt, der König der Natur, wird wie ein wildes Thier eingeſperrt und ſo lange erzogen und geprügelt, bis er zahm wird wie ein Schäfchen; dann gibt man ihn frei. Man duldet gern die Raufereien und Zweikämpfe der Studenten, und man würde die Univerſitätsrichter mit Ungnade und Abſetzung beſtrafen, die die Geſetze in Anwendung zu bringen und die Zweikämpfe ſtreng zu beſtrafen ſich gelüſten ließen. Die rothen, grünen, blauen Pfeifentroddeln der Studenten, meinen die hochweiſen Staatskünſtler, verbürgen die Ruhe des Landes. Man will alle Seelenkraft der jungen Leute ſolle vergeudet werden in Ausbrüchen roher Luſt, alles Freiheitsgefühl ſolle abgeſtumpft werden in Mißhandlung friedlicher Bürger, jedes angeborne Gefühl der

Widerſtrebung gegen Ungerechtigkeit ſolle ſich abmatten in Widerſetzung gegen Recht, Ordnung und Sittlichkeit während einiger Jahre — damit ſie alle, welche der Entnervung der Bücherweisheit widerſtanden und nicht hypochondriſch geworden, des rohen Unfugs müde, recht matt und ſchwach in die bürgerliche Geſellſchaft treten, und als geduldige Eſel die Mehlſäcke des Staates tragen, oder die Räder der Regierung treiben; die ſchmiegſamen adligen Hofmeiſter, die Turteltauben-Candidaten, die fromm um jeden Conſiſtorialrath gurren, die kammerherrlichen Referendaire und Actuare, die Coriolans-Affen, die ihre Verwaltungsgehörigen mit Trotz und Strenge beherrſchen — das waren einſt alle wilde Burſchen, die ihren Philiſter betrogen und verhöhnt, die Naſen und Ohren genug abgehauen, die Schmarren im Geſichte zeigen, die geheimnißvolle Pfeifentroddeln getragen, die, um dem akademiſchen Senate zu trotzen, einſt wie das römiſche Volk ausgezogen, die wohl auch ihren Mann erſtochen, und von Schillers Räubern begeiſtert in die Wälder gezogen ſind, und den Landleuten ihr Brod und ihren Speck abgedroht haben. In München und Berlin ſind in unſeren Tagen neue Univerſitäten geſtiftet worden, und man hat ihnen ganz die alte Zunftverfaſſung gegeben. Warum den Univerſitäten eine eigene Gerichtsbarkeit? Liegt denn etwas in der Wiſſenſchaft, das die Jünglinge welche ſie pflegen zu größeren Ausſchweifungen und leichter dazu antreibt, als junge Leute anderer Beſchäftigungen, und die darum größere Nachſicht verdienen und eine eigene gelinde Geſetzgebung bedürfen? Der Uebermuth der Studenten, das Anſehen, das Einzelne derſelben über die Maſſe durch ausgezeichnete Rohheit erlangen, die Unanſtändigkeit ihrer Freuden, die Gemeinheit ihres jugendlichen Muthwillens, der Stolz und die Verachtung, mit welcher ſie auf den Bürgerſtand herabſehen, iſt denn das Alle dem Gedeihen der Studien ſo förderlich, daß man aus Sorge und Liebe für dieſe, es den jungen Leuten nachſieht? Oder will man vielleicht, daß ſie durch Rohheit vom Bürgerſtande geſchieden bleiben, damit die Wiſſenſchaft ja nicht in das Leben übergehe, daß ja nicht die ſo edle, ſo leicht entzündende Begeiſterung gutgearteter Jünglinge die dürren Philiſter ergreife? Oder will man vielleicht, daß ſie den Bürgerſtand mit Verachtung behandeln, damit ſie ſich darin üben, weil ſie einſt als Männer ihn beamten ſollen? Oder will man vielleicht, daß Akademiker bürgerlicher Abkunft ſich jeder feinen Zucht, ſich guter Sitte und gefälligen Betragens entwöhnen, damit ſie hinter adligen Studenten, die Hofmeiſter und freundliche Aufnahme in den Familien der Profeſſoren vor dem höhern Grad der Rohheit bewahren, frühzeitig zurückbleiben, daß ſie ihrer Ungezogenheit ſich bewußt, einſt recht bäueriſch oder ſpiesbürgerlich blöde und demüthig vor ihnen ſtehen, und ohne Muth zur Mitbewerbung ihnen Vorrang und Sieg überlaſſen? Menſchen, beſtimmt auf die Gemeinde durch das Wort, ſei es geſprochen oder geſchrieben, zu wirken, verlernen das Wort, entwöhnen ſich jeder gefälligen Sitte, durch welche man das Gute ſchön macht, und ihm Eingang verſchafft, und kömmt dann die Zeit, daß ſie lehren, daß ſie überreden ſollen, verſtummen ſie und üben Trotz und Gewalt, die einzige Waffe, in welcher ſie ſich geübt. Das Pulver männlicher Kraft, womit ſie einſt Zwingburgen, altes Gemäuer, weghemmende Felſen ſprengen ſollen, haben ſie verpufft in nichtswürdigen kindiſchen Feuerwerken, und kommt dann die Zeit des Handelns und der edeln Widerſtrebung, ſtehen ſie wie die Schulbuben und entwaffnet da, gehen jedem Hinderniſſe aus dem Wege, und Rom und Griechenland im Kopfe haben ſie die Feigheit eines Paſtors Schmelzle im Herzen, und aus Furcht zu fürchten bleiben ſie ſo fern von jeder Gefahr, daß ſie es nicht einmal bis zum Zittern bringen.

Den 28. Auguſt.

Geſtern in einem Einſpänner nach Wiesbaden gefahren. Es war ein Tag, an dem der Himmel die Erde beſuchte, und alles war feſtlich heiter und alles glänzte. In den vier Jahreszeiten logirt. Abends (Mittwoch) eine Viertelſtunde auf dem Balle geweſen. Junge Mädchen auf amphitheatraliſchen Bänken, wie Blumentöpfe. Auf einer Erhöhung ſaß und ſtand der Naſſauer Beamtenadel — viel Knöpfe auf blauen Röcken. — Dieſen Morgen um halb vier Uhr zu Fuße von Wiesbaden nach Mainz gegangen. Mondſchein. Mein Schatten wurde immer bläſſer. Tagesanbruch. Haſen über den Weg. Bauern. Karren. Marktweiber. Das Erſtemal daß ich ſo früh am Morgen zu Fuße über Feld gegangen. Ich hatte den Tagesanbruch nur in beweglichen Panoramen geſehen. Zweifel ob Tag oder Nacht. Unweit Caſſel, Sonnenaufgang. Wie oft mochte die Sonne, wenn ſie Abends über eine nichtswürdige Menſchheit zürnend untergegangen, geſchworen haben nicht mehr aufzugehen; aber die gute verſöhnliche Göttin hatte am Morgen alles vergeſſen und ſie kam wieder. (Es gibt nächtliche Zeitalter, düſter dunkele, mildere freundlichere mit Mondeslicht, und Tageshelle). Um ſechs Uhr in das Dampfſchiff getreten nach Bingen zu fahren. Angenehmes Gewühl. Neugierde mit Aengſtlichkeit gemiſcht. Wagen auf dem Verdeck, darin ſtand eine Engländerin, mit fliegendem Schleier, der wie eine Flagge ausſah. Soviel engliſch und franzöſiſch als deutſch geſprochen. In Bingen ſtieg ich aus. Der Schiffer, der mich nach Rüdesheim überfuhr, verwünſchte in ſeinem eignen Namen und dem aller ſeiner Gewerbsgenoſſen die Dampfſchiffe, die ſie arm mache. Er hatte den ſchönen Wunſch: möchte doch das Dampfſchiff untergehen, wenn recht viel Leute darauf ſind! Er ſagte: er wäre einmal auf dem Dampfſchiffe gefahren, damals als Mademoiſelle Sonntag darauf geweſen. Ich hoffe im nächſt erſcheinenden Handbuche der deutſchen Geſchichte wird man die neueſte Zeit als das Zeitalter der Demoiſelle Sonntag bezeichnen. Im Dampfſchiffe liegt ein Buch, mit der Einladung an die Reiſenden, ihre Klagen die ſie etwa gegen das Schiffsvolk und den Dienſt haben möchten, hineinzuſchreiben. Im vorigen Sommer las ich darin die Beſchwerde eines Engländers in engliſcher Sprache, die von mehreren deutſchen Reiſenden unterzeichnet war. Die Klage war: daß ſie durch die Ungeſchicklichkeit oder Unvorſichtigkeit des Steuermanns am Binger Loche auf einen Felſen geſtoßen, ſo daß das Schiff einen Leck bekommen, und in Gefahr kam. Der Vorfall iſt bekannt, das Schiff konnte nur Caub erreichen, und die Reiſenden mußten zu Lande weiter gebracht werden. Ich mußte damals ſchon lachen, daß unter allen Reiſenden nur ein Engländer ſich ermuthigt, ſeine Klage in das beſtimmte Buch zu ſchreiben, obzwar der amphibiſche Britte gewiß weniger erſchrocken war als die Deutſchen, und daß dieſe hinten nach mit ihrer bekräftenden Unterſchrift gekommen. Dieſes Jahr lachte ich noch mehr, als ich das Buch in die Hand nahm und fand, daß das freimüthige engliſche Blatt herausgeriſſen war. Das Buch war weiß wie die Unſchuld. Die Deutſchen ſind zarte indiſche empfindliche Treibhauspflanzen. Sie können die öffentliche Luſt nicht vertragen. — In Wiesbaden fragte ich einige Menſchen auf der Straße, wo Hofrath Weitzel wohne? Sie wußten es nicht. Wäre es Demoiſelle Sonntag geweſen! Weitzel erzählte: Görres hiſtoriſche Vorleſungen in München, die anfänglich ſehr beſucht geweſen, wären ſpäter ganz leer geworden. In der erſten Vorleſung habe er von der waltenden Vorſehung geſprochen, die ihn nach München geführt. Die ſechſte Vorleſung habe mit Abels Tod geendigt. — Weitzel gab mir ein romantiſches Gedicht Zoraide (1825 bei Wilmanns in Frankfurt) von Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame. Ein junges ſchönes Frauenzimmer, die bei ihrem Onkel, dem Herrn

v. Zwierlein in Geiſenheim wohnt. Schön genug für eine ſchöne Stiftsdame!

Rüdesheim, Sonntag den 31. Auguſt.

Zu Rüdesheim mußten wir, Männer und Weiber, unſere Päſſe vorzeigen, und darauf bekamen wir eine vierwöchentliche Erlaubniß hier zu verweilen, die auf einem Stempelbogen, der 40 Kreuzer koſtet, ausgefertigt iſt. Wer länger als vier Wochen hier bleibt, muß dazu die Erlaubniß der Regierung in Wiesbaden erlangen. Wir lernten bei dieſer Gelegenheit die Hierarchie der Rüdesheimer Gewalten kennen: Polizeidiener, Schultheiß, Stadtdirektor, Oberamt. Daß dieſe ſtrengen Polizeimaßregeln mit dem türkiſchen Kriege zuſammenhängen, iſt nicht zu vermuthen. Schumla iſt weit von Rüdesheim und türkiſche Spione die hier kundſchaften wollten, würden ſich durch Nicht-Weintrinken leicht verrathen. Aber die Einrichtung hat ſonſt ihr Schönes und Gutes. In dieſer paradieſiſchen Gegend verliert man ſich zu leicht in luſtige Schwärmerei, und es iſt heilſam, daß man dann daran erinnert werde, daß Gott nicht allein in der Welt iſt, ſondern daß es noch eine Polizei, Päſſe, Stadtdirektoren, Schultheiße, Juſtizräthe und Stempelbogen gibt. So eine geſtempelte Begeiſterung hat dann etwas Nahrhaftes — das iſt Brocken in der Brühe und man gedeiht dabei.

Den 1. September.

Geſtern fuhren J. und ich mit dem Dampfſchiff von Bingen nach St. Goar, aßen dort zu Mittag und fuhren in einem Wagen zurück. Es iſt wunderlich zu ſehen wenn die Reiſenden, beſonders die Engländer, über das unaufhörliche Betrachten und Durchblättern der Karten, Kupferſtiche und Panoramen vom Rhein die Landſchaft ſelbſt überſehen. Bei der Schnelligkeit der Dampfſchiffe, verliert man die Orte und Punkte aus dem Geſichte, ehe man aus dem Buche erſehen, wie ſie heißen, wie es einem Engländer mit Bacharach erging, der, bis er den Namen des Orts im Buche gefunden, ihn ſchon hinter ſich hatte, und den nachliegenden Ort für Bacharach hielt. Es iſt, als verſtünden ſie das Original, die Natur nicht, und müßten ſich darum der Ueberſetzungen bedienen. Als ich auf dem Schiffe in einer Zeitung las, welchen herrlichen Fortgang die Geldſammlung zum Denkmal für den heiligen Bonifacius macht, hatte ich Gedanken zur Errichtung eines deutſchen National-Denkmals für die unſterbliche Sonntag, doch halte ich noch mit dem Plane zurück, ſo wie auch mit meinem Programme der Feierlichkeiten für die Rückkehr der Sonntag.

Wo es Regierungen leicht haben, haben es die Regierten ſchwer.

Den 8. September.

Das Stubenmädchen frägt mich jeden Morgen, ob ſie die *Montur* (ſo nennt ſie meine Kleidungsſtücke) zum Saubermachen mit ſich nehmen ſolle.

Den 6. September.

Ich ging nach Bingen, um ein kleines Paketchen Bücher, das auf der Poſt für mich gekommen (Müllners dramatiſche Werke, die der Verleger Vieweg mir geſchickt), zu holen. Man konnte es mir noch nicht ausliefern, es mußte erſt auf die Mauth, wo Tranſitogebühren zu entrichten. Das $2\frac{1}{2}$ Pfund ſchwere Päckchen ward in Mainz mit zwei Siegeln des Poſtgerichts und einem langen Zettel begleitet. Was hatte ich zu laufen, und mußte doch ohne Paket wieder nach Rüdesheim! Als ich überfahren wollte, war kein Schiffer da, obzwar Kähne genug, und ich mußte trotz meines Lärmens und Scheltens eine halbe Stunde warten und wurde wegen meines Tobens noch ausgelacht. Nämlich in Bingen iſt das Recht über den Rhein zu fahren an einige wenige Schiffer von der Regierung verpachtet. Da dieſe nun das Privilegium haben und keine Concurrenz, ſo leben ſie ganz nach ihrer Bequemlichkeit, hauſen in den Weinſchenken und fahren nicht eher, bis ſie mit Trinken fertig ſind. In Rüdesheim, wo jeder Schiffer überfahren darf, braucht man keinen Augenblick zu warten. Ach, welch ein Vergnügen in civiliſirten Staaten zu leben! Welcher ſchöne deutſche Bund! Wenn drüben die Türkei wäre, könnten beide Ufer nicht feind-nachbarlicher getrennt ſeyn, als Naſſau und Darmſtadt! Wenn man von Rüdesheim nach Bingen fährt, oder umgekehrt, darf man mit dem Schiffer mit dem man hinüber gefahren, nicht zurück, ſondern wird in einen andern Kahn geladen. Kein Rüdesheimer Schiffer darf vom linken Rheinufer, kein Binger vom rechten Rheinufer einen Reiſenden hinüberſetzen. Der deutſche Bund iſt nur in Frankfurt um vier Uhr Nachmittags wahrzunehmen, zur Stunde, wenn die Bundestagsgeſandten abwechſelnd bei einander zu Gaſte eſſen. Wo und wann ſonſt, das wüßte ich wahrhaftig nicht.

Vilbel, den 10. September.

Heute Morgen Rüdesheim verlaſſen, gegen den Norden ziehend. Kruzifixe in Weinfeldern auf Weinbergen: der Arzt beim Schmauſe. Ein Mann ging immer hinter dem Wagen, mit ihm gleichen Schritt haltend, eine eigne pſychiſche Mechanik, ſchneller fortzukommen. In Bieberich die ſchöne Gondel des Herzogs von Naſſau. Früher von uns bewundert, wie erſchien uns jetzt das Schiff ſo kleinbürgerlich gegen das fürſtlich ſtolze Dampfſchiff! Der goldne Neptun am Steuer-Ende wie ſchwerfällig und hölzern! Das iſt die ſchöne Folge ſiegreichen Kunſtfleißes, daß er die Macht der Vornehmen den Geringen, und die Genüſſe der Reichen den Armen zuführt. Aus der fortſchreitenden Vervollkommnung der Maſchinen, was wird nicht alle noch hervorgehen! Was wird es nicht für Folgen haben, wie die vielen Millionen gemeinen, gedankenloſen Handthierungen entzogenen Menſchen einer größeren geiſtigen Bildung durch gewonnene Zeit zugewendet werden! Ohne Pöbel kein Adel! Der Dampf iſt der ächte Robespierre, der wahre Gleichheitsmacher. — Um acht Uhr Vilbel erreicht. Eingekehrt im Stern. Viſitation der Mauth, wegen Tranſitogebühr. Dieſe Darmſtädter Mauth-Neophyten ſind noch ſtreng und heiß. In der Zeitung las ich heute: „Die Wohlgebornen Herren Bierbrauer in Frankfurt werden benachrichtigt“ (wegen Hopfenverkauf). — In Heidelberg haben ſie mehrere Studenten, als Vorſteher der grauſen Burſchenſchaft, auf Feſtungen eingeſperrt. Deutſchland iſt das Land der Parodien, in den Kämpfen für als gegen die Freiheit. Il faut tout lier juges et plaideurs. Die Herrſchaft wie die Freiheit wird durch Körperſchaften erhalten und vertheidigt, aber nie erworben. Gegründet wird jene und dieſe nur durch Einzelnſtehende. Die Freiheit des römiſchen Bürgerſtandes begründete der Tribun. Der Senat bildete, ſeine eigne Herrſchaft zu ſichern, eine Körperſchaft von Volkstribunen, und ſchwächte dadurch die Volksgewalt. Das dumme Volk verſtand das nicht und freute ſich jener Vermehrung.

Gießen. Donnerſtag, den 11. September.

Abends hier angekommen. Von Bilbel muß ich nachträglich als ſtatiſtiſches bemerken, daß die Stückchen Zucker im Stern auffallend klein ſind, nicht größer als Erbſen. — Hinter Frankfurt verſchwinden Berge, Reben und Engländer. — Die Engländer mit ihren ernſthaften Geſichtern (das Vergnügen iſt ihnen Geſchäft) die wie Bienen jede ſchöne Blume ausſaugen. Wirthshäuſer werden ſchlechter und die Wirthe bekommen Prellgeſichter. Unſer Kutſcher aus Rüdesheim, ein gutes, frohes, weinländiſches Herz, machte ſich hinter Bilbel ſehr luſtig über das kleinbürgerliche Land, luſtig wie ein Edelmann unter Bürgern. Er ſpottet der Pfälzer Weine, die man in Bingen den Schoppen zu 2 Kreuzer trinke und hier für Rheinwein ausgebe. Verfloſſenen Sonntag habe er in Rüdesheim achtzehn Schoppen getrunken, den Schoppen zu 4 Kreuzer.

Im Dorfe Pohlgens ſagte er: Der Schultheiß hier könne ihm ſeine Tochter geben, er nehme ſie nicht. — In Friedberg aßen wir zu Mittag. Las dort in der Darmſtädter Zeitung eine Pfarrſtelle für zwei Ortſchaften ſei ledig, mit einem Einkommen von 581 fl. 49 kr. — In Gießen Profeſſor Adrian beſucht — man hat hier neulich auch 24 Studenten wegen Landsmannſchaften relegirt.

Halsdorf. Freitag, den 12. September.

„Schlecht und theuer wie das Unglück!“ — antwortete der Kutſcher von Rüdesheim, da wir ihn fragten, wie ihm in Gießen der Wein geſchmeckt. — An der Grenze des Darmſtädtiſchen nach Caſſel zu, wird ein ſtattliches Zollhaus gebaut, das Kellergewölbe iſt auf eine ſäkulariſche Dauerhaftigkeit berechnet, ſo wenig glaubt man an Gott und ſo viel an den Teufel Deutſchlands, an die ewige Zerſplitterung Deutſchlands. An der heſſiſchen Grenze wurden unſere Koffer plombirt. — In Marburg die Kirche geſehen.

Caſſel. Samſtag, den 13. September.

Geſtern im Gaſthofe in Halsdorf Etwas gefunden, was früher noch nie in irgend einem deutſchen Gaſthofe: eine brauchbare Schreibfeder. — Aufſatz: „Poſtſtunden, oder: unangenehme aber nützliche Betrachtungen über den Krämergeiſt der Regierungen.“ Poſtſtunden kleiner als die gewöhnlichen. Aufenthalt und läſtige Abgaben der Poſtſcheine, die die Miethkutſchen zu löſen haben. Warum gebührt den Poſten ein Privilegium? Der Staat will die Leute zwingen, Extrapoſt oder mit den Eilwagen zu reiſen; er ſollte aber billig auf diejenigen Klaſſen von Reiſenden bedacht ſeyn, welche ökonomiſche oder andere Verhältniſſe nöthigen, ſich der Miethkutſchen zu bedienen. Wenigſtens ſollte man das Poſtlösgeld für die ganze Route auf einmal einnehmen, wie es jetzt auch mit dem Chauſſeegeld geſchieht. — Abends in Caſſel angekommen, konnten wir in den bekannten Gaſthöfen kein Unterkommen finden, wahrſcheinlich hat der gegenwärtig hier befindliche Mauthcongreß alles in Beſitz genommen. Schlechte Ausſichten für Reiſende auf die nächſten zehn Jahre. Jede deutſche Commiſſion hat mit dem Trojaniſchen Kriege in ihrer Dauer häufiger eine Unähnlichkeit, als Aehnlichkeit, die Commiſſion dauert länger. — Wir kehrten im Helm ein; ein gutes Wirthshaus, aber die Lage iſt ſchlecht, in enger Gaſſe. —

Minden. Sonntag, den 14. September.

Nachmittag von Caſſel nach Minden abgereiſt. Der Weg führt durch eine bezaubernd ſchöne Gegend, von einer Waldhöhe herab, an die Fulda, wo Minden anmuthig liegt. — Am Thore von Caſſel, bei dem Eintritt in und dem Austritt aus der Stadt, fragte mich der Korporal, nachdem ich meinen Namen und Doktorſtand angegeben, ob ich in Dienſten, und in welchen Dienſten ſtünde? — S***'s Mauth-Aengſte: er ging gern Numero Sicher. Er fürchtete ſich nämlich in Caſſel das Plombierzeichen abzureißen. Ich ſagte ihm, es gäbe nichts Unſichereres als Numero Sicher.

Wenn man körperlich ſtark iſt, fallen Seelenleiden ſchwerer zu tragen; ein ſchwacher Körper dagegen ſaugt wie ein Schwamm einen großen Theil der Schmerzen ein.

Eimbeck. Montag, den 15. September.

Der Freund müßte noch geſchaffen werden, der mir nicht läſtig wäre, wenn er mein Stubenkamerad wäre. Ein Zimmer iſt nur ein weiteres Oberkleid, es mit Jemand zu theilen iſt mir gerade, als wollte ich noch einen fremden Arm in den Aermel meines Rockes kriechen laſſen. Schon in meinen früheſten Knabenjahren war es mein ſehnlichſter Wunſch und meine Schwärmerei, ein eigenes Zimmer zu haben. — Wie die Jugend eine Krankheit iſt, ſo iſt Kränklichkeit in reiſen Jahren eine Art künſtliche Jugend und Erſatz derſelben. (Gährung) — Mein Manuſcriptenkaſten, auf dem Rückſitze des Wagens gebunden, oben mit Wachstuch überzogen, daß keine Wäſſerigkeit hineinkomme, damit zu meinem Verleger reiſend ... (eine Scene ſich darüber luſtig zu machen).

Hannover. Dienſtag, den 16. September.

Vormittags trafen wir hinter Eimbeck eine Kutſche mit blühenden zufriedenen Geſichtern an, die unſer Caſſeler Kutſcher höflich und freundlich grüßte. Er ſagte uns, das wären die in Caſſel wohnenden Spieler, die aus dem Bade Nenndorf zurückkehrten. Spieler und Störche. Es iſt bemerkenswerth, was ich bemerkte, daß ein hoher Adel, der in Bädern mit dem verehrungswürdigen Publikum ſelten ein freundliches Wort ſpricht, mit Spielern (auch oft mit Juden) auf das brüderlichſte umgehet. Mit Juden, das begreife ich — es iſt ein altes ahnenreiches Volk; aber warum mit Spielern? — Im Hannövriſchen fand ich die numerirten Chauſſee-Steine mit Aſtern und andern Blumen ganz artig umpflanzt, auch oft die Bäume; c'est pour égayer la matière. Das Reiſen nach Norden iſt doch gar zu betrübt! Es iſt als hörte mit dem Süden die Jugend auf.

Mittwoch, den 17. September.

Es hat Jemand ein Buch geſchrieben, worin er behauptet, das Innere der Erde ſei von Menſchen bewohnt und der Eingang ſei am Nordpol. Muß das Werk leſen. Drohende Gefahr, das Gleichgewicht Europa's zu ſtören. Wer weiß, ob nicht die ſeit mehreren Jahren wiederholt veranlaßten Expeditionen Englands nach dem Nordpole, die Entdeckung und Beſitznahme der Unterwelt zum Zweck hatten. Die Engländer ſind Schelme wie bekannt, ob ſie zwar mit guten, einfachen Menſchen (Oeſterreich) auf vertrautem Fuße leben. Da Gott nur höchſtens ein halb Dutzend Menſchen geſchaffen, die fähig ſind Land und Leute zu regieren, wie will man dieſen geplagten Auserwählten auch noch eine neue Welt zu beherrſchen aufbürden? Sollte man nicht alle Bürgerliche in die Unterwelt ſchicken und einem hohen Adel die Oberwelt überlaſſen?

Beim Einfahren geſtern in Hannover fragte mich ein Rothrock, nicht wie in Caſſel: in welchen Dienſten? ſondern nur nach meinem Charakter. — Auf der fahrenden Poſt hatte ich einen Wortwechſel mit dem General-Poſtdirektor. Er iſt ein General-Poſt-Grobian, und wie ich ſpäter hörte von Hannoveranern auch dafür bekannt. Die Poſtbeamten dort ſollen alle grob ſeyn. Ich hatte mich auf der Diligence nach Braunſchweig einſchreiben laſſen, und hatte meinen Koffer, auf welchen ich mit Mühe meine Adreſſe mit ſieben Siegeln ſehr ſchön befeſtigt, hingebracht. Der General-Poſtdirektor, ehe er zu Verbal-Grobheiten überging, fing mit Realgrobheiten an, und riß mit ſeinem Zeigefinger auf eine ſehr verächtliche Weiſe die Adreſſe ab, und nannte meinen ehrlichen Namen und wohlerworbenen Doctortitel einen Wiſch; der Wiſch hält nicht, ſagte er. Ich. Aber ich bin ja dabei. Er.

Sitzen Sie denn darauf? Ich. Aber was liegt daran, wenn ich mich dabei beruhige? Wenn der Koffer abhanden kommt, zahlt mir die Poſt doch nur zehn Thaler Entſchädigung. Ich entſage aller Bürgſchaft und Entſchädigung der Poſt.. Er beſtand aber darauf, die Adreſſe müßte auf Leinwand haltbar geſchrieben ſeyn. Woher Leinwand nehmen? Ein Poſtbedienter übernahm es den Koffer gegen ein Trinkgeld gehörig zu ſigniren. Ich hätte gern dem Poſtdirektor eine catilinariſche Rede gehalten, aber ich fürchtete mich vor dem Rothrock, der im Poſthofe mit der Flinte auf und ab ging, und dem ein kleiner Zeitvertreib gewiß willkommen geweſen wäre. Die Habeas corpus-Akte gilt nicht in Hannover. Ich hätte dem Direktor gern geſagt: „Eine Poſt iſt keine Obrigkeit, ſondern ein Gewerbe, eine Handlung die am Publikum reich wird, und gegen Jeden, der ihr Geld zu verdienen gibt, eben ſo artig ſeyn muß, als es ein Kaufmann gegen ſeine Kunden iſt. Wenn wir uns Plätze auf der Diligence nehmen, tragen wir die Koſten Ihres Gehalts. Bedenken Sie das, Herr Direktor, und ſeyen Sie künftig höflich!“... Es iſt doch ſonderbar, daß alle ſchreibende Geſchäftsleute ſich ein Anſehen von Wichtigkeit geben. Das Schreiben muß eine Art Cultus ſeyn, das die Menſchen hochmüthig macht, wie es die Verrichtungen des Gottesdienſtes bei den Prieſtern immer gethan. Kömmt man zu einem Kaufmann in den Laden, iſt er artig, kömmt man aber zu einem Bankier aufs Comptoir und holt Geld auf Creditbriefe, woran er doch auch verdient, iſt er einſylbig und ſtolz. Die Feder iſt eine Art Scepter.

Monarchien, Ariſtokratien — Congeſtionen der Staatskörper. Ich werde ſeekrank, ſo oft ich in die Reſidenz eines kleinen Staates komme, und ſehe was der kleine unterſetzte Staat für einen großen Kopf hat. Nichts als Hof, nichts als Soldaten und Regierung. Wo ſtecken die Unterthanen?

Braunſchweig. Donnerſtag, den 18. September.

Mit der Diligence dieſen Morgen um ſechs Uhr abgereiſt, heute Abend um halb ſe[illegible] hier angekommen. Eingekehrt im Hôtel d'Angleterre. Man wies mir ein Hinterſtübchen im zweiten Stocke an, das mit Steinen gepflaſtert war. Auf meinen bezeigten Widerwillen behauptete man, es ſey alles beſetzt. Ob wahr oder nicht — will ich nicht entſcheiden. Ich kam mit dem Poſtwagen. Die deutſchen Wirthe wiſſen noch nicht recht, wie ſie reiſende Gelehrte behandeln ſollen. Es wäre ſchön, wenn ein Leſer dieſes ſie belehrte, daß reiſende Gelehrte gar nicht ſparſam ſind, daß es ihnen auch nicht an Geld fehle, weil ſie Reiſebilder ſchreiben ... Als ich etwas barſch und beſtimmt erklärte, ich würde in einen andern Gaſthof ziehen, ward der Kellner höflicher und ſchwankender in ſeiner Behauptung und geſtand endlich, es ſey noch ein kleiner Saal da. Er dehnte den kleinen Saal bis zu ſeiner architektoniſchen Länge aus, und ſah mich prüfend dabei an, ob ich erſchrecken würde vor der Gefahr der Koſtſpieligkeit. Ich erklärte, ich wollte den kleinen Saal haben, worauf der Kellner, nachdem er das bisherige Talglicht mit der größten Ruhe und Sichtbarkeit mit einem Wachslichte vertauſchte, mich in den kleinen Saal führte. Das vornehme Anſehen, das ich mir im Wirthshauſe gab, hatte gar keine Uebertheuerung, ſondern nur die angenehme Folge, daß auf meine Rechnung Hochwohlgeboren geſtellt wurde.— Beim Einfahren in Braunſchweig las ich an der Straßenecke den Komödienzettel des vorigen Tages: Die Theilung der Erde oder demagogiſche Umtriebe. Erſchrocken wendete ich mich weg. In meiner guten freien Vaterſtadt wird man gehenkt, wenn man demagogiſche Umtriebe nicht blos treibt, ſondern das Wort nur drucken läßt. Iſt der Herzog von Braunſchweig nicht Mitglied des deutſchen Bundes? — In der Hamburger Zeitung las ich eine humoriſtiſch-deklamatoriſche Abendunterhaltung von Saphir, dem Herausgeber der Berliner Schnellpoſt, angekündigt. Hat man ihn von Berlin vertrieben? Sie haben mir dort geſagt er ſei ein Unfried, ein Ruheſtörer, und darum haben ſie ihn excomunizirt. Aber ich verſtand das. Nur das Feuer, nicht das Waſſer haben ſie ihm verſagt. Er war den Berliner Milchſupp-Journaliſten zu gepfeffert. Weil er ein Unfried und ein Ruheſtörer iſt, darum war er mir werth. Er hat etwas Leben in die Schläfrigkeit der deutſchen Journale gebracht. — Ich haſſe die Communen (Körperſchaften) darum, weil Excomunicationen deren nothwendige Folgen ſind. —

Freitag, den 19. September.

Den jungen Vieweg beſucht und mit ihm wegen der Herausgabe meiner aus Zeitſchriften geſammelten Aufſätze geſprochen. In Küchen werden die Speiſen, das Geflügel erſt ganz aufgetragen, und was dann übrig bleibt, als Ragout zerhackt zubereitet. Deutſche Journaliſten, die ihre Aufſätze ſammeln, machen es umgekehrt.

Nachdem ihre Gerichte, in den Morgen- und Abendblättern, zerhackt und gemiſcht genoſſen werden, ſammeln ſie den brauchbaren Reſt ſpäter, und tragen die Gerichte ganz auf. — Einige merkwürdige alte Gebäude. Der herzogliche Park und die neue Promenade, die ſich um die Stadt zieht, ſinnvoll und großartig angelegt. — Zu Nacht gegeſſen in Viewegs Garten mit angenehmer Geſellſchaft.

Samſtag, den 20. September.

Die Stadt hat etwas freundliches, wohnliches, artige Brunnen, ſchöner Park, Spaziergänge rund herum, die ſinnvoll, geräumig, großartig angelegt ſind, das Straßenpflaſter iſt gar nicht ariſtokratiſch, der Fahrweg iſt ſchlecht, aber für die Fußgänger iſt durch Trottoirs von breiten Quaderſteinen, die zweckmäßig nicht erhöht ſind, auch in den engſten Straßen geſorgt. Mehrere alte und alterthümliche Gebäude geben der Stadt ein **herkömmliches** Anſehen. Ich habe doch etwas von Fouqué in meinen urbaniſchen

Neigungen: ich kann die neuen Glückspilzartig aufgekommenen Städte nicht leiden, doch geht meine Liebe zum architektoniſchen Adel nicht ſo weit, daß ich wie jener Neapel verachte, weil es Neuſtadt heißt. — Vieweg aß mit mir auf meinem Zimmer. Sehr ſchlechtes Wirthshaus-Eſſen hier und in Hannover. Ich finde mich meines ſchwachen Magens wegen ſehr wohl bei der Diät. In Hannover im erſten Gaſthofe kam nicht einmal Obſt als Deſſert auf den Tiſch; aber nach dem Braten kam eine Obſthändlerin in den Speiſeſaal, und bot den Gäſten die Früchte an; das ſcheint üblich zu ſeyn. Ich begreife nicht, wie ein Wirth, ohne roth zu werden, es zuſehen kann, daß ein Gaſt an ſeinem Tiſche ſich für ſein Geld ein Privatvergnügen macht. — Wieder in Barthels Garten geweſen, wieder im rechten und linken Saale zwei beſondere gedeckte Tiſche gefunden. — Das Muſeum beſucht. Gemälde, Statuen, künſtliche Werke aller Art. Es ſchwindelte mir wie gewöhnlich. Man wird von der kurzen Zeit ſo gedrängt. Die aufpaſſendſten Aufpaſſer ſind hier, die ich je getroffen, ſie gehen einem nicht von der Seite. Ein fünf Schuh hohes und noch breiteres Gemälde, darſtellend die ſchöne Eſther mit dem garſtigen Ahasverus, betrachtete ich ſo aufmerkſam, daß ein Aufſeher auf den Gedanken kommen mochte, ich wollte die ſchöne Eſther einſtecken, denn er ſaß mir auf dem Nacken. Als ich aus den Gemälde-Zimmern in die Antiken-Gallerie zurückkehren wollte, fand ich die Thüre verſchloſſen, und es dauerte lange bis einer von außen kam, ſie zu öffnen. Auch die Wache am Eingange des Muſeums ſcheint angewieſen zu ſeyn, den Austretenden auf die Finger zu ſehen, ſie betrachtete mich ſehr prüfend. Das Muſeum iſt wöchentlich nur zwei Mal zwei Stunden lang geöffnet, und doch muß ſelbſt jeder Einwohner eine auf ſeinen Namen ausgeſtellte und nur auf dieſen Tag gültige Einlaßkarte haben. — Ein Cruzifix aus Elfenbein von Michel Angelo, am Fußgeſtell in

Silber getrieben von Benvenuto Cellini. Ich liebe den Elfenbein nicht. Es iſt ein unedles und dabei kaltes und ſchroffes Material; es hat eine widerliche Krankenfarbe. Den Jupiter von Phidias kann ich mir nicht ſchön denken.

Hier ſind eine Art Soldaten, ſchwarz wie die Leichenbitter gekleidet. Das gefiel mir. Soldaten ſollten alle ſo maleriſch gekleidet ſeyn. Es iſt nichts lächerlicher als wenn ſolche Todtengräber ſich weiß, blau, roth und golden anputzen, als ſeyen ſie Hochzeitgäſte.

Sonntag, den 21. September.

— Ein einziges Mal in meinem Leben ſprach ich mit einem Fürſten der die viel gelobte, aber meiner Meinung nach gar nicht löbliche Sitte hatte, jede Woche für ſeine Unterthanen öffentliche Audienz zu geben. Ich überreichte ihm eine Bittſchrift um Anſtellung als Actuar bei einem Amte und trug mein Geſuch auch mündlich vor. Nachdem ich fünf Minuten lang von der Sache geſprochen, ſagte der Fürſt: er ſehe gar kein

Hinderniß ein, warum ich nicht Accoucheur werden könnte. Ich war ungewöhnlich fein, dankte für die gnädigſte Bewilligung, ließ meine Bittſchrift zurück und ward bald darauf Actuar.

Im Theater geſehen: Roſſinis Barbier. Sehr mittelmäßige Aufführung. Das Haus ſchön.

Hannover. Dienſtag, den 23. September.

Heute Abend von Braunſchweig zurückgekommen. Ich nahm den Weg über Peine, faſt fortwährend eine ſandige Haide, die mir von der Lüneburger, die ich noch nicht kennen gelernt, eine traurige Vorſtellung macht. Es gibt nichts, das trübſinniger machte, als eine baumleere Gegend. Menſchenleere bildet lange kein ſolches Bild von Wüſte und Einöde. Und die ſpärlichen Dörfer, „trockenes Brod und ſaueres Bier." Welch ein freudenloſes Leben führt das nordiſche Landvolk. Keinen Wein, ſchlechtes Bier. Nicht einmal guten Branntwein. Sie hatten ihn früher, erzählte man mir; aber ſeit der weſtphäliſchen

Zeit wurde eine Branntwein-Acciſe eingeführt, die deſſen Herbeiſchaffung aus dem Auslande nicht mehr geſtattet. Hieronymus wurde vertrieben, die Acciſe iſt geblieben. Das Amt eines Pfarrers muß ſchwer ſeyn, in ſolchen dürren, grauen Gegenden. Wofür hätte das Landvolk dem Schöpfer zu danken? Das einfältige Volk, das Gott nur im Himmel ſieht — kann es durch nordiſche trübe Wolkendecke den Blick zum Himmel erheben? Wir Städter, wir Gebildeten, welche fähig geiſtiger Genüſſe, geſelliger Freuden, in dieſen einen Erſatz fänden für den Mangel ſinnlicher Luſt, wir ſchwelgen auch in dieſen, entbehren auch dieſe ſchwer, und nie bedenken wir, und nie ſchmerzt es uns, daß das rohe Landvolk aller ſinnlichen Freuden entbehrt, und keinen Erſatz im geiſtigen Leben dafür hat. Städte ſind nur größere Höfe, Städter untergeordnete Hof- und Edelleute, welche glauben die Welt ſei für ſie allein gemacht, und nie unter ſich auf den Bauer, nie hinaus auf das

Land ſehen. Ich möchte König ſeyn, nur einen Tag — nicht um es beſſer zu machen; denn es wäre ſchrecklich wenn es beſſer ſeyn könnte und nur der Wille der Mächtigen fehlte — ich möchte nur König ſeyn, um mich von der Nothwendigkeit, von der Unabänderlichkeit des Uebels zu überzeugen, und um den peinigenden Gedanken los zu werden, daß es nur Gefühlloſigkeit ſei, welche das Leben des Landvolks ſo traurig bleiben läßt.

Donnerſtag, den 25. September.

Ich muß einmal eine Lobrede für die Gelehrten und Schriftſteller verfaſſen. Ihre Würde wird ſo wenig erkannt, ſie ſind in Deutſchland ſo gering geachtet, ſo ſpärlich belohnt. Ohne ſie gäbe es keinen Ruhm, keine Vergangenheit, ohne ſie würde jeder Menſch die Schöpfung der Welt vom Tage ſeiner Geburt an rechnen. Die Schriftſteller endigten die Zeit der Fabeln und der Mährchen, ſie begannen die Geſchichte. Sie erweitern unſer enges Daſeyn, indem ſie uns entfernte Räume, entfernte Welten kennen lehren. Sie verlängern das kurze Leben indem ſie den Tod hinausrücken und verdienten Menſchen Nachruhm verſchaffen. Sie ſetzen die Geburt zurück, indem ſie vergangne Zeiten nachleben laſſen. Was vergangne Geſchlechter gefühlt, was ſie gedacht, laſſen ſie uns empfinden und denken. Durch ſie genießen wir die Geiſtesfrüchte fremder Klimate, verſchiedener Menſchennaturen, die in unſerer eigenen Temperatur nie gedeihen konnten. ... Ach! ſie werden geringer geachtet als Pferde! Ich wohne hier beim Marſtall und ſehe die Pflege die dieſe genießen. Sie haben nicht blos reichliches und gutes Futter, nein, ſie werden mit Aufmerkſamkeit und Zartgefühl behandelt. Und keine Wochenarbeit. Die hunderte von Pferden ſind nur für den König von England beſtimmt, der nie hierherkömmt. Wieviel verdiente Schriftſteller und Künſtler könnte man dafür unterhalten. Warum haben Fürſten keinen Apollo-Stall für Gelehrte? ... Da ſind acht milchweiße Pferde, von ungemeiner Schönheit. Der Sonnengott dürfte ſich ihrer nicht ſchämen. .. Im Stalle ſah ich einen Pferdeknecht von Bildung, der ſtehenden Fußes, unbeweglich und verzückt wie ein Säulenheiliger, Claurens Mimili las.

Freitag, den 26. September.

Dieſen Morgen wurden zwei Mörder mit dem Schwerte hingerichtet. Ich ſah ſie hinausfahren zum Blutgerüſte. Je einer hatte ſeinen eignen Karren und ſeine zwei Geiſtlichen. Wie liebenswürdig iſt die chriſtliche Religion, wenn ſie Verurtheilte die alles verlaſſen: die Freundſchaft, das Mitleid, des Richters Barmherzigkeit, die Hoffnung, ach! und der innere Seelenfriede, begleitet bis an die Pforte des Todes; wie rührend iſt es, wenn der Prieſter dem blutbeſudelten verabſcheuten Mörder den letzten Bruderkuß warmer Menſchenlippe mit hinübergibt in die kalte ewige Nacht! Es war der reinſte blaue Himmel, die wärmſte goldne Sonne ſchaute herab. Ach! man ſollte keinen hinrichten an einem ſchönen Tage, man ſollte eine trübe, unfreundliche Witterung abwarten. — Der Uebergang von grau zu ſchwarz iſt minder troſtlos, weniger ſchmerzlich. Es war ſchauerlich zu ſehen, wie der Gerichtete, der rückwärts im Wagen ſaß, ſich dann und wann umſah, zu erforſchen, ob er bald an dem Ort ſeiner Beſtimmung angekommen. Er ward oft ohnmächtig im Wagen. Es muß ein ſchweres Geſchäft ſeyn, das die Geiſtlichen mit ſolchen Menſchen haben. Ich ſah, wie ſie betend und tröſtend dem armen Teufel zuweilen auf die Schulter klopften, ihm Muth einzuſprechen. Es ſah recht gutmüthig aus; aber ich mußte doch lächeln.

Den 29. September.

Man durchleſe den ganzen Livius, alle die Kriege, alle die Schlachten, welche Rom je geführt und geſchlagen, ob einer ihrer zahlloſen Siege ſo herzerhebend, ob je eine Siegesluſt, ein Siegestaumel ſo rührend geweſen, als hier der Kampf und der Sieg, den die Sklaven für ihre Freiheit gefochten, für ihre Freiheit errungen! und wie lebhaft hat ihn Livius geſchildert, er, dem doch ſonſt überall Roms Unabhängigkeit für Roms Freiheit, und Roms Allherrſchaft für Roms Unabhängigkeit galt. So bewegt iſt man nicht, wenn die Gallier in, wenn Pyrrhus vor Rom, wenn Hannibal in ſeiner Nähe ſteht. Die Freiheit der Bürger, nicht das, was man die Freiheit der Staaten nennt, erregt das Mitgefühl jeder menſchlichen Bruſt, als das höchſte Gut!

Den 3. Oktober.

Einen königlichen Garten beſucht in der Herrnhäuſer Allee, genannt Monbrillant. Trauben gegeſſen. O wie wäſſrig! Warum haben alle fürſtliche Luſtſchlöſſer franzöſiſche Namen? Sanssouci, Monbijou, Solitude, Fantaisie, Bellevue? .. Welche grasgrüne Trauben werden hier auf der Straße verkauft! ... Neulich an der Wirthstafel machten ſich Hannoveraner Herrn luſtig über die Südländer; was das

Königreich Hannover wäre, das wüßten ſie gar nicht bei uns . . . Aber iſt nicht ſüdliche Natur ein adlige, ahnenreiche, begüterte, alte, geſchichtsvolle, — nördliche aber eine bürgerliche, geſchlechtsloſe, arme, heraufgekommene, und hat unſer ſüdliches Volk nicht das Recht mit einigem Adel- und Natur-Fruchtſtolze auf den Norden herabzuſehen?

Wahrbehmen. Donnerſtag, den 9. Oktober.

Dieſen Morgen mit einem Einſpänner die Reiſe nach Hamburg angetreten. In Celle zu Mittag gegeſſen im Hôtel d'Hannover. „Kutſcher! Iſt Celle ein großer Ort?“ — „s'iſt ein kleines Dinges.“ Aber das kleine Dinges kam mir artig und freundlich vor. In Wahrbehmen, dem nächſten Dorfe hinter Bergen (eine Stunde entfernt) übernachtet. Ich bat den Wirth um die Hamburger Zeitung. Er entſchuldigte ſich ſehr, daß er mir ſie nicht geben könne, ein Commiſſair, den er im Hauſe habe, habe ſie mitgenommen. Er bedaure es unendlich, die heutige Zeitung ſei wichtig, die Ruſſen hätten einen großen Sieg erfochten. „Ich habe aber ein Büchelchen, Münchhauſen, es ſind närriſche Geſchichten, aber lauter Lügen und Fabeln darin, wenn Sie es haben wollen.“ . . . O her damit. — Iſt es aber nicht ärgerlich. Wenn ich dieſe Naivität des Wirths gedruckt erzählte, würden die Leſer glauben, es ſei erfunden, und dann wäre es freilich ein Spaß, der alt und dumm wäre. Aber als wahre Geſchichte iſt es ſchön. —

Haarburg. Freitag, den 10. Oktober.

Um acht Uhr Abends hier angekommen. Unweit Haarburg ſah ich links Hamburg im hellen Lampenſchein. Eingekehrt im weißen Schwanen. — Im Einſpänner hatte ich heute folgende Gedanken. Das was Sterne, was die Humoriſten rechter Art ſo liebenswürdig und gefällig macht, iſt die Nackheit in der ſie Seele und Herz zeigen. Zum Humor gehört Unſchuld. Der geſellſchaftliche Anſtand erfordert, daß die Seele, ſei ſie noch ſo wohlgebildet, bekleidet erſcheine. Dieſes iſt im geſelligen Leben nöthig, daß man die häßlichen von den ſchönen nicht unununterſcheiden könne. Die Cultur verbeſſert das phyſiſche, und verſchlimmert das moraliſche Clima. Je feiner die Ausbildung der bürgerlichen Geſellſchaft, je rauher die Luft, und man muß gegen Wind und Wetter, gegen Argwohn, Verleumdung, Mißverſtändniſſe ſein Herz ſchützen. Der ächte Humor zeigt das Herz nackt aus Unſchuld, der falſche aus Unverſchämtheit. Der eine iſt muthig, der andere frech.

Die gegenwärtige Krankheits-Conſtitution iſt ſtheniſch, die vor dreißig Jahren war aſtheniſch. Die Zeit des ſiebenjährigen Krieges iſt die des ſchlaffen Philiſterthums. Darauf beſoffen ſich die Menſchen im Rum der franzöſiſchen Revolution und überreizten ſich. Guter Gott wer hätte je gedacht, daß deutſche Nerven aſtheniſirt werden müßten.

Eine Zeit wird kommen, wo Fürſten und Pockennarben von gleicher Seltenheit ſeyn werden.

— Jetzt, da die Central-Unterſuchungs-Commiſſion in Mainz aufgehoben, darf ich wohl darüber eifern, daß in Deutſchland kein allgemein gültiges Münzſyſtem eingeführt!

Hamburg. Samſtag, den 11. Oktober.

Um acht Uhr in einem Ewer von Haarburg hierher gefahren. Wir hatten günſtigen Wind, in einer Stunde machten wir den Weg. Das Schiff ging ſo ſchnell wie ein Dampfſchiff auf dem Rhein. Von dieſem Segelſyſtem hatte ich gar keine Vorſtellung. Hamburg der Anblick, mit Altona zuſammenhängend großartig. Der Hafen! Die Schiffe wie Elephanten, die kleinen Gondelchen, wie Enten dazwiſchen rudernd. — Eingekehrt im Hôtel Belvedere auf dem Jungfernſtieg. — Die Pavillons, Kaffeehäuſer an der Alſter ſchön, nicht ſo hell wie in Paris. —

Sonntag, den 12. Oktober.

Die Oper Axur oder Tarar geſehen. Muſik von Salieri. Gute altmütterliche Muſik. Konnte aber von den drei Akten nur einen aushalten.

Wenn ein Gott zur Oper die Muſik machte, der Teufel ſchreibt immer den Text. Auf dem Textbuch ſteht: „nach dem Franzöſiſchen und Italieniſchen des Beaumarchais und Abbate Caſti von Schmieder.“ Der Tyrann Arur der, wie alle Opertyrannen im Baſſe ſingt, gegen die Natur und Erfahrung (ich wollte wetten, daß Don Miguel von Portugal ein feines Stimmchen hat) ergötzte mich ſehr durch ſein neues therapeutiſches Syſtem. Die von ihm angebetete und ihrem Manne, dem Feldherrn Tarar geraubte Aſtaſia, bekömmt im Serail vor Schrecken und Zorn eine Ohnmacht. Da donnert der wüthende Arur ſingend ſeinen Eunuchen und Mädchen zu: „Ihr Elenden! macht, daß ſich wieder ihre Augen öffnen! Eilt ihr zu Hülfe! Weckt Ihr mir ſie nicht wieder, ſo ſchwör ich's bei dem Schwerte, mein ganz Serail ſoll dann meine Wuth empfinden.“ Das erſchrockene Serail thut ſein Möglichſtes, und die Ohnmächtige wird ins Leben zurückgerufen. Ach! ſtände hinter jedem Arzte ſo ein aufmunternder

Arur! — — Das Haus geräumig, ſchön und mit edler Einfachheit geſchmückt. Es thut einem ganz wohl keine Hofloge zu ſehen. Der erſte Rang Logen nicht wie in Frankfurt mit Geldadligen gefüllt. Beſcheiden bürgerlich ſehen die Banquier-Frauen aus.

Montag den 13. Oktober.

Der gelehrte Stand ſoll (nach v. Heß ſehr gutem Buche) hier ſehr wenig gelten. Wie viel Mark Banko ich hier wohl werth ſeyn mag? — Ich habe mir den Eindruck verdorben, den London einſt auf mich machen wird; denn ſo klein Hamburg auch dagegen iſt, ſo ähnlich mag es ihm doch ſeyn.

Dienſtag, den 14. Oktober.

Hier gibt es: 1. Die Stadtpoſt. 2. Preußiſche Poſt. 3. Tariſche Poſt. 4. Däniſche Poſt. 5. Schwediſche Poſt. 6. Hanöveriſche Poſt. 7. Meklenburger Poſt. 8. Amerikaniſches Poſthaus. Jede ihr beſonderes Haus. An Tagen und Stunden, wo dieſe Poſten nicht gehen, haben ſie ihre Guckfenſterchen zugeſchloſſen, und man kann keine Briefe abgeben, und hat einen großen Weg umſonſt gemacht. Die Zeit die man braucht, alle die Tage und Stunden auswendig zu lernen, wo die Briefe nach den verſchiedenen Orten abgehen, könnte man beſſer benutzen, etwas Chineſiſch zu lernen. Warum haben dieſe Poſten nicht wenigſtens ein Haus? O Teutonia, was haſt du für ſchwache Beine! — — Die Scheidemünze ſcheidet die deutſchen Lande. — — Mit dem jungen M. nach Eimsbüttel gefahren. Die ſchöne Mariane (Wirthin) nicht zu Hauſe gefunden. Selbſt ihr Zimmer, wo ihr Portrait hängt, war verſchloſſen. Aus dem Garten konnte man in's Zimmer ſehen. Die ſchöne Mariane im rothen Schawl lehnt ſich an einen Stuhl. Im Zimmer Kupferſtiche von Fürſten (die ihre Liebhaber geweſen). — — Im Hafen mit M. herumgefahren. Das Gondelchen tanzte allerliebſt auf den ſtürmiſchen Wellen. Das Amſterdammer

Dampfſchiff beſtiegen. Einrichtung der Betten. — Dann ein amerikaniſches Kauffartheiſchiff beſtiegen. Den Maſtbaum hinaufgeklettert; konnte aber wegen des heftigen Windes nicht bis zum Maſtkorbe kommen. — Abends bei Mendel auf dem Valentins-camp. Hôtel de Rome. Einer der ſogenannten Salons, wo Abends ehrbare Herrn und unehrbare Mädchen ſich verſammeln. Ein Engländer der nicht alt und nicht jung, ließ ſich von allen Mädchen in's Buch ſchreiben. Ich weiß nicht, that er es aus Humor oder zu ſeinem idylliſchen Vergnügen; aber die Sammlung iſt ſchön. Ich ließ mir von einer Ruſſin einen Vers in mein Taſchenbuch ſchreiben, darin keine Spur jener empfindſamen Stammbuchgedichte; die reine liebe Natur. Ein moraliſcher Reiſebeſchreiber, der gebildeten Leſern erzählt, hat es gar zu ſchlimm. Das Beſte muß er verſchweigen. Eine Andere ſagte mir: „Sie ſind ein pfiffiger Donjon (Don Juan)" — — Amerikaniſche Capitains, Pilots, ernſthafte Engländer, ach! und junge

Leute von achtzehn Jahren, die nicht den Humor von der Sache haben, ſondern etwas Schlimmeres.

Mittwoch, den 15. Oktober.

Das vom Meer belagerte Land... Das Meer, einſt Herr der ganzen Erde, hat durch Rebellion einen Theil ſeines Gebiets verloren. — Das Volk hier ſoll gut ſein, aber prompt; man bekömmt leichter Schläge, als man ſie verdient. — Leute die gut hören, ſagen man höre im Theater nicht gut. Ich kann nicht davon urtheilen.

Samſtag, den 18. Oktober.

Vormittag war zur Feier des 18. Oktobers große Parade des Bürgermilitärs auf dem Felde. Eine große Ebene. Senatorszelt. Zelte für Erfriſchungen mit Flaggen. Die Soldaten ſangen im Corps kirchliche und vaterländiſche Lieder, was ſich gut ausnahm. Dann war unendliches Vivatgeſchrei. Erſt die Häupter der Stadt, dann in abſteigender Ordnung die der Offiziere, ſo daß jedes Corps, jedes Bataillon und Compagnie ihre Offiziere leben ließen. Eine ungeheure Menſchenzahl und die vielen Wagen und Reiter machten den Anblick ſchön. — Abends im Salon bei Ahrens. Mit Gas beleuchteter ſchöner Saal mit Transparenten von der Völkerſchlacht bei Leipzig. Die Mädchen im Garten ſeufzten über die Verwüſtungen der grauſen Völkerſchlacht, und ſuchten ſie wieder gut zu machen.

Sonntag, den 19. Oktober.

Ueber die Befugniß, ob die Bader auch außerhalb den Badſtuben in Hamburg ſcheeren dürften, entſpann ſich zwiſchen ihnen und den Barbierern ein Rechtsſtreit, der im Jahr 1603 ans Kammergericht ging und hier nach ein und neunzig Jahren am 26. Oktober 1694 zu Gunſten der Barbierer abgeurtheilt ward. (Von Heß. Hamburg) — — Vor zwei Jahren feierten in einer kleinen mecklenburgiſchen Stadt die dortigen Advokaten (der gegenſeitigen Partheien) das hundertjährige Jubiläum eines Prozeſſes! —

Abends war Altona illuminirt, wegen der Anweſenheit eines jungen däniſchen Prinzen. An allen Fenſtern Lichter zwiſchen Blumen. Es iſt recht angenehm ein deutſcher Prinz zu ſein!

Montag, den 20. Oktober.

Mittag zwiſchen zwei und drei verſammeln ſich täglich in einer Halle des Rathhauſes ſämmtliche Advokaten, um ſich unter ſich und mit ihren Clienten zu beſprechen. Innerhalb dieſer iſt ein beſonders abgeſchloſſener, mit einem Geländer umgebener Platz, wo ſich die Advokaten aufhalten; dieſen Platz ſo wie die Verſammlung ſelbſt nennt man das Gehäge. Außerhalb des Gehäges iſt ein Haufen allerlei Leute, mit bedecktem Kopfe. Innerhalb des Gehäges aber muß man den Hut abnehmen — Bänke zum Sitzen laufen innerhalb des Gehäges, und Tiſche mit Schreibzeug ſtehen bereit. Hamburg hat nur neunzig Advokaten. Ich muß es ihnen zum Lobe nachſagen, ſie ſehen gar nicht pfiffig aus, ſondern ehrlich und gut, und die Brillen, welche manche trugen, waren von ganz aufrichtigem weißen Glaſe. An der Wand des Gehäges hängt eine Tafel mit der Inſchrift von goldenen Buchſtaben

Libertatem quam peperere majores
Digne studeat servare posteritas.

Dieſe Inſchrift befand ſich ſonſt über einem der Stadtthore. Das Gehäge wird nur an den Tagen gehalten, wenn Rathsverſammlung iſt. Um drei Uhr treten die drei Oberhäupter der Stadt aus dem Sitzungsſaale und gehen vor dem Gehäge vorbei. Die betagten Senatoren ſehen recht ehrwürdig, ächt römiſch aus. Ihnen voraus Platz machend, treten drei Rathsdiener. Man hätte ſie für die Lictoren halten können, ihnen fehlten nur die Fasces. Sobald die Senatoren erſcheinen, ſtehen die Advokaten auf und verneigen ſich ehrfurchtsvoll.

Mittwoch, den 22. Oktober.

Nach Blankeneſe. Dort den Süllberg beſtiegen. Unten im Keſſel Blankeneſe. Rechts, links vor den Blicken die herrliche Elbe, groß wie die See, glänzend im Sonnenſchein. So ſich allein zu fühlen auf dem Waſſer, nicht beengt! Rechts auf dem Kirchhof in Ottenſee, Klopſtocks Grab.

Donnerstag, den 23. Oktober.

Durch den Hafen gefahren. Was man in der Jugend von Seefahrten und Schiffbrüchen geleſen, wird uns ſo klar. Mohr auf dem Schiffe welcher den Koch macht, lebendige Schweine. — Die Ausſicht auf den Stintfang! Elbpavillon. Baumhaus. — — Straßenkehricht in Hamburg, heißt Gaſſenkummer.

Das Theater auf der Steinſtraße beſucht, ein Winkeltheater. So klein wie eine Marionettenbude. Blos ein Parterre und eine Gallerie von Logen. Dem Fridolin, den ich abzuwarten keine Geduld hatte, ging ein Stück vorher, der alte Narr genannt. Ich glaube es heißt, der Schauſpieler wider Willen. Ein Haushofmeiſter auf einem gräflichen Gute und ein Schauſpieldirektor, Vorſteher einer vom Grafen engagirten Truppe, treten darin auf. Der Schauſpieldirektor hält unter allerlei Verkleidungen den Haushofmeiſter zum Beſten. Es war gar zu arg! Der Haushofmeiſter dampfte in Natur ſeine Pfeiſe Taback. Den Komödiant ſpielte ein Gaſtſpieler „vom deutſchen Theater in Gothenburg.“ Eine gute Schule! Einmal fragte er: Iſt kein Theaterrecenſent in der Nähe, daß ich ihn durchprügle? Und ſchwang dabei einen fürchterlich dicken und langen Knotenſtock. Das Haus iſt ſo niedrig, daß er mich von der Bühne in meiner Loge, mit der Spitze des Stockes hätte erreichen können. Ich zitterte, er möchte mich als Rezenſent erkennen. Zum Glücke bin ich in Gothenburg nicht bekannt. Man hatte mich gewarnt in dieſem Theater über Dummheiten nicht ironiſch zu lachen; man könne vom Volk, das die Sache ernſt nähme, leicht Prügel bekommen. Ich merkte mir das, lachte gutherzig und ernſthaft, und verließ ungeprügelt das Haus. An der Thüre bat mich ein zwölfjähriger Bube, der ſeine Cigarre dampfte, um meine Contremarque.

Samſtag den 26. Oktober.

Die Börſe. Der Verſammlungsort iſt halb bedeckt, halb frei. Um halb vier Uhr wird durch eine Glocke das Zeichen zur Börſe gegeben. Auf einem ſchwarzen Brette ſind weiß die Namen der muthwilligen und boshaften Fallliten von 1754 bis 1819 gemalt. Das ſcheint ſpäter abgekommen zu ſein. Man ſieht nur noch kleine Bankeroteur mit den Prozenten ihrer Tugend-Dividende auf vergänglichem Papier geſchrieben. Mäckler ziehen große Stücke weißen Zucker aus der Taſche und laſſen ihn betrachten; Andere an Faden gereihte Candisſtücke. Ich dachte anfänglich Hamburger huſtende Kaufleute wären artig und theilten ſich Bonbons mit. Andere Mäckler bringen kleine Säcke voll Caffee und Getreide zum Vorſchein. Die Kaufluſtigen nehmen den Caffee oder Waizen in die Hand, drücken ihn lange und inbrünſtig an Mund und

Naſe und laſſen ihn durch die Finger laufen. Ich bewunderte die Großartigkeit dieſes Handels; manches Loth Caffee fiel zwiſchen die Finger auf den Boden und man achtete es nicht. Einen hörte ich mit Geringſchätzung und Achſelzucken ſagen: „es ſind lauter lange Bohnen“. Das muß alſo nicht gut ſein. — Ich als ein Böhnhaſe zog ein langes Bleiſtift aus meinem Taſchenbuche ſchrieb emſig in mein Buch, und gab mir ein Anſehen. — Anzeigen von Auctionen. Eine Parthey Caffee. — Blumenverkäuferinnen winden ſich zwiſchen die ernſten Handelsherrn, und mildern deren Geſichter wie eine Roſe an dem Knopfloche eines ehrwürdigen Bürgermeiſters. — Von oben geſehen war das Gedränge das wahre Bild nicht einer feierlich bewegten Menge (wie Göthe ſagt), ſondern eines lächerlich bewegten Ameiſenhaufens. Tauſende, Mann an Mann gedrängt, und doch weiß jeder den Suchenden zum Rendez-vous ſeinen Platz zu beſtimmen. Der Himmel weiß wie ſie das anfangen! — — Aber, meine Herrn Kaufleute, wiſſen Sie denn auch, woher das Wort Börſe kommt? Sie wiſſen es nicht, ich aber weiß es. Schätzen Sie darum die Gelehrten etwas, wenn auch unter Pari, doch nicht gar zu tief.“ Die erſte Börſe ward im Jahr 1531 zu Antwerpen gebaut. Auf der Stelle, wo ſie angelegt wurde, ſtand ein altes Haus, woran das Wappenſchild einer bekannten Familie zu ſehen war, an welchem drei Beutel (Bourses) hingen, die gleichfalls zum Wappen gehörten. Man hatte dieſes Haus nur im gemeinen Leben die Bourſes genannt. Dieſer Name ward auf das Inſtitut, den Verſammlungsort der Kaufleute übertragen. Als andere Handelsplätze dieſes Gebäude in ihrer Mitte nachahmten, behielten ſie eben dieſe Benennung bei, welche jetzt bei den meiſten Nationen die nehmliche iſt. Dieſe Nachricht befindet ſich in einem 1702 in Haag gedruckten Buche: nouveau voyage d'Italie 4me édition. Tom. 3. p. 131.“ (Heß. Hamburg. 2 Thl. p. 361.)

Sonntag den 26. Oktober.

Börſenhalle — „Armer Freund, guter Doktor, wie viel Mark Banko, magſt du hier wohl werth ſein?“ rief ich leiſe aus, als ich in den Plutustempel trat. Ich hatte das herzlichſte Mitleid mit mir. Ich wollte meinen Aerger mit Philoſophie beſtreichen, es half aber wenig. Ich dachte: die Herren haben ihr Geld doch nur für uns, für uns bemühen ſie ſich. Was der Handel Großes, Schönes ſchafft, die Hafen, ſchwachen Menſchen göttlicher Muth, Erfindungsgeiſt, Ehevereine zwiſchen Völkern — wir genießen es allein. Aeſthetiſch genießt kein Kaufmann. (Ein ſehr dicker Roſtbeaf-Mann ſah mich ſo gutmüthig ironiſch an, als hätte er meinen leiſen Gedanken gehört.) Nur der Gelehrte genießt das Handelsleben und der Matroſe im Rum. Ich griff in die Taſche; das iſt eine andere Börſe als deine, fühlte ich deutlich; das Gebäude iſt großartig, wie ein überbauter Markt. Die Halle, beſonders die Leſezimmer, ſind Abends trübe beleuchtet. An manchen Tiſchen kann man kaum die Zeitung leſen. Das muß wohl in deutſcher Art liegen, helle Beleuchtung wenigſtens nicht zu vermiſſen. Bei der großartigen Einrichtung der Börſenhalle, wobei nichts geſpart wird, brauchte es blos des geäußerten Wunſches einiger Mitglieder, um die Beleuchtung beſſer zu machen. Die ſchlechteſte Schenke in Paris iſt tageshell beleuchtet, und wäre ſie es nicht, ginge niemand hinein. Ich finde überhaupt, daß es in reichen Häuſern an Licht fehlt. — In allem was den Kaufmann zu wiſſen intereſſirt (doch nicht in allem, was ihn zu wiſſen intereſſiren ſollte) kann er ſich da unterrichten. Da liegt ein Buch für die eingeführten Fremden (jährlich 6000). Eines worin die durch Privatcorreſpondenz oder Zeitungen eingegangenen politiſchen Neuigkeiten gleich eingetragen werden. — Mehrere ſchwarze Bretter, die eine andere Beſtimmung haben als die auf der Univerſität. Die Schiffsgelegenheiten ſind darauf angeſchlagen.

Jede Weltgegend, Amerika, Weſtindien, Frankreich, England, die nordiſchen Länder, haben ihr beſonderes Brett. Da heißt es: „das ſchöne mit Kupfer beſchlagene Schiff A. Kapitain N. angenehme Gelegenheit nach Liſſabon.“ Was kümmert ſich das Meer um Kupfer? Es hat einen guten Magen, es frißt Holz, Fleiſch, Eiſen, Kupfer, was es erreichen kann. — Angenehme Gelegenheit für Paſſagiere nach Liſſabon. Teufel! angenehme Gelegenheit ſich hängen zu laſſen. Nein, mein guter Michel! Und wäre das Schiff mit Gold beſchlagen, ſtatt mit Kupfer, ich käme dir nicht nahe. Schöne Gelegenheit! In zehen Tagen aus dem naßkalten Hamburg in Bordeaux, Liſſabon, Mallaga! — Es ſcheint mir ein trauriges Loos der Kaufleute, daß ihnen Furcht und Hoffnung ſo baar in das Herz kömmt. Es iſt doch ein ſchönes Loos zu hoffen auf Eſſen, auf Kutſche und Pferde, zu fürchten daß man verhungere. — Der Eigenthümer verdient jährlich mehr als 100,000 Mark. 2000

Abonnenten, jährlich 40, 50, 60 Mark Beiträge, je nach der Länge oder Kürze des Abonnements. — Die Börſenhalle, eine Abendzeitung, hat 4000 Abonnenten. Literariſche Blätter der Börſenhalle. Außer den unzähligen franzöſiſchen und engliſchen Blättern, die das ganze Jahr hindurch zum Theile doppelt gehalten, werden die engliſchen Blätter im Winter mehrmal beſtellt, über Holland und Kopenhagen, daß ſie bei jedem Winde eins oder das andere eintreffen. — Das ſchlechte Papier zu den däniſchen und ſchwediſchen Zeitungen. Es iſt faſt blau.

Soltau. Montag den 27. Oktober.

Morgens acht Uhr beſtieg ich die Dampffähre nach Haarburg. Ein jämmerliches Fahrzeug, mit einem Loche von Cajüte. Wir brauchten drei Stunden zur Ueberfahrt. Das Schiff iſt nach einer neuen Art gebaut, ſo daß der Keſſel nicht platzen kann. Es gibt nichts Langweiligeres als dieſe Sicherheit. Man platzte lieber. Um 12 Uhr Haarburg extrapoſt verlaſſen. Abends ſieben Uhr in Soltau angekommen, in der Poſt. Alles ſah ſo feierlich aus. Der Poſtmeiſter, die Frau, die Tochter im Sonntags-Putze. Die Vorplätze im ganzen Hauſe beleuchtet. Es duftete nach Räucherkerzchen. In der Küche frohe Geſchäftigkeit. Man wartete auf die Herzogin von Gotha. Sie war (ich erzählte es) dieſen Vormittag auf ihrer Fahrt nach Haarburg mit ihrem Schiffe auf den Sand gerathen, kam darum ſpäter an. Ich hatte mein Schlafzimmer neben dem der Herzogin. Ich fürchtete mich zu huſten. Ja, ich bin auch ein Hofmann, wenn es darauf ankömmt. Die armen Leute im Hauſe hatten ganz den Kopf verloren. Thee, Rum, Lichtputze, Brod, Butter, Pfeffer, Schinken, Meſſer, bekam ich nach angeführter Ordnung in Zwiſchenräumen von fünf Minuten. Um zwei Uhr Nachts reiste ich wieder ab. Auf allen Poſtſtationen mußte ich Rechenſchaft geben, wenn die Herzogin käme. (Um ein Uhr Mittags

Dienſtag den 28. Oktober kam ich in Hannover an).

Sonntag den 16. November.

Ich zählte geſtern 160 Pferde im Marſtalle. — In den letzten Tagen meine Ankündigung der geſammelten Schriften in den Druck gegeben. — Abends Don Juan geſehen mit J. und Frau Medicinalräthin K. aus Celle. Die Aufführung war ſehr ſchlecht. Das Tempo, der Geiſt fehlte oft. Einige Sängerinnen ſangen falſch. — Die königliche Loge wird ſeit länger als einem Jahrhundert erleuchtet, und die Etikette verbietet ſich hineinzuſetzen, ſie bleibt alſo leer. Der Eingang ins Theater, die langen, gepflaſterten, düſter beleuchteten Gänge machen glauben, man käme in eine Kaſerne. Das Haus wird nicht geheizt, im ſtrengſten Winter nicht. Wie die zarten adligen Weiber dies aushalten, iſt unbegreiflich. Welche Todesſtille, welcher Winterfroſt, im bürgerlich hannöveriſchen Zuſchauervolke. Zwiſchen den Akten, glaubte man in der Kirche zu ſeyn.

Den 17. November.

Das Parquet oder der größere vordere Theil des Parterres iſt meiſtentheils von Offizieren beſetzt. Es ſieht aus, als bewachen ſie das bürgerliche Spitzbubenparterre. Den Offizieren koſtet die Entrée nur zwei Groſchen. Aber ſie müſſen auch abweſend, ſelbſt auf Urlaub befindlich, bezahlen. Das Geld wird ihnen von ihrem Solde abgezogen. Man will ſie zu einer anſtändigen Zerſtreuung zwingen, man will ſie beſchäftigen außer der Dienſtzeit.

Den 18. November.

Die Pferde des Marſtalls dürfen von Keinem gebraucht werden, nicht einmal vom Generalgouverneur. Dieſem ſind zwei Geſpann angewieſen, und will er mehr, muß er erſt beim Oberſtallmeiſter darum anhalten.

Den 21. November.

Seit dem 14. November arbeite ich an der Kritik von Immermanns Trauerſpiel in Tyrol.

Habe im literariſchen Converſationsblatte das Lob eines Ultra über die neue Ausgabe des Converſations-Lexikon geleſen, weil die früheren liberalen Artikel darin gemildert wären.

25. bis 30. November

Der Adel iſt hier Alles. Selbſt Robby's (Conditor's) ſchönes Ladenmädchen lächelt nur Edelleuten zu und ſieht den baar zahlenden Bürgerſtand ernſthaft wie eine Parze an. — Heute die Kritik von Immermanns Tyrol geendigt.

Die künſtlichen Inſurrektionen, welche nicht aus der Tiefe des Volks entſpringen, ſondern durch Staats- und Polizeimaſchinen geleitet und gehoben werden, gleichen den künſtlichen mineraliſchen Waſſern, die der Apotheker verfertigt. Die Ingredienzien dazu ſind ſtärker als ſie die Natur genommen; aber die Wärme fehlt, der Geiſt der Heilſamkeit.

Frei zu machen und zu werden, iſt nun einmal der Deutſchen Geſchicklichkeit nicht; man kann nicht alles verſtehen.

Montag den 1. Dezember.

In unſerer Zeit waren Viele vieles, aber nicht Einer alles; auch Napoleon nicht.

Samſtag den 7. Dezember.

Heute erſtes abonnirtes Conzert im Ballhofe. Saal matt und kleinſtädtiſch erleuchtet. Auf den Herzog von Cambridge wurde eine halbe Stunde gewartet. Der untere Theil des Publikums in geſelliger und oſteologiſcher Beziehung lärmte mit billiger Ungeduld (mit den Füßen). Dem Adel waren die vorderen Reihe Stühle leer gelaſſen.

Sonnabend den 13. Dezember.

Heute den Aufſatz: Gedanken über den ſechsten Zinsthaler in Deutſchland, geendigt. — Abends Conzert. Symphonie von Beethoven in a Moll. — Beethoven, triumphirende Muſik. Sie giebt Muth, Uebermuth, man fühlt ſich der Herr der Welt. . Mozart, romantiſch, chriſtlich, man denkt an Gott, fühlt ſich unterwürfig. Das ſelbſt in Mozarts Freudenliedern. Der Vogelfänger

— als wenn ein Engel luſtig wäre! Don Juan's Champagnerlied .. iſt es nicht, als wenn das Weinen mit dem Lachen kämpfte, hört man nicht, daß Don Juan den Geiſterruf ſeines Gewiſſens übertäuben will? Und es gelingt ihm nicht. Seine Angſt tönt hervor. Lautet es nicht, als wollte er durch Singen ſeine Furcht vertreiben, als ginge er mit eilenden Schritten über die nächtlichen Schrecken eines Kirchhofes? Dieſe Arie hat mich immer gerührt. —

Den 16. Dezember.

Las heute in der Poſtzeitung einen Bericht aus Göttingen, das Lob, den Flor der Univerſität, die Sittlichkeit und den Fleiß der Studenten betreffend. Darin wird unter andern gemeldet, die bisher ſtattgefundenen Disputirübungen der Studenten über einzelne Theſes würden aufhören, und ſchriftliche Aufſätze an deren Stelle treten. — Ja ſo! Sie fürchten den Leuten den Mund zu öffnen. —

Donnerſtag den 1. Januar 1829.

Geſtern Abend Ball bei Hannſtein. Die Einrichtung war muſterhaft. Um zwölf Uhr tönte in die Muſik der Nachtwächter mit ſeinem Horn in den Saal hinein; es war wie die Poſaune des Weltgerichts zum Jubel. — Junges ſchönes Mädchen. Schwer Athmen. Während ſie pauſirte, tanzte ihr Auge, jeder Muskel. Um 12 Uhr bei Tiſche von den Herrn Neujahrswünſche ausgetheilt. — Es war kein Offizier, kein Beamter noch Adliger auf dem Ball.

Den 5. Januar.

Heute die zweite Lieferung meiner Werke — (3ter Theil) nach Hamburg geſchickt.

Den 8. Januar.

Heute die Kritik von Hamlet geendigt.

Samſtag den 17. Januar.

Geſtern Abend beim Eintreten in die Hannſteiniſche Reſtauration endeten gerade zwei Herrn, die ſpeiſend neben einander ſaßen, ihr Geſpräch mit den Worten „kurz, es iſt eine wahre deutſche Seele.“ Dabei aßen ſie Hühnerfricaſſee, und die Sauce ſchöpften ſie mit Kaffelöffeln, dann erzählten ſie eine Geſchichte vom Hunde Packan.

Montag den 19. Januar.

Geſtern die Vorrede zum erſten Band der Dramaturgie geendigt.

Sonntag den 25. Januar.

In kalten Winternächten wird den armen Leuten in Hannover, in den Hofpferdeſtällen, eine Streu gelegt (über den gepflaſterten Boden), um warm zu liegen. Wie nobel!

Die Bücher der Leihbibliotheken ſind von der Polizei geſtempelt. Das Wappen ein galoppirendes Pferd.

Freitag den 30. Januar.

Geſtern Abend den Maskenball im Ballhofe beſucht. — In vorigen Tagen die Kritik von Wilhelm Tell geſchrieben.

Montag den 2. Februar.

Geſtern die Kritik von Shylock geendigt *). Mein Barbier erzählte mir heute, die Landſtände wären jetzt beiſammen, und ſie äßen um vier Uhr.

Sonnabend den 7. Februar.

Heute das Vorwort zum dritten Bande geendigt.

Den 10. Februar.

Voriges Jahr am Geburtstage des Herzogs von Cambridge (24. Februar) wurde in ſeinem Palais eine Oper aufgeführt, wobei der Theaterdirektor v. Holbein, der Kapellmeiſter Sutor und Conzertmeiſter Maurer beſchäftigt waren. Erſterer als Adliger wurde zum Souper dabehalten, die Andern ließ man gehen.

Den 13. Februar.

Heute den zweiten und vierten Band der Werke, nebſt Vorrede zum erſten und dritten Band nach Hamburg geſchickt.

---

*) Die hier erwähnte Kritik folgt dieſem Tagebuche. A. d. H.

Den 18. Februar.

Heute Spazieren gefahren, nur um Luft zu ſchöpfen, der Wall, die einzige Promenade, lag ſeit mehreren Wochen, weil der Schnee in den Alleen nicht gekehrt wird, ſo unter Schnee und Waſſer, daß ich ſeit mehreren Wochen nicht in's Freie konnte. So eine erbärmliche Straßenreinigung wie hier iſt mir noch nirgends vorgekommen. In keinem polniſchen Dorfe kann es ärger ſeyn.

Den 25. Februar.

Geſtern Abend im Hannſteiniſchen Saal auf einem Ball geweſen, der zur Feyer des Geburtstags des Herzogs von Cambridge gegeben worden. Der Ballunternehmer D*** wies mir eine junge Dame an, die ich zu Tiſche begleiten mußte. „Das Glück iſt mir günſtiger als Ihnen" ſagte ich beim Niederſetzen: „Ich wüßte nicht in wie ferne" antwortete ſie. Es ging indeſſen doch beſſer, als ich erwartete. Es war ein gutes bürgerliches, nicht allzu langweiliges Mädchen.

Herr *** brachte mir bei Tiſche ein Papier mit Bleiſtift, und bat mich einen Toaſt (in Verſen) auf den Dr. *** zu improviſiren. Es ging nicht. Wir Gelehrten haben doch niemals Klein-Geiſt bei uns (gewechſelter Verſtand). — Die ſchönſte Frau auf dem Balle ging mit einem geliehenen ſchönen jungen Mann am Tiſche herum für die Armen zu ſammeln.

Neue Religionen, neue Herrſchaften und neue Geiſter, erwerben ihre Macht durch das Gute, und befeſtigen ſie durch das Schlimme, das ſie an ſich haben.

Den 8. März.

Geſtern und vorgeſtern wegen Unpäßlichkeit zu Hauſe geblieben. — Seit dem 1. meinen Tiſch wieder verlaſſen. Das Eſſen war ziemlich gut; ich verlor aber die Geduld über das unglaublich langſame und ungeſchickte Serviren der Kellner. Ein einziger Kellner beſorgte das Zerſchneiden der Speiſen, war das fertig, wurde eine einzige vollgehäufte

Schüſſel, ſtatt ſie in viele kleine Theile zu vertheilen und auf den Tiſch zu ſtellen herumgetragen. Dieſes ging ſo langſam, daß die eine Hälfte des Tiſches ſchon gegeſſen hatte, als die andere Hälfte erſt zur Schüſſel gelangte. Auf den Kellner mit den Braten folgte ein anderer mit der Sauce, auf dieſen ein anderer mit Salat. Da dieſes aber mit ungleicher Schnelligkeit geſchah, ſo kam die Sauce und Salat als der Braten ſchon verzehrt war. Der Kellner aus Furcht mehr zu ſchneiden als gebraucht wurde, ſchnitt immer weniger ſo daß er zweimal mit dem Herumtragen einhalten mußte, um neuen Proviant zu holen. Der Kellner gab nie die Schüſſel aus den Händen. Hatte jeder ſeinen Schnitt, ſtellte der Kellner das Uebrige auf den Anrichttiſch und ging fort, und wenn man noch einmal von einer Schüſſel haben wollte, war keiner da, es zu bringen. Dieſe Einrichtung war nicht blos aus Ungeſchicklichkeit, ſondern gewiß auch aus Gewinnſucht des Wirths ſo getroffen, der Einem das zweimalige Benutzen einer Schüſſel erſchweren wollte. Auch ſchien es eine Art Unhöflichkeit zu ſeyn, noch einmal zu fordern, ich ſah es nie einen Gaſt thun, höchſtens geſchah es zuweilen von einem der jungen Leute, deren Appetit zu gebieteriſch war. Wie ganz anders im ſüdlichen Deutſchland. In Berlin im erſten Gaſthofe fand ich gleiche Knickrigkeit im Eſſen. Dort koſtet der Tiſch mit einem Schoppen Wein 1 Thlr. 1 gr.

Den 16. März.

Heute der Hofräthin *** nach Berlin auf ihren Brief geantwortet, den ich vor einigen Tagen erhielt, worin ſie und gleichzeitig ihr Schwager, Buchhändler *** in Berlin, mich bat, an einem in deſſen Verlage erſcheinenden belletriſtiſchen Blatte Theil zu nehmen. Abgeſchlagen wegen der Cenſur.

Der Jude Shylock im Kaufmann von Venedig.

Als nach geendigtem Schauſpiele die Frauenzimmer nach Hauſe kamen, erzählten ſie, der Gaſtſpieler, der den Shylock dargeſtellt, ſei hervorgerufen worden, habe ſich wie üblich zierlich bedankt, und habe unter Anderm geſagt: ein ſolches Ungeheuer, wie Shylock, finde man zum Glücke in der Wirklichkeit nie. Da war ich recht froh, daß ein ſchlimmer Huſten mich abgehalten, der Vorſtellung beizuwohnen. Doch vielleicht hatte der menſchenfreundliche Mann nur aus Gutmüthigkeit ſo geſprochen. Es leben in dieſer Stadt viele und reiche Juden, die von ihren chriſtlichen Mitbürgern gehaßt und geneckt werden. Weil nun der fremde Schauſpieler der chriſtlichen Einwohnerſchaft die Schadenfreude gewährt, zu ſeinem

Beneſize den Kaufmann von Venedig zu wählen, wollte er den Juden, die das Haus bevölkern helfen, wohl auch etwas Artiges ſagen. Aber Ernſt durfte es ihm mit ſeiner wunderlichen Rede nicht geweſen ſeyn; ſonſt hätte er gezeigt, daß er ſeine Rolle gar nicht verſtanden. Ob es in der Natur jüdiſche Menſchenfreſſer und Vampyre gibt, oder nicht, darauf kommt es hier nicht an; aber daran iſt ſehr viel gelegen, daß man nicht glaube, der große Dichter habe uns einen kleinen Judenſpiegel für einen Batzen, nach Art des Hundt-Radowsky, zeigen wollen. Wenn der Himmel uns unwiſſenden Menſchen einen Propheten wie Shakespeare ſchickt, ſo geſchieht es wahrlich nicht, blos daß er uns leſen lehre, ſondern zu größerer Botſchaft. Ueberhaupt iſt Shakespeare's Sendung das Predigen und das Lehren nicht. Wollte er aber ja einmal ein Schulmeiſter ſeyn, ſo dachte er im Kaufmann von Venedig gewiß eher daran den Chriſten, als den Juden eine Lehre zu geben.

Shylock's Judenthümlichkeit in Ehren gehalten, dieſe ſchöne Moral, die alle ungemünzten Leidenſchaften verachtet — iſt doch, ſich ſelbſt zum Trotze, etwas Großes, etwas Erhabenes in ihm, das auf ſeine eigene Niedrigkeit mit Stolz herabſehen darf. Shylock iſt ein geſtiegener Jude, ein Rache-Engel; er hat ſich zu einer Höhe hinauf empfunden, wo er fähig wird etwas zu thun, das nicht ſeinem Beutel wuchert, etwas zu thun für Alle. Er will ſein geſchmähtes, niedergetretenes Volk an deſſen Peiniger, dem Chriſten-Volke, rächen. Den Geld-Teufel im Shylock verabſcheuen wir, den geplagten Mann bedauern wir, aber den Rächer unmenſchlicher Verfolgung lieben und bewundern wir. Glaube man ja nicht, es ſey eine Kleinigkeit, einem guten, chriſtlichen Manne ein Pfund Fleiſch aus der Bruſt zu ſchneiden! Das iſt wohl eine Kleinigkeit für einen böſen Chriſten, aber nicht für einen Juden. Der Jude kann grauſam ſeyn von Geiſt, aber von Herzen iſt er es nie; er hat ein weiches, mürbe geſchlagenes

Herz, er iſt mitleidig, er kann kein Blut ſehen. Wer weiß, ob es Shylock ausgeführt, wer weiß ob ihm das Meſſer, das er ſo ſchadenfroh an ſeiner Sohle gewetzt, nach dem erſten Tropfen Blutes nicht aus den Händen gefallen wäre; Antonio hätte wagen dürfen, es darauf ankommen zu laſſen. Und welche Opfer bringt Shylock ſeiner Rache! Dreitauſend, ſechstauſend, neuntauſend Dukaten! Und die Dukaten der Juden, das ſind keine gewöhnlichen Dukaten, die ſind viel mehr werth, als die andern; ihre Liebe zu ihnen vergrößert ſie in ihren Augen. Und nicht blos dieſe Summe wagt er, er wagt mehr, die Zinſen dieſer Summe; denn mehr iſt dem Juden der Gewinn als der Beſitz. Konnte Antonio nicht bezahlen zur Verfallzeit? Aber Shylock vertraut den Rachegöttern, vertraut den Meeresſtürmen und den gefährlichen Winden böſer Gerüchte, und ſie täuſchen ihn nicht. Auch laſſe man ſich von Shylock ja nicht irre machen, wenn er ſagt, er haſſe Antonio, weil dieſer, wie ein Narr, Geld ohne Zinſen verleihe, und dadurch die Zinſen in Venedig herunter bringe, und durch ſeine Entfernung werde er im Handel gewinnen. Nein, darum haßt Shylock den Antonio nicht. Die chriſtliche Kaufmannſchaft in Venedig wird auch nicht aus lauter edlen Antonios beſtanden haben, und ein Mann allein, ſey er noch ſo reich, kann den Werth des Geldes nicht verringern. Shylock iſt ein Jude, er ſchämt ſich vor ſich ſelbſt, baares Geld einer Einbildung aufzuopfern, und er ſucht ſich darum etwas weiß zu machen. Schwärmt auch der Jude einmal, weiß er doch, daß er krank iſt. Aber krank iſt Shylock wirklich; nicht den Handelsfeind, den Glaubensfeind verfolgt er in Antonio, und gibt im Fieberwahnſinne vollwichtige Dukaten für eine luſtige Empfindung hin.

Der Schauſpieler der die Rolle des Shylock übernimmt, mag zuſehen, wie er damit fertig wird. Der blutdürſtige Haß des Juden ſoll uns entſetzen, wie jede Glaubenswuth, wie jeder Wahnſinn; aber Ekel und Abſcheu darf er nicht erwecken, gleich einer körperlichen Krankheit. Shylocks vermaledeite Geldſucht und die Krämpfe, in die geſtörter Eigennutz ſeine Seele werfen, ſollen unſer Inneres empören, aber lächerlich ſollen wir das nicht finden — wenn uns der leibhaftige Teufel erſcheint, iſt wahrlich nicht Zeit zum Lachen. Nun aber im Teufel den Gott zu zeigen, durch eine Sandwüſte von Sünde bis zur kleinen Quelle der Liebe vorzudringen, die ſo weit entfernt, ſo verborgen rieſelt: das gibt wohl dem darſtellenden Künſtler Arbeit genug. Denn Shakespeare thut nicht wie gewöhnliche Menſchen und gewöhnliche Dichter, die, es ihrem Herzen oder ihrer Kunſt bequem zu machen, lebende vermiſchte Dinge, gleich Scheidekünſtlern in ihre todten Elemente auflöſen, reine Charaktere darſtellen, dieſe lieben, jene haſſen, dieſe anziehen, jene abſtoßen — ſo thut Shakespeare nicht. Er nimmt nicht Partei, er gibt keinem Recht, als der Sittlichkeit, die lauter im Leben nie erſcheint; ſondern läßt die Erſcheinungen mit einander hadern und miſcht ſich nicht in ihren Streit. Der Dichter hat alles mögliche gethan, den Chriſtenhaß des Juden zu rechtfertigen, und mit gleicher Anſtrengung bemühete er ſich, den Judenhaß des Chriſten zu entſchuldigen. Wie ſollte Shylock den Antonio nicht haſſen, um ſo mehr haſſen, je beſſer und edler der Mann iſt! Antonio iſt gut, edel und hülfreich, nur nicht für den Juden. Er beſchimpft ihn vor den Augen aller Welt, er mißhandelt ihn, wo und ſo oft er ihn begegnet. Ja in dem nämlichen Augenblicke, da er ſeine Gefälligkeit, ſein Geld braucht, vermag er es nicht über ſich, ſeinen Haß, ſeine Verachtung zu verbergen, und der gute edle Antonio, der ſeinem Freunde Baſſanio alles aufopfert, iſt doch nicht edel genug, dem Freunde zu Liebe, einem Juden gütige Worte zu geben. Dann entführt ein Windbeutel von Chriſt Shylocks Tochter; dieſe beraubt und verläßt ihren alten Vater, und nur erſt mit dem Vorſatze eine Chriſtin zu werden, beginnt ſie ihre Bekehrung damit, den Vater zu verachten, weil er ein Jude iſt. Das könnte wohl das Blut einer Taube in Drachenblut verwandeln. Der Chriſt haßt den Juden, der Jude vergilt es dem Chriſten, und indem er es thut, rächt Shylock die verſpottete Tugend auch an ſich ſelbſt. Er gibt Geld hin, ſein Volk zu rächen und erfährt, daß Gold nicht Herr der Welt iſt, wie der Jude glaubt, ſondern daß Liebe mächtiger iſt als Gold, ſelbſt im Juden.

So oft ich Shakespeare leſe, habe ich einen wahren Kummer, daß er nicht in unſern Tagen lebt, ſie uns klar zu machen. Es iſt, als geſchähen die Geſchichten nicht auf die gehörige Art, wenn kein rechter Meiſter da iſt, der ſie auf die gehörige Art erzählt. Ein Charakter, ein Verhältniß, die dieſer große Dichter nicht geſchildert, weil ſie ihm unbekannt waren, iſt wie ein Buch ohne Titel, deſſen Inhalt wir erſt zuſammenleſen müſſen. Es geſchieht oft, daß große Zeiten keine großen Geſchichtſchreiber, Dichter oder Künſtler finden, die fähig wären, ſie würdig zu beſchreiben, zu ſchildern oder bildlich darzuſtellen. Die vornehmen Geſchichten ſind zu ſtolz, zu unruhig oder zu beſchäftigt, gewöhnlichen Künſtlern ruhig zu ſitzen. Dieſe können ihre Züge nur im Fluge erhaſchen, oder müſſen warten bis die Zeit geſtorben, um dann von ihrer Leiche einen Abguß zu nehmen, dem das Leben fehlt, wie dem Urbilde. Einem Maler wie Shakespeare aber halten die Zeiten ſtille, wohl wiſſend, daß die Natur nur der Kunſt ihre Unſterblichkeit verdankt. Wie hätte Shakespeare unſere Shylock's, die großen Shylock's, mit chriſtlichen Ordensbändern auf jüdiſchem Rockelor, geſchildert! Wie hätte er die papierverkehrenden Shylock's ohne Rockelor gezeichnet, die das Fleiſch und Blut ganzer Völker in Scheinen beſitzen, und die nicht mit Lumpen Papier, ſondern mit Papier Lumpen machen! Wie hätte er die Ruchloſen dahin gemalt, welchen Gott ein Finanzminiſter iſt, der ſpricht: es werde! und es wird eine papierne Welt; Adam, der erſte Bankier; das Paradies, ein ſeliger Pari-Stand der Staatspapiere; der Sündenfall, der erſte Fall der Courſe; welchen die Blätter der Geſchichte Metalliques, Bank-Actien, Partiale ſind; welchen der jüngſte Tag ein Ultimo iſt; Gott Mars, der dem Ruhme, der Ehre, dem Glücke der Völker, dem Glauben, dem Rechte und andern ſolchen ſchnöden Dingen die Ruhe der Courſe aufgeopfert, ein vermaledeiter Baiſſier; Sultan Mahmud, der Beſchützer der chriſtlichen Papiere, ein großer Mann, ein gewaltig großer Mann, ein zweiter Joſua; der öſterreichiſche Beobachter, das ſechſte Buch Moſis! O, wie hätte Shakeſpeare, dieſer große Wechſel-Mäkler zwiſchen Natur und Kunſt, der das Geld der einen gegen das Papier der andern eintauſcht, die Geheimniſſe der Börſenherzen aufgedeckt! Wie hätte er unſere Börſenleute dahin geſtellt, welche die Griechen ein „Lumpenvolk" ſchelten! — Hört Ihr Cato's Aſche lachen? — Was hat der venetianiſche Shylock gethan? Dreitauſend gute Dukaten für ein armes Pfund Chriſtenfleiſch hingegeben; das Gelüſte war wenigſtens theuer bezahlt. Aber unſere Shylocks, alten und neuen Teſtaments, erſäufen für ein Achtelchen ganz Hellas, als wär's ein blindes Kätzchen. Der Shylock von Venedig war ein Lamm, ein Kind, eine gute Seele; und doch hat der Schauſpieler oben, in Frankfurt geſagt: ein Ungeheuer, wie Shylock gäbe es nicht in der Natur, und Shakespeare ſey ein Verläumder! O, guter Schauſpieler! Die Geſchichte lügt, wenn ſie Menſchen Chriſten nennt, weil ihre Ahnen Wurſt gegeſſen; aber Shakespeare lügt nicht.

Hundertundzehnter Brief.

Ems, den 3. Juli 1829.

Lieber Schutzgeiſt!

Geſtern um vier Uhr Mittag bin ich hier angekommen, ſo wohl als es unter meinen Umſtänden nur möglich iſt. Geſtern Mittag während des Regenwetters war ich unter Dach in einem Dorfe. Als ich in Ems einfuhr ging die Sonne auf. Mit Logis hatte ich Noth. Ich habe endlich eines gefunden. Es ſtehen zwar Häuſer gegenüber, aber niedrige und ich ſehe darüber aus meinem zweiten Stock hinaus auf die Berge und rechts ganz ins Freie. Es iſt recht ländlich.

Der Hofrath *** lud mich geſtern im Vorbeifahren zu ſich ein, und ich wartete in ſeinem Zimmer und ließ den Conrad in Begleitung eines hieſigen Commiſſionärs unterdeſſen Logis ſuchen. Der ***, eine Carrikatur von Habſucht, ſpeculirt auf mein Honorar der geſammelten Schriften. Er. „Herr P. hat mir Ihre Werke geliehen, Sie haben ſie für fünftauſend Gulden verkauft?“ Ich. „Für ſiebentauſend, die aber noch nicht bezahlt ſind.“ Da kratzt ſich mein *** hinter die Ohren, wie einer der ſagt, o weh! Aber ganz förmlich gekratzt, wie der Verlegne in der Comödie. Er wird mich Vormittag beſuchen, um von meiner Geſundheit zu ſprechen.

Es wird hier glänzender als je. Der König von Würtemberg kömmt her und der König der Niederlande. Der König der deutſchen Schriftſteller iſt geſtern angekommen.

Hundertundelfter Brief.

Ems, den 5. Juli 1829.

Ihren Brief habe ich empfangen. Geniren Sie ſich nicht, wenn Ihnen Zeit und Muße mangelt, mir jeden Brief zu beantworten. Sie haben Ruhe nöthig. Ich werde Ihnen ſo oft als möglich von meinem Befinden Nachricht geben. Das Schreiben genirt mich nicht, im Gegentheil es zerſtreut mich heilſam und beſchäftigt meine gereizte Einbildungskraft. Es beſſert ſich mit mir, wenn auch, wie natürlich, langſam. Das Wetter iſt ſchlecht. Weder den Brunnen noch das Bad konnte ich anfangen. Das thut aber nichts. Die Zeit iſt mir auch heilend. Meine armen dünnen Beine fangen ſchon an dicker zu werden. Ich bin mit meinem Logis ganz zufrieden. Es fehlt mir nichts. Die Wirthsleute ſind ordentlich und gefällig. Machen Sie ſich gute Tage, ſo viel Geld ſie machen kann. Fahren Sie, machen Sie Reiſen. Wenn Sie bei Ihrer Schweſter angenehm leben, würde ich mich nicht eilen auf's Land zu ziehen. Man muß das gewiſſe Gut dem ungewiſſen Beſſer vorziehen.

Den 7. Juli.

Geſtern Morgen ging ich zum erſten Mal an den Brunnen. Der ſchlimmſte Umſtand bei meinem Uebelbefinden iſt der Arzt, der miſerable ***. In meinem nächſten Briefe muß ich mir über ihn Luſt machen, daß ich nicht platze vor Aerger. Den will ich prellen!

Als ich vor einigen Tagen zum Erſtenmale wieder mit Leichtigkeit Stiefel anzog, freute ich mich, wie ein Bübchen mit den erſten Hoſen.

Wenn Sie Zeit haben, ſchicken Sie mir die Sachen, die ich früher oder ſpäter brauchen werde.

Hemden und Halstücher zum Windmachen; drei Pfund Taback; eau de Cologne; ein Pfund Geſundheitschokolade; das Blatt der Iris.

Conrad erzählt mir eben, der König von Würtemberg käme heute, und es wären im Courhaus vierzig Diners beſtellt worden. Er wollte ſagen Couverts.

„Ein Mann wie Sie!" ſagt immer der Hofrath. O wie will ich ihn prellen! Hätte ich nur ſchon meine Jabots nnd Manchetten.

Adieu. Gibt es gar keine Neuigkeiten? —

Hundertundzwölfter Brief.

Ems, den 8. Juli 1829.

Von meinem Befinden habe ich nur Gutes zu berichten. Meine nervöſe Leiden verſchwinden nach und nach. Der Schwindel bleibt aus, der Heißhunger der mich ſo ſehr gequält nimmt ab, aber an Migräne, an lächerlichen Weiberkopfſchmerzen leide ich noch. Ich ſchäme mich deſſen. Eine Heldenſeele wie ich und hyſteriſche Kopfſchmerzen! Unſer Conrad iſt ein merkwürdiges Geſchöpf. Zwar Neues entdecke ich nicht an ihm, aber ich fange doch jetzt erſt an, ihn dramatiſch aufzufaſſen. An Aufmerkſamkeit, Dienſtbefliſſenheit und Treue iſt er der Alte und alles Lobes werth. Ich fürchte aber, wenn ich geſund ſeyn werde, halte ich es nicht mit ihm aus. Er hätte ſelbſt einen Bedienten nöthiger als ich, er iſt gar zu ſchwach. Wenn er mir ein paar Minuten den Rücken frottirt, ſtöhnt er zum Erbarmen. Auf dem Wege nach Schwalbach mußte er eine Stunde bergauf gehen, und da fiel er bald um. Ich ging auf dieſem Wege einmal zu Fuße, und der Wagen war zehn Schritte voraus. Ich ſagte ihm dem Walter zuzurufen, daß er halte, und da hatte er nicht die Kraft ſich hören zu machen. Er rief „Herr Walter" wie ein von Küſſen erſticktes Mädchen. Sein ſüßes Sprechen macht mir Herzweh. Ganz wie Herr v. Fiſtel *), ohne Conſonant. Wenn er Hühnches, Brödchen ſagt (anders ſpricht er nicht) wird mir übel. Beſonders das Franzöſiſche ſpricht er ſo unleidlich weich und richtig aus. Eau de

---

*) Der Narr im weißen Schwan. Geſammelte Schriften.

Colon-je ſagt er, daß mir ſchaudert. Er iſt für einen Arzt ein merkwürdiges phyſiologiſches Exemplar. Er iſt links, und daher glaube ich, kömmt ſeine Schwäche. — Geſtern war der Hofrath *** bei mir (ohne Noth und ungerufen) und da legte er auf einmal die Hand auf die Bruſt, ſchneidet Geſichter und ſagt: Hören Sie, das Sprechen mit Ihnen ſtrengt entſetzlich an. Das war nun eine lächerliche Komödie. Er ſpricht gewöhnlich ſo laut, daß ich ihn dreißig Schritte weit hören kann, und er ſaß hart neben mir. Die Bruſtſchmerzen hatte er infam gelogen, um ſie auf Rechnung zu ſetzen. Es macht mir Vergnügen von ihm zu ſprechen, mein Aerger über ihn iſt ſolcher Art, daß er meine Nerven ärkt, wie jede active Malice.

Donnerſtag, den 9ten.

Aus einem Ihrer Briefe erſehe ich, daß ich Ihnen geſchrieben, ich wohnte im zweiten Stock. Sie fanden das hoch. O, was muß ich, als ich as ſchrieb, noch für einen Schwachkopf gehabt haben. Heute ſah ich zum Fenſter hinaus und bemerkte, daß ich ſo niedrig wohnte, rief den Conrad und fragte: wohnen wir denn nicht im zweiten Stock? Ei bewahre, lispelte dieſer, im erſten. Und ſo iſt es auch und noch dazu eine ganz kurze Treppe von nicht zwanzig Stufen. Mein Eſſen laſſe ich mir aus dem Kurhaus kommen. Es iſt ſehr gut, koſtet aber 1 Gulden 36 Kreuzer. Das wohlfeilere aus anderen Wirthshäuſern war gar nicht zu genießen. Jetzt einige Worte von unſerem Conrad in Eß-Angelegenheiten. Ich bekomme jeden Mittag zwölf Schüſſeln, manchmal mehr. Die Suppe theile ich gut- und großmüthig mit ihm, ob ich ſie zwar allein eſſen könnte. Dann behalte ich eines der beiden Gemüſe ohne die Beilage, und einen halben Hahn oder ſo etwas. Das übrige alle bekömmt Conrad. Er hat alſo Suppe, Rindfleiſch, Gemüſe und zwei Beilagen, wenigſtens noch zwei verſchiedene Fleiſchſpeiſen, Fiſch mit Kartoffel, Mehlſpeiſe, Compott, einen Teller mit ein Pfund Kirſchen, einen

Teller mit Deſſert. Sollten Sie nun wohl glauben, daß er das alle aufißt, und nicht die Ueberwindung hat, ſich auf den Abend mehr als etwa zehn Biſſen Rindfleiſch aufzuheben, ſo daß er eigentlich Abends hungern müßte, wenn er ſich nicht an Butterbrod ſatt äße? Das Komiſche iſt, daß es bei ihm nicht als Gefräßigkeit erſcheint, ſondern als Leckerei. Er ißt mit einem vornehmen Anſtande, wie ich mir denke, daß Ludwig XIV. gegeſſen hat. Der Stuhl ſteht eine halbe Elle weit vom Tiſche entfernt. Darauf ſitzt er kerzengrad angelehnt, ſtreckt den Arm weit aus und bringt das Eſſen mit majeſtätiſcher Langſamkeit an den Mund. — So eben erhalte ich das Paket vom Fuhrmann. Küſſe die liebe Hand für die ſchönen Sachen. Es iſt doch angenehm wenn man eine gute Seele hat, die einem alles ſo treu beſorgt.

Ich beſchwöre Sie, leſen Sie den romantiſchen Oedipus von Graf Platen, der kürzlich erſchienen iſt. Die ganze Komödie iſt gegen Immermann gerichtet, der darin unter dem Namen Nimmermann erſcheint. Der Platen iſt ein gewaltiger Geiſt. Ich bin noch nicht mit mir einig, ob ſein Verdienſt größer iſt, oder ſein Stolz. Nie iſt mir ein Menſch vorgekommen, der ſich mit ſolcher Unerſchrockenheit lobt, und alle Andere mit ſolcher Frechheit unter die Füße tritt. Immermann iſt auf's ſchmählichſte und unverdienteſte herabgeſetzt. Gegen Heine iſt auch eine Scene darin, der als getaufter Jude auf das Unverſchämteſte geläſtert wird. Da iſt von Knoblauchgeruch und dergleichen, vom Samen Abrahams die Rede. Heine wird ſich ärgern, denn in der Satyre iſt auch gar nichts, woraus ſeine Eitelkeit ſich eine Befriedigung diſtilliren könnte. Auch Raupach wird ſchmählich geläſtert und ein Jüdchen geſcholten. Houwald wird zermalmt. Merkwürdig iſt die Begegnung, daß Platen über einige Stellen in Immermanns Tyroler, und dann über Houwalds Feinde ſich faſt wörtlich luſtig macht, wie ich es gethan.

Gegen Immermann ſcheint Rachſucht im Spiele zu ſeyn, ich glaube er hat früher den Platen herunter gemacht. Kaufen Sie ſich das Buch, es iſt ſein Geld werth. Wenn Platen nicht ein verrückter, eitler Narr iſt, iſt er (oder vielmehr wird er werden) der größte Dichter, den die Deutſchen noch hatten. Es iſt nicht möglich dieſes ungeheuere Selbſtgefühl eigenen Werthes zu haben, und es ſo unbedenklich auszuſprechen, wenn ihm nicht eine ungemeine Kraft zum Grunde liegt. Platen iſt kaum dreißig Jahre alt. Die Kraft ſeiner Sprache, ſeine Verskunſt iſt ohne Gleichen. Im Oedipus iſt Platen ganz Ariſtophanes, aber ganz. (Was die gelehrte Frau aber nicht wird zu beurtheilen wiſſen.)

Der rohe Schinken, mein liebſtes Eſſen, ruinirt meine ökonomiſchen Verhältniſſe. Drei Schnittchen dünn wie Goldſchlägerblättchen koſten achtzehn Kreuzer. Ich brauche drei Portionen meinem Appetit genug zu thun. Wahrhaftig, wenn Sie mir einen ſchickten, das würde meinen Vermögensumſtänden wieder aufhelfen. Aber ich mißbrauche Ihre Gefälligkeit. Schreckliche Prellerei iſt hier im Eſſen. Man hat es darauf angelegt, mir Geizhals, das Herz zu brechen. Erſt heute fand ich Gelegenheit bei einer Bauerfrau das Pfund friſche Butter für ſechszehn Kreuzer zu kaufen. Bis jetzt mußte ich im Kurhaus jede Portion mit ſechs Kreuzer bezahlen, ſo daß ich ausgerechnet, daß mich das Pfund auf achtzehn Batzen kam.

Hundertunddreizehnter Brief.

Ems, den 11. Juli 1829.

....Heute begegnete mir ***, und ſagte, daß ſie mich ſchon ſeit vier Tagen geſucht. Mein Name ſei falſch gedruckt. Und richtig heiße ich in der Kurliſte wieder falſch Bärne. Es iſt eine wahre Neckerei des Schickſals, daß ſeit drei Monaten mein Name immer falſch gedruckt wird, damit ich daraus erſehe, daß ich kein berühmter Mann bin. — Heute ging ich ſpazieren, Conrad, wie gewöhnlich, ehrerbietig hinter mir. Da höre ich flüſtern, ſehe mich um, und mein Conrad unterhält ſich mit zwei Damen. Ich bekümmere mich nicht darum. Später fragte ich ihn, was denn die Damen von ihm gewollt, und da ſagte er mir, ſie hätten ſich nach meinem Befinden erkundigt. Mehr konnte ich nicht aus ihm heraus bekommen. Aber die Unterredung hat eine Viertelſtunde gedauert. Bei jedem Spaziergang muß ich über den Conrad lachen und mich ärgern. Er grüßt alle Welt. Nun geht er zwar immer hinter mir, aber wahrſcheinlich weil er ſo elegant gekleidet iſt, eine militäriſche Haltung hat, und ihm vielleicht ſein Tſchakko das Anſehen eines Offiziers gibt, erwiedern die Frauenzimmer mit ſolcher Höflichkeit ſeinen Gruß, daß ſie oft von den Bänken aufſtehen und ſich verneigen.

Sonntag, den 12. Juli.

Ihr heutiger Brief iſt zum Küſſen, erſtens weil er lang, dann weil er lieb, und endlich weil er voll der beſten und ſchönſten Eſſwaaren iſt, ein wahre Speiſekammer, ich könnte den Brief aufeſſen. Von Eſſ-Angelegenheiten werde ich auch hauptſächlich ſchreiben. Lachen Sie mich nicht aus, aber Eſſen und Trinken hat jetzt auf mein Befinden

den größten Einfluß. Ich bin immer noch nicht im gehörigen Takte mit meiner Kranken-Diät, und das Schlimme bei der Sache iſt, daß es mir hierin ergehen wird, wie ich in meinen Schriften in den Nudeln geſagt: bis ich die Erfahrung erlangt, wird die Krankheit vorüber ſeyn, und ich kann ſie dann nicht mehr brauchen. Die Chokolade iſt vortrefflich, ob es aber Geſundheitschokolade iſt, das kann ich nicht herausſchmecken. An der die ich erhalten, hat eine Tafel gemangelt. Haben Sie ſie genommen oder ſonſt wer? Stellen Sie die genaueſte Unterſuchung darüber an. Schneiden Sie dem Bernhard den Bauch auf, oder jedem Andern, der etwa das Paket gemacht. Ich möchte gern wiſſen, ob die Tafel in Frankfurt oder hier weggekommen. Auf den Schinken freue ich mich ungeheuer. Mit der Suppe werde ich eine Aenderung treffen, weil Sie mich ſo feierlich beſchwören. Das iſt rechte Weiberart, auf Suppe Gewicht zu legen. Ich könnte ſie das ganze Jahr entbehren. Glauben

Sie denn im Ernſte, daß ich geizig bin, mir wegen der großen Ausgaben hier Verdruß einrede, oder gar aus Oekonomie mir etwas verſage? Kennen Sie mich ſo wenig? Ich prahle nur mit meinem Geize, im Grunde aber bin und bleibe ich der Alte. — Seien Sie nicht beſorgt, daß mich das Briefſchreiben anſtrenge. Erſtens ruhe ich mich dazwiſchen aus, und an meinem letzten Brief, wie Sie ſehen können, habe ich ja drei Tage geſchrieben. — Ich werde Ihnen wahrſcheinlich, wenn mir der Himmel etwas Witz beſcheert, in dieſen Tagen einen kleinen Artikel für das Deutſche Journal ſchicken, worin ich gegen das hieſige Weisbrod und Mürbes losziehen werde. Es iſt eine wahre Schmach für die hieſige Polizei und die Brunnenärzte, ſolches unverdauliches giftiges Zeug zu dulden. Die Milchbrode ſind nicht zur Hälfte ausgebacken, faſt ganz der rohe Teig. Ich weiß mir gar nicht zu helfen, und muß mich beim Frühſtück an Zwieback halten, die hier aber auch nur Einback ſind.

In Frankfurt würde die Polizei ſolche Semmel in den Main werfen, und die Becker beſtrafen. Ueberhaupt werde ich, wenn ich nach Frankfurt komme, es nicht länger verſchieben, und — wahrlich nur des allgemeinen Beſten, nicht meiner perſönlichen Klagen willen — alle die Mißbräuche bekannt machen, die ich in Ems ſchon ſeit fünf Jahren beobachtet. Ich bin überzeugt, daß ich dadurch Gutes ſtiften, und die Naſſauer Regierung, die für Bäder- und Medizinalpolizei überhaupt vortrefflich ſorgt, veranlaſſen werde, die Klagen zu unterſuchen und ihnen abzuhelfen. Unter den Bretzelartikel aber im Deutſchen Journal werde ich, weil ich noch hier ſeyn werde, wenn er gedruckt wird, meinen Namen nicht ſetzen.

Adieu liebe Köchin. Nur alles weiter gut beſorgt.

Hundertundvierzehnter Brief.

Ems, den 18. Juli 1829.

. . . . Etwas ſehr Nöthiges bei meiner guten Hoflieferantin zu beſtellen, habe ich vergeſſen, nämlich: Federzahnſtocher. Sollte man glauben, daß man ſolche hier nicht bekommen kann? Heute habe ich zum erſten Male gebadet. Das viertelſtündige Bad hat mich aber ſo matt gemacht, daß ich kaum die Beine aufheben konnte. Das gehört zur Geſchichte.

Damen-Beſuche habe ich gehabt, von *** und von . . . Im erſten Falle war ich zu meinem Leide, im andern zu meiner Freude nicht zu Hauſe. Wenn ich den einen Fall von dem andern abziehe, bleibt viele Freude übrig. — „Das Wetter iſt trübe“ ſagt der Conrad. Ich würde ihm einen Groſchen geben für jedesmal, daß er das e wegließe und trüb ſagte. Es macht mir Herzweh. Was kann ich aber thun? Trübe iſt wenigſtens richtig deutſch. Die weiche gemüthliche Seele ſetzt aber auch aus lauter Liebherzigkeit ein e hin, wo es nicht hin gehört. Er ſagt reine, feine, kleine, ſtatt rein, fein, klein. Das iſt ein Menſch wie das hieſige Weisbrod. Gar nicht ausgebacken. Ich möchte ihn mit ſeiner Geliebten ſprechen hören.

Dienſtag, den 14. Juli.

Dank für die Neuigkeiten. Aber ich habe für nichts in Ihrem Briefe Sinn als für den Milchkuchen. Das iſt ein himmliſcher Gedanke! Acht, ja vierzehn Tage bliebe er genießbar, wenn in Chokolade eingetaucht. — Für einen Wagen kaufen bin ich nicht. Habe ich erſt den, habe ich gewiß keine Geduld in Frankfurt.

Hundertundfünfzehnter Brief.

Ems, den 16. Juli 1829.

Warum habe ich heute keinen Brief bekommen? Warum? Weil meine Krankheit und Ihre Sorge abnimmt. So gleicht ſich alles aus im Leben. Der ... hat mich geſtern an einem Tage zweimal beſucht, mich aber nicht zu Hauſe gefunden. Warum beſucht mich der Menſch, der doch in Frankfurt nie bei mir war? Iſt das nicht die größte Dummheit oder Unbeſcheidenheit? Uebrigens werden mich keine Beſuche beläſtigen, da ich meiner Wirthin aufgetragen, es möge kommen wer wolle, zu ſagen, daß ich nicht zu Hauſe wäre, ausgenommen Sie. Der Geizhals *** trinkt aus einem Glaſe, das zwei Schoppen hält, damit er nicht lange hier zu bleiben braucht. Den hat mir Dr. Reis über den Hals geſchickt, der iſt, glaube ich, ſein Arzt. Das will ich ihm gedenken. Um des Himmels willen ſchicken Sie mir den Kuchen nicht mit der Poſt, das würde mich ja in ganz Ems lächerlich machen. Es iſt eben ſo gut wenn Sie ihn mit dem Fuhrmann ſchicken. Aber Unglückliche! Warum zaudern Sie mit dem Schinken? Die ganze Woche freute ich mich darauf, der morgige Fuhrmann würde ihn mitbringen, und jetzt kömmt er nicht. — Daß der Savigny auch von Berlin weggeht, das wußte ich ja gar nicht. Wo geht er denn hin? Der Gans iſt ein prächtiger Kerl, zieht durch ſeinen lebhaften geiſtreichen Vortrag viele Zuhörer an, und es freut mich, daß er die zwei Pedanten und Myſtiker aus dem Felde geſchlagen.

Charfreitag den 17. Juli... Wie beneide ich die *** um ihre Sennhütte. Das wäre jetzt ſo etwas Schönes für mich. Ich habe eine ungewöhnliche Senſualität nach reiner beſonders Bergesluſt. Ich gehe gewöhnlich bei gutem Wetter einen ſchönen Spazierweg, der den Wald hinan führt und bringe da zwei Stunden mit Sitzen zu. Denn der Weg iſt in zwanzig Minuten zurückgelegt. Und da oben iſt mir ganz wohl, wenn die Luft friſch iſt. Aber das iſt ſelten der Fall. In Ems iſt die Luft entweder ſchwül oder kalt. Wir ſollten nach vollendeter Kurzeit noch eine kleine Schweizerreiſe auf mäßig hohe Berge machen. Es iſt doch ein Beweis von Schwächung, daß mich die Luft ſo erquickt. Das Herz geht mir auf, wenn nur im Nebenzimmer weit von meinem Sitze das Fenſter geöffnet wird. Dieſes Gefühl hatte ich früher gar nicht. — Der *** erzählte mir viel vom jungen Hiller in Paris. Die berühmteſten Künſtler beſuchen ihn: Cherubini, Roſſini u. a. Kürzlich war er bei Lafayette, wo er alle merkwürdigen Staatsmänner, Deputirten getroffen. Lafayette zeigte ihm die Original-Urkunde des amerikaniſchen Freiheitsvertrags, der vor funfzig

Jahren geſchloſſen. Ich alter Eſel ſchäme mir die Augen aus dem Kopfe, daß ich ſo lange in Paris war, und kaum einen berühmten Mann kennen gelernt habe, was mir doch ſo leicht geweſen wäre. Schreiben Sie dem alten Eſel oft, und verzeihen Sie ihm ſeine langen Ohren wegen ſeiner langen Freundſchaft.

Hundertundſechszehnter Brief.

Ems, den 17. Juli 1829.

. . . .

. . . . Nein, ſo eine liebe Seele gibt es nicht mehr als eine gewiſſe Perſon iſt. Ihre Mittel, junge unerfahrne Leute zu feſſeln, ſind doch unerſchöpflich. Was war das heute wieder für eine angenehme Schachtel! Für den Verfaſſer der Wage gibt es kein größeres Entzücken als jeden Freitag durch den Fuhrmann ein Paket zu bekommen. Ich gebrauche die Politik, den Frachtbrief mit dem Verzeichniſſe der Sachen vor Oeffnung des Pakets nicht zu leſen, ſondern daſſelbe zu öffnen und mich überraſchen zu laſſen. Alles was Sie mir heute geſchickt, iſt ſehr liebenswürdig, beſonders die Lebkuchen. Die Leute, die nicht wiſſen, daß ich als Reconvaleszent hierher gekommen und die Krankheit ſchon im Rücken hatte, ſondern die glauben, ich hätte die friſche Krankheit mit hierher gebracht, können ſich über meine ſchnelle Beſſerung nicht genug wundern, und ſie wünſchen mir Glück. Das werden nun die Intereſſenten dem Bade zuſchreiben, vielleicht gar dem Arzte. Nun, dieſe Freude kann ich ihnen laſſen, da ich den Vortheil davon habe. *** ſagte mir, in Frankfurt habe er ſo viel Bedenkliches von meinem Uebel gehört, und es freue ihn mich gar nicht ſo ſchlimm zu finden. Es muß ihm wahrhaftig einer erzählt haben, ich wäre ſo etwas wie übergeſchnappt, denn ſchon einige Mal hat er mich gefragt, ob mir der Kopf wieder klar wäre. Ich bin willens, ihm morgen obigen ſchönen Artikel vorzuleſen, damit er ſehe, daß ich noch das alte Genie bin.

Samstag den 18. Juli. — Ich leſe jetzt die mémoires d'une contemporaine, die mich ſehr amüſiren. Das iſt die contemporaine, von welcher ich im ſechsten Zinsthaler geſprochen habe. Aber ihr Buch kannte ich noch nicht. — Der gute *** hat den beſten Willen gehabt, mich zu loben; aber unglücklicher Weiſe verſteht er weder das Gehörige auszuziehen, noch mich überhaupt. Da hat er den Satz über Vernichtung des Pöbels ſo mißverſtanden, daß er glaubte, ich haſſe und verachte den Pöbel und wolle ihn todt ſchlagen, da ich doch unter Vernichtung des Pöbels nur deſſen Veredlung verſtand. Wie dieſer *** iſt das Publikum. Unter hundert Leſern verſteht nur einer den Verfaſſer.

X. X. Eine Novelle.

Ich wußte ſchon ſeit acht Tagen, daß er heute hier ankommen würde. Ich bereitete mich auf dieſe fürchterliche Stunde durch alle Troſtgründe vor, die mir Religion und Philoſophie darboten.

Auch wußte ich, daß er nur komme, ſeine Nichte abzuholen und am nehmlichen Tage wieder abreiſen würde. Abweiſen durfte ich ſeinen Beſuch nicht, weil das gute Lenchen dreimal in meiner Wohnung war, mich zwei Mal verfehlt hatte, und das dritte Mal von dem Konrad abgewieſen worden war. „Weil Sie ſchliefen," ſagte der elegante Redner, da ich darüber mit ihm zankte. Ich hatte Lenchen gebeten, wenn ihr Onkel mich beſuchen würde, ihn Nachmittags zu mir zu ſchicken, weil ich nach dem Eſſen und Mittagsſchlafe am munterſten, und am geſchickteſten bin, einen unerträglichen Menſchen zu ertragen. Jetzt ſaß ich nach zwölf Uhr als bald Eſſenszeit war und las, kömmt mein X. Ich ließ ihn auf dem Sopha neben mir ſitzen. Es dauerte keine fünf Minuten und ſein Geſchwätz machte mir ſchon Kopfweh. Ich dachte, durch ſeine Nichte gewiß von meiner Schwäche unterrichtet, würde er mich beim erſten Winke ſogleich verlaſſen. Ich rief alſo den Conrad und ſagte ihm, er ſolle gehen mein Eſſen zu beſtellen. Jetzt dachte ich, der X. wird aufſtehen. Aber nein. Der ſchreckliche Menſch ſagte: eſſen Sie zu Hauſe? Nun, da eſſe ich eine Suppe mit Ihnen, ich habe Leibſchmerzen und mag nicht an die Wirthstafel gehen. Als ich dieſe fürchterlichen Worte vernahm, dachte ich, der Donner erſchlüge mich. Ich überlegte ſchnell, daß wenn ich auf dieſen Vorſchlag einginge, der Menſch bis drei Uhr bei mir bleiben würde, bis ſeine Nichten (er hatte Sophie mitgebracht) die im Kurhauſe aßen von Tiſche kämen. Ich ſagte alſo: Herr X., mein Eſſen kömmt erſt in einer Stunde, das möchte Ihnen zu lange dauern, ich will Ihnen lieber gleich eine Suppe holen laſſen. Das war er zufrieden und ich ſchickte Conrad nach der Suppe. Aber ehe dieſer zurückkam, nahm meine Geduld mit X. ein Ende und ich ſprach mit matter Stimme, nachdem ich mir zur Bekräftigung meiner Rede die Stirne mit Eau de Colon-je gewaſchen: Herr X., nehmen Sie mir's nicht übel, es wird mir übel. Darauf ließ ich meinen Kopf auf das Kiſſen neben mir ſinken, ſtöhnte und ſchloß die Augen. Jetzt wird er doch gehen! O nein. Er ſagte: geniren Sie ſich gar nicht, nahm ein Buch und las darin. Ich hätte ihm mit meinen Füßen, die nach ihm gerichtet waren, Tritte geben mögen. Als nach einigen Minuten Conrad mit der Suppe noch nicht da war, ſprang ich vom Sopha auf, und ſprach: Herr X. ſeien Sie nicht böſe, ich bekomme eine Ohnmacht; wankte nach meinem Bette und ſpielte ganz natürlich den Ohnmächtigen. X. ſagte: gut, gut, ich gehe, und ging. Er ging wo er hereingekommen war durch's Nebenzimmer, durch Conrads. Als er fort war erhob ich mich aus meiner Ohnmacht und lachte vor Vergnügen. Jetzt höre ich Conrad zurückkehren. Ich ſpringe auf und gehe ihm in ſeine Stube entgegen. Wen finde ich da?... X. Conrad hatte die Thüre zugeſchloſſen und er konnte nicht fort. Jetzt da die Suppe da war, ſetzte er ſich an Conrads Tiſch und aß ſie. Darauf zog er den Geldbeutel heraus. Ich fragte ihn: Herr X., Sie werden doch die Suppe, die Sie bei mir eſſen, nicht bezahlen wollen? Er erwiederte: nun, ich werde doch dem Bedienten ein Trinkgeld geben dürfen! Das ließ ich gelten, ging wieder nach meinem Bette und legte mich in Ohnmacht. Als er fort war, fragte ich Conrad, wie viel er ihm gegeben? Er ſagte, Trinkgeld habe er ihm eigentlich nicht gegeben; er habe gefragt was die Suppe koſte, und habe dieſe bezahlt. Iſt das nicht ein doppelt elender Menſch? Erſtens, daß er mich plagt und Suppe bei mir eſſen will, die er ja in jedem Gaſthofe haben kann, und zweitens, daß er ſo unverſchämt iſt, die Suppe in meinem Zimmer zu bezahlen. Wahrſcheinlich blieb er aus Geiz von der Wirthstafel weg, wo doch ſeine beiden Nichten aßen. Oder die Sache kann noch anders gedeutet werden. Lenchen X. blüht wie eine Roſe, und ihrer Geſundheit wegen war ſie gewiß nicht hier. Sie kam in Begleitung der Juſtizräthin *** aus ... X. hat ſie wahrſcheinlich in dieſer Geſellſchaft das Bad beſuchen laſſen, weil er verſuchen wollte, ob nicht etwa ein Beamter an ſeiner Nichte als Mann hängen bliebe. Jetzt dachte mein X., was ſoll ich noch am letzten Tage, um einer Stunde willen, mich in den Kurſaal ſetzen, mich als Onkel darſtellen, und ſo vielleicht alles ſtören und verderben? Und darum ſetzte er mich in Verzweiflung mit ſeinen Leibſchmerzen und ſeiner Suppe. X. ſoll Leibſchmerzen haben! Woher? Ein Geizhals hat nie Leibſchmerzen.

Ende der Novelle.

Stellen Sie ſich nur einmal vor, der Conrad iſt ein Poet! Vorhin brachte er mir beiliegendes Gedicht, das er im vorigen Jahre für eine Freundin gemacht. Leſen Sie und ſtaunen Sie. Sie müſſen nicht überſehen, daß die Anfangsbuchſtaben der Verſe, herabgeleſen, den Namen Johannes Wagner bilden. So ein Genie von Bedienten gibt es nicht mehr. Ich fange an, mich vor ihm zu fürchten. Er iſt vielleicht heimlich ein großer Schriftſteller und rezenſirt mich einſt fürchterlich. —

Sonntag den 19. Juli. Als ich heute Ihren Brief mit der ſchrecklichen Nachricht bekam, daß ich den Kuchen mit der Poſt erhalten ſollte, gerieth ich ſo in Zorn, daß ich Sie wollte hinrichten laſſen. Denn ich glaubte, die fahrende Poſt käme nur jeden Donnerſtag hier an, und bis dahin wären die guten Sachen trocken geworden. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich aber, daß auch heute Abend eine kömmt, und da werde ich die Strafe für Ihren Ungehorſam mildern. Aber Strafe haben Sie verdient. Es hätte ja Zeit gehabt bis Mittwoch. Indeſſen werde ich alles mit dem größten Appetit verzehren troß meiner Wuth. Ich bin ſehr begierig auf Ihre Schinken-Moral, und ich werde ſie befolgen, wenn ſie nicht gar zu ſtreng iſt. Ich habe mich anders beſonnen, ich erlaſſe Ihnen alle Strafe. Im Gegentheil, ich küſſe Ihnen tauſendmal die Hand, für alle die Güte und Sorgfalt, die Sie mir armen Sünder erzeigen. Heute Abend wenn der Schinken kömmt, werde ich ſehr gerührt ſeyn und wahrſcheinlich einige Thränen vergießen. — Der reiche Berna iſt hier. Nun wollte dieſen Morgen der Briefträger dem Conrad einen Brief an Berna für mich geben. Da das auch umgekehrt geſchehen kann, ſo kann es ſich treffen, daß Berna mein Paket erhält. Wenn der aus Unachtſamkeit es öffnete und Ihre Schinken-Philoſophie läſe, das gäbe ein Gegenſtand der Medisance für den ganzen Winter in Frankfurt. Iſt Ihnen nicht Angſt? —

Hundertundſiebzehnter Brief.

Ems, den 20. Juli 1829.

Ich habe die Schachteln richtig erhalten. Ungeheuer! Ich habe einen Gulden vierzig Kreuzer Porto zahlen müſſen. Durch den Fuhrmann hätte es nur vier und zwanzig Kreuzer gekoſtet. Der Milchkuchen ſieht appetitlich aus, ich werde ihn morgen früh anſchneiden. Der Schinken hat auch gutes Anſehen. Viel iſt es nicht, denn die Hälfte iſt Speck und nicht genießbar. Ich werde ihn heute zum Abendeſſen verſuchen. Aber Ihre Schinken-Moral iſt zum Lachen. Conrad zwar iſt ſo dumm wie Sie, und wenn ich ſagte: koſten Sie einmal den Schinken, denn wenn er nicht ganz gut iſt, mag ich ihn nicht — würde der ehrliche Narr ſagen: o er iſt vortrefflich! ſtatt, wenn er ein Bedienter wäre, wie er ſein ſollte, ein Intriguant, er ſagen würde, der Schinken iſt ſchlecht, damit er ihn allein für ſich behielte. Aber meine Hausleute — die ſoll ich um ihre Meinung fragen, und ſoll abwarten, wie ſie den Schinken verdauen? O wie dumm ſind Sie! Die würden ſagen: Pfui er ſtinkt. Und was die Verdauung betrifft, ſo iſt mein Wirth ein Gärtner, ſein Sohn ein rüſtiger Bengel, ſeine Tochter eine Wäſcherin; die können Steine verdauen. Seien Sie doch außer Sorge, was kann denn an einem Schinken bedenklich ſeyn, ſobald er nicht riecht? Auch wird er mir nicht verderben, er hängt in der Rauchkammer meines Wirths. Aber ich werde den Schinken zu einem nützlicheren und ſchöneren Gebrauche verwenden als zum Eſſen. Ich werde mich damit bewaffnen wie mit einer Keule (dieſe Form hat er ja ganz) und am Brunnen und im Garten, die abſcheuliche Rotte zudringlicher Menſchen von mir abhalten. Sie kommen mir zwar nicht nahe, denn ich ſehe aus wie Fliegengift, aber auf meiner Huth muß ich beſtändig ſeyn. Den *** halte ich mit Feinheit zurück. Ich erzähle ihm ſo viel von meinem ſchwachen Kopf und daß ich ihn nicht anſehen könne, ohne daß mir übel wird, daß es mir der Eſel glaubt und mich in Ruhe läßt. Natürlich fällt es mir leicht, dieſe Rolle zu ſpielen, da ich früher im Ernſte ſchwach wurde, wenn ich aufmerkſam mit einem ſprach. Aber der ungeheure Eſel redet mich darum doch alle Tage kurz an, und ſagt mir mit ſeiner weichen Stimme: Hören Sie, ich beſuche Sie jetzt nicht eher, bis Sie mir's ſagen. Entſchuldigen thut er ſich!

— — Schlimm iſt, daß ich nicht im Kurhaus wohne, da könnte ich bei jedem Wetter baden. So aber muß ich über die Straße gehen, und mich Erkältungen ausſetzen. Sagen Sie nicht, ich hätte das vermeiden können, wenn ich mir im Kurhaus ein Logis beſtellt, denn nur die

Edelleute bekommen Zimmer im erſten Stocke, die Bürger-Canaille aber wird in den zweiten, dritten und vierten Stock einlogirt; da ich her kam, hätte ich ſo hoch gar nicht ſteigen können. — Den Schinken habe ich geſtern Abend verſucht. Nun hat er mir zwar nicht ſo gut geſchmeckt als der hieſige, ich kann aber noch nicht von ſeinem Werthe urtheilen, denn ich habe ihn auf der ſchlechteſten Seite angeſchnitten. Fehler die ihn ſchädlich machen hat er auf keine Weiſe, und er iſt mir ſehr gut bekommen. Heute Abend aber, wo ich ihn von der rechten Seite anpacken werde, wird ſich zeigen, ob er von Adel iſt. Der Milchkuchen wurde dieſen Morgen zum Frühſtück probirt. Ganz köſtlich. Die Lebkuchen ſind gut, wenn auch keine Baſeler. Das Gewürz ſchadet mir nicht, ich habe ja kein Fieber mehr. Jetzt wüßte ich aber auch gar nichts mehr was ich noch brauchte, ich habe Alles. Ich möchte Sie freilich gern chikaniren. Ich möchte gern haben .. — So ein ledernes Käppchen, wie ich in Wiesbaden geſucht, habe ich hier ſehr ſchön gefunden und gekauft. Rother Saffian, ſchwarze Trobbel, und mit Seide gefüttert. Ich ſehe darin aus wie Canaris. Die Mütze iſt aus einer Wiener Fabrik. Adieu, meine gute Lieferantin.

Ich muß ein Couvert um den Brief ſchlagen, ob es zwar das Porto vertheuert, aber das ſchlechte Papier läßt unſere Geheimniſſe zu ſehr durchſcheinen. Man muß vorſichtig ſeyn. Ich bin nicht wie Sie, die wie ein Huſar über Zaun und Graben durch das Leben galloppirt, ich bin vorſichtig.

Hundertundachtzehnter Brief.

Ems, den 23. Juli 1829.

Alſo zuerſt von der Wohnung und dann Zank. Die Wohnung bei Rinz iſt der Beſchreibung nach ſchön und zweckmäßig. Mit Rinz würde ich gut harmoniren. Ich habe ungemeines Intereſſe für die Gartenbaukunſt, eine der ſchönſten der ſchönen Künſte, ich würde alſo mit Rinz gern und viel von ſeinem Fache reden. Sie werden gewiß alles zu meiner Zufriedenheit beſorgen. Ich werde ein Haus machen, daß man davon ſprechen ſoll. — Jetzt Zank! Warum ſchicken Sie mir wieder Kuchen? Welche Aufführung! Welche Unbeſcheidenheit! Ich habe ja von dem frühern erſt ein Drittheil gegeſſen. Ich brauche gar nichts mehr. Unterſtehen Sie ſich nicht, mir noch Etwas zu ſchicken. — Habe ich Ihnen denn geſchrieben, daß mir viele Leute auf dem Halſe liegen, weil Sie mich zur Grobheit aufmuntern? Keineswegs, es kömmt mir keiner nahe, nur ärgert mich, daß ich immer gerüſtet, auf dem Kriegsfuß ſeyn muß, ſie fern zu halten. Ich kann Ihnen gar nicht genug erzählen, was die Leute (nämlich die Leute comme il faut, die gebornen Schinkenfreſſer) für Theil an meiner ſchnellen Beſſerung nehmen. So oft ich mich nur öffentlich zeige, kömmt ein anderer zu mir und drückt ſein Erſtaunen aus, wie ich mich in ſo kurzer Zeit geändert. Bei einigen mag es Theilnahme ſeyn, bei andern ein Vorwand, meine Bekanntſchaft zu machen, bei den Meiſten aber iſt es nichts als ein obzwar verzeihlicher Egoismus. Da natürlich jeder hier Heilung ſucht, ſo muß es jeden freuen, an mir ein ſo auffallendes Beiſpiel von guter Wirkſamkeit des Bades zu ſehen. Dieſen Morgen trat auch eine ſchöne Frau zu mir mit der gewöhnlichen Anrede. Der war es aber zu thun mit mir anzuknüpfen, denn ich habe oft bemerkt, daß ſie mir im Garten neugierig nachgeſehen. Es iſt die Frau von M. aus Frankfurt, die auf der Zeil wohnt. Ich laſſe aber Chriſten wie Juden ſtehen, denn ich bin ſehr tolerant.

Freitag, den 24. Juli.

Heute iſt das Wetter herrlich und der Barometer ſteht, wie mein Herz, auf beſtändig. Der Schinken iſt vortrefflich, ganz wie der hieſige. Ich hatte ihn auf der ſchlechten Seite angeſchnitten. Conrad bekömmt den Speck, welches eigentlich das Beſte iſt. — Der König von Würtemberg, der drei Tage hier war, hat in ſeinem Wirthshaus hundertfünfzig Gulden Trinkgeld gegeben. Sie ſehen alſo wie Unrecht Sie haben, mit mir zu zanken, wegen meiner ſtarken Trinkgelder. Und der König von Würtemberg iſt doch nur ein König und kein Gelehrter. — Ich habe dem Conrad außer ſeinem Lohne, für ſeine Krankenpflege noch nichts gegeben. Ich wollte es verſchieben, bis Ende dieſes Monats. Er ſchickt beinahe Alles, was er verdient, ſeiner Mutter.

Hundertundneunzehnter Brief.

Ems, den 24. Juli 1829.

Ein Korb mit einem Kuchen — nun ſolche Körbe ſind die ſchlimmſten nicht. Aber Sie hätten nicht darauf ſchreiben ſollen zerbrechlich, ſondern zerquetſchlich. Der arme Kuchen iſt wie ein Menſchenherz etwas gepreßt worden. Gezittert habe ich vor Neugierde, was in der Pappſchachtel liegen mag. Das iſt ja eine prächtige Schifferweſte, ich ſehe aus wie ein kleiner Matroſe in der blauen Weſte. Sie paßt ganz und gefällt mir ſehr. Von den neuen Hemden habe ich heute zum erſtenmale eines angezogen. O wäre ich in meiner ſtillen Niedrigkeit geblieben! Zum vornehmen Mann und zum Windmachen paſſe ich gar nicht. Die Jabots ſind zu lang, gehen ſo weit hinunter, daß ich gar nicht wußte, wie ich es machen ſolle, daß ſie zur Weſte hinausguckten, und man ſie ſähe. Die zwei Enden des Kragens ſtehen zu nahe beiſammen, legten ſich übereinander und mein Kinn konnte nicht zwiſchen durch. An den Manchetten zupfte ich unaufhörlich, aber vergebens, daß ſie hervorreichen möchten, ſie krochen immer wieder zurück und wurden von den Rockärmeln bedeckt. Heute Abend, nachdem ich das neue Hemd nur drei Stunden getragen, fand ich die Manſchetten ſo zerknittert, daß ich ſie morgen dem Publikum gar nicht zeigen könnte, auch wenn ſie ihre Blödigkeit ablegten. Und die neuen Halstücher, die ganzen, ſind ja erſchrecklich groß! Eine halbe Elle hing von der Schleiſe überflüſſig herab, ich mußte ſie unter die Weſte ſtecken und die Bruſt ſchwitzte mir unter der ſchweren Waare. Nein, mit dem Windmachen iſt es nichts. — Die alte Dame, von der ich

Ihnen ſchon geſchrieben, hat mich heute, da ich auf einem einſamen Spaziergang auf einer Bank ſaß und von Kuchen im Korbe träumte, ſo plötzlich überfallen, daß Rettung unmöglich war. Sie ſetzte ſich zu mir, aber ihre Tochter, ein ſanftes ſchönes Mädchen hatte den ſechszehnjährigen Verſtand, ſich zwiſchen mir und der Mutter zu drängen. Letztere, dadurch, wie durch meine Harthörigkeit und Zerſtreuung gehindert, nach Herzensluſt mit mir zu plaudern, ſtand auf und ſtellte ſich vor mir. Eine halbe Stunde hielt ich es aus, dann ging ich fort. Gleich nach mir ſtanden Mutter und Tochter auch auf. Ich hörte ihre Fußtritte, da ging ich raſch zu, um nicht eingeholt zu werden, und bei dieſer Gelegenheit merkte ich, wie gut meine Beine geworden ſind, und wie ich laufen kann, wenn mich eine alte Frau verfolgt. — In Ermangelung anderer und beſſerer Bücher habe ich hier viel von Clauren geleſen. Ich kann Sie verſichern, der Mann iſt ſo ſchlimm gar nicht, und ich habe die üble Meinung, die ich aus Mode von ihm hegte (außer Mimili hatte ich noch nichts von ihm geleſen), aufgegeben. Wenn man im geſelligen Umgang einen Menſchen lobt, der ſich immer gefällig zu machen ſucht, der unterhaltend iſt und Jedem etwas Angenehmes ſagt — wenn man ihn lobt, auch wenn die Unterhaltung ohne vielen Geiſt, die Gefälligkeit nicht immer aufrichtig iſt, warum ſoll man dieſes an einem Schriftſteller nicht auch gut finden? Clauren ſucht zu gefallen und gibt allen ſeinen Geſchichten immer einen ſolchen Ausgang, wie ihn jede Leſerin wünſchen muß. Unangenehme Spannungen, peinliche Rührungen ſucht er einem zu erſparen. Erzählt er eine fürchterliche Geiſtergeſchichte gibt er gleich anfänglich zu verſtehen, ſie werde ſich natürlich auflöſen, ſo daß man nicht zu ſehr ſchaudert. Begeht eine intereſſante und bisher tugendhafte Perſon ein Verbrechen, bittet er den Leſer, nicht zu früh zu urtheilen, und am Ende findet ſich, daß kein Verbrechen begangen worden. Was aber Clauren am liebenswürdigſten macht, iſt das ungeheuer viele Geld, das ſeine Heldinnen haben. Reiche Leute gibt es in allen Romanen, aber bei Clauren haben alle Mädchen drei bis vier Millionen (oder Milliönchen, wie er ſich gewöhnlich ausdrückt). Einmal las ich von einem ſehr ſchönen und gebildeten, aber armen Mädchen, das einer heirathet. Ich wunderte mich darüber. Aber was geſchah? Nach der Hochzeit kömmt der Vormund des Frauenzimmers zum jungen Ehepaare, öffnet und lieſt das Teſtament des verſtorbenen Vaters der Frau und da heißt es denn: der Vater habe ein ungeheueres Vermögen beſeſſen, aber es der Welt und ſeiner eigenen Tochter immer verheimlicht, damit keiner komme und ſein geliebtes Kind des Geldes wegen heirathe. Erſt nach der Hochzeit ſolle alles kund werden. Und jetzt werden dem Ehepaare drei Tonnen Goldes zugerollt. Leſen Sie dieſen herrlichen Clauren.

Hundertundzwanzigſter Brief.

Ems, den 26. Juli 1829.

Der Plan mit Soden gefällt mir. Ich denke mir es dort ſehr geſund. Berge, Thäler, mannichfaltige Ausflüge. Ich möchte gern weit in den Herbſt hinein dort bleiben. Würde auch ſpäter das Wetter rauh und herbſtlich, das bliebe mir doch zuträglich, und ſchlechtes Wetter auf dem Lande iſt nie ſo ſchlecht, als ſchlechtes in der Stadt. Den großen Stock mit elfenbeinernem Knopf, den mir meine Schweſter geſchenkt, trage ich nicht mehr. Als ich ihn vor acht Tagen zum Erſtenmale zurückſtellte, und mit dem kleinen ausging, war mir dies ein Feſt, als ein Zeichen der

Beſſerung. Aber ich habe doch bei dieſem Anlaſſe wunderliche melancholiſche Betrachtungen angeſtellt. Es ging mir durch den Sinn: wie viel närriſche Beluſtigungen hat mir die Natur ſeit einigen Wochen gegeben! Heute ward mein Rücken heil und ich konnte darauf liegen — den andern Tag ſchmerzte der rechte Arm nicht mehr — den andern Tag der linke nicht — dann konnte ich etwas ſchlafen, dann etwas gehen, dann hörte der Schwindel auf — und ſo bis jetzt noch täglich habe ich eine neue Freude. Und da dachte ich: wie arm, wie ohne Geiſt- und Erfindung iſt die Natur! Einem an Seele und Leib geſunden Menſchen, wie viele Freuden kann ſie ihm geben? Drei, vier, und die ſind nicht rein, denn das höchſte Entzücken iſt wieder ein Schmerz. Ihre armſelige Kunſt, ihre geizige Wohlthätigkeit beſteht nur darin, daß ſie uns Schmerzen gibt und dann wieder nimmt, wir müſſen entbehren, um zu genießen. Warum gibt es Krankheiten? Da ſehen Sie hier Menſchen genug und gewöhnlich junge, denen der Tod, der ganz nahe Tod auf dem Geſichte geſchrieben. Geſtern ſprach ich einen ſolchen, einen Studenten, er war betrübt, daß ich Mühe hatte meine Thränen zurückzuhalten. Seine Kurzeit iſt geendigt und er hat ſich nicht gebeſſert. Er darf gar nichts eſſen und bekömmt Ohnmachten aus Hunger. Er iſt ſchwindſüchtig und wird keinen Frühling mehr ſehen. Muß das ſo ſeyn? Der gottloſe Voltaire ſcheint Recht zu haben. Er macht ſich immer luſtig über die beſte Welt. Aber ich ſollte mit Ihnen nicht ſo ſprechen. Sie ſind ungläubig Ihrer Conſtitution gemäß, bei mir iſt es nur eine Inſurrection der Nerven, die ich bändigen werde. Leben iſt Leiden. Ich, der ich doch ein Gelehrter bin, wüßte nicht zu ſagen, wie es Gott hätte anders machen ſollen. Sollte er die Welt nicht ſchaffen, um der Schmerzen darin? Aber ohne Welt gäbe es auch keinen Gott. Das aber iſt gewiß, die Welt iſt nicht für unſer Einen gemacht, ſondern für die Madame Br. die an nichts denkt, und die meiſten Menſchen ſind Br's.

Montag, den 27. Juli.

.... Mir ſehen alle Leute nach den Füßen. Wahrhaftig, das thun ſie, ſolche nämlich, die ſich nicht bis zu meinem Kopfe erheben und nicht wagen ein Geſpräch mit mir anzufangen. Ich weiß nicht, bewundern ſie die Schnelligkeit oder die Vollſtändigkeit oder die Schönheit meiner Beine. Selbſt die Frauenzimmer wenden ihre Blicke dahin. Mais ce sont de ces choses fines et spirituelles, qu'on ne peut exprimer qu' en français. Toutes les dames entre deux âges et d'un rang élevé, sont d'accord que j'ai les mollets très remarquables. Les Tyroliens marchands gantiers qui sont à Ems, ne passent jamais devant moi sans me regarder avec étonnement et même avec envie, eux qui excellent en fait de jambes. Un des ces honnêtes gens qui se font payer leurs gants le double du prix ordinnaire, me disoit hier: Monsieur, vous êtes savant, ce qui dit beaucoup, et nous autres Tyroliens fidèles sujets du bien

aimé François „lesen nur den Kalender, Herr“ et malgré cela vos jambes surpassent les nôtres. Je commence à réflechir sur notre vénérable curé qui nous prêche tous les dimanches que la science fait maigrir et rend impie et révolutionnaire. La dessus je lui répondis: mon bon ami, il est bien vrai que l'ignorance est trés-nourrissante, mais elle n'engraisse que les souverains, leurs cours et ministres, et jamais les sujets ignorans. Comme nous causâmes ainsi ensemble, passa le baron d'Aichen, conseiller de cour autrichien, qui est ici pour prendre les eaux. Il appella le gantier qui était monté sur un âne, et lui dit à voix basse quelques mots que je ne pouvois entendre. Brusquement le tyrolien revint vers moi, leva son bras vigoureux, et se mit à me pratiquer un soufflet en criant „infâme révolutionnaire —“ mais je l'esquivai adroitement. Conrad, me voyant attaqué, prit la fuite — . . . .!

Dienſtag den 28ten.

Ihr heutiger Brief iſt ja wieder voll von Unarten — nämlich von den meinigen. Sie müſſen noch Frau Paſtorin werden. — Hätten Sie mir nur wenigſtens Titel und Inhalt des neuen Buches von Menzel mitgetheilt. — Was Sie ſich beſcheiden ſtellen und erſt um Erlaubniß anfragen, ob Sie Campes Brief öffnen dürfen! Die Freiheit hätten Sie ſich ſelbſt genommen. Was will ich thun, ich muß mir alles von Ihnen gefallen laſſen. Brief und Paket mir alles gleich her beſorgt. — Heute bade ich zum elften Male, alſo die Hälfte und eins darüber. Es rückt doch vorwärts. Wie beneide ich jeden Morgen die Abreiſenden, deren Wagen ich vor dem Kurhauſe packen ſehe! Wie beneide ich ſie noch mehr, wenn ſie eigene Wagen haben! Das iſt doch gar zu bequem. Was hat man mit Miethwagen für Noth. Erſt miethen, dann das Packen der Koffer und der Strickwirrwarr und das Wechſeln und das Schleichen. Ein Hund iſt man in einem

Miethwagen, man müßte denn in Ihrer Geſellſchaft fahren, dann iſt man ein König. — H. geht dieſe Woche fort. Das iſt wieder eine Freude, wie ich oben beſchrieben. — Mein Jagdrock (habit de chasse) thut mir gute Dienſte. Es haben hier ſehr viele Herren ſolche Jagdröcke, aber meiſtens mit Metallknöpfen! Ihnen muß man folgen, dann iſt man verſorgt! Das ſagte mir ſchon mein äſthetiſches Gefühl, ohne daß ich hiſtoriſche Kenntniß davon hatte, daß auf einen Jagdrock Metallknöpfe gehören. Nur allein der Narr G., der ſo wenig als Sie Aeſthetik beſitzt, hatte geſponnene Knöpfe auf dem Seinigen. Ich und er wir waren die einzigen. Ich ſchämte mir die Augen aus dem Kopfe. — Den zweiten Milchkuchen habe ich immer noch nicht angeſchnitten, ob ich zwar dem Conrad ein großes Stück vom erſten geſchenkt. Ihre Freundſchaft wird trocken. — Werden Sie mich denn in Soden oft beſuchen? Sind Sie noch ſo ein wilder Teufel? Ueber welchen Text werden Sie mir in Ihrem nächſten

Briefe eine Predigt halten? — Sagen Sie dem R. der lange ſteife M. wäre hier, mit ſeiner wahrſcheinlich neu vermählten Frau, und wäre zwar immer noch lang, aber gar nicht mehr ſteif, ſondern luſtig und beweglich wie ein Wieſel. Adieu Ew. Hochwürden.

Hunderteinundzwanzigſter Brief.

Ems, den 29. Juli 1829.

— — Mein Badeausſchlag, der mich nach und nach ganz überzieht iſt mir ſehr läſtig. Er juckt mich ganz infam. Fragen Sie doch den Doktor Reis, was Hippokrates und Galen darüber ſagen, ob man ſich kratzen ſoll, wenn es einen juckt. Nach der heiligen Schrift darf man ſich kratzen, denn wie da zu leſen, hat ſich der gottesfürchtige Hiob gekratzt und zwar gar nicht zart und recht mit Malice; er hat ſich nämlich geſchabt mit Scherben. Wenn ich den V. frage, ob ich mich kratzen ſoll, koſtet mich das einen preußiſchen Thaler. Fragen Sie alſo den Reis.

— Ich lege Ihnen Muſter von Wäſch-Zetteln bei, wie ſie Conrad führt. Ueber die Pedanterie von Nr. 1 habe ich ſehr lachen müſſen; auf meine kritiſche Bemerkungen darüber, hat er ſie in Nr. 2 verbeſſert. Heute habe ich Douchebäder zum Erſtenmal gebraucht, für meine Schultern die immer noch nicht gut ſind. Das hat mir eigentlich Vergnügen gemacht. Man ſitzt im Bade auf einem Schemel, gerade wie einer der geköpft werden ſoll. Siebenſtrahlig wurde ich mit warmen Waſſer begoſſen. Das Douchen ſoll ſehr wirkſam ſeyn, wir wollen ſehen. —

Rückert, der bekannte Orientaliſt und Dichter iſt hier. Der ſieht ganz genau aus wie ein Schloſſergeſell (wie der Bruder der Sp. ganz richtig bemerkte). Ich werde ſuchen, ihn kennen zu lernen. Es iſt aber merkwürdig mit den deutſchen Gelehrten! Der Rückert dichtet die zarteſten, roſenduftigſten, morgenländiſchen Lieder, und iſt groß, ſchwarz, zottig, rußig, und ſieht eigentlich einem Schmied noch ähnlicher als einem

Schloſſer. Eine Frau, wahrſcheinlich die ſeinige, iſt bei ihm. Außer dieſem und Börne, iſt ſonſt kein berühmter Mann hier. Lauter ſchofele Prinzen und Prinzeſſinnen und andere ſolche Canaille.

Donnerſtag, den 30. Juli.

Das haben Sie heute nun gleich benutzt und mir nur zwei Seiten geſchrieben, weil Sie andere Briefe beigelegt. Was gehen Sie fremde Briefe an, daß Sie damit Ihre Schulden bezahlen? Wie, Sie fürchten, ich möchte mich ärgern über Cotta's Brief! Ei, ihn werde ich ärgern. Ich werde gleich morgen ſeiner Buchhandlung, durch die er mir hat ſchreiben und mich mahnen laſſen, einige wenige aber bitterböſe Worte ſchreiben. Zertrümmern will ich den Freiherrn, wenn er ſich nicht geduldig von mir will ruiniren laſſen, woraus ſich jeder andere Buchhändler eine Ehre machen würde. Heute las ich in der Berliner Zeitung, die Dankſagung von fünf bis ſechs Perſonen an Saphir, daß er eben in Potsdam, ein

Mädchen das ins Waſſer gefallen, mit eigener Gefahr gerettet habe.

*** iſt fort, wie ich erfahren. Er hat mich zum Abſchiednehmen entweder nicht aufgeſucht, oder nicht gefunden. Oder was wahrſcheinlicher iſt, es kam ihm ſo ſchnell eine wohlfeile Retourgelegenheit zu, daß er alle Freundſchaft und Hochachtung für mich aus den Augen ſetzte, und in den Wagen ſtieg.

Auf das Douchen ſind mir Schultern und Arme wieder etwas angeſchwollen und ſchmerzen mich. Ich hoffe das Uebel wird ſich nicht ausbreiten und mich am Schreiben hindern. Wenn ich dem Conrad diktiren müßte, könnte ich Ihnen ja nur lauter kurze vernünftige Briefe ſchreiben. Gott weiß, wo ich die Thorheiten alle herbekommen, mit welchen ich hier ſchon ſo manchen Bogen verdorben. Sie kommen mir ſo unwillkührlich wie das Schwitzen. Es muß zum Rheumatismus gehören.

Hundertzweiundzwanzigſter Brief.

Ems, den 1. Auguſt 1829.

Guten Abend, liebe Freundin. Ich fange damit an, Ihnen die Abſchrift des Briefes mitzutheilen, den ich heute dem Cotta oder vielmehr an deſſen Buchhandlung geſchrieben habe. Ich habe kurz geantwortet, bin aber mit der Hauptſache gleich herausgerückt. Was ſoll ich da viel Umſtände machen? Man muß verblüffen. „Auf „Ihr Schreiben vom 7. Juli, den Auftrag des „Freiherrn von Cotta enthaltend, mich an die „Befriedigung deſſen Anſprüche zu erinnern, habe „ich die Ehre Folgendes zu erwiedern. Das „eigenhändige Schreiben des Herrn von Cotta,

„vom 28. April d. J. das ich, wenn auch viel „ſpäter erhielt, konnte ich zu ſeiner Zeit nicht „beantworten, weil ich bedeutend krank war, und „ich ſeit kurzem erſt wieder im Stande bin, die „Feder zu führen. Uebrigens hat Herr v. Cotta „durch dieſe meine Zögerung nichts verloren, da „ich zur Ablehnung der an mich gemachten Geld„forderung keine andere Gründe anführen kann, „als die ich ſchon mehrere Male, beſonders aber „in einem Schreiben vom verfloſſenen Jahre, ſehr „umſtändlich auseinandergeſetzt habe. Es wurden „mir, als ich in Paris war, für meine Arbeiten „am Morgenblatte monatlich 500 Franken zuge„ſagt, nachher aber hat Herr von Cotta mir „die gelieferte Bogenzahl berechnet, ob zwar gar „nicht beſtimmt war, wie viel ich für genanntes „Honorar zu liefern hätte. Dadurch iſt denn ein „Ueberſchuß entſtanden, den ich jetzt zurückzahlen „ſoll. Wenn Herr v. Cotta damals meine Ar„beiten überſchätzt hat, ſo iſt das mein gutes „Glück, aber keineswegs ein Irrthum, den ich

„zu büßen hätte. Der Bogen wurde mir noch
„überdies nur zu drei Carolin berechnet, ich wurde
„alſo nicht höher geſtellt als alle Welt die für
„das Morgenblatt ſchreibt. Ich gehöre grade
„nicht zu den eingebildeteſten Schriftſtellern, aber
„ich hielt mich für berechtigt, mich beleidigt zu
„fühlen, daß mich Herr v. Cotta unter den literariſchen
„Pöbel geworfen, da er ſelbſt durch ſeine
„frühſten und wiederholten Aufmunterungen meiner
„geringen Talente, es am meiſten war, der mich
„gewöhnt hat, mich nicht zum literariſchen Pöbel
„zu rechnen. Die armſeligſten deutſchen Blätter,
„die kaum ihr Daſeyn friſten, haben mir das
„Dreifache jenes Honorars angeboten. Ich habe
„es immer zurückgewieſen, weil ich glaubte mich
„bei dem Morgenblatte beſſer zu befinden. Herr
„v. Cotta fordert, glaube ich, etwa 4700 fl. von
„mir zurück. Wenn ich dieſe Summe durch
„Theilnahme am Morgenblatte abarbeiten ſollte,
„welches demſelben wie ich mir ſchmeichle, angenehmer
„wäre als die baare Bezahlung der

„vermeintlichen Schuld, ſo würde ſich finden, daß „ich auf acht Jahre hinaus dienſtpflichtig wäre, da „ich, bei Beſeitigung aller andern Arbeiten, nur „im Stande bin 1½ Bogen monatlich zu liefern. „Ich kann als ehrlicher Mann verſichern, daß ich „Gelegenheit hatte und ſie noch täglich habe, „meine Unabhängigkeit, wenn ſie mir feil wäre, „theuerer zu verkaufen. Sollte übrigens Herr „v. Cotta, von der Rechtlichkeit ſeiner Forderung „eben ſo überzeugt bleiben, als ich immer vom „Gegentheil ſeyn werde, ſo muß ich wünſchen, „daß derſelbe ſeine Anſprüche vor Gericht geltend „mache, da ich mich nicht dabei beruhigen kann, „daß dieſe Sache unentſchieden und in der Schwebe „bleibe. Zu gleicher Zeit aber bitte ich denſelben, „dieſe meine Aufforderung, ja nicht als eine „Aeußerung trotziger Empfindlichkeit zu beurtheilen, ſo wie ich ſelbſt, wenn mich Herr v. Cotta „verklagen ſollte, dieſen Schritt keineswegs als „eine Unfreundlichkeit betrachten werde; ſondern „wir wollen dieſen Ausweg als eine Uebereinkunft

„anſehen, eine Rechtsſache, über die wir ver-
„ſchiedne Meinung haben, der unparteiiſchen Ent-
„ſcheidung der Juſtiz zu überlaſſen." — —

Sonntag, den 2. Auguſt.

Was! Beſuchen wollt Ihr mich? Sie und meine Schweſter! Laſſen Sie meiner Schweſter ſagen, ich blühte wie eine Roſe, und würde bald nach Frankfurt kommen; und der Madame M. ſagen Sie, ich wäre zum Platzen dick und fett, und das hätte ich blos der Ruhe zu verdanken, und Ruhe wollte ich behalten, darum ſollte ſie nicht kommen, denn:

Glück ohne Ruh
Liebe biſt Du.

Auch iſt Ruhe die erſte Bürgerpflicht.

Hundertdreiundzwanzigſter Brief.

Ems, den 2. Auguſt 1829.

Mit dem Rückert unterhalte ich mich viel. Glauben Sie vielleicht, er kennt mich, er weiß von mir? Ei bewahre! So wenig wie vom Mann im Monde. Heute fragte er mich nach meinem Namen. Ich heiße Börne. Ich hätte eben ſo gut ſagen können, ich heiße Hans. Er ſcheint gar nichts zu wiſſen von einem Börne. Das amüſirt mich. Nun bin ich begierig, ob ihm in der Folge meine Unterhaltung nicht auffallen wird, da wir angefangen von Literatur zu ſprechen. Er ſcheint freilich nicht von der Art zu ſeyn, Einem ſchöne Sachen ſagen zu machen.

Sehen Sie nun, was die Deutſchen Viehkerls ſind. Dieſer Rückert, ein ſehr achtungswürdiger Dichter, und in ſeinem Genre einzig — ich bin ſein einziger Bekannter, der einzige, der ihn angeredet von allen Kurgäſten. Ein franzöſiſcher Dichter von Ruf in einem franzöſiſchen Bade, würde gleich am erſten Tage einen Hof von Männern und Frauen um ſich haben. Da kömmt jedes Jahr ein junger Prinz von . . . her, der unter den Badegäſten den Ruf ausgezeichneter Dummheit hat, und jeder macht ſich eine Ehre daraus an̄ ſeiner Seite zu gehen.

Montag, den 3. Auguſt.

Ich werde, ehe ich von hier abreiſe, einige Blechwaaren für meine Haushaltung in der Koblenzer Blechfabrik einkaufen. Dort wird alles aufs geſchmackvollſte verfertigt. Ich kaufe ein Dintenfaß, eine Filtrirmaſchine, einige Leuchter, ach! und ein einſchläfriges Kaffeebrett. Wenn Sie vielleicht von dergleichen Dingen etwas brauchen oder wünſchen, beſtellen Sie es bei mir. —

Ich bin ſehr begierig auf die Sodener Luft, die Sie mir ſo rühmen. Wie aber kann man ſo dummes Zeug reden oder nachreden, daß dort die Luft wie in Nizza ſei! Wenn von der Luft zu Nizza die Rede iſt, ſo meint man den Winter darunter. Im Sommer iſt überall Nizza. — Sie können ganz ruhig ſeyn, Ich werde Ems bis auf den Hefen ausleeren, das Schwerſte iſt ja überſtanden. Aber daß wir den Winter in Frankfurt bleiben ſollen und nicht lieber in Hyères, in Rom, in Paris, in Neapel, an den Gedanken kann ich mich noch gar nicht gewöhnen. — Was fällt Ihnen wieder ein gegen das Rauchen loszuziehen? Ich habe geraucht, ich rauche und ich werde rauchen. Das hat mir nichts geſchadet, das ſchadet mir nicht und wird mir nicht ſchaden, und damit Punktum und das Maul gehalten.

Hundertvierundzwanzigſter Brief.

Ems, den 4. Auguſt 1829.

An Frieden glaube ich noch nicht recht. Rußland hat zu viele Vortheile erreicht, die es im Frieden nicht wird fahren laſſen, und die ihm England und Oeſterreich nicht werden laſſen wollen. Ich halte es jetzt, wie ich es früher hielt, gar nicht mehr für unmöglich, daß die Ruſſen Konſtantinopel erobern, nämlich in einem dritten Feldzuge im nächſten Jahre. Der Sultan hat ſein Volk und Heer durch ſeine aufgedrungene Civiliſation ſehr geſchwächt. Die Macht des Orients beſteht ſeit Jahrtauſenden in der Unveränderlichkeit. Das hat nun der kluge Herr von

Metternich, der Rathgeber war, wieder nicht verſtanden. — Ich habe heute erfahren Z. reiſe mit der *** nach Schottland. Das iſt eine weite und ſchöne Parthie für zwei Liebende. 115 Jahre ſind die beiden zuſammen alt. Das iſt eine ſehr tugendhafte Zahl! Es iſt gar nicht möglich, dieſe Jahre ſo zwiſchen einem Mann und einem Frauenzimmer zu theilen, daß ſie ſich einander gefährlich werden können. Zum Beiſpiel: halbirt, kömmt auf jeden 57½ Jahr. Iſt das Frauenzimmer 18 Jahr alt, kommen auf den Herrn 97 Jahre. Iſt der Herr 30 Jahr alt, kommen auf die Dame 85. Und wenn ſich alle Mathematiker auf den Kopf ſtellen, können ſie dieſe Zahl nicht ſo theilen, daß die Liebe Erfolg habe.

Mittwoch, den 5. Auguſt.

Ein Doktor *** aus . . . iſt hier angekommen. Dieſer ſchmachtet ſchon mehrere Lüſtres darnach, meine Bekanntſchaft zu machen. Conrad der Süße, welcher murmelt wie die Quelle zu Vauclüſe, daß mir oft ſchwablig wird, protegirt dieſen *** als ſeinen Landsmann. Schon ſeit acht Tagen quält er mich, ich möchte dem *** eine Stunde beſtimmen, wenn er mich beſuchen könne. Ich blieb aber ſtandhaft dabei, ich könne im Haus keine Beſuche annehmen, aber jeden Nachmittag wäre ich im Garten zu ſprechen. Nun hat mich aber der *** nie von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, wie ſoll er es alſo anfangen, mich im Garten zu finden? Das war eben mein kluger Plan, und ein meiſterhafter Rückzug gleich Moreau's ſeinem. Doch es half mich nichts. Vor einigen Tagen beſuchte ich einen anderen Bekannten aus ...., einen Beamten, weil er krank war. Und der auch ſagte mir, wie ſehr der *** nach mir lechze und er wäre ein großer Philolog, und er wolle ihn rufen laſſen. Da kam er und ennuirte mich, und jetzt da er mich kennt und mir in der Promenade aufpaßt, iſt wieder einer mehr, dem ich auszuweichen habe. Ich habe oft darüber nachgedacht, aber es iſt mir nie klar geworden. Wenn dieſer *** oder ſonſt ein anderer in

Armuth geriethe, er würde, iſt er nur ſonſt ein Mann von Erziehung und Ehre, lieber die drückendſte Noth ertragen, als daß er zu mir oder zu einem andern Fremden ginge und ſpräche: leihen oder ſchenken Sie mir Geld, ſchenken Sie mir einen Rock, ein Hemd. Aber zu einem Unbekannten zu treten und ihm zu ſagen: leihen Sie mir Ihr Ohr, Ihr Herz, Ihren Geiſt, ſchenken Sie mir was ich Ihnen nie wieder erſtatten werde noch kann, Ihre Zeit, unterhalten Sie ſich mit mir — vor dieſer Zudringlichkeit ſcheut ſich keiner. Die Armuth und der Hunger des Geiſtes müſſen doch peinlicher ſeyn, als Geldnoth und Magenhunger. Und iſt es etwas anderes als Armuth und Leere, das die Menſchen antreibt ſich aufzuſuchen und erbärmlich unnützes Zeug mit einander zu ſprechen? Wir andern Genies, ich meine dich und mich — nehmen Sies nicht übel, ich dutze nur des Reimes wegen (ich kann doch nicht ſagen Sie und Mie) — wir haben keine Vorſtellung davon, wie erbärmlich es den meiſten

Menſchen zu Muthe iſt, wenn ſie kein Buch und keinen Geſellſchafter haben ſich zu unterhalten. Ich ſehe hier ſolches Volk umhergehen. Sie dauern mich oft, man ſieht ihnen die Verzweiflung an. Mit ſich wiſſen ſie gar nichts anzufangen. Mir wird nie die Zeit lang, ich bin mir der angenehmſte Geſellſchafter. Das was ich Ihnen hier ſchreibe, ſagte ich geſtern einem Bekannten, dem F. aus Breslau, von dem ich Ihnen geſchrieben. „Und — fuhr ich fort, welch erbärm„lich unnützes Zeug hört man in den geſellſchaft„lichen Unterhaltungen! Ich will gar nicht von „den gewöhnlichen Menſchen reden, ſondern von „den beſſern. Sehen Sie, wir beide ſind doch „gewiß ordentliche Leute; nun was haben wir „ſeit einigen Wochen mit einander geſprochen? „Laſſen Sie es drucken, und es wird nicht zum „Leſen ſeyn.“ Herr F. kratzte ſich verlegen hinter die Ohren, denn er fühlte ſich betroffen. Er gehört auch zu der Klaſſe von Menſchen, die ſich nicht genug ſind. Er ſagte mir: ja Sie! So kann nicht jeder ſeyn. Das iſt aber eben das Räthſel das ich nicht begreiſe. Jeder Menſch hat doch Geiſt genug für ſich. Jeder iſt mit ſeinen Gedanken, ſeinen Einfällen, ſeinen Plänen und Träumereien zufrieden, jeder glaubt klug zu ſeyn und Beobachtungsgeiſt zu haben; warum kann nun nicht jeder wie Sie und Mie mit ſich ſelbſt umgehen? (Fortſetzung folgt.) —

Donnerſtag, den 6. Auguſt.

Wie unglücklich bin ich, daß ich keinen einzigen wahren Freund habe! Beraubt, betrogen, verrathen! Mein Milchkuchen verſtümmelt! Wollen Sie mir es weiß machen, daß Sie einen großen Theil meines Kuchens haben zurückhalten müſſen, weil die Schachtel zu klein geweſen? Da müßte ich der große Mathematiker nicht ſeyn der ich bin, um dieſes zu glauben. Es war nichts als Betrügerei und Näſcherei von Ihnen. Denn ſagen Sie mir einmal, wenn ein runder Kuchen zu groß iſt, in eine runde Schachtel zu paſſen, was wird denn gewonnen ein Stück davon abzuſchneiden? Braucht nicht ein Halbkreis von Kuchen eine Schachtel von gleich großem Umfange, als ein ganzer, deſſen Hälfte er iſt? Nicht um es Ihnen handgreiflich zu machen (denn Sie wiſſen am beſten, daß nicht die Schachtel, ſondern Ihre Ehrlichkeit zu klein geweſen) blos um es mir ſelbſt klar zu machen, weil ich ſo eine ſchändliche Verrätherei nicht für möglich hielt, habe ich in beiliegendem figürlichem Kuchen klar bewieſen, daß ich betrogen bin.

Ariſtoteles in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution bemerkt ſehr richtig: „αϑισφατος ομβρος ευκρασια των ωρων λαμπροτατος αιϑηρ δος αος· κυρ μαλα δ'εισιν υπερβιαλοι κατα δηκον μυλος ϑαλαμων.“ Das heißt: „es kömmt viel weniger darauf an, daß man ein gutes Herz, als eine genaue Kenntniß der deutſchen Grammatik habe.“ Sie haben mir in Ihrem geſtrigen Briefe einen Beweis gegeben, wie Recht dieſer große Schriftſteller hat. Sie ſchrieben mir, Sie hätten bei Bing die Ueberraſchung für mich gekauft, die Ueberraſchung. Ich beſinne mich, womit Sie mich hier ſchon überraſcht: mit einer Jacke, mehreren Speiſen u. dgl., lauter Sachen, die man nicht bei Bing kauft. Oder wäre vielleicht von einer Ueberraſchung die Rede, die mir noch bevorſtünde? Dann hätte es aber nicht heißen müſſen die, ſondern eine Ueberraſchung. Der Zweifel ob es eine Ueberraſchung passiva oder futura ſei, hat nun mich wieder die ganze verfloſſene Nacht beſchäftigt. Wie kann ich nun geſund werden, wenn Sie unaufhörlich mit Ihren mathematiſchen und grammatikaliſchen Aufgaben mich reizen und mir den Schlaf rauben? O Weiber! Weiber!

Adieu Kuchendieb. Beſſere dich.

Hundertfünfundzwanzigſter Brief.

Ems, den 7. Auguſt 1829.

Nun wer hat Recht? Der Kuchen iſt gekommen, das Vertrauen iſt weggegangen. Er war in Stücken. Wen der Teufel will verſuchen, den lockt er mit Milchkuchen. Aber die Ueberraſchung, ob es zwar die Ueberraſchung war, und nicht eine, war doch gar zu ſchön. Und noch dazu für das Rauchen, das Ihnen ſo zuwider iſt! Den ganzen Nachmittag habe ich das Feuerzeug in die Hand genommen, weggelegt, eingewickelt und wieder aus dem Papier genommen, ſo viel Freude hat mir das gemacht. Es iſt gar zu ſchön und brauchbar. Küß die Hand, liebe gnädige Frau. — Mit dem Rückert iſt's nicht viel. Er hat zwar oder macht wenigſtens ein ſatyriſches Geſicht, hinter dem vielleicht etwas ſteckt, aber ich konnte es noch nicht heraustreiben. Er kann mich, ich ihn nicht in Bewegung ſetzen. Sie fragten mich ob er krank ſei? Nun, was wärs? Krank kann der geſundeſte Menſch werden. Aber nein, das kränkelt, das hats an der Bruſt, im Unterleibe, das weiß nicht, was es will. Himmliſcher Vater, und der Bengel iſt ſechs Fuß hoch und ſieht aus wie ein Cyklope. Brauch ich Knirps mich da zu ſchämen? Das kömmt vom verdammten deutſchen Sitzen, nicht vom Sitzen des Hintern, ſondern vom Sitzen und Eingeſperrtſeyn des Geiſtes. O hätte ich ſechs Fuß, dann wär' ich ein anderer Kerl! Aber meine Sorle! Ach, es iſt zum Weinen. Sorle war meine Amme, ein kleines ſchwarzes Weſen mit feurigen Augen, ganz Nerv ohne Fleiſch und

Knochen. Woher Fleiſch und Knochen? Das ganze Jahr nichts Kräftiges zu eſſen, und die ganze Woche mit mir eingeſperrt in der Judengaſſe und am Samſtag nicht weiter als auf die Zeil. Wie komme ich aber jetzt darauf? Das will ich Ihnen ſagen. In Ems gibt es viele vornehme und reiche Badegäſte, gewiß auch viele die klüger, wohl auch manche die glücklicher und zufriedener ſind als ich. Aber unter allen dieſen, wirklichen oder möglichen Perſonen, beneide ich nur ein neun Monat altes Kind, das hier herumgetragen wird — um ſeine Amme. Wenn alle medizíniſche Facultäten Deutſchlands eine Bittſchrift bei dem lieben Gott einreichten, er ſollte ihnen einmal eine Amme ſchaffen ganz nach der Regel, und Gott thäte ihnen dieſen Gefallen, ſo könnte kein ſchöneres Muſterbild von Geſundheit, Stärke, reinem Blute und heiterem Gemüthe erſcheinen als dieſe Amme zeigt. Das Kind gehört einer jungen Engländerin. Die Amme mag wohl eine Schottländerin, eine Hochländerin ſein. Sie iſt in den reichſten ſeidnen oder andern Stoffen ganz wunderlich gekleidet. Ihr Rock und Mieder iſt mit goldenen oder ſilbernen Treſſen an allen Nähten beſetzt; ſie trägt eine ſeltſame, goldgeſtickte Haube, rothe Schuhe und einen koſtbaren rothen Shawl. Alle Tage ein anderes Kleid. Die junge Mutter nimmt ſich in ihrer höchſt einfachen Kleidung, wenn ſie neben der geputzten Amme hergeht, ſeltſam aus. So oft ich nun dieſe köſtliche Amme ſehe, ſeufze ich: ach wäre deine Sorle eine Hochländerin geweſen, dann brauchteſt du nicht alle Jahre nach Ems zu reiſen, dich zu flicken. —

Samſtag den 8. Auguſt. Vielleicht ſchreibe ich morgen noch der Sp. einige Worte des Dankes für ihren Kuchen. Ich werde dann das Blatt hier einlegen und Sie bitten es zu beſorgen. — Es freut mich, daß Ihnen meine Briefe Freude machen. Wenn Sie ſich das Stehlen abgewöhnen könnten, wären Sie eine ganz erträgliche

Perſon, trotz Ihren unerträglichen moraliſchen Grundſätzen. Ich habe der Sp. geſchrieben, daß Sie ein Stück vom Kuchen genommen. Wenn Sie nicht eiferſüchtig werden wollen, will ich Ihnen geſtehen, daß der Sp. ihr Kuchen viel beſſer iſt als Ihrer. Ihrer war ganz im jüdiſchen Geiſte, ſchwer, düſter, melancholiſch. Die Zerſtörung des Salomoniſchen Tempels und die Thränen der Töchter Zions, die ſie unter Babylons Weiden vergoſſen, ſchmeckt man deutlich darin. Der Sp. ihrer dagegen iſt leicht, locker, luſtig, es herrſcht eine heitere Lebensanſicht darin vor. Auch kann ich doppelt ſo viel davon eſſen als von Ihrem. Doch ſoll das unſerer alten freundſchaftlichen Verbindung keinen Abbruch thun. — Wie ſehr irren Sie ſich mit . . ., der iſt ein ſchlimmerer Reiſegeſellſchafter als ich, der bekümmert ſich um gar nichts. Die Sp. hat Sie um eine halbe Seite Brief gebracht. Die Concurrenz in der Freundſchaft iſt doch immer gefährlich. — Ich muß baden gehen. Wiſſen Sie, daß ich hier um einen halben Fuß gewachſen bin? Aber nicht oben, ſondern unten an den Beinen. Das ſehe ich an meinem Bademantel, der mir früher bis an die Knöchel reichte, jetzt aber viel kürzer geworden iſt. Der Conrad meint zwar, ich wäre nicht gewachſen, ſondern der Mantel wäre im Waſchen eingegangen. Aber der dumme Menſch weiß nicht was er ſpricht, ich bin beſtimmt gewachſen. Was ich mit dem Conrad ausſtehe! Im Bade habe ich jedesmal eine Wuth auf ihn, daß ich ihn ermorden könnte. Beim Abtrocknen kömmt es darauf an, daß dieſes ſchnell geſchehe, und daß hart gerieben werde. Das vermag der Zarte nicht. Er ſtreichelt mich langſam und weich als wär ich ein Täubchen, und wenn er mir den Mantel reicht, kann er die Aermel nicht finden. Mit den Strumpfbändern hat er ſo lange zu thun, als hätte er eine Bandage um einen Beinbruch zu legen. Vorn an den Zehen zupft er die Strümpfe fünf Minuten lang. Weil ich einmal in Wiesbaden ein paar Strümpfe getragen die mir zu kurz waren und die ich ihn ausdehnen hieß, zupft er jetzt alle Strümpfe die mir in der Regel vorn zu lang ſind.

Daß X. mich im Ernſt für ſo ſchwach gehalten, iſt mir ſehr lieb. Ich habe ſchon gefürchtet es zu arg gemacht zu haben. Ich beleidige doch gern Niemand.

Hundertſechsundzwanzigſter Brief.

Ems, den 9. Auguſt 1829.

Nicht wo in Soden am beſten geſpeiſt wird, bei Jung oder dem andern Wirth, ſondern daran iſt mir gelegen, wo die beſten Zimmer, die bequemſten Einrichtungen ſind und wo die beſte Geſellſchaft iſt. Ich werde Ihnen dieſe Woche noch eine umſtändliche Inſtruktion ſchicken. Späteſtens gehe ich die andere Woche von Ems weg, ob gleich nach Soden oder anders hin, weiß ich noch nicht. Etwas Bewegung wird mir gut ſein, das lange Sitzen an einem Orte taugt nichts für mich.

Dienſtag den 11. Auguſt. Das iſt ein abſcheulich kleiner Brief. Meiner ſoll aber auch nicht viel länger werden. Ich habe keine rechte Geduld mehr zum Schreiben, wie gewöhnlich wenn meine Abreiſe und das Wiederſehen herannaht. Ich kann mir lebhaft vorſtellen, wie lüſtern Sie nach dem kleinen verſchloſſenen Brieſchen an die Sp. waren, und ich lache boshaft, wenn ich daran denke. Es war dumm von mir, daß ich es nicht offen ließ. Sie haben nichts daran verloren. Den ... habe ich mir vom Leibe gehalten und habe ſehr Recht daran gethan. Er ſcheint ein Pedant zu ſeyn, und hat eine ſo unterthänige Artigkeit, die mir ganz zuwider iſt. In ſolcher Beziehung iſt hier nichts trauriger als die beſchränkte Lokalität. Der Garten in dem man hier den ganzen Nachmittag zubringt, iſt ſo eng, daß man keinem ausweichen kann. Neulich war *** hier, der, wie man mir ſagte, mich begierig aufſuchte. Ich wollte ihm ausweichen, weil ich ihn nicht leiden kann und zog mich daher in einen Theil des Gartens, der hinter dem Hauſe liegt und wenig beſucht wird, zurück. Dort blieb ich drei Stunden gebannt, und konnte nicht ſpazieren gehen, weil der Weg ſo eng iſt, daß ich unbemerkt nicht fortſchleichen konnte. —

Ganz gewiß hängt von einer guten Amme, aber nicht blos von ihrer Milch, ſondern auch von ihrem Temperamente ſehr viel ab. Das ſchwächlichſte Kind kann dadurch geſtärkt werden. Ich habe es Ihnen gewiß ſchon einmal erzählt, daß mir meine Sorle vor fünfzehn Jahren, nachdem ſie mich ſeit meiner Kindheit nicht geſehen, auf dem Polizeiamte einen Beſuch machte und mir durch das Geſchenk einer rohen Gänſeleber ihre Zärtlichkeit und Mutterliebe zu erkennen gab. Iſt das nicht ſehr charakteriſtiſch? Und doch ſtanden ihr dabei die Thränen in den Augen. Um nicht mit Thränen zu ſchließen will ich Sie noch einmal herzlich auslachen, daß Sie das Sp.'ſche Briefchen nicht habe leſen dürfen.

Hundertſiebenundzwanzigſter Brief.

Ems, den 11. Auguſt 1829.

Ach! da leſe ich eben in der Badeliſte unter Nro. . . , Herr ***, Kaufmann aus B. logirt im Karpfen. Ich wollte er logirte wie Jonas im Wallfiſch, aber länger als drei Tage. Wenn dieſer Herr *** der Neffe iſt von der . . ., der ſchöne Geiſt, der Maler und Kunſtfreund, der Theaterdichter und lange hagere Menſch — dann reiſe ich auf der Stelle ab. Vor dem iſt keine Rettung, bei dem verliere ich ſelbſt die Kraft fortzulaufen, der übt die Gewalt einer Klapperſchlange. Was ich dieſesmal von läſtigen Menſchen bedroht und geplagt werde!

Donnerstag 13. Auguſt. Sie hätten wohl dem Fuhrmann von der Sp. ihrem herrlichen Vanilleis etwas für mich mitgeben können; aber Sie denken nur an ſich. Wer wird ſo ein Egoiſt ſeyn! — Ich bin jetzt mit Baden und Trinken fertig, und das ſchlechte Wetter, das wieder eingetreten, macht mir Vergnügen wie früher Aerger. Ich muß mich nur noch einige Tage ausruhen und lange Zeit braucht auch die Schnecke Konrad zum Einpacken. — Was ſagen Sie dazu, daß in Paris wieder ein Ultra-Jeſuitiſches Miniſterium ernannt worden, ſo arg als noch keines war? Je toller, je beſſer. Der kleine Herzog von Bordeaux dauert mich, ich gebe ihm keine Nußſchale für ſeine künftige Krone. Die Fürſten ſind doch recht unglücklich, daß ſie einen großen Geiſt haben müſſen, um ihren eigenen Vortheil zu verſtehen und zu verfolgen, was doch ein Privatmann nicht braucht. *** iſt ein Bankier wie er ſeyn ſoll, und hat doch gewiß noch weniger Verſtand als Charles X.

Hundertachtundzwanzigſter Brief.

Ems, den 15. Auguſt 1829.

... Conrad iſt ſchon mit Einpacken beſchäftigt. Frau von *** hat ihre verſchiedene Liebesbriefe nicht ſo ſorgfältig ſortirt, eingewickelt und mit zierlichen ſeidenen Bändern umflochten, als Conrad meine verſchiedenen Sachen. Auf jedem Paar Stiefel oder Schuh ſteht mit ſchönen Lettern geſchrieben: 1ſtes Paar Stiefel, 2tes Paar Stiefel, 1ſtes Paar Schuh, 2tes Paar Schuh. Iſt das nicht nett? Ich laß ihn gewähren. — Mit dem Rückert bin ich nicht weit gekommen. Ich fing einige Male mit ihm, er mit mir von Büchern, beſonders Dichtwerken, zu reden an. Aber was ihm die Hauptſache iſt an poetiſchen Werken, die Form, das Metrum, und worin er ſelbſt als Dichter Meiſter iſt, das intereſſirt mich nicht, weil ich nichts davon verſtehe, oder ich verſtehe nichts davon, weil es mich nicht intereſſirt, und ſo wird gleich beim Anfange unſerer Unterhaltung ein Schlagbaum zwiſchen uns geſetzt und das Geſpräch ſtockt. Nie habe ich ihn eine Zeitung in die Hand nehmen ſehen, deren mehrere im Kaffeehauſe, wo wir uns jeden Nachmittag treffen, auf den Tiſchen liegen. An dieſem Dichter und Gelehrten erkenne ich wie gerecht mein Eifer im ſechſten Zinsthaler war. Um einen zerknitterten Halskragen hat er ein ſchwarz ſeidnes Tuch geknüpft, ſo dünn wie ein Galgenſtrick. Er hat eine ſilberne Uhr mit einem meſſingenen Uhrſchlüſſel an einer rothen Schnur. Freilich muß man bedenken, daß ein Profeſſor, der nur Dichter iſt, wenige Zuhörer hat auf ſeiner Univerſität, und daß ihm das Honorar für ſeine Vorleſungen wenig einbringt. Mit acht-, höchſtens zwölfhundert Gulden ſeines fixen Gehaltes muß er ſeine Familie ernähren. Aber iſt das nicht traurig? Die franzöſiſchen Dichter von Ruf ſind alle wohlhabend. Ihre Schriften werden gut honorirt und die Regierung gibt ihnen Gehalte, ohne dafür ſie zur Frohnarbeit der Jugendlehre zu verwenden. Nein, es iſt nicht zum Aushalten, ich gehe nach Frankreich. Miethen Sie mir noch kein Logis in der Stadt.

Ich habe jetzt die vier Bände der Mémoires d'une Contemporaine zu Ende geleſen. Zuerſt will ich Ihnen erzählen, welche zufällige Ergötzung mir dieſes Buch verſchafft. Hier iſt eine ſchöne junge Wittwe in tiefer Trauer. Sie läßt ſich nie unter dem Gewühle der Badegäſte ſehen, ſondern ſucht die einſamſten Spazierwege auf, wo ſie zu jeder Tageszeit nähend oder leſend von ihren Kindern umgeben im Schatten der Bäume ſitzt. Was zuerſt meine Aufmerkſamkeit und zwar auf eine ſtörende Weiſe auf ſie gelenkt, war die düſtere Trauer in welche ſie ihre vier Kinder gemummt, deren jüngſtes, ein Mädchen, noch keine drei Jahre alt iſt. Ich finde das läppiſch, heuchleriſch, herzlos. Man ſollte keine Kinder in Trauer kleiden, die unfähig ſind Trauer zu fühlen. Da ſpringen fröhliche Kinder lachend und jubelnd umher und ſehen aus wie Leichenwagen. Nun, dieſe ſchöne Wittwe, ſo tief ſie auch trauert, ſehe ich täglich mit der größten Andacht in den Mémoires d'une Contemporaine leſen, welches Buch ich aus der Leihbibliothek am auffallenden Einbande erkenne. Es gibt aber kein Buch, das geeigneter wäre, die eheliche Treue wegzuſpotten, als dieſe Mémoires. Welch ein Weib iſt dieſe Contemporaine! Sie war nicht etwa ein weiblicher Caſanova; darum iſt auch ihre Geſchichte, weil ſie keineswegs die Sinnlichkeit aufweckt, weniger gefährlich für eine leichtfertige Leſerin, als für eine philoſophiſche, die weiß, daß Empfinden Leben heißt. Wie viel hat die Contemporaine gelebt! Ich beneide ſie darum. Auf dem Zifferblatte der Zeit war ihr jede Stunde eine Begebenheit, jede Minute eine Empfindung. (Fortſetzung folgt.) Sonntag den 16. Auguſt. Ha, ha, ha! ich muß lachen! Einen Logenplatz ſoll ich für dieſen Winter miethen? Woher wiſſen Sie denn, daß ich in Frankfurt bleiben werde? Und Sie? Ich werde Ihnen Pläne und Gründe vorſtellen, denen Sie nicht widerſtehen, oder wenn ja, dann wäre Ihr Sieg ſchimpflicher als eine Niederlage. — Vom fils de l'homme mag ich nichts wiſſen. Das Gedicht mag ſchön ſeyn, aber der Stoff taugt nichts. Der Himmel bewahre uns und die Franzoſen vor dem Enkel des Kaiſers Franz und dem Zögling der Wiener Polizei. — Ich glaube die Frankfurter Börſenleute werden ſo dumm ſeyn, ſich über den Wechſel des franzöſiſchen Miniſteriums zu freuen. Sie mögen jammern. Jetzt hälts Frankreich mit England, jetzt wird England, was es früher nicht gewagt, Rußland den Krieg erklären und dann gibt es allgemeinen Wirrwarr, dann kehrt Rußland von der Türkei zurück und fällt mit Preußen verbunden über Oeſterreich her, und dann wird die Handelskammer überſchwemmt werden von Thränen. — Was Sie mir aus dem Pot-à-feu der Didaskalia erzählen, von der Unzeitigkeit jetzt Trauerſpiele zu ſchreiben, das habe ich irgendwo geſagt und wahrſcheinlich iſt es wörtlich ausgezogen; aber Sie lieben mich, Sie kennen meinen Styl nicht mehr. Erinnern Sie ſich Ihrer alten Schwüre, dann leſen Sie die Stelle in der Didaskalia noch einmal, und ſehen Sie ob ſie von mir iſt. — Bringen Sie mir doch von Zeitungen und Büchern nach Soden mit, was Sie nur auftreiben können. Ich habe gar nichts zu leſen und dort gibt es keine Leihbibliothek. — Rothſchild war ja geſtern hier, wahrſcheinlich auf ſeiner Reiſe nach Paris. Und ſeine Frau iſt auch nach Paris! Wenn man nur eine Frau hat, iſt es doch ſchön zwei Reiſewagen zu beſitzen. Ach, was ſind die Reichen glücklich, beſonders die Verheiratheten! Heirathen iſt leicht, aber wie wird man reich? That is the question. — Sie wiſſen, ich habe ein bös

Maul und bin eine maliciöſe Canaille. Darum kann ich auch in Bezug auf die *** und ihren fürſtlichen Liebhaber nicht verſchweigen, daß ich den Prinz .....

— Gewitterwolken drohten am Himmel. — Börne, ein junger deutſcher Dichter, verdoppelte ſeine Schritte, um, ehe das Wetter herabſtürzte, aus dem Walde zu kommen und ein Obdach zu finden. Die Luft wie engbrüſtig, vermochte nicht zu athmen, die erſchrockenen Bäume zitterten, die Vögel verſtummten. Da gewahrte unſer eilender Wanderer unter einer Linde eine ſchöne junge Frau, die mit ihrem Kinde an der Hand unbeweglich und angſtvoll ſtand, bedenkend ob ſie fortgehen oder bleiben ſollte. Der Jüngling (Fortſetzung folgt). — Dem Fuhrmann habe ich jedesmal ein paar Kreuzer über die Fracht geſchenkt, aber nicht darum liebt er mich. Hat ein Fuhrmann kein Herz und weiß er wahre Liebenswürdigkeit nicht zu ſchätzen? Das Paket geſtern habe ich richtig erhalten. Mit dem Tintenlappen bin ich nicht ganz zufrieden, er iſt zwar weiß, aber nicht fein. Achtſamer künftig. Sie haben nur einen zu guten Herrn, der Ihnen zu viel nachſieht. — Ich las dieſer Tage ein Werk über Ems vom Geheimrath Diehl, dem hieſigen Brunnenarzt, der zählte unter den vielen Urſachen der jetzt ſo verbreiteten Nervenſchwäche und anderer myſtiſcher Uebel, auch die unbefriedigte Sehnſucht nach Italien. Wer hätte das gedacht? Ich will es aber wohl glauben, beſonders von Frauenzimmern. Der alte Diehl muß in ſeiner fünfzigjährigen Praxis das wohl beobachtet haben. O, hätten Sie dieſe Nervenſchwäche!

Den 18ten.

— Ich erhalte ſo eben Ihren Brief. Ich reiſe Vormittag ab, und bleibe heute Abend in Schwalbach. Ich erwarte Sie in Soden.

Hundertneunundzwanzigſter Brief.

Ohne alle Freundſchaft und Poeſie
Wie es im Briefſteller ſteht;
Denn man kann nicht wiſſen wie
Ein Brief verloren geht.

Madame!

Ich habe ſchon zu häufige Beweiſe Ihrer Gefälligkeit erhalten, als daß ich fürchten ſollte, eine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie erſuche, durch die Waſſerfrau, welche die Ehre haben wird Ihnen dieſe Zeilen zu überbringen, mir nachverzeichnete Gegenſtände zu übermachen.

..... Wachslichter. Spiritus. NB. iſt der Krug mit einem Zettel zu bezeichnen, daß nicht etwa die Waſſerfrau ihn als Branntwein ſchluckt und auf dem Weg verbrennt.

In Ems ſchrieb ich einer Dame folgendes in ihr Stammbuch:

„Das Leben iſt eine Droſchke und die „Erinnerung eine gackernde Henne, dem „barfüßigen Knaben gleich, der ſich auf der „Wagendeichſel ſchaukelt. Der Weiſe be„greift das und hält ſeinen Mittagsſchlum„mer; der Thor frühſtückt zu jeder Tages„zeit und ſchweigt.“

Ems, den 2. Auguſt 1829.

Zur freundſchaftlichen Erinnerung.

Ich ſchicke Ihnen le fils de l'homme zurück. Das Menſchenkind gefällt mir nicht. Aber intereſſant ſind die proſaiſchen Noten wie der Dichter in Wien behandelt worden und wie der kleine Napoleon erzogen wird. Wunderſchön iſt das Gedicht eines ungariſchen Dichters, ſelbſt noch in der (von ihm ſelbſt gemachten) franzöſiſchen Ueberſetzung la revue nocturne (Seite 43). Leſen

Sie's. Ich habe es ein halb dutzendmal geleſen. Dann ſehen Sie wie der miſerable Franzos davon ſpricht: „Ceci, comme on le voit, n'est plus que le squelette d'un corps; c'est une esquisse brute qui pourrait devenir un tableau admirable, si un Victor Hugo voulait lui donner le coloris et la vie; mais du moins cette pièce peut donner une idée de la nouvelle poesie allemande.“ Das Vieh ſieht nicht ein, daß ſo eine Geiſtererſcheinung als luſtige Federzeichnung gedichtet werden müſſe und kein coloris haben dürfe.

Ihr ganz ergebener Diener.
Soden. Montag, den 24. Auguſt 1829.

Hundertunddreißigſter Brief.

Soden, den 27. Auguſt 1829.

Mit meinem Befinden geht es beſſer. Nervenübel ſolcher Art heilen ſehr langſam und nur die beharrlichſte Diät kann ſie beſiegen. Ich gehe täglich bei gutem Wetter vier Stunden ſpazieren, das iſt die Hauptſache. Die Geduld werde ich auch bei ſchlechter Witterung nicht verlieren. Die Flaſche Wein die Sie mir neulich mitgebracht, iſt kein Ingelheimer, ſondern franzöſiſcher. Aber die Sie mir geſchickt, ſcheint Ingelheimer zu ſeyn, verſucht habe ich ihn noch nicht. Sie können an der Farbe ſehen was Ingelheimer iſt. Er iſt hell und am Fenſter gehalten kann man durch die

Flaſche ſehen. Anderer rothe Wein aber iſt undurchſichtig. Häring iſt eine wahre Wohlthat für mich. Wein brauche ich wöchentlich höchſtens zwei Bouteillen.

Kommen Sie bald wieder? Sonntag iſt Kirchweih. Aber die Nachmittage ſind ſo kurz. Sie ſollten hier zu Mittag eſſen.

Alte Karten zu Fidibus. Wie oft ſoll ich das noch ſagen? Ich werde Sie abſchaffen.

Den Pultſtuhl.

Schreiben Sie mir doch Neuigkeiten, worüber ich mich gelind ärgere: Das iſt mir ſehr geſund.

Tabak.

Adieu sans façon.

Fragmente und Aphorismen.

I.

Vertrauliche Briefe *).

(1817.)

Lächeln Sie nur, ich lächele auch, und wer von uns wird der Geſtrafte bleiben? Sie haben meinem frohen Eifer Ihnen zu gehorchen das Verſprechen abgeliſtet, in vielen recht vielen Briefen vernünftig zu ſeyn, aber welches Unternehmen iſt das größere, dieſe Briefe zu ſchreiben oder ſie zu leſen? Iſt es ſchwerer, Gefühle in

---

*) In den nachfolgenden Fragmenten und Aphorismen finden ſich einige Stellen, welche ſchon in den geſammelten Schriften abgedruckt ſind, hier aber nicht wohl weggelaſſen werden konnten, ohne das Ganze unverſtändlich zu machen.

A. d. H.

Gedanken umzuwandeln, oder dem Herzen unter der Maske des Geiſtes nachzuſehen? Da dieſes unentſchieden iſt, ſo wollen wir vereint den Himmel anflehen, daß er uns die Kraft gebe, der wir jeder bedürfen, mir: die zu gehorchen, Ihnen: die zu verzeihen.

Womit beginne ich, welchen Stoff werden Sie wählen? Es iſt der ſchönſte ſobald Sie ihn gewählt. Ich bringe Ihnen nichts, ich bringe Ihnen alles nur zurück. Wie ein ſchlauer und verwegener Dieb ein geſtohlenes Kleinod zerſchlägt, damit es unkenntlich werde und es ſo zerſtückelt dem früheren Beſitzer ſelbſt wieder zum Verkaufe bringt; ſo gedenke auch ich manchen ſchönen Schmuck, den ich Ihrem reichen Geiſte entwendet, zu vereinzelnen, ob ich auch immer ſeinen Werth vermindere, und Ihnen dann als das mir Gehörige keck wieder darzubieten. Ich thue es eben jetzt, denn erſt geſtern geſchah's, daß Sie ſo ſchön als wahr bemerkten, wie bei allem Reichthum an Weisheit den die Menſchheit beſitze, die Menſchen dennoch darbten, weil es der Genius verſchmähe ſeine große Lehre durch Zertheilung mehr auszubreiten und faßlicher zu machen, da ja doch die Sonne ſelbſt ihr erhabenes Licht in Millionen kleine Strahlen ausſende, und nur ſo allein die Welt erwärme und erleuchte. Sie wünſchten, allzubeſcheidene Freundin: die ausübende Weisheit ſolle ſich auf dem Markte zeigen und die lehrende in Kochbüchern, Wandkalendern und in dem Intelligenzblatte; der Mann ſolle, um von Männern verſtanden zu werden, ſich dem Weibe verſtändlich zu machen ſuchen. Um wie viel ſchöner ziert dieſer Wunſch Ihre Geſinnung, da deſſen Erfüllung Ihnen keinen Gewinn geben kann! Nennen Sie's nicht Herablaſſung, Erhebung iſt's, wenn Männer ſich bemühen, Frauen zu belehren, und nicht gefahrlos wird es unternommen. Die Ikarusflügel des männlichen Geiſtes ſchmelzen leicht vor dem Blicke der Schönheit und wir ſtürzen mit aller unſerer

Weisheit herab, wenn uns nicht innere angeborne Schwingen tragen.

Im Kampfe um die Wahrheit reicht die Kraft des Mannes nicht zu ſeinem Muthe hin, und der Muth des Weibes nicht zu ſeiner Kraft. Darum erreicht jener nie vollkommen ſein Ziel, dieſes aber immer mehr als es gehofft und gewünſcht, ſobald es nur ſtrebt. Das andere Geſchlecht tritt überall zu furchtſam zurück. Wiſſenſchaft und Kunſt ſind Tempel die, ſind ſie zwar von Männern allein gegründet und aufgebaut, doch auch Frauen mit gleichen Anſprüchen auf Vortheil und Genuß bewohnen dürfen und ſollen. Auch geſchieht's. Waren Ihre Fragen, wißbegierige Freundin, nicht oft belehrender als die Antworten die Sie darauf erhielten, und hätte nicht jede andere als Sie die ſchadenfrohe Bemerkung machen können, daß der Männer Weisheit auf Kredit lebt, den ſie der Himmel weiß wodurch ſich zu erwerben verſtanden? Nicht aus Eigenliebe, nur darum decke ich Ihnen das Geheimniß unſerer Schwäche nicht völlig auf, weil Sie ſelbſt dabei zu verlieren wähnen.

Die Frucht iſt willkommen, weil ihr Mangel ſchmerzt, die Blüthe iſt durch ſich ſelbſt erfreulich. Den männlichen Geiſt ernährt, den weiblichen ſchmückt die Wiſſenſchaft. Welches iſt das ſchönere Loos? Und glauben Sie ja der Lüge nicht, daß nur der Muſen Kindergärtchen, nicht der ernſte Hain Apollo's Euch Schweſtern aufgeſchloſſen ſei. Der düſtere Ernſt mancher Kenntniß liegt nur im trüben Blicke des Forſchers; nahen ſich die Grazien, dann erheitert ſich die Wiſſenſchaft. Verſuchen Sie es mit jeder, ſelbſt die Logarithmenlehre lächelt Ihnen zu. Logarithmen! Was heißt das, wie verhält es ſich damit? O ſtille, man ſpricht nicht gerne davon.

Sie wollen die Menſchennatur betrachten? O flüchten Sie Ihren Blick vor dieſen Mißgeburten mit Schaafsköpfen und Tiegertatzen, eilig fort. Nach Steinen und Kräutern ſoll man forſchen, die ſtille halten, wenn man ſie berührt, nicht nach lebendigen Dingen die auf den unterſuchenden Finger zuſchnappen. Dort giebt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Luſt, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerſtört um zu ſchaffen, die lebende gebährt um zu tödten. So alt iſt dieſe Wahrheit, daß ſie zahnlos geworden, und doch beißt ſie noch jeden der ſich ihr nähert. Ich habe es ergrimmt erfahren; da liegt es vor mir in dem heutigen Zeitungsblatte, aber da ich bin wie die Meiſten, mit kühnen Gedanken und feiger Zunge, kennend das nächtliche Geſpenſt, in das uns zu ſchrecken Menſchen von Fleiſch und Blut ſich verkleidet haben, es verſpottend und doch es fürchtend — ſo muß ich meinen Zorn verbergen. Aber findet ſich irgend ein Reimſchmied, der eine Fabel dichten will vom kranken Schäfer, wie er den welken Arm nach einem Labetrank ausgeſtreckt, ſeinen Fieberdurſt zu löſchen, und draußen ſtehen die Wölfe hohnlächelnd die Zähne fletſchend, und warten auf ſeinen nahen Tod, um dann in die

Hürde einzubrechen und die Heerde unter ſich zu theilen, und wie die Schafe gleichgültig wer ſie zerreiße dämiſch fort graſen, und wie die Janushunde mit doppelten Geſichtern (treue Diener nicht ihres Herrn, ſondern ihres Herrn) herüber und hinüber ſchwänzeln, und auf jeden Fall gefaßt ſind und wie die Füchſe im Verborgenen kichern, daß nun bald die Wölfe ſich über die Beute entzweien, und die fetteſten Biſſen am Ende nur ihnen bleiben würden — — Teufel! will irgend ein lahmer Poet ſo ein Fabelchen machen, dann hole er die Nutzanwendung nur bei mir ab, ſie iſt allbereits fertig.

Oder, meine Freundin, wollen wir an den vergoldeten Götzen des dummen Pöbels ſcheu vorübergehen, ſüßes Vanilleneis eſſen und alle die luſtigen Lieder an Ida leſen die in der Cornelia, der Minerva, der Penelope und im Taſchenbuche der Liebe und Freundſchaft ſtehen? Vergebens ſuchen wir den Scherz. Auch unter Blumen lauert die Schlange. Thut es nicht auch Ihrer

Seele wehe, daß ſo viele reichbegabte Menſchen den Strom ihres Geiſtes in Gedichtchen auströpfeln und mit den ergiebigſten Quellen kaum den Durſt eines Kindes zu ſtillen vermögen?

Oder wollen wir die Menſchheit beweinen und die Menſchen belachen? Es iſt alles eins. Ob wir ſpotten oder ernſt ſind, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortſtürmen, am Grabe begegnen wir uns Alle.

Eines iſt was nützt: die Klarheit. Eines iſt was beſteht: das Recht. Eines iſt was beſänftigt: die Liebe. Ich war etwas wild geworden, aber jetzt da ich ſchließe und Ihrer gedenke, bin ich es nicht mehr.

II.

Männerthränen.

(1817.)

Die Thränen des Weibes erweichen den Mann dem ſie fließen, die Thränen des Mannes aber, machen das Weib, das ſie hervorruft, nur noch unerbittlicher. Ich will es erklären.

Die Weiber ſind gewaltig erpicht auf ſtarke Männer, als erfahrene Artillerieſtinnen, die wiſſen, daß Kugeln leichter durch Mauern als durch Wollſäcke dringen. Sie bewundern die zwölf Arbeiten des Herkules um ſeiner dreizehnten wegen, die, welche er in der Spinnſtube der Omphalia verrichtete. Hätte er mit Spinnen begonnen und mit dem Nemäiſchen Löwen aufgehört, wäre er ein ungeſchlachter Bengel. Sie lieben kalte Herzen, weil daran durch den Anhauch ihrer eigenen Gluth die Empfindung in ſchönen Blumen anſchießt, wie an Fenſterſcheiben im Winter. Aus der Keule des Helden ſchnitzen ſie ſich tauſend Zahnſtocher, um ihre Nebenbuhlerin damit zu ärgern. Den Mann, der die Leidenſchaft bekämpft, die ſie ihm eingeflößt, achten ſie hoch, gelingt es ihm aber ſie zu beſiegen, dann ſchelten ſie ihn ſchwach, flatterhaft, treulos. Man ſoll dem Weibe dieſe ſeine Schwäche verzeihen, aber der Verzeihung bedarf ſie auch. Ihre Neugierde und ihre Furchtſamkeit iſt gleich groß. Sie wollen jeder Gefahr, vor der ſie zittern, dennoch nahe treten, ſie wollen in alle Abgründe, die an ihrem Wege liegen, herunter ſehen, und weil ſie ängſtlich ſind, kann nur ein Geländer von Eiſen ſie beruhigen. Weil die Weiber jeden Mann männlich finden, den ſie lieben, glauben ſie, einen ſchwachen Mann könnten ſie nicht lieben. Die Küchenwirthſchaft ihres Herzens hat ihre altherkömmlichen Regeln. Sie meinen, die

Liebe eines Mannes könne ſich nur erhalten, wenn ſie in rauhem Eſſig eingemacht iſt. Aber die friſche blühende Empfindung in der männlichen Bruſt bedarf der erhärtenden Säuere nicht. Die Weiber erquicken ſich ungemein an unterdrückten Thränen, unterdrückten Seufzern, an dem ſich ſträubenden Trotze der Männer; denn ſie wiſſen recht gut, daß der Bogen um ſo ſchneller reißt, je mehr er geſpannt wird. Dem Weibe gibt, dem Manne nimmt die Liebe den Stolz. Jenes macht ſie eitel, dieſen beſcheiden. Die Weiber finden größere Freude daran, ihre Macht zu zeigen als zu beſitzen, darum verſchmähen ſie den Mann, der ſich nicht zur Wehre ſetzt und nicht durch ſeine endliche Niederlage die Macht ihrer Reize verkündigt. Nun, ſie mögen in Gottes Namen ihrem Triebe folgen, aber ſie ſollen ſich nicht einbilden, daß etwas Erhabenes damit verbunden ſei. Es beruht nur auf etwas ſehr Gewöhnlichem. Ein zartfühlendes, ſeelenvolles Weib iſt ſich freilich bewußt, einem Manne vor dem Andern nicht darum den Vorzug zu geben, weil er ſechs Fuß mißt; doch das weiß ſie nicht, daß auch Herz und Geiſt ihre geometriſche Länge, ihre Fleiſch- und Knochenfülle haben, die das Weſen weder der Schönheit noch der Stärke ausmachen. Auch gibt es eine Charlatanerie des Charakters wie eine des Geiſtes. Ein Menſch der wenig ſpricht, wird lange von vielen für einen klugen Kopf gehalten, wie ein Charakter der ruhig iſt, für einen ſtarken. Aber kömmt es zum Handeln, ſo zeigt ſich die Schwäche des letztern, wie die des erſteren wenn es zum Reden kömmt. Entſchloſſenheit, Muth, ſind Gaben die den Mann zieren, aber der gewöhnlichſte Menſch hat ſie mit dem Helden gemein. Wer keine Wahl hat und nur einen Weg vor ſich ſieht, wem die Gefahr nur von einer Seite droht, der weiß bald was er zu thun hat und wird leicht zum Sieger. Engherzige Menſchen retten ſich ohne Kraft, wie in engen Päſſen ein einzelner Arm viele Stürmende zurückwirft. Wem aber viele Wege offen ſtehen, wen die Feinde von allen Seiten umringen, wer ein großes Herz beſitzt, tauſend feindlichen Empfindungen zugleich zugänglich, der ſchlägt ſich ſchwerer durch und auch ſeine Niederlage iſt ehrenvoll. Der arme oder karge Mann der nur einen Gaſt bewirthet, kann ihm leicht einen vollen Becher reichen; aber wer viele Gäſte empfängt, kann, und ſei er noch ſo reich und freigebig, nicht jeden Becher bis an den Rand füllen. Ueber Eure ſtarken Charaktere die Ihr ſo hoch verehrt! Stellt ſie in eine große Zeit, und Ihr werdet erfahren, wie klein ſie ſind. Fechterkünſte, die auf keinem Schlachtfelde Werth haben. Stellt euern ſchwachen Menſchen einer großen Gefahr, die er zu bekämpfen, einem hohen Preiſe gegenüber, den er zu erringen hat und eure kecke Verachtung würde ſehr kleinlaut werden. Gibt es denn etwas in unſerer heutigen Welt, für das man leben oder ſterben möchte? Ein Vaterland, ein Gott? Mirabeau war ein lüderlicher Menſch und galt dafür; einige Jahre ſpäter, da die

Revolution ausbrach, ward er ein großer Mann und als ſolcher geprieſen. Napoleon, fünfzig Jahre früher geboren, wäre ein langweiliger, hartherziger, unliebenswürdiger Menſch geſcholten worden.

Ich endige. Darin ſetze ich meinen Männerſtolz, mit keinem Weibe zu kämpfen; es iſt viel ehrenvoller und männlicher, ſich ohne Schwertſtreich zu ergeben. Fließt immer fort ihr Thränen des unglücklich Liebenden, ſo lange die des Vaterlandes fließen. Sie trocknen Beiden zugleich.

III.

Der Wochenmarkt in St. Brice *).

Landleuten erſcheint die Stadt, Städtern das Landleben als eine Mummerei. Auch konnte die junge Gräfin Ivry gar nicht aufhören mit Lachen, als ſie ſich und ihren Bruder Heinrich, Körbchen am Arme hängen ſah, mit Spargeln, Artiſchocken, Erdbeeren und andern zierlichen Mundbedürfniſſen angefüllt, die ſie unter Luſt und Scherz und nach wirthaftlichen Hin- und Herbedingen auf dem Wochenmarkte eingekauft hatten. Ihr Ergötzen ſtieg, als ſie an eine Auſtern-Bude kamen. Sie hatten die geliebte Speiſe ſeit acht Tagen, daß ſie

---

*) Geſchrieben in Montmorency 1823.

A. d. H.

Paris verlaſſen, nicht gekoſtet, und begegneten hier froh und verwundert, unter einfachen ländlichen Erzeugniſſen, dieſer ſtädtiſchen Näſcherei. Sie verfielen leicht darauf, ſich welche öffnen zu laſſen und ſie aus freier Hand und unter freiem Himmel als Vor-Frühſtück zu genießen. Die Auſtern-Verkäuferin war ein Weib von rieſenhafter Geſtalt. Ihr rother Rock, ihr rothes Kamiſol, ihr rothes Kopftuch, bildeten ein Ganzes mit ihrem glutrothen Angeſichte und ſchienen nur eine Ausbreitung und Fortſetzung deſſelben zu ſein. Ihre ſchwarzen Augen dunkelten gleich gelöſchten Kohlen aus dem Brande hervor. Auch ein Mann hätte dieſem Weibe im Dickicht des Waldes nicht begegnen mögen. Ihr zur Seite ſtand ein blaſſes Mädchen von wunderlieblicher Geſtalt. Schwärmeriſch ſüße Lippen, veilchenblaue Augen, blonde Locken durch welche der Morgenwind ſpielte, gaben ihr etwas unausſprechlich Rührendes, das der zierlich ſeidene Mieder und die um den Hals geſchlungene herab tändelnde

Bajadere nicht mildern konnten. Mutter und Tochter trugen lederne Gürtel umgeſchnallt, an welchen, von meſſingnen Kettchen gehalten, die Auſtermeſſer herabhingen. Das blaſſe Mädchen konnte den leckern Geſchwiſtern nicht ſchnell genug die Schaalen öffnen. „Geſchwind, mehr, noch mehr" rief die ungeduldige Gräfin dem ſchweratbmenden Kinde zu. Die Alte fuhr das Mädchen barſch an: „Was zappelt ſie heute wieder? Hat die Demoiſelle noch nicht ausgeſchlafen? Geht's nicht mit dem Meſſer? Da, nimm das Meinige, das iſt ſchärfer!" Das blaſſe Mädchen zuckte mit der Hand nach dem Herzen, ihre Lippen verzogen ſich krampfhaft, ihre Augen wurden ſtarr und todt. Die Alte warf ihr einen ſtechenden Blick zu, ſtieß ſie vom Korbe weg und ſetzte das Werk ſelbſt fort. Die Gräfin ſah mit Widerwillen auf die groben und ſchmutzigen Hände, „genug jetzt — ſagte ſie — wir wollen keine mehr." — „Junge Schönheit — erwiederte die Alte — Sie werden ſich doch vor dem Meſſer nicht ſcheuen? Es iſt ſauber. Der Roſtflecken da hat nichts zu bedeuten; wir haben zu Oſtern ein Vögelchen damit geſchlachtet.“

Die Gräfin Jvry wollte bezahlen; ihr ſeidenes Beutelchen fand ſich leer, auch das ihres Bruders reichte nicht; die Markt-Einkäufe hatten das Geld aufgezehrt. „Es hat gar nichts zu ſagen — ſprach das blaſſe Mädchen mit ſanfter Stimme — Sie können uns auf den kommenden Markttag bezahlen.“ Die Geſchwiſter gingen fort. Nach einigen Schritten kehrte Heinrich zur Bude zurück und ſagte zur Alten: „Gute Frau, vielleicht führt Euch euer Weg an unſerm Hauſe vorbei, es iſt das zweite Haus linker Hand auf dem Wege nach Groslay; Ihr könntet da wohl einſprechen und unſere Schuld holen. Fragt nach dem Grafen Jvry; die Dame, meine Schweſter, iſt ſeine Gemahlin.“ Heinrich hatte die letzten Worte mit abgewendetem Kopfe geſprochen, um ſeine Schweſter, die im Gedränge vorausgegangen war, nicht aus den Augen zu verlieren. Da traf ein gellender Schrei ſein Ohr. Er blickte hin — das blaſſe Mädchen lag ohnmächtig über den Stuhl geſunken, die Alte hatte ſie mit ihrer linken Hand beim Arme gefaßt, mit der rechten hielt ſie ihr Meſſer gezückt — es war nicht zu entſcheiden, ob gegen die Tochter, oder gegen den Landmann, der ihr abwehrend in die Arme gefallen war. Der Platz kam in Bewegung, es bildete ſich ein Kreis, die Marktleute ſchimpften und lachten: „es iſt die beſoffene Françoiſe, ſchlagt ſie todt“ — riefen die Einen; „ſperrt ſie in den Eſels-Stall“ — ſchrieen Andere. Heinrich wurde weggedrängt und eilte ſeiner Schweſter nach. Er fand ſie ſchon zu Hauſe angekommen; ſie ſaß mit verweinten Augen in der Laube und hielt einen Brief in den Händen, den ihr der Bote ſo eben gebracht. Ihr Gemahl ſchrieb ihr aus Paris, er könne auch heute noch nicht zurückkehren, ſein Geſchäft ſei noch nicht beendigt; Morgen komme er unfehlbar.

Die ſchöne Gräfin Jory ſtand im Mai ihrer

Ehe, aber die kalte Rechnung der Zeit zählte nur und bezahlte die Schulden nicht. Graue Winterwolken jagten über ihrem Herzen, die Sonne winkte ihr nur mit ſchnellen Blicken den Frühling zu und ſie lauſchte vergebens auf das Liebeslied der Nachtigall. Ihr Gatte gehörte zu jenen gefürchteten Männern, welchen ſich das geängſtigte eingeſchloſſene weibliche Herz auf Tod und Leben ergibt, harrend, ob man es lieben oder zerreißen werde. Der Graf hatte das Auge und die Tatze eines Löwen; ſeine Liebkoſungen ließen Wunden zurück, ſeine Küſſe waren Dolche. Oft, wenn die heißliebende Braut wie ein Lämmchen an ſeiner Bruſt lag und ſich ſonnte, ziſchte etwas in ihren Ohren; ſie wand ſich erſchrocken aus ſeinen Armen, floh weit weg und verbarg ihr Erröthen und ihre Thränen. Der Graf ſendete ihr dann einen ſiegeshöhniſchen Blick nach, ſchwang ſich auf ſein wildes Roß und jagte fort. Bald kehrte er zurück, ſtreichelte dem harrenden Mädchen die Wange — „lieb ich dich nicht?“ lockte er mit ſchmelzender Stimme, und die Taube flatterte wieder ihrem Würger zu. Jetzt waren ſeit wenigen Wochen alle ihre Wünſche erfüllt; aber die höchſte war auch die letzte Stufe ihres Glückes. Der Graf zerrte nicht ſchüchtern und lange am Bande der Ehe; er zerriß es raſch und machte ſich frei. Das Haus war ihm nur die willkommene Herberge in der ſpäten Nacht. Wo er herumwanderte, nach welchem Ziele? wußte die Gräfin nicht. Anfänglich dachte ſie, er ſei dem Spiele ergeben; als aber bald die Ueberzeugung ihr dieſen Argwohn nahm, begann ſie vor einer Nebenbuhlerin zu zittern. Die Schlangenbrut der Eiferſucht wuchs ſtärker und ſtärker in ihrem Herzen heran, bis ſie es ausfüllte und zernagte.'

IV.

Der Spion.

(1823.)

Bleich und mit tropfenden Augen wankte Antonio in den Lorbeerhain, wo er jeden Morgen die Geliebte fand. Ihr hatte die geflüchtete Nacht den theuern Bruder geraubt; auf der Feſte St. Elmo hatten nordiſche Opferknechte ſein gährendes Blut bei düſterm Fackelſcheine vergoſſen. Giuliana ging dem zögernden Freunde mit feſten Schritten entgegen. „Du weinſt, Antonio, und ich bin Weib und Schweſter?“ Der Jüngling ſtürzte wimmernd vor ihr nieder, umklammerte ihre Knie und ſtammelte aus hohler lechzender Bruſt: „Zu ſpät, zu ſpät!“ Giuliana ſah ernſt doch mild auf ihn herab. „Erhebe Dich Antonio, zu mir und zu Dir. Schau in das goldene Himmelslicht — unſer Auge iſt ein geborgter Strahl — mit dem Leben geben wir ihn zurück — ewig iſt die Sonne — wir werden die Freiheit ſehen!... Folge mir Antonio." Sie führte ihn die oft betretenen ſchwarzen Marmorſtufen hinab in die Felſenhöhle, die ihr Licht von blutrothen Scheiben empfing. Dort ſtand das gemahlte Bild des Gekreuzigten. Giuliana füllte einen Becher mit rothem Weine. „Trinke dieſen Kelch, Antonio, es iſt das vergoſſene Blut unſeres Meiſters. Lege Deine Hand auf dieſe offene Wunde; er duldete und ſtarb, laß uns nicht dulden, ſterben und ihn erlöſen. Schwöre mir, Antonio, nichts zu unternehmen, nichts mit Worten, nichts mit Mienen, nichts mit Schriftzeichen, nichts mit den Waffen, ehe Du mich berathet!" — „Ich ſchwöre es Dir, Giuliana!" — „Jetzt komm, kranker Löwe, laß uns zum Vater gehen."

Filippo Caſſella, ein Greis in Silberhaaren und mit blühenden Wangen öffnete den Eintretenden lächelnd ſeine Arme. „Du kommſt Dein Erbe zu holen, Antonio? Knie nieder — er legte ſeine feſte Hand auf des Jünglings Haupt — empfange auch ſeinen Theil meines Herzens; er ruht im Schooße der Liebe, und bedarf des irdiſchen Vaters nicht mehr. Komm' an meine Bruſt, geliebter Sohn, und auch Du, mein Heldenmädchen. Noch habe ich Jünglingsmark in meinem Arme, und des Blutes Fülle in meinen Adern; aber in dieſen kranken Tagen ſtirbt die Kraft am ſchnellſten. Falle auch ich dem ſchönen Tode, ſetzt kein Denkmal auf mein Grab, keine Blume pflanzt darauf, die giftigen Winde dieſer Zeit ſollen durch Unkraut wehen, bis der Mai der Freiheit kömmt. Dann erhebe ſich eine Säule, und mit Roſen umflechtet ſie, ruft unſere Landleute zuſammen, leert das älteſte Faß im Keller, und Saitenſpiel und Geſang und Tanz jauchze über meinem Sarge, und ich werde herabſchweben, von den Sternen und mich irdiſch mit den Irdiſchen freuen!“ Giuliana lag ſtill weinend an der Bruſt des Vaters; über Antonio's falbe Wangen ſchlichen kalte Tropfen. Der Marcheſe Grimaldi trat herein. Filippo wand ſich aus den Armen ſeiner Kinder… „Herr Marcheſe, Ihr mißdeutet wohl unſere Thränen nicht. Um den ſiebzehnjährigen Sohn und Bruder trauern wir, um den achtzehnjährigen weinen wir nicht; er war ein gottloſer Bube, es iſt ihm recht geſchehen.“ — „Herr Caſſella?“ frug der Marcheſe erſtaunt. — „Ja, Herr Marcheſe, Ihr ſeid ein getreuer Unterthan, aber auch wir ſind gute gehorſame Bürger. Heute Abend iſt Muſik und Tanz in meinem Hauſe; Ihr ſeid gebeten, Marcheſe.“ — „Mir das, Herr Filippo?“ — „Verſtellt Euch nicht; Ihr ſeid ein würdiger verdienſtvoller Mann, Ihr wirkt Gutes im Stillen. Aber in Zeiten der Noth wird auch die Demuth an ihren Platz gerufen; ob Ihr zwar beſcheiden ſeid, Herr Marcheſe, erkenne ich Euch doch — ſeht ſelbſt.“ — Er gab dem Marcheſe ein Zettelchen; dieſer las es, erröthete, erbleichte, gab das Papier zurück, ſprach hohnlächelnd: glaubt was Ihr wollt, Herr Filippo — und ging mit einer ſtolzen Verbeugung fort. — „Ihr wart zu hart, mein Vater, — ſprach Giuliana ſanft verweiſend — Ihr verkennt den Marcheſe, er iſt ein edler Mann. Daß Ihr ihm meine Hand verweigert, wie ich ihm mein Herz verſagt, hat ihn geſchmerzt, doch nicht beleidigt. Er liebt mich treu und achtet Euch, wie ein Biedermann den Biedermann. Ihr thut ihm Unrecht, Vater." — „Meine Tochter, Dein hohes Auge ſinkt nicht zu ſolchen Würmern herab. Höre." — Caſſella las folgendes Schreiben vor: „Ein Sohn der Freiheit und euer unbekannter Bruder warnt euch. Traut dem Marcheſe Grimaldi nicht. Er ſteht im Solde der Gewalt. Er belauert euere Schritte, hinterbringt euere Reden; er war's, der euern Sohn verrathen. Ich will euch ein Zeichen geben. Vorgeſtern Abend war der Marcheſe bei Euch im Luſthäuschen. Herr Antonio und Euere Tochter waren da. Die Lichter ſtanden am offenen Fenſter;

Ihr löſchtet ſie aus. Der Mond iſt verſchwiegener, ſagtet Ihr, laßt uns vom Lande ſprechen. Herr Antonio theilte Euch die letzten Beſchlüſſe in der grünen Stube mit. Das ſei Euch genug. Hütet Euch, Caſſella.“ — Giuliana erhob ſtolz ihr königliches Haupt, und ſchüttelte den Blitz von ihren unverſengten Locken. Antonio knirſchte mit den Zähnen, ſchlug ſich die geballte Fauſt an das Herz „Teufel, höllischer Teufel!“ kriſch er, und ſtürzte der Thüre zu. Giuliana ereilte ihn. „Antonio, gedenke Deines Schwurs!“

„Wohl geſprochen, Heilige, ich will gedenken meines Schwurs!“ Dieſe Worte, wie ein ſtiller Wahnſinniger liſpelnd und wieder liſpelnd, ſchritt Antonio durch die brauſenden Gaſſen Neapels. Er ſtürzte in eine Oſterie, das geronnene Blut ſeines Herzens mit Wein abzuſpülen. Dort auf einem Balkone, der nach dem Hafen ging, ſaß er und trank Vergeſſenheit. Der Himmel umwölkte ſich, ein Sturm nahte heran. Die Fiſcherkähne die die hohe See geſucht, kehrten zurück.

„Warum ſo ängſtlich, frommer Schiffer? — rief Antonio in den Wind — Neptun iſt ein heidniſcher Gott und Du mit Deinem Chriſt im Herzen fürchteſt Leid von ihm? Muthig, ſegle, glaube! Bleib' nur gläubiger Thor! Der Himmel iſt ein Schelm, der Wind ein ſich drehender Heuchler — und der Menſch will ſich vermeſſen beſſer zu ſeyn, als die Natur, ſeine Mutter? Dieſer Feuertrank in meinem Herzen, der iſt mein; nicht der Himmel, nicht die Hölle kann mir die Erquickung rauben, hat ſie mich erquickt. Alles Uebrige iſt Tand; die Tugend nur eine andere Schale für gleichen Trank, zerbrechlich wie das.“ Er zerſchmetterte ein Glas gegen die Wand. Ein Lazarone trat wild herein. „Du biſt früh luſtig, Kamerad. Ich ſuch' Euch, mich ſchickt der Gewiſſe, zu fragen, was es Neues gibt bei Euerm Liebchen. Schaut das Gold hier, die Jagd war gut, ich habe ein Reh gewechſelt, das baumelt jetzt ſchon in Satans Küche. Holla, Wein her; trink Brüderchen, ich zahl's." — Antonio ſprach mit zornigem Angeſichte: „Such' Deines Gleichen, Lump!" — „Freundchen, erwiederte der Lazarone, Ihr ſeid heute ſehr ſpröde. Seid klug, und genießt Euer Leben; denn braten wir einmal, fürchte ich, werden wir in den erſten zehntauſend Jahren nicht gar. Redet, habt Ihr eine ſchöne Nacht gehabt?" Antonio ſprang wüthend auf den Schwätzer und ſtieß ihm einen Dolch in die Bruſt. Ein Schrei und er ſtürzte entſeelt nieder. Das Hausgeſinde ſtürzte herbei, Antonio entrann. Auf der Straße wurde er vom Volke feſtgehalten. Mord, Mord! ſchrie es von allen Seiten. Wie aus der Erde geſprungen, zeigten ſich augenblicklich Schwadronen Reiterei, Kanonen wurden aufgeführt. Antonio ſagte dem Anführer der Truppen, zu dem man ihn hingeſchleppt, einige Worte ins Ohr. „Laßt ihn los, Geſindel," donnerte der Oberſt. Antonio ging mit frecher Miene langſam durch die Menge; das feige Volk ſtob auseinander, wie eine Lämmerheerde, unter die der Wolf gefahren.

V.

Juſtus Völklein's Brunnen-Buch *).

1.

Ueber die Aerzte! Habe ich mich bethören laſſen die weite Reiſe nach Paris zu machen, um dort jenen deutſchen Wunder-Arzt um Rath zu fragen, der die Natur jeder Krankheit aus der Handſchrift des Kranken erkennt. Ich zeigte ihm etwas Geſchriebenes. Er ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſagte, er dürfe mir es nicht verhehlen, mit mir ſtünde es ſchlimm. Ich hätte die Amerikomanie, meine ſchwachen Nerven könnten das europäiſche Klima nicht vertragen, und es bliebe

---

*) Geſchrieben in Kannſtadt 1824. A. d. H.

mir keine andere Wahl, als in die neue Welt oder in die andere zu reiſen. Ich bezahlte den Doktor und lachte ihn aus. Er nahm mein Geld und lachte mich auch aus. Ihm mag das Leſen der Handſchriften und die Amerikomanie ſchon eine gute Summe eingebracht haben. Ich aber, ſtatt mich der See zu nähern, zog landeinwärts, und mit jedem Tage, daß ich mich von meinem Arzte entfernte, ward ich geſünder. Jetzt bin ich ganz wieder hergeſtellt; nur mit meinen Ohren will es ſich noch nicht beſſern. Es ſey, ich muß mich darein finden. Es iſt eine allgemeine Maßregel zum Beſten des Ganzen, ein Jeder wird beſteuert nach Vermögen, und da ich kein Geld habe, werden mir meine Sinne um ein Fünftheil redu̅zirt.

Welche herrliche Nacht! Wie freundlich blinkt der Vollmond herab! Die Akazien im Garten duften zu ſtark. Ich höre den Strom brauſen und ziſchen. Geſtern ſah ich ihn einen halben Tag-Weg fromm und ſtill. Aber weil ſie ihm dort, daß er ihrer Mühle diene, ein Wehr entgegengeſtellt, lärmt er, daß ihn ſelbſt die Tauben hören.... Es iſt ſchon Dunkel im ganzen Hauſe. Ein einziges Licht am Ende des Flügels. Wer Du auch ſeyſt: gute Nacht! Wenn Du liebſt, träume glücklich; wenn Du leideſt, erwache ſpät. Ich will dich auch ſchlafen legen, mein Büchelchen. Noch ſind Deine Blätter weiß, rein und leer wie eine Kinderſeele. Gott ſegne Dich und gebe Dir gute Tage. Sey mir freundlich, fließe nicht. So ich aber lüge, dann verwiſche meine Worte und zerſpalte meine heuchleriſche Feder.

2.

Ich bin der erſte und noch der einzige Brunnengaſt, der Churfürſt dieſes Bades. Warum die, welche geſund werden wollen, warten bis ſpät in den Sommer, das begreife ich nicht. Der Sommer iſt die Zeit, Geſundheit zu ärndten; im Frühling muß man ſie ſäen. Der Frühling heilt alles was heilbar iſt. Geſtern mußte ich allein zu Mittag eſſen. In dem ungeheuern Saale wurde mir am obern Ende des Rieſen-Tiſches eine Serviette aufgelegt. Wer am entgegengeſetzten Fenſter geſtanden, hätte mich für ein Kind angeſehen, das auf einem Bogen Papier kritzelte. Einſam war ich nicht; ich las im Caſanova. Schelm! zehnfacher Schelm! Einſt miſchte er ſich — denn er miſchte ſich in Alles — unter die Hofleute und Geſandten, die zu Marly einen ehrfurchtsvollen Kreis um den Tiſch bildeten, an dem die Königin-Mutter allein frühſtückte. Es herrſchte die feierlichſte Stille im Saale. „Herr von Ruſſel!" — rief die Königin Mutter. Das war der Holländiſche Geſandte. Herr von Ruſſel nahte ſich dem Tiſche auf vier Schritte und verbeugte ſich tief. „Nicht wahr, Herr von Ruſſel, dieſes Ragout iſt von einem Huhn?" — Ich legte das Buch weg, um mich, bevor ich weiter las, zu fragen: Was hätteſt Du auf dieſe Frage geantwortet, da Du, auf vier Schritte vom Tiſche entfernt, unmöglich hätteſt unterſcheiden können, ob das Ragout wirklich von einem Huhne geweſen? Ei, dachte ich, und wäre das Ragout von einem Haſen geweſen, ich hätte als der feinſte Hofmann geantwortet: Ja, Ew. Majeſtät, das iſt Hühner-Ragout. Aber wie half ſich der Holländiſche Geſandte in dieſer bedenklichen Lage? Nach Art der Diplomaten, die, um es weder mit Gott noch dem Teufel zu verderben, niemals lügen und niemals die Wahrheit ſagen, und darum nie die Wörtchen Ja und Nein hören laſſen, antwortete Herr von Ruſſel: „Ew. Majeſtät, es ſcheint mir ſo.“ Ich war von Bewunderung durchdrungen. „Es ſcheint mir ſo Ew. Majeſtät,“ — und hätte es mein Leben gegolten, ich wäre nicht auf dieſe Antwort verfallen.

3.

Bin heute Morgen zum Erſtenmale am Brunnen geweſen. Er liegt am Fuße eines Hügels, den hinauf ſich anmuthige Baum- und Blumenwege ſchlängeln. Die Quelle bedeckt ein ländliches aber zierliches Säulen-Dach; aus acht Röhren ſtrömt das Waſſer. Wäre dieſer Geſundbrunnen nur für Dilettanten und nicht für Kranke vom Fache? Oder heilte das Waſſer ſo ſchnell? Ich bin noch in keinem Bade ſo vielen blühenden Geſichtern begegnet, und ich habe noch nirgends ſo rothe ſüße Mädchenlippen Sauerwaſſer trinken ſehen. Aber wie ich höre ſind es keine Gäſte, ſondern Einheimiſche, die jeden Morgen aus der Stadt kommen. Was nur die lieben Kinder mit noch mehr Geſundheit machen wollen! Und dann klettern ſie wie Gemſen den Berg hinan. Es ſcheint dort oben eine weibliche Warte zu ſeyn. Ich bemerke wie ſie ſcharf nach der Landſtraße ſehen, die aus der Stadt führt, und ſchnell herabeilen ſich zu rüſten, ſobald Kriegsvolk naht.

An einer Säule der Brunnenhalle iſt ein weißes Blech genagelt, worauf die dauerhafte Bitte geſchrieben: man möchte hier nicht rauchen und nicht den Hut abnehmen. Ich las und lächelte; denn man rauchte und grüßte unaufhörlich. „Sie lachen, mein Herr!“ — ſprach ein alter Mann, zu mir herantretend. — Wie ſollte ich nicht lachen, daß es hier Leute gibt, die noch nicht wiſſen, daß es gleichſchwer iſt, den Deutſchen Höflichkeit ab- oder anzugewöhnen. — „Sie ſehen in mir den Verfaſſer jener Blech-Schrift. Als correſpondirendes Mitglied der Tübinger Geſellſchaft zur Beförderung des Nicht-Hut-Abnehmens mußte ich meinen Beruf erfüllen. Vergebens! Die Geſellſchaft hat in der Sitte noch nicht die geringſte Veränderung hervorgebracht.“ — Das überraſcht Sie, und Sie haben ſechzig Jahre? Zur Einführung des Neuen hat eine Geſellſchaft ſelten, zur Abſchaffung des Alten nie geholfen. Soll ein Verhältniß umgeſchaffen werden, ſo müſſen viele, aber ſie müſſen vereinzelt wirken. Gegen Vorurtheile, wie gegen jede geordnete Macht muß man den kleinen Krieg führen. So werden endlich die mächtigſten, zahlreichſten und tapferſten Heere aufgerieben. Für jedes Gute und Schöne, wie für die Freiheit, wirkt man nur mit Freiheit; aber frei iſt nicht wer ſich einer Geſellſchaft anſchließt. Ein jeder wirke in ſeinem Hauſe, im Kreiſe ſeiner Freunde, in Briefen, in ſeinem Wochenblättchen — ſo vereinigen ſich die Bäche von ſelbſt zum Strome ... Es trat ein Herr mit einem Orden in die Halle, vor dem das correſpondirende Mitglied tief ſeinen Hut abzog; dann kehrte er ſich um und bekümmerte ſich nicht weiter um mich.

— Es fahren Kutſcher in den Hof; zwei, drei. Die Hausſchelle wird gezogen, die Kellner eilen mit Lichtern herbei. Ich erkenne nichts, es iſt zu weit von meinem Fenſter. Froh bin ich, daß es anfängt unruhig zu werden. Vielleicht iſt auch ein weibliches Weſen darunter. Gefällt ſie mir, wird ſie meine Kurfürſtin, von welchem Stande ſie auch ſey. Nicht die Politik, wechſelſeitige Neigung ſoll unſern Waſſer-Bund ſchließen. Und welchem Hauſe meine Fürſtin auch angehöre, unſere beiden Häuſer werden beſtimmt geweſen ſeyn, ſich zu lieben und zu achten, und unſere beiden Völker werden entzückt ſeyn. Daß ich durch meine Bildung und mein leutſeliges Betragen meiner Waſſerbraut-Familie ganz hinreißen werde, das verſteht ſich von ſelbſt.

4.

Wer mögen wohl die Fremden ſeyn, die geſtern Abend angekommen ſind? Mit dieſem Gedanken erwachte ich um fünf Uhr. Die Hausdienerſchaft konnte ich nicht fragen, dieſe ſchlief noch. Auch mochte ich es nicht, es wäre unbeſcheiden geweſen. Doch kam ich bald hinter die Wahrheit, ohne unbeſcheidenes Forſchen, ohne tückiſches Lauern und ohne Anderer Verrätherei. Die Polizei könnte von mir lernen, denn wahrhaftig, ſie wird täglich ungeſchickter, und mancher Polizei-Direktor in unſern Tagen wird leichter ſelbſt gefangen, als er fängt. Meine Fremden-Polizei übte ich nach folgenden Grundſätzen aus: Der Hausknecht hatte mir die Klugheitsregel gegeben, daß, wenn ich meine Stiefel blank zu haben wünſchte, ich ſie Abends vor die Thüre ſtellen ſollte. Dieſe Lehre wird er Andern auch gegeben haben — dachte ich. Ich brauchte mich alſo blos nach den ausgeſetzten Stiefeln umzuſehen, um zu erfahren, wer die angekommenen Fremden ſind. Denn von dem Stiefel auf den Fuß, von dieſem auf den Wandel, von dieſem auf die Geſinnungen und von dieſen auf die Handlungen eines Menſchen zu ſchließen, iſt jeder Polizei ein leichtes Spiel. Ich trat meine Wanderung durch die Corridors an. Die erſten Stiefel die ich entdeckte, waren unförmlich, groß und ausgebogen. Sie dienten unverkennbar zu einem Futteral für Froſtbeulen und Leichdornen. Ihr Beſitzer iſt ein alter Mann. Ein junger Menſch peinigte ſich lieber, als daß er ſo bequeme Stiefel trüge. Doch gehören ſie vielleicht einem jungen armen Teufel, der auf Schmuck nichts verwenden kann? Nein; denn das Zimmer liegt im erſten Stocke, hat die ſchönſte Ausſicht und iſt theuer. Der Herr darin iſt alſo ein bemittelter und betagter Mann. Er huſtet ſchon ſo frühe! Da haben wir's ja. Er iſt ſiebenzig Jahre alt. Das iſt das Räuspern, womit der Buhle Tod ſeine Nähe zu erkennen gibt. Wirſt aus dem Brunnen keine Jugend trinken, aber trinke nur, die Hoffnung iſt auch eine Jugend und eine ſchönere .... Weiter. Vor einer andern Thüre ein paar andere Stiefel. Die ſind jung und ſchmuck; und ſie liegen umgeworfen. Ei, Dich kenne ich ſchon, Bruder Lüderlich! Wie! auf der Sohle ein gedruckter Zettel geklebt! Au Temple du Gout? kömmſt von Paris und trittſt den Geſchmack mit Füßen? Nein; der Schuhmacher iſt aus der nahen Stadt, ein Deutſcher, und hat ſeine Bude au Temple du Gout genannt. Er verkündigt auf dem Zettel ferner: er verfertige Schuhe und Stiefel à l'instar de Paris. Die Stiefel ſind ſchön und gut, beſſer als das Franzöſiſche. Will mit dem Hohenprieſter des Geſchmacks Bekanntſchaft machen .... Welch ein reizender Anblick! Es iſt unwahrſcheinlich, aber es iſt wahr: ſieben Paar Schuhe vor einer Schwelle. Jetzt zeige Dich Verſtand! Das erſte Paar gehört einer bejahrten Frau.

Das zweite und dritte Paar ſind erwachſene Mädchen. Das vierte, fünfte und ſechſte Knaben von zehn bis fünfzehn Jahren. Das ſiebente Paar wurde einem dreijährigen Kinde ausgezogen, deſſen Geſchlecht nicht zu beſtimmen. Im Paſſe wird es ſtehen. Es gibt nichts rührenderes als ein Kinder-Schuh, dieſe zarte Wurzel eines jungen Lebens. Bis er holziger, breiter und länger, bis er krumm wird, wie der des huſtenden Greiſes — wie viele Spiele, Sorgen und Jahre gehen nicht vorüber! Die Hand einer der ordnungsliebenden ältern Schweſtern hat die Schuhe aneinander gereiht. Sie ſtehen wie die Orgelpfeifen in abnehmender Größe neben einander. Ganz gewiß, es iſt eine Mutter mit ihren ſechs Kindern. Schlafen ſie auch nicht, ſo entkleideten ſie ſich doch in einem Zimmer. Die Frau iſt Wittwe. Lebte der Vater, hätte die Mutter ſchon aus Sorglichkeit ſich nicht mit ſo vielen Kindern auf einer Reiſe beſchwert. Vor drei Jahren ſtarb der Mann; ſo alt iſt der jüngſte Schuh .... Ein

Paar grüne Pantoffel! Was wäre an grünen Pantoffeln zu ſchwärzen? Sie ſtehen auch nicht vor der Thüre, ſich ſchwärzen zu laſſen, ſondern ſich einzuſchwärzen. Sie ſind mit den Ferſen nach dem Corridor gerichtet, und männliche Füße ſtacken darin. Ich hörte von innen die Thürklinke leiſe berühren, wendete die Augen weg und ging. Morgenſtunde hat Gold im Munde. —

5.

Kranke Menſchen ſagen: Geſundheit ſey das höchſte Gut; aber kranke Menſchen haben kein geſundes Urtheil. Es iſt als ſagte man: das Leben iſt das höchſte Glück, und es iſt doch nur des Glückes Bedingung. Was nützen einem armen Teufel die ſchönſten Zähne? In Krankheit iſt Poeſie, Kampf, ſchönes Spiel um das Leben; man fühlt doch, ſelbſt als Deutſcher, daß man da iſt. Ich wünſche mir und meinen Freunden bis in das ſpäteſte Alter im April jeden Jahres ein böſes und gefährliches Nervenfieber; die Wiedergeneſung in des Monats letzten Tagen; am erſten

Mai den erſten Ausflug in den Frühling, und an dieſem ſchönen Tage der Wiederverſöhnung mit dem Leben, auch die mit der grollenden Geliebten. Das wären acht ſelige Tage, und wer nur zu wirthſchaften verſtände, der reichte das Jahr mit aus, und nährte und tränkte damit einundfünfzig hungrige und lechzende deutſche Wochen.

— Die ſieben Paar Schuhe haben auf dem Zimmer geſpeiſt; aber noch andere Gäſte waren angekommen. Das Tiſchtuch war über Nacht um mehrere Ellen gewachſen. Ich freute mich als Patriarch meiner Nachkommenſchaft. Während der Suppe zeigten wir uns blos die Zähne, knurrten und wedelten mit den Löffeln; aber bald fanden wir uns, wie verabredet, auf dem Marktplatze der Geſelligkeit zuſammen. Ach! gäbe es kein Wetter in der Welt, wie traurig wäre das Leben! Du liebes Wetter! Du ſüßes Band, das den Königsberger an den Stuttgarter, den Frankfurter an den Bremer knüpft. Es wurde einſtimmig beſchloſſen, daß es geregnet habe. Dann entſchied die Mehrheit, das Wetter werde ſich nicht aufheitern; man wolle nach der Stadt, und den Abend ins Schauſpiel. Man ſchickte nach der Zeitung, um zu ſehen, welches Stück aufgeführt werde. Es war Fluch und Segen von Houwald. Vor Houwald's Stücken mögen mich die lichten Götter bewahren. Ich werde ſomnambül ſchon in der erſten Scene, und ſehe der Menſchheit hell in die dunkeln faulen Eingeweide. Uns ergötzte der Schwäbiſche Merkur. Keiner von uns konnte die Folge-Ordnung der Seiten auffinden; unſere Augen waren wie behext. Ein räthſelhaftes Blatt! Ein junger Menſch der aufmerkſam darin las — er mochte wohl Gymnaſiaſt und Primaner ſeyn, denn er trug keine Halsbinde, und eine Pfeife mit dicken Troddeln guckte aus ſeiner Taſche hervor — fragte ſeinen wahrſcheinlichen Vater, was das wäre: Preußiſche Promeſſen? Eh! erwiederte der Alte — es ſchien er habe Eſel ſagen wollen, und habe das

Wort noch zeitig in eine Interjunction abgekürzt — weißt Du nicht was Promeſſen ſind? Promeſſen ſind Verſprechungen, und preußiſche Promeſſen ſind preußiſche Verſprechungen. — Aber von welchen Verſprechungen iſt hier die Rede? — Mehr kann ich auch nicht ſagen .... Dann wollte der Gymnaſiaſt wiſſen, was Kanzen und Reſtanten wären? Kanzen und Reſtanten! Die Mädchen lachten laut auf. Der Alte wußte es nicht, die Frage umkreiſte den Tiſch und blieb bei mir ſtehen. Ich wußte auch nicht darauf zu antworten, zog aber die Hand von der Kuchenſchüſſel wieder zurück, eilte auf mein Zimmer und fragte das Converſations-Lexicon, was Kanzen und Reſtanten wären. Gleiche Unwiſſenheit, gleiches Stillſchweigen. Wofür bezahlte ich denn meinen geheimen Rath und ließ ihm eine prächtige Uniform machen, wenn er nicht klüger iſt als ich? Als ich wieder herunter kam, war das Deſſert rein verzehrt. So wird der Fleiß aufgemuntert! ſo werden die Studien belohnt! Nun opfere ſich einer dem Wohle der Menſchheit auf!

Nach dem Eſſen zeigte ich den Frauenzimmern die Schönheiten des Gartens. So iſt Tivoli in Paris. Hier ein Rutſchberg; nur iſt der franzöſiſche ſteiler, kecken Franzöſinnen angemeſſener. Hier ein Balancir-Balken. Hier eine Waage. Das ätheriſche Weſen wog nur ſiebenzig irdiſche Pfund. Hier ſind Turnanſtalten, verbrecheriſche Kletterbäume, verderbliche Springſtöcke, aufrühriſche Voltigir-Böcke. Wenn ſie es nur bei mir zu Hauſe nicht erfahren! Das blonde Mädchen gefällt mir gar zu gut. Ich kehrte um keinen Preis zurück, und ſie würden meinen unſchuldigen Vater fiscaliſch beſtrafen .... Die Mädchen waren noch nie einen Rutſchberg herabgefahren. Ich durchflog mit allen, der Reihe nach, die bedenkliche Bahn. Die, welche ſich am meiſten fürchtet — nahm ich mir vor — will ich lieben, ſo lange ich hier bin. Die Erinnerung gemeinſchaftlich überſtandener Gefahr wird ſie an mich feſſeln.

Mein ahnendes Herz hatte ſich nicht betrogen. Es war die Blauäugige, die ſich am meiſten fürchtete, und ſich am feſteſten anklammerte. Sie ſoll meine Kur-Fürſtin werden. Ich ſah ſie bei Tiſche erröthen bei jeder Frage, die man an ſie richtete; ſie iſt ſchüchtern, ſanft und gut; ſie wird mich erweichen, ſo oft ich hart regiere.

— Ich ließ die Geſellſchaft in die Stadt fahren, und ging allein zu Fuße dahin. Ich war noch nicht dort geweſen; als ich hierher reiſte, lies ich ſie ſeitwärts liegen. Ein herrlicher Park, faſt eine Stunde lang, führt aus der Stadt bis in die Nähe des Bade-Ortes. Der Haus-Pudel hatte mich ohne mein Wiſſen begleitet. Ein Aufſeher hielt mich an und ſagte: es koſte einen Gulden Strafe, Hunde in den Park zu führen. Ich erklärte dem Mann meine Unſchuld und er ließ mich gehen. Faſt that es mir leid. Ich wäre begierig zu wiſſen, wie das Gericht entſchieden hätte; es iſt ein merkwürdiger Rechtsfall. Ein criminal-philoſophiſcher Richter hätte mich wahrſcheinlich verurtheilt, und geſagt: ſo könnte man alle Vergehen entſchuldigen; die Leidenſchaften, die zu ihnen führen, laufen uns nach; man muß ſie zurückjagen … Die Stadt gefällt mir, ſie iſt freundlich, und in allen Straßen kann man die freien Berge ſehen. Aber wie ſtill und menſchenleer! Um fünf Uhr Nachmittags ſchlugen Nachtigallen vor den Fenſtern. Ich ſuchte ein Haus, wo ich ein Empfehlungsſchreiben abzugeben hatte, und ich begegnete Niemand, der mich hätte zurechtweiſen können. Endlich bemerkte ich ein Mädchen, das mit ſtarken Schritten vor mir herging. Ich folgte ihr mit ſtärkern, es war mir ſehr warm. Als ich ihr auf vier Schritte nahe gekommen war, verſchwand ſie in ein Haus, und ich ſtand wieder allein. Schlafen denn die 24,000 Seelen? Eine Schildwache, an der ich vorüberging, fürchtete ich mich zu fragen; denn in dem Lande wo ich geboren, iſt es ein Staatsgrundgeſetz, daß keine Schildwache mit einem Bürger reden dürfe. Ich trat in eine andere Straße.

Ein Mann mit einer Schelle und einem Papiere in der Hand kam mir entgegen; den fragte ich. Das wäre weit ab, ſagte er, ich ſolle ihm aber nur folgen, er ginge glücklicher Weiſe in die nämliche Gegend. An der nächſten Ecke blieb der Mann ſtehen, ſchellte, ein Kreis bildete ſich um ihn und mich. Dann las er einen langen Zettel ab. Er war ein Ausrufer. Das dauerte fünf Minuten, dann gingen wir weiter. Der Mann war gefällig. Allen alten Weibern die außer den Klangnoten wohnten, und ihre Köpfe zu den Fenſtern herausſtreckend ihn fragten was es neues gäbe? gab er Beſcheid, und theilte ihnen auswendig in freien Vorträgen, bald mit Abkürzungen, bald mit Zuſätzen, den Inhalt der Verſteigerung mit. Bei der nächſten Ecke blieb der Herold wieder ſtehen und las den Papier-Bogen abermals ab. Beim vierten Male kannte ich ihn auswendig. So mochte ich wohl die Verkündigung zehn Male mit angehört haben, und eine Stunde mochte darüber verfloſſen ſeyn, als es mir wie Schuppen von den Augen fiel, und ich bedachte, daß der Ausrufer, der mir den Weg zu zeigen verſprochen, mich doch eigentlich zum Beſten gehalten. Gewiß war dieſes die Abſicht des guten Mannes nicht geweſen; aber für einen Gelehrten war es doch gar zu dumm.

— Abends, als die Badgeſellſchaft aus der Stadt und dem Theater zurückgekommen, riefen ſie mir Alle, wie mit einer Stimme entgegen: Ach wie herrlich! wie viel haben Sie verloren! — So ſind die Menſchen! Dem gewonnen, dem verloren — Fluch und Segen.... Gute Nacht blondes Mädchen!

VI.

Der ſchwarze Bär.

Ein Gratisblatt für unbemittelte Stände.

Ankündigung.

Der Kriegsrath Reichard gibt es in zwei Sprachen deutlich zu verſtehen, einem jungen Menſchen, der mit Nutzen reiſen wolle, ſeien folgende Kenntniſſe und Uebungen ganz unentbehrlich. Nämlich: 1. Naturgeſchichte; 2. Mathemátik; 3. Mechanik; 4. Geographie; 5. Landwirthſchaft; 6. Sprachen; 7. Zeichnen; 8. leſerlich und ſchnell Schreiben; 9. Schwimmen; 10. Einige mediziniſche Kenntniſſe; 11. Schöne Künſte, beſonders Muſik, beſonders Blasinſtrumente, die man auseinander legen und in die Taſche ſtecken kann. Ueberdies müſſe der junge Reiſende durch Europa, mehrere ſpirituoſe Dinge mit ſich führen, als: 1. Eine Flaſche Vierräuber-Eſſig; 2. Eine Flaſche franzöſiſchen Branntwein; 3. Eine Flaſche Schußwaſſer oder peruaniſchen Balſam; 4. Ein Fläſchchen Ammoniac-Salz, gegen Ohnmachten und Ueblichkeiten; 5. Ein Fläſchchen Hoffmänniſche Tropfen. Die Vortrefflichkeit dieſer Reiſeregeln, hat der Herausgeber des ſchwarzen Bär — (en) werden die Kritiker verbeſſernd einſchalten, aber mit Unrecht — mehr als Einer erprobt, indem er ſie nicht befolgt und dadurch zu großen Schaden gekommen. Er durchreiſ'te mehrere Länder Europens, ohne Mechanik, ohne Hoffmänniſche Tropfen und ohne Nutzen. Als er ſeine Reiſen antrat war er ſo jung an Jahren als an Kenntniſſen, und die eilf Unentbehrlichkeiten des Kriegsraths mangelten ihm zum großen Theile. Zwar war ihm von der Naturgeſchichte das Wichtigſte bekannt, nämlich deren Eintheilung in das Thierreich, Pflanzenreich und Steinreich; aber in der Mathematik war er ſo fremd, daß er, gleich dem älteſten Diplomatiker, nicht einmal wußte was eine gerade Linie ſei. Eben ſo unwiſſend war er in der Landwirthſchaft, und er verſtand Weizen von Roggen nicht eher zu unterſcheiden, als bis ſie auf dem Tiſche gebacken vor ihm lagen. Mit den übrigen Künſten und Wiſſenſchaften ging es ihm nicht beſſer. Als er ſeine Reiſen beendigt, beſuchte er ſeinen lieben, guten, jetzt ſeligen Onkel, der am Rhein wohnte. Der gute Onkel nahm den verlornen Neffen mit großer Freude und Zärtlichkeit auf. Er hatte in ſeinen frühern Jahren ſelbſt große Reiſen gemacht und er dachte, der Neffe würde ihm ſeine alten Erinnerungen auffriſchen, und ihm die alten Erfahrungen verbeſſern und vermehren helfen. Aber ach! Der gute Onkel ward getäuſcht. Er hielt viel auf Statiſtik, Staatsverfaſſung, Finanzen, Kriegsmacht, Polizei, Unterrichtsanſtalten und öffentlichen Geiſt eines Landes, und der Neffe wußte von nichts zu ſprechen als von Cimabue, dem St. James-Park, der Demoiſelle Mars und der Spielbank auf dem Rigi. Der Onkel fragte: wie viele Weine Frankreich jährlich ausführe, wie dort der Ackerbau beſchaffen, wie viele Baumwolle England jährlich einführe? Der Neffe ſchwieg. — Der Onkel fragte: wie viele Einwohner die Länder unter öſterreichiſcher Herrſchaft zählten? „Fünf und ſechszig Millionen“ antwortete der Neffe. „Acht und zwanzig und eine halbe“ verbeſſerte der Onkel und ſchüttelte ſehr den Kopf. Er frug: was das in der Lombardei für Gerichte wären, die ſich ökonomiſche nennten, während ſie doch mit ſo wenig Sparſamkeit die Carbonari zum Tode verurtheilt. Der Neffe hatte nie davon ſprechen hören. Er fragte den Neffen, wo er das merkwürdigſte Echo gefunden? Der Neffe nannte ein Schottländiſches. Verwundert erwiederte der Onkel, ob er denn nicht in Frankfurt am Main geweſen, und dort im berühmten Pallaſte, den der italieniſche Baumeiſter de Opera im Anfange des 18ten Jahrhunderts gebaut? Darin ſei ein ſchöner Saal, und dieſer habe das merkwürdigſte Echo der Welt, nämlich ein acht und dreißigfaches. Der Neffe ſchämte ſich. Der gute Onkel ward aber dem Neffen wegen ſeiner Unwiſſenheit gar nicht gram. Im Gegentheil wurde er täglich freundlicher und freundlicher, und als er ihn eines Abends gefragt, ob er einer Kammerſitzung in Sternberg beigewohnt, und der Neffe nicht einmal zu ſagen wußte, in welchem Welttheile dieſer Ort liege, ſprang der Onkel von ſeinem Lehnſtuhle auf, breitete die Arme aus, und ſprach mit gerührter Stimme: „komm' an mein Herz, lieber Neffe, du biſt mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen finde, du beſitzeſt ſeltene Kenntniſſe, du mußt ein Zeitungsſchreiber werden!“ Der Neffe warf ſich an die Bruſt des guten Onkels, ſagte: dieſes ſei ſchon längſt ſein Wunſch geweſen, und bat ihn um fünfzig Dukaten die er ſehr nöthig brauche. Der gute Onkel gab ihm fünfzig Dukaten und hundert gute Schreiblehren, die der Herausgeber des ſchwarzen Bär mit ſeinen Leſern theilen will — nämlich die Lehren.

VII.

Tiſchgeſpräch.

Nachdem während der Suppe einſtimmig beſchloſſen worden, daß es geregnet habe, war der Mundvorrath erſchöpft, und ſechszig unſterbliche deutſche Seelen fielen in Ohnmacht aus Hunger; nur der Juſtizrath Calo, ein großer ſtarker Mann, hielt ſich aufrecht, erhob ſeine herrlich kräftige Stimme und ſprach: Müller in Bremen iſt ein denkender Künſtler und ſeine Leiſtungen ſind ganz erſtaunlich. Da durchzuckte ſie ein Lichtſtrahl und ſie fühlten ſich wie neugeboren. Es waren faſt halb ſo viele Völkerſchaften als Gäſte am Tiſche. Wir waren Hannoveraner, Oldenburger, Mecklenburger, Lübecker, Hamburger, Badenſer, Churheſſen, Darmſtädter, Preußen, Detmolder, Oeſterreicher, Frankfurter, Luxemburger und noch andere Jungen. Aber ein Bruderband umſchlang uns alle und wir verſtanden uns. Wir ſprachen: von Demoiſelle Lortzing und Herrn Franke in Weimar, von Katzianer und Madame Arthur in Hannover, von Cornet in Hamburg, von Madame Dürrer in Braunſchweig, von Weidner und der Lindner in Frankfurt, von Madame Neumann in Carlsruhe und von Urban und Mademoiſelle Sigl in München. Der Geheime Kirchenrath Blauſaur erzählte, Vespermann habe die Sigl geheirathet, worüber alle erſtaunten. Der freundſchaftliche Streit, ob die Sigl jetzt Vespermann-Sigl oder Sigl-Vespermann heiße, belebte den ganzen Tiſch. Unter ſolchen heitern und belehrenden Geſprächen vergingen uns zwei Stunden nur gar zu ſchnell. Endlich wurden die Stühle gerückt, man ſtand auf und rüſtete ſich zum Fortgehen. Da lächelte der Legationsrath von Flachs und ſagte: es gibt zwei Schauſpieler Löwe, aber der Eine iſt ein anderer als der Andere. Wir waren alle auf das Angenehmſte überraſcht, ſahen uns einander an und fragten: warum gehen wir denn ſchon? Da ſetzten wir uns wieder und ließen Champagner kommen. Darauf wurde geſprochen: von Madame Maibutter in Danzig und Herrn Liſt in Magdeburg, von der Peche in Hamburg, von Wild in Caſſel, Miedke in Darmſtadt, und Franz in Freiburg. Auf dem Gange ſprachen der Hausknecht und die Köchin von Griechen und Türken, und die Köchin weinte ſehr, welches uns ſtörte. Der Rittmeiſter Cäſar warf zornig die Saalthüre zu und ſprach: vor dem unverſchämten Geſchrei draußen könne man kein vernünftiges Wort ſprechen. Dann ſprachen wir von der Schulz, der Milder, von Devrient, der Thebaldi, von Spitzeder, Madame Wolf und von Beſchert in Berlin; von Bliz in Halberſtadt, Madame Chipke in Würzburg, Hänſel in Aſchaffenburg, von der Müller in Wien, dem Baſſiſten Kratzky in Prag, Werdy in Dresden, Madame Täubchen in Aachen, Kloß in Cöln, der Mademoiſelle Eiweis in Kiel, der Frau von Buſch in Mannheim, von Bremche dem jüngern in Bamberg, und endlich zwei Stündchen von der Schechner. Ein lautes und ſchmerzliches Ach! das aus der Bruſt eines blaſſen Fräuleins drang, erſchreckte uns ſehr, wir wandten die Blicke hin und ſtaunten. Sie hatte ſich erhoben, ſtand auf den Fußzehen, und ſchwebte wie verklärt mit Leib und Armen himmelwärts. Dann rang ſie die Hände und ſprach: Ach! Wird das geliebte Vaterland die theure Sonntag niemals wiederſehen? ſank auf den Stuhl zurück und vergoß einen Strom von Thränen. Wir waren alle gerührt und weinten. Da erhob ſich der alte von Stryck, der die Spielbank hält, und ſprach mit langſam feierlicher Stimme: Glaube, Liebe, Hoffnung! Wir ſprachen Alle nach: Glaube, Liebe, Hoffnung, und ſanken uns ſchweigend und tief bewegt einander in die Arme. Es war eine ſchöne Minute, welche gute Menſchen feiern und der Genius der Erde blickte aus den Wolken lächelnd auf ſeine Kinder herab. Jetzt ſchlug es ſechs Uhr und wir gingen an den Brunnen und tranken.

VIII.

Frankirter Brief an die zweckloſe Geſellſchaft in Breslau.

Sie, meine Herren, als mir bekannte vernünftige Menſchen, die ſich um Urſachen und Zwecke wenig bekümmern, Sie fragen gewiß nicht: was will dieſer Brief und wer hat ihn geſchrieben? Sondern Sie leſen ihn, oder leſen ihn nicht, laſſen die Sonne auf und untergehen nach altem Gebrauche und ſchlafen ſo lange es dunkel iſt. Ein Thor der wacht, während andere ſchlafen! Ich und meine Freunde, haben es früher wohl gethan; aber ſo oft wir Feuer! riefen, Mörder! Diebe! und die Schläfer davon aufwachten, ſchalten ſie uns Unruheſtifter, ſchliefen verdrießlich wieder ein, und träumten vergnügt von großen Galgen, geziert mit kleinen Ruheſtörern. Seit der Zeit thun wir es nicht mehr, ſondern ſchlafen auch und träumen wie Jene, aber nicht von uns, ſondern von Jenen. Doch das ſind ganz unzeitige Reden. Es iſt ſehr betrübt, daß Gedanken, gleich den Droſchken in Berlin, in Menge zu haben ſind, wenn man ſie nicht braucht, braucht man ſie aber, gar nicht. Ich habe ſagen wollen: die Leſer des Morgenblatts hingegen, ſind gebildet, fragen wer? wie? was? und fordern Gründe. Mit welchem Grunde, das mag der Himmel wiſſen. Was berechtigt ſie denn einen Brief zu leſen, der gar nicht an ſie, ſondern an die zweckloſe Geſellſchaft in Breslau gerichtet iſt? Wahrlich, gebildete Stände ſind noch weit in der Tugend zurück! Aber eine Zeit wird kommen, da wird alle Welt ſo ehrlich ſein, daß man ſich die wichtigſten Geheimniſſe gedruckt mittheilen und daß Niemand ſie leſen wird als den es angeht. Dann werden unverſiegelte und gedruckte Briefe eben ſo ſicher ſein, als es früher verſiegelte und geſchriebene waren — ich wollte ſagen, weit ſicherer. Bis dahin aber muß man ſich wohl dazu verſtehen, frankirte öffentliche Briefe, die dunkel ſind, auf Verlangen zu beleuchten. Es wird geſchehen in ſpäteſtens acht Tagen; ich wollte aber, es geſchähe ſpäter. Doch meine Bosheit, die Tinte zu dieſem Schreiben, iſt noch akuter als der Liberalismus eines Miniſters, ſie hat es nie wie jener bis zu vier Wochen bringen können; chroniſch aber, konnten beide niemals werden. Wäre dieſes und hätte ich ſo viel Geduld Fortſetzungen zu ſchreiben, als deutſche Leſer ſie zu leſen in Tagesblättern, dann würde ich dieſen Brief erſt am erſten Januar des künftigen Jahres endigen und unterſchreiben, ſo daß die neuen Abonnenten des Morgenblattes gar nicht erführen was der Unterzeichnete und die Austretenden nicht, wer den Brief geſchrieben. Doch es iſt Zeit daß ich ihn anfange.

In den letzten Tagen der dreißig, die ich jedes Jahr in Ickſsbad zubringe, bin ich geſund und dumm. Als mir dieſes vor vier Jahren zum erſten Male widerfuhr — ich merkte es bei Tiſche daran, daß ich die Unterhaltung zwar wie früher ſchon ganz unvergleichlich fand, aber aus entgegengeſetzten Gründen als früher, nämlich ſie gefiel mir ungemein — erſchrack ich auf das heftigſte, und ſchickte eiligſt zum Arzte. In wenigen Minuten war er da. Alle die es wiſſen, daß der Ickſer Brunnenarzt zwar von bürgerlichen Kranken Beſuche und Gelder annimmt, aber nur Adlige beſucht, werden ſich wundern, daß er zu mir ſo ſchnell und überhaupt gekommen. Aber dieſe demokratiſche Eile hatte zwei gute Gründe. Erſtens erhielt er die Botſchaft, da er bei Tiſche war, alſo in einer erleuchteten Stunde, wo er aus der gleichen Eßluſt aller Gäſte, und aus ihren gleichen Verdauungswerkzeugen auf eine urſprüngliche Gleichheit aller Stände mit einigem vorübergehenden

Verſtande ſchloß. Zweitens wurde ihm gemeldet, es ſei einem Herrn beim Eſſen plötzlich übel geworden; es war alſo ein Schlagfluß aus Ueberladung zu vermuthen und ein ſchneller Tod zu befürchten. Das Sterben aber im Ickbad iſt von der Polizei ſtreng verboten; es wird mit Recht als eine Injurie angeſehen, indem dadurch dem guten Rufe des Bades geſchadet wird, und gegen die allgemein angenommene Meinung, daß es unſterblich mache, boshafter Weiſe Zweifel erhoben werden. So oft daher ein Ickbader Kurgaſt in den letzten Zügen liegt, eilt der Brunnenarzt zu ihm, und befiehlt ihm ſich munter auf die Beine zu machen und fortzureiſen, denn er könne augenſcheinlich die Ickſer Luſt nicht vertragen. Aus dieſen Gründen kam der Doktor. Als er in den Speiſeſaal trat, gerieth er in einen Wirbel von auf- und abtragenden Kellnern, aus denen er ſich mit Mühe half. Endlich wurde er an den Bord des Tiſches geworfen, ſah umher und ſuchte ſeinen Kranken.

Er warf auf einige ſehr blaſſe Damen prüfende Blicke; da dieſe aber ſich nicht um ihn bekümmerten, ſondern fortaßen, ging er weiter den Tiſch entlang, bis er zu mir kam. Mir war bange, wie ich mich dem halbgeſättigten Doktor als ſeinen Tiſchfreudenſtörer zu erkennen geben ſollte, denn ich ſah ihn die Stirne runzeln, da er keinen in Ohnmacht liegen ſah. Ein Zufall half mir aus der Noth. Nämlich der ſtark huſtende und hypochondriſche Profeſſor der Logik, der neben mir ſaß, hatte drei Teller voll Himbeeren gegeſſen, und, zerſtreut wie alle Gelehrte, dieſes gleich wieder vergeſſen. Als er nun wahrnahm, daß er roth ausſpie, ward er blaß, denn er hielt es für Blut, und ſah den hinter ihm ſtehenden Doktor hoffnungslos und wehmüthig an. Dieſer glaubte der Profeſſor wäre der Kranke, der nach ihm geſchickt, fühlte ſeinen Puls, verſchrieb ihm eine Säuere, empfahl ihm Ruhe und legte ihm ein pythagoräiſches Stillſchweigen auf. Der Profeſſor der Logik war in einer jämmerlichen Lage. Er wünſchte auf ſein Zimmer zu kommen, um ſich mit philoſophiſcher Ruhe auf den Tod vorzubereiten; aber der Arzt hatte ihm jede Bewegung unterſagt. Er wünſchte einen Bedienten zu haben der ihn wegſchleppte, aber er durfte nicht ſprechen. So ſaß er wie zermalmt da, ſpie fort und fort hellrothes Himbeer=Blut aus, und ſah ſich mit matten Blicken, die aber keiner verſtand, nach Hülfe um. Der Doktor, der das Seinige gethan, überließ ihn ſeinen Aengſten, wandte ſich dann zu mir und fragte mich lachend — ich blühte wie eine Roſe und wir waren gute Bekannte — und Sie, Beſter, wie geht es Ihnen? Schlecht, ſagte ich, ich fürchte ich bin dumm. Das ſah ich gleich, antwortete der Doktor. Ich freute mich ſehr, daß er dieſen Witz hatte, und einige Lacher auf ſeine Seite bekam; denn auf ſeine gute Laune und ſeine Geduld zählend, wagte ich jetzt ihm umſtändlicher zu klagen. Ich ſagte ihm, daß ich ganze Stunden umher gehen könnte, ohne an etwas zu denken, daß ich mit mir und der Welt ſehr zufrieden und überhaupt dumm vergnügt wäre. Endlich merkte er, daß ich keineswegs unzeitig habe ſpaſſen wollen, ſondern daß ich es ernſt gemeint. Er tröſtete mich und ſagte: ich ſollte mich meiner Dummheit freuen; denn es ſey ein ſehr günſtiges Zeichen und ein Beweis, daß die Kur gut angeſchlagen, wenn die Abdominalität (ſo ſagte er höflich ſtatt viehiſche Natur) über die geiſtige vorherrſchend geworden. Der Menſch hat nicht ungeſtraft Geiſt — ſchloß er mit einem tiefen Athemzuge und ging fort. Ich ſah ihm nach, verwunderte mich im Stillen über ſein ſchlechtes Ausſehen und ſeufzte: Wieder ein Juſtizmord! O! . . .

IX.

Die Sylveſternacht eines alten Herzens.

(1. Januar 1827.)

Ich übe ein verlerntes Knabenſpiel, ich koſte alte Jünglingsluſt: ich will ein Tagebuch ſchreiben! So ſagte ich mir oft in den Tagen meines Frühlings; doch das Herz war voll und das Blatt blieb leer. Den Gedanken, den Sarg des Gefühls — jetzt kann ich ihn verſilbern, jetzt mit Blumen bekränzen; aber ſchöner war es, als das Herz noch lebte und es ſtumm war. Die Seligkeit der Jugend, wer faßt ſie, wer erklärt ſie mir? Gütiger Vater, ich fordere keine der alten Freuden zurück, gib mir nur die Schmerzen, gib mir die Thränen meiner Jugend wieder. —

Ich war die Nacht auf einem Balle. In dem Tanzſaale leuchteten Candelaber, die nehmlichen, die geſtern bei einer Leiche brannten. Junge Mädchen ſaßen darunter, Schäferinnen unter Bäumen und ſchrieben munter die verſprochenen Tänze auf. O haltet Wort, haltet alle Wort! Und du ſtrenger Tod, lächle einmal und beſtrafe nicht den Uebermuth dieſe Kinder...

Sind dieſe Mädchenlippen nicht ſo roth, blühen dieſe Wangen minder ſchön, tönt dieſes Gekoſe ſo lieblich nicht mehr, als es war in den Tagen meiner Jugend? Wie hell ſieht mein Auge, ſeit es der Thau der Sehnſucht nicht mehr befeuchtet! Was mich ſonſt gerührt, ſehe ich jetzt mit Lächeln, ja mit Lachen an. Es gibt keine Welt, Wahrheit iſt nur im Traume. Sechs und zwanzig Jahre ſind vorübergegangen, ſeit ich jene Nacht, wo zwei Jahrhunderte ſich begegneten, feſtlich und feierlich begangen. Ich war noch ein Knabe und ward fern von der Heimath erzogen. Meine Lehrer waren Jünglinge und wie alt und grau erſchienen ſie mir. Ich hatte zwei Gläschen warmen Wein getrunken und dieſe heißen Tropfen, wie Meereswogen warfen ſie mich himmelwärts. Ich war muthig; ſtürmte das Herz noch ſo wild, ich zog nie die Segel ein. Jetzt liege ich furchtſam im Hafen und wage mich nicht hinaus beim ſtillen Wetter. Mein Herz fürchtet und ich fürchte mein Herz. Man ſcherzte damals, die Welt würde untergehen um Mitternacht. Es machte mich beklommen, ich kannte den Scherz, ich kannte den Ernſt noch nicht. Als die Mitternacht nahte, trat ich mit offner Bruſt ans Fenſter, Louiſe ſtand mir zur Seite. Nicht um alle Küſſe Cytherens würde ich mich jetzt in ſolcher kalten Nacht meines Wämmschens von Flanell entkleiden. Es ertönte der erſte Schlag der zwölften Stunde. „Jetzt“ ſprach Louiſe. Es zitterten die Sterne, es zitterte eine Thräne in meinem Auge. Der letzte Schlag ertönte. „Jetzt,“ ſprach ich und umſchlang Louiſen, ſie mich. Aber die Welt ging nicht unter, ſie ging auf in mir... Kleine Freundin, lebſt du noch? Doch du lebſt mir nicht mehr. Du zogſt bald darauf mit deinem Vater in den hohen Norden; ich blieb unter mildem Himmel, doch mich friert jetzt auch. Ich ſchenkte dir zum Angedenken eine kleine goldne Uhr. Vielleicht beſitzeſt du ſie noch, vielleicht hängt ſie jetzt an deinem Gürtel und zeigt dir die Stunde, wenn der Fleiſchtopf an das Feuer zu ſtellen; oder ſie liegt vor dem Krankenbette deiner Tochter und ruft dich, ihr die bittere Schale zu reichen. Auf blauem Schmelz war ein bunter lächelnder Amor gemalt. Noch glänzt, noch lächelt er gewiß; aber er ſchimmert uns, er lächelt uns nicht mehr.

Ein junges Mädchen ſaß ſtill und traurig in einem Winkel des Saals. Dunkle Locken umſchatteten ihr heißes Auge. Aber der Feind der Schönheit hatte noch auf ſeiner Flucht ſie tückiſch verwundet. Sie war blatternarbig. Keiner hatte ſie zum Tanze aufgefordert. Ich ſetzte mich zu ihr; ich war verwegen; ich trug keine Krone und wollte ihr die Kränkung und die verlorenen Tänze vergüten. Bald lächelte ich meiner Mühe. Den Generalbaß des Herzens habe ich gelernt; aber ein Liedchen ſpielen, das jungen Mädchen wohl gefällt — ich vermags nicht mehr. Was ich fühlte, war ſo vernünftig, was ich ſchmeichelte ſo gediegen, was ich ſprach, ſo ungemünzt. Der kluge Jude hätte es verſtanden, aber kein Bettler dafür gedankt. Ihr naſſes Auge ſtreifte an einen Jüngling vorüber, der mit ſeiner luſtathmenden Tänzerin koſ'te. Iſt es das, du armes Kind? Wende dich zum Himmel. Nicht die Erde, nicht die Freundſchaft, nicht der reiche Frühling mit allen ſeinen Fluren, bringt dir Balſam gegen dieſe Qual. Ich habe ſie auch gekannt. Die Liebe zog breite Furchen durch meine Bruſt und warf reichen Samen hinein. Doch nur wenige Körner ſind aufgegangen, und wucherndes Unkraut bedeckte und belohnte nicht den tiefen Schmerz.

Wenn die Jugend und wenn der Tod nicht wäre, würde die Welt nicht alle Tage neu geſchaffen; lebten die Menſchen fort und fort und keine würden geboren; häufte ſich Sünde auf Sünde, Eis auf Eis, und die Menſchenbruſt wäre ein ewiger Gletſcher und ſtürzte mit jedem Athemzuge eine zermalmende Lauwine herab — o fürchterlich! Die Kinder ſind es, die uns vor Gottes Strafgericht bewahren. Die Zeit iſt zu kurz zwiſchen Wiege und Sarg, uns zur ewigen Verdammniß hinanzureiſen. Darum liebet die Alten; ſie brauchen Liebe, denn ſie verdienen ſie nicht. Darum ehret die Kinder, denn ſie bitten für euch, ſie beſchirmen euch.

Als ich ein Knabe war, träumte ich von guten und von böſen Menſchen. Ich ward ein Mann, ſuchte die Böſen und fand ſie nicht — da ſuchte ich auch die Guten nicht mehr. Ich träumte von edlen Rittern und vom finſtern Walde, worin grimmige Räuber hauſen. Ich ſuchte den Wald und die ſchrecklichen Räuber und fand nur lächelnde Schurken in freundlichen Zimmern — da ſuchte ich keinen edlen Ritter weiter. Ich träumte von Löwen und Tigern, die fromme Lämmer zerriſſen, ich ſuchte den Kampf mit ihnen, und fand nur dumme Schäfer, die dummere Schafe ſchoren. — Da ſank mein Arm und ich ſpottete der Schafe. Ich träumte von Muth und Großmuth, von Gerechtigkeit, von Freundſchaft und Entſagung; ich träumte, man würde dieſe Tugenden alle von mir fordern, und ich verſprach ſie alle. Als ich ein Mann geworden, forderte man nichts als Geduld von mir; und ich entfloh. Ich träumte von Vaterland — wie liebte ich es! Ich ging in die Fremde und übertrat nichts als die Grenze der Polizei. Jetzt lächle ich auch dieſes Traumes; wo Freiheit, da iſt mein Vaterland und allen Rebenſaft des deutſchen Rheins gebe ich für den Thran eines freien Samojeden hin.

Wie ſauer iſt dieſer Wein, wie lahm ſind dieſe Tänze, Muſik, wie biſt du ſo alt geworden!

Einſt trugſt du mich auf deinen goldenen Flügeln hinauf zur goldenen Sonne der Freude, und war ich luſtentbrannt, fächelteſt du meine heiße Bruſt und trugſt mich wieder hinab und legteſt mich ſanft auf die kühle, blumenüppige Erde nieder. Wie biſt du ſo alt geworden! Ich trinke noch, ich höre Flöten und Geigen, ich tanze; aber ich könnte Brüche dabei rechnen wie ein Krämer und ich irrte mich nicht. Mein Leben iſt hohl, die Schale iſt leer und ich ernähre mich kümmerlich von der armen Scharre meiner Jugend. Was vergütet die ſchwelgeriſche Blume des Frühlings? Die heiße hoffnungsfrohe Arbeit des Sommers. Was den Sommer? — Die fröhliche Ernte. Was die Luſt des Herbſtes? — Der Heerd im Hauſe. So vergütet Freiheit den Wein, die That die Liebe und das Vaterland die Jugend — und wo es nicht geſchieht, wäre beſſer zugleich zu ſterben mit ſeinem Herzen, und mit dem letzten Liebesſeufzer den letzten Athemzug zu hauchen.

Wo dreizehn frohe Menſchen ſitzen, ſtirbt Einer und alle erkranken an der Furcht des Todes. Der Tod iſt gewiß, ungewiß iſt nur das Leben. Gefahrvoll iſt die Freude, ſicher macht uns nur die Trauer. Wir ſpielen um helle Augen auf ſchwarzen Würfeln und wir werfen alle gleich. Wir ſpielen nur um oben und unten, um dieſe und jene Seite, um jetzt und einſt. Sechs fallen immer, rechnet man die Freuden die das Grab bedeckt, rechnet man die Hoffnung dem Genuſſe zu. Der Glückliche hat nichts zu fordern, der Unglückliche muß borgen.

Ich ſah eine Braut weinen, weil ſie glücklich war. Nichts ſchenkt uns das geizige Leben, mit Thränen bezahlen wir Alles. Wer viel gekauft, hat viel geweint.

Friſcher Morgenwind! Es ſchwellen die Segel, es ſchwillt das Herz in der Bruſt. Der Matroſe raucht Gedanken, der alte Steuermann lächelt. Immer fort, immer fort. Wir ſuchen die Ruhe, wir ſuchen den Sturm; wir finden den Tod im Hafen oder in der Tiefe des Meeres. Nur fort, immer fort! Das Schiff ſteige oder ſinke. Nur immer fort, nur keine Stille des Windes.

X.

Don Alonzo, ou l'Espagne, histoire contemporaine. Par N. A. de Salvandy. Quatre volumes. Paris, 1824.

Walter Scott wußte in ſeinen Romanen der Vergangenheit den Reiz der Gegenwart zu geben; Salvandy hat dieſes in ſeinem Alonzo auch verſtanden, und vielleicht iſt ihm, dem ſchottiſchen Meiſter gegenüber, das Schwerere gelungen. Denn am vergangenſten für uns ſind nicht die Geſchichten, welche die längſten Zeiten und die weiteſten Räume von uns trennen, ſondern die, die uns am fremdeſten ſind; fremd unſern gewohnten Gefühlen, fremd unſern üblichen Geſinnungen. In dieſer Bedeutung aber iſt die neueſte

Geſchichte Spaniens altergrau für uns. Spanien liegt außer Europa, außer dem neunzehnten Jahrhunderte, außer dem Chriſtenthume ſogar. Darum iſt Salvandy's Buch ſo lehrreich, weil es uns mit einer neuen Welt, mit einer neuen Zeit und mit einem neuen Glauben bekannt macht. Hätte ein Deutſcher dieſes Werk geſchrieben, und ihm noch alle die Vorzüge, Mängel und Eigenthümlichkeiten angebildet, worin ſich der deutſche Geiſt von dem franzöſiſchen unterſcheidet: hätte es in unſerm Vaterlande eine große Wirkung hervorgebracht, eine Wirkung gleich derjenigen, die fünfzig Jahre früher Werthers Leiden gehabt. Der Werther auch war eine Kriegserklärung des Naturlebens der Menſchen gegen die Kunſtregeln, worin es geſellige Uebereinkunft, bürgerliche und kirchliche Ordnungen gefeſſelt hielt. Dieſer Widerſtand gegen eine mißbräuchliche oder überzeitige Gewalt, rechtlich und ſittlich im Werther, ward unrechtlich und unſittlich im Fauſt; denn dort artete er in eine Empörung gegen die allgegenwärtigen und allzeitigen Geſetze der Natur aus. Man könnte in einer Bedeutung, die keiner nähern Bezeichnung bedarf, Göthe ganz mit Voltaire vergleichen, wäre er nicht, ungleich dieſem, auf dem Wege den er zuerſt betreten, und zu deſſen Weiſer ihn Deutſchlands Genius beſtimmt, ſtehen geblieben; hätte er nicht die Früchte einer Geiſtes-Revolution, die er, theils von fremden Feldern geerntet, theils aus eigener Saat gezogen, für ſich allein behalten wollen; und hätte er, um eine Herrſchaft fortzuführen, die er jener Umwälzung verdankt, ſich anderer als diplomatiſcher Mittel bedient. Göthe hat, wie es Napoleon mit Frankreich gethan, Deutſchland auf ein Jahrhundert zurückgeworfen — auf ein Jahrhundert; denn wo die Zeit auf Sturmesflügeln eilt, kann jeder Tag der Zögerung nur durch ein Jahr der Nacheile wieder gut gemacht werden.

Salvandy hat ein Rundgemälde der ſpaniſchen Geſchichten aufgeſtellt, deſſen Umkreis die letzten fünf und zwanzig Jahre einſchließt. Wer ſich einen ſolchen Stoff zur Bildung gewählt, der mußte allem Künſtlerruhme entſagen. Was blieb ihm zu verſchönern, zu veredlen freigegeben? Die Natur ſelbſt hat den Stoff künſtleriſch, die Geſchichte ſelbſt hat ihn dichteriſch behandelt, und dem Künſtler wie dem Dichter bleibt nichts übrig, als Einheit in die Mannichfaltigkeit, Ordnung in die Bewegung, Ruhe in die Kraft, Milde in den Glanz, und Spärlichkeit in den Reichthum der Gegenſtände zu bringen. Salvandy hat wohl gezeigt, daß er fähig geweſen wäre, einen guten Roman zu ſchreiben; weil er ſich aber Spanien zum Gegenſtande gewählt, iſt ſein Buch nur die Ueberſetzung eines Romans geworden. Ein ſehr nützliches Werk, da es ſo viele gibt, die das Original nicht verſtehen! Die jungen Leſer des Alonzo werden ſich verwundern, daß ſie ſchon ſo alt, die alten, daß ſie noch ſo jung ſind an Erfahrungen.

XI.

(Goethes Divan.)

Merkwürdig iſt der Commentar zum Divan. Durch ihn wird Göthe deutlicher als er ſich ſelbſt gemacht in ſeinem beſchriebenen Leben. Darin iſt alles Wahrheit und nirgends Dichtung. In dem Garten der Poeſie hat der Dichter einmal die Blumen mit der Wurzel ausgeriſſen; wir ſehen den Farbenglanz der Blüthen, wir ſehen die dunkle Erde. Er hat nicht gut gethan, aus dem Schweigen ſeines ganzen Lebens zu treten; er hat nicht gut gethan eine Brücke zu bauen, die von der Bewunderung zur Unterſuchung führt. Vieles hat man ihm vorgeworfen; doch fehlte das eigene Geſtändniß ſeiner Schuld. Nach dem Divan fehlte es nicht mehr.

Meinungen ſind frei. Philoſophie und Kunſt mögen ſie beurtheilen, verurtheilen darf man ſie nie. Ganz perſönlicher Art, ſtehen ſie unter keinem Geſetze und übertreten kein Geſetz, wohin ſie auch ſchweifen. Geſinnungen aber ſtehen unter dem Geſetze der Sittlichkeit und werden gerichtet. Nicht was Göthe meint, wie er geſinnt iſt zeigt der Divan.

Mahomed hat betheuert: er wäre Prophet und kein Poet. Göthe will nun den Unterſchied zwiſchen Propheten und Poeten näher andeuten und ſagt: „Der Poet vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen; allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke verſäumt er... Der Prophet hingegen ſieht nur auf einen einzigen beſtimmten Zweck... Irgend eine Lehre will er verkünden. Hierzu bedarf es nur daß die Welt glaubt, er muß alſo eintönig werden und bleiben.“ — Nein, den Propheten und den Poeten unterſcheidet nur ein Wort. Für den Poeten gibt es keine Zukunft, denn ihm iſt Alles gegenwärtig; für den Propheten gibt es keine Gegenwart, denn ſie iſt ihm die Hülle der Zukunft. Beide lehren, beide ſind eintönig; doch eintönig nur, wie der gleiche Himmel ſich über alle irdiſche Mannichfaltigkeit verbreitet. Man kann im gleichen Tone verſchiedene Melodien ſpielen. Der Prophet zeigt ſeinen Gott überall, die Kunſt, die Einheit in der Mehrheit. Wehe dem Dichter, der nicht wie der Prophet Glauben ſucht und findet; dreifach wehe ihm, wenn er nur Genüſſe erſtrebt und gibt, und um ſchnöden Beifall und um ſchnödern Gewinnſt des Himmels heilige Gunſt vermäkelt!

Mit der ſeeleninnigſten Behaglichkeit preißt Göthe in ſeinem Divan die Despotie. Kein Liebchen im Leben und im Gedichte war ihm je ſo werth als dieſe ſtolze Schöne, die ihre Verächter in eiſernen, ihre Verehrer in goldenen Ketten nach ſich ſchleppt und ſich feilbietende Menſchenwürde mit nichts als einer dummen Farbe bezahlt. Wer noch ſonſt, als der einzige deutſche Göthe, war je ſo ſchamlos, das Knechtiſche in der Natur des Menſchen zu verherrlichen und nackt zu zeigen, was ein edler Menſch mit Trauer bedeckt? Tyrannen hat ſchon mancher Dichter geſchmeichelt, der Tyrannei noch keiner.

Da will er einmal zeigen, wie unter den verſchiedenen Regierungsformen die Charaktere ſich auf verſchiedene Weiſe ausbilden, und er ſagt: „In der Republik bilden ſich große, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; ſteigert (ſteigert!) ſie ſich zur Ariſtokratie, ſo entſtehen würdige, conſequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Die Despotie dagegen ſchafft große Charaktere; kluge, ruhige Ueberſicht, ſtrenge Thätigkeit, Feſtigkeit, Entſchloſſenheit, alles Eigenſchaften, die man braucht um den Despoten zu dienen, entwickeln ſich in fähigen Geiſtern und verſchaffen ihnen die erſten Stellen des Staats, wo ſie ſich zu Herrſchern ausbilden.“ —

XII.

(Geſchichte der Deutſchen.)

Ein Glas Zuckerwaſſer und ein kleiner Aerger nach dem Eſſen befördern die Verdauung ungemein. Als ich daher am zweiten Weihnachtsfeiertage aus dem Schwan, wo der Tiſch beſſer geweſen als gut war, nach Hauſe gekommen, nahm ich Beides. Ich brauche wohl keinem Leſer erſt zu ſagen, wie ich mir das Zuckerwaſſer bereitet, aber wohl wie den Aerger. Ich las eine Geſchichte der Deutſchen, in der neueſten Zeit abgefaßt. Dieſes Schmunzeln, dieſes Blinzeln, dieſe fetten Küſſe eines aufgedunſenen Gecken, der ſich in die runzlichte Vergangenheit verliebt hat, das alle wirkte ſehr wohlthätig auf die Leber. Andere

Menſchen und Völker, die Ehrgeiz haben, ſuchen etwas zu werden, der ächte Deutſche ſucht etwas geweſen zu ſein. Das iſt eine bequeme Heldenbahn, dabei bin ich auch. Man legt ſich klein zu Bette, und ſchlafend und träumend wächſt man, und erwacht als ein ſehr großer Mann. Es wird von den alten Deutſchen mit der größten Wohlgefälligkeit erzählt, ſie wären ſieben bis acht Fuß hoch geweſen. Nun, was half Ihnen das? Sie konnten doch nicht ohne Leiter ihre Holzäpfel brechen, denn die Bäume waren damals noch größer als ihre Nutznießer. Man rühmt die Tapferkeit der alten Deutſchen! Dieſe hatten ſie mit allen Wilden gemein, die, weil ſie nichts haben als einen Leib, nur leben, wenn ſie ihn verſuchen. Wahrhaft tapfer ſind ſolche nicht zu nennen, welchen es gleichgültig iſt wofür ſie kämpfen. Man preißt die Freiheit und die Freiheitsliebe der alten Deutſchen. Freiheit! Wer iſt frei? Frei iſt, wer alle Kräfte ſeines Leibes und ſeiner Seele und alle ſeine Güter gebrauchen darf, wann und wie er will, der nicht zu heucheln, nicht zu lügen, ſich nicht zu verſtellen braucht, und der reden und ſchweigen kann was er will. Waren die wilden Deutſchen frei, ſie, die nichts zu gebrauchen hatten, keinen Geiſt, keine Bildung, keine Kunſt noch Wiſſenſchaft, keine Reichthümer, ſie, die nichts zu ſagen und nichts zu verſchweigen hatten? Und wäre Nero Kaiſer der alten Deutſchen geweſen, er hätte ihnen nichts zu verbieten, nichts zu befehlen gewußt, er hätte nicht gewußt, wie er ſie unterdrücken ſollte. Und ihre Freiheitsliebe! Liebt der die Freiheit, der nachdem er beim Würfel alles verloren, ſich ſelbſt auf das Spiel ſetzt und ſich erſt zum Sklaven der Spielſucht, dann zum Sklaven des Gewinners macht? Die Freiheit iſt nur eine Frucht des Südens, keine des Nordens; von dem Norden kam immer nur Befreiung, kam der kalte Winterſturm, der luſtmatte Völker zu neuen Genüſſen ſtählte. Man rühmt die Keuſchheit der deutſchen Frauen? Wie, keuſch wären dieſe Mädchen geweſen, die in Froſt und Sturm und Nebel ihrer Wälder nackt heranwuchſen, wie Männer jagten und kriegten, keinen Thee, keinen Kaffee, keine Chokolade tranken, nicht ſtickten, kein Caſino hatten, und erſt im fünf und zwanzigſten Jahre ihres Alters die Entdeckung machten, daß ſie keine Männer ſind? Man rühmt die Treue der alten Deutſchen! War es jene ſchöne Freundestreue, jene Liebe zwiſchen Gleichgeſtellten von der die Fabelgeſchichte der alten Griechen uns erzählt? Nein, es war nur Dienertreue, die, ſobald ſie den Sold genommen, die verkaufte Freiheit ehrlich hingab — „Der Führer kämpft für den Sieg, das Gefolge für den Führer“ ſagt Tacitus. Lebt der aber, der nur ſo lebt in einem Andern? Man rühmt, daß die Deutſchen, und nur ſie allein, von den Römern nicht wären unterjocht geworden! Darüber weine wer ſein deutſches Vaterland liebt. Darüber ſind wir hinter ſo manchen Völkern Europa's zurückgeblieben, darum hat uns ſelbſt das feuchte Belgien überholt. Was bedarf es noch vieler Worte? Es war ewig in den Völkern, ſelbſt in den Fürſten Deutſchlands ein Sehnen und Trachten, aus Deutſchland weg zu kommen, die Deutſchthümlichkeit los zu werden. Den klugen und gemüthreichen Franken iſt es gelungen, und wir andern, die zurückgeblieben, ſind nicht viel. Nur nicht ſo geſchmunzelt! Wie oft habe ich mir nicht vorgenommen, auch eine Geſchichte der Deutſchen zu ſchreiben, eine ganz kleine für große Kinder; aber ich thue es nicht. Ein mäßiger Aerger nützt, ein großer iſt ſchädlich.

XIII.

(Die Bourbons.)

Ich liebe die Bourbons, ich bewundere ſie und nicht die Anklagen ihrer Feinde, ja nicht einmal das Schmeichellob ihrer Freunde konnte mir je deren Werth verdächtig machen. Sie haben durch den tiefen Schlamm allgemeiner Verdorbenheit, ſie haben in Schwelgerei und in Entbehrungen, in ſpäterem Mißgeſchicke, gleich beiſpiellos wie früheres Glück, ein edles fürſtliches Gemüth bis auf unſere Tage herabgetragen, und das achthundertjährige Königsgeſchlecht iſt mit der jungen Zeit wieder jung geworden. Ludwig der Vierzehnte war von ſo übermenſchlicher Seelenſtärke, daß er über die Vergötterung die ihm geworden nicht den Verſtand verloren. Er war mäßig genug, die Macht, welche ehrloſe Sklaven ungeheißen zu ſeinen Füßen ſchleppten, nicht alle zu verbrauchen. Er hatte einen königlichen Anſtand, der ſelbſt ſeinen Verirrungen den Schein von Würde gab. Er hatte einen ſchönen Geiſt, nur fehlte ihm das Wiſſen und die Jugendzucht, der ſich der Niedergeborene erfreut. Er wäre ein großer König geworden, hätte ihn ſein Glück nicht ſo hoch emporgehoben, daß eigene Kraft ihn nicht höher hätte tragen können. Ludwig der Fünfzehnte war nicht der Schlimmſte an ſeinem Hofe, und Ausſchweifungen die ſeine Sinne verdarben, hatten ihm das Herz nicht verdorben, das allen Bourbons angeboren iſt. Ihn mit Fürſten zu vergleichen, die eines beſſern Rufs genießen, wollen wir warten bis andere Staatsumwälzungen auch die geheimen Sünden jener andern Fürſten aufdecken und bis dort freie Schriftſteller das Vergrößerungsglas der Schadenfreude vor menſchliche Verirrungen halten. Ludwig der Sechszehnte war der Vater ſeines Volkes, gerecht und gut. Nur lebte er in einer ſo unglücklichen Zeit, daß die Tugenden des Menſchen zu Verbrechen des Königs wurden. Unter ſeiner Herrſchaft, ihm zum Ruhme und zum Verderben, war die Tyrannei tyrannenlos. Nur weil Frankreich nicht gefeſſelt, frei war, konnte es nach der Freiheit ſtreben. Vor allen bewundere ich Ludwig den Achtzehnten. Nach einer fünf und zwanzigjährigen Verbannung zurückkehrend, nicht hülfsbedürftig, nicht als Bittender, ſondern von gewaltliebenden Königen beſchützt, gab er ſeinem Volke, was ihm zu verweigern jeder andere Fürſt wenigſtens verſucht hätte. Mit der ſchmerzlichen Erinnerung eines gemordeten Bruders, umraſt von rachedürſtigen Höflingen, blieb er feſt und beſonnen, und blieb es auch als er zum zweiten Male verrathen und verjagt, zum zweiten Male zurückgebracht wurde. Er that nichts Schlimmes was er unterlaſſen, er unterließ nichts Gutes was er thun konnte. Von mannichfaltigen Verſchwörungen gereizt, zeigte er und erweckte er keine Furcht. Als Louvel mit kalter Berechnung den Thronerben mordete, wurde er gerichtet wie ein anderer Mörder auch, die Freiheit der Preſſe wurde auf einige Zeit beſchränkt — und das war Alles. Was wäre in Deutſchland geſchehen, wenn Sand's Dolch einen Fürſtenſohn getroffen? Man hätte das F. aus dem Alphabete geſtrichen, weil die Freiheit damit anfängt; man hätte alle Gänſeeier zerſchlagen, daß nie mehr eine Feder erwachſe, die den Fürſtenmord lehrte. Tauſende wären verfolgt worden — aber Sand lebte noch! Denn nicht hundert Jahre hätten hingereicht die Unterſuchung tief gründlich bis zur letzten Wurzelfaſer des Verbrechens zu führen und die Nation Mann für Mann zu verhören, ob keiner an dem Verbrechen Theil genommen, keiner dazu gereizt und keiner darüber gefrohlockt habe. Karl der Zehnte zeigt ſich ſeiner Ahnen würdig. So oft die Stimme der Wahrheit von dem Geſchrei gewaltſüchtiger Menſchen nicht übertäubt worden, hat er immer darauf gehorcht; und er wird auch jetzt wieder zu ſeinem Volke zurückkehren, wenn dieſes ſich ſtark genug zeigt, die Mauer niederzureißen die man aufgerichtet, es von ſeinem Könige zu trennen. Karl der Zehnte wohnte erſt in dieſen letzten Tagen (1. Juni) willig und heiter beim Herzoge von Orleans einem Feſte bei, wozu auch die Deputirten geladen waren, die kurz vorher ihn vor Frankreich, vor ganz Europa ſo ſtreng und ſchonungslos zurecht gewieſen hatten! So kann nur ein König handeln, der guten Glaubens iſt.

Wenn Frankreich ſeine Armeen vermehrte, ſeine Feſtungen verproviantirte, welch' eine Beſorgniß wäre überall! Wenn es aber ſeine innere Kraft vermehrte — darüber gleichgültig. — Die Form zum Reiche Karls des Großen iſt noch nicht verloren. — Die kleinen deutſchen Fürſten unter Napoleon. Es war ein Unglück, aber keine Schmach ihm zu gehorchen. Es lag nichts

Unfürſtliches darin in ſeinem Gefolge zu ſein; ja es iſt ächt fürſtlich der Größe zu huldigen. Nie demüthigte der Kaiſer die deutſchen Regenten des 2. und 3. Ranges. Nie haben ſeine Geſandten mit ungezogenem Hochmuth auf die Macht ihres Herrn gepocht — die Grobheit präſidirte nicht dem rheiniſchen Bunde. Die mindermächtigen deutſchen Fürſten waren unter Napoleon lange nicht ſo unfrei als ſie es jetzt unter dem deutſchen Bunde ſind; der deutſche Kaiſer übte im Reiche nicht den Einfluß als ihn jetzt der öſtreichiſche Kaiſer auf ſeine Bundesgenoſſen übt. Die deutſchen Fürſten ſind in den edelſten und ſchönſten Herrſcherrechten beſchränkt: ſie dürfen ihren Völkern nicht alles Gute erzeigen, das ſie möchten; nur für Handlungen der Willführ ſtehen ſie unter keiner Vormundſchaft. Jeder Freund ſeines Vaterlandes hat gewiß mit Schmerz geleſen, mit welcher Aengſtlichkeit der jetzige Herzog von Weimar bei ſeinem Regierungsantritte die Verfaſſung des Landes beſprochen, und wie er das bischen kümmerliche Freiheit ſeines Volkes nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte zu ſchützen gelobt: ſo lange es die Bundesverſammlung dulden werde. . . . Die frühern Züge der franzöſiſchen Heere durch Deutſchland (Europa), waren nur ein Recognosciren; ſie werden überall hin kommen, wo ſie ſchon geweſen und dann länger bleiben. Man erobert nicht mehr mit Kanonen, man erobert nur mit ſympathetiſchen Mitteln. Sollten wir je wieder ſo unglücklich ſein von Frankreichs Waffen oder Einfluſſe beſiegt zu werden, es würde uns dann wenigſtens zum Erſatze ſeine Geſetzgebung bringen. Wenn es gut geht, ſind die Franzoſen in hundert Jahren die erſte Nation Europens, wenn ſchlimm die einzige... Napoleon konnte nur Land erobern, kein Volk... Preußen könnte ſein das Frankreich des Nordens, wenn es ſich vom deutſchen Bunde losmachte. Das Schleppkleid, das ihm der Wiener Congreß angezogen, ſollte ihm wahrlich nicht zum Putze, ſondern dazu dienen, es bei den Zeitgenoſſen ungefällig erſcheinen zu laſſen und ſeinen Gang zu hindern. — Die Aengſtlichkeit, mit welcher die großen deutſchen Mächte den Frieden zu erhalten ſuchen, hat das Geheimniß ihrer Schwäche offenbart. Nur Frankreich darf ohne Mißdeutung friedliche Geſinnungen zeigen; denn die franzöſiſche Regierung würde in jedem Kriege, wenn einverſtanden mit ihrem Volke, Alles, wenn nicht, vielleicht ihr Volk ſelbſt beſiegen.

XIV.

(Zenſur.)

Zenſur. — Zur Verweigerung der Preßfreiheit können drei Urſachen bewegen. Entweder man fürchtet, die Deutſchen würden die Preßfreiheit gebrauchen, die Gewaltthätigkeiten oder Mißbräuche der Regierungen aufzudecken; dann geſtände man ein, daß man ſolche Geheimniſſe zu bewahren habe. Oder man fürchtet, die Preßfreiheit werde mißbraucht werden, Unruhen im Vaterlande zu ſtiften, dann bekennt man, das deutſche Volk ſei unaufgeklärter und unſittlicher als das franzöſiſche, engliſche und niederländiſche, und zugleich geſteht man ein, daß das Volk mit ſeiner Verfaſſung oder Regierung nicht zufrieden ſei. Oder drittens man will durch Verweigerung der Preßfreiheit das Volk in der Gewohnheit erhalten ſich nicht in Staatsangelegenheiten zu miſchen; dann aber beginge man den größten politiſchen Fehler, den man heute nur begehen kann. Die deutſchen Fürſten werden an der Spitze unmündig und rechtlos erklärter Völker in Zeiten des Kriegs mit den conſtitutionellen Staaten Europens erfahren, daß Kinder mit Männern nicht ſtreiten können.

Durch die Errichtung der Mainzer Central-Unterſuchungs-Kommiſſion ein ganzes Volk der Büberei angeklagt. Als die Bundesverſammlung die Akten der ruſſiſchen Verſchwörung erhielt, wurden ſie nach Mainz geſchickt, als gäbe es kein Verbrechen, woran die Deutſchen nicht Theil nehmen. Der Plan eine allgemeine Staatsinquiſition für Deutſchland zu errichten, ſcheiterte an der Weisheit und dem Edelmuthe des Königs von Bayern, der, als dieſe Kommiſſion, die mit ſo großem Gepolter aufgetreten, ſich beſchämt und ganz im Stillen wieder auflöste, ſeinen von Mainz zurückkehrenden Geſandten dafür belohnte: „daß er die Rechte des Königs und des Volkes von Bayern gegen die Anmaßungen der Kommiſſion geſchützt.“ Das deutſche Volk wurde öffentlich angeklagt, aber nachdem man genöthigt war es unſchuldig zu finden, ging das Gericht ſchweigend auseinander und hat den Beſchuldigten nicht öffentlich freigeſprochen. Deutſchland iſt nur von der Inſtanz abſolvirt, und kann bei dem nächſten politiſchen Vergehen eines Einzelnen als Mitſchuldiger wieder vorgeladen werden.

Die Macht (in Deutſchland) muß viel Berauſchendes, Betäubendes, Giftiges haben; denn man verliert den Verſtand, ſobald man Miniſter wird.

XV.

Der achte Band.

(28. Februar.)

Donner, Blitz und Hagel — — — wer mich am erſten März, Vormittags zehn Uhr geſehen hätte; geſehen, wie auf dem Schlachtfelde meines Menſchengeſichtes, auf dem dreißigjähriger Krieg, ach! Tauſende von lebensfriſchen Empfindungen, verſtümmelt, gemordet und begraben hat, der rothe Zorn hinter dem blaſſen Schrecken hergejagt — wer das geſehen hätte: würde ſich jetzt wundern, daß ich dieſes ſehr nützliche und angenehme Buch, das ich am nämlichen Tage begonnen, nicht gleich der aſiatiſchen Baniſe, mit obigen ausdrucksvollen und naturgeſchichtlichen

Worten angefangen, ſondern, wie man ſpäter leſen wird, ganz im Gegentheile, ſehr ſanft und weich.

Munter, Freund! Es wird gehen. Schon dieſer erſte Satz iſt gehörig lang und reich an Gedankenſtrichen, dieſem Papiergelde des Verſtandes, mit dem ja Leſer und Juden ſich gern begnügen, werden von dem ganzen heiligen Verſprechen auch nur fünf Prozente gehalten. Sei muthig! Du wirſt den achten Band ausfüllen.

Nämlich am 1. März las ich in der Frankfurter Zeitung eine Nachricht der Düſſeldorfer: Fräulein Sontag — ſo, mit einem n wird der Name des berühmten Mädchens geſchrieben, nicht aber mit zwei: eine fehlerhafte Schreibart, bei der viele deutſche Schriftſteller mit gleichem Eigenſinne beharren, als in der Schreibart des Namen Bonaparte, wo ſie ganz falſch dem o ein u vorſetzen — habe in Düſſeldorf ein Conzert gegeben und bei dieſer hochfeierlichen Gelegenheit die hohe „für die Rheinprovinzen ſchmeichelhafte Aeußerung“ gethan: ſie würde „wenn ihr Glücksſtern ſie wieder an den Rhein führen würde“ auch in Bonn ein Conzert geben. Von ſo etwas bekomme ich Krämpfe und halbſeitigen Kopfſchmerz. Mich jammern dieſe Zeitungsſchreiber, die in ihrem Käfige nicht dem Löwen gleichen, ſtolz und ruhig ſind, und dorthin, wohin ſie nicht gehen dürfen, wenigſtens ihre zürnenden Blicke ſenden; ſondern ſich gebehrden wie die eingeſperrten Affen, deren Gefangenſchaft man nicht beweinen kann, weil ſie ihnen keine andere Freiheit geraubt, als die, boshafte und lächerliche Affenſtreiche zu machen. Mir thut es in der tiefſten Seele wehe, die Erziehung und den Unterricht des deutſchen Volkes in den Händen tölpelhafter, erkaufter oder furchtſamer Menſchen zu ſehen, die den erwachten wißbegierigen Sinn ihres Zöglings wieder einſchläfern, verwirren oder zu Grunde richten. Ich warf das Blatt hin und in dieſer gereizten

Stimmung — noch zitterten meine Nerven — erhielt ich von dem Verleger meiner geſammelten Schriften, Herrn Campe in Hamburg einen Brief, der mit den naiven Worten anfing:

Wo bleibt der achte Band?

XVI.

Deutſcher Sold.

Als wir vernahmen was in dem ſeligen England geſchah, wie die edelſten Frauen ſich dem grauen Helden an die Bruſt geworfen, gleich liebenden Bräuten, wie ihn Londons Volk und Rath geehrt, wie der König ihm gehuldigt; und als wir dann zurückgekehrt in das deutſche väterliche Haus — da war es uns, als kämen wir von der Alpe höchſtem Gipfel, aus der reinen himmliſchen Luft, in einen düſtern feuchten Keller, wo das Bier gährt und Rüben und Kartoffel uns zwiſchen den Beinen rollen. Wo nicht Herrſcherwort die Schuld bezahlt, wo nicht Fürſtenlohn den Glücklichen beleuchtet und ihn hervorrief aus der dunkeln Menge, was hat das deutſche Volk gethan, welche Ehre ſeinen Helden zugewendet? Sie wiſſen nicht zu lohnen, ſie wiſſen nur zu ſtrafen. Schon ſchwebt der allgemeine Anzeiger an unſerm Geiſt vorüber; wir hören ſie reden von der Völkerſchlacht bei Leipzig und wie man ſie verewigen ſoll. Baut eine Schule hin, ein Waiſenhaus, eine National-Runkelrüben-Zucker-Fabrik, damit das Nützliche ſich mit dem Großen paare. Pflanzet Linden hin, werden noch die Beſten ſagen, ſie koſten wenig, und ſchwitzende Schneidergeſellen kommender Geſchlechter ſollen ſich in dem Schatten deutſcher Freiheit laben. So haben ſie's mit Schiller's Frau, ſo mit Luther auch gemacht. Wo ſind die Pfennige hingekommen, die euch für letzteren auf deutſchen Poſtwägen, langſam, langſam zugeſchlichen? Habt Ihr des Landes Schulden mit bezahlt? Habt Ihr die Einquartirungslaſt erleichtert? Ja gewiß, ſo dergleichen iſt geſchehen. Nun, es ſei geſchehen. Wenn Ihr ihn ehren wollt, vergeſſet nur daß er ein Deutſcher war; wie wohlfeil iſt dies nicht! Das Geld iſt Euch wie ein Polyp an's Herz gewachſen, daß Ihr verbluten müßt wenn man es abreißt. Ein Denkmal haben ſie der Schwäche aufgeſtellt, ein Fluchthor haben ſie gebauet — die Ohnmacht flucht, die Stärke rächt ſich. Daß ſie ihren Zollbuden Königsnamen beigelegt, daß ſie Vivat riefen, das iſt alles was geſchah. Charpieen haben ſie gezäuſelt, damit gute Heilung den Invalidenſold erſpare; bei allem andern haben ſie geknauſt und geknauſt, daß ja nicht der Gemeindeſäckel ſich an der Dankbarkeit verzehre. Werden Helden ſo geehrt? Hätten ſie der Tyrannei gedient, ihnen wären Königreiche worden; hat denn die Freiheit keinen Lohn? — Noch iſt es Zeit, was geſchehen ſoll, kann geſchehen und daran wird am meiſten klar ſich zeigen, ob wir die Zeit zu würdigen verſtanden, oder ſie, wie manche ſpotten, nach dem Preis des Zuckers abgeſchätzt.

XVII.

Die geheime Polizei.

Einen Staat gibt es, der lange im Tageslichte und auf redlichem Wege gewandelt; aber dieſer auch, hat ſich den geheimen Sünden der Polizei hingegeben. Doch der Himmel wird es wollen, daß Deutſchlands verlorner Sohn, ehe er in den Abgrund ſtürzt, an deſſen Rand ihn ehrloſe Verführung geleitet, noch die Augen öffne, reuig zurückkehre, und dann wird ihn das verſöhnte Vaterland mit offenen Armen empfangen. Denn vergebens hatte noch nie ein Volk einen großen und edlen Fürſten gehabt, und — daß Schleſien erobert werde, um ſolche Kleinigkeit allein bemüht ſich die Natur nicht einen Friederich zu ſchaffen.

Die Menſchen haben ihrer geſelligen Natur nach einen angebornen Corporationsgeiſt, und nur weil ſie keine Tugendgeſellſchaft finden, ſchließen ſie ſich einer Spitzbubenbande an. — Jede Regierung, die ſich der Spione bedient, hat im Himmel die Herrſchaft verwirkt und was der Himmel beſchließt, vollführt die Erde, früher oder ſpäter.

Menſchen, die nie einen andern Geiſt begriffen, als den im „Sonntagskind" und „den Geiſt auf der Wiener Baſtei" reiſen im Lande umher, und ſuchen den Geiſt der Zeit auszuſpüren; aber dieſe guten Leute mögen ihm acht Tage lang im Poſtwagen gegenüberſitzen und ſie erkennen ihn nicht und halten ihn für einen luſtigen Paſſagier.

Die Völker ſind unſterblich; ob ſie ein Jahrhundert früher oder ſpäter zur Freiheit gelangen, daran liegt nicht viel. Die Miniſter ſind ſterblich und denken: erhalten wir nur bis zu unſerm ſeligen Ende die Lage der Dinge, d. h. unſere Allmacht, nach unſerem Tode mag es gehen wie es will — après moi le déluge, wie Frau von Pompadour ſagte. Die einzigen die dabei leiden, ſind die Fürſten.

Die Regierungen erfreuen und rühmen ſich ihrer Einigkeit — ſie wäre eine ſchöne und lobenswürdige Sache — aber ſie erfreuen ſich der verſchwiſterten Kräfte, der Freiheitsliebe der Völker mit Macht zu widerſtehen und die Verblendeten begreifen nicht, daß ſie dieſes Band zum Verderben führt. Wenn es wahr iſt wie ſie behaupten, daß ſich ruchloſe Menſchen verſchworen, alle Throne umzuſtürzen, was könnte denn jenen Böſewichtern willkommener ſein, als der Freundſchaftsbund der Fürſten? Nero wünſchte der Welt nur Einen Hals — wenn alle Regierungen nur Einen Kopf haben, gibt es etwas glücklicheres für die Unruheſtifter?

Die Hebräer ſchickten Spione ins gelobte Land, das ſie erobern wollten. Dieſe ehrlichen bevollmächtigten Geſandten aber brachten keine Verläumdungen, ſondern nur ſchöne Weintrauben zurück.

Die Regierungen, beſſer von ihren geheimen als ihren öffentlichen Beamten bedient, ſollten nur geheime Beamten anſtellen.

Ihr (Spione) glaubt unſchuldige Dinge zu verrathen; Ihr gebt den Schwefel, ein Anderer den Salpeter her, und in den geheimen Werkſtätten wird daraus das Pulver zuſammengeſetzt, das ein Menſchenleben oder ein Menſchenherz auseinanderſchmettert. — Geheime Geſellſchaften wären unmöglich, wenn die Regierungen öffentlich wären. — Seht ihre (Spione) Augen an, das Auge iſt der Altar der Wahrheit, es lügt nicht, auch das des Betrügers nicht!

Polizei, Art Zenſur aller möglichen Handlungen — ſie ſpioniren ſich hypochondriſch, wie die Vielwiſſer, die Stubengelehrten. — Man hat aus der Spionerie eine Art Kunſt gemacht, und die Schauſpieler-Eitelkeit der Spione erregt. — Peſtbeulen Ausſaugen. —

Bürgerliche, die ſchwarzen Ennuchen der Adelsfreuden, die ſie vertheidigen und ſelbſt nicht genießen können.

XVIII.

Aphorismen.

1.

Legitimität. — Die franzöſiſchen Ultraroyaliſten machen durch ihr allzuhäufiges Predigen der Legitimität auf die Streitbarkeit des Kronenrechts zur Unzeit aufmerkſam.

2.

Frankreich und Deutſchland. — Man mag Frankreich, welches das verderbliche Uebermaß der Freiheit erfahren, immerhin faſten laſſen, damit ſeine durch Schwelgerei geſchwächten Verdauungskräfte wieder hergeſtellt werden. Man laſſe aber das ſtets mäßige und geſunde Deutſchland nicht an Freiheit hungern. Der Geſunde bedarf vieler Nahrung und erträgt ſie ohne Beſchwerden.

3.

Seine Schwächlichkeit. — Frankreichs Wehen ſind vorüber, aber wie eine Wöchnerin nach einer ſchweren Niederkunft bedarf es noch großer Schonung und Pflege.

4.

Die Occupationsarmee. — Die Occupationsarmee der Verbündeten in Frankreich iſt wohl nicht gegen die Franzoſen allein, ſondern gegen die Unterthanen aller der europäiſchen Staaten aufgeſtellt, deren Freiheitstrieb man zu fürchten anfängt. Nichts iſt furchtbarer als das Tribunal, welches ſich zu Paris aus den Miniſtern der fünf Großmächte gebildet hat, mit dem ihnen untergebenen Heer von Hundertundzwanzigtauſend bewaffneten Gerichtsboten. Dieſes Söldnerheer der Herrſchſucht iſt nur in Frankreich an der gelegenſten Stelle, von wo aus, in der Mitte zwiſchen Deutſchland, Italien, England und Spanien, als denjenigen Ländern, wo der Revolutionsgeiſt offener oder verborgener waltet, es ſich überall hin ſchnell verbreiten kann. Dahin iſt es gekommen, daß die Völker der genannten Länder nur durch einen Krieg von den Angriffen der Tyrannei befreit werden können; dies wiſſen auch die europäiſchen Großmächte, und darum iſt es ihnen diesmal mit der Erhaltung des geſchloſſenen Friedens und der Erfüllung ihrer Verträge wirklich Ernſt.

5.

Großer Lärm unter allen Dorfſchultheißen und löblichen aber nicht gelobten Polizeiſtellen der Rhein- und Maingegenden wegen toll gewordener Füchſe und Katzen. Ei, das iſt ja ein wahres Glück! Dieſe lieben Thiere haben eingeſehen, daß ſie mit Liſt und Schmeichelei nichts mehr ausrichten, weil wir ſie endlich verſtehen gelernt, und darum brauchen ſie jetzt Gewalt und beißen und kratzen ohne Umſtände. Wir ſind aufgefordert worden, ſie todt zu ſchlagen, und ein treuer Unterthan thut was ihm ſeine Obrigkeit befiehlt.

6.

In Spanien läßt das gelbe Fieber nach, ſeitdem es kalt geworden. Die Erfindung unheizbarer Ofen für manche Verſammlungsörter, wie wohlthätig wäre ſie, die Verbreitung peſtilenzialiſcher Grundſätze zu verhüten.

7.

Wenn in unconſtitutionellen Monarchien ſämmtliche Beamten ihre Pflicht ſtreng erfüllen wollten, das heißt das Wohl des Volkes und des Staates, und nicht das Belieben des Hofes und der Miniſter beachteten, ſo müßte der Staat wie er iſt, darüber zu Grunde gehen, das heißt, die Regierungsform würde hierdurch umgeſtoßen werden. In Repräſentativ-Staaten, in conſtitutionellen Monarchien iſt dieſes anders. Nicht etwa als wären dort die Beamten, oder die Menſchen überhaupt beſſer, aber da die Gunſt des Hofes und der Miniſter dort nicht allein die Würden vertheilt, ſondern gemeinſchaftlich mit der öffentlichen Stimme, ſo finden die Beamten ihr eigenes Wohl mit dem des Volkes häufiger verbunden. Aber die Staatsdiener in conſtitutionellen Monarchien ſind vorzüglich aus dem Grunde ſtrenger in Erfüllung ihrer Pflichten, weil die Preßfreiheit ihre Mißbräuche zur Sprache bringt. Wie dieſer Vortheil bei der jetzigen Beſchränkung der Preßfreiheit erſetzt werden könne, bitte ich ſehr höflich mich zu belehren.

8.

Wir ſind im Examen durchgefallen; weiter iſt es nichts. Man hat uns den politiſchen Doktorhut verſagt, angeblich, weil wir nichts gelernt hätten, und wir ſollten noch fünf Jahre ſtudieren. Was liegt daran? Wir ſind noch jung. Auch iſt es nicht unbillig, daß man uns die Jahre, die wir im Kriege gegen Frankreich verwendet, an der Univerſitätszeit in Abzug bringe und ſich dieſe ergänzen laſſe.

9.

Herr Steffano Barezzi aus Mailand hat endlich das Mittel aufgefunden, auf die einfachſte ſchnellſte und ſicherſte Art, jede Fresco-Malerei von der Wand abzuziehen und auf Tafeln überzutragen, ohne daß die Malerei auch nur im Geringſten darunter leidet. Man kann deſſen Verfahren auch in der Politik benutzen, um die herrlichen Fresko-Gemälde der alten Staatskunſt, die an gothiſchen Mauern Deutſchlands ſo zahlreich gefunden werden, auf die Tafeln unſerer Zeit überzutragen, und ſie hierdurch vor Verderben zu bewahren — welches Jammerſchade wäre.

10.

Eine Zeitungs-Nachricht aus Berlin, die von der wegen hochverrätheriſcher Umtriebe eingeleiteten Unterſuchung handelt, ſagt: Die damit beauftragte Commiſſion beſtünde aus den rechtlichſten Männern, und deren Mitglieder ſtifteten ſich einen unvergänglichen Namen. Was ſich doch Dummheit, Ungeſchicklichkeit oder Schmeichelei nicht alle zu ſagen erlaubt! Selbſt der nachſichtigſte Cenſor hätte dieſes ſtreichen ſollen. Wehe dem Volke bei dem ein gerechter Richter ſich einen unſterblichen Namen erwirbt!

11.

An Beiträgen zu einem Denkmale des General-Lieutenant von Scharnhorſt ſind in drei Monaten 748 Thaler eingegangen, worunter 10 Friedrichsd'or von dem Kriegsminiſter, eben ſo viele von dem General-Major von Clauſewitz, 30 Friedrichsd'or von dem Offiziercorps des I. Garde-Regiments zu Fuß. Alſo haben die übrigen zehn Millionen Preußen zuſammen 500 Thaler gegeben. In Paris war innerhalb 14 Tagen, zur Wiederaufbauung einer Bauernhütte, die angeblich rechtswidrig von der Behörde war niedergeriſſen worden, mehr als das Doppelte eingegangen. Da man ſeit Einführung der Cenſur den Menſchen und Völkern nicht mehr ins Herz ſehen kann, ſo bleibt nichts Anderes übrig, als ihnen den Puls zu fühlen. Man denke an Luther, an Schiller und Blücher, welchem Letzteren man auch nur ein Municipal-Denkmal errichtet. Göthe ſagt im Wilhelm Meiſter „wenn der Deutſche ſchenkt, liebt er gewiß;“ daraus folgt nun freilich nicht, daß, wo er nicht ſchenkt, er auch nicht liebe. Aber unbegreiflich iſt dabei, wie wir in den Verdacht demagogiſcher Umtriebe kommen konnten, da doch unſer Blut langſamer ſchleicht, als ein Civil-Prozeß. Wer nicht liebt, kann auch nicht haſſen, wer nichts bewundert, kann nichts verachten, wer nichts anbetet, nichts verfluchen.

12.

In Braunſchweig ſind bei einer Feuersbrunſt in dem Gebäude der fürſtlichen Kanzlei ſämmtliche Schriften verbrannt. Hoffentlich wird man ſo klug ſeyn und es geheim halten, daß wegen des Unglücksfalles die Staats-Verwaltung auch nicht einen Augenblick in Stockung gerathen iſt. Denn man könnte ja daraus ſchließen, daß durch viele unnütze Schreibereien, Papier, Zeit, Menſchenkräfte und überflüſſige Steuern des Volkes verſchwendet werden.

13.

In Kopenhagen iſt eine Polizei-Verordnung erſchienen, des Inhalts: daß dem Publikum erlaubt ſey, während zehn Minuten nach Beendigung des Schauſpiels ſeine Meinung über ein Stück laut zu äußern, länger aber nicht. Das Ende der Friſt ſoll durch drei Schläge auf einer Gongong verkündet werden. Der Teufel wird alle Tage jovialiſcher und man wird ihn endlich lieb gewinnen. Ueber dieſen Text da könnte man ein großes Buch ſchreiben, und wahrhaftig die kleine Bouillontafel reichte hin, ganz Europa mit der kräftigſten Kraftbrühe zu ſpeißen. Wer nur reden dürfte! Es iſt zum toll werden. Ehemals da wir noch beißen durften nach Herzensluſt, war gewöhnlich Hungersnoth überall, und wir armen Journaliſten mußten darben. Seitdem man uns den Mund verbunden hat, fliegen uns die gebratenen Tauben um den Kopf herum. Nicht einmal Findelhäuſer gibt es, in denen man die unehelichen, ohne den Segen der Zenſur gezeugten Kinder unterbringen kann, und die Rabenmütter müſſen ſie tödten. Wenn ſich die Kopenhagener Kunſtrichter im Schnellſprechen üben, iſt die Polizei geprellt; denn auf dieſe Weiſe läßt ſich auch in zehn Minuten ein Urtheil erſchöpfen. Wäre es nicht ausführbar in Abbreviaturen zu reden, wie man in ſolchen ſchreibt? Z. B. ſtatt Theater ſagte man The (Synonym ſind die Wörter ohnedies), ſtatt Polizei Pol (ſie iſt wirklich der Pol um den ſich jetzt die ganze Welt dreht). Wäre es aber nicht billig, daß man uns auch über jedes politiſche Ereigniß ſo viel zu ſchreiben erlaubte, als man in zehn Minuten ſprechen kann. Der Zenſor hätte dann weiter nichts nöthig, als eine Uhr. Er lieſt den Artikel mit lauter Stimme, und wenn die zehn Minuten vorüber ſind, ehe er vollendet hat, ſtreicht er den Reſt aus. Er dürfte aber kein Schalk ſeyn, und vorſätzlich langſam ſprechen.

Inhalt des IV. Bandes.

Briefe und vermiſchte Aufſätze aus den Jahren: 1828.

Seite

Achtundneunzigſter Brief. Aus Ems 1
Neunundneunzigſter Brief. „ „ 4
Hundertſter Brief. „ „ 6
Hundertunderſter Brief. „ „ 8
Hundertundzweiter Brief. „ „ 10
Die zweckloſe Geſellſchaft in Breslau 16
Hundertunddritter Brief. Aus Braunſchweig . . 23
Hundertundvierter Brief. Aus Hamburg 26
Hundertundfünfter Brief. „ „ 28
Hundertundſechster Brief. „ „ 30
Hundertundſiebenter Brief. „ „ 32
Hundertundachter Brief. „ „ 34
Hundertundneunter Brief. „ „ 38
Tagebuch 1828—1829. 41
Der Jude Shylock im Kaufmann von Venedig 127

1829.

Seite
Hundertundzehnter Brief. Aus Ems . . . 138
Hundertundelfter Brief. „ „ . . . 140
Hundertundzwölfter Brief. „ „ . . . 143
Hundertunddreizehnter Brief. „ „ . . . 151
Hundertundvierzehnter Brief. „ „ . . . 156
Hundertundfünfzehnter Brief. „ „ . . . 158
Hundertundſechzehnter Brief. „ „ . . . 162
Hundertundſiebenzehnter Brief. „ „ . . . 172
Hundertundachtzehnter Brief. „ „ . . . 177
Hundertundneunzehnter Brief. „ „ . . . 180
Hundertundzwanzigſter Brief. „ „ . . . 185
Hunderteinundzwanzigſter Brief. „ „ . . . 193
Hundertzweiundzwanzigſter Brief. „ „ . . . 197
Hundertdreiundzwanzigſter Brief. „ „ . . . 202
Hundertvierundzwanzigſter Brief. „ „ . . . 205
Hundertfünfundzwanzigſter Brief. „ „ . . . 213
Hundertſechsundzwanzigſter Brief. „ „ . . . 220
Hundertſiebenundzwanzigſter Brief. „ „ . . . 223
Hundertachtundzwanzigſter Brief. „ „ . . . 225
Hundertneunundzwanzigſter Brief. Aus Soden 233
Hundertunddreißigſter Brief. „ „ . 236

Fragmente und Aphorismen.

I. Vertrauliche Briefe. 241
II. Männerthränen 249

Seite
III. Der Wochenmarkt zu St. Brice 255
IV. Der Spion 262
V. Juſtus Völklein's Brunnen-Buch 270
VI. Der ſchwarze Bär 291
VII. Tiſchgeſpräch 297
VIII. Frankfurter Brief an die zweckloſe Geſellſchaft in Breslau 302
IX. Die Sylveſternacht eines alten Herzens . 310
X. Don Alonzo 320
XI. (Göthes Divan) 324
XII. (Geſchichte der Deutſchen) 329
XIII. (Die Bourbons) 334
XIV. (Zenſur) 342
XV. Der achte Band 345
XVI. Deutſcher Sold 349
XVII. Die geheime Polizei 352
XVIII. Aphorismen 357

Nachgelaſſene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literariſchen Nachlaſſes.

Fünfter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.

1850.

Anhang
zu den
Briefen aus Paris.

Briefe aus der Schweiz.
1830. 1831. 1832. 1833.

99.

Von

2526

Ludwig Börne.

Herausgegeben
von den Erben des literariſchen Nachlaſſes.

Erſter Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.
1850.

Inhalt des V. Bandes.

Anhang zu den Briefen aus Paris.

1830.

Seite
Aus Darmſtadt 3
„ Carlsruhe 4
„ Straßburg 6
„ Paris 7

1831.

Aus Paris 25
„ Ferté-sous-Jouarre 41
„ Bar-le-Duc 42
„ Straßburg 43
„ Carlsruhe 43
„ Paris 46

1832.

Aus Paris 133
„ Chalons 200
„ Verdun 204
„ Straßburg 205
„ Stollhofen 213

Seite
Aus Carlsruhe 216
„ Baden 223
„ Neuſtadt an der Haardt 233

Briefe aus der Schweiz.

1832.

Erſter Brief. Aus Freiburg im Breisgau 243
Zweiter Brief. „ „ „ „ 245
Dritter Brief. „ „ „ „ 248
Vierter Brief. „ „ „ „ 255
Fünfter Brief. „ „ „ „ 257
Sechster Brief. „ „ „ „ 262
Siebenter Brief. Aus St. Blaſien . . 265
Achter Brief. Aus Zürich 267
Neunter Brief. „ „ 273
Zehnter Brief. Aus Mariahalden . 291
Elfter Brief. „ „ . . 298
Zwölfter Brief. „ „ . . 303
Dreizehnter Brief. Aus Zürich 307
Vierzehnter Brief. Aus Mariahalden. . 313
Fünfzehnter Brief. „ „ . . 316
Sechszehnter Brief. „ „ . . 324
Siebenzehnter Brief. Aus Zürich 328
Achtzehnter Brief. Aus Mariahalden. . 332
Neunzehnter Brief. Aus Zürich 338
Zwanzigſter Brief. Aus Mariahalden. . 341

Seite
Einundzwanzigſter Brief. Aus Zürich . . 344
Zweiundzwanzigſter Brief. Aus Aarau . . 346
Dreiundzwanzigſter Brief. „ „ . . 354
Vierundzwanzigſter Brief. „ „ . . 361
Fünfundzwanzigſter Brief. „ „ . . 367
Sechsundzwanzigſter Brief. „ „ . . 372
Siebenundzwanzigſter Brief. Aus Luzern . . 374
Achtundzwanzigſter Brief. „ „ . . 381
Neunundzwanzigſter Brief. „ „ . . 392
Dreißigſter Brief. „ „ . . 400
Antikritiſche Beluſtigungen an den reizenden Ufern des Zürcher-See's.
I. Die Tiger-Brücke 408
II. Die Sokrates-Hütte 409
III. Der 21ſte Bogen 416
IV. Eratophilos 421

Anhang
zu den Briefen aus Paris.

1830. 1831. 1832.

Darmſtadt, den 4. Sept. 1830,
Samſtag Morgen.

Vive la Charte!

Guten Morgen liebe Seele. Das Geld liegt im Koffer, und ich werde alle Ihre zehn Gebote befolgen. Geſtern Abend ging ich in's Theater. Kaum ſaß ich auf meinem Platze, als zwei Herrn mich in ihre Mitte nahmen, die in einem fort von meinen Schriften ſprachen, und entzückt waren mich in ihrer Gewalt zu haben. Der Eine heißt ***, der will vor fünf und zwanzig Jahren mit mir in Gießen ſtudirt haben. Nach dem Theater mußte ich mit Herrn von Holtei nach Hauſe gehen, der einige Leute auf mich und Kartoffel eingeladen hatte. Die kannten meine Schriften im eigentlichen Sinne auswendig, und ennuyirten mich mit Citaten.

Holtei ſagte mir meine Schriften wären in Berlin ſehr beliebt. Er habe ſie in zwei gelehrten Geſellſchaften den ganzen Winter durch vorleſen müſſen.

Carlsruhe, Sonntag, den 5. Sept. 1830.

A bas les Rois!

Dieſer Brief geht erſt morgen Mittag ab. Ich bin nach der Poſt hier angekommen, was mich ärgert.

Ich reiſe morgen Mittag ab und werde erſt übermorgen in Straßburg ankommen. Ich denke nicht früher als den 15. dieſes in Paris zu ſein. Ich werde mit Bequemlichkeit reiſen. An Stoff und Zeit Ihnen große Briefe zu ſchreiben fehlt es mir gänzlich. Sie müſſen ſich damit begnügen, bis ich in Paris bin.

Das ſehe ich doch jetzt erſt, wie angenehm ein Bedienter auf Reiſen iſt. Ich wüßte nicht wie ich ihn entbehren könnte. Wäre nur unſer Conrad ſo kein Hampel. Er thut aus Einfältigkeit und Gutmüthigkeit was ein anderer Bedienter aus Schelmerei. In Frankfurt im Engliſchen Hof, als ich mit meinem Kutſcher anfänglich über den Preis nicht einig war, ſah ich durch's Fenſter in den Hof, wie der Kutſcher den Conrad geſtreichelt und auf die Schulter geklopft, um ihn zu gewinnen, daß er mir zurede. Richtig kam er auch gleich herauf zu mir und ſagte, der Kutſcher habe nicht zu viel gefordert. Und doch ließ er noch drei Gulden ab. Auf meinen Vortheil iſt er gar nicht, ſo wenig wie auf ſeinen eignen. Welch ein Figaro! Aus Dummheit hat er etwas Kluges gethan. Er hat zwei Töpfchen Stiefelwichſe für acht Kreuzer mitgenommen, die mich in Paris zwei Franken gekoſtet hätten. Ein gewandter Bedienter wäre gar nicht auf ſo einen Einfall gekommen. Nichts auf dem ganzen Wege intereſſirte ihn mehr, als die Soldaten, die mir ein Dorn ſind. Uebrigens bin ich mit dem Conrad zufrieden.

Straßburg, den 7. Sept. 1830.

Es iſt Abend, Zeit habe ich noch mehr als mir lieb iſt, ſie wird mir lang. Ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich Ihnen ſchreibe, bitte tauſend Mal um Vergebung, daß ich Ihnen ſo oft läſtig falle.

Ich habe mir einen Miethwagen nach Nancy genommen, das iſt kaum ein Drittheil des Weges nach Paris, und das koſtet mich 100 Franken. Meine Reiſe nach Paris wird mich alſo von hier aus 300 Franken koſten, gerade ſo viel als Extra-Poſt. Es iſt des Teufels zu werden, aber was will ich machen? Aut Rothſchild, aut nihil, ſei von nun an meine Deviſe. Hätte ich weniger Geld, wäre ich viel reicher als ich bin, dann fiele es mir nicht ein, nach Paris zu reiſen. Mein Reichthum wird mich noch ruiniren.

Die erſte dreifarbige Fahne hat mich unbeſchreiblich aufgeregt. Ein Glück, daß ich nicht Nerven genug für mein Herz habe, ich wäre ſchon längſt geköpft worden. Aber dumm war ich auf dem ganzen Wege. Das ſpricht ſehr für mein Wohlbefinden. Adieu.

Paris, den 20. Sept. 1830.

Geſtern Mittag beſuchte ich die V. Ich wurde von ihr und den übrigen Mitgliedern der Familie ganz unbeſchreiblich artig und freundlich aufgenommen. Man lud mich auf den Abend ein. Ich fand dort faſt lauter Deutſche, Herrn und Damen. Zum Glücke, zum unerhörten Glücke, war ich zweimal in einem Tage geſprächig, witzig, liebenswürdig, ich kannte mich ſelbſt nicht. Es gefiel mir da ſehr gut, man iſt ungenirt, kömmt und geht wenn man will.

Den 12. Oktober.

.... Die deutſchen Gelehrten, die hierher kommen, betragen ſich überhaupt ſehr dumm, und ich habe von manchem ſchon manches erzählen hören. Sie ſind ſehr unbeſcheiden, ſagen den Franzoſen ins Geſicht, ſie wären Dummköpfe gegen die Deutſchen, und machen in ihrem franzöſiſchen Kauderwelſch die größten Grobheiten. Der ***, der hier iſt, beträgt ſich auch ſo ſchlecht, und disputirt ſich mit den hieſigen Gelehrten auf ächt deutſche gemeine Weiſe herum. Der *** ſagt ihnen: vous vous trompez, vous ne comprenez pas cela, cela n'est pas vrai, was im Franzöſiſchen lauter Grobheiten ſind. Ich mache nie ſolche Fehler, und ich hüte mich wohl mit Franzoſen zu disputiren, ſobald ich merke, daß ich mich nicht verſtändlich machen kann.

Der Staatsmann, den man in Berlin anſtellen will, iſt nicht der Stein, ſondern Herr von Humboldt. Dieſer Letztere iſt gegenwärtig hier. „Il parle comme un moulin“, hörte ich einen Franzoſen von ihm ſagen. So habe ich ihn in Berlin kennen lernen. Für mich iſt er ein unerträglicher Schwätzer. Wenn er im Zimmer iſt, kann kein Anderer zu Worte kommen.

Michel Beer „der Dichter“ hat mich geſtern im Café de Paris mit einem köſtlichen Diner bewirthet. Er war ſehr verdrießlich, daß ich ſo wenig aß und gar nicht trank, und ſeufzte wohl im Stillen, daß mit mir gar nichts anzufangen ſei. Natürlich war es nicht Börne der Tugendhafte, nicht Börne der Humoriſt, nicht Börne der reiche Mann, nicht Börne der Liebling der Madame W., ſondern Börne der Rezenſent, dem der Dichter zu eſſen gab. Wahrhaftig, er dauert mich. Iſt das ein junger Menſch von kaum dreißig Jahren, der 50,000 Franken Renten, und einſt noch ein groſſes Vermögen zu erben hat, und macht ſich Sorgen, ob man ſeine Tragödien lobt oder tadelt! Er wartete immer darauf, ich würde über ſeine Schriften zu reden anfangen, aber ich ſchwieg und aß. Endlich als er méringues glacées, nehmlich mit Eis gefüllte, kommen ließ, die mir ſehr gut ſchmeckten, ward ich doch etwas gerührt, und fragte ihn wie die Rezenſenten ſein Trauerſpiel beurtheilt? Ich bekümmere mich nicht darum, antwortete er, ich laſſ' ſie bellen. Ich ſuchte das Lachen zu unterdrücken, aber darüber floß mir das Vanille-Eis aus dem Munde, und mein neuer Ueberrock bekam den erſten Fleck. Es wird nicht der Letzte ſein.

Der Beer iſt ſeit zwei Jahren hier, reiſt aber in einigen Tagen nach München. Paris, ſagt er, ob es ihm zwar gefiele, erſetze ihm doch Deutſchland nicht. Man verſtünde ihn nicht genug. Er wäre in jeder Geſellſchaft gern der „Ressort“, und das könnte er in Paris nicht ſein. Ich dachte: Was biſt du für ein Thor mit deinem Ressort! — So iſt der Menſch! —

Den 28. Oktober.

.... Ich werde zur Ergänzung meines achten Bandes (den der Teufel holen möge mit Herrn Campe!) Schilderungen aus Paris ſchreiben, gleich den frühern. Dieſe haben ja hier wie in Deutſchland allgemein gefallen, und ſogar meine Rezenſenten, ſelbſt die Uebelwollenden, haben ſie gelobt. Es iſt aber merkwürdig mit dieſem kritiſchen Lobe meiner Pariſer Skizzen! Die Rezenſenten die es mir alle übel genommen, daß ich Deutſchland und den Deutſchen in meinen Schriften derbe Wahrheiten geſagt, geben mir doch darin Recht, ohne daß ſie es wiſſen. Menzel ſagt: in Frankreich wäre ich ein liebenswürdiger Laertes, in Deutſchland aber ein ſchwermüthiger Hamlet. Neumann (in den Berliner Blättern) der meine Pariſer Schilderungen ſehr lobt, frägt: warum ich die Deutſchen nicht mit gleich guter Laune als die Franzoſen beurtheilt hätte? Aber — ſetzt er hinzu — es geſchieht oft ſo, daß man in ſeinem Hauſe knurre und mißmuthig ſei, und ſobald man den Fuß aus dem Hauſe ſetze, liebenswürdig würde. Iſt das dumme Geſchwätz nicht ſehr komiſch? geſtehen dieſe Herrn nicht ein, daß man in Deutſchland verdrießlich ſei, und daß man nichts dort zu loben finde? ....

Den 3. November.

Ach, Sie haben ganz recht, meine Briefe ſind ſehr leer, ob ich zwar überzeugt bin, daß ſie Ihnen die größte Freude machen.. Aufrichtig zu reden (aber zanken Sie mich nicht), ich führe mich ſehr ſchlecht auf — das heißt eigentlich, ich führe mich ſehr gut auf, und jeder Vater würde ſich glücklich ſchätzen, wenn ſein Sohn in Paris ſo ordentlich lebte als ich. Aber für einen alten Kerl, der aus Büchern nichts mehr lernen kann, iſt das keine Aufführung. Ich bin faſt den ganzen Tag zu Hauſe. Bekanntſchaften zu machen bin ich erſtens zu faul, zweitens zu ungeſchickt, drittens zu blöde, viertens zu beſcheiden, fünftens zu eitel.. Meine unzureichende Kenntniß der franzöſiſchen Sprache, macht mich etwas ſchüchtern. Allen Leuten von Kopf, allen die ihre eigenen Gedanken und Gefühle haben, fällt es ſchwer, ſich in einer fremden Sprache auszudrücken. Junge Leute, Commis, unbedeutende Menſchen, denen nur an den Worten liegt, lernen die Converſationsſprache der Franzoſen viel ſchneller als ein deutſcher Philoſoph. Dann möchte ich doch nicht als ein deutſcher Hans erſcheinen, und wenn man wortkarg iſt, halten Einen die Franzoſen für geiſtarm. Dann frage ich mich: was haben die Leute von mir? das ſind aber alles keine Entſchuldigungen. Mit einiger Ueberwindung und Mühe könnte ich doch nach und nach mich mit den beſſern Geſellſchaften bekannt machen, und ich verſpreche Ihnen, mich zu beſſern. Trotz dem allem aber, und daß ich bis jetzt ſo eingezogen lebte, bin ich ſehr vergnügt und heiter, ja wenn ich unter Leuten bin, geſprächiger als je. Das Unglück iſt, daß der Sporn Bekanntſchaften zu ſuchen, der andere Leute treibt, mir mangelt: die Langeweile. Mir wird zu Hauſe die Zeit nicht lang. Jezt werden Sie mich wie gewöhnlich fragen, was haben Sie denn von Paris? Ich antworte Ihnen: Paris, und Deutſchland nicht.

Den 5. November.

.... Ich habe mich bei Gerard ſehr amüſirt.. Gerard, der von einem da anweſenden Deutſchen erfahren hat, was ich für ein merkwürdiges Thier bin, hat mich ſehr freundſchaftlich eingeladen wiederzukommen. Ich war ſehr geſprächig zu meiner eignen Verwunderung. Ich habe mich viel mit Ancelot unterhalten, einem bekannten dramatiſchen Dichter. Es war wirklich zum Lachen! Der Ancelot kannte mich nicht, ich wurde ihm nicht vorgeſtellt. Mir war er nur dem Namen nach bekannt, ich hatte nie etwas von ihm geleſen. Aber ich kannte meine Leute. Ohne Scheu trat ich zu ihm, ſtellte mich entzückt ihn kennen zu lernen, ſprach mit dem größten Lobe von ſeinen Werken, und log ihm vor, ſie wären alle in's Deutſche überſetzt. Er lobte ſich aber ſelbſt noch viel mehr, als ich ihn. Er ließ ſich mein Taſchenbuch geben, ſchrieb mir zwei Seiten voll, das vollſtändige Verzeichniß ſeiner Werke, wo ſie zu haben wären, in welcher Ordnung ſie erſchienen ꝛc. Dann prahlte er, von der und der Schrift wäre die Auflage erſchöpft, und ſie ſei nicht mehr zu haben. Ich hörte dem Franzoſen mit Verwunderung, und aufrichtig zu reden, mit Neid zu. Ich dachte: möchte ich doch auch ſo ſein können, und das Talent haben, mich ſo herauszuſtreichen! Denn im Grunde, was verliert er bei mir durch ſein unverſchämtes Selbſtlob? Ich bin dadurch mit ſeinen Schriften bekannt worden, werde ſie holen, ſie leſen, und doch wahrſcheinlich einiges Gute darunter finden, dann vielleicht darüber ſchreiben, und den Ruhm des Verfaſſers verbreiten. Hätte er beſcheiden geſchwiegen, hätte ich vielleicht nie etwas davon erfahren. ....

Es thut mir leid, daß Sie ſich das mit meinen Briefen in den Kopf geſetzt haben. Ich kann dieſe für den 8ten Band nicht brauchen. Machen Sie ſich darum keine unnöthigen Sorgen, indem Sie vielleicht glauben, dieſer 8te Band mache mir Unruhe und ſtöre meinen Seelenfrieden. Kennen Sie mich denn ſo wenig? Und wenn ich bis zum Frühling auch kein Wort für den Campe ſchriebe, würde mir das Eſſen nicht ein bischen ſchlechter ſchmecken und mein Gewiſſen bliebe ganz ruhig. Uebrigens hoffe ich noch damit zu Stande zu kommen. Auch fürchten Sie nicht, ich möchte mich krank arbeiten. Habe ich das denn je gethan? Wer mich kennt und meine Faulheit, muß Sie ja auslachen, wenn er ſo etwas von Ihnen hört. Manchmal, wenn Sie mich vor gar zu großem Fleiße warnen, möchte ich faſt denken, Sie wollten ſich über mich luſtig machen. Ihr Frankfurter ſeid gewaltige Schelme! Mit Ihren Briefen ſeit einiger Zeit bin ich beſonders vergnügt. Sie ſchreiben enger und mehr als ſonſt. Beſonders die Querzeilen die noch hinter den Briefen hergehen ſind meine Luſt und ich betrachte ſie als Deſſert.

Sie haben Recht, der Neumann ſpricht ſehr genirt von meinen Schriften. Das iſt ja eben, was ich in meiner Brochüre gegen die Berliner Zeitung voraus geſagt habe. Das iſt eine ganz erbärmliche Sklaverei, wo jeder Einzelne ſeine Meinung einer Geſellſchaft unterwerfen muß, und noch obendrein Einer die von der Regierung gelenkt wird. Im Lobe wie im Tadel iſt der Neumann affektirt, und man weiß nicht was ſein Ernſt iſt, und merkt, daß er manches unterdrückt.

.... Es iſt recht feige von mir und ich mache es mir zum großen Vorwurfe, daß ich meine Geſinnung gegen Göthe noch nicht öffentlich ausgeſprochen. Es wäre von der größten nationellen Wichtigkeit.

.... Wie viel koſten Ihnen meine Briefe? Das muß Sie ja ganz ruiniren. Soll ich ſeltner ſchreiben? Im Jardin des plantes ſind zwölf neue Tiger und Löwen angekommen. Ich habe ſie geſtern beſucht und ich ſoll Sie grüßen. Sie haben keine Vorſtellung davon, wie vieles ſich hier ſeit unſerer Abreiſe geändert hat. So viele neue Brücken, Quais, Paſſagen, die zu unſerer Zeit glänzend genannt wurden, erſcheinen neben der Pracht der neuen wie Viehſtälle — und ſo in allem übrigen. Bei Paſſy führt eine neue Brücke über die Seine, die iſt ganz von Gerſtenzucker. In der Sonne glänzt ſie, daß es nicht zum aushalten iſt. Neulich habe ich mich bei Gerard wieder ſehr amüſirt. Es waren eine Menge Damen da — Schreckliche! Lauter Genies! Unter andern ***, die Sie dem Rufe nach vielleicht kennen. Was wurde die in den Zeitungen nicht geprießen! Ich ſah, hörte ſie, las den andern Tag ihre Werke — Wind! Wind! Wind! gar nichts.

Wiſſen Sie daß mich die Leute hier für reich halten? Ich ſpreche ſo leicht und vornehm von vielem Gelde und das macht ſie irre. Ich ſage z. B., mit 20,000 Franken jährlich könne man nicht viel machen, und man glaubt, ſo viel hätte ich zu verzehren. Uebrigens ſchadet das gar nichts. Reich zu ſein gibt einem hier ein Anſehen. Sie aber wiſſen, daß an mir nichts reich iſt als mein Herz.

Den 1. Dezember.

Gott! Was die Zeit rennt! Es iſt erſchrecklich! Sie kommt mir vor wie ein Pferd, das mit ſeinem Reiter durchgeht. Vergebens ſchreie ich halt! halt! nimm den 8ten Band mit. Es hilft alles nichts, ſie rennt und wird nicht eher ſtehen bleiben bis ſie vor Ihnen ſteht. Was man doch grob wird wenn man in Bildern ſpricht! Eigentlich habe ich damit geſagt: die Zeit wird wieder ihren langſamen ruhigen Gang gehen, wenn ich bei Ihnen bin. Ich weiß wahrhaftig nicht wie das kömmt. Ich lebe doch wenig in Zerſtreuungen, bin viel zu Hauſe und habe bis jetzt noch nichts gearbeitet, und doch geht mir der Tag wie eine Minute vorüber. Ich glaube, die großen politiſchen Bewegungen ſind es, die meine Einbildungskraft und die Stunden im Sturme vor ſich herjagen. In Deutſchland ſteht das Wetter unter Zenſur, und man erfährt nicht eher vom Gewitter, als bis es herabſchlägt. Hier aber ſieht man ſich die Wolken bilden und das unterhält mich.

Neulich ging ich in die große Oper und ſah la muette de Portici, die ich noch gar nicht kannte. Ich habe mich entſetzlich gelangweilt, trotz der Pracht in Tanz und Dekorationen. Die Muſik gefällt mir gar nicht. Aber um des Himmels willen, wie wird man denn in Frankfurt mit dieſer Oper fertig, die ſo viel koſtſpieligen Spektakel hat? Ich kann Sie verſichern, daß die Kleider der Neapolitaniſchen Bäuerinnen koſtbarer ſind als in Frankfurt die der Prinzeſſinnen auf dem Theater. Es iſt eine tolle Verſchwendung. Der Markt in Neapel iſt ganz nach der Natur. Hunderte von Marktleuten mit großen Körben von Orangen, Blumen ꝛc.

Die Dekoration im letzten Akt iſt bewunderungswürdig. Der Veſuv, der ganz natürlich Feuer ſpeit, und die Lava ſtrömt und die Steine werden umhergeſchleudert. Das hat mich am meiſten amüſirt, weil damit die Oper aus war, um drei viertel auf zwölf Uhr. Dann ging ich noch in ein Leſekabinet die Abendzeitung zu leſen, dann, halb ein Uhr zu Tortoni wo alles angefüllt war mit Menſchen und aß Eis (café blanc), dann um ein Uhr nach Hauſe, wo ich den Conrad ganz gleichmüthig am Tiſche ſitzend fand, eine Didaskalia vom vorigen Jahre leſend.

Die Deutſchen die mich beſuchen ſind alle ziemlich unbedeutend. Es iſt mir doch lieb, daß ſie zuweilen kommen, weil ich von ihnen Neuigkeiten aus Deutſchland erfahre. — Der Metternich hat jetzt zum drittenmale geheirathet und ein Menſch der ſo dumm iſt, regiert die halbe Welt! Da läßt ſich vorherſehen was kommen wird.

— .... Man erzählte mir, meine Werke würden überſetzt, ich weiß nicht von wem, ich weiß nicht wie. Aus dummer Beſcheidenheit fing ich von etwas Anderem zu reden an, ſtatt mich genauer nach dem zu erkundigen, was mich doch eigentlich intereſſiren ſoll und darf. In ſolchen Fällen iſt ein Franzoſe ein anderer Menſch als ein Deutſcher. Dem Viktor Hugo erzählte man, ſein Hernani würde jetzt in Mailand als Oper gegeben, und er ruhte nicht eher mit Fragen, bis er genau von allem unterrichtet und ſeine Eitelkeit ſatt war.

Samſtag, den 4. Dezember.

Ich mußte lachen, daß Sie, wie ich aus Ihrem heutigen Briefe erſehe, ängſtlich waren, die Geduld hätte mich angegriffen. Ich habe ſie ſchon vierzig Jahre, ich bin gewohnt daran. Ich war durchaus in keiner wehmüthigen Stimmung als ich das ſchrieb, ſondern in einer ſpaßhaften. Wer in Paris wehmüthig bleibt, iſt ein Narr. In Deutſchland iſt es auch nur die Langeweile die mich wehmüthig macht. Es war auch dieſesmal in meiner gewohnten Weiſe gar nicht gemeint. Erinnern Sie ſich, daß ich auf meiner Reiſe hierher (in Dormans) vier und zwanzig Stunden warten mußte bis ich Platz in der Diligence fand. Dort (fingire ich) will ich meine bisherige Reiſe, alſo auch meine Ungeduld beſchreiben. Daher das Gebet. An die Deutſchen dachte ich gar nicht. Da ich aber die Göttin Geduld ſchildern wollte, fiel es mir natürlich ein, daß ſie die Landesgöttin der Deutſchen iſt. Es iſt eine wehmüthige Göttin, und daher die Wehmuth. Sie war aber nicht in mir. Glauben Sie mir's, ſeit ich hier bin, lache ich über die Deutſchen. So viel Genie in der Dummheit habe ich ihnen nicht zugetraut. Sie mögen ſehen wie ſie fertig werden.

Den 8. Dezember.

.... Die Stelle über die Geduld, die ich neulich mitgetheilt, endigt wie folgt: „Und ſie erhörte „mich. O! es gibt noch Götter, man muß nur „an ſie glauben. Mein Blut ward ſüß und roth „wie Himbeergefrorenes. Ich zog die Uhr aus der „Taſche und ſagte: ſchon drei Uhr. Ich ſah zum

„Fenſter hinaus und rief: ein recht hübſcher Ort!
„dann trat ich an das Kamin und ſtreichelte freund-
„lich den chineſiſchen Wackelkopf, dem ich eine
„Stunde früher im Zorn die kleine Naſe abgekneipt,
„und ich hätte weinen mögen, daß ich den berühm-
„ten Rhinoplaſtiker Gräfe aus Berlin oder Herrn
„von Hohenlohe nicht herbeiſchaffen konnte, die
„Naſe zu erneuern. Wie mag ſich nur der ſterb-
„liche Menſch den Zorn anmaßen, dieſe himmliſche
„Leidenſchaft, die nur Göttern ziemt! O Eitelkeit!"

Ich leſe jetzt Chamforts Werke, fünf Bände, gefüllt wie meine. Aphorismen, Rezenſionen, Theater. Aber ich gefalle mir beſſer.

Den 29. Dezember.

Wie hat mich heute Ihr lieber außerordentlicher, und Ihr außerordentlich lieber Brief erquickt! Und wie war ich beſchämt! denn ich geſtehe es, ich war mißmuthig und brummte den ganzen Tag wie ein Käfer. Ich ſagte bei mir: „Jetzt muß ich nun warten bis Samſtag und erfahre nicht, ob die Kiſtchen angekommen. Könnte ſie mir nicht gleich antworten! Aber das geht ſo regelmäßig, als wären wir mit einander verheirathet. Es iſt nichts mehr mit ihrer Freundſchaft; ſie findet nur noch, ſie erfindet nichts mehr.“ So brummte ich immerfort. Und doch hätte ich darauf ſchwören ſollen, daß Sie ſchreiben würden.

.... Ich bin viel zu ſehr Philoſoph, als daß ich ſchlechte Menſchen ſo ſehr verabſcheuen könnte, als es Andere thun; im Gegentheil, da ich die Menſchheit zu gut kenne, um große Menſchenkenntniß zu haben, liebe ich alle ausgeſprochenen Charaktere, weil ſie mir die Mühe der Unterſuchung und die Möglichkeit des Irrthums erſparen. Aber um ſo gefährlicher ſind mir Meiſter-Schurken und ich ſollte ſie meiden. Aber das iſt bei mir nur Sache der Ueberlegung und nicht Sache des Gefühls. Es gibt wenige Schurken in der Welt und viele langweilige Menſchen und der *** amüſirt mich. Ich bin darin wie ein ächter Kunſtfreund, Gott oder Teufel, gleichviel, wenn einer nur iſt, wozu ihn die Natur beſtimmt hat....

Den 15. Januar 1831.

.... Die Malibran ſoll durch und durch Genie ſein. Sie kennt alle Sprachen und ſpricht ſie auch, ſogar deutſch. Sie trinkt ſtark ſüdliche Weine. Ich verzeihe ihr das, ſie mag wohl frieren auf dieſer kalten Erde, die ihr fremd iſt. Denn die Sprache der Seeligen, wie ſie ſie ſpricht, ſo kann man ſie nicht lernen, man muß darin geboren ſein.

.... Zwar wendete ich den ganzen Abend kein Auge von ihr; aber im Barbier, wenn ich die Lorgnette rückte, ſie mir näher zu bringen, war es mir, als hätte ich den Himmel tiefer herunter geſchraubt. Auch hatte ich vorher bei dem verdammten italieniſchen Koch Ravioli gegeſſen, und der Magen liegt gleich unter dem Herzen. Sie wiſſen nicht was Ravioli iſt? Erinnern Sie ſich Potiers im ci-devant jeune homme? Und wie er erzählt, wie er von der wilden Stute herabgefallen — mais je me suis laissé tomber avec une grâce! Nun, Ravioli iſt ſo ein unbändiges Thier, das meinen alten Magen, der in Paris oft den jungen macht, jedesmal herabwirſt.. Den Abend hörte ich auch zum erſtenmale zwei andere vortreffliche Sänger, Donizetti und Zuchetti. Ich ſage zum Erſtenmale, ob zwar der Eine im Barbier den Grafen, der Andere den Bartholo machte. Aber ich hörte ſie damals nicht, es war die erſte taube Stunde meiner Liebe.... Soll ich denn von meiner Malibran kein Wort mehr ſagen? Trotz der ſchweren Ravioli und der leichten Muſik, hat ſie wieder mein Herz bewegt, nur etwas leiſer als das vorigemal. Sie war das gute liebe Aſchenbrödel, die um ihre neidiſchen Schweſtern nicht zu kränken, ſich Mühe gab, mir nicht gar zu ſehr zu gefallen. Aber ich wußte es auswendig, ſie iſt die Göttin der Freundlichkeit, und ſo eine liebreizende Creatur gibt es nicht mehr (in Frankreich). Wenn ſie ſich liebend dem Geliebten naht, dann kommt ſie ihm nicht blos mit dem Körper näher, ſondern man ſieht es, wie ihr Herz immer höher hinauf zu den Lippen, und höher hinauf in die Augen ſteigt. Als ihr der Prinz ſich zu erkennen gab und ſeine

Hand anbot, ſah man ſie in den Himmel fallen — fallen, ſie kann nicht anders.... Ich ſchäme mich faſt, daß ich über und wegen der Malibran ſo viele Worte gemacht. Ich bin ja eine leibhaftige Didaskalia! Und doch iſt noch mancher arme Teufel von Gedanken in mir, der nackt iſt, und für den ich noch keine Kleider habe finden können. Könnte ich nur muſikaliſch rechnen, um Ihnen von meinem Gefühle Rechenſchaft zu geben; aber richtig iſt es gewiß.

Den 29. Januar.

Da iſt Ihr Brief, aber es bleibt mir nur wenig Zeit. Heine's Reiſebilder kann ich hier zu leſen bekommen. Ueber die Briefe eines Verſtorbenen werde ich Ihnen meine Meinung ſagen, ſobald ich ſie fertig geleſen. Wenn Heine's Reiſebilder ſchlechter ſind, als die todten Briefe, dann müſſen ſie ſehr ſchlecht ſein.... Wenn auf einmal der Heine ſo in meine Stube träte, wie würde ich mich freuen. Ich fürchte aber ſehr, ich möchte ihn bald unausſtehlich finden. Er ſoll ſo eitel ſein. Und viel Feuer, aber kein Holz. Ich halte mich für einen Gelehrten gegen ihn.

Seit geſtern iſt es grimmig kalt. Meine Fenſter ſind zum erſtenmale gefroren. Geſtern zeichnete ich ein J. hinein, heute iſt es ſchon weggeſchmolzen. Freundſchaft in Paris!

Mittwoch, den 9. Februar.

— — Ich werde Ihnen von nun an zuweilen einiges aus meinen ältern Pariſer Notizen mittheilen....

Der berühmte König Ahasverus, der garſtige und dumme Mann der ſchönen und klugen Eſther, ließ, ſo oft er nicht einſchlafen konnte, ſich aus ſeiner Regierungsgeſchichte vorleſen. Dann kam der Schlaf. Mir ward es nicht ſo gut die verfloſſene Nacht, ich konnte keinen Schlaf finden und auch nichts zum Leſen, das dumm genug war. Es kann nicht jeder König ſein! Endlich nahm ich mein Pariſer Zeichenbuch vor, darin zu blättern. Zeichenbuch kann ich es nennen; denn es beſteht mehr aus Zeichen als aus Worten. Aber der Bleiſtift war ſo blaß geworden, die Buchſtaben, oft als ich im Bette lag, oft auf der Straße, ja während dem Fahren geſchrieben, ſo verwirrt und unkenntlich, daß ich beim Schein des Lichtes nur wenig enträthſeln konnte, und unter dieſem langweiligen Bemühen ſchlief ich ein. Aber dieſen Morgen nahm ich mir vor, von meinen Skizzen noch zu retten, was zu retten iſt und ſie bei Ihnen in Sicherheit zu bringen. Ich mache gleich den Anfang:

Staub. — Hat man in Paris auch im Winter Staub? Ach nein, es iſt nicht vom Staube die Rede, den die Jahreszeit bringt und holt, ſondern von dem Staube eines Jahrhunderts. So oft ich durch die Richelieu-Straße gehe und an ein gewiſſes Haus komme, ſtelle ich mich ihm gegenüber, lehne mich mit dem Rücken gegen den Laden eines Parfümeurs und ſchaue hinauf. Bis jetzt war ich noch ſo glücklich, die große und zarte Glasſcheibe des Ladenfenſters nicht einzudrücken; das würde mich viel Geld koſten. Ich ſchaue hinauf, nicht mit froher Neugierde oder ſtiller Zufriedenheit, nicht mit dem lächelnden Vergnügen, mit welchem man ein ſchönes Mädchen oder ſonſt etwas wohlgefälliges betrachtet; ſondern ich ſehe mit einem Gefühle der Ehrfurcht, mit jener erhabenen Stimmung hinauf, die Shakeſpeare in meiner Seele hervorruft, oder die Bibel, oder der Moniteur, das dritte Teſtament. Und was ich ſtaunend betrachte, iſt nur ein Aushängſchild! In Paris iſt ein Aushängſchild von ſehr großem und ſehr kleinem Nutzen. Von großem — das begreift man; aber auch von geringem? Es iſt als wollte man eine Meereswelle bezeichnen, die, kaum erhoben, von der nächſten Welle verſchlungen wird. Das Auge des Beſchauers verſchlingt die Wellen alle und ſieht nur ein weites ungetheiltes Meer. Aber der Pariſer thut ſein Möglichſtes, Halt in die Fluth zu bringen, und macht ſein Schild darum ſo anziehend als möglich. Zuerſt Namen und Vornamen, dann Gewerbe oder Handel, dann die Nummer des Hauſes und zwar zweimal, rechts und links vom Namen. Dann das ganze Schild zweimal, in einen Winkel zuſammengeſtellt, damit nach jeder Richtung der Straße eines ſichtbar werde. Aber das Schild meiner Ehrfurcht enthält nur das einzige Wort Staub. Staub, nichts als Staub! Kein Vorname, keine Hausnummer, kein Gewerbe, kein Handel. Und doch hängt es an einem großen Hotel, umringt und gedrängt von vielen andern, viel beredſamern, viel glänzendern Schildern. Wer in Paris durfte dieſe erhabene Einfachheit wagen außer Staub? Nicht einmal Gott. Denn wenn Gott auf einem Schilde ſtünde, wüßte man immer noch nicht, welcher Gott es iſt, und der beſte Chriſt würde am meiſten zweifeln. Iſt es Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geiſt? Iſt es der dreieinige Gott? Aber Staub durfte es wagen, denn es gibt nur einen Staub. Keiner iſt über ihm, keiner unter ihm, keiner ſteht ihm zur Seite. Es iſt der Schneidermeiſter Staub, und — bückt euch Ihr Völker der Erde — es iſt der deutſche Schneidermeiſter Staub! Fragt Einer, ob er ſo berühmt ſei? Berühmt? Er iſt der Ruhm ſelbſt ... Staub ... Ewigkeit!

Hätte einer der andern großen Männer unſeres Jahrhunderts dieſe erhabene Einfachheit wagen dürfen? Keiner; nicht einmal Robert. Denn läſen wir Robert auf einer Tafel, würden wir nicht wiſſen, ob es der Robert iſt im „Robert, oder der Mann wie er ſein ſollte;" oder der Robert im Liede „noch einmal Robert ehe wir ſcheiden;" oder Robert le Diable; oder Robert, der Reſtaurateur im Palais-Royal; oder Robert, Graf von Paris; oder der Koch Robert, der die Sauce-Robert erfunden; oder Robert an der Oos, der nichts erfunden, der aber an der Spree einen großen Waldfrevel begangen. Lieſt man aber Staub, weiß jedermann ſogleich, es iſt der Schneidermeiſter Staub, ob es zwar viel Staub in Paris gibt.

Ich war lange in keinen Soirees. Ich habe Ihnen ſchon früher geſagt, wie ſich das verhält. Freude habe ich nicht daran, und wenn ich ſie beſuchte, geſchehe es mehr aus Wißbegierde als zum

Vergnügen. So warte ich es immer ab, ob mir eine Soiree in den Mund geflogen kömmt, aber ich gehe nicht darnach, und ſtrecke keine Hand darnach aus. Eine Soiree wird hier glänzend genannt, wenn man keinen Stuhl zum ſitzen und keinen Platz zum gehen darin findet. Es iſt ein glänzendes Elend. Den intereſſanteſten Menſchen die man da findet, kömmt man doch nicht näher, wenn man ja ſo glücklich iſt ſie im Gedränge herauszufinden; und mit ihnen zu ſprechen, bringt keinen weitern Vortheil als daß man erzählen kann, man habe mit ihnen geſprochen. Ich las eben in der heutigen Zeitung die Beſchreibung des Balles den die engliſche Geſandtin vorigen Freitag gegeben, der ſehr glänzend war. Tauſend Perſonen waren da. Was hätte ich nun mehr erfahren vom Balle, hätte ich ihn ſelbſt geſehen, als mich die Zeitung von ihm lehrt? vielleicht weniger. Ich hätte vielleicht dem Prinz Paul von Würtemberg auf den Fuß getreten, ohne es zu wiſſen, Admiral Codrington hätte mir einen Rippenſtoß gegeben, auf den ich nicht geachtet, und hätte vielleicht mit dem Baron von Rothſchild geſprochen, ohne ihn in ſeinem rothen Rocke zu erkennen und hätte ihn für einen großen Mann gehalten. Die Menſchen hier verderben ſich alle geſelligen Freuden durch Modeſucht und Eitelkeit. Eine Wirthin hier macht ſich nichts daraus, ob man einen Tag nach der Fête erzähle, man habe ſich bei ihr amüſirt oder nicht, ſondern ihr Stolz iſt, wenn man ſich in ihrem Salon nicht rühren konnte, und wenn einige Damen in Ohnmacht gefallen. Es iſt jetzt darin hier auf's Aeußerſte gekommen, und die Mode wird gewiß bald wieder umkehren, und man wie in der guten alten Zeit kleine Zirkel verſammeln.

Für die Polen hoffe ich viel. Es wird ſchon etwas für ſie eintreten was ihnen hilft. Ich verlaſſe mich auf Gott. Gibt es denn etwas wunderbareres, etwas Schickſalvolleres wie der Himmel die Griechen gerettet, erſt aus den Händen der Türken, dann aus den ſchlimmern der Diplomaten? Man wollte ihnen eine Conſtitution, einen europäiſchen Lump von Prinzen aufdringen, die armen Griechen waren ſchon nahe daran ſich der Uebermacht zu ergeben, und jetzt kamen die Geſchichten der neuern Zeit, die ſie ganz wieder frei machen. Denn gewiß werden jetzt die Griechen ſagen, was Frankreich, Belgien, Polen vermocht, das können wir auch und beſſer. Wir geben uns eine Verfaſſung, wir wählen uns einen Fürſten, wie er uns gefällt. Und der ganze Aufwand von diplomatiſchen Pfiffen, der gegen die Griechen gemacht worden iſt, war vergebens.

Den 17. Februar.

Heute morgen kömmt Conrad in mein Zimmer, und meldet mir mit ſtotternder Ungewißheit einen Herrn Amerikan. Ich laſſe den unbekannten Namen hereintreten und es war — der Profeſſor Liſt aus Stuttgart, deſſen Sie ſich wohl noch erinnern werden; wir haben ihn auf unſerer Reiſe nach Paris 1822 in Straßburg getroffen. Seit zehn Jahren aus ſeinem Vaterlande verbannt, lebt er mit ſeiner Familie in Amerika, und hat ſich dort angeſiedelt. Er erzählte mir intereſſante Sachen, die mir freilich aus Büchern bekannt waren, die aber aus dem Munde eines Augenzeugen alles viel anſchaulicher machen. Man baut in den vereinigten Staaten die Städte ſo leicht und ſchnell wie bei uns die Häuſer. Liſt in Verbindung mit Andern hat ſeit zehn Jahren vier neue Städte gegründet. Die letzte Gründung begann im April, und ſchon im September wohnte Liſt mit ſeiner Familie acht Tage dort, und ſpeißte in einem gut eingerichteten Gaſthofe mit wenigſtens zwölf Perſonen täglich. Früher wohnte er in einer kleinen Stadt von 5000 Seelen, mehrere Jahre. Von einer Regierung habe er nie etwas bemerkt, er kennt die Obrigkeit gar nicht, und hat nie den Namen der erſten Magiſtratsperſonen erfahren. Abgaben faſt gar keine, einige Thaler das Jahr. Seine Frau möchte nach Deutſchland zurück, ſeine Kinder aber wollen nichts davon hören. Wenn ſie ihren Vater ſagen hören, der König von Würtemberg dulde ſeine Rückkehr nicht, kämen ſie vor Verwunderung und Zorn außer ſich. Was! — ſagen ſie — er leidet's nicht? Nun ſo ſtechen wir ihn todt! Die Kinder ſind ganz jung nach Amerika gekommen, und haben dort die Luft der Freiheit eingeathmet. Liſt hat bei der Würtembergiſchen Regierung angefragt, ob er nicht auf einige Zeit in ſein Vaterland zurück dürfe, um dort einige Geſchäfte zu verrichten. Man ſchlug es ihm ab, und antwortete ihm: ſein Prozeß hänge noch. Ich ſagte Liſt, ſein Prozeß werde ſo lange hängen, bis man ſeine Richter hängt. Es iſt unglaublich! Ein Criminal-Prozeß, der nach zehn Jahren noch nicht geendigt! Und was war Liſt's Verbrechen? Wenn je ein Verbrechen Statt fand, höchſtens ein Preßvergehen. Sogar in Frankreich wurde er damals auf Anſtiften ſeiner Regierung verfolgt, und er wurde gezwungen nach Amerika auszuwandern. O Pappenheimer! Ich bin ſonſt ein guter Kerl, aber gerathet Ihr einmal in meine Gewalt, dann ſoll es euch ſchlimm ergehen. —

Freitag, den 20. Februar.

.... Wie beneide ich den *** um ſeinen ſchönen

Bankerott. An uns arme Schriftſteller kömmt ſo etwas gar nicht. Aber er dauert mich doch. So viel ich ihn kenne, iſt er ein ſehr hochmüthiger Mann, ſchon ſein Aeußeres verräth es. Was es aber Narren in der Welt gibt! Sich aus Geld, das nur ein Vergnügen ſein ſollte, eine Ehre zu machen! Da finde ich jene Menſchen noch klüger die ihre Ehre zu Gelde machen. Holt ſie auch am Ende der Teufel, ſo ſind ſie doch vergnügt ſo lange ſie leben, und erreichen ihr natürliches Alter. Was habe ich es eigentlich ſo gut, wenn ich mich mit vielen Andern vergleiche, ja ich habe es beſſer als ich es verdiene. Gott muß mich ſehr lieb haben. Ich bin glücklich durch das was ich beſitze, und noch glücklicher durch das was mir mangelt. Geld, gar nicht zu zählen, keinen Ehrgeiz, keine Habſucht und wenig Eitelkeit. Eine angenehme Phantaſie die mir ſchmeichelt, und keinen Verſtand, der mir die bittere Wahrheit ſagte. Viel Glauben, wenig Wiſſen. Eine geſchmeidige Geſundheit, die, ſo ſehr ſie auch geſchüttelt worden, wie eine Binſe, nach jedem Winde wieder gerade ſteht. Wenige graue Haare, und ein ganz ſchwarzes Herz. Schwarzes Herz — verſtehen Sie mich recht — das iſt Poeſie, à la Houwald. Ich will damit nicht ſagen, daß ich ein ſchlechtes Herz habe, ſondern ein junges. Grünes Herz, wäre garſtig geweſen. Kann man es beſſer wünſchen? Und nach allem, im Hintergrunde — Sie. Erſchrecken Sie nicht vor dem Hintergrunde. Ich will damit nur ſagen, daß ich Sie bald wiederſehe; ſonſt nichts.

Geſtern beſuchte mich wieder der ***. Heiße Thränen kann ich vergießen, wenn dieſer Menſch zu mir kömmt, und ich frage murrend den Himmel, ob er denn nicht habe machen können, daß ich oder dieſer *** gar nicht auf die Welt gekommen. Er kömmt zwar ſelten, wenn er aber kömmt, ſpüre ich es ſechs Wochen in den Eingeweiden. Für jeden ſeiner Beſuche ein Glas Waſſer mit Arſenik trinken, das hielte ich für einen vortheilhaften Tauſch. Er könnte ganz Paris mit Langeweile verſorgen, und behielte noch genug davon übrig ſelbſt langweilig zu bleiben. Neulich, da er mich beſuchte, fragte er mich: wie heißen die Pariſer Belletriſten? Die ſollte ich ihm in Kürze alle nennen! Als wären nicht alle Pariſer Belletriſten.

Den 1. März.

Mit dieſer engliſchen eiſernen Feder, die ich mir heute gekauft und die noch nie gebraucht worden, will ich mich etwas über Sie luſtig machen. Ich kann ſie nicht ſchöner einweihen. Nehmen Sie ſich in Acht, die Feder iſt verdammt ſpitz, und durchſticht faſt das Papier.. Sie machen ſo dumme Fragen, daß ſie der geſcheideſte Menſch nicht beantworten kann.. Ich muß die Feder weglegen, ſie iſt gar zu grauſam.. Aber die Dummheit müſſen Sie ſich abgewöhnen.. Trotz Ihres Schreibfehlers wußte ich wohl, daß Sie von Casti ſprechen. Und wie ſollte ich Gli animali parlanti nicht kennen! Die habe ich doch oft genug gehört.

Den 19. März.

Geſtern hat Saphir ſeine Vorleſungen angefangen. Es wurde viel gelacht. Der Inhalt war:

philoſophiſche Betrachtungen des mardi-gras-Ochſen. Es war von lauter Ochſen die Rede, und unter den Ochſen geſchah auch meiner einigemale Erwähnung. Das war ſehr komiſch und ſchmeichelhaft.

Den 31. März.

.... Da ich mich dabei wegen meines langen Eigenſinns geärgert, will ich den Aerger mit Ihnen theilen. Unter Freunden muß alles gemeinſchaftlich ſein.

Ferté-sous-Jouarre, Dienſtag, den 7. April.
16 Stunden von Paris.

Heute Mittag 12 Uhr bin ich von Paris abgereiſt, und Nachts hier zum Nachtquartier eingetroffen. Ich werde dieſes Briefchen Morgen auf dem Wege auf die Poſt legen.

Ich werde wegen Ihrer Abreiſe gar nicht zudringlich ſein und kein Wörtchen ſprechen, ſo lange Sie auch zögern. Aber ſchimpfen darf ich doch? Schimpfen heißt nicht ſprechen. Warum ſo lange aufſchieben? Können Sie nicht vor dem 15., könnten Sie nicht wenigſtens den 15. abreiſen? Aber ich ſage kein Wort, thun Sie was Sie wollen.

Bin ſehr müde, muß mich ſchlafen legen. Von Nancy ſchreibe ich wieder.

Bar-le-Duc, Samſtag, den 9. April.

Ich habe das herrlichſte Reiſewetter, die Wege ſo glatt wie Zimmerboden. Alles grünt und blüht. Die Felder mit ihren Repsſaaten ſehen aus wie Jägerregimenter, grün mit gelben Ausſchlägen (Reiſebild à la Heine). Wenn Sie lange zaudern finden wir in Baden keinen blühenden Strauch mehr.

Ich habe dieſen Abend die Studenten bei mir gehabt, welche die Göttinger Revolution geleitet. Noch viele andere deutſche Studenten ſind hier, und hunderte von bairiſchen und preußiſchen Deſerteurs. Es wird eine deutſche Legion von ihnen gebildet.

Adieu. Gute Nacht. Ich bin ſehr vergnügt und ſehr müde.

Man hat mir hier Brief und Büchelchen von Herold in Straßburg eingehändigt. Der ſchreibt mir „mein innerſtes Weſen verlangt nach Ihnen“. Ach! daß Sie auch ſo wären, dann kämen Sie ſchneller.

Straßburg, Dienſtag, den 12. April.

Dieſen Mittag bin ich hier angekommen, und werde Morgen nach Carlsruhe reiſen. Ihren Brief habe ich erhalten. Merkwürdig ſchönes Reiſewetter habe ich gehabt, es iſt als hätten Sie es für mich beſtellt. Sie ſchreiben mir alſo nach Carlsruhe im Erbprinzen. Theuerſte! den Taback kann ich Ihnen nicht erlaſſen. In Baden iſt kein guter zu haben. Gehorcht!

Carlsruhe, Mittwoch, den 13. April.

Warum habe ich keinen Brief von Ihnen hier gefunden? Und warum muß ich ſo lange auf Sie warten? Schon ſeit zwölf Uhr heute Mittag bin ich hier, und Sie ſind noch in Frankfurt. Das kann nicht länger ſo bleiben.

Ich muß es durchaus einen Tag vorher wiſſen, wenn Sie hierherkommen, daß ich in meinem Wirthshaus Logis für Sie beſtelle. Sie können ſonſt leicht keinen Platz bekommen, da die Herrn Stände alle Gaſthöfe beſetzt haben.

Eben höre ich der Cotta und ſeine Frau ſind in meinem Gaſthofe angekommen und logiren neben meinem Zimmer. Ich werde den ruinirten Mann beſuchen, und ihm eine kleine Unterſtützung reichen.

Ich habe wahren Verdruß von dem fortdauernd ſchönen Wetter. Bis Sie Schnecke nach Baden kommen, iſt Blüthe und Sonne vorüber.

Carlsruhe, den 15. April.

Ihre zwei Briefe geſtern habe ich erhalten. Eilen Sie ſich mit dem Packen, aber vergeſſen Sie nicht Ihren Verſtand einzupacken. Hutſchachteln, Nachtſäcke, Weiber-Verſtand und andere ſolche „kleine Handbagage", wie die Poſt ſagt, hat man auf dem Eilwagen frei, und wird das nicht mit gewogen. Sie werden Noth haben, mit mir fertig zu werden, ich bin in Paris ſehr fein geworden, und überliſte Sie zehnmal den Tag.

Geſtern habe ich faſt alle Deputirten der hieſigen Ständeverſammlung geſehen, und theils kennen gelernt. Gute ehrliche Leute, denen es nicht an Verſtand fehlt, auch nicht an Muth, die aber, wie alle deutſche Philiſter, den Cajolerien der Regierung nicht widerſtehen können, und ſich prellen laſſen.

Mit Cotta und ſeiner Frau, meinen Wandnachbarn, viel politiſirt.

Geſtern Abend war ich im Theater. Madame Haitzinger machte eine junge Waiſe. Stumm bis am Ende, wo ihr der Schrecken die Sprache wieder gibt. Ich beſuchte ſie hinter den Couliſſen. Sie drückte mir die Hand faſt todt. Aber ich Fiſch ſpüre ſo etwas gar nicht.

In der Zeitung las ich: der Profeſſor Paulus in Heidelberg habe die Schrift des Rieſſer und des Zimmern in Heidelberg über die Juden, im Journal Sophronizon ſiegreich widerlegt. Den Paulus kenne ich, er iſt ſonſt ein liberaler Mann, hat aber wie viele deutſche Gelehrte über die Judenſachen einen Sparren im Kopf. Ich habe große Luſt im 8ten Bande dieſem Paulus den Kopf zu waſchen.

Paris, Sonntag, den 25. September 1831.

Guten morgen. Heute ſo viel wie möglich, das heißt nur wenig. Geſtern Abend um 10 Uhr bin ich hier angekommen. Meine Reiſe wurde von dem herrlichſten Wetter begünſtigt. Ich logire im Hôtel des Princes, eigentlich in dem nebenbeiliegenden dazu gehörigen Hôtel de l'Europe, rue Richelieu. Als ich geſtern in's Haus trat, zeigte mir der Wirth das Verzeichniß der im Hotel logirenden Fremden, um zu ſehen, ob keine Bekannten darunter wären. Und da fand ich den Michel Beer und Heine.*) Aber meine Freude wegen des Letztern ſollte nicht lange dauern. Er hat geſtern gerade das Haus, und wie ich fürchte, Paris verlaſſen. Die Sache iſt mir noch dunkel. Der Wirth ſagt, Heine habe ſeinen Koffer zu Fould bringen laſſen. Er wiſſe aber nicht, um auf des Fould's Landhaus oder ganz weg zu reiſen. Den Michel Beer habe ich noch nicht geſprochen, vielleicht erfahre ich von ihm, wie es ſich mit Heine verhält. — — Ich habe den Beer geſprochen, mit dem Heine iſt es anders, der, welcher im Hauſe gewohnt, iſt ein Vetter von ihm. Der rechte Heine iſt in Boulogne, wird bald zurückkommen und den Winter hier bleiben. — Deutſche Blätter habe ich ſeit meiner Abreiſe nicht geleſen. Hier iſt alles ruhig. Adieu. Bald mehr.

---

*) Die hier und in den nachfolgenden Briefen vorkommenden Stellen über H. Heine finden ſich ſchon in einer Brochüre zuſammengeſtellt, welche unter dem Titel: Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine. (Ungedruckte Stellen aus den Pariſer Briefen) im J. 1840 bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erſchienen iſt. A. d. H.

Den 27. September.

Sonntag Abend war ich bei ***, welche meine unvermuthete Rückkehr ſehr erfreute und überraſchte. Ich traf da alte Bekannte und neue Freunde. Meine erſte Frage an Madame *** war, wie ihr Heine gefalle? Nun hat dieſe Dame etwas von

Ihrer Art, nicht gerne Böſes von den Leuten zu ſagen; ich merkte ihr aber doch an, daß er dort im Hauſe nicht gefallen. Doch tadelte ſie blos, er ſpräche ſo ordinär, und von einem Schriftſteller erwarte man doch auch in der Unterhaltung gewählte Worte. — — — Geſtern Vormittag kam ein junger Mann zu mir, ſtürzt freudig herein, lacht, reicht mir beide Hände — ich kenne ihn nicht. Es war Heine, den ich den ganzen Tag im Sinne hatte! Er ſollte ſchon vor acht Tagen von Boulogne zurück ſein, aber „ich war dort krank geworden, hatte mich in eine Engländerin verliebt“ u. ſ. w. Man ſoll ſich dem erſten Eindrucke nicht hingeben; aber mit Ihnen brauche ich mich nicht vorzuſehen, das bleibt unter uns, und wenn ich meine Meinung ändere, ſage ich es Ihnen. Heine gefällt mir nicht. Sollten Sie wohl glauben, daß, als ich eine Viertelſtunde mit ihm geſprochen, eine Stimme in meinem Herzen mir zuflüſterte: „Er iſt wie Robert, er hat keine Seele.“ Und Robert und Heine, wie weit ſtehen die auseinander!

Ich weiß ſelbſt nicht deutlich, was ich unter Seele verſtehe; es iſt aber etwas, was oft gewöhnliche Menſchen haben und bedeutendere nicht, oft böſe und nicht gute, beſchränkte und nicht geiſtreiche Menſchen. Es iſt etwas Unſichtbares das hinter dem Sichtbaren anfängt, hinter dem Herzen, hinter dem Geiſte, hinter der Schönheit, und ohne welches Herz, Geiſt und Schönheit nichts ſind. Kurz, ich weiß nicht. Dem *** traue ich Seele zu und dem Heine nicht! Und Sie wiſſen doch, was ich von ***'s Herzen halte! Es iſt aber etwas dahinter. Ich und meines Gleichen, wir affektiren oft den Scherz, wenn wir ſehr ernſt ſind; aber Heine's Ernſt ſcheint mir immer affektirt. Es iſt ihm nichts heilig, an der Wahrheit liebt er nur das Schöne, er hat keinen Glauben. Er ſagte mir offen, er wäre vom Juste milieu, und wie nun alle Menſchen ihre Neigungen zu Grundſätzen adeln, ſagte er, man müſſe aus Freiheitsliebe Despot ſein, Despotismus führe zur Freiheit, die Freiheit müſſe auch ihre Jeſuiten haben. Recht hat er, aber der Menſch ſoll nicht Gott ſpielen, der nur allein verſteht, die Menſchen durch Irrthümer zur Wahrheit, durch Verbrechen zur Tugend, durch Unglück zum Heile zu führen. Wie ich hier von mehreren gehört, ſoll Heine ſich gefallen, eine Melancholie zu affektiren, die er gar nicht hat, und ſoll grenzenlos eitel ſein. Herrliche Einfälle hat er, aber er wiederholt ſie gern, und belacht ſich ſelbſt. Heine ſoll gemein lüderlich ſein. Er wohnt am Ende der Stadt, und ſagt mir oft, es geſchehe um keine Beſuche zu haben. — — Sonderbar — geſtern Abend hörte ich bei *** wiederholt etwas darüber ſpötteln: Heine ſpräche ſo oft und ſo viel von ſeinen Arbeiten. Was doch die Naturen verſchieden ſind! Wenn ich etwas in der Arbeit habe, iſt mir unmöglich, irgend einen außer Ihnen zum Vertrauten meines Geheimniſſes zu machen; mich hält eine gewiſſe Scham davon zurück.

Den 30. September.

Es iſt doch herrlich in Paris! Da ſitze ich Abends acht Uhr auf meinem Zimmer, rauche eine

Pfeife, leſe einen Band von Göthe, und bekümmere mich um die ganze Welt nicht, kann man das in Deutſchland auch haben? Heine habe ich ſeitdem nicht geſehen. Was ich von ihm höre, gibt mir von ſeinem Charakter keine gute Vorſtellung. Es iſt doch ſonderbar, daß ich immer eine Ahnung davon gehabt, und daß ich in ſeinen Schriften, ſo ſehr ſie mir auch gefielen, die unverkennbarſten Zeichen von Charakterſchwäche gefunden. Und Charakterſchwäche iſt das Gefäß für alle Leidenſchaften, und es wird von den Verhältniſſen, dem Zufalle, dem Temperamente abhängen, was alles hineinkömmt. Er ſoll von grenzenloſer Eitelkeit ſein. Er ſpielt und er könnte nichts thun, was mir größeres Mißtrauen gegen ihn einflößte. Er hat ſchon einmal 50 Louisd'or auf einmal verloren. Den etwas bornirten *** ſcheint er als ſeine Lobpoſaune zu gebrauchen, welches ich dieſem in Baden ſchon angemerkt.

Den 3. Oktober.

— — Heine hat mich dieſen Vormittag beſucht.

Er hat ſich nach Ihnen erkundigt und geſagt, Sie wären eine ſehr liebe Frau. Es iſt merkwürdig mit dem Heine und mir. Der erſte Eindruck den er bei mir gemacht, verſtärkt ſich immer mehr. Ich finde ihn herzlos und ſeine Unterhaltung ſelbſt geiſtlos. Es ſcheint, er hat ſeinen Geiſt nur in den Schreibfingern. Er ſpricht kein vernünftiges Wort und weiß aus mir kein vernünftiges Wort hervorzulocken. Er affektirt Menſchenhaß und Verachtung. Gegen öffentliche Kritik ſeiner Schriften iſt er ſehr empfindlich. Er ſagte mir ſelbſt, er ginge am liebſten mit unbedeutenden Menſchen um. Er iſt ſehr verdroſſen und unheiter. Ich ſah es ihm deutlich an, daß er keine rechte Geduld bei mir hatte, und nicht erwarten konnte, bis er fort käme. Auch war ich froh als er ging, denn er hatte mich ennuyirt.

Den 8. Oktober.

— — Ich habe große Luſt mein Journal zu Stande zu bringen. Man rathet mir, dicke Hefte von ſechs Bogen erſcheinen zu laſſen. Ohne die geringſte Anſtrengung könnte ich monatlich drei Bogen machen. Solche Hefte könnte ich den Winter wenigſtens drei zu Stande bringen. Am beſten wäre, es hier auf meine Koſten drucken zu laſſen, aber dabei wage ich zu viel. Das Drucken iſt hier noch einmal ſo theuer als in Deutſchland. Das Heft zu drei Franken verkauft, wäre den ökonomiſchen Deutſchen auch ſchon zu hoch. Das Unglück iſt, daß wie die Deutſchen überhaupt, ſo die Juden insbeſondere gar keinen Eifer haben, ſo ein Journal das doch zu ihrem eignen Beſten wäre, zu unterſtützen. Die Freiheit, wenn ſie einmal Deutſchland bekömmt, wird auch den Juden nicht entbleiben, es kömmt aber darauf an, ſie ſo wohlfeil wie möglich zu erkaufen. Während die Deutſchen nur mit ihren Regierungen um die Freiheit zu kämpfen haben, müſſen die Juden mit Regierungen und mit dem Volke ſtreiten, und haben zwei Feinde zu bekämpfen.

— — Ja mit dem Heine iſt es merkwürdig, wie ich mich getäuſcht habe. Ich werde Ihnen etwas von ihm ſagen, was Sie wundern wird. Heine iſt ein vollkommener Bacher*). Wie er das geworden oder vielmehr als geborner Jude geblieben, iſt mir ganz unerklärlich. Er hat die regelmäßigſte Erziehung und einen viel geordnetern Schulunterricht genoſſen, als ich ſelbſt. Er hat ganz die jüdiſche Art zu witzeln, und opfert einem Witz nicht blos das Recht und die Wahrheit, ſondern auch ſeine eigne Ueberzeugung auf. Dann höre ich überall, er ſei von grenzenloſer Eitelkeit, und ſolchen Menſchen iſt nicht zu trauen. Sie wechſeln die Grundſätze wie die Kleider, um mit der Mode fortzugehen. Seine Neigung zur perſönlichen Satyre, ſowohl im Schreiben als im Sprechen, iſt mir auch zuwider. Sein Spott iſt ſehr bösartig, und man muß ſich ſehr vor ihm hüten, daß man in ſeiner Gegenwart von keinem etwas erzählt was er brauchen kann. So erzählte ich einem gemeinſchaftlichen

---

*) Schüler der bei den Rabbinern den Talmud ſtudirt.
A. d. H.

Bekannten von uns beiden, Robert in Baden jammere, daß in dieſer Zeit ſein Talent zu Grunde ginge. Einen Tag darauf kömmt Heine zu mir und ſagt, er habe das erfahren und werde es bei der nächſten Gelegenheit drucken laſſen; aber nicht von Robert von dem er gut Freund ſei, ſondern er wolle es erzählen, als habe das Raupach geklagt.

Den 13. Oktober.

— — Es hat mir Jemand verplaudert, daß ihm Heine unter Gelobung der ſtrengſten Verſchwiegenheit, beſonders gegen mich, anvertraut, er arbeite an einem politiſchen Werke, ſo etwas über die franzöſiſche Revolution. Er fürchte meine Concurrenz. Was mir dieſe Art mißbehagt, kann ich Ihnen gar nicht genug ausdrücken. Wie iſt es möglich, daß ein Mann wie Heine, von ſo anerkannten großen Verdienſten, ſo kleinlich eitel ſein kann? Geſtern traf ich ihn bei Tiſche. Er verrieth mir, ohne es zu wollen, mit welchen literariſchen Arbeiten er jetzt beſchäftigt iſt. Er fragte mich:

was ich von Robespierre halte? Ich antwortete ihm: Robespierre und Lafayette ſind die einzigen ehrlichen Leute in der franzöſiſchen Revolution. Das ſchien ſeine Meinung auch zu ſein, er wollte mich aushören. So ein kleinliches Weſen kann mich ganz maliciös machen, und ich wäre im Stande, wenn ich einmal beſtimmt erführe, worüber Heine ſchreibt, den nehmlichen Stoff zu behandeln, nur um ihn zu ärgern. —

Geſtern habe ich bei Tortoni Ananas-Eis gegeſſen. Was ſagen Sie dazu, in Ihrem ordinären Vanillen-Frankfurt?

— — Ich komme wieder auf Heine. Sie müſſen aber nicht etwa denken, daß es mir Vergnügen macht Böſes von ihm zu reden, das nicht. Aber er intereſſirt mich als Schriftſteller und darum auch als Menſch. Ich ſammle alles, was ich von Andern über ihn höre, und ich ſelbſt über ihn beobachte. Da es mir nun langweilig iſt, für mich allein Buch und Rechnung über Heine zu führen, lege ich alles was mir von ihm zukömmt, nach und nach in meine Briefe an Sie nieder. Ein ſchwacher Charakter wie Heine's, wie er mir ſchon aus ſeinen Schriften hervorleuchtete, muß in Paris völlig ausarten. Ich ſehe ihn auf böſem Wege, und werde aus hiſtoriſchem und anthropologiſchem Intereſſe ſeiner Spur nachgehen. So müſſen Sie das anſehen. Geſtern Abend war bei *** von ***'s neuer Tragödie die Rede, die er in Baden meinem Urtheil unterworfen. Auf Verlangen ſagte ich meine aufrichtige Meinung davon. Madame *** ſagte mir: Vormittag ſei Heine bei ihr geweſen und habe das Drama gelobt. Darauf bemerkte ich: dann habe Heine geheuchelt, denn er verſtehe das ſo gut als ich. Madame *** erwiederte: ja, wenn man dem Heine tauſend Franken gibt, lobt er das Schlechteſte. Ich, das möchte ich nun gerade nicht glauben. Madame ***: Sie können es mir glauben, ich weiß es. — — Ein Deutſcher erzählte mir, Heine habe ihm geſagt: Metternich könnte mich nur auf eine Art kaufen; wenn er mir alle Mädchen von Paris gäbe. (Ich ſage

Mädchen; Heine aber gebrauchte den gemeinſten Ausdruck dafür.) Er hat eine Art von Lüderlichkeit, die mir nie weder in Büchern, noch im Leben vorgekommen iſt, und die ich mir pſychologiſch gar nicht erklären kann. Gemeine Sinnlichkeit trifft man häufig; aber doch ſelten wird ein junger Menſch von ſeinen gemeinen Ausſchweifungen, als von etwas Schönem, öffentlich ſprechen. Romantiſche Liebe iſt immer verſchämt und verſchwiegen. Heine aber läuſt den gemeinſten Straßendirnen bei Tag und Nacht nach, und ſpricht in einem fort von dieſer häßlichen Gemeinheit, in welcher er ein äſthetiſches Vergnügen findet. Neulich kamen wir Abends vom Eſſen. Er ſagte mir, er ging in den Passage des Panoramas — was er dort zu thun habe? Ich will ſehen, ob keines von den Mädchen, die ich kenne, ein neues Kleid an hat — Heine iſt doch ſchon dreißig Jahre alt.

Den 19. Oktober.

Ich fange wie Frau *** an: ich weiß gar nicht was ich Ihnen ſchreiben ſoll. Ich habe Paris nun völlig aufgegeſſen, es iſt zu meinem Fleiſche, zu meinem Blute geworden, und da es ſo nicht mehr außer mir liegt, ſehe ich es und ſchmecke es nicht mehr; ich verdaue es blos. Um mich deutlicher auszudrücken: Paris das ſonſt meine Geliebte war, iſt jetzt meine Frau, nur daß meine Flitterwochen nicht endigen werden wie in der andern Ehe.

.... Der Eſel bringt mich um 20 bis 30 Franken. Aber bin ich nicht ſelbſt ein Eſel, daß ich mit Leuten umgehe, die mir nichts einbringen, wie mit Ihnen und Ihresgleichen, weil ich das Böſe das ich von Ihnen ſagen könnte, nicht darf drucken laſſen? Ich rede von ***, leider meinem guten Freunde. Geſtern Abend wurde ſein Stück aufgeführt. Nun könnte ich zwar einiges Gute darin finden und das loben; aber was hilft mich das? Bedingtes Lob beleidigt gewöhnlich noch mehr als unbedingter Tadel; denn bei letzterm kann man ſich mit der Partheilichkeit oder dem Unverſtande des Kritikers tröſten.

Mein Werk: „Meine Flucht vor der Cholera“

wird ſehr ſchön werden. — Nach Frankfurt zu gehen hätte ich aber in keinem Falle die geringſte Luſt. Die dortige Philiſterei fürchte ich mehr als die Cholera. A propos Cholera und kaltes Waſſer. Ich habe Einen geſprochen, der den Waſſerdoktor Oertel perſönlich kennt. Er trinkt nie einen Tropfen Waſſer, ſondern nur Bier und Wein. Ich denke, daß darum ſeiner Empfehlung des Waſſers um ſo mehr zu trauen iſt. Sie iſt unpartheiiſch. — In Bockenheim mein Journal drucken zu laſſen finde ich nicht räthlich, am beſten iſt immer es wird in Paris gedruckt.

Den 22. Oktober.

Sie werden mit Verwunderung erſehen, daß meine Pariſer Briefe ſchon erſchienen ſind. Ein Reiſender, der vor vierzehn Tagen Hamburg verließ, ſagte mir, er habe ſie dort bei Campe geſehen. Nun wird es aber verdammt lange dauern, bis ich meine Frei-Exemplare bekomme, wegen der Wochenlangen Quarantaine. — Beſte, was ſagen Sie dazu, daß wir nach der Cholera als Deſſert die

Peſt bekommen werden? In Moskau iſt ſie ſchon, und nach dem geſtrigen Journal des Débats, haben ſich Peſtſpuren ſogar ſchon in Danzig gezeigt. Ich zweifle nicht, daß ſie ſich verbreitet, denn ſchon vor einem halben Jahre wußte man, daß die ruſſiſche Reſerve-Armee, die man aus Aſien gezogen um ſie nach Polen zu ſchicken, die aſiatiſche Peſt mit ſich führe. Die Peſt iſt noch ſchlimmer als die Cholera. Zwar in ſo fern iſt ſie weniger gefährlich als unſer lieber Gaſt, als ſie nur durch Anſteckung, nicht durch die Luft ſich verbreitet, man alſo durch ſtrenge Abſonderung ſich vor ihr hüten kann. Aber eben dieſe Möglichkeit ſich durch Abſperrung zu ſchützen, macht die Peſt in ihren moraliſchen und politiſchen Folgen, weit verderblicher als die Cholera. Land vertheidigt ſich gegen Land, Stadt gegen Stadt, Haus gegen Haus, alle Bande der Freundſchaft, der Geſelligkeit werden aufgelöſt, aller Verkehr, aller Handel hört auf, und Hungersnoth, Armuth und Jammer aller Art, werden die Welt durchwühlen. Rußland überhäuft uns mit Wohlthaten!

O es iſt zu ſchrecklich! Es iſt die Büchſe der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Geſtern las ich etwas von der Cholera, worüber ich lachen mußte. Sie ſind ſchlau, Sie werden ſchon merken warum. Man hat nehmlich immer behauptet, daß große Furcht vor der Cholera zur Anſteckung beſonders disponire. Nun macht aber der bekannte Dr. Ruſt in der Berliner Zeitung bekannt, daß dem keineswegs ſo ſei. Es wäre in Berlin noch nicht ein Fall vorgekommen, daß Jemand durch Furcht ſich die Cholera zugezogen habe. Da nun aber in Berlin, wie bekannt, ſich die meiſten Menſchen vor der Cholera ſehr gefürchtet haben, ſo würde, wenn keiner der Furchtſamen die Krankheit bekommen, daraus folgen, daß nicht allein die Furcht zur Cholera nicht geneigt mache, ſondern daß ſie ſogar davor ſchütze. Ich kann mir das auch leicht erklären, denn die Furchtſamen hüten ſich. Darum beſchwöre ich Sie, daß, wenn die Cholera in Ihre Nähe kömmt, Sie ſich fürchten ſollen. Es wird Ihnen zwar ſchwer fallen, aber durch Fleiß und

Beharrlichkeit erlangt man alles. Ja Sie ſollen jetzt ſchon anfangen ſich zu fürchten, vor dieſen und jenen und allen möglichen Dingen, damit Sie in die Uebung kommen. Wollen Sie das thun? Es wird ſehr zu meiner Beruhigung gereichen. Nach beſeitigter Gefahr können Sie ja Ihren Heldenmuth immer wieder hervorholen.

In dem neueſten Hefte des Mercure de France, einem wöchentlich erſcheinenden Journal, ſtehen Aphorismen aus meinen Schriften, die recht gut überſetzt ſind. — Hat man denn in Frankfurt auch davon geſprochen, daß Paskewitſch in Warſchau auf der Straße ermordet worden iſt? Eine hieſige Zeitung gab geſtern die Nachricht. Unglaublich iſt es nicht. Wie dumm, unpolitiſch und grauſam war es vom ruſſiſchen Kaiſer, dem Paskewitſch den Titel eines Herzogs von Warſchau zu geben, und dadurch das Unglück der Polen zu verhöhnen, und ihren Haß gegen ihren Unterdrücker noch giftiger zu machen. Welch' ein ſchnöder Hochmuth!

Neulich kramte ich unter meinen Papieren und fand das Rheiniſche Wanderbuch*), wie es zu ſeiner Zeit im Morgenblatte abgedruckt war. Ich las es und es gefiel mir ſehr gut. Aber ſagen Sie mir, warum habe ich das nicht in meine Werke aufgenommen? Haben Sie denn damals gar nicht davon geſprochen, gar nicht daran gedacht? — Ihr Conrad lieſt ſchon ſeit vierzehn Tagen Iphigenia, Egmont, die natürliche Tochter, und das übrige Theater von Göthe mit dem größten Eifer. So oft ich nach Hauſe komme, finde ich ihn über den Büchern. Es iſt mir nicht lieb, ich will nicht, daß meine Unterthanen aufgeklärt werden, das führt zu Revolutionen.

Heine war bei mir und hat mir aufgetragen Sie zu grüßen. Er fragte mich, wie oft ich Ihnen ſchreibe, und als er hörte, wöchentlich zweimal, war er ſehr darüber erſtaunt. — Höchſt bedauernswürdig iſt der Heine, aber nicht blos zu beklagen, ſondern auch anzuklagen, wegen ſeiner Geſundheit, die er durch Ausſchweifungen zerrüttet und täglich mehr verdirbt. Er hat ſich durch ſein lüderliches Leben ſolche Uebel zugezogen, welche die Nerven und den Kopf endlich ganz zerſtören, ſo daß dieſer ſo geiſtreiche Menſch noch einmal dumm, ja wahnſinnig werden kann, wenn er nicht ſo glücklich iſt, früher das Leben zu verlieren. Er iſt ſo erſchöpft, und das iſt der Ausdruck, womit er gewöhnlich ſelbſt klagt, daß er Abends 9 Uhr zu nichts mehr zu brauchen iſt, und ſich zu Bette legen muß. Er leidet beſtändig am Kopfe. Als er mir heute ſein Uebel klagte, mochte ich ihm freilich die gefährlichen Folgen desſelben, die er nicht kennt, nicht aufdecken, aber ich gab ihm mit dem wärmſten Eifer die beſten Verhaltungsregeln, wie er ſeine Lebensart einzurichten und ſich zu heilen habe. Es iſt aber nicht daran zu denken, daß er ſie befolgt; denn ſein Charakter iſt zu morſch, er hat nicht die geringſte Willenskraft mehr.

---

*) S. nachgelaſſene Schriften, I. p. 1 f.

Den Brief muß ich heute ſchon ſchließen, ob er zwar morgen erſt abgeht; denn morgen habe ich keine Zeit etwas hinzuzuſetzen. Ich muß nehmlich mich früh putzen, um von elf Uhr an, erſt auf der Mairie und dann in der Kirche zuzubringen. Der S. macht Hochzeit, und ich werde als Zeuge der bürgerlichen und kirchlichen Trauung beiwohnen. Heine iſt der andere Zeuge. Wenn mir die Ceremonie gefällt, denke ich ſie bald nachzumachen. — Glauben Sie nicht — wenn Sie das tröſten kann, daß die Polen durch Verrath untergegangen. An Verräthern wird es zwar nicht gefehlt haben, aber der Verrath des Glückes geht immer vorher. So iſt Napoleon auch untergegangen. Als ihn das Glück verließ, verließen ihn die Allertreuſten.

Den 27. Oktober.

Ich habe von Campe in Hamburg Nachricht erhalten. Das iſt ein Erzſchelm, und was zum lachen iſt, er theilt mir ſeine Schelmereien als etwas neues mit. Als hätte ich die nicht ſchon längſt gekannt! Nachdem er ſich immer angeſtellt, als wollte er die

Pariſer Briefe dem Publikum als den noch ſchuldigen achten Theil überlaſſen, rückt er jetzt damit heraus: er habe an meinen Schriften großen Schaden gehabt, es ſei daher billig, daß er ſich wieder auf andere Art zu erholen ſuche. Das hat der ehrliche Mann nun ſo angefangen. Aus den Pariſer Briefen hat er zwei Theile gemacht, die er als beſonderes Werk verkauft, und die als neunter und zehnter Theil meiner Werke hervortreten. Und der achte Theil? den achten Theil bildet das Tagebuch. Das wäre freilich ein magerer Band, aber er ſei ja dem Publikum nicht mehr ſchuldig! Die Briefe werden gewiß vier bis fünf Gulden koſten. Das Spaßhafteſte iſt aber, daß der neunte und zehnte Theil früher erſcheinen als der achte. Dieſer (das Tagebuch) wird erſt im Januar gedruckt. Die Abonnenten meiner Werke, die ſo lange auf den achten Theil gewartet, müſſen alſo jetzt noch länger warten, und wenn ſie die Briefe haben wollen, müſſen ſie ſie beſonders bezahlen. Campe ſchreibt: Die Pariſer Briefe würden ein Labſal für die

Leute ſein. Ich kann mir wohl denken, daß ſie ihm ein Labſal ſind. Was meine Werke nun auf einmal dick geworden ſind! jetzt bilden ſie zehn Bände. Blaſen Sie die um, wenn Sie können.

Vorgeſtern war die Trauung von Dr. S. Ich bald geſtorben vor Ungeduld. Das ſoll mir aber zur Warnung dienen. Wenn ich das ſo langweilig an einem Freunde fand, wie unerträglich müßte mir erſt ſein, wenn ich ſelbſt heirathete. Von zehn bis zwei Uhr haben mich die beiden Trauungen auf der Mairie und in der Kirche hingehalten. Ich und Heine waren Zeugen und mußten die Protokolle des Civilſtandes und des Kirchenbuches unterſchreiben. Als der Sekretair Heine fragte, wie ſein Name geſchrieben werde? antwortete er: mit einem Hache, ſtatt zu ſagen mit einem Asch (H). Darüber wurde er von S. und H. ausgelacht, was ihn in die größte Verlegenheit ſetzte, denn ſo gern und oft er ſpottet, ſo wenig kann er doch ſelbſt Raillerie ertragen. Auf der Mairie fragte man S., ob ſeine Frau ihren Namen unterſchreiben könne? das iſt hier etwas ſeltnes. Es wurden zugleich noch zwei andere Paare aus den niedrigſten Ständen getraut, deren Begleiter und Zeugen zum Theile keine Strümpfe hatten. Dieſe intereſſirten mich im höchſten Grade. Aber man mag ſagen was man will: die Armuth an Geld und Bildung macht ſelbſt die Liebe minder ſchön. Dieſe guten jungen Ehpaare, die ſich wahrſcheinlich ſehr lieb hatten — man hatte Mühe, ſie in ihrem gemeinen Putze, und in ihrem zwar beſcheidenen aber doch auffallenden Betragen gegen einander, nicht lächerlich zu finden. Bei dieſer Heirathsgelegenheit wo ich drei Stunden mit Heine beiſammen war, konnte ich ihn recht gut beobachten und kennen lernen. Nie iſt mir eine feigere Seele vorgekommen, die ſich mit ſolcher Geduld von ihrem Körper tyranniſiren läßt. Er iſt ſo herunter, ſo morſch, ſo bettlägerig in ſeinem ganzen Weſen, daß ich mir immer im Stillen überlegte, ob er mehr zu verachten oder mehr zu bedauern ſei. Wenn Einer mit einem ſolchen unglückſeligen Zuſtande Nachſicht hat, ſo habe ich ſie, denn ich brauche ſie ſelbſt für mich. Ich habe doch auch ſeit meiner frühſten Jugend an Krankheiten gelitten, die mein Gemüth beunruhigten, aber völlig beherrſchen und umwerfen konnten ſie mich doch nie, und mein Stolz ſiegte immer noch über meine Nerven. Heine aber verſucht nicht den geringſten Widerſtand, und wie eine Wetterfahne gibt er jeder Laune des Windes nach. Zerriſſen, ausgefaſert, abgefärbt, wie ein alter ſeidner Weiberrock, verdroſſen, niedergebeugt, wehmüthig, wie einer der den Katzenjammer hat — ich möchte ſo nicht leben. Sollte einmal in Deutſchland eine politiſche Revolution eintreten, ſo würde Heine eine zwar kurze, aber für ihn und die Welt höchſt verderbliche Rolle ſpielen. Er wäre wie alle ſchwache Menſchen, der blutigſten Grauſamkeiten fähig. Er iſt von der größten Feigheit, und er hat mir offen geſtanden, daß er in Italien mit Florenz ſeine Reiſe beſchloſſen, weil er ſich gefürchtet nach Rom zu gehen, denn er habe Feinde dort, die ihn gewiß hätten ermorden laſſen (wahrſcheinlich Graf Platen). Chriſtenthum, Religion überhaupt, iſt ihm nicht blos ein Gräuel, es iſt ihm ein Ekel. Und als er unter ſolchen Geſprächen mich auf der Straße verließ und ich ihm eine Weile nachſah, kam er mir vor wie ein welkes Blatt, das der Wind umher treibt, bis es endlich durch den Schmutz der Erde ſchwer geworden, auf dem Boden liegen bleibt, und ſelbſt zu Miſt wird.

Weil wir gerade von Schmutz reden, muß ich Ihnen noch folgendes von meiner Heirathsgeſchichte erzählen. Als ich um zehn Uhr von zu Hauſe wegfuhr, dachte ich, in einer Stunde wäre alles vorüber, und ich ſah mich daher mit keinem Frühſtücke vor. Mein Hunger ſtieg und ward endlich ſo heftig, daß ich es nicht länger mehr aushalten konnte. Kurz vor der Ceremonie eilte ich aus der Kirche, um ſchnell etwas zu eſſen. Aber in dieſem finſtern, engen, armſeligen, mir gänzlich unbekannten Theile der Stadt, war weit und breit kein Kaffehaus, kein Bäcker, kein Patiſſier zu finden, und ich ſollte ſchnell zurück ſein. Endlich gab mir mein guter Genius den Gedanken ein, mir bei einem Epicier eine Tafel Chokolade zu holen. Mit dieſer eilte ich zurück, ſtellte mich unter der Kirchthüre neben den Kirchendiener, und aß mit dem größten Heißhunger. In meiner Eile, denn ich fürchtete die Trauung zu verſäumen, und in meinem warmen Eifer, bereitete ich mir im Maule ohne Topf und Feuer eine ganz natürliche Trinkchokolade. Da aber der Mund nicht zum Topfe eingerichtet iſt, lief die Chokolade heraus, und über meinen guten ſchwarzen Rock, und eine noch ganz neue ſeidne Weſte. Ich war ganz in Verzweiflung darüber. Nicht etwa als hätte ich mir aus den verdorbenen Kleidern viel gemacht; aber mit Schrecken dachte ich daran, was es für Zank abſetzen würde, wenn wir zuſammen kommen, und Sie das Unheil entdeckten. Ich hatte mir feſt vorgenommen mich in die Seine zu ſtürzen, wenn die Flecken nicht herausgingen. Aber Conrad brachte alles wieder in's Reine. Sie ſehen alſo was dieſe Heirath eines Andern mir für Langeweile, Zeitverluſt und Betrübniß verurſacht. Ich beſchwöre Sie alſo, theuerſte Freundin, mir nie wieder von Heirathen zu ſprechen.

Den 28. Oktober.

Mit Ihrem Briefe hatte ich heute große Freude. Er überraſchte mich, da ich ihn erſt Morgen erwartete. Recht ſchön, daß Sie nach Rüdesheim gehen. An ſchönem Wetter wird es nicht fehlen. Hier iſt es fortwährend herrlich. Die Wärme faſt täglich 18 Grad... Da mir Campe geſchrieben, daß der Druck der Briefe erſt dieſe Woche beendigt wird, können Sie das Buch in Frankfurt vor Ende Novembers nicht erhalten. Was werden aber die Leute jammern, wenn ſie erfahren, daß ſie das Buch beſonders bezahlen müſſen, und nicht als achten Theil meiner Werke unentgeldlich erhalten. In Frankfurt werden nun manche die Schuld auf mich werfen. Sie müſſen mich daher rechtfertigen, den Leuten ſagen, daß ich den achten Theil früher als die Pariſer Briefe abgeliefert, und daß Campe ihn nur aus Spekulation zurückhält. Daß die Briefe gefallen werden, werde ich ſo lange bezweifeln, bis die Erfahrung mich vom Gegentheile belehrt. Daß .... ſtehen geblieben, iſt Ihre Schuld. Ich habe es ſtreichen wollen, Sie haben ſich aber dagegen geſetzt. Und wenn man ſich darüber beklagt, werde ich mich in einem Journale vertheidigen, und alle Schuld auf Sie werfen. Ich freue mich ganz unbändig wie die Rezenſenten über Sie herfallen werden. Sie dumme, dumme, dumme Perſon, ſich ſo von mir zum beſten halten zu laſſen!

Neulich war ich in der Opera-Comique. Dieſes Haus, das an die Stelle des von Ihnen gekannten Theatre Feydeau kam, welches abgeriſſen worden iſt, hatte ich noch nie geſehen. Es iſt eines der ſchönſten und größten Theater hier. Drei Opern wurden an einem Abende gegeben! fünf Akte! Fra Diavolo und noch zwei einaktige. Ich war froh, als der Spaß ein Ende hatte. Nach den Italienern kann Einem das franzöſiſche Singen nicht gefallen. Und Auber nicht nach Roſſini. Morgen über acht Tage tritt meine geliebte Malibran wieder auf, und ich habe ſchon geſtern mein Billet zur Vorſtellung holen laſſen.

Mit meiner Wäſche habe ich große und wichtige Reformen vorgenommen. Die Goliaths-Halstücher die Sie mir einſt gekauft, habe ich theilen, und die langen, weiten Kragen an meinen guten Hemden, kürzer und enger machen laſſen. Die Näherinnen gehen den ganzen Tag bei mir aus und ein. Aber ſein Sie ruhig, Conrad läßt mich nie mit einer nur einen Augenblick allein. Ich muß den Eſel einmal einem jungen Menſchen auf vier Wochen zur Bildung überlaſſen, damit er bei ſolcher Gelegenheit Prügel bekomme und Sitten lerne. Geſtern kam eine neue Ouvrière zu mir (ich hatte die Erſte wegen ihrer Saumſeligkeit abgeſchafft) die ſehr ſchön war. Der Conrad blieb ihr nicht allein immer zur Seite, ſondern lachte auch dabei ganz ſonderbar. Was er Gutes im Sinne hatte möchte ich wiſſen; denn an etwas Arges dachte er gewiß nicht. Das ſchöne Mädchen gerieth, wie ich ganz deutlich bemerkte, über das verdammte Lächeln meines Schelms von Figaro in die peinlichſte Verlegenheit.

Gegen voriges Jahr ſpare ich monatlich vierzig Franken an Hausmiethe. Dagegen brenne ich jezt Wachslichter, zur ſprachloſen Bewunderung aller armen Deutſchen die mich beſuchen, und zum Entſezen des *** der, als er die Wachslichter ſah, gewiß die lezte Hoffnung aufgab noch einmal eine günſtige Rezenſion von mir zu erkaufen.

Den 30. Oktober.

Guten Morgen.... Ich will noch ein wenig ſatiriſiren und dann mit einigen Worten über die Cholera dieſen langen Brief auf eine angenehme Weiſe ſchließen. Der Herzog von Mortemart, franzöſiſcher Geſandter in Petersburg, hat dort alle Erfahrungen über die Cholera ſammeln, und in einer im populären Vortrage abgefaßten Brochüre bekannt machen laſſen. Die Blätter der Regierung empfehlen die Schrift dem Volke. Daraus ſchließe ich, daß man die Hoffnung, die Cholera von Frankreich entfernt zu halten, aufgegeben hat. Ich weiß nicht ob ich nicht lieber in Paris bleiben ſoll. Aengſtlich bin ich gar nicht, denn ich würde mich durch zweckmäßige Diät ſchon zu bewahren wiſſen. Was meinen Sie? Reden Sie nur ohne Scheu; ich thue doch was ich will, und Sie übernehmen gar keine Verantwortlichkeit — Sie irdiſche Vorſehung! .. In der Hamburger Zeitung werden in den Kranken- und Todtenliſten auch die Verhältniſſe der Geſchlechter angegeben. Auf 4 Kranke und 4 Todte kömmt immer nur eine Frau, was werden die Männer im Preiſe ſteigen, die Weiber im Preiſe ſinken! .. Merkwürdig iſt das Zahlenverhältniß der abnehmenden Verderblichkeit der Cholera, wie ſie in den cultivirten Ländern weiter vorſchritt. In Lemberg ſind geſtorben von 1000 Einwohnern 51 Perſonen; in Mitau 34; in Riga 31; in Poſen 16; in Petersburg 12; in Königsberg 11; in Elbing 9; in Danzig 8; in Stettin 5; in Berlin 4. Alſo im Oeſterreichiſchen, in dieſem glücklichen Reiche, wo die meiſte Unwiſſenheit herrſcht, ſind auch die meiſten geſtorben! In Wien ſoll die Sterblichkeit weit größer ſein, als in den dortigen Zeitungen angegeben wird.

Mittwoch, den 2. November.

Ueber eine Menge Dinge bin ich dieſen Morgen vergnügt! Ich möchte gern mein ganzes Glück mit Ihnen theilen, aber ich zweifle, daß Sie die ganze Hälfte annehmen. **Erſtens**: über das rauhe, kalte, regneriſche, winterliche Wetter. Ich habe zum erſten Male Feuer gemacht, und an dieſem Tage, wenn die Natur abtritt, und der Menſch die Regierung des Jahres beginnt, fühle ich mich immer etwas königlich geſtimmt. **Zweitens**: Ueber die Frankfurter Revolution. **Drittens**: hat mir Herr von Haber geſtern Abend köſtlichen Tabacl geſchickt, aber vom beſten Holländiſchen. **Viertens**: habe ich beim Frühſtück mich und meine Lage mit Heine und der ſeinigen verglichen und geſehen, wie viel beſſer und glücklicher ich bin als er. Endlich — aber das glauben Sie mir nicht, es iſt eine Idylle — bin ich nach dem Frühſtücke plötzlich um einige vierzig Jahre jünger, in meine früheſten Kinderjahre zurückgezaubert worden. Ich habe ......! Götter! — — Das bringt Glück. Da kömmt Ihr Brief, den ich nicht erwartet, von dem ich nicht geträumt. Sie waren etwas zerſtreut, Madame, als Sie Ihren Brief anfingen, Sie haben ihn vom 9. Oktober datirt, ſtatt vom 28. Oder wollten Sie ſich um 19 Tage jünger machen? Dem S. danke ich auf's freundlichſte für ſeinen umſtändlichen Bericht über die drei glorreichen Frankfurter Tage. Daß „nur Kinder und Diplomaten die Thorſperre nicht bezahlen," werde ich einmal drucken laſſen. Es ſind fünfzehn Sylben, die mir 11 Kreuzer 1 Pfennig Honorar einbringen. Paſſen Sie recht auf, daß Sie mir noch mehr Sylben verſchaffen; man braucht hier erſchrecklich viel Geld. — Es iſt doch ſchade, daß Sie nicht am Rhein waren. Die Erinnerung eines im Herbſt genoſſenen Vergnügens kann einem den ganzen

Winter warm machen. Möchten Sie dafür Erſatz finden.

Sonntag habe ich mit Heine bei *** zu Mittag gegeſſen. Wir trafen uns zufällig vor dem Hauſe und traten zugleich ein. Als wir in's Zimmer kamen fragte ich Madame ***, iſt denn der Boden ſtark genug, kann er zwei große Männer wie wir zugleich tragen? Es war das erſte Mal, daß ich mit Heine in Geſellſchaft war. Mit mir ſprach er wenig, ja er blieb immer von mir entfernt, und ſuchte ſich einen eignen Mittelpunkt. Abends, da mehrere Leute zur gewöhnlichen Sonntags-Geſellſchaft kamen, bemerkte ich, daß Heine mit keinem der bedeutendern, gebildetern ſprach, ſondern ſich gerade dem Jüngſten in der Geſellſchaft, faſt noch ein Knabe, zur Seite ſetzte, und ſich mit ihm unterhielt. Er war gerade bei beſſerer Laune als gewöhnlich, ich kann ihn alſo nicht einmal mit ſeiner Hypochondrie entſchuldigen. Seit kurzem iſt eine Schauſpielerin vom dritten Range, mit ihrem Manne, einem Theaterdichter, hier. Bei dieſen

Leuten iſt Heine zu allen Zeiten des Tags. Und das ſind nicht etwa genialiſch-joviale — lebensluſtige Menſchen, ſondern ganz ſolid-bürgerliche, aber auch ſehr gewöhnliche Menſchen. Was halten Sie von einem ſolchen eiteln Charakter, immer gemeine Umgebungen zu ſuchen, um überall der Erſte zu ſein? Man merkt es dem Heine deutlich an, wie er immer gern was beſonders Auffallendes ſagen möchte, und lieber ſchweigt, als etwas gewöhnliches ſpricht. Beſonders ärgert mich an ihm ſeine Sucht immer Lachen zu erregen. Lachen iſt eine der unterſten Seelenbewegungen, und ein Mann von Geiſt ſollte auf höhere Wirkung ausgehen. Er hat mir neulich geſagt, daß er ſpiele, und ich habe ihm ganz freundſchaftlich den Text darüber geleſen. Was ich gegen das Spiel vorgebracht, ſchien ihm alle neu zu ſein. Ueberhaupt mag er ſich um die Moral nie viel bekümmert haben. Der arme Heine wird chemiſch von mir zerſetzt, und er hat gar keine Ahnung davon, daß ich im Geheim beſtändig Experimente mit ihm mache. — — Philoſoph iſt Heine nicht und wird nie einer werden, und da bedenke ich dann freilich trotz meines argen Tadels, daß wenn man Heine ſeine Täuſchungen, ſeine Verirrungen, ſeine Gedankenloſigkeit nähme, der Duft und Nebel, der ſo reizend und zauberiſch über ſeine Schriften verbreitet iſt, ſchwinden, und dann wenig an ihnen und an ihm ſelbſt übrig bleiben würde.

Neulich beſuchte ich *** zum Erſtenmale, fand ihn aber nicht zu Hauſe. Ich ennuyirte mich eine qualvolle Stunde lang mit der Frau allein. Sie hat etwas im Geſichte was mir gefällt, aber ſie wußte mich gar nicht zu unterhalten und ſchien mir betrübt. Wenn die zufrieden iſt, dann muß ich mich wenig verſtehen auf den Ausdruck des Mißmuths, und das Glück muß eine Farbe haben, die ich gar nicht kenne.

Sie ſind ungeduldig auf meine Pariſer Briefe. Ich zittere um ihre Erſcheinung, weniger wegen Deutſchland als wegen Paris. Sie werden mit ſolcher Ungeduld erwartet, daß ſie der Erwartung nicht entſprechen könnten, auch wenn ſie beſſer wären als ſie ſind. Aber Sie beleidigen mich, wenn Sie vom 8ten und 9ten Bande meiner Werke ſprechen. Bin ich denn ein ſolcher Lump, daß ich nur neun Bände geſchrieben? Zehn habe ich gemacht. Der 9te und 10te kommen jetzt, der 8te Krüppel hinkt ſpäter nach. Verboten werden ſie gewiß, und ich erwarte daß ſie ſogar mich verbieten.

Freitag, den 4. November.

Wird ſich diesmal wieder eine gute Seele (um aus Höflichkeit nicht Narr zu ſagen) finden, meine Briefe abzuſchreiben? — Auf jeden Fall theile ich Ihnen mit, wie ich die Briefe abgeſchrieben zu haben wünſche, damit die Fehler des vorigen Mals, die mir ſo viel Beſchwerlichkeiten verurſacht, vermieden werden. Erſtens: Zu jedem Brief muß ein neuer Bogen genommen werden. Zweitens: Wenn der Brief mehrere Daten hat, muß mit jedem Datum ein neuer Abſchnitt gemacht werden. Drittens: Nach jedem Gedankenſtrich wird in der Regel ein neuer Abſchnitt gemacht. Der Herr Abſchreiber oder die Frau Abſchreiberin werden aber zu unterſcheiden wiſſen, wenn Sätze, ob zwar durch einen Strich getrennt, zuſammen gehören, in welchem Falle kein Abſchnitt gemacht wird. Viertens: Abbreviaturen ſind bei Gefängniß, germaniſirte lateiniſche oder franzöſiſche Worte mit lateiniſchen Lettern zu ſchreiben, bei Brandmarkung, und tz (wie jetzt ſtatt jezt) bei Todesſtrafe verboten. Uebrigens wird alles abgeſchrieben. Mit Ausnahme deſſen was a. gegen die beſtehende Staatsverfaſſung, b. gegen die Religion, c. gegen die Sitte, d. gegen den Adel, e. gegen den hohen deutſchen Bund, f. gegen die auswärtigen Mächte, g. gegen die innern Angelegenheiten gerichtet iſt.

Wer hat mir denn die ſchönen meteorologiſchen Beobachtungen mitgetheilt? Ihr Revolutionärs habt aber ein miſerables Klima in Vergleichung des hieſigen. In den Tagen von dem 15.—21. Okt. war eure höchſte Wärme um 3 Uhr Nachmittags 15 Grad und hier 19, eure kleinſte Wärme um Mittag 8 Gr. und hier 15.—

Freitag, den 4. November.

Ich habe heute wieder einen Brief von Campe erhalten. Der nimmt die Backen voll! Es iſt doch ſchön, daß jeder Schriftſteller wenigſtens einen guten Rezenſenten findet — ſeinen Verleger. Er ſchreibt mir: „.... Der Drucker, würde er bekannt, wäre unglücklich;“ alſo darüber geſchwiegen.
„.. Die Verſendung in entfernte Gegenden iſt
„durchweg ſeit dem 21. (Oktober) vollendet, hier
„geſchieht ſie den 12. November... C. der mich
„entſetzlich um einige Bogen nur plagte, hat aus
„Vorſicht nicht einen Buchſtaben zu ſehen bekommen,
„weil die Confiskation nach meiner Erfahrung, ſofort
„nach Bekanntmachung erfolgt. Geſchieht es
„nicht, ſo iſt es aus Rückſicht gegen Sie, da man
„Sie nicht unter die Wandelbaren: Witte, Maltitz,
„Heine u. ſ. w. zählt, ſondern etwa aus Reſpekt
„für Ihren konſequenten Charakter unterläßt. Denn
„beim deutſchen Publikum ſind Sie als ein bedächtiger,
„zu einer gewiſſen Reife gekommener,
„redlicher Mann bekannt, den man alſo mit der

„Jugend nicht in einen Topf werfen kann. Auf dieſe Rückſicht baue ich etwas, ſo daß nicht augenblicklich das Verbot da iſt, ſondern mir Zeit gelaſſen wird, mein Geſchäft damit möglichſt zu ordnen ..". Sie ſehen aus Campe's Aeußerungen, beſonders aus den Complimenten, die er mir macht, wie vergnügt er iſt, und daß er ſich goldene Berge von dem Buche verſpricht.

— — Von Heine ſtehen jetzt die erſten Artikel eines langen Aufſatzes über die letzte Pariſer Gemälde-Ausſtellung im Morgenblatte. Ich bin heute mit der größten Begierde darüber hergefallen, aber nicht befriedigt worden. Schöne Sachen ſind darin, das verſteht ſich. Man ſieht es ihm an, daß er ſich nicht frei gefühlt. Er hat ſich zwar den Gegenſtand gewählt, aber man wird freiwillige Dienſtbarkeit noch überdrüſſiger als aufgezwungene. Man frägt ſich: warum war ich ein Narr? Ueberhaupt glaube ich, daß Paris kein geſundes Klima für Heine's Geiſt iſt. Man kann auf Paris anwenden, was er ſelbſt ſo wahr von London geſagt: es iſt ein

Ort für Philoſophen aber nicht für Dichter. Auch hier liegt der Stoff zu hoch und dick auf allen Wegen, und der Dichter kann ſelbſt mit den Flügeln ſeiner Phantaſie nicht darüber hinaus. Auf die andere Seite zu kommen, muß man ein philoſophiſches Ungeziefer ſein, wie ich, das ſich durch die kleinſte Ritze einer Mauer windet. Sehr ergötzt in Heine's Artikel hat mich, was er bei Gelegenheit eines Gemäldes von Talleyrand ſagt. Gerade das Gegentheil von dem was ich, auch bei Gelegenheit eines Gemäldes über ihn geäußert. An dieſem Beiſpiele zeigt ſich am deutlichſten der Unterſchied zwiſchen einem Dichter und einem Philoſophen. Heine ſah nur die vordere Seite von Talleyrand, die ich ſelbſt auch am frühſten wahrgenommen. Aber als philoſophiſcher Wurm bohrte ich mich endlich durch die Scheidewand und erkannte auch Talleyrand's Rückſeite. Gewinn iſt freilich dabei nicht für den alles durchdringenden Philoſophen; er weiß mehr als der Dichter, und weiß darum endlich gar nicht was er weiß. Es iſt zu wiederholen, Heine's Aufſatz hat mich angezogen, aber nicht gefeſſelt, ich las ihn zerſtreut, und was mir zum erſtenmale mit ſeinen Schriften begegnete, ich war nicht verdrießlich, als ich mit dem Leſen fertig war. Der Eindruck auf mich iſt ſo, daß ich in Verlegenheit ſein werde, wenn er mich um meine Meinung fragt. Zum Glücke kann ich in Paris lange die ausweichende Antwort geben: ich hätte die Blätter noch nicht zu ſehen bekommen. Leſen Sie den Aufſatz und ſagen Sie mir Ihre Meinung.

Den 10. November.

Sie wollen mir nicht eher ſchreiben, als bis dieſer mein Brief ankömmt? Wiſſen Sie denn aber auch, daß mir dann eine Faſtenzeit von zehn Tagen aufgelegt wird, von heut an gerechnet? Aber immerhin, thun Sie was Sie wollen, wie es in den Wald hineinſchallt, wird es herausſchallen.

Den 11. November.

Von Campe erhielt ich heute folgendes Schreiben. „Hamburg, 5. November. Heute habe ich

„Ihnen, geehrter Herr, zu melden, daß ich Ihre
„Briefe vor drei Tagen ausgegeben habe und daß
„heute Nachmittag um drei Uhr, der ganze Vorrath
„davon confiſcirt iſt, und zwar wie der Befehl
„wörtlich lautet .... „Abſeiten der Polizei-Behörde
„„wird bei hundert Thaler Strafe für jeden Contraventionsfall
„„verboten, das bei Herrn Hoffmann
„„und Campe hieſelbſt erſchienene Buch betitelt:
„„Briefe aus Paris von Ludwig Börne,
„„1832, 2 Bände, zu debütiren, und ſind die vorhandenen
„„Exemplare einſtweilen in Beſchlag zu
„„nehmen, mit Vorbehalt anderweitiger Verfügung.
„„Ampl. Senatus. Hamburg d. 5. Nov. 1831 ...."
„So weit ſind wir, was weiter folgen wird ſteht
„dahin. Jedenfalls hat man es ernſtlich im Sinne,
„mir etwas am Zeuge zu flicken; ich erſuche Sie
„daher, wenn es nöthig wird vor der Welt meinen
„Advokaten zu machen".. Wenn ſchon der Campe
für ſich fürchtet, er möchte eingeſteckt werden, was
hätte ich ſelbſt nicht erſt zu fürchten? Ich dürfte es
wahrhaftig jetzt nicht wagen nach Deutſchland zu kom-

men. Ich habe dort zwar einen tapfern Huſaren, der mich vertheidigen würde; aber was hilft ein Huſar gegen die ganze preußiſche und öſterreichiſche Armee? Sorgen Sie nur dafür, daß man nicht Sie am Kragen faßt — oder vielmehr an der Halskrauſe. Revolutionäre Briefe machen nicht allein den ſtraffällig der ſie geſchrieben, ſondern auch den an welchen ſie gerichtet ſind. Ganz gewiß hat der Hamburger Senat nicht aus eigenem Antriebe meine Werke konfiscirt, ſondern einer der dort befindlichen Geſchäftsträger wird geklagt haben. Uebrigens wird das der Verbreitung des Buches keinen großen Eintrag thun. Der Campe ſcheint ſehr vergnügt über ſein Unglück zu ſein.

Dienſtag, den 15. November.

Wenn Sie Wort halten und mir nicht eher wieder ſchreiben, bis Sie meinen heutigen Brief erhalten, es wäre zu ſchrecklich! Ich werde es nicht eher glauben bis ich es erfahren, und wenn ich es erfahren, werde ich es immer noch nicht glauben.

Haben Sie mir denn gar nichts Intereſſantes zu ſchreiben, nichts woran mir und Ihnen beſonders viel gelegen iſt? Beſinnen Sie ſich. Ich weiß, daß wenn Sie ſchweigen, es nicht aus Mangel an Vertrauen geſchieht, ſondern aus Aengſtlichkeit. Es gibt Dinge die Sie keinem Briefe anvertrauen. Aber wozu ſo beſorgt? Außer mir dringt nur noch der gräuliche Eſſig in das Inwendige Ihrer Briefe, und dieſer geht ſchnell durch und bekümmert ſich um keinen ſüßen Inhalt. — — Abends. O ich Eſel! Kaum hatte ich obige Worte ausgeſchrieben, da kam Ihr Brief. Daß ich Sie noch nicht kenne, und mich vor Ihren ſchlimmen Vorſätzen fürchte! Sie werden zu jeder Zeit einen Vorwand finden mir öfter zu ſchreiben, und ich werde Sie ſchon durch Fragen und Aufträge im Gange erhalten. — — Wie lange bin ich wieder geſtört worden! Noch eine ganze Seite gedachte ich zu ſchreiben. Jetzt muß ich ſchließen.

Samſtag, den 19. November.

Die Kraft meiner Philoſophie muß mir vorzüglich in den Füßen ruhen. Sie haben eine Art philoſophiſcher Elektrizität, die ſich durch Berührung mittheilt. Das ſehe ich an Conrad, der Abends ſo oft er mir die Strümpfe auszieht, zu philoſophiren anfängt, wenn er auch den ganzen übrigen Tag ein vernünftiger Menſch geweſen. Hätte ich mir nur jedesmal gemerkt, was er dann mit mir ſpricht, es wäre eine ſchöne Blumenleſe geworden! Geſtern Abend fragte er mich: „Iſt denn die Urne ein Sinnbild der Vergänglichkeit?" Ich war ganz verblüfft, und fragte, warum? Ja, ein Freund von ihm habe ſich ein Petſchaft mit einer Urne ſtechen laſſen, weil das ein Sinnbild der Vergänglichkeit ſei! Dieſer Freund Conrad's und der Vergänglichkeit iſt ein Schreinergeſell von zwanzig Jahren und ſehr rothen Backen. Was ſo ein deutſcher Handwerksburſch gemüthlich iſt, und es ſelbſt in dem Faubourg St. Antoine bleibt. Was wir, ich und Conrad für herrliche Menſchen ſind, das wiſſen Sie eigentlich gar nicht. Die Sklaverei verdirbt die edelſten Seelen, und erſt von Ihnen entfernt, tritt unſere Vortrefflichkeit hervor. — — Da iſt der gute Brief! Mein Buch bringt mir den Vortheil, daß Sie mir öfter ſchreiben, welchen Gewinn ich zum kleinen Honorar ſchlage, das ich dafür bekomme, wodurch es ſehr groß wird. Gegen eine Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich iſt gar nichts einzuwenden, und die wenigen Einwendungen die Sie machen, ſind von keinem Gewichte. Was erſtens die Cholera betrifft, ſo iſt's ja eben die Cholera weßwegen ich Paris verlaſſen möchte, denn ſo lange ſie Paris nicht bedroht, würde ich mich nicht von hier entfernen. Aber im unglücklichen Falle, was ſoll ich hier machen? Ich glaube zwar nicht, daß hier die Cholera auf das öffentliche und geſellige Leben einen ſo ſtörenden Einfluß haben würde, als es in Berlin und Wien der Fall war. Die Franzoſen ſind leichtſinniger, grübeln weniger, und ſcherzen leicht alles weg. Da ſie indeſſen auch lebensluſtiger und ſelbſtſüchtiger als wir Deutſche ſind, kann es doch kommen, daß die geſellige Heiterkeit durch die Cholera getrübt wird.. Daß das

Reiſen meiner Geſundheit ſchaden könnte, darüber mögen Sie ſich beruhigen. Ich würde nur kleine Tagereiſen machen.. Kann man auch nicht berechnen wo man vor der Cholera ſicher iſt, ſo iſt mir doch nur daran gelegen, nicht in Paris zu ſein, ſondern an einem kleinen und ſeines Klimas wegen günſtigern Orte. Avignon, Montpellier, Hyères, man hat nur zu wählen; das ſind lauter Frühlingsgegenden. Ich werde die Schauplätze von Thümmel's und Sterne's Empfindungen aufſuchen, doch nicht um zu heucheln wie ſie, ſondern um zu genießen. Ich verſpreche Ihnen eine empfindſame Reiſe, worüber alle Staats-Papierhändler in Thränen zerfließen ſollen.

Dienſtag, den 22. November.

Geſtern Abend wurde die Oper: Robert der Teufel, von Meyer-Beer, zum erſtenmale aufgeführt. Der dritte Akt war von dem Componiſten ſelbſt, als der beſte angekündigt. So fand ich es auch. Es waren Geiſterchöre, Beſchwörungen, Teufelsgeſchichten. Der Landsmann Webers und überhaupt der Deutſche, war da in ſeinem Hauſe. Es iſt eine Art Fauſt- und Mephiſtophles-Geſchichte. Aber der Teufel der ſeinen Freund (Robert le Diable, Herzog der Normandie) verderben will, will es nicht aus Bosheit, ſondern aus Liebe. Robert war ſein Sohn. Er ſelbſt der Vater, iſt auf ewig verdammt — ich weiß nicht warum. Weil er ſich nun in der Hölle ennuyirt, will er ſeinen eigenen Sohn zum Böſen verleiten, damit dieſer ihm Geſellſchaft leiſten müſſe. Er ſteigt alſo aus der Unterwelt herauf, nimmt die Maske eines Freundes Roberts an, iſt ihm immer zur Seite, und ſucht ihn zu ſchlechten Streichen zu verführen. Endlich kömmt der Augenblick, wo Robert den bekannten Höllen-Contrakt unterzeichnen ſoll. Aber die Tugend rührt ſich in ihm und er zaudert. Da weiß ſich der Teufel nicht anders zu helfen, als daß er Robert bekennt, er ſei ſein verdammter Vater, und er würde ihn unglücklich machen, wenn er aus Liebe zu ihm ſich nicht auch wolle verdammen laſſen.

Die kindliche Liebe ſiegt, und Robert will eben unterſchreiben, als ſein guter Engel, der ihm in Geſtalt eines Bauernmädchens zur Seite ſteht, ihn noch zurückhält. Er iſt gerettet, und der Vater muß allein in die Hölle zurück. Im vierten Akte kömmt der Begräbnißplatz eines Nonnenkloſters vor. Auf einmal erheben ſich die Deckel aller ſteinernen Särge und die todten Nonnen (wohl ihrer fünfzig) kommen heraus, und fangen in ihren Leichenhemden zu tanzen an, ihre Aebtiſſin (die Taglioni) an ihrer Spitze. Dabei trinken ſie Wein aus goldnen Bechern und ſind ſehr vergnügt. Nach Endigung des Ballets legen ſie ſich wieder in ihre Särge. Das Alle iſt zu gräßlich um nicht lächerlich zu ſein.

Die Oper hat fünf Akte; das iſt ſchon zu viel. So breit und hoch zugleich, iſt ſelten eine Phantaſie. Die beiden erſten Akte haben mich gelangweilt, bis auf einige Trinklieder, mit welchen jedes Ohr vertraut iſt, und mit denen man es darum auch nicht ſo genau nimmt. Ob aber die Muſik, die mir und andern gut geſchmeckt, wirklich vortrefflich, ob ſie reiner Wein geweſen, oder ob nicht vielleicht den Geſchmack zu verbeſſern, Branntwein und Zucker darunter gekommen — kann ich nicht entſcheiden, da ich kein Kenner bin. In den beiden lezten Akten waren auch ſchöne Sachen. Die Handlung iſt ſchleppend.

In Dekorationen, Coſtüms und in der ganzen Ausſtattung war eine tolle Verſchwendung. Man hat ſo etwas ſelbſt in Paris noch nicht geſehen. Es wurden drei neue Vorhänge blos zu dieſer Oper, für die Zwiſchenakte verfertigt. Einige Unglücksfälle fanden ſtatt. Ein Theil der Kouliſſen ſtürzte auf das Theater, und hätte beinahe eine junge Sängerin erſchlagen. Dann fiel einmal der ganze Himmel zur Erde, im wörtlichen Sinne. Es war nämlich ein finſterer Wolkenhimmel, und während ſich dieſer langſam verzog, ſollte eine dahinter befindliche herrliche Dekoration aufgedeckt werden. Der Himmel fiel aber in Stücken ſo nahe beim Orcheſter nieder, daß er einen Theil der Pulte und der Muſiker bedeckte. Endlich am Schluſſe, als der böſe Geiſt in die Erde ſinken ſollte, ſtürzte er zu früh hinab, und Robert der oben bleiben ſollte, aber dem Loche zu nahe gekommen war, ſtürzte nach. Es war ein fürchterlicher Lärm im Hauſe. Man fürchtete Robert (der erſte Sänger, Nourrit), hätte den Hals gebrochen, und das Publikum beruhigte ſich erſt, als er wohlbehalten wieder auf's Theater trat, und bewillkommte den Geretteten mit freudigem Händeklatſchen. Da kamen mir die Pariſer wieder gut und liebenswürdig vor. Ein Franzoſe im Theater ſagte mir, jene unglücklichen Störungen wären wahrſcheinlich berechnete Folgen boshafter Intriguen. Das Haus war ſo glänzend wie noch nie beſetzt. Von dem reichen Bankier bis zu Börne und dem Herzog von Orleans, alles hatte ſich den Abend eingefunden. Es war in der That ein herrlicher Anblick und der Hauptſtadt ganz würdig.

Eben erhalte ich Briefe aus Hamburg. Adieu.

Ihr verfolgter, aber unerreichbarer B.

Sonntag, den 27. November.

.. Ich habe herzlich darüber lachen müſſen, daß mir Campe jetzt den Antrag macht, ich ſollte doch noch etwas zur Vergrößerung des Tagebuchs ſchreiben, wozu er mir bis zum Januar gern Zeit laſſen wollte. Der wäre es zufrieden, daß ich abermals ein paar Bände ſchriebe das magere Tagebuch fett zu machen, die er dann abermals beſonders verkaufte, worauf er dann zum drittenmale käme und ſagte: das Tagebuch wäre immer noch mager, und ich ſolle es doch dicker machen — und ſo immer fort.

Beſte, machen Sie ſich doch nicht lächerlich, indem Sie den Arzt fragen, ob ich reiſen ſoll oder nicht. Wahrhaftig, Sie verdienten wegen Ihres Glaubens an Aerzte, in Molière's médecin malgré lui zu figuriren. Muß ich ſelbſt denn nicht beſſer wiſſen, was meiner Geſundheit förderlich oder ſchädlich iſt? Was kann denn der Arzt entſcheiden, der mich ſeit anderthalb Jahren nicht geſehen hat? Verlaſſen Sie ſich nur auf mich; ich, bin nur zu vorſichtig und ich werde nichts thun, was mir ſchaden könnte. Warum erſchrecken Sie denn, ſo oft ich meinen Brief plötzlich ſchließe? Warum ſoll denn plötzlich eingetretene Krankheit Schuld daran ſein? Sie ſollten doch wenigſtens Ihre eigene Aengſtlichkeit zu deuten wiſſen, und ſich nicht mehr von ihr beunruhigen laſſen. Ich werde künftig ſo oft ich geſtört werde, ein munteres Wort hinzu fügen, einen Fluch gegen den Störer, oder Hurrah, Juchhei! Oder ſoll ich ſchließen mit: Ihr gehorſamer Diener? Wählen Sie, was Ihnen am beſten gefällt. Gegen *** haben Sie mich gut vertheidigt. Sie ſind ein treues miniſterielles Maul, und ich werde es bei Gelegenheit dafür ſtopfen. Wenn Pfarrer Kirchner gegen mich loszieht, ſo müſſen Sie das gerade nicht für Ernſt nehmen. Der iſt ein Schelm, und hat gewiß heimliche Freude an meinem Buche. Aber aus Heuchelei und um die Leute aufzuhetzen ſchilt er mich. Doch mag immer ſein, er habe es im Ernſte übel genommen, daß ich mehreremale in den Briefen gegen die Pfaffen losgezogen, wozu er freilich auch gehört. Und ***! Ich bedauere ihn.

Wollen Sie denn nicht daran denken, mit der Abſchrift meiner Briefe den Anfang zu machen? Es kömmt wenn' Sie lange warten, gar zu viel zuſammen, und dann wird die Arbeit um ſo verdrießlicher. Ihre kritiſchen Blätter erwarte ich mit Ungeduld.

Den 28. November.

Die Cholera iſt jetzt auch in Holland. In England ſoll ſie keine großen Fortſchritte machen, wenn die Berichte aufrichtig ſind, woran man zweifelt. Die Aerzte dort fürchten ſich die Wahrheit bekannt zu machen, denn ſie ſtehen unter der Cenſur des Volks, das ſie durchprügelt, wenn ſie von der Bösartigkeit der Cholera ſprechen. Es iſt recht komiſch.

Hiller gibt nächſten Sonntag Concert. Er ſpielt unter anderm ein von ihm componirtes doppelhändiges Concert mit Kalkbrenner. Er erzählte mir, ſein Bruder habe ihm von Frankfurt geſchrieben: er werde in meinen Briefen vortheilhaft erwähnt. Ich erinnere mich nicht. Nun ſei es ihm Hiller auffallend, daß ſein Vater, den es ſonſt ganz glücklich mache, wenn er öffentlich gelobt werde, kein Wort darüber geſprochen. Wahrſcheinlich müßten meine Briefe ſehr arg ſein. Ich mußte ſehr darüber lachen. Ich kann mir wirklich denken, daß der alte ängſtliche Hiller aus meinen hölliſchen Briefen mit Schrecken wahrgenommen, daß ſeines Sohns erwähnt werde, und es ihm ſchaden könnte, wenn die Leute erführen, daß er mit dem Teufel gut Freund ſei. — — Eben erhalte ich die mir geſchickten Zeitungen. Sie haben gar kein Porto gekoſtet, Sie können mir alſo öfter ſolche Zuſendungen machen. Die Poſt läßt mir keine Zeit mehr, und neugierig auf die Blätter bin ich auch. Darum ſchließe ich plötzlich. Der Schlag hat mich nicht gerührt.

Mittwoch, den 30. November.

.... Wir Philoſophen lachen aber darüber, ob ein Rock neu oder alt iſt. Jung oder alt, es muß jeder ſterben. Heute roth, morgen todt. — O Gott, o Gott! Was iſt das Leben? Ein Sprung über den Graben, der die Wiege vom Sarge trennt; ein Moment, zu kurz für die Freude, aber den Hals zu brechen lang genug. Was iſt das Glück? Eine demie-tasse im Café de la bourse. Von außen iſt die Taſſe groß, und man glaubt, es werde uns viel eingeſchenkt. Trinken wir aber, erfahren wir, daß man uns keine fünfzig Tropfen gegeben, ſo ſpitzbübiſch dick ſind Boden und Wände des Gefäßes. Was iſt die Tugend, was iſt die Liebe, was Freundſchaft, was Treue? Es ſind zweiſilbige Worte, und das Ganze iſt eine Lüge. Schöne Charade!

Sie haben mir bis jetzt immer nur davon geſchrieben, was die Leute von meinem Buche ſagen; aber noch kein Wort, wie es Ihnen ſelbſt gefällt. Sie haben ja die Briefe geleſen, finden Sie ſie noch gut wie früher? Und was ſagen die Leute von dem nicht-politiſchen Theile, von Veſpertinchen und dergleichen? Auf jeden Fall mögen die Briefe großes

Aufſehen machen. Nach einer Zeitungs-Nachricht ſind ſie in Berlin von der Polizei in Beſchlag genommen worden. Man glaubt aber, ſie würden wieder frei gegeben werden. Eine doppelte Schmeichelei — Anſchuldigung und Freiſprechung!

Freitag, den 2. Dezember.

Ueber die Unverſchämtheit des Campe, von mir zu verlangen, ich ſolle ihm den Schaden erſetzen, den er wegen des Druckes meiner Schriften erleiden könnte, habe ich mich erſchrecklich geärgert. Der nähme es an, daß ich ihm das Wenige was er mir für die Briefe bezahlt, zurückgäbe. Ich habe ihm aber auch grob geantwortet. Ich ſchrieb ihm: „Wenn „ich Sie recht verſtanden, erwarten Sie, daß ich „Ihnen den Schaden vergüte, den Ihnen der „Druck meiner Briefe zuziehen könnte. Nun weiß „ich zwar gewiß, daß Sie als Geſchäftsmann in „Ihrem Herzen über dieſe romantiſche Zumuthung „ſelbſt lachen; aber eben weil ich das weiß, muß ich „mir es für die Zukunft ernſtlich verbitten, daß

„Sie mir nicht mehr in das Geſicht hinein ſagen, „für welchen Dummkopf Sie mich halten.“

Samſtag, den 3. Dezember.

Da iſt Ihr Brief, der wie ein Dreieck ewig nur drei Seiten hat. Ich finde das ſehr einſeitig. Zuerſt von ***'s Vorhaben, damit ich die größten Narren zuerſt abfertige. Darunter verſtehe ich aber nicht etwa den ***, ſondern Sie Madame. *** war niemals in Paris und hat von den hieſigen Verhältniſſen keine Vorſtellung. Sie aber waren zwei Jahre hier, und ſollten beſſer wiſſen wie die Sachen ſtehen.

Campe hat mir geſchrieben, daß die Bücher auf dem Wege nach Frankfurt ſind. Ich werde mit dieſem Menſchen gewiß nichts mehr zu thun haben; denn ganz ſicher hat er die Frei-Exemplare aus gemeiner kleinlicher Krämerei zurückgehalten, weil er gefürchtet, es möchte dadurch ein Exemplar weniger verkauft werden.

Donnerſtag, den 8. Dezember.

Seit Sonntag habe ich wegen des Rauchens des Kamins keine Feder in die Hand nehmen können. Vier Tage habe ich geweint und ich weine noch. Es iſt zum Verzweifeln. Die Freiheit hat vier Tage verloren. Wenn ich mir eine andere Wohnung nehmen wollte, das würde mich nichts helfen. Die Leute verſichern Einem immer, der Kamin rauche nicht. Und die Mühe eine Wohnung zu finden, und die Beſchwerlichkeit des Ausziehens bei dieſem ſchlechten Wetter. Dieſer Brief wird nur kurz werden, denn alle paar Minuten muß ich mir die Thränen trocknen.

Verfloſſenen Sonntag hat Hiller ſein Concert gegeben. Im Komponiren und im Spielen habe ich das löbliche bemerkt, daß er auf deutſche Art, treu und gewiſſenhaft ſeine Kunſt übt, nicht nach Effekt jagt, daß alſo Paris nichts an ihm verdorben. Er ſpielte auch ein Doppel-Concert mit Kalkbrenner, von dieſem komponirt. Kalkbrenner hat eine Art Glasglockentöne, die ſehr gefallen. Iſt das aber die richtige Anwendung des Klaviers? Iſt es nicht ein angenehmer Mißbrauch? Hiller kann zufrieden ſein. Das Conzert war ſehr beſucht, und an lautem Beifall fehlte es nicht. Alle öffentlichen Blätter loben Spiel und Kompoſition. Auch iſt er ganz glücklich, und wie berauſcht von dem allgemeinen Beifalle. So etwas ſchmerzt mich mehr als es mich rührt. Das dumme Ding, die Ehre, das jedes Lebensglück verſüßt und ſchön färbt, wie Schwefel den Wein, aber ihn verdirbt, ja vergiftet. Meyer-Beer iſt ſchon gar nicht mehr zufrieden mit dem Lorbeerkranze, den ihm der Teufel auf den Kopf geſetzt. Die hieſigen Journale enthalten jezt ſeine vollſtändige muſikaliſche Biographie, von ſeiner Lehrjungen-Zeit, bis zu ſeiner jezigen Meiſterſchaft, von Darmſtadt bis Paris. Heine ſaß in Hillers Conzert neben mir. Der iſt ſo unwiſſend in Muſik, daß er die vier Theile der großen Symphonie für ganz verſchiedene Stücke hielt, und ihnen die Nummern des Conzert-Zettels beilegte, wie ſie da auf einander folgen. So nahm er den 2ten Theil der

Symphonie für das angekündigte Alt-Solo; den 3ten Theil für ein Violoncelle-Solo, und den 4ten für die Ouvertüre zum Fauſt! Da er ſich ſehr langweilte, war er ſehr froh, daß alles ſo ſchnell ging, und ward wie vom Blitz gerührt, als er von mir erfuhr, daß erſt Nr. 1 vorbei ſei, wo er dachte ſchon vier Nummern wären ausgeſtanden.

Als ich dem Heine erzählte, der Artikel aus der Börſenhalle ſtünde auch in der Frankfurter Poſtzeitung, war er wie erſtarrt vor Erſtaunen und Schrecken. Er ſagte, das ſei nicht möglich, daß Rouſſeau etwas habe drucken laſſen, worin er, Heine, beleidigt wäre, denn er kenne ihn ſeit zwölf Jahren. Auf jeden Fall wären die Stellen, die ihn beträfen, gewiß im Artikel weggeblieben. Leſen Sie ihn doch in der Poſtzeitung, und ſchreiben Sie mir, ob ſich das wirklich ſo verhält. Wenn der Heine nur halb ein ſolcher Schuft iſt, als er freiwillig bekennt, dann hat er ſchon fünf Galgen und zehn Orden verdient. Schon zwanzigmal geſtand er mir, und das ganz ohne Noth, dem Argwohn zuvorkommend: er ließe ſich gewinnen, beſtechen. Und als ich ihm bemerkte: er würde aber dann ſeinen Werth als Schriftſteller verlieren, erwiderte er: keineswegs, denn er würde gegen ſeine Ueberzeugung ganz ſo gut ſchreiben als mit ihr. Und glauben Sie nicht, daß das Scherz ſei; es beweiſt mir, daß Heine ſchon iſt, was werden zu können er nicht läugnet. Daß er offen und freiwillig von ſeiner Verdorbenheit ſpricht, beweiſt nichts gegen den Ernſt; das iſt die alte bekannte Liſt, durch Selbſtanklage der Ueberraſchung ſeiner eigenen Vorwürfe und der Andern keck in den Weg zu treten. Es ſind Ausfälle aus der Feſtung des Gewiſſens, um die Belagerung zurückzudrängen.

— — Heine's Aufſatz im Morgenblatte, über die Pariſer Gemälde-Ausſtellung, enthält doch wunderſchöne Sachen. Ich habe Ihnen zwar früher mit Geringſchätzung davon geſprochen, aber damals hatte ich nur den Anfang, und zerſtreut und mit Unluſt geleſen; denn unter Menſchen, in einer Leſegeſellſchaft, kann ich mich nie zu gehöriger Aufmerkſamkeit ſtimmen. Seitdem hatte ich aber die Blätter im Hauſe, und habe eine beſſere Meinung davon bekommen. Die Kunſtſeite der beurtheilten Gemälde iſt natürlich am wenigſten berührt, denn dafür hatte er kein Intereſſe, weil er davon keine Kenntniſſe hat. Die Gemälde ſind blos benuzt, deren hiſtoriſche Stoffe hiſtoriſch zu beſprechen. Es iſt dieſes eine ſehr gefällige Art, ſich über Geſchichte und geſchichtliche Perſonen zu äußern. Neulich fiel mir ein altes Buch der Frau von Genlis in die Hände betitelt: les tableaux de Mr. de … (Ich habe den Namen vergeſſen.) Sie hatte ebenfalls eine Gallerie hiſtoriſcher Gemälde benuzt, die dargeſtellten merkwürdigen Geſchichten und Perſonen biographiſch und poetiſch zu behandeln. Eine ſolche Gelegenheit mich auszuſprechen, würde ich vielleicht ſelbſt benuzen. Es iſt eine leichte und angenehme Art, Geſchichte zu lernen und zu lehren.

— — Schade iſt es um Heine, daß ſeine ſchönſte dichteriſche Begeiſterung ihm aus dem Tranke ſinnlicher Liebe kömmt, und ich habe ihm das geſtern ſelbſt geſagt. Zehn Jahre reifern Alters werden ihm viel von ſeinem Werthe nehmen. Zwar ſind Heine's erotiſche Poeſien mehr Eingebungen einer nach- und vorſchwelgenden Phantaſie, als eines gegenwärtigen Genuſſes, mehr Papiergeld als baare Münze der Liebe; aber mit den reifern Jahren verliert man zugleich mit dem Credit auch die Kraft zu heucheln, und dann wird Heine's poetiſcher Strom ſeichter und niedriger fließen. Mir fiel das ein, bei ſeinen Betrachtungen, die er über ein Gemälde von Judith und Holofernes macht und die er mit den Worten endigt: „Ihr Götter, ſoll ich ſterben, laßt mich wie Holofernes endigen.“

Freitag, den 9. Dezember.

Dieſen Morgen erwachte ich mit dem frohen Gedanken, daß ich heute einen Brief bekomme, und weil es auch in meinem Zimmer nicht rauchte, wollte ich dieſe beiden ſchönen Ereigniſſe feſtlich begehen, und ließ mir (zum Erſtenmale ſeit Baden) Kaffe zum Frühſtücke bringen. Wenn ich aber keinen Brief erhalte? (Nur noch eine viertel Stunde kann ich hoffen.) Nun, da mag der Kamin nur immer zu rauchen anfangen, weinen thäte ich doch. — — Ich werde nicht weinen, es wird nicht rauchen; da iſt der Brief. — — Der Artikel im Morgenblatte iſt nicht von Menzel. Es iſt ſein Styl nicht. Auch hat man mir den Verfaſſer genannt, ich habe aber ſeinen Namen vergeſſen. Den Schluß der Rezenſion habe ich noch nicht geleſen. Es kam mir komiſch vor, wie ſich der gute Menſch dreht und windet, und ſich und mich ſelbſt klein macht, um mich durch die Cenſur zu ſchmuggeln. Wie er die Dame Cenſur kareſſirt! Hätten jene Menſchen nur etwas Scham, ſolche Schmeicheleien müßten ſie mehr beleidigen, als alle Grobheiten. Als ich den Artikel in der Börſenhalle geleſen, fiel mir auf, daß deſſen Verfaſſer Auszüge der Briefe mitgetheilt, die mit ſeiner feindlichen Geſinnung gar nicht in Einklang ſtehen — Auszüge die ihm ſchienen wohlgefallen zu haben, und da kam ich auf den Gedanken, daß er nur auf mich geſchimpft, um jene Stellen durch die Cenſur zu bringen. Indeſſen äußerte ich das hier gegen Niemand. Nun ſagte mir neulich der Depping, der den Artikel geleſen, das wäre die Art in Deutſchland, auf liberale Schriftſteller zu ſchimpfen, um ungehindert Stellen aus ihren Schriften drucken laſſen zu können. Ein Anderer bemerkte mir das Nämliche. Zu gleicher Zeit hörte ich, daß jener Herr Wurm in Hamburg ein junger Mann von vielem Talente ſei, und daß er ſich früher als wüthender Demagog ausgezeichnet. So mag es denn wirklich ſein, daß es die Börſenhalle gut gemeint. Iſt das ſo, dann bewundere ich den Herrn Wurm als einen ſeltenen Schauſpieler, der ſeinen berühmten Namensvetter noch übertrifft. Er ſchimpft ſo natürlich, daß keiner errathen würde, daß alles nur Kunſt ſei.

Die Briefe ſind geſtern bei einem hieſigen Buchhändler angekommen, die Meinen habe ich noch nicht erhalten. Ein Deutſcher hier, der ſie geleſen, bewundert am meiſten den Styl; er ſagte, ſo gut hätte ich früher nie geſchrieben. Es wäre doch ſonderbar, wenn das was ich ohne Ueberlegung, ſo ſchnell als nur die Feder ſich bewegt geſchrieben, wirklich beſſer ſein ſollte, als was ich früher mit großer Anſtrengung ausgearbeitet. Dann hätte ich ja zu meinem Nachtheile lange mein eigentliches Talent verkannt.

Der Mufti in Hamburg ſoll nicht eine beſtimmte Perſon bezeichnen. Campe ſchrieb mir: Meyers Pamphlet ſei par ordre du mufti geſchrieben worden. Das iſt in Deutſchland eine ſprichwörtliche Redensart, und heißt nichts anders, als auf höhere unbekannte Anregung. Der reiche Kaufmann, der im Gelehrtenverein für mich das Wort geführt, wird wohl der Weinhändler Hinkel ſein. Der zeigte ſich mir immer zugethan, und ich kenne auch ſonſt keinen reichen Kaufmann der Mitglied des Vereins wäre. Aus meinem vorigen Briefe werden Sie erſehen haben, daß ich gleichzeitig mit Ihnen, auf den Gedanken gekommen, für meine Briefe mich einer andern Adreſſe zu bedienen. Und in dieſem Falle würde ich mich natürlich auch Conrad's Schrift bedienen. Das wäre alſo nur für den Fall der Noth, wenn ich Ihnen wirklich ein Geheimniß mitzutheilen hätte, oder befürchten müßte, daß man einen Brief unterſchlägt. In gewöhnlichen Fällen wäre es ganz überflüſſig. Denn wenn auch wirklich die Briefe geöffnet würden, ſobald man ſie nur nicht zurückbehält, was läge daran? — Steht denn unter meinem neuen Bilde ein fac simile und welches? Ich hatte ihm geſchrieben: „Und Gott ſprach es werde Licht“, dazu ſollte er mir den Moniteur vom 26. Juli in die Hand geben. Iſt das geſchehen? —

Heine iſt ein Narr mit ſeinem Rembrandt. Rembrandtiſches hat er nun gerade am wenigſten. Sein Aeußeres, wie ſein Inneres, ſeine Natur und ſeine Kunſt, ſind ganz paſtellfarbig — blumenſtaubig — es mit verdientem Lobe auszuſprechen. Weder Oehl noch Finſterniß in ihm.

Samſtag, den 10. Dezember.

.... Ich werde bald und plötzlich ſchließen, ich ſage es Ihnen vorher. Von der Revue Germanique, von welcher Sie ein Heft worin Ueberſezungen aus meinen Schriften enthalten, in Baden geleſen, habe ich ein anderes Heft mit fernern Auszügen erhalten. Es ſind von meinen Pariſer Skizzen darin mitgetheilt. Alles ganz vortrefflich überſezt. Ich hätte nie gedacht, daß man das im Franzöſiſchen ſo treu wiedergeben könnte. Wenn einmal Jemand von hier nach Frankfurt reist, werde ich ihm beide Hefte für Sie mitgeben. — Campe hat vor einigen Tagen an Heine geſchrieben, es wären unterdeſſen wieder fünf bis ſechs neue Artikel gegen mich in Hamburg erſchienen. Hätte ich ſie nur ſchon! Adieu, theure Galgenhälfte.

Donnerſtag, den 15. Dezember.

Heute bin ich gar nicht mit Ihnen zufrieden. Es war ein Brieftag und Sie haben ihn verſäumt. Ich hoffe, daß es morgen beſſer geht. Meine Frei-

Exemplare habe ich immer noch nicht erhalten, und Sie die Ihrigen vielleicht auch nicht. Es iſt ganz infam von Campe. Heine war eben bei mir, nachdem er heute die Briefe geleſen. Er iſt ganz außer ſich vor Entzücken. Er ſagt, es wäre beſſer als alles was ich früher geſchrieben und der Styl wäre unvergleichlich. Daß ich ihn einigemale ſo ſehr gelobt, mag freilich ſein Urtheil etwas exaltirt haben. Heine iſt zugleich der eitelſte und der feigſte Menſch von der Welt. Meine Briefe werden auf ſeine künftige politiſche Schriftſtellerei einen ſehr ſchädlichen Einfluß haben. Furchtſam wie er iſt, wird er künftig nicht den Muth haben, ſelbſt mit ſeiner frühern gemäßigtern Kraft zu ſchreiben. Das ſagt er ſelbſt, nicht in meiner Gegenwart, aber es wurde mir wieder erzählt, und daß er dabei über meinen Uebermuth ſich ſehr tadelnd ausgelaſſen. Mit dieſem Grunde ſeiner künftigen Mäßigung täuſcht er Andere, vielleicht ſich ſelbſt. Der Hauptgrund iſt die Eitelkeit. Sich weder die Kraft noch den Muth zutrauend, mit mir in Politik an Tapferkeit zu wetteiſern, wird er freiwillig unter ſich ſelbſt herabſinken, nur um ſich von mir zu entfernen, und nicht mit mir verglichen werden zu können. Er gefällt mir alle Tage weniger, ob er mich zwar ſehr hoch ſtellt, und ſein Urtheil, als das eines Kenners, mir ſehr ſchmeichelhaft ſein muß. Er iſt ein Lümpchen, hat keine, und hält auf keine Ehre. Die Parthei der Liberalen iſt aber noch ſo ſchwach in Deutſchland, daß nur die ſtrengſte Rechtlichkeit ihr Gewicht geben kann. Wie alle furchtſame Menſchen, hat auch Heine ein Grauen vor dem Volke, und er kann ſich gar nicht darin finden, wie ich dem Pöbel ſo zugethan ſein, ihn ſo warm vertheidigen mag. Ich habe ihm erſt heute geſagt: laßt uns unſern künftigen Herrn ehren.

.... Ich werde doch recht behalten, ob Sie mir zwar es abſprechen, daß alles darauf angelegt iſt, in Frankfurt Unruhen zu erregen, um einen Vorwand zu haben, es mit dem Mainzer Ueberfluß zu überſchwemmen. — Ich will Sie darauf aufmerkſam machen, daß wenn Sie die Frei-Exemplare meines Buches erhalten, und ſie an die beſtimmten Perſonen herumſchicken, Sie dem Träger anempfehlen, die Bücher in der Taſche, oder eingewickelt zu tragen, daß man auf der Straße den Titel nicht ſehe. Unſere dumme ſpizbübiſche Polizei wäre wahrhaftig im Stande, den Leuten das verbotene Buch unter dem Arme wegzunehmen. Vorſicht kann nicht ſchaden. Denken Sie daran.

Eben erhalte ich Ihr ſchönes Quadrat von Brief. So iſt es recht. Aber ich möchte auch einmal das fünfte Rad am Wagen ſehen. Auf mehrere Punkte Ihres Briefes einzugehen, muß ich auf mein Nächſtes verſchieben. Ich erwarte Einen der mich zu Lelewel führen will. Das iſt der berühmte Pole, einer der Hauptſtifter der Revolution. Adieu.

Samſtag, den 17. Dezember.

— — Geſtern war, zum Erſtenmale ſeit er meine Briefe geleſen, der tragiſche *** bei mir. Sie können ſich vorſtellen, daß der Poet, als beſchränkter Kopf, als reicher Mann, Stock-Miniſterieller, als zitterndes Schaf vor meiner Wolfskritik, das jeden Augenblick fürchtet verſchlungen zu werden, beſonders aber als neidiſcher Schriftſteller, mir im Herzen ſehr feindlich geſinnt iſt. Auch erfuhr ich es von Andern, mit welcher Wuth er gegen meine Briefe loszieht. Doch mir gegenüber zwang er ſich zur Mäßigung, und brachte ſeinen Tadel nur behutſam vor. Der Heine iſt durchaus nicht beſſer; er hat freilich mehr Geiſt, aber ſein Herz iſt ganz ſo eng, ganz ſo dürre, ganz ſo eingeſchrumpft und kleinlich ſelbſtſüchtig als ***'s. Von der öffentlichen Meinung, von ihrer Würde, von der Art auf ſie zu wirken, von der Weiſe wie dieſe zurückwirkt, haben beide keine Vorſtellung. Einen Streit zwiſchen Welten möchten ſie geführt ſehen, wie einen Prozeß um eine Erbſchaft: pfiffig, rabuliſtiſch, ſchikanös, jeſuitiſch. Von einer Perſönlichkeit die ſich aufopfert der allgemeinen Sache, haben ſie keine Vorſtellung, und noch weniger von einer Perſönlichkeit die ſich ganz vergißt und gar nicht daran denkt, daß ſie ein Opfer bringt.

Was ich gelobt, was ich getadelt, das leiten ſie alle aus perſönlichen Neigungen und Abneigungen ab, und dann rechten ſie mit ihnen und verurtheilen meinen ſchlechten Geſchmack. Daß ich den Saphir „als einen geiſtreichen Mann hingeſtellt“ (was ich doch übrigens weder gewollt noch gethan) können ſie mir gar nicht verzeihen. Er, Heine, ſei mit Witt-Döring umgegangen, es ſei ſein beſter Freund, aber um keinen Preis würde er ſeinen Namen drucken laſſen und verrathen, daß er ihn kenne. Heine iſt ein geborner Ariſtokrat, ein geſchworner Feind jedes öffentlichen Lebens. Er iſt zu feige ſich ihm auszuſetzen, zu kränklich es zu ertragen. Ein Volk macht ihn ſeekrank, ſein Sturm jagt ihm Todesangſt ein. Er iſt ein niedriger, verächtlicher Sklave, der an ſeinen eigenen Nerven gekettet liegt, Feſſeln der wunderlichſten Art, die um ſo ſtärker binden, je ſchwächer ſie ſind. In einer Revolution könnte Heine einen Robespierre machen, einen halben Tag; den ſtarken Mann der Freiheit keine Stunde. Was aber meinen *** betrifft, ſo mag er ſich die größte Mühe geben, es gelingt ihm nie mich zu langweilen und zu ärgern. Nach ſeiner Meinung hat Gott blos die Welt geſchaffen, um ihm „Stoffe" zu Tragödien zu geben, und wenn er, blind und dumm, nichts ſieht und nichts findet, nennt er Gott einen Stümper und ſeine Schöpfung eine Pfuſcherei. Ich meine es ganz wörtlich, wie ich es geſagt; denn wer in Paris keinen Stoff findet, welches doch eine Welt iſt, ja mehr als die Welt, weil dort in einem beſchränkten Raume zuſammengehäuft, was die weite Welt nur ſpärlich zerſtreut darbietet — wo will er denn ſonſt noch welchen ſuchen?

Wegen des künftigen Druckes meiner Briefe bin ich in großer Verlegenheit. Ich geſtehe es Ihnen, daß mir das viele Sorge macht, doch ſuche ich es mir ſo viel als möglich aus dem Kopf zu ſchlagen. Nachdem ich mich jezt überzeugt, welche ungeheure Wirkung dieſe Briefe machen, und ferner machen würden, liegt mir alles daran, daß ſie erſcheinen im Frühling. Wie aber dieſes ausführen? Kein Buchhändler wird es wagen ſie zu drucken.

Und jezt kömmt noch die Rückſicht des Geldes dazu. Ich will nicht zum zweitenmale mich prellen laſſen. Auch iſt mir Geld nöthig. Das was ich jezt habe reicht bis zu Ende Mai. Von dem was ich dann einnehme kann ich mich höchſtens noch ein paar Monate weiter ſchleichen; dann aber bin ich auf dem Trocknen. Und was weiter anfangen, zumal wenn es wirklich bedenklich für mich wäre, nach Deutſchland zu gehen, mich in die Höhle des beleidigten Tigers zu wagen? Der Druck auf eigene Koſten und Subſcribenten-Sammlungen hat zwar Schwierigkeiten, die aber zu überwinden wären, und ich glaube auf guten Erfolg rechnen zu können. Es würden ſich doch Leute finden, die eine Subſcriptionsliſte unterzeichneten. Die Liſte dürfte aber nicht öffentlich aufgelegt werden, ſondern müßte ſtill von Hand zu Hand gehen. Einen ſichern Druckort in Deutſchland habe ich ſchon gefunden, den ich aber geheim halte, auch Ihnen ſelbſt. Ich wünſchte, daß Sie ſchon einen Theil der Abſchriften fertig hätten, und dann die Gelegenheit eines Reiſenden benutzten, ſie mir zu ſenden. Beſonders die erſtern Briefe von Nr. 1 bis 9, die wieder wie der Anfang im vorigen Winter, ohne Vorſaz der Bekanntmachung geſchrieben, möchte ich bald haben, weil ſie ganz umgearbeitet werden müſſen. Antworten Sie mir nach genauer Ueberlegung auf alle dieſe Punkte.

Ich freue mich ſehr, daß der Dr. *** ſo entzückt iſt von meinem Buche. Indeſſen, ſo oft ein Anderer mit Ihnen ſpricht, der auch entzückt iſt, vergeſſen Sie nicht, daß dieſes eine Liſt ſein kann, Sie zu Vertraulichkeiten zu verleiten und Ihnen Geheimniſſe abzulocken, von denen man vielleicht glaubt, daß ich ſie Ihnen mitgetheilt. Alſo Vorſicht, Treue, Verſchwiegenheit, und **denke daran, Schweſter Judith, daß Gift und Dolch den Verräther unſeres Bundes treffen!** — — — Eben ſo vorſichtig ſeien Sie gegen jeden, der gegen meine Schriften loszieht, (wie wenn etwa der *** zu Ihnen käme) hören Sie alles ruhig an, antworten Sie zu nichts und lächeln Sie zu allem. Ich hätte ſehr gerne, Sie ſuchten einmal den Dr. Döring zu ſprechen. Der wird wüthend ſein! Laſſen Sie ſich aber nicht aus der Faſſung bringen, was er auch ſagen mag. Seien Sie ein Satan, ein Diplomat, und lächeln Sie zu allem.

Samſtag, den 21. Dezember.

Campe hat mir auf den kurzen und groben Brief, den ich ihm neulich geſchrieben, ſehr freundſchaftlich, ja zärtlich geantwortet. Sie können ſich nichts lächerlicheres denken, und was er mir alle ſagt mich zum zweitenmale zu prellen! Ein lieber nach dem Andern. Er rechnet mir her, was er aus Liebe zu mir alle ſchon gethan. „Die Differenzen die wir hatten ſind beſeitigt, und ſo ſteht mein lieber alter Liebling wieder an meiner Seite.“ So ein Buchhändler hat ganz eine beſondere Seele. Er will mir weiß machen, der Prozeß, die Confiscation brächten ihm großen Schaden, und es iſt gerade das Gegentheil, das alle gereicht zu ſeinem Vortheile. Auch leuchtet ſeine Zufriedenheit und ſeine Freude über den großen Gewinn den er bei dem Buche gemacht, troz ſeiner Lügen aus jedem Worte hervor. Es gibt nichts komiſcheres, und beim Leſen des Briefes brach ich darüber zehnmal in das herzlichſte Lachen aus, als die Anſicht die Campe von mir hat; und das iſt immer bezeichnend, denn Campe ſtellt ein großes Publikum vor. Er meint, die ſchlechten Rezenſionen, die über meine Briefe erſchienen, müßten mich unglücklich gemacht, mich ganz niedergeſchmettert haben. Damit erklärt und entſchuldigt er auch die Härte, mit der ich ihm geſchrieben. „Ich ſchiebe es auf den Unmuth „der Sie beſchlichen haben möchte; Ihnen kam auf „einmal mehr vom lieben Vaterlande wie Sie erwarteten.“ Jezt ſpricht er mir Muth ein, erzählt von den neuen Anhängern die er mir verſchafft, von den guten Rezenſionen die er mir beſtellt. Er arbeitet wie ein Satan, läuft mit tauſend Füßen, ſchreibt mit tauſend Händen. Der Komet, der Eremit, die Hebe, die Dorfzeitung, Gott weiß wer noch, werden ihr Contingent zu meiner Vertheidigung ſchicken; auch Saphir. „Ueberhaupt werden „Sie ſehen, ob ich Einfluß habe. Mein Gefühl „für Recht und Billigkeit zwingt mich mit aller „Macht thätig zu ſein.“ (Sie! Schämen Sie ſich. Thäten Sie das auch alle für Ihren alten Liebling?) „Von Frankfurt ſind mir, von ***, zwei „infame Briefe gegen Sie und mich geſandt; dieſe „ſollen von Ihren Freunden ſein! Herrn *** habe „ich aber als miſerabeln Kerl kennen lernen, „und gab ich ihm das zu verſtehen, daher traue „ich ihm zu, daß er einigen Antheil daran hat. „.... Mein Verdruß iſt überſtanden, denn ich „ſtehe nicht mehr allein. Ich muß mich vertheidigen, und das ſoll als Mann geſchehen.“ Der edle Campe! Das alle thut er für ſeinen Liebling!

Die Revue germanique und die Briefe eines Verſtorbenen ſchicke ich Ihnen, ſobald ſich eine Gelegenheit darbietet. Die Gemälde-Sammlungen von welchen Sie wünſchen, ſie möchten mir Stoff zu ſchönen Betrachtungen geben, ſind nicht ſo leicht zu ſehen, werden nicht oft und lange genug geöffnet, und hat man daher, beſonders im Winter, wo die Säle nicht geheizt ſind, nicht Zeit genug, ſie mit gehöriger Aufmerkſamkeit zu betrachten. Das iſt eine Sommerarbeit. Uebrigens wäre mir lieb wenn Sie mich darauf aufmerkſam machten, welchen Stoff ich noch benuzen könnte, meinen Briefen mehr Abwechslung zu geben. —

X. iſt der unglücklichſte Menſch unter der Sonne. Ich würde ihn tief verachten, wenn ich je einen Menſchen verachtet hätte. Aber ein verächtlicher Menſch iſt mir wie todt und meiner Abneigung ganz entzogen.

Ob ich dem *** antworten werde, weiß ich nicht, auf jeden Fall thue ich es ſpät, nachdem ich meiner Ueberlegung Zeit gelaſſen, das Recht und den Grund meiner Leidenſchaftlichkeit zu unterſuchen; auf keinen Fall thue ich es, ehe Sie mir geantwortet.

.... Das wird mich vielleicht ſtören, und darum mein nächſter Brief vielleicht länger ausbleiben oder kürzer werden als gewöhnlich. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wenn ich etwas Eilendes zu berichten, oder auf etwas Dringendes Ihnen zu antworten hätte, ich auf der Stelle ſchriebe, wie Sie es ſelbſt für ſolchen Fall mir auch zugeſagt. Noch andere Beſchäftigungen werden bis nach Neujahr meiner Correſpondenz Schaden thun. Erſtens habe ich dem Campe einen langen und überlegten Brief zu ſchreiben, worin ich mich bemühen werde, dem Herrn zu zeigen, daß ich ſo geſcheit bin als ein Buchhändler, und daß ich vielleicht durch meine Aufrichtigkeit leichter zum Zwecke komme, als er durch ſeine Lügen. Dann habe ich ſchon Billets zu drei Theater-Abenden, die nahe auf einander folgen. Morgen tritt die Mars, nachdem ſie ein ganzes Jahr wegen Krankheit nicht ſpielen konnte, zum erſtenmale wieder im Theater Français auf. Uebermorgen gehe ich zu Franconi, wo ein neues Mord-Schauſpiel les Polonais aufgeführt wird. Gleich darauf an einem noch unbeſtimmten Abend, iſt ein ſchönes Conzert im Italieniſchen Theater, wo die beſten Sänger und Sängerinnen auftreten, und der Violinſpieler Berriot ſich hören läßt. Der letztere iſt der niederträchtige, abſcheuliche, heilloſe, vermaledeite Böſewicht, der meiner Malibran ihre ſchöne Stimme geraubt, und ich gehe blos in das Conzert den Elenden auszupfeifen, ob er zwar herrlich ſpielen ſoll; man nennt ihn den franzöſiſchen Paganini.

Geſtern war ich zum erſtenmale bei ***, ſeit ſie meine Pariſer Briefe geleſen. Nun muß ich Ihnen ſagen, daß ***, der Herr vom Hauſe, der abſoluteſte Miniſterielle iſt, den es gibt, und von dem ausſchweifendſten juste milieu. Sie können ſich denken, daß ein ſolcher Mann meinen Grundſätzen auf's feindlichſte gegenüber ſteht. Indeſſen iſt er geſcheit, und klar und gerecht genug, die Ehrlichkeit meiner Geſinnung zu erkennen. In den Briefen aber, das fühlte ich, hatte ich ihn zu tief verlezt.. Als ich nun hinkam, war ich auf einen Sturm gefaßt und ich hatte mir feſt vorgenommen, jede unbeſcheidene Aeußerung mit Ernſt zurückzuweiſen. *** war aber nicht zu Hauſe, und die

Weiber waren ganz entzückt über meine Briefe. Und ich glaube es iſt nicht Verſtellung. Da wurden nun alle meine Wize hergezählt, Friedens-Späſſe, an welche in dem Kriege den das Buch erregt hat, noch keiner gedacht, weder einer meiner Gegner, noch ich ſelbſt. Mein Friſiren à la Franz Moor, meine Tanzpas ꝛc. Der Dr. K. kam dazu, der war noch entzückter. Er ſagte, ſpät Nachts im Bette läſe er mich noch, und da müſſe er in ſtiller Nacht ſo oft laut auflachen, daß geſpenſtiſcher Schauer über ihn komme. Der rühmt meine Blutigelgeſchichte und eine Menge anderer Späſſe. Er macht dem Talleyrand den Hof, und dieſem hat er auf der Stelle meine Charakteriſtik ſeiner Perſon nach London geſchickt. Wenn Talleyrand lieſt, daß ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, wird er glauben, ich ſei ein Schriftſteller aus der romantiſchen Schule.

Dienſtag, den 27. Dezember.

Ich erhalte Ihren Brief und beantworte ihn gegen die Regel heute noch, weil ich morgen mit der Schilderung der Mars, die ich heute ſehe, beſchäftigt ſein werde. —

Ich habe Dekrete über meine Penſion, aber Gott weiß, wo ſie liegen. Nicht allein auf dem ſtädtiſchen Archiv, ſondern auch in der Bundestag-Kanzlei, könnten die Aktenſtücke nachgeſehen werden; denn nicht durch Senatsbeſchluß, ſondern durch Entſcheidung einer dazu angeordneten Bundestag-Kommiſſion habe ich die Penſion erhalten. Uebrigens glaube ich ſelbſt, daß man ſie mir wieder ausbezahlen wird. Der feige Senat hatte keine andere Abſicht, als der Diplomatik ſeinen guten Willen zu zeigen; jezt da dieſe erreicht, wird er ſich durch die öffentliche Meinung gern zwingen laſſen, von ſeinem Vorhaben zurückzukommen. Ich dachte es mir gleich. Eine ſolche Ungerechtigkeit liegt eigentlich nicht in ihrem Charakter. Es ſind doch mehr Philiſter als böſe Menſchen.

Der Artikel aus der Neckarzeitung war mir willkommen, ich hatte ihn noch nicht geſehen. Meine Abende bringe ich größtentheils zu Hauſe zu. Paris iſt ein einziger Ort! Aber wahrhaftig, ich ſcherze dieſesmal nicht. In Deutſchland hatte ich keine Geduld zu Hauſe. Das Gefühl des Zwanges, des Gefangenſeins trieb mich hinaus. Sie verſtehen mich. Die Briefe eines Verſtorbenen im Morgenblatte, werde ich zu leſen bekommen. — Heine's Charakter als Menſch und Dichter ſehr bezeichnend iſt die Bemerkung die er mir gemacht: daß er den Muth bewundere, mit welchem ich meine Blutigelgeſchichte in Dormans erzählt. (Die ihm übrigens ſehr gefallen.) Er hätte es nie gewagt, ſich ſo der Gefahr, lächerlich zu werden, auszuſetzen. Wie ich von der Taglioni geſprochen, gefällt ihm und allen ſchönen Geiſtern hier ganz beſonders. „Sie umgaukelte ſich ſelbſt und war zugleich Blume und Schmetterling" — das wäre einzig!

Dienſtag, den 3. Januar 1832.

So traurig fing noch in meinem Leben kein neues Jahr für mich an! Heute ſind es acht Tage, daß ich keinen Brief von Ihnen erhalten. Und heute wieder keinen, wurde wieder meine Hoffnung ſchmerzlich getäuſcht.. Was ſoll ich davon denken, was kann vorgefallen ſein? Es iſt nicht möglich, daß Sie freiwillig ſo lange geſchwiegen. Wie wird ſich das aufklären? Ich wollte dieſen Brief ſchon Sonntag wegſchicken, da ich aber keinen von Ihnen erhielt, ſchob ich es auf bis heute. Mein Brief iſt kurz und langweilig. Sie werden Nachſicht mit mir haben. O, ich bin betrübt, ich kann nicht ſagen wie .... Hallelujah! Da iſt der Brief. Hätte ich nur noch eine Viertelſtunde gewartet, und Ihnen mein Klagelied erſpart. Ich bin ein ſchwacher Menſch, das iſt wahr. Aber acht Tage iſt zu lang. „Was zu arg iſt, iſt zu arg", wie mein Eduard ſagt. Heute bekommen Sie nur eine Seite. Ich habe Ihnen das vorhergeſagt. Aber erheben Sie ſich nicht über mich; dieſe eine Seite beträgt ſo viel als Ihre fünf.

Von Heine ſchreiben Sie jedes Wort ab. Ich ſage Ihnen ſpäter die Urſache. Adieu Ungeheuer! Was haben Sie mich ſeit drei Tagen gequält!

Bald ſchreibe ich wieder und mehr. Ich habe Stoff zu hundert Bogen. Ich kann es gar nicht alle benutzen. Auf die einzelnen Punkte Ihres Briefes komme ich zurück. — Hurrah!

Mittwoch, den 4. Januar.

Zuerſt will ich Sie noch einmal um Verzeihung bitten, daß ich in meinem lezten Brief ſo unglücklich geweſen. — Von meinen Geldſorgen machen Sie ſich eine zu ängſtliche Vorſtellung; das greift mich nicht mehr an, als das Addiren und Dividiren. Mein Herz hat nichts dabei zu thun. Aber ich müßte ja ſehr leichtſinnig ſein, wenn ich gar nicht daran denken ſollte. Bis Mai iſt mein ganzer außerordentlicher Schaz, von dem ich ſeit vier Jahren geſchwelgt, aufgezehrt, und dann bin ich auf die Lumperei eines gewöhnlichen deutſchen Gelehrten zurückgebracht und kann keinen Wind mehr machen. Ich habe es mir feſt vorgenommen und werde mit dem unbiegſamſten Eigenſinn darauf beſtehen, mich weder von Campe noch von einem andern Buchhändler noch einmal prellen zu laſſen. Campe hat von den Briefen gewiß drei tauſend Exemplare verkauft, vielleicht mehr. Jezt berechnen Sie ſeinen Gewinn. Da Sie nun meinen, daß ich keine Subſcribenten finden würde, bin ich feſt entſchloſſen die neuen Briefe lieber irgend einem jungen braven Buchhändler, dem ich damit aufhelfen kann, zu ſchenken, als mich übervortheilen zu laſſen. Ich habe eine grenzenloſe Wuth gegen den Campe, weil er die Frei-Exemplare nicht geſchickt. Ich werde ihm auch auf ſeinen lezten Brief gar nicht antworten; das iſt die einzige Art ihn möglicher Weiſe noch kirre zu machen. Ihrer Verzweiflung wegen des Tagebuchs muß ich Sie alſo überlaſſen, denn ich ſchreibe dem Campe nicht mehr.

Montag, den 9. Januar.

— Mit meiner Geſundheit geht es ſehr gut. Ich war einmal unwohl, mein Befinden ward aber darauf beſſer als es lange nicht geweſen.

Ich will Sie auf etwas aufmerkſam machen.

Von der Tyrannei der deutſchen Regierungen, von ihrem durch den bisherigen Sieg der Freiheit gereizten Haſſe, hat man nirgends eine gehörige Vorſtellung. Sie haben keine Vorſtellung was ſie in ihrer Wuth zu thun fähig ſind. Nun gibt es unter den jungen Leuten in Deutſchland, vielleicht auch unter den Deutſchen in Paris, geheime Verbindungen, die einen politiſchen Zweck haben. Sie wiſſen, daß ich meinen Grundſätzen gemäß nie an ſolchen Theil genommen. Indeſſen ſtehe ich doch mit dieſen und jenen in Bekanntſchaft. Es könnte ſpäter einmal eine Verſchwörung ausbrechen, einer meiner Bekannten könnte da in Unterſuchung kommen, und man würde dann einen ſehr willkommenen Verdacht auch auf mich werfen. Man würde meine vertraute Correſpondenz, um Geheimniſſe zu finden, ſelbſt bei Ihnen in Beſchlag nehmen. Darum ſehen Sie ſich vor. Sobald Sie einen Theil meiner Briefe abgeſchrieben haben, geben Sie ſie einem Menſchen dem Sie vertrauen können verſiegelt in Verwahrung, und das thun Sie nach und nach mit allen. Das müſſen Sie aber gegen Jedermann ohne Ausnahme, ſtreng geheim halten. Ich wünſchte, daß bis Ende März alles abgeſchrieben ſei. Und wenn unter dieſer Zeit eine ſichere Gelegenheit nach Paris ſich findet, wäre es gut, wenn Sie das ſchon Abgeſchriebene gleich ſchickten. Ich werde mich, ſo lange ich in Paris bin, keineswegs mit Ordnen und Verbeſſern der Briefe beſchäftigen, ſondern dieſes bis zum Frühling aufſparen. Adieu Galgenſchweſter. Wer von uns wird zuerſt die Leiter hinauf ſteigen? Sollten wir das nicht ſchon jezt unter uns ausmachen?

Freitag, den 13. Januar.

.... Aber guter Gott, warum ängſtigen Sie ſich denn ſo ganz ohne Noth um meine Geſundheit? Ich ſchwöre Ihnen, daß ich wohler bin als ſeit langer Zeit, und viel wohler als verfloſſenen Sommer, wo Sie mich doch unter Ihren Augen gehabt. Ich bin in dieſem ganzen Winter nie länger als zwei Tage wegen Uebelbefinden zu Hauſe geblieben.

Und ſelbſt dabei war das Uebelbefinden mehr Vorwand, und meine Faulheit der eigentliche Grund. Dr. S. hat mir gerathen, meine tägliche Bewegung nie auszuſetzen, und ſeit ich das befolge, befinde ich mich auch beſſer. Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, daß ich nicht ausgehen kann? Spreche ich denn nicht faſt in jedem Briefe von Dingen, die ich nur außer dem Hauſe bemerkt haben kann, wie Theater, und dergleichen? Und daß Sie immer Angſt haben, ich möchte zu viel arbeiten! Ich thue gar nichts als Briefe an Sie ſchreiben; denn Zeitungen und Komödien leſen, werden Sie doch nicht arbeiten nennen. Die ganze Woche durch ſind es höchſtens ſechs Stunden, daß mich das Briefſchreiben beſchäftigt, ſo daß auf jeden Tag kaum eine Stunde kömmt. Kann man davon krank werden? Wollen Sie ſich denn Ihre Aengſtlichkeit niemals abgewöhnen? Ach mein Gott! Ich ſehe den Splitter in Ihrem Auge, aber nicht den Balken in meinem. Als neulich einmal einer Ihrer Briefe zu lange ausblieb, redete ich mir ein Sie hätten ſich ſo geärgert über ***'s Brief an mich, daß Sie krank geworden. Ich bin eigentlich ſo ängſtlich als Sie. Aber der große Unterſchied iſt zwiſchen uns, daß ich nur Einen liebe, Sie aber alle Welt lieben, und darum immer fort eine Welt von Beſorgniſſen haben. — Schreiben Sie mir alles ab; das wegen Campe, wegen Heine. Vielleicht zerfalle ich einmal mit dieſen Herrn, und dann iſt immer gut, ein kleines Zeughaus vorgerüſtet zu haben.

Dienſtag, den 17. Januar.

Geſtern habe ich bei Eichthal gegeſſen. Felix Mendelsſohn war auch da. Er iſt ein ſehr liebenswürdiger junger Menſch. Er ſoll einen äußerſt ernſten Charakter in ſeiner Muſik haben, und ihn auch von Andern fordern. Sie iſt ihm eine heilige Sache. —

..... Weil wir von Narren ſprechen, muß ich Ihnen noch folgendes erzählen. Neulich ſagte ich zufällig dem ***: „hören Sie, der Robert muß verrückt geworden ſein!“ Ich dachte nämlich an das dumme Zeug, das er gegen mich geſchrieben. Worauf er mir ins Wort fiel: „nein, er nicht, das iſt ***.“ Und da erfuhr ich denn, daß ***, ein Bankier in ..., den ich kannte, und der ein wiziger, höchſt jovialer Menſch iſt, wirklich den Verſtand verloren. Er war ein Haupt-Theilnehmer des polniſchen Anleihens, und hat durch die polniſche Revolution großen Verluſt erlitten! Welch eine Welt der Thorheit und des Jammers, weil keiner unvermeidliche Uebel, weder zu mildern noch zu ertragen weiß! Neulich kam Jemand zu *** und fand die ganze Familie, Vater, Mutter und Kinder in Thränen ſchwimmen, wegen des Betragens des Simoniſten ***. Und doch hätten dieſe Leute alles erträglicher machen können, (und das habe ich dem Alten ſchon deutlich zu verſtehen gegeben) wenn ſie, ſtatt den Glauben ihres Sohnes zu verſpotten, die Sectenhäupter als Spizbuben zu ſchelten, und ſo ihm in allem wehe zu thun, ihn beſſer gelenkt, das Gute in der Lehre anerkannt, und nur das Ausſchweifende verdammt hätten. Das biſchen Freiheit, das der Staats-Abſolutismus den Menſchen läßt, zerſtören ſie ſich durch häuslichen Abſolutismus.

Mittwoch, den 18. Januar.

Schon wieder ein Brief! Iſt denn das ſchicklich für ein Frauenzimmer ſo zudringlich zu ſein? Aber nicht wahr, ich weiß wie man die widerſpänſtigen Damen kirre macht? Mit hundert Briefen müſſen Sie das Verſäumniß des Einen am Neujahrstage abbüßen. Ach! ich weine noch wenn ich daran denke. Hi, hi, hi! — Den Tabak durch K... habe ich erhalten. Wie komiſch! Geſtern erzählte mir Einer, einige Polen wären auf dem Poſtwagen mit einem Frankfurter Kaufmann gereiſt, der kenne mich, und habe mir etwas zu bringen und ich wäre ein Miſanthrop. Das war dieſer K... Wo zum Teufel hat er das Wort Miſanthrop her? Heißt eine Art Tücher ſo? Das iſt ſein Handel. — Sagen Sie dem Reinganum, daß ich die Vollmacht noch nicht bekommen, das iſt hier alle mit vielen Umſtänden verknüpft. Sobald ich ſie erhalte, ſchreibe ich ihm. Ich war gleich anfänglich Ihrer Meinung, daß man in Frankfurt nur gerichtlich gezwungen ſein will mir meine Penſion zu bezahlen. Aber iſt es nicht um ſo erbärmlicher, ohne Macht eine Ungerechtigkeit durchzuſezen, ja ſelbſt ohne Vorſaz es zu thun, blos den Schein der Tyrannei annehmen, um den Tyrannen Frankfurts zu ſchmeicheln? Ich danke Gott, daß ich in Frankfurt als Jude geboren, ſonſt würde ich mich ſchämen, dort geboren zu ſein.

Es iſt zum Todtlachen mit dem Campe! Er ſchreibt dem Buchhändler ſeinem Neffen hierher: er hätte den größten Schaden mit den Briefen, er verkaufe keine, ſie würden ihm alle zurückgeſchickt. Das ſoll ich nun erfahren und zahm werden. Die Wahrheit iſt, wie ich neulich aus Berlin geleſen, daß nicht allein die ganze Auflage vergriffen iſt, ſondern daß er auch in Sachſen heimlich eine zweite Auflage hat drucken laſſen, die er auch ſchon verkauft.

Donnerſtag, den 19. Januar.

Ich habe eben erſt einen Brief auf die Poſt geſchickt und fange gleich einen neuen an. Leſen Sie dieſen als die Fortſezung. Campe ſchrieb auch ſeinem Neffen hierher, er wünſche die neuen Pariſer Briefe auch zu drucken, aber gar nicht des Vortheils wegen, denn er habe Schaden dabei; ſondern nur aus Troz, um zu zeigen, daß er ſich von der guten Sache nicht abſchrecken laſſe. Das alle erfahre ich von einem Dritten, dem es der hieſige Campe mittheilt; denn ich ſelbſt bin ſo maliciös, daß ich gar nicht mehr in den Buchladen des Campe komme, welches ſonſt täglich geſchah, damit er nicht Gelegenheit finde, mir die Lügen ſeines Onkels aufzubinden. Ich werde nun dabei bleiben dem Campe gar nicht zu ſchreiben, und den Erfolg abwarten. Meine Frei-Exemplare ſind immer noch nicht angekommen. — Ich mußte lachen, daß Sie Bedenken tragen, Dinge die ich vom König von Baiern geſagt und deren ich mich übrigens nicht mehr erinnere, abzuſchreiben. Ich habe noch ganz andere

Sachen in meinem Magazin. Was verliere ich dabei? Höher als an den Mond kann man meinen Galgen doch nicht bauen.

In der deutſchen Tribüne (Nr. 16 v. 19. Januar), ſteht ein guter Artikel „über Börne's Briefe und deren Aufnahme in Deutſchland." Vielleicht können Sie ſich das Blatt verſchaffen.

Samſtag, den 28. Januar.

Zuerſt vom Wichtigſten. Wie können Sie daran zweifeln, daß ich noch immer mit der größten Pünktlichkeit Morgens und Abends die Strümpfe wechsle? Wäre ich auch niederträchtig genug dieſes zu verſäumen, würde Conrad meine Pflichtvergeſſenheit nicht dulden. Mir die Strümpfe anziehen iſt ſeine Lebensfreude, das Meiſterſtück ſeiner Kunſt. Nichts gleicht ſeinem Glücke, wenn es ihm gelungen, die lezte Falte aus dem Strumpfe zu verbannen, und ihn am Fuße ſo glatt anzulegen, daß zwiſchen Haut und Strumpf kein Floh durchkriechen kann. Mögen auch die Zehen darüber krachen, das kümmert ihn nicht. Glatt muß alles ſein, mag die Welt darüber untergehen. Aber auch wo ich frei und unabhängig bin, vernachläſſige ich die Regeln der Reinlichkeit nicht. Wäre ich nicht glücklicher Weiſe ein Philoſoph, dem keine Reue nahen darf, ſo würde es mir den größten Verdruß machen, daß ich früher durch eigene Schuld einen Theil meiner Zähne ſchon verloren habe. Auch habe ich dieſen Winter noch keine Zahnſchmerzen gehabt. Aber dieſes verdanke ich nicht blos der Reinlichkeit, ſondern dem Verfahren Oertels, das ich befolge. Seit vielen Jahren hatte ich noch jeden Winter Zahnſchmerzen, und war oft genöthigt mir einen Zahn ausreißen zu laſſen. Auch dieſen Winter hatte ich ſchon vier- bis ſechsmal leichte Anfälle von Zahnweh, die aber nie ſehr heftig geworden ſind. Sobald ich ſie ſpürte, nahm ich einen Schwamm voll eiskalten Waſſers, wuſch mir das Geſicht und hinter den Ohren, und nach fünf Minuten waren die Zahnſchmerzen wie weggezaubert. Ich wollte, daß ich den Muth hätte Oertels kalte Waſſerkur allgemein anzuwenden, es würde mir gewiß gut thun. Fragen Sie in Frankfurt einen Arzt, ob man bei Zahnſchmerzen ſich des kalten Waſſers bedienen ſoll, wird er laut aufſchreien. Und doch habe ich ſelbſt ſchon mehreremal deſſen Heilſamkeit erprobt. Die Anwendung des kalten Waſſers in der Cholera hat ſich überall heilſam gezeigt. Wie triumphirt aber auch Oertel! Er hat zwei Broſchüren herausgegeben; die eine heißt: Victoria, Kaltwaſſer hat die Cholera beſiegt; die andere: Mediciniſche Böcke. Von Aerzten, welche ſich für infaillible Herrn über Leben und Tod halten, in der Cholera geſchoſſen. XXXX — weniger I. Bocksdorf und Schußbach, Verleger Simon Treffer und Compagnie. Auf dem Titelblatte ſteht ein großer Bock und auf beiden Seiten zwei Jäger, welche nach ihm ſchießen. Jezt werden nun die Böcke aufgezählt: erſter Bock, zweiter Bock, bis 39 Bock. Hätte der Mann ſo viel Wiz als geſunden

Menſchenverſtand, die Satire wäre köſtlich geworden. Aber an Wiz fehlt es freilich.

Es iſt im Ernſte nicht recht von Ihnen, daß Sie mir die alte Narrheit mit Ihrem Hierherkommen von neuem in den Kopf ſezen. Sie thun es doch nicht. Ich bin ſchon glücklich genug wenn Sie mir die Zuſicherung geben, im nächſten Frühlinge mit mir zuſammenzukommen, wo es auch ſei. Ohne Sie könnte ich doch die Briefe nicht ordnen, ich würde dumme Streiche machen. Wenn es wirklich für mich Gefahr haben ſollte nach Deutſchland zu kommen, ſo könnten wir ja in Baſel zuſammenkommen, ſo könnten wir ja in Baſel zuſammentreffen, wohin man von Frankfurt mit dem Eilwagen ſehr bequem in 48 Stunden reist, und von dort könnten wir uns einen hübſchen Sommeraufenthalt in der Schweiz ſuchen. Wären Sie denn im Stande mit *** und ſeiner Frau nach Paris zu kommen? Es wäre himmliſch; aber einer Philiſterin, wie Sie, traue ich ſo etwas nimmer zu. — Ich möchte wiſſen, wenn Sie eigentlich meine Briefe bekommen, am vierten oder am fünften Tage, Morgens oder Abends, um wie viel Uhr? Ich erhalte die Ihrigen erſt am ſechsten Tage, Mittags zwölf Uhr. — Wenn Ihnen das Ausſchreiben der Sachen von Heine Umſtände macht, unterlaſſen Sie es. Sollte ich es, was nicht wahrſcheinlich, gebrauchen wollen, kann ich es ja immer ſpäter aus den Originalbriefen entnehmen. Aber das von Pittſchaft, Robert und dergleichen, was noch folgen könnte, ſchreiben Sie ja ab. Ihre Bemerkungen darüber, die ich erwartet, ſind zwar ganz richtig, aber ich werde mein Verfahren in meinen nächſten Briefen vertheidigen. Die Namen müſſen Sie alle ausſchreiben. Da wo ich ſie weglaſſen und Sternchen ſetzen will, kann ich ſie ja wieder ausſtreichen. — Bitten Sie doch den S. oder ſonſt Einen der ſich dazu paßt, einmal wenn er durch die Judengaſſe geht, mein elterliches Haus aufzuſuchen. Es liegt, wenn man von der Bornheimer Straße kömmt, auf der linken Seite, ohngefähr in der Mitte der Straße und hat Nr. 118. Das Haus hat zwei große Thüren, die durch einen breiten

Pfoſten getrennt werden. Wenn man in die erſte Thüre (von der Bornheimer Straße kommend) eintritt, iſt rechts am Pfoſten die Jahreszahl 1791 eingehauen, in jenem Jahre von mir oder einem meiner Brüder. Ich möchte wiſſen, ob die Inſchrift noch leſerlich, und ob auch ein Monattag dabei ſteht? Daran knüpft ſich eine Jugenderinnerung, von der ich vielleicht öffentlich ſprechen werde. Darum möchte ich die Sache wiſſen. — Wenn Sie Gelegenheit haben, ſchicken Sie mir Schnupftabak, aber nur ein viertel Pfund. Daran habe ich lange. Eben der Geſundheit wegen möchte ich ihn haben, der hieſige iſt weniger geſund. Uebrigens ſpüre ich keinen Schaden davon. Wie freue ich mich auf ***'s, beſonders wenn ſie mir etwas Schönes mitbringen. Eine große Puppe ſollen ſie mir mitbringen, die ſchön ſprechen und ſchreiben kann, aber viele orthographiſche Fehler macht. Ein ſchlechter Maler iſt hier, der die ausgezeichneten Polen zeichnet und lithographirt und gelegentlich auch mich. Ein Maul hat er mir gemacht ſieben

Ellen breit, und ich ſehe aus wie der leibhaftige Mephiſtopheles. Nein, ſo ein Teufelsgeſicht iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Sie hätten Ihre Freude daran.

Samſtag, den 4. Februar.

Geſtern Abend, wo ich dieſen Brief fortſezen wollte, bin ich durch Polenbeſuch geſtört worden. Doch wenn Ihr Brief, den ich erwarte, etwas Dringendes enthält, werde ich wohl noch Zeit haben das zu beantworten. — Der *** ließ mir vor einigen Tagen ſagen, er reiſe nach Frankfurt zurück, und wenn ich etwas zu beſorgen hätte, möchte ich es ihm ſchicken. Nun brachte ich ihm geſtern ein Paketchen für Sie, fand ihn aber nicht zu Hauſe.. Das Paketchen enthält den Cormenin, zwei Hefte der Revue Germanique, und zwei Bände Lafontaine's Fabeln, die ich früher ſchon beſaß. Sie verlangten auch die Briefe eines Verſtorbenen; aber das Paket wäre zu groß geworden. Unter den Papieren worin die Bücher eingewickelt, befinden ſich zwei Blätter des Entreacte, wo zwei mit Rothſtift angeſtrichene Artikel ich Ihrer Aufmerkſamkeit empfehle. Von dem einen überſchrieben.... brauchen Sie nicht mit mir zu ſprechen. Doch um mir auf eine feine Art zu verſtehen zu geben, daß Sie den Artikel geleſen, können Sie mir ſchreiben, Sie hätten ihn nicht geleſen. Sobald Sie es nicht geleſen, theilen Sie es der P... mit, die ſich für ihre alte gute Freundin Marie Louiſe wohl noch intereſſiren wird. Von dem zweiten Artikel une histoire dürfen Sie mit mir ſprechen. — Eben kömmt ihr dreibeiniger Brief hergehinkt. Ich antworte darauf. Erſtens ſind Sie dumm. Sie berechnen gar nicht, daß zwiſchen jeder Beantwortung Ihrer Briefe vierzehn Tage verfließen, daß ſich immer mein Brief auf Ihren vorlezten bezieht, und jezt klagen Sie, wie heute, daß ich nicht auf alle Punkte Ihrer Briefe antworte. Konnten Sie denn als Sie Ihren heutigen Brief ſchrieben, ſchon Antwort haben auf Ihre Frage wegen der Art des Abſchreibens? — Alles ſchreiben Sie ab, jedes Wort über Robert und Pittſchaft. Sie fürchten dieſe Herrn möchten über Sie herfallen? Nun, Gott ſei Dank, daß Sie wieder ein Lebenszeichen von ſich geben. Ich dachte Sie wären geſtorben, weil Sie ſich ſeit ſo lange nicht gefürchtet. Wie? Sie können ernſtlich fürchten, der Robert würde über Sie herfallen, oder der Pittſchaft? Glauben Sie mir, ſie laſſen mich künftig in Ruhe. Und was vermöchten ſie? Die Leidenſchaft die beſſere Menſchen erhebt, bringt die Gemeinen gar herunter. Das Bischen Verſtand das meine Gegner noch hatten, wird ihnen die Leidenſchaft vollends rauben. —

Ueber die Wiener Gedichte ſchreibe ich noch. Nachdem ich ſie flüchtig geleſen, mußte ich ſie wieder abgeben, und habe ſie ſeit wenigen Tagen zurückbekommen. Gegenwärtig bin ich noch mit dem Häringſalat beſchäftigt. Das ſtrengt mich nicht an; ich ſchreibe ja nicht zwei Briefe zu gleicher Zeit, mit beiden Händen und zwei Federn, ſondern abwechſelnd, und die Mühe wird dadurch nicht größer. — Noch einmal, ſchreiben Sie alles ab.

Donnerſtag, den 9. Februar.

Heute Mittag bekomme ich Ihren Brief. Es geht mir immer damit wie mit dem Eſſen. Vor dem Eſſen bin ich hungrig, nach dem Eſſen bin ich ſatt, und zu beiden Zeiten habe ich keine Luſt zu arbeiten. So habe ich auch an dem Tage wo ich Ihren Brief erhalte, am wenigſten Luſt zu ſchreiben. Ich wollte der Teufel hätte mich geholt, ehe ich mich in Sie verliebt hätte; aber es geſchieht mir nicht wieder. —

Vielleicht kömmt bald ein gewiſſer *** zu Ihnen, ein guter Bekannter, der von hier nach Deutſchland reist und dem ich Ihre Adreſſe gegeben. Er war früher in .., hat ſich mit einigem Gelde aus dem Geſchäfte gezogen, und lebt ſeitdem in Paris. Er iſt ein wüthender Jakobiner, ſpielt in der revolutionären Welt eine Rolle, glaubt aber eine große zu ſpielen. Seine Gegner nennen ihn hier aus Spott: die proviſoriſche Regierung von Deutſchland. Er iſt ein leidenſchaftlicher Menſch, in der Leidenſchaft roh, in der Ruhe ohne Bildung.

Doch meint er es aufrichtig mit der guten Sache. Ihre und meine Geſinnungen brauchen Sie ihm nicht zu verhehlen. Aber wenn Sie Geheimniſſe beſizen, eigene oder meine, die theilen Sie ihm nicht mit. Auf mich hält er viel als treuen Bruder Jakobiner. Den Heine ſchlägt er gewiß noch einmal todt. Reden Sie vorher mit keinem von ſeiner Ankunft, auch, kömmt er an, nicht von ſeiner Anweſenheit. Ich begreife nicht, wie er es wagt nach Deutſchland zu reiſen, denn er hat einen gefährlichern Namen als er verdient. — Ihr Brief bleibt lange! Mich hungert ſehr. — Da iſt er! Und ob ich zwar wenig Zeit mehr habe, und Sie wollen, daß ich erſt den folgenden Tag antworten ſoll, weiß ich als ſchlauer Diener doch, wo man ſeinem Herrn gehorchen ſoll oder nicht. Ich ſchicke heute den Brief ab. Was zu beantworten übrig bleibt, hat im nächſten auch noch Zeit. Es iſt ja nicht ſo dringend. Sie halten ſich an das Schreibmuſter, und laſſen Sie mich ungeſchoren. — Der Herr von *** verläßt mich eben, und hat mich lange geſtört. Er kömmt zuweilen mich ausʒuſpioniren. Er hält ſich für gewaltig ſchlau. Aber ich ſchicke ihn heim.

..... Die ***. Ihr Herz? Ihr Geiſt? „Ja, da ſitzen ſie und haben Hütchen auf!“ Es kann ſein daß ſie eine gute Frau iſt, aber Gemüth hat ſie nicht; Geiſt noch weniger; Bildung noch weniger. Sie hat viel geleſen, viel Kunſtwerke beſchaut, hat aber jene geiſtige Auszehrung welche alles Lernen und Erfahren vergebens macht, weil die Verdauungskraft fehlt, und alles nur durchgeht. Das Talent, was ſelbſt gewöhnliche Frauenzimmer haben, einen Mann, eine Geſellſchaft geiſtig anzuregen, zum Wiz, zur Fröhlichkeit zu ermuntern, hat ſie nicht im geringſten. Sie trocknet ihre ganze Umgebung aus .... Mit dummen bürgerlichen Perſonen bin ich häufig umgegangen. Das iſt aber ein ganz Anderes mit der Frau von ***. Bei Jenen iſt die Geiſtesbeſchränkung, die engherzige Weltanſicht nicht ein Mangel, ſondern ein Auswuchs, etwas Poſitives. Es iſt eine Art zu ſein, die Einem zum beobachten, und einem Humoriſten ſogar zur Beluſtigung Stoff gibt. Bei der Frau von *** aber, als einer vornehmen Perſon iſt ihr unbedeutendes Weſen nicht eine Art zu ſein, ſondern ein Nicht ſein, etwas negatives, eine reine Leere. Als Perſon von Erziehung hält ſie ein gewiſſer Inſtinkt ab, von Dingen zu reden, die ſie nicht verſteht, nicht fühlt; ſie ſpricht alſo nie dumm. Und das iſt die Verzweiflung! Die feine Erziehung ſolcher vornehmen Weltleute macht die geiſtige Trockenheit noch widerlicher. Bei bürgerlichen Perſonen iſt ſchlechte Unterhaltung wie ein ſchlechtes Gericht, wie Hirſenbrei etwa. Aber das wird auf gemeiner irdner Platte vorgeſezt und mit zinnernem Löffel gegeſſen. Da iſt Harmonie. Bei *** kömmt der Hirſenbrei in feinen Porzellanſchüſſeln und er wird mit vergoldeten Theelöffelchen gegeſſen. Auch das Aeußere der Frau von *** mißfällt mir .... Und die Hände! Rauh, nicht reinlich. Aber die Hand iſt ein Stück von der Seele eines Frauenzimmers.

— Es kann mir diesmal mit dem Verkaufe der Briefe ſehr ſchlimm gehen. Die Buchhändler werden Angſt haben, nicht ſowohl es in Verlag zu nehmen, als es zu verkaufen. Wer weiß, was bis dahin der tyranniſche Bundestag noch für Geſeze gegen den Verkauf verbotener Bücher geben wird. — Gott weiß wo der 8te Band bleibt. Meine Frei-Exemplare habe ich auch noch nicht erhalten. — Die ſpätern Exemplare der Briefe, welche an hieſige Buchhändler geſchickt worden, ſind von der neuen Auflage. Man erkennt ſie am ſchlechten Druck. Papier und das Aeußere ſonſt iſt ganz gleich. — In dem Morgenblatte ſtehen Xenien von Menzel auf mich, auf Heine und Andere. Ich habe das Blatt nicht bekommen können und ſie alſo nicht geleſen.

Der Heine iſt ein verlorener Menſch. Ich kenne keinen der verächtlicher wäre. Nicht die Verachtung die ſich mit dem Haſſe paart kann man gegen ihn hegen, ſondern die Verachtung die ſich mit Bedauern verbindet. Meine Briefe aus Paris haben ihn zu Grunde gerichtet. Von nichts getrieben als von der Eitelkeit, von nichts angezogen als von der Hoffnung Aufſehen zu machen, haben ihm meine Briefe die liberale Schriftſtellerei ganz verleidet, weil er verzweifelt mehr Lärm zu machen als ich. Er iſt ganz ohne Gemüth und liebt nichts und glaubt nichts. Seine Feigheit würde man keinem Weibe verzeihen. Neulich ſchrieb er einmal einen Artikel in der Allgemeinen Zeitung, worin er Louis Philipp ſehr verächtlich behandelte. Dieſer Artikel wurde in einem der hieſigen revolutionären Blätter überſezt, und das Blatt in Beſchlag genommen. Jezt hätten Sie nur Heine's Todesangſt ſehen ſollen, bei der Unterſuchung möchte auch er in Anſpruch genommen werden. Und doch ließ ihn ſeine Eitelkeit nicht ſchweigen, und er erzählte überall, daß der Artikel von ihm ſei, was man ohne ſein Geſtändniß gar nicht erſehen hätte. Es iſt ihm nur wohl wenn er mit Menſchen zuſammen iſt, die er unter ſich fühlt; meine Gegenwart drückt ihn ganz zu Boden. Auch meidet er mich ſo viel er kann. Er hängt ſich an das ſchlechteſte Volk, geht mit bekannten Spionen um, macht den Zuträger und das ganz gewiß für Geld. Neulich ſchrieb er einen zweiten Artikel in der Allgemeinen Zeitung, worin er ſagt: er ſei aus Neigung ein guter Royaliſt. Und ſo iſt es auch. Seine ganze Natur und Geiſtesrichtung, ſeine Liederlichkeit, ſeine Nervenſchwäche und weibiſche Eitelkeit, macht ihn zum gebornen Ariſtokraten. Er macht kein Geheimniß daraus, daß er ſich bei Preußen einzuſchmeicheln ſucht. Auch weiß man es dort. In meinem Häringsſalat (den ich acht Tage liegen laſſen, aber jezt bald endigen werde) habe ich zwei Artikel aus Berliner Berichten die Heine betreffen mitgetheilt, und daraus werden Sie ſehen, wie man es darauf angelegt, ihn durch die gröbſten Schmeicheleien in die ſchlechte Parthei hinüber zu ziehen. Es gibt doch für einen Mann keinen größern Fluch als Charakterſchwäche. Man kann in jeder Parthei ein achtungswerther Mann ſein, und Heine könnte durch ſeine Talente die Zierde jeder Parthei ſein, hätte er nur die Kraft irgend ein Intereſſe ganz zu umfaſſen. Aber da ſchwankt er immer von Einer zur Andern, wird auf beiden Seiten als feiger Flüchtling verachtet, und wird auf beiden Seiten Prügel bekommen, was ich ihm ſchon oft vorhergeſagt.

Der Menſch der mich ſo garſtig gezeichnet iſt ein armer Jude, der etwas damit verdienen will. Ich konnte es ihm daher nicht abſchlagen. — Darf ich denn jezt ſchon von unſerer Zuſammenkunft im Frühlinge ſprechen? Ich glaube wirklich nicht, daß ich wagen darf nach Deutſchland zu kommen. Alſo nach der Schweiz. Und Sie kämen wirklich nach Baſel? Das müſſen Sie ja jezt ſchon wiſſen. Aber ſein Sie nur nicht Angſt, ich übereile Sie nicht, wie das vorige Mal, ich will mich ſehr gut aufführen und in Baſel ganz geduldig Lebkuchen eſſen bis Sie kommen. Welches Frauenzimmer werden Sie mitnehmen? Wieder die Marie? Das wäre mir recht. Ach, ich kann es nicht erwarten, bis ich wieder des Morgens an Ihre Zimmerthüre klopfe, mich dann von Ihnen verſuchen laſſe ein bischen Kaffe zu trinken und Mittags auf das ſchlechte Eſſen zu ſchimpfen. Das iſt meine größte Seeligkeit.

Donnerſtag, den 13. Februar.

Heute geht der Brief ab, und ich habe noch nicht eine Seite herunter. Dieſesmal werden muntere Worte nöthig ſein. Seit drei Tagen war ich aber auch dumm und faul, und das kömmt blos vom viehiſchen Eſſen. Ich gehe jezt viel ſpazieren und davon bekomme ich ſtarken Appetit, und da eſſe ich viel und davon werde ich dumm. Ich will mich aber beſſern. Sie aber ſchreiben mir gewiß: eſſen Sie lieber ſo viel Sie vertragen können und Ihnen ſchmeckt und arbeiten Sie lieber nichts.

Ich brenne vor Begierde auf Ihren heutigen Brief, und ob Sie mir die wichtige Nachricht beſtätigen werden, welche die heutige Zeitung enthält, daß in Caſſel und Hanau eine *Militär-Revolution* geweſen. O wie will ich jubeln, wenn dieſe lezte Stüze der Tyrannei kracht! — Die offizielle Nachricht iſt eingegangen, daß die Cholera in London ausgebrochen iſt. Jezt kömmt ſie gewiß auch ſehr bald hierher, und das könnte meine Abreiſe nach der Schweiz beſchleunigen, worauf ich Sie jezt ſchon vorbereite. Sobald ich erfahre daß die Cholera an der franzöſiſchen Küſte iſt, verlaſſe ich Paris. Die Krankheit wird hier beſtimmt ſchlimmer als irgendwo. Die Unreinlichkeit, die Armuth, die heillos ſchlechten Medizinal-Anſtalten laſſen das mit Sicherheit erwarten. Dazu kömmt für den Fremden die eintretende Theurung und Prellerei in vielen Dingen.

.... Man knüpft jezt die Halsſchleife: en bec-de-lièvre. Was Haſen-Maul iſt, weiß ich nicht. Ich will den Heine fragen, der alles was ſich auf Haſen bezieht, ſehr genau kennt.

Sonntag, den 19. Februar.

Sie ſchreiben mir in Ihrem lezten Briefe von einem Manne, der vielleicht blos weil er hartḣörig geweſen den Zuruf der Mauth nicht verſtanden und darum ganz jämmerlich erſchoſſen wurde, und bei der Gelegenheit von einem Anfalle Ihrer Furcht. Ich dachte anfänglich an gar nichts, als ich das las; erſt ſpäter fiel mir ein, ob Sie nicht etwa dabei an mich gedacht, und Angſt geworden ich möchte bei einer ähnlichen Gelegenheit, weil ich harthörig bin, auch todtgeſchoſſen werden. Hi, hi, hi, hi, hi! Ha, ha, ha, ha, ha! He, he, he, he, he! Ho, ho, ho, ho, ho! Hu, hu, hu, hu, hu! O, wie muß ich lachen! Nun, Gott ſei Dank, Sie leben noch. Ich werde wenn ich an einer deutſchen Mauth vorbeikomme, einen Haarbeutel anhängen. So gaben vor der Revolution die tauben Menſchen in Paris ihre Taubheit zu erkennen, damit ſie nicht überfahren wurden.

Mittwoch, den 22. Februar.

Auf Ihren heutigen Brief folgendes. Daß Sie mich anbeten, wundert mich gar nicht. Dieſes Schickſal haben alle Frauenzimmer. Aber beweiſen Sie mir Ihre Liebe und kommen Sie ſobald als möglich. Ich freue mich ſehr auf die Abreiſe, beſonders da ich jezt einen neuen Theil Frankreichs und die Schweiz kennen lerne. Der alte langweilige Weg nach Deutſchland hat mich immer mit Schrecken erfüllt, ſo oft ich nur daran dachte. — Wie können Sie nur ſo dumm ſein — nehmen Sie mir es nicht übel, aber das iſt meine Art, wie ich mit allen Frauenzimmern ſpreche, die mich anbeten — und fragen, wer mit Rothſchild Recht habe, ich oder der Temps? In den Temps kann man für Geld alles hineinbringen. — Freilich hat der Robert den Artikel im Morgenblatte gegen mich geſchrieben. Das haben Andere die ſeine Art kennen (wie Heine) auch erkannt. Und wenn auch nicht, was läge daran? Hat er die Züchtigung nicht ohnedies verdient? Daß er gegen mich geſchrieben, war ja nicht der Grund, es war nur der Vorwand ihn zu züchtigen.

Was? Sie wollen um mir Porto zu ſparen, kein Couvert gebrauchen, alſo mir eine Seite weniger ſchreiben? Sie ſind nicht klug, Anbeterin.

Ich, der eine Million reich bin, und einen ſo koſtbaren Ueberrock habe! — Sobald ich Paris verlaſſe und meine Briefe in Ordnung gebracht, ſchreibe ich für die Tribüne und unentgeltlich. Wenigſtens werde ich nichts dafür fordern. — Eben kömmt ein Beſuch, der mir aber willkommen iſt. Was ſind Sie geprellt durch mein größer ſchreiben, das Sie verlangt haben. Wenigſtens ein Drittel Seite weniger bekommen Sie jezt. Da wird ihre Anbetung etwas kleiner werden. — Ich habe dem jungen Demagogen, der eben auf meinem Sopha ſizt, zwar einige Zeitungen zum Leſen gegeben, daß ich weiter ſchreiben kann. Indeſſen ſtört mich ſeine Gegenwart doch, und ich muß ſchließen. Adieu, angebetete Anbeterin. Der Ihrige.

Sonntag, den 26. Februar.

Mit Entzücken habe ich heute ſo unerwartet einen Brief von Ihnen erhalten. Was das wohl thut! Auch habe ich di tanti palpiti geſungen. Ich hatte Ihnen zwar verboten mir am Sonntage zu ſchreiben; doch diesmal noch will ich es Ihnen verzeihen. An dem S. habe ich meine große Freude. Der hat Feuer; hätten wir nur viele ſolche! Ich werde ihm in ganz wenigen Tagen den Brief nach Zweibrücken ſchicken. Dieſen Brief muß er allein nur ſchreiben. Auch wenn die Andern mit unterzeichnen wollen, wäre das nicht paſſend. Er ſpricht in dem Namen aller. Die Abſchrift der Liſte [*]) wird mitgeſchickt. Dieſe Namen kommen natürlich in die Tribüne. Doch wenn Einer ängſtlich iſt, braucht er nur mit Buchſtaben oder mit einem Motto zu unterzeichnen. Ich werde einige Mottos zur Auswahl mitſchicken. Das Geld für den Monat Februar muß zugleich mit abgeſendet werden, baar oder durch Wechſel: an Herrn Schüler, Deputirten in Zweibrücken. Ob die Leute viel oder wenig unterſchreiben, darauf kömmt es nicht an. Jeder nach ſeinem Vermögen. Ich werde in dem

---

[*]) Subſcriptionsliſte für den deutſchen Preßverein in Zweibrücken.
A. d. H.

Briefe ſagen, daß die Liſte aus lauter Juden beſteht, und bemerken, was dabei zu bemerken iſt. Von dem Briefe ſoll er den Subſcribenten gar nichts ſagen, ſie brauchen nichts davon zu wiſſen. Iſt er gedruckt, werden ſie ſchon damit zufrieden ſein. Auch ſpäter ſoll er nicht ſagen, daß ich den Brief gemacht. Es thut mehr Wirkung, wenn man glaubt, er wäre von einem Andern. Unterdeſſen, bis mein Brief kömmt, ſoll er nur fortfahren, Unterſchriften zu ſammeln, daß die Liſte ſo groß als möglich werde.

.... Wenn ich pekuniäre Vortheile von dem Buche erwarte, wird es mir ſchlimm gehen. Viele ſind ängſtlich wegen des Verbots, oder ſtellen ſich doch ſo an, um wenig zu bezahlen. Denn das Verbot nüzt eigentlich. Sauerländer in Aarau ſchreibt mir, er habe kein Exemplar mehr, denn wegen des Verbots ſei der Vorrath ſchnell aufgekauft worden. — Ich habe vor einigen Tagen dem Campe einen ſehr groben Brief geſchrieben, wegen der Frei-Exemplare die ich noch nicht erhalten.

Von dem Buche natürlich kein Wort. Der Sauerländer ſchrieb mir, wenn meine neuen Briefe ſo arg wären als die vorigen, würden ſie in der Schweiz auch verboten werden. Ich glaube das gerne, dort ſind ſie noch ärgere Philiſter als in Deutſchland. Der Wirth räth mir natürlich auch das Buch in Zweibrücken drucken zu laſſen. Er dringt ſehr in mich an der Tribüne zu arbeiten, und ich thäte es gern, ſelbſt unentgeltlich, denn das iſt von der größten Wichtigkeit, hätte ich nur erſt meine Briefe aus dem Kopfe. Auf jeden Fall, muß ich in dieſen Tagen ein Paar Aufſäze für das Blatt machen, und meine Briefe darüber zurücklegen. Es kömmt gar zu viel darauf an. Die Briefe einzeln in der Tribüne drucken zu laſſen iſt nicht thunlich. So zerſtückelt würden ſie allen Werth verlieren, und keine Wirkung machen. Ich bleibe auf jeden Fall nur noch ſo lange hier als ich brauche zwei Bände Briefe fertig zu machen. Dann arbeite ich für die Tribüne; denn jezt gilts. Dieſe Woche werde ich Ihnen wenig mehr ſchreiben, denn ich habe außer dem Brief für S., einen Aufruf für die hieſige deutſche Geſellſchaft zu machen. Doch werde ich auf jeden Fall Ihre Briefe, wenn auch kurz, beantworten.

Montag, den 27. Februar.

— Es intereſſirt mich ſehr zu wiſſen, wer im Gelehrten-Verein ja, und beſonders wer nicht unterſchrieben. Daß es *** gethan iſt ein gutes Zeichen, denn es beweist, daß die Sache Mode iſt. Die Nemeſis werde ich Ihnen ſchwerlich ſchicken, Sie müßten denn ein beſonderes Heft verlangen. Die ganze Sammlung käme zu theuer und iſt das Geld nicht werth. Schön ſind die Sachen eigentlich nicht, nur manchmal intereſſant wegen der derben Satire. — Machen Sie ſich keinen Verdruß, daß Sie mir keine Handarbeit ſchicken konnten. Die ſchönſten Handarbeiten ſind Ihre Briefe, und die ſchicken Sie mir oft genug, nur zu oft; ſogar am Sonntag habe ich keine Ruhe.

Dienſtag, den 28. Februar.

— Dieſer Brief koſtet Ihnen erſchrecklich viel Porto. Ich thue es durchaus nicht anders, als Sie müſſen, wenn Sie Geld für mich einnehmen, fünfzig Gulden für Porto, Zeitungen ꝛc. behalten. Es wäre ja unverantwortlich von mir, wenn ich, ein Millionär und Beſitzer eines Ueberrocks mich noch mit dem Pfennig der armen Wittwe bereicherte. Schreiben Sie mir, ob Sie es gethan. — Was habt Ihr für Wetter? Wir zehn Grad Wärme. Alle Stühle in den Tuilerien, auf den Boulevards von alten Weibern beſezt und wir jungen Leute puzen unſere Lorgnetten. — Heute eſſe ich mit mehreren Andern in der Rue tirechape, wo es wie in einer Mördergrube ausſehen ſoll, um die deutſchen Schneidergeſellen aufzuwiegeln. Als geſtern Conrad dort war, und man einigen Geſellen die Liſte*) vorlegte, ſagten ſie: man wird uns doch darum den Kopf nicht abſchlagen? Eigentlich kann ich's nicht erwarten von hier wegzukommen, ich habe eine ſehr große Reiſeluſt. Das Wetter iſt ſo ſchön. Schreiben Sie mir ſo viel als möglich von dem Fortgang der Aſſociation in Frankfurt. Wie viel haben Sie unterſchrieben, wie viel ***, der Gelehrtenverein überhaupt?

---

*) Für den Preßverein in Zweibrücken. A. d. H.

Donnerſtag, den 1. März.

Ich ſchicke Ihnen den Brief für Straus und beſchwören Sie ihn, ſolchen ja gleich abzuſchreiben und nach Zweibrücken zu ſchicken. Er ſoll ſeinen Namen darunter ſezen, und nur keine Furcht haben, und ſich von nichts abſchrecken laſſen, was etwa unterdeſſen der Bundestag oder die einzelnen deutſchen Regierungen in dieſer Sache feindlich beſchließen möchten.

Freitag, den 2. März.

Wie ich Ihnen ſchon geſchrieben, ich habe dieſe Woche wenig Zeit viel zu ſchreiben, da ich eine Adreſſe an die hieſigen Deutſchen arbeiten muß. Doch werde ich auf jeden Fall, was Ihre Briefe Dringendes enthalten gleich beantworten. Sollte in der Frankfurter Poſtzeitung ein Bundestagbeſchluß über Preßfreiheit und dergleichen erſcheinen, ſchicken Sie mir's gleich am nämlichen Tage.

Montag, den 5. März.

Tauſend Dank für Ihr Geſchenk ...... Nachdem ich der Zärtlichkeit meinen Tribut bezahlt, will ich auch der Grobheit meine Schuld abtragen. Sie ſind erſchrecklich dumm! Als ich Ihren Brief geöffnet, da ſchien es mir als wäre etwas herausgefallen, es war wie ein leiſes Geräuſch, wie wenn ein Vogel durchs Gebüſch huſcht. Ich ſah auf die Erde und fand nichts, und da vergaß ich es wieder. Als ich aber Ihr Poſtſcript las, worin Sie mir ſchrieben, ich ſolle beim Oeffnen des Briefes Acht geben, den koſtbaren Inhalt nicht herausfallen zu laſſen, da mußte ich laut auflachen. Sie hielten mich wohl für ein Frauenzimmer, das ein Poſtſcript zuerſt lieſt; ich mache es aber wie alle Männer, ich leſe das Poſtſcript zulezt, und als ich es las, war es zu ſpät ...... O Dummheit, dein Name iſt Weib!

J. ſind hier angekommen, und haben mir alles Mitgegebene eingehändigt. Wir haben noch jeden Tag miteinander gegeſſen, im Palais Royal, wo auch Heine und Andere hinkommen. Geſtern beim Eſſen haben ſie es mit angehört, wie ich dem Heine, was ich oft thue, die Wahrheit geſagt, und das etwas barſch. Gewöhnlich iſt ſeine elende Feigheit der Text über den ich leſe. Aber unter dieſer Feigheit verſteckt ſich noch etwas Schlimmeres, eine niederträchtige Geſinnung. Das jezige Treiben der Deutſchen, die Aſſociation, das kömmt ihm alle lächerlich vor, und doch hat er ſich unterſchrieben! Und das blos aus Feigheit, wie er ſelbſt eingeſteht. Er hat Furcht von den deutſchen Patrioten Prügel zu bekommen. Nein, ſo eine Feigheit iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Es iſt ein Ekel, wie meine Rezenſenten ſagen. Die *** erzählte mir, wie der Döring in Frankfurt von meinen Briefen geurtheilt. Er habe geſagt: „Nun, ſeine übertriedenen Anſichten in der Politik will ich hingehen laſſen; aber ich hätte nie gedacht, daß der Mann ſo langweilig ſchreibt.“ Nun wollte ich darauf ſchwören, daß das ſein Ernſt gar nicht iſt. Das war blos wieder eine diplomatiſche Manier, dem Döring und ſeinen Freunden vorgeſchrieben, das Buch für langweilig in den Ruf zu bringen, daß es keiner leſe. Jezt machen Sie, daß Sie mit dem Abſchreiben meiner Briefe bald fertig werden; es wird wenig mehr dazu kommen.

Von Campe habe ich Antwort auf meinen Brief bekommen .... Die Frei-Exemplare müßten in der Druckerei vergeſſen worden ſein. Ob ich zwar von meinen neuen Briefen ihm gar nichts mehr geſagt, kömmt er darauf zurück. Wie die Briefe abgegangen, das wiſſe er noch nicht, das erfahre er erſt auf der Leipziger Oſtermeſſe! Natürlich antworte ich gar nicht darauf. Ich werde in dieſem Monate noch abreiſen. Nach der reiflichſten Ueberlegung bin ich bei dem Entſchluſſe geblieben nach Zweibrücken zu gehen. Da kann ich für die Tribüne am beſten arbeiten, und wegen meiner Briefe das Nöthige anordnen. Von dort ſind nur vier Stunden bis zur franzöſiſchen Grenze, die man in ein und ein halb Stunden fährt. Von Unſicherheit für mich iſt da gar keine Rede. Ich könnte auch nach dem Badiſchen und hätte im geringſten nichts zu beſorgen. Sie ſehen ja daß man in Carlsruhe den Dr. Caſſebeer den der preußiſche Geſandte requirirt hat, hat entwiſchen laſſen.

Mittwoch, den 7. März.

Nein, was war ich über den S. verwundert! Ich lag Nachmittags gerade auf dem Sopha und las. Dem Conrad hatte ich, weil es Carneval war, Urlaub gegeben, als S. unangemeldet herein kam. Ich bin ſchon darum froh daß er hier iſt, diewiel er Ihnen ſtatt meiner von mir ſchreiben kann. Ich habe jezt wenige Zeit, das Vaterland ruft! — Um des Himmels Willen ſtrengen Sie ſich nicht mit Abſchreiben an. Es iſt noch viel, ſchreiben Sie nur nach Bequemlichkeit, ſo wenig es auch ſei. Es thut mir leid, daß Sie der *** verfehlt. Er hat allerdings Eile, und es war räthlich ſich nicht lange in Frankfurt aufzuhalten. Ich denke bald Brief von ihm zu bekommen. — Ich möchte faſt glauben, daß man mir meine Penſion wieder ausbezahlen will, und daß es nicht blos das eine Quartal gemeint iſt. Mehr iſt bis jezt nicht völlig. Wenn der Senat nur im mindeſten Ehre und Gewiſſen hat, muß ihn doch Reinganums Vorſtellung auf andere Gedanken gebracht haben.

Seien Sie ruhig, ich werde nirgends hingehen, wo ich nicht weiß, daß ich ſicher bin. Doch erzählen Sie vorläufig keinem, daß ich nach Rheinbaiern reiſe, ſondern ſagen Sie, ich ginge nach Straßburg und bliebe dort vor der Hand. Der Ausfall von dem Wirth war ſo übel nicht gemeint, doch freilich ungerecht. Wirth hat vergeſſen, daß er in einem konſtitutionellen Lande wohnt, wo öffentliche Gerichte, Geſchworne ſind, und wo die Regierung keine Macht hat einen Gewaltſtreich zu begehen. Bei mir aber iſt das etwas anders. Ich habe gerade geſtern einen Brief von Wirth bekommen, den ich Ihnen abſchriftlich mittheile. Er iſt an mich und Heine gerichtet. „Verehrte Herren! „Durch die Bekanntmachung in franzöſiſchen Journalen, daß Sie den deutſchen Vaterlandsverein „unterſtüzen würden, haben Sie uns auf's erfreulichſte überraſcht, und der guten Sache einen außerordentlichen Vorſchub geleiſtet. Wenn hier in „der Tribüne oder ſonſt einem liberalen deutſchen „Blatte Artikel von Ihnen erſchienen, welche mit „Ihrem Namen unterzeichnet ſind, ſo wird der „Eindruck und die Wirkung eine ganz ungewöhnliche ſein. Noch mehr aber könnte geleiſtet werden, „wenn Ihre Verhältniſſe Ihnen erlaubten, zur „thätigen Mitwirkung der Befreiung des Vaterlandes Ihren Wohnſiz irgendwo im Rheinkreiſe zu „nehmen. Sie ſtehen hier unter denſelben Geſezen „wie in Frankreich, und genießen denſelben Schuz, „und im äußerſten Nothfalle ſind Sie der franzöſiſchen Grenze ſo nahe, daß Sie jeden Augenblick

„ſich wieder nach Frankreich begeben können. Der
„Augenblick aber iſt ſo entſcheidend, daß Deutſchland
„aller ſeiner Kräfte bedarf, beſonders aber ſo aus-
„gezeichneter Talente, auf welche die Augen ſo
„vieler Tauſende gerichtet ſind, und deren Beiſpiel
„unſere Kraft verdoppeln könnte. Ueberlegen Sie
„es daher, ob es nicht möglich iſt, dem Vaterlande
„dieſes Opfer zu bringen, und laſſen Sie es uns
„nicht entgelten, wenn wir im Eifer für die gute
„Sache eine Bitte wagen, die man unter andern
„Umſtänden für unbeſcheiden erklären müßte. Zwei-
„brücken, 28. Februar. Wirth.“ —

Wäre ich nicht ſchon früher entſchloſſen geweſen, nach Rheinbaiern zu gehen, hätte ich dieſer feierlichen Beſchwörung nicht widerſtehen können. Opfer habe ich dabei nicht zu bringen, und ich wäre ja ſelbſt ſo erbärmlich, als ich ſo oft die Deutſchen geſchildert, wenn ich mich von irgend einer Bedenklichkeit abhalten ließe. Ich will gerade nicht immer in Zweibrücken bleiben, ſondern nur ſo lange, bis ich dort den Geiſt kennen gelernt, um zu wiſſen wie ich auch in der Ferne wirken könne. Ich habe zu thun und muß ſchließen.

Sonntag, den 11. März.

Ich nehme kleines Papier, damit Sie nicht merken, wenn ich weniger ſchreibe. So betrügt man die Kinder. Mit Ihrer erſchrecklichen Angſt, daß ich nach Deutſchland reiſen möchte, machen Sie mir wirklich Verdruß, und ich kann nicht wie gewöhnlich darüber ſcherzen. Der Benzel-Sternau mag ſagen was er will, es iſt nicht wahr, daß ich in Baden etwas zu fürchten hätte, und in Rheinbaiern gewiß nicht. Indeſſen bin ich ſchuldig Ihre Schwäche zu ſchonen, da ſie doch aus Theilnahme für mich entſpringt, und ich verſpreche Ihnen daher ohne Ihre Einwilligung nicht nach Deutſchland zu gehen. Wenigſtens werde ich immer Ihre Antwort abwarten. Aber von Paris gehe ich weg, ſobald das Wetter gut wird. Ich höre es aus S. Reden, der darin Ihr Echo ſein mag, daß Sie glauben, es wäre nichts als Ungeduld, die mich von Paris wegtriebe. Das iſt es aber nicht. Ich muß, um die Herausgabe meiner Briefe zu beſorgen, an der Grenze von Deutſchland ſein. Paris iſt zu weit; da kann ich mit keinem in Correſpondenz treten. Ein Brief nach Hamburg und zurück fordert 16 Tage Zeit, und ſo nach Verhältniß. Auch will ich wegen der politiſchen Bewegungen, die Deutſchland jezt intereſſanter machen als Frankreich iſt, mehr in der Nähe ſein. Nach der Schweiz zu reiſen bin ich nicht Willens und halte es nicht für gut. Das beſte iſt, ich gehe nach Straßburg, wo ich doch viele Bekannte habe, und überlege dort (mit Ihnen) was ferner zu thun ſei. Von dort aus kann ich auch in Carlsruhe Erkundigungen einziehen, ob ich ohne Gefahr in's Badiſche kann. Die Hauptſache iſt aber einen Verleger für mein Buch zu finden. Die neuen Briefe werden beſſer als die erſten gefallen, und ſogar viele Gegner mit mir verſöhnen. Sagen Sie das dem ***. Sie mögen ihm auch einige Briefe (die zur Vertheidigung meiner frühern Schreibart, die für die Deutſchen) vorleſen. — Die franzöſiſche Ueberſezung meiner Briefe iſt vor einigen Tagen erſchienen. In einem Bande. Voraus geht der ganze Artikel, mit den Auszügen meiner frühern Schriften, aus den zwei Heften der Revue Germanique. Die Ueberſezung iſt im Ganzen ſehr gut. Das Buch iſt viel beſſer als das Original, denn es iſt nicht einmal die Hälſte davon. Von dem Beſten iſt das Beſte ausgewählt. Man ſollte es, ſo wie es jezt iſt, in's Deutſche überſezen. Einige Dummheiten ſind durch Mißverſtand des Ueberſezers ſehr anmuthig zu leſen. Auch die franzöſiſche Sprache, bei übrigens treuer Ueberſezung wandelt, was im Deutſchen gut war, in Poſſirlichkeiten um. Z. B. von Lord Byron heißt es: „.... il buvait tout le jour le Johannisberg de la vie." Wenn ein Franzoſe das lieſt, muß er doch vor Erſtaunen den Mund weit aufmachen. Auf die Kritiken der franzöſiſchen Blätter bin ich nun begierig. Ich erwarte nichts Gutes, beſonders, weil faſt in allen Zeitungsbüreaus dumme Deutſche arbeiten und

Einfluß haben. Heine hat mir geſagt, der Michel Beer (der jezt nach Berlin gegangen) habe dafür geſorgt, daß ich herunter gemacht werde. Der Temps enthielt vorgeſtern: „nous parlerons aussi en détail des lettres de l'Allemand Börne sur Paris ... ouvrage spirituel, plein d'exagération, mais d'une piquante originalité!“

Mit S. bin ich über alle Erwartung zufrieden. Schon ſeine geiſtreichen Augen ziehen mich an. Wir ſind ſehr viel, oft mehrere Stunden bei einander (auf meinem Zimmer) und ich amüſire mich mit ihm. Sie wiſſen wie viel das ſagen will bei mir.

Vor kurzem ſchrieb ich dem Profeſſor Welcker einen Brief nach Freiburg. Ich bat ihn mir zu ſagen, ob ich im Badiſchen etwas zu fürchten hätte? Ob ich, unter welchem Vorwande es ſei, und auf die Requiſition irgend einer Macht, etwa arretirt oder beunruhigt werden könnte? So eben erhalte ich die Antwort, die wie folgt lautet: „Freiburg „6. März. Herzlichen Dank verehrter Mann! für „Ihre gütige Theilnahme an unſerem Unternehmen.

„Hierbei die Probeblätter. Unterſtützen Sie das „wohlgemeinte Tageblatt, wenn Sie können, zu„weilen auch durch einen Artikel. Es iſt die ein„ſtimmige Ueberzeugung von uns allen, daß für „unſere Sache nichts förderlicher ſein könnte. Hier „in Baden haben Sie entſchieden nichts zu fürchten, „ſo urtheilen wir alle. In der Stadt Baden voll„ends wäre ja gar nicht daran zu denken, und „wenn Sie längere Zeit ſonſt wo verweilten, ſicher „im allerſchlimmſten Falle eine höfliche Bitte „Ihren Aufenthalt nicht zu verlängern. Aber auch „daran, wie geſagt, kann Niemand von uns glau„ben. Beſuchen Sie uns alſo! (Ich hatte nämlich an Welcker geſchrieben, ich wollte mich eine Zeit lang in Freiburg aufhalten.) „Es wird eine große „Freude für uns ſein. Laſſen Sie uns und unſere „gute Sache Ihnen wohlempfohlen ſein." — Sie ſehen alſo wie Unrecht Sie haben. Gegen Freiburg iſt gar nichts einzuwenden. Eine Art Schweizer Gegend, gebildete Leute. Am neuen Blatte könnte ich arbeiten. Dort könnte ich meine Briefe in

Ordnung bringen. Alſo es bleibt dabei, ich gehe über Baſel nach Freiburg. Antworten Sie bald. Weil heute Sonntag, muß ich den Brief ſchließen. Entſetzlich dumm war es, daß Sie nicht zur Sp... gegangen, und danken Sie der Noth des Vaterlands, daß ich nicht Zeit habe mit Ihnen zu zanken. Adieu Gräfin Platen.

***, der geſtern nach Frankfurt gereist, bringt Ihnen die Ueberſezung meiner Briefe. Alſo Donnerſtag oder Freitag erhalten Sie den franzöſiſchen Börne.

Mittwoch, den 14. März.

.... *** reiſen bald zurück. Ich gebe ihnen für Sie ein Blatt des National mit, worin eine Kritik meiner Briefe ſteht. Ich werde darin mit Voltaire, Briſſot, Rivarol, Champfort, Cauchois-Lemaire verglichen, und man findet in mir eine beneidenswerthe jeunesse naïve. — Ich warte jezt nur auf gutes Wetter um abzureiſen. Haben Sie denn Anſtalten getroffen mit mir zuſammenzutreffen? Sie müſſen mir dieſesmal noch helfen meine Bücher machen. Im heutigen Temps ſteht ein Artikel über mich, aber ſchlecht. Der Verfaſſer (Depping) iſt ein Compilator, ohne alle Ideen, und ſo hat er den Tadel der deutſchen Rezenſionen, wie er ſie geleſen, nachgebetet. Uebrigens iſt er ein Preuße und ſchreibt im preußiſchen Intereſſe. — Heine beſucht das Rothſchildiſche Haus, und beträgt ſich dort wie ein Speichellecker. Ich erfahre manchmal was er dort geſagt. Am vergangenen Samſtag machte er dem Salomon Rothſchild große Freude damit, daß er ſagte, es werde noch fünfzig Jahre dauern, bis eine Revolution in Deutſchland losbricht. Einer in der Geſellſchaft wollte etwas gegen Heine ſagen, da bemerkte die junge Frau von R..., er ſolle nichts gegen Heine ſprechen: „il est de notre bord“. (Er iſt auf unſerer Seite).

Freitag, den 16. März.

Ich erhalte eben Ihren Brief. Ihre erſchreckliche Angſt und die Gemüthsbewegung in der Sie zu ſein ſcheinen, hat mich ganz beſtürzt gemacht.

Um Gotteswillen beruhigen Sie ſich doch. Ich habe Ihnen ja geſchrieben, daß ich ohne Ihre Bewilligung nirgends hingehen werde. Der Reinganum iſt ganz im Irrthum. Ich weiß recht gut, daß mich in Rheinbaiern die franzöſiſchen Geſeze als Ausländer nicht ſchüzen, und daß die Regierung ſich auch um die Geſeze nicht kümmern würde, wenn ſie Luſt hat mich feſt zu nehmen. Das iſt aber die Frage, ob ſie das will. Ich bin überzeugt, daß man in Baiern, Würtemberg und Baden mir nichts anhätte, und ich würde ganz ohne Bedenken nach München reiſen. Höchſtens würde man mich ausweiſen, aber einſtecken gewiß nicht. Gegen Freiburg und Baden hoffe ich aber wenigſtens, daß Sie nichts einzuwenden finden werden. Wenn Ihnen Jemand ſagt, ich würde im Großherzogthum Baden eingeſteckt oder gar ausgeliefert werden, ſo muß ich ihn für toll erklären, und Reinganum kann Ihnen das unmöglich ſagen. Sie leſen ja was mir Welcker geſchrieben. Beſonders im Badeorte Baden iſt ja wie in allen Bädern die größte Freiheit. Voriges Jahr war es angefüllt mit politiſch Berüchtigten aller Art und keiner iſt beunruhigt worden. Der Dr. Gartenhof, der viel ärgere Sachen geſchrieben als ich, und der ſpäter in Fuld arretirt worden, war lange da, und es hat ihm Niemand ein Wort geſagt. Wenn Sie es wünſchen, will ich ſtatt nach Freiburg, nach Baden gehen. Da bin ich Ihnen näher. Ich will ſogar, Sie ganz zu beruhigen einſtweilen in Straßburg bleiben. Ich hoffe, daß Sie gegen Straßburg nichts einzuwenden haben. Da ich Ihnen ſo viel nachgebe, geben Sie mir doch auch in einigem nach. *Erſtens* haben Sie keine Angſt. *Zweitens* beſchwöre ich Sie, das Abſchreiben der Briefe *ganz einzuſtellen*. Das ſtrengt Sie, beſonders in Ihrer jezigen Gemüthsunruhe zu ſehr an, und iſt gar nicht nöthig. Bringen Sie nur die Original-Briefe mit. Da wo gar keine oder nur wenige Privatſachen darin enthalten, die man umbiegen kann, kann ſie jeder Copiſt unter unſern Augen abſchreiben, und dann iſt alles ſchnell fertig. Bei dem

Kummer den mir Ihr ängſtlicher Brief gemacht, tröſtet mich wenigſtens der Gedanke, daß ich Sie jezt in meiner Gewalt habe, und ich drohen kann, wenn Sie nicht zu mir kommen und bald, ich nach Wien reiſe und an Metternichs Hausthüre die dreifarbige Fahne aufſtecken werde. Mein größter Jammer bei der ganzen Sache iſt, daß Sie in Ihrer unruhigen Eile mir nur eine Seite geſchrieben. Jezt ſchreiben Sie mir kurz: wollen Sie kommen, nach Freiburg, Baden, oder im äußerſten Falle nach Straßburg, oder ſoll ich mit der dreifarbigen Fahne nach Wien reiſen? — Danken Sie dem Reingamum für ſeine verſtändige Erläuterung der Sache. Er irrt aber, wenn er glaubt, man würde mich feſt nehmen. Es iſt gegen die jezige Politik, man hat Furcht und macht gern alles friedlich ab. Von Baden iſt ſo etwas im Traume nicht zu denken. Badens Politik iſt jezt ganz gegen den Bundestag.

Dienſtag, den 20. März.

.... Geſtern noch ſpät um neun Uhr, mußte ich einem feierlich gegebenen Verſprechen nachkommen, der deutſchen Geſellſchaft beizuwohnen. Mehr als zweihundert Deutſche waren verſammelt. Man las aus der Poſtzeitung die Sie mir geſchickt die Beſchlüſſe des Bundestages vor. Der Bundestag wurde ausgepfiffen. Einige Deutſche, deren Rednertalent ſich ſchnell entwickelt, hielten Reden aus dem Stegreife, die mit Begeiſterung aufgenommen worden.

Der alte Lafayette den ich den ganzen Winter nicht geſehen, hat zu mir geſchickt, ich möchte ihn beſuchen, er wolle ſich bei mir bedanken für das Schöne, das ich in meinen Briefen von ihm geſagt.

Ich werde auf jeden Fall ganz Ihren Wünſchen folgen und hinreiſen wo Sie es zu Ihrer Beruhigung haben wollen. Ich hoffe aber, daß Sie gegen Freiburg nichts einzuwenden haben. Dieſer Ort hat für mich und auch für Sie die größten Vorzüge. Ich habe dort Bekannte, die Sie auch ſchon kennen, Welcker, Rotteck, Zell, gebildete Leute, die mich ſehr hochachten, und beſonders weil ſie meine Theilnahme an ihrer neuen Zeitung wünſchen, uns ſehr zuvorkommend begegnen würden. Ich geſtehe es Ihnen offenherzig: die offnen Verfolgungen der deutſchen Regierungen fürchte ich nicht, und ich würde ohne die geringſte Beſorgniß nach Stuttgart und München reiſen. Aber die verſteckten Verfolgungen, die Aufhezung des vornehmen Pöbels fürchte ich mehr. Daß meine Rezenſenten alle erkärt: ich würde in keiner honetten Geſellſchaft geduldet werden, das war gewiß keine eigene Erfindung der Bosheit, kein freiwilliger Fingerzeig, ſondern ein mot d'ordre der Ariſtokratie, die mich auf dieſe Art angreifen wollte, weil ſie mir nicht anders beizukommen weiß. Ohne daß man gerade die Menge gegen mich aufhezte, (welches man nicht zu Stande brächte), wäre ſo etwas doch leicht zu machen. In jeder öffentlichen Geſellſchaft gibt es immer einige Wörtführer, und man braucht nur dieſe zu gewinnen. Die Uebrigen wenn auch im Herzen mir nicht übel geſinnt, würden doch nie den Muth haben, offen meine Parthei zu nehmen. Darum möchte ich zuerſt nach Freiburg, wo ich nicht allein gut aufgenommen, ſondern gewiß fetirt werden würde; das würde bekannt werden, und hätte dann auf die Deutſchen günſtigen Einfluß. Daß ich im Badiſchen überhaupt nichts zu fürchten, ſehen Sie aus Welckers Brief. Ja ich bin überzeugt, daß im vorkommenden Falle die badiſche Regierung mich mit beſonderer Rückſicht behandeln würde. Sie ſteht ganz offenbar feindlich mit dem deutſchen Bunde und ich glaube, daß in ſolcher Lage der Dinge, es ihr nicht gleichgültig iſt, einen politiſchen Schriftſteller, der wie ich, ſo viel Lärm gemacht, auf ihrer Seite zu haben. —

Ich bin heute Abend auf einen Ball eingeladen, der hart neben meinem Hauſe iſt. Vielleicht gehe ich hin — ſo eben erhalte ich noch eine andere Einladung auf einen Ball für Donnerſtag.

Mittwoch, den 21. März.

Ich erhalte Ihren Brief und antworte darauf... Die franzöſiſche Ueberſezung meiner Briefe habe ich vielleicht darum beſſer gefunden als ſie iſt, weil ſie meine Erwartung übertroffen. Ich meine aber doch ſie ſei gut genug. — Der Freiſinnige iſt freilich etwas langweilig doch gut. Wirken kann er aber nicht; denn die welchen ſolche Sprache verſtändlich, bedürfen die Belehrung nicht, und die welche Belehrung nöthig haben, verſtehen ſolche gelehrte Sprache nicht. Das iſt eben das Unglück, wenn man nicht verſteht oder zu ſtolz iſt die Sprache des Volks zu reden. — Sie hätten mir das Blatt über „Schiller und Göthe“ ſchicken ſollen; doch jezt iſt es zu ſpät. Nicht einmal des Titels erinnere ich mich; doch da ich das Manuſcript habe, kann ich es nachſehen. Der 8te Theil wie mir Campe ſchrieb iſt der Cenſur unterworfen worden, doch wurde gar nichts geſtrichen. Das hat aber Mühe gekoſtet. Ich weiß zwar nichts davon, daß hier von meinen Briefen eine neue Auflage gemacht wird; doch kann es immer ſein. Natürlich wird mir ein Geheimniß daraus gemacht. — Wenn mir Welcker in ſeinem Namen und im Namen aller ſeiner Collegen ſchreibt, im Badiſchen hätte ich gar nichts zu fürchten, was ſoll ich denn da noch bedenken? Auf Welcker und Rotteck nimmt die badiſche Regierung ſo viel Rückſicht, daß mir ſchon darum nichts geſchähe. Als Caſſebeer in Carlsruhe arretirt war, reiste Rotteck dahin, und auf deſſen Verwendung wurde er freigegeben... Adieu. — Eine rothe Jakobiner-Müze, wie ſie jezt die Republikaner tragen, bekomme ich ſo eben. Sähen Sie mich darin, Sie lachten troz Ihrer Stimmung gewiß.

Montag, den 26. März.

.... Ich gehe Ende der Woche nach Straßburg. Ihre Briefe die hier noch eintreffen könnten, werde ich wahrſcheinlich abwarten. Ich hoffe von Straßburg aus Sie zu beruhigen, daß ich im Badiſchen auf Sie warten kann. Was wollen wir in Straßburg? Dort iſt für Fremde gerade ſo theuer wie in Paris, und es iſt der langweiligſte Ort der Welt.. Von Freiburg haben wir eine halbe Tagereiſe nach der Schweiz. Auch in Zürich könnte ich meine Briefe vielleicht unterbringen. Dort iſt eine ſehr demokratiſche Regierung. Herrlicher Aufenthalt am Zürcher See. Auch iſt dort ein liberaler Buchhändler. — Danken Sie dem Reinganum für ſeinen Brief, und entſchuldigen Sie mich, daß ich noch nicht geantwortet. Seit einigen Tagen ſprechen die hieſigen Blätter von meiner Penſions-Geſchichte. Ich bin nicht Schuld daran. Auch hat keiner der Deutſchen hier, welche in die Pariſer Blätter ſchreiben, es hineinſezen laſſen. Wahrſcheinlich iſt die Nachricht aus einer deutſchen Zeitung entnommen, (ich glaube aus dem ſchwäbiſchen Merkur.) — Sie werden über einen Artikel lachen, den vorgeſtern Abend der Messager über mich enthielt. Da Sie vielleicht das Blatt nicht zu Geſicht bekommen, will ich ihn abſchreiben. Wer den Artikel gemacht kann ich nicht errathen. Auf jeden Fall iſt es ein Franzoſe, das ſieht man am Styl: „Nous avons rencontré dans plusieurs de nos cercles le littérateur allemand Mr. Börne, dont les lettres sur Paris pendant les années 1830 et

1831 ont obtenu tant de succès dans sa patrie, et dont la traduction, récemment publiée chez nous, n'est pas destinée à en obtenir un moins certain. Mr. Börne récèle dans un corps frêle et délicat une énergie d'ame peu commune. Il parle assez correctement notre langue, et, quoiqu'il ne soit pas de la première jeunesse, ses reparties sont remarquables par leur vivacité et leur tour original. Aussi se dispute-on le plaisir de le posséder, et n'est-il pas de réunion un peu à la mode où sa place ne soit marquée auprès de tout ce que nous avons de plus instruit et de plus aimable." Sollte man nicht meinen, das habe eine Dame geſchrieben, die mich im Stillen liebt? — Alſo von jetzt ſchreiben Sie mir poste restante nach Straßburg. — Muntern Sie R. auf, mir öfter Bundestag-Neuigkeiten zu ſchreiben. — Die dumme Cholera! Man weiß jetzt gar nicht, wo man hin ſoll. Aber ihr auszuweichen, wenn man kann, iſt immer vernünftig. — In dem letzten Hefte der Revue de Paris (vom

25. März), eine Wochenſchrift, ſteht eine Kritik der Briefe. Vielleicht verſchaffen Sie ſich das Journal. Nur einige Bemerkungen, das Ganze iſt zu lang zum Abſchreiben. C'est l'Album ... d'un Tristram Shandy allemand ... obligé de fuir son pays, il le traite en vrai Coriolan littéraire. (Gut geſagt.) ... Adieu.

Dienſtag, den 27. März.

... Ich reiſe Donnerſtag, ſpäteſtens Samſtag — morgen bekomme ich vielleicht noch einen Brief von Ihnen — nach Straßburg, und ohne Ihr Wiſſen nicht weiter. Dort wird es mir wie ich hoffe gelingen, Sie wegen Freiburg zu beruhigen. Sie ſehen ja aus allem, daß die badiſche Regierung uneinig iſt mit dem Bundestage; wird ſie mir alſo des Bundestags willen etwas anthun? Wenn bairiſche Truppen kämen, bliebe ich freilich nicht dort; aber das geht nicht ſo geſchwind. Die drei Blätter des Freiſinnigen, die weil ſie gegen den Bundestag geſchrieben, confiscirt worden, ſind auf Spruch der Gerichte wieder freigegeben worden. Sie ſehen alſo wie die Sachen ſtehen. Der Aufenthalt in Straßburg, wenn man nicht eingerichtet iſt und im Wirthshauſe wohnt, iſt theurer als in Paris. Ich habe noch die Rechnungen von meinem zweimaligen Aufenthalte dort. Jeden Tag habe ich 20 Franken gebraucht. — Geſtern Abend beim Auskleiden ſagte Conrad: „ich habe mich bei Ihnen zweimal zu bedanken. Erſtens, daß Sie mir Ihre Briefe geſchenkt, und zweitens, daß Sie mir die Ehre erzeigt, darin von mir zu ſprechen.“ Dieſe Art des Betragens und Redens für einen Bedienten iſt aber merkwürdig. Doch — wie der Herr ſo der Diener. — Vier Koffer ſind ſchon gepackt; jezt ſind nur noch 6 bis 8 größere und kleinere Kiſten zu packen. Iſt das nicht zum Lachen? Aber drei Koffer bleiben hier. — Ich habe noch tauſend Dinge zu beſorgen für die Reiſe: Feigen, Zwieback, Bonbons, Zündhölzchen. Darum Adieu.

Donnerſtag, den 29. März.

Ich reiſe heute Mittag um 12 Uhr von hier ab. Ihren Brief erhalte ich alſo noch vorher. Seit vorgeſtern iſt die Cholera hier. Bis jezt nur in der Cité. Geſtern wurden ſchon zehn Kranke in's Spital gebracht. Meine Abreiſe hängt damit nicht zuſammen, die war früher ſchon beſtimmt. Es werden gewiß viele Fremde Paris verlaſſen. Schon dieſen Morgen hörte ich zufällig von einer mir bekannten Wiener Familie die heute abreist. Das wird den Geſchäften hier, die anfingen etwas beſſer zu gehen, einen ſtarken Stoß geben. Ich habe herrliches Reiſewetter. Ich ſchreibe Ihnen von unterwegs einigemal. Ich gehe über Mez. In der heutigen Zeitung ſteht, Göthe wäre geſtorben.

Die badiſche Regierung, die noch vor wenigen Wochen die Preßfreiheit bewilligt, hat im Widerſpruch mit dieſer die Beſchlüſſe des Bundestags anerkannt. Das Gericht in Freiburg hat ſich auch dafür erklärt. Das Volk ſchweigt. Werde ich wohl Recht behalten? Geſtern wurde mir unter der Adreſſe Mr. Börne, Savant Allemand, folgendes anonyme Sonett von Hamburg*) (zum Glück frankirt) zugeſchickt.

. . . .

Wie gefällt Ihnen entwichener Wechſelbalg? Das fehlt noch in meinem Schimpfwörterbuche.

Ihr treuer Wechſelbalg.

Ihr Brief iſt angekommen, aber die Pferde ſind da.

Châlons. Freitag, den 30. März 1832.
Abends zehn Uhr.

Ihr „flüchtiger Wechſelbalg" iſt ſo lebhaft mit Ihnen beſchäftigt und lebt ſo ganz in Ihnen, daß er den Schreibtiſch der früher neben dem brennenden Kamin ſtand, ſo weit als möglich abrückte, aus Furcht ſein Schlafrock könnte Funken faſſen. Können Sie einen größern Beweis der innigſten Sympathie verlangen? Ich bin ſehr wohl und ſo guter Laune, daß ich mich nicht im geringſten darüber geärgert habe, als ich vor einigen Stunden in Epernay für den Mittagstiſch, ohne Wein, zehn Franken bezahlen mußte. Ich begnügte mich der Wirthin kalt und boshaft zu ſagen: c'est inoui! vous avez perdu la tête! vous n'êtes pas raisonnable! c'est un coupe-gorge! je vous mettrai sur mes tablettes. Das nämliche ſagte ich auch verfloſſene Nacht im Wirthshaus, wo ich 25 Franken verzehrt. Unerhört! — Ich wünſche nur, daß Sie meinen geſtrigen Brief aus Paris früher bekommen als die Nachricht von der ausgebrochenen Cholera. Es könnte Sie doch ängſtlich machen, wenn Sie glaubten ich wäre noch dort. Ich habe es an mir ſelbſt erfahren, daß ſich die Cholera-Angſt leicht abſtumpft. Schon Dienſtag Abend wußte ich, daß die gute ächte Cholera in Paris ſei. Anfänglich bekam ich auch etwas Furcht; aber ſchon den andern Tag dachte ich wenig daran, und wäre meine Abreiſe nicht ſchon früher auf Donnerſtag beſtimmt geweſen, wäre ich ohne Angſt noch länger in Paris geblieben. Einige Stationen hinter Paris traf ich eine Wiener Familie, die in größter Eile die Flucht nahm. Ich habe heute gehört die Cholera wäre in München. Nach Straßburg wird ſie wohl auch bald kommen. Heute den ganzen Tag habe ich mich mit einem Roman beſchäftigt, von dem ich aber nur den Titel fertig habe. Des Hofraths und Profeſſors Buttermilch Flucht vor der Cholera, Antikritik, Nichte und Waſſerkur. Darin will ich die Reiſeabentheuer eines hypochondriſchen deutſchen Gelehrten ſchildern. Neben ihm ſeine junge lebensfrohe Nichte. Liebſchaft mit einem jungen Arzte, der den Onkel zu ſeiner Sicherheit begleitet. Buttermilch gebraucht Oertels Waſſerkur und erſauft beinahe. Auf dem Wege liest er eine ſchlechte Rezenſion ſeiner neueſten Schrift, hat aber diätetiſche Angſt ſich zu ärgern. Fragt den Doktor: habe ich mich geärgert? Dieſer ſagt ja, damit er ſich ins Bett lege, ſchwize und ſchlafe. Unterdeſſen macht er der Nichte den Hof. Buttermilch ſchreibt eine ſehr ſanfte Antikritik, droht aber dem Rezenſenten mit einer ſtärkern Antwort, ſobald die Cholera vorüber iſt u. ſ. w. —

---

*) Briefe aus Paris. Band IV. S. 360.

Leſen Sie doch im geſtrigen Journal des Débats (jeudi 29. Mars) den Artikel über Göthe's Tod. Die politiſche Bedeutung die dieſem Ereigniß gegeben wird, wird Sie frappiren. Es iſt die weitere Erörterung meines Satzes in den Pariſer Briefen, wo ich von Göthe's Sterbetag redend ſagte: „Ich meine an dieſem Tage müßte die Freiheit geboren werden.“ Der Artikel hat treffende Bemerkungen und ich möchte wiſſen wer ihn gemacht hat. — Ihren lezten Brief, den ich als ich in den Wagen ſteigen wollte nur flüchtig geleſen, las ich ſpäter mit Entzücken zum zweitenmal. Was darauf zu antworten, muß ich auf Straßburg erſparen. Dieſen Brief lege ich morgen früh, ehe ich abreiſe, auf die Poſt. Uebermorgen von Mez ſchreibe ich Ihnen wieder. Dienſtag morgen komme ich wohl nach Straßburg und hoffe dort einen Brief von Ihnen zu finden. Ich habe ſehr gutes Wetter. Adieu. Unter allen meinen Titeln gefällt mir am beſten: elende Schmeißfliege, und flüchtiger Wechſelbalg. Mir tauſendmal lieber als Hofrath.

Verdun. Samſtag, den 31. März 1832.

Schönen guten Abend. Und jezt iſt es mit meinem Verſtande ſchon zu Ende, ich weiß nicht was ich Ihnen ſonſt ſchreiben ſoll. Doch Sie ſehen es gerne, wenn auch nur einige Zeilen. Ich bin ſehr wohl und das Wetter iſt herrlich. Hier im Wirthshauſe iſt auch eine zweite Familie aus Wien von Paris angekommen: Herr von ***, die ich oft bei *** geſehen. — Ich komme von einem Beſuche, den ich ihnen auf dem Zimmer gemacht, ſo eben zurück. — Vergeſſen Sie nicht ſo viel Cholera-Medizin als möglich einzupacken. — Gute Nacht, liebe Seele, ich bin müde und lege mich ſchlafen. Frau von *** hat mir eine ganze Stunde von der Vortrefflichkeit der öſterreichiſchen Regierung vorgeplaudert. Neulich war ſie bei Herrn Apponi, dem öſterreichiſchen Geſandten in Paris. Beim Weggehen ſagte ſie ihm: ſie gehe jezt noch in eine deutſche Geſellſchaft (zu ***). Apponi fragte welche Leute dort hin kämen? Sie nannte unter andern: Heine, Börne. Apponi rief aus: „Börne? der unſere Regierung eine fluchwürdige Regierung genannt!“ — Nun, noch einmal gute Nacht.

Ihre treue Schmeisfliege und Sie
liebender Wechſelbalg.

Straßburg. Donnerſtag, den 3. April 1832.

Dieſen Mittag bei dem herrlichſten Sommerwetter bin ich hier angekommen. Gleich auf die Poſt geſchickt und Ihren Brief geholt. Ein ſchöner langer Brief! Der Carové war mir ein Labſal, den will ich zwiebeln! Der möchte ſchon längſt eine Anſtellung an einer preußiſchen Univerſität haben. Das war ganz gewiß ſeine Haupt-Abſicht als er gegen mich ſchrieb. Man hat wirklich geglaubt Ihnen Verdruß damit zu machen? O die Menſchen. Hätte ich nur Carové's Schriften! Geld möchte ich nicht dafür ausgeben. Vielleicht hat Herr Ackermann die Barmherzigkeit und leiht ſie mir. Dann ſchicken Sie mir ſie mit der Poſt.. Uebermorgen ſchreibe ich Ihnen umſtändlich. Adreſſiren Sie die Briefe à l'hôtel de Paris, wo ich logire. Gleich fange ich an für den Carové zu notiren, ich habe ſchon einiges im Kopfe. Adieu.

Straßburg, den 5. April 1832.

Ich bin ſehr verdrießlich, daß ich außer dem einen Brief den ich bei meiner Ankunft hier vorgefunden, keinen weitern von Ihnen erhalten, weder geſtern noch heute. Ich kann mir nicht erklären woran das liegt .. Es würde mich ganz glücklich machen, wenn Sie ſich beruhigen könnten über Baden, und daß Sie mich entweder nach Baden oder nach Freiburg reiſen laſſen. Wenn Sie durchaus nicht wollen, will ich in Zürich auf Sie warten. Glauben Sie nicht daß mir dort der Aufenthalt ſchadet. Ich leide ja gegenwärtig nicht an der Bruſt. Uebrigens ſind ja einige Tage Verſuche ohne Gefahr. Kann ich Zürich nicht vertragen, gehen wir an einen mildern Ort. Ich muß auch aus dem Grunde nach Deutſchland oder der Schweiz, um zu verſuchen mit einem Buchhändler in Verbindung zu treten. Aarau iſt ein langweiliger Ort, hat für die Schweiz keine ſchöne Gegend und eine philiſtröſe Regierung. Zürich hat eine demokratiſche Regierung und iſt alſo vorzuziehen. Auch gibt es dort einen liberalen Buchhändler, mit dem ſich vielleicht etwas machen läßt. Ich werde alſo nur Ihre Antwort auf dieſen Brief abwarten und dann reiſen wohin Sie wollen. Hier kann ich auf keine Weiſe bleiben. Die Schweizer Bücher habe ich mitgenommen. — Geſtern habe ich wieder eine Rezenſion in der Abendzeitung geleſen, worin ich ein Tiger genannt werde, und mir prophezeit wird, ich würde mich entweder todtſchießen oder wie Pittſchaft im Tollhaus ſterben. Könnte ich nur alle Tage ſolche himmliſche Rezenſionen leſen, ſo würde ich die Trennung von Ihnen leichter ertragen, ſo gut habe ich es aber nicht. Den Carové abzumachen, wird mir beſondere Freude ſein. Schaffen Sie mir doch Nachrichten über ihn, und wo möglich auch ſeine Schriften.

Sie Ungeheuer! warum haben Sie mir nicht geſchrieben?

Straßburg. Freitag, den 6. April 1832.

Eben erhalte ich Ihren Brief. Dank für die ſchönen Schmelzle-Züge, die Sie mir zu meinem Roman geliefert. Das hätte ich nicht erfunden! Sie bekommen auch Ihren Theil Honorar. Meinem hypochondriſchen Profeſſor ſelbſt kann ich dieſe Züge nicht anheften, denn ſolche Menſchen treiben keine demagogiſchen Umtriebe. Ich werde aber den jungen Menſchen der ihn auf der Reiſe begleitet und in ſeine Nichte verliebt iſt, zum demokratiſchen Schriftſteller machen, und dem Profeſſor zu ſeiner Cholera-Angſt, noch die politiſche geben: er möchte als ein Mitſchuldiger des Demagogen angeſehen werden. Schreiben Sie mir mehr ſolche Sachen. — Es bleibt alſo bei Zürich, wohin ich einſtweilen gehen werde. Alle Schweizer-Städte ſind langweilig, die Schweizer ſind noch ärgere Philiſter als die Deutſchen; aber in ſo ſchöner Natur kann man die Menſchen entbehren. Auch würde ich mich mit Schreiben beſchäftigen. Kommen Sie nur ſobald als möglich und ſchreiben Sie mir oft.

Geſtern Donnerſtag den 5ten ging es arg in Paris her. (Nach einer geſtern hier bekannt gemachten telegraphiſchen Depeſche.) In St. Pelagie, wo die politiſchen Gefangenen ſitzen, war eine Inſurrektion, von außen von der Polizei angeſtiftet. Ein junger Menſch wurde erſchoſſen. Die ganze Pariſer Garniſon iſt unter Waffen. Es wurde unter das Volk eingehauen und über dreißig ſind verwundet worden. Das kann nicht gut enden, oder vielmehr, es wird gut enden. Die Regierung iſt von Wahnſinn ergriffen.

Die Cholera in Paris, wie ich es ſchon vorhergeſehen im vorigen Jahre, iſt ärger als irgend wo. Die Medizinal-Anſtalten ſind zu ſchlecht.

In Rheinbaiern iſt es noch nicht aus, und die Volksparthei widerſteht mehr als ich gehofft. Fein, der doch ein Fremder, und den man arretirt, ihn über die Grenze zu bringen, wurde von den Gerichten frei gegeben. Und als ihn die Regierung von neuem arretiren laſſen wollte, haben die dazu beauftragten Gensdarmen ſich geweigert, weil es geſezwidrig ſei. Wie Unrecht Sie in Ihrer Aengſtlichkeit vor Baden haben, erſehen Sie auch daraus, daß Dr. Siebenpfeifer, der doch im Weſtboten noch ärger als Wirth in der Tribüne geſchrieben, ſich nach Mannheim begeben hat und dort eine Zeitung ſchreibt. R. ſoll ſich nur ferner brav halten. Die Advokaten ſind die gebornen Vertheidiger des Volks und von ihnen muß die Revolution ausgehen. — Dem Polen bei *** können Sie trauen. Daß er auf die Franzoſen ſchimpft darin hat er ganz Recht. Was wird das für eine nächſte Zeit werden. Ich glaube wieder an Krieg. Es kann nicht friedlich ausgeglichen werden. Die Regierungen ſind verrückter als je.

Mein größter Spaß iſt, in meinem Kopfe die Titel zu rekapituliren, die mir meine Rezenſenten gegeben. Jezt iſt auch ein Tiger dazu gekommen. Und Sie haben den Muth mit einem Tiger zu reiſen? — Ich habe heute dem S. geſchrieben.

Schreiben Sie ihm doch er möchte etwas vorſichtig ſein, ſowohl wegen der Cholera, als beſonders ſich in keinen Straßenlärm zu miſchen. Ich habe ihn auch dringend gewarnt.

Straßburg. Samſtag, den 7. April 1832.

Ihren Brief mit Wechſel habe ich richtig empfangen, und ſchicke Ihnen denſelben heute zurück. Die Werke des Carové laſſen Sie ſich angelegen ſein. Bringen Sie mit was Sie davon auftreiben können; aber ja kein Geld dafür ausgeben. Vor zwei Jahren gab er noch Moosblütchen und voriges Jahr ſo ein ähnliches Werk äſthetiſcher Art heraus. Geſtern las ich wieder im literariſchen Converſations-Blatt eine Rezenſion. Das iſt der fünfte Artikel den ich in dieſem Blatte allein über mich geleſen. Man kann ſich wirklich einen Buckel darüber lachen. Sie hören nicht auf von den Briefen zu ſprechen und ſagen immer es ſei ein unbedeutendes Werk, von dem ſich gar nicht der Mühe lohne zu reden: „Nicht leicht iſt uns ein unbedeutenderes, gehaltloſeres, ſtupſideres Buch vorgekommen als dieſe Briefe aus Paris.“ —

Könnten Sie mir das Blatt verſchaffen, worin Stücke aus meinem 8ten Theile ſtehen? Heute ſteht in der hieſigen Zeitung: Herr B., der Verfaſſer der berühmten Briefe aus Paris iſt ſeit einigen Tagen in Straßburg. Das bin ich. Adieu, Adieu.

Straßburg, den 9. April 1832.

Ich erhalte ſo eben Ihren Brief. Ich verſpreche Ihnen nicht mehr zu jammern. Aber was kann ich für meine Jammerſucht? Sie haben mich angeſteckt. Ich reiſe morgen ab. Uebermorgen ſchreibe ich Ihnen auf dem Wege. Natürlich dürfen Sie auf keinen Fall von Frankfurt abreiſen, bis Sie Nachricht erhalten, daß ich in Zürich angekommen. — Ich ſoll Ihnen über *** ſchreiben, weiß aber nicht gewiß wie Sie das meinen.... Ein großer Menſchenkenner bin ich nicht. Ich brauche lange Zeit bis ich Einen begreiſe....

Stollhofen. Montag, den 9. April 1832.
Abends 9 Uhr.

Ihr Geſicht möchte ich ſehen, wenn Sie auf der Adreſſe des Briefes Carlsruhe leſen. Wenn Sie ſich ärgern, lache ich Sie aus. Lachen Sie mich lieber aus, daß ich mich ärgere; dabei kommen Sie viel beſſer weg. Es iſt aber wahrhaftig nicht meine Schuld, daß ich nach Carlsruhe reiſe. Ich und Conrad wir ſind eine Conſtellation, aus der nichts Kluges hervorgehen kann. Hören Sie wie es mir ging. Heute Nachmittag um vier Uhr ſetzte ich mich in den Wagen nach Zürich zu reiſen. Dem Conrad hatte ich auch geſagt, ich reiſe nach der Schweiz. Beim Einſteigen ſagte ich es dem Poſtillon. Und ſo gings fort. Ich war gerade vom Tiſche aufgeſtanden .. (vor Lachen mußte ich fünf Minuten die Feder niederlegen) ... hatte gut gegeſſen und ſchlief ein. Als ich erwachte, war es nach ſieben Uhr, bald Nacht und der Wagen hielt am Poſthauſe. Ich frage wo ſind wir? Und erfahre zu meinem Erſtaunen, daß wir in Stollhofen, halbwegs Carlsruhe ſind. Ich werde doch nicht der Narr ſein, und wieder über den Rhein und nach Straßburg zurückreiſen? Alſo gehe ich Morgen früh nach Carlsruhe, wo ich Vormittag ankommen werde. Wie gefällt Ihnen die Geſchichte? Der Menſch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte nach Zürich und gehe nach Carlsruhe. Meine Ankunft in Carlsruhe muß aber ſchon verrathen worden ſein, denn hinter mir her zog viele Artillerie, die eilig nach Carlsruhe fuhr. Wenn Sie mir dort etwas anhaben wollen, ſtelle ich mich als hätte ich die Cholera von Paris mitgebracht und dann läuft gewiß alles fort. Im Ernſte ſeien Sie nicht kindiſch ängſtlich. Ihre Rathgeber in Frankfurt und *** mitgerechnet ſind keine große Helden; ſie zittern alle vor der Polizei. Ich werde ein paar Tage in Carlsruhe bleiben, und dann nach Baden, wo ich Sie erwarte. Doch haben Sie gerade nicht nöthig nach Baden zu kommen. Wir können auch in Freiburg zuſammentreffen, wo Sie um nach der Schweiz zu kommen durch müſſen. Auf jeden Fall erwarte ich in Carlsruhe Ihren Brief. Wenn ich Morgen dieſen Brief von Carlsruhe abſende ohne etwas dort hinzuzuſezen, iſt das ein Beweis, daß mir die Poſt keine Zeit ließ. Wenn Sie Luſt haben, kann ich auch in Heidelberg mit Ihnen zuſammentreffen. Ganz glücklich wäre ich, wenn Sie mir erlaubten nach Frankfurt zu kommen. Es juckt mich den Philiſtern dort, beſonders dem *** unter die Augen zu treten. Doch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ohne Ihre Bewilligung nicht nach Frankfurt komme. Sie werden doch in Frankfurt keinen Lärm machen und gegen irgend Jemand Beſorgniß äußern, daß ich nach Carlsruhe gegangen? Das wäre ſehr dumm. Auf jeden Fall ſchreibe ich Ihnen übermorgen wieder. Adreſſiren Sie mir Ihre Briefe bis auf weitere Ordre poste restante nach Carlsruhe. Und nicht gemukſt, bei meinem Zorne! Gute Nacht. Ihre Briefe die nach meiner Abreiſe in Straßburg ankommen könnten, habe ich dort zwar den Wirth beauftragt nach Zürich zu ſchicken; da aber Zürich ohngefähr lautet wie Carlsruhe, ſo hat der Wirth wahrſcheinlich verſtanden, er ſolle ſie nach Carlsruhe ſchicken. Ich werde ſie dort alſo richtig erhalten.

Gute Nacht. Himmliſch ſehe ich aus in meiner rothen Jakobiner-Müze.

Carlsruhe. Dienſtag den 10. April. So eben vor 1 Uhr komme ich wohlbehalten hier an. Der Brief muß aber ſogleich auf die Poſt. Ich logire im Erbprinz. Adreſſiren Sie mir aber die Briefe poste restante.

Carlsruhe. Mittwoch den 11. April 1832.

Ich bin ſehr begierig auf Ihren nächſten Brief. Das Wetter iſt ſeit einigen Tagen zwar rein, aber ſehr rauh. Auf dem Wege von Straßburg hierher geſtern war ein Sturm, wie ich ihn noch ſelten geſehen. Ich mußte den Wagen ganz zumachen. Sobald ich Ihren Brief erhalten, gehe ich nach Baden. Aber ich wiederhole, Sie brauchen nicht hinzukommen, wenn Sie keine Luſt dazu haben. Uebrigens muß ich Ihnen wegen Zürich einiges bemerken. Erſtens iſt es dort jezt noch zu rauh und zweitens: (ich hätte es Ihrer Aengſtlichkeit gern verſchwiegen, aber meine Pflicht gebietet mir zu reden) kann es leicht kommen, daß dort Bürgerkrieg ausbricht. Es ſoll überall in der Schweiz ſehr unruhig ſein. Für mich wäre das keine Beſorgniß, aber für Sie? — Ach welch' eine ſchöne Sache iſt es um die Preßfreiheit! Einer der Redakteure der Tribüne Fein aus Braunſchweig wurde in Rheinbaiern an eine benachbarte badiſche Behörde abgeliefert und vom Amtmann mit oder ohne Wiſſen der Regierung eingeſteckt. Gleich Lärm in Carlsruhe und in der Freiburger Zeitung, ſo daß die Regierung hier eine Eſtafette abzuſchicken genöthigt war, ſeine Freigebung zu befehlen. Sie ſehen alſo wie unter ſolchen Verhältniſſen die badiſche Regierung nicht wagen dürfte mir was anzuthun, wenn ſie auch Luſt dazu hätte.

In welches deutſche Blatt ich einen Blick werfe iſt von mir immer noch die Rede. Von Hofrath Schreiber in Baden werde ich am beſten erfahren, was dieſen Winter alle über, für oder gegen mich geſchrieben worden iſt. Die lezte Mannheimer Zeitung (ein niederträchtiges Ultrablatt) eifert geſtern gegen den Hochwächter (ein ultraliberales Blatt das in Stuttgart erſcheint), welches ſich über meine Penſionsgeſchichte ausläßt und des Senats ſpottet, der mich habe fangen wollen. Mäuſe fange man mit Speck (ſagt der Hochwächter) aber ein Genie wie Börne laſſe ſich nicht fangen. Ich möchte den Artikel gern leſen. Die Mannheimer nennt mich Ehren-Börne und der Hochwächter wäre mein Sancho Panſa. Sie ſchreibt: Ludwig (!) Börne. Begreifen Sie? das Ausrufungszeichen hinter Ludwig! Ich erſehe zu meiner Freude, daß ich die Ariſtokraten ins innerſte Mark der Seele getroffen; ihre Wuth iſt grenzenlos. .. O ich Dummkopf! Hätte ich das nur nicht geſchrieben! Jezt ſagen Sie gewiß: und Sie fürchten nicht die Rache der Ariſtokraten? Nein! Ich ſage wie Cäſar im Shakespeare: „Wohl weiß die Gefahr, daß Börne noch gefährlicher iſt als ſie."

— Die Choleraluft die ich ein paar Tage in Paris eingeſogen, muß mir ſehr gut bekommen, denn ſeit lange war ich nicht ſo wohl als in den letzten vierzehn Tagen. Viele Choleraflüchtige kommen nach Baden.

Carlsruhe. Donnerſtag, den 12. April 1832.

Ich habe Ihren Brief, den Sie nach Straßburg geſchrieben, heute hier erhalten. Wie freue ich mich bald mit Ihnen zuſammen zu kommen. Aber ich werde Sie beregnen mit Vorwürfen, und mein ganzes Schimpfwörterbuch im Härings-Salat werde ich auf Sie anwenden. Ungeheuer, Verrätherin. ..... Ich habe gegen Könige und Völker geſchrieben; von jetzt aber ſei meine Feder der Rache geweiht.... Werde ich eingeſteckt gebe ich Sie als Mitſchuldige an. Ach, wären Sie geſtern bei mir geweſen, wie wären Sie erſchrocken und blaß geworden. Als ich Mittags auf meinem Zimmer war, meldet mir Conrad einen Polizei-Commiſſair, der mich ſprechen wolle. Sogleich werfe ich mich in eine grobe Poſitur und heiße ihn hereinkommen.

Es war nichts, als daß er mit der größten Höflichkeit meinen Paß forderte, weil man auf der Polizei ſehen wollte wann ich Paris verlaſſen, wegen der Cholera und Quarantaine. Bald darauf wurde er mir zurückgebracht. Hätten Sie nun nicht geglaubt, die Polizei wäre gekommen mich zu arretiren? Nuzanwendung: Man ſoll keine unnöthige Furcht haben. —

Es iſt dieſen Mittag kein Brief gekommen Warum? Das iſt dumm.

Carlsruhe. Freitag, den 13. April 1832. *)

.. Nein, es iſt unerhört! Das alſo iſt die berühmte Madame W. an welche die Pariſer Briefe geſchrieben? Das iſt die Freundin des geiſtreichen Börne? O Schmach! Wie? Sie haben im Ernſte geglaubt, ich hätte mich im Schlafe nach Deutſchland fahren laſſen, ſtatt nach der Schweiz; wäre über den Rhein gefahren und hätte es nicht gemerkt? Hätte die franzöſiſche Grenze paſſirt, die man ohne zweimaliges Vorzeigen des Paſſes gar nicht verlaſſen kann, und hätte das gar nicht gemerkt? Wie? Sie haben nicht verſtanden, daß ich mit dieſem Roman Ihre Aengſtlichkeit necken wollte? Schämen Sie ſich; es gibt kein Roth in der Natur, das roth genug iſt für Ihre Schamröthe. Und den armen Conrad gleich angeklagt! O Liebe, Liebe, wie dumm machſt du das Weib! Nicht im Traume wäre mir eingefallen, daß Sie das wirklich glauben könnten! Und der kluge *** der noch zweifelte, ob ich die Sache nicht angelegt! Es war immer mein Vorſaz nach Deutſchland zu kommen, ich ſtellte mich aber an, als hätte ich mich von Ihnen abwendig machen laſſen, um Sie nicht zu ängſtigen.

---

*) Von dieſem Briefe aus Carlsruhe, ſo wie von dem aus Neuſtadt vom 28. Mai, finden ſich franzöſiſche Ueberſezungen in der notice biographique zu den Fragmens politiques et littéraires par Ludwig Bœrne, mit einem Vorworte von Cormenin, welche fragmens bei Pagnerre in Paris 1842 erſchienen ſind. Sie enthalten alle von Börne veröffentlichten franzöſiſch geſchriebenen Aufſäze, und ſind von den Erben des literariſchen Nachlaſſes und nicht von Cormenin herausgegeben; wie es fälſchlich in einem nachgedruckten ſiebzehnten Bande von Börne's geſammelten Schriften, (Leipzig, Verlag von Wm. Kori 1847) heißt.

A. d. H.

Und wenn ich auch gewußt hätte, daß man mich arretiren würde, ich wäre doch hingereiſt. Denn glauben Sie nicht, daß es ein fruchtloſes Opfer ſei für die gute Sache ſeine Freiheit hinzugeben. Das wirkt mehr wie Schreiben. Das vermehrt die Erbitterung des Volks, zeigt die Tyrannei in ihrer häßlichen Geſtalt und führt zum Ziele. Die vorn ſtehen wie ich, müſſen den Graben ausfüllen, daß die Andern gebahnten Weg finden. Nach Frankfurt zu gehen, wäre nur eine leichtſinnige Neckerei geweſen, da ich ohnedies keine Luſt hatte hinzugehen. Aber ins Badiſche wäre ich auf jeden Fall gereiſt, wäre ich alſo weggeblieben, hätte man das mit Recht meiner Furcht zuſchreiben können. Das wollte ich nicht. Uebrigens habe ich mich nie auf die Freiſinnigkeit der hieſigen Regierung verlaſſen, ſondern auf die im Lande herauskommenden cenſurfreien Zeitungen und unabhängigen Gerichte, und daß die Regierung aus Scheu vor dem Scandal mich in Ruhe laſſen würde. Wie hat aber meine Schweſter gleich erfahren, daß ich in Carlsruhe bin? — Ich reiſe morgen früh nach Baden, und am liebſten wäre mir, Sie kämen auch dahin. Dort könnten wir dann weiter überlegen was wir machen wollen. In Baden iſt an Gefahr für mich nun gar nicht zu denken. Aber lieber Dummkopf, komme bald. Nicht warten bis Ende der künftigen Woche. Die Zeit wird mir lange bis ich Ihnen die verdiente Strafe geben kann. Das Wetter iſt wieder ganz herrlich. Schreiben Sie mir beſtimmt wann Sie nach Baden kommen, daß ich Ihnen entgegen kommen kann. Adieu Dummkopf!

Uebermorgen ſchreibe ich wieder.

Baden, den 14. April 1838.

Dieſen Mittag bin ich wohlbehalten hier angekommen. Dieſesmal war ich vorſichtig, habe nicht geſchlafen; ſonſt wäre ich vielleicht nach Straßburg ſtatt nach Baden gefahren. Das habe ich Ihren hochweiſen Ermahnungen zu verdanken. Es iſt doch ein großes Glück, wenn man ſo eine „kluge Frau im Walde", wie Sie zur Freundin hat. Ich wohne im Zähringerhof, wohin Sie mir Ihre Briefe adreſſiren wollen. Das Haus iſt ſchon faſt ganz voll. Schon mehr als zwanzig Perſonen bei Tiſche. Den Hofrath Schreiber habe ich ſchon beſucht, der ſich ſehr mit mir gefreut. Es gibt jezt eine Art Caſino- und Leſegeſellſchaft hier, worüber ich mich ſehr freue. Siebenzig fremde Familien waren den Winter hier. Schreiber ſagt mir mit Robert wäre er in offener Feindſchaft. Derſelbe ginge mit der übrigen Geſellſchaft gar nicht um........

Es iſt himmliſch hier. In meinem Nächſten (übermorgen) mehr. Jezt machen Sie aber, daß Sie bald herkommen, ſonſt fange ich an zu ſchimpfen. Adieu kluge Frau.

Baden. Montag, den 16. April 1838.

Mit Ihrem dummen Briefe geſtern haben Sie nichts bewirkt, als daß Sie mir Kummer gemacht. Geändert wird gar nichts in der Sache. Ich werde mich weder von Ihnen noch von .... zum Narren machen laſſen. Ich verlaſſe Baden nicht und wenn Sie nicht herkommen wollen, ſo bleiben Sie lieber in Frankfurt. Es iſt ganz erbärmlich von ....., daß ſie, ſtatt Sie zu beruhigen, Sie in Ihrer dummen Aengſtlichkeit noch beſtärken. Auf dieſe Weiſe taugen wir nicht zuſammen, hierin hat uns die Natur auf's feindlichſte gegeneinander über geſtellt.. Ich ertrage das nicht. Was hilft es mich, wenn Sie auch diesmal wieder zur Beſinnung kommen, und hier jeden Tag hundertmal für mich zittern? Jezt haben Sie ſich durch einen Zeitungsartikel über Fein in unnöthigen Schrecken ſezen laſſen. Der Fein iſt ſchon längſt freigegeben, wie Sie aus einer ſpätern Nummer des Freiſinnigen ſich überzeugen können. Was Sie geleſen iſt eine ältere oder falſche Nachricht. Die badiſche Regierung war auch gar nicht Schuld an der Sache. Die bairiſche Polizei hat den Fein, wie einen Vagabunden behandelnd an das badiſche Grenzamt abgeliefert, und dieſes mußte, wie in ſolchen Fällen üblich, ihn in Verwahrung nehmen, und um Verhaltungsregeln bitten. Die Regierung aber, ſobald ſie es erfuhr, befahl ſeine Freigebung. Was hilft es aber, wenn Sie ſich hierüber beruhigen? Jeder Tag kann was Neues bringen, das Ihrer Angſt Nahrung gibt. Noch niemals iſt einer in einem Badeort arretirt worden. Im allerſchlimmſten Falle wird er von der Behörde ſelbſt gewarnt, weil Badeorte immer Freiſtätten politiſcher Verfolgten waren. Der *** iſt ganz verrückt. Frankfurt, meine Regierung, das weiß er doch recht gut, wird meine Auslieferung nicht verlangen; Baden hat nichts gegen mich; was bleibt dann übrig? Wird etwa die badiſche Regierung mich an Preußen, an eine mir fremde Regierung ausliefern? So etwas iſt ſelbſt in Deutſchland noch nie geſchehen. Ich habe in Carlsruhe und hier ſo viele Bekannte, worunter Staatsräthe und andere Beamte; hätten die mich nicht gewarnt, wenn etwas für mich zu fürchten wäre? Keiner hat darauf angeſpielt. Würde der Cramer, der Schreiber, nicht davon ſprechen, wenn nur im Entfernteſten daran zu denken wäre? Ich glaube, daß wenn ich nach Frankfurt käme, ſelbſt dort kein

Geſandter gegen mich verfahren würde. Was der *** von ſeinen Diplomaten Drohendes für mich gehört haben mag, das kann ich mir auf eine andere Art recht gut erklären. Die Ariſtokraten möchten mich gerne ſchrecken, daß ich nicht nach Deutſchland komme. Sie haben durch einige bezahlte Rezenſenten die Meinung zu verbreiten ſuchen, das deutſche Volk ſei wegen meiner Briefe in Wuth, und man werde mich in keiner Geſellſchaft dulden. Nun wiſſen ſie aber recht gut, daß gerade das Gegentheil ſtattfindet, und daß wenn ich durch Deutſchland reiste, man mich wegen der Briefe verehren würde, und es ſo an den Tag käme, daß alle ehrlichen Leute meine ausgeſprochene Geſinnung theilen. Darum wollen ſie mich entfernt halten, daß ſich das nicht zeige. Ich ſelbſt habe durch die Rezenſenten mich etwas irre führen laſſen, und wirklich geglaubt, viele verdammten mich wegen meiner Briefe. Ich habe aber in Carlsruhe und hier gerade das Gegentheil gefunden; alles drängt ſich zu mir und beweist mir die größte Freundlichkeit. Der Schreiber, ſeine Frau und Tochter, ſchrieen laut auf vor Freude, als ich unerwartet in's Zimmer trat! Den Spindler habe ich beſucht, der als Romanſchreiber ſich gerade nicht viel um Politik bekümmert, er hat die Briefe mit Entzücken geleſen. Seiner Frau leuchtete die Freude aus den Augen, als ſie mich ſah, und ſie kam nicht aus dem Lachen, ſo lange ich da war, wegen meiner Einfälle. Und gar der Cramer! Der fiel mir um den Hals und küßte mich. Dann rief er ſeine Frau, die, wie er ſagte, mich kennen lernen wollte. Die hätte mich bald auch geküßt. Ein badiſcher Staatsbeamter von Adel, der im Hauſe wohnt, ſitzt beſtändig mir zur Seite. Kurz alles iſt verliebt in mich. Ueber den Pittſchaft machen ſie ſich luſtig, und Schreiber wie Spindler, die gut bekannt mit ihm ſind, verwenden ſich gleichſam bei mir für ihn, daß ich ihn nicht verſchlinge. Ich bin überzeugt, daß in ganz Deutſchland die nämliche Stimmung für mich herrſcht. — Aber was nützt das Alle! Hätten Ihnen hundert Menſchen in Frankfurt zugeredet, daß ich nichts zu fürchten, das hätte keinen Eindruck gemacht. Sobald aber einer von Gefahr redet, und Ihrer Aengſtlichkeit ſchmeichelt, halten Sie ſich daran. Jezt zum Unglücke habe ich Ihnen geſtern nicht geſchrieben, weil ich Ihnen ſechs Tage hinter einander leere Briefe geſchickt, und da glaubten Sie gewiß ich ſei arretirt. Als ich aber Ihren Brief erhielt war es zu ſpät ihn zu beantworten; denn, wie Sie ſich erinnern werden, kömmt die Poſt Abends fünf Uhr und geht auch um dieſe Zeit. Ich bemitleide Ihre ängſtliche Natur, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Ich kann Ihretwegen meine Natur nicht ändern. Kommen Sie ja her, kann ich mich lebhaft hineindenken, wie Sie ſich die ſonſt ſo angenehme Reiſe durch Beſorgniſſe verbittern, da Sie die zwei Tage auf dem Wege ohne Nachricht von mir bleiben, und ſich immer fragen werden: werde ich ihn noch frei finden? Das macht mich unglücklich, aber ich kann es nicht ändern und muß es ertragen. Alſo es bleibt dabei, ich verlaſſe Baden nicht, und wenn Sie nicht ruhig ſein können, wollen wir lieber getrennt bleiben. — Auf den Brief der heute noch kommen kann, kann ich nicht warten. Iſt etwas Dringendes darin zu beantworten, geſchieht es morgen, wo nicht, ſchreibe ich Ihnen erſt in einigen Tagen wieder. Bis jezt ſchrieb ich täglich, um Ihre Aengſtlichkeit zu vermindern. Da, wie ich ſehe, dies aber doch nichts hilft, und ich Ihnen gar nichts zu berichten habe, will ich Ihnen lieber das Poſtgeld ſparen.

Baden. Mittwoch, den 18. April 1832.

Jezt ſind Sie mein liebes Kind wieder, da Sie ſich ſo vernünftig betragen. Ich ſchreibe dieſe Zeilen in der Hoffnung, daß Sie der Brief nicht mehr findet, und daß Sie Donnerſtag abreiſen. Wenn ich genau erfahre um welche Zeit Sie von Carlsruhe abreiſen, komme ich Ihnen ein Stück Weges entgegen. Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß die *** amüſante Leute wären? Doch haben ſie Verſtand genug ſich in meiner Geſellſchaft zu amüſiren. Sie ſind ſehr begierig, wer die Damen ſind, die ich erwarte. Ich habe ihnen weiß gemacht: es wäre meine Großmutter und meine Tante. Und das glauben ſie ganz im Ernſte! Sie müſſen ſich alſo mit der Marie abfinden, welche von Euch die Großmutter und welche die Tante ſein ſoll. Die Zeit wird mir hier nicht lange. Ich werde angeſtaunt wie das achte Wunder der Welt, und es hinge blos von mir ab, das große Wort zu führen. Cramer beſuchte mich geſtern, und ſagte mir, einige Leute, ein Breslauer Kaufmann und eine polniſche Gräfin, die mit Familie hier lebten, ſtürben vor Ungeduld mich kennen zu lernen, und ich möchte doch mit ihm zu ihnen gehen. Bei dem Breslauer waren wir auch ſchon; die Gräfin will ich noch einige Tage ſchmachten laſſen. Geſtern auf der Straße begegnete ich Robert und ſeiner Frau und ging zu ihnen. Mit ihrer gefährlichen Krankheit war Uebertreibung, ſie ſieht ſo gut aus wie voriges Jahr. Der Pittſchaft der ein ſchlechter Arzt ſein ſoll, hat aus ihrem Uebel eine Schwindſucht gemacht. Sie ſchaffte ihn und mit ihm die Schwindſucht ab. Er Robert aber iſt mager wie ein Spaz. Geſtern Abend im Caſino traf ich den Pittſchaft. Ich redete ihn freundlich an und betrug mich wie ein Hofmann. Die Andern als ſie das ſahen, lachten verſtohlen. Ich brachte ihn auf medíziniſche Geſpräche, damit ſeine arrogante Art hervortrete und ich ihn abkonterfeien kann; denn ich werde mich in einem Supplement noch mehr luſtig über ihn machen. In einer Wochenſchrift die Spindler hier herausgibt (der Zeitſpiegel) ſtehen medíziniſch-philoſophiſche Abhandlungen von Pittſchaft — es gibt nichts lächerlicheres! Das gibt mir Stoff zu hundert Bogen Satiren. Er, der Robert und Carové müſſen zernichtet werden. So alle meine Feinde. **Wer klug iſt, merke ſich das.** Sie ſind ein Schurke, wenn Sie ſagen ich hätte mein Ehrenwort gebrochen. Erſtens, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es vergeſſen, Ihnen mein Ehrenwort gegeben zu haben, nicht nach Deutſchland zu reiſen. Zweitens habe ich Sie damals wie ein krankes Kind behandelt.

Mein Wort war Medizin, die man wegwirft nach der Geneſung.

Der Breslauer Kaufmann zeigte mir einen Brief aus Breslau, worin man ihm ſchreibt: die Cenſur dort hat die Ankündigung der Lithographie von Börne geſtrichen. Iſt das nicht merkwürdig? Ich hätte gedacht mein Bildniß müßte der preußiſchen Regierung willkommen ſein, um es in contumaciam an den Galgen zu ſchlagen, wie in Houwald's Bild. Adieu liebe Großmutter. Gruß an die liebe Tante.

Wenn Sie ſich in Heidelberg lang genug aufhalten, laſſen Sie mir doch die dort erſcheinende Zeitung (Mannheimer Zeitung) vom 1. April an, bis zum Tage Ihrer Ankunft, für Geld holen, und nehmen ſie mit. Ich brauche ſie nöthig.

Neuſtadt an der Haardt, den 25. Mai 1832.

.. Aber zuerſt muß ich Ihnen ſagen, daß ich keine Zeile lang ſicher bin ungeſtört zu bleiben; eben verlaſſen mich drei Beſucher, und wenn andere kommen (die ich nicht abweiſen kann) muß ich auch den kürzeſten Brief ohne Hurrah ſchließen. Dann müſſen

Sie wiſſen, daß die Briefe von hier nach Baden und zurück, einen großen Umweg über Mannheim machen, alſo ſpäter anlangen, als ich berechnet hatte. — Mit dem Wetter habe ich ein wundervolles Glück. Nach ſo vielen ſchlechten Tagen, und geſtern Morgen war es noch regneriſch, geſtern das herrlichſte Wetter. Nicht beſſer hätte ich es machen können. Keine Hize, kein Staub, himmliſche Luſt. Wären Sie nur mitgereiſt. Der Weg vom Rheine an, der zwei Stunden hinter Raſtatt liegt, bis hierher, der ſchönſte freundlichſte Garten. Fruchtfelder, Weinfelder. Wälder von Obſtbäumen in einem fort, daß das Herz darüber lacht. Um acht Uhr geſtern Abend kam ich hier an. Von Raſtatt aus mußte ich, weil die nächſte Station neun Stunden entfernt iſt, drei Pferde nehmen. Am Rhein war ich genöthigt eine ganze Stunde zu warten, bis die Nähe, die unglücklicher Weiſe auf der andern Seite war, zurückkehrte. Jenſeits des Rheins (im Bairiſchen) in einem Dorfe hielten die Pferde um zu füttern. Ich ging auf der Straße auf und ab.

Da kam ein Mann, der Akten unter dem Arme trug, alſo Beamter war. Er hatte wahrſcheinlich bei Conrad ſich erkundigt, wer der vornehme Herr mit den drei Pferden ſei, und es von ihm erfahren. Denn als ich wieder herbeikam, trat er zu mir, ungeheuer artig ſich bückend und ſagte: Sie ſind der Herr Börne? Ich lächelte gnädig. Der die Pariſer Briefe geſchrieben? Abermals. Dann große Freude. Er zeigte mir ein Schreiben der Regierung, das er ſo eben erhalten, worin alle Beamte des Rheinkreiſes aufgefordert werden, ſich beim Hambacher Feſte einzufinden, damit die honetten Leute das Uebergewicht bekämen. — Auf der nächſten Station wo ich zu Mittag aß, bekam ich Händel mit der Poſt. Man wollte mir, weil ich mit drei Pferden angekommen, auch weiter drei Pferde aufdrängen. Das war kein Spaß, denn ich hätte auf der ganzen Reiſe drei Pferde behalten müſſen. Da es friedlich nicht abzumachen, wiederholte ich mein Abentheuer von Dormans und ging zum Friedensrichter klagen. Dieſer ein alter freundlicher

Mann fing an meine Klage zu Protokoll zu nehmen. Ihr Name? Börne aus Frankfurt. Der die Pariſer Briefe geſchrieben? Und jezt hätten Sie die Sonnenfreundlichkeit des Friedensrichters ſehen ſollen. Protokoll, günſtiges Urtheil gleich zu Papier gebracht. Dann rief der Alte ſeinen Sohn herab, einen jungen Mann der erſt kürzlich die Univerſität verlaſſen. Wie war der froh mich kennen zu lernen. Er nahm den Richterſpruch ſeines Vaters und begleitete mich ins Wirthshaus; ich bekam alſo zwei Pferde. Und der Wirth, die Wirthin, die Töchter, die ſahen, daß der Friedensrichter mir ſo ſchnell geholfen, ſeinen eignen Sohn geſchickt, gebückt und geknirt bis zur Erde. Die dachten wohl ich wäre ein Prinz. Der junge Mann ſezte ſich zu mir in den Wagen und begleitete mich eine Strecke weit. Er äußerte, wenn ich nur länger in dem Orte geblieben wäre, wie ſich die Herrn mit mir gefreut hätten den Abend. — Candel heißt der Ort und der Friedensrichter Braun. Neuſtadt liegt wunderſchön am Fuße des Gebirgs. Als wir eine

Stunde vor der Stadt an einem Gartenhauſe vorbeikamen, zog ein anſtändiger Herr den Hut ab und rief vive la liberté. — Unter den Gäſten die geſtern Abend bei Tiſche im Wirthshauſe waren, kannte mich noch keiner, wahrſcheinlich weil Conrad nicht ausgefragt wurde. Ich trank alſo meinen Thee Incognito. Ein Zug Herrn und Damen von Hambach herabziehend, kam noch in der Dunkelheit, Muſik voraus, durch die Straße. Ein junger blonder Mann ſtürzte jubelnd in's Zimmer und rief: es lebe die Freiheit. Noch als ich im Bette lag, hörte ich Muſik und Vivatlärm auf der Straße — tauſend Menſchen werden erwartet. — Dieſen Morgen erhielt ich Beſuch von einigen des Feſtcomités, Dr. Hepp, Buchhändler Chriſtmann. Sie zeigten mir eine Verordnung, daß außer Rheinbaiern kein Fremder zum Feſte zugelaſſen werden ſoll. Nun begreife ich nicht, warum man mich durch gelaſſen, da ich doch an der Grenze meinen Paß vorzeigte. Vielleicht iſt auch nur Zweck des Verbots die Heidelberger Studenten abzuhalten. —

Ich erfahre daß ich wenigſtens noch Montag hier bleiben muß. Schreiben Sie mir, erwarten Sie aber ferner keine Briefe mit Beſtimmtheit. Adieu.

Neuſtadt an der Haardt. Montag,
den 28. Mai 1832.

Ihren Brief vom Samſtag habe ich heute erſt erhalten. Wenig Zeit. Werde der Kürze wegen im Infinitiv ſprechen, wie der König von Preußen. Eine Närrin ſein! Keinen Spaß verſtehen. Erinnere mich ſo wenig, was ich Ihnen geklagt, daß ich Ihren ſo herzlichen Brief kaum verſtanden .....

Ich weiß noch nicht wann ich abreiſe; vor Mittwoch gewiß nicht, vielleicht aber erſt den Donnerſtag. Auch wenn ich Zeit hätte, könnte ich Ihnen nicht ſchildern, wie bedeutend das Feſt war und in ſeinen Folgen werden wird. Ich habe mich nach meiner Art zurückgezogen und faſt verſteckt. Half aber alle nichts. Ich werde als ein Napoleon angeſehen. Geſtern Abend brachten mir die Heidelberger Studenten ein Vivat mit Fackelzug vor meine Wohnung. Schon früher zog mir auf den Straßen alles nach mit Geſchrei: es lebe Börne, es lebe der deutſche Börne! der Verfaſſer der Briefe aus Paris! Ich flüchtete mich zu Bekannten, in ein Haus, da ſtürzte man mir nach und rief vor dem Hauſe. Als ich heute über die Straße ging, riefen die Abreiſenden aus den Wagen: es lebe Börne. Nicht blos Studenten, auch Bürger. Die Rheinbaiern, Polen, kommen alle Deputationsweiſe zu mir, und halten förmliche Reden. Geſtern Abend war mein Zimmer gedrängt voll Menſchen die alle ſtehen mußten, die Thüre blieb offen, und die Andern die keinen Plaz hatten blieben auf dem Vorplaz. Sie ergriffen meine Hand und drückten ſie an das Herz wie die einer Geliebten. Ich hatte Mühe männliche Faſſung zu behaupten. Einige junge Leute aus Heidelberg, blond und hoch und ſchön wie Apollos, ſelbſt bewegt, brachten mich dem Weinen nah. „Nicht Herr Doktor, lieber Börne möchten wir Sie nennen“.. „Nennen Sie mich lieber Freund“ erwiderte ich, „ſo höre ich es am liebſten.“ Es iſt merkwürdig, welche Wirkung die

Briefe gemacht, viele reden davon als hätte ich allein die Bewegung dieſer Zeit hervorgebracht. Und das Feſt! Doch davon mündlich.

. . . .

... — Apropos. Gott hat mir etwas zugeſchickt, ſehr vortrefflich unſere beiderſeitige Romantik zu dämpfen. Meine goldne Uhr iſt mir geſtohlen worden. Habe die Nacht die Thüre aufgelaſſen. Ein Kerl der ſich morgens während ich ſchlief hereinſchlich, nahm ſie vom Bette. O weh! Was werde ich von Ihnen für Predigten hören müſſen! Der wahrſcheinliche Dieb iſt gefangen, aber die Uhr noch nicht. Noch einem andern meiner Bekannten im Hauſe, auch ein Genie wie ich, wurde ſeine Uhr auf gleiche Weiſe geſtohlen. Schreiben Sie mir nicht mehr. Alſo wahrſcheinlich komme ich Donnerſtag erſt zurück.. Unter Andern kamen auch ein paar Gymnaſiaſten zu mir und fragten: wohnt hier der berühmte Börne? Adieu.

Ihr bis zum Galgen treuer und Sie liebender
Börne, der deutſche Börne!

Briefe aus der Schweiz.

1832.

d
n
ri

de
In
alſ
raſ
Fr
den

Erſter Brief.

Freiburg, den 29. Juni 1838.
Vormittag 11 Uhr.

Ich habe heute den ganzen Morgen geſungen, enn ſobald ich von Ihnen fort war, war mir ieder ganz wohl. Es war ein Zahn herausge- ſſen — ruck — und es iſt vorbei.

Ich kam geſtern Abend noch weiter als ich ge- cht; übernachtete in Kenzingen und komme eben an. einer Stunde geht die Poſt ab; Sie werden o morgen frühe ſchon mit einem Briefe über- cht. Heute iſt das herrlichſte Wetter der Welt. eiburg iſt eine ſehr liebe Stadt. Alles liegt auf Straßen, ich glaube wegen Feiertag. Geſtalt und Kleidung der Landleute haben ſchon ſchweizeriſch Ausſehen. — Sie müſſen fragen, um welche Zeit die Poſt hierher geht. Vielleicht früher als den Abend. Adieu. Bald mehr.

Zweiter Brief.

Freiburg, den 2. Juli 1832.

Ihren dicken Brief habe ich ſchon ganz frühe erhalten als ich noch im Bette lag. Es freut mich, daß Sie noch in Baden bleiben. Die Beſchreibung des Hambacher Feſtes möchte ich auf jeden Fall haben. Schicken Sie mir ſie unter Kreuzband mit der Briefpoſt. Wahrſcheinlich werden mir die Hefte Gelegenheit geben, etwas über das Hambacher Feſt in den Freiſinnigen zu ſchreiben. Von hier kann ich Ihnen nichts Intereſſantes ſchreiben. Die Stadt iſt ſehr heiter, auch lebhaft. Aber geiſtiges Leben ſpürt man nicht. Die Studenten, meiſtens arme Landeskinder und katholiſche Theologen, ſind ſehr ſtill und zahm. Bei Rotteck war ich einmal, und er einmal bei mir. Morgen Mittag werde ich bei ihm eſſen, und da werde ich wohl mehrere von den Herrn kennen lernen. Welcker iſt verreiſt, kömmt aber heute zurück. Der Zell hat mich auch beſucht. Rotteck ſympathiſirt ſehr mit meinen Anſichten in den Pariſer Briefen. Aber die Narrheit mit ſeinem geliebten Landesvater iſt ihm nicht aus dem Kopfe zu bringen. Die Stadt iſt ſehr freundlich, aber die nächſten Umgebungen, mit denen Badens verglichen, ſehr ungefällig. Die ſchönen Parthien liegen entfernter. Ich bin wohl, aber verdrießlich. Meine Briefe machen mir Sorge. In Zürich gibt es ſehr reiche Buchhändler, die aber blos Schweizer-Sachen verlegen. Doch iſt das meine lezte Hoffnung. Ich werde noch dieſe Woche dahin reiſen, aber auf jeden Fall Ihren nächſten Brief abwarten. Mein Weg geht durch den ſchönſten Theil des Schwarzwaldes über Donaueſchingen und Schaffhauſen. Rotteck hat vom Mitarbeiten am Freiſinnigen geſprochen; ich gab keine beſtimmte Antwort.

Mein Wagen iſt mir ſehr zur Laſt. Ich könnte nicht allein billiger, ſondern auch angenehmer mit dem Hauderer reiſen. Es iſt aber nicht zu ändern. Auf jeden Fall laſſe ich ihn in Zürich zurück, wenn ich von dort weitere Ausflüge mache. Die Engländer wimmeln hier wie die Mücken. Sie reiſen aber nur durch. Rotteck hat einen Brief bekommen, der von nahe bevorſtehenden Tyranneien des Bundestags ſpricht. Alle Conſtitutionen ſollen aufgehoben werden. — Das Wetter iſt herrlich. Es gibt aber in der Nähe der Stadt, eine ganz kurze engliſche Anlage ausgenommen, nicht einen einzigen ſchattigen Spaziergang. — Vielleicht iſt Benzel-Sternau auf ſeinem Gute bei Zürich, dann beſuche ich ihn.

Dritter Brief.

Freiburg, den 5. Juli 1832.

Gar freundlich iſt dieſe Stadt. Zu Oertels Waſſerkur wäre ſie vortrefflich. Durch alle Straßen ſtrömt das hellſte friſcheſte Quellwaſſer, und Sie würden ſich nicht bedenken, ſich in der Goſſe zu waſchen. Ueberall und keine andern als Röhrbrunnen, die wie Guthörende erzählen, Einen ſehr angenehm in den Schlaf murmeln. Geſtern Abend lauſchte ich unter zwölf Dienſtmädchen am Brunnen, welche acht Röhren übermurmelten — hätte ich ſie verſtehen können, Roberts ſämmtliche Novellen hätte ich dafür gegeben. Dieſen Morgen um drei Uhr weckte mich der Schein der

Blize, der durch die geſchloſſenen Fenſterläden drang, aus dem Schlafe auf. Es donnerte ſtark, ich verließ das Bett und kleidete mich an. Dann öffnete ich das Fenſter. Der Athem des jungen Tages war balſamiſch. Wie ich ſpäter erfuhr, hat der Bliz vor der Stadt eingeſchlagen und gezündet, die Feuerſprizen gingen hinaus. — Die Gegend hier iſt nicht ſo unſchön, wie ich in meinem vorigen Briefe in meiner Naſeweisheit (die ich meinem vieljährigen ſchlechten Umgang verdanke) voreilig geurtheilt. Auch ganz in der Nähe der Stadt hat man die herrlichſten Thäler und Hügel. Vorgeſtern ging ich mit Welcker und einer Geſellſchaft, die er wegen meiner eingeladen, in ein ſolches Thal, das eng von Bergen eingeſchloſſen, ein halb niedergebranntes Kloſter und einige Gaſthäuſer verſteckt. Da iſt es gar herrlich. Wir aßen da zu Nacht und kurz vor zwölf Uhr kam ich erſt nach Hauſe. Das bekam mir den folgenden Tag ſehr wohl.

Am nämlichen Tage aß ich bei Rotteck. Gemüthlich, verſtändig, aber etwas kleinſtädtiſch war alles.

Wir wurden nach unſern Pläzen gewieſen, theils nach Staatsrang und Würde, theils wie man uns ehren wollte. Ich, als Held des Tages, verſteht ſich zu oberſt. Dann rechts neben mir: Der Chef der Liberalen der Landſtände von Sigmaringen. Das Reich Sigmaringen wird wahrſcheinlich in Europa liegen; mehr weiß ich nicht. Links neben mir, der Geheimerath Duttlinger, dann ein Profeſſor, der kein Hofrath war, ihm rechts gegenüber ein Profeſſor der es war; dann zwei junge Doktoren; dann die Frau, und die drei Töchter Rottecks. Kein Bedienter und kein Dienſtmädchen ſervirte, ſondern die Töchter und die Frau, was zwar recht idylliſch war, einen aber oft in Verlegenheit ſezte. Von Rotteck wurde feierlich meine Geſundheit ausgebracht in deutſch-landſtändiſchem Styl. Ich gab gar nicht Acht auf die Worte, vernahm aber einiges vom geiſtreichen Börne. Da ſtanden Frau und Töchter, und alle Kinder auf, (er hat neun) kamen mit ihren gefüllten Gläſern zu mir und ſtieſen verächtlich an mein Waſſerglas.

Ich ſtumm wie ein Fiſch habe zur Erwiderung blos gelächelt und genickt. Der zweite Toaſt galt dem Mirabeau von Sigmaringen. Dieſer konnte auch keine Worte des Dankes finden. Erſt ſpäter ſprudelte er einige Worte hervor, und deklamirte dummes Zeug, ſo ohngefähr wie Ferdinand in Kabale und Liebe. Da brachte Duttlinger die Geſundheit der Frau von Rotteck, und ſagte drei Mal: Dieſe Frau Hofräthin mit ihrem Hofe (nämlich ihren Kindern) ſoll leben! Das Andere habe ich nicht verſtanden.

Rotteck, Welcker und die andern Liberalen hier ſympathiſiren ſehr mit meinen politiſchen Anſichten und des Rühmens meiner Pariſer Briefe war kein Ende. Viele und rührende Bitten um Mitarbeiten am Freiſinnigen. (NB. Wenn ich geſtört werden ſollte, wie es leicht kommen kann, ſchließe ich mitten im Worte, denn die Poſt geht um halb zwölf Uhr ab.) Welcker ſagte: ich könnte in den Freiſinnigen ſchreiben, wie ich wollte, und er hätte ganz ohne Bedenken alle meine Pariſer Briefe abdrucken laſſen.. Bei Rotteck war auch ein Profeſſor Schneller, Hiſtoriker, der dreißig Jahre in Oeſterreich Profeſſor war, und es endlich nicht länger aushalten konnte. Da ging er nach Freiburg ſeinem Geburtsorte zurück, und ließ ſich hier anſtellen. Die Profeſſoren leben hier wie auf allen Univerſitäten wie Kaze und Hund unter einander. Leider bin ich hier auch berühmt, alles guckt mir nach, alle wollen mich kennen lernen. Glücklich die Dummen! Jeden Abend kommen einige Studenten in's Haus, und erkundigen ſich beim Wirthe, ob ich noch hier bin, wann ich abreiſe. Wahrſcheinlich möchten ſie mich beſuchen und ſind zu blöde dazu.

Geſtern war Schelble hier mit ſeiner Frau, die noch jung und hübſch iſt. Er iſt nicht weit von hier im Schwarzwalde geboren, und beſucht auf einige Wochen ſeine Heimath. Wir ſprachen viel über Muſik. Felix Mendelsſohn ſtellt er hoch, ſehr hoch. Er meint: wenn er auch bei ſeinem Leben nicht anerkannt würde, geſchähe es doch gewiß nach ſeinem Tode. Von der Nachwelt eines zwanzigjährigen Menſchen ſchon jezt zu reden, das iſt viel. Mendelsſohn iſt von der altdeutſchen religiöſen Schule, wie Schelble und der Cäcilienverein. Seine Muſik iſt bei dieſen weiblichen Muſik-Pfaffen ſehr geachtet.

Ich weiß noch nicht wann ich abreiſe, und werde mich nicht übereilen. Vorher will ich noch einige Bekanntſchaften machen, und mir Adreſſen nach der Schweiz verſchaffen.

Dieſen Morgen fuhren Wagen mit Hochzeitgäſten unaufhörlich hin und her. Die Hüte der Kutſcher mit weißen Bändern und Blumenſträußen geſchmückt. Aber dem Puze der Frauenzimmer nach, war es eine vornehme Hochzeit. Gleich hinter einer ſolchen Freudenkutſche kam der Leichenzug eines jungen Mädchens, der Pracht und zahlreichen Begleitung nach das Kind reicher Eltern. Voraus wohl fünfzig Mädchen, keine über fünfzehn Jahr alt; dann der Sarg mit Kränzen von weißen Roſen behängt. An jeder Seite des Leichenwagens, ſechs Mädchen, die eine Blumenkette verband. Dann ein langer Zug von Männern und Frauen. Prieſter in ihrem Ornate mit Kreuz und Rauchfaß — es war alles ſehr ſchön. Hinter dem Leichenzuge kam die aufziehende Wachtparade mit Trommeln und Muſik. Zu gleicher Zeit kamen vor mein Haus zwei Wagen voll Engländer, einer von der Schweiz, einer nach der Schweiz. Adieu. Die Poſt ſchlägt.

Den Münſter habe ich ſchon oft beſucht, aber ich verſtehe ihn noch nicht. Profeſſor Z. erzählte mir: eine Wiener Dame habe bei ſeinem Anblick geſagt: ſie habe noch keinen Thurm geſehen, der ſo ſchön gewachſen wäre.

Vierter Brief.

Freiburg, den 7. Juli 1832.

— Die Studenten haben mir geſtern Abend ein Ständchen gebracht. Donnerſtag Abend um zehn Uhr, da ich mich eben ins Bett gelegt, kamen ſie in großer Zahl vor mein Haus mit Laternen, und ſangen aus Muſikbüchern ganz herrliche Lieder. Conrad ſagte, ohngefähr ſechszehn hätten geſungen. Dabei riefen ſie: es lebe der Vertheidiger der deutſchen Freiheit! Hoch! Ich ließ ihnen durch Conrad ſagen, daß ich bedaure ſchon im Bette zu liegen, und es möchten doch einige heraufkommen. Da kamen eben zehn, ſtellten ſich um mein Bett, und ich die Nachtmüze auf dem Kopfe hielt eine wirklich ſehr ſchöne und rührende Rede an ſie, und revolutionirte ſie ganz entſezlich. Die ganze Nachbarſchaft war in Allarm und lag am Fenſter. Geſtern kamen wieder zwölf Studenten zu mir und da habe ich ſie förmlich inſtruirt, wie ſie ſich bei der bevorſtehenden Revolution zu verhalten hätten. — Meine Ideen reifen doch alle nach und nach. In Rheinbaiern haben ſich mehrere Gemeinden vereinigt, und es iſt zu erwarten daß ſich nach und nach alle anſchließen werden, und haben beſchloſſen: ſie würden ihren Söhnen und Angehörigen, die im bairiſchen Militair dienen, erklären: wenn künftig einer von ihnen, ſei es in Baiern, ſei es ſonſt wo in Deutſchland gegen das Volk ſich brauchen laſſe von der Regierung, dann ſolle er von ſeinen Eltern verſtoßen, von ſeinen Angehörigen und Mitbürgern als ehrlos angeſehen werden, ſo daß ſich keiner in ſeiner Heimath mehr dürfe blicken laſſen. Das muß wirken.

Fünfter Brief.

Freiburg, den 9. Juli 1832.

Sie müſſen mit meinen kurzen Briefen einſtweilen zufrieden ſein, in der Folge ſchreibe ich längere. Ich werde gar zu oft geſtört, von Profeſſoren und Studenten. Was ich in meiner Nachtmüze den Studenten gepredigt habe, können Sie ſich ja leicht denken. Vaterlandsliebe, Freiheit, Waffenkampf, Fürſtenjagd. Bekannt wird nichts davon werden. Hat doch keine der hier erſcheinenden vier Zeitungen von dem Ständchen etwas erzählt, wahrſcheinlich aus Furcht, der Bürgerfreundliche und ſeine Geſellen möchten das übelnehmen und der ganzen Stadt anrechnen. Geſtern Abend wurde von den

Studenten dem liberalen Deputirten von Itzſtein aus Mannheim, der auf einen Tag hergekommen, und der in meinem Hauſe logirt, auch ein Ständchen gebracht, und dabei wiederum gerufen: es lebe der deutſche Patriot Börne! Am meiſten Spaß macht mir, daß der Menſch welcher neulich in dem Freiſinnigen in einem Berichte über das Hambacher Feſt geſagt, etwa zwanzig Heidelberger Studenten hätten mir in Neuſtadt ein Ständchen gebracht „ich hoffe eine Spottmuſik“ hier iſt, und zu ſeinem Aerger die Theilnahme der hieſigen Studenten für mich, ſelbſt mit anſehen und anhören mußte. Es iſt ein junger Menſch aus Carlsruhe, der ſeit einiger Zeit als Unter-Redakteur des Freiſinnigen angeſtellt iſt. Sonſt liberal, aber ein Deutſchthümler und Franzoſenfeind. Er hat ſich mir durch ein eigenthümliches Wort, das er auf lächerliche Weiſe oft gebraucht, als Verfaſſer jenes Artikels ſelbſt verrathen; doch weiß er nicht, daß ich ihn kenne. Sie ſehen, daß alle gegen mich erſcheinenden Kritiken die öffentliche Meinung weder leiten noch irre führen konnten. Ich habe doch noch kein Wort zu meiner Vertheidigung öffentlich geſprochen und doch huldigen alle bis auf wenige Ausnahmen meinen Geſinnungen. Zu den Ausnahmen gehört auch Profeſſor ***, den Sie voriges Jahr mit Welcker geſehen. Er iſt zwar ſehr artig und freundlich gegen mich, aber daß ich ſo gegen die Deutſchen losgezogen, will er mir nicht verzeihen. Neulich in einer Geſellſchaft äußerte er: nicht blos in meinen Pariſer Briefen, ſondern auch in allen meinen frühern Schriften wäre ich gegen die Deutſchen losgezogen. Ich erwiderte: wer ſechszehn Jahre lang in ſo mannichfaltigen Verhältniſſen und Schriften immer das nämliche behauptet, der muß wohl Recht haben. Darauf wurde Herr *** von der ganzen Geſellſchaft ausgelacht. Vor einigen Tagen war ich bei Profeſſor Amann einem meiner Verehrer zu Tiſche gebeten. Auch *** war da. Da brachte Amann meine Briefe herbei und ſagte: die Stelle über Blücher hätte ihm ſo gut gefallen: „es iſt als wenn ein Stein triumphiren wollte, daß ein Menſch über ihn geſtolpert.“ Ich bemerkte ihm: nicht ich, ſondern Lord Byron hätte das geſagt. Darüber wurde *** ganz giftig und ſagte zu mir: ja ſo wäre ich. Da entſpann ſich ein allgemeiner Wortwechſel über Blücher, gegen den ſich die Meiſten ausſprachen. Nun war es ein großer Spaß. Ich ſelbſt der den Streit herbeigeführt zog mich gleich zurück.. Amann, badiſcher Deputirter, hatte ſich in der letzten Kammerſitzung ſehr bemüht, das Cölibat der katholiſchen Geiſtlichkeit aufzuheben. Eine große Zahl katholiſcher Geiſtlichen die gern heirathen möchten (o sancta simplicitas!) haben darauf ihren Dank zu bezeugen dem Amann einen ſehr ſchönen ſilbernen Becher verehrt.

Ich werde Samſtag abreiſen. Sie haben ſehr Unrecht wenn Sie glauben anbeten ſei dümmer als heirathen. Anzubeten kann ich aufhören wann ich will; aber ſeine Frau hat man auf immer. — Es iſt wahr Conrad iſt ganz glorreich über die mir gebrachte Huldigung. Er lacht immer. Am Sonntage hatten ſich die Studenten zufällig in der Nähe meines Hauſes verſammelt, um von da auf einen Berg hinauf zu ziehen, wo ſie mit Geſang und Reden den Jahrestag der Sempacher Schlacht feiern wollten. Da kam Conrad lachend herein und ſagte, die Studenten kämen wieder. Er meinte ſie wollten zu mir. Sie ſchickten mir auch eine Deputation, und ließen mich zur Feierlichkeit einladen. Es war mir aber zu warm und zu hoch. Doch ſchickte ich Conrad hinaus, der mich dort gleichſam repräſentirte. — Geſtern Abend ſchon um Mitternacht (wie mir Conrad eben erzählt) wurde in der Wirthsſtube ein Bürger, der ſich unehrerbietig über einen Deputirten ausgelaſſen, von andern Bürgern zur Thüre hinausgeworfen. Dabei war eine große Balgerei, und vier Philiſter lagen auf der Erde. Ich hätte das mit anſehen mögen. Es kann wohl in der Mannheimer oder ähnlichen Zeitung kommen: ich wäre Schuld an den Unruhen die vorgefallen; es liegt aber nichts daran, in einigen Tagen gehe ich fort.

Sechster Brief.

Freiburg, den 13. Juli 1832.

Was ſagt man denn zu den Bundestagbeſchlüſſen? Hier lacht man dazu. Das heißt, man iſt zwar in großer Wuth über die niederträchtige Geſinnung des Bundestags; aber die Folgen meint man, würden von keiner Bedeutung ſein.

Die Hize iſt auch hier fürchterlich. Geſtern waren 26 Grad im Schatten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nur Abends und Morgens reiſen werde. Morgen Nachmittag 4 Uhr reiſe ich wahrſcheinlich ab. Ich habe da einen Weg von nur drei Stunden Zeit zu machen, und bleibe die Nacht im Höllenthal, einer wilden romantiſchen Gegend im Schwarzwalde, worüber Sie im Schreiber nachſehen können. Sonntag und Montag werde ich verſchiedene intereſſante Gegenden im Schwarzwalde beſuchen. Mich intereſſiren die Uhrenfabriken, und die des Herrn von Eichthal (Bruder des Pariſers) in St. Blaſien. Dienſtag gehe ich nach Schaffhauſen, wo ich die Nacht bleibe. Dort habe ich blos den Waſſerfall zu ſehen und Mittwoch komme ich nach Zürich. Schreiben Sie mir alſo künftigen Montag nach Zürich. Ich logire im Schwert. Ich habe mir Empfehlungsbriefe von hieſigen Profeſſoren nach der Schweiz geben laſſen. Ich habe heute ſchon ſieben Stück, bekomme aber noch mehrere. Unter andern habe ich einen an den Badiſchen Geſandten nach Luzern. Dort iſt jezt Tagſazung, ſehr lebhaft und der Mittelpunkt vieler politiſchen Verhandlungen und Intriguen. Luzern iſt eine der intereſſanteſten Gegenden der Schweiz. Doch werde ich Zürich nicht eher verlaſſen, bis die Sache meiner Briefe ganz in Ordnung iſt. — Es ſtand doch in einer der hieſigen Zeitungen, daß mir die Studenten ein Ständchen gebracht, aber in einem Blatte, das wenig im Auslande bekannt iſt: im Schwarzwälder. — Nicht wie ich neulich ſchrieb die Studenten waren es, welche dem Herrn von Itzſtein ein Ständchen gebracht, ſondern die hieſigen Bürger. Das Vivat das bei dieſer Gelegenheit auch mir ausgebracht wurde, war alſo nicht wie das Erſtemal von den Studenten, ſondern von den Bürgern, welches meinen Ruhm erhöht! Der Menſch welcher hinausgeworfen wurde war ein Commis, weil er geſagt: der Itzſtein iſt ein guter Menſch. Ein Chirurg nahm das übel, und ſagte dem Commis: ob er denn mit Itzſtein ſo familiär wäre, daß er ſich ſo ausdrücken dürfe? Darauf warf er ihn zur Thüre hinaus. — Ich habe Beſuche zu machen und muß ſchließen. In Zürich werde ich alſo einen Brief von Ihnen vorfinden. Ich ſchreibe Ihnen von Schaffhauſen.

Siebenter Brief.

St. Blaſien. Montag, den 16. Juli 1832.

Ich habe Ihnen verſprochen, erſt in Schaffhauſen wieder zu ſchreiben. Da ich langſamer fortkomme als ich gedachte, mich beſonders lange hier aufgehalten, und fürchte daß ich ſo wenig als bis jezt, auch in Schaffhauſen Zeit finden werde zu ſchreiben, will ich einſtweilen, blos mit kurzen Worten berichten, daß ich mich wohl befinde und ſehr angenehm und lehrreich reiſe. In Zürich ſchreibe ich alles ausführlich. Seit geſtern bin ich hier, wo ich die bewunderungswürdigen Fabriken des Herrn von Eichthal geſehen. Morgen reiſe ich nach Schaffhauſen. Donnerſtag werde ich wohl in Zürich ſein, wo ich mich in den See ſtürze, wenn ich keinen Brief von Ihnen vorfinde. Ueberall berühmt und angebetet, wo nicht geliebt, gefürchtet und daher überall gut aufgenommen und auf's freundlichſte behandelt.

Achter Brief.

Zürich, den 19. Juli 1832.

Es kann ſein daß ich noch einen Brief von Ihnen bekomme, meiner aber muß um zehn Uhr geſchloſſen ſein. Ich werde alſo, berechnet die unvermeidlichen Störungen heute kurz ſein müſſen. Geſtern Mittag kam ich von Schaffhauſen hier an, oder eigentlich vom Waſſerfalle; denn ſeit einiger Zeit iſt nahe dabei ein Wirthshaus errichtet, wo man übernachten kann, und alſo gar nicht nöthig hat, das unſehenswürdige Schaffhauſen zu berühren. Erwarten Sie keine Beſchreibung; ich habe nicht ſo viel Phantaſie mehr ein Stückchen Schwamm daran anzuzünden. Der Bundestag hat mir zwanzig Eimer

Waſſer über den Kopf gegoſſen. Auch verderben Einem die Bücher und Kupferſtiche alle Luſt. Jeder Felſen im Waſſerfalle, jedes Schaumgewölbe war mir bekannt und als ich ſie nun ſah, überraſchten ſie mich nicht mehr. Auch kam ich von der unrechten Seite an. Das Buch ſchreibt vor, man müſſe von der linken Rheinſeite ſich dem Falle nähern, weil er dann plözlich vor die Augen tritt, ich aber (was nicht zu vermeiden war) kam von der rechten Seite, ſah ihn ſchon aus dem Wagen, und dann vom Führer begleitet von verſchiedenen Standpunkten, ſo daß er endlich, wie immer wenn man ein Wunder wachſen ſieht, die Bewegung nicht in mir hervorbrachte, die er nach der Vorſchrift des Buches in einem wohlerzogenen Menſchen hervorbringen ſoll. Dabei hatte ich anderthalb Stunden hinab und hinauf zu gehen, zweimal über den Rhein zu ſezen, und ſtehen zu bleiben und zu bewundern ſo oft es dem Führer beliebte. Den erſten ſchönen Standpunkt des Rheinfalles hat ein Müller unter Schloß und Riegel, den zweiten in

Laufen eine garſtige Frau; beide mußte ich bezahlen, zweimal den Schiffer, dann den Führer und dabei ſchwitzte ich ſehr. Als ich nun bedachte daß das erſt das Abc der Schweizer Herrlichkeiten ſei und der erſte Tropfen eines Meers von Schweiß, da wünſchte ich mich in eine arabiſche Sandwüſte, wo man ſchwitzt weil man muß, und nicht weil man ein Narr iſt und will, wo man nicht zu klettern braucht, ſondern ganz gemächlich auf dem trabenden Kameele ſitzt, wo man nicht geprellt wird, ſondern höchſtens beraubt von den Beduinen, und wo kein dummer Cicerone mir erzählt was ich ſeit dreißig Jahren auswendig weiß. Wenn Sie nichts dagegen haben — aber ich ſchiebe alle Verantwortlichkeit auf Sie, Sie allein haben zu entſcheiden — alſo wenn Sie es erlauben, will ich mich aufknüpfen, oder mich in den See ſtürzen, oder, was am allerromantiſchſten wäre, ich will mir das Rieſenſchwert, welches als Wirthshausſchild unter meinem Fenſter hängt, und das ich mit den Händen erreichen kann, in die Bruſt ſtoßen, um meinen jammervollen Leiden ein Ende zu machen. Die Ausgaben in der Schweiz ſind fürchterlich. Vom Waſſerfalle aus mußte ich Hauderer-Pferde nehmen, denn in der Schweiz gibt es keine Extra-Poſt. Der Weg nach Zürich beträgt zehn Stunden, den ich einſchließlich ein und ein halb Stunden für Fütterung, in ſieben Stunden zurücklegte. Für dieſe halbe Tagreiſe mußte ich ſieben große Thaler zahlen, alſo zweimal ſo viel als die Poſt koſten würde. Und das iſt die Taxe. Eine Tagreiſe koſtet drei Brabanter Thaler und einen kleinen Thaler Trinkgeld, alſo zweimal ſo viel als die Poſt koſten würde. Da man aber immer das doppelte zahlen muß für die Rückfahrt, koſtet eine Tagfahrt (ungerechnet das beträchtliche Chauſſee- und Brückengeld) ſieben große Thaler. Und wenn die Entfernung auch nur einen halben Tag beträgt, wie in meinem Falle, ſo macht dieſes keinen Unterſchied. Wagen und Pferde, oder Pferde allein zu eigenem Wagen, das iſt alle eins; ſo daß mein eigener Wagen mir in der Schweiz das Reiſen nicht vertheuert. Sollte ich aber weiter reiſen, werde ich den Wagen zurücklaſſen, um wo möglich mich einer Geſellſchaft anzuſchließen, oder einen Einſpänner für mich allein zu nehmen. Auch das Geld für Führer und dergleichen kömmt hoch, wenn man ſich keiner Geſellſchaft anſchließt. Nur allein den Rheinfall zu ſehen, hat mich einen kleinen Thaler gekoſtet. Alſo wählen Sie: Strick, See, oder Schwert! — Eben erfahre ich, daß, ich weiß nicht ob alle Briefe, oder nur die welche an Wirthshäuſer adreſſirt ſind, gar nicht ins Haus gebracht werden, ſondern auf der Poſt geholt werden müſſen. Vielleicht war geſtern ſchon einer für mich da. Ich habe hingeſchickt.. Da iſt er! Bin begierig ob etwas darin ſteht, was mich vom Erhängen, Erſtechen und Erſäufen abhält.

Was ſollte ich denn von den Bundestagbeſchlüſſen noch ſagen? Wußte ich doch alles vorher wie es kommen würde. Im Addiren und Multipliziren verrechne ich mich zuweilen; aber den Wahnſinn und die ſchamloſe Ruchloſigkeit der deutſchen Ariſtokratie die das unglückliche Land beherrſcht, berechne ich auf den kleinſten Bruch. Und das ſind erſt die Grundzüge des Tyrannenſyſtems, die ſchreckliche Ausarbeitung wird noch erſcheinen. Und wenn ich Recht behielte auch mit dem Volke! Wenn es alle die Schmach geduldig ertrüge! Noch hoffe ich.

Neunter Brief.

Zürich, den 21. Juli 1832.

Ich habe Ihnen zwar von den vergangenen Tagen noch manches Intereſſante mitzutheilen, ich käme aber gar nicht zur Gegenwart, wollte ich zu den alten Geſchichten zurückkehren. Ich werde alſo mit den neueſten, von geſtern anfangen, und die alten Geſchichten ſpäter und gelegentlich erzählen. Geſtern beſuchte ich die Gräfin Benzel-Sternau auf ihrem Gute, das zwei Stunden von der Stadt entfernt am See liegt. Es heißt nach dem Namen der Gräfin Maria, Mariahalden. Um halb neun Uhr Morgens ſezte ich mich in eine Gondel (ich allein, Conrad ließ ich zurück) und ließ mich fortſchiffen. Es ſind zierliche grün angeſtrichene Schiffchen, oben gegen die Sonne mit grünem Tuche bedeckt, die offnen Seitenwände verſtatten die Ausſicht. Der See kann überall überſehen werden, er iſt wie ein Strom, doch überall ſo breit als wo der Rhein am breiteſten iſt. Der Himmel war etwas bedeckt, es wehete ein mäßiger aber friſcher Wind, ſo daß ich die Sonne begierig ſuchte, den bedeckten Theil des Schiffes verließ, und mich am Schnabel des Schiffes hinlegte. Da ward ich eingelullt von alten Liedern in die ſchönſten früheſten Tage, zurück in die Wiegenzeit meines Herzens, ich bekam Thränenwehen, konnte aber lange nicht weinen. Dann kehrte ich dem Schiffer den Rücken zu. und ließ meine Augen vom Winde trocknen. Warum waren Sie nicht bei mir? Ich glaube, allein zu ſein in der Freude iſt noch ſchmerzlicher als allein ſein im Schmerz. Was Schiller im Wilhelm Tell ſingt: es lächelt der See — das lernt man erſt verſtehen wenn man ihn geſehen. Er iſt blau und vom Winde bewegt wie fließender Himmel. Nichts freundlicher als die Ufer. Die mäßigen Höhen auf beiden Seiten, vom herrlichſten Grün bedeckt, ſind vom Gipfel bis unten überſtreut von Dörfern und Landhäuſern, man könnte ein Lämmchen darin werden. Die Natur, mit mütterlicher Zärtlichkeit, wirft eine ganze Handvoll Zucker in den ſauern Trank des Lebens. Ich lehnte mich über den Bord des Schiffes, ſah, träumte in den See hinab, und es war mir, als ſollte ich alle meine Sorgen darin verſenken. Mein Schiffer war träge und ruderte wenig, er ließ das Segel arbeiten, das nicht viel fleißiger war als er. So ging es langſam fort und mir war das recht. Nach zwei Stunden kam ich an. Ich wußte der Graf ſei abweſend. Durch einige Bekannte, die ſchon den Morgen hinausgegangen, war man vorbereitet auf meine Ankunft. Ich bin gewiß, man hätte ſonſt vor Ueberraſchung laut aufgeſchrien. Mit welcher Freude und Herzlichkeit ich aufgenommen worden, kann ich Ihnen kaum ſchildern. Schon Jahre lang erwartete man mich. Der Graf hatte ſchon mehreremal geſchrieben, man ſollte mich einladen. Als ſie aus der Zeitung erfuhren, daß ich in Straßburg ſei, wollten ſie mir ſchreiben, ſie verloren aber meine Spur. Der Gräfin bin ich ganz ein Mann ihres Herzens und ihres Geiſtes, ſie denkt und fühlt wie ich. Meine Briefe lagen im Zimmer, ſie wurden im vorigen Winter unter Jubel vorgeleſen. Aus meinem 8ten Theile (den ſie noch nicht beſizt) hatte der Graf die Stellen über Göthe handſchriftlich mitgetheilt. „Ueber Göthe haben Sie ganz aus meinem Herzen geſprochen", ſagte die Gräfin. Vor zwölf Jahren oder gar ſchon vor vierzehn, war ich einen Tag bei dem Grafen auf ſeinem Gute bei Frankfurt. Damals trug ſie das wunderſchöne Kind auf den Armen, das einige Jahre ſpäter am Zürcherſee ſo traurig das Leben verlor. Die Gräfin iſt eine ſchon ſehr alternde Dame. Leidenſchaftlich liberal. Außer einigen Beſuchern von Zürich, die vor dem Mittageſſen weggingen, fand ich dort keinen Fremden als einen jungen Menſchen aus Zürich, der im Hauſe wohnt, den Hofmeiſter des jungen Grafen, Werner

(Dichter von vielen Anlagen), der Victor Hugo's Tragödien überſezt, und den Sie von Frankfurt aus kennen müſſen. Vor zwei und ein halb Jahr, als ich im Winter krank war vor dem Allerheiligenthore, beſuchte er mich. Er erinnert ſich Ihrer und Ihrer „geiſtreichen Phyſiognomie" und vermuthete, daß die Pariſer Briefe an Sie gerichtet. Des Grafen Sohn der hier iſt (ein älterer iſt in Oeſterreichiſchen Militärdienſten), iſt zwölf Jahr alt. Die Freude dieſes Knaben, wie auch jenes ſchon erwähnten achtzehnjährigen jungen Menſchen, als ſie erfuhren, ich ſei der Verfaſſer der ihnen ſo bekannten Briefe, hätten Sie ſehen ſollen. Die Gräfin erzählte mir ſpäter, ſie wären oft ins Nebenzimmer gegangen, hätten dort in den Briefen geleſen, und ſo ganz friſch mit mir verglichen. Mittags aß ich dort. Nachmittags kamen wie gewöhnlich verwandte Damen, die ſich in einem nahe gelegenen Dorfe eingemiethet, zum Thee. Es iſt Frau von *** aus ..., und deren zukünftige Schwiegertochter, ein Fräulein von Berlichingen. Die Gräfin hatte mir vor Ankunſt ihrer Couſine anvertraut, ſie ſei eine Ariſtokratin. Doch ſpricht ſie verſtändig und ſcheint gebildet. Abends, als ich gerade Abſchied nahm, im Wagen nach Zürich zurückzufahren, kamen noch andere Herrn und Damen von benachbarten Landgütern zum Beſuche. Außer mir, wohnt noch ſeit wenigen Tagen ein junger Pole auf dem Gute. Dieſer war morgens früh nach Zürich gegangen, hatte dort in einer Zeitung meine Anweſenheit erfahren, kam gleich in den Gaſthof mich zu beſuchen, da er meine Schriften kennt und liebt, und war, als er zu ſeiner Ueberraſchung hörte, ich wäre zur Gräfin gegangen, gleich wieder umgekehrt. Doch ließ er mir ein artiges Billet zurück, das ich Abends fand. Ein ſehr liebenswürdiger Menſch.

Was ich nun gleich gefürchtet als ich mich entſchloſſen die Gräfin zu beſuchen, das traf auch ein. Kaum war ich angekommen und das Willkommen-Reden vorüber, wurde ich eingeladen auf dem Gute zu wohnen, ſo dringend, ſo freundlich, daß ich es nicht abſchlagen durfte. Es iſt mir nicht recht. Eine viertel Stunde von Zürich, am See, liegt ein öffentlicher Vergnügungsgarten mit einem ſehr ſchönen Hauſe, und die Wirthe, die mir gleich gefielen, wurden mir von hieſigen Einwohnern als ſehr ordentliche Leute empfohlen. Da wollte ich mich einmiethen. Im Vorüberfahren landete ich da, ſah die Zimmer an, fand alles gut, und war ſchon für wöchentliche Miethe und Preiß der Koſt übereingekommen. Die Forderung war für die Schweiz ſehr billig und billiger als in Baden. Koſt und Logis für mich und Conrad hätten wöchentlich kaum 18 Gulden betragen. Und die Ausſicht auf Land und Waſſer iſt herrlich. Das Haus wird vom See, deſſen friſcher Wind mir vielleicht nicht zuträglich geweſen wäre, durch die ganze Länge des geräumigen Gartens getrennt. Vorn aber, hart am See, ſind herrliche Bäume, dicht umlaubte rund umſchloſſene Pläze, und da hätte ich zu jeder Zeit nach der Stadt und ſonſt hinfahren können, wo mich die Laune lockte. Nun iſt zwar bei der Gräfin Garten und Ausſicht noch weit ſchöner, und an ungeſtörter

Freiheit ganz nach meiner Laune zu leben, wird es mir unter ſo gewandten Weltleuten gewiß nicht fehlen; doch — ich bin der ich bin; mehr noch an Geiſt als an Körper verwöhnt, mehr noch mit der Seele als mit dem Körper in Pantoffel und Schlafrock und jeder Zwang, auch der freundſchaftlichſte, iſt mir zuwider. Muß ich nicht zuweilen an der Geſellſchaft Theil nehmen, muß ich nicht ſpazieren gehen? Darf ich über das Eſſen ſchimpfen? Muß ich nicht wie ein Narr geiſtreich ſprechen? Ich habe ſchon geſtern ſo viele vernünftige und ſchöne Dinge geſagt, daß man einen elften Band damit füllen könnte. Und wer ſingt mir vor: Schmerzt dich dein Fingerlein? Und das ſchlimmſte kömmt noch. Als ich mit der Gräfin von einem Bedienten ſprach, war ſie verlegen. Es iſt für Conrad kein Zimmer mehr frei. Eigentliche ſtädtiſche Bedienung hat die Gräfin nicht; ſondern nur Knechte für die Landwirthſchaft, und die, wie ſie ſagte, wären und herbergten ſo ſchmuzig, daß man keinen ordentlichen Bedienten zu ihnen geſellen könnte. Es blieb mir alſo nichts anderes übrig, als Conrad in das eine viertel Stunde vom Gute abgelegene Dorf für Logis und Koſt anzudingen. Er wird nun zwar den ganzen Tag bei mir ſein, auch mich morgens bedienen können. Indeſſen werde ich ihn Abends beim Schlafengehen vermiſſen, und ich werde genöthigt meine Strümpfe ſelbſt auszuziehen. Es iſt nicht zu ändern. Der dringenden Einladung durfte ich nicht widerſtehen und dann überlegte ich auch, daß es gut ſei, wenn ich meine körperliche und geiſtige Trägheit Einmal überwinde, und unter fremden Menſchen lebe. Mein Verſtand iſt dafür und ſo mag es geſchehen. Heute oder Morgen ziehe ich mit Sack und Pack hinaus. Adreſſiren Sie meine Briefe künftig poste restante. Der Bote geht zwei Mal wöchentlich in die Stadt und holt Briefe.

Sonntag, den 22. Juli. Vielleicht bekomme ich heute Nachmittag noch einen Brief von Ihnen. Dieſer aber muß früher auf die Poſt, ich kann Ihnen alſo nicht antworten. Nach dem Eſſen (ich bin bei einem Profeſſor eingeladen) fahre ich nach Mariahalden.

Im Schwarzwalde bin ich ungeheuer berühmt. Welchen neuen Ruhm aber ich mir im Gaſthauſe von St. Blaſien erworben, und wie ich dort durch meine Schriftſtellerei mir fünf bis ſechs Gulden erworben, das will ich Ihnen jetzt erzählen. Als ich im Wirthshauſe von St. Blaſien, das in einer rauhen romantiſchen Gegend des Schwarzwaldes liegt (es wäre ein Paradies für einen Fra Diavolo) des Morgens beim Frühſtücke ſaß, trat der Wirth, ein großer ſtarker Mann, in mein Zimmer, und klagte mir faſt weinend: im ächten Schwarzwälder (einem Volksblatte das in Freiburg erſcheint), hätte jemand drucken laſſen, ſein Wirthshaus wäre das ſchlechteſte weit und breit, und ſo wäre er ein zu Grunde gerichteter Mann, wenn ich nicht die Gnade hätte etwas gegen die Verleumdung drucken zu laſſen, und er würde ewig dankbar dafür ſein. Ich verſprach es ihm. Ich hatte den ganzen Tag keine Zeit, und erſt Abends zehn Uhr ſezte ich mich ſchlaftrunken hin und ſchrieb einen Brief an den Redakteur des ächten Schwarzwälders*) in dem ich das Wirthshaus lobte. Auch fand ich wirklich alles gut. Es war elf Uhr als ich damit fertig wurde. Dann ließ ich den Wirth rufen, gab ihm das Concept und ſagte ihm: er ſolle es den Abend noch abſchreiben laſſen, weil ich den andern Morgen abreiſen wollte, das Concept aber zurück haben müſſe. Nach Mitternacht kamen zwei Philiſter zu mir herauf, von welchen einer den Artikel abgeſchrieben und der Andere als Deputirter der Wirthsſtube ſich ihm zugeſellte. Wahrſcheinlich war der Artikel in der Wirthsſtube öffentlich vorgeleſen worden. Nun hätten Sie das Geſicht dieſer Bürger ſehen ſollen, als ſie vor mir ſtanden, und auf meine dringendſte Einladung ſich nicht zu ſezen wagten! Dieſes Lachen, dieſe durchbohrende Bewunderung, und wie ſie in meinem Geſichte herumwühlten, da das Geheimniß meiner Größe zu finden! Es war der Triumph meiner Schriftſtellerei. Und doch war, bis auf einen Spaß, nichts im Artikel, den ich halb ſchlafend und in der Eile geſchrieben. Als ich nun den andern Morgen abreiste, machte mir der Wirth eine auffallend wohlfeile Rechnung, und für ſeine drei Pferde, die er mir vier Stunden weit und über die höchſten Berge des Schwarzwaldes mitgab, wollte er durchaus keine Bezahlung nehmen. St. Blaſien iſt eine Art Flecken, in einem Winkel verſteckt, von der Landſtraße abgelegen und dort kennt alle Welt meine Schriften. Noch am Morgen kamen Leute athemlos vor meinen Wagen, die mich kennen lernen wollten. Den Abend vorher, es dämmerte ſchon, kam ein rußiger Mann in mein Zimmer. Ich hielt ihn für einen bettelnden Handwerksburſchen und empfing ihn barſch. Dann verſtand ich ihn deutlicher und ſagte: So, Sie ſind ein Uhrmacher. Endlich verſtand ich ganz deutlich, und ich erfuhr, daß er Pfarrer ſei in einem Dorfe, das auf einem hohen Berge eine

---

*) S. am Schluſſe dieſes Briefes.

Stunde von St. Blaſien liegt. Er ſagte mir, er kenne meine Schriften und ich hätte ihm ganz aus der Seele geſchrieben. Was der Mann ängſtlich war! Wie er verlegen und kurzathmig ſtotterte, als ſpräche er mit einem Könige! Alle meine Freundlichkeit mußte ich aufbieten ihm Muth einzuflößen. Und Sie haben ſich nie vor mir gefürchtet! (Von Herrn von Eichthal ein anderes Mal). — Jezt möchte ich nun wiſſen ob mein Artikel im Schwarzwälder abgedruckt worden. Paſſen Sie auf was Sie zu thun haben. In Freiburg erſcheint der Schwarzwälder und der ächte Schwarzwälder. Im leztern ſteht mein Artikel. Einer von beiden Wäldern wird im Caſino von Baden gehalten. Gehen Sie alſo eines Morgens in das Lamm. Es iſt ein ſchöner Garten dort. Fordern Sie Kaffe, Eier oder einen Krug mineraliſch Waſſer, und bitten Sie den Wirth Ihnen den Schwarzwälder aus dem Caſino zu holen. Iſt das Blatt nicht da oder ſteht der Artikel nicht darin, will ich ihn Ihnen abſchriftlich ſchicken. Jezt muß ich ſchließen um einzupacken. Um zwölf Uhr eſſe ich bei einem Profeſſor, der 500 Gulden Gehalt und Frau und Kinder hat. Da werde ich mir wahrſcheinlich den Magen nicht verderben. Zürich, es iſt wahr, iſt die Hauptſtadt der Langeweile. Von Mariahalden ſchreibe ich Ihnen oft und viel.

Ihr B.,
Vertheidiger der Gaſtwirthe und Beſchützer
der Unſchuld.

An den Herrn Redakteur des ächten Schwarzwälder.

St. Blaſien, den 16. Juli 1832.

Vorgeſtern, Samſtag, übernachtete ich in einem Gaſthauſe des Schwarzwaldes, wo zwar ſonſt alles gut, das Bett aber ſo lakoniſch war, daß es für mich, einen der kleinſten aller Deutſchen nicht hinreichte. Dieſes nöthigte mich, beim Schlafen die Lage eines Kindes im Schooße ſeiner Mutter anzunehmen — eine Lage, die für einen alten Mann zwar viel Rührendes hat, weil ſie ihn in die erſten dunkeln Zeiten ſeines Daſeins zurückführt, die aber ungemein anſtrengend iſt. Hier in St. Blaſien aber fand ich ein ganz vortreffliches Bett von angemeſſener Länge, und ich konnte mich von der Ruhe der vorigen Nacht ausruhen. Dieſes wohlbehagliche Gefühl ſtimmte mich heute Morgen ſehr heiter, ſo daß ich beim Frühſtücke guter Dinge war. Da trat der Wirth in mein Zimmer, hielt mir ein Zeitungsblatt — es war der ächte Schwarzwälder vom 1. Juli — unter die Augen, und ſprach mit Hohn und Erbitterung: Sehen Sie, mein Herr, das ſind die ſchmackhaften Früchte unſerer Preßfreiheit! Ich ward roth; denn ſeit fünfzehn Jahren kämpfe ich mit für die Freiheit der Preſſe, und ich hoffte, wir würden endlich die ſüßen Aepfel der Hesperiden und kein bitteres Obſt gewinnen. In der erwähnten Nummer Ihres Blattes heißt es von dem Gaſthauſe, in dem ich dieſes ſchreibe: es ſei „das ſchlechteſte in einem Umfang, welchen ein Haas in ſieben Tagen kaum durchſpringen kann.“ Ihr Correſpondent hatte gewiß keine üble Abſicht, als er dieſes ſchrieb, ließ ſich aber vielleicht von einem Gerüchte irre führen, das böſer Wille geſchickt zu verbreiten wußte. Ich bin etwas verwöhnt und auf Reiſen anſpruchsvoller als löblich iſt, und Sie dürfen daher meiner Verſicherung glauben, daß ich in dem Gaſthauſe von St. Blaſien alles ohne Ausnahme, Zimmer, Bett, Eſſen, Bedienung ſehr gut, ſogar beſſer als in manchen Städten gefunden. Ja, ſelbſt den einzigen Fehler, den oft die beſten deutſchen Gaſthöfe haben, und der mich immer in die größte Wuth verſetzte, der nämlich, daß die gedankenloſen Stubenmädchen den Stiefelknecht ſo weit unter das Bett ſchieben, daß man ein Dachshund ſein müßte ihn hervorzuholen — ſelbſt von dieſem iſt das hieſige Gaſthaus frei. Der Stiefelknecht war zu ſehen, und dem kürzeſten Arme erreichbar.

Indem ich Sie nun bitte, mein Herr, zur Genugthuung eines in ſeinem Rufe gekränkten Mannes meine Erklärung in Ihrem Blatte aufzunehmen, erlauben Sie mir noch eine Bemerkung, die wichtiger iſt, als der Gegenſtand, der ſie herbeigeführt. Ich glaube, daß ein Journaliſt weder die Pflicht noch das Recht hat, ſelbſt die bewieſenen Fehler eines Einzelnen, oder die Ungebührlichkeiten, die eine geſchloſſene Häuslichkeit nicht überſchreiten, vor die Schranken der öffentlichen Meinung zu bringen. Nur in dem Falle, wo man den Menſchen nicht von dem Bürger trennen kann, wie es bei Regierungsbeamten eintritt; nur da kann ein Journaliſt in die ſchmerzliche Nothwendigkeit kommen, wegen des Bürgers den Menſchen nicht ſchonen zu dürfen. Durch ſolchen Mißbrauch der freien Rede wird den zahlreichen, ſo erbitterten Feinden der Preßfreiheit eine Schadenfreude gebracht, die ſie mit all ihrem Golde erkaufen würden, gäbe es nicht gedankenloſe Menſchen, die ſie ihnen ſchenken. Glauben Sie es meinem Beobachten und Erfahrungen: die Feinde der freien Preſſe, wie jeder Volksfreiheit, benuzen nicht blos ſolche Ausſchweifungen, in welche oft ſelbſt die gutmeinendſten

Journaliſten verfallen; ſondern ſie wiſſen auch auf heimlichen Wegen liſtig dazu aufzuregen, um dem Gegenſtande ihres düſtern Haſſes auch eine Verachtung zuzuwenden, die ihm gefährlicher iſt, als alle Gewalt, und verderblicher als die Feindſchaft der Mächtigſten.

Zehnter Brief.

Mariahalden. Donnerſtag, den 26. Juli 1832.

Geſtern Abend vor Mitternacht, da ich von einer Seefahrt zurückkam erhielt ich Ihren lieben Brief. Wir wollen beide ſchreiben, wenn wir Stoff und Luſt haben, und nicht gerade abwarten bis des Andern Brief ankömmt; das gäbe oft Aufenthalt, da ich, auf dem Lande, zwei Stunden von der Stadt entfernt, weder Ihren Brief immer am nämlichen Tage ſeiner Ankunft in Zürich erhalten, noch ihn auch an jedem Tage beantworten kann. Was ſagt man zu den Raſereien der Bundesverſammlung? Zwar iſt es mir recht, daß ſie die Saite ſo gewaltig ſpannen — mir war nur immer vor ihrer Mäßigkeit bange, welche den gutmüthigen Deutſchen ſo leicht gewinnt — doch dieſe Unverſchämtheit, dieſer Hohn und Troz bringt mich in die heftigſte Leidenſchaft. Jezt will ich ſehen was mein Volk macht!

Seit Sonntag wohne ich hier bei der Gräfin Benzel-Sternau. Ich bin da ſchon ſo eingewohnt — es iſt mir manchmal wie ein Traum! Die Gräfin iſt eine ſehr gute Frau, und ſorgt für mich, für meine Bequemlichkeit, Diät, kurz für alles, ſo freundlich als Sie es nur könnten. Könnte ich Ihnen nur eine lebhafte Vorſtellung von der herrlichen Lage des Gutes geben. Es liegt am Abhange eines Hügels, am See, von dieſem durch den Garten getrennt, der terraſſenförmig hinabſteigt bis ans Waſſer. Die herrlichſten Schattenparthien, Size, Ausſichten im Garten. Ich wohne im erſten Stock und ſehe aus dem Bette den See und die Berge drüben. Vor meinem Fenſter iſt ein großer breiter Balkon, der die Breite des ganzen Hauſes einnimmt, mit Orangen beſezt, und die Geländer mit Weinreben umflochten. Neben meinem Zimmer iſt ein anderes mit den herrlichſten Gemälden, dann die Bibliothek, ganz wie ich ſie ſammeln würde, die neueſte franzöſiſche Literatur; ich hätte ein Jahr daran zu leſen. Alle Thüren ſtehen offen, und kann ich dieſe Zimmer, wie zu meinem Appartement gehörend betrachten. Ich lebe ſehr ungenirt und bequem. Daß Conrad nicht im Hauſe iſt, hindert mich gar nicht; er kömmt täglich drei Mal zu mir und macht alles in Ordnung. Eine Klingel führt zu den Mägden, und ein junger Menſch, der bei unverſchloſſener Thüre neben mir ſchläft, macht ſich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, mir in allem behülflich zu ſein. Es darf auch überall geraucht werden im Haus und Garten, nur in den Zimmern nicht wo die Gemälde hängen. Morgens frühſtücke ich allein, weil ich früh aufſtehe, die Andern um acht Uhr gemeinſchaftlich. Dann gehe ich hinauf und ſeze mich dazu, wie bei Ihnen. Ich werde eingeladen eine Taſſe Kaffe zu trinken, nur eine; aber ich widerſtehe beſſer als bei Ihnen. Um neun Uhr gehe ich auf mein Zimmer, oder am See ſpazieren. Um ein halb zwei Uhr wird gegeſſen. Nach Tiſche ſchlafe ich. Um fünf Uhr gehe ich in den Garten, wo ich immer Beſuche antreffe. Da wird Thee getrunken bis neun. Wenn die Fremden fort ſind, wird im Zimmer zu Nacht gegeſſen, geſprochen, auch vorgeleſen bis elf. Geſtern haben wir eine Waſſerfahrt gemacht vier Stunden weit, bis zur Inſel Ufnau bei Rapperſchwyl. Auf dieſer Inſel liegt Hutten begraben. Auf einen Hügel ſetzten wir uns ins Gras, ich auf meinen Mantel, breiteten da kalte Küche aus und aßen und tranken. Als wir uns um ſechs Uhr in's Schiff ſetzten zurückzufahren, bekamen wir Sturm. Nachdem wir zwei Stunden bis zu einbrechender Nacht gefahren, landeten wir und legten den übrigen Theil des Weges theils zu Wagen, theils zu Fuß zurück. — So lebe ich in den Tag hinein, ohne Plan, faſt ohne Wunſch. Aus Paris wird dieſen Winter gewiß nichts. Wohin ſonſt? Ich weiß nicht. Nach Deutſchland kann ich nicht, da wäre ich nicht ſicher.

Es ſind erſchreckliche Zeiten! Ich ſchrieb Ihnen vorigen Winter: „Es wird mit einer großen Hängerei endigen.“ Und ſo wird es kommen. Campe, wenn er auch wollte, kann meine Briefe jezt gar nicht drucken laſſen. Nach den neuen Bundestagbeſchlüſſen werden alle Buchhändler unter beſondere Polizei-Aufſicht geſezt. Sie ſind ruinirt, wenn ſie etwas Liberales drucken laſſen. Denn nicht blos das Buch wird confiscirt, ſondern alle ihre Verlagsartikel werden verboten, auch die erlaubten Bücher, um ſie zu beſtrafen. So hat es Preußen ſchon mit zwei Buchhändlern gemacht, weil ſie liberale Sachen herausgegeben, wurden alle ihre Schriften, ohne Unterſchied verboten. Es iſt mir faſt lieb wenn meine Briefe, ſo wie ſie geſchrieben, gar nicht erſcheinen. Ich würde meinen durch die frühern Briefe erworbenen Ruf verlieren. Die Späſſe gegen meine Rezenſenten ſind nicht an der Zeit. Ich habe die Deutſchen gelobt, und wer weiß wie ſie ſich jezt betragen. Was auch geſchieht bleiben meine frühern Briefe (kommen keine dazu) in Ehren. Wehren ſich die Teutſchen, heißt es bei Vielen: ich hätte viel dazu beigetragen, ſie aufzuregen, indem ich ihnen ihren bisherigen Sklavenſinn vorgeworfen. Laſſen ſie ſich alles gefallen, iſt es gewiß mein Triumph. Wenn alſo Campe die Briefe nicht nimmt, mache ich einen Auszug von den beſten der Briefe, das zuſammenſtellend was jezt paßt, was ich vorhergeſagt, und gebe um jeden Preis das Buch irgend einem Schweizer in Verlag. Sie leben im ſiebenten Himmel und leſen höchſtens die Carlsruher Zeitung. Sie kennen alſo vielleicht die neuen Bundesbeſchlüſſe gar nicht. Der Freiſinnige iſt verboten, Welcker zum Zuchthaus verurtheilt ꝛc. Der Bote geht fort, auch fehlt es mir an Gemüthsruhe. Uebrigens bin ich geſund, und wohler als in Baden, und habe es hier ſo gut als bei Ihnen. Das ſagt alles. Ich lebe jezt ganz das adlige Landleben, wie es Göthe in ſeinen Romanen beſchreibt. Wäre ich ſo ein Geck wie er, könnte ich die erhabenſte Poeſie darin finden und daraus dichten. Ein närriſcher Kauz von Arzt aus dem nächſten Torf.. ein humoriſtiſcher Geiſtlicher.. ein italieniſcher Graf, geflüchteter Carbonaro; mehrere Polen; Maler; eine alte Dame, höchſt ariſtokratiſch, die weil ſie glaubt eine ſchöne Stimme zu haben, in einem fort den Marſeiller Marſch ſingt. Ein junges ſchönes Fräulein ſagt mir naiv wie Gurli: eh, heute habe ich mich an der Bruſt geſtoßen, grade unter dem Herzen, und ich habe einen rothen Fleck davon. Thee trinken, franzöſiſch ſprechen, Zeichnen, Muſik, mediſiren, übrigens bei allen einige Bildung und viel Literatur. Ich, der Alte. Das iſt's.

Elfter Brief.

Mariahalden. Samſtag, den 28. Juli 1832.

Geſtern Abend, faſt unerwartet, erhielt ich Ihren Brief. Sie ſind aber immer noch die alte Schmarozerin. So oft ſich einer ein Vergnügen macht und weint, gleich weinen Sie ungebeten mit. Habe ich Sie dazu eingeladen? Und aus Rührung wollen Sie mit mir nach Paris, nach dem ſüdlichen Frankreich. Das ſind Träume und Schäume. Zu Paris habe ich kein Geld, und werde auch keines bekommen. Von Campe kann ich jetzt täglich Antwort erhalten; aber es iſt nicht daran zu denken, daß er mein Werk druckt. In der Schweiz — kein Gedanken! Ich habe mich ſchon darnach erkundigt. Wie die Schweizer die potenzirten Deutſchen, ſo ſind die Schweizer Buchhändler die potenzirten Buchhändler. Ich kenne einen Profeſſor in Zürich, ein berühmter Philolog, der die mühſamſten, in ganz Europa geachteten Werke herausgibt; er bekömmt für den Bogen fünf Gulden! Schreckliche Menſchen die Schweizer. Sie müſſen nur *** darüber ſprechen hören. Die ungeheuerſten Philiſter. Sie wiſſen gar nichts vom Auslande, und bekümmern ſich nicht darum, weder in Politik noch Literatur. Sie leſen nichts als ihren Zſchokke. Meine Briefe ſind zwar überall bekannt, doch das iſt eine Ausnahme. In den Schweizer Blättern findet man faſt nichts über Deutſchland, ſo daß ich von den neueſten Ereigniſſen gar nichts oder nur ſpät erfahre. Es erſcheinen viele Blätter in der Schweiz; aber alle wöchentlich nur einmal. — Rathen Sie mir was ich thun ſoll für den nächſten Winter. Uebrigens ſind die politiſchen Ereigniſſe abzuwarten. Im ſüdlichen Frankreich ſich aufzuhalten, iſt, einſchließlich der langen Reiſe, ſo koſtſpielig als in Paris. Auch haben Sie vom ſüdlichen Frankreich eine falſche Vorſtellung. Es gibt wenige ſchöne Gegenden da. Im Winter iſt das Klima zwar milder als anderswo, aber böſe Winde ſind der Geſundheit ſchädlich. Ich haushalte mit meinem bischen Gelde ſoviel als möglich. Höchſtens werde ich mir erlauben, eine kleine Tour von zehn Tagen nach Luzern und den kleinen Cantonen zu machen. Und dann — wohin? Ach wohin!

Seien Sie nur nicht beſorgt, ich möchte aus Höflichkeit meine Diät vernachläſſigen. Sie kennen mich gut! Ich genire mich nicht. Aber meine Wohnung iſt himmliſch. — Ich erfahre ſo eben, daß der Bote nach der Stadt ſchon Mittag fortgeht; ich muß alſo eilen. Eigentlich wüßte ich Ihnen auch nichts zu ſchreiben. Ich lebe ſo ſtill und gedankenlos fort, nicht vergnügt, nicht mißvergnügt. Daß ich hier auf dem Lande nicht täglich, in Zürich ſelbſt nicht hinreichend erfahre was in Deutſchland vorgeht, erhält mich in einer unruhigen Spannung. Die wichtigſten deutſchen Angelegenheiten werden in den Schweizer Blättern mit wenigen Zeilen berührt. In Mannheim ſoll ein Regiment, das man gegen die Bürger gebrauchen wollte, die Waffen niedergelegt haben. Iſt das wahr? Schreiben Sie mir doch was Sie Wichtiges erfahren. — Ich mache mir keine Sorge mehr, wenn zur beſtimmten Zeit kein Brief von Ihnen kömmt, höchſtens werde ich verdrießlich. Aber in dieſer Entfernung, und eigentlich abſeiten der ordentlichen Poſtwagen, läßt ſich auf Regelmäßigkeit der Beantwortung nicht rechnen.

Die Cholera, die in Paris wieder fürchterlich geſtiegen war, nimmt wieder ab; nach der geſtrigen Zeitung um achtzig in einem Tage. Um ſo ſicherer iſt Paris gegen einen neuen Ausbruch im Herbſt. Alsdann kömmt ſie erſt nach dem ſüdlichen Frankreich. — Den Lebrett aus Augsburg kenne ich ſehr gut von Stuttgart her, wo er früher war. Er hat immer viel auf mich gehalten. Er iſt bekannt als ein wüthender Bonapartiſt. Es iſt ein wahrer Fanatismus bei ihm.

Der S. iſt ja jezt ganz dumm und trocken geworden. Wahrſcheinlich iſt der Bundestag Schuld daran. Bei mir hat er dieſelbe Wirkung hervorgebracht. Ich könnte jezt kein Wort ſchreiben, und wenn mir ein Buchhändler hundert Carolin für den Bogen gäbe. — Ich gähne ſehr oft beim Thee und Abendeſſen, mitten unter den edlen Damen. Sie ſehen daraus, wie wenig ich mich aus Artigkeit genire. Auch bin ich geſund nach Verhältniß meiner Geſundheit. Könnten Sie nur einen Blick, nur einen Blick aus meinem Fenſter thun! Es iſt zu ſchön. In den Briefen, welche die Gräfin mit ihrem Manne wechſelt, werden zu mehrerer Sicherheit Perſonen von politiſcher Bedeutung durch Buchſtaben oder willkührliche Namen bezeichnet. Ich heiße, ſeit Erſcheinung des 8ten Theils, der Kurfürſt von Soden. Geſtern bei Tiſche wurde auf die Geſundheit des Kurfürſt von Soden getrunken. Adieu. Der Bote eilt.

Zwölfter Brief.

Mariahalden, den 2. Auguſt 1832.

Ich habe geſtern einen Brief von Ihnen erwartet, und ich glaube, daß ich ſchon vorgeſtern hätte einen erwarten dürfen.. Ich berechne eben, daß es zwölf Tage ſind, ſeit ich hier auf dem Gute wohne und ich noch auf keinen einzigen Brief, den ich von hier geſchrieben, Antwort erhalten. Wie geht das zu? Ihre Briefe von Baden ſind auch immer erſt am 4ten Tage in Zürich angekommen. Gewiß werden ſie aufgemacht und geleſen. Das geſchieht jetzt überall, ſogar in der Schweiz, wie mir die Gräfin geſagt. Wir müſſen in der Folge uns über fremde Adreſſen verſtändigen, und zu den Brief-

Adreſſen eine andere Hand gebrauchen. Geſtern war ich ſeit acht Tagen zum Erſtenmale wieder in Zürich, und habe dort R. getroffen. Im Vertrauen geſagt, er hat mich ennuyirt. Er iſt ein ſo ordentlicher Menſch und ſpricht an der Wirthstafel ſo viel und altklug und ſo laut mit aller Welt über Politik, daß ich ein bischen Krämpfe davon bekommen. Es iſt gar nicht mehr Mode, mit fremden Leuten viel zu ſprechen. — Von Campe habe ich Antwort erhalten. Es iſt nichts. Er wagt es nicht in jeziger Zeit. Aber eine andere Ausſicht hat ſich eröffnet. Ein Buchhändler in Luzern, der wahrſcheinlich von meinem hieſigen Aufenthalt erfahren, hat mir ſchriftlich den Antrag gemacht die Briefe zu übernehmen. Er hat mir gerade ſo viel angeboten als Campe. Was hilft mir das? Mit dieſem Gelde könnte ich doch den Winter nicht in Paris leben. Ich werde ihm andere Vorſchläge machen, und die Zeit der Unterhandlung benuzen das Manuſcript ganz fertig zu machen. Bekomme ich dieſe Summe, dann kann ich nach Paris reiſen, und mit weniger Beſchränkung gegen den frühern Aufenthalt, ſorgenfrei dort leben. An eine Reiſe in die Schweiz denke ich jezt alſo gar nicht. Erſtens war ich ohnedies nicht dazu geſtimmt, und dann muß ich mein ſehr bischen Geld ſchonen.

Ich werde die nächſte Woche wieder in die Stadt ziehen, und zwar in den Garten von dem ich Ihnen früher geſchrieben. Ich muß nahe bei der Stadt ſein, erſtens wegen des Copiſten den ich brauchen werde; zweitens, weil ich hier auf dem Gute ſelten Zeitungen bekomme und ich wenig erfahre was in der Welt vorgeht; endlich weiß ich auch nicht, wie lange es ſich ſchickt, das Gaſtrecht zu benuzen. Zwar hat mich die Gräfin auf's dringendſte und freundlichſte länger zu bleiben, und ſie hat das gewiß ernſtlich gewünſcht — indeſſen mir fehlt es an Erfahrungen in ſolchen Verhältniſſen. Ich denke vierzehn Tage hier zugebracht, das iſt genug. Dazu kommen die andern ſchon erwähnten Gründe. — Nachdem man lange beſcheiden gezaudert, hat man mich hier doch zulezt ſo freundlich gebeten, etwas aus meinen neuen Pariſer Briefen vorzuleſen, daß ich nachgeben mußte. Ich ſuchte mehrere Stücke heraus, las geſtern und vorgeſtern Abend vor, und werde heute damit fertig werden. Es hat alles großen Beifall gefunden, beſonders die Predigt über die Mauth. — Von dem Drucke der neuen Briefe dürfen Sie mit keinem ſprechen; Geheimniß wurde mir zur Bedingung gemacht.

Freitag, den 3. Auguſt. Auch geſtern keinen Brief erhalten! Seit dem lezten ſind es jezt acht Tage. Sie brauchen ſich aber darum über meine Unruhe keine zu große Sorge zu machen. Wenn einer kömmt, iſt gleich alles wieder verſchmerzt. Geſtern Abend war ich ſo betrübt, daß ich auf meinem Zimmer blieb und als die Gräfin herunter ſchickte, ließ ich ihr aufrichtig ſagen, daß ich unglücklich ſei, weil ich ſeit acht Tagen keinen Brief erhalten und ſie mich entſchuldigen möchte.

Dreizehnter Brief.

Zürich, den 6. Auguſt 1832.

Vorgeſtern am nämlichen Tage da ich meinen Brief abgeſchickt, erhielt ich endlich Abends den Ihrigen. Das war nun von beiden Seiten wieder ein unnöthiger Jammer. Jezt wiſſen wir woran es liegt; der Brief kömmt immer am fünften Tag an. Er wird beſtimmt (wahrſcheinlich in Baſel oder Schaffhauſen) geöffnet. Daher die Verzögerung. Andere Leute haben mir das auch geklagt. Welch eine lächerliche Tyrannei! Als wenn ein Menſch, der nicht allen Verſtand verloren, in dieſen Zeiten ſo toll ſein könnte, einem Briefe ſeine Geheimniſſe anzuvertrauen. Von Baden nach Zürich iſt höchſtens dreiſſig Meilen, ein Weg den die Poſt in ein und ein halb Tage zurücklegt, und der Brief kömmt erſt am fünften Tage. Paris iſt einige und ſiebenzig Meilen von Zürich, und die Zeitung kömmt am vierten Tag hier an!

Ich werde doch wieder draußen auf dem Gute bleiben. Ich habe eingeſehen, daß es der Gräfin nicht allein angenehm iſt, wenn ich bleibe, ſondern daß es ihr unangenehm iſt, wenn ich weggehe (ohne doch die Gegend zu verlaſſen.) Ich glaubte ſogar Empfindlichkeit darüber bemerkt zu haben. Eigentlich hatte ich auch gar keinen Grund wegzugehen. Die unglückſeligen Zeiten haben mich ſeekrank gemacht, und wie alle Kranke glaubte ich meinen Zuſtand zu erleichtern, wenn ich den Ort wechſelte. — In der lezten Züricher Zeitung (ein ariſtokratiſches Blatt) wird Europa davon benachrichtigt, daß ich mich auf dem Gute des Grafen Benzel-Sternau aufhalte. Zugleich wird erzählt: Murhard aus Caſſel ſei durch Zürich gereiſt, und Rotteck ſolle in der Schweiz angekommen ſein. Das iſt nun alles miſerable Spionerie und durch dieſe Zuſammenſtellung ſoll die deutſche Bundespolizei benachrichtigt werden, daß wir nach der Schweiz gekommen eine Verſchwörung anzuzetteln.

Wie es mit meinem Buche ſteht, habe ich Ihnen im vorigen Briefe geſchrieben. Zehn gegen eins iſt zu wetten, daß die Briefe nicht gedruckt werden. Es kömmt gewiß innerhalb drei Wochen (und ſo lange dauert es bis ich Antwort bekommen kann, da der Buchhändler verreist iſt) irgend ein Ereigniß, das dem Verleger den Muth nimmt das Werk zu drucken. Ich werde alſo auf jeden Fall den Monat Auguſt in Mariahalden bleiben und inzwiſchen die Briefe ganz in's Reine bringen. Alle Hausbewohner, ſelbſt die Gräfin, haben ſich erboten, mir zu copiren, wenn es mit den Briefen entſchieden ſein wird. — Ich habe aus meinen Briefen eine dritte Abendvorleſung gehalten. Die Leute ſind ganz entzückt darüber. Die Geſchichte mit Gagern und Griechenland gefiel beſonders. Ueberhaupt macht das Humoriſtiſche mehr Eindruck als das

Sentimentale. Ich habe der Gräfin verſprochen, meine Pariſer Briefe künftig an ſie zu richten. Porto, die Mühe des Antwortens und des Copirens werden Ihnen dadurch geſpart.

Die Schweizer ſind fürchterliche Menſchen. Unſere deutſchen Philiſter ſind Athenienſer dagegen. Die Liberalen ſind am langweiligſten. Den Ariſtokraten, die jezt unterdrückt ſind, gibt die Wuth noch etwas Poeſie. Dieſe Schläfrigkeit, dieſer Egoismus, dieſe Habſucht — es iſt erſchrecklich! Dieſe Verehrung für das Geld iſt mir noch nicht vorgekommen. Die ſo gewinnſüchtigen Pariſer ſind Catonen dagegen. Deutſchland gegen die Schweiz, iſt wie Frankreich gegen Deutſchland.

Unſer *geliebter* Großherzog, der bürgerfreundliche Leopold, hat die Preßfreiheit wieder aufgehoben, Cenſur wieder eingeführt; aber die Caution hat er beibehalten! O das Freiburger Vieh! Wenn ich nur die gehörige Gemüthsruhe dazu gewinne, werde ich in der Vorrede zu den Briefen noch von den Bundestag-Ordonnanzen ſprechen. Da will ich ſchimpfen! Alles frühere ſoll Höflichkeit dagegen ſein.

Ich gab Ihnen in Baden den Auftrag, im neuen Converſationslexicon den Artikel **Börne** zu leſen. Ich habe den Artikel in Freiburg geleſen. Er iſt ſehr unbedeutend, obzwar nicht gegen mich. Mich hat nur geärgert, daß man mich zwei Jahre älter gemacht, als ich bin. Ich ſoll **1784** geboren ſein. Welche ſchändliche Verleumdung!

Nie war ich in ſolcher ungewiſſen Lage, was ich thun, wohin ich gehen ſoll und kann, als jezt. Sie ſehen, daß Geld zur Zufriedenheit viel beiträgt.

Von Conrad könnte ich Ihnen ſchöne Genieſtreiche erzählen. Neulich iſt der Wildfang hier im Wirthshauſe Nachts elf Uhr auf's Dach geklettert. Ich habe aber heute keine Zeit die Geſchichte umſtändlich zu erzählen. Ein Andermal. Erinnern Sie mich daran, wenn ich es vergeſſen ſollte. Auch habe ich entdeckt, daß er einen großen Theil ſeines Vermögens auf Kupferſtiche, Lithographien verwendet. Er iſt ein Kunſtfreund, und wer weiß, ob er nicht heimlich malt. Es iſt ein Genie. Kurz — wie der Herr, ſo der Diener. Adieu. Ihr armer Teufel.

Vierzehnter Brief.

Mariahalden, den 10. Auguſt 1832.

Ich bin ſehr neugierig, wie es mit uns noch werden wird, ob unſere Wünſche zur Ausführung kommen, und wir nächſten Winter zuſammen in Paris zubringen werden. Es würde mich ganz glücklich machen. Was Sie mir von Erſparungen in Paris bei gemeinſchaftlicher Haushaltung reden, iſt ſehr dumm. Von meinen Bequemlichkeiten kann ich nichts aufopfern. Lieber ginge ich gar nicht nach Paris. Ich könnte weder Conrad noch ein zweites Zimmer entbehren. Aber allerdings würde bei gemeinſchaftlicher Wohnung und beſonders bei gemeinſchaftlichem Eſſen viel geſpart werden. Doch ohne die dazu erforderliche Summe wage ich mich nicht nach Paris. Dort Sorgen zu haben, oder ſich einſchränken zu müſſen — Sie wiſſen wie drückend das iſt. — Ueber mein Verhältniß im gräflichen Hauſe könnte ich freilich umſtändlicher ſchreiben, als ich bis jezt gethan; aber das bleibt doch beſſer mündlicher Mittheilung vorbehalten. — In Brüſſel iſt es wohlfeiler als in Paris und ſoll angenehm genug ſein. Aber ſo nahe bei Paris würde ich jeden Tag in Verſuchung kommen, dahin zu reiſen. Alſo wenn ich Geld bekomme, ſoll es bei Paris bleiben, ſonſt geht es nicht. Von meinem Capitale zu borgen, finde ich bei meiner leichtſinnigen Natur ſehr gefährlich. Jezt weiß ich nichts mehr zu ſchreiben. Das iſt ein langweiliger, aber dafür auch ein kurzer Brief. So geiſtesſchläfrig, wie jezt, war ich lange nicht geweſen. Ich beſchäftige mich mit Corrigiren der Briefe. Conrad ſchreibt ab, ſehr gut und nicht langſamer als die andern Copiſten auch. „Warum haben Sie mir nicht gefolgt, und haben den Conrad ſchon früher abſchreiben laſſen?“ Weil Sie mir nichts zu befehlen haben. Adieu. Schreiben Sie mir oft und viel; das iſt mein einziger Troſt heut zu Tage. „Heut zu Nacht“ ſchrieb Benzel-Sternau in ſeinem lezten Briefe ſeiner Frau. Er ſchreibt ihr oft und viel und über Alles, wie ich Ihnen. Auch gerade ſo eng wie ich. Was mittheilbar, wird vorgeleſen.

Fünfzehnter Brief.

Mariahalden, den 14. Auguſt 1832.

„Das war ein ſchöner Abend, geſtern Abend!“ Ich habe zwei Ihrer Briefe auf einmal bekommen, den vom 9ten und den vom 11ten. Sie ſehen alſo, daß Unordnungen auf der Poſt vorgehen. Indeſſen wiſſen wir das jezt ein für alle Mal und wir wollen uns nicht mehr ängſtigen. Was ſchadet der gute Vorſaz. Bei der nächſten Gelegenheit geht der Spektakel und die Angſt doch wieder von neuem los. In Ihren Briefen ſind Sie wieder die Alte: gut, dumm und ängſtlich. Wie konnte es Ihnen nur in den Sinn kommen, daß ich künftig die Pariſer Briefe an eine Andere ſchreiben ſoll? Kann ich denn das, wenn ich auch wollte? Bin ich denn ein Schriftſteller wie die Andern, die nur geleſen und gelobt ſein wollen? Kömmt mir nicht alles aus dem Herzen, und muß ich nicht jemand lieben, ihm meine Gedanken mittheilen zu können? Sie ſollten roth darüber werden, daß Sie haben blaß werden können. Schon daß ich neulich nur aus den Briefen einiges hier vorgeleſen, war mir eine wahre Pein und ich that es nur aus ſchuldiger Höflichkeit. Sie ſind und bleiben ewig mein einziges und ganzes Publikum, und die Andern bekommen, was ich ſchreibe, nur vom Buchhändler zu leſen, nicht von mir. Aber daß Sie aus Conrads Dachklettern eine nagelneue Furcht gezogen, er möchte ein Nachtwandler ſein, darüber mußte ich herzlich lachen. Ach Gott, ein Tagwandler iſt er, ſo im Schlafe düſtert er alle ſeine Wege fort. Die Geſchichte war folgende. In Zürich wohnte ich im erſten Stock, der ein kleines Vordach nach der Straße hatte. Wie ich nun ſchlafen gehen wollte, ſagte ich Conrad, er ſolle die Fenſterladen zumachen. Nun war aber der Laden von dem Ladenflügel des benachbarten Zimmers bedeckt und feſtgehalten. Das Nebenfenſter lag ſo breit ab, daß Conrad mit dem Arme den Riegel nicht erreichen konnte. Erſt ſezte er ſich rittlings auf's Fenſter, den einen Fuß im Zimmer, den andern auf die Straße hinaushängend, und da er auch ſo das Nebenfenſter nicht erreichen konnte, ſtieg er, tollkühn und leichtſinnig wie Sie ihn kennen, hinaus auf's Dach und ſchlich ſich da fort, bis er den Riegel erreichte. Alles Schreien half mir nichts. Ich hielt in Todesangſt ihn am Zipfel des Rockes feſt. Es war nicht blos die Gefahr da, daß er hinabſtürzte und den Hals brach, ſondern auch die zweite Gefahr, daß die Wache gegenüber ihn wahrnehme und ihn für einen Dieb und Einbrecher halte, und die dritte, daß die Fremden, die im Nebenzimmer logirten, zum Fenſter hinaus Diebe, Mörder ſchrien und um Hülfe riefen. Es lief aber alles glücklich ab. Und mit ſolchen Pagenſtreichen ängſtigt er mich alten Mann ſchon vier Jahre! Was thue ich?

Ueber Brüſſel habe ich Ihnen meine Meinung ſchon geſagt. Um das Wenige, was man dort wohlfeiler als in Paris lebt, lohnt es nicht der Mühe von lezterem Orte wegzubleiben. Uebrigens bin ich es nöthigenfalls zufrieden. Nach allem aber können Sie darüber beruhigt ſein, daß ich gerade nicht närriſch verzweifle, wenn ich nächſten Winter nicht in Paris ſein kann. Ich werde überall vergnügt ſein, wo Sie ſind, wenn es nur nicht in Frankfurt iſt. Uebrigens iſt zu bedenken, daß ich nach Erſcheinung der neuen Briefe nirgends in Deutſchland ſicher wäre. Wegen meiner vergangenen Miſſethaten würde ich wohl nichts zu fürchten haben. — Es lohnt ſich nicht der Mühe, Ihnen den Artikel des Schwarzwälders zu ſchicken. Wahrſcheinlich iſt er auch gar nicht gedruckt worden. Der Conrad hat jezt viel für die Briefe abzuſchreiben und ich mag ihn mit nichts Anderem die Zeit verderben laſſen. Es iſt merkwürdig, was der gut abſchreibt. Selbſt meine Fehler, die ich in der Uebereilung geſchrieben, corrigirt er. Es iſt ein Genie, klettert auf das Dach und verſteht Orthographie. —

Ueber Homöopathie habe ich einen Profeſſor in Freiburg, der dieſe Art Heilung angenommen, oft und lang geſprochen. Ich bin ſehr dafür eingenommen. Er verſprach mich ganz zu heilen. Man muß aber wenigſtens vier, ſechs Wochen in der Nähe des Arztes bleiben, nachher kann man die Cur durch Correſpondenz weiter leiten. Wie ſoll ich nun das ausführen? Es gibt noch an wenigen Orten Homöopathen. In Paris gar keine. Wären Sie dafür, daß ehe ich Deutſchland verlaſſe, ich noch einige Zeit in Freiburg bliebe? Natürlich müßte ich fort, ſobald meine Briefe erſcheinen. Indeſſen wäre das erſt im November der Fall. Es iſt eine merkwürdige Sache mit der Homöopathie. Ich habe in Freiburg ſelbſt einige Kranken geſprochen, die nach vieljährigen Leiden homöopathiſch gründlich geheilt worden ſind. Sogar Sinnesfehler, Taubheit und Blindheit, gegen welche die alte Medizin gar nichts thun kann, heilen ſie. Die Homöopathen ſagen: ihre Arzneimittel wären auch, abgeſehen von der Quantität, von den üblichen in der Apotheke verſchieden. Dieſe wirkten gemein chemiſch; die homöopathiſchen Mittel würden aber ſo zubereitet, daß ſie dynamiſch durch eine gewiſſe geiſtige unbekannte Naturkraft wirkten. Alle homöopathiſchen Mittel werden nicht, wie in der Apotheke, gekocht und gemiſcht, ſondern ſie werden zerrieben, und zwar ſehr lange, ſechs Stunden lang, und dadurch käme die Wunderkraft heraus. Ein Homöopathe erbietet ſich, jeden geſunden Menſchen mit dem millionſten Theil eines Grans des einfachſten Mittels, z. B. Kochſalz, auf homöopathiſche Art zubereitet, krank zu machen.

Wie herrlich wäre, wenn Sie nach Zürich kämen, und wäre es auch einige Wochen da zu wohnen, und von Ort zu Ort zu wandern. Es iſt gar zu ſchön. Man kann drei Tage lang zubringen, zu Fuß um den See zu gehen. Der ſchönſte Fußpfad, wie in einem Garten, führt hart am Waſſer. Wird er zuweilen unterbrochen, dann geht der Weg über mäßige Höhen, wo man eine nach ſchönere Ausſicht hat. Alle halbe Stunde ein Flecken, wo man übernachten kann. Iſt man müde, ſetzt man ſich zu Schiff. Und da hätte ich nun meine Freude daran, wenn wir noch einige Wochen, bis nach der Weinleſe, am See wohnten, und alle paar Tage unſeren Aufenthalt wechſelten. Die kleinen Cantone könnte man auch dabei ſehen.

In allen Schweizer ariſtokratiſchen Blättern ſteht: „Der berüchtigte Börne hält ſich jetzt auf dem Gute des Grafen Benzel-Sternau auf, wahrſcheinlich um mit ihm zu fraterniſiren.“ — Wenn ich einmal in Deutſchland flüchtig werden müßte, rechnete ich ſehr darauf, mich bei der Frau Pfarrer zu verſtecken unter einem falſchen Namen. Wie einmal Abends in dunkler Nacht ſich jemand unter dem Namen Walther meldet, dann ſoll ſie wiſſen, daß ich es bin, und ja vor den Dienſtboten meinen Namen nicht ausſprechen. Sagen Sie ihr das gelegentlich. — Nun Adieu. Und wenn Sie mir nicht oft ſchreiben, mache ich Sie blaß. Geſtern hat der Graf Benzel-Sternau viel an ſeine Frau von mir geſchrieben. Wenn die Fortſezung meiner Propheten-Briefe erſchienen ꝛc. Ich werde ihm ſchreiben, es iſt nöthig und ſchicklich.

Hier heißt es allgemein, Rotteck mit ſeiner ganzen Familie habe ſich nach der Schweiz geflüchtet. In Heidelberg können Sie ja die Wahrheit erfahren.

Sechzehnter Brief.

Mariahalden, den 18. Auguſt 1832.

.... Bis zum Herbſte hört die Cholera gewiß in Paris auf. Die Pariſer Aerzte haben es gleich zu Anfang der Epidemie vorausgeſagt, ſie würde vor dem Herbſte nicht aufhören. Aber wenn ſie auch dort aufhört und unſere Aengſtlichkeit hört nicht auf — wie kommen wir ohne Furcht hin? Denn es gibt nicht einen einzigen Weg nach Paris, und reiste man auch im Zickzack, der von der Cholera frei iſt. Nun, können wir nicht ohne Furcht durch, ſo reiſen wir mit Furcht. Ein paar Tage Angſt kann uns beiden nicht ſchaden. Das wäre eine gerechte Strafe für unſere Haſenherzigkeit. Uebrigens bedenken Sie das: wenn meine Briefe erſcheinen, muß ich nach Frankreich; denn in Deutſchland würde ich ſicher eingeſteckt. Auch in der Schweiz würde ich ſicher, wenn auch nicht eingeſteckt und ausgeliefert, doch gewiß weggewieſen werden. Die Schweizer ſind noch ängſtlichere Philiſter als die Deutſchen, und ſie geben den Befehlen der heiligen Allianz gewiß nach, daß ſie keine der politiſchen Flüchtlinge im Lande dulden. Wie hier der Geiſt beſchaffen, können Sie am beſten aus folgendem Aufſaz eines der liberalſten Mitglieder der Züricher Regierung (in der geſtrigen Zeitung) erſehen. Da heißt es unter Anderm: „... Das freie Helvetien ſoll kein Tummelplaz zügelloſer Leidenſchaft, „unüberlegten Beginnens, kein Feuerheerd werden, „von da aus die Fackel der Empörung in fremde „Länder zu ſchleudern... Uns ziemt den Verfolgten „zu beſchüzen, aber uns mit Entſchloſſenheit wegzuwenden von jedem Verſuche, die Freiheit der „Preſſe zu mißbrauchen, und uns in den Wirbel von Kämpfen zu ſtürzen für Völker, die

„mächtiger als wir, uns nimmer bedürfen, „und wenn ſie ſich ſelbſt verlaſſen — ver„laſſen zu ſein verdienen.“ — Sie ſehen daraus, daß ich, wenn ich die Freiheit der Preſſe mißbrauche, auch in der Schweiz nicht ſicher wäre.

Ein Tagebuch zu führen hatte ich bis jezt nicht die mindeſte Zeit, weil mich die Briefe den ganzen Tag beſchäftigen. Uebrigens hätte es mir bis jezt an Stoff gefehlt. Mein hieſiges Leben iſt ſehr einfach. Nicht einmal Zeitungen habe ich täglich. Später, wenn ich die Briefe fertig habe, und den Ort wechsle, will ich, was ich ſelbſt räthlich finde, ein Tagebuch führen. Der Inhalt wäre immer zu jeder beliebigen Form der Bearbeitung zu benuzen. — In London erſcheinen jezt ſchon zwei deutſche Zeitungen. — Geſtern ſchrieb Graf Benzel-Sternau, in Frankfurt herrſche jezt ein ſehr guter Geiſt, und er ließe mich das wiſſen, weil er denke, daß mir das Freude machen würde. Iſt das wahr? Ich glaube, daß ich mir dann ſchmeicheln dürfte, durch meine Schriften ſeit fünfzehn Jahren viel dazu beigetragen zu haben. Es dauert lange, bis der Same, den man in ein Volk geworfen, keimt; aber er geht auf, früher oder ſpäter. Frankfurt iſt beſtimmt, einſt die Hauptſtadt von Deutſchland, der Siz der deutſchen Nationalverſammlung zu werden. Es muß ſeiner großen Beſtimmung ſich würdig zeigen.

Siebenzehnter Brief.

Zürich. Mittwoch, den 22. Auguſt 1832.

Ich ſchreibe Ihnen heute aus der Stadt, wohin ich wegen Geſchäften gehen mußte. Daher, und weil die Poſt bald weggeht, werde ich nicht viel ſchreiben können. Ihr geſtriger Brief hat mir große Freude gemacht. Die Unruhe zur Zeit der Briefankunft kenne ich. Ich muß mich auch auf's Sopha legen vor Ungeduld. Das that ich in Paris immer und ſo nämliches hier. Dort kamen die Briefe um ein halb zwölf an. Punkt elf begann mein Fieber. Oft ging ich dann in's Kaffehaus, um die Zeit mit Zeitungenleſen zu vertreiben. In Mariahalden, wo die Briefe Abends neun ankommen, lege ich mich auf's Bett. O die Liebe, was die einen närriſch macht! Unheilbare Krankheit! Nicht einmal die Ehe hilft immer. — Nach Freiburg zu reiſen, geſtehe ich Ihnen, wäre ich ängſtlich. Im geraden Wege glaube ich zwar nicht, daß meine alten Brief-Sünden mir würden angerechnet werden; aber die Angeberei und Spionerie iſt jezt überall zu arg, und das geringſte, was mir begegnen könnte, wäre, daß ich ausgewieſen und auf dieſe Weiſe nach Frankfurt getrieben würde. Mit der Homöopathie muß ich es alſo jezt ſein laſſen. Vielleicht treffe ich in der Schweiz irgendwo einen homöopathiſchen Arzt. Ob dieſe Heilungsart mir nüzen würde (ſchaden kann ſie auf keinen Fall), bin ich nicht gewiß. Der Arzt in Freiburg ſagt ſelbſt: wenn ein Kranker ſchon früher viel Medizin genommen, ſo wäre dies ein großes Hinderniß. Dieſes iſt aber bei mir der Fall. Und nach allem, was gewinne ich viel, von meinen Hämorrhoidalbeſchwerden befreit zu werden, wenn ich von meinem dreitägigen Brieffieber nicht geheilt werden kann? — Den Herbſt am Züricher-See die Weinleſe von Ort zu Ort durchzufeiern, iſt eine herrliche Idee.

Mit dem Luzerner Buchhändler bin ich jezt im Reinen. Er hat mir meine Forderung bewilligt. Ich habe heute einen Wechſel auf Winterthur erhalten (vier Stunden von hier). Ich werde die Promenade hin machen, das Geld einzukaſſiren. Das alle muß ein Geheimniß bleiben. Jezt hätte ich alſo dieſe Sorge vom Hals. Es iſt aber merkwürdig, wie ich mich immer wieder erhole. Es geht mir gerade wie England. Von England ſagten geſcheute Leute ſchon fünfzig Jahre lang, es müſſe bankerott machen; und es iſt immer noch im Flor!

Mariahalden, den 25. Auguſt.

Mein Manuſcript iſt alſo geſtern abgegangen. Ich glaube, wenn ich mehr gefordert, hätte ich mehr bekommen. Der Mann war gar zu ſchnell und bereitwillig mit der Bewilligung und Baarbezahlung bei der Hand. Es iſt nur merkwürdig, daß ich für das angenehme Geſchäft, Ihnen Briefe zu ſchreiben, für das ich gern noch bezahlen würde, bezahlt werde. Von den Briefen, die ich Ihnen voriges Jahr geſchrieben, ſind nur 31 zum Drucke benuzt worden. Im Durchſchnitte hat mich dieſe Arbeit durch fünf Monate täglich nur eine Stunde Zeit gekoſtet. Den Carové, den Görres und den Narren in der Abendzeitung, der geſagt: ich ſtünde auf dem Punkte, wo der Menſch in den Tiger übergeht — möchte ich noch durchhecheln.

Achtzehnter Brief.

Mariahalden, den 30. Auguſt 1832.

Ihren Brief vom vorigen Samſtag habe ich erſt heute, alſo am ſechſten Tage erhalten! Da wäre ja beſſer, ich wäre in Paris, wo ich Ihre Briefe ſchon am fünften Tage bekomme. Es iſt recht traurig! Was Ihre projektirte Schweizerreiſe betrifft — ſo war ich noch nie in einem ſolchen Zwieſpalt mit mir ſelbſt, was ich Ihnen rathen ſoll, als in dieſer Sache. Es iſt ein Kampf zwiſchen meiner Neigung und meiner Pflicht, ein Krieg den ich zu führen gar nicht gewohnt bin. Sie haben immer mit einer Schweizerreiſe leidenſchaftlich geſchwärmt, und mich würde es unausſprechlich glücklich machen, Sie bald wieder zu ſehen. Ihnen davon abrathen — da mein Rath entſcheiden ſoll — das heißt geradezu, Ihnen ein ſo heftiges, aber dabei edles Vergnügen zu verſagen. Was ſoll ich thun? Dagegen iſt ...., daß kommen kann, daß Sie gerade ſchlechtes Wetter haben, alſo die Reiſe vergebens machen..... dann, traue ich aber wieder meinem eignen Urtheile nicht ..... kurz ich weiß zwar was ich wünſche, doch nicht was für uns alle gut iſt. Entſcheiden Sie ſelbſt. Uebrigens brauchen Sie vor Zank und Schlägen nicht bang zu ſein, wenn Sie ohne meine Einwilligung hierherkommen.

Was den Druck meiner Briefe betrifft, ſo kann ich Ihnen durchaus nichts Näheres mittheilen. Nur ſo viel will ich Ihnen geſtehen, daß ich Sie belogen habe. Die Briefe werden nicht in der Schweiz gedruckt, ſondern weit, weit von hier. Wo? Das können Sie am leichteſten verſchweigen, wenn Sie es ſelbſt nicht wiſſen. Sie wiſſen dann nicht weniger als ich, denn ich weiß es auch nicht. Ich kenne nur den Buchhändler. Er heißt *) .... und wohnt

---

*) Die Punkte an dieſen Stellen befinden ſich im Originalbriefe. A. d. H.

in ... Aber nicht geplaudert. Alſo auf keinen Fall kann ich mich am Druckorte aufhalten. Mit dem Drucke wird es langſam gehen, weil nur ein Band nach dem andern gedruckt wird. Das vorige Mal wurden beide Bände zugleich gedruckt. Die Druckerei hat aber nur eine Preſſe. Indeſſen verſteht ſich, daß beide Bände zugleich erſcheinen; aber es wird lange dauern. Es iſt nichts wegzulaſſen, auch nicht einmal das von Robert. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich gefunden, daß es gar nicht meine Pflicht iſt, die Wahrheit der Convenienz aufzuopfern. Dazu gekommen iſt manches, gewöhnlich nur hier und da eine Stelle; aber über Göthe ein ganzer gedruckter Bogen. Ich hoffe, es wird genug ſein. Doch auf jeden Fall arbeite ich noch vorſorglich einen großen Aufſaz aus, der mich wohl vier Wochen beſchäftigen kann. Darin werden Carové, Görres und der Tiger-Rezenſent in der Abendzeitung ausgelacht. Ich habe ſchon einen gedruckten Bogen fertig und habe meinen Spaß daran. Es iſt eine ganz neue Art, wie ich noch nie gearbeitet;

es iſt nämlich das erſte Mal, daß ich eigentlich auf Satire hinziele, die in frühern meiner Schriften nur gelegentlich vorkam. Der Aufſaz heißt: Antikritiſche Beluſtigungen am Züricher-See, und iſt in Capitel getheilt. Die fertigen Capitel heißen: 1) Die Tiger-Brücke. 2) Die Sokrates-Hütte. 3) Der 12te Bogen. 4) Eratophilos.*) Da ich aber gar nicht die Courage habe, etwas drucken zu laſſen, ohne daß Sie es geſehen, werde ich, ſollten wir unterdeſſen nicht zuſammenkommen, Ihnen den Aufſaz zuſchicken, ehe ich ihn in die Druckerei gebe. Ich habe noch vier Wochen Zeit.

Vor einigen Tagen ſprach ich den *** aus... auf ſeiner Reiſe durch Zürich. Ich ſagte ihm: ich würde vielleicht nach Heidelberg reiſen (ich dachte wirklich daran), ob ich dort nichts zu befürchten hätte? Er antwortete mir: er würde mir nicht dazu rathen. Die dortige Bürgerſchaft und Profeſſoren ſuchten aus Eigennuz der Univerſität einen Ruf von Loyalität zu verſchaffen, damit keine Regierung ihren Unterthanen deren Beſuch unterſagte. Sie machten darum, ohne gerade im Herzen unliberal zu ſein, großes Geräuſch von ihrem Monarchismus, und würden, wenn ich als bekannter Demagog hinkäme, gewiß Lärm machen, damit ich hinausgewieſen werde.

---

*) Der hier erwähnte Aufſaz folgt am Schluſſe des dreißigſten Briefes. A. d. H.

Freitag, den 31. Auguſt. Ich ſeze hier in Zürich, wohin ich wegen Einkaſſirung eines Wechſels gehen mußte, heute meinen Brief fort. — Ein merkwürdiges Beiſpiel von der Zerſtreutheit eines deutſchen Gelehrten! Den Profeſſor Schloſſer kenne ich ſchon ſeit zehn Jahren. Als wir uns im Jahre 1824 ſechs Monate in Heidelberg aufhielten, beſuchte ich ihn ſehr oft. Voriges Jahr ſprach ich ihn viel in Baden. Da ich ihn nun vor einigen Tagen hier in Zürich traf, war er ſehr erfreut, und wir ſprachen ſehr lebhaft und freundſchaftlich mit einander. Als er mir erzählte, er käme von Baden, ſagte ich ihm, ich wäre auch einige Monate dg geweſen. Schloſſer. Haben Sie nicht den Börne da geſehen? Ich. Welcher Börne? Schloſſer. Den Schriftſteller Börne! Ich mußte laut auflachen. Seit zehn Jahren kennt er mich und weiß nicht, daß ich Börne bin! Ich fragte ihn: ob er denn voriges Jahr in Baden auch nicht gewußt, wer ich ſei? Er ſagte nein. Und das iſt einer der erſten deutſchen Hiſtoriker! — Ich werde wahrſcheinlich nächſte Woche nach Winterthur reiſen und einige Zeit dort bleiben. Man lobt mir den Ort als einen der angenehmſten der Schweiz, wo eine ſonſt im ganzen Lande ungewöhnliche Gaſtfreundlichkeit Statt finde. Ich werde Sie davon benachrichtigen, für den Fall Sie mir etwa dahin ſchreiben ſollen. Es iſt nur vier Stunden von Zürich. Ich muß mich unter irgend einem Vorwande von Mariahalden wegſchleichen, ſonſt läßt man mich nicht fort. Seit acht Tagen wohnt auch ein Bruder der Gräfin, aus Wien, ehemals Offizier, mit zwei Töchtern da.

Neunzehnter Brief.

Zürich, den 1. September 1832.

.... Daß Sie nicht nach der Schweiz kommen können, thut mir leid, das können Sie ſich denken, thöricht grämen thue ich mich nicht darüber. Das Unabänderliche ertrage ich leicht. Wenn Sie nach Paris kommen, entſchädigt mich das für alles. Ueberhaupt habe ich Sie nur für den Winter nöthig, Sie ſind mein Kamin. Die Cholera wird mich nicht abhalten, nach Paris zu gehen. Daß ich ängſtlich bin, liegt in meinen Nerven, deren ich nicht Herr bin, aber ein ordentlicher Mann muß ſich zu beherrſchen wiſſen. Der Aufenthalt in Genf ſtatt Paris iſt gar nicht zu rathen. Es iſt ſo theuer als in Paris und wie mir alle Reiſenden ſagen, im Winter zum Sterben langweilig. Es ſind dort, wie in der ganzen Schweiz, unnahbare Philiſter — wahre Stachelſchweine. — Da Sie jezt nicht nach der Schweiz kommen, ſo ändert das meinen Plan. Ich wollte in Zürich, oder doch in der Nähe bleiben, weil ich dachte, Sie kämen da mit mir zuſammen. Da das nicht iſt, ſo habe ich kein Intereſſe mehr an meinem bisherigen Aufenthalt. Eine Reiſe in die kleinen Cantone zu machen, wäre mir jezt nicht möglich. Denn je beſſer es mir da geſiele, je mehr Verdruß hätte ich, daß Sie nicht dabei ſind. Ich werde alſo wahrſcheinlich nach Aarau gehen, wo ich Bekannte habe, dort den Reſt meiner Briefe fertig machen, und dann über Baſel nach Paris reiſen. Wahrſcheinlich werde ich gegen den 7ten oder 8ten September Mariahalden verlaſſen. Ich werde Ihnen zu gehöriger Zeit Nachricht davon geben.

Montag, den 3. September. So eben erhalte ich Ihren Brief vom 1ten, alſo ſchon am dritten

Tage, und neulich erſt am ſechsten. Wie ſchmerzt es mich, daß Sie wieder ſo ängſtlich wegen Ausbleibens meines Briefes waren — es ſchmerzt mich, weil ich Schuld daran bin. Denn was hatte ich nöthig auf Ihren Brief zu warten, hätte ich Ihnen nicht früher ſchreiben können? Es ſoll aber nicht mehr geſchehen. Aber reden Sie ſich doch nicht immer gleich von Krankheit ein. Wenn ich krank bin, ſchreibe ich Ihnen oder laſſe Ihnen ſchreiben. Ich bin ſehr wohl und weit geſunder als ich dieſen Sommer in Baden war. Es iſt ſonderbar, daß ich ſehr oft wohler entfernt von Ihnen als in Ihrer Nähe bin. Das kömmt daher: ich kann keinen Wein vertragen. — Adieu.

B. der Tiger!

Zwanzigſter Brief.

Mariahalden, den 5. September 1831.

— Ich gebe Ihnen das feſte Verſprechen, daß ich mich mit Paris nicht eilen werde. Ich werde nicht eher reiſen, als bis Sie über die Cholera beruhigt ſind. — Der Pfeilſchifter in Frankfurt iſt ja wieder einmal geſtorben! Das war eine der feſten Säulen des Throns und des Altars. —

Ich wäre freilich gern Ende Septembers in Paris, um dort zu ſein, wenn Anfangs Oktober die Kammern eröffnet werden. Das gibt diesmal ein heftiger und entſcheidender Kampf. Ich hoffe, die liberale Parthei wird ſiegen..

... Verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich ganz heiter bin. Ueberhaupt bin ich viel zu egoiſtiſch, um lange mißvergnügt zu ſein. Nur Langeweile kann ich nicht vertragen. Die habe ich aber nie, wo ich mein eigener Herr bin, und meine Umgebungen mir nach Belieben wählen kann. — X. dumm? Das iſt nicht möglich. Ein Menſch der feſt entſchloſſen iſt zu heirathen, iſt nie dumm. Denn wäre er vorher noch ſo dumm geweſen, hätte ſich ſeine Dummheit erſchöpft. Ich bin jetzt ganz verflucht ſatiriſch! — Ich ſah eben zum Fenſter hinaus. Es iſt herrlich warmes Wetter. O ſähen Sie nur den See, wie er jetzt im Mondſchein glänzt! Aber was iſt's ohne Sie? —

In Hanau hatte ſich eine Volksgeſellſchaft gebildet, die Graf Benzel-Sternau präſidirte. Die Polizei verbot ſie. Man hätte nicht nöthig gehabt zu gehorchen, da nach der heſſiſchen Conſtitution Volksverſammlungen erlaubt ſind. Aber der Graf rieth zum — Auseinandergehen, doch ſollen ſie proteſtiren! Und ſo geſchah. Wer hat Recht? Sie müſſen jetzt meine (gedruckten) Briefe leſen, und wie ich alles vorhergeſagt, wörtlich. Man ſollte glauben, ich hätte ſie jezt erſt geſchrieben. Ich mache jezt eben die Entdeckung, daß Sie von ganz Deutſchland angebetet werden — als Göttin der Furcht. Könnte ich mir nur das Satiriſiren abgewöhnen!

Einundzwanzigſter Brief.

Zürich. Samſtag, den 8. September 1832.

Ich bin heute Mittag von Mariahalden weggezogen, und werde morgen früh nach Aarau reiſen. Die Gräfin mit ihrem ganzen Hauſe kommen morgen früh hierher, und werden mich bis Baden begleiten, wo wir zu Mittag eſſen. Baden, ein ſehr beſuchter Badeort, liegt auf dem Wege nach Aarau, vier Stunden von hier. Ich dachte heute noch einen Brief von Ihnen zu erhalten; es war aber keiner da. Sollte morgen oder ſpäter einer ankommen, wird er mir nachgeſchickt werden. — Ich muß heute ſehr kurz ſein. Die Gräfin hat mir ihren vierzehnjährigen Sohn mitgegeben, weil ich ſie darum gebeten, da ich ihn gern habe. Er kehrt morgen mit der Mutter zurück. Da er nun lebhaft iſt, ſtört er mich im Schreiben, und ich will ihn auch, weil er meiner Aufſicht anvertraut, ſo viel als möglich amüſiren. Er ſpielt Schach, und nach Endigung dieſes Briefes machen wir eine Parthie. Im Wagen habe ich ihm „Schmerzt dich dein Fingerlein“ und noch andere ſchöne Lieder vorgeſungen. Wenn der das ſeiner Mutter erzählt, wird ſie ſich ſehr wundern. Ich ſah dort bei ihr gar nicht nachtigallenmäßig aus. — Ich habe wieder mein gewöhnliches Reiſewetter, nämlich ſchönes. Noch eine Viertelſtunde, ehe ich in den Wagen ſtieg, regnete es. Mir leuchtet die Sonne von Auſterlitz. — Herr Werner ſagte mir geſtern, die Gräfin habe ihm geſagt: ſie möchte die Dame ſein, an welche meine Briefe gerichtet ſind. Sie ſehen, daß es überall närriſche und kurzſichtige Menſchen gibt. Ich bemerkte ihm: Correſpondiren iſt mir verhaßt. Ich kann nur einem Briefe ſchreiben, dem ich mein ganzes Herz mittheilen darf; außer der W. ſchreibe ich nie jemanden. Adieu. Mein adoptirter Sohn lärmt ſchrecklich.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Aarau. Dienſtag, den 11. September 1838.

Ich bin, wie vorher angekündigt, Sonntag Abend hier angekommen. Ich wohne im Wilden Mann und bin ſelbſt ein wilder Mann, weil bis heute noch kein Brief von Ihnen da iſt, weder der, den Sie unmittelbar hierher geſchrieben, noch der letzte, den Sie noch nach Zürich geſchickt haben werden. Ich war ſo glücklich, gleich bei ordentlichen Leuten ein Privatlogis zu finden, das ſehr ſchön iſt, und das ich billig Wochenweiſe gemiethet. Dahin adreſſiren Sie meine Briefe, nämlich an: Ernſt, Bierbrauer. Neue Vorſtadt. In Aarau. — Sonntag früh kam die Gräfin mit ihrem ganzen Hauſe nach Zürich und wir fuhren zuſammen nach Baden, wo wir zu Mittag aßen. Ich nehme ſo ungern Abſchied, daß ich vor dem Deſſert aufſtand und fortfuhr.

Hier noch einige Erinnerungen aus Mariahalden.

Die Gräfin iſt vielleicht in der Nähe der fünfzig Jahre. Genau läßt ſich ihr Alter nicht beſtimmen, ſie kann jünger ſein als ſie ausſieht. Sie gehört zu den feinen zartgebauten Weibern, die leicht altern. Sie hat noch die wunderſchönen blonden Haare ihrer Jugend. Nach einem Miniaturgemälde, das ſie mir gezeigt, war ſie einſt ſchön und graziös.

Der junge Graf, ein Knabe von Verſtand, Geiſt und Gemüth. Nervenzart, erſt vierzehn Jahre alt.

Der Graf, ob dieſer zwar abweſend iſt, muß ich doch von ihm ſprechen; denn als Herr des Hauſes, als Anordner aller dortigen Verhältniſſe, endlich durch ſeine häufige Correſpondenz mit der Gräfin, hat er täglichen Einfluß auf Mariahalden und die geſellige Lage. Er iſt ein geiſtreicher Mann, der viel geſchrieben. Früher waren ſeine Romane (gewöhnlich Hof-, Welt- und Staatsleben ſchildernd), ſehr geachtet. Er Jean-Pauliſirt, ich glaube nicht aus Nachäfferei; es iſt ſeine Art. Er ſchreibt ungeheuer viel, vom frühen Morgen bis Abend. Briefe ſchreiben und empfangen iſt ſeine Leidenſchaft. Er ſchreibt wöchentlich ſeiner Frau zwei große Briefe, ganz von meiner eignen kleinen Handſchrift, ganz wie meine Pariſer Briefe an Sie, politiſchen, zuweilen literariſchen Inhalts. Die Gräfin las uns oft daraus vor. Manchmal Geiſtreiches und Witziges. Von mir und über mich ſchreibt er faſt in jedem Briefe, in den allerfreundlichſten, allerſchmeichelhafteſten Ausdrücken, erkundigt ſich, was ich von dem und jenem politiſchen Vorfall hielt, was ich meine, hoffe, fürchte. Ihm zu ſchreiben, war meine große Pflicht. Die Gräfin ſprach einige Male davon.. Aber ich konnte mich in eine Correſpondenz nicht einlaſſen, die mir alle Zeit geraubt hätte. Erſt am Tage meiner Abreiſe ließ ich einen Brief an den Grafen zurück. *)

Der Bruder der Gräfin, **Baron von Seckendorf**, kam erſt vor wenigen Wochen aus Wien, wo er wohnt, und früher Offizier war. Etwa einige fünfzig Jahre alt. Stock-Oeſterreicher. Sehr artig mit mir, und ganz gewiß hat ihn die Gräfin inſtruirt, meine demagogiſchen Grundſäze und meinen Oeſterreichiſchen Haß mit Geduld und Nachſicht zu ertragen. Wir disputirten oft, doch mit Freundlichkeit, und da ich an ihm, wie an den meiſten Wienern, nicht blos geheuchelte, ſondern aufrichtige Liebe für ihre Regierung beobachtete, und ich jeden Glauben achte, war ich aus Gutmüthigkeit oft ſo nachſichtig gegen ihn, als er aus Artigkeit es gegen mich war. Seine beiden Töchter, gemüthlich wie alle Wienerinnen.

Adieu, für heute genug. Wenn nicht bald ein

---

*) Unter dem handſchriftlichen Nachlaſſe fand ſich dieſes Schreiben. S. Ende dieſes Briefes. A. d. H.

Brief kömmt, fange ich wieder mein altes Kazengeheul an.

Mariahalden, den 8. September 1832.

Hochzuverehrender Herr Graf!

So oft einer Ihrer Briefe in Mariahalden ankam, aus welchem uns die Frau Gräfin zu unſerer großen Freude ſo viel Schönes und Gutes vertraute, ſtanden Ihr Geiſt und Ihr Herz ſo lebhaft vor uns, daß ich leicht darüber vergaß, daß Sie abweſend waren. Daraus erkläre ich mir, warum ich Ihre gütige Erlaubniß, Ihnen ſchreiben zu dürfen, noch nicht benuzt, und meiner eigenen Neigung nicht ſchon früher nachgegeben habe. Heute aber, da ich Ihr Haus verlaſſe, fühle ich es lebhaft, daß ich mich auch von Ihnen trenne, und ich will nicht Abſchied nehmen, ohne auch Ihnen für die ganz unſchäzbare Freundlichkeit zu danken, mit der ich in Ihrer Familie aufgenommen worden. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie lange ich hier zugebracht und ich mußte dieſe ganze Zeit, ſo oft es mir zu wiſſen nöthig war, erſt den Kalender nach dem Wochentage fragen. Ich habe bei Ihnen die ſchönſte und ſeltenſte Freiſtätte gefunden, die für meine verbannte Geſinnung, und indem ich dafür danke, danke ich für Alle die mit, die ſchon früher dieſe Wohlthat genoſſen, und die ſie nach mir noch genießen werden.

Wie gern möchte ich über Angelegenheiten dieſer Zeit, die Sie und mich, wie alle beſſern Menſchen bewegen, mich mit Ihnen beſprechen, um von Ihrer politiſchen Weisheit und Ihrer Erfahrung zu lernen; aber ich muß mir dieſes Glück verſagen. Ich habe es mir ſeit vielen Jahren zur feſten Regel gemacht, nie ein Wort über öffentliche Angelegenheiten an einzelne Perſonen vertraulich zu richten, ſondern nur immer öffentlich mit der Menge zu reden. Durch Standhaftigkeit iſt mir dieſe Entſagung leicht geworden und heute zum Erſtenmale ſeit langer Zeit kämpfe ich wieder für meine Grundſäze. Ich weiß, daß Briefe geöffnet werden; ich weiß, daß Männer wie Sie, die durch ihren Rang, ihre Verbindungen, durch ihren Geiſt und beſonders durch ihre hochherzige Theilnahme an der guten Sache ſich bemerklich gemacht, umſtellt und umlauert werden, um zu erfahren, was ihnen Gleichgeſinnte im Vertrauen mitgetheilt. Nun iſt mir der Gedanke, daß auch nur ein einziges meiner Worte, nur eine einzige Thatſache, ein einzelnes Urtheil, das möge alle ſehr unbedeutend ſein, auch mir ſelbſt bedeutungslos erſcheinen, doch in der Encyclopädie Jener, die alles wiſſen, einen gewiſſen Sinn, eine gewiſſe Bedeutung erlangen; in dem Neze jener, die alle Fäden in der Hand haben, auch nur eine einzige Maſche hinzuſtricken könnte — daß ich hierdurch einer Sache, die ich verderben möchte, nützlich wäre; daß ich ſo, indem ich glaubte der Freiheit zu dienen, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen, wie mir zum Spotte, ein Fürſtendiener würde — dieſer Gedanke iſt mir ſo unerträglich, empört ſo meine rechtliche Geſinnung, meinen Ehrgeiz und, ich geſtehe es, ſelbſt meine Eitelkeit — daß mir kein Opfer zu ſchwer fällt, mich von dieſer Furcht zu befreien. Errathen Sie, wie groß dieſes Opfer iſt, da ich mir im Stillen ſchmeichle, daß, dürfte ich mich Ihnen ganz zu erkennen geben, Sie mir einige Achtung nicht verſagen würden.

Doch um das Eine, was ich ſchon verdient zu haben glaube, wage ich Sie zu bitten, Herr Graf — mich unter der großen Menge derer, die Sie lieben und hochachten, nicht zu überſehen, und die Ausdrücke meiner grenzenloſen Verehrung mit Güte aufzunehmen.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Aarau, den 14. September 1838.

.... O die Männer, die Männer! Treuloſes, betrügeriſches, heuchleriſches Geſchlecht! Während ich Ihnen dieſe Liebeserklärung mache, ſchmachte ich für eine Andere. Wenn der elende Conrad nicht wäre, wären Sie jezt verrathen. Was fange ich, mit dieſem jämmerlichen Dummkopfe an? Könnte ich ihn nur auf acht Tage in die Dienſte eines Don Juan bringen, daß er zu Brei geprügelt würde! Aber im Ernſte — haben Sie je in den ſieben Jahren meiner Dienſtbarkeit für Sie (doch war ich dabei glücklicher als Jakob; denn ich bekam nicht allein, wie er, die Lea nicht, ſondern die

Rachel auch nicht) — haben Sie je bemerkt, daß ich vor Wuth mit den Zähnen geknirſcht und mit den Füßen auf den Boden geſtampft? Nun, das habe ich geſtern Abend gethan, um eines Mädchens Willen, oder eigentlich wegen des verdammten Conrads. Ich glaube daß ich Ihnen ſchon früher geklagt, ſchriftlich oder mündlich, wie der dumme Conrad mich nie im Zimmer mit einem Mädchen allein läßt. In Paris, ſo oft dieſes vorfiel, kam er jedesmal mit herein, wenn er auch gar nichts im Zimmer zu thun hatte, und ging nicht eher wieder hinaus, bis das Mädchen fortging. Nun iſt hier im Hauſe eine wunderſchöne Kellnerin; nicht ſchön in gewöhnlicher bürgerlicher Art, ſondern reizend wie eine polniſche Gräfin. Und dabei die maleriſche Schweizertracht. Das arme Mädchen hatte mich kaum geſehen, als ſie Neigung für mich gewann; das merkte ich gleich. Weil ſie nun ſchüchtern war, wie alle ſchweizeriſchen Kellnerinnen, wollte ich ihr Gelegenheit geben mit mir allein zu ſein, daß ſie mir ungeſtört ihre Liebe erkläre. Geſtern Abend acht Uhr ſagte ich alſo dem Conrad: gehen Sie hinunter und ſchicken Sie mir die Kellnerin herauf. Der Eſel fragt mich, was ich mit ihr machen wolle? Ich ſagte, das Bett wäre mir nicht hoch genug. Er: das kann ich ſelbſt machen. Jezt thürmt er mir die Kopfkiſſen ſo hoch, daß ich im Bette nur hätte ſizend ſchlafen können. Ich aber, der mir meinen Vorwand nicht wollte nehmen laſſen, ſagte mit verbiſſener Wuth, die Kellnerin ſolle mir noch ein Kopfkiſſen bringen, und er ſolle unten eſſen, und nach dem Eſſen gleich wieder heraufkommen — das hieß: nicht früher. Conrad geht hinunter, die Kellnerin kömmt herauf und Conrad hinter ihr. Er ſtellt ſich zwiſchen uns beide vor dem Bette, und weil ihm die zwei Lichter im Zimmer noch nicht hell genug machen, brachte er von unten noch ein drittes Licht mit. Er ging nicht eher aus dem Zimmer bis das Mädchen mit ging. Es iſt mir wirklich unerklärlich, wie ein Menſch ſo dumm ſein kann, und ich möchte glauben, es iſt von ihm gar nicht Dummheit, ſondern daß er von irgend einer Dame die mich liebt beſtochen iſt, auf mich Acht zu geben, und mir im Wege zu ſtehen. Wer mag dieſe wohl ſein? Unter allen meinen Anbeterinnen iſt nur eine die reich iſt: Aurelia, und ganz gewiß iſt ſie es die dem Conrad Geld gibt. Aber die unglückliche Kellnerin härmt ſich ab aus Liebe, ſo daß ich den Jammer gar nicht länger mit anſehen kann, und um mich zu zerſtreuen, wahrſcheinlich auf einige Tage in die benachbarten Bäder, nach Baden und Schinznach reiſen werde.

Ich möchte gern das Geld, das *** für mich hat, hier beziehen, damit ich nicht in die Nothwendigkeit komme, von meinem vorräthigen Golde ausgeben zu müſſen, wobei man in der Schweiz ſehr viel verliert. (Am Napoleon 14 Kreuzer.) Bitten Sie alſo *** mir eine Anweiſung hierher zu ſchicken. — Als der König von Württemberg von ſeinem Bibliothekar (Münch) gefragt wurde: Nun, wie gefallen Ihnen die **Briefe aus Paris**? antwortete er: **Das iſt eine geſcheite Beſtie! Das** erzählte mir jemand hier, dem es Münch ſelbſt erzählte. —

Ich habe hier einige nicht unintereſſante Bekannte, aber Aarau iſt ein fürchterlich langweiliger Ort, noch ärger als Zürich. In den Wirthshäuſern wird ſchon um 12, bei den Bürgern um 11 Uhr zu Mittag gegeſſen. Und gewöhnlich ißt man allein. Fremde kommen ſelten hierher, auch iſt die Jahrszeit zum reiſen ſchon zu weit vorgerückt. Abonnenten wie bei uns, eſſen nicht im Wirthshaus. Ledige Leute, Commis, Studenten, hier wie in Zürich, geben ſich in Koſt und Logis. Auch thut man Cichorie in den Kaffe. Ich bin das Leben müde, ich will heirathen. Der Dr. *** hier, den ich gut kenne, hat zwei wunderſchöne Töchter, aber ich kann es nicht dahin bringen, daß ſie mir gefallen.

Meine Hoffnung dieſen Winter in Paris mit Ihnen zu ſein iſt ſehr ſchwach.. Ich möchte bei Eröffnung der Kammer in Paris ſein. Wer weiß ob Louis Philipp nicht bald ſpringt. Es geſchehen ſeit einiger Zeit die gräulichſten Räubereien und Mordthaten in Paris. Nach meiner Ueberzeugung duldet, veranſtaltet das vielleicht die Polizei, ein Schreckensſyſtem einzuführen. Das geht der Despotie, dieſe einer Revolution vorher. So war es auch vor den Ordonnanzen unter Charles X. (die Brandſtiftungen in der Bretagne.) Ich hoffe, daß die Mordthaten in Paris Sie reizen werden bald hinzugehen. O ich Dummkopf! —

Profeſſor Gans und Mauguin reiſen jezt in der Schweiz umher, wenn ſie mich nur irgendwo treffen. Die Landſtraßen der ganzen Schweiz ſind mit Agenten beſezt, mit Royaliſtiſchen und Demagogiſchen. Mich hält man auch für einen. Nein, ſolche Philiſter als die Schweizer gibt es nicht mehr. Die Leidenſchaft zwiſchen Ariſtokraten und Demokraten iſt unmenſchlich. Man kann durchaus mit beiden Partheien nicht zugleich umgehen, wie ich es möchte. Man wird dann von beiden Seiten weggeſtoßen. Meine Pariſer Briefe ſind in der Schweiz überall bekannt. Man rühmt meinen Prophetengeiſt. Was ſagen Sie dazu, daß die Univerſität in Freiburg aufgehoben? Es waren dort blutige Schlägereien zwiſchen Studenten und Militär. Es ſind viele verwundet worden, mehrere tödlich. An den dortigen Liberalen habe ich große Schadenfreude. Ich habe ihnen alles vorhergeſagt. Das Vieh blöckte mich aus. Uebrigens geht es gut; ich hätte nicht gehofft, daß es die Regierungen ſo auf's Aeußerſte treiben. Ich fürchtete Mäßigung uns einzuſchläfern. So wörtlich habe ich in meinen neuen Briefen alles vorhergeſagt, daß ich mir manchmal vorkomme, als hätte ich im magnetiſchen Schlafe geſchrieben. —

Vierundzwanzigſter Brief.

Aarau, den 18. September 1832.

Ihren Frankfurter Brief erhielt ich (wie jeden, ſchon morgens nach ſieben), wäre er heute nicht gekommen hätte ich müſſen einheizen laſſen. Die Morgen ſind ſchon kalt, Nebeldick, doch im Tage iſt es heiß. Auch habe ich die Sommerſeite in meinem Zimmer, und den ganzen Tag die Sonne. Uebrigens, Madame, wenn Sie es nicht übel nehmen, werde ich verdrießlich über Sie, wenn ſich das ſo länger hinzieht. Mein Leben iſt Ihnen geweiht, das wiſſen Sie; aber es kömmt auf die Todesart an. Für Sie an Langeweile ſterben — gehorſamer Diener. Hier iſt es fürchterlich. Schweizer könnten London und Paris zur kleinen Stadt machen, und jezt denken Sie ſich gar Schweizer in einer kleinen Stadt! Der Menſch ſollte doch immer ſeinem Inſtinkte folgen, dem Hofmeiſter den ihm die Natur ſelbſt gegeben. Ich hatte immer, einen mir ſelbſt unerklärlichen Widerwillen gegen alle Empfehlungen. Hier brachte ich welche mit, und habe mir dadurch Jammer und Noth zugezogen. Die Menſchen quälen mich todt. Der Eine will mich alle Tage ſpazieren führen, und mir ſeine Wohlthaten ganz ſchön auszumalen, ſagt er oft: das wäre zwei — drei Stunden weit. Ich ſpazieren gehen! Sie wiſſen, ich habe es ſchon beſſer ausgeſchlagen. Ich gehe zwar in der Schweiz gern ſpazieren, wegen der ſchönen und mir neuen Gegend; aber das zu genießen muß ich allein ſein. Im Angeſichte der Schneebedeckten Alpen, durch den Sumpf und Sand der Unterhaltung eines Kleinſtädters, eines Schulmanns, zu waden, das iſt ſchrecklich. Einen Andern fragte ich wem das ſchöne Haus mir gegenüber gehöre? Jezt geht der Mann achtzig Jahre bis zum Erbauer des Hauſes zurück, erzählt mir deſſen Geſchichte, die ſeines Sohnes, durchwandert mit mir den größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts — während der Erzählung machen wir verſchiedene Beſuche — ſo oft wir allein fährt er fort — wir trennen uns endlich — und jezt heute nach mehreren Tagen, weiß ich immer noch nicht, wem das Haus gehört, denn wir ſtanden zulezt erſt in den 90er Jahren. Ich kenne einen Dr. ***, einen in der Demagogenwelt ſehr bekannten Mann, geiſtreich, beredt; in London und Paris wäre er einer der ausgezeichnetſten Parlamentsredner, Staatsmann geworden. Aber auch auf ihm liegt die Kleinſtädterei wie ein Nebel. Er ſieht keine zehn Schritte weit. Nichts als ihre erbärmlichen kleinen Cantons-Intereſſen. Es gibt kein Deutſchland, kein Frankreich für ſie, und wie das Wohl der Schweiz mit dem anderer Staaten zuſammenhänge, begreifen ſie nicht. So oft ich noch mit einem Schweizer von den Angelegenheiten ſeines Vaterlandes ſprach, und wie ſie mit der allgemeinen Politik zuſammenhingen, meinte man, ich wollte ſie aufhezen um Deutſchland beizuſtehen. Und daß einer Nuzen von ihnen ziehe, ohne Bezahlung, der Gedanke iſt ihnen ſchauderhaft. In dem Aufſaze gegen einige meiner Rezenſenten, von dem ich Ihnen geſchrieben, ſage ich, ich brauchte noch einige Bogen, daß mein Buch dick und ſo Cenſurfrei werde; ich wüßte aber gar nicht worüber ich ſchreiben ſollte. „Ich habe zwar manchen guten Gedanken gehabt, ſeitdem ich in der Schweiz lebe, den ich gebrauchen könnte. Erführe es aber ein Schweizer, daß ich einen Gedanken aus ſeinem Lande mitgenommen, ohne ihn zu bezahlen; er verfolgte mich bis an das Ende der Welt, und ſchlüge mich todt wo er mich fände.“ Kurz ich ennuyire mich. Ueber meine Aarauer Leiden könnte ich ein Buch ſchreiben. Aber dürfte ich das wenigſtens, das wäre mir noch ein Troſt. Aber ich dürfte es nie. Die Geſchilderten würden ſich erkennen.

— — Gibt es denn kein Rattengift, womit

man alle Dichter aus der Welt ſchaffen kann? Kaum habe ich mich von *** erholt, befällt mich ſchon wieder ein anderer Poet. Heute Vormittag beſuchte mich ein ſiebenzigjähriger Mann, ehemals ein Kaufmann, jezt im Wohlſtande den Muſen huldigend. Dieſer Mann, wie er in ſeinem Geſpräche verrieth, glaubte, ich wäre ehemals ein katholiſcher Kloſtergeiſtlicher geweſen, hätte mich aus dem Pfaffenthum herausgearbeitet und wäre endlich ein aufgeklärter Schriftſteller geworden. Wie er zu der Fabel gekommen begreife ich nicht. Vielleicht hat er einmal von meinem Judenthum gehört, und es falſch verſtanden. Aber ich ließ ihn dabei, ich wäre früher Mönch geweſen. Was thut der Elende darauf? Er zieht aus ſeiner Rocktaſche ein Packet Manuſcripte hervor und lieſt mir eine halbe Stunde lang proſaiſche Aufſäze und Gedichte vor, die er gegen den Papſt theils ſchon hat drucken laſſen, theils noch drucken laſſen will. Ich war gerade mit dem Briefe beſchäftigt, und die Störung ſezte mich in Verzweiflung. Ach! Was ſteht ein Gelehrter aus, und danken Sie Gott, daß *** einen dummen Mann bekommen. Ein anderer langweiliger Freund kömmt ſeit acht Tagen täglich zu mir, um mich herüber in ein „Thälchen" zu führen, das „gar hübſch" und nur zwei Stunden entfernt ſei. Ich aber berechnete, daß zwei Stunden hin und zwei Stunden zurück vier Stunden machen, und daß ich mich ſo lange nicht ennuyiren will.

— — Ich werde geſtört und muß heute ſchließen. Sie haben mich betrogen, Sie haben mich verrathen, Sie könnten mir Gift geben, das verzeihe ich Ihnen alle. Aber wenn Sie mich je ennuyiren, dann Wehe Ihnen!

Fünfundzwanzigſter Brief.

Aarau, den 24. September 1832.

..... Ich werde jezt nach Luzern reiſen, Mittwoch oder Donnerſtag wahrſcheinlich. Aarau iſt gar zu ſtill und langweilig, Luzern aber iſt erſtens wegen ſeiner herrlichen Gegend berühmt, dann wird der geſellige Ton gelobt. Dort ſind ſie katholiſch, lebensluſtig, die Weiber gefällig. Die Tagſazung, die jezt verſammelt, und viele Geſandtſchaften machen den Ort lebhaft. Auch iſt Theater dort. Ich werde in Luzern mehr Geduld als hier haben, das Weitere abzuwarten. Ich habe noch Silbergeld auf einige Zeit, und vielleicht findet ſich Gelegenheit, nach Luzern und Baſel eine Anweiſung zu ſchicken. Was mich beim Wechſeln des Geldes in die peinlichſte Verlegenheit ſezt, iſt folgendes; doch S. kann mir vielleicht einen guten Rath geben. Die Hälfte meiner Napoleon haben mich 34 Kreuzer gekoſtet, die andere Hälfte nur 32 Kreuzer. Wenn ich Leztere wechſeln ließe, würde ich am Stücke 2 Kreuzer weniger verlieren. Wie kann ich aber die unterſcheiden, welche mich nur 32 Kreuzer gekoſtet, von denen welche 34? Das iſt die Frage. Was würde Rothſchild in dieſem Falle thun?

Ich freue mich ſehr auf Luzern. Um Ihnen alle Ermahnungen zu erſparen, gebe ich Ihnen voraus folgende Verſprechungen. Ich werde mich auf dem Vierwaldſtädter See nicht erkälten, da ich weder Morgens noch Abends darauf fahren werde, ſondern blos mitten am Tage, wo es noch ſehr heiß iſt. Berge beſteige ich nicht. Wird das Wetter rauh, bleibe ich in der Stadt. Es ſoll dort eine bedeckte Brücke ſein, von der man eine himmliſche Ausſicht hat.

Mit dem Aufſaze geht es langſam. Ich habe zwar noch Luſt daran, werde aber oft geſtört, freiwillig und unfreiwillig. — Samſtag Abend war ich in einer Theegeſellſchaft, wo mehrere hübſche und artige junge Damen waren, verheirathete und ledige. Alles wie in Paris! Zum Thee gaben ſie Milchbrödchen ohne Butter. Doch auch Confekt. Talglichter. Als ich um ſieben Uhr kam, war der Thee ſchon getrunken. Um acht Uhr ging alles fort, nur wir jungen Leute blieben bis gegen neun. Ich habe mich ſehr amüſirt. Es wurde Pfänder geſpielt. Unter andern folgendes: Jeder bekam einen Namen, die Männer einen weiblichen, die Weiber einen männlichen. Wer einen Fehler macht, bekömmt einen Strich mit einer Kohle im Geſicht. Dann muß dieſer ſagen: ich heiße N. mit einem Strich, oder mit zwei. So oft er die Striche in ſeinem Geſicht nicht genau angibt, oder den Namen verfehlt, bekömmt er wieder einen Strich. Zuletzt hatte ich ſechs Striche und noch am andern Morgen war mein Geſicht ganz ſchwarz. — In ganz Aarau bin ich ſo bekannt, als wäre ich Bürgermeiſter. Alles grüßt mich auf der Straße. Weil ich einen Bedienten und eignen Wagen habe, gelte ich hier, wie überall in der Schweiz, für einen reichen Mann. In Mariahalden, in Zürich und hier, redete man mir zu, mich in der Schweiz niederzulaſſen und ein Gut zu kaufen. — Das Büchelchen: Schillers politiſches Vermächtniß, ſcheint nichts als politiſche Stellen aus Schillers Schriften zu enthalten, die mit meinen Anſichten übereinkommen. Ich hatte es in der Hand, es intereſſirte mich aber nicht. — Das Wetter iſt ganz herrlich. Nur Morgens bis neun Uhr iſt es oft neblig.

Lord Holland (wie ich geſtern geleſen) gab ſeinem Sohne die Lehre: „ne faites jamais aujourd'hui ce que vous pouvez remettre à demain; ne faites jamais vous-mêmes ce que vous pouvez faire faire par un autre.“ Es gibt doch nichts neues unter der Sonne. Ich bildete mir immer ein, ich hätte dieſe Weisheit erfunden.

Geſtern Abend war ich gerade zu Hauſe, als die Kellnerin in meinem Zimmer aufräumte. Conrad wich nicht von der Stelle. Es iſt wirklich merkwürdig, und es iſt ſchade, daß ich dieſe komiſche Geſchichte nicht kann drucken laſſen. — In Deutſchland geht es her wie in Spanien. Ich habe Nachrichten aus Stuttgart und Mannheim. Alle Liberalen, und wer nur je gegen die Regierung etwas geſchrieben, flüchtet ſich. Es iſt keiner mehr ſicher, und ich möchte mich jezt um keinen Preis nach Deutſchland wagen.

Sechsundzwanzigſter Brief.

Aarau, den 25. September 1832.

Ich habe dieſen ganzen Abend verwenden wollen, Ihnen zu ſchreiben; aber unglückſelige Beſuche haben mich bis dieſen Augenblick halb zehn Uhr geſtört. Da ich nun morgen früh nach Luzern abreiſe, wollte ich Sie, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, davon benachrichtigen.

Ich habe das herrlichſte Reiſewetter von der Welt. So ſchön war es dieſen ganzen Sommer nicht. Ich kann alſo von Luzern aus noch einen Theil der kleinen Cantone beſuchen. Ich habe viele Empfehlungen, und man verſichert mich allgemein, es herrſche dort ein fröhlicher Ton, beſonders unter den Frauenzimmern. Ich habe hier in Aarau mich ſpäter auch zu unterhalten angefangen. Einige Frauenzimmer, die ich kennen gelernt, haben mich ſehr amüſirt.

Der König von Spanien iſt geſtorben. Das iſt wieder einer von den Zufällen, die wie ein Bliz vom Himmel fallen, und auf die ich immer rechne. Das ganze künſtliche Juſte-Milieu-Syſtem Louis Philipps, das ganze Gewebe der europäiſchen Diplomatik wird dadurch zu Schanden gemacht. Das iſt ein Gegengift der Bundestag-Ordonnanzen.

Ich kann es Ihnen nicht beſchreiben, mit welcher Freundlichkeit ich hier behandelt worden. Alles liebt mich und die Weiber ſind ganz vernarrt in mich. — Adieu, von Luzern bald mehr.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Luzern, den 27. September 1832.

Seit geſtern Abend bin ich hier, ich, unglücklicher als Ulyſſes — ich fliehe mein Vaterland und finde es überall. Jener ſuchte es nur und erkannte es nicht, als er es endlich gefunden. Ich kam geſtern nach Sonnenuntergang hier an, und ſah die erſten hohen Alpen in der Dämmerung, und da dämmerte auch eine neue Welt in mir. Aber gleich darauf in meinem Zimmer las ich die deutſchen Zeitungen und von dem Wüthen des losgebundenen Bundestags, und da war alles wie ein Traum verſchwunden und ich lebte wieder in der flachen Wirklichkeit. Doch ſoll Ihnen das nicht leid thun;

ich müßte gelähmt ſein, wenn ich das nicht fühlte und beſſer Schmerzen als Lähmung. Das Wirthshaus, in das ich eingekehrt (der Adler), das beſte und vornehmſte der Stadt, liegt in einer engen Gaſſe, aber ſo eng, wie in Frankfurt die Gellenhäuſer Gaſſe. Ich ging heute ein Privatlogis zu ſuchen, wobei mir Freunde behülflich waren, aber es war keins zu finden. Ich muß alſo im Gaſthaus bleiben, doch wahrſcheinlich in ein anderes ziehen, das am See liegt und eine ſchöne Ausſicht hat. Es heißt zur Wage und paßt alſo ſehr für den ehemaligen Herausgeber der Wage. Schon dieſen Morgen um acht Uhr bekam ich Beſuch vom Aarauer Geſandten bei der Tagſatzung, dem ſeine Frau meine Ankunft gemeldet, der blieb eine ganze Stunde bei mir, und hielt mich auf, auf meinem Wege „zur Grotte des Anti-Paros.“ Das war ſchrecklich und ich hätte bald nicht blos die Geduld verloren. Ein gemüthlicher geiſtreicher Mann; aber o Jammer! ein Dichter. Er ſprach mit mir ſchon von ſeinen Gedichten, und kleine ſchwarze poetiſche

Wölkchen ziehen ſich am Horizont zuſammen, und morgen kann das Ungewitter losbrechen. Ach! wie oft beneidete ich einen Reiſenden, der kein berühmter Mann iſt, wie ich, und den keiner ſtört. Ich ſollte eigentlich den Conrad für mich ausgeben, was recht leicht zu thun wäre. Wiſſen Sie, daß er Reiſebilder macht wie Heine? Geſtern, als er die Schneeberge ſah, bemerkte er mir und lachte dabei — er freute ſich ſeiner poetiſchen Flügel — „es iſt ſonderbar, wenn man ſo dem Winter in's Geſicht ſieht.“ Und als fleißiger Künſtler arbeitete er dieſes Bild noch ſchöner aus, und vorhin, als wir zurückkamen, ſagte er: „es iſt ſonderbar, wenn man zwei Jahreszeiten zugleich ſieht.“ Als wir zurückkamen, ſagte ich. Ich habe mich verrathen. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen gar nichts zu ſagen von der Herrlichkeit dieſer Gebirgswelt, an deren Eingange ich doch erſt ſtehe. Ich meinte, das müßte Ihnen Verdruß machen, Ihnen das Gefühl getäuſchter Hoffnung erneuern. Aber Sie werden ſich doch freuen über die Freude eines Andern, auch wenn Sie ſie nicht theilen können. Es übertrifft die Erwartung, und es ſchaute mich als etwas Fremdes an, was ich doch ſo oft im Bilde geſehen, was ich mir alle ſeit vielen Jahren ſo klar vorgeſtellt. Um 4 Uhr Nachmittags ſezte ich mich mit Conrad-Heine in eine Gondel und ſchiffte den See hinaus. Luzern liegt am Fuße des Pilatus, man glaubt ſeinen Gipfel mit der Hand erreichen zu können, und man braucht doch ſieben Stunden hinauf zu kommen. Gegenüber liegt der viel niedrigere Rigi, ſo klar, daß man mit bloßen Augen das untere Wirthshaus darauf ſieht. Der See glatt wie ein Spiegel, das Wetter kann nicht herrlicher gedichtet werden. Und wenn man ſo weiter ſchifft, treten die Berge und Gletſcher immer näher heran, Einer über den Andern, immer Einer höher als der Vorige. Es ſchien mir, als kämen ſie mir entgegen, als ſähen ſie ſich einander über Schultern und Köpfe, mich vorüber fahren zu ſehen. Was wir, die wir nur den Rhein, den Taunus, Heidelberg geſehen, ſchöne Gegend nennen, kann hier nicht angewendet werden. Es iſt wie ein Waarenlager der Natur, wo hundert ſchöne Gegenden aufgehäuſt liegen und des Käufers warten. Da hörte ich doch ein neues Lied; aber weil Sie mir fehlten, war es eine Melodie ohne Text. Nach Sonnenuntergang, bei immer ſteigender Dämmerung, kehrte ich zurück. Vor mir über der Stadt brannte hell das Abendroth; wie ich nun zurückſah, wo zwiſchen den Bergen ſchon Nacht war, war es wie ein Schrecken, was ich fühlte. Es war als ginge dort die Welt unter und als wäre es die ewige Nacht, die immer näher alles verſchlingend der Stadt zufluthete, die noch im Lichte des Lebens glänzte Und das iſt erſt der Anfang. Uebermorgen will ich die ganze Länge des Sees bis Altdorf durchſchiffen. Das ſind acht Stunden. Da ſehe ich Brunnen, Küßnacht, Tell's Kapelle und Platte. Das iſt eine Reiſe von zwei Tagen. Und bei dieſem Wetter, ſagen mir die Schiffer, kömmt kein Sturm. Es iſt auch, als fahre man über eine Eiſenbahn, ſo wenig rührt ſich das Waſſer. Morgen könnte ein Brief von Ihnen kommen, wenigſtens der lezte nach Aarau. Wenn keiner kömmt, ſchreie ich Miau! Das ſage ich Ihnen vorher. Gute Nacht!

Freitag, den 28. September. Ihren ſehr lieben Brief erhalten, der mir Freude gemacht. Zum reiſen iſt es ja nicht zu ſpät, ſondern das Wetter ſchöner als je. Man rieth mir hier an, noch nach dem Berner Oberland zu reiſen; das werde ich aber doch nicht thun, ſondern mich mit den nahen Parthien begnügen, die ich oben angegeben. Ich reiſe morgen ab und komme den dritten Tag zurück. — Ich habe ſchon wieder Beſuch gehabt. Merkwürdig iſt, daß mich die Leute hier früher beſuchen, ehe ich zu ihnen gehe. — Auf dem Vierwaldſtätter See iſt ſehr ſtrenge Aufſicht der Obrigkeit auf die Schiffer. Man muß, um bei ungünſtigem Winde Hülfe zu haben, drei Schiffsleute nehmen. Ihnen wird das Recht ſein, mir aber thut das leid, weil das Fahren ſo theuer kömmt. Von hier nach Flüelen, am Ende des Sees, fährt man ſechs Stunden, und dafür muß man elf Gulden bezahlen. Wenn man mit dem nämlichen Schiffe gleich zurückfährt, die Hälfte. Ich aber werde von Altdorf über Zug und Schwyz zu Lande nach Luzern fahren. Die Abwechslung iſt intereſſanter. Wären Sie nur dabei.

Achtundzwanzigſter Brief.

Luzern, den 2. Oktober 1832.

Aus dem Lande Uri vom Fuße des Gotthards zurückzukommen und zu Hauſe zwei Briefe von Ihnen vorzufinden, das iſt das große Loos mit einer Prämie. Die vergangne Nacht ſchlief ich in Zug. Ich wollte von da auf dem Zuger-See nach Immenſee fahren, und zu Fuß durch Tell's hohle Gaſſe gehen, und dann von Küßnacht zu Land oder zu Waſſer nach Bürglen zurück. So wäre ich dieſen Abend erſt angekommen. Aber ich ſchmachtete nach Ihren Briefen. Wie ich nun dieſen Morgen erwachte, ſah ich zu meiner großen Freude, daß der Himmel von Wolken bedeckt war, und das

Wetter kühl. Und in meinem Buche las ich vom Zuger-See: „außer dem furchtbaren Föhn iſt auch der Nordweſtwind, Arbis genannt, gefährlich.“ Des allen freute ich mich. Ich überredete mich, auf dem See könnte ich bei ſolchem Wetter untergehen oder mich erkälten, und es ſei beſſer den geraden und kürzern Weg zu Lande zu machen. So kam ich ſchon Mittwoch hier an. Da Küßnacht nicht weit von hier iſt, kann ich das Verſäumte zwiſchen Morgen und Abend nachholen. Jezt zu Ihren Briefen....... Daß der S. lacht, das braucht Sie nicht argwöhniſch zu machen. Er hat gut lachen! Er hat einen guten Magen, und braucht ſeine Verdauung zu ſtärken keine Schaafgarbe zu ſaufen wie ich. Das iſt das ganze Geheimniß. O lieber Freund! Hätten Sie nur die Wirthstöchter in der Wage nicht erwähnt! Sie haben alte Wunden wieder aufgeriſſen. Seit drei Stunden (ſo lange iſt es, daß ich ſie nicht geſehen) hatte ich ſie vergeſſen. Ich logire nicht dort, ſondern in einem Privatlogis. Als ich her kam, kehrte ich in den Adler ein, der noch theurer iſt als die Wage. Aber ich gehe dorthin eſſen. Sie ſind ſchön die Wirthstöchter, aber was haben wir junge Leute davon? Man muß 65 Jahre alt ſein ein halbes Lächeln, und 70 ein ganzes von ihnen zu bekommen. Mich armen Lebens-Teufel von nur 46 Jahren ſtarrten ſie wie Gletſcher ins Geſicht, ſtarr und kalt, ob zwar hold wie im Roſenſchein der Abendröthe.

Den 14. Oktober werde ich auf jeden Fall noch in der Schweiz ſein, um einem großen Schüzenfeſte beizuwohnen, das an dieſem Tage von Patrioten aus politiſchen Gründen veranlaßt ſtatt haben wird. Eine herrliche Reiſe habe ich gemacht. Ich habe auch allerlei notirt, es ſpäter auszuarbeiten. Für den S. der die Gegend kennt, will ich nur kurz die Route bemerken. Samſtag Nachmittag fuhr ich nach einem Dorfe Winkel zu Lande, das am See liegt. Von da in einer halben Stunde nach Stanzſtade zu Waſſer. Von dort zu Fuß nach Stanz in Unterwalden, wo ich übernachtete. Morgens ging ich nach Stanzſtade zurück, und nahm dort ein Schiff nach Flüelen. Auf dem Wege am Grütli und Tellkapelle ausgeſtiegen. Von Flüelen zu Fuß nach Altdorf, wo ich übernachtete. Sonntag Morgen ging ich nach Bürglen. Von da zurück nach Altdorf. Von da zu Waſſer nach Brunnen. Von da zu Land über Schwyz, Goldau und Arth nach Zug, wo ich Montag Nacht zubrachte. Von Zug fuhr ich heute Morgen zu Land nach Luzern — Küßnacht, und Sarnen in Unterwalden werde ich ein Andersmal beſuchen. Die beiden Blümchen, eins für Sie, eins für S. ſind auf dem Grütli gepflückt. Bürglen — wie bin ich ſo froh, daß ich Ihnen das nicht beſchreiben kann, Sie, ja Sie hätten ſchwarzen Neid auf mich. Das iſt nicht Wirklichkeit, das iſt ein Gedicht. In Bürglen iſt Tell geboren und geſtorben; kein Held hat eine ſchönere Wiege und ein ſchöneres Grab, wie keiner ein ſchöneres Leben und einen ſchönern Tod. Er ertrank hochbejahrt im tobenden Schächenbach, als er bei einer Ueberſchwemmung ein Kind aus den Fluthen retten wollte. Von himmelhohen Bergen rings umſchloſſen grünt das kleine Thal, und aus Felſen hervor, Felſen herunter tobt der Schächenbach ſo wild, daß man glaubt die hohen Berge hätten ſich dahin geſtellt, ihn zu bewachen. Und das Alle am Fuße des Gotthards! Meine Phantaſie war ſchnell darüber in Italien, und ich ſeufzte ihr nach. In zwölf Stunden hätte ich unter Pomeranzen wandern können. Wie beneidete ich die Kühe, die ich vor Altdorf, und den folgenden Tag in großen Heerden kommen ſah. Sie werden über den Gotthard zum großen Viehmarkt in Locarno getrieben. Das ſah ſehr reizend aus. Einer der Treiber ein Schwyzer jodelte herrlich, daß es zwiſchen den Bergen wiederhallte. Alle Treiber hatten hölzerne Melknäpfe auf dem Rücken. Die vornehmſte Kuh trug eine Glocke, ſo groß wie der größte Kürbis am Halſe. Auf meine Frage: wozu die große Glocke? antwortete man mir: die Kühe hätten ihre Freude daran. Am Halſe trugen die Kühe kleine hölzerne Schämelchen, worauf ſich die Treiber ſezen, wenn ſie melken. Die Milch wird auf dem Wege verkauft. Als ich nach Flüelen kam, es war Sonntag, fand ich die ganze Dorfjugend, eine Schaar kleiner Tell's, mit Bogen bewaffnet, und mit Pfeilen nach der Scheibe ſchießen. Ich zahlte einen Bazen für einen Schuß, und traf ſo glücklich, daß wenn der Apfel auf dem Kopfe des kleinen Tell ſo groß geweſen wäre als die Scheibe, die drei Schuh im Durchmeſſer hatte, ich zwar den Apfel nicht getroffen hätte, aber den Knaben auch nicht; denn ich hätte ihm gerade unter die Beine weggeſchoſſen. Mein Pfeil blieb dicht über dem Boden in der Stange ſtecken, auf welcher die Scheibe ſtand. Ich wurde von allen Buben ausgelacht und ging beſchämt fort. — Meine Erwartung übertroffen hat die ſchauervolle Scene von Goldau. Wäre ich damals gerade dort geweſen, und man hätte mir vorher geſagt, der Berg würde einſtürzen, ich hätte mich fünfhundert Schritte zurückgezogen, und ganz ruhig das Schauſpiel abgewartet und wäre begraben worden. Häuſerhohe Felſen wurden eine Stunde weit geſchleudert. Der

Weg, auf dem man jezt fährt, und der hoch liegt, war früher ein Thal, das von Schutt und Steinen ausgefüllt worden. Ein großes Stück des Lowerzer Sees wurde davon ausgefüllt. Und jezt haben ſich dort wieder Menſchen angeſiedelt, und ich habe ſie an den Fenſtern lachen ſehen. — Nachmittag hatte ich ſtarken Wind auf dem See. Ein Sturm muß da fürchterlich ſein. An's Land zu gelangen, hilft einem gar nichts; die Ufer ſind gewöhnlich ſo glatt und ſteil, daß kein Vogel Plaz hätte, ſich dahin zu retten. Der gefährliche Wind iſt der Föhn. Er war in der Luft, kam aber nicht herunter. Der Föhn iſt nämlich der warme Oſtwind, der aus Italien über den Gotthard kömmt. Unmittelbar kann er nicht über das flache Land und über das Waſſer ſtreichen. Er muß erſt die Berge herunter in die tiefen Luftregionen ſteigen und das ſieht man vorher. Ich ſah weiße Wölkchen über den Bergen, und den Wind mit den Blättern der Bäume ſpielen, die hoch oben ſtanden, doch immer konnte er nicht herunter. Aber auch bei gutem Wetter ändert ſich der Wind auf dem Vierwaldſtätter See jede halbe Stunde. So oft man um eine Felſenecke biegt, ändert ſich die Luft und mit ihr das Waſſer. Jezt iſt es glatt und grün wie eine Wieſe. Gleich darauf kräuſelt ſich das Waſſer, und bald ſchlägt es hohe Wellen. Auf dem Rütli war einen Tag vor mir der Dichter Uhland und hatte einen Reim in's Buch geſchrieben. Zu gleicher Zeit ein Pole, der in einer langen Rede mit herzzerreißenden Klagen über ſein Vaterland ſchreibt. Er ſagt unter Andern: Die Schweiz hatte nur einen Geßler, Polen hat drei. — Alle Fremdenbücher in den Wirthshäuſern ſind mit komiſchen Klagen der Reiſenden über die Prellereien der Wirthe ausgefüllt. Es iſt oft zum Lachen. So las ich in Schwyz den langen Jammer eines Franzoſen, der herrechnet, was er genoſſen, und wie viel er dafür bezahlt. Es iſt eine ganze Seite des Buchs. Am Schluſſe ſagt er: Er müſſe alles widerrufen. Er habe geglaubt, es ſei von Schweizerfranken die Rede, und bei Bezahlung der Rechnung habe er geſehen, daß nur franzöſiſche Franken gemeint waren. Man braucht aber ſchrecklich viel Geld. Freilich muß ich Wagen und Schiff allein bezahlen, in Geſellſchaft kömmt es wohlfeiler.

Mittwoch, den 3. Oktober. Heute ſchon wieder ein Brief! Sie ſind ſehr zudringlich. Freilich ſind drei Briefe wöchentlich zu viel, vier wären auch genug und dabei laſſen Sie es bewenden. Der König von Spanien iſt ſchon wieder einmal geſtorben, kann man jezt ſehr gut mit Müllerchen im Bürgerkapitain ſagen; denn jezt ſoll er wirklich todt ſein. Es lebe der Tod! Das paßt mir ſehr in meinen Kram. — Mein Weg nach Baſel geht wieder über Aarau zurück, und ich werde wahrſcheinlich noch einige Tage dort bleiben. In Aarau fing ich erſt an mich zu amüſiren, als ich mich verliebte. Ich bin, ganz im Ernſte, ohne weibliche Geſellſchaft wie ein ungeſchmiertes Rad; ich ſtöhne und krache und komme nicht von der Stelle. Wer ſollte das von mir denken? Sie haben

Recht gehabt, dem Dr. *** alles abzuläugnen. Lernen Sie endlich lügen, das iſt das Nöthigſte in der Ehe; hauptſächlich weil ich nicht lügen kann, mochte ich nicht heirathen. Ich habe und kann hier kein Tagebuch führen. Wenn ich nach allem Sehen noch Zeit übrig habe, muß ich ſie benuzen, den ſchon erwähnten Anhang zu meinen Briefen fertig zu machen, weil es kommen kann, daß das Manuſcript nicht reicht. Das iſt wieder in Stocken gerathen. In Zürich war ich mit meinen Briefen ſelbſt beſchäftigt und konnte an nichts Neues denken. So bleibe ich aus Faulheit immer zurück. Ich will mich aber beſſern. S. ſoll mir eine Kiſte mit allen den Büchern voll machen, die ich im eintreffenden Falle mir vielleicht werde ſchicken laſſen. Ich kann Ihnen das nicht ſo genau bezeichnen, er muß den Verſtand haben, zu wiſſen, welche Bücher ein Ignorant, wie ich, oft zum Nachſchlagen braucht. Alſo Sprach- und Sachwörterbücher, Encyclopädien, Hiſtorie. Wenn in der Kiſte noch Plaz übrig bleibt: Ueberſezungen der lateiniſchen und griechiſchen Klaſſiker. Wenn noch Plaz übrig bleibt, kann er Brabanter Thaler hineinlegen. Adieu. Das Wetter iſt fortwährend herrlich. Gruß an alle Welt.

Neunundzwanzigſter Brief.

Luzern, den 6. Oktober 1832.

Ich erhalte ſo eben Ihren Brief vom 2ten, alſo wieder erſt am fünften Tage. — Ihnen, was ich geſehen in der Schweiz, umſtändlich zu beſchreiben, dazu habe ich wirklich weder Zeit noch Ruhe. Indeſſen iſt allerlei notirt, daraus einmal (und wenn längere Schweizer-Reiſen künftig dazu kommen), etwas zu machen. Geſtern fuhr ich zu Land nach Küßnacht. Nahe dort iſt die hohle Gaſſe, wo Tell den Geßler erſchoſſen, und eine Kapelle bezeichnet den Ort der That. In's Fremdenbuch dort ſchrieb ich folgende Reime:

Er faßt 'nen langen Bogen,
War keiner von Papier,
Hat aus dem Köcher gezogen
Kein Federlein wie wir

Mit feigem Proteſtiren
Unterthäniger Bitte
Mocht' er nicht Zeit verlieren —
Traf gleich die rechte Mitte.

Drauf zog das Volk mit Lanzen
Gen das monarch'ſche Prinzip,
Gen Oeſterreichs Ordonnanzen,
Den uralten Freiheitsdieb. *)

Und meinen Namen darunter. Was mir in der Schweiz wohl thut, deren Geſchichte ich jezt leſe, in Büchern und in Felſenſchrift an den Bergen, iſt der Schweiz uralter Haß gegen Oeſterreich, und wie lezteres immer zu Schanden geſchlagen worden.

---

*) In einem Notizenbuche von Börne fand ſich auch obiges Gedicht mit noch folgenden Strophen: A. d. H.

Heut ſchützen die Koſaken
Das ſchwächlich monarchiſche Prinzip,
Und es rühmen mit ſpeiſevollen Backen
Profeſſoren ihre ewige Fürſtenlieb.

Andere mit hohlen Wangen
Reden für das Volk ein mageres Wort.
Erheb dich Volk, ſcheuch mit Bohnenſtangen
Die Lerchen deiner Freiheit fort.

Wie dieſer Haß glühend war, lehrt folgende Stelle in Müllers Gſchichte: „Von derſelbigen Zeit an (Ende des vierzehnten Jahrhunderts) wurzelte immer tiefer ein bitterer Haß des Oeſterreichiſchen Volks und Adels, den ſie nicht geduldig nur nennen hören konnten. Keinem konnten ſie vergeben, von Oeſterreich in der Schweiz Gutes zu ſprechen; wer ſeinen Helm oder Hut (wie die Herzoge zu thun pflegten) mit Pfauenfedern hätte ſchmücken wollen, würde von dem Volk umgebracht worden ſein. Es iſt aufgezeichnet worden, daß in der ganzen Schweiz kein Pfau habe ſein dürfen; als einem eidgenöſſiſchen Mann, der in einer öffentlichen Schenke ſaß, ein Spiel der Sonnenſtrahlen die Farben des Pfauenſchweifes in ſein Glas voll Wein gebildet, habe er ſein Schwert ausgezogen und mit hundert Flüchen das Glas in Stücken geſchlagen.“ Ja, ſo muß man Oeſterreich haſſen, oder beſſer — wie ich.

Die alten Heldengeſchichten der Schweiz und den Schauplaz ihrer ſchönſten Thaten (die Ufer des

Vierwaldſtätter Sees) lernen Sie am beſten aus Schillers Wilhelm Tell kennen. Er hat alles der Natur und Geſchichte gemäß erzählt. Schiller war nie mit einem Fuße in der Schweiz (wahrſcheinlich aus Geldnoth nicht) und als er den Tell ſchrieb, ließ er ſich die Landſchaften ſchildern und zeichnen. Ich ſah wieder, daß mehr der Dichter als der Geſchichtſchreiber Heldenthaten verewigt; denn mehr aus Schillers Tell, als aus der Geſchichte, kannte ich der Schweizer Großthaten. In den vier Urcantonen iſt kein Berg und kein Thal, die nicht durch eine große That verewigt. Dieſe Heldenzeit der Schweizer hat viele Aehnlichkeit mit der der Griechen und Römer, wie wohl mit der jeden Volks. Wäre die unleidliche Aufklärung nicht, zu welcher ſchönen Mythologie wäre nicht die alte Schweizergeſchichte in dieſen fünf Jahrhunderten ausgeſchmückt worden. Sie hätten ihren Theſeus, ihren Herkules, ihre Lukretia. Aber das Chriſtenthum hat nicht alles verdorben. Zum Glück fiel die ſchönſte Schweizer-Geſchichte vor der Reformation und in Ländern, die bis heute noch katholiſch geblieben. Tell wird wie ein Gott verehrt. Er hat an allen Schaupläzen ſeines Lebens und Wirkens Kapellen, in denen Gottesdienſt geſchieht und wohin zu verſchiedenen Zeiten gewallfahrt wird. An Kapellen, öffentlichen und Privatgebäuden ſieht man ſeine Lebensſcenen abgebildet. Er ſteht in Stein auf Brunnen, ſo auch Arnold von Winkelried und das Bild anderer Helden. Wie wohl mir das in der Schweiz thut, kein Bild eines Fürſten zu ſehen, ſondern nur das von Männern aus dem Volke. Auch die katholiſche Andacht der Leute erfreut mich. Wo auf dem Wege eine Kapelle ſteht, ſieht man Männer, Weiber und Kinder darin, davor knien. Geſtern auf meinem Wege fand ich ſo ein ſchönes Bild. Die Kapelle war verſchloſſen. Bauernweiber knieten vor dem Gitter, das den Blick in das Innere gibt. Eine, die vor dem Gitter keinen Plaz mehr gefunden, kniete vor der geſchloſſenen Thüre, genau da, wo beide Thürflügel die Spalte bilden, als könne ihr Gebet da leichter eindringen, als durch die Mauer, vor der ſie bequemen Plaz gefunden hätte. Der Weg nach Küßnacht iſt herrlich. Ueberhaupt finde ich viel reizender, an den Ufern der See zu Land zu reiſen, als auf dem Waſſer. Die Ufer ſind gewöhnlich hoch, und man hat dort eine ſchönere Anſicht hinab auf das Waſſer und die Ufer, als auf dem Waſſer hinauf und hinüber.

Ich Eſel ſchrieb Ihnen neulich von Grütli-Blumen und vergaß ſie einzuſchließen. Heute thue ich es (wenn ich es nicht wieder vergeſſe). Verwahren Sie die Blumen gut. Sie können noch einmal neben Schwert und Dolch auf einem Criminal-Tiſch prangen, wenn früher oder ſpäter unſere demagogiſchen Umtriebe zur Unterſuchung kommen, und wir, weil wir die beſtehenden Dinge umſtürzen wollten, geköpft werden. Dann werden die Blümchen von dem revolutionären Grütli gegen uns zeugen.

Geſtern Abend war ich in Geſellſchaft bei Profeſſor Monnard, den ich vor zehn Jahren in Paris kennen gelernt, und hier als Tagſazungs-Geſandten wieder gefunden. Da fand ich faſt alle

Tagſazungs-Geſandte. Lauter Bürgerliche, doch führt der Präſident den Titel Excellenz. Die Sitzungen der Tagſazung ſind zwar nicht öffentlich, doch war da gar keine Geheimnißkrämerei, wie bei monarchiſchen Diplomaten. Ich fragte den Präſident und die Andern alles, was ich wiſſen wollte, was ſie verhandeln, in der und jener Sache beſchloſſen, oder beſchließen werden. Sie ſagten mir alles. Bei Tiſche fingen alle Geſandten an eine Art Studentenlied zu ſingen, der Präſident (ein großer ſtarker Mann und von diplomatiſchem Anſehen) ſang mit. Er ſaß auf dem Sopha, ich neben ihm. Da verglich ich, in Gedanken, dieſes diplomatiſche Souper mit einem Frankfurter des Bundestags, und wie ſich das ausnehmen würde, wenn Herr von Münch-Bellinghauſen mit Herrn von Nagler und die übrigen ein Lied ſängen, und da mußte ich lachen. Es waren meiſtens Männer von meinem Alter, wenige über, viele jünger. Sehr artige Leute, beſonders die aus der franzöſiſchen und italieniſchen Schweiz. Es wurden drei Sprachen geſprochen. Meine Pariſer Briefe kannten die Meiſten.

Was Sie mir neulich von *** geſchrieben, daß er hübſch geworden, iſt merkwürdig. Es ſcheint, daß in dieſer Zeit die Bruſtkrankheiten mit Schönheit endigen. Stellen Sie ſich vor, ich bin auch ſchön geworden. Seit wie lange, weiß ich nicht. Erſt vor einigen Tagen, da ich in meinem blauen Morgenhalstuche vor einem großen Spiegel frühſtückte, entdeckte ich es. Wenn das die Weiber erfahren, bekommen ſie alle die Schwindſucht. — Iſt *** noch in Frankfurt, oder ſchon nach Paris zurück? Und Sie? Kommen Sie denn auch gewiß? Das Geld darf Sie nicht abſchrecken. Ich ernähre Sie dort, wie man alle Blumen ernährt — mit Waſſer.

Dreiſzigſter Brief.

Luzern, den 7. Oktober 1832.

Wir wollen ein wenig plaudern. Heute iſt Regenwetter, doch warm. Ich habe es noch gut getroffen mit meiner Reiſe. Jezt muß ich darauf ſehen, ſchönes Wetter auch für die Pariſer Reiſe abzupaſſen, denn wenn Regenwetter die Wege ſchlecht gemacht, iſt das Reiſen ſehr läſtig.

Kürzlich las ich in einem Pariſer Blatte „Opinion de Bœrne sur Gœthe“ aus dem 8ten Theile überſezt. — Es iſt auch Theater hier. Neulich ſah ich eine Pantomime, Harlekin in der bezauberten Kaffemühle, was recht hübſch war. Es war zum verwundern, was in dem kleinen Hauſe und bei den wenigen Mitteln einer herumziehenden Truppe für ſchöne Metamorphoſen vorkamen. Auch iſt der Erfinder der Maſchinerien ein Frankfurter, ein gewiſſer Schnepf, der beim Theater als Dekorationsmaler und zugleich als Schauſpieler angeſtellt iſt. Er hat wirklich Genie, ſpielte den Harlekin ſehr gewandt und ſeine Maſchinen ſind vortrefflich. Ich begreife nicht, warum man den Menſchen nicht in Frankfurt anſtellt. Der Direktor des Theaters, ein artiger ſolider Mann, und bedrängter Familienvater beſuchte mich und zwar aus folgendem Grunde. Er habe gehört ich ſei in Baden geweſen, und er wolle ſich erkundigen, wie es ſeinem Sohne gehe, der bei Spindler im Hauſe iſt. Das iſt der Junge, der mir dieſen Sommer abgeſchrieben. Ich konnte dem Vater die beſte Auskunſt geben. Spindler hat den Jungen zu ſich genommen, und wird bis zu ſeiner vollendeten Erziehung für ihn ſorgen. Das iſt doch ſchön. Das Theater iſt auf einer Bodenkammer des Jeſuiten-Gebäudes und man muß drei Treppen ſteigen in's Parterre zu kommen. Mich intereſſirte das Publikum, die ſchöne Welt. Die Weiber haben hübſche katholiſche Augen, aber noch ſo ſchön, ihre harte ſchweizer Sprache macht ſie ſehr unliebenswürdig.

Montag, den 8. Oktober. Geſtern beſuchte ich eine Stunde von hier einen öffentlichen Vergnügungsort. Sie können ſich nichts ſchöneres denken als die Gegend um Luzern. Es iſt ganz anders wie bei uns, auch Baden, das Murgthal, gibt keine Vorſtellung davon. Es iſt ein anderes Grün, es ſind andere Berge, andere Waſſer. Ich kann mir denken, wie man in der Schweiz Tage und Wochen lang zu Fuße reiſen kann, ohne müde zu werden. Man hat immer ein nahes, imme ein ſchönes und ſchöneres Ziel. Immer iſt ei Berg, eine Felſenwand, welche den Weg zuſperren. Da wird man neugierig zu wiſſen, wie es hinte dem Berg, hinter der Wand ausſieht; hat man ſi erreicht, lockt uns wieder ein nahes Ziel, und ſ immerfort, und ſo wird man von Morgen bi Abend gelockt. Merkwürdig iſt das Spiel de Wolken um die Höhen der Berge gegen Aben Ein Nebel erhebt ſich und verhüllt die Mitte de

Berges, die Spize bleibt frei, ſo daß ſie in der Luſt zu ſchweben ſcheint. Oder der Berg wird bis an die untere Region eingehüllt und zeigt dann nur einen mäßigen Hügel. So ſuchte ich geſtern Abend (das Wetter war Sonnenhell) den Pilatus und konnte ihn nicht finden. Endlich entdeckte ich, daß er von Wolken eingehüllt war.

Geſtern Abend war ich im Theater und ſah Kotzebue's Kreuzfahrer. Balduin von Eichenhorſt, Bohemund von Schwarzeneck, Emma von Falkenſtein — es war prächtig; ich habe das ſeit ſo lange nicht gehört. Es war Sonntag, das Haus gedrückt voll. Ich hatte große Freude am weiblichen Publikum. Die erſten ſechs Bänke des Parterres waren nur von Frauenzimmern beſezt, und ich der einzige Herr unter ihnen. Von dieſem Geplauder haben Sie keine Vorſtellung. Sie ſprachen alle mit einander, über die Bänke herüber, rechts, links. Sie genirten ſich gar nicht vor mich, drängten ſich an mich, lehnten ſich über mir, um mit Nachbarinnen zu plaudern. Sie hatten keine Ahnung davon, daß ſie einen gefährlichen Reiſebeſchreiber unter ſich hatten, der ſo manches auffangen könne. Es war wie die Lama's und andere ſanfte Thiere oder Vögel, die in Gegenden wo nie ein Menſch geweſen, ſich zutraulich dem erſten Menſchen nahen und keine Furcht haben. Es iſt erſtaunlich was dieſe Luzernerinnen für Aehnlichkeit mit Jüdinnen haben. Die nämliche Phyſiognomie, Lebhaftigkeit, die nämliche Sprache, dieſelben eigenthümlichen Worte und ganz der ſingende Ton jener.

Heute kurz vor dem Eſſen ging ich noch vor die Stadt hinaus ſpazieren. Da kam ich unverſehens in ein kleines Thal rings von ſanften Hügeln eingeſchloſſen. Und in dem Thale lagen wieder andere noch niedrigere Hügel. Es war ein Sopha von grüner Seide, rings an den Wänden ſchwellende Polſter. Ich hätte mich hinein werfen mögen, man meint die Erde wäre elaſtiſch. Ich kann Ihnen dieſes Grün nicht beſchreiben, es müßte Blinde heilen können. Nichts lieblicher als das Schellengeläute des Viehs, das jezt von den Bergen herab iſt, und überall in der Ebene weidet. Kein Menſch in der Schweiz hat es beſſer als eine Kuh. Sie iſt der Reichthum, der Adel des Schweizers, und ſo viele Kühe er hat, ſo viele Ahnen zählt er. Sobald im Frühling das erſte Gras ſproßt, werden ſie hinaus auf die Weide geführt. Dann werden ſie zu Berge getrieben, erſt in die unteren Regionen, dann in die mittleren, endlich im Sommer die höchſten Alpen hinauf. Im Herbſte gehen ſie ſo abweidend zurück.

So reiſen wie es gewöhnlich geſchieht in der Schweiz, möchte ich nicht. Wochen, Monate lang von einem Ort zum andern jagen, nichts voll genießen, alles nur koſten — iſt das nicht thöricht? Wenn uns ein Berg, ein Thal entzückt, warum wegeilen nach einem andern Thale, einem andern Berge, blos um zu Hauſe erzählen zu können, daß man dort geweſen? Ich will zwar nicht, daß man der erſten ſchönen Gegend treu bleibe und in einer chriſtlichen Ehe mit ihr lebe; aber von Morgen bis Abend von einer zur andern flattern, das will ich auch nicht. Man ſoll in der Schweiz leben, wie ein Türke in ſeinem Serail. Alles Schöne iſt in der Nähe, gefällig jede Laune zu befriedigen; aber man wähle eine Favoritin, und werfe, wenn man ihrer ſatt iſt, einer andern das Schnupftuch zu. — Wären Sie vor einigen Tagen mit mir hier geweſen, und hätten ſich von mir ſpazieren führen laſſen, Sie hätten mir vor Wuth eine Haarnadel in das Herz geſtoßen. Ich ging nämlich aus, auf meine Art, die Phyſiognomie von Luzern kennen zu lernen. Es war das herrlichſte Wetter. Ich aber ſchlich mit unbeſchreiblicher Wonne den ſchmalen Weg herum, der zwiſchen zwei hohen Mauern in einem Halbkreiſe die Stadt umgibt. Nichts als Mauern und Hütten. Keine Sonne, kein Feld, kein Baum. Nur eine kleine Seitenſpize des zackigen Pilatus ſchaute in die dürre Gaſſe von oben auf mich herab. Es war wie eine Zunge, die er herausſtreckte mich zu verſpotten. Ich aber ſezte mein Vergnügen fort und ließ mich nicht ſtören. Endlich kam ich zur Stadt hinaus in's Freie, gerieth in eine weiche Wieſe, über der von Schritt zu Schritt Steine gelegt waren, daß man trocknen Fußes hinüberkomme. Dann gelangte ich an einen Bach, über den eine Art ſchwimmende Brücke führte. Ein Mädchen ſtand darauf mit einem Ruder, das Schiff ohne Bord abzudrücken. Ich wollte hinüber; aber ſie bemerkte, hier führe kein Weg. Es war ein Landhaus auf einer Inſel im See, durch einen ſchmalen Waſſerarm vom Lande geſchieden. Ich mußte den nämlichen Weg über die naſſe Wieſe, von Stein zu Stein hüpfend in die Stadt zurück, noch einmal durch die hohen Mauern durch. Darüber ward es dunkel. Und hätten Sie darauf mich Abends beim Thee nicht ermordet, oder noch grauſamer mit mir gegrollt? Ach, wie ſchön iſt es ledig zu ſein! Ich kann es nicht erwarten bis wir drei zuſammenkommen, und Sie das erſte Mal mit mir zanken. Ich endoſſire Ihren Zorn und ſchreibe darauf: Für mich an die Ordre Herrn S. S. — So eben erhalte ich Ihren Brief. O, wie ſchön daß Sie bald kommen!

Antikritiſche Beluſtigungen an den reizenden Ufern des Zürcher-See's.

(Auguſt 1832.)

I.

Die Tiger-Brücke.

Da ich ſchon am vierten Februar dieſes Jahre auf dem „Punkte“ ſtand, „wo der Menſch i den Tiger übergeht“ — wie die Dresdner Abend Zeitung von dem nämlichen Tage hinlänglich bewieſen — ſo wird der billige Leſer wohl einſehen, daß weil ich kein Säulenheiliger bin, ich dieſe peinlich Stellung nicht lange mehr werde ertragen können ſondern genöthigt ſein werde, bald über die Tiger Brücke zu gehen. Doch will ich es aushalten ſ lange als möglich und dieſe kurze Zeit noch benuzen mit jenem Rezenſenten in der Abend-Zeitung, der ſich Eratophilos unterſchrieb, ſo wie mit zwei andern meiner Rezenſenten, nämlich einem ungenannten Lehrjungen des Profeſſor Görres in München, und dem Herrn Carové, licencié-en-droit in Frankfurt am Main, einige menſchliche Worte zu wechſeln. Später, jenſeits der Tiger-Brücke, rede ich gar nicht mehr mit ihnen, ſondern ich freſſe ſie auf.

II.

Die Sokrates-Hütte.

Sollte ſich nach meinem Tode unter meinen hinterlaſſenen Papieren ein Bogen finden, auf dem weiter nichts geſchrieben ſteht, als folgendes:

Suppe von durchgeſchlagenen Rezenſenten

— ſo bitte ich die Nachwelt, ſich doch ja nicht zu betrüben, daß von dieſer merkwürdigen Schrift nichts fertig geworden, als der Titel; denn ſie iſt allerdings fertig geworden und iſt nichts anderes, als dieſe gegenwärtige Abhandlung Antikritiſche Beluſtigungen. Warum der Titel verändert worden, ſoll der Leſer gleich erfahren.

Dieſen Sommer in Baden fand ein ſo lebhafter Verkehr von wechſelſeitiger Höflichkeit zwiſchen mir und einigen norddeutſchen Damen ſtatt, daß ich ganz ſchwach davon geworden war und einen Heißhunger nach tüchtigen Grobheiten bekam, ſowohl nach paſſiven als nach aktiven. Sie waren aber nicht aufzutreiben. Endlich erbarmte ſich meiner ein Freund, der meine Leiden ſah und erkannte, und verſchaffte mir drei Stücke Rezenſionen meiner Briefe aus Paris: die ſchon erwähnte in der Abend-Zeitung, eine in der Neuen Hanauer Zeitung und eine dritte in der Münchner Eos. Ich verzehrte ſie und fühlte mich gleich wieder geſtärkt; um aber meine Kräfte völlig wieder herzuſtellen, nahm ich mir vor, darauf zu antworten. Ich ſann auf einen romantiſchen Schreibſitz, der meiner gemüthlichen Stimmung und meinem zarten Vorhaben entſpräche, und wählte die Sokrates-Hütte auf dem Berge, wo jeden Morgen und Abend ſo viele weibliche Seufzer aufſteigen, daß ſelbſt beim hellſten Wetter die Hütte von Silberwölkchen umfloſſen iſt. Ehe ich hinaufging, frühſtückte ich unten vor dem Converſationshauſe mit Chokolade und einem kleinen Aerger. Der Aerger beſtand in folgendem. Ein Preuße, ein ſehr lieber, ganz ſcharmanter Mann, der auch ehrlich war — ach die Augen, die Augen! Wenn es Menſchen gibt, die der Teufel geſchaffen, ſo war es doch immer Gott, der ihnen die Augen eingeſezt: dieſe Fenſter der Seele von Cryſtallſcherben eines zerbrochenen Himmels — nichts vermag ſie zu färben, zu trüben, zu verfinſtern. Sie verrathen den geübteſten Schurken, ſie lügen nicht, ſie heucheln nicht; ſie klagen den ungekannten Miſſethäter an, und vertheidigen die verkannte Unſchuld. Alſo dieſer Preuße erzählte mir: im Caſino von Baden hänge eine Tafel, auf der gedruckt ſtände: „es iſt verboten Hunde mitzubringen" und darunter mit Bleiſtift geſchrieben: „und Preußen." Ich ärgerte mich über den feigen Bleiſtift — ſonſt über weiter nichts. Dann ſtieg ich langſam den

Berg hinauf, in der Taſche die gefangenen Triumviren und in der Hand mein Schreibbuch tragend. Im Gehen ſann ich darüber nach, ob ich den Titel ſezen ſollte: Suppe von durchgeſchlagenen Rezenſenten, oder: durchgeſchlagene Rezenſenten-Suppe. Endlich kam ich zur Beſinnung; aus meinem garſtig verpuppten Herzen entfaltete ſich meine beſſere Natur und ich verwarf mit Unwillen den ganzen Titel. Nichts auf der Welt — ein Satiriker etwa ausgenommen — iſt mir verhaßter als Satire; weil ſie ſo hofhündiſch hinter dem Gitter der Zweideutigkeit hervorbellt, oder von einem dunkeln Sinne verhüllt, die Vorübergehenden anfällt, und nicht den Muth hat, im Freien und am hellen Tage einem Spizbuben an die Kehle zu ſpringen. Ich hatte jenen Titel ganz arglos erdacht. Mein körperlicher Appetit nach Grobheiten hatte mir das Bild ſeiner Befriedigung unter einer mir angenehmen Kochform vorgehalten. Erſt ſpäter fiel mir ein: der Leſer könnte denken, ich hätte ein jämmerliches Wortſpiel treiben wollen mit durchſchlagen im Sinne der Kochkunſt, und durchſchlagen im Sinne eines Prügelkünſtlers, darum unterdrückte ich den Titel.

Oben ſezte ich mich auf eine — ach! der ſo bekannten Bänke, die vor der Hütte ſtehen, und holte den Eratophilos aus dem Gefängniſſe, um das Verhör mit ihm anzufangen. Da bemerkte ich, daß der große ſtarke Mann, der mir zur Seite auf der andern Bank ſaß, mich unverwandt anſah, und es erwachte der Argwohn in mir, er wolle mit den Augen in meinem Protokolle herumſpazieren. Das ſtörte und verdroß mich; ich ſtand auf und ging fort. Unten in der Promenade begegnete ich dem ſcharmanten Preußen, der ſich zu mir geſellte, und wie gewöhnlich ſich über die preußiſche Regierung luſtig machte. Er ſagte hundert artige Sachen von Herrn von Ancillon, von Herrn von Kamptz, von den Prinzen von Mecklenburg, von Herrn von Wittgenſtein, von dem Kronprinzen. Ich bat ihn, vorſichtiger zu ſein, denn nicht allein die Wände hätten Ohren, ſondern auch die Taſchen (ich dachte nämlich an einen der Triumvirn). Aber er ließ ſich nicht wehren und unterhielt mich auf das angenehmſte bis zum Mittageſſen von lauter Dingen unter zwanzig Bogen.

Nachmittags beging ich gewohnte Diätfehler und war höflich mit den Damen. Um ſo raſcher ſtieg ich den andern Morgen wieder zur Sokrates-Hütte hinauf; denn da ich mir vorgeſezt, meine Rezenſenten auf ſokratiſche Manier dahin zu bringen, mir freiwillig zu geſtehen, daß ſie diſtelgenährte Sackträger ſind, glaubte ich meinen Zweck nicht beſſer zu erreichen, als in der Nähe der Sokrates-Hütte. Aber da ſaß der unglückſelige Mann wieder auf der Bank, ſah mich wieder unverwandt an und jagte mich zum zweiten Male fort; denn unmöglich war es mir immer, in der Nähe eines fremden menſchlichen Weſens zu denken, zu leſen oder zu ſchreiben — in der Nähe eines befreundeten noch weniger.

Ich klagte mein Leid einem Freunde, dem ſchon mit Dank erwähnten Rezenſionenmäkler und dieſer erzählte mir: der Mann auf dem Berge ſei ein

Einwohner von Baden und blind. Jeden Morgen ginge er ohne Führer hinauf und bliebe da ſizen bis zum Sonnenuntergange. Er wäre arm und empfinge aus dem Armenfond täglich vier Kreuzer. Da jammerte mich der unglückliche Nachtwandler und mich jammerten meine Rezenſenten. Ich dachte: vielleicht ſind ſie auch blind! Vielleicht leben ſie auch von Unterſtüzung, die man ihnen gibt, nicht weil, ſondern damit ſie nicht ſehen! Und als ich plözlich aus einem Gebüſche hervortrat, kam mir ein ſchönes blaſſes engliſches Mädchen mit verweinten Augen entgegen. Ich ſah ihr nach und dachte: Du armes Kind! Auf dieſer weiten Erde haſt Du nicht ein fühlendes Weſen, Du haſt nur ein todtes Taſchentuch, das Deine Thränen trocknet. Warum gingſt Du ſo ſtolz an mir vorüber? Warum klagteſt Du mir nicht Deinen Schmerz? Ich hätte Dich wohl nicht geheilt, aber Dir gewiß ein Lächeln mitgegeben für Deine Träume, und vielleicht hätte die Morgenſonne den ſüßen Thau der Hoffnung von Deinen Augen geküßt! Aber Du gingſt vorüber. Ach! der Menſch kann ſtolz ſein und kann doch weinen! Und ich ward ſehr weich und lispelte in den Abendwind: hole der Teufel meine Rezenſenten und mich auch! Ich will nicht mehr an ſie denken.

III.

Der 21ſte Bogen.

Seitdem ſind ſechszig Tage vorüber gegangen. Seitdem iſt ein Teufel vorüber gebraust, der jubelnd Muſterung hielt; und ein ſtiller Gott iſt vorüber geſäuſelt, der auf ſeine Vertrauten herablächelte. Ich hatte meine Rezenſenten vergeſſen, die Knechte über ihre Herren vergeſſen, welche ſelbſt mit mir verhandelten. Da geſchah es, daß vor einigen Tagen, ehe ich die Handſchrift zu dieſen neuen Briefen aus Paris in die Druckerei abſchickte, ich die Berechnung machte, ob ſie zu zwei Mal 20½ Bogen hinreiche — denn nach dem gemeinen bürgerlichen deutſchen Rechte wird höchſt ſonderbar ein Buch erſt mit dem 21ſten Bogen majorenn, alſo gerade in dem Alter, wenn die Bücher gewöhnlich anfangen dumm oder ausſchweifend zu werden. Ehe ich aber weiter gehe, will ich meine feſte Hoffnung ausſprechen, daß ſämmtliche deutſche Cenſoren, wenn ſie einſt ihre Vormundſchafts-Rechnung werden ablegen müſſen — unfähig wie ſie ſein werden, auch nur das Mindeſte von dem Geiſte, um den ſie ihre Mündel betrogen, zu erſezen — den Galgen zieren werden, zur Freude der Mitwelt und zur Warnung den nachkommenden Geſchlechtern.

Jezt aber bitte ich einen Gelehrten, der zugleich Menſchenfreund, Mathematiker und Pſycholog iſt — wenn es einen ſolchen in Deutſchland gibt — mir folgendes Phänomen zu erklären. Als ich im vorigen Jahre mit meiner Handſchrift zu meinen vorjährigen Pariſer Briefen die Druckprobe anſtellte, fand ich, daß es einige Bogen zu wenig waren. Daraus ſchloß ich, daß es genug ſei. Und es fand ſich ſpäter wirklich, daß es genug war. Dieſes Mal ergab ſich aber aus der Berechnung, daß ich einige Bogen mehr hatte als der Druck erforderte, und das machte mich ängſtlich, es möchte nicht hinreichen. Woher nun dieſe Aengſtlichkeit, dieſe ganz verkehrte Logik der Nerven? Denn auf jeden Fall iſt es eine nervöſe Erſcheinung. Möchten die verſchiedenen Fakultäten darüber nachdenken!

Ich beſchloß alſo, das Manuſcript gerade um ſo viel zu vermehren, als deſſen anſcheinender Ueberſchuß betrug; nämlich um 3 Bogen, 7 Seiten, 5 Zeilen und 8 Sylben, und die Zuſätze in die X'ſche Druckerei nachzuſenden. Aber guter Gott! Was, worüber ſchreiben in dieſer federſchweren Zeit, wo der Scherz Leibſchmerzen hat und der Ernſt wie ein Toller lacht? Ich habe zwar manchen guten Gedanken gehabt, ſeitdem ich in der Schweiz lebe, den ich gebrauchen könnte. Erführe es aber ein Schweizer, daß ich einen Gedanken aus ſeinem Lande mitgenommen, ohne ihn zu bezahlen, er verfolgte mich bis an das Ende der Welt und ſchlüge mich todt wo er mich fände. Was aber ſonſt? Man hatte mich aufgefordert, etwas über die neueſten Beſchlüſſe der deutſchen Bundesverſammlung zu ſagen: Beſchlüſſe, welche, wie die Münchner Hofzeitung mit Recht tadelt, von den Liberalen Ordonnanzen genannt werden — ſie ſollten nicht ſo frech ſein, Ordonnanzen zu nennen, was ſie doch nicht den Muth haben, auch als ſolche zu behandeln! Aber ich werde mich wohl davor hüten. Wäre denn etwas lächerlicher, als hinter den Dampf-Protokollen der Bundesverſammlung herhinken, die auf ihrer eiſernen Bahn hundertmal ſchneller die Freiheit erreichen, als es ſich nur je unſere ſchnellſte Hoffnung geträumt? Gewiß nichts — außer ſich ihnen in den Weg zu ſtellen, um ſie aufzuhalten. Doch worüber ſonſt ſchreiben? Ich war in großer Verlegenheit. Da ereignete ſich geſtern, daß, als ich nach dem Frühſtücke zur Thüre hinaus ging, und wie jeden Morgen bei dieſem Gange, die Hand in die Taſche meines Schlafrocks ſteckte, darin nachzuſuchen — ich den licencié-en-droit Carové herauszog. Ich eilte ſo ſchnell als es die Umſtände erforderten in mein Zimmer zurück, den licencié zuvor in Sicherheit zu bringen, und ſpießte ihn einſtweilen, daß er ſich nicht wieder verkrieche, wie einen Schmetterling mit der Nadel an den Vorhang feſt. Er konnte auch in der That recht gut den kleinen Fuchs vorſtellen.

Als ich nun ruhig da ſaß und überlegte, wie der 21ſte Bogen auszuſtopfen, fiel mir bei: wie wäre es, wenn ich den licencié, den kleinen Jeſuiten und den Eratophilos wieder vornähme? Und dabei blieb es. Ach! es entgeht keiner ſeinem Schickſale. Jene drei Rezenſenten, die ich ſchon vor zwei Monaten in den Lethe zurückgeworfen, weil ich das Nez ſchon gar zu voll hatte — ſie mußten ſchon längſt im Ozean der Vergeſſenheit angekommen ſein — ſchwammen wieder Strom aufwärts, ließen ſich zum zweiten Male fangen, und jezt ſchuppe ich ſie, wie der Leſer ſieht. Sollte aber Herr Staatsrath Stägmann in Berlin, der alle Polen, welche Paskewitſch übrig gelaſſen, auf ſeinem metriſchen Reibeiſen grauſam aufgerieben und dafür zum Lohn mit der Abfaſſung des deutſchen Preßgeſezes beauftragt worden — ſollte er, wohl eher aus Bosheit als aus Tugend, ſo wenig Rückſicht auf die heilige Anna nehmen, daß er die Majorennität der Bücher auf fünfzehn Bogen herabſezte — ich wäre der unglückſeligſte Menſch von der Welt; denn ich hätte mich um den 21ſten Bogen ganz vergebens bemüht. Doch, hoffe ich, es geſchieht nicht. Heilige Anna, bete für mich!

IV.

Eratophilos.

Eratophilos, als er ſich eines Abends in Vespertinen's Schlafzimmer von meinen Briefen aus Paris unterhielt, erzählte von mir: „Dieſer Mann, „den wir ſelbſt näher gekannt haben, der uns vor „einem Jahrzehend ein liebenswürdiger, wiziger, „geiſtreicher Autor ſchien, den wir beinahe Freund „nannten — eben dieſer Mann zeigt ſich jezt plözlich „an dem andern Pole der Humanität, an dem Punkte, „wo der Menſch in den — Tiger überzugehen „droht.“ Das iſt die ſchändlichſte, unerhörteſte Verläumdung von der Welt! Doch lache ich der Tücke des Denuncianten; denn ich kann aus ſeinen eigenen Angaben mein Alibi beweiſen. Meine Rechtfertigung hängt jezt blos davon ab, daß ſich in der Druckerei, wo dieſes angenehme und nüzliche Buch gedruckt wird, ein langer Strich vorfinde, etwa von der Größe von acht vereinigten Gedankenſtrichen. Iſt er vorhanden, beliebe ihn der Sezer aus dem Kaſten zu nehmen und ihn ſo zu ſezen, daß er eine Zeile allein einnehme. Dann ſtelle er links des Striches ein a und rechts ein b. So:

a————————b

Gut. Jezt iſt meine Unſchuld dargethan. a iſt der Pol der Humanität, b der andere Pol der Humanität, wie es Eratophilos, der Freund des Lieblichen, ſehr unlieblich ausgedrückt; denn eigentlich muß es heißen, der entgegengeſezte Pol der Humanität, oder beſſer der Pol der Unhumanität. Nun behauptet Denunciant, ich ſtünde auf dem Punkte, wo der Menſch in den Tiger übergeht; ein Punkt aber hat keine räumliche Ausdehnung;

ſtehe ich alſo auf dem Punkte, wo der Menſch in den Tiger übergeht, folgt mathematiſch daraus, daß ich auf dem Punkte der Menſchheit ſtehe, das heißt, daß ich ein Menſch bin. Ich bitte ſämmtliche Polen-Comité's in Deutſchland, Frankreich und England und jeden andern, der von dem Polarweſen etwas verſteht, mir aufzupaſſen, ob ich nicht falſch ſchließe. Bin ich ein Menſch, ſtehe ich am Pole der Humanität, oder auf a; ſtehe ich auf a, wie kann ich zugleich auf dem Punkte ſtehen, wo der Menſch in den Tiger übergeht, da der Tiger auf b oder am Pole der Unhumanität ſtehend, von den Menſchen nicht durch einen Punkt, ſondern durch die ganze Axe a b getrennt iſt? Eratophilos ſagt zwar, ich *drohe* erſt in den Tiger überzugehen. Aber jede Drohung iſt nicht ernſtlich gemeint. Vielleicht wollte ich mich nur necken mit jenen feigen Machthabern, die ihr Zittern für Geberden gefährlichen Zornes möchten erſcheinen laſſen, deren Kraftanſtrengungen ihre Schwäche verrathen, und die keinen wahren Muth haben, nicht einmal zum Böſen, ſondern nur den Affen des Muthes: den Uebermuth. Und wäre es mir mit meiner Drohung, ein Tiger zu werden, auch Ernſt geweſen, iſt denn Gefahr dabei? Ich kann nicht durch einen Sprung Tiger werden, ſondern ich muß, zum Tiger zu gelangen, erſt die lange Linie a b zurücklegen — ein weiſer Weg, auf dem ich, ehe ich das Ziel erreichte, zwanzig Mal von der Polizei arretirt werden könnte. Alſo iſt Eratophilos ein Verläumder, oder ein Narr, der auf dem Punkte ſteht, wo der Menſch in den Eſel überzugehen droht.

Aber wer iſt dieſer Eratophilos? Europa weiß es nicht, und ich elender Europäer weiß es alſo auch nicht. Doch habe ich Vermuthungen hierüber und ich will ſie nicht verſchweigen. Eratophilos in Dresden mag wohl jenes blutreiche und geiſtarme Edelmännchen ſein, das ich vor zehn Jahren in Paris kennen gelernt. Iſt es der, die, das — denn er gehörte zu allen drei Geſchlechtern — dann ſteht es ihm wohl an, mir vorzuwerfen, daß ich auf dem Punkte ſtünde, wo der Menſch in den Tiger übergeht — ihm, der tauſendmal ärger als ein Tiger, mir im Verlaufe eines Winters zehnmal meuchelmörderiſch nach dem Leben getrachtet! Denn was iſt der Zahn eines Tigers gegen die Waffe, mit der mich Eratophilos tödten wollte? Als zarter, gemüthlicher, mit ſpaniſchen Romanzen geäzter, höchſt vermaledeiter Dichter, wählte er eine romantiſche hochtragiſche Todesart für mich. Ich ſollte, wie Hamlets königlicher Vater, durch die Ohren vergiftet werden; zwar nicht durch geſchmolzenes Blei gleich nach dem Einſchlafen, ſondern durch ein viel tödtlicheres Gift kurz vor dem Einſchlafen — durch ein hölliſches Gemiſch von Proſa und Verſen. Er kam mit heuchleriſcher Freundlichkeit zu mir und las mir ſeine ungedruckten Werke vor. Kaum hatte er fünf Minuten geleſen, als ich Zuckungen um den Mund, Leibſchmerzen und Neigung zum Erbrechen ſpürte. Ich ahnete nichts Böſes und ließ Thee kommen. Eine Woche ſpäter kam Eratophilos wieder und ſezte ſeine Vorleſungen fort. Gleich ſtellte ſich das Uebelbefinden wieder ein. Da merkte ich ſein teufliſches Vorhaben. Das Leſen verhindern konnte ich nicht, doch Gott iſt groß und ich ward gerettet.

Ich thue gar nichts Ueberflüſſiges, wenn ich meinen Leſern beweiſe, daß Gott groß iſt. Wenige unter ihnen, und das ſind die Beſſern, haben es vergeſſen; die Andern aber haben es nie gewußt. O Ihr ſchwachen thörichten Menſchen! Wie oft trauert Ihr, da wo Ihr jauchzen ſolltet! Wie oft murrt Ihr gegen das Schickſal und beklagt als Unglück, was doch nur Glück war, und wofür Ihr dem Himmel hättet mit heißen Thränen danken ſollen! Erfahret von mir, wie weiſe die Vorſehung alles zu unſerm Beſten lenkt, und wie ich es ſelbſt an mir erfahren.

An einem windigen, naßkalten Novembertage des Jahres 1813 — es war ächt deutſches Philiſter-Wetter — zog das k. k. öſterreichiſche Heer, das ſiegreich von Leipzig kam, durch meine Vaterſtadt Frankfurt am Main. Ich ſtellte mich in der Straße vor einen Buchladen und ſah ſie vorüberziehen. Hoch klopfte mir das Herz und ich ſchwitzte vor

Entzücken. Wie bewunderte ich dieſe k. k. öſterreichiſchen Haſelſtöcke, mit welchen man die franzöſiſchen Adler todtgeſchlagen! So ſchwizte und bewunderte ich zwei Stunden lang. Endlich ging ich nach Hauſe. Nachdem ich eine halbe Stunde in meinem Zimmer war, kam das Mädchen und ſagte mir etwas. Aber ich war ſo in Gedanken verſunken, daß ich ſie nicht hörte. Darauf donnerte mein Bruder in's Zimmer und fragte mich, warum ich nicht zum Eſſen käme, es hätte ſchon drei Mal geſchellt. Ich ging herunter. Am Tiſche ſaß ein bei uns einquartirter k. k. öſterreichiſcher Privatcommiſſär. Ich ſah, daß er ſein Geſchäft verſtand, aber auf das was er ſprach, achtete ich nicht. Er ſoll, wie man mir ſpäter erzählte, ſehr gegen die k. k. öſterreichiſche Polizei losgezogen haben. Nachdem meine Eltern und Geſchwiſter mehrere Fragen an mich gethan, auf die ich nicht geantwortet, kam es an den Tag, daß ich taub geworden ſei. Ich hatte mich erkältet, es war ein zurückgeſchlagener Patriotismus. Ich legte mich in das Bett, trank erſtaunlich viel Hollunder-Thee und blieb liegen bis den andern Morgen. Als ich erwachte, hörte ich das Kätzchen miauen. Mein Gehör war wieder hergeſtellt, aber nur mit der Hälfte ſeines frühern Gehalts; es war gleichſam penſionirt. Auf dem linken Ohr blieb ich taub und bin es geblieben bis auf den heutigen Tag. Wie traurig war ich damals! Wie unglücklich fühlte ich mich! Wie verwünſchte ich den k. k. öſterreichiſchen Befreiungskrieg! Was ich damals ſah, was ich las, gefiel mir nicht; mein einziger Troſt war das was ich hörte, weil es nicht cenſirt werden konnte. Und von dieſem Troſte wurde mir die ganze Hälfte entzogen. Ich murrte über mein Mißgeſchick. Aber zehn Jahre ſpäter, da ich in Paris, wie oben erzählt, mit Eratophilos zuſammentraf, rettete mir meine halbſeitige Taubheit das Leben. Darum iſt Gott groß!

Als nämlich Eratophilos ein drittes Mal zu mir kam, ſeine Vorleſungen fortzuſetzen und ſeine Vergiftungsverſuche zu erneuern — ausweichen konnte ich nicht, denn es war in meinem eigenen Zimmer —

ſezte ich mich ſo, daß ich ihm das linke taube Ohr zuwendete, durch welches das Gift nicht eindringen konnte. Je weniger ich verſtand, je mehr lächelte ich Beifall zu, ſo daß Eratophilos ſehr vergnügt war, denn er dachte ſehr bald ſeinen boshaften Zweck zu erreichen. Auf dieſe Weiſe ward ich gerettet, und von dem bereits verſchluckten Gifte ſind keine üblen Folgen zurückgeblieben, als leichte Zuckungen im Geſichte. Doch auch von dieſen, wie mich ein homöopathiſcher Arzt vor kurzem verſicherte, könnte ich mich auf homöopathiſchem Wege bald heilen. Er rieth mir, aus Eratophilos Schriften ein zweiſylbiges Wort zu nehmen, dieſes mit Byron's ſämmtlichen Werken zu vermiſchen, und von dieſer Miſchung jeden Tag, zwei Stunden nach dem Frühſtücke, einen Buchſtaben zu leſen. Wenn ich gleich nach dem erſten Gebrauche einſchliefe, wäre das, wie bei allen homöopathiſchen Kuren, ein ſehr günſtiges Zeichen. Ich werde es verſuchen, und habe mir zu dieſem Zwecke aus Eratophilos Schriften das Wort Tiger gewählt.

Und ein ſolcher gottloſer Giftmiſcher wagte mich öffentlich anzuklagen, daß ich auf dem Punkte ſtehe, wo der Menſch in den Tiger übergeht, und das dumme Vespertinchen hat ihm das geglaubt und hat es weiter erzählt! O liebes Vespertinchen, Du warſt zwar immer ein Gänschen geweſen, aber für ſo dumm hätte ich Dich doch nicht gehalten! Aber es iſt Deine Schuld nicht; Dein Vater, der Hofrath, hat ſelbſt nicht viel Verſtand.

Druck von Kaufmann in Mannheim.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

der I. bis IV. Band dieſer

Nachgelaſſenen Schriften

von

Ludwig Börne.

Elegant broſch. Preis: 5 Thlr. — 8 fl.

Die Bewegung in Baden

vom Ende des Februar 1848

bis

zur Mitte des Mai 1849

von

J. B. Bekk,

damaligem Vorſtande des großh. bad. Miniſterium des Innern.

Zweite unveränderte Auflage.

Preis: 1 Thlr. 6 Sgr. — 1 fl. 48 kr.

Nachgelaſſene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literariſchen Nachlaſſes.

Sechſter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.

1850.

Anhang
zu den
Briefen aus Paris.

Briefe aus der Schweiz.
1830. 1831. 1832. 1833.

Von
Ludwig Börne.

Herausgegeben
von den Erben des literariſchen Nachlaſſes.

Zweiter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.
1850.

Inhalt des VI. Bandes.

Anhang zu den Briefen aus Paris.

1832. 1833.

Seite

Aus Lüneville 3
„ Paris 115
„ Epernay 118
„ Verdün 118
„ Pfalzburg 120
„ Straßburg . . . .

Briefe aus der Schweiz.

1833.

Einunddreißigster Brief. Aus Bern 129
Zweiunddreißigster Brief. Aus Peterlingen . . 133
Dreiunddreißigster Brief. Aus Lausanne . . . 136
Vierunddreißigster Brief. Aus Genf 140

Seite
Fünfunddreißigſter Brief. Aus Genf 143
Sechsunddreißigſter Brief. „ „ 146
Siebenunddreißigſter Brief. „ „ 151
Achtunddreißigſter Brief. „ „ 156
Neununddreißigſter Brief. „ „ 162
Vierzigſter Brief. „ „ 170
Einundvierzigſter Brief. „ „ 176
Zweiundvierzigſter Brief. Aus Vevay 185
Dreiundvierzigſter Brief. Aus Montreux . . . 187
Vierundvierzigſter Brief. „ „ . . . 192
Fünfundvierzigſter Brief. „ „ . . . 202
Sechsundvierzigſter Brief. Aus Lauſanne . . . 209
Siebenundvierzigſter Brief. „ „ . . . 213
Achtundvierzigſter Brief. Aus Collonge . . . 218

Vermiſchte Aufſäze und Aphorismen.

Die Polen in der Schweiz 223
Spaziergänge eines Wiener Poeten (1–32) 235
Rettung (1834) 241
Fragoletta 252
Volupté, par Sainte — Beuve Deux volumes. (1834) 259
Hamann. (1834) 266
Rousseau, Juge de Jean-Jaques. Dialogues . . 274
Paris, den 5. Dezember 1834 278

Seite
Des alten Buches zweiter Theil. Eine Käs-Novelle (Käſe-Mährchen) von L. Börne. (1835.) 281
Herr von Raumer in England und ſeine Genoſſen in Deutſchland 291
Altes und junges Deutſchland 294
Göthianer. (1835) 300
Reiſen. (1836.) 302
Grangeneuve par H. de Latouche. Deux Volumes. (1835) 310
Jocelyn. Episode. Journal trouvé chez un curé de village. Par A. de Lamartine. (1835.) . 325
Mélanges 332
La Diète de Francfort et M. Heine 335
Aphorismes 341
Lettre de M. Heine 350

Anhang zu den Briefen aus Paris

1832 – 1833.

Lüneville. Montag, den 29. Oktober 1832.

Um zehn Uhr bin ich hier angekommen, dann brauchte ich eine Stunde zum Thee trinken, ſo daß darüber elf Uhr geworden iſt. Alſo vor dem Schlafengehen wenige Zeilen. Ich hatte heute gutes, gelindes Wetter, und im dunklen Mondſchein. Ich bin ſehr wohl und vergnügt. Wohl durch das hundert Carolin-Mittel. Vergnügt — durch einen Spaß ganz eigner Art, den ich Ihnen, wie ich ſchon heute morgen verſprochen, von Paris aus mittheilen werde. — Ich lege dieſen Brief morgen hinter Nancy auf die Poſt. Adieu, und gute Nacht.

Paris. Freitag, den 2. November 1832.

Geſtern Abend bin ich geſund und vergnügt hier angekommen, und im **Hôtel des princes** abgeſtiegen. Um Sie nicht warten zu laſſen, melde ich Ihnen das gleich. Sonſt weiß ich gar nichts zu ſchreiben, da ich noch nicht aus dem Hauſe war und noch niemand geſprochen habe. In einigen Tagen mehr. Adieu.

Montag, den 5. November.

Geſtern habe ich ihren müden Brief erhalten . . Wie bedauere ich Sie eine ſchlafloſe Nacht im Eilwagen zugebracht zu haben. Ich ſchreibe heute wieder kurz und in der Eile, denn ich habe noch keine Wohnung, und ſo lange ich die nicht habe und mein Pult nicht aufgeſchlagen iſt, kann ich nicht ordentlich ſchreiben. Alle hier, die mich ſehen, wundern ſich über mein gutes Ausſehen und über meine Heiterkeit. Als ich herkam, erzählte mir **Dr.** D. zu meinem Schrecken Benzel Sternau wäre geſtorben, und er hätte es in der Carlsruher Zeitung geleſen. Es iſt aber wahrſcheinlich ein Anderer. Ich habe erſt geſtern einen Brief von ihm aus Emmerichshofen erhalten. Der iſt freilich vom 11. Oktober datirt. Erkundigen Sie ſich doch gleich. Den Brief des Grafen habe ich noch gar nicht geleſen, er iſt ſo undeutlich geſchrieben. Fangen Sie doch wieder an Ihre Briefe zu numeriren. Hier iſt ſo warm, daß mir das Feuer faſt läſtig iſt. Ich bin auf der Reiſe hierher jeden Abend bis zehn Uhr, einen ſogar bis Mitternacht gefahren. In dieſem Monat ſind die Wege ſchon ſchlecht und es geht langſam. Am letzten Tage, um nicht ſpät nach Paris zu kommen, erhöhte ich das

Trinkgeld des Poſtillons. Donner Wetter wie ging es da! In fünf viertel Stunden legte ich immer vier zurück. Ich zitterte der Wagen möchte in tauſend Stücke zerſplittern. Als ich ankam, war der Wagen ſo mit Koth bedeckt, daß keine Farbe, kein Glas mehr zu erkennen war. O Geld! O, ihr ſchlafloſen Eilwagen-Lumps! Sagen Sie dem S. er ſoll ſchnell arabiſch und ſyriſch und perſiſch lernen; denn ich werde ihm vielleicht eine Stelle als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen verſchaffen, deren eine ledig iſt.

Dienſtag, den 6. November.

Ich habe Conrad auf die Poſt geſchickt und jetzt warte ich voll Sehnſucht und Ungeduld, ob mir die Taube ein Oehlblatt zurückbringe.

Ich habe geſtern meine neue Wohnung bezogen. Sie liegt der des Frankfurter Geſandten gerade gegenüber. Iſt das nicht artig? Ich werde einmal Abends das Licht auslöſchen, das

Fenſter öffnen und hinüberrufen: es lebe Freieiſen. Meine Adreſſe: Rue Caumartin 23. — Conrad hat nichts gebracht. . . . . . .

Jetzt will ich Ihnen auch die ſpaßhafte Geſchichte mittheilen, die ich Ihnen am letzten Abende in Straßburg von Paris aus zu ſchreiben verſprochen. Hätte ich ſie Ihnen gleich damals mitgetheilt, ſie wäre Ihnen gar nicht ſpaßhaft vorgekommen. Ich hatte im Caſino den Moniteur und darin zu meinem Schrecken geleſen, daß in zwei Departementen, die auf meinem Wege nach Paris lagen, die Cholera noch ſtark herrſche. Es war eine artige Summa an Kranken und Todten. Augenblicklich bekam ich offizielle Leibſchmerzen, die ich auch bis Paris behielt. Und dabei mußte ich doch laut auflachen; denn ich wußte vorher, welche lächerliche Thorheiten ich auf der Reiſe denken und begehen würde, und daß dieſe trotz meiner Selbſtkenntniß doch unvermeidlich blieben. Auch trafen ſie richtig ein. Man rieth mir im Caſino den

Weg über Dijon zu nehmen. Zu jeder andern Zeit hätte ich es auch gethan, um nur den alten, ſchon ſo oft gemachten und höchſt langweiligen Weg zu vermeiden. Aber um mich für meine Furcht zu beſtrafen, band ich mich daran feſt. Ich that mit mir, was einſt ein berühmter Admiral mit ſeinem Kinde gethan. Der Knabe zitterte in der erſten Seeſchlacht, der er beiwohnte. Den Vater verdroß das und er band zornig ſein Kind an den Maſt feſt. Ich glaube, es war Jean Baert, Admiral Ludwig des vierzehnten. Und es war eine Schlacht blos für den Ruhm und den Vortheil eines Königs, und der gottloſe Narr konnte ruhig kommandiren und die Schlacht gewinnen, während ſein Kind im Kugelregen auf dem Verdecke ſtand und weinte! Und alle Geſchichts-Prediger preiſen ſo etwas als eine große That! Daß ich aber ungezwungen die Cholera-Schlacht aufſuchte, das war wirklich groß und erhaben. Nun hören Sie, wie es mir ergieng. — Das erſte gefährliche Departement, war das de la Meurthe, wovon Nancy die Hauptſtadt iſt. Es beginnt erſt hinter den Vogeſen, ich hätte alſo noch ſechs Stunden mit meiner Furcht warten können. Da kam mir aber der ſehr vernünftige Gedanke: wie! wird ſich die allmächtige und ſo launiſche Natur um die revolutionäre Eintheilung in Departemente bekümmern? Konnte ſie nicht heute Morgen den Einfall bekommen haben, die Vogeſen zu überſteigen? Ich bekam alſo gleich hinter Straßburg Angſt und die Leibſchmerzen wurden immer ärger. Als nun der Wagen den Saverner Berg hinaufkroch, lagerten ſich finſtere Wolken über dem Ardennerwald, es war wie eine Schaar grauſer rieſiger Raben, und ſchwarze Todesgedanken ſtiegen in mir auf. Seufzend ſah ich nach der verfallenen Burg des Grafen von Savern, und beneidete den todten Grafen, den frommen Fridolin, ja ſelbſt den im Schmelzofen verbrannten Jäger, daß ſie in ſo herrlichen geſunden Zeiten gelebt hatten.

Jetzt raſch den Berg hinunter und ich war in Pfalsburg, dem erſten Cholera-Ort. Da war zu meinem Jammer gerade Markt-Tag, eine große Menſchenmenge hatte ſich angehäuft und das unſinnige Volk lachte. Die Pfeile des Todes flogen um mich herum, es ward immer ärger mit mir. Ich bekam Kopfſchmerzen und gleich darauf auch Bruſtſchmerzen. Alſo auf drei Seiten hatte mich der Feind ſchon angegriffen, und jetzt blieben blos noch die Füße übrig. Die Hauptſache war, daß ich kalte Füße bekäme, aber ſie ſtacken in einem Fußpelze und es war ſehr ſchwer ihnen beizukommen. Eine ganze Stunde dauerte der Streit zwiſchen meiner Einbildung und dem Pelze. Meine Einbildung ſagte kalt, der Fußpelz ſagte warm. Zu meiner großen Freude gewann der Pelz den Prozeß und meine Füße blieben warm. Aber mein Glück dauerte nicht lange. Plötzlich bekam ich eiskalte Lippen; es war wie ein Kuß des Todes. Bald kamen Uebelkeiten dazu. Ich wußte mir in der Verzweiflung nicht zu helfen und ſchlief ein. Als ich nach einer Stunde wieder erwachte, fiel mir bei, wie nöthig es ſei, nach meiner Zunge zu ſehen, ob ſie belegt ſei oder nicht. Das war einer der wichtigſten Punkte. Ich ſtreckte ſie ſo weit als möglich heraus, und ſah, daß die Spitze roth war. Aber das bewies nichts, ich mußte ſie ganz ſehen. Wie aber das anfangen, da ich keinen Spiegel im Wagen hatte? Ich ſchraubte das Objektiv=Glas von meinem Perſpektive los, und wollte etwas ſchwarzes als Folio dahinter halten. Aber der Zipfel meines ſeidnen Halstuches, den ich dazu beſtimmt hatte, war zu kurz und das Halstuch aufzuknüpfen wagte ich nicht, aus Furcht mich zu erkälten. Da fiel mir bei, daß ich in der Brieftaſche ein Stück engliſch Pflaſter habe. Ich zog es heraus, bildete einen Spiegel und ſah, daß meine Zunge rein war, welches mich ſehr amüſirte. Zum Glücke hatte ich dieſesmal durch ein Objektiv=Glas geſehen, und nicht wie gewöhnlich und wie alle Menſchen durch ein Subjektiv-Glas. Ich ward wieder ruhig, blieb es aber nicht lange; denn ich dachte an Lüneville, nach Nancy der Hauptort des Colera-Departements, wo ich übernachten wollte. Um zehn Uhr kam ich daſelbſt an. Schon das Ausſteigen aus dem Wagen war mit der größten Cholera-Gefahr verbunden. Einen Ueberrock, den braunen Mantel, und den Carbonaro hatte ich am Leibe, den Schafpelz über die Beine gelegt. Nun konnte ich aber mit allen dieſen dicken Kleidungsſtücken nicht zum Wagen hinaus, die Thüre war zu eng, ich mußte zwei zurücklaſſen. Doch den ganzen Tag an die Wärme gewöhnt, wie leicht hätte ch mich da erkälten können! Indeſſen es mußte gewagt ſeyn. Wie ein Tollkühner ſtieg ich blos mit einem Ueberrocke und einem Mantel bekleidet zum Wagen hinaus, zog aber den linken Fuß nicht eher aus dem Pelzſchuh, bis ich den rechten ſchon auf dem Waagentritte hatte.

Dann ſtürmte ich ohne auf die fragende Wirthin zu hören, und ehe ich noch wußte, welches Zimmer man mir anweiſen würde, im Dunkeln die Treppe hinauf. Oben mußte ich eine ganze Minute auf dem Steinboden warten, bis das Mädchen mit dem Lichte nachkam. Im Zimmer war es eiskalt, die Fenſter ſchloſſen nicht gut und es zog ganz infam und da bekam ich denn endlich, was ich ſchon längſt erwartet, auch kalte Füße. Kleinmüthig beſtellte ich ein eiliges Kaminfeuer und da ging das heilloſe Mädchen hinaus und ließ die Thüre offen. Sie werden ſich erinnern, daß kein franzöſiſches Dienſtmädchen je eine Thüre hinter ſich zumacht. Im größten Zorne, aber doch mit möglichſter Gelaſſenheit ſchloß ich die Thür; denn ich hatte mir vorgenommen mich vor jedem Aerger zu hüten, da man leicht die Cholera davon bekömmt. Die ſpitzbübiſchen Wirthe müſſen mir das angemerkt haben, denn nie wurde ich unverſchämter geprellt als dieſesmal. Meine Gewohnheit, auf der Reiſe nichts zu eſſen als bloßes Brod, wobei ich mich immer ſehr wohl befand, befolgte ich dieſesmal um ſo ſtrenger, da mir bekannt war, daß jeder Biſſen Eſſen zur Cholera-Bombe werden kann, die Einem im Leibe platzt und das Leben in tauſend Stücke ſprengt. Meine Brod-Mahlzeit hatte ich ſchon Nachmittags im Wagen verzehrt. Nun hatte ich aber die größte Begierde meinen Appetit auf die Probe zu ſtellen, um meinen Geſundheitszuſtand kennen zu lernen. Nach langen und ſchweren Kämpfen, entſchloß ich mich eine Suppe kommen zu laſſen. Man brachte mir eine, die ſchimmerte von Fett: Aus jedem Fett-Auge drohte mir der Tod entgegen. Ich ſtach ſie mit bewunderungswürdiger Geduld alle aus, verzehrte dann die Suppe mit großem Behagen, legte mich in das Bett und ſchlief ganz vortrefflich. Als ich am Morgen erwachte, fand ich, daß ich noch lebte. Ich befand mich ſehr wohl, alles Uebelbefinden hatte aufgehört, und ich ward ſo heiter, daß ich die Tenorarie aus dem Opferfeſte ſang: „was iſt der Tod? Ein ſanfter Schlummer. Der Thor erſchrickt darüber, der Weiſe iſt entzückt." Meine Weisheit trat an das Fenſter. O Gott, o Gott, was ſah ich da! Ein langer Huſar gieng vorüber. Mit der rechten Hand ſtützte er ſich auf einen dicken Stock, mit dem linken Arme führte er ſich an einem Kameraden. Er ſah ganz erbärmlich aus. Aber aus ſeiner Heiterkeit und ſeinem Stocke erkannte ich, daß es ein Wiedergeneſener war. Und wovon anders wiedergeneſen als von der Cholera! Und da die Cholera bei glücklichem Ausgange oft in wenigen Stunden geheilt wird, kann ſeyn, daß der Huſar ſie erſt in der vorigen Nacht gehabt hat! Alſo herrſcht ſie noch im Orte und ich konnte ruhig ſchlafen! Da wurde mein Lüneviller Friede, erſt am vorigen Abend geſchloſſen, ſchon gebrochen und Leibſchmerzen, Bruſtſchmerzen, Kopfſchmerzen und Uebelkeiten kehrten zurück. Ich ſah mich im Spiegel und gewahrte, daß ich ſehr blühend ausſah. Das machte mich aber um ſo betrübter. Ja — rief ich aus — das iſt eben die Tücke der Cholera; heute roth, morgen tod! Ich ſetzte mich traurig zum Frühſtücke, trank drei Taſſen Schaafgarbe und aß einen halben Laib Butterbrod dazu. Der Appetit ſchien mir krankhaft und ich verwünſchte ihn. Mir gegenüber ſtand der weggerückte Kaminſchirm; es war eine Papier-Tapete, auf welcher eine Schäferin im verworrenen Anzuge, neben einem Waſſerkruge im Graſe lag. Ich ſah aber den Waſſerkrug für einen Aſchenkrug an. Die Schäferin ſah ſo traurig und mitleidig aus und ich rief: ja du gute treue Seele, herzallerliebſte Schäferin, du weinſt auf meinem Grabe! Vergiß mich nie! Dann ſtieg ich in den Wagen und ſchlief bald darauf ein. — In der Nähe von Nancy, wo das Hauptquartier des erſten feindlichen Armee-Corps war, muſterte ich alle Theile, Organe und Verrichtungen meines Körpers, um zu ſehen, ob alles im ſchlagfertigen Zuſtande ſei. Da fühlte ich nach meinem Pulſe und konnte keinen finden. Er war verſchwunden und wie Peter Schlemiehl ſeinen Schatten, hatte ich meinen Puls verloren. Sie können ſich denken, wie mir zu Muthe war. Meine Verzweiflung ging jetzt zu meinem Glücke in Apathie über, ich dachte: gehe wie es gehe, und als der Wagen am Thore von Nancy ſtill hielt, fand ich auch meinen Puls wieder und ward ruhig. Es dauerte nicht lange. In der erſten Straße durch die ich kam, ſtand ein Bäcker vor ſeinem Laden, der eine Nachtmütze auf dem Kopfe und eine brennende Pfeife im Munde hatte. Nun war mir leider bekannt, daß Franzoſen die Eßwaaren feil haben nicht rauchen, wenigſtens nicht öffentlich. Warum raucht aber der Eſel? Er thut es zum Schutze gegen die Cholera. Jetzt kam ich über einen großen Platz, auf dem Markt gehalten wurde. Jetzt ſprang das große Thor der Hölle donnernd auf, und ich ſah ſchaudervoll in die heiße Verdammniß hinein. Es war zu fürchterlich. In dem Augenblicke daß ich über den Markt kam, wurde eine alte Frau, die auf einem Stuhle ſaß, von vier andern alten Weibern fortgetragen. Bewußtlos war ſie nicht, denn ich ſah ſie ſprechen; der Anfang einer gewöhnlichen Krankheit kann es auch nicht geweſen ſein, denn ſonſt hätte man nicht ſo viele Umſtände mit ihr gemacht und ſie zu Fuße weggeführt. Alſo war es eine Cholera-Kranke. Und ſie war nur dreihundert Schritte von meinem Wagen, und der Poſtillon fuhr wie raſend, ſetzte die Luft in die heftigſte Bewegung und wie leicht konnte die Choleraausdünſtung der Frau von dem Luftſtrome ergriffen und in meinen Wagen geführt werden! Dann war ich verloren. Ich hätte in dieſem Augenblicke mit Salzmann's Carl von Carlsberg, ſelbſt in ſeinem ſechſten Bande noch getauſcht. Und zu meiner noch größern Beſtürzung war mir in dieſer gefahrvollen Lage die Pfeife ausgegangen, und ehe ich wieder Feuer geſchlagen, konnte mich die verpeſtete Luft erreicht haben. Beim Wechſeln der Pferde fiel mir etwas ein, woran ich früher gar nicht gedacht hatte und ich bekam eine neue Sorge. Es fiel mir nämlich bei, daß Conrad ja die Cholera eben ſo gut bekommen könne als ich, und das wäre ja noch viel ſchlimmer; denn von ihm könnte ich angeſteckt werden, von mir ſelbſt aber nicht. Und jetzt ſah ich Conrad an und bemerkte zu meinem Schrecken, daß er ſehr niedergeſchlagen ausſah. Aber ich ſchwieg, ich wollte ihn auf unſere gefährliche Lage gar nicht aufmerkſam machen. Bis zur nächſten Station erheiterte es mich etwas, daß der Poſtillon froſchgrüne Hoſen trug und meine Lebenshoffnungen blühten wieder auf. Endlich hatte ich das Departement de la Meurthe hinter mir und kam in geſundes Land. Den Waffenſtillſtand benutzte ich, um mich auf die Kämpfe des folgenden Tages vorzubereiten, denn da kam ich durch das zweite

Cholera=Departement, das de la Marne, wovon Chalons die Hauptſtadt iſt. Es ging aber den dritten Tag beſſer als ich erwartete, und ich war ſo ruhig, daß ich mir vornahm, wie Cäſar meine Heldenthaten zu beſchreiben. Als ich auf der Straße in Chalons eine junge ſchöne Frau in Trauerkleidern ſah, die mit einer andern ſprach und ſehr lachte, ſchloß ich daraus, ihr Mann müſſe ſchon acht Tage todt ſein, und ich dachte es war vielleicht der letzte Cholerakranke und dabei beruhigte ich mich und ward ſo vernünftig, daß ich mich gar nicht mehr fürchtete, als beim Wechſeln der Pferde in einer engen ſchmutzigen Gaſſe eine Wirthin beide Hände auf den Kutſchenſchlag legte und mich fragte, ob ich nichts genießen wollte? Ich bat ſie blos den Wagen nicht anzurühren. Ich ſollte in Chalons etwas genießen? Iſt das nicht zum Lachen? Keine Ambroſia hätte mir gemundet. Gegen Abend war alle Gefahr überſtanden und der Weg nach Paris war von nun an frei. Ich hatte zwar noch immer Leibſchmerzen; aber ich überlegte, daß ich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und in der erſten des neunzehnten ſchon oft Leibſchmerzen gehabt, und es brauche darum nichts beſonders zu bedeuten. Ich übernachtete im Chateau-Thierry. Am Morgen war ich ſehr heiter. Da trat ich in ein Zimmerchen, auf deſſen Thüre geſchrieben war: c'est ici. Das ſehr kleine Zimmerchen hatte eine große runde Fenſter-Oeffnung, aber ohne Glas. Draußen war Regen und Wind, und in ſolchem gefährlichen Luftzuge mußte ich zehn Minuten aushalten. Da brach meine Angſt von neuem aus. Ich konnte ja auf dem Wege die Cholera eingeſaugt haben, und dieſe ſpäter ausbrechen. Ich fragte den Spiegel wie ich ausſehe? Aber ich hatte, um alle gefährliche Berührung zu vermeiden, mich ſeit drei Tagen nicht raſiren laſſen und jetzt hatte ich einen ſo großen Bart, daß er die Geſichtsfarbe bedeckte, und ich nicht unterſcheiden konnte, ob ich roth oder blaß ausſah. Ich ſchickte nach einem Barbier und ließ mich raſiren. Ich fand, daß ich wie eine Roſe blühte, und jetzt hatten die Leiden Ihres Freundes ein Ende. — Zehn Mal dachte ich auf dem Wege daran: hätte ich nur jenen Mann zum Reiſegeſellſchafter, der noch ein größerer Hebräer iſt, als ich einer bin; nämlich Geſenius, der berühmte Profeſſor der hebräiſchen Sprache in Halle. Deſſen größere Furcht hätte meine kleine verſchlungen und mich vernünftig gemacht. Als im vorigen Jahre die Cholera in Halle ausbrach, flüchtete ſich Geſenius faſt in Pantoffeln und ließ Frau und Kinder zurück. Sechshundert Studenten, die ſehr am Aleph und Beth hingen, zogen ihrem Lehrer nach Nordhauſen nach. In den Zeitungen ſpottete man damals darüber. In Berlin circulirt handſchriftlich ein Gedicht auf Geſenius, das ich in der Schweiz geleſen. Hätte ich nur eine Abſchrift davon genommen. Es iſt eine Parodie von Schiller's

Gedicht: Hektors Abſchied von Andromache, und himmliſch. Ich wollte, der nämliche Dichter machte auch eines auf mich. Es wäre mir willkommen als Buße. Sie werden mich nicht auslachen, denn auch Sie ſind in Arcadien geboren. Aber auch der *** ſoll nicht lachen. Wäre er unverheirathet wie ich, wäre er vielleicht auch ein Hypochondriſt. Aber Ehemänner bekommen die Hypochondrie ſeltener als Ledige. Woher das kömmt? Ich weiß nicht; vielleicht weil ſie den Tod weniger fürchten. Und warum fürchten ſie den Tod weniger? Ich weiß nicht; vielleicht weil ſie am Leben weniger verlieren. Und warum verlieren ſie weniger am Leben. Das weiß ich; ich will es aber nicht ſagen, als bis die Flitterwochen der *** vorüber ſind.

Mittwoch, den 6. November.

Geſtern beſuchte ich das italieniſche Theater, blos um vor dem leeren Käfig, in dem einſt meine geliebte Nachtigall ſang, zu trauern. Es vereinigte ſich alles mir meinen Verluſt fühlbar zu machen. Man gab eine Oper von Bellini zum Erſtenmale: La Straniera. Ich glaube, es iſt ein neuer Componiſt. Im erſten Akte ſchläft man ein, und wenn man im zweiten manchmal aufgeweckt wird, hat es der Mühe nicht gelohnt. Ich beſuche aber gewiß die italieniſche Oper dieſen ganzen Winter nicht mehr.

Montag, den 12. November.

Der *** iſt mir heute auf der Straße begegnet und wie er mir ſagte, wäre er ſchon einige Monate in Paris. Suchen Sie doch zu erfahren, ob und welche Geſchäfte er hier habe. Ich glaube gehört zu haben, er habe Bankerott gemacht. Er iſt mein Jugendfreund und, ich weiß nicht woher es kömmt, der einzige Menſch in Frankfurt, mit dem ich mich dutze.

...... Etwas aber bedenke ich und es betrübt mich. Ich kann das Werk nur in Paris unternehmen und zu Stande bringen. Da ich aber während dieſer Arbeit mich gar nicht zerſtreuen darf und alſo in mehreren Jahren durch kleinere literariſche Arbeiten nichts erwerben kann — woher will ich das koſtſpielige Leben in Paris beſtreiten? Ich muß darauf ſinnen, wie ich in der Lotterie gewinne. Alſo von den Launen des Daumens und des Zeigefingers eines Frankfurter Waiſenknaben hängt es ab, ob ich eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution ſchreiben werde, oder nicht! Das iſt merkwürdig, aber gar nicht romantiſch. Das abſcheuliche Geld! Selbſt es zu entbehren braucht man es.

Mittwoch, den 14. November.

... Heine ſehe ich oft genug bei Tiſche. Beſucht hat er mich noch nie, es iſt ihm nicht behaglich bei mir. Er mißfällt mir wie immer. In ſeinem Charakter hat er gar nichts Genialiſches; man ſollte es nicht glauben, was er für ein gewöhnlicher Menſch iſt. Ungewöhnlich iſt er nur in ſeinen Schwächen, ſeinen Fehlern.

Auch ſieht er ſo ſchäbig aus. Es iſt nicht möglich ein vernünftiges, noch weniger ein warmes Wort mit ihm zu ſprechen. Er hat nur Sinn für Witz, das heißt für's Feuerſchlagen. Was man aber mit dem Feuer mache, das iſt ihm ganz gleichgültig. Er ſucht etwas darin, nichts zu lieben und nichts zu glauben, und der Geiſt ſitzt ihm nur in den Fingern; denn wenn er nicht ſchreibt, hat er keinen. Von einem ſolchen Menſchen hatte ich früher gar keine Vorſtellung. Und dann hat er ſolch' eine äſthetiſche Lüderlichkeit, die mir auch zuwider iſt. Wenn ein Menſch ſeinen Leidenſchaften nicht widerſtehen kann, das finde ich verzeihlich; er ſucht aber die Leidenſchaft auf und das finde ich gemein.

Eben bringt mir Conrad mit großer Selbſtzufriedenheit einen hölzernen Kochlöffel, den er aus einem Stücke Brennholze geſchnitzt hat, und womit ich die Chokolade rühre, die auf dem Feuer ſteht. Es iſt aber merkwürdig, was der Conrad für ein Genie iſt! Einen Kochlöffel zu improviſiren! Ich habe ihm viel zugetraut, aber das nicht!

Sonntag, den 18. November.

Was ich von der Cholera geſchrieben, das iſt alle wahr; nur war es in der Wirklichkeit ein bloßer Umriß von Angſt, den ich zu meinem Vergnügen ausgemalt habe. Das ſind die Geheimniſſe der Hypochondrie, die ſelbſt ein Dichter nicht errathen kann, wenn ſie ihm die Natur nicht offenbart. Ein Kenner der menſchlichen Nerven hätte das gleich geſehen, daß meine Furcht keine Erfindung war. Laſſen Sie es nur immerhin abſchreiben; das gibt eine Tonne für meine Wallfiſche von Rezenſenten. Und vielleicht wenn dieſe Briefe gedruckt erſcheinen, wird das Lachen ungeheuer im Preiſe geſtiegen ſein.

Meine alte Wohnung habe ich, ob ich ſie zwar leer fand, aus zwei wichtigen Gründen nicht wieder gemiethet. Erſtens war ein Papierſchirm, der vor dem Fenſter ſtand und der mich beim Schreiben zwei Jahre lang gegen den Wind ſchützte (was auch Kenner meinen Pariſer Briefen angemerkt haben), um eine ganze Handlang niedriger geworden, ſo daß ich mir die obere Hälfte des Unterleibes hätte erkälten können. Zweitens war ein großer Kleiderſchrank von Mahagoni gegen einen kleineren von Nußbaumholz vertauſcht worden.

Jeden Tag freue ich mich mehr darüber, daß *** die ſchmachvolle Heirathserlaubniß nicht abgewartet. Wenn es in gleichen Fällen alle ſo machten, dann wäre der tolle Uebermuth unſerer Regierung bald gebändigt. Ich kann an die Sache gar nicht denken, ohne daß ſich mein ganzes Blut empörte. Wer ſich eine Ungerechtigkeit gefallen läßt, der begeht ſie zur Hälfte. Es iſt als hätte die Tyrannei eine Art magnetiſche Kraft und die Dummheit der Menſchen wäre von Eiſen, ſo daß ſie von jener unwiderſtehlich angezogen wird; ſonſt ließe ſich gar nicht erklären, warum der Gehorſam nicht einmal wartet, bis ihn der Befehl erreicht, ſondern ihm ganz luſtig entgegenſpringt. Das elende Frankfurt! Es iſt als läge ihm daran, daß ich meinen Haß nicht vergeſſe und nie aufhöre es zu verachten. Nirgends, in keinem monarchiſchen Staate, habe ich ſo viele eitle Regierungsſucht gefunden als dort. Und eine Zeit wie die unſere, eine Kupplerin wie die deutſche Bundesverſammlung, haben noch gefehlt, die Beſtialität recht hervortreten zu laſſen. Es iſt ſo viel Lächerliches in ihrer Homomanie! Ihre zwei Schüſſe in die Luft, mit welchen ſie drohen — als wären nicht alle ihre Schüſſe in die Luft, nicht alle ihre Drohungen in den Wind! Der Senat kömmt mir vor wie der Hahn auf alten künſtlichen Thurmuhren, welcher die Stunde kräht. Was die Räder und Federn der Bundesverſammlung im verborgenen treiben, das kräht unſer Senat für ganz Deutſchland aus, daß jeder wiſſe, welche Zeit es iſt. Eine Seele von Meſſing — der Ekel geht mir bis an den Hals hinauf. Und ſterben muß es doch und ſein Ende iſt nahe; aber viel ſcheint ihm daran gelegen, daß keine Thräne an ſeinem Grabe fließe, ſondern es mit Spott und Gelächter eingeſchaukelt werde. Wie die einigen Männer von Tugend und Ehre, welche im Senate ſitzen nicht lieber ihr Amt aufgeben, als ſich zu Schergen des Bundestages herabwürdigen, das begreife ich nicht. Lieber wollte ich doch als treuer Bornheimer Nachtarbeiter mein Brod verdienen, als den ganzen Tag in der weit mephitiſcheren Kloake der heiligen Allianz herumwühlen. Und was ſie vor ihrem Ende noch zappeln! Es gleicht dem Federleſen der Sterbenden. Sie glauben etwas zu zupfen, und es iſt nur eine Nerven-Viſion, nichts als ein Krampf in den Fingern. Hochverrath! Weil einige ehrliche Bürger ſich über die Unregelmäßigkeiten der Wahlen beſchwert! Da haben Sie Metternichs Lakei. Wer ſeine Livree nur im mindeſten unfreundlich berührt, der hat ſeinen Durchlauchtigſten Herrn beleidigt. Das iſt freilich Hochverrath. Pfui, pfui! Ein vierzigtägiger Wolkenbruch müßte herabſtürzen, der Main müßte bis zur Spitze des Pfarrthurms ſteigen um Frankfurt von all dem Schmutze zu reinigen, den ſeit ſiebenzehn Jahren die deutſche Bundesverſammlung hineingeworfen.

Montag, den 19. November.

Uf! was habe ich mich geſtern geärgert. Heute aber kann ich wenig mehr ſchreiben. Erſtens iſt ſeit ich hier bin, der erſte ſchöne Tag und ich will ihn benutzen, ſpazieren zu gehen. Zweitens wird heute die Kammer eröffnet, und ich will an die Börſe gehen, wo in ungeduldiger Erwartung der königlichen Rede die größte Bewegung herrſcht. Drittens habe ich heute Abend Theegeſellſchaft und dazu noch Vorbereitungen zu treffen. Paulinens vier Schweſtern wollen mich beſuchen. Mein Portier wird große Augen machen, wenn vier junge Damen in Trauerkleidern in das Haus treten.

Alſo jetzt beginnt die Kammer und mein Brieſſommer voller Donner und Blitz.

Donnerſtag, den 22. November.

Ich erhalte ſo eben einen Brief, worin man mir ſchreibt: Unter Adreſſe an S. S. ſei ein Brief an mich abgeſchickt worden. Schicken Sie mir ihn gleich. Der nämliche Correſpondent ſchreibt mir: „Dr. Spazier, der bekannte Polenfreund, ſchrieb mir: „Sollten Sie Dr. Börne „nächſtens ſchreiben, deſſen Aufenthalt mir unbekannt iſt, ſo bitte ich ihm mitzutheilen, daß „ihm, zur größten Wuth der Berliner und anderer Abſoluten, meine Biographie Jean Pauls, „die als 13te Lieferung von deſſen ſämmtlichen Werken in vier tauſend Hände kommen dürfte, dedizirt „und Jean Paul überall als der Dichter der Freiheit und des Volkes im Gegenſatze zu Göthe „im Werke hervorgehoben werden wird.“

Samſtag, den 24. November.

Die *** kann ich mit nichts anderem vergleichen als mit einem Kuchen der ſitzen geblieben; nie iſt mir eine Komödiantin vorgekommen, die weniger locker geweſen. Und nächſtens will ſie bei den Italienern als Desdemona auftreten! Nie war ich auf eine Vorſtellung begieriger als auf dieſe. Wo ſie nur im dritten Akte das Feuer hernehmen will? Sie iſt wie naſſes Holz und ich fürchte, es wird rauchen im ganzen Hauſe. . . . . . Dann ging ich ſpazieren, und nach dem Eſſen kam ich nach Hauſe und fand Ihren Brief. Er war um halb zwei Uhr, da ich ſchon ausgegangen war, gekommen. Gewöhnlich kömmt er ſchon um elf. Ich vermuthe auch den Grund der Verzögerung. Die Nr. 23 auf der Adreſſe konnte man bei flüchtigem Leſen für 25 halten. Warum hat S. den unglückſeligen Schnörkel auf die 3 geſetzt? Jetzt ſchnell Stiefel aus, Pantoffel und Schlafrock angezogen, die Lampe angezündet, eine Pfeife geſtopft und dem Conrad geſagt, er ſolle mir eine Taſſe Kaffe beſtellen. Bis der Kaffe kam, ſchlummerte ich ein wenig. Dann der Brief und vier ungeheure Stücke Zucker, wovor ſich jede brave Hausfrau entſetzt hätte, in den Kaffe geworfen. Das war nun zu ſüß. Jetzt ſtehe ich am Pulte und beantworte den Brief. . . . .

Montag, den 26. November.

Ich fürchte ſehr, daß der Brief den ich geſtern auf die Poſt gelegt, erſt heute abgegangen iſt und daß Sie ihn einen Tag ſpäter erhalten werden. Sonntags werden Briefe nur bis zwei Uhr expedirt, und es war fünf Minuten darüber als ich ihn in den Kaſten geworfen. Das machte mir geſtern Verdruß, denn ich weiß wie Einem zu Muthe iſt, wenn am beſtimmten Tage ein erwarteter Brief ausbleibt. Nun wollte ich geſtern Abend zu Hauſe bleiben, ſchreiben und vor dem Schlafengehen mich noch für fünfzig Franken ärgern. Aber ich war ſo verſtimmt, daß ich mich nicht ärgern konnte. Ich ging zu ***. Dort traf ich den Grafen *** aus . . ., ſeit kurzem hieſiger chargé d'affaires, und ſeine Frau. Dieſe Gräfin, von der ich, nachdem ſie die Geſellſchaft verlaſſen, erfuhr, daß ſie ſehr begierig geweſen mich kennen zu lernen, gefiel mir ungemein gut, nämlich ihre ſchöne Geſtalt und ihre geiſtreiche empfindungsvolle Phyſiognomie. Ich lernte ſie aber weiter nicht näher kennen, denn ſie war unwohl, mußte im Nebenzimmer ſich auf das Bett legen und bald darauf nach Hauſe gehen. Sie iſt ſeit mehreren Jahren verheirathet und noch kinderlos, und ſo oft ihr übel iſt, iſt ſie glücklich. An ihrem Manne ſcheint nicht viel zu ſein. Ich habe greulich demokratiſirt, denn in Gegenwart von Diplomaten fanatiſire ich gern meine Geſinnung zugleich aus Gutmüthigkeit und aus Klugheit, denn Ueberſpannung verzeihen ſie leichter als kaltes Recht haben. Da war noch eine andere Dame, frühere Bekanntſchaft, gut und ſchön aber hoch geſchminkt mit Royalismus. Ich ſetzte mich neben ihr und ſagte, ich wollte ſie zum Republikanismus bekehren; doch unterließ ich es, denn ich merkte bald wie ihr und allen Anweſenden die erſten Elemente der Wahrheit in der Geſchichte fehlten.

Mittwoch, den 28. November.

Heute kömmt ein ſchöner langer Brief von Ihnen; ich ſpüre es in dem großen Fußzehen. Aber vor lauter Aerger habe ich die ganze Zeit daran vergeſſen, Sie zu erinnern mir Tabak zu ſchicken, ſobald ſich Gelegenheit ſindet denken Sie daran.

Hurrah! Da iſt der Brief. Erſtens, Vorwürfe über ſo ſchmales Papier, da geht wenig darauf. Nicht geplaudert! ſonſt traue ich Ihnen nie ein Geheimniß mehr an. Wenn ich Ihnen Geheimniſſe zu ſchreiben habe, werde ich den Brief unter Couvert an *** ſchicken. Wenn Sie mir ſchreiben, bedienen Sie ſich nicht der Adreſſe ... ſondern lieber, die von ***. Aber ohne Noth thun Sie es nicht, nur in dem Falle wenn es ein wichtiges Geheimniß iſt. Ich rathe Ihnen dieſe meine jetzigen Briefe (ſobald ſie abgeſchrieben) in ein drittes Haus in Sicherheit zu bringen. In Deutſchland iſt jetzt alles möglich und bei Gelegenheit wäre man im Stande bei Ihnen nach meinen Schreibereien Nachſuchung zu halten. Wenn die Bücher eintreffen, vertheilen Sie ſie augenblicklich an die beſtimmten Perſonen, ehe ſie weggenommen werden.

Samſtag, den 1. Dezember.

Nicht wahr, ich habe doch Recht, die Briefe eines Narren ſind ſehr intereſſant. Der Verfaſſer iſt ein unbekannter ganz junger Menſch, der eben erſt von der Univerſität gekommen. Den Namen habe ich vergeſſen. Abends. O dumm, was bin ich heute geſtört worden! Dieſer Brief wird ſehr kurz werden. Ich habe eine Commiſſion für meine Schweſter zu beſorgen. Es iſt ſchon neun Uhr und ich muß durchaus noch ins Kaffehaus die Abendzeitung leſen, weil heute die Nachricht gekommen, daß das Bombardement von Antwerpen angefangen. Morgen, weil es Sonntag iſt, muß der Brief früh auf die Poſt und die wenige Zeit die mir noch übrigt bleib muß ich zwei Briefe ſchreiben, einen an den Verleger der Briefe in Otahaiti und einen an meine Schweſter. Beſorgen Sie den einliegenden Brief. Ich führe mich dieſen Winter mit dem Schreiben ſchlecht auf, ich bin faul und dumm. Die Dummheit kömmt vom Geſundſein und die Faulheit von dem lüderlichen Romanen leſen. Geſtern ſchon wollte ich den Brief anfangen und gedachte viel zu ſchreiben, da fällt mir ein Roman von Kock in die Hand, und den leſe ich in einem Zuge aus. Vier Bände. **Le barbier de Paris.**

Heute ſagte mir ein deutſcher Buchhändler hier, er habe mehr als hundert Exemplare von meinen Briefen hier verkauft. Das iſt doch viel für Paris. Und der andere deutſche Buchhändler hier, der größere Geſchäfte macht, hat doch wahrſcheinlich noch mehr verkauft. — Ihre

Augenſchmerzen ſind doch nicht von Bedeutung?. Wenn ich mir nur das kleine ſchreiben abgewöhnen könnte. Laſſen Sie ſich doch meine Briefe lieber vorleſen.

Wer hat Ihnen denn geſagt, daß *** ein ordentlicher Mann iſt? Perſönlich kenne ich ihn nicht, aber aus früherer Zeit, da ich noch auf der Polizei war, kenne ich ihn aus amtlichen Verhandlungen. Da er kein Frankfurter iſt, iſt er zwar nicht Frankfurteriſch dumm, aber er iſt ein Tyrann aus fürſtlicher Schule, der vom Liberalismus unſerer Zeit nicht die geringſte Vorſtellung hat, und die Obrigkeit für eine Gottheit anſieht. Er ſteht täglich um vier Uhr auf, und iſt täglich um vier Stunden herrſchſüchtiger als ein anderer Senator.

Dienſtag, den 4. Dezember.

— — Ich habe Ihnen ſchon mitgetheilt, daß ich eine ſehr ſchöne Wohnung habe, die mich 130 Franken monatlich koſtet. Die Wohlfeilheit fiel mir zwar gleich auf, doch ich dachte, es läge am Quartier, das wohlfeiler wäre als ein Anderes. So oft mich Einer beſucht, bewunderte er meine Wohnung, und wenn man den Preis erfuhr, war man erſtaunt über die Billigkeit. Nun war Sonntag wieder Einer bei mir. Er war gleichfalls erſtaunt und ſagte: das ſei eine Wohnung für 230 Franken. Das ſchlug wie ein Blitz vor mir ein. Ich dachte: wie, wenn ich nicht recht gehört hätte? Wenn man mir 230 gefordert, und ich 130 verſtanden hätte? Es wäre fürchterlich! Ich bekäme nicht allein ein Defizit von 200 Franken in meine Caſſe (denn ich müßte den zweiten Monat das Logis auch noch behalten, da ich nicht aufgeſagt) ſondern ich müßte die fürchterliche Arbeit eine neue Wohnung zu ſuchen von neuem anfangen. Morgen oder übermorgen iſt der Monat aus, da bekomme ich die Rechnung und da entſcheidet ſich mein Schickſal. Begreifen Sie jetzt meinen Schmerz? Im nächſten Briefe er=

fahren Sie den Ausgang der Sache. Wenn oben am Brief: Zeter ſteht war es unglücklich, wenn Hallelujah glücklich. Beten Sie für mich. Abends. Wie vergnügt macht es mich, wenn ich bedenke, daß in fünf Stunden Ihr Brief ankömmt. Ich erhalte ihn Vormittags halb zwölf, und die Nacht rechne ich nicht, weil ich dann ſchlafe und von der Zeit nichts weiß. Jetzt will ich doch ſehen, ob Sie etwas von der Algebra gelernt. Es iſt jetzt 9 Uhr. Ich gehe zwei und ein halb Stunden ſpäter zu Bette als ich aufſtehe. Frage: um wie viel Uhr lege ich mich ſchlafen, um wie viel Uhr erwache ich? Wenn Sie es errathen, ſchenke ich Ihnen Willibald Alexis neuen Roman in ſechs Bänden, der angekündigt worden; wenn Sie es nicht errathen, ſchenke ich ihn Ihnen auch, zur Strafe. —

Mittwoch, den 5. Dezember.

— Da iſt der Brief. Er war auch von außen faſt offen, wie meiner. Das iſt nun nicht zu ändern. Vielleicht iſt es Zufall, vielleicht werden die Briefe geöffnet. Was liegt daran? Wir werden uns wohl hüten einander Geheimniſſe mitzutheilen. Ihr Papier iſt wieder erſchrecklich ſchmal. Ueber Victor Hugo ſchreibe ich Ihnen im nächſten Briefe. Die Schweizer Briefe will ich allerdings benutzen; aber ich ſpare ſie auf, bis ich nächſten Sommer wieder nach der Schweiz komme, und dann mehr darüber ſchreibe. Lafayette hat wieder zu mir geſchickt, ich möchte ihn beſuchen. Ich werde es nächſtens thun. Ich weiß gar nichts mehr zu ſchreiben. Adieu.

Samſtag, den 8. Dezember.

Halleluja! Ich habe meine Rechnung bekommen, ich habe recht gehört, das Logis koſtet nur 130 Franken. Was ich in Angſt war, das glauben Sie nicht. Sie aber werden mir wahrſcheinlich auf Ihre gewohnte Art im nächſten Briefe Troſt einreden, ich ſolle mir um zweihundert Franken keinen Verdruß machen ꝛc. Daran werde ich meine Freude haben.

Alſo nichts gewonnen in Baden? Das iſt das Loos der Looſe.

Mittwoch, den 12. Dezember.

Wie ich heute aus Ihrem Briefe erſehe, erhalten Sie meinen nicht immer am 4ten Tage, was ich dachte. Was Sie mir von *** ſchreiben, nämlich daß er anmaßend wäre, mag wahr ſein; aber hier in Paris hat er nicht den Namen dafür. Natürlich, in dieſem Gedränge wird jeder mürbe gedrückt, und die allgemeine Eitelkeit läßt die beſondere nicht aufkommen. Der Benzel-Sternau habe ich noch nicht geſchrieben. Ich thue es wohl noch ſpäter und ſchicke ihr einige neue franzöſiſche Werke. Das wird ſie verſöhnen.

Mich in Mannheim niederzulaſſen, dazu hätte ich keine Abneigung; aber ich kann Sie verſichern, daß ich jetzt und ſo lange die gegenwärtige Lage der Dinge dauert, in Deutſchland nirgends ſicher wäre, daß ich dort wenigſtens nicht ruhig ſein könnte. Die Colonialwaaren aus Otahaiti werden mich nicht empfehlen. Ich dachte einſtweilen an Zürich, den Sommer am See, den Winter in der Stadt. Dort wird im Frühling eine neue Univerſität errichtet, und das kann ein neues friſches Leben in dem ſonſt ſchläfrigen Orte aufbringen. Oken, weil als Liberaler in München verfolgt, ſoll der Zeitung nach dort angeſtellt werden. Wahrſcheinlich werden noch andere vertriebene Profeſſoren dort angeſtellt, etwa Rotteck, Welcker. Ich könnte Vorleſungen halten für Studenten und die ſchöne Welt. Ich möchte zwar keine Profeſſorſtelle haben, die mir zu erreichen vielleicht nicht unmöglich wäre, aber verdienen könnte ich doch mit Vorleſungen. Erſtens bezahlen die Zuhörer, zweitens wird ein Theil des Univerſitätsfonds dazu verwendet, freiwillige Vorleſungen, wenn ſie Intereſſe haben, außerordentlich zu remuneriren. Jetzt denken Sie Ihrerſeits nach. Es iſt in Zürich freilich theurer leben als in Mannheim, aber nichts ſchöner als der Züricher See und zum beſtändigen Aufenthalte, angenehmer als irgend eine andere Gegend der Schweiz.

— — Geſtern hatte ich noch Zahnſchmerzen, und Abends, da ich ſchreiben wollte, bekam ich *** Schmerzen; darum konnte ich den Artikel über Victor Hugo nicht beendigen. Es geſchieht im nächſten Briefe.

Samſtag, den 15. Dezember.

— — Wie hat mich Ihr heutiger Brief amüſirt, daß ich vorher gewußt, wie Sie mich tröſten würden wegen des Logis. Es iſt alles gut abgelaufen. *** Das iſt ein Algebriſt! Um 11 Uhr lege ich mich ſchlafen und um halb neun ſtehe ich auf. — —

Sonntag, den 16. Dezember.

Nächſten Samſtag wird meine Freundin zum Erſtenmale im Italieniſchen Theater ſingen, und ich habe mir meine Hände dazu gerben laſſen.

Wenn Sie dieſe Woche etwas Ledernes in meinen Briefen finden, ſo wiſſen Sie die Urſache. Jetzt kann geſchehen, daß die kleinen Blätter ſich um das Wortſpiel: „. . " herumdrehen; das kann ihr nützen, das kann ihr ſchaden, wie es kömmt. Daß ich aber ſchlafloſe Nächte darüber habe, mögen Sie ſich vorſtellen. Wäre nur alles ſchon vorbei, glücklich oder unglücklich; aber die Ungewißheit iſt fürchterlich. Die Ehre der Nation ſteht auf dem Spiele; da wäre nicht zu zittern Verrätherei.

Mittwoch, den 19. Dezember.

— — Meine Zahnſchmerzen ſind jetzt ganz vorüber. Ja wohl habe ich das herrliche kalte Waſſer gebraucht, und es hat mich auch immer erleichtert. Daß deſſen täglicher Gebrauch, woran ich mich gewöhnt habe, die Zähne ſtärkt, hat ſich jetzt am meiſten erprobt, daß ich trotz der anhaltenden und ſtarken Zahnſchmerzen, nicht nöthig hatte mir einen Zahn ausziehen zu laſſen, wie früher in ähnlichen Fällen immer noch der Fall geweſen. Es hätte mir ſehr leid gethan, es war einer meiner noch übrigen Weisheitszähne.

Ich warte mit Ungeduld auf das Göthe-Büchlein. Geſtern las ich in einem Inhaltsverzeichniſſe der Berliner Jahrbücher der Literatur, daß Varnhagen von Enſe dieſes Göthe-Büchlein rezenſirt hat. Dieſer Varnhagen iſt der wüthendſte Göthe-Pfaffe. Er iſt es, auf den ich in meinem 8ten Theile und in meinen Briefen angeſpielt habe. Nun möchte ich dieſe Kritik gar zu gerne haben, aber woher ſchaffen? Wenn ja möglich, laſſen Sie mir den Artikel abſchreiben, (der Varnhagen ſchreibt breite Artikel) aber es liegt mir viel daran. — Von Otahaiti habe ich noch nichts erfahren. Vielleicht haben die Wilden meinen Cook todtgeſchlagen.

Montag, den 24. Dezember.

— — Einen gelehrten Auftrag für S. In meinem Briefe Nr. 17, da wo ich von den Fürſtennamen, Wilhelm, Leopold, Carl ſpreche, und wie das alles eins wäre, wollte ich eine dahin paſſende Stelle aus Shakeſpeare anführen, hatte aber keinen. Ich bitte alſo S. die Stelle im Shakeſpeare, die ich ihm bezeichnen werde, abzuſchreiben, ſowohl engliſch als in der deutſchen Ueberſetzung von Schlegel, und ſie in den Brief Nr. 17 zu legen. Die Verſe müſſen aber genau geſchrieben ſein, damit ſie mir, wenn ich zu ſeiner Zeit davon Gebrauch machen will, das Original erſetzen. Es iſt im Julius Cäſar in der Scene, wo Caſſius den Brutus gegen Cäſar aufhetzen will. Er ſagt ihm ohngefähr: „Was iſt denn in dem Namen Cäſar? Brutus iſt gleich wohllautend, man beſchwört mit Brutus Namen Geiſter, wie mit Cäſars.“

Mittwoch, den 26. Dezember.

Der heutige Brief wird wohl klein werden. Ich habe keine Zahnſchmerzen, auch kein anderes Uebelbefinden, oder ſonſt eine Störung. Ich glaube ich war dumm. Das Wetter war faſt die ganze Zeit über meines hieſigen Aufenthaltes abſcheulich. Heute iſt es herrlich und es freut Sie wohl eher, als es Ihnen leid thut, wenn ich, um ſpazieren zu gehen, den kleinen Brief ſchließe.

Donnerſtag, den 27. Dezember.

Nein, ſo eine dumme Widerwärtigkeit iſt mir noch nicht begegnet! Geſtern ſteckte ich den Brief ein, ihn ſelbſt auf die Poſt zu legen, laufe den ganzen Nachmittag herum, vergeſſe den Brief und werde erſt zu meinem Schrecken wieder daran erinnert, als ich Abends zu Hauſe meine Rocktaſchen ausleerte. Ich war ganz in Verzweiflung darüber. Ich muß Sie nicht mehr lieb haben, ich kann es mir ſonſt gar nicht erklären.

Den 28. Dezember.

— Dieſer Brief wird auch klein werden, denn ich habe mir vorgenommen in dieſem Jahre nicht mehr viel zu ſchreiben. Nach meinen drei letzten großen Briefen bin ich ſo erſchöpft geworden, wie die Franzoſen nach ihren drei Juli-Tagen. Die deutſchen Fürſten mögen aber nicht triumphiren wie Louis Philipp und meinen, ich hätte meine Abdankung gegeben. Es iſt nichts als Müdigkeit. Wenn ich mich wieder erholt habe, ſollen ſie erfahren, daß ich noch der Alte bin

Samſtag, den 29. Dezember.

Ach, welch ein ſchöner großer Brief. Und ſehen Sie, was der Menſch ein Egoiſt iſt. Ehe ich den Brief öffnete, dachte ich, ein beigeſchloſſener Wechſel für *** mache ihn dick, als ich aber ſah, daß er ganz voll geſchrieben war, machte mich das ganz glücklich. — Proſt Neujahr. Adieu. Das Wetter iſt in einem fort erbärmlich. Ich habe ſo etwas noch nicht erlebt.

Sonntag, den 30. Dezember.

— — Abends. Ach! Was iſt die Tugend für eine ſchöne Sache und wie ſchön wird ſie belohnt! Nach dem Eſſen ging ich mit einigen Kameraden in den Palais-Royal um Kaffe zu trinken. Nach dem Kaffe wollten ſie mich überreden ſie zu begleiten, ich habe vergeſſen wohin. Doch ich widerſtand ihnen allen. Es war ein Deutſcher, ein Schweizer, ein Franzoſe, ein Ungar und ein Pole. Dieſe fünf laſterhafte Nationen beſiegte ich allein. Dann ging ich ſtolz durch den Garten und ſah die Sterne an, die mir zulächelten. Unter dieſe hatte ſich ein röthlich funkelndes Licht, aus einer Manſarde ganz hoch oben geſchlichen; aber ich entdeckte ſogleich den Betrug und eilte nach Hauſe. Dort lag auf dem Tiſche das Käſtchen von der Poſt. Ich wußte, es könne nichts Anderes als die Zeichnung ſein, aber daß es keine Rolle war, wie ich erwartete, machte mich ganz irre. Das war ſo dünne wie ein Schachbrett. Nachdem das Wachstuch abgenommen war, wurde ich noch ſtutziger; zwei Bretter und ich ſah nichts dazwiſchen. Bei dem Oeffnen fing ich erſt zu ahnen an, was mir früher gar nicht zu den Sinn gekommen. Ich zog es endlich hervor. Was braucht der Himmel ſo wenig Platz! Nein, was mich das glücklich machte, kann ich Ihnen nicht ſagen. Ich war nicht allein und lachte, um nicht zu weinen. Es kann nicht ſchöner ſein. Der hat ſich in mein Herz geſchlichen, und Sie in meiner Bildergallerie kopirt. L'allemand heißt der Zeichner, wenn ich recht geleſen. Gott ſegne ihn. Ihnen mag, brauche ich gar nicht zu danken. Sie hatten gewiß ſo viele Freude, als Sie an die meinige dachten, daß Sie ſchon bezahlt ſind. Morgen wird das Bild unter Rahmen und Glas gebracht. So kann ich es ganz bequem in meinen Reiſewagen neben mir ſtellen, ja es kann eingerichtet werden, daß man es darin aufhängen kann wie in einem Zimmer. Was das artig ſein wird, wenn ich auf der Landſtraße einer junge blaſſe Engländerin begegne, auf dem Bocke ſitzend, während ihr Mann inwendig ſchläft. Wenn ſie das Bild ſieht, was ſie die Gattin eines ſo zärtlich liebenden Mannes beneiden wird! Iſt ſie eine Schriftſtellerin, läßt ſie es gewiß drucken. . . . .

Montag, den 31. Dezember.

Guten Morgen! Es iſt der zweite gute Morgen, den ich Ihnen gebe. — — . . . . Und mit dem Glockenſchlage kam Conrad herein und überreichte mir folgendes Gedicht, das er eben erſt fertig geſchrieben.

Dienſtag, den 1. Januar 1833.

Da iſt die Abſchrift von dem Gedichte.

Lang und glücklich ſei Ihr Leben,
Unter Gottes Himmelszelt.
Dieſen Wunſch kann ich nur beten,
Weil er Gott auch wohlgefällt.

Jedes Jahr bring' Ihnen Wonne
Guter edler Freiheitsmann.
Blitzt einſt die reine Freiheitsſonne,
O, dann iſt Allen wohlgethan.

Er, der Schöpfer aller Werke,
Reiche Ihnen Kraft und Muth.
Nur mit Gottes Macht und Stärke
Endet jede Sache gut.

Am erſten Tage des Jahres 1833
gewidmet
von
Conrad Ullrich.

Iſt das nicht ſchön und gut und treu? Göthe hat nur ſchöner gedichtet.

Was war ich geſtern ſo ſchadenfroh über Ihren außerordentlichen Brief! Nicht wahr, man kann auch die unartigſten Kinder durch ſtrenges Regiment an Folgſamkeit gewöhnen? Daß ich voriges Jahr gejammert, weil ich keinen Brief auf den Neujahrstag bekommen, und Ihnen gedroht, wenn ſolche Vernachläſſigung wiederkehrte, würde ich Ihnen das Herz in tauſend kleine Stücke brechen, nicht wahr, das hat gewirkt? Schön. — Endlich weiß ich, was es mit der Marianne für ein Bewandniß hat. Geſtern nach dem Eſſen ging ich mit Dr. *** in das bezeichnete Haus. Hinter dem Palais-Royal gelangt man zu einem langen langen Durchgang, dunkel und ſchauerlich. Da kamen wir an eine eiſerne Gitterthüre. Wir ſchellten, wurden eingelaſſen und hinter uns ſchloß ſich dröhnend die Thüre, daß es mir durch die Nerven frieſelte. Der Portier, ein junger Mann, und ſeine alte Frau ſaßen bei Tiſche und aßen etwas blutiges, das wie ein Kindskopf ausſah. Ich fragte nach Mademoiſelle Marianne. Der Portier warf mir einen ſtechenden Blick zu und wetzte das Meſſer. Da zog ich mich hinter *** zurück und lies ihn weiter fragen. Demoiſelle Marianne hatte früher einen Putzladen, aber nicht in dieſer Mördergrube, wo ſie blos wohnte, ſondern in der Nähe. Sie iſt eine betagte Perſon zwiſchen 18 und 60 Jahren, hat die Cholera gehabt und wohnt jetzt in Verſailles. —

Mittwoch, den 2. Januar 1833.

.... Ich ſoll ſie freundlichſt grüßen von meinem Homer und Ihnen ein glückliches Neujahr wünſchen. —

. . . . Ich elender, beſchämter, reuiger Sünder! Da iſt noch Ihr Brief. Aber erſt um halb drei Uhr kam er, drei Stunden ſpäter als ſonſt. Ich kann heute nicht mehr darauf antworten. Ich habe wie gewöhnlich Mittwoch geſchrieben und begreife nicht, warum Samſtag der Brief nicht angekommen. Ein zweiter Weihnachtstag wird hier nicht gefeiert. Aber vielleicht iſt die Poſt ſtreng religiös und betet an dieſem Tage in ihrem Cabinet noir. Adieu.

Mittwoch, den 2. Januar.

Ich komme auf Ihren Brief zurück. Ihr macht mich noch toll mit Eurer Dummheit. Kann man denn den Mechanismus beſſer beſchreiben, als ich es gethan? Nicht die ganze polytechniſche Schule hätte es deutlicher machen können. In Frankfurt, am Sitze der hohen deutſchen Bundesverſammlung ſo verſtockt zu ſein, nicht zu verſtehen, wie man verborgene

Schubladen entdecke! Es iſt zu arg. Warum war ich aber auch ſelbſt ſo dumm, daß ich die Schubladen leer ließ, und nicht Bonbons hineinlegte! Die ſchönſten und beſten Bonbons: chocolat praslinė, oranges glacées, beignets d'ananas, caramel au café. Welche Schadenfreude hätte es mir gemacht, wenn Ihr Wochenlang davor geſtanden wäret, ohne dazu kommen zu können. Es ärgert mich. Ich kann Euch nun nichts weiteres rathen, als entweder zu warten, bis in Deutſchland die heimlichen Vehmgerichte aufgehoben werden, nämlich bis ich dahin zurückkehre, oder wenn Euch das zu lange dauert, aus dem Zuchthauſe einen geſchickten Dieb kommen zu laſſen; der wird das Geheimniß bald auffinden und es wahrſcheinlich vor Euern Augen unbemerkt einſtecken, wozu gar nicht viel gehört. Weil wir gerade von Spitzbuben reden, will ich Ihnen einen artigen Streich erzählen, den neulich jemand beging. Ein fein gekleideter Herr ging in einen Weißzeug=Laden und verlangte einige Dutzend feine Hemden für ſeine liebe Braut. Man legte ihm welche vor, die ihm auch ſehr gut gefielen. Aber er war ungewiß, ob ſie auch die gehörige Länge hätten, und bat darum die Händlerin, da ſie ganz die Größe ſeiner Braut habe, eines der Hemden anzuprobiren. Mit Vergnügen. Als die Dame das Hemd angezogen, trat der Herr hinter ihr, und befeſtigte unbemerkt mit einer Stecknadel das Hemd an dem Rocke. Dann nahm er einige Pakete und ging gelaſſen zur Thüre hinaus. Die Händlerin ſchämte ſich im Hembe auf die Straße zu gehen um dem Diebe nachzulaufen, und bis ſie ſich beſonnen, ihre Scham überwunden und hinauslief, war der Dieb verſchwunden.

. . . . Freilich ſollen Sie das Papier nur an Feſttagen gebrauchen; aber jeder ;Tag an dem Sie mir ſchreiben, iſt mir ein Feſttag. Ich begreife nicht, wie Sie mich fragen konnten, warum ich mich zu meinen eigenen Briefen nicht des nämlichen ſchönen Papiers bediene? Ich gebrauche ja ſeit drei Jahren kein Anderes. Aber freilich merkten Sie das nicht, denn mein Papier iſt mit ſchwarzen Zeilen ſo dicht bedeckt, daß man es nicht ſieht; zwiſchen zwei Ihrer Zeilen aber kann ein Schuldner ſeinem Gläubiger recht gut ausweichen. Das iſt eben mein alter Jammer. Jede Ihrer Zeilen koſtet mich einen Sou Porto. Sie ſind Millionen werth, ſtünden ſie aber dichter, wären ſie ganz unſchätzbar. Alſo, da ich Ihnen, eingeſtandenermaßen, ſo ſchönes Papier geſchenkt, ſeien Sie auch dankbar, und benutzen es künftig nach meinem Wunſche. Keine Briefe mehr wie Gärten mit breiten Wegen, ſondern wie Wieſen und dichte Wälder, daß ich kaum durchdringen kann, und mir Ihre B und S und K das Geſicht zerkratzen. Thun Sie es nicht, ſchicke ich Ihnen künftig gutes weißes Druckpapier; darauf fließen die Zeilen ineinander und ich kann jedes Wort dreimal leſen. —

Das iſt ja eine Woche der Ueberraſchung! Bild, ein außerordentlicher Brief und Nachrichten aus Otahaiti. Daß ein Privatmann früher als die Buchhändler das Werk bekommen, halte ich für ein großes Unglück. Jetzt wird die Sache gleich bekannt, und der Bundestag und die Polizei können voraus Maaßregeln treffen, die Briefe zu unterdrücken. Das kann eine böſe Geſchichte werden. Jetzt bitte ich Sie, mir doch öfterer, auch außer den gewöhnlichen Poſttagen zu ſchreiben, was Sie über die Briefe erfahren. Ich habe noch ein ganz Anderes als das gewöhnliche ſchriftſtelleriſche Intereſſe an der Sache. Sie müſſen eine förmliche geheime Polizei und ein Spionirſyſtem organiſiren.

Dabei iſt die beſte Art etwas zu erfahren, nichts ſprechen und nichts fragen, ſondern hören. S. ſoll in die Handelskammer, an die Börſe, und unter irgend einem Vorwand in den Laden des Antiquar *** gehen. Letzteres iſt ſehr wichtig. Sie beſuchen . . . und laſſen ſich von . . . erzählen. S. muß ſich ſo viel als möglich hinter die Aerzte ſeiner Bekanntſchaft machen; die erfahren manches. Geben Sie einen Thee. Laden Sie die . . . und den A. ein. Rührt Euch. Schickt Agenten nach Mainz, und laßt beobachten, ob keine Truppenbewegungen ſtatt finden. Jetzt heißt's klug ſein. Schreiben Sie mir doch vorläufig, welchen Titel das Buch hat, und wie viele Seiten jeder Band. Nach meiner (aber wie gewöhnlich zu ängſtlichen) Berechnung fehlten einige Bogen. . . Den Namen Quaita und Helden habe ich vorſätzlich gelaſſen. Warum nicht? Je ärger, je klüger. Wenn man zu einer verfolgten Parthei gehört, iſt man am ſicherſten an der Spitze. Ob ich mit Eduard, Eduard, Veränderungen vorgenommen, erinnere ich mich nicht.

Giebt es denn wirklich in Frankfurt Narren, welche hofften, die Franzoſen würden vor Antwerpen zurückgeſchlagen werden? Das iſt werkwürdig! Gott weiß, wie ich das ſelbſt wünſchte, zwar aus andern Gründen als die Frankfurter; aber ſo toll, es zu hoffen, war ich nicht.

Samſtag, den 5. Januar.

— — So eben verläßt mich der Heine, nach einem ſehr langen Beſuche, der mich geſtört hat. Es iſt das Erſtemal, daß er dieſen Winter zu mir kam, ob er zwar ganz in meiner Nähe wohnt. Sein böſes Gewiſſen macht ihm meine Geſellſchaft drückend. Ich verſtehe hier unter böſem Gewiſſen nicht was man in der Sprache der Moral darunter verſteht. Ich vermuthe zwar, daß Heine Schuft iſt, aber ich kann ihm keine ſchlechte Handlung beweiſen. Doch ein böſes Gewiſſen hat jeder der mit ſich zerfallen iſt, anders fühlt als er denkt, anders ſpricht als er denkt und fühlt, und anders handelt als er ſpricht. Heute kam Heine, weil er erfahren, daß ich Xenien bekommen, worin von ihm die Rede iſt. Den eitlen Narren macht ſo etwas ganz unglücklich, und ich Böſewicht hatte meine Schadenfreude daran.. — Von Cotta's Tod haben Sie wohl ſchon gehört. Das iſt jetzt nach Robert der zweite, der es nicht erlebt, daß ich ihn in meinen Briefen heruntergemacht; Göthe mitgerechnet eigentlich der dritte. Meine Gegner haben Glück.

Seit Neujahr iſt völliger Winter hier. Ich bin das gar nicht mehr gewöhnt und jammere wie ein Kind. Das dauert aber hier nicht lange. — Da iſt der Brief. Was war ich Angſt. Schon zehn Minuten über der Zeit. Daß die Briefe noch nicht in Frankfurt ſind, hat wohl darin ſeinen Grund; der Verleger wollte ſie ſpäter in Frankfurt bekannt werden laſſen, weil von dort aus zuerſt ein Verbot zu fürchten war, welches dann die Verbreitung in ganz Deutſchland verhindert hätte. Daß *** die Briefe nicht lobt, kann ich mir wohl denken. Der Enthuſiasmus der Juden amüſirt mich; doch iſt es wahr, daß ich auf eine Art für die

Juden geſprochen, für die ſie mir Dank ſchuldig ſind. Das Buch von Heine iſt noch nicht hier. Daß er ein Ariſtokrat werden würde, ſah ich voriges Jahr ſchon kommen. Er iſt es geworden aus Furcht, aus Eitelkeit, und aus Eigennutz. Ich bin überzeugt, daß er Geld bekommen. Er iſt der unglücklichſte Menſch von der Welt, dem die Eitelkeit das Leben verbittert. Da er keinen Glauben und keine Liebe hat, und nur um den Beifall ſchreibt, hängt er ganz von dem launiſchen Urtheile der Menſchen ab. Ich war zugegen, als ihm Dr. *** (aus der Leipziger Zeitung) von dem Erſcheinen meiner Briefe ſprach. Er, wie keiner hier, wußte ein Wort davon, denn ich hatte mit Niemand ein Wort davon geſprochen. Als Heine das hörte — er war eben im Lachen begriffen — zog ſich plötzlich eine dicke finſtere Wolke um ſein Geſicht. Da bekam er nun Furcht, die gleichzeitige Erſcheinung unſerer Werke möchte ihm ſchaden, es möchte weniger von ſeinem Buche geſprochen werden. Es kömmt gerade gelegen, was ich (im Häringsſalat *) von Heine geſagt, und wie man ſich in Berlin Mühe gegeben ihn] hinüber zu ziehen. —

Wegen Brüſſel werde ich noch überlegen. An die Cholera dachte ich nicht. Es war mir nur darum zu thun Brüſſel kennen zu lernen; denn da ich in den erſten Jahren auf keine Weiſe nach Deutſchland kann, bleibt mir außer Paris, nur Brüſſel oder Genf übrig, mich da zu etabliren. Ich bin des Herumreiſens, wenn auch nur jeden Herbſt und Frühling, ſatt. Ich möchte gern einen Ort wählen, der Winters wie Sommers gleich intereſſant iſt. Genf wird mir ſehr gerühmt, beſonders wegen ſeines literariſchen und geiſtigen Lebens überhaupt. Dort möchte ich mich gern einrichten und ein Buch ſchreiben der Genfer-See, worin ich das Beſte, was ich weiß, hineinbringe.

---

*) Briefe aus Paris Bd. IV. S. 223.

Ich warne Sie noch einmal, bringen Sie meine Briefe und deren Abſchriften jeden Tag in Sicherheit. Es iſt in den lezten Zeiten vorgefallen, daß man nach verbotenen Büchern ſogar bei Privatleuten nachforſchte. In einem ſolchen Falle könnte es der Polizei gelüſten, auch andere Dinge, die nicht gedruckt ſind, wegzunehmen.

Donnerſtag, den 10. Januar.

An dem ausgeſtrichenen März, das ich für Januar geſezt, werden Sie erkennen, mit welcher Zeit meine Seele beſchäftigt iſt. So hat das Bild ganz die entgegengeſezte Wirkung, als ich davon erwartet; es vermehrt meine Sehnſucht ſtatt ſie zu beruhigen. Es iſt gerade wie mit einer konſtitutionellen Monarchie, durch welche kluge Staatsmänner die Republikaner zu beſchwichtigen hoffen. Aergern Sie ſich nicht, daß ich Sie mit einer Konſtitution verglichen; wer hieß Sie ſich einen Kannegießer zum Freunde wählen?

Freitag, den 11. Januar.

Dieſer Brief, fürchte ich, wird ſehr kurz werden. Geſtern hatte ich Beſuche zu machen und war faul, das heißt: ich habe viel geleſen. Heute den ganzen Vormittag Beſuche. Auf dieſen Abend habe ich T. und einige Andere zum Thee eingeladen.

...... Gott weiß, wenn ich hier das Buch bekomme. Es iſt ſehr romantiſch, wenn man ſo ganz in der Ferne den Donner wegen der Briefe rollen hört, und wie der Himmel immer ſchwärzer wird und das Gewitter näher rückt. Heute iſt in der allgemeinen Zeitung von der „Dornenleſe aus Göthe“ im dritten Bande der Briefe die Rede, doch ohne weitere Bemerkung.

Samſtag, den 12. Januar.

Indem ich voller Freude Ihren heutigen Brief erwarte, ſchlägt mir das Gewiſſen, daß ich Ihnen die Ihre verkürze, indem ich Ihnen heute ſo wenig ſchreibe. — Da iſt der Brief.

Es iſt ja erſchrecklich, daß meine Briefe ſo theuer ſind. Aber aus einem Artikel der Leipziger Zeitung und nach Ihrer eigenen Bemerkung, wird geglaubt, das Buch ſei bei Campe erſchienen. Das iſt aber im Ernſte gar nicht der Fall. Der Verleger wohnt hundert Meilen von Campe entfernt. Ich konnte ja wegen des Honorars mit ihm nicht einig werden und er ſchien Angſt vor der Sache zu haben. — Der Gräfin habe ich noch nicht geſchrieben, es ſoll aber gewiß noch im 19ten Jahrhundert geſchehen.

Heine jammert überall in Paris herum (ich ſelbſt habe ihn noch nicht geſprochen), welch ein Unglück ihm geſchehen ſei mit ſeinem Buche. In der Vorrede habe er Böſes und Gutes vom König von Preußen geſagt; nun habe ihm die Zenſur das Böſe geſtrichen und das Gute ſtehen laſſen. Er wolle öffentlich dagegen reklamiren. Ich traue ihm aber nicht. Vielleicht hat er das Böſe entweder gar nicht geſchrieben, oder wieder ausgeſtrichen. — Geſtern war ein Liefländer bei mir, der aus Deutſchland kam. Er ſagte mir, die Aufregung dort wäre ungemein groß und beim nächſten Anſtoße von Außen müßte es losbrechen.

— — Wenn ich tückiſch wäre, würde ich nie gegen Carové öffentlich auftreten; denn ſeit vielen Jahren iſt ſein ganzes Streben auf einer preußiſchen Univerſität eine Profeſſor-Stelle zu erhalten, und ich wäre ihm ſehr behülflich dazu, wenn ich ihn zum Märtyrer ſeiner loyalen Geſinnung machte.

Ich habe heute mit Ihrem Bilde ſchon drei Seiten voll geſprochen, das macht mit dieſer geſchriebenen vier. Gegen das Oelbild habe ich einen wahren Haß. Es ſteht noch eingepackt im Vorzimmer und friert erſchrecklich. Sie ſehen, ich bin wie Göthe, ein reiner Kunſtfreund. Am Gegenſtande liegt mir nichts, ſondern nur an der Form. Der S. muß Spione aufſtellen, Leute, auf die er ſich verlaſſen kann, und die ihm wie=

der erzählen was von den Briefen geſprochen wird. In ſeiner Gegenwart werden ſich die Leute geniren. Dann ſoll er einmal Abends von ſechs bis acht in den Schwan gehen, einen Schoppen Grün Petſchirten ſich geben laſſen. Er kann auch einmal Mittags da eſſen. Donnerſtag iſt der Sauerkrauttag. Er muß ſich aber nie in das Geſpräch miſchen, ſondern hören und mich nicht vertheidigen. Gehen Sie ins Theater und horchen Sie, was in den Logen geſprochen wird. Aber ich ſchicke Euch nächſtens den Vidocq, der ſoll Euch die Polizei einrichten. — „Drei Bände Blutpredigten.“ Iſt der Heine darunter begriffen? Was wird der wieder in Verzweiflung gerathen, mit mir zuſammengeſtellt zu werden! Nun Adieu. Nächſtens mehr.

Donnerſtag, den 17. Januar.

Ich komme auf Ihren geſtrigen Brief zurück. Zuerſt das Wichtigſte. Sie ſchreiben, daß Sie erſt im Mai in der Schweiz mit mir zuſammenkommen wollen? Soll es wieder werden, wie die beiden vorigen Male? . . Vor zwei Jahren in Baden und voriges Jahr in der Schweiz hat es bis Auguſt gedauert, bis ich mit den Briefen in's Reine kam. Und doch iſt es nur eine Arbeit von drei Wochen, wenn ich mich daran halte. Schiebe ich die Arbeit auf, geht mir wieder der ganze Sommer verloren und ich kann weder reiſen noch ſonſt etwas arbeiten. Ich will aber dieſen Sommer in der Schweiz, beſonders in der Landſchaft von Genf, Stoff zu einem Buche ſammeln, das ein Prachtwerk, ein deutſches Nationalwerk werden ſoll. Liebe, Natur, Politik, Voltaire, Rouſſeau, die Stael, alles untereinander. So lange die Briefe nicht fertig ſind, kann ich nichts anderes anfangen, ich kann nie zwei Dinge auf einmal im Kopfe haben. Wie ſoll ich ſie aber ohne Sie fertig bringen? Sie ſagen, es wäre kalt dort. Was liegt daran? Wir wohnen in der Stadt und benutzen das rauhe Wetter, unſere Arbeit fertig zu machen.

Warten wir aber bis zum Mai, dann werden wir ſchwerlich Geduld haben, im ſchönen Frühlingswetter und der himmliſchen Gegend uns im Zimmer hinzuſetzen. Wenn Sie alſo Ihren ſchauderhaften Plan vom Mai aufgeben und mir zum Troſte ſchon im März kommen, werde ich Sie aus Dankbarkeit in meinem Prachtwerk himmliſch ſchildern; wo aber nicht, ſchildere ich Sie wie Sie ſind; zum Entſetzen Ihrer Zeitgenoſſen und zum abſchreckenden Beiſpiele der Nachwelt. . Es ekelt mich jezt ſchon, wenn ich daran denke, was ich mit meinen neuen Briefen wieder für ein Geſchacher haben werde, bis ich mit einem Verleger einig geworden.

Wegen meiner Aeußerung: daß ich bedauerte, drei Louisdor an den Pfarrer gewendet zu haben, die dem *** auffiel, kann ich Ihnen wirklich nichts ſagen. Das ſind Dinge, bei denen alle Verſtändigung nichts hilft. Sie wiſſen, wie das gemeint iſt, und das iſt genug. Ich glaube nicht, daß es viele Leute gibt, die an meiner aufrichtigen chriſtlichen Geſinnung oder meiner Religioſität überhaupt zweifeln. Die Grundzüge meiner Geſinnung müſſen doch in meinen Schriften zu erkennen ſein, und für einen Heuchler halten mich auch meine Gegner nicht.

Die Rezenſion von Menzel habe ich geleſen. Der gute Mann hätte mich gewiß gern mehr gelobt, wenn er gedurft hätte. Aber mit ſeinem Vorwurfe, daß ich mich mit dem ſchlechten Rezenſenten-Geſindel abgegeben, habe ich mich königlich ergözt. Wie er ſich nämlich von meinem Beiſpiele hinreißen ließ, alle ſeine Gegner auf das Heftigſte und ganz in meinem eigenen Tone herunter zu machen. So iſt der Menſch! — Die Erinnerungen aus Paris habe ich ſchon in der Schweiz geleſen. Was er von D. ſagt, iſt dumm und gar nicht paſſend. Der D. iſt ein bornirter Menſch und eine wahre Carrikatur von Journaliſt; aber jüdiſches hat er gar nichts, im Gegentheil; ſeine guten Seiten wie ſeine Schwächen ſind ganz chriſtlich.

Er hat nicht einmal das Temperament von einem Juden. Er iſt ein ächt lutheriſcher Phlegmatikus. Der Seybold muß für ſein Buch ſieben Monate auf der Feſtung ſitzen.

Ich leſe die Poſtzeitung ſeit vierzehn Tagen; aber des Königs Zeitvertreib von Berli, habe ich nicht darin gefunden. — Ich weiß nicht, was das iſt: Der Ball im Himmel von Heine. Ich habe ihn ſeitdem nicht geſehen, aber *** der ſein Vertrauter und ſein Trompeter iſt, ſagte mir, er wiſſe nichts von einem ſolchen Buche.

Samſtag, den 19. Januar.

... Auch das Buch (die Briefe) brauchen Sie mir nicht zu ſchicken, es wird wohl bald hier ankommen. Wenn der D. etwas für mich mitnehmen will, geben Sie ihm Tabak mit. Der Bürger, der im Muſeum meine Briefe zerriſſen (das zerreißt mir das Herz), iſt gewiß kein Anderer als der ***. Wir haben ihn vor zwei Jahren bei Tiſche in Gernsbach getroffen.

In der Gazette de France ſtand vorgeſtern: „l'auteur allemand Dr. Boerne, l'un des écrivains les plus spirituels de son pays, connu en dernier lieu par ses Lettres sur Paris, ouvrage pétillant d'esprit, d'une violence extrême contre les institutions monarchiques et surtout contre les princes allemands, vient de publier deux volumes nouveaux qui n'obtiendront pas plus que les précédents la permission de circuler en Allemagne, car ils sont tout aussi violents et peut-être plus violents encore contre les gouvernemens allemands. Boerne est juif de naissance, mais depuis longtems baptisé protestant. Natif de Francfort sur-le-Mein, il fut obligé il y a trois ans de quitter sa ville natale dans laquelle il occupait un emploi public. Il a vécu depuis lors à Paris.“ Daß die Briefe nicht verboten werden, das kann auch eine Liſt ſein, um den Verleger ſicher zu machen, daß er ſich nicht verberge. Ich hoffe aber, er wird ſo klug ſein, ſich nicht fangen zu laſſen. — Der Komet iſt kein Viehſtall, das iſt ein liberales Blatt. Es kömmt aber nicht nach Paris.

Mittwoch, den 30. Januar.

— Von einem T. B. habe ich einen recht ſchönen Brief bekommen, der mir viel Freude gemacht hat, ſagen Sie ihm das, und daß ich ihm und ſeiner Mutter für ihre freundlichen Geſinnungen gegen mich herzlich danke. Antworten kann ich nicht, weil es mein alter Grundſaz iſt keine Briefe zu ſchreiben, die von politiſchen Angelegenheiten handeln, weil dieſes in jetziger Zeit gefährlich iſt. Nicht für mich, der ich das nicht ſcheue, ſondern für Andere, von welchen zu ſprechen, ich durch ſolche Briefe leicht verleidet werden könnte. — Da iſt Ihr dummer langer Brief, lang bis zum Mai, drei und ein halb Monate lang. Indeſſen die Beſchwerlichkeit der Reiſe für Sie, da Sie keinen eigenen Wagen haben, brachte ich freilich nicht in

Rechnung. So ſind die Egoiſten. Alſo im Mai.

Samſtag, den 2. Februar.

Dieſer Brief wird erſt gar kurz werden. Geſtern hatte ich im buchſtäblichen Sinne Beſuche von Morgens elf bis Abends zwölf Uhr. Uebrigens müſſen Sie nicht die Keckheit haben, wie Sie es heute thun, die Kürze Ihrer Briefe mit den Meinigen zu vergleichen, das iſt noch etwas ganz Anderes. Eine von meinen Seiten gibt vier von Ihren, und beträgt neun gedruckte Seiten. Wenn ich alſo in den Wald hineinſchalle mit 1, ſchallt es als verkrüppeltes Echo mit $^{1}/_{4}$ heraus.

Einliegenden Brief beſorgen Sie an ſeine Adreſſe. Ich bitte aber S. ihn eigenhändig abzugeben. — Sagen Sie dem Reingaum und dem Körner: ſie möchten ſich vor einem gewiſſen *** hüten, einem ſogenannten deutſchen Patrioten, der ſeit lange in Paris, nächſtens eine

Miſſionsreiſe nach Deutſchland machen wird, angeblich in Geſchäften eines franzöſiſchen Journals. Sie ſollen die Warnung weiter gehen laſſen.

Vom ſüdlichen Frankreich haben Sie eine zu gute Vorſtellung. Marſeille hat eine traurige Gegend, kreidig, ohne Trinkwaſſer, und ohne Butter, und außer dem Intereſſe des Hafens ſonſt kein Anderes, das es zum längern Aufenthalte empföhle. Bordeaux eben ſo, ganz flach und ein langweiliger Handelsort. Nur Hyères hätte wegen ſeines ſüdlichen Klimas Vorzüge. Aber dort iſt theuer. Nizza wäre herrlich, aber dahin wage ich nicht zu gehen, wegen der despotiſchen Regierung. Doch wir werden ſehen. — Nach Biel in der Schweiz darf ich auch nicht, weil dort die Preußen Herr ſind, die im Stande wären mich feſt zu halten. — Ich habe vom Campe Brief bekommen. Jezt, da er ſieht, daß mein Buch nicht verboten worden, reut es ihn, daß er es nicht in Verlag genommen hat, und er gibt zu verſtehen, daß er Luſt hat, die neuen Briefe zu drucken. Ich will aber gar nichts mehr mit ihm zu thun haben.

Den 19. Februar.

Ich bin Ihr Haus-, Hof- und Staatskanzler. Heute wird wahrſcheinlich blos vom Haus die Rede ſein, denn an Hof- und Staatsangelegenheiten werde ich nicht kommen. Es wird in dieſem Briefe nichts zum drucken kommen. Ich bin mit einigen Artikeln, mit Heine's Buch u. a. beſchäftigt, über die ich nicht ſogleich nach Luſt der Feder ſchreiben kann; denn ich muß Notizen dazu ſammeln, kann alſo nicht eher anfangen, bis ich damit fertig bin. Ohnedieß habe ich Luſt wieder Einmal grob mit Ihnen zu ſein, wozu ich mir ſeit ſo lange keine Zeit genommen. Ich weiß zwar noch nicht, worüber ich grob ſein ſoll, es wird ſich aber ſchon ein Anlaß finden. D. reiſt nach Frankfurt. Er bringt Ihnen mit: 1 Exemplar Briefe. 2. Broſchüre von Chateaubriand. 3. Drei Stangen farbig Siegellack. — Ich denke daran, weil doch in den nächſten Jahren für mich gar keine Ermunterung ſein wird nach Deutſchland zu gehen, und ich mich irgendwo fixiren muß, mir für kommenden Winter meine Bücher ſchicken zu laſſen. Ich wünſchte alſo, daß Sie von einem Sachverſtändigen die drei Kiſten mit Büchern gehörig packen laſſen ſollen.

Wenn ich wegen meiner neuen Briefe wieder mit einem Buchhändler in Unterhandlung trete, muß dieſe Correſpondenz mit dem größten Geheimniß betrieben werden. Dazu muß ich haben: 1. Eine Adreſſe in Frankfurt, unter welcher mir, nach Abreiſe des S. ein Brief ſicher zugeſchickt werden kann. 2. Eine Adreſſe in Leipzig, unter welcher ich dem Verleger meinen Brief ſchicken kann. 3. Eine in Hamburg zu gleichen Zwecken. Hat an dieſen Orten S. nicht Bekannte, durch welche ſicher ſo etwas zu beſorgen wäre?

Wie es mit meiner Abreiſe ſteht, habe ich Ihnen ſchon geſagt. Sollte ich Anfangs März ſchon abreiſen, brauchen Sie ſich im Falle ſchlechten Wetters meinetwegen keine Sorgen zu machen. Wie ſchon geſagt, ich reiſe nur ſpazieren. Vierzehn Tage bringe ich auf dem Wege nach Genf zu. Ich mache ſogar einen Umweg von einigen Meilen, um eine wegen ihres Alterthums intereſſante Stadt zu ſehen, die nicht auf meinem Wege liegt. Beſançon. Ich will Reiſebilder machen. In vier Wochen kömmt leicht der Stoff zu einem Bande zuſammen. Ich muß wirklich darauf ſehen, daß ich auch nächſten Sommer etwas Einträgliches ſchreibe, ſonſt mache ich bankerott und Ihr müßt mich ernähren. Bis zu Ende Mai iſt einſchließlich des Wechſels, den ich noch erwarte, mein Geld all. Dann habe ich noch das Naſſauer. Und dann Adieu Geld. — Jezt komme ich auf Ihre Reiſe. Ich glaube das iſt eine ſchöne Gelegenheit grob zu ſein. Ich habe ſchon davon geſprochen. Nicht bei Nacht zu reiſen iſt ein Hauptgeſichtspunkt, aber mit dem Tag-Eilwagen zu gehen iſt gar nicht ſo bequem, als Sie ſich vorſtellen. Man fährt Abends bis zehn, elf Uhr, und muß Morgens um vier Uhr ſchon fort. Ich meine alſo am beſten, Sie nehmen einen Miethwagen . . Unter dieſen Umſtänden brauchen Sie alſo nicht bis zum Mai zu warten, ſondern können abreiſen, wenn Sie Luſt haben, nämlich wenn ich will. — Jezt fängt das Zanken an. Alſo ich denke mir Sie in Baſel angekommen und nun weiter . . Iſt es nicht gräulich, wie Eduard Meyer ſagt, ſchändlich, niederträchtig von Euch, daß Ihr mich in Genf ſchmachten läßt, und vielleicht wochenlang auf dem Wege von Baſel nach Genf zubringt? Wir kommen ja ſpäter doch in alle dieſe Gegenden, warum ſich da aufhalten? Darum wünſche ich eben, daß Sie früh abreiſen, damit zum Herumlaufen das Wetter noch zu kalt ſei. Darum wünſche ich, daß Sie von

Heidelberg den Wagen gleich nach Genf dingen. Ich kann nicht eher eſſen und ſchlafen, bis Sie mir die feierliche Verſicherung geben, daß Sie ſich zwiſchen Baſel und Genf nicht aufhalten wollen. Haltet euch fleißig am Abſchreiben, daß alles zur gehörigen Zeit fertig werde. Bringen Sie für mich eine große ſchöne Thee-Serviette mit. Sie kennen doch den Dintenſtecher, den ich auf meinem Pulte habe? Er iſt ganz unbrauchbar vor Alter. Kaufen Sie mir in Frankfurt beim Dreher einen Andern, ſo groß er nur zu haben iſt. Sollte man in Frankfurt keinen haben, bekommen Sie das in Heidelberg am beſten. Sie müſſen einen Zettel von meinen Wünſchen machen und alles gleich aufſchreiben, ſonſt wird es vergeſſen.

Mittwoch, den 20. Februar.

Den Wechſel habe ich erhalten. Dem S. will ich für die ſchöne Beſorgung danken ſobald ich das Geld eingenommen. Eher nicht. Die

Möglichkeit des Proteſtirens! Das Wort hat einen fürchterlichen Eindruck auf mich gemacht. —

Gewiß hat **Marion Delorme** und **Le roi s'amuse** herrliche Sachen. Ich liebe Victor Hugo ſehr. Aber er iſt verrückt. Heute Abend ſehe ich Lucrèce Borgia.

Geſtern Abend war ich bei Lafayette. Er hat mich dieſen Winter ſchon oft eingeladen. Da er aber die Vormittagsſtunden zum Beſuche beſtimmt, erklärte ich, Vormittags hätte ich keine Zeit. Das war aber nur Vorwand. Ich wollte von gewiſſen Leuten nicht eingeführt ſein, ich wollte ohne Zeugen mit ihm ſprechen. Das merkte man endlich und er ließ mich auf geſtern Abend einladen, wo er allein wäre. Was wir geſprochen, kann ich dem Papier nicht anvertrauen, und da ich ohnedieß nichts darüber drucken werde, bleibt alles mündlicher Mittheilung vorbehalten. — Der arme Eduard Meyer! Ich habe mir gleich gedacht, das

Schwert roth werde ihm ferner beſtändig über dem Haupte hängen. Der Wurm hat wieder gegen mich geſchrieben. Es iſt verſprochen worden, habe aber das Blatt bis jetzt noch nicht erhalten, (Literaturblatt zur Hamburger Börſenhalle.) — Der Heine über ſein Buch wird ſehr von mir heruntergemacht werden. Haben Sie denn beim Leſen gar nichts Dummes, Anmaßendes und Lächerliches gefunden?

Einliegenden Brief beſorgen Sie meiner Schweſter.

Den 21. Februar.

— Ihr Brief. Ich habe gar nicht nöthig mich einen Tag zu beſinnen, was ich antworten ſoll. Ich bin nicht ſo dumm wie gewiſſe andere Leute. Ich weiß gleich was ich will. Ihr Plan gleich nach Paris zu kommen iſt dumm. Auf jeden Fall müſſen wir ja nach der Schweiz, und von dort im Herbſte wieder hierher reiſen. Wozu alſo den unnöthigen Weg machen? Ihre Einwürfe wegen des ungünſtigen Wetters haben keinen Grund. Was meine Reiſe betrifft, brauche ich kein gutes Wetter. Erſtens, weil ich kleine Tagreiſen mache und einen bequemen Wagen habe. Zweitens, weil zu meinen projektirten Reiſebildern ich die Natur wenig brauche, da ich mehr über ſtädtiſche und geſellige Verhältniſſe ſchreiben werde. . . Jetzt ſchreibt ab und packt und kommt mir nicht nach Paris, ſonſt gebe ich Euch als Mitſchuldige des Piſtolenſchuſſes an. Adieu.

Wie wird ſich mein Verleger freuen, daß die Briefe in Baiern verboten ſind.

Den 5. März.

. . . . Ich habe neulich von einem mir unbekannten jungen Schriftſteller Namens Laube, der mir aus Leipzig ein Buch geſchickt, einen närriſchen Brief erhalten, aus dem ich Ihnen einige Stellen mittheilen will. „Ich werde mich

„nicht erſt lange bei unnützen Krummbuckeln an „der Thürſchwelle aufhalten, ſehr lieber Börne, „um mich zu entſchuldigen, warum ich Ihnen „ſchreibe. Ich liebe Sie ſehr — das wäre ja „genug; ich könnte Sie in ein Mädchen ver„wandeln und Ihnen ſagen, daß eine ſolche „Schönheit, ein ſolcher Reiz ꝛc. mir nicht län„ger Ruhe laſſe, daß ich mein Herz ausſchütten „müſſe, Sie würdens als Mädchen nicht übel „nehmen, als unſer Volkstribun würden Sie's „noch weniger" . . . „Ich bitte Sie, das andere „Buch dem Fürſten C. durch Ihren Conrad zu „ſchicken — ich hoffe Conrad, den Sie in Ihrer „Rocktaſche mit zur Berühmtheit genommen ha„ben, befindet ſich wohl." . . . „In einigen „Wochen erhalten Sie den zweiten Theil meines „neuen Jahrhunderts — das zu leſen wird Ihre „Höflichkeit nothwendig machen, denn Sie ſind „ſelbſt der Hauptheld des erſten Abſchnittes, „und gegen den geſchichtlichen Börne müſſen Sie „doch ſo weit höflich ſein, daß Sie ihn anſehen."

. . . „Ueber Ihre neuen Bände ſchreibe ich Ihnen „nichts, weil ich an unſere Damen darüber re„feriren und vor aller Welt rezenſiren muß, „und ich ſchäme mich immer meiner Armuth, „wenn ich daſſelbe wiederholen ſoll. Sie ſind „ein Stück Weltgeſchichte für Deutſchland ge„worden, unſer unbezahlbarer Tribun, unſere „demokratiſche Behörde. Wir müſſen Ihnen „unſere Klagen einſchicken, denn Sie ſind der „einzige unabhängige, wahrheitsliebende Advokat „Deutſchlands. Jene Damen — ſie ſind ſehr „hübſch, von gutem Adel, aber durch meinen „plebejiſchen Umgang verdorben — ſchicken Ihnen „die wärmſten Küſſe, und wenn Sie einmal — „großer Gott wann? — ins freie Deutſchland „kommen, dann halten wir ein großes Mahl, „wo alle die alten Redensarten mit Creme ſer„virt werden, die wir gegen Sie haben anhören „müſſen, und die wir nun verſüßt herunter„ſchlucken.“ . . . „Ich habe zu meinen öffent„lichen Briefen auch eine Dame als Objekt,

„Zielſcheibe, ſie will aber nichts mehr von mir „wiſſen, ſeit ſie erfahren, daß man ſolche Dinge „wie Sie an ein Frauenzimmer ſchreiben könne." " . . . „Brockhaus, mit dem ich zuweilen ſpreche, „iſt aus dem Häuschen wegen „dem Viehſtall" . . .

Mittwoch, den 6. März.

Die Rezenſion von Wurm in der Hamburger Börſenhalle habe ich geleſen. Dieſesmal iſt es gar nicht zu verkennen, daß er nur geſchimpft, um der Zenſur Sand in die Augen zu ſtreuen, und die beſten Stellen aus dem Buche ausziehen zu können.

. . . . Eine gute Oper kann jetzt höchſtens in Paris Glück machen, wo man ihr wegen der Pracht der Dekorationen und Ballete ihre Vorzüge verzeiht. Sogar eine ſchlechte reuſſirt manchmal dadurch. Seit acht Tagen wird in der großen Oper, eine neue von Auber gegeben: Guſtave III. Alle Welt ſagt, die Muſik ſei erbärmlich, aber man findet keinen Plaz, die Pracht der Dekorationen ſoll unerhört ſein. Der lezte Akt ſtellt einen Hofmaskenball vor, mit einem Glanze, den man nie in der Wirklichkeit an einem Hofe fand. Achtzehnhundert Kerzen brennen auf dem Kronleuchter. Schon vierzehn Tage vor der erſten Aufführung konnte ich kein Billet bekommen. Wenn hier eine neue Oper zum Erſtenmale aufgeführt wird, wird faſt das ganze Parterre, theils vom Componiſten und Dichter, theils von der Theaterdirektion ſelbſt verſchenkt.

Samſtag, den 9. März.

Dieſer Brief wird wohl der kürzeſte werden, den ich Ihnen dieſen Winter noch geſchrieben, und damit Sie es weniger merken, nehme ich kleines Papier dazu. Ich habe wieder einen großen Artikel, zu dem ich Notizen zu ſammeln habe. Geſtern Abend wollte ich zu ſchreiben anfangen, da kamen aber *** und ſeine Frau und tranken Thee bei mir. Uebrigens kann ich Sie jezt vernachläſſigen, denn ich brauche Sie — nämlich keinen Verſtand mehr. Noch zwanzig meiner Zeilen, gerade zwanzig und meine zwei Bände ſind fertig. — Seit geſtern iſt wieder völlig Winter und es hat geſchneit. Abſcheulich Wetter! Wenn ſich eine Gelegenheit dazu findet, ſchicken Sie mir ein Exemplar der Mauthpredigt. Auch die Mannheimer Beſtie. Alſo der arme Conrad iſt auch herunter gemacht? —

Wegen Rotteck muß freilich ſein. Dieſe Menſchen haben ungeheuer geſchadet, und man muß ſie in der öffentlichen Meinung ſtürzen. Darüber ſind auch alle wahre Patrioten einverſtanden.

Samſtag, den 16. März.

Sie werden merken, daß dieſer Briefbogen nicht urſprünglich ſo kurz war, ſondern daß oben ein Stück daran abgeſchnitten worden. Es war oben etwas anderes geſchrieben und ich wollte den Bogen nicht zu Grunde gehen laſſen. Jezt iſt er wieder ſchön kurz und Sie merken die Abgebrochenheit weniger. Meine Einfälle über den Wechſelproteſt habe ich ganz vergeſſen. Was mir Nachts im Bette einfällt, vergeſſe ich immer, wenn ich es nicht gleich aufſchreibe. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen ſchon geſagt, daß ich dieſen Winter faſt täglich, entweder nach dem Eſſen eine große Taſſe Kaffe oder Abends zehn Uhr Thee trinke, und ich ſpüre keine nachtheiligen Folgen davon, wie früher. Das habe ich dem anhaltenden Gebrauche jenes geheimen Heilmittels zu verdanken, das ich jedem Kranken für hundert Louisdor feil biete. Der Teufel hole die Aerzte! Jezt in meinen Jahren, wo die Conſtitution nicht mehr gründlich gebeſſert werden kann, hat das einfache Mittel, nachdem ich durch Krankheiten ſo ſehr geſchwächt worden, doch noch viel geholfen; wie ſehr würde es nicht ſchon vor zwanzig Jahren genüzt haben, wo ich ſchon meine jezigen Uebel hatte, nur noch nicht entwickelt. Seit drei Jahren hatte ich faſt alle Monate Blutſpeien, wenn auch in keinem gefährlichen Grade; aber ſeit fünf Monaten, daß ich das Mittel gebrauche, gar nicht, und befinde mich überhaupt beſſer. Dabei beobachte ich, außer daß ich keinen Wein trinke, weniger Diät als ſonſt.

— Es läge mir erſtaunlich viel daran, alles abgeſchrieben zu haben, was ich ſeit drei Wintern über Heine geſchrieben, und nicht gedruckt worden. Wie aber das machen? Alle Briefe durchleſen und abſchreiben, würde zu große Mühe machen. Es bleibt alſo nichts übrig, als ſie mitbringen. Wollen Sie das thun? Es liegt mir ſehr viel daran. Ich komme beſtimmt mit dem Heine früher oder ſpäter öffentlich in Streit, und da kann ich es benuzen. In die neue Zeitung **l'Europe littéraire**, die ſeit Anfang März erſcheint, ſchreibt er lange Artikel über die deutſche Literatur, wo ſeine niederträchtige Geſinnung „gräulich“ hervortritt. Wie er mir ſelbſt früher in ſeiner lächerlichen Eitelkeit ein gefährlicher Menſch und Schelm ſein zu wollen geſtanden, will er das Blatt benuzen, ſeinen Freunden zu ſchmeicheln und ſeine Feinde zu verläſtern, und ſo ſpricht er gegen ſein eigenes beſſeres Wiſſen und urtheilt über Literatur und Schriftſteller. Göthe, den er ſo wenig achtet wie ich, ſtreicht er heraus, um den Berlinern den Hof zu machen. Varnhagen von Enſe, ein Berliner Legationsrath, der den Kopf einer Ameiſe hat, nennt er: „un homme qui a dans le coeur des pensées grandes comme le monde.“ Auf mich wird er wohl noch kommen, doch ſagte er im letzten Blatte, wo von Göthe's Gegnern die Rede iſt, in Bezug auf mich: „un enragé sans-culotte lui présentant la pointe de sa pique.“ Kurz es jukt mich, mit ihm anzubinden, und ich muß doch mein Wort halten, denn ich habe ihm in meinen Briefen gedroht: „die Wahrheit wird ihn treffen wie die Andern auch, nur tödlicher.“ Da in der Europe littéraire nicht von Politik geſprochen werden ſoll, glaubt Heine in der Literatur ſeine politiſche Apoſtaſie und Kriecherei gegen die Diplomaten verbergen zu können. Ich muß ihn entlarven. Stellen Sie ſich vor, daß er den Hering lobt! Kurz er iſt ohne alle Scham.

.... Ueber Heine wird dieſen Sommer eine Broſchüre geſchrieben und gegen Sie, wenn Sie bis zum zwanzigſten April nicht in Aarau ſind, ein Folioband. Wie ſchön breit mein Brief ausſieht. Adieu. Vergeſſen Sie nicht Ihren Verſtand einzupacken. Er wird keine Ueberfracht koſten. Ihr kleiner Rabner. Adieu liebe Getreue!

Sonntag, den 17. März.

Ich bin ſchon mit den Vorbereitungen zu meiner Abreiſe beſchäftigt. Das wichtigſte Geſchäft, die Sorge für chemiſche Zündhölzer iſt ſchon beſeitigt. Davon muß ich einen ungeheuern Vorrath haben, ſo viel für tauſend und eine Nacht hinreicht, ſonſt kann ich nicht ruhig ſchlafen.

Mittwoch, den 20. März.

Ach, was ſind die reichen Leute ſo unglücklich! Geweint habe ich faſt vor Aerger, als ich genöthigt war, das langweilige Naſſauer Circular zu ſtudiren, und als ich an die ungeheuere Arbeit dachte, eine Vollmacht zu ſchreiben. Jetzt iſt aber alles glücklich überſtanden. Ich habe mich für 4 Proz. Oblig. entſchloſſen. Das finde ich am beſten. Nehmen Sie das Geld gleich ein oder zur Verfallzeit, machen Sie das, wie Sie können und wollen. Laſſen Sie mich in Ruhe und kommen Sie mir nicht mehr mit ſolchen gemeinen Dingen. Lieber behalten Sie das ganze Geld. Vom Notar meine Unterſchrift vidimiren laſſen, war nicht möglich. Das hält fünf bis ſechs Tage auf, muß beim Juſtiz-Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Frankfurter Geſandten ꝛc. viſirt werden. Ich hatte voriges Jahr eine ſolche Geſchichte. Im Nothfall kann meine Unterſchrift durch Frankfurter Zeugen beſtätigt werden.

Uff! Ich habe Bruſtſchmerzen. — Das Wetter iſt jezt auch hier ſchön. Ich mache mich reiſefertig. Doch wird wohl dieſer Monat noch darüber hingehen. Wenn Sie mir etwas Nöthiges oder Intereſſantes zu ſchreiben haben, warten Sie nicht bis der Brieftag kömmt, ſondern ſchreiben Sie früher. Adieu. Ich habe viel zu thun. Wäre heute nicht Frühlingsanfang, würde ich erſchrecklich fluchen über den Mai-Eilwagen.

Freitag, den 22. März.

. . . . Bei dieſer Gelegenheit fällt mir ein, daß ich ſchon ſo oft mit Swift verglichen worden bin; ja gleich bei meinem erſten ſchriftſtelleriſchen Auftreten, als das erſte Heft der Wage erſchien, haben mehrere gebildete Leute in Frankfurt, wie Rath Schloſſer, Willmer ꝛc. dieſe Vergleichung angeſtellt. Wurm in Hamburg hat in ſeinen beiden Rezenſionen darauf angeſpielt, ſagt aber, man thäte mir

Unrecht, mich mit Swift zu vergleichen, denn ich wäre viel liebenswürdiger als er. Es iſt wirklich komiſch, wie dieſer Wurm, ohngeachtet er gegen mich loszieht, ſich ſo ſehr bemüht, meine Liebenswürdigkeit über die Swift's zu erheben. Es iſt wahr, Swift war eine herzliche boshafte Canaille. Worauf ich nun eigentlich kommen wollte: von dieſem Swift, meinem Vorahmer habe ich nie etwas geleſen, außer als Knabe eine Ueberſezung von Gulliver's Reiſen. Kürzlich las ich ſein Leben von Walter Scott, der von ſeinen Schriften eine neue Ausgabe veranſtaltet. Jezt hätte ich nun die größte Luſt, dieſe kennen zu lernen; ich habe ſie mir aber hier nicht verſchaffen können. Die Ausgabe von Walter Scott von wenigſtens zwanzig Bänden kömmt zu theuer. Jetzt wollte ich nun S. bitten, ſich umzuſehen, ob er nicht vielleicht eine ältere und wohlfeilere Ausgabe von Swift findet (Original engliſch) und ſie für mich zu kaufen und mitzubringen.

Ich will bis zwei Carolin daran wenden. Findet er keine Ausgabe von allen ſeinen Schriften, kann er auch einzelne Werke kaufen. Das dürfen aber nicht die bekannteſten ſein, wie Gulliver, das Mährchen von der Tonne, an denen mir weniger liegt, ſondern die minder bekannten: ſeine Werke in Verſen, das Tagebuch an Stella, beſonders ein berühmter ſatiriſcher Aufſatz, worin er ganz ernſthaft den Vorſchlag macht: um den Zuſtand der Armen zu verbeſſern, ſollen die Reichen deren Kinder eſſen. — Swift war wegen ſeines ſittlichen Lebens ein merkwürdiger Menſch. Er hatte zwei Freundinnen, eine ältere und frühere Stella und eine jüngere und ſpätere Vaneſſa. Beide liebten ihn leidenſchaftlich und wollten ihn heirathen, da er ſchon fünfzig Jahre alt war. Eine wußte nichts von der andern, wenigſtens nichts gewiſſes. Vaneſſa ſtarb aus Gram, weil ſie Swift nicht heirathen wollte. Stella quälte ihn Jahre lang, ſich endlich mit ihr zu verbinden. Nach vieljährigem Umgang gab er dem Wunſche nach, doch unter der Bedingung, daß die Heirath geheim bleiben ſollte, und ſie getrennt in verſchiedenen Häuſern wohnten. Schon früher, ehe ſie verbunden waren, hatte Swift ſtreng darauf gehalten, daß ſie ſich nie ohne Zeugen ſprächen, um allen üblen Gerüchten vorzubeugen. Die Heirath blieb wirklich geheim bis nach Stella's Tod. In Swift's Verhältniſſen war nicht der geringſte Grund vorhanden, der das Geheimniß ſeiner Ehe nöthig machte. Die damalige Welt konnte ſich dieſe Bizarrerie nicht erklären. Walter Scott gibt folgende Aufſchlüſſe hierüber. Swift hatte ein kaltes Temperament und für jede andere Liebe als die romantiſche gar keinen Sinn. Um nun dieſe ſeine Eigenthümlichkeit der Stella nicht merken zu laſſen, hatte er vor der Heirath es eingerichtet, ſie nie ohne Zeugen zu ſehen, und als er der Ehe nicht länger ausweichen konnte, zur Bedingung gemacht, daß die Ehe geheim bleiben ſollte, und ſie nie unter einem Dache wohnen. Dieſer Swift, der größte Satiriker aller Zeiten, der ſich ſo furchtbar gemacht, daß er dreißig Jahre lang den größten Einfluß auf alle Staatsverhältniſſe hatte, weil die Miniſter bald ſeine Feder fürchteten, bald gebrauchten — dieſer nie beſiegte Spötter fürchtete ſich vor dem Spotte einer ſchwachen gutmüthigen Frau im Nachtkleide, und ſpielte dreißig Jahre lang eine langweilige, ihm ſelbſt läſtige Comödie, um ihm zu entgehen! O Weiber, Weiber, Weiber! Der Teufel iſt euer Vater und die Satire eure Mutter!

Ich muß Sie noch Einmal daran erinnern, daß ich alles, was ich vorigen und vorvorigen Winter über Heine geſchrieben, nöthig brauche. Wenn alſo zu beſchwerlich iſt, die vielen Briefe durchzuleſen und auszuziehen, müſſen Sie ſie im Original mitbringen.

Samſtag, den 23. März.

Auch hier iſt wieder abſcheulich Wetter. Schnee, Regen, kalt, pfui. — Sie haben geglaubt in dem Wagen mit drei Poſtpferden ſäße ich und ich würde gefangen weggeführt. Schämen Sie ſich nicht und ſagen Sie die Wahrheit. Leſen Sie das Buch von Spazier. Wenn die Dedikation nicht zu groß iſt, können Sie ſie abſchreiben. — Ich gehe nicht von hier gleich nach der Schweiz, ſondern erſt nach Straßburg, wo ich etwas zu thun habe, und acht Tage bleibe. — Wie können Sie nur glauben, daß ich mit Leidenſchaft gegen Heine verfahren werde? Es iſt mir nur darum zu thun, den lächerlichen Plan der Ariſtokraten (und es iſt eine förmliche Verſchwörung gegen mich) zu vereiteln. Und das bringe ich zu Stande. Dazu bin ich ganz der Mann. Die Lacher werden auf meiner Seite ſein. — Ich habe heute noch zwei Briefe zu ſchreiben und habe überhaupt viel zu thun. Adieu. . Ich habe geſtern in einem alten Buche ein Mittel entdeckt, wie ein Herr jedes Frauenzimmer in ſich verliebt machen kann. Ganz im Ernſte. Ich erzähle Ihnen das ein Andermal.

Es liegt mir ſehr viel daran, daß die Leute in Frankfurt glauben, ich ginge nach Baden-Baden. Die Gründe kann ich Ihnen ſchriftlich nicht mittheilen. Ich bitte Sie daher, den Bekannten und Freunden geſprächsweiſe zu ſagen, Sie kämen zu mir nach Baden, wo wir bis Ende Juni blieben und dann nach der Schweiz gingen. Sie müſſen aber ſtandhaft dabei bleiben, und, ohne Ausnahme, keinem Vertrauten die Wahrheit ſagen. Bemerkt jemand, es wäre für mich nicht räthlich nach Baden zu gehen, man könnte mich einſtecken, behaupten Sie zuverſichtlich: ich kenne hohe Beamte in Carlsruhe, die im Falle einer Gefahr mich warnten.

Wenn die Briefe abgeſchrieben (es kömmt nichts mehr dazu) bitte ich S. ſie gleich einzupacken, und ganz eingerichtet, durch den Poſtwagen abzuſchicken. Dieſes Paket laſſen Sie einſtweilen liegen. Die Adreſſe an Wen und Wohin werde ich ſpäter angeben. S. ſoll zum äußern Siegel nicht ſein Petſchaft nehmen, ſondern einen andern Buchſtaben, wo möglich ein K.

Schreiben Sie mir auf dieſen Brief keine Antwort, als: die beiden B. ſind oder werden beſorgt.

Ich wünſchte, daß ſich S. erkundigte, bei . . . . . . ꝛc. was ein gewiſſer *** aus . . . für ein Menſch iſt? Er hat dieſen Winter hier zugebracht. Er iſt hier viel mit Republikanern umgegangen. Laſſen Sie mir doch bei K. einige von den vielen politiſchen Broſchüren holen, die, wie ich höre, jezt heimlich zirkuliren. Wenn ſie bezahlt werden, kaufen Sie ſie.

Mittwoch, den 27. März.

Sie haben mich erſt daran erinnert, was ich ganz vergeſſen, daß ich Sie voriges Jahr betrogen, und nach Baden gereiſt bin, während ich vorgab, nach der Schweiz zu gehen. Ich gebe Ihnen die heiligſte Verſicherung, daß ich diesmal nicht daran denke, ſondern wirklich nach der Schweiz gehe. In Straßburg habe ich Geſchäfte, ſonſt ging ich den graden Weg nach Baſel. Aber ich wünſchte, daß Sie es erzählten, wir kämen in Baden zuſammen. Auf dem leeren Papier in ihrem Briefe habe ich eine ſehr ſchöne Landſchaft gezeichnet. Erinnern Sie mich daran, daß ich ſie Ihnen zeige. Seit Claude Lorrain hat man ſo etwas Schönes nicht geſehen. — In dem Piſtolenprozeß iſt wirklich allerlei vorgekommen, was Bergeron verdächtig macht, und ich hätte ſelbſt manchmal denken mögen, er wäre ſchuldig. Aber wir können doch irren. Die Polizei hat die Sache ſo eingerichtet, daß ſie leicht den Verdacht lenken konnte, wie ſie wollte. Eine ſehr ſchöne Carrikatur iſt über den Prozeß erſchienen. Ein Theater wird vorgeſtellt. Dübois und Perſil treten als Comödianten am Ende des Stückes hervor und ſagen: Messieurs, l'auteur de la pièce que nous avons eu l'honneur de jouer devant vous, désire garder l'anonyme. Louis Philipp ſitzt im Souffleurkaſten ꝛc. Vergeſſen Sie meinen Paß nicht. Alſo künftigen Donnerſtag, wenn das Wetter gut iſt, reiſe ich ab. Wahrſcheinlich über Metz, wo ich einen Tag bleibe. Ich habe jetzt gar nichts mehr zu ſchreiben. Vergeſſen Sie nicht mir Tabak mitzubringen. Holz habe ich für 240 Franken gebraucht.

— — Das wäre doch merkwürdig, wenn ich wirklich der erſte Deutſche geweſen wäre, der in Jean Paul den Dichter des Liberalismus erkannt, wie Spazier meint! Das iſt ja ſeine eigenſte Natur. Adieu. Nein, was ſind wir alle drei ſo langweilig! In Aarau gibt man uns gewiß das Bürgerrecht.

Samſtag, den 30. März.

Ach! Was werden das heute wieder für langweilige Briefe werden, beſonders Ihrer! Sie hatten aber Recht, wie Sie neulich ſagten: im Frühlinge haben wir beide keinen Verſtand, beſonders Sie. Seit vielen Jahren habe ich bemerkt, daß Sie jedes Jahr vom Anfange März bis Ende Februar dumm ſind. Das Wetter iſt jezt gut, und ich wäre ſchon abgereiſt, aber mir graut vor dem langweiligen Wege. Ja, wenn ich am Ende der Reiſe gleich zu Ihnen käme, das wäre etwas anderes; aber ſo, noch vier Wochen warten, da verliert man alle Geduld.

Da mein Buch fertig iſt, mag ich auch kein vernünftiges Wort mehr ſchreiben. Die deutſchen Fürſten haben jezt gute Zeiten; es ſcheint wirklich, ſie wiſſen, daß meine zwei Bände voll ſind. Sie machen es gar zu toll.

..... Ich traue dem *** nicht. Sollte ich ihm auch Unrecht thun, ſo ſchadet es nicht, da ich außer Ihnen keinem meine geheime Geſinnung mittheile. Ein Thor, wer einem deutſchen Edelmanne traut, der Miniſter war, es wieder ſein möchte und lauter Verwandte hat, die an das Fürſten- und Hof-Intereſſe gefeſſelt ſind. Daß er liberal ſchreibt, mag einen deutſchen gelehrten Gimpel wie *** irre machen, mich täuſcht das nicht. Iſt er auch jezt kein Verräther, kann er es doch täglich werden, wenn ihn die Ariſtokratie wieder in ihre Mitte aufnimmt. Dann könnte er alles benuzen, was man ihm früher anvertraut. Wär' ich nicht ein Thor, wenn ich das nicht bedächte? Nicht etwa als hätte ich für mich zu fürchten — ich habe ja das Aergſte drucken laſſen; aber andere Perſonen könnte ich in meinen Briefen kompromittiren, und überhaupt der Sache der Ariſtokratie, ſowohl durch meine mitgetheilten Thatſachen, als auch durch meine Anſichten nüzen. Dieſer Gedanke dupe zu ſein, war mir unerträglich. Da ich nun einmal dem *** ſchreiben mußte, hielt ich es für nöthig, ihm alle Hoffnung zu benehmen, mich in eine politiſche Correſpondenz zu ziehen. Mit welcher Heuchelei und mit Höflichkeit vergoldeten Unverſchämtheit ich es gethan, werden Sie aus nachfolgendem Briefe erſehen, den ich dem *** vor meiner breiſe von Paris ſchreiben werde . . . .

Nur auf dieſe Art behaupte ich meine koſtbare Unabhängigkeit. Ich habe ſeit den lezten Bundestagsbeſchlüſſen, und ſeitdem ich ſah, wie die ſeit zwei Jahren verſteckte Ariſtokratie wieder aus ihren Löchern hervorkriecht, unverſchämter, drohender als je, ſo einen glühenden Haß gegen den Adel bekommen, daß ich mit keinem Edelmanne etwas zu thun haben will, und mag er auch ſo achtungswerth als *** ſein. Er entgeht dem Einfluſſe ſeines Standes doch nicht, bei allen liberalen Geſinnungen. Dieſe Herren wollen zwar keinen Fürſtendespotismus, unter dem ſie ſelbſt leiden, aber die Freiſinnigſten unter ihnen wollen eine engliſche

Ariſtokratie. Darum hole ſie der Teufel alle miteinander.

Ich glaube dieſer Sommer wird merkwürdig werden, ſowohl für Frankreich als für Deutſchland und Gott und der Teufel werden ein Doppelt-Gewitter mit einander ſpielen; aber da meine zwei Bände voll ſind, will ich nichts weiter davon ſagen. Denken Sie ſich, vorgeſtern habe ich zum Erſtenmale Eis gegeſſen, ſeit ich hier bin. Iſt das nicht merkwürdig? Geſtern Abend bin ich damit fortgefahren, und ſo werde ich ſo lange ich noch hier bin, mir die Langeweile vertreiben. Jetzt warte ich auf Ihren dummen Brief . . . da iſt er! Ich ärgere mich, daß er nicht ſo langweilig iſt, wie ich erwartet, ſondern das Gegentheil. Ich bin neidiſch. Verlaſſen Sie ſich auf mein heiliges Verſprechen, daß ich nicht nach Baden gehe, was Sie auch darüber hören mögen. Daß Sie früher kommen möchten als erſt im Mai, dieſer mein Wunſch iſt doch erklärlich genug Ich verliere, wenn Sie nicht bei mir ſind, ſo viele Zeit, in der ich meine Briefe fertig machen könnte. Zwar werde ich mir ſie ſchicken laſſen, aber ich fürchte, wenn Sie nicht da ſind, habe ich keine Geduld zu arbeiten. Sonſt habe ich keinen Grund weiter auf Ihre Abreiſe zu dringen. Mehrere Rheinbaiern, die hier durch nach Amerika auswanderten, geſezte Männer, haben mich zwar ganz ernſthaft verſichert, die patriotiſche Parthei in Deutſchland beſonders in Frankfurt werde bald etwas unternehmen, und ſie wären froh, daß ſie aus dem Lande wären. Aber ich glaube kein Wort davon, und mag Ihnen das dumme Zeug, was ſie mir geſagt, gar nicht alle angeben. Glaubte ich es, wäre ich freilich ganz in Verzweiflung, daß ich gar keine ſichere Gelegenheit, Sie zu warnen, finden kann, da man ſolche Dinge keinem Briefe anvertraut. — Für Wechſel bin ich nicht, lieber für öſterreichiſche Obligationen. Denen kleiner Staaten, wie Naſſau, iſt jetzt nicht zu trauen. — —

Ich glaube daran, daß die deutſchen Conſtitutionen aufgehoben werden; dann würden aber gleichzeitig die kleinen Staaten (auch Frankfurt) von öſterreichiſchen und preußiſchen Truppen beſetzt werden.

In meinem erſten Winter hier war Heine ja nicht in Paris, da kann ich alſo nichts über ihn geſchrieben haben. Blos in meinen vorjährigen Briefen iſt von ihm die Rede. Verlaſſen Sie ſich übrigens auf mich, ich werde ſchon wiſſen, was ich mit Heine zu thun habe. Ich muß ihm nicht Zeit laſſen mich anzugreifen, ſondern muß ihn angreifen, da er im Vertheidigungskriege ſehr ſchwach iſt, und alſo der Vortheil auf meiner Seite iſt. Uebrigens iſt nur meine Abſicht, die Liberalen vor Heine zu warnen. Wenn ſie einmal wiſſen, was er für ein Schuft iſt, und ihm nicht mehr trauen, laſſe ich ihn gehen und ſchreiben, was er will.

Alſo noch Einmal, unter den jezigen Umſtänden werde ich mich wohl hüten, nur einen

Fuß in Deutſchland hineinzuſezen. Sie können ganz ruhig ſein. Wenn Sie nach Straßburg kämen, daß wir zuſammen nach Baſel reiſen könnten (auf franzöſiſcher Seite) das wäre mir am allerliebſten. — Hier iſt alles ſtill, wie das Meer vor dem Sturm. Ich meine die Zeit ſei im Kochen, und ich ſehe ſchon die Bläschen. Andere ſind anderer Meinung. Wir werden ſehen. — Geſtern hat mich ein Künſtler, dem ich die Landſchaft gezeigt habe, die ich neulich gemahlt, gebeten, ſie im Louvre auszuſtellen. Seit Pouſſin wäre ſo etwas nicht gemacht worden. Ich überlege, ob ich's thun ſoll. Meine Briefe ſollen Sie außer dem Hauſe thun, bis Sie abreiſen. Adieu.

Mittwoch, den 3. April.

Ihr heutiger Brief hat mich ſehr amüſirt .... Noch einmal ſeien Sie ruhig, ich gehe weder nach Baden noch auf die Kehler Brücke, und wenn Ihnen Leute vielleicht erzählen, ich hätte nach Karlsruhe geſchrieben, ich käme bald dahin, darf Sie das nicht irre machen. Ich werde Ihnen das alle ſpäter erklären.

Die Behandlung des Behr im Gefängniß iſt fürchterlich. Er und ſein Mitgefangner ſind beide krank, und im Gefängniß iſt nicht Einmal eine Einrichtung für ſolche Fälle. Dem Behr wird das Tabakrauchen verſagt, woran er wie die meiſten deutſchen Gelehrten ſo ſehr gewöhnt iſt. Das allein kann Einen ſchon wahnſinnig machen, weil gerade das Tabakrauchen für Leute, die daran gewöhnt ſind, das einzige Mittel gegen Seelenleiden iſt. Sollte man nicht den Deutſchen in's Geſicht ſpucken, daß ſie ſich das gefallen laſſen? Der Behr hat nichts weiter gethan, als daß er mit Schönlein und einigen andern in Würzburg einen liberalen Klubb gebildet, worin man ſich freimüthig ausgeſprochen. Dieſes wurde nach München berichtet, nicht durch die Baieriſche ſondern durch

Metternichs Polizei, die in Würzburg wie überall Spione hat.

Das Wetter wird gut, und wenn es ſich hält, reiſe ich morgen ab. Es ſind noch hundert Kleinigkeiten anzuordnen, und Conrad ſtört mich jede Minute durch Fragen und Packen. Sie müſſen verlieb nehmen mit dieſem kurzen Brief. Wenn ich abreiſe, ſchreibe ich gleich am zweiten Tage vom Wege aus. Noch ein Mittel habe ich erfahren, jemanden in ſich verliebt zu machen. Das will ich Ihnen mittheilen zur Entſchädigung für die Kürze des Briefes. Man muß der Perſon der man gefallen will, den kleinen Finger der linken Hand drücken. Dieſer kleine Finger ſteht mit dem Herzen in genauer Verbindung. Adieu.

Epernay. Freitag, den 5. April 1833.
Abends ein halb 10 Uhr.

Geſtern Nachmittag um drei Uhr reiſte ich von Paris ab, und um ſechs ſtack ich ſchon wieder in meinen Pantoffeln in Meaux, wo ich übernachtete. In Paris regnete es ſeit acht Tagen unaufhörlich bei warmem Wetter. Ich wollte ſchönes Wetter abwarten, aber da regte ſich mein Stolz. Auf den 4ten war meine Abreiſe ſchon ſeit vier Wochen beſtimmt; ſollte ich jezt zum Erſtenmale dem Wetter nachgeben, das ſich immer nach mir richten mußte? Nein. Reiſefertig war ich ſchon ſeit acht Tagen. Um zwei Uhr forderte ich meine Rechnungen, ließ die Pferde kommen, um drei ſaß ich im Wagen. Mit Gewalt erreicht man alles. Ich war noch keine zehn Schritte vom Hauſe, da trat die Sonne hervor. An der Barriere ward ich von dem herrlichſten Regenbogen erwartet, unter dem ich durchzog, und ſo hatte ich das ſchönſte wärmſte Reiſewetter bis jezt. Wäre der Himmel nicht etwas bedeckt geweſen, hätte ich es zu warm gefunden. Aber die Wege ſind ſchlecht und es geht langſamer als ſonſt. Morgen Abend bleibe ich in Verdün und übermorgen komme ich nach Metz. Dort bleibe ich vielleicht ein paar Tage, und ſo werde ich wohl länger als acht Tage Ihre Briefe entbehren müſſen. Das iſt nicht zu ändern, vielleicht ſchärft das meinen Verſtand. In Straßburg hoffe ich dagegen viele Briefe von Ihnen zu finden. Es müſſen wenigſtens ſechs ſein. Für jeden weniger wird Ihnen eine härtere Strafe aufgelegt. Finde ich nur 5 Briefe, gehe ich nach Baden; bei 4 nach Carlsruhe; bei 3 nach Stuttgart; bei 2 nach München; bei einem nach Berlin. Finde ich gar keine, reiſe ich nach Wien, gehe gleich ins Theater und ſchreie zwiſchen den Akten: „Wiener! erhebt euch! Befreit euch vom Tyrannenjoche! Es lebe die Preßfreiheit.“ Alſo darnach richten Sie ſich . . . .

Schreiben Sie mir oft, und auch merkwürdige deutſche Nachrichten, da ich, bis ich nach Straßburg komme, acht Tage lang keine deutſchen Zeitungen geleſen haben werde.

Dieſen Brief lege ich morgen in Chalons auf die Poſt. Von Metz aus ſchreibe ich Ihnen wieder. Gute Nacht.

Verdün. Samſtag, den 6. April 1833.
Abends halb 11 Uhr.

Wo ich heute durchkam, den Brief auf die Poſt zu legen, hieß es, ſie ginge erſt den andern Tag, ſo daß ich den Brief hierher brachte, wo man mir ſagte ich ſollte ihn morgen in Metz auf die Poſt legen; wenn er nur Dienſtag zur rechten Zeit ankömmt. Das wird Sie ſehr überraſchen ſtatt von Paris von Metz einen Brief zu erhalten. Himmliſch Wetter hatte ich heute. Ich fuhr bis 9 Uhr. Eine Luft wie im Juni, und die Nachtigallen hätten geſchlagen, wären ſie nicht alle beim Präfekten von Bar-le-duc eingeladen geweſen, der heute Abend ein großes Concert gibt.

Pfalzburg. Montag, den 8. April 1833.

Ich bin dieſen Abend hier angekommen und möchte Ihnen gern ſagen, ich bin ärgerlich über

Sie; aber es wäre mein Ernſt und darum ſage ich es nicht. Seit einigen Wochen ſpiele ich darauf an, aber Sie verſtehen keine halben Worte und deutlicher kann ich nicht ſchreiben, Sie ſollen ſich eilen von Frankfurt wegzukommen. Zwar von allem dem dummen Zeug, das mir ſeit einiger Zeit und erſt in dieſen Tagen wieder zu Ohren kam: von einer Bewegung, die in Deutſchland, und in Ihrer Nähe (Gott weiß von wem und in welcher Abſicht?) geſchehen ſoll, und ſehr bald — glaube ich kein Wort. Aber wenn das auch nicht wäre, was verlieren Sie dabei, wenn Sie zu meiner Beruhigung vierzehn Tage früher abreiſen und zu mir nach Straßburg kämen? Uebrigens kann ich Ihnen über dieſen Gegenſtand nichts mehr ſchreiben, und Sie in Ihrer Antwort ſollen auch nichts davon erwähnen. Wenigſtens den Verſtand werden Sie haben, mit keinem Menſchen irgend ein Wort über dieſe Sache zu ſprechen.

Ich lege dieſen Brief morgen in Straßburg auf die Poſt, und ich werde dort ſchwerlich Zeit haben, einige Worte hinzu zu ſezen. Adieu.

Straßburg. Dienſtag, den 9. April 1833.

Ich komme eben hier an, leſe flüchtig Ihren Brief, den ich hier gefunden, und das Frankfurter Journal. Ich beziehe mich auf obiges. Das kann ſich wiederholen.

Ich hatte himmliſch Wetter. Ich logire à **la ville de Paris**. Ihre Briefe ſchicken Sie Poſtreſtant.

Straßburg. Freitag, den 12. April 1833.

Ich habe heute Ihren zweiten Straßburger Brief erhalten. Wie glücklich würde es mich machen, wenn Sie gleich herkämen. Ich hätte ſo viel mit Ihnen zu beſprechen. Das waren merkwürdige Geſchichten in Frankfurt! Die Verſchwörung war aber verrathen, nicht aus Bosheit, ſondern durch Schwazhaftigkeit. Die Verſchwornen wußten, daß Sie verrathen waren, und mußten darum vor der Zeit losbrechen. Gerth, Bunſen, Körner ſind in Frankreich. Körner iſt im Arm verwundet. Ich habe ihn geſprochen. Bunſen und Gerth (Erſterer hat einige Wunden) halten ſich hier verſteckt, weil der Präfekt Ordre hat ſie auszuweiſen. Der Haupt-Anführer, den man in Frankfurt nicht kennt, (die Zeitung ſagt, er habe mit einem nordländiſchen Accent kommandirt) war geſtern Abend bei mir. Ein geborner Held. Seine Unerſchrockenheit war bewunderungswürdig. Nachdem alles ſchon beſiegt war, zog er mit fünf Mann von der Hauptwache nach der Conſtablerwache, und hielt das ihn verfolgende Militär im Zaum. Man hatte viele Einverſtändniſſe in Mainz, und während die Mainzer Garniſon nach Frankfurt, Wiesbaden und Darmſtadt gelockt werden ſollte, wollten ſich die Bürger der Feſtung bemächtigen. R. und andere Volkshäupter wußten darum, und eine von ihnen unterſchriebene Proklamation war ſchon im Drucke.

Ich habe einen jungen Menſchen Namens E. aus Rheinbaiern geſprochen. Der war mit ſeinen Eltern und Geſchwiſtern auf dem Wege nach Nordamerika. In Metz erfuhr er von dem Frankfurter Plane, entwich ſeinen Eltern heimlich und focht in Frankfurt mit. Es gelang ihm, ſich mit hierher zu retten. Der Bundestag wird wohl jezt Frankfurt verlaſſen, oder die Stadt wird von Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Truppen beſezt werden. Schreiben Sie mir was wichtiges in der Sache vorgeht und kommen Sie bald. Adieu. Ich bin gar nicht zum Schreiben aufgelegt.

Straßburg. Samſtag, den 13. April 1833.

Liebe Seele!

Sie werden bemerkt haben, daß ich zu meinen lezten Briefen grobes Papier genommen habe. Ich war verſtimmt über die Welt und Sie und da wollte ich, daß auch das Papier mit meiner Gemüthsſtimmung harmonire. Jezt aber, da ſie mir heute die frohe Nachricht mitgetheilt, daß Sie bald kommen, bin ich wieder ſehr vergnügt und ich nehme feines Papier zu meiner Antwort. — Ich muß Sie aufmerkſam machen, daß das Einführen von verſiegelten Briefen in Frankreich verboten iſt. Ich war vorigen Herbſt an der Douane in St.=Louis faſt in Strafe darüber verfallen. Es gab mir ein Profeſſor in Baſel ein verſiegeltes Paket Bücher nach Paris mit, und bei der Douane war darüber großer Spektakel. Ich war noch gröber als die Douane und da gings. — Natürlich erwarte ich Sie in Straßburg. Was ich ferner thue, weiß ich wahrlich ſelbſt noch nicht. Man warnt mich in dieſer Zeit, nicht nach Baden zu gehen. Mit dem Naſſauer Gelde, ꝛc. machen Sie was Sie wollen, und reden Sie mir nicht mehr von ſolchen Lumpereien, ich habe jezt wichtigere Dinge im Kopf. In der Schweiz, fürchte ich, gibt es dieſen Sommer Bürgerkrieg. In Frankreich ſteht alles auf der Spize. Der wechſelſeitige Haß der Regierung und Partheien war ſeit vierzig Jahren dort nicht ſo leidenſchaftlich als jezt. — Bunſen, Berckelmann und Gerth, deren Steckbriefe ich heute in der Zeitung geleſen, ſind in Sicherheit, halten ſich aber hier verſteckt und ich habe ſie nicht ſprechen können. Hat die Geſchichte auf die Börſe Einfluß gehabt?

◆

Straßburg. Dienſtag, den 16. April 1833.

Wie freue ich mich, aus Ihrem heutigen Brief zu erſehen, daß Sie bald kommen. Wenn S. Zeit genug hat, die Sache mit dem Naſſauer Gelde in Ordnung zu bringen, ſoll er für die Naſſauer Obligationen öſterreichiſch Papier kaufen, den kleinen deutſchen Staaten gebe ich keinen Credit mehr.

In Deutſchland iſt jezt nach Talleyrand's Ausdrucke le commencement de la fin eingetreten. — Heute ſteht in der hieſigen Zeitung: „Paris, 13. Avril. Un journal de Paris avait

fait entendre qu'un littérateur distingué de l'Allemagne, qui n'était autre que monsieurBoerne, se trouvait depuis quelques temps en Alsace, d'où il dirigeait le mouvement de Francfort. Mais une chose positive, c'est que monsieur Boerne n'a pas quitté un instant la capitale.“ So ſchreibt man Geſchichte! Adieu.

Briefe aus der Schweiz.

1833.

Einunddreißigſter Brief.

Bern, den 1. September 1833.

Theure Freundin! wie geht's? wie gehts? O wüßte ich das nur ſchon. Sie haben die Sonne mitgenommen. Seit Sie fort ſind, iſt kaltes rauhes Herbſtwetter. Bald nach Ihrer Abreiſe kam *** zu mir, der aus dem Fremdenblättchen meine Anweſenheit erfahren. Abends beſuchte mich Stapfer.

Retour hat ſich keine gefunden, außer eine von vier Pferden bis nach Genf. Dieſer verlangte hundert Franken, und blos bis Lauſanne wollte er mich nicht fahren. Ich hätte es thun ſollen, denn mit drei Pferden bis Genf koſtet mich (mit Trinkgeld) 180 Franken. Aber da ich Ihren Brief nach Lauſanne beſtellt, wollte ich mich dort aufhalten. Kein Kutſcher begnügt ſich mit zwei Pferden nach Lauſanne nur drei Tage zu rechnen, ſondern alle rechnen vier Tage. Und ich zweifle, ob ſie meinen Wagen mit zwei Pferden fahren. Wenn die Gelegenheit mit vier Pferden morgen noch da iſt, entſchließe ich mich doch vielleicht dazu. Dann bekomme ich Ihren Brief einen Tag ſpäter nachgeſchickt. Als ich geſtern gegen einen Kutſcher, der ſagte: nach Lauſanne wären 17 Stunden, behauptete, es wären nur 15, und ſo ſtünde es ja im Buch — antwortete er mit zornrothem Geſichte: (hiſtoriſch) „ja der Ebel und die andern verfluchten Bücher haben alles Unheil und alle Revolutionen, und die ganze Welt toll gemacht." Man rathet mir, ich ſolle nur ja ſuchen zur Weinleſe am Genfer See beſonders in Vevay zu ſein, da wäre es herrlich. Rouſſeau habe im erſten Briefe der Heloiſe die Gegend von Vevay ſehr ſchön und treu beſchrieben. Leſen Sie das und ſchreiben Sie mir darüber. — Geſtern kamen zwei ruſſiſche Damen in vierſpännigem Wagen, voraus ein vierſpänniger Fourgon und hinten ein zweiſpänniger Wagen, worin drei Knaben ſaßen, die goldgeſtickte griechiſche Mützen trugen. Sie reiſen nach Genf und Italien. Sie können ſich denken, wie ich ſie geſegnet habe, die mit dem Blute der Polen und dem Schweiße ihrer Leibeignen ihre Zeche bezahlen. — *** lieh mir zwei Bände vom hieſigen Profeſſor Kortüm (einem Deutſchen und Demagogen von 1815) ein hiſtoriſches Werk. Wie freute ich mich damit, denn ich hatte Langeweile. Es enthält die ſchönſten Geſchichten der Welt: die engliſche Revolution, die Nordamerikaniſche, der Abfall der Niederlande; der Mann hat Geiſt und Gelehrſamkeit — — und ich konnte keine drei Seiten im Buche leſen, ſo abſcheulich iſt der Styl. Ich keuchte, als wäre ich die große Scheideck hinaufgeſtiegen.

Wahrhaftig, ich mußte das Buch weglegen und die Gazette de France leſen. Wenn die Franzoſen nur abſolutiſtiſche Bücher und Zeitungen ſchrieben und die deutſchen Profeſſoren nur liberale; ich würde lieber ein guter Royaliſt werden, als für die Freiheit mich zu todt langweilen.

Montag, den 2. September. Guten Morgen liebes Herz. Wie gehts? Um 9 Uhr reiſe ich ab nach Lauſanne, wo ich morgen Abend ankomme, von dort ſchreibe ich Ihnen wieder. — Ich habe noch drei Retourpferde nach Lauſanne gefunden, muß aber doch 60 Franken dafür bezahlen; alſo nur 21 geſpart. Adieu, bald mehr.

Zweiunddreißigſter Brief.

Payerne oder Peterlingen,
den 2. September 1833.

Neun Stunden von Bern und eben ſo viel von Lauſanne, wo ich übernachte. Um halb zehn Uhr habe ich Bern verlaſſen, und ſchon um vier Uhr kehrte ich hier ein. Das nennen ſie eine Tagereiſe! Heute war ſtrenges Winterwetter. Ich mußte Ueberrock, Mantel, Pelzſchuhe anziehen, wie im Dezember. Alle Berge lagen voll friſchem Schnee. Vormittag regnete es heftig. Von Mittag aber wurde es beſſer. Ich kam durch die kleine Stadt Avenches, wo zu der Römerzeit eine Stadt von 60,000 Einwohnern, Namens Aventicum, ſtand. Die alte Stadtmauer, die ſchon eine Viertelſtunde von dem jezigen Ort anfängt, ſteht noch. Auch noch ein Thurm und andere Ueberbleibſel.' Das hätte S. ſehr intereſſirt. Ich hatte aber nicht Zeit, das alle zu ſehen. Drei herrliche Pferde und einen guten muntern Kutſcher habe ich, Sie hätten Ihre Freude daran. Die Gegend, durch die ich kam, iſt herrlich. Nicht groß und erhaben, wie die, aus der ich komme, aber ſanft italieniſch, meiner wie Ihrer Gemüthsſtimmung angemeſſener. Es war mir oft, als wäre ich in Italien, woran mich beſonders das Schellengeläute meiner Pferde mahnte. Hier iſt ſchon alles franzöſiſcher, feiner. Zwei neue Seen habe ich heute geſehen, den von Neuſchatel und den von Murten. — Geſtern Abend war noch der Profeſſor Schnell lange bei mir. —

Dienſtag, den 3. September. Lauſanne. Schon um zwei Uhr Nachmittags kam ich hier an. Wenn ich nur Ihren Brief ſchon hätte, und wüßte, wie es Ihnen geht. Eher habe ich auch keine Ruhe zum umſtändlichen Schreiben. Alſo von jezt an ſchreiben Sie mir nach Genf. Adieu.

Dreiunddreißigſter Brief.

Lauſanne, den 4. September 1833.

Ihren Brief aus Baſel habe ich heute morgen um acht Uhr ſchon erhalten. Was ich glücklich war! Sie haben in Baſel gut gegeſſen, das iſt mir genug. Sie haben nicht wie andere Menſchen, den Körper außen und die Seele innen, ſondern umgekehrt, und wenn Sie eſſen können, ſtärkt das Ihre Seele.

Auf der Reiſe hierher war ich ſehr poetiſch, ja humoriſtiſch geſtimmt — neuer Schmerz gibt neue Jugend — aber heute nach Ihrem beruhigenden Brief iſt alles verflogen und vergeſſen; eine Dummheit die Ihnen Freude machen wird.

Der Weg von Bern hierher hat mich entzückt. Sanfte Hügel, junge Wälder, da ſah ich, was die Dichter ſo oft einen Teppich genannt, und die weiße Landſtraße kam mir wie ein Streifen Leinwand vor, über den Teppich gelegt, ihn nicht zu beſchmutzen. Die kleine häusliche Natur iſt für uns Alte beſſer als die große. Hohe Berge und Gletſcher, das iſt gut für die Jugend, ihren Uebermuth zu dämpfen, oder für Eiſenfreſſer wie S. Unſer Herz verträgt ſo etwas nicht, und dieſe ſanftere Landſchaft hätte Sie gewiß heiterer geſtimmt. Ehe man nach Lauſanne kömmt, muß man zwei Stunden lang über das Joratgebirg, an deſſen ſüdlichem Fuß die Stadt liegt. Oben erblickt man den See, und die Reihe der Savoyer Gebirge, die mit friſch gefallenem Schnee bedeckt war. Das machte mehr Eindruck auf mich, als die erhabenen Gebirge des Oberlandes. Und Savoyen — es gehört eigentlich zu Italien. Das Wetter war geſtern rauh, heute Nacht regnete es, jezt iſt es warm und die Sonne kömmt eben hervor. Nahe bei meinem Gaſthauſe iſt eine Terraſſe, von der man eine herrliche Ausſicht hat. Rechts nach Genf, der See ſich wie ein Meer in die Ferne verlierend, links nach Vevay, enger zwiſchen dunkle hohe Berge eingeſchloſſen. Alles heimelt mich hier ſehr an, und bis jezt kam mir noch nicht in den Sinn, nach Paris zu gehen. Lauſanne wäre aber ſchon kein Aufenthalt für mich, man muß beſtändig auf- und abſteigen, das würde mich anſtrengen. In Genf fürchte ich mich vor der Biſe. Jezt bleibt mir übrig Vevay oder andere Orte am See kennen zu lernen, die geſellige Annehmlichkeit mit einer geſunden Lage verbinden. Finde ich einen ſolchen Ort, gehe ich gewiß nicht nach Paris. Dann miethe ich mir eine bequeme ſchöne Wohnung, mit Plaz für uns alle, und kommt Ihr dann nicht zu mir, heirathe ich, um den leeren Raum auszufüllen. Wenn ich nicht nach Paris gehe, weiß ich gar nicht was ich mit all meinem Gelde machen ſoll. Das Werk: Der Genfer See (in drei Theilen) beſchäftigt mich immer mehr und mehr. Die Form iſt mir ſchon ganz klar. In ein und ein halb Jahr mache ich es fertig.

Vierunddreißigſter Brief.

Genf. Freitag, den 6. September 1833.

Geſtern Vormittag bin ich glücklich hier angekommen. Ich mußte von einem Gaſthofe in den andern fahren, ſie waren alle beſezt. Das ſchlechte Wetter hat die Fremden, die nach Chamouni wollen, hier zuſammengehäuft. Ich fand endlich im Hotel du Nord Unterkommen, das wenig beſucht zu ſein ſcheint, ob zwar ſonſt ordentlich iſt. Da muß ich für das Logis fünf Franken bezahlen, und für das Mittageſſen fünf Franken. Ich fürchte, meine Erwartungen von Wohlfeilheit werden Träume geweſen ſein. Die Poſt geht Mittags um zwölf ſchon ab. Da ich nun Vormittag Beſuch erwarte, muß ich dieſen Brief plözlich ſchließen, wenn er kömmt. Dieſes zur Nachricht. Auch übrigens kann ich mir heute nicht viel Zeit zum ſchreiben nehmen, da ich eilen muß, mich auf irgend eine Art einzurichten, denn hier im Gaſthofe würde ich mich ruiniren — auch ennuyiren — ich hätte nicht nöthig gehabt das Wort auszuſtreichen.

Das Wetter iſt ſchlecht. Als ich geſtern herkam, da herrſchte der böſe Biſewind. Das iſt ein Teufel von einem Wind. Er verfolgt Einen die Treppe hinauf und verläßt Einen nicht eher, bis man ihm die Thüre vor der Naſe zuſchlägt. Ob ich zwar viel auf der Straße war, habe ich doch nicht geſpürt, daß dieſer Wind die Bruſt anſtrenge; aber den Hut muß man feſt halten. Doch möchte ich deßwegen den Winter hier nicht zubringen. — Die vorige Nacht ſchlief ich in Nyon. Der Weg hierher iſt herrlich. So ſchöne Landhäuſer habe ich noch nicht geſehen. Der See ſtürmte fürchterlich, es war ganz wie der Anblick des Meeres. Vorige Woche war der Sturm ſo arg, daß das Dampfſchiff zwei Tage lang nicht von Genf abfahren konnte. In die Leſegeſellſchaft bin ich eingeführt, die iſt ſehr ſchön. Adieu. Wie ſchmachte ich nach Ihrem Briefe!

Fünfunddreißigſter Brief.

Genf. Sonntag, den 8. September 1833.

Theure Freundin, was helfen alle die vernünftigen Vorſäze, die wir beide immer faſſen, ſo oft wir uns trennen, nicht ängſtlich zu ſein, wenn erwartete Briefe nicht eintreffen? Es kann keiner ſein Herz bemeiſtern. Vergebens rufe ich alles zu meiner Beruhigung herbei, daß ich außer Ihrem Briefe aus Baſel noch keinen von Ihnen bekommen. Wie ich auch rechne, gibt es mir keinen Troſt . . . . Der gute Gott wird alles zum beſten wenden . . Ich werde dem Conrad ſagen: er ſoll, wenn er morgen meinen Brief auf die Poſt bringt, erſt ſehen, ob er keinen bekömmt, und im bejahenden Falle mit Bleiſtift auf die Rückſeite des Briefs einen Buchſtaben zeichnen. Dieſes bedeutet, daß ich Ihren Brief erhalten, und es wird Sie freuen, mich beruhigt zu wiſſen. — Ich habe mich in eine Penſion auf vierzehn Tage begeben. Es iſt ein Landhaus in einem Park, wenige Schritte von der Stadt, auf der Straße nach Lyon. Es iſt theuer, aber im Gaſthauſe hätte es mich eben ſo viel gekoſtet, und Privatlogis konnte ich keins finden. Für mich und den Conrad muß ich für den halben Monat 180 Franken bezahlen. Es iſt freilich eine der beſten Penſionen. Ich werde Ihnen über die Einrichtung und die Gäſte des Hauſes näheres ſchreiben, ſobald Ihr Brief eintrifft und ich wieder Gemüthsruhe finde . . Betrüben Sie ſich aber nicht zu ſehr über meine Unruhe, ſobald ein Brief kömmt, iſt alles verſchmerzt. Ohne meine Briefſorge wäre ich heiter genug. Es iſt eine ganz angenehme Geſellſchaft im Hauſe, die mich nicht zu ſehr ennuirt. Mehr fordere ich nicht. Das Wetter iſt ſchlecht, regneriſch, doch mild. Adieu, meine liebe Freundin.

Wenn ich heute einen Brief bekomme, ſchreibe ich Ihnen morgen gleich wieder, daß Sie meine Freude erſehen und ſich über meine Klagen beruhigen.

Sechsunddreißigſter Brief.

Genf, den 11. September 1833.

Wie ſelig bin ich heute! Wer iſt der glücklichſte Menſch? Ich tauſche nicht mit ihm. Endlich habe ich einen Brief bekommen, den Nr. 3 von Heidelberg. Nr. 2 von eben daher habe ich nicht erhalten. Alſo ſeit acht Tagen keine Nachricht von Ihnen. Ich habe keine Worte für meinen Schmerz, ich will keine ſuchen. Das ſoll vergeſſen ſein. Wie ein zum Tode Verurtheilter wankte ich umher, der nicht weiß, an welchem Tage er hingerichtet wird. Ich dachte Sie wären krank. Es war ſo ſchönes warmes Wetter — alles lachte, die Natur, die

Menſchen — nur ich allein war unglücklich und ich fragte Gott, warum er mich ſo ſtrafte. Meinen Hund beneidete ich. Weinen konnte ich nicht und das Herz wollte mir ſpringen. Ein Glück, daß ich körperlich geſund war, wohler als dieſen ganzen Sommer; mit meinem Befinden, wie es vor einigen Wochen war, hätte ich dieſes Leid nicht ertragen. Als heute Ihr Brief kam, da weinte ich vor Freude, da weinte ich allen Schmerz aus und wie wohl iſt mir jetzt! Ich ſollte Ihnen das alle nicht ſagen, allein es iſt doch beſſer, daß Sie es wiſſen. Wir können nicht getrennt leben, wir ſind beide zu reizbarer Phantaſie und ſie wird uns quälen bei jedem Anlaſſe. Warum haben Sie aber den zweiten Brief nach Lauſanne geſchickt, da ich ausdrücklich beſtimmt, Sie ſollen ihn nach Genf ſchicken? Daher kam alles . . Nun, Gott ſei Dank, jetzt iſt alles wieder gut Ich bin geſund und froh. Sein Sie es auch. Wie es mir hier gefällt? Das kann ich Ihnen bis jezt noch gar nicht ſagen. Wie mir bis jezt zu Muthe war, hatte ich keine Faſſung, einen ruhigen Brief zu ſchreiben, und heute bin ich ganz berauſcht vor Freude. — Außer der Stadt war ich noch gar nicht. Der Charakter der Penſion, in der ich bin, gleicht nicht der in Interlaken. Dort machen die Eigenthümer die Wirthe. Hier macht die Dame die feine Pariſerin, präſidirt bei Tiſche und gibt ſich das Anſehen, als hätte ſie Gäſte. Es ſind meiſtens Engländer, Herren und Damen, dann ein junger Graf Platen aus Hannover und ein junger Liefländer, der meine Schriften kennt und hochhält. Auch einen Polen *** habe ich dieſer Tage kennen gelernt. Ein artiger Menſch; aber das, was ich an den Polen liebe, ihr wildes ſlaviſches Weſen, bei großer Gemüthlichkeit und feinem Geiſte, das mangelt ihm. —

Ich habe Ihnen ſchon geſchrieben, wie theuer es iſt. Um vier Uhr wird gegeſſen. Abends Thee. Da iſt's wie in einer Pariſer Geſellſchaft, nur nicht ſo angenehm. Zum gemeinſchaftlichen Frühſtück komme ich nicht. Es geht äußerſt fein bei uns her, es iſt um die Schwernoth zu kriegen. So iſt die feine Welt; keiner zeigt ſich da mit ſeinem Charakter und das iſt ſehr langweilig. Die Wirthin lächelt in einem fort und ſpricht in Gegenwart von Leuten auch nicht ein einziges Wort mit ihrem Manne. Dieſer hat das gräulichſte Magiſtergeſicht, das mir je vorgekommen. — Rouſſeau brauchen Sie meinetwegen nicht zu leſen. Ich leſe ihn jezt ſelbſt.

Donnerſtag, den 12. September. Wie glücklich fühlte ich mich beim heutigen Erwachen, da ich wußte, daß ich den Schmerz der Erwartung und den getäuſchter Erwartung eines Briefes heute nicht durchzuleiden hatte. Wie hat mich dieſe Woche belehrt! Geld, Schriftſtellerei, Politik, Ruhm, Paris, ſelbſt Geſundheit, wie verlor das alle ſeinen Werth in meinem Herzen, nur Ihrer blieb.

Es ſei vorüber. Jezt, da ich freien Herzens bin, fängt die Politik an, mich wieder zu intereſſiren. Es ſcheint kriegeriſch auszuſehen. Frankfurt wird förmlich mediatiſirt, und wie Mainz, auf immer mit Bundestruppen beſezt. Es gibt mir die ſchönſte Hoffnung, daß die drei Monarchen wieder Congreß halten. Da kommen zum Vortheil der Welt wieder die größten Dummheiten an den Tag. — Das Wetter iſt herrlich und warm, wie im Juli. Wenn ich Mittags im Speiſezimmer eſſe, ſehe ich von meinem Plaze durch das offene Fenſter gerade dem Montblanc ins Geſicht, bis jezt war er aber noch immer bedeckt. Adieu. Ich gehe in die Stadt und bin ganz glücklich, daß ich heute keinen Brief zu erwarten habe.

Siebenunddreißigſter Brief.

Genf, den 14. September 1833.

Ihren heutigen Brief haben Sie ſchon morgens acht Uhr vor dem Frühſtücke geſchrieben. Als Zeichen Ihrer Freundſchaft würde mir das Freude machen; aber wahrſcheinlich ſchrieben Sie ſo früh, weil Sie erwarteten, durch Beſuche geſtört zu werden, und das betrübt mich . . Ich bin geſünder, als ich dieſen ganzen Sommer war. Voriges Jahr ging es mir ebenſo. Den ganzen Sommer war ich unwohl, und vom September an wohl, und ich blieb es den ganzen Winter durch. Mir fehlt zu meiner Zufriedenheit nur das eine noch: mit Ihnen zuſammenzuſein — und das wird die Zukunft auch noch in Erfüllung bringen. Ich glaube ſelbſt, daß die Schweiz ungeſund iſt für Reiſende, die ſich abmüden, in vier Wochen alles zu ſehen. Aber Genf halte ich für geſund. Selbſt die Biſe ſoll nur für ſolche, die im hohen Grade bruſtkrank entzündlicher Art ſind, ſchädlich ſein, und das iſt doch mein Fall nicht. Vevay und die Umgegend ſoll aber gegen alle Winde auch im Winter geſchützt ſein und eine herrliche geſunde Lage haben. Eine Stunde von Vevay (in Montreux) wachſen Mandeln und Lorbeeren im Freien. In Genf blieb ich nun auf keine Weiſe. Es iſt ſehr viel hohe und feine Bildung unter den Leuten, aber mir zu hoch und zu fein. Die Franzoſen ſind mir lieber, die nicht beſſer drucken als ſie ſprechen; hier aber ſprechen die Gebildeten wie gedruckt. Uebrigens kenne ich Leute dieſer hohen Gattung nicht, und ich werde mich auch hüten, ſie aufzuſuchen. Meine Penſion ennuirt mich. Ich ſoll fein ſein! Ich Strick ſoll mich durch eine Nähnadel ziehen laſſen, ich Galgenſtrick! So fein ſind die Leute hier im Hauſe, daß keiner von ihnen merkt, wie ich mich im Stillen über alles luſtig mache. Lauter Engländer, die mir das Ohr zerreißen, und ich glaube mein Gehör hat ſich gebeſſert, ſeit ich unter ihnen bin. Die Kerls freſſen Cayenne-Pfeffer, daß ich den Huſten bekomme vom Zuſehen, und Kartoffel wie die Schweine. Wir ſind unſerer fünf Deutſche, und bei Tiſche wird nur engliſch und franzöſiſch geſprochen, kein Wort deutſch. Mit einer deutſchen Dame fing ich geſtern an deutſch zu reden, und das Oos antwortet mir franzöſiſch. Und eine Baſeler Ariſtokratin, welche zwiſchen jedem Gericht die Handſchuh anzieht.

Die *** habe ich in . . . begegnet. Durch das feindliche Verhältniß zwiſchen Vater und Mutter, ſich halb verwaiſt anſehend, und daher mit ihrem Herzen in einer Art kleinem romantiſchen Thale wohnend. Aus Langeweile wollte ich mich in Eine verlieben. Aber es war keine Möglichkeit. „Da ſizen ſie und haben Hütchen auf!“

Geſtern beſuchte ich den Herrn Rumph, Frankfurter Geſandte in Paris, der eine Stunde von hier auf dem Wege nach Lauſanne ein herrliches Landgut hat. Er hat einen jungen deutſchen Violinſpieler Ernſt aus Paris mitgebracht, der ein großer, aber für Paris zu beſcheidener Künſtler ſein ſoll, ſo daß er ſich dort nicht geltend zu machen wußte. Rumph hat mich auf Mittwoch Abend eingeladen, zu Muſik, die er gibt. — Geſtern ſah ich den Montblanc zum erſtenmal wolkenleer. Achtzehn Stunden von hier entfernt, und doch weit erhabener erſcheinend als die Jungfrau.

Nun, theure Freundin, bitte ich Sie, machen Sie, daß Sie geſund werden und reiſen können, ſobald es Noth thut, und wenn ein Krieg ausbrechen ſoll, Sie Frankfurt verlaſſen, und mit mir zuſammenkommen. Ich ſelbſt rüſte mich zum Kriege und ſuche mein Herz und meinen Magen ſo viel als möglich zu ſtärken. Wenn ich einmal Ihre Unruhe wegen meiner gehabten Briefangſt vorüber weiß, dann habe ich gar nicht mehr zu klagen und werde vergnügt ſein. So geht es uns aber immer nach jeder Trennung. Unſere Empfindung, wie junges Waſſer, muß ſich Bahn brechen, Berg hinunter und durch Felſen, bis ſie ruhig fortfließt; ruhig bis zum Frühling, dann kömmt ſie wieder in Strudel und ſchäumt. Glück ohne Ruh, Liebe biſt Du!

Wenn meine Logenrede*) gedruckt wird, ſchicken Sie mir eine durch Gelegenheit. Wenn ich mich nur nicht blamire! Als ich dieſe ſchrieb, hatte ich noch keine Freundin und war noch ſehr dumm.

---

*) S. geſammelte Schriften Stuttgarter Ausgabe Bd. V. S. 57. A. d. H.

Achtunddreißigſter Brief.

Genf. Montag, den 16. September 1833.

Ihr Verdruß, den Sie über meinen Briefjammer gehabt haben werden, iſt nun vorüber. Zanken Sie nicht, daß ich mir ohne Noth Sorge gemacht. Es war doch ein außerordentlicher unerhörter Fall, acht Tage ohne Brief zu ſein! Wie wäre Ihnen dabei zu Muthe geweſen? Ueber Ihren heutigen Brief, worin Sie mir die Möglichkeit ausſprechen, vielleicht noch dieſen Winter nach Paris zu kommen, habe ich vor Freude geweint. Denn ſchon ehe Ihr Brief kam, den ganzen Morgen ging ich im Zimmer auf und ab und überlegte, was wir zuſammen für Thoren ſind, und wir uns ohne Noth durch getrenntes Leben quälen, da doch unſer beider Vermögen hinreicht, bei einer vernünftigen Oekonomie in Paris zu leben. Auch kann ich ohne alle Anſtrengung monatlich drei Bogen elegante Sachen ſchreiben. Entfernt von Ihnen kann ich das aber nicht. Ich verſichere Sie auf's Heiligſte, daß ich das nicht heuchle, um Sie zum Kommen zu beſtimmen, ſondern daß es mein völliger Ernſt iſt. *Erſtens* würde mir das Briefſchreiben an Sie viel Zeit wegnehmen, was aber noch mehr iſt, viele Sorge machen. Jeden Poſttag, an dem ich Brief von Ihnen erwarte, habe ich das Fieber — ehe er kömmt, das der ängſtlichen Erwartung, nachdem er gekommen, das der Freude. Alſo an zwei Tagen der Woche könnte ich nichts arbeiten. Dazu kommen die Fälle, wenn ein Brief ausbleibt. *Zweitens* habe ich die Courage, etwas drucken zu laſſen, ehe Sie es geſehen — beſonders in nicht politiſchen Dingen, worin ich ganz außer

Uebung bin? . . O wie himmliſch wäre das! Die ganze Haushaltung, alles können Sie ſo ökonomiſch einrichten, wie Sie wollen. Nur die Wahl der Wohnung behalte ich mir vor, weil von ſolcher meine Gemüthsſtimmung ſehr abhängt. Gehen Sie aber nicht nach Paris, werde ich wo möglich den Winter in Vevay bleiben; geſund iſt es dort gewiß, und wenn ich mich beſchäftige, wird mir auch die Zeit nicht lang.

Den 17. — Ich will Ihnen zu Ihrer Unterhaltung einen Genieſtreich von Conrad erzählen. In Lauſanne, wo ich Extrapoſt nahm, gab man mir vier Poſtretourpferde, die ich aber nur für zwei zu bezahlen brauchte. Jetzt ging es im ſchönſten Trott zum Wirthshaus hinaus. Nach einigen hundert Schritten rief Conrad dem Poſtillon halt zu. Er hätte den Hund vergeſſen. Er ſtieg ab, lief zurück. Mitten auf der Straße mußte ich anderthalb Stunden auf ihn warten. Ich mußte den

Wagen wieder in's Wirthshaus fahren laſſen, und dem Poſtillon, taxgemäß, den Betrag einer Poſt, nämlich 5 Franken, bezahlen. Da er immer noch nicht kam, mußte ich einen Wagen anſpannen laſſen, der ihm entgegen fahren ſollte, ihn abzuholen. Endlich kam er, gerade als der Kutſcher abfahren ſollte, ohne Hund zurück, von Schweiße triefend, athemlos. Jezt hören Sie die Dummheit. Er hatte erfahren, der Hund wäre einem Wagen, der nach Vevay fuhr, nachgelaufen. Ich habe die Kutſche ſelbſt bemerkt, ſie ging über den Simplon nach Italien und war mit vier Pferden beſpannt. Dieſen Wagen mit vier Pferden wollte er, Berg auf und ab, zu Fuße einholen. Er kam bis Lutry, einem Orte der 1½ Stunden von Lauſanne entfernt iſt, und dieſen Weg hin und zurück machte er in 1½ Stunden. Meine Wuth können Sie ſich denken. Ich ging wie ein Verzweifelter die Straße auf und ab, ſchlug mir vor die Stirn, klagte jedem Vorübergehenden meine

Plage mit dem Vieh von Bedienten. Alles ſah mich vor Erſtaunen an, und doch lachte keiner, ſo Mitleid erregend erſchien ich. Und als nun Conrad zurückkam, war an Zanken gar nicht zu denken. Mir war nur Angſt, er müßte durch die unerhörte Anſtrengung gleich todt niederfallen, und erſt den folgenden Tag, da er geſund blieb, konnte ich mich über ſeinen Zuſtand beruhigen. Auch hatte ich Mitleid mit ihm, weil er mit thränenden Augen zurückkam, und ich glaubte der Schmerz über den Verluſt des Hundes hätte ſie ihm ausgepreßt. Wahrſcheinlich aber war es nur Schweiß der Augen. Den folgende Morgen in Nyon brachte ein Poſtwagen-Conducteur, der von Vevay kam, den Hund zurück. Ich dachte, der Hund und Conrad würden außer ſich vor Freude ſein, ſich wieder zu ſehen. Aber wie Conrad ſo der Hund. Dieſer ohne auf mich noch auf Conrad die geringſte Rückſicht zu nehmen, kroch gleich unters Bett, und Conrad war ſo kalt und phlegmatiſch, als wäre ihm der Hund keine Stecknadel werth.

Heute denke ich nach Ferney zu gehen und Voltaires Bettvorhang zu ſehen. Ich fahre hin, das iſt ein und ein halb Stunden weit. — Ich habe allerlei humoriſtiſche Sachen über Genf im Kopfe; aber wenn Sie es vorher nicht leſen, wage ich es nicht drucken zu laſſen, und ſchreibe es lieber gar nicht. Seit drei Jahren war ich ein Brummbär, und jezt ſoll ich tanzen. Ich fürchte ausgelacht zu werden.

Ich will gern glauben, daß Wirth, wenn auch nicht 30,000 Fr., doch viel für ſeine Vertheidigungsrede bekömmt. Die Rede hat ſechs Stunden gedauert, muß alſo ein dickes Buch ſein. Wahrſcheinlich iſt ſie ſehr intereſſant, denn ſie enthält gewiß eine lebhafte Darſtellung von der gegenwärtigen Lage Deutſchlands. — Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß wir uns den Herbſt noch in Paris ſehen, oder Sie müßten dümmer ſein als ich mir vorgeſtellt — und das iſt unmöglich!

Adieu. Auf baldiges frohes Wiederſehen.

Neununddreißigſter Brief.

Genf, den 19. September 1833.

. . . . „Ich bin die unvernünftigſte Perſon von der Welt,“ ſagen Sie in Ihrem heutigen Briefe. Die ſieben Weiſen Griechenlands haben in ihrem ganzen Leben nie ſo etwas Wahres und Vernünftiges geſagt. Ich bin auch unvernünftig, aber nur bei Fällen die Sie betreffen. In allen andern Dingen aber bin ich vernünftig. Wie ich mich angeſtellt habe, als ich in acht Tagen ohne Nachricht von Ihnen war, will ich Ihnen mündlich umſtändlicher erzählen. Mündlich — denn da Sie ſo unvernünftig ſind, daß Sie es nicht weiter bringen können, kann ich mir nicht denken, daß Sie nicht nach Paris reiſen ſollen. „Der Köcher meiner Worte iſt ausgeleert,“ ich habe darüber alles ſchon geſagt, was zu ſagen iſt. Mit Ihnen in Paris, oder ohne Sie in Vevay, dazwiſchen habe ich nicht zu wählen. Natürlich bin ich für's Erſtere. Das Clima (in Vevay) iſt mild, ſo daß ſchwindſüchtige Engländer den Ort zum Winteraufenthalt wählen, die Gegend, beſonders weiter hinauf nach Montreux, Clotlas, herrlich, aber nicht freundlich, ſondern wildromantiſch. Wohlfeiler wie in Genf iſt es gewiß. Ein Engländer, der bei mir wohnt, hat einen Winter dort zugebracht. Er ſagt, es wäre langweilig. Ich würde mich ſehr ennuiren. Wenn man nicht in einer Penſion lebt, hat man gar keine Geſellſchaft, und kann auch keine im Orte machen, denn die Penſion (als Bürgſchaft einiger Vornehmheit) beſtimmt den Rang. Die Penſionäre ſind gewöhnlich Engländer, das heißt, langweilig. In kleinen Geſellſchaften, wenn ſich nicht zufällig intereſſante Perſonen darunter finden, mit denen ich vertraut leben kann, habe ich mich immer ennuirt. Die Geſellſchaft in der ich hier bin, ſind lauter vornehme oder reiche Leute. Es geht etwas ſteif zu. Denken Sie ſich, daß alle Damen im höchſten Putze bei Tiſche und beim Thee erſcheinen, und daß die Meiſten derſelben während der dreizehn Tage, daß ich im Hauſe bin, alle Tage ein anderes Kleid anhatten. Die Herren können nur im Fracke ſich zeigen.

. . . Alſo kommen Sie nach Paris. Ich nehme, ich höre keine Einwendung an; es läßt ſich gar nichts vernünftiges dagegen ſagen. Im Sommer wohnen wir an irgend einem Orte in der Normandie oder an der Loire, wo man ſo wohlfeil als in Deutſchland leben kann . . Bedenken Sie auch, daß jeder Brief hier zwei Sous mehr koſtet, als einer in Paris, und daß mich das zu Grunde richtet.

Ich war in Ferney-Voltaire. Da brauste es in mir, und ich hatte für hundert Franken Gedanken Aber. wenn Sie nicht kommen, geht das alle verloren. Der Gärtner, jezt ein noch rüſtiger 65jähriger Mann, war zehn Jahr alt, als Voltaire ſtarb und kannte ihn ſehr gut.

Geſtern Abend war ich bei Rumph in Geſellſchaft. Es war eine Soiree auf Pariſer Fuß, etwa fünfzig bis ſechszig Gäſte, mehr als die Hälfte Frauenzimmer. Man machte Muſik. Der Violinſpieler Ernſt aus Wien wohnt bei Rumph. Er gefällt mir ſo gut als Paganini, und beſſer als alle anderen Violinſpieler, die ich noch gehört. Er iſt zwanzig Jahre alt. Ein Engländer ſang und ſpielte eine Art kleine Orgel dazu, ein in Deutſchland erfundenes Inſtrument, nicht größer als ein Blasbalg, aus dem man mittelſt Klappen die verſchiedenſten Töne hervorbringt. Ein dicker Ruſſe, Fürſt *** ſang Russo-Arien, mit Prätention und Komödianten-Manieren,was ſehr komiſch war. Der Rumph iſt ein ſehr artiger und wie es ſcheint braver Mann. Seine Frau iſt ſehr artig und hübſch. Sie iſt eine Amerikanerin und ſoll Erbin von zwanzig Millionen ſein. Ich habe mich den Abend ziemlich unterhalten. Die Genfer Damen ſaßen alle ziemlich ſteif da, ohne alle Lebhaftigkeit und rührten ſich nicht. Für Künſte und ſchöne Wiſſenſchaften hat man hier gar keinen Sinn, nur für Geld und Gelehrſamkeit. Das wären alſo meine Leute nicht. Leſen Sie Rouſſeaus Heloiſe 6me partie, Lettre 5, Madame d'Orbe à Madame de Wolmar, wie er die Genfer ſchildert. Das ſcheint heute noch zu paſſen. Die Stadt iſt freundlich, an einigen Stellen großartig, hat mehrere ſchöne breite Straßen, die Umgegend freundlich, doch in der Nähe wenig intereſſant. — Eben habe ich mit einer Engländerin eine Parthie Schach geſpielt. Sie ſpielt gut, habe die Parthie aber doch gewonnen. Die Damen werden von den Herrn am Arm zu Tiſche geführt. Bis jezt verſtand ich noch meine Arme frei zu halten. Aber heute fiel mir eine koloſſale dicke Engländerin zu, die hätte mich bald umgeworfen.

Der Gärtner in Ferney beſizt unter andern Reliquien auch Voltaires Müze. Die Form, wie meine ſchwarze von Sammt; aber von weißer Seide und mit Gold geſtickt. Ich hätte ſie gern auf den Kopf geſezt, aber ſie war zu ſchmuzig. Und was hätte es mich geholfen? Wenn acht Tage kein Brief von Ihnen kömmt, würden zwölf Voltaires-Müzen auf dem Kopf mich nicht gegen Narrheit ſchüzen. Der Park iſt herrlich. Dicht beſchattet wie ein Wald. In einem unabſehbar langen Laubengange, jedem Sonnenſtrahle unzugängig, ging Voltaire auf und ab und komponirte, ich ging auch darin auf und ab, es kam aber nichts dabei heraus. Der Gärtner beſizt auch ein Buch, worin alle Siegel von Voltairs Correſpondenten abgedruckt ſind, unter welchen von Voltaires eigener Hand die Namen geſchrieben ſind. Er hat dieſe Sammlung verfertigt, um jedem Brief von außen anzuſehen, von wem er komme und ihn zurückzuſchicken, wenn er ihn nicht haben mochte. Unter einige Namen hat Voltaire Charakteriſtiken geſchrieben. Z. B. **Fou à Toulon** — **petite tête fou à Lyon** — **fait des vers.** — Nur zwei Zimmer, die im alten Zuſtande gelaſſen, werden gezeigt, das Schlafzimmer und das Empfangzimmer. Doch genug erzählt ohne Honorar!

Die Stael über die franzöſiſche Revolution habe ich hier zum Erſtenmale geleſen. Ich kam nicht aus dem Erſtaunen. Welch ein Weib iſt das, welch ein hoher Geiſt und welches Herz für Menſchheit und Freiheit! Auch Rouſſeau's Confeſſionen zum zwanzigſten Male, und die Heloiſe zum erſten Male las ich. Ich habe nicht Hände genug für meinen Kopf, niederzuſchreiben, was dieſer jezt in ſich faßt. Zu drei Aufſäzen habe ich zu notiren angefangen. Genf wie es iſt — Die Engländer in der Schweiz — Ferney. Die beiden erſten humoriſtiſch, der dritte ſentimental. Und das ginge verloren, wenn Ihr nicht kommt. Es iſt nicht möglich, daß Sie nicht kommen.

Vierzigſter Brief.

Genf, den 22. September 1833.

. . . . Ihre Briefe machen mir keine Freude mehr, ich bin des Correſpondirens ſatt . . . . . Ich habe die ſchwärzeſte Vorſtellung von den kommenden Verhältniſſen Deutſchlands. Nicht etwa als glaubte ich, daß unſere Fürſten und Staatsmänner aus Bosheit und Grauſamkeit verderbliche Maasregeln ergreifen werden — nein, ſie haben den beſten Willen, ſie glauben ihn wenigſtens zu haben. Aber die Vorſehung muß etwas großes im Sinne führen. So oft ſie dies that, hat ſie die Machthaber der Welt mit Blindheit geſchlagen, aber mit ſolcher dicken

Blindheit wie jezt, noch nie vorher. — Den Montblanc ſieht man von hier (nämlich außer der Stadt), bei klarem Wetter ſehr gut. Er iſt natürlich von weit größerer Bedeutung als die Jungfrau; aber das muß man berechnen. Für Auge und Gefühl iſt die Jungfrau ſchöner.

Montag, den 23. September. Ich weiß nicht mehr was ich Ihnen ſchreiben ſoll, und habe auch gar keine Luſt zu großen Briefen. Wir ſehen uns bald oder Sie müßten nicht werth ſein, mich zum Freunde zu haben.

Donnerſtag, den 26. Ein Wort in Ihrem Briefe „ich glaube, daß es bei Paris bleiben wird“ hält meine Hoffnung aufrecht. Da iſt nichts zu bedenken, wir haben Geld genug. Ich kann die Trennung von Ihnen nicht länger ertragen. Ewige Briefſorgen. Ich hatte geſtern ſchon wieder Kummer, daß der erwartete Brief ausblieb. S. hätte vorgeſtern Abend den Montblanc ſehen ſollen, bei ganz heiterem Wetter. Das iſt wirklich erhaben. Die Jungfrau iſt unſer Röderberg dagegen. Bis über den Himmel hinaus. Man meinte er hätte den Himmel durchſtoßen müſſen, ſich ganz aufzurichten.

Ich ennuire mich hier ganz infam. Dieſe Engländer und Engländerinnen ſind ganz wie unſere deutſchen Adeligen: artig und langweilig. — Der Plan, einen Theil des Jahres in der Provinz zehn Meilen von Paris entfernt zu leben, erſcheint mir, je mehr ich darüber nachdenke, je vernünftiger. In kurzer Zeit werden von Paris aus Eiſenbahnen nach allen Richtungen gemacht ſein, und dann reiſt man zehn Meilen in drei Stunden. Die Eiſenbahn zwiſchen Paris und London iſt von beiden Regierungen ſchon beſchloſſen und ſie ſoll in zwei Jahren fertig ſein. Dann wird man an einem Tage in Paris frühſtücken und in London ſupiren können. Es liegt etwas Gigantiſches, Weltbewegendes darin, Frankreichs und Englands geiſtige Kräfte in ſo ſchnelle Berührung zu bringen. Das zerſtört alle Tyrannei in

Europa. Wäre das nur alle ſchon ausgeführt, dann könnte man lachen über die Tücken und Dummheiten des Bundestags. — Die Gegend hier herum — der Montblanc ausgenommen, den man aber ſelten ſieht — iſt lange nicht ſo intereſſant, als die von Zürich. Eigentlich gibt es außer der Stadt nicht eine intereſſante Parthie, und man findet nicht einmal Schatten genug, bei warmem Wetter ſpazieren zu gehen. In der Stadt auf den Wällen gibt es einige Spaziergänge, die hübſch ſind. Mittags bei Tiſche und Abends beim Thee, muß ich, wenn ich in's Zimmer trete, jeden wenigſtens mit einem Kopfnicken beſonders grüßen. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht ſo viel Bücklinge gemacht, als dieſe drei Wochen, daß ich in dieſer dummen Penſion bin.

Den 28. . . . . . . Wenn die Deutſchen Patriotismus hätten, würden Sie mich und andere liberale Schriftſteller unterſtüzen, daß wir zum allgemeinen Beſten etwas könnten drucken laſſen. Aber von einem Buchhändler iſt nicht zu fordern, daß er ſich der Gefahr ausſezt, etwas politiſches drucken zu laſſen, und ohne Honorar können wir ja nicht leben. Es iſt wirklich ſchimpflich. Die Polen und die Italiener geben beide zwei Journale in Frankreich heraus, und die Deutſchen denken an ſo etwas gar nicht. Wie könnte ich nebſt andern Patrioten von Paris aus durch Schreiben wirken, wenn wir Geld hätten.

Sie machen ſich unnöthige Sorge, ob ich die Schweiz vertragen kann. Ich bin ſchon zwei Sommer darin. Mein Befinden hängt gar nicht vom Klima, ſondern wie es ſcheint, von der Jahreszeit ab. Seit drei Jahren befand ich mich im Herbſt und Winter beſſer als im Frühling und Sommer. Das iſt auch diesmal wieder der Fall. In Paris habe ich mich noch immer am wohlſten befunden, wozu freilich auch das dortige moraliſche Klima viel beigetragen.

. . Suchen Sie ſich die Broſchüre zu verſchaffen.. Wahrſcheinlich iſt ſie gegen mich. Im Sommer habe ich immer, und laſſe andern Ruhe. Im Winter fängt die Balgerei an. Aber wenn ſie nicht nach Paris kommen, ſchreibe ich kein Wort, auch Ihnen nicht. — Iſt es wahr, daß der Bundestag von Frankfurt nach Wien verlegt wird? Mit wem geht dann Herr von Rothſchild um? Wen wird er dann zum eſſen bitten?

Ich leſe viel. Während ich hier bin, habe ich ſchon zwanzig Bände geleſen. Jezt bin ich am fünften Bande von **Barante, Histoire des ducs de Bourgogne.** Das iſt ſehr ſchön.

Einundvierzigſter Brief.

Genf, den 1. Oktober 1833.

Ihr geſtriger Brief iſt wie Schillertafft, man weiß nicht, welche Farbe er hat. Auf jeden Fall hat er mich verdrießlich gemacht, ſo daß ich mich geſtern gar nicht entſchließen konnte darauf zu antworten, und meinen Brief erſt heute anfange, wo der baldige Abgang der Poſt mir wenig Zeit läßt. Ich bin aber nicht verdrießlich über Sie, ſondern über die Verhältniſſe. Sein Sie feſt verſichert, daß ich durchaus nicht unglücklich bin. Ich habe darin eine beſſere Natur als Sie; ich ſchlage mir Sorgen leicht aus dem Kopfe und bereue nie etwas.

Was ſagen Sie dazu daß die Berry wieder in Frankreich landen will, vielleicht ſchon gelandet iſt? Und daß wir wieder einen deutſchen Kaiſer bekommen? Warum geben mir die deutſchen Patrioten kein Geld, daß ich unabhängig von Buchhändlern etwas für unſer arm Volk thun kann! Es wäre ſo nöthig! Was hätte ich nicht alle zu ſagen! Kein Buchhändler kann ja ohne die größte Gefahr jezt ſo etwas drucken laſſen. Und wenn ich nicht ſchreibe, wer kann, wer wagt es ſonſt in Deutſchland? Wenn nur ſechs Monate lang ſich keine Stimme gegen die wachſende Tyrannei erhebt, ſchläft das Volk ganz ein und bewegt kein Glied, wenn man ihm die Ketten anlegt. Oeſterreich und Preußen wollen abwechſelnd Deutſchland als Kaiſer beherrſchen, Unverſchämtheit und Dummheit wollen ſich das Reich theilen.

. . . . Ach, was iſt mir das Reiſen ſo überdrüſſig und unſere Correſpondenz! Hier bliebe ich auf keinen Fall. Die Goddams[*]. ennuiren mich ſchrecklich. In Vevay iſt ein anderer Jammer. Dort graſſiren die Methodiſten, und die Familien leben in innerem Zwieſpalt aus Religionshaß. — Ich werde hier auf allen meinen Gängen von Spionen beobachtet. Das iſt mir noch nirgends ſo ſehr aufgefallen als hier. Herrn ***, der hier im Hauſe wohnte, habe ich einige Zeilen an Sie gegeben, er wird glaube ich Mittwoch in Frankfurt eintreffen. Ich zeigte ihm Ihr Bild. Er ſagte, Sie hätten geiſtreiche Augen und ſo eine *entſchloſſene* Phyſiognomie. Ich ſagte ihm, er hätte es errathen, Sie wären ein wahrer Koſack. Seitdem ich hier bin, beſchäftige ich mich täglich mit dem Engliſchen und werde es beharrlich fortſezen. Vielleicht kömmt eine Zeit, daß mir nur England als Zuflucht offen bleibt. Ich gratulire! Der König von Spanien iſt geſtorben. Ich ennuire mich erſchrecklich. Ach! Daran ſind Sie ſchuld. Habe ich Sie nur erſt einmal wieder, laſſe ich Sie mit Ketten an mich ſchließen.

Ich komme eben von . . . . zurück. Ich war ſo ungeduldig, daß ich forteilte, ohne alle Thränen, aber nicht ohne himmliſchen Jubel und heißen Dank gegen den Himmel, der meinen Leiden ein Ende gemacht. Aber jezt aufgehorcht und gezittert! In den lezten Tagen habe ich Gozzi's wunderſchöne dramatiſche Märchen geleſen. Alles iſt haaraufſträubende Zauberei. Gewöhnlich ſind es verwünſchte Weiber, die in Stuten, Ziegen, Störche, oder Männer, die in Ochſen, Pferde, Raben, Leoparden verwandelt werden. Durch aufmerkſames Leſen habe ich gelernt, wie man ſolche Wunder macht. Nun ſchwöre ich es Ihnen, daß wenn Sie das was ich Ihnen erzählen werde, ausplaudern, ich Sie . . . . verwandeln werde . . . . Sie brauchen nur Einer der A. etwas davon zu erzählen, von dieſer erfährt es der B., von dieſem die C., von dieſer D. und da iſt der Teufel los. Als ich Ihnen neulich ſchrieb, Sie würden jubeln, wenn Sie meine Leiden erfahren, ſo hatte ich dieſen übertriebenen Ausdruck darum gebraucht, um Sie zu beruhigen, daß Sie nicht etwa glauben, es wären wirkliche Leiden, die einen körper- und ſeelenkrank machen. ' Ich berechnete, daß wenn ich ſagte, Sie würden vor Luſt an die Decke ſpringen, Sie ſich wohl denken können, daß meine Drangſale nicht zu den bemitleidenswerthen gehörten. Aber etwas Wahres iſt doch in dem Ausdrucke. Sie, die Sie mich kennen, meine Sonderbarkeiten, meine Neigungen und Abneigungen, mein Gutes und Böſes — Sie müſſen eigentlich darüber lachen, wenn Sie erfahren, wie die guten Leute mit dem beſten Willen, mit der größten Freundſchaft für mich, in dieſer ganzen Zeit nichts geſprochen und nichts gethan haben, was mich nicht bis auf das Blut gequält und zur Verzweiflung gebracht. Kurz, ſie haben mich ennuirt. Nie früher in meinem Leben habe ich ſolche Langeweile gehabt! Ich ennuire mich zwar ſehr leicht; aber weil die Qual der Langeweile für mich ſo unerträglich iſt, meide oder fliehe ich ſchnell ſolche Veranlaſſungen, und daher hatte ich in meinem ganzen Leben nie einen Tag lang Langeweile. Hier aber war gar keine Flucht und Rettung möglich, und ich mußte ſie ertragen. Ich kann auf Rechnung meiner erlittenen Buße zehn glückliche Familien mit Arſenik vergiften und der Himmel bleibt immer noch mein Schuldner. Das war nun das Komiſche in meinen Leiden, daß *** glaubte ich wäre glücklich in ſeinem Hauſe, und ich verzehrte mich faſt vor Langerweile und war unglücklich. Ich kann Sie verſichern, daß wer mich nicht aus meinen Schriften gekannt, und mich dieſe Zeit über beobachtet, mich für einen ganz gewöhnlichen Menſchen hätte halten müſſen. Nicht verdroſſen und ſchläfrig mußte ich erſcheinen, ſondern ſtumpfſinnig. Ausgenommen jene meiner politiſchen Tiraden, die der dümmſte Geſellſchafter mich kann ſpielen machen, ſobald er mich nur wie eine Spieluhr aufzieht, habe ich dort im Hauſe kein warmes, kein verſtändiges Wort geſprochen. Und würde mir vom Buchhändler jede Silbe mit einem Gulden gezahlt, von dem was ich dort druckenswürdiges geſprochen, könnte ich kein paar Stiefel bezahlen. Herr *** mag wohl ein guter Menſch ſein, aber ohne Feuer und Licht, ohne Salz und Fett. Er macht Verſe! Das waren nun meine eigentlichen Leiden. O Gott! Möchten doch alle Dichter zehen tauſend Klafter in die Erde verſinken — wie der Sachſenhäuſer ſagt! Aber was würde es nützen? Sie kämen als Quellwaſſer wieder herauf. Ein Neffe des Herrn *** iſt im Hauſe, jung, hübſch, etwas ſchmachtend. Er liebt, und macht Verſe! O Gott! O Gott! Schauerliche Erinnerung! Ich muß mir die Augen zuhalten, wenn ich daran denke. Wie gräuliche Kröten kriechen die Verſe mit langen und kurzen Füßen vor meinen Augen herum und ſehen mich giftig an.

— Die ***, Nichte des Herrn *** mag eine gute Frau ſein, aber Gemüth — das muß ihr fehlen, ſonſt hätte ich mich nicht ſo ennuiren können. Uebrigens muß ich es als ehrlicher Mann anempfehlen, alles was ich von . . . . Unvortheilhaftes ſagen möchte, nicht darum für unzweifelhaft und gegründet zu halten. Man hat mich ennuirt, wer mich ennuirt, iſt mein Feind, und das Urtheil über Feinde iſt oft ungerecht. Ich war nie langweiliger geweſen; denn das iſt wahr und man kann mir es mit Recht vorwerfen: unter langweiligen Menſchen bin ich immer der Langweiligſte. Ich drang den guten Leuten zuweilen einen intereſſanten Stoff der Unterhaltung auf, aber Wärme, Lebhaftigkeit konnte ich nicht hineinbringen. Haben Sie je eine Windmühle bei ſchläfrigem Winde ſich bewegen ſehen? So langſam, ſo einförmig, ſo wenig Schuhe über flachen Boden erhoben bewegte ſich die Unterhaltung. Jezt der Hauptdonnerſchlag, die Cholera unter meinen Leiden:

Verse wurden vorgeleſen, ganze Bäche von Verſen, Jahrhunderte der Langenweile zogen langſam ſumpfig wie der Styx an mir vorüber. Als ich der Einladung nach . . . . zu kommen endlich nachgab, hatte ich ganz vergeſſen, daß Herr *** ein Dichter iſt, ſonſt hätte ich mich eher in den See geſtürzt, als mit einem Dichter unter einem Dache zu wohnen. Herr *** iſt ein ſehr gewöhnlicher, weisblütiger, matter Dichter, zu meinem Lobe tauſendmal nicht gut genug, und hundertmal zu gut ihn ironiſch loben zu können. . und dabei die grenzenloſe Eitelkeit aller Dichter. O theure Eſther! So viel hat dein Volk in den ſiebenzig Jahren ſeiner Gefangenſchaft nicht ertragen, als ich in dieſer Zeit ausgeſtanden habe. Ich ſchaudre wenn ich daran denke.

Zweiundvierzigſter Brief.

Vevay, den 10. Oktober 1833.

Gruß aus Vevay! Vorgeſtern reiſte ich von Genf ab, kam den Abend in Lauſanne an, wo ich den folgenden Tag blieb, und heute kam ich hierher. Die Gegend hier ſcheint herrlich zu ſein; aber gerade heute iſt ein wahrer Wintertag, ſo daß ich einheizen ließ und zwei Röcke anziehen mußte. Die Berge waren halb in Nebel gehüllt. Auch hier iſt der Jammer wie in Genf. Man hat in der Nähe keine Spaziergänge. Ueberall iſt man zwiſchen hohen Mauern, welche alle Gärten und Weinberge einſchließen. Um den See zu ſehen, hat man nur die Chauſſee, oder man muß weit ab auf Berge ſteigen. Ich werde Morgen nach Montreux gehen, ein und ein halb Stunden von hier, und einige Zeit dort bleiben. Dort iſt die Gegend noch ſchöner und das Clima milder als hier. Viele Fremde halten ſich dort wegen der Traubenkur auf. Monnard in Lauſanne hat mir einen Brief an den General Laharpe gegeben, der ſich gegenwärtig in Montreux aufhält. Das wäre der intereſſanteſte Mann von der Welt. Er war früher Erzieher des Kaiſers Alexander und hat in der Schweizer Revolution eine große Rolle geſpielt. Er wird nächſtens achtzig Jahr alt, und iſt noch ſo rüſtig, daß er dieſen Sommer zu Fuße über den Splügen ging. Monnard ſagte mir, er habe vor einigen Wochen geſehen, wie Laharpe hinter einem mit Ochſen beſpannten Wagen gehend, den das Vieh nicht einen Berg hinaufbringen konnte, den Wagen gedrückt und fortgeſchoben habe. In Lauſanne hat es mir ſehr gefallen. Da ſind herrliche Spaziergänge, und wahre Armide-Gärten!

Dreiundvierzigſter Brief.

Montreux. Sonntag, den 13. Oktober 1833.

. . . . Was ſoll ich nun von Montreux ſagen? Wir beide kämen damit nicht zu Stande; ich nicht es zu beſchreiben, Sie nicht es zu faſſen. Mein Pult, vor dem ich jezt ſtehe und dieſen Brief ſchreibe, ſteht am Fenſter, dieſes zur linken Hand habend. Und ohne mich einen Schritt zu entfernen, ſehe ich den Berg hinunter, auf deſſen Höhe das Dorf liegt, über Weinberge, Baumgruppen und die Dächer tiefer liegender Häuſer bis in den See, der hier ſeinen Ausgang hat und ein großes Becken bildet. Links ſtürzt ein wilder Bach von den hintergelegenen Ber=

gen kommend, unter einer alten Brücke durchbrauſend dem See zu. Er muß wiſſen, daß ich harthörig bin, denn er ſpricht ſehr laut. Gegenüber liegen die herrlichen Berge von Savoyen, über die ſo eben die lezten Wolken zogen, jezt liegt die Sonne auf den Gipfeln. Trete ich an's Fenſter, ſehe ich links das alte Schloß Chillon im See, eine viertel Stunde von hier. Weiter hinauf Villeneuve. Dort iſt die Grenze des Sees und zwiſchen den Bergen kömmt die Rhone hervor. Sieht man rechts den See hinab, iſt es wie das Meer, man ſieht keine Ufer. Hinter dem Dorfe erheben ſich himmelhohe Berge, aber bis zur höchſten Spize mit Reben und Nußbäumen bedeckt. Und jezt iſt gerade Weinleſe. Kurz ich ennuire mich fürchterlich, und geſtern Abend ging ich das Dorf hinab bis zur Landſtraße, wo nach der Beſchreibung des Buches einige Lorbeerbäume ſtehen ſollen, um mich daran zu hängen. Zum Unglücke fand ich ſie nicht. Denken Sie, daß ich kein Buch, kein einziges, keine Zeitung habe, und daß ſchon um ſechs Uhr dunkel wird. Was ſoll ich dann machen? Die Lorbeerbäume kann ich nicht finden, und mich an gewöhnliches Holz zu hängen, dazu bin ich zu ſtolz. Es bleibt mir alſo nichts übrig als zu verzweifeln. Es ſind noch mehrere Familien im Hauſe, aber die eſſen und bleiben unter ſich, ſo daß ich ganz allein bin. Als ich vorgeſtern hierher kam, war noch Laharpe, an den ich einen Brief hatte, mit ſeiner Familie hier, aber geſtern iſt er zurückgereiſt. Laharpe iſt ein charmanter Mann. In dieſem Alter noch ſo viel Lebenskraft! Als ich ankam, ging er gleich mit mir das Dorf hinauf zur Kirche, wo eine herrliche Ausſicht iſt. Er lief ſo ſchnell, daß ich ihm kaum folgen konnte. Er lief hier täglich vier Stunden lang, alle Berge auf und ab. Abends trank ich den Thee bei ihm. Seine Frau iſt aus Petersburg, wie ich aus ſeiner Biographie erfahren, ſchon vierzig Jahre mit ihm verheirathet, und doch ſollte man ſie nicht über fünf und vierzig Jahre ſchäzen. Sie haben auch eine Tochter. Ach, wären Sie nur heute hier bei dieſem herrlichen Wetter. Wir haben dieſen Sommer ſchöne Gegenden, auch poetiſche geſehen, aber dieſe hier iſt in Reimen. Wenn ich nur jünger wäre! Byron hat das Schloß Chillon beſungen. Mittag halb drei kommt die Poſt, vielleicht bekomme ich heute wieder einen Brief, das will ich abwarten, ehe ich dieſen ſchließe. Unterdeſſen gehe ich das Schloß Chillon ſehen.

— — Ich komme eben davon zurück. Man hat doch drei viertel Stunden zu gehen. Aber welch ein Weg! Man möchte nur immer ſo fort wandern bis an den Simplon, dann hinauf, hinüber nach Rom. In Chillon möchte ich eine Geliebte haben, aber eine, die gut kochen kann, und hier in Montreux wohnen, dann jeden Mittag zu ihr und Abends im Mondſchein zurück. Und die guten Trauben! Das Dorf iſt ſo ländlich, das würde Ihnen gefallen. Geſtern Abend war ich ganz in Verzweiflung vor Langeweile, ging wüthend im Zimmer auf und ab und ſchrie einmal über das Andere mal aus: Nein, ſo was iſt mir noch gar nicht vorgekommen! Zum Glücke fiel mir bei, daß Conrad einige Theaterſtücke hat. Da las ich dann Emilie Galotti, und Fiesko, und legte mich um halb zehn ſchlafen. Im Bette, auch ohne zu ſchlafen, habe ich nie Langeweile. Ich weiß nicht wie das kömmt. Mein Barbier hat mir heute verſprochen, er wolle mir franzöſiſche Zeitungen ſchaffen. Auch will ich morgen nach Vevay fahren und mir Bücher holen; dann wird es wohl beſſer werden. Eine wahre Sünderkur halte ich hier.

Vierundvierzigſter Brief.

Montreux. Dienſtag, den 15. Oktober 1833.

Ihren Brief No. 14 erhalten. Nun, Dank dem Himmel, jezt habe ich die größte Hoffnung, daß Sie doch nach Paris gehen, denn alle andern dummen Pläne haben Sie ſo ganz erſchöpft, daß Ihnen nichts mehr übrig bleibt, als einen vernünftigen Entſchluß zu faſſen. Wie beſcheiden ſind Sie, wenn Sie meinen, in Ihrem Plane mit Straßburg ſei wenig Verſtand! Gar kein Verſtand iſt darin. Es iſt die größte Dummheit, die je aus einem Weiberkopfe geſprungen. Straßburg iſt der langweiligſte Ort von der Welt, faſt ſo theuer wie in Paris.

Dabei kalt, feucht, ungeſund. Und wahrſcheinlich würde man mich gar nicht dort dulden. Haben Sie denn ganz vergeſſen, daß ich vorigen Frühling, wie alle Deutſche, von dort ausgewieſen worden bin? Alſo nach Paris.

Die Badiſche Kammer, auf Antrag Rotteck's, hat die Anträge der Juden auf Emanzipation wieder verworfen, und zwar ſo verworfen, daß die Tagesordnung beſchloſſen, und über den Antrag gar nicht geſprochen wurde. So verſtehen ſie die Freiheit! Das ſind die Liberalen, an welchen das dumme deutſche Volk hängt! Wie freue ich mich, daß ich dieſen Rotteck in meinen neuen Briefen herunter gemacht habe. Wenn es nur gedruckt wird. Wo nicht, hätte ich große Luſt über dieſe Judenſache etwas beſonders gegen Rotteck zu ſchreiben, und ihm auf ſeinen goldnen Lorbeerkranz zu dr.... den er neulich von Leipzig bekommen.

Es iſt aber auch gar zu herrlich hier, und die Schönheit des Landes kämpft mit meiner

Langeweile nicht immer unglücklich. Geſtern war ich in Vevay und habe mir dort Bücher geholt, die drei lezten Bände von Byron's Memoiren von Moore, die ich noch nicht kannte. Jezt bin ich geharniſcht gegen Langeweile. Byron hat lange am Genfer See gelebt. Im Childe Harold kommen die Beſchreibungen vor. Das über Chillon iſt ein beſonderes Gedicht. In ſeinem Tagebuche vom 27. Juni 1816, geſchrieben in Ouchy bei Lauſanne, heißt es: „J'ai traversé la terre de prédilection de Rousseau, tout plein de son Héloïse, et suis frappé à un dégré que j'aurai peine à exprimer de la force, de l'exactitude des descriptions, et de la beauté sublime de la réalité. Meillerie, Clarens et le château de Chillon sont des lieux dont je dirai peu, parceque tout ce que j'en pourrais dire resterait bien au-dessous des impressions qu'ils laissent.

Mittwoch, den 16. Oktober. Geſtern habe ich einen herrlichen Spaziergang nach Chatelard gemacht, einem Schloſſe von alterthümlicher Bauart, das drei viertel Stunden von hier auf einem Berge 400 Fuß über dem See liegt. Unten iſt Clarens, wo Rouſſeau ſeine Julie hingedichtet. Das Schloß liegt von Wieſen, Weinbergen, Baumgruppen umgeben, ein Paradies — für Einen, der es mitbringt. Ich ſezte mich in jede Laube, auf jede Bank, ich verſuchte es auf alle Art — vergebens. Mein Herz iſt ſo ausgetrocknet, daß eine Fliege durchkriechen könnte, ohne ſich die Füße naß zu machen. Auch empfand ich nur für Sie, für mich überlegte ich nur. Als ich die Kinder des Gutsbeſizers ſich auf der Wieſe herumwälzen ſah, und dann in's Kelterhaus gehen, wo ſie aus den breiten Fäſſern zerquetſchte Trauben naſchten, ſie hatten ihre Freude an dem guten furchtſamen Thun, der ſich in Todesangſt vor zwei Kühen flüchtete, die ihn mit ihren Hörnern und Glocken verfolgten — vor mir der See und die ernſten erhabenen Savoyer Gebirge, rückwärts die ſanften Hügel, mit Wäldern, Weinbergen, Sennhütten, Dörfern bedeckt — da wünſchte ich, was ich immer wünſchte an ſolchem Ort: hier möchte ich geboren worden ſein. Und dann die Bruſt gefüllt mit dieſer himmliſchen Luft, immerhin hinaus in das dürre Leben. Die Erinnerung meines Kinderparadieſes hinge mir wie eine Feldflaſche an der Seite, aus der ich trinke, ſo oft mich dürſtet. O, ich weinte vor Gram und Zorn!

Es gibt nichts liebevolleres als dieſes Montreux. Man ſagte mir, es bleibe kein Schnee hier liegen, vielleicht auch keiner auf der Bruſt. Geſtern Abend acht Uhr ging ich mit meiner Laterne in das Dorf. Es war ſo komiſch wie etwas. Ich hörte am Tage, im Orte ſei ein „Cercle,“ wo man Journale leſe. Wie ein ausgehungerter Geier ſtürzte ich dem Aaſe zu. Mein Barbier erbot ſich am Mittage mich zum Präſidenten des Cercle zu führen. Dieſer ſaß ganz ſtattlich in ſeinem Kelterhauſe vor einem

Tiſche und verſuchte Wein. Der Präſident wies mich an meinen Wirth, der auch Mitglied wäre. Mein Wirth iſt ein ausgezeichneter großer ſchöner Mann, und jezt über und über mit Weinhefe beſudelt, gleicht er ganz einem Bacchus. Beſchäftigt wie alle Welt, konnte er mich nicht in's Caſino begleiten, erbot ſich aber Einen kommen zu laſſen, der mich dort einführen ſolle. Abends acht Uhr kamen auch zwei Dorf-Honoratioren, wie es ſchien, die Politiker des Orts, und holten mich ab. Ich zündete meine Laterne an, denn auf den Straßen iſt keine, es geht immer Berg auf, Berg ab, und man könnte auf dieſem Pflaſter zehn Hälſe brechen, wenn man ſie hätte. Ich fragte meine Leute, wie ſie denn in den Winternächten ohne Laterne fortkommen könnten? Sie antworteten mir: wer im Winter aus ſeinem Hauſe ginge, käme vor Tagesanbruch nicht heim. Das iſt brav. Endlich traten wir in ein kleines Haus. Mein Führer holte aus der Küche einen Schlüſſel und öffnete mir ein Zimmer. Da war kein Licht, nur meine Laterne leuchtete. Bei dem Scheine ſah ich die Zeitungen an, die auf dem Tiſche lagen. O Jammer! Es waren nur Blätter des Cantons, mehrere Tage alt, die ich ſchon geleſen hatte. Morgen, ſagte man mir, kämen neue, ich könnte kommen ſo oft ich wollte. Der Schlüſſel zum Cercle liege auf einem Geſimſe über der Thüre. Das iſt das Caſino von Montreux. Beim Nachhauſegehen bemerkte ich, daß alle Keller und Kelterhäuſer offen ſtanden und beleuchtet waren. Während der Weinleſe wird die ganze Nacht durchgearbeitet. Selbſt mein Barbier iſt ſo bacchantiſch beſchäftigt, daß er mich nur alle zwei Tage raſiren kann. Ich ſehe ſchwarz wie der Teufel aus. Wozu aber in Montreux, in meiner Einſamkeit ſich raſiren laſſen? werden Sie fragen. Hören Sie und lachen Sie mich aus. Nie war mir das glattſein nöthiger als jezt. Der Börne iſt zahm geworden, das Unglück hat ihn mürbe gemacht.

Sie erinnern ſich, wie unleidlich ich immer brummte, wenn wir drei in Zürich zu Mittag aßen, und es kam ein Fremder ins Zimmer, ſezte er ſich auch an einen beſondern Tiſch. War ich an offner Tafel mit Fremden zuſammen, ſprach ich nie ein Wort mit ihnen. Jezt kam aber hier in meiner Einſamkeit, da ich Mittags allein eſſen, die langen Abende allein auf mein Zimmer ſein mußte, einige Tage ſogar ohne Bücher — da kam die zerkniſchende Langweile über mich, ich ſchmachtete nach Menſchen, erinnerte mich meiner eigenen Unfreundlichkeit und Ungeſelligkeit, und da ging ich in mich und gelobte, wenn ſich wieder Einmal ein einſamer Menſch zu mir geſellte, ihn nicht mehr zurückzuweiſen. Der Himmel belohnte auch gleich meine tugendhaften Beſchlüſſe. Als ich geſtern ins Speiſezimmer kam, bemerkte ich zu meinem freudigen Erſtaunen drei Gedecke. Ich fragte, wer mit äße? Zwei Engländerinnen wären gekommen. Jezt ſah ich mit offnem Maule, ge=

ſpizten Ohren und ſehnſüchtigen Blicken nach der Thüre, und wartete wer hereinkäme. Die Thüre ging auf — es war als ſtürzte die Decke über mich zuſammen — und herein trat eine Frau von ſechzig Jahren, ſchwarz gekleidet bis ein Fuß über den Kopf hinaus — ſo hoch reichten Bänder — und von einer Häßlichkeit die Wanzen damit zu vertreiben. Bald darauf kam die andere Dame, dreißig Jahre alt, nicht häßlich und nicht ſchön. Dieſe Leztere hatte ich ſchon Vormittag im Garten bemerkt. Sie kam mir wie toll vor. Sie rannte ſchneller als ein Jagdhund auf und ab. Ich bemerkte aber gleich bei Tiſche, daß Sie nicht toll war, ſondern lebhaft. Sie hat ſüdliches Blut in den Adern. Es ſind zwei Schweſtern, ſie reiſen ohne Bediente und Mädchen, und mit der Diligence. Uebrigens treiben ſie ſich wie alle Engländer umher, bald in Vevay bald in Lauſanne, bald in der Normandie, bald in Genf. Jezt kommen ſie von Interlaken. Wer ſind dieſe Leute? Als ich die Jüngere fragte: ob ſie Engländerin ſei, ſtockte ſie etwas und antwortete: ſie hätte lang in England gelebt. Sie ſprachen viel von Muſik, ſagen, das ſei ihre Leidenſchaft. Von hier gehen ſie nach Paris. Sollten ſie Comödiantinnen geweſen ſein? Ich halte ſie für Spanier oder Italiener. Mit der Alten habe ich mich geſtern Abend bis halb elf recht gut unterhalten. So hat mich das Unglück gebeſſert! — Aber wie ſiehts mit Paris aus? Ich meine wir hätten ſeit vier Wochen nicht davon geſprochen. . . . . . . Und jezt genug. Der Kopf iſt mir ganz ſchwindlich von dem Paris oder nicht Paris. Kurz, ich bin es ſatt. Adieu, mein Engel und mein Teufel. Mittag bei Tiſche wird Breſche geſchoſſen und dann Sturm gelaufen.

Fünfundvierzigſter Brief.

Montreux, den 19. Oktober 1833.

...... Uebrigens, ein Narr, wer jetzt ſpart. Es kann kommen, daß wir in zwei Jahren alle Bettler ſind. Das kömmt gewiß, früher oder ſpäter. Alle meine Prophezeihungen, die ich ſchriftlich oder mündlich je gemacht, hat Byron auch geäußert, ſchon vor fünfzehn Jahren. In ſeinen Briefen ſagt er wörtlich: „Ihr wißt nicht was vorgeht. Es wird ein Krieg der Menſchen gegen die Könige. Das Blut wird fließen in Strömen, die Thränen werden regnen.“ Man lacht uns Propheten aus, weil die Erfüllung nicht ſo ſchnell folgt, als der

Donner auf den Bliz. Aber was iſt der Prophetengeiſt? Er ſieht durch ein Perſpektiv das Entfernte als nah; freilich, aber was nicht da iſt, kann er nicht ſehen. Und der Sturm iſt nicht fern. Was täglich kommen kann, iſt immer nah und dauerte es noch zwanzig Jahre. Das hängt vom Zufall ab. Kurz, wir werden Bettler werden. O welche ſchöne Bettlerwirthſchaft! Wir ſtellen uns blind, lagern uns auf dem Boulevard italien und ſtecken Thun einen hölzernen Teller in das Maul. Ich beſize noch ein hölzernes Schüſſelchen aus Lauterbrun, das paßt ihm gerade.

Ich leſe jezt Byron's Leben von Moore. Welch ein Rieſe! Ich und Heine, wenn wir erſt ausgewachſen, ſind zwei Hühneraugen auf ſeiner rechten und linken kleinen Zehe. Ich gebe Heine den rechten Fuß und in dem Buche iſt nur der Abfall ſeines Geiſtes, aber Späne genug, das Herz einen ganzen Winter zu heizen. Wie ſüß und wie ſtark zugleich, er donnert auf der Flöte.

Dann iſt ein Gedicht über die Nichtigkeit des Ruhms und wie Jugend und Liebe alles ſei! Verſtänden Sie es nur, ja kennten Sie nur die engliſche Ausſprache, um ſich an der Muſik der Worte zu erfreuen! Es fängt an:

The days of our youth are the days of our glory;
And the myrtle and ivy of sweat two-and-twenty
Are worth all our laurels, though ever so plenty.
What are garlands and crowns to the brow that is wrinkled?
'Tis but a dead-flower with may-dew bespringled etc.

Was mich an Byron entzückt, was mich zu ſeinen Füßen und an ſein Herz warf, das iſt ſein glühender Haß und ſeine leichenkalte Verachtung gegen Oeſterreich. Er, der die goldenſten Blize der Beredſamkeit beſizt, fand ſie nicht tödtlich genug für Oeſterreich, er ſchimpft auf Marktweiberart: „der Dummkopf, der Eſel, die niederträchtigen Beſtien, die Schufte u. ſ. w." Iſt das nicht erhaben aus ſolchem Munde?

Welche Gefühle müſſen es ſein, die Byron zu ſchildern verzweifelte, und die er in ſeiner Wuth und Ohnmacht nur auf den Boden ſpie! Mag Oeſterreich meinen Haß und meine Verachtung ertragen; aber Byron's? Das iſt die Poſaune des jüngſten Gerichts, und weder Jarke noch Heine werden dieſe Donnerſtimme übergimpeln. ... Iſt das genug für die vier Prozent, die ich an meinen Metalliques verliere? Aber ich habe Vorrath für einen ganzen öſterreichiſchen Bankerott.

Wiſſen Sie, warum Heine den Schlegel haßt? Das hat er mir ſelbſt geſagt. Vor einigen Jahren habe Einmal Schlegel bei der Kurfürſtin von Heſſen geſpeiſt, wo dieſe ihn gefragt, was er von Heine halte? Schlegel erwiderte: daß er ihn nie geleſen, gar nichts von ihm wiſſe. Das iſt's. Die Eitelkeit iſt Heine's Bandwurm. Mit weniger Kopf und mehr Herz, wäre er ein vollkommenes Weib. Wie begierig bin ich auf ſeinen zweiten Theil; aber in der fran=

zöſiſchen Schweiz iſt kein deutſches Buch zu ſehen.

Das Wetter iſt jezt ſchlecht, es regnet alle Nächte durch. Seit drei Tagen konnte ich nicht ſpazieren gehen. Aber die Gegend hat auch in dieſer Witterung einen unbeſchreiblichen Reiz. Die ganze Reihe der Savoyer Alpen, die mein Fenſter wie ein Rahmen einſchließt, ſind mit Schnee bedeckt. Seitdem treten die Thäler hervor, die ſonſt der Schatten bedeckte und ich ſehe in die Gebirge hinein. Es iſt zauberhaft ſchön. Das Spiel der Wolken und des Nebels kann mich Stundenlang beſchäftigen; ſie haften nicht lange weder an den Bergen, noch auf dem Waſſer. Das iſt ein Vorzug des Genferſees vor dem Züricher.

Ich habe Ihnen doch ſchon von den zwei engliſchen Schweſtern geſchrieben, die hier im Hauſe wohnen? Die Jüngere iſt ſchöner als ſie mir anfänglich erſchien und war ſchon einmal auf meinem Zimmer. Hem! Sollten Sie nun denken

— aber im völligen Ernſte — daß ſie mir zu verſtehen gegeben, ich ſolle ſie heirathen, nämlich die Eine! Ich wäre zu bedauern, ſo allein, ich ſollte mir eine Compagne wählen! Und ſie haben den Plan mit mir in meinem Wagen nach Paris zu reiſen! Dieſer verführeriſche Wagen hat ihnen das Herz gebrochen! Und ich Unglückſeliger jammere, daß ich ſo gar nicht mehr prellbar bin. Nicht um eine Birne. Sie leſen italieniſche Bücher und ſcheinen doch gar keine Bildung zu haben. Die jüngere, meine Braut, ſpielt Guitarre und ſingt, wollte ſich aber nicht vor mir hören laſſen. Einmal jodelte ſie ein paar Noten. Eine himmliſche Stimme! Sind ſie Italiener? Schauſpieler? Aber ſchon viele Jahre reiſen und leben ſie auf engliſche Weiſe. Ich kann nicht klug daraus werden. Sie ſcheinen nicht viel zu haben, kleiden und betragen ſich auf Komödiantenart. Aber langweilig! Zehn Bände Humor gehen verloren, daß kein vierter dabei iſt, der es mit anſieht und es verſpottet, wie ich mit dieſen zwei Damen lebe. Ich zwei Weibsleute in meinem Wagen mit nach Paris nehmen! Schande — ſehe ich denn ſo dumm aus? O welchen Gefahren iſt ein unerfahrener Jüngling ausgeſezt! — Von Bulwer leſe ich jezt gerade ein Buch **England and the English.** Sehr lehrreich. Ich leſe es wie ein Schüler, langſam zur Uebung.

Alſo Sie ſchreiben mir bis weiteres nach Lauſanne, wohin ich übermorgen gehe. Das iſt ſchon der achte Brief dieſen Monat, von dem erſt zwei Drittheil vorüber ſind. Und eine merkwürdige Correſpondenz. Waſſer zur Papiermühle; ich wüßte nicht was ſonſt. Der Teufel hole das Briefſchreiben. — Hier bekomme ich nur zweimal wöchentlich eine kleine Zeitung von Lauſanne zu leſen, in der nichts ſteht. Seit dem verfloſſenen Dienſtag kann die Welt untergegangen ſein und ich weiß es nicht. In ſo einer fürchterlichen Lage war ich noch nie. Ich muß eilen nach Lauſanne zu kommen. Adieu.

Sechsundvierzigſter Brief.

Lauſanne, den 23. Oktober 1833.

Seit vorgeſtern bin ich hier. Ihren Brief Nr. 16. erwiſchte ich glücklich noch in Vevay bei meiner Durchreiſe, als man ihn gerade nach Montreux ſchicken wollte und das Wort ſchon naß darauf ſtand. Das machte mir große Freude und noch größere aus Ihrem Briefe zu erſehen, daß Sie noch dumm, das heißt geſund ſind. Wegen Geld habe ich mich ſchon geäußert. Geht es nicht, ſo ziehen wir in einen kleinen Ort in der Nähe von Paris. Soll ich ein juste-milieu werden? Das trägt viel ein, man kömmt aber ins Ginem *). Dem *** könnte ich den Tag faſt angeben, an dem er in Dienſte der franzöſiſchen Regierung getreten. H . . . der auch das Spiel treibt hat ihn verführt. Ich wollte das alle noch verzeihen, wenn H . . . blos der franzöſiſchen Regierung diente. Dieſe intereſſirt ſich mehr für Sachen als Perſonen, und erfährt ſie auch durch Verrätherei etwas Perſönliches, ſo kann ſie doch den Perſonen, wenn ſie unſchuldig ſind, nicht beikommen, weil Preßfreiheit und öffentliche Gerichtsbarkeit ſie ſchützen. H . . . ſpionirt aber auch für deutſche Regierungen, und dadurch kann er die unſchuldigſten Perſonen ins Verderben ſtürzen.

---

*) Ginem (hebräiſch) die Hölle. A. d. H.

Montreux habe ich mit wahrer Wehmuth verlaſſen. Ich kann nicht ſagen, wie mich dieſe Gegend anlächelte; als liebte ſie mich. Es gibt wohl ſchönere Gegenden, und vielleicht haben wir den Sommer ſchönere geſehen, aber ſo reizend keine. Es iſt ja mit Landſchaften wie mit Weibern, die ſchönſten ſind nicht immer die reizendſten. — Wenn Sie nicht nach Paris wollen, kommen Sie doch nach Lauſanne. Mit Ihnen blieb ich ſehr gern hier. Ich habe ein Logis, wie wir es gerade brauchen. Zwei Zimmer gehen nach der Straße, und der Saal mit dem dritten Zimmer nach dem See. Dieſe Ausſicht aus ſeiner Wohnung hat höchſtens der König von Neapel und Donna Maria, kein Dritter in Europa, außer ich. Es iſt unbeſchreiblich ſchön.

Donnerſtag, den 24. Oktober .... Fürchten Sie übrigens gar nicht, daß es mir Verdruß machen würde, wenn die Briefe nicht gedruckt würden. Ich weiß einer Widerwärtigkeit ihre gute Seite abzugewinnen, und ich habe für den Fall des Nichterſcheinens der Briefe ſchon einen Troſt und einen Erſatz im Vorrathe. — Was ich geſtern über Lauſanne geſchrieben und Ihnen vorgeſchlagen, wiederhole ich. Ich halte aber Paris Ihren Nerven (Sie nennen es Stimmung) am zuträglichſten. Es iſt erſchrecklich mit den Weibern, ihren Nerven und

Dummheiten. Ich war verfloſſenen Sommer viel ſchlimmer genervt als Sie; aber weil ich ein Mann bin und Verſtand habe, wußte ich das zu deuten, und jezt iſt's vorüber. Sie aber zappeln in Ihren Nerven wie eine Fliege im Spinngewebe. Und doch haben Sie ſeit ſo vielen Jahren die *** unter den Augen, eine wahre vollſtändige Klinik, den Einfluß der Nerven auf den armen ſchwachen Verſtand einer Frau zu ſtudiren, und doch haben Sie nichts gelernt. Nichts kömmt mir komiſcher vor, als daß ſich die Natur ſo viel unnöthige Mühe gibt, den Verſtand einer Frau zu verwirren — ein Orkan um ein rothes Weihnachtskerzchen auszublaſen. — Die Sonne liegt ſo warm auf meinem Fenſter, daß ich das Feuer im Kamin auslöſchen mußte. Ich mache täglich einen Spaziergang nach Ouchy. Der ganze Hügel, der von der Stadt ſanft ab an den See führt, iſt mit Landhäuſern bedeckt. Heute Abend bin ich bei Monnard zum Thee eingeladen.

Siebenundvierzigſter Brief.

Lauſanne, den 27. Oktober 1833.

Ich habe wieder Reue, daß ich Ihnen die Reue bewilligt, und ich nehme ſie zurück. Sie haben mir verſprochen nach Paris zu kommen und jetzt müſſen Sie Wort halten. O wie freue ich mich! — Das Wetter iſt auch hier wie im Sommer. Aller Schnee von den Bergen iſt wieder geſchmolzen. Hätte ich das vorher ſehen können, wäre ich noch länger in Montreux geblieben, von wo mich nur das ſchlechte Wetter verjagt hat. Aber die Gegend iſt auch hier herrlich. Vorgeſtern brachte ich in einer Soiree zu, das heißt von acht bis zehn. Punkt zehn eilt alles nach Haus. Aber eine Tochter hat M., eine Tochter! Sie verdiente Königin von Montreux zu ſein. Alſo die Pariſer Frage wäre entſchieden. Das war aber auch eine Conferenz, mühſamer als die Londoner. Aber ich Talleyrand! Der arme Conrad wird erſchrecken, wenn er es hört. Auch Winters keine Ruhe! wird er ſeufzen. Doch gönne ich ihm ſein herbes Schickſal. Seit einigen Tagen, daß ich auf meinem Zimmer eſſe, iſt mein alter Haß gegen ihn wiedergekehrt, der immer eintrifft, ſo oft ich zu Hauſe eſſe. Frage ich ihn dann, was iſt da? antwortet er: ein Hühnchen, und dieſes Hühnchen ſpricht er mit einer Syrupſüßigkeit aus, daß mir jedesmal übel davon wird. Sonſt bin ich mit ihm zufrieden. Aber noch mehr mit Thun. Was dieſer Jüngling lebhaften Sinn für ſchöne Natur hat, davon haben Sie keine Vorſtellung. Den ganzen Tag ſizt er draußen auf dem Fenſtergeſimſe und ſchaut nach dem See hinunter. So oft auf unſern Spaziergängen Mauern oder Hecken die Ausſicht verſperren, ſpringt er hinauf oder hinüber, um freie Ausſicht zu haben. Aber erſchrecklich feige iſt er. Beſonders fürchtet er ſich vor Waſſerfällen, und ich konnte ihn nie bewegen, ſich einem zu nähern, um zu ſaufen. Ich bin willens, ihn auf ein Jahr hier in Penſion zu geben, daß er franzöſiſch lerne.

Mittwoch, den 30. Oktober. — Ich reiſe künftigen Montag den vierten November nach Paris ab. . Ich werde mir keine Briefſorgen machen, Sie ſollen es aber auch nicht. Ich ſah einmal zwei betrunkene Kerls, die nicht ſtehen und gehen konnten. Einer ſagte lachend und ſpottend zum Andern: komme her, laß dich führen, du kannſt ja nicht gehen. So ſpaßhaft kömmt es mir vor, wenn Sie gegen meine unnöthige Briefe-Angſt predigen. Sie ſind eiferſüchtig auf meine *ſchwarzen Damen*, und Sie werden alle ſchwarz finden, auf die Sie eiferſüchtig ſind. Das iſt in der Ordnung. Ich weiß nicht, wo ſie jezt ſind. Sie reiſen von hier nach Paris in Miethwagen. — Alſo Sie kommen. Schon der Thun allein wird Sie für Ihre edle That belohnen. Es iſt merkwürdig was das für ein Menſch iſt! Er ſteht und geht auf den Hinterfüßen und fängt Fliegen. Denken Sie, welch eine Wohlthat das für den Sommer iſt. Kurz, Sie werden überraſcht werden. Dieſer Winter in Paris wird äußerſt brillant werden. Mon auguste ami der König von Belgien iſt dort. Den erſten März beginnt die Gemälde-, den erſten Mai die Induſtrie-Ausſtellung. In der großen Oper wird Don Juan zum Erſtenmale aufgeführt. Wir geben déjeuners jeunants; meine Erfindung. Und jezt vernünftig geſprochen. . Ich reiſe alſo den vierten von hier ab. Ich mache nicht den geraden Weg, der von hier über Orbe und Pontarlier nach Dijon geht, ſondern einen Umweg über Gley, Bourg, Maçon, Chalons nach Dijon. Ich habe mich dazu entſchloſſen, weil der erſte und kürzere Weg über das rauhe, ſehr hohe, kalte und dabei langweilige Jura-Gebirge führt. Bis nach Dijon hat man nur Berge. Der andere Weg aber iſt ſchöner, bequemer, und da ſehe ich einen Theil des ſüdlichen Frankreichs. Das Wetter iſt herrlich. Jezt Adieu!

Achtundvierzigſter Brief.

Collonge in Frankreich, drei und ein halb Meilen von Genf.
Montag Abend, den 4. November 1833.

Vive le Roi!

Heute Morgen verließ ich Lauſanne. Ich kam gar nicht durch Genf, ſondern ließ es ſeitwärts liegen und fuhr nahe dabei ab hierher, wo ich übernachte. . Schade um das ſchöne Papier! Gibt es denn eine einfältigere Correſpondenz als unſere? Ich ſchreibe nach Frankfurt, und wenn Sie nach Paris reiſen, findet Sie dieſer Brief nicht mehr in Frankfurt . . Kurz, ſo eine dumme Briefſtellerei gibt es nicht mehr. Ich will auch nicht länger ein Narr ſein und gleich ſchließen. Von Dijon ſchreibe ich Ihnen wieder. Adieu.

Roi ne puis
Prince ne daigne
Börne je suis.

Vermiſchte Aufſäze und Aphorismen.

Die Polen in der Schweiz.

Wem für die Freiheit das Herz alt werden konnte, der hatte ſie auch in ſeiner Jugend nicht geliebt mit der wahren Liebe.

Im Canton Aargau fielen ſeit der Emancipation des Volkes aus der Gewalt der Ariſtokratie häufige Brandſtiftungen vor. Jezt hat man einen katholiſchen Prieſter als Urheber dieſer Verbrechen entdeckt. Auch in Baſellandſchaft fallen Straßenräubereien und Morde vor, und die Ariſtokraten der Stadt Baſel auch, predigen frohlockend: Seht das ſind die Folgen er wilden Freiheit!

Ich fürchte es nicht — doch ſollte ſein, daß euer Edelmuth nicht ausreiche zu einem edlen Entſchluſſe, dann möge euer Verſtand ergänzen was euerm Herzen fehlt. Seid klug, könnt Ihr nicht menſchlich ſein. Bedenkt euern Vortheil, bedenkt die Zukunft, die ſchon an die Pforte der Gegenwart pocht. Die Tyrannei iſt alt und die Freiheit iſt jung. Die Völker überleben ihre Fürſten und erben ſie. Mögen ſie in der Verlaſſenſchaft ihrer Tyrannen keine Kränkung an euch zu rächen finden. Das Böſe, was alle Völker Europens ſich wechſelſeitig einander angethan, werden ſie ſich verzeihen, denn ſie waren nur blinde Werkzeuge in den Händen ihrer Unterdrücker. Aber Ihr habt keinen Fürſten, das Schlechte was bei Euch geſchieht, habt Ihr, das Volk gethan. Und was ſchüzt Euch dann gegen gerechte Vergeltung? Euere Berge waren hoch genug, euere Arme ſtark genug, euch gegen die feilen Söldnerheere der Tyrannen zu ſchüzen; aber im Kampfe freien Völkern gegenüber, ſeid Ihr ein winzig kleiner Haufe

Wenn Ihr glaubt, es ſei gefahrloſer die Menſchlichkeit als die Fürſten zu beleidigen, täuſcht Ihr euch. Dem einzelnen Menſchen bringt ſeine Tugend oft den Untergang; einem Volke iſt das Recht Schild und Schwert. Werdet Ihr ihm untreu, um zu klügeln, und liebäugelt mit der monarchiſchen Diplomatik, und laßt Euch von ihren Buhlerkünſten umſtricken, dann wird Euch der jämmerlichſte Wicht von Legationsſekretär überliſten, und Ihr werdet der Spott Eurer Feinde. Dann, in Eurer jammervollen Lage werdet Ihr Euch an einen eurer alten Ariſtokraten wenden, der die Livree irgend eines Fürſten trägt, und werdet ihm die Hände küſſen, daß er Euch mit ſeinem blauen Bändchen, ſeinem Franzöſiſch, ſeinen Bücklingen und ſeinen Pfiffen aus eurer Noth helfe.

Seid auf euerer Hut, vergeßt Oeſterreich nicht, das nie vergeſſende. Für Oeſterreich gibt es keine Vergangenheit. In ſeinem Grauen vor der Zukunft möchte es jede Gegenwart zerſtören, welche der Zukunft als Brücke dienen könnte herüberzukommen. Die Vergangenheit, ſelbſt die fernſte, liegt ihm nur im Scheintode, und nicht ein halbes Jahrtauſend vermochte ſeine Geduld zu ermüden, bei der ohnmächtigen zu wachen, bis ſie wieder zum Leben komme. Seht euch vor Schweizer! In der Wiener Staatskanzlei liegt noch kein Staub auf den Akten Euerer Empörung, Geßler ſchreit noch immer um Rache, und Ihr habt gar manchen unter euch, dem gelüſtete öſterreichiſcher Landvogt zu werden.

Die Erde iſt Gottes Haus, keines Menſchen. — Stark iſt jedes Volk, das die Stärke hat ſeiner Größe. Es gibt ſchwache Männer und ſtarke Kinder. —

Der Polen Betragen in Frankreich. Erſt jezt klagt die franzöſiſche Regierung; aber die Polen zeigten ſich gleich anfänglich wie jezt. Doch damals war die Regierung noch nicht ſtark oder keck genug, der Sympathie des franzöſiſchen Volks entgegenzutreten.

Die Schweiz fürchtet ſich vor dem deutſchen Bund, der ſich vor drei Polen fürchtet!

Polen nicht arbeiten — „Gaſtrecht verlezt." Das Land iſt dem Volke nicht den Regierungen — Aſyl betteln. Kein ächter Mann bettelt ſo wenig um Freiheit als um Brod. Er weiß das Eine und das Andere zu erwerben und weiß zu ſterben. —

Die Freiheit verfolgt man in den Polen zum Schrecken aller Völker. Man will das Volk verächtlich machen überall, zeigen wie es ſeine Vertheidiger verlaſſe, wie nur Regierungen ihr geleiſtete Dienſte zu belohnen wiſſen.

Ein Recht bleibt dem Unglücklichen: Das Recht zu leben, das kein Tyrann rauben kann. Mögen die Schweitzer dies Recht nicht vergeuden, durch die Behandlung der Polen, das einzige, das Ihnen noch bleibt. —

Der Himmel iſt ein freies Dach.

Der Schweizerbote (Zſchokke) „Die Schweiz und ihre Nachbarmächte“ — jammert, daß die Trümmer der alten Ariſtokratenfaktion ihr Vaterland durch Verläumdungen, Korreſpondenzen, öffentliche Blätter anſchwärzen. „Die Polen, indem ſie das in der Schweiz genoſſene Zufluchtsrecht mißbrauchten, haben den Genuß dieſes Rechts verwirkt. Wer von ſeinen Feinden verfolgt, ſich in mein Haus rettet, aber von hier aus der ihm gewährten Sicherheit, ſeine Gegner mit Schmähungen und Steinwürfen angreift, verlezt das Gaſtrecht. Ich ſoll gegen ihn mein Hausrecht gebrauchen.“ — Eifert gegen die Ariſtokraten und dann gegen die „Bewegungspartheı“ gegen die „radicalen“ Blätter. — „Darin werden ohne Scheu auswärtige Fürſten und Regierungen verhöhnt und beſchimpft.“ Sind ſie denn ſo mächtig die Nachbarſtaaten der Schweiz, die ganz gewaltig drohenden? Nein. So poltert die Feigheit, daß man das Herzklopfen ihrer Angſt nicht vernehme. So laut droht die Schwäche, um ihre Ohnmacht zu bedecken. Das bischen Macht, das langer Mißbrauch der Macht ihnen noch übrig gelaſſen, iſt ihnen kaum genug, ihr ſieches Daſein zu tragen, und ſich fortzuſchleppen zum nahen Untergange. Iſt etwa Oeſterreich mächtig, das die vier Millionen ſeiner Lombarden von hundert tauſend Bajonnetten und zehn tauſend Spionen bewachen läßt? Das, ſobald die Sonne untergeht, ſeine Lunten anzündet und mit Kanonen durch die Straßen Mailands patrouillirt? Das, ſobald der Morgen graut, ſeine Tyroler auf die Stadtthürme pflanzt, dort mit ihren ſcharfen Augen umherzuſchauen, ob von dem Lande der Aufruhr nahe? Oder iſt der König von Sardinien mächtig, der in dem Gequäcke der Fröſche von Savoyen Empörungs-Geſchrei vernimmt, Sumpflichter für Wachtfeuer anſieht, und gegen nackte Fiſcherbuben ſeine wohlbewaffnete Reiterei ausſchickt? Oder iſt der König von Baiern mächtig, der ſeinen

Thron für gefährdet hält, ſo lange noch ein einziger ehrlicher Mann im Lande außer dem Kerker lebt; der ſich ſo ſtaatsweiſe zeigte, die Schlachtopfer ſeiner Tyrannei und das Murren dieſer Schlachtopfer aus allen entfernten Provinzen, in München zu vereinigen, damit das Conzert der Jammernden, recht vernehmbar, recht vollſtändig werde, und dem es ſo gelang, das Bier in den Adern ſeiner Altbaiern in wirkliches Menſchenblut zu verwandeln? Oder iſt der Großherzog von Baden mächtig, der Furcht vor der Schweiz und Unzufriedenheit mit ihr nur heuchelt, um einen Vorwand zu haben, ſein Oberland mit Truppen zu bedecken, deſſen Bevölkerung durch das preußiſche Mauthſyſtem zur Empörung gebracht werden könnte? Die Feindſchaft aller dieſer Mächte habt Ihr nicht zu fürchten, ſeid nur vorſichtig mit der Freundſchaft Louis Philipps..

Begreift Ihr denn nicht, wie es den Wiz der Tyrannei kizeln muß, die Schweizer, welche zuerſt das Fürſtenjoch abgeworfen, mit den Polen, die es zulezt verſucht, zuſammenzuketten, und die Wiege der Freiheit zu ihrem Sarge zu machen? Polen in der Schweiz begraben — wahrlich das iſt ein Spaß, bei dem alle Hofmarſchälle Europens aufjauchzen!

Dünkt Euch das Loos fürſtlicher Unterthanen, alles Mark des Landes in die Hofküche zu bringen, ſo beneidenswerth; gelüſtet Euch nach einer Civilliſte, ſoll euer Volk lernen: die Fütterung eines Fürſten und ſeiner Geſellen ſei „die erſte und heiligſte aller Staatsausgaben;“ denkt Ihr ſo — dann, Ihr Machthaber der Schweiz, verjagt nur alle Flüchtlinge, die Schutz bei Euch geſucht, liefert ſie ihren Henkern aus — die Hofküche, der Fürſt, die Civilliſte, werden bald über Euch herkommen. Jeder Verſtoßene läßt euch einen Fluch zurück und der Same wird Wurzel faſſen. Der Himmel auch hat ſeine Geſandten unter Euch, die ihm alles berichten, was Ihr thut, was Ihr vorhabt, und wenn Gott, der Euch ein halbes Jahrtauſend beſchüzte, die diplomatiſchen Verhältniſſe mit Euch abbricht: das könnte noch gefährlicher werden als die Rückberufung des Oeſterreichiſchen Geſandten.

Wollt Ihr Menſchlichkeit und Staatsklugheit zugleich üben, wollt Ihr eines der heiligen Gebote des Völkerrechts erfüllen, dann gibt es ganz andere Fremdlinge in Eurem Lande, die Ihr verſtoßen ſolltet. Und dieſe jagt Ihr nicht ins Verderben, Ihr treibt ſie ihrem Glücke zu, denn in allen Königreichen der Welt finden ſie die herzlichſte Umarmung, den reichlichſten Lohn, das gedeihlichſte Fortkommen. Das ſind die Spione, die Euere reine Bergluft verpeſten, die das Straßenpflaſter von Genf, von Bern, Zürich, Baſel, Freiburg, Chur, Martigny, Luzern beſchmutzen; die Euere Schweizertreue zu vergiften, Euere Beamten zu verführen ſuchen, die Bürger gegen Obrigkeit, Obrigkeit gegen Bürger, Stadt gegen Land, Land gegen Stadt aufwiegeln; die Eure Häuſer anzünden, Mord und Straßenraub anzetteln, um was der Uebermuth der Tyrannei begangen, dem Uebermuth der zügelloſen Freiheit aufzubürden. Die verjagt aus Euerm Lande! Und Ihr möget ſie ſehr leicht erkennen, wenn Ihr wollt; denn ſie tragen Alle ein Kainszeichen auf der Stirne. Habet nur das Herz zu zeigen, daß Ihr ſie erkannt.

Baiern in ſeinen Zeitungsmanifeſten droht der Schweiz mit der Rache der deutſchen Regierungen, weil dieſe in Schweizer Tagesblättern geläſtert würden. Der Hanswurſt der heiligen

Allianz, den man auf ein Gerüſt vor der Bude des Wiener Congreſſes geſtellt, den Ariſtokraten-Pöbel auf der Gaſſe zu beluſtigen, ehe die Comödie anfängt — er verſchmäht es, gleich ſeinen Prinzipalen, die Schweiz von Ueberraſchung zu Ueberraſchung, von Verwicklung zu Verwicklung, von Nachgiebigkeit zum Nachgeben, von Nachgeben zur völligen Unterwerfung ſachte zu führen: er ſpielt gleich den Ausgang des Stücks und fordert blinden Gehorſam auf Einmal. Die großen Mächte verlangen die Vertreibung der politiſchen Flüchtlinge, Baiern fordert die Unterdrückung der Preßfreiheit.

Wie viele von den reichen und angeſehenen Familien, die aus Deutſchland nach Amerika auswandern, würden die Schweiz zu ihrem neuen Vaterlande wählen, wenn ſie nicht beſorgt wären, die Peſt des deutſchen Fürſtenbundes möchte ſich auch dorthin verbreiten.

Spaziergänge eines Wiener Poeten *).

Jupiters Blitze von der Hand einer Grazie umhergeſtreut. — Nie hat mich ein Buch ſo gerührt wie dieſe Spaziergänge eines Wiener Poeten. Wir Andern in allen Städten und Ländern klagen auch; aber wir klagen doch nicht allein. Es klagen viele mit uns. Tauſend Gleichgültige gehen vorüber, und reichen uns keine Hand; aber ſie gehen doch vorüber. Sie verſtehen uns nicht; aber ſie mißverſtehen, ſie hören uns doch. Berge ringsumher ſchallen unſern Weheruf zurück. Aber dieſer trauernde

---

*) Geſchrieben in Paris 1832. A. d. H.

Menſch auf einer menſchenleeren Inſel ausgeworfen, allein athmend in einer lebloſen Welt, rings umher eine Waſſerwüſte, kein Echo für ſeinen Schmerz, unter ſich das nahe Grab und über ſich nur der ferne Gott .— es iſt etwas darin, das den tiefſten Grund meiner Seele bewegt, zu dem noch kein Gefühl hinab gereicht. Dieſes Buch hat die ſtillen Schauer in mir aufgeregt, die, ſeit ich Bürger geworden, durch alle meine Nerven rieſelten, ſo oft ich das Wort Oeſterreich hörte. Wahrlich ich komme mir vor wie das poſſierlich kleine Männlein, das in dem herrlichen Gedichte: Warum? ſich auf der Sprache garbenreichem unermeſſenem Erntefeld, ein einziges goldenes Körnlein liebend auserwählt; das Männerwort: Warum? So oft ich erfuhr, was man in Oeſterreich thut und duldet, frug ich leiſe, lispelnd, ſtille vor mich hin, ſeufzt ich: Warum? Warum? Fiele ich in Liſſabon als Schlachtopfer unter tauſend Schlachtopfern, nun, da ſehe ich doch einen Tyrannen, der Luſt hat an unſerm Schmerze, einen Tiger der unſer Blut trinkt. Ich weiß warum. Aber in Oeſterreich iſt Tyrannei und ich ſehe keinen Tyrannen; Unterdrückung und ich ſehe keinen Unterdrücker; des Lebens koſtbarſte Güter werden geraubt und ich ſehe keinen Räuber, der ſie genießt, der ſie auch nur vergeudet. Warum? Knecht iſt alles. Knecht iſt der Kaiſer, wie der gemeine Soldat; Knecht der Miniſter, wie der niedrigſte Schreiber; Knecht iſt der Unterthan und Knecht iſt das Geſetz. Wo iſt der Herr? Mauer um Mauer gezogen, eine Mauer beſchützt die andere — und warum? Was wird denn endlich beſchützt? Ein ungeheures Gebäude aufgerichtet, worin die Menſchen, die es bewohnen ſollen mit eingemauert, als Karyatiden, als Säulen, Decke und Gewölbe tragend — warum? wer ſoll denn das Haus bewohnen? Des Lebens längſte Dauer, zu des Lebens höchſten Zweck zu machen, die friſcheſten ſaftigſten Völker der Erde, vom Baume der Geſchichte pflücken, ſie in Eſſig einmachen, die Luft von ihnen abhaltend, ſie Jahrhundert nach Jahrhundert bewahrend — warum? Wer endlich wird denn das genießen? Wenn Oeſterreich hundert tauſend Jahre ſteht, hat es mehr gelebt als Athen, Piſa, Florenz in einem einzigen Jahrhundert? Und daß es Menſchen gibt, die das bewundern können! Wenn rings um Oeſterreich alle Länder beben, alle Völker übereinanderſtürzen, alle Throne wanken — doch Oeſterreich ſteht feſt — dann frohlocken ſeine Staatsmänner: Seht! bei uns iſt Ruhe, Friede, Ordnung; was habt ihr gewonnen bei eurem raſtloſen Streben? Gerechter Gott! So kann jeder Grabſtein ſpotten! „Du Menſch unter mir mit deiner ſtolzen Bruſt, mit deinem glühenden Herzen, was biſt du jezt? Staub, Aſche, Nichts. Als du lebteſt, haſt du mich mit Füßen getreten, ſchnell war dein Daſein und ich ſtehe noch immer, und laſte auf dir!“ Er ſteht noch der Grabſtein, er hat den Menſchen überdauert;

aber lebt er, hat er je gelebt? Heißt das Leben einen Raum einnehmen, iſt das Bewegung ſo viele Luft verdrängen? Und dauerte Oeſterreich noch Millionen Jahre, ein Erdbeben wirft es doch endlich um. Und widerſtände es allen Erſchütterungen, ſo verwittert es endlich doch. Wozu war es dageweſen? Und darum ein Volk zum Steine machen, daß es als Grabſtein über geſtorbene Völker prange! Es iſt ein furchtbares Natur-Geheimniß in dieſem öſterreichiſchen Staate, das ich nie ergründen werde. Einen ähnlichen Staat hatte die Geſchichte früher: Sparta; aber weil Sparta die Tyrannei noch beſſer verſtand als Oeſterreich, war ſeine Tyrannei minder ſchrecklich. In Sparta wurde keine Neigung, keine Kraft des Menſchen unterdrückt; ſie durften ſich alle frei entwickeln. Aber der Staat verſtand ſie alle zu bändigen, und ſie mußten ihm alle dienen. Doch Oeſterreich verſteht von den tauſend Kräften und Neigungen ſeiner Bürger nur hundert zu bezähmen, und die andern hunderte, die widerſpenſtig ſind und die es nicht beherrſchen kann — ſchlägt es todt.

Sein einziger Troſt in dieſem feuchten dunkeln Kerker, daß es ihm an guten Sohlen nicht fehle, dem Drucke der Luft zu entlaufen, auf Feld und Berg.

Rettung *).

Es war im Mai, an einem jener ſchönen Tage, wo der Menſch und die Natur ihre Schwüre wechſeln, und die geſchmückte Braut uns mit tauſend Reizen umſchlingt, und die Sorgen von der Stirne, den Kummer aus dem Herzen ſchmeichelt, und unſere Vergangenheit mit einem Schleier bedeckt und mit Blumen unſere Zukunft. Jeder Athemzug iſt ein Kuß, zurückgegeben vom Balſamhauch der Luft. Der Himmel regnet ſein Licht herab, und die warmen goldnen Tropfen fallen von den Bäumen auf die Erde nieder, und tauſend Gräſer und

---

*) Geſchrieben in Auteuil 1834.

A. D. H.

Würmchen, tauſend Käfer und Blumen laben ſich daran.

Ich ſaß unter einer Eiche im Gehölze von Boulogne. Der alte Baum, ein erfahrner, geſchwätziger Neſtor, ſagte mir vielẽ weiſe Dinge, und erzählte mir viele traurige und luſtige Geſchichten von andern Menſchen, die zu ſeinen Füßen gelegen, geliebt und geſcherzt, geweint und geſungen, und von einem Betteljungen, der in ſeinem Schatten jauchzend einen gefundenen Pfefferkuchen verzehrt, und dann König geworden, und ſorgenvoll von goldnen Schüſſeln geſpeist. Ich horchte der Weisheit und der Erfahrung. Aber die Nachtigall im Gebüſche ſpottete bald mit ihren blühenden Liedern die welke Vergangenheit fort, und ich verließ die Weisheit und die Erfahrung, und folgte der Schönheit und der Hoffnung.

Kinder mit roſenlächelndem Geſichte ſpielten in meiner Nähe zu den Füßen ihrer Mutter, Wanderlehrlinge, und ſo oft ſie ihre kleinen

Schritte ſchwankten, war es wie Blumen, die der Wind bewegt.

Jezt jagten ſchöne ſtolze Frauen auf muthigen Pferden von huldigenden Männern begleitet durch den Wald. Reitet ſchnell, denn die Freude iſt noch ſchneller als das Pferd; bald überholt ſie euch!

Aber ein altes dürftiges Weib ſah den Reitern mit ihren angelaufenen gläſernen Augen nach und ſeufzte. Sie ſaß auf einem Erdhügel vor dem großen Kamine des Frühlings, in dem die Sonne brennt — ſeit ſechs Monaten das erſte Feuer, das ſie nicht mit Hunger bezahlt. Ach! ſo lange die armen Leute ihren Froſt ſtillen, ſchreit ihr Hunger; ſie verbrennen Brod, die armen Leute! Muß denn das ſo ſein?

Muß denn das ſo ſein? . . . . Ich hob das Buch von der Erde auf, das meinen Händen entfallen war, ein neues Buch, erſt an dieſem Tage erſchienen, das man mir aus der Stadt geſchickt. Und indem ich beſchäftigt war, ſeine

Blätter aufzuſchneiden, kam mir etwas in den Sinn, das zugleich lächerlich und traurig war. So ſizt der Menſch auf der Erde, mit dem Buche des Schickſals in ſeinen Händen, das am erſten Tage der Schöpfung ſchon geſchrieben war. Und der Menſch trennt deſſen zuſammengefaltete Blätter und lieſt darin, und jede Seite iſt ihm ein Jahr, jeder Band ein Jahrhundert, und was er geleſen, iſt ſeine Vergangenheit, was noch nicht, ſeine Zukunft. Und leſen nennt er leben, und das Buch glaubt er ſelbſt geſchrieben, die Geſchichten darin ſelbſt gethan zu haben; und er iſt ſtolz, und dünkt ſich groß, und dünkt ſich weiſe, weil er — leſen gelernt. Es wäre kindiſch; aber ach! das Buch iſt mit Blut geſchrieben, und das Schneidemeſſer ein Schwert, und der Menſch iſt ein Teufel. Wie gütig iſt die Natur, wie kurz ihr Zorn, wie ſchnell ihre Verzeihung! Und ſie zürnt nur um ihre Liebe zu würzen. Wie bald ſchmilzt ihr rauher Froſt in den Thauthränen des Frühlings hin! Es ſind wenige Tage, da ſtürmte noch der Himmel und fuhr die Menſchen hart an; und jezt lächelt er ihm wieder und bittet dem Menſchen alle Kränkungen ab, die er — von ihm empfangen!

Aber der Menſch! Wann kömmt der Mai der Völker? Hier zürnt ein König ſchon viele Tage, und immer düſterer wird der Himmel, immer nächtlicher der Tag dieſes Landes. Dort geifern erboste Fürſten ſchon fünf Jahreszeiten, und ſie drohen immer noch, ſtrafen immer noch nicht, froh ihrer ſchleichenden Rache, froh der langen Erwartung. Und ſie wezen immer noch ihren Haß, und finden ihn immer noch nicht ſcharf genug.

Der Himmel, auch wenn ſein Herz erkaltet, ſchneit ſeine leichten Flocken, eine nach der andern, auf die Erde nieder, daß er ſeinen Menſchen nicht zu wehe thue; aber die Fürſten, dieſe Affen des großen Gottes, häufen tückiſch Flocke auf Flocke, bis ſie zur Lawine werden, dann ſtürzen ſie ihren Zorn herab, und Völker werden darunter begraben.

Wende deinen unſchuldsvollen Blick von mir, du holdes Kind; ich kann nicht mehr lieben, noch nicht. Ihr Nachtigallen ſingt dem Schäferknaben; eure goldnen Töne finden keinen Widerklang in meinem Ohr; es horcht nach dem Donner der Schlacht. Säuſelt mir keine Ruhe herab ihr Wipfel! Ich kann nicht raſten, ich habe keinen Frieden, ſo lang die Würger der Menſchheit aufrecht ſtehen.

Dort auf der Landſtraße kommen von St. Cloud her des Königs rothe Lanzenreiter. Staubwolken umwirbeln den langen Zug, und wenn durch eine geöffnete Wolke der rothe Schein der Röcke dringt, iſt es wie der Blitz des Geſchützes durch Pulverdampf. Nebel und Blut, Trug und Gewalt!

Im Frühlinge werden alle Sölblinge in den Waffen geübt und gemuſtert. Die Fürſten wiſſen, es wird eine Zeit kommen, wo ſie weder haſſen und morden — ſie kennen ihr Herz. Königen blüht kein Frühling, ihnen ſingt keine Nachtigall, ſie haben keine Kinder, ſie haben nur Erben und Sclaven.

Wann kömmt der Mai der Völker? Wie lange noch wird ihr Winter dauern?

Ich verzweifle nie, zweifle ſelten. Nie läſterte ich, wie viele: es iſt keine Hülfe! Nie fragte ich: wird Hülfe kommen? Aber ich fragte oft: woher kömmt uns Hülfe? Auf welchem Wege naht ſie uns?

Und ſie kam, die Hülfe, und der Weg ward mir gezeigt, auf dem ſie nahte, und ſchon ihr fernes Licht erwärmte mich, und mein Herz jubelte Mai-trunken. Und ich küßte das Buch, das uns Gott geſandt: „De La Mennais Worte eines Glaubenden,“ und der Zeiten gedenkend und der Zeit vergeſſend, las ich das Buch zu Ende. Die Sonne ſank, der Abend dämmerte, und je tiefer die Sonne ſank, je höher ſtieg meine Hoffnung, und je dunkler der Abend dämmerte, je heller ward es in mir.

Die Wehen der Zeit wurden immer ſtärker, und als es Noth war, daß ein Geburtshelfer käme, ſchickte ihn uns der Himmel.

Wahrlich, dieſes Buch iſt ein goldener Schlüſſel, der tauſend ſtillſtehende Herzen in Bewegung ſezén, tauſend abgelaufenen Geiſtern wieder Leben geben wird. Und was edle Menſchen geträumt, werden ſie erwachend als wahr erkennen und es faſſen. Und was gute Menſchen geglaubt, wird ihnen zum Wiſſen, und mit Zahlen, Maas und Gewicht ihr beſtimmtes, ſicheres, zu ſchäzendes Eigenthum werden. Und das kalte, bleiche, todte Wiſſen der Schriftgelehrten wird ſich aus ſeinem Buchſarge erheben, und von der Liebe angehaucht, zu Fleiſch und Blut werden, und lebend unter den Lebendigen umherwandeln, und nicht länger als ein Geſpenſt die Unwiſſenheit und den Aberglauben erſchrecken.

Geprieſen ſei **De La Mennais**, der uns den Nervenlauf der menſchlichen Leiden gezeigt, und den kranken Völkern eine weiſe Lebensordnung vorgeſchrieben. Geprieſen ſei er, daß er uns die liſtigen Geheimniſſe des groſſen Schachſpiels aufgedeckt und das Volk belehrt, wie es nur eines leichten Griffes mit ſeiner breiten Hand bedürfe, das todte Königsſpiel über den Haufen zu werfen, und dann auf befreiten Feldern Korn, Früchte und Blumen zu ſäen.

Jezt faßt nur eure gewaltigen Beſchlüſſe, Ihr weiſen Fürſtenräthe in Wien! Mit der Vollmacht des Himmels in der Hand, werden wir mit euch rechten, und mit unſerm Rechte in der Hand gegen euch kämpfen. Ihr habt des erſten und des zweiten Teſtaments geſpottet, dieſes dritten lacht ihr nicht.

Das aber wird das Schickſal dieſes Buches ſein, und ſo wird es kommen. Wenn ſein Licht in die dunklen Gewölbe der Klöſter, zwiſchen die Mauern der lichtkargen Kirchen, in die

Schlafzimmer der Fürſten und Staatsmänner bringt, werden die Fledermäuſe und Eulen aufflattern, und die ſchlafenden Völkerwächter werden erwachen und erboßt ſein, daß man ſie aus dem Schlafe geweckt. Dann werden ſie nach ihren Nachtwächtern ſenden, daß ſie das ruheſtörende Buch gefangen nehmen. Die Mächtigen und die Reichen, die das Buch geleſen, werden es verwünſchen. Der Adel der Gelehrten wird es verſpotten. Manchen unter den Gebildeten würde es gefallen, wäre nur keine Religion darin; aber mit etwas Glauben iſt ihnen auch das koſtbarſte Wiſſen zu theuer bezahlt. Nach einiger Zeit wird man nicht von dem Buche ſprechen und es vergeſſen. Und jezt beginnt ſeine Wirkung. Es wird in das Volk dringen, ſich unter dem Volke verbreiten, von Hütte zu Hütte, von Hand zu Hand. Und ſein Wort wird von Mund zu Mund, ſeine Lehren von Ohr zu Ohr, ſein Licht von Auge zu Auge wandern. Und Millionen werden erſtaunen, daß ſie erſt jezt erkennen, was ſeit Jahrhunderten unter ihren Augen geweſen. Und Millionen werden erſtaunen, daß ſie erſt jetzt bedenken, was ſie ſchon längſt gewußt. Und dann wird ſich ein Herz an das andre, eine Hand an die andre ketten. Und die Kette wird immer länger und länger werden, bis das Volk ſeinen Rieſen-Kreis geſchloſſen und Ihr umringt ſeid. Dann rettet nichts mehr: —

„Das Thier, das von Fleiſch und Blut lebt.“ Und die Welt athmet frei.

Fragoletta.

— — — Ich habe in dieſen Tagen das wunderlichſte Buch von der Welt geleſen, einen Roman in Weingeiſt: **Fragoletta — Naples et Paris en 1799.** Es iſt ſchon vor drei Jahren erſchienen, in Deutſchland bekannt genug, gewiß auch überſezt. Im erſten Theile wird der Krieg der Franzoſen in Neapel geſchildert, dann die Rückkehr des Königs, die Furie Caroline von Neapel, Nelſon, die Hamilton, Schlachten, Mordgemezel, Banditen, Erdbeben, alle Schrecken der Menſchen und der Natur. Der zweite Theil ſchildert Paris um die nämliche Zeit, ſeine Geſchichte, Sitten und geſelliges Leben. Es iſt alles mit Geiſt, Phantaſie, mit den lebhafteſten Farben geſchildert. Beſonders anziehend iſt die Beſchreibung eines Feſtes, das Ouvrard auf ſeinem Landgute gab. Da ſehen und hören wir: die Stael, Benjamin Conſtant, Talleyrand, die Recamier, alle ausgezeichnete Perſonen, die damals in Paris lebten. Und während des Feſtes kam die Nachricht, Buonaparte wäre von Aegypten zurückgekehrt. Dieſe Nachricht ſchlägt wie ein Bliz in die Luſtbarkeit. Einer ſchleicht ſich nach dem andern fort, nach Paris zu eilen. Ouvrard ſelbſt verſchwindet zuerſt. Tauſend Kerzen, hundert Muſiker, leuchten, ſpielen endlich nur den Wänden. Das alle iſt aber nur die Landſchaft, in der zwei Liebende ſpazieren gehen. Man höre und ſtaune was das für Menſchen ſind! Der Held des Romans iſt ein franzöſiſcher Offizier Namens Hauteville. Den führt der Krieg nach Calabrien. Dort lernt er ein junges Frauenzimmer Fragoletta kennen, erſt vierzehn Jahr alt, aber ſchon ſehr entwickelt.

Eigentlich iſt ſie verheirathet, an einen alten und ehrwürdigen Mann, der in den politiſchen Stürmen ſich das Recht eines Gatten auf ſie erworben, nur um ſie und ihr Vermögen beſſer ſchüzen zu können. Er betrachtet und behandelt Fragoletta als ſein Kind. Hauteville liebt ſie bald, ſie ihn auch. Der Alte vor ſeinem Tode legt die Hände der Liebenden in einander, und ſtirbt beruhigt, Fragoletta unter dem Schuze eines würdigen Mannes zu ſehen. Dieſe iſt jezt unabhängig. Hauteville will heirathen, ſie will aber nicht, ob ſie ihn zwar liebt. Warum nicht? Es iſt nicht klug daraus zu werden. Und hat man hundert junge Wittwen ſchon nein ſagen hören, diesmal kann man es ſich nicht erklären. Hauteville iſt ſehr unglücklich. Einige Zeit darauf kehrt Hauteville nach Paris zurück. Dort lebt ſeine Mutter und Schweſter. Als er in das Zimmer tritt, ſieht er — Fragoletta, aber in männlicher Kleidung. Er iſt verſteinert, zweifelt, fragt. Fragoletta lächelt und ſagt:

es wundere ihn gar nicht, daß er ihn mit ſeiner Schweſter verwechſele, ſie wären ſich ſo ähnlich, daß ſie gar nicht zu unterſcheiden wären. Er kenne Hauteville's Verhältniſſe zu ſeiner Schweſter, er habe Briefe für ihn und ſie lebe gegenwärtig in Wien. Adriani heißt Fragoletta's Bruder. Hauteville bemerkt bald, daß zwiſchen Adriani und ſeiner Schweſter ein zärtliches Verhältniß Statt finde. Er und ſeine Mutter haben nichts dagegen. Adriani iſt reich, vornehm, an die erſten Pariſer Häuſer empfohlen. Hauteville eilt nach Wien ſeine Fragoletta aufzuſuchen. Dort angekommen findet er ſie nicht mehr und reiſt nach Paris zurück. Da findet er troſtloſen Jammer in ſeiner Familie. Adriani hatte ſeine Schweſter verführt, entehrt, und darauf die Flucht genommen. Hauteville eilt dem Verführer nach bis Italien, kann ihn aber nicht finden. Aber ſeine Fragoletta findet er, ſehr betrübt, ſehr herabgekommen. Sie weiß warum er kömmt, redet ihm zu, ſich in ſein Schickſal zu finden, mit Blutvergießen werde doch nichts abgewendet und gut gemacht. Hauteville ſagt, er ſuche nicht Adrianis Blut, es ließe ſich ja alles noch ausgleichen, wenn er die Ehre ſeiner Schweſter herſtellte, indem er ſie heirathe. Er erneuert gegen Fragoletta ſeine alten Empfindungen für ſie. Dieſe weißt ihn ab. Er entdeckt endlich Adriani, macht ihm erſt ſanfte Vorſtellungen, und da dieſer taub dagegen bleibt, duelliren ſie ſich. Adriani ſtürzt und Hauteville verläßt Italien. Das Buch iſt aus. Man merkt wohl es muß dahinter noch etwas ſtecken; aber das Wunderbare iſt, daß der Held ſelbſt dieſes nie merkt und nie erfährt, was ihm das Schickſal für einen ſeltſamen Streich geſpielt. Der Leſer ſelbſt erfährt es eigentlich auch nicht, aber er kann es errathen. Gleich im Anfange des Romans iſt eine Scene, die im Antikencabinette zu Florenz ſpielt. Hauteville beſchaut in Geſellſchaft mehrerer Damen, worunter auch Fragoletta, die Kunſtwerke. Die verſchiedenen

Statuen und Gruppen werden kunſtkenneriſch beſprochen. Endlich kömmt der berühmte Hermaphrodite an die Reihe. Die Damen, nach Art gläubiger Kunſtkenner, ſprechen ohne Verlegenheit und Schüchternheit von dem Werke. Nur allein Fragoletta ſchleicht ſich davon. Hauteville ſchreibt das jungfräulicher Schamhaftigkeit zu und — das war es nicht . . . Fragoletta und Adriani, Bruder und Schweſter, ſind ein und die nämliche Perſon. Als Weib liebt Fragoletta Hauteville, als Mann deſſen Schweſter. Darum nannte ich Fragoletta einen Roman in Weingeiſt . . . . Gibt es nun etwas ausſchweifenderes? Wie iſt es möglich, daß ein Mann von ſo viel Geiſt und Sinn, wie der Verfaſſer von Fragoletta (de Latouche,) ſich ſo verirren konnte? Und das ohne alle Noth, ohne allen Gewinn. Das Buch wäre eben ſo ſchön geworden, ohne jene tolle Phantaſie, und brauchte man Liebende und ihr Unglück, hat die Liebe nicht Hinderniſſe genug, und mußte der Verfaſſer gerade ſolche wählen, die man nicht überwinden kann, die zu beſiegen ſo ſchändlich iſt? Das Buch hat hier bei ſeiner Erſcheinung ſehr gefallen. Ich kann mir das denken; für die verſchlemmten Pariſer war das Teufelsdreck.

Volupté, par Sainte-Beuve.

Deux Volumes.

(1834.)

Die franzöſiſchen Romane, die guten wie die ſchlechten, kann man trinken, ſo leicht und fließend iſt die Schreibart. In dem Romane aber, von welchem hier die Rede iſt, muß der Leſer erſt den Styl zermalmen. Es kömmt eben daher, weil dem Verfaſſer, wie allen Franzoſen, die Philoſophie der Empfindungen noch etwas fremdes iſt, deren Subſtanz ſie noch nicht flüſſig bekommen konnten.

Sonderbare Entwickelung des franzöſiſchen Geiſtes, der erſt Schmetterling war, ehe er zur Puppe wurde.

Held ſpricht von ſeiner Reue und Buße, ehe man ſeine Sünden erfährt.

Man liest den Roman ſo langſam, als wäre es ein wiſſenſchaftliches Werk.

Die Geſchichte iſt ſo ſchwer beladen mit Philoſophie und Moral, daß ſie nicht von der Stelle kömmt.

Der Roman hat unüberſehbar breite Strecken bedeckt mit dem Heidekraut einer frucht- und ſchattenloſen Liebesphiloſophie, und man muß oft lange leſen, ehe man wieder Häuſer und Menſchen findet. Welche mühſelige Wolluſt! wird mancher Leſer nicht ſelten ausrufen.

Den Rezenſenten von Gottes Werken (Roman) der Menſch, Roman oder Geſchichte? hat man nie gefragt.

Glücklicherweiſe vergißt der Verfaſſer oft ſeine Drohung, uns eine Biographie (Pſychologie) der Wolluſt zu geben, und ſo oft er ſich ihrer erinnert, fertigt er ſie kurz und verdrießlich ab.

— Der Held, weit entfernt voluptueux zu ſein, iſt merkwürdig keuſch. —.

Der Held, ein unglücklicher Meteorolog der Seelenwitterung, der beſtändig nach Barometer und Thermometer ſieht, und darüber verſäumt gutes Wetter zu genießen, gegen ſchlimmes ſich zu decken. — Ein Deutſcher gewinnt nichts aus dem Romane; er hat für ihn nur ein hiſtoriſch-politiſch-geographiſches Intereſſe, die Bedeutung nämlich, daß er einen Franzoſen zum Verfaſſer hat. — Erzählt feierlich und zerknirſcht wie er zum erſtem Male in Paris ausgezogen mit dem feſten Vorſatze, an dieſem Tage ſeine Unſchuld zu verlieren. Dieſes geſchah nach ſeinem zwanzigſten Jahr. — Moraliſche Luſtſeuche. — Sein Reuejammer, gewöhnlich verziert mit lateiniſchen Frucht- und Blumenſtücken aus der Bibel und den Kirchenvätern.

1 Vol. Es kann noch dahin kommen, daß die franzöſiſche Nation eine Betſchweſter wird.

— Glückliche Unſchuld, beneidenswerthe Unwiſſenheit! —

2 Vol. Vor dem Schluchzen des Büßenden hört man ſeine Bekenntniſſe nicht. — Man kann ſchon hart, tief fallen, und das erzählen; man findet Verzeihung, Mitleid, erregt Erſtaunen; man muß aber verſchweigen, daß man auf einen Miſthaufen gefallen.

Sein Herz leidet an mehreren Weibern, von welchen er die Eine liebt, die Andere geliebt hat, die Dritte geliebt hätte, von der Vierten geliebt wird — kurz, er leidet an allen Conjugationen dieſes regelmäßigen Zeitworts. Das wäre nur etwas ganz gewöhnliches; aber in ſeiner Noth ruft der Held oft den heiligen Namen Gottes an: o Dieu! — und bringt vor dieſe höchſte Inſtanz kleine Streithändel, die vor den Friedensrichter gehören. Nur noch wenige Franzoſen kennen die Gerichtsordnung Gottes. — Der zweite Band, klarer, beſſer, intereſſanter als der erſte, weil da die Sünden zu der im erſten Bande pränumerirten Reue abgeliefert werden. — Der Held erzählt ſein Leben einem jungen Freunde zur Lehre und Warnung. Er kann den Eindruck nicht verfehlen. Wäre der Weg des Laſters immer ſo beſchwerlich, die Sündigen immer ſo langweilig, würde jeder die Tugend zum beſſern Zeitvertreibe ergreifen. — St. Paul, St. Auguſtin, Marc-Aurel, Boſſuet als Beweisſtellen der Wolluſt. — Der Verfaſſer, bei all ſeinen ſauern Bemühungen, das Geheimniß der menſchlichen Natur zu ergründen, kömmt nicht tiefer als bis zur zweiten Schicht der Phyſiologie. — Der Feſtungskrieg der weiblichen Koketterie und das alle ſo weinerlich. — Die Stecknadeln der weiblichen Kokketterie. — Zu wenig geſündigt, um ein Heiliger zu werden. So wohlfeil erkauft man kein ſeliges Leben.

Behüte uns der Himmel, daß wir je eines ſo tugendhaften Beſtrebens ſpotten ſollten, ſei auch das Bemühen noch ſo ungeſchickt. Ja, in dieſem Kinderlallen, in dieſen ängſtlich geheimen Verſuchen, iſt etwas rührendes. Aber ein Lächeln darf man ſich doch erlauben, wenn man wahrnimmt, wie die Franzoſen endlich einſehen, daß, und begreifen warum ihr Wiſſen bis jezt wurzellos geweſen, und darum all ihr Thun ſeit einem halben Jahrhundert fruchtlos geblieben; und wie ſie mit Dank und Erſtaunen von dem Chriſtenthum reden, als von einer neuen Welt, die erſt jezt entdeckt worden wäre.

Die Liſte und Schelmereien der Verſuchungen, den Gerechten ſtraucheln zu machen, und den Büßenden von der betretenen Bahn der Tugend abzulenken.

Ueber das Chriſtenthum. Der Verfaſſer lobt es ſehr. Nimmt endlich die Prieſterweihe, und ſo endigt die Geſchichte, daß er das Weib ſeiner reinſten Liebe, als Prieſter tröſtend, bis an die Schwelle des Todes begleitet. —

Wir Deutſche haben das alle beſſer, oder vielmehr wir haben das ſchlimmer. — Demuth der Menſchheit, Hochmuth der Menſchen. — Gottesfürchtige, gottergebene Menſchen, wie ſie ſich nicht ertragen. —

Shakespeare, der beſte Ueberſezer dieſes unſterblichen Werkes: Der Menſch, und ſonderbar, die Deutſchen haben den Ueberſezer gelobt und das Original getadelt. —

Die das Buch in die Hände nehmen oder wegwerfen, angelockt oder abgeſchreckt durch den Titel, die täuſchen ſich, die Einen wie die Andern.

Alte Nationen haben viele Aehnlichkeit mit alten Weibern.

Steht ſeiner reinſten Liebe, der Frau eines Andern, als Prieſter in der Todesſtunde bei. Beichte. Communion. Letzte Oelung. — Die Krankheiten der Seele und des Herzens heilt man wie die des Körpers ſchwer und ſelten mit Arzeneien, ſondern durch Lebensordnung. —

Hamann *).

Hamann, gleich noch andern früheren, gleichzeitigen und ſpätern deutſchen Philoſophen, wendete eben ſo viel Wiz und Scharfſinn an, den Glauben an die heilige Schrift und deren Offenbarungen zu vertheidigen, als die gleichzeitigen franzöſiſchen Philoſophen angewendet, ihn anzugreifen. Aber Wiz und Scharfſinn ſind Waffen gut zum Angriffe, doch nicht zur Vertheidigung des Glaubens. Wer die Dunkelheit beleuchtet, um zu lehren, was ſie ſei, der zerſtört ſie. Hamann ſucht den Zwiſt des Ver-

---

*) Geſchrieben in Auteuil 1834. A. d. H.

ſtandes mit dem Glauben zu ſchlichten, ohne daß einer dem andern einen Schritt entgegenzukommen, ohne daß ſie von ihren wechſelſeitigen Anſprüchen das Geringſte aufzuopfern nöthig hätten. Ein verzweifeltes Unternehmen. Der Glaube iſt Licht für das innere Auge, Muſik für das innere Ohr. Einer tauben und blinden Seele erklärt man das durch Worte nicht.

Hamann hat ein ſo kindliches Vertrauen zu Gottes gütiger und väterlicher Führung, daß er von 300 Pfund Schulden redend, die er in London gemacht und die ihn ängſtigen, ausruft: „wie ſollte es Gott auf eine Kleinigkeit ankommen? Die 300 Pfund ſind ſeine Schulden.“

Die deutſche Sprache zur Zeit Hamanns hatte etwas von den Sitten, Kleidern, Trachten und Moden der damaligen Zeit, wie ſie auch in Frankreich herrſchten. Es fällt uns etwas ſchwer, einen geiſtreichen Mann mit einer Allongeperücke, wie ſie Voltaire trug; eine große tragiſche Schauſpielerin im Reifrocke zu finden.

Hamanns Geiſt ſcheint von ſeiner Sprache maskirt.

Hamanns Schriften. Gold mit Schlacken, ohne Geſchmack, ohne Form.

Die Manigfaltigkeit der Kenntniſſe der deutſchen Schriftſteller und ihre Beleſenheit in der Literatur aller Völker und Zeiten, gibt ihnen, wenn ſie Dichter und Humoriſten ſind, eine große Bildung aus allen Zweigen des Wiſſens, ſo daß man gelehrt ſein muß, die Spiele ihres Wizes zu verſtehen. So Hamann. Sie ſind ſo bekannt mit jenen Kenntniſſen, dieſe ſind ihnen ſo häuslich und alltäglich geworden, daß ſie ganz vergeſſen, daß es gebildete Leſer geben kann, die dieſes nicht verſtehen.

Hamanns Worte reichen nicht für ſeine Gedanken, nicht für ſein Denken hin.

„Die Dämmerung des Ausdrucks“. Glückliches Wort Hamanns, das man auf ſeine Schriften anwenden kann.

Hamann lebt nur in der Bücherwelt. In

ſeinen Schriften iſt ſo viel von Büchern die Rede, als in den Memoiren der franzöſiſchen Schriftſteller von Menſchen.

Den deutſchen Gelehrten iſt die Welt ein Buch, wozu die Wiſſenſchaft den Text, das Leben die Notizen liefert.

Hamanns Schriften haben einen Vorzug, der oft den Werken der berühmteſten Schriftſteller fehlt, um ihnen die äußerſte Vollendung zu geben; ein Vorzug, den jeder Schriftſteller ſich aneignen ſollte und könnte, weil weder Talent noch Geiſt dazu gehört, ſondern nur Klugheit oder Beſcheidenheit; ein Vorzug, der auch eine ſchlechte Schrift vor ſtrengem Tadel und den Leſer einer langweiligen Schrift vor Langerweile ſchützt — die Kürze.

Es gibt unter den deutſchen wenige philoſophiſche Schriftſteller, die man unmittelbar genießen kann, die dem Geiſt eine ſchon zubereitete Nahrung geben. Die Vollendetſten geben uns Mehl, das man erſt zu Brod backen, die minder Vollendeten Getraide, das man erſt mahlen muß. Hamann aber gibt uns dieſes nicht einmal. Die Bedürfniſſe unſeres Geiſtes zu befriedigen, gibt er uns die Arbeit. Er iſt ein ſcharfer Pflug, und wenn man ihn geleſen, und in die Furchen, die er in unſerem Geiſte gezogen, geſäet hat, wird man der Aerndte froh. Seine Gedanken bereichern uns nicht, aber ſein Denken.

Hamann hat oft Artikel gegen ſeine Rezenſenten. Die Schimpfreden deutſcher Kritiker und Antikritiker ſind rieſenhaft. Die Zänkereien der homeriſchen Helden ſind artiges Hofgeſchwäz damit verglichen.

Hamann mußte von ſeinen Rezenſenten, die ihn nicht verſtanden, oft den Vorwurf hören: er habe nur wizig ſein wollen, ſo wie den der Dunkelheit. Hamann in ſeinen Antikritiken, ſucht ſich deutlich zu machen, aber ohne Erfolg. Er gebraucht eine Blendlaterne, wobei er ſieht, aber kein Anderer.

Es gab mehrere ſolche Geiſter wie Hamann, die wie Blize in die dunkle Nacht ihrer Zeit herabfuhren, aber nicht dazu dienten, ſie zu erhellen, ſondern nur zu erfriſchen.

Frau von Genlis ließ ihre Zöglinge mit bleiernen Schuhen große Fußwanderungen machen, damit ihnen hierdurch weite Fußreiſen in gewöhnlichen Schuhen zum Spiele würden. Ich würde aus gleichem Grunde den Franzoſen, die ſich mit der deutſchen Literatur bekannt machen wollen, um ſich gegen alle Ermüdung abzuhärten, rathen mit Hamann den Anfang zu machen.

Hamann lebte und wirkte gleichzeitig mit Rouſſeau, Voltaire, und ſie gehörten zwei an einander grenzenden Völkern an. Wenn man aber das Leben und Wirken Hamanns und anderer deutſchen Schriftſteller mit dem der franzöſiſchen des achtzehnten Jahrhunderts vergleicht ſollte man nicht glauben, daß Jahrhunderte oder das Weltmeer ſie getrennt? Welche Noth, Armuth und Verborgenheit bei den Deutſchen, welches Wohlleben, welcher Glanz und welches Anſehen bei den franzöſiſchen Schriftſtellern! Auch viele der lezten litten und hatten mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, aber ſie beſiegten endlich immer ihre ungünſtigen Verhältniſſe, und hatten in ihren Kämpfen immer Waffenbrüder zur Seite. Und welch' ein Unterſchied zwiſchen den Widerwärtigkeiten eines deutſchen und eines franzöſiſchen Schriftſtellers. Der erſte focht im Dunkeln, keiner war Zeuge ſeines Muths und ſeiner Wunden, und alle ſeine Leiden wurden lebendig begraben. Der franzöſiſche Schriftſteller, der Verfolgungen und Noth litt, hatte ganz Paris zum Zeugen. War er wie Rouſſeau unglücklich, ein Bettler, ein verkannter Biedermann, ſo ſpielte er ſeine Lebensrolle, gleich dem Glücklichen, dem Reichen, dem beliebten Voltaire, auf der nämlichen Bühne, beim Schein derſelben Lichter mit ihm. Welcher Luxus in der Noth Rouſſeaus, welche Armuth in der Hamanns! Der franzöſiſche Schriftſteller litt wie ein König im Kerker, den ſein Feind, der ihn gefangen hielt, in den Hungerthurm ſperrte; der deutſche hungert wie ein armer Taglöhner. Der franzöſiſche ging im Sturm unter, der deutſche ertrank in einem Mühlbache.

Rousseau, Juge de Jean-Jacques. Dialogues.

Motto: „Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis (Ovid) — Il confia le premier dialogue à Mr. Brook-Bothby. Ce manuscrit ne fut point imprimé du vivant de l'auteur. — Il les acheva en 1776.

Du sujet et de la forme de cet écrit. „J'ai souvent dit, si l'on m'eut donné d'un autre homme les idées qu'on a donné de moi à mes contemporains, je ne me serais pas conduit avec lui comme ils font avec moi."

Rouſſeau konnte das Geheimniß nicht errathen, warum er ſo allgemein verkannt, gehaßt, verſpottet, verfolgt wurde. In dieſer Schrift wollte er ſich anatomiren; aber das iſt alles vergebens. So lange die Seele athmet, kann man nicht aus dem Fleiſche und der Haut heraus. Während dem Leben iſt jede Selbſtvertheidigung eines verkannten Menſchen unnüz, nach dem Tode überflüſſig. Die Vertheidigung vermehrt nur die Beſchuldigung der Gegner, denn der Angeklagte kann nicht unterlaſſen ſeine Natur im Kriege noch mächtiger als im Frieden hervortreten zu laſſen. —

Man muß nicht fragen: woher kömmt es, daß ſo viele edle Menſchen aller Zeiten verkannt, gehaßt und verfolgt wurden, und die Liebe und Achtung, die ihnen gebührte, den Ausgezeichnetſten unter den Schlechten zugewendet wurde? — Nicht darüber muß man ſich wundern. Das war nie anders, das wird nie anders ſein. Leidenſchaften ſind die Wolken, welche die Sonne der Wahrheit verfinſtern. Aber man muß fragen, woher kömmt es, daß dieſe Verkennung oft ſo lange dauert, und ſelbſt das Leben eines Menſchen überdauert. Das geſchah nicht in den alten Republiken, wo das Volk immer ſchnell von ſeinem Wahnſinn zurückkam, weil die Führer, die es irre führten, nur die Macht übten, die ihnen Glück oder Gunſt oder Geiſteskraft gab, die bald endete. Wo aber die Macht ein Recht iſt, das Recht ein Beſiz, und erblich; da wo Vorurtheile in einem Stande befeſtigt, durch Geſeze bewacht werden, wo der Einfluß der Individuen aufhört, da enden die Vorurtheile nie.

Rouſſeau hielt den Menſchen für gut. Da er nun aller Orten und Länder auf gleiche Weiſe wie in Paris, Spott und Verfolgung fand, da er überall verkannt worden auf gleiche Weiſe, weil er überall der nämliche blieb, überall beleidigte durch ſeinen Stolz der Tugend, hielt er das für eine organiſirte Verſchwörung, die aus dem Hauptquartier ſeiner Feinde geleitet worden. — Er vergaß, daß die Menſchen ſich überall gleichen, daß von den

Waſſertropfen, die eine gemeinſchaftliche Quelle haben, es keiner Verſchwörung bedarf. —

Rouſſeau hielt's mit keiner Parthei, und das in Paris! Er hätte in der Einſamkeit leben ſollen, dann hätte er alle Verfolgungen vermieden. Wer in der Geſellſchaft lebt, muß flüſſig ſein, wer hart und unauflösbar darin herum ſchifft, wird hin und her geſchwemmt, ſinkt zu Boden, oder wird fortgeſpühlt.

Rouſſeau konnte keine Wohlthat ertragen, die Feſſeln der Erkenntlichkeit waren ihm unerträglich. Er ward der Feind ſeiner Wohlthäter.

Der üble Einfluß der Armuth auf den Charakter eines reichen Geiſtes macht mißtrauiſch. — L'historien du coeur humain nennt ſich Rouſſeau ſelbſt und mit Recht.

Das Herz, das Vaterland des Menſchen.

Rouſſeau, dem wie die Ohren, ſo das Herz ewig ſauſte. — Wer das nicht kennt! Leiden — Störungen. — Man glaubt, ſie kämen von außen, aber ſie kommen nicht von außen.

Paris, den 5. Dezember 1834.

Marat, Danton und Robeſpierre gegenüber, kommen mir die Nußknacker des Frankfurter Comité dü Salüt Püblic ſehr lächerlich und unſchädlich vor, und ich würde mich gar nicht fürchten, ihnen meine Hand in den Mund zu ſtecken. Zu gut zu morden ſind ſie auf keine Weiſe, und ſie würden gern den Schrecken gebrauchen; aber feig, wie ſie ſind, fürchten ſie, er möchte ihnen plazen in der Hand: das macht ſie zahm. Die Langeweile iſt ihre Guillotine — wohl eine ſcharfe Schneide für zarte Seelen. Aber unſere guten Deutſchen können das ertragen, das rizt ihnen die Haut nicht, denn ſie haben einen jochgewohnten, abgehärteten, ſchwieligen Nacken. Und ſie ſind auch nicht wehrlos gegen ſolche Waffen, ſie haben auch ihre Guillotine und können ſich rächen. Ich möchte einmal dieſe beide Langeweilen im Zweikampfe einander gegenüber ſehen; ich möchte dabei ſein, wenn künftig die Stellvertreter des Volks und die Stellvertreter der Regierungen, die ſich in den Kammern nicht haben vereinigen können, ihren Streit vor die Bundesverſammlung bringen, und die Entſcheidung dieſer gleich einer Aloe = Blüthe, nach ſieben Jahren mit einem Knalle hervorbricht! Wie da die drei Parzen des deutſchen Lebens die Sachen drehen, ſpinnen, und endlich durchſchneiden werden! Wie ſich da die deutſche Staatsweisheit, dieſe Todfeindin aller Aphorismen, breit und ſchwer machen wird, ſo daß ſchon nach dem erſten Jahr die Nachbarn des Taxiſchen Hauſes bei dem Bauamte klagen werden, der deutſche Bundestempel drohe Einſturz, und man ſolle die Mauern ſtüzen! Das ſchläferige Weſen wieder einzuführen, war der Hauptzweck jener Beſchlüſſe des Congreſſes von München-Gräz; man wollte den jungen deutſchen Volksvertretern den alten Puls des Regensburger Reichstags beibringen, und man wird dieſen Zweck bald erreichen. Keiner verliert dabei als das deutſche Volk; denn ſeine uns wohlbekannten ſo freiſinnigen, muthigen und ſtandhaften Fürſprecher, werden in dem Anwachſen ihrer Collegien-Hefte und der Vermehrung ihrer publiziſtiſchen Citate reichen Erſaz für die Verminderung ihrer Bücher finden.

Des alten Buches zweiter Theil.

Eine Käs-Novelle (Käſe-Mährchen)

von

Ludwig Börne.

(1835.)

Ein geneigter Leſer unterſcheidet ſich von einem ungeneigten nur durch den Grad des Winkels, den er mit dem Buche oder deſſen Verfaſſer bildet. Der geneigte Leſer bildet einen ſpizigen, der gleichgültige einen rechten, der ungeneigte Leſer einen ſtumpfen Winkel; woher es auch kömmt, daß Schriftſteller von Verſtand ihre feindlichen Rezenſenten ſtumpf nennen. Aus dieſen mathematiſchen Säzen könnten für die deutſche National-Literatur, beſonders für die romantiſche Poeſie die wichtigſten Folgerungen gezogen werden. Es iſt aber gegenwärtig nicht meine Abſicht dieſe zu erörtern. Es genügt mir einige nüzliche Wahrheiten gleich voran aufgeſtellt zu haben; denn jeder gewiſſenhafte Schriftſteller ſollte, ſo oft er ein neues Werk beginnt, bedenkend die Ungewißheit aller menſchlichen Dinge, und daß er auch bei dem beſten Willen dahin geführt werden könne, unnüze, einfältige und ſchädliche Sachen zu ſchreiben, gleich im Anfange irgend einen Nuzen für die Leſer ſicher ſtellen.

Ich kann jezt beruhigt fortfahren. Der ungeneigte wie der geneigte Leſer werden es nicht weniger logiſch und dankbar als landwirthſchaftlich finden, daß ich künftiges Mährchen, welches ich eben zu dichten anfange — denn ſeit mich Athelſtan Tieck ſcheel angeſehen, und der Hanns in mich gefahren, halte ich mich für einen Dichter, wenn auch nur für einen claſſiſchen — daß ich es ein Käſe-Mährchen nannte. Mit Recht wurde es ſo genannt, weil es aus der Butter-Novelle entſtanden iſt, gemacht und verfertigt worden, womit Tieck die Urania von dieſem Jahre verziert hat. Geſchmackvolle Leſer könnten mich fragen: warum ich meine poetiſche Production ſtatt Käſemährchen nicht lieber Mährchen-Käſe genannt, und warum ich von Tiecks Poeſien redend, nicht treffender Novellen-Butter als Butter-Novelle geſagt? Auf die erſte Frage weiß ich nichts zu antworten, denn ich fühle, daß ich Unrecht habe; auf die andere aber erwidere ich: daß hier nicht von Tieck's gewöhnlicher Novellen-Butter, ſondern von einer potenzirten, von einer eigentlichen Butter-Novelle die Rede ſei, welche unter dem Namen: das alte Buch und die Reiſe ins Blaue hinein, im genannten Almanache zu leſen iſt. Noch eine dritte Frage könnte man an mich richten: warum ich für nöthig gehalten, aus Tieck's Novellen-Butter Novellen-Käſe zu machen, da Alter und Säure jene Butter ſelbſt ſchon zu Käſe gemacht? Dieſe große Frage zu erörtern iſt aber jezt nicht

Zeit, ich werde ſie umſtändlich in dem ſiebenten und achten Theile meiner Briefe aus Paris beſprechen, die nächſtens in der Andreäiſchen Buchhandlung in Frankfurt erſcheinen werden, die aber nicht für den Pöbel in den Buchhandel kommen, ſondern blos für die verehrten Mitglieder des hohen deutſchen Bundes pro Dictaturo gedruckt werden, wobei alſo Herr Ludwig Tieck in Dresden nicht zu kurz kömmt.

Ich hatte anfänglich das Käſe-Mährchen der Urania von 1836 zugedacht; aber zwei Zweifel, die bald in mir aufſtiegen, brachten mich von meiner Entſchließung wieder ab. Die verdrießliche Kakophonie in zwei Zweifeln hat mir Hanns eingeblaſen; ſie thut mir leid, aber Hanns iſt unwiderſtehlich. Das erſte Bedenken war: der Komet, der im Herbſte dieſes Jahres erſcheint, und der mit ſeinem furchtbarem Schweif aus Dunſt und Waſſer an der Erde ſo nahe vorbei ſtreicht, daß zu befürchten iſt, die deutſchen Almanache werden nicht mit ihm zu konkurriren wagen und im nächſten Jahr gar nicht erſcheinen. Das zweite Bedenken war: ich wußte nicht, ob Herr Tieck und ſämmtliche Dienerſchaft der Urania, ſowohl die Stahlſtecher als die Poeten und Proſaiſten, ihr Werk und Bilder ſelbſt verantworten müſſen gegen den Bundestag und ſeinen Wohlfahrtsausſchuß, oder ob ſie unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung ſtehen und ſchreiben. Wäre ich des leztern gewiß geweſen, hätte ich mir es zur großen Ehre gerechnet, mich unter das Gefolge der Urania zu miſchen; denn es gibt nichts Ehrenvolleres für einen ächten deutſchen, tapfern, kühnen, unabhängigen, freiſinnigen, ſtolzen Mann, als ſich mit ſeinen Meinungen, Geſinnungen und Reden unter die Vormundſchaft eines Buchhändlers zu ſtellen. Aber ich war deſſen nicht gewiß, fürchtete meine Worte ſelbſt verantworten zu müſſen, und dieſer Gedanke iſt mir unerträglich, ja er könnte mich raſend machen. Zu antworten, ſtatt zu fragen — pfui!

Auch werden mir meine erbittertſten Gegner die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich immer nur unverantwortliche Sachen geſchrieben.

Möchte mich doch Einer das Geheimniß lehren, wie Oberon-Tieck die anatomiſche Unmöglichkeit zu Stande gebracht, ſich ſelbſt zu umarmen und ſich hierdurch zum großen Dichter zugleich zu machen und zu erklären! Auf dem gewöhnlichen oſteologiſchen Wege iſt dieſes gar nicht zu erreichen. Aber ein König der Elfen iſt wie ein König der Menſchen; er erlaubt ſich alles, weil ihm keiner wehrt. Seine gute brave Haushälterin, die ſeine Küche beſorgt, ihm wollene Strümpfe ſtrickt und den Rücken mit einem Lappen Flanell reibt, erhebt er zu einer Gloriane, zu einer Titania. Eine dürre proſaiſche Seele, voller Menſchenfurcht und Philiſterbedenklichkeiten, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Gott und ohne Hoffnung, krönt er zum Dichterfürſten, und wenn ſich einer erkühnt, dieſer Fürſtlichkeit wie jeder andern zu ſpotten, ſchimpft er ihn einen unterirdiſchen, bucklichen, krummbeinigen, ſtotternden Gnom, der von Dingen ſpricht, die ihn nichts angehen, und die er nicht verſteht.

Aber weder Wachler, noch Menzel, noch ſonſt ein deutſcher Literatur-Hiſtoriker hätte es nur drei Tage vorherſehen können, daß ich mit Meiſter Ludwig Tieck ein romantiſches Verhältniß anknüpfen würde — ich, der gegenwärtigſte aller Menſchen, die ſich je in den Straßen von Paris umhergetrieben haben. Denke aber darum keiner ſchlimm von mir, weil ich ſo gegenwärtiger Natur bin; meine ſchwache Verdauung iſt Schuld daran. Ich habe ſchon vor vielen Jahren die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht, daß alle ausgezeichneten romantiſchen Dichter unſeres Vaterlandes zugleich ausgezeichnete Eſſer und Trinker ſind und waren; ja, wenn es nicht unſchicklich wäre, könnte man ſie Freſſer und Säufer nennen. Auch werden ſie, wenn ſie einſt vor Gottes Richterſtuhl ſtehen, und der

Herr ſie fragen wird — nicht, was habt Ihr gethan für euer Volk? denn ihm iſt wohlbekannt, daß ſie Sklaven waren und ihnen die Hände gekettet, wie uns Allen — aber ſie fragen wird: was habt ihr gelitten? — werden ſie nichts zu antworten wiſſen als: die Gicht, die Rückenmarkdürre, das Aſthma, die Nervenſchwindſucht — und der Herr wird ſich ihrer elenden Seelen um ihrer elenden Leiber willen erbármen.

In meiner Jugend, da ich noch einen guten Magen hatte, gefielen mir Tieck's romantiſche Dichtungen ungemein, ja ſie entzückten mich oft; und vorgeſtern, da ich von Tieck's friſcher ungeſalzener Novellen-Butter koſtete, konnte ich ſie nicht vertragen. Es kann aber auch ſein, daß die Veränderung meines Geſchmacks nicht aus dem Unterleibe, ſondern daraus entſpringt, daß ich älter und Tieck alt geworden. Es iſt auch möglich, daß es eine Selbſttäuſchung geweſen, als ich glaubte, Tieck's romantiſche Dichtüngen hätten mich einſt entzückt. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß damals, als dieſes geſchah, ich, ſo oft ich ein Buch von Tieck (wie ohne Unterſchied auch jedes andere) in die Hand genommen, ich immer kurz vorher getrunken hatte, und zwar mehr viel als gut. Entweder ſogenannten alten Malaga bei Sioli, oder Hoppelpoppel bei Schelling (nicht dem Naturphiloſophen, ſondern dem Kuchenbäcker auf dem Markte) oder Franzwein im Ring, oder Cognac auf meiner Stube, oder irgend etwas Anderes, irgend wo anders. Es iſt alſo möglich daß, was ich damals für Entzücken gehalten, nichts anders geweſen ſei, als die Begeiſterung, die ich aus dem Alkohol geſchöpft, und womit ich als Weihwaſſer den hochchriſtlichen und tiefromantiſchen Tieck beſprengt hatte. Vielleicht aber iſt dieſes alle nicht und ich thue mir unrecht.

Vielleicht wäre ich heute noch ſo romantiſch und buttergeſinnt, wenn ich nicht ſeit vier Jahren in Paris wohnte, dieſer vermaledeiten Stadt, in der Kaiſer Oktavian und die heilige Genoveva ſelbſt, ſchon nach einem Aufenthalte von drei Tagen, ihren eigenen leiblichen Vater auslachen würden.

Herr von Raumer in England
und
ſeine Genoſſen in Deutſchland.

Wie beneide ich den edlen Donquichotte um ſeinen ruhmvollen und glücklichen Wahn! Er kämpfte mit Windmühlen, freilich; aber er glaubte doch gewaltige Rieſen zu bekämpfen. Ich aber fechte mit Windmühlen, und weiß, daß ich mit Windmühlen fechte, und muß doch mit ihnen fechten. Denn was ſie mahlen, ſind die Gebeine eines Volkes, und was ſie herausbringen, iſt die Speiſe für das unerſättliche Thier, das von Fleiſch und Blut lebt, und was ſie klappern, iſt die Lüge, und was ſie gewinnen, iſt eine Meze Dienſtbarkeit. Wer aber nicht weiß, was eine Bockmühle iſt, der weiß nicht was ich leide. Nur wer Herrn von Raumer kennt und ſeines Gleichen, der kennt meinen Schmerz, denn er weiß, was eine Bockmühle iſt. Eine Bockmühle, oder eine preußiſche Windmühle unterſcheidet ſich von einer gewöhnlichen holländiſchen darin, daß, während leztere nur mit dem Dache und den Flügeln, erſtere mit dem ganzen Gebäude ſammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann. Und jezt bedenkt, was nicht all für Zeug in dem hiſtoriſchen Raumer ſteckt, und was ſich alle mit ihm dreht, wenn er ſich dreht, und was es einem feſten und ſtolzen Herzen koſten muß, ſich von ſolchen Windmühlen anſchwindeln zu laſſen. Wäre es die Liebe nicht, die mich treibt, die Liebe, die nicht rechnet, ich bliebe weit von ihnen. Denn was wäre zu gewinnen in ſolchem Kampfe? Ruhm nicht, denn es iſt keine Gefahr dabei, und den Ekel zu beſiegen, das iſt kein Heldenthum; Ehre nicht, denn ich ſtreite im Dunkeln; und Vortheil bringe ich der guten Sache auch nicht, ich bringe ihn eher der ſchlechten. Sie werden nach ihrer Art Fezen aus meiner Wahrheit ſchneiden, und ihre durchlöcherten Lügen damit flicken.

Altes und junges Deutſchland.

Herr Kühne, eines der bedeutendſten Mitglieder des Berliner literariſchen Thierkreiſes, hat ſich über mich und mein Beſtreben wie folgt geäußert („Literariſcher Zodiacus“ 1835 Jan. S. 73.) „An Börne haben wir dieſe vulkaniſch ausgebrannte, hohle, dürre, unfruchtbare Schreckgeſtalt der Weltironie. Der wenige von Jean Paul theilweiſe erborgte Humor wurde raſch aufgebraucht, der Wiz, mit dem er anfangs ſo glücklich den kleinen Krieg gegen die Frankfurter Preſſe und ſonſtige Lokalmiſeren geführt, wurde an ihm wie ein Hautjucken und Gliederzucken zur Krankheit, ſein

„anfangs leuchtendes, blizendes Auge wurde „ſtechend und ſtarr, ſein Gedankenſpiel wurde „fix, ſein früher ſchäumendes Gehirn verbrannte, „ſein Herz verkohlte, ſeine Phantaſie wurde zu „Zunder. Die Symptome zeigten ſich allmählig, aber immer zahlreicher in dieſer craſſen „Ausartung; Börne könnte, wenn es mit rechten „Dingen zuginge, nichts weiter mehr thun, als „radical wahnwizig werden, oder Hand an ſich „legen; weiter bleibt ihm nichts übrig in einer „Welt, die der leibhafte Teufel für ihn regiert. „Sobald Börne's Ergießungen unſchön wurden, „mußte man nicht allein für ſein Gemüth, das „ſich völlig aushöhlte und verkohlte, auch für „ſein Gehirn beſorgt werden. Er iſt ein ſchreckbares Phänomen der Zeit, ein großes Talent „iſt in ihm zur Ruine geworden. Ich habe die „Stadien ſeiner Entwickelung ſtill verfolgt, ich „könnte eine Geſchichte dieſes pſychologiſchen „Patienten ſchreiben, es wäre die Geſchichte des „menſchlichen Wahnſinns.“

Wenn dieſer Herr Kühne wirklich das iſt, wofür er ſich ausgibt: der ſchlaue Mouchard meiner Entwickelung, der ihr lange leiſe nachgeſchlichen, und der alle ihre Wege kennt, dann ſollte er ſeine wichtigen Entdeckungen der Welt mittheilen, er ſollte mein medizíniſcher Plutarch werden, und die Geſchichte meines Geiſtes ſchreiben, welche, wie er ſagt, nichts weniger als die Geſchichte des menſchlichen Wahnſinns iſt. Es wäre ſeine Staatsdienerpflicht dieſes zu thun, nicht etwa zu meinem eigenen Beſten, denn ich muß es in der Zerknirſchung meines Herzens bekennen, daß an mir Hopfen und Malz verloren iſt; aber er ſollte es thun zur Belehrung der Andern, zum abſchreckenden Beiſpiele, wohin es führt, wenn man in Deutſchland den windſtillen Freihafen der Wiſſenſchaft verläßt, und in die Stürme des Lebens hinausſchifft. — Sollte aber Herr Kühne, weil er die Vernunft der eleganten Welt verwaltet, darum keine Zeit übrig haben, ſich mit meiner Unvernunft zu beſchäftigen, ſo mache ich ihm das freundliche Anerbieten eben ſo viele Mühe, und zwar mit landesüblichen Zinſen, auf ſeine elegante Vernunft zu wenden, als er Mühe und Arbeit meiner groben Unvernunft gönnen wird. Kurz, und um mich mit klaren Notariatsworten zu verpflichten: ich will ſo lange ein fleißiger Mitarbeiter an der Zeitung für die elegante Welt ſein, als Herr Kühne gegen mich ſchreiben wird, und ich glaube mir nicht zu viel zu ſchmeicheln, wenn ich überzeugt bin, daß ich mich dieſer zu übernehmenden Verpflichtung, nicht blos zur Zufriedenheit der eleganten Leſer, ſondern auch zu der des Herrn Kühne ſelbſt entledigen werde. (Ich will ſo flau ſchreiben, ſo zahm, weich, morſch, bleichſüchtig und rückenmarkdürr, ſo polizeimanierlich und bundestäglich, daß alle Welt bekennen ſoll, daß ich dem jungen Deutſchland zur größten Zierde gereiche.) Aber hat Herr Kühne es auch wohl bedacht, als er wagte, die Cenſur in Frankfurt, dieſe heilige Mutter Gottes, die ja wie in Frankfurt, ſo auch in Berlin, Wien, Leipzig, München und in ganz Deutſchland angebetet wird, unter die Localmiſeren zu rechnen? Er ſehe ſich vor, Herr von Rochow könnte ihn ſonſt als Relaps behandeln, und ihm unterſagen die elegante Zeitung zu redigiren.

Herr Kühne kann es mir glauben, daß ich noch eben ſo viel Credit bei Jean Paul als früher genieße, und daß derſelbe ſich nicht weigern wird, mir von ſeinem Humor zu leihen, ob ich auch den, welchen ich ihm einſt abgeborgt, noch nicht zurückbezahlt habe. Dieſer reiche und edle Geiſt vertraut am liebſten den Armen. Mein früheres Talent Localmiſeren glücklich zu behandeln, wie ſollte ich es verloren haben? An Miſerenlokalen, provinzialen und nationalen iſt noch heute kein Mangel in Deutſchland, und das müßte ein Genie von Dummkopf ſein, den ein ſo reicher Stoff nicht zu begeiſtern vermöchte.

Wenn ich aber geduldig wie ein deutſcher Leichnam mich dem Zergliederungsmeſſer des Herrn Kühne hingebe, dann darf ich wohl im Namen der Gerechtigkeit mir eins von ihm bedingen; nämlich: daß er mich wirklich zergliedere, mich, nicht ſich; daß er meine Pariſer Briefe, die es hier doch wohl gilt, zum Vortheile des Rechts und der Wahrheit widerlege, ſie aber nicht für ſich als Panisbriefe benuze; daß er nicht den Geiſt aus meinen Werken ziehe, welches, wie er mir gern geſtehen wird, ſehr ſchwer iſt, ſondern das Wort. Daß er meine Reden anführe, unverfälſcht, unverſtümmelt, vollſtändig, mit Gänſefüßchen verwahrt, und dann bekämpfe, niederſchmettere, zermalme er mich ohne Barmherzigkeit. Und wenn er ſo thut, möge er auch das lezte Wort behalten, ich würde, ich könnte nichts darauf erwidern. In jeder meiner Meinungen iſt zugleich deren Vertheidigung enthalten, und wer meine ausgeſprochenen Meinungen wörtlich und vollſtändig anführt, der hat mich zugleich vertheidigt.

(1835.)

Goethianer. — Eure Kunſt, eure Poeſie iſt nichts als Formſchneiderei — wer für die Zukunft lebt, lebt in ihr und weil körperlos auch ſchattenlos und im reinſten Lichte ſeines Daſeins. Man wird meiner noch gedenken, wenn man längſt aufgehört haben wird euch zu verſchmähen, wenn man euch vergeſſen haben wird. — Ihr liebt nichts als euch und haßt nichts als die Liebe. — Die wahre Kunſt iſt eine Tochter der Zeit, aber die eure iſt ein Findelkind, wie eure Kunſt ſo ihr. Ohne Vergangenheit und ohne Zukunft lebt Ihr nur in der Gegenwart, klammert euch daran feſt. Darum zittert Ihr, wenn die Gegenwart wankt, darum haßt Ihr wer ſie rüttelt, darum haßt Ihr was wird und noch nicht iſt, jede Hoffnung, und lebt nur dem Genuſſe.

Tieck. — Wahrheit, Freiheit, Recht, Menſchenliebe ſind Tieck und ſeinen Gläubigen nur

Mährchen. — Die betrübten Waiſen des todten Apis (Goethe), die ſich einen neuen Gott und Vater ſuchen. — Tieck zeige uns das Wort, das er gegen Napoleon gedichtet, als ſeine Herrſchaft auf Deutſchlands Fürſten laſtete, nur zu leicht für ihre Schuld, nur zu kurz für die Wohlfahrt des deutſchen Volkes; er zeige uns das Wort, das er in der Dresdner Inſurrektion geſprochen. Ihr ſeid wie Emigranten aus dieſer Zeit der Freiheit und ſchimpft ohnmächtig und droht lächerlich von der Grenze des achtzehnten Jahrhunderts zu uns herüber. Weimar iſt euer Coblenz und Goethe euer Condé. — Goethe hatte ſeine Jugend wie die Blattern ausgehalten, der Werther blieb ihm als eine Narbe zurück, denn Gott ſei Dank, Deutſchland hat noch keinen Jenner gehabt, gleich Paris, der gelehrt die Jugend inoculiren, daß auch nicht eine Narbe im Herzen übrig bleibe — das poetiſche Polizei-Geſindel!

Reiſen.

(1836.)

Semilaſſo's Lorbeeren, Heine's florentiniſche Nächte, des Herrn von Raumer's radikale Rübchen und konſervative Rohrſtengel, und die Geſchichte der Deutſchen bis auf die neueſten Tage — nämlich die von Menzel — raubten mir den Schlaf. Morpheus ſelbſt hätte einer ſo zahlreichen Räuberbande nicht widerſtehen können. Meine Geſtalt ward täglich ſchlanker und lieblicher, und meine Seele nahm ungemein ab und nahte ſich der Seichtigkeit. Ach! ich war ſo flau und rückenmark-dürr wie das junge Deutſchland, und weder der erſte Botaniker unter den Politikern, noch der erſte Politiker unter den Botanikern hätte entſcheiden können, ob ich zu den radikalen Rübchen oder zu den conſervativen Rohrſtengeln gezählt werden müſſe. Ich war ja gar nichts mehr, höchſtens ein bischen Schimmel auf einem faulen Fleck der Welt, und Herr von Raumer hätte mich gelobt, wegen meiner mäßigen Geſinnung. Wenn es aber in Berlin nur zwei Menſchen gibt, die mich ein wenig lieb haben, ſo könnten ſie mich durch eine kleine Gefälligkeit, die ſie nichts koſtet, glücklich machen. Ich bitte ſie, in Gegenwart des Herrn von Raumer einmal einen geographiſchen Wettſtreit mit einander zu führen, ob Berlin im Wendekreiſe des Krebſes oder in dem des Steinbocks liege, und Herrn von Raumer zur Entſcheidung aufzufordern. Ich weiß zwar mit Beſtimmtheit vorher, daß Herr von Raumer zur Vermittelung der beiden Extreme in den Meinungen und aus ehrfurchtsvoller Rückſicht vor dieſer Vermittlung entſcheiden wird: Berlin liege unter dem Aequator; ich möchte es aber nicht blos von vorn wiſſen, ſondern auch von hinten, und ich lechze nach der Erfahrung.

In der erbärmlichen Beſchaffenheit des Leibes und des Geiſtes, kam ich am jüngſtverfloſſenen 22. Mai, meinem fünfzigſten Geburtstage, nach einer ſchlafloſen Nacht, blaß und zerſtört zum Frühſtücke. Nicht der herrliche Morgen, nicht einmal die Glückwünſche und Geſchenke, welche mir die Freundſchaft bot, konnten mich erheitern. Meine Freundin ſah mich bekümmert an und ſagte: Sie ſollten reiſen. Ich ſprang vom Stuhle auf und hatte die Milch umgeworfen. Nachdem ich eine Weile lang, nachdenklicher als einſt Cäſar am Rubikon, an dem Milchbache auf und abgegangen war, bemerkte ich: reiſen kann jeder Narr, aber reiſebeſchreiben! das kann auch jeder Narr, fiel Freund S. ins Wort. Freilich, ſagte ich, kann das jeder Narr; warum ſollte ich es alſo nicht auch können? Ja, ich will reiſen und reiſebeſchreiben, und ich ſchwöre es bei dieſer unſchuldig vergoſſenen Milch, die um Rache ſchreit — nicht gegen mich, ſondern gegen die, die ſie vergoſſen, denn ich war nur das blinde Werkzeug — ich ſchwöre, nicht eher wieder heimzukehren, als bis ich meinen großen Zweck erreicht.

— Sie ſollen keinen andern Zweck haben, als ſich Bewegung zu machen und ſich zu zerſtreuen. Sie ſind wieder ſehr hypochondriſch. — Ich will es bekennen, ob es zwar der Leſer vielleicht ſchon gemerkt haben wird, daß ich mich diesmal aus wichtigen Gründen, nämlich aus eigennüzigen, eines guten Styls befleißigen werde. Zwar kömmt mir nichts ſchneiderhafter vor, als wie Heine der Schneider ſeiner Gedanken und Empfindungen zu ſein, und mehr daran zu denken, wie man ſie gut kleide, als wie man ſie gut erziehe; da ich aber ſchon ſeit drei Jahren den Vorſaz in mir herum trage, von meinem fünfzigſten Jahre an ein Spizbube zu werden, und ich daher alle Verkleidungen verſuchen will, möchte ich auch den guten Styl koſten. So thöricht werde ich aber nie ſein, mich um einen beſſern Ausdruck abzumühen, wenn der beſte ſchon früher gefunden worden iſt von einem Andern. Da nun Herr von Raumer in ſeinen Briefen aus England nach Hauſe ſchrieb, daß einmal, da er in London etwas mit angehört, was gelaſſen anzuhören gegen ſeine Staatsdiener-Pflicht geweſen wäre, es ihm wie ſpaniſcher Pfeffer durch die Naſe gefahren ſei; ſo eigne ich mir dieſe Schönheit an, und ſage: es fuhr mir wie ſpaniſcher Pfeffer durch die Naſe, als ich meine Freundin von meiner Hypochondrie ſprechen hörte.

Wild und durch und durch gepfeffert, frug ich ſie: haben Sie das in meinem Geſichte oder in Menzel geleſen? Glauben Sie ihnen nicht, ſie lügen oder heucheln beide, nein, ich habe nicht den Spleen; der Hochmuth, die Eitelkeit, die Habſucht, der Neid, das ſind die Teufel, die mich plagen, und die will ich austreiben — wie man Teufel austreibt. Es gibt aber nur eine ſichere Art den Teufel los zu werden, nämlich, indem man thut was er will; er plagt immer nur die Widerſpenſtigen. In früherer Zeit, da es noch öfter Menſchen gab als heute, die werth waren, daß ſie der Teufel holte, da holte er ſie. Aber welche Menſchen? die edlen. Es waren immer die beſten Seelen, die vom Teufel beſeſſen waren; die ſchlechten brauchte er nicht zu holen, die kamen von ſelbſt.

Ja ich muß reiſen. Ich muß mit Lord Brougham Senf eſſen, und an dem Tiſche eines Königs die glänzende Vaiſſelle und die Profuſion der Speiſen bewundern. —

Ich muß mir glückliche Liebſchaften erreiſen, zwar nicht ſo viele als Heine, denn das iſt unmöglich, weil ſie zahllos ſind; auch nicht halb ſo viel, denn das iſt auch unmöglich; aber doch ſehr viele, welches möglich iſt, und den ganzen aſtronomiſchen Tag will ich den ſchönen Roſenkranz von Küſſen abbeten, und zum Entzücken aller Mezger die Sache des Fleiſches beſingen. Auch will ich ſo lange Champagner trinken, bis ich noch etwas geiſtreicheres geſchrieben, als Raumer's radikalen Rübchen und konſervativen Rohrſtengel. Ich will . . . — Sie ſind ein Narr!

— Der Himmel ſei dafür geprieſen. Was! Habe ich darum die deutſche Quartgeſchichte drei Wochen lang in meinen Händen gewogen, daß mich heute noch die Knöchel davon ſchmerzen; habe ich ſie darum durchjammert und durchlacht, um am Ende, da ich auf Ruhe und Erholung hoffte, mir von einem Philiſter ſagen zu laſſen, ich ſei ein grober Fanatiker und ich ſolle einmal in die Grazie des geiſtreichen Spötters und des Thümmelhafteſten Schriftſtellers ſeiner Zeit hineinblicken und mich ſchämen? Darum? Habe ich ihnen darum ſeit zwanzig Jahren zugerufen: ſeid keine Hofräthe, keine Philiſter, ſchreibt leſerlich, ſeid liebenswürdig, ſeid keine Perücken, um zu erleben, was man jezt ſieht? Sie ſind keine ſteifen Hofräthe mehr, ſondern flink wie die Lakaien ſtellen ſie ſich hinter jede glänzende Equipage, möge darin ſizen wer da will; ſie ſind keine ſteifen Philiſter mehr, ſind aber Kleinmeiſter, Haſenfüße und jämmerliche Gecken geworden; ſie ſchreiben leſerlich, aber wie man ſie früher nicht leſen konnte, mag man ſie jezt nicht leſen, und man bedauert die Unverſtändlichkeit, die früher ihre Unverſtändigkeit bedeckt; ſie ſind ſo liebenswürdig geworden, daß ſie um das Lächeln jeder Gaſſendirne buhlen; die Perücken haben ſie abgeworfen, aber ſtatt friſcher Locken kamen Kahlköpfe hervor. Klug vor der Erfahrung, lebensmüde vor dem Kampfe. Betrüger ehe ſie betrogen worden, Tugend, Recht, Freiheit verſpottend in den ſchönen Jahren der Schwärmerei, an der Nadel geſpießte Schmetterlinge, ein jämmerlich Geſchlecht, das mich anekelt. Das iſt die Grazie jener adeligen und bürgerlichen deutſchen Gecken. . . . . .

Grangeneuve par H. de Latouche.

Deux Volumes.

(1835.)

Depuis Leipsick et Waterloo, ces deux grands champs de bataille ou plutôt de bêtises, où tous les rois de l'Europe avaient envoyé leur contingent; où ils s'étaient réunis pour renverser Napoléon ce puissant et cet unique protecteur de la royauté; où ils avaient rompu de leurs propres mains la digne, qui contenait les flots populaires; depuis cet heureux temps, ces pauvres rois sont par trop malheureux, et le plus farouche républicain ne saurait se défendre de quelque peu de compassion. Rien ne leur réussit plus, tout conspire contre eux. Il y a une sainte alliance entre le ciel et la terre, entre le monde des idées et le monde des réalités, pour aider les peuples à s'affranchir du joug honteux de la domination, qui leur fut jadis imposé par la disgrâce de Dieu. C'est pour la première fois que la sagesse et la folie se devinent et se comprennent et qu'elles agissent dans le même sens. La décadence de la philosophie en Allemagne et ses progrès en France. Les succès de la royauté lui sont aussi funestes que ses revers, et les efforts de ses amis s'unissent aux efforts de ses ennemis, pour la détruire. Si la royauté après tous les événemens des quatre dernières années est encore debout, c'est qu'elle n'a pas encore assez vaincu, c'est qu'elle ne compte pas encore assez de victoires remportées sur les peuples; quelques unes de plus, et elle est anéantie.

La royauté a ses compères qui répandent

partout qu'elle est plus forte que jamais. Il est vrai, qu'elle fait plus de bruit et qu'elle a plus de colère que jamais; mais c'est le bruit de la colère d'une cataracte, qui irrésistiblement entrainée vers l'abime, tombe en écumant et en mugissant de rocher en rocher, jusqu'à ce que, réduite en poudre, elle soit dévorée par le tombeau. La royauté est en apparence plus puissante que jamais, parcequ'elle à placé sa fortune en rente viagère et qu'elle consomme son capital; elle parait bien fraiche, bien vermeille; mais c'est l'éclat des joues d'un malade qui se meurt de consomption. Elle est au bout de ses moyens, elle n'a plus de force vitale et elle est reduite à consulter et à suivre les pratiques superstitieuses de la police secrète, de cette vieille sorcière qui lui escroque son argent, la trompe et se moque d'elle. La monarchie est tombée si bas, que les princes ne sont plus que les premiers mouchards de leurs pays.

Il n'y a pas un seul événement, pas un hasard, pas une science, pas un art, pas une nouvelle invention, pas une découverte, pas un seul homme d'état, pas un roi, qui ne conspire contre la royauté. Les caisses d'épargne, les sociétés de tempérance, les omnibus, l'homéopathie, la diète de Francfort, le roi de Bavière, les congrès des souverains, toutes ces consultations enfin des médecins, qui tiraillent le malade et l'emportent en lambeaux; les Tartares, les Baschkirs et les Kirghises au camp de Kalisch, qui s'exercent sous le commandement de l'empereur Nicolas à couper la tête aux hommes et la gorge aux femmes, pour effrayer les petits princes de l'Allemagne, les radicaux de Berne et les républicains de la France; tout cela est entré dans la conjuration. La géometrie elle-même, de temps immémorial amie de l'ordre et de la stabilité, froide et impassible de sa nature, à pris parti contre les rois; elle a tracé ses chemins de fer, elle pousse ses bateaux et ses voitures à vapeur, et la royauté s'en va en fumée.

Et même les romans, si doux, si inoffensifs, si aimables, la consolation et le délassement des censeurs, les délices des vieilles princesses et des princes appanagés, ont tiré le poignard contre César! Un franc sans-culotte en voyant tout cela se pâmerait d'aise; mais nous autres gens proprement habillés et bien élevés, tristement condamnés à l'étiquette et à la politesse, il faut nous contenter de sourire. Eh bien, sourions et parlons des romans séditieux, des romans historiques.

Transportez-vous en arrière de vingt ans d'ici, au temps du congrès de Vienne. Dans cette sainte ville monarchique, où l'on garde les reliques gouvernementales, s'étaient alors rassemblés les principaux propriétaires de l'Europe, pour y tenir ce fameux marché de moutons chrétiens, qu'on a désigné par le nom de la paix de Vienne. Ah! qu'en ces beaux jours les pasteurs des peuples furent contens et charmés. Ils se frottaient la tête avec de l'eau de Cologne et tachaient d'oublier les songes fâcheux et importuns des vingt-cinq dernières années. Ils dansaient, ils jouaient aux proverbes, ils s'amusaient au casse-tête politique, composant et décomposant avec des triangles, des carrés et des parallélogrammes, des territoires, de beaux royaumes, des grand-duchés, des principautés, les uns plus ingénieux que les autres. Le loup corse qui avait dévoré les bergers et leurs troupeaux était assommé; le tournis des brebis, ainsi que les vétérinaires courtisans appelaient la révolution, avait cessé ses ravages. On se promit d'être plus circonspect à l'avenir; de ne pas se laisser attrapper une seconde fois; de fermer plus soigneusement les bercails; et de se donner des mâtins plus forts, plus vigilans et en plus grand nombre. La gentilhommerie allemande s'était offerte pour cet honorable service de surveillance et d'aboiement, et avait dans ce dessein formé une société secrète sous le nom de la chaine de la noblesse; mais les princes n'en voulaient pas, ils se suffisaient à eux-mêmes. Les présomptueux! Dans l'orgueil de la victoire, ils furent presque généreux; ils ne chassaient pas la liberté de leurs terres; il lui assurèrent même un certain état, en la chargeant de traire leurs vaches; les princes donnaient des constitutions.

Vers ce même temps, que les pères des peuples avaient donné l'ordre de remaillotter leurs enfans, et de les bercer pour les endormir, il vivait à cinq cents lieues de Vienne, au fond d'une île, un simple bourgeois, un petit homme boiteux, auquel la providence avait ordonné de se moquer des rois, de défaire ce qu'ils avaient fait, d'éveiller les peuples en les amusant, en leur parlant de leur origine, de leur ancienne gloire, en leur racontant leurs combats, leurs victoires, leurs défaites, en leur dressant la généalogie de leurs souffrances; en les convainquant qu'eux-mêmes étaient les auteurs de leurs misères; que les rois n'avaient fait que profiter des discordes intestines et des haines et jalousies entrenationales des peuples; et que c'est ainsi que les peuples conquis étaient devenus les esclaves des peuples conquérans, et les peuples conquérans les sujets de leurs capitaines, les esclaves de la discipline.

Sir Walter Scott s'acquitta avec l'habileté et la fidélité la plus grande de la charge que la providence lui avait donnée et dont il ne savait ni ne devinait pas le secret. C'était un tory, un aristocrate, un artiste enfin, qui ne s'inquiète jamais de ce qui doit être, mais de ce qui est. Précisément en l'an 1814, quand les rois, pour la première fois d'accord, traçaient en secret leur plan de campagne contre les peuples, Walter Scott publia son Waverley, qui commence cette suite innombrable de romans historiques qui contribuèrent plus que les événemens, plus que tous les écrits politiques et journaux, à éveiller les peuples, à les avertir de leur danger, et à leur donner la conscience de leur force et de leur droit. Dès que les opprimés ont leurs historiens, les oppresseurs tombent dans l'oubli. Les rois n'ont été plus forts que les peuples, que par la raison qu'un enfant qui veille est plus fort qu'un géant qui dort. Que le géant s'éveille et il est le maitre de l'enfant. Et peu importe la manière dont les peuples soient éveillés, que ce soit par des coups de fouets et par des injures, ou par la voix douce et caressante de la liberté, il suffit qu'ils ouvrent les yeux pour foudroyer leurs tyrans.

En moins de vingt ans les romans historiques ont fait le tour du monde. Ils entraient dans les chaumières, ils entraient dans les palais, et c'était plaisir de voir, combien peu les gouvernemens les plus ombrageux s'en défiaient. Et en vérité, tandis que le peuple puisait ses enseignemens dans les romans historiques, les princes devaient y trouver une douce flatterie. Faute de résistance, ils avaient presque oublié qu'ils étaient les maitres; partout le peuple était battu si plat, que le marteau du despotisme se rouillait faute de métaux malléables. Les romans historiques rappellaient aux lecteurs couronnés que leur pouvoir n'a pas toujours été incontesté, qu'il leur fallût beaucoup de combats et de victoires pour subjuguer les peuples; ils sentaient dans leurs veines le sang de leurs ancêtres, et en lisant des romans ils se croyaient des héros.

En même temps que les romans historiques se répandaient par toute l'Europe, et par suite de cet événement littéraire, l'histoire proprement dite, prit une nouvelle direction et l'art de décrire l'histoire changea entièrement de face. Mais pour ne pas nous égarer trop loin, nous nous bornerons àc onstater ce fait, sans en developper les conséquences. Maintenant la littérature de tous les pays et de toutes les langues s'est enrichie de romans historiques. On en trouve dans les langues italienne, russe, suédoise, danoise, polonaise, allemande; même la nation royale-prussienne a un roman royal-prussien. Et ce qui est le plus curieux, c'est que tous ces romanciers historiques n'avaient que l'art en vue, et qu'ils n'écrivaient jamais dans un but politique. De même que Walter Scott, l'Italien Manzoni était un monarchiste, même un fameux flatteur du pouvoir. Le Russe Bulgarin, dont les romans historiques sont très estimés, assurément n'y entendit pas malice; car en sujet du magnanime Czar et engourdi par le vent glacial qui souffle de la Sibérie, il ne devait jamais écrire qu'en tremblottant. Mr. Haering l'auteur de Cabanis, de ce roman historique qu'on a traduit en français, est l'homme le plus innocent du monde, au coeur papier timbré, lui qui n'a pas une seule goutte de sang dans les veines, ni une seule goutte d'encre dans son écritoire qui ne soit pas royal-prussien; et dont les rêves même sont officiels. Cet honnête écrivain fut entraîné, sans le sentir, par le courant du siècle séducteur, et il se pendrait de déséspoir, s'il avait jamais la conscience que son roman ait été un ouvrage démagogique, et un crime de lèze-majesté. Heureusement ses amis n'ont pas à trembler pour sa vie, car il a l'habitude de ne pas me croire et d'excuser ma scélératesse, à cause de ma folie. Messieurs les Berlinois sont des hypocrites imperturbables. Maint professeur et référendaire royal-prussien tête-à-tête avec un républicain lui baiserait les mains, tandis qu'en présence d'un témoin, il dirait de grossières injures même à un royaliste constitutionnel. A l'avenir messieurs les Berlinois! Il y a de l'étoffe en vous pour mille Fouquier-Tinville; car vous êtes des caffards et des trembleurs.

Les romans historiques, abstraction faite de eur tendance morale et sociale, sont une dégénération de la poésie. Le mariage du roman avec l'histoire produit un genre bâtard qui n'est ni roman, ni histoire. L'art, en imitant la nature, ne doit lui emprunter que la forme et la couleur, mais jamais l'étoffe. Si vous lui empruntiez encore l'étoffe, ce serait comme si vous appliquiez des fleurs naturelles à un paysage peint. Les romans historiques sont du nombre des mille symptômes de la décadence des arts et de la littérature, que les amis intéressés de l'ancien ordre des choses reprochent, avec une joie maligne, à notre jeune siècle. Cependant nous autres amis du mouvement et du progrès, nous ne nous attristons guère de cette décadence manifeste; car nous n'ignorons pas que le printemps des arts tombe dans l'hiver des peuples, et que les chef-d'oeuvres des poètes et des artistes ont toujours été les oraisons funèbres de la liberté et les monumens funéraires de la vertu publique.

Les romanciers qui prennent des histoires anciennes pour sujet, échappent à la censure du grand nombre des lecteurs, qui n'a pas comme les critiques la mauvaise habitude de regarder tout par un microscope, mais qui lisent simplement avec leurs yeux. Car dans les histoires anciennes, la vérité et la fiction, l'histoire et le roman, se confondent par la grande distance, on ne s'aperçoit pas de leurs empiétemens reciproques, de là vient qu'on est moins choqué par les difformités de ce genre de littérature. Mais le romancier dont l'imagination s'attache à une histoire moderne, perd cet avantage, et dès qu'il y a désaccord entre le roman et l'histoire, aucun lecteur ne balance à prendre parti pour l'histoire et à faire le sacrifice de la fiction par souvenir de la réalité. Or c'est ce qui est arrivé à Mr. de Latouche, en puisant ses inspirations dans l'histoire de la révolution française, et si l'estimable auteur de Fragoletta, si riche en esprit, en sentimens et en imagination a échoué dans Grangeneuve, c'est une preuve qui peut nous dispenser de toutes les autres preuves, que l'histoire contemporaine ne se prête jamais au bon plaisir du romancier.

Jocelyn. Episode. Journal trouve chez un curé de village.

Par Alphonse de Lamartine. *).

(1835.)

Deuxième époque. Séminaire de . . . .

1. Janv. 1793. —

„Ces corridors obscurs, ces nefs, ces murs épais
Ont versé sur mon front leur silence et leur paix;
Les souvenirs cuisants, les regrets, les images
De liberté, d'amour, de rians paysages,
A peine ont jusqu'ici dans mes nuits pénétré;"

L'homme qui joui de la paix de l'ame, n'a pas le sentiment des passions qui ne le tour-

---

*) Fragments d'une critique non achevée sur Jocelyn. Les indications qui les précédent font connaitre les morceaux du poëme auxquels elle se rapporte.

mentent pas; l'homme en bonne santé, ne pourrait jamais se rendre compte de toutes ces maladies dont il est libre. Le véritable contentement ne se prête pas à l'analyse; on ne peut faire l'anatomie du bonheur, qu'après qu'il a cessé d'exister.

18. Fevrier 1793. —

L'amour de Dieu ne doit pas être une science, une affaire, un métier. Dieu est dans le bruit du monde, non moins que dans le silence, il se montre dans les passions autant que dans la paix de l'ame. Celui qui se retire dans la solitude pour trouver Dieu, montre qu'il n'a pas su le trouver partout.

25. Fevrier 1793. —

„O peuple ivre de sang,
Tu détruis de tes mains l'erreur qui nous abuse
Et de tous tes tyrans, ton exemple est l'excuse!"

C'est tout le contraire. De toutes les violences du peuple les tyrans sont l'excuse.

28. Fevrier 1793. —

Le mot Dieu trop souvent répété — on ne comprend pas Dieu ou on ne le respecte pas, quand on ne comprend ou qu'on ne respecte pas ses lois — c'est le langage d'un courtisan, d'un prêtre, qui exploite la vénération des hommes pour son maitre. —

Devant Dieu un roi est un homme comme un autre, et quand il permet qu'une tête couronnée tombe sous la hache du bourreau, cela ne doit pas plus dérouter la foi, qu'un crime dit vulgaire que la sagesse divine laisse consommer.

Troisième époque.

20. Septembre 1793.

Les sentimens délayés dans des cuves de mots. — La peur et l'amour n'ont jamais demeuré dans le même coeur — 23. Octobre — On regrette que l'éducation de Laurence soit tombée en si mauvaises mains. Jocelyn ne lui apprendra ni à combattre pour sa patrie, ni à venger la mort de son père, il ne lui enseignera que des lâches prières que Dieu renvoie à celui qui les fait — 28. Octobre — Jocelyn, dans la vigueur de l'âge pleure toujours. — 29. Octobre. — Ce poëme est un chapelet sur lequel le poëte dit ses patre-nostres. — Dieu ne doit pas être un lit de repos pour les paresseux et les peureux — on peut se reposer dans la solitude de l'ame, mais après avoir vécu et combattu, par lassitude, non pas comme Jocelyn par paresse de vivre.

1. Decembre 1793.

La Date du Journal éveille en nous le souvenir des importans événemens de la révolution française, ce qui détruit tout notre intérêt pour Jocelyn. Le poëte aurait dû mettre la terreur et la passion de la révolution à côté de la paix d'ame et du sublime silence de la nature. Il est beau de regarder la tempête de la rive, mais il faut voir la tempête, les angoisses des naufragés. Excepté deux coups de fusil, qui auraient pu partir aussi bien des mains d'un chasseur ou d'un brigand que de celles de soldats républicains, on n'entend rien du furieux orage, qui régna alors en France.

Quatrième époque.

Fevrier 1794.

En bas l'orage du peuple, sur la hauteur la terreur d'une nature sauvage, et Jocelyn avec son coeur mol, toujours en pleurs ! Moïse priait du moins tandis que son peuple combattait, mais Jocelyn tout saint qu'il est ne pense qu'à lui-même !

Mars 1794.

L'homme qui a toujours Dieu dans sa bouche, qui ne voit que lui, qui ne pense qu'à lui, qui pour le créateur oublie sa création, ressemble au courtisan, qui ne compte que son maitre dans le monde, et oublie sa patrie et le peuple.

Cinquième époque.

Grenoble, 6. Avril 1794.

„Bénissant ses bourreaux du geste et du sourire
Comme on marche au triomphe, il marchait au Martyre
Sachant que la victoire en ces combats de foi
Est à celui qui tombe et qui meurt pour sa loi!"

Appeler les prêtres persécutés ou immolés des martyrs, ce n'est pas le mot juste. On n'a pas voulu les contraindre à adorer Jupiter et à renier le Christ, on ne leur demandait que de respecter les lois de la France plus que celle de Rome. Louis XVI. était victime d'un fanatisme déplorable, mais non pas martyr. Roi il ne mourut pas pour la foi chretienne, mais pour le paganisme politique.

Sixième époque.

26. Mai 1795.

Jocelyn a sacrifié l'objet de son amour aux menaces d'un prêtre farouche, à sa propre con-

science timorée, mais il n'a pas sacrifié son amour. Il n'a aucun droit à notre sympathie, ni à notre admiration. Un amour malheureux est chose si ordinaire. —

Mélanges.

Le Zodiaque littéraire, une des meilleures revues de l'Allemagne, contient un article de M. Gans sur le salon de madame Récamier. Nous eussions beaucoup désiré traduire ce beau morceau; mais nous n'aurions jamais pu en venir à bout, sans le mutiler ou l'étendre. Pour des idées germaniques d'un certain tour, l'idiome français est un véritable lit de Procruste, et il faudrait être un monstre de cruauté pour essayer de les y coucher. M. Gans professeur à l'université de Berlin, est un homme de beaucoup d'esprit, surtout quand il est à Paris; mais néanmoins il s'entend parfaitement bien à cet art merveilleux qui est propre à tous les savans de sa patrie, de préparer les plus belles fleurs en légumes et de donner aux choses les plus légères et les plus gracieuses un air de dignité philosophique. *On* ne penserait jamais que les charmes de la société de madame Récamier, qui jouit depuis plus de trente ans d'une réputation européenne, et que M. Gans lui-même savait si bien apprécier, aient pu servir de thème à de graves apophtègmes Hegeliens. Il est beaucoup à regretter, que M. Gans n'use pas toujours de son héroique talent de résister aux circonstances, et qu'il se plaise quelquefois à s'y prêter, comme il l'a montré récemment dans l'affaire de la jeune Allemagne. Les charmes d'un professorat doivent être beaucoup plus forts que ceux du salon de madame Récamier; M. Gans qui ne s'est pas laissé séduire par les derniers, au point de n'être qu'aimable et de déposer son langage doctorale, s'est laissé amener par les premiers à faire violence à ses sentimens généreux ordinaires et à rénier M. Gutzkow qui, persécuté par l'inquisition politique de Francfort, a été lâchement abandonné par tous ses anciens amis. Il est beau d'être professeur et d'avoir un coeur royal-prussien; mais il est plus beau encore de n'être rien et d'avoir un coeur généreux. Vous avez beaucoup d'esprit, messieurs les savans Berlinois; mais vous n'avez pas autant de sentimens, qu'il en faut à une petite fille pour aimer sa poupée. Et vous, cher Gutzkow! dans l'ivresse d'une jeune ame ardente et fière d'un avenir riche de gloire, vous vous êtes moqué du ciel; voyez maintenant si avec de tels hommes royaux-prussiens vous pourriez vous passer de Dieu!

La Diète de Francfort et M. Heine*).

L'étonnement de ces mots doit être grand de se trouver ensemble; mais quant à nous nous ne nous en étonnons pas le moins du monde: tel maître tel valet — voir la préface de son salon. — Nous conseillons à M. Heine de ne pas trop se fier à un sauf-conduit de la Diète de Francfort. L'Allemagne ne manque pas d'un Novogorod. „Loix de ma patrie“. Une loi soufflée par les jésuites de Munich, ébauchée par un commis de M. de Rochow, approuvée par des ministres malades et sanctionnée par la Diète en démence n'est pas une loi de la patrie et ne mérite pas une obéissance respectueuse. — Gutzkow a servi de Fieschi à la Diète de Francfort; ce n'est pas qu'on voudràit imiter les loix d'intimidation françaises, on se moque de telles loix en Allemagne, on les regarde comme des loix d'encouragement. — L'humble supplique de M. Heine on l'acceptera avec satisfaction comme arrhes de sa conversion; mais assurément la diète de Francfort ne se payera pas d'un tel désaveu. — C'était bien modeste de la part de M. Heine de se déclarer inférieur à Luther, mais ç'aurait été encore plus modeste de ne pas se mesurer avec lui — la mousse qui couvre un rocher.

---

*) Ces pensées ont été suggérées à Boerne à l'occasion d'une lettre de M. Heine, insérée dans le Journal des Débats et adressée à la Diète de Francfort. Voir cette lettre à la fin de ce volume.

Voyez maintenant, messieurs les ministres de l'instruction publique, combien la providence se moque de votre esprit législateur tant primaire que secondaire. Les frivoles marquis et les bourgeois timides de l'ancien régime ont fait la révolution de 1789, les fils et les élèves des terribles jacobins ont été les instrumens les plus dociles du despotisme de Napoléon, et les disciples du catéchisme impérial et du jésuitisme de la restauration ont fait la révolution de 1830. Voilà maintenant M. Heine né juif et élevé dans la loi de Moïse qui succède à Luther et qui est le plus ferme soutien du protestantisme!

La diète de Francfort aura lu avec un sourire moqueur la missive de M. Heine; mais elle ne se payera pas de vains mots, elle ne lui pardonnera que quand il aura consommé son apostasie.

Ce sera beau d'entendre M. Heine chanter des pseaumes sur la grande route entre Forbach et Mayence.

Luther et Heine! Nous ne sommes pas fabulistes. Mais si nous l'étions! quel beau sujet de fable: le rocher et l'éponge!

La Diète de Francfort, que M, Heine il n'y a pas encore deux ans avait appelé dans un de ses ouvrages: le vampyre qui suce le sang au coeur du peuple allemand, s'est-elle donc amendée depuis? s'est-elle changée en pigeon? ou M. Heine n'a-t-il pas de sang à perdre?

Les malheureux patriotes allemands ont tout perdu jusqu'à l'espérance même; il ne leur est resté que l'honneur. M. Heine par sa lettre à la diète de Francfort a taché de compromettre encore ce qui leur reste; il n'a pas réussi, mais on doit lui tenir compte de sa bonne volonté. A l'égard de toute autre personne vis-à-vis de laquelle nous aurions eu à répondre des opinions que nous avons émises sur son compte, nous nous serions exprimés avec moins de modération; mais l'héroique stoïcisme de M. Heine nous désarme, nous avons honte de nous prévaloir d'une franchise à si bon marché.

. . . . C'est beau de défendre l'innocence malheureuse et persécutée, mais quand les innocens sont réunis au nombre de quinze millions, et qu'ils ont des rois et un demi million de soldats à leur tête, comme les protestants allemands, ils peuvent se défendre eux-mêmes. M. Heine ferait une oeuvre beaucoup plus méritoire, s'il voulait au lieu de protéger les protestans, que personne ne pense à attaquer, prêter son puissant appui aux juifs, ses anciens corréligionnaires, dans la réligion desquels il est né et élevé, et qui peu nombreux sont encore dans la plus grande partie de l'Allemagne hors du droit commun, très molestés et vexés par la population chretienne.

. . . . . Je n'aime pas à troubler les amours de qui que ce soit, pas même les amours propres; mais les Français ne doivent pas croire que nous autres Allemands soient réduits à M. Heine, qu'il soit l'Hercule de l'Allemagne, qui a terrassé la hydre du catholicisme.

Aphorismes.

Il n'y a rien de plus dangereux aux pouvoirs, que de vaincre trop souvent. Par la défaite les vaincus apprennent enfin à vaincre.

Parmi les grands hommes des sciences et des arts, il y a des génies créateurs et des génies destructeurs. L'influence des derniers est même plus forte et plus durable que celle des premiers, mais ils sont moins vénérés et moins estimés que les autres. A leur égard on commence ordinairement par l'indifférence, et en passant par le dédain, on arrive à l'oubli.

C'est que les hommes ne sont reconnaissants que pour le bienfait positif, et ne tiennent aucun compte des maux dont on les a délivrés, des entraves dont on les a affranchis. Lessing a fait plus pour la littérature allemande que *Schiller et Goethe*; mais comme il n'a rien créé parcequ'il a epuisé ses forces et sa vie à déblayer le terrain, il n'est pas aussi populaire que les premiers.

La langue française parait toujours supposer, qu'elle ait à s'expliquer avec de grands ignorants, tant elle a soin d'être précise et claire; la langue allemande au contraire, prend tout le monde pour des savants, et sans doute c'est la dernière qui se trompera le plus souvent dans son calcul.

La réligion est encore plus nécessaire aux heureux qu'aux malheureux; il faut de la croyance pour souffrir; pour jouir il en faut davantage.

* * *

Le tombeau rend les femmes égales aux hommes; j'aime les femmes qui publient leur livres sous le voile de l'anonyme, ou dont les ouvrages ne paraissent qu'après leur mort.

* * *

Les femmes doivent être stationnaires, conservatrices, ni révolutionnaires ni réactionnaires. Je leur pardonne même des penchants aristocratiques; quand la saison des fruits est passées on aime les fruits confits préparés par de belle, mains.

* * *

L'intelligence d'une femme même la plus spirituelle, n'est qu'une lumière boréale. Ce que les femmes perdent en admiration, elles le regagnent largement en amour.

* * *

La France c'est Voltaire, l'Allemagne c'est Rousseau; la destination de la première est de détruire, la destination de l'autre est de fonder.

La jeune Allemagne. Quand on a la concience de sa jeunesse, on est déjà très vieux — ils croient être au port et déchirent les voiles qui ont poussé leur esprit.

Les langues du midi ont quelque chose de reptil, elles sont glissantes, rampantes, douces au toucher, ce sont les langues des pays conquis. Les langues du nord sont osseuses, dures, franches, marchant haut, ce sont les langues des peuples conquérants.

La peur est raisonnable en France, c'est un malheur; l'arbitraire n'a rien de comique qui offre une compensation à celui qui souffre.

Quand je dis, il faut être citoyen avant d'être poëte, j'espère trouver de l'écho en France; comme je suis sûr d'en trouver en Allemagne, quand je dis, il faut être homme avant d'être citoyen.

Nous autres Allemands nous descendons tous de Hamlet et de Faust. Nous avons gouté jusqu'au dégout de la terre et du ciel. Nous avons beau désirer nous vendre à l'enfer. Le crédit de notre vertu est si solide, que le diable même ne veut pas avoir affaire à nous, craignant d'être trompé.

Malheur à celui qui entre dans le labyrinthe de la philosophie allemande, sans avoir le fil d'Ariadne qui l'aide à en sortir, le minotaure du doute le dévorera.

Si monsieur Cousin n'a pas digéré la philosophie, du moins il l'a mangé.

Les nerfs ces espions du corps humain.

Les Allemands traduisent tout, les actions étrangères comme les livres étrangers. Les imitations de la révolution de 1830 dans quelques provinces allemandes, n'ont été que des traductions.

Révolution française. En France l'ancien régime était déraciné, on n'avait qu'à l'abattre; en Allemagne quand on aura abattu l'ancien régime, les racines resteront toujours.

Depuis la mort de Louis XVI. il y a guerre ouverte entre Voltaire et Rousseau, qui antérieurement lorsque leurs intérêts étaient encore d'accord se ménageaient réciproquement, et tout en se trompant l'un l'autre ils marchaient et combattaient de front. Voltaire c'est le chef de la bourgeoisie, Rousseau c'est le chef du peuple.

Un peu moins de fidélité et un peu plus d'honneur s'il vous plait.

On ne peut pas accorder le patriotisme avec l'amour de la liberté.

Qu'est-ce qu'un roi? Autrefois c'était le premier gensdarme, aujourd'hui c'est le premier mouchard de son pays.

Monsieur Thierry a bien deviné les maladies inconnues et les douleurs secrètes des peuples.

Toute femme de génie est le mauvais génie de son mari. Une femme auteur, quand elle est d'ailleurs aimable et aimante, pourrait être la consolation d'un homme sourd, mais elle serait le désespoir d'un homme qui ne serait qu'aveugle.

Une femme polygraphe est un monstre; un volume, un verre de champagne, un bon mot tous les ans, c'est assez.

Quand on nous force de dire tyran au lieu de roi et de parler de la tyrannie au lieu de la royauté, est-ce-que le pouvoir a beaucoup gagné à rendre ces mots synonymes?

Monsieur de Ruhmor est un gentilhomme allemand, mais un homme d'esprit.

Le peuple allemand est composé de maitres d'école et d'écoliers.

L'avenir rode autour de la demeure du présent. Que celui-ci sorte une seule fois sans tirer la clef derrière lui et il est délogé pour toujours.

On sait que la Diète germanique a récemment lancé un décret contre l'école littéraire et philosophique connue sous le nom de jeune Allemagne, qu'elle accuse de tendre au bouleversement social en attaquant la réligion, la morale et toutes les institutions fondamentales de la civilisation. Le décret de la Diète est nominativement dirigé contre cinq personnes, en tête desquels figure M. Henri Heine, écrivain bien connu en France, qui est regardé comme le fondateur de cette école nouvelle. M. Heine nous prie de publier la lettre suivante, qu'il vient d'adresser à la Diète.

A la haute Diète de la confédération germanique.

Messeigneurs.

Le décret que vous avez émis dans votre 31e séance de 1835 me penètre d'une affliction profonde. A cette affliction vient se mêler, je dois l'avouer un sentiment d'étonnement extrême. Vous m'avez accusé, jugé, condamné, sans m'avoir entendu, sans que nul ait été chargé de ma défense, sans que j'aie été cité de comparaitre. Ce n'est pas ainsi que procé-

dait, en pareil cas, le Saint-Empire dont la confédération germanique a pris la place. Le Docteur Martin Luther, de glorieuse mémoire, put avec un sauf-conduit, se présenter par devant la Diète de l'Empire et s'y défendre publiquement et en toute liberté. Loin de moi la présomption de me comparer à l'homme qui nous a conquis la liberté de discussion en matière réligieuse. Mais il est naturel au disciple de se prévaloir de l'exemple du maitre. Si vous ne daignez pas m'accorder un sauf-conduit pour aller plaider ma cause en personne devant vos seigneuries, rendez-moi dumoins la faculté de me défendre par la presse allemande, en levant momentanément l'intredit dont vous avez frappé mes écrits présents et à venir.

La demande que je fais près de vous n'est pas une protestation, c'est simplement une supplique. Il m'est impossible de m'abstenir, car l'opinion publique interpréterait mon silence contre moi. Elle y verrait l'aveu des tendances coupables qu'on m'impute et le desaveu de mes écrits. Je me flatte au contraire qu'aussitôt que vous aurez permis de me défendre, il me sera aisé de démontrer péremptoirement que ma plume a été guidée, non par une pensée irréligieuse et immorale, mais par une synthèse hautement morale et réligieuse, à laquelle depuis long-tems, ont rendu hommage, non seulement quelques écrivains de telle ou telle école littéraire designée sous le nom de jeune **Allemagne**, mais la plupart de nos plus illustres auteurs, tant poëtes que philosophes. Quelle que soit d'ailleurs votre décision, messeigneurs, au sujet de la présente supplique, soyez persuadés que j'obéirai toujours aux lois de ma patrie.

Ne croyez pas, Messeigneurs, que je songe à me prévaloir, pour vous braver, de ce que je suis hors de votre atteinte; j'honore et honorerai toujours en vous l'autorité suprême de notre chère **Allemagne**. La sécurité personnelle que me garantit mon séjour à l'étranger m'est précieuse relativement à vous, en ce qu'elle doit vous être un gage de la sincérité des sentimens de considération parfaite et de profond respect que je professe pour vos seigneuries.

Henri Heine, docteur en droit.

(Journal des Débats, 30 Janvier 1836.)

Mannheim, Buchdruckerei des kath. Bürgerhospitals.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Schwarzwälder Dorfgeſchichten,

von

Berthold Auerbach.

Vierte illuſtrirte Auflage.

Inhalt:

1) Der Tolpatſch.
2) Die Kriegspfeiſe.
3) Des Schloßbauers Veſele.
4) Tonele mit der gebiſſenen Wange.
5) Befehlerles.
6) Die feindlichen Brüder.
7) Ivo der Hajrle.
8) Florian und Crescenz.
9) Der Lauterbacher.

Dorfgeſchichten

von

Berthold Auerbach.

Neue Folge.

Zweite Auflage.

Inhalt:

Sträflinge. — Die Frau Profeſſorin. — Lucifer.

Preis eines jeden dieſer beiden Bände:
Broſchirt: 1 Thlr. fl. 1. 45 kr.